NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00393395 3

Digitized by Google

The New York
Public Library

JFNI
89-326

Digitized by Google

The New York
Public Library

JFM
89-326

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Ein und zwanzigster Theil

mit Kupfern und Charten.

NEW-YORK

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1830.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Nur mit Bedauern kann der Herausgeber bemerken, daß ihm sein Plan bei diesem Theile nicht gelungen ist. Er hatte gewünscht und durfte hoffen, nicht vergebens gewünscht zu haben, daß er in diesem Theile die sämtlichen Nachträge zu C — zu denen er sich nothgedrungen hatte entschließen müssen — würde liefern können, selbst wenn der Band zu einer ungewöhnlichen Stärke anwüchse. Die Verlagshandlung, welche es sich höchst angelegen hat seyn lassen, lange verabsäumte Verbindlichkeiten gegen die Theilnehmer und Mitarbeiter an der Encyclopädie zu erfüllen, hatte sich auch zu diesem Opfer entschlossen: allein ihr und des Herausgebers bester Wille vermochten nicht das Unmögliche möglich zu machen. Mehre der Herren Mitarbeiter waren durch unvermeidliche Umstände behindert, ihre Artikel zu liefern, die Artikel selbst aber von solcher Art, daß man nur durch eine Bearbeitung von eben diesen Gelehrten, welche sie übernommen, die Kenner zu befriedigen hoffen durfte, wie diese, nach Erscheinung jener Artikel gewiß gern zugestehen werden. Dies nöthigte uns denn, die wir treu an dem Grundsatze halten, den Gehalt vor allem zu berücksichtigen, zu den Nachträgen in diesem Theile noch einen kleinen Nachtrag im folgenden zu liefern. Diese Inkonvenienz zu vermeiden, stand nicht in unserer Macht; wir hoffen aber, der Nachsicht

Digitized by Google

der Herren Theilnehmer um so mehr versichert seyn zu können, je gewisser wir schon jetzt die Zusage zu ertheilen vermögen, daß diese Inkonvenienz nie wiederkehren wird. Schon mit diesem Bande hoffen wir den Beweis geliefert zu haben, daß es uns höchst angelegen ist, alle unsere Verbindlichkeiten auf das redlichste zu erfüllen, und man wird sich bald überzeugen, daß wir darin nicht nachlassen. Von dem, was geschehen wird, mag der Herausgeber nicht reden; nach Erscheinung noch einiger Theile aus allen drei Abtheilungen möge man entscheiden, ob wir aufs eifrigste bemüht gewesen sind, einen gerechten Wunsch unerfüllt zu lassen.

Halle, im August 1830.

Gruber.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Kün

Ein und zwanzigster Theil.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Digitized by Google

Verzeichnifs der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ein und zwanzigsten Theile der allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Centralbewegung . . . . . Mathematik.
Contrapunkt *) (Taf. 1. — 4.) . . . . . Musik.
Crustacea . . . . . Naturgeschichte.

---

*) In dem Art. Contrapunkt. S. 341. Sp. 2. Z. 5. ist statt: Terzdecime oder Tredecime zu lesen: Quindecime

Digitized by Google

CABEREA.

CABEREA, eine neue von Lamouroux gestiftete Cellarien-Gattung, ein verästeltes, gegliedertes walzenförmiges, etwas zusammengedrücktes Polypengehäuse, dessen Zellen nur auf einer Seite geöffnet sind, auf der entgegengesetzten hingegen nichts als eine geradlaufende Längenfurche zu bemerken ist und wo die Seitenhaare abstehen. Die Zellen sind sehr klein und zahlreich an der hintern Fläche gewölbt, und deutlich durch die zwischendurch laufende Längenfurche zu unterscheiden. Auch die Querfurchen, die Zelle von Zelle trennen, sind deutlich zu erkennen, so wie die zahlreichen langen Haare, die von den Zellenkelchen ausgehen und sich an den Seiten der Aeste zurückkrümmen. Diese Species stamt aus der Südsee und ist ebenfalls von Lamouroux in seinem Buche sur les polypiers flexibles p. 130. no. 240. pl. 2. fig. 5. A B C und in der französischen Ausgabe des Ellis Solanderschen Kupferwerks p. 5. Tab. 64. fig. 17—18. als die einzige Species dieser Gattung Caberea dichotoma abgebildet und beschrieben worden. (*Tilesius.*)

CABESTERRE, das Hochland. So heißt auf mehren westindischen Inseln der höher gelegene Theil gegen den niedrig gelegenen oder Basseterre, als auf Martinique, auf Guadeloupe, wo auch ein Marktflecken so benant wird, der auf der Ostküste belegen ist und 1 Kirche und 1788 mit seinen Umgebungen 4483 Einw. hatte, auf S. Lucia u. s. w. (*Hassel.*)

CABO ROXO, Dorf auf der S. W. Spitze der spanischen Insel Puerto Rico, hat 1540 Einw. und einen kleinen Hafen, der blos leichten Schiffen zur Zuflucht dient, da das Meer hier mit äußerst gefährlichen Klippen umgeben ist. Aus einer von den Fluten ausgehöhlten tiefen Lagune wird viel Salz abgeschlämt, daß ein Theil der Insel damit versorgt werden kann. (*Hassel.*)

CABRA, Städtchen der spanischen Provinz Cordova, unweit des Ursprungs des Flusses Cabra, mit 6000 Einwohnern, 6 Klöstern und einem Gymnasium, war unter den Gothen und in den ersten Zeiten der Araber der Sitz eines Bischofs. Diego Fernandez von Cordova, auf Baëna, Villaizan, Villacisla, Mazariegos, Bascones und Revenga, Marschall von Castilien, Alguazil Mayor von Cordova, und Alcayde de los Donzeles, regierte zugleich das Städtchen Cabra, welches früher dem Orden von Calatrava gehörte und worin er bedeutendes Grundeigenthum erworben, als Alcayde. (Er war des Gonsalvo Fernandez von Cordova, des 1sten Herrn von Aguilar, dritter Sohn). Diego bildete am 17. Januar 1423 aus Baëna, Doña Mencia, den Gütern in Cabra, Cordova und Bermejo, ein Majorat für seinen zweiten Sohn, Peter, während der ältere, Johann, Posa in Altcastilien, nordöstlich von Burgos, Villaquiran, Villacisla, Bascones und Revenga erhielt, den mütterlichen Geschlechtsnamen, Rojas, annahm, und der Ahnherr der nachmaligen Markgrafen von Posa wurde. Peters Sohn, Diego Fernandez de Cordova, auf Isnajar, Baëna, Rute und Rambla (sämtlich in der nächsten Umgebung von Cabra gelegen), Marschall von Castilien, und Alguazil Mayor von Cordova, erhielt Cabra von Heinrich IV. als eine Grafschaft, was er um so mehr verdiente, da seine standhafte Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Regenten ihm die Feindschaft aller seiner Nachbaren zugezogen, und ihn in eine Reihe blutiger Fehden mit seinem Vetter, dem Alfons von Cordova, 6ten Herrn von Aguilar, der ganz in der Nähe das weitläufige Gebiet von Priego und Aguilar besaß, verwickelt hatte. Vornehmlich wurde um den Besitz von Cordova und Bujalance gestritten. Auch den Königen Ferdinand und Isabella leistete der Graf die wichtigsten Dienste gegen Granada und Portugal, daher sie ihn auch mit Gnaden überschütteten und unter andern verordneten, daß das Kleid, welches die Königin von Castilien am Epiphanien- oder Ostertage tragen würde, der jedesmaligen Gräfin von Cabra gehören sollte. In der Kunstsprache heißt diese wunderliche Gnadenbezeugung, von der in Spanien mehre Beispiele vorkommen, Merced del Brial de la Reyna.

Diegos Sohn, auch Diego genant, 2ter Graf von Cabra, übertraf noch den Vater in kriegerischem Ruhm. In dem Treffen bei Lucena, den 21. April 1483, in welchem der große Capitain sich die Spornen verdiente, schlug er mit weniger Mannschaft der Mohammedaner zehnfach überlegenes Heer; ihr König, Abo-Abdelt, gerieth selbst in Gefangenschaft, und 5000 seiner Soldaten wurden getödtet oder gefangen. Zur Belohnung wurde dem Grafen von Cabra ein Jahrgehalt von 100,000 Maravedis, samt der Erlaubniß, seinem Wapen das Bild eines Königs, mit der Krone auf dem Haupte, und 9 Standarten (so viele hatten er und sein Neffe, der Alcayde de los Donzeles, den Mohren entrissen) einzuverleiben. Diegos II. Enkel, Ludwig Fernandez de Cordova, 4ter Graf von Cabra, heirathete des großen Capitains,

Digitized by Google

des Gonsalvo von Cordova, einzige Tochter, Elvira, und brachte hiedurch die Herzogthümer Sessa, in Terra di Lavoro, Terranova, in Val di Noto, und S. Angelo, in Terra di Bari, die Markgrafschaft Bitonto und Andria (Andria wurde im J. 1552 um 100,000 Dukaten an den 4ten Grafen von Ruvo, Fabrizius Caraffa, verkauft), in Terra di Bari u. s. w. an sein Haus. Der einzige Sohn dieser Ehe, Gonsalvo, 3ter Herzog von Sessa und 1ster Herzog von Baëna, vermöge königlichen Patents vom 19. August 1566 (hiedurch wollte ihn der König wahrscheinlich wegen des Verlustes von Terranova entschädigen), starb indessen 1578 kinderlos, seine gesamten Besitzungen fielen an seine älteste Schwester, Francisca, und nach deren unbeerbtem Abgange, an den Anton von Cardona, den Sohn der jüngern Schwester, Beatrix, welche mit Ferdinand Folch von Cardona, 2tem Herzog von Soma, in Terra di Lavoro, Grafen von Palamos (unweit Gerona, in Catalonien), Calonge und Olivito, Baron von Belpuech (unweit Cervera) und Linola, Herrn von Val de Almonacid, (nördlich von Segorbe, in Valencia) verheirathet gewesen. Die weitern Schicksale des Majorats Cabra, wozu auch Baëna, Rute, Doña Mencia und Iznajar, ein Vizcondado gehören, s. unter dem Art. Sessa. (*v. Stramberg.*)

CABRAS, ein Eiland auf der Westküste von Afrika und zu dem portugisischen St. Thomas, auf dessen N. O. Seite es belegen ist, gehörig; es ist nur klein, aber gebirgig und voller Antilopen; daher der Name, weil die Portugisen diese Thiere für Ziegen hielten. (*Hassel.*)

CABRERA, Burg und eine der 12 alten Vizcondados der spanischen Provinz Catalonien, in der Vegeria de Gerona, unweit la Junquera und der französischen Festung Bellegarde gelegen, hat einem berühmten Hause den Namen gegeben, das, wenn es auch nicht von dem Herzoge Bernhard von Septimanien abstammen sollte, doch immer zu den ältesten Geschlechtern in Europa gehören würde. Gerhard, Graf von Cabrera, bemeistert sich 1228 der Grafschaft Urgel, nachdem der letzte Graf, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, gestorben war. Diese, Aurembiassa, ruft den König Jakob I. um Hilfe an. Gerhard wird vorgeladen, sich zu rechtfertigen, dem Ungehorsamen Wilhelm von Cardona zum Vorsprecher verordnet, und nach einem förmlichen Rechtsverfahren die Grafschaft auf dem Reichstage zu Barcelona, 1228, der Aurembiassa zuerkant. Gerhard meint, sich durch Waffengewalt in deren Besitze erhalten zu können, allein von der einen Seite dringt der König mit Heereskraft auf ihn ein, anderwärts beunruhigt ihn Raymund von Moncada, der Gräfin Vetter, und dem Gerhard bleibt, nachdem Balaguer, die wichtigste Stadt der Grafschaft, dem Könige die Thore geöffnet, nichts übrig, als Unterwerfung. Späterhin fiel die Grafschaft Urgel dennoch an Gerhards Erben, und der kinderlose Hermenegild von Cabrera, Graf von Urgel († im Juli 1319), vermacht solche seiner Schwester Tochter, Theresia von Entença, unter dee, am 10. Nov. n. J. erfüllten Verbindlichkeit, den Infanten Alfons, König Jakobs II. Sohn, zu heirathen. — Die jüngere Linie des Hauses, die der Vizcondeu von Cabrera, blühet indessen fort. Bernhard v. Cabrera, König Peters IV. Rath und Liebling, soll 1347 in Murviedro, 1348 in Valencia durch die Aufrührer ermordet werden, entgehet zwar jedesmal durch die Flucht ihrer Wuth, findet sich aber hiedurch dermaßen verletzt in seinem Gemüthe, daß er alle Ehrenstellen niederlegt, und sich in die Einsamkeit eines Klosters vergräbt. Es dauert indessen nicht lange, so vermißt ihn Peter IV. allerorten, er erhob sich selbst nach dem Kloster, wo Cabrera weilte (1349), und nöthigte ihn, auf das neue die oberste Leitung der Statsgeschäfte zu übernehmen. Im J. 1353 befehligte Cabrera die wider die Genueser bestimte Flotte; als er eben im Begriffe, sich einzuschiffen, schenkt ihm der König noch Bassi, ein Vizcondado. Er erficht, nachdem er der Venediger Flotte an sich gezogen, Angesichts von Alghéri, den 27. August 1353 einen herrlichen Sieg, welcher den Genuesern 8000 Mann, darunter die Gesamtheit ihres vornehmsten Adels, und 33 Galeeren kostet. Alghéri, für dessen Rettung Genua so viel gewagt, ergibt sich, Cabrera aber setzt seine Landungstruppen aus, und schlägt den rebellischen Richter von Arborea bei Quart. Im folgenden Jahre unternimt er nochmals die Belagerung von Alghéri, und nochmals wird die Stadt genöthigt, ihre Thore zu öffnen. Solche und andere wichtige Dienste zu belohnen, schenkt der König 1356 Bernhards Sohne, auch Bernhard genant, die Stadt und Grafschaft Ossona oder Vique, in Catalonien. Im J. 1358 befehligt Bernhard gemeinschaftlich mit dem Grafen von Cardona die Flotte, welche der von Peter dem Grausamen in Person geführten Armada entgegen gesetzt wird; die Castilianer vermeiden jedoch das angebotene Treffen, und kehren unverrichteter Dinge nach dem Hafen von Carthagena zurück. Im J. 1360 bricht Cabrera in Begleitung des Grafen von Trastamara, mit einem kleinen Heere in Castilien ein; sie nehmen Najera, fechten aber unglücklich unter den Mauern dieser Stadt mit dem Könige von Castilien, und entgehen einzig durch Peters unerwarteten Rückzug dem unvermeidlichen Verderben. Im folgenden Jahre, 1361, schließt Bernhard, Namens seines Königs, mit Castilien den Frieden von Tudela. Der letzte Dienst, den er dem State leisten konte, war in dem neuen Kriege mit Castilien die Erhaltung von Saragossa (1363), denn im folgenden Jahre gelingt es der Königin, dem Könige von Navarra, den Grafen von Trastamara und Ribagorza, die sich sämtlich zu seinem Untergange verbündet hatten, ihn dem Könige verdächtig zu machen. Cabrera, dessen große Eigenschaften ihn dem Könige ganz unentbehrlich gemacht, so daß dieser nicht das mindeste ohne seinen Rath, bei welchem er sich auch jederzeit wohl befunden, unternahm, meint, da die Feinde, die er sich hauptsächlich dadurch zugezogen, daß er in allen Lagen und Verhältnissen allein das Interesse von Stat und König beachtet, zu mächtig, dem Sturme auszuweichen und in Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Er wurde aber zu Carcastillo ereilt, nach Saragossa gebracht, damit er seine Mitschuldigen nenne, auf die grausamste Weise gefoltert, endlich, in Gefolge durchaus unerwiesener Anschuldigungen, zum Tode verurtheilt, und den 26. Juli 1364 zu Saragossa öffentlich enthauptet. Wenn dem Mariana zu trauen, so hätte der

Digitized by Google

Prinz, Herzog von Gerona, in höchsteigener Person an seinem vormaligen Hofmeister das Henkeramt geübt. Was Cabrera's Schicksal gar sehr beförderte, war die Erklärung der Stände von Catalonien, daß sie nur alsdann die verlangte Kriegssteuer bewilligen würden, wenn der verhaßte Minister mit dem Kopfe büße. Seine Güter, worunter auch die Grafschaft Urgel, wurden confiscirt.

Während aller dieser Ereignisse schmachtete Cabrera's Sohn, der jüngere Bernhard, im Kerker zu Sevilla, nachdem er 1362 in dem Versuche, der hart bedrängten Stadt Calatayud zu Hilfe zu kommen, in castilianische Gefangenschaft gerathen war. Endlich 1367 durch Heinrich von Trastamara befreiet, folgte er demselben nach Frankreich, wie zu der zweiten Eroberung von Castilien; in der Belagerung von Tordehumos, welches noch für König Peter hielt, fand er 1368 seinen Tod. Sein Sohn Bernhard erhält 1372 die Grafschaft Osona und die übrigen confiscirten Besitzungen seines Großvaters, mit alleiniger Ausnahme von Urgel, zurück, wobei der König von Aragonien erklärt, er habe in Cabrera's Verurtheilung einzig den Verläumdern und Feinden dieses großen Mannes geglaubt, weil er aber jetzt seinen Irrthum erkenne, fühle er sich verpflichtet, das Geschehene, so viel möglich, wieder gut zu machen, und namentlich den Enkel in alle Besitzungen und Würden dieses Hauses wieder einzusetzen. Bernhard erwarb sich bald auch die persönliche Zuneigung und das Vertrauen seines Königs, wie er denn bereits 1479 die Flotte, welche König Peter abschickte, um sich Sicilien unterwürfig zu machen, befehligte. Im J. 1392 übertrug ihm König Johann I. den Oberbefehl über eine Flotte von 100 Segeln, die er ausgerüstet, um dem Hause Aragonien den Besitz von Sicilien zu versichern, und auf welcher sich des Königs Bruder, der Herzog von Montblanc, dessen Sohn, Don Martin, und dessen Schwiegertochter, die Königin von Sicilien, einschifften. Cabrera geht den 25. Mäez von der Punta del Fangar, oder der östlichen Mündung des Ebro aus unter Segel, landet bei Trapani, und unternimt die Belagerung von Palermo, welches von den Hauptrebellen, dem Andreas von Chiaramonte, Grafen von Modica, von dessen Bruder Jakob u. a. vertheidigt wird. Er zwingt sie, die Stadt zu übergeben; Modica wird den 1. Juni auf dem Markte enthauptet, den 20. halten die Königin, ihr Gemahl und der Herzog von Montblanc ihren Einzug, und den 30. Juni 1392 wird die confiscirte Grafschaft Modica, die wichtigste Besitzung Siciliens, dem siegreichen Feldherrn als Belohnung verliehen. Im folgenden Jahre 1393 wurde der Prinz Martin samt seiner Gemahlin, der Königin, von den Aufrührern in Catania belagert. Der König von Aragonien versprach, ihnen zu Hilfe zu kommen, wurde aber durch mancherlei Ereignisse in Sardinien aufgehalten, da ersetzt Cabrera seine Güter in Catalonien für eine bedeutende Geldsumme, bringt mittelst derselben ein kleines Heer zusammen, setzt solches nach Sicilien über, und befreit die Könige aus der dringendsten Gefahr. Er tritt in ihre Dienste als Proto Justitiarius, und regiert eine Reihe von Jahren durch Sicilien mit beinahe uneingeschränkter Gewalt. Als der König Martin, vor dem Zuge nach Sardinien, in welchem er starb, die Königin Blanca, seine zweite Gemahlin, zur Regentin ernannt, sucht Bernhard, sobald die Nachricht von des Königs Tode eingetroffen (1409), diese Anordnung umzustoßen, und sich an der Spitze einiger Kriegsvölker der Stadt Catania, wo die Königin sich hinbegeben, zu bemeistern. Ein Befehl des Königs von Aragonien, nicht die Grenzen seiner Grafschaft Modica zu überschreiten, zwingt ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Nachdem aber auch der ältere König Martin im J. 1410 gestorben war, Messina ausschließlich das Recht, ihm einen Nachfolger zu geben, üben, hiezu zwar einen aragonischen Prinzen wählen, der verwitweten Königin aber blos den Titel einer Regentin lassen will, glaubt Cabrera hierin das geheime Bestreben, Sicilien von Aragonien loszureißen, zu erkennen. Er weigert sich, dem auf den Betrieb von Messina zusammenberufenen Parlament beizuwohnen, und nachdem er die aragonischen und catalonischen Herren für seine Ansicht gewonnen, bringt er, von ihnen und von dem auf Messina eifersüchtigen Palermo unterstützt, verschiedene Städte, theils mit Gewalt, theils durch sein Ansehn, unter der Königin Gehorsam. Auch Syracus, der Königin Leibgeding, muß ihm die Thore öffnen, die Königin aber, die dort ihren Aufenthalt genommen, zieht sich, mit dem Admiral Liborei, in die Burg Mosquetto, auf dem Isthmus, der Syracus mit dem festen Lande verbindet, zurück. Hieraus schließen die Moncas das, daß Cabrera sich der Person der Königin bemeistern wolle, um unter ihrem Namen ungestraft zu sündigen, daß das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als wolle er die Königin zwingen, ihn zu heirathen, um hiedurch sich die Krone von Sicilien aufzusetzen, nicht ganz grundlos seyn müsse, sie erklären sich daher gegen ihn, für die Königin. Johann von Moncada eilt zu ihrer Hilfe herbei, und nach einem scharfen Gefechte mit Bernhards Leuten, welche Mosquetto förmlich belagerten, gelang es ihm, in die Burg einzudringen, und die Königin an Bord einer Galeere, und sodann nach Palermo zu bringen. Der Kampf der Parteien dauert indessen fort, da Cabrera darauf besteht, sich an den Moncadas und dem Liborri zu rächen; die feindlichen Heere stehen einander bei Palermo gegenüber, da wird Cabrera unvermuthet von des Admirals Liborri Völkern überfallen (1412), ergriffen und nach dem Schlosse Motta S. Anastasia, unweit Taormina, in Val Demone gebracht, wo seiner die unwürdigste Behandlung harrte. Er wurde in eine Cisterne geworfen, die zwar für den Augenblick trocken, ihm jedoch, nachdem sie sich bald wieder mit Wasser gefüllt, tausendfältige Qual und beständige Lebensgefahr bereitete. Sodann wurde er in einem hohen Thurme verwahrt, und da er sich von demselben, mit Hilfe eines Wächters, der ihn aber verrieth, an einem Seile herunter lassen wollen, wurde es so angeordnet, daß er nackend, in einem ausgespannten Netze, zwischen Himmel und Erde hängen, und in solcher Lage einen ganzen Tag durch dem Volke zur Lust und zum Spotte blieb. Endlich wurde er, auf die gemessensten Befehle Ferdinands I., des neuen Königs, dem es wohl bekant, daß der alte, treue Diener niemals gedacht hatte, die Königin Blanca zu betra-

Digitized by Google

then, oder sich die Krone von Sicilien anzumaßen, in Freiheit, und, nachdem er sich über alle Anschuldigungen seiner Gegner gerechtfertigt, in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt (1416). Er starb bald darauf, mehr an den Folgen dessen, was er im Gefängnisse erlitten, als an Altersschwäche. Sein Sohn, abermals Bernhard genant, leistete dem König Alfons in dem Kriege um Neapel wichtige Dienste; namentlich führte er demselben, als er 1423 von Sforza in der Stadt Neapel selbst belagert, eine bedeutende Verstärkung zu, die den König in den Stand setzte, sich wenigstens in seinen Positirungen zu behaupten, auch befehligte er 1436 die Flotte, welche die Catalonier dem König zur Fortsetzung des neapolitanischen Kriegs bewilligt hatten. Im J. 1461 führte der Graf von Modica das Heer, welches die Stadt Barcelona aufgestellt, um dem Prinzen von Viana seine Freiheit wieder zu verschaffen, welches auch gelang, nachdem der Graf Lerida und Fraga genommen. — Anna von Cabrera, des Grafen Johanns III. von Modica Erbtochter, brachte die Grafschaft an ihren Gemahl, Ludwig Henriquez, 2ten Herzog von Medina de Rioseco (verm. 1518), und Modica ist seitdem dem Schicksale von Medina de Rioseco gefolgt; die Güter in Catalonien, Cabrera selbst, Ossona und Bassi, waren bereits früher an die Moncada gekommen.

Ob Andreas von Cabrera, der Ahnherr der Markgrafen von Moya, zu diesen catalonischen Cabrera gehörte, ist nicht ganz ausgemacht, zumal er den Beinamen Perez führte; auch war er von Geburt ein Castilianer, aus Moya, in dem Bezirke und der Provinz von Cuenca. Ihm, seinem Mayordomo, vertraute Heinrich IV. den Alcazar von Madrid (1649), und späterhin den von Segovia an. Diesen wichtigen Platz erhielt er dem Könige, trotz aller Versuche des Markgrafen von Villena, endlich nahm er, 1473, die Infantin Isabella in solchen auf, die also endlich eine Stelle fand, ihr Haupt niederzulegen, einen festen Punkt, sich darin gegen alle ungeziemenden, von der Schwachheit ihres Bruders ausgehenden, oder begünstigten, Anträge zu verwahren, und einen Waffenplatz für ihre Anhänger. Sie erkante auch vollkommen die Wichtigkeit des Dienstes, den ihr Andreas geleistet, und nicht zufrieden, ihm, nach seinem Wunsche, Moya als eine Markgrafschaft gegeben zu haben, verehrte sie ihm an dem Tage, wo sie in Segovia als Königin ausgerufen worden, den 13. December 1474, bei Gelegenheit eines feierlichen, in dem Alcazar eingenommenen Mahls, die goldene Schale, woraus sie getrunken, mit dem Zusatze, daß von nun an für ewige Zeiten die goldene Schale, woraus der König von Castilien an diesem Tage trinken würde, dem Andreas, oder seinen Abkömlingen gegeben werden solle. Des Andreas Enkelin, Aloysia Perez de Cabrera, brachte Moya an ihren Gemahl, Diego Lopez Pacheco, 3ten Herzog von Escalona; die Seitenlinie, welche die bedeutende Grafschaft Chinchon, bei Aranjuez, erworben, blühete jedoch noch geraume Zeit.

Vergl. Don Aloys de Salazar y Castro: Genealogia de la Casa de Cabrera, und Genealogia de los Condes de Modica. — Francesco Pinel de Monroy: El Retrato del buen Vasallo, copiado en la vida y hechos de Don Andrés de Cabrera, primero Marques de Moya. — Panegyrico al Conde de Chinchon, Virrey y Capitan General del Peru. En Lima 1633.

(*v. Stramberg.*)

CABRERA, weitläufiges Gebiet der spanischen Provinz Leon, von dem gleichnamigen Flusse, der hier aus dem Gebirgsee von la Baña, westlich von dem Städtchen la Baña (dem Hauptorte der Herrschaft) seinen Ursprung nimt, durchströmt, nördlich von dem Ländchen Vierzo, oder Ponferrada, und dem Monte-Teleno, südlich von der Grafschaft Castagneda, oder der Sierra Segundera begrenzt, wurde in ältern Zeiten durch eingeborne Grafen regiert. Pontius, Graf von Cabrera, stirbt 1169 zu Zamora, und wird in der dasigen Domkirche beigesetzt. Nachher erscheinen die mächtigen Osforio als Besitzer von Cabrera: Alvaro Nugnez Osforio, Herr von Cabrera und Ribera (unweit Leon), wird 1328 von König Alfons XI., dessen Privado und Mayordomo mayor er war, zum Grafen von Trastamara, Lemos und Sarria ernant, aber noch im n. J. als Hochverräther geächtet, und von Ramiro Guzman getödtet. Seines Ururenkels, des Grafen von Lemos, Peter Alvarez Osforio, Tochter, Beatrix oder Johanna, war an Ludwig Pimentel, des 3ten Grafen von Benavente ältesten Sohn, verheirathet. Sie betrachtete sich, nach des Vaters Tode, als rechtmäßige Erbin der Grafschaft Lemos, während ihres früher verstorbenen Bruders natürlicher, doch legitimirter Sohn, Roderich, gleichen Anspruch macht. Beide Theile greifen, ihre Gerechtsame geltend zu machen, zu den Waffen; Roderich bemächtigt sich der meisten, Pimentel einiger zu der Grafschaft Lemos gehörigen Plätze (1483). Die mehre Jahre durch fortgesetzte Fehde wird so bedeutend, daß, solche zu vertragen, die katholischen Könige selbst sich nach Galizien erheben müssen. Sie sprechen die Grafschaft Lemos dem Roderich, Cabrera aber, Ribera und Villafranca dem Pimentel zu; vielleicht war ihnen die Gelegenheit, die große Gewalt des Hauses Lemos in diesen festen, von einem streitbaren Geschlechte bewohnten Gebirgen zu brechen, nicht unwillkommen. Ludwig Pimentel, 1ster Markgraf von Villafranca del Vierzo, 1497, starb den 27. November n. J., seine einzige Tochter, Maria, wurde an Peter Alvarez de Toledo, des 2ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet. Ihre Nachkommen, die Herzoge von Ferrandina haben Cabrera, Ribera und Villafranca über 200 Jahre lang besessen; des Hauses letzte Erbin war die verstorbene Herzogin von Alba, deren unermeßliche Güter die ephemeren Cortes bekantlich zu Tilgung der Statsschuld verwenden wollten.

(*v. Stramberg.*)

CABU ABBAS, Bezirk der Prov. Logodori auf der Insel Sardinien, 60 ital. Q. M. groß, enthält 7 bewohnte und 2 wüste Ortschaften mit 6000 Einw., welche Getreide-, Wein-, Obstbau und Viehzucht treiben. (Nach Mimaut. Neue allg. geogr. und stat. Ephem. 23. Bd. Weimar 1827. S. 297.) (*Leonhardi.*)

CADAVAL, Flecken der portugisischen Provinz Estremadura, in der Correiçaõ de Torres Vedras, hoch, doch fruchtbar gelegen. Er zählt 120 Häuser, und war in ältern Zeiten das Eigenthum des in der portugisischen

Digitized by Google

Geschichte hochberühmten Hauses Castro. Johanna von Castro, Johanns Tochter und Erbin, brachte Cadaval an ihren Gemahl, Ferdinand von Portugal, 1sten Herzog von Braganza. Alvaro, der dritte Sohn dieser Ehe, erhielt in der Erbtheilung Tentugal in Beira als eine Grafschaft, Galveas in Alentejo in der Correiçaõ de Aviz, und Cadaval, und war mit Philippa von Melo, des Grafen Roderich Alfons von Olivenza Tochter und Erbin, verheirathet. Sein Sohn Roderich, verm. in 1ster Ehe mit der Tochter Franzens von Almeyda, des ersten Vicekönigs von Indien, nahm den mütterlichen Geschlechtsnamen Melo an, und wurde 1ster Markgraf von Ferreira an der Guadiana in Alentejo, während sein jüngerer Bruder, Georg von Portugal, Graf von Galveas, durch seine Vermählung mit Isabella Colon, der Ahnherr der spätern Herzoge von Veragua und la Vega geworden ist. Roderichs Urenkel, Nuno Alvarez Pereyra de Melo y Portugal, 5ter Markgraf von Ferreira, Graf von Tentugal, wurde 1649 von König Johann IV. zum Herzoge von Cadaval ernant. In den Händeln zwischen König Alfons VI. und dem Don Pedro, nahm er des letztern Partei, daher er späterhin dessen Premier-Minister geworden; den zwei Frauen, die er nach einander, aus der französischen Linie des Hauses Lothringen gehabt, ist es zuzuschreiben, daß Portugal für eine Reihe von Jahren in so entschiedene Abhängigkeit von Frankreich gerieth. — Unter den Großen Portugals ist der Herzog von Cadaval noch heute der bedeutendste, obgleich Dalrymple seine Einkünfte nur zu 80,000 Cruſaden berechnet; ihm gehören, außer Cadaval, Arega in der Correiçaõ de Thomar, Mugem in der C. de Santarem, Grandola in der C. de Setuval, sämtlich in Estremadura, in Beira, in der C. de Coimbra, Buarcos, Villa nova de Anços, Pena Cova, Tentugal, Santa Christina, Rabaçal und Alvazere in Alentejo, in der C. de Beja, Ferreira, Villa Alva, Agua de Peixes, Albergaria de los Fusos und Villa-Ruiva. (*v. Stramberg.*)

CADOVIUS, Johann, war erst seit 1670 Rector an der lateinischen Schule zu Esens in Ostfriesland, dann von 1675 Prediger in dem nicht weit davon entfernten Dorfe Stadesdorf, wo er als solcher 1725 starb. Sein Vater war der ostfriesische Generalsuperintendent Dr. Matthias Cadovius, der schon als Gymnasiast zu Hamburg verheirathet gewesen war, wo ihm dieser Sohn 1650 geboren wurde. Er verheimlichte indeß nachher diese Vaterschaft; doch ließ er seinen Sohn unter dem Namen Müller studiren, und verhalf demselben, noch unter diesem Namen, in Ostfriesland, wo er selbst 1670 Generalsuperintendent geworden war, zu den oben erwähnten Stellen. Nach des Vaters Tode 1679 meldete sich der sogenante Müller als Erbe desselben, doch wollten die andern Kinder ihn nicht als ihren Bruder anerkennen. Dies veranlaßte ihn, das Geheimniß seiner Geburt zu verlautbaren und seine Legitimität zu erweisen, worauf er sich seitdem Cadovius nante [1]). — Er ist besonders merkwürdig als großer Liebhaber und Forscher der altfriesischen Sprache, und schrieb darüber: Memoriale linguae frisicae antiquae, ofte thi Gehögenisse van de ohle Freeske Mens-Tale; darinnen enthalten, Ostfriesische Vocabula, Verba, etliche Friesische Redensarten, wie auch die Ostfriesische Münz, Maß, Gewichte, Zahl, mit dem kleinen und großen Einmaleins. Ein Register der meisten Friesischen Namen, wie auch die 5 Haupt-Stücke des Catechismi Lutheri, mit der Lehre und Formula der Beicht und Absolution, und dem Symbolo des Concilii Niceni und S. Athanasii. A. 1691 [2]). Das Buch ist indeß nie gedruckt, jedoch noch in der Handschrift in Ostfriesland vorhanden. Der Verfasser meldet in der Vorrede, daß zu seiner Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, in der nördlichen Gegend von Ostfriesland, oder eigentlich in dem dazu gehörenden Harrlingerlande, wo er wohnte, und auf den ostfriesischen Inseln die altfriesische Sprache noch von verschiedenen Familien geredet wurde [3]). Aus der Conversation mit diesen sammelte er die von ihm angeführten Wörter. Zwar sind diese größtentheils nicht mehr echt-altfriesisch, sondern haben schon mehr Ähnlichkeit mit dem Niedersächsischen und Plattteutschen; doch sind manche noch von altfriesischer Abkunft, auch läuft hier und da noch ein echtes altfriesisches Wort mitunter, mithin ist ihre Samlung immer verdienstlich und schätzbar. Es ist demnach sowol in Hinsicht der Geschichte der niedersächsischen, als auch der altfriesischen Sprache zu bedauern, daß dieses Werk nie gedruckt worden, und nun in der Handschrift zuletzt, und vielleicht bald, ganz untergehen wird. Zu seiner Zeit erregte es sogar die Aufmerksamkeit sehr bedeutender teutscher Gelehrten, und Meier in Bremen gedenkt desselben in einem Schreiben an Leibnitz in Collect. etymol. P. II. p. 158. unter dem Namen Müller, den Cadovius damals noch führte, und dem Titel: Indicis frisici Ms. [4]). Auch hat Herr Wiarda es bei seinem altfriesischen Wörterbuch (Aurich 1786) benutzt [5]). — Cadovius hatte sich übrigens auch neben der Theologie mit der Arzneiwissenschaft beschäftigt, und praktizirte als Prediger zugleich in der letzteren. Außer dem Memoriale hinterließ er ebenfalls in der Handschrift: Köstlicher Tausch vom türkischen Unglauben zum wahren Christenthum, zur Vorbereitung zweier gebornen türkischen Schwestern zu ihrer Taufe, in der Information vorgetragen [6]). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

CAGLIARI. 1) Die Provinz C., der südlichste Theil der Insel Sardinien, ist 2900 ital. Q. M. groß und in folgende 17 Bezirke getheilt: 1. Cagliari, 2. Decimo, 3. Nora, 4. Parte Ippis, 5. Muraminis, 6. Trexenta, 7. Parte Olla, 8. Siurgus, 9. Gerrei, 10. Seulo, 11. Ogliastra, 12. Chiurra, 13. Sarrabus, 14. Sulci, 15. Cixerro, 16. San Antioco, 17. San Pietro. — 2) Der Bezirk C., aus angebauten Ebenen bestehend, und nur im östlichen Theile gebirgig, erzeugt, des seltes

1) Neerschemius ostfries. Prediger-Denkmal, Aurich 1796. S. 84.

2) *Bertrami* Parerga, Brem. 1740. p. 114. 3) Wiarda's Geschichte der altfries. Sprache, Bremen 1784. S. 29. 4) v. Wicht's ostfriesisches Landrecht, Aurich (1746). Vorrede, S. 40. 5) In der Vorrede dazu, S. 47. 6) Neerschemius a. a. O.

Digitized by Google

nen Regens und der Trockenheit des Bodens wegen, wenig Getreide, aber desto mehr und guten Wein, Obst, Gemüse und Küchenkräuter; in den Berggegenden macht man sehr gesuchte Schaafkäse und zieht bei Quarto Stuten und Füllen, welche zum Austreten des Korns gebraucht werden. Das wichtigste Product aber ist das Salz, welches aus den Salinen in der Nähe der Hauptstadt gewonnen wird. Der Bezirk umfaßt ungefähr 160 ital. Q. M. und, ohne die der Hauptstadt, in seinen 12 Ortschaften eine Bevölkerung von 20,000 Selen. — 3) C., die Hauptstadt, deren Einwohnerzahl von Azuni auf 35,000 und von Cossu auf 25,000 angegeben wird, hat gegenwärtig nicht mehr als 21,000 Einwohner *). (*Leonhardi.*)

CAJANA, auch Cajana-Län genant, eine (im J. 1820) von 18,227 Menschen bewohnte Landschaft von 180 Quadr.-Meilen im nordöstlichen Finnland, Theil des Läns Uleåborg; begrenzt im Norden von Kusamo-Lappmark, im Osten vom alt-russischen Karelien, im Süden vom neu-russischen Karelien und von Savolax, im Westen von Osterbotten; mit vielen Seen, die meist sich in den Uleåfluß entladen, und großen Waldungen, wo Theerbrennerei, Jagd und Fischfang die bedeutendsten Nahrungszweige sind. Das Klima ist sehr gesund, so daß die Menschen oft ein hohes Alter erreichen. Einiges Korn wird gebauet.

In kirchlicher Hinsicht umfaßt Cajana-Län die Propstei Cajana, welche 3 Pastorate enthält, nämlich:

1) Pastorat Paldamo, bestehend aus der Muttergemeinde Paldamo, im J. 1820 mit 1777, der Kapell- (Filial-) Stadt- und Landgemeinde Cajana, jene mit 867, diese mit 1055, und der Kapellgemeinde Säräsniemi mit 1366 Selen (mithin ist die Seelenzahl des gesamten Pastorats 4565).

2) Pastorat Hyrynsalmi, bestehend aus der Muttergemeinde Hyrynsalmi mit 824, der Kapellgemeinde Suomussalmi mit 2684, der Kapellgemeinde Puolango mit 1683, der Kapellgemeinde Ristijärvi mit 925 Selen. (Insgesamt 6116 Selen.)

3) Pastorat Sotkamo, bestehend aus der Muttermeinde Sotkamo mit 4202, und der Kapellgemeinde Kuhmoniemi mit 3344 Selen. (Insgesamt 7546 Selen.)

Die einzige Stadt der Landschaft ist Cajana, im J. 1820 mit 367 Einwohnern, am Flusse gleiches Namens, der in der Nähe den etwa 10 Ellen hohen Wasserfall Ämmä bildet, angelegt; 1 Meile von der Mutterkirche Paldamo, 17 Meilen von der Stadt Uleåborg, im J. 1651 durch den um Finnland hochverdienten Generalgouverneur, Reichsdrost, Grafen Pehr Brahe, dem ein weiter Landstrich umher als Baronie 1650 verliehen worden war. In der Stadt besteht ein Pädagogium (höhere Elementarschule) mit 1 Lehrer. Nahe an der Stadt liegt das verfallene Schloß Cajanеborg, erbauet unter König Karl IX., vollendet durch den genanten Grafen Pehr Brahe. (*v. Schubert.*)

CALANDO. In der Musik bezeichnet das Beischreiben des Wortes Calando ein Nachlassen, entweder der Stärke des Tones, oder der Geschwindigkeit der Bewegung, oder beider. Ersteres wird bezeichnet durch den Beisatz calando nella forza (und insofern ist es gleichbedeutend mit diminuendo); das andere durch calando nel tempo (so viel wie rallentando, slargando oder ritardando), beides zusammen durch calando nell tempo e nella forza. Oft wird aber das Wort Calando auch ganz allein beigeschrieben, und dann bleibt es freilich ungewiß, was der Tonsetzer damit gewollt; gewöhnlich versteht man aber auch in diesem Falle darunter ein Nachlassen sowol der Tonstärke, als der Bewegung: und insofern ist es ziemlich gleichbedeutend mit rilasciando, morendo oder smorzando. Nach Manchen bedeutet aber das allein stehende Wort Calando nur ein Abnehmen der Tonstärke, z. B. nach Koch's Lexicon. (*Gottfr. Weber.*)

CALANDRONE ist der Name eines unter den Landleuten in Italien gebräuchlichen, sehr unvollkommenen Blasinstrumentes. Der Name komt vielleicht vom Worte Calandra, Calandro oder Calandrino, welches im Italienischen einen Vogel, ein Vögelchen, figürlich auch einen geschwätzigen Menschen bedeutet, woraus sich dann auch der Charakter des Instrumentes einigermaßen abnehmen läßt. (*Gottfr. Weber.*)

CALASCIONE, auch Colascione, französisch Colachon, ist der Name eines ziemlich rohen und unvollkommenen, aber in Italien unter den Landleuten beliebten guitarren- oder lautenähnlichen Saiteninstruments, mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen Schallkörper, und langem, mit Bunden versehenen Halse, nur mit 2 Saiten bezogen, welche meistens in die Quinte gestimt, und entweder mit den Fingern der rechten Hand, oder mit einem Stückchen Fischbein, Holz oder Rinde angeschlagen, oder angekneipt werden. Nach Koch's Lexicon soll das Instrument auch Collissoncini heißen, und dieser Name ihm namentlich dann beigelegt werden, wenn es mit einem besonders langen Halse versehen ist. (*Gottfr. Weber.*)

CALATRAVA, das alte Oretum, der Oretaner Hauptstadt, komt unter der neuen Benennung zum ersten Male im J. 1013 vor, als Suleiman, des mohrischen Königs von Cordova rebellischer Feldherr, den Ort mit stürmender Hand einnahm. Im J. 1082 wurde Calatrava von Aben Habet, dem Könige von Sevilla, auf seinem Kriegszuge gegen Hiaya, den König von Toledo, erobert, und allmählig, nach dem Verluste von Toledo, einer der wichtigsten Punkte, den die Mohren noch im Norden der Sierra Morena inne hatten, und von dem aus sie die Mancha ohne Unterlaß beunruhigten. Die wohlverwahrte Burg war einem Alcayden anvertraut. Als die Besitzungen der Almoraviden in Spanien in drei

*) Als Nachtrag zu dem Art. Cagliari Thl. XIV. 2. Abth. S. 72, nach des Hrn. Dr. A. Hörschelmann Auszug aus *Mimaut's* Hist. de Sardaigne, ou la Sardaigne ancienne et mod., considérée dans ses lois, sa typographie, ses product. et ses moeurs. Avec cart. et fig. Paris 1825. 2 Vol. 8. in den neuen allg. geogr. u. statist. Ephemerid, 23. Bd. Weimar 1817. S. 257 ff. Diesem zufolge zerfällt die Insel S. in vier große Provinzen: Cagliari, Arborea, Logodori und Gallura, wogegen Hassel (Volksst. Handb. d. neust. Erdbeschr. 6. Thl. S. 470) die Eintheilung in Capo di Cagliari und C. di Sassari, wie es scheint mit Unrecht, als die richtigere annimt.

Digitized by Google

Theile zersplitterten, 1145, folgte Calatrava für einen Augenblick dem Schicksale von Cordova; im Januar des J. 1146 wurde der Ort aber bereits von Alfons VIII. eingenommen, und hiemit die Unterwerfung der Mancha vollendet. Alfons übergab die neue Eroberung den Tempelherren zur Vertheidigung (1149), die jedoch nach Alfonsens Tode, und nach nur 8jährigem Besitze, erschreckt durch die in Andalusien von den Mohren errungenen Vortheile, und ihre noch größeren Zurüstungen, das gefährliche Geschenk dem eben zur Regirung gekommenen König Sancho III. zurückgaben (1157). Der König ließ hierauf öffentlich verkündigen, daß der Ort jedem, der seine Vertheidigung übernehme, erblich zugehören sollte. Unter allen Rittern des Landes fand sich keiner, der wagen wollte, was den Tempelherren zu waglich geschienen; da hörte ein Cisterziensermönch aus der Abtei Fitero, heut zu Tage der Merindad von Tudela in Navarra zugetheilt, Diego Velasquez, der zufällig dem Hoflager folgte, von der Gefahr und dem Lohne, die des Vertheidigers von Calatrava harrten. Diego, früher ein Kriegsmann, und begeistert durch eine große Idee, beläftigte seinen Abt St. Raymund so lange, bis dieser sich den gefahrvollen Posten von dem Könige erbat, und damit im J. 1158 belehnt wurde. Raymund erhielt zugleich die Erlaubniß, zu Vertheidigung seiner neuen Erwerbung einen eigenen Ritterorden zu stiften, von dem Erzbischofe von Toledo aber, ueben einer schweren Geldsumme, mancherlei geistliche Gnaden für diejenigen, welche auf irgend eine Weise das Gedeihen der frommen Colonie fördern würden. Hiedurch sahen sich St. Raymund und Diego in den Stand gesetzt, ein kleines Heer zu bilden, mit welchem sie im n. J. 1158 in Calatrava einzogen, auch die Veste solchermaßen zu bewehren, daß die Mohren nicht weiter daran dachten, sie anzugreifen. Von dieser Seite beruhigt, konte Raymund sich mit den innern Angelegenheiten seines Stifts beschäftigen. Von dem General-Capitel zu Cisterz erbat er sich eine Regel für seinen Orden, und, um seine Erwerbung nutzbar zu machen, (denn das ganze, an 20 Meilen im Umkreise haltende Gebiet von Calatrava war zur Wildniß geworden,) entführte er aus Fitero alles, was der weiten Reise Beschwerlichkeiten gewachsen, Mönche, Unterthanen und Heerden. Über 20,000 Menschen wurden durch Raymund nach der Mancha verpflanzt, der, nachdem er dem Orden durch 5 Jahre vorgestanden, im J. 1163 zu Ciruelos, unweit Toledo, das Zeitliche gesegnete.

Nach seinem Tode wollten die Ritter, die doch meistens Converse des Cisterzienserordens, keine Mönche mehr unter sich dulden, keinem Abte ferner gehorchen. Sie erwählten sich aus ihrer Mitte, in der Person des Don Garcias, einen Großmeister, und die Mönche wanderten nach Ciruelos, von wo aus sie die Ritter wegen des Eigenthums von Calatrava gerichtlich belangten; ein Proceß, der bald durch Vergleich ein Ende gemacht wurde. Die Ritter traten den Mönchen St. Pedro de Gumiel, im Bisthum Osma, ab, woraus diese sogleich ein Kloster machten, und dagegen allem weitern Anspruche entsagten. Diego Velasquez beschloß seine Tage in dem neuen Kloster zu Gumiel, Don Garcias aber starb 1168 oder 1169. Sein Nachfolger, Ferdinand Escaça, erwarb dem Orden Zorita (bei Guadalaxara) durch die Hilfe, die er dem Könige bei Eroberung dieser Veste geleistet, Cogolludo, Almoguera, Maqueda und Accca, und machte seine Gesellschaft dermaßen berühmt, daß der König von Aragonien ihn um eine gewisse Anzahl seiner Ritter bitten ließ, welche auch dem Könige die wichtigsten Dienste erwiesen. Nach einem glücklichen Zuge, der ihn bis an die Ufer des Guadalquivir geführt, legte der bejahrte Großmeister seine Würde nieder. Ihm folgte Martin Perez de Siones. Auch er beunruhigte ohne Unterlaß seine ungläubigen Nachbaren, und während er auf der einen Seite bis in das Herz des Königreichs Jaen eindrang, gelang es ihm auf der andern Seite, den Mohren die Burg Almodovar del Campo (südlich von Calatrava), von der aus sie noch immer die Mancha beunruhigten, zu entreißen. Indessen wäre der wichtige Sieg bei Fuencalda, am Eingange der Sierra Morena, ihm beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich die in dem Treffen gemachten Gefangenen, 1200 an der Zahl, niederhauen lassen: hierüber entstand großes Murren, denn viele Ritter meinten, man hätte die Gefangenen besser verkaufen, oder zur Auswechselung gefangener Christen verwenden können. Dieses Murren ging so weit, daß Martin abgesetzt, und ihm ein Nachfolger gegeben wurde. Die Ordenspriester, die zu der neuen Wahl nicht berufen worden, gaben ihm Nachricht von dem Vorgefallenen; er verließ sogleich Almodovar, dessen Befestigung ihn bisher beschäftigt, und stellte sich in Calatrava seinen Gegnern kühn entgegen. Zu schwach zum Widerstande, zogen sie mit ihrem Großmeister nach Salvatierra, und nicht lange, so kehrten sie zum Gehorsam zurück. Im J. 1179 erbauete Martin zu Guadalerza, in den Bergen von Toledo, ein Hospital für die Ritter oder Ordensvasallen, die im Kriege verwundet würden: im folgenden J. 1180 schenkte der König von Aragonien, dankbar wichtige Dienste erkennend, dem Orden die Großcomthurey Alcaniz an dem Guadalope. Martins (gest. 1182) Nachfolger, Nugno Perez de Quignonez, erschien 1187 auf dem General-Capitel zu Cisterz, und bat um genauere Verbindung seines Ordens mit dem des h. Bernhards. Die versammelten Väter schrieben den Rittern eine neue Lebensregel vor, der ursprünglich angenommenen nicht unähnlich, und untergaben sie dem Abte von Morimond in Champagne, als ihrem Visitator. In dem unglücklichen Treffen bei Alarcos, den 18. Julius 1195, fielen des Ordens tapferste Streiter, Calatrava selbst wurde von den Mohren durch Capitulation eingenommen, und der Großmeister mußte mit den wenigen Rittern, die dem Tode entgangen waren, nach Ciruelos flüchten. Kaum war hier der Convent (zu dessen besserm Unterhalt schenkte der König Ronda, früher der Ritter von Truxillo Besitzung) einigermaßen hergestellt, so ergab sich in dem Orden eine neue Spaltung. Die aragonischen Ritter wählten einen aus ihrer Mitte, den Garcias Lopez de Moventa, zum Großmeister von Alcaniz, des Ordens von Calatrava, sagten sich auch, unterstützt von dem Könige von Aragonien, dem der castilianische Einfluß auf den in Castilien residirenden Großmeister mißfällig seyn mochte, von aller Verbindung mit dem Convent in Ciruc-

Digitized by Google

los los. Moventa erkante jedoch selbst die Thorheit seines Unternehmens, that Buße, und wurde mit seinen Rittern in die Gemeinschaft des Ordens wieder aufgenommen: doch blieben ihm die Güter in Aragonien samt dem Titel eines Großcomthurs. Im J. 1198 nahm Martin Martinez, der Großcomthur, der Namens des hochbejahrten Großmeisters den Orden regirte, durch Überfall die Veste Salvatierra, wohin er sogleich den Convent verlegte; in Salvatierra, wovon die Ritter sich seitdem nanten, wurde Martinez bereits zum Großmeister erwählt, indem Nugno Perez jetzt endlich seine Würde niederlegte.

Roderich Diaz, des Martinez Nachfolger, erwählt 1206, bekriegte zuerst die Mohren mit Glück: er nahm ihnen, nach Ablauf des Waffenstillstandes 1209, die Schlösser Montoro, Fessira, Ribafuente und Viltez, welches letztere er, mit seiner Wichtigkeit bekant, stärker befestigen, die übrigen schleifen ließ. Bald aber wendet sich das Glück, und selbst das hartnäckig vertheidigte Salvatierra muß sich Ende Septembers 1211 dem Mahomed, König von Marocco, ergeben. Zum vierten Male wird der Convent, und zwar nach Zurita, verlegt. Aber bereits im folgenden Jahre erobert König Alfons III. Calatrava, die Stadt, mit Sturm, durch Capitulation die Citadelle, gibt solche dem Orden zurück, und Calatrava wird neuerdings das Ordenshaus. Nach des Roderich Diaz Tode wird Roderich Garcias zum Großmeister erwählt: er schenkt 1213 den Rittern von Avoz zwei Paläste, welche der Orden in Evora besaß, samt verschiedenen Gütern, dagegen müssen sie sich den Statuten und der Visitation des Ordens von Calatrava unterwerfen. Duegnas, am Fuße der Sierra Morena, wird den Mohren entrissen und dem Orden geschenkt (im Februar 1213). Neue Versuche der aragonischen Ritter, sich Unabhängigkeit zu erringen, veranlassen den Großmeister zu einer Reise an die Ufer des Ebro: er stirbt in Aragonien. Sein Nachfolger, Martin Fernandez, verlegt, wegen der höchst ungesunden Lage von Calatrava, das Ordenshaus 1217 zum fünften Male an die Stelle, die solches noch heute einnimt, in der Nähe von Salvatierra, und verleihet im J. 1218 den Rittern St. Julians, oder von Alcantara, wie sie seitdem hießen, die Stadt Alcantara: auch sie müssen sich der Visitation, Correction und Reformation des Großmeisters von Calatrava und seiner Nachfolger unterwerfen. Dem Martin Fernandez (gest. 1218) folgt Gonsalvo Yanez, oder Ibaguez, welcher im ersten Jahre seiner Regirung ein Kloster für Nonnen seines Ordens (bisher hatte man keine Nonnen von Calatrava gekant) zu Barrio de S. Felices, unweit Amaya, stiftete. (Diese Klosterfrauen wurden 1538 in die Stadt Burgos versetzt.) Im J. 1227 wird Gonsalvo von dem heil. Ferdinand mit der Bewahrung des Schlosses zu Baeza, welches Mahomed, der König von Baeza, als Pfand seiner Treue überliefern müssen, beauftragt. Unerwartet bricht in der Stadt eine furchtbare Empörung aus, Mahomed wird ermordet, und Gonsalvo in der schlecht bewehrten Veste durch eine zahllose, enthusiastische Menge belagert: sein tapferer Widerstand gibt jedoch dem Könige von Castilien Zeit, zum Entsatze herbei zu eilen, und die Stadt selbst, den 30. Nov. 1227, zu erobern. Weniger günstig war dem Orden das Jahr 1244: in Martos, welches ihm der h. Ferdinand samt vielen umliegenden Ortschaften geschenkt, lag der Comthur Don Isidor, als der König von Granada, Aben Alhama, sich mit seinen Scharen dem Orte näherte. Statt ihn hinter den Mauern zu erwarten, zog ihm der Comthur keck entgegen: er büßte seine Verwegenheit mit dem Tode; die wenigen, die der Niederlage entkamen, retteten sich kümmerlich in die Veste.

Der 22te Großmeister, Roderich Ponce, schlägt die Mohren in einem blutigen Treffen unweit Jaen 1295, stirbt aber den zweiten Tag nach dem Siege an seinen Wunden. Über die Bestimmung des Nachfolgers geräth der Convent in große Zwistigkeit, indem die eine Partei den Garcias Lopez de Padilla, die andere den Walther Perez zum Großmeister erwählt: zwischen beiden sollen, da keiner dem andern weichen will, die Waffen entscheiden. Vier Jahre lang wurde gestritten, endlich beliebt, daß beide Competenten die von ihnen besetzten Plätze an den Großmeister von Alcantara, als Sequester, übergeben, und ihre Ansprüche dem heiligen Vater vorlegen wollten. Wen dieser als rechtmäßigen Großmeister erkenne, dem solle der andere willig nachstehen. Der Papst entschied 1301 zu Gunsten des Padilla, sofort wenden die Leiter der Gegenpartei, namentlich der Scepterträger, sich an den König, und schildern den Großmeister als einen Unruhestifter, einen Aufrührer. Der König schickt den Abt von S. Pedro de Gumiel, als damaligen Ordensvisitator, nach Calatrava, die Anklage zu untersuchen: der Abt, nur den Scepterträger und dessen Freunde hörend, entsetzt den Großmeister seiner Würde, die sofort dem Comthur von Zorita, Alaman, verliehen wird. Padilla begab sich persönlich nach Rom, um bei Bonifacius VIII. Hilfe zu suchen: der Papst verwies ihn an das General-Capitel von Cisterz, welches 1302 alle Handlungen des Abtes von Gumiel cassirt, und den Großmeister in seine Rechte wieder einsetzt.

Im J. 1316 wurde ihm von dem Papste die Einrichtung des neuen Ordens von Montesa aufgetragen. Nachdem er lange genug damit gezögert, bevollmächtigte er, den dringenden Aufforderungen des Königs von Aragonien nachgebend, hiezu den Großcomthur von Alcagniz, Gonzalo Gomez. Am 22. Julius 1319 wurde von diesem Wilhelm Eril zum 1sten Großmeister von Montesa ernant, nachdem zwei Ritter von Calatrava, Alvarez de Luria und Mendoza, die Statuten des neuen Ordens entworfen, und 10 Ritter von Calatrava waren die ersten, welche das Kleid desselben annahmen. Daher ist derselbe auch stets von dem von Calatrava abhängig, und der Gerichtsbarkeit, Visitation und Correction des Großmeisters von Calatrava unterworfen gewesen.

Seines hohen Alters ungeachtet, glaubte Padilla sich noch immer verpflichtet, rastlos die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf einem seiner Züge durch überlegene Streitkräfte eingeschlossen, gelang es ihm zwar für seine Person zu entkommen, aber seine ganze Schaar wurde beinahe, nach tapferm Widerstande, in Stücken gehauen. Er selbst wurde beschuldigt, wie der Kampf noch zweifelhaft gewesen, mit der großen Ordensfahne entflohen zu

Digitized by Google

sen — nach den Begriffen des Mittelalters und in dem Geiste der Ritterorden das schmählichste Vergehen — der Scepterträger, Johann Nuñez de Prado, wiegelte die Ritter wider den Großmeister auf, und die Einwohner von Ciodad-Real, die einem gepfändeten Herren nicht ferner unterthänig seyn wollten, machten Anstalten, ihn in der Burg Miguelturra, in welche er sich eingeschlossen, zu belagern. Padilla wollte den Angriff nicht abwarten, er zog den Aufrührern entgegen, wurde abermals geschlagen und gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt stellte Nugnez eine förmliche Klage auf Hochverrath gegen ihn an; er wurde zum zweiten Male abgesetzt, und Nugnez an seine Stelle erwählt, 1328. Nochmals wurde Padilla durch das General-Capitel von Cisterz in das Großmeisterthum eingewiesen, aber Nugnez, im Besitze der wichtigsten Festungen, versagte den Vätern von Cisterz den Gehorsam, und Padilla verzichtete endlich im J. 1329, sich die Einkünfte aus Aragonien und die Comthurei Zorita vorbehaltend. Im n. J. 1329 geschah es, daß ein Untergebener des Comthurs, Pedro Ruiz de Cordova, dem dieser die Vertheidigung der zu seiner Comthurei gehörigen Stadt Priego anvertrauet hatte, solche dem Könige von Granada verkaufte, gleichwie 1333 ein anderer Ordensritter, Pedro Diaz d'Aguayo, den Mohren die Ordensburg Cabra überlieferte. So schnell hatte der Obern Beispiel in dem Orden Lehre und Ehre erstickt.

Der Vertrag zwischen Nugnez und Padilla wurde bald gebrochen. Jener hatte einem Vetter die Comthurei Zorita, welche sich dieser vorbehalten, verliehen. Padilla, hierüber mit Recht entrüstet, nahm nochmals den Titel eines Großmeisters an, und führte ihn bis an sein zu Alcagniz im J. 1336 erfolgtes Ende. Sofort versammelten sich die Ritter aus den Königreichen Aragonien und Valencia, zu welchen auch einige Castilianer traten, und erwählten, mit Genehmigung des Königs und des Abtes von Morimond, nach einander zwei Großmeister, zuerst den Alfons Perez de Goro, und, nach dessen Tode, den Johann Fernandez. Dieser wußte Nugnez zu gewinnen, daß er das Großmeisterthum niederlegte, und sich mit der Comthurei Alcagniz begnügte. Nugnez erreichte es endlich, sich allgemein als Großmeister anerkant zu sehen, wahrscheinlich nur, damit die endliche Bestrafung seiner Vergehungen um so allgemeiner bekant werde. Seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien erregten den Verdacht Peters des Grausamen. Misvergnügt und besorgt zugleich, verließ der Großmeister 1353 den Hof von Castilien, angeblich, um die Besitzungen des Ordens in Aragonien zu besuchen. Aber bereits im folgenden Jahre, 1354, ließ er sich verleiten, nach Castilien zurückzukehren. Er wurde auf der Reise in Almagro verhaftet, und nachdem er, sein Leben zu retten, auf die großmeisterliche Würde verzichtet, zu Maqueda enthauptet. An seine Stelle wird Diego Garcias de Padilla, der Donna Maria Bruder, der vorzüglichen Theil an des Nugnez traurigem Ende gehabt, erwählt: auch seine Regierung war stürmisch. In dem unglücklichen Treffen bei Guadix, den 15. Januar 1362, wurde er von den Mohren gefangen, jedoch von dem Könige von Granada, ohne Lösegeld, freigegeben. Heinrich von Trastamara setzte ihm den Peter Estevagnez-Carpeintero als Großmeister entgegen, und nachdem Peter der Grausame diesen mit eigener Hand getödtet, gerieth Padilla durch den täglichen Wechsel der Begebenheiten und der Herrschaft in noch drückendere Noth. Schon hatte er dem König Heinrich gehuldigt, da erinnert ihn Peter schriftlich, daß er, der wahre König von Castilien, der Maria de Padilla rechtmäßiger Gemahl sey, daß seine, des Großmeisters, Neffen demnach berufen, dereinst über Castilien zu herrschen, daß Heinrich nur ein Thronräuber, und bietet ihm, solchen gewichtigen Worten noch mehr Eingang zu verschaffen, für den Fall, daß er neuerdings seinem königlichen Schwager dienen wollte, Andujar, Talavera und Villa Real zu Eigenthum an. Padilla zog die Sache in Überlegung, und überlegte noch, als die Schlacht bei Najera, den 3. April 1367, Peter den Grausamen nochmals zum Beherrscher von Castilien machte. Jetzt eilt Padilla, dem Sieger seine Reuter zuzuführen: er wird nach Verdienst empfangen, und in engem Gewahrsam nach dem Schlosse Alcala gebracht, worin er auch sein Leben im J. 1369 beschloß.

Der neue Großmeister, Martin Lopez de Cordova, ein vielversuchter Krieger, sollte, so hatte König Peter befohlen, seine Regirung mit der Hinrichtung der vornehmsten Herren in Cordova antreten (1367): statt dessen warnt er die Bedrohten. Der König, erzürnt, also seine Beute zu verlieren, verspricht dem Comthur von Martos, Peter Giron, das Großmeisterthum, wenn er dem Martin das Leben nähme. Es fügte sich, daß dieser, dem Unwillen des Königs zu entfliehen, in Martos Zuflucht sucht, und alsbald versichert sich Giron des arglosen Feindes. Während nun Peters Befehle eingeholt werden, findet Martin Gelegenheit, dem Könige von Granada seine Noth zu klagen, und der mächtigen Fürbitte dieses seines ungläubigen Freundes hat der christliche Großmeister, der beste Ritter in Castilien und Leon, allein Leben und Freiheit zu danken. Nach Peters des Grausamen Tode war Martin der letzte Castilianer, der für seine Kinder stritt; der König Heinrich ließ ihn, nachdem er die Prinzen in Carmona bis auf das Äußerste vertheidigt, wider sein gegebenes Wort umbringen (1371). Peter Mugniz de Godoy, den Heinrich noch vor der Schlacht bei Najera dem Padilla als Großmeister entgegengesetzt, wird nun im ganzen Orden als solcher anerkant, hält ein General-Capitel, das erste seit langer Zeit, und wird, nach 15jähriger Regirung, zum Großmeisterthum von St. Jago befördert. In Calatrava folgt ihm 1384 der vormalige Prior von Crato, Peter Alvarez Pereyra, und nachdem dieser im nämlichen Jahre ermordet worden, Gonsalvo Nugnez de Guzman, einer der sechs Regenten, die König Johann I. für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs III. ernant.

Unter eben diesem Heinrich III. entstand im Orden eine neue Spaltung. Nach Guzmans Tode, 1404, wurde, auf des Königs Betrieb, Heinrich von Villena, der kein Ordensritter war, nachdem er sich in der Geschwindigkeit, ex capite impotentiae, von seiner Gemahlin scheiden lassen, zum Großmeister erwählt. Da es aber mit der Ehescheidung nicht ganz richtig hergegangen, traten

Digitized by Google

einige Comthure zusammen, und wählten einen andern Großmeister, den Ludwig Guzman, des Gonsalvo Sohn, der seinen Sitz in Aragonien nimt. Nach König Heinrichs III. Tode wurde Villena von allen seinen Anhängern verlassen (1406), und Guzman nochmals auf eine regelmäßige Art erwählt; Villena fuhr jedoch fort, sich als Großmeister zu benehmen, bis das General-Capitel von Cisterz 1414 seine Wahl für null und nichtig erklärte. Ludwig, als alleiniger Großmeister, verbindet sich 1426 mit den Königen von Aragonien und Navarra und ihren Brüdern, erkent jedoch seinen Fehler, und dient seitdem seinem Herrn mit seltener Treue. Zur Belohnung erhält er 1430 aus der Confiscation der Güter des Infanten Heinrich, die Stadt Andujar als persönliches Eigenthum. An dem wichtigen Siege über die Mohren in der Ebene von Granada, gewöhnlich de Figueroas genant (24. Juni 1331), nimt er den entscheidendsten Antheil. Durch eine päpstliche Bulle, wovon er doch allein Gebrauch gemacht zu haben scheint, soll er sich und seinen Rittern die Erlaubniß zu heirathen erwirkt haben. In seinem Alter wurde der Orden vornehmlich durch den Scepterträger Ferdinand de Padilla regirt. Im J. 1442 verbreitet sich das Gerücht von des Großmeisters Tode. Sofort verlangt sein Sohn, der Großcomthur, Johann Ramirez de Guzman, von dem Infanten Heinrich, dessen Dienste er sich gänzlich gewidmet, Truppen, um sich der Festungen des Großmeisterthums zu bemächtigen. Er erhält das Erbetene, und bricht, mit 200 Helmen und 100 leichten Reutern in das Gefilde von Calatrava ein. Der Scepterträger zieht ihm entgegen, schlägt ihn bei Barajas nach 3stündigem Gefechte auf das Haupt, und nimt ihn, samt seinem Sohne und zwei Brüdern, gefangen. Auf des Großmeisters Befehl werden die Gefangenen in den Alcazar von Calatrava verwahrt. Unerwartet entbietet der König dem Scepterträger zu zweien Malen, den Großcomthur und die Seinigen sogleich in Freiheit zu setzen. Beide Male erwiedert der Scepterträger, daß ihm dieses unmöglich, nachdem der Großcomthur sich des verabscheuungswürdigen Verbrechens schuldig gemacht, bei Lebzeiten des Großmeisters sich mit Waffengewalt in das Großmeisterthum eindrängen zu wollen: dem Großmeister allein, auf dessen Befehl er ihn gefangen halte, stehe es zu, den Schuldigen zu bestrafen, oder über seine Person zu verfügen. Gehorsam von den Rittern zu erzwingen, führt der König ein Heer ins Feld, doch die erste Stadt, die er auf seinem Wege trifft, Talavera, verschließt ihm die Thore, und es bedarf einer ernstlichen Belagerung, sie zu eröffnen. Nicht geringer sind die Hindernisse, die der König auf dem fernern Marsche trifft. Mittlerweile stirbt der Großmeister Guzman zu Almagro 1443, und die Comthure erwählen einmüthig den Scepterträger zu seinem Nachfolger, während der König dazu den Don Alfons, seines Todfeindes, des Königs von Navarra, natürlichen Sohn, bestimt hat. Hierüber kömt es zu heftigen Streitigkeiten, und der König vergißt sich so weit, daß er sogar des Padilla Vater an ihn sendet, um ihn zur Nachgiebigkeit und Entsagung zu vermögen. Peter Lopez de Padilla kann aber von seinem Sohne nichts weiter, als die Freilassung des Johann Ramirez de Guzman, der noch dazu dem Don Ferdinand, als seinem Großmeister, huldigen muß, erhalten.

Nun endlich erklärt der König dem Großmeister und den Comthuren, wie jede ohne seine Zustimmung getroffene Wahl ungiltig sey, und er den Don Alfons allein als Großmeister anerkennen werde, er verbietet, den Don Ferdinand für einen Großmeister zu achten, oder ihm das Mindeste von den, dieser Würde anklebenden Einkünften verabfolgen zu lassen; endlich erhielt der Infant Heinrich den Befehl, diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verschaffen. Bei des Prinzen Annäherung verschließt Padilla sich in dem Kloster Calatrava, entschlossen, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Der Infant, in dessen Heere man über 800 Lanzen zählt, muß eine förmliche Belagerung vornehmen. Mehre Stürme werden abgeschlagen, in dem letzten trifft der Stein einer Schleuder, die Don Ferdinands Schildknappe wider die Angreifenden gebraucht, den Großmeister selbst an den Kopf, daß er wenige Stunden darnach sterben muß. Seine Brüder öffnen, bedingungsweise, die Thore, und Don Alfons wird als Großmeister anerkant, am spätesten von Johann Ramirez de Guzman, der sich aller Festungen des Ordens im Königreiche Jaen, namentlich der Burgen Martos, Arjona und Porcuna bemeistert, und den von dem Könige wider ihn ausgesandten Comthur von Segura, aus dem Orden von St. Jago, Rodrigo Manrique, in offener Feldschlacht bei Ardon, zwischen Andujar und Arjona, überwunden hatte (1443).

Nach dem Siege bei Olmedo (1445) befiehlt der König den Comthuren, sich zu versammeln, um dem Großmeister Alfons, als einem Aufrührer, den Proceß zu machen, und ihm einen Nachfolger zu geben. Sie gehorchen, die wenigen ausgenommen, welche das von dem Alfons nach Alcagniz ausgeschriebene Capitel besuchen; können sich aber über die Person des Nachfolgers nicht vereinigen, indem die eine Partei den Johann Ramirez de Guzman, die ungleich stärkere den Peter Giron wählt. Guzman nimt sogleich den Titel eines Großmeisters an, und bemächtigt sich verschiedener Ordensfestungen, wie z. B. Ossuna, Martos u. a.; aber auch Giron ist nicht müßig, und im Begriffe, seinem Gegner ernstlich zu Leibe zu gehen, als der König und der Prinz gemeinschaftlich einen Waffenstillstand von 30 Tagen gebieten, und während derselben folgenden Vergleich vermitteln. Guzman erkent den Giron als Großmeister an, behält alle Comthureien, die er im eigenen oder seines Sohnes Namen besitzt, und soll für seine Lebtage jährlich aus den Tafelgütern des Großmeisters 150,000, und von dem Könige ebenfalls 150,000 Maravedis beziehen, endlich 300 Vasallen in Castilien haben. Alfons appellirt von dem ihm mitgetheilten Conventsbeschluß, jedoch ohne Wirkung, nach Rom, und sieht sich, nachdem auch der Versuch fehlgeschlagen, das Großmeisterthum mit gewaffneter Hand wieder einzunehmen, genöthigt, in dem Vertrage von Agreda 1454 förmlich zu verzichten.

Giron benutzt seine Alleinherrschaft einzig, um die Regirung zu beunruhigen (nur daß er 1462 den Mohren Archidona genommen), so daß es zweifelhaft, ob die gren-

Digitized by Google

unlese Verwirrung des Reichs eigentlich ihm, oder seinem Bruder, dem ränkevollen Markgrafen von Villena, zuzuschreiben. Vorzüglich waren Andalusien und die Mancha der Schauplatz von Peters Gewaltthätigkeiten. Mit dem J. 1465 hatte er bereits beinahe ganz Andalusien dem Könige entfremdet: den Prior der Johanniter, einen der wenigen, welche seinen Künsten widerstanden, lud er zu einer Unterredung ein. Während derselben nahm er den Prior gefangen: Lora und andere Plätze des Priorats fielen ihm sofort ohne Widerstand, Consuegra, der Johanniter Hauptveste, nach kurzer Belagerung in die Hände. Die Belagerung von Jaen mußte er jedoch aufheben, und die Bürger wurden hiedurch ermuthigt, mit denen von Andujar vereinigt, einen Einfall in das Gebiet von Calatrava zu thun, und dasselbe mit Plünderung und Verwüstung schwer heimzusuchen. Der König, der bereits früher versucht, den Großmeister durch Wohlthaten zu gewinnen (so gab er ihm z. B. Moron, unweit Marchena; Pegnafiel, in der Provinz Valladolid; Briones in der Rioja, und Santivagnes, nördlich von Burgos, als Eigenthum), versucht jetzt, aller weitern Mittel, den Bürgerkrieg zu gewältigen, beraubt, das Aeußerste, und verspricht in dem Traetat von 1466 dem Großmeister die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Isabella, wogegen Giron sich anheischig machte, samt seinem Bruder und dem Erzbischofe von Toledo, den Infanten Alfons zu verlassen, und dem Könige gegen alle seine Feinde mit 3000 Lanzen zu dienen. Gleichzeitig wurde der Papst gebeten, den Großmeister von seinen Gelübden zu entbinden. Pius II., erfreuet über die Aussicht, Castilien zu beruhigen, ertheilet ohne Anstand die gewünschte Dispensation, erlaubt sogar, daß Giron das Großmeisterthum seinem natürlichen, kaum achtjährigen Sohne, Rodrigo Tellez Giron, dem der Markgraf von Villena als Coadjutor beigegeben wird, abtrete. Giron versammelt demnach die Dreizehner, läßt seinen Sohn als Großmeister anerkennen, und bereitet sich, die Heirath, vermittelst welcher er dereinst über Castilien zu herrschen vermeinet, trotz des entschiedenen Widerspruchs der Prinzessin, zu vollziehen. Mit einem eben so zahlreichen als glänzenden Gefolge verließ Giron Almagro, die widerspenstige Braut einzuholen, und er hatte kaum Villa rubia de los Ojos de la Guadiana erreicht, als er sich von einem hitzigen Fieber ergriffen fühlt, welches am vierten Tage, den 2. Mai 1466, den Faden seines Lebens und seiner ehrgeizigen Entwürfe abschneidet.

Der neue Großmeister, der, wegen seiner Jugend, geraume Zeit unter der Vormundschaft seines Oheims Villena stehe, ergreift, gleichwie seine Vettern, in dem großen Kampfe um das Erbrecht von Castilien, die Partei des Königs von Portugal, nimt verschiedene Plätze, namentlich Ciodad Real, welches er doch bald wieder verliert, weg (1475), und ist einer der Großen, welche den König von Portugal auf dessen vermeintem Siegeszuge in Valencia empfangen, während der Scepterträger, Garcias lopez de Padilla, und ein Theil der Ritter von Calatrava für die Königin Isabella streiten. Nachdem die Entwürfe der Portugisen gescheitert waren, bittet Giron 1476 um Gnade, und sie wird seiner unerfahrnen Jugend nicht verweigert. Er diente hierauf den katholischen Königen gegen die Mohren von Granada mit Treue und Auszeichnung, und wurde endlich in dem Gefechte bei Loja, den 23. Juli 1482, nur 26 Jahre alt, durch einen Pfeilschuß getödtet. Sein Nachfolger, der bisherige Scepterträger Garcias Lopez de Padilla, starb, nach vierjähriger Regirung, 1486, als der 29ste und letzte Großmeister, denn als die Comthure sich zu neuer Wahl versammelten, wurde ihnen eine päpstliche Bulle vorgelegt, worin Innocentius VIII. sich für dieses Mal die Ernennung des Großmeisters vorbehielt. Ihr folgte eine andere, worin der Papst dem Könige Ferdinand, auf dessen Lebzeiten, die Verwaltung des Großmeisterthums übergab. Nach Ferdinands Tode schritten die Comthure, ohne die Verbote des Cardinals Adrian, der solchen Ausgang freilich nicht erwarten konte, zu beachten, zu einer neuen Wahl; sie fiel auf den König Karl, und wurde von Papst Leo X. bestätigt. Adrian, welcher nicht lange darnach den Thron Leos X. bestieg, verband für immer das Großmeisterthum von Calatrava, von St. Jago und von Alcantara mit der Krone von Spanien; ein Geschenk, dessen pecuniäre Wichtigkeit man beurtheilen wird, wenn man erfährt, daß die großmeisterlichen Einkünfte aus dem einzigen Königreiche Jaen im J. 1758 an 1,700,000 Reales de Vellon betrugen.

Dem Orden hingegen ist diese Verbindung nicht sehr nützlich geworden; ursprünglich ein geistlicher und kriegerischer Orden, ist er hiedurch allmählig zu einem gewöhnlichen Hofordeu geworden, und nicht einmal sein Besitzthum haben die Könige ungekränkt erhalten. So gingen unter ihrer Verwaltung die Comthureien Ossuna und Masqueda, woraus man sogleich Herzogthümer bildete, verloren, und auch das für Karls IV. Liebling Godoy errichtete Herzogthum Alcudia besteht, wenn wir nicht irren, aus dem westlichen Theile des alten Klostergebietes von Calatrava. Im J. 1700 besaß der Orden 74 Flecken und Kirchdörfer, namentlich Almagro, Almodavar, Calatrava und Manzanares in Mancha, Almonacid de Zorita in der Provinz Madrid, Martos, St. Jago de Calatrava, Arjonilla, Higuera de Calatrava und Torre Don Ximeno in Jaen, Velmez in Cordova, Cazalla in Sevilla, Alcagniz in Aragonien; 54 Comthureien, 16 Priorate und 3 Nonnenklöster, welches alles in fünf Bezirke, Almagro und Campo de Calatrava, Martos, Almonacid de Zorita, Almodavar del Campo und Almaden vertheilt war. Die beiden ersten dieser Bezirke wurden durch wirkliche Ordensritter (der General-Vicarius des Bezirks von Martos bezieht jährlich 3000 Dukaten), die andern durch Groß-Alcalden regirt. Die Comthureien ertrugen damals zusammen 110,000 Silberdukaten, oder, nach einer Angabe vom J. 1763, 1,073,576 Reales de Vellon. Die wichtigsten Comthureien sind Manzanares, deren Einkünfte man im J. 1786 zu 30,000 Dukaten berechnete; Zorita, Martos (3000 Pesos im J. 1758), Herrera, Castellanos, Havanilla, Malagon, Moral, Niebla, Sevilla. Dignitarien sind: der Großcomthur von Castilien (111,576 Reales de Vellon Eink.), der Scepterträger, der Großcomthur von Alcagniz, der Prior, der Groß-Sacristan, der Baumeister. Alle Comthureien und Dignitäten zusammen

Digitized by Google

verſiegern 300 Lanzen oder Ritterpferde. Die Stellen des Priers und Groß-Sacriſtans, ſo wie die 16 Priorate, ſind ausſchließlich den Ordenspriеſtern beſtimt. Der Prior iſt ein infulirter Prälat, der ſeinen Untergebenen die minores ertheilet. Zwei der Priorate ſind förmliche Klöſter für Ordensmönche, die andern zum Theil nur einfache Pfarreien. Die Nonnen von Calatrava unterſcheiden ſich allein durch das Ordenskreuz von den übrigen Töchtern St. Bernhards. Des Nonnenkloſters zu Barrio de St. Felices oder Burgos haben wir bereits gedacht. Ein zweites wurde 1479 zu St. Salvador de Pinilla, in dem Sprengel von Siguenza; das dritte und anſehnlichſte zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem Großcomthur Walther von Padilla in der Stadt Almagro zu Ehren von U. L. F. Himmelfahrt geſtiftet. Die Kloſterfrauen, oder, wie ſie eigentlich heißen, die Comthurinnen von Almagro, müſſen, gleich den Rittern, eine Ahnenprobe beſtehen. Das Ceremonienkleid der Ritter beſteht, nachdem der Antipapſt Benedict XIII. im J. 1397 erlaubt, Scapulier und Mozette abzulegen, in einem weißen Mantel mit einem rothen Lilienkreuze auf der linken Seite. Nachdem auch im J. 1540 den Rittern erlaubt worden, zu heirathen, haben ſie nur noch die Gelübde der Armuth, des Gehorſams und ehelicher Keuſchheit, welchen ſie 1652 ein viertes, das der Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß, hinzufügten. Im n. J. 1652 wurde die Ordensregel zum letzten Male revidirt. Nach den ältern Statuten waren die Ritter wahre Mönche: ſie trugen wollene Hemden, mußten völlig angekleidet ſchlafen, im Oratorium, in dem Refectorium, in der Küche Stillſchweigen beobachten. Derjenige, der einen Bruder geſchlagen, oder dem Großmeiſter ungehorſam geweſen, durfte in den nächſten ſechs Monaten weder Waffen tragen, noch ein Pferd beſteigen, mußte auch während dreier Tage ſein Mahl von der Erde nehmen. Wer ſich einer Unkeuſchheit ſchuldig gemacht, mußte ein ganzes Jahr lang von der Erde ſpeiſen, drei Mal wöchentlich bei Waſſer und Brod faſten, und alle Freitage die Disciplin nehmen. — Des Ordens Wapen iſt ein rothes Lilienkreuz im ſilbernen Felde. Gleich den übrigen ſpaniſchen Ritterorden ſteht auch der von Calatrava unter dem 1489 errichteten Consejo real de las Ordenes, bei dem er ſeinen eigenen General-Procurator und Fiscal hat. Vergl. Francesco Caro de Torres: historia de las Ordenes Militares de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara, des de su fundacion harta el Rey Don Phelipe II. En Madrid 1629. fol. — Fr. Francesco Rades de Andrada: Coronica de las tres Ordenes y Cavallerias de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara. En Toledo 1572. fol. Gabriel Laso de la Vega: Discursos de las Ordenes militares de Espanna. Msp. Hieronymo Mascarenhas: Apologia historica por la Illustrissima Religion y inclita Cavalleria de Calatrava, su Antiguedad, Extension y Grandezas entre las militares de la Espanna. En Madrid 1651. 4. — Ej. Raymundo Abad de Fitero de la Orden de Cister, fundador de la sagrada Religion y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1653. 4. — Ej. Definiciones de la Orden y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1661. fol. — Ej. La historia del sacro Convento de Calatrava. Msp. — Joseph Miqueli y Marquez Teatro de la Cavalleria militar. En Madrid, 1642. fol.

Aus dem Geſagten geht übrigens hervor, daß zwei verſchiedene Orte den Namen Calatrava füren. Der eine, Calatrava la vieja (Oretum), ein Marktflecken, liegt auf dem ſüdlichen Ufer der Guadiana, nordöſtlich von Ciodad-Real, auf einer Höhe, das Kloſter hingegen und des Ordens eigentlicher Sitz, ſüdlich von Ciodad Real, auf einem Berge, in der Mitte mehrer Dörfer, worunter Bilbis das bedeutendſte. Campo de Calatrava, das Gefilde von Calatrava, heißt das Hügelland, welches ſich über die Flächen Mancha erhebt, und ſie mit der Sierra Morena verbindet. Es iſt zugleich das urſprüngliche Kloſtergebiet. (*v. Stramberg.*)

CALCAR, Johann van, oder auch Hans und Jan van Kalker genant, ein berühmter Maler aus der niederländiſchen Schule und Nachfolger des Johann van Eyck [1]). Er wurde etwa 1500 zu Calkar, einer Stadt im Herzogthum Kleve, geboren, von welcher er ſeinen Zunamen führte, da er ſonſt mit ſeinem eigentlichen Namen Hans Stephanus hieß. Von ſeiner Herkunft und Jugendgeſchichte, und von wem und wie er zuerſt zu ſeiner Kunſt angeleitet worden, iſt nichts bekant. Seine Hauptmuſter in derſelben waren theils Johann van Eycks Gemälde, theils aber auch Titians Meiſterwerke. Wahrſcheinlich genoß er auch den Unterricht des letzteren. Denn in den Jahren 1536 oder 1537 war ſein Wohnſitz oder doch ſein Aufenthalt in Venedig, wo ebenfalls Titian ſich zu der Zeit aufhielt. Van Calcar lebte daſelbſt mit einem Mädchen aus Dortrecht, das entweder ſchon mit ihm nach Venedig gegangen, oder ihm dahin nachgefolgt war, und ihr elterliches Haus heimlich verlaſſen hatte. Von den Eltern derſelben wurde nachher durch den Magiſtrat in Dortrecht entdeckt, daß ſie daſelbſt eine Mordherberge hielten, und bereits ſeit Jahren mehre Reiſende, die Geld bei ſich führten, auf die ſchändlichſte Weiſe umgebracht und in ihren Keller begraben hatten. Auf Verlangen des Dortrechter Magiſtrats wurde die nach Venedig entflohene Tochter daſelbſt vors Gericht gezogen, und geſtand, daß ſie aus Abſcheu vor den Gräuelthaten ihrer Eltern das Haus derſelben verlaſſen hätte, doch wäre ſie als ihr Kind nicht im Stande geweſen, ſie der Obrigkeit anzuzeigen, worauf man ſie in dieſer Hinſicht wieder frei ließ. Man glaubt, daß dieſer Vorfall mit van Calcars Geſellſchafterin, der natürlich zu Venedig Aufſehen erregen mußte, ihn veranlaßt habe, von dort nach Neapel zu ziehen. Hier ſollen ihn einige italieniſche Maler aus Eiferſucht und Neid ſeines Geſichtes beraubt haben. Er ſtarb daſelbſt in den beſten Jahren ſeines reiferen Alters im Jahr 1546.

Van Calcar iſt unter den niederländiſchen Malern ein Genie und Künſtler vom erſten Range, und hat ins-

1) Quellen: Het Leven der nederlandsche en eenige Hoogduitsche Schilders, door Karel *van Mander* en Jac. *de Jongh*. I. Deel. Amsterd. 1764. p. 102—105. 249. 250. — Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte. II. Bd. Hannover 1817. S. 463. 464. 86. — Johann van Eyck und ſeine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer. II. Bd. Frankf. a. M. 1822. S. 175 f. 145 und andere zerſtreute Nachrichten.

Digitized by Google

besondere den Vorzug, daß er von allen seinen Landsleuten, die seine Kunst geübt haben, den großen italienischen Meistern am nächsten, ja fast gleich komt, ohne sich jedoch von der Natur jemals zu entfernen. Seine Gemälde sind in Hinsicht ihrer Gegenstände durchaus eigene und geniale Schöpfungen; in der Manier aber folgte er vorzüglich dem Titian, dessen Darstellungsart er so nahe kam, daß selbst große Kenner und Künstler seine Arbeiten für Titiane hielten. Unter andern wurde einst Goltzius zu Neapel durch einige Gemälde v. Calcars so getäuscht, daß er in Gegenwart verschiedener Maler sagte: Diese sind von Titian. Die anwesenden Maler erwiederten: Euer Urtheil ist recht und gut; nur sind diese Gemälde nicht von Titian's Hand, sondern von Johann van Calcar, dessen Manier der titianischen so gleich ist, daß die kundigsten Beurtheiler sie nicht unterscheiden können. Auch nach Vasari's Urtheil [2]), der in Neapel van Calcar persönlich kennen lernte, war seine Manier so schön und geschmackvoll, daß man sie nicht für eine niederländische halten konte.

Seine Gemälde sind selten. Eins davon, eine Mater dolorosa, befindet sich in der Boisserée'schen Samlung, und ist von einer hohen Schönheit. Die geist- und geschmackvolle Johanna Schopenhauer macht davon folgende anziehende Beschreibung [3]): „Ein weiter, dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichsten Faltenwurf die schöne Gestalt, wahrscheinlich das Portrait einer edlen, noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei doch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den schönen Zügen dieses Gesichts. Und doch ist über dem Ganzen eine so unbeschreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden, ein solches Leid so getragen zu sehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen sind längst vergossen; sie klagt nicht, denn ihr Schmerz ist zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Trost mehr für sie auf Erden, aber sie hat sich darein ergeben, nicht aus weiblicher Schwäche, sondern im festen Vertrauen in Gott und seinen Willen. Die Linke der schönen Hände ruht auf der noch schmerzlich wogenden Brust; die Rechte ist erhoben, als deute sie auf einen Gegenstand außer dem Bilde, zu welchem das Gegenstück, wahrscheinlich ein Ecce homo, verloren ging.“ — Ein paar andere, sehr schöne Gemälde van Calcars befinden sich in der kaiserlich östreichischen Galerie zu Wien. Das eine, von vorzüglicher Schönheit, stellt eine Geburt des Heilandes vor, und insbesondere, wie Joseph an der Krippe desselben die Hirten empfängt. Wie in Correggio's berühmter Nacht strahlt dort von dem Kinde ein vorzüglich schönes Licht. Dieses Gemälde, das nur sehr klein und kaum über eine Spanne groß ist, besaß einst Peter Paul Rubens, und legte darauf einen so hohen Werth, daß er es immer von solchen Stücken abgesondert hielt, die er wol abstehen ließ. Nach seinem Tode kaufte es der berühmte teutsche Maler, Joachim von Sandrart, und verkaufte es wieder an den Kaiser Ferdinand III., der es mit sich nach Prag nahm, von wo es im Verfolg nach Wien gekommen ist. — Das andere, eben daselbst vorhandene Gemälde van Calcars, stellt das Bildniß eines bärtigen Mannes dar, in schwarzer Kleidung, und einen Brief in der Hand haltend. Vor ihm steht ein Tisch, auf dem ein Buch und verschiedene Schriften liegen. Es ist eine halbe Figur in Lebensgröße, und auf Leinwand gemalt [4]). — Außerdem besitzt die kaiserliche Galerie in Wien, nach Fiorillo [5]) noch zwei Portraits von v. Calcar. — Auch in der Galerie des Museums zu Paris ist ein Gemälde van Calcar's befindlich; das Portrait eines schwarz gekleideten Mannes vorstellend, mit dem rechten Arm an den Schaft einer Säule gelehnt, den linken bedeckt ein Mantel [6]). — Noch wird ein in der Collegiat-Kirche zu Xanten befindliches schönes Gemälde für eine Arbeit van Calcars gehalten. Es stellt den Heiland vor, wie er zwölf Jahre alt mit seinen Eltern nach Jerusalem geht. Es ist ein großes Stück, mit vielen Figuren, und sehr kunstvoll in Hinsicht der Gesichter und Fleischfarbe. Vorzüglich schön ist der Kopf des göttlichen Knaben. Das Ganze hat ein buntes, prächtiges Colorit. Fiorillo behauptet indeß, daß dieses Gemälde nicht von v. Calcar, sondern weit älter sey.

Van Calcar war übrigens auch ein vorzüglicher Meister im Zeichnen, sowol mit Kreide, als auch mit der Feder. Besonders gelangen ihm dabei die Schraffirungen, und auch hierin steht er mit Titian auf Einer Höhe, so daß er in seiner Manier von diesem großen Meister fast nicht zu unterscheiden ist. Von seiner Hand sind die herrlichen anatomischen Figuren in dem berühmten Werk des Arztes Andreas Vesalius [7]), die man fälschlich dem Titian zugeschrieben hat. Auch die Bildnisse der Maler, Bildhauer und Architekten in Vasari's Beschreibung von dem Leben derselben, rühren größtentheils von v. Calcar her; sie sind mit einer festen Hand schön und kräftig gezeichnet. Sodann besaß der Stempelschneider Marmé bei der Münze zu Utrecht in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Geschlechtstafel von dem Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz, worauf sich mehre sehr feine Zeichnungen von altteutschen Fürsten in ihrer zeitgemäßen Tracht befanden, die von v. Calcar verfertigt waren.

Van Calcar's Bildniß, in Kupfer gestochen, hat Karl van Mander in seinen Lebensbeschreibungen berühmter holländischer und teutscher Maler, im 1. Theil bei S. 104 aufbehalten. Es ist zwar ziemlich roh gearbeitet, doch nicht ohne andeutende Züge von Feinheit des Gemüths und Tiefe des Sinnes.

(*J. Ch. H. Gittermann.*)

CALCATURCLAVIS, Calcaturtaste, Calcaturhebel, Balgclavis, Balgtaste, Balghebel, heißt an der Orgel derjenige Hebel, auf welchen der

2) In dessen Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, zuerst 1550, und nachher in wiederholten Auflagen.
3) In dem angef. Werk, S. 177.

4) Beschreibung der Gemälde der k. k. Gallerie. Wien 1796. Erste Abtheilung. S. 52. 5) In dem angeführten Werk, S. 414.
6) Notice des Tableaux exposés dans la Galerie du Musée. Paris 1814. p. 24. No. 206. 7) Anatomia, seu de hum. corporis fabrica, Libri 7.

Digitized by Google

Balgtreter oder Calcant mit dem Fuße tritt (calcare), um denselben durch das Gewicht seines Körpers (wie eine Taste, Clavis, daher der Name Calcaturclavis) niederzudrücken und dadurch den Orgelbalg aufzuziehen. Die Reihe der neben einander liegenden Calcaturclavis oder Balghebel wird eben darum auch die Calcaturclaviatur genannt. (Adelung i. s. musica mechanica organoedi, schreibt überall „Calculaturelavis!" und Herr Schlimbach in s. Buche über die Orgel schreibt es ihm überall nach!!).

Von dem richtig abgemessenen Verhältnisse dieses Hebels hängt die richtige Wirkung der Bälge sehr wesentlich mit ab. Vergl. die Art. Balg und Balgclavis. (*Gfr. Weber.*)

CALEDONISCHE MUSIK (hochschottische oder gäelische). Es wird, bei der noch immer gewöhnlichen Vernachlässigung des Geschichtlichen der Musik unter den Musikern selbst, kaum befremden, wenn wir gewahr werden, daß auch selbst die geschätztesten Meister in der Composition nicht den geringsten Begriff von der musikalischen Eigenthümlichkeit eines Volkes haben, das schon allein durch Ossians Namen der Beachtung aller gebildeten Kunstfreunde werth und theuer seyn sollte. Eine seltsame Verwechselung des Alt- und Neuschottischen ist selbst in neuen wissenschaftlichen Schriften über Musik beinahe zur Regel geworden, wozu wahrscheinlich J. Haydn's Samlungen schottischer Gesänge und L. Beethoven's schottische Lieder nicht wenig beigetragen haben mögen. L. Beethoven bildete sich in seiner Phantasie ein ganz eigenes Utopien, unter welchem er sich Schottland vorstellte, und gab nach diesem Gebilde in seinen sogenant schottischen Liedern etwas, was ihm und seiner reichen Erfindungsgabe allein angehörte — und J. Haydn verarbeitete schottisch gewesene, entweder bereits durch Zuthaten und Änderungen verallgemeinerte, oder durch ihn selbst und durch seine melodischen Einschiebungen umgestaltete, durch die Hinzufügung des gewöhnlich Harmonischen unserer Setzkunst vollends ganz unkentlich gemachte Weisen, die nichts weniger, als echt schottische genant werden können. Wenn auch eine und die andere Melodie, wie sie von dem letzt genanten Meister und von einigen andern Componisten gegeben wurde, wirklich in dem heutigen Niederschottland gesungen werden sollte: so würde man doch auch in diesem Falle sie nur mit Unrecht als eigentlich schottische Melodien betrachten, da bekantlich Niederschottland seine alterthümlichen Sitten völlig abgelegt hat, und in allen Dingen, sogar in der Sprache, ganz eigentlich engländisch geworden ist. Man würde sich einen hinlänglichen Begriff von dem Wesentlichsten der altschottischen Gesänge nicht sowol durch die nebenbei berührten Beschreibungen derselben von ältern musikalischen Schriftstellern (z. B. von Burney „Abhandlung über die Musik der Alten;" von Rameau ꝛc.), sondern hauptsächlich aus genauer Betrachtung altcaledonischer Melodien, davon uns zum Glück nicht wenige übrig geblieben sind, und die in neuern Zeiten aus dem Munde des Volks genommen, und in unsere Noten übergetragen wurden, bilden können. Schon der Character der Hochschotten, ihr treues Halten an gewohnten väterlichen Sitten, das bei Bergvölkern bekantlich öfter gefunden wird, als bei den Bewohnern ebener Strecken, würde eine nicht geringe Gewährleistung für das Echte derselben abgeben, wenn die ganz eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Melodien, die in allen caledonischen Gesängen unverändert wiederkehrt, nicht einen viel haltbarern Beweis dafür lieferte. Wir besitzen eine ganze, sehr schätzenswerthe Samlung echt gäelischer Nationallieder, die Hr. Macdonald, Mitglied der Edinburger Gesellschaft, herausgab, die ihren Werth noch ganz besonders dadurch sehr erhöht, daß überall mit der größten Genauigkeit die Provinz oder die Insel (der Hebriden) angegeben worden ist, wo sie vom Volke gesungen wurden. Sie ist aber so theuer, daß nur sehr wenige Exemplare derselben nach Teutschland gekommen sind, so daß also nur Einzelne hin und wieder Gelegenheit haben können, sich daraus zu unterrichten.

Seit Ossians ehrwürdige Bardengesänge auch unter uns Aufsehen erregten, welches durch mancherlei nicht unwichtige Streitigkeiten eben so sehr, als durch verschiedene Übersetzungen jener wundersamen Wehmuthsdichtungen, besonders durch die Verteutschungen von Ahlwardt und Rhode, bedeutend gehoben wurde, wendeten auch die Aufmerksamern und Lernbegierigern unter uns ihr Augenmerk wieder lebendiger den seltsamen Musikweisen jenes alten merkwürdigen Volkes zu. Hr. Ahlwardt, der in seiner Vorrede so belehrend über Ossians Verse und überhaupt über die ganze Art der Dichtung jenes Heldensohnes gesprochen, und uns unter andern auch verheißen hatte, künftig sich einmal noch über die gäelischen National-Melodien zu erklären, wurde verschiedentlich aufgerufen, sein Versprechen möglichst bald zu erfüllen: es ist aber, so viel uns bekant ist, nichts von ihm darüber geschrieben worden. Neueres verdrängte in Teutschland den alten Wunsch, und es erschien, so viel ich weis, unter uns nichts einiger Maßen Ausführliches über die Musik der Caledonier, als mein kurzer Versuch einer übersichtlichen Darstellung in der Leipz. musikal. Zeitung Nr. 9. vom Jahre 1823. Ein französisches Werk des Herrn L. A. Necker de Saussure, Professors der Mineralogie und Geologie zu Genf, das in Paris und Genf 1821 in 3 Theilen erschien, und am meisten sich über Geognosie verbreitete, nahm im 5ten Cap. des 3. Bandes auch einige Rücksicht auf Dichtkunst und Musik der Caledonier, und brachte den Gegenstand von Neuem in Anregung. Wenn die Bemerkungen des Reisenden in Hinsicht auf Ossians Dichtungen auch bereits durch Ahlwarts Belehrungen weit übertroffen, und auch die musikalischen Berichte etwas zu weitschweifig und dunkel gerathen waren: so hatte sich der Hr. Verf. doch schon um der Aufmerksamkeit willen, die er auf Gegenstände verwendete, die ihm nur Nebendinge seyn mußten, den Dank Vieler mit allem Rechte verdient. Seitdem ist die Sache ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, und von keinem genauer untersucht worden. Das Wissenswürdigste von der alteschottischen Musik besteht in Folgendem:

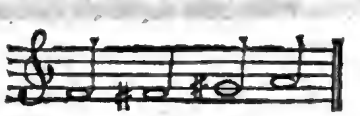
Die Hochschotten haben eine von der unsern ganz verschiedene Scala, deren Alterthum sich kaum genau ermitteln lassen dürfte, und deren Eigenheit ihrer Musik einen von der unsern ganz verschiedenen Character mittheilen

Digitized by Google

muß. Es hat etwas sehr Auffallendes, daß diese ihre Scala ganz dieselbe ist, die sich bei vielen asiatischen Völkern des grauen Alterthums, namentlich bei den Chinesen und Hindu's entschieden vorfindet. In welchem Zusammenhange diese bemerkenswerthen Erscheinungen mit einander stehen, gehört nicht hieher, sondern für ein eigenes Werk, dessen Ausarbeitung mich noch beschäftigt, und das, will man es, den Liebhabern solcher Gegenstände noch im Laufe dieses Jahres übergeben werden kann.

In allen echt caledonischen Gesangweisen fehlen nämlich stets die Quarte und Septime unserer gewöhnlichen Tonleiter in jeder Tonart gänzlich. Ihre Tonleiter gestaltet sich folglich so:

Da diese Tonreihe immerfort gleichmäßig wiederkehrt, und bei mehren Völkern gerade auf dieselbe Art angetroffen wird: so wird man die mangelnden Töne nicht für blos zufällig weggebliebene ansehen können, vielmehr wird man diese Übergehungen der Quarte und Septime für uralte, weit verbreitete Regel, die Tonleiter auf- und absteigen zu lassen, anzusehen haben. Daß eben diese Tonleiter eine uralt gesetzliche gewesen ist, sehen wir deutlich aus dem, was wir von der Musik der Chinesen wissen, die wir gleichfalls in diesem Werke, vorzüglich nach P. Amiot, behandelt haben. Wir sehen dort, daß den Chinesen seit langer Zeit alle 12 halben Töne, in welche unsere Octaven-Eintheilung noch zerfällt, genau bekant waren. Dennoch hielten sie an ihrer alten, nach unsern Begriffen mangelhaften, Tonleiter fest und behaupteten sogar, daß in dieser vorzugsweise eine nicht zu beschreibende großartige Wirkung ihrer heiligen Musik zu suchen sey. Trotz dem, daß man die Mittel in den Händen hatte, jener uns sonderbar vorkommenden Tonleiter das Fehlende hinzuzufügen, hielt man im Gegentheil diesen Mangel für einen hohen Vorzug, und überließ andern ihre vollständigern Tonleitern mit nationalem Stolze. Wenn auch die Frage, wie irgend ein Volk auf seine Tonleiter gekommen sey, durchaus nur muthmaßlich, im allgemeinen nur mit „nach und nach; in verschiedenen Zeiträumen, wie bei der Schöpfung, bis sich irgend eine gefällige Ordnung aus dem Chaos entwickelte" beantwortet werden kann: so dürften sich doch einige Gründe auffinden lassen, die dem Alterthume der chinesischen und caledonischen Tonleiter vor der unsern das Wort reden. Dabei wollen wir auf das vorgeblich ungeheure Alterthum des chinesischen Volkes gar keine Rücksicht nehmen, und allein auf die Natur der Sache sehen. Wir haben dabei auf zweierlei National-Richtungen in Ansehung der Musik zu achten. Einige haben in ihren musikalischen Anfangsversuchen sich mehr zu einigen Instrumenten, als zum Gesange geneigt: die meisten jedoch haben den Gesang vor allen Dingen hoch gehalten, und sich an und durch ihn bis auf eine gewisse Stufe der Bildung emporgehoben. Hätte es mehr Völker gegeben, die nicht das natürlichste musikalische Werkzeug, die menschliche Stimme, den anfangs sehr armen künstlichen Instrumenten hätten vorziehen müssen: so würde die Verschiedenheit der alterthümlichen Tonleitern noch viel größer seyn, als sie wirklich ist. Wo mehr Musikinstrumente vorzüglich gelten, und die ersten musikalischen Annahmen veranlassen, da muß sich die erste einigermaßen genügende Tonleiter hauptsächlich darnach richten, was man mit einiger Reinheit auf solchen Tonwerkzeugen herausbringen kann. Ein Beispiel der Art bieten uns, nach Hrn. Banks Nachrichten, die Insulaner auf Otaheiti. Diese liebten vorzugsweise eine Pfeife oder Flöte, die sie noch dazu, seltsam genug, mit der Nase anbliesen. Da sie nun auf ihrem Lieblingsinstrumente nicht mehr als 4 Töne rein hervorzubringen im Stande waren, so bestand auch der ganze Umfang ihres Tonbereichs nur aus diesen 4 Tönen, die also in aufsteigender Ordnung ihre Tonleiter ausmachen mußten.



Welche Armuth! und dennoch wird zum Lobe menschlicher Erfindungskraft versichert, daß sie mit diesen geringfügigen Mitteln recht angenehme Melodien zu schaffen gewußt hätten. Weit weniger Zufälligkeiten waren dagegen diejenigen Völker unterworfen (und es waren natürlich die meisten), die ihr angeschaffenes Tonwerkzeug so lange gebrauchten, bis sie es zu irgend einer Fertigkeit gebracht, und etwas genau Wiederkehrendes darzustellen gelernt hatten. Unter diese müssen auch namentlich Indier und Caledonier gerechnet werden, deren Instrumente nur zur Begleitung des Gesanges da waren, und erst in der Folge, wiewol auch dann noch äußerst selten, für sich allein benutzt wurden. Hier scheint es nun dem Naturgange der Tonbildung vor allem angemessen, daß zuerst weder zu große, noch zu kleine Tonentfernungen nach und nach so festgehalten werden, daß sie wiederkehren, und dadurch eine gewisse Reihenfolge bilden können. Die natürlichsten Tonhöhen, was wir noch täglich an unsern Kindern bemerken können, sind aber eben diejenigen, die in der chinesischen und celadonischen Scala wirklich vorhanden sind. Wir sehen, daß die ganze Tonleiter keinen einzigen (sogenant) halben Ton enthält, und daß sie nur aus ganzen Tönen und kleinen (nicht großen) Terzen besteht. Und gerade diese Tonverhältnisse sind es, die unsere, für Musik auf gewöhnliche, nicht außerordentliche Art begabten Kinder am ersten und bestimtesten treffen lernen. In der Regel liegen ihnen halbe Töne zu eng, und es vergeht nicht selten eine geraume Zeit, ehe sie das Verhältniß von e- zu f gehörig festhalten lernen. Gewöhnlich geben sie f viel zu hoch an: und doch sind sie von Kindheit auf an unsere Tonleiter durch das Gehör gewöhnt! Wie viel, wie ohne allen Vergleich schwierger mußten also die Verhältnisse der halben Töne Völkern werden, die noch gar kein Tonverhältniß kanten, sondern sich erst irgend eines zu suchen hatten! Sie können keine andern, als die leichtesten, d. i. weder zu nahe noch zu entfernte Tonverhältnisse anfangs aufgefaßt, und in irgend eine Ordnung gebracht haben. Wie es mit der na-

Digitized by Google

türlichen oder großen Secunde ist, so ist es auch mit der kleinen Terz (nicht mit der großen). Die große Terz erfodert eine gewisse scharfe, mehr aufwärts schwebende Tonfestigkeit, die von unsern Kindern anfangs nur selten rein hervorgebracht wird. Hier ziehen sie in der Regel unter, und nähern sich oder erfassen auch wol viel eher die kleine, als die große Terz, weil die erste sich näher an die am leichtesten gefundene Secunde anschließt. Die große Terz hingegen scheint ihnen schon zu fern zu liegen. Auch scheint eine gewisse Trägheit der Stimmwerkzeuge sie anfangs abzuhalten, die hinaufleitende große Terz rein darzustellen. — Nehmen wir nun zu den natürlichen Schwierigkeiten, halbe Töne und große Terzen anfangs rein und sicher hervorzubringen, noch den natürlichen Bezug aller Folgetöne einer Scala auf ihren Grundton: so wird es sehr begreiflich, warum f und h anfangs aus der Tonleiter wegblieben, und weshalb gerade die kleinen Terzen von e zu g und von a zu c weit leichter getroffen werden mußten, als alle nähern und entferntern Tonhöhen. Und so scheint uns dann diese Tonleiter weit naturgemäßer und für den Anfang einer musikalischen Gesangtonleiter viel geeigneter, als viele, verwöhnt durch die jetzige, die man nur zu leicht für die einzig mögliche zu halten geneigt wird, auf den ersten Anblick zugeben werden. — Mag man aber auch in der Erklärung dieser Sache nicht mit uns übereinstimmen wollen, so wird doch Niemand das Factum selbst zu leugnen im Stande seyn. Kurz diese chinesische, indische und caledonische Scala ist die älteste, die wir kennen; sie hat unter verschiedenen Völkern lange Zeit existirt, ist bei manchem, wie bei den Bergschotten, die einzige geblieben; ja sie existirt in manchen Hindustämmen noch bis auf diesen Tag, und hat sich folglich ein Völkerrecht erworben, dem man nichts als Willkürlichkeit entgegenzusetzen hat. Daß man nun diese Tonleiter durch Gewohnheit lieb gewann, daß besonders solche Völker, die an ihren alten Sitten mit treuer Vorliebe festhingen, sie nicht wieder aufgeben wollten, daß sich ihre Art, musikalisch zu empfinden, ganz und gar mit dieser Tonleiter verschmolzen hatte, wird jeder nur zu natürlich finden. Die regelmäßige Behandlung dieser Scala, und die nach und nach aufgefundenen Übergänge aus einer Tonart in die andere, wovon wir weiter unten reden werden, setzen ein uraltes System voraus, das uns im Laufe der Zeit zwar fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, das aber jenen Völkern als das beste erschien, auch noch zu einer Zeit, wo sie bereits andere Musikweisen kennen gelernt hatten. Daß hingegen andere, in allem Übrigen auch viel ungebildetere Völker, so weit als wir nämlich zurückblicken im Stande sind, gleich anfangs unsere gewöhnliche Tonleiter gebrauchten, sehen wir an den Lappen und Kosacken; eben so, daß unter einigen unser Dur, unter andern unser Moll, und unter verschiedenen keins von beiden, sondern eine ganz eigenthümliche Scala vorherrschte, und ihnen die natürliche geworden ist — das alles beweist nur, daß in dieser Sache die größte Verschiedenheit obwaltete und auch obwalten mußte. — Aus allen diesen Thatsachen ergibt sich, daß es lächerlich genant werden muß, wenn wir unsere nun gewöhnliche Durtonleiter schlechthin die natürliche zu benennen uns anmaßen, mit welchem Beiworte jede andere aus gleichen Gründen gleichfalls benant werden könte. Ich wüßte in der That nicht, wo uns die Natur selbst irgend eine unserer Tonleitern dargeboten hätte!

Nur vermische man in dergleichen Dingen die Gegenstände nicht mit einander. Es ist etwas ganz anderes, wenn man fragt: Welche Tonleiter ist die schicklichste für harmonische Verwebungen? oder wenn gefragt wird: Welche Tonleiter ist die älteste und welche konte am wahrscheinlichsten am ersten aufgefunden und festgehalten werden? Über die letzte Frage haben wir uns erklärt: die erste dagegen wird freilich von den Meisten dahin beantwortet werden, daß man, wie gewöhnlich, den Beweis für die unsere aus dem Erfolge selbst nimt. Allerdings hat man die Erfahrung für sich, wenn man unserer Scala in harmonischer Hinsicht das Wort redet. Dehnt man die Regel einer mit Harmonietönen zu bereichernden Scala dahin aus, daß man einen Umfang von 8 Tönen, vom Grundtone bis zur Octave darunter versteht, und nicht bei unserm Dur und Moll allein stehen bleibt, vielmehr die sogenant griechischen, oder richtiger die Kirchentöne mit dazu nimt: so gibt es allerdings keine Scalen weiter, auf welche man jemals eine musikalische Harmonie nach unserm Sinne (des Wortes) gebauet hat. Es werden sich demnach unsere harmonischen Gesetze auch nur nach unsern Tonleitern richten können, und durchaus auf keine andern, als auf solche, deren Umfang auf Octavenreihen gegründet ist, anwendbar seyn. Daß aber unsere, auf Octaven-Tonleitern gegründeten harmonischen Regeln durchaus nichts gegen solche Tonleitern beweisen können, auf welche sie nicht angewendet werden können, ist schon daraus klar, daß damals, als jene Scalen entstanden, noch nicht im geringsten an eine Nothwendigkeit der Harmonie in unserm musikalischen Sinne gedacht wurde.

Kein einziges Volk hat im Beginn seiner musikalischen Kunst die Harmonie (was wir darunter verstehen) gekant oder nothwendig gefunden, selbst die alten Griechen nicht. Was man auch in Hinsicht auf die Griechen in unsern Tagen wieder dafür hat vorbringen wollen: nichts davon hat nur einigermaßen Stand gehalten; auch scheint die Annahme nicht minder gegen alles Geschichtliche, als gegen die Natur der Sache zu verstoßen. Chinesen, Indier, Ägypter, Perser, Caledonier und selbst Hebräer und Griechen kanten keine mehrstimmig harmonische, nur melodische Musik. Daß nun für melodische Zwecke die Tonreihe, von welcher hier die Rede ist, höchst Wirksames schaffen konte, ergibt sich aus den musikalischen Überbleibseln namentlich unsers Volkes (der Hochschotten) so siegreich, daß Niemand von Geschmack auch nur das Geringste dagegen einzuwenden haben kann. Dagegen widerstrebt die Eigenthümlichkeit dieser auf caledonische Tonleiter gebaueten Melodien unsern harmonischen Fortschritten so sehr, daß die allermeisten dadurch nur durchwässert werden. Ob aber deswegen diese alterthümliche Scala gar keiner Harmonie fähig sey, ist eine andere Frage, die wir keineswegs geradezu mit Nein beantworten möchten. Wer wollte wol mit Zuverlässigkeit zu behaupten sich getrauen, daß unsere Harmonie-Gesetze die einzig möglichen wären? Leicht möglich, daß sich in der

Digitized by Google

Folge in unserm eigenen, auf unsere Tonleiter gebaueten Harmonie-Systeme manches anders gestalten kann, was bis jetzt für unumstößlich ausgegeben wird. Es hat sich schon vieles geändert, und was sonst unter das Häßliche gesetzt wurde, wird jetzt bereits den Schönheiten zugezählt. Es hat sich also noch nicht auf den Hochpunkt der Untrüglichkeit emporgeschwungen. Daß demnach unsere Harmonies-Gesetze nicht die einzig möglichen sind, und daß auch für die altschottische Tonleiter irgend ein Harmonies-System (nur ein anderes, als das unsrige) aufgefunden werden könte, ist mir eben so gewiß, als es unumstößlich ist, daß unsere Tonleiter nicht als die einzige und allein natürliche angesehen werden darf. Wären jene Völker nicht in ihrer Eigenthümlichkeit der Bildung gehemt, theils durch willkürliche Gewalt zu tief niedergebeugt, theils ganz und gar auf andere Bildungswege fortgerissen worden; so würden sie höchst wahrscheinlich mit der Zeit selbst dahin gekommen seyn, sich ihre eigenen Harmonien-Gesetze zu bilden, die von den unsern eben so verschieden, als ihre Tonleiter da stehen würden. Wie weit sie es darin gebracht hätten, wer wollte darüber rechten? — Sprechen wir aber auch ihrer Musik die Möglichkeit einer eigenthümlichen, folgerichtigen Harmonisirung zu; so müssen wir ihr doch auf das Zuverlässigste alle Harmonie nach unserm Sinne in der Wirklichkeit absprechen. Alle ihre Gesänge wurden unisono, es versteht sich von Kindern und Frauen um eine Octave höher, vorgetragen. Nur selten finden wir, daß eine Quinte dazu schlägt, und bei den Hochschotten brumt der Dudelsack einen einförmig fortlaufenden Baß, was noch keine Harmonie genant werden kann.

Dennoch finden sich in den caledonischen Gesängen gewisse Modulationen, die aus einer Tonart in die andere führen. Aber auch diese gehören einzig dem Bau der Melodie an, und beziehen sich keineswegs auf eine Änderung der fortsummenden, das ganze Lied begleitenden Töne. Diese melodischen Modulationen müssen für einen, wenn auch noch geringen, doch schon bestimten Regeln unterworfenen Fortschritt caledonischer Tonkunst angesehen werden: denn in den ältesten Gesängen sind sie nicht vorhanden; diese bleiben in der Regel genau in ihrer Tonart. Dahin gehören alle ossianischen Gesänge. Da nun diese unter ihnen in dem höchsten Ansehen standen, und bis in die neueste Zeit vorzüglich im westlichen Theile des Berglandes und auf den Hebriden gesungen wurden; so haben sich auch die meisten Lieder der Art noch erhalten. Viele haben nur eine einzige Melodienreihe, wie die Recitativ-ähnlichen Weisen, nach denen die meisten Verse Ossians gesungen wurden. Andere, gleichfalls nur einer Tonart angehörende, setzen zur Melodie des Vorsängers noch eine besondere des Chores, wie die Jorrams oder Schifferlieder, die also aus zwei Theilen bestehen. Nach Ossians ruhmgekrönten Zeiten verließ man diese Einfachheit, und fing an in den melodischen Verwebungen einige Ausweichungen zu versuchen. Diese Ausweichungen gaben sich sogleich durch Töne kund, die in der eben herrschenden Scala des Grundtones nicht liegen, wol aber in derjenigen, in welche eben übergegangen wird. Wie lange also ein späterer Gesang in seiner ersten Tonart bleibt, hört man an der fehlenden Quarte und Septime. Mangeln die Töne f und h, so geht das Lied aus C; fehlen g und cis, so geht es aus D ꝛc. Trit nun in einer solchen Melodie aus C einmal F ein: so ist es ein Beweis, daß das Lied in B oder D modulirt. Denn die Caledonier hatten sich auch eine eigene Moll-Scala gebildet, die dadurch entstand, daß sie den dritten und den fünften Ton ihrer Tonleiter um einen sogenant halben Ton erniedrigten, z. B.

Hr. Necker de Saussure nent diese Tonreihe eine höchst barbarische, was wir nicht finden. Er gesteht jedoch zu, daß sich noch einige solcher Minore-Gesänge erhalten haben. Ob nun, wie wir vermuthen, diese Moll-Scala sich schon zu Ossians Zeiten gebildet hatte, oder ob sie ein Erzeugniß späterer Zeiten ist, wo man schon anfing, einige Mannigfaltigkeit in die einfachen Weisen zu bringen, können wir nicht mit Bestimtheit nachweisen. So viel ist aber ausgemacht, daß diese Moll-Scala sich weit öfter in spätern Liedern findet, die schon einiger Modulation unterworfen waren. Man scheint sie also mehr in gemischten Liedern, als für sich allein bestehend, angewendet zu haben; was aber noch keinen Beweis gibt, daß diese Moll-Scala nicht schon früher da gewesen und als selbständig für sich allein benutzt worden wäre. Mir ist kein solches Lied mit der Molltonleiter zu Gesicht gekommen. Der dazu gehörige Text derjenigen, die noch übrig sind, wird am besten zeugen, ob man diese Minore-Melodien vor oder nach Ossians Zeiten zu setzen habe.

Wenn auch in den Übergängen der aus verschiedenen Tonleitern zusammengesetzten Lieder eine sehr mannigfache Freiheit herrscht; so bemerkt man doch in den meisten schon eine gewisse Regel. Gewöhnlich geht man aus einem Haupttone gleich in den nächstfolgenden Grundton sowol über als unter dem ersten Hauptgrundtone. Hebt das Lied in ihrem Dur an, so wird meist in den nächsten darüber liegenden Ton modulirt. Hebt es dagegen in ihrem Moll an, so wird gewöhnlich in den nächsten tiefern Ton fortgeschritten. Auch pflegen sehr oft Dur und Moll mit einander zu wechseln. Wäre z. B. die Haupttonart Dmoll (d e f a b d), so würde die nächste Modulation Cdur seyn; Gmoll würde also in Fdur übergehen. Geht man aus einem Dur-Tone in einen andern über, so steigt man meist um einen Ton höher. Demnach würde man aus Cdur in Ddur fortschreiten. Sollte man nach genauern Untersuchungen nicht finden, daß man in solchem Falle lieber in Dmoll fortgeschritten wäre? oder vielleicht auch so, daß in der zweiten Tonleiter Dur und Moll sich vermischte, und der Gang der Tonleiter etwa folgender gewesen wäre: d e f a h d? — Ehe diese Übergänge eintreten, wird jedes Mal zu der noch herrschenden Tonleiter ein fremder Ton gesetzt, welcher der folgenden angehört, den man den Leiteton in eine andere Tonreihe nach ihrem Systeme nennen könte. Man wird sich also vorsehen müssen, daß man diesen Andeutungstön eines Überganges, der erst im nächsten Tacte erfolgt, weder

Digitized by Google

zur gäelischen Scala rechnet, noch daß man, wo sich in einem Liede eine scheinbare Quarte oder Septime hören läßt, ein solches Lied gleich ohne alle genauere Ansicht für nicht echt erklärt. Ist es echt, so wird die Modulation im nächsten Tacte den sichersten Beweis dafür geben. Nicht ganz ungewöhnlich ist es auch, daß diese Modulation schon im 2ten Tacte beginnt und von einem Tacte zum andern regelmäßig wiederholt wird.

Wenn übrigens Hr. Necker de Sauſſure, nachdem er ganz richtig gefolgert hat, daß sich zu solchen Melodien gar keine ihrem Charakter angemessene Harmonie-Begleitung nach unserm Systeme geben lassen könne, ohne dadurch eine andere als eine widerwärtige Empfindung zu erregen — behauptet, daß die Begleitungsbässe immer nur die nächsten Töne, z. B. auf C gleich D oder B seyn könten; so ist das nur ein großer Irrthum. Diese aus verschiedenen Tonarten gemischten Gesänge waren ja nicht eher aufgekommen, als bis auch der Dudelsack mit seinem fortlaufenden Brummtone unter den Hochschotten heimisch geworden war. Da nun diese Art Gesänge auch sehr häufig mit diesem Instrumente begleitet wurden; so mußte ja auch in der Modulation derselbe Brummbaß fortklingen, gerade so, als ob in der Melodie keine Tonleiter-Veränderung vorgefallen wäre. Wie aber die alten Caledonier mit ihren Harfen u. s. w., außer den dazu gegriffenen Unisono-Tönen, sonst noch ihre Lieder begleitet haben, ist uns völlig unbekant. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, daß auch bei Harfenbegleitung von gar keinen Accorden die Rede gewesen ist, es wäre denn, daß zuweilen zum Grundton mit seiner Octave noch eine Quinte, vielleicht auch, um der Einrichtung ihres Dudelsacks willen, den wir bald werden kennen lernen, noch eine große Terz (in Dur) statt der Quinte dazu gegriffen, und also ein unvollständiger Dreiklang angeschlagen worden wäre. Von einer eigentlichen Theorie der Musik, wie sie unter den Chinesen, die im Bau ihrer Liederweisen den Caledoniern vollkommen gleichen, Statt gehabt hat, kann hier kaum die Rede seyn, man müßte denn die eben dargestellten Anfänge einer etwas künstlichern Anordnung und Durchführung ihrer Melodien schon mit diesem Namen belegen wollen.

Eben so wenig kann ihnen mit Grund irgend eine Notenschrift beigemessen werden. Denn wenn auch Einige um der Volksverwandtschaft willen gemeint haben, daß die Caledonier wahrscheinlich ihre Melodien, wie die alten Gallier, mit Buchstaben-Noten aufgezeichnet hätten; so hat sich doch bis jetzt auch nicht ein einziges Denkmal zur Unterstützung dieser Meinung auffinden lassen wollen, was, wären dergleichen Notirungen da gewesen, um so eher sich gefunden haben würde, da mehre alte, wenn auch nicht uralte, Handschriften caledonischer Gedichte vorhanden sind, von denen einige mit längst vergessenen, am meisten noch den altsächsischen Schriftzügen ähnelnden Buchstaben aufgezeichnet wurden. Von Allen wird dagegen zugestanden, daß ihnen die Erhöhungs- und Ernidrigungszeichen völlig unbekant gewesen sind. Das wird jedoch nicht hindern, daß die beiden Dur- und Moll-Scalen seit den Zeiten, wo man anfing beide mit einander zu verbinden, zuweilen einen Unterscheidungston von einander aufnahmen, wenn das frische Gefühl der dichtenden Sänger es erheischte. Solche Verschmelzungen verschiedener Tongänge sind unter allen Völkern, die noch keine feste Regel der Aufzeichnung ihrer Melodien kennen, nichts seltenes; vielmehr mischen sich da die Töne oft so wunderbar und schweben so eigenthümlich, daß man kaum weiß, wie man sie nach unserer Art andeuten soll. Da nun die spätern Aufzeichner solcher Volksmelodien, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt hatten, Kreuze und Bee hinzugefügt haben; so mag wol auch dadurch zuweilen dem eigenen Wesen jener alterthümlichen, von den unsern völlig abweichenden Gesänge manche Gewalt angethan worden seyn.

Daß die alten Iren (Irländer) mit den Caledoniern einen und denselben Volksstamm ausmachen, daß dieselbe Sprache und Art der Kunst, obwol mit kleinen nicht mehr überall genau anzugebenden Unterscheidungen beide nicht weniger, als ihre Mythologie und der von ihren Riesen erbauete Meerdamm von Basaltsäulen verband, ist schon aus Ossians Gesängen jedem bekant. Wie sehr und wie lange aber vorzüglich diese von den Engländern unterjochte Insel gedrückt worden ist; wie nach oft wiederholten, nicht selten entsetzlichen Rebellionen das alte Volk in seiner Urſitte nach und nach völlig vernichtet worden ist, so daß eben hier kaum noch ein Schattenbild des alten Lebens übrig geblieben ist; braucht nur kürzlich angedeutet zu werden, um auf dieser Insel jetzt nichts echt Alterthümliches unter den wenigen, die noch Iren genant werden, zu suchen. Was man also in unsern Zeiten irische Melodien nent, weil sie dort gesungen werden, hat mit dem Alterthümlichen meist nichts mehr gemein. Am meisten alterthümlicher Sinn herrscht noch auf einigen Inseln der Hebriden.

Die Instrumente, die unter den Caledoniern gewöhnlich waren, sind die Harfe, der Cruth und der Dudelsack.

Die gäelische Harfe heißt in ihrer Sprache Clairseach, war nicht mit Darm- sondern mit Stahlsaiten bezogen, und wurde mit den Nägeln gerissen. Jedermann weiß, daß diese Harfe Ossians Lieblingsinstrument war, mit welchem er alle seine Gesänge begleitete. Überhaupt war sie der Liebling aller alten Barden, nicht blos der caledonischen und irischen, sondern auch der gallischen. So lange ihre Töne alle ausgezeichneten Tage ihres Lebens verschönerten, so lange glänzte auch jenen Völkern ihre goldene Zeit. Seitdem sie in Abnahme kam, seitdem die uralte, sehr einfache Art dieses Barden-Instruments sich zu verändern anfing, verschlimmerten sich die Tage der Söhne der Berge und der Wellen immer mehr. Ihr Gebrauch wurde seltener. Zwar hing das treue Volk lange an den heiligen Sitten seiner Väter; lange hielt sich jeder Clan seinen eigenen Barden, der für ihn besonders ein ganz eigenes Lied, das ihm und den Seinen allein gehörte, zu dichten und mit seiner Harfe zu begleiten hatte: allein die alles überwältigende Zeit brachte auch diesen Gebrauch nach und nach zur Ruhe. Lange schon schläft der Barden-Liebling mit seinen Sängern vereint in den Nebelbergen der Hochschotten unter bemoosten Steinen. Vor mehr als 100 Jahren wanderte dort der letzte Harfen-

Digitized by Google

sänger, Rory oder Roderick Dal, von Schloß zu Schloß, und wurde überall freundlich aufgenommen. So wie aber die alt-patriarchalische Regirung der Clans völlig zu Grabe gegangen war, schwieg auch die Harfe ihrer Sänger, als hätte sie den Untergang ihrer Beschützer nicht überleben wollen. Zwar wanderten vor einiger Zeit (wahrscheinlich ist es noch jetzt der Fall) in Ireland und Wallis einige Harfenspieler umher: aber die alten Barden sind es nicht; selbst ihre Harfen haben sich verändert, sie sind melodischer, und, wenn man will, vollkommener, oder doch vielsaitiger geworden. Die alten Bardenharfen waren viel kleiner und hatten nur eine kleine Anzahl Drahtsaiten, die nach der diatonischen Tonleiter (wahrscheinlich mit Abweichungen von der unsern) gestimt waren, um aus verschiedenen Tönen spielen zu können. Es sind uns noch einige Stücke für die alte, echt caledonische Harfe übrig geblieben. Es sind Lieder von langsamen Rhythmen und von sehr klagendem Gesange, wodurch sie den alt-chinesischen sehr ähnlich werden, auch im Ausdrucke.

Der Cruth war eine Art Guitarre oder unförmliche Videl mit langem Bauche (Kasten), und auf dem Stege waren 5 oder 6 Darmsaiten gespant, die mit einem Bogen, wie die Saiten der Violine, gestrichen wurden. Er hat Ähnlichkeit mit dem Crooth der Gallier, und eine etwas entferntere mit der einen Art des chinesischen Kin, dessen Erfindung dem Fou-hi zugeschrieben wurde, und von dessen Wunderwirkungen nicht genug gerühmt werden konte. Er gehört gleichfalls zu den uralten Instrumenten der Caledonier, und ruht schon längst, wie die Harfe. Man findet ihn in ihren ältesten Gedichten nicht selten erwähnt.

Der Dudelsack (gäelisch „piob gäelich“ genant) ist zwar in sehr alter Zeit unter ihnen schon bekant gewesen, scheint jedoch lange unter den Barden kein besonderes Ansehen erlangt zu haben, und wird in keinem ihrer Gedichte erwähnt. Er ist also wol später erst in das Land gebracht worden, und hat sich nur nach und nach unter dem Volke Ansehen zu verschaffen gewußt, so daß er immer mehr zum Lieblings-Instrument geworden ist, das jetzt unter den Bergschotten überall und bei jeder Gelegenheit gehört wird. In Gesellschaft mit der Trommel feuert er sie zu Schlachten an, und verschönert ihre häuslichen Feste. Seine Einrichtung weicht von der gewöhnlichen etwas ab. Der caledonische Dudelsack hat 3 Schnarrpfeifen (bourdons), selten nur 2, und eine einzige Schalmey, die auf der Vorderseite 7 Löcher und auf der Hinterseite eins hat. Der tiefste Ton ist g, und die 7 Vorderlöcher geben die Töne a h c d e f g. Die tiefste Schnarrpfeife läßt den tiefsten Ton der Schalmey (g) um eine Octave tiefer hören, die mittelste läßt die Terz h, und die kleinste die höhere Octave der tiefsten ertönen. Diese 3 Schnarrtöne bilden einen unvollständigen Begleitungs-Accord aller neueren gäelischen Lieder.

So groß nun auch dadurch die Einförmigkeit ihrer Musik seyn muß; so erweckt doch noch jetzt der Ton ihres Dudelsacks den Schotten dieselbe Empfindung, wie den Schweizern ihr einfacher Kuhreigen, wozu die Liebe zu ihren Bergen und zu ihren anderweitigen Lebensgewohnheiten gewiß nicht wenig beiträgt. Ihre Melodien haben durchaus etwas Klagendes, wie von einer wunderbaren Wehmuth Durchdrungenes, und der seltsam elegische Hauptcharakter derselben ist ein treues Abbild ossianischer Dichtungsart. Überall, wo die Kunst der Musik sich noch in ihrer Kindheit befindet, also auch bei den Schotten, wird man bemerken, daß Volk und Dichter am lebendigsten von der Vorzüglichkeit und von den Wundern ihrer Tonkunst erfüllt sind. So war es bei den Chinesen und Indiern, so bei den alten Ägyptern und Griechen, und nicht anders verhält sich's bei den Caledoniern. Was auch die genanten Völker des Alterthums Wundersames von den höchst einfachen Weisen ihrer Tonkunst gerühmt haben: der schottische Wunderglaube steht ihnen nicht im geringsten nach. Mit Wenigem von jeher war und ist noch die einfache Kindheitsnatur zufrieden; was ihr das Leben verschönt, dem weiht sie dankbar ihre Liebe, und schmückt es aus mit den glänzendsten Farben einer Phantasie, die ihren Schattengestalten leuchtendere Schönheiten andichtet, als ihnen die lachendste Wirklichkeit nicht zu geben im Stande wäre. (*G. W. Fink.*)

CALEPIO, Ambrogio da, Calepinus oder, wie er sich per anagramma zuweilen nante: Pellicanus, wenn auch nicht der erste, doch der berühmteste aller früheren Lexikographen, so daß lange Zeit in Italien und Frankreich ein Lexikon überhaupt ein Calepin genant wurde. Er war aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Calepio, in oder bei Bergamo 1435 geboren, und trat 1451, oder nach andern 1458, in den Augustinerorden. Dies, und daß er im hohen Alter erblindete, sind beinahe die einzigen Umstände seines Lebens, die man kent. Er starb zu Bergamo 1511. Er arbeitete viele Jahre an einem lateinischen Lexikon, welches wahrscheinlich zuerst zu Reggio 1502. Fol., unter dem Titel: Dictionum interpretamenta erschien, woraus Jöcher ein besonderes Werk gemacht zu haben scheint. Mit vielen Verbesserungen gab er es noch zweimal, 1505 und 1509, heraus. In den folgenden Jahrhunderten ist es sehr oft von verschiedenen mit Erklärungen in mehren Sprachen bearbeitet und herausgegeben worden, so daß die spätern Ausgaben den ursprünglichen wenig ähnlich sehen. Die vollständigste und reichste Ausgabe ist die: Basel 1590 und dann 1627, in 11 Sprachen, worunter auch polnisch und ungrisch. Andere geschätzte Ausgaben sind: Lyon 1586, 2 Vol. Fol. in 10 Sprachen, und Ebendaselbst 1681, 2 Vol. Fol. in 8 Sprachen. Facciolati besorgte zu Padova 1758 in 2 Vol. Fol. eine Ausgabe in 8 Sprachen, wovon 1772 ein neuer Abdruck in 7 Sprachen erschien, und früher hatte Passerat einen Auszug, Leyden 1654 in 4. ebenfalls in 8 Sprachen herausgegeben. Jöcher führt noch ein Werk von Calepino an: De laudibus inclytae civitatis Venetiarum, wovon Tiraboschi nichts weiß, welcher nur von einigen ungedruckt gebliebenen Oden redet, dem h. Augustin und der h. Clara zu Ehren, welche nebst dem Original-Manuscript des Wörterbuchs im Augustiner-Kloster zu Bergamo aufbewahrt wurden. (*Blanc.*)

CALICHON. Nach Koch's musikal. Lexikon war dies der Name eines ehemaligen lautenähnlichen Saiteninstruments mit 5 Saiten, in der Stimmung g c f a d

Digitized by Google

(soll wol heißen $\overline{a}$). — Nicht unwahrscheinlich ist aber der Name Calichon nur das unrichtig geschriebene Wort Colachon, und dann gleichbedeutend mit Colascione. (*Gottfr. Weber.*)

CALIX-ELF, der, (Fluß), einer der größeren Ströme des schwedischen Lapplands, entspringt aus mehren zusammenhängenden großen Seen, am Fuße der norwegischen Grenzalpen, weit im Westen der Kirche Jukkasjervi, und bildet die Grenze von Gellivare- und Jukkasjervi-Lappmarker, bis er in das Pastorat Öfver-Torneå trit, hier beim Dorfe Tärende den Tärende-Elf, einen Arm des Flusses Torneå, aufnimt, und dann mitten durch die norrbottenschen Pastorate Öfver-Calix und Neder-Calix sich den Weg zum Meere bahnt. Bis Tärende läuft der Calix 14 oder 15 Meilen lang parallel mit dem, nur einige Meilen entfernten, Torneåfluß, geht dann 10¼ Meilen ganz südlich zur Kirche Öfver-Calix, von welcher bis zur Mündung ½ Meile im Süden der Kirche Neder-Calix, die Entfernung nur 6¼ Meile beträgt. Der Calixstrom hat viele, zum Theil unfahrbare, Wasserfälle; die Ufer sind meist eben und steinig, doch auf weiten Strecken fruchtbar und wohl angebauet.

Nach und in dem 9 Meilen langen und 4 Meilen breiten Pastorate Öfver-Calix gibt es keine Fahrwege; der Calixstrom bildet die einzige Verbindungsstraße. Das Pastorat Öfver-Calix ist mit Bergen ausgefüllt; der Kirche gegenüber liegt der Lappberg, welcher um Johannis einen freien Standpunkt zur Beobachtung der Mitternachtssonne darbietet; um Weihnachten kann man freilich kaum 2 Stunden bei Tage lesen; weite fruchtbare Landstriche umgeben die Kirche; doch ist Theerbrennen der Hauptnahrungszweig. An den Ufern der Flüsse erreicht das Gras zuweilen eine Länge von mehr denn 2 Ellen, ohne deshalb unschmackhaft zu seyn. Die Einwohnerzahl war im J. 1815. 1609; die Zahl der Gebornen war im J. 1816. 62, der Gestorbenen 27.

Das Pastorat Neder-Calix ist 6 Meilen lang und 6 Meilen breit; die Zahl der Einwohner war im J. 1815 aber 3653, denn es bauet viel Korn und treibt ansehnliche Viehzucht und Fischerei; Robben und Seevögel werden erlegt, auch Schiffe gebauet; denn ein Theil des Pastorats grenzt an den bothnischen Meerbusen; das ansehnliche Dorf Töre hat einen trefflichen Hafen, Brettermühlen und Stabhammer. Im J. 1816 wurden im Pastorat geboren 127 und starben 66. Im Norden ist das Pastorat mit Bergen ausgefüllt. Über „Herr Börja's Frühstück" oder das Geschenk Karls IX. an die Pfarre Neder-Calix vergl. meine Reise durch Schweden ꝛc. Bd. 2. Leipz. 1823. S. 167. 168. — In Ober-Calix wohnen meistens Schweden, wenige Finnen; in Neder-Calix sind alle Einwohner schwedischer Abkunft. (*v. Schubert.*)

CALKOEN, Jan Frederik van Beek-C., ein berühmter holländischer Mathematiker und Astronom. Er wurde geboren zu Gröningen 1772 am 5. Mai; und da sein Vater als reformirter Prediger nach Amsterdam berufen wurde, seit seinem vierten Jahr daselbst erzogen. Er studirte anfangs Theologie, und zwar auf der Universität zu Utrecht, wo er darin Bonnets (s. diesen Artikel) Schüler wurde; doch wandte er auch großen Fleis auf Sprach-, Alterthums- und Geschichtskunde, unter der Leitung der Professoren Rau und Sare, so wie auf Naturkunde und Philosophie, unter der Anweisung des Professors Rossyn. Insbesondere aber benutzte er den Unterricht des Professors Hennert in der Mathematik und Astronomie, so daß er dadurch bewogen wurde, sich diesem Fach ganz zu widmen, und das Studium der Theologie aufzugeben. Er blieb sieben Jahr als Student zu Utrecht, dann aber besuchte er die teutschen Universitäten zu Leipzig, Göttingen und Jena, und hielt sich acht Wochen zu Gotha auf, wo er täglich die dortige Sternwarte besuchte, in Begleitung des damaligen Directors derselben, des Herrn von Zach, mit dem er eine genaue Freundschaft schloß, und nachher einen fortdauernden Briefwechsel führte. Sodann machte er bei seinem Aufenthalt in Teutschland die Bekantschaft des Herrn von Lindenau, jetzigen Directors der gothaischen Sternwarte, und des berühmten berlinischen Astronomen Bode, so wie anderer vorzüglicher Gelehrten seines Fachs, die ihm bei seiner damals schon ausgezeichneten Gelehrsamkeit ihre Freundschaft schenkten, und nachher einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihm unterhielten. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1799 erst außerordentlicher, dann 1804 ordentlicher Professor der Astronomie auf der Universität zu Leyden, bald aber, 1805, zu Utrecht, als Nachfolger seines dort verstorbenen Lehrers Hennert. Nicht nur auf seinem Posten strebte er seinen Lehrlingen und den Wissenschaften nützlich zu seyn, sondern auch als Correspondent der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und als Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Haarlem, Rotterdam, Utrecht, Leyden und in Seeland. In der Kommission für die Maße und Gewichte des Königreichs Holland war er so thätig, daß er dafür von dem Könige Ludwig (Bonaparte) ein öffentliches Belobungsschreiben erhielt, und von demselben zugleich zur Anerkennung seiner Verdienste als Gelehrter zum Ritter des Unions-Ordens, und bei der Stiftung des holländischen Instituts der Wissenschaften zu Amsterdam zum Mitglied der ersten Klasse desselben ernant wurde. Für seinen Ruhm als eines der ersten und vorzüglichsten Gelehrten seines Landes, sprechen die vielen von ihm nachgelassenen Schriften, die er theils besonders, theils in den Werken der gelehrten Gesellschaften, wozu er als Mitglied gehörte, in verschiedenen Sprachen herausgegeben hat. Die meisten derselben betreffen die erhabensten Gegenstände der Mathematik und Astronomie. Er war übrigens auch ein freisinniger Philosoph, wie dies sein ästhetisches Werk in holländischer Sprache: Eurysalus, über das Schöne, Haarlem 1802, beurkundet. Seine lateinische Abhandlung: Über die Uhrwerke der Alten, zeigt tiefe Alterthumskentnisse. Allgemein interessant ist seine von der Taylerschen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preisschrift: Über den Ursprung des mosaischen und christlichen Gottesdienstes, zur Widerlegung des Werks von Dupuis: Origine de tous les cultes. Er würde bei einem langen Leben der Welt noch manche reife Früchte seiner ausgebreiteten Kentnisse und großen Gelehrsamkeit geliefert haben; aber er starb bereits, an einem unheil-

Digitized by Google

baren Übel, in der vollen Kraft seines Lebens, 1811 am 25. März. Mehre seiner vollendeten und halb vollendeten gelehrten Arbeiten sind durch seinen frühen Tod in der Handschrift liegen geblieben. Mit einem rastlosen Fleis in seinem Wirkungskreise verband er, obgleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, einen echtes religiösen Sinn, und zeigte solchen insbesondere auch in seinen letzten Gesprächen mit verschiedenen Freunden, indem er unter andern den eigenthümlichen Wunsch äußerte, daß er, wenn es möglich wäre, — unter der Anhörung einer wohl überdachten, aus Überzeugung und aus dem Herzen fließenden, vernünftigchristlichen Predigt von der Unsterblichkeit der Seele — sein irdisches Leben beschließen möchte! (Aus holländischen Nachrichten.) (*J. Ch. H. Gittermann.*)

CALLIONYMUS, Calirrhous, Elaeorhous Baïcalensis, Fettfisch, Abgrundfisch, sind synonym, sie bezeichnen den Baical-Spinnenfisch, den Pallas im 3ten Bande s. Reisen, Anh. S. 207, Nr. 49, und Nov. Act. Petrop. I. p. 349. tab. 9. fig. 2, 3. und im 3. Bande seiner Zoographia Rosso-Asiatica, p. 122. beschrieben hat. In dem letztern Werke nent er ihn *Elaeorhous*, weil er gefunden hatte, daß die Merkmale und Eigenthümlichkeiten seines Körpers dem Genus Callionymus, der Gattung der Spinnfische, nicht entsprachen, da dieser fettgallertartige Baïcalfisch keine Bauchflossen, wie die übrigen Callionymi, und überdies ganz abgelöste Kiemendeckel und gabelförmige Schwanzflosse hat. Dabei ist dieser ungewöhnliche und seltene Fisch, welcher eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Baïcalsees ausmacht, ganz nackt, ohne Schuppen, glatt, weich, farbenlos und so fett, daß er bei warmem Wetter bis auf die Gräten zerfließt. Seiner äußerlichen Gestalt nach sieht er einigermaßen den Seehähnen (Triglis) ähnlich. Die zunächst am Baïcalsee wohnenden Russen nennen ihn Golomjanka, welches soviel bedeutet, als Grundfisch, weil er nur in den tiefsten Abgründen dieses Sees zu leben scheint. Die Tunguſen aber nennen ihn Olotkan. Er fällt nie in die Netze der Fischer, die im Baïcal fischen, sondern wird bloß nach heftigen Stürmen, welche die Abgründe des Baïcals aufzuwühlen scheinen, in großer Menge todt am Ufer ausgeworfen, oder oben auf dem Wasser fuderweise umhertreibend gefunden, besonders aber in Haufen am südlichen Ufer des Sees. Die Russen kochen, sobald sie mehre Haufen dieser Fische eingetragen haben, den Thran aus, und verkaufen oder vertauschen ihn an die Chinesen, welche davon, wie man aus ihrer häufigen Nachfrage vermuthet, einen vortheilhaften, aber bis jetzt nicht bekant gewordenen Gebrauch machen sollen. Die Russen brauchen diesen Fischthran [illegible] um das durch Wasser und Sonne hart gewordene Leder damit zu erweichen und wieder geschmeidig zu machen: [illegible] genießbar ist dieses Fett nicht, und selbst die Krähen [illegible] Möven mögen diese ausgeworfenen Fische nicht verzehren. Dieser Fisch ist sowol der ungewöhnlichen Substanz seines Körpers, als seinem ganzen abenteuerlichen [illegible] und seiner Gestalt, selbst seinem besondern Aufenthalt und Todesart nach, ein seltenes, anomales und merkwürdiges Thier, welches, meines Wissens, noch in keiner europäischen Fischsamlung, außer etwa in einigen wenigen Samlungen von Petersburg und Moskau aufbewahrt wird. Pallas, welcher sich im Juni und Juli 1772 an den Ufern des Baïcalsees aufhielt, wußte sich deren mehre durch einige nach Posolsk abgefertigte Boten, theils getrocknet, theils in Spiritus aufbewahrt, zu verschaffen. In den Gläsern voll Brantewein, in welchen die letztern aufbewahrt wurden, schwamm der Thran, der aus ihrem halbdurchsichtigen Körper ausgeschmolzen war, tropfenweise oben auf. Die einzige Abbildung, die wir bis jetzt von diesem merkwürdigen Fische besitzen, befindet sich im ersten Bande der Nov. Act. Petrop. p. 349. Tab. 9. fig. 2. 3., ist aber sehr schlecht. Eine bessere habe ich nach einem von spätern Reisenden an das Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eingesandten wohlerhaltenem Exemplare gemalt. Pallas versichert in seiner Reisebeschreibung, 3. Bd. S. 290, daß diese Fische noch nie lebendig zum Vorschein gekommen sind. Man muthmaßet, sagt er, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß sich diese Fische nur in den tiefsten Schlünden des Baïcals aufhalten, welche in der Mitte und selbst an vielen Orten nicht weit von dem nördlichen steilen Gebirgsufer mit keinen oder Tauwerk, das eine Länge von 3 bis 400 Klaftern hatte, nicht haben ergründet werden können. — Was für Ursachen und Veränderungen in dem See selbige nur todt in die Höhe bringen, ist schwer zu sagen. Ich halte diese Ursachen für vulkanische Ausbrüche im Grunde des Sees, in dessen Schlünden Kiese durch das eindringende Wasser zersetzt werden, wodurch diese Thiere plötzlich und in Menge getödtet werden, die, als Grundbewohner im See, lebendig (sonst nie) gesehen worden sind. Pallas selbst sagt auch ausdrücklich: „Gemeiniglich werden diese Fische im Sommer nur durch heftige, von der steilen Bergseite her wehende oder nördliche Stürme hauptsächlich an die Posolskische Küste und um die Selengische Mündung ausgeworfen. Man sieht sie auch nach einer unruhigen See oft felderweise todt an der Oberfläche schwimmen, und manche Jahre sind sie so häufig ausgeworfen worden, daß sie wie ein Wall am Strande hin gelegen." In einer folgenden Stelle, S. 291, wird diese neue Vermuthung durch die besondere Charakteristik dieser eigenthümlichen Art der Stürme, die man Typhoone nent, und die vulkanischen Ausbrüchen auf dem Grunde des Meeres ihren Ursprung verdanken, bestätigt. „Die Baïcalfahrer haben einen besondern Compaß, auf welchem nur 3 Winde verzeichnet sind. Alle zwischen Nord-Ost und Süden wehenden Winde, mit welchen man von der Selengischen Mündung geschwind über den See kommen kann, heißen Barguſin, weil sie von diesem Orte (Barguſin) gleichsam her wehen. Alle Winde zwischen Nordwest und Südwest, die gleichsam aus der großen Bucht des Baïcals kommen, werden Kultuk genant, und endlich werden die gerade aus Norden oder von der gebirgigen nördlichen Küste streichenden mit einem allgemeinen Namen Gornaja Pogoda, d. i. Bergwinde, belegt, und diese sind

Digitized by Google

unerwartete und recht wüthende Orcane, die zwar von kurzer Dauer, aber desto gefährlicher sind, weil sie bei geringer Breite die Schiffe an der südlichen seichten Küste zum Stranden oder Scheitern bringen, auch wol gar, wenn die Segel nicht geschwind genug eingerefft werden können, in Gefahr setzen, umzuschlagen oder wenigstens den Mast zu verlieren. Bei den übrigen Winden ist so viel Gefahr nicht, als bei diesem" u. s. w. Noch mehr Bestätigung und Gewißheit erhält meine Meinung durch die Schilderung des Bodens und der Gebirgsform, in welcher man die Natur und Wirkung vulcanischer Ausbrüche nicht verkennen kann. „Die Tiefe des Baïcals in der Mitte und am nördlichen Ufer ist so groß, daß man oft mit mehren Lothleinen keinen Grund hat finden können. Der See ist gleichsam eine ungeheure Kluft, welche das von einander gerissene Gebirge aufgethan hat, und in welche sich die umliegenden Ströme ergossen haben. Das gebirgige Ufer selbst zeigt überall Spuren der gewaltsamsten und mächtigsten Veränderungen (Erdrevolutionen), zugleich aber des höchsten und grauesten Alterthums Kennzeichen." Diese gesamten Schilderungen und die Übereinstimmung derselben mit allen den Erscheinungen, die ich selbst am Cap Sangar, an den offenbar von einander gerissenen Felsenufern in der Van Diemens Straße und allen übrigen furchtbaren Merkmalen des Typhoons, den wir auf unserer Erdumsegelung erlebten, gesehen habe, lassen mir keinen Zweifel übrig, daß jene große Menge todter Fische im Baïcalsee, die man sonst nie lebendig zu sehen bekomt, Opfer der Erdbrände oder vulcanischen Ausbrüche in den Abgründen des Sees geworden sind. Man denke sich nur, wie die Schwefeldämpfe der Solfataren über dem Wasser und in der Luft schon alle athmende Thiere ersticken; man erinnere sich der Erscheinungen bei Thieren in der Hundsgrotte, und man wird es sehr natürlich finden, daß auch im Wasser das Athmen der Fische dadurch gehemt werden müsse. Durch keinen Sturm, er sey auch noch so heftig, kann aber das Meer so sehr beunruhigt und in so hohem Grade zur sogenanten Klappsee (Seap Sipp der Engländer) bewegt werden, als durch vulcanische Ausbrüche auf dem Boden desselben, die an den japanischen und chinesischen Küsten nichts Seltenes sind, und fast in jedem Jahre ihre Schiffe versenken und zertrümmern.

Diese Fische, wenn man sie im Sommer nach den sogenanten Bergstürmen in großen Haufen todt am Ufer des Sees ausgeworfen findet, sind fast alle von gleicher Größe, meistens 6 bis 7 Zoll lang. Da man sie noch niemals lebendig gesehen, nie ihre Lebensweise, Nahrung, Fortpflanzung u. s. w. in den tiefen Abgründen des Sees hat beobachten können, so weiß man bis jetzt nicht, wo sie laichen, wovon sie leben, welchem Thiere sie wieder zur Beute werden, ja man kent ihren Magen, ihre Eingeweide, den ganzen innern Bau ihres Körpers und ihre ganze thierische Ökonomie noch nicht einmal. Die ganze Beschreibung beschränkt sich bloß auf die äußern Theile.

Der große, viereckige Kopf des Fisches ist unten an der Grundfläche eckig, oben auf dem Scheitel platt, und hat an den Schläfen eine kielförmige Gräte mit 2 Knöpfen und weichen, kurzen, glatten Kiemendeckeln, die an ihrem Umfange mit 5 Eindrücken oder Gruben markirt sind, und hinten einen kleinen dreieckigen Kiemendeckel als Zugabe haben. Die lang vorgestreckten Kiefer bilden einen Schnabel, welcher platt, breit und vorn abgerundet ist, und wenn sie geöffnet werden, einen weiten Rachen, in welchem die halb knorpeligen, halb knochigen Kiefer als die festesten Theile erscheinen; ihr Rand ist dick und erhaben nach außen gekehrt, und mit sehr vielen kleinen, hackenförmigen Zähnchen besetzt, so daß er ganz rauh anzufühlen ist. Der Unterkiefer ist etwas schmäler als der obere, hat aber eine glatte, vor dem Oberkiefer vorstehende Spitze. Hinten im Rachen ist alles glatt, und man bemerkt eine stumpfe Zunge. Die Kiemenbögen sind lang mit doppelten, stumpfen Zähnchen besetzt. Die Kiemenhaut ist schmal, von der Kehle rückwärts aus einander weichend, und durch 6 sehr von einander abstehende Knorpelstrahlen unterstützt; man bemerkt auch noch einen siebenten, aber dieser ist mit den Kiemendeckeln verwachsen. An der platten Stirn steht auf jeder Seite ein schwarzes, großes Auge, mit einer Nickhaut bedeckt, und einfache Nasenlöcher unter denselben. Der Körper ist ganz weich, schuppenlos, blaß, schlüpfrig, weißlich, sieht aus wie ein Stück Fett oder Seife, ist zusammengedrückt, läuft verdünnt vom Kopfe bis zum Schwanze herab. Das Oberhäutchen ist dünnglatt, die Seitenlinie ist matt und undeutlich, so daß man sie kaum bemerkt, und liegt dem Rücken näher als dem Bauche. Merkwürdig ist an diesem Fische, daß ihm die Bauchflossen fehlen, doch hat ihn Bloch im Systeme weder unter den Hexapterygia als neues Genus aufgenommen, noch unter den Octopterygia als Callionymus angenommen, wofür ihn Pallas früherhin ausgegeben hatte. Auch hat Schneider, der Herausgeber des Bloch'schen Systems, ob er gleich sonst alle Pallas'sche Entdeckungen benutzt hat, diesen Fisch, so viel ich gesehen habe, nirgends eingeschoben.

Unter allen seinen Flossen sind die Brustflossen die längsten; denn sie sind fast halb so lang, als er selbst. Jede Flosse hat 13 dünne, steife, borstenartige und bogenförmige Strahlen, die insgesamt sich in dünne, bewegliche, weiße Ährchen oder Fasern endigen; diese fadenförmigen Fasern aber hängen insgesamt mit der breiten, weißlichen, durchsichtigen Haut zusammen, welche die Flossenstrahlen mit einander verbindet, bis an ihr äußerstes Ende, wo sie immer schmäler wird und gleichsam ausgeschnitten erscheint; die ersten 10 Flossenstrahlen sind die längsten. Die erste Rückenflosse ist klein und hat 8 kurze Strahlen, die ziemlich weit von einander stehen. Die zweite Rückenflosse ist größer, und hat 28 steifere, am Ende eben so gefaserte Strahlen, wie die Brustflossen, von denen der dritte bis zum 15ten die längsten sind, und vor den übrigen heraustragen. Alle Flossenstrahlen der Rückenflossen haben unten an der Wurzel einen weißen Knoten oder undurchsichtigen Punkt an der Stelle, wo die Borstenstrahlen eingelenkt sind. Diese Punkte haben das

Ansehen der Fettkörner. Der After liegt weiter vom Kopfe als vom Schwanze entfernt, ungefähr im vierten Viertheil der ganzen Länge, und nicht weit hinter ihm beginnt die Afterflosse, welche der zweiten Rückenflosse gerade gegenüber steht, und mit ihr von gleicher Größe ist; sie enthält 32 Strahlen, von denen die beiden ersten sehr kurz sind, der dritte aber bis zum 16ten länger werden. Die gabelförmige Schwanzflosse ist unter allen übrigen am stärksten und ausgebildetsten; sie hat 13 feste, getheilte oder verästelte Strahlen, welche durchaus deutlich gegliedert sind.

Dies ist ungefähr die Beschreibung des wohlerhaltenen Exemplares, welches ich abgezeichnet hatte. Jetzt noch die Ausmessung der einzelnen Theile.

Die ganze Länge des Fisches betrug 6 Zoll 10 Linien, die Länge des Kopfs 1 Zoll 11 Linien, die Weite des Rachens 1 Zoll. Der Raum von der Mitte des Schnabelrandes bis zu den Nasenlöchern 4½ Linie, die Augen 9½ Linie, der Abstand beider Augen von einander 4 Linien, Raum zwischen beiden Nasenlöchern 5 Linien, bis zur Kiemenöffnung 1 Zoll 4 Linien, bis zu den Brustflossen 1 Zoll 11 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, Abstand des Afters von der Schnabelspitze 2 Zoll 7 Linien, Raum zwischen dem After und der Afterflosse 4 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, von dieser bis zur Schwanzflosse 9½ Linie, Länge der Schwanzflosse mit ihrer Theilung oder beiden Lappen 11 Linien, Abstand des Schnabels von der ersten Rückenflosse 2 Zoll, Länge derselben 8½ Linie, Raum zwischen ihr und der zweiten Rückenflosse 3½ Linie, Länge der zweiten Rückenflosse 2 Zoll 7 Linien, Raum von ihr bis zum Schwanze 7½ Linie. (*W. G. Tilesius.*)

CALLISEN, Heinrich, geb. den 11. Mai 1740, gest. zu Kopenhagen am 5. Febr. 1824, war der Sohn eines Predigers zu Prentz im Holsteinschen. So gern auch sein Vater den viel versprechenden Jüngling auf der Schleswiger Domschule hätte fortstudiren lassen, so sah er sich doch durch seine beschränkte Lage, und bei eilf Kindern genöthigt, ihn im 15. Jahre nach Kopenhagen zu dem Amts- und Regimentschirurg Spierling in die Lehre zu schicken, und als Barbierburschen einschreiben zu lassen. Im Jahre 1758 zum Gesellen losgesprochen, ward Callisen von dem Justizrath und Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, auf besondere Empfehlung, ins Haus genommen, unter dessen und des Dr. Heuermann Leitung er sich nicht nur unermüdet im Zergliedern und in der Verrichtung anatomischer Operationen übte, sondern auch durch Benutzung der Krüger'schen Bibliothek der Literatur seiner Wissenschaft immer mehr Geschmack abgewann.

Allein der schon 1759 erfolgte Tod seines Vaters gebot den verwaisten Sohn, nun auf Mittel zu seiner Selbsterhaltung zu denken. Nachdem er ein Jahr Gehülfe eines Landchirurgen gewesen war, kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo ihn Spierling als Compagnie-Chirurgus anstellte. Zu dieser Zeit (1760) starb sein Wohlthäter Krüger, und Callisen würde wol seinen jetzt drückenden Verhältnissen haben erliegen müssen, wenn er nicht, entrüstet über die Insolenz, mit der ihm ein Officier begegnete, seinen Abschied genommen, und sich an den Justizrath und Generaldirector Hennings gewendet hätte. Dieser stellte ihn beim anatomisch-chirurgischen Amphitheater als Oberschiffschirurg an, in welchem Posten er 1761 und 62 ein paar Seestreifzügen beiwohnte. Hierauf ward er Pensionär des Amphitheaters, und kurz darnach Unterwundarzt des Friedrichshospitals, wo ihm, als Prosector des Generaldirectors, alle wichtige anatomische und chirurgische Operationen zugetheilt wurden. Im Jahr 1766 unterwarf er sich bei der medizinischen Fakultät dem Examen rigor. in lateinischer Sprache, nachdem er schon ein Jahr lang über Anatomie und Chirurgie Lehrvorträge gehalten hatte.

Im Jahr 1767 setzte ihn ein königl. Reisestipendium in den Stand, eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich zu unternehmen. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Frankreich besuchte er London, und schrieb hier, so wie früher zu Paris, in seinen Zwischenstunden Abhandlungen, die ihm den Zutritt in die Versamlungen der dortigen Societäten und Akademien verschafften. Da sein Stipendium nicht ausreichte, ihn in London zu ernähren, so trieb er, in Verein mit dem Dentisten Marchetti, einen einträglichen Handel mit Zahnpulver und Zahnbürsten.

Im Jahre 1771 ward er vom König Christian VII. als Oberchirurg der Flotte und des Seekrieghospitals, gleichwie als Divisionschirurgus der zweiten Abtheilung der Seeleute nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er sogleich seine öffentlichen chirurgischen Vorlesungen eröffnete, und 1772 bei der Universität die medizinische Doctorwürde annahm. Seine Privatpraxis gewann bald einen bedeutenden Umfang, und von dieser Zeit an stieg Callisen von Stufe zu Stufe.

Er erhielt 1773 die Professur der Chirurgie, mit Beibehaltung seiner Admiralitäts-Wundarztstelle, und mit dem Versprechen, Hennings als Generaldirector zu succediren. Im Jahr 1774 ward er ordentliches Mitglied des Collegii medici, in demselben Jahre Mitvorsteher der chirurgischen, dann der medizinischen Übungsgesellschaft, 1776 Arzt des Seekadettencorps, und zugleich Mitglied einer Commission zur Bildung junger, vaterländischer Wundärzte, 1778 Mitglied der Commission, welche für die neue Einrichtung des Seekrieghospitals Sorge tragen mußte; und 1784 erhielt er den Titel eines wirklichen Justizraths.

Einen Ruf als erster Professor an der chirurgischen Lehranstalt in Berlin, der an ihn 1787 erging, lehnte er ab, erhielt dagegen 1791 seinen Sitz neben dem Generaldirector in der Kopenhagener Akademie, und nahm im folgenden Jahre seinen Abschied als Divisionschirurgus. Nach Hennings Tode (1794) ward er wirklicher Generaldirector und erster Professor der Chirurgie, auch 2 Monate später Mitdirector des k. Friedrichshospitals, legte nun aber seine übrigen Statsämter nieder. Dennoch blieb ihm in seinen Lehrvorträgen und in seiner immer ausgebreitetern Privatpraxis ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis, dem er bis in sein höchstes Alter mit seltener Sorgfalt und Thätig-

Digitized by Google

keit vorstand, weshalb ihn auch sein König 1802 zum wirklichen Etatsrath, 1809 zum Ritter des Dannebrogordens, 1812 zum Conferenzrath, und 1813 zum Commandeur des Dannebrog ernante.

Zu Anfang des Jahres 1805 bekam er die gewünschte Entlassung von seinem akademischen Lehramt, das er 40 Jahre rühmlichst verwaltet hatte, mit Beibehaltung des Generaldirectoriats und seines Jahrgehalts. Am Schlusse seiner letzten öffentlichen Vorlesung überreichten ihm seine dankbaren Schüler eine große goldene Medaille mit dem Brustbilde des Greises und einer passenden Umschrift.

Erst 10 Jahre später schränkte er seine Praxis mehr auf ärztliche Consultationen ein, nahm aber noch mit besonderer Vorliebe an den Arbeiten der Vaccinationscommission Theil, deren Jahresberichte an die k. dänische Kanzlei damals fast alle von ihm abgefaßt wurden. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fühlte er immermehr die Bürde des Greisenalters, und verschied mit der Ruhe, die das Bewußtseyn treuerfüllter Pflichten und ein reines Gewissen schenkt, betrauert von seiner Witwe, 6 Kindern und 22 Enkeln.

Die vorzüglichsten, von Callisen hinterlassenen Schriften sind folgende: *Disput. inaugur. de praesidii Classis regiae sanitatem tuendi methodo*, praes. *C. G. Kratzenstein. Havniae* 1772. 8. *Institutiones chirurgiae hodiernae, in usum academ. adornatae. Havn.* 1784. 8. Teutsch übersetzt: Frankf. und Leipz. 1786. I. II. 8. Theoretische und prakt. Wundarzneikunst für unsere Zeiten, oder Callisens Grundsätze der ganzen Chirurgie, zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet von Aug. Alex. Richter. Halle 1785. 8. System der neuern Wundarzneik., aus dem Lat. übers. von K. G. Kühn. Neue von dem Verf. verm. u. verbess. Aufl. Kopenhagen 1800. I. u. II. Thl. 8. *Principi del systema della Chirurgia moderna.* 7 Vol. 8. *Physisk mediziniske Betragtninger over Kjöbenhavn etc.* Kopenh. mit Callisens Portrait; I. 1807. II. 1809. 8. Ein und zwanzig in der k. medizin. Gesellschaft vorgelesene, und späterhin gedruckte Abhandlungen, 20 lateinische und 1 dänische sind in den Schriften dieser Gesellschaft aufgenommen, außer mehren in derselben vorgelesenen, die sich zum Theil in der Bibliothek der k. chirurg. Akademie, als Mscript., finden. Fünf dänische Abhandlungen, welche in den Denkschriften der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften eingerückt, und zugleich einzeln in Quart abgedruckt sind.

Callisen's Nekrolog s. in dem Literar. Anzeiger der Allgem. medicin. Annalen von 1825. 6tes Heft. S. 861 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CALMAR, eine alte Seestadt an der Ostsee, auf der Küste und auf Qvarnholmen, einer kleinen Insel an der Küste Smålands, der Insel Öland gegenüber, regelmäßig gebaut, im J. 1815 mit 4536 Einwohnern; die meisten Häuser sind von Holz; einer der beiden Märkte ist mit Bäumen bepflanzt; der Hafer ist vorzüglich; der Handel wird ins In- und Ausland in (im J. 1814. 75) eigenen Schiffen mit Eisen, Alaun, Brettern, Kalkstein von Öland ꝛc. getrieben; die Stadt hat 2 Schiffswerfte. An Fabriken findet man eine Pottaschen- und mehre Schnupftabaksfabriken.

Von der Stadt haben Calmare Län (der östliche Theil oder das Küstenland der Provinz Småland, nebst der Insel Öland, welche Insel nur 1819 bis u. mit 1824 ein eigenes Län bildete), und Calmare Stift (Bisthum, welches den südlichen Theil von Calmare-Län und Öland begreift) den Namen, weil der Landshöfding und der Bischof in der Stadt Calmar (einer der drei Städte — Westervik und Wimmerby — des Län) ihren Sitz haben. Das Stiftsconsistorium bilden, unter Präsidium des Bischofs, ein Dompropst und die 6 Lectoren des Gymnasiums (gestiftet 1692), neben welchem eine Trivialschule, als niedere Schule, beide im alten Bischofshause (denn das neue Schulgebäude brante ab mit dem theologischen Theil der Bibliothek) besteht; jetzt (1817) zählt die Gymnasialbibliothek 3 bis 4000 Bände, auch einige arabische Manuscripte, und sind mit derselben ein ansehnliches Münzkabinet und eine kleine naturhistorische Samlung verbunden.

Am großen Markte liegt das Rathhaus, und mitten auf dem Markte die prächtige Domkirche aus Ölandischem Stein; die mächtigen Gewölbe tragen sich selbst ohne Pfeiler. Außer der Dom- oder Stadtgemeinde hat Calmar eine Schloßgemeinde, zu welcher der (älteste) Theil von Calmar, der auf dem festen Lande liegt, gehört: die kleine Schloßkirche befindet sich im Schlosse. In diesem alten, ehemals sehr festen Schlosse, ward der Reichstag gehalten, wo am 20. Juli 1397 die Calmar-Union beschossen wurde, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark ein Reich unter einem dänischen Könige bildete: jetzt dient der Unions-Saal zum Kornmagazin der Krone; in dem wohl erhaltenen Schlafzimmer der Königin Margaretha wird die kleine Bibliothek der Landhaushaltungsgesellschaft (gestiftet 1811) des Län Calmar, deren Direction in Calmar ihren Sitz hat, aufbewahrt; in dem anstoßenden Audienzsaale hält die Gesellschaft ihre Versamlungen; im Trabantensaale sind die landwirthschaftlichen Instrumente aufgestellt. Im Burgring des zweiten Stockwerks findet man einen Stein mit Schneckengängen, auf welchem die Ritter nach der Mahlzeit ihren Umgang halten mußten, ihre Nüchternheit zu zeigen. Von einem der 4 Thürme hat man eine weite entzückende Aussicht auf das Meer, über Öland, Calmar und die freundliche Umgegend, auch das nahe im Süden gelegene Vorgebirge Stensö, wo im Mai 1520 Gustav I., von Lübeck kommend, landete, um sein unterdrücktes Vaterland zu befreien; Ludwig XVIII., welcher als Flüchtling auf Öland ans Land stieg, und sich einige Zeit in Calmar aufhielt, ließ zu Stensö, zum Gedächtniß des großen Königs, eine schöne steinerne Tafel mit Inschrift errichten. Im alten Schlosse haben ferner ihr Local die Arbeits- und Correctionsanstalt der Stadt (für umherstreichende Müßiggänger) und die Schule des Arbeitshauses, in welcher arme Kinder weiblichen Geschlechts

Digitized by Google

Wohnung, Arbeit, Unterricht, Kleidung und Nahrung erhalten; Theil der großen Arbeitsanstalt, die, im J. 1811 gestiftet, mittelst freiwilliger Abgaben und Beiträge besteht, auch erwachsene Arme außerhalb der Anstalt durch monatliche Austheilungen und Arbeit unterstützt.

Der Stadtkirchhof liegt in der Nordervorstadt. In der Stadt findet man das Läns-Lazareth, mit welchem ein Hospital (für Irren) vereinigt ist. Die alten Festungswerke der Stadt, wie die Hafenschanzen Fredriksstants und Grimskär, werden nicht mehr unterhalten. — Eine Buchdruckerei besteht, in welcher eine Zeitung „Posten" erscheint. Die Bibelgesellschaft des Stifts hält in Calmar ihre Versamlungen; auch findet man noch eine Armenschule und eine Sonntagsschule. Vor Kurzem erhielten das Kirchen- und Schulwesen, wie die milden Stiftungen der Stadt Calmar bedeutende Legate durch Pehr Wijk, der früher schwedischer Generalconsul in Tanger war. — Der Sund, welcher die Ostküste Smålands von der Insel Öland trent, führt den Namen Calmarsund; er ist bei Calmar 1 Meile, ober- und unterhalb bis 2½ Meilen breit. (*v. Schubert.*)

Caloscirtes s. Chlamys.

CALYPTRA (Entomologie) nent Ochsenheimer eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Eulen, die aus sechszehnfüßigen Raupen hervorgehen, und durch sehr große Taster sich auszeichnet. Er bringt Bomb. thalictri und libatrix Fabr. dahin. Latreille (Fam. natur. p. 476.) behält die Benennung Calyptra nur für erstere bei, und errichtet für letztere die Gattung Gonoptera. (*Germar.*)

CAMALDOLENSER, Einsiedler und Mönche eines Ordens, dessen Stifter Romuald, aus Ravenna, war. Er leitete seinen Ursprung von den Fürsten von Ravenna her, und brachte seine erste Jugend in Wohlleben und Ausschweifungen zu. Auf der Jagd gerieth er einst in eine stille, einsame Waldgegend. Die Abgeschiedenheit des Ortes ließ ihm die Stimme seines erwachenden Gewissens vernehmen, und zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke, daß Abgeschiedenheit, für ein beflecktes, belastetes Gemüth, wol der passendste Zustand seyn dürfte. Ein unglücklicher Zweikampf, in welchem sein Vater einen nahen Verwandten tödtete, und bei welchem Romuald, gezwungen, gegenwärtig war, erschütterte ihn so, daß er sich in das Benedictiner-Kloster von Monte Cassino begab, um dort 40 Tage lang Buße zu thun, nach Sitte derer, die einen Meuchelmord begangen hatten; denn Romuald achtete sich schuldig, obschon er keinen unmittelbaren Theil an jenem Ereignisse genommen hatte. In dieser Zeit machte er eine genaue Bekantschaft mit einem der Mönche, welcher ihn bestürmte, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Romuald war anfangs sehr abgeneigt; als ihm aber dieser die Erscheinung des heil. Apollinaris verhieß, und Romuald denselben in zweien Gesichten erblickte, so trat er in den Orden wider den Willen seines Vaters, dessen Zorn er lange zu fürchten hatte. Jetzt bewies er einen solchen strengen Eifer in Beobachtung der Klosterregeln, daß er seinen Mitbrüdern ein beschämendes Beispiel ward, und durch bittern Tadel noch überdies ihren Unwillen reizte. Sie beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen; Romuald aber, von ihrem Vorhaben benachrichtigt, entfernte sich aus dem Kloster mit der gern ertheilten Erlaubniß seines Abts, zu einem berühmten Einsiedler, Marino, in das Venedigsche zu gehen. Dieser nahm ihn willig auf, behandelte ihn aber sehr hart. Er pflegte täglich alle Psalmen auswendig zu singen, wobei ihm Romuald beistehen mußte. So oft diesen nun sein Gedächtniß verließ, erhielt er von seinem Meister einen Schlag auf das linke Ohr mit einem Stäbchen. Er bemerkte bald, daß er anfange das Gehör auf diesem Ohre zu verlieren, daher bat er seinen Lehrer, ihn künftig lieber auf das rechte Ohr zu schlagen, welche Demuth denselben so rührte, daß er ihn fortan milder behandelte, ja selbst die größte Hochachtung für ihn faßte. Romuald ging bald darauf mit ihm und einigen andern nach Catalonien in Spanien, wo er gleichfalls als Einsiedler lebte. Er kehrte jedoch wieder nach Italien zurück und erfuhr, daß sich sein Vater in das Kloster des heil. Severus, bei Ravenna, begeben habe, um der Welt zu entsagen, aber in seinem Entschlusse schon wieder wankend werde. Sogleich eilte Romuald zu ihm, seinen geistlichen Beistand zu leihen. Da er aber kein Gehör fand, so legte der fromme Sohn seinem Vater Fesseln an, setzte ihn ins Gefängniß, ließ ihn fleißig fasten, und bewirkte so eine gänzliche Zerknirschung, nach welcher er im Kloster bleiben wollte, und auch in demselben starb. Der Ruf von Romualds Heiligkeit verbreitete sich, und der Kaiser Otto III. übertrug ihm die Oberaufsicht in dem Kloster Classe. Doch auch hier misfiel er den Mönchen wegen seiner Strenge, weshalb er selbiges wieder verließ. Er legte hierauf noch vier Klöster in Italien an; doch in keinem wollten die Mönche die vorgeschriebenen Regeln genau beobachten, deshalb ging jetzt Romuald in eine einsame Gegend, auf den Apenninen, welche Camaldoli, von Campo Maldoli, hieß, entweder nach dem Besitzer Maldoli, oder nach dem verstümmelten Namen: campus amabilis. Hier sah er im Traume eine Leiter, welche bis in die Wolken reichte, auf welcher Männer in weißen Kleidern auf- und abstiegen. Er nahm dieses für einen Befehl, einen neuen Orden zu stiften, und so errichtete er 1012 zu Camaldoli eine Brüderschaft von Einsiedlern, welche, nach ihrem ersten Wohnorte, Camaldolenser genant wurden. Nach dem gehabten Traumgesichte schrieb er ihnen vor, sich weiß zu kleiden; ein langer Rock, ein Scapulier, eine runde Capusche und Schuhe machten ihre Bedeckung aus; Hemden trugen sie nicht. Die Regel war streng. Jeder Einsiedler wohnte in einer abgesonderten Zelle, und nur bei dem gemeinschaftlichen Gebete sahen sie sich. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand in Wasser und Brod, Sonntags und Donnerstags ausgenommen, wo sie Gemüße aßen. Fleisch war für immer verboten, wovon nur Krankheit und Altersschwäche entbinden konten. Einige beobachteten bei den gewöhnlichen großen Fasten ein unverletzliches Schweigen, andere aber hundert Tage hinter einander. Nach diesen Einrichtungen begab sich Romuald nach Sitria in Umbrien, bei Sorpo Ferrato, schloß sich dort ein, und verlebte sieben Jahre in einem ununterbrochenen Schweigen. Viele Verehrer und Anhänger strömten ihm zu

Digitized by Google

und nun errichtete er ein Kloſter, wodurch die Camaldolenſer-Cönobiten oder Mönche entſtanden, da jene blos Einſiedler waren. Als Kaiſer Heinrich II., der Heilige, nach Italien kam, beſchied er Romuald zu ſich, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und ſoll an ihn die Schenkung des Kloſters Montamiat gemacht haben. Endlich fühlte Romuald die Annäherung ſeines Endes. Er begab ſich in das Kloſter Val de Caſto; ſchon 20 Jahre vorher hatte er ſeinen Schülern vorausgeſagt, daß er daſelbſt ſterben werde, und hier beſchloß er auch ſein Leben in einem hohen Alter 1027; nach andern 1037. Papſt Alexander II. beſtätigte 1072 den Orden der Camaldolenſer; der Prior derſelben hieß General. Rudolph, der vierte General, milderte 1102 die Verfaſſung dieſes Ordens in etwas, welcher ſich ſehr vermehrte, und nach fünf Congregationen unterſchieden ward.

Die erſte, die Congregation der heiligen Einſiedelei, war die urſprünglich zu Camaldoli errichtete; die zweite, die Congregation des heil. Michael di Murano. Das Kloſter, wovon ſie den Namen hat, ward 1212 geſtiftet, und liegt unweit Venedig. Alle 5 Jahre wird ein anderer General gewählt, welcher ſich General der Mönche und der Einſiedler nent, ohne daß ihn jedoch letztere anerkennen, indem dieſe einen eigenen General unter ſich wählen. Dieſer Congregation gehören 35 Klöſter zu, und 8 Nonnenklöſter deſſelben Ordens ſind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Hauptbeſchäftigung dieſer Mönche iſt Pſalmen zu ſingen. Faſt die Hälfte des Jahres faſten ſie, ſchlafen auf Strohſäcken und eſſen nie Fleiſch. Ihre Kleidung iſt, mit geringen Abweichungen, wie die der Einſiedler. Die dritte Congregation iſt die von dem Berge della Corona, aus Einſiedlern beſtehend. Ihr Stifter war Paulus Juſtinianus, ein Venediger. Das Hauptkloſter, 10 Meilen von Perugia, dem Heilande gewidmet, hat ſeinen Namen von ſeiner Lage Monte della Corona, und gab auch dieſer Brüderſchaft den Namen. Regel und Kleidung iſt die mehrmals erwähnte. Dieſe Einſiedler bewohnen meiſtens die Spitzen hoher Berge. Die vierte Congregation iſt die Turiniſche, 1601 geſtiftet von Alexander de Leva, und beſteht ebenfalls aus Eremiten. Die fünfte endlich war in Frankreich die Congregation unſerer Frauen von der Tröſtung. Ihr Stifter war Bonifacius Anton von Lyon, von der turiniſchen Congregation, welcher 1626 dieſe, die ebenfalls aus Eremiten beſtand, in Frankreich ſtiftete. — Auch Camaldolenſer-Nonnen gibt es, von denen 1086 das erſte Kloſter zu Mucellano, im Toscaniſchen, von Rudolph, dem vierten General des Ordens, geſtiftet ward. Sie wuchſen zu 24 Klöſtern an, wovon 8 unter den Mönchen, die übrigen unter den Einſiedlern ſtehen. Die Ordenskleidung iſt auch hier, wie ſie der erſte Stifter Romuald vorſchrieb *).

Literatur: Heliot, des ordres monastiques. T. V. ch. XXI. p. 236 seq. Paris 1718. 4. Teutſche Encyclopädie, 4. Bd. Frankfurt a. M. 1780. 4. (ſ. d. Art.) (*A. Herrmann.*)

*) Die Strenge dieſes Ordens, welcher ſeinen Mitgliedern große Demuth auferlegte, hat Veranlaſſung gegeben, daß man heuchleriſche Kopfhänger Kalmäuſer, aus Camaldolenſer verſtümmelt, ſpottweiſe und im gemeinen Style genant hat.

CAMARASA, ſtarker Marktflecken der ſpaniſchen Provinz Catalonien, in der Vigeria von Lerida, oberhalb Balaguer, an dem Segre gelegen, war, ſamt den aragoniſchen Gütern Ricla, an dem Xalon, in dem Corregimiento von Calatayud, und Villafeliche, an der Xiloca, in dem Corregimiento von Daroca, altes Eigenthum des mächtigen Hauſes Luna. Des Franz Fernandez von Luna Tochter, Franciſca Aloyſia, erſte Markgräfin von Camaraſa, verheirathete ſich mit Diego de los Cobos, des Ordens von St. Jago Dreizehner und Groß-Comthur von Leon, Adelantado perpetuo von Cazorla, Herrn von Sabiote, Ximena, Rezena und Torres, ſämtlich in Jaen gelegen, einem Sohne des Franz von los Cobos, der ebenfalls Groß-Comthur von Leon, Großſchatzmeiſter von Caſtilien, und Karls V. Statsrath und Liebling geweſen, und der Maria de Mendoza, 7ter Gräfin von Ribadavia (in Galizien an dem Miño). Der Markgräfin von Camaraſa Söhne, Franz Michael und Alvaro de los Cobos, ſtifteten jeder eine beſondere Linie: die ältere erloſch mit Franz Michaels Enkeln, welche in dem von ihr gegründeten Kloſter del Angel zu Granada den Schleier nahm; Camaraſa und ihre übrigen Beſitzungen fielen daher an die jüngſte, von Alvaro herſtammende Linie des Hauſes los Cobos. Alvaros Sohn, Diego, 9ter Graf von Ribadavia, erheirathete mit Iſabella Manrique de Mendoza die Grafſchaften Caſtrogeriz, weſtlich von Burgos in Altcaſtilien, und Villazopeque, dann Aſtudillo, unweit Caſtrogeriz; dieſes Sohn, Emanuel Gomez, 10ter Graf von Ribadavia, 8ter von Caſtrogeriz, 3ter von Villazopeque, wurde, durch den Abgang der ältern Linie, 4ter Markgraf von Camaraſa, auch Graf von Ricla, und als Vicekönig von Sardinien den 21. Juli 1668 in einem Aufruhr getödtet, von Iſabella Portocarrero drei Söhne hinterlaſſend. Der älteſte derſelben, Balthaſar Gomez Manrique de Mendoza de los Cobos y Luna, 5ter Markgraf von Camaraſa, Graf von Caſtrogeriz, Ricla und Villazopeque, Herr von Aſtudillo, Gormaz, St. Martin de Valveni, Belbimbre, Cordovilla, Muel (ſüdlich von Saragoſſa), Villafeliche, Sabiote, Ximena, Rezena, Torres und Canena (in Jaen), Grande von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, der neapolitaniſchen, demnächſt der ſpaniſchen Galeeren General, auch Vicekönig von Aragonien, lebte in unfruchtbarer Ehe mit Iſabella de Velasco, des 4ten Markgrafen von Jodar Tochter, daher er in dem Majorat ſeinen Bruder Alvaro, 11ten Grafen von Ribadavia, und Gouverneur von Galizien, zum Nachfolger hatte. Camaraſa u. ſ. w. wird noch heute von des Alvaro Nachkommen beſeſſen.

(*v. Stramberg.*)

CAMBOUT, franzöſiſches Haus, urſprünglich aus Bretagne herſtammend. Alain I. von Cambout lebte gegen Ende des 12ten Jahrhunderts. Alain III. war des Herzogs von Bretagne Mundſchenk im J. 1372; Renat, Herr von Cambout, Chef-de-bois und Blais, des St. Michaelordens Ritter, Hauptmann über 50 Lanzen, kön. Rath und Ober-Forſt- und Ober-Jägermeiſter von Bretagne, ſtarb im März 1577, nachdem er mit Franciſca

Digitized by Google

Baye die Herrschaften Coislin, in dem Bisthum Nantes, unweit Pontchâteau, und Merienec erheirathet hatte. Der älteste Sohn, Franz, folgte dem Vater, wie in den Gütern, so in den Ämtern, war zugleich Gouverneur von Nantes, erwarb durch Kauf die Baronie Pontchâteau, und starb 1625. Seine Gemahlin, des Cardinals von Richelieu Tante, Louise du Plessis, Frau auf Beçay, verm. 1567, hatte ihm drei Söhne geboren: der älteste starb in der Kindheit; der jüngste, Ludwig, wurde der Ahnherr der Linie von Beçay, von welcher unten; der mittlere aber, Karl, ließ Coislin, neben welchem er auch Pontchâteau, la Roche-Bernard, Launequlen, Comboy, Bossignol, Blais und Chef-de-bois besaß, im August 1634 zu einem Marquisat erheben, war Mitglied des geheimen und Statsraths, Ritter der königlichen Orden, Gouverneur von Brest, General-Lieutenant in der Nieder-Bretagne, und starb 1648. Sein und der Philippine von Beurges, Frau auf Seury in Lothringen und la Mogulaye in Bretagne ältester Sohn, Cäsar, Marquis von Coislin, Graf von Crécy, bei Meaux, General-Obrister der Schweizer und Graubündner und General-Lieutenant, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten, in dem Rheinübergange bei Mainz, in dem Rückzuge von Vendres, bei der Einnahme von Hesdin und Arras aus, und starb im J. 1641, nur 28 Jahre alt, an den Wunden, die er in der Belagerung von Aire empfangen. Seine Witwe, Maria Seguier, des Kanzlers Tochter, trat 1644 zur zweiten Ehe mit dem Marquis Laval; der zweite Sohn, Peter von Cambout, geb. 1637, wurde Domherr zu Paris 1647, Abt zu St. Peter daselbst 1653, zu St. Johann in Amiens und zu St. Gildas-au-bois 1670, Prior von Argenteuil, Longchamp, Longpont, St. Peter zu Abbeville und zu N. D. du Gualis, Bischof von Orleans 1665, Comthur des h. Geistordens 1688, Cardinal 1697, und, nachdem der Cardinal von Bouillon in Ungnade gefallen, im Sept. 1700 Groß-Almosenier von Frankreich. Er starb zu Versailles den 5. Febr. 1706, den Ruf eines der würdigsten Prälaten des Reichs, und eines vollendeten Hofmanns zurücklassend. Sein älterer Bruder, Armand, geb. den 12. Sept. 1635, folgte dem Großvater in seinen Besitzungen, [illegible] von der Mutter Villemor und St. Liébault in Champagne, war Ritter der königlichen Orden, Mestre de Camp von der sogenanten leichten Cavalerie, sodann General-Lieutenant von der Armee, und General-Lieutenant in Nieder-Bretagne, und starb den 16. Sept. 1702, wegen Ludwig XIV. zu seinen Gunsten Coislin mit la Roche-Bernard, Pontchâteau und Brignan im December 1697 zu einem Herzogthum und Pairie erhoben. Seine Gemahlin, Magdalena du Halgoet, Frau auf Kargrese und la Rocherousse, hatte ihm sechs Kinder geboren. Der älteste Sohn, Peter, Herzog von Coislin, Marquis von Pontchâteau, Obrister eines Cavalerie-Regiments, lebte in kinderloser Ehe mit Louise Marie von Alegre, und starb den 7. Mai 1710, nachdem drei seiner Brüder ihm schon im Tode vorausgegangen. Der fünfte, Heinrich Charles, geb. den 15. Sept. 1664, war zuerst Malteserritter, wurde sodann 1ster Almosenier des Königs, den 1. März 1682, Abt von St. Georges de Boscherville, bei Rouen 1684, Bischof von Metz den 26. Mai 1697, Comthur des heil. Geistordens den 15. Mai 1701, Mitglied der französischen Akademie 1710. Durch seines Bruders Tod fiel ihm das Herzogthum Coislin und das gesamte Vermögen seines Stammes, durch einige Sterbefälle in dem Hause Sully die Grafschaft Gien anheim, und er gebrauchte diese Reichthümer zu den edelsten Zwecken. So erbauete er z. B. in Metz, um die Bürger der drückenden, für die Moralität so gefährlichen Einquartirungslast zu entheben, mit einem Kostenaufwande von mehr denn 50,000 Thalern, die sogenante Caserne von Coislin. Er starb 1733; seine einzige, mit dem Herzog Maximilian Peter Franz von Sully verheirathete Schwester, Magdalena Armanda, kinderlos, im J. 1721.

Ludwig, der Ahnherr der Linie von Beçay, war Gouverneur der Insel Oleron; sein Sohn, Hieronymus, erheirathete Carheil, Villeneuve und Caesden, in dem Bisthum Nantes; sein Enkel, Renat, wurde im Juni 1685 zum Grafen von Carheil ernant; sein Urenkel, Jakob, Marquis von Cambout, Graf von Carheil, Herr von Villeneuve, Gouverneur der Insel Rhuys und des Schlosses Sucinio, Brigadier und Inhaber eines Dragonerregiments, fiel in dem Gefechte bei Carpi den 9. Juli 1701. Jakobs zweiter Sohn, Anna Franz Wilhelm, wird Bischof von Tarbes im J. 1719; Jakobs Enkel, Peter Armand, Graf von Carheil, erwarb das Marquisat Coislin vermöge Abtriebsrechts, und starb 1738, von Renata Angelica Talhouet, Gräfin von Keravion, mehre Söhne hinterlassend, deren ältester, Karl Georg Renat, Marquis von Coislin, Graf von Carheil, Brigadier, sich im J. 1750 mit Marie Anne Louise Adelaide von Mailly-Rubempré verheirathete. Dessen Nachkommenschaft ist, unseres Wissens, noch nicht erloschen.

(v. *Stramberg.*)

CAMÉLÉONIENS. Unter dieser Benennung bildete Cuvier (Règne anim. T. II. p. 50.) seine fünfte und vorletzte Familie der Saurier, und begriff darunter das einzige Gen. *Chamaeleon* der Amphibiologen. Linné und de la Cepède hatten die Chamäleone bekantlich auch unter dem Gen. *Lacerta* aufgeführt; Laurenti dagegen (Synops. reptil. p. 45.) dieselben schon zu einem eigenen Geschlechte erhoben, und nicht unpassend zwischen seine Gen. Gecko und Iguana, Daudin aber (Hist. nat. des Reptiles. T. IV. p. 179) weniger richtig zwischen Gecko und Scincus gestellt. Oppel (die Ordnungen, Familien u. s. w. der Reptilien. Münch. 1811. S. 30.) brachte jenes Genus zu der Familie der Iguanoides, zwischen Basiliscus und Draco; Oken (Zoologie, Abth. 2. S. 306.) zu seinen Vogelechsen — Echten; Goldfuß (Zoologie, Abth. 2. S. 169.) zu seiner Familie Lacertae. In der neuern Zeit hat der nun verstorbene ausgezeichnete Amphibiolog Merrem den Chamäleonen eine höchst sonderbare Stelle angewiesen. Wir finden sie nämlich in seinem Tentamen Systematis Amphibiorum. Marb. 1820. p. 161. als eine eigene Familie, Prendentia, unter der Ordnung Pholidota Squamata, und zwar mit der vorhergehenden Familie: Incedentia, wozu das Gen. Chirotes oder Bimanus gerechnet ist, hinter den Schlan-

Digitized by Google

gen, durchaus von den übrigen Sauriern, mittelst jener, getrent. Daß dies als eine höchst willkürliche und unnatürliche Anordnung erscheinen muß, leuchtet wol bald in die Augen. Am richtigsten hat die Chamäleone unstreitig Cuvier als eine eigene Familie der Saurier betrachtet, die durch ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten und, bei keinen von den übrigen Sauriern vorkommenden, Sonderbarkeiten in der That eine solche Trennung von diesen nothwendig machen. Sie dürfen aber durchaus nicht von den Sauriern geschieden werden. Cuvier stellte die Caméléoniens zwischen seine Geckotiens und Scincoïdiens: und scheint es jedoch der natürlichen Verwandtschaft nach gemäßer, jene Familie zwischen die Iguaniens und Geckotiens einzuschalten. — Das Weitere sehe man bei Art. *Chamaeléon*. (*Leukart.*)

CAMELUS. Kameel. Eine Gattung der Wiederkäuer (Pecora L.), welche sich durch mehre Bildungsverhältnisse zum Theil von allen übrigen Gattungen dieser Säugthiergruppe unterscheidet, und in manchen Punkten den Einhufern nähert [1]). Die Kameele sind durchgängig ohne Hörner; ihre Oberlippe ist gespalten, wie bei Hasen; der Kopf, zumal wegen der seitlich sehr hervortretenden Orbitae, von eigenthümlicher Form. In der Länge der Halses stehen sie nur der Giraffe nach. Die Afterhufe fehlen ihnen, und die Vorderhufe sind klein; sie treten aber nicht bloß mit diesen, sondern mit allen Zehengliedern, die eine harte Sohle haben, auf. Der Schwanz ist mäßig lang oder kurz, und erreicht die Ferse nicht. Ganz vorzüglich weichen sie durch das Verhältniß des Gebisses von allen übrigen Wiederkäuern ab, indem sie 2 seitliche spitze Vorderzähne im Intermaxillarknochen, nur 6 Vorderzähne im Unterkiefer und nicht mehr als 5 Backzähne in jeder Reihe, oder deren unten gar nur 4 haben (während die übrigen Pecora sämtlich im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer gar keine, und überall 6 Backenzähne besitzen). Außerdem steht ein starker Eckzahn jederseits oben und unten, auf welchen bei den eigentlichen oder Höcker-Kameelen noch ein kleinerer folgt. Die Unterkieferhälften verwachsen vorn regelmäßig, hingegen bleiben das Kahn- und Würfelbein in der Fußwurzel getrent; — so ist es auch bei den Einhufern oder Pferden, aber bei keinem Wiederkäuer, außer den Kameelen. Im Zwerchfelle befindet sich ein Knochen, der (wenigstens beim Dromedar und der Vigogne) constant gefunden ward [2]). Die Gallblase fehlt. Sackartig vereinigte Zellen münden in großer Anzahl in den ersten oder zweiten Magen, oder in beide. In diesen, bei andern Pecoribus nicht vorkommenden Zellen, wird Wasser aufbewahrt, oder (nach Andern) abgesondert. Dadurch werden die Kameele geschickt, das Getränke längere Zeit entbehren zu können, und vermöge dieser Eigenschaft und ihrer sonstigen Mäßigkeit, Ausdauer und Stärke wird es dem Menschen möglich, große Reisen durch Wüsten und wasserlose Gegenden mit ihrer Hilfe zu unternehmen.

Die Kameele harnen rückwärts, aber ihre Ruthe richtet sich bei der Begattung nach vorn, und das Männchen bedeckt dabei das niedergelegte Weibchen auf gewöhnliche Weise. Das Chorion der Frucht gleicht dem der Pferde, und ist ohne deutliche Cotyledonen.

Es zerfällt diese Gattung in 2 Unterabtheilungen, welche von mehren neuern Zoologen zum Rang der Genera erhoben werden.

A. Höckerkameele oder eigentliche Kameele, *Camelus*, Cuv. Illig. Diese haben einen oder zwei große Fetthöcker auf dem Rücken; einen kleinen Eckzahn hinter jedem großen; kurze Ohren; einen fast S-förmig gebogenen langen Hals; durch eine gemeinschaftliche breite Sohle verbundene, nur an der behuften Spitze getrente Zehen; nackte warzige Schwielen an der Brust, am Ellenbogengelenke, der Handwurzel und am Knie der Hinterfüße (jedes Orts eine); gleichsam Sohlen, auf denen sie, niedergelegt, ruhen. Die Weibchen haben zwei Zitzenpaare.

Man kent diese Kameele, welche größer als Pferde sind, fast nur im domesticirten Zustande; ja es ist zu bezweifeln, daß sie irgendwo noch im ursprünglich wilden Stamme existiren, indem die angeblich wilden Höckerkameele, welche nach Pallas und einiger anderer Schriftsteller Angaben in der großen Tatarei und Tibet vorkommen sollen, nur frei gelassene und halb verwilderte zahme seyn mögen. Als Hausthiere von großer Wichtigkeit, sind sie in einem großen Theile von Afrika und Asien verbreitet, wo sie zum Reiten und Lasttragen in den Ebenen gebraucht werden. Man gewöhnt sie frühzeitig, sich niederzulegen, und so niedergelegt werden sie beladen. Wenn die Last zu groß ist, stehen sie nicht auf. Die stärksten tragen aber weit über 1000 Pfund. Sie nehmen mit dürren stacheligen Kräutern vorlieb, fressen aber auch gern Baumlaub, wenn sie Gelegenheit dazu haben; können lange hungern und selbst in fürchterlicher Hitze und glühendem Sande sehr gut 10 bis 12 Tage lang dursten. Sie wittern Wasser in sehr bedeutender Ferne, und eilen mit hochgehaltenem Kopfe und verdoppeltem Schritte demselben zu. Im Nothfalle sollen die Reisenden sie schlachten, um das in ihren Magenzellen befindliche klare Wasser zu trinken. (Bruce fand 4 Maß trinkbaren Wassers in einem Dromedar.) — Wenn sie reichliche Weide haben, so nehmen ihre Fetthöcker an Größe zu, die dann bei kärglicher Kost oder Futtermangel wieder schwinden, indem das Fett eingesogen und zur Ernährung verwendet wird. Die Reisen durch die Wüsten werden in zahlreichen Caravanen, bei welchen sich oft viele 1000 Kameele befinden, gemacht.

Der gewöhnliche Gang der Höckerkameele ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf in die Höhe, und den Schwanz ziemlich wagerecht halten. Man treibt sie durch Gesang und Spiel an, und macht dadurch ihren Gang langsamer oder schneller. Es sind gelehrige, sanfte und lenksame Thiere, jedoch zeigen sich die Hengste, zumal zur Brunstzeit, oft sehr störrisch und böse, so daß sie durch Beißen und Schlagen Menschen beschädigen, und zuweilen wol gar tödten. Man castrirt daher fast alle männlichen Kameele, welche man zum Reiten und Lasttragen brauchen will, und nicht zur Zucht nöthig hat. Zur Brunstzeit sondern Hautdrüsen hinter dem Kopfe seine

1) Vergl. Meckel über den, in dem Skelet ausgesprochenen Übergang von den Wiederkäuern durch die Kameele zu den Einhufern; in dess. Archiv für die Physiologie. VIII. S. 1. 2) S. Jäger in Meckels Archiv f. d. Physiologie. V. S. 113.

Digitized by Google

braune, stinkende Schmiere ab; auch schwillt den Hengsten dann das Gaumensegel mit der Uvula zu bedeutender Größe an, und tritt, wenigstens bei den männlichen einhöckerigen Kameelen, beim Ausathmen als eine große, rothe, häutige Blase rechts oder links aus dem Maule heraus [3]). Die weiblichen tragen ein Jahr und werfen 1 Junges, welches 1 bis 2 Jahre lang von ihnen gesäugt wird.

Man benutzt ihre fette Milch, ihr Fleisch, Fett, Haare, Fell, wie auch den Urin und Mist.

Über die specifischen Verschiedenheiten der Höckerkameele herrschen verschiedene Ansichten; jedoch unterscheiden die mehrsten Naturforscher folgende zwei Arten:

1) *Camelus Dromedarius* L. Das gemeine, arabische, einhöckerige Kameel, oder Dromedar, Djämmel und Hedjin der Araber nach Forskål (Buffon hist. nat. XI. t. 9. Schreber Säugth. Taf. 303. — Cuvier Ménagerie du museum. Taf. ohne Nummer. — Fr. Cuvier et Geoffroy Hist. d. mammifères. Livr. 13 et 28.). — Diese Art hat nur einen einzigen Höcker oben in der Mitte des Rückens; sie ist schlanker, höher, weniger stämmig und weniger lang behaart, als die folgende, übrigens variabel und bis jetzt durch keine anderweiten bestimten Merkmale von ihr zu unterscheiden. Sie ist am meisten verbreitet, am meisten beobachtet und am häufigsten in Teutschland zu sehen; dies letztere theils wegen des seit langer Zeit bei Pisa bestehenden Kameelgestütes, wo nur diese Art gezogen, und von Kameelführern öfters gekauft und dann zu uns gebracht wird. Die ganze Länge von der Schnauze bis zum After beträgt 7 Fuß 6 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; die Höhe bis zum Höcker, die freilich zumal veränderlich ist, etwa 6½ Fuß. Das Haar ist weich, fast wollig, am längsten auf dem Rücken, unten am Halse, auch wol an Schenkeln und Schultern; das des Schwanzes ist dick, wie Pferdehaar, und lang. Die Farbe ist bei einigen braun, bei andern grau-röthlich, bisweilen sehr weißlich.

Dieses einhöckerige Kameel (das Schiff der Wüste den Arabern genant), machte den Reichthum der Araber von Jacobs Zeiten bis auf die unsrigen aus. Jener Patriarch zählte 6000 Kameele unter seinem Viehschatze, und auch die neuern Araber schätzen noch eben so ihren Reichthum nach der Anzahl dieser nützlichen Thiere. Ohne sie würde ein großer Theil von Afrika elend seyn: durch sie wird der ganze Handel unter dürren und heißen Himmelsstrichen geführt. Bei einer kargen Lebensart, wo man ihnen kaum einige Hände voll Datteln oder ein Paar Klumpen von Bohnen- oder Gerstenmehl reicht, und wo sie sogar, wenn auch dieser Vorrath verzehrt ist, sich blos von einigen dornigen Pflanzen, die hie und da zerstreut in der Wüste wachsen, ernähren müssen, trägt ein großes Kameel doch eine Last von 1000 bis 1200 Pfund. Sobald man ihnen das Zeichen zum Beladen gibt, knien sie nieder, stehen aber sogleich wieder auf, wenn sie fühlen, daß die ihnen aufgebürdete Last ihren Kräften angemessen ist, und daß sich kein Pfund mehr auflegen.

Durch Schläge lassen sie sich nicht zwingen, ihre Schritte zu beschleunigen, sie gehen vielmehr schneller, wenn man sie mit Güte behandelt, oder sie durch Pfeiffen und Musik dazu aufmuntert. Ich fand auf Teneriffa, als wir unsere Reise von Orotava und St. Christobal de la Laguna und Sta. Cruz zurückmachten, Gelegenheit, ein Paar Tage auf einem Kameele zu reiten, welches mich durch Gesang, Biscottos und andere Nahrungsmittel, die ich ihm von Zeit zu Zeit reichte, so lieb gewonnen hatte, daß es mir nachlief, wenn ich ihm zurufte; sich sogar oft im Gehen umsah, wenn ich ihm Worte, die es gern hörte, sagte und vorsang. Dies Thier machte so große Schritte, daß ihm die Maulthiere kaum nachkommen konten. Das Kameel ist den Arabern ebenso unentbehrlich, als das Rennthier den Tunguſen. Die Araber und Perser lieben das Fleisch der jungen Kameele, und halten es für Leckerbissen. Schon Athenäus (lib. IV. c. 130.) erzählt, daß die persischen Monarchen ihre Tafeln mit einem jungen Kameele besetzten. Die Milch dieser Thiere ist die Hauptnahrung der Araber, und der Mist ist die gewöhnliche Feuerung der Caravanen, die durch die Wüsten ziehen und nirgends Holz auf ihrem Zuge finden. Im Winter sind sie mit längern Haaren bedeckt, die im Frühling ausfallen. Man sammelt sie sorgfältig, oder striegelt sie von Zeit zu Zeit ab, um sie zu Kleidungsstücken und Feldzeltdecken zu verweben. Im Sommer sind die Haare kurz. Bevor aber die große Hitze eintrit, schmieren ihnen die Araber den Leib ein, um ihnen die Insecten abzuhalten. Diese Kameelart komt in Afrika und in den wärmern Theilen von Asien vor. In Ägypten und längs den Ländern, welche das Mittelmeer begrenzen, in Marocco, der Wüste Sahara und in Äthiopien ist es das gewöhnliche Lastthier. In Asien ist es ebenfalls gemein, z. B. in der Türkei und Arabien, allein man sieht es kaum weiter nördlich, als Persien, weil es für ein kälteres Klima zu empfindlich ist. — In Indien trifft man es häufig. Hier wird es sowol zum Fahren als zum Reiten gebraucht. Zu dem letztern Gebrauche legt man ihm ein Polster auf den Rücken, das mit einer scharlachrothen oder seidenen Decke behängt ist. Es variirt in der Farbe, Größe, Stärke und Schnelligkeit, und soll wild oder verwildert in den Wüsten zwischen Indien und China leben. Sche-Chin, ein chinesischer Naturforscher (nach Du Halde II. 225.), berichtet, daß die Kameele in den nordwestlichen Theilen des Reichs wild gefunden würden. Man zählt 4 bis 5 Varietäten dieser Art: 1) die turkomannische, 2) die arabische, 3) den Dromas und 4) einen Bastard vom Dromedar und Trampelthier, 6½ Fuß hoch. Das türkische oder turkomannische ist das größte und stärkste; auch das arabische ist dauerhaft und stark; es geht den Tag 30 engländische Meilen. Der kleine Dromedar, welchen man auch Maihary und Raguahl nent, ist vorzüglich ein Schnelläufer. Er hat einen kleinern Höcker und einen schlankern Wuchs, ist auch nicht so groß, wie die andern, wird niemals zum Lasttragen gebraucht, sondern blos zum Reiten. In Arabien zieht man sie zu Wettläufern auf und bedient sich ihrer zum Kurier-Reiten, weil manche 100 engländische Meilen in einem Tage zurücklegen können. Leo Africanus (338) versichert sogar,

[3]) S. Memorie scientifiche di Paolo *Savi*, Decade prima. Pisa 1828. p. 147.

Digitized by Google

daß sie 9 Tage hinter einander so große Reisen machen könten. Die afrikanischen Kameele sind, wenn auch nicht die schnellfüßigsten, doch die stärksten und dauerhaftesten unter allen, und diese mögen wol 9 Tagereisen hinter einander machen können; denn sie beweisen dies dadurch, daß sie die entlegensten und furchtbarsten Wüsten von Numidien bis Äthiopien durchwandern müssen.

2) *Camelus Bactrianus*, das Trampelthier oder zweihöckerige Kameel. *Becheti Leo Afric.* 338. Schrebers Säugethiere, Taf. 304. *Buffon* hist. nat. XI. p. 211. 426. tab. 22. *Pr. Alpin* hist. Aegypt. I. p. 223. tab. 13. Camelus ditophus. Walther, Beitrag zur Zoogonie in Wetterauer Annalen. IV. S. 163. *Santi* sur les chameaux de Pise, in Mémoir. du Museum de Paris. XVII. p. 320. Mecheri der Araber und Hasgühn der Türken.

Das Trampelthier, der Bocht oder Bechet hat 2 Fetthöcker auf dem Rücken, ist zwischen den Schulterblättern 6 bis 7 Fuß hoch, hat langes dunkelbraunes Haar und viel krauses Wollenhaar. Der Schwanz reicht bis zur Hälfte des Unterschenkels herab. Es variirt in der Farbe, in der Größe, in der Stärke wie das vorige, ist aber doch im Ganzen stärker und nicht so empfindlich gegen die Kälte. Die Tataren und Mongolen brauchen es als das vorzüglichste Lastthier vom caspischen Meere an bis ins chinesische Reich. Es hält sogar die sibirische Kälte aus: denn man findet es am Baïcal-See überall, wo Büräten und Mongolen große Heerden halten; sie werden zum Theil von den Caravanen gemiethet und zum Waaren-Transport gebraucht, welcher zwischen Moskau, Nanking und Peking über Kiachta unterhalten wird. Diese sind jedoch weit kleiner als diejenigen, welche in der westlichen Tatarei wohnen. Hier leben sie den Winter über von Weiden- und andern Bäumen, und werden von dieser Nahrung elend und gering, sie verlieren ihre Haare im April und gehen den ganzen Mai hindurch, wo es in diesem rauhen Klima friert, nackend.

Wenn sie gut gedeihen und wachsen sollen, so müssen sie gemäßigtes Klima, trocknen Boden und salzige Sümpfe haben. *F. Baptiste Fischer* (Synops. Mammalium p. 435.) zählt 4 Varietäten dieser Species, 1) die orientalische, 2) die taurische, a) die weiße und b) die gelbweiße oder isabellfarbige. Auch Pallas über die Mongolen und in seinen Reisen erwähnt der weißen, welche aber selten und den Götzen und Priestern geheiligt seyn soll. Aus allen, was ich von ihr erfahren habe, scheint es ein Albino oder Kakerlak, d. h. ein krankes Thier zu seyn, so wie die isabellfarbige: denn sie sollen rosenrothe Augen und schlichteres feineres Haar haben. Wenn ein solches Thier stirbt, so wird das Fett seiner Höcker sorgfältig ausgeschmolzen und als Arzneimittel von den Priestern aufbewahrt. Man findet in den Gräbern dasiger Gegenden Münzen und Geräthe, welche mit Abbildungen von diesem Thiere geziert sind und verrathen, daß es auch den Völkern der Vorzeit von Werth gewesen. Die Chinesen haben eine sehr schnellfüßige Varietät, welche sie mit dem allegorischen Namen Fang-Kyo-Fo oder das Kameel mit den Füßen des Windes belegen. Es wird nicht zum Lastragen, sondern blos zum Reiten gebraucht. So wie die Chinesen einen starken Wunderglauben auf die Heilkräfte des Leimes und der Gallert-Bouillon vom Zebra und Guagga in der Auszehrung haben, so setzen sie einen gleichen Werth auf das Kameelfett oder Buckelöl gegen Geschwüre und Stockungen und treiben Handel damit. Diese Art von Kameelen, von welcher Pallas (in Specil. Zool. Fasc. XI. p. 4. n. a. — in s. Zoograph. Rosso-Asiatica Tom. I. p. 193. 197. und in s. Buche über Mongolen) sehr interessante Nachrichten gegeben und die Namen, welche ihnen von allen russischen Nomadenvölkern, die sich mit ihrer Zucht beschäftigt haben, beigelegt worden sind, beigefügt hat, ist in Arabien selten, gilt da für ausländisch und wird nur von vornehmen Leuten gehalten, wie uns Forskål und Niebuhr berichten. Die Kameele, welche man Brown's (p. 448.) und Ligon's (hist. Barbadoes 58) Nachrichten zufolge in Jamaika und Barbados eingeführt hat, haben nicht gedeihen wollen und schlechte Dienste geleistet, weil man sich nicht in ihre Wartung und Pflege zu finden verstanden hat. Eine der besten Abbildungen von dieser Kameel-Species hat uns Geisler in Pallas neuester Reise durch die südlichen Provinzen des russischen Reiches geliefert. Auch eine Heldenthat der Kameele muß ich hier anführen, welche freilich sehr relativ ist, weil gewöhnlich Pferde, die nicht an den Anblick der Kameele gewöhnt sind, vor denselben erschrecken und ausreißen. Perry in seinem state of Russia. London 1716. p. 277. erzählt sie. Bei Pleskow, kurz nach der Schlacht von Narwa wurde die ganze schwedische Kavalerie durch die Kameele, welche die russischen Hilfstruppen der Tataren, Büräten, Kalmükken ꝛc., die im Vordertreffen gebraucht wurden, bei sich führten, in die Flucht geschlagen. Das Geschrei der Kameele konte man besonders Abends weit und breit hören, sie gaben einen Ton von sich, wie ein wiehernder Esel, zwischen welchem sich ein Hundegeheul mitunter hören ließ. Die der Büräten waren die kleinsten, es kostete eins 40 Rubel, sie wurden auch bisweilen gegen 10 Pferde vertauscht. Die kalmükkischen und taurischen Kamele hingegen sind größer, schöner und unter Filzdecken besser gepflegt und gehalten, und werden kaum gegen 20 Pferde vertauscht und nie unter hundert Rubel verkauft. In dem rauhen Klima und den kalten Wohnungen der Mongolen und Büräten werden die mehrsten weißen und weißgelblichen Kameele geboren, und in Taurien bisweilen ganz schwarze, diese sind aber unter allen die seltensten.

Außer den Spielarten, die uns Pallas beschreibt, erwähnt Eversmann noch einer andern, welche in der Bucharei einheimisch seyn soll und dort den Namen Luk führt; sie hat nur einen Höcker auf dem Rücken, weicht aber vom Dromedar-Kameel darin ab, daß sie eine weit kürzere schwarzbraune krause und gekräuselte Wolle hat, weit stärker und robuster ist, auch eine weit schwerere Last trägt, dennoch ist sie nicht so gut auf langen Reisen zu gebrauchen, weil sie frühzeitiger ermüdet.

Die von Bojanus (Acta Academ. Nat. Curios. XII. p. 1.) nach drei, unter Mammuthzähnen, am Fuß des Altaigebirges gefundenen Zähnen aufgestellte, angeb-

Digitized by Google

sich eigene, fossile Gattung Mericotherium ist nach Cuvier nicht von den Höckerkameelen verschieden.

B. Schafkameele (Auchenia Illiger. Lama F. Cuv. Geoffr. Tiedem. Fischer). Diese haben lange Ohren, keinen zweiten kleinern Eckzahn hinter jedem großen, keine Fetthöcker auf dem Rücken; die Schwielen fehlen, oder befinden sich nur an Brust und Knien und sind wenig merklich. Die Zehen sind ganz getrennt. Am Euter nur zwei Zitzen. Sie sind bedeutend kleiner als die Höckerkamele. Die Weibchen tragen nur 6 Monate und werfen ein Junges. Wie jene Bewohner der alten Welt und der Ebenen sind, so diese nur Bewohner der neuen und der Gebirge. Sie werden blos in Südamerika gefunden, theils wild, theils gezähmt und als Lastthiere benutzt; doch sind sie als solche weit weniger verbreitet und weit minder wichtig als die Höckerkameele. Die Bestimmung ihrer Arten und Varietäten ist schwierig. Molina und Gmelin zählten 6 Species; mehre neuere Schriftsteller nehmen deren 3 an; Cuvier[4]) aber erklärt, daß man füglich nur 2 Arten derselben unterscheiden könne, nämlich:

1) *Camelus Glama* Lin. Auchenia Glama Desmarest. Das Lama oder Glama, spanisch Llama (Abbild. Schreber Säugth. t. 306. Geoffr. et Fr. Cuvier Hist. d. Mammiferes livrais. 31 tab.) hat fast die Größe eines Hirsches, ist etwa 4 Fuß hoch, 5 Fuß lang und gegen 3 Centner schwer. Das Haar ist schlicht, an Kopf, Bauch und Füßen sehr kurz; der Schwanz kurz, ziemlich aufrecht; an der Brust ein Höcker, welcher ein gelbes Fett ausschwitzt. Das Lama war das einzige Lastthier der Peruaner, als ihr Land entdeckt ward. Man braucht es noch, zumal bei den Bergwerken von Potosi, um das Erz nach den Städten zu schaffen, doch jetzt wegen der Einführung der Maulthiere und Pferde weit weniger als ehedem. Der Gang der Lamas ist aber in den steilsten und gefährlichen Pässen noch sichrer als der der Maulthiere. Sie tragen etwa 100 Pfund in gemessenem, langsamen Schritte täglich 3 bis 4 Meilen weit. Sie können auch Hunger und Durst lange ertragen, trinken wenig, fressen viel auf einmal; sind zärtlicher als Höckerkameele; verlangen gütliche Behandlung und sind nicht durch Schläge zum Aufstehen zu bewegen, wenn sie ermüdet oder überladen sind. Sie sind anmuthige, sanfte und gelehrige Thiere, außer zur Brunstzeit, welche zu Ende des Sommers fällt, wo die Männchen fast wüthend werden. Wenn sie böse sind und gereizt werden, werfen sie Speichel wol 10 Fuß weit ihrem Beleidiger entgegen. Ihre Stimme ähnelt dem Gewieher der Pferde. Die zahmen Lamas sind von verschiedener Farbe, gewöhnlich braun, rothbraun oder zimtbraun, öfters weißgefleckt, auch ganz grauweiß. Eine auch gezähmte, kleinere Rasse mit sehr langen hängenden Haaren am Rumpfe ist das Alpaca (Camelus Pacos Erxleben, Auchenia Paco Desmarest abgebildet in Geoffr. et Cuvier Hist. d. Mammif. livr. 33.) Das wilde Lama lebt auf den Anden Peru's heerdenweis, an den Grenzen der Schneeregion. Es ist etwas größer, schlanker als das zahme und immer von brauner Farbe. Dies ist auch das Guanaco der Reisebeschreiber, Camelus Huanacus Gmel.

2) *Camelus Vicunna* L. Auchenia Vicunna Desmarest, die Vigogne (Abbild. Buff. Suppl. VI. XXVIII. Schreber Säugth. t. 307.). Hat nur die Größe unseres Ziegen und sehr zartes meist isabellfarbiges, an den untern Theilen weißes, wollartiges Haar und lebt wild in zahlreichen Heerden auf Schneegebirgen der Andenkette, besonders Chiles, zumal in den Provinzen Coquimbo und Copiapo. Sie ist sehr scheu, mühsam zu jagen und schwer zu zähmen und dauert nicht gut in den Thälern. Ihr feines Haar wird zu den schönsten Tüchern verarbeitet. In ihrem Magen bilden sich Bezoare.

Das sogenante Pferd mit gespaltenen Hufen, Equus bisculus des Molina, ist vielleicht nichts anders als eine Art der Schafkameele[5]). (*Tilesius.*)

CAMPANULARIA *Lamarckii.* (Animaux sans vertèbres, tom. 2. pag. 113. no. 2.). Campanulaire grimpante ist die sertularia uniflora und volubilis des Ellis (Solander tab. 4. fig. e f E F.) und Pallas (Elench. Zooph. p. 12. no. 70.) kleine mikroskopische Seepolypen, welche auf den Tangarten kriechen, und deren kelch- oder glockenförmige, häutige oder hornartige Gehäuse auf fadenförmigen gewundenen Stielchen oder Röhrchen stehen, und parasitisch sich an den Tangen herumwinden; die sehr lebhaften Mäuler oder Saugwarzen dieser Thierchen sind mit 10 bis 12 strahlenförmigen Fühlfädchen umgeben, und ziehen sich bei der geringsten Erschütterung des Wassers in ihre glockenförmigen, am obern Rande gezähnten Zellchen zurück. Aus den auf den Tangen fortkriechenden gewundenen Röhrchen erheben sich festsitzende ovale Bläschen, oder meistens quer gerunzelte Eierbehälter oder Fortpflanzungs-Organe. Lamouroux hat diese mikroskopischen Pflanzenthiere, welche als durchsichtige, weiße, gewundene Röhrchen, oder verästelte Fäserchen, welche gleichsam wie Moos oder Schimmel schmarotzend die Seepflanzen überziehen, und die ich häufig auf japanischen, kamtschadalischen und brasilianischen Fucis gefunden habe, und die nach Linné unter die kriechenden Sertularien gerechnet werden, Clytia genant, und ihnen unter diesem Namen ein neues Genus eingeräumt: es gehört dahin Clytia volubilis, verticillata olivacea und ramosa. S. Exposition methodique des genres des Polypiers (Zoophytes d'Ellis et Solander) par Lamouroux. Paris 1821. p. 13. tab. 4. fig. e f E F. Die beste Abbildung und Unterscheidung der mit ihr verwandten Arten findet man in Philosoph. Transaction. Vol. LVII. p. 436. Tab. XIX. fig. 9. a., und in Ellis Naturgeschichte der Corallinen, Tab. XIV. In dem ersten Werke ist sie mit der Zoantha australis oder Actinia sociata verglichen, weil die uniflora auch wie jene immer nur ein einziges Maul, oder nur eine mit strahligen Tentakeln umgebene Saugwarze aus der kriechenden Wurzelröhre hervortreibt. (*Tilesius.*)

CAMPIDANO MAGGIORE, Bezirk der Provinz Arborea auf der Insel Sardinien, enthält 8800 Einw., auf 140 ital. Quadratmeilen. Unter seinen 12 Ortschaften

4) Regne animal. sec. edit. I. p. 258.

5) S. Leuckart de equo bisulco Molinae. Gotting. 1816.

Digitized by Google

ist das Dorf Cabras mit 3000 Einwohnern wegen der Größe und Schönheit seiner Weintrauben berühmt. (Nach Mimaut. Neue allg. geogr. u. stat. Ephem. 33. Bd. S. 269.) (*Leonhardi.*)

Campidano Milis s. Milis.

Campoplex s. Ophion.

CANCIONERO, ist der spanische Name für jede Samlung von Volksliedern und lyrischen Gedichten überhaupt, welche im allgemeinen Canciones heißen. Im 14ten, vorzüglich aber im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts sind die meisten dieser geistlichen, moralischen, erotischen, scherzhaften, großentheils aber auch historisch-romantischen Gesänge entstanden, worau die Spanier so unendlich reich sind. Von sehr vielen, besonders den historischen oder Romanzen, sind die Dichter unbekant geblieben, und sie mögen lange von Mund zu Mund gegangen seyn, und große Veränderungen in den Worten und in der Sprache überhaupt erfahren haben, ehe man auf den Gedanken kam, Samlungen davon zu veranstalten. Die älteste Samlung dieser Art, die man kent, ist die, welche Juan Alfonso de Baëna, unter Juan II. (1481—95) anlegte. Sie führt den Titel: Cancionero de poetas antiguos, ist aber noch Manuscript in der Bibliothek des Escorials. Nach ihm unternahm Fernando del Castillo eine große Samlung alter Gedichte, welche unter dem Namen: Cancionero general bekant und oft gedruckt worden ist. Die älteste Ausgabe ist wahrscheinlich vom Jahr 1510, wovon aber jetzt vielleicht kein Exemplar mehr vorhanden ist. Als die zweite kündigt sich die von 1514 fol. an, welche in Valencia, von Jorge Castillo gedruckt, erschien; die pariser Bibliothek besitzt sie. Von späteren Ausgaben kent man: Toledo 1517. fol., 1526 ohne Druckort, es ist vermuthlich die, welche sich auf der Bibliothek in Göttingen befindet; Sevilla 1535; Ebend. 1540; Anveres 1557. 8., u. Ebd. 1573. 8. Jede dieser Ausgaben weicht von der andern in Zahl und Anordnung der Gedichte und in Lesearten derselben ab, und obgleich die neuern Abdrücke manche Lieder hinzugefügt haben, so fehlen ihnen dagegen auch wieder andere, welche in den älteren Ausgaben stehen. Voran stehen die geistlichen Gedichte: Rimas sacras, oder Obras de devocion; dann folgen die Werke der einzelnen Dichter, deren Zahl schon in den ältesten Ausgaben an 136 beträgt, und zuletzt kommen Gedichte theils von denselben, theils von andern genanten und ungenanten Verfassern. Nur wenige unter diesen Gedichten sind historische oder Romanzen, welche zu eignen Samlungen Veranlassung gegeben haben. Außer dem Cancionero general gibt es noch viele Samlungen ähnlicher Art unter verschiedenen Titeln. Die bekantesten sind: Relox de Namorades, Valencia 1565, von Austas Jsquierdo besorgt, es ist aber nur der erste Theil erschienen; Floresta de varia poesia, por D. Diego Ramirez Pagan, Valencia 1562. 8.; Jardin de Amadores, herausgegeben von Lorenzo de Ayala, Valencia 1588; und eine andere Samlung: Primera parte del Jardin de Amadores, por Julian de la Puente, Zaragoza 1611. 12.; Tesoro de divina poesia, por Estevan de Villalobos, Toledo 1587. 8.; El cancionero general de la doctrina christiana, por Juan Lopez de Ubeda, Alcalà 1579 u. 1586. 8.; Primera parte de las flores de poetas ilustres de España, por Pedro de Espinosa, Valladolid 1605. 4.; Poesias varias de grandes ingenios Españoles, por Josef Alfay, Zaragoza 1654. 4. — Später, erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, fing man an, die historisch-romantischen Gesänge, wovon sich im Cancionero nur wenige finden, besonders zu sammeln; diese, unter dem Namen Romanzen bekanten Gedichte, mögen zum Theil von hohem Alter seyn und Jahrhunderte lang im Munde des Volkes gelebt haben, ehe man sie aufgezeichnet. Sie umfassen die ganze ältere Geschichte Spaniens, beginnen mit dem Untergange des westgothischen Reiches unter Rodrigo, besingen dann die alten Heldensagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, viele merkwürdige Begebenheiten der spanischen Geschichte, vorzüglich das Leben des größten Nationalhelden, des Cid, und reichen endlich bis auf die letzten Kämpfe mit den Mauren von Granada. Die Romanzen dieser letzten Gattung machen einen vorzüglichen Bestandtheil der romanhaften Geschichte des Gnez Perez de Hita, Historia de las guerras civiles de Granada, aus, welche oft, auch in Teutschland, gedruckt worden. Die älteste Samlung von Romanzen ist enthalten in dem Cancionero de Romances, welche nur wenige erotische Romanzen, dagegen die meisten jener alten historischen Gedichte enthält. Es sind davon folgende Ausgaben bekant. Cancionero de Romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos. Nuevamente corregido y añadido en muchas partes. Anveres 1555. 8.; die frühere hier vorausgesetzte Ausgabe ist unbekant; dann wieder zu Antwerpen 1573 Lisboa 1581; Barcelona 1587 u. 1628, und vielleicht noch öfter. Die historischen Romanzen allein, ohne alle fremde Beimischung, gibt das Romancero historiado von Lucas Rodriguez, Alcala 1579; ferner: Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la cronica de España, Anveres 1566, und Silva de varios romances, Barcelona 1611 und öfter. Die Romanzen vom Cid, die beliebtesten von allen, sind in mehren Samlungen besonders vorhanden, so in: Historia del muy noble y valeroso cavallero, el Cid Ruy Diaz de Bivar, en romances, recopilados por Juan de Escobar. Lisboa 1615. 12.; und in einer Madrider Ausgabe ohne Jahr, so wie in: Tesoro escondido de los mas famosos romances asi antiguos como modernos del Cid. Barcelona 1626. 12. — Bei weitem seltener, als alles bisher genante, ist der Romancero general, wovon man überhaupt nur zwei Ausgaben kent, die eine von Miguel de Madrigal, Madrid 1604, 2 Vol. 4.; die andere von Pedro de Flores, Madrid 1614. 4., herausgegeben. Eine dritte, welche Bouterwek unter dem Titel: Romancero general en que se contienen todos los romances que andan impresos, aora nuevamente añadido y emendado, Madrid 1604. 4., anführt, ist wahrscheinlich nur eine Verwechselung mit der Ausgabe des Flores von 1614, wenigstens kennen Velasquez und Dieze nur die beiden ersten. Diese Samlungen enthalten über 1000 Romanzen, vorzüglich maurische und erotische; dagegen fehlen fast alle historische und Ritter-

Digitized by Google

manzen; nirgend sind die Verfasser angegeben, und die Gedichte sind ohne alle Ordnung durcheinander geworfen. Bei der großen Seltenheit der meisten dieser Samlungen ist es erfreulich, daß in neuerer Zeit sowol in Spanien selbst, als auch in Teutschland mehre Samlungen von Romanzen und lyrischen Gedichten der Spanier überhaupt veranstaltet worden sind. Dahin gehören einige Theile des Parnaso español von Josef Lopez, 1768. 31 Vol. 8.; die Coleccion des Don Ramon Fernandez, Madrid 1797, 20 Vol. 8., und die Poesias selectas von Don M. J. Quintana. In Teutschland sind erschienen: Silva de romances viejos, publicada por Jacopo Grimm, Vienna 1815. 8.; sie enthält vorzüglich historische Ritterromanzen; Samlung der besten alten spanischen historischen, Ritter- und Maurischen Romanzen von Ch. B. Depping. Altenburg u. Leipzig 1817. 8., mit einer lehrreichen Einleitung und Anmerkungen; Floresta de rimas antiguas castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber. Hamburgo 1821. 3 Vol. 8.; jeder Band ist eingetheilt in Rimas sacras doctrinales, amorosas und festivas. Diese Samlung, welche die historischen Ritterromanzen ganz ausschließt, enthält dafür einen reichen Schatz an Liedern aller Art, worunter auch viele bisher noch ungedruckte.

Auch die portugisische Literatur ist reich an Liedern und Gesängen, nur fehlen ihr fast ganz die historischen und Ritterromanzen; vielleicht auch deshalb, weil Portugal seine Kämpfe mit den Mauren viel früher beendigt, als Spanien, und seine Thätigkeit mehr auf Seefahrten und Entdeckungen gelenkt hat. Auch in Portugal entstanden im 15ten Jahrhundert mehre Samlungen von Liedern, welche aber Manuscript geblieben sind; das sind die Cancioneiros geraes. Die älteste gedruckte Samlung ist die von Garcia de Resende. Lisboa 1516. fol., die selbst noch größer ist, als das spanische Cancionero general. — Die Italiener besitzen keine solche Samlungen, wie denn auch überhaupt die volksthümliche Poesie der Lieder und Romanzen ihnen gänzlich fehlt. Das Wort Canzoniere wird daher in Italien nur zuweilen als Collectivum für die sämtlichen lyrischen Gedichte eines Autors, besonders wenn vom Petrarca die Rede ist, gebraucht; doch ist der Ausdruck Rime dafür bei weitem gebräuchlicher. (*Blanc.*)

CANDA, eine neue von Lamouroux gestiftete Polypengattung aus der dritten Ordnung der Cellarien (Sertularia Lin.), von der bis jetzt nur eine Species, Canda arachnoides, aus Neuholland, durch Péron und Lesueur bekannt geworden ist, welche sie nach einem Mädchen auf der Küste von Timor, die in ihrer Reisebeschreibung vorkomt, und dort abgebildet ist, Canda genant. Es ist eine wedelförmig verästelte, steife Cellularia, deren Äste durch querlaufende Seitenfasern mit einander vereinigt sind. Die Zellen stehen wechselsweise, sind oben abgestumpft, und öffnen sich nur an der vordern Fläche; an der hintern ist alles geschlossen, und nichts als eine der Länge nach herablaufende Furche, die abstehenden Pinnae der Zellenkelche und der geschlängelte Wuchs zu bemerken. Die querlaufenden, wie Spinnenfäden erscheinenden Fasern haben Gelegenheit gegeben, sie mit dem speciellen Beinamen arachnoides zu bezeichnen; sie ist in Lamouroux polypiers flexibles, p. 132. no. 241. pl. 2. fig. 6. a B C D, und in dessen franz. Ausgabe vom Ellis Solanderschen Werke, S. 5, Taf. 64, Fig. 19—22. beschrieben und abgebildet. (*Tilesius.*)

CANDIT (Mineralogie) nent Bournon ein Fossil, das in derben Massen mit körniger Absonderung, muschligem glänzendem Bruche, von schwarzer Farbe, jedoch in dünnen Splittern blau oder grünlich durchscheinend bei Candy auf Ceylon vorkomt. Seine Eigenschwere beträgt 3,617, seine Härte komt ziemlich mit der des Topases überein. Durch Reibung erhält es keine elektrische Kraft und vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar. Nach Gmelin besteht es aus 57,20 Thonerde, 18,240 Talkerde, 20,514 Eisenoxydul, 3,254 Kieselerde und Spuren von Mangan. Es scheint vom Eisenspinell kaum wesentlich verschieden zu seyn. (*Germar.*)

CANIZARES, D. Joseph de, spanischer Lustspieldichter, der zu Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrh. am Hofe zu Madrid lebte, zeichnete sich vornehmlich in den comedias de figurones aus, worin Großthuer sich durch Schlauheit geltend machen. Die Franzosen rühmen die Regelmäßigkeit seiner Stücke, die ihren Beifall aber mehr ihrer Karikaturzeichnung und ihrem dramatischen Leben verdanken. Er schrieb sehr viele Stücke, von denen man den größeren Theil in dem Katalog von 4409 Lustspielen, welchen die Erben von François Medel 1755 zu Madrid herausgaben, angezeigt findet. Jetzt halten sich davon nur noch sein Musico por el amor und sein Domine Lucas, den man als Landjunker-Student treffend characterisirt hat. (*H.*)

CANSTEIN, eine aus 5 Dörfern bestehende Herrschaft im Amte Marsberg, Herzogthums Westphalen, mit einer Pfarrkirche zu Heddinghausen und einem eigenen Gerichte zu Canstein. Die ganze Herrschaft zählt 162 Häuser und 1243 Einwohner; sie hat mehre Papiermühlen, Eisenhämmer, eine Ziegelhütte, einen bedeutenden Wald und bei Brentosen auch Kupfer-Erz. Ober dem Dorfe Canstein liegt das Schloß gleiches Namens, an einen großen Felskegel, einen Eck- oder Kant-Stein gelehnt, auf dem früher auch ein Freistuhl des westphälischen Fehmgerichts stand. Es war Eigenthum der Familie Rabe, welche sich nach verschiedenen Besitzungen, z. B. von Pevenheim, v. Kegelnberg und hier von Canstein schrieb *), aber immer das gemeinsame Stammwapen, einen Raben, beibehielt. Sie nahm das Schloß 1320 von Kurcöln zu Lehn und besaß es ausschließlich, bis 1558 die Hälfte davon, durch Heirath, an die jetzt gräfliche Familie Spiegel zum Diesenberg kam, welche nachher die ganze Herrschaft an sich gebracht hat. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANSTEIN, Raban Freiherr von, geb. zu Canstein (s. d. vor. Art.) im Herzogthum Westphalen den 19. Aug. 1617, studirte zu Wittenberg die Rechte, machte nachher Reisen durch Holland, England, Frankreich, Schweden und Teutschland, lernte bei dieser Gelegenheit

*) In einer alten Urkunde heißt es: „N. Rabe tom Canstein, N. sine Fraw, N. N. N. N. alle Rabedes, eer Söne."

die verwitwete Herzogin von Braunschweig, Anna Sophia von Brandenburg kennen und wurde von ihr erst als Hofrath, nachher als Obermarschall angestellt. Sie empfahl ihn dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihn 1650 zum Hauptmann von Horneburg, 1652 zum Geheimenrathe und 1653 zum Kammerpräsidenten ernante. Im J. 1659 übertrug ihm derselbe die Hauptdirection des Kammerwesens in allen seinen Landen, ernante ihn gleichfalls zum Obermarschall und ferner zum Hauptmann von Zehdenick und Liebenwalde, so wie zum Landeshauptmann von Boeskau und Storckau. Nach vielfachen öffentlichen Statsgeschäften, von denen wir hier nur seiner Gesandtschaft zur Wahl Kaiser Leopolds, wodurch er seinem Geschlechte den Freiherrn-Titel erwarb, gedenken wollen, legte er 1669 die Oberhofmarschallstelle und nachdem er hierauf auch den Wechsel des Glücks in mancher Widerwärtigkeit erfahren, nicht gar lange vor seinem Tode die übrigen Stellen nieder, um endlich im Alter die Ruhe ungestört zu genießen, die er durch so mannigfaltige Auszeichnungen und Vorzüge im bürgerlichen Leben vergebens zu befestigen gesucht hatte. Er starb zu Berlin am 22. März 1680. Nicht blos die Liebe seines Fürsten, welche die gedachten vielfachen Anstellungen beurkunden, sondern auch das Vertrauen des Volks, besaß dieser Mann in einem hohen Grade, so daß man von ihm wol rühmen darf, sein Verdienst sey durch keine Anerkennung übertroffen worden. Er war nicht blos ein vielseitig gebildeter, erfahrungsreicher Stats- und Geschäftsmann, sondern, was in solchen Verhältnissen viel sagen will, auch ein wahrhaft frommer, rein moralischer Mensch. In beider Hinsicht war sein praktischer Sinn durch nicht gemeine Studien gebildet. Geschichte, Philosophie, Sprachkunde, Jurisprudenz und Theologie hatten an ihm einen nicht gemeinen Verehrer, welches nicht blos seine vielen, in den preußischen Archiven niedergelegten, sehr gelungenen Rechtsausführungen, sondern auch seine übrigen zahlreichen Schriften bezeugen. Letztere sind zwar, so viel bekant, selten gedruckt, aber deswegen von Zeitgenossen nicht weniger gerühmt, und bestehen 1) in mehren Übersetzungen berühmter, hauptsächlich theologischer Werke, aus fremden Sprachen, 2) in vielen eigenen Abhandlungen, theologischen und rechtlichen Inhalts *). Seine Söhne waren: Karl Hildebrand, Freiherr von Canstein (s. Thl. XV. S. 102) und Philipp Ludwig, welcher am 11. Juli 1708 bei Oudenarde als königl. preuß. Obrist der Gensd'armen blieb.

(*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANTECROY, Canticrode, altes Schloß, 1½ Stunden von Antwerpen, bei Moortsel, in der vormaligen brabantischen Meierei Rhyen gelegen, übertrug Walther Volcaert, Donnerstag vor Lucä 1295, samt den dazu gehörigen Gütern in der Pfarrei Moortsel, dem Herzog Johann II. von Brabant, der solches im folgenden Jahre, 1296, an Wilhelm, Herrn von Berchem und Ranst, aus dem Hause der Berthouten von Grimbergen, verlieh. Johann von Ranst, Johanns Sohn, und Costins Enkel, wird den 16. September 1443 mit der Burg Canticrode, und den dazu gehörigen Dörfern Moortsel und Edeghem belehnt. Johanna von Ranst, Johanns († 1503) Tochter zweiter Ehe, Frau auf Houtain-le-val, verkauft die Herrschaft 1547 an Heinrich von Pontallier, auf Flagey, von dessen Töchtern, Claudina, Rosa und Beatrix, solche, abermals durch Kauf, an Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle übergeht (28. Mai 1549). Der Cardinal von Granvelle, des Nicolaus ältester Sohn, der auch die benachbarten Güter, Artselaer, Bouchaut und Hove, als eine Pfandschaft, und der Abtei Lobbes Probstei Contigh erblich erwarb, übertrug diesen ganzen Gütercomplex seinem Bruder Thomas, zu dessen Gunsten Philipp II. Cantecroy, im Juli 1570, zu einer Grafschaft erhob. Des Thomas Sohn, Franz, Graf von Cantecroy, starb zu Prag im J. 1607 ohne rechtmäßige Nachkommenschaft, nachdem er seiner Schwester Petronella Sohn, Franz Thomas von Oyselet, zum Erben eingesetzt, doch so, daß dieser der Perrenot-Granvelle Namen und Wapen annehmen mußte. Franz Thomas verkaufte das Schloß Cantecroy, die Dörfer Moortsel, Edeghem und Luythagen, den 5. Mai 1616, an Johann Maes, behielt sich jedoch ausdrücklich den Titel eines Grafen von Cantecroy bevor. Am 3. December 1620 wurde er, ohne Zweifel aus Rücksicht für seine Verbindung mit Caroline von Östreich, Markgräfin des H. R. R., einer natürlichen, am 1. März 1607 legitimirten Tochter Kaiser Rudolfs II., in des H. R. R. Fürstenstand erhoben. Er starb den 5. Januar 1629. Sein einziger Sohn, Eugen Leopold, Graf von Cantecroy, Fürst des H. R. R., gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genant, starb, der letzte Mann seines Hauses, im Februar 1637; seine junge Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, Beatrix von Cusance, geb. 1614, verm. 1635, hatte der Herzog von Lothringen, Karl IV., schon früher, 1634, in Besançon kennen gelernt, und ihr schon damals von Heirath gesprochen, obgleich er seit 1621 mit der Herzogin Nicole, Tochter Heinrichs II., und der eigentlichen Beherrscherin von Lothringen, vermählt war. Damals hatte die Prinzessin von Pfalzburg das tolle Werk hintertrieben, und das Fräulein von Cusance heirathete den Prinzen von Cantecroy. Jetzt, nach des Prinzen Tode, erneuerte Karl IV. seine Bewerbung, und die Witwe wurde ihm, April 1637, in herkömmlicher Form angetrauet, nachdem einige Hoftheologen erklärt, sie hielten Karls IV. Heirath mit der Herzogin Nicole für ungiltig. Trotz aller Bemühung in Rom konte der Herzog indessen niemals die Bestätigung seiner zweiten Verbindung, über welche in Lothringen und Frankreich zahllose Schriften erschienen, erwirken. Als er 1641, nach langem Umherirren in Teutschland, in Gesellschaft der Beatrix, Malgrange bei Nancy, besuchte, strömte das Volk, hoch erfreuet, nach schmerzlicher Trennung den geliebten Herrscher wieder zu sehen, schaarenweise herbei; bei dieser Gelegenheit sollen einige Mütterchen im Taumel des Entzückens, geschrien haben: Gott erhalte den Herzog, seine zwei Weiber und sein Kind. Die Herzogin Nicole starb den 18. Februar 1657; längst schon war des Herzogs Leidenschaft für die Prinzessin von Cantecroy erkaltet, ihre

*) Vergl. Joh. Suibert Seibertz westphälische Beiträge zur teutschen Geschichte. Bd. 1. S. 108. Bd. 2. S. 270.

Digitized by Google

Stelle in seinem Herzen nahm Maria Isabella von Ludre, Stiftsdame zu Poussay, ein. Sie sollte dem Herzog den Verlust der einen Gemahlin ersetzen, und er ließ den Pfarrer von Richardmenil nach Mirecourt kommen, um sich Angesichts seiner, mit der von Ludre zu verloben (1663). Die Prinzessin Beatrix eilte herbei, Einspruch zu thun, sie wurde aber zu Mattaincourt, ½ Stunde vor Mirecourt, zurückgewiesen; mit gebrochenem Herzen kehrte sie nach Besançon zurück, und eine lebensgefährliche Krankheit war der Reise einzige Frucht. Der Herzog, hiedurch erweicht, vielleicht auch nur um der Kinder willen (Beatrix war die einzige seiner drei Frauen, welche ihm Kinder gegeben, nämlich den Prinzen von Vaudemont, und die Prinzessin Anna), schickte seinen Günstling Rifaucourt, mit Vollmachten, nach Besançon, um sich die Prinzessin von Cantecroy nochmals, par procureur, antrauen zu lassen (20. Mai 1663). Seltene Verbindung der h. Sacramente, sagte Beatrix zu ihrem Arzte, Ehe und letzte Ölung. Wirklich starb sie 16 Tage später, den 5. Juni 1663, und der Herzog heirathete nun nicht die feierlich verlobte Braut, das Fräulein von Ludre, sondern ein 13jähriges Kind, Marie Louise von Apremont.

Johann Maes besaß die Herrschaft Cantecroy nicht gar lange, sie wurde gerichtlich verkauft, und den 28. April 1627 von Philipp Godines (Gudenus) erstanden; von dessen Erbin Sibylla van den Berghe kaufte solche, 16. November 1652, Karl von Fiennes, Baron von Enne. Diese Familie hat Cantecroy bis auf die neuesten Zeiten besessen. (*v. Stramberg.*)

CANTELMI, neapolitanisches Haus, welches den jüngsten Sohn Duncans I., Königs von Schottland, als seinen Ahnherrn betrachtet. Dieser, Eberhard, und, wegen seiner ungewöhnlichen Geistesgaben Canclam (Guiscard, Schlaukopf) genant, soll, so erzählt der Provencale, Elias de Bariols, um die Mitte des 12. Jahrh. und eine Urkunde König Karls II. von Großbritannien, vom 1. Januar 1683, dem Mörder Macbeth zu entfliehen, sich nach der Normandie, deren Herzog sein naher Anverwandter war, begeben, den ersten Kreuzzug mitgemacht, und sich endlich in der Provence häuslich niedergelassen haben. Sein Sohn, nach dem väterlichen Beinamen, Cantelmus genant, besaß Luc, unweit Draguignan, und Trilly, sein Enkel Rostaing, Gem. Phanetta von Baux, gebrauchte zuerst den Namen Cantelmus als einen Geschlechtsnamen. Rostaings Enkel, Jakob, einer der Begleiter Karls von Anjou auf dem Zuge nach Apulien, erhielt als Belohnung seiner Thaten in der Schlacht bei Benevento, die Stadt Popoli in dem diesseitigen Abruzzo. Er besuchte auch in der Eigenschaft eines sicilianischen Gesandten den Hof Kaiser Rudolfs. Sein Sohn, Rostaing II. wurde, nach Karls von Anjou Tode, von dem Papste, dem er wider die Colonnas gedient, zum Senator von Rom und Grafen der Campagna ernant, und starb als Großhauptmann der Stadt Neapel 1310. Dieses Sohn, Jakob II., der mit Philippa de Neale die Stadt Bovino in Capitanata, Balneoli, Cerri u. s. w. erheirathete, war 1295 Justitiarius und General-Capitain des diesseitigen Abruzzo, und vertheidigte 1312—1313, als des Königs Robert Vicarius, die Stadt Florenz gegen Kaiser Heinrich VII., der sich am Ende genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Jakobs II. ältester Sohn, Johann, wurde in den Grafenstand, seine Baronie Bovino zu einer Grafschaft erhoben; Jakobs II. Urenkel, Rostaing IV., Berengar und Jakob, fielen bei König Karl III., nachdem sie sich dessen Feinden zugesellet, in Ungnade, erhielten jedoch Verzeihung, und dem Berengar wurde zugleich das Amt eines Großkämmerers, und die Grafschaft Arce unweit Sora, dem Jakob aber die Grafschaft Oliveto in Basilicata verliehen. Rostaings IV. ältester Sohn, Jakob, erbte von dem Oheim Oliveto, und wurde von König Ladislaus, dem er in allen seinen Kriegen getreulich beigestanden, zum Grafen von Popoli ernant. Dieses jüngerer Sohn, Anton, 8ter Graf von Popoli, erbte von seinen Vettern die Grafschaft Arce, und hinterließ solche in seinem letzten Willen, samt Oliveto, seinem ältern Sohne, Nicolaus, während der jüngere, Onuphrius, der Ahnherr der Linie von Pettorano (siehe unten), Popoli haben sollte. Nicolaus maßte sich aber die gesamte Erbschaft an, und ergriff, sich des Raubes zu versichern, die Partei des Königs von Aragonien; seine Dienste belohnte Alfons mit dem Herzogthum Sora, welches ihm der König von dem Wagen herunter, auf dem er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt Neapel hielt, verlieh. Wie Nicolaus seinem Bruder gethan, so that sein Erstgeborner, Peter Johann Paul, 2ter Herzog von Sora und 1ster von Oliveto, dem seinigen, indem er sich der von dem Vater diesem zugedachten Grafschaft Popoli mit Gewalt bemächtigte. Alle Befehle des Königs vermochten nicht, ihn zur Wiedererstattung zu bewegen, ihrer gänzlich enthoben zu seyn, trat er der großen Verschwörung des Herzogs von Sessa, des Marino Marsan, bei. Das Unternehmen nahm jedoch ein trauriges Ende, und der Herzog von Sora mußte seine Tage als ein Verbanter in Ferrara beschließen. Seinen Söhnen, denen so viel geblieben war, daß sie in Mantua ein Kloster, und den anstoßenden Palast Cantelmo erbauen konten, gab Lautrecs Zug nach Neapel, dem sie sich angeschlossen, für einen Augenblick die Hoffnung, das confiscirte väterliche Eigenthum wieder zu gewinnen; sie verschwand indessen gar bald, und mit ihr diese ganze Linie des Hauses Cantelmi. — Johann, des 2ten Herzogs von Sora Bruder, erhielt nach dessen Falle die Grafschaft Popoli als sein Eigenthum, welchem der König auch den 29. November 1461 Oliveto hinzufügte, zurück. Sein Sohn Rostaing, 7ter Graf von Popoli, ein versuchter Krieger, wurde 1514 durch seinen Hauscapellan ermordet, sein Enkel, Johann Joseph, 1ster Herzog von Popoli, Graf von Ortona in Abruzzo, erhielt, nachdem er alle seine Kinder überlebt, von Karl V. die Erlaubniß, über seine Lehen zu verfügen; er gab sie seinem Vetter Julius Cäsar Cantelmi, Herrn von Pettorano und starb 1560. Sechs Jahre später, 1566, wurde sein Heldengedicht, la Psiche, gedruckt.

Onuphrius Cantelmi, des ersten Herzogs von Sora Bruder, zu schwach, diesem die Grafschaft Popoli zu entreißen, ließ sich endlich mit Alfidena, in dem diesseitigen Abruzzo, abfinden, erbte auch von seiner Mutter, einer Varano von Camerino, Pettorano und Valle Sos-

Digitized by Google

cura, beide südlich von Sulmona, in dem diesseitigen Abruzzo gelegen. Sein Ururenkel, Julius Cäsar, erbte nach des Herzogs Johann Joseph Tode, Popoli, und hinterließ solches, da er selbst kinderlos war, seinem Bruder Octavio, dem Vater des Fabritius und Großvater des Joseph und Andreas. Joseph wurde 6ter Herzog von Popoli, Herr von Pettorano und Valle Soscura. Andreas, geb. zu Pettorano den 2. August 1598, war dem geistlichen Stande bestimt, eine unüberwindliche, von seinen Angehörigen lange bekämpfte Neigung, trieb ihn aber, sein Glück im Kriege zu versuchen. Seinen ersten Feldzug machte er in dem Veltlinischen Kriege. Sodann diente er dem Kaiser in Teutschland und gegen Bethlen Gabor, so wie in der zweimaligen Belagerung von Casale, vor Nizza della Paglia und vor Ponte Stura. Als Maestro di Campo führte er 1631 ein Regiment Neapolitaner nach den Niederlanden, und im folgenden Jahre nach Teutschland, wo er bei der Einnahme von Speyer und dem Entsatze von Frankenthal gebraucht wurde. Im J. 1634 vertheidigte er Stevenswerth, und das von ihm daselbst angelegte Fort Cantelmo gegen wiederholte Angriffe der Holländer; dafür, für die Befestigung von Kerpen, und die Beschützung der cleveschen Lande, hatte die Infantin, Regentin der Niederlande, ihm ein Geschenk von 20,000 Thalern zugedacht, er schlug solches aber großmüthig aus. Im J. 1635 vertheidigte er die Schenkenschanze acht Monate lang gegen den Prinzen Friedrich Heinrich und die Hauptmacht der Holländer. Unmittelbar darauf nöthigte er die vereinigten Franzosen und Holländer, die Belagerung von Löwen auf eine schimpfliche Weise aufzuheben. Im J. 1637 wurde er zum Gouverneur der Provinz Luxenburg, welche er indessen vorher dem Marschall von Châtillon und 12,000 Franzosen abgewinnen mußte, ernant. Seine letzte und glänzendste Waffenthat auf dieser Seite war die Einnahme von Ivoy. Im folgenden Jahre, 1638, stand er den Holländern gegenüber, welche sich der Forts Calloo und Verrebroeck auf dem westlichen Ufer der Schelde bemeistert und nur eine Stunde von Antwerpen eine beinahe unüberwindliche Stellung inne hatten. Alle Generale hielten sie darin für unangreifbar, nur Cantelmi nicht, und er wußte seine Meinung so einleuchtend zu machen, daß der Cardinal Infant ihm endlich erlaubte, einen Angriff zu wagen. Er war so wohl berechnet und so kräftig ausgeführt, daß die Holländer, nachdem sie aus ihren sämtlichen Feldverschanzungen vertrieben worden, und nur an Gefangenen 2000 Mann zurückgelassen, in der darauf folgenden Nacht Calloo in aller Stille räumten. Im J. 1640 bekleidete er das Amt eines Maestro di Campo generale; im folgenden Jahre war er, vermöge der Bestimmungen der königlichen Disposition vom 19. Juli 1641 Mitglied der Junta, welcher, nach des Cardinal Infanten Tode, die Regirung der Niederlande interimistisch übertragen worden. Im J. 1643 that er, als Maestro di campo generale der Provinz Flandern, während Harcourt vor St. Omer lag, einen Einfall in die Picardie; auch war er gegen den Prinzen von Oranien nicht unglücklich. Im folgenden Jahre wurde er nach Spanien berufen, von dem Könige auf das gnädigste empfangen, und statt des Don Philipp de Silva zum Vicekönig und General-Capitain von Catalonien ernant. Sofort nöthigte er den Marschall von la Mothe, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, er eroberte Balaguer nach viertägiger Belagerung mit Sturm, er machte dem Grafen von Harcourt den Übergang des Segreflusses mit nur 5000 Mann elender Infanterie geraume Zeit streitig, und wie Harcourt endlich erzwungen, was beinahe jederzeit erzwungen werden muß, vertheidigte er Balaguer vier Monate lang gegen das treffliche, trefflich angeführte französische Heer. Zuletzt, nachdem alle Mittel der Gegenwehr erschöpft, führte Cantelmi sein kleines Häuflein durch die feindlichen Linien, und durch einen der künstlichsten, aber beschwerlichsten Märsche, in Sicherheit. Diese Anstrengungen, der Kummer über den gänzlichen Mangel an allen Kriegsbedürfnissen, an Soldaten, Waffen und Geld, zerstörten jedoch seine Gesundheit, es befiel ihn ein schleichendes Fieber, und er starb zu Alcuvieres, unweit der Hauptstadt von Aragonien, den 5. November 1645; seine irdischen Reste wurden zu Saragossa in der Domkirche beigesetzt; sein Leben hat Leonardo de Capua beschrieben. Cantelmi war auch selbst Schriftsteller, seine kriegswissenschaftlichen Handschriften kamen an den Prinzen von Asturien, und werden vielleicht noch zu Madrid in der königlichen Bibliothek verwahrt.

Des Andreas Neffe, des Herzogs von Popoli ältester Sohn, Fabritius, wurde von Philipp IV. zum Fürsten von Pettorano ernant und hinterließ vier Söhne. Der älteste, Joseph, 7ter Herzog von Popoli, erzeugte eine einzige Tochter, die, um den Glanz des Hauses zu erhalten, an den jüngsten von ihres Vaters Brüdern verheirathet wurde. Der zweite, Jakob, geboren 1645, wurde von dem Cardinal Franz Barberini, dem er einige Dienste geleistet, dem Papste Innocentius XI. empfohlen, von diesem mit einer reichen Abtei versehen, und als Inquisitor nach Malta, als Nuntius nach der Schweiz, nach Venedig, nach Polen und nach Augsburg, der Krönung Josephs I. beizuwohnen, geschickt. Alexander VIII. bekleidete ihn am 13. Februar 1690 mit dem Purpur; bald darauf erhielt er das Erzbisthum Capua, und 1691 von Innocentius XII., den er wählen helfen, das bisher von diesem besessene Erzbisthum Neapel. Auf diesem letztern Stuhle gerieth er mit den Vicekönigen und mit den päpstlichen Nuntien in große Streitigkeiten, gelegentlich welcher er nicht selten die Grenzen der christlichen Sanftmuth überschritt. Der übrigens exemplarische Bischof starb den 11. December 1702. Andreas, der dritte von des Fabritius Söhnen, starb zu Genua mit dem Rufe eines unerschrockenen Seemanns. Der jüngste endlich, Rostaing, geb. 1653, wurde durch die Vermählung mit seines Bruders einziger Tochter Beatrix (1690) 8ter Herzog von Popoli, diente als General-Major in Africa, Sicilien, Spanien und Flandern, und wurde 1696 zum General der neapolitanischen Artillerie ernant. Karl III. ließ ihm, dem eifrigen Anhänger Philipps V. seine Güter confisciren. Im J. 1713 wurde er von Philipp V. zum General-Capitain des von den Alliirten geräumten Cataloniens ernant, weil er aber Barcelona nicht bezwingen konte, wurde ihm das Commando wieder abgenommen. Dafür

Digitized by Google

erhielt er am 26. Juli 1717 den h. Geiſtorden, und im J. 1722 die Würde eines Grande erſter Klaſſe. Er war auch Hauptmann der italieniſchen Gardes du corps, Gouverneur des Prinzen von Aſturien (Don Ludwig), ſodann deſſen Obriſthofmeiſter, und ſtarb den 16. Januar 1723. Mit ſeinem Sohne Joſeph, geb. 1691, 9tem Herzoge von Popoli, 4tem Fürſten von Pettorano, der 1727 bei der Belagerung von Gibraltar als Brigadier diente, iſt, wenn wir nicht irren, der Mannsſtamm des Hauſes erloſchen. Es war derſelbe, ſeit dem 22. April 1717 mit Catharina Bertha von Boufflers, des Marſchalls Tochter und Ehrendame der Königin von Spanien, ſo wie ſeine Schweſter Camilla Cantelmi, ſeit dem 16. Januar 1724 mit Leonardo Tocco, Prinzen von Monte Mileto, einem Neffen des Papſtes Benedicts XIII. einem Abkömling des berühmten Beherrſchers von Cefalonia und Zante, verheirathet. (*v. Stramberg.*)

CANTER, Wilhelm und Theodor, beide als Philologen in rühmlichem Andenken, waren Söhne des Senators zu Utrecht Lambert Canter. I) Wilhelm, geb. zu Utrecht den 24. Juli 1542, unternahm nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien litterariſche Reiſen durch Teutſchland, Frankreich und Italien, und wählte dann Löwen zu ſeinem bleibenden Aufenthalt. Um ganz ſeinen gelehrten Arbeiten leben zu können, nahm er weder ein Amt an noch verheirathete er ſich; ſelbſt die Freundſchaft fand er ſtörend, und nur von Gelehrten nahm er, jedoch auch ſehr ſelten, Beſuch an. Jede Tagesſtunde war bei ihm einer beſondern Arbeit gewidmet, und von ſeinem dafür entworfenen Plane wich er niemals ab. Seine übermäßige Anſtrengung zog ihm aber eine auszehrende Krankheit zu, an welcher er noch vor Vollendung ſeines 33. Jahres, den 16. Mai 1575, ſtarb. Die Schriften, welche ihm den Ruhm eines ſcharf und tief blickenden Kritikers erwarben, ſind: 1) *Novae Lectiones*, eine Samlung trefflicher philologiſcher Bemerkungen; 1. A. Baſel 1564 in 4 Büchern, 2. A. Daſ. in 7 Büchern 1566, und 3. A. 1571 zu Antwerpen in 8 Büchern. Gruter hat ſie in den dritten Band (p. 574 seqq.) ſeines Thesaurus criticus aufgenommen in 9 Büchern; das neunte Buch beſteht aber blos aus dem 31. Kapitel des 4. Buches der übrigen Ausgaben. — 2) De ratione emendandi graecos auctores Syntagma, worin die Hauptquellen der Verderbniß griechiſcher Texte angegeben ſind, erſchien in einer zweiten Ausgabe vermehrt zu Antwerpen 1571; zuerſt erſchien ſie als Anhang des 4ten Theiles von ſeiner Überſetzung der Reden des Ariſtides. (S. auch Jebb Ed. Aristidis T. 2. p. 621 sqq. und im Claſſiſchen Journal V. p. 203 sqq. 361 sqq.) — 3) *Aristidis orationes*, 3. Th. Baſel 1566. F. — 4r Theil in der Ausgabe von Jebbs Ariſtides. — Als Herausgeber von Schriften griechiſcher und römiſcher Claſſiker hat er ſich Verdienſte erworben um Äſchylos (Antw. 1580), Sophokles (Daſ. 1579), Euripides (Daſ. 1571), worin er zuerſt einige Ordnung in die Chöre brachte). — *Aristotelis Pepli fragmentum* s. Heroum Homericorum Epitaphia Baſ. 1566, Antw. 1571. Canter war der Erſte, welcher dieſe anonymen Epitaphien dem Ariſtoteles zuſchrieb. Angehängt ſind *Ausonii* Epitaphia Heroum. — Anmerkungen hat er geliefert zu Cicero's Briefen und den Büchern de officiis, zu Propertius, Arnobius. Seine Variae lectiones ad Biblia graeca ſtehen im 6. Bd. der Antwerpiſchen Polyglotte. Überſetzt hat er außer dem Ariſtides und einzelnen Stücken anderer Redner den Lykophron, Stobäus, Plethon und einige Schriften des Syneſius. (Die Nachweiſungen über ihn ſ. in *Saxii* Onomasticon III, 410. 650.)

II) Theodor, geb. zu Utrecht 1545, geſt. zu Leuwarden 1617, liebte wie ſein Bruder die litterariſchen Beſchäftigungen, ohne ſich jedoch ſo von dem Leben zurück zu ziehen. Noch nicht zwanzig Jahre alt, gab er ſchon ſeine Variae lectiones heraus Antw. 1574 in Gruters Thes. III. p. 712 sqq.). Den Arnobius gab er mit kurzen Anmerkungen (Antw. 1582. 8.), die in der großen Leidener Ausgabe des Arnobius (1651. 4.) wiederholt ſind, heraus. Wo ſeine handſchriftliche Samlung aller Fragmente ariechiſcher Dichter hingekommen iſt, weiß man nicht; ſeine Anmerkungen zu Clemens Alexandrinus befanden ſich zu der Zeit, als G. Burmann ſein Trajectum eruditum (1738) herausgab, in Drakenborchs Bibliothek. (Nachweiſungen über ihn ſ. in *Saxii* Onomast. III. 479.) (*H.*)

CANTI CARNASCIALESCHI, Carnavals oder Faſtnachts-Geſänge. Seit undenklichen Zeiten ſind in den meiſten ſüdeuropäiſchen Ländern, vorzüglich aber in Italien, die Wochen von den heil. drei Königen bis zur Aſchermittwoch eine Zeit der Ausgelaſſenheit und der Luſt; theils als Erinnerung und Fortſetzung der alten Saturnalien, theils als vorweggenommene Entſchädigung für die Entbehrungen und den Ernſt der darauf folgenden Faſtenwochen. Beſonders ſind es die letzten Tage vor dem Anfange der Faſten, wo das Volk, ſich ſelbſt ein Feſt bereitend, in jeder Art von Tollheit und Ausgelaſſenheit, in mancherlei luſtigen und albernen Verkleidungen, auf den Straßen umherſchwärmt. Göthe's meiſterhafte Beſchreibung des römiſchen Carnavals kann am beſten dazu dienen, einen Begriff von dieſer Volksluſt zu geben. Ähnliches war auch von jeher in Florenz geſchehen, als Lorenzo de' Mediei (1448—1492) auf den Gedanken gerieth, die allgemeine Luſt durch ſinnreiche Aufzüge und Darſtellungen zu erhöhen. So ſah man nun, auf ſeine Veranſtaltung, bald ernſte, bald heitere und muthwillige Aufzüge zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, bei Nacht durch die Straßen ziehen; bald war es der Einzug eines Triumphators, bald ein Aufzug verſchiedener Handwerker, bald ein Wagen mit allegoriſchen oder mythologiſchen Perſonen beſetzt, von einem Gefolge begleitet, welches Lieder ernſter und luſtiger Art, wie es die Darſtellung foderte, ſang. Lorenzo ſelbſt dichtete mehre ſolcher Lieder, und ſein Beiſpiel fand viele Nachfolger. Dieſe Sitte mag ſich bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten haben. Die bei ſolchen Gelegenheiten geſungenen Lieder, Canticarnascialeschi, wurden nach und nach geſammelt; und ſo entſtand die erſte größere Samlung dieſer Art, die von Francesco Grazzini beſorgte: Tutti i trionfi, carri, mascherate, o canti carnascialeschi andati per Firenze dal tempo del magnifico Lorenzo ve-

Digitized by Google

chio de' Medici, per infino a questo anno presente. Fiorenza 1559. Sie enthält Gedichte von Lorenzo de' Medici, Angelo Poliziano, Filippo Strozzi, Jacopo Nardi, Francesco Giambullari, Giambattista Gelli, Antonio Allemanni und Giambattista Ottonajo. Des letzteren Canzoni, ovvero mascherate carnascialesche sind, vollständiger als in der obigen Samlung, besonders gedruckt: Firenze p. Torrentino 1560. 8., und in vielen Exemplaren der frühern Samlung sind die Blätter, welche die Gedichte des Ottonajo enthielten, ausgeschnitten und dagegen diese zweite Samlung eingeklebt worden. Die neueste, von Rinaldo Bracci besorgte Ausgabe der Canti Carnascialeschi ist: Cosmopoli (Lucca p. Benedini) 1750. 2 V. 8. mit 43 Kupfern erschienen. In Gamba, Serie de' testi, werden noch vier ältere, äußerst seltene, Samlungen solcher Gedichte angeführt, welche ohne Angabe des Druckorts oder der Jahrzahl, vermuthlich aus dem 15ten Jahrhundert sind. (*Blanc.*)

CANULEJUS, war Tribun im J. R. 309; die Rogationen desselben führten die Plebs zuerst zum Connubium; dann veranlaßten sie die tribuni militum consulari potestate; nächst denen alle Magistratus und 453 sogar das Oberpontifikat den Plebejern eröffnet wurden. S. Eisendecher üb. die Entstehung, Entwickelung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. 1829. (Vgl. Gött. Anz. St. 160.) (*H.*)

CANZLER ist aus dem lateinischen Worte cancellarius gebildet, welches wiederum von cancelli, ein Gitter, ein Verschlag, herstamt. Nach Vossius Etymol. ist das griechische Wort κιγκλὶς, ἡ, eine Doppelthüre, oder ein Verschlag mit einer solchen, die Wurzel von dem obigen. Cancelli nun waren die Schranken, durch welche die Richter von der versammelten Menge geschieden wurden, und cancellarius hieß der Beamte, der an den Schranken oder dem Gitter stand, entweder um den streitenden Parteien den Eintrit in dieselben zu verstatten, oder die Befehle der Richter zu vernehmen und zu vollziehen. Daher halten ihn einige für einen bloßen Thürsteher — Gruterus in inscript. 647. 6. —; doch scheinen sich seine Verrichtungen nur auf den innern Raum des Gitters erstreckt zu haben. — Magn. Aurel. Cassiodorus (er † 563) Epist. VI. L. XI. varior. — so daß er mehr ein Gehilfe der Gerichtspersonen gewesen. So viel ist über diese Würde in der römischen Verfassung bekant.

Am Hofe der fränkischen Könige waren die Canzler schon bedeutende Männer. Sie besorgten die geheimen Correspondenzen der Fürsten, und fertigten Urkunden aus, welche sie gewöhnlich auch unterschrieben. Doch komt die Benennung Canzler in den Merovingischen Urkunden nur selten vor. Zuerst liest man diesen Titel in einer Schenkung von Karlomann an die Klöster Stablo und Malmedi (Bouquet Th. IV. S. 713.), dann in einer Urkunde von Gisela, Schwester Karls des Großen; ferner in einer Urkunde Ludwigs des Teutschen (Schöpflin Alsatia diplomat. p. 89.) und unter Karl dem Dicken († 888), wo man die Unterschrift findet: Hebarhardus *Cancellarius* ad vicem Luitberti Archicapellani recognovi et subscripsi. Unter den ersten fränkischen Königen waren sie Notarien, setzten Testamente auf und führten gerichtliche Geschäfte, acta publica. — Lex ripuar. Tit. 49. §. 2—6. und Tit. 88. Lege Longobard. Tit. 37. §. 12. in capitular. Carol. M. L. 3. c. 43. in capitular. 3. an. 803. capitular. 1. an. 812. in capitular. Ludovici Pii an. 824. c. 1. Karl der Gr. hatte deren schon, so wie Eginhard, sein Biograph, sein Geheimschreiber oder Canzler war. Unter den Merovingischen Königen hießen sie: summi cancellarii, Obercanzler, oder auch Siegelbewahrer. Wegen der gänzlichen Unwissenheit der Laien waren die Canzler immer von geistlichem Stande. Der Canzler Karl des Einfältigen († 929) hieß Fulco, Erzbischof von Rheims; Hugo Capet († 996) hatte zu seinem Canzler Adalbarus, gleichfalls Erzbischof aus der nur genanten Stadt; Ludwig den Heiligen († 1270) begleitete sein Canzler Balduin auf seinem Zuge nach Tunis. Unter Ludwig VIII. († 1498) erweiterte der Canzler Guarinus diese Würde bedeutend, und brachte es dahin, daß der Canzler unter die Pairs versetzt wurde. Der Canzler Philipps VI. († 1350), Pierre Roger, bestieg den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens VI. Die grausame Regirung Karls IX. († 1574) wird durch den trefflichen Canzler de l'Hopital fast einzig erheitert. Duprat dagegen unter Franz I. († 1547) bewies nur allzusehr, wie viel Übels von diesem wichtigen Posten aus gethan werden könne. Sully unter Heinrich IV, und le Tallier unter Ludwig XIV. sind hinreichend bekant.

Nach dem Absterben der Karolinger in Teutschland hatte Konrad I. († 919) den Bischof Salomon von Costnitz zum Hofcanzler, und den Erzbischof von Salzburg, Pillegrinus, zum Erzcanzler. Da jedoch die höhern Geistlichen, die zum Theil selbst Reichsfürsten waren, nicht immer am Hoflager bleiben konten, so vertraten Canzler ihre Stelle, und recognoscirten und gegenzeichneten die Urkunden. Die Canzler waren also von den Erzcanzlern abhängig; ob sie zuerst von diesen oder von den Kaisern gewählt wurden, ist unentschieden. Vor dem 13ten und 14ten Jahrhundert komt der Name Canzler selten in den Urkunden vor. Sie heißen meistentheils noch Notarii, Capellani, Geheimschreiber, oder schlechthin Schreiber. 1289 findet sich diese Benennung zuerst in einem Schenkungsbriefe der brandenburgischen Markgrafen Otto und Konrad in Lenz brandenburg. Urkunden; dieser Canzler war Canonicus zu Stendal. Seit dem 15. Jahrhundert erhielt die Canzlerstelle eine höhere Bedeutung. Wenn früher dürftige Kentnisse und ein barbarisches Latein ausgereicht hatten, so genügte dieses alsdann nicht mehr, und noch weniger im 16. Jahrhunderte in Teutschland seit der Reformation. Die Regirungsangelegenheiten der Fürsten wurden weitläufiger und verwikkelter; die Canzler mußten daher sehr unterrichtete Männer seyn, denn sie hatten nun die Geschäfte eines Ministers zu besorgen. Das war fast in allen andern Ländern derselbe Fall. In Rom ging, unter den Päpsten, alles durch die Hände des Canzlers. S. S. Bernardus Epist. 313. Bei den Angelsachsen komt, nach Spelman, der Name Canzler im 9ten Jahrhundert unter dem Könige Edward vor, und seine Geschäfte waren auch die bereits oben erwähnten. (Georg Adam Struven: de Cancellario

Digitized by Google

principis. 1675.) Noch immer vermag der Canzler in England (chancellor) viel in dem Lande, wo nur der Buchstabe des Gesetzes gilt, indem er dem Könige sehr nahe steht, und zuweilen der Verwalter von des Königs Gewissen (the keeper of the Kings conscience) heißt, wenn er bei diesem Gefühl und Naturrecht geltend macht. (Jacobs new law dictionary, art. chancellor.*) — In Spanien war der Erzbischof von Toledo zugleich Canzler — canciller — von Castilien, wovon unter Alfonz IX. († 1230) der Anfang gemacht worden seyn soll. (Beckmanni Syntagma dignitatum illustrium, civilium, sacrarum, equestrium; dissert. XVIII. de Episcopis. c. IX. p. 1388.) Den ersten Platz am Hofe nahm der Capellan ein, den zweiten der Canzler. (De Salcedo theatrum Honoris. L. 16. Tit. 1. Lib. 4. c. 13. p. 386.) Auch dort war sein Hauptgeschäft, königliche Schreiben zu entwerfen und zu versenden. — Im Königreich Polen war im 16. Jahrhundert der Canzler Joannes Zamoiscus wegen seiner Tapferkeit und Beredsamkeit berühmt. — In Dänemark zeichnete sich um dieselbe Zeit Nicolaus Caas als Canzler durch seine Gelehrsamkeit und Thätigkeit aus; in Schweden Erieus Sparrn, in gleicher Eigenschaft, so wie in Böhmen der Canzler Adamus und in Sachsen David Peister (Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594.)

Reichscanzler war der Erzbischof von Mainz. Auch kleinere Fürsten hielten sich Canzler, wie Humbert II., Beherrscher der Dauphiné.

Geistliche Canzler gab es ferner in den Klöstern und Stiftern. Anfangs bestand ihr Amt nur darin, den Ort zu bewahren, wo der Bischof und die Geistlichen zusammenkamen, um Urtheile zu sprechen, oder auch Gottesdienst zu halten. Nachmals versahen sie die Stelle der Notarien, setzten Verträge auf, und sahen die Bittschriften durch, die man den geistlichen Versamlungen überreichte. Daher heißt es in einem Decrete der Kirchenversamlung zu Narbonne im 8. Jahrhundert: Ego Arricko *Cancellarius* hoc decretum scripsi. In Frankreich hatten die meisten Klöster ihre Canzler, um so mehr, da Karl der Große den Bischöfen 805 befahl, dergleichen zu halten. (Anastasius in vita S. Joannis Eleemosynar. c. 1. num. 6.) Zu Anfange des 9. Jahrhunderts machten die traditiones Fuldenses verschiedene Canzler ihres Klosters namhaft.

Die Hauptkirchen hatten gleichfalls Canzler, denen oblag, den Gottesdienst zu besorgen, oder über dessen rechte Abwartung zu wachen; die Schulen zu besuchen, die Siegel zu Unterschriften zu bewahren, und zum Predigtamte zu verpflichten (Statuta eccles. Londinens. T. 3. p. 339.)

Die Stiftscapitel und Prälaten hielten auch Canzler, denn außer dem Stifts- und Conventssiegel führten sie noch ein eigenes, das der Canzler verwahrte, auch recognoscirte und gegenzeichnete er die von den Bischöfen und Äbten ausgefertigten Briefe und Urkunden.

Die Universitäten standen ferner noch unter Canzlern. Professoren und Studirende galten damals für Geistliche, Clerici, und waren es auch großentheils, deshalb erhielten sie in dem Canzler auch ein geistliches Oberhaupt, wozu man gewöhnlich den Bischof oder Dompropst nahm, in dessen Sprengel die hohe Schule lag. Die Päpste wählten möglichst taugliche Männer hierzu. Der Canzler der Universität berief die Professoren, wachte über den Unterricht, sowie über die Sitten der Studirenden, und ertheilte die akademischen Grade. (Hemeraeus de Academ. Parisiens. c. 7 seqq. Stephanus Paschasius in disquisit. Franc. c. 21 seqq.) Und auch in Teutschland war vor der Reformation auf allen Universitäten diese Verfassung; wie in Heidelberg, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, Wittenberg und Frankfurt a. d. O.

Den Grafen standen bei den alten Gerichtsverfassungen in Teutschland noch Canzler zur Seite bei den Gerichtstagen. In dem Capitulare Lotharii Tit. 3. c. 12. ist daher verordnet, daß der Canzler ein rechtlicher Mann seyn solle, der in Gegenwart der Schöffen die öffentlichen Urkunden abfasse. In Frankreich stand den Gemeinden (communes) ein Canzler vor, dem jedes Mal ein Schreiber, greffier de la ville, zugegeben war.

Endlich heißt bei Ritterorden, in statistischer Beziehung, der erste Beamte ebenfalls Canzler, der zuweilen einen Vicekanzler unter sich hat. Bei einigen Orden heißt er auch Großcanzler. Er ist Siegelbewahrer des Ordens, und alles, was in Ordensangelegenheiten ausgefertigt wird, soll in seiner Gegenwart besiegelt werden. Es liegt ihm ferner ob, alles, was bei Capitelstagen vorzustellen ist, vorzutragen, auf die Statuten zu halten, und die übrigen Ordensglieder nöthigenfalls an ihre Pflichten zu erinnern. Sein Ordensband, sowie seine Kleidung, ist von der der übrigen Ritter unterschieden. Gewöhnlich wird nicht erfodert, daß er von Adel oder altem Adel sey **). (*A. Herrmann.*)

CAOUTCHOUC, Federharz, Leberharz, elastisches Harz, *Resina elastica, Gummi elast., Resine elastique, Resine de Caoutchouc etc.*, ein eigenthümlicher, weicher, federartiger, elastischer, zum Theil nicht ohne Zersetzung schmelzbarer und brennbarer Pflanzenstoff (vegetabilisches Caoutchouc), der leichter als Wasser ist, aber sich so wenig in diesem, als in Weingeist auflößt. Man hat ihn vorzüglich in den Trikocken, Urticeen, Lobelien, Contorten, ja selbst in den Cichoreen und Papavereen gefunden.

a) Das echte exotische Pflanzen-Federharz,

*) Christ Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705.

**) Folgende Quellen sind benuzt worden: Du Fresne Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. T. II. Art. cancellarius. Frankfurter teutsche Encyclopädie, Th. 5. Art. Canzler. Jacobs new law dictionary. Art. chancellor. Schels demantels Repertorium des teutschen Staats- u. Lehnrechts. Chassanaei catalogus Gloriae mundi. Beckmanni syntagma dignitatum illustrium civilium, sacrarum, equestrium. De Salcedo theatrum Honoris. Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594. Christ. Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705. Georgius Adamus Struven, de Cancellario principis. Jenae 1675.

Digitized by Google

welches erst seit dem Jahre 1736 durch Bongeur, und seit 1751 durch Fresneau und Aublet bekant, von la Condamine aber in eben diesem Jahre beschrieben, und seitdem von Herissant, Macquer, Achard, Thorey, Julians, Grossart, Berniard, Trommsdorf, Fourcroy und Vauquelin, Thomson u. A. genauer untersucht worden, ist ein ursprünglich milchiger, gelblichweißer, an der Luft häutig consistenter, und in dieser, so wie durchs Alter nach und nach sich bräunender Pflanzensaft, der aus den Rindeneinschnitten eines zu den Trikocken gehörigen Baumes (Chevé) im State Mississippi an dem Arkansas und rothen Flusse, in Gujana ꝛc. von selbst fließt. Manche Bäume geben 150—200 Pfd. Caoutchouc, das man dort in Formen gießt, um Flaschen, Spritzen, Fackeln ꝛc. daraus zu machen. Auch das Holz ist sehr elastisch.

Außerdem findet sich dies Caoutchouc in eigenen Saftbehältern der *Hevea Guianensis* oder *Siphonia Caoutchouc Schreb.* (bei den Indianern *Kaouthouc* oder *Kapuchu*), in denen der *Castylloya elastica* aus der Jussier'schen Ordnung *Urtica*, des *Cactus Ficus Indica* und *religiosa*, *Fic. nymphaeae fol. l.*, und *Fic. popul. Willd.*, *Fic. elliptica* und *prinoides Humb.*, des *Atrocarpus integrifolius*, der *Urceola elast. Roxburgh* (*Tabernemontana elast. Spreng.* einer *Contorta*), der *Vahea Lamark.* (*Tabernemontana gummifera Spreng.*), der *Cecropia peltata*, *Hippomane biglandulosa*, *Sapium Aucuparium Jacqu.*, *Laureiros Vernicia*, wahrscheinlich aus der Gattung *Toxicodendron Capense Thunb.* u. a. südamerikanischen Gewächsen. Jedoch ist das aus *Tabernemont. elast. Spl.* gewonnene Federharz nicht so elastisch, aber zäher als das amerikanische; es löst sich in Kajeputöl auf, und gibt dann einen guten Firniß. *Lobelia Caoutchouc Humb.* liefert das in Quito verkäufliche Federharz. Auch andere Lobelien sind, wie die Campanuleen, an die sie grenzen, zum Theil reich an ätzendem Milchsaft. Bis jetzt ist es aber noch unbekant, von welcher unter allen diesen Pflanzen unser verkäufliches Federharz komt [1]).

Gewöhnlich wird dergleichen Milchsaft in Schichten auf Thon aufgetragen, und so lagenweise über Feuer getrocknet; reiner fällt das Harz aus dem in Flaschen verschlossenen Safte nach einiger Zeit zum Theil nieder, während ein Theil gelöst bleibt, der erst an der Luft, oder bei Zusatz von Chlorin sich niederschlägt, woraus Fourcroy schließt, daß ein Theil davon im Milchsafte in einem desoxydirten löslichen Zustande existire.

Das im Rauche getrocknete Federharz in Flaschenform, wie wir es erhalten, ist vom Anfange an braun, durchscheinend, in dünnen Scheiben wohl durchsichtig, fest, zähe, sanft und etwas schlüpfrig anzufühlen, höchst elastisch, so daß sich ein Streifen davon beim Erwärmen zusammenzieht, und beim Erkalten wieder ausdehnt, wobei er freie, durch die Lippen bemerkbare Wärme entwickelt, und seine Elasticität verliert, die er aber durch Eintauchen in kaltes Wasser wieder erhält. Das Caoutchouc ist ferner 9335 spec. schwer nach Brisson, riecht schwach, doch eigen aromatisch, und ist ohne Geschmack. Es erweicht sich in kochendem Wasser, und läßt sich dann in Streifen innig zusammenkleben. — Über Feuer, oder bei etwa 125°, schmilzt es, nach Achard, leicht unter Entwickelung weißer, etwas würzig riechender Dämpfe, wird und bleibt, erkaltend, so dick, wie schmieriges Öl oder Wagentheer. Länger gelinde geschmolzen, gesteht es nach dem Abkühlen zu einer schwarzen, brüchigen Masse. Bei der trocknen Destillation gibt es kohlensaures, und Kohlenwasserstoffgas, ein Ammonium haltiges Wasser, dessen Ammonium wol von einer beigemischten stickstoffigen Materie herrühren mag, ferner ein farbiges, brenzliches Stinköl, welches bei gelinder Destillirhitze gelb und flüssig, nach Speck, bei heftigerer braun und dick, noch stärker riecht, und wovon ein Theil, nach Achard, in Alkohol sich auflösen soll, der andere nicht. Die rückständige, wenig schwammige, schwer verbrennliche Kohle läßt nur Spuren salziger Asche zurück.

Leicht entzündlich, brent es in der Luft, wie Öl, mit heller, weißer, stark rusender, etwas stinkender Flamme. Bei unterbrochenem Fortbrennen bleibt es in dem obigen ölartigen Zustande zurück.

An der Luft färbt es sich gelblicher, und wird zuletzt bräunlich, höchst wahrscheinlich vermöge eines ihm eigenen Pigments. Unauflöslich in kaltem und siedendem Wasser, schwillt es in diesem wie eine Haut auf. In wäßriger Salzsäure und in Alcohol gleich unlöslich, wird es durch letztern blos entfärbt, und schwillt, damit gekocht, auf. In Schwefelalcohol löst es sich, nach Lampadius, zum Theil auf. Absoluter Schwefeläther, und zwar, nach Juch, 1 Pfd. davon, löst 11 Loth und noch mehr desselben auf. Durch Alcohol und Wasser wird diese Auflösung getrübt. Verdunstet läßt sie das Harz unverändert zurück. Schwefeläther mit hervorstechendem Weingeist löst nur äußerst wenig auf. In Salz- und Salpeteräther schwillt es, nach Achard und Pfaff, auf, wird weiß und löst sich auf. Nach Julians soll sich das Federharz mit Eier-, Baum- und Leinöl, und mit Vipernfett, aber nicht mit Ricinusöl verbinden. Nach Achard wird es von Lein- und Mohnöl gar nicht, wenig von Nußöl, desto mehr von Mandelöl, noch besser von flüchtigen Ölen, am leichtesten von Chamomillenöl, ziemlich leicht, zumal erwärmt, von Guajak-, Bernstein-, Kümmel-, Kajeput-, Angelika-, Myrrhen-, Rosmarin-, Terpenthin-, Muskat- und Wachsöl; kaum von Melissen- und Orangenblüthöl, gar nicht von Dippels Thieröl, von Lavendel-, Nelken- und Zimmtöl aufgelöst. In kaltem gereinigtem Bergöl schwillt es, nach Saussure, zum 30fachen auf; beim Erhitzen löst sich ein Theil auf, während der andere, der sich auch als Federharz verhält, unauflöslich bleibt; die Auflösung läßt, nach Fabbroni, beim Verdampfen unverändertes Caoutchouc zurück. Das in kochendem Wasser erweichte löst sich immer leichter auf, aber die Auflösung ist um so schwieriger, je mehr sie Harz enthält; sie läßt an der Luft eine schmierige, aber länger in derselben sich zu Federharz wieder gestaltende Masse zurück, und, beim Vermischen mit Weingeist, diesen, als einen zähen, an der Luft austrocknen-

1) Vergl. C. Sprengel i. Stolze's Berl. Jahrb. f. d. pharm. XXVI. 1. S. 9—15.

Digitized by Google

den Schleim fallen. Bei erfolgender Verdunstung der Fett- und Ätheröle bleibt es dort mit Verlust seiner Elasticität, hier noch ganz elastisch zurück.

In Kalilaugen wird es weich und schmierig, und soll sich zuletzt, nach Thomson, aber nicht nach Achard und Bernard, darin auflösen.

Vitriolöl verkohlt es, unter Entwickelung von schwefligtsaurem Gas, oder bildet damit in der Wärme eine terpenthinartige Masse, aus der Wasser, nach Achard, ein schwarzes, brüchiges Harz abscheidet, ohne doch, gleich den Harzen und dem Campher, nach Hatchett, zugleich Kunstgerbstoff zu liefern.

Von der Salpetersäure wird es, nach Fourcroy, gelb gefärbt, unter Entbindung von Stick- und kohlensaurem Gas, nebst Blausäuredunst, und zum Theil in Sauerkleesäure, zum Theil in eine Fettwachs ähnliche Substanz umgewandelt. Sechs Theile rauchender Salpetersäure lösen, nach Achard, unter Aufbrausen, 1 Theil Federharz mit dunkelbrauner Farbe vollständig auf. Wasser schlägt aus der Auflösung gelbe, in Weingeist, Säuren und Kalien, aber nicht in flüchtigen Ölen lösliche Flocken nieder, welche bei 100° sich entflammen.

Das Caoutchouc besteht aus Wasserstoff, Kohlen-, Stick- und Sauerstoff; ersterer waltet in der Mischung vor.

Der Nutzen dieses Harzes ist jetzt ausgebreiteter, als jemals. Zuerst gebrauchte man es bei uns blos zur Austilgung der Bleistiftschrift und Zeichnung auf Papier, Pergament ꝛc. Pickel u. A. wendeten es zur Verfertigung chirurgischer Werkzeuge, z. B. biegsamer Catheter, Bougies, Kerzen, Röhren [2]), Spritzen und Spritzenröhrchen, Brustwarzenhütchen oder Ringe, Bruchbänder ꝛc., die käuflichen Federharzfläschchen insbesondere zu Milchpumpen, Sauerstoffgasinhalatoren ꝛc., Caoutchoucstreifen zu reinlichen Lutirungen chemischer Gefäße (s. Stratingh a. a. O. S. 238.) mit Vortheil an. Ferner gibt, nach Aikin, das geschmolzene, oder in Terpenthinöl, Schwefelnaphtha ꝛc. [3]) aufgelöste, einen festen Firniß bildende Caoutchouc einen weit bessern Überzug für Metalle, um sie gegen Oxydation (Rost) zu sichern, als Fettigkeiten, oder andere Harze. Er läßt sich durch warmes Terpenthinöl mittelst einer Bürste leicht wieder wegnehmen. Derselbe Firniß, mit Nuß-, Mohn- oder Leinöl versetzt, welche durch Bleiglätte austrocknend gemacht sind, dient auch zum Überstreichen des zu aërostatischen Maschinen ꝛc. bestimmten Taffets ꝛc., steht aber hier dem Kopal- oder Bernsteinfirniß nach. Überhaupt trocknet er ohne Zusatz von Trockenfirnissen sehr schwer und langsam; (vergl. den Art. Firniß.) — Endlich dient das Caoutchouc, in Berg- oder Steinkohlenöl gelöst, um Wollen-, Seiden- u. a. Zeuge vollkommen wasserdicht zu machen.

b) Unser einheimisches Pflanzen-Federharz, das dem exotischen in manchem Betracht ähnelt, aber wies der sehr wesentlich davon abweicht, wird gewonnen durch Ausziehen des getrockneten Milchsafts von *Euphorbia Cyparissias* u. a. Euphorbienarten, aus Lactucen, aus den europäischen Feigenbäumen ꝛc., vom *Papaver somniferum, Cichorium Intybus, Asclepias syriaca, Viscum album etc.* [4]) mittelst Wassers und Weingeists, wo dasselbe zurückbleibt, als eine weiße oder gelbliche ꝛc., an der Luft auch im Dunkeln, aber im Wasser, selbst am Lichte nicht sich bräunende, in der Kälte harte und spröde, in gewöhnlicher Temperatur weniger, als das eigentliche Federharz, elastische Masse, die in der Hitze weich, übermäßig dehnbar und klebend wird, leichter, als das wirkliche Federharz, schmilzt, und beim Erkalten wieder erstarrt [5]). Nach John [6]) wird es durch Schmelzen zu einer theerartigen Flüssigkeit, verbrent mit Flamme, und zeigt beim Ausblasen derselben den Geruch und theerartigen Rückstand des echten Federharzes. Im Wasser ist es, nach Carradori nur schwierig, nach John gar nicht auflöslich, eben so wenig in Weingeist, leicht aber im Äther und in erwärmten Ätherölen, durch Weingeist daraus fällbar; auch löst es sich in siedenden Fettölen auf. Durch Ammonium wird es entfärbt, und bei längerer Digestion erweicht, ohne sich in ihm und in den übrigen Kalien aufzulösen. Löslich ist es aber in erhitzter Salpetersäure. Bei fortgesetzter Erhitzung scheidet sich eine gelbe, zerreibliche, bittere Substanz ab, ohne daß dabei Sauerkleesäure gebildet wird.

II. *Mineral-Caoutchouc*, oder fossiles Federharz ist, nach Hatchett, eine braune, durchscheinende, weiche, minder zähe und elastische Substanz, wie das eigentliche Caoutchouc, von 0,926 spec. Gewicht, von ebenem, flachmuschlichem, schwach fettglänzendem Bruche, und bituminösem Geruche. Es löst sich weder in Wasser, noch Weingeist, schwillt in Stein- und Terpenthinöl auf, wird vom Vitriolöl nur oberflächlich verkohlt, schmilzt leicht und verbrent dann mit Flamme. Mit 10 Theilen Salpetersäure digerirt, und hierauf abgedampft, liefert es eine zähe, pomeranzengelbe Masse, aus welcher Wasser Kunstgerbstoff auszieht, mit Rücklassung einer pomeranzengelben, leicht in Weingeist löslichen, und daraus durch Wasser fällbaren harzigen Materie.

Dieses merkwürdige Mineral, welches bis jetzt ganz oder fast allein auf die Odingrube in Derbyschire beschränkt war, ist neuerdings in Southbury, 20 engl. Meilen nordwestlich von New-Haven, gefunden worden. Es bildet hier ¼ Zoll breite und mehre Zoll lange Adern zwischen den Fasern-Rissen des Atlas-Spaths oder faserigen Kalksteins. Seine Farbe ist schwarz; leicht nimt es Eindrücke von dem Nagel an, und läßt sich zwischen den Fingern in eine völlige Kugel kneten. Einige Varietäten haben mehr Härte, einen harzigen Glanzschein und einen Muschelbruch. Es brent mit außerordentlichem

2) S. Schweigger's Journ. ꝛc. 1822. VI. S. 365 ꝛc. — Stratingh i. Dingler's polyt. Journ. XV. 2. S. 237 ꝛc. — du Menil i. Schweigger's Journ. d. Ch. Neue Reihe. 1824. X. 2. S. 255 ꝛc. 3) S. Pelletier i. Scherer's a. Journ. d. Ch. II. 10. S. 502 ꝛc. Juch i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. IV. 2. S. 216. ꝛc.

4) S. Tilebein i. Crell's N. Entdeck. i. d. Ch. VII S. 58. Das Mistelharz, rein ausgewaschen, sieht hellgrün aus, und zeigt, in dünnen Scheiben getrocknet, über einem warmen Ofen, viele Ähnlichkeit mit dem Federharze. 5) S. Carradori i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. VI. S. 641 ꝛc. 6) Dessen chem. Schrift. II. S. 6 ꝛc.

Digitized by Google

Glanze, vielem schwarzen Rauch und einem aromatisch-harzigen Geruche. Während des Brennens fallen Tropfen des flüssigen Feuers schnell hinter einander mit einer Art pfeifendem Geräusch, ganz wie bei dem Pflanzen-Caoutchouc, und es schmilzt auch ganz so, wie dieses. Auf Papier gerieben, läßt es einen schwarzen Streif und nimt eine hohe Politur an. Aber Bleistiftspuren nimt es nicht vom Papier weg ꝛc. 7). (*Th. Schreger.*)

Caper, Caperei s. Seeräuberei.

CAPIDAVA (auf der Peutingerschen Tafel fehlerhaft Calidava), ein Castell in Nieder-Mösien, 18 Mil. nordöstlich von Axiopolis (wo heut zu Tage der Flecken Rtschorat steht), welches außer den Itinerarien (z. B. des Antoninus), auch Hierokles und der byzantinische Kaiser Constantinus Porphyrogenitus *) kent, das heutige Csernawoda (Tschernawoda, d. h. Schwarzwasser). Als Besatzung lag hier eine Abtheilung Reuterei. (*Rumy.*)

CAPITAIN oder Hauptmann, ist bei den Kriegsheeren eine bekante Ehrenstelle, mit der gewöhnlich der Oberbefehl über 100 bis 200 Soldaten verbunden ist, daher die Capitaine (span. Capitan, ital. Capitano) bei den Römern, die zuerst ein geordnetes stehendes Heer hatten, Centuriones hießen. Nach dem Untergange des römischen Reiches in Europa, wo überall die Lehnsleute an die Stelle des stehenden Soldaten traten, die entweder Anführer aus ihrer Mitte bekamen, oder unter dem unmittelbaren Befehle ihres Lehnsherrn standen, scheint wol zuerst die Benennung Capitain oder Hauptmann für die Anführer kleinerer Abtheilungen aufgekommen zu sein, von dem die letzteren angeworben und unterhalten wurden. Offenbar hatte diese Benennung ihren Ursprung von der Stellung des Ersten Offiziers im Gefecht, an der Spitze seines Haufens; als Ehrenstelle findet sie sich in Frankreich 1445 bei den von Karl VII. errichteten 15 Ordonanz-Compagnien, deren jede aus 1 Capitain oder Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Führer, 1 Fähnrich und 100 Rittern (Hommes oder Gens d'Armes) oder 600 Mann bestand, weil jeder Ritter 1 Pagen, 1 Knappen (Coutilleur) und 3 Armbrustschützen (Archers) bei sich hatte. Auch das Fußvolk setzte Karl VII. auf einen regelmäßigen Fuß, und bestimte die Stärke der Armbrustschützen auf 16,000 Köpfe, die unter 4 Obersten in 28 Compagnien getheilt waren, welche von eben so viel Captains befehligt wurden. Denselben Namen führten auch die Anführer der teutschen Lanzknechte (Lansqueneis); ein solcher Hauptmann oder Capitain hatte damals unter seinem Haufen (Fähnlein), der 400 Köpfe stark war, 200 Hakenschützen mit Luntenröhren — die nach ihrer Größe Ganze oder Halbe Haken hießen; — die übrigen führten lange Spieße (Piquen) und Harnische, oder Hellebarten und Schlachtschwerter, welches besonders von den Ober- und Unteroffizieren geschahe. Die Kriegshaufen zu Fuß standen unter dem Befehl des Obersten, der seinen Capitainen Auftrag und Vorschüsse gab, ihre Compagnien in der von ihm bestimten Stärke (300 — 600 Mann) zu werben, in den Waffen zu üben, und mit den aus der Kriegskasse erhaltenen Geldern zu bezahlen. Eine Einrichtung, die mit einigen Modificationen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestand, und erst nach und nach dahin abgeändert ward: daß der Captain nicht mehr die, nun ganz von dem State übernommene Verpflegung und Bekleidung seiner Compagnie zu besorgen hatte; dadurch aber auch großen Theils das Interesse am Wohl oder Wehe der einzelnen Individuen, und die Mittel verlor, sich ihre Liebe zu erwerben. Ihre monatliche Bezahlung war bei den Lanzknechten das Zehnfache des Soldes der Gemeinen (bei den Teutschen 40 bis 60 Gulden). Bei der französischen Infanterie, wo Ludwig XII. zuerst adelige Capitaine und Lieutenants anstellte, bekamen jene den Oberbefehl über die Banden, welche anfangs 2000, nachher aber nur 500 Köpfe stark waren, als Franz I. im Jahr 1522 ein Heer von 50,000 Franzosen, Teutschen und Schweizern nach Italien führte. Auch die 1534 in den Provinzen errichteten 7 Legionen waren jede in 6 Banden zu 1000 Mann getheilet, die von einem Capitain befehliget wurden. Diese Legionen gingen wegen ihrer schlechten Mannszucht ein; nach der Schlacht von St. Quentin aber wurden sie von neuem errichtet, und bei jeder 15 Capitaine angestellt, welche die 400 Mann starken Compagnien unter sich hatten. Die alten Banden, die wegen der fortwährenden Kriege stehend geblieben, aber sehr zusammen geschmolzen waren, wurden zusammen gestoßen und in Regimenter formirt, deren Montluc (Commentair. Liv. 4.) zuerst bei dem Jahre 1558 erwähnt. Bei der Reuterei waren anfangs die Capitaine der völlig geharnischten Gens d'Armes oder Lanzierer unabhängig, und standen blos unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls. Die Cornetten oder Compagnien zu Pferde waren 200 bis 250 Mann stark, unter denen sich die Lanzierer, Schützen und Knechte zusammen befanden, bis im XVI. Jahrhunderte die Schützen von den Geharnischten abgesondert wurden und ihre besondern Capitaine erhielten. An Besoldung bekamen diese auf jedes Pferd ihrer Cornette ½ Reichsgulden monatlich, folglich bald mehr, bald weniger, nach Verschiedenheit der Stärke der Compagnien. Diese waren bei den Spaniern seit Ferdinand dem Katholischen 50 Geharnischte stark, deren jeder 3 oder 4 leichte Reuter bei sich hatte, und ihr Capitain hieß *Quadrillero*, denn Capitan war blos die Benennung des Feldherrn; daher el gran Capitan die Benennung des Gonsalvo von Cordova, welche ihm die hochtönende Sprache seiner Landsleute, wol nicht mit vollem Rechte beilegte. In Frankreich und den Niederlanden führte daher der Oberfeldherr lange Zeit den Namen Capitaine-général. — Seit dem 16. Jahrhunderte finden sich bei der Artillerie Capitaine, weil sie gleich den andern Truppen in Compagnien eingetheilt ward; auch das Brückenwesen stand unter einem Hauptmann, der 20 Realen Besoldung hatte. Die letztere war bei der Reuterei stärker, als bei dem Fußvolke, denn der Capitain bekam bei den Küraßieren 80 Kronen monatlich und 10 Rationen, bei den Schützen oder Arkebusieren aber 70 Kronen und 10 Rationen. Bei der Infanterie hingegen hatte der Capi-

7) S. Sittiman's Journ. ꝛc. VI. S. 370 ꝛc.

*) lib. II. them. 1.

Digitized by Google

tain nur 2 Reitpferde und einen zweispännigen Wagen zu seinem Gepäck. Im 30jährigen Kriege war mehr Ordnung bei den Heeren, deren Verfassung sich schon der gegenwärtigen nähert. Der Capitain von der Infanterie erhielt monatlich bei den Kaiserlichen 120 Rthlr. und bei den Schweden 61 Rthlr. Es scheint, daß beide Sätze bei den spätern Bestimmungen der neuern Zeit zur Norm gedient haben. Eine Hauptmanns-Stelle kostete damals bei den Franzosen, wo die Chargen verkäuflich waren, 12,000 Livres. Im 17. Jahrhundert hatte der Capitain bei den Franzosen — den Monat zu 45 Tagen gerechnet — 75 Livres; die Artillerie 135 Livres, und die Reuterei 100—300 Livres. Bei den Preußen war die Besoldung des Capitains der Infanterie — den Monat zu 30 Tagen — 32 Rthlr. Da er zugleich die Werbung seiner Compagnie besorgen mußte, hatte er die Erlaubniß, einen Theil Soldaten 10 Monat im Jahre auf Urlaub geben zu lassen und ihre Löhnung innen zu behalten. Man ahmte in der Folge bei den meisten teutschen Armeen diese Einrichtung nach, durch die der Capitain in den Stand gesetzt ward, als ein versorgender Vater an seiner Compagnie zu handeln. Bei den Franzosen und Östreichern fand jedoch keine Beurlaubung statt; die Capitaine hatten keine andere Einnahme, als ihren Sold; der Stat lieferte dem Gemeinen Alles in Natura, und dem Capitain blieb nur die Übung der Compagnie und die Ausübung der polizeilichen Justiz bei derselben. Seit 1806 ist jene, dem Capitain vortheilhafte und dem gemeinen Soldaten ersprießliche Einrichtung überall abgeschafft, und dagegen die bis daher bei den Franzosen bestandene angenommen worden. Es finden nun zwei besondere Gattungen Capitaine statt: 1ster und 2ter Klasse, wovon jene 83⅓, 100 bis 103⅓ Rthlr., die letztere aber 50 bis 66⅔ Rthlr. monatlich bekommen. Eine dritte Klasse sind die auf halben Sold gesetzten (Capit. reformés), die nicht völlig entlassen sind, jedoch fürs Erste keinen wirklichen Dienst thun, und deshalb nicht ihre volle Bezahlung erhalten.

Capitaine d'Armes, bei den alten Teutschen der Rüst- oder Rostmeister, ein Unteroffizier, welcher die Gewehrstücke und überhaupt die Vorräthe der Compagnie in seiner Aufsicht und Verwahrung hat und für ihre gute Erhaltung Sorge trägt. Wendelin Schildknecht sagt: „der den Rost mit ungebrannter Asche von dem Buckel der Soldaten reibt, daß die Musketen glänzend werden!"

Capitaine des Avanturiers oder *des brigands*, hießen ehemals in Frankreich die Anführer einer Gattung leichter Truppen, die von ihnen ohne besondern Befehl des Königs auf eigne Kosten angeworben, und durch Rauben und Plündern unterhalten wurden. Zwar sahen sich im 15. Jahrhunderte die Könige von Frankreich öfter gezwungen, sich dieses Gesindels im Kriege zu bedienen; Franz I. aber befahl 1543, die herumstreifenden Banden aufzusuchen und ohne Schonung zu tödten.

Capitaine des guides heißt derjenige Offizier, der wegen seiner Terrainkentniß die Aufsicht über die Boten und Wegweiser hat und die Marsch-Routen entwerfen muß. Die Guiden waren bei der französischen Armee in besondere, berittene Compagnien formirt, deren Capitain monatlich 350 Liv. bekam, und die 19 Mann stark von dem Ober-General aus der Reuterei gewählt ward, um ihm zu einer Art von Leibwache zu dienen, und ihm beim Rekognosciren u. dgl. zu begleiten.

Hafen-Capitain, hat in den Häfen die Seearsenale und alle dahin gehörende Etablissements unter seiner Aufsicht, sorgt für die Reinigung des Hafens und für die, von den im Hafen liegenden Schiffen zu beobachtende Ordnung, daher er in den teutschen Seestädten auch den Namen des Hafenmeisters führt.

Kaper-Capitain, der Befehlshaber eines — gewöhnlich von Privatpersonen zum Kriege ausgerüsteten — Schiffes, womit er während eines Seekrieges, mit Erlaubnißscheinen der Regirung (Markebriefen) versehen, die feindlichen Kauffahrer hinwegnimt, die Colonien und überseeischen Besitzungen des Feindes plündert und zerstört, mit einem Worte: letzterem allen nur möglichen Schaden zufüget, jedoch ohne die Neutralen anzutasten, wofür er verantwortlich ist und seine Rheeder bisweilen Kaution stellen müssen. Der Kaper-Capitain muß ein erfahrner und gewandter Seemann, und mit unerschütterlichem Muth und schnellem Entschluß begabt seyn, um sich durch keine, noch so groß scheinende, Gefahr aus der Fassung bringen zu lassen, und seine Besatzung (die Kapergasten) in Ordnung zu halten, die gewöhnlich, wie Wallensteins Krieger, von allen vier Winden zusammengeweht sind.

Schiffs- oder See-Capitaine sind die Oberbefehlshaber eines Kriegsschiffes, die sich gewöhnlich in 2 Klassen theilen, von denen die Erste den Befehl über die Linienschiffe, die Zweite aber über die Fregatten führt, daher sie bei den Spaniern auch Fregatten-Capitaine heißen. Die kleineren Kriegsfahrzeuge, Kutter, Briks, Sloops und Brander werden gewöhnlich blos von Schiffs-Lieutenants commandirt. Der Schiffs-Capitain hat, als solcher, einen ausgebreiteten Wirkungskreis, und 800 bis 1000 Mann unter seinem Befehl, daher auch mehrentheils den Rang eines Obersten von der Landarmee. Er muß eine vollständige Kentniß der Mathematik und Nautik, mit besonnener Herzhaftigkeit verbinden, um dem stürmenden Elemente, wie dem feindlichen Feuer mit ungestörter Ruhe entgegen zu gehen. Im Gefecht ist seine Stelle oben auf der Schanze (dem Hintertheile des Schiffes), wo er alles übersehen und sogleich die nöthigen Befehle geben kann. Die Führer der Kauffahrer werden nur uneigentlich Schiff-Capitains genant, da sie blos Schiffer sind und als solche keinen besondern Rang haben.

Stabs-Capitaine oder Capitain-Lieutenant, heißen die Führer solcher Compagnien, die einem höhern Stabsoffizier gehören, oder auch wol eine fürstliche Person zum Chef haben, wie es bei den Garden sehr oft der Fall ist.

In Frankreich führen auch andere Vorgesetzte von Civilbehörden den Titel Capitaine; z. B. die Aufseher der königl. Gebäude, der Ober-Jägermeister (Capit. des chasses), der Ober-Zoll-Inspector u. s. w.

Capudan Pascha, der Großadmiral und Ober-

Digitized by Google

Inſpector des türkiſchen Seeweſens, über das er mit unumſchränkter Gewalt herrſcht, und alle Seeoffiziere ein- und abſetzt. Unter ihm ſtehen nebſt dem, um das Arſenal herum liegenden Theile der Vorſtadt Pera in Conſtantinopel, alle Seeküſten, Häfen und Inſeln, von denen er einen Theil ſeines Einkommens, ſo wie ¼ aller gemachten Beute erhält. Er iſt allezeit Paſcha von 3 Roßſchweifen und Mitglied des Divans; im Kriege aber Anführer der großen Hauptflotte. (*v. Hoyer.*)

CAPITANA hieß ehemals, als Galeerenflotten noch im mittelländiſchen Meere üblich waren, die Haupt- oder Admiralsgaleere. Das vornehmſte Fahrzeug bei der Perlfiſcherei führt ebenfalls dieſen Namen. (*v. Hoyer.*)

CAPITO, Caius Ateius, ein römiſcher Juriſt, welcher unter Auguſts und Tibers Regirung lebte. Nicht von niedriger Herkunft, aber ohne berühmte Vorfahren, ſchwang er ſich durch Schmeichelei gegen das Staatsoberhaupt zu einer bedeutenden Stelle im State empor, und gelangte zur Würde eines Consul suffectus. In der Rechtswiſſenſchaft benutzte er den Unterricht des Oſilius. Wiewol ihm der Ruhm bedeutender Gelehrſamkeit auch im antiquariſchen Fache zuerkant wird, ſo ſcheint er doch in ſeinen Schriften weit weniger durch freie philoſophiſche Forſchung das Gebiet der Wiſſenſchaft erweitert, als durch ſtreng juriſtiſche Beurtheilung der Meinungen ſeiner Vorgänger früheren Irrthümern geſteuert, und überhaupt eine vorherrſchende practiſche Richtung gehabt zu haben. In allen Beziehungen war ihm ſein großer Nebenbuhler, M. Antiſtius Labeo, entgegengeſetzt; nicht blos als eifriger Verehrer der Freiheit, knechtiſchen Geſinnungen Feind, ſondern auch als Juriſt von echt wiſſenſchaftlichem Beſtreben, und durch freien philoſophiſchen Forſchungsgeiſt geleitet. So konte es nicht fehlen, daß Capito und Labeo, beide ausgezeichnet durch Talent und Gelehrſamkeit, aber nach ganz verſchiedenen Richtungen ſtrebend, Nachahmer und Schüler fanden, welche, die Anſichten ihrer Meiſter genauer ausbildend, ſich allmählig in verſchiedene Secten trenten, die man ſich aber ja nicht mit ſclaviſcher Anhänglichkeit an die Worte des Meiſters, oder gar mit Verfolgungsgeiſt zu denken hat. Unter den Schriften des Ateius Capito werden uns genant: ein Werk über das Prieſter-Recht, von welchem eine Abhandlung über die Opfer (de iure sacrificiorum) nicht verſchieden geweſen, ſondern nur einen Abſchnitt deſſelben ausgemacht zu haben ſcheint; eine Schrift über die Amtspflichten der Senatoren; eine Samlung von Briefen, und ein Werk unter dem Titel Coniectanea, in mehren Büchern, deren Anzahl über drittehalb hundert betrug. In den Pandekten Juſtinians iſt keines von Capito's Werken excerpirt, doch wird er öfters erwähnt, und bald Ateius bald Capito genant, auch haben ſich mehre Fragmente aus demſelben bei Gellius, Feſtus und Macrobius erhalten *). (*Dirksen.*)

*) Hat Tacitus vielleicht dieſen Gelehrten, zum Vortheil des republicaniſchen Labeo, mit deſſen Denkungsart er mehr übereinſtimte, zu ſehr ins Schwarze gezeichnet? Die Schriften über ihn handeln alle zugleich und hauptſächlich über Labeo, und ſollen daher bei dieſem Artikel angeführt werden.

CAPITOLO bedeutet zwar auch im Italieniſchen überhaupt einen Abſchnitt eines proſaiſchen Werkes, ein Capitel, hat aber in dieſer Sprache noch die eigenthümliche Nebenbedrutung erhalten, daß darunter ein Gedicht in terza rima verſtanden wird; mag es nun ein für ſich beſtehendes kleines Gedicht, oder ein Theil, ein Geſang eines größeren Gedichts in dieſer Versart ſeyn. So werden die Trionfi des Petrarca, das Dittamondo des Fazio degli Uberti, das Quadriregio des Federigo Frezzi, weil ſie in Terzinen geſchrieben ſind, in Capitoli getheilt. Nur beim Dante macht man eine Ausnahme; ſelten findet man die Geſänge der *Divina Commedia* Capitoli überſchrieben, ſondern beinahe immer Canti, wie ſie auch der Dichter ſelbſt genant hat. Seit dem 16. Jahrhundert aber verſteht man unter Capitolo ein kleines, ſelbſtändiges Gedicht in terza rima, ſcherzhaften oder ſatiriſchen, nicht ſelten auch ſchlüpfrigen und ſchmutzigen Inhalts. Am meiſten hat ſich in dieſer Gattung Francesco Berni (†1536) ausgezeichnet, nach welchem daher die ſcherzhafte Poeſie der Italiener auch wol poesia bernesca oder berniesca genant wird. Beinahe jeder irgend bedeutende Dichter und Schriftſteller jener Zeit hat auch einige Capitoli geſchrieben; ſo hat man dergleichen von Mauro, Della Caſa, Varchi, Molza, Firenzuola, Grazzini, Gelli, ja ſelbſt von Galilei und von Machiavelli. Geiſt, Witz und Laune werden in dieſen Gedichten verſchwendet, um niedrige, bizarre oder ekelhafte Gegenſtände, wie die Peſt, die Hungersnoth, die Schulden, die Lüge u. ſ. w. paralogiſtiſch zu erheben; und wenn dieſe Dichtungen auch von der einen Seite allerdings die traurigen Zeichen der Geſinnungsloſigkeit, des ſittlichen und religiöſen Verderbens jener Zeiten ſind, ſo zeichnen ſie ſich doch vor ähnlichen Werken anderer Nationen durch die ſorgfältigſte Feile und die höchſte Eleganz der Sprache aus. (*Blanc.*)

CAPOTASTO (wofür man häufig, und barbariſch genug, den hier ſinnloſen Namen Capo d'astro gebrauchen hört), heißt auf Saiten-Inſtrumenten mit Bünden (ſiehe den Art. Bund), wie die Guitarre, Gambviole u. dgl., der Sattel, über welchen die Saiten von den Wirbeln aus zum Griffbrete hinlaufen, und auf welchem ſie alſo in ihrem natürlichen Zuſtande aufliegen (im Gegenſatze der übrigen Stege oder Bünde, auf welche die Saiten erſt beim Greifen niedergedrückt werden), alſo Haupt-Bund, Haupt-Sattel, Haupt-Griff, capo-tasto. Zur Bequemlichkeit der Guitarreſpieler hat man die Einrichtung erſonnen, je nach Bedürfniß den Hauptbund beliebig auch um einen oder mehre halbe Töne höher zu verlegen, welches dadurch geſchieht, wenn man, mittelſt irgend einer Vorrichtung, die ſämtlichen Saiten zwiſchen dem Hauptbunde und dem nächſten Bunde, oder auch zwiſchen dieſem und dem folgenden u. ſ. w. beſtändig niedergedrückt erhält, welches leicht dadurch bewirkt werden kann, daß man ſie entweder an der beſagten Stelle mit einer Schnur oder Saite feſt niederbindet, oder daß man daſelbſt ein dazu beſtimtes Leiſtchen von Holz oder Elfenbein ꝛc. quer über die Saiten befeſtigt und feſtbindet oder ſchraubt, wodurch dann der nächſt vor der Unterbindung befindliche Bund nunmehr die Stelle des Hauptſtegs, des capotasto, vertrit. Die Erleichterung, welche dieſe

Digitized by Google

Vorrichtung gewährt, besteht, wie man leicht einsieht, darin, daß der Guitarrespieler gar leicht z. B. aus Cis-Dur spielen kann, indem er auf solche Weise den Hauptbund um einen halben Ton höher verlegt und dann nur ganz bequem aus C-Dur zu spielen braucht. Nicht selten wird nun auch dem oben erwähnten zum Aufschrauben bestimten Stückchen Holz ꝛc. der Name Capotasto beigelegt. Gemeinüblich wird wol, auch auf anderen Saiten-Instrumenten, dem nächst dem Wirbelkasten befindlichen Sattel oder Kissen der Name Hauptsattel, capotasto, beigelegt, und diesem Sprachgebrauche gemäß wird denn auch vom sogenanten Daumeneinsatze oder Sattelmachen beim Violoncellspiele der Name capotasto gebraucht: far il capostato. (*Gfr. Weber.*)

Capra ovis s. am Ende des Bandes.

CAPRETTA, Gaudenzio Erich, geb. zu Venedig den 22. Nov. 1750, gest. im Kloster St. Giovanni Evangelista zu Parma den 11. Dez. 1806. Er trat erst in das Kloster la Praglia und vollendete seine Studien in Rom, um darauf zu Florenz und Pavia die Theologie zu lehren. Endlich erhielt er die Professur des canonischen Rechts auf der Universität zu Parma. Hier war es, wo er im Namen der Stadt den König von Schweden Gustav III. bewillkommnete, und ihm eine bei Bodoni prachtvoll gedruckte Schrift, betitelt: Gustavus III. Sueciae Rex regiae potestatis restitutor ac publicae tranquillitatis assertor. Parmae 1784. überreichte. Er beschreibt darin die merkwürdige Stats-Umwälzung von 1772, ohne zu ahnen, daß sie zum gewaltsamen Ende seines Helden beitragen würde. Die Republik Venedig belohnte den Verfasser, der zu ihren Nobili gehörte, indem sie ihm mit einem Jahrgehalt den Titel eines Abate verlieh. Pius VII., der mit Capretta in einem Kloster gewesen war, ernante ihn zum Abate di governo. Vergl. *L. Bellomo* Orazione funebre sul Capretta. Venezia 1806.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPRICCIO nent man in der Musik jedes Tonstück, welches noch mehr als die sogenante Phantasie, von den gewöhnlichen Formen der Tonstücke abweicht, und dadurch wol gar ins Sonderbare, Wunderliche, oft sogar Neckische und Barocke überschweift, für welches alles der Tonsetzer, indem er die Überschrift Capriccio über sein Tonstück schreibt, sich gleichsam der Mühe entheben will, Rechtfertigungsgründe anzugeben, an deren Statt gleich die Überschrift antwortet: ich habe eben darum so wunderlich geschrieben, weil ich nun grade so schreiben wollte; es war eben so eine Caprice von mir u. s. w. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß der rechte, wahre Genius auch in der ungeregelten Form eines Capriccio trefflich Schönes zu schaffen vermag, wozu es an Beispielen nicht fehlt. Auch gibt man den Namen Capriccio's oft solchen Übungsstücken, in welchen der Tonsetzer absichtlich Schwierigkeiten anhäuft, gleichsam blos aus Caprice, eigentlich aber in der Absicht, dem Spielenden Gelegenheit zu geben, sich im Bezwingen sonst vermeidlicher Schwierigkeiten zu üben. (*Gottfr. Weber.*)

Capudan Pascha s. Capitain.

Carbunculus s. Granat.

CARDIADERUS, Käfergattung von Desean (Spec. gen. des Coleopt. Tom. III. p. 22.) errichtet, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Abtheilung thoracici, welche sich von Pogonus durch ein hinten stark zusammengezogenes herzförmiges Halsschild unterscheidet. Als einzige bekante Art gehört dahin Card. chloroticus, den Fischer (Entomogr. ruthen. Tom. II. p. 10. tab. 46. fig. 8.) unter dem Namen Daptus chloroticus bekant machte. (*Germar.*)

CARDONA (Geschichte). Cardona wurde durch Ludwig den Frommen noch bei seines Vaters Lebzeiten den Mohren genommen, ging aber bald wieder verloren. Wifried II. Graf von Barcelona, eroberte den Ort aufs neue im J. 880, und machte ihn zu einer Grenzfestung gegen die Ungläubigen, deren Bewehrung er Burggrafen (Vizcondes) anvertraute. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Burggrafen einer jüngern Linie des Hauses der Grafen von Barcelona angehörten; über die Zahl derselben, und die Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt sind, herrscht aber große Ungewißheit, so daß Llobet, der Archivar des Hauses, ihrer 21, Salazar de Castro, der Fürst der Genealogisten, nur 13 annimt, deren 13ter zugleich der 1ste Graf von Cardona geworden wäre. Raymund, nach Salazars System der 9te Vizconde von Cardona starb 1276, sein Enkel Raymund, in kinderloser Ehe mit Wilhelmina von Montpellier lebend, hatte 1319 eine schwere Fehde mit dem Infanten Alfons, und 1321 eine andere mit den Einwohnern von Manresa zu bestehen. Dieses Brudersson, Hugo II., 13ter Vizconde, wurde seiner getreuen Dienste wegen, den 4. December 1375 von König Peter IV. von Aragonien in den Grafenstand, Cardona zu einer Grafschaft erhoben, und starb 1400. Mit seinen Söhnen theilte das Haus sich in drei Linien, von Cardona, Belpueg und Golesano. Johann Raymund Folch, des Grafen Hugo ältester Sohn, Cabeza de S. Juan Bautista genant, trat in der großen Frage um die Erbfolge in Aragonien (1412), auf des Grafen von Urgel Seite, und ward ein Vater von drei Söhnen; der jüngste, Jakob, Bischof von Urgel 1455, wurde den 18. December 1461 mit der Cardinalswürde bekleidet, und starb den 1. December 1466. Hugo, der mittlere, wurde der Ahnherr der Herren von Guadaleste; der älteste aber, Johann Raymund Folch II., 3ter Graf von Cardona, erheirathete mit seiner Gemahlin Johanna, des Grafen Peters von Prades ältester Tochter (die jüngere wurde des ältern Königs Martin zweite Gemahlin), die Grafschaft Prades, nordwestlich von Tarragona, und die Baronie Entenza, leistete auch dem Könige in der großen Empörung der Catalonier, zuletzt als Oberfeldherr von Catalonien, die wichtigsten Dienste. Er starb 1471. Sein Enkel, Johann Raymund Folch IV., 5ter Graf von Cardona, wurde von Ferdinand dem Katholischen zum Connetable von Aragonien, auch den 7. April 1491 zum Herzog von Cardona ernant, und mit der neuen Markgrafschaft, bisherigen Grafschaft Pallas, einem sehr weitläufigen Gebiete an den französischen Grenzen, zwischen den Thälern von Andorre und Aran, beschenkt. Er starb 1513, sein ältester Sohn, Ferdinand II. im J. 1543, mit Hinterlassung von vier Töchtern, deren älteste, Johanna Folch von Cardona, 3te Herzogin von Cardona,

Digitized by Google

ihres Vaters sämtliche Besitzungen, Cardona, Pallas, Prades, Entenza, Villamur, an ihren Gemahl, Alfons von Aragonien, 2ten Herzog von Segorbe, brachte. Durch ihre Tochter, Johanna, kamen dieselben, samt Segorbe, an die Markgrafen von Comares, aus dem Hause Cordova; dem letzten derselben, Ludwig-Raymund Folch von Aragon, Cordova und Cardona, wurde Cardona, während der kurzen Herrschaft der Franzosen in Catalonien entzogen, und im April 1642 von Ludwig XIII. seinem Vicekönig in Catalonien, dem Marschall von la Mothe-Houdancourt, als ein duché pairie verliehen, ein Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug, den empörten Catalonien die Augen zu öffnen, und ihnen die fremde Herrschaft zu verleiden. Ludwigs, des 6ten Herzogs von Cardona Erbtochter, Catharina Antonia, war an Franz Thomas de la Cerda, 8ten Herzog von Medina Celi, verheirathet, Cardona und ihre übrigen Staten kamen hierdurch an das Haus Medina Celi, und sind demselben fortwährend geblieben.

Die Linie von Guadaleste (in dem Govierno von Denia, der Provinz Valencia) wurde von Hugo, dem mittlern von Johann Raymund Folchs I. Söhnen gestiftet, welchem in der Erbtheilung Guadaleste und andere Güter in dem Königreich Valencia, sämtlich von seinem mütterlichen Großvater, dem Herzog Alfons von Gandia herrührend, zugefallen waren. Sein Sohn, Johann, war des Prinzen Karl von Viana Obristhofmeister, Kämmerer und Minister (Valido), der ihn auch mit der Herrschaft Casparroso, in der Merindad von Olite in Navarra, beschenkte; seiner Urenkel ältester, Sancho, erster Markgraf von Guadaleste, auch Amirante von Aragonien, erzeugte mit Maria Colon de Toledo, des Herzogs Diego von Veragua Tochter, drei Kinder, die Söhne aber, Christoph, 2ter Markgraf von Guadaleste, und Ludwig, Herr von Alcudia, nördlich von Guadaleste, starben kinderlos, und das einzige Kind, welches die Tochter, Maria Ruiz Colon de Cardona, nach der Brüder Tode 3te Markgräfin von Guadaleste, und Erbin eines großen Prozesses um das Majorat des Hauses Columbus, in ihrer Ehe mit Franz de Mendoza, dem durch seine Gesandtschaften, Kriegszüge und Grausamkeiten in Deutschland, besonders am Niederrhein, so bekant gewordenen Amirante von Aragonien, geboren, starb in der Wiege. Guadaleste fiel daher an Philipp von Cardona, einen Sohn Johanns, der mit Aloysia de Borgia die Baronie Castelnuovo bei Segorbe erheirathet, und Neffen des 1sten Markgrafen von Guadaleste. Philipps Nachkommenschaft erlosch mit seinem Urenkel, Isidor Thomas de Cardona, 7tem Markgrafen von Guadaleste und Amirante von Aragonien (Gem. Maria de Patrocinio, des Fürsten Octav Ignaz von Barbançon älteste und Erbtochter) gest. den 4. August 1699 ohne Kinder. Wegen der Erbfolge in Guadaleste entspann sich hierauf ein großer Prozeß zwischen den Vettern von Castelnuovo, und den Markgrafen von Hariza, der endlich zu letzterer Gunsten entschieden wurde. — Philipps, des 4ten Markgrafen von Guadaleste jüngerer Bruder, Anton, besaß Castelnuovo, welches zu Gunsten seiner Sohns, Alfons Folch, zu einer Markgrafschaft erhoben wurde. Antons Enkel, Joseph, zum Unterschiede von seinem ältern Bruder, dem 2ten Markgrafen von Castelnuovo, gewöhnlich der Graf von Cardona genant, wurde in dem spanischen Successionskriege als einer der eifrigsten Anhänger Karls VI. berühmt, und zur Belohnung zum wirklichen kais. geheimen Rath, zum Präsidenten des obersten Raths der Niederlande, zum Ritter des goldenen Vließes, und zum Obristhofmeister der Kaiserin ernant, auch den 2. September 1716 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben. Mit seinem Vetter, dem Don Sales Folch de Cardona, Erzbischofe von Valencia, und früher des Franziskanerordens Commissarius für Indien, sodann kais. geheimen Rathe und Präsidenten des Raths von Spanien, in Wien, gest. den 22. Juli 1724, stand er geraume Zeit an der Spitze der in Wien so mächtigen und zugleich so übermüthigen spanischen Faction.

Hugos II., des 1sten Grafen von Cardona zweiter Sohn, Hugo Folch, erhielt in der Erbtheilung die Baronie Belpueg, zwischen Lerida und Cervera. Sein Urenkel, Raymund, 1ster Herzog von Somma in Terra de Lavoro, Graf von Oliveto in Basilicata, 5ter Baron von Belpueg und Calonga, darf den berühmtesten Feldherrn des 16. Jahrhunderts beigerechnet werden. Er war Vicekönig von Neapel seit 1509, als ihm 1511 der Oberbefehl über das vereinigte spanisch-päpstliche Heer übertragen wurde, und obgleich er in dem Treffen bei Ravenna dem Glücke und dem Ungestüme „des Blitzes von Italien" unterliegen mußte, so gelang es ihm doch, begünstigt durch die von den Schweizern gemachte Diversion, die Franzosen gänzlich aus der Lombardei zu verdrängen. Er starb den 10. März 1523, nachdem er mit Isabella de Requesens die Grafschaften Palamos in der catalonischen Vegeria Gerona, Avellino in Principato ultra, und Trivento in Capitanata, erheirathet, auch seinen Nachkommen das Erbamt eines Großadmirals von Neapel erworben. Sein ältester Sohn, Anton, der mit Maria de Requesens eine Tochter Margaretha (Gem. Adam von Dietrichstein auf Nikolsburg, Kaiser Maximilians II. Liebling; Margaretha wurde demnach des großen Cardinals von Dietrichstein Mutter, und die Ahnfrau des fürstl. Dietrichsteinischen Hauses) erzeugt, wurde blödsinnig; es folgte demnach in dem Majorat der jüngere Sohn, Ferdinand Folch, 2ter Herzog von Somma, Graf von Palamos, Calonga und Oliveto, Baron von Belpueg und Leñola, Herr des Thales Almonacid an dem Murviedro in dem Königreich Valencia, welcher durch seine Vermählung mit Beatrix von Cordova, einer Enkelin des großen Capitains, die Herzogthümer Sessa in Terra di Lavoro, und Baëna in dem Königreich Cordova, die Grafschaft Cabra, Isnajar, Donna Mencia, Rute, sämtlich in Cordova gelegen, an sein Haus brachte. Seines Urenkels Enkel, Felix Fernandez, 9ter Herzog von Sessa, 8ter von Somma und 7ter von Baëna, 11ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Groß-Admiral von Neapel, Baron von Belpueg, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albenden, S. Jago de la Puebla, Malvartida und Seron, Comthur von Estriana, auch eine Zeitlang General-Capitain des Oceans, erregte einiges Aufsehen, als er 1705 in dem Präcedenz-Streite zwischen den Hauptleuten der von Philipp V. neu geschaffenen Leibwache und

Digitized by Google

den Granden, sich, obgleich selbst erster Hauptmann der spanischen Gardes du corps, den Granden zugesellte. Dessen Bruder, Emanuel de Cardona, Cordova y Guzman, wurde Graf von Montezuma, durch seine Vermählung mit Faustina Dominica de Montezuma y Sarmiento, 4ter Gräfin von Montezuma, der ältesten Tochter des Joseph Sarmiento de Valladares, gewesenen Vicekönigs von Mexico, und der Hieronyma de Montezuma y Loaysa, 3ter Gräfin von Montezuma.

Die Linie von Golesano stamt, gleich der in Belpueg, von einem jüngern Sohne des 1sten Grafen von Cardona ab. Anton, ihr Ahnherr, war Graf von Calatavelota in Val di Mazzara, und Vicekönig von Sicilien; dessen Sohn, Peter, wurde 1446 von König Alfons zum Grafen von Golesano, in Val Demone, gemacht. Peters Urenkelin, Antonia, 4te Gräfin von Golesano, brachte das Besitzthum ihres Hauses an ihren Gemahl, Anton von Aragon, 2ten Herzog von Montalto. (Vergl. die Art. *Cabra, Cordova* und *Sessa*, sodann: *Bern. Jos. Llobet*, Genealogia de la Casa de Cardona, ó la declaracion del arbol genealogico de los Duques de Segorbe y Cardona. 1665. 4. Seicht und unzuverlässig. — Memorial sobre la Grandeza, que siempre pretendio la Casa de Guadalesto. — *Laur. Crasso*, Responsorium juridico-historicum pro Exc. Dño Petro Antonio de Aragona, Duce Segorbii et Cardonae super successione ducatuum Segorbii et Cardonae. Neapol. fol. — Memorial de Grandeza por el Almirante de Aragon).

(*v. Stramberg.*)

CARENCY, Kirchdorf in dem französischen Departement Pas-de-Calais, in dem Bezirke von Bethune, unweit der Quelle des Souchet, in der Nähe von Arras und Lens gelegen, war das Stammhaus großer Freiherren, die auch Bucquoy, unweit Bapaume, Duisant bei Arras und Aubigny, zwischen Arras und St. Paul, besaßen. Wilhelms, des letzten Freiherrn von Carency Erbtochter, Catharina, brachte die Besitzungen ihres Hauses an ihren Gemahl, Nicolaus von Condé, Herrn von Beloeil und Mortamez, † 1293. Ihre Tochter, Catharina von Condé, Frau auf Condé (Schloßtheil), Carency, Aubigny, Bucquoy und Duisant, wurde an Jakob von Châtillon, des Grafen Guido von Blois und St. Paul dritten Sohn, Herrn von Leuze in Hennegau, verheirathet, und Mutter von zwei Söhnen. Hugo's, des ältesten († 1329), Erbtochter, Johanna, Frau auf Carency, Aubigny, Bucquoy, Leuze und Condé, vermählte sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon, Grafen von la Marche und Ponthieu, und starb 1371 als die Stammmutter des gesamten Hauses Bourbon. Von einem ihrer Enkel, dem dritten von Johanns I. Söhnen, auch Johann genant, der mit Carency, Aubigny, Bucquoy, Duisant und l'Ecluse abgefunden worden, stammen insbesondere die Bourbons von Carency ab. Johann, ohne Kinder von seiner ersten Gemahlin, Catharina von Artois, des Grafen Philipp von Eu Tochter, verliebte sich in Johanna von Vendomois, Hamelins und der Alix von Besse Tochter, die an Gervas Ronssart verheirathet war, und erzeugte mit ihr, bei des Ronssart Lebzeiten, mehre Kinder (den Ludwig von Bourbon, genant der Verbrante, und den Johann von Bourbon). Ronssart starb, und der Prinz war sogleich bereit, an seine Stelle zu treten, was indessen in den Kirchengesetzen bedeutende Hindernisse fand; endlich erlaubte der Official von Mans (3. Sept. 1420), daß die Liebenden von dem Pfarrer von Savigné-sur-Bray getrauet wurden, und Papst Eugen IV. bestätigte am 15. Mai 1438 in einer eigenen Dispensationsbulle die längst vollzogene Ehe, legitimirte auch, insofern solches nöthig, die in selber gebornen Kinder (Söhne). Demungeachtet wurde, nach Johanns Tode (vor dem Januar 1458) die rechtmäßige Geburt dieser Söhne angefochten, doch, nach einer strengen Untersuchung, von dem Pariser Parlament anerkant (den 31. März 1461). Peter von Bourbon, Herr von Carency, der älteste, geb. im Februar 1424, wurde unter Ludwig XI. als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, doch mit Rücksicht auf seine Abstammung begnadigt, und nur mit der Einziehung seiner Güter bestraft. Er lebte in kinderloser Ehe mit Philippine von Plaines, hinterließ aber eine natürliche Tochter, Catharina, verm. 1469 an Bertrand von Salemard. Peters jüngster Bruder, Philipp auf Duisant, war mit Catharina von Lalain, auf Escaiblou und Bruille, verheirathet, und ein Vater von sechs Kindern, die indessen sämtlich ohne Nachkommenschaft verstarben (namentlich Philipp, der dem Connetable von Bourbon in die Verbannung folgte). Jakob von Bourbon, der mittlere von Johanns ehelichen Söhnen, Herr auf Carency, Aubigny, Bucquoy und Rochefort, war des Herzogs Johann II. von Bourbon General-Lieutenant und Statthalter in der Grafschaft Clermont, erhielt am 20. April 1469 von Ludwig XI. die seinem Bruder Peter entzogene Herrschaft Carency als ein Geschenk, war mit Antonie von la Tour, aus dem Hause Oltergues, die ihm die Castellaneien Bidage und Clourac, dann 11,000 Goldthaler zubrachte, verheirathet, und lebte noch 1493. Johann, der jüngste seiner Söhne, auf Rochefort und Arson, starb kinderlos, der ältere aber, Karl (Titular-) Graf von la Marche, Fürst von Carency, Herr von Aubigny, l'Ecluse, Bucquoy, Bougny, Combles, Abret, Vendat (bei Abret), Rochefort (bei Abret), Bains, St. Georges, Ternat, nahm nach einander drei Frauen, Desideria von Bergy, Antoinette von Chabanes und Catharina von Alegre, wovon die letztere allein ihm Kinder gegeben, starb zwischen 1503 und 1506 auf seiner Burg Abret, an dem Allier, in Bourbonnais, dicht an der Grenze von Auvergne gelegen, und wurde bei den Celestinern zu Vichy in der Capelle des Hauses Bourbon beigesetzt. Karls ältester Sohn, Bertram, fiel bei Marignano, unbeweibt, und auch Johann, der jüngere Sohn, und die eine Tochter, Louise, blieben unverheirathet. Die jüngste Tochter aber, Isabella, Frau auf Carency, Aubigny, Combles, Bucquoy und Vendat, wurde durch Vertrag vom 22. Februar 1516 mit Franz von Escars, Herrn von la Vauguyon, verheirathet, und die Stammmutter der Fürsten von Carency aus dem Hause Escars. Nach der Prinzessin Diana Tode kam Carency an Philipp von Bettencourt, mit dessen Tochter (im Sept. 1626) an Jakab Toustain de Frontebose, dessen Sohn, Nicolaus Philipp, 1663 Carency zu einer Grafschaft und Markgrafschaft erheben

Digitized by Google

ließ, welche des Nicolaus Philipp Sohn, Franz Joseph Toustain, an Maria Anna Bertrand de la Baziniere, des Grafen von Nancré Witwe, verkaufte. Diese, selbst kinderlos, schenkte Carency ihrem Stiefsohne, Claudius Edmund von Dreux, Grafen von Nancré, verm. mit Maria Thereſia von Montmorency-Logny. Die Gräfin von Nancré überlebte ihren Mann und ihre zwei Töchter, sie erbte daher sowol Carency als Nancré, unweit Richelieu, und vermachte beide Güter ihrem Neffen, Philipp Franz von Montmorency-Logny, gewöhnlich der Chevalier von Montmorency genant, Herrn von Coisy bei Amiens, von Cardonnet und Poulainville, königl. franz. General-Lieutenant und Brigadier der Carabiniers.

(*v. Stramberg.*)

CARENUM. (Entomologie.) Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und Zunft der Fingerkäfer (Scaritides), durch sehr kurze mit dickem Endgliede versehene Taſter ausgezeichnet, wohin als einzige bis jetzt bekante Art C. cyaneum (Scarites cyaneus Fabr. Oliv.) aus Neuholland gehört. (*Germar.*)

CARINARIA, Kielschnecke. (Cornu Schumacher.) Schneckengattung, von Lamarck errichtet, früher theils zu Argonauta, theils zu Patella gezogen, welche Cuvier unter die Gaſteropoden, Lamarck als einer besondern Ordnung, welche er Heteropoden nent, angehörig einordnet. Feruſſac bringt ſie in eine besondere Familie — Pterotracheliden — die er an die Patelliten anschließt. Die Schnecke besitzt einen deutlichen Kopf mit zwei Augen, und am Bauche statt des Fußes eine oder mehre Hautausbreitungen, die als Schwimmflossen dienen und nicht paarweise stehen. Der ganze Körper ist langgestreckt, gallertartig, durchscheinend, hinten in einen Schwanz endigend. Das Herz und Kiemen liegen außerhalb dieses Körpers und bilden eine herabhängende Masse, welche in eine Schale eingeschlossen ist.

Die Schale dieser Thiere ähnelt einem, an den Seiten zusammengedrückten, an der Spitze spiralförmig gewundenen Füllhorne, ist aber sehr dünn und zerbrechlich. Sie beherbergt nicht das ganze Thier, sondern schließt nur an die Kiemen am hintern Theile des Körpers an und fällt leicht ab.

Es gibt wenige hieher gehörige Arten: 1) *Carinaria vitrea* Lam. (Mart. Conch. I. Tab. 18. fig. 163. D'Argenv. App. tab. 1. fig. B.) die Schale mit Querleisten und einem gezahnten Rückenkiel, lebt im indischen Meere, und die Schale erreicht fast 3 Zoll Länge. 2) *C. fragilis*, die Schale mit Längsstreifen, ohne Rückenkiel. An den Küsten von Afrika und beträchtlich kleiner, als vorige. 3) *C. cymbium.* (Mart. I. tab. 18. fig. 161. 162. Gualt. tab. 12. fig. D.) die Schale sehr klein, kegelförmig, mit stumpfer, gekrümter Spitze, mit Querrunzeln, die von Längsstreifen durchkreuzt werden. Im mittelländischen Meere. Die Schale nur von der Größe eines Sandkornes.

Die Gattung Pterotrachea Lam. enthält nach Cuviers Vermuthung vielleicht nur schalenlose Thiere dieser Gattung. (*Germar.*)

Carinthin ſ. Hornblende.

CARION, Johann, geb. zu Bietigheim im Würtembergiſchen 1499, geſt. zu Berlin 1538, war Professor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., wo Melanchthon sein Schüler war, und kurbrandenburgiſcher Hofaſtronom. Seine beiden eigenen Werke, Ephemerides und Practicae astrologicae, aſtrologiſchen Inhaltes, verſchafften ihm keinen Ruhm, desto mehr aber eins, dessen Verfaſſer er blos heißt, nämlich seine chronologiſch verfaßte, nach der vier Monarchienmethode eingetheilte, allgemeine Weltgeſchichte, bekant unter dem Titel *Carionis Chronicon*, die im 16. Jahrh. mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, häufig aufgelegt und überſetzt wurde. Carion hatte allerdings ein ähnliches Werk verfertigt, welches er Melanchthon zur Durchſicht zuſendete, der es auch unter Carions Namen herausgab: Chronika meniglich nützlich zu leſen (Wittenb. 1532. 8.); Melanchthon aber ſchrieb darüber an Camerarius: Ego totum opus retexi, et quidem germanice; und Peucer, Melanchthons Schwiegerſohn und Fortſetzer dieſer Chronik, ſagt in ſeiner Ausgabe von 1572: (Melanchthon) totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen nomen Carionis praefixit. Dieſe teutſche Chronik wurde von Hermann Bonn ins Lateiniſche überſetzt (Hall in Schwaben 1537), dann von Melanchthon von neuem (1558, mit jetzt noch für die Zeitgeſchichte bemerkenswerthen Notizen bereichert), und fortgeſetzt bis zum Jahr 1546 von dem verdienten Chronologen Joh. Funk (Frankft. 1546. 1555.) Bei ſpätern Ausgaben finden ſich auch weitere Fortſetzungen. Carion ließ aber auch ſein eigenes Werk drucken, welches er dem Markgrafen von Brandenburg, Joachim, zueignete. Dieſes ſchließt mit mehren auf Karl V. angewendeten Prophezeihungen, und iſt daſſelbe, welches Jean Leblond ins Franzöſiſche überſetzt hat. (Paris 1556. 16.) — S. Bayle. — Villenave in der Biogr. univ. T. VII. — Vgl. Meuſel Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 176 sqq. — *Saxii Onomast.* III. 139 sq. — Wachlers Handb. d. Geſch. d. Litt. IV. 110.) (*H.*)

CARIS. (Entomologie.) Eine von Latreille aufgeſtellte Milbengattung (Acarinae) mit ſechs vollſtändigen Beinen, walzigem vorgeſtrecktem Rüſſel, langen, viergliedrigen Taſtern und lederartigem, plattem Körper. Caris vespertilionis lebt als Schmarotzer auf Fledermäuſen. (*Germar.*)

Caris ſ. Cienostoma.

Carlovacze ſ. Carlowitz.

Carlovecz ſ. Karlstadt.

CARLOWITZ, Carlovacze (Br. 45° 12′ 21″ L. 37° 30′) öſtreich. Stadt in dem Peterwardeiner Regimentsbezirk der ſlawon. Militärgrenze, am rechten Ufer der Donau und am Fuß des Carlowitzer Gebirges. Sie iſt gut gebauet, hat 1 griech. Kathedrale, 2 griech. und 1 kathol. Kirche, 1 Hoſpital, 1060 Häuſer und 5800 Einwohner, worunter 19 Kaufleute, 38 Krämer, 220 Handwerker und 49 Wirthe. Sie iſt der Sitz eines griech. Erzbiſchofs, des vornehmſten Geiſtlichen der nicht-unirten griech. Einwohner der öſtreich. Monarchie, unter welchem die Biſthümer zu Arad, Bacs, Ofen, Pakracz, Temeswar, Verſecz und Karlſtadt ſtehen, ſeines Konſiſtoriums und Domkapitels und hat 1 Seminar für griech. Geiſtliche, 1 griech. Gymnaſium, 1 ſerb. Nationalſchule, 1 Klerikalſchule und 1 kas

Digitized by Google

thol. Hauptschule. Die niedere Gerichtsbarkeit ist in den Händen des, zur Hälfte katholischen und griech. Magistrates. Die Stadt treibt nicht unbedeutenden Handel, da die Hauptstraße von Ungern nach Semlin und der Türkei hier durchgeht; hat ansehnlichen Fischs, besonders Hausenfang und vortrefflichen Weinbau. Die Hügel, welche sich von Carlowitz bis Kamenitz längs der Straße hinziehen, liefern den unter dem Namen Carlowitzer Ausbruch und Wermuth bekanten wohlschmeckenden Wein. In geschichtlicher Hinsicht ist die Stadt merkwürdig durch die im J. 1777 zur Einrichtung der Kirchen- und Schulverfassung hier gehaltene Synode der nicht unirten illyrischen Bischöfe, besonders aber durch den im J. 1699 hier geschlossenen Frieden (s. den folg. Art.). Das Haus, in welchem damals die Conferenzen gehalten wurden, schenkte Kaiser Leopold den Franciscanern zur Erbauung der Kirche S. Maria de la Pace. (*Leonhardi.*)

Carlowitz v., Geschlecht, s. am Ende des Bandes.

CARLOWITZER FRIEDE. Unter des teutschen Kaisers Leopold I. Regirung brach im J. 1661 der langwierige Türkenkrieg aus, während dessen im J. 1683 sogar Wien belagert wurde. Im J. 1684 verband sich Venedig, 1686 Polen mit Östreich, und 1690 trat auch Peter I. als Feind der Pforte auf. Der Krieg wurde bis 1690 mit großem Glücke für die kaiserlichen Waffen, von da an aber, durch Ludwigs XIV. Einwirkung, mit gleich großem Nachtheil geführt. Schon seit 1690 hatten England und Holland einen Frieden zwischen beiden Mächten zu vermitteln gesucht, weil beide wünschten, daß Leopold, der seine Macht hatte theilen müssen, mit ganzer Macht gegen Ludwig XIV. am Rhein auftreten könte; dieser aber hatte die Pforte, selbst in ihrem Kriegsunglück, stets davon zurückzuhalten gewußt, bis endlich die schreckliche Niederlage, welche Eugen den Türken bei Sentha (den 15. Aug. 1697) beigebracht hatte, sie zur Abschließung eines langwierigen Waffenstillstandes bewog. Dieser wurde in dem, an der Donau unweit Peterwardein liegenden, Dorfe Carlowitz am 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossen. Zufolge der Bedingungen desselben sollte der Kaiser ganz Ungern auf der linken Seite der Drau, nebst Siebenbürgen und Slavonien, die Pforte aber Temeswar während dieser Zeit behalten. Polen erhielt Kaminiek, Podolien und die Ukraine zurück, Venedig behielt das eroberte Morea. (*H.*)

CARMER, Johann Heinrich Casimir, Graf von, Großkanzler des Königreichs Preußen und aller königlichen Provinzen, Chef de Justice, und wirklicher geheimer Stats- und Justizminister, geb. in der Grafschaft Sponheim den 29. December 1721. Er machte sich ein gründliches Studium der Rechtswissenschaft zu einer Aufgabe, die er ehrenvoll löste, und trat, nach Vollendung der akademischen Studien, in die Dienste des preußischen Stats. Seine Kentnisse, strenge Rechtlichkeit und sein reger Eifer für Gemeinwohl lenkten die Blicke Friedrichs II. auf ihn, der ihn zum schlesischen Justizminister in Breslau ernante. Auf diesem Posten erwarb er sich anerkante Verdienste durch Regulirung des Hypothekenwesens, durch Stiftung des landschaftlichen Creditsystems in Schlesien (nachher auch in Pommern), durch Vereinfachung des Geschäftsganges, Abschaffung vieler unnützen Schreibereien, und die Errichtung einer ökonomischen Gesellschaft [1]). Schon in den ersten Jahren seiner Regirung hatte Friedrich II. die Verbesserung der Rechtspflege, und besonders die Abkürzung der Processe zu einem Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit gemacht. Der damalige Justizminister, nachherige Großkanzler von Cocceji [2]), mit dem er hierüber sprach, erklärte eine gänzliche Veränderung des Justizwesens für nothwendig, und erbot sich, einen Entwurf hierüber zu machen. Da dieser des Königs Beifall fand, so kam unter Cocceji's oberster Leitung und nach seinen Ideen, eine Verbesserung der Gerechtigkeits- und Gerichtspflege zu Stande, die wenigstens den auffallendsten Gebrechen der bisherigen Verfassung steuerte. Die Processe wurden abgekürzt, alte abgethan, und solche Einrichtungen getroffen, daß alle Processe künftig in Jahresfrist entschieden werden könten. Der Anfang wurde damit in Pommern gemacht, und darauf die Reform in den übrigen teutschen Provinzen des Königs fortgesetzt, auch gab Cocceji 1750 den Codex Fridericianus heraus, welcher die neue Ordnung der Dinge enthielt. Da aber diese Justizreform, bei ihren unverkennbaren Vorzügen im Einzelnen, doch im Ganzen noch sehr mangelhaft war, so beschloß der König noch im letzten Decennium seines Lebens, eine Revision und Umbildung der ganzen Gerechtigkeits- und Gerichtspflege vornehmen zu lassen. Diese übertrug er dem nach Berlin berufenen und zum Großkanzler erhobenen Freiherrn von Carmer, und der Erfolg zeigte, wie glücklich der König gewählt hatte. Der neue Großkanzler hatte eine vieljährige Aufmerksamkeit auf die Mängel und Gebrechen des Justizwesens gewendet, den besten Mitteln, ihnen abzuhelfen, nachgedacht, viel Heilsames und Wichtiges entdeckt, sich aber auch überzeugt, daß nur durch einen Verein mehrer gelehrter, redlicher und erfahrner Männer der Zweck einer möglichst vollkommenen Reform erreicht werden könte. Den Anfang machte er damit, daß er eine neue Proceßordnung entwarf, welche den 20. April 1781 Gesetzeskraft erhielt, und vor dem alten Rechtsgange besonders den Vorzug hatte, daß die Sache sogleich gänzlich eingeleitet, und allen spätern Einwendungen, welche nur die Absicht hatten, die Entscheidung hinzuhalten, vorgebeugt wurde. Zugleich betrieb Carmer mit großer Thätigkeit die Abfassung eines neuen Gesetzbuches, und ein königlicher Cabinetsbefehl vom 14. April 1780 sprach die Grundsätze aus, welche dabei als Norm dienen sollten. Carmer übergab die Entwürfe, so wie sie theilweise zu Stande kamen, der öffentlichen, freien Prüfung philosophischer und praktischer Rechtsgelehrten, und belohnte die vorzüglichsten der eingegangenen Bemerkungen und Critiken. So kam 1791 das allgemeine preußische Gesetzbuch zu Stande, welchem König Friedrich Wilhelm II. durch eine Bekantmachung vom 1. Juni 1794, unter dem Namen allgemeines Landrecht, Gesetzeskraft ertheilte [3]).

1) Man sehe seinen Briefwechsel mit dem Prediger Tschirner, die Geschichte der schlesischen ökonomischen Gesellschaft betreffend, in dem ökonom. u. kameralist. Taschenb. für 1793. 2) Vergl. den Art. Cocceji (Sam.) im 18. Thle. dieser Encyclop. S. 144. 3) Allgemeines Gesetzbuch für die preuß. Staten. Berlin 1791.

Digitized by Google

Fünfzehn Jahre lang hatte Carmer an diesem Werke, einem der schönsten Denkmale der praktischen Cultur des 18. Jahrhunderts, mit rastlosem Eifer gearbeitet; durch Muth und Klugheit hatte er vielfache Hindernisse überwunden, und so seinen gemeinnützigen Zweck erreicht. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er den schwarzen und rothen Adlerorden, auch war er königl. Commissair bei der pommerschen, ost- und westpreußischen Landschaft. Nachdem er länger als 50 Jahre dem preußischen State die wichtigsten Dienste geleistet hatte, zog er sich am Abend seines Lebens auf das Gut Nützen unweit Glogau zurück, und starb daselbst den 23. Mai 1801. Ein seltenes Maß von tiefer Einsicht, Thätigkeit, Festigkeit, Übung in Geschäften, und ein hoher Sinn für Gerechtigkeit zeichneten ihn in jedem Verhältnisse aus [4]). (*Baur.*)

Carneol s. Chalindoa.

CARNUS. Eine von Nitzsch (Germars und Zinckens Magaz. d. Entom. III. Band. S. 305.) errichtete Fliegengattung aus der Familie der Conopsariae, die sich durch eingliederige verkümmerte Fühler, kurzen kaum vorragenden Rüssel und stempelförmige Taster auszeichnet. Die einzige bekante Art: Carnus hemapterus (Germ. Faun. Ins. Eur. fasc. IX. tab. 24. 25.) lebt als Schmarotzer auf Staaren, hat ungefähr die Größe eines Flohes, und läuft sehr schnell. Von den Flügeln bemerkt man nur sehr kurze Überreste, doch wurde ein männliches Exemplar mit einem ausgebildeten schmalen Flügel gefunden, der jedoch nur bis gegen die Mitte des Hinterleibes reichte. (*Germar.*)

CAROLATH, Kirchdorf in Schlesien, unterhalb Beuthen, auf dem rechten Oderufer, in dem Regirungsbezirk Liegnitz gelegen, ist einzig durch ein stattliches Schloß und als der Hauptort des Fürstenthums Carolath merkwürdig. Das Dorf war in ältern Zeiten derer von Dyherrn Eigenthum, gehörte aber bereits 1537, samt Lippen, dem Franz von Rechenberg, dem auch nach Melchiors von Rechenberg und seines Sohnes Tod die benachbarte Stadt Beuthen zufiel. Franz erbauete in Calorath statt dem hölzernen Herrschaftshause, eine massive Burg, doch auf schlechtem Grunde, verewigte sein Andenken durch eine Menge, seinen Nachbaren gemachte Concessionen, und mußte endlich 1561, einer Bürgschaft wegen, Carolath und Beuthen um 50,000 Thaler an den berühmten Fabian von Schönaich verkaufen. Fabian verbesserte und erweiterte die Burg in Carolath, vergrößerte die Herrschaft durch den Ankauf von Milkau, Suckau, Buckwitz, Gruchwitz, Bielave, legte neue Vorwerke an, rodete die überflüssigen Wälder aus, und erhöhete durch besseren Anbau den Werth seiner Güter. Er hatte bereits 1555 um 60,000 Thaler die Herrschaft Muskau erkauft, besaß pfandweise das Amt Parchwitz, die Burg zu Sprottau, samt Hertwigswaldau, Wachsdorf und Wittgendorf; in dem Saganischen Sagan selbst, Sorau und die Burg zu Freistadt, und starb 1591. Sofort ließ der kaiserliche Hof alle seine Besitzungen, theils weil Fabian keine Kinder hinterlassen, theils weil ihm mancherlei Unterschleife zur Last gelegt wurden (daß er sich das Eigenthum von Sorau durch das Vorgeben, es sey nicht viel mehr, denn ein Krautgarten, zu verschaffen gesucht, erzählt Magnus) sequestriren, und theilweise verkaufen. Carolath und Beuthen erstand des Verstorbenen Bruder, Georg von Schönaich, 1595 um 110,000 Thaler. Georg gründete das Gymnasium in Beuthen, erbauete, nachdem ein Blitzstrahl im J. 1597 die Burg zu Carolath in Asche gelegt, das heutige schöne Schloß, auch die Vorwerke Landskron und Helfer, und starb den 26. Februar 1619, nachdem er aus seinen Gütern, zunächst zu Gunsten seines Brudersohns, des Johann von Schönaich, ein Majorat errichtet. Johann, bei dem Ausbruche der böhmischen Empörung nur 26 Jahre alt, und nicht sowol, wie seine Vorgänger, der Augsburgischen Confession, sondern vielmehr der schwärmerischen Secte der böhmischen Brüder zugethan, war unter allen Schlesiern vielleicht der eifrigste im Dienste des Winterkönigs, der auch bei ihm auf der Flucht nach Berlin einkehrte; später ließ Johann sich gebrauchen, um die Renuntiationsmissive der schlesischen Stände dem Flüchtling nach Holland zu überbringen. Darüber wurden seine Güter sequestrirt und theilweise eingezogen (namentlich Milkau und die benachbarten Dörfer, welche dem neuen Jesuitencollegium in Glogau zur Aussteuer dienten), er selbst aber starb 1639 ohne Kinder in Polen, wohin er sich geflüchtet. In dem Majorat folgten ihm Sebastian, und sodann Johann, Freiherren von Schönaich; des letztern Sohn, Johann Georg, wurde den 14. Nov. 1697 zum freien Standesherrn, Calorath zu einer Standesherrschaft, im Range auf Trachenberg folgend, erhoben. Johann Georg, Reichsgraf den 5. Febr. 1700, starb den 23. Nov. n. J. Sein Sohn, Hans Karl, geb. den 15. Juni 1688, verm. den 3. Februar 1715 mit einer Gräfin von Dohna, aus dem Hause Schlodien, war einer der ersten Schlesier, die sich dem Dienste Friedrichs II. widmeten, dafür wurde er sogleich nach der Occupation von Schlesien, den 6 Nov. 1741 in den preußischen Fürstenstand, mit Einschränkung auf die Primogenitur, erhoben, zum Präsidenten der Oberamtsregirung und des Consistoriums zu Breslau, zum perpetuirlichen Präsidenten des Ober-Fürstenrechts, endlich zum wirklichen geheimen Stats- und Kriegeminister, auch von Kaiser Karl VII., der freilich solche Feindschaft gegen den angebornen Regenten nicht unbelohnt lassen durfte, und nicht besser belohnen konte, zu seinem geheimen Rath ernant. Der neue Fürst erhob auch sogleich einen Proceß gegen das Jesuiten-Collegium in Glogau, wegen Milkau und der übrigen, vor 120 Jahren confiscirten Carolathischen Güter, und wir dürfen wol kaum erinnern, daß das Collegium in diesem Rechtsstreite unterliegen mußte. Hans Karl starb den 11. Oct. 1753.

4 Bde. 8. Neue Auflage unter dem Titel: Allgem. Landrecht f. die preuß. Staten. Eb. 4 Th. 1796 8. Lateinisch: Jus Borussico-Brandenburgicum commune, lat. vers. (a F. Ph. Eisenberg et aliis). Ib. 1800. Vol. IV. 8. Vergl. Erschs Handb. der teutsch. Liter. 1. Bds. 3. Abth. u. den Artikel Landrecht (allgem. für die kön. preuß. Staten) im 6. Bde. des Conversat. Lex. 7te Auflage. 4) Meusels gel. Teutschl. Büschings Beiträge zur Lebensgesch. denkw. Personen. 5. Th. 237 ff. Büsten berlin. Gelehrten. Rambachs vaterl. hist. Taschenb. 3. Th. 355. Pahls National-Chron. 1801. S. 205. — Carmers Bildniß findet man vor dem ersten Bande des Magaz. der Gesetzgebung, vor der Berlin. Monatsschr. Jan. 1785, und vor dem 8. Bde. der Krünitzschen Encyclopädie.

Digitized by Google

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Johann Karl, erhielt im J. 1753 für alle seine Nachkommen die preußische Fürstenwürde, im J. 1759 seine Entlassung als Generallieutenant der Cavalerie und Chef eines Cuirassier-Regiments, war im J. 1764 außerordentlicher Gesandter bei der Republik Polen, besaß eine Zeitlang das alte Schönaichsche Majorat Mellendorf, nebst Jäntschwitz und Schlaupitz in dem Reichenbacher Kreise, erkaufte Gohlau in dem Rosenbergischen Kreise von Oberschlesien, und die Herrschaft Saabor in dem Grünbergischen Kreise, und starb den 23. Februar 1791, nachdem seine Gemahlin, Johanna Wilhelmina, des Fürsten August Ludwig von Anhalt Cöthen und der Gräfin Christiana Johanna Amilia von Promnitz Tochter, ihm am 17. Januar 1786 vorausgegangen. Sein ältester Sohn, der Fürst Heinrich Karl Erdmann, geb. den 3. Nov. 1759, besaß, als Erbprinz, Kuttlau, erbte auch von dem letzten Grafen von Promnitz die Herrschaft Naumburg am Bober, überließ sie jedoch in der Auseinandersetzung der väterlichen Allodialverlassenschaft seiner Schwester, der Gräfin von Schönburg-Rochsburg, gleichwie seinem Bruder, dem Prinzen Ferdinand, Saabor, dann das Gut Köllmichen in dem Glogauer Kreise, und starb vor wenigen Jahren. Sein ältester Sohn, der heutige Fürst, Heinrich Karl Wilhelm, ist den 29. Nov. 1783 geboren. Zu der Standesherrschaft Carolath, wie dieselbe 1741 in ein Fürstenthum verwandelt wurde, gehören eigentlich nur die Stadt Beuthen, die Pfarrdörfer Carolath, Alt-Bielave mit Landskron, und Alt-Gruchwitz, dann die Dörfer Neu-Bielave, Hohen-Bohrau, Eiche, Neu-Gruchwitz, Kuhnau, Lippen mit Martenthal, Reinberg, Rosenthal, Schönaich und Polnisch-Tarnau, welches alles, bis auf das einzige Kuhnau, ein arrondirtes Ganzes von etwa 4½ Quadratmeilen ausmacht; heutzutage pflegt man aber auch die spätern Erwerbungen des fürstlichen Hauses, den Marktflecken Kuttlau, die Pfarrdörfer Milkau, Rauden und Liebentzig mit dem Teichvorwerke, die Dörfer Buckwitz, Pfaffendorf, Röhlau, Suckau Nr. 1., Beitsch, Buchwald jenseit der Oder, Fickerey, Doberwitz, Köhlerey, Köllmichen, Neu-Krantz mit dem Ratschvorwerke, Renkersdorf, Sabinengrund und Teutsch-Tarnau zu dem Fürstenthum zu rechnen. (*v. Stramberg.*)

CARTHÄUSER. Der Stifter dieses strengen Mönchsordens war der heil. Bruno. Er wurde in Cöln gegen 1050 von adeligen und frommen Eltern geboren, und zeichnete sich, wie gewöhnlich, schon in seiner Kindheit durch Klugheit und Bescheidenheit aus, so daß auch die gerührten Eltern ihn dem Studium der Theologie widmeten. Ob er seinen Schuleursus zu Laon oder in der normannischen Abtei Bec vollbrachte, ob er seine höhern geistlichen Kentnisse in Paris, oder unter der Leitung des damals berühmten Chorherrn zu St. Martin in Tours, des nachmals verketzerten Berengar, sich erwarb, ist ungewiß. Nach vollendeten Studien wurde er Canonicus in seiner Vaterstadt und darauf zu Rheims. Dort führte die damalige Geistlichkeit, verleitet durch das verführerische Beispiel des dortigen Erzbischofs, Manasses, ein höchst unsittliches Leben, was dem frommen Bruno in seiner tiefsten Seele betrübte, und ihn endlich zum Entschlusse brachte, die böse Welt zu verlassen und ein einsames, Gott geweihetes Leben zu führen. Da aber bekantlich nicht leicht ein Mönchsorden ohne Wunder entstehen kann; so wird von den Nachfolgern des heiligen Mannes und von vielen Andern die Geschichte der Entstehung des Ordens so eingeleitet: In Paris starb 1082 ein damals berühmter Doctor der Theologie, dessen Name Raimund Diocres gewesen seyn soll. Er war Chorherr an der Kirche U. L. Fr., und hatte in dem Rufe untadeliger Sitten, ja großer Frömmigkeit gestanden. Sein Tod machte Aufsehen, und die ganze Universität ehrte den Verstorbenen durch die feierlichste Begleitung. Man wollte seine Leiche in der Kirche U. L. Fr. beisetzen und las das gewöhnliche Amt. Als der Geistliche zu den Worten gekommen war: „Quantas habeo iniquitates et peccata," erhob der Todte zum Schrecken Aller das Haupt und rief mit dumpf-schrecklicher Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes angeklagt worden." Man verschob das Leichenbegängniß bis auf den nächsten Tag, und fing das Todtenamt vor einer großen Anzahl Neugieriger von neuem an. Und siehe, bei denselben Worten richtete sich die Leiche noch höher auf, und rief mit noch schrecklicherer Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet worden." Furcht und Entsetzen überfiel Alle, die es hörten, und die Feier wurde zum zweiten Male unterbrochen und auf den morgenden Tag verschoben. Der Zulauf der Menge war unbeschreiblich, und viele waren die ganze Nacht in der Kirche geblieben, um den Ausgang des Wunders desto gewisser mit anzuhören. Und am dritten Tage, bei denselben Worten des Priesters, sprang die Leiche aus dem Sargelauf, stand, furchtbar anzuschauen, auf beiden Füßen, und brüllte mit gräßlicher Stimme, daß die ganze Kirche dröhnte: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdamt worden." Bestürzung und Grausen bemächtigte sich Aller, und die Leiche des Unglücklichen wurde auf den Anger geworfen. Natürlich sprach man viel davon, aber bekehren wollte sich niemand weiter, als der bereits fromme Bruno, der den verdamten Doctor gekant und ihn für einen frommen Mann gehalten hatte.

Diese erbauliche Geschichte findet man nicht nur als Einleitung der alten Statuten dieses Ordens, in dessen meisten Klöstern, besonders in den Parisern, sie auch abgemalt zu schauen war; sondern sie gelangte auch zu der Ehre, in das römische Brevier aufgenommen zu werden. Als aber Papst Urban VIII. eine Verbesserung desselben angeordnet hatte, wurde diese Erzählung gestrichen. Sogleich fanden sich mehre Vertheidiger dieses Wunders, hauptsächlich unter den Jesuiten, deren einer der Jesuit P. Theophil Raynaud war, in seiner „ersten Mauer gegen die starken Geister." Weil er in der Vorrede den berühmten Hrn. v. Launoy ziemlich bitter angegriffen hatte, schrieb dieser mit siegreichen Gründen: Defensa Breviarii romani correctio circa historiam St. Brunonis, seu de vera causa recessus St. Brunonis in Eremum, wo sogar ein Brief des heil. Bruno mitgetheilt wird, den Bruno an den Propst Rudolph zu Rheims schrieb, um ihn zu bekehren, worin jener Wundergeschichte auch nicht mit einem Worte gedacht wird ꝛc. Die Gründe der Vertheil-

diger blieben auch so schwach, daß selbst der gläubige Helyot, der die Geschichte dieses Streites weiter erörtert, sehr schwankend wird, und lieber die ganze Begebenheit in's Ungewisse stellt.

– Bruno hatte für sein Unternehmen 6 mit ihm übereinstimmende Selen gefunden, unter denen auch Landwin war. Nach mancherlei Überlegungen, wohin sie sich wenden sollten, schlugen einige den frommen, oder, was eins war, den Mönche liebenden Hugo, Bischof von Grenoble, vor, schilderten die rauhen Berge der Umgegend dergestalt zweckdienlich für ihre einsiedlerische Lust, daß man einig wurde, sich dorthin zu begeben. Sie hätten auch kaum eine schicklichere Stelle und einen geeigneteren Mann wählen können; denn Hugo war so sehr vom mönchischen Geiste durchdrungen, daß er sogar sein Bisthum niedergelegt und ein Jahr lang das Mönchskleid getragen hatte, was er nur auf Befehl Gregors VII. wieder ablegte und in sein Amt zurückkehrte. Die sieben ankommenden Männer waren also völlig nach seinem Sinne, und er hätte ihnen gewiß alle mögliche Hilfe geleistet, wenn er auch nicht in entwichener Nacht durch einen Traum vom Herrn dazu willig gemacht worden wäre. Sieben Sterne hatten sich nämlich vor ihm in einen leuchtenden Kreis gestellt, die gingen vor ihm her und führten ihn in die Wüste Chartreuse (Carthause), wo er mit Staunen einen von Gott selbst erbaueten Tempel erblickte. Wie hätte nun der fromme Bischof die 7 Männer nicht mit Entzücken aufnehmen und ihren Entschluß, Gott zu dienen, ohne den Menschen lästig zu seyn und mit ihnen umgehen zu müssen, billigen sollen! Zwar hielt er es für seine Pflicht, das Schreckliche des grausenvollen Ortes, wohin er sie zu führen habe, lebendig zu schildern. Je mehr er aber das Öde und Nebelvolle der Gegend ihnen vormalte, desto größer wurde die Freude der 7 Entsagungshelden, und mit bewegtem Herzen trat er den furchtbaren Weg mit ihnen an. Er schenkte ihnen nicht nur alles, was von dem, nur von wilden Thieren bewohnten Walde ihm gehörte, sondern versprach ihnen auch noch alle mögliche Unterstützung, und bewog auch den Abt des Klosters Chaize-Dieu, wo er ein Jahr lang als Mönch gelebt hatte, den frommen Einsiedlern gleichfalls sein dortiges Besitzthum abzutreten. Sogleich fing man an sich daselbst so gut als möglich einzurichten, erbauete ein unansehnliches Bethaus, und noch weit armseligere, von einander abgesonderte Zellen, in deren jeder anfangs zwei wohnten, welche nothgedrungene Einrichtung jedoch bald verbessert und jede Zelle nur für einen bestimt wurde.

Der gelehrte Mabillon, und nach ihm einige andere setzen zwar diese ihre erste Einrichtung in das Jahr 1084; Helyot beweist aber völlig überzeugend in seinem 7. Bande, daß es 1086 geschehen ist.

Alle betrachteten den eifrigen und in Gelehrsamkeit unter ihnen ausgezeichneten Bruno als ihren Prior, und folgten seinem Beispiele. Ohne anfangs schriftliche Statuten zu verfassen, lebten sie mit einander in hoher Strenge, verbanden sich zu einem heiligen Stillschweigen und unterredeten sich nur mit Gott. Den größten Theil des Tages sangen sie das Lob des Unendlichen, und schienen nur einen Leib zu haben, um ihn zu quälen. Auf das Beten folgte Handarbeit aller Art: am liebsten beschäftigten sie sich mit Abschriften frommer Bücher, um ihren geringen Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei unterstützte sie Hugo sehr eifrig, und scheuete den übeln Weg nicht, um sich mit ihnen von himmlischen Dingen zu unterhalten. Ja er nahm den Bruno sogar zu seinem Gewissensrathe, und beichtete ihm oft. Sechs Jahre hatten sie in ihrer Wildniß in beständigen Bußübungen zugebracht, als ganz unerwartet die kleine Gemeinde durch einen Befehl des Papstes gestört wurde. Urban II., der früher Mönch im Kloster Klugey, und darauf Bischof von Ostia und Brunos Schüler gewesen war, gebot seinem Lehrer, zu ihm nach Rom zu kommen. Das setzte seine Genossen in die größte Betrübniß, und sie entschlossen sich sämtlich, aus Liebe zu ihm, mitzugehen. Sie übertrugen die Sorge für ihre Carthause ihren beiden Freunden, dem Hugo und dem Abte zu Chaize-Dieu, und reiseten zusammen ab. Der dankbare und den frommen Bruno eben brauchende Papst empfing sie mit aller Auszeichnung, gab ihnen ein Haus ein, und ernante den Bruno zum Kirchenrathe, wo er eine Menge Beschäftigung fand. Leider konten die Einsamkeitsvertrauten hier in dem menschenreichen Rom das heilige Stillschweigen nicht so bewahren, wie in ihrer Carthause, und sie fühlten sich schwer gedrückt. Der Papst willigte für Bruno's Gefährten in die Bitte, sie wieder zu entlassen ohne den frommen Bruno, der nun an seiner Statt den Landwin als ihren Prior einsetzte, versprach sich oft schriftlich mit ihnen zu unterhalten, und hielt Wort. Seine treuen Ermahnungen und ihr eigener Eifer bewahrten sie auch vor allen Versuchungen des Satans, der ihnen öfter in menschlicher Gestalt zusetzte, und ihre gar zu strenge Enthaltsamkeit als widerrechtliche Verwegenheit darzustellen bemüht war. Gott selbst aber stärkte sie durch Gesichte. Dem Bruno selbst gefiel seine Lage keineswegs, die überhäuften Geschäfte wurden ihm zur größten Last. Endlich erhielt er auch vom Papste die Erlaubniß zurückzukehren. Da wünschten ihn die Einwohner von Rheggio in Calabrien, etwa um das Jahr 1096 zu ihrem Erzbischof, und der Papst, der eben eine Reise nach Frankreich vor hatte, willigte ein. Bruno aber erschrack vor der neuen Ehre, scheuete sich auch mit dem Papste die Reise nach Frankreich anzutreten, fürchtend, er möge dadurch in neue Geschäfte verwickelt werden, und entschloß sich, lieber in Calabrien sich eine andere Einöde zu suchen mit einigen gleichgestimten Herzen, die er in Rom gewonnen hatte. Mit diesen machte er sich auf den Weg, fand in dem Sprengel Squilace einen schicklichen Platz, die Einöde la Torre, und richtete sich dort auf gleiche, fast noch ärmlichere Art ein. Auch in dieser Wildniß konte er nicht lange verborgen bleiben. Roger, der Graf von Sicilien und Calabrien, fand ihn einst, als er jagte, und wurde von seinen Tugenden so gerührt, daß er ihm allen Beistand leistete und seine Einsiedelei bedeutend vergrößern ließ und ihm die Kirche St. Stephan in Bosco (im Busche) erbauete. Die Freigebigkeit des Grafen gegen den frommen Mann wurde ihm von großem Segen, und ein nächtliches Gesicht, in welchem ihm Bruno erschien und ihm schnell zu den Waffen zu greifen rieth, rettete ihn aus den Gefahren einer furcht-

Digitized by Google

baren Verschwörung. Bruno that nun nichts anders, als daß er seinen neuen Anhängern dieselbe Einrichtung gab, wie seinen ersten Freunden, die er nie vernachlässigte, und ging ihnen stets in allen Exempeln einer ausgesuchten Abtödtung des Fleisches wacker voran. 1101 fühlte er seinen Tod nahen. Er versammelte daher alle die Seinen noch einmal um sich, tröstete und ermahnte sie, erklärte ihnen besonders noch vieles von den Geheimnissen der Religion, namentlich die Lehre vom heil. Abendmahl, die damals durch Berengar in mancherlei Gefahr gebracht worden war, und verschied am 6. October.

Ob nun gleich bis dahin die Welt wenig Kentniß weder von seinen Einrichtungen, noch von seinem Tode genommen hatte; so geschahen doch auf seinem Grabe nicht wenige Wunder, unter welchen vorzüglich ein Gesundbrunnen zu erwähnen ist, der in der Nähe seines Grabes entsprang. Daß von der unachtsamen Menge selbst dieser Segen nicht beachtet wurde, kann weniger befremden, als es Verwunderung erregen muß, daß auch sogar seine bis jetzt folgsamen Anhänger sich so wenig davon rühren ließen, daß sie bald darauf anfingen immermehr von ihrer Strenge nachzulassen, bis sie völlig in der Ungebundenheit des argen Weltlebens versunken waren. Man vermerkte es sehr übel und bestrafte sie endlich damit, daß man ihr Kloster den besser angeschriebenen Cisterziensern gab, die es jedoch nach einiger Zeit wieder den Mönchen von Fleury (Flore) abtreten mußten. Länger als 400 Jahre hatte der heilige Mann in seiner Gruft unbeachtet, außer von den Seinigen, geschlafen, als Leo X., der sich sonst lieber um Gemälde und Ablaß als um Gräber kümmerte, sich seltsam erregt fühlte, das Unrecht, was bisher dem Stifter und seinem Orden geschehen war, wieder gut zu machen. Er gab nicht allein das Kloster den Carthäusern, als den rechtmäßigen Besitzern, zurück 1513, sondern ließ auch den vergessenen Todten auf eine höchst ausgezeichnete Art heilig sprechen und gebot, daß ihm an seinem Todestage ein kirchliches Fest gefeiert werden solle 1514. Die Leiche des Heiligen wurde ausgegraben und zur größten Verwunderung fand sich's, daß sie immer noch nicht verweset war, im Gegentheil sich so gut erhalten hatte, daß man seinen Kopf in viele Theile zerlegen und an viele Orte merkwürdige Überbleibsel des heiligen Hauptes zur Erbauung der Menge versenden konte, wovon die vornehmsten Carthausen Italiens, Frankreichs und Teutschlands Zeugniß geben. Gregor XV. ließ das Fest des neuen Heiligen in das römische Brevier setzen und Clemens X. erhob es sogar zu einem doppelten. So war denn endlich der Heilige zu allgemeiner Verehrung der ganzen römisch-katholischen Kirche gelangt, so daß man Kirchen und Altäre ihm weihen durfte, obschon zu seinen Lebzeiten nur die beiden angeführten Carthausen von ihm gegründet worden waren.

Unterdessen war in der großen Carthause, wie das Kloster bei Grenoble genant wird, auf den Prior Landwin, Peter der Franke gefolgt und auf diesen Johann I., den man als den zweiten Stifter des Ordens betrachtet wegen seiner weisen Verwaltung und der tüchtigen Gesetze (Gewohnheiten der Carthause genant), die er einführte, ohne sie durch Schrift zu verewigen, was erst der auf ihn folgende Prior der großen Carthause, der ehrwürdige Guigo (Guigues) auf Verlangen des Bischofs von Grenoble und der Prioren der 3 übrigen Carthausen (des Portes, St. Sulpiz und Meriac; mehre gab es damals noch nicht) ins Werk setzte. Guigo war kaum 4 Jahre Mönch gewesen, als er um das Jahr 1130 zum Prior erwählt wurde, als welcher er 1137 starb. Die nach seinem Namen genanten Statuten führen eigentlich den Titel Consuetudines Cartusiae und sind auch mehr eine treue Schilderung des damaligen Lebens der Carthäuser, als wirkliche Gesetze. Das Hauptsächlichste ist folgendes: Man wachte viel und doch wurde das Wachen noch strenger, als anfangs. Das heilige Stillschweigen wurde hoch und streng beachtet. An hohen Festen oder Capiteltagen durften sie sich mit einander unterhalten und mit dem Koche reden; auch die Gäste durfte man mit Gespräch unterhalten. Zuweilen war es ihnen auch vergönt, mit einander zu arbeiten und dabei zu reden. Das Gespräch wurde in dem kleinen Kloster, einem Nebengebäude an der Seite der Kirche, gehalten. Im großen Kloster wohnten die Mönche oben, die Laienbrüder und Kranken unten. An einigen Festen z. B. an Capiteltagen, speiseten sie gemeinschaftlich. Zu gewissen Zeiten bereitete sich Jeder seine geringe Mahlzeit in seiner Zelle. Zu jeder Mahlzeit tranken sie Wein, außer an den vielen Enthaltungstagen. Dreimal wöchentlich hatte Jeder die Erlaubniß, sich mit Wasser, Salz und Brod zu begnügen, wenn er wollte. Jährlich wurde 5 Mal zur Ader gelassen, an welchen gesetzlichen Tagen man ihnen etwas mehr Essen und einige Erquickung reichte. Das Fasten ging mit Kreuzeserhöhung an und dauerte bis Ostern, also das ganze Winterhalbjahr. Dann aßen sie täglich nur ein Mal, enthielten sich aber des Geißelns und anderer strengen Übungen. Ihr Brod bestand aus grobem Waizenmehl: eigentliches Weißbrod erhielten nur Kranke. Man beschor sich das Haupt regelmäßig 6 Mal im Jahre und stillschweigend. Keinem Fremden, außer Mönchen anderer Orden, mit denen sie Umgang haben durften, wurde der Zutritt auf ihren Chor gestattet. Novizen nahmen sie nicht unter dem zwanzigsten Jahre und hielten ihnen zuvor die Schärfe ihrer Regel unumwunden vor. Konte Einer ihre Strenge nicht aushalten, wurde ihm vorgeschlagen, in einen gelindern Orden zu treten: später wurde ihm auch erlaubt, in die Welt zurückzukehren. Der Prior, der von den übrigen nicht zu unterscheiden war, wurde von der ganzen Gemeinde gewählt. Er hatte mit den Gästen zu thun und durfte das Ordensfasten der Gastfreiheit wegen brechen. Der Procurator war sein Vicar im untern Hause. Übrigens war es dem Prior nicht erlaubt, aus den Grenzen der Carthause zu gehen. Es waren aber zweierlei Grenzen (Termes) festgesetzt: Grenzen der Mönche für ihre Ergötzungen (Spazieren, Spatiament) und Grenzen der Besitzungen. Prioren durften nicht aus den Grenzen ihrer Häuser gehen. Ihre Zellen waren sehr ärmlich ausgestattet; selbst der Kirchen-

Digitized by Google

schmuck war armselig, nur der Kelch durfte von Gold und Silber seyn. Außerhalb der Grenzen ihrer Besitzung war ihnen kein Besitzthum gestattet. Auch war es den Mönchen nicht erlaubt, sich nach gehaltenen Todtenmessen auf Unkosten der Todten zu mästen, was damals sehr gewöhnlich war. — Die Laienbrüder, die wol in keinem andern Orden so schlecht gehalten worden sind, hatten anfangs weniger zu beten, als später. Täglich bekamen sie ein Mal Wein: Donnerstags und an hohen Festen des Morgens und Abends. Sie hatten einen Bäcker, Schuhmacher, Pförtner, Oberhirten und Aufseher über Felder und Scheunen. Des Freitags fasteten sie bei Wasser und Brod, in den Fasten, im Advent ꝛc. auch Mittwochs. Ihre gewöhnliche Mittagsspeise war keine andere, als die der Mönche, Kräuter, Wurzeln, Früchte. Vom 1. December bis Ostern bekamen sie Haferbrod, im Advent wöchentlich ein Mal ein Waizenbrod. Im Advent und in den Fasten wurden sie wöchentlich ein Mal gegeißelt. Jährlich mußten sie 4 Mal zur Ader lassen, erhielten aber dann etwas bessere Nahrung und waren von der Arbeit befreit.

Man sieht, daß in diesen Sitten und Gewohnheiten der alten Carthäuser noch von keiner Fleischenthaltung ausdrücklich die Rede ist, auch noch nicht von bestimten Strafen. Einige Zeit nach Guigo setzte Bernhard de la Tour (auch Dom Riffer genant) andere Statuten auf, die Statuta antiqua, die aus drei Theilen bestanden und die Verordnungen aller Generalcapitel bis zum Jahre 1258 enthielten. 1259 wurden sie gebilligt. Die Generalcapitel sind vom Prior Anthelm eingeführt worden, dessen erstes 1141 gehalten worden ist. Anthelm starb 1151. — In diesen sogenanten alten Statuten wird schon viel geklagt über Vernachlässigung der sonstigen Zucht, über zu vieles Ausgehen der Mönche, über oft getadelte Kleiderpracht und über Schmausereien. Deßhalb wurden nun Bußcapitel verordnet, wobei der zur Rede Gestellte nur immer zu antworten hatten: „mea culpa“ (durch meine Schuld). Hier ist nun auch ausdrücklich vom Fleischverbote Erwähnung geschehen. Sogar die Kranken bekamen es nicht. Die übrigen Punkte sind den frühern Guigos gleich. Auch die Zahl der Mönche jedes Klosters blieb 13 und 16 Laien. Doch waren noch 7 Bekehrte oder Oblaten hinzugefügt worden, die man Rendus (redditi, Zugegebene) nante. Diese waren nach einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1232 für den Feldbau bestimt, trugen die Kleidung der Bekehrten, hatten, wie sie, ein Probejahr und thaten eben so Profeß.

Als 1367 Wilhelm Rainaud (Rainaldi) Prior und General der großen Carthause wurde (was immer vereint war), machte sich der eifrige Mann, der um der Liebe zum Orden willen sogar den Cardinalshut ausgeschlagen hatte, auch dadurch verdient, daß er abermals eine Samlung ihrer Statuten veranstaltete, die man statuta nova nante, die nur wenig Bemerkenswerthes zu dem schon Bekanten hinzuthut 1368. Das Kochen in ihrer Zelle war längst abgekommen. Wer das Stillschweigen brach, wurde mit Ruthen gegeißelt. Jedes Kloster soll ein tüchtiges Gefängniß für die Übertreter haben: denn das Ausstoßen der Sünder, das früher gebräuchlich war, wurde untersagt und lieber, war das Vergehen groß, lebenslängliches Gefängniß verordnet worden. Es durften auch schon mehr Mönche, als sonst, in jedem Kloster sich befinden, und man spricht hier zuerst auch von Donaten und Pfründnern, beide Laien, von denen die ersten zuweilen auch geistliche Kleider tragen durften. Damals war es gewöhnlich, auch trockene Messe zu lesen, d. i. ohne Opfer zu bringen. Das wurde in der Folge abgeschafft, und täglich lasen sie nur eine Messe der heil. Jungfrau in ihren Zellen, die mit den Worten anfing: Salve sancta parens.

Das Schisma vom Jahre 1378 nach Gregor XI. Tode brachte auch unter unsern Mönchen eine Spaltung hervor. Ein Theil erkante Clemens VII. als Papst, ein anderer Urban V. Der letzte, zu dessen Partei Italiener und Teutsche gehörten, ernante Johann von Barri, den Prior zu Trisult 1379 zum Generalvisitator, der auch vom Capitel zu Rom 1382 zum General des Ordens ernant wurde und in der Carthause zu Florenz wohnte, wo er früher Prior gewesen war. Urbans Anhänger hielten ihr Capitel 1383 zu Maurbach bei Wien und entschlossen sich, das Capitel fernerhin in ihrer ältesten Carthause St. Johann von Leitz zu halten. Diejenigen, welche Clemens als Papst anerkanten, hielten ihr Capitel in der großen Carthause. Beide Theile wählten sich demnach ihre Generale. Als darauf 1410 drei Päpste zugleich auftraten (Gregor XII., Benedict XIII. und Alexander V.): gingen die Carthäuser in sich, und ihre beiden Generale Bonifacius Ferrier und Stephan Macon traten freiwillig ehrenvoll zurück, und man erwählte gemeinschaftlich einen einzigen General des ganzen nun ausgebreiteten Ordens in der Person des Priors, Johannis von Greifenberg (de Grillemont), eines gebornen Sachsen, wodurch der gefährliche Zwiespalt glücklich beseitigt wurde.

Im Jahre 1495 war Franz du Puy (Dom Puteo, ein gelehrter Doctor) zum General ernant worden, welcher eine dritte Samlung ihrer Statuten ordnete, die 1509 bekant gemacht wurde (Tertia Compilatio Statutorum), vor welcher die Historie mit dem verdamten Doctor zu Paris im Bilde zu sehen ist. Diese Samlung ist 1510 zu Basel auf Kosten der Carthause des St. Johannesberges bei Freyburg, eines Hauptklosters in den Rheingegenden, gedruckt worden. Wie Manches sich unter ihnen geändert hatte, ergibt sich hieraus klar. Es wird darin von Neuem die eingerissene Pracht untersagt und die fromme Ländlichkeit (sancta rusticitas) eingeschärft. Man soll das Goldmachen und die Seelenmessen für Geld ꝛc. lassen. Die Sterbenden sollen nicht mehr auf geweihete Asche gelegt, sondern in ihren Betten gelassen werden, die nur ein wenig damit bestreut werden sollen. Über die Spaziergänge der Mönche werden Verfügungen getroffen, was bisher ausdrücklich noch nicht geschehen war. Den Abtrünnigen soll nachgesetzt werden und zwar auf gemeinschaftliche Unkosten aller Carthausen. Die wieder Eingebrachten sollen nach gehörigen Ceremonien in das härteste Gefängniß geworfen werden. Jetzt wurden auch

Digitized by Google

aus anderen Mönchorden Brüder angenommen, jedoch ohne Ämter verwalten zu dürfen. Wo keine Weinberge sind, sollen die Mönche nur an Festtagen Wein erhalten, die andern Tage sich mit Bier begnügen: dagegen war es ihnen erlaubt, in Betten zu schlafen.

Eine vierte Samlung (Nova collectio statutorum Ordinis Cartusiensis etc.) wurde unter dem General Bernhard Caraffe, der sein Amt 1566 antrat, nach dem Capitel 1572 verordnet, welche Samlung 1681 zum zweiten Male wieder aufgelegt wurde. Man beabsichtigte damit, alle Satzungen kurz und bündig zusammenzuziehen, um Alles desto besser übersehen zu können. Auch hatten einige Mönche mancherlei Befreiungen gewünscht, wodurch abermals kleine Unordnungen eingerissen waren. Deßhalb vorzüglich war die neue Gesetzsamlung 1578 verfaßt worden, konte aber der mancherlei entstandenen Streitigkeiten wegen erst 1581 bekant gemacht werden. Eben so uneinig war man bei Herausgabe der zweiten Auflage, so daß sich Innocenz Masson genöthigt sahe, sich deßhalb an den Papst Innocenz XI. zu wenden, der auch diese zweite Ausgabe ihrer Gesetze bestätigte 1682. Nach diesen neuen Satzungen ist der Gesang beim heiligen Amte viel länger; die Gebete für die Verstorbenen, die sonst in der Zelle gehalten wurden, sind in die Kirche verlegt; das Wachen ist strenger geworden; sie durften nicht mehr mit dem Koche, auch nicht mit den Gästen reden; die ganze Woche war nur ein einziger Spaziergang des Donnerstags erlaubt, außer an den Aderlaßtagen; die Kranken bekamen keine Erquickung mehr, dafür wurde aber den Mönchen an den Enthaltungstagen Wein gereicht. Der Procurator darf in Geschäften ausreiten, ohne es zuvor dem General gemeldet zu haben. Dagegen war alles Fasten bei Wasser und Brod, so wie das Gesetz aufgehoben, daß man kein Besitzthum außerhalb der klösterlichen Grenzen haben dürfe. Das Spielen mit Fremden oder mit Mönchen ist dem Prior streng untersagt. Die Zellen sollen fleißig visitirt werden. Dem Fleischessen entsagt man: wer es thut, wird mit Gefängnißstrafe belegt, so lange es das Capitel befiehlt. Über den Genuß der Fleischbrühe in Nothfällen wird heftig gestritten. Musikalische Instrumente waren auch in ihren Erholungen verboten, als Dinge, die sich für Bußfertige nicht geziemen. Alljährlich wird in der großen Carthause Generalcapitel gehalten und in jedem Kloster alle Sonntage ein Bußcapitel, wo gebeichtet wird. Gebrochenes Stillschweigen wird stets mit der Geißel bestraft. — Den Gebeten für die Verstorbenen gaben sie verschiedene Namen: Das Monachat besteht aus zwei Psalmen und zwei andern Gebeten. Diese werden von denen gesprochen, welche die Leiche bewachen; in der Folge wurden sie von allen Religiosen für die verstorbenen Ordensbrüder gebetet. Die sogenante Agende ist ein Todtenamt von 9 Lectionen und die Tricenarien bestehen in einer Messe, die 30 Tage hinemander, vom Begräbnißtage an, gelesen wird. Übrigens ist die Anzahl der Psalmen und Pater noster, die sie täglich zu sprechen haben, zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Obgleich ihre Zellen alle in dem großen Kloster sind, so ist doch jede von der andern völlig abgesondert und hat eine Wohnstube, ein Schlafzimmer, ein Kabinet, ein Eßzimmer und einen kleinen Gang mit Kammern für ihr nothwendigstes Geräthe. Jeder Mönch hat auch eine kleine Scheune und sein Gärtchen, das er bebauen darf. Es steht jedem frei, zu drechseln, zu lesen, zu studiren ꝛc. Dazu werden ihnen die nöthigen Werkzeuge gegeben. Nur drei Mal gehen sie täglich aus ihren Zellen, nämlich zur Mette, die noch vor Mitternacht gehalten wird, zur hohen Messe und zur Vesper. Die übrige Zeit bleiben sie verschlossen und speisen für sich, hohe Festtage ausgenommen. Daher hat es sich auch nicht selten ereignet, daß nicht wenige Mönche vom geschmolzenen Fette erstickt sind (le gras fondu), einer Krankheit, die man an Pferden kent, die übertrieben worden sind.

Vor Frauenbesuchen schützten sie sich mit ausgezeichneter Behutsamkeit. Nicht einmal in den Hof ihrer Klöster wurden sie gelassen. War ja ein Mal ein solcher Unfall geschehen: so wurde hinter ihnen her gefegt. Im Jahre 1418 wurde der Prior in Paris vom Generalcapitel bestraft, weil er die Königin in seinem Kloster aufgenommen hatte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts war es jedoch erlaubt worden, Prinzessinnen den Eintritt zu gestatten. Eine seltene Ausnahme ist es, daß in Rom viele Frauen ihre Kirche besuchen. Der Grund dieser Erscheinung ist in der Lage dieser Kirche zu suchen; sie befindet sich nicht im Innern des Klosters.

Die Kleidung dieser Mönche besteht aus einem Rocke von weißem (in der Regel grobem) Tuch mit weißledernem Gürtel oder hänfenem Stricke, oder von beiden zugleich zusammengehalten, nebst einer kleinen Gugel (cuculla), an welcher sich, ebenfalls weiß, eine Kapuze befindet. Im Chore tragen sie eine etwas größere Gugel (was bei andern Mönchen Scapulier heißt). Gehen sie aus, tragen sie schwarze Kappen, (weite Chorröcke zum Überwerfen) mit gleichfarbiger Kapuze. Ihre Hemden sind härene oder von Serge (Cilicium), denn Leinwand ist ihnen verboten. Auf dem bloßen Leibe sind sie noch mit einem Stricke umgürtet, Lombar genant. Federbetten sind verboten; sie schlafen auf Strohsäcken und grobwollenen Laken, auch nach der Mette auf Bänken.

Auch die Kleidung der Bekehrten ist weiß. Gehen sie aus, haben sie eine kastanienbraune oder graue Kutte. Sie lassen sich den Bart wachsen. Leinwand ist auch ihnen untersagt. Die Kleidung der Donaten ist braun oder grau und reicht nur bis über das Knie; dazu haben sie ein knappanliegendes Käppchen von gleicher Farbe auf. Ohne Erlaubniß dürfen auch sie nicht ausgehen. Sie tragen keinen Bart, thun auch der größern Gefahr wegen, der sie ausgesetzt sind, weiter kein Gelübde, als daß sie gemeinschaftlich leben und dem Orden treu und dienstbar seyn wollen. Von den Ordensfasten sind sie frei, bekommen aber spärlicheres Essen und Trinken, als die Mönche.

Die erste Bestätigung des Ordens erfolgte von Urban II. Alexander III. wiederholte sie 1170. Martin V. befreiete sie 1420 von dem Zehenten ihrer Ländereien und Julius II. setzte alle Carthausen der Welt unter den Gehorsam der großen Carthause und des Generalcapitels.

Digitized by Google

Helyot gibt 270 Carthausen an, unter denen nur 5 Frauenklöster sich befinden. Sie sind sämtlich in 16 Provinzen getheilt, jede mit 2 Visitatoren, die vom Capitel gewählt werden. Die große Carthause ist sehr ansehnlich, ob sie gleich sechsmal abgebrant ist. Der letzte Brand fiel 1676 vor. Dabei bemerken wir zugleich, daß wir von der neuesten Geschichte des Ordens aus Mangel an völlig glaubwürdigen Nachrichten ganz absehen müssen. — So sehr man also auch anfangs gegen alle Pracht eiferte, so wenig ist man doch dabei geblieben. Es finden sich mehre äußerst prächtige Carthausen, z. B. zu Pavia, Nancy ꝛc. Die prächtigste, ob sie gleich dem Umfange nach zu den kleinen gehört, möchte doch die Carthause zu Neapel seyn. Sie übertrifft an Schmuck und Reichthum alle anderen. Das ganze Kloster ist von dem besten carrarischen Marmor erbaut und das Geringste in demselben ist von der größten Pracht. Unter einem einzigen Prior hat über eine halbe Million Thaler an allerlei Verzierungen, wie Silberzeug, Gemälde, Statüen u. s. w., verwendet werden können.

Der Orden erfreut sich vieler Heiligen; 4 Cardinäle sind aus ihm hervorgegangen; auch Richelieu, der Erzbischof von Lyon und Großalmosenpfleger von Frankreich, gehört ihnen an. Sie haben der Kirche 70 Bischöfe und Erzbischöfe gegeben, und nicht wenige Schriftsteller haben sich unter ihnen bekant gemacht, unter welchen der angesehenste Dionys. Rikel ist, gewöhnlich Dionys der Carthäuser und Doctor extaticus genant.

Carthäuserinnen gab es stets nur wenige im Verhältniß. Mag auch daran das Gebot des heiligen Stillschweigens einen Antheil haben, so war es doch weder die einzige, noch die vornehmste Ursache; vielmehr betrachtete der Orden, der gegen das weibliche Geschlecht überhaupt sehr eingenommen war, sie als eine drückende Last. Schon in Rainauds neuen Statuten 1368 wurde verboten, noch mehr Nonnenklöster zu stiften, was in der neuen Samlung 1581 wiederholt wurde. Die Abneigung des Ordens gegen sie ging so weit, daß selbst die Geschichte dieser Nonnen auf Veranlassung ihrer Brüder im Dunkeln gelassen worden ist. Denn als Masson in der Fortsetzung seines Werkes den Ursprung und Fortgang der Geschichte der Carthäuserinnen liefern wollte, widersetzte sich der ganze Orden diesem Vorhaben und Masson unterließ es. Helyot berichtet, daß man hauptsächlich über diesen Punkt wenig oder nichts von dem schweigsamen Bruder erfährt. Das erste Nonnenkloster, setzt er hinzu, scheint nach Franz du Puy zu Guigues Zeiten entstanden zu seyn. Wenigstens findet man dort ein 1116 zu Bertaud gegründetes Frauenkloster erwähnt. Ferner hatte man noch Nonnenklöster zu Prebaion, Voslette, Sourdes, Ramires, Parvalen und Sallobrand (in der Provence), in welchem letztern der unverwesliche Leichnam der heil. Rosalina berühmt war. Von diesen allen besteht kein einziges mehr. Zu Helyots Zeit fanden sich noch 5 bis 6 Nonnencarthausen, von denen er 5 namhaft zu machen weiß: Premol bei Grenoble, gestiftet 1254, Melan in Savoyen, gestiftet 1288, Salette an dem Rhone 1299, Gosne im Sprengel von Arras, 1308 und Bruges 1344. — Erst 1258 wird in den Satzungen der Frauenklöster Erwähnung gethan. Sie stehen ganz unter der Leitung der Mönche, sind dem großen Generalcapitel unterworfen und sind gehalten, jährlich schriftlich ihre Unterwürfigkeit von neuem zu bezeugen. In allen Dingen richten sie sich nach den Mönchen, außer daß sie Mittags und Abends gemeinschaftlich essen. Die Priorinnen sind verpflichtet, ihrem Vicar oder Vorgesetzten ihres Hauses zu gehorsamen. Vor Zeiten nahm man durchaus keine Mitgift von ihnen, und es war ihnen erlaubt, mit ihren Gewissensräthen spazieren zu gehen. In der Folge wurde Beides geändert. Novizen wurden schon vom 11. Jahre angenommen, von dem tridentinischen Concil an nicht unter dem 15. Jahre. Von diesen Zeiten an wurde auch der Spaziergang mit den Mönchen aufgehoben. Nicht einmal Briefe zu schreiben war erlaubt. Geschenke durften sie weder nehmen noch geben, außer auf ausdrückliche Erlaubniß der Priorin. Nur ihre Eltern und nächsten Verwandten konten sie besuchen; selbst mit diesen sprachen sie nur mit heruntergelassenem Schleier und in Gegenwart einer andern Nonne. Keine darf ein Eigenthum besitzen. Alles muß der Priorin ausgeliefert werden. Alle schlafen in ihrer Gugel, selbst die Laienschwestern. Keine darf jemals zur Messe dienen und die Äbtissinnen dürfen ihnen keine Beichte abnehmen, noch sie absolviren. Ihre Kleidung ist gleichfalls weiß, nur den weißen Mantel haben sie eigen. Die Strenge des Stillschweigens ist etwas gemäßigt. — Man vergleiche Helyot im 7. Bande, die pragmatische Geschichte der Mönchsorden im 4. B., Innoc. Masson, Annales Ord. Carthus. Pet. Orland. Chronicon Carthus.; Jacq. Corbin histoire sacrée de l'ordre des Chartreux.

(*G. W. Fink.*)

CARTHAGO. I. Geographie und Geschichte. Einer der merkwürdigsten Staten der alten Welt war ohne Zweifel Carthago; ein Stat, welcher von den kleinsten Anfängen ausgehend so mächtig ward, daß er mit Rom um die Weltherrschaft kämpfen konte, welcher durch seinen Handelsverkehr über die Enge und Beschränktheit seines politischen Egoismus hinausgehend, alle Völker und Länder der damals bekanten Welt mit einander verband und ihre Interessen ausglich, der zugleich aber auch durch Bildung und Cultur in jeder Art sich auszeichnete, und die größten Männer für die Geschäfte des Kriegs und des Friedens hervorbrachte; ein Stat, dessen weise Verwaltung und Regirung, nach des Cicero und Aristoteles Zeugniß, daraus am meisten erkant werden kann, daß er 600 Jahre in einem zunehmenden Wachsthum und ohne fast nur namhafte innerliche Stürme zu erleiden, blühete, und endlich, als er wegen innerer Entartung fiel, doch einen rühmlicheren Untergang fand, als alle andere Nationen des Alterthums, nachdem sie entartet waren, gefunden haben. Auch erlag Carthago weniger seiner eigenen Verderbniß, als der Gewalt und Tugend der Römer und der Allmacht des Geschickes. — Keine Geschichte ist aber dunkler als die carthagische, denn über die ersten 4 Jahrhunderte derselben wissen wir fast gar nichts, oder es sind uns nur Fabeln oder doch sehr zweifelhafte Berichte darüber aufgezeichnet; und auch die spätere Geschichte ist lückenhaft, und was wir davon haben, ist Bericht der

Digitized by Google

Feinde oder doch der Ausländer, die kein Interesse hatten, uns Carthago und seine Verhältnisse treu und nach der Wahrheit darzustellen, oder dieses States nur gelegentlich, und ohne Critik anzuwenden, erwähnen. Denn die gesamte Literatur der Carthager ist untergegangen, so zahlreich sie auch früherhin gewesen seyn mag. Zur Zeit ihrer Blüthe drang sie nicht bis nach Griechenland und Rom wegen des Gegensatzes zwischen orientalischen und occidentalischen Sprachen und Sitten, und nur sehr selten scheinen Griechen und Römer die punische Sprache erlernt zu haben, die ersten aus Stolz, indem sie die Carthager als Barbaren verachteten, die andern aus Ungelenkheit des Geistes zur Zeit ihrer kriegerischen Größe, und besonders deshalb, weil die Carthager gewiß alle fremde Sprachen verstanden und übten, indem sie als ein Handel treibendes und Handel suchendes Volk genöthigt waren, den fremden Völkern in ihren eigenen Sprachen entgegen zu kommen. Zwar führt Justin XX, 5. ein Gesetz in Carthago an, welches verbot, ne quis postea Carthaginiensis, aut literis Graecis, aut sermoni studeret; ne aut loqui cum hoste, aut scribere sine interprete posset; aber eine solche Beschränkung, auch wenn sie wahr seyn sollte, kann ihrer Natur nach besonders bei einem vielfach verkehrenden Volke, nicht von Dauer und Erfolg seyn; und daß später dies Gesetz nicht mehr galt, beweiset das Beispiel Hannibals, der selbst griechisch verstand und griechische Bildung erhalten hatte, und auch Griechen um sich hatte, die seine Geschichte schrieben. — Daher ist viel eher zu erwarten, daß die Carthager sich das Fremde, besonders griechische Literatur und Kunst angeeignet haben, als daß die carthagische Literatur den Griechen und Römern, sehr wenige etwa nur ausgenommen, bekant geworden seyn. Als der römische Senat die 28 Bücher des Mago über den Ackerbau aus dem Carthagischen ins Lateinische übersetzen ließ, scheinen sich nur wenige in Rom gefunden zu haben, die punisch verstanden (cf. Plin. Hist. nat. XVIII, 3.), und wegen der übrigen Bücherschätze, die in Carthago gefunden waren, war man so unbekümmert und legte so wenig Werth darauf, daß man sie den Numidischen Königen schenkte (Plin. l. l.), und in späterer Zeit scheinen diese Bücher nach dem Verfall von Jugurtha's Reich zur Zeit Cäsars nicht besonders durchforscht worden zu seyn. Sallustius, der selbst in Afrika Statthalter war, und dort schon einiges Interesse an der Geschichte dadurch zeigte, daß er sich um Bücher bekümmerte, verstand kein Punisch, sondern ließ sich Bücher (qui regis Hiempsalis dicebantur) interpretiren, aus welchen er uns in seiner Geschichte des Jugurthinischen Krieges spätherhin einige Auszüge über die ältere afrikanische Geschichte gegeben hat, die freilich für Carthago nur wenig austragen, und die auch Sallustius, ohne besondern Werth auf sie zu legen, nur deshalb mittheilt, um Nachrichten zu geben, die von den allbekanten einigermaßen abwichen und neu seyn möchten. Ob späterhin Juba, der Sohn des von Cäsar besiegten Numidischen Königs Juba, in seiner römischen Geschichte, die er griechisch schrieb, über die Verhältnisse zwischen Rom und Carthago einheimische Quellen benutzt habe, ist auch sehr ungewiß, da uns über Juba's vortreffliches Werk, das Plutarch so viel benutzt zu haben vorgibt und häufig rühmt (Plut. Caes. p. 733. d. ἐκ βαρβάρων καὶ Νομάδων, Ἑλλήνων τοῖς πολυμαθεστάτοις ἐναρίθμος συγγραφεῦσιν) keine ausführliche und genügende Nachrichten übrig geblieben sind, und es auch überhaupt zu bezweifeln ist, daß dieser, der seine Bildung in Rom geholt hatte und ein Unterthan dieses Volks geworden war, sich in der Wissenschaft eigenthümlich erhalten haben könte; und gewiß würden wir durch Plutarch im Leben des Fabius und Marcellus etwas davon erfahren haben, wenn Juba in der Geschichte des 2ten punischen Krieges von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Nachrichten gegeben hätte. Daß aber der punische Krieg in der Geschichte carthagischer oder auf Carthago's Seite schreibender Schriftsteller eine ganz andere Gestalt hatte, als die wir jetzt aus den römischen Historikern kennen, liegt theils in der Natur der Sache, theils ersieht man es auch aus dem Leben des Hannibal beim Nepos, wo ohne Zweifel die Geschichten des Silenus und Sosilus zum Grunde liegen. So aber ist alles eigenthümlich-carthagische oder den Carthagern günstige und befreundete Geschichtszeugniß fast ganz verstumt, und die Zerstörung dieser Stadt mit ihrer ganzen Herrschaft, Sprache, Sitte und Bildung ist so gründlich von ihren Feinden vorgenommen worden, daß kaum einmal eine Münze oder eine Inschrift aus der alten Zeit der Blüthe übrig geblieben ist; und was noch etwa davon vorhanden ist, ist entweder unleserlich, oder lohnt kaum die Mühe, es zu entziffern. Dazu auch hat selbst die Natur ihren Ingrimm an den Küsten des carthagischen Gebietes und insbesondere des Grundes, auf dem Carthago stand, ausgelassen, so daß uns nicht einmal eine deutliche Vorstellung von der Lage der Stadt, ihren Mauern und Häfen mehr möglich ist, indem bald die Küsten weggespült, bald große Landstrecken angeschwemt sind, und die Flüsse ihren Lauf verändert haben. Daher bleibt uns nur übrig, die Geschichte und Alterthümer Carthago's aus fremden Quellen zu studiren und zu entwickeln. Was diese Quellen betrifft, so sind sie theils nicht unbekant, theils kann ein jeder dieselben leicht bei Beck Allgem. Gesch. I. 1. p. 776. und bei Heeren in der neuesten Auflage seiner Ideen t. II. 1. oder bei Böttiger Gesch. der Carthager nachsehen. Wir wollen hier nur bemerken, daß über die carthagische Geschichte die Acten noch keinesweges geschlossen sind, und daß trotz mancher vortrefflicher Vorarbeiten dazu die Abfassung einer eigentlichen und umfassenden Geschichte von Carthago, so wie dies große Volk es verdient, noch immer eine Aufgabe bleibt, die eines bedeutenden Historikers würdig wäre. Die folgende Darstellung der carthagischen Alterthümer und Geschichte wird sich im ganzen freilich an die Resultate der Forschungen früherer Gelehrten halten müssen, doch werden wir auch gar häufig Gelegenheit finden, wo wir von den bisher allgemein gewesenen Ansichten abzuweichen und einen eigenen Weg zu versuchen gezwungen sind.

Lage Carthago's. Carthago lag unter 36° 40′ n. Br. und 27° 48′ ö. L., und zwar nach Appian (Libyc. 95. 96.) im innersten Winkel eines großen Meerbusens, der vom Promontorium Hermaeum (Cap Bon) im Osten und dem Promontorium Apollinis (Cap Zibib) im Westen

Digitized by Google

gebildet wird, und eine Tiefe von fast 15 Meilen hat. Die Stadt lag auf einer Halbinsel, die sich südlich vom Ausflusse des Bagradas von Westen nach Osten in das Meer erstreckt, und von welcher eine lange, ungefähr eine halbe Stunde breite Erdzunge gegen Süden hinablief und so den See von Tunis von dem Meerbusen abschloß. Die Landenge, durch welche diese Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhing, war 25 Stadien (eine starke halbe teutsche Meile) breit, die ganze Halbinsel aber hatte einen Umfang von 360 Stadien (etwa 9 teutschen Meilen). Die Landenge, welche die Halbinsel mit dem Continente verband, war durch eine dreifache Mauer geschützt, welche von dem See von Tunis querüber nach der entgegengesetzten Bucht geführt war, 30 Ellen Höhe hatte und alle 200 Schritt einen Thurm von 4 Stockwerken. Die Dicke der Mauer war 30 Fuß, und in derselben waren die Ställe für 300 Elephanten, für 4000 Pferde, für 24,000 Soldaten, nebst Magazinen u. s. w., so daß also diese Besatzung der übrigen Stadt gar nicht zur Last fiel. Nur ein Theil der Mauer, der gegen die Häfen hin sich erstreckte, war schwächer, und dieser wurde daher auch späterhin von den Römern zum Angriffspunkte ausersehen. Die Halbinsel bildete an ihrer südlichen Seite, gegen den See von Tunis hin, wiederum eine geräumige Bucht, welche größtentheils durch eine andere kleine Landzunge, welche sich neben der zuvor genanten Landzunge herzog, eingeschlossen wurde. Diese Bucht, von der übrigens jetzt gar keine Spuren mehr vorhanden sind, bildete den Hafen von Carthago, der überaus geräumig und sicher war, und durch 2 vorspringende Landecken und eine zwischen diesen liegende kleine Insel in 2 Theile getheilt wurde. Man schiffte aus dem größeren Hafen durch einen nur 70 Fuß breiten Eingang, der durch eine eiserne Kette verschlossen werden konte, in den inneren Hafen. Der Vortrefflichkeit dieser Häfen hat gewiß Carthago zumeist seine Blüthe und seine Macht zu verdanken, und doch sind die Nachrichten der Alten über dieselben, namentlich des Appian und Polybius in vollkommenem Widerspruch mit einander, zumal wenn man die gegenwärtige Gestalt der Landenge mit ihren Beschreibungen vergleicht. Der äußere Hafen war für die Handelsschiffe bestimt und war groß genug, um eine bedeutende Anzahl derselben zu fassen. Die kleine Insel, welche vor der Einfahrt in den inneren Hafen lag, war befestigt, und hier befanden sich Schiffsmagazine und eine Wohnung für den Oberbefehlshaber der Flotte; auch verhinderte die Höhe der Insel und ihrer Gebäude, daß man vom Meere oder vom äußeren Hafen aus in den inneren Hafen hineinsehen konte. Dieser letztere war nur für die Kriegsschiffe bestimt und hatte für 220 derselben Raum, und jedes Schiff hatte seine besondere Lagerstelle zwischen zwei ionischen Säulen, welche ein Gebäude trugen, das über dem Schiffe stand, und aus welchem sogleich alle Bedürfnisse zur Ausrüstung des Schiffs in dasselbe hinabgelassen werden konten. Diese Schiffsmagazine bildeten eine Art von geschlossener Galerie, und außerdem war noch die ganze Hafenbucht durch eine doppelte Mauer geschlossen, durch welche nur ein einziges Thor in die Stadt ging, so daß nicht nur der Kriegshafen den Blicken aller verschlossen war, sondern auch der Handelshafen so gänzlich gesperrt werden konte, daß, wenn es nöthig war, keiner in der Stadt erfuhr, was in den Häfen vorging. — Der große Raum der ganzen Halbinsel, welcher einige Quadratmeilen betrug, war nach der Seeseite hin, besonders im Norden, nur durch eine einfache Mauer geschützt, indem die zahlreichen Klippen und die Steilheit des Ufers selbst schon hinreichenden Schutz gewährten. Zunächst nach dem festen Lande und der Mauer hin, vielleicht an dieselbe anstoßend, lag das Castell Byrsa (Botsra, Burg), dessen Umfang verschieden angegeben wird, und das wieder durch eine mehrfache Mauer geschirmt war; den übrigen Raum nahm größtentheils die Stadt ein, von welcher der Theil zunächst am Hafen, Cothon genant wurde (so hieß auch die Insel, welche den Eingang zum innern Hafen schloß). Der andere hieß Magara (Magaria, Magalia), war aber weniger mit Gebäuden bedeckt, und enthielt daher auch Gärten und Äcker von so großer Ausdehnung, daß hier Platz war, ganze Kriegsheere aufzustellen; denn 700,000 Menschen, auf welche Zahl die Bevölkerung Carthago's angegeben wird zur Zeit der Belagerung, als alles in die Stadt zusammengedrängt war, füllen einen Raum von einigen Quadratmeilen nicht. Außer der Burg werden noch mehre Hügel innerhalb des Umfanges der Stadt unterschieden und viele große prächtige Gebäude, z. B. der Tempel des Äsculapius, der selbst eine Art von Festung war. Von der ganzen herrlichen Stadt, der größten und schönsten des Alterthums, ist nichts übrig geblieben, als Trümmer einer Wasserleitung und einige Cisternen, von denen es übrigens sehr zweifelhaft ist, ob sie dem alten tyrischen Carthago angehören. Jetzt liegt auf dem ungeheuren Raume; auf der entgegengesetzten Seite der Hafenstadt Cothon, ein elender Flecken El Mersa (Hafen).

Geschichte Carthago's. Merkwürdig ist die Sage über die Bevölkerung des nördlichen Afrika's, die uns Sallustius aus punischen Quellen (Jug. 21.) aufbehalten hat. Afrika nämlich, heißt es, hatten zu Anfange Gätuler und Libyer inne, rohe und ungebildete Völker, welche vom Fleische wilder Thiere und von Kräutern sich nährten, wie das Vieh; es waren Menschen ohne Sitte, ohne Gesetze, ohne Obrigkeit; unstät umherschweifend, hatten sie keine Wohnung, als wo die Nacht sie überfiel. Aber nachdem in Hispanien Herkules seinen Untergang gefunden hatte, und sein Heer, das aus den mannigfaltigsten Völkerschaften zusammengesetzt war, nach Verlust seines Führers sich in kurzem zerstreute, so schifften die Meder, Perser und Armenier unter ihnen nach Afrika hinüber und siedelten sich dort an der Küste des Mittelmeers an, die Perser mehr in der Nähe des Oceans. Diese kehrten ihre Schiffe um und gebrauchten sie als Hütten, weil in dem Lande dort kein Holz war. Sie aber vermischten sich allmählig durch Heirathen mit den Gätulern; und weil sie bald in dieser Gegend, bald in jener sich anzubauen versuchten, so nanten sie sich selbst Numidier. Und auch späterhin noch waren die Wohnungen der numidischen Landleute, die sie selbst Mapalia nanten, längslichte und gewölbte Hütten, umgestürzten Schiffbäuchen ganz ähnlich. Die Meder und Armenier aber verbanden

Digitized by Google

sich mit den Libyern und diese änderten bald ihren Namen Meder in Mauren um. Die Perser aber wurden die mächtigsten und eine Schaar der Numidier zog aus von den Sitzen ihrer Väter und besetzte den Theil des Landes, der dem spätern Carthago zunächst lag. Diese Numidier nun, im Vertrauen auf ihre Macht, bezwangen ihre Nachbaren durch Waffen oder durch Furcht, und erwarben sich großen Ruhm, besonders die zunächst am Meere wohnenden, und so wurde nach und nach der nördliche Theil Afrika's von den Numidiern besetzt, und alle besiegten Völker verschmolzen mit den Siegern zu einem Volke und einem Namen. Später aber gründeten die Phönicier, theils um die überflüssige Volksmenge abzuleiten, theils aus Eroberungslust, nachdem sie den Pöbel und andere unruhige Menschen dazu aufgemuntert hatten, Hippo, Hadrumetum, Leptis und andere Städte an der Küste von Afrika; und diese Städte wurden bald sehr blühend und gereichten ihren Mutterstaten zum Schutz und zur Zierde. Was aber Carthago betrifft, so hält Sallust es für besser, über dasselbe zu schweigen, als zu wenig davon zu sagen u. s. w. — Aus dieser Sage, die wenigstens ebenso viel Gewicht hat, als die Fabeln der Griechen, geht hervor, daß vor Ankunft der Phönicier in Nordafrika schon ein Reich bestand, welches nicht so rohe und barbarische Nationen umfaßte, als die übrigen Völker des nördlichen Afrika waren, die wir aus Herodot IV. 168 seqq. kennen, sondern Nationen, die, indem sie erobernd auftreten, eine feste Statseinrichtung und bürgerliche Verfassung voraussetzen lassen, Nationen, mit denen es der Mühe werth seyn konte, in Verkehr zu treten, und mit denen die Anknüpfung fester Verhältnisse überhaupt möglich war. Was es übrigens mit der persischen Abstammung der Numidier auf sich habe, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; immer aber ist es interessant zu sehen, wie auch diese Völker die Anfänge ihres Statslebens aus dem Orient herleiteten und an den fabelhaften Herkules anknüpften. Mit diesen Numidiern nun knüpften die Phönicier, nach dem Handel mit dem Innern Afrika's begierig, Verbindungen an, und gründeten zu dem Ende die Handelsplätze an der Küste, welche Sallust uns in der angeführten Stelle nent, und außer diesen auch noch Utica, Leptis major, Tunes u. s. w., indem sie auf friedlichem Wege ihr Verhältniß zu den Numidiern zu bestimmen suchten, und zwar so, daß zugleich ihr Interesse und das der Bewohner des Landes dadurch berathen wurde. Dieses liegt in der Natur der Sache und kann mit Gewißheit angenommen werden; denn eine andere Möglichkeit für die Gewinnung des afrikanischen Handels, der wegen der Eigenthümlichkeit des Bodens und des Himmels vor Jahrtausenden keine andere Wege nehmen konte, als die er jetzt nimt, gab es nicht, als wenn man Stapelplätze anlegte und Märkte, wohin die Caravanen die Güter des innern Afrika's brachten, und wo sie gegen die Güter des Ostens und Nordens umgetauscht wurden. Daß dieses nur durch freundlichen und friedlichen Umgang und Verkehr wirklich ausgerichtet werden konte, ist eben so gewiß. — Auch hat sich bei späteren Schriftstellern (Procopius, Bell. Vandal. II. 10.) und bei Suidas (Χαναν) die Sage erhalten, daß Chananäer bei Eroberung Canaan's durch Josua, vor diesem fliehend, sich nach der Küste des nördlichen Afrika in die Gegend des spätern Carthago gewandt und dort niedergelassen hätten; dies sollte sogar noch in den Tagen der Vandalen 540 nach Chr. Geb. eine Säule bei Tigisis mit einer phönicischen Inschrift besagen. Über die Echtheit dieser Inschrift ist viel gestritten worden, und allerdings möchte auch manches gegen dieselbe einzuwenden seyn, auf jeden Fall waren es dann aber doch Chananäer oder Chananiter, welche sich hier niederließen, keine Phönicier, welche die Einwanderung der Juden gar nicht betraf, die also von denselben auch nicht aus ihren Sitzen gedrängt seyn konten; und so hat denn diese angebliche Einwanderung der Chananiter mit den wirklichen phönicischen Colonien nichts gemein.

Die Anlegung dieser phönicischen Colonial-Städte aber fällt in eine sehr frühe Zeit, in's Davidische oder Salomonische Zeitalter, als die Phönicier im alleinigen Besitz aller köstlichsten Güter der Erde durch ihren Handel waren, und sie ihre Flotten bis nach Tarschisch sandten, um diese Güter herbeizuführen. Die Anlegung von Utica namentlich wird von Aristoteles 287 Jahre vor der Erbauung Carthago's gesetzt, von Vellejus in die Zeiten des Codrus, der ein Zeitgenosse Saul's war, zur selbigen Zeit, als auch Gades in Hispanien von den Phöniciern gegründet wurde, und daß diese Stadt die älteste unter den phönicischen Colonien in dieser Gegend gewesen sey, mag vielleicht aus dem Namen selbst geschlossen werden können, indem פדמ auf Punisch die Alte heißt, im Gegensatz mit der später gegründeten neuen Stadt oder Carthago, so daß, als diese neue Stadt sich erhob, der eigentliche Name der ältern Stadt verloren ging, und nur die Benennung der Altstadt (Utica und Ityka) übrig blieb und allgemein wurde.

Die Zeit nun, wann diese Neue Stadt oder Carthago gegründet wurde, wird sehr verschieden angegeben, so wie auch über die Namen der Gründer und die Umstände der Gründung sehr abweichende Nachrichten bei den alten Schriftstellern sich finden. Am höchsten hinauf setzen die Erbauung Carthago's Appian, nämlich auf 50 Jahre vor Troja's Zerstörung, und Philistus, nämlich 460 Jahre vor der ersten Olympiade, also etwa 1236 oder 1234 vor Chr. Geb. Andere setzen sie später, und fast bei jedem Schriftsteller finden sich verschiedene Jahre. Eusebius setzt sie bald 1216, bald 894, bald 814 Jahre vor Chr. Geb., Livius 92 Jahre vor Rom's Erbauung oder 846 vor Chr. Geb., Justin 72 Jahre vor Rom's Erb., Vellejus 65 Jahr vor Rom's Erb., oder 819 vor Chr. Geb. Gewöhnlich wird das Jahr 878 vor Chr. Geb. angenommen und danach die Dauer des carthagischen Stats bis zur Zerstörung der Stadt auf 732 Jahre berechnet, und dieser Annahme wollen auch wir folgen, weil mit Bestimtheit doch nichts auszumachen ist. — Die Ursache, warum eine so große Verschiedenheit der Angaben sich findet, ist leicht zu erklären. Höchst wahrscheinlich bildete sich diese Stadt nach und nach von Utica aus, indem die überhand nehmende Volksmenge sich auf der so trefflich gelegenen und nur wenige Meilen entfernten Halbinsel ansiedelte; tyrische Auswanderer mochten hin-

Digitized by Google

zukommen und die Zahl der Anbauer vermehren; so entstand ein befestigter Ort, Byrsa oder Botsra, und nach Verlauf langer Zeit erhob sich endlich, durch Begünstigung unbekanter Umstände, die Stadt Carthago, welche sodann, wie schon der Name andeutet, bald anfing, eine Nebenbuhlerin von Utica zu werden, um sie später gänzlich zu verdunkeln. Wir übergehen daher die Sage von der Einwanderung der Dido oder Elisa, welche vor ihrem Bruder Pygmalion fliehend, sich hier angesiedelt haben soll, nachdem sie von den Einwohnern der Gegend ein Stück Land erkauft, das sie mit einer Ochsenhaut umspante; eben sowol auch die Sage, die wir bei Appian und Philistus finden, daß Zorus und Carchedon diese Stadt gegründet hätten. Letzteres ist nur eine etymologische Spielerei der Griechen, und die Sage von der Dido, obschon sie eine historische Grundlage haben mag, ist auf jeden Fall im Munde der Nachwelt entstellt worden; denn daß Dido eine Ochsenhaut in so dünne Streifen geschnitten, daß sie damit einen Raum von 22 Stadien (über $\frac{1}{3}$ teutsche Meile) umspant habe, ist offenbar nur ein Scherz, indem es physisch unmöglich ist, auch mit den feinsten Werkzeugen dieses zu Stande zu bringen. Daher möge die Sage von der Dido, welche uns ausführlich Justin, Appian und Virgil nebst dessen Commentator Servius erzählen, unter dem Artikel Dido nachgesehen werden; der Geschichte gehört nur so viel an, daß der Ort für den Anbau von Carthago nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch friedliche Übereinkunft mit den frühern Bewohnern der Gegend gewonnen wurde. Wenn wir daher die Vorstellung aufgeben, welche man gewöhnlich von der jungen Stadt Carthago hat, daß dieselbe nämlich von Anfang an schon als ein eigner und in sich abgeschlossener Stat, der einzeln an einer einsamen Küste gelegen, aber zu großen Dingen einmal bestimt, sich geltend gemacht habe; sondern wenn wir Carthago als das betrachten, was es war, nämlich als eine Ansiedlung uticensischer und tyrischer Kaufleute, in der Mitte zwischen Utica und Tunis gelegen, von welchen die erstere schon mehre Jahrhunderte in Macht und Ansehn gestanden hatte, von beiden Städten nur 2 oder 3 Meilen entfernt, als ein Pflanzort, der gewiß auf den Phöniciern gehörigen Boden, nicht auf numidischem angelegt wurde, und eben deshalb im Anfange unter dem Einfluß von Utica stehen mußte, wenigstens sich nicht durchaus frei entwickeln konte: so wird man von selbst darauf Verzicht leisten, in der ersten Zeit, seit der Stiftung etwa ein Jahrhundert lang und länger noch, eine eigentliche Geschichte dieser Stadt zu erwarten. Orte der Art, die nur Stapelplätze für Waaren sind, oder eine Zuflucht, in welcher Schiffer gegen den Sturm sich sichern, haben keine Geschichte und können diese erst dann erhalten, wenn plötzlich das Verhältniß sich ändert, sie sich unabhängig machen und anfangen, als freie Gemeinwesen eine Rolle zu spielen.

Wann nun der Zeitpunkt gekommen sey, in welchem Carthago von Utica sich unabhängig machte und dadurch zuerst in die Geschichte eintrit, das läßt sich schwerlich bestimmen, indem kein ausdrückliches geschichtliches Zeugniß darüber vorhanden ist. Doch liegt eine Vermuthung sehr nahe, die wir uns nicht scheuen hier auszusprechen. Josephus erwähnt (IX, 14. 2.), und zwar aus sehr guten Quellen, nämlich aus der Geschichte des Menander von Ephesus, der tyrische Geschichtsbücher benutzt hatte, daß 715 vor Chr. Geb. Sidon und die meisten übrigen den Tyriern unterworfenen phönicischen Städte sich gegen die herrschende Stadt empörten und den assyrischen König Salmanassar gegen die gemeinsame Unterdrückerin zu Hilfe riefen, wodurch ein Krieg entstand, in welchem die Tyrier eine 5jährige Belagerung aushalten mußten, dennoch aber zur See siegten und ihre Feinde endlich zwangen, die Belagerung wieder aufzuheben. Dieser allgemeine Aufstand gegen Tyrus scheint auch auf die Colonien sich erstreckt zu haben, die schwerlich ohne Theilnahme bleiben konten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch Utica sich den Empörern anschloß. Carthago dagegen, aus natürlichem Widerstreben gegen die oberherrschende Nachbarstadt, scheint das tyrische Interesse verfechten zu haben, und da der Sieg sich endlich für Tyrus erklärte, so mußte Carthago für seine Treue belohnt werden, und dies geschah wahrscheinlich durch Aufhebung der Abhängigkeit von Utica, woraus bald Obergewalt über diese Stadt gefolgt seyn mag. Ein Beweis freilich kann hiefür nicht gegeben werden, doch möchte wol hieraus die Pietät zu erklären seyn, mit welcher theils die Tyrier dem Cambyses ihre Theilnahme an einem Feldzuge gegen Carthago verweigerten (523 vor Chr. Geb.), theils die Carthager in ihrem Vertrage mit Rom (406 nach Erb. d. St., 348 v. Chr. Geb.) der Tyrier auch erwähnen, als in dem Bündnisse mit einzuschließen (was ein Jahrhundert später in dem Bündnisse Hannibal's mit Philipp von Macedonien nicht mehr geschah, weil damals Tyrus schon untergegangen war, woraus auch abzunehmen ist, daß dieses Tyrus die alte phönicische Mutterstadt ist, und nicht, wie einige meinen, eine unbekante Colonie in der Nähe von Carthago, die mit Utica gleiche Rechte gehabt hätte), und außerdem jährlich eine Gesandtschaft nach Tyrus sandten, um der Mutterstadt Ehre zu beweisen und dem Herkules zu opfern; eine eigenthümliche Erscheinung, die erklärt werden und einen bestimten Grund gehabt haben muß, indem überhaupt dergleichen gegen die Natur des Verhältnisses einer Colonie zum Mutterstate ist, auch nichts ähnliches in der alten und neuen Geschichte sich findet, und am wenigsten dieses von Tyriern und Carthagern erwartet werden mag, die nur allzusehr in der Geschichte durch die Treu- und Ruchlosigkeit verrufen sind, mit welcher sie überall nur durch ihr augenblickliches Interesse sich haben bestimmen lassen. Wohlthaten des Mutterstats gegen die Tochter erzeugen immer und überall nur Undank; hingegen eine bedeutende Wohlthat, die der Tochterstat dem mütterlichen State erwiesen, wenn dieselbe auch aus einer ganz andern Quelle hervorgegangen war, kann eine bleibende Anhänglichkeit sichern, indem sie mehr als ein Werk der Freiheit erscheint und nicht als ein Pflichtgebot, das dem Menschen jederzeit lästig ist. — Ganz vorzüglich aber scheint Carthago nach dem Falle der Mutterstadt Tyrus durch Nebucadnezar (600 vor Chr. Geb.) an Macht zugenommen zu haben, denn wenn auch Tyrus, d. h. die Inselstadt, nicht von Nebucadnezar er-

Digitized by Google

stört wurde, wie man gewöhnlich annimt (man vergleiche die vortreffliche Abhandlung über Tyrus von Gesenius in seinem Commentar zum Jesaias tom. II. p. 707.), so waren doch die Phönicier von dem an in allen ihren Bewegungen gehemt, und sie sahen sich genöthigt, den Handel im Osten den griechischen Inseln und Küstenstädten allmälig zu überlassen, so wie Carthago nach und nach den Handel des Westens an sich riß; und das ehemals allgewaltige Tyrus wurde ½ Jahrhundert später persische Provinz oder doch wenigstens diesem Reiche dienstbar, wurde immer unbedeutender bei der innern Auflösung der persischen Herrschaft, bis es endlich durch Alexander seinen Untergang fand. Früher, als in Nebucadnezar's Zeit, die Ausbreitung der carthagischen Herrschaft über die Küsten und Inseln des Mittelmeers und besonders über Hispanien zu setzen, möchte nicht thunlich seyn, denn es läßt sich nicht denken, warum die Phönicier ohne Noth ihre Handelsvortheile aufgeopfert, die Oberherrschaft über ihre Colonien preisgegeben und an die Carthager gutwillig überlassen haben sollten; und wenn schon nach Diodor die Carthager 160 Jahre nach Gründung ihrer Stadt, also nach unserer Annahme 718 Jahre vor Chr. Geb. (oder richtiger, da Diodor wol dem Timaeus folgt, und dieser die Gründung Carthago's ins Jahr 814 vor Chr. Geb. setzt, im Jahr 654 vor Chr. Geb. die Insel Ebusus besetzt haben, so ist das doch wol nur ein einzeln stehendes Unternehmen, und die eigentlichen auswärtigen Eroberungen Carthago's auf Sicilien, Sardinien, Corsica, an der Mauritanischen und Hispanischen Küste fallen, wenigstens nach dem Justin zu schließen, erst in die 50 Jahre, welche der Herrschaft des Cyrus und Cambyses vorausgehen, also in die Zeit, die unmittelbar auf das Reich des Nebucadnezar folgt. Ein großer Schade ist es aber, daß Justin die Geschichte des Trogus Pompejus gerade in der Geschichte Carthago's so überaus mangelhaft excerpirt hat, indem er, der einzige von denen, die über Carthago's Geschichte absichtlich handeln, der uns vollständig erhalten ist, leichtsinnig mit kurzen Worten über einige Jahrhunderte hinweggeht, während er weitläufig Anekdoten erzählt, die immer hätten unerzählt bleiben können. Freilich ist auch noch die Frage, ob Trogus wirklich mehr Nachrichten über die ältere Geschichte Carthago's, als wir bei Justin finden, aufgezeichnet gehabt habe; wenigstens nach den noch vorhandenen Prologen seiner Geschichte zu schließen, ist dieses nicht einmal anzunehmen. Von jener ältesten Zeit aber an, bis auf die Empörung des Malchus berichtet Justin uns nur, daß der Stat durch mannigfache Unglücksfälle und innere Zwistigkeiten zerrissen worden sey, daß man auch an Seuchen gelitten und deshalb Menschenopfer gebracht, und daß man heftige und langwierige Kriege mit den Afrikanern geführt habe. Was nun die innern Zwistigkeiten betrifft, so können diese auch auf die Verhältnisse mit Utica gehen, bei welchen alle Einwohner Carthago's betheiligt seyn mußten; und was die Kriege mit den Afrikanern anlangt, so waren diese eine nothwendige Folge der Ausbreitung ihrer Herrschaft, welche die Carthager nach dem Sinken der Phönicischen Macht versuchten. Denn da die Stadt allmälig an Volksmenge zunahm, begünstigt durch ihre Lage, indem sie gleich einer natürlichen Festung jeden Angriff von der Landseite, wie von der See her, abwehrte, so war doch auch ein Gebiet nöthig, das durch Fruchtbarkeit und Anbau im Stande war, der Volksmasse die erforderlichen Lebensmittel aus der Nähe zu verschaffen. Hiezu eignete sich nun aber kein Landstrich besser, als das südlich von Carthago gelegene Land, welches an der nach Süden hinablaufenden Meeresküste entlang bis zur kleinen Syrte hin sich erstreckt. Dieses Land, eines der fruchtbarsten in der Welt, ist gegen Westen und Süden durch hohe Gebirge vor der Hitze und den Glutströmen der Wüste geschirmt, gegen Osten aber den kühlenden und befruchtenden Seewinden ausgesetzt, so daß es fast ohne künstliche Bearbeitung und Bestellung hundertfältige Frucht trägt. Nach Norden und Westen hin sich auszubreiten, hinderte überdem die Nähe Utica's, und so folgten die Carthager gern der Anlockung des schönen Bodens im Osten und Süden ihrer Stadt, um dort sich auszubreiten, und so muß man sich nicht wundern, wenn man gegen Westen hin, wenige Meilen von den Thoren Carthago's entfernt, selbst in der blühendsten Periode des Stats, schon auf die Numidische Grenze stößt, während gegen Süden und Osten hin das Carthagische Gebiet über 100 Meilen weit sich ausdehnte. Die Besitznahme dieses Landes verwickelte aber die Carthager natürlich in Kriege mit den Numidiern, den frühern Bewohnern desselben, die ohne allen Zweifel in diesen Gegenden nicht als Nomaden umher gezogen seyn, sondern sich angesiedelt, Städte gebauet und Land für den Ackerbau ausgetheilt haben werden. Mag immerhin der Name Numidier Nomaden bedeuten, umherziehende, wandernde Völker, so ist doch nicht zu erweisen, daß sie nicht theilweise hin und wieder ihre wandernde Lebensart verlassen und feste Wohnsitze gegründet haben sollten. Die Natur eines Landes und die Sitten der Menschen stehen immer in einem Wechselverhältniß, und das Entgegengesetzte und Widersprechende wird sich nie finden, oder sollte ein unnatürlicher Zustand wirklich eine Zeit lang statt haben, so wird er nicht lange dauern. Auch sagt unsers Bedünkens Herodot mit klaren Worten (IV. 187. 191): daß die Völker nördlich vom Triton's See keine Nomaden wären, und es möchte zu viel gethan werden, wenn man das οὐκέτι (οὐκέτι νομάδες εἰσὶ Λίβυες) blos von der Zeit verstehen wollte, da es eben so wol auch auf den Raum bezogen werden kann, was bei Herodot oft genug geschieht. Daher haben neuere Forscher geschlossen, auch diese Völker wären früher Nomaden gewesen, später aber Ackerbauer geworden, und zwar sey diese Umwandlung der Nomaden in Ackerbauer durch die Carthager geschehen; aber dergleichen ist gegen alle Geschichte und ohne Beispiel, und dem widersprechen die zahlreichen echt Numidischen Städte, welche überall genant werden und äußerst blühend waren, auch an Orten, wohin die Carthager ihre Herrschaft nie erstreckt hatten. Leider kennen noch immer die Europäer, durch die heillosen Bewohner jener Gegenden abgeschreckt, den Boden des alten Numidien's nicht genau; jedoch ist das gewiß, daß dieses Land keine Steppe ist, wie die Steppen Asiens von der Chinesischen Mauer bis zur Wolga oder zum

Digitized by Google

Don; auch daß es nicht überall sich gleich ist, sondern daß fruchtbare Ebenen mit engen Thälern und grasreichen Matten auf den Abhängen der Berge mit einander abwechseln, woher nothwendig auch eine große Mannigfaltigkeit unter den Bewohnern entstehen mußte (vergl. Ritter Erdkunde I. S. 338. 344 ꝛc.) und so sind wir aufs festeste überzeugt, daß wie noch heut zu Tage, so auch damals die Numidier in drei verschiedene Classen sich getheilt haben, in Ackerbauer, welche den Tell, d. h. das niedrige Land an der Meeresküste, welches in einem großen Bogen die Berberei umsäumt und meistens einige Tagreisen breit ist, bewohnten; in Hirten, welche feste Wohnsitze besaßen, das Land unter sich ausgetheilt hatten und Dörfer (Mapalia) und Städte bewohnten, auf dem Plateau des Landes gegen das Atlas-Gebirge zu; und in umherstreifende Horden, welche hauptsächlich den südlichen Abhang des Atlas gegen die Wüste hin bewohnten, ein weites unermeßliches Land, voll der schönsten Weiden, das heutige Biledulgerid oder Dattel-Land. Und dieses war die Heimath der Numidischen Scharen, die im Carthagischen Heere später als Söldner dienten, ihre Pferde ohne Zaum regirten und als die besten Reiter den Römern so gefährlich waren. Dagegen beherrschten Masiniffa und Syphax ꝛc. die Hirten auf dem Hochlande in dessen ganzer Ausbreitung, eine Herrschaft, die ihnen weder von Carthagern noch Römern streitig gemacht worden ist; und nur den Saum, das gesegnete Land an der von Carthago nach Südosten sich erstreckenden Küste, erstrebten die Carthager und Römer und scheuten keine Mühe, um sich den Besitz dieses Landes zu erhalten und zu sichern.

Wegen des Besitzes dieses Landes aber wurden die Kriege geführt, deren Justin XVIII. 7. und XIX. 1. erwähnt; Carthago bedurfte des Landes, um seine Volksmenge zu ernähren, und es besaß die Macht, um die Eroberung zu machen. Jedoch scheint die Eroberung nicht bald gelungen zu seyn. Vielleicht ein ganzes Jahrhundert oder noch länger, zwischen 600 und 400 vor Chr. Geb. wurde deshalb mit den alten Besitzern gekämpft, und selbst nachdem diese unterjocht waren, war man genöthigt, langwierige und blutige Kriege mit den Numidiern der Berge zu führen, welche ihren Stamgenossen zu Hülfe kamen und deren Unterdrückung durch Einfälle in die Carthagische Provinz zu rächen suchten. In diesen Kriegen mit den Numidiern glänzte vorzüglich ein Carthagischer Feldherr Namens Malchus (Malcus, Macheus, Mezeus cf. Just. XVIII. 7. und dazu die Ausleger), der große Thaten gegen die Afrikaner vollbracht hat; was er aber ausgerichtet hat, bleibt verhüllt und ungewiß, und die Nachricht Justin's XIX. 1., daß die Carthager den Afrikanern späterhin wieder Tribut bezahlt hätten, läßt auf eine nicht immer glückliche Folge dieser Kriege oder auf öftere Unterbrechung derselben und eine nur sehr allmälige Erweiterung ihres Gebiets schließen. Zwar möchten wir meinen, daß diese Stelle Justin's auch eben so gut von einem Tribut zu verstehen sey, mit dem die Carthager die Einfälle der bergbewohnenden Numidier in ihr Gebiet abkauften (was ihnen nützlicher war, als immer einen Krieg gegen Menschen zu führen, die sie wol schlagen, aber nie vertilgen und unterwerfen konten), so daß also immerhin damals schon die Küste bis an den Triton's See unterjocht seyn konte; doch scheint uns das Stillschweigen Herodot's hier von besonderer Wichtigkeit zu seyn, aus dem unseres Bedünkens gar nicht hervorgeht, daß die Carthager zu seiner Zeit (etwa 450 vor Chr. Geburt) schon weit hin gegen Süden und Osten ihrer Stadt geherrscht haben. In seiner Beschreibung Libyen's erwähnt Herodot des Carthagischen Gebietes mit keinem Worte, und während er die Völkerstämme, welche zwischen Ägypten und dem Atlas die Küsten bewohnten, ausführlich nent, so vernehmen wir durchaus nicht, daß diese Völker den Carthagern unterworfen gewesen sind, was Herodot nach seiner Art gewiß nicht übergangen haben würde, vielmehr erscheinen sie alle als frei, indem er sagt, sie hätten sich um die Eroberungspläne des Perser Königs Cambyses durchaus nicht gekümmert, und kümmerten sich auch noch nicht um die Perser. Freilich haben einige aus Herodot V. 42. schließen wollen, die Carthager hätten schon zur Zeit des Cleomenes (ungefähr 500 vor Chr. Geb.) bis an den Fluß Cinyps die Küste besessen, und das will uns auch Schweighäuser durch seine Note zu dieser Stelle glauben machen; aber wenn dort die Carthager herrschten, so würde es unerklärlich seyn, wie Dorieus dort in der fruchtbarsten und schönsten Gegend, die Herodot kent, sich 3 Jahre hatte behaupten können, ehe er von dort wieder vertrieben wurde; wodurch also das ganze Raisonnement zusammenfällt und die Stelle ὑπὸ Μακέων τε καὶ Λιβύων καὶ Καρχηδονίων muß übersetzt werden: er wurde von den Bewohnern der Gegend, den Maken, die mit andern Libyern und den Carthagern verbunden waren, vertrieben, was auch der natürliche und ungezwungene Sinn jener Stelle ist. — Wir sehen uns demnach gezwungen, die gewöhnliche Meinung von der frühen Ausbreitung des Carthagischen Gebiets in Afrika, sehr zu modificiren, und die Vollendung desselben gegen Osten erst um das Jahr 400 vor Chr. Geb. etwa anzunehmen. Damals wurde denn auch die Grenze gegen Cyrene durch die Arae Philaenorum festgestellt, was ganz mit Sallust. Jug. 81. zusammenstimt, welcher angibt, daß dies zur Zeit der höchsten Blüthe Carthago's geschehen sey. Zur Zeit des Malchus nun (etwa 550 vor Chr. Geb.) kämpfte man also, den Thoren Carthago's noch viel näher, um das gesegnete Land.

Früher jedoch, ehe noch die Carthager in Afrika ein großes Gebiet gewannen, breiten sie sich auf den Inseln des Mittelmeeres aus. Die Insel Ebusus (Iviça) scheint eine der ersten auswärtigen Besitzungen der Carthager gewesen zu seyn (siehe oben), darauf vielleicht Malta (Diod. V. 12.); dann folgen Unternehmungen auf Sicilien, deren Zusammenhang wir wenig kennen, die aber doch ihren Zweck erfüllt haben müssen, indem Justin (XVIII. 7.) erzählt, jener schon erwähnte Malchus habe lange und glücklich auf Sicilien gekämpft. Schon früher hatten Phönicier sich hier niedergelassen, überall an den Küsten, des Handels mit den Sicilern halber, Emporien angelegt, und auch die nahe gelegenen Inseln besetzt. In ihre Fußtapfen traten die Carthager, doch wissen wir nicht, wann und unter welchen Umständen, und nahmen, was früher den Phöniciern gehört hatte, in Besitz. Aber

Digitized by Google

zu derſelben Zeit erwachte auch der Handelsgeiſt der Griechen, die zahlreiche Niederlaſſungen auf Sicilien gegründet hatten, und deren Städte ſich bald mit ungeheurer Macht erhoben. Da ſtießen ſie mit den Carthagern zuſammen, denen ſie das alleinige Recht auf den ſiciliſchen Handel nicht gönnen wollten. Es kam zu Kämpfen, in in welchen freilich die Carthager oft die Sieger waren, die aber doch am Ende einen ungünſtigen Erfolg hatten, indem die Carthager gezwungen wurden, nach und nach eine Stadt nach der andern in Sicilien aufzugeben. So ward Sicilien, das die Hauptſtütze der Carthagiſchen Macht hatte werden ſollen, die Urſache zu Carthago's Untergang. Das Einzelne dieſer Kriege bis auf die Zeit Gelon's iſt gänzlich unbekant. — Zugleich mit Sicilien ſtrebten die Carthager auch nach dem Beſitze Sardinien's, und hier waren ſie glücklicher. Denn obſchon der öfter genante Malchus hier eine bedeutende Niederlage erlitt, weshalb er von den Carthagern verbant und zu einem Aufruhr und Bürgerkriege gereizt wurde (Just. l. l.), ſo wurde doch von ſeinem Nachfolger, dem Mago, dem Stamvater eines großen Heldengeſchlechts Carthagiſcher Könige und Feldherren, der Plan weiter fortgeführt und die Inſel allmälig in die Gewalt der Carthager gebracht. Früher war Sardinien in dem Beſitz der Etrusker, und zur Zeit des Cyrus ſehen wir die Carthager noch im Bunde mit den Etruskern gegen die auswandernden Phocäer, denen ſie ihre Niederlaſſung Alalia auf Corſika nicht gönten. Daher iſt es unwahrſcheinlich, daß die Carthager damals ſchon bedeutende Fortſchritte auf Sardinien gemacht haben ſollten. Doch als in der Folge die Macht der Etrusker, durch die immerwährenden Kriege mit Rom, im 5. Jahrhundert vor Chr. Geb. gebrochen wurde, ſcheinen ſich die Carthager mehr ausgebreitet zu haben; Calaris und Sulchi wurden erbauet und faſt die ganze Inſel beſetzt, welche nun eine Kornkammer für Carthago wurde, und deren Bergwerke die Stadt bereicherten; nur im Innern blieben die rohen Stämme frei auf ihren Gebirgen. Die Kämpfe übrigens, durch welche die Inſel in den Beſitz der Carthager kam, kennen wir näher nicht, ſo wie wir auch nicht wiſſen, ob die Einwohner der Inſel oder die Etrusker dem Malchus die oben erwähnte Niederlage beibrachten. Das Reſultat nur muß genügen, daß Sardinien endlich unterworfen wurde; und vielleicht waren die 2 Jahrhunderte, die Sardinien nun etwa unter carthagiſcher Botmäßigkeit ſtand, die glücklichſte Zeit, der ſich dieſe Inſel erfreut hat. — Auch auf Corſika ſiedelten ſich früher Carthager an, wie zu vermuthen ſteht in der 2ten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb.; und hier, bei Corſika, traten die Carthager zuerſt gewiſſermaßen in der Geſchichte auf. Nämlich die Niederlaſſung der Phocäer auf Corſika, wo ſie Alalia angelegt hatten, erregte die Eiferſucht der Carthager und der Etrusker, welche früherhin, ſo wie Sardinien, ſo auch Corſika, beſetzt gehabt zu haben ſcheinen. Vielleicht auch um ſich gegen die Räubereien derſelben zu ſchützen und um die durch neue Ankömlinge verſtärkte Colonie nicht allzumächtig werden zu laſſen, zogen Carthager und Etrusker mit 120 Schiffen gegen die Phocäer von Alalia, welche ihnen nur 60 Schiffe entgegenzuſtellen hatten. Die Phocäer erhielten freilich den Sieg, verloren aber 40 Schiffe, deren Mannſchaft die Feinde nachher ſteinigten, und da auch ihre übrigen 20 Schiffe die Schnäbel verloren hatten, ſo konten ſie ſich in Alalia nicht länger halten, weshalb ſie Corſika verließen und ſich nach Rhegium begaben, in deſſen Nähe ſie Velia anlegten. Auf dieſe Seeſchlacht, welche etwa in's Jahr 545 vor Chr. Geb. fällt, ſcheint die Anſiedlung der Carthager auf Corſika unmittelbar gefolgt zu ſeyn; doch können wir nicht beſtimmen, ob Kriege mit den Eingebornen oder mit den Etruskern der Einnahme der Inſel voraufgingen. Gewiß iſt aber, daß zur Zeit der Kriege mit den Römern Corſika im Beſitz der Carthager war.

Wann die Carthager auf der Nordküſte von Afrika, weſtlich von Carthago, und an der Küſte von Hiſpanien ſich ausbreiteten, läßt ſich gleichfalls nicht beſtimmen. Daß ſie ſchon zu Herodot's Zeit (450 vor Chr. Geb.) außerhalb der Säulen des Herkules handelten, ſagt derſelbe beſtimt (IV. 196.); und wenn dieſes der Fall war (ja es ſcheint, als wenn der Ort, von dem Herodot ſpricht, etwa an der Küſte Guinea's zu ſuchen ſey, indem keine Möglichkeit eines gegenſeitigen Verſtändniſſes Statt fand, weshalb die Einwohner wol Neger und keine Mauren waren), ſo ſcheinen Stationen an der Küſte Afrika's, ohne die eine ſo weite Schifffahrt nicht möglich war, nicht gefehlt zu haben, und dieſe machen denn auch Anſiedlungen an der Hiſpaniſchen Küſte ſehr wahrſcheinlich. Ferner ſcheint damit auch der berühmte Periplus des Hanno in Verbindung gebracht werden zu müſſen, welcher nothwendig ſchon eine Zeitlang vorher Statt gefunden haben mußte, ehe die Carthager ſolche Handelsfahrten nach dieſer entlegenen Küſte, außerhalb der Säulen, machen konten. Denn bei dem Handel der Carthager mit den rohen Afrikanern, den Herodot am angeführten Orte beſchreibt, iſt von einer ſchon alten Gewohnheit die Rede, und des Hanno Seereiſe war eine Entdeckungsreiſe in unbekante, bisher unbeſuchte Gegenden. Was aber das Denkmal ſelbſt betrifft, das uns über dieſe Seereiſe des Hanno erhalten iſt, ſo muß dieſes, obſchon ſo viele ausgezeichnete Geographen und Hiſtoriker demſelben ſehr gelehrte Commentare gewidmet haben, dennoch in der Form, wie wir es jetzt beſitzen, als ein ſehr zweifelhaftes und zweideutiges Machwerk erſcheinen. Denn, wenn es in dieſer Schrift heißt, Hanno habe auf einer Flotte von 60 Schiffen eine Menge von 30,000 Menſchen mit Proviant und allem Zubehör weggeführt, habe 7 Städte gegründet, welche natürlich mit allen Bedürfniſſen zum Leben ſowol, als zum Anbau und zur Vertheidigung ausgerüſtet ſeyn mußten, und er ſey nachher doch noch weiter geſegelt und habe immer noch eine Flotte zuſammenbehalten; ſo iſt dieſes eine Nachricht, die ſich in ſich ſelbſt aufhebt. 60 Kriegsſchiffe hätten für eine ſolche Expedition nimmer ausgereicht; eine Transportflotte von mehren Hunderten von Laſtſchiffen hätte die Kriegsflotte begleiten müſſen, und doch werden theils ſolche in dem Periplus nicht erwähnt, theils hatten die Carthager gewiß damals zu einer Entdeckungsreiſe von ſehr ungewiſſem Erfolge, nicht ſo viele Schiffe übrig. Auch

Digitized by Google

ist es augenscheinlich, daß der Verfasser des Periplus diese 30,000 Kolonisten auf den Kriegsschiffen hat unterbringen wollen, denn wozu hätte es sonst einer Zahl von 60 Kriegsschiffen bedurft, da man nicht mit seefahrenden Nationen zu kämpfen hatte, und eine so zahlreiche Flotte sich selbst nur hinderlich gewesen wäre. Wie blühend mußte ferner auch damals schon das Gebiet der Carthager in Afrika seyn, wenn es ohne Weiteres 30,000 Colonisten und zwar Libyphönicier, also nur von einem Theil der Bevölkerung des Carthagischen Gebiets, abgeben sollte und konte zu einer fast verlornen Unternehmung? Wie ist es auch denkbar, daß eine so große Anzahl von Colonisten sich freiwillig hätte zu dieser Unternehmung einfinden sollen, und wie war es möglich, dieselben mit Gewalt dazu zu zwingen, oder sie auf der Reise im Zaume und nachher in der Treue zu erhalten? Auch enthält der Reisebericht des Hanno, dessen Plinius erwähnt, ganz andere Nachrichten, als der vorliegende; er betraf nicht eine eingeschränkte Entdeckungsreise, sondern eine Umschiffung von ganz Afrika bis nach dem Arabischen Meerbusen hin, und daß eine solche Umschiffung von den Carthagern wenigstens bis auf die Zeit des Herodot noch nicht unternommen gewesen ist, ergibt sich mit vollkommener Gewißheit aus dem Stillschweigen Herodot's da, wo er der ägyptischen Versuche in dieser Art gedenkt (IV. 43.). Anderer Schwierigkeiten und Widersprüche nicht zu gedenken, so ist nicht vorauszusetzen, daß die Carthager, welche sonst so eifersüchtig den andern Nationen ihre Handelswege verheimlichten, ihre Geheimnisse auf einer öffentlich in einem Tempel aufgehängten Tafel sollten ausgeplaudert haben, sofern die Nachrichten, die sie gaben, Wahrheit enthielten; enthielten aber, was der Augenschein lehrt, ihre Nachrichten Übertreibungen und Unwahrheiten jeder Art, so ist es offenbar, daß auf dieselben kein Gewicht zu legen ist, und daß es verlorne Mühe ist, die Einzelheiten dieses Reiseberichts deuten zu wollen. Mit einiger Accommodation ist dieses freilich möglich, wie auch neuere Versuche gezeigt haben; jedoch wird die Wissenschaft und besonders die alte Geographie und Geschichte nichts damit gewinnen. Daß übrigens diesem sogenanten Reiseberichte des Hanno etwas Wahres zum Grunde liege, wollen wir nicht leugnen; wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß die Carthager häufige Entdeckungsreisen veranstaltet haben, und gewiß untersuchten sie in großer Ferne die Küsten eines Landes, aus dessen Innern sie durch den Caravanenhandel so große Schätze an Gold, Edelsteinen, Elfenbein und Gewürzen erhielten. Wir leugnen nur die Glaubwürdigkeit der Schrift in der Form, wie sie uns aus dem Alterthum zugekommen ist.

So erscheinen uns also zu der Zeit, als Rom, ohnmächtig und in sich selbst zerrissen, seine Könige vertrieb und noch 50 Jahre lange, harte, oft verzweiflungsvolle Kämpfe mit seinen Nachbarn zu bestehen hatte, die Carthager schon als Herren fast aller Küsten des Mittelmeeres; denn wenn ihr Gebiet auch noch nicht besonders weit in Afrika sich ausdehnte, so waren doch an vielen Orten Städte gegründet, die ihren Schiffen zu Stationen und ihrem Handel zu Warenniederlagen und Märkten dienten; auf allen Inseln des Mittelmeers hatten sie Besitzungen, ja an der Südküste Hispaniens, wo sie gleichfalls in die Fußtapfen der Phönicier getreten zu seyn scheinen; und es mag nicht unwahrscheinlich seyn, daß sie, wie ein angeblicher Reisebericht des Himilcon uns meldet, auch gegen Norden hin, an den Küsten des Atlantischen Oceans fortgesegelt sind, und Britannien, Irland, die Oreaden und Schettländischen Inseln, ja sogar Norwegen und Thyle beschifft haben. Überall, wohin sie kamen, wurden, wie es scheint, Niederlassungen gegründet; mit den Völkerschaften aber, welche dieses nicht zulassen wollten, oder welche sie nicht zu bezwingen hoffen durften, knüpften sie friedliche und freundliche Verträge an. So mit Galliern und Ligurern, welche nebst den Hispaniern für Sold ihnen das Fußvolk für ihre Heere lieferten. Ob sie Verträge mit den Ägyptern und Griechen geschlossen hatten, wissen wir nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Carthager die Griechischen und Ägyptischen Häfen besuchten, wie denn auch namentlich Herodot wol in Ägypten von Carthagern die Nachrichten erhielt, die er uns hin und wieder über ihre Handelsunternehmungen gibt. Besonders aber bestanden lange Zeit genaue Verträge mit den Etruskern, Verträge, welche sich nicht nur auf Handelsverhältnisse, und die Beschützung ihrer beiderseitigen Bürger und Unterthanen bezogen, sondern sogar auf Kampfgenossenschaft und gegenseitige Garantie ihrer Besitzungen. Von diesen Bündnissen haben wir zwar nur eine allgemeine Notiz bei Aristoteles Polit. III. 5. 11. übrig behalten, welche aber wegen der dort gebrauchten Ausdrücke keinen Zweifel läßt, daß wir uns diese Verträge auf dieselbe Weise und, irren nur nicht, in denselben Formen zu denken haben, wie die ältesten Bündnisse zwischen Carthago und Rom, die uns Polybius (III. 21. seqq.) mittheilt. Die Römische Eitelkeit nämlich hat in späterer Zeit, in die Tage der Vertreibung der Könige, die Abschließung eines Handelsvertrages und Bündnisses auch zwischen Rom und Carthago gesetzt, wodurch uns glauben gemacht werden soll, als hätten auch Römische Schiffe dazumal (509 vor Chr. Geb.) das ganze Mittelmeer bis nach Carthago oder gar bis nach Hispanien hin beschifft. Jedoch ist dieser sogenante erste Vertrag, den nur Polybius im Widerspruch mit allen anderen alten Schriftstellern kent, mehr als zweifelhaft, und möchte vor einer unbefangenen Critik schwerlich bestehen. Denn, wenn auch Polybius sagt, die Worte dieses Bündnisses seyen auf einer ehernen Tafel auf dem Capitolium eingegraben gewesen, und er selbst habe die Tafel gesehen, so fügt er doch hinzu, daß weder er die Schrift verstanden habe, noch daß diejenigen sie gehörig verstanden hätten, welche sich die Mühe nahmen, ihm dieselbe zu deuten. Auch enthält die Übertragung der Worte, die er uns gibt, mehrfache historische Widersprüche, die gerade in einem solchen Document am allerwenigsten erwartet werden dürfen. Endlich aber widerspricht der Inhalt des Bündnisses überhaupt allem demjenigen, was uns irgend beglaubigtes über den Zustand und die Verhältnisse des

Digitized by Google

damaligen Rom's aufbehalten ist. Gewiß waren die Römer damals kein seefahrendes und handelndes Volk, auch wurden sie dieses erst nach dem ersten punischen Kriege. Die Geschichte weiß, außer der Anlegung des Seehafens Ostia durch Ancus Marcius, die aber noch der mythischen Zeit angehört, nichts von einem römischen Landhandel oder Seehandel. Die römische Statseinrichtung, Verfassung, Sitten, wobei der Ackerbau die Grundlage bildete, das Schuldenwesen der Römer, die Agrarischen Gesetze und ihre Ursachen, die Quellen von unzähligen Unruhen und Aufständen, alles dieses weiset uns hinsichtlich Rom's vom Meere weg auf eine ganz andere Thätigkeit und Beschäftigung der alten Römer in allen ihren Ständen. Wie hätten die Römer ihre Sitteneinfalt 5 Jahrhunderte erhalten, wenn sie alle Küsten des Mittelmeers durchwandert hätten? wie wäre es möglich gewesen, daß sie 5 Jahrhunderte lang ohne fremde Wissenschaften und Künste blieben, ja diese als etwas durchaus Unrömisches verschmäheten, wenn sie handelnd und seefahrend alle Küsten des Mittelmeers besuchten? wie wäre es denkbar, daß sie, die so lange schon Seefahrt getrieben hatten, zu Anfang des ersten punischen Krieges kein Schiff besaßen, ihre Legionen auf Flößen über die Meerenge nach Sicilien setzen mußten, und erst nach dem Muster eines gestrandeten carthagischen Schiffes Kriegsschiffe zu bauen erlernten? — Soll etwas Wahres an dem Bündnisse zwischen Rom und Carthago in der Form, wie Polybius es gibt, seyn, so ist nur anzunehmen, daß die Eifersucht, welche damals zwischen Carthago und Etrurien stattfinden mußte, Einfluß gehabt habe auf die Abschließung eines solchen Vertrages mit Rom, indem Rom, seit der Vertreibung der Könige, eine natürliche Feindin Etrurien's, und von Etrurien aufs äußerste bedrängt, schon deshalb eine natürliche Verbündete Carthago's geworden war, so daß Carthago sich bewogen fühlte, dieselben Stipulationen eines Vertrages, welchen sie sonst mit den seefahrenden Etruriern gehabt hatten, nun auch den Römern, wenn sie gleich noch keinen Handel trieben, zu gewähren. Wahrscheinlicher aber möchte es noch seyn, daß, wenn Rom zu den Zeiten der letzten Könige das Haupt eines latinisch-etruskischen Bundes war (Niebuhr röm. Gesch. I. S. 396. 2te Aufl.), es, ungeachtet es selbst keinen Handel trieb, dennoch in das carthagisch-etruskische Bündniß mit eingeschlossen wurde, eben sowol als auch die übrigen etruskischen Städte, die mitten im Lande lagen, und nie mit eigenen Schiffen auf dem Meere erschienen, an den Begünstigungen des Vertrages Theil hatten. So konte denn, auch nachdem durch die Vertreibung des Tarquinius und den Krieg mit Porsena alle Verbindung zwischen Rom und Etrurien zerrissen war, in Rom die Erinnerung an ein ehemaliges Handelsbündniß mit Carthago, in welches es selbst mit eingeschlossen war, übrig geblieben seyn, und der römische Stolz verfehlte nicht, mit dem Documente eines so alten Bündnisses zu prunken, wie die Familien der römischen Großen oft mit Ahnenbildern prunkten von Vorfahren, die nie gelebt hatten, oder doch nie die Triumphe gefeiert hatten, mit deren Ehrenzeichen man sie schmückte.

Bemerkenswerth ist aber der außerordentlich schnelle Wachsthum der carthagischen Macht während des 5ten und 4ten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Allerdings war dieses bedingt durch ein kräftiges, rüstiges, inneres Leben und durch die Weisheit seiner bürgerlichen Institutionen, wovon wir unten reden werden; ganz besonders aber war es begünstigt mehr, als irgend ein anderer Stat des Alterthums, durch seine äußeren Verhältnisse. Carthago hatte nämlich, fast einsam in der Mitte der Südküste des Mittelmeers gelegen, keinen Nebenbuhler in seiner Nähe, durch welchen es beschränkt gewesen wäre. Mit den Phöniciern verknüpften es Bande der Pietät, und die phönicische Macht war schon im Sinken. Utica und die andern phönicischen Colonien in der Nähe, waren unter ehrenvollen Bedingungen in ein Bündniß aufgenommen, das sie, ungeachtet es ihren eigenen Wachsthum nicht hinderte, doch von Carthago abhängig machte. Das mächtige Cyrene lag fast 200 Meilen von Carthago entfernt, so daß die feindseligen Berührungen, obschon sie nicht ausblieben, Carthago nicht gefährlich werden konten. Die numidischen und maurischen Könige neckten die Carthager mehr, als daß sie ihnen hätten Gefahr bringen können, und selbst wenn sie von den Carthagern Tribut empfingen, so waren sie doch eher Carthago's Unterthanen zu nennen. Die sicilischen Griechen dachten, eine jede Stadt, nur an sich selber, waren durch Parteiungen zerrissen, oder durch Tyrannen gelähmt, die meistens zu ihrem Schutze das Bündniß der Carthager suchten; ein allgemeines Landesinteresse als Sicilier kanten sie nicht. Persien lag zu fern, um in unmittelbare Berührung mit Carthago kommen zu können; und wenn auch Cambyses an die Unterwerfung Carthago's dachte, so hinderte ihn doch daran die Widersetzlichkeit der Phönicier, welche nicht gegen ihre Kinder ins Feld ziehen wollten, und zu Lande, von Ägypten aus, Carthago anzugreifen, schien besonders nach dem Mislingen des Feldzuges gegen Ammonium und Äthiopien unmöglich. Selbst Alexander's Weltsturm berührte die Carthager nicht, und des Pyrrhus Ehrgeiz wurde früher gebrochen, ehe er die Carthager auf ihrem Boden angreifen konte; der einzige Feind von Bedeutung, den Carthago fand, ehe es mit den Römern zusammenstieß, war Agathocles; doch auch dieser wurde durch die Verhältnisse in seiner Heimath gezwungen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Erst der Römerkrieg offenbarte die Schwäche einer Republik, deren Macht allein auf Handel und Geldbesitz begründet war, und die als den Kern ihrer Vertheidiger nicht die Legionen ihrer bürgerlichen Jugend, sondern Schwärme von barbarischen Söldnern betrachtete. So sehen wir den Hauptgrund von Carthago's Macht darin, daß es von den Umständen so begünstigt war, daß es von keinem Feinde angegriffen wurde, der ihm gewachsen gewesen wäre, und überhaupt keinen Feind hatte, den es selbst nicht als solchen aufsuchte, ja daß sein eigener Vortheil wohl verstanden darin bestand, mit allen Völkern, selbst durch scheinbare Aufopferungen, im Frieden zu leben.

Daher war es der erste Schritt zu Carthago's Verderben, daß es sich, vielleicht durch ehrgeizige Könige und Feldherren dazu verleitet, in eine Unternehmung gegen

Digitized by Google

Sicilien einließ, die seinem Interesse eigentlich ganz fremd war. Carthago war seiner Natur nach kein erobernder Stat, so wie auch Sidon und Tyrus und die übrigen phönicischen Städte keine erobernde Staten gewesen waren, sondern wie diese durch Beförderung und Übung der Künste des Friedens eine welthistorische Bedeutung sich erworben hatten, so hätte auch Carthago denselben Weg verfolgen sollen. Allein die Gelegenheit und das Vermögen verführten sie, weiter hinaus zu streben, als ihr Interesse es erfoderte, und das Gelingen ihrer Unternehmung auf Sardinien mochte sie verleiten, zu hoffen, daß auch auf Sicilien dasselbe zu erreichen seyn könte. Wahrscheinlich haben die Feldherren und Suffeten, aus dem Hause des Mago, des Nachfolgers des aufrührerischen Malchus, zu diesem Unternehmen ihre Landsleute aufgefodert, die allerdings lüstern seyn mochten nach dem Besitze der schönen Insel, deren Bergspitzen von der carthagischen Burg aus erkant werden konten, und welche alle Güter, nach denen nur Menschen sich sehnen mögen, im Überflusse besaß. Schon Malchus hatte, wie oben bemerkt, einen Theil Siciliens unterjocht, was aber nur so viel heißen mag, daß er die ehemals phönicischen Pflanzstädte auf Sicilien nunmehr den Carthagern zu gehorchen zwang. In den zunächst folgenden Zeiten scheint die Eroberung von Sardinien die Carthager hauptsächlich beschäftigt zu haben; nach Unterjochung dieser Insel aber brachen die sicilischen Kriege aufs neue wieder aus, und zwar mit um so größerem Nachdruck, als seitdem durch den Einfluß und die Verwaltuug des Mago, Carthago in seinem Innern durchaus umgestaltet worden war. Denn dieser Mago war nach Justin (XIX. 1.) der Schöpfer des carthagischen Kriegswesens, und ohne Zweifel auch der Urheber der Verfassung, die uns Aristoteles schildert. — Die Kunde aber, die wir von dem neuen Beginn dieser Kriege auf Sicilien haben, besteht nur in einer dunkeln Notiz bei Justin (l. l.) und in einer kurzen gelegentlichen Anführung bei Herodot (VII. 158.), indem Gelon den Griechen des Festlandes vorwirft, daß sie ihn früher nicht in dem Kriege, den er gegen die Carthager zu bestehen gehabt habe, unterstützt hätten; daher muß es uns genügen, daß es ein grave bellum war, in quo et diu et varia victoria praeliatum fuit, und auf diesen Krieg mit Gelon ist auch wahrscheinlich die vorhergehende Stelle bei Justin: Siciliae populis propter assiduas Carthaginiensium injurias, ad Leonidam — concurrentibus, zu beziehen. Darauf soll Darius, König von Persien, gleichfalls nach Justin (l. l.), die Carthager zur Kampfgenossenschaft im Kriege gegen die Griechen aufgefodert haben; doch diese lehnten dieselbe ab, indem sie zu sehr durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Numidiern, beschäftigt wären; desgleichen soll später Xerxes mit ihnen ein Bündniß gemacht haben, zufolge dessen die Carthager die sicilischen und italischen Griechen angreifen sollten, während Xerxes das eigentliche Griechenland mit Krieg überzöge. So sagen wenigsten Ephorus und Diodor. Aber Herodot's Stillschweigen hierüber und seine ganz abweichende Darstellung widerlegt diese Nachricht vollkommen (vergl. Dahlmann Forschungen II. 1. S. 186.), und es ist nach unserer Ansicht eher zu glauben, daß die Carthager klug den Zeitpunkt, in welchem ganz Griechenland in Bewegung und Bestürzung war wegen des Perserkrieges, benutzt haben, um auch für sich Vortheile zu gewinnen, und ihre Plane gegen Sicilien auf eine, wie es schien, leichte Weise endlich in Erfüllung zu bringen. Kein Moment konte günstiger für die Carthager seyn, als dieser, und deshalb benutzten sie die Vertreibung des Tyrannen Terillus aus Himera durch Theron von Agrigent, um sich in die Angelegenheiten der Insel zu mischen. Ein Heer von 30 Myriaden schiffte mit einer Flotte von 200 Schiffen, unter Anführung des Hamilcar, des Sohnes des Mago, nach Sicilien, nachdem man 3 Jahre lang in Italien, Hispanien und Gallien die tapfersten Krieger geworben, und diese durch Libyer und Numidier vermehrt hatte. Mag diese Zahl immerhin vergrößert seyn, indem Herodot an die unermeßlichen Heere der Barbaren gewöhnt, gern den übertreibenden Sicilern die großen Zahlen glaubte, und auch Ephorus, dem Diodor (XI. 1.) folgt, sich in dem Unmäßigen gefällt; so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die Carthager alle Kraft angestrengt haben, um womöglich mit einem Gewaltschlage jetzt dem sicilischen Kriege ein Ende zu machen, und daß dieses Heer, wenn auch nicht 300,000 Mann stark (denn wie hätten die auf dem engen Raume ernährt oder überhaupt nur angewandt werden sollen?), doch zahlreicher war, als die Heere gewesen waren, die Carthago sonst ins Feld gestellt hatte. Aber die sicilischen Griechen erhielten an den Tyrannen von Syrakus und Agrigent, Gelon und Theron, tapfere Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit. In der Schlacht bei Himera wurde die Hälfte des carthagischen Heeres getödtet, die andere gefangen genommen, Hamilcar selbst erschlagen, die Schiffe verbrant oder genommen, so daß nur auf einem Nachen die Botschaft der Niederlage nach Carthago kam. Während die erschrockenen Carthager einen Angriff Gelon's fürchteten und zur Abwehr sich rüsteten, gedachte dieser nur des Friedens; und es kam ein Friede zu Stande, in Folge dessen die Carthager ihre Entwürfe gegen Sicilien aufzugeben versprachen, und dem Gelon 2000 Silber-Talente bezahlten, welcher Summe die Carthager freiwillig noch 100 Talente Goldes für des Gelon Frau, Damarete, beilegten. Des Hamilcar Andenken ward, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs seiner Unternehmung, in Carthago in den Tempeln gefeiert.

Nun ruhten 70 Jahre lang die Kriege der Carthager auf Sicilien; man schien eingesehen zu haben, daß Sicilien keine leichte Beute werden würde, und daß es für Carthago nützlicher wäre, einen friedlichen Verkehr mit den dortigen Griechen und den Eingebornen zu unterhalten. Auch haben sie ohne Zweifel ihre alten Landungsplätze, Emporien und Colonien, z. B. Panormus, Motya, Lilybaeum u. s. w. durch den Gelonischen Frieden sich erhalten. Während dieser Zeit geschah übrigens auch die Unternehmung der Athener unter Alcibiades gegen Syrakus, und die Athener schickten sogar eine Gesandtschaft an die Carthager, um auch dieses Volk, den alten Gegner der sicilischen Griechen, zur Kampfgenossenschaft aufzufodern. Wie kam es, daß Carthago jetzt ruhig saß? Wahrscheinlich war es den Carthagern nicht verborgen, welche weit aussehende Entwürfe dieser Expedition der

Digitized by Google

Athener gegen Syrakus zum Grunde lagen; sie wußten ohne Zweifel, daß Alcibiades nach der Eroberung Siciliens auch Carthago zu unterjochen beabsichtigte. Darum konte Carthago die Übermacht Athen's nicht wünschen, darfte sie also auch nicht fördern. Dennoch aber mußte es auch den Carthagern lieb seyn, wenn Syrakus durch den Krieg mit Athen geschwächt wurde; darum leisteten sie auch den Syrakusanern keine Hilfe gegen Athen, sondern erwarteten gerüstet, aber vollkommene Neutralität haltend, den Ausgang. Als nun die Athenische Macht bei Syrakus erlegen war (413), und auch die Syrakusaner durch den langen Krieg sich geschwächt hatten, so brachen sie auf, um den Moment der Erstarrung und Ermattung zu benutzen, und die Streitigkeiten zwischen den Egestaern und Selinuntiern gaben ihnen nun den Vorwand dazu her (410).

In die Zwischenzeit, zwischen beiden sicilischen Kriegen der Carthager, setzt Justin noch Kriege mit den Mauren, Numidiern und Afrikanern (welcher letztere Name wol die ackerbauenden Völker in der Nähe Carthago's bezeichnen soll), und das Resultat dieser Kriege war, daß Carthago sich endlich des Tributs entledigte, den es diesen Völkerschaften zu bezahlen hatte. Doch darf dieses wol nichts anders heißen, als daß Carthago die Geldsummen, mit denen es die Einfälle der rohen Völker früher abzukaufen pflegte, fortan nicht mehr bezahlte. Denn wenn Carthago im Stande war, 30 Myriaden, größtentheils Söldner, gegen Himera zu schicken, so würde es doch wol auch viel eher vermocht haben, die Obermacht der kleinen afrikanischen Völkerstämme von sich abzuschütteln. — In dieselbe Zeit gehört, nach Justin, auch die Einsetzung eines Collegiums von 100 Richtern, welche das Amt hatten, die aus dem Kriege zurückkehrenden Feldherren zur Rechenschaft zu ziehen. Alle diese Kriege nämlich wurden von den Söhnen und Enkeln jenes Mago, des Nachfolgers des Malchus, geführt; und so erlangte dieses Geschlecht eine Macht und einen Einfluß, der, wenn er nicht gehemt ward, für die Freiheit der Bürger und die Sicherheit des Stats gefährlich werden mußte. Doch scheint dieses Gericht nur eine Zeit lang bestanden zu haben, und ist bei der allmählig fortschreitenden Ausbildung der Aristokratie wahrscheinlich bald in Unthätigkeit gesetzt und endlich ganz aufgelöst worden; wenigstens finden sich seit dem ersten Kriege mit Rom nur noch sehr ungewisse Spuren der Thätigkeit desselben.

Im J. 410 vor Chr. Geb. fingen aber die Kriege zwischen Carthagern und Griechen wieder an, und dauerten nun mit geringer Unterbrechung gegen 150 Jahre fort. Den Kampf begann Hannibal, der Enkel des bei Himera erschlagenen Hamilcar, indem er mit einem Heere von angeblich 100,000 Mann den Egestaern Hilfe brachte gegen die Selinuntier. Selinus und Himera wurden zerstört, und mit Ruhm und Beute beladen kehrte Hannibal nach Carthago zurück. Nun schöpfte man die Hoffnung, Siciliens Eroberung werde gelingen, und Hannibal, dem Himilcon zur Seite gesetzt wurde, ward noch einmal mit einem Heere, das gegen 200,000 Mann stark gewesen seyn soll, nach Sicilien geschickt, ohne weitern Vorwand. Der Zug ging gegen Agrigent, das damals eine Bevölkerung von 200,000 Menschen hatte. Nach langer Belagerung, während welcher Hannibal starb, die Carthager manche Verluste erlitten, und mehr als einmal in die äußerste Bedrängniß geriethen, wurden die Agrigentiner endlich genöthigt, ihre Stadt zu verlassen, welche sodann von den Siegern ausgeraubt und gänzlich und planmäßig zerstört wurde. Im folgenden Jahre zerstörte Himilcon auch noch die von den Einwohnern verlassenen Städte Gela und Camarina, schloß dann aber, nachdem er durch eine Pest die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte, mit dem Dionysius, der diese Umstände benutzt hatte, um sich zum Tyrannen in Syrakus zu machen, einen Frieden, in welchem Dionys den Carthagern außer ihren früheren Besitzungen und Colonien, das Land der Sicaner, d. h. das Innere des Landes auf der Westseite der Insel, die Städte Selinus, Agrigent und Himera abtrat, so wie auch Gela und Camarina, in welche letztere Städte aber die alten Einwohner zurückkehren durften; dafür aber mußten die Carthager den übrigen Siciliern Freiheit und Unabhängigkeit zusichern. — Somit war freilich die größere westliche Hälfte von Sicilien in die Gewalt der Carthager gekommen. Jedoch war dieser Friede nur eine Täuschung von Seiten des statsklugen Dionys. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß Dionys die Tyrannei in Syrakus nur erstrebt habe, um Sicilien vom carthagischen Joche zu befreien, so ist es doch gewiß, daß dieses das Hauptziel war, das er, so lange er die Herrschaft führte, verfolgte, und daß es lediglich sein Verdienst ist, wenn nicht ganz Sicilien von den Carthagern unterworfen wurde. Des Dionysius Thaten müssen weder nach ihrem Erfolge, noch nach den Mitteln, durch welche er sie ausführte, gemessen werden, sondern er gehört zu den Werkzeugen, deren sich die Vorsehung bedient, um ihre großen Zwecke zu schaffen, und die nicht Werth haben durch das, was sie sind, sondern durch das, wozu sie berufen werden. — Dionys benutzte den Frieden, um gegen die Carthager mit ungemeiner Anstrengung den Krieg zu rüsten, und nachdem er den noch freien Theil Siciliens mit sich verbündet hatte, erklärte und begann er den Krieg. Die Carthager, durch eine Pest geschwächt, konten nur geringen Widerstand leisten. Dionys eroberte Motya, eine carthagische Colonie, an der blutige Rache genommen wurde, die meisten griechischen Städte, die den Carthagern unterworfen waren, fielen von diesen ab, und nur die ursprünglich carthagischen oder phönicischen Städte blieben den Carthagern getreu, so daß es schien, als solle dem Dionysius die Befreiung Siciliens gelingen; als plötzlich Himilcon, der carthagische Stratege, mit einem neuen Heere von 100,000 Mann auf Sicilien erschien (so nach Timäus; Ephorus hat nach seiner Weise wieder 30 Myriaden cf. Diodor XIV. 54.), mit denen er 30,000 Sicilier verband; auch begleitete ihn eine zahlreiche Flotte. So nahm er Motya wieder, eroberte Messana, schlug des Dionysius Unterfeldherrn Leptines zur See, und zerstörte 100 Schiffe mit 20,000 Mann, so daß er im Stande war, Syrakus selbst zu Wasser und zu Lande zu belagern. Nur mit Mühe hielt sich Dionys gegen die Feinde, die von außen ihn bedrängten, und den Aufruhr, der in der Stadt gegen ihn ausbrach, und er wäre verloren gewesen,

Digitized by Google

wenn nicht die Pest im carthagischen Heere ausgebrochen wäre, so daß allgemeine Muthlosigkeit und Verzweiflung die Carthager ergriff. Diesen Umstand benutzte Dionys, machte einen Ausfall gegen die Carthager, schlug sie, verbrante ihre Flotte und brachte sie so sehr ins Gedränge, daß Himilcon mit 300 Talenten für sich und die carthagischen Krieger in seinem Heere den Rückzug erkaufen mußte. Dirsen Rückzug aber gewährte Dionysius nur deshalb, weil er, um selbst in Syrakus herrschen zu können, die Carthager nicht ganz vernichten durfte; alle übrigen im Heere aber, die nicht geborne Carthager waren, und namentlich die sicilischen Bundesgenossen der Carthager, wurden preisgegeben, und von Dionys niedergehauen, oder gefangen, oder zersprengt. Himilcon kehrte auf 40 Schiffen mit den Trümmern seiner Macht zurück, und gab sich in Carthago selbst den Tod. Nur einen geringen Theil der carthagischen Herrschaft hielt noch Mago in Sicilien aufrecht; die Insel gehorchte größtentheils dem Tyrannen. Nach einigen Jahren versuchte zwar dieser Mago, als oberster Feldherr Carthago's, indem er mit einem großen Heere wieder nach Sicilien kam, den Dionys zu verdrängen; allein er erlitt eine große Niederlage bei Cabala, wo er selbst mit 10,000 Mann fiel; und das übrige Heer wäre verloren gewesen, wenn Dionys, indem er die Räumung von ganz Sicilien und Erstattung der Kriegskosten zur Bedingung für den freien Abzug des eingeschlossenen Heeres machte, dieses nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Das Heer wählte den jüngern Mago, den Sohn des gefallenen Feldherrn, zum Nachfolger, und dieser täuschte den Dionys durch einen Waffenstillstand, übte seine Krieger in den Waffen, während scheinbar der Friede verhandelt wurde, und schlug darauf den Dionys bei Cronion so gänzlich, daß dieser alle Früchte seines frühern Sieges wieder einbüßte. Mago, der sein Glück nicht misbrauchte, schloß mit Dionys einen Frieden, in welchem dieser den Carthagern 1000 Talente bezahlen mußte, und der Fluß Halycus (Camisus) zur Grenze zwischen dem carthagischen und syrakusanischen Gebiete festgesetzt wurde (383 vor Chr. Geb.). Dieses war ein sehr geringer Gewinn, der durch einen Krieg von 30 Jahren, durch unsägliche Aufopferungen und Verluste, und durch Vereinigung von fast ganz Sicilien unter die Oberherrschaft der Syrakusaner viel zu theuer erkauft worden war. Auch errettete nur die Gunst des Glücks Carthago mehrmals während dieser Zeit vom Untergange, besonders als nach der Flucht des Himilcon alle afrikanische Unterthanen der Carthager, über die Aufopferung ihrer Landsleute zürnend, zu den Waffen griffen, 70,000 Mann stark Tunes eroberten, und wenn sie einen Feldherrn gefunden hätten, Carthago leicht in die äußerste Bedrängniß hätten bringen können. Aber die führerlosen Feinde, die auch Mangel an Lebensmitteln litten, zerstreuten sich bald wieder, und Carthago, das Zeit hatte, sich zu erholen, war im Stande, ohne bedeutenden Verlust, die Abtrünnigen wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Auch späterhin, nach dem Frieden des Mago, hatten die Carthager wieder eine furchtbare Pest, welche heftiger als alle frühern Seuchen dieser Art gewesen zu seyn scheint, zu bestehen, und diese hatte wiederum zur Folge, daß die Afrikaner und Sardinier die Schwäche und Verwirrung des Stats benutzten, um das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Nur mit großer Anstrengung konten sie wieder zur Ruhe gebracht werden. So ruhten eine Zeit lang wieder die Kriege auf Sicilien, bis Dionys noch einmal, kurz vor seinem Tode, seinen alten Plan, die Carthager aus Sicilien zu vertreiben, wieder aufnahm. Er entriß ihnen Selinus, Entella, Eryx, und belagerte Lilybäum, wiewol vergeblich. Ein Waffenstillstand endete den Krieg für den Winter, und während desselben starb Dionys, so daß nun endlich die Carthager vor diesem gefährlichen Feinde Ruhe hatten.

Während der Regirung des jüngern Dionys war Friede zwischen Carthago und Sicilien, nur daß die Carthager den Dion begünstigt zu haben scheinen bei seinem Unternehmen, den Dionys zu vertreiben. Später erkanten sie ihr Interesse besser, als sie auf alle Weise dem Timoleon Hindernisse in den Weg zu legen suchten, als er nach Sicilien kam, um die Insel von dem Joche ihrer Tyrannen zu befreien. Als Dionys die Herrschaft niedergelegt und die Städte ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so rüsteten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das auf 70,000 Mann angegeben wird, um diese Umwälzung der Dinge auf Sicilien zu hindern, und dem Unternehmungsgeiste des Timoleon einen Damm entgegenzusetzen; denn bei dem durch den langen Kampf zwischen Griechen und Carthagern erzeugten Hasse, schien Timoleon nicht eher in seiner Unternehmung stehen bleiben zu können, als bis er die Carthager gänzlich von der Insel verdrängt hatte. Timoleon begegnete dem carthagischen Strategen Hanno und seinen Scharen mit einem Heere von nur 13,000 Mann, schlug ihn aber am Crimessus so gänzlich, daß nur wenige Trümmer des Heeres nach Lilybäum sich flüchten konten (339). Timoleon fand aber in Sicilien selbst so viele Hindernisse für seine Unternehmung, daß er seinen Plan nicht ganz auszuführen im Stande war, sondern sich begnügen mußte, einen für die Sicilier nur einigermaßen günstigen Frieden abzuschließen. Alle griechischen Staten sollten frei seyn, und der Halycus die Grenze des carthagischen Gebiets.

22 Jahre lang ruheten nun die Waffen zwischen Carthagern und Griechen. In Carthago erhob sich der übermächtige Hanno, und strebte zweimal, wiewol vergebens, nach der Tyrannei; sein Vorhaben ward entdeckt, das erstemal verziehen, weil der Stat sich nicht mächtig genug glaubte, einen so gewaltigen Bürger zu bestrafen; das zweitemal aber, als Hanno die Sclaven bewaffnet, die Burg besetzt, und die numidischen und mauritischen Fürsten aufgewiegelt hatte, wurden die Waffen gegen den Aufrührer ergriffen, und auf die schrecklichste Weise ward er mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt. — Griechenland dagegen war immer mehr in sich selbst zerfallen und hatte dadurch dem Ehrgeize des macedonischen Philippus Gelegenheit gegeben, sich einen Thron aufzurichten, welcher bald über den ganzen damals bekanten Erdkreis emporragen sollte. Denn was er nicht vollendete, führte sein Sohn Alexander aus, welcher, nachdem er die Griechen geschreckt hatte, nach Asien hinüberging, das persische Reich in wenigen Schlachten zertrümmerte, und alle

Digitized by Google

Länder vom Hellespont und der libyschen Wüste an bis zum Indus und den scythischen Gebirgen als Sieger durchzog. Damals ward auch die Mutterstadt Carthago's, das uralte Tyrus zerstört, und durch Anlegung von Alexandria der Sitz und der Mittelpunkt des Welthandels für den Osten verrückt, so daß die Phönicier keine Hoffnung hatten, jemals ihre Bedeutenheit und Größe, auch unter den günstigsten Umständen, wieder zu erlangen. Welche Rolle damals Carthago gespielt habe, ob es den bedrängten Tyriern während ihrer 7monatlichen Belagerung nicht einige Hilfe, wenn auch heimlich, geleistet, oder ob es ganz ruhig gesessen, um nicht den Zorn des Weltstürmers zu reizen, der auch das Unmögliche möglich zu machen schien, wissen wir nicht. Nach Curtius (IV. 2.) sollen carthagische Abgeordnete dadurch, daß sie Hoffnung auf Unterstützung von Carthago gemacht, Ursache gewesen seyn, daß die Tyrier sich dem Alexander widersetzten; nachher aber sollen sie die Hilfe verweigert haben, weil ihre Stadt selbst von den Syrakusanern belagert würde, so daß sie nicht helfen könten, wenn sie auch wollten, indem sie selbst der Hilfe bedürften. Doch dieses ist ein arger Verstoß des Curtius gegen die Chronologie, indem er den 24 Jahre später erfolgten Feldzug des Agathocles in eine Zeit mit der Belagerung von Tyrus setzt. Nach Diodor (XVII, 40 und 41.) wurde nur ein Theil der Weiber und Kinder aus Tyrus nach Carthago gesandt, ohne daß die Carthager weitere Hilfe versprochen und geleistet hätten, was auch durch Justin (XI, 10.) bestätigt wird, welcher nicht nur der Entfernung aller unkriegerischer Menge nach Carthago erwähnt, sondern auch glaublich macht, daß die Tyrier wirklich daher Hilfe erhalten hätten; nach Arrian (II, 24.) wurde der carthagische Theore von Alexander im Tempel des Herkules bei Eroberung der Stadt gefangen genommen, aber ungekränkt wieder entlassen. Schwerlich sind die Carthager ganz ohne Theilnahme am Kampfe gewesen, und wenn sie auch nicht öffentlich Hilfe sandten, so unterstützten sie doch wol die Tyrier ins Geheim; wenigstens ist es immerhin ehrenwerth, daß sie nicht auch, wie die Phönicier von Sidon, Aradus und Byblos und die Cyprier sich mit Alexander verbanden gegen Tyrus, und nicht durch ihre Flotte die Eroberung desselben erleichterten. Späterhin jedoch wurden sie ängstlich, und besonders das neu erbauete Alexandria fürchtend, schickten sie Gesandte an Alexander, um ihn zu besänftigen oder zu gewinnen. Der Erfolg dieser Gesandtschaften ist unbekant; auch starb Alexander bald nachher.

Kaum aber war dieses Meteor verschwunden, so erneuerten die Carthager wieder ihre Angriffe gegen Sicilien. Sie sandten ihren Feldherrn und Suffeten Hamilcar dahin, und dieser begünstigte den Agathocles, sich der Herrschaft von Syrakus zu bemeistern. Hamilcar glaubte, nichts könne den Carthagern gefährlicher seyn, als die Freiheit der Griechen; aber auch von ihren Tyrannen sollten sie nur Böses erfahren. Kaum sah sich Agathocles im Besitz der Herrschaft von Syrakus, so suchte er auch schon die übrige Insel in seine Gewalt zu bringen, und gerieth dadurch mit den Carthagern in Streit. Hamilcar, statt den Agathocles zu hemmen, vermittelte einen Frieden zwischen ihm und den Siciliern, nach welchem diese frei seyn, Syrakus aber die Hegemonie haben sollte. Die Carthager dagegen sollten im Besitz von Selinus, Himera und Heraclea bleiben. Hiedurch ward Agathocles als unumschränkter Gebieter anerkant. Die Carthager über ihren Feldherrn zürnend, verdamten diesen zum Tode, hielten aber das Urtheil noch geheim, bis er zurückgekehrt wäre. Doch Hamilcar kam ihrer Ahndung durch einen freiwilligen Tod zuvor. An seine Stelle wurde nun Hamilcar, Sohn des Gisgo, nach Sicilien gegen den Agathocles gesandt, und dieser wußte mit größerem Ernste aufzutreten. Zuvörderst hinderte er den Agathocles, sich Agrigent's zu bemächtigen, und rüstete dann ein großes Heer, um in Verbindung mit vielen syrakusanischen Exilirten ihm noch wirksamer die Spitze zu bieten. Ein Sturm zerstörte zwar einen Theil der Flotte, und die Carthager verloren einen großen Theil ihrer angesehensten Bürger im Schiffbruch, so daß zu Carthago, als Zeichen der Trauer, die Mauern mit schwarzen Tüchern behängt wurden; jedoch stellte Hamilcar durch neue Werbungen bald seine Macht wieder her, vereinigte mit sich viele Sicilier, die vor dem Wütherich Agathocles entflohen waren, und begegnete demselben bei dem Hügel Eknomos, im Gebiete von Gela, wo es zur Schlacht kam. Agathocles, der schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, wurde geschlagen und warf sich in Gela, um den Hamilcar dadurch von Syrakus abzuziehen; da dieser sich aber nicht irre machen ließ, und fast alle Städte von Agathocles abfielen, so sah dieser sich genöthigt, sich nach Syrakus zurückzuwenden und dort eine Belagerung zu bestehen. Da er aber, bei der allgemeinen Abneigung der Syrakusaner gegen ihn, die er durch jede nur mögliche Wuth und Grausamkeit aufgereizt hatte, einen unglücklichen Ausgang voraussehen mußte, so entwarf der kühne und gewaltige Mann, der, wenn er ein besseres Gemüth gehabt hätte, gewiß einer der größten Männer in der Geschichte genant werden müßte, einen ungeheuren Plan, der ihn rettete, und Carthago an den Abgrund des Verderbens brachte, und wenn auch es nicht stürzte, doch die schwache Seite der Republik so offenbarte, daß der Mitwelt und den Nachkommen dadurch eine für Carthago höchst verderbliche Lehre gegeben war. Agathocles segelte, nachdem er für die Treue der Syrakusaner Geißeln mit sich genommen, und seinem Bruder Antandrus den Befehl in der Stadt übertragen hatte, im Angesichte der carthagischen Flotte mit 60 Schiffen nach Afrika; landete, obgleich von jener verfolgt, glücklich, verbrante selbst seine Schiffe, um den Seinigen die Nothwendigkeit zu zeigen, entweder zu siegen oder zu sterben, und verbreitete nun nach allen Seiten seine Waffen. Die Carthager waren in äußerster Bestürzung, weil sie aus der Ankunft des Agathocles auf den Untergang ihres Heeres in Sicilien schlossen. Da sie aber hierüber Sicherheit erhielten, dachten sie an die Abwehr, und rüsteten unter Anführung des Hanno und Bomilcar (welche beide Strategen genant werden und von welchen Bomilcar einer der Suffeten war), ein Heer von 40,000 Mann zu Fuß, 1000 Reutern und 2000 Wagen, welches Heer aus den Bürgern der Stadt bestand, indem man theils die Kriegsvölker der

Digitized by Google

verbündeten Städte und aus dem Gebiete nicht erwarten oder ihnen nicht vertrauen durfte. Agathocles hatte während dessen schon einen großen Theil des carthagischen Gebiets erobert. Wo er gelandet ist, wissen wir nicht, indem die Lage der Stadt, die Diodor nent, (XX. 8.) Megalopolis, ungewiß ist. Doch ohne Zweifel landete er an der Ostküste des carthagischen Landes in der Provinz Byzacium, indem theils hierauf die Beschreibung von der Fruchtbarkeit des Landes, das wie ein Garten angebaut gewesen seyn soll, am besten paßt, theils wegen der sechstägigen Fahrt des Agathocles, die durch keine Hindernisse gehemt war, anzunehmen ist, daß er weiter in die Bucht der kleinen Syrte hinabsegelte, und es endlich auch gewiß ist, daß er in die Bucht, an deren Ende Carthago liegt, nicht einlief, weil sonst seine Ankunft sogleich in Carthago wäre bekant geworden; doch hierin brachten erst die Flüchtlinge aus dem Gebiete und die zurückkehrende carthagische Flotte selbst die Nachricht. Auch gibt Diodor die Entfernung von Leucotunis, wohin sich Agathocles nach der Eroberung von Megalopolis wandte, auf 2000 Stadien von Carthago an, welches 50 teutsche Meilen wären. — Die carthagischen Heerführer zogen dem Agathocles entgegen und lagerten sich auf einem Hügel. Agathocles lieferte ihnen die Schlacht, die sie wünschten, und schlug ihre 41,000 Mann mit etwa 14,000 Mann, die er bei sich hatte. Der Stratege Hanno fiel, und Bomilcar, welcher nach der Herrschaft in Carthago strebte, gab den Kampf auf, weil er es für nützlicher für sich hielt, wenn Agathocles die Carthager fortdauernd in Schrecken setzte. Daher zog er sich, als wäre er geschlagen, zurück in die Stadt, und Agathocles verheerte nun das ganze carthagische Gebiet, oder wiegelte die Unterthanen auf gegen Carthago, schlug sogar in der Nähe der Stadt sein Lager auf und schloß diese ein, während noch immer das carthagische Heer unter Hamilcar Syrakus belagerte. Aber auch hier waren die Carthager unglücklich. Ankandrus hielt sich, und ungeachtet die Carthager ihn durch die Nachricht vom Untergange des Agathocles zu täuschen suchten, so verweigerte er dennoch die Übergabe, bis vom Agathocles die Botschaft seines Sieges anlangte, welche die Seinigen so sehr ermuthigte, daß sie bald nachher den Hamilcar zurückschlugen und ihn selbst mit dem größten Theile seines Heeres tödteten. Die Carthager über diese Niederlage in der äußersten Bestürzung, beschlossen durch Opfer und Gaben die Gunst der Götter wieder zu erkaufen, und sandten deshalb große Geschenke nach Tyrus an den Herkules, ja sie sollen dem Kronos 500 Knaben geopfert haben. Aber sie versöhnten die Götter nicht. Agathocles eroberte nach einander Adrumetum, Thapsus, Tunis und viele andere Städte (gegen 200 nach Diodor) und herrschte fast willkürlich im carthagischen Gebiete, durchzog die fernsten Theile desselben, machte mit numidischen oder libyschen Fürsten Bundesgenossenschaft, und lockte sogar den Ophellas von Cyrene mit einem Heere nach Carthago, und vereinigte dieses Heer, nachdem er den Anführer ermordet hatte, mit seinen Scharen. So schien Carthago verloren, denn nicht nur drängte von außen ein Feind, wie Carthago ihn noch nie gesehen hatte, sondern auch von innen brachte der Verräther Bomilcar dem Gemeinwesen Gefahr, indem er seine Würde als Suffet und Stratege dazu benutzte, um sich zum Tyrannen von Carthago zu machen. Jedoch zwangen die Angelegenheiten Siciliens den Agathocles, welcher nach dem Untergange des Ophellas und nach der Eroberung von Utica den königlichen Namen angenommen hatte, zur Rückkehr nach Sicilien, indem er, da er die Carthager für besiegt hielt, den Widerstand der Sicilier jetzt beendigen zu können hoffte, und vielleicht nach Unterwerfung der Sicilier auch an die Eroberung von Süd-Italien dachte. Agathocles ließ seinen Sohn Archagathus mit dem Heere als Befehlshaber in Afrika zurück und schiffte mit 2000 Mann hinüber nach Sicilien; doch war Agathocles weder in Sicilien glücklich, noch gelang seinem Sohne eine Unternehmung gegen Carthago. Dieser theilte seine Macht und wurde so von den Carthagern überfallen und sein Heer größtentheils aufgerieben. Agathocles eilte nach Afrika zurück; aber hier war einmal das Glück von ihm gewichen. Das Lager der Carthager gerieth in Brand; und statt daß die Scharen des Agathocles dieses hätten benutzen sollen, so ergriff sie ein panischer Schrecken, der die Auflösung fast des ganzen Heeres zur Folge hatte. Das aufrührerische Heer fesselte den Agathocles, der nur mit Mühe ihrer Wuth sich entzog und nach Sicilien zurückfloh, wo er nur mit der größten Anstrengung sich endlich in Syrakus wieder festsetzen konte. Die in Afrika zurückgelassenen Krieger des Agathocles ermordeten dessen Söhne Archagathus und Heraclidas, und machten für sich einen Frieden mit Carthago, den dieses ihnen gern gewährte, und sie größtentheils in seinen Sold nahm. So von den auswärtigen Feinden befreit, gelang es der Stadt, auch den innern Feind zu besiegen. Bomilcar, der schon im Besitz des größten Theils von Carthago war, wurde wieder hinausgetrieben und in die Vorstädte geworfen, wo er mit seiner Rotte gefangen genommen wurde und den Kreuzestod starb. Nach des Agathocles Entfernung sandten die Carthager sogleich wieder ein Heer nach Sicilien, allein dieses scheint dort nichts Bedeutendes haben unternehmen können. Bald wurde ein Friede mit dem Tyrannen unterhandelt, in welchem die Carthager für den Besitz der Städte, welche sie sonst schon gehabt hatten, dem Agathocles 300 Talente und 200,000 Scheffel Getreide gaben, woraus sich, da Agathocles damals durchaus nicht furchtbar war, die Schwäche der Republik ergibt. In der Folge zwar beabsichtigte Agathocles noch einmal einen Angriff gegen die Carthager, wurde aber darin vom Tode unterbrochen. — Auch in den folgenden Zeiten, nach des Agathocles Tode, als Sicilien noch immer der Schauplatz innerlicher Verwirrungen und Kriege war, suchten die Carthager ihren Plan in Sicilien zu verfolgen, doch mit geringer Anstrengung und mit wenigem Glück; auch fehlen uns die genauern Nachrichten darüber. Die Erschöpfung der Republik hinderte ein kräftiges Auftreten. Mäno, der Mörder des Agathocles, ward von Carthago aus unterstützt und machte sich zum Tyrannen von Syrakus; die Syrakusaner mußten sogar 400 Geißeln geben. Dennoch wurde Mäno bald vom Hicetas vertrieben, und obschon dieser von den Carthagern eine Niederlage am Flusse Te-

Digitized by Google

rias erlitt, so konte diese es doch nicht hindern, daß in Syrakus Thynion und Sosistratus um die Herrschaft stritten, und daß die Söldner des Agathocles auf ihrem Heimwege nach Italien sich treuloser Weise der Stadt Messana bemächtigten, in welcher sie von dem an unter dem Namen der Mamertiner schalteten. Ein wilder und gesetzloser Zustand war auf der Insel allgemein, und diese hätte nothwendig in die Gewalt der Carthager gerathen müssen, wenn diese damals von den langen Kriegen und der inneren Zerrüttung, besonders aber von den Wunden, die ihnen Agathocles in Afrika geschlagen hatte, schon einigermaßen wieder sich erholt gehabt hätten. Darauf deutet auch wol hin, daß Carthago in dieser Zeit 2mal sein Bündniß mit Rom erneuerte; oder wenn bei den Widersprüchen der Schriftsteller diese 2 Erneuerungen wol nur auf eine einzige zusammenfallen möchten, so scheint doch der Zusatz des Livius, daß diese Erneuerung von Carthago aus gesucht worden sey, zu bestätigen, in welcher bedrängten Lage sich diese Stadt damals befand.

Bald auch erhob sich gegen die Carthager ein neuer Feind, der ganz besonders die Aufmerksamkeit derselben auf sich zog und zur Wachsamkeit sie auffoderte. Der epirotische Pyrrhus, ein tapferer, talentvoller und vor allen seinen Zeitgenossen kriegskundiger König, hatte damals durch Geschick und Glück im Westen Griechenlands ein mächtiges Reich gegründet, und fühlte in sich den Beruf, dem macedonischen Alexander nachahmend, auch andere entlegenere, durch Meere geschiedene Völker zu unterjochen. Sein Auge war zunächst auf Italien, dann aber auf Sicilien, Sardinien und Carthago gerichtet, und bei den Hilfsmitteln, die er besaß, bei seinem Ruhm, als der größte Heerführer der Zeit, besonders aber bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Länder, gegen welche er zunächst nun seine Waffen wenden konte, schien es für ihn nicht ganz unmöglich zu seyn, seine Pläne zu verwirklichen. Italien war freilich damals größtentheils schon unterjocht von den Römern, aber nach einem 50jährigen alles verheerenden Kriege, und auf die Hilfe und Unterstützung seiner neuen Unterthanen konte sich Rom nicht verlassen, vielmehr, sobald es in Italien angegriffen wurde, standen alle diese als Feinde mit dem Angreifer gegen Rom. War aber die römische Oberherrschaft über Italien zertrümmert, wer konte dann dem Pyrrhus wehren, über die schmale Meerenge nach Sicilien zu gehen, und es war eben so wahrscheinlich, daß dorthin Pyrrhus von den Siciliern eben sowol als Befreier vom carthagischen Joche gerufen werden würde, als die Italier in ihm einen Befreier vom römischen Joche erkanten. Wie hätte also Carthago, wenn Pyrrhus mit der Kraft Italiens nach Sicilien kam, diesem dort im Kampfe widerstehen können! Und was Carthago vom Pyrrhus nach Eroberung Siciliens zu gefahren hatte, wenn er dann etwa auch nach Afrika überzusetzen sich entschlösse, das hatte Agathocles zur Genüge gelehrt. Daher war es die Aufgabe für die carthagische Politik, diesem Plane des Pyrrhus bei Zeiten zu begegnen, und es gebührt der Weisheit der Republik das Lob, daß nichts versäumt worden ist, was zu diesem Zwecke dienen konte. Mit einem Scharfblicke, der weit über die politische Beschränktheit jenes Zeitalters hinausreicht, schlossen sie den Römern sich an, erneuerten die freundlichen Verhältnisse, die schon früher mit diesem Volke angeknüpft worden waren, und aus einem allgemein gestellten Vertrage, welcher nur Gleichheit und Wechselseitigkeit des Rechts bedingte, ward nun ein förmliches Offensiv- und Defensiv-Bündniß zu einem bestimten Zwecke. Jedoch die Römer, groß im Glück wie im Unglück, am größten aber in der Selbstschätzung und Selbstbeherrschung, nahmen die Hilfe nicht an, welche die Carthager darboten; denn so sehr auch den Römern, bei dem gänzlichen Mangel an Kriegsschiffen, eine carthagische Flotte zum Gebrauch gegen den Pyrrhus hätte erwünscht seyn müssen, so schlugen sie dennoch, als Mago mit einer Flotte von 120 oder 130 Schiffen, wahrscheinlich den Statuten des Vertrages gemäß, anlangte, diese Hilfe aus, weil sie nicht zugeben zu dürfen glaubten, daß ein Reich, das durch eigne Kraft gegründet wäre, durch fremde Kräfte vertheidigt würde. Mago aber blieb nicht unthätig; denn wenn er auch nicht Gelegenheit fand, an den italischen Küsten, selbst mitkämpfend, eine Rolle zu spielen, so versuchte er doch als Friedensvermittler zwischen Pyrrhus und den Römern sich geltend zu machen, und da dieses nicht gelang, so lag er auf der Lauer, um Sicilien zu hüten, damit es nicht mit dem Pyrrhus gemeinsame Sache machte und das carthagische Joch abwürfe. Ganz besonders aber trachteten nun die Carthager, während die Römer und Pyrrhus in Italien einen wechselseitig verderblichen und vernichtenden Kampf führten, durch Anstrengung aller Kraft inzwischen die Eroberung Siciliens zu vollenden, und belagerten Syrakus zu Wasser und zu Lande mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Landheer von 50,000 Mann. Die Syrakusaner jedoch sandten in der äußersten Noth eine Botschaft an Pyrrhus, und flehten ihn an, nach Sicilien zu kommen, und da der italische Krieg, durch den fast unnatürlichen Widerstand, den die Römer ihm entgegensetzten, nicht eben nach seinem Wunsche ausfiel, so beschloß Pyrrhus dieser Einladung zu folgen, um auf Sicilien leichtere Lorbeeren zu ernten. Pyrrhus schiffte 277 von Tarent nach Tauromenium hinüber, ward vom Tyrannen Tyndarion freundlich aufgenommen, zog gegen Syrakus, von wo bei seiner Ankunft die Carthager sich zurückzogen, versöhnte den Thynion und Sosistratus, welche sich in die verschiedenen Stadttheile von Syrakus getheilt hatten, mit einander und mit den Syrakusanern, gewann darauf Agrigent und mehre andere Städte, vereinigte ein ansehnliches sicilisches Heer mit sich, und eroberte nun eine Stadt der Carthager nach der andern, Heraclea, Selinus, Segesta, Eryx, Panormus u. a. Zuletzt aber brach sich vor Lilybäum, das die Carthager aufs äußerste vertheidigten, seine Macht. Mehre Friedensanträge der Carthager wies er ab, denn die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß die Carthager ganz Sicilien räumen sollten; und schon ging er damit um, nach Afrika selbst sein Heer hinüberzusetzen und die Carthager dort anzugreifen, als die Lage der Dinge auf Sicilien sich plötzlich änderte. Die Carthager nämlich, indem sie sich nicht im Stande sahen,

Digitized by Google

dem Pyrrhus, da alle Sicilier offen oder insgeheim sich für ihn erklärten, im Felde zu widerstehen, und da sie fürchten mußten, nach Verlust einer einzigen Hauptschlacht alles zu verlieren, schränkten sich auf den Vertheidigungskrieg ein, und beschlossen die Zeit abzuwarten, indem sie wol einsahen, daß die Begeisterung, mit welcher die Sicilier an Pyrrhus hingen, sich bald würde abgekühlt haben. Insgeheim aber waren sie auf alle Weise thätig, den Widerwillen, der bei der Anmaßung und dem Übermuthe des Pyrrhus sich gar bald bei den Sicilern erzeugt hatte, anzuschüren und anzufachen, und als dieser nun übermäßige Opfer von den Sicilern verlangte, ihre Führer und Fürsten beleidigte, den Thynion sogar ermordete, so brach die Empörung allgemein aus, und die Carthager hatten nun erreicht, was sie wollten. Ein großer Theil der sicilischen Griechen, besonders die Syrakusaner, schlossen sich nun wieder an die Carthager an, Hilfsvölker kamen ihnen sogar aus Italien und Pyrrhus sah sich in kurzem genöthigt, alle seine Eroberungen wieder aufzugeben und den ersten schicklichen Vorwand zu benutzen, um die Insel wieder zu verlassen. Da die Samniten und Tarentiner ihn dringend zur Rückkehr nach Italien aufforderten, leistete er ihnen Folge, überließ Sicilien seinem Schicksale, und schiffte sich auf der Meerenge ein nach Rhegium. Aber ungeachtet er eine Flotte von 110 Kriegsschiffen hatte, so überfielen ihn die Carthager und zerstörten seine Flotte, von welcher sie 70 Schiffe versenkten und die übrigen bis auf 12 unbrauchbar machten, mit welchen Pyrrhus nach Locri entkam.

Auf diese Weise vom Pyrrhus befreit, trachtete Carthago mit neuem Eifer nach der Vollendung der Eroberung Siciliens. Aber hier traten jetzt 2 neue Gegner auf, welche mit jungen Kräften aufs neue wieder den Carthagern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten; nämlich Hiero II. von Syrakus und die Mamertiner in Messana; und die Kämpfe mit diesen erfüllen die nächstfolgenden Jahre; doch ward der Theil der Insel, der nicht dem Hiero und den Mamertinern gehörte, allmählig immer mehr und mehr den Carthagern zinsbar, und da jene bald selbst mit einander in Streit geriethen, so lauerten diese auf die Gelegenheit, um beide, ohne großen Aufwand von Macht, zu vernichten. Als Hiero die Mamertiner bei Mylä, am Flusse Longanus, schlug und bedeutend schwächte, nahmen sie sich der Unterliegenden an und zogen mit einem Heer in ihre Nähe, um sie gegen Hiero's Übermacht zu schützen oder selbst diese Gelegenheit zu benutzen, Messana zu erobern; vorzüglich aber mochten sie wol deshalb auf Messana ein besonderes wachsames Auge haben, weil sie von dort her Gefahr von den Römern fürchteten. Und wirklich brach, noch ehe Sicilien, das Ziel 500jähriger Anstrengungen, ganz erobert war, der Krieg mit den Römern aus, wodurch Sicilien für immer verloren ging.

Nach gänzlicher Unterwerfung Unter-Italiens, und seitdem den Römern ganz Italien vom Flusse Macra bis nach Rhegium und Locri gehörte, konte es ihnen nicht gleichgiltig seyn, wenn Sicilien der Herrschaft des übermächtigen Carthago's unterworfen wurde. Auch konte ein Stat wie Rom, der erobernd so weit schon vorgedrungen war, seiner Natur nach nicht stille stehen, sondern mußte fortschreiten, und wo das Land seinen Unternehmungen fehlte, jenseit des Meeres eine neue Laufbahn für Eroberungen und Siege suchen. Hiezu war Sicilien am gelegensten, und schon Pyrrhus hatte geahnet, daß diese herrliche Insel nunmehr der Kampfplatz für Rom und Carthago werden würde. Auch den Carthagern war dieses nicht verborgen geblieben, und deshalb hatten sie, nachdem sie selbst nur von Pyrrhus befreit waren, alle Sorge getragen, daß Tarent nicht in die Gewalt der Römer kommen möchte. Polybius zwar hat die Ansicht, daß die Römer durch ihre Einmischung in die Angelegenheiten der Mamertiner die erste Ursache und Veranlassung zum Kriege gegeben hätten; aber diesem widerspricht nicht nur Livius, welcher ausdrücklich sagt, daß die Carthager, indem sie mit einer Flotte den Tarentinern beigestanden, das Bündniß gebrochen hätten, (was auch noch XXI. 10. in der Rede des Hanno wiederholt und weitläufiger von Orosius ausgeführt wird), sondern auch Polybius gibt uns I. 15. genugsam zu verstehen, daß noch ganz andere Ansichten über die Ursache des Krieges bei den Schriftstellern, namentlich bei Philinus und Fabius, sich fanden. Es wäre auch schwer zu begreifen, wenn die Carthager, die im Besitz einer so mächtigen Flotte waren, und von den Römern so leicht nichts zu fürchten hatten, dem Falle Tarent's so ruhig zugesehen hätten, und der Einwurf, den man machen könte, daß die Römer, wenn die Verträge von den Carthagern gebrochen worden waren, dieses wol schwerlich bis ins 8te Jahr ungeahndet gelassen hätten, widerlegt sich von selbst durch die Art der Carthager Einmischung, wie sie Orosius erzählt, besonders aber durch den Umstand, daß es den Römern noch an einer schicklichen Gelegenheit zur Rache an Carthago, zumal da sie bei Tarent ihren Zweck erreicht hatten, fehlte. Als aber die Mamertiner, von Hiero und den Carthagern zugleich gedrängt, sich nach Rom um Hilfe wandten, so entschlossen sich die Römer erst nach langem Bedenken zu einem Kriege, dessen Wichtigkeit und Bedeutung sie wol ahneten, und der ihnen um so gefährlicher werden mußte, als sie keine Seemacht besaßen, die es mit der carthagischen hätte aufnehmen können. Doch ihr Verhängniß riß beide Völker mit sich fort. — Die Römer sandten 264 den Consul Appius Claudius mit einem Heere den Mamertinern zu Hilfe, und dieser ging mit Begünstigung der Strömung auf Flößen über die Meerenge, zog in Messana ein, in Übereinstimmung mit den Einwohnern, welche die Carthager aus der schon von ihnen besetzten Burg vertrieben, und schlug dann an einem Tage das Heer des Hiero in die Flucht und versprengte das carthagische Heer, so daß er in der Folge bis nach Syrakus vordringen und zur Belagerung der Stadt selbst Anstalt machen konte. Als nun im folgenden Jahre die Römer beide Consuln mit ihren Heeren nach Sicilien hinüber schickten, und diesen mehre Städte der Syrakusaner und Carthager zufielen, so beschloß Hiero von der carthagischen Partei zur römischen überzugehen, und unterhandelte mit den Consuln wegen des Friedens, den die Römer ihm unter sehr günstigen Bedingungen zu-

Digitized by Google

gestanden, da' ihr Interesse erfoderte, eine Macht für sich zu gewinnen, welche durch eine Flotte, die ihnen fehlte, sie zu unterstützen im Stande wäre. Die Carthager dagegen, welche einen so schnellen Ausbruch des Krieges mit Rom wol nicht erwartet hatten, machten nun größere Zurüstungen, und mit zahlreichen, in Gallien, Ligurien und Hispanien geworbenen Söldnerschaaren traten sie jetzt in Sicilien auf, indem sie Agrigent zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen machten. Aber die römischen Consuln, von Hiero thätig unterstützt, schlugen die carthagischen Feldherren Hanno und Hannibal, und eroberten endlich, nach vielen Verlusten und Bedrängnissen 262 Agrigent, das schwer dafür büßen mußte, daß es sich den Carthagern ergeben hatte; worauf denn auch die meisten sicilischen Landstädte zu den Römern im folgenden Jahre übertraten. Um nun auch die Seestädte, welche die Carthager durch ihre Flotten noch behaupteten, zu erobern, beschlossen die Römer auch eine Seemacht sich zu verschaffen, und baueten in schleuniger Eile eine Flotte von 120 Kriegsschiffen, und nach Verlauf von 60 Tagen war, wie die Römer erzählen, diese Flotte zum Auslaufen bereit. Zwar war der Consul Cornelius Scipio so unglücklich, mit 17 Schiffen bei Lipara von den Carthagern gefangen genommen zu werden; aber nun erhielt C. Duilius den Oberbefehl über die Flotte, und dieser schlug an der Küste von Mylae die carthagische Flotte unter Hannibal, indem er durch die von ihm erfundenen Enterma schienen den Seekampf in eine Landschlacht verwandelte, so vollkommen, daß die Carthager 50 Schiffe verloren, und Hannibal mit dem Rest seiner Flotte in der größten Bestürzung nach Carthago zurückkehrte. Duilius erntete für diesen Sieg bei seinem Volke unsterblichen Ruhm, und Hannibal entging nur durch List jetzt noch dem Kreuzestode; und wirklich war Carthago durch diese unerwartete Niederlage so sehr gelähmt worden, daß die Römer es wagen konten, jetzt auch Sardinien und Corsika mit ihren Flotten anzugreifen, den Carthagern bedeutende Niederlagen dort zuzufügen und auf beiden Inseln sich festzusetzen, während ihr Landheer auf Sicilien eine Stadt nach der andern eroberte. Ja die Römer wurden durch den Lauf ihrer Siege so kühn gemacht, daß sie schon daran dachten, den Krieg nach Afrika selbst zu versetzen, und 256 brachen sie mit einer Flotte von 330 Schiffen, unter Anführung des L. Manlius und M. Atilius Regulus von Messana auf, um nach Afrika zu segeln. Bei Ecnomos kamen ihnen die Carthager mit 350 Schiffen entgegen unter Hanno und Hamilcar. Die Carthager verloren in der Schlacht 94 Schiffe und ihre ganze Flotte wurde zerstreut, und ungesäumt segelten nun die Römer hinüber nach Afrika, wo sie bei Clupea landeten, diese Stadt eroberten, ungeheure Beute in der Umgegend machten, und darauf die Flotte nach Sicilien zurückschickten, während Regulus mit nur 40 Schiffen und 15,500 Mann Landtruppen in Afrika zurückblieb. Die Carthager sahen nun dasselbe Schicksal wieder nahen, das ihnen 50 Jahr früher Agathocles bereitet hatte, ja sie mußten ein noch schlimmeres fürchten, weil die Römer gefährlichere Feinde waren, als ein griechischer Tyrann hatte seyn können. Sie erwählten 3 Strategen, den Hasdrubal, Bostar und Hamilcar (Barcas [1]), welcher letztere noch bei Heraclea auf Sicilien stand, und welchem daher sein Amt, wahrscheinlich auf außerordentliche Weise, verlängert wurde. Hamilcar und Hasdrubal beschlossen sodann das carthagische Gebiet gegen den Regulus zu vertheidigen; jedoch als sie sich bei Adis dem Regulus, der diese Stadt belagerte, entgegenstellten, wurden sie von den Römern angegriffen, und obgleich das carthagische Fußvolk tapfer stritt, gänzlich geschlagen, so daß sie 17000 Todte und 5000 Gefangene verloren. In Folge dieser Schlacht ward fast das ganze carthagische Gebiet von den Römern erobert oder besetzt, Regulus nahm Tunis ein, und eine große Anzahl Städte ergab sich ihm ohne Schwertstreich (die Zahl dieser Städte wird wol sehr übertrieben auf 300 angegeben) und er machte sogar schon Anstalt zur Belagerung Carthago's selbst. Da sank den Carthagern der Muth, und sie schickten an den Regulus Unterhändler wegen des Friedens, den Regulus auch gern abgeschlossen hätte, da er die Sendung eines Nachfolgers fürchtete, der ihm den Ruhm der Beendigung des Krieges vorweg genommen hätte. Aber Regulus mußte sich an die Bedingungen halten, welche ihm für den Fall des Friedens von Rom aus vorgeschrieben waren, und verlangte daher von den Carthagern die Abtretung Sicilien's und Sardinien's, die unentgeldliche Rückgabe aller römischen Gefangenen und Auslösung der carthagischen, Erstattung der Kriegskosten und die Erlegung eines jährlichen Tributs, so wie auch, daß sie keinen Krieg führen oder kein Bündniß schließen sollten, ohne Zustimmung der Römer, selbst nicht mehr als 1 Kriegsschiff halten, die Römer aber mit 50 Dreiruderern in ihren Kriegen unterstützen: Bedingungen, die von Carthago die Antwort herbeiführten, daß ein solcher Friede ja um nichts besser seyn würde, als die Eroberung ihrer Stadt selbst; und deshalb zogen die Carthager es vor, den Krieg wieder zu erneuern und das Glück noch ein Mal zu versuchen. Und das Glück bot ihnen dies Mal einen Mann dar, der im Stande war, die Republik in kurzer Zeit vom Untergange zu retten. Ein griechischer Abenteurer, der Lacedämonier Xanthippus, war mit einer Werbung aus Griechenland nach Carthago gekommen, und da er öffentlich geäußert hatte, daß nur die Ungeschicklichkeit der Feldherren Ursache an den Niederlagen der Carthager wäre, so hatte ihn der carthagische Senat zu Rathe gezogen, und die Strategen selbst

1) Polybius, Zonaras und Nepos scheinen nichts davon zu wissen, daß dieser Hamilcar, der später so berühmte Hamilcar Barcas, der Vater des Hannibal gewesen sey, ja sie lassen keinen Zweifel, daß dieser ein anderer gewesen sey, als jener. Doch Cicero de officiis III. 26. nent ihn ausdrücklich den Vater des Hannibal: M. Atilius Regulus quum consul iterum in Africa ex insidiis captus esset, *duce Xanthippo Lacedaemonio, imperatore autem patre Hannibalis Hamilcare*, juratus [missus est etc. — Diese Notiz ist immer interessant; wäre nur nicht Cicero ein so schlechter Gewährsmann in historischen Dingen. —

hatten ihm die Leitung des Krieges übertragen. Xanthippus gewann bald das Zutrauen nicht nur der Behörden, sondern auch der Krieger, die er unablässig in den Waffen übte, und nach kurzer Zeit zog er mit einem Heere von 12000 Mann Fußvolk, 4000 Reutern und 100 Elephanten, auf welche er hauptsächlich die Hoffnung des Sieges gründete, gegen den Regulus in den Kampf. Die Römer waren durch Verstärkung aus den von den Carthagern abgefallenen Provinzen zu einem Heere von 30,000 Mann angewachsen, und hatten also bedeutend die Übermacht. Dennoch lagerte sich Xanthippus nicht, wie die früheren Feldherren gethan hatten, auf Anhöhen, sondern in der Ebene, um von seiner Reuterei und den Elephanten den besten Gebrauch machen zu können; und so geschah es denn auch. Die carthagische Reuterei schlug die römische sogleich in die Flucht; die Elephanten brachten die römische Schlachtreihe in Verwirrung, und der Angriff der carthagischen Phalanx entschied dann die Schlacht zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres, das bis auf 2000 Mann niedergehauen wurde. 500 Römer, mit ihnen der Consul, wurden gefangen. Dieser merkwürdige Sieg, den unter dem Oberbefehl des Hamilcar die Kriegskunde und das Talent des Xanthippus erfochten hatte, rettete plötzlich Carthago vom Untergange. Freilich erlitten die Carthager bald nachher eine nicht unbedeutende Niederlage zur See am Vorgebirge Hermäum, indem sie es hatten hindern wollen, daß die bei Clupea eingeschlossenen 2000 Römer, welche aus der Schlacht bei Tunis sich gerettet hatten, von der römischen Flotte befreit würden; aber dagegen überfiel die römische Flotte ein Sturm beim Vorgebirge Pachynum, der ihre ganze Flotte von 350 Schiffen bis auf 80 zerstörte, so daß die Carthager fürs erste von den Römern nichts mehr zu befürchten hatten. Die Carthager erhielten daher Zeit, ihren Verlust wieder herzustellen; und da Xanthippus es für's rathsamste hielt, um dem Neide, der ihn verfolgte, zu entgehen, mit der ihm gewordenen reichen Belohnung wieder in sein Vaterland zurückzukehren, so sandten die Carthager Flotte und Heer, unter Anführung des Hasdrubal und Carthalo nach Sicilien hinüber, welche Agrigent eroberten und zerstörten. Dagegen aber rüsteten auch die Römer wieder eine Flotte von 300 Schiffen, eroberten eine der wichtigsten Städte der Carthager auf Sicilien, Panormus, und wagten sogar wieder eine Landung in Afrika, die aber mislang, indem die römischen Schiffe auf Sandbänke geriethen und die Carthager die Küste besetzt hatten; und da bald nachher ein Sturm wieder die Hälfte der römischen Flotte zerstörte, so gaben die Römer den Seekrieg auf und beschlossen den Krieg zu Lande allein auf Sicilien fortzusetzen; doch auch hier ward mehre Jahre nichts von Bedeutung ausgeführt, indem die veränderte Taktik, die Xanthippus im carthagischen Landheer eingeführt hatte, auch dieses jetzt den Römern gefährlich machte. So wagte es denn 250 Hasdrubal von Lilybäum aus, das die Carthager jetzt zu ihrem Hauptwaffenplatz auf Sicilien gemacht hatten, den römischen Proconsul Metellus bei Panormus anzugreifen; allein er wurde geschlagen, indem die Elephanten, die bei Tunis das römische Heer vernichtet hatten, nun den Carthagern selbst zum Verderben gereichten; denn von den Römern wild gemacht und zurückgetrieben, brachten sie das carthagische Heer in Unordnung, und dieses wurde nun von den Römern leicht niedergehauen. Die Römer erbeuteten 100, nach anderen noch mehre Elephanten, die des Metellus Triumph verherrlichten; Hasdrubal aber büßte seine Niederlage mit dem Kreuzestode. Durch diesen Sieg ermuthigt, dachten die Römer, nachdem die Friedensversuche, die der gefangene Regulus nach dem Willen der Carthager in Rom machen mußte, mißglückt oder abgewiesen worden waren, wieder an einen Feldzug gegen Afrika, und rüsteten zu dem Ende wieder eine Flotte aus von 240 Schiffen; auch beschlossen sie vorher Lilybäum zu erobern, weil sie von dort aus den kürzesten Weg nach der carthagischen Küste hatten. Aber die Carthager vertheidigten Lilybäum mit der äußersten Anstrengung und Tapferkeit, und ungeachtet die Römer den Hafen durch einen Damm zu verschließen suchten und durch eine Flotte sperrten, so gelang es doch den Carthagern die Stadt immer wieder aufs neue zu verproviantiren, und durch unausgesetzte Ausfälle ward das Landheer der Römer aufgerieben. Und als nun der römische Consul Claudius Pulcher einen Versuch mit der Flotte gegen Drepanum machte, um dieses wenigstens zu erobern, so ward er von dem Befehlshaber der carthagischen Flotte Adherbal angegriffen und verlor 93 Schiffe mit der Mannschaft; und da eine neue Rüstung der Römer unter dem Consul Junius Pullus gleichfalls keln glückliches Resultat hatte, und die römische Flotte von 120 Schiffen, theils von den Carthagern, theils vom Sturme zerstört wurde: so schien das Glück sich so entscheidend für die Carthager zu erklären, daß es den Anscheln hatte, als würden die Römer nicht länger den Carthagern den Besitz Sicilliens streitig machen können. Dazu kam, daß eben damals die Carthager zum Befehlshaber ihrer Flotte den Hamilcar Barcas machten, der mit der größten Einsicht und nicht ohne Glück nun mehre Jahre, zuerst, wie es scheint, in untergeordneter Stellung, dann aber als Stratege den Krieg gegen die Römer führte. Hamilcar plünderte nämlich mit seiner Flotte die Küsten Italiens bis nach Cumä hinauf, befestigte auf Sicilien, in der Nähe von Panormus die Höhe Epiercte, die er zu seinem Waffenplatze machte, und von wo aus er die Römer unaufhörlich beunruhigte und angriff, und besetzte die Stadt Eryx, deren höher liegende Burg die Römer inne hatten. Auf diese Weise zeigte sich Hamilcar thätig vom Jahre 248 bis 242, freilich nur im kleinen Kriege, aber auch hier immer bedeutend, weil die Römer durch ihn verhindert wurden, ihren Hauptzweck, nämlich die Eroberung von Lilybäum und Drepanum, mit mehr Nachdruck zu verfolgen. Deshalb beschlossen die Römer, eine neue Flotte mit verbesserter Bauart auszurüsten, indem sie wol einsahen, daß ohne eine bedeutende Seemacht Lilybäum und Drepanum nicht erobert werden könten, und so erschien denn plötzlich, ehe die Carthager es ahndeten, der Consul Lu-

Digitized by Google

tatius Catulus 242 mit einer zahlreichen Flotte vor Lilybäum und Drepanum, deren Belagerung nun auf's eifrigste fortgesetzt wurde. Die Carthager, welche nun gezwungen waren, auch wieder eine Flotte auszurüsten, sandten den Hanno mit 400 Schiffen (die aber nicht alle Kriegsschiffe waren) ab, um Eryx, das auch von den Römern belagert wurde, zu verproviantiren, und dort den Hamilcar mit einem Theile seiner Mannschaft einzunehmen. Aber der Consul Catulus kam dem Hanno zuvor, und zwang ihn, ehe er noch seine Schiffe entladen konte, bei den ägatischen Inseln zur Schlacht, die dann Hanno unter den ungünstigsten Umständen liefern mußte. 50 carthagische Schiffe wurden versenkt, 70 andere mit 10,000 Mann erobert, die übrige Flotte nach Carthago zurückgetrieben, wo Hanno mit dem Tode sein Unglück büßen mußte. — Diese Niederlage der Carthager entschied den Ausgang des Krieges. Die Carthager waren freilich nicht so erschöpft, daß sie nicht im Stande gewesen wären, den Krieg noch länger fortzusetzen; denn daß es ihnen nicht an Hilfsmitteln fehlte, bewies der nächstfolgende Söldnerkrieg, und über die Kräfte ihres States täuschten sich gewiß die Carthager nicht. Aber sie sahen sehr wol ein, daß sie nicht im Stande seyn würden, eine neue Rüstung zu beendigen, ehe die belagerten Städte Lilybäum, Drepanum und Eryx, welche ihnen allein fast noch auf Sicilien übrig geblieben waren, und welche an allem Mangel litten, von den Römern zur Übergabe gezwungen werden mußten. Daher sahen sie zur Rettung ihrer Heere kein anderes Mittel, als den Frieden, welchen zu unterhandeln sie dem Hamilcar den Befehl und die Vollmacht ertheilten. Hamilcar, der nach einem vergeblich versuchten Ausfalle, noch immer in Eryx eingeschlossen war, gehorchte, vor Unmuth knirschend, dem Befehle seiner Mitbürger, und schloß mit dem Catulus einen Waffenstillstand ab, durch welchen er freilich die Heere der Republik rettete, aber zu den demüthigenden Bedingungen sich verstehen mußte, daß Carthago die Oberherrschaft über Sicilien und die umliegenden Inseln aufgeben, die römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern, und eine bedeutende Kriegssteuer in bestimten Fristen bezahlen sollte. Nach Abschluß dieses Waffenstillstandes zog Hamilcar sofort die carthagischen Besatzungen aus den belagerten Städten und schickte sie nach Carthago, weil Catulus auch gefordert hatte, daß Hamilcar mit seinen Kriegern die Waffen strecken und durch's Joch gehen sollte, und Hamilcar fürchtete, daß wenn der römische Senat etwa die Friedensbedingungen verwürfe, er sich und die seinigen gegen die Schande nicht würde schützen können. Wirklich änderten auch die 10 Männer, welche zur Abschließung des Friedens von Rom aus gesandt wurden, die Bedingungen des Catulus dahin ab, daß die Carthager nicht in 20, sondern in 10 Jahren 2200 euböische Talente und außerdem noch 1000 Talente sogleich bezahlen sollten. Die Ausdrücke hinsichtlich der Friedensbedingungen wurden übrigens, theils wegen der Eile, mit welcher Hamilcar verfahren war, theils wol auch mit Absicht von den Römern, um immer wieder eine Veranlassung zu Vergrößerungen oder zum Kriege zu haben, sehr unbestimt gestellt; und so geschah es, daß nicht klar ausgesprochen wurde, welche Inseln die Römer unter den Inseln um Sicilien herum verstanden wissen wollten; die Carthager begriffen darunter die kleinern Inseln, etwa die ägatischen und liparischen Inseln; die Römer aber stützten sich später auf diesen Artikel, als sie die Gelegenheit wahrnahmen und auch Sardinien und Corsika besetzten. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob die Römer nach dem Frieden Sardinien und Corsika ganz wieder aufgegeben haben, nachdem sie beide Inseln im Jahre 259 besetzt hatten; wenigstens bestimt wird es nirgends gesagt, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Carthager nach der Niederlage des Regulus, wieder festen Fuß auf Sardinien und Corsika faßten, so schließt dieses doch nicht aus, daß nicht die Römer auch einige Besitzungen dort behalten haben konten. So also scheinen die Römer auch nach dem Frieden noch wenigstens einen Theil von Sardinien und Corsika behauptet zu haben, indem die Carthager keine Zeit hatten, sich nähere Erklärungen über die Artikel des Friedens geben zu lassen, und mit allem zufrieden seyn mußten, was die Römer damals dictirten. Auch ward im Frieden noch ausgemacht, daß die Carthager den Hiero nicht mit Krieg überziehen sollten, daß kein carthagisches Kriegsschiff sich den Küsten Italiens oder der mit Rom verbündeten Länder nähern dürfte, oder daß sie Söldner in Italien würben. Vielleicht aber wurde gar nicht ein Mal ein bestimtes Document über den Frieden ausgefertigt, und daher auch wol die verschiedenen Ansichten, die sowol bei den verschiedenen Schriftstellern, als auch bei den Statsmännern späterer Zeiten über diesen Frieden sich finden. Denn indem Polybius und Livius den Hamilcar sich beklagen lassen über die römische Treulosigkeit, die den Carthagern Sardinien widerrechtlich entrissen hätte, so läßt Sallust (Bell. Cat. 51. 4.) den Cäsar auf's bestimteste sagen, daß die Römer auch in den punischen Kriegen nie ihr eigenes Glück gemisbraucht, oder die Treulosigkeit ihrer Feinde wieder mit Treulosigkeit vergolten hätten.

Durch diesen unglücklichen Ausgang des ersten Krieges mit Rom hatte Carthago allerdings große Opfer gebracht, doch hätte es diese Opfer bald wieder verwinden können, wenn nicht andere noch viel unglücklichere Ereignisse gefolgt wären. Daß Carthago gezwungen worden war, Sicilien aufzugeben, war kein so großes Unglück, da es vielmehr für sein Interesse viel besser gesorgt haben würde, wenn es von Anfang an nie nach dem Besitze Siciliens gestrebt hätte. Carthago mußte überhaupt weniger nach dem Gewinn von Länderbesitz trachten, als nach friedlichem Verkehr mit andern Staten, durch welchen ein freier und ungehinderter Absatz ihrer Waren begünstigt wurde. Hätte Carthago nur Muße gehabt, sich nach dem Kriege wieder zu erholen, es würde aus dem Handel mit den sicilischen Griechen einen größeren Gewinn gezogen haben, als früher durch die immer bestrittene Herrschaft über einzelne Theile der Insel. Eben so wäre auch der Verlust Sardiniens und Corsika's leicht verschmerzt worden, und die Bergwerke Hispaniens, welche Hamilcar später der Republik er

Digitized by Google

ward, wogen das, was man in Sardinien verlor, hundertfach wieder auf. Aber Carthago erhielt keine Muße und Erholung.

Hamilcar hatte nach Abschluß des Waffenstillstandes, ehe noch der Friede förmlich beschworen war, den Oberbefehl über das Heer zu Lilybäum niedergelegt, und der Suffet Gisgo, der nach Sicilien hinüberkam, hatte die carthagischen Kriegsvölker nach Afrika zurückgeführt. Die Carthager aber, welche sofort den Römern 1000 Talente bezahlen und ihre Gefangenen loskaufen mußten, hatten kein Geld, um den Söldnern ihre rückständige Löhnung zu bezahlen, und auch wol keine Lust, ihnen das außerordentliche Geschenk zu entrichten, welches ihnen Hamilcar auf Sicilien im Namen der Republik eigenmächtig versprochen hatte. Da die unthätige, zügellose Menge aber in Carthago Gewaltthätigkeiten zu begehen drohte, so schickte man die Söldner mit aller ihrer Habe, ihren Weibern und Kindern nach der benachbarten Stadt Sicca, um dort zu warten, bis der Stat ihre Forderungen würde befriedigen können. Hier nun sich selbst überlassen, wurden die Söldner immer unruhiger, und als Hanno, ein angesehener, aber nicht beliebter Mann, der einige Zeit vorher Suffet gewesen war, unter ihnen erschien, um mit ihnen wegen eines Nachlasses ihrer Foderungen, namentlich des versprochenen Geschenkes, zu unterhandeln, so brach der Aufruhr förmlich aus; Hanno mußte die Flucht ergreifen, und die Söldner, 20,000 Mann stark, verließen Sicca und zogen gegen Carthago, in dessen Nähe sie bei Tunis ein Lager aufschlugen. Die Carthager, in ihrer Muthlosigkeit und Rathlosigkeit, legten sich wiederum auf's Unterhandeln, verschlimmerten aber dadurch nur die Sache; und als endlich Gisgo gesandt wurde, um ihnen das Geld, das man ihnen noch schuldete, und das man inzwischen zusammengebracht hatte, auszuzahlen, so erhoben sich Spendius, ein entlaufener Campaner, und Mathos, ein Libyer, und beredeten die Söldner, sich nicht zu trennen und keinen Vergleich anzunehmen, sondern die Waffen gegen die ohnmächtige Republik zu ergreifen. Wer widersprach, wurde sogleich gesteinigt, dem Spendius und Mathos die Anführung übertragen, Gisgo mit seiner Begleitung zu Gefangenen gemacht, und das von ihm mitgebrachte Geld geraubt und unter das Heer vertheilt.

Nachdem so förmlich die Fahne des Aufruhrs erhoben war, gedachte man zunächst daran, die Bewohner und Städte des carthagischen Gebietes zu den Waffen zu rufen. Diese, immer unwillig gehorchend, hatten für ihren Abfall zu den Römern, nach der Niederlage des Regulus, schwer büßen müssen. 3000 Libyer, welche zu den Römern damals übergegangen, waren zur Strafe an's Kreuz geschlagen worden. Viele Jahre hatte der Krieg gedauert, und erst kurz vorher scheint die Unterwerfung Libyens wieder zu Stande gekommen zu seyn. Diesen Krieg hatte als oberster Feldherr Hanno zu führen gehabt, und dieser hatte sich besonders durch die Bezwingung der großen libyschen Stadt Hecatompylos (deren Lage man nicht kent) [2]) einigen Ruhm erworben, jedoch auch durch seine Härte die Unterthanen empört; und da die Noth des Stats außerordentliche Opfer erfoderte, so war von den Unterthanen, deren Abgaben man verdoppelt hatte, und von denen man die Hälfte des Ertrages ihrer Felder verlangte, der Tribut mit der größten Strenge eingefodert worden. Unter diesen Umständen fanden die Boten des Mathos leicht Gehör, und indem man die herrschende Stadt für völlig wehrlos hielt, so beschlossen die Unterthanen, mit nur sehr geringer Ausnahme, diese Gelegenheit zu benutzen, um das lästige Joch endlich einmal abzuschütteln. Nur die Bundesstädte Utica und Hippo blieben noch getreu, und wurden dafür von den Empörern belagert, deren Heer in kurzem durch den Zutritt der Libyer, auf 70,000 Mann anwuchs.

Die Carthager übertrugen in dieser Bedrängniß dem Hanno, der noch an der Spitze eines Heeres stand, den Oberbefehl; die Bürger wurden in den Waffen geübt, Reuterei und Flotte gerüstet. Aber Hanno verstand den Krieg nicht; er schlug zwar die Aufrührer bei Utica in die Flucht, aber statt sie zu verfolgen und zu vernichten, zog er sich in sein Lager zurück, und ward dort von den wieder umkehrenden Feinden überfallen und nach großem Verluste in die Stadt zurückgetrieben, alles Kriegsgeräthe aber ward vom Feinde erbeutet. Voll Unwillen darüber nahmen die Carthager dem Hanno den Oberbefehl, und übertrugen ihn dem Hamilcar. Dieser hatte nicht mehr als 10,000 Mann, doch wirkte der Schrecken seines Namens, daß die Aufrührer sogleich die Belagerung von Utica aufgaben, und bald darauf hatte er das Glück, den Spendius mit einem Theile seines Heeres am Bagradas zu schlagen, und durch den Numidier Naravasus verstärkt, gelang es ihm nicht lange nachher, den Spendius und den Autaritus, den Anführer der Gallier, im Gebirge zu schlagen. — Während dessen hatte aber auch nach Sardinien hin der Aufruhr sich verbreitet, indem die Söldner hier ihre Anführer Bostar und Hanno tödteten und alle Carthager auf der Insel erschlugen. Da nun Hamilcar die in den letzten Schlachten Gefangenen sehr milde behandelte, ihnen frei stellte, in carthagische Dienste zu treten, oder von ihm beschenkt in ihre Heimath zurückzukehren, und viele der Empörer dadurch zum Rücktritt bewogen wurden, so führten Spendius und Mathos einen angeblichen Boten aus Sardinien vor, der dort abgeschickt seyn sollte, um die Söldner zu warnen vor den Verräthern unter ihnen selber; und dies gab dann Gelegenheit, nicht nur alle die unter ihnen, welchen man nicht traute, aus dem Wege zu räumen, sondern auch den noch immer in Gefangenschaft gehaltenen Gisgo, und 700 andere

2) cf. Polyb. l. 73. und Diod. XXIV. exc. de virt. et vit. und dazu Wesseling 6 Note. Sollte diese Eroberung von Hecatompylos nicht vielleicht Veranlassung gegeben haben zu der wunderlichen Nachricht bei Ammianus Marcellinus (XVII. pag. 98 Lind.), nach welcher die Carthager sogar einmal das ägyptische Theben erobert haben sollen. Thebas [inter] *exordia pandentis sese late Carthaginis improviso excursu duces oppressere Poenorum*; posteaque reparatam Persarum rex ille Cambyses — aggressus est etc.? Theben heißt auch die Hunderthorige schon bei Homer. Offenbar liegt eine Verwechselung hiebei zum Grunde. Denn etwa ein Jahrhundert vor Cambyses war Carthago noch nicht so mächtig, um einen Feldzug gegen Ägypten zu unternehmen, und an einen Zug zu Lande dahin ist noch weniger zu denken.

Digitized by Google

Carthager auf die grausamste und schrecklichste Weise zu Tode zu martern; und um alle Möglichkeit der Versöhnung abzuweisen, wurden gleiche Martern einem jeden gefangenen Carthager angedroht. Hamilcar sah nun die Nothwendigkeit ein, einen Vertilgungskrieg gegen die Aufrührer zu führen, und vereinigte sich deshalb mit dem Hanno, der noch immer einen Theil des Heeres befehligte. Aber bald wurden die Feldherren zwieträchtig unter einander, und statt den Krieg nachdrücklicher und zum Verderben der Feinde zu führen, erleichterten sie diesem seine Siege. Dazu kam noch, daß Unfälle jeder Art die Carthager heimsuchten. Eine Flotte, welche aus der Provinz Emporia Proviant und Kriegsbedürfnisse herbeiführte, versank; Sardinien ging rettungslos verloren, und auch Utica und Hippo, die bisher den Söldnern widerstanden hatten, und die auch früher zu den Zeiten des Agathocles und Regulus immer treu geblieben waren, fielen jetzt, da sie Carthago's Untergang für unvermeidlich halten mochten, plötzlich ab, und stellten sich nun mit der heftigsten Erbitterung an die Spitze der Feinde. Diese Noth erfoderte neue Maßregeln. Die Carthager wandten sich um Unterstützung an Hiero von Syracus, und dieser sandte Lebensmittel; desgleichen an die Römer; und diese versuchten nicht nur den Frieden zu vermitteln, sondern als das nicht gelang, gaben sie den Carthagern alle noch in Italien befindliche Gefangenen unentgeldlich zurück, erlaubten den italischen Kaufleuten, den Carthagern Proviant zuzuführen, sandten ihnen selbst sogar Getreide, und gestatteten ihnen, jedoch nur für die Dauer dieses Krieges, in Italien Söldner anzuwerben. Und als römische Kaufleute von den Carthagern entweder aus Noth ausgeplündert, oder weil sie dem Feinde Lebensmittel zugeführt hatten, aufgefangen und in's Meer geworfen waren, so ahndeten die Römer dieses für den Augenblick nicht, obschon sie später sich darauf beriefen, als sie den Carthagern ihre noch übrigen Besitzungen auf Sardinien wegnahmen. Sodann erklärte der carthagische Senat, daß einer der Feldherren seine Stelle niederlegen, der andere aber allein den Oberbefehl führen sollte, und daß das Heer zu wählen hätte. Das Heer wählte den Hamilcar, und Hanno mußte zurücktreten. Hiedurch ward freilich die oberste Leitung des Krieges dem überlassen, der allein dazu geschickt war; allein es war dadurch, daß dem Heere die Wahl des Feldherrn überlassen war, ein Beispiel aufgestellt, das zum Verderben der Republik diente, so wie auch die Feindschaft zwischen dem Hanno und Hamilcar, welche sich nun unversöhnlich entspann und auch auf ihre Häuser sich vererbte, von den unglücklichsten Folgen war. — Hamilcar zog mit seinen Unterfeldherren Hannibal und Naravasus aus, um den Aufrührern, die schon begonnen hatten, Carthago zu belagern, im Rücken alle Zufuhr abzuschneiden. Dieses gelang, und die Feinde sahen sich genöthigt, mit 50,000 Mann dem Hamilcar zu folgen. Dieser lockte sie in eine gebirgige Gegend, Prion genant, wo er sie ringsum umstellte, einschloß und aushungerte; und als sie endlich gezwungen waren, zu unterhandeln, ließ Hamilcar die Anführer fesseln, und da die übrigen darauf zu den Waffen griffen, diese sämtlich von seinen Elephanten niedertreten. 40,000 Mann fanden so ihren Untergang, und nun unterwarf sich auch bald ein Theil der libyschen Städte wieder dem Sieger. Darauf zog Hamilcar mit seinem Heere zurück, um auch den Mathos und die übrigen Aufrührer zu vernichten, welche sich in Tunis vertheidigten. Durch zwei Lager ward Tunis eingeschlossen, und der gefangene Spendius Angesichts der Mauern an's Kreuz geschlagen. Doch als Mathos sich durch einen Ausfall rächte, in welchem er viele Carthager, unter andern auch den Unterfeldherrn Hannibal, zu Gefangenen machte, und diese gleichfalls kreuzigen ließ, so schlug dieses Unglück die Carthager so darnieder, daß Hamilcar die Belagerung von Tunis aufgeben mußte, und 30 Senatoren in seinem Lager erschienen, welche von ihm verlangten, daß er, um die Parteien in Carthago zu beruhigen, mit dem Hanno sich wieder versöhnen, und den Oberbefehl theilen sollte. Hamilcar gab nach, vereinigte sich mit Hanno, und beide verfolgten dann den Mathos, der sich von Tunis entfernt und weiter in das Innere Libyens zurückgezogen hatte. Dieser, nachdem er in mehren kleinen Treffen geschlagen war, beschloß endlich, eine entscheidende Schlacht den Carthagern zu liefern; aber sein Heer ward überwunden und größtentheils niedergehauen, Mathos selbst gefangen und später in Carthago unter schrecklichen Martern hingerichtet. Die abgefallenen Städte ergaben sich nach und nach wieder den Carthagern, zuletzt auch Utica und Hippo, aber erst nach langer Belagerung. Sardinien aber blieb verloren; es hatte sich den Römern in die Arme geworfen, und als die Carthager Anstalt machten, die Insel wieder zu erobern, erklärten die Römer sie für ihr Eigenthum, indem sie schon durch den lutatischen Frieden ihnen abgetreten sey; und die Carthager mußten sich sogar zu einem neuen Tribute von 1200 Talenten verstehen, als Strafe dafür, daß sie es gewagt hätten, ein Land sich aneignen zu wollen, auf welches die Römer ein vollgiltiges Recht hätten.

Der Söldnerkrieg hatte auf die angegebene Weise, nach einer Dauer von 3 Jahren und 4 Monaten, zwar sein Ende erreicht; nichts desto weniger dauerte aber der Krieg gegen die Libyer und Numidier, welche es mit den Aufrührern gehalten hatten, noch längere Zeit fort. Diesen Krieg führten Hamilcar und Hanno gemeinsam und nicht ohne Glück; denn grade in dieser Zeit erst scheint die Herrschaft der Carthager über die Nordküste von Afrika weiter ausgedehnt worden zu seyn, insofern als verschiedene numidische Stämme in ein Verhältniß der Abhängigkeit gebracht wurden. Wenigstens erscheinen erst von dieser Zeit an die zahlreichen numidischen Reuterscharen, welche so lange Zeit hindurch den Carthagern das Übergewicht über die Römer gaben, und welche im 2ten punischen Kriege eine fast neue Erscheinung waren, der die Römer nichts ähnliches entgegen zu stellen hatten. Jedoch als Hamilcar, nach Beendigung des lybisch-numidischen Kriegs, wieder nach Carthago zurückkehrte, so ward er dort vor ein Gericht gefodert, indem ihm Schuld gegeben wurde, durch seine eigenmächtigen Versprechungen an die Söldner und durch sein unzweckmäßiges Verfahren die Leiden des Söldnerkrieges über Carthago gebracht zu

Digitized by Google

haben. Hamilcar sah kein anderes Mittel, sich zu retten, als sich dem Volke, bei dem er beliebt war, in die Arme zu werfen, und unter den Vornehmen durch den Einfluß seines Schwiegersohnes Hasdrubal eine Partei sich zu schaffen, die er durch die Aussichten, die er ihnen in der Ferne auf großen Gewinn eröffnete, an sich kettete. So entging er der Gefahr, ward wieder Stratege und das Gericht wurde über ihn nicht gehalten. Nachdem nun Hamilcar den Hanno vom Heere entfernt, und das Heer durch Geschenke und reichliche Beute sich geneigt gemacht hatte, so ging er ohne Wissen, wenigstens ohne den Befehl des carthagischen Volkes und Senates, mit seinem Heere hinüber nach Hispanien, um hier wieder zu gewinnen, was Carthago auf Sicilien, Sardinien und Corsica verloren hatte. Über die Unternehmungen des Hamilcar in Hispanien sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet, doch scheint folgendes gewiß zu seyn. Hamilcar begab sich zuerst nach Gades, einer uralten Stadt, welche auf ähnliche Weise, wie Utica, Hippo, Hadrumetum u. a. von den Phöniciern gegründet, zu Carthago im Verhältniß einer abhängigen Bundesstadt stand, und wol nur ein geringes Gebiet hatte (etwa die heutige Insel Leon), indem die Carthager sich hier mehr auf einen freundlichen und friedlichen Verkehr mit den Einwohnern beschränkt, als auf weitläufige und schwer zu erhaltende Eroberungen eingelassen hatten. Dieses Gebiet weiter auszudehnen, war nun die Absicht Hamilcars, und zwar, was allein nur eigentlich wünschenswerth war, über das Thal des Baetis-Stromes bis zu den Gebirgen hin, welche dasselbe umgrenzen. Dieser fruchtbarste und schönste Theil Hispaniens, mußte in jeder Hinsicht reizen, besonders aber die überaus reichen Bergwerke der Sierra Morena in der Gegend der nachher in den Römerkriegen so oft genanten Städte Castulo, Intibili, Illiturgis und Mentissa, welche auf eine kunstmäßigere Weise zu bebauen für Carthago von dem größten Gewinne seyn mußte. Mit den diese Gegenden bewohnenden Völkern wurden die Kriege geführt, von denen wir nur kurze Notizen bei den Schriftstellern finden, und die Unterwerfung dieses Landes gelang so vollständig, daß nach Verlauf von wenigen Jahren die Carthager hier unumschränkt geboten, und die Einwohner des Landes in völlige Knechtschaft gebracht und zum Frohndienst in den Bergwerken, in denen sie auf empörende Weise aufgerieben wurden, gezwungen werden konten. Hamilcar legte an der Küste die Stadt Acra Leuce an, fand aber bald nachher, in einem Aufstande der sämtlichen südhispanischen Völkerschaften, bei der Belagerung der Stadt Elice durch den König der Oretaner seinen Tod. 9 Jahre hatte Hamilcar hier den Oberbefehl mit fast königlicher Gewalt geführt, wie es scheint, ganz gegen die frühere carthagische Sitte; doch wurde ihm dieses gestattet, weil der Gewinn aus der Eroberung des Landes, besonders die Ausbeute der Bergwerke so groß war, daß Hamilcar, ungeachtet er seine Parteigenossen in Carthago bereicherte, und sich selbst ein ungeheures Vermögen sammelte, doch auch den carthagischen Schatz mit bedeutenden Summen wieder füllen konte. Die Carthager ernanten nun des Hamilcars Schwiegersohn und bisherigen Gefährten seiner Unternehmungen und Siege, den Hasdrubal, zum Feldherrn in Hispanien, das mit er Hamilcars Entwürfe noch weiter verfolgte, und dieser war in seinem Streben nicht weniger glücklich. Er schlug die Völkerschaften, welche sich gegen Hamilcar erhoben hatten, namentlich die Oretaner, in mehren Schlachten, breitete die carthagische Herrschaft weiter an der Küste des Mittelmeers entlang über Granada und Murcia, vielleicht auch einen Theil von Valencia aus und legte hier mehre Städte an, besonders aber das in späterer Zeit so wichtige Neu-Carthago, welches er zum Sitz der carthagischen Herrschaft in Hispanien bestimte, wozu es auch durch seinen vortrefflichen Hafen und seine geringere Entfernung von Carthago besonders geeignet war. Auch war eine neu gebaute Stadt dem Hasdrubal zu Verfolgung seiner weiteren Plane viel geeigneter, als Gades, das als eine uralte Municipalstadt bedeutende Vorrechte besaß und sich den Befehlen Hasdrubals nicht so unbedingt fügen mochte. Irrig ist es, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, meint, daß Hasdrubal schon damals den größten Theil Hispaniens der Herrschaft der Carthager unterworfen habe. Diese Ansicht kann nur aus gänzlicher Unkentniß der Natur des Landes hervorgehen. Was hätte es den Carthagern genützt, über die öden Bergflächen und Waldgebirge Estremadura's und Neucastiliens zu herrschen, wo Nationen wohnten, die eben so arm als streitlustig und unbeugsam waren; und gar, wenn sie noch weiter in die Gebirge von Altcastilien und Leon hätten vordringen wollen, wo sie noch weniger einen Preis des Sieges gehabt hätten? Der Umfang des carthagischen Gebiets in Hispanien, vor dem Ausbruche des 2ten Krieges mit Rom, ergibt sich am besten, wenn man auf die Grenzen sieht, welche die römische Provinz Baetica späterhin hatte; denn diese war der Gewinn der Römer in jenem Kriege. Alle weitere Kriegsunternehmungen der Carthager in Hispanien geschahen nur, um die räuberischen Einfälle der wilden hispanischen Stämme aus dem Innern des Landes abzuwehren, oder sie zu zwingen, ihre kriegslustige Jugend zum carthagischen Kriegsdienste für Sold zu stellen. So umfaßte das Gebiet, das Hamilcar und Hasdrubal der Republik in Hispanien eroberten, nicht mehr, als die Küste vom Sucro bis zum Baetis und Anas (von der Segura bis zum Guadalquivir und zur Guadiana), und erstreckte sich im Innern bis zu dem Gebirge, das sich zwischen den Quellen dieser Flüsse hinzieht; allenfalls hatten die Carthager auch an der Küste Hispaniens außerhalb der Meerenge bis zum Tagus hin, noch einige Ansiedelungen zum Behufe des Handels mit Britannien und dem Norden; Lusitanien selbst aber blieb frei, und wenn wir später auch lusitanische Reuter im carthagischen Heere sehen, so waren dieses Söldner, so gut, als die meisten übrigen hispanisch-carthagischen Kriegsvölker. Hasdrubal verstand es nun in ganz vorzüglichem Grade, mit diesen Völkern des inneren und westlichen Hispaniens freundliche Verbindungen anzuknüpfen und ihre Jugend für Carthago zu bewaffnen, und so mochte es allerdings scheinen, als wenn die Carthager, ungeachtet sie kaum über ein Viertel des Landes geboten, dennoch Herren über das ganze wären, indem die Streitkräfte desselben ihnen zu Gebote standen. Vielleicht war

Digitized by Google

dieſes denn auch die Urſache, daß Hasdrubal in den Verdacht kam, als ſtrebe er nach der Alleinherrſchaft und wolle ſich in Hiſpanien ein Reich gründen, unabhängig von Carthago; ſo wie wir ſogar auch die Nachricht bei einem ſeiner Zeitgenoſſen finden, dem Fabius Pictor (Polyb. III. 8.), Hasdrubal wäre mit ſeinem Heere nach Afrika hinüber gegangen, um in Carthago die Verfaſſung zu ändern und auch dort ſich zum Tyrannen zu machen, was ihm aber misglückt ſey. Wenn auch dieſes letztere nun wol ſehr zweifelhaft iſt, ſo ſcheint es doch unläugbar, daß Hasdrubal in Hiſpanien unumſchränkt und willkürlich gebot, daß die Parteiungen in ſeiner Vaterſtadt, der Haß der Neider ſeines Glücks, ihn zu manchen Schritten der Überhebung und Ungebühr verleiten mochten, die er unter ruhigern Verhältniſſen wol unterlaſſen hätte; und daß er gewiß ſorgfältig vermied, in den Fall zu kommen, ſeine Würde niederzulegen und in den Privatſtand zurücktreten zu müſſen, weil dann ſein Untergang gewiß war. Daß die Römer aber den Hamilcar und Hasdrubal in Hiſpanien ſo ruhig gewähren ließen, möchte auffallend ſcheinen, weil ſie wol die Gefahr hätte ahnen ſollen, welche ihnen von Hiſpanien her drohete. Jedoch waren die Römer ſelbſt damals ſo ſehr beſchäftigt durch die galliſchen und liguriſchen Kriege, welche mehr als einmal die Römer in die größte Gefahr brachten und ſogar eine Bewaffnung von ganz Italien nöthig machten, und bei welchen die Carthager ohne Zweifel die Hand auch mit im Spiele hatten [3]); ſo wie die Carthager unaufhörlich auch die Sardinier und Corſen aufregten, gegen die Römer zu rebelliren, daß dieſe an keine auswärtige Unternehmung denken konten. Auch entging den Letzteren nicht, wie aus dem Zeugniß des Fabius zu erſehen iſt, daß Hamilcar und Hasdrubal mit ihren Mitbürgern in Zwieſpalt waren, und wol gar daran dachten, ſich in Hiſpanien unabhängig zu machen; und ſo mochten ſie dieſe Eroberungen in Hiſpanien eher als eine Urſache zum gänzlichen Falle Carthagos betrachten, als wie ein Mittel zur Wiederhebung deſſelben. Doch aber mußte den Fortſchritten des Hasdrubal geſteuert werden, und ſo ward denn eine Geſandtſchaft nach Neu-Carthago geſchickt, welche Einſprache gegen die weitere Ausbreitung der carthagiſchen Herrſchaft machen ſollte. Jedoch mußten die Römer dem Hasdrubal ganz Hiſpanien bis an den Iberus überlaſſen, und nur Sagunt mit ſeinem Gebiete war, wenn wir dem Livius trauen dürfen (Polybius nent in ſeiner angeblichen Vertragsformel Sagunt gar nicht), gegen die carthagiſche Herrſchaft geſchützt. Übrigens ſchloß Hasdrubal dieſen Frieden aus eigener Machtvollkommenheit ab, ohne daß Senat und Volk in Carthago denſelben beſtätigten, und auch Hasdrubal hatte wol nicht die Abſicht, ihn länger zu halten, als es ſeinem Intereſſe gemäß wäre, obſchon er immerhin auf ein Land verzichten konte, von deſſen Beſitz er ſich keinen Gewinn verſprechen durfte. Hasdrubal ward aber, noch ehe er ſeine Entwürfe, welcher Art dieſe auch ſeyn mochten, zur Reife bringen konte, ermordet, und das Heer erwählte nun des Hamilcar großen Sohn, Hannibal, zum Nachfolger in der Würde eines Strategen und Beherrſchers des carthagiſchen Hiſpanien, indem dieſer, da er ſeit ſeinem 9ten Jahre in Hiſpanien gelebt, unter ſeinem Schwager Hasdrubal die Reuterei angeführt, und ſelbſt eine Hiſpanierin, eine Bürgerin aus Caſtulo, zur Gemahlin hatte, die hiſpaniſchen Verhältniſſe am beſten kante, und als Sohn des großen Hamilcar und wegen ſeiner eigenen Thaten die Gunſt des Heeres beſaß. Der carthagiſche Senat, in welchem die barciniſche Partei die Oberhand hatte, und das Volk gaben der Wahl des Heeres ihre Zuſtimmung, ſo entgegen eine ſolche Wahl auch an und für ſich den Geſetzen der Republik war; und Hannibal, damals 26 Jahre alt, ſtand nun an der Spitze eines bedeutenden Heeres, hatte die Schätze Hiſpaniens in ſeiner Gewalt, und ſuchte eine Laufbahn, ſeinem Ehrgeize angemeſſen. Die erſten 3 Jahre ſeiner Anführerſchaft brachte er theils mit Kriegszügen gegen die hiſpaniſchen Völkerſchaften in Innern des Landes, die Olcader, Vaccaeer und Carpetaner hin, theils griff er Sagunt an, eine griechiſche Colonie aus Zacynthus, welche durch die Begünſtigung des ſchönen Landes (es lag in der Nähe des heutigen Valencia) und durch die Kraft und Tugend ihrer Bewohner zu außerordentlicher Macht und Blüthe ſchnell ſich erhoben hatte. Wol mehr Luſt nach Beute und der Fortgang ſeiner Unternehmungen, als das Verlangen, eine Urſache zu einem Kriege mit Rom zu haben, beſtimten den Hannibal zum Angriff gegen Sagunt, und er unternahm denſelben gewiß deshalb im Jahre 219, weil damals die Römer durch einen Krieg mit den Illyriern beſchäftigt waren, der ſo gefährlich ſchien, daß beide Conſuln zu demſelben abgeſandt wurden. Die bedrängten Saguntiner (die, auch wenn ſie in dem Frieden des Hasdrubal nicht namentlich erwähnt waren, doch wenigſtens durch die Beſtimmung früherer Friedensſchlüſſe, nach welchen Römer und Carthager die Gebiete ihrer Bundesgenoſſen garantirten, vor einem carthagiſchen Angriff hätten ſicher ſeyn müſſen) baten die Römer, als ihre Schutzherren, um Hilfe; dieſe aber ſchickten nur Geſandtſchaften an Hannibal, und als ſie von dieſem nicht gehört wurden, nach Carthago, wo ſie gleichfalls abgewieſen wurden. Sagunt unterlag während deſſen ſeinem Schickſale. Aber die Römer, die durch ein außerordentliches Glück in wenigen Monaten den illyriſchen Krieg beendigt hatten, erklärten nun den Carthagern den Krieg, und rüſteten ſich, denſelben zu Waſſer und zu Lande mit gleichem Nachdruck zu führen. Der Conſul Sempronius Longus erhielt eine Flotte von 160 Kriegsſchiffen, und ein Heer von 26,000 Mann, um damit nach Sicilien, und von dort nach Afrika überzuſetzen. Der andere Conſul, P. Cornelius Scipio, ſollte mit 60 Schiffen und 25,000 Mann nach Hiſpanien ſegeln, um dort die Carthager im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen; ein drittes Heer von 20,000 Mann ſollte Oberitalien gegen die aufrühre-

3) Die Notiz bei Zonaras VIII. 19. B., daß die Carthager während des liguriſchen Krieges gerade auf Rom hätten losgehen wollen, ſteht zu einzeln und ohne alle weitere Beglaubigung durch andere Gewährsmänner, als daß man Gewicht darauf legen könte. Auch ſcheint Καρχηδόνιοι an dieſer Stelle nur ein Schreibfehler des Zon. für Γαλάται zu ſeyn. Die beſten Codd. des Zonaras haben übrigens auch Καρχηδόνιοι. —

Digitized by Google

rischen Gallier und Ligurier beschirmen. Aber ehe Sempronius nach Afrika und Scipio nach Hispania gelangen konten, war Hannibal, den Carthagern eben so unerwartet, als den Römern, schon mit einer Macht von 100,000 Mann von Neu-Carthago aufgebrochen, war über den Iberus gegangen, hatte die tapfern Bewohner Cataloniens geschlagen und geschreckt, und war dann durch Gallien bis an den Rhone gezogen. Hier fand er zuerst Widerstand, indem der Consul Scipio, der auf seiner Fahrt nach Hispanien zu Massilia von Hannibals Zuge durch Gallien hörte und dort stehen blieb, ihm auf alle Weise den Übergang über den Rhone erschwerte, indem er die Bewohner des linken Ufers aufwiegelte, und auch selbst mit einem Theile seines Heeres am Kampfe Antheil nahm. Aber Hannibal zog den Rhone aufwärts, ging plötzlich über den Strom und schlug die Gallier in die Flucht, zog dann nördlich bis zum Isère und zum Lande der Allobroger, und ging nach zahlreichen Gefechten mit den Einwohnern auf der Straße über Chambery und den kleinen St. Bernhard in der zweiten Hälfte des Octobers des Jahres 218 über die Alpen nach Italien, wo er, freilich mit nur noch 26,000 Mann, im Lande der Insubrer anlangte. Am Ticinus erwartete ihn der Consul Scipio, der, nachdem er seinen Legaten und Bruder Cn. Scipio von Massilia aus mit dem größten Theile seines Heeres nach Hispanien geschickt hatte, mit den Legionen Oberitaliens, die aber durch einen Aufstand der Gallier sehr geschwächt und entmuthigt worden waren, ihm hier die Spitze bot. In der Nähe von Victumviä kam es zu einem Treffen, in welchem Hannibal die römische Reuterei schlug, worauf die Römer, da auch der Consul selbst verwundet worden war, sich genöthigt sahen, das transpadanische Gallien gänzlich aufzugeben, und sich über den Padus nach Placentia zurückzuziehen. Als Hannibal, mit dem sich nun auch ein großer Theil der Gallier vereinigt hatte, nachdrängte, verließ Scipio auch Placentia, und nahm an der Trebia eine feste Stellung, um den Consul Sempronius zu erwarten, der zu seiner Unterstützung heranahete. Dieser hatte nämlich auf Sicilien den Krieg mit einem glücklichen Seetreffen bei Lilybäum, der Eroberung von Malta und einer Landung an der afrikanischen Küste eröffnet, hatte aber bei der Nachricht von Hannibals Zuge nach Italien, Afrika aufgeben und nach Italien zurückkehren müssen, wo er zu Ariminum sein Heer ausschiffte und sich dann schleunigst mit Scipio vereinigte. Hannibal lieferte mitten im Winter den Consuln eine Schlacht an der Trebia, in welcher dieselben eine schreckliche Niederlage erlitten, und gezwungen wurden, bald nachher, bis auf einige feste Plätze, welche sich noch vertheidigten, ganz Oberitalien zu räumen, und sich bis über die Apenninen zurückzuziehen. Hannibal, welcher bald sah, daß er die Gallier, welche zwar die Römer haßten, aber die Carthager nicht weniger scheuten, nicht zu einem allgemeinen Kriege gegen Rom würde erregen können, beschloß, ungeachtet des Winters, eiligst über die Apenninen zu gehen, um den Krieg mehr in das mittlere Italien zu spielen, wo Völker wohnten, welche, noch immer unwillig den Römern gehorchend, nur auf das Signal zum Aufstande warteten; aber sein erster Versuch, weiter vorzudringen, misglückte, indem er in den Apenninen einen bedeutenden Verlust durch Sempronius erlitt, so daß er gezwungen war, seine weitere Unternehmung noch zu verschieben. Jedoch als die Consuln des folgenden Jahres ihr Amt angetreten hatten, brach Hannibal, der sich bis dahin nur mit Mühe gegen die Verrätherei und die Nachstellungen der Gallier gesichert hatte, vom Padus auf (217), zog durch die Sümpfe mit großem Verluste nach Etrurien, umging den Consul Flaminius, der bei Arretium stand, und schlug die Straße nach Rom ein. Da Flaminius ihm unvorsichtig nachfolgte, so schloß ihn Hannibal am See Trasimenus ein, und vernichtete ihn mit fast seinem ganzen Heere. Rom schien verloren, da der andere Consul Servilius noch bei Ariminum stand, und der Stadt nicht zu Hilfe eilen konte, und auch eine von ihm abgeschickte Reuterschaar, unter Centenius, von dem siegreichen carthagischen Heere aufgerieben worden war. Hannibal aber zog nicht auf Rom los, sondern nachdem er vergebens Spoletum angegriffen hatte, wandte er sich seitwärts an die Küste des adriatischen Meeres, und rief die dort wohnenden Völkerschaften gegen Rom in die Waffen. Aber die Römer hatten einen Prodictator erwählt, den Q. Fabius Maximus, der durch weises Zaudern den Ungestüm Hannibals brach, ihn immer auf seinen Zügen begleitete, ohne sich jemals von ihm zu einer Schlacht zwingen zu lassen, ihm allen möglichen Abbruch that, und auf diese Weise die Achtung der römischen Waffen bei den Bundesgenossen erhielt, sogar einmal den Hannibal bei Casilinum so eng einschloß, daß er verloren gewesen wäre, wenn er nicht durch eine Kriegslist sich gerettet hätte. So verging das zweite Jahr des Krieges, ohne daß Hannibal seinen Zweck, den Abfall der römischen Bundesgenossen, erreicht hätte, und wenn schon Hannibal den Minucius, den Magister Equitum des Fabius, der sich gegen den Willen des Dictators in ein Treffen eingelassen hatte, bei Geronium schlug, so stellte doch Fabius den Verlust bald wieder her. Als aber die Consuln des folgenden Jahres 216 Ämilius Paullus und Terentius Varro an die Spitze der Heere getreten waren, gelang es dem Hannibal, dieselben, da sie sich dem Willen des römischen Volks, das eine schnelle Entscheidung verlangte, fügen mußten, bei Cannä zur Schlacht zu zwingen, in welcher vorzüglich durch die Überlegenheit der carthagischen Reuterei, die Römer gänzlich geschlagen wurden, so daß der eine Consul, Ämilius Paullus, und die Blüthe der römischen Bürger und Bundesgenossen getödtet wurden. Die Zahl der Erschlagenen wird auf 40,000 bis 70,000 angegeben. Nur einige wenige zerstreute Reste des Heeres retteten sich mit dem andern Consul Terentius nach Venusia.

Nach diesem Siege, der so entscheidend war, als ihn Hannibal nie gehofft haben mochte, zog dieser doch nicht gegen Rom, da er über die Streitkräfte, die den Römern noch zu Gebote standen, sich nicht täuschte, sondern er erntete die Früchte seines Sieges, indem er jetzt den Aufstand der italischen Bundesgenossen der Römer förmlich organisirte. Zuerst empörten sich die Campaner, darauf die Apulier, Hirpiner, fast sämtliche samnitische Stämme, die Lucaner und Bruttier und fast alle griechi-

Digitized by Google

sche Städte Süditaliens. Auch die Gallier in Oberitalien blieben fortdauernd in den Waffen gegen die Römer. Nur die Latiner und einzelne wenige Städte des mittlern und untern Italiens blieben treu, besonders durch die Wachsamkeit und unermüdliche Thätigkeit des Prätors Marcellus, der sogar bei Nola einige Vortheile über Hannibal erfocht; und als Hannibal gegen Ende des Jahres nach Capua in die Winterquartiere zog, konte er sich der Hoffnung überlassen, im nächsten Feldzuge, wann die Kraft von ganz Italien gegen die Römer gerüstet wäre, die Herrschaft Roms über Italien zu vernichten und Rom selbst vielleicht zu zerstören. Und wenn man bedenkt, daß, so weit man dem Livius nachrechnen kann, Hannibal wirklich nach und nach über 200,000 Mann aus Italien zog, so hätte Rom allerdings unterliegen müssen, wenn Hannibals Rechnung richtig, und Roms Macht und Statskraft, wie die Carthago's, blos auf seine äußern Hilfsquellen und seine Unterthanen, und nicht auf die Tugend seiner Bürger begründet gewesen wäre.

Aber während sich Hannibal diesen chimärischen Hoffnungen überließ, erlitten die Carthager in Hispanien Verluste, die durch das einstweilige Kriegsglück in Italien und die dortigen glänzenden Erfolge nicht aufgewogen wurden. Als Hannibal gegen den Willen des carthagischen Senats Hispanien verließ, um die Römer in Italien anzugreifen (dieses sagt Dio Cass. fragm. Peires. 47. 4. ganz bestimt, und wenn die Carthager auch die Erneuerung des Krieges mit Rom billigten, so billigten sie doch nicht, daß Hannibal die Hauptmacht der Republik aus Hispanien, dem Mittelpunkt ihrer Hilfsquellen, hinausführte), so hatte er, um Hispanien nicht ohne Vertheidigung zu lassen, seinem Bruder Hasdrubal mit einem Heere von 15,000 Mann die Vertheidigung der carthagischen Provinz anvertraut, so wie er den Hanno mit 11,000 Mann zwischen dem Iberus und den Pyrenäen zurückgelassen hatte, um dieses auf dem Durchzuge eroberte Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchst wahrscheinlich erwartete Hannibal nicht, daß die Römer, in Italien selbst angegriffen, ein Heer nach Hispanien senden würden. Jedoch der römische Consul Scipio, der wohl wußte, daß die Entscheidung des Krieges von dem Besitze Hispaniens abhängen würde, hatte sich durch die Gefahr Italiens nicht abschrecken lassen, dem Befehle des Senats zu genügen, sondern hatte von Massilia aus sein Heer, unter Anführung seines Bruders, des tapfern, gewandten und talentvollen Cnejus Scipio, nach Hispanien geschickt. Cnejus Scipio landete zu Emporium, und eröffnete noch im Spätherbst, von den hispanischen Völkerschaften, welche das ihnen neuerdings aufgelegte carthagische Joch abzuschütteln strebten, unterstützt, den Krieg. Hanno wurde bei Scissis geschlagen, sein Heer vernichtet, er selbst gefangen, das Lager mit einer ungeheuern Beute erobert, und auch Hasdrubal, der mit seiner Flotte zur Unterstützung herbeieilte, und bei Tarraco einige Vortheile erfochten hatte, ward wieder über den Iberus zurückgetrieben, worauf Scipio in Tarraco die Winterquartiere bezog. Auch läßt Livius (XXI. 61.) den Scipio noch in großen Schlachten, die mit den Carthagern verbündeten Illergeten und Ausetaner unterwerfen; doch scheint wegen des Polybius Stillschweigen von dieser Unternehmung, zu welcher auch die Zeit fehlte, kein besonderes Gewicht hierauf gelegt werden zu dürfen. Im folgenden Jahre 217 eröffnete Hasdrubal den Krieg durch einen Angriff mit seiner Flotte. Jedoch zerstörte Scipio dieselbe in der Mündung des Iberus, und seitdem herrschten die Römer auch zur See an den Küsten Hispaniens, erschienen vor Neu-Carthago, und unterwarfen die Balearen und Ebusus. Auch zu Lande spielten die Römer den Meister; sie drangen bis an die Grenze der carthagischen Provinz vor, schlugen die mit den Carthagern verbündeten Fürsten Mandonius und Indibilis, und die mit den Römern verbündeten Celtiberer brachten dem Hasdrubal mehre Niederlagen bei. Viele hispanische Völkerschaften machten nun Bundesgenossenschaft mit den Römern, und als diese durch Verrätherei Sagunt einnahmen, und die dort aufgehobenen Geißeln den Völkerschaften wieder zurückgaben, ward ihr Anhang in Hispanien noch bedeutender; und da kurz vorher auch P. Scipio mit einer Flotte und neuen Truppen in Hispanien angelangt war, ward das Übergewicht der Römer entschieden. Nun konten die römischen Feldherren, da ihr Heer selbst nur schwach war, und sie kein Geld hatten, um hispanische Söldner zu bezahlen, den Hasdrubal durch die aufgewiegelten Hispanier beschäftigen; und als es dem Hasdrubal, nachdem er von Carthago aus Unterstützung erhalten hatte, im Anfang des folgenden Jahres gelang, mehre dieser Völkerschaften, namentlich die Carpetaner, zu schlagen, und er bald nachher durch ein neues Heer unter Himilcon unterstützt, es wieder wagen konte, gegen die Römer die Offensive zu ergreifen, so schlugen ihn die Scipionen bei Ibera dergestalt aufs Haupt, daß sein ganzes Heer vernichtet oder zersprengt und das Lager erobert wurde, und Hasdrubal nur mit wenigen Begleitern kaum der Gefangenschaft entging. Freilich waren auch die Römer durch den Sieg sehr geschwächt worden, so daß sie bei der geringen Unterstützung aus Rom denselben kaum benutzen konten; dennoch aber schien es nur von den Römern abzuhängen, sich des carthagischen Hispaniens durch einen Angriff auf dasselbe zu bemächtigen, und gerade zu derselben Zeit, als die Schlacht bei Cannä Rom an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte, war das Übergewicht der Carthager in Hispanien, wie es schien, verloren.

Auch wurden Hannibals Hoffnungen, als er im Jahre 215 aus dem capuanischen Winterquartier zog, keineswegs erfüllt. Die Unterstützung, die er von Carthago gefodert hatte, erhielt er nur sehr unvollkommen, seine eigene Armee war demoralisirt, und wenn auch die Italiker überall für ihn unter den Waffen standen, so hatten doch die Römer so ungeheure Rüstungen zu Lande und zu Wasser gemacht, daß sie mit viel zahlreicheren Heeren, als sonst, den Krieg zu führen im Stande waren. Und wenn gleich sich noch ein neuer Feind gegen Rom erhob, Philipp von Macedonien, welcher Gesandte an Hannibal schickte, und ihm ein Bündniß antrug, das auch abgeschlossen wurde, und in welchem sich Philipp an-

heischig machte, den Hannibal in Italien mit einer Flotte zu unterstützen, wogegen dieser ihm den Besitz des nördlichen Griechenlands zusicherte, so ward doch dieses Bündniß zeitig genug den Römern durch Gefangennehmung der carthagischen Gesandten verrathen, daß sie ihre Maasregeln nehmen konten. So führte denn der Krieg in Italien zu keiner Entscheidung, ja sogar war Hannibal meistens im Nachtheile. Eine Unternehmung, welche die Carthager gegen Sardinien machten, unter Anführung des Hasdrubal Calvus, mislückte gleichfalls, indem Manlius Torquatus die Carthager bei Caralis auf's Haupt schlug, so daß Sardinien ganz wieder unterworfen wurde; und auch in Hispanien, wo nur Mangel an Unterstützung von Rom aus (denn alle Bedürfnisse des hispanischen Heeres wurden von römischen Privatpersonen geliefert) die Scipionen hinderte, noch entscheidender aufzutreten, wurden 2 große Siege bei Illiturgi und Intibili erfochten, nun schon in der carthagischen Provinz, welche in voller Empörung gegen die Carthager war, und in dieser von den Römern unterstützt wurde. Freilich eröffnete sich für die Carthager in diesem Jahre auch noch eine sehr wichtige Aussicht zur Wiedererwerbung Siciliens, welche so einladend war, daß sie derselben nicht zu widerstehen vermochten. Der alte König Hiero war nämlich, nachdem er 49 Jahre lang (seit 264) der treueste Römerfreund gewesen, gestorben, und hatte seine Herrschaft an seinen Enkel Hieronymus vererbt, einen unbesonnenen, leidenschaftlichen Jüngling, der vorzüglich durch zwei seiner Vormünder, Andranodorus und Zoippus, zur carthagischen Partei hinübergezogen wurde. Hannibal benutzte sogleich die ihm dargebotene Gelegenheit zu einem Bündnisse mit dem Hieronymus, der alle Ermahnungen der Römer, der römischen Sache treu zu bleiben, höhnend abwies; und Hannibal sandte deshalb zwei gewandte Männer, Hippocrates und Epicydes, nach Syrakus, um das carthagische Interesse dort mit allem Nachdruck zu vertreten. Zwar ward durch eine Verschwörung Hieronymus und das ganze Geschlecht des Hiero aus dem Wege geräumt, und der Freistat wieder hergestellt; jedoch gelangten bald auch in diesem Hippocrates und Epicydes an die Spitze der Verwaltung; und da diese auch bedeutend von Carthago aus unterstützt wurden, so hatten sie große Hoffnung, die Römer ganz aus Sicilien zu vertreiben. Dieses veranlaßte aber die Römer im Jahre 214, den Consul Marcellus nach Sicilien zu schicken, welcher aber erst im Spätjahre dahin kam. Die Syrakusaner geriethen in Furcht, und versuchten den Frieden zu erhalten. Da jedoch Hippocrates und Epicydes die Feindseligkeiten gegen die Römer begannen, und Marcellus nun Leontium mit Sturm nahm, so wurden auch die Syrakusaner mit in den Krieg fortgerissen, und Marcellus begann schon in diesem Winter die Einschließung von Syrakus, das dann, während des ganzen folgenden Jahres, 213, bis zur Mitte des Sommers, 212, belagert wurde, bis es endlich, trotz der muthigsten Vertheidigung, in die Gewalt der Römer kam. Auch von Carthago aus war man nicht unthätig gewesen, sondern hatte den Himilcon mit einem zahlreichen Heere den Syrakusanern zu Hilfe gesandt; und mit diesem verband sich Hippocrates, der an der Spitze eines sicilischen Heeres stand, so daß beide im Rücken des römischen Heeres den Krieg führten, während die carthagische Flotte Syrakus mit allen Bedürfnissen versah. Erst nachdem Marcellus den Hippocrates bei Acrillä geschlagen hatte, und das Heer des Himilcon größtentheils von der Pest hingerafft war, gelang es dem Marcellus, theils durch Verrätherei, theils durch kluge Benutzung der in der Stadt herrschenden Zwietracht, einen Theil derselben nach dem andern zu erobern. Syrakus mußte seinen Abfall schwer büßen; und nun wurde auch allmälig in den folgenden zwei Jahren das ganze übrige Sicilien erobert. Eine Zeit lang hielt sich noch Epicydes in Agrigent, und Hanno mit einem carthagischen Heere, und der tapfere Mutines, ein Zögling des Hannibal, und Anführer der Reuterei, leisteten Marcellus noch Widerstand. Aber nach einer Schlacht am Himera ward auch der letzte Überrest der Carthager vernichtet, und Sicilien nunmehr ganz zur römischen Provinz gemacht.

Mit nicht viel größerem Glücke für die Carthager ward während dessen der Krieg in Italien und in Hispanien geführt. In Italien gelang es freilich dem Hannibal, nach langem vergeblichen Harren, durch die Verrätherei einiger Bürger, sich in den Besitz Tarent's zu setzen, an welcher Stadt ihm, wegen des vortrefflichen Hafens, sehr viel gelegen seyn mußte. Aber da die Römer sich im Besitze der Burg erhielten, und diese den Hafen beherrschte und sperrte, so hatte Hannibal auch hievon keinen bedeutenden Gewinn. Zugleich war ihm die Hoffnung auf Unterstützung vom macedonischen Philipp vereitelt worden. Als dieser im Begriff war, mit einer Flotte, dem Vertrage gemäß, an der italischen Küste zu erscheinen, so überfiel der römische Prätor Valerius denselben so unerwartet bei Apollonia, daß Philipp sein Lager im Stich ließ, seine Flotte selbst verbrante, und ohne weiter Lust zu einem Römerkriege zu haben, in sein Reich zurückfloh. Und wenn auch Hannibal in einigen Treffen nicht unbedeutende Vortheile über die Römer erfocht, so ward er doch auch bei Beneventum und abermals bei Nola geschlagen, und was das Wichtigste war, er entfernte durch seine Grausamkeit und Habgier die Italiker bald wieder von sich, so daß diese, da sie sein Unternehmen nicht schnell gelingen sahen, immer lauer in seinem Dienste wurden, und immer ängstlicher wieder dahin trachteten, einen billigen Frieden von den Römern zu erhalten. Am meisten schadete ihm die Aufopferung Capua's, das von den Römern lange belagert wurde, und endlich bezwungen die schrecklichste Strafe dulden mußte. Hannibal hätte Capua retten können, allein in seiner damaligen Lage glaubte er nicht alles in einer Schlacht auf's Spiel setzen zu dürfen, und sein Zug gegen Rom selbst hatte nicht nur nicht den Erfolg, daß Capua dadurch befreiet wurde, sondern er verlor dadurch seine Achtung bei den Italiern, und überzeugte sich selbst auch von der Unbezwingbarkeit Roms. Hannibal mußte nun in das untere Italien sich zurückziehen, kämpfte dort unentschieden; wenigstens ohne Glück, mehre Mal mit Marcellus, und sah auch 209 Tarent wieder verloren gehen; und wenn es ihm gleich gelang, im folgenden Jahre 208 seinen tapfersten Geg-

Digitized by Google

ner, den Marcellus, durch Hinterliſt zu fällen, ſo ward ſein Glück dadurch doch nicht wieder hergeſtellt; er erhielt im folgenden Jahre einen nicht minder tapferen Gegner am Claudius Nero, der ihn bei Grumentum ſchlug, ſo daß es ihm unmöglich wurde, ſeinem aus Hiſpanien zu Hilfe ziehenden Bruder, Hasdrubal entgegen zu gehen. Und als dieſer am Metaurus von den vereinten Conſuln Livius und Nero mit ſeinem ganzen Heere niedergehauen worden war, und der rückkehrende Nero ihm das ſchon modernde Haupt ſeines Bruders vor das Thor ſeines Lagers werfen ließ, erkante Hannibal ſein und Carthago's Geſchick. Nun mußte er das ganze übrige Italien aufgeben, und ſich in die Südſpitze der Halbinſel, in das Land der Bruttier zurückziehen, das er von einem Meere zum andern wie eine Feſtung verſchanzte; und er mußte ſich damit begnügen, ſich hier zu halten, bis er zur Rettung ſeiner von den Römern bedrohten Vaterſtadt von dort zurückgerufen wurde. Wäre er flüchtig, nach dem Verluſte Italiens, in Carthago angelangt, ſo würde er gewiß dem Kreuzestode nicht entgangen ſeyn, mit welchem ſchon ſo viele carthagiſche Feldherren, bei viel geringerer Verantwortung und Schuld, ihr Unglück hatten büßen müſſen.

Während deſſen war nach mannigfachem Wechſel des Glücks der Krieg in Hiſpanien entſchieden worden. Im Jahre 214 hatte zwar Hasdrubal, der durch bedeutende Unterſtützung von Carthago aus verſtärkt worden war, zuerſt die aufrühreriſchen Hiſpanier geſchlagen und die Römer ſelbſt in die Enge getrieben; jedoch bald nachher, als die römiſchen Feldherren mit ihrer Geſamtmacht erſchienen, hatten ſie eine Reihe von Schlachten gegen den Hasdrubal, ſeinen Bruder Mago und den Hasdrubal, Gisgo's Sohn, bei Illitnrgi, Bigerra, Munda und Aurinx gewonnen, hatten Sagunt erobert und wiederhergeſtellt und ſogar Caſtulo, eine der wichtigſten Städte im carthagiſchen Gebiete, mit ſich verbunden, ſo daß es kaum begreiflich iſt, wie die carthagiſchen Feldherren, nach ſo vielen Niederlagen, noch im Stande waren, den Römern zu widerſtehen; und nur die Schwäche der Römer ſelbſt, die ihre Einbuße in den Schlachten nicht wieder zu erſetzen vermochten, macht dieſes erklärlich. Daher denn auch im folgenden Jahre gänzliche Waffenruhe in Hiſpanien, indem die Carthager den Hasdrubal nach Afrika zu rufen gezwungen waren, um dort den Krieg gegen den numidiſchen König Syphax zu führen. Dieſer Syphax, welcher einen großen Theil Numidiens zunächſt der Grenze des carthagiſchen Gebietes beherrſchte, war auf die Carthager erbittert, weil Hasdrubal Gisgo ſeine Töchter Sophonisbe mit dem Maſiniſſa, Gala's Sohne, dem Häuptling der Maſſylier, eines andern numidiſchen Stammes verlobt hatte. Von den Scipionen aufgeregt und unterſtützt, ergriff nun Syphax die Waffen und brachte Carthago in großes Gedränge. Jedoch gewannen die Carthager den Maſiniſſa zur Theilnahme am Kriege, und von zwei Seiten zugleich angegriffen, konte Syphax nicht lange widerſtehen. In mehren Schlachten überwunden, mußte er um Frieden bitten, der ihm gewährt wurde, und Maſiniſſa begleitete nun den Hasdrubal nach Hiſpanien, um dort mit einer Schar numidiſcher Reuter die carthagiſchen Heere zu unterſtützen. Die Scipionen mußten dieſes ganze Jahr aus Schwäche ſich ruhig verhalten und ſich damit begnügen, den Carthagern neue Feinde in Hiſpanien zu erregen und ſich durch Bündniſſe mit den Celtiberern zu verſtärken. Im Jahre 211 brach dann der Krieg auf's neue wieder aus. Die Scipionen, durch zahlreiche Scharen Hiſpanier unterſtützt, theilten ihre Macht und wollten nun mit einem Schlage den Krieg beendigen. Aber Cn. Scipio ward von den Celtiberern verlaſſen und verrathen. P. Scipio wurde vom Hasdrubal Gisgo, Mago, Maſiniſſa und dem Hiſpanier Judibilis eingeſchloſſen und mit faſt ſeinem ganzen Heere niedergehauen, worauf die ſiegreichen Feldherren ſich gegen den Cn. Scipio wandten, und auch dieſen durch ihre Übermacht umzingelten und vernichteten. Nur ein kleiner Theil der Römer rettete ſich aus beiden Niederlagen in das römiſche Lager, das unter dem Befehle des Legaten Fontejus ſtand. Dieſe ſchwachen Reſte des römiſchen Heeres erfochten zwar unter Anführung eines kühnen römiſchen Ritters Marcius Septimius, der ſich an ihre Spitze geſtellt hatte, noch einige Vortheile über die Carthager; aber dieſe beſchränkten ſich nur darauf, daß die Schaar glücklich wieder bis an den Iberus zurückgelangte, wo ſie auch weiterhin unangegriffen blieb. Die ſiegreichen carthagiſchen Feldherren, die beiden Hasdrubal und Mago, trachteten nun zunächſt danach, die von ihnen abgefallene Provinz wieder unter das carthagiſche Joch zurückzudrücken; aber theils durch die Härte, mit der ſie verfuhren, theils durch ihre Zwietracht unter einander verdarben ſie bald wieder ihre Sache, und als nun der Prätor Claudius Nero mit friſchen Truppen in Hiſpanien erſchien, und die Reſte des römiſchen Heeres unter Marcius an ſich gezogen hatte, ſo konte er im folgenden Jahre 210 ſchon wieder wagen, den Hasdrubal in der carthagiſchen Provinz anzugreifen; und er hätte dieſen ſogar im Waldgebirge eingeſchloſſen und mit ſeinem ganzen Heere zur Übergabe gezwungen, wenn ſich Hasdrubal nicht durch eine Liſt gerettet hätte. — Nun aber erhielt der junge P. Cornelius Scipio, der Sohn des P. Scipio, ungeachtet er die Prätur noch nicht verwaltet hatte, die Führung des hiſpaniſchen Kriegs als Proconſul, und alſobald änderte ſich der Zuſtand der Dinge. Nachdem er im Winter zu Tarraco alle Vorkehrungen zum Feldzuge gemacht hatte, ward durch einen kühnen Gewaltmarſch Neu-Carthago überfallen und erobert, eine ungeheure Beute gemacht und durch Rückgabe der Geißeln, welche die Carthager hier bewacht hatten, die hiſpaniſchen Völkerſchaften gewonnen, welche nun mit zahlreichen Scharen zu dem römiſchen Heere ſtießen. Darauf zog Scipio mit ſeiner Geſamtmacht dem Hasdrubal entgegen, der in einer feſten Stellung bei Bäcula am Bätis in der Nähe von Caſtulo ſtand. Scipio ließ ungeachtet des ſchwierigen Geländes ihn angreifen, um ihn zu beſiegen, ehe noch die andern Heere unter Mago und Hasdrubal Gisgo herbeikommen konten, und ſchlug ihn gänzlich. Hasdrubal aber flob mit dem Reſte ſeiner Truppen, ſeiner Kriegskaſſe und ſeinen Elephanten nach dem Tagus, und des Krieges in Hiſpanien überdrüßig, entwarf er nun den Plan, im Rücken der Römer ſich ein

Digitized by Google

neues Heer zu werben, während die andern beiden Feldherren den Scipio beschäftigten, und mit diesem Heere nach Italien zu ziehen, um seinen Bruder Hannibal zu unterstützen. Diesen Plan führte er aus, ohne daß Scipio es ahnete, konte aber erst im folgenden Jahre, wahrscheinlich, indem er an der Seite des biscajischen Meeres über die Pyrenäen ging, nach Italien aufbrechen, während Hasdrubal Gisgo und Mago mit Scipio um den Besitz der carthagischen Provinz stritten. Der römische Prokonsul Silanus erfocht einen denkwürdigen Sieg über den Mago und vernichtete dessen ganzes Heer, Scipio selbst aber konte gegen den Hasdrubal, der immer vor ihm in die Gebirge auswich, nichts ausrichten, und nur der Gewinn der reichen Bergstadt Oringis ward ihm zu Theil. Desto wichtiger aber waren die Ereignisse des Jahres 207. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, mit einem Heere von 60,000 Mann von den Alpen herabstieg und ganz Ober-Italien eroberte, nachher aber am Metaurus erlag, verbanden Hasdrubal Gisgo und Mago ihre, während des Winters wieder in's Ungeheure vermehrten Streitkräfte, um den letzten entscheidenden Versuch zur Rettung der carthagischen Herrschaft in Hispanien zu machen. Scipio zog ihnen entgegen, obschon nur halb so stark, als sie; in der Nähe von Bäcula trafen sich wieder die Heere. Die Carthager erlitten eine gänzliche Niederlage, die durch den darauf erfolgenden Abfall aller Hispanier noch bedeutender wurde, und nun sahen sie sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Scipio schnitt sie vom Bätis und der Straße nach Gades ab, trieb sie an's Meer, schloß sie ein und zwang sie durch Hunger zur Übergabe, nur Hasdrubal und Mago selbst entkamen. So war Hispanien für die Carthager verloren, und was früher carthagische Provinz gewesen war, ward jetzt eine Provinz der Römer, welche in Folge des Sieges hier in die Rechte der Carthager eintraten. Durch den langen Krieg war die Kraft der hier wohnenden Nationen schon gebrochen; die Bestrafung und Zerstörung von Illiturgi, Castulo und Astapa im Jahre 206 vollendeten die Unterwerfung derselben, und da Mago, der sich noch einige Zeit lang in Gades aufhielt und von dort aus die Hispanier gegen die Römer aufwiegelte, abgerufen wurde, um nach Ligurien zu gehen und den Römern dort einen neuen Krieg zu erregen, so unterwarf sich auch Gades den Römern, und dieser Theil Hispaniens hatte von dem an Frieden und Ruhe unter der Herrschaft der Römer.

Unter diesen Umständen, da Hispanien erobert und Hannibal in Italien zur Ohnmacht herabgedrückt war, schien es nothwendig, den Krieg nach Afrika selbst zu versetzen, um Carthago da anzugreifen, wo es am verwundbarsten war. Ohne Zweifel hatte Scipio die Absicht, schon von Hispanien aus sogleich nach Afrika hinüber zu gehen, und in Verbindung mit den Numidiern den Krieg vor die Mauern Carthago's zu spielen, weshalb er denn auch selbst schon einen Besuch in Afrika beim Syphax abgestattet hatte. Aber eine längere Krankheit des Scipio, der wahrscheinlich vom Mago erregte Aufstand seiner Legionen, mehre Empörungsversuche der Hispanier ꝛc. hinderten ihn daran; und da er in Rom des Strebens nach tyrannischer Obermacht verdächtig wurde, so ward er aus Hispanien zurückgerufen. In Rom hatte Scipio viele Gegner, welche zwar nicht hindern konten, daß er 205 Consul wurde, den Oberbefehl auf Sicilien und auch die Erlaubniß erhielt, nach Afrika zu gehen, jedoch zugleich Ursache waren, daß ihm weder eine Flotte, noch ein Heer gegeben wurde, angemessen einem solchen Kriege, der die Existenz Carthago's betraf. Scipio aber, die Überlegenheit seines Talents zeigend, rief Freiwillige auf, und erhielt Schiffe von den Bundesgenossen, womit er nach Sicilien ging, und hier den übrigen Theil des Jahres damit zubrachte, alle Vorbereitungen für den Feldzug in Afrika zu treffen. Mit 35,000 Mann segelte er 204 als Proconsul hinüber, und landete beim Vorgebirge des Apollo in der Nähe von Utika. Unbegreiflicher Weise hatte damals Carthago, ungeachtet es schon seit einem Jahre auf die Ankunft Scipio's gefaßt seyn mußte, keine Flotte, um die Landung der Römer zu hindern, und wenn schon drei Heere unter Hasdrubal, Syphax und Masinissa gerüstet waren, so waren diese doch nicht stark genug, um den Römern die Spitze zu bieten; Masinissa war ein Verräther und ging zu den Römern über, und Syphax zog sich ohne Schwertschlag wieder in seine Heimath zurück. So ward denn Hasdrubal leicht zurückgeschlagen, und Scipio begann darauf die Belagerung von Utika, um diese Stadt zum Sitz des Krieges zu machen, jedoch mußte er nach 40tägiger Belagerung wieder abziehen, und befestigte nun eine Landzunge, um dort zu überwintern, was ihm möglich wurde, da Carthago keine Flotte hatte, und Scipio also von Sicilien, Sardinien und Hispanien aus sich verproviantiren konte; von der Landseite aber ward er durch zwei Heere unter Hasdrubal und Syphax eingeschlossen. Nach vergeblichen Friedensunterhandlungen im Winter, brach im Frühjahr der Krieg wieder aus, indem die Carthager nun eine Flotte von 100 Schiffen gebauet hatten, und ein vereinter Angriff auf das römische Lager von der Land- und Seeseite ward verabredet. Aber der Plan ward durch einen Numidier verrathen, und Scipio kam seinen Feinden zuvor, indem er die Nacht vorher ihre Lager überfiel und in Brand steckte und eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, ohne selbst einigen Verlust dabei zu erleiden; nur daß am folgenden Tage eine eben anlangende Schar hispanischer Söldner die Römer unerwartet überfiel und viele derselben tödtete. Syphax zog sich nach Verlust seines Heeres wieder in sein Reich zurück, Hasdrubal aber ward seiner Strategen-Würde entsetzt und zum Tode verdamt. Doch entging er dem Tode durch die Flucht, bildete eine Freischar, und führte mit dieser noch einige Zeit lang den Krieg gegen die Römer fort. Scipio aber hielt es für's rathsamste, den Syphax zuvörderst zu vernichten, ehe er einen entscheidenden Angriff auf Carthago wagte. Er sandte gegen ihn den alten Feind desselben, Masinissa (s. diesen Art.) und den Legaten C. Lälius mit einem Theile des römischen Heeres. Syphax ward geschlagen und mit einem seiner Söhne gefangen genommen, seine Hauptstadt Cirta erobert, seinem Reiche ein Ende gemacht, das dem Masinissa zur Belohnung für seine Dienste gegeben wurde. Dagegen gerieth Scipio selbst durch einen Angriff der carthagischen Flotte auf sein Schifflager

Digitized by Google

in nicht geringe Bedrängniß, und die auf's neue versuchte Belagerung von Utika hatte so wenig Erfolg, als die von Hippo. Nun beschlossen die Carthager, den Hannibal aus Italien zurückzurufen, und um dieses möglich zu machen, schlossen sie, unter dem Vorwande, einen Frieden unterhandeln zu wollen, mit Scipio einen Waffenstillstand auf 45 Tage ab. Scipio ging diesen Waffenstillstand ein, weil er entweder selbst der Ruhe bedurfte oder weil er dadurch dem Hannibal Zeit geben wollte, endlich einmal Italien zu räumen. Hannibal landete durch Begünstigung dieses Waffenstillstandes glücklich in Afrika, und Scipio setzte seiner Landung kein Hinderniß in den Weg, obschon die Carthager sich nicht enthalten hatten, römische Proviantschiffe zu plündern und die deshalb nach Carthago geschickten Gesandten zu mishandeln. So war denn nun vom Frieden weiter nicht mehr die Rede. Hannibal war zu Hadrumetum gelandet, um freien Spielraum für die Bildung eines neuen Heeres, besonders für die Organisation einer Reuterei, an der es ihm ganz fehlte, zu erhalten; und bald strömten ihm von allen Seiten Krieger zu; auch Vermina, der Sohn des Syphax, verband sich mit ihm. Hasdrubal ward zurückgerufen und begnadigt und seine Freischaar dem Hannibal übergeben; und Mago, der aus Ligurien zurückgerufen war, wurde wieder dahin gesandt, um Söldner zu werben. — Nun warf sich Hannibal zuerst auf den Masinissa, und entriß ihm fast das ganze Reich wieder, das er erst vor kurzem dem Syphax abgenommen hatte; und Scipio wagte es nicht, Carthago und die Küste zu verlassen, und in so fernen und unwegsamen und ihm unbekanten Gegenden, den Krieg zu führen. Als er aber befürchten mußte, daß der Consul Tib. Claudius Nero, der auch den Befehl erhalten hatte, nach Afrika zu gehen, ihm einen Theil seiner Lorbeeren entreißen könte, brach er im Sommer des Jahres 202 gegen Hannibal, der noch in Numidien stand, auf. Lange Zeit beobachteten sich hier die Feldherren gegenseitig und suchten sich einander zu überlisten; doch war Hannibal dabei im Nachtheil, indem es nun dem Masinissa gelang, sein Land wieder zu erobern; und da Scipio nun auch den Hannibal selbst in einem Reutertreffen bei Zama besiegte, und ihm einen Transport Lebensmittel auffing, so kam Hannibal so sehr in Bedrängniß, daß er nur durch einen Waffenstillstand, mit welchem er den Scipio täuschte, sich retten konte. Da aber die Carthager, wie vorauszusehen war, diesen Waffenstillstand verwarfen, so mußte das Schwert abermals entscheiden. Scipio überraschte den Hannibal bei Parthus und zwang ihn dann in der Nähe von Zama oder Margaron zur Schlacht. Das carthagische Heer war hier durch die eigenen scheu gewordenen Elephanten in Unordnung gebracht, die auf den Flügeln aufgestellte Reuterei ward durch Lälius und Masinissa geschlagen, und die Tapferkeit der römischen Legions-Soldaten warf das carthagische Fußvolk nieder. 20,000 Carthager wurden erschlagen, die übrigen zerstreut und Hannibal selbst konte sich nur mit wenigen Reutern nach Hadrumetum retten (19. October 202). Bald nachher wurde auch Vermina, der mit einem numidischen Heere zu spät anlangte, aufgerieben, und die römische Flotte unter Lentulus schloß Carthago von der Seeseite ein, während Scipio sich zur Belagerung der Stadt von der Landseite anschickte. Hannibal aber, der jetzt selbst nach Carthago kam, rieth zum Frieden, und dieser kam denn auch bald zu Stande. Die Carthager mußten alles während des Waffenstillstandes Genommene, ferner alle Gefangene, Überläufer, Elephanten und alle Kriegsschiffe bis auf 10 herausgeben, sie durften keine Söldner mehr werben, und ohne Bewilligung der Römer keinen Krieg führen, mußten dem Masinissa alles herausgeben, was sie seinen Vorfahren entrissen hätten, dem römischen Heere Proviant und Sold geben, in 50 Jahren 10,000 euböische Talente bezahlen und 100 Geißeln stellen. Dieser Friede, ein Meisterstück römischer Politik, erhielt von Rom aus seine Bestätigung, obschon einige römische Statsmänner meinten, man hätte besser gethan, den Krieg nur mit der Zerstörung Carthago's zu endigen; jedoch in der Abfassung des Friedens selbst lag schon die Nothwendigkeit des Untergangs von Carthago. Zwar würde ein auf der Höhe moralischer Kraft stehendes Volk, durch ein Unglück, wie das vorliegende, nur zu neuer Erhebung wieder sich angespornt gefühlt haben; jedoch das carthagische Volk war durch den langen Krieg so sehr entartet und in sich selbst aufgelöst, es war so sehr durch Parteiungen gelähmt und zerrissen, daß an ein Wiederaufstehen mit verdoppelter Kraft nach dem Falle nicht zu denken war. Freilich versuchte Hannibal, der noch einige Zeit lang an der Spitze des Heeres stand und dann als Suffet die Leitung der inneren Verwaltung bekam, eine Reformation, von der er sich die Rettung des Stats versprach; nämlich er beschränkte die Macht der hundert Männer, welche in ihrem Amte als Richter sich eine lebenslängliche Gewalt angemaßt hatten, und einen unerträglichen Despotismus gegen das Leben, die Freiheit und das Vermögen ihrer Mitbürger ausübten, wiederum auf 1 Jahr, und entriß ihnen dadurch das Übergewicht, das sie besaßen; auch verbesserte er die Verwaltung der Finanzen, in welche die ärgsten Misbräuche sich eingeschlichen hatten, und durch Entfernung dieser Misbräuche, die bisher eine Quelle der Bereicherung für die Magistrate gewesen waren, brachte er es bald dahin, daß nicht nur alle Statsausgaben gedeckt waren, sondern es auch möglich wurde, daß schon nach 10 Jahren der ganze 50jährige Tribut an die Römer abbezahlt werden konte. Aber Carthago war zu tief gefallen, um eine solche Reformation ertragen zu können. Hannibal hatte nicht nur die Aristokratie in der Wurzel ihrer Macht angegriffen, sondern er hatte, da der Senat ihm widersprach, einer uralten, aber längst vergessenen Einrichtung gemäß, die Sache an das Volk gebracht, und durch dessen Zustimmung seine Absicht durchgesetzt. Hiedurch hatte er aber nicht nur die Parteien, die ihm bisher schon widerstrebt hatten, sondern alle Aristokraten gegen sich aufgereizt, und in diesem Kampfe mußte der einzeln stehende Hannibal unterliegen. Seine Feinde klagten ihn in Rom an als Aufrührer und Aufwiegler zu einem neuen Kriege, den er mit Antiochus von Syrien gegen Rom unternehmen wolle, und dieses hatte zur Folge, daß die Römer

Digitized by Google

Gesandte nach Carthago schickten, um die Sache zu untersuchen. Hannibal aber, der seinen Untergang voraussah, entfloh und begab sich nun wirklich zum Antiochus, den er auf alle Weise zu bestimmen suchte, den Krieg gegen Rom zu beginnen, ehe die römische Übermacht so sehr anwüchse, daß kein Kampf gegen dieselbe mehr möglich wäre. Antiochus ging ein und Hannibal bemühete sich, durch einen geschickten Unterhändler, den Tyrier Aristo, auch die Carthager zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen; allein Hannibal's Feinde in Carthago entdeckten die Sache den Römern und vereitelten dadurch seinen Plan. Während nun Hannibal vom Antiochus, der inzwischen den Waffen der Römer und seinem eigenen Unverstande unterlegen war, verrathen, als Flüchtling bei den Cretensern und dann beim Prusias in Bithynien umherirrte und auch von diesem verrathen durch Gift den Nachstellungen der Römer sich entzog, bewiesen die Carthager einen fast knechtischen Gehorsam gegen die Römer und erkauften den Frieden von denselben durch immer neue Opfer. Sie ächteten den Hamilcar, einen Parteigänger, der während des macedonischen Krieges die Gallier in Ober-Italien gegen die Römer aufwiegelte, und unterstützten die Römer durch ungeheure Getreidelieferungen, und begegneten den unaufhörlichen Foderungen des Masinissa, der eine carthagischen Provinz nach der andern, kraft des letzten Friedens in Anspruch nahm, nur mit Klagen, die aber in Rom niemals erhört oder doch zu Carthago's Nachtheil entschieden wurden. So nahm Masinissa die fruchtbare Provinz Emporia, die Kornkammer Carthago's weg, und erzwang noch eine Geldbuße von 50 Talenten. So nachher die Provinz Tyska. Und als die Carthager um Erlaubniß baten, die Waffen gegen die Numidier ergreifen zu dürfen, ward ihnen dieses verwehrt, und da sie sich weigerten, die ganze Sache der Entscheidung des ältern Cato zu überlassen, so erbitterten sie diesen harten Mann so sehr, daß dieser nun aufs angelegentlichste und entschiedenste auf Carthago's gänzlichen Untergang unermüdlich drang. Eine Zeit lang hinderte freilich noch Scipio Nasica, Cato's Gegner im römischen Senate, den Ausbruch des Krieges. Als aber die Carthager in Verbindung mit dem Archobarzanes, einem Enkel des Syphax, der noch einen Theil Numidiens beherrschte, ein Heer rüsteten, um den Masinissa anzugreifen, und auf Betrieb des Nasica eine römische Gesandtschaft nach Carthago ging, um den Streit beizulegen, so wurden diese Gesandten in Carthago, auf Anstiften des Suffeten Gisgo, der von keinem Frieden wissen wollte, auf das gröblichste beleidigt, welches denn eine neue Gesandtschaft von Rom aus zur Folge hatte, welche aufs bestimteste die Verbrennung der Flotte und Entlassung des Heeres verlangte. Drei Parteien kämpften damals in Carthago gegen einander, die eine Partei war römisch gesinnt, die andere hielt es mit dem Masinissa, die dritte wollte die Freiheit und Unabhängigkeit des Staats vertheidigen. Diese Freiheitspartei, erbittert durch die unaufhörlichen Kränkungen durch die Römer und den Masinissa, welcher letztere, zum Verderben Carthago's fast bis ans hundertste Jahr heranlebte, erhob sich jetzt, vertrieb die Partei des Masinissa aus der Stadt, mishandelte dessen Gesandte, welche um Genugthuung zu fodern, gekommen waren, und ein Heer von 25,000 Mann zog unter Anführung Hamilcar's gegen den Masinissa ins Feld. Viele Numidier vereinigten sich zwar mit diesem Heere; dennoch aber schlug Masinissa die Carthager in einer großen Schlacht, schloß die Überreste des Heeres eng ein, zwang sie zur Übergabe und, durch Vermittelung der Römer, die Republik zu einem Frieden, in welchem sie sich dazu verstehen mußte, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die Überläufer auszuliefern und 5000 Talente in 50 Jahren zu bezahlen. Treuloserweise überfiel noch Gulussa, Masinissa's Sohn, die wehrlosen Trümmer des carthagischen Heeres und hieb sie nieder. Die tief gebeugten Carthager verdamten freilich den Hamilcar und Carthalo, die Häupter der Freiheitspartei, weil sie die Urheber des Kriegs gewesen wären, zum Tode, und entschuldigten sich durch eine Gesandtschaft bei den Römern. Diese aber erklärten ihnen nunmehr den Krieg, und sandten 149 beide Consuln Manilius Nepos und Martius Censorinus mit 84,000 Mann auserlesener Truppen nach Afrika. Die Carthager voll Entsetzen, gaben sich alle Mühe, das drohende Ungewitter zu beschwören, und schickten Gesandte nach Rom; und die arglistigen Römer versprachen ihnen, wenn sie 300 Geißeln, die Kinder der ersten Häuser, stellten, und thäten, was die Consuln verlangen würden, daß sie dann ihre Freiheit und ihr Gebiet behalten würden; zugleich aber erhielten die Consuln Befehl, nicht nachzulassen, bis Carthago zerstört wäre. Die Carthager stellten die verlangten Geißeln, und da die Consuln nun Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe verlangten, so leisteten sie auch dieses. Dann aber foderten jene, sie sollten ihre Stadt verlassen, und sich 80 Stadien vom Meer entfernt, eine neue Stadt bauen. Nun ergriff die wehrlosen Carthager eine dem Wahnsinn ähnliche Wuth, und einstimmig ward vom Volk und Senat der Krieg beschlossen. Schnell wurden die Thore vor den schon sich nahenden Consuln verschlossen, die Mauern vertheidigt, mit beispiellosem Eifer alles zum Kampf nöthige bereitet, und in kurzer Zeit standen die Carthager so gerüstet da, daß die Römer eine förmliche Belagerung der Stadt unternehmen mußten. Zwar hatte Utika schon vor der Ankunft der Consuln die carthagische Sache verlassen und mit Rom einen Frieden gemacht; jedoch zerfielen die Römer mit dem Masinissa, der es wol nicht gern sah, daß die Römer mit einem Heere nach Afrika gekommen waren, so daß sie die erste Zeit ohne Unterstützung von demselben blieben. Die Belagerung begann von der Land- und Seeseite zugleich, doch vertheidigten sich die Belagerten mit solcher Tapferkeit und fügten den Römern so mannigfaltige Verluste zu, daß diese sich bald genöthigt sahen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln; und der früher verurtheilte Hasdrubal, der durch die Flucht sein Leben gerettet, und nun eine Freischar von 20,000 Mann zur

Digitized by Google

Rettung seiner Vaterstadt versammelt hatte, so wie der Anführer einer bedeutenden Reuterschar, Himilco Phamäas, drängten das römische Heer so sehr im Rücken, daß der Consul Manilius sich genöthigt sah, mit einem Theile seines Heeres gegen dieselben zu ziehen. Aber bei Nepheris im Gebirge schlug Hasdrubal die Römer, und nur die Einsicht des jungen P. Scipio rettete einen Theil des Heeres. Dieser Jüngling ward überhaupt jetzt schon, ungeachtet er nur als Tribun diente, der gefährlichste Feind der Carthager; zumal da er vom sterbenden Masinissa zum Vollzieher seines letzten Willens ernant, das Reich unter die Söhne desselben getheilt hatte und er nun den Gulussa bewog, mit einer ansehnlichen Schar den Römern zu Hilfe zu kommen. Auch Himilco Phamäas, durch Scipio's Ruhm angelockt, verließ die carthagische Partei und diente nun den Römern mit derselben Tapferkeit, wie früher den Carthagern. Als aber Scipio nach Rom zurückgekehrt war, um sich um Statswürden zu bewerben, so geschah unter dem neuen Consul Calpurnius Piso und dem Prätor Manceinus 148 gar nichts von Belang, und die Carthager konten sich zu bedeutenderer Gegenwehr rüsten, ganz Libyen gegen die Römer in die Waffen rufen, und sogar eine Verbindung mit dem macedonischen Andriscus eingehen. Erst als 147 P. Cornelius Scipio, der, während er um die Ädilität sich bewarb, durch die Stimme des Volks zum Consul erwählt war, vor Carthago anlangte, änderte sich das Glück. Der Prätor Mancinus hatte ihm zuvorkommen und durch einen kühnen Angriff mit der Flotte die Stadt nehmen wollen, in welche er auch schon eingedrungen war; jedoch hatte er so tapferen Widerstand gefunden, daß wenn Scipio ihm nicht noch zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen wäre, er mit den Seinigen den Untergang gefunden hätte. Scipio stellte nun zuerst die ganz verfallene Kriegszucht wieder her, nahm dann im Sturm den nördlichen Theil der Stadt, Megara, welchen er aber wieder verlassen mußte, indem er sich dort nicht halten konte, und ließ nun von seinen Soldaten ein großes verschanztes Lager auf der Landenge von Meer zu Meer befestigen, wodurch er Carthago ganz vom festen Lande ausschloß und sich gegen die Angriffe, mit welchen das carthagische Heer ihn im Rücken bedrohete, sicherte. Hasdrubal hatte nämlich, um desto nachdrücklicher die Stadt vertheidigen zu können, den Oberbefehl in der Stadt selbst übernommen, und die Aufführung des Heeres, das noch immer in und um Nepheris stand, einem gewissen Diogenes übertragen, welcher dieses bald bis auf 80,000 M. vermehrt hatte. Durch dieses befestigte Lager aber gesichert, beschloß Scipio nun Carthago auszuhungern, und damit die Stadt nicht von der Seeseite her verproviantirt werden könte, bauete er einen Damm ins Meer, durch welchen er den carthagischen Hafen sperrte. Die Carthager aber, mit dem Trotz der Verzweifelung, gruben ihrem Hafen einen neuen Ausgang nach dem Meere hin, baueten eine Flotte, die sogar der römischen gefährlich wurde, und leisteten überall einen so unermüdlichen Widerstand, daß der ganze Sommer und Herbst 147 hinging, ohne daß Scipio seinem Zwecke näher kam. Den Winter hindurch begnügte er sich, die Stadt eng eingeschlossen zu halten, und zog gegen die Heere, welche seinen Rücken bedrohten, und es gelang ihm auch mit Hilfe Gulussa's, den Diogenes bei Nepheris gänzlich zu vernichten. Dadurch war Carthagos Untergang entschieden, und im Frühlinge 146 begann die Belagerung aufs neue. Die durch die bald allgemeine Hungersnoth entkräfteten Carthager konten nur noch schwachen Widerstand leisten, und so eroberte Scipio bald durch einen kühnen Angriff die Hafenstadt Cothon, welche theils von Hasdrubal selbst, theils von Scipio in Brand gesteckt und mit allen ihren Palästen in Asche verwandelt wurde; alle Einwohner wurden getödtet. 6 Tage dauerte der Brand, da ergab sich auch die Burg Byrsa. Scipio gestattete den Einwohnern, 50,000 an der Zahl, freien Abzug; nur 900 Überläufer und unter ihnen Hasdrubal, flüchteten sich in den Tempel des Äsculapius, wo sie sich noch einige Zeit vertheidigten. Endlich aber verzagte auch Hasdrubal und flehte Scipio um Gnade an, die er erhielt. Die Überläufer aber zündeten den Tempel an, unter dessen Schutte sie sich begruben; mit ihnen Hasdrubal's hochherzige Gemahlin, welche für sich und ihre Kinder die Gnade des Siegers verschmähte. Die eroberte Stadt ward ausgeplündert und von Grund aus zerstört. Die unermeßlichen dort gewonnenen Schätze flossen nach Rom, und rächten durch Untergrabung der Bürgertugend späterhin Carthago an seinen Überwindern. Die entlassenen Einwohner zerstreuten sich durch Libyen, die Gefangenen starben meistens im Kerker; Hasdrubal, der unermüdliche Vertheidiger seiner Vaterstadt, und der ein besseres Schicksal verdient hätte, büßte durch einen späten und ruhmlosen Tod innerhalb Italiens seine letzte Feigheit, die es als Gewinn betrachtet hatte, sein Valerland überleben zu dürfen. Die Stätte, auf der Carthago gestanden hatte, ward verflucht (Macrob. Sat. III. 9.), und diente lange als schauderhaftes Denkmal des Wechsels menschlicher Größe und Herrlichkeit. Das carthagische Gebiet, so weit es nicht zu Numidien gehörte, ward römische Provinz, und Utika, die Hauptstadt derselben, so daß diese Stadt, so wie sie die ältere war, auch lange noch Carthago überdauerte, und noch Jahrhunderte lang eine der wichtigsten Städte Afrika's war.

Vier und zwanzig Jahre nach der Zerstörung Carthago's führte, ungeachtet des Fluches, C. Gracchus eine Colonie von 6000 armen römischen Bürgern nach Afrika, um sich auf dem Schutte des alten Carthago anzusiedeln. Trotz der bösen Vorzeichen ward der Anbau in 70 Tagen vollendet, und die Stadt Junonia genant. Späterhin ward die Colonie aber entweder wieder aufgegeben oder doch nicht gehörig unterstützt, so daß sie kein rechtes Gedeihen erhielt; auch lag sie wahrscheinlich nicht auf der Stelle des alten Byrsa und Cothon, sondern wol auf der Nordseite der Halbinsel, wo jetzt El Mersa liegt. Zu Marius Zeit waren wenigstens noch die Trümmer der eigentlichen alten Stadt sichtbar. Julius Cäsar beschloß eine neue Ansiedlung, die aber erst von Augustus 44 ausgeführt, und nachher 29 noch einmal wiederholt wurde. Diese Stadt, welche

Digitized by Google

wieder den alten Namen Carthago erhielt, erhob sich bald zu einiger Blüthe, und mag dann allmälig wieder die Ausdehnung des tyrischen Carthago erhalten haben. Unter Kaiser Septimius Severus erhielt Carthago die Rechte eines römischen Municipiums und gelangte nun zu solcher Macht, daß Herodian (VII. 6.) behauptet, daß Carthago an Reichthum seiner Bewohner, an Volksmenge und Größe, unter allen Städten allein Rom nachstehe, mit Alexandria aber um die zweite Stelle wetteifere. Aber es war eine römische Stadt, keine punische mehr; römische Sitte und Sprache herrschte, und bald nachher ward Carthago auch eine der wichtigsten christlichen Städte des Reichs. Als 428 die Vandalen unter Geiserich Afrika eroberten, ward Carthago der Sitz eines vandalischen Königreiches, und war noch eine herrliche und glänzende Stadt, als Belisarius sie 533 eroberte und damit dem vandalischen Reiche ein Ende machte. Bis zum Jahr 706 war Carthago nun der Sitz griechischer Statthalter, und ward in diesem Jahre von Hasan's ben Niman, dem Feldherrn des Chalifen Abdulmelek zerstört. Seitdem ist Carthago nur ein Haufe von Trümmern, indem das benachbarte Tunis die Macht und Bedeutung Carthago's sich angeeignet hat. Wahrscheinlich hat die immer zunehmende Versandung der Küste, wodurch der Hafen unbrauchbar gemacht wurde, einen neuen Anbau auf der sonst so glücklich gelegenen Stelle verhindert.

II. Statsverfassung Carthago's. Die gesetzgebende Gewalt war in Carthago ursprünglich beim Volke, so wie die deliberative Gewalt in den Händen des Senats und die executive Gewalt in den Händen der Sufeten sich befand.

Das Volk, wenn es versammelt war, hatte die höchste Entscheidung über alle Dinge mit unbeschränkter Freiheit; doch wurde es deshalb nicht immer berufen, sondern nur dann von den Suffeten versammelt, wenn diese mit dem Senate sich nicht einigen konten. Als daher die Barciner mit dem Senate gebrochen hatten, so wandten sie sich an das Volk und setzten durch dieses ihre Absichten durch. Durch dieses bewerkstelligte auch Hannibal später seine Reform der Oligarchie. — Das Volk war übrigens in Zünfte (ἑταιρίας) getheilt, welche im Senat repräsentirt wurden, und zwar im großen Rathe sowol als im kleinen Rathe und in den Gerichten. Einen eigentlichen Adel gab es nicht, weil keine Stammverschiedenheit der Bürger Statt fand, wenigstens gibt es dafür keinen Beweis; vielmehr hatten alle carthagische Bürger, als solche, gleiche Rechte, und es gab dort nur rechtlich einen Unterschied zwischen Bürgern, Schutzverwandten, Fremden und Sclaven. Die Einwohner der Städte des carthagischen Gebiets waren Unterthanen, und hatten kein Bürgerrecht in der herrschenden Stadt; daher die Rivalität von Utika und Hippo mit Carthago. Nur in Zeiten besonderer Noth scheinen Fremde hohe Statswürden bekleidet zu haben, z. B. Xanthippus nach der Niederlage durch Regulus; doch mied er vorsichtig Carthago bald wieder. Der größte Unterschied aber herrschte hinsichtlich des Reichthums, und nur der Reiche konte Statswürden bekleiden, weil er umsonst dienen, ja sogar seine Würde (ungewiß, wie? und von wem?) erkaufen mußte. Auch hatten berühmte Geschlechter viele Vorrechte, vornehmlich des Reichthums wegen, auf dessen Erhaltung und Vermehrung daher alle Sorge gerichtet seyn mußte. Vollbürtigkeit kam nur vom Vater her; Hasdrubal und Hannibal hatten hispanische Weiber.

Der Senat (βουλή) bestand aus den Repräsentanten aller Zünfte der Bürger, und zerfiel in den großen Rath (σύγκλητος) und den kleinen Rath (γερουσία). Der große Rath hatte über alle Geschäfte zu deliberiren und faßte auch die Mitglieder des kleinen Raths in sich, der ein Ausschuß aus dem großen Rathe war. Dieser kleine Rath leitete alle bürgerliche Geschäfte, also alle Kammer- und Finanz- und Militär-Angelegenheiten, die Polizei ꝛc. ꝛc. Ursprünglich war wol die Gewalt dieses kleinen Rathes geringer gewesen. Später aber, als unter dem Volke Gewerbe und Handlung zu blühen und sich auszubreiten anfingen, und es nicht leicht möglich war, das ganze Volk in ordentlichen Comitien zu versammeln, so maßte sich der kleine Rath auch die gesetzgebende Gewalt an, und befahl, wo er eigentlich nur rathen sollte. Das war der Übergang zur Aristokratie, den Aristoteles bemerkt. Ein Ausschuß aus der Gerusia wieder war das Collegium der 100, welches den Auftrag hatte, die Erhebung mächtiger Familien zu hindern. Doch unterdrückte während der punischen Kriege die lange Macht der Barciner dieses Collegium so sehr, daß es später nicht mehr genant wird, oder wenigstens alle Wirksamkeit verlor.

Die Suffeten, welche im Senate, wie in der Volksversamlung den Vorsitz hatten, so wie auch in den Gerichten, leiteten in oberster Instanz alle Geschäfte, so wol bürgerliche als Militär-Sachen. Es waren ihrer 2, und sie wurden, wie die römischen Consuln, jährlich gewählt. Sie werden Sufetes genant, βασιλεῖς, στρατηγοί, reges, praetores, dictatores, consulare imperium, je nach tyrischen oder griechischen oder römischen Begriffen, weil sie die μεγίστη ἀρχή waren. Der erste dieser Suffeten mußte in der Stadt bleiben oder durfte sie nur selten verlassen, er heißt bei griechischen Schriftstellern gewöhnlich βασιλεύς, στρατηγὸς ἐπὶ τῆς πόλεως. Die römischen Schriftsteller schwanken hinsichtlich seiner, und alle oben angeführten Namen werden von ihm gebraucht. Der andere Suffet, der oberster Feldhauptmann war, präsidirte allerdings, wenn er in Carthago war, zugleich mit dem βασιλεύς im Senate und in der Volksversamlung; nur stand ihm, wenn es Krieg gab, die alleinige Leitung der Kriegsangelegenheiten zu. Doch begleitete ihn eine Anzahl der Mitglieder des großen und kleinen Rathes auf seinen Feldzügen, wovon der Grund wol hauptsächlich in dem Mistrauen liegen mochte, mit welchem der Senat die unumschränkte Feldherrnwürde beobachtete. Wahrscheinlich bestimte der Senat auch, oder wie in andern Staten des Alterthums das Loos, welcher von den beiden Suffeten den Kriegsgeschäften vorstehen sollte; und der Anfang des Ruin's der carthagischen Verfassung war der Streit zwischen Hanno und Hamilcar über die Feldherrnwürde während des Söldner-Krieges, und daß man dem Heere die Entscheidung überließ. Dieser Suffet hieß bei Griechen gewöhnlich στρατηγός, bei den Römern rex, praetor (auch Hamilcar und Hasdrubal heißen so Livius XXI, 3.),

Digitized by Google

dictator etc. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diese Strategenwürde, seitdem man auf Sicilien, Sardinien und besonders in Hispanien kriegte, länger als 1 Jahr dauerte. Zuerst wurde derselbe Stratege wol das folgende Jahr förmlich wieder gewählt; später jedoch scheint diese Formalität unterlassen worden zu seyn, und die Barciner kamen wol deshalb aus Hispanien und Italien nicht wieder nach Hause zurück, um nicht in Gefahr zu kommen, ihre Würde niederlegen zu müssen. — Die Suffeten wurden vom Senate vorgeschlagen und vom Volke gewählt. Später scheint aber auch das Volk eigenmächtig Suffeten gewählt zu haben, ja sogar das Heer. Das war der verderbliche Einfluß der Barciner. Soll noch wegen Livius XXX. 7. ein dritter Suffet angenommen werden, so war dieser der Oberpriester, obschon dieses unwahrscheinlich ist, weil in Carthago die Religion eine untergeordnete Rolle spielte, und die beiden Suffeten als solche schon das Recht hatten, für sich und das Volk und das Heer die allgemeinen Opfer zu bringen. Da der Senat in einem so vielfach thätigen und betriebsamen Volke hinlänglich mit der Verwaltung der äußern und innern Statsangelegenheiten beschäftigt war, — so ward ein eigenes Collegium der Richter (ordo judicum) errichtet, das aus 104 Männern bestand, in dem der *βασιλεύς* präsidirte und welches die Untersuchung in allen Rechtssachen führte. Doch hatte dieses Collegium ursprünglich gewiß nur in Civilsachen Recht zu sprechen, weil nicht zu denken ist, daß in Carthago nicht, wie bei allen anderen Völkern des Alterthums, das Volk die Criminaljustiz ausgeübt hätte. Später aber, da das Volk sich ungern versammelte, rissen diese Richter auch diese an sich, und dadurch wurden sie dem Ganzen gefährlich, hauptsächlich nachdem sie ihre Richterstellen lebenslänglich gemacht hatten, was vielleicht der Vielfachheit der Geschäfte wegen nöthig war. Was konte nun den Einzelnen schützen, da von seinen Richtern keine Appellation Statt fand und sie lebenslänglich ihre Stellen bekleideten, also nicht zur Rechenschaft gezogen werden konten? Diese Richter waren wahrscheinlich die Pentarchien des Aristoteles, nämlich 5 aus jeder Zunft, deren dann 21 gewesen wären, wenn nicht vielmehr diese Pentarchien ein Ausschuß von 5 Männern aus je einer Zunft waren, welche das Geschäft hatten, für das Interesse ihrer Zünfte zu wachen und in den circulis conviviisque desselben (Liv XXXVI. 16.) oder den *συσσίτιοις τῶν ἑταιρῶν* des Aristoteles präsidirten, und dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Stats bekamen. — Später beschränkte Hannibal die Dauer des Richter-Amtes wieder auf 1 Jahr. Richter konte übrigens nur einer werden, der schon ein anderes Amt verwaltet hatte, und es scheint, daß sie sich selbst wieder ergänzt haben.

Die Städte in den carthagischen Provinzen erhielten, so ferne sie nicht, wie die römischen Municipien, sich selbst ihre Obrigkeiten wählten (z. B. Utica, Hippo, Gades[?]) ihre Vorsteher von Carthago aus; Städte, die von Carthago selbst angelegt waren, z. B. Neu-Carthago, wurden, wie es scheint, von den Abgeordneten des Rathes regiert. Ohne Zweifel ernanten aber diese Obrigkeiten der Städte die Suffeten mit der Gerusia.

III. **Statseinkünfte Carthago's.** Das Statsvermögen in Carthago scheint ohne Zweifel als viel bedeutender angenommen werden zu müssen, als in irgend einem andern State des Alterthums, und Carthago bietet in dieser Hinsicht ein in seiner Art einziges Beispiel dar, nämlich daß ein Stat sich so viele Jahrhunderte hindurch mit wenigen Ausnahmen nur durch sich selbst, ohne die Hilfsmittel und das Vermögen seiner Bürger in Anspruch zu nehmen, erhalten konte. Daß in Zeiten der Noth freilich auch allgemeine Steuern ausgeschrieben wurden, eine Vermögenssteuer, der sich keiner, auch die Vornehmsten nicht, entziehen konte, wenigstens daß gesetzlich dieses geschehen durfte, liegt theils in der Natur der Sache, theils sagt es Livius ganz bestimt (XXXIII. 46. Vectigalia publica partim negligentia dilabebantur, partim praedae ac divisui principum quibusdam et magistratibus erant; quin et pecunia, quae in stipendium suo quoque anno penderetur, deerat, *tributumque grave privatis imminere videbatur*) und es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine solche Vermögenssteuer mehr als einmal, besonders in den spätern Zeiten der unglücklichen Kriege mit Rom und mit den Söldnern, den Stat aus der äußersten Verlegenheit retten mußte. Darum gestattete man auch, daß Einzelne, besonders die in obrigkeitlichen Würden Stehenden, sich auf alle Weise bereicherten, indem das, was sie sich selbst zueigneten, späterhin dem State doch zu Gute kam; und so allein ist es erklärlich, wie der Stat erschöpft und dadurch gezwungen seyn konte, einen nachtheiligen Frieden zu schließen, und doch zugleich im Stande seyn konte, unmittelbar nachher noch die größten Opfer zu bringen, die die frühern bei weitem übertrafen. So z. B. während des Bürgerkrieges nach dem ersten Frieden mit Rom. — Die gewöhnlichen und stehenden Ausgaben des Stats aber, die Erhaltung der Flotte so wie der Heere im Kriege wie im Frieden u. s. w., die Kosten der innern Verwaltung, die Statsbauten, Anlegung und Erhaltung von Colonien u. s. w., wurden durch die Statseinnahmen gedeckt, welche unter der Aufsicht eines Quästors (wie Livius ihn nent), standen, und welche so bedeutend waren, daß, ungeachtet durch die Habgier der Magistrate so viel verloren ging, dennoch in Friedenszeiten unermeßliche Schätze aufgehäuft werden konten, welche die ungeheuersten, oft an's Fabelhafte grenzenden Anstrengungen im Kriege erleichterten. Auch ergibt sich der volle Umfang derselben daraus, daß, nachdem Hannibal die Verwaltung dieser Statseinkünfte geordnet, d. h. dafür gesorgt hatte, daß, was bisher größtentheils nur Einzelne bereichert hatte, allein wieder in die Statskasse floß, Carthago selbst nach allen Unfällen des 2ten Krieges mit Rom, nicht nur Geld im Überfluß hatte, um den römischen Tribut mit einem Male zu bezahlen, sondern auch dem Hannibal stark genug zu seyn schien, um mit Antiochus vereinigt einen 3ten Krieg mit Rom bestehen zu können. — Diese regelmäßigen Einkünfte bestanden 1) in einem Tribute, den die Unterthanen der Stadt bezahlen mußten. Dieser Tribut war so verschieden, als die Verhältnisse der carthagischen Unterthanen zu Carthago selbst verschieden waren. Diese waren nämlich a) Bundesgenossen, d. h. Bewohner

Digitized by Google

der altphönicischen Städte, welche zwar von Carthago abhängig waren, insofern als sie die carthagische Oberhoheit anerkennen, auch wol Kriegsvölker zu den carthagischen Heeren stellen mußten u. dergl., dennoch aber ihre eigenen Obrigkeiten hatten, befestigt waren, und im Einzelnen einer völligen Freiheit genossen. Solche Städte waren Utica, Groß- und Klein-Leptis, Hadrumetum, Hippo, Gades in Hispanien, vielleicht auch Panormus auf Sicilien und andere. Diese gaben gewiß keinen eigentlichen Tribut, und wenn Livius (XXXIV. 62.) sagt, Klein-Leptis habe an die Carthager täglich ein Talent Tribut bezahlen müssen, so ist das entweder eine Ausnahme gewesen, oder es ist auf das Gebiet von Leptis zu beziehen, wie wol am wahrscheinlichsten ist. b) Verbündete Nationen, wie z. B. die numidischen Stämme und die Mauruſier auf beiden Seiten des Atlas-Gebirges, die Gätuler, Gindanen, Lothophagen, Nasamonen u. s. w. in Afrika, ein großer Theil der hispanischen Völkerschaften im Innern und an den Südwestküsten dieses Landes, die Bewohner der balearischen Inseln, die Gebirgsbewohner Sardiniens u. a. Diese Völker, wenn sie gleich zu Carthago's Unterthanen gezählt werden, standen unter eigenen Oberhäuptern und Königen, und stellten auf Carthago's Befehl Kriegsvölker für Sold, den Carthago bezahlte. Auch mögen sie zur Schützung des carthagischen Handels verpflichtet gewesen, für einen bestimmten Preis, den Carthago setzte, die rohen Erzeugnisse ihres Landes, oder Kriegsbedürfnisse, Vieh, Pferde, Elephanten u. dergl. haben liefern müssen; viel weiter aber erstreckte sich ihre Pflichtigkeit wol nicht, und es war dieses Abhängigkeitsverhältniß für diese Völker weniger eine Last, als ein Gewinn. c) Eigentliche Unterthanen. Dieses waren α) Bewohner des östlichen Abhanges des Megala-Gebirges von den Quellen des Bagradas bis zum Meere, und von Hippo Zarytus bis zum Tritonssee hinab. Dieser Landstrich, etwa 1600 Q. M. groß, durch hohe waldige Gebirge gegen die Gluten der Wüste geschützt, wohlbewässert und vom Meere bespült, mit fruchtbarem Boden, war schon von frühe an von Ackerbauenden Völkern bewohnt gewesen, welche von den Carthagern allmälig unterjocht und durch Aussendung zahlreicher Colonien zu einem den Carthagern verwandten Mischvolke umgeschaffen wurden. In diesem Gebiete sollen nach Strabo (XVII, 3. 15.) 300 Städte gelegen haben, nach andern noch mehre, welche aber alle, mit Ausnahme von nur sehr wenigen, unbefestigt waren, um desto leichter von den Carthagern im Zaume gehalten werden zu können, die aber, wenn ein fremder Feind erschien, alsobald eine Beute desselben wurden. Die Bewohner derselben (Afri, Libyes, Liby-Phoenices) mußten einen sehr drückenden Tribut bezahlen, größtentheils in rohen Producten, welcher Tribut in Zeiten der Noth oft bis auf die Hälfte der Jahres-Ernte gesteigert wurde. Diese Naturalien mußten die Einwohner bis an die Küstenorte oder Emporia liefern, von wo sie nach Carthago, oder wohin es sonst nützlich war, von carthagischen Flotten verfahren wurden. Von diesen Naturalien lebte die herrschende Stadt, erhielt die zahlreichen öffentlichen Sclaven, welche auf den Schiffswerften, in den Arsenälen, Bergwerken u. s. w. arbeiteten, oder auf den Flotten als Ruderer waren, und ernährte die zahlreichen Söldnerscharen. — β) Bewohner des carthagischen Gebietes auf Sardinien, Corsika, zum Theil auf Sicilien und in Hispanien in der carthagischen Provinz, die sich vom Ausflusse der Guadiana, den Rücken der Sierra Morena entlang bis zu den Quellen des Guadalquivir und dem Ausflusse des Segura erstreckte. Auch diese waren tributpflichtig, indem sie mit Gewalt der Waffen unterjocht waren, und mußten theils in den Bergwerken der Republik arbeiten, theils von den ihnen zur Bebauung angewiesenen Ländereien einen jährlichen Tribut in Naturalien bezahlen. Daß das Loos dieser Menschen sehr unglücklich war, geht aus ihrer Neigung hervor, sich gegen Carthago zu empören, sobald sich eine Gelegenheit dazu fand; obschon auch nicht allzuviel hieraus geschlossen werden darf, und die meisten Nachrichten, die wir bei den Schriftstellern über harte und tyrannische Befehle der Carthager gegen ihre Unterthanen lesen, sind wol Übertreibungen, und diese Menschen haben es unter den Römern nachher und auch in den neuern Zeiten wenigstens nicht besser gehabt. — γ) Die Bewohner der zahlreichen carthagischen Colonien an den Küsten Afrika's, am mittelländischen Meere bis zu den Säulen des Herkules, dann über dieselben hinaus gegen Süden hin bis nach Guinea, und an den hispanischen Küsten entlang bis nach Britannien, Irland, Norwegen und Island. Von welcher Art die Zinspflichtigkeit dieser gewesen sey, ist schwerlich auszumachen, indem es dazu an allen Nachrichten fehlt. Auch waren die Verhältnisse derselben gewiß sehr verschieden. — 2) War eine Hauptquelle der carthagischen Statseinnahme der Land- und Seehandel. Das Recht, Handel zu treiben, scheinen nur die Bürger Carthago's und der verbündeten altphönicischen Städte gehabt zu haben, und diese letzteren gewiß mit sehr vielen Einschränkungen; den Unterthanen war derselbe gewiß ganz verboten; wenigstens läßt sich nur daraus der Schleichhandel erklären, der so viel getrieben wurde und den Carthago nie ganz unterdrücken konte. Aller Handel Carthago's, sowol Einfuhr als Ausfuhr, wurde nur auf carthagischen Schiffen betrieben, und selbst solche Nationen, mit denen man Handelsverträge geschlossen hatte, die also größere Vorrechte erhielten als andere, namentlich die Etrurier und Römer (?), wurden von Sardinien und Libyen (d. h. dem carthagischen Gebiete in Afrika), ganz weggewiesen, oder durften nur unter Aufsicht eines carthagischen Beamten Waren ankaufen, was aber später auch aufgehoben und dahin modificirt wurde, daß sie nur Erlaubniß haben sollten, in dortige Häfen einzulaufen, wenn ein Sturm sie verschlüge, oder sie das Schiff ausbessern oder Proviant einnehmen müßten. Aber nach Carthago zu kommen, war diesen in späteren Verträgen gestattet worden, woraus sich ergibt, daß andern nicht Verbündeten dieses verweigert war. Indem so der carthagische Handel vor aller Concurrenz mit dem Auslande gesichert war, und sich der Stat bemühete, immer neue Bahnen dem Handel zu eröffnen, so konte der Stat auch bedeutende Zölle von der Ausfuhr und Einfuhr und dem Vertrieb der Waren fodern, welche

Digitized by Google

Zölle den Stat bereicherten, ohne den Einzelnen zu drücken. Die Art und Weise der Erhebung dieser Zölle kennen wir nicht; wir wissen nur, daß zahlreiche bewaffnete carthagische Schiffe den Handel auf allen Meeren schirmten, den Schleichhandel hinderten, und daß an jedem Orte an der Küste vom State eingesetzte obrigkeitliche Personen waren, welche alle Handelsgeschäfte ordneten. In späterer Zeit waren in der Erhebung der Zölle große Misbräuche eingeschlichen, indem die Vornehmen, welche gleichfalls den Handel betrieben und zugleich am Statsruder saßen, sich wahrscheinlich diesen Zöllen zu entziehen suchten; doch ward diesen Misbräuchen durch Hannibals Statsreform gesteuert. — Die 3te Haupteinnahme kam aus den Bergwerken der Inseln des Mittelmeers und Hispaniens, welche für Rechnung der Republik von den unterjochten Nationen oder durch Sclaven des Stats bebauet wurden. Die wichtigsten derselben waren schon in der älteren Zeit, noch vor der Erweiterung der carthagischen Besitzungen durch Hamilcar und Hasdrubal, auf der Sierra Morena und der Sierra Nevada, und die Hauptorte für den Bergbau waren hier Castulo und Oringis. Später gab es große Bergwerke in der Nähe von Neu-Carthago, die ein gewisser Aletes entdeckt hatte, welcher dafür göttliche Ehre erhielt. Diese Bergwerke gaben noch zur Zeit der Römer eine tägliche Ausbeute von 25,000 Drachmen, also zur Zeit der Carthager wol noch mehr. Viele der hispanischen Bergwerke waren auch in den Händen von Privatpersonen, wie denn die Familie der Barcas dergleichen Gruben von ungeheuerem Ertrage besaß; doch scheint dieses nur Misbrauch gewesen zu seyn, wie denn die Barciner auch noch andere Eingriffe in die Rechte des Stats sich erlaubten. — Welchen Gebrauch die Carthager von der großen Masse edler Metalle, die sie auf diese Weise gewannen, machten, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Menge des gemünzten Metalls scheint nicht größer gewesen zu seyn, als der Verkehr in Carthago selbst es erfoderte; denn daß es überhaupt gar keine Münze in Carthago gegeben habe und zwar deshalb, weil kaum eine einzige, echte, carthagische Münze bis auf unsere Zeit gekommen ist, wird doch im Ernst keiner behaupten wollen. Die Tributzahlungen an Rom geschahen freilich immer nach dem Gewichte, so wie auch euböische Talente ihnen abgefodert wurden; und als man bei Ablieferung der ersten Zahlung nach dem 2ten Frieden mit Rom in Rom das Silber nicht rein, sondern durch ⅓ Kupfer versetzt fand, mußten die carthagischen Gesandten in Rom Geld borgen, um den Ausfall zu decken (Liv. XXXII, 2.). Zum Verkehr zwischen Carthago und seinen Colonien, besonders zum Behuf des Seehandels, dienten lederne Münzzeichen, über welche wir zwar nur eine nicht ganz verständliche Notiz bei dem Sokratiker Äschines übrig behalten haben, die aber wegen der Sache selbst keinen Zweifel übrig läßt. Nämlich um das edle Metall nicht dem Verluste durch Schiffbruch und Seeräuberei ꝛc. auszusetzen, gab es in Carthago ein Ledergeld, d. h. Stücken Leder, welche mit einem aufgedruckten Zeichen versehen waren, und nach Art der neuern Banknoten vom State ausgegeben, und dadurch, daß er sie jedesmal wieder annahm und auf Verlangen in klingende Münze umsetzte, im Curse erhalten wurden. Diese Einrichtung einer Statsbank, eine der glänzendsten Entdeckungen der neuern Zeit gewöhnlich genant, ist also eine carthagische Erfindung, und beweiset mehr als alles andere die Intelligenz seiner Regirung. Nur erlaubten die Verhältnisse der übrigen Nationen nicht, diese carthagische Erfindung zu benutzen und anzuwenden, und bei den Römern war das Vertrauen der Bürger und Unterthanen in den Jahrhunderten, welche auf die Zerstörung Carthago's folgten, nicht stark genug, um eine ähnliche Bank gründen zu können; und so ward diese Erfindung wieder vergessen bis auf die Zeiten der Venediger. — Auch kanten die Carthager schon öffentliche Anleihen, z. B. beim Könige Ptolemäus Philadelphus (App. I. p. 92.), so wie sie auch schon Kaperbriefe austheilten (Arist. Opp. II. p. 384.).

IV. Handel Carthago's. Der carthagische Handel war Landhandel und Seehandel. Der Landhandel war freilich nur von geringerer Bedeutung in Vergleich mit dem Seehandel, doch immer von großer Wichtigkeit. An diesem Handel nahm Carthago selbst zwar keinen unmittelbaren Antheil, insofern als carthagische Kaufleute nicht selbst in Caravanen das Innere Afrika's durchzogen; dieses geschah damals eben so wenig, als es noch jetzt von den Bewohnern der Nordküsten Afrika's geschieht. Wol aber wußte Carthago den Caravanen des Innern Afrika's Stapelplätze an den Küsten des Mittelmeeres zu eröffnen, und dadurch diesen Handel vorzüglich an sich zu ziehen, und eben zu diesem Ende wurden die langwierigen Kriege zwischen Carthago und Cyrene wegen der Küsten der kleinen und großen Syrte geführt, indem durch den Besitz dieses sonst so unwichtigen Saumes der Wüste dieser Handel des Innern in den Besitz Carthago's gebracht wurde. Da die Natur dieser Länder seit Jahrtausenden eine und dieselbe geblieben ist, so haben auch die Handelswege in der Wüste, die durch die Oasen bestimt werden, sich seit den ältesten Zeiten nicht verändert, sondern wie dieselben zu Herodots Zeiten waren, so sind sie auch noch jetzt, und umgekehrt, wie sie jetzt sind, so waren sie mehr oder weniger auch schon zu Herodots Tagen; und die Entdeckungen des Innern Afrika's in den letzten Jahren haben fast buchstäblich das bestätigt, was schon Herodot im 4. Buche seiner Musen umständlich erzählt. Diese Straße ging vom heutigen Tripolis und Leptis major über Murzuk nach Bornu an den See Tsad in das Land der Neger und von dort an den großen Strom, der von Westen nach Osten fließt und zu einer großen volkreichen Stadt an demselben, welche keine andere als das heutige Timbuktu seyn kann, so wie der große Strom kein anderer seyn kann, als der Niger oder Joliba, der einzige in dieser Gegend, und dessen Name auch weiter nichts, als einen großen Strom bedeutet. Die Waren, welche die Caravanen aus Murzuk (Fezzan) den Bewohnern Sudans brachten, bestanden, wie noch heut zu Tage, größtentheils in Salz und Datteln, wogegen sie wieder Sclaven, Goldkörner, Elfenbein, Edelsteine u. s. w. zurückbrachten, welche die Carthager, die in den Küstenstädten des mittelländischen Meeres ihrer harrten, ihnen wieder gegen andere Erzeugnisse ihres Landes oder gegen

Digitized by Google

europäische Producte abnahmen, und jene dann nach den europäischen Märkten verführten. Zwar führten ähnliche Caravanen-Straßen auch nach Cyrene und nach Ägypten, allein diese waren weiter und beschwerlicher, und so gelang es den Carthagern, sich fast in den alleinigen Besitz dieses Handels zu setzen. Auch mit den Numidiern und den Bewohnern von Biledulgerid führten die Carthager einen einträglichen Handel, und auch hier mögen sie auf der 2ten Hauptstraße, die von Timbuktu nach dem Norden über Tafilet führt, die Güter Sudans an sich gezogen haben. Auch an der Küste des Oceans bis nach Guinea hinab erhielten die Carthager durch ihre Niederlassungen einen Markt für die afrikanischen Waren, welche sie dann zu Schiffe ihrer Stadt zuführten. — Von der größten Wichtigkeit aber war der carthagische Seehandel, der sich über alle Theile der damals bekanten Welt verbreitete. Die Carthager traten hierin in die Fußtapfen der Phönicier, und wie jene suchten sie vornehmlich durch einen freundlichen Verkehr mit den übrigen Nationen der Erde den Handel derselben an sich zu ziehen und zu erhalten. Da wo Carthago von diesem Grundsatze abging, da war es zu dessen Verderben. Von der Beschränkung des Handelsrechtes auf die Bürger Carthago's und der Bundesstädte allein ist schon oben geredet, so wie von der Ausschließung aller Fremden von ihren Küsten und Häfen, sofern ihnen nicht durch besondere Verträge dieselben eröffnet waren. Auch hatten die Carthager ohne allen Zweifel die Maxime, ihre Producte nicht roh, sondern verarbeitet zu verführen, und wenn wir dieses auch nur von einzelnen Waren, z. B. der Leinwand und baumwollenen Zeugen, bestimt wissen, so ist doch auf keine Weise anzunehmen, daß sie nicht auch in andern Dingen diesen größten aller Vortheile wahrgenommen hätten, vielmehr blühete Carthago, so wie die andern Bundesstädte, durch Fabriken und Manufacturen jeder Art, so weit nur der Zustand der damaligen Welt dieses zuließ oder begünstigte. — So sehr aber auch die Carthager alle Fremden von ihren Häfen auszuschließen bemühet waren, eben so eifrig trachteten sie dahin, durch Gastfreundschaften unter Einzelnen oder durch Verträge der Staten sich den Zutrit bei allen übrigen Bewohnern des Mittelmeeres zu eröffnen. Mit Cyrene, das so lange Carthago feindselig gegenüber gestanden hatte, ward ein eifriger Handel getrieben, und unter andern Silphium gegen Wein umgetauscht. In den ägyptischen Häfen lagen zahlreiche carthagische Schiffe, und hier erfuhr Herodot einen großen Theil seiner Nachrichten über Afrika von carthagischen Handelsleuten. An den Küsten Palästina's und Phöniciens waren die Carthager zu Hause, wie in ihrer Heimath, und wenn die nie ganz gestörte Betriebsamkeit der phönicischen Handelsstädte den Carthagern auch nicht den Haupthandel hier überließ, so war der Verkehr derselben dort doch gewiß auch nicht unbedeutend. Dasselbe gilt von Griechenland, wo ungeachtet der unaufhörlichen Kriege, welche die Carthager mit den sicilischen Grechen führten, dennoch die Handelsverbindung nie ganz aufhörte, weil die Carthager sich und ihre Waren unentbehrlich zu machen wußten. Wie wichtig den Carthagern der Besitz Siciliens schien, haben wir oben gesehen; doch auch wo sie nicht geboten, füllten ihre Schiffe die Häfen. Malta und die benachbarten kleineren Inseln gehörten den Carthagern schon seit sehr früher Zeit, die dort einheimische Baumwolle wurde nach Carthago geführt, verarbeitet und gab einen bedeutenden Handelsartikel ab. An allen Küsten Italiens erschienen die carthagischen Handelsschiffe, und von den Tarentinern und Bruttiern an bis zu den Ligurern standen sie mit den mannigfachen Bewohnern dieses Landes in dem engsten Verkehr; über die Verträge mit den Etruriern und Römern ist schon die Rede gewesen. Mit der phocäischen Colonie in Massilia hatten die Carthager freilich früherhin häufige Kriege, und oft mit Nachtheil geführt, weil Carthago eine aufblühende Handelsrepublik im Westen nicht dulden wollte; auch war es gelungen, die Massilioten von dem besseren Theile Hispaniens auszuschließen, und sie zu zwingen, den Handel mit dem Norden Europa's zu Lande durch Gallien, den Rhodan aufwärts und den Rhein hinab, zu betreiben; dennoch aber standen auch die Carthager mit den gallischen Völkern in freundlicher Verbindung. Über Hispanien ist schon früher gehandelt; dieses stand zu Anfang des 2ten Krieges mit Rom fast ganz den Carthagern offen und ward der Hauptsitz ihrer Macht. Die altphönicischen Colonien Tarteſſus und Gades waren und blieben bis auf die Eroberung Hispaniens durch die Römer die Hauptniederlagen für den westlichen Handel, und die Carthager hatten sich hier so sehr alles Handels schon seit den ältesten Tagen bemächtigt, daß die Einwohner dieses Landes, obschon fast ringsum vom Meere umgeben, durchaus niemals Schiffe gebauet und auf's Meer sich hinausgewagt zu haben scheinen. Sardinien, zum Theil Corsika, die an Eisen ergiebige kleine Insel Elba, die Balearen u. s. w. gehorchten entweder den Carthagern, oder boten ihnen ihre Reichthümer zu gewinnreichem Handel dar, und daß, wie früher die Phönicier von Tarteſſus aus, so auch später die Carthager außerhalb der Meerenge bis nach Britannien schifften, um von dort Zinn (κασσίτερος) zu holen, so wie nach den samländischen Küsten wegen des Bernsteins, und nach Norwegen und Island, um gesalzene und getrocknete Fische einzutauschen, ist nicht nur durch einzelne zerstreute Nachrichten bei den Alten bekant, sondern es ist sogar durch Untersuchungen und Beobachtungen der Neueren sehr wahrscheinlich und fast unläugbar geworden, daß die Carthager dort, und namentlich an den Küsten Irlands, Schottlands und Finnmarkens Niederlassungen angelegt haben, die sehr bedeutend gewesen seyn müssen, indem sich noch bis auf unsere Tage Spuren derselben erhalten haben. Von den Fahrten carthagischer Handelsleute bis zu der Küste Guinea's ist schon mehrmals die Rede gewesen; charakteristisch ist aber die Art, mit welcher nach Herodot (IV. 196.) die Carthager mit den barbarischen Einwohnern jener Gegenden ihren Handel trieben. Sie lockten durch ein Rauchsignal die Einwohner an die Küste, wo sie ihre Waren niedergelegt und sich dann wieder entfernt hatten. Jene legten dagegen Gold neben die Waren hin, und entfernten sich. War den Carthagern das gebotene Gold hinreichend, so nahmen sie es, und ließen die Waren liegen, welche dann von den Einwohnern abgeholt wurden; genügte es aber

Digitized by Google

nicht, so entfernten sie sich wieder, bis die Einwohner so viel gebracht hatten, als jene begehrten. Dieser stumme Tauschhandel soll nach dem Zeugnisse neuerer Reisenden noch jetzt auf dieselbe Weise und mit derselben Gewissenhaftigkeit bei den Negern von Timbuktu getrieben werden, wie zu den Zeiten Herodots. — Daß die Carthager auch die canarischen Inseln, und insbesondere Madeira beschifften, welches die Phönicier schon entdeckt hatten, sagt Herodot (V. 19 seq.) gewiß, wenn sie dort auch keine bleibenden Niederlassungen gründeten; ja es möchte nicht unwahrscheinlich seyn, daß carthagische Seefahrer bis an die Küsten des amerikanischen Continents verschlagen wurden, und von dort zurückkehrend der alten Welt die Kunde von dem fernen Eilande Atlantis brachten. — Im Einzelnen alle Artikel des Handels der Carthager durchzugehen, ist unmöglich, denn obschon überall die Carthager als Handelsleute genant werden, so wird doch über die Art ihres Betriebes nirgends ausführlich und im Einzelnen gehandelt. Es genüge, daß der carthagische Handel ein Welthandel war, daß er zu allen damals zugänglichen Völkern sich wandte, und alle damals wünschenswerthe Güter umfaßte. Was von dem Senegal und Niger die Caravanen durch die Wüste herbeiführten, so wie die Pelze, Fische und den Bernstein des Nordens, den Weihrauch Arabiens und die Seide Indiens, so wie das Zinn und Blei Britanniens, fand mit den übrigen Gütern der zwischen diesen Extremen liegenden Welt seinen Markt in Carthago. — Wenn dieser Handel auch zunächst Carthago bereicherte, so brachte er doch auch der übrigen Welt einen unberechnenbaren Gewinn; er vereinigte die entlegensten Zonen mit einander, und verband Völker, die eines des andern Namen kaum gehört hatten, zu einem Interesse. Nationen, die noch viele Jahrhunderte sonst von den Fesseln thierischer Rohheit gefangen gehalten wären, wurden durch die Carthager aus der Dumpfheit aufgeweckt, durch neue Vorstellungen und Begriffe erleuchtet, zu betriebsamer Thätigkeit ermuntert, und das rege Leben, das die Geschichte auf den britannischen Inseln, im Norden Galliens, Teutschlands und Scandinaviens, bei der ersten Entdeckung dieser Länder schon vorfindet, war gewiß das Werk carthagischer Kaufleute, da ja heute noch Überreste punischer Sprache bei den Gaelen des schottischen Hochlandes sich finden, so daß es ungerecht seyn würde, wenn wir nicht sagen wollten, daß an das Schiff carthagischer Kaufleute, indem es Güter trug, auch das Gute sich angeknüpft hätte.

V. Kriegswesen in Carthago. Über das carthagische Kriegswesen mögen wenige Bemerkungen genügen. Die carthagische Kriegsmacht bestand in der Seemacht und Landmacht, welche beide von gleicher Wichtigkeit waren. Die Seemacht mußte zur Zeit der Blüthe des Staats sehr bedeutend seyn, indem ein so weit ausgebreiteter Seehandel, und besonders, wenn eine einzige Stadt das Monopol desselben behaupten sollte, nur unter dem Schutze zahlreicher bewaffneter Fahrzeuge, welche theils die Seeräuberei abwehrten, theils die Küsten in ihrer ganzen Ausdehnung bewachten, gedeihen konte. Und erwägt man nun die Ausdehnung des Land- und Seegebiets, innerhalb welches die Carthager die Herrschaft des Meeres sich anmaßten, von den Grenzen Cyrene's an bis über die Meerenge von Gades hinaus, an den Küsten Afrika's entlang, über Hispanien und alle kleinern und größern Inseln des Mittelmeeres, so wird man begreifen, daß die Anzahl der Kriegsschiffe, die Carthago hielt, auch wenn es keinen Krieg führte, sehr groß seyn mußte. Auch die Flotten, mit denen Carthago in den sicilischen und Römerkriegen auf dem Meere erschien, waren sehr zahlreich, und lassen die Flotten neuerer Zeit bei weitem hinter sich zurück. Diese Flotten werden von zuverlässigen Schriftstellern (namentlich von Polybius, der aller Übertreibung feind ist) nicht selten auf 200 Kriegsschiffe und darüber, ja sogar in der Riesenschlacht bei Ecnomos (a. 256) auf 350 Schiffe angegeben, und davon werden namentlich noch immer die Transportschiffe, deren Anzahl oft noch auf das 3fache und 4fache steigt, unterschieden. In früherer Zeit, vor dem ersten Kriege mit Rom, waren diese Kriegsschiffe Dreiruderer; seitdem man aber mit Pyrrhus hatte kämpfen müssen, der Schiffe von viel größerer Bauart hatte, fand man die Dreiruderer nicht mehr ausreichend, sondern war genöthigt, auch größere Schiffe zu bauen, und so hatte Carthago zuerst Vierruderer, nachher Fünfruderer, bei welcher Größe man später stehen blieb. Diese Vergrößerung der Schiffe und Vermehrung der Ruderkraft war um so unerläßlicher, als die Kampfart der Carthager, sowie der Griechen vor der Seeschlacht bei Mylä (a. 260) vorzugsweise darin bestand, durch plötzliche Wendung des Schiffs mit möglichster Gewalt ein feindliches Schiff mit dem Schiffsschnabel in die Bordseite zu treffen, wodurch dasselbe zertrümmert werden mußte, oder so schnell und so nahe an demselben vorbeizustreifen, daß man ihm alle seine Ruder an der einen Seite abbrach, wodurch das Schiff gleichfalls wehrlos wurde. Die Römer erst, den Carthagern hierin nicht gewachsen, verließen diese Sitte, versuchten das feindliche Schiff zu entern, und dadurch den Seekampf in einen Landkampf zu verwandeln, in welchem die persönliche Tapferkeit der Krieger, die sich auf den Schiffen befanden, entschied. So ward denn seitdem auch die Bemannung der carthagischen Kriegsschiffe stärker, als sie früher gewesen war, und da Polybius (I. 26.) die Anzahl der Ruderknechte auf einer römischen Quinquereme in der Schlacht bei Ecnomos auf 300 angibt, die der Krieger auf 120, die Zahl der Menschen auf der carthagischen Flotte von 350 Schiffen aber auf 150,000, so folgt daraus, daß die Bemannung der carthagischen Schiffe eben so zahlreich gewesen sey, als die der römischen. — Die carthagische Flotte hatte ihren Hauptankerplatz zu Carthago selbst, wo sich ein eigener Hafen für die Kriegsflotte befand, mit Docken für 220 Schiffe. Doch konte der Hafen gewiß noch eine viel größere Anzahl von Schiffen fassen. Außerdem gab es gewiß noch eine große Menge Kriegshäfen, namentlich auf Malta, Sicilien, Sardinien, zu Utica, zu Hippo, Gades, Neu-Carthago u. s. w. Vorräthe für die Ausrüstung der Schiffe waren überall gesammelt, namentlich in Carthago und Hippo, und es scheint, als wenn alle carthagische Flotten entweder in Carthago selbst, oder doch in dessen Nähe erbauet wurden, oder erbauet werden mußten. Wo-

Digitized by Google

her die Carthager das Schiffsbauholz zogen, ist unsers Wissens nirgends angegeben; ohne Zweifel aber von den waldreichen Bergen, die im Süden des carthagischen Gebietes sich hinziehen, und die auch noch heut zu Tage nicht ganz baumlos sind. Was im Übrigen die Ausrüstung der Schiffe betrifft, so ist uns darüber wenig bekant. Jedes Schiff hatte seinen Namen, gewöhnlich nach einem carthagischen Gotte oder Heros, wurde von einem Officier befehligt, den Polyb. I. 24. Trierarch nent, woraus man vielleicht abnehmen möchte, daß auch in Carthago Privatpersonen von gewissem Vermögen gezwungen waren, auf eigene Kosten Kriegsschiffe auszurüsten, welche sie dann in eigener Person befehligten. Die Flotte, insofern sie ein Ganzes für irgend eine Unternehmung bildete, stand unter dem Befehl eines Admirals, der aber unter dem Strategen stand, der den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht hatte. Die Ruderer waren nicht, wie bei den Römern, freie (socii navales), sondern Knechte, Sclaven, die man zu Tausenden auf den Sclavenmärkten zu Leptis magna kaufte, also Negersclaven von derselben Art, wie sie noch heut zu Tage die Plantagen banen, und die man wegen ihrer Ausdauer und Körperkraft wol allen andern vorzog. Die Zahl solcher Sclaven, die der Stat in Friedenszeiten jährlich unterhalten mußte, belief sich gewiß auf 50,000. — Die carthagische Landmacht war selbst in Friedenszeiten nicht minder bedeutend. Die großen und weit entlegenen Besitzungen der Republik verlangten zu ihrer Behauptung ein zahlreiches stehendes Heer, und es lag in der Natur der Sache, daß dieses Heer wenigstens größtentheils aus Nationaltruppen bestehen mußte. In Carthago selbst lag zur Vertheidigung der Stadt und zur Erhaltung der Ruhe in derselben eine Besatzung von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reutern, für welche, wie für 300 Elephanten, Casernen und Ställe in den Ringmauern der Stadt angebracht waren, und über diese Besatzung führte der Stratege der Republik unmittelbar den Oberbefehl. Ferner lagen carthagische Besatzungen in den festen Städten und Castellen, welche im carthagischen Gebiete in Afrika lagen, um dieses so ungern gehorchende Volk im Gehorsam zu erhalten. Carthagische Besatzungen lagen ferner in Malta, in den sicilischen und sardinischen Städten, sowie in dem eroberten Theile Hispaniens, und man möchte wol nicht sehr irren, wenn man die Anzahl von Soldaten, die zu dem genanten Zwecke, so wie zum Dienste auf der Flotte alljährlich verwandt wurden, auf 50,000 annimt [4]). Wann daher Carthago einen Krieg zu führen hatte, so vermehrte es diese Scharen in's Ungeheure durch die Söldner, welche es für Geld und aus allen Nationen, die am Mittelmeere angrenzen, warb. Zuvörderst waren die Bewohner des carthagischen Gebietes militairpflichtig; sie stellten schwere Reuterei und schwerbewaffnetes Fußvolk, und bildeten den Kern der carthagischen Heere. Ferner dienten als Söldner in dem carthagischen Heere Nasamonen und Lotophagen u. a. aus dem heutigen Tripolis und Fezzan, wahrscheinlich als leichtbewaffnetes Fußvolk. Sodann Numidier und Maurusier, alle Völkerstämme auf beiden Seiten des Atlas von Carthago an, bis zum heutigen Fez und Marocco. Sie stellten reguläre und irreguläre Reuterei, die beste des Alterthums, welche dem Hannibal, so lange er sie hatte, im Anfange seines Feldzuges gegen Rom immer das Übergewicht über die Römer verschaffte, welche in Hispanien und auf Sicilien sich jedes Mal mit Ruhm bedeckte. Sehr zahlreich waren die hispanischen Söldner, ausgezeichnet durch ihren wilden Muth, ihre unerschütterliche Ausdauer und ihre trefflichen Schwerter, die zu Hieb und Stoß gleich geeignet waren. Auch die lusitanische Reuterei war berühmt. Weniger geachtet, doch gleichfalls sehr zahlreich, waren die gallischen Söldner; fürchterlich im ersten Angriff durch ihre Schwerter zu zwei Händen, hielten sie im Handgemenge nicht aus. Geachtet waren Ligurer, Campaner, Bruttier und andere Söldner, die Italien sandte. Die Sardinier scheinen nicht bewaffnet worden zu seyn, wol aber standen die balearischen Schleuderer, welche in großer Entfernung unfehlbar trafen, in großer Achtung. Solcher Söldner wurden zuweilen Hunderttausende angeworben. Niederlagen derselben wurden für nichts geachtet, wenn sie fern von Carthago geschahen, weil man die Söldner leicht wieder ersetzen konte, und nicht selten opferte man sie auf, um die National-Carthager zu retten. Denn seine Person vertrauete der carthagische Feldherr diesen Fremden nicht an, sondern carthagische Truppen, Reuter und Fußvolk, umgaben ihn immer, und zunächst um ihn stand die heilige Schar, aus den ersten und edelsten Bürgern erlesen, oft gegen 2000 und darüber stark. — Über die carthagischen Kriegsmaschinen sind wir schlecht unterrichtet. Früherhin hatten sie auch Streitwagen, die aber seit dem Krieg mit Agathocles nicht mehr genant werden. Von Pyrrhus lernten sie den Gebrauch der Elephanten, und wandten sie oft mit Glück an, oft aber gereichten sie ihnen auch zum Verderben. Über das Gepäck, das gewöhnlich sehr bedeutend war, und den gesamten Troß hatte ein besonderer Oberofficier die Aufsicht (Polyb. III. 93.). Auch gab es Feldärzte bei den Heeren. Die Disciplin war sehr strenge; denn wie hätten sonst jene Barbarenhorden gebändigt werden sollen? Auch war der Oberfeldherr zugleich Oberpriester im Heere. —

VI. Cultur-Zustand Carthago's. Daß die Stufe der Cultur, auf welcher sich Carthago zur Zeit seiner Blüthe, d. h. in dem Jahrhunderte, das den Römerkriegen vorherging, befand, keine geringe gewesen sey, ist aus dem Obigen augenscheinlich. Allerdings wird man wissenschaftliche Cultur und Gelehrsamkeit bei einem Volke weniger suchen dürfen, das durch die ganze Art seines Lebens von der Beschaulichkeit abgerufen, und zur bürgerlichen Thätigkeit, dem Erwerbe durch Landbau oder Handel, oder durch Handwerk und Kunstbetrieb hingewiesen wurde, als vielmehr die Geistesbildung, durch

4) Sie waren alle Schwerbewaffnete, und das Fußvolk unter ihnen hatte Panzer von Eisen, kupferne Helme, große glänzend weiße Schilde von Elephantenhaut mit eisernem Rande, Schwerter und Lanzen. Es war wohl disciplinirt, und bildete in der Schlacht eine Phalanx. Oftmals ward Carthago durch die Tapferkeit dieser Scharen gerettet. Ohne die äußerste Noth aber glaubte man das Blut der Bürger nicht Preis geben zu dürfen.

Digitized by Google

welche eben das praktische Leben gefördert wird und gedeihet; obgleich dann auch der Geist, einmal angeregt, seiner Natur nach nicht stehen bleiben, sondern, wenn er auch in der Hauptsache seine Thätigkeit dem äußern Leben zuwendet, doch auch nebenher in der Förderung des innern Lebens nicht ganz mißglückende Versuche machen wird. Carthago war allerdings kein Athen, und wir würden vergeblich in Carthago einen Äschylus und Sophokles, einen Sokrates und Plato, einen Thucydides und Xenophon, einen Isokrates und Demosthenes suchen. Aber Athen mit seinen Heroen der Wissenschaft und Kunst ist eine einsame Erscheinung in der Weltgeschichte, und hat sich seitdem noch nicht wiederholt; und auch was Rom späterhin in Wissenschaft und Kunst leistete, war größtentheils nicht eigenthümlich, sondern mühsam und unvollkommen den Griechen nachgebildet. Von dem geistigen Leben aber, das in Carthago herrschte, ist uns fast alle Kunde verloren gegangen, und nur aus den einzelnen Notizen, die uns noch geblieben sind, müssen wir auf das Ganze schließen. Von den Künsten und Handwerken zu sprechen, wird überflüssig seyn; denn daß die Erben der Phönicier die Kunst verstanden, Metalle zu verarbeiten, Edelsteine, mit denen sie fast den alleinigen Handel trieben, zu schleifen und zu fassen, feine Gewebe in Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide kunstreich und mannigfaltig zu bereiten und zu färben u. s. w., würde sich schon von selbst verstehen, auch wenn es nicht ausdrücklich von den Alten versichert würde; und so kann man mit Sicherheit annehmen, daß die niedern Künste und Gewerbe, so weit sie dem Handel und dem Luxus dienen, nirgends in der damaligen Welt in größerer Vollkommenheit blühten, als in Carthago, und zwar um so mehr, als in Carthago eben diese Gewerbe und Künste nicht, wie meistens in Griechenland und durchgehends in Rom, von Sclaven betrieben wurden, sondern, wie bei den Phöniciern, eine ehrende Beschäftigung der Freien waren. Wenn daher der Luxus und die Pracht und Üppigkeit in Agrigent und Syrakus in der Beschreibung bei Diodor fast allen Glauben übersteigt, so werden wir die Quelle davon wol mit ziemlicher Gewißheit in dem benachbarten Carthago zu suchen haben, dessen Handelsschiffe unaufhörlich die Häfen dieser Städte füllten. Doch auch in den edleren Künsten, die die wahrhaft humanen genannt werden, blieben die Carthager nicht zurück. Schreibkunst und Mathematik hatten sie schon von Tyrus mitgebracht, und diese werden in ihrem so mannigfach bewegten und reichen Leben nicht geruhet haben. Dichter werden freilich bei ihnen nicht genannt, auch mögen sie seltener gewesen seyn, da in Carthago gewiß die Schreibkunst viel früher allgemein geübt wurde, als in Griechenland; doch wer möchte behaupten, daß sie ganz ohne Dichter gewesen wären, zumal als Menschen von so glühender Leidenschaft, die auch auf afrikanischem Boden ihre orientalische Abkunft nie verleugneten. Das Theater mag ihnen allerdings gemangelt haben, wenigstens sind unsers Wissens keine Spuren eines solchen in Carthago vorhanden. Doch dieses war bei den Griechen aus dem Gottesdienste hervorgegangen, und daher diesem eigenthümlich, und so möchte es schwerlich in Carthago zu suchen seyn, wo die Götter, die blutige Menschenopfer verlangten, durch heitere Spiele nicht versöhnt werden konten. Aber Geschichtschreiber hatten die Carthager, wie wir durch Sallustius und Plinius wissen; sie hatten Philosophen, wie der Akademiker Hasdrubal Clitomachus, dessen Cicero so oft gedenkt, und dem er das Zeugniß gibt, er sey nicht nur scharfsinnig, wie es von einem Punier zu erwarten stehe, sondern auch sehr gründlich und gelehrt gewesen (Acad. Quaest. IV. 31.). Ganze Bibliotheken von punisch geschriebenen Büchern fand man bei Zerstörung der Stadt; und mußte nicht das meiste damals zu Grunde gehen? Auch das wenige, was gerettet ward, blieb unbeachtet, und nur ein Werk über rationelle Landwirthschaft von Mago ward in's Lateinische übersetzt, aus welchem sich noch sehr werthvolle Fragmente bei Varro, Columella, Palladius und Plinius erhalten haben. Auch noch eines andern Werkes über Landwirthschaft von Hamilcar erwähnt Columella XII. 4. 2., so wie denn überhaupt der Land- und Gartenbau in der alten Welt nirgends in solcher Vollkommenheit betrieben wurde, als in Carthago. Das ganze carthagische Gebiet glich einem Garten, der durch unzählige Kanäle bewässert war, und in dem alle Früchte auf's üppigste gediehen, und die Schönheit der carthagischen Feigen, die der ältere Cato von Carthago mit nach Rom brachte, entschieden ja den Untergang der Republik. — Auch in der Architektur, der Mechanik, dem Wasserbau u. s. w glänzten die Carthager. Ob sie einen eigenthümlichen Styl der Baukunst gehabt haben, möchte zweifelhaft erscheinen, indem erwähnt wird, daß es Säulen ionischer Ordnung waren, welche die Gebäude im Kriegshafen stützten, unter welchen die Schiffe lagen; doch lassen andrerseits der ungeheure Umfang ihrer Tempel, namentlich des Tempels des Äsculapius, so wie die 6 Stockwerke hohen Wohnhäuser ein solches vermuthen. In der Kunst, Schiffe zu bauen, übertraf keiner die Carthager, und carthagische Schiffe dienten daher auch den Römern zum Muster, als sie sich eine Flotte erbauten. — Das gesellige Leben in Carthago hatte viel von den Sitten der Griechen und Römer Abweichendes, und mußte deshalb auch wol von ihnen manche schiefe Beurtheilung erfahren. Das Volk war in Zünfte getheilt, und diese Zünfte hatten regelmäßige Versammlungen, in welchen die gleich Alten zusammenkamen, und indem sie ein gemeinsames Mahl hielten, sich über die Angelegenheiten des States besprachen. Diese Sitte verglich Aristoteles mit den Syssitien in Sparta und den cretensischen Pheiditien, obschon sie wol eher mit den politischen Clubs der neuern Zeit in England, Frankreich oder den Schweizerrepubliken verglichen werden könte. Daß in den Zeiten der Blüthe des Stats, da ein so ungeheurer Reichthum nicht nur bei den Häuptern, sondern durch alle Klassen des Volks allgemein war, nicht Sitten-Reinheit und Einfachheit erhalten werden konte, ist leicht begreiflich, und Carthago's Reichthum war zugleich sein Verderben. Der allgemein verbreitete Sinn, daß für Geld alles käuflich sey, und daß auf dem Reichthum die Wohlfahrt und das Bestehen des States beruhe, wo der Einzelne, wenn er nur Geld hatte, sich den Pflichten des Bürgers entziehen konte, mußte Car-

Digitized by Google

thago im Kampfe gegen die Legionen Roms stürzen. Zudem mußte der finstere blutige Gottesdienst der Carthager den Sinn des Volkes verdüstern, und dasselbe eben so feig und knechtisch machen gegen seine Herren, und verzagt im Unglück, als hart, übermüthig und grausam im Glück und gegen Untergebene und Feinde; während auf der andern Seite der unzüchtige Dienst der Astarte alles sittliche Gefühl untergrub, und das Volk so ausschweifend in der Wollust machte, wie die Alten uns die Carthager schildern. Daß aber gar vieles in der Schilderung der Alten, besonders hinsichtlich der punischen Treulosigkeit und Grausamkeit, Übertreibung ist, kann daraus abgenommen werden, daß Griechen und Römer die Carthager höchst selten in ihrer Heimath kennen lernten, sondern entweder nur mit ihren Kaufleuten, die alle Meere durchschifften, zusammenkamen, oder mit ihren Söldnerscharen auf Sicilien oder in Italien kämpften. Daß diese Söldner, der Auswurf aller barbarischen Nationen, durch gräßliche Wildheit den carthagischen Namen verrufen machen mußten, versteht sich von selbst. Aber auch der Kaufmann, der mit unsäglicher Gefahr seinem Gewinn nachging, und dem alle Vortheile galten (wie es bei einem Handel, der Kleinhandel ist, nie anders seyn kann, und auch die Neuern haben es nicht besser gemacht!), konte dem carthagischen Namen keine Ehre machen und Achtung erwerben, und wenn man den Kaufmann gleich nicht entbehren konte, und ihn willig und mit Freuden ankommen sah und aufnahm, so haßte und verachtete man ihn nicht minder; und wenn man bedenkt, daß nach altrömischer Ansicht, ein Wucherer für noch einmal so strafbar und verderblich galt, als ein Dieb, so mag man sich nicht wundern, wenn die fides Punica sprüchwörtlich gebraucht wurde, um jede Art von Betrug zu bezeichnen. Übrigens gehört der Geschichte diese Treulosigkeit nicht an, vielmehr haben eben die Römer, welche am öftersten die fides Punica anklagen, auch in dieser Hinsicht sich als Meister der Carthager bewiesen. Auch der Vorwurf eines wollüstigen und unzüchtigen Lebens trifft die Carthager, wenn man die climatischen Verhältnisse abrechnet, nicht mehr, als die Griechen und die spätern Römer; und der letzte muthige Kampf, durch welchen sie, von allen Seiten her verrathen und betrogen, und fast wehrlos gemacht, das römische Joch abzuwehren suchten, und nach Thaten ewig denkwürdiger Tapferkeit nur dem Talente des Scipio und ihrem Geschicke erlagen, beweiset genugsam, daß nicht alle Tugend in dem Volke erloschen war, sondern daß es eben durch seine Tugenden einen Untergang fand, der dem von Sagunt und Numanz um nichts nachstand. Nec tantum Carthago habuisset opum sexcentos fere annos sine *consiliis et disciplina*. Cic. de rep. (*Dr. U. J. H. Becker.*)

VII. Die Religion der Carthager war im Allgemeinen dieselbe, wie die des Mutterstates Tyrus und der übrigen semitischen Völker, soweit sie Polytheisten waren, d. h. ein, von der ursprünglichen Reinheit schon sehr entarteter, Gestirndienst, späterhin durch Verhältnisse des Ortes und der Zeit, namentlich durch libysche, späterhin römische Einflüsse, im Einzelnen umgestaltet. Die freilich meistens beiläufigen, ziemlich zahlreichen Nachrichten bei den griechischen und römischen Classikern und bei den afrikanischen Kirchenvätern können daher ausschließlich durch stetes Zurückgehen auf die uns schon, besonders durch das A. T., bekante phönicische Religion richtig verstanden werden; da Griechen und Römer keine lebendige Ansicht von einer morgenländischen Religion hatten, und in den Göttern der Punier, wie der Ägypter und alten Teutschen, nur immer griechische und römische Götter, blos mit andern Namen, zu erkennen glaubten. Eine viel wichtigere und zuverlässigere Quelle sind allerdings Münzen und Inschriften: und wirklich sind gerade in den letzten Jahren mehre im Gebiet von Carthago gefundene bekant geworden, die auch schätzbare Aufschlüsse über manche Punkte geben [1]); nur ist die Zahl derer, die sich auf Religion beziehen, immer noch gering, und die Auslegung hier und da zweifelhaft. Nachdem die frühern mit diesem Gegenstande beschäftigten Gelehrten [2]) die betreffenden Stellen der Classiker schon ziemlich vollständig zusammengetragen und im Einzelnen glücklich erläutert hatten, hat der verdiente Bischof Friedrich Münter in einer trefflichen Monographie [3]) mit der ihm eigenen Gelehrsamkeit, Gewandtheit und Combinationsgabe aus den zerstreuten Gliedern ein Ganzes zu bilden versucht, in welchem auch von den Münzen und deren Emblemen häufiger und glücklicher Gebrauch gemacht ist. Ihm werden wir daher mit Benutzung später gemachter Entdeckungen und eigener Forschungen über phönicische und punische Schriftdenkmale vorzugsweise folgen; uns übrigens in einem Werke, in welchem auch der phönicischen Religion ein besonderer Artikel gewidmet seyn wird, auf das beschränken, was sich aus sichern Nachrichten als carthagisch nachweisen läßt, und auf das Phönicische nur da zurückgehen, wo es des organischeren Zusammenhanges oder des Verständnisses wegen unumgänglich ist.

Wir werden zuvörderst die einzelnen Gottheiten, von deren Ursprung in Carthago zuverlässige Zeugnisse vorhanden sind, von den uralten einheimischen ausgehend, aufführen, dabei die Eigenthümlichkeiten ihres Cultus erzählen, und dann einige Bemerkungen über sonstige religiöse Ideen und Einrichtungen, so wie über den Charakter und Einfluß ihrer Religion folgen lassen. Was die Reihenfolge der Götter im carthagischen Pantheon betrifft, so müssen wir bemerken, daß die in dem ursprünglichen phönicischen Religionssysteme mächtigste und vornehmste Gottheit nicht nothwendig gerade die Lieblings- und Schutzgottheit der Carthager, und daher bei diesen am eifrigsten verehrt seyn muß. Das Letztere war mit der Astarte-Juno der Fall, doch gebührt der erste Platz billig

1) S. Henr. Arentii Hamaker diatribe philologico-critica aliquot monumentorum Punicorum in Africa nuper repertorum interpretationem exhibens. Lugd. Bat. 1822. 4. Vergl. dazu die abweichenden Erklärungen derselben Inschriften von Gesenius, A. L. Z. 1828. Nr. 111, und die derselben ähnlichen von Quatremère im Nouveau Journal asiatique. T. I. cah. 1. 1828. Ferner H. A. Hamacker Miscellanea phoenicia. Lugd. Bat. 1828. 4. 2) Sam. Bochart im Phaleg und Canaan. Leiden 1692. Hendreich's Carthago. Francof. ad Od. 1664. 8. S. 175 ff. 3) Religion der Carthager. 2te Aufl. Kopenhagen 1821. Vergl. Allg. Lit. Ztg. E. B. 1822. Nr. 101. 102.

Digitized by Google

1) dem Baal. Wir haben schon anderswo die Nachrichten über den eifrigen Dienst dieser Gottheit in Phönicien und allen phönicischen Colonien zusammengestellt [4]): was Carthago selbst betrifft, so fehlt es sehr an zuverlässigen Nachrichten, denn was Münter in einem langen Kapitel [5]) bieher gezogen, gehört fast ausschließlich dem Moloch oder Saturn an; dessen ungeachtet führen schon die zahlreichen damit zusammengesetzten Nomina, als Hannibal, Hasdrubal [6]) auf fleißigen Baalsdienst. Nur wird man vor allen Dingen die Fälle zu unterscheiden haben, wo Baal allgemeiner Name für Gott, Herr ist, und dann wol jedem Gotte beigesetzt werden konte, und wo es für den Baal vorzugsweise (הַבַּעַל) steht. Daß das erstere bei den Puniern namentlich der Fall gewesen, sagen ausdrückliche Zeugnisse, auch wird das Wort auf Inschriften so gebraucht [7]). Ob der Baal vorzugsweise bei den Carthagern der Sonnengott, oder, wie ich es von den Phöniciern zu zeigen gesucht habe [8]), der Glücksplanet Jupiter gewesen, darüber lassen sich in einer von der ursprünglichen Quelle schon entfernten secundären Religion kaum Entscheidungsgründe erwarten; wahr ist aber, daß das Wort בַּעַל bei den Carthagern mit gewissen Zusätzen vorkomt, mit welchen es dann vom Sonnengotte zu verstehen ist. Nämlich a) Balsamen Plaut. Poen. 5, 2, 67., d. i. בַּעַל שָׁמַיִם Herr des Himmels, wie bei den Phöniciern *Βεελσαμήν* Euseb. praep. evang. 1, 10; b) בַּעַל חַמָּן d. i. deus solaris, Sonnengott, Sonnen-Baal, von חַמָּה Sonne (Hiob 30, 28. Hohesl. 6, 10.) mit der Adjectivendung ן־. Unter diesem Namen erscheint es nämlich sowol auf den zu Leiden aufbewahrten Humbert'schen Votivsteinen, als auf einer andern, in Malta gefundenen, jetzt von Hamacker [9]) und Lanci [10]) bekant gemachten, von mir schon früher für diesen Zweck erwähnten maltesischen Inschrift [11]). Von den erstern lese ich jetzt (größtentheils einstimmig mit Quatremère) Nr. 3. so:

לרבתן תלת ול
בעלן לארנן ב
עלחמן אש נר
ר גרעשתרת
הסגר בן עבדמלקר

„Unserer Herrin Tholath und unserem „Gotte, unserem Herrn, dem Sonnen-Gotte. „Der Weihende (ist) Gad-Aschtoret (Glück „der Astarte), der Schreiber, Sohn des Ebed-„Melkar (Verehrer des Herkules) [12])."

Sehr ähnlich No. 2., welche nur an mehren Stellen gelitten hat:

(ל)רבתן תלת ו
לארנן בעל(ח)מן
(א)שגר עבד אשם
(ן) בן בד עשתרת בן
עבר אשמן

d. i. „unserer Herrin Tholath und unserem Herren, dem Sonnengotte. Der Weihende (ist) Ebed-Eschmûn (Asclepius, Verehrer des Äsculap), Sohn des Bed-Aschtoreth (Verehrer der Astarte), Sohn des Ebed-Eschmûn (Asclepius)" [13]).

Auch auf dem 1sten und 5ten Steine ist das Wort חַמָּן deutlich, und der Zusammenhang scheint überall derselbe gewesen zu seyn. Auf der maltesischen Inschrift heißt es (nach Hamacker's Auslegung der ersten Worte):

נצב נללא
בעל אללן
סלחה לב
על חמן א
ן. s. w.

„Gesetzt hat Molela, Beherrscher von Elal, als Sühnung dem Sonnengott einen Stein" u. s. w. Den Lesern des A. Test. ist dieses חַמָּן ohne den Zusatz Baal, und im Plural חַמָּנִים hinlänglich geläufig (s. 3 M. 26, 30. Jes. 17, 8. 27, 9.

4) Th. VIII. S. 398 ff. 5) S. 5 ff. 6) S. zur Erklärung derselben VIII, 400. 7) A. Servius ad Aen. I, 729.: lingua punica deus *baal* dicitur. Isidor. origg. VIII, 11.: Bel idolum babylonicum est .... quod nomen (numen?) et apud Assyrios et apud Afros postea cultum est, unde et lingua punica *Bal* deus dicitur. Augustinus in Iudd. 2, 13. Vergl. die zweite Humbert'sche Inschrift, und die Inscr. Melit. bilinguis, von welcher bald die Rede seyn wird. 8) S. Encyclop. a. a. O. Thes. ling. hebr. u. d. W. בַּעַל. 9) Miscellanea phoenicia tab. 3, no. 1. 10) Osservazioni sul Bassorilievo fenico-egizio, che si conserva in Carpentrasso, fatte da Michelangelo Lanci. Roma 1825. gr. 4. 11) Vorrede zum hebr. Handwörterb. S. 31, 3te Ausg. S. 26.

12) Zur Rechtfertigung wird für diesen Zweck Folgendes genügen. Die oft auf Inscriptionen (s. besonders die Inscr. Melit. bilinguis) wiederkehrende Gruppe אשנדר lese ich אֵשׁ נָדַר vir voti (Quatremère: שֶׁנָּדַר, אֲשֶׁר נָדַר = אֲשֶׁנָּדַר). Die drei ersten Buchstaben der vierten Zeile liest Quatremère עבר, also zusammen עבדעשחרת (Knecht der Astarte), wo denn das ר in dem Worte נדר fehlen würde. Dieses scheint etwas zu sehr von den Figuren abzuweichen; welche רגר gleichen. Ich ziehe daher das ר zu נָדַר votum, und nehme als Namen גַּר־עשתרת (Glück der Astarte), wozu גַּדִּיאֵל 4 Mos. 13, 10. (Glück Gottes) eine genaue Parallele gibt. (Astarte war die Glücksgöttin.) Wäre das ב vielleicht ein unvollständiges ב, so würde ich בַּדַעֲשְׁתֹרֶת lesen, als Abkürzung; s. die zweite Humbert'sche Inschrift.

13) Wir begegnen hier der im Alten Testament, wie noch jetzt in Dänemark und Ostfriesland, häufigen Sitte, nach welcher die Namen in den Familien sich so wiederholen, daß der Enkel wiederum den des Großvaters annimt. — In dem Worte עבד עשחרת fehlt das ע, wie vielleicht in No. 3., wahrscheinlich ließ man den weichen Buchstaben ע aus, בד für עַבַד. So erkläre ich das Nom. pr. *Βοδάστωρος* (s. Hamacker Miscell. phoenicia S. 180) durch עֲבַד צור. Noch weit stärkere Abkürzungen zu Anfang der Nomm. pr. nimt Hamacker an, z. B. (S. 184) Karthalo = Melkarthalo, und wirklich finden sie sich in allen Sprachen. Man vergl. nur die gewöhnlichen Abkürzungen von Auguste, Johanne, Charlotte, Elisabeth u. s. w. nicht blos im gemeinen Leben, sondern auch in der Schrift.

Digitized by Google

Ezech. 6, 4. 6. 2 Chr. 34, 4.), und da die Chammanim nach 2 Chr. a. a. O. auf den Altären des Baal stehen, so ist nunmehr wol kein Zweifel mehr darüber, daß darunter, wie es schon Jarchi genommen, den Sonnenbaal vorstellende Säulen, vielleicht in konischer oder pyramidalischer Gestalt, zu verstehen sind, wie auf ähnliche Weise die Plurale Baals (בְּעָלִים) und Astarten (אֲשֵׁרִים) von den Baals- und Astartenbildern, und im Griechischen Ἕρμαι von den Hermen, dann in der spätern Kunstsprache von gewissen Brustbildern überhaupt, gebraucht wird [14]).

2) In der Eigenschaft als Schutz- und Nationalgott der Phönicier und Carthager führte Baal die besondern Namen Melkarth, Melkar (d. i. מֶלֶךְ קַרְת) König der Stadt, in welcher ihn die Griechen mit Hercules verglichen (s. VIII, 398. 399). So wie auf der phönicisch-griechischen Inschrift von Malta מלקרת durch Ἡράκλης wiedergegeben ist, so wird es auch von alten Schriftstellern angegeben [15]). Wo irgend die Phönicier und Punier Colonien stifteten, da bauten sie dem Hercules Altäre, den berühmtesten in Gades (s. VIII, S. 400): stets aber wurde die Mutterstadt Tyrus als die eigentliche Heimath des Gottes betrachtet, weshalb aus allen Colonien, und selbst aus Carthago, alljährig Gesandtschaften mit reichen Geschenken an Zehnten und Erstlingen nach Tyrus gingen, am reichlichsten, wenn der Stat bedrängt wurde, und Niederlagen das durch Glück und Wohlstand eingeschläferte Gewissen weckten [16]): selbst an der Kriegsbeute ließ man den tyrischen Gott Theil nehmen [17]), und dienten solche communia sacra zugleich in politischer Hinsicht, um das gute Vernehmen zwischen dem Mutterstate und der Colonie zu erhalten. Daß dem Hercules in Carthago Menschen geopfert wurden, sagt Plinius [18]) ausdrücklich, und fügt hinzu, daß deshalb und wegen des Misfallens der Römer an solchen Opfern das nach der Eroberung Carthago's nach Rom gebrachte Standbild des Gottes wenig in Ehren gehalten, in keinem Tempel, sondern blos unter freiem Himmel aufgestellt worden sey. Da Plinius keiner Verschiedenheit erwähnt, so wird diese Stelle zugleich zum Beweise dienen können, daß auch der carthagische Hercules, gleich dem tyrischen, dem griechischen und römischen in Ansehung der Embleme ähnlich dargestellt wurde. Auf die Wichtigkeit, welche man auch in Carthago dem Beschützer der Städte beigelegt, deuten endlich die damit zusammengesetzten Eigennamen, als Hamilcar (חן מלקר Gnade des Hercules), Bomilcar (בעז מלקר erbeten von Hercules), עברמלקר (Inscr. Humbert.) u. s. w.

3) Dem Baal steht im phönicischen Cultus überall als weibliche Gottheit die Astarte zur Seite, im A. T. und auf phönicischen Inschriften עַשְׁתֹּרֶת (d. i. wahrscheinlich Stern, pers. ستارہ, verwandt mit ἀστήρ, engl. star, teutsch Stern, und zwar in der weiblichen Form: weiblicher Stern, worunter man die Venus verstand) [19]), auch אַשֵׁרָה d. h. die Glückliche, Fortuna, Geberin des Glücks, vom Venusstern zu verstehn [20]). Auch bei den Carthagern komt sie unter ersterem Namen vor, namentlich in Eigennamen von Personen, sowol auf Inschriften (s. oben die beiden Humbert'schen), als sonst, z. B. Bostarius (בעו עשתרת von der Astarte erbeten), Deliastartus (דלי עשתרת von der Astarte gerettet), Gerastartus (גר עשתרת Gastfreund der Astarte), Metuastartus (מתו עשתרת Mann der Astarte). Außerdem erscheint sie auf den oben erwähnten Humbert'schen Inschriften in Verbindung mit dem Sonnengotte, Baal Hamman, unter dem Namen Tholath, תֹּלַת d. i. nach Hamackers wahrscheinlicher Erklärung s. v. a. תֹּלֶדֶת Zeugung, und daraus zusammengezogen (wie לָת aus לָוָת), also gleichbedeutend mit dem Namen Mylitta (מֵילִדְתָא), den die Göttin in Babylonien führte (Herod. I, 199): und dieselbe findet sich vielleicht auch in einem phönicischen durch Ἀρτεμίδωρος übersetzten Mannsnamen עברחלת auf einer phönicisch-griechischen zu Athen gefundenen Inschrift [21]). Schwerlich verschieden ist der Name Baλάτθ, welcher in der babylonischen Kosmogonie beim Berosus dem Weibe des Belus, sonst auch Omorka genant, und als Mondgöttin bezeichnet, beigelegt wird [22]). Die Griechen und Römer nanten sie bald Juno [23]), bald Venus [24]), bald Vesta [25]), am häufigsten Juno, unter welchem Namen sie nicht allein für die Schutzgöttin des alten Carthago galt, sondern auch im römischen Carthago eifrig verehrt wurde, meistens als Juno Urania, coe-

14) S. die ausführliche Auseinandersetzung bei Hamacker in den Miscell. phoen. S. 50. Wiefern dieser Gelehrte in der Lesung jener Inschriften abweiche, mag man bei ihm selbst nachlesen: und wir bemerken nur, daß der in dem angeführten Werke erhobene Zweifel an obiger Lesung, soweit sie früher bekant war, uns von der Unrichtigkeit derselben und von der Annehmlichkeit der frühern Hamackerschen durchaus nicht überzeugt habe. Davon an einem andern Orte.

15) Μελίκαρτος, ὁ καὶ Ἡράκλης, sagt Euseb. praep. evang. I, 10. 16) S. Polyb. exc. de legatt. c. 114. Diod. 21, 14. Justin. 18 fin. 17) Diod. 13 108. 18) 36, 5.

19) S. Comment. zum Jes. III, 337. 20) S. Thes. ling. hebr. I. p. 162. Hebr. Handwörterb. u. d. W. עַשְׁתֹּרֶת.

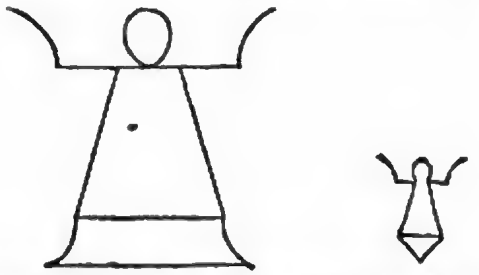
21) S. meine Erklärung in A. Böckh Corpus Inscript. graec. I, 527. Dort habe ich noch für die Lesung עברחנת erkläret da ich mich aber immer mehr überzeuge, daß der Unterschied zwischen ל und נ nicht so genau beobachtet worden ist, so fällt ein Theil meiner Zweifel weg. — Wenn freilich Hamacker auf den mehrerwähnten Humbert'schen Steinen auch den Gemahl der Tholath unter dem Namen תַּלַד hat finden wollen, so muß dieses bei der oben gegebenen Erklärung ganz wegfallen.

22) Berosi fragmenta ed. Richter p. 50. Syncellus ed. Dindorf. I, 52. Die Worte sind: ἄρχειν δὲ τούτων πάντων γυναῖκα ἣ ὄνομα Ὄμορκα· εἶναι δὲ τοῦτο χαλδαϊστὶ μὲν Θαλάτθ, ἑλληνιστὶ δὲ μεθερμηνευόμενον θάλασσα· κατὰ δὲ ἰσόψηφον σελήνη. In der Stelle selbst sind Misverständnisse, namentlich das, daß das chald. Θαλάτθ s. v. a. das griech. θάλασσα sey. Der ursprüngliche Sinn ist aber fast ohne Zweifel: das Weib sey über alle aus dem Chaos entstandene Wesen gesetzt, chaldäisch hieß sie auch Thalath, welches mit dem griechischen θάλασσα übereinkomme, wädrend es doch vielmehr die Mondgöttin bedeute. (S. darüber Hamackeri diatribe p. 9.).

23) August. ad Judd. 7. 24) August. ad Ps. 98. 25) Id. de civ. Dei IV, 10. 26) S. Münter Rel. der Carthager S. 75.

Digitized by Google

lestis, Dea coelestis [26]). Der Streit, ob unter ihr ursprünglich der Venus- und Glücksstern, oder der Mond, als weibliches, der Sonne zur Seite stehendes Princip zu verstehen sey, läßt sich aus den religiösen Verhältnissen Carthago's nicht entscheiden, aber richtig ist, daß sie beim Herodian (5, 6) als Mondgöttin erscheint. Was die Darstellung derselben betrifft, so weiß man von der paphischen Göttin, daß sie fast einem Fetisch in konischer Gestalt glich [27]), wie man Ähnliches von den Baalsstatuen weiß (s. oben). Diese Figur findet sich nun auch auf dem 3ten und 4ten Humbert'schen der Tholath und dem Baal-Hamman gemeinschaftlich gewidmeten Steine, also gestaltet:



und ähnlich auf einem Stein des königlichen Antikenkabinets in Dresden, ohne Zweifel aus dem römischen Afrika, den ich in einem Gypsabdrucke besitze [28]), desgleichen auf Münzen. Ein uraltes Bild derselben, welches die phönicische Dido mitgebracht haben sollte, befand sich in Carthago, und wurde von dem abergläubigen Thoren Heliogabalus nach Rom gebracht, um dort mit dem syrischen Sonnengotte vermählt zu werden, zu welchem Beilager das ganze römische Reich Hochzeitgeschenke steuern mußte [29]); doch wird die Gestalt der uralten göttlichen Braut nicht beschrieben. Die von den Carthagern mit der Astarte für dasselbe Wesen gehaltene Juno Lacinia muß indessen nicht blos menschenähnlich, sondern auch mit prächtigen Gewanden bekleidet gewesen seyn, da Dionys. I. von Syracus einen kostbaren Schleier derselben raubt, und den Carthagern für 120 Talente verkauft [30]). Die Dea Coelestis der spätern Zeit wurde meist mit Attributen, von der Cybele entlehnt, abgebildet [31]). Wie im Orient die Jungfrauen und Weiber sich der Astarte und Mylitta zu Ehren Preis gaben [32]), so die Matronen im Tempel der Astarte zu Sicca Venerea, etwa drei Tagereisen von Carthago [33]), und noch die Kirchenlehrer reden mit großem Unwillen von der mit jenem üppigen Gottesdienst in Verbindung stehenden Sittenlosigkeit [34]). Wie ferner im A. Test. Propheten des Baal und der Astarte (נְבִיאֵי הַבַּעַל 1 Kön. 18, 19. 40, נְבִיאֵי הָאֲשֵׁרָה 1 Kön. 18, 19.) erwähnt werden, die im Reiche Samaria den Propheten Jehova's den Rang streitig machten, so war auch mit dem Juno-Tempel in Carthago ein berühmtes Orakel verbunden, welches noch spät, als die meisten schon verstummt waren, seinen politischen Einfluß behauptete [35]): die Propheten waren aber Weiber [36]), wie im Orient auch weiblich verkleidete Männer in dieser Eigenschaft vorkommen [37]). Noch ist die Aufbewahrung von Naturseltenheiten im Juno-Tempel zu Carthago [38]), wie zu Malta [39]); desgleichen die Aufbewahrung von Kriegsberichten im Tempel der Juno Lacinia zu bemerken [40]). Unter Constantin oder seinen Söhnen ward der Haupttempel der Astarte zu Carthago verlassen, geschlossen und der Zugang verwuchs mit Dornengesträuch: eben daher entging er vielleicht der im Jahr 399 über alle Tempel und Götzen verhängten Zerstörung, die ihn aber dennoch zu Anfang des 5ten Jahrhunderts auf Veranlassung eines Gerüchts, daß die Göttin sich wieder in Besitz ihres Heiligthums setzen werde, traf [41]).

4) Dem Baal und der Astarte, als heilbringenden Göttern, stand im phönicischen Religionssystem der unheilbringende Moloch (מֹלֶךְ) entgegen, im ursprünglichen Gestirndienst der Planet Saturn [42]), der als böses Princip mit Menschen- und zwar Kinderopfern gesühnt werden mußte, wie auch von den abgöttischen Hebräern nach einer von den Ammonitern angenommenen Sitte im Thale Hinnom oder Tophet bei Jerusalem geschah (1 Kön. 23, 10. Jer. 31, 32. 19, 6 ff.). Nach den Rabbinen hatte sein ehernes Bild dort einen Stierskopf, das übrige war menschengestaltig, der Leib, inwendig hohl, wurde von unten geheizt, und die zu opfernden Kinder ihm in die glühenden Arme gelegt. Ganz ähnlich aber wird die Statue des Κρόνος oder Saturn zu Carthago von Diodor (2, 14.) beschrieben. Sie war von Erz und hielt die Hände mit dem Rücken nach unten (χεῖρας ὑπτίας, manus supinas) ausgestreckt, aber nach der Erde gesenkt, so daß die in die Arme gelegten Kinder in den darunter stehenden Feuerschlund rollten. Solche Sühnopfer wurden besonders bei Kriegsunglück und andern Calamitäten dargebracht. Als die Carthager eine

---

27) Tac. hist. 2, 3: Simulacrum deae non effigie humana: continuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae modo, exsurgens, et ratio in obscuro.

28) Er gleicht im Äußern den Humbert'schen eippis. Oben steht ein halber Mond nebst einem Stern (Symbol der Astarte), darunter in einer Vertiefung das konische Bild der Göttin

und in einer zweiten Vertiefung ein Lamm, wie auf dem 4ten Humbert'schen Steine (wahrscheinlich das ihr gewidmete Opferthier), zwischen beiden die Inschrift: A. OVILLIA. L. L. L. PHARTENIO l. S. L. M. und unter dem Lamme VI. EID. NON.

29) Herodian. 5, 6. 30) Athen. XII, 58. 31) Ekhel doctr. numm. VII. p. 188. Apulei. Met. VI. p. 174.

32) S. mein Wörterb. unter קָדֵשׁ und קְדֵשָׁה, Herod. 1, 199, u. Comment. zu Jes. II, 348. 33) Val. Max. 2, 6 u. 15: Siccae fanum est Veneris, in quod se matronae conferebant, atque inde procedentes ad quaestum, dotes corporis iniuris contrahebant, honesta nimirum tam inhonesto vinculo coniugia iuncturae. Vergl. Solin. c. 30. 34) Augustin. civ. dei II, 3. IV, 10. 35) Capitol. v. Macrini c. 3. 36) Ebend. vita Pertinacis c. 4. 37) Jul. Firmicus de prof. religg. c. 4. 38) Plin. H. N. VI, 36. 39) Cic. Verr. IV, 46. 40) Polyb. III, 33. Liv. 28, 46. 41) Prosp. Aquit. Opp. 186. 187. 42) S. Comment. über den Jesaias II, 343, vgl. 327 ff.

Digitized by Google

Schlacht gegen Agathocles verloren hatten, schrieb man das Unglück dem Zorn des Kronos darüber zu, daß man ihm nicht mehr, wie in ältern Zeiten, die edelsten Kinder, sondern eigens dazu gekaufte und förmlich gemästete Knaben dargebracht habe [43]). Bei angestellter Untersuchung zeigte sich auch, daß mehre zum Opfer bestimte Kinder von den Eltern auf die Seite gebracht worden, und nun wurden nicht allein 200 Kinder aus den edelsten Familien geopfert, sondern 300 Männer, die jener Unterschiebung verdächtig waren, opferten sich dem freiwilligen Tode [44]). Bei solchen Kinderopfern durfte keine Trauer sich äußern, die Mütter selbst unterdrückten durch Liebkosungen den Schmerz der zum Opfer vorbereiteten Kinder; während des Opfers selbst ward das Jammergeschrei der Unglücklichen durch eine lärmende Musik von Trommeln und Pfeifen unterdrückt (Plutarch a. a. O.). Man beobachtete dabei die Zuckungen der Hinabstürzenden, die für Lächeln ausgegeben (*Σαρδόνιος γέλως*) als gutes Omen galten [45]). Tantum religio potuit suadere malorum! Und nicht blos Kinder, auch Erwachsene, namentlich Gefangene [46]), wurden geopfert, nicht blos bei außerordentlicher Gelegenheit, auch jährlich zu bestimten Zeiten [47]), trieften des Kronos Altäre von Menschenblut. Die Schlachtopfer wurden gewöhnlich nach dem Loos auserlesen [48]). Was an der Behauptung der Rabbinen sey, daß die dem Moloch geweihten Kinder häufig nicht wirklich verbrant, sondern vermöge einer Milderung und Illusion des Gesetzes nur durch ein heiliges Feuer, als reinigendes Element, gleichsam eine Feuertaufe, hindurchgeführt worden [49]), läßt sich aus punischen Nachrichten seiner Entscheidung nicht näher bringen; sicher aber ist, daß selbst fremde Könige und Völker aus Menschlichkeit die Abschaffung dieser Gräuel von den Carthagern verlangten [50]), dessen ungeachtet aber die alte Barbarei zurückkehrte, und selbst im römischen Carthago [51]), wenn auch vielleicht nur insgeheim, fortdauerte. Man glaubte wahrscheinlich, solche Opfer einem Gotte um so mehr schuldig zu seyn, da er selbst nach der Mythe mit seinem Beispiele vorangegangen war [52]). Auf Inschriften und in Eigennamen punischer Personen findet sich keine Spur des Moloch; vermuthlich vermied man den schrecklichen Namen zu nennen und zu schreiben. Um so wohlthätiger und heilbringender erschien dem Carthager, wie dem Phönicier,

5) Esmûn (אֶשְׁמֻן) *Ἐσμοῦνος*, den die Griechen und Römer durch Asklepios, Äsculap übersetzen [53]). Man erklärt den Namen gewöhnlich durch שְׁמִינִי octavus, als den achten der Kabiren; daneben möchte die Vergleichung mit dem ägyptischen Schmûn, d. i. dem einheimischen Namen für den Gott Mendes, den Gott der Zeugung, Aufmerksamkeit verdienen. Wie beliebt der Cultus des Gottes bei Phöniciern und Carthagern gewesen, zeigt der Umstand, daß kaum ein anderer Göttername so häufig in Eigennamen der Phönicier und Carthager auf Inschriften vorkomt, nämlich בְּרֵאשְׁמֻן (Sohn des Äsculap) Inscr. Cit. III, עַבְדְּ אֶשְׁמֻן (Asclepiodulos) Cit. XII. Humbert. 2, אֶשְׁמִבְּנָתֵן (Asclesplodoros) Inscr. Carth. Münteri, auch blos אֶשְׁמֻן Cit. V. VIII. XVII. XXII. Sein Heiligthum in Carthago wird öfter von den Classikern erwähnt [54]). Es stand in der Citadelle (Byrsa) sechszig Stufen hoch, war sehr fest, und hielt sich bei der Zerstörung von Carthago am längsten; auch erstand es im römischen Carthago wieder aus seiner Asche [55]). In ihm wurden die Verbenae Aesculapii aufbewahrt.

6) Daß das Pantheon der Carthager auch einen Beherrscher des Meeres gekant, ist an sich wahrscheinlich, doch ist weder sein punischer Name bekant, noch sind Nachrichten über seinen Cultus in der Stadt erhalten. Wol aber wird gemeldet, daß die Carthager auf dem Vorgebirge Soloë dem Poseidon einen Tempel erbaut [56]), und daß der Feldherr Himilco nach einem in Sicilien erlittenen Verluste eine Menge Opfer ihm zu Ehren ins Meer versenkt habe. Mit den Attributen des Dreizack und des Delphins sieht man ihn auf hispanischen Münzen [57]), und wahrscheinlich war ihm auch hier das Pferd heilig, welches auf punischen Münzen und Steinen so häufig abgebildet ist. — Zu den bisherigen Gottheiten, welche die Carthager mit ihrem Mutterstate gemein und von ihm entlehnt hatten, kamen aber auch einzelne erst später von Fremden angenommene Culte, nämlich

7) Die Verehrung der sicilianischen Göttinnen Ceres und Proserpina, welche man nach dem unglücklichen Kriege mit Dionysius I. in Carthago einführte, um die durch Plünderung ihrer Tempel persönlich beleidigten Gottheiten zu versöhnen [58]). Man ernante einige der vornehmsten Bürger zu ihren Priestern und nahm einige in der Religion erfahrene Griechen in deren Dienst. Noch zur Zeit des Tertullian bestand dieser Götterdienst; und er erwähnt, daß die Priesterinnen, obgleich verheirathet, in freiwilliger Absonderung von ihren Männern leben mußten [59]). Rein carthagisch war ferner

8) Die Verehrung einiger vergötterten Heroën und Heroinen, namentlich der Dido, als Stifterin der Stadt, deren mitten in derselben gelegenen, mit einem Hain von Nadelholz umpflanzten Tempel Silius Italicus beschreibt [60]); der Philänen, jener heldenmüthigen Brüder, die bei einer Grenzstreitigkeit zwischen Carthago und Cyrene durch Selbstaufopferung, indem sie sich lebendig begraben ließen, dem carthagischen Gebiete großen

43) Plut. de superstit. c. XX. Auch in Amerika wurden zu Cortez Zeit die zum Opfer bestimten Menschen erst gemästet. 44) Diod. a. a. O. Lactant. institutt 1, 21. und über diese Menschenopfer überh. Diod. 13, 86. Justin. 18, 6. 33, 6. 12. Euseb. praep. 4, 16. Lud. Vives ad August. civ. 7, 19. 45) Schol. ad Plat. Min. in Siebelis anecdott. gr. p. 46. 46) Diod. Sic. 20, 65. 47) Porphyr. de abstin. ed. Rhoer II. p. 150. 48) Sil. Ital. Pun. IV, 77. 49) S. schon LXX. zu 2 Kön. 16, 3. 50) Justin. 19, 1. Plut. de sera numinis vindicta cap. 6. 51) Tertulliani Apologet. cap. 9. 52) Euseb. praep. evang. I, 11. IV, 16. 53) Damasc. ap. Phot. cod. 242.

54) Strabo XVII. c. 14. Appiani Pun. 81. 55) Apulej. Florid. p. 361. 56) Scylax in Hudson geogr. min. I. p. 2. 57) S. Münter S. 101. 58) Diod. 14, 77. 59) Exhort. castit. 13. de monogamia, 17. ad uxorem I, 6. 60) I, 80. vergl. Justin. XVIII, 6.

Digitized by Google

Zuwachs verschafften, und denen auf jenen Grenzen die aræ Philaenorum geweiht waren [61]); des Suffeten Hamilcar, der sich zur Sühnung der Götter in die Flammen stürzte, und dafür göttlich verehrt wurde [62]); auch der sardinische Held Jolaus [63]) muß in Carthago verehrt worden seyn, wenigstens wird er in dem Tractat zwischen Hannibal und Philipp von Macedonien, worin mehre Götter als Zeugen des Bundes angerufen werden, genant. Wir setzen zum Schluß des Götterverzeichnisses die Stelle hieher, da sie einen Blick über das Pantheon von Carthago gewährt, wiewol auch die macedonischen Landesgottheiten darin genant sind, und man nicht mit Sicherheit ersieht, welche Götter dem einen oder dem andern State angehören. „Eid, welchen abgelegt Hannibal der Feldherr, Magonos, Myrcenos u. s. w. an Xenophanes den Athener, Gesandten des Königs Philipp u. s. w. im Angesicht des Zeus, der Here und des Apollon: im Angesicht des Schutzgottes von Carthago und des Herkules und Jolaos: im Angesicht des Ares, Triton und Poseidon: im Angesicht der uns im Kriege beistehenden Götter, und der Sonne und des Mondes und der Erde: im Angesicht der Ströme und Wiesen und Gewässer: im Angesicht aller Götter, welche Carthago besitzen: im Angesicht aller Götter, die diesen Feldzug begleiten, und über diesen Eid wachen [64])."

Als allgemeine Namen der Götter komt vor 1) alonim und alonuth d. i. עליונים ועליונות superi superaeque, gleich in der ersten Zeile des punischen Gebetes beim Plautus [65]), wozu der phönicische Eigenname Abdalonimus zu vergleichen d. i. עבדעליונים servus superorum, 2) wurden die Schutzgötter und Schutzgöttinnen auf Inschriften gern als Herren und Herrinnen angeredet (אדון, בַּעַל, רַבָּה, s. oben die Humbertschen Steine).

Wie die Phönicier, hatten auch die Carthager keinen erblichen Priesterstand. Das Priesterthum war mit edler Geburt, mit Reichthum und Ansehen im Volk, auch wol mit Statsämtern verbunden. Man wählte die edelsten und unbescholtensten Bürger zu Priestern [66]), und die Feldherrn selbst verrichteten vor dem Feldzuge oder vor wichtigen Unternehmungen die Opfer [67]). Priesterwürde und Priesterrecht schützte indessen nicht vor roher Mishandlung, und die Priester scheinen überhaupt nicht sacrosancti gewesen zu seyn; wenigstens ward der Priester Karthalo von seinem eigenen Vater (der freilich an der Spitze eines aufrührerischen Heeres stand) in der Priesterkleidung ans Kreuz geschlagen [68]).

Im Allgemeinen können die Carthager ein sehr religiöses Volk genant werden. Die Religion durchdrang ihre ganze Denk- und Lebensweise. Schon dem Neugebornen wurde ein Name beigelegt, der ihn als frommen Verehrer der Nationalgottheiten bezeichnete [69]); nichts Wichtiges wurde ohne die Götter beschlossen und begonnen; kein glückliches Ereigniß war ohne feierliche Dankopfer, kein trauriges ohne Sühnopfer (s. oben) und Kasteiungen jeglicher Art [70]); auf Reisen, in das Kriegsgetümmel und auf die Seefahrten begleiteten den Carthager seine Penaten [71]) und das heilige im Lager aufgeschlagene Zelt, der hebräischen Stiftshütte vergleichbar [72]). In den neu angelegten Colonien war die Errichtung von Tempeln und Altären stets eins der ersten Geschäfte. Sie legten einen großen Werth auf Träume, auf Offenbarungen der Götter [73]), und in dem Glauben an die stete Einwirkung sowol als Voraussicht der Götter befragten sie nicht blos einheimische Weissager und Orakelpriester, sondern beschickten auch fremde Orakelstätten, als das Ammons-Orakel in Ägypten [74]) und Delphi [75]). Sie kanten die Heiligkeit des Eides und eine rächende Nemesis [76]), sie ehrten die Ruhe der Todten in ihren Gräbern [77]).

Aber dennoch hatte die Religion auf dieses Volk nur einen geringen und wenigstens keinen wohlthätigen Einfluß; denn fern von dem reinmenschlichen heiteren Charakter des hellenischen Götterdienstes war sie doch größtentheils nur ein finsterer, blutdürstiger, menschenfeindlicher Aberglaube. „Besser wäre es gewesen, sagt ein allerdings für den griechischen Cultus und dessen ideale Auffassung lebhaft begeisterter Grieche [78]), den Critias und Diagoras, anerkante Atheisten, zu Gesetzgebern zu nehmen, als solch eine menschenopfernde Religion zuzulassen. Nichts schlimmeres hätten die Typhonen und Riesen, diese Feinde der Götter, wenn sie obgesiegt hätten, einführen können." Ungeachtet daher alle Künste des Krieges und Friedens in Carthago blühten, und der Stat sich durch Ackerbau, Industrie aller Art, Seehandel, Colonien, Eroberungen, zu einer seltenen Höhe empor geschwungen hatte, blieb der Volkscharakter im Ganzen genommen hart und barbarisch [79]). Da ihre blutdürstigen Götter von einem jeden von ihnen so theure Opfer verlangen konten, so schonten sie um so weniger des Blutes ihrer Mitbürger sowol als der Fremden. Sie behandelten untergebene und unterworfene Völker mit unmenschlicher Härte, besonders wenn Eigennutz und Habsucht ins Spiel kam; die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt, wo etwa ein Handelsmonopol gefährdet schien; die poena fides war sprüchwörtlich geworden; und zu einem gräulichen Sittenverderbniß, insbesondere der Weiber, gab ihre Religion selbst die nächste Veranlassung her. (*Gesenius.*)

Carthagische Sprache s. Punische Sprache.

Carthagische Münzen s. Punische Münzen.

CARUANCA, ein Berg des alten Pannoniens, dessen Ptolemäus im zweiten Buche seiner Geographie er-

61) Sallust. Jug. 81. Val. Max. V, 6. 62) Herod. 7, 167. Athenag. leg. pro christ. 12, 6. 63) Hesiod. Scut. Hero. 78. Pausan. X, 17. 64) Polyb. VII, 9. 65) Poenulus V, 1. und daſ. den Scholiasten Sisenna. 66) Diod. 14, 77. 67) Diod. XI, 21. XIII, 86. Nep. Hann. 2. Liv. XXI, 1. 45. 68) Justin. XVIII, 7.

69) S. über diese religiöse Namengebung m. Comment. zu Jes. 7, 6. Kosegarten de prisca Aegyptiorum litteratura. S. 26. 27. 70) Diod. 19, 106. 20, 9. Appian. Pun. 43. 71) Nep. Hannibal. cap. 9. 72) Diod. 20, 65. vergl. Amos 5, 26. Apostelgesch. 7, 43. 73) Cic. divinat. 1, 24. 74) Sil. Ital. 3, 6. 75) Diod. 19, 2. 76) S. Münter a. a. O. S. 133. 77) Ebend. S. 135. 78) Plutarchus de superstitione 12. 79) Plut. reip. gerendae praecepta. c. 5.

wähnt, im heutigen Istrien, in der Nähe der römischen Stadt Aemona (dem heutigen Laibach, Labacum). Wird von Cellarius, Manuert u. s. w. nicht angeführt †).

(*Rumy.*)

CARUS, Friedrich August, ein Gelehrter, der durch seine psychologischen Forschungen eine bessere Gestalt der Seelenlehre befördert hat. Er war der Sohn eines wackern und frommen Kaufmanns, und in Bautzen in der Oberlausitz den 26. April 1770 geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hause und der Unterricht, den er von mehren trefflichen Männern in seiner Vaterstadt, auch auf dem Gymnasium erhielt, gaben seinem Geiste schon früh eine Richtung auf das Höhere. Ein rastloser Fleis zeichnete ihn aus, der seiner Gesundheit nicht vortheilhaft war. Große Liebe für die classische Litteratur wurde ihm von seinen Lehrern eingepflanzt. Diese befriedigte er auch, als er durch seinen trefflichen Lehrer, den Prediger Nestler, zum theol. Studium vorbereitet, 1788 die Universität Leipzig bezog. 1791 ging er nach Göttingen, um seine akademischen Studien zu vollenden. Hier wurde Heyne sein väterlicher Führer und Freund. Im J. 1793 trat er in Leipzig als Privatdocent auf, nachdem er eine theologische Dissertation auf dem theologischen Katheder vertheidigt hatte *). Nachher wurde er auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universitätskirche, 1796 außerordentlicher, und nach Ablehnung eines Rufes nach Göttingen, 1805 ordentlicher Professor der Philosophie neuer Stiftung. Er wirkte sehr belebend und anregend durch seine Vorlesungen, welche theils theologischen und historischen, theils philosophischen und philologischen Inhalts waren. Die Grundlage aller dieser Vorträge und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt war die Psychologie, deren empirische Seite besonders sein beobachtender Geist in Anspruch nahm. Vornehmlich wendete er die Erfahrungsseelenlehre auf Exegese und Geschichte an. Er las diese zuerst in dem Winter 1797—98 zuerst nach dem Compendium Jakobs, späterhin nach eigenen Sätzen, in denen er sich immer mehr von der Kantischen Psychologie entfernte, und seinen eigenen Weg verfolgte. Mit diesen Vorlesungen verband er eine psychologische und eine anthropologische Gesellschaft, welche viele lehrbegierige Jünglinge um ihn versammelte.

In diesen mit rastlosem Fleiße gehaltenen Vorträgen, wie in seinem ganzen Leben, sprach sich ein Sinn für das Erhabene und Reinmenschliche in freier von Auctorität unabhängiger Forschung in zu bildreicher Form und ohne strenge wissenschaftliche Methode aus. Dies und die inconsequente Einmischung verschiedenartiger philosophischer Prinzipien in die empirische Psychologie, welche sich auch in der nach seinem Tode herausgegebenen Psychologie wahrnehmen läßt, zogen ihm wahrscheinlich den Vorwurf der Dunkelheit zu. Sein Verdienst in Hinsicht der Seelenlehre besteht vornehmlich darin, den auf falsche und einseitige Abstractionen gebauten Zergliederungen und Eintheilungen im psychologischen Gebiete entgegengewirkt, und auf die lebendige Selbstbeobachtung, als ursprüngliche Quelle der Lehre von den Seelenerscheinungen zurückgeführt zu haben, nur daß ihm das Verhältniß einer solchen Lehre zur Philosophie nicht ganz klar ward. Aber immer erschien bei ihm die Wissenschaft in Gestalt der Humanität. Übrigens suchte er mehr durch lebendige Mittheilung in mündlicher Rede, als durch Schriften zu wirken. Deshalb ist außer einigen kleinen Aufsätzen, akademischen Schriften, z. B. Diss. de Cosmotheologiae Anaxagoreae fontibus. Lips. 1797. 4., mehren Recensionen in der Leipziger Litteraturzeitung, so wie in der Halleschen (Revision der Psychologie) bei seinem Leben nichts schriftliches erschienen. Aus seinem schriftlichen Nachlasse wurden erst 6 Bände seiner Werke gesammelt **), deren Inhalt aber der Verfasser größtentheils nicht für den Druck bestimt zu haben scheint. Der Tod endete seine edle Thätigkeit zu schnell am 6. Febr. 1807. Zu seinem Gedächtniß wurde geschrieben die Recitatio de Frid. Aug. Cari etc. virtutibus atque meritis etc. edita a Henr. Aug. Schott. Lips. 1808. 8., und eine Vorlesung zum Andenken des verewigten Prof. Carus ꝛc. von M. C. A. Schwartze (11. St. der neuen teutschen Monatsschrift 1807.), damit verbindet sich die Vorrede Hands zum 7ten Bande der nachgelassenen Werke. (*A. Wendt.*)

CASANOVA. In den Memoiren Casanova's wird von der Familie folgender Stambaum gegeben: 1) Don Jakob Casanova, aus Saragossa gebürtig, Secretär des Königs Alfons V., entführete 1428 die Nonne Donna Anna Palafox, die er nach erhaltener Dispensation heirathete. Deren Sohn war 2) Don Juan, welcher auf der Reise mit Columbus 1493 starb. Von ihm stamte 3) der Dichter Marco Antonio Casanova, dessen Sohn 4) Jakob Casanova, Oberster bei der Armee war, welche Farnese gegen König Heinrich von Navarra führte, von dessen Enkel 5) Cajetan Joseph Jakob stamt, welchen die Reize einer Schauspielerin selbst auf die Bühne brachten. Er verheirathete sich nachmals mit der schönen Tochter eines Schuhmachers, welche zuerst in London die Bühne betrat, dann zu Venedig, und nach dem Tode ihres Mannes in Petersburg, Warschau und Dresden. Von mehren Kindern aus dieser Ehe sind zu nennen: 6) Jakob, geb. zu Venedig 1724, 7) Franz, geb. zu London 1727, und 8) Johann, geb. zu Venedig 1730. Die denkwürdigsten von diesen sind die unter 3, 6, 7, 8 Genanten.

Marco Antonio Casanova war Epigrammendichter im Geiste Martials. Die italienischen Litteratoren stimmen darin überein, daß seine Gedichte allerdings geistreich, aber zu affektirt gewesen. Er war Secretär bei dem Cardinal Pompejus Colonna, und sein Parteieifer für die Colonna verleitete ihn zu einer so beißenden Satire gegen den Papst Clemens VII., daß er deshalb Rom verlassen mußte, und ohne des Papstes

†) Vergl. P. Samuel. Timon imago Antiquae Hungariae. (Wien 1754. 4.) p. 6.

*) Historia antiquior sententiarum ecclesiae graecae de accommodatione Christo imprimis et Apostolis tributa.

**) Carus nachgelassene Werke, 1. u. 2. Band: Psychologie; 3. Bd.: Geschichte der Psychologie; 4. Bd.: Ideen zur Geschichte der Philosophie; 5. Bd.: Psychologie der Hebräer; 6. Bd.: Ideen zur Geschichte der Menschheit; 7. Bd.: Religionsphilosophie und Moralphilosophie. Leipzig 1808—10. 8. (Herausgeg. von Ferd. Hand).

Digitized by Google

Großmuth dem Tode nicht entgangen seyn würde. Es wurde ihm späterhin selbst die Rückkehr nach Rom gestattet, wo er an der nach der Belagerung der Stadt im J. 1537 daselbst ausgebrochenen Pest starb. Pierius Valerianus in seiner Schrift de infelicitate litteratorum erzählt, daß der unglückliche Dichter in der äußersten Noth sein Brod betteln mußte, ohne es zu finden. Epigramme von ihm findet man in mehren Samlungen, besonders in den Deliciae poetarum italorum. Zwei hat Lancellotti in den Poesie del Colocci wieder bekant gemacht.

Jakob Casanova de Seingalt ist der berühmte Abenteurer, der erst in Padua die Rechtswissenschaft studirte, im 16ten Jahre die Doctorwürde erhielt, nachdem er im Civilrecht de testamentis und im kanonischen über die Abhandlung disputirt hatte utrum Hebraei possint construere novas synagogas; dann in Venedig die niederen Weihen erhielt und zu predigen anfängt; Abbate wird; in Rom Secretär des Cardinals Aguaviva, hierauf Fähndrich im Dienste der Republik Venedig; Violinspieler; Kabbalist. Nach manchem Umhertreiben erlangt er ausgebreitete Celebrität durch seine Gefangenschaft in den Bleikammern, aus denen er mit eben so großer Umsicht als Kühnheit entfloh. Er schrieb darüber: Histoire de ma fuite des prisons de la Republique de Venise, qu'on appelle les plombs. (Prag 1788). Jetzt begab er sich nach Paris, und von nun an beginnt der bunteste Wechsel eines abenteuernden Lebens, wie man es jetzt aus seinen eigenen Memoiren kent (Leipzig 1822—28. 12 Bände), die das Urtheil des Prinzen de Ligne über ihn bestätigen, daß Casanova ein Mann von vielem Geist, scharfgezeichnetem Charakter und umfassenden Kentnissen war. „Seine Memoiren, sagt derselbe, sind voll von dramatischem Interesse, schnell, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt. Der Cynismus derselben kann nicht ihren Werth, wol aber ihre Bekantmachung hindern." Allerdings ist der Cynismus in diesem Werke so ungeheuer, daß er jeden sittlich Gebildeten empören muß, denn er war, um mit Mephistopheles zu reden, wie Hans Lüderlich, der begehret jede schöne Blum' für sich; allein für den, welcher Welt- und Menschenkentniß erlangen und die Sitten jener Zeit insbesondere will kennen lernen, gibt es kaum eins von größerer Wichtigkeit, denn dieser Spieler macht Europa zu seinem Schauplatz, und von Constantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Neapel und Rom gibt es beinahe keine Hauptstadt, in welcher er nicht an den Höfen und in den Spelunken, in den größten und den gemeinsten Zirkeln eine Rolle gespielt hätte. Zudem komt er mit den wichtigsten Personen seiner Zeit in Berührung, die er so trefflich schildert, als die Länder, Oerter und Sitten. Der Papst erhob diesen Glücksritter zum Ritter vom goldenen Sporn, und er sich selbst zum Herrn von Seingalt. Mitten unter seinem abenteuernden Treiben fand er doch auch Muße, sich als Mann von vielseitigen Kentnissen in andern Schriften zu zeigen. Er schrieb: Confutazione della Storia del goberno veneto d'Amelot de la Houssaye (Amsterdam 1769); Istoria delle turbulonze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna sino alla pace fra la Russia e la porta ottomanna, in cui si trovano tutti gli avenimenti ragioni della rivoluzione di quel regno (Grätz 1774. 3 Thle.); Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime (Venedig 1778); Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Megameikes, habitans aborigines de Protocosme dans l'interieur de notre globe (Prag 1788 fgg. 5 Bde.); Solution du problême deliaque demontrée (Dresden 1790); Corollaire à la duplication de l'Hexaédre donné à Dux en Bohême (daf. 1790); Au Snethlage sur son Dictionnaire des nouveaux mots français (daf. 1797). In Paris lernte ihn Graf Waldstein bei dem venezianischen Gesandten kennen, und machte ihm, wegen seiner kabbalistischen und alchymistischen Kentnisse, den Antrag mit ihm auf seine Güter nach Böhmen zu gehen. Casanova, damals eben ohne Geld, ohne Aussicht auf Reisen und Abenteuer, nahm den Vorschlag an, und wurde nun Bibliothekar des Grafen zu Dux in Böhmen bei Töplitz; wo er die letzten 14 Jahre seines Lebens, ohne Ruhe halten zu können im Hafen der Ruhe, verlebte. Er starb im J. 1803. Edel und anständig gegen den Himmel und die Menschen, sagt der Prinz de Ligne, verließ er das Leben. Er empfing die heiligen Sacramente mit abgemessenen Gesten und Sentenzen: „Großer Gott, ruft er aus, und ihr übrigen Zeugen meines Todes, ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ." Dies waren seine letzten Worte.

Francesco Casanova widmete sich der Malerei, und begab sich in seinem 25. Jahre von Venedig nach Paris, wo er durch einige kleine Schlachtstücke dem großen Zeichner Parrocel bekant wurde, der ihm, welcher auf das Colorit den vorzüglichsten Fleiß verwandte, den weisen Rath ertheilte, die Basis aller Malerei, die Zeichnung, doch ja nicht darüber zu vernachlässigen. Eine bittere Kritik über ein ausgestelltes Gemälde trieb ihn von Paris weg, und er begab sich nach Dresden, wo er mit großem Eifer die Bilder der ausgezeichnetsten Maler in der Galerie copirte, und binnen 5 Jahren so große Fortschritte machte, daß er eine ähnliche Kritik nicht zu fürchten hatte. Dietrich wurde hauptsächlich sein Lehrer in dem Colorit. Ein von ihm verfertigtes Schlachtstück verschaffte ihm eine Stelle bei der Akademie und zugleich eine Menge von Bestellungen, hauptsächlich von dem Prinzen Condé. Sein Ruf als Schlachtenmaler war so groß, daß er von der Kaiserin Katharina den Auftrag erhielt, ein Gemälde der Eroberung von Otschakow zu verfertigen. Er begab sich nach Wien und führte es daselbst aus. Mit einem großen Gemälde für Ludwig XIV. beschäftigt, überfiel ihn die Krankheit, an welcher er 1805 zu Brühl unweit Wien starb. Er wurde von den Meisten als ein würdiger Nachfolger Lebrun's, van der Meulens, Houd's und Bourguignons gerühmt, aber das Urtheil über ihn ist nicht allgemein, und am strengsten das von seinem eigenen Bruder in den genanten Memoiren, welches jedoch

Digitized by Google

der Prinz de Ligne nicht ungegründet fand. „Ich selbst, sagt dieser, habe ihm oft den Pistolen- oder Kanonenschuß vorgeworfen, dessen Dampf ihm die letzte Hand an seinen Bildern zu ersparen bestimt war. Die Turbane seiner Türken glichen mehr Flecken und Klekſen, als einem bestimten Gegenstande; die Köpfe seiner Rosse malte er eigensinnig klein und kurz, wie die Neapolitaner, und zwar aus Grundsatz, weil seine Pferdepuppe so gebildet war. Überhaupt war er ein Sonderling wie sein Bruder. (*H.*)

CASANOVA, Giovanni, kam in seinem 8ten Jahre mit seiner Mutter, welche der Kurfürst von Sachsen und König von Polen für ihre Lebenszeit engagirt hatte, nach Dresden, wo er, erst unter Louis von Silvestre, dann unter Dietrich der Malerei sich widmete. Der König ließ ihn nachher nach Italien reisen, wo er 3 Jahre lang zu Venedig unter Piazetta studirte. Als im J. 1752 Mengs von Dresden nach Rom zurückreisete, nahm er auf Befehl des Königs Casanova mit dahin, und dieser blieb bei ihm, bis Mengs im J. 1762 nach Spanien reisete. Innerhalb dieser Zeit war er mit Mengs in Florenz und Neapel gewesen. An allen diesen Orten zeichnete er viel und fast ausschließlich nach Rafael und den Antiken. In Rom gewann er den großen Preis beim Wettstreit der Künstler und bei der Akademie des Capitols, und malte nach der Abreise von Mengs das Bildniß Clemens XIII., welches dieser der Sorbonne schenkte. Sein ältester Bruder, welcher an einer Stelle seiner Memoiren sagt, Mengs habe nicht einen einzigen würdigen Schüler hinterlassen und sein Bruder verdiene den Namen seines Schülers nicht (VII. 152.), läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ihn einen großen Gemäldekenner nent (II. 353.). Auf Kosten seines Königs reisete er, und vermittelte den Ankauf der Galerie des Herzogs von Modena für 100,000 Zechinen. Mit Winkelmann vereinigte er sich zur Herausgabe der Monumenti inediti, wozu er alle Zeichnungen verfertigte, auf gemeinschaftliche Kosten, was aber nachmals Streitigkeiten unter ihnen veranlaßte. Mehre Anerbieten zu Anstellungen schlug Casanova aus, und kehrte nach Dresden zurück, wo er 1764 zum Professor der bildenden Künste und Director der Akademie der Künste ernant wurde. Über seine Gemälde s. Kellers Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Als Schriftsteller hat sich Casanova bekant gemacht durch seinen Discorso sopra gl'Antichi principalmente in Dresda (Leipzig 1770. übersetzt das. 1771). Er starb zu Dresden gegen Ende des Jahres 1795. (*H.*)

CASCADE, ein Wasserfall, ist die Benennung einer Vorrichtung bei Lustfeuerwerken, die in ihrer Wirkung einen feurigen Wasserfall darstellet. Sie bestehet aus einem pyramidenförmigen Gerüste von Latten, auf dem sogenante Brilliant-Bränder, abwärts geneigt, angebracht sind, so daß in jeder horizontalen Reihe zwei Bränder weniger sind, als in der nächsten unter ihr. Oben auf dem Gerüste stehet ein starker Brand senkrecht, und treibt sein glänzendes Feuer in dieser Richtung aufwärts. Die Bränder sind aus starkem Doppelpapier, gleich den Raketenhülsen gepappt, und mit einem lebhaft brennenden Satz von

1 — 3	Pfund	Mehlpulver
⅛ — ½	"	Musketenpulver
½ — 1	"	eiserne Bohrspähne aus den Gewehrfabriken oder gestoßenes Gußeisen

fest ausgeschlagen, wenn vorher auf das, ½ innern Durchmesser des Bränders weite Brandloch, 2 Schaufeln klar geriebenen Thon und alsdann 2 Schaufeln eines faulen Satzes von 1 Pf. Mehlpulver und 1½ Pfund klaren Kohlen, gesetzt worden.

Eine noch schönere Wirkung thut die bewegliche Cascade, wo an einer 6 Fuß langen, eisernen Spindel, die auf einer 8—10 Fuß hohen Säule stehet, und an der sich zwei hölzerne Räder über einander drehen, auf deren Felgen oben Brilliant-Bränder von der eben beschriebenen Art befestigt sind. Das obere viereckige Rad, hat einpfündige (1½ Zoll starke), das untere, sechsseitige Rad aber, zweipfündige Bränder (an 2 Zoll Stärke); und jedes läuft auf einer hölzernen Kugel, die auf die Spindel geschoben und so befestiget ist, damit das Rad ohne Schleudern, gleichförmig auf ihr umläuft. Zu oberst der Spindel ist ein 2¾ Zoll starker Brander senkrecht befestiget und durch herabgezogene Stopinenfäden mit beiden Rädern verbunden, um bei dem Zünden alles zugleich in Brand zu setzen.

(v. Hoyer.)

CASCALHO, Name des eisenschussigen mit Quarzkörnern gemengten Sandes, der in Brasilien Diamante führt. (*Germar*)

CASIGNETUS (Entomologie). Mac Leay*) beschreibt einen brasilischen Käfer, von dem er zweifelhaft ist, ob er vielleicht nicht als Weibchen zu einer Art seiner Gattung Pholidotus, die als Untergattung von Lamprima betrachtet werden kann, gehöre, und nent ihn Casignetus geotrupoides. Die angegebenen Kennzeichen sind: die drei letzten Fühlerglieder bilden, wie bei Hister eine durchblätterte Kolbe; die Taster sind kurz, das zweite Glied der Kinnladentaster ist sehr kurz; das Kinn bildet einen Halbkreis. Der dreieckige Kopf ähnelt dem des Geotrupes stercorarius, Kopf- und Halsschild sind flachgedrückt. Das Brustbein ragt kaum hervor. Das fünfte Tarsenglied führt vor den Krallen einen langen gabelförmigen Fortsatz. Die Farbe ist schmuzig blau, der Körper unten erzfarbig, mit silbernen Schuppen bedeckt, Kopf, Halsschild und die Deckschilde in der Nähe des Schildchens sind rauch.

(*Germar.*)

CASNONIA (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Carabici, und der Unterabtheilung mit abgestutzten Deckschilden, von Latreille (Histoire natur. et iconogr. des ins. Coleopt. d'Europe. Livrais. I. p. 77) errichtet, der die Arten früher mit Agra vereinigt hatte. Fast gleichzeitig mit Latreille stellte Klug (Act. nov. physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. Tom. X.

*) Horae entomologicae I. p. 98.

Digitized by Google

Sect. II. p. 500) diese Gattung auf und nante sie Ophiodea. Früher waren die hieher gehörigen Arten von den Schriftstellern zu Agra, Odacantha und Colliuris gerechnet worden. Die Kennzeichen sind: abgestutzte Deckschilde; Taster mit eiförmigem, beinahe spitzigem Endgliede; Fühler weit kürzer als der Körper; Tarsen fadenförmig, das vorletzte Glied zweispaltig; Halsschild sehr langgestreckt, vorn stark zusammengeschnürt; Kopf langgestreckt, hinter den Augen kegelförmig verengt. Desean (Species general des Coleoptères Tom. I. p. 170) beschreibt vier Arten, von denen drei in Amerika einheimisch sind, eine aus Bengalen stamt. Die bekanteste Art ist C. pensylvanica (Attelabus pensylvanicus Linn. Odacantha pensylvanica Herbst.). (*Germar.*)

CASSELIUS, Cascellius, auch Ceselius und Caesellius mit dem Vornamen Aulus, ein berühmter römischer Rechtsgelehrter, im Zeitalter Cäsars und August's, etwa 30 Jahre vor Chr. Geb. Horaz rühmt ihn in der Ars poetica als einen gelehrten Kenner des Rechts, doch soll er sich mehr durch Anmuth, Feinheit, wohlangebrachten Scherz und treffenden Witz im mündlichen Vortrage ausgezeichnet haben. Der republikanischen Verfassung mit unerschütterlicher Treue anhangend, folglich ein Feind aller Usurpation, schlug er das Consulat aus, welches ihm August übertragen wollte. Als er einst freimüthig gegen Julius Cäsar und dessen Dictatur sprach, und seine Freunde ihn deshalb warnten, sagte er: alt und kinderlos brauch' ich mir keinen Zwang anzuthun. Ein Buch bene dictorum, das er schrieb, ist verloren gegangen *). (*Baur.*)

Cassianus, Bassus, s. Geoponica.

CASSIANUS, Johannes Massiliensis, war einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, d. h. derjenigen Denkart, welche sich in der christlichen Kirche kurz vor und zu Augustin's Zeiten in Folge seines Kampfs mit den Pelagianern, vorzüglich in Gallien entwickelte, und welche, weil sie einen Mittelweg zwischen Augustin's und Pelagii Lehre befolgte, von einem spätern Zeitalter mit dem Namen Semipelagianismus bezeichnet wurde. Eben daher ist Cassianus für die christliche Dogmengeschichte sehr wichtig. Seine Lebensumstände sind größtentheils ungewiß. Sein Geburtsjahr sowol als auch sein Vaterland sind unbekant. So viel ergibt sich indessen aus den nachfolgenden Ereignissen seines Lebens, daß er nach der Mitte des 4ten Jahrhunderts geboren ward, auch daß er ein Abendländer war, dürfte sich mit ziemlicher historischer Gewißheit annehmen lassen. Seinen frühesten Religionsunterricht erhielt er in dem Kloster Bethlehem bei Jerusalem. Hier verband er sich mit dem Mönche Germanus, und machte mit ihm eine Reise nach Ägypten, der Wiege des Mönchslebens. Sie besuchten die thebaische und scetische Wüste, wo sich Mönche und Einsiedler jeder Art befanden. Nachdem sie 7 Jahre hier zugebracht hatten (von 390—397), kehrten sie nach Bethlehem zurück. Doch noch einmal besuchten sie die scetische Wüste wieder. Hierauf begaben sich beide Freunde nach Constantinopel, wo der berühmte Johannes, welcher wegen des Zaubers seiner Beredsamkeit den Namen Chrysostomus erhielt, den bischöflichen Stuhl inne hatte. Von ihm erhielt Cassianus die geistliche Weihe, und ward zum Diaconus ordinirt. Jener ausgezeichnete Lehrer der griechischen Kirche hatte auf die Bildung und Denkart des Cassianus einen großen Einfluß. Als es der Cabale schlechtgesinter Menschen gelungen war, den berühmten Bischof von seiner Stelle zu vertreiben, schickte die dem Chrysostomus treu gebliebene constantinopolitanische Geistlichkeit im J. 405 den Cassianus nebst seinem Freunde Germanus an den Papst Innocentius I. nach Rom. Da Pelagius sich um diese Zeit in Rom aufhalten mußte, so ist die von einigen Gelehrten geäußerte Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß Cassianus hier die persönliche Bekantschaft des Pelagius gemacht habe. Um's Jahr 415 erblicken wir den Cassianus in Massilia, jener berühmten Handelsstadt der Gallia Narbonensis. Hier ward er Presbyter und verblieb daselbst bis an's Ende seines Lebens. Bei dieser Stadt legte er, wie Gennadius de scriptoribus ecclesiasticis c. 61. erzählt, zwei Klöster, ein Manns- und ein Frauenkloster, an. Er folgte hiebei den Einrichtungen, welche er in Palästina und Ägypten hatte kennen lernen. Mit Recht wird er zu den ersten Gründern des Mönchsthums in Gallien und dem ganzen Occidente gerechnet. Nach dem von ihm gegebenen Muster wurden viele Klöster in Gallien und Spanien angelegt, und seine Bücher de Institutis Coenobiorum erlangten das Ansehen einer Mönchsregel. Sein Todesjahr läßt sich nicht genau bestimmen. Nur so viel berichtet Gennadius, daß er unter der Regirung des Theodosius und Valentinianus gestorben sey.

Cassian's bis auf unsere Zeiten gekommene Schriften sind: 1) zwölf Bücher de Institutis Coenobiorum; 2) vier und zwanzig Collationes Patrum, enthaltend Unterredungen des Cassianus und Germanus mit ägyptischen Mönchen; 3) sieben Bücher de incarnatione Christi gegen den Nestorius. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist die, welche der Benedictiner Gazet (Gazaeus) zu Arras (Atrebati) 1628 zum zweiten Male veranstaltet hat. Diese ist wiederum herausgegeben zu Frankfurt a. M. unter dem Titel: Joannis Cassiani Opera omnia, cum commentariis D. Alardi Gazaei, coenobitae Vedastini (zu St. Vedast in Arras), ordinis sancti Benedicti. Ab eodem denuo recognita, commentariis ipsis tertia parte auctioribus illustrior reddita: novoque insuper in libros de Incarnatione, qui desiderabatur, commentario locupletata, Francofurti 1722; und dann wiederum Lipsiae 1733. Für die Kentniß des Cassianischen Lehrbegriffs ist die 13te Collation vorzüglich wichtig. Deshalb trat gegen dieselbe der eifrige Bestreiter des Semipelagianismus, Prosper Aquitanus, auf und schrieb sein berühmt gewordenes Büchlein: de gratia Dei et libero arbitrio contra Collatorem.

Seinen Mönchen die sittliche Beschaffenheit des Menschen in seinem natürlichen Zustande, der Schrift

*) Valer. Max. lib. VI. cap. 2. ex. 12. Bertrandi vitae Ictor. Grotii vitae Ictor.

Digitized by Google

gemäß, darzustellen, und sie die beiden entgegengesetzten Abwege, des die Freiheit des Menschen vernichtenden Augustinismus, und des den Tugendstolz und die Meinung eigner Verdienstlichkeit nährenden Pelagianismus vermeiden zu lehren, — dies war die Aufgabe, welche Cassianus sich stellte. Er suchte einen Vereinigungspunkt der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade, wobei sowol die Foderung der sittlichen Natur des Menschen, als auch sein religiöses Bedürfniß sich befriedigt fände. Aus diesem Gesichtspunkte ist der anthropologische Lehrbegriff des Cassianus, so weit wir ihn in seinen bis auf unsere Zeit gekommenen Schriften dargestellt finden, zu betrachten. Das Charakteristische der cassianischen Lehre liegt in der Ansicht, welche Cassian von dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande hatte. Nach dem Augustinus ist der Mensch in seinem gegenwärtigen natürlichen Zustande sittlich todt, nach dem Pelagius gesund, nach dem in der Mitte stehenden Cassianus krank. Die Grundansicht des Cassianus und der eigentliche Grundton des von ihm entwickelten Semipelagianismus ist also: der Mensch ist seinem gegenwärtigen sittlichen Zustande nach von Natur zwar nicht todt, aber auch nicht gesund. Er ist sittlich krank, und bedarf daher des Arztes. Er muß aber mit seinem guten Willen dem Arzte entgegen kommen, um geheilt zu werden. Dabei gab Cassian auf eine ganz eigenthümliche Weise zu, daß gleichwol einige, bei welchen sich dieser gute Wille nicht fände, durch die zuvorkommende Gnade gebessert würden. Hiezu ward er durch die Betrachtung bestimt, daß die Freiheit des menschlichen Willens der göttlichen Gnade keine Schranken setzen dürfe, so wie durch die neutestamentlichen Beispiele eines Paulus und Anderer, bei welchen die Gnade dem freien Willen zuvorgekommen sey. Aber auch bei diesen, bei welchen kein Entgegenkommen des freien Willens Statt fand, sollte keineswegs das Vermögen des Willens aufgehoben seyn. Auch diese hätten durch eigne Kraft den Wunsch der Besserung, das fromme Verlangen der Gnade entgegenbringen können, obgleich die göttliche Gnade auf eine unerforschliche Weise ihrem Verlangen zuvorkam. Auch auf eine unwiderstehliche Weise sollte die Gnade, welcher Cassian immer einen großen Einfluß sowol auf den Verstand als auch auf den Willen des Menschen beilegte, nicht wirken, wodurch doch dem Menschen das, wenn auch nur geringe Verdienst blieb, daß er dieselbe nicht beharrlich von sich zurückgewiesen habe. — Eine absolute Prädestination und Beschränkung der Erlösung auf die Auserwählten konte Cassian nicht annehmen, weil er neben der Gnade den freien Willen des Menschen so nachdrücklich vertheidigte. Indessen entwickelte er über die Vorherbestimmungslehre und den Umfang der Erlösung seine Ansicht nicht ausführlich, sondern es kommen nur gelegentliche Äußerungen vor, die jedoch seine Annahme einer bedingten Prädestination und der Allgemeinheit der Erlösung unzweifelhaft lassen.

Eine ausführliche Monographie über den Cassian nach dessen Leben, Schriften und Lehre hat der Unterzeichnete in drei Programmen: de Joanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur, Rostochii 1824. 25, apud Stillerum in commissis zu geben versucht. Hiemit ist zu vergleichen Gelken historia Semipelagianismi antiquissima, Gottingae 1826.

(*D. Gustav Friedr. Wiggers.*)

CASSIDA. Schildkäfer. (Entomologie). Käfergattung von Linné errichtet und von allen spätern Schriftstellern angenommen. Sie gehört in die Abtheilung mit viergliederigen Tarsen an allen Füßen, und zeichnet sich durch kreis- oder eirunden, unten ganz platten, oben gewölbten Körper, mit deutlich abgesetzten Rändern des Halsschildes und der Deckschilde, sehr kleinen, oft ganz unter dem Halsschild verborgen liegenden Kopf und fadenförmige, ziemlich lange, auf der Stirn dicht beisammenstehende Fühler aus. Es sind kleine oder mittelgroße Käfer, welche dieser Gattung angehören, die auf Blättern vorkommen, und bei der Kürze ihrer Beine, wenn sie still sitzen, einer zufälligen Schuppe gleichen. Viele derselben besitzen im Leben auf den Deckschilden und dem Halsschilde, einen prachtvollen, gold- oder silberglänzenden Perlmutterschein, der mit dem Tode verschwindet, sich aber durch Aufweichen des Körpers in warmen Wasser wieder herstellen läßt. Die Larven dieser Thiere, welche Rösel *) abgebildet hat, sind ganz platt, am Rande ringsum mit Dornen besetzt und gewöhnlich mit ihrem Unrathe und den Überbleibseln der letzten Häutung bedeckt. Die Puppe ist ebenfalls sehr platt, mit feinen, zahnförmigen Fortsätzen an den Seiten und einem breiten, vorn gerundeten und den Kopf bedeckenden Halsschilde. Es sind sehr viele Arten dieser Gattung aus allen Welttheilen bekant, die man in zwei Familien bringen kann. I. Der Kopf auf der Oberseite ganz von dem halbkreisförmigen Halsschilde bedeckt. C. equestris: oben grün, dicht und zerstreut punktirt, unten schwarz, der Rand des Hinterleibes und die Beine gelb. Besonders auf Münze. Hat lebend oft einen Silberschein um das Schildchen herum. C. margaritacea fast halbkugelförmig, oben grün, mit Perlmutterschein, Deckschilde mit Punktstreifen, Kopf und Brust schwarz, Beine und Hinterleib blaß. Ähnelt einem Thautropfen, in dem sich die Sonne spiegelt. II. Das Halsschild vorn ausgerandet, die Stirn unbedeckt (*Immatidium* Fabr.) und C. bidens, schwarz, Deckschild auf der Naht mit einem langen gemeinschaftlichen Stachel. Fast einen halben Zoll lang. In Brasilien einheimisch. (*Germar.*)

CASSIODORUS, Magnus Aurelius, stamte von einer im südlichen Italien reichbegüterten Familie ab. Er war zu Scyllacium in einem der sechstiger Jahre des fünften Jahrhunderts geboren [1]), und seine Jugend und

*) Ins.-Bel. II. Scarab. terr. Class III. tab. VI.

1) Die gewöhnliche Angabe, daß Cassiodor im Jahre 479 geboren sey, ist durchaus falsch, und die Annahme, zu der man sich dadurch gezwungen gesehen hat, daß nicht unser Cassiodor, sondern sein Vater in Odoacers Diensten gewesen, fällt mit jener Angabe von selbst zusammen. In den Var. lib. I, ep. 4. wird der Vater von dem Sohne so deutlich unterschieden, daß eine Verwechselung beider nur der Oberflächlichkeit und dem Bestreben, eine Schwierigkeit zu umgehen, ihre Entstehung verdankt. Von Cassiodors Vater wird an der angeführten Stelle gesagt, er habe dem römischen Reiche unter Valentinian wesentliche Dienste geleistet,

Erziehung fiel in die Zeit, wo Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende und sich selbst zum Beherrscher von Italien machte. Da er jedoch weder in der Verwaltung noch in den Gesetzen des Landes eine bedeutende Veränderung vornahm, da vielmehr Rom seinen Senat und seine Consuln behielt, und der Hof des barbarischen Königs sich mit den prunkreichen Titeln und Ämtern des untergegangenen Kaiserthums umgab, so blieb die Civilverwaltung in den Händen der Italiener. Dem Ansehen, welches seine Familie in den letzten Zeiten des Kaiserthums genossen hatte, und seiner ausgezeichneten Bildung verdankte es Cassiodor, daß er schon als Jüngling Odoacers Aufmerksamkeit auf sich zog, und an den Hof desselben berufen, schnell sein Glück machte. Er wurde zum Comes rerum privatarum ernant, und verwaltete das Amt mit einer solchen Umsicht und Uneigennützigkeit, daß ihn Odoacer bald darauf zum Finanzminister oder zum Comes sacrarum largitionum erhob [2]). Dieses Vertrauen des Königs rechtfertigte zwar Cassiodor durch seine Talente, aber vergalt es nicht durch eine dankbare Anhänglichkeit. Denn er scheint einer der Ersten gewesen zu seyn, die den Odoacer im Unglück verließen. Als nämlich Odoacer im Jahre 490 dem ostgothischen Könige Theodorich entgegengehen mußte, und nach dem Verlust der beiden Schlachten am Flusse Isonzo und bei Verona genöthigt war, sich in seine Hauptstadt Ravenna zurückzuziehen, verließ Cassiodor, statt sich mit seinem Gebieter den Mühseligkeiten und Gefahren einer Belagerung auszusetzen, diese Stadt, und begab sich auf seine Güter nach Unteritalien. Er empfahl sich hier dem Sieger sogleich durch einen wichtigen Dienst. Denn er bewog die unteritalischen Provinzen und die Insel Sicilien, die anfangs Miene machten, sich den Gothen zu widersetzen, zu freiwilliger Unterwerfung unter Theodorichs Herrschaft. Unter diesen Umständen konte es Cassiodor nicht anders als erwünscht seyn, daß Theodorichs Vertrag mit Odoacer unmittelbar nach seiner Abschließung gebrochen, und Odoacer ermordet ward (493). In diesem Vertrage war dem Odoacer ein gleicher Antheil an der Regirung Italiens eingeräumt worden, und Odoacers Unwille über Cassiodors Verrath hätte für diesen hinderlich, oder sogar gefährlich werden können, wenn der Vertrag pünktlich vollzogen worden wäre; jetzt dagegen wurde er an Theodorichs Hofe mit offenen Armen aufgenommen, und obgleich Theodorich großmüthig genug war, in Liberius, der dem Odoacer bis an den Tod treu geblieben war, die unerschütterliche Anhänglichkeit zu bewundern und zu belohnen, so war er doch zu klug, um nicht Cassiodors schon geleistete Dienste anzuerkennen, und die Talente, welche noch mehr zu leisten versprachen, für sich zu gewinnen. Er behielt ihn jedoch nicht sogleich in der Nähe seiner Person, sondern schickte ihn als Präfekten nach Unteritalien, um die durch ihn zur Unterwerfung gebrachten Gegenden darin zu erhalten und zu befestigen [3]).

Da Theodorich die Gothen und Italiener von einander getrent hielt, so ging in der Lage der letzteen keine Veränderung vor. Außer einem Drittel ihres Grundeigenthums verloren sie nichts; sie behielten ihre persönliche Freiheit, ihre Gesetze und Sitten; Theodorich schonte nicht allein ihre Religion, sondern auch die ganze Einrichtung der politischen Verfassung. Sein Hof war dem kaiserlichen Hofe selbst in den Fehlern und Misbräuchen nachgebildet; die ganze Beamtenhierarchie des römischen Reiches blieb in ihrer Form bestehen, und verhüllte die Herrschaft eines barbarischen Königs. Da Theodorich dem oströmischen Kaiser einen Vorrang zugestand, so erschien er in den Augen seiner italienischen Unterthanen als dessen Statthalter, und seine Gothen konten für ein Miethheer gelten, das mit dem dritten Theile des Grundeigenthums besoldet ward. Während die Gothen auf ihre militärische Stellung angewiesen blieben, und ihren Heerkönig nur als eine Art von Generalstab umgaben, bekleideten Italiener alle Statsämter, und bildeten die prunkvolle und römische Seite des Hofes zu Ravenna. An diesem trat Cassiodor von neuem auf, nachdem er ein Jahr lang Präfekt von Unteritalien gewesen war, und durchlief nach und nach alle Stufen des römischen Beamtenwesens. Seine Kentniß der römischen Gesetze, und seine Gewandtheit im Ausdrucke verschaffte ihm zuerst die Quästur [4]). Als Quästor war er bei der Abfassung von öffentlichen Schriften des Königs rechte Hand, und bei der Haltung von öffentlichen Reden die Stimme der königlichen Zunge [5]). Sein Styl ward das Muster für Berichte und Briefe, und in allen von Cassiodor verfaßten Bekantmachungen und Schreiben, sie mochten an einen italienischen Beamten, oder an einen barbarischen Hof gerichtet seyn, herrscht eine Eleganz, die sich in einem Schwall von declamatorischen Worten, und in der Einmischung von gelehrtem Prunke geltend macht [6]). Nach der Quästur wurde Cassiodor zum Praefectus Praetorio, oder zum obersten Statsminister ernant; Theodorichs Zufriedenheit mit seinen Dienstleistungen zeigt sich in den Ehrenbezeigungen, mit denen er ihn überhäufte. Denn Cassiodor wurde zum lebenslänglichen Patricius erhoben, und auf das Jahr 514 zum Consul ernant. Sein unterwürfiges Benehmen und seine unermüdliche Thätigkeit für die Verwaltung des gothischen Reichs entzog ihn dem Verdachte, welchen Theodorich in den letzten Jahren seiner Regirung gegen die Italiener faßte, und dem er Boethius

und sich dann in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen; von ihm kann daher nicht gelten, was Theodorich in dem 4ten Briefe rühmend erwähnt, Cassiodor habe sich als adolescens unter seinem Vorgänger Odoacer in der Würde eines Comes rerum privatarum und sacrarum largitionum ausgezeichnet, sondern es muß sich auf den Sohn beziehen. In diesem Falle muß aber ein Mann, der vor dem Jahre 490 so hohe Würden bekleidete, wenigstens zwischen den Jahren 460 und 465 geboren worden seyn. 2) Variar. lib. I, ep. 4.

3) Var. lib. I, ep. 3. Von dieser Verwaltung Unteritaliens sagt Cassiodor Var. lib. XI, ep. 39.: Senserunt me judicem suum, et quibus privatus ab avis atavisque profui, vicarius nisus sum meis fascibus adjuvare. 4) Variar. lib. V, ep. 4.: Omnes, quos ad Quaesturae culmen evehimus, doctissimos aestimamus, quales legum interpretes et consilii nostri decet esse participes, dignitas, quae nec divitiis, nec solis natalibus invenitur, sed tantum eam doctrina cum conjuncta potest imperrare prudentia. 5) Variar. lib. VI, formul. 5. 6) Tiraboschi bezeichnet Cassiodors Styl sehr treffend als eine barbara eleganza.

Digitized by Google

und Symmachus zum Opfer brachte. Cassiodor hatte durchaus keine Ursache, mit einer Regirung unzufrieden zu seyn, welche ihm persönlich alle mögliche Ehre erwies, und für sein Vaterland einen bessern Zustand herbeiführte, als es seit langen Jahren genossen hatte. Er hielt sich daher von allen Verbindungen mit dem oströmischen Hofe und von allen Umtrieben gegen die gothische Herrschaft entfernt, und verlor niemals Theodorichs Vertrauen.

So untergeordnet Cassiodor neben Theodorichs ausgezeichneter Persönlichkeit war, so wichtig, aber auch schwierig wurde seine Stellung nach Theodorichs Tode. Das von diesem Könige erhaltene Gleichgewicht zwischen den italienischen und gothischen Elementen des Reichs konte nur von einer eben so kräftigen Hand behauptet werden; allein Theodorich hinterließ keinen erwachsenen Sohn, sondern sein achtjähriger Enkel Athalarich folgte ihm nach. Die Mutter dieses Prinzen, Amalasuntha, führte mit der Aufsicht über seine Erziehung auch zugleich die Regirung, und folgte in beiden den Rathschlägen und Anweisungen Cassiodors. Ihre Vorliebe für römische und griechische Bildung verschaffte dem italienischen Elemente am gothischen Hofe das Übergewicht; die Gothen sahen mit Ärger und Verdruß die Regirung in den Händen eines Weibes und eines Italieners, und ihren künftigen König sich mit Wissenschaften beschäftigen, die in ihren Augen keinen Werth hatten, während er die Übung in den Waffen vernachlässigte. Sie benutzten eine Gelegenheit, wo der Prinz um eines kleinen Vergehens willen mit der Ruthe gezüchtigt worden war, um ihn seiner Mutter zu entreißen, und ihn im Umgange mit seinen Altersgenossen und in der Weise seiner Vorfahren heranwachsen zu lassen. Von diesem Augenblick an war das Gleichgewicht zwischen den gothischen und italienischen Bestandtheilen des Reichs gestört; Amalasuntha suchte durch eine Verbindung mit dem oströmischen Hofe eine Stütze, und durch Entfernung oder Ermordung ihrer Hauptgegner eine Erneuerung ihres Ansehens, allein sie vergrößerte dadurch die Abneigung der Gothen, und ward zuletzt ein Opfer derselben. Kaum war nämlich ihr Sohn an den Folgen der rohern Lebensweise, welcher er sich im Umgange und nach dem Beispiele der Gothen ergeben hatte, im Jahre 534 gestorben, so sah sie von allen Seiten ihre Feinde sich gegen sie erheben. Um sich wider dieselben zu schützen, vermählte sie sich mit Theodorichs Neffen, Theodat, dem einzigen männlichen Sprößling, der noch von dem alten Königsgeschlecht übrig war. Sie verpflichtete ihren Gemahl, sich mit dem Titel und dem Scheine der königlichen Würde zu begnügen, ihr aber allein die Verwaltung zu überlassen; allein Theodat hatte kaum die königliche Gewalt in seinen Händen, so ließ er Amalasuntha zuerst gefangen setzen und gab sie dann der Rache ihrer Feinde Preis. Obgleich Cassiodor Amalasuntha's leitender Rathgeber gewesen war, so war er doch ein zu unentbehrlicher Mann, als daß ihn Theodat in den Sturz der Königin verwickelt hätte. Er behielt daher auch unter Theodat und nach dessen Ermordung unter dem folgenden Könige Vitiges die Verwaltung der innern Angelegenheiten. Es war um so nöthiger, einen Italiener an der Spitze der Administration zu lassen, da der oströmische Kaiser Justinian die Uneinigkeit unter den Gothen zur Wiedereroberung Italiens zu benutzen suchte, und da es darauf ankam, die Italiener in der Treue und Anhänglichkeit an die gothische Regirung zu erhalten. Cassiodor ließ auch kein Mittel unversucht, um durch Ermahnungen und Wachsamkeit alle Bewegungen und Aufstände seiner Landsleute zu verhüten [7]), allein die Gothen waren nicht im Stande, den Waffen des kaiserlichen Feldherrn Belisarius zu widerstehen, und Cassiodor, der in seinem ganzen Leben den Mantel nach dem Winde gedreht und den jedesmaligen Machthabern gehuldigt und gedient hatte, hielt es jetzt für Zeit, die sinkende Sache der Gothen zu verlassen. Nach dem mislungenen Versuche des Königs Vitiges, Rom den Kaiserlichen zu entreißen, begab sich Cassiodor im Jahre 538 nach Unteritalien in seine Vaterstadt. Da er aber zu alt war, um in den verwirrten Verhältnissen sich eine neue politische Bedeutung zu erwerben, so zog er sich in ein von ihm bei Scyllacium erbautes Kloster zurück.

Mit Cassiodors Eintrit in das Kloster begint eine andere nicht minder nützliche und folgenreiche Seite seiner Thätigkeit. Er betrachtete das Klosterleben als einen Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, und gab sich nicht allein Mühe, seine Mönche zu unterrichten, sondern hielt sie auch an, Abschriften nützlicher Bücher zu verfertigen. Dem abendländischen Klosterleben gab Cassiodor eine Richtung auf wissenschaftliche Bestrebungen, und er eröffnete der gelehrten Bildung in den Klöstern eine Freistätte, und sicherte den Schriften früherer Zeiten ihre Erhaltung dadurch, daß er an die Stelle von Hand- und Feldarbeiten das Bücherabschreiben den Mönchen als eine würdige Beschäftigung vorschrieb. Diese Verbindung der Wissenschaft mit dem Mönchsleben ist unstreitig Cassiodors größtes Verdienst; denn seinem Beispiele folgten bald alle übrigen Klöster Italiens und die nach dem Muster derselben späterhin jenseits der Alpen gestifteten. Für die von den übrigen Ständen verachteten und verschmähten Wissenschaften wurde auf diese Weise ein eigener Stand interessirt. Wie lange Cassiodor als Vorsteher des von ihm gestifteten Klosters Vivarium noch gelebt habe, ist unbekant; er erreichte aber auf jeden Fall ein sehr hohes Alter. Von seiner politischen Thätigkeit gibt die Samlung seiner vermischten Briefe die beste Vorstellung. Er gab dieselbe kurz vor seinem Austritte aus öffentlichen Verhältnissen unter dem Titel Variarum libri duodecim heraus. Die fünf ersten Bücher dieser Samlung enthalten die Briefe und Verordnungen, welche er auf Befehl des Königs Theodorich geschrieben hat; im sechsten und siebenten Buche sind die Instructionen (formulae) für die verschiedenen Ämter des ostgothischen Reiches zusammengestellt; das achte, neunte und zehnte Buch umfaßt die unter den Königen Athalarich, Theodat und Vitiges erlassenen Schreiben, und das eilfte und zwölfte die von ihm selbst in seinem eigenen Namen ausgefertigten Briefe. Von Cassiodors übrigen historischen Schriften sind uns blos ein Auszug aus der Kirchengeschichte des Sozomenus, Sokrates und Theodoretus

7) Variar. lib XII. cap. 5.

Digitized by Google

(Historiae ecclesiasticae tripartitae libri duodecim) und eine kurze dem König Theodoeich gewidmete Chronik von Erschaffung der Welt bis auf Justinus den ältern erhalten. Unter seinen Lehrschriften sind am bedeutendsten: 1) eine Erklärung des ganzen Psalters; 2) ein Handbuch der sieben freien Künste, und 3) ein Aufsatz über die Orthographie, um die Richtigkeit und Genauigkeit der Bücherabschriften möglich zu machen [8]). (*Fr. Lorentz.*)

CASSITERIDES, *Κασσιτερίδες* (*Καττιτερίδες* bei Strabo und Ptolemäus), *Κασσιτερίδες νῆσοι*, Zinninseln, unstreitig nach dem griechischen *κασσίτερος*, Zinn, gebildet [1]), wie auch durch die Zeugnisse des Alterthums bestätigt wird. „Wir (Griechen) bekommen von den Kassiteriden-Inseln den *κασσίτερος*" sagt Herodot III, 115, welche Stelle überhaupt die älteste Erwähnung jener Inseln darbietet [2]). Das Zinn oder überhaupt das plumbum, welches sich nach der Meinung des Alterthums auf den Kassiteriden-Inseln erzeugt, brachte (nach Plinius VII. c. 56.) zuerst von dorther Midacritus, ein Mann, der nicht weiter bekant ist, der aber vielleicht zu dem phrygischen Könige Midas in einiger Beziehung steht. Mit Berufung auf Cassiodor Varr. III. epist. 131. und Hygin f. 274, wo gesagt wird, daß der phrygische König Midas das plumbum album et nigrum zuerst erfunden habe, möchte daher auch Harduin bei Plinius Midacritus in Midas Phrygius verändern, wenn es nur einige Codd. Mss. an die Hand gäben. Indeß behalten die Stelle bei Plinius, wo von der ersten Herbeibringung, und die Stellen bei Cassiodor und Hygin, wo von der ersten Erfindung des plumbum die Rede ist, auch abgesehen von der Person, immer noch einige Differenz. Bochart (Canaan l. c. 39.) will für den Midacritus des Plinius haben Melicartus oder Melcarthus, d. i. der Herkules, welcher als Handelsgott die Phönicier auf ihren westlichen Fahrten begleitete, und Symbol ihres Handels und ihrer Schifffahrt nach dem Westen ist. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß die Phönicier die ersten waren, welche sich in den Besitz jenes Metalles zu setzen wußten, und, um sich das Monopol desselben zu erhalten, den Weg nach den Zinngegenden vor allen andern sorgfältig geheim hielten (Diodor V, 38. Strabo III. p. 265. [175]). Daß indeß an den Fahrten der Phönicier nach den Zinngegenden schon frühe Carthago, Gades und andere phönicische Colonien in Hispanien Theil genommen haben, wird Niemand bezweifeln. Ja wir können dies sehr bestimt behaupten, da uns Avienus in der Ora maritima die Nachricht darüber aus des Carthagers Himilco Seereise erhalten hat. Er sagt: „Nach den Ostrymniden-Gegenden handelten nach hergebrachter Weise die Tarteſſier (das sind überhaupt die phönicischen Coloniſten in Hispanien, vor allen in Gades); aber auch die Colonisten und das Volk der Carthager kreuzten zwischen den Säulen des Herkules und befuhren diese Meere, wovon der Punier Himilco, wie er es selbst versucht und erfahren habe, berichtet, daß die Fahrt in ungefähr vier Monaten gemacht werden könne [3])." Auch die Phönicier, welche bei Strabo a. a. O. den Handel von Gades aus dorthin beschicken, sind wol keine andern, als die Carthager und Gaditaner. Strabo erzählt nämlich: die Römer, um selbst jene Handelsplätze (woher das Zinn bezogen wurde) kennen zu lernen, wären einst einem (phönicischen) Schiffsherrn nachgesegelt; doch dieser hätte absichtlich sein Schiff auf eine Untiefe geworfen, und die nachfolgenden (Römer) ins Verderben mit hineingezogen; er selbst hätte sich auf einem Wrack gerettet, und von seinem State Ersatz für die Waren erhalten, die er für das allgemeine Interesse aufgeopfert hatte. Diese Straboniſche Erzählung weiset deutlich genug auf die Eifersucht zwischen Carthago und Rom hin, welches letztere, nachdem es auch zur See eine bedeutsame Stellung Carthago gegenüber eingenommen hatte, es nun versuchte, sich der Vortheile auf dem Meere zu bemächtigen, in deren alleinigem, auch durch frühere vortheilhafte Verträge (s. Beilagen zu Heeren Ideen vom J. 1815. Th. 2. S. 701 ff.) gesichertem Besitze seither das durch Schifffahrt und Handel so blühend gewordene Carthago und die phönicischen Colonien gewesen waren. Und endlich gelang es auch, wie Strabo a. a. O. berichtet, durch wiederholte Versuche den Römern, den Weg nach den Zinngegenden zu entdecken, und Publius Crassus, der selbst dorthin gesegelt war, konte darüber die gewünschte Auskunft geben. Darübee weiter unten.

Nach Strabo a. a. O. und Ptolemäus II. c. 6. waren

8) *Magni Aurelii Cassiodori Senatoris* opera omnia. Ed. Joh. Garetius. Venet. 1729. 2 Tom. fol.

1) Bochart (Canaan l. c. 39.) ist nicht abgeneigt, das Wort *κασσίτερος* in seinem Ursprunge für Phönicisch zu halten, da die chaldäischen und arabischen Formen für Zinn ihm ähnlich lauten. So hat 4 Mos. 31, 22. für das Hebr. בדיל (Zinn) Jonathan קסטירא kastira, der Hierosolymitan. Interpret קיסטרא kastara, der Arabische קזדיר kasdir. Im Talmud tractat. Sanhedrin steht קסטיטריון kastiterion. Vergl. Sprengel Gesch. von Großbritannien I. S. 6. Anm. h. Doch der Umstand, daß jene orientalischen Wörter aus einer Zeit sind, wo sich die griechische Sprache über einen sehr großen Theil der damals bekanten Welt ausgebreitet hatte, läßt vermuthen, daß sie erst nach dem griechischen *κασσίτερος* geformt sind. 2) Eben so geht es bevor aus Poseidonios (über diesen s. Voss. de histor. Gr. I. c. 24.) bei Strabo III. p. 219. 220. (147), der jedoch außer den Kassiteriden-Inseln auch das Gebiet der Barbaren, die oberhalb Lusitanien wohnen (dies sind die Artabri, wie aus dem Folgenden erhellet), und Britannien als die Gegenden nent, in welchen jenes Metall sich erzeuge. So auch Diodor V, 38., der offenbar aus Poseidonios geschöpft hat. S. noch Strabo III p. 265. (175). Pompon. Mela de situ orbis III. 6. f. 2. Plinius IV. c. 22. [illegible] Inseln wären von den Griechen Kassiteriken genant wegen [illegible] Reichhaltigkeit an plumbum, welches plumbum bekantlich den *κασσίτερος*, das pl album, unter sich begreift. Aus [illegible] schrieb Solinus Polyhist. c. 23. p. 32. C. Vergl. noch [illegible] u. Eustath. zu Dionysius Periegetes v. 561 ff. Dionysius [illegible] setzt den Ursprung des Zinnes auf die Hesperiden-Inseln; doch scheint er diese und die Kassiteriden für dieselben zu halten. „Er nent sie Hesperiden wegen ihrer westlichen Lage" sagt [illegible] a. a. O. S. auch die Schol. und Paraphrasen zu Dionysius a. a. O.; Avienus Descr. orb. terr. 738 ff. und Priscian. Periegetes. 574 ff. Ostrymniden werden die Zinninseln [illegible] in Avienus Ora marit. 96. Dazu Wernsdorf; und Ukert [illegible] S. 476. Anm. 15.

3) S. dazu Bochart Canaan l. c. 39. und Heeren Zusätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Ideen. 1827. Th. 2. S. 66. 67.

Digitized by Google

der Kassiteriden-Inseln zehn, die eine Gruppe bildeten [4]). Plinius redet in der einen Stelle IV, 22. von mehren Inseln, die von den Griechen Kassiteriden genant wären; in der andern VII, 56. spricht er von einer. Auch Stephanus Byz. nent nur eine Insel κασσίτερα; über diese weiter unten.

Was Strabo a. a. O. und sein Abschreiber Eustathius zu Dionys. a. a. O. mit so großer Bestimtheit und Genauigkeit über die Bewohner der Kassiteriden-Inseln berichten, das sieht zwar beim ersten Anblick nicht gerade einem aufgerafften Mährchen ähnlich, wird sich aber in Folge dieser Untersuchung als eine von Seefahrern, welche aus jenen Zinngegenden zurückkamen, gebildete Sage erweisen. Strabo sagt: Eine von den zehn Kassiteriden ist unbewohnt; auf den andern wohnen schwarzröckige (μελάγχλαινοι) Leute, die Chitonen gehen ihnen bis zu den Füßen herab; um die Brust sind sie gegürtet; sie gehen mit Stöcken umher; sie sind den Rachegöttinnen (Furien) in der Tragödie ähnlich [5]). Sie leben von Viehzucht, größtentheils nomadisch; von Metallen besitzen sie Zinn und Blei; für diese und für Thierhäute tauschen sie sich von den Kaufleuten (Seefahrern) irdene Geschirre, Salz und eherne Geräthschaften ein. Publius Crassus fand in ihnen friedfertige Leute, die schon in Folge ihres Wohlstandes in dem Seewesen einen neuen Erwerbszweig aufgesucht hätten. Dionysius 563. 564. läßt seine Hesperiden von dem wohlhabenden Volke der edlen Iberer bewohnen. Bei Avienus (Descriptio orb. terr. 738. 739.) bewohnen Äthioper diese Hesperiden; und in der Ora maritima 95 ff. heißt es von den oben erwähnten Östrymniden-Inseln: Sie sind bewohnt von einem zahlreichen, stolzen und kunstreichen Volke, das sich ganz dem Handel widmet, und auf seinen Kähnen, die nicht aus Bretern, sondern aus Fellen verfertigt sind, über das Meer fährt.

Schwieriger als die bisherige Darstellung wird die Untersuchung über die geographische Lage jener Kassiteriden-Inseln, oder über den Platz, den ihnen die Alten auf ihren Erdtafeln angewiesen haben. Der Umstand, daß die Phönicier und ihre Pflanzstädte den Weg nach den Zinngegenden mit aller Sorgfalt verdargen, und daß wir bei der Frage nach jenen Zonen blos auf die Berichte von Griechen und Römern verwiesen sind, die, wenigstens aus früherer Zeit, uns weiter nichts mittheilen können, als was sie von jenen kaufmännischen Zinnseglern darüber erfuhren, dieser Umstand muß unsere Aufmerksamkeit wenigstens auf ein größeres, unbestimtes Gebiet des westlichen, dem höhern Alterthume selbst nur durch Küstenschifffahrt bekanten Oceans vertheilen. Daß man indeß im Alterthume ziemlich allgemein die Kassiteriden in den Westen von Europa und in die Nähe oder in die Richtung von Hispanien setzte, ist ausgemacht, und selbst aus Herodots (III, 115.) ehrlichem Geständnisse seiner Unkunde über die äußersten Punkte im Westen Europas, zu welchem man auch schon damals die Kassiteriden rechnete, geht es deutlich hervor. Man kann es daher nur für einen groben Irrthum des Stephanus Byz. oder des Dionysius, den er als Gewährsmann anführt, halten, wenn seine Insel Kassitera mit Indien zusammenhängen soll [6]). Poseidonios bei Strabo III. p. 219. (147) sagt nichts Näheres über die Lage der Kassiteriden; doch, wenn man annehmen darf, daß Diodor V, 38. aus ihm geschöpft habe, so legte er sie oberhalb der Landschaft der Lusitaner in den (westlichen) Ocean, Iberien gegenüber; was auch die Aufeinanderfolge der bei Strabo a. a. O. hergezählten Zinngegenden (1. das Gebiet oberhalb Lusitanien, 2. die Kassiteriden-Inseln, 3. Britannien) zu bestätigen scheint. Außerhalb der Säulen des Herkules werden sie mit Gades und den britannischen Inseln gesetzt bei Strabo II. p. 191. (129). Bestimter sagt derselbe p. 181. (120), und III. p. 265. (175), daß die Kassiteriden-Inseln im hohen Meere eben so in nördlicher Richtung den Artabris und ihrem Hafen, wie die westlichen Theile von Britannien den äußersten bis zum (westlichen) Meere fortlaufenden Spitzen des Pyrenäengebirges nördlich gegenüber liegen. Mit Strabo läßt sich vereinigen Mela III, 6. §. 2., der die Kassiteriden in die Celtici setzt, d. h. dem Gebiete der Celtici im Meere gegenüber. Die Celtici aber wohnen bei ihm im nördlichen Hispanien, und auch die von Strabo erwähnten Artabri gehören zum celtischen Stamme, Mela III, 1. Überdies zeigt die ganze Reihenfolge und der Fortschritt in der Aufzählung der in den hispanischen Ocean gehörigen Inseln bei Mela III, 6., daß er ihnen ungefähr dieselbe Lage anwies, welche wir bei Strabo und Diodor angegeben fanden [7]). Dionysius Perieg. 561 ff. setzt seine Hesperiden-Inseln unter das heilige Vorgebirge oder in die Gegend desselben (s. d. Schol., Paraphrasen und Eustath. dazu). Auch bei Priscian Perieg. 574 ff. liegen die zinnreichen Hesperiden dem heiligen Vorgebirge gegenüber; welche Avienus in der descr. orb. terr. 738. neben die atlantische Meerfluth legt [8]). Bestimter heißt es in Avienus Ora marit. 93 ff.: „daß in der Bucht beim Vorgebirge Östrymnis, welches westlich von den Säulen des Herkules liegt und nach Süden vorspringt, die Östrymniden-Inseln weit verbreitet liegen; daß man von dort in zwei Tagen nach der heiligen Insel, bewohnt von dem Volke der Hiberner fahre, in deren Nähe die Insel der Albionen sey." Daß bei der weiten Ausdehnung des atlantischen Meeres beide Stellen des Avienus sowol unter sich, als auch mit den angeführten Stellen des Dionysius und Priscian leicht vereinigt werden können, liegt am Tage; so wie auch aus der Vergleichung dieser sämtlichen Citate hervorgeht, daß die erwähnten Östrymniden und Hesperiden dieselben, nämlich

4) Vergl. Schol. zu Dionysius Perieg. 561.; auch Eustathius dazu, der aus Strabo geschöpft hat. 5) Ich lese mit Eustathius a. a. O. und Casaub. zum Strabo a. a. O. ὅμοιοι ταῖς τραγικαῖς Ποιναῖς. Die gewöhnliche Lesart ὅμοιοι τοῖς τράγοις ταῖς ὑπήναις, um Nase und Mund herum Böcken ähnlich (wegen der langen Bärte), vertheidigt Raphael Fabrett. de Columna Trajani. c. 1. p. 19 ff.

6) Ortelius zu seinen Tafeln der alten Geographie unter Britannicae insulae. S. jedoch *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 30. 7) S. zu Mela die not. exeget. von Tischucke, Salmas. zum Solin. p. 197. und Cluver. Germania ant. I, 2. p. 19. 8) Über den weiten Begriff und die Ausdehnung des atlantischen Meeres s. *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 30.

Digitized by Google

die sogenanten Kassiteriden sind, da auch bei keiner dieser Stellen die Erwähnung des Zinnes, als des Hauptkennzeichens fehlt [9]). Unter eben diesem Gesichtspunkte ist aufzufassen Plinius N. H. 34, 16., wo es heißt, daß nach der Fabel das Zinn von Inseln des atlantischen Meeres geholt werde. Wenn man aber bei Plinius 4, 22. lieſ't, die Kassiteriden lägen Celtiberien gegenüber (einem Gebiete Hispaniens, das mitten im Festlande liegt), so muß man entweder unter dem hier gemeinten Celtiberien das ganze Hispanien, wie es mehrmals vorkomt, und zwar dasselbe vornehmlich in seiner Ausdehnung nach dem Westen verstehen [10]), oder man muß das Celtiberiae bei Plinius für Corruptel halten. Pintianus will dafür Celticorum Neriarum lesen, was sehr gut paßt, da bei Plinius gleich darauf das Vorgebirge der Arrotrebä, welche mit den Artabris ein und dieselben sind, erwähnt wird (s. Salmasius zum Solin. S. 197). Claudius Ptolemäus II, 6. setzt die Kassiteriden in den westlichen Ocean; ihre Mitte hat nach ihm die Grade ♃ με χ (4° d. L. 45° d. B.). Somit würden wir die Kassiteriden des Ptolemäus ungefähr eben da suchen müssen, wo wir sie bei Strabo und Diodor gefunden haben [11]).

In späterer Zeit hat man sich viele Mühe gegeben, die Kassiteriden der Alten auch auf der neuern Weltkarte aufzufinden [12]). Doch ist keiner dieser Versuche glücklich zu nennen. Mehre bedeutende Stimmen haben sich für die Ansicht erhoben, daß die britannischen Inseln (Albion und Hibernia) die eigentlichen Zinnländer des Alterthums seyen, und daß man sich unter ihnen die Kassiteriden zu denken habe. So Bochart a. a. O., Ortel a. a. O. und Cluver. German. ant. I, 2. p. 19. Für die Meinung, daß die britannischen Inseln die Kassiteriden der Alten seyen, spricht, daß auch bei Diodor V, 38. und Strabo III. p. 220. (147) Britannien unter den Zinnländern der Alten genant wird. Eine große Menge Zinn, heißt es bei Diodor, komt auch von der britannischen Insel in das gegenüber liegende Gallien; die Kaufleute schaffen es auf Pferden durch das Festland der Celten zu den Massilienſern und in die Stadt Narbo. Vergl. auch Diodor V, 22. Polybius III, 57, 3.; und Caesar de bello Gall. V, 12., nach welcher Stelle sich das Zinn im Mittellande von Britannien erzeugt. Ferner spricht für diese Meinung, daß Britannien noch heut zu Tage sehr wichtige Zinngruben besitzt, welches Metall vorzüglich die südwestliche Halbinsel Englands, Cornwallis, in solcher Fülle hervorbringt. Auch ist es wol kaum zu bezweifeln, daß der kühne phönicische Seefahrer, der sich nach Heerens sehr wahrscheinlicher Annahme (Ideen, Histor. Werke 1824. Th. 11. S. 71), um den Bernstein zu holen, bis nach der Ostsee und den preußischen Küsten wagte, seiner Küstenschifffahrt ungeachtet auch bis Britannien vordrang. Dagegen aber ist, daß bei Diodor und Strabo a. d. a. OO., ferner bei Strabo II. p. 181. (120) und p. 191. (129), bei Dionysius 565 ff. (s. dazu d. Schol., Paraphrasen und Eustath.) auch bei Avienus descr. orb. terr. 745 ff. Ora 112 und bei Priscian 577 ff. die britannischen Inseln von jenen zinnerzeugenden Eilanden deutlich unterschieden werden. Vergl. auch die angeführten Stellen des Plinius mit N. H. IV. c. 16 u. a. OO. Auch muß, sobald man diese Ansicht durch Berichte des Alterthums zu erhärten versucht, dagegen bemerkt werden, daß bei Strabo III. p. 265. (175) von zehn Kassiteriden die Rede ist; daß derselbe nirgends, außer da, wo er aus Poseidonios schöpfte III. p. 220. (147), selbst in seiner Beschreibung von Britannien nicht, das Zinn unter den Producten Britanniens mit aufzählt, s. IV. p. 305. (199); daß auch Plinius nur das daselbst gefundene plumbum nigrum erwähnt, N. H. XXXIV. c. 17., dagegen im vorhergehenden 16. Capitel bemerkt, zu seiner Zeit wisse man bestimt, daß das Zinn in Lusitanien und in der (benachbarten) Gallăcia sich erzeuge.

Die meisten haben nun nach Camden in den Sorlingischen oder Scilly-Inseln im S.W. bei Cornwallis die Kassiteriden der Alten finden wollen. Es sey dies eine Gruppe von ungefähr 145 (nach Andern 140) Inselchen, zum großen Theile nur aus hervorragenden Felsen und Klippen bestehend, von denen die zehn größeren das vorzüglichste Kennzeichen, Zinn und Blei, hätten. Diese Meinung nimt Mannert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I. S. 445 ff. 1799.) nicht nur an, sondern glaubt sie auch aus dem Strabonischen oder Eratosthenischen Begriff von der Figur der Länder als die einzig richtige erweisen zu können. Diese Inseln, die Kassiteriden des frühern Alterthums, vergaß man aber nach Mannerts Meinung ganz, da der Zinnhandel seinen Gang aus Britannien durch Gallien nach Massilia zu Lande nahm (Diodor V, 22. 38. Strabo III. p. 220. [147]). Auch Heeren (Ideen Th. 2. Abth. 1. 3. Aufl. 1815. S. 178) stimt darin bei, daß die Kassiteriden der Alten keine andern als die Sorlingischen Inseln seyn können, meint aber doch (Zusätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Ideen, Th. 2. S. 66), daß, obgleich diese Inseln das Ziel gewesen wären, der dortige Zinnverkehr auch das nahe Hibernien und Albion umfaßt habe, welche Inseln von den Bewohnern der Kassiteriden mit ihren Kähnen befahren wurden. Auch findet er es aus der Bemerkung des Diodor V, 22. (fälschlich schreibt Heeren des Strabo), daß auf den britannischen Küsten (Diodor nent blos das Vorgebirge Belerion) die einheimischen Völkerschaften im hohen Grade gastfreundschaftlich wären und durch den Verkehr mit (fremden) Kaufleuten mildere Sitten angenommen hätten, wahrscheinlich, daß auch Phönicier und Carthager bis dahin kamen und Niederlassungen an diesen Küsten hatten. (Vergl. zu Diodor a. a. O. Caesar de bell. Gall. V, 14.)

Gegen die Annahme der Sorlingischen Inseln erklärt sich Nonius (Hispania c. 93.), bei dem die große Anzahl der Sorlingen Bedenken erregt, wiewol er zugibt, daß das Übrige auf sie passe. Doch wenn wir Camden u. A. glauben dürfen, daß unter diesen Inseln vornehmlich die zehn größern viel Zinn und Blei enthalten, so

9) S. Pomponius s. v. Mel., b. Priscian 575., b. Avienus descr. orb. terr. 745 Ora 108. 10) Vergl. hiezu Dieder V, 22. Die Kassiteriden eben so allgemein Iberien gegenüber gesetzt, nur daß bei Diodor durch die Angabe, „oberhalb Celtiberien u. s. w.“ noch eine nähere Bestimmung hinzutritt. 11) Vergl. Agathodaemons zweite Karte von Europa zum Ptolemäus nach dem Atlas des Mercator; und Mercators Adnotat. ad tab. II ed. Bert. 12) Die vornehmsten Ansichten der Neuern findet man bei Tzschucke zu Mela III, 6. §. 2. not. exeget.

Digitized by Google

wäre dieser Anstoß beseitigt. Auch die Lage der heutigen Sorlingen scheint sich einigen Berichten der Alten über die Lage ihrer Kassiteriden anzuschließen. (S. oben vornehmlich Strabo II. p. 181. [120]). Doch bleibt die Sache noch zweifelhaft genug, da der plötzliche Übersprung von den Kassiteriden des Alterthums auf die Sorlingen der neuern Zeit ohne weitere Nachweisung und Vermittelung immer als gewagt erscheinen muß. Überdies sagt Heeren (Ideen a. a. O.): „Ob auf den Sorlingischen Inseln noch gegenwärtig Zinn gefunden wird, ist mir nicht bekant." Wir haben es gleichfalls nicht untersucht; aber wundern dürfen wir uns doch, wie ein so gründlicher Forscher bei der bewußten Möglichkeit, daß dieses Hauptkennzeichen fehle, und ohne sich auf eine nähere Erörterung einzulassen, die heutigen Sorlingen so zuversichtlich als die Kassiteriden des Alterthums herstellen konte. Nonius aber meint a. a. O., daß die Sorlingen ehemals vielmehr die von Solinus Polyhist. c. 22. erwähnte Insel Silura gewesen wären, deren Bewohner von Tacitus im Agricola 11. Silures genant würden. Doch die von Tacitus mehrmals erwähnten Silluren sind ein Volk an der Küste Britanniens. (Vergl. Plinius N. H. IV. c. 16. (30) und dazu Harduin). Dieser Irrthum wird dem Nonius nachgewiesen von Tzschucke zum Mela a. a. O., bei dem auch das Übrige nachzusehen ist. Nonius bekent übrigens, daß er nicht wisse, was für Inseln die Kassiteriden heut zu Tage seyen; oder wenigstens sind sie nach ihm nicht fern von Flavium Brigantium, j. Corunna in Galizien, zu suchen, und die vornehmste ist jetzt Cizariga. Bayer (de Venedis et Eridano, Opusc. p. 524.) scheint die Kassiteriden in das baltische Meer zurückzudrängen; somit würden sie in der Nähe der Bernsteinküsten zu suchen seyn. Doch einer solchen Annahme versagt das Alterthum seine Zustimmung ganz. Uphagen endlich (parerg. histor. p. 169.) will die alten Kassiteriden weder auf Britannien, das man vielleicht später dafür genommen, noch auf spanische Inseln übertragen, sondern meint, die alten Kassiteriden wären nicht mehr vorhanden, sie wären untergegangen. Darauf läßt sich freilich gar Nichts erwiedern.

Meinen eigenen Untersuchungen zufolge kann ich die Kassiteriden im Sinne der Alten, wonach sie als eine bestimte Anzahl besonderer, nahe bei einander gelegener, und durch die frühste Production des Zinnes ausgezeichneter und nach diesem Metalle genanter Inseln erscheinen, nur für eine Fiction halten, ersonnen für das Interesse des Handels von den phönicischen Kaufleuten, absichtlich beibehalten und fortgepflanzt für dasselbe Interesse von den Carthagern und andern phönicischen Colonisten, angenommen und geglaubt von den Griechen und Römern. Ich gehe von dem unbestimten und allgemeinern Namen Zinninseln aus, um diese Ansicht zu erhärten. Wir haben schon oben gesehen, wie viel den Phöniciern und ihren Colonien daran lag, sich das Monopol des Zinnhandels zu erhalten, und wie sie den Weg nach den Zinngegenden vor allen sorgfältig geheim hielten; ein kaufmännisches Princip, welches die Engländer, Holländer und andere freigeübte und handeltreibende Nationen bis auf die neuesten Zeiten festgehalten haben. Auch konten wir aus Herodot und Strabo ersehen, daß den Phöniciern dieses lange Zeit gelang. Aber sie wollten dieses Metall wieder an andere Völker, an Griechen, Römer u. s. f. verhandeln. Wol konten sie beim Verkaufe desselben die so nahe liegende Frage der Käufer nicht abweisen: woher sie denn das Zinn holten. Da aber ihr Interesse erheischte, die Fragenden über die eigentlichen Zinnländer und den Weg dahin im Dunkel zu lassen, so antworteten sie: Von den Zinninseln. Mit dieser allgemeinen und unbestimten Antwort war nun der Fragende ungefähr auf dieselbe Weise berichtet und der Wahrheit eben so nahe gebracht, als der, welcher heut zu Tage in seiner Unkunde nach den Gegenden frägt, woher der Zucker komme, und die Antwort erhält: Von den Zuckerinseln. Wie von selbst drängt sich hiebei aus Herodot III, 115. die Bemerkung auf, daß die Phönicier beim Absatze des Bernsteins sich auf ganz ähnliche Weise benahmen. Sie nanten, wenn sie um die Bernsteingegenden befragt wurden, den nirgends zu findenden Fluß Eridanos, dessen Namen zwar Herodot a. a. O. für hellenisch erklärt, der aber doch wol erst griechische Übersetzung ist. Und sicherlich verhält sich's eben so mit den berühmten Hesperiden-Gärten, aus welchen Herakles, d. i. Melkarth, der als Gott der Schifffahrt und des Handels die Phönicier auf ihren westlichen Fahrten begleitete, die goldnen Äpfel (Gold) holte. Auch diese Hesperiden-Gärten, deren Name blos auf den unbestimten, weiten Westen deutet, hat man bald hier bald da, doch überall vergeblich gesucht. Vergl. unten Anm. 14.

Es konte jedoch in der Folge den Griechen nicht unbekant bleiben, daß das Coloniensystem der Phönicier und ihr Seehandel seine vorzüglichste Richtung von Osten nach Westen nahm, und daß die Küsten des gold- und silberreichen Iberiens ihnen ganz vorzüglich willkommene Stapelplätze und Niederlassungen dargeboten hatten, daß auch kühne phönicische Segler die Säulen des Herkules hindurch gesteuert waren. Das Mittelmeer war seit den Kämpfen mit den Persern und dem peloponnesischen Kriege den Griechen selbst bekanter geworden; auf diesem Meere waren die Kassiteriden nicht zu finden; wo anders also konten diese Inseln liegen, als jenseit der Säulen des Herkules, im Westen von Europa, etwas nördlich von Iberien, wie bei Strabo u. A., oder auch südlicher, wie bei Dionysius und Avienus? — Endlich kamen die punischen Kriege, die mit Carthagos gänzlicher Vernichtung endeten. Rom ging aus ihnen nicht nur als Siegerin zu Lande, sondern auch als Herrscherin auf dem Meere hervor. Kein Wunder, wenn es nun der Römer versuchte, auf dem frei gewordenen Elemente die Vortheile zu ernten, die sonst das durch den Verkehr zur See zu Reichthum und Macht erhobene Carthago genossen hatte. Und der Römer Publius Crassus — welchen sonst unbekanten Mann wir doch unmöglich höher hinaufsetzen können, als in die Zeit nach den punischen Kriegen — fuhr, nach Strabo, selbst nach den Kassiteriden und gab darüber die gewünschte Auskunft. Doch dieser Publius Crassus hat sich betrogen, und hat diese Eilande niemals zu sehen bekommen.

Digitized by Google

Er durchfuhr die Säulen des Herkules, kam auf Inseln, vielleicht auch nur an eine Küste von Hispanien [13]), die er, weil er nicht weiter landeinwärts ging, für eine Insel hielt; fand daselbst Zinn, und glaubte nun auf den sogenanten Kassiteriden zu seyn, so wenig auch die friedfertigen, wohlhabenden, dem Seewesen ergebenen Bewohner dem von Strabo in der nämlichen Stelle nach frühern Berichten geschilderten Kassiteridenvolke ähnlich waren. Daß es aber die sogenanten Kassiteriden, die nach der gangbaren Vorstellung alle Länder an Reichthum des Zinnes übertrafen, nicht waren, sieht man daraus, daß die Römer, so viel wir wissen, die Entdeckung des Publius Crassus, die er so ehrlich mittheilte, nicht weiter benutzten, sondern ihr Zinn nach wie vor aus Hispanien, später auch aus Britannien bezogen (vergl. Diodor V, 38 und 22. Strabo III. p. 219. 220. (147). Plinius N. H. XXXIV. c. 16.); wie auch daraus, daß selbst nach dieser Entdeckung Schriftsteller, wie Strabo und Dionysius, die beide Zeitgenossen waren, später auch Avienus u. A. über die Lage der Kassiteriden verschiedener Meinung seyn konten.

Wenn wir auf diese Weise die Kassiteriden-Inseln als eine reine Fiction der Phönicier betrachten mußten, die, so leer sie auch war, nicht nur von Griechen und Römern, sondern auch bis auf die neuesten Zeiten unangetastet geblieben ist, so können wir doch fragen, woher denn nun eigentlich die Phönicier und ihre Colonien das Zinn geholt haben. So verwandelt sich die getäuschte Frage nach den Zinninseln in die weit sichrere nach den Zinngegenden oder Zinnländern des Alterthums. Und hier weiset uns Alles zunächst auf Hispanien und seine Küsten hin, auf das Land, wo die Phönicier auch ihre reichen Gold- und Silbergruben hatten [14]), wo im Nord-Westen von Lusitanien bei den Artabris die Erde von Zinn erblüht (Poseidonios bei Strabo III. p. 220. [147]); wo nach Plinius N. H. XXXIV. c. 16. die Gebiete von Lusitanien und Gallăcia das nach der Fabel von Inseln des atlantischen Meeres geholte Zinn wirklich hervorbringen; wo südlicher der Bättisfluß dasselbe Metall in großer Menge mit sich führt (s. Salmas. zum Solin. p. 202. b.), wo es endlich nach Diodor V, 38. an vielen Orten ausgegraben wird. Daher auch bei Aristoteles de mirab. auscult. c. 51. ausdrücklich ὁ κασσίτερος ὁ Κελτικός, das bei den Celticis in Hispanien gefundene Zinn. Auch ist es nicht zu übersehen, daß Dionysius seine Hesperiden von den wohlhabenden Iberern bewohnen läßt; s. oben. Hispanien ist also das frühste und wichtigste Zinnland der Phönicier und des Alterthums überhaupt.

Aber wer wollte es unwahrscheinlich finden, daß der kühne phönicische Segler später auch über die westlichen Küsten von Hispanien weiter nach dem Norden hinaufsegelte und sogar die Überfahrt nach dem zinnreichen Britannien wagte? Daß er auf diesem Wege die näher und ferner gelegenen kleinern Inseln mit befuhr und untersuchte? Britannien (vergl. die oben angeführten Stellen) und wol auch einige kleinere Inseln wurden ihm die zweite Zinngrube nächst Hispanien. Aber diese kleinern Inseln, unter denen man, weil es nun einmal Inseln seyn sollten, später die Kassiteriden, bald hier bald dort aber immer vergeblich, heraussuchte, waren gewiß nicht sein letztes und am meisten befriedigendes Ziel. Hispanien gewährte noch immer und nächst ihm Britannien die reichste Ausbeute an Zinn.

Kaum wird noch jemand fragen, warum man die Kassiteriden zu Inseln machte, da doch das Festland von Hispanien die frühsten und wichtigsten Zinngruben darbot. Es lag, wie schon mehrmals bemerkt, in dem Handelssysteme der Phönicier, andere Völker und so auch die Griechen über die wahren Zinngegenden in Dunkel und Ungewißheit zu lassen. Inseln mußten es seyn, und zwar Inseln auf dem hohen Meere (πελάγιαι), damit es keinem Andern einfiele, den Weg dahin, etwa zu Lande, zu versuchen; Inseln, welche die Aufmerksamkeit anderer Völker von dem eigentlichen Zinnlande, Hispanien, ablenkten, Inseln, bewohnt von absonderlichen, ungewöhnlichen, Furien ähnlichen Menschen, denen man zu nahen Bedenken trug; Inseln, die alle andere, eben weil sie nicht vorhanden waren, vergebens suchen sollten und als Inseln auch vergebens gesucht haben. Aber in dem Seeberichte eines Carthagers, des Himilco, wenn anders die Nachricht bei Avienus zuverlässig ist, waren die zinnreichen Östrymniden nicht als Inseln, sondern als Gegenden, termini, aufgeführt.

Aber warum gerade zehn solcher Inseln? Ich will nicht erwähnen, daß Plinius in der einen Stelle nur von einer, in der andern unbestimt von mehren, daß auch Herodot und Poseidonios nur allgemein von Kassiteriden-Inseln sprechen. Hatte der Phönicier einmal auf die erste Frage „woher das Zinn" so und nicht anders geantwortet, so konte er die Antwort auf die zweite Frage nach der Anzahl jener Inseln nicht füglich ablehnen. Eine bestimte Zahl mußte also gesagt werden, aber auf keinen Fall eine solche, mit deren Hilfe die Neugier sich selbst weitere Aufklärung hätte verschaffen können. Ob und warum man nun gerade sagte zehn, das weiß ich nicht; aber es lohnt auch nicht der Mühe, es tiefer zu untersuchen.

Will man also mit dem anfangs blos fingirten Namen Kassiteriden einen Begriff verbinden, der nicht aller Realität ermangelt, so hat man darunter allgemein Zinngegenden oder Zinnländer zu verstehen, aus welchen die Phönicier und ihre Colonien dies Metall holten; vor allen Hispanien, sodann Britannien, und vielleicht auch einige auf dem Zwischenwege dieser Länder gelegene Inseln. (*A. Vogel.*)

CASSIUS. 1) Andreas, ein Arzt, aus Schleswig gebürtig. Nachdem er in Leipzig studirt, und in Gröningen, nach Vertheidigung seiner damals berühmt ge-

13) Das Letztere wird um so wahrscheinlicher, da Strabo sagt, Publius Crassus habe gefunden, daß dort die Metalle nicht tief aus der Erde hervorgegraben würden; sehr ähnlich dem, was Plinius H. N. XXXIV. c. 16. über das Zinn in Lusitanien und Gallăcien berichtet: gigni summa tellure arenosa. Vergl. auch Strabo III. p. 219. (147), Diodor V, 38. 14) In dem Goldlande Hispanien, welches auch Hesperien hieß, sind gewiß auch die oben erwähnten Gärten der Hesperiden mit ihren goldnen Früchten zu suchen.

worbenen Diss.: de triumvirato intestinali cum suis effervescentiis 1668 promovirt hatte, trieb er in Hamburg eine glückliche Praxis. Er machte sich bekant durch Erfindung einer zu seiner Zeit als Mittel gegen die Pest berühmt gewordenen Bezoaressenz, und eines nach ihm genanten, eine schöne Purpurfarbe liefernden Goldpräcipitats, wovon er Nachricht gegeben hat in seiner Schrift de extremo illo et perfectissimo naturae opificio, de principe terrenarum sidere, Auro, de admiranda ejus natura, generatione, effectibus atque ad operationes habitudine (Hamb. 1685). Sein Todesjahr ist unbekant. — Moller in der Cimbria litteraria, welchem Jöcher folgt, macht aus diesem Andreas zwei Personen, Vater und Sohn; der erste soll, nachdem er 1632 zu Leiden promovirt, zu Hamburg Praxis getrieben haben und der Erfinder der Bezoaressenz gewesen seyn; der Sohn aber, nachdem er in Gröningen promovirt, in Lübeck praktischer Arzt und der Schriftsteller über das Gold gewesen seyn.

2) Christian, des Andreas Bruder, war Canzler und geheimer Rath des Bischofs von Lübeck, für welchen er mehre diplomatische Geschäfte besorgte. Er war ein Freund von Hugo Grotius, und hat mehre der Zeit angehörige Schriften herausgegeben. Er starb im J. 1676. (*H.*)

CASSUBEN, ein Volk in Hinter-Pommern. Seinen Namen hat es nach dem polnischen Chronisten Bogusphal, der 1253 starb, von seiner Kleidung, die lang, weit und in weite Falten gelegt war [1]). Eine Ableitung, die dadurch bestätigt wird, daß noch jetzt in Pommerellen Röcke von groben wollenen Zeuge Cassuben genant werden [2]). Sie hatten ehedem alles das Land inne, was die polnischen Herzöge den Pommern vor ihrer Bekehrung abgenommen, entvölkert und mit ihren Unterthanen besetzt halten, nämlich Hinterpommern und die polnischen Palatinate nördlich der Warte [3]). Dieses wird dadurch bestätigt, daß ihre Sprache mit der polnischen verwandt ist, sich zu derselben, wie das Plattteutsche zu dem Hochteutschen verhält, und sie das Polnische, in welchem ihnen gepredigt wird, wohl verstehen. Die pommerschen Fürsten betrachteten sie schon im 13ten Jahrhunderte als ein besonderes Volk, und schrieb sich daher der Herzog Bogislav 1291 Dux Slavorum et Cassubie [4]). Unter dem Herzogthum Cassuben verstand man das Land an der Persante und weiter nach Morgen hin. Colberg war seine Hauptstadt. Jetzt haben sich aber die Cassuben hier verloren, und finden sich nur noch in den Herrschaften Lauenburg und Bütow, an der westpreußischen Grenze am Seestrande und an der Leba. Diese letztern weichen von den Teutschen und Wenden durch ihre Kleidung ab. Sie kleiden sich nur in schwarze oder weiße Leinwand und wollene Zeuge. Die Weiber tragen enge Röcke mit vielen kleinen Falten, und die Männer kurze wollene Wamse oder Kabatten. Und wie sie ehedem von den weiten faltigen Kleidern wahrscheinlich spottweise Cassuben genant wurden, so nent man sie jetzt von ihren engen Kleidern Kabatten. Gegen die Teutschen sind sie mistrauisch, heimtückisch und betrügerisch. Ihr Haß gegen dieselben geht so weit, daß sie keine Verehelichung oder andere Vermischung mit ihnen dulden. Geschähe es, so würde der vermeinte Schimpf mit Blut abgewaschen werden müssen. Außer dem, daß alle unterjochte Völker, so lange sie nicht die Sprache der Sieger annehmen, und damit das Zeichen des verschiedenen Ursprungs und der erlittenen Unterjochung verlieren, das herrschende Volk hassen, sollen auch bei der Bekehrung der Pommern die hartnäckigsten Heiden zu den Stammvätern der Cassuben geflohen seyn, und so den Grund zu dem unauslöschlichen Haß gegen die Teutschen gelegt haben. Auch jetzt noch sollen sie verschiedenen heidnischen Gebräuchen anhangen, ihre Gewohnheiten äußerst geheim halten, und ihre Geistlichen, die sie Pommerenken nennen, bei ihren kirchlichen Feierlichkeiten nicht länger dulden, als es die Gesetze verlangen. Da es in verschiedenen Gegenden an cassubischen Mädchen fehlt, und die cassubischen Männer kein Weib, das nicht von ihrem Volke ist, nehmen dürfen, so nimt die Zahl der Cassuben ab, und die der teutschen Bauern zu [5]). (*Worbs.*)

CASTAÑEDA, wildes Thal der spanischen Provinz Valladolid, mit dem Titel einer Grafschaft; im Westen von der Sierra Segundera und Galizien, südlich von Sanabria, östlich von Carvajal, nördlich von Cabrera begrenzt, kündigt schon durch seinen Namen seine natürliche Beschaffenheit an. Nichts gedeiht in diesen Gebirgen, als Kastanien, die hier die einzige Brodfrucht ausmachen. Castañeda wurde im Mittelalter von mächtigen Baronen beherrscht, die ihr Erbbegräbniß in der Abtei zu Aguilar del Campo hatten. Um das J. 1290 machte sich vornehmlich Pedro Diaz de Castañeda durch eine schwere Fehde mit Johann Nuñez de Lara bekant. König Heinrich II. gab die Grafschaft Castañeda und Aguilar del Campo, an der Pisuerga, seinem Bruder, dem Tello, Herrn von Biscaya, der sie durch Testament vom J. 1370 seiner, an Johann Hurtado de Mendoza, Herrn von Mendibil, verheiratheten, natürlichen Tochter, Maria, hinterließ. Heinrich II., der so bedeutende Herrschaften nicht in den Händen eines Unterthanen sehen wollte, nahm sie 1371 zurück, und gab sie dem ältesten Sohne des Don Tello, dem Don Juan. Dieser fiel bei Aliubarotta; seine Erbtochter Aldonza wurde des Garcias Hernandez Manrique Gemahlin, der mit ihrer Hand zugleich den Besitz von Aguilar erlangte. Castañeda schenkte ihm König Jo-

1) *Sommersberg* Script. rer. siles. II. 19. Est quaedam gens Slavorum quae *Cassubite* dicuntur et hy a longitudine et latitudine vestium, quas plicare ipsos propter earum latitudinem et longitudinem oportebat, sunt appellati. Nam *Huba* in Slavonico plica seu ruga vestium dicitur. Unde *Cass Hubi*, plica ruga interpretatur. 2) Arndt liefländische Chronik. I. S. 13. 3) Parerga historica. 1782. p. 551. 4) *Gerken* cod. diplom. brand. VII. p. 110.

5) Büsching wöchentliche Nachrichten ꝛc. VII. Jahrg. 1779. S. 181. 189. u. 197. Gebhardi Geschichte aller wendisch-slavischen Staten. II. Band. S. 39. Nach öffentlichen Nachrichten ist der evangelische Prediger Mrongovius in Danzig, Verfasser eines teutsch-polnischen Wörterbuchs, von dem Canzler des russischen Reichs, Romanzow, eingeladen worden, auf seine Kosten die Gegend der alten Kaschuben zu bereisen, und ein Wörterbuch ihrer erlöschenden Sprache, so wie die sich von Munde zu Munde verpflanzten Überlieferungen dieser Pommern sorgfältig zu sammeln.

Digitized by Google

hann II., hiezu vornehmlich durch des Infanten Heinrich ungestüme Bitten veranlaßt; Garcias nahm aber davon, als von einem Erbgute, Besitz, und zugleich den Titel eines Grafen von Castañeda an. Der König, der unterdessen mit dem Infanten zerfallen war, nahm dieses sehr übel auf, zumal nachdem Manrique den Boten, der ihn abmahnen sollte, mishandeln lassen, statt zu gehorchen; und Diego Perez de Sarmiento erhielt den Befehl, mit 1000 Lanzen gegen den Rebellen auszuziehen. Der Stat von Castañeda wurde ohne Mühe eingenommen (1421), und alle Anhänger des Manrique, insonderheit diejenigen, die ihm bei der Besitznahme behilflich gewesen, mußten schwer, zum Theil mit dem Leben büßen. Garcias selbst, der sich im folgenden J. 1422 samt dem Infanten bei Hofe gestellt, in der Hoffnung, Gnade zu finden, wurde mit seinem Beschützer verhaftet, und sein Eigenthum eingezogen. Doch erhielt er nach 6 Jahren, 1428, Freiheit, Güter und Würden zurück, und 1429 schenkte ihm der König, nachdem Peter von Velasco für seine Ansprüche durch ein jährliches Einkommen von 60,000 Maravedis befriedigt worden, die Grafschaft Castañeda zu Eigenthum. Garcias starb 1436. Sein Sohn Johann, 2ter Graf von Castañeda, Herr von Aguilar, führte 1442 mit Ynigo Lopez de Mendoza, Herrn von Ita und la Vega, eine schwere Fehde wegen des Eigenthums von Liebana und Pernia, erwarb für sich und seine Nachkommen das Amt eines Großkanzlers von Castilien, und hinterließ jedem seiner beiden Söhne ein Majorat. Der älteste, Garcias Fernandez, besaß Castañeda, Aguilar, Cartes ꝛc., wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten zum Markgrafen von Aguilar ernant, und starb 1506. Dessen Sohn, Ludwig, wurde von Karl V. in der großen, 1520 zu Aachen vorgenommenen Reduction der Granden ausdrücklich in der Grandeza bestätigt. Der letzte Mann der ganzen Linie, Bernhard II., 7ter Markgraf von Aguilar, 10ter Graf von Castañeda und Buelna, Großkanzler von Castilien, starb im Knabenalter den 31. Oct. 1662, und das Majorat fiel hiedurch an Don Bernhard de Silva Manrique, 2ten Markgrafen von la Eliseda, dessen Mutter, Antonia Manrique, des 6ten Markgrafen von Aguilar Tochter, und Bernhards II. Tante gewesen. Bernhards de Silva Sohn, auch Bernhard genant, 3ter Markgraf von Eliseda, 9ter von Aguilar, starb 1675 kinderlos, und es beerbte ihn seine an Peter de la Cueva, 3ten Markgrafen von Flores Davila verheirathete Schwester, Francisca de Silva. Ihr Sohn, Anton Ferdinand Maurique de la Cueva, Silva y Zuniga, 14ter Graf von Castañeda, 4ter Markgraf von Flores Davila, 11ter von Aguilar, 5ter von la Eliseda, Graf von Buelna, Herr von Castillejo, Villa Rubia, Cista, Alcequela, Torancо, Zamna ꝛc., starb 1709 ohne Kinder; Castañeda und Aguilar fielen hiedurch an die Herzöge von Escalona. (*v. Stramberg.*)

CASTEL RODRIGO, uralter Flecken der portugiesischen Provinz Beira, enthält nur 68 Feuerstellen, eine Pfarrkirche und ein Armenhaus; in dem Castell zeigt man noch den Palast der vormaligen Markgrafen. Christoph von Moura, dessen Vater, Ludwig, Castel Rodrigo lange als Alcayde regirt hatte, leistete Philipp II. bei der Besitznahme von Portugal, vornehmlich durch Gewinnung der mächtigen und einflußreichen Männer, so wichtige Dienste, daß der König sich veranlaßt sah, ihm Castel Rodrigo als eine Grafschaft zu verleihen. Philipp III., seinen Vater noch überbietend, ernante den Grafen zum Markgrafen von Castell Rodrigo, zum Grafen von Lumiares, zum Großcomthur von Alcantara und zum Granden; Christoph wurde auch der erste Vicekönig von Portugal. Mit Margaretha Cortereal erheirathete er die erbliche Hauptmannschaft der azorischen Inseln Terceira, Pico, S. Jorge und Faval, dann das Eigenthum eines Australlandes, Terranova genant. Sein Sohn, Emanuel de Moura Cortereal, 2ter Markgraf von Castel Rodrigo, Graf von Lumiares, in der Correçao de Lamego in Beira Herr der Stadt Lamegal, südwestlich von Castel Rodrigo, regirte die Niederlande von 1644—1647 als des Don Juan d'Austria General-Lieutenant; er war auch Statsrath, Mitglied des hohen Raths von Portugal, Gesandter am römischen Hofe, Obrist-Hofmeister. Die Großcomthurei von Alcantara, die er gleichsam von dem Vater ererbt, vertauschte er gegen die Großcomthurei des Christordens; er war nicht nur der Gelehrten Freund, wie er denn ganz besonders den Labanna in der Bearbeitung des Nobiliario de Don Pedro Conde de Bracelos unterstützte, auch nach des Labanna Tod das Werk in Rom 1640 zum Druck beförderte, sondern auch selbst Schriftsteller, wie sein ungedrucktes Werk: de las familias nobles de Espanna beurkundet. Ipsi in explicandis antiquorum Principum stemmatis aetatem non tulisse parem sagt Chifflet von ihm in Praefatione Vindiciarum hispanarum. Emanuels Sohn, Franz, 3ter Markgraf von Castel Rodrigo, war General-Gouverneur der Niederlande von 1664 — 1668, in einer höchst drangvollen Periode, in welcher er nicht nur mit der kräftigen Jugend und dem Glücke Ludwigs XIV., sondern auch in Madrid selbst mit einem Ministerium, das kaum verächtlicher gedacht werden kann, zu kämpfen hatte. Franz, der selbst in dem schmachvollen Aachener Frieden seine seltene Geistesgaben, seinen politischen Scharfblick an Tag gelegt, früher Sardinien und Catalonien als Vicekönig regirt hatte, starb im December 1675, mit Hinterlassung zweier Töchter. Die älteste, Eleonora, war zwei Mal verheirathet, 1) mit Aniello de Guzman, des 1sten Herzogs von Medina de las Torres jüngerm Sohne, † 1677, als Vicekönig von Sicilien; 2) mit Karl Homo-Dei, Herzoge von Nocera, Markgrafen von Almonacid, Piopere und Villanova del Ariscal. Diesem, einem Mailänder, wurden, als er wegen Castel Rodrigo die Rechte eines Grande in Anspruch nahm, viele Hindernisse in den Weg gelegt, denn man hielt ihn nicht für vornehm genug; er überwand sie aber sämtlich, und bedankte sich vor dem König den 29. Mai 1670. In der großen Fehde um die spanische Erbfolge trat er auf Philipps V. Seite, als dessen Procurator er sich die Princessin Marie Louise Gabriele von Savoyen antrauen lassen, Kaiser Joseph I. aber züchtigte ihn dafür durch Einziehung seiner mailändischen, damals über 20,000 Thaler jährlich eintragenden Güter. Die Markgräfin von Castel Rodrigo starb ohne Kinder, es beerbte sie daher zunächst ihre Schwester Johanna,

Digitized by Google

verm. 1) im J. 1668 mit Gilbert Pio, Fürsten von S. Gregorio, 2) mit Ludwig Contareni; und sodann ihr Schwestersohn, der Prinz Pio. Mit diesem, der zuerst Gouverneur von Madrid, nachher Vicekönig von Catalonien gewesen, ist das Haus der Markgrafen von Castel Rodrigo gänzlich ausgestorben, die Güter in Portugal und auf den Azoren waren aber längst schon in der Revolution von 1640 verloren gegangen. — Vergl. Labanna de la Casa de Moura. (*v. Stramberg.*)

CASTOREUM, (als Nachtrag zu dem Artikel *Castoreum*, XV. Theil, S. 339 ꝛc.). Der Hauptunterschied desselben rührt von klimatischen Ursachen her; das meiste canadische ist, nach Buchner, (in dessen Repertor. für d. Pharmacie. XVII. 1.) echt und ungekünstelt. Seine fehlerhaften Eigenschaften haben ihren Grund in zufälliger Degeneration und Verderbniß. Manche Beutel enthalten viel Fremdartiges, was nicht durch Menschenhände hineingekommen seyn kann, z. B. Wurzeln, Holzfasern, Haare, Sand u. dergl. — Ganz frisches Bibergeil ist eine Verbindung von Cholestearine und einem Ätheröle, welches aber mit der Zeit durch Oxydation zu Harz wird.

Alles Castoreum, sowol das in- als ausländische, wohin noch, außer den oben genanten, das polnische und preußische gehört, komt an Consistenz, Farbe, Glanz, specif. Gewicht, an Geruch und Geschmack, an physiologischer Entwickelung und chemischer Mischung sehr verschieden vor, und kann dennoch ganz natürlich und unverfälscht seyn. Denn diese Verschiedenheiten sind unstreitig von mancherlei äußerlichen Einflüssen bedingt, unter denen der Biber lebt, vom Alter und Himmelsstrich, von der Nahrung und Jahreszeit, in welcher das Thier erlegt wird, dann noch vorzüglich von der Art und Weise, wie und wie lange die Beutel getrocknet und aufbewahrt werden. Am besten geschieht das Trocknen bei Ausschluß der Luft, durch welche sich der Harzgehalt des Castoreum nur vermehrt. Seine Güte läßt sich nur nach der Auflöslichkeit in Alcohol, und nach der Stärke an Geruch und Geschmack beurtheilen. Je weniger harzig, je glanzloser und zerreiblicher solches ist, desto besser fällt es aus. Alle übrige sowol physische als chemische Unterscheidungszeichen bleiben unsicher; (vergl. Allgem. medic. Annalen. 1826. 10. Heft. S. 1398. Trautwein bei Buchner a. a. O. XXIV. 1. 4 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CASTRAT (in Beziehung auf Musik.). Es ist bekant, daß die Singstimme der Knaben der weiblichen Singstimme im Klange ähnlich und an Umfang ungefähr gleich ist, daß sie aber in der Epoche der eintretenden Mannbarkeit zur Männerstimme, und also um eine Octave tiefer wird (s. Singstimme), welchen Übergang man Mutiren nent. Man hat aber auch bemerkt, daß, wenn man dem Knaben das Mannbarwerden durch Kastration unmöglich macht, dadurch zugleich das Mutiren der Stimme verhindert, der ursprüngliche Stimmumfang erhalten, und so eine Männergestalt mit weiblicher Singstimme (Alt- oder auch voller Sopranstimme) erkünstelt werden kann.

Eine wohlgelungene Kastratenstimme hat, neben der Weichheit und Höhe der Weiberstimme, zugleich mehr Kraft als diese, welches hauptsächlich von dem größeren Umfange der, wenn auch nicht männlichen, doch von der Natur nach männlichem Massstabe angelegt gewesenen Lunge, und der eben darum auch noch immer kräftigeren Lungenmuskeln und sonstigen Respirations-Werkzeuge herrührt: und wol hauptsächlich darum vermag die Stimme eines guten Kastraten gar häufig zu leisten, was keine weibliche Sängerin zu erreichen vermag, und bei dessen Anhörung der enthusiastische Italiener sein: „Ah! benedetto il coltello!“ (Ach! gesegnet sey das Messer!) nicht unterdrücken kann.

Von dem moralischen und rechtlichen Werthe solchen Mannheitsraubes kann hier keine Rede seyn. Allein auch den Kunstwerth der Sache hat man häufig angefochten. Man will den Kastraten nachsagen, sie seyen schwachen Verstandes, blieben ewig schlechte Schauspieler, sprächen die Worte schlecht, das r gar nicht aus, verlören frühzeitig die Stimme, würden dickbeinig und dickbäuchig und Invaliden u. dergl. Allein mehre glänzende Beispiele beweisen das Gegentheil. Daß freilich nicht alle Kastraten gleich vorzügliche Stimmen behalten, manche auch in den Jahren der erscheinen sollenden Mannbarkeit den schönen Klang ihrer Kehle verlieren, und unglückselige Stümper bleiben oder werden, kann man sich von selbst einbilden.

Manche haben es ferner schon an sich lächerlich und naturwidrig finden wollen, einen Mann — einen Gatten, Liebhaber, Helden u. dergl. im hohen Sopran singen zu hören. Allein wenn diese Ästhetiker denn doch Alles in der Kunst so ganz der wirklichen Natur getreu haben wollen, so sehe ich nicht ein, warum sie denn überhaupt das Singen auf der Bühne dulden. Denn ich weiß nicht, warum es natürlicher seyn soll, daß ein Feldherr vor der Fronte singt, als daß er eben Sopran singt; da in der wirklichen Welt bekantlich bei solchen Gelegenheiten eben so wenig Tenor, als Sopran gesungen wird. Denkt man sich aber einmal in eine ideale Welt hinein, wo die Leute singen, statt zu reden; so ist es denn doch ziemlich gleichgiltig, oder es geht wenigstens in Einem hin, ob man sich die Helden als tenorisirend, oder als sopranisirend denke. — Und warum duldet man denn einen Sargin, Sextus, Tankred u. a. m. von Sängerinnen im Sopran gesungen? und applaudirt gar einem, von einer Altistin im Tenor gesungenen Titus und Tasmino?!!

Man wird vielleicht einwenden, daß ja doch jedermann eine zärtliche prima donna mit einer Baßstimme unbedingt lächerlich und widerlich finden müßte, und folglich ein Sopran singender Mann es nicht weniger seyn könne. — Allein das „folglich“ ist hier nicht bündig. So wie in dem Wesen und Charakter höherer Töne etwas Verklärteres liegt, als in den tieferen, so liegt in der Versetzung einer Stimme in eine höhere mehr ätherische Region, etwas Verklärendes, etwas poetisch Steigerndes, indeß das Herabziehen der feineren, zarteren, poetischeren weiblichen Natur in den Umfang der, immerhin derberen, gröberen, materielleren — kurz eben doch prosaischeren Männlichkeit, jene in eine Fratze verzerrt, mit welcher ein, statt im Tenor, nur im zarteren, feine-

Digitized by Google

ten Soprane singender primo uomo gewiß nicht verglichen werden kann.

Auch kann ich wenigstens aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß des Sopranisten Crescentini Darstellung des Romeo, in Wien, so ziemlich das Vollendetste war, was ich jemals auf einer Opernbühne gehört, und zwar nicht allein durch die bewundernswürdigste Schönheit und Stärke der reich, ja verschwenderisch begabten Stimme, und die vollendetste technische Künstlichkeit des Vortrages, sondern auch durch Tiefe und Adel des Ausdruckes, und sehr anständiges, immer mehr als mittelmäßig gutes Spiel, welches namentlich im letzten Acte, im Augenblick, wo Romeo, die Decke des Sarges aufstoßend, einen unartikulirten, tonlosen Schrei ausstößt, bei einer jeden der, vielmal, ununterbrochen nach einander folgenden Aufführungen dieser Oper, jedes Mal über das gesamte Publicum eine so sichtbare, schauerliche Rührung verbreitete, daß kein Applaus sie zu profaniren wagte.

Die erste Veranlassung zur Entmannung der zu Sopransängern bestimten Knaben mag in der ehemaligen italienischen Sitte zu suchen seyn, wonach kein Frauenzimmer weder in der Kirche, noch auf der Bühne öffentlich singen konte, weshalb denn manche italienische Eltern (vorzüglich im Kirchenstate) ihre Söhnchen, um ihnen ihre schöne Stimme, und mit dieser eine ergiebige Nahrungsquelle zu erhalten, dem Schnitte preisgaben, — nicht selten auch wol mancher Knabe seine Mannheit freiwillig unter das Messer lieferte. Das Entmannen wurde damals so offenkundig und gewerbmäßig getrieben, daß chirurgische Entmannungskünstler förmliche Aushängetafeln über ihre Hausthüre anschlugen, mit der Überschrift: „Qui si castra ad un prezzo ragionevole", „hier kann man sich um billigen Preis castriren lassen."

Aber auch noch jetzt, wo die ursprüngliche Veranlassung solcher Verstümmelung aufgehört hat, und solcher Mannheitsraub sogar mit dem päpstlichen Bannstrahle verpönt ist, hat derselbe noch nicht aufgehört, und noch täglich bewundert man italienische Kastraten in Kirchen und auf Schaubühnen in und außerhalb Italien.

Geschichtliche Notizen über den Ursprung und Fortgang der Kastration findet man gut zusammengetragen in Forkel's Geschichte der Musik, 2ter Bd. S. 708.

Gelegenheitlich mag hier noch die Bemerkung stehen, daß man in Italien in der Umgangssprache den Namen Castrato vermeidet, und statt dessen lieber den allgemeinen Namen *Musico* gebraucht, welcher an sich auch ganz passend ist für einen solchen Eunuchen, welcher zu nichts weiter taugt, als zum Musikmachen. Durch diesen Sprachgebrauch ist aber der Name Musico gleichsam in Unehre gekommen, so, daß kein ganzer Mann mehr gern Musico genant werden wollte, und dieser Name also nach und nach dem Eunuchengeschlecht sogar eigenthümlich geworden ist. Daher erzählt auch Vogler launig genug, wie er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Italien einmal in einer Assemblée, um zu sagen, er sey auch ein Musiker, die Phrase à la Correggio gebraucht habe: „anch' io son musico" und wie man ihn da mit großen Augen angeschaut. (*Gottfr. Weber.*)

CASUISTIK, von casus, und insbesondere casus conscientiae, Gewissensfälle, bedeutet Untersuchung über besondere Fälle in unserm Handeln zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit, ihres Verhältnisses zum Sittengesetze. Da wir täglich handeln, so haben wir auch täglich Veranlassung, über Rechtmäßigkeit einzelner Handlungen nachzudenken, und so sind wir im Grunde immerwährend Casuisten. Im engern Sinne werden aber nur diejenigen darunter verstanden, die eine besondere wissenschaftliche Thätigkeit auf solche Untersuchungen wenden, und entweder einen vorgekommenen schwierigen Fall, oder oft vorkommende, auch wol blos angenommene, erdichtete Fälle beleuchten.

Wenn die Wissenschaft der Sitten oder die Moral gehörig angebauet ist, so muß es dem in dieselbe Eingeweiheten sehr erleichtert werden, auch über einzelne Fälle zu entscheiden. Mit diesem Anbau stand es aber lange Zeit in der christlichen Kirche sehr übel, und doch traten bald Umstände ein, welche Entscheidungen über viele einzelne Fälle in den Handlungen unumgänglich nöthig machten, und zugleich, da die Idee der Buße bei Vergehungen eingetreten war, über die Art der Buße, welche in jedem besondern Falle geleistet werden müsse. Buße wurde schon früh bei denen angewendet, welche wegen Vergehungen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, oder in schweren Verfolgungen abgefallen waren (s. den Artikel Buße), und man bekam bald besondere Anweisungen darüber, welche libri, oder codicilli, oder canones poenitentiales genant wurden, und die man gewissermaßen zu den ersten casuistischen Schriften rechnen kann. Man hat solche Anweisungen unter andern schon aus dem 3ten Jahrhundert von Gregor dem Wunderthäter und aus dem vierten von Basilius dem Großen. Es vermehrten sich diese Bußbücher besonders, als seit dem 5ten Jahrhundert die Ohrenbeichte üblich wurde (s. den Art. Beichte), denn diese machte nöthig, daß die Beichtväter geschickt waren, über die mannigfachsten Vergehungen zu urtheilen, ihre Verwerflichkeit genau zu bestimmen, um die angemessenen Büßungsarten festzusetzen. Am berühmtesten sind aus dem 6ten Jahrhund. die Schrift des Johannes des Fasters, Patriarchen von Constantinopel, und aus dem 7ten des Theodorus, Erzbischoffs von Canterbury. Ein ähnliches Werk wird auch dem Beda zugeschrieben, und aus dem 9ten Jahrhundert haben wir ein solches von Halitgar, Bischoff von Cambrey. Man hat auch mehre Samlungen von dergleichen alten Bußbüchern z. B. von Antonius Augustinus und Marinus, die man in des Joh. Albert. Fabricius Bibl. graec. lib. VI. cap. I. volum XI. p. 73 sqq. aufgeführt findet. Man wird nicht erwarten, daß in diesen Schriften nach geläuterten Grundsätzen der philosophischen und christlichen Sittenlehre entschieden seyn soll, denn wie dürftig stand es in jener Zeit noch um die Erkentniß solcher Grundsätze; man behalf sich, so gut man konte, besonders mit Berufung auf Aussprüche der Kirchenväter und der Synoden.

Digitized by Google

Am dringendsten aber ward das Bedürfniß solcher Entscheidungen über einzelne Gewissensfälle, als Papst Innocenz II. auf der vierten lateranensischen Synode im J. 1215 durch den Canon: Omnis utriusque sexus die Ohrenbeichte zum Kirchengesetze erhob. Von dieser Zeit an beschäftigte sich eine große Anzahl mit Untersuchungen über Gewissensfälle, und diese eigentlich sind es, die man Casuisten zu nennen pflegt. Wenn sich auch manche ihrer Schriften einigermaßen einem wissenschaftlichen Gebäude zu nähern scheinen, so bestehen sie doch dem größten Theile nach aus bloßen Anhäufungen aller damals erdenklichen Gewissensfälle, einige sind auch in alphabetischer Ordnung geschrieben.

Der erste, welcher, da die bisherigen Kirchengesetze und Bußbücher nicht mehr ausreichen wollten, ein neues Hilfsbuch dieser Art verfertigte, war Raymund von Peniafort um das Jahr 1230. Seine Schrift mit dem Titel: Summa de poenitentia et Matrimonio, gewöhnlicher aber Summa Raymundina genant, bestand aus vier Büchern, davon das erste die Verbrechen gegen Gott abhandelte; das zweite die gegen Menschen; das dritte die Pflichten, Vergehungen und Strafen der Kleriker; das vierte die Ehesachen. Den Titel Summa führten nach diesen eine große Anzahl Schriften solcher Art. Unter diesen sind besonders berühmt geworden: die Summa casuum conscientiae von Astesanus aus Asti in Piemont gebürtig, welche aus acht Büchern besteht, und gewöhnlich Summa Astesana heißt. Dann die des Dominikaners Bartholomäus de S. Concordio aus Pisa gebürtig, daher sie auch Summa Pisanella heißt. Beide im 14ten Jahrhundert. Aus letzterer nahm der Franziscanermönch, Angelus de Clamisio, im 15ten Jahrhundert seine Gewissensfälle zu seiner alphabetisch bearbeiteten Summa Angelica. Und endlich möge hier noch die Summa c. c. des Sylvester Prierias, durch seine Feindschaft gegen Luther berüchtigt, genant werden. Man kann nicht behaupten, daß es in diesen Schriften ganz an Scharfsinn und richtigem Urtheile fehle; allein man kent die scholastischen Spitzfindigkeiten jenes Zeitalters, und kann sich daher nicht darüber wundern, mit welchem Eifer man auf Einbildung einer unzähligen Menge einzelner Fälle ausging, welche fruchtlose Unterscheidungen man machte, wie viele der sonderbarsten Fragen man aufwarf. Bei dem Mangel aller sichern Moralprinzipe war ein stetes Schwanken unvermeidlich, und da sich die Aussprüche früherer Lehrer, auf welche man sich berief, oft selbst einander entgegengesetzt waren, so konte es nicht fehlen, daß durch diese Untersuchungen eine große Verwirrung in den Ansichten und in den Gemüthern entstand. Auch zur Milderung der Vergehungen war so mancher Grundsatz hervorgetreten, daß für die Sittlichkeit nicht anders, als großer Nachtheil daraus erwachsen konte. Es war schon eine gefährliche Nachgiebigkeit, daß Astesanus in seiner Summa dem Priester erlaubte, wenn er etwa merke, daß der Beichtende die auferlegte Buße nicht vollziehen werde, demselben eine gefälligere aufzulegen.

Besonders das Schwanken, Fügen und Nachgeben zum Nachtheile der Sittlichkeit stieg auf eine hohe Stufe, als im 16ten Jahrhundert die Casuistik in die Hände der Jesuiten kam. Wer kent nicht den Probabilismus der Jesuiten, nach welchem es gestattet ist, Vergehungen glimpflich, auch nach schwachen Gründen, die nur irgend einen Schein geben, und die nur irgend einige angesehene Männer gebilligt haben, zu beurtheilen, wodurch man auch das Verwerflichste zu vertheidigen in den Stand gesetzt wurde; wie man denn auch in allem erfinderisch war, wodurch Strafbarkeit gemildert, Gewissen beschwichtigt, und Befolgungen christlicher Gesetze erleichtert wurden. Wer kent nicht die von den Jesuiten eingeführten restrictiones oder reservationes mentales, welche in geheimer Zurückhaltung eines eigenen Sinnes bei zweideutigen Erklärungen und Versprechungen bestanden, und nach welchen man nicht an den durch die Worte nach gewöhnlichem Sprachgebrauche bezeichneten, sondern nur an den geheim gedachten und vorbehaltenen Sinn gebunden war. Dazu kam der bekante Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, und die Lehre von der sogenanten philosophischen Sünde, Sünde, welche der begehe, der von Gott keine Erkentniß habe, oder auch bei der That an Gott nicht denke, da dann keine Versündigung gegen Gott statt finde. Auf solche Weise wurde natürlich alle Sittlichkeit untergraben, und zur Beschönigung jedes Lasters und jedes Frevels wurden Mittel an die Hand gegeben. — Wir dürfen uns übrigens zur nähern Darstellung der Arbeiten einzelner jesuitischer Casuisten den Raum nicht nehmen, und müssen es dabei bewenden lassen, einige Namen derselben aufzuführen, als: Ludwig Molina in Spanien; Franziscus Toletus ebendaselbst; Gabriel Vasquez ebendaselbst; Thomas Sanchez, gleichfalls in Spanien; Franziscus Suarez, in Spanien geboren, aber in Lissabon gestorben; Leonhard Leß zu Löwen; Paul Laymann, ein Teutscher; Stephan Bauny in Frankreich; Antonius Diana in Sicilien; Antonius de Escobar y Mendoza, ein Spanier; Hermann Busenbaum, ein Teutscher; Johann Caramuel Lodkowitz, in Spanien geboren, zu Vigavano in Italien gestorben. Mehr hierüber kann man, außer in Schröckh's Kirchengeschichte, auch unter andern in Jo. Francisci Buddei Isagoge ad theologiam universam. Lipsiae 1727. p. 706 ff. finden.

Die Jesuiten fanden indeß bei ihren casuistischen Arbeiten und moralischen Grundsätzen in damaliger Zeit auch Widerspruch. Man kent ja als ihre Gegner die Jansenisten. Besonders setzte sich ihnen die Pariser Universität entgegen, und zu ihren einzelnen eifrigsten Gegnern gehörte Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, auf welchem der berühmte Blasius Pascal folgte in seinen lettres provinciales. Es entspann sich hieraus ein heftiger Streit. Ein Jansenist, Peter Nicole, übersetzte nachmals die lettres des Pascal in das Lateinische, und dieser Nicole war der erste, der durch seine Essais de Morale in die Untersuchungen über die Sittenlehre eine bessere Methode brachte; ihm folgten darin Bernhard Lamy und Jacob Esprit; auch dürfen des Malebranche Verdienste in seiner Schrift: Traité de Morale, nicht übersehen werden. — Länger als in Frankreich, blieb noch in Teutschland die katholische Kirche in Absicht der Moraltheologie zurück. Erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahr-

Digitized by Google

hunderts findet man in dieser Wissenschaft einige lobenswerthe Bearbeitungen: z. B. von Augustin Zippe und Joseph Lauber. Als ein Werk der katholischen Casuistik aus neuerer Zeit führen wir noch an: Dictionarium casuum conscientiae Benedicti XIV. jussu auctum e. gall. vers. moris Germ. accommodatum. Augsb. 1763 und 1783.

Daß alle dergleichen Untersuchungen in der protestantischen Kirche eine andere Gestalt gewannen, folgte nothwendig aus dem Geiste derselben, aus ihrem innigern Anschließen an die heilige Schrift, aus ihren, von menschlicher Autorität, vom Ansehen der Concilien und von frühern Kirchenschriftstellern unabhängigen, und hierarchischen, wie überhaupt weltlichen Zwecken abgewandten, allein nach Wahrheit strebenden Untersuchungen. Weit schneller schritt man im Anbau der Moral und Begründung derselben durch sichere Principien fort, besonders seit Calixtus dieselbe von der Dogmatik getrennt zu bearbeiten begann, wodurch natürlich eine große Anzahl casuistischer Untersuchungen entbehrlich wurden. Indeß gehörte doch auch Zeit dazu, ehe man in der theologischen Moral eine beträchtliche Stufe erreichen konte; daher schon aus diesem Grunde längere Zeit noch casuistische Untersuchungen unentbehrlich waren, und überdies bleiben auch bei der ausführlichst bearbeiteten Sittenlehre immer noch einzelne Fälle übrig, wo Zweifel durch genauere Untersuchungen gelöst werden müssen. Gibt es doch auch in unsern Tagen noch Gegenstände, über welche noch nicht für alle einleuchtend entschieden ist, z. B. über Nothlüge, Büchernachdruck u. s. w.

Es war natürlich, daß es gleich vom Anfange der Reformation an sehr viele Fälle gab, bei welchen über Zulässigkeit und Verwerflichkeit entschieden werden mußte, und nur gar zu wenig konten die bisherigen Untersuchungen der katholischen Kirche von den Protestanten benutzt werden. Es entstanden zunächst daraus eine große Anzahl einzelner Entscheidungen, die man nach einigen Jahrzehenden sammelte, welches z. B., um zunächst von der lutherischen Kirche allein zu reden, von Felix Bidembach, Abt zu Maulbrunn, im Jahre 1611, und von Johann Dedekenn, Prediger in Hamburg, im Jahre 1623 geschah. Hiernächst wurden dann auch neue Bearbeitungen casuistischer Werke unternommen. Einer der ersten und berühmtesten unter diesen Bearbeitern war Franz Balduin, ein Wittenbergischer Theolog, welcher von 1621 bis 1627 casuistische Collegien las, und einen Tractatus de casibus conscientiae hinterließ. Ihm folgten Caspar Finck, Ludwig Dunte, Andreas Kesler, Conrad Danhauer, Adam Osiander und andere. Diesen schlossen sich dann die sogenanten theologischen Bedenken an, die nicht allein dogmatische, sondern auch einzelne moralische Gegenstände behandelten, und von denen man bald mehre Samlungen veranstaltete; z. B. Felix Bidembach, Abraham Calov, Joh. Andreas Quenstedt u. a. Besonders berühmt sind aber die theologischen Bedenken des bekanten Ph. Jac. Spener, das von man mehre Samlungen hat. Ein Leipziger Theolog, Christian Friedr. Börner, sammelte über zweihundert Bedenken der Leipziger theologischen Fakultät. Endlich sind von großer Wichtigkeit die verschiedenen Samlungen des Halleschen Theologen Siegm. Jac. Baumgarten, von Gutachten, welche er größtentheils selbst, zum Theil im Namen der Halleschen theologischen Fakultät ausgearbeitet hat. Sie sind: sieben Samlungen theologischer Bedenken, Halle 1742 und 1744; zwei Samlungen theologischer Gutachten, Halle 1755; und eine Samlung einiger Bedenken der theologischen Fakultät in 2 Theilen, Halle 1747.

In der reformirten Kirche mußte man sich gleichfalls längere Zeit mit casuistischen Untersuchungen behelfen. Der erste berühmte Casuist in dieser Kirche war Wilhelm Perkins, Prof. der Theologie zu Cambridge, gestorben 1602. Er schrieb: Anatomia sacra humanae conscientiae, und Decisiones casuum conscientiae. Beide sind aus dem Engländischen in das Lateinische, das zweite unter dem Titel: Gewissensspiegel, auch in das Teutsche übersetzt. Sein Schüler Wilhelm Amesius schrieb: De Conscientia ejusque jure vel casibus, libri V. zuerst Amstelod. 1630. Der Engländer Robert Sanderson schrieb: De obligatione conscientiae, das zuerst in London 1674 herauskam. Von Joh. Heinr. Alsted erschien 1621: Theologia casuum, und 1643: Summa casuum conscientiae. Er war zuerst in Herborn, dann zu Weißenburg in Siebenbürgen Professor der Theologie. — Endlich trat in dieser Kirche der berühmte französische Theolog Moses Amyraut mit der ersten systematischen Behandlung der Sittenlehre 1625, unter dem Titel: Morale chrétienne, hervor. Dieser systematischen Bearbeitung folgten dann mehre bis auf neuere Zeiten, z. B. Johann Hoornbeck 1663; Jean La Placette 1692; Benedikt Pictet, 1695; und Johann Friedrich Stapfer, 1757.

Wer die Geschichte der Casuistik genauer zu studiren wünscht, und sich nach Quellen und Hilfsmitteln umsieht, dem wird außer den Werken für Kirchengeschichte und theologische Literatur besonders die schon oben angeführte Isagoge in univers. theologiam von Buddeus gute Dienste leisten. (*Märtens.*)

CASUS ist die lateinische Übersetzung des griechischen Wortes πτῶσις, wodurch die Abwandlung eines Nennwortes in Bezug auf die Fallform bezeichnet wurde. Sofern dieses Wort das Declinatum bezeichnete, konten die alten Grammatiker allerdings die Frage aufwerfen, ob der Nominativ der Einzahl auch als das Declinabile unter die Casus zu zählen sey. Sofern man aber unter dem Declinatum jedes der Form nach veränderte Nennwort versteht, wird man in der griechischen und lateinischen Sprache nur wenige Nominative in der unveränderten Stammform finden, welche man in der griechischen Sprache vielmehr dem Vocative, und in sofern auch dem neutralen Nominative zugetheilt hat. Dieses Letztere anerkennend, haben die alten Grammatiker den Nominativ und Vocativ unter der Benennung *Casus recti* zusammengefaßt, und ihnen die übrigen Casus als *Casus obliqui* entgegengesetzt. Man sieht aber leicht, daß, wenn der Teutsche eben so die Fälle oder Fallformen in gerade oder abhängige theilt, hierunter etwas ganz anderes verstanden werde. Denn so wie sich das Wort

Digitized by Google

Fall nicht blos auf die äußere Veränderung der Wortform, sondern auf den verschiedenen Gebrauch des Nennwortes zufolge seiner inneren Bedeutung bezieht; so soll auch die Unterscheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verschiedene Arten der Verhältnisse deuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf diese Weise bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennwortes, oder dessen subjectives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art seiner Abhängigkeit von irgend einem andern Begriffe oder dessen objectives Verhältniß. Beiderlei Verhältnisse lassen sich auf eine dreifache Weise unterscheiden, obgleich für das subjective Verhältniß kaum zweierlei, für das objective dagegen oft sehr vielerlei Casus in den Sprachen zu seyn pflegen.

Die grammatischen Unterschiede des Subjectes werden Personen genant, deren erste den sprechenden, die zweite den angesprochenen, die dritte den besprochenen Gegenstand bezeichnet. Wenn man nun vom *Casus nominativus* oder Nennfalle, welcher den besprochenen Gegenstand nent, noch den *Casus vocativus* oder Ruffall unterscheidet, mit welchem man einen Gegenstand anredet; so sollte man auch einen *Casus locutivus* oder Sprechfall erwarten, der blos deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigentlich die Personbezeichnungen durch besondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, oder durch besondere Verbalendungen alle Unterscheidungen der geraden Fälle überflüssig machen, und der Vocativ nur um der sogenanten Apostrophe willen aufgekommen ist. Ob übrigens eine Sprache den Vocativ vom Nominative durch besondere Endungen unterscheide, oder nicht, darauf kömt es nicht an; sondern so oft eine Apostrophe die Stelle einer Apposition vertrit, so oft steht das gebrauchte Nennwort im Ruffalle, möge er vom Nominative verschieden, oder ihm völlig gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund! statt Dir, meinem lieben Freunde, zu Gefallen. Daß das objective Verhältniß, oder die Beziehung eines betheiligten Gegenstandes ebenfalls dreifach sey, lehret die Vergleichung folgender Sätze: 1) der Arzt heilt den Krieger; 2) der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder der Arzt heilt des Kriegers Arm; 3) der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier sind dreierlei Objecte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das letztere nur in einerlei, das mittlere und erstere aber in dreierlei Beziehung vorkömt. Hiedurch lernen wir den *Casus accusativus* als das eigentliche Object oder den Zielfall kennen, worauf sich eine Handlung zunächst bezieht. Sind mehr betheiligte Gegenstände angegeben, so deutet der *Casus dativus* oder Zweckfall das entferntere oder mittelbare Object an, der *Casus genitivus* oder Ergänzfall dagegen, was mit dem nähern oder entferntern Objecte in irgend einer Beziehung steht.

Wenn nun schon der Zielfall auch gebraucht wird, jede Beziehung auf etwas, die Richtung wohin, das Maß und die Dauer zu bezeichnen, und eben so der Zweckfall auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck, wie die Bestimmung nach Raum und Zeit, andeuten muß; so läßt es sich leicht denken, daß des Ergänzfalles Gebrauch noch weit vielfacher sey. Dieser kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, sie sey subjectiv oder objectiv, und vertrit daher auch des Adjectives, besonders des Possessives, Stelle: er deutet den Theil eines Ganzen, oder auch das Ganze eines Theiles an, und steht insofern oft elliptisch: er gibt endlich den Gesichtspunkt an, von welchem aus etwas betrachtet wird, und kann insofern die Richtung woher, und jede adverbiale Bestimmung der Art und Weise bezeichnen. Aus diesem vielfachen Gebrauche der angegebenen drei Casus ergibt sich einerseits leicht die mögliche Vertauschung des einen mit dem andern, andererseits die Vervielfachung der Casusformen in solchen Sprachen, welche nicht nur für mehre der oben angegebenen Begriffe, sondern auch für manche andere willkürliche Bestimmungen verschiedene Wortformen aufbrachten. Bekant ist die große Anzahl der Casus in der lappischen und finnischen Sprache; untersucht man aber die Sache genauer, so haben zum Theil die den Substantiven angehängten Präpositionen das Ansehen bloßer Formen und Abwandlungen der Nennwörter erhalten, wie der *Negativus* zur Bezeichnung des ohne, zum Theil hat man gewisse Modificationen der oben angegebenen Hauptcasus durch besondere Endungen unterschieden, so wie auch die lateinische Sprache von dem *Dativus* der Einzahl einen *Ablativus* zur Bezeichnung des Mittels ausgeschieden hat, der nicht nur an sich schon manche Beziehungen des griechischen Genitives bezeichnete, sondern auch mit so vielerlei Präpositionen verbunden ward, daß er in den neuern Töchtersprachen des Lateinischen, welche die oben angegebenen Casus durch Präpositionen unterscheiden, zum Wortstamme geworden ist.

So einfach, als Leem die Declination im Norwegisch-Lappischen aufgestellt hat, ist diese nun eben nicht, so daß, die mit Präpositionen gebildeten Casus abgerechnet, im Plural nur die sechs lateinischen Casus aufgezählt zu werden brauchten, im Singular aber selbst der Genitiv mit dem Nominativ, Accusativ und Vocativ zusammenfielen; dennoch ist nicht zu leugnen, daß die 10 bis 15 Casus, welche man in der finnischen und lappischen Sprache aufgezählt hat, nur als besondere Modificationen jener Hauptcasus zu betrachten sind. So scheidet sich der *Accusativus* im Finnischen nicht nur in einen *totalis* oder *partialis*, je nachdem die Wirkung als vollendet oder unvollendet dargestellt wird; sondern auch der Accusativus praedicati oder die Bezeichnung dessen, wozu etwas wird, erscheint als ein besonderer *Factitivus* oder *Mutativus*, welcher im Lappischen mit dem *Nuncupativus* oder dem Nominativus praedicati zusammenfällt, im Finnischen aber sich auch davon unterscheidet. Wieder verschieden davon ist im Finnischen der *Penetrativus*, welcher Bewegung an einen Ort, oder Versetzung in einen Zustand bedeutet, so wie auch der *Ablativus* zur Bezeichnung der Ursache als Bewegung woraus, noch vom *Privativus* zur Bezeichnung dessen, von wo etwas ausgeht, unterschieden wird. Die Frage wo? oder wann? beantwortet der *Locativus*; die Frage wie? der *Descriptivus*; und wie der *Dativus* zugleich das örtliche auf bezeichnet, so der *Mediativus* oder *Instrumentalis* das

Digitized by Google

örtliche über. Auffallend iſt es bei dieſen vielfachen Unterſcheidungen, daß dennoch die Caſus auf mehrerlei Weiſe zuſammenfallen, wie z. B. der letztgenante Caſus für Bezeichnung des Mittels zugleich die Stelle des lateiniſchen Dativs bei dem Verbo substantivo vertrit, und im Lappiſchen der Factitivus dem Nuncupativus gleichlautet. Ja! im Eſthniſchen iſt der Gebrauch des Nominativs und Accuſativs ſo unbeſtimt, daß bei dem Imperativ oft ein Nominativ des Accuſativs, bei Paſſiven dagegen ein Accuſativ des Nominativs Stelle vertrit.

Daß auch die lateiniſche Sprache urſprünglich einen *Locativus* hatte, welcher im Singular auf *i*, im Plural auf *is* ausging, bezeugen Formen, wie *Romai*, *domi*, *ruri*, *foris*, welche die Römer, nachdem ſie, wie faſt alle indogermaniſchen Sprachen, den Locativus abgeworfen hatten, irrigerweiſe für einen Genitiv oder Ablativ hielten, da doch die Ähnlichkeit des griechiſchen οἴκοι mit σοί und des lateiniſchen *ibi* mit *tibi* vielmehr auf einen Dativ leitet, und der lateiniſche Ablativ *Roma*, *domo*, *rure*, *foris*, ſowol, als der homeriſche Genitiv οἴκοθεν, ähnlich dem οἴκοθεν, die Frage woher? beantwortet. Jedermann erkent auch leicht die Begriffsverwandtſchaft zwiſchen der Abhängigkeit und der Bewegung woher, und zwiſchen dem Zwecke oder der Beſtimmung und der Ruhe: und da das Ziel zugleich auch als Richtung wohin betrachtet werden kann, ſo wird man nicht nur leicht begreifen, warum die griechiſchen Präpoſitionen auf die Frage woher? den Genitiv, auf die Frage wo? den Dativ, auf die Frage wohin? den Accuſativ erfodern, ſondern auch die griechiſchen Endungen jener Caſus, mit welchen die teutſchen urſprünglich eben ſowol als die lateiniſchen zuſammenſtimten, aus den adverbialen Bezeichnungen jener Localbeziehungen ableiten. Statt aber in den Beweis dafür tiefer einzugehen, will ich auf den Artikel Declination verweiſen, welchem nur noch μητρόθεν für μητρός, Soph. Oed. C. 522. Aesch. Theb. 664. πατρόθεν für πατρός, 825. beigefügt werden mag; und dagegen hier bemerken, daß die baskiſche Sprache ein eigenes Caſuszeichen für den Fall beſitzt, wenn das Subſtantiv im Handeln begriffen iſt, und daß der in Handlung geſetzte Nominativ, welcher nicht blos als grammatiſches, ſondern auch als reales Subject eines Tranſitivs daſteht, dem Nominativ der Mehrzahl gleichlautet, und nur den Ton von der vorletzten Silbe auf die letzte wirft, z. B. guizónac, die Menſchen, guizonac, der im Handeln begriffene Menſch.

Wie der in Handlung geſetzte Nominativ nur aus der Verbindung mit einem Tranſitive erkant wird, ſo läßt ſich auch die Gattung aller abhängigen Fallformen nur durch die Verbindung mit andern Wörtern beſtimmen: jedes für ſich allein geſetzte Nennwort wird als im Nominative ſtehend angeſehen, welcher daher auch oft, gleich dem Vocative in der Anrede, von aller Verbindung mit andern Wörtern losgeriſſen erſcheint. Ein ſolcher losgeriſſener Nominativ verdient, nebſt dem außer aller Satzverbindung ſtehenden Vocative, allein den Namen eines *Casus absolutus*; gewöhnlich gibt man aber dieſe Benennung irgend einer abhängigen Fallform, welche die Stelle eines adverbialen Zuſatzes vertrit, der zur Vollendung eines Satzes nicht weſentlich nothwendig ſcheint, und in einen beſondern Nebenſatz ſich auflöſen läßt. Hätte man eine ſolche adverbiale Nebenbeſtimmung eines Satzes, wie es billig war, vielmehr *Casus adverbialis* genant, ſo würde man im Griechiſchen nicht für einen *Nominativus absolutus* erklärt haben, was nur als Accuſativ ſich denken läßt, da ja nur ein Casus obliquus die Stelle eines durch eine Präpoſition auflösbaren Adverbs vertreten kann. Aber auch in der teutſchen Sprache herrſcht in Bezug auf einen ſolchen adverbialen Zuſatz eine falſche Anſicht, welche hier berichtigt zu werden verdient. Sofern nämlich der adverbiale Zuſatz an der Stelle eines beſondern Nebenſatzes ſteht, muß er zwei Wörter enthalten, deren eines die Stelle des Subjectes, das andere die Stelle des Prädicates vertrit, und nur da, wo das Subject unbeſtimt gelaſſen wird, kann ein einziges Particip jenen adverbialen Zuſatz ausmachen. Der Lateiner gebraucht in beiden Fällen dazu ſeinen Ablativ als den eigentlichen Casus adverbialis, indem er ſowol audito, als audita re ſpricht. Der Grieche hat dagegen im erſtern Falle den Genitiv, im zweiten aber den Accuſativ gewählt, indem er zwar τούτου εἰρημένου, aber εἰρημένον ſagt. Der Teutſche ſetzt umgekehrt im erſten Falle den Accuſativ, im zweiten den Genitiv, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er im letztern Falle, weil er das Subject nie, auch wo es unbeſtimt bleibt, unbezeichnet laſſen kann, das allgemeine Subject dem Participe nachſetzt, z. B. beſagter Weiſe für dieſes geſagt.

Gewöhnlich glaubt man, den Ausdruck unverrichteter Sache mit infecta re vergleichend, der Teutſche gebrauche den Genitiv gerade ſo, wie der Grieche, als Casus adverbialis, und in dem Ausdrucke: dieſes geſagt, ſey der Accuſativ durch ein ausgelaſſenes habend zu erklären, ohne zu bedenken, daß im Teutſchen jedes Particip durch Vorſetzung mit der vom nachfolgenden Subſtantive abhängigen Flexion zu einem bloßen Attribute werde, wie ſtehendes Fußes für den Fuß ſtehend, und daß bei dieſes geſagt vielmehr ſeyend zu ergänzen ſey, wie es aus folgenden Verſen Fouqué's klar hervorgeht:

Nach alter guter Weiſe ſitz' ich hier
Am Wege, nur das Himmelszelt mein Dach.

Wer auch bei dieſen letzten Worten, wie man irrig bei den griechiſchen Accuſativen ἑξόν, παρόν, προσῆκον, gethan, an einen Nominativus absolutus denken wollte, brauchte nur, um ſich von ſeinem Irrthume zu überzeugen, für das Himmelszelt ein Wort männlichen Geſchlechtes zu ſetzen, wie nur den Himmel über mir als Dach, wobei man freilich eben ſo irrig wieder an ein ausgelaſſenes habend denkt, ohne zu bedenken, daß, wenn man in dem Satze: „Dieſes abgerechnet, iſt das noch zu erinnern" auch habend ergänzen wollte, dennoch nichts anders übrig bliebe, als auch habend für das Participial-Prädicat eines ausgelaſſenen Subjects-Accuſatives zu erkären. Doch da dieſes abgerechnet die Stelle des Satzes „wenn dieſes abgerechnet wird" vertrit, ſo iſt dieſes nicht ſowol ein von abgerechnet regirter, als vielmehr ein adverbialer Subjects-Accuſativ, welchem abgerechnet als

Digitized by Google

Prädicat hinzugegeben ist. Wenn Klamer Schmidt sagt:

Dein Gott so groß! Dein Geist so schön!
Wie könten wir zum letzten Mal uns sehn!

so stehen die *Nominativi absoluti* nicht in so wesentlicher Verbindung mit dem folgenden Satze, als mit dem vorhergehenden die *Accusativi adverbiales* in Gleim's Versen:

So folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien.

Dieses mag hinreichen, den wahren Unterschied eines *Casus absolutus* und *Casus adverbialis* aufzudecken, und für letztere keine andere Fallform anzuerkennen, als welche auch als einzelner Begriff eines Satzes adverbialisch gebraucht werden kann. (*Grotefend.*)

CATADROMUS (Entomologie). Käfergattung, von Mac Leay *) errichtet, von Dejean **) aufgenommen, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Unterabtheilung thoracici. Die Kennzeichen sind: Die drei ersten Tarsenglieder kurz und breit; das letzte Glied der Lippentaster lang, fast beilförmig; Fühler kurz, das dritte Glied kürzer als die beiden folgenden zusammen; Kiefer stark vorragend, schwach gekrümt, scharf; Kinn dreilappig, der mittlere Lappen spitzig; Halsschild beinahe viereckig. Deckschild lang, fast parallelepipedisch. Die einzige bekante, in Java einheimische, von Olivier als Carabus tenebrioides, von Wiedemann als Harpalus Rajah beschriebene Art ist schwarz, grün gerandet, die Deckschilde sind gestreift und haben jedes zwei eingedrückte Punkte. Fast zwei Zoll lang. (*Germar.*)

CATAPACHOS, indianische Völkerschaft in Peru in Südamerika, zwischen dem Huallaga und Ucayale, in der Pampa del Sacramento. (*Stein.*)

CATAPHRACTA, les Cuirassés, benent Latreille (Familles naturelles du règne animal. Par. 1825. 8. p. 91.) seine erste Section der Reptilien, und rechnet dahin die Cheloniер und die Crocodilinen (Emydo-Sauri, *Blainv.*) (*Leuckart.*)

CATECHU. Technischer Gebrauch. Seit einigen Jahren nimt das Catechu eine nicht unbedeutende Rolle in der Baumwollen-Druck- und Färbekunst ein. Sehr schöne und ganz eigenthümliche Broncefarben werden in Verbindung mit erdigen und metallischen Basen und nachherigem Färben im Krappbade erhalten. Die anwendbarsten Abstufungen in dieser Farbe werden durch nachstehende Vorschriften am besten erreicht:

Broncefarbe. 1½ Pfund fein gepulvertes Catechu werden mit 12 Pfund Wasser bis auf 2 Pfund Flüssigkeit eingekocht, das Fluidum mit 6 bis 8 Loth Stärkmehl verkocht, und nach dem Verkochen 6 Loth gestoßener Salmiak eingerührt. Diese Farbe wird aufgedruckt, getrocknet, in einem Kuhmist- oder Kleienbade gereinigt und im Krappbade ausgefärbt.

Wir verdanken Herrn Dr. Dingler nachstehende Farben, die er vermittelst Catechu darzustellen lehrte:

100 Theile Wasser werden mit 15 Theilen Catechu und 15 Theilen Stärke verkocht, zuletzt 12 Theile flüssiges salzsaures Zinn zugegeben. Die mit der Farbe gedruckte Ware wurde nach 3 Tagen im Kleienbade ausgekocht, gewalkt und ausgewaschen; sie stellte in diesem Zustande für sich ein helles Chamoisgelb dar. In Wau ausgefärbt wurde ein Pomeranzengelb, im Krappbade ein sehr schönes Rehbraun, im Fernambukholzbade ein volles Roth und im Kampeschenholzbade ein intensives Lilas erhalten.

Dieselbe Zusammensetzung, nur statt des salzsauren Zinn's 10 Theile trocknes oxydirt salzsaures Zinn stellte ein helles, etwas röthliches Lederbraun dar. Im Waubade wurde ein dunkles Oraniengelb in Bronce übergehend; im Krappbade ein intensives Lederbraun, im Fernambukholzbade ein volles dunkles Rosa gleich den Damascener-Rosen, und im Kampeschenholzbade ein sehr brillantes Lilas erzielt.

100 Theile Wasser, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 8 Theile trocknes oxydirt salzsaures Zinn, 6 Theile concentrirtes flüssiges salpetersaures Kupfer, bildeten ein dunkles Bronce, im Waubade satt Olivengelb, im Krappbade dunkel Bronce, im Fernambukholzbade dunkel Lilas und im Kampeschenholzbade intensives Püce.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 15 Theile salpetersaure Thonerde, ein schönes röthliches Lederbraun, im Waubade ein trübes Braun, im Krappbade Lederbraun, im Fernambukholzbade heiteres Lilas und im Kampeschenholzbade heiteres Violett.

100 Theile Wasser, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 18 Theile salpetersaure Thonerde, 15 Theile salpetersaures Kupfer, ein schönes röthliches Olivengrau, im Waubade ein sattes Olivenbraun, im Krappbade intensives Rothbraun, im Fernambukholzbade dunkles Püce und im Kampeschenholzbade Schwarzblau.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, 15 Theile Stärke, 12 Theile salpetersaures Eisen, dunkles ins Braun übergehendes Grau, durch das Waubad sattes Olivengrün, im Krappbade schönes Braunroth, im Fernambukholzbade intensives Madore und im Kampeschenholzbade sattes Schwarzgrau.

Die übrigen durch Herrn Dr. Dingler angewandten erdigen und metallischen Beizen boten keine beachtungswerthen Resultate dar *).

Als Applicationsfarben und Broncereservagen verdienen in der Baumwollendruckerei nachfolgende einer besondern Beachtung:

A) Bronce. Catechu-Absud. 10 Pfund fein gestoßenes Catechu werden mit 3½ Pfund fein gepulvertem Grünspan und 160 Pfund Wasser 3mal bis auf 42 Pfund Flüssigkeit eingekocht, das erhaltene Fluidum durch ein Haarsieb geschlagen und für den Gebrauch aufbewahrt.

Zur Darstellung der Farbe werden 9 Pfund dieses Absuds mit 1½ Pfund Stärke verkocht, 24 Loth Salmiak hinzugebracht und die Farbe ganz kalt gerührt, wodurch sehr intensiv dunkel Bronce erhalten wird. Will man hellere Abstufungen dieser Farbe erzielen, so setzt man

*) Annulosa javanica l. p. 18. n. 29. tab. 1. fig. 5.
**) Spec. gen. des Coleopt. III. p. 186.

*) Vergl. Dr. Dingler in seinem neuen Journal für die Indiennen- oder Baumwollen-Druckerei. Bd. 2.

Digitized by Google

dem Catechu-Abſude eine verhältnißmäßige Menge Waſſer zu und vermindert das Gewicht des Salmiaks im Verhältniß zur Catechu-Maſſe. Die mit dieſer Farbe gedruckte Ware läßt man nach dem Trocknen 3 Tage lang liegen, wäſcht ſie am Fluß oder Bach gut aus und trocknet ſie ab.

B) Bronce-Reſervagen. Setzt man der Broncefarbe 3½ bis 4 Pfund Zinnſalz zu, ſo erzielt man eine dunkle Broncereſervage. Hellere Abſtufungen werden durch mit Waſſer verſchwächten Catechu-Abſud erreicht, bei welchen das Zinnſalz im Verhältniß zur Catechu-Maſſe beigegeben wird.

Dieſe ſchönen Bronce-Reſervagen eignen ſich für den Druck auf gelbe, oliven, graue, krapplilas und krappviolette, ſo wie auf eiſenblauſaure Gründe. Bei letztern wird die Applicationsſchwarze Farbe, die gelben, rothen und Bronce-Reſervagen auf die mit eſſigſaurem Eiſen imprägnirte und in Kuhmiſt ausgeſottene Ware aufgedruckt, ausgewaſchen, und im geſäuerten eiſenblauſauren Kalibade der Grund blau gefärbt.

Als gärbeſtoffhaltige Subſtanz hat man in der Ledergärberei auch hin und wieder günſtige Reſultate erlangt. In Oſtindien bedient man ſich derſelben zum Gärben. Man ſoll dort Leder binnen 3 Tagen damit gärben, was der heiße Himmelsſtrich wohl möglich macht; 1 Pfund Catechu ſoll 7 bis 8 Pfund Eichenrinde erſetzen. (*Kurrer.*)

CATENIPORA, eine von Lamarck (anim. sans vertebr. tome 2. p. 206.) geſtiftete foſſile Corallen-Gattung, welche von Lamouroux in der franzöſiſchen Ausgabe des Ellis Solanderſchen Werkes: Exposition methodique des polypiers etc. p. 65. aufgenommen worden iſt und die am Ufer der Oſtſee und andern gothländiſchen Küſten ausgeworfenen Corallverſteinerungen der ſogenanten Kettenſteine umfaßt, welche anfänglich von Linné im Syſtem unter die Tubiporen, dann aber in den Amoenit. acad. Vol. I. p. 103. tab. 4. f. 20. zu den Milleporen gezählt wurden. Es ſind parallele Röhren, welche in vergitterten Wänden ſenkrecht herabſteigen. Die Anzahl und Geſtalt der ſenkrecht durch die Maſſe herabſteigenden parallelen Röhren, wie auch ihre Mündungen, bald rund, bald oval, bald elliptiſch, bald ſternförmig, ſind in den verſchiedenen Arten dieſer Corallen-Gattung verſchieden. Eben ſo verſchieden ſind auch die Gitter oder Maſchen des Netzes in ihrer Größe und Geſtalt, welche die ſenkrecht in der Maſſe herabſteigenden Röhrenwände bilden und die flächern oder tiefern Zwiſchenräume zwiſchen den Röhrenwänden. J. Chr. Fuchs in Potsdam hat die 1781 daſelbſt gefundenen Kettenſteine im 3. Bande der Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde S. 132 beſchrieben und abgebildet. Pallas hat nicht nur dieſe, ſondern auch die im 4. Bande der Beſchäftigungen der berliner naturf. Freunde S. 325 erwähnten jaſpisartigen und geſtirnten Kettenſteine von weicherer Steinart, die er von ſeinem Collegen Falk nach ſeiner Rückkehr von Gothland zum Geſchenk erhielt, abgebildet, und ſie in ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten Madreporites reticularis oder concatenatus genant. So hat man alſo die Kettenſteine bald für Milleporen bald für Madreporen bald für Tubiporen gehalten. S. Pallas Elench. Zoophyt. p. 338. Sie gehören aber weder zu der einen noch zur andern Gattung, ſondern ſind ganz eigene, wahrſcheinlich ausgeſtorbene Corallarten der ältern Oceane, ſo wie dies mit mehren der von Linné in Fougts Diss. de Coralliis balticis im erſten Bande der Amoenitat. acad. beſchriebenen und abgebildeten Arten der Fall iſt. Auch Lamouroux ſcheint ſie blos als foſſile Corallen zu betrachten und ſtellt 2 Species derſelben auf.

1) *Catenipora escharoides*, rindenartige Lamellen oder Blätter, wo die Netz- oder Zellen-bildenden Steinwände, in welchen die parallelen zahlreichen, faſt elliptiſchen oder zuſammengedrückten Röhren ſenkrecht hinab ſteigen, durch die ganze Dicke der Maſſe hindurch gehen, Millepora catenulata, Tubipora catenulata Lin., wird gefunden foſſil am Ufer des baltiſchen Meeres.

2) *Catenipora axillaris*, Kettenſteine, in welchen die Kette oder das Netz der ſenkrecht herabſteigenden Wände nur wenige ſehr kurze ſparſam nur in den Winkeln der Maſchen ſich öffnende Röhren, enthalten. Lin. amoenit. acad. Vol. I. p. 105. tab. 4. fig. 16. Ebendaſelbſt zu finden. (*Tilesius.*)

CATHARTIN nennen Laſſaigne und Feneulle den Laxirſtoff, den ſie aus der Senna zogen (ſ. oben Cassia Senna L.). Die Subſtanz kryſtalliſirt nicht, ſieht röthlichgelb aus, riecht eigenthümlich, und ſchmeckt ekelhaftbitter, iſt in allen Verhältniſſen in Weingeiſt und Waſſer löslich, unlöslich in Äther, und wird an der Luft feucht. Aus der wäßrigen Auflöſung derſelben fällen Galläpfelextract und Bleieſſig gelbliche Flocken; Jöd, Bleizucker, Brechweinſtein und Leim verändern ſie nicht, aber durch das ſchwefelſaure Eiſenoxyd wird ſie gebräunt, und Kalien machen ihre Farbe dunkler. Bei der trocknen Deſtillation in einem verſchloſſenen Gefäße wird ſie zerſtört, und in Kohlenſäure, Eſſigſäure, Brenzöl, Kohlenwaſſerſtoffgas und einen kohligen Rückſtand zerlegt, der ganz an der Luft verbrent (ſ. Annal. de Ch. et de Ph. T. XVI.; im teutſchen Auszuge in Stolze's berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie ꝛc. XXIV, 1. S. 85 ꝛc. XXVI, 2. S. 155 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CATTAJO, in der venedigſchen Delegation Padua, an der Straße von Padua nach Eſte, von beiden Städten gleichweit, von Abano 5 ital. Meilen entlegen, war zwei Jahrhunderte hindurch der Sitz des berühmten Geſchlechtes Obizzi, aus welchem der letzte Mann im Mai 1803 ſeine geſamten, in Toscana, im Paduaniſchen und Ferrariſchen gelegenen, jährlich an 40,000 Dukaten ertragende Güter, dem Herzoge von Modena, als dem Oberhaupte des Hauſes Eſte, vermachte. Die Burg zu Cattajo, gegen Ausgang des 16. Jahrh. von Pius Äneas Obizzo erbauet, iſt merkwürdig für den Naturforſcher durch das Material, aus welchem ſie erbauet, aber nicht minder durch viele Frescogemälde von Paul Veroneſe, die Thaten der Obizzi vorſtellend. Auch zeigt man hier das Bildniß der Marcheſin Lucretia Obizza, die in gleicher Lage mit der Römerin Lucretia, den Tod von des Ehrenräubers Hand der Schande vorzog, und dafür von den Paduanern, durch Aufſtellung ihrer Büſte in dem Rathhauſe, geehrt wurde. Vergl. den Art. Obizzi.

(*v. Stramberg.*)

Digitized by Google

CAUDATA. Oppel (die Ordnungen unter den Reptilien S. 78.) theilte die Ordnung der Batrachier in die Familien Apoda, Ecaudata und Caudata. Er war also in diesem Punkte Dumeril im Allgemeinen gefolgt; jedoch mit dem Unterschiede, daß er noch die Familie Apoda, wozu das Schlangengeschlecht Caecilia gehört, den Batrachiern zugesellte. Dumeril (Analytische Zoologie. A. d. Fr. übers. v. Froriep. 1806. S. 90.) hatte die Batrachier in Schwanzlose oder Anuren und in Geschwänzte oder Urodelen getrent, das Genus Caecilia aber bei den Schlangen gelassen. Zu den Urodelen, die mit der Abtheilung Caudata von Oppel übereinkommen, rechnet man die Lands- und Wassersalamander, von welchen ich vorläufig die Salamandra gigantea von Barton unter dem Namen Cryptobranchus getrent habe. (S. Oken's Isis. 1821. Literarisch. Anzeig. S. 260). Später ist jenes Thier von Harlan Abranchus alleghanensis genant, und von demselben ist auch Triton. lateralis *Say* als eigenes Genus unter dem Namen Menobranchus aufgeführt. S. Edinb. journ. of Sc. no. 6. Octbr. 1825. p. 393. — Ferner gehören hieher die bekanten Genera *Proteus* (Hypochthon, Mer.) und *Siren*. Es ist dazu auch ein vor nicht gar langer Zeit erst näher bekant gewordenes Amphibiengeschlecht zu zählen, das Genus *Amphiuma* nämlich, was schon Garden, in einem Briefe an Linné, gekant und Amphiuma means benant hat. Genauer beschrieben in den Medical Recorders. Juli 1819 unter dem Namen *Chrycodonta larvaeformis* und vom Dr. Harlan in dem Philad. Journ. III. Mai 1823. p. 54. (*Leuckart.*)

CAUDISONA. So wird in der ersten Ausgabe von Linné's Systema Naturae und in Laurenti's Synops. Reptilium p. 92 das Geschlecht der Klapperschlangen genant. Von Ray unter dem Namen Vipera Caudisona erwähnt. (*Leuckart.*)

CAUDIVERBERA. Der Name eines von Laurenti (Synops. Rept. p. 40.) gebildeten Sauriergeschlechtes, welches mit Recht nicht angenommen, sondern von den Neuern mit dem Genus Ascalabotes (Gecko) vereinigt ist. Ascalab. (Gecko) Caudiverbera. S. Art. Gecko. — Seba (Thesaur. I. p. 158.) benante mit jenem Namen die Lacerta Dracaena *Lin.* (Tupinambis niloticus *Daud.*, Monitor du Nil *Cuv.*, Varanus Dracaena, *Mer.*) (*Leuckart.*)

CAUMONT. Dieses Städtchen in dem Bezirke von Marmande (s. Caumont 3.), ist das Stammhaus eines davon benanten berühmten Geschlechts. Calo, des Geschlechtes muthmaßlicher Ahnherr, soll auch dem Städtchen Ursprung und Namen gegeben haben. Gottfried, Herr von Caumont, erscheint in einer Urkunde von 1079. Bec und Nompar von Caumont Gebrüder, (von Nompar leitet man die Herren von Lauzun, denen ein eigener Art. gewidmet, ab), schenkten 1211 der Abtei Grandmont das Priorat Merignac, bei Miramont, in Albigeois. Becs Sohn, Wilhelm I., wurde im October 1226 von König Ludwig VIII. mit Caumont, Seinchenlin, Montpeyroux, Castelnau, Mondaille, S. Côme, Seferat, Crocien, les Roues, Laurane, belehnt. Sein Urenkel, Wilhelm III., Herr von Caumont, Samazan und Montpouillan, Seneschall von Toulouse, enterbte 1337 seinen einzigen Sohn, Wilhelm Raymund, weil dieser den Engländern anhing; Philipp von Valois vernichtete indessen das Testament, und gab dem Enterbten nicht nur seine Güter zurück, sondern wußte ihn auch durch diese Großmuth dergestalt zu gewinnen, daß Wilhelm Raymund fortan sein eifrigster Diener wurde. Dieses Enkel, Wilhelm Raymund II., schrieb im J. 1415 Lehren für seine Kinder in französischen Versen, schloß am 29. August 1417 mit dem Grafen Johann von Foix ein Schutzbündniß, welches in gascognischer Mundart abgefaßt, und starb 1426. Sein Urenkel, Franz II., Herr von Castelnau in Perigord, Tonneins in Agenois, Samazan und Montpouillan in Bazadois, Verbigueres ꝛc., verm. 1554 mit Philippine von Beaupoil, Frau auf la Force in Perigord, Masdurant, Aymet und Montboyer, Vicomtesse von Mas-Jezy, wurde, samt seinem ältesten Sohne, Armand, in der Pariser Bluthochzeit im Bette getödtet. Der zweite Sohn, Jakob Nompar, geb. 1559, erlernte unter Heinrich IV. das Kriegshandwerk; er kämpfte an des Königs Seite in dem Treffen bei Arques, wurde General-Lieutenant in dem Gouvernement von Perigord, Bergerat und Montflanquin, sodann Vicekönig von Navarra und Bearn. Nach Heinrichs IV. Ermordung suchte er aus allen Kräften die sinkende Partei der Hugonotten aufrecht zu erhalten; eine Diversion in Guyenne vermochte er nicht zu bewirken, desto mehr konte er sich 1621 in der Vertheidigung von Montauban auszeichnen. Im folgenden Jahre 1622 fand er indessen Gelegenheit, seinen Frieden mit dem Könige, dem der Besitz des von Jakob besetzten Städtchens S. Foi, an der Dordogne, wichtig schien, zu machen; er erhielt 200,000 Rthlr. bar, seine Güter und Würden, bis auf das Gouvernement von Bearn, wurden ihm zurückgegeben, endlich verlieh ihm der König den Marschallsstab (den 27. Mai 1622). Um diesen Preis gab Jakob die Sache seiner Glaubensgenossen, nicht aber ihren Glauben, auf. Er diente sodann als General-Lieutenant der Armee von Piemont, nahm Pignerol, überwand die Spanier in dem Gefecht bei Carignano, und half 1630 Casal entsetzen. Im folgenden Jahre stand er in Lothringen, wo er den 27. December 1631 Moyenvic einnahm, sodann wurde er nach Languedoc geschickt, wo er mehre Städte zum Gehorsam zurückführte. Den 28. Juli 1634 nahm er die bisher unbezwungene Bergveste la Mothe in Lothringen, bei welcher Gelegenheit er, zuerst unter allen französischen Feldherren, sich der Bomben bediente, dann nöthigte er im nämlichen Jahre die Kaiserlichen, von Philippsburg abzulassen, auch brachte er Heidelberg Hilfe. Den 21. März 1635 wurde Speyer durch ihn eingenommen, im J. 1636 wohnte er der Wiedereinnahme von Corbie bei; den Herzog von Lothringen besiegte er in verschiedenen Gefechten. So viele Dienste zu belohnen, erhob der König im Juli 1637 das Marquisat la Force, samt Mucidan und Masdurant, zu einem Herzogthum, zugleich Pairie. Der neue Herzog starb den 10. März 1652, alt 93 Jahre. Der älteste Sohn, den ihm Charlotte von Gontault, des Marschalls von Biron Tochter, geboren, Armand, focht anfangs für die Hugenotten, wurde sodann Maréchal de

Digitized by Google

Camp, auch 1632 Maître de la garderobe du roi, nahm Hagenau und andere rheinische Städte, schlug bei Naon in Lothringen den 18. März 1636 den kaiserlichen Feldherrn Colloredo, der selbst sein Gefangener wurde, erhielt nach seines Vaters Tode den Marschallsstab, und starb den 16. December 1675, über 80 Jahre alt. Sein einziger Sohn, Jakob, Marquis von Maugery, blieb unverheirathet, seine Tochter aber, Charlotte, Frau auf Savelles, wurde 1653 des großen Turenne Gemahlin, und starb kinderlos den 13. April 1666. In dem Herzogthum la Force succedirte Armands jüngerer Bruder, Heinrich Nompar, Marquis von Castelnau und Maréchal de Camp, † 1678, und diesem sein Enkel, Jakob Nompar, Marquis von Boesse, und sein Urenkel, Heinrich Jakob Nompar, Herzog von la Force, Graf von Mucidan, Baron von Castelnau, Caumont, Tonneins, Samazan, Feuillet, Taillebourg, Boesse, Cugnac, Roquepine, Madurant und la Boulaye (bei Evreux), Inhaber eines Infanterieregiments, einer der 40 der französischen Akademie, und Protektor der Akademie von Bordeaux, † kinderlos den 20. Juli 1726, und Armand Nompar, bei seines Bruders Lebzeiten der Marquis von la Force genant. Dieser trat das Herzogthum la Force seinem ältesten Sohne, Jakob, verm. mit einer Tochter des Marschalls von Noailles, ab, und scheint mit demselben das ganze Haus erloschen zu seyn. Jakobs jüngerer Bruder, Armand, fiel vor Coni im September 1744.

(*v. Stramberg.*)

CAXTON, William, der Coster und Gutenberg Englands, wurde ums Jahr 1410 oder 1412 in einer wahrscheinlich unbedeutenden Ortschaft der Grafschaft Kent geboren. Er erlernte zu London bei dem angesehenen Kaufmann Robert Large den Handel, und hatte sich der Gewogenheit desselben in solchem Grade zu erfreuen, daß ihm dieser bei seinem 1441 erfolgten Tode ein für jene Zeit bedeutendes Legat von 20 Mark testamentarisch aussetzte. Hierauf ernante ihn die Compagnie der Londoner Kaufleute zu ihrem Factor in Holland und Flandern, wo er sich über 30 Jahr aufhielt, und 1464 zugleich mit Richard Whetehill einen Handelstractat zwischen Eduard IV. und Herzog Philipp dem Gütigen von Burgund abschloß. Er empfahl sich bei dieser Gelegenheit beiden Höfen in einem solchen Grade, daß er, als Eduards Schwester Margaretha mit dem Herzog Karl von Burgund verheirathet wurde, eine Anstellung an ihrem Hofe erhielt, über deren eigentliche Beziehung keine Nachrichten vorhanden sind. Sie scheint indessen nur eine literarische gewesen zu seyn. Denn auf ihre Veranlassung unternahm er zu Brügge im J. 1468 eine engländische Übersetzung von Raoul le Fevre's Recueil des histoires de Troyes, welche zu Cöln im J. 1471 gedruckt erschien. Es war das erste in engländischer Sprache gedruckte Buch, und Caxton fand an dieser Beschäftigung so vielen Geschmack, daß er sich einen vollständigen Druckapparat anschaffte, mit diesem im Jahre 1474 nach England zurückkehrte, und in der Westminsterabtei eine Druckerei, die erste in England, anlegte. Das erste aus dieser vaterländischen Presse hervorgegangene Werk war eine von ihm selbst aus dem Französischen verfertigte Übersetzung eines ursprünglich lateinisch abgefaßten Werks des Jakob von Cessolis, unter dem Titel: The game and playe of the chesse, 1474. fol. Die Gesamtsumme seiner Drucke beläuft sich auf 64, von denen die meisten Übersetzungen aus dem Französischen sind. Sein letzter datirter Druck ist die engländische Übersetzung der Äneide des Virgilius vom Jahr 1490, und sein Tod fällt in das Jahr 1491 oder 1492. Wie groß indessen auch sein Verdienst um die Verbreitung der Buchdruckerkunst in seinem Vaterlande ist, so hält er doch keine Vergleichung mit andern Druckern seiner Zeit aus. Sein Papier und seine Druckerschwärze ist gut; aber seine gothische Type (der römischen hat er sich nie bedient) ist geschmacklos, widerlich verschnörkelt und verzogen, und die mehren seiner Drucke beigefügten Holzschnitte dienen nur zu ihrer Entstellung. Man kent aus seiner Presse einen einzigen Pergamentdruck: The doctrinal of sapience, 1489. fol., welcher sich im britischen Museum befindet *). (*Ebert.*)

CELTEN, Celtae, Κελτοί, seltener im Griechischen Κελται, sind in der alten Völkerkunde ein Hauptvolk Europa's. Ephorus [1]) theilte die bekante Erde in vier Theile, und wies den Osten den Indiern, den Süden den Äthiopen, den Norden den Scythen und den Westen den Celten an. Wird die letztere Behauptung auf Europa beschränkt, so ist sie für den Zeitraum von 600 bis 300 Jahr v. Chr. und noch weiter herab richtig. Denn vom Cap St. Vincent und Finisterre bis zu den Ausflüssen der Donau, von Schottland bis Marseille, vom Main und den Quellen der Elbe bis an den Apennin und nach Bosnien und Croatien wohnten Celten, wenn gleich hie und da mit dazwischen geschobenen andern Völkern, oder mit ihnen verschmolzen. Die Celten wurden daher für das größeste Volk Europa's und nach ihnen die Thracier gehalten [2]). Weil aber einige alte Geographen, wie Hipparchus [3]), das Celtenland bis zu 58 bis 60 Grad nördlicher Breite hinaufrückten und angenommen wurde, daß drüber hinaus wegen der Kälte keine Menschen mehr wohnten, auch überhaupt die den Celten nördlich wohnenden Völker noch nicht bekant waren, so kamen die Celten auch in dem Norden Europa's zu stehen. Eine zweite Verwirrung entstand daher, daß späterhin die teutschen Völker die Wohnsitze der Celten im südlichen Teutschland und in Pannonien auf längere oder kürzere Zeit besetzten, und sich mit ihnen vermischten. Daher ist es gekommen, daß man Celten und Teutsche häufig für eine Nation angesehen und den Unterschied in Sprache, in gottesdienstlicher, bürgerlicher und häuslicher Einrichtung, in Tracht, Waffenart, Charakter und Sitten, welcher sich klar nachweisen läßt, zu wenig beachtet hat. Hiemit soll nicht ausgesagt werden, als sey die Vorstellungsweise völlig unrichtig, daß der ganze Norden Europa's vom Hämus und den Alpen bis nach Scandinavien uranfänglich mit einerlei Volk gefüllt gewesen, welches einerlei Sprache,

*) J. Lewis life of W. Caxton. Lond. 1737. 8. Biographie univ. T. 7. p. 461 f. J. Johnson's typographia (Lond. 1824. 12.) Vol. I. p. 79—208. Ames typogr. antiq. by Dibdin. T. I.

1) Strabo l. p. 33 und 34. 2) Pausan. I, 9.
3) Strabo II. p. 72.

Digitized by Google

Sitten und Lebensart geführt und nur späterhin durch locale Bildung, veränderte Einrichtung, Lebensart und Sprache sich merklich unterschieden habe, eine Idee, auf welche die zum Theil unvollständigen Nachrichten der Griechen und Römer selbst führen konten, und welche die meisten Alterthumsforscher angenommen haben. Es kann dies, weil es durch viele Bemerkungen wahrscheinlich gemacht wird, zugegeben werden, nur wird behauptet, daß in den historischen Zeiten Celten und Teutsche zwei verschiedene Völker waren. Es kann in diesem Artikel von den Celten nur im Allgemeinen gehandelt werden, weil vieles Einzelne und Specielle in andern Artikeln theils schon erwähnt ist, theils noch dargelegt werden wird. Nach einigen Vorbemerkungen über Herkunft und Namen sollen hier besonders die Wanderungen der Celten dargestellt werden, um die hiedurch entstandenen Hauptzweige des Celtenstammes zu bestimmen und in eine Übersicht zu bringen, über welche dann die besondern hier anzuzeigenden Artikel weiter nachzulesen sind.

Pelloutier [4]) hat behauptet, daß Pannonien und die benachbarten Gegenden, aus denen späterhin jene celtischen Völker, welche Macedonien, Thessalien bis Phocis und Ätolien hinab verwüsteten, einen großen Theil Thraciens eroberten und endlich in Kleinasien weitläufige Landschaften einnahmen, die unter dem Namen Galatia bekant sind (s. Galater und Galatia), das eigentliche Mutterland der Celten seyen, und daß die Pelasger, welche in den frühesten Zeiten in Griechenland, Kleinasien und in Italien auftreten, eben diese Celten gewesen wären, eine Meinung, zu welcher einige misgedeutete Angaben der Alten Veranlassung gegeben haben. Auch Mannert [5]) vermuthet, daß die Celten von Osten, von Thracien her, einwanderten, und daß ihre nachmaligen Züge nach jenen Gegenden nichts weiter als Rückwanderungen auf einer bekanten Völkerstraße waren. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich in den Mythen Spuren solcher Einwanderungen aus jenen Gegenden finden. Nach Timagenes [6]) erfolgten zwei Heerzüge nach Gallien, zuerst unter einem ältern Herkules, welcher Dorienser an den Meeresküsten zurückließ, und später unter dem jüngern Herkules, Amphitryons Sohne, welcher in Spanien den Geryon überwand und in Gallien, wo er die Stadt Alesia [7]) anlegte, den Tauriscus tödtete, den Stammvater der Taurisker, welche celtische Nation, zu welcher auch die Salassii und Lepontii gehörten [8]), die Alpen und vorzüglich die norischen Bergländer einnahm. Allein theils fanden selbst nach diesen Mythen jene Heroen bereits das Celtenvolk vor, wenn gleich nicht unter diesem Namen, welchen die Mythe zum Theil von den Söhnen des Herkules erst ableitet, theils werden auch nach den Nachrichten, welche der celtische Priesterstand, der gebildetste Theil der Nation, mittheilte, die Celten aborigines und indigenae genant, welche zuerst in dem Lande erschienen und, wenn auch eingewandert, doch keine frühern Besitzer des Landes kanten. Die ältern Alterthumsforscher [9]), welche fast alle von der mosaischen Völkertafel ausgehen, und hiebei Josephus zu Hilfe nehmen, leiten die Celten von Gomer, dem ältesten Sohne Japhets ab, von diesem die Parther, Titanen, Cimmerier, Cimbern und von diesen Celten und Gallier, und benutzen, um die Titanen für die Celten auszuklügeln, ein poetisches Bild des Callimachus [10]) und vielleicht auch die Nachricht Varro's [11]), der von Einwanderung zwar nicht der Parther, doch der Perser in Spanien redet. Sind aber auch manche Irrungen und Übertreibungen in diese Ableitung eingeschlichen, so muß man doch historisch zugeben, daß die alte Welt geglaubt hat, es sey die westliche Halbinsel vom Morgenlande aus bevölkert worden. Denn aus punischen Büchern berichtet sogar Sallustius [12]), daß Meder, Perser und Armenier in Spanien einwanderten, wie denn die Iberer, als Stammvolk in Armenien und daneben die Gelä Γῆλαι und Γέλαι sich finden [13]), und da die Celten einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung in Spanien ausmachten, so ist wahrscheinlich, daß auch diese aus jenen morgenländischen Gegenden kamen. Jene Spuren celtischer Bevölkerung, welche man bis fast zu dem See Mäotis findet, können indeß nicht als sichere Andeutungen dafür gelten, weil die Wanderungen der Celten von Westen nach Osten seit dem Jahre 600 v. Chr. nicht bezweifelt werden können und daher wohl möglich ist, daß einzelne Abtheilungen dieser beweglichen und unternehmenden Nation selbst bis zum Don vorgeschritten sind, zumal da die Geschichtschreiber und Geographen, welche alle später lebten, uns nicht in den Stand setzen, die alten Spuren der vermuthungsweise aus Asien angenommenen Wanderungen der Celten nach Westen von denjenigen Spuren, welche die Celten späterhin in umgekehrter Richtung hinterließen, zu unterscheiden. Beschränkt man sich daher, wie billig, auf die historische Zeit, so kann man nur Gallien für das Hauptland und die Mutter der Celten halten und muß die Frage, aus welchem andern Lande sie ursprünglich dahin wanderten, unbeantwortet lassen, weil dies Ereigniß jenseits der Geschichte im Dunkel liegt.

Der Name Celten, der aber Kelten ausgesprochen werden muß, war in Gallien einheimisch [14]) und der allgemeine für alle die vielen durch besondere Namen unterschiedenen celtischen Völkerschaften. Man hat versucht die Bedeutung desselben zu bestimmen. Pezron [15]) hält es für gleichbedeutend mit tapfer und dem teutschen Worte Helden (aber mit Verstärkung des H ausgesprochen). In den Collectaneis von Leibnitz wird es von gelten abgeleitet [16]). Nach Court de Gebelin [17]) ward der Name von der Kälte entlehnt, welche in dem nördlichen Eus

4) Pelloutier histoire des Celtes. lib. I. c. 8. p. 51. 5) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. II. p. 20. 6) Bei Ammian. Marcell. XV, 9. Vergl. Plin. III, 21. 7) Diodor. IV, 19. und V, 24. 8) Plin. III, 24.

9) Vergl. Helleri de origine gentium Celticarum Dissert. p. 2 seq. 10) Callimach. in Delum V, 174. 11) Plin. III, 3. 12) Bell. Jugurth. 14. 13) Plutarch. Pompej. 35. Vergl. Considerationes ad epist. Pezronii in Leibnitii collectaneis etym. I. p. 69. 14) Caesar I, 1. Pausan. I, 3. 15) S. Leibnitii collectanea etymologica ed. Georg. Eccard. p. 63. 16) p. 104. 17) Monde Primitif. Tom. V. p. XII.

Digitized by Google

ropa herrſchte, welches von den Celten nach ſeiner Meinung beſetzt war. Vielleicht hat zu dieſer Ableitung Pauſanias [18]) und andere Schriftſteller [19]), welche die Kälte in Gallien als ſehr heftig ſchildern, Veranlaſſung gegeben. Mezeray [20]) führt das celtiſche Wort Gal oder Gault Wald an, weil Gallien früher mit Wald bedeckt geweſen, Camden [21]) aber Gualt Haar und Gualtor behaart, weil die Celten ein langes Haar trugen. Nach der Mythe hat ein König Celtus d. i. Keltus oder Galates, wie ihn Diodor nent, der Nation ihren Namen gegeben, dieſer Celtus war aber, nach einer andern Mythe, welche offenbar jüngern Urſprungs iſt, ein Sohn des Herkules und der Celtine, einer Tochter des Brestannus [22]). Jene Angabe, daß ſich die Nation von einem beliebten Könige, der durch Tapferkeit, Kriegsthaten und Eroberung vieler Theile des angrenzenden Landes ſich großen Ruhm erworben hatte, benant habe, iſt noch unter allen das Wahrſcheinlichſte. Sie ſagt zugleich aus, daß der Name Celten erſt in Gallien entſtanden, und von hier aus in alle Gegenden, wohin aus Gallien celtiſche Völker auswanderten, verpflanzt iſt, ein Satz, welcher ſich durch die Geſchichte beſtätigt, und von Schöpflin [23]) gegen Andere ſehr gut vertheidigt iſt. Gallien war demnach das Mutterland der Celten und hier wurde recht eigentlich das Volk Celten genant, daher auch Diodor anzumerken nöthig findet [24]), daß zwiſchen den Alpen und den Pyrenäen das Volk Celten heiße; diejenigen celtiſchen Völker aber, welche ſüdlich und bis zu dem hercyniſchen Gebirge und bis Scythien hin wohnten, Galater oder Gallier genant würden. Dieſe Unterſcheidung wurde durch das Bedürfniß der Deutlichkeit faſt nothwendig. Inzwiſchen werden von den Griechen auch die pannoniſchen und illyriſchen Celten ſehr häufig Kelten und nur die aſiatiſchen vorzugsweiſe Galatä genant. Den Namen Galli gebrauchen aber die Römer von allen celtiſchen Völkerſchaften, die Europa bewohnten, wofern ſie ſich nicht der beſondern Namen, wodurch ſie jene unterſchieden, bedienten, wiewol ſie auch hier häufig den allgemeinen und beſondern Namen neben einander ſtellten, als Galli Senones, Galli Gaesatae.

Was nun die eigentlichen Celten in Gallien betrifft, ſo waren dieſe zu Cäſars Zeit auf die Landſchaften zwiſchen der Garonne, Marne, Seine und dem Ober-Rheine und die Schweiz beſchränkt, ſie beſaßen aber früher auch das Land der Belgä, bis dieſe ſich mit ihnen vermiſchten und mit nachrückenden teutſchen Völkern noch mehr vermiſcht wurden. Eben ſo war das ſüdliche Gallien bis auf die Küſtenſtriche, wo Iberer und griechiſche Colonien ſich feſtgeſetzt hatten, von Celten erfüllt. Dieſe Celten zerfielen in viele einzelne Völkerſchaften, welche eben ſo viel Staten bildeten, wurden aber meiſt ariſtokratiſch regirt und durch die Hierarchie der Druiden (ſ. Druiden) zuſammen gehalten. Über dieſe Celten und ihr Land müſſen die Art. Galli und Gallia nachgeleſen werden. Hier wird blos bemerkt, daß dieſes geſegnete Land ſchon in alter Zeit einen Überfluß an Menſchen hatte, die kriegeriſch und unternehmend, zu weiten Heerzügen bereit waren, um ſich wenniger bedrängte und überfüllte Wohnſitze zu erobern.

Die älteſten Auswanderungen dieſer Art waren unſtreitig nach Spanien gerichtet. Varro [25]), welcher die Einwanderung der Celten und Iberer meldet, gibt nicht die Zeit an, wo ſie geſchah. Offenbar zogen aber die Celten nicht zugleich mit den Iberern in das Land ein, ſondern kamen ſpäter an und fanden die Iberer vor, mit denen ſie um das Land kämpften und endlich durch einen Vertrag, welcher die gegenſeitige Verheirathung feſtſetzte, mit ihnen zu einem Volke, Celtiberen genant, welches das mächtigſte und ausgebreitetſte in Spanien ward, verſchmolzen [26]). Nach Lucan waren dieſe Celten von ihrem alten Stammvolke in Gallien vertrieben worden. Außerdem wohnten aber Celten unvermiſcht in Andaluſien, mit welchen Hamilcar kämpfte [27]), desgleichen zwiſchen der Guadiana und dem Tajo unter dem Namen Celtici [28]), eben ſo in Galicien vier celtiſche Völkerſchaften, Artabri, Nerii, Tamarici und Präſamarci [29]). Auch die Verones, Carpetaner und Ilergeten werden Celten genant [30]). Die Menge von Städten in Spanien mit der celtiſchen Endigung briga, Berg, Hügel, bei den Thraciern bria Stadt, weil die Städte auf Hügeln angelegt wurden, bezeugt die zahlreiche Anſiedlung der Celten. Wegen dieſer Menge Celten begriffen die ältern Griechen, Herodot, Ariſtoteles und Hipparchus unter Kelten und Keltike auch Spanien und deſſen Bevölkerung [31]). Strabo merkt an einigen Orten an [32]), daß die Sitten mit denen der Celten, Thracier und Scythen in vielen Stücken übereinſtimten.

Von iberiſchen und galliſchen Celten waren die britiſchen Inſeln bevölkert worden, daher hier die Sitten denen der Iberer und Gallier glichen, und die Sprache nicht viel unterſchieden war [33]). Die obgedachte Mythe von dem Bretannus und ſeiner Tochter Celtine deutet auch die Verwandtſchaft an. Ptolemäus fand in Britannien Pariſii, Atrebatii und Belgä, Bewohner Galliens wieder. Beda [34]) leitet die Briten von den Küſten Galliens her, eben ſo Wilhelm Camden. Die Unterſuchungen über die Sprachen [35]), namentlich über das Galic in Schottland, das Iriſche in Irsland und das Cymreg, die Sprache der Cymri, jener alten Belgen, welche ſich an den Küſten niedergelaſſen hatten (ſ. Belgä) und ſpäterhin von den Angelſachſen nach Wales verdrängt wurden, ſetzen außer Zweifel, daß die alte Bevölkerung Britanniens celtiſch war. Allein die Zeit, wann die Beſetzung der Inſel anhob, denn wahr-

18) Pausan. I, 35. 19) Ammian. XV, 10. 20) Hist. de France avant Clovis p. 7. 21) Britannia p. 23. 22) Parthenios in Eroticis 30. Ammian. l. c. Diodor. V, 24. 23) Vindiciae Celticae p. 4 seq. 24) Diodor. V, 32.

25) Plin. III, 3. Lucan. IV, 9. Appian. Hispan. p. 424. 26) Diodor. V, 33. 27) Diodor. Fragm. lib. XXV. p. 355. ed. Bip. 28) Strabo III. Plin. III, 1. Mela III, 1. 29) Mela III, 1. Strabo III. p. 153. 30) Strabo III. p. 245. Stephan Αἶκα. Ptolem. II, 6. 31) Herodot. II, 33. Aristoteles de mundo c. 3. Strabo III, 130. 32) Strabo III. p. 165. 33) Tacit. Agric. II. Strabo IV. p. 200. Vergl. Caesar V, 12. 34) Bedae Histor. Eccles. I, 1. Cambdeni Britannia p. 12 et 25. 35) Adelung und Vaters Mithridates II, p. 142 etc.

Digitized by Google

scheinlich erfolgte sie allmälich, kann so wenig, als bei den iberischen Celten angegeben werden. Vermuthungsweise ist anzunehmen, daß sie in sehr alten Zeiten begonnen habe, weil behauptet wurde, daß der Orden der Druiden in Britannien entstanden sey, und noch zu Cäsars Zeit diejenigen dahin zu reisen pflegten, welche den höchsten Unterricht in der Druiden-Weisheit erlangen wollten [36]). Wahrscheinlich waren um 600 Jahr vor unserer Zeitrechnung die Auswanderungen dahin vollbracht, weil seitdem die Übervölkerung nach einer andern Seite einen Abfluß erhielt.

Denn zur Zeit des Tarquinius Priscus [37]) im Jahre 589 v. Chr., sendete der celtische König Ambigatus, um Gallien der übergroßen Volksmenge zu entledigen, zwei Söhne seiner Schwestern, Bellovesus und Sigovesus, mit rüstigen Völkern aus, den ersten nach Italien, den zweiten nach Teutschland, um neue Wohnsitze einzunehmen. Livius nent Bituriges, Arverni, Senones, Äqui, Ambarri, Carnutes, Aulerci, Kriegsscharen aus den in Gallien angesessenen Völkern, welche Bellovesus begleiteten. Allein diese Völker kamen nicht mit einem Male, sondern nach und nach in Italien an, wie sich aus der Vergleichung ergibt. Bei dem ersten Vordringen wurden die Tuscer vertrieben, und es besetzten nach Polybius die Lai oder Lävi und Lebecii Piemont und die mächtigen Isubres das Mailändische, wo sie auch Mediolanum anlegten. Der District hieß von ihrer Ankunft das Land der Isubres, welcher Umstand vermuthen läßt, daß schon früher Celten sich dort niedergelassen hatten, wie es denn auch eine doppelte Nachricht über die Veneter gab, deren eine sie von den Venetern in Gallien ableitete [38]). In der That glichen, wie Polybius anmerkt, die Veneter in Sitten und Tracht den Galliern, obgleich ihre Sprache abweichend war, welche aber durch den frühern Aufenthalt in Italien sich geändert haben konte. Ein anderer Schwarm Cenomani, von Elitovius geführt, folgte dem vorigen, und besetzte die Gegend von Brixen und Verona. Hinter ihnen am Ticinus setzten sich die Salluvii fest. Ein neuer Schwarm, die Boji, welche 120 Tribus allein ausmachten [39]), und die Lingones gingen, da sie bereits alles Land zwischen den Alpen und dem Po gefüllt fanden, über diesen Fluß, verdrängten auch hier, wie sie jenseits des Flusses gethan hatten, die Tuscer, besetzten das Land zwischen dem Po und dem Apennin, und nahmen sogar Umbrien ein. Die Senones, welche zuletzt anlangten, besetzten noch südlicher das Land zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meere bis gen Ancona. Der Häuptling derselben, Brennus, nahm 389 Rom ein, und seitdem hatten die Römer mit diesen Celten 200 Jahr zu kämpfen, bis sie sich in Römer verwandelten oder auswanderten. Die Bojer machten ihnen am meisten zu schaffen. Sie wehrten sich nach dem zweiten punischen Kriege noch 15 Jahre lang wie Verzweifelte, bis sie, nicht länger fähig zu widerstehen, Italien verließen [40]). Statt der obgedachten Lingones, nent Polybius die Ananes und Ägones. Diese italienischen Celten erbaueten außer Mailand, Como, Bergamo, Verona, Trient, Brixen, Vicenza [41]). Von Brixen war der Weg auf der rechten Seite des Inns, welcher Grenzfluß des hiesigen Celtenlandes wurde, in das jenseitige Land bis an die Donau geöffnet, wohin ebenfalls celtische Bojer einwanderten.

Von Oberitalien gingen die illyrischen und pannonischen Celten aus. Denn die von Livius oben erwähnten Bituriges, Arverner, Äquer, Ambarrer, Carnutes, Aulercer werden nicht weiter in Italien gefunden. Diese Völker, welche in Oberitalien keinen Platz mehr fanden, rückten weiter östlich fort, überwältigten die Gebirge und in den Durchgängen Illyriens die dortigen Barbaren, und ließen sich in Pannonien nieder, wo sie die Einwohner unterjochten und die benachbarten Völker bekriegten [42]). Sie waren seitdem das herrschende Volk von Istrien bis an die Donau in den Gebieten von Krain, Kärnthen, Steiermark, Östreich und in demjenigen Theile Ungerns, das auf dem rechten Ufer liegt, in Slavonien, Croatien, Servien bis Bosnien hinein in verschiedenen Zeiten mehr oder minder ausgedehnt, je nachdem das Glück ihrer Waffen ihnen weitern Spielraum gab. Aber auch hier verschwinden die besondern völkerschaftlichen Namen, wenn man nicht etwa in Carnuntum, Carrodunum und Carni, welche ein celtisches Volk waren [43]), ein Andenken der Carnutes findet, vielmehr treten hier die Celten in drei Völkerschaften auf, die Scordisci, Taurisci und Boji genant werden.

Die Scordisci, mit welchen Stephanus die Skitii verbindet, hatten ihren Hauptsitz in Slavonien und dem nördlichen Theile Serviens, und reichten von der Donau west- und südwärts bis zur Kulpa und den Gebirgen von Bosnien und Croatien. Allein einzelne Theile dieses kriegerischen Volkes saßen noch weiter in Osten und Süden unter Illyriern, Triballern und Thraciern. Sie brachten den Römern viele Niederlagen bei, wurden aber doch endlich von ihnen überwältigt [44]).

Die Taurisci besaßen Steiermark und die umliegenden Gegenden, stießen an dem Savus mit den Scordiscern zusammen, und in der Gegend des Peiso-Sees mit den Bojern in Pannonien. Im Westen machte der Inn die Grenze. Sie wurden auch Tauristä, Teristä, Ligyrisci und Troi genant, wenn nicht etwa besondere Abtheilungen darunter verstanden sind. Die Römer nanten sie Norici, vermuthlich von der Hauptstadt der Taurisci Noreja, und das ganze Land Noricum. Zu ihnen gehörten auch die obgedachten Leponti und Salassi, und auch die Taurini, wie denn Polybius vorzugsweise die Anwohner der westlichen Alpen Taurisci nent. Es scheint daher, daß sich dieser sehr alte Celtenstamm der Taurisci, oder Norici, dessen die Mythe schon erwähnt, auf der ganzen Alpenkette entlang in frühesten Zeiten fest gesetzt hatte, und daß die später folgenden Einwanderungen sich in seinem Namen

36) Caesar VI, 13. 37) Liv. V. 34. Polyb. II, p. 105. ed. Casaub. 38) Strabo V, p. 212. 39) Plin. III, 20. 40) Strabo V, p. 203.

41) Justin XX, 5. 42) Justin XXIV, 4. 43) Grater. Inscript. I, p. 298. 44) Strabo VII, p. 217 etc. Liv. XX. 57. XXI, 19. Epitome 56. Sext. Ruf. c. 11. Stephan. p. 68.

Digitized by Google

verloren. In den Kriegen der Römer gegen ihre Stammgenossen fochten die Taurisci von 238—220 in Hetrurien und an dem Po tapfer gegen die Römer. Als Gallia Cisalpina unterjocht war, behaupteten sie in ihren Gebirgen die Freiheit. Zur Zeit Cäsars hatten diese norischen Celten einen König, Namens Vocio, der seine Schwester zur Gemahlin dem Ariovist nach Gallien schickte [45]). Ein Theil von ihnen, der mit den pannonischen Bojern verbunden war, wurde von den Dacіern und Geten ausgerottet, und die übrigen unter Augustus bezwungen. Die Taurisci hatten Nauportus angelegt, baueten also Städte, trieben Handel und auch die Bergwerke [46]).

Die Boji (vergl. Boji) erfüllten das eigentliche Pannonien, waren im Norden und Osten von der Donau eingeschlossen, und grenzten im Süden und Westen an die Scordisci und Taurisci, oder Norici. Der Name Boji ist unter allen celtischen Völkerschaften der allermeist verbreitetste, zugleich sind die Boji die kriegslustigsten aller Celten. Sie machten in Italien, wo sie 112 Tribus bildeten, den Römern am längsten zu schaffen, und der Überrest von denen, die sich nicht unterwarfen, wanderte an die Donau aus, und bekriegte mit ihren Stammgenossen vereint sogleich die Dacier, von denen sie aber endlich unter Börebistes zu Cäsars Zeit dergestalt zu Grunde gerichtet wurden, daß ein Theil ihres Landes die Wüste der Bojer hieß. Sie erlitten diese Niederlage unter ihrem Oberhaupte Critasirus [47]). Es muß weiter unten noch einmal von ihnen die Rede seyn.

Außerdem hatten sich die Celten in Illyrien und Thracien eingedrängt, und sich mit den Bewohnern dieser Länder, vorzüglich mit den Illyriern vermischt [48]). Die Japodes, ein Hauptvolk Illyriens, hatten daher die ganze celtische Kriegsrüstung angenommen [49]), und werden von Stephanus ein celtisches Volk genant. Auch die Autariatä, die mächtigste Völkerschaft Illyriens, schlossen sich an die Kriegszüge dieser Celten [50]) an. Die Vereinigung dieser Völker war endlich so groß, daß eine Mythe, wahrscheinlich in Sicilien und in jüngerer Zeit, geschmiedet wurde, nach welcher Polyphem, der Cyclop, mit Galatea drei Söhne, Celtus, Illyrius und Galas gehabt habe, die von Sicilien abgegangen und Beherrscher der nach ihnen benanten Völker der Celten, Illyrier und Galater geworden wären [51]). Die Siculi hatten früher an den Küsten des adriatischen Meeres Verkehr betrieben und Ancona nebst Numana erbaut [52]), auch Agathokles Corcyra und andere Plätze eingenommen.

Diese große Gegend zwischen der Donau, der Morava, dem adriatischen Meere und dem Inn gelegen, in welcher die pannonischen, illyrischen und norischen Celten unter den Namen Bojer, Scordisker und Taurisker saßen, aber nach celtischer Weise in viele kleine Völkerschaften, welche zum Theil bekant sind, wiederum getheilt waren, wird von Plutarch [53]) ἡ κάτω Γαλατία Unter- oder Niedergallien genant. Aus diesem Lande kamen die Gesandten, welche 336 vor Chr. G. Alexander den Großen durch ihre stolze Sprache überraschten [54]), ferner jene 212,000 Kriegsleute, die seit 280 vor Chr. Geb. Macedonien, Thessalien, Griechenland und Thracien überschwemten, und sich endlich weitläufige Landschaften in Kleinasien erwarben (s. Galatä und Galatia), jene Tausende von Celten, die seitdem in den Heeren des Pyrrhus, Antigonus, Perseus, Demetrius Pharius und anderer macedonischen und epirotischen Könige und der neben ihnen wohnenden Dynasten als Söldlinge dienten; aus diesem Lande brachen zunächst die Cimbrer hervor, die den Römern so großen Schrecken einjagten (s. Cimbri); um die Freundschaft der Celten dieser Gegend bewarb sich Mithridates, und hegte die Hoffnung, mit ihrer Hilfe, wie einst Hannibal, auf der andern Seite in Italien einzudringen [55]); aus diesem Lande kamen zu Cäsars Zeit jene 32,000 Mann Bojer den Helvetiern zu Hilfe, als diese aus der Schweiz in die flachern Gegenden Galliens ihren Wohnsitz verlegen wollten, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Bojer in Nieder-Gallien noch ums Jahr 50 v. Chr. G. 92,000 Mann ins Feld stellen konten; diese Celten waren es, welche von dem Börebistes, dem Könige der Dacier und Geten gedemüthigt wurden [56]), so daß die Römer deren Lande mit leichterer Mühe hernach unterwerfen konten; endlich gingen wahrscheinlich von diesen Celten die Bastarnä aus, von denen weiterhin die Rede seyn soll.

Durch die Donau, welche noch zur Zeit des Tacitus die südliche Grenze Germaniens war, wurden die germanischen Celten von dem eben beschriebenen Unter-Celtenlande geschieden. In dieses südliche Germanien, welches Tacitus die Stirn Germaniens nent, waren die Celten unter Sigovesus, denen die hercynischen Bergwälder zu ihrem künftigen Wohnsitze angewiesen wurden [57]), eingewandert. Durch eine misgedeutete Stelle [58]) haben sich mehre Alterthumsforscher verleiten lassen, anzunehmen, daß diese Auswanderung ihre Richtung durch Rhätien und Noricum nach Pannonien genommen habe. Allein die hercynischen Waldgebirge lagen auf der nördlichen Seite der Donau, und bedeckten den südlichen Theil des damaligen Teutschlands vom Schwarzwalde bis zu den Karpaten [59]), und Cäsar sagt, daß die Volcä Tectosages ehemals, da die Gallier noch durch ihre Tapferkeit den Teutschen überlegen waren, ohne Ursach sie mit Krieg beästigten und Colonien über den Rhein schickten, die fruchtbarsten Gegenden des hercynischen Waldstriches eingenommen hätten. „Dieses Volk behauptet sich" schreibt er „bis zu dieser Stunde in seinen Wohnsitzen, hat den höchsten Ruf der Gerechtig-

45) Caesar I, 53. 46) Polyb. II, p. 103. 118. Strabo VII, p. 306. 304. 313—318. Plin. III, 23. 24. Stephan v. Ταυρίσκοι. Suidas v. Νώρος. 47) Strabo VII, p. 313. Plin. III, 27. Überhaupt ist über die Boji als treffliches Werk zu empfehlen: Mari Velseri Rerum Boicarum libri quinque, von denen die ersten beiden Bücher sich über die alten Bojer verbreiten. 48) Strabo VII, p. 304. 49) Strabo VII, p. 315. 50) Appian. Illyr. p. 758. 51) Appian. eod. l. 52) Plin. III, 18.

53) Plutarch. Aem. Paul. 9. 54) Arrian. I, 4. 55) Appian. Mithrid. p. 407. 56) Strabo VII, p. 304. Jornand. 11. 57) Liv. V, 33. 58) Liv. XXXVIII, 17. 59) Caesar VI, 24.

Digitized by Google

keit und des kriegerischen Geistes, es verhart auch jetzt noch in derselben Armuth, Dürftigkeit und Geduld, wie die Germanen, und bedient sich mit ihnen derselben Lebensart und Kleidung." Es können demnach diese nicht jene Teetosagen seyn, welche 120 Jahr zuvor nach Asien nebst andern celtischen Heerscharen gezogen waren. Auch Tacitus [60]) bezeugt, die celtischen Helvetii hätten das Land zwischen dem Rhein, dem Main und dem hercynischen Walde, unter welchem er offenbar den Böhmer-Wald versteht, eingenommen, die darüber liegenden Länder (also Böhmen und Mähren), wären von den Bojern eingenommen worden. Beides wären gallische Völker. Noch sey der Name Bojemum geblieben, und erhalte das alte Andenken der Gegend, obgleich die Bewohner sich geändert hätten. Denn wie er weiters hin anführt [61]), hätten die Marcomanen, deren Ruhm, Kraft und Tapferkeit jetzt hervorstrahle, das Volk der Boji fortgetrieben und deren Sitze sich bemächtigt.

Es ist nämlich völlig richtig, daß, als die Marcomanen herrschend wurden, die Bojer verschwanden. Es muß hier, wie oben angedeutet, noch einmal auf die Bojer zurückgegangen werden. Als Cäsar nach Gallien kam, fand er nirgends Bojer, als Volk, vor. Die Bojer hatten aber in Italien, wie erwähnt, in 112 Tribus gegen die Römer gekämpft, und waren die letzten, welche das Schlachtfeld verließen und aus Italien wanderten. Die Boji finden sich wiederum an der Donau, als Vorkämpfer gegen die Dacier und Geten; Boji, die Nachbarn der Vindelicier, saßen in Baiern auf der rechten Seite des Inns. Boji machten einen Haupttheil der celtischen Völker aus, welche sich in Kleinasien eindrängten, obgleich mit dem Vorsatz: Tolisto-Boji. Boji erfüllten Böhmen und gaben dem Lande den Namen. Boji hießen die Hilfsvölker, welche den Helvetiern aus Noricum zu Hilfe eilen, und die wegen ihrer anerkanten Tapferkeit, mit Cäsars Bewilligung, von den Äduern aufgenommen und mit Landbesitz und Bürgerrecht beschenkt werden, offenbar, um ihre Kriegsmacht durch sie zu heben. Eine Schar Bojer saß sogar in Epirus [62]). Von allen nach Italien ausgewanderten Völkerschaften, über welche wir die reichhaltigsten Nachrichten haben, waren die Stammvölker in Gallien vorhanden, nur nicht von den Bojern, obgleich diese in den celtischen Colonien am allerberühmtesten und tapfersten waren. Es komt dazu, daß Cäsar als Hauptvolk, welches nach Böhmen einwanderte, die Volcä Tectosages nent, welche mit den Bojern eins und dasselbe seyn müssen. Es ist daher der Name Boji offenbar der celtische Name überhaupt für Kriegsleute, rüstige junge Männer, die sich aus einer Völkerschaft, wie hier aus den Volcä, zu einem Kriegszuge ins Ausland fertig machten, und an die sich die kriegslustigen Freiwilligen aus andern Völkerschaften anschlossen. Man hat daher auch schon den Namen zu erklären gesucht, und von bwa Bogen, von boga die Kette [63]), und von boy hergeleitet. Letzteres hat Leibnitz [64]) gethan, der es Bube, Kerl übersetzte. Etwas Ähnliches findet man in den celtischen Gäsaten, die ebenfalls keine Völkerschaft in Gallien ausmachten, sondern aus allen Völkerschaften ausgehende, für Geld dienende Kriegsleute waren [65]). Wenn diese Kriegsscharen, Boji (boys) genant, außerhalb Gallien Eroberungen machten, so blieben sie dort sitzen, und es entstanden aus ihnen Völker, welche den Namen Boji behielten, daher die italienischen, norischen, pannonischen, böhmischen und asiatischen Bojer.

Offenbar waren aber die fruchtbaren Gegenden des hercynischen Waldes bereits von Teutschen bewohnt, als die celtischen Bojer Böhmen, und die celtischen Helvetier das zwischen dem Rhein, dem Main, der Donau und Böhmen liegende Land einnahmen. Nach Bezwingung der Einwohner lebten die Celten unter lauter Germanen, und mußten sich mit der Zeit germanisiren, teutsche Lebensart und Kleidung annehmen, wie Cäsar wirklich bezeugt, und was er nicht sagt, jedoch eben so nothwendig und natürlich war, ihre Sprache verändern, und entweder ganz teutsch reden lernen, oder eine aus dem Teutschen und dem Celtischen gemischte Sprache hervorbringen. Die Eroberer dieser Gegenden waren aber noch zu Cäsars Zeit Herrn des Landes, und wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer Tapferkeit im höchsten Ruhme. Wie komt es nun, daß nach etwa 30 Jahren Marobod, ein Marcomane, seine Stammgenossen, die Marcomanen nach Böhmen verpflanzt, und die einst berühmten und tapfern Bojer verschwinden, oder, wie Tacitus sagt, fortgejagt werden?

Es wird nicht bezweifelt werden, daß Arioviſtus, welcher die celtische Sprache redete [66]), mit der Schwester eines Celtenkönigs verheirathet war [67]), mit seinen Truppen für Sold diente, wie alle Celten so gern thun, hernach aber ganz im Geiste eines Celten aus einem gedungenen Beschützer ein drückender Zwingherr wurde, aus dem celtischen Germanien gekommen war und dahin zurückkehrte, als er gegen Cäsar die Schlacht verloren hatte. Die Hälfte seiner Völker, die Nemetes, Triboci und Vangiones hatten in der celtischen Gegend von Speier, Worms und im Elsaß selbst ihre Wohnsitze, und die andere Hälfte diesseits des Rheins [68]). Die völlig reinen teutschen Stämme drängten nicht hieher, sondern gegen den Niederrhein. Arioviſt mit seinem celtischen Namen (denn ein König der italienischen Insubres hieß auch Arioviſt [69]), nach Strieck im Celtischen har ho wyst, Herr hoher Weisheit, hatte sein Vaterland zwischen dem Rhein, Main und der Donau [70]), war ein Heerkönig, der aus den germanisirten Celten und selbst von den benachbarten Sueven Kriegsscharen zusammen gebracht hatte. Unter diesen befanden sich auch Marcomanen, welche, wie Arioviſt selbst, nur germanisirte Celten seyn konten. Aber wenn sie auch teutsche Kleidung, teutsche Lebensart führten und selbst teutsch redeten, so daß Cäsar den Arioviſt einen König der Germanen nennen konte,

60) Germ. 28. 61) Tacit. Germ. 42. 62) Polyb. V, p. 445. 64) Falkenstein nordgauische Alterthümer. I, p. 11. 63) Collect. Etym. Leibnitii I, p. 100, Wernsdorfii de republica Galatarum. p. 79.

65) Polyb. II, p. 109. 66) Caesar I, 47. 67) Id. I, 53. 68) Cluver. Germ. III, p. 116. 69) Flor. III, 4. Strieck Origin. Celt. IV, 43. 70) Cluver. Germ. III, p. 6.

Digitized by Google

so war ihnen doch sicherlich die celtische Grundeinrichtung geblieben, nach welcher der gemeine Mann fast ganz verknechtet war, die eigentlichen Grundbesitzer, die Ritter, aber die Waffen führten, und je reicher und vornehmer, desto zahlreichere Clienten und Dienstmannen hatten. Daß dieser Ritterstand und diese Clienten auch im Auslande blieben, davon kann man sich bei den italienischen, pannonischen und illyrischen Celten überzeugen [71]), und man weiß, daß die Celten selbst in Asien noch die Römer ersuchen, ihnen ihre alten Einrichtungen zu lassen. Die Sucht, sich Anhang zu verschaffen, Andere zu beherrschen und selbst ihre Landsleute zu unterdrücken, Neuerungen zu unternehmen, sich selbst oder andere zu bekriegen, kurz der unruhige, kriegerische, unternehmende Rittergeist, wie ihn Cäsar schildert, blieb auch im Auslande derselbe, wenn er auch, wir leicht zu glauben, im Anfange der Niederlassungen, wo jeder etwas galt, sich nicht sogleich vollkommen entwickeln konte.

Man hat, von der Voraussetzung ausgehend, daß die celtischen Nationen aus dem Gebiete zwischen dem Rhein, Main und der Donau schon vor Cäsars Zeit rein fortgetrieben und die Sueven Herren dieses Landes geworden wären, angenommen, daß von ebn dirsen Sueven Grenzmännrr oder Grenzmiliz angrstellt worden, bestimt, die Grenzen Germaniens gegen die Anfälle der Celten zu decken [72]). Allein eines Theils ist ersichtlich, daß die Römer zur Zeit des Aurelius Antoninus, im sogenanten Marcomanenkriege, noch Ungemach von drn Celten, welche auf drr rechten Seitr des Rheins saßen, zu erdulden hatten; ein Beweis, daß sie noch nicht vernichtet waren [73]); andern Theils hatten die Sueven nach Cäsar [74]) keinen fixirten Grundbesitz, lebten mehr von Viehzucht und Jagd, als von Ackerbau, zogen jährlich weiter, waren demnach wandernde Kriegsvölker, die ihre Jugend auf Raubzüge aussendeten, rohe Barbaren, die es unmöglich machen, zu denken, daß sie eine Grenzmiliz, ein Institut civilisirter Völker, das ihnen zweckios, unnütz und sogar unausführbar gewesen wäre, eingerichtet hätten. Außerdem sind die Surven zu Cäsars Zeit, welche hier vorzüglich in Betracht komt, Nordteutsche, wrlche Tacitus, wenn er sie gleich auch zum Süden schon herabführt, doch bis nach Schwrden ausdehnt. Man findet dahrr krinen hinreichenden Grund, weder den Grenzcordon der Sueven in der Gegend des Nrckars anzunehmen, noch übrrhaupt die Marcomanen für Sueven und Grenzsoldaten zu haltrn.

Die Marcomanen sind daher von marka celtisch ein Roß [75]), und zwar ein Strritroß [76]), und von man, welches Wort, wie der völkerschaftliche Name Cenomani beweiset, auch im Celtischen üblich war, abzuleiten. Die Marcomanen waren demnach celtischr Reutrr. Daß die Reuterei der Crlten in den Colonien vortrrfflich war, und einzrlne aus derselben ritterlich zu Zweikämpfen den Feind herausfoderten, ist aus Polybius und den römischen Geschichtschreibern bekant. Ihre Einrichtung muß jrdoch hier mit wenigen Worten erwähnt werden. Dir Reuterei der pannonischen und illyrischen Celten, wrlche mit dem Kriegsbrere des Brennus den Zug nach Delphi unternahm, bestand aus 20,400 Mann, dagegen betrug das Fußvolk 152,000 Mann. Allrin jene Reuter bestanden eigentlich aus 61,200 Mann. Denn bei jedrm Reuter waren zwei Knechte, welche ebenfalls Pferde hatten und wackere Rruter waren. Entstand ein Reutergefecht, so hielten die Knechte hinter der Linie und paßten auf den Dienst. Stürztr rin Reutrr oder ein Pferd, so reichten sie entweder ein anderes Pferd, um ihren Herrn wieder beritten zu machen, oder war der Reuter getödtet, so rückte sein Knecht an seine Stelle in die Linir. War der Herr verwundet, so brachte ihn der rinr Knecht ins Lager, und der andere Knecht vertrat seinen Dienst im Gefechte. Es wurde demnach jeder Abgang drs Reuters durch einen Knecht ersetzt. Man kann daher dir Herren, im Gegensatz ihrer Knappen und Knechte, die Ritter nennen.

Es ist aber klar, daß diesr Ritter, welche drei Pferde und zwri Knechte ins Feld stellen konten, in ihren Wohnsitzen die größern Gutsbesitzer, die rigentlichen Vornehmen odrr der Adel der Celten waren, gerade wie Cäsar die celtischen equites in Gallien schildrrt, von drnen rr sagt [77]), sie hätten vor seiner Zrit sämtlich alle Jahre zu Felde gelegen, um Kriegshändel anzufangen oder sie zurückzuschlagen. Jr vornehmrr und reicher rin Ritter sey, desto mehr treue Dirner und Clienten habe rr um sich. Sie übten einr vollkommenr Aristokratir aus, währrnd der gemeine Mann fast in Sclaverei lebte. Von den italirnischen Celten sagt Polybius [78]), sie trieben nichts als Ackerbau und Krieg. Das Vermögen der Einzelnrn bestehe in Vieh und Gold, weil man diese Dinge nach Gefallen mit sich führen könne. Den größten Eifer bewiesen sie darin, sich einr Partei und Anhang zu verschaffen, drnn derjenige sey der mächtigstr und gefürchtetste, welcher die meistrn Diener und Anhänger habe! Man ist berechtigt, hienach anzunehmen, daß auch die hercynischen Celten einr ähnlichr Lebensart führten. Der gemeinr Mann lebte in Dörfern, trieb etwas Ackerbau und Viehzucht; dir reichern aber, welche größere Strecken besaßen und Knechte und edle Rosse hattrn, zogen in den Krieg mit ihrem Anhang untrr einrm Arioviftus, oder andern unternehmenden Anführer. Wer Gold zahlte, dem dienten sie, weil der Celte für Gold alles thut, am liebsten Kriegsdienstr. Arioviſt hatte, weil er mit den Sueven im Connubio stand, und neben riner Celtin auch eine Suevin geheirathet hatte, selbst eine Schar Sueven in sein Heergefolge gezogen. Er befriedigte die Habsucht seinrr Anhänger mit den Tributen, welche er in Gallien bezog.

Cäsar [79]) schildert, wie Arioviſt fünf Tage hinter rinander die Schlacht mit Cäsar abgrlehnt, und diesr Tage über blos 6000 Mann Rruterei habe fechten lassen. Mit diesen waren 6000 Mann Fußvolk verbunden, welche die schnellsten und stärksten Leute waren. Jrder einzelne Reu-

71) Pausan. X, 19. Polyb. II, p. 106. 72) Wilhelms Germanien, S. 213. 73) Dio Cass. XXXI, p. 802. ed. Wechel. 74) Caesar IV, 1—3. 75) Pausanias X, 19. 76) Cluver. Germ. I, c. 8. p. 69.

77) Caesar VI, 15. 78) Polyb. II, p. 106. ed. Casaub. 79) I, 48.

Digitized by Google

ter hatte zu seiner Sicherheit und zu seinem Schutze aus dem übrigen Heere einen einzelnen Fußknappen sich ausgewählt, was ihren vornehmen Stand schon hinreichend andeutet. Diese Fußknappen unterstützten sie im Treffen, zu diesen zogen sich die Reuter zurück; diese Knappen sprangen ihnen zu Hilfe, wenn sie in Noth und Gedränge waren, nahmen jeden Ritter in Schutz, der verwundet etwa vom Pferde gefallen war, ja wenn etwa schnell vorwärts oder rückwärts geritten werden mußte, hielten sich diese Fußknappen an den Kammhaaren der Pferde fest, und liefen mit ihnen, wohin ihre Herren sich bewegten. Der Vorrang der Reuter vor den Fußvölkern (boys) leuchtet ein, und erscheinen gleich die pannonischen Reuter noch vornehmer mit ihren zwei berittenen Knechten, so ist doch so viel zu erkennen, daß die hercynischen Reuter Fußknechte zu ihrem Beistande hatten, vielleicht weil sie nicht in diesen Gegenden bei dem 14jährigen Dienste die Nebenpferde hätten erhalten können. Übrigens hatten die berittenen Bastarnä dieselben Fußknechte. Die kecken hercynischen Reuter waren es, welche die Unterredung, die Cäsar mit Ariovist hielt, unterbrachen, und auf die Römer einen Angriff in ihrem Übermuthe machten, auch überall die Begleitung des Ariovist bildeten.

Der Überrest seines Heeres, welcher auf das rechte Rheinufer hinüber gejagt war, stand nach Ariovist's Tode natürlich unter dem Einfluß der Ritter, der hercynischen Marcomanen. Einer derselben, Marobod, brachte aus Rom etwas Bildung, Einsicht, politische Klugheit und Geld mit. Er wurde hiedurch das Haupt der Ritter, und weil er zwischen dem Main, Rhein und der Donau von zwölf römischen Legionen bedroht wurde, so zog er sich mit seinen Rittern und der vorgefundenen Schar Sueven nebst anderm Anhang, den er sich in obgedachter Gegend zwischen dem Main, Rhein und der Donau gemacht hatte, nach Böhmen, unterdrückte hier seine celtischen Stammgenossen, die Bojer, oder vertrieb diejenigen, welche sich nicht unterwerfen wollten, wobei die Ureinwohner germanischen Geblüts, die bisher von den Bojern verknechtet gewesen, selbst mitwirken konten, und da er das Haupt der Ritter war, nur durch sie das Principat und endlich ein königliches Ansehen behauptete, so erweiterten sie natürlich ihr Ansehen, wurden der bevorrechtete Stand, wie in Gallien die herrschende Klasse, die ihr Oberhaupt, wie auch geschah, eben so leicht wieder stürzen konten, als sie es erhoben. Der gemeine Mann, die Boji, hatte hinfort nichts mehr zu sagen, die Aristokratie der Ritter setzte sie in Abhängigkeit, und es war seitdem nicht mehr von den Bojern, sondern lediglich von den Rittern, den Marcomanen, die Rede.

Marobod, ihr Oberhaupt, wurde von Böhmen aus Eroberer, und unterwarf, oder nöthigte unter Bedingungen, mit ihm zusammen zu treten, die benachbarten Völker, selbst die edelsten der Sueven, die Semnonen und auch die Longobarden. (S. Marobod.) Als er von zwei Seiten von den Römern angegriffen werden sollte, rührten sich die celtischen Überbleibsel auch in Pannonien und in den benachbarten Gegenden unter zweien Batones[80]) (ebenfalls ein celtischer Amtsname, wie schon v. Bünau bemerkt hat[81]), und machten den Römern viel zu schaffen. Dennoch unterjecht, erhielt sich in diesem Pannonien der bojische Name bis zum Jahr 440, wo noch die Boiści an der Donau erwähnt werden[82]), welche gegen Attila es mit den Römern hielten. Übrigens traten um dieselbe Zeit, als der Name Boji in den der Marcomanen in Böhmen überging, auch in Pannonien die Marcomanen hervor, der edlere Theil der hier noch sitzenden, aber bereits sehr geschwächten Celten. Diese pannonischen Marcomanen wurden aber samt den Quaden, welche entweder ihren Anhang, ihre Clientel nach celtischer Sitte bildeten, oder aus celtischen Überresten zusammengesetzt waren, von den Römern über die Donau vertrieben[83]). Seit dieser Revolution durch die Marcomanen, welche mit den Sueven sich vermischten, wird die Germanisirung vollständig.

Nichts desto weniger erhielten sich noch zur Zeit des Tacitus und selbst später hinauf Spuren der celtischen Sprache in dieser Gegend, woraus man zugleich sehen kann, wie weit die Celten sich ehemals ausgedehnt hatten. Nicht blos daß die Ortsnamen in dem heutigen Mähren und in der Nähe desselben, als Eburodunum, Meliodunum, Medoslanium, Tburum, Carrodunum und andere[84]) völlig celtisch sind, so wohnte auch hier noch zur Zeit des Tacitus das Volk der Gothini, welches celtisch sprach und die Eisenbergwerke in Mähren bearbeitete, jedoch tributpflichtig den Quaden geworden war[85]). Denn wie in Noricum, betrieben auch hier die Celten den Bergbau, und hatten, wie überall, Städte gebauet. Neben ihnen saßen die Osi[86]), welche pannonisch sprachen, also wie man annehmen kann, aus Pannonien verdrängt waren, entweder durch Börebistes, oder die Römer, welche nach einander die dortigen Celten überwanden. Wie nun die Bojer germanisirt worden waren, so hatten unstreitig die pannonischen Celten vieles von der pannonischen Sprache angenommen, und konten sich von den Gothinen, welche in ihren Gebirgen viel leichter ihre celtische Muttersprache bewahrten, unterscheiden, ohne daß sie ihre ursprüngliche Verwandtschaft vergessen hatten. Ihre Verbindung, in welche sie Tacitus stellt, läßt glauben, daß beide Völker zu einem Stamme ursprünglich gehörten. Ob die Burier zu ihnen gehörten, ist ungewiß, jedoch weiß man, daß sie die Quaden und Marcomanen als ihre Unterdrücker und Feinde ansahen, und sich daher gewöhnlich mit den Römern verbanden[87]), wie auch die Gothinen thaten[88]).

Da die Celten bis an die Quellen der Weichsel reichten, und diese Nation Städte erbauete, Ackerbau und Bergwesen trieb und überhaupt thätig und unternehmend war, so darf man sich nicht wundern, auch celtische Colonien in Preußen, die Ostiaer oder Ästyer, zu fin-

80) Strabo VII. Vellej. II, 108 etc. Sueton. Tib. 20. Dio. LV.

81) v. Bünau Geschichte 1, S. 751. 82) Priscus ed. Venet. 83) Sextus Ruf. c 8. 84) Wilhelms Germanien. S. 232. 85) Tacit. Germ. 43. 86) ibid. 87) Dio Cassius LXXI, p. 809. LXXII, p. 817. 88) Dio p. 808.

Digitized by Google

den, welche den Weichselfluß verfolgend, vielleicht nach und nach auf demselben hinabschiffend, denn Ströme sind Straßen der Völker, sich dort angesiedelt hatten. Sie hatten Kleidung und Gottesdienst von den Sueven angenommen, ihre Sprache näherte sich der britannischen. Anzunehmen, daß die Ästyer aus Britannien hieher gezogen wären, würde sehr unwahrscheinlich aussehen. Ihre celtische Natur wird von Tacitus außer der britannischen Sprache, welche im Grunde die celtische und nur dialectisch verschieden war, angedeutet durch die Thätigkeit im Anbau des Getreides und der übrigen Früchte, worin sie sich im Gegensatz der gewöhnlichen Träghеit der Germanen, welche die Sorge der Äcker den Weibern und Greisen überließen, sehr auszeichneten. Sie allein legten sich darauf, das Meer zu durchforschen und den Bernstein zu sammeln, obgleich dieses Product auch an andern Küsten der Ostsee, wenn gleich in geringerm Maße, gefunden wurde. Sie braueten schon zu Pytheas Zeit Bier [89]), eine Erfindung, welche ursprünglich ägyptisch [90]) seyn mag, aber in Gallien bekant war [91]), und von den ausgewanderten Celten nach Germanien verpflanzt wurde, daher denn die Germanen zur Zeit des Tacitus [92]) ebenfalls schon dieses Getränk gebrauchten. Auch der in Preußen gebräuchliche Honigmeth war in Gallien [93]) früher bekant und durch die Ästyer einheimisch geworden. Sie führten Eberbilder als abergläubisches Symbol und hielten diese für Schutzmittel. Diese Sitte findet ihre Erklärung in den Sitten der gallischen Celten, welche nicht blos zum Schmuck, sondern auch zu ihrem Schutze schön ausgearbeitete Thierbilder aus Erz führten [94]). Bereits erkante Schöpflin [95]) in den Ästyern das celtische Volk. Es scheint, daß Plinius [96]), welcher der Ästyer nicht erwähnt, allein nicht weit von den ripäischen Gebirgen das Vorgebirge eines mit Celten bewohnten Landes (Celtica) nent, die celtischen Ästyer bezeichne. Auch Plutarch redet davon [97]), daß die Celten über die ripäischen Gebirge bis zum nördlichen Meere gegangen wären und dort die äußersten Küsten Europa's besetzt hätten. Es ist auch völlig unwahrscheinlich, daß die Celten, welche von den Pyrenäen bis zu dem Cap Finisterre, welches von ihnen Prom. Celticum hieß, von den Alpen zum Capitol, von dem Po zur Donau, von der Donau nach Delphi und Byzanz, von den Dardanellen bis nach Cappadocien drangen, überall ruhelos, kriegslustig, unter Häuptlingen getheilt, zu weiten Zügen entschlossen und kräftig sich zeigen, überall bis zu den äußersten Punkten, wo entweder die Natur, wie am atlantischen Ocean, oder kriegsgeübte und starke Nationen, wie Römer, Dacer und Geten unbesieglichen Widerstand leisteten, ihre kühnen Unternehmungen treiben, daß eben diese Celten ganz allein in Böhmen und Mähren ihre Natur ausgezogen, hier, nachdem sie Städte und Dörfer gebauet, sich auf Viehzucht, Ackerbau und Bergwerke gelegt, und in einigen Generationen sich vermehrt hatten, an keine weitern Kriegszüge gedacht und keine rüstigen zu Häuptlingen geeigneten Männer hervorgebracht haben sollten, welche, im nationellen Geiste, die mannbare Jugend und alle mit ihrer Lage nicht mehr zufriedene Leute mit Hoffnungen auf bessere und freiere Wohnsitze erfüllen und zu einem Zuge nach dem Ende jenes Flusses, dessen Quellen und Stromgang sie vor sich sahen, sammeln, anregen und fortführen konten. Wenn die pannonischen Celten, als sie zuerst von den Römern angefallen wurden, auf Flußschiffen in der Kulpa und im Save-Strome [98]) mit denselben fochten, so konte der Bau der Schiffe ihren benachbarten Stammgenossen nicht unbekant seyn, und durch dieses Mittel der Zug nach den Mündungen der Weichsel sehr erleichtert werden. Mit weniger Gefahren und Schwierigkeiten war es verknüpft, durch Polen nach Preußen, als von Pannonien nach Phrygien zu gelangen. Dann verpflanzten sie aber dieselbe Sprache an die Ostsee, welche die pannonischen Celten nach Asien brachten, von denen Hieronymus [99]) erwähnt, „daß sie außer der griechischen Sprache, die im ganzen Orient gesprochen werde, auch noch ihre eigene hätten und zwar fast dieselbe, welche die Trevirer redeten, wobei es nicht darauf ankomme, daß Einiges verdorben sey, da auch die Afrikaner die Sprache der Phönicier etwas verändert hätten und die lateinische Sprache sich täglich in verschiedenen Gegenden verändere." Die britannische Sprache mußte aber wol der Sprache der Trevirer ähnlich seyn, weil die Belgä, zu denen die Trevirer gehören, in Britannien eingewandert waren und dort sich eben so mit Celten vermischten, wie sie in Belgien mit Celten vermischt waren. Der neueste Geschichtschreiber Preußens [1]) hat diese Argumente nicht entkräftet.

Wie neben den Ausflüssen der Weichsel, an deren Anfängen die celtische Stadt Carrodunum lag, die celtischen Ästyer sich niedergelassen hatten, und Sprache, Thätigkeit, Sitten und Lebensweise ihre Abkunft verkündeten, eben so hatte das Volk der Bastarnä an den Mündungen der Donau sich Wohnsitze gewählt und die celtische Sprache [2]), eines der sichersten Merkmale eines Volks, behalten. Namentlich waren sie in Sprache und Sitten den Scordiscern gleich. Daß sie Celten waren, bezeugen ausdrücklich Polybius [3]), Livius [4]) und Plutarch [5]) und indem sie ihren kriegerischen Charakter und die aristokratische Art der Einrichtung ihrer Reuter, die jeder einen Mann zu Fuß zu ihrem Dienste bei sich hatten, grade wie die Reuter des Arioviſt, beschreiben, bestätigen sie ihr Zeugniß. Auch die Namen der Städte an der Unterdonau, Bononia, Dunum, Noviodunum und andere sind celtischen Ursprungs. Nachdem aber die norischen, illyrischen und pannonischen Celten von den Römern bezwungen, selbst Untermösien unterworfen und die Bastarnä völlig ruinirt waren, verloren diese durch Berührung und Vermischung mit den Nachbarvölkern ihren ursprünglichen Charakter, daher Strabo,

89) Tacit. G. 45. Vergl. Strabo IV. p. 201. 90) Strabo l. c. 91) Herodot II, 71. 92) Diodor V, 26. 93) Germ. 23. 94) Diodor V, 30. 95) Schöpflini Vindiciae Celticae. §. 56. 96) Plin. VI, 14. 97) Plutarch. Camill. 15.

98) Dio Cass. XLIX p. 414. 99) Hieronymus in Prooemio lib. II. in Galatas. p. 172. 1) Voigt Gesch. Preußens I. p. 57. 2) Liv. XL, 57. 3) Polyb. lib. legat. 4) Liv. XX, 57. 58. 5) Plutarch. Aemil. Paul. 9 und 12. Diodor. fragm. lib. XXX. p. 419 ed. Bip.

Digitized by Google

Plinius und Tacitus sie bereits zu den Germanen rechnen [6]).

Ein Zweig der Bastarnä saß an den karpatischen Gebirgen, oder sie hatten sich eine Zeit lang an denselben niedergelassen. Hier erwähnt Stephanus [7]) der Trausi als Celten mit dem Bemerken, daß sie von den Griechen Agathyrsen genant würden. Diese waren mit goldnen Zierrathen geschmückt und gebildet, kamen aber in ihren Sitten mit den Thraciern überein [8]). Da die Celten in Noricum und in Mähren den Bergbau trieben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich eine Colonie derselben an den Karpaten festgesetzt hatte, welche die dortigen Goldbergwerke bearbeitete. Bemerkenswerth ist, daß man die Nachricht hatte [9]), Brennus, welcher den Zug gen Delphi unternahm, sey ein Prausus gewesen, wobei Strabo aber bemerkt, daß er nicht zu sagen wisse, wo die Prausi früher gewohnt hätten. Ob Prausi und Trausi einerlei Name und welcher der rechte, oder ob sie verschieden gewesen, ist auf den ersten Anblick schwer zu sagen. Indeß erwähnt doch Nicolaus [10]) der Prausi, mit der Bemerkung, daß sie ihre Nachbarn bei Hungersnoth verpflegten, was mit den übrigen Charakterzügen der Celten gut übereinstimt. Der Trausi erwähnt aber Herodot [11]) als eines thracischen Volkes, und indem er die Agathyrsen von ihnen deutlich unterscheidet und abschildert, so muß man vermuthen, daß Stephanus selbst oder ein Abschreiber Prausi in Trausi verschrieben habe. In diesem Falle sind die Agathyrsen, mit welchem Namen blos die Griechen die Prausi bezeichneten, ein celtisches Volk. Die Schilderung derselben bei Herodot hinsichtlich ihrer ehelichen Lebensart trifft auf ein Haar mit derjenigen überein, welche Cäsar [12]) von den britannischen Celten entwirft. Letztere färbten sich blau, auch die Agathyrsen thun dasselbe. (Vergl. Agathyrsi.) Ihr goldener Schmuck ist völlig im Geschmack der Celten. Endlich zeigt der kräftige Muth, mit welchem sie den vor Persern und Scythen fliehenden Völkern, wenn sie ihre Grenze überschritten, sogleich eine Schlacht aubieten, ganz den celtischen Charakter, der in Glanz und Genuß sich nie der Tapferkeit entäußert.

Die weitläufige Verbreitung der Celten, ihre erst zu nahen und dann zu immer entferntern Ländern unternommenen Züge und Eroberungen sind ein Beweis von dem unruhigen, kriegerischen und unternehmenden Geiste dieser Nation. Die alten Schriftsteller stimmen in der Zeichnung derselben fast alle überein. Die Celten waren alle groß und stark gebauet, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie auch durch künstliche Mittel roth zu erhalten suchten, blaue oder ins Bläuliche spielende Augen, mit lebhaften, schreckenden und trotzigen Blicken und Gesichtszügen, waren zanksüchtig, aufbrausend, übermüthig, prahlerisch, schnell drohend und hitzig zu Thätlichkeiten schreitend, zum Kriege außerordentlich geneigt und fertig. Sie besaßen viel Scharfsinn, natürlichen Verstand und großen Muth, aber keine Tücke und Hinterlist. Ihre Sprache klang rauh und unfreundlich den Ausländern. Sie sprachen gern hochtrabend von sich, verächtlich von Andern. Die Frauen hatten eine zügellose Zunge und waren im Zanke fürchterlich.

Manche Celten schoren den Bart, manche ließen ihn kurz stehen. Die Vornehmen trugen zwar glattes Kinn, aber einen starken Schnauzbart. Ihre Kleidung war prahlerisch und von lebhaften Farben. Sie trugen buntgestreifte und mit allerhand Farben versehene Leibröcke und Hosen. Darüber warfen sie im Winter einen dickern, im Sommer einen dünnern Überrock, der ebenfalls bunt getäfelt war. An der Handwurzel und am Arme trugen sie goldene Bänder, an den Fingern goldene Ringe, um den Hals goldene Ketten. Ihre Kriegsrüstung waren sehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Auszeichnungen, eherne Helme mit großen Aufsätzen, welche Hörner oder Thiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, manche auch von Draht geflochten, sehr lange, starke Degen, die an eiserner Kette schräg auf der rechten Seite getragen wurden. Manche schnallten über den Leibrock einen Gürtel von Gold oder Silber. Die Lanzen hatten eine eiserne Spitze, welche mehr als Handbreit und einen Fuß lang war. Sie gebrauchten auch Bogen und Wurfwaffen. Die Kühnsten fochten, um ihre Herzhaftigkeit sehen zu lassen und desto behender zu seyn, ohne Hosen, selbst noch in Asien. Sie stritten am liebsten zu Pferde und der vornehme Theil bildete eine Ritterschaft (in Gallien 4000 an der Zahl), welche ohne Aufhören unter einander, oder auswärts Krieg führte. Ihr Streben ging dahin, viel Anhänger und getreue Kriegsgehilfen zu erwerben, um Ansehen und Furchtbarkeit zu gewinnen. Diese kecken Ritter liebten den Einzelkampf und riefen den Beherztesten ihrer Feinde heraus, wenn die Heere gegen einander standen. Die Köpfe der Überwundenen hingen sie an die Hälse ihrer Pferde, ließen von ihren Kriegsknappen die Waffen nnd Kleider des Erschlagenen als Schaugepränge tragen und sangen Siegeslieder. Die Köpfe von vornehmen Erschlagenen wurden mit Cedernöl einbalsamirt und in Kisten verwahrt, um damit groß zu thun. Die erbeuteten Waffen wurden an die Thore ihrer Burgen genagelt (vergl. Barden). Überall flößten die Celten den größten Schrecken ein, und sie würden unbezwinglich gewesen seyn, wären sie nicht fortwährend unter verschiedenen Häuptlingen getheilt und uneinig geworden. In Rom waren auch Priester und Greise vom Waffendienste nicht frei, wenn ein Krieg mit italienischen Galliern ausbrach. Ihre ersten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und fast unwiderstehlich. Die Römer besiegten sie dadurch, daß sie deren erste Hitze nutzlos verbrausen ließen. Die tapfersten Völker, wie die Macedonier und Thracier, wurden von ihnen in mehren Schlachten niedergeworfen, und 10,000 Mann von ihnen erfüllten einen großen Theil Asiens mit solchem Schrecken, daß die dortigen Könige ihnen Tribut zahlten. Wegen ihrer Tapferkeit wurden ihre Dienste gesucht und sie dienten gern um Sold. Daher findet man sie in Kriegsdiensten bei den Massiliern, bei den Fürsten von Syrakus, bei den Carthaginiensern,

6) Strabo VII. von Anfang. Plin. IV, 25. Tacit. Germ. 46. 7) Stephan v. τραυσοί. 8) Herodot. IV, 104. 9) Strabo IV. p. 187. ed. Casaub. 10) Historiar. ed. Orellii p. 146. Vergl. Stobaei λόγος XXXVII. p. 219. ed. Basil. 11) IV, 4. 12) V, 14.

Digitized by Google

allein häufig empörten sie sich und waren vom Feinde leicht zu erkaufen. Von den illyrischen und pannonischen Celten dienten, wie oben erwähnt, große Scharen bei den Fürsten in Macedonien, Illyrien und Epirus.

Wie im Mutterlande befestigte Städte gebauet waren, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Handel getrieben wurde, so baueten die Celten auch überall Städte, wo sie sich auswärts niederließen, trieben Ackerbau und Viehzucht, und in Gebirgsgegenden Bergbau und auch Handel. Im Mutterlande sowol, als im Auslande zeigten sie sich jeder Bildung empfänglich. In Gallien nahmen sie römische Sitten an, ohne jedoch den kriegerischen Geist zu verlieren, in Italien wurden sie ganz zu Römern, in Teutschland wurden sie germanisirt, in Asien gräcisirt, ebenfalls ohne Schwächung ihrer Tapferkeit. Über ihren Glauben an die Unsterblichkeit und ihren Gottesdienst überhaupt sehe man Druiden. Bemerkenswerth ist, daß mit Ausnahme der britannischen Celten, die Druiden nicht in den Colonien gefunden werden. Die Celten nahmen, wie einzelne Beispiele beweisen, im Auslande den Cultus der Eingebornen an. (*Pet. Friedr. Kanngieſser.*)

CELTES, Conrad, einer der thätigsten Beförderer der wiederaufblühenden Literatur in Teutschland, und darum einer der merkwürdigsten Männer in der neueren Literaturgeschichte, war zu Wipfeld, einem Marktflecken in der Nähe von Schweinfurth und Würzburg, geboren, wiewol er selbst gewöhnlich Schweinfurth seine Vaterstadt nent. Sein Geburtstag war der 1. Februar 1459, weshalb er es als eine Merkwürdigkeit seines Lebens anführte, daß er in einem Jahre mit Kaiser Maximilian I., nur um wenige Wochen früher als dieser, geboren war. Sein Familienname war nicht, wie man gewöhnlich, aus unzureichenden Gründen, behauptet, Meißel oder Pickel, sondern Schäfer (oder Schefer); er komt jedoch unter diesem Namen wahrscheinlich nirgend anders, als in den Erfurter Universitäts-Matrikeln vor, indem er sich schon frühzeitig den Namen Celtes beilegte, statt dessen auch oft Celtis vorkomt, (ursprünglich der Genitiv, nach damals gewöhnlicher Art, indem man filius darunter verstand, daher es auch weiter nicht declinirt wird). Er deutete mit diesem Namen entweder auf sein Vaterland, Franken, indem er, nach einem damals sehr verbreiteten Irrthum, die Celten mit den Galliern für gleichbedeutend hielt, und diese wieder mit den Franken verwechselte, späterhin aber, als er zu richtigern Kentnissen kam, den Namen, unter welchem er einmal berühmt geworden war, nicht wieder ablegen wollte; oder er leitete ihn vielleicht aus dem Griechischen (von κέλω, dem alten Stammworte von κελεύω) ab, und wollte damit, in Anspielung auf seinen Geburtsnamen, einen Führer bezeichnen. Später fügte er noch einen andern Namen, Protucius, bei; nicht, wie man sonst irrig annahm, nach seinem vermeintlichen Geburtsorte Protuch, da sein wirklicher Geburtsort nicht so hieß, und überhaupt kein Ort dieses Namens in Franken existirt; sondern wahrscheinlich ebenfalls aus dem Griechischen (von πρῶτος und κίω, dem alten Stammworte von κινέω), woraus sich die Bedeutung: der erste Aufreger ergibt, mit welcher Celtes vermuthlich sein Streben um die Aufnahme der schönen Wissenschaften in Teutschland bezeichnen wollte. — Sein Vater hatte zwar angesehene Verwandte, unter welche z. B. der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimburg gehörte; er lebte jedoch als ein einfacher Landmann, vornehmlich vom Weinbau. Celtes erhielt schon im väterlichen Hause, wahrscheinlich von dem Pfarrer seines Ortes, Unterricht in der lateinischen Sprache und andern damals gangbaren Kentnissen, und obgleich dieser Unterricht sehr streng war, vermuthlich auch ziemlich mangelhaft seyn mochte, so wurden doch seine Talente dadurch frühzeitig geweckt, so daß er schon anfing, sich auch mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Ungeachtet dieser begonnenen höheren Bildung, hatte ihn doch sein Vater nicht zum Gelehrten bestimt, sondern nöthigte ihn, als sein Körper stark genug war, im Weinberge zu arbeiten; aber Celtes konte sich nicht zu dieser Lebensart entschließen, sondern entfloh seinem Vater, und kam zu Schiffe nach Cöln, wo er am 9. Okt. 1477 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen wurde. Hier studirte er nun die Wissenschaften, welche damals auf den teutschen Universitäten im Gange waren, vorzüglich die scholastische Philosophie, die ihn aber wenig befriedigte, da sein Streben schon damals mehr nach den schönen Wissenschaften, der Geschichtkunde und ähnlichen Kentnissen hinging, welche dort ganz danieder lagen. Er verließ daher diese Universität bald wieder, und wandte sich nach Leipzig, wo er seine Studien fortsetzte, und auch die erste akademische Würde, eines Baccalaureus der Philosophie, annahm. Hier hielt er sich jedoch ebenfalls nicht lange auf, sondern ging schon 1479 nach Erfurt, wo er sich unter die Zahl der dortigen Baccalaureen aufnehmen ließ, wol in der Absicht, seine weitere Laufbahn bei dieser Universität zu verfolgen. Dieses Vorhaben muß er jedoch schnell wieder aufgegeben haben, und es ist nicht genau bekant, wo er sich von da an bis 1484, wo er nach Heidelberg kam, aufgehalten hat; wahrscheinlich aber, daß er wenigstens einen Theil dieser Zeit bei dem damals berühmten Lehrer Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt zubrachte. Im Sommer 1484 begab er sich nach Heidelberg, vorzüglich durch Rudolf Agricola's Ruf bewogen, der nun so sehr sein Lieblingslehrer wurde, daß er ihn später für seinen einzigen Lehrer erklärte, ohne seiner früheren Lehrer weiter zu gedenken. Im Drange, seine Kentnisse auch weiter zu verbreiten, verließ er Heidelberg, entweder kurz vor, oder sogleich nach Agricola's, im Oktober 1485 erfolgtem Tode; denn er kam, wo nicht noch in demselben, doch gleich zu Anfange des folgenden Monats, wieder nach Erfurt, wo er auch zu Anfange des Jahres 1486 die Magister-Würde annahm, und, wie uns alle Umstände schließen lassen, als Lehrer seiner Lieblingswissenschaften auftrat. Doch war sein Aufenthalt wieder nicht von langer Dauer; denn er wurde mit dem berühmten Arzte Martin Pollich von Mellerstadt bekant, der, nach seiner Vorliebe für das Haus Sachsen, in dessen Diensten er stand, ihn bewog, im Sommer 1486 nach Leipzig zu gehen, wo er nicht nur Vorlesungen über alte Sprachen und Dichtkunst hielt, sondern auch seine Ars versificandi et Carminum zum erstenmal herausgab. Dieses, zwar noch sehr unvollkommene, aber

Digitized by Google

für seine Zeit ganz neue und ausgezeichnete Werkchen machte solches Aufsehen, daß der Kurfürst von Sachsen ihn im folgenden Frühjahre mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, und hier den Kaiser Friedrich bewog, ihm (am 18. April 1487) mit eigner Hand den Lorbeerkranz aufzusetzen, und ihn zum Dichter zu krönen; eine Ehre, die Celtes unter allen Teutschen zuerst empfing, und deshalb nicht wenig schätzte. Er kehrte nun zwar nach Leipzig zurück, wo er eine Ausgabe der beiden Tragödien des Seneca, Hercules furens und Thyestes, besorgte; aber die Verfolgungen der alten Doctoren und Magister, die mit seiner neuen Lehrart und der daraus hervorgehenden Beeinträchtigung ihrer scholastischen Weisheit unzufrieden, überdies auf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen und die ihm widerfahrene Ehre neidisch waren, brachten ihn bald dahin, Leipzig wieder zu verlassen. Er wandte sich nun nach Rostock; aber auch auf dieser Universität, welche damals durch heftige innere und äußere Unruhen zerrüttet wurde, war nicht lange seines Bleibens. Indessen hatte er sich doch bisher durch seinen Unterricht etwas Geld verdient, und glaubte dies nun nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise nach Italien, dem damaligen Ziele aller, die nach einer höheren klassischen Bildung strebten. Er trat diese Reise vermuthlich noch im Jahre 1487 an, und sie mag wol ein volles Jahr gedauert haben, wiewol er an keinem Orte lange verweilte, sondern mehr darauf ausging, verschiedene Städte und Gelehrte in möglichst kurzer Zeit kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Padua, wo er besonders den berühmten Calphurnius und den Griechen Marcus Musurus, gewöhnlich Creticus genant, besuchte. Hierauf begab er sich, wie es scheint, unmittelbar nach Rom, wo er zwar die Akademie des Pomponius Lätus besuchte, sich aber übrigens von den Herrlichkeiten dieser Hauptstadt der Christenheit wenig befriedigt fand. Von Rom ging er nach Florenz, wo er an der Platonischen Akademie des Marsilius Ficinus eine Zeitlang Theil nahm, und machte dann seine Rückreise über Bologna, Ferrara und Venedig, wo er noch den Beroaldus, den jüngern Guarinus und den Sabellicus kennen lernte. Im Ganzen scheint dieser Aufenthalt in Italien keinen guten Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben, denn er spricht davon sehr selten, und äußert besonders sein Misfallen über die hochmüthige Verachtung, mit welcher die Italiener den Teutschen begegneten. — An die Beendigung dieser italienischen Reise schloß sich unmittelbar der Anfang jener weitläufigen Reisen durch Teutschland und andere benachbarte Länder, welche den größten Theil von Celtes Leben ausfüllten. Von Venedig reisie er nämlich durch Tyrol in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins, und von da zu den Quellen der Donau. Den Winter brachte er in Regensburg zu, wo er, nach seiner eignen Angabe, am 1. Febr. 1489 seinen 30. Geburtstag feierte, und reiste bald darauf durch Böhmen und Schlesien nach Krakau, wo er zwei Jahre verweilte, und sich theils als Lehrer im Fache der alten Literatur und der Dichtkunst beschäftigte, theils unter einem damals berühmten Lehrer, Albert von Brudzew (auch Albertus Brutus oder Prutenus genant), dem Studium der Mathematik, welches nach damaligen Begriffen so viel sagen will, als der Astronomie, oder vielmehr Astrologie, widmete. Während dieser Zeit machte er, außer einigen kleineren Reisen, auch zwei größere, die eine nach Ungern, die andere, dem Laufe der Weichsel entlang, vom karpatischen Gebirge an, durch ganz Polen und Preußen, wo er besonders in mehren preußischen Städten, die ihn noch an teutsche Art erinnerten, verweilte, auch, vermuthlich von Danzig aus, die Ostsee beschiffte. — Im Frühjahr 1491 kehrte er von Krakau wieder nach Teutschland zurück, verweilte einige Zeit in Prag, und machte von hier aus verschiedene Reisen durch Böhmen, so wie in die angrenzenden Länder, Meißen, Schlesien, Mähren und Ungern. Vermuthlich würde er sich für einen längern Aufenthalt in Prag entschieden haben, aber allzu spöttische, beleidigende Äußerungen über die Religionsgebräuche der Utraquisten, und über manche böhmische Nationalsitten, zogen ihm solche Feindschaft und Verfolgung zu, daß er sich genöthigt sah, im August 1491 Prag in größter Eile zu verlassen. Er kam nun nach Nürnberg, wo man ihn gern als öffentlichen Lehrer für längere Zeit behalten hätte; doch ehe sich für die Ausführung dieses Planes etwas thun ließ, erhielt er eine Einladung nach Ingolstadt, wo man ihm zu einem Lehramte bei der Universität Hoffnung machte. Er reiste also dahin ab; da aber seine wirkliche Anstellung noch Schwierigkeiten fand, hielt er sich so lange in Regensburg auf, bis er in den ersten Tagen des Jahres 1492 sein öffentliches Lehramt der Beredsamkeit und Dichtkunst in Ingolstadt wirklich antrat. Dies war ihm indeß noch nicht für immer, sondern, wie es damals, besonders bei neuen Stiftungen, öfters geschah, nur auf ein Jahr ertheilt, und der Herzog von Baiern hatte ihm dafür einen besondern Gehalt, außer der gewöhnlichen Ordnung, angewiesen. Zum Behuf seiner Vorlesungen gab er schon im April 1492 seine, vorzüglich nach dem Cicero bearbeitete Epitome Rhetoricae heraus, wobei sich eine besondere Anweisung zum Briefschreiben und zur Gedächtnißkunst befindet; Gegenstände, denen die Rhetoren der damaligen Zeit besondere Aufmerksamkeit zu widmen pflegten. Ungeachtet des Beifalls, den er bei seinen Zuhörern fand, vereinigten sich doch mancherlei Umstände, ihm den Aufenthalt in Ingolstadt zu verleiden, und bei Gelegenheit einer Reise, die er im Oktober 1492 nach Wien machte, dachten seine dortigen Freunde auf Veranstaltungen, ihn ganz dorthin zu verpflanzen. Celtes suchte daher um die Verlängerung seines Lehrgeschäftes in Ingolstadt gar nicht nach, ging aber doch nicht nach Wien, sondern vielmehr nach Regensburg, wohin ein gelehrter Domherr, Johann Tolophus, ihn auf eine sehr ehrenvolle und schmeichelhafte Weise eingeladen hatte. Bei diesem lebte er ohne öffentliches Amt, wiewol nach eignem freien Willen mit Unterricht beschäftigt, bis in den Herbst 1493, wo er durch Schwaben, über Heidelberg, nach Mainz reiste, und hier im Hause des gelehrten Arztes Theoderich Gresemunt, den Winter hindurch lebte; doch so, daß er auch die umliegenden Gegenden mit ihren Alterthümern fleißig besuchte. In dieser Zeit haben wir ohne Zweifel auch den Anfang der berühmten

Digitized by Google

rheinischen Gelehrten-Gesellschaft zu suchen, die in Celtes ihren Stifter verehrte, und sich daher auch wol die Celtische Gesellschaft nante. Wahrscheinlich hatte sein Zusammentreffen in Heidelberg mit dem berühmten Bischof Johann von Dalberg und andern gelehrten Männern, den Anstoß gegeben, eine Idee, die in Celtes bereits durch einige in Italien bestehende Verbindungen dieser Art angeregt worden war, zu verwirklichen. Diese bestand in einer engeren Vereinigung wissenschaftlich gebildeter und für die Ausbreitung der Wissenschaften thätiger Männer, zu gemeinschaftlichem Wirken, theils für die Erhöhung des wissenschaftlichen Lebens überhaupt, theils insbesondere für die Beförderung der klassischen Literatur und die Erforschung vaterländischer Geschichte. Dalberg wurde zum Vorsteher dieser Gesellschaft erwählt; Celtes aber war ihr eigentlicher Geschäftsführer, welcher, theils durch ausgebreiteten Briefwechsel, theils durch seine öfteren Reisen vornehmlich die Verbindung unter den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft unterhielt, und ihr neue Genossen zuführte. Zu ihren Mitgliedern gehörten Johann Trithemius, Abt zu Spanheim; der schon genante Johann Tolophus zu Regensburg; Eitelwolff vom Stein; Wilibald Pirckheymer, Ulrich Zasius, Johann Vigilius, Martin Pollich von Mellerstadt, Conrad Peutinger und viele andere der gelehrtesten und berühmtesten Männer der damaligen Zeit. Die Gesellschaft gelangte, wie sich leicht erwarten ließ, zu großer Achtung, und erhielt unter andern vom Kaiser für ihre herauszugebenden Werke ein allgemeines Privilegium. In Bezug auf dieses wurde eine besondere Censur-Anstalt errichtet, nach welcher jedes, von einem Mitgliede der Gesellschaft zur Herausgabe bestimte Werk, welches unter der Autorität der Gesellschaft erscheinen, und ihr Privilegium genießen sollte, vorher zwei andern Mitgliedern derselben zur Durchsicht übergeben wurde. Die blühende Periode dieser Gesellschaft dauerte jedoch nur, so lange Dalberg und Celtes lebten. Nach des letztern Tode scheint zwar Wilibald Pirckheymer sie noch einige Jahre im Gange erhalten zu haben; aber das allmälige Absterben ihrer thätigern Mitglieder, und die veränderte Richtung des Zeitgeistes, bewirkten ihr allmäliges Erlöschen.

Celtes feierte zu Mainz am 1. Febr. 1494 seinen 35. Geburtstag, und war hierauf Willens, eine Reise nach dem Norden zu unternehmen; doch verhinderte ein neuer Ruf nach Ingolstadt, unter bessern Bedingungen, als bei seiner ersten Anstellung, für diesmal die Vollziehung dieses Entschlusses. Er wurde als Professor ordinarius für das Fach der Rede- und Dichtkunst, mit allen Rechten und Vortheilen der übrigen ordentlichen Professoren, angestellt, und kehrte daher ohne Bedenken nach Ingolstadt zurück. Im Sommer desselben Jahres machte er eine Reise über Basel, Freiburg im Breisgau und Heidelberg, nach Spanheim zu dem berühmten, und ihm innigst befreundeten Abt Trithemius, der sich bei dieser Gelegenheit noch seines Unterrichtes in der griechischen Sprache bediente, welchen hernach, weil Celtes ihn zu bald wieder verlassen mußte, der nicht minder berühmte Reuchlin weiter fortsetzte. Da man Celtes in Ingolstadt seine lange Abwesenheit und die darüber vernachlässigten Lehrstunden zum Vorwurf machte, wollte er das Versäumte mit desto angestrengterem Fleiße nachholen, verfiel aber darüber in eine beschwerliche Krankheit, die ihn zu einem Gelübde an die heilige Jungfrau, und in Folge desselben, nach seiner Genesung, zu einer Wallfahrtsreise nach Alten-Ötting vermochte. Eine Pest, die sich im J. 1496 in den meisten Städten Baierns verbreitete, und auch Ingolstadt bedrohte, bewog ihn, so wie die meisten der dortigen Lehrer und Schüler, die Stadt zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht nach Heidelberg, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen lebte, und zugleich die kurpfälzischen Prinzen in der griechischen und lateinischen Sprache, zur größten Zufriedenheit ihres Vaters, des Kurfürsten Philipp, unterrichtete, weshalb dieser ihn auch veranlaßte, nach verschwundener Pestgefahr in Ingolstadt, seinen Aufenthalt in Heidelberg noch zu verlängern. Nach diesem in jeder Hinsicht angenehmen Leben in Heidelberg fühlte Celtes mancherlei Widriges, was in Ingolstadt auf ihn einwirkte, doppelt, besonders da sein würdigster und vertrautester Freund, Sixtus Tucher, welcher zu Ingolstadt ein Lehramt der Rechte bekleidet, und sich ebenfalls der Pest wegen entfernt hatte, nicht wieder zurückgekehrt, sondern im Dienste seiner Vaterstadt Nürnberg geblieben war. Um so freudiger nahm er daher den Ruf an, den er jetzt, unmittelbar von Kaiser Maximilian I., nach Wien erhielt, wohin er im Herbst 1497 abging. Er vereinigte hier mit dem Lehramte der Beredsamkeit und Dichtkunst, auch das der Philosophie, Geschichte und Geographie, und legte bei allen diesen Vorträgen meistens Werke der alten Klassiker zum Grunde. Zugleich übernahm er die Aufsicht über die kaiserliche Bibliothek, die durch ihn eigentlich zuerst in Stand gesetzt wurde, und stiftete nach dem Muster der rheinischen Gelehrten-Gesellschaft, eine danubische, die auch den Namen der östreichischen oder pannonischen führt, und an welche sich Augustin von Olmütz, Pterius Gracchus, Johann Cuspinianus, Hieronymus Balbus, und andere der ausgezeichnetsten Gelehrten Wiens und der umliegenden Länder anschlossen.

Durch angestrengte wissenschaftliche Beschäftigungen, häufige, nicht selten mit Beschwerden und Gefahren verbundene Reisen, vielleicht auch durch manche andere Unregelmäßigkeiten der Lebensart, war seine Gesundheit so angegriffen worden, daß er schon in seinem 40. Jahre sich sehr gealtert fühlte und ein baldiges Lebensende voraus sah. Doch ließ er sich dadurch nicht von der Ausführung einer schon früher beschlossenen großen Reise abschrecken, sondern fühlte sich vielmehr zu größerer Beschleunigung derselben angetrieben. Mit Erlaubniß und Unterstützung des Kaisers begann er diese größte seiner Reisen im J. 1498, begleitet von Andreas Stiborius, einem guten Mathematiker und eifrigen Mitgliede der danubischen Gesellschaft; während Thomas Roscius den Auftrag erhielt, des Celtes Vorlesungen zu Wien, während der Dauer seiner Abwesenheit, zu besorgen. Celtes reiste zuerst in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins,

Digitized by Google

und folgte dann dem Laufe dieses Flusses, wobei er unterwegs auf der Insel Reichenau verweilte, und seine Freunde zu Basel, Straßburg und an andern Orten besuchte. Von Coblenz machte er einen Abweg, an der Mosel aufwärts, bis nach Trier, kehrte aber nach Coblenz zurück, und reiste weiter den Rhein abwärts bis Cöln, wo er abermals den Rheinpfad verließ, um auf einige Zeit nach Aachen zu gehen; doch kehrte er wieder an den Rhein zurück, und folgte dem Laufe desselben weiter bis in die Niederlande. Der Winter war schon angegangen, als er eine andere Richtung einschlug, um das nördliche Teutschland auf verschiedenen, sich manchmal durchkreuzenden Wegen zu durchwandern. Er ging über Gröningen an die Ems, zog, dem Laufe dieses Flusses entgegen, durch ganz Westphalen, dann durch Hessen, einen Theil Thüringens, über den Harz und durch Niedersachsen, namentlich über Braunschweig, Göttingen und Goslar, an die Weser, folgte dieser stromabwärts bis nach Bremen, reiste von hier nach Hamburg, dann an der Elbe stromaufwärts bis Magdeburg, von da nach Lüneburg, und endlich nach Lübeck, wo er den Rest des Winters zubrachte, und die günstige Jahreszeit abwartete, um zu Schiffe die Ostsee und die entfernteren nordischen Länder zu bereisen. Sein Aufenthalt verzögerte sich bis in den Mai 1499, wo er sich dann einschiffte, und nach einer nicht ganz gefahrlosen Seereise, nach Thule (womit ohne Zweifel Island gemeint ist) kam. Seine Rückreise machte er, so weit es sich thun ließ, größtentheils zu Lande, und sah daher unterwegs Lappland und Livland. In seiner Heimath wieder angekommen, ging er sogleich nach Tyrol, wo sich der Kaiser aufhielt, und genoß nicht nur die Auszeichnung, diesem von seiner Reise mündlichen Bericht abzustatten, sondern wurde auch von ihm beschenkt, und mit dem Versprechen der Erfüllung eines Vorschlags erfreut, welchen er dem Kaiser, zu größerer Aufnahme der Poesie und der mathematischen Wissenschaften, gemacht hatte, dessen Vollziehung sich jedoch bis 1501 verzögerte. Der Kaiser stiftete nämlich zu Wien ein Collegium poëticum, als einen besondern Theil der Universität, welches aus zwei Lehrern der Dichtkunst und Beredsamkeit, eben so viel Lehrern der Mathematik, und einigen (wahrscheinlich 12) Studirenden bestand, denen ein eigenes Haus eingeräumt, und bestimte Stipendien angewiesen wurden. Der jedesmalige ordentliche Professor der Dichtkunst (Lector ordinarius in poëtica) bei der Universität, damals also Celtes, wurde zum beständigen Aufseher und Vorsteher des Collegiums bestimt, und erhielt als solcher das Recht, Dichter zu krönen, welche dieselben Rechte und Vorzüge, wie die vom Kaiser unmittelbar gekrönten Dichter, genießen sollten. Am 1. Febr. 1502 wurde das neue Collegium feierlich eingeweiht. — Celtes verlebte nun die übrigen Jahre seines Lebens zu Wien größtentheils in stiller, aber fruchtbarer Thätigkeit. Er machte, außer einigen Reisen in benachbarte Gegenden, auch noch einige, hauptsächlich in literarischen Angelegenheiten, nach Nürnberg, wo er zugleich im Hause seines gelehrten Freundes Wilibald Pirckheymer, einen sehr angenehmen Aufenthalt fand. Aber noch ehe er dazu kommen konte, die Früchte seiner mühsamen Studien, Reisen und Forschungen, wie er Willens war, der Welt mitzutheilen, starb er am 4. Febr. 1508, also wenige Tage nach der Vollendung seines 49. Jahres.

Obgleich Celtes eigentlich in keiner Wissenschaft ausschließlich und zu ihrer inneren Vervollkommenung gearbeitet hat, so hat er sich doch um mehre derselben, und besonders um das ganze wissenschaftliche Leben seiner und der zunächst folgenden Zeit, große Verdienste erworben. Als Lehrer gebührt ihm der Ruhm, daß er verschiedene Zweige des menschlichen Wissens entweder zuerst auf dem akademischen Lehrstuhl einführte, oder doch weit planmäßiger, anhaltender, und daher erfolgreicher, als es vor ihm geschehen war, bearbeitete. Jenes ist der Fall mit der Geschichte und Geographie, dieses hauptsächlich mit der klassischen Literatur, wo er besonders darauf hinwirkte, neben den eigenthümlichen formellen Schönheiten der Alten, aus ihren Schriften auch gründliche Sachkentnisse zu entwickeln. Er suchte die griechische Sprache mehr in Gang zu bringen, indem er sie nicht nur grammatisch lehrte, sondern auch die Homerischen Gedichte erklärte; weit größer waren indeß seine Bemühungen um die römische Literatur; denn außer seinem theoretischen Unterricht in der Rede- und Dichtkunst, hielt er Vorlesungen über den Horaz, Terenz, Cicero u. a., ja auch über einen neueren Dichter, den von ihm aufgefundenen Ligurinus, und gab seinen Schülern fleißige Anleitung zu praktischen Übungen im Reden und Schreiben, wobei er sich besonders bemühte, die eingerissene Rohheit und Verderbniß des Ausdrucks in der lateinischen Sprache zu vertilgen, und diese ganz nach dem Muster der Klassiker wieder herzustellen. — Auch bei seinen Vorlesungen über andere Wissenschaften legte er Werke der Alten zum Grunde, so den Ptolemäus (wahrscheinlich doch nur in lateinischer Übersetzung) für die Geographie, den Tacitus für die Urgeschichte Teutschlands; nur die allgemeine Weltgeschichte scheint er nach eigenem Entwurfe gelehrt zu haben. Geringer sind seine Verdienste um die Philosophie; denn wiewol er sich auch hier bemühte, die Philosophie der Alten wieder herzustellen, und dadurch gegen den Scholasticismus seiner Zeit ein Gegengewicht zu bilden, so traf er doch eine unglückliche Wahl, indem er zur Grundlage seines philosophischen Unterrichts gerade den Apulejus wählte, der wol zur Verbesserung und Reinigung des philosophischen Denkens, so wie zur Bildung des guten Geschmacks, nicht vorzüglich geeignet seyn dürfte. — Am meisten glänzte er unter seinen Zeitgenossen als Dichter. Er war unter den Teutschen einer der ersten, welche sich auch in dieser Kunst wieder getreu an die Vorbilder der Alten anzuschließen suchten; und seine einzigen Vorgänger auf diesem Wege, Rudolf Agricola und Rudolf Lange, wurden von ihm sowol an wahrem Dichtergenie, als an Fruchtbarkeit weit übertroffen; doch ist nicht zu leugnen, daß ihm auch noch mancher Flecken seines Zeitalters anhing, und daß man noch manche, besonders prosodische Fehler bei ihm findet. Am verdienstlichsten sind seine Oden; weniger poetischen Werth haben seine Elegien, und die Samlung derselben, die er, den Ovid nachahmend, Amores genant hat, ist in mancher Hinsicht ganz mislungen zu nennen,

Digitized by Google

obwol sie einzelne schätzbare Stücke, und besonders viele Nachrichten zu seiner Lebens- und Reisegeschichte enthält. Auch seine Epigramme geben meist nur metrische Prosa. Seine dramatischen Gedichte, von denen nur zwei durch den Druck bekant geworden sind, gehören mehr zur lyrischen Gattung, und haben vom Drama wenig mehr, als die Vertheilung ihres Inhalts unter verschiedene redend aufgeführte Personen. Ein episches Gedicht, Theodericeis, welches vermuthlich sein Hauptwerk geworden wäre, blieb durch seinen Tod unvollendet. Im Ganzen bestand sein Verdienst um die Poesie vorzüglich darin, daß er die Vorurtheile zerstörte, die man gegen sie noch vielfältig hegte, als ob sie dem Studium der ernsteren Wissenschaften nachtheilig, oder mit demselben nicht verträglich sey; und daß er wieder durch die Poesie dahin wirkte, auch für die Bearbeitung der höheren Wissenschaften einen bessern Geschmack einzuführen, und besonders das Studium und die Nachahmung der Alten auch von Seiten der Anmuth und des Vergnügens zu empfehlen. — Sein größtes und bleibendstes Verdienst hätte er sich ohne Zweifel in der Geschichte erworben, wenn ihn sein früher Tod nicht verhindert hätte, die großen Plane seines Lebens auszuführen. Es war nämlich sein vorherrschender Gedanke, wobei ihn Liebe zum Vaterland und zur Wissenschaft gleichmäßig beseelte, ein großes geschichtliches und geographisches Werk über Teutschland und den germanischen Norden auszuarbeiten. Für diesen Zweck hatte er die meisten seiner Reisen unternommen, theils um möglichst viele und verschiedene Städte und Gegenden anschaulich kennen zu lernen, theils um Denkmale des Alterthums aufzuspüren; daher durchsuchte er auch mit unermüdlichem Eifer die Bibliotheken der Klöster und Stifter, um die Werke vaterländischer Schriftsteller und andere Geschichtsquellen aus der Vergessenheit hervorzuziehen. Dieser Trieb führte ihn selbst nach dem entfernten Island, wo er aus den Denkmalen der alten, mit den Teutschen verwandten, und in der Vorzeit so berühmten nordischen Völker manche Bereicherung seiner Geschichts- und Alterthumskentniß hoffen konte. Besonders rühmte er sich, alle große teutsche Flüsse (wozu er auch die Weichsel rechnete), bis zu ihren Quellen, ferner die Hauptstädte Teutschlands nach den vier Weltgegenden, Krakau gegen Osten, Regensburg gegen Süden, Mainz gegen Westen, und Lübeck gegen Norden, dann alle erzbischöflichen Sitze, mit Einschluß von Riga in Livland, und alle damaligen Universitäten Teutschlands besucht zu haben. Er soll zu seinem beabsichtigten großen Werke, das er Germania illustrata nennen wollte, viele Vorarbeiten handschriftlich hinterlassen haben, die nach seinem Tode wahrscheinlich in die kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen, und vielleicht nachher von andern Schriftstellern benutzt worden sind. Wenn aber auch diese Frucht von Celtes Reisen nicht zur Reife kam, so blieben sie deshalb für die Literatur nicht unnütz. Durch seine Forschungen in den Bibliotheken kam manches längst vergessene, interessante Werk wieder ans Licht, wie die berühmte Reisecharte des römischen Reichs, die nach Celtes Tode an Peutinger kam, und daher unter dem Namen der Tabula Peutingeriana bekant ist; die Werke der Roswitha, und das historische Gedicht eines unbekanten Verfassers *), Ligurinus genant, welches die Thaten Kaiser Friedrichs I. besingt, und ohne Zweifel unter allen in Teutschland entstandenen lateinischen Gedichten vor der Wiederherstellung der Wissenschaften den ersten Rang verdient. So halfen ihm diese Reisen auch zu ausgebreiteten Bekantschaften, die er zur Aufnahme der Wissenschaften trefflich zu benutzen wußte. Überhaupt war die innigere Verbindung unter den damals lebenden Gelehrten größtentheils sein Werk, und der öfters wechselnde Aufenthalt ihm ein Mittel, an vielen Orten den Samen klassischer Bildung auszustreuen. Auf seinen moralischen Charakter werfen zwar die häufigen obscönen Schilderungen und Ausdrücke in seinen Amoren nicht das günstigste Licht, doch machen die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen er mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit lebte, wahrscheinlich, daß sein Leben in dieser Hinsicht besser war, als seine Schriften. In Ansehung der Religion wird seine wahre Gesinnung nicht klar; denn wenn er sich nicht selten Spöttereien erlaubt, welche die Geistlichen seiner Zeit auf eine Weise angreifen, bei der die Religion selbst nicht ganz ohne Verletzung davon komt, so redet er ein ander Mal zu den Heiligen mit einer Andacht, welche selbst streng Katholischen übertrieben scheint; in Rom braucht er seinen Witz gegen den Papst, und in Prag gegen des Papstes Gegner, die Hussiten; und oft mengt er auf die sonderbarste Weise Christenthum und Heidenthum durch einander. Er scheint also, wenigstens bis auf die letzten Jahre seines Lebens, mit seinen Ansichten der Religion bei sich selbst nicht ganz aufs Reine gekommen zu seyn. Außerdem rühmen seine Zeitgenossen seine Vorliebe für Natur und Musik, seine Festigkeit in der Freundschaft, seine Gefälligkeit und Heiterkeit im Umgange und seine Rechtschaffenheit, die sich unter andern darin bewies, daß er, bei der leidenschaftlichsten Liebe zu literarischen Schätzen, sich doch nie erlaubte, ein Buch anders, als auf eine durchaus gesetzmäßige Weise an sich zu bringen. — Von seinen Schriften, die jetzt fast alle zu den größten literarischen Seltenheiten gehören, nennen wir hier nur die merkwürdigsten **).

1) Ars versificandi et carminum. S. l. e. a. 4. Zwei Ausgaben, die eine ganz gewiß zu Leipzig 1486; die andere aber nicht vor 1487, weil der Verf. schon das Prädicat eines gekrönten Dichters führt. — 2) Proseuticum ad Div. Fridericum III. pro laurea Apollinari. Norimberg. per F. Kreusner. S. a. (1487.) 4. — Rec. Norimb. 1500. 4. Es befindet sich hiebei eine genaue Angabe der Constellation bei der Dichterkrönung des Celtes, die mit einer kleinlichen Genauigkeit nicht blos auf Tag und Stunde, sondern auch auf Minute und Secunde berechnet ist. — 3) Epitoma in utramque Ciceronis Rhetoricam, cum arte memorativa nova et modo epistolandi

*) Daß der Verfasser dieses Gedichts, wie man gewöhnlich annimt, Günther geheißen habe, ist eine wenig begründete Vermuthung; ganz unwahrscheinlich ist es aber, daß Celtes selbst Verfasser dieses Gedichtes sey, und es nur für als ausgegeben habe. **) In Hinsicht einer vollständigern Aufzählung derselben verweise ich auf das Klüpfel'sche und mein eigenes unten anzuführendes Werk.

Digitized by Google

utilissimo. S. l. e. a. 4. Zufolge der Zueignung an Kaiser Maximilian I. erschien diese erste Ausgabe 1492. Es befinden sich dabei verschiedene Gedichte, die Celtes nachher mit in die Samlung seiner Oden aufnahm. So wol die Rhetorik, als das Buch über die Briefschreibekunst, sind in der Folge verschiedentlich wieder aufgelegt worden. — 4) L. Apuleji Epitoma de mundo seu Cosmographia. Memming. 1494. fol. Vienn. 1497. fol. Celtes brauchte dies Buch zur Grundlage seiner philosophischen Vorlesungen. — 5) Opera Hrosvitae illustris virginis et monialis Germaniae, gente Saxonica ortae, nuper a Conr. Celte inventa. Norimb. 1501. fol. Mit einer Zueignung von Celtes an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. — 6) Quatuor libri Amorum, secundum quatuor latera Germaniae. Norimb. 1502. 4. Bei dieser Ausgabe befinden sich noch: Germania generalis, ein Gedicht, welches eine allgemeine Ansicht Teutschlands nach seiner Lage, seinen Flüssen und Gebirgen enthält; De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus, eine ziemlich genaue Beschreibung der Stadt Nürnberg, die er dieser Stadt zu Ehren, und gleichsam zum Dank für den mehrmals daselbst genossenen angenehmen Aufenthalt verfertigte, zugleich das einzige wirkliche Geschichtswerk in Prosa, das wir noch von Celtes besitzen; Hymnus in vitam S. Sebaldi, Norimbergensium patroni; Ludus Dianae coram Maximiliano Rege; ein Drama, welches, zu Ehren des Kaisers Maximilian, von mehren Mitgliedern der danubischen Gelehrten-Gesellschaft zu Linz aufgeführt wurde. Ferner: Privilegium erectionis Collegii Poëtarum et Mathematicorum in Vienna, und Vincentii Longini Eleutherii ad div. Maximilianum Rom. Reg. Panegyricus pro instituto et erecto Collegio Poëtarum et Mathematicorum in Vienna. Das ganze Werk ist von Celtes dem Kaiser Maximilian zugeeignet. Die Germania generalis und die Beschreibung von Nürnberg sind nachher in verschiedene geschichtliche Samlungen aufgenommen worden. — 7) Carminum libri IV. Norimb. 1502. 4. Diese Ausgabe ist ziemlich unbekant und zweifelhaft; doch gibt es noch eine andere, nach Celtes Tode von der rheinischen Gelehrten-Gesellschaft veranstaltete: Libri Odarum IV. cum Epodo et seculari carmine. Argentor. ex offic. Schurer. 1513. 4. — 8) Rhapsodia de laudibus et victoria Div. Maximiliani de Boëmannis. Aug. Vindel. 1505. 4. Ein Drama, worin die sieben Kurfürsten, Apollo, Merkur, Bacchus und die Musen redend auftreten, und welches ebenfalls in Gegenwart des Kaisers zu Wien aufgeführt worden war. — 9) Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libri X. carmine heroico conscripti, nuper apud Francones in silva Hercynia et Druidarum Eboracensi coenobio a *Conr. Celte* reperti. Aug. Vind. 1507. fol. Marquard von Stein, Propst zu Bamberg, Matthäus Marschalk, Bernhard und Conrad Schenken von Adelmannsfelden, Conrad Peutinger und Georg Herbart ließen dies Werk, bald nachdem es Celtes von seiner letzten Reise aus Franken mitgebracht hatte, auf gemeinschaftliche Kosten drucken. Am Schlusse desselben wird bemerkt, daß Conrad Celtes zu Wien, Hieron. Baldung zu Freiburg, Heinrich Bebel zu Tübingen, Jakob Locher zu Ingolstadt und Hermann Busch zu Leipzig, die sich wahrscheinlich während des Druckes die einzelnen Bogen verschafft hatten, schon Vorlesungen über dieses Gedicht gehalten hätten. — Einzelne Gedichte des Celtes sind später in verschiedenen, theils historischen, theils poetischen Samlungen wieder abgedruckt worden; eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte aber, welche, nach Gundling, zu Strasburg 1515, auf Veranstaltung der rheinischen Gesellschaft erschienen seyn soll, existirt nicht, und ihre Annahme beruht wahrscheinlich nur auf einer Verwechselung mit der, 1513 erschienenen, Ausgabe der Oden. — Handschriftlich hinterließ Celtes unter andern eine griechische Sprachlehre. Auch seine Epigramme sind lange ungedruckt geblieben, bis sie Klüpfel bei seiner Biographie des Dichters benutzte ***). (*H. A. Erhard.*)

Cement s. Caement.

CENCHRIS. S. Artik. *Boa.* (Encyclop. Thl. XI. S. 105 f.) — Daudin [1]) beschreibt noch unter jenem Namen, als eigenes Genus, eine Schlangenart, die in Nordamerika lebt, und früher, nach ihm, von Catesby (Corol. T. II. Pl. 56.) beschrieben und abgebildet ist. Verschieden von dem Gen. Scytale, wozu die Giftschlangen gehören, die dem Gen. Boa im übrigen nahe stehen, doch getheilt. Schilder an der Basis des Schwanzes; der Vordertheil des Kopfes geschildet, ohne Afterspornen. Art: *Cenchris Mokeson* D. Soll sehr gefährlich seyn. Nach Cuvier [2]) ist jene Schlange durchaus nicht giftig, und gehört zum Gen. Coluber. Merrem [3]) hat, ohne Daudin zu citiren, Catesby's Hog-nose snake, die nach Daud. eins mit C. Mokeson seyn soll, jedoch verschieden von der Hog-nose snake der Anglo-Amerikaner, mit dieser, die Daudin und Merrem Coluber Heterodon nennen, verbunden. — Auf jeden Fall bedarf jene Schlangenart noch einer genauern Untersuchung. (*Leuckart.*)

***) Die früheste Nachricht vom Leben des Celtes lieferte die rheinische Gesellschaft, bei der Ausgabe seiner Oden; der Concipient dieser Biographie scheint aber nicht genau unterrichtet gewesen zu seyn, denn sie ist sehr lücken- und fehlerhaft; gleichwol folgten ihr fast alle die spätern zahlreichen Biographen des Celtes; nur Brucker, im Ehrentempel der teutsch. Gelehrsamkeit, S. 126, und *Herm. Ern. Rumpel*, Progr. de Conrado Celte. Erfurd. 1762. 4., gingen ihren eigenen Weg, indem sie die Schriften des Celtes selbst benutzten; weit fleißiger und umsichtiger that dies aber Engelbert Klüpfel, dessen De vita et scriptis Conr. Celtis, praecipui renascentium literarum in Germania restauratoris, opus posthumum, zu Freiburg seit 1813 in einer Reihe von Programmen erschien. Dessen Arbeit habe ich zwar, bei der Biographie des Celtes im 2. Bande meiner Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung ꝛc., vorzugsweise berücksichtigt, bin jedoch, durch eigenes Studium der Schriften des Celtes, und unbefangene Combination seiner einzelnen Angaben, auf viele neue, und von Klüpfel abweichende Resultate gekommen, für deren weitere Auseinandersetzung und Rechtfertigung ich, um hier nicht zu weitläufig zu werden, auf mein eben gedachtes Werk verweisen muß. (*E.*)

1) Hist nat d. Rept. T. V. p. 356. Pl. 60. f. 25. Pl. 70. f. 3. 4. 2) Reg. anim. II. p. 80. 3) Syst. amphibior. p. 124.

Digitized by Google

CENTRALBEWEGUNG heiß. eine jede Bewegung, welche durch eine Kraft erzeugt wird, die den Körper stets nach demselben Punkte treibt, und aus diesem Grunde Centralkraft genant wird. Es würden demnach in diesem weitern Sinne die Bewegungen frei fallender oder geworfener Körper schon hieher zu rechnen seyn, man zählt aber gewöhnlich nur die Fälle zu der Centralbewegung, in welchen die Richtungen der Centralkraft an verschiedenen Punkten der Bahn nicht parallel sind.

Zur Erzeugung der Centralbewegung sind stets zwei Kräfte erfoderlich. Die eine, welche auf den bewegten Körper in jedem Punkte seiner Bahn gegen den Mittelpunkt wirken muß; die andere, welche ihn nach einer andern hievon abweichenden Richtung stößt. Wir wollen zunächst der Einfachheit wegen annehmen, die Centralkraft wirke auf den Körper stets nach Verlauf eines sehr kleinen Zeitintervalles, und es befinde sich in A (Fig. 1.) ein Körper, welcher von einer Stoßkraft nach der Richtung AB getrieben wird, so daß er während der Zeiteinheit vermöge dieser Kraft den Raum AD durchlaufen würde. Aber in eben dieser Zeit würde ihn die Centralkraft durch den Raum AE gegen den anziehenden Punkt C treiben. Construiren wir demnach das Parallelogramm ADFE, so gibt die Diagonale AF den Weg an, welchen der Körper wirklich durchläuft; er würde sich in der zweiten Zeiteinheit vermöge der Trägheit in der Verlängerung dieser Richtung durch den Weg FG = AE bewegen, wenn ihn die Centralkraft in F nicht mit einer Kraft FH gegen C bewegte. Die Diagonale FI des Parallelogramms FGIH bezeichnet den Weg, welchen der Körper wirklich durchläuft. Setzen wir auf diese Art die Construction fort, so bezeichnet die gebrochene Linie AFIK die Bahn, auf welcher sich der Körper bewegt. Da aber die Centralkraft auf den Körper in jedem Punkte seiner Bahn wirkt, so werden die Linien, aus welchen letztere besteht, unendlich klein, und der Körper durchläuft daher eine krumme Linie. Um die Natur dieser krummen Linie zu bestimmen, ist erfoderlich, daß die Stärke der ursprünglich wirkenden Stoßkraft, welche gewöhnlich Centrifugalkraft (s. dies. Art.) heißt, die der gegen den Mittelpunkt wirkenden Centralkraft (gewöhnlich Centripetalkraft genant), das Gesetz der Änderung in der Stärke der Centripetalkraft mit der Entfernung vom Mittelpunkte, und endlich die Lage des Mittelpunktes gegen die ursprünglich wirkende Stoßkraft bekant sey. Ohne hier eine allgemeine Auflösung des Problems zu geben, da hievon unter den Artikeln „Keplerische Gesetze“ und „Planetenbahnen“ nochmals die Rede seyn wird, begnüge ich mich, einige der einfachsten Gesetze durch die Elemente der Mathematik zu beweisen.

Nach welchem Gesetze auch die Änderung der Centripetalkraft erfolgen möge, so sind doch stets die Sectoren, deren Bögen in gleichen Zeiten durchlaufen werden, einander gleich. Ist also C (Fig. 2.) der Mittelpunkt, AB der Weg, welchen der Körper in der ersten Zeiteinheit durchläuft, BE der in der zweiten Zeiteinheit durchlaufene, so ist, wenn wir die kleinen Bögen als gerade Linien betrachten, $\triangle ABC = \triangle CBE$. Da nämlich $AB = BD$, so ist $\triangle ABC = \triangle BCD$. Da aber $DE \parallel BC$, so ist $\triangle BCD = \triangle BCE$, also $\triangle BCE = \triangle ABC$. Da wir nun AB und BE verschwindend klein nehmen können, und da ferner der Satz eben so von den Summen von zwei, drei und mehren unendlich kleinen Sectoren gilt, so erhalten wir das erste Keplerische Gesetz, daß sich die Sectoren, welche wir erhalten, wenn wir von dem anziehenden Punkte nach den Endpunkten der Bahn, welche der Körper in beliebigen Zeiten durchläuft, gerade Linien ziehen, wie diese Zeiten verhalten.

Dieser Satz setzt uns in den Stand, die Geschwindigkeit zu bestimmen, welche der Körper in jedem Punkte seiner Bahn hat. Es sey AD (Fig. 3.) die Bahn des Körpers, C der Mittelpunkt. In einer sehr kleinen Zeit durchlaufe der Körper den Bogen Aa, welchen wir mit der Tangente zusammenfallend annehmen wollen; es sey Bb der Weg, welchen er in einer eben so großen Zeit durchläuft. Nach dem eben Gesagten ist $\triangle AaC = \triangle BbC$. Fällen wir auf die verlängerten Tangenten die Perpendikel CQ und CP, so ist $\triangle AaC = \frac{1}{2} Aa \cdot CQ$, $\triangle CbB = \frac{1}{2} Bb \cdot CP$, mithin $Aa \cdot CQ = Bb \cdot CP$, und es verhält sich

$$Aa : Bb = CP : CQ.$$

Da nun Aa und Bb die Geschwindigkeiten bezeichnen, so verhalten sich diese umgekehrt wie die Perpendikel, welche vom Mittelpunkte der Kräfte auf die entsprechenden Tangenten gezogen werden.

Die einfachste Bewegung, welche ein von Centralkräften getriebener Körper haben kann, ist die, wo seine Bahn ein Kreis ist, dessen Mittelpunkt zugleich der Sitz der Centripetalkraft. Ehe ich die Bedingungen angebe, welche zur Erzeugung dieser kreisförmigen Bewegung erfoderlich sind, will ich die Gesetze derselben entwickeln.

Es sey AB (Fig. 4.) der Kreisbogen, welchen der Körper in einer sehr kleinen Zeit durchläuft, und den wir als mit einer geraden Linie zusammenfallend ansehen können; die dazu erfoderliche Zeit sey t. Die Centripetalkraft wirkt in dem Punkte A nach der Richtung AC, in B nach der Richtung BC; da aber AB ein so kleines Stück des Kreises ist, daß es mit der Tangente zusammenfallend angesehen werden kann, so ist BC nahe parallel AC. Wirkte hier blos die Centralkraft auf den Körper, so würde er sich mit beschleunigter Bewegung von A nach C bewegen. Nehmen wir an, daß g die Größe der Centripetalkraft, und s der vermöge ihrer Einwirkung in der Zeit t beschriebene Raum sey, so ist

$$g = \frac{2s}{t^2}$$

(s. Fall der Körper). Ziehen wir von B nach D die Linie BD senkrecht auf AC, so ist AD der Weg, durch welchen der Körper während der Zeit t von der Centripetalkraft getrieben seyn würde, also $AD = s$. Weil ferner AB eine gerade Linie, und ABE ein rechtwinkliges Dreieck, so verhält sich $AD : AB = AB : AE$, oder wenn $AC = r$

$$s : AB = AB : 2r, \text{ d. h.}$$

$$s = \frac{AB^2}{2r}, \text{ folglich}$$

$$g = \frac{AB^2}{rt^2}.$$

Digitized by Google

Da aber bei einem Kreise die Perpendikel aus dem Mittelpunkte auf die Tangenten der Bahn als Radien gleich sind, so ist die Geschwindigkeit gleichförmig, und wir haben $AB = c.t$, wo c die Geschwindigkeit in irgend einem Punkte bezeichnet. Daraus ergibt sich

$$g = \frac{c^2}{r}.$$

Heißt die zu einem Umlaufe erfoderliche Zeit t, und bezeichnet π die Ludolphische Zahl, so ist $c = \frac{2r\pi}{t}$, folglich

$$g = \frac{4r\pi^2}{t^2}$$

Ist G die Größe der Centripetalkraft in einem Kreise, dessen Halbmesser R ist, und welchen der Körper in der Zeit T durchläuft, so ist

$$G = \frac{4R\pi^2}{T^2}$$

und es verhält sich mithin

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

In den meisten bekanten Fällen verhält sich die Größe der Centripetalkraft umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Nehmen wir daher an, daß zwei verschiedene Körper sich um denselben Punkt in kreisförmigen Bahnen bewegen, so verhält sich

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

und mithin wird

$$\frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2} = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2} \text{ d. h.}$$

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3.$$

Wenn daher die Größe der anziehenden Kraft sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, so verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Kuben der Halbmesser, und dieses ist das dritte Keplerische Gesetz.

Es dient uns dieses Gesetz umgekehrt dazu, aus den beobachteten Bewegungen und Geschwindigkeiten das Verhalten der Kräfte herzuleiten. Finden wir nämlich, daß sich verhalte

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3$$

so verhält sich nach dem obigen

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

und wenn diese mit der vorigen combinirt wird, so wird

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

d. h. die Kraft verhält sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung.

Aus der Zusammensetzung der Kräfte, von welcher wir ausgingen, und aus dem ersten Keplerischen Gesetze ergeben sich auch die Bedingungen, welche zur Erzeugung der Kreisbewegung erforderlich sind. Da nämlich die ursprünglich stoßende Kraft den Körper nach der Tangente der Curve fortstößt, so muß diese auf der Linie AG (Fig. 2.) senkrecht stehen. Bei einem Kreise ist ferner AC=BC. Nehmen wir den Bogen unendlich klein, so können wir CBA als gerade Linie und BH als den Weg ansehen, um welchen sich der Körper während der betrachteten Zeiteinheit vom Mittelpunkte entfernen würde. Da aber BH = AG und AG der Weg ist, durch welchen die Centralkraft den Körper in einer Zeiteinheit gegen sich treibt, so findet eine Kreisbewegung statt, wenn BH = AG d. h. wenn die Centripetalkraft den Körper durch einen Raum treibt, welcher eben so groß ist, als derjenige, um welchen sich der Körper in eben dieser Zeit vom anziehenden Mittelpunkte entfernen würde.

Auf ähnliche Art lassen sich noch mehre andere Gesetze herleiten; weit einfacher und kürzer aber lassen sich die meisten derselben durch höhere Analysis beweisen, vgl. die bereits erwähnten Artikel „Keplerische Gesetze" und „Planetenbahnen." Denjenigen, welcher eine allgemeine Kentniß dieser Bewegung haben will, verweise ich vorzüglich auf Newtons principia philosophiae naturalis mathematica, die Schriften von Francoeur und Poisson über Mechanik und die Mécanique céleste von Laplace.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALFEUER nanten ältere Physiker eine der Erde eigenthümliche Wärme in ihrem Innern, welches theils die vulcanischen Erscheinungen, theils die Temperatur an der Oberfläche bedingen sollte. Es wurde diese Hypothese namentlich von Mairan weiter ausgebildet, indem er glaubte, daß nur auf diese Art die verhältnißmäßig hohe Wärme der Luft im Winter erklärt werden könnte. Diese Hypothese, welche aus einigen Rechnungen hergeleitet wurde, gegen deren Bündigkeit sich allerdings Manches einwenden läßt, schien besonders dadurch bestätigt zu werden, daß die Temperatur in tiefen Schachten desto größer wurde, je weiter man sich von der Oberfläche der Erde entfernte. Lange wurde diese Hypothese vergessen, bis sie in neueren Zeiten wieder von Cordier vielfach ausgeschmückt hervorgerufen wurde. Cordier scheint bei dieser Untersuchung, in welcher er sich auf die nicht zu bestreitende Thatsache stützt, daß die Temperatur der Erdrinde desto größer wird, je tiefer wir hinabsteigen, denselben Fehler begangen zu haben, den wir so häufig bei Geographen finden, und welcher die Fortschritte dieser Wissenschaft am meisten gehemt hat, daß nämlich in unbekanten Ländern die Beschaffenheit des Ganzen nach einem sehr kleinen Districte beurtheilt wird. Messungen, deren Umfang nicht mehre tausend Fuß übersteigt, sollen für den ganzen Erdkern gelten und danach würde man schon in einer Tiefe von mehren Meilen eine Temperatur treffen, welche der des glühenden Eisens gleich wäre. Da von diesem Gegenstande nochmals in dem Artikel „Temperatur der Erde" die Rede seyn wird, so verweise ich auf diesen.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALKRAFT heißt diejenige Kraft, welche einen bewegten Körper stets gegen denselben Punkt treibt, so daß jener sich zu diesem bewegen würde, wofern nicht die zweite Kraft den Körper an dieser Bewegung verhin-

Digitized by Google

derte. Nehmen wir an; daß der Körper ursprünglich einen Stoß erhalten habe, dessen Richtung nicht mit der Centralkraft zusammenfällt, so wird er vermöge der Trägheit in jedem Punkte seiner Bahn ein Streben haben, sich nach der Tangente des von ihm beschriebenen Weges zu bewegen; es wirkt hier also gewissermaßen eine Kraft dahin, den Körper von dem anziehenden Punkte zu entfernen. Man bezeichnet deshalb dieses Streben des Körpers, der Tangente zu folgen und sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, sehr häufig mit dem Namen der Centrifugalkraft. Obgleich hier in aller Strenge keine Kraft wirkt, indem hier nur die Trägheit den Körper verhindert, der Einwirkung der Centralkraft gemäß sich gegen den Mittelpunkt zu bewegen, so können wir diesen Namen doch sehr gut beibehalten, da wir es in der Mechanik gewohnt sind, Ursachen, welche eine Bewegung hervorbringen oder verhindern, mit dem Namen Kraft zu bezeichnen; es ist dieses um so eher erlaubt, da wir im Stande sind, aus der Kentniß der Gesetze der anziehenden Kraft und der Bahn der Körper die Größe dieser Centrifugalkraft mit Schärfe zu bestimmen. (*L. F. Kämtz.*)

Centrifugalkraft s. den vorigen Artikel.

CENTRIFUGALMASCHINE heißt eine Vorrichtung, vermittelst deren man im Stande ist, die Gesetze der Centrifugalkraft, namentlich das Bestreben der Körper, sich nach der Tangente der Bahn vom Mittelpunkte zu entfernen, zu zeigen.

Befestigen wir eine Kugel an einem Faden und schwingen diese im Kreise herum, so wird der Faden dadurch gespant; die Kugel wird hier von zweien Kräften getrieben, vermöge der Centrifugalkraft sucht sie in jedem Punkte der Tangente zu folgen, der Widerstand des Fadens vertrit hier die Stelle der Centripetalkraft. Dieses Streben, sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, hängt bei der Kreisbewegung von dem Halbmesser und der Geschwindigkeit ab. Ist nämlich c die Geschwindigkeit des Körpers, t die zu einem Umlaufe erfoderliche Zeit und r der Halbmesser des Kreises, so ist

$$c = \frac{2r\pi}{t};$$

je größer also der Halbmesser ist, desto größer ist die Geschwindigkeit und das Streben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen. Die Schleudern, deren sich die Kinder und wilde Völker zum Werfen von Steinen bedienen, beruhen hierauf. Der Arm vertrit hier die Stelle des Halbmessers, welcher dem Steine zuerst eine Kreisbewegung mittheilt; wird aber der Halbmesser verlängert, befestigt man also den Stein an einer langen Schnur oder einer ähnlichen Vorrichtung, so wächst damit zugleich der Werth von c und dieser Körper bewegt sich also viel weiter. Auch unsere Erde zeigt uns ein ähnliches Phänomen. Da für die Theile vom Äquator der Werth von r größer ist, als für die in der Nähe der Pole liegenden, so wird c einen größeren Werth erhalten; da nun das Streben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, einen Theil der allgemeinen Gravitation aufhebt, so kann in einer flüssigen Kugel kein Gleichgewicht mehr vorhanden seyn, es müssen sich so lange Theile zum Äquator bewegen, bis der neue Zuwachs von schwerer Materie den durch diese Centralkraft erzeugten Verlust wieder ersetzt, und daher ist der Halbmesser des Äquators größer als die halbe Axe. Ganz etwas Ähnliches zeigt uns eine Wassermasse, wenn diese in einem oben offenen Gefäße schnell um die verticale Axe gedreht wird; das Wasser behält in diesem Falle nicht mehr seine horizontale Oberfläche, es sinkt in der Mitte und steigt am Rande, und zwar desto mehr, je größer unter übrigens gleichen Umständen die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Masse um ihre Axe dreht. Durch die Drehung erhält ein jedes Theilchen ein Bestreben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, welches desto größer ist, je weiter es von diesem Punkte absteht; dadurch wirkt auf das Theilchen außer der Schwere noch eine zweite Kraft und das Streben, nach der verticalen Richtung zu fallen, wird dadurch nothwendig vermindert; soll daher wieder ein Gleichgewicht statt finden, so muß die Wassersäule am Rande den hydrostatischen Gesetzen gemäß höher stehen, als in der Mitte.

Um nun diese Gesetze der Centrifugalkraft mit Leichtigkeit zu beobachten, hat man die sogenante Centrifugalmaschine construirt; das Princip derselben besteht darin, eine Scheibe oder einen andern Körper schnell um seine Axe zu drehen. Eine der einfachsten Vorrichtungen ist folgende. Auf einem horizontalen, hinreichend starken Brette AB (Fig. 5.) werden zwei verticale Axen CD und EF befestigt, auf welche horizontale Scheiben GH und IK von etwas 1 Fuß Durchmesser gesetzt werden, von denen unter IK eine Rolle NO von etwa 4 Zoll Durchmesser befestigt ist. Über den Einschnit auf dem Rande von GH und diese Rolle geht eine Schnur ohne Ende, welche man aus der Zeichnung erkent. Wenn daher GH vermittelst der Kurbel G gedreht wird, so theilt sich diese Bewegung der Scheibe IK mit. Es ist gut, in der Mitte der letzteren eine Schraubenspindel L anzubringen, damit man auf ihr verschiedene Vorrichtungen zu befestigen im Stande sey. Legen wir auf diese Scheibe leichte Körper und drehen sie dann herum, so werden diese mit Lebhaftigkeit fortgeschleudert. Man bemerkt ein Phänomen dieser Art beim Glasschleifen, das Schleifmittel, welches in die Schale gebracht worden ist, wird sehr lebhaft fortgeschleudert, wenn es anfänglich noch feucht ist und die Maschine, welche meistens dem eben beschriebenen Apparate ähnlich ist, schnell gedreht wird; aus eben dem Grunde werden die Drehspäne auf der Drehbank oft weit fortgeschleudert, wenn der abzudrehende Körper eine große Geschwindigkeit hat. Befestigen wir auf der Scheibe an eigenen Trägern Pendel, so hängen diese vertical, so wie sie aber gedreht wird, so bleibt nur das in der Mitte befindliche in seiner früheren Lage, die übrigen nehmen die in der Zeichnung angegebene Stellung an.

Befestigt man auf der Scheibe ein rundes Metallstäbchen AB (Fig. 6.), welches von der Mitte an in gleiche Theile getheilt ist, und steckt darauf Metallkugeln C und D, welche durch Fäden mit einander verbunden sind, so bleiben diese nur dann in Ruhe, wenn ihre Masse und ihr Abstand von der Mitte vollkommen gleich sind; so wie aber ED größer wird als EC, so bewegt sich D gegen B

Digitized by Google

und zieht C eben dahin, worauf beide Kugeln in kurzer Zeit dicht neben einander liegen. Im ersten Falle nämlich ist das Streben beider Kugeln, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, gleich, da nun wegen der Spannung des Fadens C sich nicht nach A bewegen kann, ohne zugleich D mitzunehmen und eben dieses auch von D in Beziehung auf A gilt, so halten sich beide im Gleichgewichte; so wie aber ED größer wird als EC, so wird die Centrifugalkraft von D in demselben Verhältnisse größer, in welchem ED größer wird als EC, mithin sind jetzt die beiden Kräfte nicht mehr im Gleichgewichte, D bewegt sich gegen B und zieht zugleich C gegen die Mitte E; in demselben Momente aber wird die Centrifugalkraft von D größer, die von C kleiner, daher wird die Bewegung auf diese Art so lange fortdauern, bis C endlich zum Punkte E gelangt, worauf es sich selbst vermöge der Centrifugalkraft nach B zu bewegen strebt.

Befestigen wir auf der Scheibe AB (Fig. 7.) verschlossene Glasröhren CD und EF, in denen sich verschiedene ungleich dichte Flüssigkeiten, z. B. Luft, Wasser und Queckſilber befinden, in der abgebildeten Stellung, so lagern sich diese Flüssigkeiten ihrer Dichtigkeit gemäß; so wie aber der Apparat gedreht wird, so zeigt sich bei hinreichender Schnelligkeit eine umgekehrte Lagerung, die Luft nimt den untersten, das Queckſilber den obersten Theil der Röhren ein. Um die Ursache dieses Phänomens einzusehen, dürfen wir nur auf die beiden sehr dünnen Schichten von Wasser und Queckſilber achten, welche im Falle der Ruhe neben einander liegen. Da beide ungefähr einen gleichen Abstand von der Mitte haben, so ist ihre Geschwindigkeit gleich, und die beschleunigende Kraft wirkt auf beide ungefähr gleich; da aber das Queckſilber etwa 14 Mal dichter ist, als das Wasser, so übt es bei derselben Beschleunigung einen 14 Mal größeren Druck aus, als dieses, und treibt dieses aus der Stelle. Dieses gilt in jedem Punkte, wo Wasser und Queckſilber sich berühren, bis letzteres endlich einen größeren Abstand von der Mitte hat als das Wasser. Dasselbe gilt von dem Wasser, welches mit Luft in Berührung steht.

Man hat diesen letzteren Apparat auch auf mancherlei Art abgeändert und v. Langsdorf hat denselben sogar zur Hebung des Wassers im Großen vorgeschlagen. Eine an ihrem untern Theile offene und an oben und unten angebrachten Zapfen leicht drehbare Röhre AB (Fig. 8.) wird vertical in das Bassin gestellt. Auf dem Umfange dieser Röhre befindet sich ein Getriebe, in welches ein gezahntes Rad eingreift. In dem untern Theile der Röhre befindet sich im Ventil, welches dem Wasser zwar den Eintrit aus dem Bassin, nicht aber die Rückkehr verstattet. Zwei Arme stehen nahe senkrecht auf der Röhre und an ihren Enden kann das Wasser aus Öffnungen ausfließen. Soll der Apparat gebraucht werden, so füllt man die Röhre bis zu den Öffnungen mit Wasser und setzt sie sodann vermittelst des gezahnten Rades in Bewegung, vermöge der Centrifugalkraft wird das Wasser aus den Öffnungen geschleudert; der Druck der Luft treibt dann das Wasser durch das Ventil in die Röhre, so daß in beständiger Ausfluß desselben statt findet.

Ein anderer nicht minder interessanter Versuch, welcher sich mit der Centrifugalmaschine anstellen läßt, wird gewöhnlich dazu benutzt, um die Abplattung der Erde zu zeigen. Man befestigt auf der Mitte der Scheibe einen verticalen Stab AB (Fig. 9.) und steckt auf diesen mehre Bleche CDE, welche bei C und E an einander gelöthet sind und die Gestalt eines Halbkreises haben, so daß das Ganze bei langsamer Drehung das Ansehen einer Kugel hat. Bei E sind diese Bleche an der Axe befestigt. Wird nun der Apparat schnell gedreht, so werden die Bleche die Gestalt halber Ellipsen annehmen, und der verticale Durchmesser wird weit kleiner als der horizontale, so daß der Durchschnit jetzt die Gestalt EFGH hat. Nach der Construction des Apparates war die Elasticität des Bleches so eingerichtet, daß die wirksamen Kräfte sich bei dieser Vorrichtung dann im Gleichgewichte hielten, wenn die Gestalt kreisförmig war; ein Theilchen O wurde mit derselben Kraft nach C als nach D gezogen. So wie aber die Centrifugalkraft noch einwirkt, so wird jedes Theilchen O mit größerer Kraft nach D als nach C getrieben, daher entfernt sich D von der Axe, und das Blech nimt die Gestalt GHE an. Eben so wie in diesem Falle die Elasticität die kugelförmige Gestalt bedingt, so thut dieses die allgemeine Schwere bei der Erde; die Einwirkung der Centrifugalkraft ist in beiden Fällen dieselbe.

Ohne hier noch eine Menge ähnlicher Erscheinungen zu erwähnen, welche sich mit Hilfe der Centrifugalmaschine anstellen lassen, begnüge ich mich, die sinnreiche Anwendung zu beschreiben, welche Donkin davon in seinem Tachometer zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Maschinen gemacht hat *). Es ist XYZ (Fig. 10.) der verticale Durchschnit einer Schale von Buchsbaumholz, an deren Axe unten eine Rolle T vermittelst der Spindel D befestigt werden kann, über welche eine Schnur ohne Ende gelegt wird, die mit der Maschine, deren Geschwindigkeit gemessen werden soll, in Verbindung steht, so daß sie um die Axe T mit einer von dem Gange der Maschine abhängenden Geschwindigkeit gedreht werden kann. In die Schale wird etwas Queckſilber gegossen; so wie sie nun um ihre Axe gedreht wird, verschwindet die horizontale Oberfläche von diesem, es steht in der Mitte niedriger als am Rande, und zwar desto mehr, je größer die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Schale um die Axe dreht. Um nun die Depression in der Mitte zu messen, wendet Donkin eine ähnliche Vorrichtung an, als Huygens bei seinem Doppelbarometer. Er stellt in das Gefäß in der Verlängerung der Axe T eine Glasröhre AB auf, deren in dem Gefäße befindlicher Theil CB weiter ist, als der Theil AB. Wenn der Apparat in Ruhe ist, so wird in die Röhre AB soviel Weingeist gegossen, daß sie ganz gefüllt wird, und dieser Punkt ist der Nullpunkt der Skale. Hierauf wird der Apparat gedreht, das Queckſilber in der Mitte der Schale und also auch in der Röhre sinkt; da aber letztere unten viel weiter ist, als oben, so muß eine geringe Veränderung im Niveau des Queckſilbers schon eine mehrfach größere Depression in der Höhe des Weingeistes verursachen. Wenn nun die

*) Nicholson der praktische Mechaniker S. 36.

Digitized by Google

Geschwindigkeit der Maschine anfänglich direct gemessen und der Stand des Weingeistes dabei aufgezeichnet wird, so kann man an dem Apparate eine passende Skale anbringen. Da es nicht stets erfoderlich ist, daß der Apparat in Thätigkeit sey, so wird meistens die Rolle von der Büchse getrent; erstere wird beim Gebrauche in die Höhe gehoben, so daß die Axe T in die Spindel D eingreift und die Bewegung durch die Friction beider erfolgt. Damit kein Weingeist verdunste, ist die Röhre oben bei A vermittelst eines Ventiles geschlossen; so wie aber der Hebel QR gehoben und die Rolle an die Büchse gedrückt wird, öffnet der Arm RS das bei A befindliche Ventil und die Luft kann nun in die Röhre treten, so daß der Weingeist nicht durch den auf die Büchse wirkenden Luftdruck zum Theile am Sinken verhindert wird. Der ganze Apparat steht der Sicherheit wegen in einem Kasten LM.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTUMVIRALGERICHT. Ein römisches Richtercollegium, dessen Ursprung sich in das historische Dunkel verliert. Zwar ist behauptet worden, daß die Errichtung dieses Tribunals der Lex Aebutia zuzuschreiben, und erstere in den Anfang des 6. Jahrhunderts nach Roms Erbauung zu setzen sey, aber ohne Grund; denn nur so viel läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß dieser Gerichtshof schon in der ältern Zeit der Republik, als die legis actiones noch dem Proceß seine eigenthümliche Gestalt gaben, bestanden haben müsse, weil die lex Aebutia, indem sie jene ältere Proceßform in Civilsachen abschaffte, ausdrücklich die causae centumvirales davon ausnahm. Gegen das Ende der Republik war das Ansehen dieses Gerichts sehr gesunken; bis August dasselbe zum ersten Gerichtshofe des Reichs erhob. Wie lange es die Zeit der classischen Juristen überlebt habe, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; wenn einige Schriftsteller seinen Untergang in die Zeiten Constantins setzen, so ermangelt hierüber der Beweis.

Seine Zusammensetzung war folgende: Aus jeder der 35 Tribus waren 3 judices genommen; also bestand es eigentlich aus 105 Richtern, doch stieg die Zahl derselben unter den Kaisern bis 180. Den Vorsitz führte der Prätor, oder dessen Stellvertreter, wenigstens ein Vir quaestorius; außerdem hatten seit August auch noch die decemviri litibus judicandis den Vorsitz. Das Gericht bestand aus mehren consiliis (was wir Senate nennen würden), und eine Sache konte pluribus consiliis entschieden werden, sey es nun, daß dieselbe durch mehre Senate nach einander durchging, oder, was wahrscheinlicher ist, daß mehre Senate zu einem einzigen verbunden wurden, indem sogar ein quadruplum judicium erwähnt wird.

In den Versamlungen des Gerichts wurde eine hasta aufgestellt; daher hieß es auch hastae judicium; so wie man von hastae praeesse sprach. Das Verfahren in Centumviralsachen war auch nach der Lex Aebutia und den beiden Leges Juliae das ältere per legis actionem und zwar Sacramento; die Verhandlung zerfiel auch hier nach dem Ordo judiciorum privatorum in zwei Abschnitte: in jure und in judicio; nur, daß die Instruction der Sache nicht durch die Formula geschah, und daß der Prätor an dem judicium selbst durch sein Präsidium unmittelbaren Antheil nahm.

Was die Competenz dieses Gerichts anbetrifft, so läßt sich zweierlei als gewiß annehmen, nämlich, daß sich dieselbe geographisch nur auf Rom, höchstens auf Italien beschränkte, wie die Jurisdiction des Prätors, der dem Gerichte präsidirte; und daß die Centumviri nur mit Civilsachen zu thun hatten. Welche Civilsachen aber zu ihrer Entscheidung gebracht werden durften, ist sehr bestritten, da einige Schriftsteller in der berühmten Stelle des Cicero de Orat. I. 38. eine vollständige und ausschließende Aufzählung der causae centumvirales zu finden geglaubt haben, wogegen andere bemerkt haben, wie Cicero offenbar nicht die Absicht gehabt haben könne, dort dieselben vollständig anzugeben, was denn auch durch den neuentdeckten Gajus Comm. IV. §. 93—95. bestätigt worden ist.

Daß der causae centumvirales sehr viele waren, ist gewiß; nicht blos Sachen des jus civile, sondern auch des jus naturale, wie die Alluvion; nicht blos Familienverhältnisse, wie Gentilität, Agnation, Tutel, sondern auch Gegenstände des commercium, wie nexus und mancipia, gehörten dazu; jedoch scheint ein gewisser Zusammenhang mit dem Alterthümlichen hervorzugehen, welcher sich noch in dem, in Sachen des Centumviralgerichts beibehaltenen, sacramentum zeigt; auch scheint vorausgesetzt gewesen zu seyn, daß es mehr auf juristische Beurtheilung als auf Ausmittelung des Thatbestands ankam, daß die Rechtsfrage das jus incertum oder die aequitas betraf, und daß nicht auf Schadenersatz und nicht aus einem Delicte geklagt werden konte. Auch darf man wol annehmen, daß der Gegenstand der Klage nicht gar zu geringfügig seyn durfte, obgleich die Centumviralsachen einmal (*Plin.* ep. II. 14.) als parvae et exiles bezeichnet werden. Unter diesen Beschränkungen konten wol alle Sachen an das Centumviralgericht kommen; nur mit Ausnahme derjenigen, welche vor die Recuperatoren (s. diesen Artikel) gehörten, oder rein prätorische Klagen waren. Vorzugsweise gehörten aber vor das Centumviralgericht die Vindicationen und Erbschaftsklagen, besonders die querela inofficiosi.

Übrigens konten auch Centumviralsachen an die gewöhnlichen judices gebracht werden; vielleicht, sobald keine der Parteien auf das Erkentniß der Centumviri bestand.

(Vergl. *Sibrand. Siccama* de judicio centumvirali, recensuit, animadvers. et opuscul. argumentum illustrantibus auxit *Car. Frid. Zepernick.* Hal. 1776. 8. Bethmann-Holweg über die Competenz des Centumviralgerichts, in v. Savigny, Göschen und Eichhorn Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Band V. No. 11. Schweppe Röm. Rechtsgeschichte. §. 547. a. Hugo Rechtsgesch. (Ed. X.) S. 598. 622. 875. u. a.).

(*Spangenberg.*)

Cephaëlis s. Ipecacuanha.
Cephalopoda s. am Ende.

Digitized by Google

CERTHIA, Baumläufer. Unter diesem Gattungsnamen wurden von Linné, Latham, Gmelin u. A. viele kleine Singvögel (Passerinae N.) begriffen, welche einen dünnen, mehr oder weniger bogenförmig gekrümten Schnabel, sonst aber außer den gemeinsamen Familienverhältnissen der Passerinen fast keine nähern allgemeinen Übereinstimmungen haben. Späterhin ist man zu der Überzeugung gelangt, daß jene vag bestimte Gattung in mehre Genera getrent werden müsse, und es haben besonders Illiger, Cuvier, Temminck und Vieillot diese Gattungen zu bestimmen gesucht. Sonach wird gegenwärtig der Name Certhia auf die nur aus sehr wenigen Arten bestehende, eigentliche Baumläufergattung eingeschränkt, welche wir folgendermaßen charakterisiren.

Der Schnabel ist dünn, schmalgedrückt, spitzig, lang oder mittellang und sanft im Bogen gekrümt. Die Nasenlöcher ritzenförmig, an der Wurzel des Schnabels, mit gewölbten Nasenflügeln. Die Zunge hornig, scharfrandig, schmal, lang, dem Schnabel entsprechend, vorn etwas gezasert, hinten gewöhnlichermaßen getheilt, und da, wie auch in der hintern Strecke des Seitenrandes, gezähnt. Die Füße ziemlich groß. Von den drei an der Wurzel verwachsenen Vorderzehen ist der mittlere nicht nur länger als der weit kürzere innere, sondern auch als der äußere, (was bei der nahe verwandten Gattung Dendrocolaptes nicht der Fall ist). Der Hinterzeh lang, stark und mit ansehnlicher, gebogener Kralle versehen. Die Flügel mittellang, mit 19 Schwingen, und zwar 10 Handschwingen, von denen die erste kurz, die zweite etwa von der Länge der 8ten, die 4te aber nebst der 9ten die längste ist. Die 12 Schwanzfedern, welche stufig nach außen abnehmen, sind fast wie die der Spechte steif, spitzig, am Ende abgerieben und dazu eingerichtet, dem Körper beim Klettern zur Stütze zu dienen; als wodurch sich die echten Baumläufer allein schon von den übrigen ehedem mit ihnen verbundenen Gattungen unterscheiden.

Diese Vögel besitzen nach meinen Untersuchungen einen mit Fleisch umgebenen, untern Kehlkopf oder sogenanten Singmuskelapparat und alle übrigen mit jener Anordnung immer verbundenen, ausgezeichneten anatomischen Verhältnisse der wahren Singvögel, denen ich die Gattung Certhia schon längst beigezählt habe. Es befinden sich daher diejenigen Systematiker, welche die Certhien für nähere Verwandte der ganz und gar nicht zu Passerinen gehörenden Gattungen Trochilus, Merops, Upupa, Alcedo, Picus, Yunx etc. halten und von den Singvögeln trennen, in einem offenbaren Irrthume. — Da die wahre Verwandtschaft der Baumläufer und der ehedem mit ihnen verbundenen Familienverwandten so sehr allgemein verkant worden ist, so will ich hier eine Reihe bezeichnender Bildungsmomente aufführen, welche unsere Certhiae nebst den sonst mit ihnen verbundenen Gattungen mit allen übrigen echten Singvögeln oder Passerinen gemein haben.

Von den vielen Übereinstimmungen in der Bildung der wesentlichen Theile des Knochengerüstes erwähne ich nur der des Brustbeins und des Gabelknochens. Beide Knochen haben die ausgezeichnete, allen Passerinen zukommende Form. Das Brustbein hat nur eine tiefe, häutige Bucht jederseits am Hinterrande, vorn hingegen außer den zwei spitzen Seitenfortsätzen einen mittlern, unpaaren, gabeligen, zur Stütze der Furkularhaut. Der Gabelknochen (Furcula) ist dünn, lang, wenig gespreizt, unten in der Richtung des Brustbeinkammes mit einem lamellenartig schmal gedrückten, rückwärts gehenden Fortsatz, und an jedem Schulterende mit einem bei ganz jungen Individuen gesonderten Knochenansatz (Epicleidium N.) versehen, welcher nachher verwächst und jedes Schulterende der Furcula zu einer fast halbmondförmigen, perpendikulär gerichteten Platte erhöht.

Außerdem besitzen die Baumläufer auch die kleinen, allen Singvögeln zukommenden, immer isolirt bleibenden Nebenknochen, welche ich Siphonium [1]), Metagnathium [2]), Scapula spuria (s. Os humerocapsulare) [3]), Patella brachialis [4]) und Hypocarpium [5]) genant habe, und von denen das erste und letzte nur bei Passerinen vorzukommen scheint. Die ausgezeichnete Länge oder Erstreckung des großen Deltamuskels, die Ausbildung des kurzen Flughautspanners (Tensor patagii magni brevis) zu einem eigenen Muskel, dessen einfache Sehne in den Sehnenkopf des obern Speichenstreckers der Handwurzel geht, ferner den Mangel des schlanken Schenkelmuskels Tiedemanns und die contraktilen elastischen Bänder, welche die Krallen der Zehen aufrichten, haben sie ebenfalls, so wie die folgenden Verhältnisse, mit allen echten Singvögeln gemein. Dem Gaumen fehlt die vordere Querleiste. Die Gulardrüsen bilden drei Paare, von denen das äußere das längste ist. Die Mundwinkeldrüse (Parotis) ist platt-keulenförmig, mit einem langen einfachen Ausführungsgang versehen und reicht fast bis zum hintern Ende des Jochbeins. Sie besitzen nur eine, und zwar nur die linke gemeinschaftliche Kopfschlagader [6]). Der Zungenkern besteht aus einem Paar vorn zugespitzter, ganz knöcherner und gegen einander beweglicher Stücke. Die Halbringe der Bronchien sind so hart knochig, wie die Ringe der Luftröhre selbst. Die vordern Seitenluftcellen des Rumpfs sind von einer mittlern unpaaren Brustbeincelle nur durch Reihen aponeurotischer Fäden geschieden und ge-

1) Eine kleine knöcherne Röhre, welche die Luft aus der Paukenhöhle in die Luftröhle des Unterkiefer führt. S. meine osteographischen Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel S. 30. tab. I. fig. I. l., * c. d., † b. 2) Ein kleiner, von Retzius vortrefflich beschriebener Knochen am Hinterende jedes Unterkieferastes im Jochbeinunterkieferbande. Bisweilen findet sich noch ein zweiter äußerer (Metagnathium externum N.) 3) S. osteogr. Beiträge S. 83. t. II. fig. A. k. 4) Dieses Knöchelchen befindet sich in der Sehne des langen Vorderarmstreckers; von mir angezeigt und abgebildet eben da S. 119. tab. II. fig. 9. l. 5) Ein sehr kleiner Knochen unten an der Handwurzel, welcher immer der ersten Armschwinge zur Anfügung dient, und hier zuerst erwähnt wird. 6) S. meine Observationes de avium arteria Carotide communi, Halae 1829. In dieser kleinen Schrift ist gelegentlich auch eine Übersicht der, zumal nach anatomischen Verhältnissen bestimmten Familien der Vögel gegeben.

Digitized by Google

hen also in diese mittlere Celle über. Der Vormagen ist ohne merklich erhöhte Juga. Die Blinddärme sehr kurz, die innere Fläche des Darmkanals zeigt zickzackartige, parallele Längsfalten [7]), welche sich im Duodenum zu Cellen verbinden. Die beiden Leberlappen sind sehr ungleich; sie umfassen von der linken Seite und hinterwärts den Vormagen, und von der Brustseite bilden sie eine vollkommene Grube für das Herz. Die Milz ist länglich walzenförmig oder doch drehrund. Das Pankreas doppelt, und das untere oder rechte bildet im Winkel der Duodenalschlinge einen schildartigen Lappen von eiförmiger, kopfwärts zugespitzter Figur. Die Nieren lassen keinen mittlern Lappen unterscheiden und sind von der Schenkelvene durchbohrt. Die Hoden von rundlicher oder fast runder Gestalt. Die Öldrüse auf dem Schwanz ist nackt, breit, mit kurzem, schmalem, federlosem Zipfel.

Das Contur, oder Lichtgefieder des Halses und Rumpfs bildet wie bei den meisten Vögeln eingeschränkte, durch nackte oder nur mit Dunen besetzte Raine begrenzte und geschiedene Fluren (Pterylae N.) [8]), nämlich außer den beiden Schulterfederfluren (pterylae humerales seu scapulares N.) und den Lendenfluren (pterylae femorales) eine obere oder Spinalflur (Pteryla spinalis), deren Oberrückenstrecke einfach ungespalten ist, und ohne Unterbrechung in die verbreiterte Unterrückenstrecke übergeht; und dann zwei paarige Unterfluren (Pterylae gastraei), welche weit von einander entfernt blieben, und in der Brustregion zwar viel breiter als in der Abdominalstrecke sind und vor Anfang der letzten winkelartig und schnell abfallen, aber nur eine schwache Spur einer Lösung der Seitenflur (Pteryla lateralis) darstellen, welche dagegen bei so vielen Vogelgattungen, namentlich bei Upupa, Alcedo. Picus u. s. w. sehr ausgebildet und vom Stamm der Unterflur getrennt ist.

Die angegebenen Bildungsverhältnisse finden sich in dieser Summe und Verbindung, zum nicht geringen Theil aber auch einzeln für sich, nur bei den echten Singvögeln oder Passerinen nach meiner Bestimmung; manche kommen freilich auch bei Gattungen anderer Familien (z. B. die berührten Momente der Muskulatur auch bei Spechten) dann aber in ganz andern Verbindungen vor.

Bloß generische innere Formverhältnisse der Passerinengattungen sind wegen der großen allgemeinen Übereinstimmung fast überall sparsam und wenig auszeichnend, indessen kann man als weniger allgemeine und der Gattung Certhia näher angehörende, wiewol ihr nicht ausschließlich eigene Anordnungen folgende bemerken: Das Hirnschalengewölbe ist sehr breit und ziemlich niedrig, der vorderste Theil der Stirn dagegen sehr schmal und wenig breiter, als die zwischen den Augen befindliche Strecke der Stirnbeine. Dieses Verhältniß hat in dem Zweck der Natur, die Augen der Schnabelwurzel und einander möglichst zu nähern um das simultane Sehen mit beiden Augen zu befördern, offenbar seinen Grund. Die Augen sind wirklich der Schnabelwurzel sehr genähert und so gestellt, daß diese Vögel vortrefflich mit beiden nach vorn sehen können, was bei der Kleinheit ihres Futters und der Art, es zu suchen, ihnen sehr nützlich und nöthig ist. — Das Metagnathium posticum ist sehr in die Quere gezogen, das M. externum fehlt. Der Halswirbel sind 12, der Rückenwirbel 8, der Schwanzwirbel 6, der letzte ist groß, wiewol nicht so stark als bei Spechten. Von den 8 Rippenpaaren ist das erste, wie gewöhnlich, ganz rudimentär und, wie das zweite, ohne Rippenknochen (das knöcherne Analogon der Rippenknorpel). Der Kiel des Brustbeins ist, wie bei allen kletternden Passerinen, verhältnißmäßig sehr niedrig. Außer der Hirnschale ist kein Knochen der Luft geöffnet. Der Schlund ist ohne Bauch oder Kropf; der Magen fleischig; die Blinddärme ganz winzig klein. Die Milz für Passerinen auffallend kurz, etwa nur noch ein Mal so lang als dick. Die Spinalfederflur macht eine sehr allmälige, mehr elliptische als rhomboidalische Ausbreitung auf dem Kreuz und wird in der letzten Strecke viel schmäler, als sie am Anfang des Oberrückens war.

Die Baumläufer sind kleine Vögel, welche fast beständig auf Bäumen leben und an denselben von unten auf sehr geschickt in die Höhe klettern, wobei ihnen der Stemmschwanz, der längere Hinterzeh und die sehr spitzen Krallen förderlich sind. Wenn sie einen Baum durchklettern wollen, so fangen sie immer ganz unten am Stamme an. Sie suchen unablässig nach kleinen Insekten, besonders Käfern, welche an den Stämmen, zwischen dem Moose oder in den Ritzen der Borke sitzen, ohne wie die Spechte Löcher in die Bäume zu hacken, wozu ihr schwacher Schnabel nicht geeignet seyn würde. Sie nähren sich vielleicht nur von Insekten, und die Samen, welche man bisweilen in ihrem Magen findet, könten wol nur zufällig verschluckt seyn. Sie mausern nur ein Mal des Jahres. Ihr Gefieder ist zart, ohne glänzende Farben, dem Geschlecht nach fast gar nicht, dem Alter nach nur wenig verschieden; aber die Männchen sind etwas größer und haben einen merklich längern Schnabel als die Weibchen. Sie nisten gewöhnlich in Baumlöcher oder in die zwischen verwachsenen Stämmen oder Ästen bleibenden Lücken, und legen 8—9 weiße, braunroth punktirte Eier. Es sind kaum mehr als 4 Arten näher bekant.

Certhia familiaris, der gemeine graue Baumläufer (kurzschnäbeliger B.) ist 5 Zoll 1 bis 3 Linien lang und 7 Zoll 2 bis 4 Linien flügelbreit (nach Pariser Maß). Der Schnabel hat 5 bis 6 Linien Länge, oben eine hornbraune, unten weißliche Farbe. Die Iris

7) So ist es auch bei manchen Gattungen, wo die Falten in fetzenartige Zipfel übergehen und die innere Darmfläche blos zottig zu seyn scheint, z. B. bei Oriolus. 8) Ich berühre hier die Resultate einer von Andern durchaus vernachlässigten Untersuchung, mit welcher ich seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt gewesen bin und die ich auf eine sehr große Anzahl von einheimischen und fremden Vögeln und bei weitem die mehrsten Genera derselben habe ausdehnen können.

Digitized by Google

braun; die Füße im Leben röthlich vom durchscheinenden Blute, im Tode bleich bräunlich. Das Gefieder am Oberkopf, Hinterhals und Oberrücken graubraun, sehr rostgelblich überlaufen, mit weißen Längsstrichen. Über jedes Auge geht ein weißlicher Streif. Der Unterrücken schön rostgelb ohne Flecken; die zugespitzten Schwanzfedern graubraun. Auf den ebenfalls graubraunen Schwingen befindet sich eine gelblichweiße, dunkelgesäumte Querbinde. Alle untern Theile vom Kinn an sind rein weiß. Dieses kleine, unsern Zaunkönig an Größe wenig übertreffende Vögelchen ist in ganz Europa bis Norwegen hinauf sehr gemein in gemischten und Nadelholz-Waldungen. Auch findet es sich in Nordamerika; wenigstens bemerke ich an, von dorther gesendeten Stücken keinen erheblichen Unterschied. Es ist wenig scheu und läßt sich bei seinem rastlosen Baumaufklettern und Futtersuchen oft ganz in der Nähe beobachten. Sein Flug ist kurz und hüpfend, wie der der Meisen u. a. Es wandert nicht, doch streicht es im Herbst und Winter umher, theils in Gesellschaft von Meisen und Goldhähnchen, denen es auch in seiner gewöhnlichen Stimme, einem leisen Sit — sit, ähnelt. Sein Lockton ist mehr schnarrend und klingt srii, srii, srii; und wenn es seine Reise auf einem Baume vollendet hat und in den Gipfel gekommen ist, so stimt es gewöhnlich ein Freudengeschrei an, welches wie sit sit sitsitsitsitsitsitsitsit lautet. Wem es beliebt, kann in diesen Silben auch das s mit einem t vertauschen und dann ist dieser Ruf ganz übereinstimmend mit dem Lockton, welchen Hr. Brehm 9) der folgenden Art als eine besondere Eigenthümlichkeit zuschreibt. Der Gesang des Männchens ist von jenem Freudenruf zwar etwas verschieden, besteht aber doch nur aus einer Strophe und ist eben nicht schön. Der gemeine Baumläufer nistet und brütet zwei Mal im Jahre, besonders gern in sogenanten Zwieseln d. i. zwischen verwachsenen Stämmen oder Ästen, das erste Mal bisweilen schon im März oder Anfang Aprils, so daß dann die Jungen zu Anfang Mai's schon flügg sind. Es ist nicht bekant, daß man ihn längere Zeit im Zimmer erhalten habe.

Certhia brachydactyla Brehm., der langschnäbelige oder kurzkrallige Baumläufer. Ist der vorigen Art höchst ähnlich in Zeichnung, Größe und Gestalt, unterscheidet sich aber durch einen längern Schnabel, welcher bei dem Männchen wol 7 bis 8 Linien mißt, ferner durch einen etwas längern Hinterzeh und verhältnißmäßig kürzere Kralle desselben. Auch ist das Weiß der untern Theile hinterwärts graulich oder schmuzig. Dieß sind die einzigen Unterschiede dieser vom Hrn. Brehm aufgestellten Art, welche ich bestätigen kann, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß die specifische Besonderheit derselben außer Zweifel gesetzt sey; welche Verschiedenheit von sehr ausgezeichneten Ornithologen, namentlich von Naumann und Temminck, die diese angebliche Art nur für eine Abänderung der vorigen halten, geläugnet wird. Mir ist dieser langschnäbelige Baumläufer hier bei Halle öfters im Herbst, aber noch nicht zur Brutzeit vorgekommen, obgleich der gemeine Baumläufer in einem benachbarten Walde sehr häufig nistet. Der von Hrn. Brehm gewählte Specialname brachydactyla scheint wenig passend zu seyn, da die Zehen an dieser Art eher länger als an der vorigen sind. Von beiden Arten oder Verschiedenheiten sind in der neuen Ausgabe von Naumanns Naturgesch. der Vögel Teutschlands (V. B. t. 140.) vortreffliche Abbildungen gegeben.

Fremde Arten dieser Gattung sind:

Certhia cinnamomea Lath. (abgebildet in *Vieillot* Oiseaux dorés pl. 62. des Grimpereaux und dessen Galerie des Oiseaux II. pl. 173.). Ist 5 Zoll lang, in der ganzen Gestalt den vorigen ähnlich, aber das Gefieder aller obern Theile ist schön zimmtfarbig ohne Flekken, das der untern weiß. Der Schnabel schwarz, etwas länger als die Hirnschale, die Füße dunkelbraun, die Schwanzfedern am Ende sehr zugespitzt. Diese Art lebt in Südamerika.

Certhia spinicauda Temm. (Sylvia spinicauda, Lath. Uebersicht d. V. v. Bechst. II. 2. t. 54. fig. 2.). Dieser Baumläufer hat die Größe unsers Haussperlings und über 6 Zoll Länge. Seine ganze Figur ist offenbar die der echten Baumläufer und die Form und Biegung des ziemlich kurzen Schnabels entspricht, so wie die sehr bedeutende Zuspitzung der Schwanzfedern, den Kennzeichen dieser Gattung, obgleich derselbe zu den Sylvien gestellt wurde. Die obern Theile sind dunkelröthlich braun, der Oberkopf gelbgesprenkelt, die Zügel nebst einem Streif, welcher über die Augen hingeht, gelb. Die untern Theile vom Kinn bis zum After weiß, die Füße sind länger, als bei den vorigen Arten. Dieser Vogel wurde von Latham nach einem Stück beschrieben, welches sich in Jos. Banks Samlung befand und aus Feuerland gesendet war.

Die Passerinenarten, welche ehedem zu der Gattung Certhia gezählt wurden, jetzt aber von ihr abgesondert sind, stehen unter den Gattungen: Tichodroma Illig. — Nectarinia Temm. (Cinnyris Cuvier). — Coereba Temm. — Climacteris Temm. — Philedon Cuv. (Melliphaga Lewin, Temm.). — Drepanis Temm. (Melithreptus Vieill.). — Arachnothera Temm. und Dicaeum Cuv. — Es haben aber einige andere Genera eine noch nähere Ähnlichkeit mit den wahren Baumläufern. Vorzüglich gilt dies von der schon erwähnten amerikanischen Gattung Dendrocolaptes Hermann. Illig., welche hauptsächlich durch die ganz gleiche Länge des mittlern und äußern Vorderzehs ausgezeichnet und im Ganzen fast nur dadurch von den Certhien bestimt unterschieden ist. Aber auch die Gattungen Orthonyx, Anabates, Opetiorhynchus Temm., Xenops Illig. und Sitta L. nähern sich mehr oder weniger denselben.

(*Nitzsch.*)

CERUCHUS (Entomologie). Mac Leay *) errichtet für den Lucanus tenebrioides Auct. diese Gattung, weil er durch eine ungespaltene und nicht in Pinsel

9) Lehrbuch d. Naturgesch. aller europäischen Vögel S. 153.

*) Horae entomolog. I. p. 116.

Digitized by Google

verlängerte Zunge sich von Lucanus, durch eine dreiblättrige Fühlerkolbe sich von Platycerus Geoffr. unterscheidet. (*Germar.*)

Cervus s. am Ende.

Cesalpini s. am Ende.

CESSIO bedeutet im Allgemeinen eine Handlung, wodurch man Rechte auf einen Andern überträgt. Nach dem Civilrechte, insbesondere nach römischem Rechte kommen folgende Arten der Cession in Betracht:

I. Die *in jure cessio* des alten römischen Rechts; ein gerichtlicher Act, durch welchen der bisherige Eigenthümer sein Eigenthum auf einen Andern, und zwar zum Quiritarischen Eigenthum übertrug: die kräftigste adquisitio civilis, an deren Stelle, wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, bei den rebus mancipi, eine außergerichtliche Übertragung durch Mancipation trat [1]). Die Bedingungen der in jure cessio waren Civität und dominium Quiritarium des Cedenten, sowie die Civität des Erwerbers, und daß sich keiner der Interessenten durch einen Procurator vertreten lassen konte; ferner, eine des Quiritarischen Eigenthums fähige Sache, mochte sie res mancipi oder nec mancipi seyn, nur kein Provincialgrundstück; und endlich Vollziehung der Übertragung in jure, d. h. vor dem Magistrat, und zwar in der Form, daß der Erwerber die Sache durch Vindication in Anspruch nahm, der bisherige Eigenthümer nichts gegen diesen Anspruch einwandte, und hierauf der Magistrat die Sache dem erstern zusprach [2]). Bei dieser Handlung durfte durchaus keine Gegenleistung von Seiten des Erwerbers vorkommen [3]); doch waren Nebenberedungen schon nach dem Zwölftafelngesetz erlaubt. Waren die Bedingungen der Cession erfüllt, so erhielt der Erwerber das Civileigenthum an der Sache; außerdem aber nicht einmal das natürliche, da es an der dazu erfoderlichen Besitzergreifung fehlte [4]). Noch unter Diocletian [5]) geschieht der cessio Erwähnung; indessen kam sie wol früher ab, als die Mancipation.

Die in jure cessio bezog sich nur auf Sachen, nicht auf Foderungen, da dieselben auf diese Art nicht übertragen werden konten, vielmehr die cessio ihren Untergang bewirkte; wol aber kam sie bei der Geschlechtsvormundschaft und bei der Erbschaft vor. Da nämlich die Geschlechtstutel [6]) dem Vormunde eine die ganze Lebenszeit der Pflegbefohlenen dauernde Last auflud, so konte er, unter andern, auch durch in jure cessio eine Befreiung von derselben erwirken, nämlich, daß er die Tutel an einen tutor cessitius übertrug. Eine solche Cession war dem Agnaten, dem Patron und dem Parens, nicht aber dem extraneus manumissor verstattet; die zur Vollziehung der Übertragung erfoderliche in jure cessio bewirkte aber nur den Übergang der Ausübung der Tutel, so daß die tutela cessitia sowol mit dem Tode oder der capitis deminutio des Cedenten unwirksam wurde, und die Geschlechtsvormundschaft dem nächsten Agnaten zufiel, sondern auch, wenn der tutor cessitius starb oder durch capitis deminutio unfähig wurde, ein Rückfall derselben an den Cedenten eintrat. Auch trat ein solcher Rückfall dann ein, wenn der tutor cessitius die Tutel weiter cediren wollte. Seit der Erlöschung der Geschlechtstutel fiel auch diese in jure cessio der Tutel hinweg. — Dunkler ist das Institut der in jure cessio bei der Erbschaft. Es scheint mit der in jure cessio der Tutel auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruht zu haben, und bestand darin, daß ein Erbe die hereditas an einen Andern durch in jure cessio übertragen konte. Besondere Regeln waren in dieser Hinsicht: 1) daß vor der Antretung der Erbschaft der Intestaterbe dergestalt cediren konte, daß der Cessionar der heres wird. Dagegen stand dieses Recht dem Testamentserben nicht zu. Wahrscheinlich beruht diese Regel darauf, daß der römische Grundsatz, daß, wenn der heres ab intestato ausschlage, keine successio gelte, weniger schädlich gemacht werden sollte. 2) Nach der Antretung der Erbschaft konte jeder Erbe cediren; doch erwarb der Cessionar nur die corpora; Foderungen erloschen zum Besten der Schuldner, und der Cedent blieb den Erbschaftsgläubigern verhaftet. 3) Ein heres necessarius sollte nach der Meinung der Sabinianer und Cassianer gar nicht cediren können; die andere Schule behauptete das Gegentheil und wandte hiebei die Regel der cessio nach der Antretung der Erbschaft an [7]). — In Justinians Rechtsbuche komt die cessio hereditatis nicht mehr vor.

II. Ganz verschieden von dieser Cessio in jure ist die *Cessio nominum* oder der Obligationen, indem diese nur auf einer Abtretung der aus der Obligation habenden Klage auf den Erwerber beruht. Diese Art der Cession ist jetzt die gewöhnlichste. Durch dieselbe kann jede Foderung [8]), zwar nicht dem Rechte selbst, aber doch der Ausübung nach, auf Andere übertragen werden, selbst eine bedingte und selbst eine Naturalobligation. Verboten ist dabei die Übertragung an einen Mächtigern (cessio in potentiorem), um übermäßigen Druck von dem Schuldner zu entfernen, so wie nach den teutschen Reichsgesetzen, daß Juden ihre Foderungen an Christen einem andern Christen abtreten sollen; indessen wird gegenwärtig auf beide Verbote wenig geachtet. Die Wirkungen dieser Cession bestehen 1) auf Seiten des Erwerbers (cessionarius) darin, daß er nach dem neuesten römischen Rechte — denn nach ältern mußte er sich von dem Übertragenden (cedens) einen besondern Auftrag (mandatum actionis) zur Ausklagung des Schuldners (cessus) geben lassen — eine actio utilis gegen den Schuldner hat. Dabei genießt er die Privilegien der Foderung selbst unbedingt, die Privilegien der Person seines Cedenten aber nur bei dessen Lebzeiten; auch gehen bedungene Accessionen, wie z. B. Zinsen, Conventionalstrafen, Bürgschaften unbedingt auf

1) Schweppe Rechtsgeschichte. §. 269 a. 2) *Gaj.* Comment II. § 31 u 24. 3) Fr. 66. D. XXIII, 5. *de jur. dot* 4) *Gaj.* II, 31. 5) c. 6. C. Hermog. *de jure dotium.* (6). 6) *Gaj* I. §. 168 fgg.

7) *Gaj.* Comm. II. §. 34 fgg. III. §. 85 fgg. 8) Nach römischem Rechte nur nicht, insofern die Foderung im Proceße befangen ist (res litigiosa). c. 2. 4. C. VIII, 37. *de litigios.* Novell. CXII. Das Verbot des röm. Rechts ist aber in einigen Landern durch die Praxis nicht berücksichtigt worden. (Hagemann pract. Erört. Bd. VIII. Abth. 1. nro. 9.), theils, wie z. B. im Großherzogthum Hessen, ausdrücklich aufgehoben.

Digitized by Google

ihn über. Dagegen kann aber auch der Schuldner ihm alle diejenigen Einreden entgegensetzen, welche er dem alten Gläubiger, oder dem Cedenten entgegensetzen konte. 2) Auf Seiten des Schuldners (cessus) bewirkt die Cession, daß er nur von dem Augenblicke an dem Cessionar zu zahlen verpflichtet ist, als dieser ihm die Cession angezeigt, oder klagend gegen ihn aufgetreten, oder als ihm die Cession überhaupt bekant geworden ist. So lange solches nicht geschehen ist, kann er noch immer dem Cedenten giltig Zahlung leisten. Außer den Einreden, die er gegen den Cedenten hatte, besitzt er auch noch eine besondere gegen den Cessionar, nämlich diejenige, die aus der sogenanten Lex Anastasiana hergeleitet werden kann. Damit nämlich nicht auf fremde Schulden speculirt, und der Schuldner dadurch gedrückt werde, soll nach einer Verordnung [9]) des Kaisers Anastasius der Erwerber einer Foderung von dem Schuldner nicht mehr einklagen können, als er für die Foderung gab, und die davon erlaubter Weise zu berechnenden Zinsen betragen; der übrige Theil der Foderung aber zum Besten des Schuldners erlöschen. Diese Einrede des Anastasianischen Gesetzes soll jedoch nicht zulässig seyn, wenn eine Foderung bei Gelegenheit einer Theilung abgetreten wird, wenn Foderungen in solutum gegeben werden, und wenn bei Erwerbung der Foderung die Schützung des Besitzes bezweckt wird. Auch bei Wechseln ist sie, nach verschiedenen Wechselordnungen, und ebenso bei Schuldscheinen auf den Inhaber (Obligationen au porteur) der Natur des Verhältnisses nach, nicht zulässig [10]).

Außer der Cession ist hier noch das *beneficium cedendarum actionum* zu erwähnen, welches alle diejenigen in Anspruch nehmen können, welche eine fremde Schuld zu bezahlen verbunden sind, wie z. B. die Bürgen; um nämlich mit der abgetretenen Klage den Regreß gegen den Hauptschuldner zu nehmen. Auch derjenige, welcher den Gläubiger, wegen der an einen dritten verlorenen Sache befriedigen muß, kann die Cession der Klage fodern; dagegen kann derjenige, welcher freiwillig eine fremde Schuld bezahlt, keine Cession begehren. (Vergl. überhaupt Mühlenbruchs Cession der Foderungsrechte 1817. 8.).

III. *Cessio bonorum* endlich, gleichfalls mit den beiden vorhergehenden Rechtsinstituten nicht zu verwechseln, ist diejenige Rechtswohlthat, zufolge deren ein Schuldner, falls er die Verpflichtungen gegen seine Gläubiger nicht erfüllen kann, darauf anzutragen befugt ist, daß, wenn er ohne sein Verschulden in schlechte Umstände gerathen ist, er den Gläubigern sein Vermögen überlassen darf, damit sie die Befriedigung daraus selbst veranlassen. Diese Rechtswohlthat ist durch die Lex Julia [11]) eingeführt, galt aber anfangs nur für Rom, dann aber auch für die Provinzen, und ist jetzt ein sehr gewöhnliches, gemeinrechtliches Institut, welches ein concursmäßiges Verfahren über das abgetretene Vermögen, Behufs prioritätsmäßiger Befriedigung der Gläubiger aus demselben, veranlaßt. Die Wirkungen dieser Rechtswohlthat bestehen darin, daß die Schulden vorläufig so weit getilgt werden, als die Güter reichen, daß der Schuldner der persönlichen Haft überhoben wird, und daß er von dem überlassenen Vermögen so viel vorabziehen darf, als zu seinem Unterhalt erfodert wird. Dagegen haben die Gläubiger ein Nachfoderungsrecht, indem sie, wegen ihrer nicht getilgten Foderungen, das neuerworbene Vermögen des Schuldners, jedoch nur dann, wenn es beträchtlich geworden ist, wiederum in Anspruch nehmen können [12]). (*Spangenberg.*)

Cestoidea s. am Ende.

CETACEA (Mammalia). Linné bezeichnete mit diesem Namen eine Ordnung der Säugethiere, welche diejenigen umfaßte, die anstatt der Füße Flossen haben, durch welchen sehr allgemeinen Charakter jedoch Thiere mit einander verbunden wurden, deren Verschiedenheit die neuere genauere Kentniß von denselben hinlänglich gezeigt hat. Deshalb ward diese Ordnung von Cuvier genauer charakterisirt und hat nun folgende Kennzeichen. Diesen Thieren fehlen die Hinterfüße, der Körper läuft hinten in eine horizontale Flosse aus, und der Kopf sitzt mittelst eines so kurzen Halses am Rumpfe, daß er mit diesem gleichsam nur einen Körper ausmacht. Auch die vordern Extremitäten haben die Gestalt von Flossen, in dem alle Hand- und Fingerknochen durch eine gemeinschaftliche Haut umschlossen werden. Durch diesen Bau ist denn auch das Leben dieser Thiere im Wasser bedingt.

Cuvier zerfällt diese Ordnung in zwei Abtheilungen:

1) Cetaceen, welche sich von Vegetabilien nähren (C. herbivora). Ihre Zähne haben platte Kronen, sie nähren sich von Vegetabilien und gehen deshalb auf den Strand. An der Brust stehen zwei Euter. Hieher gehören die Gattungen Manatus *Linné*, Halicore, Stellerus *Cuv.* (Rytina *Illiger*).

2) Eigentliche Cetaceen (C. proprie sic dicta). Sie unterscheiden sich durch den eigenthümlichen Bau ihrer Nasenkanäle und Nasenlöcher, indem jene fast senkrecht im Kopfe in die Höhe steigen, und diese sich nicht vorn am Kopfe, wie bei andern Säugthieren, sondern oben auf dem Scheitel desselben öffnen, Spritzlöcher genant. Die Euter liegen am After. Sie zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen.

A. Mit kleinem Kopfe, die Gattungen Delphinorhynchus, Delphinus, Oxyterus, Phocaena, Delphinapterus, Hyperoodon, Uranodon, Heteroodon (Monodon, Ceratodon, Anarnacus, Epiodon, Ancylodon), Monodon.

B. Mit großem, zum Körper in keinem Verhältniß stehenden Kopfe. Hieher Catodon, Ziphius, Physalus, Physeter, Balaena, Balaenoptera.

Die Cetaceen sind in naturhistorischer, anatomischer und technischer Hinsicht eine der wichtigsten Ordnungen der Säugethiere, wie aus den folgenden nähern Angaben hervorgehen wird.

9) c. 22. C. IV. 35 *mandati*. 10) Hagemann pract. Erörterungen. Bd. VIII. Abth. II. nro. 7. 11) *Gaj.* Comm. III. §. 78.

12) Vergl. die Rechtslehrer über den Concursprozeß, z. B. Schweppe System des Concurses. §. 3. 25. u. a.

Digitized by Google

Die Cetaceen waren schon lange bekant. Aristoteles und viele andere ältere Schriftsteller sprechen so deutlich von diesen Thieren, daß sie nicht zu verkennen sind, wenn sie dieselben auch zum Theil mit eigentlichen Fischen, namentlich mit Hayfischen dann verwechseln, wenn die Rede davon ist, daß die Wallfische Menschen gefressen hätten. Bekant sind übrigens die Fabeln, welche die alten Schriftsteller vom Delphin hinsichtlich seiner Liebe zu dem Menschen erzählen, und welchen wol der Umstand zum Grunde liegen mag, daß diese Thiere, welche noch jetzt sich immer in der Nähe der Schiffe aufhalten, damals weniger Verfolgungen ausgesetzt, als jetzt, furchtloser waren und sich den Menschen mehr näherten. Die ältern Naturforscher stellten die Cetaceen zu den Fischen, ein Irrthum, der bei dem Mangel aller anatomischen Kentniß von diesen Thieren und ihrer ganz fischähnlichen Gestalt leicht zu entschuldigen ist.

Wirklich gleichen die Cetaceen, wenige ausgenommen, den Fischen in ihrer ganzen Körperform so sehr, daß man sie nach jener zu diesen stellen könte. Der im Verhältniß zum Körper große, oft unverhältnißmäßig große Kopf, der ohne einen äußerlich sichtbaren Hals in den Körper übergeht, die vordern, Flossen ähnlichen Gliedmaßen, der Mangel der hintern, das Vorhandenseyn der Schwanzflosse, welche jedoch hier im Gegensatz von den Fischen eine horizontale Stellung hat, überdies das Daseyn von Rückenflossen bei manchen, geben diesen Thieren ein ganz fischähnliches Ansehen. Dagegen unterscheiden sie sich schon äußerlich durch das Vorhandenseyn eines Gehörgangs, durch die Augen, welche mit regelmäßigen Liedern versehen sind und durch die Haut, welche von der der Fische abweicht, im Allgemeinen mehr mit der der Säugethiere übereinkomt, obgleich ihr innerer Bau nicht ganz mit derselben übereinstimt.

Diese Haut zeigt nämlich zwei merkwürdige Modificationen in Bezug auf das unter der Oberhaut (epidermis) liegende Schleimnetz (rete mucosum) und die innere Fläche der eigentlichen Haut (cutis). Steller sagt zwar, daß die Oberhaut des Wallfisches der desjenigen Thieres gleich sey, welches noch jetzt seinen Namen führt, dagegen berichtet der genaue Beobachter der Wallfische Scoresby, daß die Oberhaut des Wallfisches dick ist, wie Pergament, sich spaltet, und sich in ganzen Platten ablöst, daß das Schleimnetz bei einem Erwachsenen drei Viertel Zoll, bei einem noch saugenden, jungen Thiere aber auf zwei Zoll dick ist, und daß die Fasern, aus welchen es besteht, eine senkrechte Richtung gegen die Haut haben. Dieselbe Dicke, dieselbe senkrechte Stellung der Fasern des Schleimnetzes findet sich in der Körperbedeckung, welche Steller die Oberhaut nent. Desmoulins, welcher die Haut des Meerschweins (Delphinus Phocaena) untersuchte, fand unter der dünnen Oberhaut eine zweite dickere Lage und endlich die eigentliche Haut, welche wie beim Wallfisch mit ihrer innern Seite in die Fettlage übergeht. Hienach stimt also die allgemeine Körperbedeckung der Cetaceen mit der der andern Wirbelthiere überein. Die Oberhaut, welche durchaus nackt ist, wird von einem öligen Überzug bedeckt, welcher aus der untern Fettlage, die bei dem Wallfisch oft auf 20 Zoll stark ist, durchschwitzt. Die Farbe der Haut ist in der Regel sehr einfärbig, meist grau, schwarz oder weiß.

Es kann nicht fehlen, daß bei einem hinsichtlich seiner Abweichung von der Normalform der Klasse so ausgezeichneten Bau, dieser auch in anatomischer Hinsicht große Merkwürdigkeiten darbietet.

Was zuerst den Zahnbau betrifft, so weicht dieser bei dem Lamantin (Manatus) nicht von dem der Vierhänder ab, was nämlich die Mahlzähne betrifft. Diese kommen bei dem Dugong mit denen des Orycteropus überein und bei der Gattung Stellerus mit den schildähnlichen, welche man beim Schnabelthier findet. Die Gattungen Delphinus und Physeter haben kegelförmige Zähne, deren Wurzeln ziemlich mit denjenigen übereinkommen, wie man sie bei den Milchschneidezähnen des Menschen sieht, und es dienen diese kegelförmigen Zähne nur dazu, die Beute zu erfassen, nicht aber zu zerkleinern und zu zermalmen. Bei der Gattung Monodon ist der Mund ganz zahnlos, indem blos Eck- (Hunds-) Zähne vorhanden sind, welche aber, wie bei dem Elephanten, ganz nach vorn gerichtet, nur als Waffen erscheinen. Die Gattung Balaena endlich hat statt der Zähne hornartige Organe, welche man Barten nent. Nämlich auf der Gaumenfläche und an den Seiten der Ober-Kiefern bei diesen Thieren stehen Hornplatten, welche nicht ganz senkrecht, sondern etwas schief nach hinten gerichtet sind. Diese Platten laufen an ihrer innern, schneidenden Seite in eine Menge borstenförmige Haare aus, welche nichts anders sind, als die getheilten Enden der Fasern, welche dicht zusammen verbunden die Barten selbst bilden. Da dieser innere Rand schief von unten nach oben und von innen nach außen abgeschnitten ist, so sind auch die innern Fasern kürzer, und die äußern als die längsten, bilden den ungefranzten Rand der Barten. Die Barte selbst nimt gegen die Wurzel an Dicke zu, und sitzt nicht unmittelbar auf den Kiefernknochen, sondern auf einer weißen, festen Substanz, welche vielleicht derjenigen analog ist, aus welcher das Horn des Rhinoceros hervortreibt, so, daß überhaupt die Barten als eine vegetative, den Hörnern und Nägeln ähnliche Production erscheinen. Alle diese parallelen, dicht an einander stehenden Barten, bilden eine Reihe, welche oben gebogen und vorn und hinten niedriger, der Wölbung entspricht, welche die obere Kinnlade bildet. Größe und Gestalt dieser Barten ist nach den Arten der Thiere verschieden.

Die Knochen dieser Thiere im Allgemeinen weichen in mehrfacher Hinsicht von denen der andern Säugthiere ab. Sie erscheinen nämlich mehr abgerundet, zeigen weniger starke Erhöhungen und Vertiefungen, und haben ein gleichförmigeres, fast schwammartiges und mürberes Gefüge. Auch scheinen die Bänder, welche sie unter einander verbinden, weniger straff zu seyn und so dem ganzen Körper eine größere Biegsamkeit zu verstatten.

Das Skelett, überhaupt betrachtet, zeichnet sich durch den kurzen, aus zusammen gedrängten, flachen Wirbeln bestehenden Hals aus, das Schwanzende besteht aus einer großen Zahl sehr beweglicher Wirbel, die vordern Extremitäten zeigen eine vermehrte Zahl nagelloser Fingerglieder, die hintern Extremitäten mangeln ganz, und es fin-

Digitized by Google

den sich nur unvollkommene Spuren von Beckenknochen, wenn auch mitunter ein aus fleischigen Theilen bestehendes Becken, — dagegen soll der Delphin in der Rückenflosse einige Knöchelchen haben. Besonders aber zeichnet sich der Kopf bedeutend aus. Bei den meisten sind die Kiefernknochen sehr groß und schnabelförmig verlängert, die Stirn- und Nasenbeine aber klein und die letztern gegen den Schädel rückwärts geschoben, wodurch eben der Nasenkanal seine eigenthümliche, fast senkrechte Richtung erhält. Das Stirnbein dehnt sich von seinem schmälern mittlern Theile nach der Seite in breite Platten aus, unter deren Bogen die kleinen Augen liegen.

Was die Skelett-Bildung im Einzelnen betrifft, so ist davon hauptsächlich folgendes zu bemerken.

Bei den Dugong erscheinen die Zwischenkieferbeine breiter, als bei den andern, bei welchen sie nur eine scharfe Spitze bilden, indem bei jenen zwei wahrhafte Stoßzähne in ihnen wurzeln. Überhaupt sind sie bei diesem Thiere so bedeutend entwickelt, daß sie die Öffnung der Nasenkanäle fast ganz nach dem Scheitel, wie bei Balaena heraufdrängen.

Der Kopf des Delphins (Delphinus Delphis) komt hinsichtlich seiner großen Kiefern mit denen der eigentlichen Wallfische überein, doch bildet der Oberkiefer nach hinten ein großes, breites, das kleine Stirnbein bedeckendes Blatt. Die langen, schmalen Zwischenkiefer liegen mit ihrem innern Rande nahe an einander, sind am Rande der Spritzlöcher, welche eine vollkommen knöcherne Scheidewand haben, höckerig und haben hinter sich die Nasenbeine. Diese aber sind flach, ohne Kamm in der Mitte. Das Thränenbein bildet ein dickes Knochenstück, mit ihm ist das Jochbein verbunden, welches als ein dünner fast stielförmiger Knochen erscheint. Der Gaumentheil der Kiefern ist flach. Der hintere Theil der Äste des Unterkiefers besteht nur aus dem äußern Blatte, welches sich sowol oben, als unten, umrollt, und so eine kegelförmige Höhle bildet. An der innern Fläche des Hinterhaupts findet sich ein starker, sichelförmiger Fortsatz, welcher über dem obern Rande des Hinterhaupt-Lochs in eine fast viereckige Platte übergeht, von welcher sich zu jeder Seite schwache, bogenförmige Knochenleisten bis zum Felsenbein ausbreiten, wodurch eine Art Knochenzelt entsteht, welches sich vielleicht bei allen Arten von Delphinen findet, da es bereits bei mehren entdeckt wurde.

Der Schädel des Narwalls (Monodon monoceros) ist dem der Delphine sehr ähnlich, namentlich hinsichtlich der Oberkiefer des bedeckten Stirnbeins und des Jochbeins, doch weicht er durch die Zwischenkiefer ab, welche zu der Bildung der Zahnhöhlen mit beitragen.

Der Schädel des Butzkopfs (Hyperoodon retusus *Cuv.*, Uranodon *Illig.*, Delphinus edentulus *Schreber*) ist dem des Dugong ähnlich gebildet, indem die Oberkiefer von der Spitze an schnell zunehmen, sich zu beiden Seiten der Spritzlöcher sehr erheben und dann wieder schmäler werdend, am Stirnbein fortgehen und mit diesem einen abgerundeten Wulst bilden, wodurch drei kammartige Erhabenheiten entstehen.

Überhaupt ist es sehr bemerkenswerth, daß der Schädel bei allen diesen Thieren, nicht wie bei andern, symmetrisch gebildet ist. Das hintere Ende des obern Zwischenkiefers nämlich breitet sich nach innen zur rechten Seite über die Mittellinie des Schädels aus, und so ragen denn das rechte Nasen- und Stirnbein links weiter hervor und die Spritzlöcher erscheinen schief.

Bei den eigentlichen Wallfischen ragt das Stirnbein über die Oberkiefer, ein dicker Knorpel, den das rinnenartig ausgehöhlte Flugscharbein aufnimt, trent die Zwischenkieferbeine. Die Thränenbeine bestehen aus einem länglich flachen, fast dreiseitigen Knochenstück, und die Jochbeine sind klein, vorn etwas breiter und bogenförmig gekrümt. In dem mittlern Theil der Gaumenfläche des Oberkiefers steht ein stark vorspringender Kamm. Die Nasenbeine ragen mit ihren innern Rändern wulstförmig hervor, und die Scheidewand der Spritzlöcher besteht größtentheils aus Knorpel. Der Unterkiefer biegt sich bogenförmig über den Rand des Oberkiefers nach außen, und seine nicht ausgehöhlten Äste sind mit einem Kronenfortsatz und mit einem dicken, abgerundeten Gelenkknopf versehen.

Was das übrige Skelett anbetrifft, so hat der Lamantin (Manatus) nur sechs kurze Halswirbel, der Dugong (Halicore) sieben, der Stellerus (Stellerus) sechs Halswirbel, und es scheinen die Delphine sieben Halswirbel zu haben, von welchen im Braunfisch (Delphinus Phocaena) der erste bedeutend größer ist, als alle übrigen zusammengenommen, welche flach sind und in ältern Thieren, sowol untereinander ganz, als mit dem ersten Wirbel verwachsen. An den Körper des letzten dieser Wirbel legt sich die erste Rippe mit einem Theil ihres Köpfchens an, weshalb er, wiewol mit Unrecht, von manchem Naturforscher als erster Rückenwirbel betrachtet worden ist. Daher vielleicht auch die Abweichung bei den Vegetabilien fressenden Cetaceen.

Auch beim Narwall finden sich sieben, mit Dornenfortsätzen versehene, nicht verwachsene Halswirbel.

Bei dem Schnabelwall (Balaena rostrata) finden sich nach Rudolphi nur fünf, nach d'Alton sechs, nach Rosenthal aber sieben Halswirbel, von denen der letztere allerdings etwas von den übrigen verschieden ist. Zu bemerken ist jedoch hiebei, daß das Exemplar, welches Rudolphi für den Schnabelwall hält, der nach ihm nichts anders als ein junges Thier von Balaena boops ist, von d'Alton als diese letztere und als eine eigene Art angenommen wird.

Was die Zahl der Rückenwirbel betrifft, so finden sich deren beim Stellerus neunzehn, beim Braunfisch zwölf. Erst am fünften entwickeln sich bei diesem die vordern schiefen Fortsätze derselben, und die ziemlich breiten Dornfortsätze werden nach hinten allmälig höher.

Die dreizehn Rückenwirbel des Schnabelwalls haben so stark ausgebildete Gelenkfortsätze, daß sie den vordern Wirbel wie mit Klammern umfassen.

Beim Lamantin finden sich sechzehn Rippenpaare und vier und zwanzig Schwanzwirbel, der Dugong hat von jenen achtzehn, und sieben und zwanzig, vielleicht noch mehr Schwanzwirbel, der Stellerus soll neunzehn Rücken- und fünf und dreißig Schwanzwirbel haben.

Digitized by Google

Beim Delphin zählt man außer den, dem Rücken angehörigen, noch 45 Wirbel, nämlich vierzehn Lenden- und drei und dreißig Schwanzwirbel. Von den letztern sind sechzehn mit obern und achtzehn mit untern Dornfortsätzen versehen. Der Narwall hat zwölf Lenden- und fünf und zwanzig Schwanzwirbel.

Am Schnabelwall zählt man funfzehn Lenden- und zwanzig Schwanzwirbel, von welchen die letztern bis zum eilften — obere, bis zum funfzehnten — untere Dornfortsätze und bis zum neunten — Querfortsätze haben. Diese sind vom zweiten bis zum sechsten durchbohrt.

Bei dem Braunfisch finden sich zwölf Rippenpaare, von denen sich die vier ersten mit dünnen Knochen an das Brustbein anlegen. Auch sollen sich die ersten acht an ihren hintern Enden nicht sowol mit den Körpern, als auch mit den Querfortsätzen der Wirbel verbinden. Rosenthal gedenkt noch einer Fleischrippe, die entweder mit der letzten Rippe oder mit dem Querfortsatz des dreizehnten Wirbels zusammenhängt.

Nach d'Alton hat der Narwall eilf Rippenpaare, von welchen sich sechs unmittelbar mit dem Brustbein verbinden.

Nach demselben hat der Schnabelwall dreizehn Rippenpaare, von denen gesagt wird, daß die fünf vordersten unten breiter als oben sind, daß die erste von diesen getheilt ist, und sich mit dem vordern Kopf an den Querfortsatz des sechsten Halswirbels, mit dem hintern an den des ersten Rückenwirbels anlegt; und daß alle übrigen sich nur mit den Querfortsätzen, aber nicht mit den Körpern der Wirbel verbinden. Dagegen gibt Rudolphi an, daß sich die erste Rippe an den Querfortsatz des ersten und zweiten Rückenwirbels ansetze. Auch verbinden sich, nach Rosenthal, die Rippen nicht blos mit den Querfortsätzen der Wirbel, wie d'Alton angibt, denn bei ältern Thieren, bei welchen die Rippen mehr ausgebildet sind, erscheinen die vordersten an dem obern Ende sehr breit und verlängern sich nach innen, so daß sie sich von den Querfortsätzen bis zu den Körpern erstrecken.

Das Brustbein besteht bei dem Braunfisch aus einem platten, länglichen Knochen, der vorne fast noch einmal so breit ist als hinten.

Das des jungen Narwall zeigt sich zwar ganz ähnlich gebildet, besteht aber noch aus sechs neben einander liegenden Stücken.

Bei dem Schnabelwall besteht nach Hunter das Brustbein aus einem sehr flachen und kurzen Knochen, nach Rudolphi aber aus zwei Stücken.

Bei Balaena boops (d'Alton) ist das Brustbein ein platter, unten etwas gewölbter, fast schildförmiger Knochen, welcher vorne in der Mitte eine Spitze, auf beiden Seiten stumpfe Fortsätze hat und hinten abgerundet ist.

Was die Becken-Rudimente betrifft, so bestehen sie beim Braunfisch aus zwei länglichen etwas gekrümten Knochenstücken, welche durch zwei, vermittelst Bändern vereinigte, breitere Knochen verbunden sind.

Bei dem Schnabelwall bestehen die Becken-Rudimente, nach Rosenthals Untersuchung, aus zwei über einen halben Fuß langen Fortsätzen, die von dem vordern Rande des ersten untern Dornfortsatzes des Schwanzes abgehen und vorn gabelförmig auseinander stehen. Zwischen diesen liegen im Fleisch noch zwei andere, ungleich lange und breite Knochen, welche ebenfalls vorn gabelförmig sind und besonders zur Anlage der Muskeln des Afters und der Geschlechtstheile zu dienen scheinen.

Über die Gliedmaßen der Cetaceen ist folgendes zu bemerken:

Das Schulterblatt ist bei allen flach. Beim Delphin ist es dreieckig und verlängert sich an seinem vordern Rand in zwei Fortsätze, von welchen der vordere dem Hackenfortsatz (processus coracoideus), der hintere der Grätenecke (acromion, Schulterhöhe) entspricht.

Bei dem Narwall bemerkt man dieselben Fortsätze.

Bei dem Schnabelwall soll, nach d'Alton, nur ein einziger Fortsatz von der äußern Fläche und dem vordern Rande der Grätenecke entsprechend vorhanden seyn, doch möchte auch wol der Hackenfortsatz demselben nicht abzusprechen seyn. Dem Schulterblatte des Jupiterfisches (Balaena boops) sollen alle Fortsätze fehlen.

Der Oberarm weicht zwar hinsichtlich seiner Gestalt nur wenig bei den verschiedenen Arten ab, desto mehr aber hinsichtlich seines Längen-Verhältnisses zum Vorderarm. Mit diesem ist er fast gleich lang beim Braunfisch, bei dem Schnabelwall aber um die Hälfte kürzer. Die Knochen des Vorderarms, in Gestalt, Lage und Länge abweichend, liegen bei den Delphinen dicht an einander und sind bei den eigentlichen Wallfischen durch eine Spalte getrent.

Handwurzelknochen finden sich beim Delphin und beim Narwall sieben, bei dem Schnabel- und Jupiterwall gibt d'Alton nur vier an, nach Rosenthal dagegen beträgt ihre Zahl fünf, von welchen zwei in der obern, drei in der untern Reihe liegen.

Der Braunfisch hat, nach d'Alton, fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der darauf folgende und vierte Finger aus vier und der mittlere aus fünf Knochenstücken besteht, auch findet sich, nach demselben, unter der Ellenbogenröhre in der Knorpelmasse ein rundliches Knochenstückchen, welches als kleiner Finger zu betrachten sey. Mit Ausnahme des Daumens seyen die hintersten Knochenstücke der vier mittlern Finger als Mittelhand, die darauf folgenden als Fingerglieder zu betrachten. Dagegen erinnert Rosenthal, daß weder dem Daumen noch dem kleinen Finger die Mittelhandknochen fehlen, da nach ihm die, an der äußern Seite der untern Handwurzelknochen-Reihe liegenden Knochenstücke, welche d'Alton irrig zu den Handwurzelknochen rechnet, als Mittelhandknochen dieser Finger anzunehmen sind; indem dafür nicht sowol ihre mit dem übrigen Mittelhandknochen übereinkommende Form, als Lage spricht.

Bei dem Narwall finden sich ebenfalls fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der Zeigefinger aus fünf, die darauf folgenden aus vier und der letzte aus drei Knochenstücken besteht. Dadurch, daß die Länge der Finger von vorn nach hinten abnimt, wird diese Hand zwar der der Seehunde ähnlicher, weicht jedoch von

Digitized by Google

derselben darin wieder ab, daß sie einen kürzern Daumen hat.

Beim Schnabelwall finden sich vier Finger, von welchen, mit Einschluß der Mittelhandknochen, der erste vier, der zweite sechs, der dritte fünf und der vierte drei Glieder hat.

Auch beim Jupiterwall finden sich nur vier Finger, von welchen jedoch die Mittelfinger einige Glieder mehr haben sollen, als die des vorigen.

Wir verweisen übrigens, da die Meinungen über die sichere Bestimmung mancher Arten, namentlich die des Schnabelwalls und Jupiterfisches, noch sehr getheilt sind, auf die unten in der Literatur angeführten Original-Abhandlungen.

Bei diesem Knochenbau ist leicht begreiflich, daß die Bewegung des Halses bei den meisten nur gering seyn kann, daß dagegen die des übrigen Körpers desto leichter ist.

Was die Sinneswerkzeuge der Cetaceen betrifft, so scheinen die Funktionen derselben im Durchschnitt nicht sehr kräftig zu seyn.

Daß die Wallfische den Sinn des Geruchs besitzen, hat schon Hunter und in der neuern Zeit Albers und Desmoulins behauptet und bewiesen. Der letztere liefert folgende Beschreibung des Geruchsorgans von Balaena australis, den Delalande entdeckt hat [1]). Der Kanal des Spritzlochs ist zwei Drittheile nach hinten in zwei übereinander liegende Abtheilungen durch eine Knochenplatte getrent, welche sich bis unter den Rand des Hinterhauptlochs erstreckt und die vordern und hintersten Muscheln vereinigt darstellt. Diese Platte legt sich nach außen an den Kieferknochen, nach hinten an das Keil- und Grundbein (os basilare), ihr freier Rand stößt an die Mittellinie. Der Umkreis der beiden Kanäle, welche sie trent, wird durch Häute vervollständigt. Der obere Kanal, durch das Stirnbein überwölbt, mündet in die Siebbeinhöhlen, welche aus drei Muscheln bestehen, deren hintere nicht weniger als drei Zoll hoch ist. In den hintern Sinus öffnet sich der Ethmoidalkanal, welcher den fünf bis sechs Zoll dicken Körper des Siebbeins durchbohrt. Dieser Kanal hat an dem Cerebralende einen Zoll, in der Mitte vier Linien im Durchmesser, und theilt sich gegen die Ethmoidalhöhle in zwei Zweige, deren einer fünf oder sechs Linien im Durchmesser hat. Die gemeinschaftliche Höhle der Sinus öffnet sich nach unten durch einen zwei und einen halben Zoll langen Gang in den Kehltheil des Spritzlochs. Der Wallfisch athmet also durch den Oberkanal, und das eigentliche Spritzloch dient blos für den Durchgang des Wassers. Nach dem Durchmesser des Ethmoidalkanals kann man übrigens die Stärke der Geruchsnerven beurtheilen. Es ist deswegen nicht mehr nöthig, den Geruchssinn der Wallfische in die cavitates pterygo-palatinae zu versetzen, in welchen man bei der Gattung Delphinus seinen Sitz sucht, um so weniger, als diese Höhlen sich nicht einmal bei den eigentlichen Wallfischen vorfinden u. s. w.

Die Richtung des Spritzlochs, verglichen mit der Axe des Körpers, ist bei den Wallfischen mehr geneigt, als bei den übrigen gewöhnlichen Cetaceen, und die Richtung beträgt nur sieben bis acht Grad. Bei den Delphinen aber steht das Spritzloch fast gerade, ja etwas nach hinten geneigt. Aus dieser Angabe ergibt sich, daß bei den meisten Abbildungen der Wallfische die Spritzlöcher zu weit nach hinten gezeichnet sind.

Die Spritzlöcher führen uns, schon dem Namen nach, zunächst auf das angebliche Wasserauswerfen durch dieselben. Bei allen Wirbelthieren nämlich, welche nicht im Wasser leben, sind die Nasenlöcher fast der einzige Gang, durch welchen die Luft in den Kehlkopf, und von da in die Lungen gelangt. Denselben Weg macht die ausgeathmete Luft zurück. Damit aber derselbe Mechanismus bei den Cetaceen statt finden könne, mußte der Bau der Nasenkanäle mehren Modificationen unterliegen. Die erste dieser Modificationen ist eben die schon erwähnte Richtung der Nasenkanäle und ihr Ausmünden auf der obern Fläche des Kopfs. Dadurch wird es möglich, daß das Thier unter dem Wasser seine Beute verfolgen und verschlingen kann, ohne des Zutritts der Luft beraubt zu seyn. Da aber bei diesem Erfassen der Beute nothwendig eine Menge Wasser mit in die Mundöffnung dringt, welches den Magen nur beschweren würde, so muß dieses überflüssige Wasser auf irgend eine Weise wieder entfernt werden. Bei den Fischen geschieht dies dadurch, daß es wieder durch die Kiemen herausgepreßt wird. Da indessen bei den Cetaceen eine solche Kiemenöffnung nicht vorhanden ist, so muß man annehmen, daß die Nasenlöcher diese Stelle vertreten. Wir wollen die Erklärung hersetzen, welche Cuvier in dieser Hinsicht gibt. Er sagt: wenn man von dem Magenmund aufwärts geht, so findet man, daß er in der Höhe des Kehlkopfs sich in zwei Gänge zu theilen scheint, von welchen der eine in den Mund fortsetzt, der andere in die Nase in die Höhe steigt. Der letztere ist von Drüsen und fleischigen Fasern umgeben, welche mehre Muskeln bilden. Die der Länge nach laufenden derselben, welche um die hintere Nasenöffnung stehen, steigen bis zum Schlund herab; die andern, ringförmigen, scheinen eine Fortsetzung des dem Schlunde eigenthümlichen Muskels. Da der Kehlkopf sich in diesem Gange pyramidenförmig erhebt, so kann er durch die Zusammenziehung dieser ringförmigen Fasern zusammengezogen werden. Dieser ganze Theil ist mit Schleimbälgen versehen, welche ihren Inhalt durch deutliche Öffnungen ergießen. Wenn die innere Haut dieses Ganges, welche hernach die knöchernen Nasenhöhlen bekleidet, bis zum Pflugscharbein gekommen ist, so wird ihr Gewebe glatt und trocken. Die beiden knöchernen Nasenhöhlen werden an ihrer obern Mündung durch eine fleischige, aus zwei Halbzirkeln bestehende Klappe geschlossen, die am vordern Rande der Mündung befestigt ist, welche sie mittelst eines sehr starken Muskels, der auf dem Zwischenkiefer liegt, schließt. Um sie zu öffnen, braucht es die Kraft eines Drucks von unten nach oben. Die Schließung der Klappe unterbricht alle Verbindung zwischen den Nasenlöchern und den über ihnen liegenden Höhlen. Diese Höhlen sind zwei große häutige Säcke, welche aus einer schwärzlichen, schleimigen Haut bestehen, leer sehr runzlich, und angefüllt eiförmig erscheinen. Sie liegen zwischen der Haut und der

1) Dictionaire classique d'hist. naturell. Tom. II. p. 155.

Digitized by Google

Knochenfläche, welche die vordere Mündung der knöchernen Nasenkanäle umgibt. Beide stehen mit einer mittlern Höhle in Verbindung, welche unmittelbar auf den Nasenlöchern liegt, und welche durch eine schmale, bogenförmige Spalte nach außen mündet. Sehr starke Fleischfasern breiten sich über diesen Apparat aus, und vereinigen sich rings vom Scheitel auf diesen zwei Säcken, welche sie stark zusammendrücken können.

Der Mechanismus dieser Theile soll nun folgender seyn. Wenn der Mund mit Wasser gefüllt ist, so bewegen sich die Zunge und die Kiefern, wie zum Schlucken; indem aber der Schlund sich schließt, drückt er das Wasser durch den unter dem Kehlkopf liegenden Kanal zurück. Diese rückwärts drückende Bewegung wird durch die kreisförmigen Fasern so weit unterstützt, daß die Klappe sich hebt, und das Wasser in die beiden obern Säcke trit. Hier kann es nun bleiben, bis das Thier es auswerfen will; die Klappe wird dann fest angedrückt, damit das Wasser nicht zurücktreten kann; die Muskeln wirken nun auf die Säcke, und das Wasser wird in stärkern oder schwächern Strahlen, je nach der angewandten Kraft, ausgeworfen.

Dies ist bisher immer die Ansicht über den Bau der sogenanten Spritzlöcher und den Mechanismus des Spritzens selbst gewesen. Indeß hat Bär [2]) Berichtigungen über den anatomischen Bau geliefert, und starke Zweifel hinsichtlich des Spritzens aufgeworfen.

Er beschreibt nämlich als Typus der Nase der Cetaceen die des Braunfisches, von welcher wir folgenden Auszug geben wollen.

Scheinbar unterscheidet sich die Nase der Cetaceen von der der Landsäugethiere, jedoch läßt sich an derselben bei genauerer Vergleichung das ihnen Gemeinschaftliche allerdings auffinden. Man stelle sich dabei den Kopf senkrecht der Länge nach dergestalt durchschnitten vor, daß die Schnittfläche ganz nahe an die Mittellinie fällt, so, daß namentlich für die Nase die Scheidewand zwar entfernt ist, aber dennoch die Gänge und Höhlungen entweder fast ganz, oder fast bis auf die Mitte erhalten sind, je nachdem sie ursprünglich paarig oder einzeln da waren, und daß der Schnitt auch den Schlund gespalten hat. Aus dem Schlunde führen nun zwei Wege nach vorn. Der eine geht gerade nach vorn, bei herabhängendem Gaumensegel etwas nach unten, in die Mundhöhle. Der andere geht nach vorn und oben bis zum Spritzloche, und ist die sogenante Spritzröhre, welche mit den oben erwähnten Spritzsäcken in Verbindung steht. Bei andern Säugethieren steht aber der Schlund ebenfalls mit der Mund- und Nasenhöhle in Verbindung, und der weiche Gaumen scheidet beide Eingänge. Auch hier bildet eine Muskelmasse, welche an dem hintern Rande des harten Gaumens befestigt ist, das Gaumensegel, welches länger als gewöhnlich ist, und mehr horizontal liegt. Der Eingang aus dem Schlunde in die Spritzröhre ist an der Stelle, wo das Gaumensegel unten ansitzt, von einem scharf vorspringenden Wulst umgeben, der, aus Muskelfasern bestehend, sich als ein starker Ringmuskel zu erkennen gibt. Auch dieser ist nichts anders, als der gewöhnliche Übergang der Muskelfasern in den Schlund, welchen Muskel Bär mit dem Namen des Gaumenschlundkopfmuskels (M. pharyngopalatinus s. Constrictor isthmi faucium superior) belegt. Wer diesen Muskel bei den Wiederkäuern genau betrachtet, wird nicht zweifeln können, daß er mit dem Schließmuskel der Spritzröhre bei den Cetaceen, oder der sogenanten Klappe identisch sey. Der Kehlkopf ist bei den Cetaceen lang ausgezogen, namentlich in seinen obern Theilen. Zugleich verläßt er die horizontale Richtung der Luftröhre, und erhebt sich nach oben. Dadurch ist es möglich, daß seine obere Öffnung bedeutend über den Schließmuskel hinüber ragt, wovon wieder Folge ist, daß der Übergang aus dem Schlundkopfe in die Mundhöhle in zwei Gänge getheilt wird, welche zu beiden Seiten des Kehlkopfes vorbeigehen, von welcher Bildung sich bei andern Säugethieren ebenfalls Andeutungen finden. Was den Nasenkanal betrifft, so reicht er bis zu dem Arcus pharyngopalatinus und umfaßt also mehr, als man im Menschen dahin zu rechnen gewohnt ist. Unter dem Schließmuskel beginnt ein einfacher Kanal, an diesem fast sackförmig erweitert, der sich ungetheilt bis zur Nasenscheidewand fortzieht und an dieser verengt. Es folgt nun hierauf der Theil der Nase, welcher, zwischen den doppelten Knochenkanal eingeschlossen, sich nach oben zieht, und nur durch diese Richtung von der knöchernen Nasenhöhle anderer Säugethiere, mit welcher er übrigens übereinstimt, sich unterscheidet. Doch ist diese Übereinstimmung nicht sogar vollständig, sondern die Nasenkanäle des Braunfisches enthalten eigentlich nur den hintern Theil der knöchernen Nase anderer Säugthiere.

Beide Nasengänge aber sind durch eine knöcherne Scheidewand getrent. Das Spritzloch ist einfach, unter ihm liegt eine ebenfalls nur einfache, und also beiden Nasengängen gemeinschaftliche Höhle, welche auf jeder Seite mit dem seit Cuvier sogenanten Spritzsacke in Verbindung steht. Den Boden der gemeinschaftlichen Höhle bilden zwei Klappen, eine vordere und eine hintere. Sie lassen nur eine sehr enge Spalte zwischen sich, die überdies noch durch näheres Aneinanderlegen der Klappen gänzlich verschlossen werden kann. Von diesen Klappen hat Cuvier nur die vordere bemerkt, alles was unter den Klappen zwischen ihr und dem Schädel liegt, ist ihm entgangen. Es finden sich aber unter jeder Klappe zwei Paar Höhlen übereinander. Beide Klappen sind befestigt an dem äußern Rand der knöchernen Nasenöffnung und an der Scheidewand derselben, so daß beide Nasengänge erst über den Klappen zusammen münden, bis dahin aber völlig getrent sind. Ein jeder Nasengang hat also, ehe er die Klappen erreicht, eine vordere untere und eine vordere obere Nebenhöhle, ferner eine hintere untere und eine hintere obere Nasenhöhle. Über den Klappen gehen beide Nasengänge in die gemeinschaftliche Höhle über, und stehen von hieraus mit den seitlichen Spritzsäcken in Verbindung. Über den Bau der betreffenden Muskeln uns hier mehr zu verbreiten, würde zu weit führen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß Bär im Allgemeinen die Muskeln, wie oben beschrieben, schildert, jedoch der Meinung ist, daß ein solcher Muskelapparat mehr geeignet scheine, die Spritzsäcke zu öffnen, und namentlich

2) Okens Isis XIX. S. 811. Über die Nase der Cetaceen.

Digitized by Google

ihre Einmündung in die gemeinschaftliche Höhle und den Nasengang zu erweitern. Denn in den Umfang des Spritzlochs gehen, nach Blainville, drei Paar Muskeln, welche auch Bär zugibt, welche gemeinschaftlich diesen Eingang auseinander ziehen und öffnen, dagegen ein Schließmuskel (Sphincter) fehlt, der auch insofern überflüssig ist, da die Lippen wulstig sind und aneinander liegen. Denn die Vorderlippe hat die Form eines dicken Tampons, der durch den Druck des Wassers nur noch fester den Eingang verschließen muß, besonders da sie von der Hinterlippe überragt wird. Wie kann aber, fragt Bär, das Thier Luft schöpfen? denn offenbar muß die Klappe noch fester schließen, wenn Brust und Lungen anfangen, sich auszudehnen. Welche Kraft soll das Wasser gerade in die Spritzsäcke führen? Der enge Eingang in dieselben liegt an der Seite des Wasserstroms. Das Aufheben der Klappe wird den Eingang eher verengen, als erweitern. Der Strom des Wassers ist vielmehr gegen das Spritzloch gerichtet, und in dessen Muskelbau findet sich keine Möglichkeit, dem Stoße zu widerstehen. Wenn das Wasser also aus dem Schlund in die Nasenkanäle getrieben wird, so muß es wol gerade hinausfahren.

Auch hat niemand bei den wahren Wallfischen solcher Nebenhöhlen oder Spritzsäcke gedacht.

Es ist also nicht wohl anzunehmen, daß die Spritzsäcke das Wasser hervortreiben, eher könte es durch die Wirkung der Schlundmuskeln ausgestoßen werden. Aber auch dagegen läßt sich Manches erinnern. Es wurde oben schon erwähnt, wie der Wallfisch beim Einschlucken seiner Nahrung das überflüssige Wasser wieder durch die Nase austreibe. Wenn aber andere Säugethiere schlucken, so hebt sich das Gaumensegel in die Höhe, um den Eingang in die Nase zu verdecken, und dennoch soll bei den Cetaceen, wo der hintere Schenkel des Gaumensegels immer aufgehoben ist, gerade das eingeschluckte Wasser durch den Nasenkanal abgehen. Endlich sind diese Thiere, wegen des Muskelbaues am Schlundkopfe, weniger als alle andere im Stande, denselben zu verengen.

Zuletzt lassen alle bisherige Beobachtungen darüber Zweifel, daß die Cetaceen wirklich Wasser ausstoßen. Scoresby, der wol am meisten Glauben verdient, sagt von den Wallfischen: „sie athmen mit einem lauten Getöse. Der Dampf, den sie ausstoßen, steigt einige Ellen hoch, und erscheint in einiger Entfernung wie ein hervorschießender Rauch. Wenn die Wallfische verwundet sind, so ist er oft mit Blut vermischt, und bei der Annäherung des Todes wird zuweilen blos Blut ausgeworfen. Sie blasen am stärksten, wenn sie auf der Flucht sind, oder in Unruhe, oder beim ersten Erscheinen auf der Oberfläche, nachdem sie lange in der Tiefe gewesen sind. Sie blasen vier bis fünf Mal in einer Minute.“ An einer andern Stelle spricht er von den Spritzlöchern also; „sie sind die wahren Nasenlöcher der Thiere. Ein feuchter Dunst, mit Schleim gemischt, wird aus ihnen ausgestoßen, wenn das Thier athmet, allein kein Wasser begleitet ihn, ausgenommen, wenn das Ausathmen unter der Oberfläche geschieht.“ Quoy und Gaimard sagen gegen Scoresby: „zwischen den Wendekreisen, unter dem Äquator und in den heißesten Gegenden, wo wir Cachalots oder andere große Cetaceen gesehen haben, schossen sie aus ihren Spritzlöchern einen Wasserstrahl hervor, an dem man sie schon von weitem erkennen konte. Aber bei einer Temperatur von 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wie wir sie bei den Admiralitäts-Inseln, wo wir zwei Cachalots sahen, auszuhalten hatten, konte die aus ihren Lungen ausströmende Luft, welche wol den nämlichen Wärmegrad hatte, nicht durch eine äußere, so wenig von ihr abweichende Temperatur verdichtet werden, und dennoch zeigte sich der Wasserstrahl eben so gut, als in den gemäßigten Erdstrichen, wo wir dieselbe Erscheinung beobachteten. Mit Unrecht würde man uns den Einwurf machen, daß jenes nur eine starke Ausathmung unter dem Wasser gewesen sey, denn oft waren wir nahe genug, um sehen zu können, daß das Spritzloch außerhalb des Wassers war.“ Weiter heißt es: „wir haben bemerkt, daß die Wallfische stärker blasen, wenn das Meer unruhig ist, denn dann zeigen sich, wie wir vermuthen, gewisse Arten von Mollusken, welche ihre Nahrung ausmachen, häufiger auf der Oberfläche, und sie stoßen das Wasser aus, was sie zugleich mit diesen Thieren einschlucken.“ Delphine sahen Quoy und Gaimard nie Wasser spritzen, bemerken aber auch noch, daß das ausgespritzte Wasser, weit entfernt, sich so zu zeigen, wie man es oft auf Abbildungen sieht, vielmehr nicht blos aus Wasser, sondern aus Wasser mit Luft gemischt bestehe, ungefähr so, wie man es ausspritzt, wenn man den Mund voll Wasser nimt.

Lesson dagegen sagt von den großköpfigen Cachalots: „das Spritzloch bildet auf dem Kopfe eine runde, bedeutend große, warzenförmige Erhabenheit, aus welcher eine Säule einfachen Wassers hervorgestoßen wird, welches sich in geringer Höhe in einen breiten Regen verwandelt, während bei den Wallfischen das Spritzloch das Wasser in einer dichten, hohen Säule heraustreibt.“ Damit ist aber freilich noch nicht gesagt, daß er dies selbst gesehen habe.

Dagegen behauptet Faber als eigener Beobachter, daß die eigentlichen Wallfische Wasserstrahlen von 8—12 Ellen Höhe, die kleinern Delphine von 1 bis 1½ Elle in die Höhe werfen, daß auch ein gestrandeter Schnabelwall, der nur noch mit dem Maule im Wasser lag, beständig Wasser durch das Spritzloch emporwarf, was sich nicht anders erklären läßt, als daß er beständig das Wasser mit dem Maule einzog, da eine solche Menge nicht in den Spritzsäcken vorräthig enthalten seyn konte; auch führt derselbe noch eine Autorität dafür an, daß der hundköpfige Delphin sein Spritzloch so zusammendrücken könne, daß er das Blut aus den Fingern treibe, wenn man eine Hand hineinsteckt. Aber auch gegen diese und noch mehre Angaben Fabers hat Bär wieder sehr gegründete Einwürfe gemacht, welche anzuführen der Raum hier nicht gestattet, und deren wir blos gedenken, um darzuthun, daß weder das Wasserspritzen der Cetaceen mit vollkommener Gewißheit angenommen, noch dasselbe, nach unserer gegenwärtigen Kent-

Digitized by Google

niß von dem Organismus dieser Thiere, genügend erklärt werden kann.

Nur so viel ist denn doch entschieden, daß der sogenante Spritzapparat der Cetaceen die Nase derselben ist. Bär sieht sogar die oben erwähnten Spritzäcke als die eigentlichen Riechorgane an, und hat auch beim Braunfisch die Riechnerven entdeckt, welche Desmoulin den Delphinen und Cachalots durchaus abspricht.

Bei den Wallfischen, den Cachalots und Delphinen möchte auch die Sehkraft eben nicht bedeutend seyn, wenigstens stehen ihr die seitliche Ausbreitung der Stirnbeine, folglich die größere Entfernung der Augen vom Gehirn, der geringe Durchmesser der Sehnervenlöcher und der Augäpfel selbst, deren sclerotica ein Viertheil ihres Durchmessers dick ist, als Hindernisse entgegen; doch scheinen diese allgemeinen Regeln auch hier Ausnahmen zu finden.

Der Gehörsinn ist nicht scharf, und das äußere Ohr kann bei den meisten als nicht vorhanden angesehen werden. Der äußere Gehörgang muß einen langen Weg durch die Fettmasse machen, ehe er zum innern Ohre gelangt, von welchem auch nur einige Theile und das Labyrinth gar nicht entwickelt sind.

Bei allen Cetaceen spricht die feste Lage der Zunge, und daß sie fast nur aus Fett besteht, für die Schwäche des Geschmackssinns, der wahrscheinlich den Wallfischen, Cachalots und Delphinen ganz mangelt, indem sie ihren Fraß, ohne ihn zu kauen, verschlucken. Wenn aber auch der Lamantin, der Dugong und Stellerus ihren Fraß kauen, so ist ihr Zungenbau doch auch wenig vollkommener.

Das Gefühl mag an der Oberlippe des Lamantin sehr fein seyn, wenn man nach der zarten Haut urtheilen darf, welche sie bedeckt, und nach der Größe der betreffenden Nervenlöcher. Der Rüssel des Dugong ist ein ähnliches Organ. Bei allen andern Cetaceen scheint das Gefühl nur sehr schwach zu seyn, vielleicht mit Ausnahme der Stellen unter den Vorderflossen.

Was die Ernährungsorgane der Cetaceen betrifft, so sind diese, wie auch bei andern Säugethieren, der Nahrung des Thieres entsprechend gebaut. Bei denen, welche von Vegetabilien leben, sind sie denen der Wiederkäuer ähnlich, und so sind sie anders gebauet bei denjenigen, welche blos von animalischen Substanzen leben, nämlich bei den Cachalots und Delphinen, und andere Modificationen endlich erleiden sie bei denjenigen, welche, wie die Wallfische und Narwalls, von Fischen, Mollusken und Seegewächsen leben.

Was die Bewegungskraft der Cetaceen betrifft, so liegt diese zum größern Theil in ihrem platten Schwanze. Da die Bewegungen desselben von oben nach unten gehen, so folgt daraus, daß diese Thiere beim Schwimmen nicht eine horizontale Linie halten, sondern wellenförmig fortschreiten, und daß beim Wenden ihnen wol am meisten ihre Vorderflossen behilflich sind, ob sie gleich auch der Seitenlappen der Schwanzflosse sich zu Seitenbewegungen zu bedienen scheinen. Wenn diese Thiere untertauchen, so senken sie zuerst den Kopf, dann krümt sich der Rücken, und zuletzt erscheint der Schwanz senkrecht. Das Thier fährt also ganz senkrecht ins Wasser. Die Geschwindigkeit des Thieres ist dabei so stark, daß Scoresby einen Wallfisch sah, der die Kiefern zerbrochen hatte, indem er in wenigen Minuten 800 Faden tief senkrecht auf den Grund gefahren war.

Was den Aufenthalt der Cetaceen betrifft, so sind weder die verschiedenen Gattungen noch die Arten, so zu sagen, Weltbürger, wie man nach der Leichtigkeit, in ihrem Elemente große Reisen zu machen, anzunehmen geneigt seyn dürfte; vielmehr sind alle mehr oder weniger auf bestimte Gegenden beschränkt. Auch sind nicht alle Arten Cetaceen Seethiere. Zwei Delphine leben bloß in Flüssen, nämlich einer im Ganges, und eine noch unbestimte Art, welche Humboldt in den überschwemten Wäldern des Cassiquiare und Oronoko antraf. Eine Art Lamantin wohnt in einem großen Theile der Flüsse Columbiens, und die andere an den Mündungen afrikanischer Flüsse. Die Gattung Dugong bewohnt die seichten Meerengen des asiatischen Archipels von Malacca bis an Neuholland; die Gattung Stellerus lebt auf den Inseln und Küsten der Behringsstraße. Die verschiedenen Arten der Delphine, der Wallfische und Cachalots leben in bestimten Meerdistrikten unter bestimten Graden der Länge und Breite, man findet sie nur sehr selten außerhalb der Grenzen dieser Plätze.

Von der Fortpflanzung dieser Thiere ist im Allgemeinen noch zu wenig bekant, um etwas Generelles darüber zu sagen, und wir verweisen deshalb auf die einzelnen Gattungen.

Zur weitern Belehrung über diese wichtigen Thiere, von denen wir in diesem Artikel nur das Merkwürdigste erfahren konten, dienen folgende Werke.

Steller, Beschreibung von sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. — Schneider, Beiträge zur Naturgeschichte der Wallfischarten. Leipz. 1795. 8. — Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. 1801. 4. — *Camper*, observations anatomiques sur les Cetacées par *Cuvier*. Paris 1820. 4. — Nova acta Soc. caesareae Leopoldinae. Bonn 1824. (Tom. XII.). — Journal de Physique. Tom. 85. Paris. id. Tom. 87. — *Cuvier* Ossemens fossiles. 2. Edit. Paris 1821. seq. 4. — *Desmarest* Mammalogie. Paris 1820. 4. — *Freycinet* Voyage autour du monde. Zoologie. Paris 1824. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier* Histoire natur. des Mammifères. Paris 1821. fol. — *Lacépede*, Histoire naturelle des Cetacées. Paris 1804. 4. — Mem. du Mus. Tom. IV. — Pander und D'Alton, die Skelette der Cetaceen. Bonn 1827. fol., und Rosenthals Recens. in Berl. Jahrb. für wiss. Kritik. 1829. — Ebenders. Skelette der Robben u. Lamantine. Ebend. 1826. fol. — Schreber, Säugethiere. — *Duperrey*, Voyage de la Coquille. Zool. Paris 1825. fol. — Manby, Reise nach Grönland. Leipz. 1822. 8. — Scoresby, Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang. Hamburg 1826. 8. — *Leston*, Histoire natur. des Cetacées. Paris 1828. 4. — Okens Isis, darin Auf-

Digitized by Google

sätze von Bär und Faber. Band XIX. XX. XXI. Philosoph. Transactions. Lond. 1820. 4. (*Dr. Thon.*)

CETTINA, ein Fluß in Dalmatien, im Alterthum Tilurus, entspringt auf dem Popilach, und fällt in seinem Laufe von etwa 16 italienischen Meilen von einer Höhe nach der andern herab, stürzt in einer wilden Felsengegend 150 Fuß herab als der Wasserfall Velica Gudaviza, bildet bald hierauf einen kleinern Wasserfall, durchbricht den engen Paß von Mirtz, breitet sich dann in einem Thale aus, und fällt endlich bei Almissa in das adriatische Meer. Dem Landstriche, durch welchen er strömt, gibt er den Namen: Terra di Cettina, und sie war ehedem eine Zapanie oder Grafschaft, Contado di Cettina. (*H.*)

CEUTOCERUS (Entomologie.) Eine von Schüpel benante und von mir *) beschriebene Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren, der Gattung Hister verwandt, aber durch verborgene Kiefer und bedeckten After unterschieden. Eine Art (C. advena) rothbraun, länglich viereckig, gewölbt, mit fein punktirt-gestreiften Deckschilden, eine Linie lang, wurde im Reis gefunden; eine andere (C. ovalis) **) komt in Baiern vor. (*Germar.*)

CHALEPUS. Thunberg †) trent unter diesem Namen die ungestachelten, mit ungerandetem Halsschild versehenen Arten der Gattung Hispa. Mac Leay braucht diese Benennung für eine Gattung, für welche er Melolontha geminata Fabr. (Melol. dubia Oliv. Geotrupes lugubris Schönh.) als Beispiel nent. (*Germar.*)

Challath s. am Ende.

CHAMBERTIN, ein Dorf unweit Gevrey, im Bezirk Dijon, des Depart. Côte d'or in Frankreich; liefert einen der feinsten Burgunderweine desselben Namens (s. den Art. Wein.). (*Th. Schreger.*)

Chaon, Jus. vgl. S. Nicholas.

Charo s. S. Miguel de Charo.

CHARTIER, 1) Alain, geb. 1386 zu Bayeux in der Normandie, gest. zu Avignon 1449 (oder 1458?), war berühmt als einer der witzigsten und beredtesten Männer seiner Zeit, wegen seines Witzes beliebt am Hofe Karls VI. und VII., wegen seiner Beredsamkeit — die ihm den Beinamen des Vaters der Beredsamkeit erwarb — zu mehren Gesandschaften von jenen Königen gebraucht. Als Margaretha von Schottland, des Dauphins Gemahlin, ihn einstmals schlafend fand, küßte sie ihn; und da die Hofleute Verwunderung äußerten, daß sie einen so häßlichen Mann küsse, entgegnete sie, nicht den Mann habe sie geküßt, sondern den Mund, der so viel Schönes und Geistreiches sage. Seine Schriften erschienen zuerst zu Paris 1529. 8., dann in einer verbesserten Ausgabe von And. Duchesne (Paris 1617. 4.), mit einer Biographie des Verfassers begleitet. Seine Schriften zeichnen sich aus durch Reinheit und Gediegenheit der Sprache, weit mehr jedoch in den prosaischen Aufsätzen, unter welchen auch moralisirende sind, als in seinen Versen. (Wachler II. 167. Ebert bibliogr. Lex. I. 313.)

2) Jean, ein Zeitgenosse des Vorigen, Benedictiner, Historiograph Karls VII. (Histoire du Roi Charles VII.), wird auch als Verfasser genant von Les Chroniques de France vulgairement de St. Denys (Par. 1493.), worin die Geschichte Frankreichs von Pharamund bis Karl VII., in dem ältern Theile nach fabelhaften Sagen, von der Zeit Karls VI. an historisch brauchbar, erzählt wird.

3) René (Renatus Chartierius), geb. zu Vendome 1572, gest. zu Paris 1654, hatte sich früher den humanistischen Studien gewidmet, und war Professor der schönen Künste zu Angers, als er sich entschloß, sich ganz der Mathematik und Medicin zu widmen. Im J. 1608 ward er zu Paris Doctor der Medicin, lehrte eine Zeit lang dieselbe, und widmete sich zuletzt ganz der Praxis. Seiner Liebe zu dem medicinischen Studium verdanken wir die vollständigste Ausgabe der Werke des Hippokrates und Galenus: Hippocratis Coi et Claudii Galeni Pergameni ἁπάντων opera. Renatus Chartierius plurima interpretatus, universa emendavit, instauravit, notavit, auxit, sesundum distinctas medicinae partes in XIII Tomis digessit et conjunctim graece et latine primus edidit. Lutetiae Parisiorum 1679. F. Sare im Onomastikon (V. 261.) hielt diese Jahrzahl für verdächtig, zumal da er auf verschiedenen Exemplaren die Jahrzahl 1639 fand, und vermuthete, daß nur ein neuer Titel unter der Jahrzahl 1679 gedruckt worden sey. Diese Ausgabe aber wurde 1638 angefangen, und 1679 erst beendigt; die drei letzten Bände sind von Blondel und Le Moine herausgegeben. Chartier hatte auf diese Ausgabe 150,000 Francs verwendet; ungeachtet aber so viele Codices, als Frankreich darbot, waren verglichen worden, so ist doch diese Ausgabe keine kritische, und zeichnet sich nur durch ihre Vollständigkeit aus. (Außer *Faber* Bibl. gr. s. *Halleri* Bibl. med. pract. II. 642. — *de Villiers* lettre sur l'edition par Chartier. Par. 1776. — Ebert bibliogr. Lex. I. 782.) (*H.*)

Chasmarhynchos s. am Ende.

Chelidura, Gattungsname, den Latreille den ungeflügelten Ohrwürmern beilegt. S. Forficula. (*Germar.*)

Chelonia Godart. s. Arctia.

Chelonodes s. Phaleria.

Chemische Öfen s. den Artikel Öfen.

CHEMMIS (auch CHEMMO) 1) hieß nach Herodot (2, 85.) die Hauptstadt des panopolitanischen Nomos im nördlichen Theile von Oberägypten am östlichen Nilufer, deren Einwohner sich mit Leinweberei und Steinmetzarbeiten beschäftigten (Strabo 17. p. 813.). Der griechische Name dieser ansehnlichen Stadt ist Panopolis, welches eben so viel bedeuten soll, als Chemmis, nämlich Pansstadt, denn dem Pan, ägypt. Chemmo, zu Ehren soll diese Stadt erbaut seyn (Diod. 1, 18.). Sie wurde von den Einwohnern die Geburtsstadt von Danaos und Lynkeus genant, welche von da nach Griechenland übergegangen seyn sollen. Perseus, der Danaë Sohn, hatte daselbst einen Tempel mit seiner Bildsäule, und es wurden ihm in Ägypten sonst nicht übliche Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. (Vergl. Kannegießers Alterthumswiss., Cap. 12.) An der Stelle des alten Chemmis steht jetzt *Achmim*, *Akmim* (Akhemym,

*) Insect. spec. novae p. 85. **) Beitr. zur baiersch. Ins. Fauna. Hister ovalis. Nr. 1.

†) Julg. Magaz. für Insekten-Kunde. V. S. 248.

Digitized by Google

Echmim, Echmin), die Residenz eines Emirs. Von dem alten Chemmis findet man noch denkwürdige Ruinen. (Pocoke I. 114 fgg. d. Übers.)

2) Insel in einem ägyptischen See, angeblich eine schwimmende, bei dem Tempel der Latona zu Buto. Sie hatte einen Tempel des Apollon (Herod. 2, 156.). (*H.*)

CHEREBERT, auch Caribert †) (Charibert) genannt, war Chlotars I., seit 558 Beherrschers der ganzen fränkischen Monarchie, ältester Sohn, welcher bei Theilung des Reichs unter Chlotars vier Söhne im J. 561 König von Paris wurde. Wenn man ihn einerseits wegen seiner Liebe zum Frieden, seines Eifers in Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, und wegen der Beredsamkeit, die ihn in Achtung bei den Großen des Hofes und den fremden Gesandten setzte, rühmt, so tadelt man ihn andererseits wegen seines Mangels an Enthaltsamkeit. Gleich nach seines Vaters Tode verstieß er die von diesem ihm erwählte Gemahlin, und heirathete zwei Schwestern, deren eine sogar eine Nonne war. Schlimmer für ihn war aber, daß er seinem Bischof ohne Achtung begegnete, der sich dafür zu rächen wußte. Cherebert war der erste König in Frankreich, den sein Bischof excommunicirte, und er würde noch in große Verlegenheiten gerathen seyn, wenn ihn nicht sein Tod im J. 567 (nach Andern 566. 570. 572.) daraus befreiet hätte. Da er nur Töchter hinterließ, so folgte nach seinem Tode eine neue Theilung des Reichs unter seine drei Brüder. (*H.*)

Chersaea oder Chersea s. Coluber.

CHEYLETUS. Milbengattung (s. Acarina), durch einen weichen, mit 8 Beinen versehenen Körper, scherenförmige Kinnbacken, und dicke, vorstehende, an der Spitze sichelförmige Taster ausgezeichnet. Es gehören hieher *C. eruditus*, den Schrank *) ausführlich beschrieben hat, und welcher an Büchern, die an feuchten Orten liegen, den Kleister verzehrend, getroffen wird, doch auch an Steinflechten vorkommen soll; und *C. musculi*, welchen Schrank **) als einen Pediculus beschreibt, indem er nur 6 Beine beobachtete. (*Germar.*)

CHICHIMEKEN oder Chechemeken (Tschitschimeken), welche, nebst den Cumanchos, die Spanier unter dem unbestimmten Namen der Mecos begreifen, sind ein amerikanisches Jägervolk, welches ohne Feldbau nur allein vom Ertrage seiner Jagden, von wildwachsenden Wurzeln und Früchten lebte, sich in rohe Thierhäute kleidete, Bogen und Pfeile als Waffen führte, und die Sonne als Gottheit mit Opfern von Kräutern und Blumen verehrte. Der Name dieser Völkerschaft wird von Chichimi oder Knochen des Techichi, des sogenanten amerikanischen Hundes, abgeleitet. Vielleicht sind die noch gegenwärtig im äußersten Nordamerika unweit des Eismeeres, zwischen dem Sklaven- und Büffelsee wohnenden Hunde-Rbbens-Indianer [1]) Nachkommen des im Vaterlande zurückgebliebenen Theils derselben. Das Vaterland der Chichimeken wird Amaquemecan genant; ein seiner eigentlichen Lage nach unbekanter Landstrich des nördlichen Amerika. Den genauesten Untersuchungen zufolge verließen die Chichimeken dasselbe gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Anführung des Xolotl, eines Bruders ihres damaligen Oberhauptes Achcautli, um südlichere Wohnsitze aufzusuchen. Nach der Wanderung von einigen Jahren erreichten sie den Rücken der ungeheuern Gebirge, welche das Thal von Mexico umschließen. Nopaltzin, ein Sohn des Xolotl, welcher vorausgegangen war, schoß vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab, zum Zeichen, daß er im Namen seines Vaters Besitz von dem Lande nehme. Xolotl wählte Tenayuca zum Wohnplatz, und vertheilte die mit ihm gekommenen Familien in den umliegenden Gegenden. Seitdem hieß dieses Land Chichimecatlalli, das Land der Chichimeken. Sie legten Städte und Dörfer an, nahmen die noch vorhandenen Nachkommen der einst hier mächtigen Tulteken unter sich auf, und lernten von diesen den Feldbau und andere Künste des Friedens, und erhielten eine bessere Lebensart. Ungefähr nach acht Jahren zogen ihnen sechs andere Stämme aus ihrem vormaligen Vaterlande nach, und siedelten sich an. Einer dieser Stämme erhielt die Landschaft Tlahuican, und erhielt davon selbst den Namen Tlahuicas. Die übrigen nanten sich nach ihren Hauptstädten: Chalchuen von Chalco; Colhuen von Colhuacan; Tepaneken von Tepan; Tlaxcalaner von Tlaxcallan; Xochimilken von Xochimilco; alle aber führten den allgemeinen Namen Nahautlaken. Nachmals vereinigten sich mit ihnen noch Stämme der Acolhuen. In der Familie Xolotls blieb die Regirung. Unter der Regirung des Sohnes seines Urenkels gründeten die Azteken ihre bald hochberühmte Hauptstadt Tenochtitlan oder Mexico, von welcher sie selbst den Namen Mexicaner erhielten [2]). Nach der Eroberung von den Spaniern im Jahre 1531 hatten sie ihren Sitz in der spanischen Intendantschaft Durango im Innern von Mexico, jetzt zur neuen Union gehörig, waren aber nichts weniger als unterworfen; denn sie beunruhigten fortwährend die Bewohner von Neu-Biscaya, und setzten sie in die Nothwendigkeit, nicht anders als bewaffnet auszugehen. Erst seit 1718 wurde ein Theil derselben mit seinem Übertritt zum Christenthum unterworfen; die übrigen aber, der Religion ihrer Väter treu, zogen sich in die Wälder und Gebirge, behielten die aztekische Sprache, und übten, den Beduinen der Wüste gleich, jede List des kleinen Krieges. (*H.*)

CHINA. I. In geographischer Hinsicht. Das chinesische Reich, nächst Rußland das ausgedehnteste auf dem ganzen Erdboden, umfaßt außer dem eigentlichen China mit den dazu gehörigen Küsten-Eilanden, das ganze Mandschuland, die große Tatarei oder Mongolei, Tangut, die Inseln Hainan und Formosa oder Thaiwan (doch von der letzteren

†) Nicht zu verwechseln mit Caribert oder Charibert, König von Toulouse, Bruder Dagoberts I.

*) Enumerat. insect. Austr. pag. 513. und Fauna boica III. p. 201. Acarus eruditus. **) Enum. ins. Austr. p. 511 und t. fig. 5. Fauna boica III. p. 187. Pediculus musculi.

1) S. Mackenzie's Reisen von Montreal nach dem Eismeer und der Südsee.

2) Vergl. Clavigero in der Storia antica del Messico u. Al. von Humboldt in den Vues des Cordilleres.

Digitized by Google

nur die Westküste). Schutzländer sind: Tübet, Butan, Korea und die Inseln Lieukhieu. Den ganzen Flächenraum berechnet man auf ungefähr 247,000 Geviertmeilen.

Das eigentliche China, mit dem wir es hier allein zu thun haben, wird durch Gebirgsketten und unwirthbare Hochebenen von dem übrigen Asien, durch stürmische Meere von der übrigen Welt getrennt. Wenigstens sechs Mal größer und volkreicher als Teutschland, liegt es zwischen 18° 37′ bis 41° 35′ nördl. Br. und 120° 55′ bis 140° 10′ östl. L. Obgleich von Glaubensboten und anderen Reisenden häufig genug beschrieben, ist es doch im Inneren wenig, und selbst zum Theil an den Grenzen noch ungenügend bekant [1]).

Die bedeutendsten Gebirge China's, eine Fortsetzung der Hochgebirge Mittel-Asiens, sind in den abendländischen Provinzen dieses Reiches zu suchen. Yünnan, Kueidscheu, Ssetschuan und Schensi, die eigentlichen Alpenländer China's, so wie auch die alten Hauptsitze der freien Urbewohner, senden ihre Verzweigungen nach verschiednen Seiten in das Innere. Besonders ist das, mit Ssetschuan grenzende Schansi, und sind die südlichsten Provinzen Kuangsi, Kuangtung, und Fukian mit Gebirgen angefüllt, so daß die Höhenzüge sich ungefähr in Gestalt eines Hufeisens um das ebene und sehr wasserreiche Binnenland lagern. Auf dem westlichen Haupt-Gebirgsstock, obschon nicht mehr in China selbst, sondern in dem unterwürfigen Lande Turfan entspringen auch die beiden Riesenströme, der Hoangho und Takiang, zwischen welchen sich das chinesische Mesopotamien, ein von zahlreichen, zum Stromgebiete dieser Hauptadern des Landes gehörigen, kleineren Flüssen, und fast zahllosen Kanälen und Stillwassern durchschnittenes Blachfeld, ausdehnt, das in Verbindung mit den, die südlichen Ufer des Takiang berührenden Ländern, den bei weitem volkreichsten, angebautesten, und fruchtbarsten Theil, oder wie Ritter sagt, den Magen China's bildet [2]).

Die berühmte große Mauer [3]), die gewöhnlich als Nordgrenze China's betrachtet wird, obgleich noch viele Chinesen im Norden und Nordosten derselben wohnen, fängt westlich bei dem Fluß Etzine im nordwestlichen Schensi (Kansu) an, beschirmt in großen Krümmungen den Norden der Statthalterschaften Schensi, Schansi, Pedschili, und endet bei Schanhai am gelben Meere. Mitternächtlich von der großen Mauer begint die ungeheure, sandige Hochebene der großen Tatarei oder Mongolei, und im N. O. das eben so hoch liegende chinesische Tungusien oder Mandschuland, durch den hohen Dschangpe (dschâng pĕ schân, der lange, weiße Berg) von der Halbinsel Korea getrent. Der südwestlichste Theil dieses Landes, die von Khianlung gefeierte Wiege des heutigen Fürstenhauses Zing, ist, unter dem Namen Leaotung oder Schingking, wirkliche Provinz China's geworden, und, als außerhalb der Mauer liegend, mit Spitzpfählen umgeben [4]). Westlich von Schensi und Ssetschuan dehnt sich das kalte Hochland Tangut, (auch Turfan oder Tulufan genant) von ungewissem Umfang und unerforschtem Boden, durch die gewaltige, wol über 470 Meilen lang fortlaufende Gebirgkette Kentaisse von China geschieden. Der Provinz Yünnan gegenüber liegt Tübet, (bei den Chinesen Sifan oder Thufan) und Kuangsi berührt ein Theil des heutigen Kaiserthums Anam. Aber auch hier hat die Natur einen unübersteiglichen, gegen das Meer hin scharf auslaufenden Gebirgsdamm zwischen China und den Nachbarländern errichtet [5]). Der Verkehr mit den abendländischen, abhängigen und unabhängigen Landen kann nur durch enge, schauerliche Gebirgspässe unterhalten werden.

Der Hoangho (hoâng hŏ, gelber Fluß), in chinesischen Geschichtswerken auch schlechtweg hŏ, der Fluß genant, entspringt, wie schon bemerkt, in Turfan, und zwar unweit des großen Chuchunoor (Kokonor) aus mehren Seen des Hochlandes. Seine gewaltigen Krümmungen, sein reißender Lauf, und die furchtbaren Überschwemmungen, denen China von jeher durch diesen Fluß ausgesetzt war, haben ihn sehr merkwürdig gemacht [6]). Er hat seinen Namen von dem gelben Thonschlamm, den seine Wellen mit sich führen. Der Takiang (tà kiâng, große Strom) auch Yangdsü (yâng dsü, Sohn des Weltmeers) oder vorzugsweise kiâng, der Strom, genant, muß sich Anfangs, wie der Hoangho, durch Felsen und steile Gebirgspässe seinen Weg erkämpfen, dann aber durchschneidet er in sanftem Laufe, mehren Binnenseen ihr Daseyn gebend, die weitläufigen Ebenen China's bis zum Weltmeere [7]). Alle übrigen Flüsse China's, die nicht zum Stromgebiete der beiden Pulsadern des Reiches gehören, nehmen auch fast ohne Ausnahme die von dem Bau des Landes bedingte, gerade Richtung nach Osten, und selbst bei den Nebenflüssen läßt sich niemals ein vollkommen nördlicher oder südlicher Lauf bemerken. Die aus Norden kommenden nehmen Alle eine mehr oder weniger südöstliche, die aus Süden kommenden eine nordöstliche Richtung. Die künstliche Kanal-Verbindung zur Binnenschifffahrt aber (denn von einer anderen Schifffahrt kann bei den Chinesen kaum die Rede seyn) geht von Norden nach Süden, und schneidet alle Flußgebiete in rechten Winkeln. Die kleinen Flüsse versorgen die Kanäle mit Wasser; die großen aber leiten den Überfluß in das Weltmeer. Den ganzen öst-

1) Vgl. besonders Ritters Erdkunde, Thl. I. S. 644—675 (der ersten Ausgabe). Über die ersten Reisen nach China s. Extraits de voyages faits à la Chine (Mémoires concernant les Chinois, T. V.). Über Verdienste und Schicksale der Glaubensboten, ebendas. vorzüglich aber Mosheims Vorrede zur teutschen Übersetzung des Du Halde. Unter den späteren Reisenden verdienen besonders Barrow, Macartney, Staunton und Deguignes d. J. Erwähnung. 2) Über die Bevölkerung China's, die man jetzt wol auf wenigstens 200 Millionen schätzen kann, s. population de l'empire (Mémoires c. l. Ch. T. VI.) und population de la Chine (Histoire générale de la Chine, T. XIII.). 3) Ritter a. a. O. S. 528—529. Du Halde, T. IV. (d. t. A.)

4) Ritter a. a. O. S. 437—438. 5) Ebends. S. 588. S. 595—598. 6) Ebends. S. 645—650. 7) Ebends. S. 650—655.

Digitized by Google

lichen Küstenstrich schneidet in der Richtung von Norden nach Süden, und zwar vom Meerbusen von Pedschili an der große Kaiserkanal, der 120 geographische Meilen weit beschifft wird. Nach der Natur des Landes eingerichtet, windet er sich oft, ist von sehr verschiedener Breite (von 200—1000 Fuß) und hat fast nie stillstehendes Wasser [8]). Mit der großen Mauer als Riesenwerk wetteifernd, übertrifft er sie bei weitem an Nutzen; denn er setzt nicht nur alle einzelnen Provinzen unter sich, sondern auch das ganze Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr. Diese vielen Kanäle im Osten, das, bis auf 100 Meilen mit Ebbe und Fluth ins Land wirkende Meer, die Menge der Seen und Teiche zerstückeln den ganzen Küstenstrich in unzählige größere oder kleinere Auen. Da ist das Wasser eben so gut bewohnt als das Land, und Millionen treiben sich Zeit ihres Lebens auf schwimmenden Dörfern umher. Dieser ozeanische Küstenstrich, wie ihn Ritter nent (er umfaßt die Provinzen Dschekiang, Kiangnan, und zum Theil auch Schantung), macht bedeutende Seeschlachten zu Lande möglich, und hat wegen der wunderbaren Eigenthümlichkeit des Bodens, die sich nirgends in so ungeheuerer Ausdehnung findet, den fremden Eroberern von jeher die Unterwerfung China's viel schwieriger gemacht, als der Widerstand des entnervten Süd-Chinesen [9]).

Wir gehen nun zu einer genaueren Beschreibung der einzelnen Provinzen über. Die, nördlich vom Hoangho gelegenen Provinzen, so wie die abendländischen und mittäglichen Gebirgsländer sind theils ziemlich kärglich von der Natur bedacht, anderen Theils haben sie, bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, wenigstens keinen Überfluß, und sind nicht mit so ängstlicher Sorgfalt angebaut, als die Binnenländer. Der Menschenschlag aber, besonders im Norden, ist kräftiger, kühner, ausdauernder. Die Luft soll in den meisten Gegenden des Reiches rein und gesund seyn.

1) Nordprovinzen: Pedschili, Schansi, Schantung. Das größtentheils ebene, aber hochliegende Pedschili bringt bei seinem sandigen Boden weder Reis noch Thee, diese Hauptbedürfnisse der Chinesen; dagegen andere Getraide- und Obstarten der ans Kalte grenzenden Länder zur Genüge; auch Salz, Steinkohlen, Moschus und Jinseng. Die Luft ist, obgleich das Land nicht hoch im Norden liegt, bedeutend kalt, aber der Frost nicht so empfindlich, als bei uns, was dem, stark mit Salpeter geschwängerten Erdreich zugeschrieben wird. Hauptstadt und Wohnort des Kaisers ist Peking oder Schünthian [10]). Das, an Gebirgen viel reichere Schansi ist besonders sehr ergiebig an Moschus und Mineralien, als Porphyr, Marmor und Jaspis von verschiedenen Farben, Azursteinen, Eisen, Steinkohlen, Salz und Krystall. In dieser Provinz hat man auch eine gute Art Weintrauben, die getrocknet nach das ganze Reich verschickt werden. Hauptstadt: Thaiyuan. Schantung, von dem Kaiserkanale mit seinen Ästen, von vielen Flüssen, Bächen und Stillwassern durchbrochen, bildet in Rücksicht der Erzeugnisse seines Bodens den Übergang zum fetten und markigen Süden. Es hat großen Reichthum an Waldungen und allen Arten vierfüßigen und geflügelten Wildes, wie denn seine Bewohner für die geschicktesten Jäger des Reiches gelten; aber auch schon Seidenbau, dessen Hauptsitz die Binnenlande sind. Zu Schantung gehört eine Inselgruppe im gelben Meere, durch Macartney's Aufenthalt bekant. Die Hauptstadt ist Dsinan [11]).

2) Westprovinzen: Schensi, Ssetschuan, Kueidscheu, Yünnan; die Alpenländer China's, insgesamt sehr reich an Mineralien. Die übrigen Erzeugnisse des Bodens werden zum Theil durch die mehr nördliche oder südliche Lage, und durch den Anbau desselben bedingt. Schensi, den Übergang zum eigentlichen Alpenlande bildend, ist im Ganzen fruchtbar an Getraidearten (ausgenommen Reis); aber sehr der Trockniß und den Zug-Heuschrecken ausgesetzt. Dieses Land liefert eine Menge von Heilkräutern, Rhabarber, Moschus, Zinnober, Wachs, Honig und Steinkohlen in Überfülle. Der viele Goldsand, welchen die Gewässer des Landes mit sich führen, läßt auf ergiebige Goldgruben schließen, welche aber die Politik zu eröffnen verbietet. Es besteht aus zwei Haupttheilen, dem östlichen und westlichen (Kansu); Hauptort: Singan. Hauptwaffenplätze: Sodscheu und Kandscheu [12]). Ssetschuan hat bedeutende Eisen-, Zinn- und Bleigruben, Quecksilber, Salz, Azursteine, Magnete, Ambra, Rhabarber, die berühmte Heilwurzel Julin; aber auch wegen seiner südlichen Lage schon Seidenbau und selbst Zuckerrohr. Hauptorte: Tschingtu und Lungan, letzterer eine starke Festung gegen Tübet [13]). Das nackte und wilde Gebirgsland Kueidscheu ist fast nur wegen seiner Kupferwerke bekant. Aus dem Kupfer dieser Provinz wird die in China gangbare Münze geschlagen. Kueiyang ist die Hauptstadt [14]). Yünnan, mit Reichthum an Metallen und Mineralien, mit Perlen und Edelsteinen, Heilkräutern, Hanf, Seide u. s. w., scheint sich in seinen heißen Thälern viel mit der Natur Indiens zu berühren. Auch findet man dort und in Kuangsi viele Raubthiere, Nashörner und wilde Elephanten. Hauptort gleiches Namens [15]).

3) Südprovinzen: Kuangsi, Kuangtung, Fukian. Hier verlieren sich die schauerlichen Alpen der Westländer in anmuthige, romantische, mehr von Ebenen unterbrochene Gebirgsreihen von mittlerer Höhe. Kuangsi mag in der Natur seines Bodens die meiste Ähnlichkeit mit Yünnan haben. Edle und unedle Metalle, Reis, wilde und reißende Thiere von mancherlei Art, eine Menge Vögel, worunter auch Fasanen, sind Haupterzeugnisse dieser Provinz; Hauptstadt: Kueilin [16]). Für die volkreichste und beträchtlichste Statt-

8) Ritter a. a. O. S. 665 ff. 9) Ebendf. 663 ff.
10) Histoire générale de la Chine (T. XIII, S. 3—21).
11) Ebendf. S. 58—62. 12) Ebendf. S. 65—70.
13) Ebendf. S. 70—72. 14) Ebendf. S. 87—90.
15) Ebendf. S. 85—87. 16) Ebendf. S. 83—85.

Digitized by Google

halterschaft im Süden, obschon wir nur den Küstensaum derselben kennen, hält man einstimmig Kuangstung (Kanton). Sie entfaltet besonders in der Pflanzenwelt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Man findet hier außer den edelsten Südfrüchten Europens und Asiens noch manche, die dem Boden von Kanton ganz eigenthümlich sind, und viele wohlriechende Holzarten. Die Küsten sind sehr reich an Fischen, Austern, Krabben und Schildkröten von außerordentlicher Größe. Hauptstadt: Kuangdscheu an der Mündung des Taho. Der geräumige Busen von Kanton enthält: das Eiland Hoangpu, wo die großen europäischen Seefahrer anlegen und löschen; die Gruppe der Larronen, deren Bewohner freie und kecke Seeräuber sind, und die, unter chinesischer Oberhoheit den Portugisen gehörige Insel Makao. Die Insel Hainan im Meerbusen von Tungking wird gleichfalls zu dieser Statthalterschaft gerechnet [17]). Die, fast durchaus hügelige Provinz Fukian ist durch den Fleis ihrer Bewohner, die selbst den nackten Felsen mit Erdschichten bedecken, und das Thalwasser bis auf den Gipfel der Berge zu leiten wissen, leidlich fruchtbar, und wegen ihres Handels mit Japan, den Philippinen, Formosa, Java und Hinter-Indien sehr wohlhabend. Hauptort: Fudscheu. Bekant ist auch die Seestadt Dschangdscheu mit dem Eilande Hiamen (Emui) und dessen Hafen [18]).

4) Binnen-Provinzen, zu denen wir, ihres gleichen Verhältnisses zu den Gebirgsländern wegen, auch die östlichen rechnen: Kiangnan, Kiangsi, Dschekiang, Honan und Hukuang. Ein gutes Drittel des eigentlichen China, fast in Gestalt eines Vierecks, größtentheils eben, und im Osten seit undenklicher Zeit erst dem Meere abgewonnen, eben so einförmig als unerschöpflich in seinen Erzeugnissen, der Sitz des Wohllebens und der Üppigkeit. Die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Länder, die mit ihrem Überflusse nicht blos Nord-China, sondern auch der Tatarei aushelfen müssen, ist bei den Chinesen sprüchwörtlich. So nennen sie Honan: die Blume der Mitte, weil es so ziemlich im Herzen des Reiches liegt, und sagen von Kiangsi und Hukuang, daß ersteres dem ganzen Reiche sein Frühstück, letzteres aber die volle Sättigung geben könne u. s. w. Sie sind die wahre Heimath des Reises, der Baumwollenstaude, des Maulbeerbaums, des Theestrauchs u. s. w. Auch die fünf bedeutendsten Seen China's: der Tungting in Hukuang, der Thaihu (thái hù, große See) in Kiangnan und Dschekiang, der Hungdsú und Kaoyeu in Kiangnan, und der Poyang in Kiangsi, gehören zu dieser Ebene, Kiangnan, das man, wegen der erstaunenswürdigen Menge seiner schiffbaren Wasser, die wie das Land von Menschen wimmeln, als eine dicht zusammengedrängte kleine Inselwelt, oder als einen riesenhaften, in unendliche Auen zerschnittenen Fruchtgarten betrachten kann, ist außerordentlich wohlhabend, volk- und produktenreich. Die Erzeugnisse des Kunstfleißes ihrer Bewohner, als Seiden- und Baumwollenzeuge, überfirnißte Arbeiten, Tusche, Papier u. s. w. werden vor allen Anderen geschätzt. Die wichtigsten Städte sind: Nanking, Sudscheu, in einer Gegend, welche das irdische Paradies genant wird; Sungkiang, Tschangdscheu, Hoangan u. s. w. Vor der Mündung des großen Yangdsú liegt die, von ihm angeschwemte Insel Zungming [19]). Einen sehr ähnlichen Anblick bietet Dschekiang dar, das zugleich die besten Schinken liefert, und wo die kleinen chinesischen Goldfische zu Hause sind. Hauptstadt: Handscheu [20]). Kiangsi, dessen üppig wuchernder Boden kaum die ungeheuere Bevölkerung ernährt, und wo eben deshalb große Sparsamkeit herrscht, ist wegen seines schönen Porzellans weit berühmt. Der See Poyang ist gegen 100 franz. Meilen lang, und entsteht aus der Vereinigung von 4 bedeutenden Flüssen. Im Süden, gegen Kanton hin, erhebt sich das Gebirge Meilin mit Mineralien. Hauptorte: Nantschang, Kingtetsching u. s. w. [21]). Honan, der liebliche, zur Wollust anlockende Garten China's, mit seinem prachtvollen See Sihu, war ein Lieblingssitz der alten Herrscher. Wichtigste Städte: Khaifung und Honan [22]). Hukuang, nur im Westen etwas gebirgig, wird durch den großen See Tungting in zwei Theile (Hupe und Hunan) geschieden. Dieser See hat über 80 franz. Meilen im Umfang. Gleichfalls eine Haupt-Kornkammer des Reiches, mit dem köstlichsten Thee, dem feinsten Krystall, und dem besten Papier aus Bambusrinden, das einen ungeheueren Absatz hat. Hauptstädte: Wuschang und Yodscheu [23]).

Zu den eigenthümlichen Landes-Erzeugnissen China's gehören: der Firnißbaum, Kampherbaum, Wachsbaum, Leim- und Talgbaum; viele köstliche Obst- und Holzarten; die sogenanten klingenden Steine ꝛc. ꝛc. Die genauere Beschreibung dieser Merkwürdigkeiten aus dem Naturreiche gehört nicht hieher. Eine Übersicht der Haupt-Produkte China's, aus der einheimischen Erdbeschreibung Kuang-yü-ki gezogen, und nach größeren Distrikten geordnet, wird der Verfasser dieses Artikels in kurzem bekant machen.

II. China in statistischer Hinsicht. Charakter der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche. Die Gesichtsbildung der Chinesen läßt schon beim ersten Anblick ihre nahe Verwandtschaft mit den übrigen Völkern mongolischen oder tatarischen Schlages erkennen. Ihren Stammesverwandten an Zahl weit überlegen, stehen sie ihnen an Körperkraft und kriegerischem Muthe eben so weit nach. Dem Chinesen fehlt es nicht an guten Naturgaben. Besonders zeigt er einen, für Kunstfertigkeiten empfänglichen, oft sogar erfinderischen Geist, großen Fleis und bis ins Kleinliche gehende Ordnungsliebe in seinem Berufe, und eine bedächtige,

17) Ebendf. S. 73—83, wo diese Insel als reich begabt von der Natur geschildert wird. Dagegen Neue geograph. u. stat. Ephemeriden (Bd. 20, S. 475 f.) 18) Ebdf. S. 39—47.
19) Ebendf. S. 21—34. 20) Ebendf. S. 48—51.
21) Ebendf. S. 34—38. 22) Ebendf. S. 55—58.
23) Ebendf. S. 52—55.

Digitized by Google

kalt berechnende Klugheit, die ihn selten verläßt. Aber seine Abgeschlossenheit von der ganzen übrigen Welt, und das stolze, zur Selbstbewunderung führende Bewußtseyn, daß er seine Bildung nur sich selbst zu verdanken hat, machen ihn für alles Fremde unempfindlich [24]). Es ist ihm ein unbehagliches Gefühl, in diesem oder jenem Zweige die Überlegenheit Anderer anerkennen zu müssen, und er unterdrückt lieber gewaltsam seine Zweifel. Daher die große Einseitigkeit in jedem Kreise der Kunst und Wissenschaft, von einer thörichten, fast abgöttischen Vorliebe für das Alterthum noch erhöht. Gemüth und Einbildungskraft erscheinen bei dem Chinesen dürftig und verkrüppelt. Davon zeugen die Schöpfungen ihrer Künstler, die bald im Ungeheueren, bald im kindisch Kleinlichen, und einem Wuste von abenteuerlicher Ziererei sich gefallen, aber niemals etwas wahrhaft Großartiges, von veredeltem Geschmacke Zeugendes ans Licht fördern. Noch am Weitesten haben sie es in der schönen Gartenkunst gebracht [25]). Über die Leistungen ihrer fast unzähligen Schriftsteller ist an einem anderen Orte die Rede gewesen. Obgleich man bei ihnen, wie bei den übrigen Asiaten, auf echt wissenschaftliche Zusammenstellung und Verarbeitung des Stoffes Verzicht leisten muß, so werden sie doch, wegen ihrer seltenen Genauigkeit und Ausführlichkeit, besonders insofern Geschichte, Erd- und Naturkunde das Ziel ihrer Bemühungen sind, einen dauernden Werth behalten.

Die Kleidung der Chinesen ist, was den Zuschnitt betrifft, bei den verschiedenen Ständen und Geschlechtern ziemlich dieselbe. Den Unterschied des Standes bezeichnet der feinere Stoff, die Farbe, bedeutsame Zierrathen. Ein kurzes, aber sehr weites Hemde, darüber ein Paar Unterhosen, und ein langes, bis auf den Boden herabfließendes Kleid, an der rechten Seite vermittelst einiger Knöpfe befestigt, mit oben weiten, unten sehr knapp anliegenden Ärmeln, über den Hüften mit einem breiten Gürtel umwunden, dessen Zipfel bis an die Knie hängen, sind die wesentlichsten Stücke ihrer Kleidung. Der Hals ist im Sommer entblößt. Ein Pelzkragen am Winterkleide schützt ihn gegen die Kälte. Auch pflegt man im Winter noch eine Art von Mantel, mit weiten, aber kurzen Ärmeln, überzuziehen. Bis auf die Herrschaft der Mandschu trugen die Chinesen ihr Haupthaar ungeschoren. Die heutige Sitte, den Kopf, bis auf eine runde Stelle auf dem Scheitel kahl zu scheren, ist ihnen von den tatarischen Kaisern aufgedrungen. Die Scheitelhaare flechten sie zu einem Zopfe, der bald länger, bald kürzer ist. Ihre Kopfbedeckung ist im Sommer eine trichterförmige Mütze, mit einem großen, bis auf den Rand herabhängenden Büschel hochroth gefärbter Haare; im Winter ein gleichfalls trichterförmiger Filzhut mit breiten Krämpen. Standespersonen gehen immer nur in Stiefeln, die gewöhnlich von gefärbtem Seidenzeuge sind, und sehr knapp anliegen. Zum Reiten hat man Stiefeln von Kuh- oder Pferdeleder. Auch ein zierlich gearbeiteter Fächer darf bei Männern von Bildung nicht fehlen. Seide, Pelz und eine Mütze sind dem Jünglinge bis in sein 20. Jahr untersagt, wo ihm unter gewissen Feierlichkeiten die Männermütze aufgesetzt wird. Die Gewänder der Frauen sind noch länger als die der Männer, und die Ärmel verhüllen sogar die Fingerspitzen. Sie flechten ihr Kopfhaar in viele Zöpfe, mit goldnen und silbernen Blumen besteckt. Vornehme Jungfrauen tragen außerdem eine Art Krone von Pappe, mit kostbarem Seidenzeug überzogen, und mit Edelsteinen besetzt. Der einfachste Hauptschmuck aber ist ein feines um den Kopf gewundenes Stück Seidenzeug. Die schon in frühester Jugend gewaltsam eingeklemten, unnatürlich kleinen Füße geben dem Frauenzimmer einen unsichern, wankenden Schritt, so daß sie nur in einer Sänfte, oder auf ein Paar dienende Mägde gestützt, das Haus verlassen kann. Das Landvolk, die Wassermänner und die für Lohn arbeitende Klasse in den Städten sind höchst einfach gekleidet; in sehr heißen Gegenden bald nackt. Ein Hemde von grober Leinwand, weite, bauschige Hosen, die nur bis zur Wade reichen, und eine lange Weste von Baumwollenzeug, wozu höchstens noch Sandalen mit krummen Schnabelspitzen kommen, sind der Anzug des Ackerbauers. Die gelbe Farbe der Kleidung komt nur der Familie des Hoangti zu. Die Kuanfu tragen nur an Feiertagen Tafft mit rothem Grund, sonst gewöhnlich Schwarz, Blau oder Veilchenfarbe. Das Volk ist schwarz oder blau gekleidet [26]).

Der Knabe wird schon im 7. Jahre von seinen Schwestern getrent. Erst mit dem 10. Jahre besucht er eine Lehranstalt, wo er zunächst mit den nothwendigsten Schriftzeichen, obschon auf eine sehr trockene und handwerksmäßige Weise, bekant gemacht wird. Nach Durchlesung einiger kleinen Bücher, die das Wissenswürdigste für Kinder enthalten, und deren Inhalt gesangartig hergesagt wird, geht man zu den vier Büchern (ssé schü) oder heiligen Schriften zweiten Ranges über, dieser Grundlage der ganzen Sitten- und Verfassungs-Lehre China's. Auch diese werden eher dem Gedächtniß anvertrant, als erklärt. Wenn der Schüler eine gehörige Zahl Schriftzeichen, bei deren Schreibung sehr auf Genauigkeit und Sauberkeit gesehen wird [27]), sich eingeprägt hat, sind ihm schriftliche Aufsätze erlaubt, deren Gegenstand aber der Lehrer nur mit einem einzigen Worte angibt. In den höheren Abtheilungen werden besonders die fünf Bücher ersten Ranges erklärt und die Landes-Geschichte wohl eingeprägt. Auch Kentniß der Tonkunst, Reiten und Bogenschießen wird von einem gebildeten Jüngling verlangt. Alle Zöglinge müssen sich wenigstens zweimal des Jahres einer strengen Prüfung unterwerfen, welcher die Landesbehörden beiwohnen. Wer eine Haupt-Prüfung gut bestanden hat, kann sofort in die Reihe der Amtsbewerber treten. Es gibt drei wissenschaftliche Ehrenstufen, die man mit dem Baccalaureus, Magister und

24) In wiefern die Beschaffenheit des Bodens auf die Sinnesart der Chinesen Einfluß gehabt haben mochte s. Ritter a. a. O. S. 671 ff. 25) Sur les jardins de plaisance des Chinois (Mémoires T. VIII. p. 301 ff.)

26) Histoire générale de la Chine (T. XIII. p. 632 ff.) 27) Méthode des Chinois pour apprendre à écrire aux enfans (Mémoires T. IX.).

Digitized by Google

Doctor der alten Universitäts-Verfassung Europa's verglichen hat. Die Mädchen werden, wie bei den übrigen Asiaten, im Frauengemache zu still unterwürfigen Hausfrauen gebildet. Doch findet man auch gelehrte weibliche Wesen und Dichterinnen.

Die gezwungene Eingezogenheit der chinesischen Frauenzimmer, und die schrecklichen, auf Ehebruch oder Verführung gesetzten Strafen haben so viel Gutes, daß der Hausfriede selten gestört wird. Eine anständige Frau oder Jungfrau bringt den größten Theil ihres Lebens im hintern Raume des Hauses zu, der diesem Geschlechte, wie im übrigen Asien, ausschließlich angehört. Ein Ehebündniß wird, mit Umgehung der jungen Leute, aber vermittelst einer Zwischenträgerin, von den Eltern zweier Familien geschlossen [28]). Ist der junge Mann elternlos, so bietet ihm der Vater oder Vormund eines Mädchens die Verbindung mit letzterer auf demselben Wege an. Man schickt sich, zur Bekräftigung des neuen Familienbundes von beiden Seiten Geschenke zu; aber die eigentliche Aussteuer muß der Jüngling dem Mädchen geben. Am Vermählungstage wird die Braut dem Bräutigam, mit glänzendem Gefolge, in einer Sänfte zugebracht. Bei Eröffnung dieser Sänfte erblickt er die künftige Gefährtin seines Lebens, wenn ihm keine verstohlne Prüfung ihrer Reize möglich gewesen, zum ersten Mal. Sieht er sich in dieser Hinsicht getäuscht, so hat er zwar das Recht, die Sänfte samt Inhalt gleich wieder zurückzuschicken; allein die Aussteuer ist unwiderdringlich dahin. Die Hochzeitfeierlichkeiten, im Hause des Bräutigams begangen, sind mit einigen Gebeten und Opfern abgefertigt, und ein fröhliches Gelage beschließt das Ganze [29]). Dem Chinesen ist klüglich nur eine rechtmäßige Frau vergönt. Sollte die Ehe kinderlos bleiben, so darf er, mit Bewilligung der Ersteren, noch ein Kebsweib annehmen, das aber, so lange die rechtmäßige Gattin lebt, in sehr abhängigen Verhältnissen bleibt. Nur dem Hoangti sind mehre Kebsweiber zugleich erlaubt. Die Übersülle von Menschen in den östlichen Binnenländern, besonders Kiangnan, hat das, dem männlichen an Zahl noch überlegene weibliche Geschlecht fast ganz zur Ware herabgewürdigt. Sudscheu und die benachbarten Städte sind Hauptmärkte des Mädchenhandels, und von hier aus wird das ganze Reich mit Kebsweibern versorgt. Die unumschränkte Gewalt der Eltern über ihre Kinder hat diesen und andere schändliche Misbräuche zur Folge gehabt. Dahin gehört besonders auch das Aussetzen und Tödten neugeborner Kinder, wenn auch nur der sittenlose Pöbel von dieser Freiheit Gebrauch macht. Verschnittene, deren Zahl sich auf ungefähr 6000 belaufen soll, findet man blos am Hofe des Hoangti und seiner Familie. Sie führen die Obhut über das Frauengemach, über Gärten, Lusthäuser, Gräber u. s. w. [30]).

Im häuslichen und geselligen Leben der Chinesen spielen die Pflichten der Unterwürfigkeit und die darauf gegründeten Gebräuche eine Hauptrolle. Welch hoher Werth auf letztere gelegt wird, ersieht man aus dem uralten, diesem einzigen Gegenstande gewidmeten Gesetzbuche Li Ki, und aus dem Daseyn des obersten Gerichtshofes der Gebräuche in Peking. Sie sind eine mächtige Stütze der alten Verfassung des Reiches, und die sicherste Bürgschaft ungetrübter Ordnung im Großen wie im Kleinen. Denn ihre Ausübung wird dem Chinesen von früher Jugend an zur andern Natur, und die Gewohnheit, eine unbedingte Ergebung in den Willen des Vorgesetzten im eigentlichsten Sinne des Wortes mit dem ganzen Körper auszudrücken, wirkt unwillkürlich auf das Innere, so daß er es kaum wagt, in Gedanken die Stufe zu überschreiten, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Die prächtigen, öffentlichen Aufzüge der Großen des Reichs und die häufige Anwendung des Bambusrohrs dienen nicht wenig zur Befestigung solcher Gesinnungen. Dem Chinesen ist es heilige Pflicht, seinen Vorgesetzten, wie der Sohn den Vater, und seines Gleichen wie den ältern Bruder zu ehren. Die letztere Vorschrift bezweckt, wie sich von selbst ergibt, wechselseitige Hochachtung derer, die sich im Range gleich stehen, und wirklich gehen die Gesetze des Anstandes auch hier bei den Chinesen weiter als bei irgend einem anderen Volke. Doch wird dies unter vertrauten Freunden nicht so streng genommen, und der gemeine Mann setzt sich, wie in andern Ländern, ganz darüber hinweg. Was die Höflichkeit bei Besuchen, Unterhaltungen, Mahlzeiten u. s. w. vorschreibt, bedarf keiner, den meisten Lesern gewiß langweiligen, Wiederholung [31]). Die Gastmähler der Reichen und Vornehmen, bei denen jeder Gast sein besonderes Tischchen hat, und bis an 24 Schüsseln mit leckeren Gerichten aufgetragen werden, begleitet eine Posse, von herumziehenden Schauspielern aufgeführt. Die Fleisch-Speisen sind alle klein geschnitten, und mit Brühen versehen; denn man bedient sich am Tische kleiner Stäbchen statt des Messers und der Gabel. Der Nachtisch ist eben so reich und vielartig, als die eigentliche Mahlzeit [32]). Außer dem Schauspiele, das aber nirgends stetig, und noch am Nächsten mit dem Puppen- oder Gauklerspiele verwandt ist, haben die Chinesen manche andere Volksbelustigung. Dahin gehören besonders die drei Hauptfeste des Jahres, das Neujahrs-, Frühlings- und Leuchtenfest. Der Ursprung des letzteren, das zwischen den 13. und 16. Tag des ersten Monats fällt, ist noch nicht nachgewiesen. Städte, Dörfer, die Ufer der Flüsse und selbst die Meeresküsten werden an diesen Tagen, sobald die Dämmerung einbricht, mit bunt bemalten Leuchten von jeder Größe und Gestalt geziert. Die Stelle des Glases vertrit ein feiner, durchscheinender Seidenstoff, bei den Ärmern auch wol in Öl getränktes Papier. Das Ganze soll von zauberischer Wirkung seyn. Die Kunstfeuer der Chinesen, die besonders zur Zeit des Leuchtenfestes häufig abgebrant werden, sind

28) *Yu-kiao-li*, roman chinois, par Abel-Rémusat (T. I. cap. IV.). 29) *Yu-kiao-li* (T. IV. cap. XX.). 30) Über Vielweiberei, Verschnittene und Kindermord vergleiche man Bemerkungen im 6., über die Kebsweiber im 9. Theile der Mémoires.

31) Schon im Du Halde kann man sich hierüber sattsam belehren. Vorzüglich aber gibt der bereits angeführte, einheimische Roman ein treues Bild des feineren, geselligen Lebens.
32) Répas des Chinois (Histoire générale. T. XIII. p. 644 ff.

Digitized by Google

weit berühmt. Ihre Taschenspieler und Gaukler, denen man in volkreichen Städten auf allen Straßen begegnet, bringen es zu einer unglaublichen Fertigkeit. Bei Allem dem bleibt doch die Neigung zu ernsteren Beschäftigungen, und zu einem geräuschlosen, häuslichen Wirken in dem Chinesen vorherrschend. Das Familienleben ist, so weit es bis jetzt dem Europäer bekant geworden, einförmig und mäßig. Dies bezeugt schon der gänzliche Mangel an öffentlichen Belustigungsorten, Wirthshäusern u. dgl. In waldreichen Gegenden ist die Jagd eine Haupt-Ergötzlichkeit, um so mehr, da die Forsten überall Gemeingut sind.

Eine Haupt-Angelegenheit des Chinesen ist sein stetes Fortleben im ehrenden Andenken der Nachwelt, sollte dies Andenken auch nur auf seine Nachkommenschaft beschränkt seyn. Daher die Verzweiflung des Kinderlosen, der sich ohne die tröstliche Aussicht, von geliebten Söhnen und Enkeln die seiner abgeschiedenen Sele gezimende Huldigung zu empfangen, von diesem Leben trennen muß. Eben die Unvollkommenheit ihrer Begriffe von einem Leben nach dem Tode scheint ihnen diese Art Fortdauer zum Bedürfniß und zum Gegenstande heißer Sehnsucht gemacht zu haben. Auch war die genaue Beobachtung der Trauer-Gebräuche stets eine unerläßliche, von den berühmtesten Denkern und Statsmännern eingeschärfte Pflicht. Konfuzius sagte: „erzeiget den Todten eben so viel Ehre, als ob sie noch lebend unter euch wandelten." Sehr viele Chinesen lassen sich schon bei Lebzeiten ihren Sarg zimmern, und bewahren ihn als das edelste Kleinod im Hause. Das Messer des Zergliederers darf an keine Leiche kommen. Mit seinen reichsten Gewändern bekleidet, wird der Todte im Empfangsale zur Schau ausgestellt, woselbst er wenigstens drei Tage lang die Ehrenbezeugungen seiner Familie empfängt. Dann wird er mit großem Gepränge zur Gruft getragen, wo die Begleiter ein Leichenmahl erwartet [33]). Die mit Fichten und Zypressen bepflanzten Begräbnißstätten liegen außerhalb der Wohnorte. Stirbt ein Chinese in einer entlegenen Gegend, so sind seine Kinder verpflichtet, den Leichnam in die Heimath bringen zu lassen. Während der dreijährigen Trauer um seine Eltern ist der Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen weiß gekleidet, genießt weder Fleisch noch Wein, nimt an keinem Gastmahle Antheil u. s. w. Den Manen der Väter huldigen die Nachkommen in einer Art von Pagode, einem weitläufigen Gebäude, in welchem Name, Stand, Geburts- und Todesjahr der Hingeschiedenen auf kleinen Tafeln an der Wand verzeichnet, auch wol mit beigefügten Abbildungen, zu lesen sind, und wo sich alle Glieder der Familie, wie zahlreich dieselben auch seyn mögen, ohne Unterschied des Standes jeden Frühling versammeln müssen. Außerdem werden auch die Gräber ein oder zwei Mal jährlich unter Feierlichkeiten besucht.

Eine Darstellung der alten, einheimischen Religion China's, versparen wir uns von der Zeit gedrängt, auf den Artikel Konfuzius. Die später eingedrungenen Lehren des Buddha und Lama gehören nach Indien. Die kleine Zahl von Juden und Muhammedanern, die sich im chinesischen Reiche findet, hat viel von den Eigenthümlichkeiten der herrschenden Nation angenommen [34]).

2) Klassen der Bewohner. Die Unterthanen des chinesischen Reiches bestehen aus dem Volke, wohin die Ackerbauer, Handwerker, der Handel- und Gewerbe treibende Stand gehören, und den Vornehmen (kuan-fu oder ta-fu, von den Portugisen Mandarinen genant). Die Hoschang oder Priester des Foe (Bonzen) spielen ihre Rolle mit wechselndem Ansehen. Sie und die Taossse bilden den geistlichen oder vielmehr den Stand der Mönche. Die Klasse der Ackerbautreibenden [35]) ist sehr bedeutend; daher finden sich unter ihnen wenig Wohlhabende. Obgleich die Regirung ihnen nicht allzugroße Steuern auflegt, so sind doch sie allein regelmäßig steuerpflichtig. Überhaupt ist die Bestellung der Äcker im ganzen Reiche ziemlich einartig. Nur das zum Leben Unentbehrlichste wird mit großem Fleiße bestellt, ganz vorzüglich Reis, der bei den Chinesen die minder reichlich vorhandenen übrigen Getreidearten, so wie auch unsere Kartoffeln ersetzen muß. Um seine Unterthanen zum Ackerbau aufzumuntern, zieht der Hoangti selbst im Frühling, begleitet von seiner Familie und den ersten Räthen, einige Furchen. Diese, mit großem Gepränge verbundene Feierlichkeit endet mit einer glänzenden Straßen-Erleuchtung. An demselben Tage halten die Statthalter der einzelnen Provinzen feierliche Aufzüge zur Begrüßung des Frühlings. Seit Kaiser Schi Dsung (Yung Dsching, 1723—36) sind die Statthalter verpflichtet, dem Hoangti alljährlich über diejenigen Landleute zu berichten, welche sich in ihrer Beschäftigung besonders rühmlich hervorgethan. Diese werden sofort durch angemessene Belohnungen und andere Auszeichnungen geehrt [36]).

Auch die Klasse der Gewerbsleute ist bedeutend, und China dürfte wol in Rücksicht der Mannigfaltigkeit seiner Manufakturen und Fabriken, so wie der Güte ihrer Fabrikate von allen asiatischen Reichen nur noch mit Japan zu vergleichen seyn. Der Hoangti hat seine eignen Fabriken von jeder Art, deren Arbeiten ihm vorgelegt werden, und den übrigen Gewerbsstätten im Reiche als Muster dienen. Am zahlreichsten sind die Seiden-Fabriken. Nach ihnen kommen die Porzellan- und Glasfabriken u. s. w. [37]). Alles, was den Charakter eines Beförderungsmittels des Wohllebens und der Üppigkeit hat, ist zwar nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht begünstigt.

Was den Handelsstand betrifft [38]), so findet dieser den Hauptkreis seiner Thätigkeit im Innern des Reiches, wo der Verkehr durch die unzähligen Flüsse und Kanäle, die den Mangel der Landstraßen vollkommen ersetzen, ausnehmend begünstigt wird. Viel unbedeutender ist der Handel ins Ausland, weil man dabei von dem

33) Beschreibung und Abbildung eines solchen Zuges findet man im Du Halde. Eben so einen hochzeitlichen Aufzug.

34) Vergl. Histoire générale (T. XIII. p. 609 ff.).
35) Mémoires concern. les Chinois T. IV. p. 610 ff.
36) Ebend. III. S. 494 ff. 37) Histoire générale T. XIII. p. 743 ff. 38) Mém. IV. 324 ff. VIII. 408 ff.

Digitized by Google

Grundsatze ausgeht, daß er nur insofern nützlich seyn könne, als das Land durch selbigen von überflüssigen Dingen befreit, und dagegen mit nothwendigen versehen wird. Der lebhafteste, durch Karawanen-Züge unterhaltene Verkehr wird mit den Nord-Asiaten, seit den letzten Jahrhunderten insbesondere mit den Russen geführt, da er die Chinesen mit gutem Pelzwerk versorgt. Sehr eingeschränkt und den ärgsten Plackereien, selbst Betrügereien ausgesetzt sind die europäischen Kaufleute in Kanton, die den Chinesen manches Nothwendige, als Thee, Porzellan und Seide entziehen (was den Preis dieser Gegenstände in den Provinzen erhöht), und dafür entbehrliche Dinge, wie Geld oder Gegenstände des Luxus bringen. Als allgemeines Tauschmittel bedienen sich zwar auch die Chinesen des Geldes; aber nur die Kupfermünzen haben eine bestimte Form [39]). Es sind runde Stücke von $8\frac{1}{2}$ Strich im Durchmesser, mit einem viereckigen Loch in der Mitte, zwei chinesischen Wörtern auf der Hauptseite, und zwei tatarischen auf der Kehrseite, die den Regirungs-Namen des Kaisers enthalten, unter dem sie geprägt sind. Den Werth der Silberstücke bestimt blos ihr Gewicht und der innere Gehalt, und man hat nur den feinen Karat.

Die Unze (portug. tael) wird in 10 zien, ein zien in 10 lên u. s. w. eingetheilt. Jede Kupfermünze wiegt 1 zien, 2 lên. Das feine Silber, oder das von 100 Karat enthält nicht $\frac{1}{100}$ Beimischung; das von 99 Karat hat 1 lên Beimischung. 4 lên Beimischung ist das Äußerste und findet nur in wenigen Provinzen statt. Diese Differenzen sind übrigens ohne Nachtheil, indem das Collegium der Finanzen jedes Mal die Norm festsetzt. Auch vereinigt man sich beim Kaufe und Verkaufe immer zuvörderst über den Werth des Silbergeldes. Sehr bemerkenswerth ist übrigens noch, daß das Verhältniß der Kupfermünzen zu den andern ein unbeständiges ist, und ihr höherer oder geringerer Werth ebenfalls von dem Collegium der Finanzen abhängt. Bald hat nämlich die Unze 100karatigen Silbers gleichen Werth mit 1000, bald nur mit 800 Kupfermünzen (versteht sich in allmälig steigenden oder fallenden Progressionen), je nachdem aus der Staatskasse die eine oder die andere Geldsorte in Umlauf gesetzt wird. Dieser Umstand gibt Anlaß zu nicht unbedeutenden Geschäften, wobei natürlich die Kasse niemals in Nachtheil kommen kann. Das Papiergeld ist unter der jetzigen Dynastie ganz kassirt worden.

Die Kuanfu oder höheren Beamten [40]), der eigentliche, nur nicht erbliche Adel China's, gehören theils dem gelehrten, theils dem Kriegerstande an. Alle bedeutenden Stellen des Reiches sind nur von ihnen besetzt, und das Volk bezeigt vorzüglich dem Kuanfu vom gelehrten Stande nicht viel weniger Ehrfurcht, als dem Kaiser selbst. Es gibt mehre Grade derselben, die auch durch äußere Insignien von einander verschieden sind. Kentniß der heiligen Bücher, der Landesgeschichte, des Gesetzbuches und der Wasserbaukunst sind das Wesentlichste, was man von dem gelehrten Kuanfu verlangt. Die Hauptverdienste der hohen Kriegsbeamten sind taktische Kentnisse und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen.

3) Verfassung und Verwaltung des Landes. Die höchste Gewalt liegt in den Händen des Hoangti (hoâng-tí, der Hocherhabene) oder Thian Dsû (thian-dsû, des Himmels Sohn), der in Europa wegen des Umfangs und der starken Bevölkerung seiner Monarchie gewöhnlich Kaiser genant wird. Seine Gewalt ist im höchsten Grade unumschränkt. Er schafft Gesetze ab, setzt neue an deren Stelle, verfügt willkürlich über Leben und Tod seiner Unterthanen, und selbst über seine Nachfolger. Die Verfassung ist in ganz China gleichförmig. Die innere Landesverwaltung geschieht durch sechs, in Peking befindliche Hauptcollegien, von denen die, nach demselben Plane eingerichteten Ober- und Untercollegien in den Provinzen abhängig sind. Jede Provinz hat einen obersten Statthalter, der gewöhnlich, aber fälschlich, Unterkönig genant wird. Dann kommen die Präfekten der Städte ersten, zweiten und dritten Ranges. Jede Stadt ist in Viertel getheilt, über welche Polizeibeamte die Aufsicht führen.

Die 6 Hauptcollegien sind 1) das der höhern Beamten (li-pu) [41]), Dieses besetzt alle hohen Ämter im Reiche, wacht über die Pflichterfüllung der Beamten, berichtet dem Kaiser darüber, und macht zugleich wegen ihrer Beförderung oder Absetzung Antrag. Es besteht aus 4 Abtheilungen. Die erste wählt Männer von Verdienst und Fähigkeit zu Reichswürden; die zweite hält über das Betragen derselben Aufsicht; die dritte besiegelt alle gerichtlichen Verhandlungen; die vierte prüft das Verdienst der Großen des Reichs im Allgemeinen. 2) Das Hauptcollegium der Finanzen (hu-pu). Dieses bewahrt die Schätze des Hoangti, hält Rechnung über Einnahmen und Ausgaben des States, bestimt den Münzfuß, die Zölle und Steuern im Lande. 3) Das Hauptcollegium der Gebräuche (ly-pu). Es wacht über die Aufrechthaltung derselben, und hat die Oberaufsicht über Wissenschaften und Künste. Es sorgt für die Erhaltung der Tempel, für die Opfer, die der Hoangti jährlich bringt, für die Gastmähler, die er gibt, und wacht über die verschiedenen Religionen im Reiche. 4) Das Hauptcollegium des Kriegswesens (ping-pu). Es führt Aufsicht über die allgemeine Ordnung im State, strenge Befolgung der Subordinationsgesetze, Übungen im Kriegsdienste von jeglicher Art. Dieses Collegium hat 5 Abtheilungen, nach der Eintheilung des Heeres benant. 5) Das Hauptcollegium der Strafen für gesetzwidrige Handlungen (hing-pu). 6) Das Hauptcollegium des ganzen Bauwesens (kung-pu). Es besorgt die Unterhaltung der Paläste des Kaisers und der Prinzen vom Geblüte, der Oberstatthalter und Hauptcollegien, die Tempel, Begräbnißplätze des Kaisers und fürstlicher Personen, überhaupt alle öffentlichen Gebäude und Denkmale. Außerdem hat dies Collegium die Oberaufsicht über Straßen- und Brückenbau, Seen, Flüsse, Kanäle, die ganze Fluß- und See-Schifffahrt. Es wird von 4 Untercolle-

39) Mém. IV. S. 290 ff. 40) Hist. génér. XIII, p. 443 ff. Mém. I, p. 12 ff. 177 ff. IV, p. 95 ff. 131 ff.

41) Mém. VIII, p. 221. H. G. XIII, p. 454.

Digitized by Google

gien unterstützt. Das erste entwirft zu den öffentlichen Gebäuden die Plane.

Damit aber keines dieser Hauptcollegien auf diesen oder jenen Zweig der Verwaltung von zu großem Einfluß werde, haben sie nicht unumschränkte Gewalt. Die Bestimmungen eines jeden können nur durch den Beitrit eines oder mehrer andern Hauptcollegien Giltigkeit erhalten. Um aber eine mögliche Verbindung aller Hauptcollegien gegen das Interesse des Hoangti zu verhüten, hat man jedem derselben einen Censor gegeben, der nur die Rolle des stillen Beobachters spielt, und über Alles an den Hoangti berichtet. Diese, von allen Klassen gefürchteten Censoren, lauter Männer von der erprobtesten Rechtschaffenheit, bilden wieder ein besonderes Collegium für sich, das sich um alle Angelegenheiten des Reiches bekümmert, und zugleich das Recht hat, dem Kaiser über Mängel und Misbräuche in seiner eigenen Verwaltung Vorstellungen zu machen.

Die Angelegenheiten der kaiserlichen Familie, wie z. B. Entscheidung über Titel und Rang der Prinzen vom Geblüte, über deren Einkünfte und Belohnungen für besondere Auszeichnungen u. s. w. besorgt gleichfalls ein besonderes Collegium. Eben so verdient auch die Akademie der Hanlin, obgleich nicht unmittelbar in die Verwaltung eingreifend, einer besondern Erwähnung. Sie besteht aus den gründlichsten Gelehrten des Reichs, deren Hauptgeschäft die Erziehung der Thronfolger und die Abfassung der unparteiischen großen Reichsgeschichte ist, die alle Mal erst nach dem Erlöschen eines Fürstenhauses ans Licht trit. Aus dieser Anstalt werden gewöhnlich die Kuanfu ersten Ranges, und die Präsidenten der 6 Hauptcollegien gewählt. Die ersten Vor- und Beisitzer der genanten Collegien, so wie auch die ersten Statsminister bilden den großen Statsrath des Kaisers, der sich nur in den wichtigsten Fällen versammelt, sonst aber durch den geheimen Rath vertreten wird.

Das Gesetzbuch der Chinesen (hoei-tien) besteht aus 250 Büchern. Unter der Regirung des Thaidsung, aus der Dynastie Thang (im Jahre 626 n. R.), wurde der Grund zu dieser Samlung gelegt [42]). Die Bestimmungen für die 6 Hauptcollegien der Verwaltung geben von Band 1—234; der Rest enthält Vorschriften für die Untercollegien.

Die Einkünfte [43]) des States an eigentlichen Abgaben belaufen sich auf 33—34 Millionen Tales. Sie bestanden unter der Herrscherfamilie Dscheu hauptsächlich aus dem Zehnten, welchen die Ackerleute für den Hoangti bebauen mußten. Abgaben für den Transport der Natur- und Kunstprodukten kante man noch nicht, und die schon damals angestellten Grenzaufseher bezweckten blos die Verhinderung des gesetzwidrigen Handels. Erst in spätern Zeiten wurde eine Grundsteuer eingeführt, und man legte auch Abgaben auf den Handel. Erstere wird zum Theil durch Geld, zum Theil durch Getraidelieferungen gedeckt [44]). Das Getraide wird in Säcken abgeliefert, von denen jeder ein Schi (schi, eigentlich Stein) oder 140 engländische Pfunde faßt. Jedes Transportschiff ladet 1000 Schi. In Beziehung auf diese Abgaben setzt die Regirung für jeden größern Kreis (fü) einer Statthalterschaft eine bestimte jährliche Summe fest. Vergleicht man übrigens die Steuern jeder Provinz mit der Anzahl der Besteuerten, so ersieht man deutlich, daß erstere nur sehr gering sind.

Nach Pater Amiot, der in seiner angeführten Abhandlung die, unter Khian-lung herausgekommene ausführliche Beschreibung des ganzen chinesischen Reiches, betitelt Thai-zing i thung-dschi [45]) benutzt hat, belief sich die Zahl der Steuerpflichtigen des chinesischen Reichs im Jahre 1773 auf 28,516,488 Familien, die, jede Familie nur zu 5 Köpfen gerechnet, eine Summe von 142,584,440 Individuen geben, was zugleich als Beleg dazu dienen kann, daß die Berechnung der Gesamtzahl der Einwohner auf ungefähr 200 Millionen gewiß nicht übertrieben ist. Denn frei von Abgaben sind alle, die sich den Wissenschaften weihen, alle höhere und niedere Beamten, das ganze Heer, die Mönche, die Wasserbewohner und der eigentliche Pöbel. Es folge hier eine genauere Angabe der besteuerten Familien nach den einzelnen Provinzen.

Dschili (ohne Peking)	3,340,553
Schantung	2,431,936
Leao	47,124
Kiangnan	5,353,273
Honan	2,527,456
Schansi	1,793,895
Dschekiang [46])	3,124,798
Schensi	2,252,549
Kansu	708,258
Kiangsi	1,336,270
Kuangtung	1,201,320
Kuangsi	228,690
Hukuang	852,970
Yünnan	237,965
Kueidscheu	51,089
Ssetschuan	3,036,342
	28,516,488

Die jährliche Grundsteuer aus diesen Provinzen beträgt:

27,594,000 Tales.

Die Abgaben von Salz und Kohlen, so wie das durch die Grenzaufseher erhobene Geld:

6,406,356 Tales.

42) Mem. V, p. 160. 43) Man vergleiche im Allgemeinen den 6ten Band der Mémoires (S. 275—305.) und Neue geograph. u. stat. Ephemeriden (Bd. XX, S. 166. u. 200 ff.)

44) Bei den folgenden, auf Amiot gestützten Angaben, sind die Getreide-Lieferungen gleich zu Gelde angeschlagen.

45) Sie erschien 1749 in 116 Heften mit 496 Specialkarten. Dieselbe Quelle liegt auch bei dem, in den o. a. Ephemeriden ausgezogenen englándischen Werke: Chinese Courtship u. s. w. von Thoms (London und Makao, 1824.) zum Grunde. 46) Diese Provinz (auch Schingking) haben wir, da sie nicht mehr zum eigentlichen China gehört, in der geographischen Darstellung übergangen. Sie bildet den südlichsten Theil des Landes der Mandschu, und ist das Stammland der jetzt regirenden Familie.

Digitized by Google

So z. B. beträgt die Grundsteuer von Pedschili (Dschili)

2,488,648 Tales.

Die Abgaben von Salz	437,949
— — von den Kohlen	82,520
Durch die Zollämter im Allgemeinen	41,093
Durch die 3 Grenzzollämter	78,660
	3,078,870 Tales.

Von der Grundsteuer kommen, nach Amiot, 9 Millionen Tales, als bestimtes Einkommen, an den Kaiser. Außerdem gehören ihm viele Privat-Domainen, sowol in China als in der großen Tatarei, und manches Regale, wie der Ertrag der berühmten Heilwurzel Jinseng, der Perlenfischerei im Flusse He-lung, der Jagden in der Tatarei u. s. w. Die Beamten erhalten ihre Besoldung theils in baarem Gelde, theils in Naturalien. Für das Heer und für Zeiten des Mangels wird von dem eingehenden Getraide und Reis jährlich in den Speichern der Distrikte jeder Provinz eine bestimte Summe zurückbehalten.

Das ganze chinesische Heer, ohne die Officiere, berechnet Thoms auf 1,263,000 Mann, von denen 31,000 auf die Marine kommen. Die Reuterei ist ziemlich halb so stark, als das Fußvolk; denn erstere zählt 410,000, letzteres 822,000 Mann. Der Officiere sind 7552. Die Bewaffnung des Reuters besteht in Helm, Panzer, Spieß und einem breiten Säbel. Das Fußvolk hat Pike, Säbel und Schießgewehr, welches letztere bald eine Flinte, bald Köcher und Bogen ist. Den Gebrauch des schweren Geschützes und einer bessern Befestigungskunst haben sie christlichen Missionaren zu verdanken. Man zählt gegen 2000 Festungen, und noch mehr Thürme oder Schlösser, alle mit Besatzungen versehen, die aber niemals ihren Standort verändern. So ungeheuer groß übrigens das chinesische Heer ist, und so gut für alle seine physischen Bedürfnisse gesorgt seyn soll; so stehen doch die Truppen an Mannszucht und Tapferkeit selbst hinter denen des übrigen Asiens zurück. Für die besten Soldaten gelten noch immer die Mandschu. Die Seemacht, nur aus schlechten, bewaffneten Küsten-Fahrzeugen bestehend, verdient kaum diesen Namen. Wer sich über das ganze Kriegswesen der Chinesen gründlich belehren will, dem empfehlen wir den 7ten Band der Mémoires concernant les Chinois, welcher diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet, zum Studium.

III. China in geschichtlicher Hinsicht. Das chinesische Volk, welches, nächst den Hebräern, die älteste gewisse Geschichte besitzt, wird in Rücksicht auf Gesichts- und Schädelbildung zu den, größtentheils Hoch- und Ostasien bewohnenden, Völkern mongolischen Schlages gezählt. Allein ihre ganz eigenthümliche Sprache läßt die Trennung der Chinesen von ihren Stammesverwandten nur in der entferntesten Vorwelt, wohin kein geschichtliches Denkmal und kaum eine Sage reicht, annehmen. Der Anfang des chinesischen States fällt, nach unverbürgter Überlieferung, ungefähr in das Jahr 3082 vor Christus.

Die Altvordern der heutigen Chinesen sollen, wie alle Geschlechter des asiatischen Festlandes, von Bergen herabgestiegen seyn. Wie bei den Indiern der Meru, so ist bei den Chinesen das hohe Schneegebirge Kuenlün (mongolisch Kulkun) der Schauplatz ihres Sagenkreises. Von diesem Gebirge, das an der Abendseite des großen See's Chuchunoor sich erhebt, und durch den Zungling mit dem Himmelsgebirge verbunden wird, kamen blos einige Hundert Familien, und breiteten sich zuerst im nördlichen China aus. Die rohen Urbewohner wurden nach und nach entweder ausgerottet oder unterworfen; doch flüchteten auch viele in die fast unzugänglichen Waldgebirge des südlichen und südwestlichen China, wo sie noch heutiges Tages unter dem gemeinschaftlichen Namen der Miao Sse ihre Unabhängigkeit behaupten. Am spätesten wurde der südliche Theil des jetzigen China, vielleicht von Stammesverwandten der Malaien bewohnt, dem langsam sich erweiternden State einverleibt. Die Chinesen hatten von jeher keinen umfassenden Volksnamen. Sie nennen sich entweder nach dem herrschenden Fürstenhause, oder geben sich bedeutsame Ehrentitel. So heißt China gewöhnlich dschung kue, Reich der Mitte, oder dschung hoä kue, Reich der Blume der Mitte; ein Chinese aber dschung-kue jin, Mann des Mittelreichs u. s. w. [47]).

In ihren ältesten Herrschern verehren die Chinesen zugleich ihre ersten Bildner und Gesetzgeber. Fu Hi (um 2950 v. Chr.) und sein nächster Nachfolger Schin Nung, der göttliche Ackersmann, gehören, wie schon die ungeheuere Länge ihrer Regirungszeit (die freilich auch bei Hoang Ti und Yao noch auffallend genug ist) wahrscheinlich macht, mehr der Sage als der Geschichte an. Man schreibt ihnen fast alle, dem rohem Naturmenschen nützlichen Erfindungen zu, wie die des Ackerbaues, der Arzneikunst, des Seidenbaues, der Schrift u. s. w. Mit Hoang Ti, dem Erfinder der Zeitkreise [48]), treten wir zuerst auf eine Art von geschichtlichem

47) Diese Benennung gründet sich auf den alten Wahn, daß unsere Erde eine viereckige, von vier Meeren umgebene Fläche sey, in deren Mitte das edelste Reich, die Blume aller übrigen, d. h. China, liege. Der Name China (nach spanischer Rechtschreibung für Tschina oder Dschina) wurde zuerst von den Indiern jenseit des Ganges gebraucht, und mag von einer der drei Herrscherfamilien Dsin, Tsin oder Dschin herrühren. Aus Indien kam dieses Wort zu den übrigen Morgenländern (pers. und türk. چين, arab. صين und سين, aram. als Völkername); durch Spanier und Portugisen nach Europa. Die Chinesen sind auch höchst wahrscheinlich die Serer der Alten. Vergl. J. Klaproths Asia polyglotta. S. 358, und das 10te Heft des Journal Asiatique. 48) Der chinesische Zeitkreis umfaßt 60 Jahre, von denen ein jedes durch zwei Zeichen angedeutet wird. Dieser Schriftzeichen sind überhaupt 22, bestehend aus 10 sogenanten Stämmen und 12 Ästen. Über die Art ihrer Zusammensiellung s. Histoire générale de la Chine etc. T. XII, p. 2—3, und die beigefügte Tafel. Sie vertreten bei Zeitangaben die Stelle von Ziffern. De Guignes u. A. und des Hauterones haben einen Zeitkreis zu viel (2697 v. Chr.), Du Halde aber fünfe zu wenig (2337 v. Chr.) angenommen. Von 163 v. Chr. an erhalten auch entweder die ganze Regirungszeit eines Kaisers oder einzelne Theile derselben einen bedeutsamen Namen (nien hao, Jahresname), mit welchem bei uns zuweilen der Kaiser selbst aus Misverstand belegt wird.

Digitized by Google

Boden, und mit dem 61sten Jahre seiner Regirung, dem ersten Jahre des ersten Zeitkreises (2637 v. Chr.) beginnen die Jahrbücher des Sſema Zian (s. Chinesische Literatur). Wir fanden übrigens schon Gelegenheit, zu bemerken, daß die chinesische Geschichte erst um das neunte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in genauerem Zusammenhange erscheint.

Bis auf Yü den Großen, Stammherrn der ersten Herrscherfamilie Hia, blieb der Stat ein Wahlreich, d. h. die Nachfolge der Blutsverwandten war wenigstens noch nicht gesetzmäßig. Die unbegrenzte Ehrfurcht der Nation vor ihren Oberhäuptern räumte diesen zwar schon sehr früh eine unumschränkte Gewalt ein, aber die trefflichsten Söhne des Himmels steuerten selbst durch eben so kluge als strenge Gesetze, die auf ewige Zeiten gelten sollten, und deren berufene Wächter die Großen des Hofes waren, dem Misbrauche derselben. Yao, Schün und Yü sind noch heutzutage als Urbilder eines weisen und tugendhaften Fürsten sprichwörtlich. Dem Yao (2357 v. Chr.) verdanken Mit- und Nachwelt die zweckmäßigsten Anordnungen in allen Theilen der Rechtspflege, den ersten Anbau von Kanälen zur Ableitung der Gewässer, die Verbesserung des Kalenders durch genauere astronomische Beobachtungen. In das 61ste Regirungsjahr dieses Fürsten (2297 v. Chr.), also fast gleichzeitig mit dem Typhon des westlichen Asiens, fiel eine große, verheerende Wasserfluth, die besonders das nördliche und mittlere China heimsuchte, und wahrscheinlich durch das Versanden der Mündungen großer Ströme, wie des Hoang Ho, Ta Kiang u. s. w. verursacht wurde. Von Yao beauftragt, übernahm Yü, sein mittelbarer Nachfolger, das mühselige Geschäft, den Überschwemmungen ein Ende zu machen, und es gelang ihm nach zehnjähriger Thätigkeit [49]). Im 90sten Jahre seiner Regirung wählte Yao, mit Übergehung seiner eigenen Söhne, einen schlichten Landmann, Schün, zum Mitregenten und später zum Nachfolger. Dieser regirte in Gemeinschaft mit Yao 28, und als Alleinherrscher 50 Jahre. Er bewies sich in jeder Tugend, als Mensch und Regent, seines großen Vorgängers würdig, und erhob am Abend seines Lebens den schon erwähnten, talent- und verdienstvollen Yü zum Theilnehmer an der Statsverwaltung.

Erste Herrscherfamilie Hia (17 Fürsten in einem Zeitraume von ungefähr 440 Jahren). Die milde und gerechte Verwaltung des Yao und Schün hatte viele benachbarte Völker dazu bestimt, sich dem chinesischen Zepter als Unterthanen oder zinsbare Schützlinge freiwillig zu unterwerfen, und so stand Yü (um 2207) schon an der Spitze eines volkreichen States von bedeutendem Umfang. Er theilte seine Lande in 9 große Provinzen ab, und ließ Karten derselben auf eben so viele eherne Gefäße eingraben, die in der Folge als Palladium der Wohlfahrt des ganzen Reiches aufbewahrt wurden.

Unter den Nachfolgern des Yü waren nur wenige durch Kraft und Einsicht ausgezeichnet. Schon sein Enkel Thai Khang ergab sich den zügellosesten Ausschweifungen. Es gelang einem gewissen Heu Ye, dem zinsbaren Könige von Khiung, sich seiner zu bemächtigen, und ihn ins Elend zu schicken. Heu Ye erhob des Thai Khang jüngeren Bruder auf den Thron, aber die bedächtige Klugheit dieses Fürsten vereitelte seine verrätherischen Plane, die er unter dem fünften, schwachen und unbesonnenen Herrscher Ti Siang, der ihn zum ersten Günstling wählte, desto eher durchsetzen zu können hoffte, als Heu Ye plötzlich durch seinen eigenen Parteigänger Han Dsu auf der Jagd meuchlings überfallen und getödtet ward. Dieser wußte nun auch den Kaiser selbst aus dem Wege zu räumen, und raubte die Krone, die ihm nach 40jährigem, ruhigem Besitz durch Schao Khang, den in der Ferne bei einem Lehensfürsten erzogenen, und von dessen Heeresmacht unterstützten Sohn des Ti Siang, wieder entrissen wurde. Schao Khang regirte mit Ruhm und in gefürchteter Ruhe. Seine meisten Nachfolger aber waren, im kecken Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihres Reiches, niederträchtige Schwelger und Weichlinge, die unter Verschnittenen und feilen Dirnen ihr Leben verträumten, bis endlich in der Person des Kie oder Li Kue ein kräftiger Bösewicht zur Regirung kam, der 50 Jahre lang wüthete und würgte, aber auch den Sturz der Dynastie herbeiführte. Tsching Thang, der Lehensfürst [50]) von Schang (1766), zog, von den erbitterten Großen dringend aufgefodert, gegen ihn zu Felde. Kie mußte, von seinem eigenen Heere verlassen, fliehen, und starb in freiwilliger Verbannung.

Zweite Herrscherfamilie Schang (28 Fürsten in 644 Jahren). Der wackere Tsching Thang wurde ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt, und gab der von ihm eröffneten Dynastie den Namen des kleinen States, dessen Oberhaupt er bis jetzt gewesen. Sein Enkel Thai Kia empfahl sich anfangs nicht gut; allein der Minister Y Jn brachte ihn durch folgendes Mittel zur Sinnesänderung. Er schickte den jungen Fürsten auf drei Jahre nach Thungkuan, wo Thang begraben war, und belehrte ihn an diesem einsamen Orte mit bestem Erfolg über seine Pflichten. Unter den folgenden, größtentheils ohnmächtigen Herrschern, wurden die Lehensfürsten mächtig, die fremden Schutzvölker verweigerten den Tribut, die Barbaren am südlichen Ufer des Ta Kiang, der damals noch die natürliche Grenze China's bildete, thaten häufige Einfälle in das Reich, und der furchtbare Hoang Ho übertrat nicht selten zerstörend seine Ufer, und nöthigte die Oberhäupter der Nation, ihren Regirungssitz bald an diesen, bald an jenen Ort zu verlegen. Von 1507 v. Chr., dem Todesjahre des Kaisers Dsu Ye an, bis gegen 1400, bewirkten auch Streitigkeiten zwischen den Söhnen und Brüdern der Kaiser

49) Seine Verdienste zu verewigen, errichtete Yü ein steinernes Denkmal mit einer Inschrift auf dem Gipfel des Berges Heng Schan (2278 v. Chr.). S. Monument de Yu, par Hager. Paris 1802. fol. Inschrift des Yü, von J. Klaproth. Berlin 1811. 4.

50) Unter den zinsbaren Fürsten der ältern Geschichte sind keine Ausländer zu verstehen. Sie waren gewöhnlich Anverwandte der regirenden Familien, oder Nachkömlinge von einer Seitenlinie früherer, bereits erloschener Dynastien, die kleine Staten als Lehen erhielten. So leitete Tsching Thang seinen Stammbaum bis zu dem Hoang Ti.

Digitized by Google

über die Nachfolge große Zerrüttungen, deren endliches Ergebniß eine wahre Anarchie gewesen wäre, wofern nicht die Kraft und Klugheit eines Phan Keng (1401—1374) unter schweren Kämpfen dem Unwesen gesteuert hätte. Wu Ting (1324—1266) war gleichfalls ein trefflicher Regent, und hatte sich zugleich eines Ministers von seltenen Eigenschaften, Namens Fu Yue, zu erfreuen, der früher das Maurerhandwerk getrieben hatte, und dem er, durch ein Traumgesicht, das die Züge dieses Mannes darstellte, dazu bewogen, diese Würde anvertraute. Die folgenden, fast ohne Ausnahme unwürdigen Regenten, überbot noch um vieles Dscheu Sin, der letzte Kaiser dieser Dynastie (1154—22), ein Ungeheuer, wie Li Kue (s. oben).

Unter Dsu Kia's Regirung (1256—26) wurde der berühmte Wen Wang geboren. Er war (seit 1180) Lehensfürst des kleinen States Dscheu, in der heutigen Statthalterschaft Schantung. Seine Weisheit und sein Edelmuth, von welchem die alte Geschichte manchen rührenden Zug aufbewahrt, ließen in dem kleinen Reiche Dscheu die goldenen Zeiten des Yao und Schün wieder aufblühen. Dscheu Sin's Greuelthaten, und die dadurch bewirkte Empörung der ganzen Nation brachten nach und nach fast zwei Drittheile des chinesischen Reiches unter seinen Zepter; er überließ es aber seinem Sohne Wu Wang, die Eroberung zu vollenden. Der überwundene Dscheu Sin gab sich, ein zweiter Sardanapal, mit seinem ganzen Palaste den Flammen Preis. Mit Wu Wang aber beginnt die:

Dritte Herrscherfamilie Dscheu, ebenfalls nach dem Stammlande ihrer Ahnen genant (1122—249 v. Chr.). Der Hauptfehler, den man dem sonst klugen und kräftigen Wu Wang zur Last legt, ist die von ihm ausgebildete Lehensverfassung, deren natürliche Folge die große Zerrüttung des Reiches in den folgenden Jahrhunderten war. Er setzte nicht nur viele, unter Dscheu Sin gestürzte Reichsfürsten aus altem, kaiserlichem Geblüte in ihre vorigen Rechte wieder ein, sondern belehnte auch noch 55 seiner eigenen Verwandten, größtentheils zur Belohnung ihrer kriegerischen Verdienste, mit kleinen Herrschaften. Diese Großen wurden unter den folgenden Regirungen nach und nach ganz unabhängig; sie gaben ihren kleinen Staten besondere Gesetze, und stifteten neue Hofgebräuche. So entstand nun eine Menge von Afterstaten, die, ohne Rücksicht auf die kaiserliche Oberhoheit, sich unaufhörlich befehdeten, und in blutigen Kriegen ihre Kräfte gegen einander versuchten. Daraus erklärt sich auch zur Genüge, warum die chinesische Geschichte dieses Zeitraums unter der Regirung so manches Schattenkaisers fast nur die wechselnden Schicksale dieser ehemaligen Satrapen zu beschreiben hat. Tsching Wang, der Sohn und Nachfolger des Wu Wang, stand zu Anfange seiner Regirung unter der Vormundschaft seines Oheims Dscheu Kung, den Konfuzius als Ideal eines Statsmannes neben Wen Wang stellt, und der sich auch, gleich Wen Wang, durch seine Gelehrsamkeit und Verdienste um die kanonischen Bücher auszeichnete. Wir übergehen die folgenden Fürsten, von denen wenige auch nur Macht genug hatten, dem Übermuthe der Unterkönige Schranken zu setzen, und keiner dieses Ziel erreichte. Das Reich erweiterte sich übrigens doch im Süden und Südosten, hatte aber auch schon öftere Kämpfe mit tatarischen Horden zu bestehen. Unter den Dscheu blühten die beiden größten Denker der chinesischen Nation, Lao Kiün und Konfuzius. Der letztere, als Sittenlehrer und wegen seines rastlosen Eifers, durch Versöhnung der Lehensfürsten und Erhöhung des kaiserlichen Ansehens den wankenden Stat wieder zu befestigen, ohne Zweifel achtungswürdig, war doch in seinen Forschungen zu wenig selbständig, und ein zu entschiedener Verehrer des Alterthums, seiner Gesetze und Herkommen, als daß er fähig gewesen wäre, eine künftige Wiedergeburt der Nation vorzubereiten.

Der tapfere Dschao Siang, König von Zin, vernichtete endlich die ganze Dynastie, und sein Sohn Tschuang Siang gründete die

Vierte Herrscherfamilie Zin (249—206 v. Chr.). Der von Tschuang Siang an Kindes Statt angenommene Schi Hoang Ti (246—210), dessen seltene Geistesgaben schon in seinem zartesten Alter das Erstaunen des Hofes erregten, benutzte die innere Zwietracht der mächtigsten Reichsfürsten, um einen nach dem andern durch eben so kräftige als furchtbare Maßregeln zu vernichten. Als stolzer Alleinherrscher wendete er nun auch gegen die Barbaren seine Waffen, besiegte und unterwarf alles, wohin er sich nur wandte, und gründete so ein ungeheures, von ihm selbst in 36 Statthalterschaften eingetheiltes Reich. Um den Einfällen der mitternächtlich hausenden tatarischen Stämme einen ewigen Damm zu setzen, ließ er die berühmte große Mauer, mit deren Erbauung schon einige Lehensfürsten den Anfang gemacht hatten, vollkommen ausführen. Von dem, auf seinen Befehl veranstalteten, großen Bücherbrande, dieser merkwürdigen Urkunde seines Abscheues vor dem Zerstückelungssysteme der Dscheu, ist schon in dem Artikel Chinesische Literatur die Rede gewesen. Folgte dem Schi Hoang Ti ein Herrscher von gleichen Seelenkräften, so war auf Jahrhunderte keine Rückwirkung des Alten möglich. Aber sein unwürdiger Sohn Ol Schi brachte wieder heillose Verwirrungen in den Stat, die den raschen Untergang einer so glanzvoll aufgegangenen Dynastie herbeiführten. Lieu Phang, das Haupt einer Rotte Parteigänger, ein Mann von großen, körperlichen und geistigen Vorzügen, wußte mit eben so viel Klugheit als Heldenmuth alle übrigen Empörer zu unterwerfen, und bahnte sich den Weg zur Alleinherrschaft.

Fünfte Herrscherfamilie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.). Lieu Phang, der nach seinem Tode den ehrenden Beinamen Kao Dsu [51]) (erhabener

51) Die Kaiser werden in der Geschichte fast nur mit denjenigen Namen, die sie nach ihrem Tode erhielten, aufgeführt. Die Zahl dieser Namen, die sich gewöhnlich auf den Charakter des Kaisers beziehen, ist nicht bedeutend, und man könte außer dem geschichtlichen Zusammenhang, besonders wenn der Regirungstitel (Jahrsname) unbekant ist, in Versuchung kommen, zwei Kaiser mit einander zu verwechseln. Unmöglich ist eine solche Verwechselung, wenn der Name der Dynastie dabei steht, oder wenn man z. B. sagt: Schi Dsu der erste, zweite u. s. w. Schi Dsu heißt: des Geschlechtes Stammherr; Hiao Ti,

Stammherr) erhielt, war in seinem schwachen, den Weibern und der Sinnenlust ergebenen ersten Sohne nicht wieder zu erkennen. Desto vortheilhafter zeigte sich sein zweiter Sohn Wen Ti (179—157 v. Chr.), der die Wissenschaften sehr begünstigte, und zuerst durchbohrte Münzen prägen ließ. Unter ihm wurden Papier und Haarpinsel erfunden; man lernte sich zum Schreiben der Tusche bedienen, und so erhielten die chinesischen Schriftzeichen eine freiere Gestalt. Dem Wen Ti unterwarfen sich das östliche und westliche Kuang (Kuang Tung und Kuang Si). Der fünfte Kaiser Wu Ti (140—87 v. Chr.) übertraf noch den Wen Ti an Geist und Verdiensten. Er ließ die kanonischen Bücher ersten und zweiten Ranges, welche aus dem großen Brande des Schi Hoang Ti gerettet, oder aus dem Gedächtnisse einzelner Personen ergänzt worden waren, sammeln und erklären. Auch Sse ma Zian, Verfasser der Sse Ki (geschichtlichen Denkwürdigkeiten), lebte zu seiner Zeit. Noch am Abend seines Lebens erfocht Wu Ti mehre glänzende Siege über die Tataren, und drang mit seinem Kriegsheere bis an die Grenze von Hindostan vor. Unter den folgenden, größtentheils wenig bedeutenden Regenten, in deren Zeit aber die Erfindung stehender Typen zum Drucke fällt, verdient Ming Ti (58—75 n. Chr.) eine Auszeichnung. Er verschaffte der Lehre des Buddha (Foe) in seinem Reiche Eingang, was um so mehr zu verwundern, da er ein eifriger Anhänger der Schule des Konfuzius war. Die letzten elenden, von Verschnittenen beherrschten Fürsten aus dieser, um manchen Zweig der höhern Bildung so verdienten Familie, mußten dem Unwesen zahlloser Räuberbanden, die ihre Staten verheerend durchkreuzten, und sich Gelbmützen nanten, ruhig zusehen. Gegen das Ende der Schattenregirung des Hian Ti (190—221 n. Chr.) zerfiel China in drei Reiche: Schu Han oder Heu Han, Kuei und U, die beiläufig ein halbes Jahrhundert neben einander bestanden. Im Besitze der mächtigsten dieser Dynastien, Kuei (220—264) waren die nördlichen Theile China's. Die Kaiser der Dynastie U (222—277) behaupteten sich in den mittäglichen Theilen, und residirten zu Nanking. Nur Schu Han wird als rechtmäßige Dynastie aufgeführt, weil ihr Stifter Lieu Phi, obgleich ein Emporkömling, von King Ti, dem vierten Kaiser der Han (156—140 v. Chr.) abstamte.

Sechste Herrscherfamilie Schu Han oder Heu Han [52] (221—264). Konte sich der heldenmüthige Lieu Phi (Dschao Lie Ti) nicht ohne große Opfer gegen die Verderben drohende Übermacht der Kuei aufrecht erhalten, so gelang dies seinem unwürdigen Sohne Heu Ti noch viel weniger, wenn ihn nicht ein kluger und tapferer Feldherr Ko Leang viele Jahre beschützt hätte. Endlich aber vernichtete Teng Ngai, der siegreiche Anführer des Heeres von Nord-China, die Streitkräfte der Schu Han in einer einzigen Schlacht, und nahm den letzten Sprößling des Hauses Han gefangen. Nicht besser erging es, nach Teng Ngai's meuchlerischer Ermordung, dem mächtigen Yuan Ti von Kuei (260—264), den Ssema Yen, der Lehensfürst von Dsin, zur Abdankung nöthigte, als Kaiser der Dsin (Wu Ti) den Thron bestieg, und im Verlaufe seiner Regirung (265—275) auch die Lande der U dem großen Statskörper wieder einverleibte.

Siebente Herrscherfamilie Dsin (265—420). Die Kaiser dieser Dynastie suchten die Alleinherrschaft unter unaufhörlichen Kämpfen mit Lehensfürsten und Usurpatoren des nördlichen China, worunter auch eingewanderte Tataren, vergebens zu behaupten. Trotz der steten Balgereien und Befehdungen dieser kleinen Staten unter sich selbst, die ein buntes und seltsames Gewirre von Begebenheiten erzeugten, konten es die Dsin nicht verhindern, daß eine nördliche Provinz um die andere verloren ging, und so die große Theilung des Reiches in eine südliche und nördliche Hälfte vorbereitet ward, welche endlich die Topa-Tataren ausführten.

Dieser Hirtenstamm, dessen Urstitze in den nördlichen Steppen der Mongolei zu suchen sind, und der sein Geschlecht bis auf den alten Kaiser Hoang Ti zurückführte, ward zuerst unter Yuan Ti, dem schon erwähnten Kaiser der Kuei, zinspflichtig, und Schamo Chan, der Sohn ihres damaligen Chanes Topa Kuei, kam als Geißel an dessen Hof. Von dieser Zeit nanten sie sich selbst, wegen vorgeschützter Blutsverwandtschaft mit diesem Hause, Kuei oder Yuan Kuei. Im Jahre 310 belehnte Hoai Ti, der dritte Kaiser aus dem Hause Dsin, ihren Chan Ye Lung mit einem Fürstenthume. Schon Topa Sche Kian eroberte den größten Theil der nördlichen und östlichen Tatarei, und maßte sich sogar (338) den Kaisertitel an. Er mußte aber gegen einen andern Steppenhelden Fu Kian, der 19 Jahre lang eine furchtbare Rolle im Norden spielte, sein ganzes Reich verlieren. Fu Kian selbst verlor gegen den 13ten Kaiser der Dsin, Wu Ti (373—397), dessen südliche Staten er mit einem unermeßlichen Heere überschwemt hatte, Schlacht und Leben. Die Topa erholten sich wieder, griffen endlich unter ihrem Anführer Sche Kuei, dem Enkel des Sche Kian, das Reich der Pe Yen (eine unabhängige, kleine Dynastie in Pe Dschili) an, verjagten dessen Regenten, und breiteten sich von jetzt an über das ganze nördliche China aus, als dessen Grenze man den Ta Kiang betrachtet. Sche Kuei wurde (386) Kaiser, und machte die Stadt Pingtsching in Schansi zu seiner Residenz. Wu Ti von Dsin, mit seinem Siege über den ersten Hauptgegner Fu Kian zufrieden, blieb forthin ruhig in seiner Hauptstadt, und ließ die Topa ihre Macht erweitern und befestigen. Der 14te und 15te Kaiser wurden nach einander von einem helden-

der fromme Kaiser; Hoai Dsung, der gütige Ahnherr; Jui Ti, der scharfsinnige Kaiser; Kao Dsu Wu Ti, der erhabene Stammherr, der tapfere Kaiser; Sching Dsu, der geheiligte Stammherr u. s. w.

52) Heu Han (heú Hán) heißt: die folgenden Han, wegen Lieu Phi's Abkunft von den vorigen. Schu Han (die Han von Schu) nent man sie, weil sie nur über die beiden größern Gebiete Pa und Schu (von denen das erstere einen Theil der Statthalterschaft Sse tschuan, das letztere einen Theil von Schensi ausmachte) zu gebieten hatten.

Digitized by Google

müthigen Abenteuerer Lieu Yü entthront und ermordet. Dieser schwang sich sofort auf den Thron des südlichen China, und gründete eine Dynastie Sung (420).

Die achte, rechtmäßige Herrscherfamilie Sung (420—479), so wie auch die folgenden drei: Zi, Liang und Dschin, fallen ganz in den Zeitraum der Theilung des Reichs und laufen mit den tatarischen Dynastien Kuei, Pe Zi und Dscheu oder Heu Dscheu parallel. Unter dem dritten Kaiser der Sung, Wen Ti (424—454) scheinen die Kuei den Gipfel ihrer Macht erstiegen zu haben. Sie machten, von ihrem Thai Wu Ti befehligt, verheerende Züge nach Süden, begnügten sich aber mit Brand, Mord und Plünderung. Die Sung fanden durch einen listigen und ehrgeizigen Minister Siao Taotsching ihren Untergang. Dieser wurde sofort Kaiser und Stammherr der Dynastie Zi.

Neunte Herrscherfamilie Zi (479—502). Die Regirung dieser Fürsten bietet fast gar nichts Denkwürdiges dar. Sie standen mit den tatarischen Kaisern des Nordens in ziemlich gutem Vernehmen, und kam es ja zu Feindseligkeiten, so war der Erfolg nicht bedeutend. Ein Usurpator Siao Yen vernichtete auch dieses Fürstenhaus und wurde Stammherr des folgenden.

Zehnte Herrscherfamilie Liang (502—557). Siao Yen, als Kaiser Kao Dsu Wu Ti, begünstigte die Wissenschaften, und stiftete ein Fest zum Andenken des Konfuzius, welches jährlich mit großer Feierlichkeit begangen wird. Durch glückliche Kämpfe mit der tatarischen Dynastie, die zu seiner Zeit ihrem Verfall entgegeneilte, vergrößerte er seine Macht; aber eine überwiegende Neigung zum asketischen Leben bestimte ihn in seinem Alter, in den Orden der Priester des Foe zu treten, und so mußte er in der Gefangenschaft eines Empörers Heu King, der sich die fromme Ruhe des Kaisers zu Nutze gemacht hatte, sein Daseyn elend beschließen. Heu King ermordete den Sohn des Wu Ti nach zweijähriger Schein-Regirung, verlor aber selbst gegen einen zweiten Empörer Dschin Pasian Schlacht und Leben. Der letztere, nachdem er der Reihe nach zwei Kaiser aus der Familie Liang auf den Thron gesetzt und ermordet hatte, verschaffte nun seiner eignen Familie Dschin die höchste Gewalt. Noch unter Wu Ti spaltete sich das schon längere Zeit innerlich zerrüttete Reich der Kuei oder Topa (386—534) in zwei Theile, den westlichen und östlichen. Die morgenländischen Kuei (534—551) verschwanden aber schon mit der Entthronung ihres ersten Kaisers durch dessen Oberheerführer Kao Yang, welcher nun das Haus Zi (550—578) seine kurze Rolle spielen ließ [53]). An die Stelle der abendländischen Kuei (bis 557) brachte ein Minister Yü Wenhu ohne Schwertstreich seine eigne Familie Dschen (557—581).

Elfte Herrscherfamilie Dschin (557—589). Der zweite Kaiser Wen Ti (560—567) fand es der Klugheit angemessen, nach mehren, mit wechselndem Glücke geführten Kriegen gegen die nordischen Reiche Zi und Dscheu, einen dauerhaften Frieden zu schließen, und beendigte glücklich einen Bürgerkrieg. Der Sohn des Wen Ti wurde von seinem Vaterbruder Siuan Ti entthront. Siuan Ti (569—583) entriß dem State Zi einen Theil seiner Besitzungen. Dadurch angefeuert, warf sich auch der damalige Herrscher von Dscheu auf die Zi, bemächtigte sich (578) nach einem hartnäckigen Kampfe des ganzen States, trieb ein gegen ihn geschicktes Kriegsheer des Siuan Ti, der ihn um seinen Ruhm beneidete, kräftig nach den Grenzen zurück, und würde vielleicht ganz China unterworfen haben, wenn ihn nicht mitten auf seiner Siegesbahn der Tod überrascht hätte. Yang Kian, ein allmächtiger Minister seines tollsinnigen Sohnes, gab der Familie Dscheu den Todesstoß, und wurde (581) nordischer Kaiser und Stammherr des Hauses Sui. Nachdem endlich Siuan Ti, der Kaiser des mittäglichen Reiches Dschin, gestorben war, und sein den schändlichsten Lüsten ergebener Sohn Tschang Tschingkung bereits 7 Jahre verschwelgt hatte, hielt es Yang Kian für Pflicht, diesem Unwesen zu steuern. Er überschritt den großen Strom, und nahm die Residenz Nanking ohne Schwertstreich.

Zwölfte Herrscherfamilie Sui (581—618). Yang Kian, als Kaiser Kao Dsu Wen Ti, wurde nach Unterwerfung der Dschin Alleinherrscher, und machte so der großen Theilung des Reichs ein Ende. Sein Sohn Yang Ti, durch Verschwendung und Üppigkeit ausgezeichnet, bekriegte die Halbinsel Korea ohne großen Erfolg. Schon mit Kung Ti endete diese Familie durch einen Empörer Li Yuan, den Stammherrn der Thang.

Dreizehnte Herrscherfamilie Thang (618—908). Der Zeitraum, während dessen dieses Haus den Thron behauptete, ist nicht viel reicher an merkwürdigen Begebenheiten als die unmittelbar vorhergehenden. Das Reich behielt so ziemlich seinen bisherigen Umfang, und blieb auch auf derselben Bildungsstufe. Viel wurde unter einzelnen guten Regenten wenigstens für die Erhaltung der Wissenschaften gethan; Vieles durch freche Despoten, bürgerliche Kriege und die Allgewalt der Verschnittenen wieder zertrümmert. Mehre Fürsten waren der Sekte der Tao Sse, Andere der des Foe leidenschaftlich ergeben, und während jene nach dem Tranke der Unsterblichkeit dürsteten, fühlten sich diese im Besitz einiger Reliquien des Foe glücklich. Die christliche Religion fand, wenn man einer angeblich im Jahre 1625 aufgefundenen Marmortafel Glauben beimessen darf, unter den Thang zum ersten Male in China Eingang. Ihre Verkündiger waren syrische Priester [54]). Der ausgezeichnetste Fürst aus

53) Die Kaiser dieses Hauses werden, zum Unterschiede von denen der nenntten rechtmäßigen Dynastie, Pe Zi oder die nördlichen Zi genant.

54) Vergl. Du Halde's Beschreibung von China (Thl. III. S. 87 ff.) und Kirchers China illustrata.

Digitized by Google

diesem Hause ist unstreitig Thai Dsung (627—650) der seine lange, friedliche Regirung nur zur Beförderung des Gemeinwohls benutzte, mehre gelehrte Hochschulen stiftete, und sich insbesondere um Gymnastik und Kriegskunst hohes Verdienst erwarb. Einzelne Streifzüge türkischer und mongolischer Horden blieben im Ganzen ohne großen Erfolg. Ein Aufrührer Dschu Wen machte dieser Familie dadurch ein Ende, daß er dem Beispiele manches Anderen pünktlich nachfolgend, den vorletzten Kaiser meuchlerisch ermordete, dessen Sohn aus Politik eine Zeitlang auf den Thron erhob, dann aus der Welt schaffte, und nun selbst als Kaiser auftrat.

Vierzehnte Herrscherfamilie Heu Liang[55] (907—923). Den Thai Dsu (Dschu Wen) ermordete nach sechsjähriger Regirung sein ältester Sohn, verlor aber bald wieder Krone und Leben gegen den jüngsten Sohn Dschü Tian, unter dessen Herrschaft die Chitan-Tataren im nordöstlichen China[56] ein mächtiges Reich gründeten, das sich über 200 Jahre (bis 1125) erhielt, und dessen Herrscherfamilie, von dem Chane Apaoki gestiftet, Leao genant wird. Dschü Tian mußte die Krone einem kecken Empörer Dschuang Dsung abtreten, und tödtete sich aus Verzweiflung selbst. Dschuang Dsung erhob die:

Fünfzehnte Herrscherfamilie Heu Thang (924—936). Dschuang Dsung, der als Krieger ein Muster von Tapferkeit und Enthaltsamkeit gewesen war, entartete auf dem Throne ganz. Viel würdiger zeigte sich sein Nachfolger und angenommener Bruder, der Tatar Ming Dsung. Dessen Sohn gleiches Namens wurde von Sche Kingthang, dem Eidam des letzteren, mit Hilfe der Leao entthront.

Sechzehnte Herrscherfamilie Heu Dsin (936—947). Der neue Kaiser und Usurpator mußte von den Leao, die ihm zu dieser Würde verholfen hatten, und deren Feldherr nun selbst Lust zur Krone zeigte, einen schimpflichen Frieden erkaufen. Unter seinem Enkel Zi Wang bestürmten sie aber von Neuem das Reich. Dessen Feldherr Lieu Dschipuan wußte es durch Zögerung so einzurichten, daß der Kaiser ihnen zur Beute ward, und gründete jetzt eine neue, ephemere Dynastie.

Siebenzehnte Herrscherfamilie Heu Han (947—951). Die immer weiter sich ausbreitenden Zughorden der Leao konten im Süden des Reiches nur durch den Muth einzelner Satrapen zurückgedrängt werden, doch kehrten sie mit reicher Beute zurück. Einer ihrer kräftigsten Bekämpfer, Ko Wei, fand es für gut, nach seiner Rückkehr, welcher der Tod des zweiten Kaisers schon vorangegangen war, selbst Kaiser zu werden.

Achtzehnte Herrscherfamilie Heu Dscheu (951—960). Sie hatte zwei wackere Regenten, von denen Schi Dsung, der adoptirte Sohn des Stifters, sich besonders dadurch merkwürdig machte, daß er in großer Geldnoth alle Götzenbilder seines Reiches einschmelzen und Münzen daraus prägen ließ. An die Stelle seines unmündigen Nachfolgers erwählten die Großen dessen Vormund, den verdienstvollen Minister Dschao Kuangyü, Stammherrn der Sung.

Neunzehnte Herrscherfamilie Sung (960—1280). Die sieben ersten Monarchen aus diesem Hause, größtentheils mehr gütig und wissenschaftlich, als tapfer und statsklug, hatten mit den stets rührigen Chitans oder Leao-Tataren manche gefährliche Händel, deren zweimaliges Ergebniß ein sehr nachtheiliger Friede war. Unter Jin Dsung (1023—1064) bildete sich eine neue Dynastie Hia in den nordwestlichen Theilen des Reiches, die über drittehalb Jahrhunderte fortbestand, abwechselnd bald mit dem chinesischen Kaiserhause, bald mit den Leao gemeinschaftliche Sache machte und endlich durch Tschingis Chan zerstört ward. Zur Zeit des Jin Dsung, Jng Dsung und Schin Dsung (1023—1086) blüheten der schätzbare Geschichtschreiber Ssema Kuang und der kühne, freigeisterische Denker Wan Nganschi. Auch lebten unter diesen Regirungen, wie im Zeitalter der Sung überhaupt, viele Dichter und gelehrte Erklärer des Konfuzius. Der achte Kaiser Hoei Dsung verband sich endlich zur Ausrottung der Leao mit einem verwandten tungusischen Völkerstamme, den Tschurtschuk, (chinesisch Jüdschi), deren Oberhaupt Aguda diesen alternden Stat bereits empfindlich gedemüthigt, und (1115) den Kaisertitel angenommen hatte. Die Leao wurden fast gänzlich aufgerieben. Ihre Überbleibsel flüchteten nach der abendländischen Tatarei, wo kurz vorher ein misvergnügter Großer des letzten Königes dieser Nation eine Dynastie Si Leao (d. westlichen Leao) gestiftet hatte (1125—1202), die endlich von dem benachbarten State der Naiman verschlungen ward. Die wilden, kriegerischen Tschurtschuk, deren neue Herrscherfamilie sich Kin (die goldene, das goldene Reich)[57] nante, zerfielen aber bald mit Hoei Dsung, überschwemten den größten Theil des nördlichen China, und nahmen den chinesischen Kaiser gefangen, der in der Wüste Gobi sein Leben beschloß. Nicht besser erging es seinem Nachfolger Khin Dsung, der schon nach einjähriger Regirung in die Hände der unaufhaltsam über den gelben Fluß vorrückenden Tungusen fiel. Kao Dsung (1127—1163) glaubte in Nanking einen sicheren Zufluchtsort zu finden; aber die siegreichen Kin nöthigten ihn bald zur Wahl einer noch südlicheren Residenz, Handscheu in der Provinz Dschekiang. Der dritte tatarische Kaiser Hi Dsung (1138—1149) ein Held und Beförderer der Wissenschaften, setzte über den Ta Kiang und erstürmte Nanking, wurde aber bald von dem chinesischen Feldherrn Yo Fei wieder zurück nach Norden gedrängt. Ein zweiter, furchts

55) Es ist diese Dynastie die erste der sogenanten Heu U Tai (hòu ù tái) oder fünf späteren Dynastien, weil sie mit früheren einerlei Namen hatten. 56) Zunächst hatten sie sich in dem heutigen Leao, das damals noch nicht zu China gehörte, festgesetzt.

57) Die Kin werden von muhammedanischen Geschichtschreibern Altun Chan (الطون altún, im türkischen Gold) genant. Sie machten in der Folge auch einen großen Theil der nördlichen Mongolei zinsbar.

Digitized by Google

barer Zug der Kin blieb wegen einer Empörung unter den Truppen, die den Rückmarsch veranlaßte, ohne bedeutende Folgen. Die Regirungen des Hiao Dsung, (bis 1190) und Kuang Dsung (bis 1195) waren sehr ruhig, weil der gleichzeitige Tungusenfürst den Frieden liebte. Dem Kuang Dsung folgte der ebenso einfältige als gutmüthige Ning Dsung (1195—1225).

Gleichzeitig mit diesem Kaiser spielte der berühmte Mongole Tschingis (geb. 1161) seine welterschütternde Rolle. Das nördliche China bis zum gelben Flusse, das benachbarte Mandschûland und Korea durchtobten seine Heere in blutigen und hartnäckigen Kämpfen mit dem State Kin, dessen völlige Unterwerfung aber erst seinem Sohne Oktai vorbehalten war. Den Stat Hia zerstörte Tschingis von Grund aus, und würde auch vielleicht das mittägliche China, mit dem er bloß durch ein, von Ning Dsung ihm angebotenes Bündniß in flüchtige Berührung kam, seinem Weltreiche einverleibt haben, wenn ihm der Tod, kurz nach seinem letzten Siege über die Hia, nicht zuvorgekommen wäre. Dem Nachfolger des Ning Dsung, Li Dsung (1225—1265) einem eben so unbedeutenden Menschen, bot Oktai, der schon mehre Jahre in den Landen der Kin gewüthet hatte, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen diese Letzteren an. Die Minister genehmigten es im Namen des Kaisers und im Jahre 1235 war auch das goldne Reich, nach 120jähriger Selbständigkeit, aufgelöst. Sofort entzweiten sich Mongolen und Chinesen über die Theilung der eroberten Länder. Oktai Chan starb 1241, aber seine Nachfolger setzten die Feindseligkeiten rüstig fort, und gewannen immer festeren Fuß in China. Unter den folgenden drei Regirungen zerbröckelte sich das ganze noch übrige Reich der Sung. Tu Dsung (bis 1275) mußte die Provinz Hukuang, das Herz seiner Monarchie, einbüßen. Kung Dsung (bis 1276) endete sein Leben in mongolischer Gefangenschaft. Tuan Dsung (bis 1278) war genöthigt, nach Kanton zu entfliehen, und eine blutige Seeschlacht (1280) vernichtete die letzten Hoffnungen der Familie Sung, deren letzter Sprößling mit seiner Mutter und vielen Hofbeamten in den Meereswogen ein freiwilliges Grab fand.

Zwanzigste Herrscherfamilie Yuan (1280—1369). Chupilai Chan (als Kaiser Schi Dsu) der schon 1260 Mongolenfürst und Beherrscher des nördlichen China war, bestieg 1280 den erledigten Thron der Sung. Seine neugestiftete Dynastie Yuan war seit der Gründung des chinesischen States die erste ausländische, welche das Reich in seinem ganzen Umfange besessen hat. Diese Umwälzung hatte jedoch auf Charakter und Culturzustand der Chinesen durchaus keinen Einfluß. Es zeigte sich vielmehr eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Der benachbarte Tatar, ein roher Naturmensch, wurde schon beim ersten Blick in die Verfassung und in die alten, ehrwürdigen Gesetze der Besiegten von Bewunderung hingerissen. Alles Neue, was sich ihm hier darbot, und dessen Daseyn er in seinen öden Steppen kaum ahnen mochte, wirkte so gewaltig auf sein Inneres, daß er mit überraschender Schnelligkeit entwilderte, auf demselben Boden, den er als stolzer Sieger mit Strömen Blutes gewässert hatte, bald in Demuth vor den Altären des Konfuzius kniete, und sich schon im Besitz eines chinesischen Namens glücklich schätzte [58]). Kein Wunder also, wenn diese Verfeinerung bald in Überbildung und Weichlichkeit ausartete: wenn der Tatar seinen, dem Chinesen einst so furchtbaren Muth, seine Gewandtheit und Körperkraft den neuen Lebensverhältnissen zum Opfer brachte, und auf diese Art in weniger als einem Jahrhunderte den patriotischen Chinesen Gelegenheit gab, die Schmach ihrer Väter zu rächen.

Die Regenten des Hauses Yuan werden größtentheils als mild und gütig beschrieben. Ihre Staten zerrüttete kein folgenreicher Krieg, und so konten sie, die Künste des Friedens ruhig fördernd, ein gemächliches Leben führen, das aber bei den letzten derselben Indolenz und unmäßige Sinnenlust erzeugte. Schi Dsu (1280—1295) wählte Peking zu seiner Residenz. Er stellte die alte Ordnung der Dinge wieder her, und ließ jeden Statsbeamten, der nicht aus hartnäckiger Anhänglichkeit an die erloschene Dynastie vom Geschäftsleben zurücktrat, in seinem gewohnten Wirkungskreise. Berühmter als seine verunglückte Unternehmung gegen Japan, von der sich schon wegen der großen nautischen Unkunde der Mongolen wenig versprechen ließ, und seine glücklicheren Kämpfe mit den Bewohnern der Halbinsel jenseit des Ganges, hat ihn die Anlegung des großen Kaiser-Kanals gemacht, der oft, aber selten ohne Übertreibung, von Reisenden geschildert worden ist. Merkwürdig ist auch dieser Zug von Schi Dsu, daß er die meisten Schriften der ausgearteten Sekte des Lao Kiün den Flammen Preis geben ließ. Sein ungeheueres Reich begriff, außer China, der ganzen Mongolei, und einem Theile des chinesischen Tungusien oder Mandschulandes noch Tübet, Tunkin und Kotschintschina, einen Theil Persiens und das ganze von türkischen Stämmen bewohnte Mittelasien bis zum Dnepr. Eine Menge anderer kleiner Völker bis zum nördlichen Polarmeere waren ihm zinspflichtig. Überhaupt hat China seinen (jetzt wieder sinkenden) politischen Einfluß auf das westliche und nördliche Asien vornehmlich den Eroberungen des Tschingis und seiner Nachfolger zu verdanken. Die Alles verschlingende mongolische Übermacht unterwarf zwar China selbst, wurde aber auch in demselben Lande gebrochen, und was früher dem großen Mongolenreiche angehört hatte, beugte sich, nach dem Sturze der Yuan, unter das Joch einheimischer Kaiser, und trat in seine vorige politische Unbedeutendheit zurück. Gegen Schün Ti, den letzten Kaiser der Yuan, empörte sich ein Priester des Buddha, Namens Dschü Yuandschang. Dieser kühne und hochherzige Mann besiegte die Mongolen zu Wasser und zu Lande, und sein Kriegsheer schwoll,

58) Jede ausländische Nation, die im Laufe der Jahrhunderte längere oder kürzere Zeit über einen Theil China's oder, wie die Yuan und Sing, über das ganze herrschte, erscheint gewöhnlich, noch ehe wir sie recht kennen, fast ganz nach chinesischem Zuschnitt. Da gibt es alsbald chinesische Namen der Dynastie, Regirungsnamen, Ehrennamen nach dem Tode u. s. w.

Digitized by Google

gleich einer Lawine, immer gewaltiger an, je weiter er nach Norden vorrückte. Endlich hielt er seinen triumphirenden Einzug in Peking, das der feige Schün Ti bereits verlassen hatte (1368). Die Mongolen flohen wieder nach ihrem Vaterlande, wo der Sohn des Schün Ti eine Dynastie der nördlichen Yuan (Chalchas-Mongolen) gründete, die noch heutiges Tages als ein den Chinesen zinsbarer Schutzstat fortbesteht, und Dschü Yuandschang wurde Kaiser. Er gab seiner neuen Dynastie den Namen Ming, und wählte Nanking zur Hofstadt.

Ein und zwanzigste Herrscherfamilie Ming (1368—1662). Der Stammherr, als Kaiser Thai Dsu genant, noch bekanter aber unter dem Regirungsnamen Hung Wu (hohe Tapferkeit) machte sich um die Wissenschaften sehr verdient, und traf manche nützliche Einrichtungen im Reiche. Ferne Staten ehrten ihn durch Gesandtschaften. Unter den folgenden Kaisern erneuerten die Mongolen ihre alten Raubzüge, im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg. Doch gelang es ihnen einmal, den Kaiser Jng Dsung (1436—65) gefangen zu nehmen. Kecke Seeräuber beunruhigten nicht selten die Monarchie, und die Japanesen landeten zur Zeit des Schi Dsung (1522—67) dreimal feindlich an China's Küste, wurden aber mit großem Verluste zurückgewiesen. Ein weit gefährlicherer Feind erwuchs dieser Dynastie in dem tungusischen Volke der Mandschu, die von den durch Oktai Chan aus China vertriebenen Tschurtschuck abstamten, und sich bis 1586 in den Grenzen ihres alten, nördlich von der Halbinsel Korea gelegenen Vaterlandes hielten. In diesem Jahre gab ihnen Schin Dsung (1573—1620) zuerst Wohnsitze in der Provinz Leaotung [59]). Die verrätherische Ermordung ihres damaligen Chans, auf Anstiften der chinesischen Regirung vollbracht, um dieses kraftvolle und kriegerische Volk für China unschädlich zu machen, reizte die Mandschu zu einem blutigen Aufstande. Ihr heldenmüthiger Anführer, Thai Dsu, ein Sohn des Ermordeten, eroberte (1616) ganz Leaotung, und würgte alle dortigen Chinesen nieder. Die Hauptstadt dieses Landes (Mukden oder Schinyang), wurde seine Residenz, und von dort aus agirten jetzt die Mandschu mit wechselndem Glücke gegen das Innere. Thai Dsung, der Nachfolger des Thai Dsu (1627—36), von gleichem Ehrgeiz und kriegerischem Muthe beseelt, überfiel mit seinen Schaaren Pedschili, Schantung und Kiangnan. Da er keine Leibeserben hinterließ, verhielten sich die Mandschu, da es der großen Mehrheit weit mehr um Beute als um Länderbesitz zu thun war, nach seinem Tode eine Zeitlang ruhig, wurden aber von Chinesen selbst, deren letzten wirklichen Kaiser Sse Dsung oder Hoai Dsung ein Usurpator Li Dsütsching gestürzt hatte, aus Rache wieder ins Reich gelockt. In Verbindung mit einem chinesischen Heere, von dem tapfern und edelmüthigen U Sankuei befehligt, vertrieben sie den Li Dsütsching, der nach Schensi entwich, eroberten Peking, benutzten aber auch diese Gelegenheit, um ihre Herrschaft über China zu begründen. Ein hoffnungsvoller Knabe aus fürstlichem Geblüte, Schi Dsu (Regirungsname Schün Dschi) wurde Kaiser der neu gestifteten Dynastie Zing oder Thai Dsing (die großen Zing).

Zwei und zwanzigste Herrscherfamilie Zing, 1644 gegründet, aber erst seit 1662 im ungestörten Besitze des ganzen States. Schi Dsu (1644—62) war während seiner ganzen Regirungszeit in blutige innere Kriege verwickelt. In den mittäglichen, noch unabhängigen Provinzen erhoben sich nach einander zwei Sprößlinge der Ming als Kaiser, die aber schon 1647 den Streitkräften der Mandschu erlagen. Die Tataren zogen siegreich durch Kiangnan, Dschekiang, Fukian und Kuangtung (Kanton), wurden aber in Kuangsi von einem neuen Prätendenten aus dem Hause Ming, Kuei Wang (Yung Li) aufs Haupt geschlagen. Letzterer wählte Dschaoking in der Provinz Kanton zu seiner Residenz, und spielte seine Rolle 15 Jahre lang (1647—62). Durch den glücklichen Erfolg des Kuei Wang angefeuert, empörte sich nun ein großer Theil des Landes. Allein die Klugheit des jungen Kaisers der Zing, und die Planlosigkeit in den Unternehmungen der Gegner brachte nach wenigen Jahren das ganze nördliche und mittlere China unter Mandschuische Botmäßigkeit. Unter den Empörern hatte sich besonders ein gewisser Dschang Hiantschung durch unerhörte Grausamkeiten ausgezeichnet, und der kühne Seeheld Tsching Tschingkung, gleichfalls ein Anhänger der Ming, fügte den Küstenstädten China's und der Mandschuischen Flotte ungeheuern Schaden zu. Er bemächtigte sich endlich der Insel Formosa, worauf er als König sein Leben beschloß. Ein neuer Kriegszug der Mandschu gegen den Prätendenten in Kuangtung, dem vier südliche Provinzen noch anhingen, war für die ersteren von entschiedenem Vortheil. Der geschlagene Kuei Wang mußte bis an die Grenze von Pegu fliehen, wurde aber (1662) dem Kaiser ausgeliefert und hingerichtet. In demselben Jahre starb auch Schi Dsu. Sein Nachfolger ist der hochgefeierte Sching Dsu, weit bekanter unter seinem Regirungsnamen Khang Hi, allgemeine Ruhe (1662—1722), der, wenn man dem einstimmigen Zeugnisse der apostolischen Väter aus dem Orden der Jesuiten, die mit ihm in nähere Berührung kamen, und die er besonders wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung sehr begünstigte, Glauben beimessen darf, Alles in sich vereinigte, was einen Fürsten groß und liebenswürdig machen kann [60]). Jeden Falls

59) Schin Dsung lernte die ersten christlichen Missionäre kennen, unter denen sich besonders der Pater Ricci durch Gewandtheit und geistige Überlegenheit zu empfehlen wußte. Eine treffliche Abhandlung über die Schicksale des Christenthums in China lieferte Mosheim zur teutschen Übersetzung des Du Halde (B. II).

60) Wie dankbar die ehrwürdigen Väter den Schutz anerkannten, den Sching Dsu ihrem geistlichen Wirken angedeihen ließ, erhellt wol zur Genüge daraus, daß der Pater Du Halde kein Bedenken trägt, diesen Kaiser von China, der doch eben so gut als Heide gestorben ist, wie alle übrigen, den höchstseligen Kaiser Khang Hi zu nennen.

Digitized by Google

war er ein Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, der europäische Bildung mit hellem, vorurtheilsfreiem Blicke zu würdigen verstand, welche Eigenschaft ihn schon allein hoch über seine Landsleute erhebt, vielleicht aber auch hauptsächlich dem Umstande zu verdanken ist, daß er mehr Tatar als eigentlicher Chinese war. Die ersten zwanzig Jahre seiner Regirung fehlte es nicht an Bürgerkriegen, die oft einen für die Selbständigkeit der Mandschu bedenklichen Charakter annahmen; aber die Klugheit des Herrschers in der Wahl tüchtiger Reichsgehilfen aus dem bürgerlichen und Kriegerstande, und, wo es anging, die kräftigsten, erschütterndsten Maßregeln, vereitelten jede Unternehmung der Gegner, und brachten die zahllosen Räder der ungeheuern Maschine seines States in sicheres Gleis. Sein Sohn Schi Dsung (Regirungsname Yung Dsching, hergestellte Eintracht, 1723—36) zeigte Muth, Thätigkeit und Eifer für das Gemeinwohl; verfolgte aber, wol hauptsächlich durch neidische Große dazu bestimt, die Glaubensboten und unterdrückte das Christenthum. Kao Dsung (Regirungsname Khian Lung, himmlischer Wohlstand, 1736—96), ein verständiger und wohlwollender Regent, war zugleich einer der ersten chinesischen Gelehrten seiner Zeit, welchen Ruf er durch eine bedeutende Anzahl schriftstellerischer Arbeiten beurkundete. Während einer 60jährigen, also der seines Großvaters Khang Hi an Zeitdauer ganz gleichen Regirung, erhielt sich der Stat, ein Paar Kämpfe gegen freie Gebirgsvölker des Innern abgerechnet, in tiefem Frieden und gefürchteter Ruhe. Mancher türkische und mongolische Stamm in Mittelasien wurde ihm durch das Waffenglück seiner Feldherrn zinsbar. Andere unterwarfen sich freiwillig. Auch gelang ihm die völlige Unterjochung des großen Reiches der Ölöt oder Eleuten (Kalmüken) [61]). Die christlichen Missionare wurden von Kao Dsung Anfangs beschützt, dann aber, wegen der feindseligen Gesinnung einflußreicher Großen, woran ihre Anmaßungen und Ränke und die ewigen Zwistigkeiten der verschiedenen geistlichen Orden unter sich keinen geringen Antheil hatten, immer heftiger verfolgt. Dem Kao Dsung folgte in der Regirung Jui Dsung (Kia Khing, 1796—1820). Der Regirungsname desjenigen Kaisers, der 1821 den Thron bestieg, ist Tao Kuang [62]). In der neueren und neuesten Zeit schienen die Feinde des Hauses Zing sich wieder erheben zu wollen; auch hat es nicht an Empörungen in den Schutzländern gefehlt, und das mächtigste derselben, Anam (aus Tunkin und Kotschintschina gebildet), ist selbständiges Kaiserthum geworden. Lauter Beweise, daß auch die Mandschuische Dynastie nicht mehr so gebietend dasteht, als vordem, und über lang oder kurz mit den Yuan ein gleiches Schicksal haben dürfte. So wird das alte Spiel sich endlos wiederholen, wenn die chinesische Nation nicht endlich durch kräftigen Einfluß von Seiten europäischer Völker, der aber, wegen der störrischen Selbstgenügsamkeit und des fast beispiellosen Eigendünkels dieser Nation, nur nach vorhergegangenen furchtbaren Maßregeln, und gänzlichem Einsturze der alten Formen, möglich ist, einer moralischen Wiedergeburt, und einem frischeren Leben entgegen reift. Aber die steigende Größe des russischen Reiches und besonders der immer weiter um sich greifende, schon jetzt ungeheuere Colonial-Stat der Engländer in Ostindien machen es wahrscheinlich, daß auch die Stunde China's bald schlagen werde. (*Schott.*)

CHINA CUSCO bezeichnet im Handel zwei ganz verschiedene Fieberrinden. 1) Eine, die aus Cusco in Peru nach England jüngst eingeführt wurde, ist der echten China regia sehr ähnlich, komt in ziemlich großen 1—2 Zoll breiten, 2—3 Linien dicken und flachen Stücken vor. Sie besitzt auf allen Flächen, wie im Querbruche eine ochergelbe Farbe, welche etwas heller, als bei der China regia (Calisaya), aber dunkler als bei der China flava de Carthagena ist. Die Epidermis fällt dunkler rostfarbig, als die übrige Rinde, ziemlich glatt und flechtenleer aus. Die Rindenschicht darunter ist verhältnißmäßig nicht dick, und geht fast unmerklich in die innere, dickere, hellere und faserige über. Sie riecht rein chinartig, schmeckt zuerst säuerlich, dann stark und angenehm bitter, etwas balsamisch, keineswegs herbe und scharf. Nach Buchner (in dessen Repertor. f. d. Pharm. ꝛc. 1829. XXXII, 3. S. 476 ꝛc.) ist sie an Chinabasis sehr reich, und charakteristisch ihr Verhalten zu schwefelsaurem Eisenoxydoxydul, welches, obgleich die Rinde nicht herbe schmeckt, und einen nur wenig getrübten Absud gibt, doch einen reichlichen, blaßbläulichen Niederschlag und eine grüne Färbung der Flüssigkeit erzeugt. 2) Eine andere China aus Cusco weicht von Nr. 1. ganz ab, da ihr wäßriger Auszug, nach Pelletier (s. Journ. de Pharm. XIV. S. 578. und Buchner a. a. O. S. 476 ꝛc.) mit Salpetersäure schwärzlich wird, sie selbst nicht so bitter, wie die Calisaya-Rinde, sondern stechend und wie pfefferartig schmeckt, und, statt Chinin und Cinchonin, ein anderes Kaloid nebst einer flüchtigen Säure (wahrscheinlich Essigsäure) enthalten soll. (Vergl. Leverköhn's Versuche bei Buchner a. a. O. S. 478 ꝛc.) Übrigens glaubt Leverköhn, daß die China Cusco zu van Bergen's Carthagena dura gehört, und nur eine bessere Sorte davon ist. Vergl. meinen Artikel: Chinarinde im XVI. Theile S. 349 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CHIOCOCCA ANGUIFUGA, densifolia und racemosa Martii (Cainca in der Landessprache), sind Arten eines westindischen Strauches mit eilanzettförmigen Blättern, blaßgelben, traubenförmigen Blumen und schneeweißen Beeren. Die Wurzel davon ist, nach Langsdorff, der sie jüngst nach Europa schickte, in der Provinz von Minas-Gerais in Brasilien, als ein sehr kräftiges, nicht schwächendes Purgans, Diureticum und Emenagogum bekant, welches aber seines flüchtigen Ekelgeruchs und Übelgeschmacks wegen oft heftiges Erbrechen macht. — Bei überreitzten Nerven und in hysterischen Zufällen hat sich dies Mittel sehr wirksam gezeigt, vorzüglich aber, auch nach Vogel, in der Wassersucht, zu

61) Ein mongolischer Stamm im Norden und Nordwesten China's, dessen einzelne Horden zuerst Seren Kaldan vereinigte, und mit denen schon Sching Dsu hartnäckige Kämpfe hatte. 62) Das ausführlichste, was man bis jetzt in Europa über die Geschichte China's besitzt, ist Histoire générale de la Chine, par *Mailla* u. s. w. (Sie geht bis Khian Lung).

Digitized by Google

2 Drachmen als Infusum mit 1½ Pfund siedenden Wassers über Nacht stehend, bis auf 8 Unzen Colatur 2—4mal täglich zwei Eßlöffel davon zu nehmen.

Martius hält es noch überdies für nützlich gegen den Biß giftiger Schlangen, gegen Wasserscheu und Trübsinn. Es bleibt aber immer ein gefährliches Mittel. (Vergl. de *Martius* Spec. Mater. med. Brasiliensis I. S. 18 ꝛc., und Buchners Repertor. f. d. Parmacie. XXII, 1.) (*Th. Schreger.*)

CHIROMYS (von χεὶρ und μῦς), Fingerthier, Händeeichhorn. Eine ausgezeichnete, von Sonnerat entdeckte und von Cuvier mit dem vorstehenden Namen belegte Gattung der Nagthiere (Glires), welche in dieser Familie zwar allerdings dem Eichhorn am nächsten steht, auch von ältern Systematikern mit dieser Gattung verbunden ward, andrerseits aber sich den Händethieren, und zwar besonders den Prosimien oder Lemurinen sehr nähert, und daher von einigen Naturforschern in diese Familie gestellt oder gar (wie von Schreber) als Art zur Gattung Lemur gezogen wurde. — Das Gebiß ist im Wesentlichen das der Nagthiere: 2 meißelförmige Vorderzähne oben und unten; jederseits 4 Backzähne oben, 3 unten; keine Eckzähne und zwischen Vorder- und Backzähnen ein ansehnlicher zahnloser Raum. Die Vorderzähne sind sehr schmal gedrückt und die Backzähne haben platte Kronen. Die Ohren groß, rundlich, schwarz, glänzend, einzeln aber lang behaart. Die Augen groß, nach vorn gerichtet; der Orbitalrand wie bei Händethieren geschlossen. An allen Füßen 5 Zehen, die Zehen der Vorderfüße, außer dem kürzern Daumen, sehr lang und der dritte oder Mittelzeh sonderbar dürr, schmächtig und fast nackt. Die Hinterfüße haben wahre Hände, indem der Daumen derselben frei, sehr beweglich und den übrigen Zehen entgegen stellbar, auch, wie bei Affen, Makis und vielen Beutelthieren, mit einem Plattnagel (lamna Illig.) versehen ist. Sonst sind die Nägel an allen Füßen krallenartig und der des hintern Zeiges ist besonders spitz, wodurch auch eine Makiähnlichkeit begründet ist. Die Milchzitzen, zwei an der Zahl, liegen in der Leistengegend. Der Schwanz ist ein langer, zottiger Eichhornschwanz.

Die einzige bekante Art dieser Gattung:

Chiromys madagascariensis *Desmarest* (Mammalogie p. 106) mit den Synonymen: Aye-Aye *Sonnerat* (Voyage aux Indes orient. II. p. 142. t. 86.) — Sciurus madagascariensis *Gmelin* (*Linn.* Syst. nat. I, 1. p. 152.) — Lemur psilodactylus *Schreber* (Säugethiere I. S. 183) — Daubentonia *Geoffroy* (Decade philosoph. [illegible]. No. 28.) ward von Sonnerat auf der Insel Madagaskar, (der Heimath mehrer ausgezeichneter und eigenthümlicher Thierformen), und zwar im östlichen Theile derselben, entdeckt. Es hat etwa die Größe eines Fuchses, eine Länge von 3 Fuß, wovon der Schwanz die Hälfte beträgt. Es ähnelt im ganzen Habitus, besonders auch in der Kopfform der Eichhorngattung. Der Kopf ist rundlich, die Stirn platt; die Augen roth; die Vorderzähne ganz weiß. Lange, schwarze, steife Tastharre stehen über den Augen, an den Wangen, der Oberlippe und am Kinn. Das Grannenhaar ist oben am Rumpfe, welcher dazwischen feines, weißgelbes Wollhaar trägt, braun, an Gesicht und Kehle weißgelblich, am Unterkörper rothgelblich, an den Gliedern röthlichbraun, an den Zehen schwärzlich und sehr kurz, am Schwanz aber über zwei Zoll lang, stark, rigide und von braunschwarzer, an der Wurzel weißer Farbe.

Das Thier ist ein Nachtthier, sanften Naturells und ziemlich langsam in seinen Bewegungen. Es klettert auf Bäume und nährt sich vorzüglich von Würmern (?) und Insecten, welche es mit dem langen dürren Finger aus den Ritzen der Borke hervorholt und in das Maul bringt. Zwei in der Gefangenschaft gehaltene fraßen Reis und brauchten dabei auch den dürren Finger. Aye-Aye ist weder der ursprüngliche Name, noch der Ruf des Thieres, sondern ein Ausdruck der Verwunderung, den die Madagassen einmal beim Anblick desselben hören ließen. Indessen ist es seit Sonnerat in vielen Schriften so genant und La Cepède hat von dieser albernen Benennung sogar für die lateinische Nomenclatur Gebrauch gemacht, indem er es unter dem Titel Ay-Aye madagascariensis in seine Ordnung Pedimana stellte, und sonach mit den Beutelthieren gruppirte *).

Die von Froriep in Voigts Magazin für die Naturkunde (7. B. 1. IX.) mitgetheilte Abbildung stellt, so wie die in einigen neuern französischen Werken gegebenen, das in der königlichen Samlung zu Paris befindliche, ausgestopfte Exemplar des Chiromys, welches ich im Jahr 1827 dort gesehen habe, richtig dar. Hingegen gleicht die Sonneratische, von Schreber, Shaw u. A. copirte Abbildung jenem Stücke, in Hinsicht der Form der Ohren und des Kopfs und der Längenverhältnisse der Finger der Vorderfüße, so wenig, daß man auf die Vermuthung, das Original der letzten sey von jenem der Art nach verschieden, gerathen könte. Eine Abbildung des Schädels findet man in Cuviers Règne animal. tab. II. f. 1 und 3. (*Nitzsch.*)

CHIRON (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie der Lucaniden, von Mac Leay †) errichtet, der Gattung Passalus verwandt, aber durch walzigen Körper, dicken Kopf von der Breite des Halsschildes und handförmig gezackte Schienen unterschieden. Die einzige bis jetzt bekante Art C. digitatus (Sinodendron digitatum Fabr. Scarites cylindrus Fabr. Passalus cylindrus Illig. Latr.) ist in Ostindien einheimisch. (*Germar.*)

CHLADNI 1), Ernst Florens Friedrich, Doctor der Philosophie und Rechte, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, ein Mann, der mit Recht der Begründer einer auf Versuchen beruhenden Akustik, Erfinder einer Klasse musikalischer Instrumente, welche die Vorzüge der einstimmigen Blase- und Geigeninstrumente mit denen unserer bisherigen vielstimmigen Tasteninstrumente vereinigen, und erster Erforscher der vom Himmel gefallenen meteorischen Massen genant werden kann, einer von

*) S. Memoires de l'Institut. national. Tom. III.

†) Horae entomol. I. pag. 107.

1) Dieser Artikel umfaßt zugleich die Artikel Clavicylinder, Euphon, Klanglehre, Klangfiguren, Meteorsteine.

Digitized by Google

den scharfsinnigen und thätigen Männern, denen man die außerordentlichen Fortschritte der Naturwissenschaften in der neueren Zeit vorzüglich verdankt [2]), ward den 30. Nov. 1756 in Wittenberg geboren. Seine Familie stamte aus Ungern. Wahrscheinlich wurde von da sein Großvater nach Wittenberg berufen, wo er Propst und Professor der Theologie wurde, und nach der damaligen Sitte der Gelehrten, ihren Namen eine lateinische Endung zu geben, den Namen Chladni in Chladenius umänderte. Der Sohn des Propst Chladenius, Ernst Martin Chladenius, kursächsischer Hofrath und erster Professor der Rechte in Wittenberg, Ordinarius der Juristenfakultät, war ein wegen der Rechtschaffenheit, Thätigkeit und Geschicklichkeit, die er als Director der Juristenfakultät und einiger andern Rechtskollegien zeigte, sehr geachteter Mann, wie er denn auch wegen seiner Kentniß des teutschen Statsrechts unter dem Kaiser Joseph als Reichshofrath nach Wien berufen ward, was er aber aus Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht annahm. Unser Chladni war das einzige Kind dieses Hofrath Chladenius aus der ersten Ehe, und blieb es auch, als nach dem baldigen Tode seiner Mutter sein Vater sich zum zweiten Mal verheirathete.

Ungeachtet Chladni während seines ganzen Lebens der dauerhaftesten Gesundheit genoß, so scheint es doch seinem ganzen Körperbau nach, daß er als Kind von schwächlicher Constitution gewesen sey. Daher rührte vielleicht die Ängstlichkeit seiner Eltern, die er in dem seine Lebensverhältnisse schildernden Vorworte zur teutschen Ausgabe seiner Akustik (Leipzig 1802) beklagt. Ein Zwang indeß, der nur während der ersten Jahre seines Lebens gedauert hätte, würde einen weniger bleibenden Einfluß auf seinen Charakter gehabt haben. Chladni wurde aber auf die sächsische Fürstenschule nach Grimma geschickt, und der besondern Aufsicht eines seiner Lehrer übergeben. So dauerte der Zwang, dem er bisher unterworfen war, bis zu seinen Universitätsjahren fort. Ungeachtet aller Einschränkungen aber und aller Vorschriften für seine Beschäftigungen wußte er schon während seiner Schuljahre seine Liebe für die praktischen Wissenschaften und Künste zu befriedigen. Zu diesem Zwecke trieb er von seinem 19. Jahre an auf der Schule in Grimma die Musik, besonders Klavierspiel und die Theorie der Tonkunst, welches beides auf sein künftiges Leben großen Einfluß gehabt hat. „Als ich, sagt er, auf die Universität Wittenberg kam (1776), hätte ich gern Medicin studirt; ließ mich aber doch durch Zureden meines Vaters bewegen, die Rechtswissenschaft zu studiren. Während meiner dortigen Studien war ich auch weit eingeschränkter, als andere meines gleichen, welches mich veranlaßte, es durch mancherlei Vorstellungen endlich dahin zu bringen, daß mir die Erlaubniß ertheilt ward, nachher noch in Leipzig zu studiren. Dort war ich ganz mir selbst überlassen, habe aber, wie jeder, der sich meiner erinnert, wird bezeugen können, meine Freiheit auf keine Weise gemisbraucht. Als ich nach den gewöhnlichen Prüfungen die vorzüglichste Censur erhalten, und zwei selbstgeschriebene Dissertationen vertheidigt hatte, ward ich Doctor der Rechte (1782). Hierauf ging ich wieder nach Wittenberg, wo meine Bestimmung zu seyn schien, juristische Geschäfte zu treiben, und etwa in der Folge eine juristische Professur oder ein anderes Amt zu erhalten." In der That hatte er in Wittenberg, bei dem großen Einflusse seines Vaters und dessen Collegen, und bei den von ihm bewiesenen guten juristischen Kentnissen die besten Aussichten, einst als Professor der Rechte angestellt zu werden, und dadurch ein einträgliches und ehrenvolles Amt zu erhalten. Allein nach dem Tode seines Vaters, dessen Wünschen er sich so lange gefügt hatte, behielt die ihm angeborne Neigung zu den Naturwissenschaften und sein Talent dazu bald die Oberhand. Er bewarb sich um die eben erledigte 2te mathematische Professur und hielt auch sogleich Vorlesungen über physische und mathematische Geographie, über Geometrie, und machte sogar mit einigen Zuhörern botanische Excursionen. Mit mehren von diesen Fächern, z. B. mit der Lehre vom Schalle und mit der Mathematik, hatte er sich schon auf der Schule in Grimma mit Vergnügen beschäftigt, andere hatte er auf der Universität, vorzüglich in Leipzig, neben seinen juristischen Studien getrieben. Schon im 19. Jahre, als er Musik zu treiben anfing, las er mehre Schriften über die Tonkunst, in welchen einige sehr interessante physisch-mathematische Lehren über tönende Schwingungen der Körper mangelhaft vorgetragen waren. Es gelang ihm später durch eigenes Nachdenken und Beobachten, mehre nicht unwichtige Verbesserungen über diese Gegenstände zu machen; ein Reiz zu weiterer Nachforschung. So suchte er bald die Quellen auf, woraus die Verfasser jener Schriften geschöpft hatten, und las in den Schriften der Pariser, Petersburger und Berliner Akademien der Wissenschaften, Daniel Bernoulli's Untersuchungen über die Luftschwingungen in Orgelpfeifen und Blaseinstrumenten, über die Schwingungen eines Stabes, über die Schwingungen einer Saite und über das Zusammenbestehen mehrer Schwingungsarten — und sämtliche auf Musik und Tonhervorbringung sich beziehende Schriften von Leonhard Euler, — wiederholte die angegebenen Versuche, und beabsichtigte eine Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, an der es noch in diesem Theile der Naturwissenschaft sehr zu mangeln schien. Bei den dazu von ihm veranstalteten Versuchen machte er manche neue oder ihm noch unbekante Bemerkungen. Unter andern fand er, daß eine jede nicht gar zu kleine Glas- oder Metallscheibe mannichfaltige Töne gäbe, wenn er sie an verschiedenen Stellen hielte und anschlüge. Hunderte mochten vor ihm dieselbe Erfahrung gemacht haben; aber keiner erkante das Interessante in dieser Erscheinung, keiner wußte sie so glücklich zu verfolgen, und aus ihr so viel Nutzen für die Wissenschaft zu ziehen, als Chladni's erfindungsreicher Geist.

Sein Plan, die 2te mathematische Professur in Wit-

2) Der Verfasser dieser Biographie stand in einem mehrfachen Verkehr mit Chladni, und erfreute sich bis an seinen Tod der freundschaftlichen Zuneigung desselben. Er kent zugleich mehre Freunde Chladni's, die sich seiner noch länger, und selbst von seinen Universitätsjahren her, erinnern, und welche mit ihm eine Reihe von Jahren in Wittenberg verlebten.

Digitized by Google

tenberg zu erhalten, scheiterte; denn diese Lehrstelle wurde von der Regirung nicht wieder besetzt, und er war ohne hinreichende Mittel zu seinem Lebensunterhalte: aber sein Entschluß, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, und, wie er sich ausdrückt, „wo nicht mit mehr Glücke, doch mit mehr Zufriedenheit und Lust der Welt zu dienen," stand fest. Er beschloß daher, seine Bedürfnisse so zu beschränken, daß die Sorge um sein Leben nicht seine Beschäftigungen zu bestimmen brauche, damit er mit verdoppeltem Fleiße seine Entdeckungen verfolgen und fürs Leben nützlich machen könte. Die Resultate seiner Arbeiten machte er in einer Schrift: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipz. 1787) bekant. — Vor Chladni war schon evident bewiesen, daß die physische Ursache alles Tönens und alles Schalles in weiter nichts als Schwingungen liege, deren Geschwindigkeit nicht gewisse Schranken überschreiten dürfe. Wie sollte aber sogleich jedermann zu überzeugen seyn, daß die wunderbaren Eindrücke der Töne wirklich durch bloße Bewegungen hervorgebracht würden? Und da jeder Körper sehr mannichfaltige Bewegungen und Schwingungen machen kann, warum sollten blos Saiten, Luft in Pfeifen und Glocken zu musikalischen Instrumenten brauchbar seyn? Mancher meinte, daß außer der Bewegung noch etwas anders hinter dem Tone verborgen seyn müsse. Nun zeigte Chladni in seiner Schrift durch eine große Samlung von Versuchen, wie fast alle Körper in demselben Grade tonfähig seyen, als sie schwingungsfähig sind, und gab den augenscheinlichsten Beweis, wie Änderungen in den Schwingungsarten auffallende Änderungen der Töne überall mit sich führen. Eine Untersuchung über einen ganz neuen Gegenstand war aber in diesem Werke die Untersuchung schwingender, tönender Scheiben, insbesondere der frei schwingenden Scheiben. Die ersten Versuche, welche ihn zu dieser Reihe von Entdeckungen geführt haben, waren folgende. Chladni spante eine messingene Scheibe in ihrem Mittelpunkte fest in einen Schraubstock, und bemerkte, daß man nicht allein durch Anschlagen verschiedene Töne hervorlocken, sondern noch stärker und anhaltender mit dem Violinbogen hervorbringen konte. — Ferner faßte er den scharfsinnigen Gedanken, solche Platten, während sie tönten und schwangen, mit Sand zu bedecken, die Bewegungen der Körner zu beobachten, und aus diesen den Sandkörnern mitgetheilten Bewegungen auf die ursprünglichen Schwingungen der Platte Rückschlüsse zu machen [3]). — Diese beiden Mittel, die Schwingungen elastischer Platten zu untersuchen, den Violinbogen auch bei Scheiben anzuwenden, und Sand auf die Oberfläche zu streuen, vereint, führten ihn zu der wichtigen Entdeckung der Klangfiguren.

Wenn sich eine elastische Scheibe, z. B. von Glas oder Metall, nicht in allen ihren Punkten in gleichmäßiger Schwingung befindet, sondern es Stellen gibt, die während des Schwingens der übrigen Theile in Ruhe bleiben; so müssen Sandkörner, auf sie gestreut, während sie sich in horizontaler Lage befindet, von den schwingenden Stellen der Scheibe wiederholt in die Höhe geworfen werden, auf den ruhigen Stellen der Scheibe dagegen ruhig liegen bleiben, und dieser Zustand muß damit endigen, daß aller Sand von den bewegten Theilen nach und nach verschwindet und sich auf den nicht schwingenden Stellen ansammelt. — Diese Erscheinung, welche Chladni geahnet hatte, bestätigten seine Versuche auf das vollkommenste. Die Regelmäßigkeit aller auf diese Weise beobachteten Erscheinungen gab zugleich einen recht augenscheinlichen Beweis, daß man bei einem Körper Bewegungen, die der Natur und Ausdehnung des Körpers am angemessensten sind, von denen, welche damit im Widerspruche stehen, unterscheiden müsse. Die letztern verschwinden bald aus dem Körper; die erstern bringen eine viel bleibendere Wirkung hervor. Die letztern sind höchst mannichfaltig und unbestimbar; bei den erstern herrscht die höchste Einfachheit und Symmetrie.

Durch seine Entdeckungen bewies Chladni augenscheinlich, daß, wenn ein Körper von selbst und frei schwingend einen reinen vollen Ton gibt, er sich immer in einer sehr regelmäßigen Schwingung, die seiner innern Beschaffenheit und seiner äußern Begrenzung am angemessensten ist, befindet; eine Wahrheit, von der alle, welche die in Chladni's Klangfiguren überall herrschende Symmetrie kennen gelernt und gesehen haben, sich leicht überzeugen kouten.

Die große Verehrung, welche Chladni vor Daniel Bernoulli und Euler hegte, in deren Abhandlungen er die ersten und wichtigsten, damals unbenutzten Belehrungen gefunden hatte, veranlaßte ihn, diese klassische Schrift über die Theorie des Klanges, da diese Männer selbst nicht mehr lebten, der Akademie, an der sie gewirkt hatten, zu dediciren, als eine Auffoderung, den von ihren Vorgängern eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Dieses gab wahrscheinlich die Veranlassung, daß er zum correspondirenden Mitgliede von derselben ernant wurde. Zugleich aber erregten seine Entdeckungen bei Jakob Bernoulli, dem Neffen Daniel Bernoulli's, so großes Interesse, daß er sogleich einen Versuch machte, die Schwingungen einer Quadratscheibe durch die Theorie zu bestimmen, und in den Act. Acad. Petrop. für dasselbe Jahr, wo Chladni's Abhandlung in Leipzig erschienen war, seine Untersuchung darüber mittheilte, deren Resultate jedoch sich nicht bestätigt haben.

Diese Entdeckungen, ferner die Entdeckung der wahren Schwingungsgesetze der Ringe waren die hauptsächlichsten, welche Chladni 1787 in seiner Schrift über die Theorie des Klanges bekant machte.

Man kann nicht bestimmen, was er geleistet haben würde, wenn er in diesen Jahren der kräftigsten Wirksamkeit zu dem Besitz der feinsten mechanischen Hilfsmittel gelangt wäre. Aber nicht allein, daß ihm diese Vortheile nicht zu Theil wurden, mußte er jetzt auch noch mit den

3) Eine entfernte Veranlassung hatte Lichtenberg zu dieser Entdeckung durch eine Erscheinung in einem andern Theile der Naturlehre, durch die Figuren gegeben, welche sich bei dem Aufstreuen des Harzstaubes auf Glas und Harzscheiben durch die verschiedenen Electricitaten bilden.

Digitized by Google

größten Schwierigkeiten kämpfen, wie er in dem genanten Vorwort ausführlich erzählt.

„Ich ließ aber doch — sagt er — den Muth nicht ganz sinken, sondern bemühte mich desto mehr, durch eigene Kraft mir eine bessere Existenz zu verschaffen. Ich hatte dabei den Gedanken, daß ein Künstler, der einige Aufmerksamkeit zu erregen weiß, weniger an einen bestimten Ort gebunden ist, als ein Gelehrter, der sich dem akademischen Leben widmet, und hoffte es auch, dahin bringen zu können, zwar nicht durch Virtuosentalent, weil ich so spät angefangen hatte, Musik zu treiben, aber doch durch Erfindung eines neuen musikalischen Instruments, welches ich eher als ein andrer ausführen zu können glaubte, weil ich die Natur so manchen klingenden Körpers zuerst untersucht hatte." Dies war also der Schritt, durch welchen er seine Kentnisse und Entdeckungen zu seiner künftigen Existenz zu benutzen hoffte, ohne diejenigen Beschäftigungen aufzugeben, die sein Lebensglück und Lebensziel ausmachten. Er arbeitete dahin, nicht blos ein einzelnes neues Instrument, sondern eine Klasse neuer Instrumente zu begründen, wodurch im Instrumentenbau eine neue Bahn gebrochen würde. Denn das ist der Unterschied zwischen der Erfindung eines neuen Instruments und der Erfindung einer Klasse neuer Instrumente, daß dort eine einzelne praktische Entdeckung, die selten mehr als eine eigenthümliche und vorzüglich vortheilhafte Anwendung gestattet, hinreicht; hier aber eine neue Bahn in der Wissenschaft gebrochen werden muß, wo dann natürlich auch ein weites Feld nützlicher Anwendungen offen steht. Eine solche neue Bahn in der Wissenschaft hatte Chladni sich gebrochen, und es war sehr natürlich, daß er darauf bauend eine Menge neuer Ideen fand. Nach und nach, in einem Zeitraume von anderthalb Jahren, gelangte er endlich zu einem festen Entschluß, auf welche Weise er seine Entdeckungen am einfachsten und zweckmäßigsten zu einem neuen Mechanismus benutzen könne, und es beschäftigte ihn nun die gehörige Einrichtung des Instruments. „Diese Idee, sagt er selbst, hatte sich in meiner Einbildungskraft so festgesetzt, daß ich bisweilen sogar im Traume auf diese Art spielen sah, und den Klang ungefähr so zu hören glaubte, wie er bei meinem Euphon wirklich ist, nämlich der Harmonika ähnlich, aber mit weniger Nachklang und mehrer Bestimtheit. Endlich erhielt er die gesuchte Auflösung dieser Aufgabe am 2. Juni 1789 4)."

Die Erfindung seines Euphons 5) baute er auf seine akustischen Entdeckungen. Saiten, die Luft in Blaseinstrumenten, und Glocken waren früher die einzig bekanten und brauchbaren Materialien zu musikalischen Instrumenten gewesen. Nun hatte Daniel Bernoulli entdeckt, daß auch Stäbe sehr wohl des Tönens fähig wären, und er und vorzüglich Euler haben die Theorie tönender Stäbe vortrefflich behandelt. Aber Chladni hat die erste vollständige physikalische Untersuchung der Ton- und Schwingungsgesetze gerader und gekrümter Stäbe gegeben. Hiedurch, wie durch die übrigen Entdeckungen, verschaffte er sich eine Übersicht aller musikalischen Materialien, wozu nicht blos Saiten- und Luftsäulen, sondern überhaupt alle elastischen Körper gehören: durch Spannung elastische, Saiten, Paukenfelle und andere gespante Membranen; durch Druck elastische, Luft in Orgelpfeifen und in Blaseinstrumenten; durch innere Steifigkeit elastische, gerade oder gekrümte Stäbe oder schmale Streifen, gerade oder krumme Flächen, Scheiben und Glocken, wovon die Untersuchung krummer Stäbe, Streifen und Ringe, und die Entdeckung und Untersuchung der verschiedenen Schwingungen der Scheiben ganz sein Eigenthum war.

Die Idee eines solchen Instruments konte vorher noch nicht da gewesen seyn. Denn 1) hatte kein Künstler vorher einen Begriff, wie man von frei schwingenden Stäben beim Instrumentenbau Gebrauch machen könne. Man mußte dazu einen schwingenden Stab an seinen Schwingungsknoten zu befestigen verstehen, und die Lage dieser Knoten genau bestimmen können. Durch Aufsuchung der Schwingungsknoten gelang es Chladni, Schwingungen und Töne hervorzubringen, welche schwebende Stäbe und Scheiben im leeren Raume hervorbringen würden, ungeachtet er sie halten und befestigen mußte. Stäbe und Scheiben, welche auf diese Weise, blos an ihren Schwingungsknoten gehalten, schwangen und tönten, nante Chladni frei schwingende Stäbe und Scheiben. — Durch diese freien Schwingungsarten der Stäbe, auf welche die umgebenden Körper gar keinen Einfluß haben, lassen sich schönere Töne hervorbringen, als wenn das eine Ende des Stabes fest geklemt wird. „Hier wird also, sagt Chladni selbst, von praktischen Anwendungen der Stäbe die Rede seyn, und zwar hauptsächlich solcher Stäbe, die frei schwingen, d. i. die an keinem ihrer Enden befestigt sind, weil diese empfehlungswerther sind, als Stäbe, deren eines Ende, so wie bei der Eisenvioline, fest ist, indem der Klang der letztern gewöhnlich, besonders in den äußersten Tönen, weniger sanft und gleichförmig, und zu sehr von der Grundlage abhängig ist." — 2) Eine sehr wichtige Entdeckung, welche Chladni zum Bau seines Euphons, ohne sie bekant gemacht zu haben, benutzte, besteht darin, wie man mit Hilfe von Longitudinalschwingungen eines kleinen Stäbchens einen größern Stab oder eine Saite in volltönende transversale Schwingung bringen könne. Alle Körper, welche tönen sollten, wurden vor Chladni unmittelbar entweder gerieben oder gestoßen. Er brachte Stäbe, Scheiben, Saiten auch mittelbar zum Tönen, indem er sie nicht selbst rieb und erschütterte, sondern indem er ein mit ihnen in Berührung befindliches Stäbchen rieb. Und die bloße Berührung eines solchen Stäbchens reichte hin, um einen größern Stab zum vollen Tönen zu bringen. Diese Entdeckung gehört zur Lehre von den mitgetheilten Schwingungen. 3) Endlich hat Chladni die Schwingungen gekrümter Stäbe zuerst untersucht, und diese Untersuchung zum

4) Vgl. Gerber in seinem Tonkünstler-Lexicon. 5) Erst 12 Jahre nach der Erfindung hat Chladni den Bau des Euphons in seinen Beiträgen zur praktischen Akustik (Leipzig 1822) bekant gemacht, und zugleich die Vervollkommnungen beschrieben, die er in der Zwischenzeit hinzufügte.

Digitized by Google

Vortheil seines Euphons benutzt. Wenn krumme Stäbe frei schwingen, und dabei 3 Schwingungsknoten bilden, und man beugt sie in Form eines U so, daß ihre Enden eine parallele Lage erhalten, so schwingen die beiden parallelen Enden des Stabes gleichzeitig immer nach gleicher Richtung, und ein Stäbchen folglich, zwischen beiden Enden eingeklemt und seiner Länge nach gerieben, kann auf die vorhin beschriebene Weise durch Mittheilung der Schwingung den größern Stab von beiden Enden aus gleichmäßig zum Tönen anreizen, und durch diese gleichzeitige von beiden Enden ausgehende Tonerregung hat er den Grund zu einer schnellern und vollern Ansprache der Töne seines Instruments gelegt. — Auf dieser ingeniösen Combination beruht die beste und letzte Bauart des Euphons, welche Chladni erst nach Herausgabe seiner Beiträge zur praktischen Akustik in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung 1822 bekant machte. Er sagt daselbst S. 811: „die beste Bauart des Euphons beruht darauf, daß, wenn bei irgend einer Schwingungsart eines klingenden Körpers zwei Enden, oder überhaupt zwei einander gegenüber befindliche Stellen sich nach einerlei Richtung bewegen, der Klang sich durch longitudinales Streichen eines dazwischen geklemten Streichstabes leicht hervorbringen läßt."

Diese 3 Stücken sind die wesentlichen Entdeckungen, auf denen die Erfindung des Euphons beruht, und wir können demgemäß alle wesentlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten dieses Instruments in folgender kurzen Beschreibung zusammenfassen. Das Euphon besteht aus horizontal liegenden, metallnen Stäben, deren Enden nach oben gebogen sind. Sie schwingen mit 3 Knoten, welche mit dem Resonanzboden in Verbindung gebracht werden können. Zwischen den beiden Enden werden Glasstäbchen, Thermometer- oder dünne Barometerröhren eingeklemt, welche die Stelle der Tasten vertreten. Werden diese eingeklemten Glasstäbchen der Länge nach mit nassen Fingern gestrichen, so tönen die Metallstäbe augenblicklich sehr schön, der Harmonika ähnlich.

Auf den wissenschaftlichen Reisen, die Chladni in den Jahren 1791 bis 1799 besonders nach Hamburg, Wien und Berlin machte, suchte und benutzte er sorgfältig alle Gelegenheiten, die zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung beitragen konten. Insbesondre erwarb er sich den Umgang und die Freundschaft aller ausgezeichneten Gelehrten seines Fachs in der damaligen Zeit.

In diesen Zeitraum fallen nun aber auch 1) seine überaus wichtige Untersuchung der Längentöne an Saiten und Stäben, welche er schon vor dem Jahre 1787 entdeckt hatte, in den Jahren 1792 und 1796 aber einer neuen gründlichen Untersuchung unterwarf. 2) Die Entdeckung der Tongesetze der chemischen Harmonika, indem er durch Versuche nachwies, daß die chemische Harmonika eine Orgelpfeife sey, die ohne Mundstück und ohne Blasebalg durch eine Wasserstoffgasflamme zum Tönen gebracht werde. Er wies nicht allein nach, daß die chemische Harmonika wirklich dieselben Gesetze, wie die Orgelpfeifen befolge, sondern auch, daß bei gleichen Dimensionen und bei gleicher Wärme der Luft in der Orgelpfeife und in der chemischen Harmonika auch die absolute Höhe ihrer Töne in allen Fällen gleich sey (1792). 3) Die Untersuchung über die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper und durch die Gasarten fortgeleitet wird. 4) Die Entdeckung und Untersuchung der drehenden Schwingungen (1799). 5) Die Untersuchung des Ursprungs der Feuermeteore und der meteorischen Massen.

Was die Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe betrifft, so entdeckte er, daß ein fester Körper nach zweierlei ganz verschiedenen Gesetzen und durch zweierlei ganz verschiedene in ihm liegende Kräfte zwei verschiedene Reihen von Tönen hervorbringen könte. Bis zu dieser Entdeckung Chladni's kante man nur diejenigen Schwingungen fester Körper, bei welchen sie sich vermöge ihrer Elasticität hin und her beugen, die jetzt sogenante transversale Schwingung. Jetzt erfuhr man, daß feste Stäbe und Saiten, obgleich ihre Materie durch die geringe Verschiebbarkeit ihrer Theilchen so sehr von der Luft verschieden ist, doch auch nach denselben Gesetzen, wie in Röhren eingeschlossene Luftsäulen und Luftfäden tönen können, eine Art zu tönen, welche nicht von der Federkraft (Elasticität), sondern von der Expansivkraft (von dem Grade der Zusammenziehbarkeit und Ausdehnsamkeit) hervorgebracht wird, deren ein Körper fähig ist. — Bei der longitudinalen Schwingung beugen sich die tönenden Stäbe und Saiten eben so wenig abwechselnd nach entgegengesetzten Seiten, als die tönenden Luftsäulen in den Orgelpfeifen, sondern die Materie derselben zieht sich der Länge nach abwechselnd zusammen und dehnt sich wieder aus. — Die Höhe eines longitudinalen Tones einer Saite verändert sich ganz und gar nicht, wenn die Saite mehr gespant wird, ebenso wie die des Tones einer Luftsäule sich nicht ändert, wenn die Luft zusammengepreßt und dadurch verdichtet wird.

Auch bei den longitudinalen Tönen der Saiten und Stäbe entdeckte Chladni, daß mehre Schwingungsarten möglich sind. Nämlich bald gibt es blos einen Mittelpunkt in der Saite oder im Stabe, gegen welchen sich diese Körper von beiden Seiten her zusammenziehen und wieder ausdehnen (und dieser Mittelpunkt liegt dann in der Mitte) oder es gibt deren 2, 3 u. s. w. Diese Mittelpunkte der sich zusammenziehenden oder ausdehnenden Abtheilungen sind immer in Ruhe, sind also Schwingungsknoten der longitudinalen Schwingungsarten.

Bei diesen Entdeckungen ist besonders der ganz neue Gebrauch, den Chladni vom Violinbogen machte, zu bemerken. Um nämlich die abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Saite hervorzubringen, berührte er die Saite mit dem Violinbogen, gerade wie man auf der Violine die Saite mit dem Violinbogen, um sie aus ihrer Lage zu verrücken und zu beugen, berührt. Statt man aber den Bogen, um die Beugung der Violinsaite hervorzubringen, senkrecht gegen die Länge der Saite hält; so neigte dagegen Chladni den Violinbogen, um die Zusammenziehungen

Digitized by Google

und Ausdehnungen der Saite bei ihren longitudinalen Schwingungen hervorzubringen, stets unter einem spitzen Winkel gegen die Saite, und strich mit passender Geschwindigkeit so an der Saite hin, daß immer dieselbe Stelle des Violinbogens mit der Saite in Berührung blieb. Statt also bei einer Violine nach und nach die ganze Länge des Violinbogens mit einer Stelle der Saite in Berührung gebracht wird; komt bei longitudinalschwingenden Saiten nach und nach die ganze Saite mit einer Stelle des Violinbogens in Berührung.

Diese wichtige Entdeckung der longitudinalen Schwingungen an festen Körpern, an Stäben und Saiten, wurde um desto interessanter, da Chladni durch einen sehr scharfsinnigen Gedanken zu allererst eine sehr geniale Anwendung derselben zur Messung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall in verschiedenen festen Körpern fortgepflanzt wird, machte, welche schon allein seinen grossen Erfindungsgeist beweist. Er fand nämlich aus Versuchen, und sahe es auch aus den Rechnungen der Mathematiker ein, daß die in einer tönenden Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule genau eben so oft in einer Secunde hin und her schwinge, als ein zu dieser Luftsäule fortgepflanzter Schall dieselbe von einem Ende zum andern hin und her durchlaufen würde, wenn er die Luftsäule mit der bekanten Geschwindigkeit des Schalles durchliefe, an den Enden derselben, wie beim Echo, ohne Zeitverlust zurückgeworfen würde, und sie auf diese Weise immer von neuem durchliefe. Er wußte nach dem von Daniel Bernoulli gefundenen Gesetze aus der bekanten Geschwindigkeit des Schalles in der Luft den Ton einer Orgelpfeife zu berechnen, deren Länge ihm bekant war. Da er nun einsah, daß sich von diesem Gesetze eine umgekehrte Anwendung machen lassen müsse, und daß man folglich aus dem Tone, den die in einer Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule von bestimter Länge zu geben im Stande ist, die Geschwindigkeit des Schalles, wenn sie uns unbekant wäre, zu berechnen im Stande seyn müßte; so wendete er diesen Gedanken auf eine sehr geniale Weise auf die festen Körper an.

So wie es nun mit der Erfahrung übereinstimt, daß eine 32 Fuß lange Orgelpfeife, wenn sie tönt, etwa 32 Schwingungen in einer Secunde macht, und daß der Schall im Mittel in einer Secunde 1024 Par. Fuß bei 2° C. Temperatur (1050 Par. Fuß bei 15° C. Temperatur), d. h. 32 mal 32 Fuß durchläuft; so erwartete Chladni mit Recht, daß man, wenn man die Höhe des Tones genau bestimt, den ein Metallstab von bestimter Länge, während er longitudinal schwingt, gibt, und hieraus die Zahl der Schwingungen erfährt, die der Stab in einer Secunde macht, man die Geschwindigkeit des Schalles in der Materie des Stabes zu berechnen im Stande seyn werde. Auf diese Weise fand er, daß der Schall durch Eisen 16½ mal geschwinder als durch die atmosphärische Luft fortgepflanzt wird, und daß er also eine so außerordentliche Geschwindigkeit im Eisen hat, daß die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne sich bewegt, ungefähr nur 6 mal größer ist. In manchen Hölzern übertrifft die Geschwindigkeit des Schalles die der Luft sogar 18 mal.

Die Beobachtungen und Schlüsse Chladni's haben sich durch directe Beobachtungen an Eisenröhren, die lang genug waren, um mit Uhren die Geschwindigkeit, mit welcher sich der Schall durch sie hindurch fortpflanzte, zu messen, als richtig bestätigt.

Man kann die Entdeckung der longitudinalen Schwingungen fester Körper vielleicht die wichtigste akustische Entdeckung Chladni's nennen, und noch läßt sich nicht übersehen, welche Reihe neuer Entdeckungen in der Akustik und in andern physikalischen Wissenschaften sich an diese Entdeckung anschließen wird. Man wird vielleicht in Zukunft die Reinheit der Metalle so gut durch ihre longitudinalen Töne, als durch ihr specifisches Gewicht und andere Merkmale, erkennen, man wird in der Lehre von der Wärme fester Körper neue Fortschritte durch Benutzung der longitudinalen Töne machen, und den Unterschied fester und flüssiger Körper besser einsehen lernen. Denn da durch die longitudinalen Töne evident bewiesen ist, daß die festen und die luftförmigen Körper, ihrer übrigen grossen Verschiedenheit ungeachtet, bei der Fortpflanzung des Stoßes und bei den longitudinalen Schwingungen (denn diese beruhen nur auf den mit der Fortpflanzung des Stoßes verbundenen Bewegungen) genau dieselben Gesetze befolgen; so öffnete nicht nur damals dieser neue Satz den Mathematikern ein weites Feld, auf welchem ihre für die luftförmigen Körper gefundenen Naturgesetze und Rechnungen Anwendungen fanden, sondern es werden sich auch nun die wesentlichen Eigenschaften, durch welche sich die festen Körper von den luftförmigen unterscheiden, besser einsehen lassen, nachdem man die Eigenschaften beider, in welchen sie übereinstimmen, prüfen und bestimmen kann.

Ein ganz neuer Gegenstand kam im Jahre 1794 durch Chladni zur Sprache, nämlich die bei Feuermeteoren auf die Erde herabgefallenen Massen. Während seine frühern Entdeckungen ganz mit den Ideen und Ansichten übereinstimten, welche seit mehr als 100 Jahren von den ausgezeichnetsten Physikern ausgegangen waren, und daher sogleich allgemeine dankbare Anerkennung fanden, war die Entdeckung der Thatsache, daß mit Leuchtkugeln und ähnlichen Feuermeteoren Eisensteine und andere Massen herabfielen, den damals herrschenden Begriffen so zuwider, daß Chladni's Gleichmuth und Beharrlichkeit zu bewundern ist, mit welcher er die einmal von ihm nachgewiesene Thatsache unerschütterlich festhielt. Diese Untersuchung war vorzüglich angeregt durch seine oben angeführten wissenschaftlichen Reisen. „Als ich im J. 1792, erzählt er, in Göttingen war, hatte ich öfters Gelegenheit, mich mit Lichtenberg zu unterhalten, wo er denn von seinem Reichthume origineller Ideen gern einiges mittheilte. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß er in seiner Ausgabe von Erxlebens Naturlehre von Feuerkugeln wie von einem elektrischen Meteore geredet habe, da doch ihr Erscheinen zuweilen bei ganz heiterm Himmel, in einer Höhe, wo wegen der so geringen Dichtigkeit der Luft die Elektricität sich zerstreuen müßte, und

Digitized by Google

nur etwa nordlichtähnliche Erscheinungen hervorbringen, aber sich nicht in einem Klumpen zusammenballen könte, ihr Brennen und Rauchen, ihr Zerplatzen u. s. w. zu erkennen gäben, daß sie wol etwas anderes seyn möchten. Er erwiderte: er und andere Physiker hätten bei Gelegenheit der elektrischen Meteore davon geredet, weil eine solche Erscheinung mit diesen wenigstens mehr Ähnlichkeit habe, als mit etwas anderem; eigentlich wüßten sie aber nicht recht, was sie daraus machen sollten. Als ich ihm weiter mit Fragen zusetzte, wofür man sie denn eigentlich halten könne, wenn man die vorher erwähnten Umstände gehörig in Anschlag bringen wolle, antwortete er: die Feuerkugeln möchten wol etwas nicht tellurisches, sondern kosmisches seyn, nämlich etwas, das nicht in unsrer Atmosphäre seinen Ursprung habe, sondern von außen in derselben anlange und darin sein Wesen treibe; was es aber sey, wisse er nicht. Er verglich diese Idee damit, daß Kometen auch vormals für atmosphärische Meteore wären gehalten worden, ungeachtet schon Seneca einen richtigen Begriff davon hatte, bis Dörfel endlich gezeigt hat, daß Seneca recht hatte, und daß sie kosmisch sind. So weit Lichtenberg. Diese Äußerung von ihm war mir so auffallend, daß ich den Entschluß faßte, der Sache weiter nachzuforschen."

Aber auch Lichtenberg konte sich nach Erscheinen von Chladni's erster Schrift hierüber (1794), so wenig in die von Chladni historisch nachgewiesenen Thatsachen finden, daß er zu Professor Harding und zu andern sagte: es sey ihm bei dem Lesen dieser Schrift so zu Muthe gewesen, als wenn ihn selbst ein solcher Stein am Kopfe getroffen hätte, und er habe anfangs gewünscht, daß Chladni sie nicht geschrieben hätte. Späterhin ward er davon überzeugt, und im Göttingischen Taschenkalender auf 1797 äußerte er, der Mond, dem er es zuschrieb, sey ein unartiger Nachbar, weil er mit Steinen nach uns werfe. Und nicht blos Lichtenberg, sondern zugleich mehre berühmte teutsche Naturforscher überzeugten sich bald von der historischen Richtigkeit der Sache und von der Ankunft solcher Massen von außen. Freiherr von Zach war sogleich damit einverstanden, lächelte zwar über Chladni's mündlichen Ausdruck, es wären Weltspäne, fand ihn aber nicht unangemessen. Olbers zeigte schon im J. 1795 in einer Vorlesung im Museum zu Bremen, die Möglichkeit, daß solche Steine aus Mondvulkanen ausgeworfen seyen, wiewol er jetzt auch den eigentlich kosmischen Ursprung für wahrscheinlicher hält. Werner machte sogleich bei dem ersten Anblick der Meteorsteine die Bemerkung, da man auf der Erde keine dergleichen finde, müßten sie wol von wo anders kommen, wo es dergleichen gäbe.

Chladni's eigenes Urtheil über den verschiedenen Ursprung, welchen man von diesen herabgefallenen Massen aufstellen kann, war folgendes.

Zuerst kann man sagen, die Meteorsteine sind Haufen von Materie, die, so lange sie auf keinen größern Weltkörper niederfallen, eine eigene Bewegung im Weltraume haben. Die Meinung von Steinmassen oder gediegenen Eisenmassen, wie sie nirgends auf der Erde gefunden werden, und welche in sehr beträchtlicher Höhe, oft von 10—20 Meilen, anfangs fast in horizontaler, nach und nach in immer mehr geneigter Richtung mit einer Geschwindigkeit sich bewegen, wie sie fast nur den Weltkörpern zukomt, — die Meinung, sage ich, daß sie wirklich eine Art kleiner Weltkörper seyen, scheint allen Thatsachen auf das vollkommenste und mit Zuziehung der wenigsten Hypothesen zu entsprechen, zumal da historisch nachgewiesen werden kann, daß sie in den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten fast aus allen Weltgegenden und in fast allen Ländern, bei dem heitersten wie bei trübem Wetter und ohne irgend eine bestimte periodische Wiederkehr angekommen sind. Zwar ist zu bemerken, daß man bei einer so schnell vorübergehenden Erscheinung nicht Zeit hat, Messungen mit astronomischen Instrumenten zu machen, sondern sich mit einer Schätzung durch das Augenmaß begnügen muß, und daß daher die Bestimmung der Höhe der Feuerkugeln durch correspondirende Beobachtungen oft sehr fehlerhaft werden kann. Dennoch ist durch solche Beobachtungen ausgemacht, daß sie sich oft weit höher als 10 oder 20 teutsche Meilen befinden. Eben dies gilt auch von der Bestimmung der Geschwindigkeit der Meteorsteine. So ungewiß die Angaben davon auch seyn mögen, so erhellt doch, daß sie die Geschwindigkeit der schnellsten Kanonenkugel, wie aller auf der Erde vorkommenden Wurfbewegungen außerordentlich weit übertreffen. Ob diese Massen aber früher irgend einem größern Weltkörper angehört haben oder nicht, läßt sich nicht ausmachen.

Weit mehr willkürliche Annahmen werden erfodert, wenn man annimt, daß die Meteorsteine aus Bestandtheilen der Atmosphäre gebildet seyen. Es wäre zwar ein ungeheuerer Gewinn für die Chemie, wenn man aus diesen meteorischen Erscheinungen als nicht zu bezweifelnde Thatsache herleiten könne, daß es Naturkräfte gäbe, welche aus der 20 Meilen und höher über der Oberfläche der Erde sich befindenden Luft auf einmal mehre Zentner Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom, woraus die Meteormassen bestehen, auszuscheiden, oder die Luft selbst in diese Materien umzuwandeln vermöchte, wovon die feinste Analyse bisher noch nicht die geringste Spur oder Analogie hat auffinden können. Da nun aber hiebei die große Geschwindigkeit und die horizontale oder wenigstens sehr von der senkrechten abweichende Richtung der Meteorsteine unerklärt bleiben würde, da Meteorsteine, die sich in der Atmosphäre erzeugten, an sich in der Richtung der Schwere herabfallen müßten; so wird es wol am vernünftigsten seyn, eine so hypothesenvolle Ansicht über den Ursprung der Meteorsteine ganz dahin zu stellen, bis die Chemie einige dieser Hypothesen in Thatsachen verwandelt hat.

Endlich die Meinung, daß die herabgefallenen meteorischen Massen von der Erde selbst in die Höhe geworfen seyen, widerspricht unsern mineralogischen und geologischen Kentnissen, da durchaus keine ähnliche Mischung von Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom u. s. w. von ähnlichem Gefüge, wie die Meteorsteine zeigen, auf

Digitized by Google

der ganzen Erde gefunden werden, und ganz willkürliche Hypotheſen zur Erklärung der Geſchwindigkeit und Richtung ihrer Bewegung erfodert würden.

So urtheilte Chladni über die verſchiedenen Meinungen, welche man von dem Urſprunge der Meteorſteinfälle aufſtellen kann, welche Erſcheinung er ſelbſt aus einer für fabelhaft gehaltenen Erzählung zum Range einer phyſikaliſchen Thatſache erhoben, und über die er ſelbſt die einfachſte, wahrſcheinlichſte und jetzt am allgemeinſten verbreitete Lehre aufgeſtellt hatte.

Von dieſen Entdeckungen auf ſeinen Reiſen von 1791 — 1799 werden wir wieder zur praktiſchen Akuſtik, zur Lehre vom Inſtrumentenbau, geführt. Chladni hat außer dem Euphon noch ein zweites Inſtrument erfunden, welches zwar auf den nämlichen phyſikaliſchen Entdeckungen, wie das Euphon, beruht; aber einer größern Ausführung und ſich weiter erſtreckenden Anwendung fähig iſt, nämlich den Clavicylinder.

Die Vortheile, die Chladni durch Erfindung dieſer beiden Inſtrumente, insbeſondre durch das letztere, der Muſik zu verſchaffen ſuchte, wollen wir mit ſeinen eigenen Worten ausſprechen: „die gewöhnlichen Inſtrumente, welche mit Taſten geſpielt werden, haben die Unvollkommenheit, daß man die Töne nicht, ſo lange ſie eigentlich dauern ſollen, mit anwachſender, gleichbleibender oder abnehmender Stärke fortdauern laſſen kann, ſo wie man dies auf allen Streich- und Blaſeinſtrumenten in ſeiner Gewalt hat, welchen aber die Vollſtimmigkeit der Taſteninſtrumente fehlt. Es haben ſich alſo ſeit wenigſtens dritthalbhundert Jahren mechaniſche Künſtler bemühet, die Vollſtimmigkeit der Taſteninſtrumente mit dem Singenden der Streich- und Blaſeinſtrumente zu verbinden. Meiſtens bediente man ſich hiezu der Saiten, die durch Räder oder Pferdehaare auf irgend eine Art geſtrichen wurden, wobei aber immer unvermeidliche Unvollkommenheiten ſtatt finden, z. B. das öftere Verſtimmen der Saiten und das öftere Wandelbarwerden des ſehr zuſammengeſetzten Mechanismus. Bei einigen ſolchen Inſtrumenten bediente man ſich auch eiſerner Stifte, die, ungefähr wie bei der Eiſenvioline mit Pferdehaaren geſtrichen wurden, oder auch eiſerner Gabeln. Aber auch hiebei waren beträchtliche Unvollkommenheiten nicht zu vermeiden, z. B. daß es einen ſehr zuſammengeſetzten Mechanismus und alſo viele Reparaturen erfodert, und daß man die Reibung der Pferdehaare an den Saiten, Gabeln oder Stiften allemal weit ſtärker hört, als das Streichen einer Saite mit dem in der Hand gehaltenen Violinbogen."

Aller dieſer Verſuche ungeachtet, deren Zahl das Bedürfniß eines ſolchen Inſtruments für unſere jetzige Muſik beweiſt, hatte man auf keinem der eingeſchlagenen Wege der Muſik die Vortheile eines „vielſtimmigen Singinſtruments", wie Chladni ſein Clavicylinder im Gegenſatz zu den „vielſtimmigen Klinginſtrumenten", dem Klaviere und Pianoforte, und den „einſtimmigen Streich- und Blaſeinſtrumenten" nent, verſchaffen können.

Wir haben geſehen, daß er an die Klangſtäbe des Euphons dünne Stäbchen (Streichſtäbchen) befeſtigt hatte, und daß er durch Reibung der letztern die Klangſtäbe zum Tönen brachte. An das Ende des Streichſtabes befeſtigte er nun einen Tuchſtreifen, und drückte ihn an eine naſſe, ſich drehende, gläſerne Walze oder Glascylinder, worauf ſogleich der Klangſtab zu tönen anfing. Dieſe Entdeckung benutzte er zur Erfindung des Clavicylinders. Ein naſſer Glascylinder, welcher wenigſtens eben ſo lang iſt, als die ganze Claviatur, wird ununterbrochen gedreht, und die Streichſtäbe der einzelnen Klangſtäbe werden mittelſt der Taſten mit dem mit einem Tuchſtreifen belegten Ende an den Glascylinder ſtärker oder ſchwächer angedrückt. In dieſem neuen Inſtrumente wird alſo der reibende Körper nicht erſt bei jedem einzelnen Tone in Bewegung gebracht, ſondern er iſt fortwährend in gleichförmiger Bewegung; daher iſt die Anſprache der Töne momentan, und es können auf dem Clavicylinder ſehr ſchnelle Paſſagen ausgeführt werden. Alle Kunſt beim Spielen dieſes Inſtruments beſteht blos darin, daß man den größern oder geringern Druck auf die Taſte vollkommen in der Gewalt hat.

Der einfache Mechanismus des Clavicylinders beſteht alſo darin, daß jeder Ton ſeinen Klangſtab mit einem kleinen Streichſtabe hat. Dicht oberhalb aller dieſer kleinen Streichſtäbe drehet ſich eine gläſerne oder hölzerne Walze, an welche die kleinen Streichſtäbe mittelſt der Taſten gedrückt werden können. Dieſes iſt die vollkommenere Bauart des Clavicylinders; denn man kann auch die Klangſtäbe ſelbſt unmittelbar an die Streichwalze drücken, und der Vermittlung der Streichſtäbe entbehren; jedoch gewint man dadurch nichts in der Schnelligkeit der Tonerregung, und verliert dagegen an Schönheit des Tones und Feſtigkeit des Baues.

Die Euphone und Clavicylinder, welche Chladni ſehr häufig hat öffentlich hören laſſen, ſind von keinem Inſtrumentenbauer gebauet worden, ſondern den äußern Kaſten hatte der Tiſchler und die Eiſenſtäbe der Schlöſſer verfertigt, und alles übrige, mit Ausnahme der Taſten, iſt von Chladni's eigener Hand mit ſehr wenigen Werkzeugen gearbeitet worden, ein Beweis von der Einfachheit des Baues und wie leicht er gelingt. Dennoch wäre ſehr zu wünſchen, daß zur möglichſt vollkommenen Ausführung dieſes ſo einfachen Inſtruments ein recht geſchickter Inſtrumentenbauer oder gute mechaniſche Werkſtätten ſich entſchlöſſen, um ſolche Inſtrumente in verſchiedenen Maßſtäben und zu verſchiedenen Zwecken zu bauen, z. B. von einer Größe, daß ſie Orgeln vertreten, und bei voller Orcheſtermuſik angewendet werden könten; und daß alsdann von Tonſetzern die eigenthümlichen Vortheile dieſer Inſtrumente benutzt und von Muſikdirektoren an paſſenden Stellen angewendet würden.

Das großartige Nationalinſtitut zu Paris hat die Gewohnheit, Entdeckungen und Erfindungen, die ihm vorgelegt und deſſen für werth gehalten werden, durch eine Commiſſion unterſuchen zu laſſen. Zur Prüfung von Chladni's Erfindungen wurden im J. 1808 von dieſem Inſtitute aus der Klaſſe der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften Lacepède, Hauy und Prony, und

Digitized by Google

aus der Klasse der schönen Künste Grétry, Méhul und Gossec zu Commissären ernant 6).

Die Erfindung des Clavicylinders gab Chladni Gelegenheit, wieder neue Reisen zu machen. Doch schon vor der Ausführung des Clavicylinders hatte er eine Arbeit unternommen, die er vor Antritt neuer Reisen zu beenden beschloß. Er arbeitete nämlich nun schon eine große Reihe von Jahren in einem Fache der Physik, welches in den ausführlichsten Werken über Physik nur mit wenig Worten berührt wurde. Er beschloß daher, alle vorhandenen akustischen Abhandlungen zu sammeln, alle Entdeckungen zu ordnen, und mit Hilfe seiner eigenen Entdeckungen ein Gebäude aufzuführen, welches neben die Optik und anderen Theile der Physik gestellt zu werden verdient. Zu diesem Zwecke hatte er im J. 1799 der Jablonowskyschen Gesellschaft zu Leipzig eine Abhandlung über die beste Art, die Akustik abzuhandeln, eingesandt, wofür ihm, vorzüglich durch Hindenburgs Urtheil, der Preis zuerkant wurde. Nach diesem Plane wurde das Werk ausgeführt, und im J. 1802 vollendet. Wir haben hier nur die Verdienste zu erwähnen, welche er sich durch die Zusammenstellung des Systems der Akustik erwarb.

Zuerst erweiterte er den ganzen Gesichtskreis, indem er die Akustik nicht bei der Luft abgehandelt wissen wollte. Die Akustik handelt nämlich nicht blos von den Bewegungen der Luft, sondern auch aller übrigen Körper; sie ist also der höhere Theil der Mechanik oder der Bewegungslehre, wo zu den physikalischen Untersuchungen auch der Gehörsinn zu Hilfe genommen wird. Die Wahrnehmung jedes Schalles wird theils durch die Schwingungen der äußern Körper, theils durch den Gehörsinn bewirkt, und daher zerfällt die theoretische Akustik in den physikalischen und physiologischen Theil. Um vom Einfachern zum Zusammengesetztern allmälig überzugehen, schickt Chladni diesen beiden Theilen eine Abhandlung voraus, die eigentlich eine Anwendung der Akustik auf Musik ist, aber, nur auf einigen wenigen Thatsachen beruhend, ganz unabhängig von allen übrigen Theilen abgehandelt werden kann, nämlich die Lehre von den Tonverhältnissen und den daraus zu bildenden Tonreihen, welcher Theil der Akustik für die Musik von großem Interesse ist, und in den Lehrbüchern des Generalbasses und der Composition unter dem Namen der Kanonik abgehandelt zu werden pflegt. — Ein großes, diesem classischen Werke eigenes Verdienst ist die vollständige Literatur in allen Theilen der Akustik, und insbesondere die Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, die Chladni ausgeführt hat, indem er die vortrefflichen Abhandlungen Daniel Bernoulli's, Leonhard Eulers, Lagrange's, Lamberts und Giordeno Riccati's benutzte, von denen einige ohne Chladni wahrscheinlich lange Zeit würden unbeachtet geblieben seyn.

Leider trat nun bald in Teutschland durch ununterbrochene Kriege eine Zeit so allgemeiner Noth ein, daß die Aufmerksamkeit eine Reihe Jahre von wissenschaftlichen Gegenständen sehr abgelenkt wurde. Auch bemerkt man bei Chladni, daß dieser rege wissenschaftliche Trieb und feurige Untersuchungsgeist, der ihn bisher beseelt hatte, in dieser Kriegszeit wol etwas gedämpft wurde; die endlich wiederkehrenden, den Wissenschaften günstigern Verhältnisse fanden ihn aber in schon vorgerückten Jahren, in denen er weniger geneigt war, neue Theile der Wissenschaft sich zu öffnen, als vielmehr dasjenige, was er geöffnet hatte, in die möglichst beste Ordnung gebracht, seinen Nachfolgern zu hinterlassen. So entstand der spätere, in Paris herausgegebene *traité d'acoustique*, sein Werk über die Meteorsteine, und zuletzt seine praktische Akustik. In dieser geänderten Richtung seiner Bestrebungen und seiner Thätigkeit in der spätern Hälfte seines Lebens macht die große Anregung, die er erhielt, durch die würdige Anerkennung seiner Verdienste von den französischen Gelehrten in Paris, von Männern, die in jeder Rücksicht im Stande waren, die Wichtigkeit seiner Entdeckungen im Zusammenhange mit allen

6) „Cet instrument — so heißt es in dem darüber gefällten Urtheil — a, quant à la qualité et au timbre du son, beaucoup d'analogie avec l'harmonica, sans exciter, comme celui-ci dans le système nerveux, un agacement et une irritation, très-sensibles dans quelques individus, et qui les mettent en état de souffrance. — Le clavicylindre a encore sur l'harmonica l'avantage d'une gradation d'intensité de sons mieux nuancée entre les *dessus* et les *basses;* il est même, à cet égard, supérieur au *bourdon*, celui des jeux de l'orgue de chambre auquel on pourrait le comparer. — Il était important de savoir si chacun de corps sonores renfermés dans la caisse produisait le son sans perte de temps aussitôt que sa touche était baissé. Plusieurs d'entre nous, pour s'en assurer, ont mis la main sur le clavier et ont reconnu, que le clavicylindre ne laissait presque rien à desirer à cet égard. — M. Chladni assure, que l'accord de l'instrument est inaltérable lorsque ses parties intérieures ont été, une fois pour toutes, ajustées et reglées. Nous n'avons pas de peine à le croire, tant d'après la confiance qu'il mérite, que d'après les conjectures plausibles qu'on peut faire sur la nature des corps sonores qu'il emploie. — Mais ce qui distingue et caractérise essentiellement le clavicylindre, c'est la propriété précieuse qu'il a de donner des sons filés, qu'on peut, en pressant plus ou moins sur la touche, graduer à volonté et par les nuances les plus insensibles. Il possède, surtout, cette qualité à un degré éminent, depuis le *medium* d'intensité jusqu'au *smorzando*. Les limites entre ce *medium* et le *maximum* du *rinforzando* ne sont pas très-étendues, vu que l'instrument a peu de force de son, et que si on veut conserver la beauté du timbre dans toute sa pureté, il ne faut pas presser trop fortement la touche. Ainsi pour l'employer dans son état actuel à des effets d'orchestre, il faudrait, pour des salles spatieuses, en réunir plusieurs. Nous avons cependant lieu de croire, que le clavicylindre peut-être perfectionné à cet égard, et même, qu'en augmentant l'intervalle du piano au forté, quant à l'intensité du son, on augmentera en même temps la différence entre la plus petite et la plus grande pression des touches, compatible avec la beauté de l'exécution. — Le clavicylinder peut rendre des successions rapides de sons, le trill, et le prêter à l'exécution de l'allégro. Mais pour lui faire produire tout l'effet, dont il est capable, il faut surtout l'appliquer aux morceaux d'un caractere tendre, mélancolique et même triste. M. Chladni nous en a exécuté plusieurs de ces divers genres, qui ont sur son instrument une expression vraiment ravissante, et qui nous ont faire, concevoir tout le parti qu'un musicien habile peut en tirer, pour exprimer avec vérité et énergie le sentiment qui l'anime. Les successions d'accords, les tenues d'harmonie, froides sur l'orgue, et sèches sur le clavecin, prennent sur le clavicylindre de la vie, de la couleur, et offrent au compositeur des moyens de varier et d'enrichir ses tableaux.

Digitized by Google

Theilen der Naturwissenschaften zu wägen und zu schätzen. Wenn auch nicht im gleichen Maße selbstthätig, blieb Chladni doch bis zu seinem Tode für alle Fortschritte der Wissenschaften empfänglich, und wenn er in den letzten Jahren seines Lebens sich selbst nicht mehr der Ausarbeitung größerer Werke unterziehen mochte, so suchte er doch in Kurzem eine Übersicht von der Ordnung zu geben, die er bei Ausführung eines größern Werkes befolgt haben würde. Noch in den letzten Tagen seines Lebens ließ er eine kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre, einen Plan zu einem noch größern Werke über die Akustik, als seine beiden frühern, drucken.

Bei den Unruhen, die im J. 1806 durch den Krieg zwischen Frankreich und Preußen sich bald über Wittenberg erstreckten, beschloß Chladni, Wittenberg zu verlassen und eine größere Reise anzutreten. „Zu Anfang des Jahres 1807, erzählt Chladni, trat ich eine Reise in westlichere und südlichere Gegenden an. In Holland hielt ich mich über Jahr und Tag auf, und fand dort an mehren Orten eine freundliche Aufnahme und auch Sinn für meine Erfindung. Von Holland reis'te ich über Antwerpen und Brüssel, wo ich ein Paar Monate angenehm zubrachte, nach Paris. Dort wollte ich das, was ich für die Theorie und deren Anwendung gethan hatte, nicht gern von manchen über alles absprechenden Nichtkennern beurtheilen lassen; wol aber sehr gern dem Urtheile achtungswerther Personen unterwerfen, denen man eben sowol Gerechtigkeitsliebe als Sachkentniß zutrauen konte." Daher wendete er sich an das Institut, welches das obige Urtheil über die von ihm erfundenen Instrumente, und ein ausführlicheres über seine wissenschaftlichen Leistungen fällte. „Nun wünschten mehre der vorzüglichsten wissenschaftlichen Männer, besonders der verdienstvolle Laplace, daß ich ihnen meine Akustik, die, so wie sie im Teutschen ist, nicht wohl ganz übersetzbar gewesen seyn würde, in ihrer Sprache geben möchte. Sie machten den damals regirenden Kaiser Napoleon darauf aufmerksam. Dieser ließ mich zu sich rufen, und die Herren Laplace, Berthollet und Lacépède führten mich bei ihm ein."

Der bedeutendste, unmittelbare Erfolg von der Aufmerksamkeit, welche die vorzüglichsten französischen Gelehrten Chladni zuwandten, ist gewesen, daß er nun wirklich die französische Bearbeitung der Akustik unternahm, indem Napoleon ihm zu diesem Zwecke 6000 Fr. auszahlen ließ, und daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine wichtigen Entdeckungen dadurch hingewandt wurde, daß Napoleon durch die pariser Akademie einen außerordentlichen Preis von 3000 Fr. für die mathematische Theorie der Flächenschwingungen, von welchen Chladni die physische Theorie gegeben hatte, aussetzen ließ. Diese mathematische Theorie war aber künftigen Zeiten aufbehalten, da sie gar zu weit jenseit der damaligen Grenzen der höhern Analyse zu liegen schien. Die Zeit zur Bewerbung ward zwei Mal verlängert; es erschien aber keine Abhandlung, welche den Foderungen völlig Genüge geleistet hätte.

Außer diesen unmittelbaren Erfolgen, wozu auch gehört, daß man ihn in Paris zum Mitglied der philomatischen Gesellschaft wählte, war aber auch noch Chladni selbst durch die Achtung und Ehre, welche ihm bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnetsten Naturforscher widerfahren ließen, zu neuen Kraftanstrengungen ermuthigt und angereizt worden, und so verdanken wir dem Einflusse der französischen Naturforscher die vortrefflichen Untersuchungen, welche Chladni bald nachher in seinen neuen Beiträgen zur Akustik (Leipzig 1817.) mittheilte. Seine Untersuchung schwingender Scheiben, insbesondere seine Klangfiguren, hatten ein ganz neues Feld von Erscheinungen eröffnet. Da tönende Scheiben bisher nur in sehr unvollkommenen Instrumenten angewendet worden sind, hat dieses Feld der Physik unmittelbar noch keinen bedeutenden praktischen Vortheil gewähren können. Desto interessenter und nützlicher ist dieser Theil der Akustik für die Bewegungslehre, da die Erklärung der von Chladni darin entdeckten Erscheinungen lange Zeit eine Hauptaufgabe der Mechanik bilden wird.

Wir wissen, daß bei den Schwingungen der Scheiben alles von den Dimensionen der Scheibe, von ihrem Gewichte und von ihrer Elasticität abhängt. Alles dieses kennen wir erfahrungsmäßig, und es wäre sehr zu wünschen, daß ausgemittelt würde, wie davon die Schwingungen der Scheibe abhingen. Wie groß das Interesse und zugleich die Schwierigkeit dieser Aufgabe sey, zeigt sich darin, daß, ungeachtet die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, hernach die botanische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem, und späterhin das französische Institut, welches sogar die Zeit des Concurses zu wiederholten Malen verlängerte, die Sache zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht haben, die vorgelegte Aufgabe dennoch bis jetzt ungelöst geblieben ist. „Es mag nun endlich, sagt daher Chladni, irgend einem oder dem andern der talentvollsten Mathematiker gelingen, oder nicht (ungefähr so wie es Daniel Bernoulli und Leonhard Euler in Hinsicht auf die Transversalschwingungen gerader Stäbe gethan haben), auf dem Wege der Theorie auf eine vollkommen genügende Art zu zeigen, daß bei den Schwingungen einer Scheibe die Gestaltveränderungen und die Tonverhältnisse so seyn müssen, wie sie nach der Erfahrung wirklich sind; so wird es doch alle Mal auch nützlich seyn, die Erfahrungen möglichst genau anzustellen, und aus deren Vergleichung die Naturgesetze derselben zu finden. Im erstern Falle wird man desto besser die Resultate der Theorie mit denen der Erfahrung vergleichen können; im letztern Falle wird die Erfahrung das einzige Mittel seyn, um die Natur dieser Erscheinungen gehörig kennen zu lernen.

Diese wichtige Untersuchung schwingender Scheiben durch ihre Töne und ihre Klangfiguren hat Chladni mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit nach seiner Rückkehr von dieser 5jährigen Reise durchgeführt, in einer Zeit, wo er zwar durch die große Achtung, in der er bei allen seinen Freunden stand, einen angenehmen Aufenthalt in Wittenberg hatte, der aber bald durch die Kriegsereignisse zu wiederholten Malen gestört und unterbrochen wurde. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland wurde Wittenberg von den Preußen lange Zeit belagert und be-

Digitized by Google

schossen. Dadurch verlor Chladni einen Theil seiner Sachen, indem das Haus, in welchem er wohnte, abbrante. Er selbst hatte, da ihn nichts dort fesselte, schon vor der Blokade Wittenberg verlassen, und das nahe Kemberg zu seinem Aufenthalt gewählt. Hier hat er von 1812 an bis an seinen Tod 1827 stets eine Wohnung gehabt, wohin er sich zurückzog, wenn er von einer Reise wiederkehrte, und wo er seine Sachen verwahrte, während er auf einer Reise sich befand. Der wohlfeile Aufenthalt in einer so kleinen Stadt, einige Freunde daselbst und in der Nähe, die viele gesellige Talente vereinigten, und endlich einige sehr geschickte und billige Handwerker, die er dort antraf, und deren er bei seinen Beschäftigungen nothwendig bedurfte, veranlaßten ihn zu dieser Wahl. So lebte er damals 4 Jahre lang, ohne eine beträchtliche Reise zu machen, zurückgezogen, doch in einem angenehmen Kreise. In dieser Zeit lieferte er nun seine neuen Beiträge zur Akustik.

Wir wollen hiebei nur auf die ungeheure Beharrlichkeit und große Geschicklichkeit aufmerksam machen, die zu dieser Untersuchung nothwendig gewesen war. So leicht es ist, einzelne Klangfiguren mit großer Präcision hervorzubringen, so schwierig ist es für einen gewissenhaften Beobachter, der nicht eine dunkle Andeutung der Figur für hinreichend hält, eine zusammenhängende Reihe Figuren hervorzubringen, die einer einzigen Schwingungsart zugehören, und mit demselben Tone verbunden sind. Noch schwieriger, als diese Reihe von Klangfiguren für jede einzelne Schwingungsart, wobei der Ton der Scheibe keine oder eine nur sehr geringe Änderung erleidet, war die genaue Bestimmung der Tonverhältnisse der verschiedenen Schwingungsarten. Denn es war hiezu nicht hinreichend, den Ton, den er aus einer Scheibe hervorbrachte, möglichst genau mit Hilfe eines ganz rein gestimten Clavicylinders zu bestimmen, sondern er wollte die Verhältnisse der verschiedenen Töne einer Platte unmittelbar mit einander vergleichen, indem er immer je 2 Töne unmittelbar hinter einander hervorbrachte und genau beobachtete, welches Intervall sie mit einander bildeten.

Nach diesem 4jährigen Aufenthalte in Kemberg, und nach diesen Untersuchungen während einer Zeit, wo schwerlich günstige Gelegenheit zu reisen sich ihm bot, entschloß er sich, die erste Zeit des hergestellten Friedens wieder zu einer größern wissenschaftlichen Reise anzuwenden. Seitdem seine Untersuchungen über die Meteorsteine allgemeine Anerkennung gefunden hatten, wurde er von mehren Seiten aufgefodert, diesen Gegenstand mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Untersuchungen mehr im Zusammenhange zu bearbeiten. Im Mai 1816 faßte er daher den Entschluß, die Untersuchung der Feuermeteore, und insbesondere der mit ihnen herabgefallenen Massen zum Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen und zum Hauptzweck seiner Reisen zu machen. Die besondere Gabe, die er hatte, die umfänglichsten Werke mit der größten Geschwindigkeit zu durchlaufen, und dabei alles ihn Interessirende sehr genau herauszufinden, benutzte er nun, um auf allen Bibliotheken aus einer großen Anzahl Chroniken, politischen und andern historischen Schriften, alle Thatsachen ausfindig zu machen, welche zur Beurtheilung des Gegenstandes wichtig werden konten. In dieser Absicht blieb er 2 Monate in Gotha und 3 Monate in Göttingen, um in den dortigen Bibliotheken alles hieher gehörige nachzusehen; benutzte besonders in Hamburg, Bremen und Wien viele ausländische Zeitschriften; machte im Julius 1818 eine Excursion von Carlsruhe nach Paris, um in den dortigen Bibliotheken und Naturalienkabinetten manches nachzusehen. Seine Reise nach Wien hatte endlich noch den besondern Vortheil, daß Schreibers, Director des Wiener Naturalienkabinets, Abbildungen und Erklärungen einiger in Wien befindlichen Arten von Meteoreisen beifügte. Nach diesen Vorbereitungen erschien das Werk in Wien selbst im J. 1819 unter dem Titel: Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen, nebst 10 Steindrucktafeln und deren Erklärung von Karl von Schreibers. Nach diesem den Gegenstand auf das vollständigste behandelnden Werke sind im Verlauf der folgenden 8 Jahre noch einige Abhandlungen darüber in Gilberts Annalen, Schweiggers Jahrbuche und in den Annales de chimie et de physique erschienen.

Wie Chladni durch dieses Werk seine Untersuchungen über die Meteormassen in ein Ganzes zusammengearbeitet, und wie er schon früher alles, was von seinen Arbeiten der reinen oder theoretischen Akustik zugehörte, auf ähnliche Weise zusammengestellt und geordnet hatte; so wünschte er nun auch bei herannahendem Alter Muse zu gewinnen, um etwas Vollständiges und Ganzes über die praktische Akustik zu liefern, welches seine Untersuchung in Betreff des Clavicylinders und des Euphons umfaßte. Diese Unternehmung einer praktischen Akustik war um so verdienstvoller, da über Instrumentenbau bis jetzt noch gar kein wissenschaftliches Werk vorhanden war. Diese Arbeit machte er im J. 1820 zum Gegenstand seiner Beschäftigung, und es erschien 1821 die letzte seiner größern Schriften unter dem Titel: Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anleitung zum Bau des Euphons und Clavicylinders und damit verwandter Instrumente — welches Werk zugleich mehre akustische Untersuchungen enthält, die auch ohne Rücksicht auf Praxis sehr interessant sind, ein Werk, welches allen Freunden der Akustik und Musik zu empfehlen ist, und von allen mit großem Vergnügen wird gelesen werden.

Auch eine Untersuchung über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute, welche er früher gemacht, und sowol in seiner teutschen als in seiner französischen Akustik mitgetheilt hatte, nahm er in den letzten Jahren seines Lebens noch ein Mal auf und vervollkomnete sie nach Kräften. Er war zu dieser Untersuchung in mehrer Rücksicht vorzüglich geschickt: denn er kante nicht nur den Bau der menschlichen Sprechwerkzeuge, sondern besaß auch eine durch Übung sehr ausgebildete Fertigkeit, die Sprachlaute, so wie sie in den Sprachen der verschiedenen Völker vorkommen, möglichst genau nachzuahmen. Hiebei kam es ihm sehr zu statten, daß er, außer den griechischen und lateinischen Sprachen, in welchen er sehr gründlich unterrichtet und gewandt war, das Französische und Italienische vollkommen sprach, und zwar auch verhältniß-

Digitized by Google

mäßig als Ausländer gut aussprach, das Engländische getrieben und auch mit der niederländischen, spanischen, russischen, neugriechischen und mit der hebräischen Sprache sich einiger Maßen beschäftigt, und bei seinen Reisen so viel Gelegenheit gefunden hatte, die Ausländer beim Sprechen zu beobachten. Er achtete nun auf den Zustand seiner Sprechorgane, während er verschiedene Laute aussprach, mit der ihm eigenthümlichen Beobachtungsgabe. Die geathmete Luft geht beim Sprechen durch den Sprechkanal, der hinten einfach ist, sich aber alsbald in den Gang der Mundhöhle und in den Gang der Nasenhöhle theilt, hindurch. Dieser Gang kann an gewissen Stellen durch vorspringende Theile, die einander genähert werden, verengt und in manchen Fällen ganz verschlossen werden. Ist die Verengung sehr stark, so bringt die Luft, die zwischen den verengenden Theilen durch oder neben ihnen vorbeistreicht, ein Geräusch hervor, welches man mit dem Namen der verschiedenen Consonanten bezeichnet. Bei den Vocalen werden dagegen jene vorspringenden Theile einander nicht so sehr, sondern nur mäßig genähert, so daß die durchgehende Luft kein so bestimtes Geräusch, sondern mehr ein Hallen hervorbringt (welches Ausdrucks sich jedoch Chladni nicht bedient hat). Einige Consonanten, Verschlußlaute, werden dadurch hervorgebracht, daß, nachdem der Luft der Durchgang durch die Mund- und Nasenhöhle verschlossen worden, und sie in einen gepreßten Zustand gekommen ist, dieses Hinderniß an einigen bestimten Stellen plötzlich gehoben, oder von ihr überwunden wird, wo dann die Luft plötzlich mit einem kurzen Geräusch hervorbricht, welches nicht fortdauern kann, sondern nur im Augenblicke der Öffnung statt findet, z. B. zwischen den verengerten Lippen, Lippenverschlußlaute, b und p; zwischen dem harten Gaumen und der Zunge, Gaumenverschlußlaute, d und t; zwischen der Kehle, Kehlenverschlußlaute, k und weich ausgesprochen als g. Andere Consonanten, Nasenlaute, entstehen dadurch, daß, indem man der Luft den Durchgang durch die Mundhöhle plötzlich verschließt, sie genöthigt wird, den Weg durch die offene Nasenhöhle zu nehmen. Dieses Verschließen geschieht mit den Lippen, Lippennasenlaut, bei m, mit der gegen den vordern Theil des Gaumens angedrückten Zungenspitze, Gaumennasenlaut, n, und endlich durch Verschließung der Kehle, Kehlennasenlaut, bei dem Consonanten, den man teutsch ng oder nk schreibt, wie in den Worten eng und Anker. Eine dritte Abtheilung Consonanten wird durch Anstemmung eines vorspringenden Theiles im Sprechkanale an einen benachbarten Theil hervorgebracht, und die Luft genöthigt, neben oder zwischen den an einander gestemten Theilen mit einem Geräusch hindurch zu gehen, Stemmlaute: der Lippenstemmlaut ist f, der Zungenstemmlaut ist l, der Gaumenstemmlaut ist j und g, wenn das letztere ähnlich wie j, und auch das ch, wo es dem g ähnlich gesprochen wird. Die vierte Abtheilung der Consonanten bilden die Zischlaute, bei welchen ein vorspringender Theil des Sprechkanals einem benachbarten Theile desselben so genähert wird, daß er sich zwar nicht an ihn anstemt, nicht an ihn angedrückt, aber doch in dem Grade genähert wird, daß der Luftstrom mit einem Geräusche zwischen den genäherten Lippen hindurch gedrängt wird. Der Lippenzischlaut ist w, der Zungenzischlaut ist s, der Gaumenzischlaut ist sch, der Kehlenzischlaut endlich ist ch. Die letzte Abtheilung der Consonanten ist die der Zitterlaute. Der Lippenzitterlaut, das br der Kutscher, komt in den Sprachen der cultivirten Völker nicht vor. Der Zungenzitterlaut ist das r, der Kehlenzitterlaut ist das schnarrend ausgesprochene r. Das h kann man mehr für eine Aspiration, als für einen Consonanten halten. Bei ihm ist der Sprechkanal noch mehr erweitert, als bei den Vocalen, und nur durch ein sehr schnelles Austreiben der Luft aus der Lunge wird ein schwaches Geräusch hörbar.

So wie die mannigfaltigen Consonanten dadurch entstehen, daß der Sprechkanal, während die Luft durchgeht, an gewissen Stellen verengert wird; eben so findet dieses, aber nur in geringerem Grade, bei den Vocalen statt. Bei dem a ist der Sprechkanal hinten und vorne offen. Wenn man vom a allmälig zum ö (ao), ó und u übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem vordern Ende, an den Lippen, immer mehr und mehr, bleibt aber hinten offen. Wenn man vom a zum è (ae), é und i übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem hintern Ende, am Gaumen, immer mehr und mehr, bleibt aber vorn offen. Wenn man vom a zum ö, ö und ü übergeht, so verengt sich der Sprechkanal stufenweise zugleich vorn an den Lippen und hinten am Gaumen.

Nachdem Chladni so alle seine Entdeckungen der Welt mitgetheilt, sie in ihrem Zusammenhange mit den vorhandenen Entdeckungen dargestellt, und sie alle in die beste und systematische Ordnung gebracht hatte, blieb ihm nur noch übrig, wenn irgend eine seiner mit der größten Gewissenhaftigkeit angestellten Versuche und Beobachtungen von neuen Experimentatoren angegriffen wurden, sich zu vertheidigen, und gegen deren Beschuldigungen sich kräftig zu verwahren, wie dieses bei einer Reihe von Aufsätzen nöthig wurde, die ein sehr geschickter Experimentator, Felix Savart in Paris, über Gegenstände der Akustik herausgab. Als ein Beweis seiner Unparteilichkeit für die neuern Entdeckungen dient endlich seine letzte Schrift: Kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre, in welcher er den Zusammenhang anzugeben und die Übereinstimmung nachzuweisen sucht von allen spätern, und von seinen früher gemachten Entdeckungen, und den Plan mittheilt, wie er in den letzten Jahren seines Lebens das System der Akustik, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, behandelt haben würde.

In diesen letzten Jahren seines Lebens, von 1820 bis 1827, hat er, außer einer Reise nach Göttingen, Bremen und Hamburg, auf welcher er vorzüglich den Zweck hatte, denjenigen, welche Clavicylinder zu bauen unternommen hatten, mit Rath und That beizustehen, mehrmals einzelne bedeutende Städte Teutschlands besucht, z. B. Berlin, Frankfurt a. M. und Breslau, und Vorlesungen über die Akustik gehalten.

Chladni gehörte zu den Menschen, die man Originale nent. Ohne originell scheinen zu wollen, und zum Theil sogar, ohne es zu wissen, daß er es sey, ging er in den

Digitized by Google

Wissenschaften und durch das Leben seinen eigenen, von andern noch nicht betretenen Weg. Namentlich waren seine Vorstellungen von dem, was man ein glückliches Leben nennt, gänzlich abweichend von denen, die sich die meisten andern Menschen davon bilden. Die Bedürfnisse und Wünsche für sein geistiges und körperliches Leben, so wie die von ihm im Handeln streng befolgten Grundsätze, von dem was gut und recht sey, stimmten aber auch so vollkommen mit jenen Vorstellungen überein, daß sie ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildete, in welchem alles nothwendig zusammenhing, und welches auch mit dem Loose, das er sich selbst bereitete, in keinem Widerspruch stand. Sein größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu seyn, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Staat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu seyn, ein freies, sorgenloses Leben zu führen, dieses weite Vaterland der Erde kennen zu lernen, und für dasselbe in irgend einem Fache etwas Ausgezeichnetes und Denkwürdiges zu leisten. Ein solcher Mensch zieht andere Menschen unwillkürlich an, und nimt, wenn er, wie Chladni, zugleich sehr viele andere liebenswürdige Eigenschaften besitzt, und wenn er selbst die Gesellschaft liebt, in Gesellschaften, die Erheiterung und Belehrung zum Zweck haben, einen vorzüglichen Platz ein, selbst wenn er mancher Eigenschaften entbehrt, durch welche sonst viele in der Gesellschaft sich geltend zu machen wissen.

Die Erziehung und die geselligen Verhältnisse theilen auf der einen Seite vielen Menschen Eigenschaften mit, die sie außerdem nicht erwerben würden; aber sie unterdrücken auch häufig eine ganz naturgemäße und harmonische Entwickelung der in einem Menschen liegenden Kräfte und Anlagen. Denn die Menschen nehmen in der Kindheit früher Vorstellungen und Urtheile Anderer in sich auf, und gewöhnen sich Begriffen und Handlungsweisen von Andern an, als sie sie prüfen können. Diese Summe von früher Jugend erworbener Vorstellungen und Neigungen bilden dann einen Grund, auf welchen nicht alle späteren Eindrücke Wurzel fassen können. Wenn aber die Richtung, die jemand durch die ihn umgebenden Menschen erhalten soll, die ihn theils absichtlich zu ziehen suchen, theils absichtslos durch ihr Beispiel ziehen, derjenigen gar zu sehr widerspricht, die seinen ursprünglichen Anlagen gemäß ist, so kann bei Menschen von kräftigem Charakter der Fall eintreten, daß die Menschen, die auf ihn einwirken, fast ohne Einfluß bleiben, und höchstens seine Entwickelung hier und da aufhalten, so daß er sich dann mitten unter andersartigen Menschen eigenthümlich entwickelt. Dies war Chladnis Fall. Manche ihn mehr oder weniger auszeichnende Angewohnheiten scheinen in der Art seiner Erziehung ihren Grund gehabt zu haben. Durch die Beschäftigung mit sich allein scheint er sich das Sprechen mit sich selbst angewöhnt zu haben, das ihm, wenn er allein war, bis in sein höchstes Alter eigenthümlich blieb. Daher schreibt sich auch wol eine gewisse Unbeholfenheit in seinem Benehmen gegen Andere, ferner das ununterbrochene, fortdauernde, sehr lebhafte Mienenspiel und mancherlei fast unwillkürliche Bewegungen, durch die er Andern, an die er sich noch nicht gewöhnt hatte, auffiel. Vielleicht hat auch die Gewohnheit, sich allein zu beschäftigen, und seine Plane für die Zukunft allein zu entwerfen, bewirkt, daß er, ungeachtet seines menschenfreundlichen und geselligen Sinnes, das Bedürfniß, sich in den wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens einem Freunde offen mitzutheilen, und sich mit ihm zu berathen, weniger als viele andere Menschen gefühlt hat.

Chladni war ein kleiner, breitschulteriger, keineswegs verwachsener Mann, dem es, um ziemlich groß zu seyn, nur an Füßen von verhältnißmäßiger Länge fehlte, mit lebhaften, kleinen, freundlichen, in den Augenwinkeln zusammengezogenen Augen und einem noch viel lebendigeren Mienenspiel [7]). In seinem Gesichte war nie Ruhe ein. In einem gewissen Grade zeigte sich diese Unruhe der Muskeln auch in seinem übrigen Körper, z. B. durch eine Art von unwillkürlichem Achselzucken. An seinem Äußern sahe man, daß er niemals auf seine Haltung aufmerksam war; wenn er stand oder ging, hingen oft seine Arme fest, wie es ihre Schwere mit sich brachte, herab. Wenn er aber sprach, gestikulirte er lebhaft und mit so schnellen und abgebrochenen Bewegungen, als manche Juden, denen er zum Scherz ihre Eigenthümlichkeiten gern und mit Geschicklichkeit nachahmte. Seine Sprache war im Deutschen etwas steckend, zuweilen selbst bis zum Stottern. In andern Sprachen scheint er von diesem Fehler freier gewesen zu seyn.

Chladni besaß einen unerschöpflichen Schatz interessanter Notizen aus allen Fächern der Naturwissenschaften. Er war allgemein gebildet in der Kentniß des Himmels, der Erde, der Völkerkunde, Zoologie, Botanik und Mineralogie. In seinem glücklichen, treuen Gedächtnisse bewahrte er von der Schule her ganze Rhapsodien der Odyssee und Ilias, aus vielen andern älteren Schriftstellern hatte er zahlreiche, sinnvolle Gedanken in Bereitschaft. Er kante die besten Werke der Dichtkunst, der Malerei, der bildenden Künste, der Composition, er konte genaue Nachweisungen über die Lebensverhältnisse berühmter Künstler und Schriftsteller und überhaupt interessanter Menschen geben. So vielen Länder Sitten, so viele Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten hatte er selbst gesehen, und wußte dieselben mit der größten Treue und Lebendigkeit zu schildern. Wo irgend etwas darauf ankam, oft auch, wo nichts darauf ankam, wußte Chladni seine Notizen genau mit Jahrszahl und Datum zu belegen,

7) Es existiren von ihm 4 Bilder. Ein nicht gelungener, kleiner Kupferstich als Vignette en face vor der 1sten Ausgabe seiner teutschen Akustik; ein eben so wenig getroffener Kupferstich in aqua tinta von Chrétien in Paris 1809 gezeichnet, auch in Form einer Vignette; ein in vieler Beziehung ähnliches Portrait auf Stein von Ludwig von Montmorillon gezeichnet in groß Fol., auf welchem indessen die liebenswürdige Freundlichkeit Chladni's und seine Lebendigkeit nicht ausgedrückt ist. Es ist indessen das gelungenste Bild, was es gibt. Nach diesem Bilde ist die Titelvignette vor der 2ten Ausgabe der teutschen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Akustik gearbeitet, so jedoch, daß mit Zuziehung einiger Freunde Chladni's einige Fehler jenes Bildes von dem Lithographen verbessert wurden. Dieses Bild ist daher in der Statur und der Hauptsache nach im Gesichte ähnlich. Außerdem hat der Sohn von Lavater Chladni gezeichnet, und es wird sich dieses auch getroffene Portrait in Chladni's Nachlasse finden.

Digitized by Google

und da er sich immer sehr streng an die Wahrheit band und ganz zuverlässig war, so war seine Unterhaltung und Belehrung von größerem Werthe als vieler, welche sich in geselliger Unterhaltung auszeichnen. In den Jahren der französischen Revolution war er der eifrigste Politiker. Er brante für die Freiheit der Völker. Später war er einer der ersten Bewunderer Buonapartes, bis dieser lebenslänglich das Consulat annahm. Von dieser Zeit an hat er sich mit ihm nicht wieder ausgesöhnt, selbst dann nicht, als er von ihm so ehrenvoll aufgenommen wurde, und die französischen Journale Napoleons Ausspruch: „dieser Mann läßt die Töne sehen" durch die ganze gebildete Welt trugen. Er besaß das beste Zutrauen zu allen Menschen, schätzte den Bauer, den Handwerksmann und das Mitglied jedes Standes in seiner Art, setzte jeden, von dem er glaubte, er leiste etwas gutes in seiner Art, sich gleich. Er suchte die gemeinsten Leute mit eben der Aufmerksamkeit angenehm und lehrreich zu unterhalten, als den gelehrtesten und angesehensten Mann. Niemandem schmeichelte er, und gebrauchte selbst die herkömlichen Complimente nicht leicht. Er tadelte mit Vorsicht und mild, und enthielt sich des Urtheils, wo es die Klugheit erfoderte, oder wo er sein Urtheil nicht für hinlänglich begründet hielt. In seinem Lode, das er den Bewohnern von Städten und manchen einzelnen Personen zu Theil werden ließ, war er zuweilen nicht ganz unparteiisch. Es geschah unwillkürlich, daß ihm die Leute gefielen, denen er gefallen hatte, und die ihn gastfreundlich, und seine Entdeckungen mit dem Interesse, das sie verdienten, aufgenommen hatten. Gegen Vernachlässigungen oder Spöttereien war er fühllos oder wollte es seyn. Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen empfing er gern, nahm mit Vergnügen an geselligen Zirkeln Antheil, und folgte auch der Einladung solcher Menschen, die er eben nicht gerade zu achten Ursache hatte. Allein er verpflichtete sich dadurch niemandem, erwies deswegen niemandem eine Ehre, und machte ihm keine Complimente, sondern hielt gewissermaßen seine Schuld durch das Vergnügen und den Nutzen getilgt, den sein geselliger Umgang andern gewährte. Selbst seinen Freunden, die ihm am nächsten standen, hielt er sich nicht für verpflichtet, legte aber auch ihnen, wenn er sich um sie verdient gemacht hatte, keine Verpflichtungen auf; denn er wollte vollkommen frei seyn.

Manche hielten die Art, wie er auf Reisen durch öffentliche Vorlesungen und Vorzeigung seiner Instrumente und Meteorsteine und seiner akustischen Versuche seine Subsistenz zu sichern suchte, eines solchen Mannes für unwürdig, und ließen ihm diese Meinung nicht undeutlich merken. Er war vorurtheilsfrei, und sahe keinen Unterschied darin, ob man sich mit dem, was man leistet und gelernt hat, einem Fürsten oder einem Volke, einer Stadt oder einer Familie, für immer oder für längere Zeit verpflichtet, oder ob man es herumreisend auf kurze Zeit, wie Maler und Sänger, für einzelne Gesellschaften thut. Er wollte der Wissenschaft und den Menschen nützen, dafür sollten seine Mitmenschen für ihn sorgen, und dieses Verhältniß hielt er für das ehrenvollste und vortheilhafteste, durch das er selbst von Andern am wenigsten abhängig würde.

So wie er selbst den Verdiensten und Entdeckungen Anderer strenge Gerechtigkeit widerfahren ließ, und z. B. wenn ihm die Idee eines andern mündlich oder schriftlich bekant geworden war, in seinen Schriften und Erzählungen dessen Namen anführte; so war er zuweilen auch mit Recht ungehalten über die Diebstähle, welche man an seinen Ideen begangen hatte. Er bezeichnete dieses Verfahren, wo die Ideen anderer, ohne die Urheber zu nennen, als eigene benutzt werden, mit dem Namen der Ideencaperei.

Von seinem Vaterlande hatte er keine besondere Unterstützung gefodert und erhalten. Wenn er ein bestimtes Amt hier oder in andern Ländern gesucht hätte, würde es ihm nicht gefehlt haben. Er war daher mit einer Grabschrift, die ihm Oken noch bei seinem Leben in der Isis in der Vorstellung, als würde er einst in seinem Vaterlande verhungern müssen, setzte, gar nicht einverstanden, und glaubte vielmehr, in einer vorzüglich glücklichen Lage zu seyn. In seinem Alter besaß er so viel, daß er von seinen Interessen, auch ohne weitere Einnahme, eingezogen, und wenn er sein Vermögen als 70jähriger Greis auf Leibrenten gegeben hätte, sogar reichlich hätte auskommen können.

Er vermied in seinem Alter nicht von seinem Tode zu sprechen; suchte aber auch nicht die Gelegenheit dazu. Als er im J. 1827 in Breslau in einer Gesellschaft im Hause des Professor Steffens sich befand, war das Gespräch auch auf diesen Gegenstand gekommen. Er hatte sich darüber geäußert, was für einen Tod er sich wünsche, und wenige Augenblicke darauf ward ihm in seiner Wohnung dieses Glück zu Theil, nämlich ein schneller Tod ohne Krankheit und ohne Schmerzen. Man fand ihm am folgenden Tage halb ausgekleidet und sitzend. Die abgelaufene Uhr, welche er unstreitig in der Nacht, bei seiner Rückkunft nach Hause in der Hand gehabt, um sie aufzuziehen, lag neben ihm auf dem Fußboden.

Weil er niemandem, keinem seiner Verwandten und näheren Freunde etwas schuldig zu seyn glaubte, vermachte er sein kleines Vermögen, das sich über 5000 Thaler belief, seinem biedern und rechtschaffenen Hauswirthe in der Stadt, wo er lebte, und verordnete der Stadt selbst ein Legat von 1200 Thalern theils für Arme, theils zur Abschaffung von Übelständen, die ihn in seinem Leben viel incommodirt hatten, zur Verbesserung der Thurmuhr und des Pflasters. Seine Meteorsteinsamlung konte zum Besten der Wissenschaft nirgend mehr beitragen, als in den Händen der Akademie der Wissenschaften in Berlin, an welche sie seinem Willen gemäß abgegeben worden ist [8]). (*Prof. W. Weber.*)

8) Außer den schon genanten Schriften Chladni's sind noch folgende von ihm zu bemerken:

1. Schriften über Gegenstände der Akustik.

Über die Längentöne einer Saite. In der berliner musikalischen Monatsschrift August 1792. — Über die durch brennendes Wasserstoffgas in einer Röhre hervorzubringenden Töne. In den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde 1797. — Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre. Ebendaselbst. — Über die Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe. In den Schriften der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt 1796. — Beobachtungen über die durch brennenden

CHOLEUA (Entomologie), Käfergattung, von Latreille errichtet, von Fabricius und Paykull Catops, von Illiger Ptomophagus genant, aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie Clavicornes. Es sind kleine, etrunde, oben gewölbte, unten platte, sehr behende Käfer, mit langen Beinen und herabhängendem Kopfe versehen, die sich durch ihre spitzwärts verdickten Fühler, bei denen das achte Glied auffallend kleiner ist, als die übrigen ausgezeichnet. Man findet diese größtentheils düsterfarbigen Thierchen unter Steinen, an Schwämmen, am Aas, im Schutt und an modernden Substanzen, und kent gegen zwanzig in Europa einheimische Arten, von welchen Spence *) eine Monographie lieferte.

Latreille trente unter dem Namen Myloechus diejenigen Arten, bei denen die Fühler kurz und an der Spitze sehr dick sind. (*Germar.*)

CHOR im attischen Drama, ist eine Gesamtheit von mehren, gewöhnlich funfzehn Personen, welche in den griechischen Tragödien, Komödien und Satyrspielen vorkomt, aber meistentheils nicht zu den in die Fabel des Stückes verwickelten Personen gehört, sondern sich den eigentlich Handelnden gegenüber nur wie eine Schar unbetheiligter, zufällig anwesender Zuschauer verhält, und daher auch in den Dialog nur selten mit eingreift, dagegen die Zwischenräume desselben mit Gesängen und Tänzen ausfüllt.

So sehr auch die Anfänge der dramatischen Kunst bei den Griechen, wie die Anfänge aller Künste, im Dunkeln liegen, so ist doch soviel gewiß, daß festliche Gesänge und Tänze, zu Ehren des Dionysos angestellt, den ersten Anstoß dazu gaben. Zuerst bildete wol der zufällig versammelte Volkshaufen den Chor, der unter Reihentänzen Lieder zu Ehren des gefeierten Gottes anstimte, bald Bestimte, die sich kunstmäßig dazu eingeübt hatten. Wie und wann zu diesen rohen Anfängen ein mimisches Element trat, von wem zuerst Wechselreden zwischen die Gesänge des Chores eingeschoben wurden, ob den dithyrambischen oder den phallischen Chören die Tragödie oder die Komödie oder das Satyrspiel ihren Ursprung verdanken und welchen Einfluß das in schwankenden Nachrichten erwähnte dorische Drama auf die Entstehung des attischen gehabt hat, ist hier nicht der Ort zu untersuchen und wird wol nie mit Gewißheit nachgewiesen werden können [1]): soviel steht fest, daß aus jenen Anfängen die drei genanten Gattungen, in welche bei den Griechen die dramatische Poesie zerfiel, hervorgegangen sind, und sie tragen die Spuren dieses Ursprunges grade in dem Chor, von welchem hier die Rede seyn soll, unverkennbar an sich. Daß eine Menge stufenweis sich vervollkomnender und durch eine Reihe von Veränderungen sich allmälig zur Form von Kunstwerken veredelnder Versuche zwischen jenen ursprünglichen rohen Gesängen und den ersten uns erhalteue: dramatischen Schöpfungen, denen des Äschylos, in der Mitte liegen, beweist die hohe Vollendung, in welcher diese uns plötzlich schon so glänzend vor die Augen treten, daß die Namen des Thespis, Phrynichos, Pratinas und Choirilos, welche als Vorgänger des Äschylos genant werden, kaum genügen. Aber es ist uns nicht mehr vergönt, den Entwickelungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, durch seine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerst aus den Tragödien des Äschylos abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der Chor im attischen Drama gewonnen hatte.

Die ursprüngliche Bestimmung, die Feier der Dionysosfeste zu verherrlichen, verblieb auch den Tragödien, die nur an den Dionysien dargestellt wurden, und somit

---

Wasserstoff in einer Röhre hervorzubringenden Töne. Im 1sten Bande der neuen Schriften der berlinee Gesellschaft naturforschender Freunde. — Auszug aus der Schrift: über die Longitudinalschwingungen, nebst einigen Bemerkungen über die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper fortgeleitet wird. Im 1sten Stück von Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik. — Über die Theorie einer Pfeife in verschiedenen Gasarten. Ebendaselbst, 3. Stück. — Über die Schwingungen eines Stabes. Im 2. Bande der neuen Schriften der berliner naturforschenden Freunde. — Eine neue Art, die Geschwindigkeit der Schwingungen bei einem jeden Tone durch den Augenschein zu bestimmen, nebst einem Vorschlage zu einer festen Tonhöhe. In Gilberts Annalen der Physik Bd. V. Stück. 1. — Über die wahre Ursache des Consonirens und Dissonirens. In der Leipziger musikalischen Zeitung. III. S. 337. 353. — Über vortheilhafte Einrichtung eines Locales für gute Wirkung des Schalles. Ebendaselbst. 1828. S. 565. — Über die gleich starke Schallverbreitung in der Richtung der Schwingungen und in die Quere, und über die schwächere in dazwischen liegenden Richtungen, nach gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Wilhelm Sömmering angestellten Untersuchungen. In Kastners Archiv für die gesamte Naturlehre Bd. 7. Hefe 1.

II. Über Chladnis neue musikalische Instrumente.

Ein nothwendiger Nachtrag zu den Beiträgen zur prakt. Akustik, mit 1 Steindrucktafel. In der allgemeinen musikalischen Zeitung. 1822. No. 49. 50. 51.

III. Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen.

Über den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen. Riga und Leipzig 1794. 4. Eine französische Übersetzung im Journal des mines. 1804. No. 88. 90.

IV. Vermischte Schriften.

Beiträge zu dem Gerberschen Tonkünstlerlexikon. Im 2. Stücke des Kochschen Journals der Tonkunst. — Einige Nachrichten, die Geschichte seiner akustischen Entdeckungen betreffend. In Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. 4. Stück. IX. Bd. — Über das spanische Gedicht: La Musica von D. Thomas de Yriarte. In der allgemeinen musik. Zeitung I. S. 821. — Über das Fehlerhafte und Willkürliche in der alten griechischen Musik und über die Vorzüge der neuern. In der allgem. musik. Zeitung. 1826. No. 40. 41. 42. 47. — Über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute. In Gilberts Annalen der Physik. Bd. 76. Stück 2. — Eine große Menge kleiner Aufsätze sind außer den angeführten in sehr vielen wissenschaftlichen und andern teutschen, französischen und italienischen Zeitschriften zerstreuet, die zum Theil nur ein temporäres Interesse gehabt haben, zum Theil später in seinen größern Werken ihren Platz fanden.

*) Transact. of the Linn. Society Vol. XI. Pars I. 1813.

---

1) Die Zeugen aus dem Alterthume werden hierüber abgehört von Casaubon de satyrica Graecorum poesi, Bentley respons. ad Car. Boyle, Eichstädt de dramate Graecorum comico-satyrico, Pfaff tragoediae graecae primordia, Valett num Thespis tragoediae auctor haberi possit, Kanngießer die komische Bühne in Athen I., Genelli das Theater zu Athen II., Wilh. Sancidet de originibus tragoediae graecae und de origg. comoediae graecae, Jakob Quaest. Sopol. vol. I., Pinzger de dramatis Graecorum satyrici origine, Grysar de Doriensium comoedia, Koistee de parabasi S. 54 ff.

Digitized by Google

blieb auch der Chor, ohnedies durch die Gewohnheit geheiligt, als der eigentliche Träger der religiösen Handlung, unerläßlich, und so wie der ursprüngliche, so der Hauptbestandtheil der Tragödie, um den sich der Dialog nur als ausschmückendes Nebenwerk anreihte, ein Verhältniß, das erst allmälig sich umkehrte. Diesen Fortschritt der dramatischen Kunst können wir noch durch die uns erhaltenen Stücke verfolgen, ja zwischen den Tragödien des Äschylos selbst ist in dieser Hinsicht ein Unterschied bemerkbar. Denn während in den ältern, wie den Schutzflehenden und den Persern, die Chorgesänge auch äußerlich als Hauptheil hervortreten und die größere Hälfte des Stückes ausmachen, treten sie in den später geschriebenen allmälig mehr gegen den Dialog zurück und werden seltener und kürzer, und dasselbe geschieht bei Sophokles und Euripides in zunehmendem Maße. Sie aber ganz wegzulassen, wäre eine unheilige Handlung gewesen, und wir müssen die Kunst bewundern, mit welcher die dramatischen Dichter der Griechen diesen in der Idee des Drama selbst gar nicht begründeten und nur durch eine äußere Zufälligkeit aufgedrängten Bestandtheil so zu behandeln wußten, daß er uns fast nothwendig und als der Glanzpunkt der Tragödie erscheint. Natürlich konte der Chor seiner ursprünglichen Bestimmung, Loblieder zu Ehren des Dionysos zu singen, nicht mehr treu bleiben, sondern nachdem der Inhalt des Dialogs sich auf irgend eine Begebenheit aus der Zeit des griechischen Heroenlebens bezog, mußten auch die Chorgesänge diesem Inhalte sich anschließen, und die Mitglieder des Chors bestimte Personen vorstellen, die mit jener Fabel in Verbindung standen. Es kam hiebei den tragischen Dichtern die Beschaffenheit des Lebens zu Statten, das auf der Bühne darzustellen war; denn da das Leben der Griechen größtentheils ein öffentliches war, und sonach auch die auf der Bühne darzustellende Handlung stets unter freiem Himmel vorging, so wurde es dadurch möglich, dem ganzen Verlauf derselben eine Anzahl von Personen aus dem Volke beiwohnen zu lassen, was in jedem andern Falle an großer Unwahrscheinlichkeit gelitten haben würde. Und so besteht in den meisten uns erhaltenen Tragödien der Chor aus dem an dem Orte der Handlung zufällig anwesenden Publikum; nur in wenigen sind es Personen, die in das Interesse der Handlung selbst verflochten sind, wie in den Schutzflehenden und Eumeniden des Äschylos, und in den Schutzflehenden des Euripides, in welchen die Personen, die den Stücken den Namen gegeben haben, den Chor ausmachen. Im Prometheus des Äschylos sind es die Okeaniden, die den Prometheus besuchen kommen, in den Sieben gegen Theben thebanische Jungfrauen, die sich grade auf dem Markte befinden, in den Persern persische Greise, im Agamemnon alte Argeier, in den Choephoren Dienerinnen des Königshauses. Sophokles läßt im Aias den Chor aus Matrosen des Helden bestehen, in der Elektra aus argeischen Jungfrauen, im König Ödipus und der Antigone aus thebanischen, im Ödipus auf Kolonos aus attischen Greisen, in den Trachinierinnen aus trachinischen Jungfrauen, im Philoktetes aus Schiffern des Neoptolemos. Bei Euripides bilden den Chor in der Hekabe trojanische Sclavinnen, im Orestes argeische Jungfrauen, in den Phönissen phönikische Sclavinnen, in der Medea korinthische, im Hippolytos trözenische Frauen, in der Alkestis Greise von Pherä, in der Andromache phthiotische, in der ersten Iphigenia chalkidische Frauen, in der zweiten Dienerinnen der Iphigenia, in den Troerinnen trojanische Sclavinnen, in den Bakchen diese selbst, in den Herakliden athenische Greise, in der Helena gefangene Griechinnen, im Jon Dienerinnen der Krensa, im wüthenden Herakles thebanische Greise, in der Elektra Bäuerinnen, in der Danae argeische Jungfrauen.

Was nun den Inhalt der Gesänge betrifft, die diesem Chor in den Mund gelegt werden, so schließt er sich, wenigstens bei Äschylos und Sophokles (denn erst Euripides erlaubte sich bisweilen den Misbrauch, den Chor Lieder anstimmen zu lassen, die in gar keiner Beziehung zu der Fabel des Stückes stehen) immer an die unmittelbar vorhergehende Handlung an und enthält allgemeine Reflexionen, die sich als Resultat derselben dem Chor aufdrängen, Klagen über das Schicksal der handelnden Personen oder über die Wandelbarkeit des menschlichen Looses überhaupt, Ausbrüche der Freude über glückliche Ereignisse, allgemeine Betrachtungen über die menschliche Natur, ihre Tugenden und Fehler, Warnungen und Belehrungen über den Zorn und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Loblieder zu Ehren der Götter, welche helfend einschreiten, Gebete, in denen ihr Schutz erfleht wird, und Ähnliches [2]). So war der Chor, außerhalb oder über der auf der Bühne dargestellten Handlung stehend, nach Schlegels Ausdruck [3]), der personificirte Gedanke über dieselbe, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters als Sprechers der gesamten Menschheit, der idealisirte Zuschauer. Er trat versöhnend, warnend und beruhigend als Vermittler zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er, auf der Bühne stets gegenwärtig, die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, mit den Fröhlichen sich freute, mit den Trauernden trauerte, die Übermüthigen oder Verzweifelnden auf die Macht und Gerechtigkeit der Götter hinwies und nach längern Abschnitten, wo Wendepunkte in dem Schicksale der Helden des Stückes eintraten, in längern Gesängen seine Gedanken über das Geschehene ausdrückte oder auf das Bevorstehende ahnend vorbereitete, sprach er gleichsam im Namen der Zuschauer die Empfindungen aus, die in ihnen erregt wurden, oder erregt werden sollten [4]). So sind die uns erhaltenen Chorgesänge, abgesehen von aller Verschiedenheit, die in Hinsicht auf ihre Behandlung zwischen den drei uns bekant gewordenen Tragikern statt findet [5]), sowol durch

2) Den Inhalt aller uns erhaltenen Chorgesänge hat angegeben und nach Klassen geordnet Heeren dissertatio de chori Graecorum tragici natura et indole. Göttingen 1784, wieder abgedruckt in Seebode's Miscellanea critica V. I. P. IV. p. 583 sqq. 3) A. W. Schlegel dram. Vorlesungen Th. I. S. 113 f. 4) Vergl. außer Schlegel a. a. O. Ilgen chorus graecorum tragicus qualis fuerit in dessen Opuscul. T. I. p. 61 seqq. und Suvern über Schiller's Wallenstein S. 36 f. S. 212 f. 5) Ilgen S. 64 f. Suvern S. 38 f. Mehnike Gesch. der Lit. d. Griechen Th. I. S. 348.

Digitized by Google

die Trefflichkeit ihres Inhaltes als durch die Vollendung der Form, namentlich bei der schonungslosen Vernichtung, welche die Zeit über die Schöpfungen der griechischen Lyrik verhängt hat, neben Pindaros Siegesgesängen, mit denen sie auch durch den Gebrauch freierer, vielfach wechselnder Versmaße vergleichbar sind, die unschätzbarsten Überreste der lyrischen Poesie der Griechen.

Wir kommen zu der äußeren Erscheinung des Chores in der griechischen Tragödie. Über die Anzahl der Personen, aus welchen er bestanden hat, sind die Meinungen lange sehr getheilt gewesen und wol auch jetzt noch nicht ganz vereinigt. Die Hauptstelle darüber ist bei Pollux [6]), welcher berichtet, der tragische Chor habe anfangs aus funfzig Personen bestanden, bis bei der Aufführung der Eumeniden des Äschylos der Schreck über den Anblick einer so großen Menge von Furien die unglaublichsten Wirkungen bei den Zuschauern hervorgebracht, und dadurch Veranlassung zu dem Gesetz gegeben habe, daß der Chor künftig nie mehr als funfzehn Personen enthalten solle, und diese Nachricht ist allgemein auf Treue und Glauben angenommen worden [7]), bis Hermann die Unhaltbarkeit derselben bewiesen hat [8]). Daneben hat ungeachtet ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit eine andere Erzählung [9]) Glauben gefunden, Sophokles habe die Zahl der Chorglieder von funfzehn auf zwölf herabgesetzt. Endlich hat man aus der Beschaffenheit des Chores in einzelnen Tragödien, wo die Sache selbst eine bestimte Zahl von Personen vorzuschreiben schien, auf einen großen Wechsel in diesem Punkte schließen wollen. So soll in den Schutzflehenden des Euripides der Chor nur vierzehn Personen gezählt haben, weil er aus den Müttern der sieben gefallenen Heerführer bestand, von denen jede eine Dienerin bei sich hatte [10]), und in den Eumeniden, Kabiren, Phorkiden, Heliaden des Äschylos, wo die Personen, welche der Titel besagt, den Chor bildeten, soll er gar nur aus drei Personen bestanden haben, weil die herkömliche Vorstellung nur drei Eumeniden u. s. w. kante [11]). Alle diese Annahmen beruhen auf irrigen Voraussetzungen. Die Angabe von funfzig Personen rührt von einer Verwechslung mit den dithyrambischen Chören her, die aus einer solchen Anzahl zusammengesetzt waren [12]). Die tragischen Chöre haben nach vielen ausdrücklichen Zeugnissen zu allen Zeiten aus funfzehn Personen bestanden [13]), und es bestätigt sich dies durch alle die Stellen vorhandener Tragödien, an denen die Chorglieder einzeln redend oder singend aufgeführt werden [14]), denn es finden sich dann allemal funfzehn einzelne Verse oder Strophen. Ja sogar diejenigen Stücke, in welchen die Beschaffenheit des Chores eine größere Anzahl erwarten läßt, machen hievon keine Ausnahme. So besteht in den Schutzflehenden und Danaiden des Äschylos der Chor zwar aus den Töchtern des Danaos, deren die herkömliche Sage funfzig angibt, aber im Chor erschienen ihrer demungeachtet nur funfzehn [15]).

Diese funfzehn Personen nun, von denen eine der Chorführer (*ἡγέμων*, *χορηγός*, *μεσόχορος*, *κορυφαῖος*) war [16]), zogen in feierlichem Aufzuge, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater, und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in zweien der uns erhaltenen Stücke, in den Schutzflehenden und Persern des Äschylos, die auch hiedurch ihr höheres Alter bekunden, erscheint der Chor gleich von Anfang und beginnt die Handlung (beidemal aber nicht mit einem lyrischen Gesange, sondern mit Anapästen); in allen übrigen Tragödien ist schon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der Chor mit seinem ersten Gesange einzieht. Verschieden von den dithyrambischen Chören, welche *κύκλιοι* waren [17]), d. h. in Kreisform tanzten und sangen, waren die tragischen Chöre stets *τετράγωνοι* [18]), d. i. in Colonnen, die ein Viereck bildeten, aufgestellt. Die gewöhnliche Art der Aufstellung des Chores bei dem Einzuge war entweder *κατὰ στοίχους*, in fünf Gliedern jedes zu drei Mann, so daß der Chorführer im ersten Gliede zu jeder Seite einen Choreuten hatte, (die Koryphäen der beiden Halbchöre, *ἀριστεροστάτης* und *δεξιοστάτης*) [19]), oder *κατὰ ζυγά*, in drei Rotten jede zu fünf Mann, so daß der Chorführer in der ersten zwischen vier Chorgliedern in der Mitte ging [20]). Nur in einzelnen Fällen erschienen sie bei ihrem ersten Auftreten einzeln, wie in den Eumeniden des Äschylos, wo die Furien, wie sie nach einander erwachen, so auch einzeln und nach einander in die Orchestra stürmen, was die Grammatiker *σποράδην* nennen [21]). In der Orchestra war der Platz des Chores bei der Thymele, einer im Mittelpunkt des ganzen Theaters stehenden, altarähnlichen, viereckigen Erhöhung, auf welcher der Chorführer gewöhnlich stand, während die übrigen Chorglieder zu beiden Seiten derselben aufgestellt waren, in *ἡμιχόρια* zu sieben Mann abgetheilt, oder in den vorher erwähnten Abtheilungen *κατὰ στοίχους* oder *κατὰ ζυγά*, oder auf andere Weise. Eine dieser verschiedenen Stellungen nahmen sie auch bei dem Singen ihrer Gesänge

6) Pollux IV, 15. 7) Petit legg. Att. p. 138 Wessel. Itgen S. 55. Böttiger die Furienmaske S. 2. Böckh graecae tragoediae princip. etc. S. 43 u. A. 8) Hermann de choro Eumenidum in seinen Opusc. vol. II. p. 129 sq. 9) Böckh S. 57, widerlegt von Hermann S. 141. 10) Böckh S. 75 ff. Wenn dies auch Hermann a. a. O. S. 141 und Vorr. z. Eur. Schutzfl. S. 17 zugesteht, so kann er nicht allgemeine Beistimmung finden. Die Zahl der Chorglieder kann überhaupt nie eine gerade gewesen seyn, weil der Chor sonst nicht, seinen Führer abgerechnet, in zwei gleiche Hälften zerfallen konte, was stets nothwendig war, vergl. Genelli S. 137. Bei jenen vierzehn in den Schutzflehenden ist offenbar der Chorführer nicht mitgezählt. S. Genelli a. a. O. Ut Quindecim in Eur. Suppl. esse chori personas. Elmsley. Vergebens widerspricht Bach in Jahn's Jahrb. 1827. B. 2. H. 4. S. 433 ff. 11) Blomfield Vorr. z. Äsch. Pers. S. XXI. vergl. Hermann Opusc. II. S. 125. Lindner über den Chor in Äsch. in Jahn's Jahrb. 1827. Bd. 1. Heft 3. S. 307 f. 12) Simonides in Brunck's Analekten Th. 1. S. 137. Schol. z. Äschin. Red. Th. 3. S. 721 Reisk.

13) Pollux IV, 108. Schol. z. Äsch. Eum. 588. Schol. z. Aristoph. Vögeln 282. Rittern 586. 14) Äsch. Agam. 1317 ff. Schutzflehende 986 ff. Eumeniden 135 ff. Soph. Od. auf Kol. 117 ff. Eur. Ion 187 ff. Medea 131 ff. u. a. m. 15) Hermann de Aesch. Danaidibus in seinen Opusc. II. S. 325. 16) Pollux IV, 106. 17) Perizon. z. Ailian verm. Gesch. X, 6. 18) Etymolog. S. 764, 4. Pollux IV, 108. 109. 19) Pollux IV, 104. 20) Lindner S. 100 ff. Kolster S. 14 ff. 21) Hermann Opusc. II. S. 134 ff.

Digitized by Google

an, und wechselten damit während des Singens auf die mannigfaltigste Weise und in den künstlichsten Verschlingungen, worauf sich oft aus der Beschaffenheit der Chorgesänge schließen läßt [22]), ein Umstand, auf welchen von den Herausgebern der Tragiker noch nicht überall hinreichend Rücksicht genommen ist. Das erste Erscheinen des Chores auf der Bühne hieß πάροδος, und denselben Namen hatte auch der erste gemeinschaftliche Gesang des ganzen Chores [23]), also nicht nothwendig überhaupt der erste Chorgesang in jeder Tragödie, da die Chorglieder zuerst auch einzeln oder in einzelnen Abtheilungen singen konten. So ist in den Eumeniden des Äschylos erst der dritte Chorgesang von V. 311 an die πάροδος. Jeder folgende Gesang des ganzen Chores hieß στάσιμον. Alle diese πάροδοι und στάσιμα waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang (στροφή) ein zweiter von gleich viel Versen und genau in demselben Versmaß gedichtet (ἀντιστροφή), oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Gesänge haben bisweilen auch einen Schlußgesang (ἐπῳδός), dem keine Gegenstrophe entspricht, und der bei dem Stasimon immer am Ende des ganzen Gesanges steht, bei der Parodos auch in der Mitte desselben stehen kann [24]). Sie können entweder alle von dem ganzen Chore gesungen werden, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören, Epodos vom ganzen Chor oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen, Strophe und Gegenstrophe wahrscheinlich unter entgegengesetzten Bewegungen, Epodos unter Stillstehen in der Mitte der Orchestra. Hievon verschieden sind diejenigen Gesänge, welche κόμμοι und ἀπὸ σκηνῆς genant, und entweder von einzelnen Chorgliedern, oder abwechselnd von diesen und von Personen auf der Bühne, oder blos von den letzteren gesungen wurden. Sie waren entweder ἀπολελυμένα, wenn die Heftigkeit der Leidenschaft die Wiederkehr desselben Versmaßes in Gegenstrophen verschmähte, oder gleichfalls ἀντιστροφικά. In dem letzten Falle folgten aber die sich entsprechenden Strophen und Gegenstrophen nicht regelmäßig auf einander, sondern es fand sowol in der Reihenfolge der Strophen als in dem Wechsel der singenden Personen die mannigfaltigste und künstlichste Verschlingung statt, doch so, daß immer die wunderbarste und sorgfältigste Symmetrie darin herrschte, indem Strophen- und Personenwechsel entweder in gleicher oder umgekehrter Wiederkehr oder in noch künstlicheren Ordnungen sich entsprachen. Die tragischen Dichter verwandten hierauf eine so große Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Übereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist, und wo in der Strophe ein Personenwechsel eintrit, derselbe in der Gegenstrophe an derselben Stelle, ja in demselben Fuße desselben Verses statt findet [25]). — Während des Dialoges auf der Bühne stand der Chor ruhig in der Orchestra, und wo er in den Dialog eingriff, sprach nur der Chorführer in seinem Namen, außer in wenigen Fällen, wo ausnahmsweise jedes einzelne Chorglied zu sprechen hatte, wie im Agamemnon des Äschylos V. 1317 ff., wo es darauf ankam, daß jedes einzelne Mitglied des Chores seine Meinung abgab [26]).

Über die Beschaffenheit und Bedeutung des Chores in den Satyrspielen haben wir weit weniger befriedigende Nachrichten, da uns von diesen nur ein einziges, der Kyklops des Euripides, erhalten ist. Daß die Zahl der Mitglieder dieses Chores der des tragischen gleich war, erfahren wir aus einer Angabe des Tzetzes [27]). In dem uns erhaltenen Stücke besteht der Chor aus Satyrn unter Anführung des Silenos, und aus diesen scheint er in allen Satyrspielen bestanden zu haben [28]). Die Scene war immer auf freiem Felde, in Hainen und Wäldern, wo ja die Satyrn sich aufzuhalten pflegten, und es war die Sache des Dichters, sie auf irgend eine Weise mit den auf der Bühne erscheinenden Personen in Berührung zu bringen. Die Chorglieder ahmten in Gestalt und Bekleidung die herkömliche Vorstellung von den Satyrn nach und führten einen eigenthümlichen, satyrischen Tanz auf [29]).

Auch die alte attische Komödie entbehrte nicht ihres Chores, den sowol ihr mit der Tragödie gemeinschaftlicher Ursprung und der gleiche Zweck, zur Verherrlichung von Götterfesten zu dienen, nothwendig machte, als ihre Absicht, die Tragödie zu parodiren, und den sie noch weniger als diese entbehren konte, da sie ganz eigentlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Darstellung machte, und dieses ohne eine versammelte Menge nicht bestehen konte. Offenbar aber mußte der komische Chor von einer ganz andern Natur seyn als der tragische; er hat nichts von dem würdevollen Äußern dieses, beabsichtigt keinen von den ernsten Zwecken, die dieser erreicht, sondern so wie die Komödie ganz dem Scherze huldigt, so ist auch er diesem gewidmet, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, lebt er mitten in den Thorheiten der Gegenwart und legt sie häufig offen zur Schau. Er ist noch weit weniger in die auf der Bühne vorgehende Handlung verwickelt, als der tragische Chor, er betrachtet sich ganz als bloßen Zuschauer derselben und verfolgt sie mit Neugier und Leidenschaft; kaum aber haben die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergißt er alles, was daselbst verhandelt worden, und ist nur für sich da und betreibt seine eignen Angelegenheiten. Daher ist er auch noch weniger, als der Chor in der Tragödie, während des Spieles auf der

22) Hermann Vorr. z. Eur. wüthendem Herakles S. XVI f. XXI f. Derf. z. Soph. Od. auf Kolonos V. 208. 224. 553.
23) Aristoteles Dichtkunst. XII, 7. Schol. z. Eur. Phön. 210.
24) Hermann Elem. doctr. metr. S. 725. Übrigens wurde auch das Stasimon, nicht stillstehend, wie einige Grammatiker aus dem Namen geschlossen haben, sondern tanzend gesungen, s. Kolster de parabasi S. 11 f.

25) Die unglaubliche, uns oft kleinlich erscheinende Sorgfalt, welche die Tragiker auf diese Symmetrie verwandten, gibt auch dem Gesetze einige Wahrscheinlichkeit, das Lachmann de choricis systematis tragicorum graecorum gefunden haben will, wonach alle Chorgesänge aus sieben Versen oder aus einer durch die Zahl 7 theilbaren Anzahl von Versen bestehen. — Über den Tanz des Chores und die musikalische Begleitung seiner Gesänge s. Genelli VI.
26) Vergebens läugnet dies Lindner a. a. O. S. 103, vergl. Kolster S. 15 f.
27) Tzetzes prolegom. ad Lycophr.
28) Casaubon de satyrica Graecorum poesi. S. 104. Genelli S. 101 f.
29) Pollux IV, 18. Casaubon S. 104 ff.

Digitized by Google

Bühne thätig und läßt seine Theilnahme daran nur selten in kurzen Gesängen laut werden. Seine eigentliche Thätigkeit beginnt, wenn mitten im Stücke die Bühne leer geworden ist, und er sich nun in der Parabase an die Zuschauer wendet. Diese Parabase [30]) ist ein ganz eigenthümlicher Bestandtheil der attischen Komödie, der eigentliche Überrest von der ältesten Form derselben, in welcher der Chor noch allein mit seinen Gesängen und Anreden an die Zuschauer die ganze Handlung ausmachte [31]). Daher ist sie auch von bedeutendem Umfange, obgleich sie durch die Fremdartigkeit ihres Inhaltes die an sich lockere Handlung der Komödie mehr trennt als verbindet. Der Name bezeichnet eigentlich die Bewegung, mit welcher der Chor, der bis dahin das Gesicht der Bühne zugekehrt hatte, einschwenkt, um sich den Zuschauern zuzuwenden, denen seine Rede jetzt gilt [32]). Diese selbst bestand regelmäßig aus sieben Theilen, obgleich nicht in jeder Komödie alle sieben vollständig vorkommen mußten [33]). Der erste ist das Kommation, ein kurzes Liedchen, das der Chor noch in seiner vorigen Stellung singt, und in welchem er den abgehenden Schauspielern gewöhnlich seine Wünsche nachschickt; es ist die Vorbereitung auf die Parabase, und dient dazu, diese an das eben auf der Bühne Vorgegangene anzuknüpfen. Hierauf beginnt die Schwenkung und somit die eigentliche Parabasis, welche gewöhnlich in Anapästen gesprochen wird, wenigstens haben alle uns erhaltenen Parabasen bis auf eine dieses Versmaß. In ihr erklärt sich der Chor gegen die Zuschauer über sich selbst und seine Beschaffenheit oder noch häufiger über den Dichter und seine Komödien, ihre Vorzüge und Zwecke. Sie schließt mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß aber kürzeren Versen (anapästische Dimeter, wenn die Parabase Tetrameter hatte) abgefaßten Liede, welches Makron oder Pnigos heißt. Hierauf setzt sich der Chor, der während der Parabase still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung, und stimt ein lyrisches Lied an, das von jener Bewegung Strophe oder von seinem Inhalte Ode heißt, denn es feiert in lyrischen Versmaßen gewöhnlich das Lob einer oder mehrer Gottheiten. Ihm entspricht eine metrisch genau übereinstimmende Antistrophe oder Antode verwandten Inhaltes, die aber nicht unmittelbar darauf folgt, sondern durch das Epirrhema von der Strophe getrennt ist. Dieses ist eine an die Zuschauer gerichtete trochäische Anrede, in welcher der Chor wieder ganz seine eignen Gesinnungen sich frei aussprechen läßt, und mit größerer Leidenschaftlichkeit und Ausgelassenheit als in der eigentlichen Parabase sich selbst und seine politische Gesinnung erhebt, einzelne bekante Männer, die fehlerhaften Ansichten und Zwecken in der Statsverwaltung huldigen, mit Spott verfolgt und in Beziehung auf die neueste Zeitgeschichte seinen Mitbürgern patriotische Rathschläge ertheilt. Diesem entspricht ein in demselben Versmaß und gleich viel Versen abgefaßtes und ähnliche Gegenstände behandelndes Antepirrhema, das auf die Antistrophe folgt. Dies sind die einzelnen Theile dieser ganz eigenthümlichen Schöpfung der attischen Komödie, welche diese in so enge Verbindung mit dem freiesten öffentlichen Leben setzte, daß sie mit dem Aufhören desselben nothwendig auch verschwinden mußte. Daher fehlt die Parabase schon in den letzten Komödien des Aristophanes, und ihr Verschwinden zieht nothwendig auch den Untergang des Chores selbst nach sich, der daher in der neuen attischen Komödie und somit auch bei den römischen Nachahmern nicht mehr erscheint. — Von der äußern Erscheinung dieses Chores gilt übrigens fast ganz dasselbe, was von dem tragischen Chor gesagt worden ist. Er hatte gleichfalls seinen Koryphäos, bestand aber aus vier und zwanzig Personen [34]), welche ebenfalls κατὰ ζυγά oder κατὰ στοίχους geordnet auftraten, so daß sie hier ἐν στοίχῳ sechs Mann hoch und ἐν ζυγῷ vier Mann hoch standen [35]).

Die Ausrüstung des Chores gehörte, da die Aufführung von Chören zugleich ein öffentlicher Gottesdienst und eine öffentliche Belustigung war, zu den Statsleistungen oder Liturgien, welche den reicheren Bürgern zufielen [36]). Die hier in Rede stehende hieß Choregie und beschaffte alle Arten von Chören, nicht blos die tragischen, komischen und satyrischen, sondern auch die lyrischen Chöre von Männern oder Knaben, Pyrrhichisten, kyklischen Tänzern, Flötenspielern und anderen, und der sie leitete, hieß Choregos. Vor dem Eintrit der zur Aufführung dramatischer Dichtungen bestimten Dionysien mußten von den Stämmen, an denen die Reihe war, Choregen gestellt werden [37]), und der Dichter, welcher eine Tragödie oder Komödie auf die Bühne bringen wollte, hatte sich an den Archon zu wenden, der ihm, wenn sein Stück bei der Prüfung eines χορηγός würdig befunden worden war, sowol drei Schauspieler durch das Loos zutheilte, als auch einen Choregen. Dieß hieß χορὸν διδόναι und umgekehrt vom Dichter χορὸν λαβεῖν. Der Chorege hatte nun die Verpflichtung, die Mitglieder des Chores zusammenzubringen, und ihnen einen χοροδιδάσκαλος zu halten, der ihnen die Gesänge und Tänze einübte. Sowol jene als dieser mußten für ihre Mühe bezahlt und nicht nur während der Lehrzeit unterhalten, sondern auch mit guten, die Stimme stärkenden Speisen und Getränken versorgt werden, so wie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in seinem eigenen oder einem fremden Hause sorgen mußte. Für die Aufführung selbst gab er die oft kostbare Kleidung für sich und den Chor, goldene Kränze, wo dieß nöthig war, die Masken und anderes der Art. Daß alles dieses ordentlich geleistet wurde, dafür sorgten theils die Behörden, die den Säumigen dazu anhielten, theils war es Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes, denn wessen Chör am besten gefallen hatte,

30) Kanngießer kom. Bühne S. 354 ff. Hermann Elem. doctr. metr. S. 720 ff. Kolster de parabasi Altona 1829. 31) Thiersch Vorr. z. Pindar S. 168. Kolster S. 48 ff. 32) Herpäst. S. 71. Schol. z. Aristoph. Rittern V. 512. 33) Schol. z. Aristoph. Wolken V. 518. Pollux IV, 111.

34) Schol. z. Aristoph. Rittern 586. Vögeln 298. 35) Über die verschiedenen Stellungen des Chores s. Kolster S. 7 ff. 36) Böckh Statshaushaltung der Athener Thl. I. S. 480 ff. 37) Zur Choregie an den Lenäen sollen die Schutzverwandten verpflichtet gewesen seyn nach Schol. z. Aristoph. Plut. 954.

Digitized by Google

der wurde als Sieger gekrönt. Und allerdings machte diese Ausrüstung nicht unbedeutende Kosten, die eines Tragödenchors mehr als die eines komischen, denn bei den letzteren wurde weniger Aufwand an Gold, Purpur u. dgl. gemacht. Soviel sich aus einzelnen Beispielen schließen läßt, kostete die Choregie bei einer Tragödie 2500—3000, bei einer Komödie 1600 Drachmen. Als nach dem peloponnesischen Kriege der Wohlstand der Athener einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, fehlte es für die letzten Stücke des Aristophanes an Choregen, und bald wurde auch die Choregie durch das Verschwinden des Chores aus der Komödie überflüssig. Für die Tragödie dauerte sie noch länger fort. (*A. Wellauer.*)

CHORDAULODION ist der Name, welchen Friedrich Kaufmann aus Dresden seinem akustisch-mechanischen Kunstwerke gegeben, in welchem, als einer veredelten und in großem Style gedachten Spieluhr, mittels eines Walzenwerkes, ein Pianoforte und ein aus einem Paar Flötenregistern bestehendes Orgelwerk, zusammen mehre Stücke, mit großer Vollkommenheit und oft hinreißend schön, abspielen. Der Name, aus Chorda (Saite), und Aulos (Pfeife, Flöte), vielleicht auch noch aus Aulodos (was zur Flöte singt), und Ode (Gesang), zusammengedacht, ist, wie man sieht, für das Saiten- und Flötenspiel vereinigende Instrument, passend genug. — In Ansehung der Einrichtung der Maschine, ist besonders merkwürdig, daß sie, auf dem Pianoforte, nicht allein durch Anwendung der auf wirklichen Pianofortes üblichen verschiedenen Dämpfungen, sondern auch, gleich einem verständigen und fühlenden Spieler, durch bald stärkeren bald schwächeren Anschlag der Hämmer an die Saiten, den genauesten Ausdruck und Vortrag erzielt, und daß auch sogar das Pfeifenwerk mit piano, crescendo, forte und decrescendo abwechselt, welches durch einen Windschweller bewirkt wird, wobei aber, um das mit dem Verstärken des Windes sonst eintretende Höherwerden des Tones zu verhindern, eine eigene Vorrichtung angebracht ist, welche der Meister, wie er mir beim Vorzeigen derselben bemerkte, nach einer von mir in meiner Akustik der Blasinstrumente ausgesprochenen Idee angebracht hat, deren Anwendung er übrigens, meines Wissens, noch nicht öffentlich bekant gemacht wissen will. (*Gfr. Weber.*)

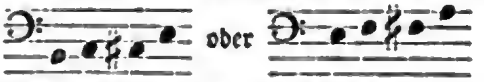
CHOREGRAPHIE nent man die Kunst, Tänze durch Zeichen zu beschreiben, wie die Musik durch Noten. Thoinet Arbeau, Domherr von Langres hatte die erste Idee dazu, und gab darüber 1588 eine Abhandlung heraus*). Er schrieb unter die Noten der Tanzmelodien die Stellungen, Schritte, Bewegungen und Wendungen, wie er sie für jeden Tanz passend hielt. Beauchamps, der erste Tanzmeister unter Ludwig XIV., welcher späterhin auf diesem Grunde fortarbeitete und Zeichen für die Schritte, Bewegung der Arme und Wendungen des Körpers erfand, wurde durch einen Ausspruch des Parlements für den Erfinder dieser Kunst erklärt. Sein Nachfolger Feuillet, der sie mit allem Fleis studirte, und ihr mehr Vollkommenheit gab, hat darüber 1701 ein weitläufiges Werk herausgegeben, unter dem Titel: Chorégraphie. Die Tanzmeister benutzten sie, um sich gegenseitig neue Tänze, und die dazu gehörigen pas zuzusenden. Die Tanzschritte sind durch Linien bezeichnet, die Elemente der Schritte, woraus sie bestehen, sind durch Zeichen auf der Schrittlinie angegeben, wie auf der hiezu gehörigen Kupfertafel zu ersehen ist. (S. diese im XXI. Thl. und die dazu gegebene Erklärung in diesem Bande). (*Koller.*)

*) Orchésographie etc. Langres, J. de Preys. 1589. 4. mit Kpf. Der wahre Name des Vfs. ist J. Tabourot. Vgl. Eberi bibliogr. Lex. I, 82.

CHOTSCH, hoher Berg in Niederungern diesseit der Donau, Liptauer Gespanschaft, nach dem Kriwan der höchste Berg der karpatischen Gebirgskette in der Liptauer Gespanschaft, von dessen Gipfel man über hundert Ortschaften der Gespanschaften Liptau, Thuroez und Arva zählen kann. Am Fuße desselben liegt das wohlgebaute Dorf Lucska (spr. Lutschka) oder Lutschky mit einem schönen, 3 Klafter hohen Wasserfall, einem warmen Bade, das zu den eisenhaltigen, mit vorwaltendem Schwefel und salzsauren Kalken gesättigten Wassern gehört, bei Contracturen mit Nutzen gebraucht und stark besucht wird, einem gemauerten Badegebäude, zwei hölzernen Wohngebäuden für Badegäste, einem Gasthause und einer katholischen Kirche. (*Rumy.*)

Christich s. Ostoja.

CHROMA. CHROMATISCH. Das lateinische Wort Chroma, vom griechischen χρῶμα, zu teutsch Farbe, wird auch in der musikalischen Kunstsprache gebraucht, und zwar in einem ziemlich uneigentlichen und selbst mehrfach wandelbaren Sinne. 1) Schon die alten Griechen gebrauchten das Wort chromatisch, um damit ein gewisses Tonsystem, das chromatische System, genus chromaticum, zu bezeichnen, ein Ding, wovon wir indessen heut zu Tag keinen Begriff mehr haben können, dessen Tonleiter übrigens folgende gewesen soll:



Der bildliche Name: chromatisches, d. i. farbiges System oder Klanggeschlecht soll daher entstanden seyn, daß man die zu diesem Systeme gehörigen Töne mit einer anderen Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. 2) Auch in späteren Zeiten pflegte man, zum Theil in Gefolge einer gewissen Ideenähnlichkeit, die kurzen Obertasten unsrer Claviaturen, welche man, wie auch noch jetzt, durch andere Farbe von den langen oder Untertasten unterschied, farbige Tasten, (gelehrter „chromatische" Tasten), und die Töne derselben chromatische Töne zu nennen. In der Folge wurden 3) diese Benennungen auch auf andere Instrumente übertragen, indem man diejenigen Töne, welche auf den Claviaturen durch chromatische Tasten angegeben wurden, ein für allemal chromatische Töne nante, auch wenn sie auf anderen Instrumenten angegeben oder gesungen wurden, und so hießen denn z. B. die Töne cis, dis, b, as etc. ein für allemal chromatische Töne, welcher Name demnach jeden sogenanten Semiton, d. h.

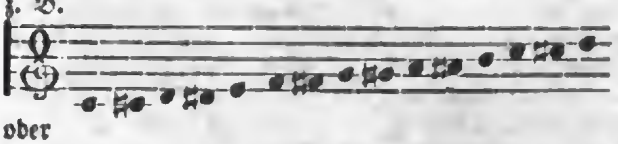
Digitized by Google

jeden Ton bezeichnete, der nicht in der Reihe der sogenanten natürlichen Töne enthalten war. Diesem Sprachgebrauche zufolge konte denn auch 4) die Erhöhung oder Erniederung eines Tones durch ein chromatisches Versetzungszeichen eine chromatische Erhöhung, oder chromatische Erniederung, oder überhaupt chromatische Versetzung heißen, und ebenso konten 5) die Anhängesylben is und es chromatische Anhängesylben, chromatische Sylben genant werden. 6) Auch die Versetzungszeichen ♯, b, x, bb, konten in dieser Bedeutung chromatische Zeichen genant, und dieser Name auch wol 7) auf das chromatische Widerrufungszeichen ♮ ausgedehnt werden, (wiewol freilich gewissermaßen uneigentlich); so wie auch 8) auf die chromatische Vorzeichnung am Anfange eines Stückes, — und solchem Sprachgebrauche ganz folgegleich kann man denn auch 9) jede transponirte Tonart, jede Tonart, in deren Tonleiter ein oder mehre sogenante chromatische Töne befindlich sind, welche daher eine chromatische Vorzeichnung verlangt, eine chromatische Tonart nennen. 10) Dem angenommenen Sprachgebrauche gemäß konte man ferner auch den Unterschied, die Tonentfernung, (Intervall), um welchen ein sogenanter natürlicher Ton durch eine (einfache) chromatische Versetzung erhöht oder erniedert wird, einen chromatischen Tonunterschied, chromatisches Intervall nennen, und so wären denn z. B. ges-g oder g-gis, chromatische Intervalle; (ges-gis, as-ais, f-fisis u. dergl. könte alsdann eine doppelte chromatische Tonentfernung heißen); — und in diesem Sinne ist denn der Name chromatisches Intervall gleichbedeutend mit dem Namen: übermäßige Prime oder auch wieder mit dem (an sich selbst freilich auch wieder vieldeutigen) Namen halber Ton, oder Semiton, welcher eben darum auch oft chromatischer halber Ton benant wird (vergl. m. Theor. d. Tonsetzkunst §. 38. d. 2. u. 3. Auflage.) — 11) Wieder in einem anderen Sinne kann auch jedes Intervall (jede Tonentfernung), welche sich in der Reihe der sogenanten natürlichen Töne gar nicht darstellen läßt, sondern allemal wenigstens ein chromatisches Versetzungszeichen fodert, und also nicht blos, wie eben bei No. 10. erwähnt, die übermäßige Prime, sondern auch alle übermäßige Secunden, übermäßige Sexten, verminderte Septimen u. s. w. chromatische Intervalle heißen, so wie auch 12) jeder Accord, welcher auf gleiche Weise sich nicht ohne chromatisches Zeichen darstellen läßt, z. B.

und dgl., ein chromatischer Accord heißen kann. (Vergl. m. Theor. d. Tonsetzk. §. 86, 93.) 13) Da übrigens auch Töne der langen Tasten als chromatisch versetzte Töne vorkommen können, wie z. B. his, ces, eis, fes, fisis, deses u. s. w., so müssen in solchen Fällen auch diese Töne den Namen chromatisch erhalten.

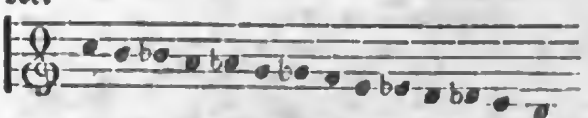
14) Man nent ferner jede sich durch chromatische Intervalle bewegende Tonreihe z. B.

eine chromatische Tonreihe, eine chromatische Melodie, und sagt auch von einem Tonstücke, es sey chromatisch oder sehr chromatisch, wenn darin viele chromatische Zeichen, nämlich viele chromatische Accorde, oder viele Ausweichungen (welche natürlich gleichfalls allemal zu chromatischen Versetzungszeichen Anlaß geben), vorkommen. — Was man außerdem nicht selten von einer chromatischen Tonleiter, von einem chromatischen Klanggeschlecht, genus enharmonicum fabeln hört, läßt sich, soweit es etwas mehres als das vorstehend unter Ziff. 1. u. 14. bezeichnete besagen will, durchaus auf keinen haltbaren Begriff zurückführen; (Vergl. m. Theorie der Tonsetzkunst. §. 127 und 369) und wenn man auch jede chromatische Tonreihe, d. h. jede Reihe von Tönen, deren jeder von dem anderen theils um eine übermäßige Prime, theils um eine kleine Secunde (welche beide Intervalle in unserem temporirten Systeme einander praktisch gleich sind), entfernt ist, z. B.



ꝛc.

oder



ꝛc.

wol auch eine chromatische Tonleiter nennen kann, und oft genug wirklich so nennen hört, so vergesse man dabei wenigstens nicht, daß solche Benennung einer, theils aus chromatischen, theils aus diatonischen sogenanten halben Tönen, bestehenden Tonreihe etwas durchaus Anderes als eine Tonleiter (Tonartleiter), im eigentlichen Sinne des Wortes ist. 15) Nicht selten wird der Titel chromatisch auch wol noch anderen Dingen beigelegt. So legt man z. B. einem Instrumente, auf welchem sich chromatische Töne und Tonreihen ausführen lassen, den Ehrentitel, eines chromatischen Instrumentes bei, und titulirt z. B. das mit Klappen versehene Waldhorn chromatisches Horn, weil man auf einem solchen die sogenanten chromatischen Töne leichter als auf dem gewöhnlichen Horne angeben kann. (Vergl. übrigens den Art. Enharmonisch).

Etwas ganz anderes als unter Chroma pflegt man unter Croma (s. d. Art.) zu verstehen. (*Gfr. Weber.*)

CHROMSAURE VERBINDUNGEN [1]). Das sich chromsaures Blei als Präzipitat für Baumwollen- und Leinen-Gewebe. Oraniengelbe Farbenabstufungen. Für die Darstellung dieser schönen und glänzenden Farbenabstufungen, die

1) Nachtrag zu diesem Artikel im XVII. Thl. S. 138. ff.

Digitized by Google

durch kein anderes Agens so vollkommen erreicht werden können, besitzen wir nachstehende Verfahrungsarten.

A. Die Gewebe werden mit basisch essigsaurem Blei imprägnirt und im heißen Bade von neutralem chromsaurem Kali, dem 6 bis 8 mal so viel kaustisches Ammonium zugesetzt, als chromsaures Kali verwendet wird, so lange durchgenommen, bis die oraniengelbe Farbe durch steigende Temperatur vollständig erscheint. Dunkler oder heller werden die oraniengelben Abstufungen erzielt, je nachdem das basisch essigsaure Blei mehr oder minder concentrirt in Anwendung gebracht wird.

B. Verläßlicher werden jene Abstufungen erzielt, wenn die Gewebe zuerst auf der Grundirmaschine mit einer schwachen, neutralen chromsauren Kaliauflösung imprägnirt und nach dem Abtrocknen mit der basisch essigsauren Bleiauflösung grundirt werden. Die trockne Ware wird jetzt durch ein Wasserbad, dem ätzendes Ammonium zugesetzt worden, passirt, und unmittelbar danach in dem neutralen, 36° warmen, chromsauren Kalibade bei einer steigenden Temperatur zwischen 60—70° R., je nachdem die Farbe heller oder dunkler erscheinen soll, ausgefärbt.

Für die illuminirte Ausarbeitung eignen sich nachstehende Applicationsfarben: 1) Applicationsschwarz; 2) Gelb, Stärkepaste mit Salpetersäure; 3) Lilas, liquides salzsaures Zinn mit dem Pigment des Kampeschenholzes; 4) Grünbeize; 5) Blaubeize; 6) Weiß, mit liquidem salzsaurem Zinn, bei vorwaltender freier Säure.

In der Hand- und Walzendruckerei lassen sich die schönen orangefarbigen Abstufungen als örtliche Farben auf nachstehende Weise darstellen: Man druckt mit Gummi in druckförmigen Zustand versetztes basisch essigsaures Blei auf, und färbt nachgehends die Ware in einem neutralen chromsauren Kalibade, dem kaustisches Ammonium zugesetzt worden, bis zur beliebigen Schattirung.

Interessant ist das Verfahren, welches der Indiennenfabrikant Thomson in Manchester zuerst bekant machte, nämlich weiß auf grünem Grunde darzustellen. Man gibt den baumwollenen Geweben zuerst in der Indigoküpe einen mehr oder weniger dunkelblauen Grund, je nachdem das Grün, welches man hervorbringen will, mehr oder weniger intensiv seyn soll. Die blaugefärbten Zeuge werden mit einer 7 Grad starken, essigsauren Thonerde imprägnirt, durch heißes Wasser genommen, getrocknet, hierauf in einer Auflösung von krystallisirtem saurem chromsaurem Kali, 5 Loth Chromsalz auf 4 Pfund Wasser, grundirt und nachfolgende Reservage aufgedruckt:

Mit gerösteter Stärke verdicktes Wasser 4 Pfund, Weinsteinsäure 20 Loth, Zuckersäure 12 Loth, Salpetersäure 4 Loth.

Der Zusatz von Salpetersäure ist nicht nöthig, wenn das Dessein aus großen Gegenständen besteht.

In dem Augenblick, wo der Model die Reservage auf dem Zeuge aufdruckt, wird das Blau entfärbt, wobei ein eigenthümlicher Geruch hervorgebracht wird. Nach dem Druck wird das Zeug im fließenden Wasser ausgewaschen und im Quercitron oder Waubade ausgefärbt; wonach der Grund grün und das aufgedruckte Dessein weiß erscheint.

Zum Gelingen dieses Fabrikats ist wesentlich erforderlich: a) daß man die mit dem sauren chromsauren Kali imprägnirten Zeuge bei gelinder Wärme trocknet, weil sie sich bei erhöhter Temperatur verändern; b) daß jeder Zutrit der Sonnenstrahlen vermieden werde, so wie möglichst weniges Tageslicht zuzulassen, damit die blaue Farbe nicht geschwächt werde.

Die durch den Aufdruck der Reservage bewirkte Zerstörung der vegetabilischen Farbe beruht auf folgender allgemeiner Thatsache: So oft chromsaures Kali mit Weinsteinsäure oder Zuckersäure in Berührung komt, oder auch chromsaures Kali mit einer neutralen vegetabilischen Substanz und einer Mineralsäure, wie z. B. Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w., entsteht eine sehr lebhafte Einwirkung, wobei Wärme frei wird und sich Gasarten entwickeln. Das Hauptprodukt dieser wechselseitigen Zersetzung ist die Bildung eines neuen Körpers, welcher alle Eigenschaften einer Säure besitzt, und wahrscheinlich chromichte Säure ist. Die Zerstörung der vegetabilischen Farben mittelst sauren chromsauren Kalis und einer Säure läßt vermuthen, daß die Chromsäure, welche bei dieser Reaction in dem Zustande auftrit, wo sie aus einer Verbindung frei wird, sich zersetzt und chromichte Säure (acide chromeux) darstellt, während ihr Sauerstoff an die vegetabilische Substan, trit und dieselbe entfärbt. [2]).

Grünes Chromoxyd als Körperfarbe. Das grüne Chromoxyd läßt sich nach Dr. Wöhler sehr leicht durch Reduktion der Chromsäure vermittelst Ammonium darstellen, wenn das rothe saure chromsaure Kali mit ungefähr gleichviel gepulvertem Salmiak und etwas wenigem kohlensauren Kali oder Natron, in einem bedeckten Tiegel so lange geglüht wird, bis keine Salmiakdämpfe mehr entweichen. Die erkaltete Masse wird mit Wasser ausgelaugt, welches das Salz auflöst und das reine, grüne Chromoxyd zurückläßt [3]).

(*Kurrer.*)

CHRONIK, im A. T., ist der Titel der beiden ursprünglich und nach der innern Anlage nur eins ausmachenden Bücher, welche den Kanon des A. T. schließen. Der hebräische Name דִּבְרֵי הַיָּמִים Zeitgeschichte, scheint gewählt zu seyn, weil diese Schrift sich nicht blos auf einen bestimten Theil der hebräischen Geschichte beschränkt, wie z. B. die Bücher der Könige; die Alexandrinischen Übersetzer unterscheiden zwei Bücher unter dem Namen *Παραλειπόμενα*, Supplementa, welcher dem Zweck des Verf. insofern entspricht, als er sein Werk wol für eine Ergänzung und Berichtigung früherer ähnlicher gehalten wissen will; Hieronymus endlich läßt

2) Vgl. Köchlin Schouch in dem Bulletin de la Societé industrielle de Muhlhausen Nr. 2. p. 83, und Dingters polytechnisches Journal Bd. 27. S. 40—44. 3) Vergl. Dr. Wöhler in den Annalen der Physik und Chemie. Bd. 10. S. 46.

Digitized by Google

in der Bezeichnung Chronica oder Chronicorum libri den hebräischen Namen wiederkehren, und die ihm folgende teutsche Benennung empfiehlt sich dadurch, daß die Geschichtserzählung des Buches mit der der Chronikenschreiber des Mittelalters, wie sich unten zeigen wird, manche Ähnlichkeit hat [1]).

I. Bei der Frage nach der Abfassungszeit der Chronik ist man mehr, als bei irgend einem andern Buche auf das Zeugniß innerer Gründe beschränkt, nach welchem sie sich jedoch immer nicht ganz genau und überhaupt nur relativ, d. h. in Vergleichung mit andern Büchern des A. T. wird bestimmen lassen. Nach den sichersten Anzeichen möchte nur erweislich seyn, daß das Buch nicht geschrieben seyn könne, bevor die chaldäische Sprache auf die der Hebräer, die babylonisch-persische Bildung auf ihre Ideen eingewirkt haben; oder genauer: es sey geschrieben geraume Zeit nach dem Ende des babylonischen Exils und nach den Siegeszügen Alexanders von Macedonien. 1) Die Sprache des Buchs, und zwar a) in seiner Schriftart oder orthographischen Eigenthümlichkeit, verräth: α) durch Spuren der ausster benden Sprache ein relativ-spätes Zeitalter. Dahin sind nämlich alle die Hilfsmittel zu rechnen, durch welche beim Mangel der Vocale die richtige Aussprache, welche beim vollen Leben der Sprache durch den täglichen Gebrauch hinlänglich gesichert war, unterstützt werden sollte, also namentlich die Anwendung der matres lectionis. β) Spuren des Gebrauchs der Quadratschrift, dessen Ursprung zwar nicht mit Sicherheit bekant ist, vor dem Ende des Exils aber doch nicht angenommen werden kann. Man findet sie darin, daß sich häufig vorkommende Buchstabenverwechselungen daraus am leichtesten erklären lassen, daß man annimt, der Chronist habe in seinen Quellen Quadratschrift vor sich gehabt, und sich auch selbst derselben bedient. b) Die Ausdrucksweise der Chronik zeigt einen schon ziemlich chaldaisirenden Styl, welcher dem der Bücher Nehemia und Esra nahe komt, wenn er auch noch besser ist, als der in den hebräischen Kapiteln des Buchs Daniel. Dies läßt sich an zwei Klassen von Stellen nachweisen: α) an denen, in welchen der Verf. mehr selbständig ist, indem sich wenigstens kein hebräisches Original aufzeigen läßt, welchem er folgte. β) Fast noch überzeugender sind die Stellen, wo der Chronist, in der Erzählung abhängig von älteren Büchern, ihre correcteren Ausdrücke mit mehr oder weniger chaldaisirenden vertauscht, wozu er doch nur dadurch veranlaßt worden seyn kann, daß die letztern zu seiner Zeit gewöhnlicher und also verständlicher waren [2]). — 2) Die Betrachtung des Inhalts, insofern er dem Buche eigenthümlich ist, führt weit mehr, als die der Sprache, welche nur im Allgemeinen die Entstehung der Chronik in den Zeiten der Ausartung vermuthen lassen konte, auf bestimmte Ergebnisse; denn die Zeit, zu welcher gewisse Gedanken erst entstehen konten, läßt sich nicht selten genauer angeben. a) 1 Chron. XVI, 8—36, wird dem David ein Lob- und Danklied zugeschrieben, welches er dem Asaph und den Levitischen Sängern übergeben haben soll, es nach Zurückführung der Bundeslade nach Jerusalem abzusingen. Dieser Lobgesang ist aus mehren noch vorhandenen Psalmen zusammengesetzt, nämlich V. 8—22

1) Von einer Geschichte der Auslegung dieses Buchs kann erst von der Zeit an die Rede seyn, wo man anfing, die Grundsätze der historischen Kritik auch auf die angeblich geschichtlichen Bücher des A. T. anzuwenden; denn vorher hatten Ausleger und Historiker, wenn auch einzelne auffallende Versehen bemerklich gemacht wurden, sich damit begnügt, die Angaben der verschiedenen Bücher möglichst in Übereinstimmung zu setzen, und wol gar unkritisch das eine aus dem andern ergänzt. Erst de Wette widmete der Chronik eine ausführliche Untersuchung (vgl. dessen Beiträge zur Einleitung ins A. T.), deren Resultate zwar vielfache Anerkennung fanden, aber, weil sie für das historische Ansehen der Chronik sehr nachtheilig ausfielen, auch Widerspruch erregten. Sie wurden im Wesentlichen bestätigt durch die verwandten Forschungen von Bertholdt (histor. krit. Einl. in sämtliche Bücher des A. u. N. T., Th. III, S. 981 ff.) und Gesenius (Gesch. der hebr. Sprache und Schrift, §. 12. Commentar zum Jesaia, Th. I, S. 268 f. 503 u. a. Vgl. Encyclop. Art. Ahas, Abasja u. a.), von denen die des letztern Gelehrten um so wichtiger sind, weil sie auf grammatischem Wege mit dem übereintreffen, was de Wette aus Inhalt und Darstellungsweise gefolgert hatte. Gegen de Wette's erwähnte Untersuchung richtete J. G. Dahler (Prof. in Strasburg) die Schrift: de librorum Paralipomenôn auctoritate atque fide historica. Argent. 1819. 8., und auch Dr. J. M. Hertz (Bischof zu Ripen) suchte in der Abhandlung: Sind in den Büchern der Könige Spuren des Pentateuchs und der mosaischen Gesetze zu finden? (Altona 1822. 8.), jedoch mehr gelegentlich, das Ansehen der Chronik gegen ihn zu schützen. Beide Schriften verfahren nicht rein kritisch, indem sie sich durch das dogmatische Interesse leiten lassen, welches ihre Verf. daran nehmen, daß durch die angeblich genauern Nachrichten der Chronik die Meinung gestützt werden soll, als seyen wenigstens von Davids Zeit an die in den levitischen Büchern des Pentateuch theoretisch aufgestellten Anordnungen über den Cultus und die heilige Kaste in voller Kraft gewesen, — wodurch sie denn natürlich oft befangen werden, und die Unbefangenheit und Gründlichkeit vermissen lassen, welche solche Untersuchungen fodern. Diese Fehler suchte der Unterzeichnete zu vermeiden in der Schrift: „Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft (Halle 1823. 8.); bei welcher er es sich zur Hauptaufgabe machte, die durch Gesenius und de Wette erforschten Ergebnisse in einer möglichst systematischen Ordnung durch eine aus der Prüfung aller Beispiele hervorgehende, vollständige Induction noch mehr zu befestigen. Es mag dem Verf. auch gelungen seyn, in de Wette's Geist zu arbeiten, denn dieser hat in der dritten Ausgabe seines Lehrbuchs der hist. krit. Einl. in das A. T. (Berlin 1829), Kap. VI, §. 187 ff. obige Schrift beifällig erwähnt und benutzt; eine sehr gründliche und lehrreiche Recension von Dr. von Cölln (Allg. Lit. Zeit. 1825. Nr. 192—194) stimt mit einigen Modifikationen, welche meistens Milderungen zu schroff ausgesprochener Urtheile sind, den Ergebnissen derselben größtentheils bei, erwirbt sich aber durch gelegentliche Ergänzungen und Berichtigungen ein bedeutendes Verdienst um die ganze Untersuchung. Auf die Geschichte derselben hat übrigens Eichhorn, den man hier gewiß erwähnt zu sehn erwartet, so wenig Einfluß gehabt, als ihn selbst diese Forschungen berührt zu haben scheinen; seine Hypothese nämlich: „daß sowol der Verf. der Chronik, als der des B. Sam. und der KK., wo sie von dem nämlichen Gegenstande reden, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, die sie dann beiderseits nach andern ihnen verschieden zugekommenen Nachrichten auf abweichende Weise weiter ausgeführt hätten," eine Hypothese, welche zur Vermittelung mancher Gegensätze dienen sollte, findet sich nicht blos in den ältern Ausgaben seiner Einleitung ins A. T., sondern unverändert eben so in der vierten (Th. III, §. 488 ff.) vom Jahre 1823, woraus erhellt, daß dieser übrigens um die Wissenschaft der Einleitung so verdiente Gelehrte aus Vorliebe für seine Erfindung einer Urgeschichte auf Untersuchungen, die ihn darin hätten wankend machen können, gar keine Rücksicht genommen hat. 2) Beweisstellen zu diesem allem s. in des Verfassers dies. Art. angeführter Schrift.

Digitized by Google

aus Ps. 105, 1—15; V. 23—33 aus Ps. 96 mit einigen Veränderungen und Auslassungen; V. 34—36 aus Ps. 106, 1. 47. 48. Da nun V. 35 (nach Ps. 106, 47) lautet: Hilf uns, Gott unserer Hilfe, samle und rette uns aus den Völkern; so muß er ursprünglich von einem Dichter herrühren, der mit seinen Genossen im Exil lebte; konte aber der Chronist einen im Exil gedichteten Psalm benutzen, so muß er selbst noch weit später geschrieben haben. b) 2 Chron. 36, 22. 23. sind genau die nämlichen Worte, welche sich Esr. 1, 1. 2. finden. Daraus hat man schließen wollen, Esra sey Verf. des Buchs der Chronik; in diesem wird aber, wie weiter unten zu zeigen ist, das Buch Esra oft benutzt, und zwar mit bedeutenden Abweichungen, woraus folgt, daß es später geschrieben ist, als jenes. 1 Chron. IX, 2—16. 18—34. wird Nehem. XI, 3 ff. 19 ff. ausgeschrieben, doch nicht ohne Abweichungen; demnach ist die Chronik später verfaßt, als die geraume Zeit nach dem babylonischen Exil in ihre jetzige Gestalt, in welcher der Chronist sie doch kante, gebrachten Bücher Esra's und Nehemia's. c) 1 Chron. 29, 7 heißt es von den Fürsten Davids, sie hätten zum Bau des künftigen Tempels 10,000 Dariken nebst vielen Talenten Goldes, Silbers u. s. w. beigesteuert. Die Dariken, d. h. Goldmünzen des Darius I. Hystaspis, werden zwar auch Esr. 8, 27 erwähnt, aber nur bei Gelegenheit der vom König und seinen Großen gegebenen Geschenke, woraus noch nicht folgt, daß die Juden damals nach Dariken gerechnet haben; zur Zeit des Chronisten, welche demnach als eine viel spätere zu betrachten seyn wird, muß das aber wol gewöhnlich gewesen seyn, da er unbedenklich diese Berechnungsart auf die Zeit Davids anwendet. d) 1 Chron. 3, 19—24 wird das Geschlechtsregister des Serubbabel, welcher zur Zeit des Cyrus (Esr. 2, 2.) die Juden nach Jerusalem zurückführte, obwol nicht ohne Lücken, bis auf die Zeiten Alexanders von Macedonien hinabgeführt. Der letztere Zeitpunkt wird freilich nicht bestimt angegeben; aber da noch Glieder der Genealogie fehlen; indem V. 21. die Verbindung des Sachanja mit den Söhnen des Chananja ausgelassen ist, so möchte man aus der Reihe der Enkel, Urenkel u. s. w. eher auf eine spätere, als auf eine frühere Zeit schließen; demnach hat der Chronist nicht vor Alexander von Macedonien, d. h. nach 330 v. Chr. geschrieben. e) Der Chronist verräth sehr häufig, wie unten an Beispielen wird gezeigt werden, einen glühenden Religionshaß gegen das Reich Israel; dieser konte bei einem Bürger des Reichs Juda nicht entstehen, so lange beide Reiche währten und in ihnen der Cultus des Jehova nur neben dem der Götter bestand, sondern erst, als nach dem Exil der Cultus der Juden zu Jerusalem durch die Errichtung eines besondern Heiligthums für die Samaritaner, wie die mit Heiden vermischten Israeliten nun hießen, von dem der letztern völlig getrent worden war. Veranlaßt wurde die Trennung zu Esra's und Nehemia's Zeit durch grausame Verfolgungen von Seiten der Juden, bei denen besonders Nehemia thätig war (Esra 4, 2 ff. Neh. 13, 28.), und die Samaritaner erbauten ihren Tempel auf Garizim mit Erlaubniß Alexanders von Macedonien, nach dessen Zeit uns mithin dieser Charakterzug des Chronisten wieder hinabführt [3]). f) In der Dämonologie, welche dem Chronisten eigenthümlich ist, verräth sich gleichfalls wenigstens die Zeit nach dem Exil und der Einfluß babylonisch-persischer Ideen. 2 Chron. 11, 15. gibt der Verf. dem Jerobeam I. von Israel Schuld, er habe sich Priester erwählt für die Göttercapellen (בָּמוֹת), für die Böcke (שְׂעִירִים), für die Kälber (עֲגָלִים), die er gemacht. Das Erste ist bekant genug, unter dem Dritten sind die beiden Bilder des Jehova-Apis zu verstehen, welche Jerobeam I. (1 Reg. 12, 29) zu Dan und Beth-El errichtete; aber was sind שְׂעִירִים? Unter diesem Namen finden wir bei dem im Exil lebenden Pseudo-Jesaia (Jes. XIII, 21. XXXIV, 14.) als Geschöpfe der Volkssage, bocksgestaltige Dämonen, welche mit Schakalen, Straußen und andern die Einsamkeit liebenden Thieren öde Gemäuer und Wüsten bewohnen und heulend tanzen. Woher die Idee ist, läßt sich leicht vermuthen, denn Münter [4]) hat auf babylonischen Bildwerken die Gestalten mehrer thierähnlicher Dämonen nachgewiesen, und durch den nun erst recht sich entwickelnden Gegensatz gegen das Heidenthum mag sich bei den Juden im Exil schon die Idee erzeugt haben, die Götter der Heiden seyen solche bocksgestaltige Dämonen. Dafür spricht, daß der früher im Exil selbst lebende Dichter von Leviticus, indem er, Levit. 17, 6. 7. die Pflicht einschärfen will, nur bei dem einen, orthodoxen Heiligthum dem Jehova zu opfern, hinzusetzt: sie sollen nicht mehr ihre Opfer den שְׂעִירִים bringen, welchen sie nachhuren. Vor dem Exil hatten die Israeliten allesamt vielen Göttern der Nachbarvölker geopfert; der Chronist nun, der diese Abgötterei dem Reiche Ephraim allein zuschreibt, denkt wahrscheinlich an jene Stelle des Leviticus, indem er den Jerobeam I. zum Stifter des Cultus der bocksgestaltigen, bösen Dämonen macht. — Nach der alten, anthropopathischen Redeweise, nach welcher Jehova selbst die Menschen zum Bösen versucht, wie wir sie z. B. Exod. 10, 1 u. 2 in diesem Buche finden, hieß es 2 Sam. 24, 1: Da entbrante von neuem der Zorn Jehova's gegen Israel, und er reizte (וַיָּסֶת) den David, indem er zu ihm sprach: Auf, zähle Israel und Juda! Das schien dem Chronisten mit der Ehrfurcht gegen Jehova unverträglich: obwol er übrigens die ganze Erzählung dieses Capitels mit nur kleinen Änderungen abschreibt, macht er doch hier eine bedeutendere, indem er 1 Chron. 21, 1. sagt: Satan (שָׂטָן) erhob sich gegen Israel, und reizte den David, das Volk zählen zu lassen. Das Wort שָׂטָן selbst ist freilich den ältern Schriftstellern nicht unbekant, wird aber nur von Menschen in der Bedeutung Widersacher, Feind gebraucht (z. B. 2 Sam. XIX, 23). An einen menschlichen Widersacher der Israeliten kann aber der Chronist schon deswegen nicht gedacht haben, weil er ihn an die Stelle Jehova's setzt, sondern man wird hier un-

3) Vergl. de Wette Beitr. Th. I, S. 202. 215. Paulus Comment. z. N. T., Th. IV, S. 207. zu Joh. IV, 5. Gesenius Comment. zu Jesaia, bei Jes. XI, 15. 4) Religion der Babylonier. Kopenhagen 1827. 4.

Digitized by Google

ter שָׂטָן den boshaften Geist zu verstehen haben, welcher den frommen Hiob verleumdet, und Zach. 3, 1. 2. den Hohenpriester Josua vor Jehova anklagt, nur erscheint hier die Idee desselben noch mehr ausgebildet, da er selbständiger auftrit; im B. Hiob ist er noch einer der Diener Jehova's, und hat auch nur über Güter und Gesundheit, nicht aber über das Gemüth des Hiob Macht: hier bewirkt er durch seinen Einfluß, daß David gegen den Willen Jehova's sich vergeht, also böse wird. Demnach wird man der Chronik eine spätere Zeit anweisen müssen, als jenen beiden Büchern, von welchen das eine doch ganz gewiß, das andere höchst wahrscheinlich am Ende des Exils verfaßt worden.

II. Die Frage nach den Quellen der Chronik hat ein um so größeres Interesse, da es auf den ersten Blick einleuchtet, daß die Geschichtserzählung derselben lauter Gegenstände betrifft, welche in andern Geschichtsbüchern des A. T. schon abgehandelt sind, daß sie aber von deren Darstellung nicht selten bedeutend abweicht. Ließe es sich nun zeigen, daß der Chronist neue, früher unbenutzte, den Begebenheiten gleichzeitige Quellen hatte, so dürfte man bei ihm wichtige Ergänzungen und bemerkenswerthe Aufschlüsse erwarten; wäre das aber nicht der Fall, so würde er seine Abweichungen von der ältern Geschichte selbst zu vertreten haben, und nicht wegen ihres Alterthums, sondern etwa nur wegen ihrer innern Glaubwürdigkeit Vertrauen auf dieselben erwarten dürfen. Daß der letztere Fall hier eintrete, davon überzeugt man sich leicht durch genauere Prüfung. Am bequemsten lassen sich folgende beiden Klassen der Quellen der Chronik unterscheiden. 1) Angebliche Quellen, d. h. solche, welche der Chronist als Bürgen für die ihm eigenthümlichen Nachrichten anzugeben, und gleichsam als Mittel, das Gegebene zu vervollständigen, seinen Lesern zu empfehlen scheint. a) 1 Chr. 29, 29: „Die Begebenheiten Davids, des Königs, sind aufgezeichnet neben den Begebenheiten Samuels des Sehers, und Nathans des Propheten, und Gad des Schauers." Da von Gad 1 Sam. 22, 5. 2 Sam. 24, 11, und von Nathan 2 Sam. 7, 2. 12, 1 ff. erzählt wird, so scheint der Chronist wirklich unter dem Buche, welches die Geschichte dieser Propheten nebst der des Samuel und David enthalte, unser kanon. Buch Samuels zu verstehen, nicht aber Schriften, die von Samuel, Gad und Nathan verfaßt wären. b) 2 Chron. 9, 29. „Die übrigen Angelegenheiten Salomo's, die ersten und letzten sind geschrieben neben den Angelegenheiten Nathans, und neben der Prophezeihung Achija's des Siloniters, und in den Gesichten Jedo's (oder Jeddo's יְעִדּוֹ) des Sehers gegen Jerobeam, den Sohn Nebats." Von Nathan lesen wir 1 Reg. 1, von Achija 1 Reg. 11, und dem Ausdruck nach könte der Chronist auf diesen Theil des Buchs der Könige als seine Quelle verweisen; aber dem Jeddo, den nur er kent, und von welchem er nichts Glaubwürdiges erzählt, scheint er ein eigenes Buch zuzuschreiben. c) 2 Chron. 12, 15: „Die Geschichte Rehabeams steht geschrieben in den Reden Semaja's, des Propheten, und Jddo's, des Sehers." Die Reden Semaja's finden sich 1 Reg. 12, 22 ff.; עִדּוֹ aber scheint nur ein Name zu seyn mit יְעִדִּי, ist eben so unbekant, wie dieser, und gewint durch das, was der Chronist von ihm erzählt, nur einen mythischen Charakter; demnach wird auch hier keine zuverlässige neue Quelle aufgeschlossen, so wenig wie d) 2 Chron. 13, 22, wo dem Propheten Jddo eine Erklärung (מִדְרָשׁ) zugeschrieben wird, worunter man wol eine mit Erklärungen versehene Geschichtserzählung verstehen müßte, ein Werk, welches schon seines Titels wegen einem alten Propheten nicht angehören könte, sondern höchstens ihm untergeschoben wäre. e) 2 Chron. 20, 34: „Die übrige Geschichte Josaphats steht geschrieben in den Reden (דִּבְרֵי, oder: in der Geschichte) Jehu's, des Sohnes Hanani's, welche aufgenommen sind in das Buch der Könige Israels." Nach 1 Reg. 16, 1 ff. hat dieser Prophet nicht in Juda, dessen Geschichte der Chronist hier allein behandelt, sondern in Israel gelebt, und gegen K. Baesa geweissagt. Die Nachricht soll entlehnt seyn (V. 5.) aus dem Buche der Tagesgeschichte der Könige von Israel. Ob nun der Chronist diese alten Reichsannalen oder eine prophetische Schrift des Jehu citiren will, bleibt zweifelhaft; die ihm in diesem Kapitel (V. 1 ff. V. 35—37) eigenthümlichen Nachrichten sind aber von der Art, daß sie unmöglich aus echten, der Zeit Josaphats nahen Schriften abgeleitet werden können, also gewint man hier keine Nachweisung einer neuen Quelle. f) 2 Chron. 32, 32: „Die Geschichte Hiskia's steht geschrieben in den Gesichten Jesaia's, des Sohnes Amoz, des Propheten, außer dem Buche der Könige von Juda und Israel." Bekantlich wird 2 Reg. 18, 13—20, 19 in einer etwas jüngern Recension wiederholt Jes. 36—39; der Chronist gibt also hier an, daß er außer dem kanon. Buche der Könige auch das Buch Jesaia in seiner jetzigen, aus dem Exil herrührenden Gestalt kante, nent mithin keine neue selbständige Quelle, und hat seine Abweichungen von beiden Relationen selbst zu vertreten. g) 2 Chron. 26, 22: „Die übrige Geschichte Usia's schrieb Jesaia, der Sohn Amoz, der Prophet." Die Sage ist nicht ganz unwahrscheinlich, obwol im prophetischen Buche Jesaia nur Usia's (Asarja's) Tod erwähnt wird, Jes. 6, 1; der Chronist sagt aber nicht einmal, daß er diese Biographie noch gekant habe, und seine wunderbare Erzählung vom Aussatz dieses Königs konte er schwerlich aus der Schrift eines Zeitgenossen desselben schöpfen. h) 2 Chron. 33, 18. 19: Die übrige Geschichte des Manasse, worin Nachricht von seiner Abgötterei und seiner Bekehrung gegeben und sein Gebet mitgetheilt werden, soll im Buche der Könige von Israel und in den Reden des Hosai (חוֹזַי) enthalten seyn. Dieser Prophet ist ganz unbekant; 2 Reg. 21, 1 ff. komt von der Bekehrung des Manasse, die augenscheinlich eine spätere Erdichtung ist, nichts vor, und die Darstellung des Chronisten scheint erst einem noch spätern Dichter Veranlassung gegeben zu haben, den bekanten Cento aus Psalmen zusammenzuschreiben, welcher unter den Apokryphen den Namen „Gebet des Manasse" hat. Demnach sind diese Angaben, aufs gelindeste gesagt, höchst unzuverlässig. i) 2 Chron. 24, 27: Weissagungen gegen Joas, und genauere Nachrichten von seinen Schicksalen

Digitized by Google

und Thaten sollen in einer Erklärung des Buchs der Könige vorkommen. Eine solche Erklärung vom kanonischen Buche der Könige, welches 2 Reg. 12. nichts von Weissagungen gegen Joas berichtet, gibt allerdings der Chronist selbst; sollte er aber auch eine fremde gekannt haben, so kann diese doch schwerlich für eine alte, glaubwürdige Quelle gegen das Buch der Könige geltend gemacht werden. k) 2 Chron. 25, 26. 27, 7. 28, 26. 33, 27. 36, 8 verweist der Chronist auf die Bücher der Könige Juda's und Israels, worunter denn wol ohne Zwang die kanonischen Bücher der Könige verstanden werden können, und eben dahin ist höchst wahrscheinlich das Citat 2 Chron. 33, 18 zu deuten, welches behauptet, Nachrichten von Manasse, der doch König von Juda war, seyen in der „Geschichte der Könige Israels" enthalten.

Ein Urtheil, welches alle diese angeblichen Quellencitate in einem Überblick umfaßte, würde, aufs gelindeste ausgedrückt, doch darauf hinauskommen, daß sie, wo sie über die kanonischen Bücher des A. T. hinausgehen, höchst unsicher und schwankend sind, und vielleicht hie und da auf pseudonyme, alten Propheten untergeschobene, nirgends aber mit Glaubwürdigkeit auf uralte, echte, den Begebenheiten nahe oder gleichzeitige Quellen führen, die dem Chronisten eigenthümlich gewesen.

2) Erweisliche Quellen der Chronik sind mehre Bücher des A. T., vorzüglich aber die Bücher Samuels und der Könige, von denen sich nachweisen läßt, daß der Chronist nach einem gewissen, nicht-historischen Plane unsern jetzigen masorethischen Text derselben, welchen er schriftlich vor sich hatte, großen Theils buchstäblich abschrieb, ohne ihn jedoch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu schonen, wenn er in seinen Ansichten zu Änderungen, Auslassungen und Zusätzen Veranlassung fand. Eine genaue Parallele dieser Quellen mit der Chronik s. b. Gramberg S. 67 fgg.

Wer aufmerksam vergleicht, dem kann nicht entgehen, daß die Charakteristik Davids ganz verschieden ausfallen müßte, je nachdem man dabei dem Verf. des Buchs Sam. oder dem Chronisten folgte. Der Erstere schildert den David sehr unparteiisch: er läßt seinen großen Thaten und allen Zügen, in denen sich sein hoher, edler, großmüthiger Sinn zeigt, Gerechtigkeit widerfahren, aber er verhehlt auch seine Schwächen nicht, und dies spricht für die innere Wahrheit des Bildes. Der Chronist läßt manche wahre Tugend Davids unerwähnt, schmückt ihn aber mit erkünstelten, die nur eine durch Hierarchie verderbte Zeit als solche achten kann; und dieses Bestreben wird nicht weniger befördert durch das, was er ausläßt, als durch das, was er zusetzt, wie bei Gramberg S. 75 fgg. gezeigt ist.

In der Geschichte Salomo's (s. bei Gramberg S. 79.) sind die Zusätze des Chronisten unbedeutend, aus dem doppelten Grunde, weil die ihm wichtigsten Dichtungen schon in die Geschichte Davids hineingetragen waren, und weil der Charakter Salomo's kaum der Änderung bedurfte, um ihm zu genügen. Von dem ausgelassenen Gespräch 1 Reg. 2, hängt größtentheils 1 Reg. 2, 13 ff. ab, also fiel natürlich auch dies weg, wozu als Grund der Auslassung noch komt, daß Salomo nach V. 29 ff. selbst das Heiligthum mit Mord befleckt. Die anfangs übergangene Heirath der Tochter des Pharao wird 2 Chron. 8, 11 mit einer abergläubigen Anspielung gelegentlich erwähnt. Die Erzählungen von Salomo's klugem Urtheil, von dem Ruhm seiner Weisheit und seinen prächtigen Bauten interessiren den Chronisten nicht, weil das alles weltliche Dinge sind, und er überhaupt die eigentlich persönlichen Verdienste nicht hoch achtete. Was 1 Reg. 11 von Salomo's Abgötterei und Jehova's Zorn gegen ihn sagt, das schien dem Chronisten, der in dem Salomo das Ideal eines levitisch-frommen Königs erblickt, wol so unglaublich, daß er es schon darum ausließ; dagegen hat er durch einzelne kleine Züge Salomo's Ergebenheit gegen die heilige Kaste noch in ein helleres Licht zu setzen gesucht.

In der übrigen Geschichte bis zum Exil (s. b. Gramberg S. 82 fgg.) sind die Zusätze des Chronisten bei der bloßen Übersicht weniger auffallend, als früher, weil sie sich meistens der übrigen Erzählung genauer anschließen und mit ihr in Verbindung gebracht sind; nur das Passa des Hiskia tritt als ein besonderer Abschnit deutlich hervor. Die wichtigste der Auslassungen besteht darin, daß der Chronist die Geschichte des Reiches Ephraim, welche im B. der KK. unparteiisch neben der des R. Juda fortgeführt wird, ganz ausläßt. Die Ursache liegt in dem Grundsatze des Chronisten, daß nur in der Theilnahme an dem orthodoxen Jehova-Cultus von Jerusalem Heil zu finden sey; weil das Reich Ephraim sich von diesem losgesagt hat, so kann er es nicht über sich gewinnen, von Königen desselben zu erzählen, welche mit Glück gegen die Ausländer gekämpft haben, z. B. Ahab und Joab, und von Elia und Elisa, den großen Propheten dieses Reichs, welche durch ihre großen Thaten und ihre Menschenfreundlichkeit sich bei Volksgenossen und Ausländern Liebe und Achtung erwerben, und welche zwar gegen den Götterdienst für den Jehova-Cultus eifern, aber nicht gerade für den orthodoxen von Jerusalem, da sie selbst einem freiern folgen.

III. Der Untersuchung über den geschichtlichen Charakter der Chronik ist nun durch die bisher betrachteten Gegenstände hinlänglich vorgearbeitet; doch möchte es passend seyn, ehe wir zu derselben übergehen, einen vergleichenden Blick auf die sämtlichen kanonischen Bücher, welche sich als historische geben, und von welchen die Chronik das jüngste ist, zu werfen. Eine rein objective historische Darstellung möchte sich nur in der Familiensage des Buches Ruth und in der Samlung von Volkssagen im Buche der Richter finden; der Samler des letztern hat nämlich seinen Grundsatz: daß Jehova dem Volke, wenn es sich in der höchsten Noth bekehrte, einen Retter zu senden pflege, wirklich aus der Sagengeschichte abstrahirt, ohne diese danach zu verändern. Am nächsten steht diesem das Buch Samuels, in welchem die Volkssagen auch unverkünstelt erscheinen, aber eben deswegen mit dem Grundsatze, daß Jehova mit besonderer Sorgfalt die Angelegenheiten seines Volks leite, zuweilen in auffallenden Widerspruch treten, z. B. wenn der von Jehova (d. h. von Samuel) schon verworfene Saul (1 Sam. 15, 23.) doch noch lange in ungestörtem Besitz der Königsge-

Digitized by Google

walt bleibt, indeß man sich schon mit Recht wundert, wie Jehova in der Wahl dieses Königs einen solchen Mißgriff hat thun können, daß er denselben so bald verwerfen muß. Der Verf. des Buchs der Könige erkante diese Widersprüche wol, und da er den theokratischen Grundsatz nicht fahren lassen konte, zugleich aber zu ehrlich war, demselben zu Liebe die geschichtlichen Data zu ändern, so erfand er den Ausweg der Stellvertretung, um den Widersprüchen auszuweichen; z. B. Jehova läßt dem Jerobeam durch den Propheten Achija sagen (1 Reg. 11, 29 ff.), daß er ihn zum Könige der zehn Stämme, die er dem Davidischen Hause entziehe, gewählt habe; weil aber Jerobeam den theokratischen Wünschen nicht entspricht, so muß der nämliche Prophet ihm (1 Reg. 14, 9 ff.) in Jehova's Namen Ausrottung seiner Familie verkündigen; diese trit jedoch erst ein, indem Baesa (1 Reg. 15, 27.) sich gegen Jerobeams Sohn Nadab empört und ihn tödtet; eben so werden die Übelthaten Ahabs nicht an diesem, sondern an seinem Sohne Joram und dessen ganzer Familie gerächt (2 Reg. 9, 6 ff.); doch als der zu dieser Rache und zum Königsthrone von Jehova berufene Jehu dem Jehova wieder misfällig wird (2 Reg. 10, 30. 31.), beschränkt Jehova seine Herrschaft auf vier Geschlechter, und Jehu's vierter Nachkomme Sacharja (2 Reg. 15, 10—12.) fällt von der Hand des Empörers Sallum. Man sieht hier leicht, daß der Erzähler die Prophetenreden und die theokratischen Beziehungen, welche Jehova's Gerechtigkeit darthun sollen, ex eventu den Begebenheiten angepaßt hat, wobei sein Bericht über die letztern darum nicht weniger wahrscheinlich bleibt. Die Bücher Esra und Nehemia kommen hier nicht in Betracht, denn ihre Verfasser haben die theokratische Idee fast aufgegeben, und wenn man gegen einige ihrer Nachrichten gerechtes Mistrauen hegt, so liegt die Ursache nur in ihrer Ruhmredigkeit, Ungenauigkeit u. dgl. Zwei Schriften sind noch übrig, welche eine theils theokratische, theils hierarchische Theorie mit Consequenz in freiern Dichtungen durchführen, sich aber in der Methode wesentlich unterscheiden, die fünf mosaischen Bücher und die Chronik. Die Verf. der erstern kommen darin mit einander überein, daß sie in eine Zeit, aus welcher man nur einige unbestimte Sagen haben konte, an die Stelle der Geschichte eine Reihe von Dichtungen setzen, die in ihrer jetzigen Gestalt ziemlich gut mit einander in Verbindung stehen, wobei die Verf. von Genesis und Exodus theokratische, die der drei übrigen Bücher aber mehr hierarchische Zwecke verfolgen. Den Übergang von ihnen zur Chronik macht insofern das Buch Josua, als es seinen rein hierarchischen Zwecken, z. B. Verherrlichung des Priesterstandes und des orthodoxen Cultus, durch Dichtungen nachstrebt, welche in eine Zeit gesetzt sind, aus der es auch keine sichern historischen Nachrichten gibt. Die Chronik hat sich die nämlichen hierarchischen Zwecke gesetzt, wie die Dichter von Leviticus, Numeri und Josua, aber sie unterscheidet sich dadurch wesentlich von ihnen, daß das Feld, auf welchem sie ihre Theorie praktisch durchzuführen sucht, nicht wie bei jenen das gleichsam offen und unangebaut da liegende, jedem zu beliebigem Gebrauch freie Feld der mythischen Sagengeschichte ist, sondern das von den durchgängig glaubwürdigen Nachrichten der BB. Samuels und der KK. schon eingenommene, auf welchem also neue Dichtungen nur Platz gewinnen können, indem die wahrhaften Berichte entweder unterdrückt oder umgestaltet werden. Wenn also alle die andern, mehr oder minder von Vorurtheilen getrübten, geschichtähnlichen Darstellungen des A. T. in Vergleich mit einer geprüften und gründlichen Geschichtserzählung immer noch mildere Namen verdienen, so muß die der Chronik geradezu Geschichtsverfälschung genant werden [5]). Der Chronist sucht durch seine neue Bearbeitung der Geschichte seines Volks die ältern Geschichtsbücher überflüssig zu machen, oder ganz zu verdrängen; er beginnt daher sein Buch mit Adam, und füllt die ganze Zeit, wo sich nicht füglich hierarchische Dichtungen einschalten ließen, mit magern Genealogien aus; er scheint sich aber an Esra anschließen zu wollen, weil er die Geschichte über das Exil hinausführt, und mit den ersten Versen des Buchs Esra schließt. Was er ausläßt, übergeht er in der nämlichen Absicht, in welcher er anderes hinzusetzt, nämlich um zu zeigen, die größte Tugend sey, Jehova auf levitische Weise in Jerusalem zu verehren, der heiligen Kaste alle Ehrerbietung zu beweisen, und sie mit Geschenken zu überhäufen; nur in dem Reiche Juda sey dies nach Davids und Salomo's Vorgange geschehen, und alle Könige, welche sich so gezeigt hätten, seyen glücklich, alle andern, besonders aber die Ephraimiten, welche von dem alleinseligmachenden Cultus und dem alleinrechtmäßigen Herrscherstamme Davids abgefallen, seyen von Jehova verdamt und unglücklich gewesen; und diesen Grundsätzen paßt er nun durchaus allenthalben seine Geschichtserzählung an, mag nun den Nachrichten, welche die Bücher Samuels und der KK. mittheilen, dadurch auch noch so sehr Gewalt geschehen. Dr. v. Cölln bemerkt sehr treffend (a. a. O. Sp. 707.), daß der Chronist darin seinen Namensverwandten im Mittelalter, welche nach ähnlichen hierarchischen Vorurtheilen die Geschichte ihrer Zeit in den Chroniken bearbeiteten, sehr ähnlich sey; doch möchte diese Analogie wenig dazu beitragen, zwei ziemlich wichtige, aber schwer zu entscheidende Nebenfragen zu erledigen. 1) Hat die Chronik mehre oder nur einen Verfasser? Daß die angegebenen hierarchischen Grundsätze mehren selbst in Anwendung auf die Geschichte gemeinschaftlich seyn können, zeigt schon die Übereinstimmung mit Leviticus, Numeri und Josua, und man wird deshalb richtig sagen: die Chronik gibt die Bearbeitung der Geschichte im Geist eines hierarchischen Zeitalters, der sich in ihr ausspricht. Aber daraus folgt noch nicht, daß diese Bearbeitung auch gewissermaßen eben so nothwendig, wie aus Zeitumständen jener Geist sich bilden mußte, von selbst aus traditionellen Bruchstücken allmälig entstanden, und etwa nur von Einem, dem sie zusagte, so angeordnet sey; vielmehr macht der Umstand, daß manche Dichtungen ganz consequent durchgeführt, und oft, ehe sie selbst aufs

5) Ausführlich sind diese kurzen Andeutungen begründet in Grambergs krit. Gesch. der Religionsideen des A. T., Th. II., Theokratie u. Prophetismus, §. 4. 5. 7. 10. 16.

Digitized by Google

treten, durch kleine, fast unmerkliche Züge vorbereitet werden, es sehr wahrscheinlich, der Chronik liege ein bestimmter, in den einzelnen Theilen sich entsprechender Plan zum Grunde, den nur ein Schriftsteller so entwerfen und ausführen konte, — also: die Chronik habe nur einen Verfasser. Allerdings kommen Fehler und Widersprüche vor; allein diese würden oft ohne Vergleichung der Originale kaum bemerkt werden, und sind auch meistens daraus entstanden, daß der Chronist, einmal seinem Grundsatze gemäß, die Nachricht des Originals umgestaltete, ein anderes Mal aus Nachlässigkeit eine ganz ähnliche Stelle wörtlich abschrieb. Fragt man auch hier nach Analogien, so stimt das ganze Buch der Chronik völlig so gut in seinen Theilen überein, wie z. B. das Buch Josua in seinen Theilen, oder die dem Jehovisten angehörenden Erzählungen in der Genesis unter einander, — so kommen Widersprüche von der Stärke, wie wenn z. B. nach Exod. 17, 1—7 Mose im ersten Jahre des Auszugs, und nach Num. 20, 1—13 im 40sten Jahre des Auszugs an ganz verschiedenen Orten und unter ganz andern Umständen Wasser aus dem Felsen schlägt, — in der ganzen Chronik nicht vor. — 2) In wie weit ist die Chronik glaubwürdig? Daß sie an den Orten, wo sie ihre kanonischen Quellen unverändert abschreibt, den Grad der Glaubwürdigkeit mit diesen theilt, bedarf kaum der Erwähnung, und auch dem Grundsatze: daß sie an allen den Orten durchaus gar keine Glaubwürdigkeit habe, wo sie den kanonischen Quellen auf eine Weise widerspricht, die aus ihrer hierarchischen Theorie zu erklären und abzuleiten ist, — wird man schwerlich mit Grund widersprechen können. Wie ist's aber mit den Nachrichten, bei welchen Abhängigkeit von hierarchischen Rücksichten nicht in die Augen fällt? Bei einem Schriftsteller, welcher es nicht als seine Pflicht zu erkennen vermag, die Wahrheit zu sagen, muß im Allgemeinen Alles unzuverlässig werden, wenn es nicht durch gewichtigere Zeugen bestätigt wird; zudem lebt der Chronist von den geschilderten Zeiten durch einen Raum von Jahrhunderten getrennt, so daß aus ihnen schwerlich viele glaubwürdige Traditionen zu ihm kommen konten: mithin möchten seine selbständigen, nicht hierarchischen Berichte immer mit Vorsicht zu behandeln seyn, und das, was wir Neues aus ihnen lernen können, sich auf einige geographische, antiquarische und dgl. Notizen, auf einige durch Tradition erhaltene, glückliche Erklärungen schwieriger Stellen in den Originalwerken u. s. w. beschränken. Dergleichen findet sich allerdings in der Chronik (vgl. Gramberg's Schrift §. 18.), doch würde es überflüssig seyn, uns damit aufzuhalten, da die Hauptaufgabe vielmehr seyn muß, die oben von der Geschichtsdarstellung des Chronisten gegebene Charakteristik durch Darlegung von überzeugenden Beispielen zu rechtfertigen.

Da der Raum jedoch hier eine ausführliche Darlegung nicht gestattet; so bezieht sich der Verfasser auf das, was in seiner besondern Schrift über die Chronik 1) von Nachlässigkeit und Unwissenheit des Chronisten, 2) seiner Vorliebe für das Außerordentliche und Wunderhafte, besonders insofern es mit levitischem Aberglauben zusammenhängt, wodurch er theils zu Zusätzen, theils zu Veränderungen veranlaßt wurde; 3) von seinem Levitismus, und zwar a) von Einführung der heiligen Kaste am unrechten Orte, b) zur Vertheidigung der angeblichen Vorrechte der heiligen Kaste; 4) von der Begünstigung des orthodoxen Cultus von Jerusalem, und deshalb theils seiner Verhehlung des Nachtheiligen, theils seinen Ausschmückungen, so wie von den Belohnungen der Gönner und den Strafen der Widersacher dieses Cultus; 5) von seiner Parteilichkeit für Juda und gegen Israel ausführlich abgehandelt ist. Hiedurch wird sich das Endurtheil über die Arbeit des Chronisten hinlänglich rechtfertigen. Der Chronist erfüllt sehr wenig von den Foderungen, die man mit Recht an einen kritischen, treuen und zuverlässigen Geschichtschreiber macht; er kann mithin für sich nicht als ein zuverlässiger, geschichtlicher Zeuge gelten, und alles, was er nicht aus alten kanonischen Schriftstellern geschöpft hat, ist bis auf anderweitige Bestätigung für zweifelhaft zu halten. Damit soll nun jedoch nicht behauptet werden, daß alles Einzelne auf den ersten Blick sich als unglaubwürdig darstelle: was aber nicht so erscheint, wird doch immer so zu betrachten seyn, wie z. B. einzelne Erzählungen der Bücher Genesis und Exodus, die an sich und außer dem Zusammenhange glaubwürdig genug sind, die aber, weil sie mit Mythen in enger Verbindung stehen, kein besonnener Kritiker für beglaubigte Geschichte halten kann. Eben so würde man aber zu urtheilen haben, wenn sich in den Büchern der Chronik eine über die rein-antiquarische Tradition [6]) hinausgehende, wichtigere Nachricht fände, von welcher nicht einleuchtete, aus welchem hierarchischen Grundsatz der Chronist sie eingeschoben haben könte.

(*Gramberg.*)

CHRONOMETER, d. i. Zeitmesser (von χρόνος und μέτρον, Maß), heißt in der Musik eine mechanische Vorrichtung, welche dazu bestimt ist, das Tempo eines Tonstückes anzugeben. Man hatte, bis in neuere Zeiten, um den Grad von Geschwindigkeit, das Tempo, anzuzeigen, in welchem ein Tonstück aufgeführt werden sollte, sich überall keiner weiteren Bezeichnung bedient, als daß man den Tonstücken die bekanten Kunstwörter: „Allegro," oder „Andante," oder „Adagio" u. dgl. voranschrieb, oder auch die Überschriften: „In langsamer," — „in gemäßigter Bewegung" u. dgl. Da diese Bezeichnungen aber sehr unzuverlässig und wandelbar sind, so wurde schon längst das Bedürfniß eines zuverlässigeren Maßstabes gefühlt.

Man hat dazu schon seit dem 17. Jahrhundert allerlei Maschinen, unter den Namen Taktmesser, Taktuhren, musikalische Zeitmesser, Chronometer, Rhythmometer, Metrometer, Taktweiser, Tempoweiser u. dgl. vorgeschlagen, welche, je nachdem man sie auf diese oder jene Nummer richtet, geschwinder, oder langsamer schlagen sollten; und in Beziehung auf diese Schlagmaschinen sollten nun die Ton-

6) Einer solchen allerdings glaubhaften Tradition würde man z. B. Nachrichten zuzuschreiben haben, wie die 2 Chron. 3, 1, daß der Ort, wo der Tempel errichtet worden, Morija geheißen habe.

Digitized by Google

setzer, statt der Kunstwörter „Allegro“ oder „Andante“ u. dgl., vor die Tonstücke künftig blos setzen:

♩ 36. oder 𝅗𝅥 45.

u. dgl., das heißt: „in jenem Tonstücke soll eine Viertelsnote so geschwind genommen werden, wie ein Schlag der Maschine, wenn sie auf No. 36 gerichtet ist, — in diesem die halben Noten so geschwind, wie die Schläge auf No. 45 der Maschine,“ u. d. gl. Die erste Erwähnung eines solchen Instrumentes findet man in Loulié's Elémens ou principes de musique (Paris 1698). — Später machte Sauveur eine ähnliche Maschine, in der Gestalt einer Pendeluhr, in seinen Principes d'acoustique et de musique bekant. (Siehe Rousseau dict. de mus. art. Chronomètre.) — Im Jahr 1720 kündigte Christian Semmler aus Halle eine taktschlagende Maschine an (vergl. Wiener musikal. Zeitung 1817. S. 35.) — und ein Jahrzehend später wollte wieder ein Franzose, D'ons Endray, eine Verbesserung der Louliéschen ersonnen haben, (Memoires de l'acad. des Sciences, 1732. p. 182.) — Die demnächst, wie es scheint, eine geraume Zeit vergessen gewesene Sache wurde dann wieder zur Sprache gebracht von einem Herrn Gabory, in einem Buche unter dem Titel: Manuel utile et curieux sur la mesure du tems, Paris 1771. — Eine andere Erfindung dieser Art machte 1775 der berühmte John Harrison bekant, in einer Schrift unter dem Titel: Description concerning such a mechanism as will afford a nice and true mensuration of time, as also an account of the discovery of the scale of music. London 1775. — Im Jahr 1783 rühmte sich, nach einer im Kramerschen musikalischen Magazin vom gedachten Jahre enthaltenen Notiz, ein Mechaniker, Pelletier, eine vorzügliche Einrichtung einer Takt-Maschine erfunden zu haben. — Im Juni 1784 ließ der Pariser Componist D'avaux im Journal encyclopédique, S. 534 einen Aufsatz über eine solche Pendeluhr einrücken; — und 1787 übergab der dortige Mechaniker Duclos der königlichen Singschule einen neuen Rhythmometer, — indeß Rinaudin und Richard zu derselben Zeit ähnliche Erfindungen bekant machten. (Vergl. Wiener musikal. Zeitg. 1817. S. 35, woselbst aber zugleich mehre ganz unrichtige Nachrichten über die Geschichte des Chronometers enthalten sind, wie z. B. daß in Rousseau's Diction. nichts über die Brauchbarkeit des Chronometers erwähnt sey, indeß man dort doch gerade das Gegentheil findet; — eben so sind mehre Namen, Druckorte, Seitenzahlen ꝛc. unrichtig angegeben.) — Im Jahr 1790 gab demnächst ein Berliner Professor Abel Burja eine Beschreibung einer (gleichfalls auf die Verlängerung und Verkürzung eines Uhrenpendels berechneten) Maschine heraus, (s. Forkels Literatur der Musik S. 265, woselbst jedoch über den fraglichen Gegenstand nur allein die Schrift von Davaux, die von Burja und beiläufig auch die nachstehend erwähnte aufgeführt ist); — und auch der Dom- und Stadtcantor zu Meißen, G. Weiske, kündigte (nach Forkel am angef. O.) fast um dieselbe Zeit eine ähnliche Erfindung an, in einem bei Breitkopf erschienenen Werkchen, betitelt: Weiskens 12 geistliche Gesänge, nebst Beschreibung eines Taktmessers ꝛc.

Wieder eine andere Maschine, wieder in der Gestalt einer Pendeluhr, erfand und verkaufte nachher der herzogl. gothaische Secretär Dr. A. H. Wenk, das Stück à 1 Louisd'or, worüber er die gedruckte Ankündigung im Jahr 1798 verbreitete (Gerbers neues Tonkünstler-Lexikon, 4. Bd. S. 545). Es war eine Wanduhr, auf deren Zeigerblatt die Worte Adagio, Andante, Allegro, Presto eingeschrieben waren; je nachdem man nun den Zeiger auf eines oder das andere dieser Wörter richtete, schlug das Werk langsamer oder schneller! — Im Jahr 1800 machte der Cantor J. G. E. Stöckel in Burg bei Magdeburg (in der Leipz. musikal. Zeitg. II. Jahrgang. S. 657) ein von ihm erfundenes Chronometer in der Gestalt einer Wanduhr bekant, welches die Takttheile durch Schläge eines oder zweier Hämmer auf eine helltönende Glocke anzeigen sollte; — und im Jahr 1803 eine verbesserte Maschine derselben Art, pr. Stück ad 2 Louisd'or (Leipz. musik. Zeitg. VI. Jahrg. S. 49 ff.). — Wieder eine andere schlug ein Herr F. Gutmann im Jahr 1806 vor (ebendaselbst IX. S. 117 ff.), und wieder ein anderer Vorschlag wurde 1813 (ebendas. XV. S. 305 ff.) von einem Unbekanten gemacht.

In demselben Jahre machte ich (in der Leipziger musikal. Zeitg. von 1813. S. 441) darauf aufmerksam, daß man den, durch alle bisherige Maschinen beabsichteten Zweck, noch weit besser und sicherer ohne alle Maschine erreichen könne, blos dadurch, daß man vor jedem Tonstücke die Länge eines Pendels angebe, dessen Schlägen die Dauer der Takttheile gleich seyn solle.

Ein einfaches Pendel, z. B. eine an einem Faden aufgehängte Bleikugel von beliebiger Größe (ein Werkzeug, was jeder sich in zwei Minuten selbst anfertigen kann), schwingt nämlich desto geschwinder, je kürzer der Faden ist, und je länger er ist, desto langsamer. Man darf also vor ein Tonstück z. B. nur hinschreiben

𝅗𝅥 = 38″

so heißt das: die halben Noten dieses Tonstückes sollen so lange dauern, als der Schlag eines einfachen Pendels, dessen Faden 38″ (d. h. 38 Zoll) lang ist. Man braucht dann, um das Tempo, in welchem der Tonsetzer das Tonstück aufgeführt wissen wollte, zu erkennen, nur den Faden des Pendels 38″ lang zu nehmen, und jede Pendelschwingung zeigt dann das Maß der Geschwindigkeit aufs unzweideutigste an. (Vergl. Leipz. musik. Zeitg. 1815. S. 571.) — Besser und zweckmäßiger als jede Bezeichnung nach Graden einer Maschine mußte solche Bezeichnungsart darum erscheinen, weil jeder Tonsetzer sein Tonstück also bezeichnen, und jeder Leser diese Bezeichnung verstehen und benutzen kann, ohne eine Maschine kaufen und zur Hand haben zu müssen, weshalb also die Bezeichnung nach Pendellängen ein ohne Vergleich leichteres und daher den beabsichteten Zweck weit mehr förderndes Verständigungsmittel ist; — es ist aber auch ein weit zuverlässigeres als jede Maschine, weil eine Maschine auch unrichtig angefertigt, oder durch Zufall alterirt seyn kann, so daß sie zu schnell oder zu

Digitized by Google

langsam läuft, welches alles offenbar nicht so leicht als bald zu entdecken und zu berichtigen ist, als es leicht ist, jeden Augenblick die Länge eines Pendelfadens zu messen. Ungefähr um dieselbe Zeit beschäftigte sich aber der Wiener Hofmechanikus Joh. Mälzel (der rühmlichst bekante Erfinder des sogenanten Panharmonicon, so wie eines schönen Trompeter-Automaten), auch wieder mit der Verfertigung einer neuen Chronometermaschine (wieder einem Uhrwerke, welches die Taktitheile mittelst eines künstlichen Armes auf einem kleinen Ambos hörbar anschlug (Leipz. musik. Zeitg. 1813. S. 785). Er entschloß sich aber, nachdem er meine Bekantmachung (in der angef. Leipz. musik. Zeitg., auch nachgedruckt in der Wiener musik. Zeitg.) gelesen und sich mit mir in Mannheim darüber besprochen hatte, — oder (wie er sich in seiner gedruckt verbreiteten Ankündigung ausdrückt:) er ließ sich von mir überreden, gleichfalls nur ein einfaches Fadenpendel als Chronometer zu gebrauchen, und verfertigte nun, von London aus, — Chronometermaschinen, — bestehend aus einem, auf einem Gestelle aufgerichteten Stabe, von welchem herab eine Kugel an einer willkürlich zu verlängernden oder zu verkürzenden Schnur pendelte. An dem Stabe war nun aber nicht das Zollmaß angeschrieben, sondern — die Anzahl der Schwingungen, welche während einer Zeitminute geschehen, wenn man die Kugel bis zu diesem oder bis zu jenem Punkte herabhängen ließ. Da z. B. ein Pendel von circa 38″ rheinischen oder Wiener Maßes (oder 1 französ. mètre, oder 39, 125 engl. Inchs) gerade 60mal binnen einer Minute schwingt, so war an dem besagten Stabe, an der Stelle, wo der Faden die Länge von 38″ hatte, nicht diese Länge, nicht 38″ angeschrieben, sondern es stand hier die Ziffer 60, d. h. daß hier die Kugel binnen einer Minute 60 Schläge vollbringe, — und eben so war z. B. bei 55″ nicht angeschrieben 55″, sondern 50 (d. h. 50 Schläge während einer Minute), bei 5″ nicht 5″, sondern 160 — u. s. w. — Man sieht wol, daß diese Einrichtung mit meinen Absichten gerade im allerwesentlichsten Punkte nicht übereinstimte, nämlich darin, daß die Bezeichnung eines Tonstückes nach den Graden dieser Maschine allemal eine danach eingerichtete Maschine voraussetzte, und nicht ohne Weiteres ohne Maschine, blos mittelst eines jeden einfachen Fadenpendels verstanden werden konte.

In der Folge ging Hr. Mälzel auch wieder vom einfachen Fadenpendel ab, und verfertigte in Paris wieder förmliche Uhrwerke, deren Pendel hörbar schlug, wobei er aber immer wieder die Eintheilung nach Quoten einer Zeitminute beibehielt. (Leipz. musik. Zeitg. 1815. S. 81 und 315, auch 1821 Intell. Bl. Nr. 8.).

Diese Maschine, von Hrn. Mälzel Metronom (wie Manche wollen, abgeleitet von μέτρον, Maß, und νόμος, Ordnung, Formel, Gesetz, — auch Lied oder Sang, und insofern passender: Nomometer, oder wol richtiger vom griechischen Maßaufseher, μετρονόμος, wörtlich übersetzt metri modus, Vorschrift des Zeitmaßes) benamset, hat denn in der That jetzt bereits sehr allgemeine Aufnahme gefunden, und es ist dem genanten Erfinder gelungen, auf seinen vielfältigen Reisen in Teutschland, Holland, England, Frankreich u. a. m. eine große Anzahl jetzt lebender Tonsetzer zu einer förmlichen Subscription zu vermögen, worin sie sich ihm ordentlich verbindlich machten, die Tempi ihrer Compositionen künftig nicht mehr anders, als nach den Graden seiner Maschine anzuzeigen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, ergibige Fabriken solcher Metronome anzulegen.

In der That verdiente diese Mälzelsche Maschine dieses Glück jedenfalls mehr als jede bis jetzt ersonnen gewesene Maschine, theils wegen ihrer schönen inneren und äußeren mechanischen Structur, theils auch darum, weil sie in der Hauptsache den Zweck allerdings erreicht. Denn ist einmal vor einem Tonstücke das Tempo auf solche Weise angeschrieben, z. B.

♩ = 60 Mälzel. Metron.

so ist dieses Tempo, wie man sieht, nicht nur für ewige Zeiten unzweideutig bestimt, sondern es kann auch jeder Leser die also angedeutete Geschwindigkeit oder Langsamkeit alsbald erkennen und ausführen; wenn er sich nur im Besitz eines Exemplars dieser Maschine befindet, daß selbe in dem Augenblicke, wo er es gebrauchen soll, gerade zur Hand hat, und dies Exemplar ebenso wie dasjenige, dessen sich der Tonsetzer beim Abmessen und Anzeichnen seines Tempo bedient hat, richtig angefertigt und justirt, und nichts daran verrückt oder verdorben ist, (was alles freilich nicht immer leicht zu entdecken ist).

Schade, daß dieser Voraussetzungen, wie man sieht, so viele sind, und namentlich, daß solche metronomische Zeichen nicht nur allen Nichtbesitzern solcher Maschinen unnütz, sondern selbst dem Besitzer einer solchen nur da ausführbar sind, wo er dieselbe gerade neben sich stehen hat.

Je wichtiger und beachtungswerther die Sache an sich selber ist, desto lebhafter muß man diesen Übelstand bedauern, und desto mehr wünschen, denselben umgehen zu können.

Es kann dies aber in der That geschehen, indem man sich, statt der Mälzelschen Maschine, vollkommen genügend auch blos meines vorhin erwähnten, einfachen Fadenpendels bedienen kann.

Bekantlich schwingt ein Pendel von 38 rheinl. oder Wiener Zoll Länge, gerade Einmal in einer Sekunde, mithin gerade so geschwind, wie das Mälzelsche Metronom auf No. 60, — ein Pendel von 9 Zoll so, wie Mälzel 120, — von 55 Zoll wie Mälzel 50 u. s. w. Die nachstehende Tabelle enthält eine vollständige Vergleichung und Zurückführung der Mälzelschen metronomischen Grade auf Pendellängen, sowol in rheinischen oder Wiener Zollen, als in französischen Centimètres. Sie ist also zu lesen: Die Schläge der Mälzelschen Maschine, wenn sie auf No. 50 gerichtet ist, sind gleich den Schlägen eines Pendels von 55 Zoll, oder 143 Centimètres. — Mälzel No. 52 ist gleich den Pendelschlägen von 50 Zoll, oder 132 Centimètres. — Mälzel 80 ist gleich Pend. 21 Zoll, oder 56 Centimètres. — Mälzel 160 ist gleich Pend. 5 Zoll, oder 14 Centimètres u. s. w.

Digitized by Google

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.	Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.
50 =	55″ =	1,43.	100 =	14″ =	0,35.
52	50″	1,32.	104	13″	0,33.
54	47″	1,22.	108	12″	0,30.
56	44″	1,14.	112	11″	0,28.
58	41″	1,06.	116	10″	0,26.
60	38″	1,00.	120	9″	0,25.
63	34″	0,90.	126	8″	0,22.
66	31″	0,82.	132	7½″	0,20.
69	29″	0,75.	138	7″	0,18.
72	26″	0,70.	144	6½″	0,17.
76	24″	0,62.	152	6″	0,15.
80	21″	0,56.	160	5″	0,14.
84	19″	0,50.	(Weiter als bis 160 geht der Metronom nicht.)		
88	18″	0,46.			
92	16″	0,42.			
96	15″	0,38.			

Um also z. B. die Bezeichnung: Mälzel 𝄐 = 60, auch ohne Hilfe eines Metronomen ausführen zu können, braucht man nur den Faden eines Pendels 38 Zoll (oder 1,00 Mtr.) lang zu nehmen, und die Kugel daran ein paarmal, allenfalls aus freier Hand, hin und herschwingen lassen: jeder Pendelschlag gibt dann die, der Bezeichnung: Mälzel 𝄐 = 60 entsprechende Zeitdauer der halben Noten an.

Es ist dieses Verfahren um so leichter ausführbar, da solche Manipulation mit dem Pendel auch durchaus keine besondere Genauigkeit und Sorgfalt erfodert, als nur etwa die, daß man das Pendel nicht gar zu große, weite Schwingungen machen lasse, weil bei diesen die Kugel sich um ein Unmerkliches verspätet. Dagegen ist es nicht einmal nöthig, die Zolle sehr genau abzumessen; denn auch selbst eine ziemlich große Verschiedenheit der Länge, z. B. der Unterschied zwischen 15″ und 16″ ist musikalisch noch gar nicht, — und selbst zwischen 15″ und 17″ oder 18″ noch kaum bemerkbar.

Eben darum sind denn auch in der obigen Vergleichungstabelle alle verwickeltere Bruchzahlen von Zollen, z. B. von ⅓″ u. dgl., weil solche Feinheiten in der Anwendung durchaus nicht empfindbar sind, theils ganz unterdrückt, theils blos annähernd auf einfachere Brüche (auf halbe Zolle) zurückgeführt; und selbst diese darf man in der Anwendung unbedenklich wegwerfen, und z. B. statt 6½″, kurzweg nach Belieben 5″ oder 7″ nehmen. Eben so sind Millimètres u. s. w. unbeachtet geblieben.

Äußerst genau gerechnet, wären die den Mälzelschen Graden entsprechenden Pendellängen folgende:

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metrisch.	Inchs.
50 =	54,708 =	1,4298 =	56,340
52	50,581	1,3220	52,090
54	46,903	1,2258	48,302
56	43,613	1,1399	44,914
58	40,657	1,0626	41,870
60	37,992	0,9929	39,125
63	34,459	0,9006	35,487
66	31,898	0,8205	32,334
69	28,727	0,7503	29,584
72	26,383	0,6895	27,170
76 =	23,679 =	0,6188 =	24,385
80	21,369	0,5585	22,007
84	19,383	0,5065	19,961
88	17,661	0,4615	18,188
92	16,156	0,4225	16,638
96	14,839	0,3878	15,283
100	13,677	0,3574	14,085
104	12,645	0,3305	13,022
108	11,725	0,3064	12,075
112	10,903	0,2844	11,228
116	10,164	0,2656	10,467
120	9,498	0,2482	9,781
126	8,615	0,2251	8,872
132	7,848	0,2051	8,083
138	7,181	0,1877	7,396
144	6,595	0,1723	6,792
152	5,918	0,1547	6,096
160	5,342	0,1396	5,502
(168	4,845	0,1266	4,990)
(176	4,415	0,1154	4,547)
(184	4,039	0,1056	4,159)
(192	3,709	0,0969	3,820)

Noch unbemerkbarer, als die erwähnten geringen Unterschiede der Länge des Fadens, ist der so viel wie Nichts betragende Unterschied, welcher aus dem größern oder geringern Gewichte der Kugel entsteht, oder gar der Einfluß der barometrischen, oder thermometrischen Beschaffenheit der Luft, oder der Umstand, daß ein Pendel nahe beim Äquator langsamer schwingt, als näher gegen die Erdpole hin u. dgl. Alle diese höchst feinen Unterschiede sind in der Musik ganz und gar nicht empfindbar.

Man sieht aus diesem Allen, wie ganz füglich ein kunstloses Fadenpendel die Stelle eines Metronomen vertreten kann; und daß es eben darum auch nicht übel wäre, wenn die Tonsetzer, neben der Angabe ihrer Tempi nach metronomischen Graden, auch zugleich die entsprechenden Pendellängen beischrieben, z. B.

Andante, Mälzel Metron. ♩ = 60 (Pend. 38″ Rh.)

denn eine solche Tempobezeichnung wäre sowol mittelst eines einfachen Fadenpendels, als, nach Belieben, auch mittelst des Metronomen, einem Jeden sofort ausführbar, und könte daher von Tausenden von Lesern, Spielern oder Dirigenten verstanden werden, für welche ein, blos allein nach metronomischen Graden angeschriebenes Tempo unverständlich bleibt, weil es ihnen an Gelegenheit gebricht, das Orakel eines Metronomen, oder eine Reductionstabelle, zu consultiren. — Zum Überfluß könte man für diejenigen, welche vielleicht das gebrauchte Zollmaß nicht kennen, oder es nicht gleich bei der Hand haben, einen Zollstab dabei mit abdrucken lassen. Alsdann ist es sogar ganz gleichgiltig, ob man rheinische, oder Pariser Zolle, engländische Inchs, französische Mètres, oder was sonst für ein Maß gebrauchen will: denn ein also bezeichnetes Tonstück bringt, überall, wohin ein Exemplar davon gelangt, seinen Taktmesser samt dem Zollmaße dazu gleich selber mit.

Ja, am Ende wär es wol gar das Kürzeste, das

Digitized by Google

Tempo allein nach Pendellängen anzugeben, und also kurzweg zu schreiben:

Andante, ♩ = 38″ Pnd.

wie ich, ehe man noch an das Metronom dachte, im J. 1813, in No. 27 der Leipz. allgem. mus. Zeit. S. 441, vorgeschlagen hatte.

Aus eben diesem Gesichtspunkte betrachtet, sollte man auch wol wünschen, daß Hr. Mälzel auf die Scale seines Metronomen da, wo z. B. 60 steht, wo seine Schläge grade so lang sind, wie die eines einfachen Pendels von 38″, oder 1 Metr., auch hingeschrieben haben möchte: 38″, oder 1 Metr., — da wo 100 steht, auch 14″, oder 0,35 Metr., — bei 50 auch 55″, oder 1,43 Metr. u. s. w. Seine Maschine würde dadurch den weiteren Vortheil gewähren, daß sie alsbald zum Erkennen sowol eines, nach Quoten einer Zeitminute angegebenen Tempo, als auch eines nach Pendellängen bezeichneten, dienen könte; und eben so könte die also eingerichtete Maschine dem Tonsetzer dienen, um sein beabsichtetes Tempo mittelst derselben alsbald, und ohne einer Reductionstabelle zu bedürfen, nach Quoten der Minute und nach Pendellängen zugleich, anzugeben, — so wie auch jeder Tonsetzer, welcher seine Tempi nach Pendellängen anzeichnet, dadurch sofort den Vortheil gewint, keineswegs allein denenjenigen verständlich zu seyn, welche eine Mälzelsche Maschine vor sich stehen haben, sondern einem jeden, der nur ein einfaches Fadenpendel zur Hand nehmen will. Vergl. Leipz. musikal. Zeitg. 1814. S. 446 ff.

Zum Schluß, und als Beleg und Erläuterung der in den obigen Tabellen enthaltenen Angaben, mögen noch folgende Lehrsätze aus der Dynamik hier stehen.

1) Pendel von gleicher Länge schwingen in gleichen Zeiten, wenn auch ihre Gewichte ungleich sind.
2) Bei Pendeln von ungleicher Länge, verhalten sich die Zeiten, in denen sie schwingen, wie die Quadratwurzeln ihrer Länge: also die Länge der Pendel wie die Quadrate der Zeiten, in denen sie schwingen.

Darum muß ein Pendel, welches z. B. noch einmal so langsam schwingen soll, als das andere, viermal so lang seyn, und umgekehrt nur ¼ so lang, um noch einmal so geschwind zu schlagen.

Darum ist z. B. (nach der obigen ersten Tabelle), Mzl. 56 = 44″, Mzl. 112 aber = ¼ von 44″, also = 11″; — Mzl. 50 ist = 55″, Mzl. 100 aber = ¼ von 55, = 13 ¾″ oder Mzl. 80 = 21,369″ Rh., Mzl. 160 aber ist = ¼ von 21,369″, also = 5,342″; und Mzl. 40 wäre = 4 mal 21,369″, also = 85,476″. —

Mzl. ♩ 120, oder ♩ 9,498″ Rh. wäre = Mzl. 𝅗𝅥 60, oder — 𝅗𝅥 37,992″ Rh.

Es haben, auch nach diesem allen, andere Herren mein einfaches Fadenpendel wieder hervorgezogen, wie namentlich unser Neukomm, (Leipz. Musik. Zeitung. 1815, S. 572), welcher jedoch der so höchst einfachen Sache durch sehr verwickelte Eintheilungen und Unterabtheilungen geschadet und sie ziemlich allgemein unverständlich gemacht hat.

Auch in Wien erfand ein Herr Nicolaus von Zmeskal im Jahr 1817 eine Maschine, um an derselben mein einfaches Fadenpendel aufzuhängen und die Pendellängen daran abzumessen, (also immer wieder eine Maschine! —) und machte diese Erfindung in der Wiener Mus. Ztg. 1817 S. 293 ff. bekant.

In demselben Jahre wurde aber auch wieder eine neue Chronometermaschine in Taschenuhrengestalt, vom Mechanicus Sparrevogn (in der Leipz. Mus. Ztg. 1817 S. 233) bekant gemacht; — und im folgenden Jahre wurde (in der Leipz. Mus. Ztg. 1818 S. 35) bemerkt, daß ein Künstler in Amsterdam, Namens Winkel, die Mälzelsche Maschine schon vor Mälzel erfunden gehabt, und dieser die Winkelsche Erfindung wol benutzt haben möchte.

Im Jahr 1821 erfand der Musiklehrer Lockstedt in Berlin, um (wie die Leipz. Mus. Ztg. 1821 S. 868 sagt) die Mälzelsche Maschine, durch Anwendung der Gfr. Weberschen Bezeichnungsart in Pendellängen entbehrlich zu machen, wieder eine andere — Maschine. — Auch neuerlichst erfahren wir aus Lichtenthals Dizionario della musica, daß ein Dottore Giovanni Finazzi di Omegna in Mailand gleichfalls eine Maschine erfunden und Plessimetro getauft hat, welche äußerst künstlich vorgerichtet, gar deutlich und noch schöner als der Mälzelsche Metronom jeden Takttheil jeder beliebigen Taktart schlage. —

Alle diese Maschinen sind indessen ohne Aufnahme geblieben, die Mälzelsche hingegen, mit ihrer Bezeichnungsart nach Quoten einer Zeitminute, ist und wird üblich bleiben, so lange man sich der bequemeren nicht bedienen will.

In den vorstehenden Beleuchtungen ist übrigens das Chronometer nur nach seiner Haupt- und einzig zweckmäßigen Bestimmung betrachtet worden, nämlich als Mittel zu einer bestimten, unzweideutigen und unwandelbaren Bezeichnung des Tempo. Manche haben das Chronometer auch zu anderen Dingen ges- und wahrhaft misbrauchen wollen. Es haben manche gemeint, man solle während der Aufführung eines Tonstückes ein Chronometer beständig fortschlagen lassen und fortwährend nach seinen Schlägen spielen, — dies sollte sowol bei größeren Musikaufführungen, als auch namentlich während der Übungen der Scholaren geschehen, um dieselben an genau taktmäßiges Spielen zu gewöhnen (vgl. dagegen meinen Aufsatz in der Leipz. Mus. Ztg. 1813 S. 441) — und in der That sind von den vorhin beschriebenen Maschinen einige mehr auf diesen, als jenen Zweck berechnet. — Solcher Mis- und Unverstand hat lange Zeit der Aufnahme der guten Sache geschadet; heut zu Tage aber denkt hoffentlich wol niemand mehr an solche, nicht nur unnütze, sondern sogar mehrfältig zweckwidrige Pedanterei. Nichts anderes soll das Chronometer, als den Dolmetscher machen zwischen dem Componisten und dem Ausführer. Nicht soll bei einer Musikaufführung ein Chronometer erscheinen und den Takt sichtbar (oder gar hörbar! —) angeben. Nein! Verbant bleibe es von jeder Aufführ-

Digitized by Google

rung, und selbst auch von der Probe; es bleibe blos der Maßstab, dessen der Componist sich bedient, um dem Spieler, oder, für vollstimmige Musiken, dem Dirigenten, genau bezeichnen zu können, in welchem Tempo er sein Werk aufgeführt haben will. Diesen Maßstab lege der Dirigent für sich allein zu Hause an, mache sich da die Willensmeinung des Componisten bekant, präge sich das also gefundene Tempo ins Gedächtniß, und gehe dann zur Probe, lasse das Chronometer zu Hause, und dirigire nach der ihm bekant gewordenen Intention des Componisten. Blos als solches Verständigungsmittel, gleichsam als Telegraph zwischen dem Componisten und dem Ausführer, hat das Chronometer Brauchbarkeit und wirklich unschätzbaren Werth; allein thöricht genug wollte man es beim wirklichen Vortrage wirken lassen, misbrauchte es dadurch zu einem Dienste, zu dem es nicht taugte, und nie taugen kann, und machte dadurch lange Zeit seinen wirklichen Werth verkennen, machte, daß man die ganze Sache lange Zeit als unbrauchbar zurückgelegt ließ, weil es sich zu einer Verrichtung nicht misbrauchen lassen wollte, zu welcher es nicht erschaffen war *). (*Gfr. Weber.*)

CHRYSALIS. Mit diesem Worte bezeichneten die alten griechischen Schriftsteller die Puppen der Schmetterlinge, vorzüglich diejenigen, welche mit metallfarbigen Punkten oder Flecken besetzt sind. Die römischen Schriftsteller brauchten dafür das Wort aurelia. Beide Bezeichnungen sind von den neuern Schriftstellern theils für die Puppen der Schmetterlinge, theils für alle Puppen von Insekten, die sich nicht durch freie Beine fortbewegen können, angewendet worden. (*Germar.*)

CHRYSIPPOS. Leben und Charakter [1]). Chrysipp, Sohn des Apollonios, geb. in Tarsus am Ende der 124sten oder am Anfange der 125sten Olympiade (etwa 282 v. Chr. Geb.), kam mit seinem Vater schon als Knabe nach Soli [2]), weshalb er gewöhnlich der Solenser genant wird. Da er Zenon, der Ol. 130. 1. (260 v. Chr. Geb.) starb, noch gehört haben soll, so muß er vor dieser Zeit, also etwa 20 Jahre alt, nach Athen gekommen seyn. Er verließ sein Vaterland, wie es heißt, nachdem sein Vermögen für den königlichen Schatz eingezogen worden. Wahrscheinlich ist mit der Confiscation, wie es zu geschehen pflegte, das Exil verbunden gewesen. Die Art der Strafe deutet auf ein politisches Vergehen, was nach den Zeitumständen in jenen Gegenden nicht unmöglich ist; denn es stritten damals Antiochus I. von Syrien und Eumenes I. von Pergamus um den Besitz Kleinasiens. Nach Zeno's Tode wurde er Schüler des Kleanthes, den er an 10 Jahre gehört zu haben scheint; denn schon vor Ol. 134. 4. (246) benutzte er den Unterricht der Akademiker Arkesilas und Lakydes und fing an, sie zu bekämpfen. Nachher soll er, wie Diogenes berichtet, durch Kleanthes vom Ptolemäos Philopator eine Einladung nach Ägypten bekommen haben, welche von ihm zwar abgelehnt, von seinem ältern Mitschüler Sphäros aber angenommen ward. Allein da Ptolemäos Philopator [3]) erst 221 zur Regirung kam, zu welcher Zeit Chrysipp über 60 und Sphäros, der Ol. 130 [4]) blühte, d. h. etwa 40 Jahre alt, hoch in den Siebzigen gewesen seyn muß, so scheint der Beiname des Ptolemäos unrichtig zu seyn. In diesem Zweifel werden wir bestärkt, wenn wir bedenken, daß nicht auf den Charakter des Ptolemäos Philopator paßt, was von dem Ptolemäer erzählt wird, zu dem Sphäros kam und Philopator überhaupt wenig für die Wissenschaften that. Dazu komt, daß Kleanthes, der 80 Jahre alt geworden ist, 221 schwerlich mehr gelebt hat. Ich vermuthe daher, daß Ptolemäos Euergetes, der 246 zur Regirung kam, den Kleanthes eingeladen habe, an dessen Stelle Sphäros hinging, der früher am Hofe des Antigonos Gonatos von Macedonien gelebt hatte, aber nach dessen Tode 243 nach Athen zurückgekehrt seyn mag. Für Chrysipps Leben ist diese Bestimmung von Wichtigkeit, da dieser, bald nachdem er jenen Ruf abgelehnt hatte, noch bei Lebzeiten des Kleanth, eine eigne Schule in einem Lyceum errichtete, wo er unter freiem Himmel lehrte. Nach Kleanths Tode erhielt er als dessen Nachfolger den Lehrstuhl in der Stoa. Hier lehrte er nach meiner Rechnung an 40 Jahre und starb im 73sten Jahre seines Lebens Ol. 143 ungefähr 209 v. Chr. Geb.

*) Nach Beendigung dieses Artikels komt mir so eben ein altes Büchlein zur Hand unter dem Titel: La musique rendue sensible par la mécanique, ou nouveau système pour apprendre facilement la musique soi-même. Paris, 1756 (dessen Verfasser sich in der Dedication *Choquel* nent, und welcher, der beigedruckten Approbation de l'académie zu Folge, avocat au parlement de Provence war), aus welchem zu ersehen, daß dieser Schriftsteller schon ein halbes Jahrhundert vor mir dieselbe Idee, von Bezeichnung des Zeitmaßes durch Angabe der Länge eines einfachen Fadenpendels, gehabt. Er führt nämlich in seinem Büchlein die originelle Idee aus, seinem Lehrlinge die Elemente der Kunst auf eigene, gewissermaßen rein mechanische Weise zu construiren, oder vielmehr ihn dieselben selbst construiren zu lassen. So lehrt er denselben z. B. die Tonhöhen folgendermaßen kennen: Nimm, sagt er, eine Messingsaite vom Kalibre No. 6, spanne sie zwischen zwei Stege, welche 30 (Pariser) Zolle von einander entfernt sind, gib ihr grade so viel Spannung, daß ein auf die Mitte der Saite aufgelegtes Gewicht von 6 Unzen (soll heißen 4½ Unzen), sie grade um 2 Linien niederdrücken kann, und schlage sie an: der Ton, den sie die solcher Gestalt geben wird, heißt a und ist derjenige, nach dem man im Concert die Instrumente einzustimmen pflegt. — Auf ähnliche Weise lehrt er seine Schüler das Taktschlagen: Nimm, sagt er, ein Fadenpendel, lasse es hin und her schwingen, und bewege deine Hand gleichzeitig mit den Pendelschlägen, so wirst du dadurch die Fertigkeit erwerben, deine Schläge in ganz gleichen Zeiten zu vollbringen; und wenn du dir dann nach diesen Pendelschlägen den Takt schlägst: so wirst du in gleichförmigem Takte bleiben. Er gibt sodann mehre Musikstückchen, an denen der Lehrling sich üben soll, und merkt dabei überall an: um dieses Exempel einzuüben, mußt du den Faden des Pendels 1′ 6″ lang nehmen, — bei jenem 4′ lang ꝛc. — Man sieht wol, daß dieß virtualiter ganz dieselbe Idee ist, wie die meinige; und, weit entfernt mich darüber zu wundern, meine ich vielmehr, es würde doch auch gar zu sehr zu verwundern seyn, wenn auch noch gar Niemand vor mir auf diese, so höchst einfache und nahe liegende Idee sollte gekommen seyn.

1) Diogenes Laert. VII. §. 179 etc. Suidas und Eudoxia (Villois. Anecd. T. 1. p. 437) s. h. v. sind die Hauptquellen, was daraus entnommen, habe ich nicht besonders citiet. 2) So vermuthe ich aus der Angabe des Alexander beim Diog. — Strabo p. 671. ed. Casaub. meint, er könne in Soli, sein Vater in Tarsus geboren seyn. 3) Den Beinamen nent Diog. nur im Leben des Sphäros §. 177., im Leben des Chrysipp läßt er ihn weg §. 185. 4) Diog. Laert. VII. §. 6.

Digitized by Google

Gewiß ward dem Chrysipp eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil, wenigstens fehlte es weder in Tarsus noch in Soli an Gelegenheit, sich auszubilden; denn beide Städte zeichneten sich schon vorher und auch noch später durch wissenschaftliche Bildung aus. Wenn es heißt, daß Chrysipp, ehe er sich zur Philosophie wandte, den Wettlauf (δολιχός) getrieben habe, so bedeutet das wol nichts anders, als daß er diesen Theil der Gymnastik mit besonderer Liebe übte. Er muß, wie die geringen Überbleibsel seiner Werke zeigen, eine ungeheure Gelehrsamkeit besessen haben, was auch die glaubwürdigsten Zeugnisse [5]) bestätigen. Unter den früheren Philosophen scheint er den Pythagoreern, dem Platon, Aristoteles, den Kynikern und Megarikern, dem Demokrit und Epikur und den Akademikern seiner Zeit die größte Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nicht geringern Eifer zeigte er im Studium der poetischen Literatur; fast alle bedeutenden Dichter von Homer bis Euripides kommen selbst in den Fragmenten häufig vor. Es machte ihm wenig Mühe, den Vortrag seiner Lehrer zu fassen, und der langsam fortschreitende Kleanth entsprach bald seinem bis in die feinsten Unterschiede eindringenden Verstande nicht mehr. So verlangte er bald nur die Lehrsätze, die Beweise wollte er selbst finden, und als einst ein Sophist seinem Lehrer Trugschlüsse vorlegen wollte, sagte er, die laß uns Jüngere lösen, halte damit den Alten nicht von wichtigeren Dingen ab. Er ging zuletzt selbst in die Schulen seiner Hauptgegner, der Akademiker, und disputirte siegreich mit Arkesilas und Lakydes, ja er übertraf sie noch in den Einwürfen gegen seine eigne Ansicht. Gewiß fing er bald nach dem Tode des Arkesilas (246), wenn nicht schon früher, an, gegen die Akademiker zu schreiben, entdeckte aber bald bei consequenter Verfolgung des Zenonischen Princips manche Widersprüche in der stoischen Lehre, über die er mit Kleanth in Streit kam, der aber erst, als Chrysipp eine eigne Schule anlegte, in persönliche Feindschaft überging, in welcher Chrysipp indeß nie die Grenze, welche Achtung gegen seinen Lehrer ihm gebot, überschritten zu haben scheint; sonst hätte Plutarch es nicht zu bemerken vergessen. Das zeigt auch die Art, wie Chrysipp sich über dieses Verhältniß äußerte:

„Im Übrigen ward mir ein glückliches Geschick,
Nur im Verhältniß zum Kleanth geht mir es ab."

Auch mit den Schülern Kleanths muß er in gutem Vernehmen geblieben seyn, da er nach dessen Tode den Lehrstuhl in der Stoa erhielt. Das Aufsehen, welches er nun machte, muß um so größer gewesen seyn, je unbedeutender damals die Häupter der andern Schulen waren. An der Spitze der Akademiker standen Lakydes, Euander und Telekles, von den Peripatetikern zeichnete sich allein Ariston von Keos aus, in Epikurs Gärten hatten Dionysios Metatithemenos (der Abtrünnige, weil er von der Stoa zum Epikur übergegangen war) und Basilides den Vorsitz. Gegen alle diese mag er sowol mündlich als schriftlich gekämpft haben, obgleich er sich in seinen meisten Schriften mehr gegen die Stifter der Schulen, als gegen seine Zeitgenossen gewendet zu haben scheint. Sein Unterricht scheint theils dialogisch, theils zusammenhängender Vortrag gewesen zu seyn, gewiß war derselbe sehr lebhaft und mit fast mimischen Geberden begleitet [6]). Er hatte eine zahlreiche Schule, in der sich besonders Zeno von Tarsus, Diogenes aus Babylon und sein eigner Neffe Aristokreon auszeichneten. Mit seinen früheren Mitschülern, welche die Lehre des Zeno in andern Orten verkündeten, namentlich mit Sphäros, lebte er in dem besten Vernehmen. Seine Mitbürger bewiesen ihm ihre Zuneigung durch Ertheilung des athenischen Bürgerrechts, und seine Schüler und Verehrer ihm noch nach seinem Tode ihre Dankbarkeit durch Errichtung mehrer Statuen [7]).

Chrysipp war bis an sein Ende im mündlichen und schriftlichen Unterricht unermüdet thätig. Er lebte sehr einfach und zurückgezogen, nachstrebend dem Ideal des forschenden Weisen, das er selbst in seinen Schriften so hoch gestellt und bis ins Kleinste ausgemalt hatte. Deshalb gelang es ihm, bei einem kleinen, schwächlichen Körper doch ein hohes Alter zu erreichen. Je mehr er von andern verlangte, desto mehr dürfen wir von ihm selbst verlangen; doch auch nach diesem strengen Maßstabe hat er, wie Seneca berichtet [8]), gelebt, wie er lehrte. Dennoch hat es ihm nicht an Verläumdern und Tadlern gefehlt. Plutarch [9]) nent ihn undankbar gegen sein Vaterland, weil er das athenische Bürgerrecht annahm, das Zeno und Kleanth abgelehnt hatten, aber hatte er als Vertriebener noch Pflichten der Art gegen sein Vaterland? Er verpflichtete andere, sagt Plutarch, den Stat zu verwalten und that es selbst nicht! — nein, er wollte, jeder sollte seiner Individualität gemäß praktisch oder theoretisch wirken, und er hielt sich, wol nicht mit Unrecht, fürs wissenschaftliche Leben mehr geeignet [10]). Er verlangte Bezahlung von seinen Schülern: wie sollte er anders leben? und war das damals nicht allgemeine Sitte? erlaubt er es selbst nicht dem idealen Weisen? Daß er seine Bücher keinem Könige, sondern nur seinen Freunden zueignete, wird ihm jetzt nicht leicht einer als Stolz auslegen. Eben so wenig kann ihm dieser Fehler deshalb vorgeworfen werden, weil er, als jemand ihn bat, seinem Sohne einen Lehrer zu empfehlen, antwortete: wenn ich einen bessern wüßte als mich, so würde ich selbst zu ihm in die Schule gehen. Diese Antwort zeihet den Frager offenbar der Dummheit, ohne ein Beweis zu seyn für des Antwortenden Stolz. Seine Bescheidenheit, die ausdrücklich von ihm gerühmt wird, zeigte er unter andern darin, daß er seine als falsch erkanten Meinungen zurücknahm und bei seiner großen Gelehrsamkeit gestand, nicht einmal alle Schriften sei-

5) Cic. de Fin. I, 2. Galen de Plat. et Hippocr. decret. Athenaeus VIII. p. 335. ed. Casaub. Origin. c. Celsum ed. Cantabr. p. 31.

6) Cic. Acad. I, 12. Fin. I, 11. III, 12. Plut. de Stoic. repugn p. 1038. F. Sidon. Apollin. IV. ep. 3. 7) Plut. Stoic. repugn. p. 1033. Paus. I. c. 17. Cic. Fin. I. c. 11.
8) De otio sapient. c. 32. 9) De Stoic. rep. p 1044. A.
10) Johannes Damass. ad calc. Stob. Serm. ed. Gaisford.

Digitized by Google

ner eigenen Sekte zu kennen. Er soll aber dem Trunk ergeben gewesen seyn [11]). Diese Nachricht mag daraus entstanden seyn, daß man den Witz seiner Sclavin: nur seine Beine wären betrunken (er pflegte nämlich bei Trinkgelagen seine Beine zu bewegen) misverstanden hat. Es liegt vielmehr in eben diesem Witz, daß er sich nie übernommen habe, wofür auch von seiner Todesart kein Beweis entnommen werden kann. Daß er am Lachen erstickt sey, als er einen Esel seine Feigen verzehren sah und ihm auch Wein zu geben befahl, ist freilich schon deshalb nicht glaublich, weil dieselbe sonderbare Todesart [12]), auch vom Philemon, dem Komiker und andern erzählt wird. Die Nachricht des Hermippos ist allerdings die beglaubigtste, daß er nämlich von seinen Schülern zu einem Opfer geladen, nachdem er süßen Wein getrunken, in einem Odeum vom Schwindel befallen und 6 Tage nachher gestorben sey. Aber dieser Schwindel war keine Trunkenheit, denn theils war, wie Menage aus Aristoteles bemerkt, der süße Wein nicht im allergeringsten betäubend, theils litt Chrysipp, wie Galen [13]) berichtet, am Harnzwang. Wenn Lactantius [14]) sagt, daß er sich, wie Zeno und Kleanth, selbst ums Leben gebracht habe, so mag er durch Enthaltung von Nahrungsmitteln seinen Tod beschleunigt haben, seinem Grundsatz getreu, ein Leben aufzugeben, das mehr Naturwidriges als Naturgemäßes enthalte. Dazu stimt endlich Seneca's [15]) Andeutung, daß er mit der größten Ruhe unter beständigen Glückwünschen seiner Freunde gestorben sey. Er scheint überhaupt dem geselligen Leben und dessen Gewohnheiten keineswegs abgeneigt gewesen zu seyn; aus diesem Gesichtspunkt muß seine Theilnahme an Trinkgelagen betrachtet werden. Sein häufiger Genuß des Nießwurzes, der zum Sprichwort ward, mag diätetische Ursachen gehabt haben. Sonst lebte er mäßig und keusch, ist indeß, wie ich vermuthe, nicht verheirathet gewesen, und hatte nur eine alte Sclavin zu seiner Aufwartung; er war stets besonnen, unerschrocken beim Zorn anderer, freimüthig gegen jedermann, konte aber auch selbst Tadel ertragen [16]), war endlich freundlich und umgänglich und deshalb bei Schülern und Mitbürgern beliebt; daß man mit Homers Worten Od. X, 495. von ihm sagte:

„Er allein ist beseelet, die andern irren als Schatten;"

und sonst:

„Wär' nicht Chrysipp gewesen, wär' die Stoa nicht."

Schriften. — Die ungeheure Menge von Schriften, welche unser Philosoph hinterließ, scheint weniger der Nachahmung Epikurs zugeschrieben werden zu müssen, wie Karneades meinte [17]), als dem Bestreben, sein System bis ins Einzelne und Besondere durchzuführen. Die Möglichkeit soviel zu schreiben, erhellt theils aus einer reichen Muße, die ihm zu Theil ward, ehe er einer Schule vorstand, theils aus seinem Fleiße; denn er soll täglich 500 Zeilen geschrieben haben [18]). Die Schriften, deren Zahl auf 705 [19]) angegeben wird, sind weder einzelne Bücher noch ganze Bände oder Rollen, sondern durch besondere Überschriften bezeichnete Werke, die, wie Cicero's Schriften, bald aus einem, bald aus mehren Büchern bestanden [20]). Gewöhnlich waren mehre Werke in eine Rolle zusammengeschrieben. Von dem Umfange der einzelnen Bücher gibt Galen Nachricht [21]), von der Beschaffenheit der Rollen dürfen wir aus Herculanum Aufschluß erwarten, wo die, welche die Bücher über die Vorsehung enthält, gefunden und entziffert seyn soll. Solche Rolle kostete zu Arrians Zeit 5 Denare (1 Thlr. Preuß.) [22]). Die Schriften Chrysipps wurden nämlich früh systematisch geordnet und in bestimte Rollen vertheilt, in deren Vervielfältigung man den Originalen, selbst in Länge und Anzahl der Reihen, gleich blieb [23]). Obgleich er die Grundsätze der Anordnung schon ausgesprochen hat [24]), so kann er die Samlung doch nicht selbst veranstaltet haben, weil sich nach dem Verzeichniß beim Diogenes in einzelnen Rollen unechte (ψευδεπίγραφα) finden [25]). Doch können schon seine nächsten Schüler diese Samlung veranstaltet haben, wenn wir annehmen, daß diese unechten Schriften entweder Hefte seiner Schüler, oder selbständige Entwickelungen mündlicher Belehrungen sind, die sie der Neuheit oder Vollständigkeit wegen hinzufügten. Chrysipp selbst unterschied eine doppelte Anordnung seiner Schriften, eine systematische und eine methodologische; doch scheinen beide in den aus mehren Rollen bestehenden Unterabtheilungen übereingekommen zu seyn, so daß nur die Folge dieser Unterabtheilungen und der größeren Theile verschieden war, die Folge der Werke und Rollen in den Unterabtheilungen für System und Methode im Ganzen dieselbe blieb. Wir wissen, daß im System die Logik den ersten, die Physik den zweiten, die Ethik den dritten Platz einnahm, daß er aber seinen Schülern empfahl, die Ethik vor der schwerern Physik zu studiren, mit der Bemerkung, daß sie sich eine vorläufige Übersicht aller Theile verschaffen sollten, bevor sie sich auf das Einzelne jedes Theils einließen. Das systematische Verzeichniß scheint folgende Anordnung [26]) gehabt zu haben:

Logische Schriften. I. Allgemeine Dialektik. A. Von den Objekten der Erkentniß (περὶ τυγχανόντων). 1) Über die Regeln der Erkentniß und die Kennzeichen der Wahrheit (περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων). 2) Von der gemeinsamen Vernunft und den auf derselben beruhenden Künsten und Vollkommenheiten (περὶ τὸν κοινὸν λόγον καὶ τὰς ἐκ τούτου συνισταμένας τέχνας καὶ ἀρετάς). II. Besondere Dialektik. B. Von dem Bezeichnenden (περὶ σημαινόντων). 1) Über die Wörter und die aus ihnen bestehende Rede (περὶ τὰς λέξεις καὶ τὸν κατ' αὐτὰς λόγον). 2) Von den Be-

11) Fronto ep. 3. §. 18. ed. Niebuhr. 12) Aegid. Menag. ad Diog. §. 185. 13) Ed. Basil. IV. p. 404. 14) De falsa sapient. III. c. 18. 15) Ep. 56. 16) Anton Melissa I, 53. 17) Diog L. IX, 26. 18) Id. VII, 181. 19) Id. ib. 180. Suid. s. v. Χρ. 20) Diog. L. VII, 189. etc. 21) Galen. de Pl. et Hipp. decr. I. p. 293. 22) Arrian. diss. Epict. I. 4. 16. 23) Diog. VII, 187. d. Art. der Citation. 24) Plut. de Stoic. repugn. c. 9. p. 1035. 25) Diog. VII, 90. etc. 26) Die Gründe der Zusammenstellung sind angegeben in meiner Schrift: Phil. Chrysipp. Fundam. P. IV. Ich bin hier indeß abgewichen in der Theilung des jedesmaligen ersten oder allgemeinen Theiles.

Digitized by Google

griffen und deren Verhältnissen (περὶ τὰ ἐννοήματα). C. Von dem Bezeichnetem (περὶ σημαινομένων). 1) Von den Ereignissen (oder Urtheilen) (περὶ τὰ πράγματα). 2) Von den Schlüssen und deren Formen (περὶ τοὺς λόγους καὶ τοὺς τρόπους).

Physische Schriften. I. Allgemeine Physik. A. Von den Elementen (περὶ τῶν στοιχείων). 1) Von den Principien und Elementen (περὶ τὰς ἀρχὰς καὶ τὰ στοιχεῖα). 2) Von den Körpern überhaupt (περὶ τῶν σωμάτων). II. Besondere Physik. B. Von der Welt (περὶ τοῦ κόσμου). 1) Von der Welt nach ihrer Materie (περὶ τὴν οὐσίαν τοῦ κόσμου). 2) Von den Göttern (περὶ τῶν θεῶν). C. Von den Ursachen (περὶ τῶν αἰτιῶν). 1) Von den Naturerscheinungen und deren wirkenden Ursachen (περὶ τὴν μετεωρολογικήν). 2) Von der Endursache aller Dinge oder der göttlichen Vorsehung (περὶ τὴν πρόνοιαν).

Ethische Schriften. I. Allgemeine Ethik. A. Vom Triebe (περὶ ὁρμῆς). 1) Von der Entstehung und Anordnung der ethischen Begriffe (περὶ τὴν διάρθωσιν τῶν ἠθικῶν ἐννοιῶν). 2) Von den Leidenschaften und deren Beherrschung (περὶ τῶν παθῶν). II. Besondere Ethik. B. Vom Guten und Bösen (περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ). 1) Von den Gütern und Übeln (περὶ τῶν ἀγαθῶν καὶ κακῶν). 2) Von den Tugenden und Lastern (περὶ τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν). C. Von den Handlungen (περὶ τῶν πράξεων). 1) Vom höchsten Gut oder dem Princip des Guten (περὶ τέλους). 2) Von den Pflichten und deren Übertretung (περὶ καθηκόντων).

Außer den philosophischen Schriften werden noch historische und grammatische erwähnt [27]); von jenen kennen wir nur ein Buch über Italien [28]); unter diesen sind wahrscheinlich Commentare über Homer, Hesiod und Pindar zu verstehen [29]).

Schicksal der Chrysippeischen Schriften. — Obgleich die Samlung aller Werke ziemlich kostbar gewesen seyn mag (wenn wir 100 Rollen annehmen, etwa eben so viele Preuß. Thaler), so waren sie doch gewiß vollständig nicht nur in den großen Bibliotheken des Alterthums, sondern auch in den Händen vieler seiner Verehrer. Bei der großen Ausbreitung der stoischen Sekte und bei dem großen Ansehen, das Chrysipp in derselben genoß, mußten seine Bücher im Ganzen und Einzelnen ungeheuer vervielfältigt werden. Wir hören auch, daß sie in Rom zu den wohlfeilsten gehörten. Hier wurden sie nicht nur, wie schon früh von seinen unmittelbaren Schülern [30]), schriftlich commentirt, sondern auch häufig mündlich erklärt, besonders zu Antonins Zeit [31]). Dennoch scheinen sie in Italien mit der gesamten griechischen Literatur bald nach der Theilung des römischen Reichs durch die Verwüstungen der Gothen und Vandalen zu Grunde gegangen zu seyn. Zwar lebte Chrysipps Andenken durch Bildnisse gefeiert noch bis ins 5te Jahrhundert in den Schulen der Rhetoren fort [32]); schwerlich aber hatte man noch seine Werke und noch weniger verstand man sie. Sein dialektischer Geist mag indeß nicht ohne Einfluß geblieben seyn zur Hervorbringung der Scholastik. Länger wurden Chrysipps und seiner Schüler Werke in Griechenland gelesen. Simplicius [33]) sagt ausdrücklich, daß sie bis auf seine Zeit d. h. bis ins 6te Jahrhundert erhalten waren. Photius hatte sie im 9ten Jahrhund. nicht mehr. So gingen in der Barbarei des 7ten Jahrhund. mit so vielem Vortrefflichen auch Chrysipps Geisteserzeugnisse verloren. Je bedeutender sie waren, desto mehr muß man sich wundern, daß ihre Überbleibsel so wenig Berücksichtigung gefunden. Eine Samlung derselben ist: Baguet de Chrysippi vita, doctrina et reliquiis, Lovanii 1822. Ein Versuch über die Principien seiner Lehre ist: Philosophiae Chrysippeae fundamenta restituit Chr. Petersen, Altonae 1827.

Lehre. — Philosophie ist die Liebe zur Weisheit; die Weisheit ist die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen; die in der Ausübung der Weisheit bestehende Kunst ist die Tugend [34]).

In der Betrachtung der Dinge können wir entweder ihre Entwickelung und allmälige Ausbildung besonders ins Auge fassen, oder ihre Vollkommenheit, die vollendete Stufe ihres Daseyns. Die Entwickelung ist entweder eine ungestört regelmäßige, nach innern, nothwendigen Gesetzen fortschreitend, oder durch gewisse Störungen modificirt, sich aber herstellend zur Vollkommenheit. In der Vollkommenheit ist das Beharrliche von dem Wandelbaren zu unterscheiden. Das Beharrende bleibt theils als unbestimte Kraft, die eine Menge der Materie bindet, das Substrat, theils in einer bestimten Gestaltung als wesentliche Eigenschaft, Qualität. Das Wandelbare ist entweder nur einfach in sich wirksam, sich verändernd, Modalität, oder im Zusammenhange mit anderem auf anderes bezogen, Relation.

Dies ist die Form der Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen, die, je nachdem sie vom Göttlichen oder Menschlichen oder von dem, was beiden gemeinsam ist, ausgeht, d. h. dem Objecte nach eine andere wird. Die letzte Betrachtungsweise gibt die Logik, die zweite die Physik, die erste die Ethik. Die Form ist für alle dieselbe nach den 6 gegebenen Hauptbegriffen 1) der abstractgesetzmäßigen, 2) der unterbrochenen aber hergestellten Entwickelung, 3) des Substrats, 4) der Qualität, 5) Modalität und 6) Relation, die paarweise zusammen genommen, drei Begriffe geben, Bildung, Vollkommenheit, Wirksamkeit. So ist jeder Theil der Philosophie sowol drei- als sechstheilig und er kann auch zweitheilig seyn, indem sowol die beiden ersten Theile als Körperliches behandelnd, dem letzten, der vom Unkörperlichen spricht, entgegengesetzt werden können, als auch die beiden letzten, die den vollkommenen Zustand beschreiben, dem ersten, der von der Entstehung desselben handelt. Die sechs Unterabtheilungen können demnach auch zu ver-

27) Suid. s. v. Χρ. 28) Plut. Vit. Paral. p. 312. 29) Cf. Schol. zu diesen Schriftstellern. 30) Suid. s. v. Διατοκλῆς. Diog. VII, 190. 31) Arrian. I. 4. 19. Epict. Ench. 73.

32) Sidon. Apollin. c. IX. ep. 9. 33) ad Arist. Cat. f. 964. 34) Plut. Plac. Philos. I, 1.

Digitized by Google

schiedenen Zwecken, besonders aus methodologischen Rücksichten eine verschiedene Folge erhalten [35]).

Logik. — Die Vollkommenheit oder Tugend, als Göttern und Menschen gemeinsam, ist die vernünftige, logische, deren Wissenschaft, Logik, das Wahre und Falsche und was weder wahr noch falsch ist, zu unterscheiden hat. Die Fähigkeit, dies unterscheiden zu können, ist die Vollkommenheit der Vernunft, Weisheit. Zu dieser Weisheit erhebt sich der Mensch erst allmälig; denn seine Sele ist bei der Geburt eine leere Tafel, welche die Eigenschaft hat (ἕξις), die ganze Außenwelt in sich aufzunehmen. Die Sele empfängt zuerst vermittelst der Sinne sinnliche Wahrnehmungen (αἰσθήσεις), die in sie aufgenommen Bilder der Dinge (φαντασίαι) hervorbringen, gewisse Affectionen der Sele (ἐτεροώσεις), von denen mehre zu gleicher Zeit statt finden können, wie die Luft zugleich von verschiedenen Schällen erschüttert werden kann [36]). Von diesen Abbildungen sind zu unterscheiden selbstgeschaffene Bilder (φαντάσματα), die an sich nur in Gottes schaffendem Denken Wahrheit haben, im Menschen aber, wenn sie nicht jenen nachgebildet sind, Einbildungen (φανταστικά) werden. Die öftere Wiederholung desselben Bildes gibt eine Vorstellung (ἔννοια), die von Naturgegenständen gefaßt allgemein natürliche sind (προλήψις). Die ganze Samlung derselben macht die Vernunft (λόγος) aus, deren Thätigkeit, der Verstand (διάνοια), sie wieder erzeugt, gleichsam neu schafft zu Begriffen (νοήματα und ἐννοήματα), welche in Worte ausgeprägt werden. Bilder, Vorstellungen und Begriffe bekommen wir nun nicht blos durch unmittelbare Wahrnehmung (κατ' ἐμπέλασιν, κατ' ἐναργῆ περίπτωσιν), sondern auch mit Hilfe des Verstandes (κατὰ μετάβασιν) durch Gleichheit, Analogie, Versetzung, Zusammensetzung, Entgegensetzung und Beraubung [37]). So erfüllt sich die Sele mit Bildern, Vorstellungen und Begriffen aller Art, nicht blos von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, von den Körpern selbst, sondern auch von deren Eigenschaften, Theilen, Veränderungen, Thätigkeiten und Verbindungen, von unkörperlichen, ja selbst von unwahren, nur eingebildeten Dingen. Alle diese Begriffe werden durch Wörter bezeichnet, Begriff und Wort sind innig verbunden (ἐνφορικον) und entsprechen dem Gegenstande (τυγχάνον), dessen Veränderungen ebenfalls vom Geiste aufgefaßt werden und sich darstellen in der zusammenhängenden Rede (als λεκτά) [38]).

So kommen falsche und wahre Begriffe in den Menschen, die in Verbindung mit der Vieldeutigkeit der Wörter die Unwahrheit hervorbringen, welche zu vernichten die Aufgabe der Logik ist. Dazu müssen gewisse Kriterien der Wahrheit gefunden werden. Diese sind sinnliche Wahrnehmung (αἰσθησις) und Auffassung der Sele (κατάληψις), wenn sie als gesetzmäßig erkant werden; beide sind zusammengefaßt in richtiger Auffassung des Bildes (καταληπτικὴ φαντασία) d. h. nach einem wirklich vorhandenen Object, wie dies vorhanden ist. Die sinnliche Wahrnehmung liefert den Stoff, und die Sele hat vermöge ihrer Willensfreiheit das Vermögen (συγκατάθεσις), denselben als wahr anzunehmen oder als falsch zu verwerfen. Bei einer andern Theilung der Thätigkeiten können demnach auch drei Kriterien aufgestellt werden: Wahnehmung, Auffassung, Erkentniß. Auf jeden Fall ist der Irrthum Schuld des Irrenden, denn er ist ein Act der Freiheit. Der Weise kann als absolut Freier daher gar nicht irren oder meinen, er erkent und weiß vielmehr alles der Wahrheit gemäß [39]). Der Inbegriff aller wahren Vorstellungen macht die Vernunft des Weisen aus. Er erhebt sie zu Begriffen und sondert sie nach ihrer Entstehung und ordnet sie nach ihrem Zweck und Gegenstand, ob sie logisch, physisch oder ethisch [40]). Er braucht seine Vernunft, die Wahrheit zu finden und zu verbreiten, weiß daher den richtigen Weg im Lernen und Lehren fortschreitend vom Leichtern zum Schwereren oder vom Allgemeinen zum Besondern [41]). Zur Mittheilung gehören zwei Wissenschaften und Künste, Rhetorik für die zusammenhängende Rede, Dialektik für die Unterhaltung in Frage und Antwort. Vermöge der Dialektik weiß der Weise, wann er eine Vorstellung als wahr anerkennen muß (ἀπροπτωσία), welche Überlegung er zu diesem Zweck anstellen muß (ἀντικοπότης), wie er kraft seiner Vernunft den Irrthum abwehrt (ἀντιλεξία) und endlich alles auf den richtigen Grund der Vernunft zurückführt (ἀμεταπότης) [42]). Die Rhetorik, die Kunst von der Ordnung und dem Schmuck der Rede, lehrt zu erklären, zu beschreiben, hervorzuheben, vorzubauen, zu wiederholen, in Bildern zu sprechen, Personificationen zu gebrauchen, wenn es die Umstände erfodern, ohne jedoch der Wahrheit untreu zu werden [43]). Die Dialektik im weitern Sinne ist die Wissenschaft und Kunst, das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Sie hat mit dem Bezeichnenden und Bezeichneten zu thun. Das Bezeichnende ist die Sprache (φωνή), das Bezeichnete der Gedanke (λεκτόν). Die Sprache als das Aussprechende (ἐνφορικόν), umfaßt die Sprache (Stimme) im engern Sinne und den Begriff (ἐννόημα). Das Bezeichnete zugleich Gedanke (λεκτόν) und Ereigniß (πρᾶγμα), umfaßt das Urtheil (ἀξίωμα) und den Schluß (λόγος) [44]).

Die Stimme ist eine gegliederte Erschütterung der Luft durch ein Geistiges, das von der Sele ausgeht, so zugleich leidend und thätig; daher ein Körper und als Träger der Gedanken das Substrat in der Logik [45]). Die Stimme ist, insofern sie aus Buchstaben besteht, ein Wort (λέξις), insofern sie einen Sinn hat, Rede (λόγος). Das Wort ist zu betrachten 1) nach seiner Materie, 2) nach seiner Form. Der Materie nach besteht das

35) Diese Andeutung der stoischen Methode, welche bloße Abstraction aus dem Ganzen ist, habe ich vorausgeschickt zum Verständniß der eben gegebenen Eintheilung der Schriften, und um mir im Folgenden die Angabe des Zusammenhangs zu ersparen. 36) Sext. Emp. VII, 227. 37) Diog. VII, 52. Sext. Emp. IX, 395. Plut. Plac. Phil. IV, 12. Sen. cap. 20. 38) Sext. VIII, 11. M. Joh. Philop. ad pr. Anal. Ven. 556. c. 60. Diog. VII, 57.

39) Diog. 54. Sext. M. VIII, 397. Gell. XIX, 1. Cic. de fato. c. 18. Acad. IV, 12. Plut. Stoic. repugn. p. 1055. 40) Galen. ed. Bas. I. p. 287. Diog. 39. 40. 41) Plut. Stoic. rep. p. 1035. 42) Diog. 46. 47. 43) Plut. Stoic. rep. 1034—1047. Fronto epp. p. 86. 44) Diog. 43. 55. 62. 45) Plut. Plac. Phil. IV, 20—31.

Digitized by Google

Wort aus Buchstaben. Diese seine Elemente, 24 an der Zahl, sind 7 Vocale, 5 Halbvocale, 6 einfache Consonanten und 6 doppelte. Der Form nach werden die Wörter theils declinirt, theils conjugirt, theils beides, theils keines von beiden; hierin muß man dem Sprachgebrauch (συνηθεία) folgen, der freilich inconsequent ist, indem er ähnliche Dinge, durch unähnlich gebildete Formen und unähnliche Dinge durch ähnliche Wörter bezeichnet; daher in der Sprache das System der Anomalie herrscht (ἀνωμαλία). Die Elemente der Rede sind die Redetheile, aus deren Verbindung sie auf die mannigfaltigste Weise gebildet wird, um die Gedanken auszudrücken. Deshalb muß es einen Redetheil für das Substrat geben, welches der Artikel ist, aber das Pronomen mit umfaßt (ἄρθρον); einen zur Bezeichnung der wesentlichen Eigenschaft, der Qualität, der ist das Nomen, (ὄνομα), Substantiv und Adjectiv umfassend. Dem Ausdruck des Gedankens ist ferner die Prädication eigenthümlich, um die Modificationen der Substrate und ihrer Qualitäten auszudrücken, dazu dient das Verbum (ῥῆμα). Der Gedanke stellt aber auch den Zusammenhang der Dinge vor und erfodert deshalb Wörter, die eine Relation anzeigen, die Conjunction (συνδεσμός), welche unsere Conjunction und Präposition und wahrscheinlich auch die allgemeinen Adverbia umfaßte; die bestimteren Adverbia wurden zu den Verbis gezählt. Chrysipp bemerkte ferner, daß das Nomen proprium auch ein Substrat ausdrücken könne, trente es daher unter dem Namen ὄνομα im engern Sinne von den übrigen Nominibus, die er Appellativa (προσηγορίαι) nante. Die Rede nun hat Wahrheit zum Zweck, muß daher verständlich seyn und besonders die Zweideutigkeit vermeiden. Die gute Rede hat 5 Vollkommenheiten: Richtigkeit, Deutlichkeit, Kürze, Angemessenheit und Reinheit [46]).

Es folgt die Lehre von den Begriffen. Ein Begriff (ἔννοημα) ist das vom Verstande selbstthätig wiederholte Abbild eines Allgemeinen und heißt deshalb Idee, die aber nur eine Modification des Geistes ist. Die Extension eines Begriffs wird durch den Namen ausgedrückt, die Intension durch die Definition (ὅρος), welche das Wiedergeben des Eigenthümlichen (ἀπόδοσις) ist [47]). Die von einander gleichen Einzelwesen abstrahirte Idee ist eine Art (εἶδος); die Zusammenfassung mehrer zusammengehörigen und insofern untrenbaren Ideen, die Arten ausdrücken, ist eine Gattung (γένος). Mehre Gattungen lassen sich wieder unter andere allgemeine Gattungen zusammenfassen, bis wir zuletzt auf eine höchste Gattung kommen, das Etwas (τί). Die ihm untergeordneten Begriffe lassen sich auf vier höchste Klassen bringen, das Substrat (ὑποκείμενον), Qualität (ποιόν), Modalität (πῶς ἔχον) und Relation (πρός τί πως ἔχον). Diese vier Betrachtungsweisen der Dinge werden nicht immer, obgleich sehr oft, durch verschiedene Wörter ausgedrückt, können auch nicht eigentlich definirt werden, indem sie selbst die Grundlage aller Definitionen bilden, sie müssen daher theils durch ihre Unterschiede von einander, theils durch ihren Inhalt bestimt werden. Das Substrat ist der allgemeine Träger der Besonderheit (Qualität), selbst ohne Besonderheit, sowol im Ganzen, als im Einzelnen, und besteht aus der todten, stets wechselnden Materie, als seiner Wesenheit (οὐσία), und dem diese Wesenheit zur Einheit bindenden Leben, als seinem Wesen (ὄν); im Menschen z. B. als Substrat ist der Körper die wechselnde Wesenheit, die Sele das beharrende Wesen. Die Substrate sind nun entweder geeinigt (ἡνωμένα) oder nicht; in beiden werden nach der geringern oder größern Lebendigkeit des Beharrlichen gewisse Stufen unterschieden: 1) die unorganischen lassen sich zusammenfügen z. B. zu einem Schiff, 2) die organischen häufen sich an, wie der Same mancher Pflanzen, 3) die unvernünftig beselten bilden Scharen, 4) die vernünftigen, die Menschen, wohnen in Städten und Staten zusammen, 5) die Götter machen die Weltordnung aus. Das körperliche Substrat beruht auf einem unkörperlichen, das doppelt ist, Ort und Zeit [48]). Die Qualität ist eine lebendige, individualisirte Kraft, Träger aller Veränderungen und Beziehungen, also eine wesentliche Eigenschaft, ein Nachbild des in Gott bleibenden Urbildes (λόγος σπερματικός) und insofern zugleich Wirkung (ἐκτόν) und Ursache (ἕξις). Die Qualität vereinigt in sich die besondere Erscheinung (πτῶσις) mit der Individualität (ἰδιότης) und die abstract gedachte Form (ἰδέα) mit der Allgemeinheit (κοινότης). Die Qualität kann ferner als Kraft (ἕξις) gedacht werden, die angespant und nachgelassen werden kann, wie jede Kunst, und als Vollkommenheit (διάθεσις), die sich immer gleich bleibt, wie die Tugend. Eigentliche Qualität (ποιότης), d. h. Einheit des Lebens und Seyns, ist nur in geeinigten Substraten, die nicht geeinigten sind bloße Substrate mit gleichen Qualitäten (ποιά). Die Steigerung der Qualitäten ist wie bei den Substraten, nur ist zu bemerken, daß jede höhere Stufe in der Entwickelung die niedere durchwandert und in der Vollkommenheit in sich schließt. Die körperlichen Qualitäten beruhen wieder auf unkörperlichen, d. h. auf gewissen Modificationen des Orts und der Zeit [49]). Die Modalität ist der Inbegriff aller Modificationen, welche die beharrende Qualität in sich trägt. Sie ist entweder Verhältniß, relative Ruhe (σχέσις) oder Bewegung (κίνησις). Das Verhältniß ist entweder eine Lage (κεῖσθαι), wie das Sitzen, Stehen, oder ein Besitz (ἔχειν), wie Beschuhet seyn. Diese beiden Begriffe in Beziehung auf das Unkörperliche genommen geben das Wo (πού), Lage des Orts, und das Wann (ποτέ), Besitz der Zeit. Die Bewegung ist wieder zweifacher Art, entweder ein Leiden (πάσχειν), wie trauern, oder ein Thun (ποιεῖν), wie schneiden. Diese beiden Begriffe im Körperlichen gedacht, geben das Wie viel (ποσόν), denn die Materie, welche vermehrt und vermindert werden kann, ist leidend, und

46) Diog. 55—59. Varro VII. p. 109. 144. VIII. init. u. p. 133. Apollon. Alex. de pron. p. 9. Galen. I. p. 322, wo gesagt wird, Chrys. habe 4 Redetheile angenommen, wogegen Diog. ihm 5 beilegt. 47) Schol. ad Dion. Bekk. anecd. II, 647. Simpl. f. 61. B.

48) Simpl. f. 12. Plut. de comm. nat. c. 44. Plot. Enead. VI, 1. 25 etc. Antonin. VI, 14. IX, 9. Sen. ep. 102. Sext. M. IX, 78—81. 49) Simpl. f. 26. 55—58. 61. Cic. N. D. II, 9. 24. und 12. 33. Stob. Ecl. I, 13. 1.

Digitized by Google

das Wie beſchaffen (ποιόν), die unweſentliche Eigenſchaft, eine vorübergehende Thätigkeit oder Kraft. Alle Arten der Modalität ſind wieder verſchieden nach den Stufen der Qualität [50]). Wird das Subſtrat durch ſeine Modalität mit andern Subſtraten, oder eine Qualität mit der andern in Berührung geſetzt, ſo entſteht die Relation. Dieſe iſt einfach (πρός τι) oder zuſammengeſetzt (πρός τί πως). Die einfache Relation iſt nach einer eigenthümlichen innern Beſtimmung, entweder gegenſeitig durch den Gegenſatz, wie bitter und ſüß, oder ohne Gegenſatz und nicht gegenſeitig, wie die Wiſſenſchaft und das Wißbare, hier kann auch jeder Begriff für ſich genommen werden und bildet ein Unterſcheidungsmerkmal. Die zuſammengeſetzte oder beſtimte Beziehung bildet einen charakteriſtiſchen Unterſchied und iſt nichts an ſich, kann da ſeyn und fehlen, ohne eine innere Veränderung hervorzubringen. Auch dieſe iſt theils mit einem Gegenſatz, wie Feindſchaft und Freundſchaft, rechts und links, und dieſes unmittelbar oder in Beziehung auf ein drittes, letzteres wieder an ſich oder gradweiſe z. B. höher und niedriger; theils ohne Gegenſatz aber doch auch gegenſeitig, und zwar zwiſchen Gleichen, wie bei Freunden, oder zwiſchen Ungleichen, wie Vater und Sohn. Alle dieſe Relationen ſind theils natürlich, wie zwiſchen Bruder und Bruder, theils willkürlich, wie zwiſchen Freunden, oder gemiſcht, wie zwiſchen Mann und Frau [51]). Die Begriffe, inſofern ſie Arten und Gattungen bezeichnen, unterſcheiden ſich nach der Modalität des Seyns, und ſo entſteht die Eintheilung der Dinge, gewöhnlich dichotomiſch durch einen Gegenſatz, aber auch trichotomiſch durch Hinzunahme der Gattung, die beide Gegenſätze vereinigt, oder tetrachotomiſch durch Aufnahme alles deſſen, was nicht in den Gegenſatz fällt. Durch Aufſteigen kommen wir zu einer höchſten Gattung, dieſe iſt das Etwas (τί), das ganz Allgemeine, das entweder ein blos Gedachtes, nicht an ſich Seyendes (μὴ ὄν), oder ein Wirkliches, Daſeyendes (ὄν). Dieſes iſt entweder ein Unkörperliches (ἀσώματον) oder ein Körperliches (σῶμα). Jenes iſt zwar nichts Beſtimtes, an ſich ſinnlich Wahrnehmbares, aber doch nothwendig Gedachtes, theils die Baſis der Körperwelt, Ort und Zeit (τόπος und χρόνος), oder Modification deſſelben (λεκτόν, πρᾶγμα), d. i. Ruhe (μονή) und Bewegung (κίνησις). Die Körper können betrachtet werden als Quantitäten und als Qualitäten, ſie ſind belebt oder leblos, die belebten unvernünftig oder vernünftig, die vernünftigen Menſchen oder Götter. Nur die Körper ſind wahrhaft, der Raum oder Ort exiſtirt nur (ὑπάρχει), von der Zeit exiſtirt nur die Gegenwart, Vergangenheit aber und Zukunft ſubſiſtiren nur (ὑφιστᾶσι), daſſelbe gilt von Ruhe und Bewegung [52]).

Die Eintheilung deutet auf Gegenſätze, welche die Relation der Begriffe angeben. Gegenſatz iſt die in den Merkmalen liegende Verſchiedenheit eines Begriffs von dem andern; er iſt 1) widerſtreitend (conträr), 2) beraubend (limitirend), 3) verneinend (negativ, contradictoriſch), 4) beziehend (relativ). Der conträre Gegenſatz (ἐναντιότης) iſt in den Begriffen, welche in derſelben Gattung am weiteſten von einander entfernt ſind, wie Klugheit und Unklugheit. Dieſen Gegenſatz nehmen zunächſt die Qualitäten, doch auch die Modalitäten und deren nähere Beſtimmungen an. Den primitiven Gegenſatz hat dasjenige, was ſeiner Natur nach eine Eigenſchaft haben ſollte, ſie aber nicht hat (ἕξις und στέρησις), wie Geſicht und Blindheit. Uneigentlich gehört hieher Gewohnheit und deren Verſäumniß, wie beſchuhet, unbeſchuhet; Pflicht und deren Übertretung, wie geladen und ungeladen, Abweichung der Natur von der Regel, wie Blindheit des Maulwurfs, oder bloße Verſchiedenheit, wie Gefühlloſigkeit der Pflanzen. Der contradictoriſche Gegenſatz drückt immer Wahrheit oder Falſchheit aus: er ſitzt, er ſitzt nicht, das Gegentheil des Wahren iſt Falſch und das gilt für Vergangenheit und Zukunft ſo gut, als für die Gegenwart. Die Negation ſetzt Einem alles übrige entgegen, Tugend, Nicht-Tugend. Relativ entgegengeſetzt iſt was von einander ausgeſagt werden kann und ſich gegenſeitig erklärt, das Doppelte des Halben, das Halbe des Doppelten; die Wiſſenſchaft des Wißbaren; doch nur im erſten Beiſpiel iſt die Beziehung gegenſeitig und gleich, im letzten nicht gegenſeitig, weil das Wißbare nicht vom Wiſſen abhängig, wol aber umgekehrt [53]).

Durch Zuſammenſetzung der Begriffe entſtehen Urtheile (ἀξιώματα), die etwas behaupten oder poſtuliren [54]); ſie ſind ſubjectiv betrachtet Behauptungen (λεκτά), indem ſie ausſagen, was in der Sele vorgeht [55]), objectiv gefaßt Begebenheiten (πράγματα), inſofern ſie Veränderungen der Dinge betrachten [56]). Die Betrachtung der Dinge durch die Sele liegt ihnen zum Grunde und danach ſind ſie einfach oder zuſammengeſetzt. Jene ſind ihrer veränderlichen Weſenheit nach behauptend oder verneinend, ausſagend, erzählend, widerſprechend, unbeſtimt oder beraubend; dem bleibenden Weſen nach wahr oder falſch, folgerecht oder folgewidrig, möglich oder unmöglich, nothwendig oder nicht, wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich [57]). Die zuſammengeſetzten ſind bedinglich, folgernd, verbindend, trennend, urſachlich oder vergleichend. Ihrer Darſtellungsform nach ſind die Urtheile, wenn wir die größere oder geringere Kraft berückſichtigen: Behauptung, Frage, Erkundigung, Befehl, Schwur, Wunſch, Annahme, Anrede und Ausruf; wenn nicht in den erſten drei Formen bloße Vollſtändigkeit des Satzes ohne Steigerung iſt (vielleicht die διάθεσις) [58]). Wir kommen zur Modalität des Satzes, die ſich nicht blos im vollſtändigen Urtheil (αὐτοτελές), ſondern auch im unvollſtändigen (ἐλλιπές), d. h. im bloßen Prädicat zu erkennen gibt (κατηγόρημα). Hier wird den

50) Simpl. f. 78, 94. Plot. Enn. c. 30. 51) Simpl. f. 42. 79. ad Epict. Ench. c. 37. 52) Diog. 61. Sen. ep. 58. Sext. X, 218. 234 etc. Alexand. Aphrod ad Arist. Top. ed. Ald. p. 155. Stob. Ecl. I, 9. 42. Cic. de off. II. c. 3.

53) Simpl. f. 98—107. Sext. VIII, 8. 189. 54) Procl. ad Eucl. II. Simpl ad Epict. c. 58. Diog. 65. 55) Sext. M II. p. 232 ed. Gen. 56) Philop. ad Arist anal. pr. II, 12. Diog. 42. 57) Diog. 69—75. 58) Diog. 65—67.

Digitized by Google

möglichen Modificationen der Dinge gemäß entweder Ruhe oder Bewegung ausgedrückt; die Ruhe ist entweder Lage, wie Alcibiades sitzt, oder Besitz, Alcibiades ist bewaffnet; die Bewegung ist entweder ein Leiden (dann heißen die Sätze ὕπτια), z. B. Sokrates wird getödtet, oder ein Thun, wie, er hört (ὀρθά). Alle vier Arten der Urtheile lassen nach Verschiedenheit des Subjects die ihnen analoge Steigerung zu. Demnach sind die Urtheile, welche eine Bewegung ausdrücken 1) rein passiv oder rein activ, das Messer schneidet das Holz, das Holz wird geschnitten, 2) weder activ noch passiv, neutral, aber mit einer Neigung zu einem von beiden, er trauert, er denkt, 3) activ und passiv zugleich mit Vorwalten des einen, das Schaf läßt sich scheren, er läßt das Schaf scheren, 4) medial, der Mensch läßt sich scheren, und schert sich selbst. Dieselbe Steigerung findet bei der Ruhe statt, die eine andere, je nachdem das Subject todt, organisirt, willkürlich oder vernünftig ist, z. B. der Stein liegt, die Pflanze steht, das Thier ruht, der Mensch sitzt. Nur ist zu bemerken, daß das Object einer höhern Stufe, auch die der niedern Stufe zukommenden Prädicate haben kann, nur in einem modificirten Sinn, nicht umgekehrt, wenigstens nicht eigentlich. Dies sind alles Verbalsätze, die Adjectivsätze drücken nach denselben Gesetzen Zahl und Beschaffenheit, Ort und Zeit aus, welche Begriffe in Verbalsätzen hinzugefügt durch Adverbia ausgedrückt werden [60]). Ein vollständiges Urtheil hat endlich immer eine bestimte Relation, entweder blos auf ein Subject, das im Nominativ oder Vocativ steht, oder zugleich auf ein Object, das im Casus obliquus, Genitiv, Dativ oder Accusativ, bisweilen auch im Infinitiv steht, z. B. Sokrates lehrt; Sokrates lehrt die Philosophie; Sokrates lehrt die Philosophie der Sitten; Sokrates lehrt philosophiren [61]).

Der Schluß (λόγος) besteht aus der Annahme oder dem Vordersatz (λῆμμα), dem Nachsatz (πρόσληψις) und dem Schlußsatz (ἐπιφορά), z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also ist es hell. Von dem wechselnden Inhalt (Wesenheit) des Schlusses ist zu unterscheiden die in demselben liegende Wendung (τρόπος) (τρόπος, Form, Weise): wenn a, so ist auch b, nun ist a, also ist auch b. Wenn der Vordersatz nun vollständig ist, so können die andern Theile durch die bloße Wendung ersetzt werden, z. B. wenn Plato lebt, so athmet er, nun ist das erste, also auch das zweite. Dem Inhalte nach sind die Schlüsse genügend (περαντικοί), oder ungenügend (ἀπέραντοι); letztere sind diejenigen, in denen das Gegentheil des Schlußsatzes der Verbindung des Vordersatzes widerspricht, z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also spazirt Dion. Von den genügenden führen einige insbesondere diesen Namen, z. B. es ist falsch, daß Nacht und Tag zugleich sey, es ist aber Tag, es ist also keine Nacht; vollkommen genügend sind aber nur (συλλογιστικοί), die entweder keines Beweises bedürfen, oder auf solche zurückführen, z. B. wenn Dion spazirt, so bewegt er sich, nun spazirt er, also bewegt er sich. Unvollkommen (ἀσυλλογιστικοί) sind nun diejenigen, die den eben genanten Syllogismen ähnlich sind, aber nichts folgern, z. B. wenn Dion ein Pferd ist, so ist er ein lebendiges Wesen, nun ist er kein Pferd, also auch kein lebendiges Wesen. Im Betreff der Wendung (Wesen) sind die Schlüsse wahr oder falsch; wahr sind die, welche aus wahren Vordersätzen folgern, z. B. wenn die Tugend nützt, so schadet das Laster; falsch, theils die unwahre Vordersätze haben, theils die ungenügenden. So sind auch einige möglich, andere unmöglich. Nach der Denkweise (Form, Qualität) sind die Schlüsse theils solche, die keines Beweises bedürfen, (in ihnen scheint sich die Vollkommenheit (διάθεσις) zu zeigen), theils solche, die erst bewiesen werden müssen (in diesen ist bald geringere bald größere Kraft, ἕξις). Der vollkommenen Schlüsse gibt es fünf Formen, zwei hypothetische, ein copulativer, zwei disjunctive 1) wenn a, so ist b, nun ist a, also b. 2) wenn a, so auch b, nun ist aber das Gegentheil von b, also auch nicht a. 3) es kann nicht zugleich a und b seyn, nun ist das eine, also das andere nicht. 4) es ist entweder a oder b, nun ist das eine, also das andere nicht. 5) es ist entweder a oder b, nun ist das eine nicht, es ist also das andere [62]). Alle verschiedenen Ausdrucksweisen der Schlüsse lassen sich auf die hypothetische (ὑπόθεσις), den eigentlichen Syllogismus, zurückführen, er allein hat Beweiskraft, so mannigfaltig auch die behandelte Begebenheit (Modalität) sey. In der Auflösung der Schlüsse, d. h. in ihrer Zurückführung auf die hypothetische Form (vielleicht durch Betrachtung der Qualität, Quantität, Leiden und Thun, Ort und Zeit, Lage und Besitz) ist der Grundsatz fest zu halten, daß aus Wahrem nur Wahres, aus Falschem aber nicht blos Falsches, sondern auch Wahres gefolgert werden könne. Im hypothetischen Satze ergibt sich durch die Bezeichnung (σημεῖον) die Wahrheit; der erste Theil nämlich des Vordersatzes muß ein Zeichen enthalten, der zweite Theil ein Bezeichnetes, nun kann das Zeichen nicht seyn ohne das Bezeichnete, so schließen wir richtig von der Wahrheit des Zeichens, das der Nachsatz angibt, auf die Wahrheit des Bezeichneten im Schlußsatz, z. B. hat eine Frau Milch, so hat sie geboren, nun hat sie Milch, also muß sie geboren haben. Doch gibt es einzelne Trugschlüsse, die sich so nicht auflösen lassen (ἄποροι), deren Entlarvung daher unserer Willensfreiheit in Anerkennung der Wahrheit zufällt. Von der Art sind: die Soriten (σωρείτης oder κατὰ μικρόν), z. B. machen zwei viel? oder drei? oder zehn? u. s. w., wo unsere Willkür zu entscheiden hat. 2) der Verhüllte (ἐγκεκαλυμμένος): Kennst du deinen Vater? ja; kennst du diesen Verhüllten? nein; das ist dein Vater, also kennst du deinen Vater nicht. 3) der Verborgene (διαλελησθώς): wer den Ungeweiheten die Mysterien sagt, handelt gottlos; der Hierophant thut dieses, also handelt er gottlos. 4) der Hornschluß (κέρατις), was du nicht verloren hast, hast du noch; du hast keine Hörner verloren, also hast du Hörner? 4) der Niemand

60) Diese Zusammenstellung ist bloße Vermuthung, nur die drei ersten Arten der Sätze, welche eine Bewegung ausdrücken, beruhen auf ausdrücklichen Zeugnissen, für das Uebrige sind nur wenige Andeutungen vorhanden Simp. p. 108. — Simpl. 79. 84. Diog. 64—65. 61) Diog. 64. 192. Apoll. Herm. in Arist. Cat. p. 230. ed. Lat. Ven. 1559.

62) Diog. 76—81.

Digitized by Google

(οὖτις), durch den sich die Cyclopen täuschen ließen Od. IX, 405 u. f. [63]). Des Schlusses Zweck ist Beweis der Wahrheit, dieser wird nur vollständig erreicht, wenn die Beweislichkeit selbst dargethan ist. Die Relation der Wahrheit zur Falschheit zeigt durch den Gegensatz auch einen bestimbaren Unterschied. Wahrheit ist aber die Wissenschaft des Wahren und dieses ein Gedanke. Ist nun der Gedanke im Syllogismus richtig verknüpft und aus der Wahrheit des Zeichens auf die Wahrheit des Bezeichneten geschlossen, so muß doch auch die Wahrheit des allen Ereignissen gemeinsamen Zeichens, der Sprache, erwiesen werden. Der Gedanke wird ausgesprochen und ist durch ein Bild in die Sele gekommen, das Bild beruht auf sinnlicher Wahrnehmung und diese bezieht sich auf ein Object; es ist aber keine Wahrnehmung möglich ohne Wahrgenommenes, eben so kein Bild ohne Wahrnehmung, kein Gedanke ohne Bild und kein Satz ohne Gedanke. Wie nun die Objecte ein Ganzes bilden, so auch der Inbegriff aller Gedanken, die Wissenschaft. Aber, wendet man ein, die Worte, die Träger der Gedanken, sind nicht gesetzmäßig (analog), sondern anomal, wie ist in ihnen der Gedanke vor Willkür gesichert? Die Sprache hat eine zwiefache Seite (Relation), sie ist nicht ganz willkürlich, sondern auch natürlich, d. h. nothwendig, und diese Seite ist der Schutz der Wahrheit; und selbst im Willkürlichen ist doch Übereinstimmung, Gleichheit des Sprachgebrauchs, daß die Wahrheit doppelt gesichert ist durch Erweislichkeit der Wissenschaft und Festigkeit des Sprachgebrauchs [64]).

Physik. — Die Erkentniß der Natur hat es besonders mit der ihr inwohnenden Gottheit zu thun; sie ist schon enthalten in den Fabeln der Mythologie und in dem Wortreichthum der Sprache; der Philosoph hat das Geschäft, sie aus beiden begriffsmäßig zu entwickeln und in einem zusammenhängenden Ganzen darzustellen [65]). Diese Wissenschaft aber ist, als der einzig richtige Weg zur Unterscheidung des Guten und Bösen und zur Tugend, der Forschung würdig, für die es nothwendig ist, Hypothesen zu machen, die Ansicht des Gegners zu bekämpfen, und bis zu einer besser begründeten Erfahrung das Überlieferte für wahr anzunehmen, damit kein Schwanken komme in die davon abhängige Ethik [66]). Eine unbezweifelte Erfahrung lehrt, daß alle einzelne Dinge nur eine Zeit lang dauern, aber selbst bei dieser Dauer sich mannigfaltig verändern. In ihnen muß also außer dem Veränderlichen etwas seyn, was dasselbe trägt und bewirkt; das sind die beiden Principien (ἀρχαί), ein Leidendes (πάσχον), die Materie (ὕλη), und ein Thätiges (ποιοῦν), die alles durchdringende Gottheit (θεός). Diese Principien sind in allen dieselben, und müssen daher von Anfang gewesen seyn, aber stets ungetrent und untrenbar. Sie waren also auch in dem ersten Äther, der rein und feurig, zuerst allein war ohne allen Unterschied, das erste und eigentliche Element aller Dinge. Aus ihm entwickelten sich die vier Elemente, zu denen er selbst gehört, aber verändert durch die Ausscheidung der andern. Aus dem ursprünglich Warmen, dem Äther, ging zuerst sein Gegensatz, das Kalte hervor, die Luft. Aus dieser sonderte sich das Feuchte, das Wasser, und aus diesem, sich bis zum Kern zusammenziehend, das Trockne, die Erde. Aber so in einander geschachtelt verharrten sie nicht in absoluter Trennung, sondern bildeten durch die mannigfaltigsten Übergänge die Welt. An der Grenze des unendlich Leeren hielt sich der Äther, rein sich verdichtend in der Sonne, mit Luft gemischt in den Fixsternen, mit Wasser in den Planeten, am meisten im Monde. Innerhalb des Äthers sammelte sich die reine Luft, in den Wolken mit Äther und Wasser gemischt; innerhalb der Luft nun ist das Wasser, das zugleich den festen Kern der Erde durchdringt, auf deren Oberfläche durch Mischung aller Elemente sich die mannigfaltigsten Formen entwickeln. Die Erde ist überwiegend in den Steinen, das Wasser in den Pflanzen, die Luft im Thiere, das ätherische Feuer im Menschen, der dadurch der Gottheit selber verwandt, die in Gestalt des ätherischen Hauches die ganze Welt durchdringt [67]).

Der Mittelpunkt ist der Mensch, gleich entfernt vom höchsten Gott, wie von der todten Erde, bestimt, die Anschauung des Ganzen in sich aufzunehmen und selbstthätig zu wiederholen. Aber langsam und erst nach mannigfaltigen Verirrungen arbeitet er sich zu dieser Einsicht empor. Zuerst zeigt sich ihm nur Unordnung, aber mit dem Zunehmen seiner Erkentnißkraft dringt er auch immer tiefer in den Geist der Natur; denn zur Grundlage dienen die ewigen Gesetze der Zahl und der Größe, durch deren Anerkennung schon die vermeintliche Unordnung verschwindet. Schon in der leidenden Materie erkent er die Gegensätze des Warmen und Kalten, des Trocknen und Feuchten; aus der leidenden Materie schließt er auf den thätigen Geist, der ihr inwohnt, und erkent, da nur ein Körper wirksam seyn kann, auch ihn als Körper und den Gesetzen der Körperwelt folgsam. Von den Körpern unterscheidet er die unkörperlichen Bedingungen ihres Daseyns, Raum und Zeit, wie ihre Actionen, Ruhe und Bewegung, in allen aber dasselbe Gesetz der Mathematik. Die Körper und deren Theile berühren sich nicht unmittelbar, sondern im Raum und durch den Raum, daher gibt es keine kleinsten Theile (Atome), und es läßt sich nicht sagen, aus welchen und wie vielen Theilen ein Körper besteht; mathematisch ist er ins Unendliche theilbar, wie Fläche und Linie, aber nicht physisch; hier muß man sagen, daß die Zahl der Theile weder endlich noch unendlich. Aus dieser Ansicht vom Raum folgt ferner, daß die Seiten einer regelmäßigen Pyramide zwar ungleich sind, aber nicht über einander hervorragen; ferner daß die beiden Flächen eines Kegelschnits weder gleich noch ungleich; daß endlich ein Körper für sich weder Anfang oder Ende, Grundlinie und Spitze habe, sondern dies sich nur nach dem Anfassenden bestimmen lasse [68]). Dieses sind einige

63) Diog. 81. 82. u. d. Ausleger cf. 186 u. 196 u. Sext. Hyp. II, 104—117. 64) Diog. 187 u. 197. Sext Al. VIII, 38. Hyp. II, 8. 65) Diog. 187. Orig. c. Cels. IV, 195. 66) Stob. I, 15. p. 180. ed. H. Plut. Plac. Phil. I, 28. Stoic. repugn. c. 9. 10. u. 20.

67) Stob. Ecl. I, 16. p. 212. Plut de primo frigid. c. 9. Diog. 135. Censor. fragm. 68) Stob. I, 15. 1. Plut. comm. not. c. 43—45.

Digitized by Google

Sätze aus der Chrysippeischen Mathematik, die, wie man daraus sieht, ganz eigenthümlich muß gewesen seyn. Sie erstreckte sich bis zur Lehre von den Kegelschnitten, welche (wie Procl. ad Eucl. IV. p. 103 ed. Bas. zeigt) sehr speciell muß ausgebildet gewesen seyn. Von der Arithmetik wissen wir so gut als nichts. So viel ist aus dem Angegebenen klar, daß Chrysipp die Mathematik nicht so abstract behandelte, als es jetzt geschieht, sondern in ihrer Bedeutsamkeit für die Physik im Ganzen und Einzelnen. Ich vermuthe, daß sich hier zum Schluß des ersten Haupttheils der Physik auch allgemeine physiologische Bestimmungen gefunden über die Abstufungen des Lebens, wie es, ungeachtet einer gegenseitigen Störung, doch seiner Bestimmung entgegen geht, sich zu seiner Vollkommenheit erhebt, aber sich auch zuletzt wieder in den uranfänglichen Äther auflöst.

Die Welt in ihrer Ausbildung besteht, wie im Anfange, nur aus den beiden genanten Principien, dem Leidenden und Thätigen, die sich einander entgegengesetzt, aber doch eins sind. Die Materie, das Leidende, d. h. die veränderliche Wesenheit ist körperlich, und, weil diese als Wirkung mit ihrer Ursache gleichartig seyn muß, so ist auch das thätige Wesen körperlich, welches für sich zwar nicht wahrnehmbar, doch, mit der Materie verbunden, das wahre Seyn, das Substrat, ausmacht. Die Materie und die Wesenheit (οὐσία) sind der Sache nach gleich, werden im Begriffe aber so unterschieden, daß man unter Wesenheit die ursprüngliche reine Materie versteht, unter Materie im engern Sinn den Träger der Qualität, denn sie ist, obgleich selbst qualitätslos, doch im Stande, alle Qualitäten anzunehmen; nimt im Ganzen weder zu noch ab, wechselt aber beständig, geht gleichsam stets zu Grunde und entsteht wieder. Die Ursache dieses Wechsels ist der in jedem einzelnen Dinge bleibende Geist, ein Hauch feuriger Natur, der in Rücksicht der wechselnden Materie ab- und zunimt, das Wesen der Dinge, das Leben der Welt, in seinem Ganzen Gott selbst, der Besamer, der alles durchdringt und gestaltet. Dieses so bestimte Substrat erscheint uns seinem Ursprunge am nächsten in den 4 Elementen, deren jedes aus beiden Principien besteht; in der Erde ist die Masse überwiegend, aber nicht ohne das einigende Wesen; im Wasser ist die Materie noch deutlich genug, das belebende Wesen aber durch seine Thätigkeit schon kentlicher; in der Luft ist schon das Thätige überwiegend, doch auch die Materie nicht zu verkennen; das Feuer scheint lauter Leben, kann aber auch ohne brennende Materie nicht seyn [69]). Wie aber die Materie nie formlos, so kann das lebendige Wesen nicht eine bloße Abstraction seyn; es muß sich daher qualificiren, gestalten und zunächst potenziiren. Selbst die geringsten Kräfte der Natur (ἕξεις) sind lebendige Geister, erzeugt aus dem Samen des Allgegenwärtigen, die den Körpern ihre Eigenschaften geben und ihre Thätigkeit bestimmen. In der Pflanze gelangt diese Kraft zur individuellen Gestaltung; durch die innere Kraft des Samens gehen unter Voraussetzung der Feuchtigkeit und der Wärme, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter und Blüthen hervor. Das Thier ist noch selbständiger durch freie Bewegung nach seinem Instinkt. Über dem Thier steht der Mensch frei handelnd nach dem göttlichen Gesetz, aber dem Abfall unterworfen. Noch höher sind unzählige Genien, Heroen und Götter, die fehllos nach dem Willen des Unendlichen die Natur beherrschen. Jede Stufe geht vermöge ihrer schöpferischen Kraft in eine unendliche Menge Geschlechter und Arten über, bis zur Unterart und Individualität; aber nach inneren nothwendigen Gesetzen, so daß in jedem Individuum die Stufe nicht blos, sondern auch der Charakter des Geschlechts fest stehen bleibt (διάθεσις); so weit auch die Dogge und das Bologneser-Hündchen von einander entfernt sind, so bewähren doch beide die charakteristischen Zeichen des Hundegeschlechts [70]). Das System des Himmels und der Erde, und der in ihnen enthaltenen Naturen, oder der Götter und Menschen und dessen, was ihrentwegen da ist, heißt die Welt, welche wegen des steten Wechsels nur ein Zustand, eine Modalität ist. Die Grundveste der Welt ist die Erde, welche in der Mitte ruhet; auf ihr bewegt sich in bestimten Räumen das Wasser und ganz um sie die Luft; über der Luft ist der Äther mit den unzähligen Himmelskörpern, die belebt sich nach bestimten Gesetzen bewegen. Das Wasser dünstet beständig aus; die Luft vertheilt den Dunst, führt ihn theils zum Äther hinauf, tränkt theils damit die Erde. Im Äther schweben in 7 Sphären um die Erde die Irrsterne, von denen der Mond, der Luft am nächsten und verwandtesten, am meisten auf die Erde wirkt, dann Sonne, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn; an der Grenze des unendlich Leeren ist die Sphäre der Fixsterne. Die Ausdehnung der Welt ist Raum, welcher durch das Leere begrenzt wird; die Regel der Bewegung gibt die Zeit [71]). Das Leere gibt der Welt Einheit und macht sie zum Ganzen, welches geordnet ist in seinem Innern, und in Ordnung erhalten wird durch den körperlich allgegenwärtigen Zeus, die allgemeine Weltsele, ein lebendiges, bewußtes Wesen, ohne dessen Willen nichts geschehen kann, der den Menschen berufen hat zum Bewußtseyn dieser Ordnung, zu des Menschen Bestem alles fügt, und selbst die Thorheit desselben in Heil umwandelt [72]).

Die Welt ist die Wesenheit Gottes, und Gott das Wesen der Welt, aber nicht ein Unbestimtes, sondern Gestaltetes; die individuelle Qualität der Welt und deshalb die Welt selber, strenger der unentstandene, unvergängliche Urheber und Regirer, der sie in bestimten Perioden erschafft, vergehen läßt und wieder erschaffet. Das Daseyn dieses Gottes wird aus dem Daseyn der Welt selbst erwiesen; wir schließen von der Wirkung auf die Ursache zurück, denn des Menschen Macht und Klugheit reicht nicht hin, sie zu schaffen und zu regiren. Wir sehen auch überall, daß eins vollkommener als das andere; es ist eine Stufenfolge der Dinge, Stein, Pflanze, Thier, Mensch; nun ist aber die Welt noch vollkommener, also

69) Chalcid. ad Tim. p. 288—90 Plut. de Stoic. repugn. c. 37.

70) Plut Stoic. rep. c. 43. de comm. not. c. 37. Simpl. ad Arist Cat. s. 61. 78. Diog. 148. 71) Stob. I, 15. p. 180. 72) Cic. Nat. Deor. I, 18. Plut. de Stoic. repugn. 13. de comm. not. 33. 34.

Digitized by Google

auch, der sie bewohnende Geist, Gott, der vernünftig seyn muß, weil die Vernunft das Vollkommenste. Das Daseyn Gottes wird auch bezeugt durch den übereinstimmenden Glauben der Völker; überall finden wir Altäre, und dieses Zeichen beweist das Vorhandenseyn des bezeichneten Gottes. Auch sind Götter oft den Menschen erschienen, und verkünden ihnen noch immer die Zukunft durch Zeichen und reden durch den Mund heiliger Seher und Priester [73]). Die Welt als ein eigenthümliches, mit besondern Kräften und Eigenschaften begabtes Ganze ist also Gott, der nach verschiedenen Betrachtungsweisen die Menge der Götter ausmacht. Nach der Potenzirung seines göttlichen Bewußtseyns ist er 1) die vernünftige Weltsele (Ζεύς), deren höchste Intensität, das Selbstbewußtseyn (ἡγεμονικόν) im Äther wohnt; 2) die allgemeine Natur der Dinge (φύσις), welche Betrachtung hier vorherrscht, die sich als Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbart; 3) das Schicksal (εἱμαρμένη), der Einen Zweck mit Nothwendigkeit verfolgt; 4) Vorsehung (πρόνοια), dieser Zweck als Föderung des Guten unter den Menschen im Ganzen und Einzelnen. Eine Menge von Göttern entstehen, indem die allgemeine Natur nach dem Ort ihrer Wirksamkeit verschiedene Namen empfängt; im Äther Zeus, in der Luft Juno, im Wasser Neptun, in der Erde Pluto, und nach der Art der Thätigkeit, wie Mars, Minerva, Vesta, Apollo, Diana Lucina, Venus. Daher sind auch Tugenden und Bedürfnisse, ja selbst Laster personificirt und vergöttert: Gerechtigkeit, Vergnügen, Liebe, Gesundheit und Ehre; ferner die unsterblichen Selen der Menschen, gute und böse Dämonen u. s. w. In diesem Sinne sind die Dichter zu erklären, und so erhalten die scheinbar schmutzigsten Fabeln den reinsten Sinn [74]). Alle untergeordneten Götter leben selig, sind aber nicht unsterblich, und bedürfen der Nahrung, die ihnen durch den Zusammenhang des stets bewegten Ganzen zu Theil wird; denn alle Götter bilden ein großes Gemeinwesen durch das gemeinsame Gesetz der Natur. Die Elemente sind durch ihre verschiedenartige Schwere geschieden, stehen aber durch die herrschenden Kräfte in mannigfacher Verbindung. Die bestimte Trennung macht die Bestimmung des Orts möglich, die Bewegung der Himmelskörper bezeichnet die Zeit, und bewirkt den Wechsel der Jahreszeiten. Dabei bleibt alles gegen einander in Ordnung, die Kugelgestalt gibt dem Ganzen Haltung, in der Erde ist träge Ruhe, in Wasser und Luft herrscht die Bewegung von oben nach unten, im Äther die kreisförmige Bewegung vor; Erde und Wasser ernähren die mannigfaltigsten Geschöpfe, die Luft enthält wunderbare Erscheinungen, und der Äther die allein regelmäßigen Himmelskörper. Je feiner und feuriger das Element, desto mehr Leben und Bewegung; diese daher zunehmend nach oben, wo sie zugleich regelmäßiger wird; unten erhalten sich nur Arten und Gattungen, die Einzelwesen vergehen, oben im Äther bleiben dieselben Individuen, welche zugleich Götter sind [75]). So ist die Natur Eins, erhält sich selbst, aber dieser Zweck erhält erst Bedeutung durch die Beziehung auf den Menschen, zu seiner Vervollkommenung ist alles eingerichtet. Er hat eine Wohnung, wie sie nöthig war für einen vernünftigen Geist, der frei handelnd sich die Natur unterwerfen sollte, sie zu regiren nach den göttlichen Gesetzen, nachstrebend dem Guten, daß er den Göttern ähnlich werde, die ihn in Erreichung seines Zweckes unterstützen, selbst, wenn er fehlt, das Böse geschehen lassen, weil dieses ein Fortschrit seiner Freiheit und Bedingung des Guten ist. Die Weisheit aber und Tugend macht den Menschen dem Zeus an Seligkeit gleich, nur nicht ewig [76]).

Aus der Einheit dieser lebendigen Naturkraft gehen alle Veränderungen hervor, die wir verfolgen können von dem Wechsel der groben Materie bis zu den Bewegungen der Gestirne. Das erste Gesetz in Rücksicht der Substrate ist, daß Gleichartiges sich anzieht, wodurch vier Verbindungsarten entstehen: 1) äußere Anfügung (παράθεσις), Berührung der Oberfläche, wie in einem Haufen von Bohnen; 2) Mischung (μίξις), Vereinigung zweier oder mehrer flüssigen Körper, die aber ihre Eigenthümlichkeit behalten, so daß sie wieder getrent werden können, wie Wein und Wasser, die Verbindung des Äthers und der Luft mit Wasser und Erde; 3) Durchdringung (σύμφυσις), wenn Körper von entgegengesetzter Beschaffenheit, ohne Aufopferung ihrer Eigenthümlichkeit, sich so verbinden, daß sie in ihren kleinsten Theilen neben einander sind, wie Feuer und Eisen, Körper und Geist; 4) Vermischung (σύγχυσις), die gänzliche Vereinigung zweier Körper, so daß sie ihre frühern Eigenthümlichkeiten verlieren und einen Körper mit ganz neuen Eigenschaften bilden, wie bei Medicamenten und andern chemischen Auflösungen [77]). So ist die Natur in einem stetem Zerstören und Schaffen begriffen, obgleich es nicht so genant zu werden pflegt, denn es beharrt die Qualität, welche das Einzelwesen ausmacht, aber auch nicht unveränderlich, sondern sich nach gewissen Perioden entwickelnd, hervorgetreten aus der allgemeinen Weltsele durch die besamenden Kräfte (λόγοι σπερματικοί), und einem bestimten Geschlechte angehörend, bildet das Einzelwesen sich durch die ihm inwohnende Kraft bestimmender Eigenschaften (εἰδοποιοί) zur Art und zum Individuum (ἰδιοποιός). Bekomt ein anderes Individuum dieselbe individuelle Bestimmung, so verliert das erste sie, und wir müssen einen andern Unterschied suchen. Wie die Geschlechter, Arten und Individuen aus der allgemeinen Vernunft hervorgegangen sind, so geht diese Kraft beim Untergange des Individuums in die allgemeine Kraft der Gattung zurück, und die Kraft der Gattung beim Untergange aller Dinge in das Urwesen [78]).

Doch nicht blos auf der Erde wechselt Materie und Form, alle Theile der Welt stehen durch beständigen Austausch der Materie in Verbindung. Die Luft macht hier die Vermittelung, sie verflüchtigt das Wasser, trägt Wolken und Nebel, und läßt diese bald als Thau, Regen,

73) Cic. N. D. I, 15. II, 2—16. Diog. 137—38. 74) Cic. N. D. II, 16—32. Diog. 147 u. 151. 75) Cic. N. D. II, 32—53.

76) Cic. N. D. 53—67. Plut. Stoic. repugn. c. 12—22, de comm. not. 12. 13. 77) Stob. Ecl. I, 18. p. 374. Alex. Aphr. ad Arist. de mixt. Ald. p. 142. 78) Plut. com. not. 44. Philo Jud. de mundi incorrupt. ed. Mangey. Vol. II, pag. 501.

Digitized by Google

Wolkenbruch, Hagel oder Schnee niederfallen [79]), oder verbindet es mit dem Feuer des Äthers, daß durch Reibung der Wolken Blitz und Donner entstehen, die oft bis zum Einschlagen stark sind, oft nur als Wetterleuchten erscheinen, oft mit Sturm und Wasser verbunden Wasserhosen bilden [80]). Die Dünste dringen aber selbst in den Äther, das Flußwasser ernährt den Mond, der an sich dunkel durch die Sonne erleuchtet wird, daher er durch den Schatten der Erde bisweilen sich verfinstert [81]). Die Sonne ist eine Samlung des Meerdunstes, mehr feuriger Natur, selbst Licht und der ganzen Welt Licht mittheilend, nur verfinstert durch das Zwischentreten des Mondes [82]). Auf die Sonne folgen die Sphären der Irrsterne, welche, wie die Fixsterne, aus einer ätherisch-feurigen Substanz bestehen. Die Irrsterne bewegen sich in der Ekliptik, welche den Äquator schneidet, und so die Wendekreise und Polarkreise bestimt, durch die der Himmel in Zonen getheilt ist, welche nebst den Sphären und Sternbildern den Raum bestimmen [83]). Alle Gestirne bewegen sich von Osten nach Westen, und beschreiben in Tag und Nacht einen Kreis um die Pole des Himmels; ihr Aufgang ist die Erhebung über den Horizont, Untergang ihr Verbergen hinter der Erde [84]); alle, außer den Fixsternen, haben auch eine rückgängige Bewegung von Westen nach Osten, diese gibt beim Monde den Monat, dessen Lichtwechsel zugleich die Wochen ausmachen; die Sonne bestimt so das Jahr, und durch ihre Stellung im Thierkreise die Jahreszeiten. Die Irrsterne haben eine noch zusammengesetztere Bewegung, die erst nach 18000 Jahren in dieselbe Stellung zurücktreten, wodurch das große heraklitische Jahr entstehet [85]). Die Lage der Sphären ist durch das Gesetz der Schwere bestimt, je weiter nach unten, desto schwerer; den festen Kern der Welt bildet die Erde, das Äußerste ist der feine Äther, umgeben vom Leeren oder dem unendlichen Nichts, das, weil es keinen Widerstand leistet, die Bewegung möglich macht [86]). Die Bewegung nimt noch in den niedern Sphären hin ab, im Äther ist sie am stärksten, und besonders in der Richtung des Kreises, in der Luft sowol im Kreise, als auf und nieder, im Wasser besonders auf und nieder, in der Erde gar nicht. Die einfachsten Bewegungen sind die geraden und krummen, aus deren Mischung die mannigfaltigsten Arten entstehen; Bewegung wird veranlaßt durch Anziehung des Gleichartigen und den die Materie belebenden Geist. Das Schwere strebt zur Erde, das Leichte zum Äther [87]). Wir sind so auf Einen Ursprung aller Bewegung zurückgewiesen, weil alle Arten derselben nach bestimten Gesetzen geschehen, und mit einander in Harmonie stehen; das führt nicht blos auf denselben Ursprung, sondern auf einen und denselben gesetzmäßigen Fortgang; das ist das Schicksal (εἱμαρμένη), d. i. die Bestimmung, nach der das Geschehene geschah, das Geschehende geschieht und das Bevorstehende geschehen wird; also die Kette der nach dem Willen Gottes verknüpften Ursachen, die als das jedes Mal Bestimte Verhängniß (πεπρωμένη) heißt, in welches sich die drei Parzen: Klotho, die Bestimmende, Lachesis, die Vertheilende, und Atropis, die Unabwendbare, theilen. Ihrer Herrschaft ist alles unterworfen durch Wahrheit, Ursachlichkeit, Natürlichkeit und Nothwendigkeit. Wahr ist das Zukünftige so gut, als das Vergangene, und daher Vorherverkündigung möglich. Eine Ursache ist durch die andere begründet, alle durch die Natur der Dinge, weshalb auf den Charakter eines Menschen nicht blos Stellung der Gestirne, sondern auch Luft, Boden, Wasser u. dergl. Einfluß hat. So bedingt ist alles Nothwendigkeit und Zwang. Dabei bleibt doch dem Menschen Freiheit des Willens; es geschieht vieles als Selbstbestimmung, aber der Mensch ist ein Theil der Welt, und so war dies zugleich mitbestimt. Daher gibt die feste Bestimmung des Schicksals uns nicht Ursache, die Hände in den Schoos zu legen, denn was wir wollen und thun, ist des Schicksals Mitbestimmung, und es verlangt selbst unsere Wirksamkeit [88]).

So weist die ganze Schöpfung auf den Menschen hin, das erhabenste Geschöpf der Erde. Zuerst als Embryo lebt er nur wie eine Pflanze, im Augenblick der Geburt wird er durch die Erkältung beselt und gleicht dem Thiere. Doch kömt die Sele nicht von außen hinein, sondern wird mit geboren, wie die Ähnlichkeit in Sitten und Grundsätzen zwischen Eltern und Kindern beweist. Dann entwickelt sich die Sele in Perioden von 7 Jahren zu einem vollkommeneren Zustande, dem gemäß auch der Körper eingerichtet ist. Dieser besteht, wie alle Materie, aus den Principien des Trocknen und Feuchten, Kalten und Warmen, deren harmonische Mischung die Gesundheit des Körpers ausmacht; deren gehörige Sonderung und Gestaltung die Gewandheit (ἀρτιότης) gibt; zu der, wenn die Nerven die gehörige Spannung haben, die Stärke (ἰσχυς) komt; doch erst in dem gehörigen Verhältniß der Glieder zu einander und zum Ganzen ist die Vollendung möglich, welche in der Schönheit besteht. Nach den vier Elementen gibt es ferner vier Hauptkrankheiten, durch Übermaß des einen oder andern Elements. Hier ist eine Steigerung von der Krankheit, zur Kränklichkeit und zum Siechthum; die beiden ersten können durch den Arzt gehoben werden, die letzte nicht [89]). Der Tod ist die Trennung des Geistes von dem Körper, den er bewohnt. Seinen Hauptsitz hat er im Herzen, wo er sich aus dem Blute nährt, und durch die Athmung das Leben erhält. Der Geist oder die Sele besteht aus acht Theilen: 1) dem Leitenden (ἡγεμονικόν), der Vernunft (λόγος), die auch Verstand (διάνοια) und Wille (νόημα) genant wird; 2—6) den fünf Sinnen; 7) der Sprache, und 8) dem Samen (σπερματικόν), oder der Zeugungskraft. Vom Herzen

79) Append. ad Joh. Dam. Serm. ed. Gaisf. p. 8. 80) Stob. Ecl. I, 30. p. 596. 81) Stob. Ecl. I, 27. p. 556. 82) Stob. Ecl. I. 26. p. 540. 83) Stob Ecl. 19. p. 390. Diog. 155. 84) Stob. I, 25. p. 516. 85) Stob. I, 9. p. 258. 26. p 540. Plut. com. not, c. 41.- 86) Diog 140. Alex. Aphr. ad Arist. de coelo p. 66. Them. paraphr. phys. Arist. IV, init p 37. Ald. 87) Stob. I, 20. p. 404. Plut. Stoic. repugn. 42. 44. Themist. l. l p. 37.

88) Cic. de fat. Stob. Ecl. I, 15. p. 180. Euseb. praep. Ev. IV, c. 8. p. 262. Theod. Opp. T. IV. p. 850. ed. Schultz Plut Stoic. rep. 47. Nemes. Nat hom. p. 258. ed. Ox. 89) Plut Stoic repugn c. 41. Stob Ecl. II, p. 110. Galen. ed. Bas. I, p. 280. Cic. Tusc. IV, 13.

Digitized by Google

aus lenkt die Sele den Körper, empfängt durch ihn Kunde von den Außendingen, entscheidet, ob das Gemeldete wahr und gut, erinnert sich des Vergangenen und sieht das Zukünftige vorher. Überlegung ist die innere vernünftige Bewegung des Geistes; die Vernunft unterscheidet den Menschen vom Thiere, das nur die Kraft hat, zu unterscheiden und zu vergleichen. Aus dem Sitze der Sele komt auch die Stimme, Sprache, die ihren Ursprung hat im Zwerchfell, durch die Lunge und andere Werkzeuge nur modificirt wird. Vom Herzen aus mischt sich auch der Geist zum Samen, um neue Individuen hervorzubringen. Wie aber in den Samen der ganze Geist übergeht, so sind auch die andern sogenanten Theile nicht trennbar und abgesondert, sondern nur Modificationen eines und desselben Wesens, das in sich Eins ist. Da nun die Leidenschaften, Verirrungen von der Vernunft, offenbar im Herzen wohnen, so muß, die Einheit des Geistes vorausgesetzt, auch die Vernunft da ihren Sitz haben: dafür spricht auch, daß sich dort alle Nerven vereinigen und von demselben Orte die unmittelbare Äußerung der Vernunft, die Sprache, ausgeht. Ins Herz setzt auch die in dem Sprachschatz niedergelegte Übereinstimmung der Menschen die Sele in dem Ausdruck herzlos (ἀκάρδιος), eben dahin die Dichter, die Geberden bei Betheurungen, dahin zeigen selbst die Lippen, wenn wir das Wort ich, das die Sele andeutet, aussprechen. Diese Sele nun, da sie den Körper durchdringt und bewegt, muß auch selbst ein Körper seyn, kann daher nach dem Tode fortleben, was indeß nur bei den Weisen der Fall, die sich Selbständigkeit errungen haben. Diese werden erst bei Verbrennung der Welt in die allgemeine Weltsele zurückgenommen, und führen erneut in den wiederholten Schöpfungen ein unsterbliches Leben. Die übrigen Menschen verlieren sich mit dem Tode in die allgemeine Vernunft [90]). Der Mensch ist also ein Theil der Gottheit, und selbst im Leben nicht ganz von ihr losgerissen, ja soll schon im Leben durch Erkentniß und Befolgung ihres Gesetzes mit ihr eins seyn. Diesem Gesetze gemäß vereinigen sich die Menschen zur Freundschaft, zur Liebe, bilden durch die Ehe Familien, und durch diese Staten, dessen König das Gesetz ist, dessen Bürger alle Menschen sind, die zusammenwirken zur Vervollkommenung der Welt in der Tugend. Zur Erreichung dieses Zweckes wirken die Götter thätig mit, indem sie den Menschen sich auf mancherlei Weise offenbaren, an besondern Orten durch Orakel, zu besondern Zeiten durch Träume, die zu deuten vermag, wer ihr Gesetz erkant, das besonders die Analogie ist. Hieher gehört auch die Weissagung aus Opferthieren, Naturerscheinungen und der Stellung der Gestirne; denn erfolgt alles aus nothwendigen Gesetzen nach einer vorherbestimten Analogie, so läßt sich aus einer Erscheinung auf die andere schließen, denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen [91]). Denn die ganze Welt ist von Gott erfüllt, sie ist ein lebendiges Wesen, dessen Sele Gott ist, der als vernünftiges, nach Zwecken handelndes Wesen Zeus, als in sich Eins, obgleich vielfach getheilt, die Natur, als nothwendiges Gesetz, Schicksal, und als weiser und heiliger Vater der Menschen die Vorsehung (πρόνοια) heißt. Die Vorsehung hat von Anfang her die Welt zum Wohnplatz der Menschen und Götter bestimt, daher ist diese ein geordnetes Ganze, das sich in sich selbst entwickelt und wieder vergeht, aber sich stets wieder erneuet, denn da die Welt sich durch sich selbst erhält, der Tod aber Trennung des Leibes und der Sele ist, die bei ihr nicht statt findet, so ist sie unvergänglich, und so gewissermaßen alles unsterblich. Während seines Lebens aber soll der Mensch durch Tugend glücklich seyn, dem gemäß ist seine Sele eingerichtet. Zwar ist jedes nur durch seinen Gegensatz denkbar, Tugend nicht ohne Laster, Glück nicht ohne Unglück, das Gute nicht ohne Übel, und die Wahrheit nicht ohne Lüge; aber die Wahrheit, das Gute, Tugend und Glück steht in unserer Macht, und was nicht in unserer Macht ist, kann nichts zu unserem Wohl und Wehe beitragen. Die sogenanten Übel, als Krankheit, Armuth, Tod, Verluste sind zwar nothwendige Begleiter ihrer Gegentheile, so z. B. ist die Krankheit eine Folge der Feinheit und Vollkommenheit des menschlichen Körpers, von der sich die Zerbrechlichkeit nicht trennen ließ, und der Tod ist selbst oft Folge der Pflichterfüllung, aber hat auf die Tugend, welche allein das Glück des Menschen bestimt, keinen Einfluß, ist also ein Gleichgiltiges, das der Vorsehung nicht zum Vorwurf gereichen kann, und das um so weniger, da an demselben eben die Tugend geübt wird. Ja nicht einmal das Laster ist der Vorsehung beizumessen, denn indem sie dem Menschen die freie Selbstbestimmung gab, ließ sie die Möglichkeit des Bösen zu, das aber nur für den böse ist, der es begeht, denn für das Ganze gibt es kein Böses; was für den Einzelnen böse ist, ist für das Ganze sogar nothwendig, durchs Schicksal bestimt und durch die Vorsehung zum Guten umgewandt, welche stets das Beste fördert, ohne dem Einzelnen zu schaden; zwar muß dieser des Ganzen wegen zu Grunde gehen, das ist aber kein Nachtheil, kein wahres Übel für ihn, so wenig als die Zurücknahme der Welt ins ewige Feuer [92]).

Ethik. — Der Mensch liebt, wie jedes lebendige Geschöpf zuerst nur sich selbst und strebt, im Bewußtseyn des Lebens, sich zu erhalten, was zur Selbsterhaltung beiträgt, sich zu erwerben, was derselben nachtheilig ist, abzuwenden; jenes ist also für ihn das Naturgemäße (κατὰ φύσιν) dieses das Naturwidrige (παρὰ φύσιν). Dieser Unterschied ergibt sich nicht immer von selbst, wodurch zuerst der Wunsch nach Erkentniß erwacht. So lernt der Mensch nicht blos das Naturgemäße selbst kennen, sondern auch die Mittel, durch welche er sich dasselbe erwirbt. Dies ist die höchste Stufe, welche das Thier seiner Eigenthümlichkeit nach erreichen kann, der Mensch aber, als vernünftiges Geschöpf, kann auf derselben nicht stehen bleiben, er muß höher steigen; seine eigenthümliche Natur ist die Vernunft, welcher gemäß zu leben er mit zu

90) Chalcid. ad Plat. Tim. p. 306—10. Galen de Hipp. et Plat. decret. Nemes. Nat hom. p. 53. Diog. 151. Plut. Plac. phil. IV, 1. Tertull. de anima. c. 5. 6. Lact Just. Dei. VII, 23. 91) Cic. Nat. D. II. 47. Plut Stoic. repugn. 11. Marcian. I, II, D. de legg. Cic. Divin Suid. s. v. Χρύσ.

92) Plut Stoic. repugn. 39. 43. Diog 135. 142. Gellius VI, 1. 2.

Digitized by Google

nehmendem Alter immer deutlicher als seine Bestimmung erkent. Erst der Jüngling lernt das Gute gehörig vom Naturgemäßen, das Böse vom Naturwidrigen unterscheiden; indem er denkend die Handlungen anderer beobachtet und vergleicht, wird er durch einige zur Bewunderung hingerissen, vergißt das ihnen beigemischte Mangelhafte und gelangt so durch Abstraction und Idealisirung zum Begriff des Guten. Auf dieselbe Weise wird er sich des Bösen bewußt durch die Handlungen, gegen welche er einen natürlichen Abscheu empfindet. Nach diesen Idealen beurtheilt er nun alle Handlungen der Menschen und erkent in der sich gleich bleibenden Übereinstimmung mit der Natur die Tugend. In ihr ist Einheit, Anstand, Beständigkeit und Erhabenheit, sie macht sich unabhängig von allem Äußeren und findet in sich selbst ihren Lohn, das wahre Glück; denn im Bewußtseyn ihrer Würde verachtet sie alles Irdische und weicht nur den Göttern. Diese Vollkommenheit, wie ihr Gegentheil, das Laster, wohnt nur in der menschlichen Sele, sonst kann nichts so hoch steigen oder fallen, denn das Naturgemäße und Naturwidrige zeigt sich nur als ein Gleichgiltiges (ἀδιάφορον), das sowol schaden als nützen kann, während das Gute allein wahrhaft nützlich (ὠφελοῦν), das zugleich sittlich (καλόν), und das Böse allein wahrhaft schädlich (βλάπτον), das zugleich unsittlich (αἰσχρόν), von denen, da es entgegengesetzte Begriffe sind, nur eins zu gleicher Zeit in dem Objekt, welchem sie zukommen, seyn kann, eins aber auch seyn muß. Daher sind alle Menschen entweder gut (ἀγαθοί) oder böse (κακοί), strebsam (σπουδαῖοι) oder lässig (φαῦλοι), Weise (σοφοί) oder Thoren (ἄφρονες). Der Weise handelt in allen Dingen der Natur gemäß, der Thor ihr entgegen, der Weise ist im Besitz der Tugend, der Thor dem Laster unterworfen [93]).

Der Mensch hat Neigung (κλίσις) und Abneigung (ἔκκλισις) Trieb (ὁρμή) und Abscheu (ἀφορμή) als seiner Sele angeboren zur Erwerbung des Naturgemäßen und Vollbringung des Guten, zur Abwendung des Naturwidrigen und Unterlassung des Bösen. Dieser Trieb ist ein doppelter, nach Erkennen (λογική) und zum Handeln (πρακτική). Aus jenem Erkentnißtriebe geht die Überzeugung (συγκατάθεσις) hervor, dessen Prädikat (κατηγόρημα) Ziel des Handlungstriebes ist z. B. der Weise beherrscht sich selbst ist ein Resultat des Erkentnißtriebes; deshalb strebt der Handlungstrieb die Selbstbeherrschung ins Werk zu richten. Dieser Trieb veranlaßt nun erst Willenswahl (αἵρεσις), Entscheidung (προαίρεσις), Wunsch (βούλησις) und zuletzt Wille (θέλησις); oder mehr äußerlich betrachtet ist der Fortschrit der Handlung in folgenden Begriffen enthalten: Vorsatz (πρόθεσις), Entschluß (ἐπιβολή), Vorbereitung (παρασκευή) und Handanlegung (ἐγχείρησις). Alle Triebe und Bestrebungen, sind also zugleich Urtheile, Bestimmungen (κρίσεις) der Erkentnißkraft und, in sofern diese dem Irrthum unterworfen ist, nehmen auch jene falsche Richtung, werden Leidenschaften (πάθη), welche, eben weil die Sele Eins ist, nur in der Vernunft selbst ihren Grund haben können. Es gibt vier Grundleidenschaften 1) (übermäßige) Traurigkeit (λύπη), die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Übel; 2) Furcht (φόβος), die falsche Meinung von einem zukünftigen Übel; 3) Lust (Wollust) (ἡδονή) die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Gut; 4) Begierde (Gier) (ἐπιθυμία) die falsche Meinung von einem zukünftigen Gut. Alle Leidenschaften beruhen also darauf, daß man etwas für ein Gut oder Übel hält, was es nicht ist, daher entstehen Trauer und Furcht als Bedrängnisse (συστολαί), Lust und Begierde als Erhebungen (ἐπάρσεις); alle sind zuerst Urtheile, werden dann leicht Meinungen (δοξαι) und zuletzt Bewegungen (κινήσεις, φοραί) gegen das Gesetz der Vernunft, dessen Gleichgewicht sie daher stören. Durch Wiederholung derselben Leidenschaft, entsteht ein Hang zu derselben (ἐκπτωσία), welcher, wenn er nicht zur rechten Zeit überwunden wird, in eine Krankheit der Sele übergeht (νόσημα), wie übermäßige Gier nach Wein, die bei einem erlittenen Schaden leicht ins Gegentheil, wie Haß des Weines, übergeht. Die höchste Stufe ist gänzliche Schlaffheit und Schwäche des Geistes (ἀθώμαστημα), das wahnsinnige Streben nach etwas und dessen Gegentheil. Diese Schwächen sind die Quellen der Lasterhaftigkeit. Wie aber diese Ausartung des Geistes den Krankheiten des Körpers ganz ähnlich ist, so muß es, wie für diese, auch für jene eine Heilkunde geben, das ist die Philosophie, deren Aufgabe ist, dem Geiste Gesundheit, Behendigkeit, Stärke und Schönheit zu geben. Da Irrthum der Grund der Leidenschaften ist, so müssen sie durch Belehrung gehoben werden; diese Belehrung muß aber nicht in der Hitze der Leidenschaft angewandt werden, sondern wenn dieselbe nachläßt; man muß sich dabei zur Ansicht des Zubelehrenden herablassen und ihm zeigen, daß er mit sich selbst im Widerspruch sey, möge er nun das Naturgemäße oder die Begleiter des Guten (ἐπιγεννήματα) mit den Gütern verwechseln. Die Leidenschaften sind, weil sie in der Sele ihren Sitz haben, in unserer Gewalt und müssen gänzlich vertilgt werden, wie der Krankheitsstoff aus dem Körper herauszuschaffen ist. Ist das geschehen, so erfolgt die Leidenschaftslosigkeit (ἀπάθεια) und ein Wohlbefinden des Geistes (εὐπάθεια), das in Freude (χαρά), Vorsicht (εὐλάβεια) und gutem Willen (βουλήσεις) besteht. Der Inbegriff dieser Eigenschaften ist der Zustand des Weisen, der nur alles Guten theilhaftig ist, Tugend übt, der Natur gemäß lebt und alle seine Pflichten erfüllt in richtiger Unterscheidung dessen, was in unserer Gewalt ist und, was nicht, des Naturgemäßen und Naturwidrigen [94]), des Guten endlich und des Bösen.

Alle Dinge sind entweder Güter (ἀγαθά) oder Übel (κακά) oder gleichgiltig (ἀδιάφορα); ein Gut ist, was seiner Natur nach also immer nützt, ein Übel, was seiner Natur nach d. h. immer schadet; gleichgiltig, was bald nützt, bald schadet. Nutzen und Schaden ist von

93) Sen. Ep. 118. 120. 124. Diog. 185. 186. 199. Cic. Fin. III, 5. 6.

94) Stob. Ecl. II, 7. p. 162 etc. Diog. III, etc. Orig. c. Cels. p. 50 u. 411. Cic. Tusc. III, 25. IV, 6. etc. Sen. Ep. 20. 89.

Digitized by Google

uns selbst abhängig, mithin die wahren Güter und Übel der Sele angehörig. Was nützlich ist, ist zugleich gerecht, das Gerechte aber sittlich (καλον), also das Nützliche auch sittlich; das Sittliche ferner ist lobenswerth, das Lobenswerthe ersehnt, das Ersehnte zu ergreifen, das Zuergreifende aber gut. So sind gut, nützlich und sittlich gleichbedeutende, unzertrenliche Begriffe, welche dieselbe Sache aber von verschiedenen Seiten bezeichnen, das Sittliche ist das Bewegende, Thätige (das Wesen), das Nützliche das Bewegte, Leidende (die Wesenheit) und das Gute die Einheit beider; was aber thätig ist, muß ein Körper seyn, das Sittliche ist also ein Körper, dann auch sein Product, das Nützliche, und nicht weniger das Gute, was auch wegen der Körperlichkeit der Sele nicht anders seyn kann. Der Gegensatz des Guten ist das Böse, die Einheit des Schädlichen und Unsittlichen, der Inbegriff aller wahren Übel, die in falschen Begriffen und Gedanken ihren Grund und durch böse Beispiele ihren Ursprung haben [95]). Das Gute nun als Nützliches, welches der Sele zu Theil wird, ist 1) die Affection derselben, welche dadurch entsteht, daß andere Gute das Gute in uns anerkennen, also das Bewußtseyn des Guten selbst; 2) das Bewußtseyn, daß wir von andern wegen des Guten in uns geliebt werden; 3) das Bewußtseyn, daß wir von den Guten deshalb geehrt und gelobt werden, ihren Beifall besitzen; 4) das Bewußtseyn, daß sie uns auch thätlich alles Gute erweisen, und alles Böse abzuwenden suchen [96]). Hieher gehören alle Güter, die zwar keine Tugenden, aber doch beständige Modificationen der guten Sele ausmachen. Das Gute und Nützliche ist zwar in sich ein und dasselbe, nimt aber nach Verschiedenheit der Lage, in welcher der Mensch sich befindet, eine andere Form an. Betrachten wir die Sele nach der Verschiedenheit des Berufs, so sind alle Geschicklichkeiten (ἐπιτηδεύματα) Güter in jedem Umfange und Grade, insofern die Sele in ihnen ihre Befriedigung findet, durch sie für ihre Bedürfnisse gesorgt sieht; Musik und Grammatik, Reitkunst und Jagd dienen insofern dem wahren Nutzen [97]). Daß wir uns ferner in Ort und Zeit finden, daß wir mit dem Landleben so gut, als mit dem Stadtleben, mit dem Alter so gut, als mit der Jugend zufrieden sind, vermöge des uns inwohnenden Guten, ist auch eine besondere Erscheinung des Nützlichen [98]). Ist die Sele in Ruhe, so zeigt sich das Gute als innerer Friede in Gleichmuth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer [99]). Ist endlich die Sele bewegt, so wird sie von Vergnügen durchdrungen in Freudigkeit, Heiterkeit, Muth und Willigkeit [1]). Betrachten wir endlich die Güter in Beziehung auf einander und zu den gleichgiltigen Dingen, so bemerken wir, daß die Güter theils in sich Zweck sind, wie alle bisher genanten, theils jene hervorbringen, wie die Tugenden in uns und andern, wie die Tugendhaften selbst, besonders die Freunde. Hieher gehört der Unterschied zwischen den einfachen, wie die genanten, und den zusammengesetzten Gütern, wie ein gutes Leben, ein gutes Alter und dergl. Betrachten wir ferner die bestimte Relation auf Freiheit und Nothwendigkeit, so ist jene als in der Sele vorhanden, selbst ein Gut, beruhend auf der Wahrheit; dieselbe entzieht die Sele allen Beleidigungen und waffnet sie mit der Vorsicht gegen die Nothwendigkeit, lehrend, das Künftige vorherzusehen und ihm auf die rechte Weise zu begegnen. So können auch innerliche und äußerliche Güter unterschieden werden, doch sind diese es nur, insofern sie innere hervorbringen. Die Güter als solche sind ganz gleich; nach ihrer Beziehung sind die ersten, welche sich auf das Naturgemäße beziehen, die zweiten, die sich am Naturwidrigen offenbaren, die dritten, die auf das ganz Gleichgiltige gehen [2]). — Auf dieselbe Weise lassen sich die Übel behandeln, die ich der Kürze wegen übergehe. —

Die Vollendung der Sittlichkeit als eigenthümliche Qualität der menschlichen Sele ist die Tugend (ἀρετή), eine innere, lebendige Kraft der Sele, die sich selbst erzeugt und gewisse, ihr eigene Begriffe umfaßt, unfehlbar im Erstreben und Vollbringen dessen, was ihr zukomt. Als Qualität läßt sich die Tugend doppelt betrachten, sie ist als innere Kraft der Sele eine Kunst (τέχνη), als Vollkommenheit aber eine Wissenschaft (ἐπιστήμη). Die der Tugend eigenthümliche Kunst gründet sich auf die Naturanlage des Geistes, die der Tugend vorhergeht, und kann angespant und nachgelassen werden, ist aber untrenbar von der Wissenschaft, welche ein System künstlerischer Begriffe ausmacht, die in sich Sicherheit haben; die Wissenschaft ist daher stets auf der Spitze und kann weder zu, noch abnehmen [3]). Die Tugend muß als Qualität, obgleich immer Wissenschaft und Kunst zugleich, doch in sich gewisse Unterschiede haben, deren, wie überall, vier Hauptformen sind: sittliche Klugheit (φρόνησις), Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), sittliche Stärke (ἀνδρεία) und Mäßigung (σωφροσυνη). Die Klugheit ist die Wissenschaft vom Guten, Bösen und Gleichgiltigen oder von dem, was zu thun, nicht zu thun und gleichgiltig ist. Als untergeordnete Tugenden gehören hieher: Planmäßigkeit, Scharfsinn, Genauigkeit, Sicherheit und Gewandheit des Erkennens. Die Gerechtigkeit ist die Wissenschaft von dem, was andern zu geben und nicht zu geben ist, oder jedem nach seinem Verdienst zu geben; diese ist der Grundstein aller Tugend, findet nur zwischen Menschen statt, nicht gegen Thiere, die nach ihren verschiedenen Klassen unter sich verschiedene Gesetze

95) Plut. Stoic. repugn. 13. Diog. 99. 100. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas. I, p. 290. Sen. Ep. 66. 106. 118.
97) Diese hier behauptete Steigerung in den Arten des Nützlichen findet sich nirgends ausdrücklich angeführt, läßt sich aber dem Sinne nach herstellen aus Cic. De Off. II. in Verbindung mit Sen. Ep. 102. die griechischen Ausdrücke mögen gewesen seyn: εὐπαθοδοχία, Stob. p. 204. conscientia boni, εὔνοια benevolentia, εὐδοξία gloria, εὐεργεσία beneficentia. 97) Stob. II, 7. 122.
98) Stob. II, 130. 99) Stob. 126. 1) Stob. ibid. Diog. 100.

2) Stob. II, 7. p. 126—130. Sen. Ep. 6. 66. 102. 106. const. c. 19. de otio sap. Diog. 95. etc. 3) Plut. vita Mor. p. 447. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas. I, p. 290. Simpl. ad Arist. Cat. 62. 70 u. 73. Stob. II, 7. p. 124 etc.

Digitized by Google

haben. Zunächst muß jeder gegen sich selbst Gerechtigkeit üben, dann gegen andere, jede Ungerechtigkeit aber gegen andere ist es zugleich gegen uns selbst, da wir unserer Sele dadurch Schaden zufügen. Gerechtigkeit ist nur möglich, wenn der Natur gemäß zu leben höchster Zweck ist, geht aber zu Grunde, wenn Vergnügen für das höchste Gut, ja selbst, wenn auch nur ein Gleichgiltiges für ein Gut gehalten wird. Die der Gerechtigkeit untergeordneten Tugenden sind: Frömmigkeit, Liebe, Gleichsetzung und Umgänglichkeit. Die Stärke ist die Wissenschaft von dem, was zu fürchten und nicht zu fürchten ist, oder des Furchtbaren nicht Furchtbaren und Gleichgiltigen, da sie sich zunächst auf die Gesinnung bezieht, findet sie besonders im nächsten Abschnitt ihre Anwendung; ihr untergeordnet sind: Ausdauer, Muth, Selengröße, Gleichmuth und Arbeitsliebe. Die Mäßigung endlich ist die Wissenschaft von dem, was zu erstreben und zu fliehen ist, hat es also mit den Trieben und Begierden zu thun und findet besonders in der Pflichterfüllung ihre Anwendung; zu ihr gehören Ordnungsliebe, Anstand, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung [4]. Der Zweck aller dieser Tugenden ist der Natur gemäß zu leben, welchen zu erreichen, jede dieser Tugenden beiträgt. Denn von der Natur erhalten sie Anlaß, die Pflichten zu finden, wann und wo zu handeln sey, jedem das Seinige zu bestimmen, was und wie viel ihm zukomt, in jeder Lage Ausdauer zu beweisen, wie gut oder übel wir uns auch befinden, wie wenig oder viel wir besitzen, bei jeder Bewegung der Sele endlich ein Gleichgewicht zu beachten. Bei Auffindung der Pflichten müssen wir besonders unsern Beruf beachten und unsere Geschicklichkeiten, im Allgemeinen alle Bildungsmittel (ἐπιτηδεύματα, αἱ ἐγκύκλιοι τέχναι); bei Bestimmung des jedem Zugehörigen ist besonders Verwaltung des Eigenthums zu beachten; zur Ausdauer gehören unter andern Kraft (ῥωμή) und Selengröße (μεγαλοψυχία); die vollständige Steigerung des Begriffs ist nur vom Gleichgewicht der Sele (εὐστάθεια) zu erhalten, dazu gehören 1) Gesundheit, die Harmonie in den Kenntnissen, Ansichten und Urtheilen der Sele; 2) Gewandheit (ἀρτιότης), Schnelligkeit in den Urtheilen und Handlungen mit Festigkeit verbunden; 3) Nachdruck (ἰσχύς), eine gewisse Anspannung der Selenkräfte im Handeln und Denken; 4) Schönheit der Sele endlich, die Harmonie in der Vernunft unter den Selenkräften und mit dem Ganzen. Obgleich so bei jeder naturgemäßen Handlung besonders eine Tugend in verschiedenen Abstufungen thätig ist, so sind doch alle anderen zugleich mitthätig, indem alle wieder in einander greifen [5]. Alle Tugenden sind ferner untrennbar schon wegen ihres gemeinsamen Substrats, das die Sele selbst ist, der sie dem Wesen nach als vernünftige lebendige Wesen gleichartig sind. So haben die Tugenden zunächst eine Beziehung auf die Sele, dann aber auch auf die Außenwelt. Werden die vier Haupttugenden in ihrer Relation betrachtet, so entstehen aus der Klugheit, Verstand (νοῦς) und Einsicht (φρόνησις), aus der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Barmherzigkeit (μεταδοτική und ἐπιδοτική), aus der Stärke, Unerschütterlichkeit (ἀταραξία) und Furchtlosigkeit (ἀφοβία), aus der Mäßigung, Schmerzlosigkeit (ἀλυπία) und Ordentlichkeit (εὐταξία), eben dahin gehören auch noch Milde (πραότης) und Ruhe (ἡσυχιότης). Ganz besonders gehört hieher die Freundschaft, insofern wir sie andern erzeigen, vermöge deren die Güter gemeinschaftlich sind. Da kein Mittleres zwischen Tugend und Laster, so müssen wir uns alle mit einem Mal aneignen und lernen, daß aber die Tugend lernbar sey, zeigt die Besserung der Bösen. Wer im Besitz der Tugend ist, kann sie nicht so verlieren, daß er ins Laster zurücksinke, wol aber durch Wahnsinn; denn auf die Vernunft gegründet, muß sie mit der Vernunft verloren gehen [6].

Aus der Tugend geht eine ihr entsprechende Gesinnung, Handlungsweise, hervor; denn die lebendige Sele muß wirksam seyn und Entschlüsse fassen, die im Weisen nicht anders als tugendhaft d. h. dem Gesetz der menschlichen Natur gemäß seyn können. Jede Natur hat ihre Eigenthümlichkeit, ihr Gesetz, ein anderes die Pflanze, ein anderes das Thier. Der Mensch muß also in der Gesinnung, welche seiner Vollkommenheit d. h. der Tugend angemessen ist, seine Befriedigung finden, das ist das Glück (εὐδαιμονία), insofern wir uns einen passiven Zustand der Sele dabei denken; die Gesinnung aber als activ gedacht, insofern sie aus freier Entschließung dem Naturgesetz folgt, ist die Übereinstimmung mit dem Naturgesetz (ὁμολογία). Wie das Gesetz in sich consequent, so auch die Befolgung desselben und vollkommen der Tugend entsprechend, daher diese hier nicht für das Glück, das gleich zu achten der Seligkeit Jupiters, nur durch die Vergänglichkeit von derselben unterschieden, wodurch aber das Glück nicht geringer wird, denn der Weise ist so mit Allem zufrieden, bedarf so wenig eines Äußeren oder irgend eines Dinges, welches er sich nicht selbst geben kann, daß er nicht einmal Verlängerung dieses Zustandes wünscht [7]. Glück und Naturgemäßheit, in ihrer Einheit das höchste Gut, Zweck des Guten (τέλος), sind also nicht das die Tugend begleitende Vergnügen, sondern das Gute in seiner Lebendigkeit, die Tugend in ihrer Kraftäußerung, sie vereinigen in sich Freude, Heiterkeit, Muth und Willigkeit, Gesundheit, Gewandtheit, Kraft und Schönheit der Sele, sich gleich, ob uns Naturgemäßes oder Naturwidriges widerfährt, in jenem Unerschütterlichkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit und Sieg bringend, in diesem Frohsinn, Wohlbefinden, Selenruhe und Freiheit. Diese Gesinnung in ihren einzelnen Erscheinungen gibt die vollkommenen Pflichten (τέλεια καθήκοντα), welche von dem allherrschenden Naturgesetz befohlen werden, die sich unterscheiden nach ihren Quel-

4) Stob. II, 7. p. 102—108. Diog. 90—93. 5) Stob. II, 7. 108—114. Cic. Tusc. IV, c. 15.

6) Stob Ecl. II, 7. p. 124 132. 188. 240. Arrian. Diss. II, 1. Diog. 90—93. 7) Stob. II, 7. p. 132. Diog. 87. Cic. Fin. III. Senec De vita beata. Plut. Virt. moral. p. 450.

Digitized by Google

len, den Tugenden und entweder klugē (φρονιμήματα) oder gerechte (δικαιώματα) oder starke (ἀνδρειήματα) oder mäßige Gesinnungen; vielleicht auch nach den Gütern in anerkennende, wohlwollende, rühmende, wohlthuende getheilt werden können. Selbst alle an sich gleichgiltigen Handlungen nehmen den Charakter einer dieser Gesinnungen an und werden vollkommene Pflichten, z. B. klug fragen, antworten, reden u. s. w., und selbst die einzelnen willkürlichen Veränderungen des Körpers, wie Mienen und Geberden [8]). Die guten Gesinnungen (κατορθώματα), als die der gesunden Vernunft gemäßen Regungen des Geistes, sind in sich vollkommen und eben deshalb einander gleich, ihre Vollkommenheit besteht aber in der Vereinigung aller möglichen Weisen des Geistes thätig zu seyn, deren Einheit eben Glück und Erfüllung des Gesetzes ist. In ihnen zeigt sich daher Beobachtung der Ordnung (εὐτάκτημα), Wahl des gehörigen Orts [9]) und Ergreifung der Gelegenheit (εὐκαίρημα), Benutzung der richtigen Zeit zur Handlung; die richtige Haltung des Geistes (εὐσχημόνημα), gehöriges Maß des Eifers [10]); Geschicklichkeit (εὐεπιτήδευμα), daß die Handlung den Eigenschaften und Fertigkeiten unsers Geistes angemessen sey [11]); Glückseligkeit (εὐδαιμόνημα), daß die Sele darin ihre Befriedigung finde [12]); glücklicher Erfolg (εὐτύχημα), daß der Zweck der Handlung erreicht wird; Wohlwollen (εὐνόημα), daß unser gute Wille anerkant werde und Übung der Gerechtigkeit (δικαιοπράγημα), daß jeder dadurch im Besitz seines Eigenthums erhalten werde. Die dieser guten Gesinnung entgegenstehende böse ist die Sünde (ἁμάρτημα), von der alles Entgegengesetzte gilt [13]). Da das Glück und das naturgemäße Leben nur in der Thätigkeit des Geistes bestehen, so hat nur die Freiheit unmittelbar Einfluß auf dieselben; die Naturnothwendigkeit nur mittelbar d. h. nur insofern sie überwunden wird. Denn des glücklichen Lebens stiller Strom besteht im Besitz aller wahren Güter, welche zu erwählen (αἱρετέον), zu erstreben (ὀρεκτέον), zu wollen (βουλητέον) und zu empfangen (ἀποδεκτέον) sind. Dieser Besitz ist aber nur eine Accidenz des Guten (κατηγόρημα), aber muß deshalb stets thätig erhalten und bewahrt werden (ὑπομενετέον καὶ ἐμμενετέον). So komt es für das Glück zunächst nur auf den Unterschied des Guten und Bösen (διαφέρον) an, alles übrige ist unmittelbar gleichgiltig (ἀδιάφορον) d. h. für das Glück, aber nicht für den Trieb (ὁρμή), für den sind die gleichgiltigen Dinge naturgemäße (κατὰ φύσιν), bevorzugte (προηγμένα) oder naturwidrige, zurückgesetzte (παρὰ φύσιν, ἀποπροηγμένα); unter dem Bevorzugten steht am höchsten, was sich auf die Sele bezieht, das Körperliche wieder höher als das Äußere, zu dem ersten gehört Leben, zum zweiten Gesundheit, zum dritten Reichthum, mit dem Naturwidrigen ist es ebenso, die letzteren sind immer nur der frühern wegen zu nehmen (λητά), die ersten nur ihrer selbst wegen. Ebenso sind nur die guten Gesinnungen an sich zu erwählen, die Freundschaft, weil sie jene bewirkt, die Weisheit zugleich an sich und als jene bewirkend. Die Beziehung der gleichgiltigen Dinge auf das Glück geschieht durch die richtige Schätzung (ἀξία), die subjectiv nur dem Guten, objectiv als Werth theils den Dingen, theils ihrer gegenseitigen Vergleichung zukomt [14]).

Zwar ist die vollkommene Pflicht, insofern sie auf das Glück geht, an sich nicht auf die gleichgiltigen Dinge bezogen, das muß aber geschehen in der Betrachtung des sittlichen Triebes, der auf das Naturgemäße und Naturwidrige geht; durch diese Verbindung entsteht die mittlere oder eigentliche Pflicht, jede Handlung, von der man Rechenschaft geben kann. Pflichtmäßig (καθῆκον) ist, was die Vernunft zu thun erwählt, pflichtwidrig (παρὰ τὸ καθῆκον) was sie nicht erwählt. Die erste Bedingung des Handelns ist das Leben, daher die Selbsterhaltung die erste Pflicht, doch nur, so lange mehr Naturgemäßes als Naturwidriges uns zu Theil werden kann; im entgegengesetzten Fall ist es Pflicht, freiwillig das Leben aufzugeben. Um uns nun in Besitz des Naturgemäßen zu setzen und durch dasselbe nützen zu können, müssen wir 1) anerkennen, daß uns nur durch andere Menschen wahrhaft genützt werden kann und die äußeren Dinge nur insofern Werth haben, als auch wir selbst durch sie nützen können; 2) daß zu dieser äußeren Thätigkeit ein gegenseitiges Wohlwollen erfodert wird; 3) öffentliche Anerkennung des Werthes, ohne welche kein gegenseitiges Vertrauen statt findet; 4) endlich thätiger Austausch der äußern Güter; alle diese Pflichten bestimmen sich im Einzelnen nach den Umständen, und die Nützlichkeit ist das Entscheidungsprincip; alle diese Pflichten lassen sich nicht üben ohne den Besitz der Tugend [15]). Die Natur hat uns nicht blos die Pflicht der Selbsterhaltung auferlegt, sondern durch Ertheilung der Zeugungswerkzeuge auch die Fortpflanzung des Geschlechts empfohlen, daraus folgt die Stiftung der Familie, Verkettung der Familien und Liebe zu andern. Um nun so das wahre Wohl unserer Nebenmenschen zu fördern, d. i. die Sittlichkeit, müssen wir 1) erforschen, was in jedem einzelnen Fall das Wahre und Gute ist, doch müssen wir uns nicht so von der Wißbegierde hinreißen lassen, daß wir die That vergessen. Die Forschung führt selbst zur Lehre. Die Weisheit stellt uns über die andern und gebietet 2) die Herrschaft d. h. als allgemeine Pflicht, die Sorge für Erhaltung und Verbesserung der menschlichen Gesellschaft durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Dieses muß 3) mit Stärke geschehen, daß wir durch Seelengröße alles wahre Gute zu erstreben suchen, so weit es in unserer Macht ist, alles Kleinliche und Äußere verachten. In allen Handlungen aber müssen wir uns 4) nicht übers rechte Maß hinreißen lassen, daß sich Ordnung und Schönheit in unsern Handlungen offenbaren. So gehen die Pflichten aus dem

8) Stob. p. 184. 192. 194. Cic. Fin. III, 18. Senec. Fel. c. 9—15. 9) Cic. Off. I, 40. Fin. III, 14. 10) Stob. p. 144. 11) Stob. p. 138. 12) p. 144. 13) Stob. Ecl. II, p. 160. 193. Cic. Off. I, 7. Plut. Stoic. rep. c. 9. 12.

14) Stob. p. 142—156. 194. Diog. 104—106. Cic. Fin. III, 15 etc. Plut. Stoic. repugn. c. 20. 15) Diog. 108—110. Cic. Fin. III, 17. 18. Off. II. Stob. p. 158. Plut. Com. not. c. 23.

Digitized by Google

Sittlichen hervor, das als zweites Princip nicht mit dem Nützlichen in Widerspruch kommen kann, da beide Eins sind im Guten; scheint es, daß sie sich widersprechen, so ist das Sittliche der sichere Leitstern [16]). Dem Ganzen zu nützen ist unser Zweck, das geschieht durch Lehre und Thätigkeit, die Lehre findet ihre größte Anwendung in der Erziehung der Jugend, hier muß man den Zweck, die Weisheit, nie aus den Augen verlieren, man muß dafür sorgen, daß die Kinder nur Gutes sehen, haben sie Böses angenommen, so muß es selbst mit körperlicher Strenge verbant werden. Wäre es möglich, so müßten nur die Weisen erziehen, in der Wahl selbst der Ammen ist große Vorsicht nöthig, daß sie Anstand des Körpers, Reinheit der Sprache und Tugend des Geistes haben. Im Handeln sey die allgemeine Stütze das Gesetz, denn die Welt ist ein Stat, dessen Abbild sich in den einzelnen Staten, obwol unvollkommen, wiederfindet, hier waltet das menschliche Recht, in jenem das göttliche. Das göttliche Gesetz erlaubt Gemeinschaft der Weiber, Verheirathung zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, Verzehrung der verlornen Glieder; das Gesetz der einzelnen Staten und die Gewohnheit der Völker verbietet dieses, und als Bürger des besondern States müssen wir dessen Gesetze befolgen, doch nur so lange, als sie nicht gebieten, was die göttlichen verbieten. Wenn das nicht der Fall, wird der Weise, wenn er sich dazu im Stande fühlt, auch an der Verwaltung Theil nehmen, als Richter, Redner, Regent. Gestattet es seine Eigenthümlichkeit oder Lage nicht, so darf er sich zurückziehen und in Muße für die Belehrung und Besserung anderer sorgen. Für den Stat der ganzen Menschheit ist das göttliche Gesetz der König, der befiehlt, was zu thun, verbietet, was zu unterlassen ist. Weil vor diesem Gesetz alle gleich sind, so müssen die Menschen einander so lieb seyn, als sich selbst, ja selbst für die Nachkommen sorgen. Deshalb ist für den einzelnen Stat auch eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie die beste Verfassung [17]). Die Sittlichkeit verkörpert sich im Weisen, dem Ideal der Ethik. Der Weise ist im Besitz aller Güter, des Nützlichen und des Sittlichen, der Wissenschaften und der Künste, seine Gesinnung ist seiner Vernunft gemäß, er ist glücklich und dem göttlichen Gesetz gehorsam, bedient sich des Naturgemäßen zur Erfüllung seiner Pflichten, er bleibt seiner Weisheit treu in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, nimt Theil an geselligen Freuden, gibt sich der Liebe hin, heirathet, zeugt und erzieht seine Kinder, er findet den Weg zur Tugend durch die verwickeltsten Regirungsgeschäfte so gut, als wenn er Privatmann ist, im Reichthum sowol, als wenn er wie ein Kyniker leben muß, obgleich der Kynismus ein kürzerer Weg zur Tugend, er benutzt die angenehmen und unangenehmen Zufälle (εὐχρηστήματα und δυσχρηστήματα), Tugend zu fördern, das Laster zu bekämpfen, er ist überall frei, selbst in Ketten, fühlt sich reich im Mangel, da er sich selbst genug ist, ist der wahre König, da er sich selbst beherrscht; er geht in den Tod, wenn seine Pflicht es fordert, und fristet kümmerlich sein Leben, um in der Tugend zu verharren. Er liebt alle Menschen, ist aber nur Freund des Weisen durch Eintracht und Gleichheit der Gesinnungen. Freundschaft der Weisen ist an sich Zweck, wird nicht des Eigennutzes wegen gesucht, denn es ist ein Austausch der Liebe, der alles gemeinsam ist; in der wahren Freundschaft gibt es keine Grade, sonst nimt die Liebe ab nach den Graden der Sittlichkeit; Fehler und Sünden der Freunde sind bald so, bald so zu bessern, nur Lasterhaftigkeit läßt die Freundschaft abbrechen. Ist dem Weisen der Unterhalt gesichert, so sucht er ein eigenes Hauswesen zu begründen und heirathet. Zwar kann er sich befriedigen mit Brod und Wasser, allein, da Reichthum der Armuth vorzuziehen, darf er danach streben auf drei Hauptwegen, durch das Königthum, durch Freundschaft und durch Unterricht. Kann er nicht selbst König seyn, so darf er in eines Königs Dienste treten, soll auch darum in die Fremde reisen, denn die ganze Welt ist unser Vaterland, er kann den Mächtigern als Gesellschafter und Rathgeber, als Beamter oder als Feldherr dienen. Von seinen Freunden, die mächtiger oder reicher sind, als er, darf er seinen Unterhalt nehmen, denn die Güter der Freunde sind gemeinsam. Endlich auch durch Unterricht der Jugend und Belehrung der Erwachsenen, indem er für Verbreitung der Philosophie Bezahlung nehmen darf. Hat er Vermögen und kann er nicht in öffentliche Verhältnisse eintreten, so kann er sich auch in Muße den Wissenschaften ergeben, die Natur der Dinge und das Wesen des Guten erforschend, Wahrheit durch seine Schriften verbreitend und befestigend in Dankbarkeit und Frömmigkeit gegen die Götter [18]). (*Petersen.*)

CHRYSOLORAS, Manuel oder Emanuel (*Μανουὴλ ὁ Χρυσολωρᾶς*), einer der ersten Gelehrten Griechenlands, die im 15. Jahrhundert die Kentniß und Liebe der griechischen Literatur, deren letzter Schimmer sich in Constantinopel erhalten hatte [1]), nach dem Westen von Europa verpflanzten, und hier das neu erwachte Aufstreben nach einer gesunden wissenschaftlichen Bildung beförderten. Das Jahr seiner Geburt ist unbekant, so wie überhaupt die ganze Chronologie seines Lebens, theils durch Mangel an Nachrichten, theils durch Namenverwechselungen und zufällige Irrthümer anderer Art, dunkel und verwirrt ist [2]). Er gehörte einer der angesehenen

16) Cic. Fin. III, 19. De off. I. Sext. Emp. H. III. p. 248. 17) Quinct. Inst. I. Cic. fin. III, 20. legg. I. Diog. 131. Stob. 190. 201. 228. Plut. Stoic. repugn. c. 21. Marcian De legg. D. I. 2.

18) Cic. Fin. III, §. 68—73. Plut Com. not. c. 20. de Stoic. rep. 2. 9. 10. 14. 17. 20. 22. Diog. 117—130. Stob. p. 188—224.

1) Franciscus Philelph. Epist. anni 1451: Graeci, quibus lingua depravata non sit, et quos ipsi tum sequimur, tum imitamur, ita loquuntur vulgo ut Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus. — Nam viri aulici veterem sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant. Derselbe in einem Briefe an Saxolus Pratensis an. 1441: si me audias, non Peloponnesus tibi, sed Thracia h. e. nova Roma Constantinopolis petenda est. Illic enim et viri eruditi sunt nonnulli, et culti mores et sermo etiam nitidus. In Constantinopel, sagt Gibbon, war eine größere Menge Bücher und mehr Kentniß eingeschlossen, als über die weiten Länder des Westen verbreitet waren. Aber die Griechen standen still oder gingen zurück, die Westeiner schritten mit raschem Eifer vor. 2) Die sicherste Quelle,

Digitized by Google

Familien Constantinopels an, die ihren Ursprung auf die römischen Edeln zurückführten, welche mit Constantin dem Großen nach dem von ihm gewählten Sitze der Regierung gezogen waren [3]). Kentnisse und Gelehrsamkeit waren in dieser Familie einheimisch [4]), und Manuel, der nach einigen ein Schüler des Gemistus Plethon war, zog die Beschäftigung mit den Wissenschaften einer Hofstelle vor, die sein Oheim Joannes Eudämon Paläologus bekleidete, und auf seinen Neffen hätte übertragen können [5]). Sein vorzüglichstes Studium war Philosophie, worunter man damals auch encyclopädische Kentnisse verstand, wie man denn an Chrysoloras auch seine Kentniß der Natur rühmte [6]); doch entzog er sich deshalb dem Dienste seines Vaterlandes nicht, wenn es seiner Hilfe bedurfte. Von Bajazet hart bedrängt, sendete ihn der griechische Kaiser an die Fürsten des westlichen Europa, Hilfe an Geld und Truppen zu erbitten, und diese Sendung war, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Er brachte Geld nach Constantinopel zurück [7]), und Frankreich sendete Hilfe auf vier Schiffen unter der Führung des Marschalls Boucicault, welcher den Kaiser veranlaßte, nach dem Occident zu reisen, und die Hilfe, deren er bedurfte, selbst zu betreiben. Nach vollbrachter Sendung, die einen Zeitraum von drei Jahren ausgefüllt zu haben scheint, hatte Chrysoloras von dem Senate von Florenz eine Einladung bekommen, in dieser Stadt eine Schule der griechischen Literatur zu errichten, wonach die frühern Versuche von Barlaam und Leontio Pilato das Verlangen nur gereizt, nicht aber befriedigt hatten; und er folgte diesem Rufe, der ihn für einen jährlichen Gehalt von hundert Florinen zu einem zehnjährigen Dienste verpflichtete [8]). Er nahm seinen Weg über Venedig, ertheilte, nach Einigen, auch hier Unterricht, und kam gegen das Ende des Jahrs 1396, oder im Anfange des folgenden, nach Florenz [9]), wo er seine Schule unter den günstigsten Vorbedeutungen eröffnete. Nach Verlauf von drei Jahren aber veranlaßte ihn die Anwesenheit des griechischen Kaisers in Italien [10]), vielleicht auch Verdruß von einem seiner frühern Beförderer und Freunde [11]), der sich in einen Feind umgewandelt hatte, Florenz zu verlassen. Er kam mit dem Kaiser in Mailand zusammen; erwarb sich hier die Achtung des Herzogs Johann Galeazzo, und wurde von diesem veranlaßt, eine Lehrerstelle an der neuerrichteten Schule in Pavia anzunehmen. Auch in Mailand soll er Unterricht gegeben haben [12]). Nach dem Tode des Herzogs (1402) wich Chrysoloras den Unruhen, die in der Lombardei entstanden waren, nach Venedig aus; und verweilte hier noch, als Geschäftsträger des griechischen Kaisers, wie es scheint, als er durch Vermittelung eines seiner Schüler, Leonardo Aretino, damals Secretär des Papstes Gregor XII., nach Rom eingeladen wurde [13]). Anfänglich zwar nahmen die Römer an dem ungewöhnlichen Costüm des Mannes Anstoß, der wahrscheinlich, wie andere Griechen jener Zeit, der alten philosophischen Tracht treu blieb, und mit halbgeschorenem Kopfe und langem Haare einherging [14]). Doch siegte das Verdienst über das Vorurtheil. Er eröffnete auch hier eine Schule [15]); aber nicht lange nachher, wahrscheinlich im Jahre 1409, wurde er von dem Papste (Alexander V.?) mit einem Briefe an den Patriarchen von Constantinopel geschickt, um die große Sache der Kirchenvereinigung zu

die aber des Historischen nur allzu wenig enthält, ist die zu Venedig gehaltene Leichenrede des Andreas Julianus, und einige Briefe eines der eifrigsten Schüler Manuels, Guarinus von Verona, welcher den Vorsatz, ein umständliches Leben seines Lehrers zu schreiben, nicht ausgeführt zu haben scheint. Mit Benutzung dieser und anderer, zum Theil handschriftlicher Quellen hat sich um die Aufklärung der Lebensumstände Chrysoloras vorzüglich Humphry Hody (Hodius) verdient gemacht, in seinem von Samuel Jebb herausgegebenen Werke: De Graecis illustribus, linguae graecae literarumque humaniorum instauratoribus libri duo. Londini 1742, so wie auch Christ. Frid. Boerner De doctis hominibus graecis. Lipsiae 1750, wo Hody benutzt ist. Von dem letztern hat Tiraboschi Storia della Letteratura Italiana (Firenze 1807). Tomo VI. Parte II. Gebrauch gemacht. Vergl. Fabricii Bibl. graeca. Tom. XI. p. 409 s. ed. Harles.

3) So besagt die Grabschrift in Costnitz, und das Epitaphium von Aeneas Sylvius: Roma meos genuit majores, me bona tellus Byzantina tulit. Fast Alle, die ihn erwähnen, sprechen auch von seiner edeln Abkunft. Am besten sagt Jo. Phil. Bergomas: vir nobilis, sed omni doctrina et virtute nobilior. H. Bullartus nent ihn mit Unrecht einen Athenienser. 4) Guarinus in einem Briefe an Joannes Chrysoloras bei Hody (S. 52): At is ex nobilissima ac honestissima Chrysolorarum familia ut sidus aliquod enituit, quae cum egregiis ac prudentibus viris affluat, tum vero id praecipue habuit insigne, ut neminem ferme, nisi optimis studiis et liberalibus institutam artibus procreet. 5) So sagt Nicolaus Comnenus Papadopoli in Histor. Gymn. Patavini. Tom. II. c. IV. p. 162. b) Orat. funebris: Sed ut haec nobis et toti orbi nota praeteream, nonne inter naturalis historiae ac philosophiae principes Manuel annumerandus est? 7) Oratio funebris: Quanta fide, quanta integritate pecuniam ex Europa exactam, quam totam paene lustravit, quum ex Byzantii obsidione legatus ad ipsius principes missus est, imperatori suo designavit. Papadopoli (Histor. Gymn. Patav.) will wissen, daß er vor dem Antritte seiner Gesandschaftsreise zu Padua Unterricht im Latein genommen habe. So viel ist aus andern Zeugnissen gewiß, daß er der lat. Sprache vollkommen mächtig war.

8) Domen. Giorgi Vita di Manuello p. 150. 9) Einige haben diese Zeit bis zum Jahr 1399 hinaufgerückt, andere bis zu 1392 herabgerückt; noch andere meinten, es lasse sich nur so viel bestimmen, daß er seinen Unterricht zwischen den Jahren 1390 und 1400 angefangen habe. Das im Texte angegebene Jahr hält Tiraboschi für das wahrscheinlichste (Storia della Letteratura Italiana. Tomo VI. Parte II. Libr. 3. p. 781. ediz. 1807). Vergl. Furiettus Praef. ad Opera Barziziorum p. 15. (S. weiter unten bei den Schriften des M. Chrysoloras). 10) Manuel Paläologus kam im J. 1400 nach dem Occident; und nachdem er den Herzog von Mailand begrüßt, von da Paris und London besucht hatte, kehrte er nach drei Jahren in sein Reich zurück, dessen Untergang indeß durch die Schlacht bei Angora um 50 Jahre hinausgeschoben war. 11) Niccolò Niccoli, nach einer von Leonardo Bruni stammenden Nachricht. S. Mehus Vita Jacobi Angioli. p. 32. Vergl. Tiraboschi a. a. O. p. 781 f. 12) Joh. Anton. Sosso de studiis Mediolan. c. VIII. p. 104. 13) Ehe er nach Rom ging, scheint er im Auftrag des Kaisers einige Reisen gemacht zu haben. Im Jahr 1408 soll er in Paris gewesen seyn; wogegen Tiraboschi p. 783 Einwendungen macht, die doch schwerlich hinlänglich fest stehen möchten. S. Boerner de doct. nom. gr. p. 12. not. ****. 14) Selbst sein Schüler und Freund, Leonardo Aretino, schreibt in einem seiner Briefe: Vestes nequaquam gravi homine dignas attulit. Quare populus concurrat, curia ridet, ego digito compesco labellum, et quo me vertam nescio; vereor enim, ut nunc mores sunt, ne ut olim Chaldaei ex urbe Roma, ita nunc Graeci ob has ineptias e curia pellantur. Vergl. Hodius p. 31. 15) Bartholom Facius de Viris illustr. p. 8.

Digitized by Google

betreiben [16]). Er selbst war ganz für die lateinische Kirche gewonnen worden. Von seinem Leben nach der Rückkehr von Constantinopel bis zum Jahre 1413 ist nichts bekant. In diesem Jahre ging er als Begleiter zweier Cardinäle nach Teutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Conciliums Rücksprache zu nehmen [17]); und da Costnitz hiezu bestimt war, begleitete er den Papst Johann XXIII. nach dieser Stadt [18]). Die Hoffnungen, die sich der römische Hof von seinem Einflusse auf das Concilium in Beziehung auf die griechische Kirche gemacht hatte [19]), wurden durch den Tod vereitelt, indem er kurz nach seiner Ankunft in Costnitz, den 16. April 1415, starb, nicht, wie manche glauben, aus Gram über die Absetzung des Papstes, in dessen Gefolge er war, welche erst einen Monat nach seinem Tode statt fand, sondern, wie es nicht unwahrscheinlich ist, an den Folgen der beschwerlichen Reise. Sein Alter ist unbekant [20]). Er wurde im Dominikaner-Kloster zu Costnitz begraben, und sein Grab durch einen seiner Schüler, Petrus Vergerius [21]), mit einer Inschrift geziert [22]). — Von den Verdiensten des Mannes sprechen Alle, die ihn erwähnen, mit Hochachtung. Sie rühmen seine Gelehrsamkeit, seinen Eifer im Unterricht, seine unbefleckte Sittlichkeit; auch von seiner Gestalt und der Anmuth seiner Rede wird mit Lob gesprochen. Aus seiner Schule gingen zahlreiche Schüler hervor [23]), die zum Theil auch den Unterricht des Johannes von Ravenna in der lateinischen Litteratur genossen hatten, und nun die Kentniß des griechischen und römischen Alterthums schriftlich und mündlich mit dem lebhaftesten Eifer verbreiteten. Von dieser Zeit an vermehrten sich die Freunde der griechischen Literatur in Italien, und was Chrysoloras mit Glück begonnen hatte, wurde nun theils von Griechen, die sich aus dem unterjochten Vaterlande nach dem Occident wendeten, theils von Italienern mit dem größten Erfolge weiter geführt. Doch hat die gerechte Dankbarkeit nie gestattet, daß der Name des ersten Vorgängers in Vergessenheit sänke [24]).

Seine Schriften sind nicht zahlreich. Nur folgende sind bekant: I. Erotemata, die Anfangsgründe der griechischen Sprache in Frag und Antwort. Die vier ältesten Ausgaben, die man kennt, sind ohne Ort und Jahr, aber sämtlich vor 1500 gedruckt. S. Ebert bibliograph. Lexic. S. 324. No. 4174 ff. Die erste mit einer Jahrszahl ist Venet. per Peregrin. Bonnoniensem 1484. 4. gr. lat. Vincentiae. per Magistrum Leonard. de Basilea. 1490. 4., und dann wiederum Ebendas. 1491. 4. unter dem Titel: Chrysolorae grammatica gr. Paris. ap. Gourmont. 1507. 4. Argentorati 1516. 4. Öfters in Verbindung mit andern griechischen Grammatikern. Zuerst Venetiis in aed. Aldi. 1512. 8. und wiederum mit einigen Vermehrungen Florentiae. ap. Phil. Junta. 1514. 8. und 1516. 8. Alle diese Ausgaben sind bibliographische Seltenheiten. Eine Ausgabe Ferrariae 1509 enthält von Ponticus Virunius ein Leben des Chrysoloras, das voll von Irrthümern ist. Übrigens enthalten diese Erotemata nichts als die Elementar-Grammatik, und blos den etymologischen Theil in einer Kürze, die unserm Zeitalter ärmlich erscheinen müßte. Reuchlin, Erasmus und andere Gelehrten der frühern Zeit legten sie bei ihrem Unterrichte zum Grunde. II. Epistola ad Joannem Imperatorem de comparatione veteris et novae Romae. von Lambecius als Anhang zu Georg. Codinus de Origine CPolios in den Scriptoribus Historiae Byzantinae edirt [25]). Es erhellt aus diesem Briefe, in welchem sich Chrysoloras auf die an den Kaiser gesendeten Geschäftsbriefe bezieht, daß diejenigen irren, welche die Sendung dieses Gelehrten in das Jahr 1393 setzen, da der Kaiser Johannes Palälogus schon 1391 starb; ferner, daß dieser Brief während seiner ersten Anwesenheit in Rom geschrieben ist, wo der Eindruck, den der Anblick der ewigen Stadt auf ihn machte, noch neu war; endlich, daß er (nach p. 113 C.) zwei Jahre vor Abfassung desselben, zu London gewesen; welches Alles mit der von Hody angenommenen Chronologie besser als mit der von Tiraboschi zusammenstimt. III. Briefe an Johannes und Demetrius

16) Demetr. Sguropulo Hist. concil. Florent. Sect. II. c. 7. p. 5. 17) Raynald Annal. eccl. ad ann. 1413. n. 22. 18) Hody p. 15 sagt: er sey von dem griechischen Kaiser zu dem Concilio geschickt worden, was Börner S. 14 beweiset. Andreas Julianus sagt ausdrücklich: cum summus pontifex ire Constantiam statuisset, nonnullosque summae auctoritatis viros et sapientiae, et erga nostram hanc religionem insigni quadam pietate affectos sibi delegisset, Manuelem inter primos habere statuit etc. 19) Orat. funebr. Quae cum, ut cogitarat, perfecta fuissent, inveteratos Graecorum errores ad Romanam religionem sua opera ac diligentia deduxisset. 20) Daß er noch rüstig gewesen, läßt sich aus der Leichenrede abnehmen: Ea enim aetate nobis ereptus est, qua bonis artibus, optimis disciplinis et graecis et nostris haud parum prodesse poterat: nam ut primum ab iis se curis, quas toto animo conceperat, solvisset, omnem ad scribendi studium operam atque otium contulisset. 21) Tiraboschi schreibt sie dem Guarinus zu, was durch einen Brief dieses Gelehrten an Jacob. de Fabris bei Hody S. 58 f. nicht bestätigt wird. 22) Diese Inschrift findet sich unter andern bei Hody S. 23 und wiederum mit Abweichungen S. 59. Die Varianten s. bei Börner S. 14 f. 23) Von dem Eifer, mit dem sich Viele dem Studium der griech. Sprache unter Chrysoloras Anleitung ergaben, gibt Leonardus Arretinus im Commentario rerum suo tempore in Italia gestarum ein anziehendes Bild, welcher auch mehre seiner Mitschüler namhaft macht. Die ausgezeichnetsten nennt Börner S. 11, mit dem Tiraboschi S. 785 f. zu vergleichen ist, welcher hauptsächlich die Verdienste von Palla Strozzi, der aus Eifer für die gute Sache, da es an griechischen Autoren in Italien fehlte, auf seine Kosten Bücher aus Griechenland und Constantinopel kommen ließ; von Ambrogio Camaldolese, und Leonardo Giustiniani ins Licht stellt.

24) Unter den Wohlthaten, die sich unter mannigfaltigem Unglück der Zeit bemerklich gemacht, nent Platina (Vitae Pontificum) in dem Leben Bonifacius IX. die Ankunft des Chrysoloras. In tantis malis, quibus provincia nostra afflictabatur, unum tamen bonum in Italiam advectum est. Ad nos enim Chrysoloras Byzantius Graecas litteras attulit, quae annis jam quingentis in Italia conticuerant. Hinc graecae latinaeque linguae scholae exortae sunt, Guarino, Philelpho, Ambrosio monacho, Leonardo Aretino Caroloque ac plerisque aliis tamquam ex equo Trojano prodeuntibus. 25) Abschriften dieses Briefes finden sich in mehren Bibliotheken. S. Fabric. Bibl. gr. Tom. VII. p. 803. ed. Harl. Tom. XI. p. 410. 26) In der Handschrift der St. Marcus-Bibliothek befand sich vordem eine Anmerkung, in welcher es vom Chrysoloras hieß: natione quidem graecus et CPolitanus patria, fide vero catholicus, et magnae probitatis et sanctitatis vir. S. Jac. Morelli Bibl. gr. et lat. Nr. XXXVIII. p. 51.

Digitized by Google

Chrysoloras, von Lambecius edirt; andere an Guarinus, herausgegeben von Rohmini in dem Leben von Guarinus. Brescia 1806. IV. Griechische Übersetzung der lateinischen Liturgie des Gregorius M. nebst einer Zuschrift an einen gewissen Maximus. S. Leo Allati de Georg. p. 362. V. Capita, quibus probatur Spiritum S. etiam a filio procedere ganz im Sinne der römisch-katholischen Kirche gegen die Lehre der griechischen geschrieben. S. Jac. Morell. Bibl. gr. et lat. p. 89. VI. Einige Reden, in obitum fratris sui. De Trinitate. De Pace. VII. Lateinische Übersetzung von einem Theile der Geographie des Ptolemäus. S. Hody p. 62. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Johannes. Der Neffe des Vorigen, nicht, wie Einige [1]) geglaubt haben, sein Sohn. Er war der Lehrer des Franciscus Philelphus und Guarinus, die, um Griechisch zu lernen, nach Constantinopel gereist waren [2]); denn daß Johannes seinen Oheim nach Italien begleitet, und hier ebenfalls Unterricht gegeben habe, ist nicht erwiesen. Während der ersten Reise Manuels Chrysoloras war er in Constantinopel, wie aus dem Briefe erhellt, der um jene Zeit geschrieben, zugleich mit der Vergleichung des alten und neuen Roms von Lambecius an das Licht gestellt worden ist; und auch zu der Zeit des Todes von Manuel. Er war mit einer Pisanerin aus der vornehmen Familie Auria vermählt, und verheirathete seine Tochter Theodora an seinen Schüler Philelphus. Die Lobsprüche, die ihm seine Schüler und andre ertheilen [3]), zeigen, daß er mit seinem Oheim an Tugend und Verdienst wetteiferte. Schriften von ihm sind nicht bekant. Er ist zwischen den Jahren 1425 und 1427 gestorben. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Demetrius, aus Thessalonice, wie es scheint, lebte unter dem Kaiser Manuel Paläologus, und wird als Philosoph und Astronom gerühmt. Die von ihm in Catalogen erwähnten Schriften betreffen die theologischen Materien, über die damals zwischen der lateinischen und griechischen Kirche lebhaft gestritten wurde; daher auch sein Name in der Geschichte des florentinischen Concilii bisweilen genant wird. Ihm scheint dasjenige anzugehören, was Canisius Antiqq. Lectt. Tom. VI. unter dem Namen des Demetrius Thessalonicensis an das Licht gestellt hat †). (*F. Jacobs.*)

CHRYSOPTERA. Latreille *) trent aus der Familie der Nachtschmetterlinge, Zunft der Eulen (Noctuaelites) und Unterabtheilung der Eulen mit zwölfbeinigen Raupen, diejenigen, die sich durch sehr große vorstehende Taster auszeichnete, und belegt sie mit obigem Gattungsnamen. Es gehören dahin Plusia Concha *Treitschke*, deaurata, moneta und Jota. (*Germar.*)

CHRYSOSTOMUS, Johannes, nimt unter den ausgezeichnetsten Kirchenlehrern, welche das Christenthum hervorgebracht hat, eine der ersten Stellen ein. Nie ist es von Unbefangenen geleugnet worden, daß sein Leben ein wahrhaft heiliges gewesen, und ein echtes Muster christlicher Frömmigkeit; daß seine Lehre rein, in der heiligen Schrift einzig gegründet, und in der vollkommensten Harmonie mit seinem Leben geblieben sey; daß er wahrhaft vertraut mit allen menschlichen Interessen und allen Bedürfnissen unserer Natur nicht auf seine Zeitgenossen allein, sondern auf alle folgende Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab wahrhaft segensreich eingewirkt habe; daß er durch die Schönheit und den Glanz seiner Rede viele seiner Zeitgenossen weit übertroffen, keinem aber, auch dem Trefflichsten nicht, nachgestanden: kurz es ist nie in Abrede gestellt worden, daß unter den christlichen Heiligen und Helden keiner mit mehr Recht auf diesen Namen Anspruch machen darf, als er [1]). Wenn es unter uns gewöhnlich geworden ist, uns mehr seines Beinamens Chrysostomus [2]), als seines Taufnamens Johannes zu seiner Bezeichnung zu bedienen: so ist freilich ein natürlicher Grund dazu in der Menge derer, die jenen Namen mit ihm gemein haben, vorhanden. Will man aber lieber ihn mit dem Namen benennen, welcher das Eigenthümliche in ihm, und seinen wahren Werth ankündigt: so müssen wir den Namen Johannes wählen. Denn an reiner Liebe zu Christus und christlicher Lehre, an Innigkeit des Gemüths, an Kraft und Wirksamkeit seiner Predigt, an Heiligkeit seines Lebens, und in tausend andern Beziehungen ist er ein wahrer Johannes, ein Nachfolger des Jüngers Jesu geworden [3]). Wenn dennoch

1) Tiraboschi S. 784 behauptet, der Brief von Guarinus (bei Hodius S. 51) an Jo. Chrysoleras, wo er sagt: quum moestissimus e Constantia nuntios de suavissimi *patris* obitu delatos esset beweise hinlänglich, daß Johannes der Sohn von Manuel gewesen. Gegen ein solches Argument hat Hody S. 49*b* (dessen Buch Tiraboschi zwar S. 725 einmal anführt, aber nicht benutzt hat) genügend geantwortet. An einer andern Stelle, wo Guarinus die Verdienste der beiden Chrysoloras rühmt, unterscheidet er sie als avunculus (fr. patruus) und nepos. S. Hody S. 64. 2) S. Boerner Praefat. Guarinus schreibt in einem Briefe an Leonard. Justinianus: ut alios taceam meritos bene de me Venetos, Paulus Zane, cujus exhortatione, ductu, liberalitate *Byzantium petens*, ad graecarum me litterarum disciplinam contuli, et sub utroque Chrysolora quantulumcunque operae impendi. 3) Andr. Julian. in Orat. funebri: Hic est (Johannes) qui generis tui dignitatem, studia, honores, caeteraque patriciae familiae tuae ornamenta lacerata paeneque extincta non modo clara sobole, sed optimarum artium disciplina, quas ab te olim didicerat, favente deo reficiet und Guarinus: Johannes quoque Chrys. et doctissimus et prudentissimus hac aetate homo, et vere patruo Manuele dignissimus etc.

†) S. Robert Gerius Append. ad Gu. Cave Hist. litt. p. 519. Fabric. Bibl. Gr XI. p. 411 f. ed. Harl.

*) Fam. nat. du regne anim. p. 476.

1) Daher ist es als untadelhaft anzuerkennen, daß A. Neander schon in der Überschrift seines Buches daran erinnert, und ihn den heiligen Joh. Chrysostomus genant hat; obwol das Werk zunächst den evangelischen Christen angehört, die diesen Ausdruck anders, als ihre katholischen Brüder verstehen werden. 2) Die Bedeutung des Beinamens Goldmund ist von selbst klar. Man nante ihn außerdem *μελισταγής* den Honigtriefenden (s. Auctor vitae Stephani junioris in Catelerii monument. IV, p. 410), *ὁ τὴν γλῶτταν χρυσοῦς*, mit goldener Zunge (Philotheus CPol. in tres Hierarchas), *χρυσορήμων*, mit goldenen Worten, und mit andern Namen. Wenn der Name, Goldmund, ihm beigelegt worden sey, läßt sich nicht genau bestimmen. Aus den Handschriften des Sozomenus hat ihn Valesius entfernt, und als spätern Zusatz bezeichnet. Nicephorus und Suidas kennen ihn. Man nimt mit Recht an, daß er seit der sechsten, zu Constantinopel gehaltenen Synode im Jahre 680, in allgemeine Anwendung gekommen sey. Besser und treffender hätte man ihn *χρυσόστομος* genant. 3) Neander, Vorrede zum Chrysostomus, S. III, setzt das Verhältniß zwischen Augustinus und Chrysostomus so fest,

Digitized by Google

auch er nicht ohne gerechten Vorwurf geblieben ist, wenn die Art seiner Beredsamkeit, die Farbe seiner Frömmigkeit, wenn sein Leben und Lehren bisweilen an die Eigenthümlichkeiten seiner Zeit erinnern, die uns nicht nachahmungswürdig erscheinen können; so müssen wir gerecht seyn, und indem wir das Herrliche, was er gesagt und gethan, vor unserm innern Auge vorübergehen lassen, seine Schwächen, die ja mehr Schwächen seiner Zeit, als seine eigenen sind, zwar nicht übersehen, aber doch in dem rechten Lichte betrachten. Denn hat er irgendwo gefehlt, so sind seine Fehler alle nur aus zu hoher Steigerung wahrer Tugenden hervorgegangen; und Tadel des Mannes muß immer einseitig und ungerecht erscheinen.

Joh. Chrysostomus Vater hieß Sekundus, bekleidete eine bedeutende Stelle im Stabe des ersten militairischen Befehlshabers der östlichen Provinzen des römischen Reichs, starb aber bald nach der Geburt seines einzigen Sohnes. Seine Mutter, Anthusa, stamte aus einer ziemlich angesehenen und begüterten Familie. Als sie ihren Mann verlor, war sie zwanzig Jahre alt, und beschloß von nun an Witwe zu bleiben, um ihr Leben ganz dem Andenken ihres Gemahls und der Erziehung ihres Sohnes zu widmen [4]). Der heidnische Rhetor Libanius lernte sie durch ihren Sohn in ihrem vierzigsten Jahre kennen, und wurde, da er diesen Entschluß erfuhr, und dessen Ausführung sah, zu dem Ausruf hingerissen: „welche Weiber haben doch die Christen", welcher eben so ehrenvoll für Anthusa, wie für die damalige Sitte bezeichnend ist [5]). Beide Eltern gehörten vielleicht ursprünglich der heidnischen Religion an. Ob der Vater Christ geworden, ist zweifelhaft; auch über die Zeit, in welcher die Mutter zum Christenthume übergetreten, herrscht einiges Dunkel [6]); wäre sie aber auch erst mit ihrem Sohne zugleich von Meletius getauft worden, so hindert dies nicht, anzunehmen, daß sie schon früher Christin war, und vom Anfang an ihren Sohn christlich erzog [7]); wohin besonders die Eigenthümlichkeit des Chrysostomus, welche frühe Bekantschaft mit der Bibel voraussetzt, zu führen scheint [8]). Seine Vaterstadt Antiochia in Syrien, die Geburtsstadt des Christennamens [9]), in welcher Christi Lehre schon früh Eingang gefunden hatte, und jetzt etwa hunderttausend Christen wohnten [10]), war die Hauptstadt des ganzen römischen Asiens; ausgezeichnet durch die Schönheit der Gegend, in welcher sie lag, durch die Blüthe ihres Handels und ihrer Gewerbe, aber auch durch das Sittenverderbniß ihrer Bewohner. Zugleich war sie Hauptsitz der Literatur für Asien, und Sitz einer christlichen Schule, welcher Chrysostomus und die damalige Kirche besonders eine gesunde Bibelerklärung verdankte [11]).

Unentschieden ist noch der Streit über sein Geburtsjahr, welches einige in das Jahr 344, andere 347, noch andere 354 gesetzt haben. Nehmen wir die mittlere Zahl als die wahrscheinlichere an, so wurde er geboren, als der Kaiser Constantius Herr des orientalischen Reiches war; ein Jahr nachdem dieser mit Constans, dem Kaiser des occidentalischen Reiches, in Verbindung durch ein Gesetz alle Tempel verschlossen, alle Opfer untersagt, und so die Ausrottung des ganzen heidnischen Aberglaubens gebeten hatte [12]). In dieser Zeit des siegenden Christenthums wurde Chrysostomus geboren, um mehr, als alle kaiserlichen Befehle es konten, für das Wohl der Menschheit und das Eindringen Jesu in die Herzen der Menschen zu wirken. Es war nach dem Tode seines Vaters der Mutter heiligste Sorge, ihrem Sohne eine edle literarische Bildung zu geben, damit er sich später frei seinen Stand wählen könte [13]). So benutzte Johannes den Unterricht des Libanius, eines der berühmtesten Rhetoren oder Sophisten jener Zeit, der früher in Constantinopel und Nikomedia unterrichtet hatte, jetzt sich aber in Antiochia aufhielt. Einer Nachricht des Sozomenus zufolge erklärte ihn dieser geradehin für den talentvollsten und geschicktesten seiner Schüler, indem er sterbend versicherte, ihn wünsche er sich vor allen zum Nachfolger, wenn ihn nicht die Christen an sich gerissen hätten [14]). Außerdem unterrichteten ihn Andocyanthus und Eusebius von Emesus in der Philosophie [15]). Nachdem er seine Studien vollendet hatte, betrat er das Forum, und trente sich von dem innigsten seiner Freunde, Basilius; verließ aber sehr schnell diese Laufbahn wieder, da er einsah, daß das weltliche Treiben seinem Geiste nicht zusagen werde. Er ging nun den Weg, welchen Basilius eingeschlagen. Nachdem er

daß der eine mehr den paulinischen, der andere mehr den johanneischen Geist darstelle. Er selbst soll sich einst mit Johannes dem Täufer verglichen haben; mit welchem man überhaupt die Mönche gern zusammenstellte; vergl. Isid. Pelus. lib. I, c. 5. und ep. 216. In diesem Betracht ist also Chrysostomus als Nachfolger des Täufers zu betrachten. 4) Chrysost. de sacerdot. I, 1. Von seinem Reichthume: „οὔτε ἐμοί μου πλοῦτος ὑπερογκος ἦν." Von seinem Geschlechte: „καὶ γένος ἡμῖν ὁμότιμον ἦν." 5) Derselbe, εἰς γυναῖκαν χηρεύσασαν (vol. IV, p. 458. ed. Francof. a. 1698.) „βαβαί, οἷαι παρὰ χριστιανοῖς γυναῖκες εἰσι." Chrysostomus nent den Libanius nicht, beschreibt ihn aber genau. Die Stelle ist wichtig, weil sie uns zugleich das Todesjahr des Vaters, und das Alter des Chrysostomus lehrt, als er in Libanius Schule kam. 6) In Photius Auszug des Lebens des Chrysostomus von Georg, Bischof von Alexandrien, heißt es cod. 96, p. 78, b. 39. ed. Bekk. so: „Ἕλληνας, δὲ αὐτοὺς τὴν θρησκείαν ὄντας ὁ ἐξ Ἀρμενίας Μελέτιος τῇ Ἀντιοχέων ἐγκαταστὰς ἐκκλησίᾳ, ἐμύησέ τε καὶ τοῦ σωτηριώδους μεταδοχεῖν βαπτίσματος κατηξίωσε, τὸν υἱὸν πρότερον μεταγωγήσας καὶ βαπτισάμενος" wo auf merkwürdige Weise der Sohn früher getauft seyn soll, und doch von beiden Eltern die Rede ist, ungeachtet des frühen Todes des Sekundus. 7) In jener Zeit war nämlich die Kindertaufe zwar als heilsam anerkant, wurde aber im Leben nicht immer geübt. Neander Kirchengesch. Bd. II. Abth. 4. S. 682.

8) Neander im Chrysostomus nimt entschieden I, S. 3 fgg. Anthusa als Christin, und christliche Erziehung ihres Sohnes an, ohne sich, seinem Plane gemäß, genau über die Verwerfungsgründe der entgegengesetzten Ansicht zu erklären. Der genante Grund scheint ihn am meisten geleitet zu haben. 9) Vergl. Chrysost. Hom. in Act. Ap. 17. 10) Derselbe Hom. in Matth. 85. Neander Chrysost. I, S. 120 u. 300. 11) Vgl. des Rheters Libanius ἀντιοχικόν. Vol. I. ed. Reisk. Neander Gesch. der christl. Relig. u. Kirche. Bd. I. Abth. 3. am Ende. Chrysost. I, p. 1 und p. 68. 12) Neander Gesch. der christ. Relig. Bd. II, Abth. I, S. 64. 13) Vergl. ihre eigene Anrede an den Sohn, de Sacerdot. I, 1. 14) Sozom. VIII, 2: „εἰ μὴ χριστιανοὶ τοῦτον ἐκώλυσαν", vergl. einen Brief des Libanius an Chrysostomus bei Isidorus Pelus. II, 42. 15) Über Andocyanthus ist kein Zweifel. Eusebius wird genant von Suidas s. v. Ἰωάννης und von Hieronymus de Script. Eccles. 129.

Digitized by Google

noch drei Jahre von dem Bischof Meletius in der Religion unterrichtet worden war, ließ er sich taufen, und trat in den geistlichen Stand über. Da seine Mutter durch Thränen und Bitten ihn abhielt, sie zu verlassen, und Mönch zu werden, wozu ihn sein Freund Basilius auf alle Weise zu bewegen suchte; übernahm er das Amt eines Anagnosten oder Lectors, welches ihm Meletius übertrug [16]). Schon jetzt hätte er, trotz seines unzulänglichen Alters, die Würde eines Bischofs erlangen können, wenn er nicht durch die Größe und Schwierigkeit des Amtes und den Gedanken eigener Schwäche abgehalten, es verschmäht und abgelehnt hätte. Während er dieses Amt bekleidete, starb seine Mutter; weswegen er, da ihm Nichts mehr im Wege stand, seinen frühern Entschluß ausführte [17]), und sich zu den in der Nähe von Antiochien lebenden Mönchen begab, im Jahr 374; bei denen er 6 Jahre, bis zum Jahre 380 verweilte. Die hier verlebten Jahre sind insofern die wichtigsten seines Lebens, als er hier vollkommene Muße und Gelegenheit hatte, zu dem großen Wirkungskreise, den die Zukunft ihm darbot, sich vorzubereiten. Er selbst beschreibt das einfache Leben dieser Mönche, unter denen er sich aufhielt, auf eine Weise, aus der man schließen muß, daß er nicht ohne Freude sich an jene Zeit zurückerinnerte [18]). Hier genoß er den Umgang ausgezeichneter Freunde, wie des Theodorus, nachher Bischofs von Mopsuestia in Cilicien, des Maximus, nachherigen Bischofs von Seleucia, und des Hesychius, eines Syrers. Hier wurde er von trefflichen Männern unterrichtet, deren Einfluß durch sein ganzes Leben sich zeigt; wie von Evagrius, Cantertus, Diodorus [19]), welcher nachher Bischof von Tarsus wurde. Zumal dem letzten verdankt Chrysostomus sehr viel, nämlich seine Methode der Bibelerklärung, welche ihn eben so weit von zu fleischlicher, als zu geistiger Auffassung des Buches der Bücher entfernte. Hier trat er auch zuerst als Schriftsteller auf. Veranlaßt durch ein vom Kaiser Valens im J. 365 gegen die Müssiggänger, die sich dem Mönchsvereine anschlossen, gegebenes Gesetz, unternahm er es, das Mönchswesen zu vertheidigen, und gab zwei Schriften über diesen Gegenstand heraus, in welchen er die Feinde desselben zu bekämpfen und es auf alle Weise zu empfehlen versuchte. Zuerst griff er die Gegner desselben in der Schrift an: *πρὸς τοὺς πολεμοῦντας τοῖς ἐπὶ τὸ μονάζειν διάγουσιν*, in drei Büchern [20]). Ihr ließ er eine andere folgen, in welcher er zu beweisen unternahm, daß Mönch zu seyn etwas Höheres und Glückseligeres wäre, als der Besitz der Kaiserwürde [21]). Außerdem hat er auch zwei Ermahnungsschreiben an Theodor von Mopsvestia von hier ausgeben lassen, als dieser sich entschlossen hatte, seine Mönchsgelübde zu brechen. Gezwungen kehrte er im J. 380 nach Antiochia zurück, da besonders in den letzten zwei Jahren durch zu große ascetische Anstrengungen seine Gesundheit bedeutend gelitten hatte [22]).

Kaum nach Antiochia zurückgekehrt, wurde er von Meletius zum Diakonus ernant im Jahr 381. Dieser sein Freund und Beschützer starb jedoch schon in demselben Jahre. Chrysostomus benutzte die Muße, welche dieß Amt ihm ließ, um als Schriftsteller zu wirken, weil es ihm die Verpflichtung zu predigen nicht auflegte und ihm gestattete, sich wieder zu den Mönchen zurückzubegeben. Unter den Schriften, welche dieser Zeitperiode angehören, nennen wir seine Trostschrift an den jungen Stagirius, welcher Mönch geworden und in eine schwere Krankheit verfallen war [23]); seine Trostschrift für eine junge Witwe, die ihren Mann Theratius in der Blüthe der Jahre verloren hatte; seine Vertheidigung des ehelosen Lebens der Jungfrauen [24]); seine Schrift über den Märtyrer Babylas und über die Zerknirschung. Die Zeitbestimmung der letzten Schrift ist nicht ganz sicher, fällt aber doch bestimt entweder in die Zeit, wo er Mönch, oder wo er Diakonus war. Indem ich das Letztere annehme, folge ich Neander gegen Montfaucon; der jedoch zugestehen zu müssen meint, daß er sie auch als Presbyter geschrieben haben könne [25]). Vielleicht fällt in die Zeit seines Diakonats auch die Schrift, welche als die beste, welche er verfaßt, von einigen ausgezeichnet wird, die Schrift über das Priesterthum, worin er seine Ansichten von den Pflichten, der Würde, und der Schwierigkeit dieses Berufs niederleg-

16) Nach Einigen war es nicht Meletius, sondern Zeno, der, von Jerusalem kommend, ihm das Amt übergab. So erzählt Sokrates, und nach ihm Georg bei Photius, S. 79. 17) Neander sagt, Chrysost. S. 12: „vielleicht nach dem Tode seiner Mutter." Bei Photius steht entschieden: „*τελευτῇ δὲ μετ' οὐ πολὺ ἡ μήτηρ Ἰωάννου, καὶ οὗτος — τοῖς ἔξω ταύτης μοναστηρίοις ἑαυτὸν ἐκδίδωσι.*" 18) Man vergleiche z. B. Hom. in Matth. 68. Timoth. I, hom. 14. und andere Stellen. 19) Ihm ist auch unter seinen Schriften eine geweiht, die eine Lobrede auf ihn enthält; herausgegeben v. Emeritus Bigotius zu Palladius, Leben des Chrysost. Paris 1680. 4. S. 224. 20) Adversus vitae monasticae vituperatores, übersetzt von Ambrosius Camaldulensis. 21) Comparationem regis et Monachi, zuerst von Erasmus herausgegeben, Basel 1526; als Anhang zur Ausgabe zweier Homilien auf den Brief an die Philipper. Ins Lateinische übertragen von Polydorus Virgilius. 22) Er soll die letzten zwei Jahre das Kloster verlassen, und in einer Höhle gewohnt, in welcher er meist schlaflos zubrachte, und dort seine bedeutende Krankheit sich zugezogen haben; s. z. B. Photius p. 29, 35. 23) De providentia dei, lateinisch erschienen Alosti in Flandria 1487; in's Französische übersetzt von Godfried Hermenius. 24) De virginitate, zuerst griechisch herausgegeben von Jo. Livinejus, welcher lateinische Übersetzung und Anmerkungen beigefügt, Antwerpen 1575. 4. 25) Ich glaube mich entschieden für diese Zeit aussprechen zu müssen. Denn daß er sie als Lector nicht schrieb, hat Neander erwiesen; wie auch daß er als Diakonus den Ausdruck wir, wo er von denen redet, welche die Unwürdigen zur Taufe zuließen, gebrauchen konte; siehe Chrysost. I, p. 103. Entscheidend sind nun die Worte: „*ὅτε καὶ πρώην ἐγνώκειν τὴν πόλιν ἀφεὶς ἐπὶ τὰς σκηνὰς τῶν μοναχῶν ἔδραμον*" v. IV, p. 109 extr. an sich wegen Unbestimtheit des Ausdrucks *πρώην* nicht; aber das davorstehende *καί*, welches Neander aus Versehen mit *γάρ* vertauscht hat, darf nicht übersehen werden; indem es dem *πρώην* die Bedeutung bestimt: noch unlängst. Verbindet man nun hiemit die Erzählung, z. B. bei Photius p. 80. 4., daß er nach dem Tode des Meletius sich wieder zu den Mönchen zurückbegeben, so wird nach dem Gesagten fast nothwendig die Schrift in die Zwischenzeit zwischen seinem ersten und zweiten Aufenthalte unter den Mönchen verlegt. Dann könte man den Ausdruck zu Anfang des zweiten Buches v. IV, p. 121: „*ἡμεῖς μέντοι γὰρ τὴν ἀπὸ τῆς γλώττης παρεξόμεθα διακονίαν*" als Anspielung auf das Amt, welches er bekleidete, nehmen. Was aber die Hauptsache ist, die ganze Art und Weise, mit welcher dies Buch geschrieben ist, führt uns un-

Digitized by Google

te [26]). Bald nach ihrem Erscheinen wurde sie weit in die christliche Welt verbreitet, und hat vielleicht vorzüglich seinen Ruhm befördern helfen.

Fünf Jahr nach Meletius Tode versetzte ihn dessen Nachfolger Flavienus in einen angemessenen und höhern Wirkungskreis, indem er ihn im Jahr 386 zum Presbyter für seine Kirche ernante; in welchem Amte er vom Jahr 386 bis zum Jahr 398, also 12 Jahre wirkte. Es ist gewiß für den Charakter des Chrysostomus von hoher Bedeutung, daß er es sich gleich nach dem Antrit seines Amtes, unzweifelhaft in dem ersten Jahre seiner Wirksamkeit, angelegen seyn ließ, das Andenken des Meletius zu ehren und seine Liebe zu diesem trefflichen Manne in einer Rede an seine Gemeinde zu beurkunden [27]). Die Einwirkung seiner Predigt auf seine Zuhörer mußte bei den für Schönheit der Rede so empfänglichen Griechen durch seine große Beredsamkeit, mit welcher er die Wahrheiten des Christenthums vortrug, um so gewaltiger seyn. Menschen aus allen Ständen drängten sich zu seinen Vorträgen. Deswegen arbeitete Chrysostomus sie alle mit großem Fleiße, und fand sicher nur wenig Zeit zu andern Schriften. Einen Beweis der Kraft seiner Rede, wie der herrlichen Gabe, die Ereignisse des Tages zu den ausgezeichnetsten Predigten zu benutzen, und durch sie in das Herz der Menschen zu greifen, legte er ab, als im Jahr 387 ein Aufruhr in Antiochia ausgebrochen und Unruhe und Schrecken über die ganze Stadt verbreitet worden war [28]). Außerdem ist zu rühmen, wie er sich in den Kirchenstreitigkeiten, welche auch in Antiochia die christliche Gemeinde in Parteien trenten, zu benehmen wußte. Dahin gehört die Meletianische Spaltung [29]); indem einige den Meletius nicht anerkennen wollten, weil er von Arianern geweiht sey, ob er selbst gleich nichts weniger als Arianer war, und dies auch auf seinen Nachfolger übertrugen, den Bischof Flavienus. Dahin gehört ferner die Partei der Enunianer [30]), welche ihn selbst aufforderte, seine Gründe gegen ihre Lehre in Predigten zu entwickeln. Dahin gehörten außerdem noch andere kleinere Sekten.

Nachdem er zwölf Jahre lang Antiochia durch seine Beredsamkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm ein anderer höherer Wirkungskreis angewiesen. Der Eunuch Eutropius [31]), welcher nach dem Tode des Rufinus der Günstling des schwachen Arkadius geworden war, und ihn seit dem Jahr 396 völlig beherrschte, hatte bei einer Reise durch Asien in Antiochia den berühmten Redner gehört, und den Fluß seiner Rede bewundert. Als daher im Jahr 397 der Erzbischof Nektarius von Constantinopel, der Nachfolger Gregors von Nazianz, gestorben war, und viele sich um die ansehnliche Stelle bewarben, und sich nicht scheuten, sie durch schlechte Künste zu gewinnen, gedachte der Minister des Kaisers des Chrysostomus, und erklärte ihn für den Würdigsten, dem das Erzbisthum übertragen werden könne. Sein Wunsch und Wille wurde erfüllt. Weil indeß die Einwohner von Antiochia, des Chrysostomus Mitbürger, ihm mit wahrer Liebe anhingen, wurde ein geheimer Befehl an den Statthalter von Syrien abgeschickt, Chrysostomus unter einem andern Vorwand aus der Stadt gelockt, und nach Constantinopel geschickt. Auch seiner Person wollte man sich versichern, da man nicht wußte, ob er geneigt seyn werde, das höhere Amt anzunehmen. So wurde er zu Ende des Jahres 397 den Antiochianern entrissen, und begann im J. 398 sein wichtiges Amt zu verwalten. Wie das Ganze für Chrysostomus selbst höchst ehrenvoll ist, so war es auch für Eutropius nicht minder empfehlend, und ist vielleicht die beste That seines Lebens.

So sind wir zu der wichtigsten Epoche des Lebens des Johannes gekommen. Seinem vorigen Lebenswandel getreu lebte er mit einer kurzen Unterbrechung von 398—403 ganz und in vollem Umfange den Verpflichtungen seines Berufs. Er selbst kante die Schwierigkeiten desselben und die Gefahr wohl [32]); ließ sich aber durch nichts abschrecken. Das Bewußtseyn der Heiligkeit seiner Absichten stärkte und kräftigte ihn. Das Christenthum in das Leben einzuführen, war sein Hauptzweck, den er mit unermüdlicher Sorgfalt durch Lehre und Beispiel verfolgte. Darum kämpfte er mit Macht gegen die Laster der damaligen Zeit, welcher sich die Christen im Allgemeinen, oder einzelne Klassen derselben insbesondere schul-

fehlbar darauf hin, daß sie zu den frühern gehören muß. Wie man die erste Schrift gegen die Feinde des Mönchthums sicher als die erste anerkennen müßte, wenn man es auch nicht anderswoher wüßte, so erkent man hier aus der Anlage, daß sie nicht viel später geschrieben seyn kann. Außerdem mache ich besonders aufmerksam auf den Anfang des zweiten Buches, in welchem er von dem schwachen und kalten Zustand seiner Sele spricht, welcher ihn unfähig mache, über Zerknirschung zu schreiben. Da wünscht er sich das Feuer, welches *πᾶσαν μὲν ἀνθρωπίνην ἀναλίσκειν ἕλυδε, πάντα δὲ ὕπνον καὶ ἀνεσιν καὶ βαρύτητα σαρκικὴν περικόψαι.* Als Presbyter konte er so nicht mehr von sich reden; wol aber als Diakonus, zumal in dem ersten Jahre, in welchem er noch an der Krankheit litt, welche er sich bei den Mönchen zugezogen. Mit mehr Worten kann ich mich an dieser Stelle über diesen Gegenstand nicht erklären. Gleich nach seinem sechsjährigen Aufenthalte unter den Mönchen scheint mir das Ganze am besten zu passen, wo er noch ganz in den dort gefundenen Ideen und mit den Männern, die er dort gesehen, lebte. 26) Wie die Schrift von den Beurtheilern des Chrysostomus gemeiniglich für die beste erklärt wird, siehe z. B. Suidas unter dem Worte: Ἰωάννης; so war es die einzige, welche Hieronymus, als er das Leben der Kirchenschriftsteller beschrieb, gelesen hatte. Hieronymus schrieb aber, als Chrysostomus Presbyter war. Sie scheint mir in die letzte Zeit seines Diakonats zu gehören. Griechisch erschien sie Lovanii, 1529. 4., ferner mit Jac. Ceratinus und Brixius Übersetzung und Herschels Anmerkungen, Augsburg, 1599. 8., ferner mit den Abhandlungen von Joh. Hughes, Cambridge, 1710—12. Ins Französische übersetzt wurde sie von le Blanc, Paris 1553, und v. Lanci, 1650. Ins Teutsche neulich von Hasseldach, mit Untersuchungen über Veranlassung und Zweck des Buches. Eine lateinische Übersetzung hat man auch von Jan. Cornarius, Basel 1544. Dazu Ausgabe von Bengel, Stutg. 1725. 27) Er erzählt darin die auffallendsten Beweise der Liebe, womit die Antiochianer ihren verehrten Bischof überhäuften. 28) Die Beschreibung dieser seiner Wirksamkeit ist ein Haupttheil des trefflichen Buches von Neander, Chrysostomus I, p. 123 ff., und muß dort ganz nachgelesen werden.

29) Vergl. Chrysost. in Ephes. Hom. XI. Neand. Chrysost. I, p. 200. 30) Vgl. Chrysost. *περὶ ἀκαταλήπτου*, de incomprehensib. Hom. I. ff. 31) Vgl. Gibbon Gesch. des Verfalls, nach der Schreiter'schen Übersetzung. Bd. VII. p. 1[illegible] VIII. 4. u. f. 32) Er entwickelt sie nicht allein in der Schrift de Sacerdotio, sondern auch anderwärts, z. B. Hom. III. act. ap.

Digitized by Google

dig machten. Reiche und Vornehme schonte er nicht; vielmehr machte man es ihm zum Vorwurf, daß er sie vorzüglich ins Auge gefaßt habe, und fast stets gegen sie rede und eifere. Er für seine Person lebte still und eingezogen, in seinem Haushalte sparsam; wie er es, seit er Mönch geworden, gewohnt war, seinem früher gegebenen Gelübte treu [33]). Es war eins seiner ersten Geschäfte, alle unnöthigen Ausgaben aufzuheben, und das dadurch gewonnene Geld zu milden Zwecken anzuwenden. Davon, daß er Almosen gab und sie zu geben rieth, gab man ihm einen Beinamen [34]). Auf seine eigenen Kosten legte er Hospitäler an, in welchen fremde Kranke verpflegt wurden, und Ärzte und Handwerker angestellt waren. Er begünstigte die Mönche, welche ihm ähnlich waren; die entarteten aber griff er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit an. Natürlich war es, daß wie die einen ihn unterstützten, die andern den bittersten Haß gegen ihn in ihren Herzen trugen. Ähnlich war sein Verhältniß zu den vornehmen Damen, von denen einige ihm mit ganzer Sele anhingen, ihn mit ihrem Vermögen in seinen wohlthätigen Zwekken unterstützten, und zu allen Anstrengungen bereit waren; andere hingegen, welche es nicht ertragen konten, daß ihre Putzsucht, Eitelkeit und Thorheit immer von neuem angegriffen wurden, ihn bis auf den Tod haßten. Zu den ersten gehörten Prokle, Penkedia, Silvane, vorzüglich aber Olympias, die bis an seinen Tod für ihn wirkte; zu den letztern Marsa, Kastricia und Eugraphia, welche die Oberhäupter seiner Verfolgung waren [35]). Nicht minder theilten sich die Geistlichen in zwei Parteien für und gegen ihn. Theophilus von Alexandrien hatte sich bereits seiner Wahl widersetzt; der Macht des Eutropius zwar nachgeben müssen, und sich sogar mit dem Chrysostomus, der ihm die Hand zur Freundschaft bot, zur Ausgleichung einiger Mißhelligkeiten, welche zwischen der griechischen und lateinischen Kirche entstanden waren, vereinigt; aber er trug doch noch immer den Stachel der Eifersucht im Herzen.

In Constantinopel führte Chrysostomus auch nächtliche Versamlungen in der Kirche ein in Wochentagen; und suchte überhaupt den Kirchenbesuch auf alle Weise zu heben, den Besuch der Theater und des Cirkus zu mindern. Da das Volk häufig in kirchliche Streitigkeiten sich mischte, ohne doch damit Streben nach Sittlichkeit zu verbinden, suchte er jenes zu verhindern, dieses zu erhöhen. Achtzehn Jahre vor des Chrysostomus Ankunft in Constantinopel hatten die Arianer daselbst noch geherrscht; Gregor von Nazianz hatte zuerst sich ihnen entgegengestellt; in der Kirche der Auferstehung wurde von ihm zuerst die katholische Lehre vorgetragen, und verbreitete sich von da über die Stadt. Schon der Kaiser Theodosius hatte der Sekte ihre Kirchen genommen und sie gezwungen, vor der Stadt ihre kirchlichen Zusammenkünfte zu halten. Ihren Aufzügen und Gesängen setzte Chrysostomus andere entgegen. Zwischen den beiden Chören entstandene Kämpfe bewirkten, daß den Arianern die ihrigen untersagt wurden. So wirkte Chrysostomus gegen die Arianer. Eine andere Sekte waren die Novetianer, auch οἱ καθαροί genant. Indem sie die Gnade Gottes beschränken wollten, kamen sie mit Chrysostomus in Kampf; in welchem beide Theile sich vielleicht zu Extremen verleiten ließen. Ihr Bischof Sisinius schrieb ein heftiges Buch gegen Chrysostomus [36]).

Nach außen hin ließ sich Chrysostomus vorzüglich das Geschäft der Heidenbekehrung angelegen seyn. So richtete er sein Augenmerk auf die Gothen, welche theils noch heidnisch, theils arianisch gesint waren. Chrysostomus sendete Missionare zu ihnen nach dem schwarzen Meere, faßte schon den Gedanken, aus dem Volke selbst Missionare zu bilden, auf; und richtete in Constantinopel eine Kirche ein, in welcher gothische Geistliche gothisch predigten und die Bibel in der Landessprache vorlasen. Außerdem richtete er seine Blicke nach Phönicien, wo ein sinnloser Götzendienst überhand genommen hatte. Da die hingeschickten Mönche gemishandelt wurden, bat er sich den Schutz der Regirung aus, ohne doch von ihr Geld oder andere Hilfsmittel zu brauchen, da ihn die Frauen im Dienste der Kirche unterstützten. Durch alle diese vielfachen Bemühungen gewann er doch mehr die Liebe und Ehrfurcht der Geringeren, als der Vornehmen und Reichen, die er zu oft zu strafen Ursache hatte, als daß sie ihm nicht hätten abhold seyn sollen. Da er auch die ersten nicht schonte, so trafen seine Predigten, auch den ersten Minister des Landes, den Eunuch Eutropius, seinen Gönner, und nach ihm sogar die Kaiserin Eudoxia.

Da Chrysostomus den von Eutropius verfolgten Männern Schutz in seiner Kirche angedeihen ließ, und das alte Recht der Kirchen, als Asyle für Unglückliche zu dienen, nicht verletzen lassen wollte, bewirkte Eutropius ein Gesetz, welches dieses Recht aufhob; war aber bald gezwungen, selbst zu diesem Rechte seine Zuflucht zu nehmen. Die Empörung des Ostgothen Tribigild, die Niederlage des ihm entgegengeschickten General Leo, der früher das Handwerk eines Wollkrämplers getrieben; die List des Gaines, welcher statt sich dem Tribigild entgegenzustellen, ihm überall auswich und im geheimen Einverständniß mit dem Aufrührer lebte, brachten ihm den Untergang. Gaines gab vor, er sey unfähig, den Krieg gegen Tribigild fortzusetzen; trat mit ihm nach erhaltener Erlaubniß vom Kaiser Arkadius in Friedensverhandlungen, und bewirkte, daß dieser zuerst den Kopf des Eutropius foderte. Da die Foderung durch die Thränen des Eudoxia unterstützt wurden, gab Arkadius nach, und unterzeichnete des Eutropius Verurtheilung. Eutropius entfloh zu den Füßen des Altars und Chrysostomus nahm ihn in seinen Schutz. Im Angesicht des gestürzten Ministers,

33) S. Palladius Tom. XIII, p. 40 folg. 34) Phot. p. 80, a. 38: „ἦν δὲ καὶ ἐλεήμων σφόδρα, ἐξ οὗ παρὰ πολλοῖς ὁ τῆς ἐλεημοσύνης ἐκκλήθη ἰωάννης." 35) S. Gibbon. VIII, p. 47. Phot. 83, b. 11. ed. Bekk.

36) Besonders gegen Chrysostomus Ausspruch: „χιλιακὶς μετανοίας ἐλύσε", welchen er in einer Predigt gebraucht haben sollte.

Digitized by Google

hielt er an das versammelte Volk eine mächtige Rede, in welcher er besonders bemüht war, Verachtung gegen den Mann zu erregen, um die Wuth des Volkes zu mildern [37]). Wirklich erlangte Chrysostomus, was er wollte. Eutropius verließ aber dennoch die Kirche, nachdem er das eidliche Versprechen erhalten hatte, daß sein Leben geschont werden sollte, wurde verbant und zuletzt doch getödtet [38]). Auch hinsichtlich des nun heranrückenden Gaines zeigte Chrysostomus, was er vermöge. Denn da dieser den Kopf mehrer Vornehmen, besonders des Consuls Aurelian verlangte, ging Chrysostomus ihm entgegen und wußte zu bewirken, daß Gaines mit Aurelians Verbannung zufrieden war. Als ferner derselbe die Foderung einer besondern Kirche für die Arianer in der Stadt vortrug, war der Kaiser nicht abgeneigt; Chrysostomus aber stellte sich auch hier entgegen, und wußte Gaines von seinem Vorhaben abzubringen [39]), der übrigens bald darauf selbst Constantinopel zu verlassen genöthigt und hingerichtet wurde. Aurelian wurde nach Gaines Sturz zurückgerufen.

Bald darauf wurde Chrysostomus persönlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt. Im Mai des Jahres 400 versammelte sich eine Anzahl Bischöfe, zum Theil angesehener und ausgezeichneter Männer, welche eine Synode bildeten. Vor ihr brachte ein Bischof Eusebius von Valentinopolis eine Klage gegen Antoninus, Bischof von Ephesus vor, dem er die ärgerlichsten Dinge Schuld gab. Mit großer Mäßigung suchte Chrysostomus den Kläger von seinem Unternehmen abzubringen, oder wenigstens die Erbitterung desselben zu mildern. Da es nicht ging, ließ er die Sache ihren Gang gehen; die Richter aber, welchen er die Entscheidung übertragen hatte, wurden von dem Kläger, wie dem Beklagten getäuscht. Erst nach dem Tode des Antoninus, am Ende des Winters 401, konte Chrysostomus seinen schon früher gefaßten Plan ausführen und selbst nach Ephesus und Kleinasien reisen. Indeß gehorchte er nur den dringendsten Bitten; obwol er sich nicht wohl befand, und gleich von vorn herein von der Ausübung der Pflichten seiner kirchlichen Oberaufsicht Haß und Störungen befürchten mußte, eilte er doch dahin, wo seine Gegenwart nöthig war. Dort sah er sich genöthigt, sechs Bischöfe, welche ihre Stellen gekauft hatten, zu entsetzen, verfuhr aber dabei mit der größten Mäßigung und Schonung. Außerdem entsetzte er noch sieben Andere, und in Ephesus selbst, wo wegen Wiederbesetzung der Stelle des Antoninus Parteien sich bildeten, griff er auch durch, und setzte einen ihm wohlbekanten, strengen Mann, den Heraklides, ein. Auf seiner Rückreise entsetzte er noch Gerontius, Bischof von Nikomedien, der besonders als Arzt seiner Gemeinde sich unentbehrlich gemacht hatte, zu Liebe der Kirchengesetze; konte aber durch Einsetzung des Pansophius den Unmuth der Bürger jener Stadt nicht stillen. Außerdem hatte es, während seiner Abwesenheit, auch im Innern seiner Kirche unangenehme Störungen gegeben. Insbesondere traten Misverhältnisse mit einem fremden Bischof ein, dem Severian, welche durch einen vertrauten Diakonus des Chrysostomus, Serapion, noch vermehrt wurden. Eudoxia stiftete zwischen Chrysostomus und Severian Versöhnung.

Außerdem kam er auch mit Eudoxia selbst in Kampf. Sie hatte einen vornehmen Mann verfolgt, Chrysostomus ihn aber in Schutz genommen. Die erzürnte Eudoxia versöhnte sich zwar hierüber wieder mit ihm, konte aber leicht wieder zur Rache aufgereizt werden, und verband sich mit einer Partei, welche den Sturz des Johannes beabsichtigte. An die Spitze derselben stellte sich Theophilus von Alexandrien [40]), der schon durch seine Stellung gegen Chrysostomus vom Anfang an ihm feindlich gewesen war. Der Streit entstand ursprünglich in Ägypten und betraf den Origines. In den Parteiungen, welche sich theils gegen, theils für diesen ausgezeichneten Kirchenlehrer aussprachen, theils die Mitte zwischen feurigen Enthusiasten und Feinden des Origines hielten, hatte sich Theophilus an die Freunde des Origines angeschlossen. Unter ihnen verehrte er vorzüglich vier Brüder, Dioskur, Ammonius, Eusebius und Euthymius, welche unter dem Namen der langen Brüder bekant sind (ἀδελφοὶ μακροί), und suchte sie für den Dienst der Kirche zu gewinnen. Sie kamen; aber durch seine Geldgier bewogen, verließen sie ihn wieder, und erbitterten ihn. Die Erbitterung wurde vermehrt, als Isidor, Presbyter zu Alexandrien, von Theophilus ungerecht verfolgt, zu ihnen floh. Nun beschloß Theophilus zur Rache die origenistischen Streitigkeiten zu benutzen. Eine Synode, von ihm berufen, verdamte den Origines und verbot seine Schriften. Auch die Mönche in der Einöde von Nitrin sollten sich fügen, und weigerten sich. Da sich Theophilus Bewaffnete gegen sie zu Hilfe nahm, verjagte er sie Alle, achtzig an der Zahl. Sie flohen nach Palästina, und auch von da weggetrieben nach Constantinopel. Chrysostomus nahm sie zwar auf, that aber alles Mögliche, um den Theophilus nicht zu beleidigen, und die Streitigkeiten auszugleichen. Er ließ sie nicht einmal zur Kirchengemeinschaft zu, räumte ihnen aber eine Wohnung in der Kirche Anastasia ein; eine fromme Frau sorgte für ihren Unterhalt. Die ganze Streitigkeit bekam eine neue Wendung, als die origenistischen Mönche sich der Kaiserin Eudoxia genähert und durch sie erlangt hatten, daß Arkadius einen Befehl gab, Theophilus solle vor einem in Constantinopel niedergesetzten Gerichte unter Chrysostomus Vorsitz erschei-

37) S. die Homilie, Tom. III. p. 381—386 ed. Montf.

38) Gibbon. VIII, p. 31. Anm. 50.

39) Dagegen spricht Gibbon daf p 35. Anm. 35., behauptend, Theodorets Versicherung, als seyen Chrysostomus Gegenvorstellungen nicht ohne Erfolg gewesen, würden durch Thatsachen widerlegt. Einen andern ähnlichen Fehler desselben Geschichtschreibers berichtigt Neander, Chrysost. II, p. 153. Doch erzählt Neander daf. p. 73 das von Gibbon für widerlegt Gehaltene. Auch die andern Lebensbeschreiber erzählen es, s. Phot. 80, 6.

40) Die Erzählung von dem Ursprung dieser Streitigkeiten und ihrem Verlauf findet man am trefflichsten ausgeführt von Neander, Chrysost. II, 164; vielleicht dem wichtigsten Theile dieses ausgezeichneten Buches.

Digitized by Google

nen und sich gegen die Anklage derselben vertheidigen. Theophilus wurde hiedurch von den Mönchen abgewendet, und war von nun an blos darauf bedacht, Chrysostomus zu stürzen. Er schloß sich nun zunächst an den Bischof Epiphanius an, um mit diesem gegen die Origenisten zu kämpfen. Mit dem von diesem wieder ausgesprochenen Verdammungsurtheil des Origenes ging Theophilus nach Constantinopel, und versammelte dort eine neue Synode. Mit ihm kam auch Epiphanius und benahm sich gegen ihn vom Anfang an auf das Feindlichste; verließ aber bald darauf die Residenz wieder, wahrscheinlich weil er das Unreine der Unternehmung erkante. Theophilus vereinigte sich nun vorzüglich mit Akacius von Beroea, Antiochos und Severian, welche alle aus Syrien und Landsleute des Chrysostomus waren; und dem Bischof Quirinus, einem Ägyptier. Sie bildeten eine Synode auf einem Landgute bei Chalcedon, welches unter dem Namen der Eiche bekant war [41]). Die dieser Synode übergebenen Beschuldigungen, welche in sieben und vierzig Punkten bestanden, sind alle so beschaffen, daß sie als eine Lobrede auf den Beklagten gelten können. Sie enthalten Verdrehungen und Übertreibungen, auch völlig erdichtete Dinge. Die Berathungen dauerten vierzehn Tage. Chrysostomus wurde aufgefodert, zu erscheinen und sich zu vertheidigen. Die ihn umgebenden Bischöfe ließen den Theophilus an das Ungesetzmäßige seines Gerichts erinnern, und daß er sich erst selbst vertheidigen müsse. Chrysostomus aber versprach zu kommen, wenn nur seine vier erklärten Feinde aus der Zahl seiner Richter austräten, und blos als Ankläger erschienen. Die viermalige Wiederholung der Vorladung und die Auffoderung eines kaiserlichen Notars änderte in dem Entschluß des Chrysostomus nichts. Nun wurde das Urtheil gesprochen, Chrysostomus entsetzt, und der Kaiser aufgefodert, das Verbrechen der beleidigten Majestät, was er auch begangen, selbst zu bestrafen. Chrysostomus wollte nur der Gewalt weichen, und als er hörte, daß sie gebraucht werden würde, verließ er heimlich die Kirche, übergab sich einem Polizeiofficianten, wurde auf ein Schiff gebracht und landete bei Poänetos in Bithynien [42]). Allein ein plötzlich erfolgendes Erdbeben schreckte das Gewissen der Eudoxia auf; sie drang auf Chrysostomus Zurückberufung, schrieb selbst an ihn, und bewirkte so seine Rückkunft. Mit den lautesten Freudensbezeugungen aufgenommen, ließ er sich nur durch das ungestüme Verlangen der Menge bewegen, in die Stadt und zu seinem geistlichen Beruf zurückzukehren, ohne vorher, was er hätte thun sollen, seine Sache in einer größern Synode von Neuem untersuchen zu lassen.

Auch dieser Friede mit Eudoxia dauerte nur kurze Zeit. — Eine der Eudoxia gesetzte silberne Bildsäule führte den Kampf wieder herbei. Indem Chrysostomus gegen die dabei vorgefallenen Lustbarkeiten sich erklärte, hielt sich Eudoxia für beleidigt, und ihr Haß wurde vermehrt, als man ihr den Anfang einer Predigt hinterbrachte, in welcher er sie mit der tanzenden Herodias verglichen haben sollte. Jetzt kam die Kirchenversamlung, auf welche Chrysostomus schon immer gedrungen, wirklich zu Stande, aber ganz, wie Eudoxia es wünschte. Sie berief sich auf das Gesetz vom Jahr 341, gegen welches Chrysostomus gefehlt hatte, und entsetzte ihn. Nachdem Chrysostomus seine Geistlichen und seine Gemeinde noch ermahnt, verließ er heimlich die Kirche, und übergab sich der gegen ihn abgesendeten Polizei. Diese Unterwerfung erkante er mit Recht als seine Pflicht an. Sie geschah am 9. Juni des Jahres 404. Der Tag der Verbannung wurde durch den Brand der Kathedralkirche, des Rathhauses und anderer Gebäude merkwürdig, welches Alles man den Johanniten — so nante man des Chrysostomus Partei — Schuld gab. Er wurde zuerst nach Nicäa geführt, konte aber Cyzikus oder Nikomedia nicht als Verbannungsort erhalten, sondern mußte unter unsäglichen Leiden [43]) sich bis nach Kukusus in Armenien bringen lassen. Trotz seiner daselbst ausgestandenen unsäglichen Leiden blieb er in ununterbrochener Verbindung mit seinen Getreuen in Constantinopel, und behielt seine Wirksamkeit für das Missionswesen in seinem ganzen Umfange bei [44]). Dagegen ruheten auch seine Feinde nicht. Theophilus gab eine schändliche Schrift gegen ihn heraus [45]). Man versuchte Alles, um ihn auch da nicht zu lassen, und die für ihn gestimten in Constantinopel zu mishandeln und zu unterdrücken. Während dessen wurde Chrysostomus von einer Krankheit niedergebeugt, und durch die Isaurier genöthigt, nach Arabissum zu flüchten [46]). Außer den Briefen, welche er von Kukusus aus nach allen Seiten sendete, schrieb er auch Einiges Andere: „daß niemand dem schaden kann, der sich nicht selbst Unrecht thut" [47]), und „an diejenigen, welche sich an den Unglücksfällen der Gegenwart ärgern." Auch der Bischof Innocenz von Rom trat nun für Chrysostomus auf, und sogar der Kaiser Honorius schrieb deshalb an seinen Bruder. Endlich wirkten seine Feinde, daß man ihn an einen noch ödern Ort, nach der Stadt Pityus schickte [49]), die am östlichen Ufer des schwarzen Meeres unweit Colchis lag. Aber bei der Stadt Comene angekommen, erlag er seinen Leiden, und starb in der Kirche des Märtyrers Basiliskus, am 14. September des Jahres 404, nachdem er den Wahlspruch seines Lebens: „Gelobt sey Gott für Alles" zum letzten Male ausgesprochen [50]).

41) Die Verhandlungen der Synode, siehe ausführlich bei Photius cod. 54. 42) Über die Unruhen, welche dabei vorgefallen waren, siehe Gibbon VIII. p. 51.

43) Die Leiden seiner Reise beschreibt er im vierzehnten seiner Briefe. 44) Sogar mit seinem Gegner Maruthas von Tegris verband er sich zur Ausbreitung des Christenthums in Persien. 45) Er nent ihn darin hostem humanitatis, sacrilegorum principem, immundum daemonum. Der heilige Hieronymus hat sie in das Latemische übersetzt. S. Gibbon VIII, S. 56. 46) Hierauf gründet sich die fallche Nachricht des Palladius, daß er von Kukusus abgerufen und nach Arabissum verwiesen worden sey; welche Neander berichtigt II, S. 339. 47) „ὅτι τὸν ἑαυτὸν μὴ ἀδικοῦντα οὐδεὶς παραβλάψαι δύναται." 48) „πρὸς τοὺς σκανδαλισθέντας ἐπὶ ταῖς συμφοραῖς ταῖς γενομέναις." 49) Pityus war damals als schrecklicher Aufenthalt bekant, und wurde öfters als harter Verbannungsort angewiesen; so dem Abundantius. Gibbon VIII, S. 15. 50) Vor seinem Tode, dem er mit vollem Bewußtseyn entgegensah, bekleidete er sich mit reinen Kleidern, vertheilte was er hatte, genoß ruhig das heilige Abendmahl und hielt sein letztes Gebet.

Digitized by Google

Man suchte später das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Im Jahre 438 wurden seine Gebeine nach Constantinopel zurückgeführt [51]). Der Kaiser Theodosius ging ihnen entgegen, und bat, vor dem Sarge sich hinwerfend, die Manen des heiligen Chrysostomus um Vergebung der ihm von seinen Eltern angethanen Beleidigungen. Die Gebeine wurden in der Kirche der Apostel in dem Begräbnisse der Kaiser bestattet, später nach Rom geführt und im Vatikan beigesetzt. Seiner Heiligsprechung hatte sich Cyrill, Nachfolger des Theophilus in Alexandrien, vergebens widersetzt. Die griechische Kirche feiert sein Fest den 27. Januar, dem Tage seiner Rückkehr nach Constantinopel [52]), die römische den 13. November.

Sein Leben ist vielfach beschrieben worden. Unter den kirchenhistorischen Schriftstellern sind für die Kentniß seines Lebens von Wichtigkeit: Sokrates im sechsten Buche, Sozomenus im achten, Theodoret im fünften. Wenn der letztere zu sehr Enthusiast für ihn war, scheinen die ersten beiden, besonders aber Sokrates, nicht ganz von Parteisucht gegen ihn frei gewesen zu seyn [53]). Unter denen, die sein Leben besonders beschrieben, sind auszuzeichnen: 1) Palladius B. von Helenopolis, vom Leben des Chrysostomus. Sein Buch enthält eine Vertheidigung des Chrysostomus in dialogischer Form abgefaßt — der Verfasser redet mit einem röm. Diakonus Theodorus mehre Tage hintereinander — verräth aber an vielen Stellen zu sehr den leidenschaftlich für Chrysostomus eingenommenen Mann, ist auch von Irrthümern nicht frei [54]). 2) Georg von Alexandrien, der des Palladius Buch und die genanten Kirchenschriftsteller benutzte. Schon Photius, der einen Auszug aus seinem Buche machte, erkante seine Unzuverlässigkeit, die auch offen bezeugt wird durch eine Menge von Wundererzählungen, die sich als Dichtungen von selbst kentlich machen [55]). Er benutzte unter andern auch ein Buch des Cyrillus über Chrysostomus Leben, welches uns verloren gegangen ist [56]). 3) Simeon der Metaphrast [57]); 4) Suidas [58]); 5) ein Ungenanter [59]); 6) Theodor von Trimithus in Cypern [60]); 7) Hieronymus in dem Buche von den Kirchenschriftstellern [61]), und 8) verschiedene Männer, welche einzelne Theile seines Lebens berührt haben, unter welchen wir besonders aufmerksam machen auf die Briefe des Isidor von Pelusium, auf die Reden des Theodoret [62]) und Proklus [63]), die Schriften des Constantinus Prophyrogeneta über die Zurückführung seiner Überreste; und auf die Lobreden des Leo des Weisen und des Johannes von Damascus [64]).

An diese ältern Schriftsteller schließen sich ausgezeichnete neuere an. Zuerst Erasmus. Gibbon rühmt seine Mäßigung, Lebhaftigkeit und seinen richtigen Verstand; und entschuldigt seine Irrthümer mit der noch geringen Bearbeitung der kirchlichen Alterthumskunde seiner Zeit [65]). Ihm zunächst Heinrich Savilis, welcher die ältern Schriftsteller über das Leben gesammelt, und sehr viel für Berichtigung im Einzelnen gethan hat [66]). Als den Dritten nenne ich Tillemont, der mit großer Gelehrsamkeit die Schriften des Chrysostomus mit den Nachrichten der andern verglichen hat [67]). Ihm folgte Montfaucon, der dasselbe nochmals gethan, und mit großer Genauigkeit ausgeführt hat [68]). In der neuesten Zeit hat A. Neander [69]), auf die Untersuchungen seiner Vorgänger gestützt, und in nicht wenigen Beziehungen sie erweiternd, in ihm das Leben eines christlichen Helden beschrieben, eben so fromm als gelehrt, und so ein Buch gegeben, welches durch Reichthum praktischer Lebensweisheit und Erweckung zu christlicher Tugend ausgezeichnet, wenn es

---

51) Sein Name war schon von Alexander von Antiochien in die Diptyche der Kirche von Constantinopel wieder eingerückt worden; dann von Atticum, seinem Nachfolger, s. Siemond. zu Farund. II, 4. p. 505. Tillemont Memoires Ecclesiastiq. XIV, p. 277 sqq. 52) S. Heineccius griech. Kirche, III, S. 228. Basilius, Gregorius und Chrysostomus haben einen Tag. Darauf beziehen sich mehre Bücher in tres Hierarchos von Johannes, Philotheus, Nikolaus, Theodorus Melochita, Matthäus Camariotes und Theodorus Prodromus Buch de vita trium Hierarchorum. 53) Theodoret vom 27sten Kapitel an; vergl. Gibbon VIII, S. 41 u. 46, aber auch Neander, Chrysost. II, S. 339 fgg. Auch Nicephorus, XIII, 2. muß ihnen beigezählt werden. 54) Gibbon a. a. O. und m. Anmerk. Nr. 46. Es ist Streit über den wahren Verfasser des Buches geworden. Lateln. übersetzt hat ihn Ambrosius Camaldol. Vened. 1533. Den griechischen Text mit latein. Übersetzung und andern Schriften gab Emericus Bigotius, Paris 1680, und in den größern Ausgaben des Chrysostomus von Savilis und Montfaucon. 55) In Photius cod. 96. findet sich ein Auszug. Das Buch selbst gab zuerst Savilis heraus. T. VIII, p. 157—265. Latein. Übersetzung gab Titmannus. Paris. 1557. Wer der Verfasser gewesen, weiß schon Photius nicht. 56) Vergl. Savil. VIII, p 293. Montf. XIII. 57) Zuerst herausgegeben von Savil. VIII, 373—428. 58) Suid. s. v. Ἰωάννης, der auch Isidor und Sokrates benutzte.

59) Zuerst von Savil. VIII, 293, 371. Siehe über ihn H. A. Niemeyers trefflt. Schrift: de Isidor. Pelus. Hal. 1825. p. 18., besonders einige seiner Verhältnisse zu den übrigen Biographen des Chrysost. 60) „De vita, exilio et calamitatibus J. Chrysost. cfr. Bigot. praef. ad Pallad. 61) Als Hieronymus schrieb, war Chrysostomus Presbyter in Antiochien; schon damals hatte er viel geschrieben. 62) Siehe des zweiten Buches 42. Brief. Hierauf bezieht es schon Fabricius, wenn der Anonymus über Chr. Leben ihn unter den Schriftstellern über das Leben anführt, mit Recht. Auch Suidas citirt den Isidor. Siehe hierüber Niemeyer: de Isid. p. 35. In dieser Schrift ist auch die Frage erörtert, S. 4 fgg., inwiefern man Isidorus des Chrysost. Schüler nennen könne? 63) S. Phot. cod. 273. 64) Sie ist nur noch lateinisch übrig, und findet sich in Proklus Werken, S. 164, die Ausgabe von Cimenhorst. 65) Vergl. Fabric. Bibl. Gr. L. V, p. 25. 66) Erasm. Epist. lib. XXVIII, 4, 23, 24. XXIX, 83 sq. Gibbon VIII, p. 41. 67) In der Ausgabe seines Chrysostomus, und in der admonitio de scriptoribus rerum Chrysostomi et praesertim Georgio caeterisque βιογράφοις eante legendis bei Cave. 68) Tillemont Memoires Ecclesiastiq. tom. XI, p. 1—405. 547—626. Gibbon a. a. O. 69) Montfaucon Opp. Chrysost. Tom. XIII, p. 91—177. 70) Neanders, der heilige Joh. Chr. und die Kirche, besonders des Orients in dessen Zeitalter. Berlin bei Dümmler 1821, 22. Ein dritter Band ist in der Vorrede des zweiten Bandes versprochen, welcher Abhandlungen über die eigenthümlichen theologischen Geistesrichtungen des Chrysost. und der antiochischen Schule geben sollte, aber noch nicht erschienen. Da der Verfasser seitdem seine Verarbeiten geschlossen, und die eigentliche Aufgabe seines Lebens, eine vollständige Gesch. der christl. Religion und Kirche begonnen hat, wird vielleicht eine solche Schrift dadurch ersetzt, und darum nicht erscheinen. — Was endlich Gibbon's Darstellung betrifft, so ist sie natürlich höchst geistreich und ausgezeichnet; aber zeigt auch hier, daß Sinn für moralische Größe in ihm nicht das Hervorstechende war.

Digitized by Google

in das Leben eingeführt wird und durchdringt, die Segnungen erneuen wird, welche Chrysostomus Predigten und sein Leben den Zeitgenossen brachten. Mit großer Mäßigung findet man hier die Tugenden des Mannes in ihrem wahren Lichte, und erkent auch seine Mängel und Schwächen, die nirgends verdeckt oder verhüllt sind [71]).

Als Mensch, als Prediger und als Schriftsteller verdient Chrysostomus die größte Bewunderung. Sein Leben ist der Beweis, wie er in jeder Rücksicht ein Christ war. Mehr zu sagen ist nicht nöthig. Bei der Lebendigkeit seines Charakters ist die Selbstbeherrschung, welche er vom Anfange seines Lebens bis an sein Ende geübt hat, um so höher zu achten. Nur selten wurde er heftig und leidenschaftlich, aber nie anders, als gegen das Schlechte. Nur selten wurde er durch seinen Eifer verleitet, sich unvorsichtiger Ausdrücke zu bedienen, welche ihm hernach gemisdeutet, und, aus dem Zusammenhange gerissen, zum Vorwurfe gemacht wurden. Es läßt sich zweifeln, ob sein Verfahren immer und in jedem Falle aus einer Betrachtung aller Verhältnisse und Erwägung aller Umstände entsprang; daß er aber jedes Mal die besten Absichten hatte und nur das Gute wollte, daran kann niemand zweifeln. In ihm findet sich, was sonst wol selten in solcher Gemeinschaft vereinigt ist, nämlich ein Herz voll Mitleid und Liebe gegen die Sünder und rücksichtsloser Eifer gegen die Sünde ohne Ansehen der Person. Das Urtheil des Sokrates über ihn, der nicht zu seinen feurigen Verehrern gehörte, ist doch äußerst ehrenvoll. Er sagt, nach Reanders Übersetzung: „er soll aus Eifer für Sittenreinheit zu hart in seinen Urtheilen gewesen seyn, und er pflegte, wie einer seiner genauesten Bekanten von ihm sagte, mehr dem Zorne sich hinzugeben, als sich vor irgend jemand zu scheuen; im Bewußtseyn seines tadellosen Lebens dachte er nicht daran, sich in Rücksicht der Folgen seiner Handlungen für die Zukunft sicher zu stellen; wegen der Einfalt seines Charakters gab er sich leicht jedem hin; er überließ sich gegen diejenigen, mit denen er zusammenkam, übermäßiger Freigebigkeit, und in seinen Lehrvorträgen ließ er es sich sehr angelegen seyn, zur Besserung seiner Zuhörer zu wirken; im Umgange aber wurde er von denen, die ihn nicht kanten, für hochmüthig gehalten" [72]). — Körperlich wird er nach einem Gemälde in Constantinopel so beschrieben: „modica statura, magno capite, ampla et rugosa fronte, oculis introrsum recedentibus, venustis tamen et gratiosis, pressis ob maciem genis, rara brevi et canescente barba" [73]).

Als Prediger gehört er zu den ausgezeichnetsten nicht seiner Zeit allein, sondern aller Zeiten. Alle seine Predigten bezogen sich auf das Heil der Zuhörer, und waren mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Lebens abgefaßt; alle können daher als Geschichtsdenkmale zugleich betrachtet werden. Ihre Wirksamkeit mußte um so stärker seyn, je mehr Leben und Lehre bei ihm in Harmonie und Einklang standen. Meistens arbeitete er sie sorgfältig vorher aus; einige enthalten augenblickliche Änderungen, andere sind ganz unvorbereitet gehalten. Man bemerkt überall die größte Sorgfalt in der Darstellung, obgleich ihm der Inhalt natürlich viel wichtiger war, als die Form. Er ist stets originell, ungemein reich an Ideen, und besaß die Fertigkeit, sie im verschiedenen Lichte zu zeigen, um ihre Faßlichkeit zu vermehren. Erlangt hat er dies alles durch das eifrigste Studium der heiligen Schrift, von der seine Predigten immer das Abbild sind. Immer geht er von ihr aus, und kehrt wieder zu ihr zurück, so daß man sieht, er hatte sie ganz in seine Sele aufgenommen, und sich zu eigen gemacht. Nichts kann man tadeln, als eine etwas zu üppige Fülle, zu großen Reichthum an Bildern; die aber immer wahr, nie an unrechter Stelle stehen. Da sie von Schnellschreibern nachgeschrieben wurden, sind sie meistens auf uns gekommen. Gegen tausend Homilien besitzen wir, und können daher sein Talent mit seinen Zeitgenossen bewundern. Sie beziehen sich auf die ganze heilige Schrift. Wir besitzen Homilien über das erste Buch Mosis, die Psalmen, die Römerbriefe, die Evangelien Johannis, und sehr viele andere, welche zugleich für die Erklärung dieser Schriften noch in unsern Tagen vielfach benutzt werden, und zu dem Besten gehören, was darüber vorhanden ist. Wiederholungen kommen in ihnen natürlich zwar vor, doch erscheint, was er sagt, immer in neuem Lichte [74]).

Als Schriftsteller haben wir ihn bereits kennen gelernt; seine Schriften sind alle christlich praktischen Inhaltes, und in der Zeit verfaßt, als er Mönch und Diakonus war, und nachher, als er in der Verbannung lebte. Wir haben die vorzüglichsten schon angegeben, und erwähnen nur noch die große Zahl herrlicher Briefe, die wir von ihm besitzen [75]).

---

71) Vergl. z. B. II, S. 10, 33, 38; aber dagegen auch S. 175 und 382. 72) Wir finden diese Ansicht des Sokrates auch bei Georgius und Suidas wiederholt. 73) Das Bild hat die Umschrift: „ὁ ἅγιος Χρυσόστομος· ἔχου τῶν πνευματικῶν· ὑπερορᾶ τῶν βιωτικῶν.

74) Beurtheilungen über Chrysostomus als Prediger haben vorzüglich gegeben: Erasmus, Tom. III, p. 1344. Dupin, Biblioth. Ecclesiast. Tom. III, p. 38. Siehe, wie Gibbon über diese urtheilt, VIII, p. 43. 75) Wir können hier die einzelnen Homilien, Briefe und kleinern Schriften nicht vollständig angeben, und verweisen deswegen auf Fabric. Bibl. Gr. lib. V, c. 15, wo man die verlorenen und vorhandenen angegeben findet; auch die Homilien einzeln in alphabetischer Ordnung. Hier berühren wir nur noch einen einzelnen Punkt, hinsichtlich des Styls des Chrysostomus. Man hat ihn mit Demosthenes verglichen. Eine solche Vergleichung ist an sich unstatthaft. Aber wenn von Kraft und Einwirkung der Rede gesprochen wird, kann sie zugegeben werden. Die Mittel aber und Wege, deren sich beide bedienten, sind so verschieden, daß an eine äußere Ähnlichkeit gar nicht gedacht werden darf. Hinsichtlich der Darstellung sieht man recht deutlich, wie verschiedene Zeitalter Verschiedenes hervorbringen, und schön finden. Die Gelehrten von Chrysostomus Zeit waren ganz andere, als die Athener zur Zeit des Demosthenes. Daß einzelne Ausdrücke an Demosthenes erinneen, zeigt sein früheres Studium der heidnischen Redner; sonst nichts. Eine andere Sage verbindet ihn auf eine merkwürdige Weise mit Aristophanes, dem Komiker. Chrysostomus soll dessen Komödien gelesen, und aus ihnen die Kunst gewonnen haben, die Fehler und Gebrechen der Zeit zu rügen. Die ganze Sage scheint mehr von Freunden des Aristophanes, als des Chrysostomus auszugehen, ist aber jedenfalls ersonnen. Der Styl der beiden Männer ist so verschieden, als nur möglich. Einzelne übereinstimmende Redensarten können nichts beweisen. Daß er ihn gelesen, beweist J. Jensius in einer Anmerkung zu Lic. Gyrald. de historia poetarum. p. 383. durch Anführung der Stelle: „τοῦτο γοῦν τις καὶ τῶν ἔξωθεν κωμῳδῶν τὸν εὐτελδι-

Digitized by Google

Es bleibt uns nun nichts übrig, als die wichtigsten Ausgaben seiner Werke zu verzeichnen. Sie erschienen zuerst, aber nur unvollständig, lateinisch im Jahre 1503 zu Venedig in zwei Bänden bei Aldus; dann ebenfalls lateinisch zu Basel 1504, welche ehemals für die älteste Ausgabe gehalten wurde; ein Abdruck der Venediger, und ebendaselbst 1517 und 1522 wieder. Griechisch erschienen sie zuerst im J. 1529 in Verona in vier Bänden. Diese Ausgabe enthielt die Homilien auf die Paulinischen Briefe. Der Bischof Gibeot war für sie sehr thätig, Maximus Donatus begleitete sie mit einer Vorrede. Dann zu Eton 1612 bei J. Norton in acht Bänden von Heinrich Savilis besorgt, zuerst vollständig und sehr ausgezeichnet, und lange unübertroffen. Sie enthält die Homilien auf Genesis und Psalmen (1. Bd.), Matthäus und Johannes (2.), den Brief Pauli (3, 4.), verschiedene Act. (5.); andere Abhandlungen und Homilien und Briefe (6, 7.), noch einige andere Schriften und die Biographie des Chrysostomus, nebst Anmerkungen verschiedener Gelehrten. Zunächst erschienen griechisch und lateinisch die Homilien zum neuen Testament 1591 — 1603 in Heidelberg bei Commelin. Dann folgte eine pariser Ausgabe, besorgt von Fronto Ducäus. Zuerst wurden 6 Bände herausgegeben von 1609 — 1624 bei Friedr. Morell, dann 1633 die 6 folgenden Bände bei Carl Morell, und 1636 die ersten 6 Bände noch einmal gedruckt. Diese Ausgabe in 12 Bänden wieder abgedruckt in Frankfurt bei Wust 1698. Die beste Ausgabe der ganzen Werke ist aber von Montfaucon, welche dieser auf Befehl der Benedictiner in 13 Foliobänden zu Stande brachte. Paris 1738 [76]. (*Ranke.*)

CHUNI [1]), ein uguriſches Volk, welches ſamt einem andern uguriſchen Stamm, Var genant, nach den byzantiniſchen Geſchichtſchreibern zufällig den Namen Awaren erhielt, und daher als Pſeudoawaren vorkomt. Die Türken, welche ſich bis an das kaſpiſche Meer ausgebreitet hatten, brachten dieſen beiden uguriſchen Völkerſchaften eine ſchwere Niederlage bei, und zwangen ſie, ſich ihnen zu unterwerfen. Viele von ihnen flohen, aus Liebe zur Freiheit, aus ihrem Vaterlande, kamen, nachdem ſie lange umhergeirrt waren, zu den Alanen, und baten den alaniſchen Heerführer, ſie dem byzantiniſchen Kaiſer zur Unterſtützung zu empfehlen. Der Heerführer der Alanen ließ ſich dazu bewegen, und ſandte ſeine und ihre Abgeordneten an den kaiſerl. Statthalter in Lazica oder Mingrelien und nach Conſtantinopel. Der Kaiſer gab ihnen Geſchenke nebſt beſtimten Geldſubſidien, und trug ihnen auf, einige aſiatiſche Völker von ſeinen Grenzen abzuhalten. Dieſer Auftrag war ihnen willkommen. Sie überfielen ſogleich die Sabiren und die Onoguren (ein hunniſches Volk), von welchen ſie für die alten mächtigen Awaren gehalten wurden, weswegen ſich beide unter ihr Joch beugten. Sie beſchloſſen, dieſen Irrthum zu unterhalten, und gaben ſich nun ſelbſt für Awaren aus [2]). Nachher wanderten ſie zu den kuturguriſchen Hunnen jenſeit des Fluſſes Don und zogen immer weiter nach Oſten. Auf dem Wege maßen ſie ſich mit allen Völkern, auf die ſie ſtießen, und endlich geriethen ſie an diejenigen Alanen, die in Beſſarabien ſtanden, durch deren Bezwingung ſie ſich den Weg zum Übergang über die Donau bahnten. Ein gewiſſer Vorfall, der ſich kurz zuvor zwiſchen den Wenden und dortiſchen Hunnen zugetragen hatte, erleichterte ihnen den Zug und Übergang über die Donau [3]). Zabergan oder Zamergan, der Anführer der kuturguriſchen Hunnen dieſſeit des Don, oder, wie andere Berichte anzudeuten ſcheinen, ein Chan der Sabiren, führte Kuturgurer und Wenden im Winter 559 über die zugefrorene Donau nach Scythien, Möſien, Thracien und bis vor Conſtantinopel. Der byzantiniſche Kaiſer beſchwerte ſich bei Sandilch, dem ihm treuen Heerführer der Uturguren über ſeine Trägheit, und drohte ihm die Jahrgelder zu entziehen, wenn er nicht die Kuturguren durch Verheerung ihres Landes zum Rückzuge zwänge. Zu gleicher Zeit ging der alte Praefectus Praetorio Orientis, der

xar κηνοῦ τέθνικε λέγων, δουμάτιον χαθεὶς ἄχρι τῶν ἀγυρῶν.“ Auch iſt dies nicht zu verwundern, da er Libanius zum Lehrer und die Heiden ſtudirt hatte; vergl. meine Abhandlung: de vita Aristophanis im erſten Bande des Ariſtoph. von Thierſch, p. LXXXI. 76) Vergl. Longuemann Tom I. p. 201. Außerdem verweiſen wir vorzüglich auf Eberts allgem. bibliogr. Lexicon, I, p 325 ff., wo mit der gewohnten Genauigkeit die Ausgaben verzeichnet ſind; und fügen noch Folgendes, zum Theil aus Ebert, hinzu: Chr. in omnes Pauli epistolas interpretatio (ed Bn Donatus). Veronae 1529. erſte und ſchöne Ausgabe. Homiliae IV, ed. Ch. F. Matthaei. Mitaue 1792. Tib Hemsterhus Oratt. Praefiguntur lt. oratt. Ch in laudem Pauli cum versione Aniani, L. B. 1 84. De educandis liberis, liber aureus, ex vetust. Mazarini codd Fr. Combefis interprete Par. 1656. Chr. Orazioni volgarizzate da Ant Fantoni, Ven. 1764. Trattati due della compunzione del cuore di Chr. Roma 1817. Predd u kl Schrift. a. d Gr übersetzt m Abhandl u Anmerk versehen v J. A Cramer Lpz 1748—51. 10 Bde. — Reden, üb das Evang des h Matth von J Mch. Feder, Augsb 1786—88. Red üb. des Evang des h Johannes, von Schneider 1788—89. 3 Bde. Nov Eclogae LII, stud. F. Matthaei. Moskau u. Lpz 807. Chr. Spiritus, s doctrin. moral. ex aureis operibus hui. S. P. coll. Augsb. 1776. Ch. Geiß od. Sittenlehre für alle Tage des Jahres. 2. Th. 1781

1) Nicht zu verwechſeln mit Cuni (Kumanier, Kúnok).

2) Theophil. Simocattes lib. VII. cap. 8. Die angegebene Veranlaſſung des angenommenen awariſchen Namens ſcheint ſehr unwahrſcheinlich, zumal, da dieſe Pſeudoawaren ſich ſchon früher durch ihre Abgeordnete an den griechiſchen Kaiſer für Awaren ausgegeben haben ſollen. Gebhardi ſagt daher in ſeiner Geſchichte von Ungern Bd. I. S. 432: „Die Pſeudoawaren waren Unterthanen der Türken, ſo wie die echten Awaren. Die Pſeudoawaren gehörten zum Stamm der Uguren, und wurden doch von dieſen für ein ganz fremdes Volk gehalten. Endlich die Pſeudoawaren ſchickten als Awaren Geſandte an den griechiſchen Kaiſer und bekamen dennoch erſt nachher den awariſchen Namen. Alles dieſes widerſpricht ſich. Wie, wenn die Türken, die die Awaren beſiegten, nicht, wie ſelbſt Thunmann glaubt, vom Gebirge Altui, ſondern aus dem turkemaniſchen Reiche gekommen wären? Dann wären die wahren Awaren da, wo ihre Nachkommen, die heutigen Avari, noch jetzt wohnen, von ihnen bezwungen worden, und die Pſeudoawaren müßten Überreſte der alten Awaren mit Ungern oder Varchuniten vermiſcht geweſen ſeyn. Damit wäre es allerdings möglich geweſen, daß die Uguren ihre Landsleute (vielmehr nur Stammverwandte. R.) für Awaren gehalten, und dieſe von zwei gleichmäßig giltigen Nationalnamen, die ſie zuvor ohne Unterſchied zugleich gebraucht hatten, dem awariſchen den Vorzug gegeben hätten.“ Nach meiner Meinung läßt ſich der ſcheinbare Widerſpruch am beſten durch die Annahme, daß der Name Var des einen uguriſchen Stammes die Verwechſelung mit den Awaren, durch den gleichen Klang veranlaßt habe. (Vergl. Rommel unter Awaren.) 3) Agathias lib V.

Digitized by Google

tapfere Belisar, dem nächsten Haufen der Hunnen entgegen, und erfocht über sie einen glänzenden Sieg, der ihm den Neid aller kaiserl. Hofbeamten zuzog. Die geschlagenen Hunnen flohen zu dem zweiten Heere des Zabergan oder Zamergan, welcher sich zwar an die Donau zurückzog, aber trotz seiner Schwäche nicht eher Illyrien verließ, bis er vom Kaiser Geschenke oder ein Lösrgeld für die Gefangenen, und ein eben so großes Jahrgeld, als Sandilch zu bekommen pflegte, ertrotzt hatte. Sandilch ergriff inzwischen die Waffen und empfing den Zabergan in seinem Lande mit solcher Tapferkeit, daß ihm alle Beute zu Theil wurde. Dieses Unglück schmerzte die Kuturguren so sehr, daß sie nicht eher aufhörten zu fechtrn, bis sie und ihre Feinde gänzlich vernichtet waren. Der Kaiser gewann durch diesen mörderischen Kampf zwar sehr viel, weil dadurch die ihm furchtbaren Kuturguren und Utrigurен weggeschafft wurden; allein da die Pseudoawaren (die Chuni und Var) den Überrest an sich zogen, so ward die gebrauchte Statslist ihm durch die Folge schädlich. Sobald die Pseudoawaren im J. 563 die Donau erreicht hatten, schickten sie abermals Abgeordnete nach Constantinopel, und verlangten Land, welches sie sich selbst auswählen wollten, Waffen und Subsidien. Der Dux Justinus in Thracien warnte zwar den Kaiser Justinian, sich nicht zu übereilen, weil diese Pseudoawaren sehr raubgierig, schlau und arglistig wären, und dabei einen unerschrockenen Muth besäßen. Dieser Rath veranlaßte den Kaiser, die pseudoawarischen Gesandten lange aufzuhalten und dem Justinus insgeheim Befehl zu geben, ihnen die Waffen, die sie in Constantinopel gekauft hatten, abzunehmen. Der Kaiser wollte diesen Pseudoawaren die Gegend der Pannonia Secunda, die ehedem den Herulern gehört hatte, einräumen; allein sie waren geneigter, in Scythien, jenseit der Donau, zu bleiben, und nahmen einen Theil desselben, in der Moldau und in Siebenbürgen, den älteren Bewohnern ab. Justinus vollstreckte den Befehl des Kaisers Justinian, seines Oheims, und erregte durch Hinwegnehmung der Waffen bei ihnen eine große Abneigung gegen alle Römer. Dennoch unternahmen sie keine bedeutende Feindseligkeiten, so lange der Kaiser Justinian lebte [4]. (*Rumy.*)

CHUR, das Bisthum, gehört zu den ältesten in der Schweiz; denn es wird schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Keine gibt indessen Auskunft über den eigentlichen Stifter, woher es komt, daß der eine Schriftsteller [1] sogar den Apostel Petrus ausdrücklich als solchen bezeichnet, während Andere sich damit begnügen, als ersten Bischof entweder einen gewissen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebenden Puritius oder den Asimo zu nennen, dessen Unterschrift bei der vierten calcedonischen Kirchenversamlung im Jahre 451 vorkommen soll [2]. Dem sey nun wie ihm wolle, immer sind die Schicksale des Bisthums Chur mit der rhätischen Geschichte innig verflochten und insbesondere mit der des Gotteshausbundes (la Chiaade de Dieu). Zu den Zeiten, wo es durch Käufe, Schenkungen, ja selbst Eroberungen mächtig geworden war, wo dessen Bischöfe Sitz und Stimme auf dem teutschen Reichstage hatten und sie sich in dieser Beziehung, seit 1710, Fürsten des heiligen römischen Reichs nanten [3], übte dasselbe einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ganz Graubündten aus. Diese Macht blieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. Es gab Augendlicke, in welchen sie ohne den ausdrücklichen Schutz des Gotteshausbundes noch tiefer herabgesunken wäre. Verschwendungen von Seiten der Bischöfe, der Verlust früherer Gerechtsame, die Reformation, unglückliche Fehden u. dgl. m. versetzten dem Ansehen und der Macht dieses geistlichen Hirten die empfindlichsten Wunden. Liegende Güter, selbst außerhalb Rhätiens [4], Zölle, Bodenzinse, geistliche Gefälle, endlich das Münzrecht, über dessen Ursprung auch nichts Gewisses bekant ist [5], bildeten die nicht unansehnlichen Einkünfte des dem Erzbischof von Mainz untergebenen Bischofs, dessen Kirchsprengel, mit Ausnahme von Puschlav und Brusch, ganz Graubündten, einen Theil von Tyrol und einige italienische und schwäbische Ortschaften umfaßte. Außer dem Domcapitel zu Chur, dem er vorstand, hatte er daselbst eine eigene Hofhaltung [6], so wie das Bisthum seine Erz- und Erbämter, deren hier nur gedacht wird, um anzuführen, daß die Erzherzöge von Östreich als Besitzer der Grafschaft Tyrol Erbmundschenke waren. Mit geringen Abänderungen währten diese Verhältnisse bis zur letzten schweizerischen Statsumwälzung. In den neuesten Zeitrn ist der Sprengel des Bisthums anders begrenzt worden, indem, nach Auflösung der frühern Bezirkungen des Bisthums Constanz zur Schweiz, die schweizerischen Stände Ury, Schwyz, Unterwalden [7], Zug, St. Gallen, Thurgau und Appenzell J. R. sich an Chur angeschlossen haben, das jetzt auch ganz Graubündten mit alleiniger Ausnahme von zwei Pfarreien umfaßt, die unter das Bisthum Como gehören. Diese neue Begrenzung beruhet auf einer von den genanten Ständen, unter päpstlicher Genehmigung, mit dem Fürst-Bischof 1822 abgeschlossene Über-

4) Die ferneren Schicksale der Pseudoawaren s. unter den Artikeln: Justinus, Priscus, Karl der Grosse, Pseudoawaren. Vergl. den Artikel: Awaren, und die Werke von Lounmann (Untersuchungen zur Geschichte der östlichen Völker), Gebhardi, Engel, Fessler.

1) Siehe Catalogus oder ordentliche Series der Bischöffen zu Chur, so viel in Nachschlag der alten Geschrifften, Monumenten oder auß bewehrten Historien zu finden gewesen, von dem Hochwurdigen Fürsten und Herren, Herrn Johann, Bischoffen zu Chur, Herrn zu Groß-Engstringen &c. zusammengezogen. Ends 1645. Nach Hallers Bibliothek der Schweizer-Geschichte III No. 875 gehörte der Verfasser zu dem Geschlechte der Fluog von Aspermont.

2) Siehe J. C. Fäsi's Stats- und Erdbeschreibung der helv. Eidgenoßschaft IV. S. 136. H. L. Lehmann: Die Republik Graubünden. I, 92. 138—147. Ildephons Fuchs, Caidins Tschudi's von Glarus Leben und Schriften. St. Gallen 1805. II, 34. No. 6. 3) Siehe J. C. Füeßlins Stats- und Erdbeschreibung der schweiz. Eidgenoßschaft III, 181. 4) Siehe Salomon Vögelin: das alte Zürich. Zürich 1829. S. 47 und 199 (114.). 5) G. C. von Hallers Schweizerisches Münz- und Medaillenkabinet. II. Bisthum Chur. S. 308—337. 6) Helvetischer Calender fürs Jahr 1797. Zürich bei Geßner. Regirungs-, Kirchen-, Kriegs- und Literar-Etat. S. 101. 7) Schweizerische Jahrbücher. Aarau 1823. I. S. 423—427. Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeschreibung und Statskunde der Schweiz S. 68. Schweizerische Monats-Chronik. Zürich 1823. S. 170.

Digitized by Google

einkunft [8]). Seit 1823 führt der letzte den nachstehenden Titel: Se. hochfürstliche Gnaden der Bischof zu Chur und St. Gallen, Herr zu Fürstenburg und Fürstenau, inkulirter Propst zu Wischerade nächst Prag, Prälat des Königreichs Böhmen [9]) u. s. w., weil das neu errichtete Bisthum St. Gallen [10]) dergestalt mit dem zu Chur vereiniget worden ist, daß er, so viel thunlich, die eine Hälfte des Jahres in der einen, die andere aber in der andern Diözese residiren muß, und von den beiden im übrigen ganz geschiedenen Domcapiteln gewählt wird. Das Domcapitel zu Chur bestehet aus residirenden und auswärtigen Domcapitularen [11]). Zu den ersten gehören der Dompropst, der Domdechant, der Domscholasticus, der Domcustos und der Thesaurarius oder Dom-Sextar; zu den Andern ernent Schwyz zwei, Ury einen und jeder Landestheil von Unterwalden (Obwalden und Nidwalden) einen Domherrn aus ihrer Landesklerisei. Dafür entrichten aber auch diese Stände einen jährlichen Beitrag von 1600 Gulden zur bischöflichen Mensa (Tische). Der Bischof besitzt, wie in dem Artikel Chur (Thl. XVII. S. 169) gesagt ward, in Chur den bischöflichen Hof (la Cuarth). Er hat daselbst ein bischöfliches Seminar, in St. Gallen einen General-Vicarius und bischöfliche Commissarien in den übrigen Diözesenstaten. Über seine Einkünfte sind die Angaben zu verschieden, um hier eine kritische Aufzählung derselben versuchen zu wollen. Ob dem Gotteshausbunde, wie er es von jeher behauptet, die Kastenvogtei und das Schirmrecht über das Bisthum ausschließlich zustehe, darüber scheinen zwar die Stimmen getheilt, doch übt der große Rath des Kantons Graubündten die Oberherrlichkeit des States über dasselbe aus [12]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CIGALA, I. Sinan genant (eigentlich Scipio), Pascha und Generalcapitain der türkischen Flotte, geb. 1549, stamte aus Sicilien und gerieth 1561 in türkische Gefangenschaft, in welcher er, um frei zu werden, den mohammedanischen Glauben und den Namen Sinan annahm, worauf er in türkische Militärdienste trat und in kurzem avancirte. Als türkischer Feldherr trug er viel zum Siege in der Schlacht von Erlau (Eger) in Ungern im J. 1596 bei. Er wurde im J. 1599 Pascha, aber im J. 1604, wegen einer in Persien verlorenen Schlacht, auf Befehl des Sultans Achmed zu Brusa strangulirt. In der Geschichte von Ungern wird seiner mehrmals erwähnt.

II. Johann Michaël, ein Renegat, geb. zu Tergowischt in der Walachei, wurde von dem walachischen Woywoden Matthias mit dessen Residenten nach Constantinopel geschickt, trat nach dem Tode seines Gönners zur mohammedanischen Religion über, und reiste dann unter dem Namen Mohammed-Bey durch mehre europäische Länder und gab sich für den Sohn des Pascha Scipio oder Sinan Cigala und einer Tochter des Sultans Achmet, und für den gewesenen Pascha von Palästina, Karamanien, Magnesia und Trapezunt und Generalissimus der türkischen Truppen in der Nähe des schwarzen Meeres, aus. In Polen wurde er am Hofe mit Güte überhäuft und machte einen Feldzug gegen den Sultan Mohammed mit, und in Rom erhielt er vom Papste ansehnliche Geschenke. Im J. 1670 begab er sich Paris und von da nach England, wo er endlich als Betrüger entlarvt wurde. (*Rumy.*)

CILICIA wurde von den Römern, *Κιλικία* von den Hellenen die Landschaft Kleinasiens genant, welche zwischen dem Gebirge Tauros im Westen und Norden, dem Amanos im Osten, dem mittelländischen Meere im Süden, welches dort eben den Namen kilikisches Meer und issischer Meerbusen erhielt, eingeschlossen, der Insel Kypros gegenüber liegt. Strabon [1]) und nach ihm Stephanos [2]) von Bozantion unterscheiden ein Kilikien ausserhalb und innerhalb des Tauros — *Κιλικία ἡ ἔξω τοῦ Ταύρου καὶ ἡ ἐντὸς τοῦ Ταύρου* [3]) — und verstehen unter dem letzteren eine Provinz — *στρατηγία* — Kappadokiens um das Gebirge Argäos, mit der Hauptstadt Mazaka [4]). Unter dem ersteren aber ist das so eben beschriebene zu verstehen, und dieses theilten die Alten wieder ein in das Hochland — *τραχεῖα*, aspera — und das flache Land — *πεδιάς*, campestris. Doch bezieht Stephanos den Ausdruck *τραχεῖα* zugleich auf das angrenzende Isaurien, wie auch andere [5]). Das Hochland nun fängt Strabon westlich bei der Stadt Korakesion an und setzt ihm gegen Osten seine Grenze beim Flusse Lamos; von dort bis zur Stadt Issos bezeichnet er darauf den Küstenstrich bis an die Tauros-Kette mit dem Namen des flachen Kilikiens. Der Periplus geht etwas weiter gegen Westen und nimt dort den Fluß Melas als Grenze an. Plinius nent den Melas die alte Grenze Kilikiens. Ptolemäos und Skylax rechnen Korakesion noch zu Pamphylien; Pomponius Mela aber fängt Kilikien

8) Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen Frankfurt 1825. Bd. III. S. 113. 166. Schweizerisches Museum 1816. Hente's öffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft S. 329. 9) Regimentsbuch der XXII. Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft. Schaffhausen 1829. S. 179. 10) Die diesfallsige päpstliche Bulle vom 2. Juli 1823 ist in einer teutschen Übersetzung abgedruckt in J. J. Hollikofers Sammlung der gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze und Verordnungen des Cantons St. Gallen. St. Gallen 1826. S. 79. 11) Ihre Anzahl wird ganz verschieden angegeben. Das Regimentsbuch nent deren 9; Lutz vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. 1827. II. S. 10 sagt, es wären 15 an der Zahl, Andere behaupten dagegen, das Dom-Capitel habe 24 Domherrn. 12) S. Kreisschreiben des großen Raths an die Gemeinden vom 12. Juli 1824, abgedruckt in der schweizerischen Monats-Chronik. Zürich 1825. S. 131.

1) Str. XIII p. 668 2) Steph. s. v. *τραχεῖα*. 3) Über den Ausdruck überhaupt s. Strab. XI. p. 491. 4) Strab. XII. p. 535. 538. Dieses Kilikien meint auch Herodotos (I, 72.) bei der Beschreibung des Laufes des Halys. 5) So nach ihm Eustath. ad Iliad. II, 633. — Nicht anders Flor. III, 6., welcher Isauros ipsa arx Ciliciae nent und Epit. Liv. 93: P. Servilius in Cilicia Isauros domuit. — Ammian. Marc. XIV, 8. verbindet Isaurien völlig mit Kilikien. Denn wenn er gleich sagt: ejusque (Ciliciae) lateri dextro adnexa Isauria, so läßt er dann wieder den Kalykadnos mitten durch Isaurien fließen und spricht von Seleukeia und Klaudiopolis auf gleiche Weise, als von zwei Städten Isauriens. — Der Grund hievon liegt zum Theil wol in der gleichen Beschaffenheit der beiden Landschaften und in derselben Lebensweise ihrer Bewohner, zum Theil fingen wirklich schon zu Ammianus Zeit die Isaurer an, das Hochland Kilikien zu überschwemmen, und so ging der Name Isaurien allmälig auf diese Gegend über.

Digitized by Google

beim Vorgebirge Anemurion an; Artemidoros bei der Stadt Kalenderis, und rechnet von dort bis zu den syrischen Thoren (der Ostgrenze Kilikiens) 1260 Stadien [6]). Ptolemäos [7]) theilt das Land in noch kleinere Theile, wie sie denn wol zu seiner Zeit, da das ganze Land unmittelbar unter der römischen Herrschaft stand, der Verwaltung wegen bestehen mochten; es sind folgende von Westen nach Osten: Selentis, Ketis, Dalasis, Charakme, Lamotis, Lakanitis, Bryelike, und das eigentliche Kilikien — Cilicia propria. Der letztere Ausdruck für den des flachen Kilikiens entstand ohne Zweifel, seitdem die Römer auch das Hochland zur Provinz machten.

Die Länge der ganzen Küste wird von den Alten nicht angegeben; doch findet sich bei Strabon die Bestimmung einzelner Strecken nach Stadien, als von der pamphylischen Grenze bis zum ersten Vorgebirge Anemurion 820 Stadien und von da bis Solä 500, nach Artemidoros aber betrug die Entfernung von den syrischen Thoren bis Kelenderis, welches zwar westlich über Solä hinauslag, 1260 Stadien. Nach solchen Angaben und den neueren Charten kann man die ganze Länge auf etwa 60 geogr. Meilen annehmen. Die Breite des Landes war unstreitig sehr ungleich, auch scheint überhaupt im Tauros gegen Isaurien, Lykaonien und Kappadokien keine scharfe Grenze bestanden zu haben. Strabon gibt uns nur an einer Stelle die Breite des Landes an; von der kilikischen Grenze bis Tarsos wären 120 Stadien, und von da bis zur Mündung des Kydnos nicht mehr als 5 Stadien; dabei hat er aber nicht den Abstand von der Mündung des Flusses bis zur Meeresküste, d. h. das sogenante Rhegma oder die Lagunen, in denen der Kydnos mündete und die wenigstens eine solche Ausdehnung hatten, daß Tarsos für keine Seestadt galt, mitberechnet. Die Länge dieses Rhegma wird aber von dem Periplus auf 70 Stadien angegeben. Somit würde die ganze Breite sich auf 195 Stadien oder 5 geogr. Meilen belaufen. Dies scheint nun aber auch das geringste Maß der Breite zu seyn, und man darf an anderen Orten wol an 15 Meilen annehmen. Danach betrug also der Flächeninhalt gegen 600 Q. Meilen. Die jetzige osmanische Provinz Ilschil (Cilicia) umfaßt zwar gegen 800 Q. Meilen, doch breitet sie sich auch über die Grenzen des alten Kilikien aus.

Nach dem Zeugnisse des Herodotos [8]) erhielt das Land seinen Namen von dem Phöniker Kilix, Agenors Sohn. Daß ein König Kilix in Kilikien geherrscht habe und vom Zeus überwunden sey, hatte auch Diodoros [9]). Auf ähnliche Weise behauptet Josephos [10]), die Stadt Tarsos habe ihren Namen von Tarsos, dem Enkel Japhets, erhalten. Bochart [11]) will daher nach seiner Art den Namen aus dem phönikischen חלקים = challekim oder challukim ableiten und auf das steinigte Kilikien beziehen. — Unsere Hauptquelle bleibt Herodotos, welcher zu dem schon Angeführten hinzusetzt: vor Alters — τὸ παλαιόν — hätten die Kilikes Hypachäer — Ὑπαχαιοί — geheißen. Mehr glauben wir nicht zu bedürfen, um uns zu überzeugen, daß in den ursprünglichen Kilikern ein dem pelasgisch-hellenischen verwandter Volksstamm angenommen und Mannerts [12]) Ansicht, daß diese Verwandtschaft erst von den Hellenen zu Alexanders Zeit erfunden sey, verworfen werden müsse. Kiliker erwähnt schon Homeros [13]) und läßt sie in der thebäischen Ebene am Fuße des Berges Plakos wohnen; somit besaßen sie die Küste von Adramyttion bis zum Kaikos, und waren Nachbarn der Leleger, die ihnen nordwärts um Assos herum wohnten. Sie waren in zwei Herrschaften getheilt, in die des Eetion und die des Mynes, mit den Hauptstädten Thebä und Lyrnessos [14]). Strabon erklärt sich deswegen ausdrücklich dahin, daß diese homerischen Kiliker eines Stammes wären mit dem später so genannten Volke [15]), und stützt sich auch darauf, daß man an der pamphylischen Küste zwischen Phaselis und Attalia noch die Spuren der Städte Thebä und Lyrnessos zeige [16]), wobei er auch das Zeugniß des Kallisthenes anführt. So nent auch Plinius [17]) noch Cilices Mandacadeni, welche unter der Jurisdiction von Adramyttion standen. Ferner beruft sich Strabon auf das aleische Gefilde Ἀλήιον πεδίον — dessen auch schon Herodotos VI, 95. in Kilikien erwähnt. — Nicht anders ist es mit den Homerischen Arima — τὰ Ἄριμα ὄρη —; Xanthos und Demetrios von Skepsis [18]) setzten dieselben in die Landschaft Katakekaumene in Mysien, und das wol nicht ohne Grund. Poseidonios aber hielt das εἰν Ἀρίμοις für den Namen eines Volks, und schloß nun auf Aram und Aramäer, und hielt daher Syrien für die von Homeros bezeichnete Gegend [19]). So versündigte man sich schon in frühester Zeit an den einfachen Sagen der Vorwelt.

Aber noch mehr Spuren der alten Kiliker finden sich in der später nach ihnen benanten Landschaft. Die Homerischen Keteier saßen in der Landschaft Elaitis am Kaikos zwischen den Kilikern und Pelasgern [20]); auch noch in dem spätern Kilikien hieß eine Landschaft Ketis. Hieher gehören die Sagen vom Amphilochos, der mit dem Mopsos und Kalchas von Troja zu diesen Küsten gekommen sey [21]); so ist es mit dem korykischen Gebirge, welches sich auch in Lydien der Insel Chios gegenüber findet; und ausdrücklich wird behauptet, daß Solä von Achäern und Rhodiern, Tarsos von Argivern gegründet sey [22]);

6) Strab. XIV, p 670. 7) Ptolem. V. 8. 8) Herod. VII, 91. vergl. mit Apollod. III, 1. und Hygin. fab. 178. 9) In Euseb. praep. evang II, 2. — Diod. ed. Wessel. T. II. p. 634. 10) Ant. Jud. I, 6. vergl. damit Steph. Byz. s. v. Ταρσός, der den Josephos jedoch nur wegen der aspirirten Schreibart des Namens citirt. Josephos kann aber überhaupt in solchen Dingen keine entscheidende Quelle für uns seyn, wie denn auch Stephanos sich um seine Ableitung weiter nicht bekümmert. 11) Chanaan I, 5.

12) Geograph. 6. Th. 2. Abth. S. 37. 13) Iliad. VI, 396. 415. 14) Strab. XIII. p. 611. 15) XII. p. 572. 16) XIV. p 667. Damit zu vergleichen, was Herodotos (VII, 91.) über die Abkunft der Pamphyler sagt. 17) H N. V, 32. Es wird auch wirklich in der not. episc. prov. Hellesponti p. 27 in Mysien ein Ort Mandacada aufgeführt. (Nach Harduins Note.) 18) Str. XII. p. 579. XIII. p. 626. Diod. V, 71. 19) Strab. XVI. p. 784. vergl. p 750. Die Hauptstelle bleibt XIII. p. 626. — Eustath. ad Il. II, 782. Der Scholiast zu Äschylos Prometheus v. 351. läßt den Typhon in Kilikien geboren, in Sicilien aber gezüchtigt werden. 20) Strab. XIII. p. 616. 620. 678. 21) Strab XIV. p. 668. 676. Herod. VII, 91. 22) Strab. XIV. p. 671. 673. Darüber unten

Digitized by Google

und eine Stadt desselben Namens fand sich auch noch später in Bithynien. Übrigens soll mit dieser Annahme nicht geläugnet werden, daß in Kilikien nicht auch Barbaren vom syrischen Volksstamm saßen und wol hauptsächlich das Gebirge einnahmen, wie sich denn auch die Bewohner des eigentlichen Hochlandes immer wesentlich unterschieden von denen des Flachlandes.

Von der Beschaffenheit des Bodens im flachen oder eigentlichen Kilikien macht Xenophon eine glänzende Beschreibung [23]). Er versichert, die Ebene sey groß, schön und bewässert, sie sey voll von Bäumen aller Art und von Weinstöcken, bringe viel Sesam, Hirse (panicum miliaceum L.), Schwaden (panicum Italicum L.), Weizen und Gerste hervor. Ein steiles und hohes Gebirge umschließe sie allenthalben von einer Seite am Meere bis zur anderen. Mit ihm stimmen überein Diodoros, Curtius und Ammianus Marcellinus [24]).

Kilikiens Erzeugnisse im Pflanzenreiche scheinen sich am meisten ausgezeichnet zu haben, denn aus dem Thierreiche führt Aristoteles [25]) nur Ziegen an, welche in jenem Lande wie Schafe geschoren würden — also die angorische Ziege. Unter jenen ist der Safran am bekantesten geworden [26]). Der kilikische Rosinenwein stand nur dem kretischen nach [27]). Auch lieferte das Land den besten Ysop [28]) und daher auch den besten Ysopwein zu medicinischem Gebrauche [29]). Die Granatäpfel gediehen in Kilikien gut, und hatten bei Solö keine Kerne [30]). Dort, wie auf Kreta und am Haltartos, fand sich der Styraxbaum (Styrax officinalis) [31]). Auch die Smilax (Smilax aspera L.) wird von Plinius vornehmlich Kilikien zugeschrieben, wiewol sie sich auch in Hellas fand [32]). Die kilikischen Feigen findet Plinius wenigstens der Erwähnung werth [33]). Bei Issos bauete man eine Art Zwiebeln, die gleich den sardinischen für die weißesten gehalten wurden [34]). Ferner wurde das kilikische Irinum (eine wohlriechende Salbe aus der Iris Florentina) vornehmlich gelobt [35]). Endlich wuchs auf den kilikischen und pisidischen Bergen das beste Teukrion oder Hemionion, ein wirksames Heilkraut, welches entweder Grammitis Ceterach oder Scolopendrium hemionitis zu seyn scheint [36]). — Aus dem Mineralreich lassen sich nur gute Wetzsteine nennen [37]), doch scheinen sie nicht zu den feinsten gehört zu haben. Außerdem fand man in Kilikien eine asphalthaltige Erde, womit man die Weinstöcke bestrich und gegen Ungeziefer schützte [38]).

Gebirge. An den westlichen Küsten Kleinasiens, zwischen den Flüssen Mäandros, Hermos, Sangarios, erheben sich Gebirgszüge von mäßiger Höhe und verschiedenen Namen, nehmen eine östliche und südöstliche Richtung und vereinigen sich bei den Quellen des Mäandros und Sangarios. Dieser rauhe Gebirgsknoten, höher als seine Arme, nördlich begrenzt durch den Halys, östlich durch den Kalykadnos, erhielt bei den Alten den Namen Tauros. In dem Bereiche dieses Gebirgsknotens lagen die Landschaften Peisidien, Isaurien und das Hochland Kilikien. Bei dem Kalykadnos zieht sich der Tauros wieder zusammen, setzt seine Richtung gegen Osten fort, entsendet nördlich einige Flüsse zum Halys, südlich die kilikischen zum Mittelmeer und theilt sich bei den Quellen des Pyramos, nachdem er das Flachland Kilikien gegen Norden umzogen hat, in zwei Arme. Der eine von demselben zieht sich gegen Nordost und nimt den Namen Antitauros an, der andere wendet sich gegen Südost und Süden und hieß Amanos. An Höhe übertrifft der erstere den letzteren, und steht in Verbindung mit den armenischen und kaukasischen Gebirgen, aber an Rauhheit scheinen beide sich gleich geblieben zu seyn [39]), und besonders schroff ist die Abdachung gegen Süden. Aus manchen Schilderungen von diesem Gebirge bei den Alten möchte man es für ein Alpen-Gebirge halten; das ist es aber nach einzelnen Bemerkungen alter Schriftsteller und neuerer Reisenden durchaus nicht, sondern nur so viel geht aus ihnen hervor, daß es zwar sehr rauh und voller Klippen und wilder Thäler, jedoch nur in den Wintermonaten mit Schnee bedeckt ist und sich wol nicht über 6000 Fuß erhebt. Strabon [40]) spricht von Hochebenen, welche fruchtbar und tauglich für Öl- und Weinbau wären, und welche gute Viehtriften hätten. Die Anhöhen selbst waren mit Waldung aller Art bedeckt. Strabon [41]) berichtet ferner, daß auf der Bergkuppe Olympos das gleichbenante Raubschloß des Zeniketes gelegen, und daß man von dort aus eine Aussicht über ganz Lykien, Pamphylien und Peisidien gehabt habe. Am deutlichsten beweisen aber die verschiedenen Heerzüge über den Tauros, daß derselbe kein Eisgebirge war.

Da nämlich das eigentliche Kilikien ringsum von der taurischen Gebirgskette eingeschlossen war und durch dasselbe die Hauptstraße von dem westlichen Kleinasien nach Syrien und Mesopotamien führte, so waren drei Hauptpässe [42]) in jener Gebirgskette im ganzen Alterthume bekant und in strategischer Rücksicht von hoher Bedeutung. Der erste dieser Pässe führte von Kappadokien aus gen Süden zur Stadt Tarsos am Flusse Kydnos. Nach Strabon [43]) nahm die Gebirgsstraße nördlich in der Lands-

eine weitere Erörterung. 23) Xen. anab. I, 2, 22. 24) Diod. XIV, 20. Curt. III, 4. Ammian. XIV, 8, 25) Arist. h. anim. VIII, 28. Auch könte man den Bandwurm hier nennen, von welchem die Kilikier häufig gelitten haben sollen. Theophr. h. pl. IX, 20. Plin. XXVII, 12. 26) Plin. XXI, 17. prima nobilitas Cilicio (croco) et ibi in Corycomonte. Dioscor. I, 25 Theophr. h. pl. VI, 6. mit Sprengels Anmerkg. 27) Plin. XIV, 11. 28) Plin. XXV, 87. XIV, 19. Dioscor. III, 30. V, 50. 29) Colum. XII, 35. 30) Theophr. h pl. II, 2. caus. pl. I, 9. 31) Dioscor. I, 79. Strab XII p. 570. Plut. Lysand. 28. 32) Plin. XVI, 63. Theoph. h. pl. III, 18. Dioscor. IV, 144. 33) Plin, XVI, 49. 34) Theophr. h pl. VII, 4. Plin. XIX, 32. 35) Plin. XXI, 19. Theoph. caus. pl. VI, 18. Dioscor. I, 1. Athen. XV. p. 486. Strab. XII. p. 571. 36) Plin. XXV, 20. Dioscor. III, 151. 152. vergl. Sprengel zum Theophr. S. 389. 37) Plin. XXXVI, 47.

38) Theophr. Fr. de lapid. 49. Dioscor. V, 181. Strab. VII. p. 316. 39) Strabon berichtet mit vieler Genauigkeit über das Tauros-Gebirge — XIV. p. 651. XI. p. 520. 666; Ausdehnung desselben XI. p. 490; Amanos XII. p. 535; die höchsten Gipfel des Tauros gibt er bei den Selymern an I. p. 21. XII. p. 569. 40) Strab. XII. p. 570. 41) Strab XIV. p. 671. 42) So viele erwähnt Curtius III, 4. 43) Strab. XII. p. 537.

Digitized by Google

schaft Tyanitis ihren Anfang; damit ist aber für die genaue Bestimmung dieser Straße nichts gewonnen. Xenophon [44]) erzählt, Kyros der Jüngere sey nach Ikonion, der letzten Stadt Phrygiens gekommen, sey von da durch Lykaonien 30 Parasangen — ungefähr 22 Meilen — weiter gezogen und habe die Gegend den Hellenen zur Plünderung Preis gegeben. Von dort (also offenbar am Ende der 30 Parasangen, von einem ungenanten Orte aus; vielleicht war es auch nur ein Lager) entsendete Kyros die ihn begleitende kilikische Königin Epyaxa auf dem kürzesten Wege nach Kilikien und gab ihr den Heertheil des Menon (nach Anab. I, 2, 6. waren es 1500 Mann) mit. Kyros aber zog mit dem Hauptheer noch 25 Parasangen weiter und kam nach der Stadt Dana, welche groß und wohlhabend genant wird. Von hieraus suchte er durch die Gebirgspässe in Kilikien einzudringen. — Die Schwierigkeit für die Bestimmung der Straße liegt in Folgendem: daß nirgends eine Stadt Dana in Kappadokien genant wird und doch soll sie bedeutend gewesen seyn; daß aber Strabon in der Landschaft Tyanitis, welche nach seiner Angabe vor den kilikischen Gebirgspässen lag, nur drei Städte, Tyana, Kastabala und Kybistra anführt, und zwar nachdem er zuvor von den Landschaften Kappadokiens behauptet hat, nur zwei von ihnen hätten Städte und davon sey Tyanitis die eine. Man darf also annehmen, daß jenes Dana für dieses Tyana zu halten sey. Denn daß Tyana die Metropole der Landschaft war, beweist ihr Name schon; dazu ließ Kyros in Dana einen königlichen Statthalter hinrichten, und nach Strabon XII. p. 539 fand sich auch noch in der Gegend von Tyana ein στρατόπεδον τοῦ Κύρου.

Es entsteht ferner die Frage, weshalb Kyros nicht ebenfalls auf dem kürzesten Wege und also in Begleitung der kilikischen Königin in Kilikien eindrang, da sie doch beide ihre Richtung auf Tarsos nahmen und wohin, eben des kürzeren Weges wegen, die Königin fünf Tage eher kam. Kyros kam erst in 4 Märschen bis Dana, rastete dort 3 Tage, versuchte den Übergang über das Gebirge und wartete einen Tag am Fuße desselben auf den Abzug des kilikischen Königs. Für den Durchzug durch den Engpaß — bei einer Ausdehnung von 20 Stadien — darf man wieder einen Tag rechnen; zu dem Zuge abwärts bis Tarsos — 25 Parasangen — wurden nach Xenophon 4 Tage gebraucht. Kyros hatte also von dem Orte aus, wo er sich von der Königin trente, wenigstens 13 Tage gebraucht, wenn man für den Marsch von Dana bis an das Gebirge und für den Rasttag daselbst nur einen Tag rechnet. Von diesen 13 Tagen würden 9½ Marschtage gewesen seyn. Die Königin kam 5 Tage eher als Kyros nach Tarsos, sie muß also 8 Tage zu ihrem Zuge gebraucht haben und doch war sie auf dem kürzesten Wege entsendet. Sie hatte zwar auch neben ihrer eigenen Bedeckung von Kilikern und Aspendiern [45]) noch 1500 Mann Hellenen bei sich, welches ebenfalls auffallend erscheinen könte, allein diese Mannschaft kann doch nimmermehr in Vergleich mit dem Hauptheer des Kyros gestellt werden.

Diese Umstände mögen Reichard bestimt haben, die Königin sich schon in Ikonion vom Kyros trennen und nach Pamphylien wenden zu lassen. Dabei bleibt aber unbegreiflich, wie sie dann in 8 Tagen nach Tarsos kommen konte, und ferner bleibt es sogar ungewiß, ob es zu der Zeit auch eine Heerstraße durch das Hochland Kilikien, welches sie durchziehen mußte, gab. Alexandros wenigstens kam nur bis zur Stadt Aspendus und zuletzt schon auf gefahrvollen Wegen. Ferner rechnet Reichard die 30 Parasangen, welche Kyros von Ikonion aus durch Lykaonien marschirte, nicht zur ganzen Summe mit, sondern setzt auf seiner Charte hinzu: ab Iconio Cyrus circumduxit exercitum 30 parasangis in Lycaonia praedandi causa. Das kann aber schwerlich in den Worten Xenophons liegen: *Ἐνθεῦτεν διελαύνει διὰ τῆς Λυκαονίας σταθμοὺς πέντε παρασάγγας τριάκοντα. Ταύτην τὴν χώραν ἐπέτρεψε διαρπάσαι τοῖς Ἕλλησι, ὡς πολεμίαν οὖσαν.* — Mannert dagegen will in dem ptolemäischen Tanadara, später Cocusus oder Cocusum genant, des Xenophon Dana wieder erkennen. Dieser Ort muß aber auf der Ostseite des Flusses Pyramos gesucht werden, und liegt also für die gegebenen Maße viel zu weit östlich. Aber auch angenommen, Kyros sey wirklich durch das Thal des genanten Flusses in Kilikien eingedrungen, so hätte er den Weg vom Pyramos über den Saros zum Kydnos bei seinem Marsche von Tarsos nach Issos zum zweitenmale machen müssen, welches doch von dem Augenzeugen Xenophon schwerlich unbemerkt geblieben wäre.

Unsere Ansicht ist nun diese: 1) da Kyros die Königin außer ihrer eigenen Bedeckung noch von 1500 Mann Hellenen begleiten ließ, so hatte er dabei keine andere Absicht, als dem kilikischen Könige eine Diversion zu machen, die auch nicht ohne Erfolg blieb, besonders da sich zugleich auch die Flotte des Kyros an den kilikischen Küsten zeigte. Deshalb übereilte auch Kyros seinen Marsch nicht, und rastete am Fuße des Gebirges einen Tag. 2) Läßt sich daraus, daß der kilikische König den Paß, durch welchen Kyros mit dem Hauptheer eindrang, selbst besetzt hielt, schließen, daß dies wirklich auch der Hauptübergang war. Denn besetzt muß wol der andere Paß auch gewesen seyn, denn bei dem Übergange der Königin gingen zwei Compagnien — λόχοι — von Menons Heertheil verloren [46]). 3) Wenn die Königin mit ihrer viel geringeren Mannschaft den kürzesten Weg nach Tarsos einschlug, und doch nur höchstens 2 Tage weniger zu ihrem Marsche gebrauchte, als Kyros mit dem Hauptheere auf großem Umwege, so muß jener kürzere Weg um so beschwerlicher gewesen seyn. — Wir glauben daher das Thal des Flusses Kydnos, an dessen Mündung Tarsos lag, für die Straße, welche die Königin einschlug, nehmen zu müssen. Kyros aber scheint uns weiter gegen Osten durch das Thal des Flusses Saros gezogen zu seyn, der bei weitem größer als der Kydnos im Antitauros entspringt und sich einen Durchbruch durch den Tauros, Kilikiens Grenzgebirge, erzwungen hat; wogegen der Kydnos seinen Ursprung nur auf dem Tauros nimt. Die Itinerarien haben auf jener großen Straße die Orte Podandos und Mopsukrene, deren Lage aber anderweitig nicht zu bestim-

44) Xen. anab. I, 2, 19. 45) Xen. anab. I, 2, 12. 46) Xen. anab. I, 2, 25.

Digitized by Google

men ist, doch hat Ptolemäos das letztere dem Saros näher. Der Paß selbst wird uns von Xenophon, Diodoros, Herodianos und Curtius [47]) also geschildert: er war sehr steil, zwischen hohen, nicht zu übersteigenden Felsen, enge (nach Curtius konten kaum 4 gewappnete Männer neben einander gehen), doch fahrbare Heerstraße — ὁδὸς ἁμαξιτός — 20 Stadien lang (doch wol nur die beschwerlichste Stelle) und durch Mauern, die mit Thoren versehen waren — αἱ Κίλικιαι πύλαι, — gegen feindliche Angriffe gesichert. Seine militärische Wichtigkeit war unstreitig schon sehr frühe erkant; so versichert Strabon [48]), Thana liege an der stark befestigten Schanze der Semiramis, welche zur Deckung dem Passe mag vorgelegt worden seyn. Das beste Zeugniß von der Schwierigkeit des Passes hat aber Alexandros abgelegt, versichernd, der Feind würde sein Heer mit Steinen haben todt werfen können, wenn er die Höhen gehörig besetzt hätte. Alexandros nämlich betrat ohne Zweifel dieselbe Straße, wie er denn auch gleichfalls zuerst nach Tarsos kam. Das läßt sich daraus entnehmen, daß er zuvor nach dem Lager des Kyros kam, welches Arrianos [49]) richtiger als Curtius auf den jüngeren Kyros bezieht, von wo er noch 50 Stadien bis zum Engpasse hatte. Zum Dritten schlug der Kaiser Severus diesen Weg ein, als er gegen den Pescennius Niger auszog.

Aus Kilikien führten nun wieder hinaus zwei andere Pässe [50]), der eine gegen Süden nach Syrien, der andere ostwärts nach Kommagene und zum Euphrates. Der erste ist der wichtigere und komt bei den alten Schriftstellern unter dem Namen αἱ Συρίαι πύλαι vor [51]). Er lag zwischen der Stadt Issos, der Grenzstadt Kilikiens nach dieser Seite hin und der Stadt Alexandreia (jetzt Scanderoun). Der andere Paß führte durch das Amanos-Gebirge und erhielt daher seinen Namen [52]); schwieriger aber ist es seine Lage zu bestimmen. — Hieher gehört des Arrianos Erzählung von dem, was der Schlacht bei Issos vorausging. Alexandros war durch Issos und die syrischen Pässe gezogen; Dareios umging ihn auf seiner rechten Seite, drang durch die amanischen Pässe in Kilikien ein, besetzte Issos und hob dort das Lazareth der Makedoner auf, und schnitt überhaupt den Alexandros von seiner Rückzugslinie und seinem Rückhalt ab. Dieser Marsch war offenbar mit Verstande angelegt, allein er wurde ohne denselben ausgeführt, indem Dareios mit seiner Hauptmacht in Kilikien eindrang und die Entscheidung in den Engen suchte. Daß sich aber Alexandros so umgehen und hintergehen ließ, ist sehr auffallend, und sein Glück ist bei diesen Ereignissen mehr zu bewundern, als seine Feldherrntalente. — Aus diesem Berichte wird uns die Lage beider Pässe gegeneinander ziemlich deutlich gemacht; wenden wir uns also zuerst zu dem syrischen Passe. Am vollständigsten beschreibt ihn Xenophon [53]); neben ihm ist Kallisthenes, als Augenzeuge des Treffens bei Issos, Hauptquelle [54]). — Südlich vor Issos drängt sich ein schroffes Gebirge [55]) mit unersteiglichen Felsen — πέτραι ἠλίβατοι — hart an das Meer und gestattete an zwei Stellen nur einen schmalen Durchgang. An diesen beiden Stellen standen zu Xenophons Zeit zwei Kastelle, das eine an der kilikischen, das andere an der syrischen Seite; ihre Entfernung von einander betrug 3 Stadien. Zwischen beiden floß der Fluß Kersos, gegen 100 Fuß breit. Der Durchzug durch diese Enge mußte daher an sich schon für ein Heer überaus schwierig seyn; dazu beherrschten die Kastelle die ganze Küste [56]). Deshalb zog auch der jüngere Kyros seine Flotte dort an sich, um nöthigenfalls diese Festen umgehen lassen zu können. Das Schlachtfeld nun, wo Alexandros siegte, lag zwischen Issos und dem Passe; dort nämlich zieht sich das Gebirge weiter vom Meere zurück und es entsteht eine Thalebene am Meere, die nach Kallisthenes nur 14 Stadien breit war. Sie wurde vom Flusse Pinaros [57]) durchflossen, hinter welchem Dareios seine Stellung nahm. Schwieriger ist die Lage der Stadt Issos zu bestimmen, von welcher alles übrige abhängt. Bisher fand man sie auf den Charten an dem nördlichen Winkel des issischen Meerbusens; auf Niebuhrs Charte [58]) ist alles südlicher gerückt und Relchard nimt daher den Ort Orseler auf jener Charte für Issos, und so scheint es bei genauer Vergleichung allerdings zu seyn. Bei den Alten finden sich übrigens keine an sich entscheidende Stellen, und so muß alles den Untersuchungen neuerer Reisenden überlassen bleiben.

Was nun den Paß durch den Amanos betrifft, so hat Strabon [59]) zwar die Lage dieses Gebirgszuges deutlich genug beschrieben, wenn er ihn einen Arm des kilikischen Tauros nent, der sich von Kataonien aus gegen Osten und Süden an dem kilikischen und syrischen Meere ausdehne, und somit den Meerbusen von Issos und das flache Kilikien bis zum Tauros umschließe; allein eine genaue Bestimmung der Lage und Richtung des Passes ist aus seinen Worten nicht zu gewinnen. Aus den Berichten über die Schlacht bei Issos und Cicero's [60]) Er-

47) Xen. l. l. Diod. XIV, 20. Herod. III, 3. Curt. III, 4. 48) Strab. XII. p. 537. 49) Arrian. II, 4. vergl. damit Strab. XII. p. 539., und was schon darüber beigebracht worden ist. Mannert läßt den Alexandros demungeachtet eine andere Straße betreten. 50) Cic. ad div. XV, 4. duo sunt aditus in Ciliciam ex Syria, quorum uterque parvis subsidiis propter angustias intercludi potest. 51) Bei Strabon nur πύλαι, ὅριον Κιλίκων τε καὶ Σύρων. Bei Cassius Dion (74, 7.) Κιλίκειοι πύλαι. 52) Ἀμανίδες πύλαι Strab. Callisthen. — Ἀμανικαὶ πύλαι Arrian. Ptolem. Curtius.

53) Anab. I, 4, 4. Damit stimt Diodoros (14, 21.) im Ganzen überein; aber 17, 32. ist er weniger genau. 54) Polyb. XII, 17. Dazu vergl. Arrian. II, 6. und Curt. III, 8. Plutarchos im Leben des Alexand. (c. 20.) ist ungenügend und erläutert die Sache nicht. 55) Diodoros nent es unrichtig Libanon, vielmehr wurde es das pierische Gebirge genant, und ist unstreitig ein Zweig des Amanos. So hieß denn auch die dort gelegene Stadt Seleukeia zum Unterschiede von anderen gleich benanten Städten, die Pierische. 56) Auch Pococke (Th. 2. S. 252 ff.) beschreibt die Gegend ziemlich genau. 57) Straben (14. p. 676.) nent ihn fälschlich Pindos; alle: Kallisthenes, Arrianos, Stephanos, Curtius haben Pinaros; Plutarchos durch Schreibfehler Pindaros. — Man nimt den heutigen Fluß Maberly für denselben, so wie man den Merkes für den Kersos hält. 58) Am Ende des zweiten Theils der Reisebeschreibung; die Erläuterung derselben sollte im dritten Theile nachfolgen. 59) Strab. XII. p. 535. 60) Cic. epp. ad Att. V, 20. ad. div. XV, 4. 61) Strab. XIV. p. 676. Μετὰ δὲ Μαλλὸν Αἰγαῖαι πολίχνιον ὑφορμον ἔχον· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι ὑφορμον ἔχουσαι, εἰς ἃς

wähnung jenes Passes geht hervor, daß derselbe seitwärts von Issos, und wie es scheint nordöstlich davon in geringer Entfernung, gesucht werden müsse, denn Dareios kam nach seinem Übergange über das Gebirge sogleich nach Issos. Doch kann man nach Strabon [61]) wieder nicht annehmen, daß die Straße, auf welcher dieser Paß lag, bei Issos ihren Anfang genommen habe, sondern vielmehr bei Ägää. Dieser Ort muß aber nördlich oder nordwestlich von Issos gelegen haben, und man möchte glauben, daß er an der Stelle lag, wo man auf den bisherigen Charten Issos fand, also an dem innersten Winkel des issischen Meerbusens. Nur so läßt sich Strabon verstehen, denn dann würde die Straße des amanischen Passes bei Ägää auf die große Heerstraße, welche von Ägää auf Issos führte, gestoßen seyn und der Paß in der oben angenommenen Lage gegen Issos bestehen können. Setzt man aber Ägää an die westliche Seite des Meerbusens, wie gewöhnlich geschieht, so müssen entweder beide Straßen zusammenfallen oder der amanische Paß muß ungebührlich weit von Issos entfernt werden. Ein großer Übelstand liegt darin, daß uns nirgends gesagt wird, zu welcher Stadt die Straße dieses Passes führte. Mannert nimt Samosata am Euphrates dafür an, und will dies aus der peutingerschen Tafel schließen; allein dieselbe ist gerade in Kilikien verwischt und verdorben, und daher mit überzeugender Gewißheit nichts aus ihr zu entnehmen; die Itinerarien aber haben dort keine Straße. Es mag also seyn, daß zu einer Zeit unter der römischen Herrschaft in jener Gegend eine Heerstraße bestand [62]); zu Cicero's Zeit scheint es wenigstens noch keine Hauptstraße gewesen zu seyn, woraus sich denn schließen ließe, wie Alexandros sie nicht beachtete. Nothwendig wurde sie vielleicht den Römern durch die parthischen Kriege, und daher möchte man glauben, daß sie in Augustus Zeit oder doch bald nach ihm gebahnt wurde.

Flüsse. Die 8 Flüsse, welche in Kilikien namhaft gemacht werden, folgen von Westen gegen Osten in dieser Ordnung auf einander: der Arymagdos, Kalykadnos, Lamos, Kydnos, Saros, Pyramos, Pinaros und Kersos.

1) Der Arymagdos — *Ἀρύμαγδος* — wird vom Ptolemäos allein genant, der ihn zwischen dem Vorgebirge Anemurion und der Stadt Arsinoe hat.

2) Der Kalykadnos — *Καλύκαδνος* — von einigen auch Kalydnos genant [63]), scheint seinen Ursprung, wenn Olivier [64]) wirklich seinen Weg an ihm hinnahm, in den nördlichen Theilen der Kette des Tauros zu nehmen; er mündete östlich nahe bei dem sarpedonischen Vorgebirge [65]). Bei Seleukeia trug er eine Brücke, und hatte Wasser genug, um schiffbar zu seyn [66]). Für die Teutschen hat der Fluß eine traurige Denkwürdigkeit erhalten durch das Bad, welches in seinen Fluthen dem großen Kaiser Friedrich dem Ersten den Tod brachte [67]).

3) Der Lamos — *Λάμος* — also von Ptolemäos und Stephanos [68]), von Strabon aber fehlerhaft Latmos genant [69]), mündete westlich unweit Solä, und Strabon macht ihn zur Grenze von Hoch-Kilikien. Die Länge seines Laufes ist nach den Angaben der Alten nicht zu bestimmen. Reichard läßt ihn vom Argäos-Gebirge herabkommen, wonach er bei weitem der größte Fluß Kilikiens seyn würde. Allein als solcher scheint er von den Alten nicht genug ausgezeichnet zu seyn.

4) Der Kydnos — *Κύδνος* — entspringt in dem Tauros, wo er die nördliche Grenze des eigentlichen Kilikiens bildete [70]), und hat nur einen Lauf von 125 Stadien; er floß reißend durch ein tiefes Thal [71]), hatte ein klares und kaltes Wasser; Bäder in demselben hielt man gegen Gicht und Podagra für heilsam. Indeß hätte sich Alexandros, weil er erhitzt in dem eisigen Flusse badete, beinahe den Tod zugezogen. Übrigens durchfloß der Kydnos die Stadt Tarsos und zwar neben dem Gymnasion vorbei, wo er nach Xenophon 2 Plethren d. h. nicht völlig 190 Pariser Fuß breit war. Er mündete 5 Stadien unterhalb der Stadt in den Lagunen — Rhegma genant — welche der Stadt zum Hafen dienten.

5) Der Saros — *Σάρος* — entspringt im Antitauros, also in der alten Landschaft Kataonien, floß dann durch die Stadt Komana, darauf durch die Thäler des Tauros und das Flachland Kilikien [72]) neben der Stadt Adana hinweg, und mündete 120 Stadien von der Mündung des Pyramos. Er war bei Adana, denn dort führte die Straße über ihn, 3 Plethren oder 284 Pariser Fuß breit [73]). An seiner Mündung erlitt die Flotte des syrischen Königs Antiochos durch Sturm einen großen Verlust [74]).

6) Der Pyramos — *Πύραμος* — in früheren Zeiten Leukosyros genant [75]), ist der größte Fluß Kilikiens, so daß ihn Abulfeda sogar dem Euphrates vergleicht [76]). Er entspringt ebenfalls in Kataonien auf einer Ebene,

---

τελευτᾷ τὸ Ἀμανὸν ὄρος. Wie hier den amanischen Pässen ein Hafen beigelegt werden kann, ist nicht zu begreifen. Denn wären diese Päße unmittelbar am Meere gewesen, also daß ein Ankerplatz neben ihnen seyn konte, so würden sie ja offenbar auf derselben Straße, die zu den syrischen Pässen führte, gelegen haben und mit diesen zugleich erwähnt worden seyn. Ich wage es daher in jener Stelle Strabons eine Versetzung der Worte vorzuschlagen, welche wegen der Ähnlichkeit der Ausdrücke nicht zu gewagt scheint: μετὰ δὲ Μαλλόν, πολίχνιον, ὕφορμον ἔχον, Αἰγαίαι, ὕφορμον ἔχουσαι· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι, εἰς ἃς κ. τ. λ. — Mannert sucht sich dadurch zu helfen, daß er zwei verschiedene amanische Päße annimt, den einen, durch welchen Dareios in Kilikien eindrang, nordöstlich von Issos und den anderen an der nördlichen Spitze des issischen Meerbusens. Allein des letzteren thut kein Schriftsteller Erwähnung, und Xenophon ist doch in seinem Berichte so sehr genau und schreibt als Augenzeuge. 62) Vgl. Cass. Dion. 48, 41.

63) Steph. Byz. s. v. Ὕρια. 64) Thl. 3. S. 377 ff. 65) Strab. XIV, p. 670. 66) Amm. Marcell. XIV. 2. Basil. de Thecla. 1. 67) Vgl. Bünau's Leben Friedr. S. 334 und die dort angeführten Quellen. 68) Steph. s. h. v. nach der Lykiaka des Alexandros; doch weicht er von Ptolemäos in der Benennung der umliegenden Landschaft ab, die er anstatt Lamotis (Ptolem.) Lamnisia nent. 69) Strab. XIV, p. 671. 70) Strab. XIV, p. 673. Arrian. II, 4. 71) Ταχύ ohne Zweifel bei Strabon anstatt τραχύ wegen Eustath. ad Dionys. v. 869, der in allem übrigen den Strabon ausgeschrieben hat. 72) Strab. XII, p. 535. 73) Xen. anab. I, 4. 74) Liv. XXXIII, 41. App. Syr. 4. 75) Steph. Byz. s. h. v. 76) Abulfed. tab. Syr. p. 153.

Digitized by Google

fließt eine Zeitlang unter der Erde fort, komt dann wieder mit großer Heftigkeit hervor und hat sich durch die Felsen des Tauros einen Durchbruch erzwungen, der, nach der Versicherung der Alten, so enge war, daß ein Hund oder Hase über das ausgerissene Thal hinwegspringen konte. Daher hörte man schon aus der Ferne das Brausen des Stromes wie Donnergekrach [77]). Da, wo die große Straße über ihn hinführte, war er ein Stadion oder 569 Pariser Fuß breit ist [78]). Seine Richtung von Norden gen Süden veränderte er im flachen Kilikien und wendete sich etwas gegen Westen. Übrigens führte er viel Schlamm und Sand mit sich zum Meere und so entstanden an seiner Mündung Sandbänke und Untiefen, die sich bis zur Mündung des Saros erstreckt zu haben scheinen [79]). Daher war folgender Orakelspruch auf ihn im Munde des Volks:

Einst wird kommen die Zeit, da Pyramos wirbelnde Fluthen
Durch des Gestad's Anhäufung zur heiligen Kypros gelangen.

7 und 8) Der Pinaros und Kersos flossen, wie schon erwähnt ist, zwischen Issos und den syrischen Pässen. Der erstere, der durch den Sieg der Makedoner über die Perser bleibenden Ruhm gewonnen hat, hatte steile Ufer, die aber dem entschlossenen Sturm der makedonischen Phalanx nicht wehren konten [81]). Vielleicht hörte beim Pinaros der Name des Gebirges Amanos auf, und galt von dort bis zur Mündung des Orontes die Benennung Pierios. — Der Kersos war nach Xenophon ein Plethron oder 94 Pariser Fuß breit.

Vorgebirge. Von Westen nach Osten reihen sich folgende Vorgebirge an einander: der Kragos-Felsen, das erste Anemurion, Mylas, Sarpedon, das erste Zephyrion, der Felsen Pökile, das zweite Anemurion, Korykion, das zweite Zephyrion, Ammodes, und Januaria. — Kragos war ein vorspringender schroffer Felsen [82]), östlich von der Stadt Selinus. Der Periplus bezeichnet ihn als eine Feste, doch ohne einen Namen anzugeben. Nach Ptolemäos aber lag eine Stadt auf demselben, Antiocheia — *Ἀντιόχεια ἐπὶ Κράγῳ* — später auch die isaurische Antiocheia oder mit dem Zusatze Lamotis benant. An den Kragos schloß sich der Berg Andriklos über der Stadt Charadrus (wahrscheinlich eins mit dem 30 Stadien landeinwärts liegendem Androkos des Periplus) und die felsichte Küste Platanistos an. Darauf folgt das erste Vorgebirge Anemurion, 350 Stadien von dem kyprischen Vorgebirge Krommyon entfernt. Die Entfernung von der pamphylischen Grenze bis Anemurion gibt Strabon auf 820 Stadien, und von dort bis Solä auf 500 Stadien an. — Livius [83]) erwähnt ein Vorgebirge Nephelis und Ptolemäos eine Stadt gleiches Namens. Mannert und Reichard setzen dieselbe auf die äußerste Spitze von Anemurion. Dagegen streitet offenbar bei Livius das *id quoque* der zweiten Parentheſe. Auch führt Ptolemäos Nephelis als Küstenstadt der Landschaft Selentis auf, dagegen er Anemurion zum Bezirk Ketis zieht. Das nach muß Nephelis westlich unweit Anemurion angenommen werden. Außerdem werden bei dem Vorgebirge Anemurion noch zwei Städte genant, nämlich von Plinius und Skylax [84]) die Stadt Anemurion, von Strabon, Stephanos und Mela [85]) die Stadt Nagidos. Mannert und Reichard halten sie für verschiedene Städte und mögen sich auf Skylax stützen, der aber nicht Nagidos hat [86]). Unter so bewandten Umständen muß es unentschieden bleiben, ob es nicht Namen für eine und dieselbe Stadt sind.

Das Vorgebirge Mylas mit einem Städtchen gleiches Namens nent nur der Periplus und bezeichnet es 160 Stadien westlich vom Vorgebirge Sarpedon. Plinius nent nur eine Stadt Myle [87]). — Westlich vom Sarpedon gibt Ptolemäos noch ein Aphrodisias an, welches als Ort auch bei Livius und Diodoros [88]) vorkomt; und Plinius hat ein promontorium et oppidum Veneris; Skylax: *λιμὴν Ἀφροδίσιος*. Also scheint die Sache außer Zweifel zu seyn.

Das Vorgebirge Sarpedon *) bildet mit dem Vorgebirge Zephyrion einen Meerbusen, in dessen innerstem Winkel der Kalykadnos mündet [89]). Allein da Strabon in der Folge, nachdem er über die Stadt Seleukeia Bericht erstattet hat, fortfährt: auf den Kalykadnos folgt — aus dem Zusammenhang ergibt sich, ostwärts — der Felsen Pökile, so haben Neuere, durch Vergleichung des Ptolemäos, gezweifelt, daß das Vorgebirge Zephyrion jenen Meerbusen auf der Ostseite schließe. Indeß folgt Danville ganz dem Strabon, und nimt man nur an, daß Strabon, anstatt Zephyrion zu nennen, den Kalykadnos genant hat, welches entweder aus Übereilung oder sogar mit Absicht geschehen konte, denn der Kalykadnos gilt ihm offenbar für den wichtigeren Punkt, so steht alles im besten Zusammenhange. Ein Irrthum in Rücksicht des Namens Zephyrion ist bei Strabon durchaus nicht anzunehmen, da er, S. 671 gegen Ende, wiederholt: *εἶτα Ζεφύριον ὁμώνυμον τῷ πρὸς Καλυκάδνῳ*. — Historische Merkwürdigkeit hat die Küste um den Kalykadnos durch den Frieden des Antiochos mit den Römern erhalten, worin festgesetzt wurde, daß jener nicht über das Vorgebirge des Kalykadnos hinaussegeln sollte — *ἐπὶ τάδε τοῦ Καλυκάδνου ἀκρωτηρίου* [90]).

77) Strab. XII, p. 636, vergl. auch Tzetz. ad Lycophr. v. 440. 78) Xen. I. I. 79) Strab. I, 52. XII, p. 536. Eustath. ad Dionys. v. 867. 80) Strab. I. I. 81) Arrian. II, 10. 82) Strab. XIV, p. 669. 83) Liv. XXXIII, 20: Rhodii legatos ad regem miserunt Nephelida (promontorium Ciliciae est, inclitam foedere antiquo Atheniensium) und weiter unten in demselben Capitel hat er: superato Anemurio (promontorium id quoque Ciliciae est).

84) Plin. V, 22. Scyl. p. 46. ed. Gron. 85) Strab. XIV, p. 670. Mel. I, 13. Auch Münzen kommen vor mit der Inschrift *Ναγιδέων* oder *Ναγιδικόν*. — Eckhel. doctr. num. I, 3. p. 61. 86) Die Stelle lautet also: *Ἀνεμούριον ἄκρα καὶ πόλις . . . Νιμαὸς πόλις καὶ νῆσον ἔχει*. Wenn die Stelle nur nicht lückenhaft ist. 87) Vielleicht die Stadt *Μολών* in der notit. eccles. Isaur. bieher. Nach Harduins Note. 88) Liv. XXXIII, 20. Diod. XIX, 64. *) Mela hat die Sage erhalten, nach welcher dieses Vorgebirge dem Reiche des troischen Helden Sarpedon die Grenze setzte. 89) So ohne Bedenken nach Strab. XIV, p. 670. 671. 90) Polyb. XXII, 26. Liv. XXXVIII, 38. App. Syr. 39.

Digitized by Google

In der Nähe jenes ersten Vorgebirges Zephyrion, doch östlich davon, nent Strabon den Felsen Pôkile, in welchen Stufen eingehauen waren, die nach Seleukeia am Kalykadnos führten — sicherlich doch von der Küste zu, um einen Umweg durch das Innere des Landes zu vermeiden. Der Periplus nent den Felsen auch, und in der Nähe den Hafen Kalon Korakesion, also mochte zur leichteren Verbindung der Stadt mit diesem Hafen jener Fußweg in den Felsen gehauen seyn. — Etwas weiter östlich muß das zweite Vorgebirge Anemurion nach Strabon gesucht werden; und seine Worte: *εἰς Ἀνεμούριον ἄκρα, ὁμώνυμος τῇ προτέρᾳ* lassen an der Richtigkeit seiner Angabe nicht zweifeln. Mannert glaubt, daß Strabon es mit dem eben angeführten Zephyrion verwechsele, oder daß dieses vielleicht zweierlei Namen gehabt habe, und er scheint also auf die beiden angeführten Zusätze Strabons, wodurch er sich gegen Vorwürfe der Selbsttäuschung verwahrt, keine Rücksicht genommen zu haben. — Darauf folgt dann das korykische Vorgebirge, bekant genug durch die 20 Stadien davon entfernte und wegen ihres vortrefflichen Safrans im Alterthume gepriesene korykische Höhle. Nach Strabons [91]) umständlicher Beschreibung war sie ein rings geschlossenes, rauhes Felsenthal, dessen Höhen umher mit Waldung und dichtem Gestrüpp bewachsen waren. In demselben war aber auch eine Grotte mit einer Quelle klaren und reinen Wassers, welches unter dem Namen Bitterwasser bekant war und sich wieder unter der Erde verlor.

Das zweite Vorgebirge Zephyrion lag nach der peutingerschen Tafel 13 Millien östlich von der Stadt Solö, nach Strabon in der Nähe von Anchiale, also wol ziemlich in der Mitte zwischen den Flüssen Lamos und Kydnos. — Das von Mela allein genante Vorgebirge Ammodes nimt Mannert an der Küste zwischen den Flüssen Saros und Pyramos an, und er hat wol Recht, wenn man aus dem Namen selbst und den Angaben von Versandung jener Küste schließen darf. — Endlich nent der Periplus noch die Landspitze zwischen den Städten Mallos und Agâ das Vorgebirge Jasnuaria; es schloß also den Meerbusen von Issos auf der nordwestlichen Seite.

Städte Kilikiens. Folgen wir dem Strabon [92]), so ist gegen Westen Korakesion die erste Feste von Hoch-Kilikien, auf schroffen Felsen gelegen, einst Waffenplatz des Diodotos mit dem Beinamen Tryphon (144—139 vor Chr. Geb.), der in Syrien einen verderblichen Bürgerkrieg anfachte. Ptolemäos nent es fehlerhaft Korakension und er, wie Skylax, rechnen es noch zu Pamphylien. Fest war der Ort gewiß, denn nach Livius (33, 20) hielt er allein sich lange gegen Antiochos. Auf Korakesion folgte Sydre oder Syedra [93]) — *Σύεδρα* — scheint ein unbedeutender Ort gewesen zu seyn, der nur wie so viele andere an jener Küste als Feste einigen Ruf hatte [94]). Danach Hamaxia — *Ἁμαξία* — auf einer Anhöhe gelegen mit einem Hafen, aus welchem Handel mit Schiffbauholz getrieben wurde, besonders mit Cedern, woran die Umgegend reich war. Daher schenkte M. Antonius diesen District der Kleopatra zum Schiffsbau [95]). Die Bergfeste Laertes — *Λαέρτης* — (im Periplus Laergos) nent Strabon allein; Plinius, Ptolemäos und Hierokles haben dagegen ein Jotape — *Ἰωτάπη*.

Darauf läßt Strabon Selinus — *Σελινοῦς* — folgen und nent es unrichtig einen Fluß, da er selbst es doch späterhin [96]) als Stadt behandelt, welche 1000 Stadien von Kypros entfernt sey. Es war eine Seestadt auf einer Anhöhe, und der Hauptort des ganzen westlichen Districts im Hochlande, Selentis genant. Als der Kaiser Trajanus dort gestorben war, führte sie den Namen Trajanupolis [97]); bei dieser Gelegenheit führen sie das Chron. Paschal. und Eusebios mit dem Zusatz *τῆς Σελευκίας* auf, hergenommen von der damaligen Hauptstadt Isauriens. Von Selinus lag 210 Stadien östlich Antiocheia am Kragos, später mit dem Zusatz das Isaurische. Darauf Charadrus — *Χαραδρούς* — eine Feste am Berge Andriklos mit einem Hafen. Zwischen diesem Orte und Kalenderis hat Skylax noch den Hafen Seton — *Σητόν* — und die Orte Salon — *Σάλον* — und Mous — *Μοῦς* — (Plinius Myanda?), wahrscheinlich kleine Seeorte. Östlich vom ersten Vorgebirge Anemurion folgten nach Strabon: Nagidos — *Ναγίδος* [98]) —, Arsinoe — *Ἀρσινόη* —, Melania — *Μελανία* — und Kelenderis — *Κελένδερις*. Arsinoe mit einem Landungsplatze scheint seinem Namen nach eine ägyptische Anlage zu seyn [99]). Bekanter ist die feste Stadt Kelenderis mit einem Hafen geworden [100]), nach der peuting. Tafel 22 Millien westlich von Seleukeia. Mela nent es eine samtsche Colonie; Apollodoros [1]) behauptet, es sey vom Sandakos, Urenkel des Tithonos erbaut worden. — Darauf läßt Strabon Holmò — *Ὁλμοί* [2]) — folgen. Skylax hat *Ὄανοι, πόλις Ἑλληνίς* — doch wol derselbe Ort. Die Einwohner von Holmò zogen in der Folge nach Seleukeia.

Seleukeia — *Σελεύκεια* — hieß früher Olbia und Hyria [3]), und beweist damit ihren hellenischen Ursprung. Der König Seleukos Nikator erweiterte sie und benante sie nach seinem Namen [4]). In der Folge erhielt sie verschiedene Beiwörter, um sie von den vielen Städten gleiches Namens zu unterscheiden — *τραχεῖα κατὰ τὴν Ἰσαυρίαν* oder *τῆς Ἰσαυρίας* [5]) oder *πρὸς Καλε-*

91) Strab. XIV, p. 670. 671. Mela I, 13. Steph. Byz. s. v. *Κώρυκος*. 92) Strab. XIV, p. 668. 93) Das Letztere bei Steph., Ptolem. und Hierokles.

94) Flor. IV, 2. Lucan. VIII, 259. In deserto Ciliciae scopulo. 95) Strab. l. l. 96) XIV, p. 682. 97) Dion. 68, 33. Eutrop. VIII, 5. mit Tzschucke's Bemerkungen. 98) So schreibt den Namen Stephanos. 99) Außer Strabon haben sie auch Ptolem. und Stephanos. 100) Tac. ann. II, 80. Joseph. A. J. 17, 5. 1) Apollod. III, 14, 3. 2) So p. 683, aber p. 670 *Ὅλμος*. cf. Steph. Byz. s. h. v. Plin. hat Holmoe und Holmia. 3) Steph. Byz s. v. *Σελεύκεια* und *Υρία*. 4) Vgl. außer Steph. a. a. O. auch Eustath. (ad Iliad. II, v. 496) nach welchem Steph. zu emendiren ist. 5) Epiphan. haeres. 73, 23. 25.

Digitized by Google

κάδνῳ, wie auf Münzen. Die Stadt war sehr volkreich und erhielt sich rein vom Einfluß der rohen kilikischen und pamphylischen Sitten der umwohnenden Landbewohner. Berühmt war der dortige Tempel des sarpedonischen Apollon mit einem Orakel [6]). Unter ihren Bürgern findet Strabon den Athenäos und Xenarchos, zwei Peripatetiker seiner Zeit, der Erwähnung werth. Seit dem vierten Jahrhundert, als sich die Isaurer über das ganze Hochland ausgebreitet hatten, war sie die erste unter den isaurischen Städten. Als solche wird sie häufig von den Kirchenschriftstellern genant und Ammianus [7]) gibt ihr das Prädicat „der Städte Mutter" — Metropolis, — und versichert, daß in ihr eine Besatzung von drei Legionen liege. In der mittleren Zeit komt sie unter dem Namen castrum Seleph vor, wo Kaiser Friedrich der Erste am 10. Juni 1190 starb.

Achtzehn Millien östlich von Seleukeia traf man nach der peuting. Tafel auf Korykos, welches Strabon nur als Vorgebirge, andere Schriftsteller aber auch als Stadt aufführen [8]), Plinius und Mela legen ihr auch einen Hafen bei. Bedeutend scheint sie indeß erst unter den römischen Kaisern geworden zu seyn [9]). In der späteren Zeit wird sie Curco genant, und ihre weitläufigen Ruinen sollen ihre ehemalige Größe beweisen. — Nach der peuting. Tafel lag 20 Millien weiter gegen Osten in der Nähe der Mündung des Lamos die Insel und Stadt Elaussa — Ἐλαιοῦσσα [10]) — ganz nahe dem festen Lande, so daß Stephanos [11]) sie eine Chersonesos nennen kann. Ihre Gründung verdankte die Stadt dem kappadokischen Könige Archelaos, als er Herr von Hoch-Kilikien geworden war; er machte sie zu seiner Residenz. Dem römischen Kaiser zu Ehren nante er sie Sebaste [12]).

Die erste Stadt im Flachlande war Solö — Σόλοι, latein. Soloe; gewöhnlich zugenant: Κιλίκιοι [13]), zum Unterschiede der gleichnamigen Stadt auf Kypros. Nach Strabon war sie von Achäern und Lindiern von der Insel Rhodos gegründet, und er weiß nichts von der fabelhaften Beziehung ihres Ursprungs auf den Athenäer Solon, von welcher viele der Alten geschrieben haben [14]). Mit Strabon übereinstimmende Nachricht findet sich bei Polybios [15]): die Rhodier erbaten vom römischen Senat die Freiheit ihrer stammverwandten Stadt, des kilikischen Solö, denn sie wären beiderseits Abkömlinge der Argeier. — Solö lag an der See, östlich von der Mündung des Lamos [16]). Die Stadt muß wohlhabend gewesen seyn, sonst hätte sie wol Alexandros, weil sie die Partei der Perser gehalten, nicht mit 200 Talenten brandschatzen können [17]). Sie ward in der Folge, so wie noch eilf andere hellenische Städte in jenen Gegenden, durch den Tigranes von Armenien verwüstet und entvölkert [18]); aber wieder bevölkert und zu neuem Glanze erhoben durch Pompejus Magnus nach Beendigung des Seeräuber-Krieges [19]). Seitdem führte sie den Namen Pompeiupolis — Πομπηϊούπολις — latein. Pompejopolis. Unter ihren Bürgern zeichneten sich der Stoiker Chrysippos, der Komiker Philemon und der Astronom Aratos aus; des letzteren Grabmal in Solö erwähnt Mela. — Von ihr wurde auch der grammatische Ausdruck Solöcismus hergeleitet, weil nämlich ihre ursprünglich hellenischen Bewohner durch den Umgang mit den Barbaren ihre Sprachrichtigkeit in der Wortverbindung [20]) verloren hätten. Jedoch beruht die Ableitung dieses Ausdrucks keineswegs auf festem historischen Boden, und schon die alten Grammatiker waren nicht einig darüber [21]).

Etwas westlich vom Flusse Kydnos, nicht weit vom Meere entfernt, lag Anchiale — Ἀγχιάλη — bei Arrian Anchialos. Nach Aristobulos [22]) war dort eine steinerne Bildsäule des Sardanapalos, welche die Finger der rechten Hand, in der Stellung des Schnippchenschlagens hielt, mit der assyrischen Unterschrift: Sardanapalos, der Sohn des Anakyndaraxes, habe Anchiale und Tarsos an einem Tage erbaut. Dieser Angabe soll eine Empfehlung aller physischen Genüsse angehängt seyn, mit der Bemerkung, daß das übrige nicht so viel werth sey — nämlich als ein Schnippchen. Chörilos übersetzte diese Inschrift folgendermaßen:

Wohl dir bewußt, daß sterblich du bist, erhebe die Sele
Stets beim festlichen Mahl; nicht bleibt nach dem Tode Genuß dir.
Denn auch ich bin Asche, der mächtigen Rinos Beherrscher;
Das nur ist mein, was einst ich verschlang und geschwelgt und in Wollust
Freuden genoß; doch all' diese Herrlichkeit blieb mir dahinten.
Dies allein ist den Menschen die weiseste Lebens-Vermahnung.

Daß Anchiale zu einer großen Stadt angelegt, oder es wirklich einst war, bewiesen zu Alexandros Zeit Umfang

---

6) Zosim. I, 57. 7) Amm. Marcel XIV, 2. 8) Strab., Ptolem., der Periplus und Münzen bei Eckhel. Vgl. auch Oppian. III, 208. 9) Steph. Byz. s. v. Κώρυκος und Σεβαστή, die Lage der letzteren Stadt bezeichnet er nach der ersteren, also bekannteren. 10) So schreibt Strab. und Strabon XII, p. 537; so findet es sich auf Münzen. Allein XIV, p. 671 schreibt Strabon Ἐλαιοῦσσα. cf Oppian III, 209. 11) Steph. Byz. s. v. Σεβαστή. 12) Steph. l. l. Joseph. A J 16, 4. 13) Polyb. XXII. 7. Plin. l. l. 14) Diogen. Laert. vit. Solon, Eurborion bei Stephanos, Eustath. ad Dionys. v. 875. An einer andern Stelle kehrt Eustath. (ad Iliad p. 1332 ed. Rom.) die Sache um: Solon habe seinen Namen von Solö erhalten. Plutarchos (vita Sol. 26) behauptet, Philokypros ein Fürst auf Kypros, habe dem Solon zu Ehren die Stadt Arsia nach seinen Namen Solö genant. Der Verfasser der vit. Arati sagt, unser Solö habe seinen Namen von dem Lindier Solon erhalten; also doch ein Zusammenhang mit der Lindischen Colonie. Unter solchen Umständen macht es Suidas (s. v. Σόλων) am Besten, wenn er behauptet, zuerst habe Solon die kilikische Stadt, dann die kyprische gebaut und sey dort gestorben.

15) Polyb. XXII, 7; nach ihm Liv. XXXVII, 56. 16) Ptolem., Xen. I, 2, 24. Tac. ann. II. 58. Wenn daher Theophrastos (h. pl. II, 2, 7.) und nach ihm Apollonios Dyskolos (hist. mirab. 43.) vom Flusse Pinaros in der Nähe von Solö reden, so ist das falsch und es muß dort Issos gelesen werden, welches die Herausgeber doch auch schon aus Theophrastos selbst (caus. pl. I, 9, 2.) hätten ersehen mögen. 17) Arrian. II, 5. 18) Strab XI, p. 532. Dion 36, 20. Plut. vit. Pomp. 28. 19) Strab. XIV, p. 671. App. Mithrid. 115. Steph. Byz. s. h. v. 20) Σολοικίζειν ἐστὶ τὸ περὶ σύνταξιν καὶ τὴν φράσιν ἁμαρτάνειν. Choerobosc. in etymol. magno. 21) Eustath. ad Dionys. v. 875, der selbst seinen Bericht mit φασί einleitet. Etymol. mag. s. v. Σόλοικοι. Suidas. Σόλοι. 22) Strab. XIV, p. 672, auch Hellanikos bei Schol. ad Aristophan av. v. 1022.

Digitized by Google

und Größe der Mauern, aber Tarsos unterdrückte es. Was es aber mit der Gründung durch den assyrischen Sardanapalos und mit der assyrischen Inschrift für eine Bewandtniß habe, ist völlig dunkel. Vergleicht man die Sagen über die Gründung von Tarsos, so muß man die Beziehung auf den Assyrer aufgeben.

Am Kydnos lag die viel bedeutender gewordene Stadt Tarsos — *Ταρσός* bei Strabon und Arrianos, *Ταρσοί* bei Xenophon [23]), fünf Stadien oberhalb der Mündung des Flusses [24]), volkreich, wohlhabend und die Hauptstadt Kilikiens. Je bedeutender die Stadt war, desto vielfacher waren die Sagen über ihre Entstehung; die meisten beruhten jedoch auf unglücklichen Etymologien [25]). Strabon sagt, sie sey erbaut worden von den Argivern [26]), die mit dem Triptolemos umherschweiften, die Jo zu suchen; und an einer andern Stelle nent er nach dem Aristobolus den Sardanapal als Erbauer. Ammianus [27]) führt an, sie sey vom Perseus, der Danae Sohn, oder von einem gewissen Sandan, einem mächtigen Manne, der aus Äthiopien gekommen, angelegt [28]). Stephanos erwähnt auch noch eine andere Stadt Tarsos in Bithynien, und beruft sich auf des Demosthenes Bithyniaka. Diese bithynische Stadt kennen auch noch die Byzantiner [29]). — Aus alle dem ergibt sich ein hohes Alterthum der Stadt, und mag sie auch zu einer Zeit von Syrern besetzt seyn, ihr Ursprung gehört dem hellenischen Alterthume an, und knüpft sich an die urältesten Wanderungen der Äthioper vom Pontos her, die überall in Hellas ihre unläugbaren Spuren zurückgelassen haben. — Ihre Größe und Bedeutung [30]) verdankte sie aber wol nicht blos ihrem Alter, als vielmehr ihrer vortheilhaften Lage. Sie lag nämlich auf der großen Heer- und Handelsstraße aus dem nördlichen und inneren Kleinasien an das mittelländische Meer und nach Syrien. Sie hatte einen alten Tempel des Zeus Tersios [31]), wird von Plinius libera genant, auf Münzen *μητρόπολις*; daher auch auf denselben von einem *κοινόν* die Rede; denn M. Antonius erhob sie 713 zu einer Municipalstadt [32]). Weil sie in den Bürgerkriegen die Partei der Cäsaren hielt, so führte sie auch den Namen Juliopolis [33]); später heißt sie auf Münzen auch Adriana. Auch in wissenschaftlicher Beziehung zeichnete sie sich aus; *εἰσὶ σχολαὶ παρ' αὐτοῖς παντοδαπαί, τῶν ἄλλων περὶ λόγον τεχνῶν* sagt Strabon von ihr. Derselbe nent als ausgezeichnete Männer die Stoiker Antipatros, Archedamos und Nestor, ferner die beiden Athenodoros, von denen der eine mit dem Beinamen Kordylion bei M. Cato lebte, der andere, Sohn des Sandan, mit dem Beinamen Kananites im Hause der Cäsaren lebte; ferner der Peripatetiker Nestor, Lehrer des jungen Marcellus, des Augustus Neffen; und Plutiades, und Diogenes, ein Improvisator, welche zur Verbesserung der Schulen ihres Landes beitrugen; auch die Grammatiker Artemidoros und Diodoros und der Tragiker Dionysides. Endlich war bekantlich auch der Apostel Paulus aus Tarsos gebürtig. Nach Strabons Bemerkung war es eigenthümliche Sitte der Gelehrten dieser Stadt, sich nach andern Hauptstädten zu begeben und so ihren Ruf zu verbreiten. Beweise genug für die Blüthe und das frische innere Leben von Tarsos; allein schon im dritten und vierten Jahrhundert war sie gesunken, und nur noch die Steinmassen zeugten von einer bessern Zeit. So zeigte man denn auch in einer ihrer Vorstädte das Grabmal des hochberühmten Kaisers Julianus, der dort 363 bestattet war [34]).

Nördlich von Anchiale, also nordwestlich von Tarsos, lag nach Strabon [35]) die Feste Kyinda — *Κύινδα*, bei Plutarchos *Κοίνδα*, — in welcher des Alexandros Schätze, die er auf seinem Zuge durch Asien zusammengebracht hatte, niedergelegt waren, und von denen ein großer Theil an den Antigonos überging [36]). Nach dem Diodoros [37]) begab sich Ptolemäos mit einer Flotte nach dem Vorgebirge Zephyrion, schickte von da an die Befehlshaber in Kyinda und ließ sie auffodern, dem Eumenes weiter kein Geld aus dem Schatze verabfolgen zu lassen. Diese Erzählung spricht ganz für Strabons Bestimmung der Lage des Ortes. Mannert glaubt sich auf den Bericht eines neueren Reisenden [38]), welcher behauptet, der Fluß Pyramos heiße noch jetzt bei Amuasy (Anazarbos der Alten) Oninda, stützen zu können, und hält deswegen Anazarbos für Kyinda. Gegen Strabons Ansicht ist das gewiß, denn seine Angabe bestätigt er auch noch durch die Bestimmung von Olbe — *Ὄλβη* — oder Olbos. Strabon sagt, sie liege über, d. h. nördlich von dem Kastell Kyinda und der Stadt Solö im Gebirge; unmöglich kann man doch das im äußersten Osten liegende Anazarbos hieher ziehen [38b]). In Olbe nun war ein uralter Tempel des Zeus, der von Ajas, des Teukros Sohn, erbaut seyn sollte, und bei welchem alte Priesterherrschaft

---

23) Auch bei Hesychios und Philostrates — vit. Apollon. I, 7. VI, 34. 24) Cellarius hält diese Angabe Strabons für verdächtig, weil Ptolem. sie zu den Städten des inneren Landes rechnet, und Plinius sie procul a mari setzt, und er schlägt daher vor, 50 anstatt 5 zu lesen. Mit Unrecht; man bedenke, daß die Stadt durch die Lagunen — Rhegma genant, — (nach den Itinerarien 70 Stadien) vom Meere getrent war. 25) Stephanos hat sie gesammelt (s. v. *Ταρσός*). Er bemerkt zugleich, daß Tarsos auch noch andere Namen gehabt habe, als: Krania, Hiera und Antiocheia nach dem Antiochos Epiphanes. 26) Nach ihm Stephanos: *ἔστι δ' ἄποικος Ἀργείων, κτίσμα Σαρδαναπάλου.* 27) Amm. Marcell. XIV, 2. Ebenso Solin. 41. Schol. ad Juvenal. III, 118. Nonn. XVIII, 292—295. Suidas s. v. *Μέδουσα.* Malal. Chronogr. p. 15. Glyc. ann. P. II, p. 108. — auch auf Münzen bei Eckhel. 28) Vergl. Basil. de Theol. II, 15. *Σάνδα τοῦ Ἡρακλέους.* Eben so ist oben ein Sandakos als Erbauer von Kelenderis genant. Auch fehlt es nicht an einer Verknüpfung zwischen dem Perseus und dem Sardanapal; jener erschlägt nämlich den üppigen Mann. Suidas s. v. *Σαρδανάπαλος.* 29) Constantin Porphyrog. und Nicetas (S. 123 u. 209.), welcher sie in der Nähe von Nikomedien anführt. 30) Bei Diod. XIV, 20, heißt sie die größte kilikische Stadt. Actor. app. XXI, 39. *οὐκ ἀσήμου πόλεως.* Xen. anab. I, 2, 23. *μεγάλη καὶ εὐδαίμων.* 31) Eustath. ad Dionys. v. 867.

32) App. b. c. V, 7. 33) Dion. 47, 24. 34) Ammian. XXV, 9. 35) Strab. XIV, p. 672. 36) Diod. XIX, 56. Plut. Eumen. 13. Demetr. 32. 37) Diod XVIII, 62. 38) Siehe Pocode Thl. 2, S. 255. 38b) Bei solcher entschiedenen Gewißheit bei Strabon kann auch Suidas Angabe, daß Anazarbos früher Kyinda geheißen habe, nichts ausschlagen, zumal sich in jenem Artikel — s. v. *Ἀνάζαρβος* — auch noch eine andere Unrichtigkeit zu erkennen gibt. Davon unten mehr.

Digitized by Google

bestand, denn der Vorsteher des Tempels war Herr vom ganzen Hochlande Kilikien, und zu Strabons Zeit hießen die Besitzungen und das Priesterthum noch die teukrische Herrschaft, wie denn auch die Priester gewöhnlich den Namen Teukros oder Ajas führten.

Östlich von Tarsos lag Adana — τὰ Ἄδανα — in einer Entfernung von 10 Parasangen, d. h. 7—8 Meilen, am Saros und auf der Heerstraße. Xenophon und Strabon nennen sie nicht, sie mag erst später bedeutend geworden seyn, wozu ihre Lage sehr geeignet war. Cassios Dion [39]) nent sie die beständige Feindin von Tarsos. Pompejus siedelte auch dort Seeräuber an [40]). Im Mittelalter war sie eine Zeitlang Residenz der armenischen Könige.

Mopsuestia — Μοψουεστία — am Pyramos, wahrscheinlich 5 Parasangen von Adana, wird von Xenophon nicht genant; Strabon hat nur den Namen, Plinius: Mopsos liberum Pyramo impositum. Stephanos schreibt den Namen getrent Μόψου ἑστία. Daß ihre Gründung an die troischen Sagen geknüpft wurde, können wir aus Strabons Erzählung von den Niederlassungen des Amphilochos, Kalchas und Mopsos schließen. Zu denselben Sagen gehört auch wol Mopsukrene (Ptolem. u. die Itinerarien), dessen oben schon gedacht ist. Von jenen Männern wurde auch die Gründung von Mallos — Μαλλός — hergeleitet, wenigstens wird sie eine argivische Pflanzstadt genant [41]). Amphilochos hatte dort auch ein Orakel [42]); zu Pompejus Zeit war sie aber verödet [43]). Sie lag nicht weit vom Pyramos auf einer Anhöhe; die Entfernung von dem Flusse mochte so groß nicht seyn, daher Mela und Stephanos sie an den Fluß setzen. Zu ihr gehörte, als Hafenstadt, das nahe und an der Mündung des Pyramos gelegene Magarsa (Strab.), oder Magarsos (Steph.), oder Margasos (Arrian.), oder Megarsos (Lykophr.). Stephanos nent es eine bedeutende Anhöhe, bei welcher man die Grabstätten des Amphilochos und Mopsos zeigte. Ansehnlich war der Tempel der Athenäa daselbst. Über Mallos hinaus lag das aleische Gefilde. Aus Mallos waren der Grammatiker Krates und zwei stoische Philosophen, Namens Proklos, gebürtig [44]).

Spätere nennen in der Nähe der Mündung des Pyramos noch einen *portus palorum*, vielleicht so genant von den Pfählen, welche das Fahrwasser zwischen den Sandbänken bezeichneten, allein seine Lage läßt sich eben so wenig bestimmen, als die der Stadt Antiocheia am Pyramos [45]), nach dem Periplus lag sie 70 Stadien von der Mündung des Flusses; doch komt es bei keinem andern Schriftsteller vor. Nicht anders steht es um Antiocheia am Saros, welches einige Münzen nennen. Mannert ist der Meinung, daß unter dem letzteren vielleicht Adana zu verstehen sey; so mag denn auch ein sonst unbedeutender am Pyramos gelegener Ort von einem Könige Antiochos mit Beilegung seines Namens beehrt seyn, und wer weiß, ob es nicht Mopsuestia war, woran Mannert noch zweifelt.

Ganz im östlichen Kilikien zwischen dem Pyramos und dem Gebirge Amanos muß Anazarbos gelegen haben. Plinius hat: Anazarbeni, qui nunc Caesarea, und nach Münzen [46]) soll sich die Gründung auf 735 a. U. c. zurückführen lassen; das würde denn allerdings mit der Zeit zusammenfallen, da der Kaiser Augustus den Orient bereiste, und so könte man wenigstens den Namen Kaisareia von ihm herleiten. Ptolem. hat Καισάρεια πρὸς Ἀναζάρβῳ; Steph. Ἀναζαρβά, πόλις Κιλικίας, κέκληται ἀπὸ τοῦ προκειμένου ὄρους. Darf man danach urtheilen, so war Anazarbos ursprünglich eine Anhöhe, vielleicht mit einer Bergfeste, die in der Zeit des Augustus als fester Punkt gegen die wilden Bergvölker im Amanos erweitert wurde. Auf Suidas Nachricht, sie habe ursprünglich Kyinda geheißen, darauf Diokäsareia, und da sie als solche von einem Erdbeben viel gelitten hatte, so habe der Kaiser Nerva einen Senator Anazarbos hingesandt, um für ihre Wiederherstellung Sorge zu tragen, und von diesem habe sie dann den Namen erhalten, ist wegen des Widerspruchs mit Plinius nicht zu bauen. Daß der Ort übrigens von Erdbeben zuweilen verwüstet wurde, wissen wir aus anderen Quellen; so zur Zeit des Kaisers Justinianus [47]), und unter dem Kaiser Justinus Thrax [48]). Bei der spätern Eintheilung in das erste und zweite Kilikien ward sie die Hauptstadt des letzteren.

Von Mallos 25 Millien entfernt, lag das Städtchen Ägää — Αἰγαῖαι Strab. [49]) — mit einem Hafen. Zwischen Ägää und Mallos hat Ptolem. Serrepolis, im Periplus verdorben Serretile; in deren Nähe das Vorgebirge Januaria.

Auf Ägää folgte dann Issos — Ἰσσός Strab. — bei Xenoph. Ἰσσοί —, welches Strabon nur als ein Städtchen mit einem Hafen kent. Xenophon nent es noch volkreich, groß und wohlhabend. Wahrscheinlich sank es seit Alexandros Zeit durch die Anlage von Alexandreia in seiner Nähe — Ἀλεξάνδρεια ἡ πρὸς Ἰσσῷ. Stephanos irrt, wenn er behauptet, es sey von Alexandros nach seinem Siege Nikopolis genant. Strabon unterscheidet beide Städte deutlich, doch scheint er mit Ptolem. im Widerspruche zu stehen, da dieser Nikopolis als eine Stadt des innern Landes anführt, er aber am Meerbusen von Issos. Mit Ptolem. stimmen die Itinerarien überein; es muß am Gebirge gelegen haben, also vielleicht weiter hinauf am Pinaros, denn an diesem fiel die Entscheidung.

Nördlich einige Meilen von Issos lag auch noch die Stadt Epiphaneia [50]); nach Plinius hieß sie früher Oniandos. So muß die Veränderung ihres Namens wol auf Antiochos Epiphanes zurückgeführt werden. — Den übrigen hie und da, besonders erst bei Späteren, angeführten Städten im Innern des Landes: Olbasa, Mekika, Flaviopolis, Domitiopolis, Irenos

39) Dion. 47, 26. 40) App. Mithr. 96. 41) Arrian. II, 5. 42) Pausan. I, 34. Dion. 72, 2. 43) Appian. Mithr. 96. 44) Suidas s. h. v. 45) Steph. Byz. s. h. v.

46) Bei Eckhel, III, p. 41. 47) Procop. hist. arc. 18. 48) Zonar. XIV, 5, welcher Anabarsos schreibt, so auch Nicephor. Phoc. p. 161 u. Philostorg. III, 15. 49) Tac. ann. XIII, 8. Bei Stephanos und Philostratos (vit. Apollon. I, 12. II, 4.) *Alyai.* Dion 47, 30. *Alyeae.* 50) Ptolem., Stephan., Ammian. (XXII, 11.)

Digitized by Google

polis, Davara und Flavias ist mit Sicherheit ihre Lage nicht nachzuweisen.

Geschichte Kilikiens. Nach dem Obigen nehmen wir an, daß die ursprünglichen Kiliker ein pelasgischer, also den Hellenen verwandter, Volksstamm waren. In welchem Verhältnisse aber diese frühesten Ansiedler zu den Umwohnenden gestanden, und wie sie gediehen, ist leider nicht auf uns gekommen. Die Kiliker treten erst dann in der Geschichte auf, als sie theils schon dem Einflusse der rohen Gebirgsbewohner erlegen, theils in die wiederholten großen Umwälzungen, welche Vorderasien trafen, hineingezogen waren. Ein Unterschied fand gewiß immer statt zwischen den Städtebewohnern des Flachlandes und den Bewohnern des Gebirges, und bei manchen Städten wird uns ausdrücklich bemerkt, daß sie der hellenischen Sitte treu geblieben wären. Man mag daraus auch schließen, daß nur von den gebildeteren Städtern ein reines Hellenisch gesprochen worden ist, und im Munde des Volks mag es ein wunderliches Gemisch gewesen seyn, da Einwirkungen von Syrien ohne Zweifel statt gefunden haben. Es unterschieden sich aber auch noch in späterer Zeit diese Gebirgsbewohner durch die Benennung Eleutherokilikes, welche sie, wie Diodoros [51]) erzählt, auf ihre Fügsamkeit gegen die Amazonen-Königin Myrina bezogen, die ihnen dafür die Freiheit schenkte. Wichtig ist diese Bemerkung darum, weil sich darin auch bei den Gebirgsbewohnern das altpelasgische Element zu erkennen gibt, denn in den alten Pelasger-Sitzen finden sich auch die Amazonen. Es beruhte also jene Freiheit, die sie sogar mit ihrem Namen verschmolzen, auf dem ursprünglichen Charakter des Volks, und sie vermochten dieselbe in ihren unzugänglichen Wohnsitzen zu behaupten. Mit ihnen führten die Römer noch blutige Kriege, als lange schon alles umher sich vor denselben gebeugt hatte. Unterworfen und behauptet ward von den Persern und Römern eigentlich nur das flache Kilikien; auch behielt Kilikien größtentheils seine eigenen Herrscher, die nur als Vasallen unter den größeren asiatischen Herren standen. Der allgemeine Name dieser kilikischen Fürsten scheint Syennesis gewesen zu seyn; wenigstens finden wir einen solchen zur Zeit des Meders Kyaxares [52]), dann des Dareios und Xerxes [53]) und beim Zuge des jüngern Kyros [54]); zuweilen wird er *βασιλεύς* daneben genant. Seitdem sich aber die Kiliker nebst den Pamphyllern, Lykiern und andern Völkerschaften gegen Artaxerxes Mnemon — um 360 vor Chr. Geb. — empört hatten [55]), scheinen sie von Statthaltern regirt worden zu seyn, denn bei des Alexandros Invasion ist nur von einem Statthalter Arsames die Rede [56]). Als aber des Alexandros Herrschaft nach der Schlacht bei Ipsos — 301 vor Chr. Geb. — zerfiel, so kam Kilikien an Syrien und den König Seleukos Nikator. Allein dadurch ward das Land nicht der Beunruhigung durch den Ptolemäos von Ägypten, der das Hochland wegen des Reichthums an Schiffsbauholz gern erworben hätte, überhoben, und schon 308 hatte er sich mehrer Orte bemächtigt [57]). Nachher verlor Antiochos Theos im Frieden mit Ptolemäos Philadelphos Kilikien — 248 — bis Antiochos der Große das Land während der Unmündigkeit des Ptolemäos Philopator wieder eroberte [58]). Der Friedensschluß zwischen den Römern und Antiochos 189, in welchem der Kalykadnos dem letztern als das Ziel seiner Ausdehnung gesetzt wurde, ist schon erwähnt. Die nachfolgenden traurigen Zeiten von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt bis zum Untergange des syrischen Reichs fühlte auch Kilikien, denn nicht selten wurde es Schauplatz jener verheerenden Bürgerkriege, z. B. des Tryphon. Darauf folgte der mithridatische Krieg, worin auch Kilikien vom Mithridates überzogen wurde [59]). Als aber Mithridates vom Pompejus aus Pontos vertrieben war, so besetzte Tigranes von Armenien den bessern Theil Kilikiens — 66 — [60]); wie er es aber behandelte, ist bei der Stadt Solä gezeigt worden. Doch nahm Pompejus schon wenige Jahre nachher — 63 — Besitz von diesem Theile Kilikiens — *Κιλικίας ὅσα οὔπω Ῥωμαίοις ὑπήκουε* — also das Flachland und machte es zur römischen Provinz [61]).

Unter so schnell wechselnden Verhältnissen und bei der allgemeinen Auflösung der Dinge in Kleinasien ist es wol zu begreifen, wie die Kiliker stets ein kühnes und tüchtiges, mit den Gefahren der See vertrautes Volk, zum Trotz und Übermuth hinweggerissen, und aus ihnen die verwegensten und gefürchtetsten Seeräuber werden konten. In dieser Zeit der Entartung und Verwilderung des Volks entstand das bekante Sprichwort:

Καππάδοκες, Κρῆτες, Κίλικες τρία κάππα κάκιστα.

Doch scheinen sich auch in dieser Zeit noch die Bewohner des Flachlandes vor denen des Hochlandes vortheilhaft ausgezeichnet zu haben. Den Ursprung dieser kilikischen Seeräuberei leitet Strabon [62]) aus der Zeit der Bürgerkriege her, die Theodotos mit dem Beinamen Tryphon in den letzten Zeiten der Herrschaft der Seleukiden in Syrien erregte. Gerade das Hochland Kilikien und dort die starke Feste Korakesion wurde der Mittelpunkt seiner aufrührerischen Unternehmungen. Tryphon ging zwar unter in seinem gesetzlosen Streben — 139 — allein die Schwäche der Seleukiden und der gänzlich zerrüttete Zustand Syriens, die Eifersucht unter den Staten am östlichen Theile des Mittelmeeres, Ägypten, Kypros, Rhodos und Pergamos, unter einander und besonders gegen Syrien, und die verruchte Politik der Römer, die es gern sahen, wenn die Staten, denen sie selbst den Untergang bereiteten, zuvor in den zerrüttetsten Zustand versanken, trugen dazu bei, daß die auf den Seeraub hingewiesenen Bewohner des Hochlandes Kilikiens denselben mit immer größerer Energie fortsetzten, zumal da sich ihnen die Insel Delos als ein sicherer Markt für ihren Sklavenhandel darbot. Der Luxus der Römer bot auch hier zu diesem Unwesen die Hände, da sie nicht immer mit den Sklaven zufrieden

51) III, 55. 52) Herodot. I, 74. 53) Herodot. V, 118. VII, 98. 54) Xen. anab. I, 2. 55) Diodor. XV, 90. 56) Arrian. II, 4. Curt. III, 4.

57) Diodor. XX, 19. 58) Appian. Syr. 1. Liv. 33, 19. 59) App. Mithrid. 75. 112. 60) App. Syr. 48. Mithrid. 105. 61) App. Mithr. 106. 118. 62) Strab. XIV, p. 668.

Digitized by Google

waren, die ihnen ihre Kriege zuführten, sondern ihr Hausgesinde aus allen Weltgegenden und aus allen Nationen zusammensuchten. So geschah es denn, daß unter diesen eingreifenden Ursachen die kilikischen Seeräuber zu immer ausgedehnterer Macht gelangten und daß sich an sie jeder, der ihren Betrieb für beneidenswerth ansah, anschloß; die buchtenreiche Küste des rauhen Kilikiens, welche ohnehin ein Bergschloß neben dem anderen zum Zufluchtsort darbot, wurde nach und nach der allgemeine Sammelplatz aller Seeräuber des Mittelmeeres, die dort eine Art Raubstat bildeten. Ihre Verwegenheit stieg nun mit jedem Tage, denn je größer ihre Zahl geworden war, desto geringer war der Erwerb des Einzelnen. Sie begannen daher Landraub mit Seeraub in Verbindung zu setzen, denn sie setzten sich in einem Küstenorte fest und durchzogen das Land meilenweit raubend und verheerend. Italien selbst blieb von ihnen nicht verschont; ja sogar den Hafen Roms, Ostia, besetzten sie, verbranten die dort stationirten Schiffe, plünderten Ort und Gegend aus und sperrten überhaupt der weitgebietenden Stadt Rom die ihr unentbehrliche Kornzufuhr aus Sicilien und Ägypten [63]).

Da nun wurde zuerst im Jahre 676 d. St. R. oder 78 vor Chr. Geb. der Proconsul P. Servilius Vatia gegen sie ausgesandt [64]) und dieser führte drei Jahre Krieg in Lykien, Pamphylien und Kilikien, worin er eine Anzahl von Städten und Burgen eroberte, und unter den letzteren auch die oben genante Feste Olympos, in welcher der Dynast Zeniketos nach hartnäckiger Gegenwehr sich selbst und seine Familie verbrante. Servilius kehrte zwar 679 triumphirend nach Rom zurück und erwarb sich den Beinamen Isaurieus, allein der Seeräuberei hatte er durch diesen Krieg noch kein Ende gemacht, denn unangetastet waren die Raubschiffe auf dem Meere geblieben. Darauf ward der Prätor M. Antonius, Vater des Triumvirn, 673=71 gegen Creta ausgesandt, weil diese Insel theils den Mithridates sollte unterstützt, theils den Seeräubern zum Zufluchtsort und Sammelplatz gedient haben. Allein sein Angriff war kraftlos und er zog sich nur einen bedeutenden Verlust zu. Nachdrücklicher wurde der Krieg von dem Consul Q. Cäcilius Metellus, seitdem mit dem Beinamen Creticus, 685=69 fortgesetzt und Creta wurde während dieses dreijährigen Krieges verwüstet [65]).

Weil nun diese Angriffe ohne Erfolg geblieben waren, so trat 687=67 der Piebstribun A. Gabinius mit der Rogation auf — lex Gabinia, — einen Mann zum Befehlshaber über das ganze Mittelmeer auf drei Jahre zu wählen; demselben sollten alle römische Flotten und die Küsten 400 Stadien oder 10 Meilen landeinwärts untergeben seyn; ihm sollten Geld, Heeresmacht und alle sonstige Kriegsbedürfnisse, wo und wie er wolle, zustehen. Wie sehr sich auch der Senat und alle Patrioten gegen ein solches Gesetz stemmen mochten, dem Cn. Pompejus wurde in der That diese ungeheure Macht, wie sie noch kein römischer Bürger gehabt hatte, in die Hände übergeben. Er aber wußte sie zu gebrauchen; schnell und siegreich beendigte er das große Unternehmen. Zugleich auf allen Hauptpunkten ließ er die Seeräuber angreifen und in 40 Tagen war der Krieg glänzend beendigt, dem man drei Jahre hatte bestimmen zu müssen geglaubt. 10000 der Seeräuber waren bei diesem Kampfe umgekommen; 1300 Raubschiffe ließ Pompejus verbrennen, die Raubschlösser zerstören. 20000 Gefangene brachte er zusammen, mit denen er menschlich verfuhr; er bevölkerte mit ihnen die durch den mithridatischen Krieg verödeten Städte, wies ihnen Ländereien an und machte sie zu Ackerbauern. So wurden sie in Mallos, Adana, Epiphaneia, Soli, Mazaka, Dyme und in anderen Orten angesiedelt [66]). Einen Theil des rauhen Kilikiens gab Pompejus dem Könige Ariobarzanes von Kappadokien [67]); einen anderen Theil des Gebirges erhielt ein kleiner Fürst Tarkondimotos [68]). Der bessere Theil Kilikiens ward aber römische Provinz und zuerst von Appius Claudius Pulcher, dann von Cicero verwaltet. Seine Briefe aus der Provinz beweisen indeß, wie unruhig und ungezügelt die Gebirgsbewohner noch immer waren.

Darauf folgten die Bürgerkriege. Es fehlte nicht, daß nicht auch Kilikien in dieselben hineingezogen wurde. Zuerst zwang Cassius den Tarkondimotos und die Tarsenser sich mit ihm zu verbinden; als aber Dolabella nach Kilikien kam, so ging Tarsos wieder freiwillig zu ihm über [69]), und ergriff selbst die Waffen gegen die alte Feindin Adana [70]). Für ihren Abfall wurde dieselbe aber von Cassius Partei um 1500 Talente gestraft, eine Summe, die sie nur durch den Verkauf ihrer Tempelgüter, ja sogar der Kinder, Weiber und Greise, aufbringen konte [71]). Was aber den Tarkondimotos betrifft, so trat auch er zu der Partei der Triumvirn über, und starb dann 723 [72]). Nach der Schlacht bei Actium erklärten sich seine Söhne für die Partei des Octavianus [73]). Dieser aber nahm dem Philopator die Herrschaft und gab sie dem jüngeren Tarkondimotos, doch mit Ausnahme einiger Districte an der See, die er dem Archelaos von Klein-Armenien zutheilte, der dann seine Residenz auf der Insel Elaussa nahm [74]). So hatte früher auch Antonius der Kleopatra einen District an der See gegeben [75]) und einen anderen dem Amyntas von Galatien; aber von langer Dauer sind diese Besitzungen nicht gewesen. Auch des Archelaos Herrschaft wurde schon durch den Tiberius aufs

63) Vgl. Dion 36, 3—20. Cic. pro lege Manil. 11. seq. Vellej. 2, 31. seq. Flor. III, 6. Liv. epp. 99. App Mithrid. 92. seq. Plut vit Pomp. 24. seq. 64) Eutrop. VI, 1. Oros. V, 23. Strab XIV p. 671. Val. Max. VIII, 5, 6. Sext. Ruf. 12. Frontin. III, 7. 1. 65) App. excerpt de legat. 30. ed Schweigh. T. I. p. 98. Flor. III, 7. Eutrop. VI. 11. Vellej. II, 31. 34. Plut. vit. Pomp. 29. Diodor. excerpt. T. II. p. 631. ed. Wesseling. Oros. VI, 4.

66) App. Mithr. 96. 115. Plut. Pomp. 28. Dion. 36. Strab. XIV, p. 665. 67) App Mithrid. 105. 68) Dion. 41, 63. 54, 9. Cic. ad. div. XV, 1. Strab. XIV, p. 676. Plut. vit. Anton. 61. 69) Dion. 47, 26. 30. App. b. c. IV, 52. Cic. ad. div. XII, 13. 70) Dion. 47, 31. 71) Dion. l. l. App. b. c. IV, 64. 72) Dion, 50, 14. 73) Dion. 51, 7. 74) Dion. 54, 9. 75) Strab. XIV, p. 671. Dion, 49, 32.

Digitized by Google

gehoben und zur römischen Provinz gemacht [76]). Übrigens war das Flachland oder das eigentliche Kilikien von solchen Schenkungen ausgeschlossen geblieben und Augustus hatte bei der Theilung der Provinzen mit dem Senat Kilikien für sich genommen [77]). Durch Tiberius scheint dann Alles d. h. auch das Hochland mit eingeschlossen, römische Provinz geworden zu seyn, und nur noch unter der Regirung des Claudius komt ein König Polemon in einem Theile Kiliciens vor [78]), von dessen Schicksalen aber weiter nichts bekant ist. Als nun in der Folge das Hochland unter Isaurien mitbegriffen ward, so wurde das Flachland unter Kaiser Theodosius dem Zweiten in das erste und zweite Kilikien eingetheilt, welche der Fluß Saros von einander sonderte, gegen Westen aber das Vorgebirge Zephyrion und die Stadt Korykos und auf der Ostseite der Amanos begrenzte. Ihre Hauptstädte waren Tarsos und Anazarbos. So mag es denn geblieben seyn, bis es, beim allmäligen Zusammensturz des byzantinischen Reichs, wieder an das Königreich Armenien kam, und dieser König von Armenien hielt sich, unterstützt von den Tempelherren, lange Zeit gegen die Saracenen.

(*L. Zander.*)

CIMBRI werden von den meisten Italienern die Bewohner der Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf — dem alten paese cimbrico — genant, welche, ihrem Ursprung getreu, bis jetzt teutsche Sprache und Sitte unter sich bewahrten. Vgl. den Artikel Gemeinden. (*Leonhardi.*)

CIMBRIANA, Cimbrianae, Cimbrianis (im Ablativ), Cimbrianum, römische Stadt in Pannonien, 25 Mill. von Tricciana (in der Nähe des heutigen Fleckens Mezö Komärom) entfernt, wo heut zu Tage die Stadt Stuhlweißenburg (Székes Fejérvár, Alba Regalis) in Niederungern ist *). Ob diese Stadt ihren Namen von den alten Kimbern hat, die hier vielleicht eine Besatzung zurückließen, kann nicht entschieden werden. Ptolemäus kent den Namen noch nicht. (*Rumy.*)

Cinapequaro s. S. Pedro y S. Pablo C.

CINCIA lex de donis et muneribus gehört zu den mehr oder minder unter Marcus Cato's Einfluß entstandenen Gesetzen des 6. Jahrhunderts, welche die Reinheit und Einfachheit der ältern Sitte gegen den allmächtig eindringenden Luxus zu verwahren suchen und in dieser Beziehung nicht unpassend mit teutschen Statuten des 16ten Jahrhunderts verglichen worden sind.

Von der äußern Geschichte dieses Plebiscits ist bekant, daß der Vorschlag dazu im Jahr der Stadt 550 unter dem Consulat des Sempronius Tuditanus und Cornelius Cethegus und während der Prätur des Marcus Porcius Cato von einem Volkstribun Marcus Cincius Alimentus [1]) gemacht, und von dem väterlichen Freunde des Cato, dem Quintus Fabius Maximus, eifrig unterstützt und suadirt worden ist.

Da weder diese Rede des Q. Fabius bei irgend einem Geschichtschreiber erhalten, noch auch das Buch des Paullus über die Lex Cincia, ein einziges unbedeutendes Fragment abgerechnet, auf unsere Zeit gekommen ist, so bestand unser ganzer bisheriger Quellenvorrath in einigen beiläufigen Erwähnungen juristischer und unjuristischer Klassiker, von denen noch obendrein die erstern meist verstümmelt oder corrumpirt waren, die letztern aber keine sehr bedeutende Ausbeute gaben. Dennoch hat schon im 17ten Jahrhundert Friedrich Brummer in seinem Commentarius ad L. Cinciam Lutet. Par. 1668. aus ihnen den Inhalt des Gesetzes herzustellen versucht. Er nimt drei verschiedene Vorschriften derselben an, von denen die erste für die Leistung rechtlichen Beistandes Geschenke anzunehmen verboten, die zweite alle Schenkungen überhaupt auf eine gewisse Summe eingeschränkt, die dritte endlich die Vollziehung aller Schenkungen unter der Form der Mancipation oder Tradition anbefohlen haben soll, so daß die erste mehr eine politische, die beiden letzteren eine mehr privatrechtliche Beziehung gehabt hätten. An dieser allerdings fleißigen und gelehrten Arbeit haben die neuern Juristen in Rücksicht des politischen Theils des Gesetzes sich sämtlich genügen lassen, für den privatrechtlichen Abschnit dagegen hat theils die treffliche Darstellung Savigny's [2]), theils aber die Entdeckung einer neuen Quelle [3]) ein so allgemeines Interesse erregt, daß dieser binnen zwei Jahren nicht weniger als fünf neue Bearbeitungen [4]) erlitten hat, die beiläufigen Erörterungen einzelner Punkte und die vielen Anzeigen und Recensionen in juristischen Zeitschriften gar nicht einmal gerechnet.

Der erste Abschnit der Lex Cincia stehet, wie bereits erwähnt wurde, im Zusammenhang mit dem öffentlichen Recht. Nach altrömischer Sitte war es ein Ehrengeschäft der angesehensten Freien, die Rechtssachen ihrer Freunde und Clienten vor den Richtern in mündlicher Rede zu vertheidigen. Für einen solchen Dienst einen Geldlohn anzunehmen, wie das attische Recht verstattete, wurde des freigeborenen Römers un-

---

76) Tac. ann. II, 42. Dion. 57, 17. Philostrat. vit. Apollon. I. 12. 77) Dion. 53, 12 78) Dion. 60, 8.

*) Nach andern das heutige Weißprim.

1) Die Cincii sind ein altes plebejisches Geschlecht, dessen Name vom 6. Jahrh. der Stadt bis in die Zeit des Commodus herab, sowol bei Schriftstellern als auf den erhaltenen Grabschriften der Statuae Cinciae (bei der späteren porta Romana) häufig gelesen wird, und welchem außer mehren andern berühmten Männern, auch der als Schriftsteller so bekante Prätor Lucius Cincius Alimentus angehört. 2) Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissensch. Bd. IV. S. 1—59. 3) Die von Mai entdeckten Vaticanischen Fragmente enthalten in 2 Titeln (Quando donator intelligatur revocasse voluntatem und ad L. Cinciam) Bruchstücke aus Papinian, Ulpian und Paullus (nur nicht aus dem oben erwähnten Buche) und kaiserl. Constitutionen aus der Blüthezeit des Privatrechts bis auf Diocletian einschließlich, welche sich auf den privatrechtlichen Abschnit unsers Volksschlusses beziehen. 4) Nämlich: 1) *Rudorff* Diss. de L. Cincia. Berol. 1825. 2) *Wenck* Praefat. ad Hauboldi Opusc. acad. Lips. 1826. p. 37—61. 3) Francke Civilistische Abhandlungen. Göttingen 1826. S. 1—64. 4) *Klinghamer* de donationibus Amstelod. 1826. p. 1—89. 5) Hasse Rhein. Mus. Jahrg. 1827. Heft 2. S. 185—248.

Digitized by Google

würdig, ja fast einer Bestechung gleich gehalten. Bald aber, — vielleicht nach dem Vorbild der großen griechischen Redner — fingen auch die römischen causarum patroni an, wenn auch nicht geradezu in der Form eines Miethgeldes, doch in der eines freiwilligen Geschenkes (donum, munus) für ihre Leistungen sich bezahlen zu lassen, so, daß Cato in der Suasion der Lex Oppia klagen konte, die Plebs sey dem Senat zinsbar und pflichtig geworden. Eben dieser Misbrauch ist es, welchen unsere Lex Cincia durch das Verbot, für die Leistung gerichtlichen Beistandes, mit Ausnahme kleiner Gelegenheitsgeschenke (*xenia*) von dem Clienten sich beschenken zu lassen, zu zerstören sucht. Die spätere Geschichte dieses Verbotes ist ein recht schlagender Beweis, wie wenig ein äußerlicher Zwang von oben herab auszurichten vermag, sobald das innere Leben einer Institution einmal entflohen ist. Wenn auch während des Einflusses Cato's und seiner Gleichgesinten auf das Gesetz gehalten seyn mag, so wurde doch schon in den Parteikämpfen, denen die Republik erlag, sein Ansehn auf das Heftigste erschüttert und als August, nach wiederhergestellter Ruhe Italiens, im Jahre 737 unter dem Consulat des Cajus Furnius und Cajus Silanus das alte Verbot herzustellen und durch Hinzufügung der Strafe des vierfachen Werthes des genommenen Geschenkes noch zu erhöhen suchte, da war ein Gesetz wie unseres vollends außer der Zeit. Denn ein Gebot unentgeltlicher Leistung des gerichtlichen Beistandes läßt sich nur so lange durchsetzen, als der Leistende durch die Achtung und das Ansehen, die ihm dafür zu Theil werden, sich hinreichend belohnt fühlt. Dieses hört aber mit der Republik auf und sobald die Beredsamkeit unter dem Druck des Despotismus zu einer bloßen Kunstfertigkeit herabsinkt, ist es billig, daß sie gleich jeder andern Kunst bezahlt werde, und einem Verbot hiegegen wird der Bestand fehlen. Es war daher den gänzlich veränderten Verhältnissen völlig angemessen, wenn Claudius im Jahr 798 unter dem Consulat des M. Valerius Asiaticus und M. Valerius Messala die Honorare der Rechtsbeistände als einen rechtmäßigen Erwerb anerkante, aber zugleich, um der Habsucht Schranken zu setzen, ein Maß, nämlich die allerdings ansehnliche Summe von 10 sestertia oder 10000 Sesterzen für jeden einzelnen Prozeß, bestimte, welches ungestraft nicht überschritten werden dürfe. Wenn wir dem Bericht des Tacitus mehr glauben dürfen, als der abweichenden Erzählung Suetons, so hat Nero im Jahre 808, also im Anfang seiner Regirung, noch einmal die Lex Cincia in ihrer ursprünglichen Strenge wieder hervorgerufen, aber ohne bleibenden Erfolg, denn noch während der Dauer derselben Herrschaft wurde auf das Unverschämteste gegen sie gesündigt, unter Trajan im Jahre 849 aber sogar gesetzlich das Recht des S. C. Claudianum wieder hergestellt. Um diese Zeit nämlich wurde ein an sich unbedeutender Prozeß, den der Advocat, trotz der Annahme bedeutender Summen, durchzuführen verweigerte, die Veranlassung, die ganze Entartung des Advocatenwesens im Senat zur Sprache zu bringen, worauf dieser nach mehren interessanten Debatten, die uns Plinius im 4ten, 14ten und 21sten Briefe des 5ten Buches aufbehalten hat, beim Kaiser auf Hilfe gegen das durch alle bisherigen Gesetze vergeblich bekämpfte Übel antrug. Trajan verordnete hierauf in einer Oratio, welche durch ein Senatusconsult bestätigt und von allen Criminalprätoren publicirt wurde: in jedem Prozeß sollten beide Parteien noch vor dem Magistrat einen Eid ablegen, daß sie ihren Advocaten für die Vertheidigung der Sache vor dem Judex kein Honorar gegeben, versprochen oder zugesichert hätten; nach beendigtem Rechtsstreit dagegen sollte die von Claudius bestimte Summe von 10000 Sesterzen ungestraft gegeben und angenommen werden dürfen. Der erste Theil dieser trajanischen Verfügung scheint nicht lange praktisch geblieben zu seyn; wenigstens wird in mehren Rescripten von Septimius Severus, Caracalla und Gordian nicht allein das Vorausbezahlen des Honorars, sondern auch das Versprechen desselben vor beendigtem Prozeß mit alleiniger Ausnahme der Zusicherung eines Antheils an dem etwanigen Gewinn (societas futuri emolumenti, redemtio litis, s. g. pactum de quota litis), — als etwas unbestritten Giltiges behandelt, ja in einer Constitution Justinians wird die Vorausbezahlung des Honorars den Parteien sogar ausdrücklich zur Pflicht gemacht, damit keine Verzögerung des Prozesses entstehe. Dagegen scheint sich der zweite Theil des trajanischen Senatusconsults in unverändertem Ansehen erhalten zu haben, denn in jenen Rescripten Severs und Caracalla's ist von einer licita quantitas, einem legitimus modus die Rede, den der Magistrat, welcher extra ordinem über die Honorare der Advocaten Recht sprach — denn wenigstens das hatte sich als Rest der ältern Sitte bis auf die Prozeßreformen Diocletians erhalten, daß in diesen Sachen keine formula locati und mandati contraria gegeben wurde — nicht überschreiten durfte, wenn ihm gleich sonst über die ganze Foderung des Advocaten ein sehr freies Arbitrium zustand. Aber noch in der christlichen Kaiserzeit wurde, ungeachtet der gänzlichen Umbildung des Advocatenstandes durch Constantin, Trajans Bestimmung angewendet. So ist in einer Constitution des Constantius vom Jahre 344 von einem modus die Rede, den der Advocat nicht überschreiten dürfe, und daß selbst nach Justinianischem Recht eben jene Summe als Maximum betrachtet werden muß, dürfte schon aus der unstreitig von den Compilatoren herrührenden Übersetzung der 10000 Sesterzen in einer Stelle Ulpians in den modernen Ausdruck centum aurei, ziemlich sicher zu schließen seyn. Soviel über den ersten, das öffentliche Recht betreffenden Abschnit des Gesetzes.

Der zweite Theil bezieht sich auf alle Schenkungen überhaupt. Unter einer Schenkung wird im Allgemeinen jede Übertragung eines vortheilhaften Rechtsverhältnisses aus einem Vermögen ins andere verstanden, welche in der Absicht geschieht, eine Freigebigkeit zu üben, so daß z. B. jede Mancipation, Cession, Tradi-

Digitized by Google

tion des Eigenthums an einer Sache, jede Promission, jede Delegation, jede Acceptilation, Expromission, active und passive Cession einer Foderung u. s. w., sobald sie mit der Absicht, eine Liberalität zu üben, vorgenommen wird, als eine Schenkung betrachtet werden muß.

Soll aber von der Verfügung der Lex Cincia über Schenkungen die Rede seyn, so muß dieser Begriff viel enger gefaßt werden. Zunächst nämlich bleiben alle Rechtsübertragungen ausgeschlossen, welche erst auf den Fall des Todes wirksam werden sollen, wie Legate, Fideicommisse, Schenkungen von Todeswegen; und zwar theils deshalb, weil der Leichtsinn bei Schenkungen, dem die Lex Cincia vorbeugen will, in diesen Fällen keine nachtheilige Folgen für den Schenker hat, theils weil vielleicht schon damals über diese Schenkungen ähnliche Verbote, wie das unserer Lex, bestanden. Aber selbst unter Schenkungen unter Lebenden hat die Lex Cincia zwei Fälle von ihrer neuen Vorschrift eximirt: einmal alle Schenkungen an gewisse ausgenommene Personen, nämlich die durch das Band der necessitudines oder der officia verbundenen Cognaten, Affines, Patrone, Pupillen u. s. w., zweitens alle Schenkungen an nicht ausgenommene Personen, sobald sie eine gewisse Summe — nach der gewöhnlichen, aber durch nichts unterstützten Vermuthung 20000 Sesterzen — nicht übersteigen. Alle übrigen d. h. also alle großen Schenkungen an nicht ausgenommene Personen hat die Lex Cincia schlechthin verboten, sich jedoch über die Art, wie dieses Verbot wirken solle, durchaus nicht erklärt, in dem Bewußtseyn, daß nichts mehr dem Wandel unterworfen ist, als ein Sumptuargesetz, sobald es nicht selbst der Anpassung an veränderte Verhältnisse Raum gebe. Dieses und nichts weiter ist der Inhalt des sogenanten zweiten und dritten Capitels unserer Lex. Mit welcher Strenge in älterer Zeit das Verbot gehandhabt wurde, vermögen wir nicht mehr zu beurtheilen, aber wenigstens das Recht der Zeit des ausgebildeten Privatrechts und der unmittelbar darauf folgenden läßt sich aus den Vaticanischen Fragmenten vollständig übersehen. Die Ansicht dieser Zeit, wie sie durch das Edict und Juristenrecht sich ausgebildet hatte, betrachtete die schenkende Handlung, der Lex Cincia ungeachtet, noch immer als eben so giltig und wirksam, wie sie im strengen Recht vor der Lex Cincia gewesen war. Z. B. die Mancipation übertrug noch immer Eigenthum, die Promission obligirte noch immer ꝛc., so daß der Beschenkte im ersten Fall vindiciren, im zweiten ex stipulatu klagen konte. Nur hatte der Schenker und dessen Nachfolger auf den Grund des Cincischen Gesetzes Anspruch auf jedes Rechtsmittel, welches in der jedesmaligen Lage des Prozesses nothwendig war, um der schenkenden Handlung alle praktische Wirkung zu entziehen, so daß die verschiedensten Rechtsmittel: exceptiones, replicationes legis Cinciae und in factum conceptae, rescissoriae actiones etc. als zu diesem Zweck geeignet erwähnt werden. Dachte man sich aber so die Schenkung nicht als von selbst ungiltig, sondern nur den Schenker berechtigt, sie zu behandeln, als ob sie ungiltig wäre, so mußte man folgerecht sagen, der Schenker könne sich auch dieses seines Rechtes begeben und dadurch die Schenkung giltig machen. Ein solcher Verzicht aber wird ganz sicher dann angenommen werden dürfen, wenn der Schenker, wissend, er könne die geschehene Mancipation oder Promission, wenn er wolle, anfechten, dieselbe im Gegentheil als giltig anerkent, indem er die mancipirte oder promittirte Sache dem Beschenkten tradirt. Hier hilft ihm kein Rechtsmittel weiter, keine Vindication, denn der Beschenkte ist ja Eigenthümer, keine exceptio, denn der Schenker ist nicht im Besitz, keine indebiti condictio, denn er erfüllte wissentlich keine Retention des späterhin etwa zufällig wiedererlangten Besitzes, denn er hat ein für alle Mal auf sein Recht verzichtet. Bis so weit ist Alles klar. Aber eine Schwierigkeit ist dabei noch übrig, die selbst die neueste Abhandlung über die Lex Cincia noch nicht zu erklären vermocht hat. Sie besteht darin, daß ausdrücklich gesagt wird, eine Schenkung solle erst dann durch die Erfüllung unwiderruflich werden, wenn vacua possessio auf den Beschenkten übergegangen sey, während doch gewiß der Schenker durch jede Übertragung des Besitzes, den er hatte, mag dieser vacua possessio gewesen seyn, oder nicht, aufs Bündigste verzichtet hat. Aber gewiß soll auch dieses gar nicht behauptet werden, sondern nur ein dritter soll dann noch seinen bessern Besitz gegen den Beschenkten geltend machen und wenn ihm dieses gelungen ist, der Vindication des Beschenkten eine popularis exceptio legis Cinciae entgegensetzen können.

Aber eines solchen förmlichen Verzichtes bedarf es nur beim Schenker selbst, sein Erbe kann schon nach der allgemeinen Ansicht der spätern Zeit über (dem strengen Recht nach) ungiltige Schenkungen, mit einer doli exceptio, replicatio, duplicatio zurückgewiesen werden, sobald er sich auf die Lex Cincia gegen das jus gentium beruft, d. h. sobald der Schenker selbst, ohne widerrufen zu haben, gestorben ist.

Diese ganze Auffassung der Lex Cincia muß gewiß angemessen und verständig genant werden, da sie eine bedeutende Liberalität nicht absolut unmöglich macht, aber doch dem Schenker Mittel an die Hand gibt, Übereilungen wieder gut zu machen.

Eine Constitution, wodurch dieses ganze Recht aufgehoben worden wäre, ist nicht bekant. Im Justinianischen Recht ist es aber entschieden verdrängt und zwar durch die Ausbildung einer ganz ähnlichen formellen Beschränkung. Justinian nämlich hat die ältere Sitte, über alle Schenkungen des Beweises halber gesta aufnehmen zu lassen, allgemein auf große Schenkungen eingeschränkt, und in dieser Gestalt konte sie völlig als Surrogat des ältern Rechts gelten, zumal seit dieses durch die Klagbarkeit des bloßen Pactum völlig umgewandelt war. Im Occident dagegen finden sich im frühern Mittelalter in Gesetzen und Urkunden noch unverkennbare Spuren der Fortdauer des Cincischen Rechts im Allgemeinen neben der neuen Form der Insinuation, welche erst durch die Verbreitung der Justinianischen Rechtsbücher von Bologna aus vertilgt worden sind. (*Rudorff.*)

Digitized by Google

CISPLATINA. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Spanier auf die Provinz im O. des Uraguay, die hier an die portugiesischen Besitzungen grenzte, wenigen Werth gelegt und ruhig zugesehn, daß die Portugiesen in diesem wüsten Landstriche Missionen und Niederlassungen anlegten. Allein als man Buenos Ayres zur Niederlage von Peru machte, als man es vorzog, über diesen Platz das Silber und die Minenausbeute der Provinzen am Australoceane zu ziehen, und solches nicht länger den beschwerlichen und so gefährlichen Weg über den Isthmus von Panama machen zu lassen; da wurde man mit Schrecken gewahr, daß gerade dem Stapelplatze gegenüber unweit der Mündung des Uraguay in den Silberstrom eine portugiesische Colonie belegen war, die ungeheten an dem Handel von Paraguay Theil nahm und sich durch Schmuggelei einen beträchtlichen Theil des spanischen Gewinns zuzueignen wußte. Da gingen den Spaniern die Augen auf, und als Portugal nicht gutwillig seinen Schmuggelhandel und seine Colonie aufgeben wollte, so kam es zu ernstlichen Demonstrationen, die endlich 1750 einen Grenztractat herbeiführten, vermöge dessen Portugal San Sacramento den Spaniern überließ, dafür aber die 7 Missionen abgetreten erhielt, welche die Jesuiten zwischen dem Uraguay, dem Ibicuyzu und der brasilischen Grenze errichtet hatten. Der Tractat wurde abgeschlossen, aber nicht vollzogen, weil die Jesuiten, deren Reich in Paraguay damals noch fest stand, nicht darum gefragt und auch gar nicht Willens waren, auch nur das Mindeste von ihrem Eigenthume herzugeben. Es blieb mithin beim Alten, die Jesuiten Herrn ihrer Missionen, San Sacramento schmuggelte fort, und machte es so arg, daß darüber endlich der Krieg von 1776 ausbrach, den die Briten erst 1777 beschwichtigen konten. Der Grenztractat von 1750 wurde zur Basis gelegt, San Sacramento spanisch und nun nach und nach Ruine, die Portugiesen zogen sich aus dem Lande zwischen dem Uraguay, dem Ibicuyzu, dem atlantischen Oceane und der Platamündung zurück. Dieses Gebiet erhielt den Namen der Banda oriental nach der Grenze, oder von Montevideo nach dem vornehmsten Orte und wurde zur Plataprovinz Buenos Ayres geschlagen: nur blieb der Landstrich zwischen dem See Mirim und dem Oceane neutral und sollte von keinem der beiden Nachbarn besetzt werden. So blieb die Sache bis 1821, wo die Hauptstadt der Provinz, der zu Buenos Ayres herrschenden Unruhen müde, oder vielleicht durch brasilische Intriguen verleitet, sich und die ganze Provinz, scheinbar völlig freiwillig, dem Schutze des Königs Johann VI. unterwarf und portugaisische Truppen in seine Mauern aufnahm. Zwar protestirte Buenos Ayres sogleich gegen diese Besitznahme, die demungeachtet erfolgte und Montevideo ging 1823, nachdem die Portugiesen es verlassen hatten, an Brasilien über, welches damit die anstoßende Prov. Riogrande del Sul verband und noch in demselben Jahre beide als Capitania Cisplatina in den Statsverband des neuen Kaiserreichs aufnahm. Nach ihrer diesseitigen Lage am Platastrome benant, erstreckte sich diese Provinz von 319° 29′ bis 325° 54′ L. und von 27° 5′ bis 35° s. Br. und enthielt nach Schäfers Berechnung einen Flächeninhalt von 10,556 Q. Meilen mit 175,960 Bewohnern, wovon die Hauptstadt Montevideo allein 36,000 zählen sollte. — In der Folge scheinen indeß die Bewohner mit der brasilischen Herrschaft unzufrieden geworden zu seyn, denn schon 1824 brachen Unruhen aus und am 26. Aug. 1825 erklärten sich die Deputirten der Banda oriental zu Florida für unabhängig von dem Kaiser von Brasilien und ihre Bereitwilligkeit, dem Bunde der Platastaten anzugehören, zu dessen Congresse sie auch bereits Deputirte sandten. Hierauf erfolgte unterm 10. Decbr. 1825 Brasiliens Kriegserklärung und der Ausbruch eines von Buenos Ayres siegreich begonnenen Kampfes, den endlich ein von Großbritannien garantirter, am 27. Aug. 1828 zu Rio de Janeiro abgeschlossener Frieden beendigte, in dessen Folge sich Montevideo unter dem Namen Banda oriental als selbständige Republik constituirte *).

(*Hassel.*)

CIXERRO, Bezirk der sardin. Prov. Cagliari, enthält auf 260 ital. Q. Meil., außer der Hauptstadt Iglesias (s. dies.), 6 bewohnte und 20 wüste Ortschaften mit 5200 Einw. — In der Nähe des von herrlichen Obstpflanzungen umgebenen Domus Nous ist die unter dem Namen S. Gioan Acqua Rutta berühmte Grotte, welche sich durch die ganze Breite eines Berges zieht und mit Krystallisationen bedeckt ist. (Nach Mimaut in d. Neuen geogr. stat. Eph. 23. Bd. S. 265). (*Leonhardi.*)

CLADOBATES (von κλάδος, junger Ast, Zweig, und βαίνω, ich gehe), ist ein neues, von Fr. Cuvier [1]) so benantes Säugethiergeschlecht, welches unter dem barbarischen Namen Tupaja zuerst von Raffles [2]) und dann von Horsfield [3]) beschrieben wurde. Auch Desmarest [4]) nahm diese Benennung an. Die drei bis jetzt bekanten Arten, welche auf Sumatra und Java gefunden sind, entdeckte der französische Reisende Diard, welcher jenes Genus, um dessen Ähnlichkeiten zu bezeichnen, mit dem gegen die Gesetze unserer Terminologie streitenden Namen Sorex-Glis belegte. Später wählte Temminck [5]) dafür die allerdings nicht zu tadelnde Benennung Hylogale (von ὕλη, Wald und γαλῆ, Wiesel u. s. w.); da aber der erste, von Cuvier vorgeschlagene Name gut ist und der ältere, so müssen wir auf jeden Fall denselben vorziehen. — Der Ausdruck Tupaja oder Tupai wird von den Malayen für mehre, besonders für kleine auf Bäumen kletternde Thiere, also nicht allein für jene, sondern auch unter andern für die Eichhörnchen gebraucht.

Die vorzüglichsten Charaktere für dieses Genus sind folgende:

---

*) Es ist hier blos eine historische Übersicht des Landes gegeben, dessen geogr. und statistische Verhältnisse wir unter dem Art. Montevideo darstellen werden.

1) Des Dents des Mammifères. Livrais. 2. 1822. p. 60. 2) Transact. of the Linn. Society. Tom. XIII. p. 257. 3) Zoological Researches in Java. Lond. 1822. 4. Fasc. III. — Veral. Okens Isis. Jahrg. 1824. Bd. I. S. 339 u. f. Taf. 4. 4) Mammalogie. Partie seconde. Par. 1822. 4. Supplement. p. 535 sq. Desmarest schlug den Namen Glisore (Glisorex) v. r. 5) Monographies de Mammalogie. Tom. I. Livrais. 7. Par. 1827. 4. Tableau méthodique des Mammifères, répartis en Ordres, Genres etc. p. XIX. Der Verf. stellt jenes Geschlecht zwischen Sorex und Mygale.

Digitized by Google

Zahnformel (nach F. Cuvier) [6]:

38 Zähne. { 18 im Oberkiefer. { 4 Schneidezähne. 0 Hundszahn. 14 Backenzähne. { 8 falsche. 6 wahre (Mahlzähne). } 20 im Unterkiefer. { 6 Schneidezähne. 0 Hundszahn. 14 Backenzähne. { 8 falsche. 6 wahre. }

Die 2 hintern Schneidezähne des Oberkiefers sind durch eine Lücke von den 2 vordern getrent; die 4 mittlern dicht anliegenden Schneidezähne des Unterkiefers sind sehr lang, stumpf, nach vorn gerichtet; die beiden andern anliegenden aber über die Hälfte kleiner als jene. Von den falschen Backzähnen sind die 4 ersten eines jeden Kiefers die kleinsten und einfachsten. (Obgleich die von Horsfield und Desmarest angegebene Zahl der Zähne eben dieselbe ist, so ist doch ihre Deutung etwas von der Cuvierschen abweichend, insofern sie im Oberkiefer nur 2 Schneidezähne, dabei aber 2 isolirt stehende Hundszähne, im Unterkiefer aber, außer den 6 Schneidezähnen, 2 Hundszähne, dagegen nur 12 Backzähne annehmen. Huschke hat zwar nicht genauer die Zahl der Zähne angegeben, jedoch geht aus seiner Beschreibung [7]) hervor, daß F. Cuviers Angabe, namentlich in Hinsicht der Oberkieferzähne, die richtigere sey, indem die 4 vordern Zähne im Zwischenkiefer sich finden, und wir die in diesen Knochen vorkommenden Zähne als vordere oder Schneidezähne (Dentes primores s. incisivi) betrachten). — Der Kopf ist verlängert, plattgedrückt; die Schnauze lang, aber abgestumpft und nicht rüsselförmig verlängert. Die Augen sind groß und vorragend. Ohren groß. Barthaare kurz. Zunge lang. Der Körper ist langgestreckt und cylinderförmig; mit 4 Bauchzitzen. Der Schwanz ist lang und mit langen, besonders seitlich gestellten Haaren bekleidet. — Es sind die Arten Plantigraden. Die Füße sind fünfzehig, die Zehen getrent und mit zusammengedrückten, spitzen Krallen bewaffnet; die Sohlen nackt. — Anatomisch wissen wir nichts weiter, als daß sich, nach Diard [8]), ein einfacher Magen und ein kleiner Blinddarm findet. — Die hieher gehörenden Thiere leben in Wäldern auf hohen Bäumen, sind ohne Zweifel muntere, schwippe Thiere, und sollen sich, was auch wahrscheinlich ist, von Insecten, kleinen Vögeln u. dgl. nähren; nach Raffles aber auch, wenigstens in der Gefangenschaft, von Früchten und Nüssen.

Arten: 1) *Clad. javanicus*, Tupaja javanica, *Raffl.*, Cerp, Banxring (Bangsring) oder Sinsring der Javanesen. — Die Schnauze ist mäßig zugespitzt, der Schwanz sehr lang. Die nackten Theile, Fußsohle und Ohren fleischfarbig. Pelz dicht, weich, oberhalb braun, gelblich gesprenkelt; unterhalb gelblich weiß; am Halse ein weißlicher, schmaler Streif, der auf der Mitte der Schulter endet. — Jedes Haar oberhalb endet mit einem oder zwei gelben und schwarzen Ringen. Es finden sich Woll- und Seidenhaare, jedoch erstere häufiger, letztere aber länger als jene. Am Schwanze sind die längsten, wie bei Eichhörnchen. Vorderglieder etwas kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 6″ 5‴. Länge des Schwanzes 6″ 5‴. — Vaterland Java. — Beschrieben und abgebildet bei Raffles, Horsfield (Oken) in *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. natur. des Mammifères. Tom. II. Livrais 33. Schinz Naturgesch. und Abbildungen der Säugthiere u. s. w. Heft IX. Taf. 28.

2) *Clad. Tana*, Tup. Tana, *Horsf.* Tupai-Tana der Sumatraner. — Der Kopf mit der Schnauze sehr verlängert. Schwanz länger als der Körper. Pelz weich, oberhalb dunkelbraun, ins Schwärzliche gehend; unterhalb braun, mit röthlichem Anfluge. Kehle graulich, mit röthlichbraunem Anfluge. Ein schiefes, röthlichbraunes Querband läuft vom Halse über die Schultern gegen den Rücken hin. — Jedes Haar oberhalb ist abwechselnd grau und dunkelbraun geringelt. Vorderglieder kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 10″ 5‴; Länge des Schwanzes 6″ 6‴. — Vaterland Sumatra. — S. Raffles, Horsfield (Oken).

Außer jenen genanten Arten hat man noch zwei andere kennen gelernt, nämlich 3) *Cladob. ferrugineus* (Le Prass) [9]) auf Java, und 4) *Cl. vittatus*, auf Sumatra.

Aus dem Angegebenen erhellt: 1) daß dieses Genus, noch arm an Arten und von kleinem, zartem Körperbau, so weit wir es jetzt kennen, ausschließlich auf einige Inseln des indischen Archipels, und namentlich die Sunda-Inseln beschränkt zu seyn scheint; 2) daß dasselbe, nach dem Bau seiner Zähne, und ohne Zweifel auch nach der Wahl seiner Nahrungsmittel, zu Cuviers Abtheilung der insectenfressenden Raubthiere (Carnivora, Insectivora), und zwar in die Nähe von Sorex, gehört; 3) daß es, was Lebensweise und äußere Gestalt anbetrifft, in vielfacher Hinsicht bedeutend von jener Thierabtheilung verschieden ist, und in diesen Punkten mehr mit einigen Nagethiergeschlechtern, insbesondere mit Illigers Prensiculantia agilia (Myoxus, Sciurus etc.) übereinkomt; 4) daß wir also das Gen. Cladobates, wie ich dies auch früher schon angedeutet habe [10]), als ein sehr interessantes Mittelglied und Verbindungsästchen zwischen jenen Insectivoren und diesen Nagern betrachten können.

(*Leuckart.*)

CLAPPERTON, Hugh, einer von den wenigen Reisenden, denen es gelungen ist, tiefer in das Innere Afrika's einzudringen, welcher aber ebenfalls als ein

6) Dents des Mammif. Livrais. 2. Pl. 17. 7) Über die Zähne von Cladobates. In Okens Isis. Bd. XX. Heft 8 u. 9. 1827. S. 758 f. Taf. 10. — Nach Huschke's interessanten Vergleichungen der Zähne von Cladobates mit verwandten Formen geht hervor, daß die Vorderzähne am meisten denen des Igels ähneln, die oberen Backenzähne dagegen denen des Maulwurfs und einiger Spitzmäuse, die untern Backenzähne aber größtentheils denen des Igels. — Nach H. ist auch der Stirnbeinjochfortsatz, der bei Maulwurf, Igel und Spitzmäusen fehlt, beim G. Cladobates vorhanden. 8) Asiatic Register. Band X.

9) S. außer Horsfield, *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. nat. des Mammif. Livrais. 36. (Vol. II.) 10) Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen, nebst dem Entwurfe einer Verwandtschafts- und Stufenfolge der Thiere. (Heidelb. u. Leipz. 1827. 8.) S. 75.

Digitized by Google

Opfer des ungesunden Klima's fiel. Er war der jüngste Sohn einer achtbaren Familie in der Grafschaft Dumfries in Schottland, und im Jahre 1788 geboren. Sehr jung ging er auf ein Kauffahrteischiff, wurde jedoch in der Folge gepreßt und auf Verwenden seines Oheims Midshipman. In Canada vertheidigte er gegen die Amerikaner ein kleines Fort am Huronensee, und als er sich genöthigt sah, dasselbe aufzugeben, zog er sich nach dem 20 Meilen entfernten York zurück, worauf er eine Lieutenantsstelle erhielt. Seit 1817 befand er sich auf halbem Solde; im Jahre 1820 faßte er mit dem Doctor Oudney in Edinburg den Entschluß, eine Reise ins Innere Afrika's zu machen. Ihnen schloß sich bald darauf der Major Denham an. Sie gingen im Februar 1822 von Tripolis aus und kamen im April in Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Erst im November reisten sie unter einer Bedeckung von 300 arabischen Reutern, welche Bu-Kaslum, ein Günstling des Pascha von Tripolis, commandirte, nach Süden. Mehre Monate führte der Weg durch die Wüste. Am 4. Februar 1823 erreichten sie Kari, die nördlichste Stadt von Bornu. Mehre Tage hindurch behielten sie den Binnensee Tsad vor Augen; das Land war mit Dörfern übersäet. In Kuka, der Hauptstadt von Bornu, wurden die Reisenden von dem Fürsten sehr gut aufgenommen; er wollte jedoch nicht zugeben, daß sie über die Grenzen des Landes hinausgingen, weil er dem Herrscher von Tripolis für ihr Leben verantwortlich sey. Während Denham den Scheich von Bornu auf dem Zuge gegen die Fellatas begleitete, machten Oudney und Clapperton eine Excursion nach dem See Tsad und dem in diesen fallenden Fluß Shary. Am 14. December 1823 traten Clapperton und Oudney eine neue Wanderung nach Nyffe am Niger an. Nach zwölf Tagen erreichten sie die westliche Grenze von Bornu und kamen in das Gebiet von Bender, wo der schon seit der Abreise aus Fezzan kranke Oudney starb. Clapperton bestattete ihn nach engländischer Sitte, nicht ahnend, daß auch ihm in wenigen Jahren dasselbe Geschick werden sollte. Der Sultan von Houssa, Bello, ein ausgezeichneter, kräftiger und für jene Gegenden sehr gebildeter Fürst, welchen er in Kano besuchte, nahm ihn freundschaftlich auf und gab ihm Geleite nach Sackatu. Zwischen Bello und Clapperton entstand bald die innigste Freundschaft, und letzterer erhielt von ihm mehre interessante Nachrichten über das Innere Afrika's, so wie eine vom Sultan selbst verfertigte Charte jener Gegenden. Bei seiner Abreise erhielt er ein Schreiben des Sultans an den König von England, worin er diesen um einen engländischen Consul und Arzt bat. Ohne Nyffe zu erreichen, kehrte Clapperton nach Bornu zurück und trat mit Denham die Rückreise über Fezzan nach England an.

Die Kunde Afrika's war durch den bald erschienenen Reisebericht sehr erweitert; Gegenden, über welche wir noch gar keine Berichte von europäischen Augenzeugen hatten, waren genauer untersucht; Völker waren aufgefunden, deren Charakter und deren Bildung von denen der Neger an der Küste und der Mauren im Norden sehr verschieden war. Aber noch immer blieb eine große Lücke auszufüllen. Der Niger, dessen Lauf die Geographen seit den Zeiten der Römer beschäftigt hatte, war in seinem Laufe unterhalb Tombuctu noch immer unbekant; die unglücklichen Expeditionen von Tuckey und Mungo Park hatten den Eifer für diese Untersuchung noch mehr erhöht; im Innern Afrika's hatte Clapperton nur ungenügende Nachrichten über ihn erhalten. Die Untersuchung dieses Gegenstandes und die Abschließung eines Bündnisses mit dem Sultan Bello war der Zweck von Clappertons zweiter Reise, welche er von der Bai von Benin aus antreten wollte. Ihn begleiteten der Capitain Pearce, ein sehr geschickter Zeichner und Dr. Morrison als Naturforscher; außerdem befand sich noch bei der Expedition der Schottländer Dickson, welcher in Amerika als Wundarzt gedient hatte. Am 26. November 1825 erreichte die Expedition Whidah an der Bai von Benin. Dickson begab sich in Begleitung des Portugisen Susa, der einige Zeit in Dahomey gewohnt hatte, nach dieser Stadt, wo er gut aufgenommen wurde und verfügte sich sodann nach der 17 Tagereisen entfernten Stadt Schar, von wo er nach Yuri wollte. Seit jener Zeit haben wir nichts von ihm gehört.

Clapperton, welcher auf den Rath eines Engländers, der mit seinem Schiffe im Geheimen Sclavenhandel trieb, die Reise den Strom von Benin aufwärts aufgab, ging am 29. November nach Badagry, konte aber hier keine Nachrichten vom Sultan Bello erhalten. Am 7. December schiffte er sich auf leichten Fahrzeugen ein und fuhr einem Arme des Lagosstromes bis Gazie entgegen, wo er am linken Ufer landete. Die Eingebornen nahmen die Expedition sehr zuvorkommend auf. Aber hier waren die Reisenden in hohem Grade unvorsichtig und man kann wol sagen, daß der unglückliche Ausgang der Expedition seinen Grund darin hat, daß sie an den niedrigen, mit Schilf überdeckten Ufern des Flusses in freier Luft schliefen. Schon am 10. December wurde Clapperton vom Fieber befallen, dasselbe Schicksal hatte Morrison am 12., Pearce am 13. und Clappertons treuer Diener, Lander, am 14. Am 27. starben Morrison und Pearce. Clapperton und Hutson setzten ungeachtet ihrer Schwäche die Reise fort; sie wurden von den Eingebornen etwa 14 Stunden weit in Hängematten getragen, mit vieler Theilnahme behandelt und gepflegt. Je weiter sie sich von der Küste entfernten, desto reizender wurde die Landschaft. Endlich erreichten sie eine Gebirgskette, welche sie überstiegen. In Schaki, welches auf der Höhe des Gebirges liegt, strömten die Einwohner den Fremden zu Tausenden entgegen und bewillkommneten sie mit Gesang; sie wurden als Friedensboten angesehen. Es herrscht dort nämlich der Glaube, daß bei Erscheinung der Weißen, welche sie als vollkommene Wesen betrachten, die kein Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen finden, aller Krieg aufhören werde. Jenseits des Gebirges traten sie in eine schöne Ebene, die wohl angebaut und mit Dörfern der Fellatas bebaut war, welche ruhig unter den Negern lebend, sich mit Viehzucht beschäftigen und die milden, reinen Sitten der Hirtenvölker haben. Als er sich Eyeo (Katunga bei den Bewohnern von Hussa), der Hauptstadt von Yuriba näherte, zog die ganze Volksmenge ihm entgegen; aber so freundschaftlich sich auch der Fürst benahm, so wollte er den Reisenden doch nicht die Erlaubniß geben,

Digitized by Google

den 10 Stunden östlich entfernten Quorra, den man für den Niger hält, zu besuchen. Bald gab er vor, der Weg sey nicht sicher, weil die Fellaten das Land durchschwärmten, bald bot er ihnen einige seiner Frauen an, um sie auf diese Art zurückzuhalten.

Auf dem Wege von Eyeo nach Sackatu kam Clapperton durch viele Dörfer, welche von den Fellanen geplündert waren; eine Räuberhorde führte ihn zu Yarro, dem Sultan von Kiama, der ihm eine seiner Töchter zur Frau anbot und den Reisenden späterhin rieth, den Weg über Bussa zu nehmen. In Wawa, einer Stadt von 18,000 bis 20,000 Einwohnern im Lande Borgo, suchte ihn eine arabische Witwe zurückzuhalten. In Bussa, wo Mungo Park in den Stromschnellen umkam, hat der Niger etwa die Breite wie die Themse bei Sommersethouse. An der Fähre zu Komie sah sich Clapperton genöthigt, umzukehren, weil ihm jene arabische Witwe nachgereist war und der Fürst von Wawa deshalb seine Sachen zurückbehielt. Bei Komie, wo Clapperton über den Niger setzte, ist der Fluß etwa 5 Minuten breit und 10 bis 15 Fuß tief. Am andern Ufer liegt die gut bebaute Provinz Nyffe, deren Einwohner viele Eisengruben bebauen. Von hier ging er nach Zaria, der Hauptstadt des Landes Zeg-Zeg. Am 20. Juli 1826 erreichten die Reisenden Kano, wo er hörte, daß Sultan Bello eben auf einem Kriegszuge gegen Bornu sey; seiner schwächlichen Gesundheit ungeachtet wollte er sich zu Bello begeben. Hier finden wir eine dreimonatliche Lücke in seinem Tagebuche. Am 12. October war er bei dem etwa 50,000 bis 60,000 Mann starken, wenig oder gar nicht disciplinirten Heere Bello's; mit diesem ging er nach Sackatu zurück. Lander, welcher mit den für den Scheich von Bornu bestimmten Geschenken in Kano war, wurde eben dahin gerufen; der Sultan bemächtigte sich der letzteren, vorgebend, daß Waffen und Munition in den Ballen seyen. Erst später ward Bello wieder freundschaftlicher, als die Armee von Bornu geschlagen war. Aber Clappertons Gesundheit wurde immer schlechter; am 12. März 1827 endet sein Tagebuch und nun beginnt das von seinem Diener Richard Lander. Er hielt seinen Herrn für vergiftet; aber dieser versicherte ihn, daß er sich bei einer Jagd mit Schweiß bedeckt auf den feuchten Boden niedergeworfen und daß seine Krankheit davon herrühre. Er quälte sich 20 Tage lang und befand sich jeden Morgen übler als am Abend vorher. Sein Schlummer war sehr unruhig. Er hatte schreckliche Träume und sein Mund murmelte Verwünschungen über die Treulosigkeit der Araber. Sein sonst so starker Körper war ein Skelett geworden. Lander las seinem Herrn täglich einige Stellen aus der Bibel und den 98. Psalm vor, die er mit großer Andacht anhörte. Am 13. April 1826 bald nach Tagesanbruch starb Clapperton. Lander ließ Bello davon benachrichtigen, und der Sultan ertheilte ihm die Erlaubniß, seinen Herrn mit den in England gebräuchlichen Ceremonien zu begraben, was auch zu Jungari, einem kleinen auf dem Abhange eines Hügels erbauten Dorfe, beinahe zwei Stunden südöstlich von Sackatu geschah.

Am 4. Mai reiste Lander von Sackatu ab. Er schloß sich einer Karawane von etwa 4000 Personen der verschiedensten Stände an, und ging mit diesen nach Kaschna. Am 15. Mai erreichte er Damoy, eine kleine geschlossene Stadt im Lande der Hussanen. Er wollte sodann nach Funda am Niger und diesen bis Benin hinabschiffen. In Dunrora, einer Stadt von 40,000 Einw., die nur noch 12 oder 13 Stunden von Funda entfernt ist, wurde er von vier bewaffneten Männern angehalten und nach Zeg-Zeg gebracht; der Fürst entließ ihn einige Zeit später und nun ging er durch dieselben Gegenden, welche er ein Jahr früher mit seinem Herrn besucht hatte, nach Badagry, wo ihn mehre portugisische Sclavenhändler dem Könige als einen engländischen Spion bezeichneten. Nur durch List rettete er sich vor dem Tode. Einige Tage nachher ließ ihn der König mit Geschenken abreisen. Der Capitain Morris war mit der Brigg Maria von Whidah angekommen, um ihn nach Cape Coast zu bringen. Er schiffte sich dort nach England ein, wo er am 30. April 1828 anlangte **). (*L. F. Kämtz.*)

CLARINO pflegt man die Reihe der höheren und höchsten Töne der Trompete zu nennen, und Clarinostimme die höchste oder Prim-Trompetenstimme, so wie Clarinobläser denjenigen, welcher solche erste Stimme spielt, und von dem man eben darum auch ein feineres, delicateres Spiel fodert. Vergl. d. Art. Trompete. Daß aus dem Namen Clarino der Name Clarinett abgeleitet worden ist, haben wir bereits im Art. Clarinett erwähnt. (*Gfr. Weber.*)

CLARONE oder clarinetto dolce nennen die Italiener jede tiefere Art von Clarinett, namentlich das sogenante Baß-Clarinett oder Bassetthorn (s. d. Art.). (*Gfr. Weber.*)

CLAUDIANUS, Claudius, der lateinische Dichter. Nur dürftige Nachrichten sind über sein Leben vorhanden. Er war nach Suidas und Sidonius Apollinaris (9, 13.) aus Alexandrien gebürtig, womit die Bezeichnung „des vaterländischen Nils" in den Gedichten 43, 3. 39, 56. und der Vaterstadt 39, 20. übereinstimt. Dies hat zuerst Nic. Antonius Bibl. vet. Hispan. 3, 5. nachgewiesen, nachdem Petrarcha, Politianus, Landinus und andere ihn zu einem Florentiner durch den Irrthum machten, in welchem sie den Freund des Dichters, Florentinus, dem das Gedicht vom Raub der Proserpina gewidmet ist, mit dem Namen des Vaterlandes verwechselten. S. Francisc. Bivarius ad Dextri Chronicon p. 415. Andere ließen ihn aus Spanien stammen. S. Antonius a. a. O. Was die Herkunft, die Eltern und die Erziehung des Claudianus anlangt, liegt alles im Dunkel. Caspar Barth (zu Claudian. p. 105.) und Clavier wollten den Vater in jenem

**) Über Clappertons erste Reise werde ich das Nähere unter Denham mittheilen. Die Hauptquelle ist für dieselbe: Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa in the years 1822, 23 and 24. By Major Denham, Captain Clapperton and the late Doctor Oudney, extending across the great desert to the tenth degree of northern latitude. 4. London 1826, mit vielen Kupfern und Charten. Für die zweite Reise konnte ich nur den Aufsatz: „Clappertons zweite Reise im Innern Afrika's" in v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde Thl. IV. S. 102—117. und Thl. V. S. 70—94 benutzen.

Digitized by Google

Philoſophen Claudianus erkennen, deſſen Eunapius im Leben des Maximus S. 67. erwähnt. Vergeblich forſchte man auch nach den übrigen Lebensverhältniſſen, ſo daß die Gründe nicht ausreichen, mit welchen man die Echtheit des 39. Gedichts läugnete, wenn auch die Überſchrift untergeſchoben ſeyn möchte. Nach demſelben aber hatte Claudianus ſchon in früheren Jahren einen amtlichen, wahrſcheinlich militäriſchen Beruf übernommen, was jedoch keineswegs nach v. 55 auf Alexandrien bezogen zu werden braucht. Vergl. König in Prolegom. V. 14., deſſen Gründe das Gegentheil nicht erweiſen. Die Werke des Dichters ſprechen eine frühe, vielumfaſſende Bildung, wie ſie in den Schulen der alexandriniſchen Grammatiker gewonnen wurde, aus und bezeugen ein nicht geringes Talent. In Rom finden wir ihn im Jahr 395, in welchem er das Lobgedicht auf Probinus und Olybrius vorlas. Überhaupt ſcheint er ein Pflegling angeſehener Gönner geweſen zu ſeyn, und dies Verhältniß ihn nach Rom geführt zu haben. Vielleicht war es auch der Grund für die Einbürgerung in römiſches Leben und Sprache. Des Stilicho gedenkt er nicht in den früheſten Gedichten. Eben ſo wenig beſagen ſie überhaupt einen ununterbrochenen Antheil an den Statsgeſchäften. Vor dem Conſulat des Stilicho, alſo vor dem Jahr 400 war er fünf Jahr von Rom abweſend nach 23, 23; ob aber, wie Einige annahmen, zu Mailand in der Cohorte des Stilicho, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten. Nähere Dienſtverhältniſſe knüpften ihn an dieſen Statsmann (16, 5.), welcher ſtets ſein Gönner blieb, dagegen auch überall den Dichter zu dem prunkendſten Lobe und ſchmeichleriſcher Huldigung bereit fand. So vernimt man in allen Gedichten die Lobpreiſung des Stilicho und wird unſicher über die unter der ſchmückenden Färbung verborgenen hiſtoriſchen Thatſachen. Nur mit großer Vorſicht kann Claudianus von dem Geſchichtsforſcher benutzt werden. Andere Freunde unter den Großen des Reichs waren für den Dichter Probinus, Olybrius, Mallius Theodorus, Gennadius. Vgl. 41. 42. 43. Der Gemahlin des Stilicho, Serena, dankt er c. 40 für die Vermittelung einer ſtattlichen Heirath, wahrſcheinlich in Alexandrien. Iſt die von Pomponius Lätus aufgefundene und noch von Nic. Heinſius in dem Palaſt Farneſe zu Rom geſehene Inſchrift echt, ſo wurde ihm auf Antrag des Senats durch Arcadius und Honorius auf dem Forum eine eherne Bildſäule errichtet. Die Inſchrift findet ſich bei Gruter. 391, 5., bei Orelli T. I. p. 259. Apostolo Zeno in Dissertazione Vossiane T. II. und Tiraboschi in Storia della lett. ital. T. II. p. 649. zogen die Glaubwürdigkeit des Pomponius Lätus, als habe derſelbe die Inſchrift fertigen laſſen, in Zweifel. Der Statue gedenkt der Dichter 25, 7. In der Inſchrift wird er Tribunus et Notarius genant. Ob er dem chriſtlichen Glauben, ſey es aus Überzeugung, oder um den Gönnern zu gefallen, ſich angeſchloſſen habe, wollten Einige aus einzelnen Stellen der Werke beweiſen, doch ſpricht das Gegentheil ein beſtimtes Urtheil von Auguſtinus (de Civit. dei 5, 26.) und Oroſius (7, 35.) aus. Die Anrufung alter Götter kann freilich zu keinem Beweis dienen, doch würde das Chriſtliche gewiß entſchiedener hervortreten, wenn das Herz einen entſchiebenen Antheil genommen hätte. Die griechiſchen Gedichte chriſtlichen Inhalts ſind unecht, wenn auch eingeräumt werde (nach 42, 13.), daß Claudianus zuerſt in griechiſcher Sprache zu dichten verſucht habe.

Das friſche Leben der Poeſie hatte abgeblüht, und Gelehrſamkeit der Schulen ſollte die freie Ausbildung des Genies erſetzen; aber vergraben wurde unter der aufgeſchichteten todten Maſſe von allerlei Lehren auch das beſſere Talent. Und als ein glückliches Talent müſſen wir Claudianus anerkennen und hochachten, wie er in jener der Barbarei nahen Zeit unter dem Kampfe des Alten und Neuen, und bei dem Verderbniß der Gemüther ſich aufrecht erhielt. Die Schulen der Grammatiker und Rhetoren hatten ihn zu einem großen Umfange von Kentniſſen auf dem Gebiete der Philoſophie, Geſchichte, Geographie, Mathematik und Naturwiſſenſchaft gebracht. Eine rege Einbildungskraft trieb ihn an, nach der Weiſe ſeiner Zeit dieſen aufgeſammelten Steff poetiſch zu verarbeiten. Da aber verſchränkte ihn die ſtrenge Regel der Schule, und wie ſehr er auch in allen Zweigen der Wiſſenſchaft bewandert war, gelangte er doch nie zu einer Belebung der Gegenſtände ſeines Denkens, noch zu einer freien Lebensanſicht, noch zu origineller Schöpferkraft der Erfindung. Auf der einen Seite hinderte ihn die Allem zum Grunde gelegte, rhetoriſche Ausbildung, welche der Poeſie das Hauptelement verlieh; auf der andern Seite lähmte das Hofleben und die moraliſche Verbildung der Zeit die emporſtrebende beſſere Kraft und hielt den Geſchmack in Verderbniß. So war auch ihm zur Aufgabe geworden, die gelehrten Kentniſſe in Verſen niederzulegen, die ſeiner Feder auch ſo ſchnell entfloſſen, daß er in einem Jahre mehr als drei Tauſend ſchrieb. Das Hiſtoriſche und Mythologiſche wurde zum Aufputz verwendet; ob bei der Darſtellung der Gegenwart mit zureichendem Erfolg oder im Widerſpruch der Zeitverhältniſſe, danach wurde nicht gefragt. Alles diente zur poetiſchen Floskel. Die Wahrheit gebrach in allem Verhältniſſe; das Hofleben war ein trügeriſches Scheinleben geworden, und ſelbſt der chriſtliche Glaube griff ſo wenig tief in die Gemüther ſeiner Bekenner ein, daß Claudianus unter ihnen mit der alten fabelhaften Religion ausreichte. Die Selenſtimmung war in jener Zeit phantaſtiſch und unklar; an die Stelle der alten hohen Einfalt war ein Spiel bunter und ſchwellender Gefühle getreten; dies ſpiegelt ſich in den Gedichten ab, die meiſtens Gelegenheitsgedichte waren und eben nur für den Tag galten, nach kurzer Zeit und der Veränderung der äußeren Verhältniſſe nicht mehr geleſen wurden. Fremdes und Altes wurde von dem Dichter dem Neuen untergelegt, weil es die ältere Literatur darbot. Daher klingt es lächerlich, wenn Claudianus vom römiſchen Freiheitsſinn und von Römertugend ſingt. Die Begeiſterung war ihm nur eine künſtliche; die Zwecke der Dichtkunſt lagen nicht in freier Erhebung zu einem Idealen, ſondern in der gedungenen Pflicht der Schmeichelei. Was die alexandriniſchen Dichter und Virgilius und Statius darboten, wurde von ihm in ſorgſamer Nachahmung benutzt. Doch iſt hiebei die Stärke und Lebendigkeit der wiederholenden und umgeſtaltenden Einbildungskraft bewundrungswürdig, und man kann unter dieſen Bedingun-

Digitized by Google

gen und im Hinblick auf Belebung und Colorirung des Einzelnen vieles neu und kräftig, und selbst schön nennen, das Malerische sowol als auch eine Menge sentimentaler Bilder (z. B. die blumenlesende Minerva, die Beschreibung der schönen Götterkinder Sol und Luna, der von Thränen besiegte Pluto) bilden einen Gegensatz des Alterthums, ohne für den Besitz eines innern Reichthums des Gemüths zu zeugen.

Wie die Dichter jener Zeit pflegten, arbeitete Claudianus fast in allen Gattungen, und galt bei der Mitwelt als der vorzüglichste. Dennoch umfaßt das Gebiet, auf welchem seine erfindende Kraft ausreichte, nur den kleinen Umfang von Situationsgemälden und die Betrachtung über einen von außen gegebenen Stoff. Im Größeren mit Glück zu arbeiten, gebrach ihm geniale Kraft; einzig nur der rhetorisch-prunkenden Darstellung hingegeben, haschte er nach Gemeinplätzen und nach Einzelnen, was eine solche künstliche Ausstellung und gesuchte Färbung zuließ, ohne daß er selbst auf Anordnung Fleis verwendete. Die größte Zahl machen Gelegenheitsgedichte aus, in denen zur Erhöhung der Gegenstände eine Summe von Zierrathen und allerlei Prunk selbst mit Kühnheit verwendet wurde, ohne daß das Herz Antheil nahm. Claudianus spielte durchaus die Rolle eines Hofpoeten. Aus den Lobreden, die in jener Zeit eine Übung der Rednerschulen und der öffentlichen Schmeichelei geworden waren, hatte man Lobgedichte geschaffen, die sich von den prosaischen Declamationswerken nur durch die äußere Form der Diction und Versification unterschieden und gleichem Zwecke dienten. Die ganze Behandlung und Anordnung blieb eine rhetorische; es gebrach Natur und Wahrheit. Claudianus schrieb solche panegyrische Gedichte bei dem Consulat des Probinus und Olybrius (im J. 395.), bei dem dritten, vierten und sechsten Consulat des Honorius (im J. 393, 398, 404.); bei dem Consulat des Flavius Mallius Theodorus (399) und dem des Stilicho. Hiezu das Gedicht zum Lobe der Serena. In allen mangelt innere Einheit; denn es reihen sich die Begebenheiten aus dem oft unbedeutenden Leben der Gepriesenen nur durch die Bindung der Zeitfolge an einander, und als Centralpunkt erscheint für alle Zufälligkeiten die eine von Glanz umgebene Persönlichkeit. Seine Begeisterung dringt nirgends durch. Alle Kunst ist auf Schilderung der Thatsachen und auf Ausschmückung derselben verwendet; diese aber ist bis zum Unnatürlichen erhöhet, und von einer sich selbst überbietenden Schmeichelei bis zum Widerlichen gesteigert. Man vergleiche die Lobpreisung des neunjährigen Honorius 7, 85., die Vergleichung der Helden des Tages mit den Göttern und Heroen der Vorzeit; z. B. 1, 115. 21, 97. Die kleinlichsten Dinge bieten Stoff dem Lobe dar und finden ihre volle Bezeichnung. Daher kann die Darstellung nicht ohne künstliche Vergrößerung und gesuchten Schmuck bestehen, und verliert sich ins Schwülstige und Gezierte. Dennoch ist die Gewandheit, mit welcher der Dichter das Einzelne auffaßt und benutzt, dem Gedanken eine specielle Beziehung zu geben weiß, und mit der Sprache in Aufbietung des erfoderlichen Schmucks nachzukommen suchte, nicht gering, sondern sogar ausgezeichnet und Beweis einer lebendigen Einbildungskraft und eines für Besseres wol bildsamen Talents der Darstellung. Wie in den Lobgedichten, so zeigt sich Claudianus in den Schmähgedichten gegen Rufinus und Eutropius, in denen, wie dort zum Lobe, alles im Leben der Gehaßten aufgesucht und aufgereiht wird, was die Persönlichkeit in Schatten stelle; so gebricht es auch hier nicht an Übertreibung und Unwahrheit; die Farben aber sind oft grell und widrig die Zeichnung. Als Satyren, in denen der Abstand gegen ein Ideales sichtbar werde, können sie nicht betrachtet werden. Die Gedichte vom gildonischen Kriege und vom getischen Kriege sind nicht epische, sondern declamatorisch-beschreibende. Sie erzählen den historischen Verfolg mit Unterlage von mythischen Fictionen, um dabei in langen Reden die an Thaten armen Heerführer declamiren zu lassen. An Handlung ist wenig gedacht; eine Einheit fehlt gänzlich. Glücklicher zeigt sich der Dichter in den beiden Hochzeitgedichten bei der Hochzeit des Honorius und des Palladius. Die Erfindung kann nicht eben geistreich heißen, doch führt sie Scenen herbei, in deren Schilderung die innere Seelenwelt berührt und reinmenschliche Gefühle zur Aussprache gebracht werden. Manches ist selbst anmuthig und zart. Unter den kleineren, durch den Namen Fescennina verbundenen Gedichten möchte das erste und vierte zu dem besten, was der Dichter schrieb, gezählt werden können. Sie zeigen, in welchem Umfang seine Kraft ausreichte. So auch die Gedichte, welche als Vorreden den größern vorausgestellt sind, namentlich das 9te, das 32ste und das 6te Gedicht. Wie in ihnen einzelne Schilderungen durch Wahrheit und richtige Zeichnung und durch gemäßigte Ausschmückung gefallen, so enthalten auch die mit dem Namen Idyllia bezeichneten Gedichte manches gar Schätzbare und Erfreuliche, wo der Dichter, ohne eine Genialität und höhere Begeisterung zu affectiren, sich auf Gemälde und Schilderung des Besonderen beschränkt. Da komt er Statius gleich. Die Einbildungskraft, ohne Neues zu schaffen, bringt dann ihm das Geschaute und Erlebte mit frischer Belebung und anmuthigen Farben zur Darstellung, die zum Theil genau und klar, durch das Gemäßigte und durch den Antheil des Gefühls ergötzt, wenn freilich auch hier, da und dort der Abweg zum Rhetorischen nicht fehlt. Eine rein epische Darstellung sollte in dem Raube der Proserpina gegeben seyn. Der fernen mythischen Welt das Interesse der Zeit zuzuwenden, war freilich eine schwierige Aufgabe, und der Weg, den Claudianus einschlug, mußte schon deshalb von dem weit abweichen, auf welchem die alten Epiker vorausgegangen waren. Die Frage, ob die Fabel vom Raube der Proserpina sich zur epischen Darstellung eigene, welche Walch in einer besonderen Abhandlung verneinte, König in den Prolegom. p. 46 bejahete, hat auf die Behandlungsart des Claudianus geringe Beziehung. Ihm war ein Stoff geeignet, bei welchem er Raum für ausführliche Beschreibungen und pathetische Reden gewann, und diese bot ihm die dreifache Scene der Unterwelt, der Erde und des Götterhimmels reichlich dar. Er nimt in der Einleitung einen

Digitized by Google

hochfahrenden Anlauf, und beginnt mit dem wenig motivirten Zorne des nach einer Gemahlin verlangenden Pluto, der dann, ohne von dem Beschlusse des Jupiter zu seinem Vortheil zu wissen, auf den Ort zusteuert, wohin Proserpina durch Minerva und Diana gebracht worden war. Daß Jupiter seinen eigenen Weg gehend, und Pluto aus eigener Selbstbestimmung sich Proserpina raubt, gewinnt nur in dem Endpunkte des Erfolgs eine Bindung; das Ganze der Exposition entbehrt des inneren Zusammenhangs und der eingreifenden Motivirung. Dagegen boten sich in den Scenen der Unterwelt, der sicilischen Landschaft und anderwärts reicher Stoff zu Schilderungen dar, den auch Claudianus nach seiner Weise benutzt, und Einzelnes vortrefflich in lebendiger, malerischer Zeichnung behandelt hat. Die Darstellung ermangelt der klaren Objectivität. Die Charaktere der Handelnden treten aus dem Allgemeinen wenig hervor und entbehren der würdevollen Energie; selbst der eingeführten Götterwelt ist wenig Erhabenheit und Größe zugetheilt; die Handlung selbst lebt mehr in declamatorischen Reden, als in der Thätigkeit großartiger Kräfte. An eigentlichen Kampf ist nicht zu denken. Die Handelnden erscheinen leidenschaftlich, nur um der Darstellung willen. So liegt der Werth des Gedichts, beim Mangel einer geistvollen, erhabenen Erfindung und richtiger Composition, nur in der Zeichnung einzelner Situationen und in der Gewandtheit des bezeichnenden Ausdrucks. Unter den Episteln, die nicht mit horazianischen zu vergleichen sind, kann, abgesehen von der üppigen Diction, Manches wol Billigung gewinnen; unter den Epigrammen findet sich Witziges und Interessantes mit Frostigem und Gewöhnlichem verbunden. Fünf Epigramme in griechischer Sprache haben geringen Werth. Die Gigantomachia, welche in einem Bruchstücke Arsenius auffand, und in Apophthegmat. p. 137 herausgab, rührt sicher von einem späteren Übersetzer her. Von dem griechischen Originale existirt ein Fragment.

In allen diesen Gedichten wird eine Fertigkeit kund, die in rascher Eile eine Menge Verse, wo die Gelegenheit sich darbot, hinwarf, ohne daß der Erfindung eines Ganzen Zeit und Mühe zugewendet wurde. So war das Hauptgeschäft des Dichters Ausschmückung und Schilderung, wobei Worte das Wichtigste galten. Die Schönheit ist daher meist eine getrübte, nicht reine. Nicht auf Rührung, sondern auf starke Erschütterung arbeitete der Dichter hin, und häufte deshalb alle aufzubringenden Mittel der Diction in Figuren und Tropen. Wenig beachtet wurde das Gesetz für Ebenmaß und Harmonie in Vertheilung des Lichts und Schatten. So fehlt durchaus dichterische Correctheit, und selbst die Perioden der Worte haben nur oratorische Gestaltung. Bei der Anhäufung, die bis zur Schwulst wird, erfreut nur die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Einzelnen, der Reichthum der Bilder, in denen manches auch wol neu und kunstreich heißen kann. Auch in der Versbildung, die oft charakteristisch und malerisch ist und eine große Gewandtheit verräth, blickt das Absichtliche durch. So hat Überkünstelung und das Streben nach erschütterndem Effect ein vortreffliches Talent verderben lassen, und Claudianus war ein für seine Zeit ausgezeichneter Dichter, ohne ein guter zu seyn.

Wie die Werke des Dichters, die als Gelegenheitsgedichte ursprünglich nur einzeln erschienen konten, zu der noch vorhandenen Samlung verbunden worden, bleibt, da nirgends Spuren einer sorgsameren Überarbeitung sichtbar werden, und nichts den Antheil des Verfassers verräth, ganz unbestimbar; wahrscheinlich wurde die Zusammenstellung später, vielleicht nach des Dichters Tode, von fremder Hand gemacht, wobei es dann nicht an Gelegenheit zu Interpolationen gebrach. Unter dem Titel der Epigramme wurden dabei so gehaltlose und mehre christlichen Inhalts aufgenommen, wie sie Claudianus nie geschrieben. Die Gedichte 98—101 sind erst neuerdings in Ausgaben angereihet worden. Die Handschriften enthalten meistens nicht alle größere Gedichte, daher auch die älteste Ausgabe durch Barnabas Celsanus, Vicent. 1482 (eine frühere soll Venet. 1470 erschienen seyn) nur die kleineren in sich faßt. Die erste kritische Ausgabe veranstaltete Thaddäus Ugoletus, Parma 1493. Eine veränderte Gestalt gewann der Text durch Joh. Camers (Viennae Austriae 1510), dem viele folgten, als Theodor Pulmann eine neue Recension, Antwerp. 1571. 16., mit den Anmerkungen von Delrius gab. Einzelne Verbesserungen brachte Steph. Clavier (Paris 1602) bei. Der erste Commentar erschien durch Caspar Barth (Hanov. 1612. 8.), doch vervollständigt bis zur Weitschweifigkeit (Frankf. 1650. 4.), mit Beigabe vieles Heterogenen, nur bestimt, gelehrte Adversarien auszuschütten. Nic. Heinsius war der erste geistvolle Bearbeiter, der theils einen reichen Apparat von Handschriften benutzte, theils mit Geschmack und Sprachkentniß die Kritik handhabte. (Lugd. Bat. 1650. 12. Amstelod. 1665.) Joh. Matth. Gesner fügte dem von Heinsius constituirten Texte einen Commentar bei (Lips. 1759. 8.), welcher sowol Erklärung des Sachlichen, als auch ästhetische Beurtheilung des dichterischen Ausdrucks und der Eigenthümlichkeit des Claudianus enthält, und in Abhandlungen des Dichters Leben und Charakter behandelt. Die vollständigste Ausgabe ist von Pet. Burmann, die sein Neffe gleichen Namens (Amstelod. 1760. 4.) vollendete. Sie enthält den reichsten kritischen Apparat und die Anmerkungen der früheren Herausgeber, und bezeugt Burmanns volle Gelehrsamkeit und unsichern Geschmack. Die neueste Ausgabe von Georg Ludw. König, mit einem Sachen und Worte erläuternden Commentar, ist nicht vollendet worden; nur der erste Band erschien Götting. 1808. 8. Die Prolegomena enthalten in ihrer ermüdenden Weitläufigkeit manches gute Urtheil; der Commentar ist auf Unkundige berechnet, und häuft die Parallelstellen unnöthig; doch gibt er auch schätzbare Bemerkungen, selbst in kritischer Rücksicht. Den Raub der Proserpina commentirte Janus Parrhasius, Mediol. 1500. und 1505. Das vierte Consulat des Honorius Joh. Casp. Kühn, Argentor. 1707. 4. Übersetzungen sind gegeben worden engländisch: von Diggs, Lond. 1628.; von den Schmähgedichten gegen Rufinus durch Will. King, Lond. 1730., und durch Hughes, Lond. 1741.; vom Raub der Pros. durch denselben 1715.; italienisch: vom Raub der Pros. durch Sanuto (1553). Bevilaqua (Palerm. 1586), Cinnzi (Venet. 1608. 1714), Barbo (Padov. v. J.); von den Werken durch Beregani

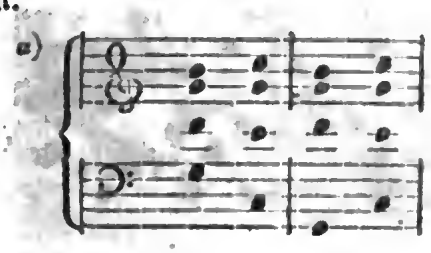
Digitized by Google

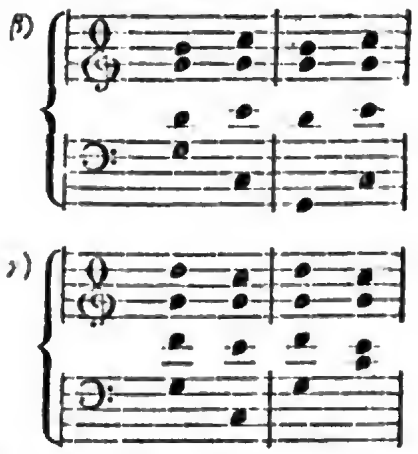
(Venez. 1716.); französisch von de la Tour (Par. 1798), vom Raub der Prof. durch Merian (Berl. 1767.); teutsch: Gedichte wider den Rufinus von Myriander (Niedermayer), Nürnb. 1756. 8.; das Consulat des Probinus u. a. von Dusch, in Briefen zur Bildung des Geschmacks, 3. u. 4. Bd.; der Raub der Prof. von Walch in seinen Comment. von Ch. H. Schütze, Hamb. 1784.; von Messerschmid im teutschen Merkur 1806. 2. St.; das Epithalamium auf die Vermählung des Palladius, in Wiedeburgs Magazin, 2. St. 1791. Mehre Gedichte von K. S. Kretschmann in d. literar. Briefwechsel. 1. Th. Zittau 1797. Das Gedicht wider den Rufin von D. F. Ratschky, Wien 1801. Erläuterungsschriften: Bernh. Ge. Walchii Commentat. de Cl. carmine de raptu Pros. Gotting. 1771. Vie et merites de Claudian in Memoires de l'academie de Berlin. T. 20. p. 437. (*Hand.*)

CLAUSEL hieß in der Kunstsprache der ältern Tonlehrer ungefähr so viel wie Schluß, Tonschluß, oder Cadenz (s. d. Art.). Man bezeichnete verschiedene Arten von Clauseln durch verschiedene Beinamen: Clausula principalis oder primaria nante man das, was wir ganzen Tonschluß in der Haupttonart nennen, und zwar finalis diejenige, mit welcher ein Tonstück schließt, — clausula affinalis, eine Cadenz nicht in der Haupt-, sondern in einer ihr verwandten Tonart, — peregrina, die in einer entfernteren, clausula dominans, oder auch secundaria, die in die Tonart der Dominante; clausula tertiaria, die in die Tonart der Terz; — clausula dissecta, die sogenante unterbrochene oder Trug-Cadenz.

So wie in dem bisher erwähnten Sinne das Wort Clausel überall eine Harmonienfolge bedeutet, so brauchte man eben dieses Kunstwort auch zur Bezeichnung dieser oder jener Art, diese oder jene Stimme in einem gewissen Falle fortschreiten zu lassen, und sprach in diesem Sinne von Discantclausel, Altclausel, Tenor- und Baßclausel; dies nämlich in folgender Hinsicht.

Es ist bekant, daß die eigentliche natürliche Cadenz (die Harmonienfolge V^7, I, oder V^7, i, s. den Art. Cadenz) alsdann am befriedigendsten erscheint, wenn dabei die Baßstimme sich vom Grundtone der ersten Harmonie zum Grundtone der zweiten, oder mit andern Worten, vom Tone der fünften Stufe oder Dominante zu dem der ersten oder Tonica hin bewegt; oder mit andern Worten: wenn beide Harmonien in unverwechselter Lage erscheinen, also z. B. bei der Cadenz G^7, C alsdann, wenn dabei der Baß sich vom Tone G zum Tone C hinbewegt, also den Melodienschritt (Quarten- oder Quintenschritt) C, G vollbringt.





Aus diesem Grunde haben die Tonlehrer diesen Schritt des Basses von der Dominante zur Tonica gleichsam als die Normalfortschreitung der Baßstimme bei Tonschlüssen (Clauseln, wie sie es nanten) betrachtet, und ihm den eigenen Namen Baß-Clausel gegeben.

Da ferner der Tonschluß alsdann am befriedigendsten ist, wenn beim letzten Accorde die tonische Note in der Oberstimme erklingt, sich also, wie in den obigen Beispielen α und β von der siebenten Stufe (dem Unterhalbentone) zur Tonica, oder wie bei γ von der zweiten Stufe zu dieser bewegt, so pflegten die alten Tonlehrer diese Bewegungsart der Ober- oder Discantstimme bei dem Tonschlusse die Discantbewegung, den Discantschluß, Discantclausel, zu nennen.

Ferner nahm man an, der Altstimme sey es am angemessensten, bei einem solchen Tonschlusse auf der Dominantnote liegen zu bleiben, wie es bei α und β geschieht; — das nante man denn die Altclausel; — Tenorclausel aber die, entweder vom Tone der vierten, oder der zweiten Stufe, zur Terz der Tonica, wie bei α und γ, oder bei β.

Man sieht wol, daß die ganze Nomenclatur von sehr geringem Interesse ist, weshalb sie denn auch heutzutage ganz außer Gebrauch gekommen ist. (*Gfr. Weber.*)

CLAVÄOLINE, Äoline, Äolodicon, ist der Name eines derjenigen Tasteninstrumente, welche man in neueren Zeiten erfunden hat, um dem Mangel an Tasteninstrumenten mit willkürlich forthaltendem Tone zu genügen. Die Art der Klangerzeugung besteht im Wesentlichen darin, daß dünne Streifen oder Zungen, von Stahl oder sonstigem Metalle, an einem Ende befestigt, am andern aber frei schwingend, mittelst eines darauf gerichteten Luftstromes, in Erzitterung versetzt werden, und das durch den ihrer Beschaffenheit entsprechenden Ton angeben. Die wesentlichsten Stücke des Instrumentes sind daher folgende: 1) für jeden Ton der Claviatur eine Zunge, deren Länge, Dicke, Steifheit ꝛc. dem verlangt werdenden Tone entspricht; — 2) ein gewöhnlicher Orgelbalg der Art, wie man sie für Zimmerorgeln zu bauen pflegt, also mit einem Schöpfbalge versehen (vergl. den Art. Balg.) — 3) Ein Windbehältniß, in welchem sich

Digitized by Google

für jede einzelne Zunge eine schmale Öffnung befindet, durch welche, wenn sie durch den Druck der Taste geöffnet wird, der Wind ausströmen und die Zunge (s. den Art. Blatt) zum Tönen anregen kann. Das Instrument ist also, wie man sieht, einem Zungenregister (oder sogenanten Schnarr- oder Rohrwerke) ohne Pfeifen zu vergleichen; übrigens von sehr schönem Tone und guter Ansprache *). (*Gfr. Weber.*)

CLAVECIN VIELLE. Ungefähr 1717 soll, nach Prof. Fétis in seiner revue musicale, année II.; Nr. 25. v. 17. Juli 1828, ein Pariser Claviermacher unter diesem Namen zuerst ein Clavierinstrument, mit haltendem Tone, erfunden haben, dessen Saiten durch die Reibung eines Rades, wie bei der gewöhnlichen Leier, zur Ansprache gebracht wurden. (*Gfr. Weber.*)

Clavicylinder s. Chladni.

CLAVIER, der Gattungsname mehrer Tasteninstrumente (besonders des Flügels mit Kielen, des Spinets, Clavicytheriums u. s. w., und des Pantalons mit Hämmern, aus dem unsere jetzigen Pianoforte's verschiedener Art hervorgegangen sind) ist im engern Sinne der Name eines Instruments, bei dem der Anschlag der Saiten durch kleine Stücken Messingblech, die in den Claven befestigt sind, bewirkt wird. Zu der Eigenthümlichkeit seines angenehmen, aber schwachen und etwas heisern Tons tragen schmale Tuchstreifen sehr viel bei, womit die Saiten (die tiefern gewöhnlich von Messing, die höhern von Stahl) zwischen den Stiften, an welchen sie angehängt sind, und zwischen dem Orte, wo sie von den Tangenten berührt werden, durchflochten sind. Dies Instrument, sonst Clavichord genant, soll von Guido von Arezzo erfunden seyn, der auf diese Erfindung durch das Monochord geleitet wurde. Wie roh aber, mangelhaft und beschränkt es in seiner ersten Gestalt gewesen seyn möge, sieht man aus der Construction der Claviere sehr viel späterer Zeit. Sie hatten z. B. ums Jahr 1600 nur den Umfang groß C bis zweigestrichen f, und waren von denen, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebaut wurden, so sehr in jeder Hinsicht verschieden, wie die Pantalons mit Hämmern ums Jahr 1720 von den Flügel-Pianoforte's der neuesten Zeit. Ein gutes Clavier, bundfrei, d. h. mit besondern Saiten für jeden Ton (bei gebundenen berühren zwei neben einander befindliche Tangenten gemeinschaftliche Saiten) im Umfange von 5 Octaven, Contra F bis dreigestrichen f, drei- oder doch zweichörig — und sonst sorgfältig in Ansehung des gehörigen Falles der Tasten, so wie der gleichen Stärke des Tons in Höhe und Tiefe u. s. w. gearbeitet, — hat vor dem Pianoforte darin einen Vorzug, daß auf ihm die höchste Deutlichkeit und Nettigkeit des Spiels leichter zu erreichen ist, und weit mehr Ausdruck in feinern Nüancen durch ein gewisses in der Gewalt des Spielers liegendes Fortklingen des Tons, durch Bebungen u. s. w. in den Vortrag gelegt werden kann. Dagegen steht es dem Pianoforte an Schönheit, Metall und Fülle des Tons so außerordentlich nach, daß es von diesem fast ganz verdrängt worden ist. — Über den Bau des Claviers, mehre Veränderungen und Verbesserungen an demselben, z. B. Pantalonzug, Lautenzug, Cölestinzug — Clavichord mit Pedal, Transpositionsclavier u. a. m. findet man ausführliche Nachrichten in M. Jacob Adlung musikal. Gelahrtheit, Erfurt 1758. 8., und in desselben Musica mechanica organoedi, herausgeg. von Albrecht, Berlin 1768. 4. — Von den vielen Anweisungen zum Clavierspiel sind auch noch jetzt für den Pianofortespieler manche lehrreich, ganz besonders „C. Ph. E. Bachs Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen", und „D. G. Türcks Clavierschule, oder Anweisung zum Clavierspielen für Lehrer und Lernende." — Das Wort Clavier wird bei Orgeln häufig statt Claviatur gebraucht, indem man Orgeln von ein, zwei und drei Clavieren unterscheidet. (*A. F. Häser.*)

*) Vergl. Chladni's Beiträge zur praktischen Akustik. 1821. S. 6.

CLAVIERAUSZUG, (französisch Partition réduite pour le Piano, oder auch kurz Partition réduite, im Gegensatze der vollständigen Partitur, grande partition), nent man die Bearbeitung eines vollstimmigen Tonwerkes für das Clavier, und zwar vorzüglich das Arrangement der Orchesterpartie eines Gesangstückes, z. B. einer Oper, eines Oratorium u. dergl. für das Pianoforte, um dasselbe mit solcher Clavierbegleitung, statt mit Orchesterbegleitung, aufführen zu können.

Nicht allein wegen des allgemeinen Interesse, mit welchem Clavierauszüge im Publikum, zumal in Teutschland, aufgenommen zu werden pflegen, sondern auch wegen ihrer wirklichen Nützlichkeit und ihres vielseitig wirksamen Eingreifens sowol in das theoretisch als auch ins praktisch musikalische Leben, scheint das Institut der Clavierauszüge auch hier eine sorgfältige und etwas ausführlichere Beachtung zu verdienen.

Es besteht die erwähnte Nützlichkeit vornehmlich in der in jeder Hinsicht leichteren Zugänglichkeit und Brauchbarkeit, und insbesondere in der leichteren Ausführbarkeit selbst in beschränkten häuslichen Kreisen, wodurch nicht nur der Genuß, und vorzüglich mehrfältiger Nachgenuß, erleichtert und allgemeiner verbreitet, sondern auch die Auffassung des Originalwerkes selbst durch Vorgenuß des Auszuges vorbereitet, gesichert und erleichtert werden kann, übrigens selbst für diejenigen, welche nie zum Anhören des Originals gelangen, und welchen selbst (physisch oder intellectuell) der Genuß versagt ist, es durch Lesen der Partitur aufzufassen oder zu studiren, wenigstens gleichsam durch einen Kupferstich oder Schattenriß, ein ungefährer Begriff vom Originale gewährt wird, was Alles nicht anders als höchst wohlthätig dahin wirken kann, Sinn, Geschmack und Interesse für dramatische Tonkunst zu wecken, zu nähren und aufzufrischen, und überhaupt den Kunstsinn nach allen Richtungen auszubilden und zu verbreiten. Als nicht unerheblich komt nebenbei noch mit in Erwägung, daß sehr viele Bühnen, bei der Aufführung von Opern, den Clavierauszug auch als sehr bequemes Souffleurbuch gebrauchen — so wie die Correpetitoren sowol als die Sänger zu bequemster Einlernung der Parte, und daß übrigens Clavierauszüge zuweilen sogar bei vollstimmigen Aufführungen die Stelle der vollen Partitur vertreten. Ja, es haben bereits bedeutende Ton-

Digitized by Google

setzer und Verleger angefangen, größere Vocal- und Instrumentalwerke in gestochenen Auflegestimmen ohne Partitur, und statt derselben mit einem zur Direktion dienenden Clavierauszuge, herauszugeben.

Aus diesen verschiedenartigen eigenthümlichen Zwekken eines Clavierauszuges ergeben sich von selbst die Foderungen, welche man, sowol an den Bearbeiter, als an den Verleger eines Clavierauszuges zu machen berechtigt ist, und welchen zu genügen beide sich bestreben müssen.

Fürs erste ergibt sich nämlich aus der bereits ausgesprochenen Grundansicht, daß, da der Clavierauszug nichts Anderes ist, als ein Surrogat der vollständigen Partitur, so wie die Aufführung desselben am Pianoforte Surrogat der vollständigen Aufführung mit allen Stimmen ist, ergibt sich, sag' ich, von selber die Aufgabe, daß solches Surrogat dem Vorbilde, wovon es eine compendiösere Nachbildung ist, möglichst nahe zu kommen streben muß; und aus diesem Gesichtspunkte erscheint denn, als erstes Erforderniß, die Aufgabe möglichster Vollständigkeit, und zwar in jeder Bedeutung dieses Wortes.

Wir verstehen nämlich darunter fürs Erste: daß der Auszug das ganze Werk, und nicht, wie zuweilen wol geschieht, blos eine willkürliche sogenante Auswahl von Favoritstücken enthalte, welche letztere verkrüppelte Art, ein großes Werk in Cabinetstückchen zerlegt zu liefern, eigentlich immer eine schnöde, sehr tadelnswerthe Entweihung und Verstümmelung, ein Zersetzen und Zernichten des Zusammenhanges und des Ineinandergreifens des Ganzen ist, eine Herabwürdigung der, als harmonische Glieder eines Ganzen geschaffenen Theile zu abgerissenen Exempeln zum Handgebrauche, und wenigstens nicht viel besser, als wenn ein Zeichner einzelne Nasen, Augen, Ohren, Hände, Gesichter u. dgl. aus Raphaels Abendmahl zu Vorlegeblättern für Zeichnungsschüler nachzeichnen und unter dem Titel eines Auszuges aus dem Hauptgemälde — oder einer auszugweisen oder gedrängten Nachbildung desselben, verkaufen wollte — oder ein Buchhändler eine Samlung einzelner Verse aus der Iliade, als Exempel zum Skandiren, unter dem Titel einer compendiöseren Iliade — oder wie das schmähliche Unternehmen jenes Sudlers, welcher aus Jean Pauls Schriften eine Quantität einzelner Phrasen in ein Heft zusammen abcopirte, und es unter dem Titel: Jean Pauls Geist (!) drucken ließ.

Ja, wir gehen in unsern Foderungen in Ansehung der Ganzheit des Werkes sogar noch einen Schritt weiter. Unseres Bedünkens müßte nämlich ein Clavierauszug, um allen vorhin aufgezählten Bedürfnissen, Anfoderungen und Zwecken vollständig zu entsprechen, zugleich das vollständige Textbuch enthalten. Wir setzen nämlich voraus, daß ein rechter Leser einen Opernauszug keineswegs als (wie man zu sagen pflegt) bloße Musik, nämlich nicht als Tongebilde ohne Beziehung auf die dramatische Situation, durchgeht, sondern um das dramatische Tonwerk als solches anzuschauen, zu empfinden und zu genießen, und daß auch rechte Sänger eine dramatische Musik, wenn auch ohne dramatischen Apparat und ohne theatralische Action, doch mit dramatischem Sinne, und also im Sinne der dramatischen Situation, singen wollen. Um dieses, um das Verständniß der Situation und des ganzen Zusammenhanges derselben möglich zu machen, ist aber der Mitabdruck des vollständigen Textes erforderlich, wenigstens für alle diejenigen, welchen der Gang des Stückes nicht schon von früher her bekant und geläufig, sondern die Oper vielleicht gar noch ganz neu ist.

Wir meinen dieses auch keineswegs allein vom blos gesprochenen Texte, (der sogenanten Prosa,) bei Opern mit gesprochenem Dialog, (welcher bereits von jeher in den gestochenen französischen Opernpartituren mit abgedruckt ist). Daß dieser, der nicht gesungene Text, im Clavierauszuge mit abgedruckt werden sollte, — oder wenigstens eine summarische Anzeige seines Inhalts und des Fortschreitens der Handlung von einem Tonstücke zum anderen, das wäre noch das Allerwenigste; sondern es sollte, vor jedem Gesangstücke, sowol dieser, als auch der ganz durchcomponirten, sogenanten großen Oper, der Text desselben noch besonders abgedruckt seyn, um leichter und kürzer im Zusammenhange erfaßt und überschaut werden zu können, als dies durch vollständige Durchlesung des, zwischen den oft zahlreichen Notenzeilen des Gesangstückes zerstreuten, oft durch zahlreiche Wiederholungen u. dgl. auseinandergereckten Textes, zumal in sogenanten Ensemblestücken, möglich ist.

Übrigens wünschten wir, daß auch in den Musikstücken selbst das während ihres Verlaufes auf der Bühne Vorfallende mit angemerkt werde, wie man dies zwar in manchen Clavierauszügen auch ganz verständig befolgt, in manchen anderen aber auch, unverständig genug, vernachlässigt findet. Man denke sich z. B. das erste Finale in Mozarts Figaro, in einen Clavierauszug gebracht, in welchem von all dem verschiedenartigen Thun und Treiben, von welchem dies intriguenvolle Finale durchwebt und belebt ist, nichts angemerkt, und nur gerade die gesungen werdenden Worte unter die Notenzeilen geschrieben wären — man denke sich einen Leser, welchem die Oper noch nicht bekant, und dessen Absicht wäre, aus solchem Clavierauszuge sich damit bekant zu machen: was würde er aus solchem unerklärten Gewirre wunderlichen Hin- und Herredens, Zuflüsterns ꝛc. zu entnehmen vermögen? was dabei denken? was empfinden? —

Die Ausführung alles dessen, was wir bis hieher, als Erfoderniße oder Wünsche in Betreff der Einrichtung der Clavierauszüge, und zwar in Ansehung der nöthigen Verständlichkeit der Handlung, und somit auch der Musik, in Anregung gebracht, unterliegt insofern keiner Schwierigkeit, daß man nur wollen darf, um diesen Erfoderniße zu entsprechen. Die geringe Vermehrung des Aufwandes möchte bei jedem Clavierauszuge, bei sonst zweckmäßiger Ökonomie der Einrichtung, vielleicht kaum mehr als etliche Blattseiten betragen, und kaum einige Preiserhöhung nöthig machen, welche sich übrigens sichertlich jeder mit Vergnügen gefallen ließe, dem bei der scenischen Musik etwas daran liegt, ihren

Digitized by Google

Sinn verstehen zu können. — Nebenbei erinnern wir nur noch, daß ein also ausgestatteter Clavierauszug insbesondere auch zum Gebrauche als Souffleurbuch die höchste Vollkommenheit erreichen würde, und daher auch zu diesem Behufe wol gar manches Exemplar mehr abgesetzt werden dürfte.

Eine keineswegs leichte Aufgabe für den Verfertiger eines Clavierauszuges ist es hingegen, die Clavierbegleitung so einzurichten, daß sie, als Surrogat der vollen Orchesterbegleitung, diesem ihrem Vorbilde möglichst nahe komme. Hier gilt es nicht allein, soviel möglich, jede Figur der Instrumentation treu in der Clavierstimme wiederzugeben, oder wenigstens möglichst anzudeuten, sondern da, wo so vollständige Nachbildung auf dem Tasteninstrumente nicht ausführbar, oder doch allzu schwierig seyn würde, gerade dasjenige aus der Instrumentalbegleitung auszuwählen und wiederzugeben, was eben am effectuirendsten, gerade hier charakteristisch und daher am wenigsten entbehrlich ist. Es ist wol keine Frage, daß solcher Beurtheilung und zweckmäßigen Auswahl nur derjenige gewachsen ist, welcher nicht allein den Effect der Instrumentation, sondern auch den Sinn und Charakter derselben und ihr Verhältniß zur ausdrückenden Empfindung ganz versteht; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist es denn freilich empörend, zu sehen, daß unsere Musikverleger so häufig, nur darauf bedacht, kauflustigen Dilettanten wieder einmal einen neuen Pack Noten zum Ablelern aufs Pianoforte zu liefern, die Fertigung von Clavierauszügen bedeutender Werke gemeinen, meist anonymen Lohnsudlern anvertrauen, welche, statt einer bedeutsamen, den Geist möglichst concentrirt abspiegelnden Bearbeitung, nur eben etwas hinkleckseln, was ihrem Unverstande gut und bequem dünkt, und auf diese Weise Meisterwerke großer Tondichter aufs unverantwortlichste versudeln und entstellen.

Man möchte daher beinahe behaupten, daß ein vollkommen zweckmäßiger Clavierauszug fast nur von dem Componisten des Hauptwerkes selbst mit Zuverlässigkeit erwartet werden könne. Indessen droht von dieser Seite wieder eine andere Klippe, indem, wie mehre Beispiele zeigen, der Tonsetzer, bei der Fertigung eines Auszuges seiner eigenen Composition, nicht leicht der Versuchung widersteht, seine ganze Instrumentation so vollständig wie möglich, und somit in den meisten Fällen bei Weitem zu viel und mehr in die Clavierbegleitung zu drängen, als ein Clavierspieler gewöhnlich zu leisten oder doch gut und effectuirend zu leisten vermag: und dieser Fehlgriff scheint uns so erheblich, daß man fast wünschen sollte, die Tonsetzer möchten sich der Fertigung solcher Auszüge ihrer eigenen Compositionen doch lieber gar enthalten, weil sie, durch solches Zuviel des Guten, am Ende die Leichtigkeit der Ausführung, allerwenigstens die Sicherheit guter Ausführung, und dadurch einen der Hauptzwecke einer Clavierbearbeitung, den Genuß des Werkes im Privatkreise, erschweren und oft unmöglich machen.

Freilich ist diese Rücksicht allemal subjectiv, indem sie von der individuellen, größeren oder geringeren Kunstfertigkeit des Clavierspielers abhängt, und insofern müßte es eigentlich so viele Abstufungen von schwerern und leichtern Clavierauszügen geben, als es Abstufungen von mehr oder minder geschickten Clavierbegleitern gibt: was freilich nicht ausführbar ist. Allein auch hier gibt es Auskunftsmittel, und eines der wirksamsten besteht darin, daß man dem schwächern Spieler durch kleinere Nötchen auszeichnet, was er, fällt es ihm etwa zu schwer, am füglichsten auslassen und dadurch sich den Vortrag des Nothwendigeren erleichtern und sichern kann: eine Einrichtung, die wir mit Vergnügen schon bei einigen Clavierauszügen bemerkt haben.

Endlich möchten wir auch noch sehr empfehlen, dem Clavierauszuge, soviel wie möglich, an betreffenden Stellen beizuschreiben, welches Orchester-Instrument eben diese oder jene Stelle, diese oder jene Figur, etwa als solo hervortretendes Instrument, oder aber als in Masse wirkend, in der ursprünglichen Instrumentation vorzutragen hat. Solche Andeutung, welche leicht durch das Beischreiben weniger Worte, z. B. „Flauti", „Oboi", Timp.", „Vni." u. dergl. geschehen kann, sollte um so weniger unterbleiben, da es einleuchtend ist, wie erheblich es nicht allein für die Art des Vortrages dem Pianofortespieler seyn muß, zu wissen, ob z. B. eine bedeutsame Baßnote von den Baß-Instrumenten entweder col arco, oder etwa pizzicato, — con, oder senza sordini, ob von der klangreichen Baßposaune, oder etwa von der trocken markirenden Pauke solo, oder von der gesamten Masse aller Baß-Instrument angegeben werde u. dgl. — sondern wie interessant und wichtig solche Anzeige vorzüglich auch demjenigen ist, welcher den Auszug als Surrogat einer vollen Partitur zum Studium gebrauchen, oder ihn dazu benutzen will, sich eine Vorstellung von dem vollständigen Werke daraus zu bilden; — nicht zu gedenken, daß der Auszug erst durch solche Einrichtung möglichst brauchbar wird, um nothfalls selbst dem Dirigenten der vollständigen Aufführung als Surrogat der Partitur zu dienen.

Weiter müßten wir auch noch wünschen, daß da, wo in der Partitur noch sogenante trockene, d. h. blos mit Ziffernbaß versehene Stellen, Recitative u. dgl. vorkommen, die Generalbaßbegleitung im Clavierauszuge allemal fein in Noten ausgesetzt werden möge, um auch denjenigen zugänglich zu werden, welche nicht das Glück gehabt, den Schulstaub der Generalbaßbezifferung zu genießen.

Nach den bis hieher ausgesprochenen, die gewissermaßen innere und wesentliche Einrichtung eines Clavierauszuges betreffenden Wünschen, berühren wir nur flüchtig noch einige sich eigentlich von selbst verstehende, welche man das Äußere desselben nennen könte. Es gehören hieher, nebst einem correcten und möglichst deutlich ins Auge fallenden, das Lesen mehrer Personen aus einem und demselben Exemplar erleichternden Text- und Notenstich, vorzüglich auch die Vermeidung allzu ängstlicher Sparsamkeit an Noten-

Digitized by Google

zeilen. Wer hat es nicht schon mit Verdruß erfahren, wie unangenehm es ist, die Singparte zweier, ja oft noch mehrer Personen auf eine und dieselbe Notenzeile zusammengedrängt zu finden. — Noch unangenehmer und verdrüßlicher ist es, wenn gar am Texte gespart, derselbe nicht unter jede Singpart gestochen, sondern dem Sänger zugemuthet wird, aus der für ihn bestimten Notenzeile die Noten, den Text aber aus einer andern, wol gar ziemlich entfernten Zeile zu lesen. Es ist klar, daß ein so höchst nachläßig ausgestatteter Clavierauszug zu einer einigermaßen befriedigenden Ausführung nie dienen kann.

Nachdem wir in den vorstehenden Betrachtungen gleichsam ein Ideal eines möglichst zweckmäßigen Clavierauszuges aufgestellt, hegen wir zwar den lebhaftesten Wunsch, daß unsere Erinnerungen von Einfluß auf künftig erscheinende Bearbeitungen dieser Art seyn, und so zur fruchtreicheren Bewirthschaftung und Veredlung dieses für die Kunstcultur so wichtigen Feldes hinleiten mögen; wir wollen uns aber darum nicht mit den täuschenden Hoffnungen so erwünschten Erfolges schmeicheln, denn — wir wissen nur zu gut, wie Verleger und ihre Handlanger nun einmal zu seyn, und wie sie ein nun einmal in ein gemeinübliches Geleise eingefahrenes Geschäft umwandelbar fürder zu betreiben pflegen. Indessen können wir uns nicht erwehren, uns wenigstens in Gedanken gleichsam an der bloßen Idee der Möglichkeit zu weiden, daß es uns jemals so wohl werden könte, so oft wir einen Clavierauszug ergreifen, jedesmal den rechten Geist und wesentlichen Inhalt eines großen Tonwerkes möglichst vollständig in nuce in der Hand zu halten, — so oft uns der Auszug einer uns noch unbekanten neuen Oper zu Handen kömt, denselben als ein in sich selbst verständliches, zusammenhängendes Ganzes durchgehen und durchempfinden zu können! — (*Gfr. Weber.*)

CLOCIA oder Glocke wird eine Kleidung der Großkreuz-Ritter der Johanniter oder Malteser genant. Sie ist ein schwarzer Rock mit großen Ärmeln, vorn offen. An der linken Seite, in der Gegend der Brust ist an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befestigt. Dieses Gewand tragen sie, wenn sie in die Kirche gehen. Der Degen an der Seite fehlt nicht. Wenn sie sich dagegen in den Rath begeben, tragen sie einen ähnlichen Rock mit dem großen Kreuz an der Brust; er ist aber vorn zu, auch dürfen sie dann keinen Degen führen. Siehe Helyot im 8. Bande. (*G. W. Fink.*)

CLUPEA ENCRASICHOLUS (vgl. Thl. XVIII. S. 101) Sardelle (Sardine), ist jene kleine, selten 6 Zoll lange und 1 Zoll breite Häringsart, die ihren Namen von der Insel Sardinien haben soll, an deren Meeresküste sie noch jetzt häufig und in vorzüglicher Güte gefangen wird. Eigentlich findet man sie im ganzen mittelländischen und atlantischen Meere, aber nicht an einer Küste so gut, als an der andern, was auch mit von deren verschiedener Behandlung herrühren mag. Seltener komt sie in der Ostsee, als in der Nordsee vor. Ihr Kopf ist goldfarbig, und die obere Kinnlade länger, als die untere; der gestreckte Körper ist mit kleinen, leicht abfallenden Schuppen besetzt, und sieht auf dem Rücken gelbgrünlich, an den Seiten aber, wie am Bauche, weiß aus.

Die Sardelle lebt fast immer in der Tiefe des Meers, und streicht nicht an allen Küsten zu gleicher Zeit, wonach sich auch die verschiedene Zeit ihres Fanges richtet. An den französischen Küsten dauert dieser vom December bis zum März, dagegen an den italischen und spanischen vom Mai bis zum Juli. Die Vermehrung derselben ist, wie beim Häringe, überaus groß, und es sollen auf einem Zuge wol 40 Tonnen voll, jede zu 6 — 10,000 Stück gerechnet, gefangen werden. Der Fang geschieht meist bei Lichte, durch welches man sie, wie viele andere Fische, anlockt.

Die Behandlung der gefangenen Sardellen scheint verschieden zu seyn. An den italischen Küsten schneidet man ihnen sogleich die Köpfe ab, nimt die Eingeweide heraus, und pöckelt sie mit Seesalz in Tönnchen ein. Auch genießt man sie frisch, oder räuchert sie (Bücklingssardellen). Hier und da werden sie vor dem Einsalzen gepreßt, um Thran daraus zu gewinnen für die Gärbereien ꝛc. Dieses Pressen soll sie nicht verschlechtern, sondern vielmehr verbessern und zugleich dazu beitragen, daß sie vortheilhafter in die Tönnchen sich schichten lassen.

Man nimt an, daß sie, gut eingelegt, sich über zwei Jahre gut erhalten. Sie müssen in den Tönnchen dicht geschichtet, wie gepreßt, liegen, außen weiß und innen röthlich aussehen, fett genug und von festem Fleische, durchaus ganz und unzerstückelt seyn, wie die französischen und portugisischen Anchovetten, die sich besonders durch ihre Größe auszeichnen. Für die allervorzüglichsten hält man die um Livorno und Genua gefangenen, kleinen, zarten Sardellen. — Schlechter sind die zerstückten, oder zu kleinen, zähen, zu alten, verlegenen, die gelben von thranigem Geruch und Geschmack, wie die sicilianischen und toskanischen; geringer auch die nicht gehörig eingesalzenen, und deshalb unhaltbaren engländischen, und die zu kümmerlichen spanischen, giftig sogar die in Bänken von Kupferfelsen gefangenen Sardellen, in deren erwärmter Lake ein blanker Stahl sich überkupfert.

Zum Verspeisen werden die Sardellen zunächst in Wasser abgespült, die größern in zwei Hälften gespalten, und roh mit verschiedener Zuthat bei uns auf Butterbrod genossen; sie dienen vorzüglich bei Verschleimung der Brust, des Magens und der Därme, führen manchmal gelinde ab, und schärfen den Appetit. Auch geben sie eine pikante und gesunde Würze zu Saucen, Salaten, zu Rindfleisch, Kartoffelbrei ꝛc. Sardellen, in Provenceröl eingelegt, galten längst, bei den südlichen Europäern für eine Delicatesse, und sind jetzt auch bei uns als Zukost eingeführt, nur muß das Öl dazu fein und möglichst frisch seyn. — (*Th. Schreger.*)

Clytia vergl. Campanularia.

COAGUAYANA, der einzige Partido der mexikan. Prov. Michuacan, welcher an den stillen Ocean grenzt, aber wegen des ungesunden Clima's, nur eine geringe Bevölkerung von 1350 Einw. hat, welche jetzt unbe-

Digitized by Google

deutenden Handel mit Baumwolle und Salz treiben. Vor der Revolution besaß der Flecken Coalcaman bedeutende Eisenhämmer und eine Stahlfabrik. — Der gleichnamige Hauptort (18° 27′ 30″ B. 4° 2′ L.) mit 584 Einw., in dessen Nähe eine Salzquelle, hieß früher Motines bel Oro. (Vergl. Neue geogr. stat. Ephemerid. 28. Bd. 1829. S. 244). (*Leonhardi.*)

COBRA de Chiametla, (Reptilia), Name einer unbestimten Chilesischen Schlangenart, nach dem Gebirge so benant, vielleicht Coluber Chiametla *Shaw.* — Cobra de Capello, portugisischer Name der Brillenschlange (Coluber Naja L.). (*D. Thon.*)

COCHENILLE ist der getrocknete Körper der weiblichen Cochenille-Schildlaus, welche in Mexiko auf einigen Fackeldistelarten (Cactus coccinilifer, C. opuntia, C. tuna und C. peresixia) lebt. S. Coccus.

Die Erziehung und das Einsammeln geschieht in Mexico in eigenen Plantagen von der Cochenillefackeldistel (cactus coccinilifer), welche die Spanier Nopal nennen, und außerdem auch unter dem Namen Nopal opuntia, indianische Feige, bekant ist, die man den andern Cactusarten vorzieht, weil sie ohne Stacheln und Dornen ist, und die wollige Oberfläche den Thierchen mehr Schutz gegen Regen, Wind und Feuchtigkeit gibt. Achtzehn Monate, nachdem eine solche Pflanzung angelegt ist, bringt man die Cochenilleschildläuse, die man im Larvenzustande bei Eintrit des Winters von den Pflanzen abgenommen, in Nestern von Heu in den Häusern aufbewahrt und mit Fackeldistelblättern genährt hat, auf die Pflanzen, oder man schneidet, wie in andern Gegenden, die Zweige, auf denen die Schildläuse sitzen, ab, und bringt sie in Kammern, wo sie frisch bleiben, und die jungen Thierchen auswachsen, bis sie nach der Regenzeit wieder auf im Freien stehende Pflanzen gebracht werden. Bei dem Aussetzen in die Pflanzung vertheilt man sie so regelmäßig, als möglich, damit sie sich durch zu große Nähe nicht schaden, indem man immer 12 bis 15 Stück der weiblichen Thiere in etwas Coccuswolle steckt und diese auf den Stengeln befestigt. Man überläßt sie sich jetzt ohne Pflege selbst. Noch vor zwei Monaten beginnt die Begattung, nach welcher die Männchen sterben, die Weibchen aber gesammelt werden. Nach 3 bis 4 Monaten sind dann die Jungen wieder groß geworden, und es beginnt die zweite Ernte, bei der ebenfalls die ausgewachsenen Weibchen gesammelt werden. Vor Eintrit des Winters findet dann die dritte statt, und nun nimt man Alles ab, und hebt blos die Jungen auf, welche man zur neuen Zucht für künftiges Frühjahr bestimt. Nach andern Angaben sammelt man hingegen die Weibchen kurz vorher, ehe sie Eier legen, sowol um den Verlust der Eier zu verhüten, die reich an rothem Pigmente sind, als um zu verhindern, daß Junge aus der Pflanze auskommen, da diese einige Monate nöthig hat, um sich von der durch die Schildläuse erlittenen Aussaugung zu erholen. Bei dem Einsammeln hält man ein kesselartiges Gefäß mit einem scharfen Rand an die Pflanze (oder ein Tuch), macht die Cochenille mittelst eines Messers, mit dem man von unten hinauffährt, oder mittelst eines Pinsels los, und reinigt zugleich die Pflanze mit dem Messer und einem Tuch. Die eingesammelten Thierchen tödtet man sogleich, indem man sie in heißes Wasser taucht oder heißem Dampf aussetzt und trocknet. Das Trocknen geschieht a) an der Sonne; sie werden dadurch braunroth und von den Spaniern Regenerida genant; oder b) im Ofen, wodurch sie eine ins Graue fallende Farbe mit Purpuradern erhalten; die Spanier nennen diese Jaspeada; oder c) auf den Platten oder Pfannen, wo Maiskuchen gebacken werden; hier verkohlen sie oft ganz und werden von den Spaniern Stegra genant. Durch das Trocknen schrumpfen die Thierchen sehr zusammen und verlieren ¾ ihres Gewichts. Nach dem Trocknen werden sie gesiebt und die kleineren Thiere und Abgänge besonders unter dem Namen Granillo in den Handel gebracht.

Nach zuverlässigen Überlieferungen soll ein Morgen Landes 200 Pfund Cochenille liefern, zu deren Pflege ein Mann hinreichend ist. 70,000 weibliche Insecten geben ein Pfund Cochenille, wenn man daher die Einfuhr nach Europa gegen 800,000 Pfund annimt, so können jährlich gegen 56,000 Millionen dieser Thierchen nach Europa gebracht werden.

Man unterscheidet zwei Arten von Cochenille, die bessere oder zahme (Grana fina, Mestica oder Mesteque) und die geringere oder wilde (Grana sylvestra oder Capesiana). Erstere ist beiläufig zweimal so groß als letztere, vermuthlich weil ihre Gestalt durch günstige Einwirkung der menschlichen Pflege und durch eine reichlichere und zuträglichere Nahrung vervollkommnet wurde. Die wilde Cochenille, welche ohne Pflege im natürlichen Zustande lebt, ist mit weißen, feinen, flaumartigen Fäserchen bedeckt, um sich gegen Kälte, Regen ꝛc. zu vertheidigen. Sie vermehrt sich nach Raynal leichter und geschwinder, weil sie kein so zartes Leben als die zahme hat. Man kann sie sechsmal in einem Jahre sammeln, während die zahme nur drei Ernten gibt. Dagegen gewährt die zahme den Vortheil, daß sich auf einer Staude, dem Gewicht nach, ein Drittheil mehr von ihr ernähren können, als von der wilden, welche letztere ein Drittheil weniger Pigment enthält. In Mexico hält man die beiden Arten in einer Entfernung von 100 Ruthen von einander abgesondert, damit nicht die Männchen der wilden Art die Weibchen der zahmen Gattung schwängern und so eine Ausartung bewirken. Durch Pflege, wenn sie in den Nopalpflanzungen cultivirt wird, soll die wilde Cochenille mit der Zeit fast eben so groß, als die zahme werden, und den größten Theil des wolligen Überzugs verlieren.

Als die Spanier zuerst im Jahre 1518 nach Mexico kamen, fanden sie die Cochenille von den Eingebornen jenes Landes zum Bemalen ihrer Wohnhäuser, Putzgeräthe u. s. w. und zum Färben ihrer Baumwolle angewendet. Von der Schönheit dieser Farbe entzückt, erstatteten sie dem spanischen Ministerium Bericht darüber, welches wie Heraran uns berichtet, im Jahr 1523 dem Kortez Befehl ertheilte, Maßregeln zur Vervielfältigung dieses höchst schätzenswerthen Erzeugnisses zu treffen. Europa bezieht bis jetzt noch die Cochenille aus Mexico und Peru, obgleich die im wilden Zustande auf verschiedenen Fackeldistelarten auch im wärmeren Amerika und in Westindien

Digitized by Google

lebt. Die beste soll in der Gegend von Guaxaca gewonnen werden. Außer dieser, nach Don Antonio Ulloa, die größte Menge noch in Tlascala, Chulua, Neuva, Gallicia und Chiapa in Mexico, und zu Hambatio, Loja und Tucuman in Peru erzeugt werden.

Thierry de Menonville verpflanzte sie im Jahr 1777 nach St. Domingo, welche aber nach seinem Tode einige Jahre später und aus Mangel an Unterstützung von Seiten der Regirung ohne Erfolg geblieben. Von den Engländern wurde der Versuch 1789 bei Madras in Ostindien gemacht, wo man indessen blos eine Art Nopal und zwar nicht den cactus coccinilifer, und erst weit später Cochenilleschildläuse erhielt. Anderson glaubte in Ostindien selbst eine Art Cochenille entdeckt zu haben, es zeigte sich aber, daß es ein anderes dem Kermes ähnliches Insect war, das, wie Bancroft zeigte, nur chocoladenbraun färbt. Die Fackeldistel komt übrigens auch in Südeuropa gut fort und in Spanien, dem südlichen Frankreich und der Insel Malta hat man in der neueren Zeit gelungene Versuche mit der Zucht der Cochenille gemacht, welche alle zu den schönsten Erwartungen berechtigen [1]).

Im europäischen Handel unterscheidet man *silbergraue* und *schwarze*, *gesiebte* und *ungesiebte* Cochenille, so wie *Cochenillestaub*. Die silbergraue wurde sonst mehr geschätzt; da aber die wilde diese Farbe zum Theil hat, und die zahme oft durch Kreide oder Talg diese Farbe erhält, so steht sie jetzt nach ihrer Güte theils höher, theils niedriger als die schwarze.

Eine gute feine Cochenille muß äußerlich glänzend, schwarz, weißlich oder silbergrau, jaspis oder aschfarb aussehen, kleine Querrunzeln haben, ferner auch nicht zu leicht, ganz trocken, rein gesiebt und aus dicken, platten Körpern bestehen, gekaut den Speichel schnell und schön purpurroth färben, etwas bitterlich adstringirend schmecken, auch einen kaum merklichen dumpfigen Geschmack haben. Die käufliche spanische war stets unverfälschter, als die engländische. Verfälscht wird die echte zahme mexicanische Cochenille zuweilen im Handel angetroffen: a) mit der wilden Cochenille; b) mit bräunlicher Cochenille; c) mit Negra oder Negrilla; d) mit havarirter Cochenille; e) mit marinirter Cochenille; f) mit polnischer oder teutscher Cochenille; g) mit Sand oder mit dem Abfall von der gesiebten feinen Cochenille, mit Moos, Opuntiablättern, Stielen u. s. w. Das allergefährlichste Verfälschungsmittel ist die Sylvestresubstanz, eine Mischung aus Thon, Fernambukholzabsud und Tragant, die man in England in cochenilleähnliche Körner formt. In Frankreich gibt man der schwarzen durch Schütteln mit feingemahlenem Talg das Ansehn der silbergrauen, nachdem man sie vorher 36 bis 38 Stunden in einen Keller zum Anziehen der Feuchtigkeit gelegt hat, und siebt dann den überflüssigen Talg weg. In Marseille macht man graue Cochenille schwarz. Dieses soll vermittelst Essigdampf geschehen. Alle diese Verfälschungen lassen sich leicht erkennen oder ausmitteln. Gute Cochenille erhält sich an einem trocknen Ort Jahrhunderte lang, ohne zu verderben. Hellot sagt, daß er mit 130jähriger Cochenille eben so gut, als mit frischer gefärbt habe.

Zur Prüfung des Gehalts an Pigment bedient man sich am besten des Chlors. Berthollet bereitete drei verschiedene Decocte, nämlich aus der Cochenille von St. Domingo, aus der Waldcochenille und der Mestek, filtrirte die Decocte und brachte jeden in ein cylindrisches Glas, welches in Grade abgetheilt war. Nun brachte er von einer und derselben liquiden Chlorine so viel hinzu, bis alle drei eine gelbe Schattirung angenommen hatten. Die Quantität des verbrauchten Chlors, welches die Verhältnisse des Pigments anzeigte, gab ihm folgende Scala an die Hand: 8 Theile auf die Cochenille von St. Domingo, 11 Theile auf die Waldcochenille, wie sie im Handel vorkomt, 18 Theile auf die Mestekcochenille. Hieraus erkent man, daß die Cochenille von St. Domingo die ärmste von allen dreien an Pigment ist, was aber die Farbe selbst anbelangt, so gibt die Cochenille von St. Domingo nach Bertholletz Versuchen der Mestekcochenille an Schönheit nichts nach.

Raynal gibt zu seiner Zeit die jährliche Einfuhr der Cochenille in Europa auf 4000 Centner feine, 300 Ctnr. wilde, 200 Ctnr. Granilla und 100 Ctnr. Staub an, zusammen 9 Millionen Livres im Kaufpreis werth. Nach Fischer beträgt die Ausfuhr nach Spanien 10,220 Aroben feine, 926 Aroben schlechte und 168 Aroben Cochenillepulver; erstere 804,903, die zweite 42,971, letztere 672 Piaster an Werth. Nach v. Humboldt wurden 1736 für mehr als 15 Millionen Franken Cochenille nach Europa gesandt. Später nahm die Einfuhr zu und stieg in den drei Jahren 1788, 89 und 90 bis auf 2,200,000 Pfd., was im Durchschnit auf das Jahr 733,333 Pfund macht. Bancroft nimt den jährlichen Verbrauch Europa's auf 600,000 Pfd. an und rechnet für England 240,000 Pfd. In England war nach offiziellen Angaben der Werth der Ein- und Ausfuhr von Cochenille (Irland ausgenommen) in Pfund Sterling:

Einfuhr	1820	59,485.	Ausfuhr	—
;	1821	129,551.	;	64,161.
;	1822	95,968.	;	54,956.
;	1823	105,627.	;	66,787.

Frankreich consumirte vor der Revolution für eine Million Franken Cochenille. In den 7 Jahren, welche mit 1802 anfingen, betrug die mittlere Einfuhr jährlich 1½ Million Franken, in den 4 Jahren von 1809 an nur 200,000

1) Im vorigen Jahre (1828) ließ der König der Niederlande den Nopal und die Cochenille nach Java verpflanzen. Er erfuhr nämlich, daß man in Andalusien die Fackeldistel und die Cochenille acclimatisirt hatte, wo das Clima zur Anzucht beider äußerst günstig ist. Der König sandte einen Holländer nach Cadix und unterhielt ihn daselbst 2 Jahre lang. Dieser unterrichtete Mann wußte nach und nach im Garten der Gesellschaft Zutrit zu gewinnen, und die Cultur dieser Pflanze und Thiere zu lernen. Zu Cadix ahnte man nicht das Geringste von den wohlbemessenen Schritten des reisenden Holländers, dessen Äußeres eben so national phlegmatisch war, als er mit schlauer Thätigkeit seine Sendung zu erfüllen wußte. Er verschaffte sich über 1000 junge gesunde Nopals und eine bedeutende Menge Insecten, und gewann den ersten Gärtner dieser Anstalt selbst, der sich entschloß, gegen eine bedeutende Summe Geldes in die Dienste des Königs der Niederlande auf 6 Jahre zu treten und nach Batavia zu gehn. Von Vließingen aus wurde eine Kriegscorvette (die Lilie) nach Cadix beordert, welche in der Nacht ihre Beute aufnahm und am folgenden Morgen mit ihren kostbaren Schätzen nach Batavia absegelte.

Digitized by Google

Franken, 1819 war sie 225; 1820, 822; 1821, 168 mesterische Centner. In Östreich belief sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Einfuhr nach einem 6jährigen Durchschnit in den grsamten östreichischrn Staten jährlich auf 24,933 Pfund. Im Jahre 1807, einem der stärksten betrug sie 29,885 Pfund. Vom Jahre 1809 bis 1811 war sie in den damals kleinen Stairn Teutschlands jährlich 11,592 Pfund, die Ausfuhr hingegen 4342 Pfund. In der neueren Zeit hat sich der jährliche Verbrauch in allen europäischrn Staten sehr vermindert, da man in vielen Färbereien sich statt der Cochenille des Lakiak, Lakdye und des Krapps bedient.

Chemische Zerlegung der Cochenille, und Verhalten gegen chemische Agentien.

Wir besitzrn zwei chemische Analysen der Cochenille, die ältere von John, die neuere von Pelletier und Caventou. Nach ersterer enthaltrn 100 Theile derselben:

Cochenillestoff (rothes Pigment in weicher Form)	50,00
Muskösrr Theile	10,50
Wachsartigen Fetts	10,00
Modificirten gallertartigrn Schleims . .	14,00
Häutige Theile	14,00
Phosphorsauren und salzsauren Alcalis, phosphorsauren Kalks, Eisens und Ammoniums	1,50.

Den weißen Staub, mit dem die Cochenille bedeckt ist, hält John für Fettwachs und glaubt, daß er beim Trocknen durch die Hitze ausschwitze. Nach andern Angaben ist er aber schon im lebrnden Zustande auf dem Thiere und zwar in Gestalt eines feinen wollartigen Überzugs, besonders bei drr wilden Cochenille [2]).

Das Pigmrnt der Cochenille ist von zweifacher Beschaffenheit, der eine Theil ist vorzüglich im Weingeist, der andere mehr in Wasser löslich und schöner, als der vorhergehende. Man erhält den Cochenillestoff dadurch, daß man Cochenillepulvor zu wiederholtrn Malen mit Wasser bei 60° R. extrahirt, die granatrothen Auflösungen bei gelinder Wärme bis zur Syrupsdicke verdunstet, nach dem Erkalten mit der gleichen Menge Weingeist vermischt, die grfällte gallertartige Masse absondert und dann die klare Flüssigkeit bei 30 bis 50° R. eintrocknen läßt. Das Pigment der Cochenille bildet eine carmoisinrothe, glänzende, sprödr Masse, welche in Wasser leicht, in Weingeist schwer und in Äther nur in geringer Menge auflöslich ist. Die wässertge Auflösung absorbirt den Sauerstoff aus dem Dunstkreise, wenn sie lange Zeit damit in Berührung steht, oder bei öfterem Verdunsten, und es schridrt sich drr oxydirte Farbestoff in unauflöslichen Flocrn aus. Die Auflösung wird durch die meisten Metall- und Erdauflösungen, nicht aber durch Galiusinfusion gefällt. Die Niederschläge sind theils violett, theils carmoisin, theils carminroth gefärbt. Die ätzrnden Alralien lösen ihn mit violetter und rother Farbe auf, und die ammoniakalische Auflösung kann als rothe Dinte gebraucht werden.

Kocht man Cochenille in Wasser, so löst sich in demselben zuerst carmoisinrother, später violetter Stoff auf und zuglrich Gallerte. John hält es daher für zuträglich, drn Färbestoff nur bei geringer Wärme auszuziehn, weil sich sonst zu viel Gallerte auflöst und der Färbestoff selbst sich oxydirt, und dann minder feurige Farben gibt.

Nach Pelletier und Caventou enthält drr Cochenilleabsud außer dem Farbestoff stets thierischen und fetten Stoff, und ersterer gibt ihm die Eigenschaft, mit den meisten Körpern Niederschläge zu bilden, die der reine Farbestoff nicht hat. Übrigens ist das Wasser nicht leicht im Stande, allen Färbestoff aus der Cochenille zu ziehen, und man kann durch eine alkalische Flüssigkeit aus bereits ausgezogener Cochenille noch ein Achtheil Farbstoff ausziehen, der ebenfalls zum Färben anwendbar ist. Bei der gewöhnlichen Färdungsmethode durch Zinnsalz und Weinstein wird jedoch fast aller Farbestoff ausgezogen.

In der Siedhitze löst Schwefeläther einen fetten goldgelben Stoff auf. Dieser ist dem thierischen Fette ähnlich, und die gelbe Farbe rührt von dem enthaltenen rothen Pigmente her, das die Säure dieses Fettes gelb macht. Alkalische Salze machen ihn wieder roth und nur durch dieses Fet: wird er in Schwefeläther auflöslich, weil der reine Farbestoff sich darin nicht auflöst. Weingeist löst das Pigment der Cochenille mit purpurrother Farbe auf, aber nur in Folge und im Verhältniß seines Wassergehalts. Behandelt man Cochenille, die bereits mit Schwefeläther ausgezogen ist, mit Weingeist, so färbt er sich dunkelroth ins Gelbe ziehend, und läßt bri dem Erkalten und noch mehr bei dem Eindunsten rothe, etwas krystallisirte Materie fallen, welche Farbrstoff, thierischen Stoff und Fett enthält. Löst man diese in kaltem Weingeist auf, so bleibt thierischer Stoff zurück. Trent man diesen durch Seihen und setzt zu dem Weingrist eine gleiche Menge Schwrfeläthrr, so setzt sich binnen einigrn Tagen ein herrlich purpurrother Stoff zu Boden, der sich stark an die Wände des Glases anhängt, welchen Pelletier und Caventou als das reine Pigment betrachten, dem sie dem Namen Carminium gegeben. Das Carminium ist glänzend purpurroth, körnig, beinahe krystallinisch, leicht in Wasser auflöslich; eine ganz kleine Dosis färbt dasselbe außerordentlich; es wird beim Verdunsten syrupartig, ohne zu krystallisiren, und grht durch Säure und die meisten sauerwirkenden Körper ins Gelbe, durch Kalien ins Violette übrr. Gallusauszug fällt aus dem wässrigen Absude drr Cochenille einen violetten Niederschlag, den John für Gallerte hält und dadurch den Nutzen der Anwrndung gärbestoffhaltiger Rinden bei Bereitung des Carmins darthut, da diese die Gallerte entfernen, welche durch einige Salze ebenfalls gefällt wird, und der Schönheit der Farbe nachthrilig wäre. Das reine Cochenillepigment wird durch den Gärbestoff nicht präcipitirt. Ebenso lösen weder fette noch ätherische Öle den Farbestoff auf. Säuren schlagen nach John den reinen Färbestoff, wenn er in Wassrr aufgelöst ist, nicht nieder, wol aber dann, wenn er noch mit thierischem Stoff verbunden ist. Schwrfelsäure löst den Farbestoff mit violetter, Salzsäure mit rother Farbe auf. Salpetersäure färbt ihn in der Kälte braun, und zersetzt ihn in der Wärme, wobei

2) Dr. Ure, in der Tabelle über Analysen organischer Körper, nimt die Cochenille zu 50,75 Kohlenstoff, 5,81 Wasserstoff, 36,53 Sauerstoff, 6,91 Stickstoff, 39,6 Wasser und 41,1 als Überschuß an Wasserstoff an.

Digitized by Google

sie sich gelb färbt. Nach Pelletier und Caventou zersetzen nur sehr concentrirte Säuren den reinen Färbestoff, weniger starke machen seine Farbe brennend roth, später gelbroth und zuletzt gelb. Kalien stellen die Farben wieder her, wenn nicht zu viel Säure angewendet wurde; Chlor zerstört ihn ganz; Jod ebenfalls, aber minder schnell. Kalihaltiges Wasser löst den größten Theil der Cochenille mit violetter Farbe auf und scheint den Farbestoff etwas zu verändern, besonders mit der Zeit, bei Zutritt der Luft, wo er nach Jahren bräunlich gefällt wird. Pelletier und Caventou bemerken, daß die violette Farbe bei Einwirkung der Kalien mit der Zeit, oder wenn man sie erwärmt, in roth und dann in gelb übergeht, wobei das Pigment ganz verändert wird. Das kalihaltige Wasser löst auch viel thierischen Stoff auf. Setzt man der violetten, alcalischen Cochenilleauflösung Säure zu, so entsteht ein schönrother Niederschlag, der beim Trocknen so dunkel wird, daß er braun erscheint, aber mit Wasser seinen vorigen Glanz wieder erhält. Dieser Niederschlag ist vollkommen reiner Carmin. Kalien allein bilden in dem wässerigen Auszuge keine Niederschläge, machen aber die Farbe carmoisinroth.

Wird dem Cochenilleabsude Thonerde zugesetzt, so entfärbt er sich, indem der Färbestoff und etwas thierischer Stoff sich mit der Thonerde verbindet und in der Flüssigkeit ein thierischer und fetter Stoff zurückbleibt. Man erhält auf diese Art schön rothen Lack, aber wenn man die Flüssigkeit erhitzt, carmoisinrothen, der um so mehr ins Violette fällt, je größer die Wärme war und je länger das Kochen dauerte. Setzt man aber vorher etwas Kali zu der Flüssigkeit, so erhält man auch bei Wärme einen rothen Lack. Kalkwasser bildet einen violetten Niederschlag; Schwer- und Strontianerde machen die Farbe carmoisinviolett wie die Kalien, ohne einen Niederschlag zu bilden. Kieselhaltiges Kali färbt Schafwolle, wenn man die Absetzung der Kieselerde durch Zusatz von etwas Schwefelsäure befördert, nach Bancroft purpurfarbig. Eben so wird Wolle, die man lange Zeit mit Kalkwasser und Cochenille kocht.

Die Salze erzeugen in der Auflösung des reinen Farbestoffs (Carminium) keinen Niederschlag, in dem Absude der Cochenille erhält man aber durch die sauren Salze (Weinstein, Sauerkleesalz) den bekanten carminrothen Niederschlag (Carmin) und auf Zeugen Carmoisinfarben. Ähnliche Resultate gibt die citronensaure und salzsaure Thonerde, mehr rothe salzsaure Thonerde. Die Neutralsalze (von Kali, Natron, Ammonium) machen die Farbe violett, ohne einen Niederschlag zu erzeugen. Der salzsaure Kalk bewirkt einen nelkenbraunen, später schwärzlich und zuletzt schmutzig grün werdenden, essigsaurer Baryt einen lebhaften ponceaurothen Niederschlag, der sich aber langsam und in geringer Menge bildet. Weinstein befördert die Auflösung der farbigen Theile, wenn man ihn mit der Cochenille kocht. Hermbstädt erhielt mit saurem, arsenikfaurem Natron dunkel Mordore mit basischem Lila. Die meisten Metallsalze liefern mit dem Cochenilledecoct gefärbte Niederschläge. Hochoxydirte Zinnsalze erzeugen rothe, wenig oxydirte violette. Mit dem salzsauren Zinn zugleich essigsauren Baryt und weinsteinsaures Kali hinzugebracht, wird ein sehr lebhaft carminrother Präcipitat gebildet, den John als Malerfarbe empfiehlt. Das essigsaure Blei gibt einen vortrefflichen veilchenblauen Niederschlag, der an der Luft beständig ist. Die ganze Flüssigkeit wird zersetzt. Mit stark oxydirtem Cochenillestoff wird der Niederschlag violett indigoblau. Setzt man vorher etwas essigsauren oder salzsauren Baryt zu der Flüssigkeit, so spielt er in das Rothe. Das schwefelsaure Zink und die Kupfersalze, so wie Kupferammonium bilden mit dem Cochenilledecoct violette, mit dem Carminium hingegen keine Niederschläge; schwefelsaures Silber und schwefelsaures Chrom unvollständig bläulichrothe Niederschläge. Violettbraune werden gebildet mit schwefelsaurem Eisen; braune, später dunkelolivengrün werdende mit essigsaurem Eisen. Mit salpetersaurem Quecksilber erhielt John einen amethystfarbenen, Pelletier und Caventou hingegen einen scharlachrothen Niederschlag. Letztere erhielten durch salpetersaures Quecksilberoxydul einen violetten und im Übermaß von Säure einen carmoisinrothen Niederschlag. Keine Niederschläge in dem Carminium geben salzsaures Mangan, so wie die Goldsalze. Salzsaures Silber macht die Cochenillestüssigkeit heller, ohne einen Niederschlag zu bilden, der erst später in geringer Menge erscheint. Durch weinsteinsaures Kali wird seine Farbe ungemein erhöht. Alkoholische Morphinlösung ertheilt dem Carminium eine Amaranthfarbe, die durch Zusatz von gallertförmiger Thonerde einen rosenrothen Lack bildet, der durch Erhitzen nicht violett wird.

Cochenille-Carmin. Dieses durch die Kunst dargestellte Handelsproduct ist nach Pelletier und Caventou eine Verbindung von Carminium, thierischem Stoff und einer zur Präcipitation angewandten Säure, zugleich mit etwas Thonerde, die jedoch nicht zur Wesenheit desselben gehört. Die Bereitung des reinen Carmins erfodert die größte Aufmerksamkeit sowol in der Wahl der Gefäße, als in den Manipulationen der Darstellung. Gewöhnlich ist der im Handel vorkommende ein Gemenge von Carmin und Carminlack. John und Kastner sind der Meinung, daß man nach allen öffentlich bekanten Vorschriften keinen echten Carmin darzustellen vermöge, daß vielmehr die Bereitung desselben zu den den Chemikern noch unbekanten Geheimnissen gehöre. Die Bereitung des Carmins gründet sich im Allgemeinen auf die Fällung durch den Säureüberschuß eines sauren Salzes, namentlich Alaun oder Weinstein, und die Umstände, auf welche bei Bereitung desselben im Allgemeinen zu achten ist, sind folgende: da es hauptsächlich darauf ankomt, den Farbestoff unverändert in seiner größten Schönheit niederzuschlagen, so erfodert es ein geübtes Auge, um den Zeitpunkt, wo die Farbe am lebhaftesten ist, nicht zu verfehlen. Da ferner der Farbestoff um so leichter niedergeschlagen wird, je mehr er mit thierischem Stoff in Verbindung vorkomt, so muß man die Auflösung des thierischen Stoffes im Absud der Cochenille befördern, wenn man viel Niederschlag bezweckt, was durch Zusatz eines Alkalis geschehen kann; muß dagegen, wenn man wenig, aber reinen Carmin verlangt, die Auflösung des thierischen

Digitized by Google

Stoffs, welcher der Schönheit der erzielten Farbe Eintrag thut, theilweise zu hindern oder den aufgelösten zu entfernen suchen, wovon ersteres durch niedere Temperatur, letzteres durch Fällen mittelst eines gärbestoffhaltigen Körpers geschehen kann. Doch darf nicht alle thierische Materie entfernt werden, da Säuren den reinen Färbestoff gar nicht fällen. Bei der Bereitung sind noch folgende Regeln zu beobachten: 1) man nehme destillirtes, oder Regen- oder ganz reines Flußwasser, aber ja kein Brunnenwasser. 2) Man beobachte hinsichtlich der Geräthe, Umrührstäbe u. s. w. die größte Reinlichkeit. 3) Man bediene sich zum Kochen und Aufbewahren porcellainener oder zinnerner oder gut verzinnter kupferner Gefäße; 4) zum Seihen keiner Tücher, die mit Seife gewaschen wurden, da diese gewöhnlich noch etwas Seife zurückhalten; Hanfleinen oder ein seidenes Sieb eignet sich hiezu am besten; 5) man wähle die allerbeste Cochenille, die vorher fein gemahlen oder gestoßen werden muß, und einen höchst eisenfreien Alaun.

Die zur Zeit bekanten Verfahrungsarten, den Carmin darzustellen, bestehen in folgenden:

A) Altes teutsches Verfahren durch Fällung mit Alaun, ohne allen Zusatz. Man bringe Wasser zum Sieden, werfe die gemahlene Cochenille hinein, rühre gut um, lasse die Mischung 6 Minuten mäßig kochen, setze unter Umrühren etwas gestoßenen, eisenfreien Alaun hinzu, lasse sie noch 3 Minuten kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer, seihe und lasse sie in porcellainenen Tassen 3 Tage stehn. Während dieser Zeit fällt ein Bodensatz nieder, der abgetrent und im Schatten getrocknet, den Carmin darstellt. Sollte es nöthig seyn, denselben auszusüßen, so verrichte man dieses Geschäft mit destillirtem Wasser. Die Flüssigkeit setzt nach 3 Tagen neuerdings eine geringere Sorte Carmin ab, welche man auf Carminlack anwenden kann. — Die Verhältnisse sind nach der gewöhnlichen Angabe: 576 Theile Flußwasser, 16 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun, wo man 1½ bis 2 Theile Carmin erhält. Nach einer andern Angabe: die nöthige Menge Wasser, 12 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun.

B) Darstellung mit Weinstein. Man kocht die Cochenille mit Wasser, setzt nach einiger Zeit etwas Weinsteinrahm, und wenn das Gemenge hiemit 8 Minuten gekocht hat, Alaun zu, mit dem man es noch 1 bis 2 Minuten kochen läßt, dann vom Feuer nimt, in gläserne Gefäße gießt, filtrirt und ruhig stehen läßt, bis der Carmin sich absetzt, der nach Abgießen der Flüssigkeit im Schatten getrocknet wird. Die Verhältnisse bei dieser Bereitung sind folgende: 8 Maß Wasser, 8 Loth Cochenille, 1 Loth Weinsteinrahm, 3 Quentchen Alaun, oder: 8 Pfund Wasser, 8 Unzen Cochenille, ½ Unze Weinsteinkrystalle, ¼ Unze Alaun, wodurch man 1 Unze Carmin erhält.

C) Darstellung mit Soda und Zusatz von Eiweiß nach Alyon. In 2½ Eimer Flußwasser, die man siedend gemacht, bringe man 1 Pfund Cochenille, rühre um, setze eine durch Sieden mit 1 Pfund Wasser bereitete, geseihte Auflösung von 6 Drachmen Soda zu, lasse die Mischung noch 6mal damit aufwallen, nehme den Kessel vom Feuer und lasse ihn geneigt ruhig stehen; hierauf setze man 6 Drachmen gepulverten Alaun zu derselben, rühre die Flüssigkeit, um die Auflösung dieses Salzes zu befördern, mit einem Pinsel um, und lasse das Ganze 25 Minuten ruhig stehen. Die Flüssigkeit, welche eine vortreffliche scharlachrothe Farbe hat, wird sorgfältig vom Bodensatz abgegossen, in einen andern reinen Kessel gebracht, und in dieselbe das Weiße von 2 Eiern, das mit einem halben Pfund Wasser wohl geschlagen worden, geschüttet und mit einem Pinsel umgerührt. Der Kessel wird abermals ans Feuer gebracht und erhitzt, wobei das Eiweiß gerint und aller Farbestoff zu Boden fällt. Der Kessel wird hierauf vom Feuer genommen und 25 bis 30 Minuten hingestellt, damit der Carmin sich gänzlich setze. Die überstehende Flüssigkeit wird klar vom Bodensatze abgegossen, dieser auf ein feines, in einen Rahmen gespantes Tuch gebracht, damit er abtropfe. Man gießt die Flüssigkeit so oft auf den auf dem Filtrum bleibenden Rückstand zurück, bis sie ganz ungefärbt durchläuft. Hat der Carmin die Festigkeit eines Sahnenkäses, so nimt man ihn mit einem silbernen oder elfenbeinernen Löffel von dem Filtrum ab und trocknet ihn auf Tellern, welche man mit weißem Papier bedeckt, um den Staub abzuhalten. Ein Pfund Cochenille gibt 1½ Unze Carmin.

Fast ganz nach derselben Art bereitet Langlois seinen Carmin. Die Verhältnisse, die er nimt, sind 4 Eimer Wasser, 10 Drachmen Soda, 5 ganze Eier, 1½ Pfd. Cochenille und 15 Unzen römischen Alaun. Langlois läßt dieses Gemeng ½ Stunde kochen. Die Eier rührt er mit samt ihren Schalen mit 2 Pfund heißem Wasser ab, und seiht das Abgeschlagene durch ein Sieb. Nachdem der Carmin gebildet, seiht er die Flüssigkeit und benutzt die durchgehende rothe Flüssigkeit zu Lackfarben. Den Carmin läßt er trocknen und dann reiben. — Nach Pelletier und Caventou wird durch die theilweise Zersetzung des Alauns durch das Alkali bei diesen beiden Verfahrungsarten Carminlack mit niedergeschlagen.

D) Darstellung mit Pottasche und Zusatz von Gallert. Ein Pfund fein gestoßene Cochenille koche man in einem kupfernen Kessel mit 5 Handeimer Wasser, dem etwas Pottasche zugesetzt wird, dämpfe das Aufwallen mit kaltem Wasser, nehme den Kessel, nachdem das Aufwallen einige Minuten gedauert, vom Feuer, stelle ihn geneigt auf einen Tisch, so daß man leicht abgießen kann, und rühre gestoßenen Alaun ein. Dieser macht die Farbe sogleich glänzender. Jetzt läßt man das Ganze 15 Minuten ruhig stehn, bis sich die Cochenille zu Boden gesetzt, und der Färbestoff mit etwas Alaun in der Flüssigkeit zurückbleibt. Man gieße jetzt diese, so weit sie rein ist, in einen andern eben so großen Kessel, bringt diesen aufs Feuer und rührt die in viel Wasser aufgelöste Hausenblase ein. So wie die Flüssigkeit kocht, steigt der Carmin auf die Oberfläche und bildet dort einen geronnenen Schaum. Man nimt den Kessel sogleich vom Feuer, rührt die Flüssigkeit gut um, und läßt sie dann ruhig stehen. Nach 15 bis 20 Minuten hat sich der Carmin niedergeschlagen, welchen man auf einem Seihetuch von dichter Leinwand abtropfen und trocknen läßt. Die auf dem

Digitized by Google

Carmin stehende Flüssigkeit wird auf Carminlack benutzt. Wenn der Carmin nach diesem Verfahren gut gelungen ist, so läßt er sich nach dem Trocknen zwischen den Fingern leicht zerreiben. Die Mischungsverhältnisse zu diesem nicht ganz feinen Carmine sind: 36½ Th. Cochenille, 1 Th. Potasche, 2½ Th. Alaun und 1 Th. Hausenblase.

E) Darstellung mit gärbestoffhaltigen Körpern. Die alte französische Encyclopädie enthält darüber nachstehendes Verfahren: Man bringt 1280 Theile reines Fluß- oder Regenwasser zum Sieden, schüttet 2 Theile Chouankörner hinein, läßt die Flüssigkeit 8mal unter Umrühren aufwallen, seiht sie dann, bringt sie in den gereinigten Kessel zurück, setzt Cochenille zu, läßt sie dreimal aufwallen, setzt 72 Theile Autourrinde [3]) und nach einmaligem Aufwallen 1 Theil Alaun zu, nimt dann das Gefäß vom Feuer, seiht die Flüssigkeit und läßt sie 7 bis 8 Tage ruhig stehen. Der Niederschlag, der sich bildet, wird getrocknet und ist der Carmin. Bei kalter Witterung senkt sich der Carmin nicht zu Boden, sondern die Flüssigkeit bildet eine Art Gallerte und verdirbt. — Der im Tuche bleibende Rückstand kann zum zweiten Male ausgekocht werden, und gibt eine geringere Sorte Carmin. Außer der Autourrinde und den Chouankörnern setzen einige auch noch Orlean zu, um die Farbe mehr ins Gelbe zu disponiren.

F) Darstellung vermittelst Sauerkleesalz nach Frau Cenette in Amsterdam. Sechs Eimer klares Flußwesser werden zum Sieden gebracht, 2 Pfund der feinsten, zu Pulver gestoßenen Cochenille zugegeben, 2 Stunden gekocht, alsdann 3 Unzen raffinirter Salpeter und einige Augenblicke nachher 4 Unzen Sauerkleesalz zugesetzt. Nachdem man die Mischung ungefähr 10 Minuten hat stehen gelassen, nimt man den Kessel vom Feuer, stellt ihn 4 Stunden lang ruhig hin, zieht hierauf mit einem Heber das carminhaltige Wasser ab, und vertheilt es in mehre flache Tassen, die man ganz damit anfüllt. Diese stellt man 3 Wochen lang ruhig auf ein Bret hin. Nach Verlauf dieser Zeit hat sich auf ihrer Oberfläche eine ziemlich dicke Schimmelhaut gebildet. Diese nimt man mit einem Stück Fischbein, an das man sehr feine Stücke Schwamm befestigt hat, hinweg. Zu dem Ende krümt man es in Gestalt eines Bogens, und zieht ihn von dem entgegengesetzten Ende der Flüssigkeit auf sich zu. Sollte das Häutchen reißen und einige Spuren davon zurückbleiben, so nimt man diese auf das sorgfältigste hinweg. Das Wasser wird hierauf vermittelst eines Hebers aus der Terrine rein hinweggeschafft. Es schadet nichts, wenn man den Heber auf den Boden der Terrine aufsetzt, denn der Carmin klebt so fest an, daß kein Nachtheil zu besorgen ist. Sollte noch Wasser zurückbleiben, so nimt man es mit einer Spitze hinweg. Der Carmin wird im Schatten getrocknet und hat außerordentliches Feuer. Den Zusatz von Salpeter bei Bereitung des Carmins halten die Herren Pelletier und Caventou für überflüssig.

G) Darstellung durch Zinnsalz (chinesischer Carmin). Man kocht die fein gepulverte Cochenille in Flußwasser und setzt römischen Alaun zu, nimt, nachdem das Ganze gekocht hat, den Kessel vom Feuer, zieht vermittelst eines Hebers die Flüssigkeit ab oder gießt sie durch ein feines Tuch und stellt sie zum Gebrauch bei Seite. Sie wird mit der Zeit lebhafter und dichter. In diese gießt man nun, nachdem man sie vorher erwärmt hat, die Zinnauflösung tropfenweise, worauf der Carmin sogleich niederfällt. Die Verhältnisse des Zusammensatzes sind: 1 Eimer Wasser, 20 Unzen Cochenille, 60 Gran Alaun und Zinnauflösung (aus 1 Pfund Salpetersäure, 14 Unzen Kochsalz und 4 Unzen Zinn). Man hat auch empfohlen, Alaun und Zinnsalz zugleich anzuwenden, und alles durch Zusatz von Kali oder Natronauflösung zu fällen. Hiebei wird die Cochenille mit Wasser abgekocht, der Alaun und die Zinnauflösung zugesetzt, und zuletzt so lange von der alkalischen Auflösung gefällt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Die Verhältnisse bestimmen sich zu 256 Theile Wasser, 16 Theile Cochenille, 1 Theil Alaun, 1½ Theil Zinnauflösung.

Zu geringerem Carmin kann man auch Cochenille mit Zinnauflösung in einem gläsernen Mörser reiben, destillirtes Wasser zugießen, seihen und dann Ammonium zutröpfeln, bis die dunkelrothe Farbe in eine carminrothe übergeht. Man läßt das Ganze in einer Flasche stehen, bis sich der Carmin niedergeschlagen hat.

Reinigung des Carmins. Man kann den gewöhnlichen käuflichen Carmin dadurch reinigen und die vortrefflichste rothe Farbe aus ihm erhalten, wenn man ihn der Sonnenwärme mit Ätzammonium aussetzt, bis dieses alles Farbige aufgenommen hat. Jetzt wird die reine rothe Auflösung abgegossen und die Farbe durch Zusatz von Essig und Alkohol gefällt, zuletzt mit Alkohol ausgesüßt und getrocknet.

Rothe Tinte aus Carmin. In einer gläsernen Flasche übergieße man 6 Gran Carmin mit 6 Loth ätzendem Salmiakgeist und setze 10 Gran feingepulverten, weißen, arabischen Gummi hinzu, lasse das Ganze so lange ruhig stehn, bis der Gummi vollkommen aufgelöst ist und die Zusammensetzung eine homogene Flüssigkeit bildet. Diese rothe Tinte ist zwar die kostbarste, aber auch schönste und dauerhafteste, welche wir kennen. Damit geschrieben trotzt die Farbe Jahrhunderte hindurch, ohne zu verbleichen.

Carminlack. Der Carminlack scheint zuerst in Florenz und zwar noch vor der Bekantwerdung der Cochenille mit Kermes gemacht worden zu seyn. Er war daher lange unter dem Namen Florentiner Lack bekant. Später machte man auch guten in Wien und Paris, der unter dem Namen Wiener und Pariser Lack in den Handel gebracht wurde.

Der Carminlack bildet eine Verbindung von Carminium und Thonerde, und ist zufällig öfters mit thierischer Materie gemengt. Wir kennen verschiedene Bereitungsarten, von denen wir folgende anführen:

a) In einem filtrirten Cochenilleabsud, dem öfters

1) Die Autourrinde ist eine leichte schwammige Rinde, etwas besser und dicker als Zimmetrinde, geruch- und geschmacklos. Sie enthält etwas Gärbestoff. Die Chouankörner sind grüngelb. Beide kommen aus der Levante von noch unbekanten Pflanzen. Nach Berthollet tragen diese beiden Pflanzenproducte nur zur Erhöhung der Carminfarbe bei, indem sie ihr einen gelben Schein geben.

Digitized by Google

etwas Weinstein zugesetzt wird, bringe man nach und nach etwas frisch gefällte Thonerde, rühre um und erwärme die Mischung etwas. Wenn die Thonerde allen Farbestoff angezogen, gieße man die Flüssigkeit ab, und neuen Cochenilleabsud zu, im Falle sie nicht hinlänglich gefärbt ist. Ist dies aber der Fall, so wäscht man den Niederschlag mit Regenwasser aus und läßt ihn trocknen. Je weniger Thonerde angewendet wird, desto gefärbter erscheint der Lack. Um der Farbe größere Intensität zu geben, kann man etwas Zinnauflösung zusetzen. Die Verhältnisse des Zusammensatzes sind nach den Umständen abzuändern. Man kann z. B. nehmen 20 Pfund Cochenille, 300 Maß Wasser, 2½ Pfd. Alaun und 24 Pfd. Thonerde.

b) Bei dem zweiten Verfahren, den Cochenillelack zu bereiten, setze man dem Cochenilleabsud Alaun zu und fälle das Pigment mit Potaschenauflösung, oder man koche die Cochenille gleich mit Wasser aus, zu dem etwas Alaun gesetzt wurde, setze dann den übrigen Alaun zu, und verfahre wieder wie oben. Man kann auch gleich mit allem Alaun kochen und in diesem Falle ungefähr 1 Theil Cochenille auf 3 Theile Alaun nehmen. Je nach der Schattirung, die man erhalten will, kann man auch gleich Anfangs etwas Weinstein oder Zinnauflösung zusetzen.

Bei Bereitung des Carminlacks nimt man gewöhnlich die noch nicht ganz ausgezogenen Rückstände der Cochenille und rothgefärbten Flüssigkeiten, die bei Bereitung des Carmins übrig bleiben, oder wohlfeilere und geringere Sorten Cochenille, oft auch die vom Scheeren des scharlachrothen Tuchs übrig bleibenden Flocken.

Cochenille *preparée*, ein durch die Franzosen vor einigen Jahren zuerst in den Handel gebrachtes Farbenmaterial von dunkelvioletter, in Purpur sich neigender Farbe, welches sich ausschließlich nur für die Seidenfärberei eignet. Es scheint dieses Handelsprodukt aus geringer Cochenille, aus Cochenillefragmenten und Cochenillestaub bereitet zu seyn, indem die Cochenillesubstanz in fein gepulvertem Zustande mit einer geringen Dosis einer Salzverbindung in Wasser gekocht, nachgehends durch dünne Leinewand gedrückt, eingedampft, in teigartiger Form zwischen Leinwand gepreßt, abgetrocknet und so in den Handel gebracht wird.

A) Anwendung der Cochenille in der Schafwollenfärberei.

a) Scharlachfarbe. In der Schafwollenfärberei wurde die Cochenille eine Reihe von Jahren hindurch mit Alaun und Weinstein fast ausschließlich nur für carmoisinfarb verwendet, bis die wichtige Erfindung allgemein bekant wurde, welche im Jahr 1630 ein Teutscher, Namens Kuster oder Kuffler machte, durch Anwendung von Zinnauflösung Schafwolle scharlachroth zu färben. Die Geschichte dieser zufälligen Erfindung wird verschieden erzählt. Einige schreiben sie mit minderer Wahrscheinlichkeit dem holländischen Chemiker Cornelius Drebbel zu Alkmar zu. Von diesem soll sie Färber Kuffler zu Leiden, der später sein Schwiegersohn wurde, gelernt haben, und die Farbe im Anfang Kufflersfarbe, später holländischer Scharlach genant worden seyn. Nach einer andern Überlieferung hätte sie dieser dem Maler Klock oder Gluck mitgetheilt, und dieser dem Franzosen Gobelin, während ein anderer Flamländer Keppler sie 1643 nach England brachte, worauf die erste Scharlachfärberei zu Bow bei London angelegt wurde, daher man die Farbe auch einige Zeit hindurch in England Bowfarbe nante.

Van Jülich und van der Verst sollen nach Andern mit Drebbel zu gleicher Zeit das Geheimniß entdeckt haben. Von letzterem lernte es Gilles Gobelin, der mit seinem Bruder zu Paris an dem kleinen Bache Bierre, dessen Wasser er vorzüglich geschickt dazu fand, eine Färberei anlegte, die ihm unermeßlichen Reichthum verschaffte, und seinen Namen in Frankreich bei dem Scharlach (Gobelins Scharlach) und der berühmten Tapetenfabrik de Gobelin verewigte. Gobelins Unternehmung wurde Anfangs als Thorheit belacht, und als es ihm gelang, glaubte man ihn, dem Geiste jener Zeit gemäß, mit dem Teufel in Verbindung. Man erzählte, er habe sich von dem Teufel, gegen Aufopferung seines ewigen Heils, die Bereitung dieser Farbe lehren lassen. Als er viel Geld damit gewonnen hatte, und der Termin heraunahte, wollte ihn eben der Teufel abholen, als er mit einem Lichte über den Hof ging. Er bat um Frist, aber vergebens, doch willigte Beelzebub endlich ein, noch so lange zu warten, bis das Licht in seiner Hand verbrant seyn würde. Gobelin warf das Licht in den Brunnen und ließ diesen sogleich zuwerfen. Der betrogene Teufel entwich zornig mit Hinterlassung eines ungeheuern Gestankes, und Gobelin gewann Zeit, sich durch Kapuziner vor seinen künftigen Anfällen zu sichern.

Man sieht, daß in allen diesen Angaben, die Erfindung und ersten Überlieferungen der Scharlachfarbe betreffend, große Verwirrung, sowol in Hinsicht der Personen als der Sache selbst obwaltet. Anfangs bediente man sich zur Scharlachfärberei der salpetersauren Zinnauflösung, obgleich diese sich wenig dazu eignet, da sie nur wenig Zinnoxyd schwebend erhalten kann und sich leicht zersetzt. Man gerieth daher bald auf den Gedanken, etwas Kochsalz oder Salmiak zuzusetzen, um dadurch salpetersalzsaure Zinnauflösung zu erzeugen. Anfänglich setzte man diese Salzverbindungen in geringer Menge zu, weil man der Meinung war, daß ein Übermaß davon die Scharlachfarbe in carmoisin modifizire. Diese Meinung zeigte sich später ohne Grund, denn nicht die salzsaure Zinnauflösung allein erzeugt carmoisinroth, sondern auch die salpetersaure und salpetersalzsaure, wenn man nicht andere Agentien ins Spiel treten läßt. Später bediente man sich einer Mischung von 2 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salzsäure, in welchen das Zinn aufgelöst wurde. Le Normand bewies, daß eine solche Auflösung eine schönere Scharlachfarbe liefere, als eine durch Zusatz von Kochsalz oder Salmiak erhaltene. Bei einigen Färbern blieb jedoch der Glaube vorherrschend, daß diese weniger nachtheilige Wirkung auf die Faser der Schafwolle äußere, und daher, wenn sie auch keine so glänzende Farbe gebe, vorzuziehen sey. Diese Ansicht ist jedoch nicht bewiesen, sie gründet sich mehr auf ein eingewurzeltes Vorurtheil. Bancroft, welcher mit der Fackel der Chemie vorleuchtete, verdanken wir höchst interessante Versuche, die Vervollkommenung der Scharlachfärberei betreffend. Er stellte

Digitized by Google

zuerst die Ansicht auf, daß die Farbe aus Carmoisin und Goldgelb bestehe, und zwar aus zwei Drittel der ersteren und einem Viertheil reines glänzendes Gelb. Der Weinstein, den man mit der Zinnauflösung anwendet, bewirkt, daß ein Theil der Cochenille ins Gelbe übergeht und so die Scharlachfarbe erzeugt, indem Zinnauflösung allein, so wie der Alaun, nur Carmoisinfarbe gibt. Da es aber Verschwendung seyn würde, aus der theuern Cochenille Gelb zu erzeugen, so schlug er vor, den Weinstein wegzulassen, und die benöthigte gelbe Farbe durch ein gelbfärbendes Pigment hervorzubringen, welches wenigstens 50mal wohlfeiler, als Cochenille, zu stehen komt. Von diesen Folgerungen ausgehend, suchte Bancroft mit dem Gelb der Quercitronrinde, das er durch salzsaures Zinn befestigte, und mit Cochenille und salzsaurem Zinn (ohne Weinstein) Scharlach darzustellen und erhielt wirklich mit einem Viertheil weniger Cochenille ein eben so schönes und dauerhaftes Resultat, als auf die gewöhnliche Art mit der vollen Portion Cochenille. Von der Säure, die ¼ ihres Gewichts Zinn aufgelöst hatte, war 1 Theil Auflösung zu 10 Theilen Schafwollentuch hinreichend. Das schwefelsalzsaure Zinn bot ihm später noch günstigere Resultate dar. Diese Zinnauflösung bereitete Bancroft, indem 14 Unzen Zinn in einer Mischung von 8 Pfund Salzsäure und 2 Pfund concentrirter Schwefelsäure aufgelöst wurden.

Auch in Teutschland hatte man schon früher gelbfärbende Stoffe zu Ersparung der Cochenille beim Scharlachfärben angewendet, aber doch den Weinstein nicht ganz weggelassen. Der Weinstein wirkt indessen nach andern Ansichten nicht blos als veränderndes Mittel, sondern setzt sich mit dem Pigmente der Cochenille, und mit Zinnsalz verbunden, auf der Wollfaser ab. Hiefür scheint auch die Erfahrung zu sprechen, daß bei dem langsamen Abdunsten einer mit Weinstein versetzten Cochenille-Auflösung die Weinsteinkrystalle mit weit dunklerer und lebhafterer, rubinrother Farbe krystallisiren, als die Auflösung besitzt.

Die Art, scharlachroth zu färben, und die quantitativen Verhältnisse der Salze zu den Pigmenten werden in den meisten Werkstätten verschieden in Anwendung gebracht. Überall muß jedoch als erste Bedingung zum Gelingen dieser schönen Farbe darauf gesehen werden, daß das Wollentuch vollkommen gereinigt und weiß ist, und demselben keine erdigen Theile inhäriren. Es ist rathsam, das Tuch vorher in einem gesäuerten Bade, z. B. in saurem, durchgeseihetem Kleienwasser durchzunehmen und in reinem Flußwasser gut auszuspülen.

Beim Färben füllt Bancroft einen Kessel mit Wasser, gießt 8 Pfund schwefelsalzsaure Zinnauflösung in denselben, bringt die Flüssigkeit zum Sieden und zieht 100 Pfund Tuch auf die gewöhnliche Art eine Viertelstunde lang durch, windet es aus und bringt in die Flüssigkeit 4 Pfd. gestoßene Cochenille und 2½ Pfund Quercitronrinde. Sind diese abgekocht, so bringt man das Tuch wieder hinein, macht die Flüssigkeit siedend, und fährt wie gewöhnlich fort, bis die Farbe sich erhöht hat, und die Brühe ganz erschöpft ist, wozu 15 bis 20 Minuten nöthig sind. Dann nimt man das Tuch heraus und wäscht es, wie gewöhnlich. Durch dieses Verfahren wird eine eben so schöne Scharlachfarbe, als die durch die bisherigen Methoden erhalten, und besitzt den Vortheil, daß die Farbe das Walken und die Einwirkung der Seife ertragen kann, ohne in Rosa verändert zu werden, was bei dem bisherigen, das kein natürliches, sondern ein durch Säure erzeugtes Gelb hat, nicht der Fall ist. Die Farbe erscheint beim Tageslicht dem Scharlach ganz gleich, beim Kerzenlicht aber um mehre Grade höher und voller. Übrigens erspart man bei dieser Art zu färben: 1) Zeit, Arbeit und Feuerung des 2maligen Ansiedens bei der bisherigen Methode; 2) allen Weinstein; 3) die Kosten der salpetersalzsauren Zinnauflösung, da die schwefelsalzsaure kaum ein Drittheil so viel kostet; 4) ein Viertheil Cochenille.

Hermbstädt gibt uns nachstehendes Verfahren, bei welchem man mit 6 Quentchen Cochenille für 1 Pfund Schafwollentuch eben so weit reicht, als mit 2 bis 2½ Loth auf die gewöhnliche Art, und die schönste und satteste Scharlachfarbe erhält. Man nimt zum Absud auf 100 Pfund Tuch 6 Pfund krystallisirten Weinstein, 3 Pfd. Curcumä (oder 6 Pfd. Visetholz) und 16 Pfd. salzsaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben aber ein Bad von 5 Pfd. Cochenille. Das Hauptersparniß liegt in der Anwendung der salzsauren, statt der salpetersalzsauren Zinnauflösung, und in der Behandlung des Tuchs mit derselben ohne Cochenille; denn bei der gewöhnlichen Art fällt die salpetersalzsaure Zinnauflösung, so wie sie mit der Cochenille zusammengebracht wird, mit einem Theile des Färbestoffs zu Boden, der dann ganz verloren ist. Der so erhaltene Scharlach ist anfangs dunkelcarmoisinfarb, wird aber an der Luft durch Absorbtion des Sauerstoffs schnell gesättigt und feurig scharlachroth.

Vitalis siedet 100 Pfund Tuch mit 17 bis 1800 Pfund Wasser, 6 Pfund gereinigtem Weinstein, 1½ Pfd. Cochenille, und 5 Pfund Zinnauflösung 2 Stunden, und färbt mit halb so viel Wasser, 5½ Pfund Cochenille und 14 Pfund Zinnauflösung eine Stunde lang aus. Mit diesem Verhältniß erhält man mittlern Scharlach. Soll er feuerfarbig werden, so setzt man Curcumä oder Visetholz (Gelbholz) zu. Die Zinnauflösung bereitet sich Vitalis aus 10 Theilen Salpetersäure von 24°, 22 Theilen Salzsäure von 22—24°, und 4 Th. Zinn, oder 10 Th. Salpetersäure, 5 Th. Salzsäure, 5 Th. Wasser und 2½ Theil Zinn.

Vincard nimt auf 1 Pfund Tuch zum Ansieden, 2 Unzen Weinsteinrahm, 2 Quentchen Cochenille, 2 Unzen Zinnauflösung, und färbt eine Stunde zwischen heiß und siedend; zum Ausfärben eine Unze Stärkmehl, 2 Unzen Zinnauflösung und 6 Quentchen Cochenille. Er färbt bei mittlerer Wärme eine Stunde, und bemerkt, daß der in demselben Bade ausgesottene und ausgefärbte Scharlach so schön ist, als der in 2 Bädern gefärbte. Die Zinnauflösung bereitet sich Vincard aus 4 Liter Wasser, 2 Pfd. Salmiak, 2 Pfund Zinnfeile, 2 Pfund Salpetersäure von 30° und 2 Unzen Salpeter. Mislückte die Farbe, so würde sie für Carmoisinfarbe verwendet, indem man sie in einem Bade behandelt, welches auf 100 Pfd. Wollentuch 2 Pfund Alaun aufgelöst enthielt.

Digitized by Google

Hölterhoff nimt auf 30 Pfund Tuch zum Absud 3 Pfund Weinstein, 2½ Pfund Visettholz, 1 Pfund Zinnauflösung; zum Ausfärben 1½ Pfund Cochenille und 7 Pfund Zinnauflösung. Zu einer feinen Schattirung ½ Pfd. Weinsteinrahm, ¼ Pfund Visettholz weniger; zum Ansud 3½ Pfund Zinnauflösung mehr, zum Ausfärben ½ Pfund Cochenille mehr und 3 Pfund Zinnauflösung weniger.

Pörner nahm zum Ansieden für 1 Pfund Wollentuch 3½ Loth gereinigten Weinstein und ½ Loth Zinnauflösung (aus 1 Pfd. Salpetersäure, 3 Loth Salmiak und 4 Loth Zinn) und keine Cochenille. Zum Ausfärben aber: ½ Loth Weinstein, 2 Loth Cochenille und 2 Loth Zinnauflösung. Er fand, daß es beim Ansieden am besten sey, gleiche Theile Weinstein und Zinnauflösung zu nehmen; beim Ausfärben aber 1 Theil Cochenille, 1 Theil Weinstein und 2 Theile Zinnauflösung.

Nach einem ältern Verfahren füllt man einen zinnernen Kessel mit reinem Wasser, und setzt demselben 8 Pfd. gereinigten Weinstein, 6 oder 8 Unzen gestoßene Cochenille und 12 bis 14 Pfund verdünte salpetersalzsaure Zinnauflösung (die ½ ihres Gewichts Zinn aufgelöst enthält) zu. Ist die Mischung dem Sieden nahe, so legt man das vorher genetzte Wollentuch (100 Pfund) hinein, und zieht es anfangs schnell, dann langsam durch. Nach 1½ Stunden oder später, wobei die Farbebrühe siedend erhalten wird, nimt man es heraus, und wäscht es in reinem Wasser aus. Es hat nun eine Fleischfarbe angenommen, und wird kurze Zeit schnell, und später eine halbe Stunde oder bis zur gänzlichen Erschöpfung der Färbebrühe langsamer durch ein Färbebad gezogen, welches folgendergestalt bereitet wird. In siedendes Wasser bringe man 6½ Pfund Cochenille, rühre es um und setze 6 bis 8 Pfd. Zinnauflösung hinzu. In diesem Bade wird der Scharlach ausgefärbt.

Einige niederländische Tuchfabrikanten beobachten nachstehendes Verhältniß beim Färben der Scharlachfarbe: zum Ansieden für 100 Pfd. Wollentuch, 1 Pfd. gereinigten Weinstein, ½ Pfd. Curcumá, 1 Pfd. Cochenille, 4 Pfund salpetersalzsaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben: 4 Pfd. gereinigten Weinstein, ½ Pfd. Curcumá, 4 Pfd. Cochenille, 6 Pfd. Zinnauflösung, 2 Pfund Stärkmehl.

Halb Scharlachfarbe wird in Verbindung mit Cochenille und Krapp dargestellt.

Feuerfarbe mit einer größern Dosis gelben Pigments und weniger Cochenille.

b) Carmoisinrothe Farbe. Um Wollentuch vermittelst Cochenille echt carmoisinroth zu färben, kocht man dasselbe eine Stunde in einem Bade, welchem aufs Pfund Tuch 7 Loth Alaun und 3 Loth Weinstein zugesetzt werden, und färbt es dann in einem Bade mit 2 Loth Cochenille und etwas wenig Zinnauflösung aus. Je mehr Cochenille angewendet wird, um so intensiver erscheint die carmoisinrothe Farbe. Es kann diese Farbe auch erhalten werden, wenn man scharlach gefärbtes Tuch in einer Alaunauflösung siedet. Unecht in der Farbe, wenn Scharlach in einem Kali oder Seifenbad durchgenommen wird. Ersetzt man die Hälfte der Cochenille durch Krapp, so erhält man halbcarmoisin.

Die levantische carmoisinrothe Farbe oder türkischroth auf Schafwolle, welche bei den Osmanen beliebt ist, verdanken wir in ihrer vollständigen Darstellungsweise Valentin Heymann, der sein Verfahren in Dinglers Magazin der Färbekunst, Bd. 2. S. 121. niedergelegt hat. Zwei gebaste Tücher, beiläufig 60 Pfund schwer, wurden folgendergestalt behandelt: In einem zinnernen Kessel, in welchem reines Wasser erhizt wird, löst man 2 Pfund Potasche auf, und gibt alsdann 1½ Pfund Weizenkleie hinzu, und rührt alles wohl durcheinander. Wenn das Bad sich zum Kochen anschickt, werden die Tücher eingelassen, 20 Minuten lang durch Hin- und Herwinden des Haspels bearbeitet, und alsdann eine Stunde lang in dieser Vorbereitungsbrühe gekocht. Man nimt die Ware heraus, wäscht sie im Flusse aus und legt sie zur folgenden Behandlung bei Seite. Hat man eine zweite Partie Tücher durchzunehmen, so setzt man dem Bade etwas weniger Potasche zu. Es werden nun 8 Pfd. Alaun und 6 Pfund gereinigter Weinstein in einem Kessel in Flußwasser aufgelöst, und ehe die Auflösung zu sieden beginnt, gibt man 1½ Pfund feinen holländischen Krapp, der zuerst, nebst 4 Loth Cochenille, in etwas Wasser eingeweicht war, hinein, und nachdem alles wohl gerührt worden ist, werden die Tücher eingehaspelt und unter den gewöhnlichen Manipulationen 2 Stunden lang gesotten. In dieser Beize erhält die Ware eine Art Rosa, welches als der Grund zu dem nachherigen Carmoisin angesehen werden muß. Die Tücher werden nun im fließenden Wasser ausgewaschen, um sie von den oberflächlichen oder mechanisch anhängenden Salztheilchen zu befreien. Erlaubt es die Zeit, daß man sie einige Tage mit der Beize befeuchtet liegen lassen kann, ehe sie gefärbt werden, so erhält man eine noch schönere rothe Farbe. — Beim Ausfärben füllt man den Kessel mit Wasser, setzt dem Bade 2 Pfund gereinigten Weinstein, und darauf 3 Pfund gesiebte und eingeweichte Cochenille hinzu. Nachdem das Bad ein Paar Minuten damit gekocht hat, setzt man 3 Pfund salpetersalzsaure Zinnauflösung und gleich darauf 6 Pfund feinen holländischen Krapp hinzu, vermischt alles wohl mit einander, und bringt die Tücher hinein. Diese werden in der ersten halben Stunde fleißig umgehaspelt, worauf man sie 1½ Stunde stark wallen läßt, unter welcher Zeit sie einige Male übergedreht werden. Nun nimt man die Ware heraus, um sie augenblicklich zu spülen, wobei dieselbe, um sie von dem darauf hängenden Krapp zu reinigen, mehre Male im Wasser ausgestoßen wird.

Hat man mehr als eine Partie Ware zu färben, so können die Tücher, nachdem sie auf die oben angebene Weise in der Kalilauge mit Weizenkleie behandelt worden sind, in dieser Ausmachflotte gebeizt oder angesotten werden, wobei die Cochenille erspart wird, indem man jetzt deren keine zu nehmen braucht. Die in der Kalilauge vorbereitete Ware muß bald möglichst der Beize unterworfen werden, weil durch langes Liegen man sich der Gefahr aussetzt, daß die Ware blaue Flecken bekomt, die nicht wieder wegzuschaffen sind.

Heymann bereitet die Zinnauflösung für diese Farbe auf nachstehende Weise: 10 Loth Salmiak, 3 Loth Kochsalz werden in 1¼ Pfund weichen Wassers aufgelöst,

Digitized by Google

5 Pfund Salpetersäure zugesetzt und in geringen Portionen nach und nach ¾ Pfund Zinn aufgelöst, der Auflösung zuletzt 5 Pfund Wasser zugesetzt.

c) Kirschrothe Farbe. Um kirschroth zu erhalten, gibt man zuerst ein neues Anfudbad mit Weinstein und Zinnauflösung, und dann das Färbebad mit dem Röthungsbade, welches zum Scharlachfärben gedient hat, dem man aber Weinstein, Zinnauflösung und Cochenille zusetzt. Man darf die Ware nur halb so lange in dem Absud- und Rothbade lassen, als es nöthig wäre, um sie scharlachroth zu färben. Man vermindert die Zeit nach der Zartheit der Schattirungen.

d) Rosafarbe wird erhalten, wenn man mit dem Röthungsbade, welches zu kirschroth diente, ansiedet, und dann das Rothbad mit etwas Weinstein und Zinnauflösung und einer geringen Menge Cochenille bereitet. Diese Farbe kann man dunkler oder heller machen, wenn man das Tuch unmittelbar, nachdem es gefärbt wurde, in heißem Wasser durchnimt. Rosafarbe wurde gewöhnlich zuerst scharlachroth gefärbt, und durch faulen Harn oder Ammonium bald in Rosa umgeändert. Die Farbe ist jedoch nicht dauerhaft, am wenigsten gegen die Einwirkung der Säuren. Wird die Farbe mit Hinweglassung der Quercitronrinde und Anwendung der schwefelsalzsauren Zinnauflösung nach Bancrofts Versuchen scharlach zu färben, dargestellt, so erhält man eine solidere Rosafarbe.

e) Fleischfarbe macht man nach einem Rothbade, wenn man einen Theil des Bades weggießt, und dafür eine gleiche Menge Wasser hinzugießt. Hierauf bringt man das Tuch hinein, und erhitzt es zum Kochen, welches man nur einige Minuten lang fortsetzt.

f) Weingrau. Das Rothbad, welches zum Scharlachfärben gedient hat, braucht man auch bisweilen zur Bereitung des Weingrau (gris vineux); man darf das Bad nur auf die angegebene Weise auffrischen, und dann zuerst etwas Galläpfel und später etwas Eisenvitriol zusetzen.

B) Anwendung der Cochenille in der Schafwollendruckerei.

In der Schafwollendruckerei, wo die Basis vermittelst Zinnauflösung gegeben wird, und die aufgedruckten Farben nachgehends mit kochenden Wasserdämpfen befestigt werden, lassen sich mit dem Pigment der Cochenille sehr schöne rothe Farben in mehrfachen Abstufungen darstellen. Eine kräftige rothe Farbe wird erhalten, wenn man 3 Loth fein gestoßene Cochenille mit 3½ Pfund Wasser aufkochen läßt, den Decoct seihet, und nach dem Erkalten 1 Quentchen Sauerkleesalz hinzusetzt. Diese Flüssigkeit wird mit 9 Loth Stärkmehl durch Kochen verdickt, kalt gerührt und 2 Quentchen salpetersalzsaure Zinnauflösung hinzugefügt. Um hellere rothe Farben zu erhalten, wendet man zu der angegebenen Quantität Wasser weniger Cochenille an, oder diluirt die gekochte Farbe mit dünner Stärkepaste. Diese Farben werden mittelst des Models örtlich oder topisch aufgedruckt.

Über metallische Beizen in der Schafwollenfärberei zum Fixiren des Cochenillepigments.

In dem Gebiete der metallischen Beizmittel zum Befestigen des Cochenillepigments in der Schafwollenfärberei haben sich Bancroft, Hermbstädt und Kurz wesentliche Verdienste erworben. Die vorzüglichsten derselben, welche in der Ausführung, im Großen zu färben, theilweise angewendet werden können, und die nachbezeichneten farbigten Erscheinungen darbieten, bestehen in folgenden:

Nach Bancroft: 1) das säuerliche, arsenikfaure Kali, welches ein lebhaftes Purpurroth liefert; 2) die Auflösungen des Eisens in Säuren geben dunkelviolett, in großer Menge zugesetzt, schwarz; 3) salpetersalzsaures Gold: röthlich braun; 4) salpetersaurer Kobalt: Purpur; 5) schwefelsaurer Kobalt: violett; 6) salpetersaures Nickel: violettlilas; 7) salpetersaures Platin: roth, das durch Zusatz von kohlensaurem Kalk kastanienbraun wurde; 8) salpetersaures Silber: lebhaft röthlich orange; 9) Wismuthsalze: Lilas, doch wurde ein Theil der Farbe verhüllt; 10) Wismuth in starkem Weinessig aufgelöst: prächtig Purpur; 11) schwefelsalzsaures Wismuth: Lachsfarbe; 12) Wolframoxyd: krapproth; 13) Zinkoxyd: carmoisin; 14) salpetersaures Zink: Lilas; 15) holzsaures Zinn: Scharlach, halb Rosa; 16) phosphorsaures Zinn: glänzendes gelbliches Scharlach; 17) flußsaures Zinn: sehr glänzendes Scharlach; 18) salzsaures Zinn: carminroth; 19) weinsteinsaures Zinn: lebhaften, aber etwas orangeartigen Scharlach; 20) citronsaures Zinn: sehr schön Scharlach, aber ebenfalls etwas in Aurorafarbe spielend. Bei diesen durch Bancroft angestellten Versuchen ist zu bemerken, daß, wo er Lachs-, Aurora- oder Scharlachfarbe erhielt, stets vorherrschende Säure in der Metallauflösung war.

Nach Hermbstädt: 1) weißer Arsenik: dunkel Lilas; 2) Arsenikfäure: brennend Scharlach, ins Gelbe ziehend, der bei dem Trocknen dunkler wird; 3) essigsaures Blei: violett; 4) Molybdänsäure: angenehm violett; 5) salpetersaures Uran: hellgraugrün; 6) schwefelsaures Uran: graugrün; 7) Wolframoxyd: Ponceau.

Nach Kurz: 1) salzsaurer Zink: Pfirschblüth; 2) essigsaures Zinn: bräunlich Rosa.

Das Pigment der Cochenille, wenn es mit Schwefelsäure gesäuertem Wasser behandelt wird, fixirt sich auf der Schafwolle ohne vorhergegangene Beize mit rother Farbe.

C) Anwendung der Cochenille in der Seidenfärberei.

Die Versuche, die Seide mit Cochenille schön scharlach zu färben, führten zu keinem genügenden Resultat. Bancroft, der sich viele Mühe darum gab, ließ Seide 2 Stunden in schwefelsaurer Zinnauflösung, die mit ihrem 5fachen Gewichte Wasser verdünt war, weichen, und brachte die gebeizte Ware halb trocken in ein Bad von 4 Theilen Cochenille und 3 Theilen Quercitronrinde, in welchem sie ausgefärbt wurde. Er erhielt dadurch eine Farbe, die sich zwar dem Scharlach näherte, jedoch keine wirkliche Scharlachfarbe war. Wenn die so gefärbte Seide noch einmal ganz leicht in verdünter, schwefelsaurer Zinnauflösung gebeizt wurde, und nachgehends zum zweiten Male in dem Farbebade ausgefärbt, dann Safflor-

Digitized by Google

pigment aufgefärbt wurde, so wurde eine ziemlich schöne, jedoch nicht ganz dauerhafte Scharlachfarbe erzielt.

Carmoisinfarbe. Die Carmoisinfarbe auf Seide kann in ihrem schönsten Glanze erreicht werden. Vitalis entschält 100 Pfund Seide mit 20 Pfund Marseiller Ölseife, spült sie aus, alaunt sie 10 bis 12 Stunden in einem starken Alaunbade, spült und klopft sie, wirft in das kochende Wasserbad 8 bis 12 Pfund Galläpfel, nach einigem Aufwallen 12 bis 20 Pfund Cochenille (je nachdem die Seide heller oder dunkler in ihrer Farbenschattirung erreicht werden soll), dann 6 Pfund gereinigten Weinstein, und, wenn sich dieser aufgelöst hat, 6 Pfund Zinnauflösung (aus 12 Loth Zinn, 1 Pfund Salpetersäure und 8 Loth Salmiak). Man verdünt das Bad, nimt die Seide durch, bis sie eine gleiche Farbe angenommen hat, läßt sie dann 2 Stunden kochen, zieht sie von Zeit zu Zeit um, nimt das Feuer weg, läßt sie 5 bis 6 Stunden darin liegen, spült, klopft und trocknet sie. Um die Farbenschattirungen dunkler zu modifiziren, wendet man Eisenauflösung an; durch Zusatz von Gelbholz lassen sich die Abstufungen ins Gelbe disponiren.

Bancroft ertheilte der Seide in Verbindung mit dem Pigmente der Cochenille durch nachstehende Beizen die hier bezeichneten schönen Farben: 1) durch Kalkwasser oder schwefelsauren Kobalt ein schönes Purpur; 2) durch salzsauren Baryt eine lebhafte Lilasfarbe.

D) Anwendung der Cochenille in der Baumwollen- und Leinen Druck- und Färberei.

Eben so wenig, wie in der Seidenfärberei, läßt sich die Scharlachfarbe auf Baumwollen und Leinen gleichförmig (uni) im Grunde färben. Dr. Dingler empfiehlt öhlig-alkalisch gebeizte, nachher durch Sumach vorbereitete Ware, die er durch eine mit Wasser verdünte, möglichst neutrale, schwefelsaure Zinnauflösung imprägnirt, nachher trocknet, auswäscht, und zuletzt in einem Cochenillebade färbt. Einer nach dieser Vorschrift dargestellten Farbe ermangelt aber stets der eigenthümliche Farbenton und die Intensität, durch welche sich der echte Scharlach auf Wolle so sehr auszeichnet.

Eine ziemlich dauerhafte Carmoisinfarbe erhält man, wenn man die Garne oder Gewebe aus Baumwollen oder Leinen in einer alaunhaltigen Basis, die mit etwas Kali versetzt wird, anbeizt und in einem Cochenillebade ausfärbt. Die Farbe wird nachher durch ein schwaches Kalkwasser befestigt. Mit Wasser verdünte Eisenauflösungen disponiren die Carmoisinfarbe ins Dunkle. Übrigens wird die Cochenille ihres hohen Preises wegen höchst selten beim Unifärben der baumwollenen und leinenen Stoffe angewendet, weil man sich bei der Darstellung ähnlicher Farben wohlfeilerer Pigmente bedient, wodurch eben so schöne und selbst dauerhaftere Resultate erzielt werden.

In der Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, findet die Cochenille in vielen Fällen Anwendung. Erst neuerlich haben die Engländer beim Applicationsdruck vermittelst der einfachen und doppelten Walzendruckmaschine wieder häufige Anwendung von der Cochenille gemacht. Es ist aber leider zu bedauern, daß alle jene Farben sich in einem hohen Grade flüchtig (unecht) erweisen.

Um sie darzustellen, bedient man sich des Chlorzinns oder der salpetersauren Thonerde als Basis zur Fixirung des Pigments. Ersterem wird die corrosive Eigenschaft durch Kalkwasser und ätzendes Ammonium entzogen, auch pflegt man öfters, um dunkle Farben zu erreichen, in verschiedener Dosis salzsaures oder salpetersaures Kupfer zuzusetzen. Die auf der Grundirmaschine mit diesen Vorbereitungsmitteln imprägnirten baumwollenen Gewebe werden jetzt vermittelst der Walzendruckmaschine durch nachstehende mit Gummi oder Stärke verdickten Decocte bedruckt:

a) Cochenilledecoct mit Fernambukholzdecoct in verschiedenen Verhältnissen gemengt für die Darstellung der verschiedenen rothen, Rosa und nelkenfarben Abstufungen.

b) Cochenilledecoct in verschiedenen Verhältnissen mit Kampeschenholzdecoct für die mannigfaltigen Abstufungen der violetten Farben.

c) Cochenilledecoct mit Fernambukholz- und Kampeschenholzdecoct zu Erreichung der verschiedenen Lilasabstufungen.

d) Cochenilledecoct mit den Decocten der Quercitronrinde, des Visett- und Gelbholzes und den levantischen Kreuzbeeren für Isabella- und Orange-Abstufungen.

Für den Druck und Pinsel läßt sich durch einen starken Absud von Cochenille, der mit Gummi verdickt wird, und eine angemessene Portion salpetersaurer Thonerde, eine sehr schöne rothe Applicationsfarbe darstellen, die einiges Waschen aushält.

Dauerhafter, als jene durch die Engländer dargestellten Farben, im Waschen und für die Einwirkung der Luft und Sonne lassen sich die carmoisinrothen, rosenrothen, Purpur- und Lilasfarben, durch Cochenille hervorgebracht, in den Indiennendruckereien herstellen, wenn die Ware mit der aufgedruckten Basis durch ein mäßig heißes Kleiendad passirt, und nachher im Cochenillebade ausgefärbt wird. Basen hiefür sind:

a) die salpeter- und salzsaure Thonerde sowol für sich, als in Verbindung mit salpeter- und salzsaurem Eisen;

b) die essigsaure Thonerde, sowol für sich, als in Verbindung mit essigsaurem Eisen;

c) das Chlorzinn und die essigsaure Bleiauflösung, theils für sich, theils mit salzsaurem und essigsaurem Kupfer.

Alle diese erdigen und metallischen Salzverbindungen werden in möglichst neutralem Zustande angewendet. Dies gilt vorzüglich bei den Zinnverbindungen. Beim Färben setzt man dem Cochenillebade hin und wieder Galläpfelabsud zu; für carmoisinrothe Abstufungen Fernambukholzdecoct, Gallapfelabsud und kohlengesäuertes Natron; für Purpurfarbe Fernambukholzdecoct; für violette Farben Kampeschenholzdecoct, und für Lilasabstufungen Fernambukholz und Kampeschenholzabsud.

Um den hellen krapprothen Farben einen carmoisinrothen Ton zu geben, wird dem Krappbade ein verhältnißmäßiger Zusaß Cochenille-Abkochung gereicht.

Digitized by Google

D) Anwendung in der Lederfärberei.

In der Lederfärberei wird die Cochenille zum Färben des Marocco oder rothen Saffian verwendet, obgleich in Persien, Armenien, der Berberei und andern Theilen Asiens diese Farbe ursprünglich entweder mit Kermes oder Stocklack hervorgebracht wurde. Um dem Färbestoffe der Cochenille eine Basis zu geben, werden nach Bancroft die Ziegenhäute, welche von ihren Haaren durch Kalkwasser befreit und gehörig gereinigt wurden, auf der sogenanten Haarseite mit einer gesättigten Alaunauflösung getränkt, welche man mittelst eines Schwammes öfter und gleichförmig aufträgt. Nach einer Zwischenzeit von 3 oder 4 Tagen wird ein Absud von Cochenille, den man geseihet hat, ebenfalls mit einem Schwamme auf dieselbe Seite etwas wärmer, als blutwarm, aufgetragen; doch soll er nicht viel wärmer seyn, um nicht das Leder zu krispeln. Diese Auftragnng wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis eine hinlänglich volle und gleiche Farbe dargestellt worden. Hernach werden die Häute in Kleienwasser eingeweicht, und mit einem Absude entweder von Galläpfel, oder von Sumach, oder mit einer Mischung von beiden gelohet.

Bancroft wendete auch verdüntes, schwefelsalzsaures Zinn statt der Alaunbasis an, oder auch eine Mischung von beiden, und erhielt, wie er sagt, eine etwas verbesserte rothe Farbe.

In den bessern wirtembergischen Saffiangärbereien wird für 50 Stück gute Ziegenhäute zum Rothfärben nachstehendes Bad vorgerichtet: in 200 Pfund kochendem Wasser werden der Reihe nach

6 Loth Potasche,
26 „ Cochenille,
6½ „ gereinigter Weinstein (Cremor tartari),
13 „ Florentiner Lack,
6 „ weißer } Arsenik,
6 „ rother }
8 „ Curcumäwurzel,

8 Pfund Stocklack gebracht, und das Ganze einige Zeit gut gekocht.

1½ Pfund Gelbholz nebst 1 Pfund Fernambukholz werden in 20 Pfund Wasser gut ausgekocht, und der Decoct der obigen Flüssigkeit beigegeben. Mit diesem Farbenbade gibt man den Ziegenhäuten auf gewöhnlich bekante Weise die schöne rothe Farbe.

Literatur. Bancroft neues engländisches Färbebuch, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 2 Bde. 1817. 1818. Vitalis Grundriß der Färberei, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 1824. Hermbstädts Grundriß der Färbekunst. 1807. Berthollets Anfangsgründe der Färbekunst, aus dem Franz. von A. F. Gehlen. 1806. Leuchs Beschreibung der färbenden und farbigen Körper. 1825., und Anleitung aller Farben und Farbflüssigkeiten. 1825. Thenard Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie, übersetzt und vervollständigt von G. F. Fechner. Berzelius Lehrbuch der Chemie, übersetzt von F. Wöhler. Von Keeß Darstellung des Fabrik- und Gewerbwesens ꝛc. 1824. u. s. w. l'hâre du Hâvre im Bullet. d. sc. techn. Juli 1828. S. 2., und Dinglers polytechn. Journ. Bd. 30. S. 203—205 u. a. m. (*Kurrer.*)

COCHLITES (Mollusca foss.). Die älteren Oryktographen, welche noch in keinen genauen Unterschied der Gattungen und Arten versteinerter Schalthiere eingingen, belegten mit diesem Namen alle eingehäusige Conchylien, besonders aber die Schnecken, und theilten dieselben in napfartige und gewundene ein. Bei den letztern unterschieden sie rechts und links gewundene.

(*D. Thon.*)

COCHRANE. Lord Archibald Cochrane, Stammvater des Geschlechtes Cochrane, wurde im J. 1744 geboren; sein ursprünglicher Familienname war Blair. Er widmete sich frühzeitig dem Seedienste, trat als Freiwilliger in die königliche Marine und machte eine Reise nach der Küste von Guinea. Nachdem er Lieutenant geworden war, nahm er bei seiner Rückkehr seine Entlassung und beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Chemie. Im Jahre 1774 heirathete er Anna Gilchrist, Tochter eines Schiffscapitäns, welche ihm fünf Kinder gebar, aber im J. 1784 starb. Er bemühte sich vorzüglich eine Zusammensetzung zu erfinden, welche die Schiffe vor den Würmern schützte; er hielt die Kohle für eins der zweckmäßigsten Mittel, diesen Zweck zu erreichen und machte hierüber im J. 1785 eine Abhandlung bekant. Ebenso erschien von ihm 1795 ein Werk, in welchem er die Anwendung der Chemie auf die Landwirthschaft zeigte, von welchem er 1799 eine neue, sehr vermehrte Ausgabe besorgte.

Mehre ausgezeichnete Seeleute Englands führen diesen Namen. Ich erwähne nur Alexander Forester Cochrane, Contre-Admiral, Ritter des Bathordens und Bruder des vorigen, welcher 1746 geboren wurde, und sich durch seine Unternehmungen gegen die Franzosen und Dänen in Westindien auszeichnete. — Alexander Cochrane Sohn des Lord Archibald wurde am 24sten December 1775 geboren und zeichnete sich in dem spanischen Kriege aus. — Andras Cochrane Johnstone, Bruder des eben genanten, zeichnete sich als Gouverneur der Insel Dominica aus. — Thomas-Cochrane der bekante Admiral, welcher in England zum Pranger verurtheilt, in der Folge das Seewesen der Chilesen und später das der Brasilier in Ordnung brachte, sodann aber den Griechen Hilfe leisten wollte, ohne daß er eine einzige bedeutende Unternehmung ausführte, werde hier als noch lebende Person eben so wie die vorigen nur kurz erwähnt. Zu eben dieser Familie gehört der bekante Reisende

John Dundas Cochrane. Er hatte schon früher zehn Jahre in ungesunden Gegenden Westindiens gedient, ohne einmal Kopfschmerzen gehabt zu haben; zu einer andern Zeit hatte er zweimal die Fußreise von Quebec nach dem Ontario-See mit 600 Matrosen gemacht, denen Füße und Gesichter schwollen, während er nicht das geringste Ungemach empfand. Er glaubte daher, nach dem Frieden, daß die Kräfte seines Körpers die Beschwerden einer mühseligen Reise in einem ungesunden Clima sehr leicht ertragen würden, und bot sich im Januar 1820

Digitized by Google

den Lords der Admiralität zu einer Reise ins Innere Afrika's an. Seine Absicht war, ganz allein zu reisen und den Weg einzuschlagen, welchen Mungo Park auf seiner ersten Reise genommen hatte, hierauf aber den Lauf des Niger weiter zu verfolgen. Nachdem er eine abschlägige Antwort erhalten hatte, so glaubte er seine Muße nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise durch das nördliche Asien und Amerika, längs den Küsten des Polarmeeres; er wollte nur das aufzeichnen, was ihm an Sitten und Menschen bemerkenswerth schien, da er in der Naturgeschichte ganz unwissend war. Er nahm daher einen zweijährigen Urlaub und ging über Dieppe, Paris auf der gewöhnlichen Straße nach Berlin und Petersburg. Hier wurde er sehr zuvorkommend aufgenommen und erhielt von dem Kaiser nicht nur die Erlaubniß über Kamtschatka oder die Behringsstraße nach Amerika zu reisen, sondern auch eine Empfehlung an die Statthalter, ihm im Nothfalle sogar Geldunterstützung zu bewilligen. Am 24. Mai 1820 verließ er Petersburg, um nach Moskau zu gehen, wurde aber schon in den ersten Tagen von Räubern überfallen, fast aller Kleider und der wenigen Instrumente, die er bei sich führte, beraubt; in Tobolsk erhielt er jedoch in der Folge einen Theil seiner Sachen wieder. Er nahm sodann seinen Weg über Kasan, Perm und Catharinenburg nach Tobolsk. Hier gab ihm der Statthalter einen Cosaken und die Erlaubniß nach Erfodern Pferde zu requiriren. In Barnaul traf er den Generalgouverneur von Sibirien auf einer Amtsreise und erfuhr von diesem, daß sich eine Expedition an den Mündungen der Kolyma damit beschäftige, die Gegenden um das Nord-Cap zu besuchen. Dieser wollte sich Cochrane anschließen und er ging also über Tomsk, Krasnojarsk, Irkutzk und Jakutzk nach Nischni-Kolymsk, welches er im Anfange des Jahres 1821 erreichte. Gern hätte er sich an Wrangels Expedition zur Untersuchung der Küsten Sibiriens angeschlossen, aber Wrangel glaubte, daß dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes nöthig sey. Deshalb beschloß Cochrane den Markt der Tschuktschen aufzusuchen, um durch ihr Land über die Behringsstraße nach Amerika zu kommen. Nachdem er sich in Nischni-Kolymsk während der Wintermonate aufgehalten hatte, reiste er am 4ten März zu dem Markte der Tschuktschen, sollte diesen aber für freies Geleit durch ihr Land etwa 5000 Pfund Taback geben und da er dieses zu thun nicht im Stande war, so beschloß er so schnell als möglich nach Ochotzk zu gehen. Nach vielen Beschwerden erreichte er diesen Ort im Julius 1821 und fuhr von hier am 24sten August 1821 auf dem gewöhnlichen Wege nach Petropaulowsk in Kamtschatka. Er machte sodann eine Reise durch diese Halbinsel, gab jedoch seine Reise nach Amerika auf, nachdem er am 8ten Januar 1822 die Tochter eines griechischen Geistlichen in Kamtschatka geheirathet hatte. Am 5ten Julius 1822 trat er mit seiner Frau die Rückreise an, ging über Ochotzk, Jakutzk, Wittim, Irkutzk, Nertschinsk, Kiächta, Omsk auf der gewöhnlichen Straße nach Petersburg und kehrte von hier nach England zurück. Der Bericht dieser Reise erschien unter dem Titel: Narrative of a pedestrian journey through Russia etc. in the years 1821—23. London 1824. Eine (schlechte und unvollständige) Übersetzung befindet sich im Ethnographischen Archiv von Bran, Jena 1825.

In der Folge wollte Cochrane Amerika durchwandern und durchstreifte daher ebenfalls zu Fuß einen Theil der unbekanteren Gegenden von Südamerika, starb aber 1825 in Columbia. (*L. F. Kämtz.*)

COELACHNE R. Brown. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der 3ten Linnéschen Klasse hat folgenden Charakter: Die Blüthen bilden eine Rispe, der zweiblumige Kelch hat bauchige, ganz stumpfe Spalzen; die Corollen sind grannenlos: die untere ist hermaphroditisch mit bauchigem, unterem Blättchen, die obere weiblich und gestielt. Die einzige bekante Art, C. pulchella R. Br. prodr. fl. nov. Holl. p. 187., wächst als ein kleines, unbehaartes Gras in Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Coelestin s. Strontianit, schwefelsauren.

COELESTIN, Cölestinzug, nante I. der alte Instrumentenbauer Silbermann ein an dem von ihm erfundenen Cembal d'amour angebrachtes Register, welches erstere, so wie letzteres selbst, jetzt gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. — II. Ungefähr im J. 1782 hatte in England ein gewisser Walker ein Clavierinstrument mit forthaltendem Ton erfunden und coelestino genant. Es bestand in einem, wie gewöhnlich besaiteten Claviere, an welchem aber, unter der wagerechten Fläche der Saiten, eine gleichfalls wagerecht gespante, übrigens um sich selbst umlaufende, seidene Schnur befestigt war, welche durch die Umdrehungen eines Tretrades in Bewegung gesetzt wurde. Am Ende einer jeden Taste war ein messingnes Röllchen befestigt, welches beim Niederdrücken der Taste die Seidenschnur an die der Taste angehörige Saite andrückte, so daß diese von jener gerieben und zum Tönen angeregt wurde, welches durch ab- und zunehmende Stärke des Druckes, willkürlich verstärkt oder vermindert werden konte. Die Idee ist nicht weiter ausgebildet worden, obgleich sie einer weitern Ausbildung und Vervollkommenung allerdings werth und fähig seyn möchte. (*Gfr. Weber.*)

COELESTINA. Eine von Cassini (Dict. des scienc. nat. Tom. IV. Suppl. p. 8) sogenante Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen, der natürlichen Familie der Compositae und der zweiten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem dachziegelförmig-schuppigen, gemeinschaftlichen Kelch, nacktem Fruchtboden, und winkligen mit einer häutigen Krone versehenen Samen. Die drei bekanten Arten dieser Gattung wachsen als krautartige Gewächse in Nordamerika. 1) C. coerulea Cassin., ein perennirendes Kraut mit gestielten, herzförmig-eyförmigen, ziemlich stumpfen, stumpf-gesägten, dreifachnervigen, scharf anzufühlenden Blättern, und doldentraubigen Blüthen. In Virginien und Karolina. (Eupatorium coelestinum Linn., Abb. Dill. elth. t. 114. f. 139.). 2) C. micrantha Spr. Syst., ein Staudengewächs mit eyförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten,

Digitized by Google

gesägten, unbehaarten Blättern, und büschelförmigen Doldentrauben. Mexiko. (Eupatorium micranthum Lagasc.). 3) C. ageratoides Kunth. nov. gen., ein ästiges Kraut mit eyförmigen, spitzen, gesägten, auf beiden Seiten behaarten Blättern und doldentraubigen Blüthen. Ebendas. (Sparganophorus ageratoides Lagasc.). (*A. Sprengel.*)

Cölln (von), s. am Ende der Nachträge.

COLDEWEY, Ehrenreich Gerhard, Doctor der Rechte, erst fürstlich-ostfriesischer, und dann seit 1744, da Ostfriesland an Preußen kam, königlich-preußischer Regirungsrath zu Aurich, wo er 1773 starb. Wann und wo er geboren, ist dem Schreiber dieses nicht bekant geworden. Sein Vater, Levin Coldewey, ein geborner Oldenburger, war von 1700 bis 1705 Consistorial-Assessor und adjungirter Prediger in Oldenburg, dann erster Prediger und Superintendent in Wittmund bis 1711, und seitdem General-Superintendent über Ostfriesland und Harlingerland in Aurich. Wahrscheinlich war dieser sein einziger Sohn ihm schon in Oldenburg geboren, indem derselbe bereits im J. 1727 in Ostfriesland mit einer gedruckten poetischen Arbeit hervortrat. Coldewey's Mutter war eine Baronesse von Herzberg. Er galt in Ostfriesland als ein gelehrter Jurist, als ein fleißiger Forscher und feiner Kenner der ostfriesischen Geschichte und Verfassung, und als Poet. Als letzterer besang er im J. 1727 die Siege der fürstlich-ostfriesischen Truppen über die damals revoltirenden ostfriesischen Unterthanen, in dem sogenanten Appelkriege, der Ostfriesland von 1724 bis 27 beunruhigte. Sodann ließ er 1741 zum Geburtstage des Fürsten Karl Edzard ein Gedicht drucken, betitelt: das untadeliche Alter des Ostfriesischen Reglerhauses. Seine Verse tragen freilich das Gepräge des dürftigen Geschmacks damaliger Zeit; doch sind sie nicht ganz ohne Dichtergeist und Gefühl. Ein Ergebniß seiner ostfriesischen Geschichtskunde war ein lateinisches Werk über Ubbo Emmius Lebensbeschreibung des Menso Alting (s. diesen Art.), mit vielen und wichtigen eingestreuten literarischen Anmerkungen, das schon 1740 in Ostfriesland bekant war, jedoch nie im Druck erschienen und kaum mehr vorhanden ist. Auch hat er 1730 die von Ubbo Emmius entworfene und zuerst bei Wilhelm Blaeuw in Amsterdam 1591, und dann wieder bei eben demselben 1615 herausgekommene, und endlich auch, jedoch in einem nicht so schönen Nachstich, der Emmiusschen Chorographia Frisiae orientalis in dessen historischen Werken beigefügte Charte von Ostfriesland bei Christian Homann in Nürnberg mit einigen Zusätzen neu stechen und illuminiren lassen. Sie führt den Titel: Tabula Frisiae orientalis, olim Ubbonis Emmii, deinde Sansonis et Allardi studio nota, cum variis Autographis denuo collata, aucta, innumerisque in locis emendata ab Ehrenreichio Gerhardo Coldewey, D. ser. Princ. Fr. Or. Consiliario etc. — Die Zusätze bestehen vorzüglich in der Angabe der seit Emmius Zeit eingedeichten Küstengegenden und in der Illumination der einzelnen Ämter und Herrlichkeiten. Durch diese Charte hat Coldewey sich ein wesentliches Verdienst um Ostfriesland erworben. Sie hat zwar manche, einem landeskundigen Inländer leicht in die Augen fallende Unrichtigkeiten; doch ist sie besser, als die sechzig Jahr später erschienene ostfriesische Charte von Güssefeld, Nürnberg 1790, die weit mehr Irrungen und bedeutende Mängel hat, und eigentlich nur ein überflüssiges Machwerk ist. Coldewey's Charte wurde im siebenjährigen Kriege zu Paris nachgestochen, unter dem Titel: L'Ostfrise, ou Comté d'Emden, par Coldewey, Advocat général d'Emden. à Paris chez le Rouge, Ing. Géographe, rue des grands Augustins, 1757, welcher sehr verunglückte Nachstich dennoch von Lotter zu Augsburg wieder copirt ist. — Die Coldeweysche Charte ist erst im J. 1804 durch die damals von dem holländischen Ingenieur-Major Camp (nachherigem königlich-niederländischen Obristlieutenant), zufolge einer Landesvermessung gelieferte, in Berlin gestochene Charte von Ostfriesland, so wie durch die große militärisch-topographische Charte von Westphalen, herausgegeben von dem preußischen General-Major von Lecoq, auf welcher auch Ostfriesland vorkomt, übertroffen worden; immer aber bleibt sie als Darstellung des Landes im Anfange des 18. Jahrhunderts, ein schätzbares Document für die ostfriesische Geschichte. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß Coldewey auch der ostfriesischen Münzkunde eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er sammelte nicht nur ein ansehnliches ostfriesisches Münzkabinet, das über 200 sehr schätzbare, goldene und silberne Stücke enthielt, und nach seinem Tode öffentlich verkauft ist, sondern er schrieb auch: Nachrichten vom Münzwesen in Ostfriesland, auch sämtlichen alten und neuen ostfriesischen Münzen, — die er in dem Ostfriesischen Wochenblatt vom J. 1748 wollte abdrucken lassen. Vier Abschnitte waren davon in No. 26 bis 29 erschienen, als der fernere Abdruck von dem Berliner Hofe untersagt wurde, und zwar nach Inhalt des Rescripts aus dem Grunde, „weil die Bekantmachung des Münzfußes und des innerlichen Werths der Münzen eines Landes einem Jeden, besonders Auswärtigen, theils unnöthig, theils bedenklich sey." Nachher wurde dem Verfasser zwar eine blos historische, unschädliche Beschreibung verstattet; er aber, verdrüßlich über diesen Vorgang, ließ die Feder ruhen, — und so sind keine weiteren Ergebnisse seiner ostfriesischen Münzkunde vorhanden, als die oben angeführten abgebrochenen Nachrichten in dem ostfriesischen Wochenblatt, deren Gehalt indeß sehr bedauern läßt, daß ihre Fortsetzung und Vollendung verhindert wurde. — (Aus mehren zerstreuten einheimischen Quellen). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Coleanthus Seid. s. Schmidtia Trattin.

COLEBROOKIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse hat Roxburgh so genant nach dem Präsidenten der bengalischen Societät H. Thom. Colebrooke, welcher Abhandlungen in die Asiatic researches und in die Linnaean transactions geli-

Digitized by Google

fert hat. Der Charakter ist: Zusammengehäufte Blüthen; eine dachziegelförmig-schuppige, vielblättrige Blumenhülle; ein fünftheiliger Kelch mit sehr schmalen, federigen Fetzen; die obere Corollenlippe ausgerandet; eingeschlossene Staubfäden; ein zweispaltiger, aus der Corolle hervorstehender Kelch. Die einzige bekante Art, C. ternifolia Roxb., wächst als ein kleiner Strauch mit dreizähligen, lanzettförmigen, spitzen, zottigen, stumpfgesägten Blättern und ährenförmig-rispenartigen Blüthen in Ostindien. — Colebrookia bulbifera Don. ist Globba marantina L. (*A. Sprengel.*)

COLEONEMA. Dieß ist eine von den Gattungen, in welche nach Bartling Diosma L. zerfällt: C. album Bartl. ist Diosma alba L. (*A. Sprengel.*)

COLEUS. Eine von Loureiro gestiftete Pflanzengattung, welche in Spr. Syst. mit Plectranthus Herit. vereinigt ist: C. amboinicus Lour. ist Pl. amboinensis Spr. (*A. Sprengel.*)

COLLATERALE WERKE heißen in der Kriegsbaukunst diejenigen Festungstheile, welche mit ihren Linien entweder unmittelbar an einander stoßen, oder doch einander eine wechselseitige Bestreichung gewähren. Damit diese nicht einbohrend wird, müssen die Linien zweier solcher Werke durch ihre Lage einen rechten oder einen noch etwas offeneren Winkel bilden, der jedoch 105 Grad nicht übersteiget, weil außerdem die Schüsse zu divergirend fallen und daher ihrer Absicht nicht entsprechen. (*v. Hoyer.*)

Collin, s. am Ende der Nachträge.

Colobus (Mammalia) s. Cercopithecus.

Colombia, s. am Ende der Nachträge.

COLOMBO, Christophoro, bei den Teutschen am gewöhnlichsten Columbus genant, veränderte selbst jenen Familien-Namen in das spanische Christoval Colon, um sich von den Seiten-Linien seines Geschlechts zu unterscheiden. (S. Colon). Dieser außerordentliche Mann war 1435 oder 1436 zu Cuccaro (s. dies.), zwar nicht aus adeligem Stamm, doch von braven Eltern geboren. Sein Vater trieb das Gewerbe eines Wollkämmers. Er genoß eine beschränkte, aber sorgfältige Erziehung und brachte auch eine kurze Zeit auf der Universität Pavia zu, wo er auch mit der lateinischen Sprache bekant wurde. Mehr jedoch verdankte er sich selbst und seinen, trotz einem unsteten Leben, fortgesetzten Studien. Schon im 14ten Jahre ergriff er mit Lust und Eifer den Beruf des Seemannes, wohin seine wissenschaftlichen Vorbereitungen ihn geführt hatten; und die Natur der damaligen Schifffahrt auf dem Mittelmeere, halb Handel, halb Freibeuterei, konte nicht verfehlen, eine rauhe, aber bildende Schule für den künftigen Seehelden zu eröffnen. Wahrscheinlich nahm er Antheil an dem Zuge Johanns von Anjou zur Eroberung von Neapel; gewisser ist's, daß dieser ihm späterhin ein Commando übertrug, wobei er, in kühner Weise, eine feindliche Galeere vom Hafen von Tunis abschnit und nahm. Dann vereinigte er sich mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffe, welche sich durch glückliche Kapereien gegen die Ungläubigen, wie gegen die Venediger, berühmt gemacht hatten. Ob er in dieser Verbindung und, in Folge eines hitzigen Gefechts an der portugisischen Küste mit einigen venedigschen Schiffen, das seinige durch Brand verlor und sich kaum noch auf einer Schiffstrümmer ans Gestade rettete, mag mit gleichem Fug bezweifelt werden, als ob ihn sein Durst nach erweiterter Kentniß je in die Gegenden des nördlichen Oceans führte.

Welches Geschick ihn aber auch nach Portugal trug, so hätte doch der junge Abenteurer keinen günstigeren Boden betreten können, um alle die seltenen Kräfte zu wecken, welche in seinem Geiste schlummerten: denn gerade hier hatte sich, seit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts und besonders durch den belebenden Einfluß des Infanten Don Heinrich, in der Nation ein Geist des unternehmenden Kühnsinns entwickelt, welcher, in seiner beharrlichen Richtung, südwärts um das noch unerforschte Afrika einen Seeweg nach den Naturschätzen Ostindiens aufzufinden, wenn auch noch nicht das Gehoffte geleistet hatte, doch noch immer im weiteren Fortschrit auf dieser Bahn begriffen war. Portugal bildete demnach eine Schule, wo ein Seemann entweder lernen, oder sein bereits erlangtes Wissen auf das Vortheilhafteste geltend machen konte. Letzteres war bei seinem ersten Auftreten in Lissabon (1470) die Meinung seiner, dort zahlreich naturalisirten Landsleute; ersteres jedoch seine eigne bescheidenere Ansicht: aber beides bestärkte ihn nur um so mehr in dem Entschlusse, sich hier gleichfalls anzusiedeln und seine Hand der Tochter eines italienischen Edelmanns, Bartolomeo Monis de Palestrello, zu reichen, welcher Befehlshaber auf der Insel Porto Santo gewesen war, an den früheren Entdeckungen des Infanten einen thätigen Antheil genommen hatte und einen ihm vor allen wichtigen Schatz von Tagebüchern und Seecharten auf ihn vererbte. Diese Mitgift machte auch fortan sein eifrigstes Studium aus, während er in seiner anderweitigen Glückslage sich ziemlich beschränkt fühlen mochte, da er sich genöthigt sah, seinen Haushalt durch Zeichnung von vorzüglich geschätzten See- und Landcharten zu bestreiten. Auch diese Beschäftigung führte ihn zum immer weiteren Sinnen über Gegenstände der Weltkunde; aber nicht zufrieden mit den neuen Aufschlüssen, welche seine Wißbegierde beschäftigten und, je schärfer er sie durchdachte, seinen Ideen einen nur immer höheren Schwung mittheilten, hielt er es für wesentlich dienlich, jene neuen Entdeckungen aus eigener Ansicht kennen zu lernen und Madera, die canarischen Inseln, die Azoren und selbst die Küste von Guinea zu bereisen. Er wohnte selbst eine Zeitlang auf Porto Santo, wo unaufhörlich Gegenstände in Beziehung auf die neuen Entdeckungen ihn umgaben. Es war eine Periode allgemeiner Aufregung für das Seeleben; Legenden von westwärts vorhandenen Inseln waren in Umlauf, welche man sogar von Zeit zu Zeit gesehen haben wollte. Die von Aristoteles erwähnte Antilla, die Insel der sieben Städte und St. Brandan gingen selbst in die damaligen Seecharten über.

Digitized by Google

Ausgerüstet mit allen diesen Forschungen, wenn auch nicht solchen Sagen vertrauend, überzeugte sich Colombo allmälig, daß die, von den portugiesischen Seefahrern versuchte Umschiffung von Afrika weder der nächste, noch der bequemste Weg seyn möge, um nach den ersehnten Gewürz-Inseln Hinter-Indiens zu gelangen. Ausgehend vielmehr von dem damals von allen Meßkünstlern und Geographen bereits angenommenen Heischesatz von der Kugelgestalt der Erde, urtheilte er, daß eine Schifffahrt, gerade gegen Westen gerichtet, nach einem wol nicht gar zu ausgedehnten Laufe, am sichersten zu jenen sich dort entgegenstreckenden Ländern und deren östlichen Küsten führen müsse. Allerdings war diese Meinung so alt, als Aristoteles selbst, der sie zuerst vorgetragen, und unterstützt durch den Beifall zahlreicher späterer Kosmographen; nur schätzte man die Breite des trennenden Oceans bei weitem geringer, und daher konte auch die Ausführung einer solchen Fahrt wol für um so thunlicher gelten. Hätte aber auch unser Seemann nie von diesen Hypothesen der Alten, nie von Platons in jenem Westen versunkener Insel Atlantis gehört, noch sich durch Paolo Toscanelli zu Florenz, einem der geachtetsten Gelehrten jener Zeit, mit welchem er seit 1474 über diese Gegenstände in Briefwechsel stand, in seinen Ansichten bestärkt und ermuntert gesehen; so mangelte es ihm doch nicht an neueren sinnlichen Erfahrungen, die denselben kräftig das Wort redeten. Man hatte 450 Seemeilen westlich vom Cap St. Vincent im Meere ein Stück Holz aufgefischt, künstlich geschnitzt, aber offenbar mit keinem eisernen Werkzeuge bearbeitet; Schilfrohr von außerordentlicher Größe, wie es bereits Ptolemäus beschrieben, war von Westen herangeschwommen; so wie auf den Azoren dort unbekante Cedernstämme und auf der Insel Flores sogar zwei menschliche Leichname von absonderlicher Bildung und Farbe ans Land gespült worden. Durch dies Alles wurzelte sein Glaube in ihm felsenfest und war nicht ohne einige Beimischung von Schwärmerei und Aberglauben, daß er das vom Himmel ersehene Rüstzeug sey, jenes lockende Ziel zu erreichen und so alle Zungen und Völker unter die Anbetung des Kreuzes zusammen zu bringen.

Zu sehr jedoch von Mitteln entblößt, ein solches Unternehmen ohne fremde Unterstützung auszuführen, sah Colombo wohl ein, daß diese um so mehr eine kräftige und von einer mächtigen europäischen Regirung dargebotene seyn müsse, als er erwartete, bei seinem Landen jenseits auf große, aber uncivilisirte heidnische Reiche zu treffen, wo er sich nur unter höherer Autorität werde behaupten können. In Portugal schienen sich hiezu die Umstände besonders günstig zu gestalten, als Johann II. den Thron bestieg, der zugleich die ganze Vorliebe seines Großoheims Heinrich für das Entdekkungswesen auf sich vererbt hatte. Neue Expeditionen nach Afrika kamen durch ihn ins Leben; schon waren sie bis zum Äquator vorgerückt und versprachen noch immer glücklicheren Erfolg durch die von ihm zuerst veranlaßte, wichtige Anwendung des Astrolabiums auf die nautische Höhenmessung, wodurch, in Verbindung mit dem Compaß, das bange Kleben an der Küste endlich einer freieren Fahrt, selbst in unbekanten Meeren, Raum gemacht hatte. Dies erwägend, stand der muthige Genueser nicht länger an, vor Allen der Krone Portugal, als deren nunmehrigen Unterthan er sich zugleich betrachtete, seinen großen Entwurf eines geraden Seeweges nach Indien vorzulegen. In einer beim Könige erlangten Audienz entwickelte er so klar und umständlich seine Theorie dieses Weges, daß jener, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung, sich auf einen Entwurf dieser Art einzulassen, dennoch für den Gedanken einigermaßen gewonnen wurde. Wenigstens übertrug er es seinen sonstigen gelehrten Rathgebern in dergleichen Angelegenheiten, diese Vorschläge noch genauer zu prüfen. Sie hörten sie an, und erklärten dieselben für Träumereien eines überspanten Gehirns, um welcher willen den bisher verfolgten Weg um Afrika aufzugeben, eine unverzeihliche Thorheit seyn würde.

Sey es nun, daß diese Entscheidung, oder daß die Ehren und Vortheile, welche Colombo für sich und sein gelungenes Werk gleichzeitig ausbedungen und in einer zuweit getriebenen Gestalt erschienen, seine Zurückweisung zur Folge hatten; so blieb gleichwol in des Königs Geiste die geheime Lüsternheit zurück, sich eines möglichen Gelingens dieses Planes auch ohne den Fremdling zu versichern, indem durch Absendung eines Schiffs in jener westlichen Richtung in aller Stille der Versuch gemacht würde, ob seine neue Theorie sich bewähren möchte. Während man also Colombo auffoderte, sich über seine Absichten in einer schriftlichen Darstellung noch ausführlicher auszulassen, benutzte man eben dieses Document, um einen andern, damit ausgestatteten Seemann mit dem tieferen Eindringen in den westlichen Ocean zu beauftragen. Doch schon nach einer Fahrt von wenigen Tagen erkaltete der nicht von innen stammende Eifer dieses Söldlings beim Anblick jener uferlos geglaubten Wasserwüste. Er kehrte nach dem Tajo zurück und, begreiflicher Weise, war sein Bericht nur zusehr dazu geeignet, den Urheber jenes Plans als einen Wahnsinnigen zu verschreien.

Diese hinterlistige Behandlung empörte den verkanten Mann in so verdientem Maße, daß er sich nicht entschließen konte, die nunmehr neuerdings versuchte Unterhandlung mit dem Könige wieder anzuknüpfen; und da er ohnehin seine Gattin verloren hatte, fesselte ihn nichts mehr an den undankbaren Boden, dessen Wohlthäter er hatte werden wollen. So vermochten ihn Dürftigkeit und die Besorgniß, sich persönliche Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen, Lissabon (1484) heimlich zu verlassen; zugleich aber auch schienen Ehre und Pflicht zu gebieten, seiner Vaterstadt Genua durch gleiche Anerbietungen eine neue höhere Stufe von politischer Bedeutsamkeit und commerciellem Wohlstand zu eröffnen. Allein auch hier begriff und beachtete man ihn nicht, und lohnte seinem Antrage mit einer wegwerfenden Antwort. Ohnehin war Genua's Handelsgröße im Sinken; seine Angelegenheiten im Osten des Mittelmeeres standen je länger, je miß-

Digitized by Google

licher, und der Geist, der es einst groß und gewaltig gemacht, war längst gebrochen.

Es scheint wol, daß Colombo, solchergestalt auch hier zurückgewiesen, seine Blicke zunächst auf Spanien richtete, aber, bereits auch mistrauisch gegen seinen Glücksstern geworden, zugleich auch seinen jüngeren Bruder Bartolomeo, der in seinen großen Entwurf vollkommen eingeweiht und davon nicht minder begeistert war, an den engländischen Hof absandte, um vielleicht bei diesen, schon damals durch ihre Seekunde ausgezeichneten Insulanern Eingang zu gewinnen. Ihn selbst, von Noth und Sorge umhergetrieben, verlieren wir für einige Zeit aus dem Gesichte, bis wir ihn, als Bettler und im Geleit seines damals einzigen Sohnes Diego, an der Pforte des Klosters Sta. Maria de Rabida, unweit des andalusischen Seehafens Palos, wieder erblicken, wo er sich zufällig dem Prior desselben, Juan Perez de Marchena, bekant machte und bald auch diesem einsichtsvollen Manne zutraulich seine Entwürfe und Hoffnungen mittheilte. Schnell begriff der Geistliche den Werth dieser Pläne und des Kopfes, der sie erzeugt hatte; und da es ihm nicht an Verbindungen an dem kastilischen Hofe fehlte, rüstete er seinen neuen Freund mit Empfehlungen dahin aus, die ihm in der Person des Beichtvaters der Königin Isabella einen neuen einflußreichen Gönner erwerben sollten. So trat Colombo im Frühling 1486 in Cordova auf, wo das vereinigt herrschende Königspaar, Ferdinand und Isabella, im Kriege gegen die Mauren von Granada begriffen, eben damals ihren Hof hielten. Ausgezeichnete Eigenschaften und Regenten-Tugenden gingen im Gefolge beider und ließen der Hoffnung Raum, daß sie vor Andern geneigt seyn könten, dem Manne ihr Ohr zu leihen, der ihnen die Schlüssel zu einer neuen Welt entgegen zu bieten kam. Allein es fehlte viel, daß es dem namenlosen Fremdling gelungen wäre, sich ihnen auch nur zu nähern. Der königliche Beichtvater sah mehr auf Colombo's ärmlichen Aufzug, als auf die empfehlenden Worte eines armen Klosterbruders, und ohnehin glich in diesem Zeitpunkte Cordova mehr einem Feldlager, wo Alles nur Krieg athmete und jeder andere Gegenstand weit in den Hintergrund zurücktrat. Dennoch folgte der Zurückgewiesene, standhaft bei seinem Glauben beharrend, dem Hofe auch in andere Gegenden der Halbinsel und fristete indeß sein Daseyn kümmerlich durch Chartenzeichnen. Diese feste Ausdauer, verbunden mit seinem würdevollen Betragen, gewann ihm endlich einen neuen Freund an Alonzo de Quintanilla, dem Controleur der Finanzen von Castilien, der ihn bei mehren bedeutenden Personen am Hofe einführte und sich warm für ihn verwandte, so daß ihm endlich eine Audienz vor dem Königspaare erwirkt ward. Colombo sprach seine Gedanken aus; und selbst der kalte und verschlossene Ferdinand legte soviel Gewicht auf dieselben, daß er es für angemessen hielt, sie, unter des genanten Beichtvaters Vorsitz, einer aus der Geistlichkeit von Salamanca zusammengesetzten gelehrten Junta zur Entscheidung zu unterwerfen. Nur fehlte viel, daß diese hochweisen Männer auch fähig oder geneigt gewesen wären, sich mit Ideen zu befreunden, denen sie eine Menge ungereimter Einwürfe aus der Bibel und den Kirchenvätern, so wie die Unmöglichkeit von Antipoden, die Unwirthbarkeit der heißen Zone und eine schlechterdings versperrte Rückkehr entgegenstellen zu müssen glaubten. Die Erwiederungen des Seemanns, von einem schlichten Bonsens und einer stets überlegenen Einsicht eingegeben, blieben zwar nicht ohne allen Eindruck bei einigen wenigen Verständigeren: aber doch erfuhr diese Verhandlung wenn auch keine entschiedene Verwerfung, wenigstens fortwährenden Aufschub und Vernachlässigung. Dieser schwache Schimmer von Hoffnung hielt indeß doch den Vertrauenden, zumal nach dem ausdrücklichen Willen und zum Theil auf Kosten der Regentin, am Hofe auf allen dessen Reisen und Kriegszügen fest; und nicht selten nahm er an den kriegerischen Ereignissen einen ehrenvollen persönlichen Antheil, ohne es gleichwol vermeiden zu können, daß der Troß der Höflinge ihn vielfältig, als Projectmacher, in einem abschätzigen Lichte betrachtete. Nur Quintillana, der edle Herzog von Medina Celi und einige andere Gönner, die er sich neuerdings erworben hatte, nahmen sich fortdauernd seines Unterhalts an, oder suchten seine Beziehungen zu dem Königspaare von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Zwei trübe Jahre waren ihm unter solchen Zögerungen, durch wenige Vertröstungen erhellt, dahin geschwunden, als ihm ein Schreiben Johanns II. zu Händen kam, worin er zur Rückkehr nach Lissabon eingeladen wurde; wiewol er es nicht gerathen fand, es von neuem auf dessen schwankenden und unedlen Sinn zu wagen. Auch König Heinrich VII. von England hatte bald nachher angefangen, sich in ermunternder Weise gegen ihn zu äussern, nachdem es seinem Bruder Bartolomeo, auf dem Wege dahin von Seeräubern ausgeplündert, unter langem und entmuthigendem Drangsal, endlich gelungen war, sich diesem Monarchen zu nähern. Indeß widerstand Colombo auch dieser Lockung um so leichter, da indeß auch Ferdinand und Isabella einige ruhigere Muße gefunden, sich seiner wieder zu erinnern; und es geschahen einige Schritte, sowol ihn näher an ihren Hof zu fesseln, als die eingeschlummerte Untersuchung seiner Vorschläge aufs neue zu betreiben (1489). Doch nur zu schnell gedieh die lange Fehde gegen die Mauren zu einer Krisis, für deren glückliche Beendigung Spaniens volle Thatkraft in Anspruch genommen werden mußte, bis das Regenten-Paar endlich (Febr. 1490) als vollständiger Sieger über die Ungläubigen seinen triumphirenden Einzug in Sevilla halten konte. Aber selbst auch diese glänzenden Erfolge und die sich weiter daran knüpfenden, lärmenden Festlichkeiten, Turniere u. s. w. konten nur zu einem neuem Hinderniß werden, die weit aussehenden Plane des Genuesers in eine ruhige Betrachtung zu ziehen. Erst im Winter 1491, wo der letzte, die gänzliche Vertreibung der Mauren herbeiführende Feldzug eröffnet werden sollte, gelang es ihm, auf seine immer dringender werdenden Vorstellungen, auch seine eigene Sache der Entscheidung näher zu führen. Die früher niederge-

Digitized by Google

setzte Junta trat abermals zusammen, untersuchte, erwog und that endlich durch den Mund ihres Vorsitzers und in dem schon kund gegebenen früheren Geiste den Ausspruch: daß der Antrag des Bittstellers eben so gehaltlos in seinen Grundsätzen, als unthunlich in seiner Ausführung und deshalb der ferneren Beachtung der königlichen Herrscher unwürdig sey. Nur einige wenige hellere Köpfe unter den Beisitzern legten ihren, obwol unwirksamen Widerspruch ein; brachten es aber doch, unterstützt nicht minder von der Achtung, die sich Colombo persönlich zu erzwingen gewußt, als von dem heimlichen Bedauern des gekrönten Paares, eine so viel versprechende Hoffnung aufgeben zu sollen, durch ihre Vorstellungen dahin, daß der ihm zugefertigte abschlägige Bescheid sich in mildere Worte kleidete und noch eine entfernte Aussicht übrig ließ, die Sache nach glücklicher Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen.

Jetzt endlich, nach fünfjährigem Harren, in seinem Glauben und Hoffen dennoch aufs schmerzlichste getäuscht, schien dem Armen die Verzweiflung selbst den Entschluß abzudringen, von den zum Theil fürstengleichen, großen Vasallen Spaniens zu erringen, was ihm vom Throne verweigert worden. Der Herzog von Medina Sidonia, an den er sich zunächst wandte, setzte gleichwol nur um so größeres Mistrauen in seine Verheißungen, je glänzender ihm diese entgegentraten; und auch der Herzog von Medina Celi, sein bisheriger Gönner, trat im Augenblick des schon gereiften Abschlusses der Unterhandlung zurück, aus Sorge, dem Hofe zu misfallen. Immer weiter vom Ziele zurückgeworfen, stand der Unglückliche im Begriff, Spaniens trügerischen Boden zu verlassen und den Aufmunterungen zu folgen, die ihm von England, und selbst von Frankreich her, zu winken schienen. Er machte sich demnach auf den Weg nach dem Kloster la Rabida, um zuvor noch seinen dort unter des Priors Pflege zurückgelassenen Sohn zu sich zu nehmen. Juan Perez, ob zwar tief bekümmert über seines Freundes Misgeschick, war dennoch weit entfernt, dessen Sache als verloren zu betrachten. Vielmehr gab ihm sein früheres Verhältniß zur Königin, deren Gewissensrath er gewesen, den Gedanken ein, sich unmittelbar an sie selbst zu Colombo's Gunsten zu verwenden. Dieser Schrit war von eben so schnellem, als glücklichem Erfolge. Der Prior wurde befehligt, persönlich bei der Regentin zu erscheinen, und führte hier seines Schützlings Sache so eifrig und beredsam, daß sie beschloß, mit demselben unmittelbar wieder zu verhandeln, und ihn zugleich mit den nöthigen Summen versah, um mit gebührendem Anstand bei Hofe im Lager vor Granada zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung empfangen und seinem Freunde Quintilla zu gastlicher Pflege empfohlen ward.

Es war in dem Zeitpunkt, wo der letzte maurische König sich genöthigt sah, die Schlüssel der Alhambra seinem Obsieger entgegenzutragen. Die spanische Nation sah sich auf dem Gipfel ihrer Größe. Auch in Ferdinands Geiste regte sich dieser begeisterte Hochsinn, dem sich nunmehr der bisher zurückgesetzte Genueser als Werkzeug eines neuen, unzuberechnenden Glanzes darstellte. Der Beichtvater ward beauftragt, sich mit jenem zu verständigen. Jetzt denn zuerst kamen seine Anerbietungen, wie seine Foderungen, zu einer ernstlichen Sprache; aber fast auch hätten diese letzteren, hochherzig und kühn, wie das Bewußtseyn seines Werthes und seiner zu leistenden Dienste sie ihm dictirte, den kalt berechnenden Höfling empört und zurückgescheucht. Der Mann, der in seinen Augen bis dahin für wenig mehr, als einen Abenteurer gegolten, bestand auf der vorläufigen Bewilligung, die Gerechtsame eines Admirals von Castilien und Vice-Königs im Bereich aller durch ihn entdeckten Länder, zusamt dem Zehnten der daraus zu beziehenden Einkünfte, zu genießen. Ihm abgeneigter, als je, widerrieth der Geistliche seiner königlichen Beichttochter, einem so unangemessenen Übermuth ferner ihr Ohr zu leihen. Dieser selbst schien der geforderte Preis, der sogar auch auf des Entdeckers männliche Erben übergehen sollte, ausschweifend; aber eben so unbeweglich fand sie den stolzen Muth des Bekränkten, der sein Idol nicht umsonst achtzehn lange Jahre still in seinem Schooße gepflegt haben wollte, als sie es versuchte, sich seiner Dienste um einen bescheideneren Preis zu versichern. Er fühlte, daß es sich hier um Länder und Reiche handelte!

Jetzt endlich stand auch sein Entschluß völlig fest, den spanischen Hof für immer aufzugeben und den Ruf nach Frankreich nicht länger zu überhören. Schon war er (Febr. 1492) auf dem Rückwege nach Cordova. Seine sparsamen Freunde, ohne seinen Entschluß misbilligen zu können, betrauerten denselben. Nur Luis de St. Angelo, Schatzmeister von Aragonien, ermuthigte sich, auf ein persönliches Gehör bei der Königin zu dringen, und bestürmte diese mit so triftigen Gründen, Vorwürfen und Vorstellungen, daß endlich alle Zweifel um so mehr in ihrer Sele schwanden, als sich nun zugleich fand, daß die Kosten der Schiffsrüstung, um welche es hier galt, die Summe von 300,000 Kronen nicht übersteigen und Colombo, mit Hilfe seiner Freunde, sich im Stande sehen werde, ein Achtel dieses Betrags selbst herbeizuschaffen. Sie ertheilte darauf ihre unbedingte Zustimmung und fühlte sich von einer solchen Begeisterung für die Ausführung entzündet, daß sie das Unternehmen für ein ausschließliches Werk ihrer castilischen Krone erklärte und selbst sich zum Versatz ihrer Juweelen erbot, um es desto ungesäumter zu fördern. St. Angelo jedoch überhob die Monarchin eines so großmüthigen Opfers, indem er, mit Ferdinands Bewilligung, die fehlenden Vorschüsse aus den von ihm verwalteten Fonds herbeizog. Nicht minder aber trug er Sorge, daß der erneuerte Ruf der Königin seinen Freund noch diesseits Granada erreichte und von diesem, wie er's verdiente, beachtet wurde.

Von diesem Augenblick an war Isabellens feurige Sele der Mittelpunkt des großen Entwurfs und wußte selbst auch ihren umsichtigen Gemahl dafür in gleichem Maße zu interessiren, als ihrem gemeinsamen religiösen Eifer ein Unternehmen dieser Art als ein Act der Verherrlichung des christlichen Glaubens in den fernsten Ge-

Digitized by Google

bieten der Erde entgegenstrahlte; hätte zugleich auch die Vorstellung von den Reichthümern Kathay's und Cipango's, wie Marco Polo sie geschildert, und zu welchen hier der Zugang geöffnet werden sollte, ihres Eindrucks auf die erregte Phantasie verfehlen können. Schnell kamen nunmehr die Artikel der Übereinkunft mit Colombo ins Reine. Er für sich selbst, und auf alle seine Nachkommen vererblich, sollte mit der Würde eines Admirals in allen entdeckten und eroberten Ländern jenseits des Oceans bekleidet seyn und darin mit dem Großadmiral von Castilien gleiche Ehren und Vorrechte zu genießen haben. Damit verbunden war Rang und Gewalt eines Vice-Königs in jenen Reichen; die Rente eines Zehntels von dem königlichen Antheil aller Kostbarkeiten und Handelswaren aus jenen Gebieten; die oberrichterliche Entscheidung in allen Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande, zusamt dem achten Theil des reinen Gewinns aus der gegenwärtigen, wie aus allen künftigen Entdeckungsreisen, gegen eine gleichmäßige Einlage zu den Kosten derselben. Schwerlich jedoch würde Colombo dieser letzteren Bedingung seinerseits haben genügen können, hätte er sich nicht schon im Voraus des Beitritts eines eben so vermögenden, als tüchtigen und kühnen Seemannes, des Martin Alonzo Pinçon zu Palos, versichert gehabt, der ihn auch in den Stand setzte, der beschlossenen königlichen Ausrüstung von zwei Schiffen noch ein drittes für seine eigene Rechnung hinzuzufügen.

Jener Vertrag ward von dem Regenten-Paar (den 18. April 1492) zu Sta. Fe unterzeichnet und unmittelbar darauf dem zugleich in den Adelstand erhobenen Admiral seine Bestallung ausgefertigt. Der nahe Hafen von Palos de Moguer bot für die eifrigst betriebene Ausrüstung um so mehr die gewünschte Bequemlichkeit dar, als die Einwohner, eine früher verwirkte Ungunst abzubüßen, verpflichtet worden waren, zwei bewaffnete Seeschiffe, auf den Dienst eines Jahres, zur Verfügung der Krone zu stellen. Diese sollten nunmehr unter Colombo's unumschränkten Befehl treten und die gesamte Bemannung königlichen Sold empfangen. Mehre andere Begünstigungen dienten zur Beschleunigung oder Vervollständigung aller nothwendigen Vorbereitungen. Sonach konte sich Colombo bereits am 12. Mai von Hofe beurlauben und, mit Hilfe seiner Freunde in la Rabida und Palos, selbst noch jede dienliche Verkehr treffen.

Wurden aber auch die Schiffe zu diesem Seezuge unverweigerlich gestellt, so fand sich doch die sehr viel bedeutendere Schwierigkeit, Steuerleute und Matrosen zu erwerben, welche denselben mit Colombo zu bestehen, Muth genug gehabt hätten. Auch den Kühnsten erbebte das Herz vor dem Gedanken einer solchen ziellosen Fahrt, welche sie einem unvermeidlichen Verderben entgegenführen müßte; und so groß und allgemein war diese Scheu, daß selbst die geschärftesten Strafbefehle von Hofe nicht hinreichten, an der ganzen Küste von Andalusien genugsame Mannschaften für diesen königlichen Dienst zusammen zu treiben. Erst als Pinçon, der hier unter der seefahrenden Klasse eines besondern Ansehens genoß, sich für die Sache mit unzweideutigem Nachdruck erklärte und samt seinem nicht minder wohlerfahrnen Bruder Vincente Pinçon, als Unterbefehlshaber persönlichen Antheil an dieser unerhörten Meerfahrt zu nehmen versprach, wirkten Beispiel und Überredung soviel bei Verwandten und Freunden, daß sich endlich die Besatzungen vollzählig und die Fahrzeuge segelfertig befanden. Dennoch bestand die Mehrzahl der ersteren aus gewaltsam Gepreßten, so wie das Geschwader selbst aus geringen Küstenbarken, die zum Theil sogar eines vollständigen Verdecks ermangelten und so, dem Anschein nach, wenig geeignet waren, es mit den Wogen eines stürmischen, uferlosen Oceans aufzunehmen. Das ansehnlichste dieser Schiffe, die Santa Maria, ward zum Admiral-Schiffe ersehen, der Befehl aber der Pinta und Niña den Gebrüdern Pinçon zugewiesen. Die gesamte Ausrüstung zählte, mit Inbegriff der Steuerleute, der königlichen Beamten, Ärzte, einiger Freiwilligen vom Kriegshandwerke und neunzig Matrosen, nicht mehr, als 120 Köpfe. Kriegs- und Lebensbedürfnisse waren nach Verhältniß und für eine längere Dauer der Reise eingeladen.

Endlich, nachdem zuvor noch von Colombo und der gesamten Mannschaft die heiligen Gebräuche der Kirche in frommer Andacht begangen worden, hoben die Schiffe, unter mancherlei Herzpochen sowol der Scheidenden, als der Zurückbleibenden, am 3. August 1492 die Anker und steuerten zunächst gegen die canarischen Inseln. Schon auf diesem bekanteren Wege drang sich dem Admiral die Besorgniß auf, daß sein Schiffsvolk, in einer Anwandlung von Furcht und Reue, auf Umkehr dringen möchte, und das nur um so mehr, als sichs bereits am dritten Tage, zum unglücklichen Vorzeichen, fand, daß an der Pinta (vielleicht von den Eigenthümern vorsätzlich) das Steuerruder zerbrochen sey und der Schade nur durch Alonso Pinçons Entschlossenheit nothdürftig gebessert worden. Drei Wochen eines langweiligen Verzuges an der Insel Canaria bedurfte es demnächst, um die noch nothwendigen Vorbereitungen zur ferneren Fahrt zu treffen; aber auch hier gab es neue Entmuthigung durch die Kunde, daß der Unternehmung von einer, auf der Höhe von Ferro kreuzenden portugisischen Flottille Gefahr drohe. Dieser Hinterlist zu entgehen, war es das Rathsamste, sich schnell in die neue unerforschte Bahn gegen Westen zu werfen; und so stieß der muthige Segler (6. Sept.) von Gomera ab; erblickte jedoch, von Windstillen aufgehalten, Ferro erst nach drei Tagen, und fühlte, im schneidenden Gegensatz mit seinen zaghaften und bis zu Thränen erweichten Gefährten, nur dann erst sich wohl, als auch dieser äußerste Punkt der bekanten Welt hinter seinen Blicken entschwunden war. Jene suchte er durch feurige, aber auch selbst geglaubte Schilderungen von den Reichthümern der Länder, denen sie entgegeneilten, zu ermuthigen: seinen Unterbefehlshabern aber theilte er, für den Fall einer Trennung, die bestimteren nautischen Anweisungen für die Fortsetzung der begonnenen Fahrt mit, welche, mit Hilfe der Passat-Winde, genau in westlicher Richtung, 700 Seemeilen unverändert verfolgt werden sollte, bevor, nach seiner Schätzung, irgend ein Land

Digitized by Google

zu erwarten stände. Zugleich führte Colombo, welcher Tag und Nacht seine Beobachtungen mit Ruhe und Umsicht anstellte und durch sein unverkennbar höheres Talent sich Vertrauen und Gehorsam bei allen jenen Kleinmüthigen erzwang, zwei verschiedene Berechnungen (nicht Tagebücher) über den zurückgelegten Weg, deren eine absichtlich eine geringere Meilenzahl angab, um den Muth der Mannschaft durch die Kentniß der wahren Entfernung um so weniger niederzuschlagen.

Wol aber hätte ihn selbst eine, damals noch weniger beachtete Wahrnehmung beunruhigen mögen, die er bereits nach einigen Tagen an seinem Compaß machte. Die Magnet-Nadel wich um 5 bis 6 Grade westlich von ihrer festen Richtung nach Norden ab, und mit jedem Tage sah er diese Anomalie sich vergrößern, so daß sie bald auch den minder Unterrichteten nicht länger verborgen bleiben mochte. Was konte — was mußte aus ihnen werden, wenn auch dieser einzige sichere Führer in der weiten Wasserwüste sich dergestalt untreu erwies? Es gehörte des Admirals ganze Besonnenheit und Geistesgegenwart dazu, um für diese befremdende Erscheinung eine wahrscheinliche Erklärung zu finden, die zwar ihn selbst sowol, als seine Zuhörer, täuschte, aber auch für den Augenblick zufrieden stellte. Selbst der Passat-Wind, in dessen Grenzstrich sie sich befanden, und der ihnen eine eben so regelmäßige als schnelle Fahrt gestattete, flößte ihnen, ungeachtet der überaus lieblichen Witterung, wovon er begleitet war, das zaghafte Bedenken ein, daß eben er ihnen zugleich jede Umkehr unmöglich machen werde; während wiederum der Anblick von Landvögeln oder schwimmenden Kräutern ihren Muth aufs neue stützte und sie mit der Hoffnung einer nunmehr nahen Küste erfüllte. Schon wollte der erfreute Pinçon (18. Sept.) eine solche im Norden erblickt haben, und eilte, mit seinem Schnellsegler darauf hinzusteuern, bis sichs zeigte, daß er nur durch ein Wolkengebilde am fernen Horizont getäuscht worden. Colombo selbst war sich in dieser Meeresgegend noch keiner solchen Entdeckung gewärtig, da das von ihm gesuchte Indien, nach seiner Berechnung, noch das Doppelte des Weges entfernt seyn mußte. Selbst wenn ihm zur Seite einige Inseln vorhanden seyn sollten, wollte er dennoch lieber seinen bisherigen geraden Lauf festhalten, als die Zeit mit deren Aufsuchung verlieren. Denn nur zu deutlich wuchsen Unruhe und Befremdung bei seinen Schiffsgenossen über die, trotz seiner vorsichtigen Verheimlichung, in ihren Augen doch unermeßliche Weite des Weges, den sie bis dahin fruchtlos zurückgelegt hatten, ohne daß diese Befürchtungen von einzelnen günstigen Anzeigen nahen Landes aufgewogen werden konten. Er hatte größere Sorge und Mühe, diese Ängstlichkeit durch alle Gründe der Vernunft und der Überredung zu beschwichtigen und so die Herzen, als die Schiffe, auf ihrer unversuchten Bahn zu lenken.

Indeß setzte sich (20. Sept.) der bisher östliche Passat-Wind für eine Zeitlang in Südwesten um, oder wechselte mit Windstillen ab, während sich das Meer mit unabsehlichen Strecken schwimmenden Meergrases in so dichten Massen bedeckte, daß die Fahrt dadurch einigermaßen gehindert wurde. Neuer Grund zum Schrecken! — entweder sich in dieses weite Netz völlig verstrickt zu sehen, oder auf den Untiefen, die demselben zum Anhaltpunkte dienen möchten, zu scheitern. Kaum konte das, von Colombo fleißig, aber ohne gefundenen Grund, ausgeworfene Senkblei dieses neue Gespenst ihrer Einbildung bannen; und eben so mühsam reichte seine unbesiegbare Geduld aus, unzählige neue Ausgeburten ihres, bald von dieser, bald von jener, an sich gleichgiltigen Erscheinung hergenommenen Vorurtheils durch seine Vorstellungen zu beseitigen. Ungeduld, Mistrauen und Furcht bemeisterten sich gleichwol der Köpfe mit jedem Tage und jedem weiteren Vordringen in den Ocean in immer höherem Maße und arteten solchergestalt allmälig in einen düstern Unmuth gegen ihren Führer aus. Heimliches Zusammentreten der Unzufriedenen und aufreizendes Murren erzeugte sich; bis endlich eine fast allgemeine Stimme des Vorwurfs sich erhob, daß der tollkühne Ehrgeiz eines Einzigen das Leben so Vieler nur zu lange schon gefährde und ferner nicht zu dulden sey. Die Verwegensten gaben nicht undeutlich den Wink, daß, wofern der Admiral nicht alsofort in die Rückkehr willige, man sich des starrsinnigen Urhebers so großen Drangsals leicht entledigen und einen ungefähren Fall über Bord vorwenden möge. Dem Gefährdeten entging diese meuterische Stimmung nicht: allein seine feste Sele setzte ihr eben sowol Güte als Ernst und alle die stillen, aber wirksamen Kräfte entgegen, durch welche die schwächeren Geister der Gewalt des höheren Genius sich beugen.

Mochte es indeß ihn selbst wol schmerzlicher, als jene, berühren, als Pinçon (28. Sept.) abermals mit so bestimter Gewißheit Land in Südwesten zu erkennen glaubte, daß er auch den Admiral bewog, die ganze folgende Nacht in diesem Striche zu steuern, und als es sich gleichwol am nächsten Morgen darthat, daß sie allesamt durch einen Nebel getäuscht worden! Tiefe Niedergeschlagenheit auf allen Schiffen! Selbst Pinçon, dessen Ansehen bei der Menge einen gewichtigen Ausschlag gab und der sich bisher standhaft zu den Ansichten seines Führers bekant hatte, ward nunmehr wankend und wollte den Lauf noch südlicher verändert wissen: doch Colombo ließ jetzt, wie in den folgenden Tagen, bei frischem und günstigem Winde, die Segel unverrückt gegen Westen richten. Die Schiffsrechnung ergab (1. Oct.) eine Entfernung von 584 Seemeilen, seit der Abfahrt von den canarischen Inseln, während jedoch der wahre Abstand bereits 707 solcher Meilen betrug. Allein auch jene geringere Angabe war mehr, als zu viel, für den immer noch wachsenden Kleinmuth der aufsätzigen Menge, bis neue und dichtere Vogelscharen, die doch so oft schon getrogen hatten, eben so schnell wieder die Erwartung um so ungeduldiger spannten, als die spanische Regirung dem Glücklichen, der des gehofften Landes zuerst ansichtig geworden, eine Belohnung von 50 Kronen zugesagt hatte. Schon stiegen Hoffnung und Glaube zum lauten Jubel, als sich (Morgens 7. Oct.) im Westen zuerst ein undeutliches, dann aber der vorausgeeilten Niña ein so klares Bild einer vorliegenden Küste darstellte, daß sie nicht anstand, das verabredete Signal durch Aufziehen der Flagge und einen Stückschuß zu geben. Dennoch löste sich, bei weiterer Annäherung

Digitized by Google

auch diesmal jene Erscheinung in eine leere Wolkenmasse auf. Mochten nun auch neue Vogelflüge in der Richtung nach Südwesten wol Land ahnen lassen: so war es doch nur zeitgemäße Nachgiebigkeit gegen Pinçons frühere Wünsche, daß Colombo, der die in dieser Meeresgegend vermuthete Insel Cipango verfehlt zu haben glaubte, nunmehr jene kleinen geflügelten Boten zu Wegweisern nahm und seinen Lauf demgemäß einrichtete. Drei Tage lang mehrten sich nun diese und ähnliche Andeutungen einer nicht zu fernen Küste mit jeglicher Stunde: doch das Schiffsvolk, in eben dem Maße, als sich seither die Täuschungen gemehrt, auch ungläubiger geworden, sah kaum die dritte Sonne abermals unter den uferlosen Horizont hinabsinken, so riß es sich von den bis dahin kümmerlich beachteten Banden des Gehorsams in wildem Trotze los und begehrte die augenblickliche Einstellung einer ruchlosen Fahrt, durch welche der Himmel freventlich herausgefordert werde. Mit freundlichen Worten und reicher Verheißung trachtete Colombo die empörten Gemüther zu besänftigen; sobald aber dieser Versuch sich als fruchtlos erwies, begriff er die Wichtigkeit des kritischen Augenblicks zu wohl, um nicht, mit der Fülle seiner gesetzlichen Autorität bewaffnet, den Meuterern fest zu erklären: die Reise sey der Wille ihrer gemeinsamen Herrscher und habe den Zweck, Indien aufzusuchen. So lange dieser nicht, durch Gottes Beistand, erreicht sey, werde keine menschliche Gewalt ihn bewegen, von seinem begonnenen Wege abzuweichen.

Wie sehr auch dieser edle Mannstrotz jenen Schwächlingen für den Augenblick gebieten mochte, so wäre des Admirals Lage doch um nicht minder bedenklich geblieben, wenn nicht die Anzeichen eines endlichen nahen Gelingens schon am nächsten Morgen sich fast als unfehlbar erwiesen hätten. Völlig frische Süßwasser-Gewächse, eine Menge wohl gekannten Sumpfrohrs, ein frisch abgerissener grüner Zweig mit anhängenden Beeren, — ja sogar ein Bret und ein künstlich geschnitzter Stab trieben an ihrem Borde vorüber und mußten auch den Ungläubigsten zu Reue und Widerruf um so mehr vermögen, als Colombo mit strafenden Blicken ihnen zuversichtlich verkündete, noch vor Ablauf der nächsten Nacht werde das von ihm verheißene Land vor ihren Blicken erscheinen und deshalb eine verdoppelte Wachsamkeit erfoderlich seyn. Begreiflicher Weise schloß sich auch kein Auge auf allen Schiffen. Colombo selbst hielt auf dem Hinterdeck unausgesetzt Wache, den düstern Horizont zu mustern. Bald auch glaubte er, vor sich in der Ferne ein Licht wiederholt aufleuchten und wieder verschwinden zu sehen; — untrügliches Merkmal also eines sogar von Menschen bewohnten Landes! Wenige Stunden später bekräftigte die, eine Strecke vorausgeeilte Pinta seine Entdeckung durch einen Kanonenschuß, und die Augen des Matrosen Rodrigo de Triana waren die ersten, welche die neue Welt in einer Entfernung von 2 Seemeilen, wirklich erblickten. Die Schiffe zogen alsbald ihre Segel ein und trieben bis zum Anbruch der Dämmerung langsam dem Lande zu, während Colombo mit stiller stolzer Befriedigung dem Gefühl seines gelungenen Werkes nachhing, und seine Genossen, einer ähnlichen Herzenserhebung unfähig, sich an den Träumen einer reichen und glücklichen Zukunft ergötzten.

Am Morgen (12. Oct. 1492) betrat Colombo diese, vor seinen Blicken nun klar entfaltete neue Erde, — eine niedrige, aber mit der üppigsten Vegetation überkleidete Insel, deren Ufer mit nackten kupferfarbigen Menschen bedeckt waren, welche den landenden Spaniern mit Staunen entgegenblickten. Er selbst der Erste am Uferstrande, sank der Admiral fromm und dankbar auf seine Kniee und zog alle seine gerührten Begleiter diesem Beispiele der Andacht nach. Dann aber nahm er, unter Entfaltung der Kreuzesfahne und allen feierlichen Gebräuchen, wie sie damals bei den Portugisen, und noch lange nachher, üblich waren, im Namen seiner königlichen Gebieter Besitz von dieser Insel, der er den Namen St. Salvador beilegte, und welchen sie, neben der Benennung Guanahani oder Cats-Island, als eine der Lukayen, auch gegenwärtig noch behauptet. Eben so wenig vergaß er, von seinen Begleitern für sich den Treu-Eid, als bestallter Groß-Admiral und Vice-König dieser entdeckten Erdstriche zu fodern. Begeistert und von den widerstreitendsten Gefühlen bezwungen, drängte sich die Schar um ihren Führer, der nunmehr in ihren Augen als ein höheres Wesen erschien; indeß sie selbst allzumal von den Eingebornen, in einem noch eigentlicheren Sinne, als solche betrachtet wurden. Doch gewannen jene bald Vertrauen genug, sich diesen weißen und bärtigen Männern, die, in ihren beflügelten Häusern daher schwimmend, wie vom Himmel herabgestiegen zu seyn schienen, zu nähern, und es knüpfte sich alsbald ein freundschaftliches Verkehr zwischen beiden an, das durch allerlei kleine Geschenke der Neuangekommenen noch mehr befestigt wurde. Was sie dagegen von den Erzeugnissen ihres Bodens zum Austausch brachten, reizte die Begierde der Spanier ungleich weniger, als der Anblick einiges geringen Goldschmucks, den die Insulaner an sich trugen: denn das Gold und die Kostbarkeiten Indiens sollten ja der Lohn der großen Anstrengungen und Gefahren seyn, welchen sie sich unterzogen hatten. Colombo verstand indeß bald aus den Andeutungen dieses Völkchens, daß jenes Metall keineswegs hier, sondern weiter nach Süden hin, in großem Überfluß gefunden werde. Immer noch eingenommen von seiner Voraussetzung, sich im Angesicht der Ostküste Hinter-Indiens zu befinden, zweifelte er nicht, daß jenes Südland die reiche Insel Cipango, von welcher Marco Polo gemeldet hatte, seyn müsse; und so eilte er bereits, nach einem nur zweitägigem Verzuge, mit einigen Eingebornen am Bord, die ihm als Wegweiser dienen sollten, durch den Archipel von Bahama, die ihm als Asiens Gewürzinseln erschienen, in der angedeuteten Richtung weiter; landete wiederholt an denselben, ohne jedoch von ihrem herrlichen Klima, ihren würzigen Düften und ihren reichen Erzeugnissen, da sie kein Gold darboten, gefesselt zu werden; aber auch bemüht, die Bewohner dieser Länder, welche von ihm den Namen der Indianer empfingen und seitdem, so wie Alle dieses Welttheils, auch beibehalten haben, durch freundliche Behandlung zu gewinnen. So viel er aus ihren stummen Zeichen verste-

Digitized by Google

hen konte, war die gesuchte Goldküste, die sie Cuba nanten, noch weiter entfernt und von solcher Ausdehnung, daß sie gar wol das asiatische Festland seyn mochte. Hienach richtete seine entzündete Phantasie den ferneren Reiseplan ein, von welchem eine anzuknüpfende Verbindung selbst mit dem mächtigen Groß-Chan von Cathay nicht ausgeschlossen seyn sollte.

In der That fand sich Colombo bereits (28. Oct.) der nördlichen Küste von Cuba gegenüber, deren hinter einander hoch aufgethürmte Bergzüge alsbald auf einen bedeutenden Umfang schließen ließen; während die Natur sie mit Reizen nicht minder freigebig schien ausgestattet zu haben, was sich ihm, der eine ausgezeichnete Empfänglichkeit für Eindrücke dieser Art besaß, beim Landen auch in vollem Maße bestätigte. Um so mehr drang sich ihm der Glaube auf, er stehe hier auf Cipango's gesegnetem Boden, und demnach richtete er seine Segel stracks nach Westen, wo er die, von Marco Polo gerühmte Hauptstadt des Landes anzutreffen hoffte. Eben dieser vorgefaßte Wahn verleitete ihn zu immer neuen Irrthümern und Täuschungen, die bei seinem fortgesetzten Kreuzen an dieser Küste, so wie durch eine Gesandtschaft an einen landeinwärts wohnenden Häuptling und durch die sichtbare Dürftigkeit der wenig civilisirten Einwohner, mit denen er zusammentraf und die er häufig misverstand, doch endlich dahin aufgeklärt wurden, daß es vielmehr einen Ort im Osten gebe, Babeque oder Hayti (Hochland) genant, wo seine Wünsche ihre volle Befriedigung finden würden. Mit neuen Hoffnungen genährt, beschloß er, dasselbe um so unverzüglicher aufzusuchen, als die nahende winterliche Jahreszeit mit noch unbekanten Gefahren der Schifffahrt drohte. Doch verließ er diese Küste nicht, ohne wiederum mehre der Eingebornen beiderlei Geschlechts mit sich zu nehmen, aus denen er eben sowol Christen, als künftighin Dolmetscher bilden zu können, sich schmeichelte.

Am 12. Nov. verließ Colombo den Fluß, wo er zuletzt geankert hatte, und steuerte nunmehr ostwärts an der Küste entlang, die er hie und da untersuchte, ohne sie jedoch seinen Erwartungen entsprechend zu finden. Dann aber sah er sich durch widrige Winde genöthigt, die hohe See zu suchen, wobei er zwar das gesuchte Goldland in der Ferne entdeckte, aber es nicht sofort zu erreichen vermochte. Während dieser Zeit trente sich die besser besegelte Pinta, trotz allen seinen Signalen, von dem Geschwader, weil Pinçon, nicht minder überdrüssig seiner untergeordneten Stellung zum Admiral, als gestachelt von Ehr- und Goldgeiz, früher an jener reichen Küste anzulangen und sich mit den Schätzen derselben zu sättigen trachtete. Colombo verlor ihn aus dem Gesichte und sah sich genöthigt, nach Cuba umzukehren, dessen Ostspitze er endlich (5. Dec.) erreichte. Von hier aus fiel ihm Hayti alsbald ins Gesicht, und zwar durch seine wechselnden Umrisse in so empfehlender Gestalt und mit so deutlichen Anzeigen einer zahlreichen Bevölkerung, daß dagegen die eben erst verlassene Küste in seiner Schätzung weit zurückstand. Vieles, worauf die Blicke der Mannschaft sich hier zunächst richteten, bot zugleich so unerwartete Ähnlichkeiten mit dem theuren Vaterlande dar, daß dies den Anlaß gab, das Land, nachdem es (12. Dec.) unter Aufrichtung eines Kreuzes feierlich in Besitz genommen worden, mit dem Namen Hispaniola (Klein-Spanien) zu belegen. Man stieß dort auf ein verlassenes Dorf von wol tausend Hütten, dessen Bewohner jedoch, durch Freundschaftsbezeugungen jeder Art gewonnen, bald wieder heimkehrten, und sich mit unschuldigem Vertrauen den weißen Fremdlingen näherten, die ihrerseits nicht minder über die patriarchalische Sitten-Einfalt dieser reinen Naturkinder erstaunt waren. Gleichwol ließ alles dies die hier erwartete höhere Civilisation und den Überfluß an metallischen Schätzen vermissen, welche der Insel Babeque eigenthümlich seyn sollten und die daher noch anderweitig in der Nähe aufgesucht werden mußten. Hiemit schienen auch die Berichte der Eingebornen übereinzustimmen, bis sich das Ganze gleichwol zuletzt als Misverständniß oder Fabel erwies und fortan auch aufhörte, den Geist der Entdecker ausschließlich zu beschäftigen. Man verfolgte indeß den Lauf der Nordküste, und die Zusammenkunft mit mehren Caziken, welche nicht ohne einigen äußeren Pomp auftraten, schien zwar für eine etwas weiter gediehene Versittlichung und geordnete gesellschaftliche Einrichtungen zu zeugen: allein die Habsucht der Gäste mußte sich an einigen wenigen vorgefundenen goldenen Zierrathen begnügen, welche ihnen willig gegen allerlei europäischen Tand abgelassen wurden. Das Geburtsland dieses edlen Metalls aber deutete man ihnen unter dem Namen Cibao, als im Innern des Landes gelegen, an.

In der Christnacht, wo Colombo, bei stillem Wetter der lang entbehrten Ruhe sich hingegeben, vernachlässigten der Steuermann und die Matrosen, dessen Beispiele folgend, ihre Dienstpflicht so sehr, daß alsbald Alles am Bord der St. Maria in Schlaf begraben lag, während die Strömungen das Schiff auf eine Sandbank führten, wo es, feigherzig von der aufgeschreckten Mannschaft verlassen, rettungslos scheiterte. Es blieb nichts übrig, als mit Hilfe der eben so dienstbeflissenen, als enthaltsamen Eingebornen die Ladung nach Möglichkeit zu bergen. Der Admiral, der nunmehr genöthigt war, sich an Bord der Niña zu begeben, fand, obwol tief erschüttert durch sein Misgeschick, dennoch einigen Trost in der herzlichen Theilnahme des benachbarten Caziken Guacanagari, der ihm mehre Hütten für seine schiffbrüchige Mannschaft einräumte und sich zu jeder Art von Unterstützung erbot. Tröstlicher aber noch war die Entdeckung, daß es, unweit von hier, zwischen den Bergen eine Goldmine gebe, wo dies Metall nur darum nicht in größerer Menge aufgelesen werde, weil die Insulaner zu wenig Werth darauf legten. Diese Kunde, schon an sich so überaus wichtig, ward es, selbst in Colombo's Augen, noch mehr in seiner gegenwärtigen Lage, wo es nicht gerathen schien, auf eine fernere Entdeckung Indiens auszugehen; wohingegen aber die Schätzung aller bisher entdeckten Länder, trotz ihren anderweitigen Natur-Reichthümern, daheim nur eine geringe Würdigung gefunden haben würde, wenn man nicht die Idee eines Goldlandes damit verbinden konte.

Ein näherer Verkehr mit dem Caziken führte hienächst zu dem Berichte von einem in südlicheren Gegenden

Digitized by Google

wohnenden, kriegerischen Volke, Caraiben genant, welches nicht selten Einfälle wage und Gefangene mit sich fortführe, um sie daheim beim Sieges-mahle zu verzehren. Dies gab dem Admiral Gelegenheit, seine neuen Freunde des wirksamen Schutzes der Spanier gegen jene Räuber zu versichern, zu dessen Beweise er Proben von der Kräftigkeit seiner Feuerwaffen gab, welche nicht verfehlten, die Insulaner mit den höchsten Begriffen von seiner Macht zu erfüllen. Schien nun ein solcher Schutz, um jene Gegner für immer zurückzuweisen, auch eine bleibende Nähe der Beschützer zu bedingen, so lag der Gedanke, dies durch eine Niederlassung an dieser Küste zu bewerkstelligen, zu nahe, als daß Colombo ihn nicht hätte fassen und in Vorschlag bringen, oder der Cazike ihn nicht freudig genehmigen sollen, und das nur um so mehr, da der gestrandeten Mannschaft der St. Maria der Aufenthalt am Lande und das Feiertagsleben in einer so glücklichen Natur je länger je besser behagte, und da ohnehin die beiden, noch übrigen kleinen Fahrzeuge die vorhandene Menschenzahl schwerlich zur Rückfahrt nach Spanien aufzunehmen vermochten. Aus den Schiffstrümmern ließ sich leicht ein Fort einrichten, dessen kleine Besatzung eben sowol hinlänglich bewaffnet, als in einem so fruchtbaren Lande wegen ihres Unterhalts gesichert werden konte. Die Bestimmung dieser Colonie sollte die weitere Erforschung dieses Erdstrichs und seiner metallischen oder anderweitigen Erzeugnisse, die Erlernung der Sprache, Sitten und innern Verhältnisse der Indianer und der fortgesetzte Eintausch von Gold seyn, damit bei dem nächstkünftigen Wiedererscheinen des Admirals mit stärkerer Ausrüstung der Gang dieser Unternehmung einen desto kräftigeren Umschwung nähme. Dieses Beginnen erhielt auch so vollkommen die Billigung des Caziken, daß er seine Unterthanen den thätigsten Antheil an den Arbeiten der Befestigung nehmen ließ und sich in jeder Art von Freundschaftsbezeugungen erschöpfte. Selbst seine Spenden und Geschenke an Gold waren überaus reichlich und setzten den Admiral in den Stand, sich mit einem nicht unbedeutenden Vorrath von Kostbarkeiten zur Heimreise auszurüsten. Denn freilich mußte dieser auf die Beschleunigung seiner Rückkehr um so mehr Bedacht nehmen, als Pinçons räthselhaftes Betragen ihn allmälig mit der lebhaftesten Besorgniß erfüllte. Die Trennung der Pinta vom Geschwader schien keinesweges mehr zufällig, seitdem deren Verweilen an einem andern nahen Punkt der Küste verlautbarte, ohne daß sie gleichwol die Wiedervereinigung mit ihrem Oberanführer beeilte. Späterhin war Pinçon weiter östlich gesehen worden und dann verschwunden; — nur zu wahrscheinlich, um Spanien noch vor dem Admiral wieder zu erreichen und ihm die Früchte seiner Entdeckung bei den Regenten, wie in der öffentlichen Meinung, zu rauben. Jedenfalls lag dann schon ein hartes Geschick in der Nothwendigkeit, die an sich gefahrvolle Reise über den Ocean in einem so schwachen und beschädigten Gebäude, wie die Niña, nochmals und allein zu wagen. Wie so leicht konte dann jede beglaubte Kunde der großen Entdeckung für immer in den empörten Fluten begraben werden!

Zehn Tage waren zur Errichtung des leichten Forts, das den Namen la Nadividad erhielt, hinreichend gewesen. Die Geschütze des gescheiterten Wracks dienten zu dessen Bewaffnung, so wie ein Theil der anderweitig geretteten Vorräthe zur Versorgung der Besatzung, die auf 39 der bravsten und rüstigsten Spanier, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, bestimt wurde. Diego de Arana, der königliche Commissar des Geschwaders, ward zu ihrem Anführer bestellt, mit den nöthigen Vorschriften für sein Verhalten versehen, und auch sonst im voraus für mögliche Ereignisse jede Vorsorge getragen; vor Allem aber die Erhaltung der Eintracht mit den Insulanern eingeschärft. Herzlich war der Abschied von Guacanagari, den Colombo mit der Versicherung seiner nahen Wiederkehr und reicher Geschenke tröstete, indeß er es zugleich für wohlgethan hielt, demselben, unter dem Schein einer Abschiedsfeierlichkeit, einen noch bestimteren Begriff von der Überlegenheit der europäischen Waffen zu geben. Mehre Indianer wurden ausersehen, den Admiral nach Spanien zu begleiten; und so richtete endlich die gebrechliche Niña (4. Jan. 1493) ihre Segel wieder dem alten Continent entgegen.

Noch ward indeß Colombo von Gegenwinden an der Küste aufgehalten, als ihm, zu seiner nicht geringen Freude, die Pinta wieder zu Gesichte kam; und gerne ließ er die unhaltbaren Entschuldigungen gelten, womit Pinçon seine Entfernung zu beschönigen suchte. Je sicherer er jedoch den Mann durchschaute, desto fester reifte sein Entschluß, sich eines so unzuverlässigen Begleiters durch beschleunigte Heimkehr zu entschlagen. Bei der fortgesetzten Küstenfahrt traf man, im jetzigen Golf von Samana, auf einen, sich durch kriegerische Haltung und bessere Bewaffnung auszeichnenden Volksstamm, in welchem man Caraiben zu erkennen glaubte, und der seine feindselige Gesinnung auch bald genug durch einen versuchten, aber blutig zurückgewiesenen Überfall zu erkennen gab. Endlich (16. Jan.) schwand Hispaniola aus dem Gesichte; und Colombo, der sich durch die Passat-Winde länger, als er wünschte, aufgehalten sah, faßte den Entschluß, außerhalb dem Bereich derselben bis zum 38. Grad n. Br. hinaufzugehen, wo er, seiner sorgfältig geführten Berechnung nach, in fortgesetzter östlicher Fahrt auf die Azoren stoßen mußte; während die übrigen Piloten am Borde in Berechnung ihres Laufs sich je mehr und mehr verwirrten und auf Madera hinzusteuern glaubten. Colombo verbesserte auch ihre Irrthümer nicht, um sich das Geheimniß des rechten Weges, der zu seinen Entdeckungen führte, desto gewisser zu versichern.

Am 12. Febr. wurden die Schiffe von einem furchtbaren dreitägigen Sturme aus Süden ergriffen, in welchem der Admiral die Pinta nochmals aus dem Gesichte verlor, und der ihm selbst, in seiner meist offenen und zerschellten Barke, je länger je unausbleiblicher den Untergang drohte. Gelübde frommer Wallfahrten wurden von den Beängstigten ausgesprochen, aber auf den Anführer drückte noch insonderheit das Gefühl des Kummers, daß, falls die Pinta dem Sturme erliegen seyn sollte, jede nächste rasende Woge ihn und jede Kunde seiner aufgefundenen neuen Welt für immer in den stummen Abgrund des Oceans niederziehen könne. In dieser Noth entschloß

Digitized by Google

er sich, einen kurz gefaßten Bericht seiner Reise aufzuzeichnen und versiegelt an seine Souveraine zu richten, den er sodann, wohlverwahrt in einem Wachskuchen und einer dicht verspündeten Tonne, den Wellen und dem Glücke anheimgab, um vielleicht an irgend einer bewohnten Küste angespült zu werden. Doch der Orkan stillte sich endlich ab, und gleich des nächsten Tages erblickte man Land, das sich auch bald als die Insel St. Maria, eine der Azoren, ergab, und dem gejagten Schiffe, obwol durch Windstöße lange verhindert, eine sichere Ankerstelle gewährte.

Hier aber, wo eine portugiesische Niederlassung diesen kaum dem Tode Entronnenen eine gastfreundliche Aufnahme versprach, fanden sie nur eifersüchtigen Argwohn und ungroßmüthige Hinterlist, in Folge eines geheimen Befehls vom Hofe zu Lissabon, sich Colombo's, falls er sich irgend in diesen oder andern Gegenden zeigen sollte, zu versichern. Nur mit Mühe entging er diesen Nachstellungen und erlangte so viel, daß er seine nothwendigsten Bedürfnisse, Holz, Wasser und Ballast, hier einnehmen durfte. Allein auch bei der fortgesetzten Fahrt ward seine Standhaftigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt, als ein abermaliger, fast noch wüthenderer Sturm seiner elenden Barke um so gewisseren Untergang drohte, da gleichzeitig die Küste von Portugal im Gesichte lag; und Scheiterung an derselben wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht auch gleichzeitig die Mündung des Tajo vor ihm geöffnet hätte. Es durfte kein Besinnen und keine Besorgniß vor abermaliger unfreundlicher Behandlung gelten, um augenblicklich diesen Nothhafen zu gewinnen. Hier (4. März) glücklich angelangt, gab der Admiral seinen Souverainen vor allen Dingen durch einen Eilboten, dann aber auch dem Könige von Portugal, Bericht von seiner Ankunft, und bat den letzteren um die Erlaubniß, vor Lissabon zu ankern. Während die ganze Bevölkerung dieser Hauptstadt sich hier erstaunt und voll freudiger Neugier um seinen Bord drängte, beehrte auch König Johann den castilischen Groß-Admiral mit einer Einladung an seinen Hof, wo derselbe achtungsvoll empfangen, mit Bewunderung, aber auch wol mit stiller Reue, über seine fernen Entdeckungen angehört und belobt wurde; indeß des Königs Räthe, gedemüthigt durch einen Erfolg, der, ohne ihre Unwissenheit oder ihren thörichten Widerspruch, eben sowol auch der Krone Portugal hätte wuchern können, Alles aufboten, Colombo's Seezug als einen Eingriff in die Rechte derselben darzustellen und selbst wol eine gewaltsame Hinwegräumung des Entdeckers als das geeignete Mittel zu empfehlen, jeden ferneren Nachtheil zu verhüten. Johann widerstand edelmüthig einer so niedrigen Einflüsterung, aber nicht auch zugleich der Versuchung, sich der lockenden Frucht jener Entdeckung durch eine schnell zu entsendende Ausrüstung in die neue Welt selbst zu bemächtigen. Colombo aber, ehrenvoll von seinem Hoflager entlassen, kehrte an den Bord seines Schiffes zurück und eilte, den Hafen von Palos zu erreichen, wo er sodann (15. März) wohlbehalten an das Land stieg.

Mit ungeheurem Jubel, Processionen und Glockengeläute wurden hier die Heimkehrenden und längst Todtgeglaubten von ihren Landsleuten und nächsten Angehörigen wie im Triumphe empfangen. Alles drängte sich voller Bewunderung um den Anführer, und reihte sich ihm endlich mit Andacht auf seinem nächsten Gange nach der Hauptkirche an, um Gott mit ihm gemeinschaftlich für diesen herrlichen Ausgang der Unternehmung zu danken. Und noch hatte der freudige Aufruhr sich nicht gestillt, als an dem nämlichen Tage auch Alonso Pinçon mit der Pinta den nämlichen Hafen erreichte, welcher, durch jenen Sturm bis in die Bai von Biscaja verschlagen, so eben von Bayonne heimkehrte, aber, von innerm Vorwurf gequält, nicht eher sich zu zeigen wagte, als bis er von Colombo's Abreise zum königlichen Hoflager nach Barcellona gewiß geworden. Doch nur zu bald unterlag er jenen bittern Gefühlen, und starb als ein Opfer des Neides und der verfehlten Ehr- und Habsucht, während der Admiral keinen Augenblik säumte, sich dem Königspaare mit der großen Nachricht von seiner glücklich gelösten Aufgabe persönlich darzustellen. Hier, bereits durch seine vorausgesandten Briefe auf Außerordentliches vorbereitet, erneuerte sich für ihn der Triumph, der ihn bis dahin auf seinem ganzen Wege empfangen und begleitet hatte; und die mitgeführten Indianer in ihrem nationalen Costüme, die Thiere, Gewürzpflanzen, Geräthe und glänzenden Kostbarkeiten einer aufgefundenen neuen Welt dienten, öffentlich zur Schau gestellt, seinen Einzug in die Residenz zu verherrlichen. In der Mitte des versammelten Hofes, vom Throne herab, empfingen Ferdinand und Isabella den nunmehr in seiner vollen Trefflichkeit erkannten Mann mit gebührender Auszeichnung; und hier erstattete er nunmehr den mündlichen Bericht von den wichtigsten Ereignissen der Fahrt und ihren Resultaten, welche er gleichwol nur als die Vorboten noch größerer Entdeckungen und Vortheile bezeichnete. Ein feierliches Tedeum, von der Versamlung angestimt, und von dem auf die Kniee niedergebeugten königlichen Paare selbst mit Inbrunst begangen, folgte auf diese vernommene Kunde; und an eine so erhebende Scene schloß sich eine Reihe von Festen und Ehren, deren Mittelpunkt Colombo war, während gleichzeitig sein gefeierter Name durch ganz Europa flog. Mochte sich auch, am Hofe selbst, wie die bekante Anekdote von Colombo's Ei zu beweisen scheint, schon frühzeitig der Neid gegen ihn erheben, so lag doch schon in der Gunst, womit die Beherrscher Spaniens ihn begnadigten, für den stolzen Adel ein Pflichtgebot, den nämlichen Fremdling, der noch unlängst ein Gegenstand der Geringschätzung und selbst des Spottes gewesen, in jeder Weise zu ehren.

Jetzt aber galt es den spanischen Monarchen ebensowol, sich die Anerkennung des Rechts auf die Herrschaft über jene Erdhälfte zu sichern, als dasselbe zugleich durch wirkliche Besitznahme zu erhärten. Für jenes schien in der Entscheidung des apostolischen Stuhls eine hinreichende Bürgschaft zu liegen, insofern hier nur von Gebieten der Ungläubigen die Rede seyn konte; und es durfte, um ähnlichen Ansprüchen des portugiesischen Hofes zu begegnen, sich nur um eine Grenzlinie handeln, welche die Oberherrlichkeit beider Kronen schiede. Papst Alexander VI. nahm auch keinen Anstand, die berühmte Bulle auszustellen, wodurch der 20ste — späterhin aber der

Digitized by Google

70ste Grad westlicher Länge von Ferro als Markstein ihrer diesseitigen und jenseitigen Gerechtsame, unter alleiniger Bedingung der Einführung des christlichen Glaubens, festgestellt wurde. (Vgl. den Art. Demarcations-Linie.) Allein um diesen ideellen Rechten zugleich auch die reelle Verwirklichung hinzuzufügen, war der castilische Hof nicht minder geschäftig, unmittelbar eine bedeutendere und zweckmäßig ausgerüstete Armada in jene nunmehr West-Indien benante Weltgegend zu entsenden. Juan Rodriguez de Fonseca, Archidiakonus von Sevilla, ein versuchter Hof- und Geschäftsmann, aber auch von heimtückischem und rachsüchtigem Charakter, und eben darum, von jetzt an, der verderbliche Wurm an der Wurzel eben sowol von Colombo's Glück und Ruhe, als von dem Gedeihen all seiner ferneren Unternehmungen, — erhielt auf eine lange Dauer die obere Leitung so wie dieser Ausrüstung, so auch sämtlicher Angelegenheiten der neuen Welt, welche fortan freilich eines geregelten Geschäftsganges um so mehr bedurften, als die Regirung alle Kosten der Colonisation zu tragen, gleichmäßig aber auch den vollen Gewinn aus derselben zu ziehen beabsichtete.

Mit beispielloser Thätigkeit, und nicht ohne Anwendung mancher herben Gewaltschritte, brachte Fonseca die erfoderlichen Fonds der neuen Ausrüstung zusammen, beschleunigte die Auswahl der Schiffe, verfügte die Anstellung der königlichen Beamten, wie der Mannschaften, und betrieb die Anschaffung der Lebensvorräthe, des Kriegsbedarfs, und was sonst irgend den Erfolg dieses Seezuges sichern konte; so daß Colombo, welcher in allen seinen Würden und Vorrechten aufs neue bestätigt und noch besonders zum General-Capitain der Armada, mit unbeschränkter Gewalt über deren Bemannung, über die Niederlassungen in Indien und alle noch weiter auszuführende Entdeckungen ernant worden, bereits am 25. Sept. 1493 den Hafen von Cadix, unter dem Zujauchzen der Volksmenge und an der Spitze einer wohlversehenen Flotte von 17 Segeln, verlassen konte, jedoch nicht, ohne zuvor mit Fonseca und dessen Creaturen über einzelne Gegenstände der Ausrüstung, zumal seines eigenen Haushalts, in mancherlei Zwiespalt gerathen zu seyn. Ein allgemeiner Enthusiasmus hatte sich damals der spanischen Nation bemächtigt; und so wie sich, in unseliger Selbsttäuschung, die Habsucht zur Theilnahme an dieser glänzenden Unternehmung drängte, um in jenen gepriesenen Gold- und Specereiländern einer schnellen und leichten Bereicherung nachzujagen, so nicht minder der ritterliche, durch die bisherigen Maurenkriege genährte Thatendurst, um Abenteuer aufzusuchen und Länder und Reiche zu unterjochen, im Gefolge eines fanatischen Bekehrungs-Eifers, dem es schmeichelte, dort die Herrschaft des Kreuzes zu gründen. Mehre kecke Degen, wegen Mangel an Raum zurückgewiesen, schifften sich sogar heimlich auf der Flotte ein, so daß sie in Allem nahe an 1500 Köpfe zählte.

Colombo hatte die Weisung, sich von der portugisischen Küste, wo immer noch böse Anschläge brüteten, fern zu halten, und steuerte wiederum nach den Canarien, um hier die letzten Reisebedürfnisse zugleich mit einer Anzahl von Hausthieren, Geflügel und Fruchtbäumen für seine neue Colonie einzunehmen. Am 13. Oct. verlor die Flotte Ferro aus dem Gesichte; sie nahm aber ihren Lauf noch südlicher, theils um sich eines noch kräftigeren Passat-Windes zu versichern, theils aber auch um in dieser Breite, wie der Admiral hoffte, sogleich auf die wundersamen Länder der Caraiben zu treffen. In der That führte eine glückliche und kurze Fahrt quer über den atlantischen Ocean sie bereits am 2. Nov. ins Angesicht der Insel Dominica, und so von Tage zu Tage in die Nähe von Maria galante, Monserrat, Antigua, St. Martin und Sta. Cruz, wo sie bald hier, bald dort landete, im fruchtlosen Versuch, mit den scheuen Insulanern, die man vielmehr aus unzweideutigen Spuren als Menschenfresser erkante, in einen friedlichen Umgang zu treten. Selbst den Gefangenen, die man machte, schien eine unbezähmbare Wildheit eigen. Der Admiral gab indeß für jetzt die genauere Untersuchung dieser reichen Inselgruppe der Antillen auf, um sich desto schneller des Schicksals seiner Colonie zu la Nadividad zu versichern. Noch aber entdeckte er im Vorbeigehen eine größere Insel, nachmals Portorico benant, und von einem friedlicheren und gesitteteren Menschenstamme bewohnt; erblickte dann die östlichste Spitze von Hispaniola, und sah sich endlich (27. Nov.) dem Punkte seiner Niederlassung gegenüber.

Hätte Colombo auch nicht sofort aus dem todten Schweigen, das längs der Küste herrschte, eine schwarze Ahnung schöpfen müssen, so konte ihn doch bei seinem Landen der Anblick des verödeten und gewaltsam durch Feuer zerstörten Forts über das traurige Schicksal der zurückgelassenen Besatzung ins Klare setzen, so wie auch das benachbarte Dorf des Caziken eine ebenmäßige verlassene Brandstätte zeigte. Bald auch ergab sich aus den Berichten der Eingebornen, wie ihre weißen Gäste, sobald der Admiral den Anker gehoben, sich allen rohen Eingebungen der Habgier und Sinnlichkeit gegen die Insulaner überlassen und die Geduld derselben aufs Äußerste getrieben, während sie zugleich, uneinig unter sich selbst, jede militairische Disciplin und Wachsamkeit hintangesetzt. Dennoch würden die armen Bedrückten dies harte Joch noch ferner getragen haben; allein ein neuer furchtbarer Feind, eifersüchtig auf die erlangte Gewalt jener Eindringlinge, hatte sich gegen sie erhoben, ihnen den Untergang zu bereiten. Dies war der Cazike Coanabo im Innern des Landes, ein Abenteurer von caraibischer Abkunft, der sich in früherer Zeit jenen Bezirk unterworfen hatte und auf der Insel allgemein gefürchtet wurde. Er überfiel die Allzusichern in ihrem Fort, metzelte sie bis auf den letzten Mann nieder, setzte das Gebäude in Brand, und ließ auch ihren indianischen Nachbarn, welche sogar auf ihrer Seite gekämpft und verwundet worden, eine gleich feindselige Behandlung widerfahren.

Guacanagari, obwol in seiner freundschaftlichen Gesinnung unverändert, ward dennoch den neuen Ankömlingen, zumal dem finstern Mönch Boyle, welcher, als apostolischer Vicar, eines bedeutenden Einflusses genoß, bald ein Gegenstand des Argwohns; und eben hiedurch ein ähnliches Gefühl bei ihm selbst anregend, hatte der Cazike es für das Sicherste gehalten, sich der Gewaltsamkeit der Spanier durch eine schleunige Flucht landeinwärts

Digitized by Google

zu entziehen. Inzwischen flößte Alles, was jenen hier widerfahren war, ihnen einen Widerwillen gegen diesen Ort ein, der auch wirklich durch seine niedrige und ungesunde Lage sich wenig zu einer bleibenden Niederlassung eignete. Colombo ersah daher einen östlicher gelegenen Punkt an einer Bucht der Küste, der alle bisher vermißte Vortheile in sich zu vereinigen schien und überdies zunächst an die Goldberge von Cibao stieß. Hier geschah nunmehr die Ausschiffung, und alle Hände setzten sich in Bewegung, die junge Colonie zu gründen, welche vom Admiral, zu Ehren seiner königlichen Beschützerin, den Namen Isabella empfing. Alsbald auch erhoben sich, neben den Hütten der neuen Ansiedler, einige steinerne öffentliche Gebäude. Aber nur zu bald sah sich dieser rege Eifer gehemt durch die Krankheiten, welche, als Tribut des heißen und ungewohnten Klima's oder der langen Reise, unter den Colonisten ausbrachen, so wie durch die erwachende Unlust so Vieler, die unter diesem fernen Himmel nicht hatten arbeiten, und, im Schweiße ihres Angesichts tagelöhnernd, das Leben fristen, sondern gefahrlos und in voller Gemächlichkeit Gold und Schätze häufen, oder, sich mit ihrem Schwerte Bahn brechend, die Herrlichkeiten und den Luxus Cathay's und Cipango's genießen wollen. Colombo selbst fühlte sich ebensowol durch Krankheit, als die Sorgen seiner Verantwortlichkeit für den glücklichen Erfolg schwer belastet, ohne gleichwol Muth und Hoffnung aufzugeben. Die Flotte sollte, zum größern Theile, für ihre unmittelbare Heimkehr mit den Erzeugnissen dieses für unerschöpflich reich gehaltenen Bodens befrachtet und dadurch die gespante Erwartung des Mutterlandes befriedigt werden; und diese Produkte, besonders die edlen Metalle, ließen sich nur im Innern des Landes erwarten, welches zu dem Ende näher erforscht werden mußte. Der ritterlich kühne Don Alonso de Ojeda übernahm diesen waghalsigen Zug, der ihn in des furchtbaren Caonabo's Gebiet führen sollte, an der Spitze einer kleinen wohlbewaffneten Schaar, und drang ungehindert bis in die Gebirge von Cibao vor, ohne weder auf jenen feindseligen Caziken, noch aber auf Spuren einer höhern Civilisation oder die geträumten Reichthümer, außer einigem Goldsande in den Bächen, zu stoßen. Doch schloß man aus dem letzteren Funde immer noch auf unermeßliche Naturschätze im Innern der Berge, und ließ die Hoffnung zu Anlegung von Bergwerken und einer belohnenden goldenen Ausbeute nicht sinken.

Zwölf Schiffe des Geschwaders kehrten demnächst wirklich nach Spanien heim; weniger beladen mit dem bisherigen geringen Funde jenes geschätzten Metalls und den Früchten und Pflanzen dieses Bodens, als mit den glänzenden, aber weit aussehenden Hoffnungen für die Zukunft, mit welchen Colombo sich noch immer wiegte. Zugleich foderte er vom Mutterlande her, neben neuen Unterstützungen aller Art, besonders auch kundige Bergleute; wogegen er, in einer unglücklichen Verirrung seines Geistes, vorschlug, künftighin, als vortheilhaften Rückfuhr-Artikel, caraibische Sclaven nach Spanien zu senden, welche, durch Bekehrung zum christlichen Glauben, das, was sie hienieden an Glück und Freiheit einbüßten, reichlich im Himmel wieder gewinnen würden; — ein Vorschlag, welcher jedoch von der Königin, der stets milde gesinten Beschützerin der Indianer, edelmüthig verworfen wurde; während im Übrigen der Eifer für die begonnene große Unternehmung sich bei Hofe, wie in der Nation, noch immer unvermindert erhielt. — Anders stand es zu Isabella, wo Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit und endlich sogar offene Meuterei ausbrachen, und, unter der Anreizung des königlichen Controleurs Bernal Diaz, mit nichts Geringerem umgingen, als sich der noch vorhandenen Schiffe gewaltsam zu bemächtigen, und auf denselben nach der Heimath zurückzukehren. Noch entdeckte der Admiral diesen gefährlichen Plan vor der wirklichen Ausführung; und wenn er gleich den Rädelsführer, zusamt seinen vornehmsten Mitschuldigen, nicht ganz nach Verdienst bestrafte, so konte doch selbst diese Milde ihm die Herzen nicht wiedergewinnen, die ihm ihre gegenwärtige unbequeme Lage als unverzeihliche Schuld in Rechnung brachten.

Dem Admiral selbst war es für diesen Augenblick von der ersten Wichtigkeit, den District von Cibao, auf welchen sich alle seine Hoffnungen stützten, genauer kennen zu lernen, um dort mit gewaffneter Hand eine zweite Niederlassung zu Gewinnung von Gold-Erzen zu gründen. Man stieg auf diesem Zuge über die vorliegende Bergkette in die üppig reiche Vega Real (Königs-Ebene), von der zahlreichen Bevölkerung gastfreundlich aufgenommen, und drang dann in die hohen und rauhen Goldgebirge von Cibao ein. Hier ließen häufige Goldkörner in den herabströmenden Bächen auf eine nahe und mächtige Ader dieses köstlichen Naturproducts schließen, und hier, an einer wohlgeeigneten Stelle, beschloß Colombo auch, sich durch Anlegung eines festen Grenzpostens, den er St. Thomas nante, dieses Districts Meister zu machen, indeß kleinere Streifparteien das Land in noch weiterem Umfange erkundeten. Zugleich ward ein Tauschhandel von europäischen Spielwaren, aber nur gegen Gold, eröffnet, das die Eingebornen, Angesichts der Spanier, aus dem Bachsande wuschen. Im Ganzen jedoch erschienen sie dem Beobachter als ein schwaches, arbeitscheues Geschlecht, aber von der reichen und lieblichen Natur selbst, worin es lebte, in dieser sorglosen Trägheit begünstigt.

Eben diese milde Natur versprach aber auch der jungen Colonie Isabella binnen kurzem ein fröhliches Gedeihen aller dorthin verpflanzten europäischen Producte; wogegen der Posten St. Thomas, dessen Besatzung, gleich nach der Entfernung des Admirals, es in gleicher Weise, wie weiland die in la Navidad, trieb, bald in Noth und Bedrängniß gerieth, während zugleich Caonabo sie mit einem feindlichen Angriff bedrohte. Hier wie dort aber fuhren die schädlichen Einwirkungen des Klima fort, jene tropischen Fieber zu erzeugen, zu denen sich noch die neue, hier wahrscheinlich einheimische Krankheit gesellte, welche die Ausschweifungen der thierischen Liebe so schrecklich bestraft. Auch die mitgebrachten Mundvorräthe verdarben, und die Spanier gingen schwer daran, sich an die einfacheren Nahrungsmittel der Indianer zu gewöhnen. Vermehrte Anstrengungen zum Anbau des Bodens, wie der Augenblick sie erfoderte und Colombo sie mit Ernst anordnete, erweckten neues und vermehrtes Misvergnügen,

Digitized by Google

und dies ward, sowie von den Beamten der Krone und den stolzen Hidalgo's, so besonders vom Pater Boyle genährt, der sich in seinem Dünkel von Colombo zurückgesetzt wähnte. Zwar wußte der feste Sinn des letztern sich wol rücksichtslos Gehorsam für den öffentlichen Dienst zu verschaffen: doch ward diese Strenge, indem alles sie als eine unerträgliche Tyrannei und Mishandlung verschrie, eine neue, nie versiegende Quelle des Hasses und der Anfeindung gegen ihn, sowol hier, als späterhin im Mutterlande. Noch ward dies ungünstige Licht, in welches er sich gestellt sah, vermehrt durch die widrigen Erfolge eines neuen, in starker Anzahl und in weiterem Umfange unternommenen Entdeckungszuges, welchen der Unterbefehlshaber, Pedro Marguerite, nach den strengsten und wohldurchdachtesten Vorschriften des Admirals, gleichwol so übel ausführte, daß er, mit gänzlicher Vernachlässigung derselben, die Eingebornen mishandelte und ihre Gemüther empörte, seinen Hauptzweck aber, Caonabo's Gefangennehmung, verfehlte.

Unter allen diesen Sorgen hatte Colombo das eigentliche große Ziel seiner diesmaligen Reise, die Auffindung des asiatischen Continents, keineswegs aus dem Gesichte verloren, und ging (den 24. Apr. 1494), nachdem er seinen jüngsten Bruder, Don Diego, zum Stellvertreter in Isabella eingesetzt, mit drei kleineren, aber auch um so leichtsameren Fahrzeugen zu dieser neuen Entdeckungsreise gegen Westen unter Segel. An der östlichen Spitze von Cuba angelangt, verfolgte er nunmehr die südliche Küste dieses Landes, das er für das äußerste Ende Asiens zu halten geneigt war. Er landete nach und nach auf verschiedenen Punkten in tiefen und herrlichen Buchten, hatte einige friedliche Zusammenkünfte mit den Eingebornen, und erhielt hier neue Kunde von einer großen Insel im Süden, als dem wahren Goldlande, dem er auch, von heißer Begierde gestachelt, ungesäumt in der angegebenen Richtung entgegensteuerte (den 3. Mai). Es war die Insel Jamaica, an deren nördlichem Gestade er auch bereits nach zwei Tagen vor Anker ging. Der erste kriegerische Empfang der Bewohner, gegen welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Male einer von den berüchtigten spanischen Bluthunden losgelassen wurde, verwandelte sich bald in eine freundlichere Stimmung. Der Admiral kalfaterte hier sein leck gewordenes Schiff; fand aber in der Hauptsache nicht, was er vornehmlich suchte, und benutzte bereits nach wenig Tagen einen günstigen Wind, um nach Cuba zurückzukehren. Hier gerieth er bald, bei fortgesetzter westlicher Fahrt, in das Inseln-Labyrinth, dem er den, jetzt noch beibehaltenen Namen „der Königin Garten" beilegte, und nun um so sicherer hoffte, den asiatischen Archipel, den Marco Polo beschreibt, erreicht zu haben, da auch die Einwohner von Cuba die fernere Ausdehnung ihrer Küste als unermeßlich schilderten. Immer begieriger setzte er demnach seinen Weg an derselben fort, so sehr auch seine Gefährten zu wiederholten Malen erschreckt durch die sich überall thürmenden Klippen und Sandbänke auf die Umkehr drangen. Zuletzt lief dies Gestade in ein großes Cap südwestlich aus, welches ihm, zufolge des damaligen Standes der Geographie, als die Spitze der Chersonesus aurea (Halbinsel Malacca) des Ptolemäus erschien; und schon drängte sich seiner feurigen Sele der kühnere Gedanke auf, nach dem Ruhm einer völligen Erdumschiffung zu streben, als seine kühleren Begleiter, obwol seinen Glauben theilend, dennoch in dem abgenutzten Zustande des Geschwaders einen nur zu triftigen Grund aufstellten, diesen Vorsatz wieder aufzugeben. So willigte er endlich in die Rückkehr, nachdem er, mittelst eines noch vorhandenen Documents, sich die feierliche Versicherung ausstellen lassen, daß niemand am Borde es bezweifle, sich hier an der Küste Asiens zu befinden. Wäre indeß Colombo nur noch wenige Meilen weiter gesegelt, so würde er sich von der insularischen Lage Cuba's haben überzeugen können.

Auf dem nun angetretenen Heimwege entdeckte er indeß (den 13. Juni) noch im Südosten die Insel Pinos, und hatte sich des Weges, den er gekommen, durch alle schon früher erprobte Gefahren und Hindernisse aufs neue hindurchzuringen. Nicht minder schwierig fand er es, sich von Zeit zu Zeit am Lande einige Erfrischungen zu verschaffen; Stürme drohten ihm den Untergang, oder widrige Winde hemten die Verfolgung seiner Fahrt gegen Hispaniola. Er beschloß demnach, Jamaica an der ihm noch unbekanten Südseite zu umschiffen, wo indeß ähnliche Gegenwinde ihn fast einen Monat lang aufhielten, aber die Schönheit dieser Insel einiger Maßen wieder für solchen Verzug entschädigte. Erst den 19. Aug. verlor er sie aus dem Gesichte, um schon des nächsten Tages Cap Tiburon auf Hispaniola zu erreichen, das er jedoch erst später als einen Theil dieser Insel erkante. Er schiffte nun gleichfalls an der Südküste derselben hin; flüchtete unweit des Ostendes vor einem vorausgesehenen Sturm in den Hafen Saona, und würde in der Entdeckung der noch unberührten caraibischen Inseln fortgefahren seyn, wenn nicht die körperlichen und geistigen Anstrengungen auf einer Fahrt, wie sie vor ihm, an Dauer, Beschwerde, Gefahr und Bereicherung für die Länderkunde, noch niemand gemacht hatte, seinen Kräften endlich überlegen geworden wären. Krank und schier in Bewußtlosigkeit gerathen, mußte er es geschehen lassen, daß sein nicht minder erschöpftes Schiffsvolk den nächsten Weg zurück nach dem Hafen von Isabella suchte (Ende Septembers).

Hier fand der kaum Genesene zu seiner hohen Freude seinen Bruder Bartolomeo vor, von welchem er seit mehren Jahren getrent gewesen, und von dessen Einsichten, Geschäfts-Erfahrung und Energie er sich auf seinem verwickelten Standpunkte eine willkommene Unterstützung versprechen durfte. Ungesäumt auch bekleidete er denselben mit dem Posten seines Adelantado (Stellvertreters) anstatt des minder fähigen Diego, und das nur um so mehr, da der Zustand der Colonie während seiner Abwesenheit noch vielfach kritischer geworden. Marguerite, anstatt den militairischen Zug durch die Insel zu vollenden, hatte sich begnügt, in die reiche Vega hinabzusteigen, und sich jeder Art von Schwelgerei und Unordnung, neben den härtesten Erpressungen gegen die Indianer, zu überlassen. Die Weisungen Don Diego's fruchteten nur dazu, den Stolz dieses Hidalgo, der sich auf eine besondere Gunst des Königs stützte, zu reizen, und ihn, wie alle seine Standesgenossen, dem Befehls-

Digitized by Google

haber noch höher zu verfeinden. Dieser Gegenpartei schloß sich demnächst, zusamt allen Misvergnügten in der Colonie, der Pater Boyle mit grimmigem Hasse an, und keine Gelegenheit war versäumt worden, Don Diego's Autorität Hohn zu sprechen. Solchergestalt war es ihnen sogar gelungen, die Schiffe, mit welchen Bartolomeo angelangt, zur eigenmächtigen Rückkehr nach Spanien zu benutzen. Marguerite's Flucht ließ die Truppen ohne Anführer, und diese streiften nun vollends jeden Zügel der Mannszucht ab, bis ihre Ausschweifungen die geplagten Indianer zur Nothwehr der Verzweiflung, und damit zur rachsüchtigen Feindseligkeit gegen die vereinzelten und wehrlosen Unterdrücker reizten. Zugleich stand auch den Spaniern in Caonabo ein furchtbarer Gegner auf, welcher das Fort St. Thomas, obwol vergeblich, 30 Tage lang belagerte, und, von mehren Häuptlingen der Insel unterstützt, selbst Isabella bedrohte. Nur der edle, obwol verkante Guacanagari blieb standhaft in seiner Freundschaft. Colombo fand es demnach dringend nothwendig, diesen zerrütteten Zustand der öffentlichen Angelegenheiten schnell und in geschickter Verbindung von Kraft, List und Milde zu beendigen. Es gelang ihm, die Überlegenheit seiner Waffenmacht im offenen Felde geltend zu machen, neue feste Posten im Innern anzulegen, einen einflußreichen Caziken sich zu versöhnen, und, durch eine seltene Probe von Ojeda's Irrenden-Ritter-Muth, mitten in Caonabo's Gebiete, diesen Gegner zu berücken, zu fesseln und hinter sich auf seinem Rosse zu entführen. Mit ungebeugtem Stolze trat der Caraibe vor den Admiral und behauptete seine Würde, bis jener ihn späterhin als Gefangenen mit sich nach Spanien abführte.

Mittlerweile sah sich die Niederlassung einem neuen Drangsale in dem steigenden Mangel aller Lebensbedürfnisse ausgesetzt, als zwei Schiffe aus dem Mutterlande den Überfluß dahin zurückführten, und auch die Zukunft durch Überbringung von Gärtnern und Ackerleuten auf diesem fruchtbaren, aber bisher vernachlässigten Boden sicherten. Colombo aber, von einem fast allgemeinen Bunde der Eingebornen, zur Rache von Caonabo's Fall, bedroht, sah sich gemüßigt, demselben mit seiner gesamten Streitmacht, die sich auf 200 zu Fuß und 20 Reuter belief, in der Vega Real zu begegnen. Es kam alsbald zu einem Treffen, worin die feindliche Überzahl fast augenblicklich der europäischen Taktik, dem Geschütz, den Rossen und zumal den auf sie losgehetzten Bluthunden unterliegen mußte. Gänzliche Unterjochung der indianischen Bevölkerung war die Frucht dieses Sieges, der leider! durch eine falsche Berechnung des Admirals, nur zu sehr gemisbraucht wurde. In der Nothwendigkeit nämlich, sich durch möglichst ergiebige Rückladungen in der königlichen Gunst zu behaupten, sollten die Überwundenen durch fortwährende schwere Tribute aus den Goldwäschereien und Baumwollengespinst sich für die Finanzen ausgiebig erweisen. Durch dies auferlegte Joch von unabsehlicher Dauer ward der gesamte gesellige Zustand der Insulaner, ihre Lebensweise und ihr Lebensmuth bis zur Unerträglichkeit vernichtet. In dieser rettungslosen Lage, und träge von Natur, beschlossen die Unglücklichen, jedem Anbau des Bodens zu entsagen, in die Gebirge zu flüchten und solchergestalt ihre Tyrannen auszuhungern. Dem zur Steuer wurden sie nunmehr von den letztern bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt und dem Wilde gleich gehetzt, bis sie selbst der Angst oder dem Hunger zu Tausenden erlagen. Dem gescheuchten Überrest blieb endlich nur die Wahl, zu sterben oder widerstandslos zu seinen Hütten zurückzukehren und sich traurig unter das auferlegte Sclavenjoch zu beugen.

Marguerite und seine Genossen waren indeß am spanischen Hofe nicht säumig gewesen, den Zustand von Hispaniola und die Verwaltung des Admirals im ungünstigsten Lichte darzustellen, ihn selbst aber, der seit mehren Monaten verschollen sey, als das nur zu wahrscheinliche Opfer seiner neuen tollkühnen Irrfahrt, zu schildern. Ihr Geschrei fand Glauben; die öffentliche Meinung wandte sich von Colombo ab, und Ferdinands natürliches Mistrauen fand es gerathen, einen betrauten Agenten abzusenden, der sich an Ort und Stelle über die Quellen der seitherigen Unordnungen genau unterrichten, und, falls Colombo noch nicht zurückgekehrt sey, unter dessen Autorität geeignete Maßregeln zum bessern Bestehen der Niederlassung treffen sollte. Die Wahl fiel auf den königlichen Kammerjunker Juan Aguado, der, als des Admirals früherer Begleiter, und von diesem selbst als ein Ehrenmann empfohlen, das Land bereits kante und seinen zarten Auftrag am gewissesten mit der erfoderlichen Schonung seines Gönners ausrichten konte. Alle diese Mildrungen erhielten noch ein neues Gewicht, als inzwischen auch die Berichte von Colombo's neuesten Entdeckungen und Hoffnungen eintrafen; und Aguado ging demnach mit einer neuen, zur zweckmäßen Unterstützung der Colonie ausgerüsteten Flotte (Aug. 1495) von Cadix unter Segel. Kaum aber war er zu Isabella angelangt, als er auch, berauscht von der in seine Hände gelegten Gewalt, jede Mäßigung aus den Augen setzte, und, mit Verkennung der Natur seiner Vollmacht, sich zum Inquisitor aufwarf, der nicht blos die untern Beamten, sondern selbst den Adelantado vor sein Gericht foderte, und von dem Admiral nur, als von einem überwiesenen Verbrecher, sprach, dem er jedes Übel, so die Colonie getroffen, zur Last legte. Colombo, der gerade im Innern der Insel abwesend war, ward von ihm mit der weitgetriebensten Anmaßung empfangen: doch anstatt (wie er gehofft haben mochte) denselben dadurch zu irgend einem heftigen Schritte zu reizen, unterwarf sich der Beschuldigte besonnen, wenn gleich im Innern schmerzlich verwundet, der königlichen Willensmeinung, welche in Aguado's öffentlich verlesener Vollmacht ausgedrückt schien, und sah es gelassen mit an, wie jener, sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mischend, sein Ansehen mit Füßen trat, und alle seine alten schadenfrohen Gegner ebensowol zur Eingabe von Beschwerden gegen ihn und seine Brüder ermunterte, als zum Jubel über seinen unzweifelhaften Sturz erregte, ja selbst die aufs neue unruhig gewordenen Indianer zu einer gleichen Erwartung spante.

So zu gleicher Zeit seinen Stolz befriedigend, und seine Sendung für erfüllt haltend, schickte sich Aguado zur Rückkehr nach Spanien an: aber auch Colombo hielt es für dringend, ein Gleiches zu thun, und durch per-

Digitized by Google

sönliche Vertheidigung die nachtheiligen Eindrücke wo möglich zu verlöschen, welche Neid, Verleumdung, Ränkesucht und Bosheit gegen ihn hervorgerufen hatten. Noch lagen indeß beider Schiffe in der Ausrüstung, als sich ein schrecklicher Orkan erhob, wie er dort kaum jemals erlebt worden. Alle Fahrzeuge von des Kammerjunkers Flotille gingen im Hafen selbst zu Grunde; nur die Niña von des Admirals Entdeckungs-Geschwader blieb, obwol sehr beschädigt, zum Dienste brauchbar. Während nun dieselbe hergestellt und aus den Trümmern der übrigen ein neues Gebäude für Aguado gezimmert wurde, fand Colombo eine neue Hoffnung und willkommene Beschäftigung in der zufälligen, auf eine romantische Weise gemachten Auffindung einer überaus reichhaltigen Goldmine an der Südküste der Insel, deren genauere Untersuchung selbst auf Spuren eines alten künstlichen Grubenbaues führte, und den, mit seinen anderweitigen Träumen eng verbundenen Wahn in ihm nährte, daß er hier Salomo's Ophir aufgefunden habe. Da auch jene Küstengegend die Lage von Isabella an Reiz und Fruchtbarkeit weit übertraf, so gebot Colombo sofort die Errichtung eines Forts in der Nähe jener Bergwerke, und dachte bereits auf eine Verpflanzung seiner Colonie in die nämliche Gegend, welche auch später ins Werk gerichtet wurde, und der nachmaligen Hauptstadt St. Domingo den Ursprung gab.

Als der Admiral sich endlich, in Begleitung seines Widersachers Aguado, und nachdem er seinen Bruder Bartolomeo neuerdings in der angefochtenen Würde seines Adelantado bestätigt, nach Europa einschiffte (den 10. März 1496), brauchte er die weise Vorsicht, alle Kranke, Müßiggänger und Ruhestörer, welche der Colonie bisher so vielfältig zur Last geworden waren, mit an Bord zu nehmen. Auf diese Weise, und mit Inbegriff von 30 Indianern, ward indeß die Bemannung der beiden Fahrzeuge mit drittehalbhundert Köpfen zum Übermaß beschwert: allein nicht minder nachtheilig ward den Heimkehrenden der zu südlich gehaltene Lauf, der sie, durch die Wirkung des Passat-Windes, in einem vollen Monat nicht weiter, als bis zur Insel Guadelupe brachte. Nicht ohne Kampf, selbst mit den Weibern der Eingebornen, verschafften sie sich hier einige neue, bereits auf die Neige gegangene Lebensmittel: allein da die fortgesetzte Fahrt sie noch immer den Hemmungen des Ost-Passats aussetzte, sa sahen sie sich, nach Verlauf eines zweiten Monats, wie es allen schien, noch weit von ihrem Ziele entfernt, als schon die noch übrigen Mundvorräthe dergestalt erschöpft waren, daß keine Verminderung der Portionen dem Hunger mehr zu wehren vermochte, und die Meinung einiger Verzweifelnden bereits dazwischen schwankte, ob man die miteingeschifften Indianer schlachten, oder, als unnütze Verzehrer, über Bord werfen sollte. Kaum vermochte Colombo diese Unmenschlichen durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß sie gleich des nächsten Tages das Cap St. Vincent erblicken würden. Verwirrt in den eigenen Berechnungen, verlachten ihn die unkundigen Steuerleute, aber betrachteten ihn auch wiederum als ein See-Orakel, da seine Verheißung pünktlich in Erfüllung ging, und sie (den 11. Juni) in den Hafen von Cadix einliefen. Caonabo war indeß, weder diesen gehäuften Mühseligkeiten, noch der ihn verzehrenden Schwermuth gewachsen, am Bord der Niña verstorben.

So wie die Spanier in dem Anblick des, aus der neuen Welt mit Colombo heimkehrenden, entweder kranken, oder mismuthigen und verarmten Gesindels von Glücksrittern wenig Nahrung für ihren frühern Enthusiasmus fanden, so war auch, ungeachtet eines gnädigen Bewillkomnungsschreibens und mancher Erweisungen persönlicher Huld, sein Empfang am königlichen Hofe zu Burgos sehr verschieden von der Erwartung, welche seine geleisteten und noch zu leistenden Dienste ihm vorgebildet hatten. Zwar schienen die Verleumdungen und Anklagen seiner zahlreichen Feinde auf die gewogene Stimmung des Königspaares nur geringen Eindruck gemacht zu haben; allein es ließ sich zugleich nicht in Abrede stellen, daß seine Entdeckung einer neuen Welt dem Schatze bisher mehr Ausgaben als neue Zuflüsse zugeführt hatte, und daß darum der Eifer, so wie das Vermögen zu Förderung seiner weitern Entwürfe ziemlich erkaltet seyn mochte. Dies aber freilich um so mehr, da Ferdinands politische Verwickelungen eben damals die vollen Statskräfte in Anspruch nahmen, und die unsichern Erfolge einer neuen Ausrüstung, wie Colombo sie gefodert hatte, die darauf zu verwendenden Summen kaum aufzuwägen schienen. Obgleich also (besonders durch Isabellens standhafte Begünstigung) seine eingereichten Plane zu einer dritten, die endliche Erreichung und Untersuchung des ostasiatischen Continents bezweckenden Reise gutgeheißen, seine Würden und Ehren bestätigt, neue Vortheile ihm zugesichert, und endlich selbst auch die Gelder dazu angewiesen waren; so verzögerten dennoch die verwickelten Finanzen des Hofes, die laue, ja feindselige Stimmung des Publikums, das eben sowol die Schiffe, als die Freiwilligen zu dem angekündigten Zuge verweigerte, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, die einen mit Gewalt zu pressen, und die andern durch Leerung der Gefängnisse zu ersetzen, die Vorbereitungen um so mehr, als alle Miswollende, mit Fonseca, dem Oberaufseher der Expedition, an ihrer Spitze, nichts unterließen, was störend auf die Wünsche des verhaßten fremden Emporkömlings einwirken konte. So geschah es denn, daß das Jahr 1498 heranschlich, bevor diese Hemnisse durch Colombo's oft schier erliegende Geduld und Ausdauer besiegt werden konten.

Am 10. Mai hob endlich die Flotte von sechs Schiffen, mit welcher der Admiral seine neue Fahrt antreten sollte, die Anker, um auf dem bisher noch unversuchten Wege in der Parallele der Capverdischen Inseln, oder noch näher gegen den Äquator, gegen Westen zu steuern, und so, wie er vermeinte, um so gewisser auf das feste Land von Hinter-Asien zu stoßen. Auf der Höhe von Ferro entsandte er die Hälfte seines Geschwaders in der nächsten Richtung gegen Hispaniola zur Versorgung der dortigen Niederlassungen; er selbst ging nach den vorgenanten Inseln ab, die jedoch seiner Hoffnung, sich hier mit frischen Vorräthen zu versehen, wenig entsprachen. Allein indem er (bis Mitte Juli) gegen Südwesten und bis 5 Grad nördl. Br. in den Ocean eindrang, gerieth er in Windstillen, die, ver-

Digitized by Google

einigt mit den Wirkungen einer scheitelrechten Sonne, jede menschliche Kraft zu lähmen schienen, und erst in weiterem Abstand vom afrikanischen Continent einem abkühlenden und günstig fördernden Passat-Winde wichen. Dennoch raubte die Fahrt so viel an Zeit, daß bereits wiederum Muthlosigkeit unter der Mannschaft einriß, und der Admiral, auf der Höhe der Caraiben angelangt, die Aufsuchung derselben in einem nordöstlichen Laufe begonnen hatte, als, mit der letzten Tonne des Wasservorraths auf den Schiffen, im gelegensten Augenblick, die Insel Trinidad (den 31. Juli) vor seinen Blicken aufstieg. Hier, an diesem überaus fruchtbaren und frisch grünenden Gestade, befriedigte er das Bedürfniß seines Durstes, ward aber zugleich unaufhaltsam zu neuen Entdeckungen hingezogen, da er gegenüber im Süden eine sich niedrig hinziehende Küste wahrnahm, die er gleichfalls für ein Inselland hielt, ohne zu ahnden, daß er hier, unweit des Oronoco-Stromes zum ersten Male die Terra firma wirklich erblicke, welche so lange das Ziel seines rastlosen Strebens gewesen.

Eine Zusammenkunft mit den wohlbewehrten Eingebornen lief unfriedlich ab: aber auch, als sich dieser Empfang allmälig in gastfreundliche Vertraulichkeit verwandelte, blieb hier, im Golf von Paria, die Sicherheit seiner Schiffe, wegen der furchtbaren Strömung in beiden Mündungen desselben, noch immer bedenklich, bis er, nicht ohne Gefahr, den nördlichen Ausgang durch die Bocca del Dragon in das offene caraibische Meer fand. Dennoch mochte sich Colombo nicht sofort von der Küste eines Landes trennen, wo er einen Reichthum schöner Perlen vorgefunden hatte, sondern verfolgte sie noch in westlicher Richtung bis zur Insel Margarita, wo jene Hoffnung in eine glänzende Erfüllung zu gehen schien und er in große Versuchung gerieth, noch länger zu verweilen, oder in dieser Perlen-Region weiter vorzudringen, wenn nicht überhandnehmende Gicht und Augenschwäche, zusamt dem drohenden Mangel an Lebensmitteln, ihn gemahnt hätten, Hispaniola auf dem nächsten Wege zuzueilen. In fünf Tagen durchschnit er jenes Binnenmeer, ohne auf neues Land zu gerathen, und erreichte die Südküste jener Insel unweit der neuen spanischen Niederlassung, wo sein Bruder Don Bartolomeo, von seiner Erscheinung benachrichtigt, ihm freudig entgegeneilte.

Des Adelantado Bericht von seiner bisherigen Verwaltung der Insel belehrte den Admiral nur zu bald, daß er hier, anstatt auf Ruhe und Erholung, nur auf neue drückende Sorge zu rechnen habe. Der erste Grund zu der jungen Hauptstadt St. Domingo war an einer wohlgelegenen Stelle zwar gelegt worden, aber es gab noch Striche im Westen der Insel tributbar zu machen; und wiewol diese durch des Adelantado kluges Benehmen friedlich dazu bewogen worden, so konte doch selbst eine Kette von militairischen Posten, quer durch das Land gezogen, es nicht verhindern, daß die Bedrückungen und Ausschweifungen der subalternen Beamten, nunmehr noch im Gefolge von fanatischer Proselytenmacherei, die Eingebornen stets von neuem wieder zu der traurigen Nothwendigkeit der Selbsthilfe drängten, welche unfehlbar zu Blutvergießen, Feuertod und noch engerer Zusammenziehung ihrer Ketten führte. Aber auch auf die Colonisten wandte sich dadurch, in gerechter Wechselwirkung, Noth und Mangel an den ersten Bedürfnissen um so mehr zurück, als sie, nur nach Gold dürstend, noch immer säumten, das Land anzubauen. Zugleich erschien Don Bartolomeo's, des zuvor unbekanten Eindringlings, Machtvollkommenheit in den Augen vieler Unzufriedenen nicht begründet genug, um seinen festen und strengen Anfoderungen Gehorsam zu leisten. Dies offenbarte sich, als Francisco Roldan, ein fähiger Kopf, den Colombo aus dem gemeinen Haufen nach und nach zum Posten eines Alcalde Mayor oder Oberrichters der Colonie emporgehoben hatte, und der diesen für einen verlornen Mann hielt, den verwegenen Plan faßte, sich selbst durch jedes Mittel der Hinterlist, und unterstützt von einer kleinen, im Stillen gebildeten Partei, zum Haupte der Niederlassung hinauf zu schwingen. Seine Ränke, seine Aufreizungen, seine goldenen Verheißungen bewirkten endlich ein geheimes Complott, in welchem es, mittelst eines wie von ungefähr entstandenen Auflaufs, auf das Leben des Adelantado abgesehen seyn sollte. Durch einen glücklichen Zufall vermied der letztere diesen Streich; aber bald glaubte Roldan sich stark genug, es auf offenen Widerstand zu wagen, wobei die beiden Brüder des Admirals als die einzigen Schuldigen erscheinen, von ihm, als Oberrichter, verurtheilt, und ihm solchergestalt die Stufen gebildet werden sollten, sich, gleichsam wie zum Heil des Ganzen, ihres Oberbefehls zu bemächtigen.

Der Vorwand zu einer solchen Explosion war leicht gefunden. Dennoch scheiterte der Versuch an Don Bartolomeo's entschlossener Haltung, und auch ein Anschlag, sich mit seinen Spießgesellen des Forts Conception zu bemeistern, oder selbst in Isabella einzudringen, ward zurückgewiesen. Indeß durfte der Adelantado seinen eigenen Truppen zu wenig vertrauen, um sie mit Nachdruck gegen den Empörer zu führen, der noch fortfuhr, sich mittelst Auflösung aller Bande der geselligen Ordnung zu behaupten, und selbst die unglücklichen Eingebornen verführte, auf seine Seite zu treten. So stand die Colonie durch innern Zwiespalt am Rande des Verderbens, als (im Febr. 1498) neue, dringend nothwendig gewordene Zufuhren und Truppenverstärkungen aus Spanien anlangten, zugleich aber auch für Don Bartolomeo die königliche Bestätigung in seinem Posten und gewisse Kunde von des Admirals naher Erscheinung mitbrachten. Doch Roldan, nunmehr jedes Vorwandes beraubt, zog sich, anstatt an Unterwerfung zu denken, mit seinen Anhängern in die westlichen Bezirke der Insel zurück, die zu Feindseligkeiten aufgereizten Indianer ihrem Schicksale überlassend. Diese wurden leicht überwältigt und selbst in die unzugänglichen Berg-Districte verfolgt; aber nur des Siegers mit Milde gepaarter Ernst vermochte es, sie mit ihrem düstern Loose einiger Maßen zu versöhnen.

So verwirrt war der Zustand der Dinge auf Hispaniola, als Colombo, krank und erschöpft, hier wiederum landete. Sein erster öffentlicher Schritt, solchem Unheil zu steuern, mußte seyn, Roldan und dessen gesetzlosen Anhang zur Rechenschaft wegen seines gröblichen Misverhaltens zu fodern, der jedoch weit entfernt blieb, sich vor

Digitized by Google

seinem Gericht zu stellen, und sich in der angemaßten Unabhängigkeit auch um so leichter behauptete, da es ihm zufällig gelungen war, sich der drei, von dem Admiral vorausgesandten Fahrzeuge und ihrer Vorräthe zu bemächtigen und den Auswurf ihrer Besatzungen an sich zu locken. Um nun jeder weitern Verführung zu steuern, blieb es das Rathsamste, den vielen Unzufriedenen in der Colonie die Aussicht zur Heimkehr ins Vaterland zu eröffnen, während den Meuterern selbst, aber vergeblich, eine völlige Amnestie des Vergangenen angeboten wurde. Beide Theile brachten indeß mit den rückkehrenden Schiffen ihre Beschwerden an die Souveraine; gleichwol aber mußte einstweilen irgend ein friedliches Abkommen zwischen ihnen getroffen werden, wofern nicht die Colonie, welche ohnehin einer völlig neuen Organisation bedurfte, zu Grunde gehen, der Admiral aber verhindert werden sollte, seine Entdeckungsreisen fortzusetzen; und dieser bequemte sich endlich, obwol mit widerstrebendem Gefühl, zu den härtesten Bedingungen, die ihm von der frechen Rotte abgedrungen, aber alsbald auch, unter den nichtigsten Vorwänden, von ihr selbst wieder gebrochen wurden: denn sehr natürlich wich Roldans etwanige augenblickliche Reue einem verstärkten Trotze, sobald er Kunde erhielt, daß seines Gegners wider ihn erhobene Beschwerden, durch Fonseca's feindseligen Einfluß, bei Hofe nur eine kalte Aufnahme gefunden. Seine Foderungen, auf eigene Rechtfertigung und augenblicklichen Vortheil für sich und die Seinen berechnet, mußten, wie unverschämt sie auch waren, und wie ganz sie des Admirals Autorität zerstörten, abermals von diesem zugestanden werden, da selbst auch die Treue seiner nächsten Umgebungen mit jedem Tage zweifelhafter erschien. Der Oberrichter, obwol scheinbar unter seine Befehle zurückgekehrt, benahm sich fortwährend gegen ihn mit einem schier unerträglichen Übermuth und begünstigte Misbräuche, denen jener nur ein schmerzliches Schweigen entgegenzusetzen hatte. Die Colonisten verwandelten sich dadurch in Lehensherren über die fruchtbarsten oder goldreichsten Bezirke der Insel — d. h. in faulenzende Landeigenthümer, denen die bisher freien Indianer als Dienstleute zugewiesen wurden; — eine Einrichtung, die unter dem Namen der Repartiemento's unsägliches Elend über diese Unglücklichen herbeigeführt und vornehmlich zur gänzlichen Ausrottung derselben mitgewirkt hat.

Gern wäre Colombo persönlich nach Spanien hinübergegangen, eben sowol um — was Briefe und Berichte immer weniger vermochten, — durch eine getreue und kräftige Darstellung dieses gehäuften Unfugs und der erlittenen Kränkungen dem getäuschten Königspaare die Augen zu öffnen, als seine zahlreichen Feinde und Verleumder am Hofe zum Schweigen zu bringen; allein seine Anwesenheit in der Colonie, zusamt dem Schatten von Autorität, den er etwa noch gerettet, blieb für den Augenblick dennoch die unerläßliche Bedingung ihres Bestehens, und dies nur um so mehr, da um die nämliche Zeit (im Sept. 1499) Ojeda, der tollkühn-abenteuerliche Gefährte seiner früheren Unternehmungen, mit vier, für eigene Rechnung ausgerüsteten Schiffen, zu einem nahe an Freibeuterei streifenden Zuge an der westlichen Küste der Insel erschienen war, wo sich, unter diesen Umständen und bei seinem bekanten Charakter, das Schlimste von ihm befürchten ließ. Nur ein eben so kühner und schlauer Kopf, wie Roldan war, und für dessen Treue hier die Bürgschaft in seinem eigenen Interesse lag, konte ihm mit einigem Erfolg entgegengestellt werden, um durch einen Wettkampf von List und Gewandtheit die verwegenen Pläne des ersteren, worin sie auch bestehen möchten, unschädlich zu machen.

Es ergab sich bald, daß Ojeda, von Fonseca begünstigt, genauere Einsicht in alle Berichte, Tagebücher und Charten von Colombo's neuester Reise nach dem Golf von Paria, und bei erwachter Begierde, diese neue, vielversprechende Bahn zum Reichthum weiter zu verfolgen, auch die bereitwillige Autorisation zu jener Ausrüstung erlangt hatte. Verbunden mit mehren Abenteurern, unter denen sich auch zufällig der florentinische Kaufmann Amerigo Vespucci und verschiedene frühere Seegefährten des Admirals befanden, war Ojeda einen großen Strich, südlich vom Oronoco an bis in die Bai von Venezuela, an der Terra firma entlang gesegelt, und demnächst, nach einem Abstecher zu den caraibischen Inseln, auf Hispaniola gelandet, um seine aufgezehrten Mundvorräthe zu ersetzen. Dieser schreiende, von oben gut geheißene Eingriff in Colombo's Rechte, wie er in der ganzen Unternehmung Ojeda's vor Augen lag, mußte sein Gefühl tief verletzen; wäre es nicht zugleich auch in noch höherem Maße durch die von dem letzteren verbreitete, anderweitige Kunde geschehen, daß seine eigene Ungnade am spanischen Hofe und die nahe Zurücknahme des Oberbefehls um so entschiedener sey, da die Königin Isabella, seine letzte Stütze, an lebensgefährlicher Krankheit darnieder gelegen. Ojeda, von diesen Ansichten ausgehend und sich alsbald zu einigen der Unwürdigsten von Roldans ehemaligen Spießgesellen wendend, bezeigte nicht übel Lust, mit Hilfe derselben dem Admiral die Spitze zu bieten und selbst ihn von der Insel zu verjagen; doch Roldan, der jeden seiner Schritte hütete, und beim mehrmals wiederholten Versuch von Thätlichkeiten einen überlegenen Widerstand von List und Entschlossenheit entgegenzusetzen wußte, nöthigte ihn endlich, das Feld zu räumen und sich wieder nach Europa einzuschiffen.

Kaum war dieser ungelegene Gegner glücklich abgewehrt, so gedieh es zu neuen Unruhen durch einen Zwist, der von Nebenbuhlerei bei einer indianischen Schönheit zwischen Roldan und Don Hernandez de Guevara, einem seiner früheren Unheilsgenossen, ausbrach, und worin jener durch strenge Ausübung seiner oberrichterlichen Gewalt, zugleich die Herzen aller übrigen von gleichem Gelichter aufs heftigste gegen sich entrüstete. Die alten Scenen der Parteiung erneuerten sich; es sollte bald nichts Geringeres, als den Tod Roldans und des Admirals gelten. Nur des letztern schnelle Entschlossenheit, womit er die Rädelsführer nächtlich in ihrem Schlupfwinkel überraschte und festnahm, rettete ihn und jeden kleinen Rest von Gesetzlichkeit auf der Insel. Die Hinrichtung des einen, die Einkerkerung der andern erdrückte die offene Empörung, welche im Begriff gestanden hatte, auszubrechen; und jetzt erst begannen die Früchte einer bessern Ord-

Digitized by Google

nung in den geschreckten oder beruhigten Gemüthern, sich allgemach in der Niederlassung zu zeigen. Colombo schöpfte aufs neue Muth genug, um auf die Verfolgung seines so lange gehemten Lieblingsplanes, die nähere Erforschung der Küste von Paria, zurückzukommen, deren eigentliche Natur als Continent er seitdem richtig erkant hatte, und an welcher er die Errichtung einer Perlenfischerei bezweckte.

Während dieser günstigeren Wendung der Angelegenheiten auf Hispaniola fehlte jedoch viel, daß des Admirals Betragen auch in Spanien im rechten Lichte erkant worden wäre. Seine alten Widersacher und Neider vereinigten sich mit all den Unzufriedenen, welche aus der neuen Welt zurückkehrten, um laute Klagen gegen seinen anmaßenden Stolz, seine beleidigende Härte und seine Grausamkeit gegen die Eingebornen zu erheben; — ja, daß er wol gar damit umgehe, sich jeder Abhängigkeit vom Mutterlande zu entziehen. Auf Ferdinands argwöhnische Sele machten diese ewig wiederholten Beschuldigungen einen immer tieferen Eindruck. Colombo hatte wenigstens insofern seine Erwartungen getäuscht, als diese neuen Besitzungen jenseits des Meeres, anstatt seinen Schatz zu füllen, immer noch bedeutende Einlagen erheischten; und das jammervolle Bild von der Colonie, welches jener selbst in seinen Berichten hatte aufstellen müssen, ließ glauben, daß er sich — sey es aus Unfähigkeit oder aus Misverhalten — große Fehler in der Verwaltung habe zu Schulden kommen lassen. Eine so ausgedehnte Gewalt, wie sie ihm, und nicht ohne inneres Widerstreben, war übertragen worden, schien nicht länger in so allgemein verhaßten Händen bleiben zu dürfen; und so dachte denn der König je länger je ernstlicher darauf, abermals einen betrauten Bevollmächtigten hinüberzusenden, der sich an Ort und Stelle eine klare Einsicht in diesen wichtigen Gegenstand erwürbe und, wenn die Dringlichkeit es foderte, die Zügel der Verwaltung selbst ergriffe. Nur Isabellens nicht zu besiegende Abneigung gegen jedes wider ihren Schützling zu ergreifende, harte Verfahren verhinderte die Ausführung dieses zeitig gefaßten Entschlusses: aber auch sie ward mit dem Starrkopf unzufrieden, als er die von ihr gemisbilligte Maßregel, gefangene Indianer als Sklaven nach Spanien zu senden, fortdauernd für nothwendig erklärte.

Der Admiral selbst hatte um einen neuen rechtskundigen Oberrichter, so wie um einen unparteiischen Schiedsrichter in dem Handel zwischen ihm und Roldan nachgesucht. Ferdinand vereinigte beide in der Person des Don Francisco de Bobadilla und übertrug diesem zugleich das Geschäft jener ihm so angelegenen Untersuchung in oberster Instanz; — ein Misgriff, der um so weniger zu etwas Gutem führen konte, da Bobadilla mit einem beschränkten Kopfe eben so viel Ehrgeiz als Leidenschaftlichkeit in sich vereinigte. Im Januar 1500 ging dieser endlich, mit den entsprechenden Vollmachten, so wie mit mehren königlichen Unterschriften in blanco versehen, nach Hispaniola unter Segel. Seine Erscheinung in St. Domingo, wo Don Diego Colombo in Abwesenheit seiner Brüder befehligte, erregte Bewegungen im verschiedensten Sinne; doch ließ er nicht lange über die Natur seines Auftrags in Ungewißheit: denn so wie er den Fuß ans Land setzte, erschien ihm auch bereits des Admirals Straffälligkeit als entschieden. Er ließ sein erstes Beglaubigungs-Decret als königlicher Commissarius öffentlich vorlesen und foderte unverzüglich Don Diego und die andern Befehlshaber des Platzes auf, die noch verhafteten Rädelsführer des letzten Aufstandes vor sein Tribunal zu stellen. Auf die glimpfliche Entgegnung aber, daß hierin nicht ihnen, sondern dem, mit höherer Gewalt bekleideten Admiral die Entscheidung zustehe und von demselben erst eingeholt werden müsse, hielt es Bobadilla an der Zeit, einen zweiten, nur auf den Fall erfundener gänzlicher Misleitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgestellten königlichen Befehl zu produciren, der ihn berechtigte, das Gouvernement der Insel aus des Admirals Händen zu übernehmen; zugleich mit einem dritten, nur für den äußersten Nothschritt vorgesehenen Patent, wodurch Colombo, bei Strafe des Hochverraths, angewiesen wurde, alle Festungen, Schiffe und anderes königliches Eigenthum an den neuen Statthalter auf der Stelle auszuliefern. So bemächtigte er sich, unterstützt von einer mit herübergebrachten Leibwache und dem auf das Versprechen der Auszahlung aller rückständigen Besoldungen ihm freudig zufallenden Pöbel, des Forts, ohne einen andern, als blos wörtlich eingelegten Widerstand zu erfahren. Demnächst nahm er des Admirals sämtliches Eigenthum, bis auf dessen geheimste Schriften, in Besitz, ohne Rechenschaft davon zu geben, und belegte ihn und seine Brüder mit Schmähungen, als seyen sie allesamt bereits in Spanien zu Verbrechern gestempelt und aller Ehren und Würden für immer verlustig verurtheilt worden.

Colombo, der eben damals mit Bartolomeo im Innern der Insel beschäftigt war, hielt, auf die erste Nachricht von diesen schier unglaublichen Vorgängen, dieselben nur für den tolldreisten Versuch irgend eines neuen Abenteurers, der, gleich Ojeda, an diesen Küsten auf eigne Rechnung umherschwärme: aber noch unglaublicher erschien ihm dies Alles, als eine nähere Kunde ergab, daß Bobadilla wirklich unter königlicher Autorität handle. Gern hätte er noch gezweifelt, daß dem also sey, und daß jener, eben wie einst Aguado, sich einer vermessenen Anmaßung schuldig gemacht: doch, gerüstet auf Alles, säumte Bobadilla nicht lange, ihm ein eigenhändig unterzeichnetes, wortkarges Schreiben der beiden Souveraine zuzustellen, worin er aufgefodert wurde, ihrem Bevollmächtigten unbedingten Glauben und Gehorsam zu beweisen. Nunmehr erkante Colombo wol, daß sein Sturz beschlossen, sein feierlicher Vertrag gebrochen und sein Regiment geendigt sey. Jeden ferneren Gedanken an Widerstand aufgebend, verfügte er sich, unbedingt, nach St. Domingo, wohin der neue Machthaber ihn beschieden hatte, während zugleich alle seine Widersacher in der Colonie triumphirend dahin eilten, um jede Art der Anklage auf ihn zu häufen.

Schon war Don Diego, ohne näheren Grund, verhaftet worden; aber auch den Admiral erwarteten, sobald

Digitized by Google

er die Stadt betrat, schimpfliche Fesseln, denen er sich, in ungebeugter Selengröße, geduldig darbot. Ja, er fügte sich sogar in das Verlangen, seinen Bruder Don Bartolomeo, dessen energischer Charakter leicht eine gewaffnete Abwehr besorgen ließ, durch schriftliche Aufforderung zum leidenden Gehorsam zu verpflichten. Dieser gehorchte und ward nicht minder mit Ketten belastet. Während solchergestalt die drei Brüder in strengster Haft, von einander abgesondert, schmachteten und von ihrem Richter so wenig eines Anblicks, als einer Vertheidigung, gewürdigt wurden, ward jeder, der als Kläger oder Zeuge wider sie auftreten wollte, mit Freuden gehört, um eine Masse von eben so ungereimten und unwahren, als gehässigen Beschuldigungen aufzuhäufen, die dem neuen Gouverneur zur Rechtfertigung seines übereilten und ungesetzlichen Verfahrens dienen sollten. Zufrieden mit diesen gesammelten Documenten bedachte sich nun Bobadilla nicht länger, die vom rohen Pöbel laut verhöhnten und sich ihres Lebens schon verzichtenden Angeklagten in Ketten nach dem Mutterlande, zu Empfang ihres Richterspruchs, abzusenden, und Alonso de Villejo erhielt den Auftrag, sie dahin, und zuvörderst in Fonseca's Hände, abzuliefern. Jener Aufseher indeß, so wie der Kapitän des Schiffes, fühlten sich gegen Colombo zu einem edelmüthigeren Betragen gedrungen und wollten ihn am Bord der Fesseln entledigen: doch der Gefangene, mit noch edlerem Stolze, wollte sie sich nur auf ausdrücklichen Befehl der königlichen Gebieter, in deren Namen sie ihm angelegt worden, wieder abgenommen sehen; — ja, selbst dann noch sollten sie, als theure Denkmale des Lohns für die Entdeckung einer neuen Erdhälfte, ihm stets vor Augen bleiben. Wirklich auch sah man sie, bis an seinen Tod, in seinem Gemache aufgehängt, und sein letzter Wille verordnete, daß sie ihm auch in seinen Sarg mitgegeben würden.

Inzwischen hallte ganz Spanien, erstaunt und unwillig, wieder bei der ihm dargebotenen Erscheinung des Admirals in den Ketten eines Verbrechers; und gerade dies Übermaß der Beschimpfung gewann ihm schnell die Gunst der öffentlichen Meinung zurück. Noch auffallender war die Wirkung seines persönlichen Auftretens am königlichen Hoflager zu Granada. Mitleid mit dem Gemishandelten und Unwille über die so freventlich gemisbrauchte Autorität des Thrones erfüllten Isabellens hochherziges Gefühl; noch weniger durfte Ferdinand seine innere Abneigung gegen den so schwer Beleidigten kund geben. Ihrer beider entschiedener Tadel alles Vorgegangenen und die bestimte Erklärung, daß Bobadilla ihren Absichten schnurstracks entgegengehandelt, begleiteten, noch vor der Ankunft von des letzteren Klagepunkten, den Befehl, die Gefangenen sofort auf freien Fuß zu stellen und sie mit der ihnen gebührenden Auszeichnung zu behandeln. Dem Admiral selbst drückten sie ihren Schmerz über sein erlittenes Unrecht aus; und diese wohlwollende Gesinnung wiederholte sich auch in dem Empfange, der seine ehrenvolle Audienz bei dem Königspaare bezeichnete. Stumm und in Thränen aufgelöst warf er sich zu den Füßen desselben. Auch Isabellens Augen blieben nicht trocken. Mund gegen Mund konte ihm seine glänzende Rechtfertigung, wenn es deren noch bedurfte, nicht fehlen.

Noch aber hatten sich die Souveraine vor der Welt von dem Makel des Undanks gegen ihren verdientesten Unterthan zu reinigen. Jede weitere Untersuchung von Bobadilla's Anschwärzungen ward auf der Stelle niedergeschlagen, er selbst des Befehls entsetzt, und Colombo vertröstet, daß allen seinerseits angebrachten Beschwerden abgeholfen, sein Eigenthum zurückerstattet und die Wiedereinsetzung in seine Würden und Rechte erfolgen solle. Allein gerade diese letztere factische Genugthuung, um welche es dem Gekränkten vornehmlich zu thun seyn mußte, verzog sich in eine Länge, welche besser der eigensüchtigen Politik Ferdinands, als den Ansprüchen seines Dieners entsprach und auch nie bei dessen Leben erfüllt wurde. Der Vertrag mit dem Entdecker war dem Könige von jeher als zu hoch gespant und zu reich an schier fürstlicher Macht und Einfluß erschienen. Jetzt, da die Bahn gebrochen und an unternehmenden Seemännern aus Colombo's Schule kein Mangel war, koate jener die fernern, auf ihre eigenen Kosten unternommenen Entdeckungen und die daraus zu ziehenden Vortheile wohlfeileren Kaufs haben; und wirklich hatten bereits Ojeda, Niño, die Pinçon's und mehre Andere, theils Guiana und den Amazonen-Fluß, theils aber auch, von des Admirals Papieren und Charten geleitet, dessen Erforschung der Küste von Cumana westlich bis weit in den Golf von Darien fortgesetzt und die königliche Erlaubniß erhalten, diese Länderstriche zu colonisiren. Indem sich nun Ferdinands Gesichtspunkte solchergestalt erweiterten, beschloß er, diese neuen Niederlassungen unter eine Hauptverwaltung zusammenzufassen, welche in St. Domingo ihren Mittelpunkt haben und unter der Leitung des seinen, aber ehrsüchtigen Nicolas de Ovando, der Bobadilla im Oberbefehl ablöste, gestellt werden sollte; wogegen Colombo, der nunmehr entbehrliche Fremdling, einmal entfernt von seinem Posten, fortan um so leichter und sicherer in Unthätigkeit schien erhalten werden zu können. Den Vorwand des dermaligen Aufschubs bot der noch immer gährende Zustand der Dinge auf Hispaniola, wo der Admiral nur die alten erbitterten Gegner vorfinden und vielleicht sogar sein Leben gefährden möchte; daher auch Ovando's Bestallung nur auf zwei Jahre lautete, binnen welchen derselbe dort Ruhe und Ordnung wieder herstellen sollte. Überdies lag ihm ob, für die Ermittelung und Erstattung des von seinem Vorgänger dem Admiral geraubten Eigenthums zu sorgen und diesem alle Rückstände an Einkünften pünktlich auszuzahlen. So mochte denn Colombo allerdings glauben, nur weise zu thun, sich dieser durch die Königin ihm versicherten Auskunft in Geduld zu fügen.

Schwerer jedoch fand es sein Geist, sich der unthätigen Muße, die seiner nunmehr wartete, gelassen hinzugeben. Anfangs warf sich seine stets geschäftige Phantasie auf den lange schon genährten Lieblingsgedanken, zur Befreiung des heiligen Grabes, die ohnehin das letzte Resultat seiner großen Entdeckungen hatte seyn sollen, zu wirken. Indessen konte freilich der Vorschlag eines sol-

Digitized by Google

chen neuen Kreuzzuges, wenn er auch mit dem damaligen Zeitgeiste gut genug zusammenstimte, nicht sonderlichen Eingang bei einem Monarchen finden, dessen politische Entwürfe längst eine näher liegende und mehr weltliche Richtung genommen hatten. Dieses Erfolgs verfehlend, wandte sich demnach Colombo bald wieder mit neuem Eifer zu den ihm nicht minder angelegenen Plänen von Länder-Entdeckung zurück, wo ihm noch so Großes zu leisten übrig schien. Erst vor Kurzem hatte Vasquez de Gama das Problem der Umschiffung der Südspitze von Afrika gelöst; und alle Reichthümer des fernsten Orients begannen nunmehr in Portugal zusammenzuströmen, während die Vortheile des Besitzes der neuen westlichen Welt nur erst noch in weiter Ferne winkten. Wenn jenes Ereigniß Colombo's Seele nicht ohne eine edle Eifersucht ließ, so mußte noch weit mehr des eigensüchtigen Ferdinands Gemüth voll Neides gegen das ihm vorangeeilte kleine Nachbarvolk seyn und ihn begierig machen, unmittelbaren Antheil an jener unermeßlichen Erndte zu nehmen. Colombo fand daher auch ein ungleich offneres Ohr, als er dem Herrscherpaare zu einer neuen Fahrt, die ihn endlich nach dem so lange gesuchten Hinter-Indien führen sollte, auf noch bündigere Beweise gestützt, darlegte. An der weiten Erstreckung der Küste von Terra firma nach Westen war jetzt kein Zweifel mehr übrig; allein eben so entschieden schien es ihm, daß die, in gleicher Richtung hinlaufende Südküste von Cuba, als ein zweites asiatisches Continent, zwischen beiden eine Meerenge voraussetze, welche, einmal aufgefunden, unfehlbar zu dem gewünschten Ziele führen müsse, und das nur mit um so überwiegenderer Wahrscheinlichkeit, wenn er nach der starken Seeströmung nach Westen, (dem späterhin so benanten Golf-Strom), die er in der caraibischen See gefunden und der jene Straße nur zum Abfluß diene konte, urtheilen sollte.

Eine neue vierte Expedition, unter des Admirals Führung, ward demnach beschlossen und in einer Weise ausgeführt, wie dieser sie für seine Zwecke entsprechend hielt. Sie bestand aus vier Schiffen von mäßiger Größe, die sich besser für jedes Fahrwasser eigneten, und aus einer Bemannung von 150 Köpfen. Ein Alter von 66 Jahren und eine lange Reihe trüber Erfahrungen hatten den Geist des Anführers noch so wenig gebeugt, daß er mit vollem fruschem Muthe (den 9. Mai 1502) auf diese weitaussehende und gefahrvolle Unternehmung von Cadix in See ging. Sein trefflicher Bruder Don Bartolomeo und sein jüngerer Sohn Ferdinand begleiteten ihn. Schon am 15. Juni langte er, nach einer überaus glücklichen Fahrt, bei einer der caraibischen Inseln (wahrscheinlich Martinique) an, und wandte sich darauf, anstatt, wie er ursprünglich gewollt, seinen Lauf gerade auf Jamaica zu richten, nach St. Domingo, um dort sein Admiralschiff, das sich als einen sehr schlechten Segler zeigte, gegen ein anderes auszutauschen. Freilich hatte er die ausdrückliche Weisung, diesen Hafen, wo man von seiner Gegenwart Unruhen besorgte, nicht zu berühren: allein jener eingetretene Nothfall erschien ihm hier als eine ausreichende Entschuldigung. Er fand die Flotte, auf welcher Ovando zu Bobadilla's Ablösung unlängst angekommen, mit dem letzteren und Roldan, so wie mit allen ihren erpreßten Schätzen am Bord, zum Absegeln nach der Heimath bereit, und beeilte sich, vor dem Auslaufen derselben zu warnen, weil alle Zeichen eines nahen Orkans im Anzuge wären, zu dessen Vermeidung er selbst um die Vergünstigung bat, mit seinem kleinen Geschwader im Hafen Schutz suchen zu dürfen. Ovando jedoch, entweder aus kleinlicher Eifersucht, oder sich buchstäblich an seine Instructionen haltend, oder auch wol weil er wirklich von des Admirals alten Feinden, welche durch die neuerlichst verhängten Untersuchungen noch höher gegen ihn erbittert seyn mochten, Unheil besorgte, verweigerte nicht nur dies Ansuchen, sondern schlug sogar auch jene wohlgemeinte Warnung in den Wind. Die Retour-Flotte stach wohlgemuthet in See; aber schon nach zwei Tagen erhob sich in der That der vorherverkündigte Sturm, die Armada zerstob vor ihm, wie Spreu, und nebst vielen andern versank auch das Schiff, welches Bobadilla, Roldan und noch mehre ihres Gelichters samt ihrer so übel erworbenen Beute trug, in den Abgrund. Noch auffallender erschien es, daß nur das einzige schwache Fahrzeug, welches das dem Admiral zurückerstattete Eigenthum am Bord führte, im Stande blieb, die Reise nach Spanien fortzusetzen.

Colombo, eben so sehr bekümmert, als erbittert über seine unfreundliche Zurückweisung, hatte sich bei Zeiten in einer nahen wilden Bucht nach einer Zuflucht umgesehen und erlitt von dem Ungewitter einen minder bedeutenden Schaden. Nach einigen Tagen der Erholung lief er indeß, auf fortgesetzter Fahrt, südwärts von Jamaica, nach seiner früheren Entdeckung, den Gärten der Königin, hinauf; — wie es scheint, in der Absicht, die weitere Untersuchung der Küste von Cuba auf dem Punkte wieder anzuknüpfen, wo er sie vor acht Jahren hatte abbrechen müssen. Allein es erhob sich bald ein so günstiger Wind, daß er es vorzog, unmittelbar gegen Südwesten in der Richtung fortzusteuern, wo er die gehoffte Meerenge zwischen den beiden Continenten vermuthete. So befand er sich denn bald (30. Juli) vor der großen Bai von Honduras, landete auf der kleinen Insel Guanaga und stieß daselbst auf ein überaus großes Kanoe, das weither nordwärts (von der Halbinsel Yucatan) gekommen schien und dessen Mannschaft ebensowol einen sehr viel höheren Grad von Gesittung, als größere Vollkommenheit in den mitgeführten Nahrungsmitteln und Geräthschaften zu Tage legte. Die freundliche Einladung dieser Indianer, ihnen in ein reiches und gewerbsames großes Land im Westen zu folgen, (was unmittelbar zu der wichtigen Entdeckung von Mexico geführt haben würde) ließ Colombo, der nur mit dem Gedanken an jene Durchfahrt beschäftigt war, unbeachtet, und da er auch von dem vor ihm liegenden Golf dieses Ziel nicht erwartete, wandte er sich alsbald, obwol von heftigen Strömungen und anhaltendem Unwetter, so wie von harten Gichtanfällen in seiner Gesundheit mitgenommen, nach Südosten, längs der Küste von Honduras hin, die ihm zugleich als besonders goldreich geschildert worden. Erst nach vierzig mühseligen Tagen gelangte er an das Cap Gracias a Dios, das

Digitized by Google

ihm gestattete, einen um vieles schnelleren Lauf in einer ungleich günstigeren südlichen Richtung, neben der Mosquito-Küste hin, bis zum 25. September zu verfolgen. Das Bedürfniß, sich und sein ganz erschöpftes Schiffsvolk zu erfrischen und die beschädigten Fahrzeuge auszubessern, bewog ihn, hier einen wohlgelegenen Ankerplatz zu suchen, wo sich auch bald, mit kluger Mäßigung von beiden Seiten, mit den Eingebornen ein freundschaftlicher Verkehr anknüpfte, der nur zuletzt noch unangenehm gestört wurde, als Colombo zwei derselben, um kundige Führer für seine weitere Reise an ihnen zu finden, gewaltsam am Borde zurückhielt.

Je weiter das Geschwader an dieser wohlbevölkerten Küste (die später den Namen Costa rica empfing) hinstrich, desto sichtbarer wurden an dem Schmuck der Indianer die Kennzeichen eines Goldreichthums, der zu ganz neuen Hoffnungen berechtigte. Man näherte sich der Küste von Veragua, wo der eigentliche Boden jenes edlen Metalls zu finden seyn sollte; und überall, wo man landete, endigten sich die anfänglichen Feindseligkeiten in einen ergibigen Tauschhandel mit diesem Artikel. Doch Colombo betrachtete die so gewonnenen goldenen Bleche und Zierrathen für jetzt nur als Proben von den Erzeugnissen dieses Erdstriches, und steuerte rastlos vorwärts. So erreichte er zwischen 9 und 10 Gr. n. Br. einen äußerst sichern und lieblich umgebenen Busen, den er deshalb Porto bello nante und, so wie bald darauf den minder bequemen Hafen El Retreto, zu abermaligen Ruheplätzen erkor. Allein schon bog sich die Küste stark nach Osten; beinahe ward der Punkt erreicht, wo die neuerlichen Entdeckungen eines Seefahrers, Rodrigo Bastides, längs der Terra firma ihr Ziel gefunden hatten; und keine Meerenge erschien vor Colombo's verlangenden Blicken! Ebensowenig deuteten Winde und Strömungen das Daseyn einer Durchfahrt an; vielmehr thürmten sich die Berge landeinwärts zu himmelhohen undurchdringlichen Massen auf. Überdem hatte der Bohrwurm seine Schiffe zernagt; die Mannschaften bezeigten sich jeden Tag unzufriedener mit den gehäuften Mühseligkeiten der Reise und verlangten laut nach der unlängst verlassenen Goldküste zurück. Alles traf demnach zusammen, um den Admiral, wenn auch nicht über eine so lang gehegte Lieblingsmeinung zu enttäuschen, doch einstweilen zum Aufgeben seines Vorsatzes und zur Umkehr nach Veragua zu bestimmen. Die Vereitelung seiner großartigen Hoffnungen, deren Schuld hier wirklich nur der Eigensinn der Natur zu tragen scheint, so wie der Vorwurf dieses Fehlschlagens, konte nur durch den Gewinn jenes goldreichen Gebietes, dessen Minen nunmehr näher erforscht und benutzt werden sollten, einigermaßen aufgewogen werden.

Demzufolge richtete der Admiral (5. Dec.) seine Segel wieder nach Westen, hatte aber 30 Tage lang, um eben so viele Seemeilen zurückzulegen, mit Stürmen, Wasserhosen und den augenscheinlichsten Gefahren des Untergangs, zusamt dem Hunger bei verdorbenen Lebensmitteln, zu kämpfen, bevor es ihm gelang, den Fluß Belen, zunächst Veragua, der einen bequemen Ankerplatz darbot, zu erreichen. Man machte sich den kriegerischen Eingebornen bald verständlich, gewann ihr Vertrauen und ward, auf jede angelegentliche Erkundigung, immerfort in die inneren Gegenden des Landes, als den eigentlichen Fundort des hier angetroffenen Goldes, verwiesen. Es galt demnach einer näheren Untersuchung derselben, stromaufwärts, unter Anführung des Adelantado; und wirklich zeigte man diesem einen Ort in den dichten Wäldern, wo der Boden, hart unter seiner Oberfläche, wie mit Golde geschwängert erschien, und wo von seinen Begleitern auf der Stelle ein Vorrath gesammelt werden konte. Dabei erhielt er die Versicherung, daß die Oberfläche eines ganzen weiten Landstrichs nach Westen hin die nämliche natürlichen Beschaffenheit wahrnehmen lasse. Dennoch ergab sichs binnen kurzem, daß nicht nur die eigentlichen Goldminen von Veragua ungleich näher gelegen, sondern auch noch um vieles ergibiger seyen. Wäre Colombo durch dies Alles auch nicht aufs neue in seinem Wahn, hier an einem der reichsten Punkte Ost-Asiens gelandet zu seyn, befangen gewesen, so bot doch dieser Boden an sich selbst so unermeßliche natürliche Vortheile dar, daß ihm der Gedanke, hier eine Niederlassung und einen Stapelplatz für den indischen Handel zu gründen, zu nahe lag, um ihn von sich zu weisen. Don Bartolomeo erklärte sich bereit, mit dem größeren Theile der Schiffsbesatzungen, 80 Köpfen, hieselbst zurückzubleiben, während sein Bruder nach Spanien zurückkehren würde, um der neuen Colonie die nöthigen Unterstützungen zuzuführen. Hütten und Magazine wurden an einer wohlgeeigneten Stelle errichtet; das Land selbst bot einen reichen Vorrath von eßbaren Erzeugnissen, die Gewässer einen Überfluß von Fischen dar. Mit den Eingebornen, obwol sie nicht ohne Scheu und Verwunderung diese wunderbaren Gäste bei sich verweilen sahen, suchte man in einem friedlichen Einverständniß zu bleiben. Nur der schnelle Verlauf der Regenzeit, welche den Fluß zu seicht zurückließ, um das Meer wieder gewinnen zu können, verhinderte den Admiral noch an der Abfahrt.

Inzwischen lag etwas in den unruhigen Bewegungen der Indianer, was besonders den Argwohn des Diego Mendez, eines Mannes von schlauem und lauersamen Charakter, aufregte; und sein näheres Kundschaften that wirklich dar, daß eine bedeutende Streitmacht in der Nähe zusammengezogen worden, um sich der kecken Eindringlinge mit gewaffneter Hand zu erwehren. Noch zweifelte Colombo an einer solchen feindseligen Absicht; allein Mendez verschaffte sich, mit sichtlichster Lebensgefahr, die Überzeugung im indianischen Hauptquartier selbst, daß es auf nichts Geringeres, als Überfall, Verbrennung der Schiffe und Gebäude und Niedermetzelung aller Weißen abgesehen sey. Ohne diesen Angriff zu erwarten, ließ sich der Adelantado nur von seinem Kühnmuth leiten, rückte dem feindseligen Caziken entgegen und bemächtigte sich, ohne Blutvergießen und in der Mitte seiner bestürzten Unterthanen, seiner Person und

Digitized by Google

Familie. Doch schon in der nächsten Nacht ersah der Gefangene die Gelegenheit, aus dem Boote, worin er abgeführt werden sollte, zu entschlüpfen. Schon war, unmittelbar darauf, der Admiral mit drei Schiffen auf die äußere Rhede ausgelaufen, als der gerettete und von Rache entbrannte Häuptling seines Augenblicks wahrnahm, so heimlich und unversehens über die zurückgebliebenen Spanier in ihrem Fort herzufallen, daß sie sich kaum zu sammeln und seinen Angriff, nicht ohne eigenen Verlust, zurückzuweisen vermochten. Zu gleicher Zeit war ein vom Admiral nach Holz und Wasser ausgesandtes Boot, obwol unthätiger Zeuge jenes Kampfs, dennoch unvorsichtiger Weise den engen Fluß hinaufgefahren und hatte dort, bis auf den letzten Mann, seinen Untergang unter den Geschossen der Indianer gefunden. Ergriffen von einem panischen Schrecken über dies Blutbad, entschwand nun auch plötzlich den Colonisten der Muth, an dieser unwirthbaren Küste zu verweilen. Sie stürzten, trotz der Gegenrede ihres Anführers, eilfertig in das ihnen zurückgelassene Schiff; strandeten aber in der seichten Mündung des Flusses und hatten nun den ganzen Ungestüm ihrer wilden Verfolger zu dulden, deren sie sich, am offnen Ufer, hinter einer Art von Verschanzung nur mit Mühe erwehrten.

Der Admiral, unkundig aller dieser unglücklichen Vorgänge, fühlte seinerseits nicht geringere Sorge um das Ausbleiben seines Bootes, da er, bei der hohen See und heftigen Brandung, das einzige, ihm noch übrige nicht aufs Spiel setzen durfte, um Erkundigung am Lande einzuziehen; während die an Bord befindliche, gefangene Familie des Caziken in der Nacht ihren Kerker gesprengt und sich theils durch Schwimmen gerettet, theils den freiwilligen Tod gegeben hatte. Mehre Tage lang währte diese peinliche Lage an beiden Seiten, bis endlich der Pilot Pedro Ledesma sich dazu hergab, durch die Brandung zu schwimmen, und auch das Ufer und seine bedrängten Landsleute glücklich erreichte. Diese, in wahnsinniger Verzweiflung, beschworen ihn, beim Admiral ihre Wiederaufnahme an Bord zu bewirken; und als er jene unglücklichen Nachrichten an das Schiff zurückgebracht, erkante Colombo die Pflicht, einen so theuren Bruder, samt so vielen Menschenleben vom gewissen Verderben zu retten; aber auch mit tiefem Schmerz die Nothwendigkeit, seine auf diese Niederlassung gegründeten Pläne wenigstens für den Augenblick aufzugeben. Indeß gefährdete jede Stunde ebensowol die Sicherheit der morschen Schiffe an dieser stürmischen Küste, als die Rettung der am Lande Belagerten. Die Bekümmerniß des Admirals, durch Fieber und Schlaflosigkeit bis zu Visionen gesteigert, wich auch nur dann erst, als das stillere Wetter ihm gestattete, im Verlauf von zwei Tagen sowol jene Mannschaften, als auch den größten Theil der Vorräthe aus dem gescheiterten Schiffe, wohlbehalten, jedoch nicht ohne große Beschwerde, an Bord zu schaffen. Der wackere Mendez mit fünf Gefährten war der letzte, welcher diese unheilschwangere Küste verließ.

Endlich (gegen Ende Aprils) gestattete es ein günstiger Wind dem noch übrigen Geschwader, sich von derselben gänzlich zu entfernen: allein der Zustand der Schiffe schien es unumgänglich zu erfodern, Hispaniola zu ihrer Ausbesserung und zu Ergänzung der Provisionen aufzusuchen. Nicht aber ohne mismuthige Verwunderung der Schiffsmannschaften geschah es, daß Colombo zuvörderst volle 4 Längen-Grade östlich an der Küste fortschiffte, bevor er seinen Cours nordwärts richtete; — ebensowol um seine Steuerleute über die wahre Lage von Veragua ungewiß zu lassen, als um nicht durch die heftigen Strömungen der caraibischen See zuweit unter den Wind von St. Domingo zu gerathen. Schon bei Porto bello mußte er jedoch sein drittes Schiff, weil es nicht länger die See halten konte, vernichten, und auch die beiden übrigen mochten nur noch für ein Wrack gelten. Nachdem er sich solchergestalt bis an den Eingang des Golfs von Darien geschleppt, lenkte er endlich (1. Mai) in gerader und schneller Fahrt dem Norden zu; sah aber bald seine Befürchtung erfüllt, Hispaniola verfehlt zu haben und, gegen Cuba, an die Caymans und die Gärten der Königin getrieben zu werden; während die Lebensvorräthe sichtbar zu Ende gingen und die lecken Fahrzeuge kaum durch anhaltendes Pumpen über dem Wasser erhalten werden konten. Eben waren sie an einer der letzteren Inseln vor Anker gegangen, als ein plötzlicher Sturm sie bei Nacht überfiel, die Kabeltaue sprengte und die Fahrzeuge zu gegenseitiger bedeutender Beschädigung an einander schleuderte. Nur mit Mühe entgingen sie dem Scheitern oder Sinken: aber keine noch so große und anhaltende Anstrengung reichte hin, den Winden oder Seeströmen soviel abzugewinnen, um die Höhe von Hispaniola zu erreichen. Die Lecke nahmen zugleich dergestalt überhand, daß kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als geradezu gegen Jamaica anzulaufen und dort einen Hafen zu suchen, den sie zwar auch fanden und erreichten, aber nur, um auch augenblicklich, zunächst dem Ufer, auf den Grund zu setzen. Aus Vorsicht hatte man beide Schiffe der Länge nach zusammengekoppelt; ihre Verdecke ragten um mehre Fuß über dem Wasserspiegel hervor, zum trocknen Aufenthalt für die Mannschaften, und bildeten zugleich eine Art von Wasser-Kastell gegen jeden feindlichen Angriff.

Viel kam jedoch darauf an, es zu keiner solchen Mishelligkeit mit den Eingebornen kommen zu lassen, und Colombo bemühte sich, den Verkehr mit denselben so zu ordnen, daß die gewöhnlichen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten seiner Schiffsmannschaft vermieden würden. Um besonders auch den Tauschhandel um Lebensmittel zu fördern und mit dem Bedürfniß auf die Dauer in ein Gleichgewicht zu bringen, unterzog sich Mendez einer Durchsuchung der Insel hinsichtlich ihrer Erzeugnisse, wobei er mit den Häuptlingen eine Übereinkunft abschloß, den Markt der Spanier regelmäßig mit Wild, Fischen und Cassava-Brod zu versorgen. Doch blieb dies nur Aushilfe für die Gegenwart, während des Admirals bekümmerter Blick auch in die Zu-

Digitized by Google

kunft gerichtet und auf Mittel bedacht seyn mußte, sich aus seiner drangseligen Lage zu retten. Nur von St. Domingo her konte ihm, durch Absendung eines Schiffs zu seiner Aufnahme, Erlösung kommen: allein eine Entfernung von 40 Seemeilen, den herrschenden Winden entgegen, schien jedem dahin abzusendenden Canoe die Ausrichtung einer solchen Botschaft unmöglich zu machen. Als daher auch Niemand sich erkühnen mochte, der Überbringer derselben zu werden, trat endlich dennoch Diego Mendez hervor und erbot sich, sein Leben an dies Unternehmen zu wagen, rüstete ein kleines indianisches Fahrzeug mit Mast und Segeln aus und stach, von noch einem Spanier und sechs Indianern begleitet, muthig in See. Allein bevor er noch die Ostspitze der Insel zurücklegen konte, gerieth er in die Gewalt feindseliger Eingeborner, die ihn ausplünderten und aus deren Händen er kaum sein bedrohtes Leben zurück zu seinen verlassenen Gefährten zu retten vermochte. Ohne sich jedoch durch dies erste Mislingen abschrecken zu lassen, machte er sich alsbald wieder, von Bartolomeo Fiesko in einem zweiten Canoe begleitet, auf den Weg und entschwand den sehnsüchtigen Blicken seiner Landsleute.

Diese, von schier hoffnungslosem Gram erdrückt, von Noth umfangen, in einem heißen ungesunden Klima an ihrem Borde unthätig in den engsten Raum eingesperrt, erlagen indeß nicht nur je mehr und mehr den in einer solchen Lage kaum vermeidlichen Krankheiten, sondern Ungeduld und Mismuth lösten auch bald die festen Bande des Gehorsams und der Eintracht auf, in welchen sie noch ihren einzigen Trost hätten finden sollen. Zwei Gebrüder de Porras bearbeiteten einen großen Theil ihrer Gefährten, unter mancherlei Vorspiegelungen, so eifrig und mit solchem Erfolg, daß bald der heimliche Plan entworfen wurde, sich einer genügenden Zahl indianischer Fahrzeuge zu bemächtigen und, mit Hinterlassung des Admirals, gleichmäßig den Rettungsweg nach Hispaniola zu suchen. Es kam endlich (2. Jan. 1504) sogar zu offner Empörung, wobei Colombo, an sein Schmerzensbette gefesselt, die unverdientesten Vorwürfe und Schmähungen anhören mußte. Selbst sein Leben schien bedroht; und nur mit Mühe gelang es der Minderzahl der Gutgesinten, jene zu einem friedlichen Abzuge von der Insel zu bewegen. In der That schifften sich die Meuterer, 48 an der Zahl, und was sich noch sonst, um nicht dahinten gelassen zu werden, zu ihnen gesellte, auf 10 Canoes, welche der Admiral früher zu andern Zwecken von den Insulanern gekauft hatte, zu der abenteuerlichen Fahrt ein. Noch längs der Küste begingen sie eine Reihe von schamlosen Räuberein, zwangen mehre Indianer, ihnen als Ruderer zu dienen, und hatten sich endlich kaum aus dem Gesichte der Insel entfernt, als sie durch einen wüthenden Sturm zu zweien Malen ans Land zurückgeworfen wurden und dasselbe nunmehr, als ein gesetzloser Haufe, zu Plünderung und jeder andern Gewalthat durchschwärmten.

Colombo, welcher indeß seine wenigen Getreuen, oder auch wol nur durch Krankheit Zurückgehaltenen, auf jede Weise zu trösten und mit ihrem Loose durch die Aussicht auf nahe Hilfe zu versöhnen bemüht gewesen, hatte alsbald mit neuer dringender Sorge zu kämpfen, da er den eröffneten Markt von den Eingebornen, theils aus eigenem Mangel, theils aus allmäliger Geringschätzung der bisherigen Tausch-Artikel, in immer unzureichenderem Maße versorgt sehen mußte. Drückendes Entbehrniß war die nothwendige Folge dieses Wechsels; schnell wurden die geforderten Preise unerschwinglich, und, andrerseits von den wüsten Empörern aufgereizt, versuchten zuletzt die Insulaner in einer gänzlichen Vorenthaltung der Lebensmittel den sichersten Weg, sich dieser unerwünschten Gäste für immer zu entledigen. Schon drängte der Hunger furchtbar, als Colombo, mit glücklicher Gewandtheit des Geistes und auf den Aberglauben der Indianer zählend, sich entsann, daß nächsten Tages eine totale Mondfinsterniß eintreten werde. Sofort berief er die benachbarten Häuptlinge genau für die Stunde dieses astronomischen Ereignisses, und, einen feierlichen Ton annehmend, bedrohete er sie dann mit dem Zorne seines Gottes und mit den schrecklichsten Züchtigungen für ihre seitherige Verweigerung; zum sichtlichen Zeichen dessen der über ihnen strahlende Mond auf der Stelle seinen Schein ablegen und sich in Finsterniß einhüllen werde. Der pünktliche Erfolg dieses himmlischen Strafgerichts erschütterte und bezwang jedes längere Widerstreben der Erschrockenen. Sie fielen dem Admiral zu Füßen und gelobten ihm fortan die reichlichste Verpflegung, wogegen er in eben dem Maße, als die Verfinsterung abnahm, sich auch nachgiebiger und seinen Gott versöhnter zeigte.

Wie lange auch Mendez und sein Gefährte — die, nach einer fast wundersam geglückten Überfahrt, am vierten Tage Cap Tiburoon erreicht hatten — auf jede Kunde von sich mit vergeblicher Sehnsucht und immer tiefer sinkender Hoffnung hatten warten lassen: (denn während Mendez seinen Weg nach St. Domingo fortsetzte, wagte es Fiesko so wenig, als seine Indianer, das Meer um irgend einen Preis zum zweiten Male zu versuchen), so erschien doch endlich nach acht Monaten, und als bereits der Gedanke eines neuen Aufstandes in den Gemüthern gährte, im Angesichte des Hafens ein kleines europäisches Fahrzeug, als dessen Führer, und zugleich als Ovando's Abgeordneten, sich alsbald auch Diego de Escobar, einer der wüthendsten alten Widersacher des Admirals, zu erkennen gab. Doch kam er nur, diesem anzusagen, daß dermalen in Hispaniola kein Schiff von hinreichender Größe zur Abholung der Schiffbrüchigen vorhanden sey; und Colombo mußte sich begnügen, diesem geheimnißvollen und schnell wieder verschwindenden Boten, der mehr ein Kundschafter, als ein Tröster seyn zu sollen schien, ein Schreiben an Ovando mit noch eindringlicherer Aufforderung zur Hilfe mitzugeben; während er, um die hocherstaunten Seinigen einigermaßen zu beruhigen, dieser seltsamen Sendung die glimpflichste Ausdeutung lieh. Im Herzen jedoch nährte er den bittersten Groll gegen den Statthalter, der ihn absichtlich vernachlässigte und ungeduldig nur den Zeitpunkt zu erwarten schien, wo er, verzehrt von Noth und Drangsal, aufgehört haben werde, dessen Nebenbuhler zu seyn. Dennoch aber ließ sich erwarten, daß Ovando sein liebloses Verfahren nicht bis

Digitized by Google

aufs Äußerste treiben, sondern ihm endlich zu seiner Befreiung die Hand bieten werde. Um nun auch die meuterischen Ausreißer von dieser Wohlthat nicht auszuschließen, ließ er ihnen völlige Amnestie anbieten, die aber, durch ihres Anführers Francisco de Poeras Ränke, keck zurückgewiesen und durch einen heimtückischen Anschlag zu seiner Gefangennehmung erwiedert wuede. Diesen Streich abzuwenden, wagte der Adelantado ein überaus blutiges Handgemenge, in welchem er sich des Porras selbst bemächtigte und so den flüchtigen und eingeschreckten Rest bewog, sich wiedee unter den rechtmäßigen Befehl des Admirals zu stellen.

Ein volles Jahe dee Verlassenheit und des Mühsals war auf diese Weise träge dahingeschwunden, als endlich zwei Erlösungsschiffe sich dlicken ließen; das eine von dem treuen und unermüdlichen Mendez auf Rechnung des Admirals zu diesem Zwecke gemiethet; das andeee, späterhin und als sich der allgemeinen Misbilligung in St. Domingo nicht längee widerstehen ließ, von Ovando ausgerüstet. Diego de Salcedo, Colombo's in der Colonie bestellter Agent, führte das kleine Geschwader, während Mendez gleichzeitig nach Spanien abgegangen war, um auch dort die Sache seines Obern zu führen. Frohen Herzens abee veeließ dieser nunmehr mit all den Seinen die Insel, konte aber erst nach langem und mühevollem Ankämpfen gegen Wind und Strömung (13. Aug.) St. Domingo erreichen. Gerührt und versöhnt durch seine ausgestandenen Leiden, kam hier dem einst Verhöhnten und Geschmähten alles mit Freundlichkeit und Achtung entgegen. Selbst Ovando empfing ihn als Gast in seinem Hause höflich, wenn auch ohne Herzlichkeit. Was er indeß auf Hispaniola sah, war wenig dazu geeignet, ihm Freude zu machen. Ovando, der recht eigentlich hieher gesandt worden, um die von dem Admiral in seiner Verwaltung begangenen Fehler und seine Härten wieder gut zu machen, hatte zwar den innern Frieden der Colonie wieder hergestellt, aber zugleich durch seine Agenten einen solchen Druck auf die Eingebornen gelegt und gegen sie mit soviel empörender und blutiger Grausamkeit gewüthet, daß bereits sieben Achtel der Bevölkerung vertilgt worden waren. Nicht besser fand Colombo die Angelegenheiten, die sich auf sein Privat-Eigenthum bezogen, wahrgenommen. Neue Mishelligkeiten aller Art trieben ihn noch mehr, seinen weiteren Weg nach Europa zu beeilen, wohin er sich mit seinen Angehörigen (12. Sept.) einschifftes doch nur, um nochmals von Stürmen gepeitscht, mit entmastetem Fahrzeuge, krank und entkräftet, erst nach zwei Monaten in den Hafen St. Lucar einzulaufen. Demnächst in Sevilla angelangt, benutzte er die ersten Augenblicke dee Ruhe, sich über die verwirrte Lage seines Vermögens aufzuklären und schriftlich bei seinen Souverainen auf die Zahlung der bedeutenden Rückstände aus seinen Renten zu dringen, da er, der unermeßlich reich geglaubte, sich dermalen in wirklichem Mangel befand und in ganz Spanien kein liegendes Eigenthum besaß.

Ungleich mehr aber noch, als Gold und Güter, war es ihm, zu Rechtfertigung seiner Ehre, um die Wiederherstellung in seine, ihm vertragswidrig entzogene Ämtee und Würden zu thun: denn so lange diese Art von Ungnade auf ihm ruhte, schien zugleich immer noch ein Makel auf seinem Namen zu haften. Zudem mußten die schon früher eingesandten Beeichte von seinen neuesten Unternehmungen ihm auch neue Ansprüche auf Anerkennung und Belohnung gewähren. Allein die Antworten, welche er hierüber vom Hofe erhielt, waren sehr ungenügend und bewiesen den immer noch wirksamen Einfluß seiner alten unversöhnlichen Gegner. Denselben dort peesönlich entgegen zu treten, verhinderten ihn seine anhaltenden körperlichen Übel, indeß die Thätigkeit des treuen Mendez und andrer Freunde nicht ausreichte, seine Sache mit entsprechendem Nachdruck zu führen. Die Königin lag im Sterben, und Ferdinand behandelte seinen Groß-Admiral mit kalter Gleichgiltigkeit, ohne ihn ferner in den Angelegenheiten Indiens über irgend etwas zu Rathe zu ziehen. Wie ganz ihn aber Isabellens bald darauf erfolgter Tod der kräftigsten Beschützerin beraubt habe, sollte der unglückliche Greis nunmehr erfahren, als er, von seinem Schmerzenslagee sich aufraffend (Mai 1505) an dem Hoflager zu Segovia erschien und sich vom Könige, — zwar nicht ungnädig, aber wie ein Mann, dessen Dienste iheen Werth verloren haben, empfangen sehen mußte. Vergeblich trug er auf eine strenge, aber unverzögerte Unteesuchung seines Betragens und Restitution in seine ihm durch königliches Wort und Siegel zugesicherten Ehren und Rechte an; — er empfing nue ausweichende höfliche Antworten, welche die Sache immer weiter hinausstellten und es nur zu sichtbae werden ließen, wie wenig der König geneigt und gemeint sey, seine gegebenen Privilegien zur vollen Erfüllung zu bringen.

Eine solche, in ihrem Ende gar nicht abzusehende Reihe der bittersten Erfahrungen mußte wol dazu geeignet seyn, das geistige wie das physische Vermögen des edlen Märtorers zu erschöpfen. Von einem neuen Gichtanfalle daniedee geworfen, richtete er noch eine letzte Appellation an die Gerechtigkeit des Monarchen, worin er nicht mehe für sich, sondern nur zu Gunsten seines Sohnes Diego sprach, um demselben seine Ansprüche und ihm selbst seine Ehre zu bewahren. Auch dieser Schrit ward nur lau durch das Erbieten, ihm, zum Ersatz für seine aufzugebenden Ämter und Würden, Titel und Güter in Castilien zu verleihen, beantwortet. Mit gerechtem Stolz wies der gemishandelte Greis jedes solches Anmuthen von sich: aber nun war auch mit diesem edlen Entbrennen seine letzte Lebenskraft verglommen. Er machte sein Testament und, seine letzten Sorgen nur himmelwärts gerichtet, schloß ee (20. Mai 1506) die müden Augen, die geistig-hell eine neue Welt erspäht hatten — ein, für alle Zeiten lehrreiches Warnbild vor dem Undank, dem Neide und der Verfolgung geringerer Natueen, denen die größesten Menschen am öftersten erliegen.

Colombo's Leben war auch der klare Spiegel seines Charakters, seiner Tugenden und seiner Schwächen; doch trotz den letztern stand er hoch über dem Zeitalter, in welchem er lebte. Sein Leichnam hatte, im Wechsel der Zeiten, von dem Kloster St. Feancisco, wo er zuerst beigesetzt worden, noch eine vielfache Wanderung nach Sevilla, nach St. Domingo und endlich nach der Havanna zu bestehen. Durfte auch seine Asche wo anders, als im

Digitized by Google

Mittelpunkt der Hemisphäre, der er für uns das Daseyn gegeben, ruhen? *) (*Haken.*)

COLONAT. In den verschiedensten Zeiten und bei ganz verschiedenen Völkern hat die Cultur des Bodens eigenthümliche Standesverhältnisse hervorgebracht, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der Colonatsverhältnisse bezeichnet. In einem großen Theile von Europa sind dieselben in unsern Tagen, bald gewaltsam, bald ruhig umgebildet worden, und diese Umbildung hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt. Aber nicht blos im Mittelalter und unter den germanischen Völkern waren Verhältnisse dieser Art entstanden; auch in dem römischen Reiche finden sich unter den christlichen Kaisern solche Verhältnisse in großer Ausdehnung neben dem Stande der Sclaven, welcher durch sie allmälig beschränkt und verdrängt worden ist.

I. Römischer Colonat. Die Darstellung desselben oder der ebengedachten neurömischen Bauernverhältnisse ist in neuern Zeiten fast ganz unbeachtet geblieben; wir verdanken dieselbe zunächst Hrn. G. R. R. von Savigny [1]); die Namen für dieses Rechtsverhältniß sind: Coloni, Rustici, Originarii, Adscriptitii, Inquilini, Tributarii, Censiti.

Die Entstehung desselben war auf dreifache Weise möglich: nämlich durch Geburt, Verjährung und Vertrag. — Die Entstehung durch Geburt war die regelmäßige, und auf sie bezieht sich der Name Originarius. Gehörten beide Eltern diesem Stande und zugleich demselben Herrn an, so war der Zustand des Kindes keinem Zweifel unterworfen: es war Colon. War der Vater Colon, die Mutter Sclavin, oder umgekehrt, so richtete sich alles nach dem Stande der Mutter; war der Vater frei und die Mutter Colona, so waren die Kinder Colonen und gehörten dem Herrn ihrer Mutter; war der Vater Colon und die Mutter frei, so sollte, vor Justinians Zeit, das Kind dem Vater, also der ärgern Hand, folgen; Justinian erklärte anfangs die Kinder für frei; nachher beschränkte er diese Freiheit dahin, daß sie zwar eigenes Vermögen besitzen können, aber verpflichtet seyn sollten, in dem Grundstück zu bleiben und es zu bauen, sie müßten denn ein eigenes Gut beziehen und bauen wollen, welches er ihnen erlaubte; später entzog er ihnen auch diese beschränkte Freiheit und unterwarf sie wiederum gänzlich dem Colonat. Allein nicht lange nachher wurde in Constitutionen von Justin II. und Tiberius jene beschränkte Freiheit der Kinder als bekant und giltig vorausgesetzt, ohne Erwähnung der letztern härtern Verordnung Justinians. Waren endlich beide Eltern Colonen, aber im Dienste verschiedener Herren, so wurden die Kinder natürlich Colonen, aber, welchem Herren sie zufallen sollten, darüber konte die Gesetzgebung nicht zu einer bleibenden Regel kommen. Zuerst sollte der Herr der Mutter den dritten Theil der Kinder bekommen; dann wurden ihm alle Kinder zugewiesen; endlich wurde bestimt, daß jeder der beiden Herren die Hälfte der Kinder haben sollte, bei ungleicher Zahl sollte die größere Hälfte auf die Seite der Mutter fallen. Damit im Widerspruche steht aber eine Verordnung Justinians, nach welcher der Herr des Ehemanns alle Kinder, und sogar auch die Ehefrau soll behalten dürfen; wenn nicht anders jene Verordnung bloße Localvorschrift und transitorisch war. — Durch Verjährung entstand der Colonat in zwei verschiedenen Fällen, an Freien und an fremden Colonen. Hatte ein Freier 30 Jahre lang als Colon gelebt, so war dadurch dem Gutsherrn das Colonatsrecht über ihn und seine Nachkommen erworben, jedoch mit einer bedeutenden Begünstigung des Vermögens. Dann aber auch war der Besitz an einem fremden Colonen, nach einer bestimten Zeit durch Verjährung gegen den Anspruch des ursprünglichen Herrn geschützt, und so entstand in diesem Falle gleichfalls durch Verjährung das Colonatrecht eines neuen Herrn. — Für die freie Unterwerfung durch Vertrag galt ursprünglich die Regel, daß freie Männer und Frauen Colonen werden sollten, wenn sie diese Absicht gerichtlich erklärten und zugleich mit einer im Colonat stehenden Person eingingen. Nachmals scheint blos schriftlicher Contract und Genehmigung desselben vor Gericht Erforderniß gewesen zu seyn.

Die Rechte und Verbindlichkeiten aus dem Colonat waren von dreifacher Art; einige betrafen den persönlichen Zustand, andere das Verhältniß des Colon zum Boden, noch andere das übrige Vermögen und die Steuern. — In Bezug auf den persönlichen Zustand waren die Colonen freie Leute, d. h. von den Sclaven verschieden, allein ihr Zustand hatte dennoch mit dem der Sclaven Ähnlichkeit. Sie hatten die Ingenuität und das Recht einer wahren eigentlichen Ehe; dagegen hießen sie servi terrae, waren, wie die Sclaven, körperlichen Züchtigungen unterworfen, und hatten keine Klage gegen den Gutsherrn, ausgenommen, wenn sie den Herrn wegen eines Verbrechens anklagen wollten, oder wegen willkürlicher Erhöhung des Canons. — Das Verhältniß zum Boden bestand zunächst darin, daß der Colon an denselben unauflöslich gebunden war, dergestalt, daß weder durch ihn selbst, noch durch den Herrn eine Trennung bewirkt werden konte. Hatte also der Colon das Gut verlassen, so konte ihn der Gutsherr vindiciren. Diese Vindication ging gegen den dritten Besitzer und gegen den Colon selbst. Diesen sollte kein Stand, keine Würde schützen, auch nicht der Soldatenstand; nur die Bischofswürde machte ganz frei vom Colonat. Umgekehrt war es aber auch dem Gutsherrn nicht erlaubt, den Colon vom Gute zu trennen. Zwar mit dem Grundstücke konte er ihn unbedingt veräußern, aber ohne dasselbe durchaus nicht; ein solcher Verkauf war nichtig, der Verkäufer konte den Colon wieder fodern und der Käufer verlor das Kaufgeld. Nach einer Verordnung Valentinians III. war

*) Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus von Washington Irving. (Ein Werk, wodurch alle frühere Biographien des Columbus berichtigt, ergänzt und antiquirt werden. — Lettera rarissima di Cristoforo Colombo riprodotta e illustrata dal cavaliere abb. Morelli, Bibliotecario regio in Venezia. In Bassano (Remondini) 1810. 8.

1) S. dessen Vorlesung über den römischen Colonat in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1825. 4. S. 1 — 26 der hist. philol. Klasse; — auch, und mit Zusätzen bereichert, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. VI. No. 4.

Digitized by Google

Tausch erlaubt, aber diese Verordnung ist in den Justinianischen Codex nicht übergegangen. Ferner war es dem Gutsherrn verboten, das Gut zu veräußern und den Colon zurück zu behalten, doch war die Versetzung der Colonen von einem Grundstücke auf das andere, wenn der Gutsherr Besitzer mehrer Güter war, erlaubt, und diese Versetzung blieb dann unabänderlich, wenn in der Folge eines der Grundstücke veräußert wurde; nur sollten dann die Kinder mit den Eltern vereinigt bleiben, so wie auch bei der Theilung eines gemeinschaftlichen Guts, zu welchem Colonen gehörten, Ehegatten und Verwandte nicht getrent werden durften. Eine der wichtigsten Seiten des ganzen Rechtsverhältnisses in Bezug auf den Boden war der Canon. Die Colonen gaben nämlich dem Gutsherrn einen jährlichen Canon für den Genuß des Bauernhofes, den sie bewohnten. In der Regel sollte dieser Canon in Frucht entrichtet, baares Geld aber nicht gefodert werden; doch konte auch, ohne Zweifel durch Vertrag oder Herkommen eine Geldzahlung begründet seyn. In Ansehung dieses Canons nun galt die wichtige Regel, daß der Gutsherr ihn durchaus nicht gegen das bisherige Herkommen erhöhen durfte.

In Ansehung des Vermögens heißt es zwar, daß dieses Peculium sey, gerade wie bei den Sclaven; auch wird gesagt, daß die Vindication des Herrn nicht blos auf die Person des Colon, sondern auch auf dieses Peculium gehe; ja, daß die Colonen dem Herrn erwerben, und daß das Erworbene nicht ihnen, sondern dem Herrn gehöre. Aber diese Ausdrücke sind nicht buchstäblich zu nehmen. Die Colonen waren vielmehr des Eigenthums fähig, und es war ihnen nur untersagt, ihr Vermögen ohne Einwilligung des Gutsherrn zu veräußern. Diese Unfähigkeit der Veräußerung ist das einzige, was mit jenen ungenauen Ausdrücken bezeichnet wird, und der Unterschied von den Sclaven war hierin sehr groß. Außerdem gab es zwei Ausnahmen von diesem Grundsatze: die Colonen nämlich, welche durch Verjährung in ihr Dienstverhältniß eingetreten waren, sollten völlig freies Vermögen haben, desgleichen diejenigen, welche aus der Ehe eines Colon mit einer freien Frau erzeugt waren.

Was die öffentlichen Abgaben anbetrifft, so war die Grundsteuer des Bauerhofs eine Last des Gutsherrn, weil diesem das Eigenthum zustand; dagegen waren in der Regel alle Colonen der Kopfsteuer unterworfen. Diese war bei der Grundsteuer des Gutsherrn eingetragen, der Gutsherr mußte sie an die Steuerkasse bezahlen, und es blieb ihm überlassen, die ausgelegte Steuer auf eigene Gefahr und auf eigene Kosten von dem Colon wieder beizutreiben. Auf die gewöhnliche Verpflichtung der Colonen zur Kopfsteuer gründeten sich die Benennungen derselben als: Tributarii, Censiti, Censibus obnoxii, Adscriptitii, adscriptitiae Conditionis, Censibus adscripti.

Aufgelöset konte endlich der Colonat werden, nicht durch Freilassung, da auch Veräußerung des Colon nicht statt fand, wol aber durch Verjährung, nämlich, wenn der Colon dreißig, die Colona zwanzig Jahre als Freie gelebt, oder in fremden Besitz gestanden hatten; doch hat Justinian die erste Art der Verjährung, wodurch der Colon selbst die Freiheit erwarb, gänzlich aufgehoben, und in Betreff der letztern trat nachmals die allgemeine Regel der Klagverjährung ein, nach welcher der dreißigjährige Besitz gegen die Vindication des Gutsherrn geschützt war.

Aus dieser Darstellung des Einzelnen läßt sich nunmehr der Zustand der Colonen in folgender Übersicht zusammenfassen. Sie waren durch ihre Geburt an den Boden gebunden, nicht als Taglöhner, sondern als Pächter, welche auf eigene Rechnung ein Stück Land baueten, und dafür Früchte oder Geld abgaben; davon, daß sie auch Dienste auf dem herrschaftlichen Gute geleistet hätten, findet sich keine Erwähnung. Ein eigentliches Recht am Boden hatten sie nicht; da aber der Stat aus polizeilichen und finanziellen Gründen darauf hielt, daß sie bei dem Gute bleiben mußten, und da ihnen der Canon nicht gesteigert werden durfte, so war ihr Zustand beinahe eben so sicher, wie durch ein eigenes Recht. Vermögen konten sie haben, nur war ihnen die freie Veräußerung desselben untersagt; doch waren einige Klassen auch von dieser Beschränkung frei. In der Regel bezahlten sie Kopfsteuer, wo aber auch diese erlassen war, blieb das Colonatsverhältniß selbst dennoch unverändert. Da in der spätern Zeit die Latini und Peregrini nur noch seltene Ausnahmen gewesen zu seyn scheinen, so waren wol die meisten Colonen im Besitz der römischen Civität. In diesem Falle hatten sie ein wahres Connubium, nicht blos unter einander, sondern selbst mit Freien. Die Benennungen dieser erbunterthänigen Bauern waren theils von der Erblichkeit des Diensts hergenommen (originarii), theils von der Kopfsteuer (adscriptitii, tributarii, censiti), theils vom Verhältniß zum Boden, den sie bauten (coloni, rustici, inquilini).

In unsern Rechtsquellen finden wir den Colonat seit Constantin, und zwar hier sogleich in großer Ausdehnung, durch alle Theile des Reichs hindurch, namentlich auch in Gallien und Italien; sein Ursprung ist unbekant. Ihn aus der teutschen Hörigkeit zu erklären, die den Römern seit Tacitus allerdings bekant war, ist eben so grundlos, als die teutsche Hörigkeit aus dem römischen Colonat. Aber das ist richtig, daß nach der Eroberung des westlichen Reichs durch die teutschen Völker beide Institute nun auch in unmittelbare Berührung kamen, und eine Vermischung beider unvermeidlich wurde. Dadurch aber wurde der gänzliche Untergang der alten Sclaverei beschleunigt, welcher schon durch die Einführung des Colonats vorbereitet war.

II. Germanischer Colonat. Über diesen so wie die Darstellung der teutschen Bauernverhältnisse, s. oben die Artikel Bauer, Bauerngut. (*Spangenberg.*)

Colonien s. am Ende der Nachträge.

COLUBER (Reptilia), Natter. Linné begriff unter dieser Schlangengattung alle diejenigen Arten, welche unter dem Leibe Schilder, unter dem Schwanze Schuppen (getheilte Schilder) haben, wodurch denn giftige und unschädliche, überhaupt sehr von einander abweichende Thiere zusammen kamen. Spätere Naturforscher wurden daher veranlaßt, Trennungen dieser Gat-

Digitized by Google

tung in mehre vorzunehmen, und die ältere Gattung selbst ward dadurch mehr oder weniger zur Abtheilung oder Familie. Laurenti [1]) sonderte die giftigen Arten in eigene Gattungen, und stellte unter den unschädlichen Natrix, Coluber, Coronella in anderer Begrenzung auf. Ihm folgten mehr oder weniger mit verschiedenen Modificationen Schneider, Oppel, Lacepede, Cuvier u. A. m. Die von dem letzteren Naturforscher Coluber genannte Gattung stellte Merrem [2]) unter dem Namen Natrix (mit Hurria und Dryinus), als Untergattung von Coluber auf. Bei dem Reichthum der letzteren an Arten — Merrem zählte deren a. a. O. 198 auf, — bei dem so rasch vorgerückten Stand dieses Zweigs der Naturgeschichte war eine genauere Eintheilung, auf sicherere Kennzeichen, als bisher gegründet, wünschenswerth. Eine solche versuchte Fitzinger [3]), sich dabei auf äussere Kennzeichen stützend und namentlich den Zahnbau, so wichtig derselbe auch ist, gar nicht berücksichtigend. Dagegen legte diesen Boie hauptsächlich zum Grund [4]) und stellte folgende Gattungen auf: Tropidonotus, *Kuhl;* Coluber, *Linné* (aber nicht in dem von diesem angegebenen Umfange!); Coronella, *Laurenti;* Calamaria; Brachyorrhos, *Kuhl;* Oligodon; Elapoidis; Amblycephalus, *Kuhl;* Xenodon; Dendrophis; Dryophis, *Dalmann;* Chrysopelea; Psammophis; Erpetodrias; Dipsas, *Oppel;* Homalopsis, *Kuhl;* Lycodon. Die Gattung Hurria besteht aus nicht hinlänglich bekannten Arten (s. d. Art.) und Dryinus entspricht Dryophis.

Nach dem Umfang, der hienach der Gattung Coluber bleibt, hat dieselbe folgende Kennzeichen: gleichförmige Zähne in den Kiefern und im Gaumen; der Kopf deutlich vom Rumpf gesondert; der Rachen sehr weit, die Augen von mittlerer Größe oder groß; das Scheitel- (Wirbel-) schild ist lang, breit, den Augenbrauenschildern gleich; zwei hintere Augenrandschilder; zwei Paar Rinnen (Kinn-) schilder; der Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; die Schuppen stehen in Längsreihen und sind alle oder doch die meisten glatt; die Bauchschilder sind auf beiden Seiten winklich gebogen. — Hiezu kommen noch als Nebenbestimmungen: die Zähne stehen in sechs Reihen; auf dem Oberkopf (Haube) neun Schilder, welche dem Scheitelschild und Augenbrauenschildern an Länge gleich sind; der Rumpf lang, cylindrisch, unten etwas abgeflacht; der Schwanz nicht abgesetzt, spitzig; die Schwanzschilder getheilt. — Die hieher zu zählenden Arten gehören zu den größeren, und sind hauptsächlich Landthiere. Die Zahl der Bauchschilder steigt meist über 200, die der Schwanzschilder (Paare) über 80. — Von den Arten sind fünf in Europa einheimisch, von den übrigen gehören die meisten Asien an.

1) C. Elaphis, *Aldrovand* [5]). Die Schuppen sind eiförmig, sechseckig, auf dem Rücken gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutlich gesonderte Kopf ist breit. — Die Farbe ist rothgelb, mit vier braunen oder schwarzen Linien über den Rücken. Bauchschilder sind 212 bis 218, Schwanzschilder 70 bis 75 vorhanden. — Ist wol die größte europäische Schlange, denn sie wird über sechs Fuß lang. Ihre Heimath ist das südliche Frankreich, Spanien, Italien, Illyrien und Ungern.

2) C. scalaris, *Schinz* [6]), die Treppennatter. Die Schnauze zugespitzt, der Kopf undeutlich gesondert, mit sehr großen, breiten, unregelmäßig fünfeckigen Schildern, die vorderen Stirnschilder sehr schmal, das Rüsselschild mit spitzigem Winkel weit auf den Oberkopf verlängert, das Zügelschild länglich schmal. Die Schuppen ungekielt, rautenförmig. Die Farbe des Oberleibs gelbbräunlich; vom Nacken an laufen zwei parallele, dunkelbraune Streifen, welche durch schwarze Querbänder, von denen jedes aus neun schwarzen Schuppen besteht, in bestimmten Entfernungen verbunden sind, so, daß das Ganze eine Leiter vorstellt. Die Zwischenräume bestehen aus zwölf Schuppen von hellgelbbrauner Farbe. Die Seiten sind gelbweiß, mit kleinen schwärzlichen Flecken. Der Bauch einfarbig hellgelb weiß. Bauchschilder 214, Schwanzschilder 61. Bei alten Individuen verschwinden die Querbänder auf dem Rücken. Das Vaterland dieser schönen Schlange ist das südliche Frankreich.

3) C. flavescens, *Scopoli* [7]), die falbe Natter. — Die Schuppen sind glatt, lanzettförmig, sechsseitig, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, der Kopf ist länglich elliptisch, kantig, sehr stumpf; die Farbe ist gelblich oder hellröthlichbraun, ohne Flecken. Bauchschilder 225, Schwanzschilder 80. — Diese Art ist schlank und erreicht eine Länge von fünf bis sechs Fuß. Sie lebt in den wärmeren Gegenden Europa's, namentlich in der Schweiz an zerfallenen Mauern und in steinigen Gegenden im Gebüsch, beißt, wenn man sie fangen will, jedoch kaum schmerzhaft, ist schwer zu zähmen und lebt hauptsächlich von Eidechsen.

4) C. viridiflavus, *Scopoli* [8]), die grüne und gelbe Natter. Die Schuppen sind glatt, rhombisch, der Schwanz ist dünn und mißt ein Drittheil der Körperlänge; Der eiförmige Kopf ist kaum unterschieden und der Rumpf cylindrisch-spindelförmig. Bauchschilder 206 bis 227, Schwanzschilder 102 bis 110. — Die Grundfarbe ist dunkelgrün, mit vielen kleinen, gelben Querstreifen oder Flecken besetzt, welche über den Rücken unregelmäßige Querlinien bilden, gegen den Schwanz zu sich aber in acht regelmäßige, gelbe Längslinien verwandeln, so daß der hintere Theil ganz anders, als der vordere gezeichnet erscheint. Der Bauch ist einfarbig weißgelb. Junge In-

1) Specimen medicum, exhib. Synopsin Reptilium. Viennae 1768. 8. 2) Systema Amphibiorum. Marburg 1820. 8. 3) Neue Classificaten der Reptilien. Wien 1826. 4) (Oken) Isis. 1827. XX. S. 518 folg. 5) *Aldrov.* Serpentes. 266. c. f.; C. quadrilineatus, *Lacepede*, *Latreille*, *Daudin;* C. quadriradiatus, *Gmelin*, Naturforscher XXVIII. S. 158. t. 9.; C. Elaph. *Shaw* Gen. Zool. III, 450. *Cuvier* Regn. an. II, 71.

6) Cuvier Thierreich, übersetzt von Schinz II. S. 123. Wahrscheinlich identisch mit Meifrenii, *Oppel*, bilineatus, *Dumeril* 7) Annus historic. natur. II. p. 39. C. (Natrix) Scopolii, *Merrem* Syst. 105 *Gmel. Daud.* — C. Sellmanni Pannonicus, *Nau.* 8) La Couleuvre commune, *Daubenton* Encycl. method. — C. luteostriatus, *Gmelin*, Naturforscher XXVIII. S. 164. t. 3. f. 2. C. atro-virens, *Shaw*, *Cuvier*, *Merrem.*

Digitized by Google

dividuen sind oben braun, mit sehr feinen, regelmäßigen, gelbweißen Querlinien; unterhalb gelblich, mit braunen, unterbrochenen Querbinden. Erwachsen erreicht diese Schlange eine Länge von drei bis fünf Fuß. Sie wird sehr leicht zahm und dann sanft und zutraulich. Ihr Vaterland ist die südliche Schweiz, Frankreich, Italien. — Der Zahnbau dieser Art ist noch nicht untersucht und sie wird nach demselben vielleicht in die Gattung Chrysopelea gebracht werden müssen.

5) C. Aesculapii, *Aldrovand* [9]), Äskulaps-Natter. — Die Schuppen sind eiförmig, sechseckig, auf dem Rücken etwas gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutliche eiförmige Kopf ist sehr breit. Bauchschilder 175, Schwanzschilder 64. — Im Allgemeinen, — denn die Farbe ändert vielfach ab, — zeigt sich das Männchen oben hellbraun, unten blaßgelb, an den Seiten mit zwei Reihen hellgrüner Schuppen; das Weibchen dagegen ist oben schwarzgrau, unten hellblau und hat in den Seiten eine Reihe indigblauer Schuppen. Das letztere unterscheidet sich nach Host von jenem noch durch einen dickern Kopf und Leib. Die Länge erstreckt sich bis auf sechs Fuß, die Dicke beträgt in der Regel einen Zoll. Es findet sich diese Art in Italien, Ungern, Illyrien. Host [10]) fand sie häufig auf den Gebirgen und Wiesen von Liburnien und Dalmatien. Sie ist sehr schnell in ihren Bewegungen, besteigt Bäume und geht ins Wasser. Sie lebt von Fröschen, Eidechsen, Vögeln, Fischen und scheint sehr gefräßig zu seyn; wenigstens erzählt Host, daß eine gefangene von sechs Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, fünf junge Vögel (Motacilla) von sich brach und sich beim Öffnen derselben in ihr noch Lacerta vulgaris und ein Fisch (Mugil cephalus) fand. Die Eier haben einen sehr starken Geruch, die Schlange selbst riecht nach Bisam. Beim Fangen oder wenn man sie in Zorn bringt, beißt sie zwar, aber ohne Folgen. Überhaupt wird sie leicht zahm. Es scheint, daß diese Art diejenige ist, welche die Alten, als dem Äskulap geheiligt, verehrten.

6) C. radiatus, *Reinwardt* [11]). Die Augen von mittelmäßiger Größe, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; das Zügelschild ist klein, die Hinterhauptschilder sind groß, die lanzettförmigen Schuppen stehen in zwanzig Längsreihen, in den vordern sind sie glatt, in den mittleren, drei bis acht hinteren, so wie auf dem Schwanz, dreikielig. Die Farbe ist oben röthlich, unten weißlich, um das Auge stehen drei schwarze Streifen strahlenförmig und durch dasselbe hindurch zieht ein Streifen, der so wie die am Rumpf der Länge nach laufenden, schwarz ist. Bauchschilder 237 bis 238, Schwanzschilder 85 bis 95. Vaterland Java.

7) C. mucosus, *Linné* [12]). Die Schuppen sind glatt, der Schwanz hat eine mittlere Länge, der Kopf ist deutlich gesondert, eiförmig, kantig, vorn abgerundet, der Rumpf spindelförmig. Bauchschilder 200, Schwanzschilder 140. — Das Vaterland ist Java, Cochinchina und die Philippinen.

8) C. melanurus, *Oppel* [13]). Die Augen sind von mittelmäßiger Größe; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, das Zügelschild ist groß, die Hinterhauptsschilder sind von mittlerer Größe, die Schuppen des Rumpfs stehen in neunzehn Reihen, sind in den Seiten glatt, übrigens fast gekielt, die Bauchschilder sind an den Seiten sechseckig. Die Farbe ist oben olivenbraun, unten weißlich, in den Seiten stehen schwarze, durch weiße unterbrochene Querflecken; auf dem Rücken eine gelbe Längsbinde und der Schwanz ist braun. Bauchschilder 224, Schwanzschilder 84. Das Vaterland ist Java.

9) C. geminatus, *Oppel* [14]). Die Augen haben eine mittlere Größe; der Schwanz mißt ein Drittheil der Körperlänge, das Zügelschild ist rhombisch, das Scheitelschild hexagonal, die Hinterhauptsschilder schmal. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in achtzehn Längsreihen. Die Farbe ist oben braunroth, mit einem blaßröthlichen Halsband und zwei dergleichen Längsbinden, die Bauchschilder haben auf jeder Seite einen braunen Punkt. Bauchschilder 164 bis 168, Schwanzschilder 193 bis 205. Diese Schlange scheint eine bedeutende Größe zu erreichen, wird in Java gefunden und scheint auch in Japan einheimisch zu seyn.

10) C. oxycephalus, *Reinwardt* [15]). Der Kopf ist schmal, die Augen sind von mittelmäßiger Größe, der Rumpf ist etwas zusammengedrückt, der Schwanz fast ein Drittheil des Körpers lang. Das Zügelschild ist schmal, das Scheitelschild vorn länger, als die Augenbrauenschilder, hinten kürzer, an den Seiten hohl. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in sechs und zwanzig Reihen. Die allgemeine Farbe ist ein schönes, ins Blaue spielendes Smaragdgrün, unten Meergrün, der Scheitel ist röthlich mit einer auf beiden Seiten durch die Augen ziehenden, schwärzlichen Binde. Bauchschilder 237, Schwanzschilder 125. Vaterland Java.

11) C. conspicillatus, *Boie* [16]). Die Schnauze ist stumpf, die Augen sind klein, der Schwanz mißt nur ein Fünftheil der Körperlänge; das fünfeckige Scheitelschild ist breit und länger, als die Augenbrauenschilder; die Hinterhauptsschilder sind hinten abgestutzt, nur vorn ein Augenrandschild, unten fehlen sie; die vordern Stirnschilder sind nur halb so groß, als die hintern, zwei schmale, die Hinterhauptsschilder auf jeder Seite begrenzende Schläfenschilder. Bauchschilder 219, Schwanzschilder 86 Paar; an der Kehle drei Paar Schuppen. — Die Grundfarbe ist oben hell rostbraun; eine schmale schwarze Querbinde verbindet die Nasenlöcher und setzt sich von diesen zu den Augen fort; eine zweite zwischen den Augen ist von diesen bis zum Mundwinkel verlängert. Schwarze Flecken stehen seitlich unter jedem Nasenloch,

9) Anguis Aesculapii, *Aldrov.* Serpent. 270. c. f. C. Aescul. *Autorum.* 10) *Jacquin* Collectanea tom. IV. 11) *Russel* Indian Serpents, II. pl. 42. Isis XX, 537. 12) C. muc. *L.* et *Autorum.* Mus. Adolph. Fr. reg. I. t. 23. f. 1. *Russel* Ind. Serp. I. t. 34.

13) *Boie* in d. Isis. XX, 537. 14) *Boie* in d. Isis XVIII, 211. Eine ausführliche Beschreibung und Abbildung soll in der Erpetologie de Java pl. 20. geliefert werden. 15) *Boie* in d. Isis XX, 537. 16) Isis XVIII, 212.

Digitized by Google

ein anderer unter dem Auge; den Hinterkopf zieren zwei in schräger Richtung auf dem Wirbelschild zum hinten offenen Winkel verbundene Linien, im Nacken ein Längsstreif, längs des Rückens viele getrente, oft zickzackförmige Querbänder und an den Seiten viele kleine rundliche Flecken, sämtlich von schwarzer Farbe. Kehle weißlich ungefleckt; Bauch- und Schwanzschilder schwarz und weißlich gewürfelt. — Diese in Java Torakoetienawa genante Schlange ist nebst mehren andern leicht mit Colub. hippocrepis zu verwechseln. Sie bildet vielleicht mit dieser eine Unterabtheilung in der Gattung Coluber.

12) C. Lichtensteinii, *Neuwied* [17]), Lichtensteins Natter. — Der Schwanz mißt ungefähr ein Achttheil der Körperlänge; Bauchschilder sind 178 bis 181, Schwanzschilder 85 bis 92 (Paar) vorhanden. Die Farbe ist blaßgelblichfahl, mit einer Reihe von graubraunen, dunkler eingefaßten, großen Flecken auf dem Rücken, auf dem Halse rautenförmig, übrigens mehr unregelmäßig, und jeder mit zwei Seitenflecken verbunden; die Schilder der Kiefernränder sind schwarz eingefaßt. Die Augen sind groß; die Schuppen ebenfalls, glatt, breit rautenförmig, beinahe sechseckig, und bilden am Körper fünfzehn, am Schwanze sechs Längsreihen. — Jüngere Thiere sind dunkler und die Flecken stehen mehr gedrängt. — Diese Art erreicht eine Länge von sechs und mehr Fuß. — Sie lebt in Brasilien, in den südlichen Gegenden der Ostküste in sumpfigen Gegenden, im Gebüsche, und frißt Kröten und Frösche.

13) C. pileatus, *Neuwied* [18]), die meergrüne Natter. — Die Farbe ist schön meergrün, den Rücken hinab läuft eine Reihe sich berührender, gelbbrauner Schuppen; der Scheitel ist gelbbraun; ein dunkler Strich geht von der Nase zu dem Auge und zu dem Hinterkopfe; die ganze Gestalt ist schlank und zierlich; der Schwanz mißt fast ein Drittheil der Körperlänge; Bauchschilder sind 189, Schwanzschilder 99—100 (Paar) vorhanden. — Diese zierliche Schlange wird auf drei Fuß lang, und findet sich in den südlichen Gegenden der Ostküste von Brasilien. Sie ist gewandt, und lebt sowol auf der Erde, als sie auch Gebüsche besteigt.

14) C. bahiensis, *Spix* [19]). — Oben blaugrau, auf dem Rücken schwarze, fast runde Flecken, welche in einer Längslinie stehen, auf den Seiten kleinere, alle weißlich gerandet; Bauch und Schwanz unten weißlich, über den Augen ein schwarzer Streif und ein schwächerer über den Nasenlöchern. Die fast viereckigen Schuppen sind glatt. — Heimath: die Umgegend von Bahia in Brasilien.

15) C. saturninus, *Linné* [20]), die Bleinatter, bleifarbige Natter. — Die Schuppen sind glatt, die obern schmal und länglich, die in den Seiten eiförmig; der Schwanz hat eine mittlere Länge. Der breite Kopf ist platt, länglich, vorn spitz abgestumpft. Der Rumpf ist spindelförmig, mit flachem Bauch; der Schwanz sehr dünn, spitzig. — Bauchschilder 147 bis 197, Schwanzschilder 120 bis 125. Das Vaterland ist Guinea.

16) C. Situla, *Linné* [21]), die Bandnatter, rückenstreifige Natter. Nach Linné's Angabe ist diese Natter grau, mit einer schwarz gerandeten Längsbinde. Sie hat 236 Bauch- und 48 Schwanzschilder, und soll in Ägypten einheimisch seyn. — Ob sie wirklich dieser Gattung angehört, ist noch nicht bestimt.

17) C. simus, *Linné*, Affennasen- — affenköpfige Natter. Diese Natter hat glatte Schuppen, ihr Schwanz mißt nur ein Sechstheil der Körperlänge, der Kopf ist fast kugelig, aufgeworfen, wulstig. Sie hat 124 Bauchschilder und 46 Schwanzschilder. Ihr Vaterland soll Carolina seyn. — Sie ist noch nicht genau bekant, und gehört vielleicht zu Latreille's Gattung Heterodon.

18) C. Hippocrepis, *Linné* [22]), die Hippocrepis-Natter. Die lanzettförmigen glatten Schuppen sind an der Spitze zugerandet, die Temporalschilder sind kaum vorhanden, die Occipitalschilder und das Scheitelschild sehr klein; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; nur ein Kehlschild. — Bauchschilder 188, Schwanzschilder 70. — Das Vaterland, nach Linné, Ostindien — Amerika — nach neuern Beobachtungen aber nur das Cap der guten Hoffnung. — Überhaupt ist diese Art noch nicht genau bekant und gesichtet.

Was die auf Coluber verwiesenen Namen betrifft, so sind selbige an den gleich anzuführenden Stellen nachzusehen, so weit sie nicht oben erwähnt.

Blindnatter ist Coronella Typhlus. Bastardnatter — Homalopsis molurus. Baumnatter — Dendrophis scandens. Bechernatter — Hurria Nympha. Bandnatter — Elaps lemniscatus, — Calamaria (Anhang). Auroranatter — Coronella Aurora. Azurnatter — Tropidonotus Natrix. Ameisenschlange — Dipsas Cenchoa. Ana Candaia oder Anaconda. Hier ist zwar auf Col. pullatus verwiesen; indessen gehört dieser Name zu Boa Scytale. Ausping s. Vipera. Cerastes s. Vipera. (*D. Thon.*)

COLUBRARIA, *Schumacher* (Mollusca). Eine der Gattung Buccinum ähnliche Gattung, aufgestellt im Essai d'une nouvelle Classification des vers testacés, 1817. Die Kennzeichen sind: eine thurm- und spindelförmige Schnecke; die Windungen mit wechselsweise stehenden Längswarzen besetzt; die Mündung eiförmig-länglich; die Mündungsröhre (der Schwanz) offen, die äußere Lippe dick, gerandet, innen in Zähne gefaltet; die innere Lippe schwielig, hinten fast verschwindend, vorn dick, abstehend, etwas gekerbt; die Spindel gebogen, glatt, vorn mit Warzen und Querfalten besetzt. Als Typus der Gattung wird C. granulata angeführt, welche

17) Col. capistratus, *Lichtenstein* Verzeichn. d. Dubletten des Berl. Mus. p. 104. — *Maxim. v. Neuwied* in Acta nova Acad. Caes. Leop. XII. 2. p. 496. t. 46. — *Ej.* Beiträge zur Naturgesch. Brasiliens I, 305. — *Wagler* Icones Amphibiorum. I. t. IV. (Schöne Abbildung.) 18) *Ej.* Beiträge I, p. 344. (olivaceus *Olfers*, Olfersii *Hemprich.*) 19) Natrix Bahiensis, *Spix* Animalia nova sive Serpentum Brasiliensium spec. nov. Monachi 1824. p. 27. t. X. f. 2. 20) Mus. Ad. Fried. reg. I, t. 9. f. 1.

21) Mus. Adolphi Friederici regis II. p. 44. 22) Mus. Adolph. Fried. reg. I. p. 36. t. 16. f. 2. — Col. canus. *Linné* ib. t. 11. f. 1. C margaritaceus? *Merrem* Syst. n. 32. p. 100. — Ammobates. *Shaw.*

Digitized by Google

Chemnitz Conchylienkabinet IV. t. 132. f. 1257. 1258. unter dem Namen Buccinum maculosum rarissimum abbildet. Auch glaubt Schumacher, daß deſſelben Murex caudisatus X. t. 162. f. 1544. 1545. dieſelbe Schnecke ſey, und Favanne's Couleuvre, nicht aber dieſe in fig. 1552. 1553. l. c. dargeſtellt ſey, ſowie jene Chemnitz auch inſofern verwechſelt habe, als la Couleuvre grenue in Favanne Conchologie, pl. 33. f. X. 3. ſtehe. (*D. Thon.*)

COLUBRINI (Reptilia). Eine Abtheilung der Schlangen bei mehren Herpetologen, und daher verſchieden charakteriſirt. Oppel ſtellte als Kennzeichen derſelben einen runden Schwanz, der dünner als der Körper, keine Giftzähne, und unter dem Schwanz oft doppelte Schilder auf. Cuvier begreift darunter alle Schlangen, bei denen die Schilder unter dem Schwanze paarweis ſtehen, und rechnet hieher die Gattungen Python, Hurria, Dipsas, Coluber, Dryinus, Acrochordus. — Gray, der ſie Colubridae nent (Annals of Philosophy, Sept. 1825.), gibt folgenden Charakter an: die Kiefern ſind mit Zähnen, zuweilen mit Giftzähnen verſehen; der Kopf iſt mit Schuppen, der Leib ebenfalls mit breiten, Ringe bildenden Platten bedeckt; auf der untern Seite des Schwanzes befinden ſich zwei, oder auch nur eine Reihe Schilder; am After keine Spornen. A) mit Giftzähnen: Trimeresurus, Bungarus, Ophis; B) ohne Giftzähne, vor den Augen eine Grube: Coluber, Dipsas, Ahaetalla, Macrosoma, Passerita, Hurria, Scytale, Erpeton. — Fitzinger (Neue Claſſification der Reptilien, 1826.) zählt ſeine Familie Colubroidea zur Tribus Squamata, und gibt ihr folgende Kennzeichen: die untere Kinnlade iſt getheilt, die Zunge lang, die Giftzähne fehlen, ſowie die Afterſpornen. An Gattungen zählt er auf: Acrochordus, Pelamis, Erpeton, Disteira, Aipysurus, Homalopsis, Pseudoeryx, Scytale, Xenopeltis, Clelia, Nympha, Duberria, Oligodon, Pseudoelaps, Heterodon, Rhinostoma, Xenodon, Lycodon, Coluber, Coronella, Psammophis, Malpolon, Dipsas, Boiga, Sibon, Dendrophis, Chironius, Tyria, Dryophis, Langaha. — Boie (Iſis von Oken XIX. S. 981.) theilt die Familie Colubrini ein in die Gattungen: Tropidonotus, Coluber, Hemorrhois, Scytale, Heterodon, Erpeton, Eryx, Boa, Python, Dipsas. (S. dieſe Art.) (*D. Thon.*)

COLUMBANUS (SANCTUS) auch COLUMBA. Dieſe, einer ſtatt des andern gebrauchte Namen tragen zwei verſchiedene, faſt gleichzeitige und oft unter einander verwechſelte [1]) irländiſche Mönche, von welchen der ältere 598 bei Beda [2]) und Gregorius M. [3]) erwähnt wird. Den Namen des Heiligen trägt nur der ſpätere Columba [4]). Er wurde um das Jahr 550 in dem irländiſchen Diſtricte Leinſter (Lagenorum terra) geboren, nicht lange nach der Bekehrung der Irländer zum Chriſtenthume durch den h. Patricius. Nachdem er ſich freieren Studien, welche, wie ſeine ſpäteren Schriften zeigen, auch die klaſſiſchen Denkmäler des Alterthums umfaßten, mit großem Eifer gewidmet hatte, trat er, um den Verſuchungen zur Fleiſchesluſt zu entgehen, auf den Rath einer frommen Einſiedlerin, in das zu dem Diſtrict Ulſter (Ultonia) gehörige Kloſter Banchor ein, welchem damals der fromme, aber zugleich wiſſenſchaftlich gebildete und helldenkende Abt Comgell (Comogellus) vorſtand [5]). Bei dem Eifer für Miſſionen, welcher unter den irländiſchen Mönchen herrſchte, fühlte auch Columba ſich bald von dem unwiderſtehlichen Drange ergriffen als Glaubensbote und Prediger des Evangeliums unter die Völker zu wandern, und nachdem er mit Mühe dazu die Erlaubniß des Vater Comgell erlangt hatte, ſchiffte er ſich um das Jahr 590 [6]) mit mehren ſeiner Kloſterbrüder zu dieſer Abſicht nach Gallien ein. Hier hatten damals die ſteten Kriege und die Nachläſſigkeit der Biſchöfe einen großen Verfall der Sittenzucht und der kirchlichen Disciplin nach ſich gezogen, welchem Columba und ſeine Freunde zunächſt durch eignes Beiſpiel in ſtrenger Sittenzucht und Verachtung der weltlichen Luſt zu begegnen ſuchten. Dadurch gelangten die irländiſchen Glaubensboten bald zu einem Rufe der Heiligkeit, welcher den König von Burgund Childebert beſtimte, ſie zur Niederlaſſung in ſeinem Gebiete unter dem Verſprechen königlicher Belohnungen aufzufodern. Columba ſchlug die letzteren aus, wählte aber für ſich und ſeine Begleiter in einer der ödeſten Gegenden des Vogheſen-Gebirges eine Stätte, wo ſich noch die Ruinen eines alten Caſtells zeigten, zur Gründung eines Kloſters, welches nach jenem Caſtell den Namen Anagrates (Anegray) erhielt. Dieſe klöſterliche Stiftung wurde in kurzer Zeit ſo überfüllt, daß ein zweites, größeres Kloſter zu Luxovium (Luxeuil) in der Nähe (octo distans millibus) errichtet werden mußte, welchem dann, da der Zudrang, auch des Adels, immer größer wurde, die Stiftung eines dritten Fontana ſofort folgte. Noch ein viertes Kloſter, Palatium genant, in der Nähe des jetzigen Beſançon und ein fünftes im Juragebirge, ſo wie ein Jungfrauenſtift zu Beſançon (in urbe Vesontione) verdankten ihm ihren Urſprung [7]). Dieſe Stiftungen wurden zu einer Congregation vereinigt und ihr gemeinſchaftliches Haupt Columba gab ihnen eine Regel der klöſterlichen Disciplin, welche ſich nahe an die des h. Benedictus anſchließt, nur daß

1) Über die Verwechſelung beider vergl. Basnage zu Canisii lect. ant. T. I. p. 772. 2) Hist. eccl. Angliae, L. III, c. 4. 3) Epp. L. II, 50. 4) So, und nicht Columbanus nent er ſich ſelbſt durchgängig in ſeinen Schriften, bisweilen unter Anſpielungen auf die Bedeutung des Namens: z. B. Ep. 8. ad discipulos: *Jona* qui in Hebraeo *Columba* dicitur; Ep. IV. (ad Bonif. IV.) — mihi *Jonae* hebraica, *Peristerae* graece, *Columbae* latine, potius tamen vestrae idiomate linguae nuncupato.

5) Ein längeres Bruchſtück aus dem Unterrichte dieſes Mannes, welches ihn als einen eben ſo frommen als helldenkenden Lehrer darſtellt, hat Columba ſelbſt in eine ſeiner eigenen Unterweiſungen für die Mönche, wo er Comgell unter deſſen Kloſternamen Fauſtus aufführt, eingeſchaltet. Columbani instr. II. 6) Das Jahr ſteht in der Zeitrechnung ziemlich feſt; nicht ſo das damalige Lebensalter Columba's. Die Angabe ſeines Biographen Jonas c. 10. „anno vicesimo" berichtigt ſchon Mabillon dahin, daß er damals mindeſtens 30 Jahre gezählt habe. Iſt aber die Ep. ad Fedolium wirklich von Columba, ſo muß er im J. 590 faſt 50 Jahre gezählt haben. Denn in dieſer um 614 oder 615 im Kloſter Bobbio geſchriebenen poetiſchen Epiſtel gibt er vor, ſchon 18 Olympiaden durchlebt zu haben.

Nunc ad Olympiadis ter senos venimus annos

d. i. 72 Jahre zu zählen. 7) *Jonae* vita S. Columbani c. 12. 17. 22.

Digitized by Google

sie dieselbe in der Strenge der Askesen und Pönitenzen zu übertreffen scheint [9]). Die Wunderkräfte, welche man in dem frommen Stifter anstaunte, die strenge Sittenzucht, der Fleis und die Enthaltsamkeit der Klosterbewohner, ihr Fleis im Anbau der unwirthbaren Umgebungen ihrer Ansiedelungen, die wissenschaftliche Bildung, welche sich unter ihnen verbreitete, verschafften der neuen Congregation unter einem rohen Volke ein an Verehrung grenzendes Ansehen und einen sittlichen Einfluß, welcher sich auch auf die Machthaber ausdehnte. Als nach Childeberts Tode das Reich unter seine zwei Söhne in der Art getheilt worden, daß Theoderich, der ältere, Burgund, Theodebert, der jüngere, Austrasien erhielt, wurde der erstere durch seine herrschsüchtige Großmutter Brunechilde zu Ausschweifungen verleitet, welche ihn zur Regirung unfähig machen sollten. Columba führte durch seine Ermahnungen den irre geleiteten König zur Treue gegen die rechtmäßige Gemahlin zurück, und vereitelte dadurch Brunechildens Plane, deren Haß nun gegen ihn und seine Mönchscongregation entbrante, indem sie die eingeführte strenge Klosterzucht benutzte, um die weltlich gesinten Bischöfe und Großen gegen die Congregation einzunehmen. Es folgten nun mannichfache Beschränkungen und Bedrängnisse für die Mönche, selbst ein Versuch des Königs, gewaltsam in das Innere des Klosters zu Luxorium einzudringen, welchen jedoch Columba's Standhaftigkeit unter Lebensgefahren vereitelte. Zu diesen Misverhältnissen war schon früher eine kirchliche Differenz über die Osterfeier hinzugetreten, indem Columba nach altbritischer Observanz, welche das Fest mit dem Sonntage der Woche vom 14—20 des Monats Nisan zu beginnen forderte, die Ostern feierte, während der Ostercyclus der römischen und gallischen Kirche, wenigstens in manchen Jahren, auf einen späteren Sonntag führte [9]). Columba hatte sich zu Beilegung dieser Differenz schon bald nach seiner Ankunft in Gallien an den Pabst Gregorius I. gewandt [10]). Dieses Schreiben blieb ohne Antwort, und als nun im J. 602 in Burgund eine Synode zusammentrat, um über die Differenz zu handeln, richtete Columba ein Schreiben an dieselbe, worin er zwar die von ihm eingeführte Observanz wiederholt vertheidigte, aber sich zugleich willig erklärte, die abweichende um des Friedens willen unangefochten zu lassen, so bald ihm nur bei der seinigen zu bleiben gestattet würde [11]). Auch dieser Schrit scheint nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, daher er denn nochmals in dieser Angelegenheit nach Rom an Bonifacius (IV.) schrieb, um für sich und die Seinen das gewünschte Indult zu erlangen, indem er sich zugleich darüber beklagte, daß sein früheres Schreiben an Gregorius nicht zur Behörde scheine gelangt zu seyn [12]). So häuften sich nun die Beschwerden gegen Columba von verschiedenen Seiten und da er nicht von freien Stücken dem Befehle des Königs, nach Irland zurückzukehren, gehorsamte, ließ ihn Theoderich gewaltsam von Luxorium fortführen, ohne ihm auch nur zu gestatten, die früheren Begleiter sich bei der Rückkehr ins Vaterland wieder zuzugesellen, und ohne ihm die gehoffte Märtyrerkrone verschaffen zu wollen [13]). Dies erfolgte im zwanzigsten Jahre nach seiner Niederlassung in Burgund = 610 n. Ch. [14]). Auf seiner Reise durch Frankreich bis Nantes (Namnetum), wo er eingeschifft werden sollte, erscheint er in der Legende mitten unter den Mishandlungen seiner rohen Wächter in dem Glanze eines bald heilbringenden, bald strafenden Thaumaturgen [15]). Auch seine beabsichtigte Einschiffung zu Nantes läßt die Legende durch eine wundervolle Fügung hintertrieben werden; denn das Schiff, auf welches schon sein Gepäck zur Überfahrt verladen war, soll durch das Eintreten einer ungewöhnlich starken Ebbe auf den Strand gesetzt und nicht eher wieder flott geworden seyn, als bis man das Eigenthum des Heiligen über Bord geworfen hatte [16]). Daß Columba zu Nantes sollte eingeschifft werden, ergibt sich auch aus einem Schreiben, welches er von dort aus an seine zurückgelassenen Schüler in den Klöstern erließ, um sie zur Eintracht bei dem auch unter ihnen obwaltenden Osterstreite und zur Unterwürfigkeit unter ihren neuen Vorgesetzten Attala, so wie zur Standhaftigkeit unter den noch immer drohenden Gefahren zu ermahnen. Aber er zeigt zugleich auch, daß man ihn dort der Wache entbunden und zur Flucht freien Raum gegeben hatte, so daß es in der That keines Wunders bedurfte, um ihn der Einschiffung zu entziehen [17]). Er begab sich zunächst zu Chlotar, Chilperichs

8) In den Handschriften wird diese Regula S. Columbani meistens als eine zweifache unterschieden, die monastica, welche die allgemeinen ethischen Vorschriften in paränetischem Tone und nach den herrschenden Grundsätzen der Mönchsmoral vorträgt, mit den Worten primo omnium beginnend; sodann die regula coenobialis, welche die Vorschriften für die tägliche Ordnung des Officii, so wie die disciplinarischen Strafgesetze oder die Pönitenzen umfaßt, mit den Anfangsworten: Statutum est Fratres. Beide scheinen jedoch ursprünglich zusammen gehört zu haben. Die Abfassung dieser Mönchsregeln setzt *Jonas* l. c. n. 17. in den Aufenthalt zu Luxeuil. Abgedruckt in Bibl. PP. maxima Lugd. T. XII. p. 1—8 und *Holstenii* regg. monast. T. I. p. 186. sq. Über das Verhältniß derselben zu der Benedictinerregel s. *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti saec. II. Praef. p. IV. sq. Übrigens führt die Vergleichung der Handschriften darauf, daß manche geschärfte Strafbestimmung erst später in die Regel eindrang. 9) Vergl. über diese Differenz Giesele'r's Kirchengeschichte Bd. 1. S. 654. N. c. 10) Ep. V. ad Gregorium, der Ordnung nach der letzte, der Zeitfolge nach der erste unter Columba's Briefen und seinem Inhalte nach bald nach Gregors Regirungsantritte geschrieben. Auch unter Gregors Briefen L. IX. Ep. 127.

11) Ep. 2. ad patres Synodi. Die Zeit bestimt sich durch die Worte usque nunc licuit nobis inter vos vixisse *duodecim annis*. Übrigens geht aus dem Schreiben hervor, daß Columba mehre Tractate in dieser Streitsache verfaßte, welche sich aber nicht erhalten haben. 12) Das erste Schreiben an Bonifacius, wahrscheinlich bald nach dessen Regirungsantritt um 607 abgefaßt 13) Wenn bei dem Überfall in Luxorium der König zu ihm sagt: Martyrii coronam me tibi illaturum *speres* — non esse me tantae *dementiae* scias, ut hoc tantum perpetrem scelus (cf. Jonas l. c. n. 33), so führt dies auf einen fanatischen Zug in Columba's Character, welchem seine sonstigen Reden und Handlungen völlig gemäß sind. 24) *Jonas* l. c. 30. Egressus cum suis — *anno vicesimo* post incolatum eremi illius. 15) *Jonas* l. c. 38—46 und dieselben Wundermähren in Verse gebracht bei Fredegard. 16) *Jonas* l. c. 48. 17) Ep. III. ad discipulos: Nunc mihi scribenti nuntius supervenit, narrans mihi navem parari, qua *invitus* vehar in

Digitized by Google

Sohn, König von Neuſtraſien, wurde dort wohl aufgenommen und als geiſtlicher und politiſcher Rathgeber benutzt. Auf ſeinen Wunſch, durch Auſtraſien nach Italien zu reiſen, gab ihm Chlotar das nöthig ſcheinende Geleite, und im Gebiete Theodeberts kam ihm die Gunſt mächtiger Vaſallen entgegen, deren Einfluß verbunden mit den begeiſterten Lobpreiſungen der aus Luxorium auf die Nachricht ſeiner Ankunft nach Auſtraſien ſtrömenden Schüler, ihm die Gunſt Theodeberts verſchaffte, welcher ihn bat, in ſeinem Gebiete ſich niederzulaſſen, und ſich ſelbſt die Stätte innerhalb deſſelben zu wählen, von wo aus am erfolgreichſten für die Verbreitung des Evangeliums unter den Völkern könte gewirkt werden. Columba wählte eine innerhalb der Grenzen Teutſchlands, jenſeits des Rheins gelegene, vorlängſt zerſtörte Stadt, Brigantia, ſpäter Bregenz genant [17]). Von dort aus wirkte er, unterſtützt von ſeinem Schüler Gallus, unter den heidniſchen Sueven als Glaubensbote, ſtürzte die Altäre der Götzen und ſprengte die Bierkufe, aus welcher beim Wodansfeſte zu Tucconia (Tuggen, Zug) ſollte libirt werden [18]). Auch hier ſollen Wunder ſeine Sendung beglaubigt haben und Beweiſe ausgezeichneter, providentieller Leitung ihm zu Theil geworden ſeyn. Auch unter den Mächtigen ſuchte er den Geiſt des Friedens nicht immer mit Klugheit zu wecken. Dem König Theodebert, als ihn ſein Bruder Theoderich zum Kriege reizte, rieth er, freiwillig die Krone niederzulegen und in den Prieſterſtand einzutreten. Der gar zu mönchiſche Rath wurde nicht befolgt und es kam zum Kriege zwiſchen den beiden Brüdern (612), in welchem Theodebert bei Tolbiacum (Zülpich) geſchlagen und dann als Gefangener ſeines Bruders von der Großmutter Brunechilde zur Annahme der Tonſur genöthigt, bald darauf aber ermordet wurde. Im Jahre darauf ſtarb auch Theoderich und ſein nachgelaſſener Sohn Sigebert, welchen Brunechilde auf den Thron ſetzte, konte ſich gegen Chlothar, den König von Neuſtrien, nicht behaupten, welcher ſich des ganzen burgundiſchen Reiches bemächtigte und die Überreſte des burgundiſchen Könighauſes ausrottete [20]). Dieſe Kataſtrophen, welche Columba in prophetiſchem Geiſte ſoll vorausgeſehen haben, beſtimten ihn, über die Alpen nach der Lombardei zu ziehen, wo er bei Mailand verweilte, um den unter den Longobarden herrſchenden Arianismus auch in Streitſchriften zu bekämpfen, und das Vertrauen des Königs Agilulfus genoß, in deſſen Auftrage er ſein zweites Schreiben an Bonifacius IV. erließ, um denſelben zu bewegen, die ketzeriſchen Beſchlüſſe der fünften Synode, welchen Vigilius beizutreten von Juſtinian war gezwungen worden, unter Vermittelung einer römiſchen Synode wiederum zu verwerfen, damit der römiſche Stuhl von dem Verdachte der Ketzerei ſich reinige (ut caligo suspicionis tollatur de cathedra St. Petri), denn nur durch die Richtigkeit der Einſicht und die Reinheit des Bekentniſſes werde die Macht und das Anſehen des Schlüſſelführers begründet [21]). Auf die Nachricht, daß in den Apenninen, hart am Fluſſe Trivia (Trebia), an einer Bobio genanten Stätte ſich noch die Ruinen einer alten Baſilica des heil. Petrus vorfänden, in welchen Wunder geſchähen, gründete er dort das Kloſter Bobio (Bobbio), welches ſich bald über alle früher in Burgund errichteten Klöſter dieſer Congregation erhob. Columba wurde hier noch durch einen Beſuch ſeines Schülers, des Abtes von Luxorium Euſtaſius, welchen Chlotar an ihn geſandt hatte, erfreut, ſtarb aber ſchon, nachdem er nur wenig über ein Jahr dem Stifte zu Bobio vorgeſtanden hatte, am 29. November 615 [22]). Außer den Schriften Columba's, deren Abfaſſungszeit aus ſeinen Lebensereigniſſen erhellt, nämlich der zweifachen Mönchsregel und den fünf oder ſechs Briefen, ſind unter ſeinem Namen noch vorhanden:

1) Sermones seu Instructiones ad Monachos, auch Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum überſchrieben: ſechszehn Paräneſen an die Mönche, welche ſich auf einander beziehen und in den täglichen Erbauungsſtunden unmittelbar auf einander gefolgt zu ſeyn ſcheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in myſtiſcher Darſtellungsweiſe die Nothwendigkeit des Strebens nach ſittlicher Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbſtverleugnung und Weltentſagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangſalen ans Herz, ſuchen die Liebe zu Chriſto, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, die Sehnſucht nach dem himmliſchen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Beredſamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei geſprochen werden von mönchiſcher Beſchränktheit und abergläubiſchen Vorſtellungen. In der theologiſchen Denkart neigen ſie ſich, nach Art der ſpäteren Mönche, zum Semipelagianismus des Caſſianus [23]). Unter dieſe Instructiones rechnet eine bob-

---

meam regionem, sed si fugere *nullus vetat custos*, nam hoc videntur *velle* ut fugiam. 18) *Jonas* l. c. 51. Inde requis vit locum, quem favor omnium laudabilem reddebat, intra Germaniae terminos Rheno tamen transmisso, oppidum olim diruturn, quod *Brigantias* nuncupabatur. 19) *Jonas* l. c. 53. Quo — nämlich Tucconiae vgl. Walafr. Strabo V. S. Galli L. 1. c. 4. — cum moraretur et inter habitatores loci illius progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo *Cupam* vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, *cervisia* plenum in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitatur quid de illo fieri vellent. Illi ajunt Deo suo *Vodano*, quem Mercurium vocant alii, se velle litare etc. 20) *Jonas* l. c. 57—59.

21) Vgl. beſonders die freimüthig ſchöne Stelle: Tamdiu potestas apud vos erit, quamdiu *recta ratio* permanserit: ille enim certus regni coelorum clavicularius est, qui dignis per veram scientiam aperit et indignis claudit. *Alioquin, si contraria fecerit, nec aperire nec claudere poterit.* — — Vnitas fidei in toto orbe unitatem fecit potestatis et praerogativas, ita ut libertas veritati ubique ab omnibus detur, et aditus errori ab omnibus similiter abnegetur, quia *confessio recta etiam sancto privilegium dedit clavicolario*. S. Columbani Ep. IV. ad Bonifacium, im Anfange des Jahres 613 wahrſcheinlich geſchrieben. 22) II. Kal. Decembris nach *Jonas* l. c. 60. Das Martyrologium Rom. aber hat XI. Kal. Decembris und die Kirche feiert ſein Gedächtniß am 15ten November. 23) S. B. Instr. III. Dei gratiam *suo advocet conamine;*

Digitized by Google

bienſiſche Handſchrift dann auch noch zwei kürzere Tractate de mensura poenitentiarum, und de octo vitiis principalibus, welche aber andere Codd. mit Recht als Aufſätze für ſich unterſcheiden, da in keinem derſelben der Ton der Paräneſe herrſcht, ſondern der erſte canones poenitentiales für Cleriker, Mönche und Laien aufſtellt, welche ſich zunächſt an die Kloſterregel mögen angeſchloſſen haben, der letztere aber eine trockene Aufzählung von den acht Cardinalſünden und deren Heilmitteln nach Caſſians Anleitung gibt. Auch Instr. XIV, im Cd. Bobiensis ans Ende geſtellt, möchte mit Unrecht in dieſe Samlung von Sermonen gezogen ſeyn, da ſie einen ganz epiſtolariſchen Charakter trägt. Über die Zeit, in welche dieſe Unterweiſungen für Mönche fallen, vermißt man alle näheren Andeutungen.

2) Carmina. Eine Samlung von fünf Gedichten, welcher eine Vorrede in zwei hexametriſchen Verſen von zweifelhafter Echtheit voraufgeht. Das erſte, Epistola ad Hunaldum überſchrieben, in hexametriſchem Versmaß, warnt vor der Habſucht und der Anhänglichkeit an irdiſchem Gute, verräth eine gute Bekantſchaft mit den römiſchen Dichtern und weiß bibliſche Abſchnitte in poetiſchen Umſchreibungen recht glücklich nachzubilden [24]). Die voraufgehende Dedication in Akroſtichen, welche die Worte Columbanus Hunaldo geben, ſteht nicht in allen Handſchriften und ſcheint jüngeren Urſprungs. Das zweite, Epistola ad Fedolium überſchrieben, behandelt denſelben Gegenſtand in ſapphiſchem Versmaße und hat einen aus ſechs hexametriſchen Verſen beſtehenden Anhang, welcher zeigt, daß der Dichter im 72. Lebensjahre ſtand, wonach es in den Aufenthalt zu Bobbio fiele. Es iſt reich an mythologiſcher Gelehrſamkeit und gleichfalls aus fleißigem Studium der Alten hervorgegangen.

3) Epigramma de muliere, zwei Diſtichen.

4) Monosticha, eine Samlung von Lebensregeln und goldnen Sprüchen in hexametriſchen Monoſtichen, theils wörtlich entnommen aus der Sentenzenſamlung des ſogenanten Cato, theils der h. Schrift A. und N. Ts. nachgebildet, theils aus eigner frommer Betrachtung, mitunter auch aus andern Gedichten Columba's, z. B. aus der Epistola ad Hunaldum, entlehnt. Dies letztere, ſo wie auch die großen Abweichungen der Handſchriften, welche bald mehr bald weniger Monoſtichen haben, führt dahin, daß dieſe Sentenzenſamlung, wenn ſie auch Columba anlegte, doch großen Veränderungen und willkürlichen Vermehrungen unterlag.

Columba hat das Verdienſt, mit unermüdlicher Thätigkeit den chriſtlichen Glauben verbreitet, für die Herſtellung reinerer Sittenzucht und lebendiger Frömmigkeit unter Hohen und Niedrigen ohne [illegible] (Lichtſtrahlen M.) von den den Frieden der Kirche Gliedern iſt einfach und cylindriſch, Anmaßungen der Außern Ende zwei Facettenflächen, auf ten un[illegible] beiden dritten Gliedern (Finger M.) des von lichen Bildung, [illegible] waren. Dieſe folgenden Literatur [25]), und Schulen der Frömmigkeit gegründet zu haben. Seine Schriften zeugen von Bekantſchaft mit den Denkmälern des römiſchen Alterthums, von ausgebreiteter Beleſenheit in der kirchlichen Literatur und zeichnen ſich durch reinere Sprache und geſchmackvollere Darſtellung vor ihrem Zeitalter aus. Warme, lebendige Frömmigkeit, großer Eifer für die Religion, welcher bis zum Fanatismus ausartet, verbinden ſich in ſeinem Charakter mit unerſchrockener Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit und gutmüthiger Weichheit des Herzens, aber auch mit großer ſittlicher Strenge und mönchiſchem Hange zur Selbſtpeinigung. Der theologiſchen Speculation abgeneigt, ruft er in myſtiſchem Vortrage dunkle Ahnungen, ſchwärmeriſche Sehnſucht nach dem unſichtbaren geiſtigen Gute hervor, und weckt fromme Gefühle, ohne zur Aufhellung der Religionsbegriffe beizutragen [26]).

(*v. Coelln.*)

COMATULA, *Lamarck* (Radiaria) (comatus, wegen der Wimpern). Dieſer Gattung ward zuerſt gedacht von Linck (De Stellis marinis, p. 55.) unter dem Namen δεκάκνημος, dann von Fréminville (Nouveau Bulletin des Sciences, No. 49.) unter dem Namen Antedon. Später nante ſie Leach Alecto, indeſſen wurde die überſchriftliche Benennung allen andern vorgezogen und allein beibehalten. Neuerdings hat aber Bronn (Urweltliche Pflanzenthiere S. 7) den Namen Decacnemos wieder aufgenommen, ihm als dem älteſten den Vorzug gebend. Linné führte die ihm bekanten Arten unter Asterias auf. Nach Cuvier gehören ſie mit den letztern unter die Echinodermata pedicellata, nach Lamarck unter die Radiaria echinodermata oder Stellerides. Die Kennzeichen derſelben ſind folgende: der Körper iſt kreisförmig, platt gedrückt und mit zweierlei Strahlen, nämlich auf dem Rücken und am Rande beſetzt, welche alle aus kalkartigen Gliedern beſtehen. Die

impossibile est enim *solum* per se unumquemque adipisci, quod perdidit in Adam. 24) S. B. Prov. c. 3. 7.

Tempora sunt florum, retinet sua tempora messis,
Sic iterum spisso vestitur gramine campus.
Tempora gaudendi sunt, tempora certa dolendi.
Tempora sunt vitae, sunt tristia tempora mortis.
Omnia dat, tollit, minuitque volatile tempus.
Ver, aestas, autumnus, hiems redit annum in annum.
Omnia cum redeant homini redit non sua aetas:
Hanc sapiens omni semper reminiscitur hora
Atque domum luctus epulis praeponit opimis.

25) Eine der reichſten Fundgruben für Handſchriften lateiniſcher Claſſiker iſt noch immer die Bibliothek des Kloſters zu Bobbio. Vergl. Amad. *Peyron* de Bibliotheca Bobiensi vor ſeiner Samlung der Fragmenta Ciceronis orationum inedita. Stuttg. et Tub. 1824. 8. 26) Sein Leben von Jonas, ſeinem Schüler, Mönch zu Bobbio, und danach proſaiſch bearbeitet von Frodoard, Mönch zu Rheims im 8. Jahrhundert. Erdichtete Legenden aus ſeinem Aufenthalte zu Bobbio und die Wunder, welche ſeine Reliquien wirkten, erzählen die Miracula S. Columbani von einem bobienſiſchen Mönche des 10. Jahrhunderts. Alle drei am beſten bei *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti Saec. II. p. 3—51. Seine Schriften zuerſt geſammelt von dem Franciskaner Patricius Fleming, einem Irländer, Lovanii 1667. Danach abgedruckt in der Bibl Patrum maxima T XII. p. 1—37. Vermehrt in *Gallandi* Bibliotheca Patrum T. XII. Einzelne ſeiner Gedichte ſind öfter gedruckt, am richtigſten in Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage T. I. p. 775 sq. Aus dem Geſichtspunkte der religiöſen Denkart, doch nicht ganz unbefangen, ſchildert ihn Auguſt Neander Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums III, 2. S. 37—69.

Digitized by Google

Rückenstrahlen sind ganz einfach, fadenförmig, rankenglatt und frei ist, mit Ausnahme ein Kranz auf dem Rücken der Mund des Thiers, wo sie mit der Hand gewimpert (d. h. ist. Man kann dann auch das ganze [illegible] Nebenstrahscheibe herausnehmen, wenn man nur unten [illegible] noch durchschneidet. [illegible] umgeben, nach [illegible], die Bauchseite der Scheibe, auf dieser steht in der Mitte ganz abgesondert der häutige vorspringende Mund.

Diese Thiere sind auffallend von allen andern Seesternen nicht blos durch ihre zweierlei Strahlen, sondern auch durch ihre eigenthümliche Mundbildung unterschieden. Auch haben sie in ihrer Lebensweise mancherlei abweichend Eigenthümliches, worauf auch schon einigermaßen der gekrümte Haken am Ende der Rückenstrahlen schließen läßt. Nach Lamarck nämlich, der sich hiebei auf die Beobachtungen und Angaben Perons stützt, heften sie sich damit an allerlei Meerkörper, namentlich an Tange und Corallenstämme an, was auch von Heusinger [1]) beobachtet worden ist, der von diesen Haken noch überdies angibt, daß sie das Thier als Waffen gebrauche. Die nächst verwandten Gattungen bewegen sich blos mit Hilfe ihrer Hauptstrahlen auf dem Boden fort, und vermögen auch nur mit diesen sich anzuhängen. Eine große Verwandtschaft zeigen sie mit den Encrinites (s. d. Art. Crinoidea), so daß man fast sagen könte, die letztern seyen nur gestielte Comatulen, welche Ähnlichkeit unten bei der Beschreibung einer einzelnen Art näher nachgewiesen werden wird. Der allgemeine äußere und innere Bau dieser Thiere ist noch wenig bekant, indem nur eine einzige Art genauer äußerlich und eine andere auch anatomisch untersucht ist. Wir werden unten diese Beschreibungen liefern. — Die Arten dieser Gattung scheinen ziemlich zahlreich zu seyn, wenn auch bis jetzt nur wenige, selbst der in den Samlungen vorhandenen beschrieben wurden, auch mögen wol manche noch zu entdecken seyn. Die bekanten Arten leben meistens in heißen Erdstrichen, sind seltener in den gemäßigten Zonen und nach Lamouroux Angabe soll keine Art über dem 45. Breiten-Grade vorkommen.

1) C. solaris, *Lamarck*, ist eine große und schöne Art, welche ganz ausgebreitet wenigstens einen Fuß im Durchmesser hält. Ihre zehn Strahlen sind breit und zierlich gewimpert, oben etwas platt, unten gefurcht, und durch doppelt eingekerbte Querkiele gesäumt. Das Vaterland derselben ist unbekant.

2) C. multiradiata, *Lamarck*. Diese in den indischen Meeren einheimische Art hat zunächst der Scheibe fünf Strahlen, welche sich wieder tief in drei bis zwölf spalten. Die Wimpern sind etwas flach gedrückt, die einfachen Strahlen auf dem Rücken sind ziemlich groß, an der Spitze hakenförmig. Abbildung bei *Linck* de Stellis mar. t. 22. f. 34.

3) C. rotularis, *Lamarck*. Diese Art ist wahrscheinlich aus der Gegend von Neuholland. Ihre Randstrahlen sind nur zwei- bis fünffach getheilt, die Wimpern nach unten geneigt, und die einfachen Rückenstrahlen sind in großer Anzahl vorhanden.

4) C. fimbriata, *Lamarck*. Die Randstrahlen sind schwach, kaum drei Zoll lang, bis an die Wurzel in zwei bis fünf Äste getheilt, die Glieder an den Rändern etwas gefranzt. Aus den indischen Meeren. — Es wird bei dieser Art die ziemlich schlechte Abbildung Petivers, Gazophylac. t. IV. f. 6. Stella pereiegans dupliciter radiata [2]) citirt, auch führt Lamouroux [3]) Millers Comat. fimbr. als Synonym an, welches doch sicher eine eigene Art ist, s. d. folg.

5) C. pinnata, *Nobis*. — (C. fimbriata, *Miller*. Crinoidea, Titelkupfer, p. 132. — Decacnemos fimbriata, Bronn urweltliche Pflanzenthiere [nach Miller] t. 2.). Der Leib ist kreisförmig, platt gedrückt, mit zahlreichen Seitenstrahlen, welche getheilt sind; ihre Äste sind gefranzt, und die Wimpern hängen durch eine blattähnliche Ausbreitung zum Theil mit einander zusammen; um den Mund stehen zehn einfache Arme. — Diese Art komt in England in Milfords-Haven vor und an ihr hat Miller die genaue Ähnlichkeit derselben mit den Crinoideen nachgewiesen. Bei den nähern Angaben darüber verweisen wir auf jenen Artikel. — Nach diesem Schriftsteller gleicht auf den ersten Anblick diese Art Comatula so sehr dem Pentacrinus Caput Medusae, daß man fast versucht wird, sie für den obern Theil des letztern Thieres zu halten. An der Basis des etwas kugeligen Leibes zeigt sich eine fünfseitige, undurchbohrte Platte, welche außen schwach gewölbt, innen ausgehöhlt ist und in ihrer Lage ganz dem ersten Säulenglied der Crinoideen entspricht, nur mit dem Unterschied, daß sie undurchbohrt ist, indem den Comatulen auch der Stamm der Crinoideen fehlt. An dem Rand dieser fünfseitigen Platte zeigt sich eine ringförmige Platte, einem Beckenring ähnlich, welche auch mit der vorerwähnten eine beckenähnliche Höhlung bildet. Sie besteht nicht aus einzelnen Platten, ist aber an ihrem obern Ende fünfseitig, und hat zwischen jeder Ecke einen hufeisenähnlichen Eindruck für die Einfügungen des ersten Rippenglieds. Äußerlich gehen zahlreiche Hilfsseiten-Arme aus der beckenähnlichen Platte hervor, welche, wenn jene weggebrochen werden, an ihrer Einfügungsstelle Vertiefungen zeigt, von denen eine jede mit einem sechseckigen Eindruck umgeben ist, der mehr oder weniger vollkommen ist, je nachdem er dem äußern Rande näher oder entfernter steht. Quer über der Mitte der Aushöhlungen der beckenähnlichen Platte ist ein Quereindruck, in der Mitte schwach durchbohrt, an welchem das erste Glied des Hilfsseiten-Arms angefügt ist. Diese Arme sowol, als die Bildung ihrer Glieder und ihr hakenförmiges Ende gleichen vollkommen denen des obenerwähnten Pentacrinus, nur mit dem Unterschied, daß sie kürzer sind und aus weniger Gliedern bestehen. Die ringförmige Beckenplatte scheint vorzüglich aufwärts zu wachsen und sich dabei am Rande neue Hilfsarme zu ent-

1) Zeitschrift für organische Physik. 3. Bd. 3. Heft.

2) Blainville gibt in Dict. des Sc. nat. tom. X. p. 108 den Namen Petivers — Stella chinensis, an, welches eine Verwechselung mit Nr. 195 des Catalogs, t. 36. f. 12 ist.

3) Dict. classiq. d'hist. nat. Tom. IV. p. 352.

Digitized by Google

wickeln. Wenigstens besitzt Miller Exemplare, bei welchen sich am obern Rande neue Vertiefungen gebildet haben, in deren Mitte kleine unentwickelte Hilfsseiten-Arme sitzen, ganz denen ähnlich, wie man sie beim Pentacrinus findet und bei welchen das hakenförmige Ende noch fehlt. Die Schultern gleichen denen des Pentacrinus, sind aber an ihrer obern Seite mehr eckig zugeschärft und also seitlich durch eine Bedeckung mit einander verbunden. Von jeder Schulter bei den verschiedenen Arten gehen zwei armähnliche Finger oder zwei Arme aus. Jeder der letztern ist von einem gemeinschaftlichen, keilförmigen Glied gebildet, von welchem an der einen Seite der erste Finger, an der andern eine Fortsetzung des Arms ausgeht, welche weiterhin, immer durch dazwischen sitzende, keilförmige Glieder sich abermals in zwei oder mehr Finger theilt und so eine Hand bildet, wie bei andern Crinoideen. Jedes Glied der Arme und Finger gibt abwechselnd auf jeder Seite wieder einen Faden ab (Tentakel), der aus vielen kleinen Gliedchen bestehend, in der Bildung denen des Pentacrinus gleicht. Eine eigene Bedeckung dehnt sich über die Bauchhöhle, die Vertiefungen in den Armen, Fingern und Tentakeln aus und ist, wie die beim Pentacrinus, durch zahlreiche kleine Kalkplättchen geschützt. Bei einigen Arten von Comatulen dehnt sich diese Hautbedeckung seitlich in einem Saume aus, welcher die Tentakeln und an einigen Stellen die Arme und Finger an ihrem Ursprunge mit einander verbindet, in diesem Falle ist die Haut an diesen Stellen ausnehmend dünn und durchscheinend, und hat an ihrem Rande einige kleine Plättchen, wahrscheinlich um ihre Stärke zu vermehren. Es ist möglich, sagt Miller, daß diese Haut auch dem versteinerten Pentacrinus eigen gewesen, daß sie aber bei den fossilen Exemplaren verschwunden ist.

6) C. mediterranea, *Lamarck.* (*Linck* Decacnemos rosacea. t. 37. f. 66. *Heusinger* l. c. t. 10—11.) Zehn Seitenstrahlen mit langen pfriemenförmigen Wimpern (Tentakeln Miller) und dreißig einfache Rückenstrahlen. Sie findet sich im mittelländischen Meer. — Heusinger, der zuerst eine vollständigere Anatomie der Comatulen und zwar von dieser Art lieferte [4]), sagt, daß diese Art nicht blos hochroth — wenn das Thier matt wird, blässer — sondern auch schwefelgelb und weißgeringelt vorkomt. Seine Untersuchungen des äußern und innern Baues dieses Thieres wollen wir, so viel als es der Raum erlaubt, wieder geben. — Auf der untern Fläche (Beckenfläche Miller, Rücken Lamarck) hat das Thier eine runde, gewölbte Kalkscheibe, welche in der Mitte mit kleinen, rundlichen Vertiefungen (vergl. oben die Beschreibung Millers) versehen ist, und in deren Umfange dreißig, mitunter auch mehr gegliederte Füße (Rückenstrahlen M.) sich befinden. Die meisten bestehen aus funfzehn Gliedern, welche am innern Ende convex, am äußern concav sind. Das vorletzte Glied hat gegen das Ende einen kleinen spitzigen Fortsatz, das letzte bildet einen spitzigen gekrümten Haken. Oberhalb dieser Füße gehen fünf Strahlen (Seitenstrahlen M.) von der Scheibe ab. Ihr erstes Glied ist einfach und cylindrisch, das zweite hat am äußern Ende zwei Facettenflächen, auf welche die beiden dritten Glieder (Finger M.) des von hier an getheilten Strahls passen. Diese folgenden Glieder sind unten convex, oben etwas concav, und wenn man den Strahl auseinander bricht, so sieht man, daß er einen alle Glieder durchbohrenden Kanal enthält. Ob dieser einfach, oder, wie es Heusinger oft schien, durch eine Scheidewand in zwei Kanäle getheilt ist, wagt dieser Anatom nicht zu entscheiden. Von den Strahlen gehen auf beiden Seiten abwechselnd stehende, d. h. von dem einen Glied links, von dem andern rechts, Wimpern oder Nebenstrahlen (Tentakeln M.) ab, welche ebenfalls kalkartig, den Hauptstrahlen ähnlich und von Kanälen durchbohrt sind. Alle einzelne Glieder der Strahlen und Nebenstrahlen sind gegen einander beweglich, und es entstehen so die lebhaftesten, zierlichsten Bewegungen des Thieres, wenn es seine Strahlen schlangenartig im Wasser windet. Diese Bewegungen werden durch zahlreiche Muskeln, welche fein faserig sind und auf der concaven Fläche der Glieder liegen, vermittelt, je zwei Glieder werden immer durch zwei Muskeln gegen einander bewegt. Die Strahlen wurden an ihrer Basis durch die an der untern Seite grünlich graue Haut des Thieres vereinigt. Diese Haut ist an dieser Seite oberhautähnlich und geht, indem sie dicker, weicher und roth wird, in die obere Fläche der Scheibe und der Strahlen über, unten aber setzt sie sich unmittelbar in die kalkigen Theile fort. Auf der oberen Fläche ist die Haut dicker, weicher und roth, erstreckt sich von der Scheibe über die concave Fläche der Strahlen und Nebenstrahlen, ist aber weder in Farbe noch Substanz gleichmäßig. In der Mitte der Scheibe befindet sich eine, nach dem Tode des Thieres, oder wenn es alle Rinnen der Strahlen und den Mund geöffnet hat, sichtbare, fünfseitige, weiße Vertiefung, in deren Mitte man eine eiförmige Öffnung (den Mund) bemerkt. Von dieser Vertiefung gehen fünf weiße Furchen aus, die sich da, wo sich die Strahlen theilen, ebenfalls theilen, so daß nach einem jeden Strahle eine solche Furche hinläuft, welche über seine ganze concave Fläche, bis zu seiner Spitze geht und in alle Nebenstrahlen Seitenarme schickt. Die rothen Ränder dieser Rinnen sind nicht gerade, sondern gehen in lauter kleine Wärzchen aus, deren Basis schwarzroth ist, und welche zackenartig in einander greifen. Heusinger hält sie den Füßchen der Seesterne analog. In der Ruhe hat das Thier diese Rinnen sämtlich offen, vermag sie aber so dicht zu schließen, daß man gar nichts Weißes mehr sieht, und auch der Mund verdeckt wird. In einem der fünf, von den Rinnen begrenzten, rothen Felder erhebt sich eine, ebenfalls rothe, sehr zusammenziehbare, cylindrische Röhre, welche eine faltige, weiße Öffnung hat, aus der, wenn das Thier ruhig ist, man zuweilen Koth, Sand und Wasser heraustreten sieht, weshalb Heusinger sie die Afterröhre nent. Wird das Thier beunruhigt, so schließt es auch diese Röhre so, daß das Weiße ganz verschwindet. Wenn man die Haut im Umfange der Scheibe und von der concaven Seite der

4) Schweigger lieferte zuerst Angaben darüber, nach Untersuchungen an einer andern Art und nach einem Exemplare, das er nicht ganz zerstören durfte, s. d. Naturgeschichte der stielrunden ungegl. Thiere S. 527.

Digitized by Google

Strahlen abtrent, so sieht man, daß ihre untere Fläche glatt und frei ist, man kann sie zurückschlagen bis um den Mund des Thiers, wo sie mit der Bauchhaut verwachsen ist. Man kann dann auch das ganze Thier aus der Kalkscheibe herausnehmen, wenn man nur unten einen Kanal noch durchschneidet. Trent man das Thier auf diese Art von den Bewegungsorganen (und dem Herzen), so ist der Bauch des Thieres vollkommen geschlossen von der Bauchhaut, welche nirgends eine Öffnung zeigt, fest und glatt ist. Denn ob es wol Heusinger schien, daß im lebenden Thier zwischen der äußern Haut und dieser Bauchfellhaut Wasser befindlich sey, so meint er doch, daß die Entscheidung darüber schwer sey. Der Mund führt zu einem rundlichen Magen, aus welchem ein gewundener Darm entspringt, der sich unter der Afterröhre öffnet. Zuweilen schien ein um den Magen verlaufendes Ringgefäß wahrzunehmen zu seyn, das sich jedoch nicht rein darstellen ließ und über dessen Function sich also nichts sagen läßt. Der Magen hat eine ziemlich feste Haut, ist klein und ward immer leer gefunden, aus ihm führt eine enge Öffnung, der Pförtner, in der Richtung gegen die Afterröhre hin, in den Darm. Dieser ist ein runder Kanal, der erst einen kleinen Blindsack bildet, dann um den ganzen Magen herum läuft und unter der Afterröhre endigt, so daß er etwas mehr als eine Windung macht. Der Pförtner ist mit einer Klappe versehen, welche sich nach dem Darm zu öffnet, nicht aber rückwärts. Die zwischen Magen und Darm liegende Wand ist verhältnißmäßig sehr dick und mag wohl noch andere Organe enthalten. Im Darm fand sich immer eine thierische Masse, welche nicht genauer zu bestimmen war, und fressen sah Heusinger die Thiere nie, wie mancherlei Substanzen er ihnen auch anbot. Die Afterröhre ist nur eine Fortsetzung der äußern Haut und der Darm hört unter ihr auf. Über die Athmung konte Heusinger nichts Bestimtes ausmitteln. Die Haut mag eine große Menge Farbestoff aussondern. Wahrscheinlich findet auch Afterathmung statt, denn die Afterröhre ist beständig thätig, erneuert man das Wasser nicht, so fängt das Thier an, den After immer weiter zu öffnen, und endlich vor dem Tode stülpt es die Afterröhre, aus der mitunter auch Wasser hervorspritzt, gänzlich um. Was das Gefäßsystem anlangt, so befindet sich in der Mitte der Kalkscheibe eine Höhle und in dieser ein Central-Organ, welches ein Gefäßring zu seyn schien. Aus ihm ließen sich leicht zehn Gefäße verfolgen, von welchen jedoch fünfe in den Zwischenräumen der Strahlen verschwanden, die andern fünf dagegen leicht bis in die Kanäle der Strahlen zu bemerken waren. Ein jedes theilte sich wieder in zwei Äste, für zwei Strahlen, aus welchen wieder andere für die Nebenstrahlen entsprangen. Aus demselben Organ trit ein anderes Gefäß gerade herauf in den Körper des Thieres neben den Magen gegen den Mund, wo es dann Heusinger nicht weiter verfolgen konte. Dieser glaubt dann, daß diese Gefäße wahrscheinlich Venen und der Gefäßkreis ein venöses Herz, das ganze Gefäßsystem aber wol dem der Seesterne ähnlich seyn möge. Was die Fortpflanzungsorgane betrifft, so wollte deren Auffindung bei ungeeigneter Jahreszeit (im Herbst) nicht gelingen, doch glaubt Heusinger Fächer dafür halten zu dürfen, welche sich in der Substanz zwischen Magen und Darm fanden, und zu denen um den Mund liegende Öffnungen führten, die jedoch immer nur erst nach Wegnahme der Haut sichtbar wurden. Bei der großen Empfindlichkeit der Lippen und der Ränder der Rinnen, so wie bei dem so vollständig entwickelten Muskelsystem ist das Vorhandenseyn von Nerven kaum zu bezweifeln, doch wollte die Auffindung derselben dem Anatomen auf keine Weise gelingen. (*D. Thon.*)

COMMUNICATIO IDIOMATUM bezeichnet in der Kirchenlehre der Protestanten eine Folge, welche aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo entsprungen ist. Idioma bedeutet das Eigenthümliche jeder Natur, id, quod cuique naturae ut tali competit, eine wesentliche Eigenschaft, wodurch sie sich von einer andern unterscheidet. Daher wird unter comm. id. gedacht ein Verhältniß beider Naturen in Christo, nach welchem jede das, was der andern eigenthümlich ist, in soweit besitzt, als es ihrem eignen Wesen nach möglich ist, ea relatio, qua utraque id, quod alterius proprium est, ita possidet, uti per suam essentiam fieri potest. Da hiebei nur die menschliche Natur in Christo gewinnen, die göttliche aber nicht zum Unvollkommenen herabgezogen werden konte, so wird nur die göttliche als thätig, gebend, die menschliche aber als leidend, empfangend, gedacht. — Diese Mittheilung soll nicht tropisch, nicht uneigentlich, sondern eigentlich und als reell gedacht werden. Zwar ist sie nicht wesentlich, sondern zufällig, weil sie nicht aus dem Wesen jeder Natur folgt, auch die Menschwerdung des Sohnes Gottes keine absolut nothwendige Begebenheit war, doch ist sie eine innere, denn sie betrifft die innern Eigenschaften, auch keine vorübergehende, sondern stets fortdauernde. Auch soll man dabei nicht einen wirklichen Übergang der Eigenschaften aus einer Natur in die andre denken, keine Vermischung der beiden Naturen, denn jede Eigenschaft bleibt in der Natur, welcher sie wesentlich zukomt; sondern jede Natur besitzt die Eigenschaften der andern nur mittelbar durch die Verbindung mit der andern. Daher ist auch die menschliche Natur in keine göttliche verwandelt, es findet keine Apotheose der erstern statt, sondern es besitzt und gebraucht dieselbe nur die göttlichen Eigenschaften vermöge ihrer Verbindung mit der göttlichen Natur, und soweit es ihr überhaupt möglich ist. Es muß auch hiebei niemals nur ein Theil der menschlichen Natur gedacht werden, nicht etwa der Leib oder die Sele des Menschensohnes allein, sondern stets Leib und Sele in Verbindung.

Diese Mittheilung nun trit in mancherlei Redensarten hervor, welche propositiones idiomaticae genant werden, deren man drei Hauptarten und unter den ersten beiden auch drei Unterarten findet; sie sind folgende: A. Genus *ἰδιοποιητικόν*, oder auch idiomaticon, begreift Redensarten, welche Eigenschaften betreffen. Darunter sind folgende Unterarten begriffen: a) *ἀντιδόσις*, wenn von der ganzen Person ausgesagt wird, was nur einer von beiden Naturen zukomt, z. B. wenn gesagt wird: Christus ist allwissend (wie Joh. 21, 17.); oder: er ist gestorben. b) *κοινωνία τῶν θείων*, wenn von Christus

nach der menschlichen Natur bezeichnet (wissenschaftlich ausgedrückt: de concreto naturae humanae), etwas göttliches ausgesagt wird, z. B. Jesus ist ewig (Joh. 3, 13.). c) *idiomoiqeig*, wenn von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet (de concreto naturae divinae), etwas menschliches ausgesagt wird, z. B. der Herr der Herrlichkeit ist gekreuzigt (1 Cor. 2, 8.). — B. Genus apotelesmaticum begreift Redensarten, welche das Mittlerwerk Jesu betreffen. Auch hier hat man drei Unterarten, je nachdem man, wie unter der ersten Hauptart, von der ganzen Person, oder von Christus nach einer von beiden Naturen bezeichnet etwas aussagt, also: a) wenn man von der ganzen Person redet, z. B. Christus hat uns erlöset (Gal. 3, 13.). b) von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet, z. B. der Sohn Gottes hat die Werke des Teufels zerstört (1 Joh. 3, 8.). c) wenn derselbe nach der menschlichen Natur bezeichnet wird, z. B. der Mensch Christus Jesus hat sich zur Erlösung gegeben (1 Tim. 2, 5. 6.). — C. Genus majestaticum oder auchematicum. Wenn unter dem ersten Genus Redensarten vorkamen, in welchen Christo nach seiner menschlichen Natur bezeichnet göttliche Eigenschaften beigelegt werden, so werden unter diesem Genus Redensarten verstanden, in welchen von der abstract gedachten, menschlichen Natur göttliches ausgesagt wird, daher die hieher gehörigen propositiones auch abstractivae genant werden. Dahin soll z. B. die Redensart gehören, wenn Christus Matth. 28, 20. sagt: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es wird aber hier, wie in ähnlichen Stellen nicht die abstracte Menschennatur, sondern Christus nach seiner ganzen Natur, oder nach der menschlichen allein gedacht, daher alle diese Redensarten doch im Grunde zu dem ersten Genus gehören; auch waren nicht alle Theologen einig darüber, und es steht überdies im Widerspruche mit manchen, oben angeführten, allgemeinen Sätzen, so wie mit der Behauptung in der Lehre von der communio naturarum (s. diesen Artikel), daß die beiden Naturen in Christo, abstract gedacht, nicht als Subject und Prädicat in ein Urtheil verbunden werden könten. Es sind daher auch Redensarten, die man auf solche Weise bildete, z. B. die menschliche Natur Jesu sey allgegenwärtig (welcher keine biblische Redensart entspricht) schon früh in der christlichen Kirche gemisbilligt; allein der Abendmahlsstreit der Lutheraner gegen die Reformirten, das Bemühen die Gegenwart Christi im Abendmahl zu beweisen, veranlaßte auch die Behauptung solcher Redensarten, so wie überhaupt die ganze Entwicklung der Lehre von der communicatio idiomatum. Daher sie auch ausführlich in der Concordienformel festgestellt ist, und am auffallendsten wurde sie ausgeprägt von Tilem. Heshusius in der Schrift: Assertio testamenti contra blasphemiam Calvinistarum exegesin. Regiom. 1574, darin er behauptet, man könne auch sagen, die Menschheit Christi sey allmächtig, allwissend und anzubeten. In einem gewissen eingeschränkten Sinne behaupteten dasselbe, und insbesondere die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi, auch spätere Theologen. Es wird übrigens am zweckmäßigsten seyn, weitere historische Mittheilungen über die Ausbildung dieser Lehre, welche Theil eines ganzen Philosophems über die Natur Christi, das schon in frühen Zeiten begann, ist, so wie das Urtheil über den Werth solcher für das christliche Leben ganz unbrauchbaren Speculationen bis zu dem Artikel: Vereinigung der beiden Naturen in Christo, zu versparen.

(*Märtens.*)

COMMUNIO NATURARUM, dafür einige auch wol communicatio naturarum sagen, ist ein Begriff, welcher in der Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo angewendet wird. Man betrachtet jene communio nat. als eine Folge dieser Vereinigung, und versteht dadurch das aus der letztern entstehende Verhältniß, nach welchem die eine Natur der andern angehört, ea naturarum in Christo relatio, qua fit, ut altera alteri sit propria. Vielleicht sagt man deutlicher, und dem eigentlichen Sinne der Theologen, welche diesen Begriff festsetzten, gemäß, es sey diese comm. dasjenige Verhältniß, nach welchem Christo in der einen Natur zugleich die andere Natur zugehöre: denn die meisten wenigstens erklären sich dagegen, daß der einen Natur, abstract gedacht, die andere, gleichfalls abstract gedacht (welche sie das abstractum naturae nennen), beigelegt werden könne, daß man z. B. nicht sagen dürfe, die Gottheit in Christo sey Menschheit. Sie fassen bei dieser Lehre immer nur das concretum naturae ins Auge, d. h. dasjenige Individuum (Christus), in welchem eine solche Natur ist, und welches erst der einen Natur nach genant, dann aber mit ihm dasselbe Individuum, nach der andern Natur gedacht und benant, im Urtheil gleichgesetzt, oder als Prädicat verbunden wird, wie wenn man sagt: des Menschen Sohn ist Gottes Sohn.

Man unterscheidet hier drei concreta: 1) Concretum naturae divinae, oder Christus in göttlicher Natur gedacht; z. B. Gottes Sohn. 2) Concretum naturae humanae, derselbe in menschlicher Natur gedacht; z. B. Jesus, Menschensohn. 3) Concretum personae, die ganze Person ohne Rücksicht auf eine besondere Natur gedacht; z. B. Christus, König.

Es können diesemnach die Aussagen von Christus in Absicht dieses Verhältnisses verschiedene Gestalten haben, je nachdem in denselben das eine oder das andere Concretum Subject des Urtheils ist, und ein anderes Prädicat. Die Theologen haben diese verschiedenen Aussagen oder Redensarten propositiones personales genant, auch hypostaticae. So kann man mit dem Concretum der Person überhaupt ein Concretum der göttlichen oder der menschlichen Natur als Prädicat verbinden, z. B. sagen: Christus ist Mensch, oder: Christus ist Gottes Sohn. Ein ander Mal kann man auf eben diese Art die Concreta beider Naturen mit einander verbinden, z. B. Gottes Sohn ist Mensch, oder: der Mensch (nämlich Jesus) ist Gott.

So wie man die communicatio naturarum ein consequens *reale* der Vereinigung beider Naturen in Christo nante, so nante man diese Aussagen oder propositiones personales das consequens *verbale* jener Vereinigung.

Man sagte von eben diesen propositionibus, sie seyen individuales oder singulares, weil sie blos von Christo ausgesagt werden könten, und inusitatae, eben

Digitized by Google

weil sie sonst nirgends Anwendung fänden; auch accidentales, insofern die Vereinigung der beiden Naturen in Christo nicht absolut nothwendig wäre. Sie sollen auch nicht reduplicative, als komme das Prädicat dem Subjecte, als solchem, zu, sondern specificative verstanden werden, daß das Prädicat dem Subjecte nur zukomme, insofern dies als eine besondere Natur mit einer andern Natur in einer Person verbunden sey. Indeß seyen diese propos. nicht blos verbales, sondern reales; es finde wirklich zwischen Subject und Prädicat eine reelle Einheit statt.

Für Protestanten sind diese Bestimmungen in den Symbolen, besonders in der Concordienformel, begründet und von nachfolgenden Theologen immer weiter entwickelt, sind aber überhaupt Gestaltungen des Streits über die Natur Christi, der schon in frühen Zeiten der christlichen Kirche begann. Über ihre Geschichte und ihren Werth wird, um Wiederholungen zu vermeiden, das Nöthige in dem Artikel: „Vereinigung der beiden Naturen in Christo" beigebracht werden. (*Märtens.*)

COMPOSITA heißen in der Sprachlehre alle mehrtheiligen oder zusammengesetzten Wörter; im engern Sinne sind jedoch unter dieser Benennung nur diejenigen Wörter zu verstehen, welche man aus zweien einzelnen Theilen zusammensetzt. Mehr als zwei einzelne Wörter pflegt man nicht leicht auf ein Mal zusammenzusetzen; vielmehr pflegt jedes Wort, welches aus mehr als zweien Theilen besteht, eine mehrfache Zusammensetzung erfahren zu haben, so daß eine Zusammensetzung auf die andere folgt. So wird die Zusammensetzung Runkelrübe mit einer andern Zusammensetzung Zuckerfabrik zur Runkelrüben-Zuckerfabrik zusammengesetzt, indem man die frühern Zusammensetzungen als einzelne Theile behandelt. Man pflegt daher alle Zusammensetzungen aus mehren Theilen, wie Mittagsmahlzeit, *Decomposita* zu nennen, sofern sie aus frühern Zusammensetzungen durch eine neue Zusammensetzung erst hervorgehen. Davon muß man wieder die *Derivata ex compositis* unterscheiden, welche man nur gar zu oft mit den Zusammensetzungen zu verwechseln pflegt. So ist zwar *comparare*, verschaffen, eine Zusammensetzung aus *con* und *parare*; aber *comparare*, vergleichen, ist nur eine Ableitung aus dem zusammengesetzten *compar*. Daher erklärt sich die verschiedene Abwandlung der Derivate von *plex*, wie *supplico*, *multiplico*, und der Zusammensetzungen von *plico*, wie *complico*, *explico*; daher auch die verschiedene Bildung des Derivates *Corrector* von *corrigo*, und der Zusammensetzung *Conrector* von *Rector*, sowie sich eben hieraus ergibt, daß *Director* als Derivat von *dirigo* nicht ebenso accentuirt werden darf, als die Zusammensetzung *Prorector*. Ob der Römer *Corrector* und *Director* anders accentuirt habe, als *Conrector* und *Prorector*, ist zweifelhaft; aber wir müssen *Corrector* und *Director* ebenso betonen, als correct und direct. Auch im Teutschen unterscheidet sich das Derivat Entschluß von entschließen, und die Zusammensetzung Endschluß durch die verschiedene Betonung, an welcher man auch bei sogenannten Decompositen die Art der Zusammensetzung erkennt, der zu Folge sich die Landbauwissenschaft als eine Wissenschaft des Landbaues von der Landbauwissenschaft, als der Bauwissenschaft fürs Land, unterscheidet.

Die Zusammensetzung selbst ist von dreifacher Art: 1) bloße Zusammenstellung zweier Wörter, welche sich auch trennen oder umstellen lassen, wie sich von zusammensetzen die Formen zusammengesetzt und setze zusammen bilden. Hieher gehören auch die einer doppelten Declination fähigen Wörter, wie Hoherpriester und Langeweile samt den enklitischen Verbindungen der griechischen und lateinischen Sprache, wie *θεοί τε, diique*. 2) Wirkliche Zusammensetzung unveränderter Theile, wie *Ludimagister*, Landesvater; auch als Apposition Mannweib, Gottmensch. Im Teutschen nehmen dergleichen Zusammensetzungen verschiedene Bindelaute an, wie Findelkind, Waisenknabe, Schweizerkäse. 3) Zusammenverschmelzung der bloßen Stämme ohne grammatische Abbiegung, wie Bergwerk, Vaterland, oder durch einen Bindevocal verwickelt, wie Nachtigall, Bräutigam, *Pontifex*, *Geographus*. Hieher gehören die proklitischen Verbindungen der ihren Ton verlierenden Präpositionen, wie übersetzen, welches Wort nicht, wie übersetzen, wieder getrent oder umgestellt werden kann. Alle drei Arten der Zusammensetzung vereinigen sich bei der Partikel miß, indem sich die bloße Zusammenstellung mißverstehen auch trennen oder umstellen läßt, wie miß zu verstehen, versteh es nicht miß; die Zusammensetzung mißdeuten mit doppelter Betonung aber in gemißdeutet und mißdeute es nicht weder eine Trennung noch Umstellung zuläßt; die Zusammenverschmelzung mißlingen endlich, in welcher miß nicht nur den Ton, sondern gelingen sogar auch die Vorsilbe verliert, dieselbe Vorsilbe auch nicht einmal in mißlungen annimt. Wie mißlingen behandelt man auch mißrathen, mißfallen und mißglücken, wiewol dieses letzte Wort in der Mitte das g behält; wie mißdeuten aber mißbrauchen, mißgönnen, mißtrauen, und wie mißverstehen, mißbehagen, dem gemäß man auch wol mißgedeutet und mißgefallen spricht, die Umstellung dagegen meidet.

(*Grotefend.*)

COMPOSITION, Tonsetzkunst, heißt die Lehre von Erfindung und Ausbildung der Tonstücke.

Das Vermögen, aus sich Laute zu erzeugen, Empfindungen dadurch auszudrücken, mitzutheilen, und überhaupt sich andern verständlich zu machen, gehört unter die schönsten Gaben, die der Schöpfer lebenden Wesen verliehen. Diese Gabe ist unter den Geschöpfen in sehr verschiedenem Maße vertheilt. Manche, z. B. Fische, Gewürme, besitzen sie gar nicht; andere können wol Laute, aber keine eigentlichen Töne hervorbringen, z. B. das Pferd, der Rabe u. a. m. Wieder andere vermögen wirkliche Töne von sich zu geben, wie die Nachtigall — der Mensch.

Der Mensch besitzt nicht nur das Vermögen, willkürlich, bald bloße Laute, bald auch Klänge hervorzubringen; er hat dies doppelte Vermögen auch weiter, als irgend ein anderes Geschöpf ausgebildet, und sich 1) eine

Digitized by Google

Kunst der Rede, und 2) eine Kunst der Töne geschaffen.

1) Ein Laut nämlich, er sey nun bloßer Laut, oder auch Klang, vermag schon für sich allein, und allenfalls schon allein durch sein Klanggepräge, eine Empfindung auszudrücken, z. B. Schmerz, Lust, Angst, Sehnsucht, Zorn u. s. w., aber freilich nicht auch Gedanken und Begriffe, Sachen und Begebenheiten. Der Mensch hat aber die Kunst erfunden, den Laut seiner Stimme willkürlich zu articuliren, d. h. ihn zu Worten zu bilden, und durch solche articulirte Laute, nicht blos allgemeine Empfindungen, sondern auch Sachen, Begebenheiten, Gedanken und abstracte Begriffe zu bezeichnen: er hat die Sprache erfunden, die Kunst, durch Worte auszusprechen, was er zu denken vermag. Ja er hat diese Fähigkeit zur Kunst im höhern und eigentlichen Sinne des Wortes ausgebildet, hat seine Rede den Gesetzen der Schönheit aneignen gelernt, Rede- und Dichtkunst gebildet.

2) Er hat aber insbesondere auch das Vermögen, Töne (articulirte oder nicht articulirte) hervorzubringen, und dadurch Empfindungen auszudrücken, also gleichsam in Tönen zu sprechen, — auch dieses Vermögen hat er nach den Gesetzen der Schönheit ausgebildet, und zu einer eigentlichen Kunst erhoben: Tonkunst. Sie ist demnach die Kunst, durch Töne Empfindungen auszudrücken.

In dieser Begriffsbestimmung ist sie nach ihrer höchsten und eigentlichen idealen Tendenz bezeichnet: da indessen in der Wirklichkeit Musik von gar vielen, auch blos zur Ergötzung des Ohres, wo nicht gar nur zur Darlegung individueller mechanischer Kunstfertigkeit getrieben wird, so kann man sie auch dahin definiren, sie sey die Kunst, durch Töne das Gehör angenehm zu reizen und zu unterhalten.

Das technische Material unserer Kunst sind also Töne; und zwar entweder Töne der menschlichen Stimme, oder andere.

Wir haben nämlich die Kunst erfunden, nicht blos aus uns selber, mittelst der Stimme, sondern auch durch leblose Tonwerkzeuge Töne hervorzubringen. Eine Musik aus Tönen todter Werkzeuge, heißt Instrumentalmusik; Vocalmusik oder Gesangmusik hingegen die, welche aus menschlichen Tönen, und zwar eigentlich aus articulirten, besteht, wo Worte in Tönen ausgesprochen werden; (denn ein Gesang ohne Worte verdient eigentlich nicht den Namen Vocalmusik, weil die menschliche Kehle dabei nur denselben Dienst verrichtet, wie ein Instrument. Eben dies gilt von einem Gesange, wobei die Worte unverständlich ausgesprochen, oder nichtssagende Worte gesungen werden.)

Das Verfahren der Tonkunst besteht darin, daß sie Töne zu einem Ganzen, zu einem Kunstwerke verbindet, und solchergestalt Tongebilde, musikalische Sätze, Tonstücke, kurz Musik erzeugt. Dies Verfahren zerfällt aber, seiner Natur nach, in zwei verschiedene Fächer, nämlich 1) das erfindende, und 2) das vortragende.

1) Die erfindende Tonkunst hat das Erfinden von Tongebilden zum Gegenstande; sie ist die Kunst, Tonverbindungen, Tonstücke zu erfinden, welche Empfindungen nach den Gesetzen der Schönheit ausdrükken, — die Kunst, in Tönen zu dichten: Tonsetzkunst, Tondichtkunst, Composition.

2) Die vortragende Tonkunst besteht in der Fertigkeit, ein erfundenes Tonstück durch Gesang, oder durch Spielen eines Instrumentes, vorzutragen, oder vortragen zu helfen. Sie verhält sich zur Tonsetzkunst, wie die Declamations- oder Schauspielkunst zur Dichtkunst.

Jedes der beiden hier bezeichneten Fächer der Tonkunst kann aber sowol theoretisch, als praktisch behandelt werden.

Die Theorie der Tonsetzkunst oder Tonsatzlehre lehrt, wie Töne zu Tonstücken zu verbinden sind. Sie ist die Lehre von der Bildung der Tonstücke nach den Gesetzen der Schönheit. Praktische Ausübung der Tonsetzkunst ist das wirkliche Erfinden kunstgemäßer Tonverbindungen, oder Tonstücke.

Theorie der vortragenden Tonkunst sind die Regeln, welche z. B. der Verfasser einer sogenanten Clavierschule seinen Lesern, oder ein Claviermeister seinem Scholaren über das Clavierspiel vorträgt, oder der Singmeister seinem Zögling über den Vortrag eines Gesangstückes u. dergl. Praktische Ausübung ist das wirkliche Vortragen eines Stückes.

Aber nicht allein eine Kunst der Rede und der Töne haben sich die Menschen geschaffen. Sie haben auch wissenschaftlich die Natur des Lautes erforscht, und auf physikalische und mathematische Grundsätze zurückgeführt. (Akustik, Lehre vom Schalle, oder Schalllehre.)

Insbesondere hat man die, über die Natur der Klänge erworbenen Kentnisse (die Klanglehre) auf die Tonkunst angewendet. Man hat die Verhältnisse der Töne gegen einander, nach der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen, gemessen und berechnet. Auch hat man daraus das Wohlgefallen unseres Gehörsinnes an gewissen Tonverbindungen zu erklären, und überhaupt das innere Wesen der Tonkunst mathematisch zu erforschen gesucht; auch wol gar die Theorie der Setzkunst aus einem Rechenexempel abzuleiten versucht. Die auf das innere Wesen der Tonkunst also angewandte Klanglehre heißt harmonische oder musikalische Akustik, Canonik, Tonwissenschaft, auch wol mathematische Klang- oder Tonlehre.

Was nun den eigentlichen Gegenstand des gegenwärtigen Artikels, die Tonsetzkunst oder Composition, angeht, so zerfällt diese Lehre in folgende Hauptfächer.

1) Das erste und gewissermaßen unterste Erfoderniß beim Verbinden von Tönen und Bilden eines musikalischen Satzes ist, daß er vor Allem nicht übel, nicht gehörwidrig klinge, sondern daß dem Gehörsinne nur möglichst wohlgefällige Tonverbindungen dargeboten werden. Es ist dies ungefähr eben so, wie es das erste und unterste Erfoderniß der Rede-, oder der

Digitized by Google

Dichtkunst ist, Sprachfehler zu vermeiden. Dieser Theil der Tonsatzlehre, welcher blos das technisch oder grammatikalisch Richtige der Tonverbindungen, blos die Reinheit der Tonsprache, beabsichtet, heißt eben darum Lehre vom reinen Satze, oder auch Grammatik der Tonsprache, Grammatik der Tonsetzkunst; sie beschäftiget sich mit den Gesetzen, nach welchen Töne, gleichsam als musikalische Buchstaben oder Sprachlaute, sich zu Sylben, diese zu Worten, und Worte sich endlich zu einem musikalischen Sinne (sensus) gestalten.

2) Der Lehre von der Reinheit des Satzes folgt die vom künstlicheren Satze, von der künstlicheren oder verwickelteren Bearbeitung und Ausführung musikalischer Phrasen, von gleichsam rednerischer Zergliederung, vielseitiger Beleuchtung und Durchführung einzelner musikalischer Sätze und Ideen, gleichsam die musikalische Rhetorik, oder, wenn man lieber will, *syntaxis ornata*, Gesangverbindungslehre, oder Gesangverflechtungslehre. Sie enthält die Lehre vom sogenanten doppelten Contrapunkt, von Fuge und Kanon und was dahin einschlägt, so wie auch die von der Anlage und Gestaltung der Tonstücke im Ganzen.

3) Der Erkentniß des Tonsatzes an sich selbst und ohne Rücksicht auf die materiellen Kunst- oder Tonerzeugungsmittel folgt sodann weiter die Lehre auch von diesem Materiellen, d. h. von Beschaffenheit, Eigenthümlichkeit, Umfang, Grenzen, Vermögen, Beschränktheit, Gebrauch und Wirkung der verschiedenen zur Ausführung der gedichteten Töne dienenden Werkzeuge, also theils der menschlichen Kehlen (Singstimmen), — theils der leblosen, äußern Tonwerkzeuge: Lehre vom Vocalsatze, Vocalcomposition, und von der Instrumentation und Instrumentalcomposition.

Einen besondern Zweig der Lehre von der Gesangcomposition bildet die von der richtigen Betonung oder Accentuation, Scansion und Declamation.

4) Den höheren Schlußstein der ganzen Lehre bildet endlich, im Gegensatze der unter den vorigen Abtheilungen begriffenen, gesamten Technik, die Ästhetik der Tonsetzkunst, oder allgemeine musikalische Schönheitslehre und Kritik.

Ein Mehres über die vorstehenden allgemeinen Ansichten vom Wesen und der Eintheilung der verschiedenen Fächer der Compositionslehre, von ihrem Ineinandergreifen und wechselseitigem Bedingen findet man in m. Theorie der Tonsetzk. 2. u. 3. Aufl. §. 1 bis XI.

Die einzelnen Lehren der Tonsetzkunst werden unter den verschiedenen Artikeln der Encyclopädie gesondert behandelt. (*Gfr. Weber.*)

COMPRESSORIUM, Druckwerkzeug, gehört zu den topischen Instrumenten, oder zu denen, welche wie örtliche Mittel an die Organe gebracht werden, eine Zeit lang liegen bleiben, wol auch vertauscht und öfters gereinigt werden müssen, und nicht zu den eigentlichen chirurgischen Operationen dienen. Man bedient sich ihrer theils zur Heilung der Aneurysmen, um, wenn sich der Kranke der immer vorzuziehenden Unterbindung einer aneurysmatischen Arterie nicht unterziehen will, diese zu comprimiren; theils um eine von der Verwundung einer kleinen Arterie herrührende Blutung zu stillen, wenn man hoffen darf, daß sich das Gefäß in Folge eines mehre Stunden fortgesetzten Drucks schließen werde; theils endlich um Nerven unempfindlicher zu machen, und durch Comprimirung der Ausführungsgänge gewisser Organe, z. B. der Speicheldrüsen, der Harnblase ꝛc., bei Lähmung derselben den Nachtheilen zu begegnen, welche im Gefolge derselben auftreten.

Die Compressorien schließen sich also an die Aderpressen, Tourniquets (man sehe diesen Artikel) an, unterscheiden sich aber von ihnen und dem Knebel gerade dadurch, daß man diese nur für den Augenblick bei gewissen chirurgischen Operationen anlegt, und daß sie auf die Gliedmaßen einen ringsherum wirkenden Druck ausüben, sich also bei Behandlung eines Aneurysma nicht auf die Dauer anwenden lassen; anstatt daß die Compression, wie sie unsere Druckwerkzeuge beabsichtigen, nur durch Druck und Gegendruck möglich wird. Denn indem die comprimirende Gewalt das Gefäß, den Ausführungsgang ꝛc. vor sich herschiebt und in die weichen Theile versenkt, so entfliehen diese, wenn sie keinen festen Stützpunkt hinter sich haben, mit jenen zu comprimirenden Organen, und vereiteln den Druck, der dann, wie stark er auch seyn mag, zwecklos bleibt. Daher dient solche Compression hauptsächlich bei jenen Gefäßen u. s. w., die sich auf Knochenflächen stützen; wo aber diese natürliche Unterstützung bei manchen freihängenden Gebilden fehlt, ersetzt sie die Kunst durch Mechanismen, deren Bau beides, Druck und Gegendruck, in sich vereinigt, so daß eine drückende und eine gegenhaltende Fläche den zu comprimirenden Theil zwischen sich aufnehmen: wie wir als solche Lampe's Compressorium für die arteria ranina, Hesselbachs für die arteria epigastrica etc. kennen. — Auf gleiche Weise müssen Material und Form dieser Werkzeuge den Theilen, auf welche sie angewendet werden sollen, entsprechend eingerichtet seyn. Zumal ist das äußere Gebände, als von dessen Druckkraft der gesamte Compressionsact einzig ausgeht und abhängt, ein besonders wichtiger Bestandtheil. Diese Kraft muß daher im nöthigen Grade bestehen, eine wohlberechnet starke, gleichmäßige, stete, unwandelbare seyn, und die Integrität der Gebilde nicht gefährden. Ein allgemeiner Grad der Festigkeit läßt sich nicht bestimmen, weil er nach dem Umfange des zu comprimirenden Theils, nach der Entfernung der drückenden Kraft, nach der des Stützpunktes und nach der Form des letztern, auch nach der allgemeinen Empfindlichkeit des Individuums oder des Locals verschieden ist. Der richtigste Maßstab ist meistens das Gefühl: nur bis zu einiger Wehempfindung darf der Druck gesteigert werden; sobald diese in heftigen Schmerz übergeht, ist er zu stark. Dieser Druck darf aber immer nur entweder auf die unverletzten Wände eines Gefäßes von der Seite, oder auf die getrente Stelle selbst ausgeübt werden, damit die Venencirculation und die Ausbildung des Lateralkreislaufs in den Arterien, wodurch einzig der unterbro-

Digitized by Google

chene Circulationsproceß wieder möglich gemacht und hergestellt werden soll, nicht gehemt werde. Man stellte daher schon früher Mechanismen auf, welche mehr nur einen partiellen Druck auf die geöffnete Stelle der Arterie und der ihr gerade gegenüber liegenden des Gliedes anbringen, die übrige Fläche weniger berühren sollten. Dahin gehören Scultets, Dionis's, Heisters Vorrichtungen, Desaults, Senfs Compressorium; dasselbe mit Ayrers Abänderung, Moore's Nervencompressorium nach Langenbeck, Wegehausens Druckwerkzeug u. s. w.

Diese Art von Instrumenten ist aus der früher üblichen Schnürung der Glieder zur Minderung der Schmerzen und Stillung der Blutungen hervorgegangen, wovon man bei Hans von Gersdorf (Meyster Hans von Gerßdorf [genant Schythans] Feldbuch der Wundarznei, Strasburg 1517) die erste Erwähnung findet, wonach man diesen Vorschlag immer mehr verfolgte, und so endlich auf die eigentlichen Tourniquets und ihre verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen gerieth. Unsere Druckwerkzeuge aber wurden von Peter Michon, Abbé Bourdelot, französischem und schwedischem Leibarzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zuerst angewandt. Er ließ, da er nach einem Aderlaß ein falsches Aneurysma (s. dies. Art.) am Arme übrig behalten hatte, eine kleine stählerne Platte mit Baumwolle und Leder überziehen: unten aber, wo sie auf der Arterie ruhte, ließ er für diese eine Rinne darin, und so wurde diese Platte auf das Aneurysma und um den Arm fest gebunden. Als Bourdelot ein Jahr lang diese Platte getragen, war das Aneurysma geheilt. Scultetus schlug ein anderes Druckwerkzeug vor, welches vermittelst einer schraubenförmigen Feder wirkte. Eine der Bourdelotschen ähnliche Maschine erfand Petit.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Druckwerkzeuge verbessert, und mehre wichtige Erfahrungen über den Nutzen des kunstmäßigen Drucks im Aneurysma gemacht. Auch erfand Chabert ein in manchen Verhältnissen zweckmäßiges, einfaches Compressorium für die Halsgefäße, welches aus zwei an einem Ende im Charnier vereinigten Stahlbügeln, die den Hals umfassen und das Gefäß mittelst eines angeschobenen Kißchens comprimiren, besteht. Vallant suchte Scultets und Foubert Bourdelots Druckwerkzeug zu verbessern. Zach. Platner aber bestimte die Fälle genauer, wo der kunstmäßige Druck in dem Aneurysma zu empfehlen sey, und rühmt auch ein Druckwerkzeug, welches der Berliner Wundarzt Senff erfunden hatte, und wo ein Kißchen vermittelst einer Schraubenfeder an die Geschwulst gedrückt wurde. Um dieselbe Zeit comprimirte Quesnoy die verletzte Rippenschlagader mittelst einer dünnen, eisenbeinernen Platte, deren eines Ende mit einem Charpiebäuschchen versehen, und dann mit Leinwand umwickelt wurde. Lottri suchte dies Instrument zu verbessern, und Bellocq erfand eine neue, sehr zusammengesetzte Maschine zu demselben Zwecke, so wie ein anderes, eben so entbehrliches Instrument von seiner Erfindung den Zweck hat, die Blutung der größern Arterien bei der Mastdarmfisteloperation zu stillen. Bromfield gab ein Compressorium für die Achselarterie, und Foulquier eins an, die Blutung des obern Sichel- und der Seitenblutleiter zu stillen. Das zu comprimirende Gefäß komt zwischen zwei Platten zu liegen, und wird durch ihre Annäherung zusammengedrückt. Arnaud, ein engländischer Wundarzt in Paris, erfand eine eigene Druckmaschine für das falsche Aneurysma. Am berühmtesten aber ward der künstliche Druck durch des so verdienten Guattani Empfehlung, der in seiner classischen Schrift: de externis aneurysmatibus, manu chirurgica methodice pertractandis. Romae 1772. (und in Lauth collect.) sie gegen die falschen Aneurysmen dringend empfahl, und sich dabei der Compressorien und Binden bediente. — Piencks, oder vielmehr Lebers Compressorium, bestehend aus einem kleinen Balle, der vermöge einer Schraube höher und tiefer bewegt werden kann, und an welchem vier Bügel angebracht sind, die vermittelst Riemen um den Arm gebunden werden, fand vielen Beifall. Jourdain erfand für die Blutung der Zungenarterie eine äußerst complicirte, überflüssige Maschine, welche durch die des Lampe später ersetzt wurde. Di. Acreis Druckwerkzeug ist dem vorhin erwähnten Senffschen ähnlich. Auch Sannins, eines holländischen Wundarztes, Maschine hat eine ähnliche Einrichtung, so wie das von Perret bei vielen französischen Wundärzten sehr beliebte Compressorium die Construction des Acreischen hat. — J. Moore hielt es für Bedürfniß, ein Compressorium in Gestalt eines halben Cirkels und in Verbindung mit einer Schraube zur Comprimirung der Nerven zu erfinden, um die Schmerzen während der Amputation zu vermindern. Später ist es aber zu denselben Zwecken, wie die obigen Druckwerkzeuge, vor welchen es den Vorzug der Einfachheit hat, gebraucht worden. Ehrlich brachte aus England ein sehr einfaches Compressorium, welches aus einem cylindrischen Stahlstabe besteht, an dessen einem Ende ein Quergriff, am andern Ende ein ovaler Körper zum Andrücken der Arterien gegen den Knochen sich befindet. Da es leicht abglitscht, so verdient das Brünninghausensche Instrument, aus einer Pelotte mit Griff und Stiel zusammengesetzt, den Vorzug. Um dieselbe Zeit, in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, erfand Löffler ein Instrument für die verletzte Carotis in Form eines halben Cirkels, aus zwei Stahlbögen bestehend, die mit einander im Charniere vereinigt sind, und deren einer an die Evers'sche Mütze befestigt, der andere aber mittelst einer Schraube niedergedrückt wird: eine Einrichtung, welche die Verschiebung des Instruments nach der Seite nicht verhüten kann. Chopart und Schindler gaben jeder ein Instrument zur Compression der Arteria epigastrica an, beide nach denselben Grundsätzen construirt, und zu Anfange unsers Jahrhunderts von Hesselbach zweckmäßig verbessert. Dies zangen-, bei Hesselbach löffelartige, mit 2 Pelotten versehene Werkzeug wird so benutzt, daß der eine Arm in den Bauchring gebracht wird, um die blutende Stelle aufzufinden, dann aber mit einem Schwamme bedeckt, dem zweiten Griffe durch die Schraubenspindel genähert wird. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfand Deschamps eine Vorrichtung zur isolirten Compression der Kniekehlenarterie beim Aneurysma (presse-artére). An einem senkrecht stehenden Stabe ist unten eine

Digitized by Google

Platte angenietet, die zur Seite zwei Einschnitte hat, durch welche das Band, welches die Arterie umgeht, durchgesteckt, aufwärts gezogen, und in einem runden Loche der Stange am obern Ende mittelst eines Wirbels aufgehalten wird. Aprer änderte dies Instrument dahin ab, daß er dem senkrechten Stabe am obern Ende die Gestalt einer Gabel gab, und in dieser, statt des Wirbels, eine Walze anbrachte, die durch eine Seitenschraubenmutter in jeder Lage festgestellt werden kann.

Unser Jahrhundert ist in seinen ersten drei Decennien nicht weniger reich an Druckwerkzeugen, von denen, außer der zweckmäßigen Verbesserung, welche Hesselbach an dem Schindlerschen Compressorium für die epigastrische Arterie, und Klein an dem Chabertschen, zur Comprimirung der Halsgefäße bestimten, vornahm, vorzüglich C. Gräfe's Vorrichtung, um Blutungen aus der harten Hirnhaut zu stillen, Erwähnung verdient. Sie wird mit ihrem Dreifuß über die Knochenöffnung gesetzt, der viereckige Schwammträger zwischen die harte und weiche Hirnhaut gebracht, und dann durch das Umdrehen des obern Cylindertheils die Schraube, welche durch diesen läuft, angezogen, und der Schwammträger an den Knochen angedrückt. Der Erfinder selbst hat ganz neuerlich eine Veränderung an diesem Instrumente vorgenommen, und Ferg ein ähnliches Compressorium erfunden. — Assalini bedient sich eines zangenförmigen Werkzeugs, mit dessen etwas ausgehöhlten Vorderenden die blos gelegte Arterie bis zur Verschließung ihres Lumens zusammengedrückt wird.

Abbildungen und nähere Beschreibungen der hier historisch aufgeführten Druckwerkzeuge finden sich in: a) Fr. v. Rudtorffers armamentarium chirurgicum, oder Abbildung und Beschreibung chirurgischer Instrumente. Wien 1817—21. b) J. B. Krombholz Abhandlungen aus dem Gebiete der gesamten Akologie ꝛc. 1. Th. Prag 1825. und c) F. A. Otts lithogr. Abbildungen nebst Beschreibung der vorzüglichen ältern und neuern chirurgischen Werkzeuge und Verbände ꝛc. München 1830.

In Hinsicht auf eine Eintheilung der gesamten Compressorien, zerfallen sie wol am füglichsten rücksichtlich ihrer Wirkung theils in solche, welche vermöge ihrer Einfachheit auf mehre Theile, z. B. Gefäße, angewendet werden können; und theils in solche, welche nur für einzelne Theile einer bestimten Provinz des Körpers angegeben sind.

A) Von den erstern, den einfachen, würden folgende hier Platz finden: a) das von Ehrlich angegebene, b) das Brünninghausensche, c) das Kleinsche, und d) Assalinis Compressorien (s. o.).

B) Für bestimte Theile des Körpers dienen und zwar:

1) für den Kopf: a) das Compressorium von Foulquiers, b) das von Gräfe, c) von Ferg; alle drei für die Blutung aus der verwundeten Hirnhaut angegeben. d) Ein Compressorium von Bartisch, e) von Verduyn, f) Rau, g) Bell, und h) Demours. Alle 5 bestimt, bei stattfindender Verlängerung der äußern Haut der obern Augenlieder, und bei dem dadurch bedingten Entropium, diese äußere Haut in eine Falte zusammenzudrängen, zum Absterben zu bringen, und auf diese Weise das Entropium zu heilen. Diese Behandlung ist billig in der neuern Zeit verworfen worden, da dieselbe eben so grausam als langwierig ist, und jene Instrumente haben nur ein historisches Interesse. Eben so hat man sich der Compression bei der Behandlung des sogenanten Bruches des Thränensackes bedient, und i) Fabricius ab Aquapendente (Instrumentum crinale), k) Scultetus, l) Platner, m) Leclerk und Uilhorn, n) Taylor, o) Petit, p) Pallas, q) Müller, r) Sharp haben ihren Scharfsinn an Pressen der Art geübt, welche billig ebenfalls gänzlich aus dem chirurgischen Instrumenten-Vorrathe verwiesen werden sollten. — Compressorien für die geöffnete Schläfenarterie (Arteria temporalis) haben s) Butter und t) Bell angegeben, welche indeß durch ihren Druck mehr belästigen, und die durch Eröffnung der Arterie bezweckte Beseitigung von Krankheitserscheinungen aufs Neue herbeiführen. Zur Stillung der Blutungen aus der Zungenarterie und Mundhöhle dienen: u) Lampe's, und v) Jourdains Compressorien, w) Pipelets Werkzeug für die Speichelfistel.

2) Für den Hals: a) Chaberts Compressorium für die Halsvenen, b) Löfflers zu demselben Ende angegebenes Compressorium.

3) Für den Brustkasten: a) Quesnays, b) Bellocqs, c) Lotteris, d) Steibeles, e) Harders Compressorien für Verletzungen der Arteria intercostalis.

4) Für den Unterleib: historische Erwähnung verdienen hier die von a) Camper und b) Köhler empfohlenen Compressorien des Beckens — nach der Schambeintrennung (Synchondrotomia), c) Choparts, d) Schindlers und e) Hesselbachs Pressen für die Arteria epigastrica, f) Steibeles Compressorium für die Samenarterien, g) Bellocqs Werkzeug der Art gegen die Blutungen bei der Mastdarmfistel, h) Rudtorffers Instrument, um die Blutung bei der Ampukation des Penis zu stillen. Gegen Incontinentia urinae haben i) Ruck (die Urform für die übrigen), k) Brambilla (zwei Instrumente der Art), l) Bell, m) Savigny, n) Böttcher, für das männliche Geschlecht, und o) Ruck, p) Winslow, q) Heuermann, r) Huhn, s) Schmidt und t) Pickel für das weibliche Geschlecht mehr oder weniger zweckmäßige Werkzeuge erfunden.

5) Für die Extremitäten: I) für die obern: a) Bromfield, b) Mohrenheim, c) Dahl für die Compression der Subclavia. Die Arterienverletzung während des Aderlassens am Arm hat zu sehr verschiedenen Compressions-Werkzeugen Veranlassung gegeben, als von d) Heister, e) Baß, f) Vallant, g) Senff, h) Bourdelot, i) Joubert, k) Arnaud, l) Acrel, m) La Faye, n) Brambilla, o) Plenk (Leber), p) Aprer, q) Stark, r) Desault, s) Wegehausen. Für die Arterien der Handwurzeln haben noch besondere Compressorien angegeben: t) Scultetus und u) Wegehausen.

II) Für die untern Extremitäten: a) Moore's Werkzeug zur Compression des nervus ischiadicus,

Digitized by Google

und b) Langenbecks für die arteria cruralis; c) Pipelet, d) Ehrlich und e) Wegehausen, alle drei ebenfalls für die Compression der Cruralgefäße angegeben; f) Deschamps und g) Ayrer für die Kniekehlen-Arterie. (*Dr. J. N. Weber.*)

CONCERT. Dieses Wort, italienisch *concerto*, abgeleitet vom lateinischen oder italienischen Worte concertare *), hier zunächst auf ein Wettstreiten hindeutend, und wörtlich also einen musikalischen Wettstreit bezeichnend, wird in der Musiksprache in zweifacher Bedeutung gebraucht.

Fürs Erste pflegt man damit eine jede öffentliche Aufführung vollstimmiger Musikstücke zu bezeichnen, welche blos um der Musik selbst willen gehalten wird, — (musikalische Akademie). Fürs Andere aber bezeichnet der Name Concert auch ein Tonstück, durch dessen Vortrag ein Instrumentist sich im Concerte als Solospieler hören läßt. — (Die Franzosen gebrauchen in jener ersteren Bedeutung vornehmlich das Wort concert, indeß sie letzteres un concerto zu nennen pflegen). In jener ersten Bedeutung erhält das Concert, je nach seinen verschiedenen Beziehungen und Bestimmungen, auch wieder mehre bezeichnende Namen, z. B. öffentliches Concert, — Hofconcert, — Kammerconcert, — Liebhaberconcert u. dgl.; — geistliches Concert, concert spirituel heißt es, wenn es vorzüglich zur Aufführung von entweder einzelnen Kirchenmusikstücken, oder von ganzen Oratorien, bestimt ist, — wofür man nicht selten auch den Namen Kirchenconcert, concerto di chiesa, gebraucht. In der zweiten Bedeutung unterscheidet man Concerte für ein Instrument allein, von Doppelconcerten d. h. Concerten für zwei Instrumente zugleich (concerto doppio) auch wol für mehre, — und Concertantsymphonien, unter welchem Namen man Concerte für eine größere Anzahl von Orchesterinstrumenten zu verstehen pflegt, oder mit andern Worten Orchesterstücke, in welchen nicht blos einige, sondern viele Orchesterinstrumente, bald einzeln abwechselnd, bald auch zusammengreifend, concertmäßig, concertirend, (dieses Wort hier seiner ursprünglichen Bedeutung am getreuesten, nämlich gleichsam wettstreitend, als concertirende, wettstreitende Stimmen) hervortreten. Zuweilen bezeichnet man Concertstücke dieser Art auch mit dem Namen concerto grosso oder concertone, sinfonia concertante oder concertata. In früheren Zeiten, wo Luxus und Ansprüche überhaupt in der Musik bei weitem nicht so hoch gespant waren, wie in unseren Tagen, pflegte man übrigens den Titel concerto grosso freilich schon solchen Concertstücken beizulegen, welchen man heut zu Tage in Vergleichung gegen unsere weit glänzenderen, breiteren und reicheren Concerte, kaum wirkliche Concerte nennen würde; man sehe die so betitelten concerti grossi des alten Bocherini u. a. m.

*) Völlig irrig und unkundig schreibt Herr Dr. Lichtenthal, in seinem Dizionario di musica, Artikel *Concerto*: „Questo vocabolo, derivato da *concinere*"! — Er scheint nicht zu wissen, daß von concinere sich wol concento, aber nicht concerto ableiten läßt.

Ein Instrumentalconcert besteht, alt herkömmlicher Weise, gewöhnlich aus drei Tonstücken: 1) einem Allegro, (nicht selten mit einer Einleitung in langsamen Tempo anhebend) — 2) einem langsamen Satze, adagio oder largo, larghetto, andante etc., — und 3) einem allegro finale. An diese verjährte Form pflegt man sich indessen in neueren Zeiten nicht mehr strenge zu binden, und sucht lieber neue, freiere und interessantere Formen auf. Insbesondere liebt man es jetzt, die Concerte kürzer zu halten, sie etwa nur aus zwei Stücken bestehen zu lassen, etwa nur aus einem adagio, welches dann unmittelbar in ein allegro übergeht und damit schließt; — welche kürzeren Concerte man mit dem Namen concertino zu bezeichnen pflegt.

Ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist es übrigens, daß man überhaupt an die Concertmusik jetzt höhere Forderungen zu machen pflegt, als in früheren Zeiten wol der Fall gewesen, und daß man es nirgend mehr gelten lassen will, daß Concertmusik nur allein, oder doch hauptsächlich nur der Darlegung der Virtuosität der Sänger und Instrumentisten; und der sinnlichen Ergötzung des Ohres bestimt sey. Nicht leicht wird ein auch sehr gemischtes Concert-Auditorium unserer Tage sich befriedigt fühlen durch den Vortrag eines Instrumentalconcerts, in welchem nicht, neben der Virtuosität des Spielers, auch zugleich Sele des Vortrags und außerdem auch noch geistvolle, interessante Composition des Tonstückes selbst in der Art hervortrit, daß nicht allein eine glänzende Virtuosität, sondern auch ein interessantes Ganze erscheine. Ruhmvoll vor Allen hat in diesem Stücke unser Mozart die Bahn gebrochen in seinen Clavierconcerten, ruhmvoll ist ihm vorzüglich Beethoven in den seinigen nachgefolgt, und rühmlich ist es, daß unsere heutigen Tonsetzer allgemein darauf bedacht sind, in ihren Concert-Compositionen überall etwas Mehres, Besseres und Höheres zu geben, als ein blos Gelegenheit zur Darlegung individueller Virtuosität darbietendes, sonst aber nichtssagendes Tonstück.

Ein weiteres erfreuliches Merkmal des sich hebenden Geschmackes und Kunstsinnes unserer Generation ist es, daß man jetzt öfter als sonst auch Kirchenmusikstücke in Concerten zu hören gibt und mit mehr Interesse zu hören pflegt, als manche auch noch so glänzende italienische Opernarie, und sich nicht mehr an die, von seichten Kunsturtheilern so oft zur Schau getragene Maxime kehrt: daß man Messen, Psalmen, Tedeums u. dgl. hübsch in der Kirche lassen und nur dort aufführen, den Concertsal aber damit verschonen solle, weil sie hier ja auch gar den Effect nicht machen könten, wie in der Kirche; denn sie seyen ja auf die gottesdienstliche Handlung berechnet, welche während der Musik vorgehe, da, wo jene fehle, verlöre sie gerade diese ihre interessanteste Beziehung und mit dieser ihren Sinn, ihren Werth, allen Reiz und alles Interesse. — Wie seicht, unhaltbar und inconsequent diese raisonirt und gründlich klingen sollende Phrase ist, fällt schon durch die einzige Betrachtung in die Augen, daß es in sich selbst höchst prosaisch ist, zu fodern, daß bei jedem Kunst-

Digitized by Google

genusse, bei jeder Musikaufführung, die materielle äußere Umgebung dem Inhalte des Textes entspreche! — Wäre dieses, so wäre ja alle Concertmusik widersinnig, deren Text sich nicht über einen Gegenstand verbreitete, worüber das Gespräch in großen Gesellschaften, namentlich in Concertsälen zu rouliren pflegt: ein Mailied dürfte nur auf junger Trift gesungen werden, ein zärtliches Duett nur im Boudoir, oder in stiller, lauschiger Rosenlaube, oder wenigstens zwischen täuschenden Theater-Decorationen. — Zum Glück aber ist diese Art von Wahrheit, wenn gleich etwas oft sehr Angenehmes und Ergötzliches, doch in der Kunst nicht unentbehrlich. Das macht: die Tonkunst, welche eine Welt supponirt, wo Sprache Gesang ist, versetzt uns schon in das Reich der Illusionen; indem sie den Gehörsinn unwiderstehlich anspricht und beschäftigt, überläßt sie der Einbildungskraft, die Umgebungen der Situation sich hinzuzudenken. Willig fügt der Zuhörer sich dieser Illusion, und findet es darum nicht lächerlich, wenn im Concerte zwei Liebende in einem Duett sich die zärtlichsten Dinge vor den Augen des Publikums sagen, ein Herr in einem Modefrack die Bravourarie aus Paers Achilles singt, und die Engel in Haydn's Schöpfung ohne Flügel erscheinen.

Ich verkenne es nicht, daß das Local und alles Äußere der Umgebungen, zur Erhöhung des musikalischen Effectes wol beitragen kann, und daß eine Missa ihre vollkommenste Wirkung während eines feierlichen Hochamtes thun wird, zumal wenn dieses (was freilich nicht immer der Fall ist), mit würdigem Anstand und ohne kleinliches Gepränge gehalten würde: allein läßt sich dieses alles nicht in doppeltem und dreifachem Maße auch von der Theatermusik sagen, welche die singenden Personen als wirklich handelnd, nicht als blos der Handlung beiwohnend, voraussetzt? Der Kirchensänger kann als eine blos betrachtende, mitfühlende, ihr Gefühl äußernde Person betrachtet werden: der Theatersänger aber erscheint in der Handlung als wirklich diejenige Person, deren Worte er singt. Die Kirchenmusik drückt nur eine der gottesdienstlichen Handlung angemessene Empfindung aus: die Theatermusik schildert die Handlung selbst, die Handlung geht in ihr vor, und ist von ihr unzertrenlich, indeß ein Gebet, ein Lob der Gottheit, eine Bitte um Himmelssegen auch ohne unmittelbare kirchliche Veranlassung herbeigeführt erscheinen kann. Eben darum nun, weil der höchste Werth der Theatermusik in der richtigen Berechnung auf Theatereffect, auf dramatische Situation, Handlung und Decoration besteht — eben darum ist es auch einleuchtend, daß gerade, je mehr eine Musik wirklich dramatisch ist, desto geringer ihre Wirkung im Concerte seyn muß; und eben darin liegt denn auch wieder der Grund, warum (so sehr ich auch sonst Ensemble-Stücke den leidigen, ewigen Instrumentalconcerto's, Bravourarien, Rondo's und gefälligen Duetten im Concerte vorziehe) ich es doch nie recht goutiren kann, wenn man mir ganze Opern-Finale im Concerte zu genießen geben will. So hört man z. B. nicht selten in Concerten das erste Finale aus Mozarts Don Juan. Wie viel Handlung geht in dieser Musik vor! Reden wir nur von der Katastrophe: während des Getümmels eines Balls lockt Don Juan das Mädchen in ein Nebengemach, wird zudringlich, ihr Angstgeschrei dringt durch das Ballgetöse und verräth ihn; der Bräutigam tobt, die Ballgäste stürmen und sprengen die Thür; er versucht die Schuld auf seinen Diener zu schieben; man glaubt ihm nicht, man dringt wüthend auf ihn ein; er schlägt sich durch, wie ein Rasender; alle stürzen ihm tobend nach; der Vorhang fällt! — Nun frage ich: muß eine Musik, auf diese ganze Kettenfolge von Handlungen berechnet, aber im Concertsale, von aller Handlung isolirt, aufgeführt, nicht gar zu viel — ja, gerade ihr Bestes, einbüßen? — muß sie nicht unendlich mehr einbüßen, als eine geistliche Musik durch den Mangel kirchlicher Umgebungen im Concertsale verlieren kann? Wol kann man gar füglich ausrufen: Heilig ist Gott Sabaoth! ohne durch die Klingel des Ministranten dazu aufgefodert zu werden; man kann es überall, und also auch im Concertsale; — widerstrebender aber ist es: O Dio, io moro! von einer schön geputzten, von Gesundheit strotzenden Sängerin, mit dem Notenblatte in der Hand, im Concertsale singen zu hören. Das macht: der Sänger, indem er singt: Gott, dich loben wir — thut eben, was er sagt, und ist dabei also selbst der materiellen Wahrheit treu; die Sängerin aber — bleibt hübsch am Leben. Dennoch findet dieses Letztere Niemand anstößig, und das Publikum applaudirt. Ich tadle es nicht, klatsche wol auch selbst recht gern mit; aber ich frage: warum sind denn die Herren so nachsichtig gegen die aus ihrer Sphäre herausgerissene Opernmusik, und wollen es gar nicht seyn gegen ein Kirchenstück? warum taxiren sie nur dieses, so wie es sich im Concertsal blicken läßt, so unbarmherzig für ein *hors d'oeuvre?* warum wollen sie gerade nur diesen Gegenstand ausschließen, indeß sie sonst jeden andern im Concerte dulden und Opernarien u. dgl. jederzeit mit Vergnügen dulden.

Im Herzen der Herren (sie lassen's nur nicht gerne lesen) steht die Antwort geschrieben: Uns langweilt nun einmal Kirchenmusik, nicht blos im Concerte, sondern auch in der Kirche selbst; und das darum, weil sie uns zu tief, zu ernst und erhaben ist, nicht luxuriös und tändelnd oberflächlich genug und nicht das, was wir amüsant nennen! Darum hören wir denn auch z. B. in Haydn's Jahrszeiten den Chor:

Ehre, Lob und Preis sey dir,
ewiger, gütiger Gott —

(freilich auch im leidigen Kirchenstyl, so sehr wie einer) im Grunde nur mit Resignation im Concerte an, thun aber davon entzückt, so viel es zum guten Ton gehört: denn hier haben wir keinen Vorwand, es nicht zu seyn; wird aber dasselbe auf Latein gesungen Te Deum laudamus, oder Gloria in excelsis Deo, und trägt das Musikstück den ausdrücklichen Titel eines Kirchenstückes, — dann sind wir des Zwanges überhoben, und freuen uns herzlich, daß die Phrase: „das Stück ist für die Kirche geschrieben, und kann im Concerte keine Wirkung thun"

Digitized by Google

— erfunden ist und noch obendrein wie ein ästhetisches Raisonnement, wie ein Kunsturtheil klingt — so daß wir, unter dieser Ägide, beim Gähnen noch obendrein Kennermienen zur Schau tragen können.

Höchst erfreulich ist es aber, daß nicht nur der bessere Theil, sondern in der That die Mehrheit unserer Generation sich über jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit wirklich erhoben hat und einem besseren Geiste huldigt, von welchem, sowie von dem höheren Ernste für Kunst, denn auch namentlich die in unserem Zeitalter in Schwung gekommenen großen Musik-Vereine zeugen, welche Concerte im grandiosesten Sinne des Wortes sind. (*Gfr. Weber.*

Conchologie, s. am Ende der Nachträge.

CONCILIEN, Kirchenversamlungen, nach dem griechischen Ausdrucke Synoden. Der Hauptschriftsteller ist noch immer Christian Wilhelm Franz Walch, der in seinem Entwurf einer vollständigen Historie der Kirchenversamlungen, Leipzig 1759, mit gewohnter Gründlichkeit über sämtliche Concilien bis auf seine Zeit Nachricht ertheilt hat. Die vollständigste, leider aber noch nicht vollendete Samlung von Concilien-Acten ist die von Mansi. (Joh. Mansi sacrorum Conciliorum nova et amplissima Collectio. T. I—XIII. Florentiae 1759—1767. T. XIV—XXXI. Venet. 1769—1798.) Sie geht bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ein sehr beliebter Auszug von Concilien-Acten ist die wiederholt, zuletzt von dem gelehrten Benedictiner Schramm Augustae Vindelicorum 1778 in 4 Octav-Bänden herausgegebene Summa Conciliorum per Bartholomaeum Carranzam. Ein brauchbares Hilfsmittel zum Studium der Conciliengeschichte gewährt die von Dalmasus ins Lateinische übersetzte, von Richard ursprünglich französisch geschriebene Analysis Conciliorum generalium et particularium, continens eorum canones super dogmate, morali doctrina ac disciplina tam veteri, quam recentiori, eruditissimis adnotationibus illustratos, et cum novo, nominatim vero cum peculiari Galliarum jure, collatos. Tom. I—V. Augustae Vindelicorum 1778—1782. Dem Werke vorausgeschickt ist ein tractatus praevius de Conciliis. Für das Studium der Kirchenversamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts insbesondere ist sehr wichtig: Fuchs Bibliothek der Kirchenversamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts in Übersetzungen und Auszügen aus ihren Acten und andern dahin gehörigen Schriften, samt dem Original der Hauptstellen und nöthigen Anmerkungen. 1—4ter Theil. Leipzig 1780—1784. Der 4te Theil ist nach dem Tode des Verfassers von G. J. Planck herausgegeben worden.

Es komt hier zunächst auf die Bestimmung des Begriffs eines Concilii im kirchlichen Sinne an. Es ist eine Zusammenkunft von Repräsentanten der Kirche, welche berufen werden, um über religiöse oder kirchliche Gegenstände zu berathschlagen. Daß diese Repräsentanten nur Bischöfe seyn können, wie mehre katholische Schriftsteller angenommen, und auch wol die Bischöfe hin und wieder sich angemaßt haben, liegt nicht in dem Begriffe eines Concilii, ist also nicht wesentlich, und widerspricht demjenigen, daß doch auch selbst Katholiken Diöcesansynoden als Arten von Concilien gelten lassen, auf welchen doch außer den Bischöfen auch andere Geistliche zugegen waren und entschieden. Belegt man freilich diese dem Sprachgebrauch zufolge nicht mit dem Namen Diöcesanconcilien, so gehören sie doch unter den Gattungsbegriff der Kirchenversamlungen. Historisch genommen ist es wol keinem Zweifel unterworfen, daß selbst auf den größern Synoden vor dem Nicäischen Concilio nicht nur die Bischöfe, sondern auch Presbyter und Diakonen als solche nicht allein eine berathende, sondern auch eine entscheidende Stimme hatten. Auf der zu Antiochien im J. 269 gegen den Paul von Samosata versammelten Synode war das Synodalschreiben nicht nur im Namen der Bischöfe, sondern auch der anwesenden Presbyter und Diakonen abgefaßt, ja sogar wurden die anwesenden Presbyter in der Überschrift namentlich aufgeführt. Eus. H. E. VII, 30. Welch eine ausgezeichnete Rolle der Presbyter Origenes auf zwei arabischen, der Presbyter Malchion auf der eben erwähnten antiocheniſchen Synode und der Diakonus Athanasius auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa spielte, ist aus der Kirchengeschichte hinlänglich bekant. Nach dem Nicäischen Concilio aber unterzeichneten die Presbyter, auch wol die Diakonen nur als Stellvertreter ihrer Bischöfe, wovon sich Beispiele auf den ökumenischen Synoden zu Ephesus und zu Chalcedon finden. In dem kaiserlichen Schreiben an die Synode zu Ephesus 431 ward es schon als etwas Bekantes angenommen, daß nur die Bischöfe eine Stimme hätten. Ἄθέμιτον, heißt es daselbst, τὸν μὴ τοῦ κανόνος τῶν ἁγιωτάτων ἐπισκόπων τυγχάνοντα τοῖς ἐκκλησιαστικοῖς σκέμμασιν ἐπιμίγνυσθαι. Mansi IV. p. 1120. Von dieser Zeit an waren die Bischöfe die eigentlichen Väter (Patres), wenigstens der bedeutendern Kirchenversamlungen, und hatten eine entscheidende Stimme. Doch erlangten in späteren Zeiten in Folge besonderer Privilegien auch Cardinäle, wenn sie nicht zugleich Bischöfe waren, Äbte und die Generale der Mönchsorden eine thätige Theilnahme an den Concilien. Namentlich ward auf dem Concilio zu Trident den Äbten und Ordensgeneralen eine entscheidende Stimme zugestanden. Die katholischen Kirchenrechtslehrer stellten nun den Grundsatz auf, daß die Bischöfe auf den Synoden aus einer von Gott, die übrigen Beisitzer aus einer von der Kirche ertheilten Vollmacht handelten. Waren auf den Kirchenversamlungen auch Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts zugegen, wie dies zu Pisa, Costnitz und Basel der Fall war, so hatten diese doch mehr eine berathende, als eine entscheidende Stimme. Sie wurden nicht als Patres, sondern als Doctores Concilii angesehen. Zu Basel nahmen freilich auch Doctoren die Sitze der abwesenden Bischöfe ein, dies geschah aber erst in der 33sten Session, als die mehrsten Bischöfe aus Furcht vor dem Bannstrahl des Papstes Basel verlassen hatten. — Eine merkwürdige Anomalie bietet das zu Narbonne im Jahr 1551 gehaltene Provinzialconcilium dar. Auf diesem war gar kein Bischof, sondern es waren nur Geistliche des zweiten Ranges zugegen, und ein Professor Juris, Alexander

Digitized by Google

Zerbinatis, welcher zugleich Protonotarius des römischen Stuhls und Generalvicar des Erzbischofs von Narbonne war, hatte den Vorsitz. — Die Abstimmung geschah in den Kirchenversamlungen nach Köpfen (viritim), nur zu Costnitz und Basel wurden die Stimmen nach den Nationen gezählt.

Gegenstände der Berathschlagungen und Entscheidungen der Concilien sind theils die Religionslehre, theils die Kirche, ihre Verfassung, gottesdienstliche Gebräuche, Ausschließung unwürdiger Mitglieder u. s. w. Verordnungen, welche in Rücksicht theoretischer Lehrsätze gemacht werden, heißen genau genommen dogmata, Glaubensvorschriften; dagegen diejenigen, welche Vorschriften über die Disciplin, sey es der Gemeindeglieder überhaupt, oder der Geistlichen insbesondere enthalten, canones, Regeln, genant werden. Nov. 131. c. 1. Doch ist man diesem Sprachgebrauche nicht immer gefolgt, sondern hat auch oft die Glaubensvorschriften canones genant. Dies ist besonders dann der Fall, wenn sie polemischen Inhalts sind, und über die Abweichenden das Verdammungsurtheil ausgesprochen ist. Solche Canonen sind namentlich unter den Verordnungen der afrikanischen Concilien anzutreffen. Auch die tridentinische Synode nante die kurzen Sätze, in welchen die Irrlehren verworfen und anathematisirt wurden, *canones*, die Verordnungen über die Disciplin aber mit dem allgemeinen Namen *capita*. In Betreff der von den Synoden aufgestellten Glaubensvorschriften darf man nicht vergessen, daß nach katholischer Ansicht keine neuen Glaubenswahrheiten durch die Concilien festgesetzt werden, sondern daß durch sie die versammelte Kirche dasjenige ausspricht und bezeugt, was die zerstreute wirklich glaubt, für in der heiligen Schrift gegründet und in der Tradition bewährt hält. Man vergl. Walters Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. Bonn 1828. §. 181. Anathemata wurden von den Kirchenversamlungen ausgesprochen über ketzerische Personen. Dabei ist zu bemerken, daß mit anathema (ἀνάθεμα) gewöhnlich nach griechischem Sprachgebrauche die Person bezeichnet wurde. Er sey Anathema, hieß: er sey ein öffentlich zur Verfluchung ausgestellter Mensch. Ketzerische Lehrsätze, welche mit dem Anathema belegt waren, wurden ἀναθεματισμοί genant. — Auch kirchliche Streitigkeiten (z. B. über den Umfang der Jurisdiction einzelner Bischöfe) oder Untersuchungen und Entscheidungen über angeklagte Geistliche gehörten vor die Concilien. Übrigens war man späterhin aus leicht zu begreifenden Gründen geneigt, Gegenstände, welche vor die weltlichen Gerichte gehörten, auf den Concilien zu verhandeln. Kirchenversamlungen, welche man für ungesetzmäßig hielt, sey es, weil sie von Häretikern gehalten wurden, oder weil ihnen, obgleich sie von Katholikern gehalten waren, eins der nothwendigen Requisiten fehlte, nante man conciliabula, conventicula, After-Kirchenversamlungen.

Kirchenversamlungen konten erst entstehen, nachdem sich christliche Gemeinden gebildet hatten. Bei diesen trat das Bedürfniß ein, sich mit einander in Verbindung zu setzen und gemeinschaftliche Beschlüsse zu fassen. Dies gab den Provinzialsynoden ihren Ursprung. Auf ihnen versammelten sich Bischöfe und andere Geistliche einer kirchlichen Provinz, d. h. solche, welche unter einem gemeinschaftlichen Archiepiscopus oder Metropoliten standen. Sie sind die frühsten Concilien, welcher die Geschichte gedenkt. Die ökumenischen konten erst entstehen, als die christliche Kirche sich zu einer allgemeinen Statskirche, einer christlichen οἰκουμένη gestaltet hatte.

Zwar hat man schon zur Zeit der Apostel Concilien oder Synoden annehmen wollen; allein bei dieser Annahme dürfte doch der Ausdruck Concilium in einem zu wenig bestimten, willkürlichen Sinne genommen werden. Ohne uns hier dabei aufzuhalten, daß einige Kirchenschriftsteller sogar zwölf apostolische Concilien z. B. ein Concilium, als Mathias zum Apostel erwählt wurde Act. 1, 15., ein anderes bei der Ernennung der sieben Almosenpfleger zu Jerusalem Act. 6, 2.; andere fünf angenommen haben, verdient hier noch besonders die zu Jerusalem wegen der zu Antiochien entstandenen Streitigkeiten nach Act. 15. statt gehabte Zusammenkunft der Apostel und Presbyter zu Jerusalem eine besondere Erwähnung, weil von vielen sowol Protestanten als Katholiken, auch von denen, welche sonst keine Synoden zur Zeit der Apostel gelten lassen, diese Versamlung besonders ist hervorgehoben, und als ein wahres Concilium angesehen, auch die berühmte Formel ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν für die Beschlüsse der nachherigen Kirchenversamlungen daher ist entlehnt worden.

Sie trat zusammen zu Jerusalem etwa im Jahr 50, und ward veranlaßt durch Paulus und Barnabas, welche die antiochenischen Christen abgesandt hatten, weil die Lehre einiger strengen Judenchristen, welche aus Judäa gekommen waren und behauptet hatten, daß zur Aufnahme ins Christenthum und Erlangung der Seligkeit die mosaische Beschneidung durchaus erfoderlich sey, in Antiochien große Streitigkeiten erregt hatte. Paulus und Barnabas sollten nun die Belehrung der Apostel und Presbyter der Muttergemeinde zu Jerusalem darüber einholen. Diese versammelten sich, und nachdem sie sich nach vielem Disputiren darüber vereinigt hatten, daß man von den antiochenischen Heidenchristen die mosaische Beschneidung nicht verlangen solle, gab man dem Paulus und Barnabas Abgesandte aus der jerusalemischen Gemeinde, die an der Berathung Theil genommen hatte, nebst einem Briefe, in welchem den Antiochenern diese Entscheidung mitgetheilt wurde. Will man die Formel, welche wir in diesem Schreiben (Act. 15, 28) finden, ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν auch nicht mit einem scharfsinnigen neuern Forscher so erklären, durch die heilige Geisteskraft gefiel es auch uns (nämlich so wie dem Paulus und Barnabas) — eine Erklärung, welche sich schwerlich rechtfertigen lassen dürfte — so durften doch nachfolgende Kirchenversamlungen die Anmaßung von einer Inspiration des heiligen Geistes darauf nicht gründen, und mit dieser Formel auch ihre Decrete abfassen, wobei man es noch als Bescheidenheit anzusehen haben würde, wenn das Concilium Arelatense III. im Jahr 455 sich der Wendung bediente, placuit nobis, sancto, *ut credimus*, spiritu gubernante.

Digitized by Google

Denn was eine Versamlung, auf welcher Apostel zugegen waren, von sich sagen konte, durfte doch nie auf eine nachherige Kirchenversamlung übertragen werden. — Überhaupt dürfte aber auf jene Versamlung, welche man als das Vorbild und Muster aller nachfolgenden Kirchenversamlungen hat ansehen wollen, der Name eines Concilii in dem angegebenen Sinne des Worts nicht recht anwendbar seyn. Es waren ja keine Repräsentanten der christlichen Kirche, welche sich damals noch gar nicht gestaltet hatte, zusammenberufen, um über religiöse und kirchliche Gegenstände zu berathschlagen, sondern einige zu Jerusalem gerade anwesenden Apostel, von welchen in der angeführten Stelle der Apostelgeschichte nur Petrus und Jacobus, und Gal. 2, 9., außer diesen noch Johannes namhaft gemacht werden, hielten mit den dortigen Presbytern, unter Zuziehung der ganzen jerusalemschen Gemeinde, in Beziehung auf die ihnen von Paulo und Barnaba vorgelegte Frage eine Conferenz.

Von Canonen der Apostel darf man gar nicht reden, denn diejenigen, welche unter diesem Namen vorkommen (man findet sie unter andern abgedruckt in der Samlung der Schriften der apostolischen Väter von Cotelerius), gehören in ihrer jetzigen Gestalt erweislich einem spätern Zeitalter an. Vgl. Fuchs a. a. O. Thl. 1. S. 277 ff.

Die Provinzialsynoden dürften also, wie gesagt, als die ältesten Concilien anzusehen seyn. Von ihnen findet man vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts keine sichere Spur. Die ältesten wurden ums Jahr 170 in Kleinasien gegen die Montanisten gehalten. Wenigstens sind sie die ältesten, deren Eusebius H. E. V, 16. ausdrücklich gedenkt. Bald nach ihnen trifft man auf Synoden, welche gegen Ende des zweiten Jahrhunderts über die zwischen der römischen und asiatischen Kirche streitig gewordene Feier des Osterfestes gehalten wurden, wovon uns Eusebius H. E. V, 23. ff. eine freilich nur allgemeine Nachricht ertheilt. Diese Synoden wurden also durch besondere Ereignisse veranlaßt. Bei den Griechen wurden indessen, wie aus dem Tertullian de jejun. 13. zu ersehen ist, schon zu seiner Zeit, also am Ende des zweiten Jahrhunderts, regelmäßige Kirchenversamlungen gehalten, wozu, da die politische Verfassung der Griechen für die kirchliche Verfassung der in den griechischen Staten lebenden Christen das Muster ward, die bei erstern üblichen Amphictyonen-Versamlungen das Muster gegeben haben mögen. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts wurden nun die Kirchenversamlungen sehr häufig. Firmilian, Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, redet in einem Briefe an den Cyprian (dem 75sten unter den Cyprianischen) von jährlichen Zusammenkünften, die bei ihm gehalten würden. Vorzüglich zeichnete sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts das römische Afrika durch Synoden aus, welche die novatianischen Streitigkeiten veranlaßten.

Nachdem nun aber in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts die christliche Religion Statsreligion des römischen Reichs, und dadurch die politische οἰκουμένη auch eine christlich-kirchliche οἰκουμένη geworden war, mußten sich, zumal bei dem vorherrschenden monarchischen Principe sogenante ökumenische Synoden von selbst hervorbilden. Zum Begriffe einer ökumenischen Synode gehört, theils daß Bischöfe aus der ganzen Christenheit zu derselben berufen waren, theils daß die auf einer solchen Synode gefaßten Beschlüsse als verbindend für den Glauben und das Leben der Christen angesehen wurden. Weil auch letzteres ein nothwendiges Erfoderniß einer ökumenischen Synode war, so darf man sich darüber nicht wundern, daß bei der Anwendung dieses Namens auf einzelne Synoden Streit entstand, und bald die abendländische, bald die morgenländische Kirche, bald auch nur einzelne Kirchen, welche keine Abgeordnete zu einer solchen Synode gesandt hatten und mit den Beschlüssen nicht zufrieden waren, ihnen dies Prädicat streitig machten.

Nicht durchaus gleichbedeutend mit der Benennung eines Concilii oecumenici ist die eines Concilii generalis. Dies war die lateinische Benennung für ein Concilium, auf welchem sich Repräsentanten aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika versammelt hatten. So war die zu Carthago im Jahr 418 gehaltene Synode kein Concilium oecumenicum, aber wol ein Concilium generale, denn es waren Bischöfe aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika auf demselben zugegen. In diesem Sinne ward sie vom Augustinus im 215ten Briefe (nach der Zählung der Benedictiner) concilium plenarium genant. Die afrikanischen Bischöfe nanten indessen eine solche Synode in einem Synodalschreiben an den Papst Coelestin concilium *universale*. Man s. Fuchs Thl. III. S. 415.

Es lassen sich aber zur bequemen Übersicht alle in der Kirchengeschichte vorkommende Kirchenversamlungen in ökumenische und nicht-ökumenische oder Particularconcilien theilen. Zu den letztern gehören die Patriarchal-, Provincial- und Diöcesansynoden, so wie die später entstandenen Nationalconcilien. Patriarchalsynoden sind solche, auf welchen Bischöfe und andere Geistliche, welche unter einem gemeinschaftlichen Patriarchen oder Exarchen einer kirchlichen Diöcese im griechischen Sinne des Worts, d. h. einer Vereinigung mehrer kirchlicher Provinzen standen, zugegen waren. In diese Kategorie gehören auch die schon erwähnten afrikanischen Generalsynoden. Die Provinzialsynoden pflegte man auch wol Metropolitansynoden zu nennen, denn sie bestanden aus Bischöfen und andern Geistlichen einer kirchlichen Provinz, welche unter einem gemeinschaftlichen Metropoliten oder Archiepiscopus standen. Diöcesansynoden sind solche, welche von Geistlichen, die unter dem Bischofe einer Diöcese im lateinischen Sinne des Worts, oder nach griechischem Sprachgebrauche einer Parochie (παροικία) standen, gehalten wurden. Verschieden von allen diesen sind die Nationalconcilien, welche nach der Latinität des Mittelalters gleichfalls concilia generalia oder universalia hießen. Man s. du Fresne glossar. med. et infim. latin. Vol II. p. 915. Sie entstanden erst alsdann, als aus dem großen römischen Reiche sich besondere Königreiche in Europa gebildet hatten. Eine besondere Art von Synoden lehrt uns die byzantinische Geschichte kennen. Dies waren die σύνοδοι ἐνδη-

Digitized by Google

μοῦσαι. In Constantinopel hielten sich nämlich häufig fremde Bischöfe ihrer Privatangelegenheiten wegen auf, unter welchen auch solche waren, die zwar die bischöfliche Weihe empfangen, aber kein besonderes Bisthum hatten, also Titular-Bischöfe waren. Machte nun eine kirchliche Angelegenheit die Berufung einer Synode nothwendig, so wurden zuweilen, um die Sache sobald als möglich zu beendigen, die gerade in Constantinopel anwesenden Bischöfe zusammenberufen, und eine Synode, welche aus solchen Bischöfen bestand, hieß σύνοδος ἐνδημοῦσα. Eine solche Synode ward 449 zu Constantinopel gehalten. Man s. Fuchs Thl. IV. S. 385 ff.

Das Recht der Berufung der allgemeinen Synoden hat sich der Papst gern beigelegt, und es wird von katholischen Kirchenrechtslehrern, namentlich von Walter a. a. O. §. 164. für ihn in Anspruch genommen. Factisch ist es aber, daß die frühern ökumenischen Synoden nicht von dem Papste, sondern von den Kaisern berufen wurden, wie der Verfolg ergeben wird. Die Provinzialsynoden wurden von den Metropoliten der einzelnen Provinzen durch Synodalausschreiben berufen. Wie oft sie sollten gehalten werden, darüber fehlt es nicht an gesetzlichen Bestimmungen älterer und neuerer Zeit; doch sind diese nur selten in Ausübung gekommen. Die Patriarchalsynoden beriefen die höheren Metropoliten oder Patriarchen. Man vgl. Zieglers Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den ersten 6 Jahrhunderten. Leipzig 1798.

Was nun ferner das Ansehen betrifft, welches man den Concilien beilegt, so ist hier die katholische Ansicht von der protestantischen durchaus verschieden. Aber auch in der katholischen Kirche legte man früherhin den Kirchenversamlungen nicht den großen Werth bei, welchen man ihnen späterhin schon wegen der Idee der Infallibilität der Kirche beilegen mußte. Gregor von Nazianz wollte, da ihn die Erfahrung belehrt hatte, wie es auf den Kirchenversamlungen herging, von ihnen nicht viel wissen; aber auch Hieronymus und Augustinus dachten in dieser Beziehung protestantisch genug, und sahen die Beschlüsse der Concilien nur alsdann als verbindlich an, wenn sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten. Besonders merkwürdig ist das, was Augustinus in der epistola contra Donatistas, vulgo de unitate ecclesiae (im 9ten Theile der Benedictiner Ausgabe) über das Ansehen der heiligen Schrift sagt. Nec catholicis Episcopis, heißt es im 11ten Capitel, consentiendum est, sicubi forte falluntur, ut contra canonicas Dei scripturas aliquid sentiant. Je mehr sich aber in der Folge die hierarchische Lehre von der Kirche ausbildete, desto größer mußte auch das Ansehen werden, welches man den ökumenischen Kirchenversamlungen beilegte. Generalia concilia fallere et falli nescia, quandoquidem sunt Ecclesia ipsa. Dies ward auf den Synoden zu Costnitz und Basel ausdrücklich gelehrt. Die ökumenischen Concilien repräsentiren die katholische Kirche und haben ihre Macht zunächst von Christo, deshalb sind sie in Allem, was die Lehre betrifft, nicht aber in den historischen oder wissenschaftlichen Sätzen, welche sie etwa zur Unterstützung ihres Zeugnisses beibringen, und ebenso wenig in den Disciplinarverordnungen, welche sie erlassen, infallibel, und eben daher inappellabel und irreformabel. Dies ist in wenigen Worten die Ansicht der katholischen Kirche über die Concilien, wie sie späterhin sich ausbildete, und wie sie noch heut zu Tage von den angesehensten katholischen Kirchenrechtslehrern vorgetragen wird. — Der Papst suchte sich freilich im Mittelalter über die Concilien zu erheben und sich als eine höhere Instanz, an welche man vom Concilio appelliren könne, zu betrachten, oder doch die Giltigkeit der Concilienbeschlüsse von seiner Bestätigung abhängig zu machen; allein er fand mit diesen Anmaßungen bei einem großen Theile der katholischen Kirche vielen Widerspruch.

Aber nur den ökumenischen Synoden legt die katholische Kirche ein solches Ansehen bei. Nur die auf ihnen versammelten Väter werden, da sie die Kirche selbst sind, vom heiligen Geiste in Rücksicht der Glaubenslehre inspirirt und sind vor Irrthum gesichert. Dagegen können die Particularconcilien, so verbindlich ihre Anordnungen auch für die ihrer Competenz Angehörenden seyn mögen, und so wichtig sie auch für die Aufrechthaltung der Disciplin und Ausrottung der Ketzereien gehalten werden, auf Infallibilität keinen Anspruch machen. Concilia particularia, quocumque tandem suffragantium numero constent, infallibilem tamen ipsa per se auctoritatem non obtinent, quia universam ecclesiam non repraesentant. Richardi tractatus de Conciliis cap. XIII. §. 3.

Bei dem Hauptgrundsatze des Protestantismus, daß die heilige Schrift die einzige Norm des Glaubens sey, konte das verbindende Ansehen der Concilien von den Reformatoren nicht anerkant werden, obgleich man ihnen ihren Werth ließ, und selbst die Fürsten Teutschlands auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 und nachher öfter den Kaiser baten, er möchte ein freies und christliches Concilium in Teutschland anordnen, wodurch die Religionsstreitigkeiten endlich beigelegt und die Wunden der Kirche geheilt würden. Luther schrieb ein eigenes Buch von den Concilien im Jahr 1539, welches sich im 7ten Theile der Jenaer Ausgabe seiner Werke befindet. Er gibt darin die Nothwendigkeit und Nützlichkeit rechter, d. h. vom Papst unabhängiger und auf die heilige Schrift sich gründender Kirchenversamlungen zu, beweist aber, daß ihnen nur eine menschliche Autorität gebühre, und daß sie zum Beweise der Wahrheit einer Lehre nicht gebraucht werden können.

Wenden wir uns nun zunächst zu den ökumenischen Concilien, so treten unter ihnen zuerst vier hervor, welche im 4ten und 5ten Jahrhundert gehalten wurden, und welche man vor allen als die Säulen der Kirche betrachtet, ja wol gar den vier Evangelien an die Seite gesetzt hat.

1) Das Concilium zu Nicäa in Bithynien im Jahr 325, welches von dem Kaiser Constantin dem Großen, vorzüglich zur Beilegung der Arianischen Streitigkeiten zusammen berufen wurde. Es ward auf diesem das Symbolum Nicaenum entworfen, in welchem der Ausdruck ὁμοούσιος zum Wahrzeichen der Orthodoxie in der Lehre von dem Verhältnisse des Sohnes zum Vater, obgleich nicht in dem nachher von dem Athanasius in dieses Wort

Digitized by Google

hineingelegten Sinne, gestempelt wurde. Merkwürdig ist es, daß eben dieser Ausdruck auf einer etwa 50 Jahre früher, nämlich auf der im Jahr 269 gegen den Paul von Samosata zu Antiochien gehaltenen Synode, mit welchem man indessen damals einen andern Sinn verband, anathematisirt worden war. — Ferner ward auf dem Concilio zu Nicäa, um der Verschiedenheit der Feier des Osterfestes ein Ende zu machen, der Beschluß gefaßt, daß dasselbe an dem Sonntage nach dem ersten auf das Frühlings-Äquinoctium folgenden Vollmond gefeiert werden solle. Falle der Vollmond auf einen Sonntag, so solle die Feier des Festes erst 8 Tage später eintreten, weil es sonst mit dem jüdischen Passah zugleich gefeiert werden würde. — Zu bemerken ist es, daß dieser Beschluß nicht als ein Canon ausgesprochen ward, welchen man daher vergeblich unter den Canonen dieser Synode suchen würde, sondern durch ein Ausschreiben des Kaisers selbst, welches sich in Eusebii vita Constantini M. lib. III. cap. 17—20. findet, und welches in allen Diöcesen circulirte, gleich einem Gesetz bekant gemacht wurde. Vergl. August i über die Feste der alten Christen, Bd. 2. S. 29. Theol. Nachrichten, März 1825, S. 102 ff.

2) Das zweite ökumenische Concilium war das im Jahr 381 zu Constantinopel gehaltene. Es ward ausgeschrieben von Theodosius dem Großen zur Wiederherstellung des seit der Synode von Nicäa nicht allein durch die Anhänger des Arius, welche zum Theil seine Meinung auf verschiedene Weise modificirten, und daher verschiedene Namen, z. B. Homousianer, Heterousianer, Anomöer erhielten, sondern auch durch die Macedonianer gestörten Kirchenfriedens. Es ward auf dieser Synode das Nicäische Symbol mit einigen Zusätzen vermehrt, welche namentlich den heiligen Geist betrafen, worüber die Macedonianischen Streitigkeiten sich erhoben hatten. So entstand das Nicäisch-Constantinopolitanische Symbol, durch welches die Trinitätslehre für den Kirchenglauben definitiv festgesetzt werden sollte. Es erhielt indessen späterhin in der abendländischen Kirche einen Zusatz durch das Wörtchen filioque, indem die lateinischen Kirchenväter auch ein Ausgehen des Geistes vom Sohne lehrten. Hierüber erhob sich ein langer, nie beendigter Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, welcher die Trennung beider Kirchen mit veranlaßte. Auch ist in dem Nicäisch-Constantinopolitanischen Symbol die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in ihrer völlig ausgebildeten Gestalt noch nicht vorhanden. Diese erhielt sie durch den Augustinus, welcher die Athanasianische Theorie in seinem berühmten Werke de trinitate näher darlegte, und ihr dadurch im Abendlande Eingang verschaffte. Diese Augustinisch-Athanasianische Dreieinigkeitslehre findet sich in dem sogenanten symbolo Athanasiano, welches nach dem Anfangsworte quicunque auch das Symbolum quicunque genant wird, und im 5. Jahrhundert zum Vorschein kam. Auch die Protestanten haben es, so wie das durch den Zusatz filioque vermehrte Nicäisch-Constantinopolitanische, und das sogenante Apostolische Symbolum, unter dem Titel tria symbola catholica seu oecumenica, in ihre symbolischen Schriften aufgenommen.

3) Das dritte ökumenische Concilium war das im Jahr 431 zu Ephesus gehaltene. Es ward vom Kaiser Theodosius II. veranstaltet zur Beilegung der zwischen dem Bischofe von Constantinopel Nestorius und dem Bischofe von Alexandrien Cyrillus entstandenen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo. Daß dem Nestorius Unrecht geschah und ihm eine Meinung zugeschrieben wurde, die er nie gehabt hatte, indem man annahm, daß er zwei Personen in Christo gelehrt habe, hat schon Luther richtig gesehen. Indessen ward diese Meinung unter dem Namen des Nestorianismus verdamt, und die Lehre von zwei mit einander in Einer Person verbundenen, aber unvermischten Naturen Christi als die orthodoxe Lehre der Kirche festgesetzt. Die orientalischen Bischöfe, d. h. diejenigen, welche zu dem Kirchsprengel von Antiochien gehörten, welcher im kirchlichen Sinne der Orient hieß, wollten diesen Synodalbeschluß anfangs nicht annehmen, und hoben eine Zeitlang die kirchliche Gemeinschaft mit den ägyptischen und occidentalischen Bischöfen auf; allein sie wurden durch die ernstlichen Bemühungen des Kaisers, obgleich unter dem Widerspruch einiger, doch bald darauf bestimt, den Ephesinischen Synodalbeschluß anzunehmen. Auf dieser ökumenischen Synode wurden nun auch außer mehren andern angeblichen Ketzern die Pelagianer unter dem Namen Cälestianer — von dem Freunde und Mitstreiter des Pelagius, Cälestius so genant — verdamt.

4) Die vierte ökumenische Synode ward in Folge der ausgebrochenen monophysitischen Streitigkeiten — welche als eine Fortsetzung der nestorianischen anzusehen sind, da die Lehre von Einer Natur in Christo sich am weitesten von der angeblichen Lehre des Nestorius von zwei Personen in Christo entfernt, und den Gegensatz auf die äußerste Spitze stellt — vom Kaiser Marcianus ausgeschrieben, und im Jahr 451 zu Chalcedon gehalten. Es ward auf derselben das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur Christi durch noch bestimtere Formeln ausgesprochen, namentlich bestimt, daß dieses Verhältniß ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως und ἀχωρίστως zu nehmen sey.

Die Decrete dieser vier ökumenischen Synoden befahl Justinian ὡς τὰς θείας γραφὰς καὶ ὡς νόμους zu beodachten. Novell. 131. c. 1. Auch Luther legte auf sie in der von ihm angeführten Schrift von den Concilien einen desondern Werth, und die auf ihnen festgesetzten Lehrbestimmungen sind in die Dogmatik der protestantischen Kirche übergegangen. — Außer diesen vier berühmtern Kirchenversamlungen sind nun noch folgende zu den ökumenischen mit Recht zu zählen.

5) Die zweite ökumenische Synode zu Constantinopel 553. Sie ward vom Kaiser Justinian zusammenberufen zur Entscheidung der über die Orthodoxie der sogenanten drei Capitel, d. h. der Schriften des Ibas von Edessa, des Theodoretus von Cyrus und des Theodors von Mopsvestia entstandenen Streitigkeiten, in welchen der römische Bischof Vigilius eine so wankelmüthige, mit der Unfehlbarkeit des römischen Stuhls so wenig zu vereinigende Rolle gespielt hat. Der Beschluß der Synode ging dahin, daß nicht nur die drei Capitel, sondern auch Origenes, den man als den eigentlichen Urheber ihrer Ketzereien ansah, verdamt wurden. Obgleich die Synode eigentlich nur aus morgenländischen Bischöfen bestand,

Digitized by Google

ward sie doch von der abendländischen Kirche, auch selbst vom römischen Bischofe Vigilius anerkant, ungeachtet einzelne Kirchen des Occidents widersprachen, welche eben daher für schismatisch gehalten wurden.

6) Die sechste ökumenische Synode ward 680 gleichfalls zu Constantinopel gehalten. Sie war also die dritte Constantinopolitanische, und ward vom Kaiser Constantinus Pogonatus ausgeschrieben. Von der Rotunda des kaiserlichen Palastes, welche wegen ihrer Bauart trullum hieß, wo sie gehalten wurde, wird sie Concilium Trullanum, und zum Unterschiede von einer nachherigen Synode, welche eben daselbst gehalten ward, Concilium Trullanum primum genant. Auf ihr ward der Monothelismus nebst allen seinen Anhängern verdamt. Dieser Monothelismus oder die Lehre, daß in Christo nur Ein Wille gewesen sey, war das Resultat einer fortgesetzten Speculation über das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen in der Person Jesu, welchen alle diejenigen vertheidigten, welche Anhänger der Einen Natur in Christo, mit einem Worte Monophysiten waren. Da nun die Lehre von Einer Natur bereits von der Kirche verdamt war, so war es nicht anders als consequent, daß auch die Lehre von Einem Willen in Christo verdamt wurde. So war es nun orthodoxe Lehre, daß in der Einen Person Christi zwei von einander verschiedene Willen, ein göttlicher und ein menschlicher, so wie zwei Wirkungen statt finden. Doch dürfe zwischen beiden nie ein Widerspruch seyn, sondern der menschliche unterwerfe sich dem göttlichen.

Im Vorbeigehen ist zu bemerken das Concilium Trullanum II., welches auf Befehl des Kaisers Justinian II. zu Constantinopel im Jahr 692 gehalten ward. Diese Synode, welche vom Abendlande nicht anerkant wird, sollte die Kirchengesetze ergänzen, welche das 5. und 6. ökumenische Concilium zu machen unterlassen hatte, und die doch wegen eingerissener Misbräuche so nöthig geworden waren. Eben wegen dieser ihrer Tendenz wird sie auch σύνοδος πενθ' ἕκτη oder Concilium Quinisextum genant, und selbst die Griechen, welche sie doch für ein ökumenisches Concilium halten, zählen sie nicht besonders. So wird sie in dem Aufsatze des Patriarchen Germanus zu Constantinopel von den 6 allgemeinen Synoden nicht erwähnt. Sie stellte ein canonisches Gesetzbuch auf. Unter andern machte sie den Canon, welcher „die alte Gewohnheit, Christum unsern Herrn in der Gestalt eines Lammes abzubilden" verbot.

7) Die siebente ökumenische Kirchenversamlung ward gehalten zu Nicäa im Jahr 787. Sie ist die zweite Nicäische, und ward von der Kaiserin Irene, welche für ihren Sohn Constantin VII. die vormundschaftliche Regirung führte, ausgeschrieben. Sie betraf den Bilderdienst. Die Anbetung (λατρεία) der Bilder Christi, der Maria, der Engel und aller Heiligen ward verboten, aber die gottesdienstliche Verehrung (τιμητικὴ προσκύνησις) derselben, d. h. das Küssen der Bilder, das Kniebeugen, Räuchern, Lichteranzünden vor denselben, so wie das Aufbewahren von Reliquien in jeder Kirche verordnet.

Mit dieser zweiten Nicäischen Synode steht in genauer Verbindung das unter Karl dem Großen zu Frankfurt am Main im Jahr 794 gehaltene fränkische Nationalconcilium, auf welchem Karls des Großen Widerlegung der Nicäischen Beschlüsse gebilligt wurde. Dem zufolge blieben zwar die Bilder in der Kirche als Zierrathen, aber jede Art von Verehrung ward untersagt.

Die griechische sowol als auch die lateinische Kirche erkante indessen die Autorität der sieben genanten ökumenischen Kirchenversamlungen an, denn auch die gallischen Bischöfe traten in der Folge den Schlüssen der zweiten Nicäischen Synode bei. Anders verhält es sich aber mit dem 869 auf Veranstaltung des Papstes Hadrian zu Constantinopel gehaltenen Concilium. Es erklärte sich gegen den Photius und für den Ignatius, als den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel. Die lateinische Kirche hält es für das achte ökumenische Concilium, es wird aber von der griechischen Kirche nicht anerkant. Dagegen wird die 879 auf Befehl des Kaisers Basilius und unter dem Vorsitze des Photius, der nach dem im J. 878 erfolgten Tode des Ignatius den bischöflichen Stuhl zu Constantinopel wiederum eingenommen hatte, daselbst gehaltene Synode von der griechischen Kirche vorzugsweise als eine ökumenische Synode, und zwar als die achte angesehen, von der lateinischen aber verworfen. Photius ward auf derselben als der rechtmäßige Patriarch von Constantinopel anerkant, das Symbolum des ersten Nicäischen und ersten Constantinopolitanischen Concilii mit Verwerfung aller nachherigen Zusätze, also ohne filioque, und die Lehre des zweiten Nicäischen Concilii von der Verehrung der Bilder gebilligt. Über diejenigen, welche das 869 zu Constantinopel gehaltene Concilium nicht verwerfen wollten, ward das Anathema ausgesprochen.

Da nun die Trennung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eintrat, so kann von jetzt an von ökumenischen Synoden im Sinne der frühern Zeit füglich nicht mehr die Rede seyn. Gleichwol erkent die römische Curie noch folgende zehn als ökumenische Synoden an. Das 1., 2., 3. und 4. Lateranensische 1123, 1139, 1179 und 1215; das 1. und 2. Lyoner 1245 und 1274; das Viennor 1311; das Florenzer 1439; das 5. Lateranensische 1512; das Trienter 1545. Es gibt also nach römischer Annahme 18 ökumenische Concilien. Dagegen werden zu Rom die Concilien zu Pisa 1409, zu Costnitz 1414 und zu Basel 1431, welche doch von der übrigen katholischen Kirche, obgleich in Rücksicht des letztern unter gewissen Beschränkungen, zu den ökumenischen Concilien gerechnet werden, zu denselben, weil sie den Anmaßungen des Papstes entgegen traten, nicht gezählt. Das 5. Lateranensische wird nicht allenthalben in der katholischen Kirche, namentlich nicht in Gallien, für ein ökumenisches Concilium anerkant.

Unter den von den römischen Päpsten im Lateran gehaltenen Concilien ist das unter Innocenz III. im Jahr 1215 gehaltene vierte Lateranensische, sogenante allgemeine Concilium wegen der großen Anzahl derer, welche es besuchten, so wie wegen der allgemeinen Kirchenverbesserung, welche es angeblich bezweckte, vorzüglich berühmt geworden. Für die Geschichte der Hierarchie ist besonders der dritte Canon bemerkenswerth, in welchem dem Papst das Recht eingeräumt wird, die Unterthanen der welt-

Digitized by Google

lichen Fürsten, wenn letztere nicht die von der Kirche verdammten Ketzer in ihren Besitzungen, nach vorher erfolgter Excommunication durch die Metropoliten und die Bischöfe, ausrotten, von dem Gehorsam gegen ihre Fürsten loszusprechen und ihre Besitzungen katholisch Gesinten freizulassen, damit diese die Ketzer aus denselben vertreiben. In diesem merkwürdigen und in politischer Hinsicht sehr anstößigen Canon heißt es: Si dominus temporalis requisitus et monitus ab ecclesia terram suam purgare neglexerit ab hac haeretica foeditate, per Metropolitanum et comprovinciales episcopos excommunicationis vinculo innodetur. Et si satisfacere contempserit infra annum, significetur hoc summo pontifici, ut ex tunc *ipse vasallos ab ejus fidelitate denunciet absolutos, et terram exponat catholicis occupandam*, qui eam exterminatis haereticis sine ulla contradictione possideant, et in fidei puritate conservent, salvo jure domini principalis, dummodo super hoc ipse nullum praestet obstaculum, nec aliquod impedimentum opponat, eadem nihilominus lege servata circa eos, qui non habent dominos principales. Noch bemerkenswerther dürfte es seyn, daß die Abgesandten der vorzüglichsten christlichen Staten, welche auf dieser Synode gegenwärtig waren, nichts gegen den angeführten Canon einzuwenden hatten. — Auf der zu Lyon 1245 statt gehabten Kirchenversamlung sprach der Papst Innocentius IV. das Absetzungsurtheil über den Kaiser Friedrich II. aus. Auch ist die zur Vereinigung mit der griechischen Kirche zu Lyon im Jahr 1274 gehaltene Kirchenversamlung nicht ohne historisches Interesse. Auf ihr waren auch griechische Bischöfe zugegen, welche sowol den Primat des römischen Bischofs anerkanten, als auch die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes vom Sohne annahmen. Da aber in der Folge die Beförderer der Vereinigung von der griechischen Kirche in den Bann gethan wurden, und die Autorität jener Synode von letzterer nicht anerkant ist, so kann sie schon aus diesem Grunde zu den ökumenischen Synoden nicht gerechnet werden.

Zur Aufhebung des seit dem Jahr 1379 entstandenen großen Schisma in der abendländischen Kirche, und zur Kirchenverbesserung überhaupt, deren Bedürfniß allgemein gefühlt ward, wurden im 15. Jahrhundert zwei berühmte Synoden gehalten, zu Pisa und zu Costnitz, auf welchen man die Frage, ob der Papst sich den Beschlüssen eines Concilii unterwerfen müsse, factisch zu beantworten suchte, sowie sie auch auf beiden Concilien, besonders zu Costnitz, theoretisch erörtert und bejahet wurde. Die Synode zu Pisa ward 1409 gehalten. Das Schisma ward aber durch dieselbe so wenig aufgehoben, daß man nach Beendigung derselben statt zwei Päpste, von welchen der eine zu Rom, der andere zu Avignon residirte, drei hatte. Die Synode hatte nämlich beide abgesetzt und einen neuen gewählt, konte aber ihrem Absetzungsdecrete kein Gewicht geben. Die Synode zu Costnitz ward den 5. Nov. 1414 eröffnet, und erst den 22. April 1418 geschlossen. Von ihr erwartete man eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Dieser Erwartung entsprach die Synode aber keineswegs. Indessen wurden zur Beilegung des Schisma die beiden Gegenpäpste, Johann XXIII. und Benedict XIII. von der Synode abgesetzt, der dritte, Gregor XII., legte seine Stelle freiwillig nieder, und ein neuer Papst, Martin V., ward erwählt, welcher allgemeine Anerkennung erhielt und noch während der Synode eine Art von Reformation begann. Diese betraf indessen nur unwesentliche Punkte. Berüchtigt ist die Kirchenversamlung zu Costnitz geworden durch die Verdammung Wiclefs, noch mehr aber durch das Schicksal, welches Johann Huß und Hieronymus von Prag auf derselben erfuhren, welche beide als Ketzer verbrant wurden, sowie durch die Aufstellung des Lehrsatzes, daß man Ketzern kein Versprechen zu halten habe. — Auch ward die Communion unter einerlei Gestalt in der römischen Kirche auf dieser Synode gesetzlich gemacht.

Die dritte sehr berühmte Synode des 15. Jahrhunderts, welche die Reformation der Kirche bezweckte, war die zu Basel, welche am 14. Dec. 1431 eröffnet, und nach manchen merkwürdigen Ereignissen den 16. Mai 1443 geschlossen ward. Sie war freilich anfangs vom Papste Eugenius IV. berufen, zerfiel aber noch vor der ersten förmlichen Sitzung mit ihm, und obgleich mit diesem nachher durch die Bemühungen des Kaisers Sigismund eine Aussöhnung bewirkt ward, so dauerte diese doch nur eine kurze Zeit, und die Synode nahm bald eine Oppositionsstellung gegen den Papst an. Dies bewog letztern, das Concilium zu Basel für ungiltig zu erklären, und ein neues zu Ferrara (1438) und bald darauf (1439) zu Florenz zu versammeln. Allein ein Theil der zu Basel versammelten Väter blieb daselbst, wofür diese von dem Papst in den Bann gethan wurden. Das Concilium setzte nun zwar den bisherigen Papst ab und ließ einen neuen erwählen, allein es hatte nicht Kraft genug, letzterem Ansehen zu verschaffen, und dieser sah sich genöthigt, seine Würde niederzulegen. Die Tendenz der Baselschen Decrete ging dahin, die Macht des Papstes zu beschränken, und dem römischen Stuhle manche von ihm unrechtmäßig in Besitz genommene Quellen seiner Einnahme, z. B. Annaten, Expectativen u. s. w. zu entziehen.

Das im J. 1439 unter Eugenius IV. zu Florenz gehaltene Concilium bezweckte eine Vereinigung der abendländischen und griechischen Kirche. Der griechische Kaiser Constantinus Paläologus und der constantinopolitanische Patriarch Josephus waren selbst zugegen, und es ward wirklich eine Art von Union urkundlich abgeschlossen. Josephus starb aber gleich darauf, und der neu erwählte Patriarch, so wie ein großer Theil der griechischen Bischöfe wollte von der Vereinigung nichts wissen. So entstand ein Unterschied zwischen den unirten und nicht-unirten Griechen, der noch fortdauert. Letztere nennen sich die orthodoxe Kirche.

Die Reformation hatte das berühmte Concilium zu Trident, welches, freilich mit manchen Unterbrechungen und Jahrelangen Ferien von 1545 bis 1563 gehalten ward, zur Folge. Auch die Protestanten hatten sich anfangs von einem Concilio viel versprochen und darin ein Mittel gesehen, eine allgemeine Reformation der christlichen Kirche zu bewirken. Darum hatten denn auch die protestantischen Fürsten auf ein Concilium beständig gedrungen, zu welchem auch sie ihre Repräsentanten zu schicken geneigt waren. Doch sahen sie bald, daß es für

Digitized by Google

sie eine sehr gefährliche Sache sey, sich auf ein päpstliches Concilium einzulassen, und verweigerten daher unter den vorwaltenden Umständen ihren Beitrit, ja es kam noch während des Concilii zu einem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und den protestantischen Ständen Teutschlands, welcher unter dem Namen des schmalkaldischen Krieges in der Geschichte bekant ist. Geschichtlich genommen ward eigentlich nur die katholisch-italienische Geistlichkeit zu Trident repräsentirt, denn zwei Drittheile der Stimmenden bestanden aus italienischen Bischöfen. Indessen wird von der katholischen Kirche dies Concilium, welches vom Papst Pius IV. 1564 ist confirmirt worden, als allgemeingiltig und wenigstens in Rücksicht der Glaubenssätze, welche, insofern sie streitig waren, auf das genaueste bestimt wurden, als allgemein verbindend betrachtet.

Was ferner die Nationalconcilien betrifft, so findet man solche in Teutschland, Spanien, Frankreich, Italien und England. Sie waren häufig Reichstage, auf welchen auch kirchliche Gegenstände verhandelt wurden. Wichtig sind die teutschen Nationalconcilien, da sie zu den lange noch nicht genug benutzten Quellen des teutschen katholischen Kirchenrechts gehören. Die vollständigste Samlung aller in Teutschland gehaltenen Concilien ist die von den Jesuiten Schannat, Hartzheim, Scholl und Neißen Coloniae 1759—1775 in 10 Folianten besorgte Ausgabe. Hiezu kam noch als 11. Theil ein Index Quintuplex von Hasselmann, Coloniae 1790. — Unter den französischen Nationalconcilien ist besonders merkwürdig das zu Paris im J. 1811 gehaltene Nationalconcilium, welches aus mehr als 100 Bischöfen bestand und durch die gespanten Verhältnisse Napoleons mit dem Papste bewirkt ward. Es sollte die Aufgabe lösen, die gallicanische Kirche vom Papste gänzlich unabhängig zu machen. Das Concilium ward eröffnet am 17. Juni. Da aber Napoleon sah, daß es seinen Absichten nicht entsprach, löste er es schon am 10. Juli wieder auf. — Das jüngste Nationalconcilium ist das ungarische, welches 1822 zu Presburg gehalten wurde. Die Diöcesansynoden der katholischen Kirche, welche nach der Verordnung des Tridentiner Concilii jährlich sollten gehalten werden, sind in neuern Zeiten ziemlich in Vergessenheit gekommen, hie und da wol durch die Schuld der Bischöfe, welche den übrigen Clerus gern von der Regirung der Kirche entfernten.

In der Lutherischen Kirche haben nie bedeutende Kirchenversamlungen statt gefunden. Dagegen hat die von den Reformirten zu Dordrecht vom 13. Nov. 1618 bis zum 29. Mai 1619 gehaltene Synode wegen der Menge der Länder, aus welchen Deputirte zugegen waren, ein großes Aufsehen erregt, und ist deshalb mit dem Namen einer allgemeinen Synode bezeichnet worden. Sie ist immer merkwürdig, weil sie die einzige in der protestantischen Kirche ist, welche an die alten ökumenischen Synoden erinnert. Sie ward gehalten zur Beilegung der über den Partikularismus in der Gnadenwahl zwischen den Arminianern und Gomaristen entstandenen Streitigkeiten. Die harte Lehre von einer absoluten Prädestination siegte, und die mildere des Arminius wurde verdamt. — Die protestantischen Synoden, welche in mehren Ländern bestehen, und welche zum Theil schon seit der Reformation eingerichtet wurden, sind nur örtlich, und können daher die ganze protestantische Kirche, der es überhaupt an der nöthigen Verbindung fehlt, nicht repräsentiren, haben auch nicht den Zweck, über die Religionslehre und kirchliche Verfassung etwas zu bestimmen. Für sie ist der Name Synoden, nicht Concilien üblich. In den neuesten Zeiten hat man in mehren protestantischen Ländern, namentlich im Preußischen und Baierschen versucht, durch größere Ausbildung des Synodalwesens in Presbyterien, Kreissynoden, Provinzialsynoden bis zur Landessynode hinauf, der evangelischen Kirche eine Repräsentation zur leichtern und glücklichern Erreichung ihres Zwecks zu verschaffen. Diese Synodaleinrichtung hat aber an der Consistorialverfassung große Hindernisse gefunden. (*D. Gustav Friedrich Wiggers.*)

Concordat s. am Ende der Nachträge.

CONECTE (Conette), Thomas, P., geb. zu Rennes in Bretagne, war außerordentlich berühmt als Sittenprediger seiner Zeit (im 14. Jahrh.). Er gehörte zu den Karmelitermönchen und reiste meist in Gesellschaft mehrer seiner Ordensbrüder, und zwar auf einem Esel reitend umher, um die ungezügelten Sitten der Weltkinder zu verbessern. Als er unter andern auch in das Walliserland nach Sirone kam, in der Gegend von Sillen (Sion) gelegen, fing er daselbst eine Verbesserung des dortigen Karmeliterklosters an, die auch guten Erfolg hatte. Zur Aufrechthaltung seiner neuen Ordnung ließ er mehre Mönche seines Gefolges im strenger eingerichteten Kloster zurück, die durch ihren Eifer das begonnene Werk glücklich weiter führten. An einigen andern Orten that er dasselbe mit gleich gesegnetem Erfolge, z. B. in einem toscanischen Waldkloster: vor allem aber gelang ihm seine Reform in dem Karmeliterkloster zu Mantua. Auch hier ließ er einige seiner französischen Mönche zurück, das mit der schnell erwachte Eifer nicht eben so schnell wieder erkalten möchte. Sein Werk gedieh hier besonders. Die eifrigen mantuanischen Mönche brachten bald eine Vereinigung mit dem Kloster zu Sirone zu Stande und so bildete sich die eigene Congregation der Karmeliter von Mantua im J. 1424, was sich daraus ergibt, daß die neue Congregation bereits 1425 ihr erstes Generalcapitel halten konte. Über die Congregation selbst muß unter dem Art. Karmeliter gehandelt werden. Zwar ist dem P. Thomas die Ehre, Stifter dieser Karmeliter-Abtheilung zu seyn, von nicht wenigen, auch sogar von Schriftstellern seines eigenen Ordens abgesprochen worden; einige suchen diese Ehre dem florentinischen P. Johann Lapez, andere dem P. Albrecht von Toscana nebst seinem Gehilfen, dem seligen Angelus Augustin zuzuwenden: man wird aber die wahre Ursache ihres zuweilen etwas zu erkünstelten Widerspruchs leicht entdecken, wenn man die letzten Unternehmungen und Schicksale des eifrigen Thomas kennen gelernt hat. Schon der Umstand, daß in allen diesen verbesserten Klöstern im Anfange nur französische Mönche, die als Begleiter des Thomas und als Stützen der neuen Congregation in dem größten Ansehn standen, zu Vorstehern gewählt wurden, würde ein nicht geringes Zeugniß für Thomas Conette liefern, dem in den Augen

Digitized by Google

mancher Befangenen seine letzten Wagstücke, die zu Ketzereien gemacht wurden, großen Eintrag thun mußten. — Unterdessen hatte sich der eifrige Thomas nicht nur um die Verbesserung seiner Ordensbrüder bekümmert, sondern sich auch an die Weltkinder gewagt. Je höher sein Beifall stieg, den er sich durch seine feurigen Predigten erwarb, desto glühender, wie gewöhnlich, wurde seine Lust, ins Große zu wirken. Unter solchen Bestrebungen war er mit seinen Genossen, die ihm nie fehlten, 1428 auch nach Flandern und Artois gekommen. Hier stieg sein Ruhm als gewaltiger Sittenprediger so hoch, daß oft gegen 20,000 Menschen versammelt waren, die seine Bußermahnungen wenigstens mit anhören wollten, und es ging so weit, daß der Eiferer gegen die üppige Lust der Welt an einem zu dem Ende vorgerichteten Seile in der Mitte der Kirche aufgehangen wurde, damit seine Rede möglichst von Jedermann vernommen würde. 1432 hatte der nun berühmte Bußprediger, dessen Leben mit seinen Worten übereinkam, auf seinem Esel einen feierlichen Einzug in Lyon gehalten, und die Stadt wurde plötzlich so fromm, daß es heißt, die vornehmsten Frauen der Stadt und der Umgegend hätten sich beeifert, ihm ihren Putz und Schmuck zuzutragen, damit er diese gefährliche Weltpracht auf einem dafür errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrennen könne; ja selbst die Spieler und Schlemmer schätzten sich glücklich, wenn sie seinem Esel einige Haare ausziehen und sie als ein werthes Kleinod verwahren konten. So viel Erfolg mußte ihn freilich zu dem Größten entflammen, und er nahm sich noch in demselben Jahre vor, eine Reise nach Rom zu thun, in keiner andern als der etwas gewagten Absicht, um daselbst, wie er offen sagte, Papst und Cardinäle zu verbessern. Seine Predigten in Rom waren auch keineswegs Schmeicheleien für die obersten Führer der Kirche, vielmehr griff er die Sitten des damaligen päpstlichen Hofes so gewaltig an, daß man sich berechtigt glaubte, ihn der Glaubensirrthümer, ja offenbarer Ketzereien anzuklagen. Jemehr damals der Papst mit andern kirchlichen Dingen zu kämpfen hatte, desto unwillkommener mußte ihm ein so völlig rücksichtsloser Redner in seiner eigenen Stadt seyn, und Eugen IV. ließ ihn in das Gefängniß werfen. Der Cardinal von Rouen, damaliger Beschützer des Karmeliterordens, und der Cardinal von Navarra erhielten den Auftrag, ihm den Prozeß zu machen. Thomas wurde zum Feuertode verdamt, und das Urtheil wurde auch öffentlich in Rom 1433 an ihm vollzogen. — Kein Wunder also, daß mehre Schriftsteller dem Verketzerten und Hingerichteten in der Folge auch die Ehre zu entziehen sich bestrebten, die ihm auf alle Fälle gebührt. Thomas fand aber auch seine Vertheidiger, und zwar selbst bedeutende Männer seines Ordens. Unter diese gehört Lezana in seinen Annalen des Karmeliterordens und vor allen Baptista Spagnoli, genant der Mantuaner, ein anerkant frommer und zu den höchsten Ordensehren gelangter Mann, welcher die Flammen des Thomas mit dem Feuertode des heiligen Lorenz vergleicht und ausdrücklich hinzufügt, daß nur der Haß gegen den frommen Eiferer, der mit zu großer Freiheit die Laster gestraft habe, ihm den Tod brachte. (*G. W. Fink.*)

CONFRONTATION [1]) ist der gerichtliche Act, wodurch Personen, die in ihren Aussagen sich widersprechen, einander entgegengestellt werden, damit der Richter am sichersten erforschen kann, welche dieser Aussagen am glaubwürdigsten ist, und der Lügner selbst zur Angabe der Wahrheit genöthigt werde. Sie ist als ein prozessualisches Mittel, das im Strafprozesse angewendet wird, nur durch den Gerichtsgebrauch, jedoch schon im 16. Jahrhundert [2]) ausgebildet worden, und ist selbst seit dem Aufhören der Öffentlichkeit durch das Bedürfniß veranlaßt, wahrscheinlich zuerst da, wo Mitschuldige gegen einander aussagten. Sie ist ein sehr ungenügendes Surrogat der Öffentlichkeit, denn die abweichend deponirenden Zeugen werden dem Angeschuldigten bei der Confrontation doch erst später im Prozesse, nachdem die Zeugen früher schon öfter bei Gericht ihre Angaben zu Protokoll erklärten, vorgestellt; hier befindet sich häufig der Zeuge, der schon eidlich ausgesagt hat, in einer Zwangslage, indem er durch die Zurücknahme der Aussage bei der Confrontation zugleich seine frühere Lüge und selbst seinen Meineid gestehen müßte, und daher lieber auf dem einmal Ausgesagten beharrt, während er, wenn er sogleich anfangs in Gegenwart des Angeschuldigten ausgesagt hätte, eher Bedenken getragen haben würde, die Lüge auszusprechen; auch entbehrt bei der Confrontation der Angeschuldigte das Mittel, in dem Interesse seines Unschuldsbeweises geeignete Fragen an den Zeugen zu stellen, welche, wenn sie hätten einflußreich seyn sollen, schon bei der ersten Vernehmung des Zeugen hätten gestellt werden müssen. — Die Vortheile der Öffentlichkeit in Bezug auf den urtheilenden Richter können durch Confrontation gar nicht erreicht werden; denn das lückenhafte Protokoll, welches über den Confrontationsact aufgenommen wird, ist doch nur ein Product der Individualität des Inquirenten und der Eindrücke, welche die Confrontation auf ihn gemacht hat; nie aber lernt der urtheilende Richter das wirkliche Benehmen beider einander entgegengestellten Personen kennen, und doch würden aus der Art, mit welcher der Angeschuldigte auf die ihm gemachten Vorhaltungen sich beträgt, und aus der Festigkeit, mit welcher der Zeuge seine Aussage dem Angeschuldigten vorhält, gewichtige Schlüsse abzuleiten seyn. — Noch weniger haben aber manche Juristen [3]) die Bedeutung der Confrontation erwogen, wenn sie dies Mittel völlig verbannen und an dessen Stelle die Einrichtung setzen wollten, nach welcher dem Angeschuldigten nur aus dem Protokolle die abweichenden, anschuldigenden Aussagen vorgelesen werden sollten. Nur das persönliche Entgegenstellen beider in den Aussagen abweichenden Personen kann zum Ziele führen, weil man darauf rechnen kann, daß eine große Schamlosigkeit [4]) dazu gehöre, einem Zeugen, der mit Festigkeit jemanden der Lüge beschuldigt, noch in der Lüge verharrend entgegenzutreten, und weil man auch auf die psychologische Wahrnehmung rechnet, daß durch dies

1) Tabor de confrontat. Giess. 1663. auch in seinen oper. II. nro. 5. Kleinschrod Abh. aus dem peinl. Rechte. 1. Thl. Nr. 3. 2) S. daher schon J. Clarus obs. qu. 45. nro. 14. 3) S. B. Kleinschrod in den Abhandl. I. S. 157. 4) Simon bei Crim.-Verf. §. 2044—48. Pfister Criminalfälle V. S. 521.

Digitized by Google

unvermuthete Vorstellen des Zeugen, bei dessen Anblick das Gewissen mahnend an das verübte Verbrechen erinnert, der Angeschuldigte erschüttert und in eine solche Stimmung gesetzt werde, in welcher er der Auffoderung, Wahrheit zu sagen, nicht widerstehen kann. Die Confrontation hat aber auch den Vortheil, daß man dabei den Zeugen selbst und seine Wahrhaftigkeit näher kennen lernt, und im Interesse der materiellen Gerechtigkeit gewint hier der Stat selbst das Mittel, daß der Zeuge zuweilen durch das Schamgefühl, seine Lüge dem Inculpaten in das Angesicht zu sagen, bewogen, die unwahre Aussage zurücknimt, oder doch durch die vom Angeschuldigten gemachten Bemerkungen veranlaßt wird, die Angabe näher zu berichtigen. Alle diese Vortheile können durch bloßes Vorlesen magerer Stellen aus diesen todten Protokollen nicht gewonnen werden [5]). Die Besorgnisse, welche man oft gegen die Confrontation äußert, z. B. wegen der darin liegenden Suggestionen, sind grundlos und beruhen theils auf einer irrigen Ansicht, welche alle Suggestionen als nachtheilig betrachtet, theils fodern sie nur, daß der kluge Inquirent mit Vorsicht und nicht zu voreilig die Confrontation vornehme. Über die Bedeutung der Confrontationen im Strafprozesse kommen übrigens häufig sehr irrige Ansichten vor, insbesondere die, daß in jeder Confrontation etwas Schimpfliches oder Kränkendes für denjenigen liege, welcher confrontirt werden soll; daher hat man eine eigene Vertheidigung zur Abwendung der Confrontation ersonnen, von welcher die bessere Praxis nichts mehr weiß [6]); auch ist es irrig, wegen dieser Ansicht von der Schimpflichkeit oder wegen des Lästigen, das unter bestimten Umständen darin liegt, wie man mit gewissen Individuen confrontirt wird, gewisse Personen von der Confrontation zu befreien. Auch der vornehme Zeuge kann nicht verweigern [7]), mit einem an Range tief unter ihm Stehenden confrontirt zu werden, weil er wegen seines Ranges (insofern nicht Landesgesetze bei bestimten höheren Ständeklassen eine Ausnahme machen) nicht von der Pflicht, Zeuge zu seyn, befreit wird, und theils der Stat die Aussage eines jeden Zeugen erst als völlig beweisend betrachtet, wenn der Zeuge dem Angeschuldigten die Aussage fest und kräftig ins Angesicht wiederholt, theils der Angeschuldigte ein Recht hat, zu verlangen, daß selbst im Interesse seiner Vertheidigung ein Zeuge, der gegen ihn aussagt, ihm auch gegenüber gestellt wird. Wenn man dagegen behauptet [8]), daß Eltern und Kinder, Ehegatten, Geschwister ꝛc. nicht gegeneinander confrontirt werden dürften, so verwechselt man die Verhältnisse und erwägt nicht, daß diese Freiheit von der Confrontation nur die Folge der gesetzlichen Befreiung von dem Zeugnisse ist, und es komt dabei wieder darauf an, ob das Landesgesetz absolut ausspricht, daß z. B. Eltern und Kinder, und Ehegatten gegeneinander nicht Zeugen seyn dürften (z. B. wie dies im französischen Rechte ausgesprochen ist), oder ob nur erklärt ist (z. B. im baierschen Gesetzbuche), daß solche Personen nicht schuldig seyen, gegen einander Zeugen zu seyn. — In dem letzten Falle muß der Verwandte, welcher von dem Rechte, Zeugniß zu verweigern, nicht Gebrauch machen will, auch mit den Personen, gegen welche er zeugte, sich confrontiren lassen; im ersten Falle kann ebenso wenig die Confrontation gestattet seyn, als von dem Zeugnisse Gebrauch gemacht werden darf. — Die Confrontation komt entweder vor 1) zwischen dem Angeklagten und einem Zeugen, oder 2) zwischen mehren Mitschuldigen, oder 3) zwischen mehren Zeugen. — In Bezug auf die erste Art muß vor der Ansicht gewarnt werden, nach welcher man die Confrontation oft nur als Mittel betrachtet, den läugnenden Angeschuldigten zum Geständniß zu bringen; danach würde sie nur von dem Richter im Interesse der Entdeckung der Schuld erkant werden müssen, während richtiger auch der Angeschuldigte das Recht hat, zur Führung seiner Vertheidigung die Confrontation zu fodern, was zuweilen sehr wichtig werden kann [9]), da oft der Zeuge im Irrthum über die Person des Angeschuldigten sich befindet, und dann erst, wenn er selbst den Inculpaten nahe sieht, von seinem Irrthum sich überzeugt, und in anderen Fällen erst ein genaueres Besprechen oder der Umstand, daß der Inculpat den Zeugen auf kleine Nebenumstände des Vorfalls erinnert, dem Zeugen die wahre Beschaffenheit der Sache in das Gedächtniß ruft und daher zur Berichtigung des früheren Zeugnisses beiträgt. Nicht unberücksichtigt darf aber auch bleiben, daß zuweilen schlaue Inquisiten auf die Confrontation mit ihren Mitschuldigen nur deswegen dringen, damit sie Gelegenheit haben, bei der Zusammenstellung durch Zeichen mit einander sich zu verständigen. — Das alle Umstände des Falles wohl prüfende Ermessen des Inquirenten entscheidet danach sowol über die Frage: ob Confrontation vorgenommen werden soll, als auch über die Art der Vornahme am meisten. Eine zu frühzeitige Confrontation kann wol unzweckmäßig seyn, sobald der Inquirent durch dies Mittel das Geständniß des läugnenden Angeschuldigten bewirken will; wird die Confrontation da angewendet, wo schon der ganze Operationsplan den Inculpaten in eine dem Geständnisse mehr günstige Stimmung setzte, so ist auf das Gelingen des Planes eher zu rechnen; durch zu frühzeitige Confrontationen aber beraubt sich der Inquirent eines guten Mittels, und kann selbst unter Umständen durch Suggestionen nachtheilig wirken. Auf jeden Fall aber hängt die Erreichung des beabsichtigten Zweckes davon ab, daß der Inquirent insbesondere da, wo er durch Confrontation Geständnisse hervorbringen will, den Inculpaten übereile [10]), und voraus den Plan der Confrontation sorgfältig verberge, weil sonst der darauf vorbereitete Inquisit nicht leicht durch das Mittel erschüttert wird; auch fodert die Klugheit, da passend die Confrontation abzubrechen, wo der Inquirent bemerkt, daß eine dem Ge-

5) Mittermaier Handb. des peinlichen Prozesses. II. Thl. S. 202. 6) Tittmann Handbuch des peinl. Rechts. III. Thl. S. 418. 7) Grolmann Crim. §. 499. Tittmann Handbuch S. 419. — Mittermaiers Strafverfahren in den teutschen Gerichten 1. S. 286. 8) S. darüber überhaupt Berg jurist. Beobacht. 1. Bd. No. 31. Gesterding im neuen Archive des Criminalr. VI. Bd, No. 25.

9) Gans Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht von Hannover. 1. Band. 1. Heft. S. 74. 10) Kleinschrod in den Abh. a. a. O. S. 144.

Digitized by Google

ständnisse günstige Stimmung bei dem Inculpaten eintrit. Die Erfahrung lehrt, daß im Angesichte des Zeugen der Inculpat viel weniger zu dem Geständnisse gebracht wird, als es da geschehen würde, wo der Inquirent in dem geheimen Verhöre die durch die Confrontation bewirkte Stimmung benutzen, und durch zweckmäßige Fragen, Vorhaltungen und Ermahnungen den Inculpaten psychologisch zur Angabe der Wahrheit zwingen kann. Dagegen ist es wichtig, dem Zeugen, dessen man sich zur Confrontation bedienen will, voraus zu eröffnen [11]), daß er confrontirt werden soll, weil durch diese Erklärung des Richters bewogen, mancher Zeuge mehr sich faßt, seine Aussagen lieber voraus noch berichtigt, wogegen die Erfahrung wieder lehrt, daß ein völlig unvorbereiteter Zeuge, der plötzlich confrontirt wird, durch den unvermutheten Anblick des Inquisiten, durch Drohungen oder heftiges Betragen desselben so in Verwirrung gesetzt werden kann, daß der ganze Zweck der Confrontation vereitelt wird.

(*Mittermaier.*)

Congress s. am Ende der Nachträge.
Consalvi s. am Ende der Nachträge.
Consiglieri s. am Ende der Nachträge.

CONSONANZ. Die Begriffe von Consonanz und Dissonanz pflegen sowol A) in der rationalen oder akustischen Klanglehre, als auch B) in der Harmonie- oder Compositionslehre, große Rollen zu spielen.

§. 1.

A) In der rationalen Klanglehre unterscheidet man consonirende und dissonirende Klangverhältnisse oder Intervalle, (Tonentfernungen) und sagt von zwei Tönen, je nachdem der eine derselben um so und so viel höher ist als der andere, sie stehen in einem consonirenden, oder in einem dissonirenden Verhältnisse gegen einander, sie bilden ein consonirendes, oder ein dissonirendes Intervall, sie consoniren oder dissoniren, sie bilden eine Con-, oder eine Dissonanz.

Consonirend nent man nämlich ein Intervall alsdann, wenn die Zahl der Schwingungen des einen Tons zu der Zahl der Schwingungen des anderen in einem einfachen Verhältnisse steht, welches das Gehör leicht fassen und vergleichen kann; — oder mit andern Worten, in einem Verhältnisse, welches sich durch kleine Zahlen, wie z. B. 1 zu 2, oder 2 zu 3 u. dgl. ausdrücken läßt: dissonirend aber, wenn die Schwingungen in weniger einfachen Verhältnissen stehen, wie z. B. 7 zu 8, 8 zu 9, 5 zu 7, 11 zu 15 u. dgl.

Unter die Consonanzen zählt man alle diejenigen Intervalle, welche sich durch die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 ausdrücken lassen, oder, was gleichviel ist, durch deren Verdoppelungen (d. h. durch die Octaven dieser Zahlen oder Töne), mit andern Worten, die consonirenden Intervalle sind in den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 enthalten.

Die consonirenden Tonverhältnisse sind also:

1) Das Verhältniß 1:1, d. h. der Einklang, Prime, das Verhältniß zweier Töne, deren einer gerade so hoch wie der andere, also eigentlich derselbe Ton ist.
2) Das Verhältniß 1:2, d. h. wo der eine Ton doppelt so schnell schwingt wie der andere, d. h. die Octave — oder 1:4, 2:8, u. dgl. (Doppeloctave u. dgl.).
3) Das Verhältniß 2:3, wo der eine Ton zwei Schwingungen macht, indeß der andere deren drei vollbringt, d. h. die große (sogenante reine) Quinte — oder 2:6, oder 1:3, d. h. Doppelquinte (oder Quintdecime u. s. w.).
4) Das Verhältniß 3:4, d. h. die kleine (sogenante reine) Quarte (oder 3:8 Doppelquarte u. s. w.).
5) Das Intervall 4:5, große Terz.
6) Das Intervall 5:6, kleine Terz, (oder 5:12, kleine Doppelterz oder kleine Decime u. s. w.).

Alle anderen Intervalle, — also alle, welche nicht Einklang, reine Octave, große Quinte, kleine Quarte, große oder kleine Terz oder deren bloße Vergrößerungen sind, heißen Dissonanzen, also z. B. die große oder kleine Secunde, die große oder kleine Septime, die kleine Quinte, die große Quinte, und überhaupt jedes Intervall, welches nicht ohne Beihilfe einer höheren Zahl als 6 (oder deren Verdoppelungen) ausgedrückt werden kann, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 8:9, 9:10, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m. (von welchen übrigens gar viele in unserer Musik gar nicht anwendbar sind, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m.)

§. 2.

B) In der Harmonie- oder Compositionslehre pflegen die Tonlehrer die Gesamtheit aller Harmonien einzutheilen in consonirende und dissonirende, zu teutsch: wohlklingende und übelklingende.

Consonirend nent man eine Harmonie, in welcher nur sogenante Consonanzen oder consonirende Töne erklingen; — dissonirend aber jeden Accord, in welchem ein oder mehre sogenante Dissonanzen oder dissonirende Töne enthalten sind.

Consonanzen oder consonirende Töne nent man aber nur diejenigen, welche die Bestandtheile einer Dreiklangharmonie ausmachen, also den Grundton und dessen Quinte, sowie natürlich deren höhere und tiefere Octaven; und demnach ist nur die Dreiklangharmonie eine consonirende Tonverbindung; — dissonirend heißt hingegen jeder andere Ton, und dissonirend ist mithin jeder Zusammenklang, in welchem sich irgend ein anderer Ton befindet, als der Grundton, dessen Terz und die Grundquinte.

Um die eben beschriebene Eintheilung des gesamten Reiches der Töne in consonirende und dissonirende, mit dem im Artikel Harmoniefremd aufgestellten Unterschiede zwischen harmonischen und harmoniefremden Tönen zu vergleichen, mag folgendes Bild dienen:

Harmonische Töne	Grundton	Consonanzen;
	dessen Terz	
	dessen Quinte	
	dessen Septime	Dissonanzen.
Harmoniefremd	jeder andere Ton	

Das heißt: Bestandtheile einer Grundharmonie sind überall nur

11) Pfister Criminalfälle V. S. 525.

Digitized by Google

der Grundton,
dessen Terz,
dessen Quinte und
dessen Septime.

Jeder in einem Zusammenklang etwa vorkommende andere Ton ist nicht Bestandtheil der Grundharmonie, mithin harmoniefremd. Bei der Eintheilung der Töne in consonirende und dissonirende werden nun die drei ersten Arten von harmonischen Tönen,

der Grundton,
dessen Terz und
dessen Quinte

in die eine Klasse, unter dem Namen Consonanzen, geordnet, und dieser steht, unter dem Namen Dissonanzen, die andere Klasse gegenüber, welche a) die vierte Gattung harmonischer Töne, die Septimen, so wie auch b) sämtliche harmoniefremde Töne begreift.

Da die Klasse der Dissonanzen theils aus harmonischen, theils aus harmoniefremden Tönen besteht, so könten die ersteren füglich harmonische Dissonanzen heißen, letztere aber harmoniefremde Dissonanzen. Statt dieser Namen ist es aber gebräuchlicher, jene wesentliche Dissonanzen, diese aber zufällige zu nennen.

§. 3.

Zuweilen kann man schon an dem Intervalle, welches ein Ton gegen einen andern bildet, an der Entfernung des einen von dem andern erkennen, daß einer derselben ein dissonirender ist, und in sofern kann man auch in der Tonsatzlehre gleichsam von dissonirenden und consonirenden Tonentfernungen sprechen.

Von zwei Tönen nämlich, welche gegeneinander irgend eine andere Tonentfernung bilden, als eine große oder kleine Terz, Quarte, Quinte oder Sexte, (die reine Octave von selber mitverstanden) ist allemal wenigstens Einer kein Bestandtheil einer Dreiklangharmonie (s. meine Theorie d. Tonsetzkunst, 2 und 3te Aufl. §. 60. 61.) und mithin ein dissonirender Ton. Denn man verlege die Töne, woraus ein Dreiklang besteht, auf alle mögliche Arten: nie werden zwei derselben eine Septime, eine Secunde, oder irgend ein vermindertes oder übermäßiges Intervall gegen einander bilden, sondern immer nur große oder kleine Terzen oder Sexten, und große oder kleine Quarten oder Quinten; und jeder Accord, in welchem zwei Töne klingen, die irgend ein anderes Intervall gegen einander bilden, ist allemal ein dissonirender.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß das eben angegebene Kennzeichen ein blos negatives ist, und daß sich also nicht auch umgekehrt sagen läßt, zwei Töne, welche um eine große oder kleine Terz, Sexte u. s. w. von einander abstehen, seien allemal beide Consonanzen; denn z. B. in der ersten Verwechselung der Harmonie g^7 bilden der Baßton B und der Ton f eine große oder reine Quinte, und doch ist dies f, als ursprüngliche Septime, dissonirend; und folglich kann man nicht im Allgemeinen sagen: „die Quinte ist keine Dissonanz, sondern eine Consonanz."

Es läßt sich, fürs Zweite, aus der Entfernung zweier Töne von einander noch weniger erkennen, welcher von beiden der dissonirende ist, oder ob nicht etwa gar beide Töne Dissonanzen sind. Man hüte sich daher, es für wörtlich wahr zu halten, wenn man — (freilich häufig genug!) sagen hört „ein Ton, welcher um eine übermäßige Quinte oder Secunde höher ist als der andere, ist eine Dissonanz," oder kurz: „die übermäßige Secunde oder Quinte u. dgl. ist eine Dissonanz." Man nehme nur, z. B. der Accord (As d f h). Hier bildet die eigentliche Terz h gegen den Baßton eine übermäßige Secunde; aber nicht diese übermäßige Secunde h, sondern der Baß selber ist der dissonirende Ton. — Man setze dieselbe Harmonie in die dritte Verwechselung (f as h d), so bilden f und as eine kleine Terz, und hier sind beide Töne Dissonanzen, das f als Grundseptime, das as als kleine None des Grundtones.

Also nur in dieser Beschränkung und folglich nur so, wie wir den Satz zu Anfang dieses §. ausgedrückt haben, ist er wahr. (Vgl. m. Theorie a. a. O. §. 255. u. f.)

§. 4.

Manche Tonlehrer nennen auch die Quinte des verminderten Dreiklangs dissonirend, und demnach den verminderten Dreiklang eine dissonirende Harmonie. Will man dies annehmen, so ist die im §. 2. gegebene Bestimmung dahin abzuändern: Dissonanz ist jeder andere Ton als der Grundton, dessen Terz und große Quinte: — und das in §. 3. gegebene Kennzeichen folgender Gestalt auszudrücken: von zwei Tönen, welche gegen einander irgend ein anderes Intervall als eine große oder kleine Terz oder Sexte, kleine Quarte oder große Quinte oder reine Octave (vergl. §. 1.), also eine Secunde oder Septime, eine kleine Quinte, eine große Quarte, oder sonst irgend ein übermäßiges oder vermindertes Intervall bilden, ist allemal einer ein dissonirender Ton; — wobei übrigens auch wieder die im vorigen §. bemerkten Einschränkungen nicht zu übersehen sind.

Noch andere spinnen die Unterscheidung von Con- und Dissonanzen noch mehr ins Feine, und unterscheiden vollkommene und unvollkommene Consonanzen und dergleichen Dissonanzen, und wieder alterirte Dissonanzen, Hauptdissonanzen, Nebendissonanzen, Pseudoconsonanzen, Pseudodissonanzen u. s. w., — und hadern dann wieder unter sich darüber, was in diese, was in jene Abtheilung und Unterabtheilung zu rechnen sey.

§. 5.

Obgleich die ganze Unterscheidung von Consonanzen und Dissonanzen in der Kunstlehre keineswegs einen wirklich reellen Werth hat, indem wir, (wie ich a. a. O. und namentlich in der Anmerkung zum §. 103. ausführlich nachgewiesen habe) auch nicht einen einzigen, von allen Dissonanzen und nur von Dissonanzen geltenden Lehrsatz aufzustellen haben, — oder etwa von allen Consonanzen und allein von solchen; vergl. die Artikel Vorbereitung und Auflösung, — wir also der ganzen Distinction von

Digitized by Google

Consonanzen und Dissonanzen füglich ganz entbehren könten; so hat dieselbe doch immerhin einen Nutzen als Bereicherung unserer Kunstsprache, indem uns das Kunstwort Consonanzen immerhin einen gemeinschaftlichen Namen darbietet für Grundnote, eigentliche Terz und Quinte, — das Wort Dissonanz aber einen Namen für jeden Ton, welcher nicht der Grundton, nicht dessen Terz und nicht Quinte desselben, sondern irgend etwas anderes ist.

(*Gfr. Weber.*)

Constrictor (Reptilia) s. Constrictores.

CONSTRICTORES, Oppel (Reptilia) Den Namen einer Art Boa (Boa constrictor) hat Oppel benutzt, um den für eine Familie der Schlangen zu bilden, welche sich durch einen dünnen, runden Schwanz, Mangel der Giftzähne und durch Spornen am After auszeichnet. Sie enthält nur die Gattungen Boa und Eryx.

(*D. Thon.*)

CONTARINI, Gasparo, geb. zu Venedig den 16. Oct. 1483, gest. zu Bologna am 24. Aug. 1542. Nach vollendeten Studien in Padua widmete er sich dem Dienste der Republik, die ihn 1521 an Karl V. sendete. Er traf den Kaiser in Worms an, und begleitete ihn über Flandern und England nach Spanien. Bei seiner Zurückkunft erstattete er, der weisen Vorschrift gemäß, dem Senate einen umständlichen Bericht über seine fast fünfjährige Gesandtschaft, während welcher die erste Weltumschiffung auf spanische Kosten vollbracht ward, und Franz I., König von Frankreich, in Madrid als Gefangener erschien. Die Republik verlieh ihm das Amt eines Savio di Terraferma, doch lehnte er Krankheits halber das Capitaneato di Brescia ab. Die Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich, oder vielmehr zwischen den Beherrschern dieser beiden Reiche dauerte fort. Es war zur Zeit des zweiten Krieges zwischen beiden Fürsten, zu dessen Hauptschauplatz die italienische Halbinsel wiederum dienen sollte. Bekant ist der Antheil, den die einzelnen italienischen Staten daran nahmen, und die Ungeduld des Papstes, aus dem mehrmonatlichen Verhaft auf der Engelsburg sich zu befreien. Der heilige Vater entfloh nach Orvieto, von da nach Viterbo, wohin noch in demselben Jahre (1527) Contarini als venedigscher Botschafter abging. In dieser Eigenschaft brachte er zu Bologna, bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Papstes mit dem Kaiser, zwischen dem letztern und Venedig den Frieden zu Stande, der am 23. December 1529 [1]) unterzeichnet ward. Dadurch erwarb er sich die Ernennung zum Savio grande, und bekleidete in der Heimath, wie seine Ahnherren seit Jahrhunderten, nach und nach die übrigen höhern Statswürden. Nachdem er unter andern Capo de i Dieci [2]) gewesen, wohnte er eben als Präsidente al Capello einer Sitzung des großen Rathes bei, als ein Eilbote die Nachricht überbrachte, Clemenzens Nachfolger, Paul III. (Farnese) habe ihn am 21. Mai 1535 zum Cardinal ernant. So überraschend der Welt diese Ernennung eines Nichtgeistlichen seyn mußte, um so mehr fand er sich, seine zahlreichen Angehörigen, ja selbst die Republik dadurch geehrt. Bei seiner Durchreise erhielt er in Perugia in einem dieserhalb gehaltenen, öffentlichen Consistorio das Barrett aus den Händen des Papstes, dem er bald darauf, mit rücksichtslosem Eifer, Verbesserungen vorschlug, die, seiner Ansicht nach, in dem Kirchenregiment täglich dringender wurden. Dem zu Folge erhielt er den Auftrag, mit Zuziehung einiger von ihm dazu vorgeschlagenen, höhern Geistlichen [3]) sich dem ernsten Geschäfte einer Reform zu unterziehen. Die würdigen Männer mögen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, da sie nur einige wenige von den eingewurzelten Gebrechen aus dem Wege zu räumen vermochten [4]), ohne jedoch Luthers begonnenes großes Werk entbehrlich zu machen. Bei seinem feierlichen Einzuge in Rom, nach seiner Rückkehr aus Tunis den 6. April 1536, setzte der Kaiser Karl V. seinem alten bekanten Contarini ein Jahrgehalt von 800 Ducati d'oro auf die Kirche zu Pampelona, im Königreiche Navarra, aus [5]). Dieses Wohlwollen veranlaßte den Papst, ihn nach Nizza mitzunehmen, wo Paul III. am 18. Juni 1538 als Vermittler zwischen dem anwesenden Kaiser und Franz I. einen zehnjährigen Waffenstillstand zu Stande brachte. Aus demselben Grunde ging der Cardinal als Legat zum Reichstag nach Regensburg, um den daselbst im J. 1541 fortgesetzten Conferenzen zwischen den katholischen und den protestantischen Theologen beizuwohnen, die zur Absicht hatten, eine Vereinigung der beiden Parteien hervorzubringen. Alle Bemühungen blieben fruchtlos; denn sie führten am Ende nichts weiter herbei, als das Interim [6]), das, genau genommen, niemanden

1) *P. Daru, Histoire de la République de Venise III. p.* 575. 2) S. seine „Lettera a M. Trifone Gabriele in *Vita del Cardinale Gasparo Contarini scritta da Monsignor Lodovico Beccatello alla quale si fanno succedere alcune Aggiunte spettanti alla medesima* In Brescia MDCCXLVI. della stampa di Gian-Maria Rizzardi. fl. fol. p. 57. Außer diesem von dem Cardinal A. M. Querini herausgegebenen Werke gibt es noch zwei ausführliche Lebensbeschreibungen des Cardinals Gasvar Contarini, und zwar 1) in *Johan. Casae (Giovanni della Casa) latina monimenta. Florentiis* 1564. 4. und 2) *La vita del Cardinale Gaspare Contarini gentiluomo veneziano scritta da monsig. Lodovico Beccadelli bolognese.* Venezia, tipografia Alvisopoli 1827. 8. Von der letzten wird in *da Rio Giornale dell' Italiana letteratura, Padova* 1828. *Tomo* LXV. *p.* 89. gesagt: „e questa non è che una ristampa, ma ripulita e corredata di breve note a cura del diligentissimo sig. *Bartolommeo Gamba*, per accrescere onori alla memoria di uno fra li più illustri Italiani del tempo suo, morto in Bologna nel 1542 in qualità di Legato pontificio nell' età d'anni 59 colmo di gloria e per ambascerie, e per eloquenza, e per varia dottrina, e per opere date e stampe" 3) „Delecti fuerunt, Caspar Contarenus, Petrus Theatinus, Jacobus Sadoletus, Remigaldus Polus cardinales, Fridericus archiepiscopus Salernitanus, Hieronymus Alexander archiepiscopus Brundusinus, Joh. Matthaeus episcopus Veronensis, Gregorius Venetus abbas et Thomas Pelatii sacri magister. Hi demum habita deliberatione, scriptorem omnem complectentur, magnis laudibus extollunt ob studium veritatis." *Joh. Sleidani Commentariorum de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, libri* XXVI. Argentorati MDLV. 8. p. 22 et 323. 4) Darum nennt Robertson diese Reform eine einseitige. S. dessen Geschichte der Regirung Karls V. Braunschweig 1770. II. S. 548. 5) *Beccatello* l. c und Robertson a. a. O. II. S. 507. 6) In der *Biographie universelle*, Paris, Michaud, Tome IX, p. 501. Article: Gaspard Contarini, wird, selbst genug, das Interim mit dem Concordien-

Digitized by Google

recht zufrieden stellte [7]). Nach aufgehobenem Reichstage begleitete der Cardinal den Kaiser nach Mailand, und ward darauf 1542 zum Statthalter in Bologna (Legato di Bologna) ernant, wo ihn der Tod übereilte [8]), ehe er den ihm aufs neue zugedachten Gesandtschaftsposten bei Karl V. antreten konte. In der prachtvollen Familiengruft des Oratorio di San Maria dell' Orto zu Venedig siehet man seine von Alessandro Vittoria gearbeitete Marmorbüste [9]). Die milden Züge dieses schönen Bildes drücken den überall aussöhnenden Charakter des Mannes aus, den die blinden Eiferer beschuldigten, nicht kräftig genug die Absichten des heiligen Stuhls befördert, und die verderblichen Grundsätze der von ihnen sogenanten Ketzer bekämpft zu haben. Nichts desto weniger nent sein berühmter Landsmann Bembo [10]), der ihm seine Ernennung zum Cardinal verdankte, Gaspar Contarini die erste Säule und Stütze der römischen Kirche. Ausgemacht bleibt es, daß er zu den ausgezeichneten Männern gehört, mit denen Paul III. sich zu umgeben wußte [11]). Selbst protestantische Theologen rühmten es ihm nach, daß, hätten sich nur sechs so friedfertige katholische Geistliche bei den Berathungen zu Regensburg gefunden, der beabsichtigte Zweck erreicht worden wäre. Von seinen praktischen Fähigkeiten hatte er in den ihm anvertrauten Ämtern vielfache Beweise gegeben, wobei ihm eine große Erfahrung der Welthändel, musterhafte Sitten [12]), tiefes und mannigfaltiges Wissen [13]) zu Statten kamen. Seine Studien waren vielseitig; denn sie umfaßten nicht nur die Classiker, sondern auch die Mathematik, die Sternkunde, die Physik, die Weltweisheit und die Theologie, wobei er vorzüglich den Ansichten der Peripatetiker und des Plato, des Aristoteles und des heiligen Tommaso von Aequi huldigte. Mit entschiedener Vorliebe verehrte er Altgriechenland und pflegte zu sagen: man müsse nicht nur den Griechen, als unseren Brüdern, sondern aus Dankbarkeit selbst den Steinen dieser Wiege der Wissenschaften und Künste wohlthun. Die heutigen Philhellenen führen dies zu seinem Ruhme an [14]). Bei seinen zahlreichen Schriften ist der Stoff niemals der bloßen Einkleidung aufgeopfert; weswegen sie mehr durch die strenge Ordnung eines regelgerechten Vortrages, als durch äußern Schmuck fesseln. Nach dem Urtheile eines Kenners [15]) schrieb Contarini zwar besser Latein, als die meisten Theologen, konte sich indessen nicht mit den ersten Schriftstellern seines Zeitalters messen. Von seinen gesammelten Werken erschien eine Ausgabe unter dem Titel: Opera zu Paris 1571 in Folio, und eine andere: Venetiis, Aldus 1578. ebenfalls in Folio. Mit Übergehung der darin enthaltenen Abhandlungen: de septem ecclesiae sacramentis, confutatio articulorum Lutheri, primae philosophiae compendium, de ratione anni u. m. a. wollen wir noch der nachstehenden Schriften mit einigen Worten gedenken. Dies sind: 1) De officio episcopi. Sie enthält sehr nützliche Lehren. 2) Scholia in epistolas divi Pauli, mit guten Erklärungen der schwierigsten Stellen. 3) De praedestinatione et libero arbitrio, voll eigenthümlicher, der Meinung des heiligen Augustin entgegengesetzter Ansichten; 4) de immortalitate animae, worin die Meinung seines Lehrers Pomponaccio, als verbürge der Glaube allein die Unsterblichkeit der Sele, widerlegt wird; 5) de elementis et eorum mixtionibus libri V. Parisiis 1548. 8.; 6) de potestate pontificis. Diese Schrift findet sich öfter zusammen abgedruckt mit der 7) Conciliorum magis illustrium summa, die der Cardinal auf Veranlassung der tridentinischen Kirchenversamlung herausgab, und die mehre Auflagen erlebt hat; 8) de magistratibus ac republica Venetorum libri V. Parisiis, Vascosan 1543. 4. Unter mehren Auflagen dieses ins Italienische und Französische übersetzten Werkes zeichnen sich die Venetiis, Aldus 1589. 8., und Lugduni, ex officina Elzevir. 1626. 18. aus. Niemand wird in diesem von einem venedigschen Nobile herrührenden Werke nähere Aufschlüsse über den eigentlichen Geist und den innern Zusammenhang der Verwaltungsbehörden des venedigschen States erwarten. Sie enthält kaum mehr als eine Lobrede auf die Republik, deren Gesetze und Einrichtungen dem Verfasser das Ideal zu verwirklichen streben, das Aristoteles von einem vollkommenen State aufstellt. Wegen dieser mehr analytischen als eigentlich historischen Behandlung des Gegenstandes rechnet Ginguené [16]) den Cardinal Contarini zu den venedigschen Publicisten, während Foscarini [17]), Revedin [18]), Tiraboschi [19]) und Darü [20]) ihn zu den venedigschen Geschichtschreibern zählen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Conti s. am Ende der Nachträge.

CONTOR. (*Comptoir.*) Jede Handlung begreift einen Zusammenfluß von lauter Geschäften, die Geld

buche verwechselt. 7) Über den unglücklichen Ausfall sagt Beccatello l. c. S. 23, der in des Legaten Gefolge zu Augsburg war: „Hora il Diavolo, che sempre alle buone opere s'attravarsa, fece sì, che sparsa questa fama della concordia, che tra Catholici et Protestanti si preparava, li invidi dell' Imperatore in Germania, et fuori, che la sua grandezza temevano, quando tutti gli Alemani fusaro stati uniti, cominciarono a seminare zizania tra quelli Theologi collocutori, et dall' altra parte in Roma, che fu sempre una terra libera, dissero alcuni che mal volontieri la grandezza del Cardinal Contarino vedevano, che esso perriò in Germania era stato accetto, perche ali Luterani havava fatto carezze, et concessoli quello che non doveva; la qual cosa, ere mera calumnia." 8) „Non sine veneni suspicione, cum paulo ante Fregosus quoque mortem obiisset." *Sleidan.* l. c. p. 22, 412. 9) J. Chr. Maiers Beschreibung von Venedig. Zweite Aufl. Leipzig 1795. I. S. 343. *Guida per la città di Venezia all anuio delle belle arti opera di Giannantonio Moschini* Venezia MDCCCXV II p. 19. 10) In einem Briefe an M. Flaminio Tomarezio, abgedruckt in Beccatello l. c. S. 71. 11) *P. L. Ginguené, Histoire littéraire d'Italie.* Milan. MDCCCXX. IV, p. 64. 12) Zum Beweis sagt Beccatello a. a. O. S. 35: „Circa le cose carnali, opinione commune è, che mori vergine." 13) „Fuit vir cum primis doctus." *Sleidan. l. c.* p. 413.

14) *Revue encyclopédique.* Paris 1827. Tome XXXVI. p. 410. 15) *Secoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato del consigliere Giambattista Corniani.* Brescia, Bettoni MDCCCVI. Volume quarto, p 260. 16) a. a. O. Tome VIII. 167. 17) *Della letteratura Veneziana.* Padova 1752. fol. Tom. I. 18) *Della letteratura della Nobilità Veneziana raggionamento di Marco Foscarini, Doge di Venezia, da Antonio di Revedin.* Venezia 1826. 4. 19) *Storia della letteratura Italiana.* 20) l. c. Tome VII, p. 404.

Digitized by Google

oder Geldeswerth betreffen. Solche Geschäfte und Verrichtungen bestehen hauptsächlich in Ein- und Verkauf, Zahlung, Lagerung und Versendung, wodurch eine Menge schriftlicher Arbeiten nöthig wird; denn nicht jeder Handel wird vollzogen, sobald er geschlossen ist. Es ist auch nicht gewöhnlich, daß Käufer und Verkäufer den Werth und Gegenwerth sogleich ausliefern, selbst wenn sie bei dem Abschlusse des Handels gegenwärtig wären. Sowol die beendigten als unbeendigten Geschäfte können und dürfen daher wegen der rechtlichen Folge nicht dem Gedächtnisse allein anvertraut werden. Zugleich muß dem Kaufmanne sehr daran gelegen seyn, den Zustand seines Handelsbesitzes, dessen Bestandtheile und deren Veränderung zu wissen. Dieses und die schriftlichen Verhandlungen mit entfernten Handelsfreunden (Correspondenz) machen den größten und wichtigsten Theil der kaufmännischen Geschäfte aus, die von der Schreibstube oder dem Contor, worin sie verrichtet werden, den Namen Contorarbeiten führen. Den Bemühungen neuerer Schriftsteller, insbesondere aber den Fortschritten und Bedürfnissen des Unterrichtswesens verdankt man eine systematische Aufstellung und Ordnung der mercantilischen schriftlichen Arbeiten, mit einem Worte die Feststellung der Contorwissenschaft, welche der Inbegriff der Regeln für alle kaufmännischen schriftlichen Arbeiten ist, und in folgende drei Hauptabschnitte zerfällt: 1) in die Lehre vom Buchhalten; 2) in die Lehre vom Briefwechsel; 3) in die Lehre von den schriftlichen Ausfertigungen und Aufsätzen. Die ersten Bemühungen und Bearbeitungen waren der Buchführung gewidmet, und die Geschichte führt auf deren italienischen Ursprung zurück. Man ließ auch den Italienern die Ehre der Erfindung einer eigenthümlichen Geschäfts- und Rechnungsführung, und besiegelte dieses mit dem Namen: „Italienische doppelte Buchhaltung." Eines der ältesten Werke, welches die kaufmännische Literatur besitzt, ist: La Scuola perfetta dei mercanti etc. Venezia 1504. Es hat den Franziskanermönch Lucas Pacciolus, auch fra Pacciola da santo sepulchro genant, zum Verfasser. Das erste teutsche Werk über diesen Gegenstand ist von Joh. Gottlieb, bei Fr. Peyzus. Nürnb. 1531.

Contor, ital. contoro, franz. comptoir, ist nun das bekante und allein richtige Wort, um damit die Schreibstube der Kaufleute u. s. w. zu bezeichnen. Das aus dem Italienischen gebildete Contor ist nämlich dem Französischen comptoir vorzuziehen, weil es unserer Aussprache angemessener ist, und die meisten Kunstausdrücke in der kaufmännischen Geschäftsführung zuerst aus dem Italienischen auf uns gekommen sind. Das französische Wort Bureau komt demselben in seiner Bedeutung am nächsten, doch wird es mehr statt Amt gebraucht, und das Zimmer (der Ort) darunter verstanden, in welchem andere, als kaufmännische Geschäfte abgemacht werden, z. B. Polizei-Büreau, Post-Büreau, Zeitungs-Büreau; oder auch Addreß-Contor (Nachfrage-Amt) u. s. w.

Contor heißt aber auch die Niederlassung, ein Etablissement im Auslande, des Handels wegen. So hatten die Hansestädte ihre Contore (mit Waren-Niederlagen) in allen Ländern; so jetzt Holland, England u. s. w. in Indien. Einzelne Handlungshäuser etabliren in auswärtigen großen Plätzen, überseeischen Örtern eigene Contore, wodurch sie theils Commissions-Spesen u. s. w. sparen, theils sich mehr Gelegenheit verschaffen, an dem fremden Platze ihre Geschäfte zu erweitern. Personen, welche im Contore arbeiten, nent man im Allgemeinen Contoristen; von welchen aber einige, nach ihren verschiedenen Arbeiten, eigene Namen bekommen, als: Buchhalter, Cassirer, Correspondenten, je nachdem sie hauptsächlich die Handlungsbücher, die Geldgeschäfte, den Briefwechsel besorgen. — Die hier gebrauchte Schreibungsweise des Wortes Contor findet immer mehr Eingang. — Vergl. Leuchs in mehren Schriften; Meyer Contor-Handbuch; Süpke Einleitung in die Contorwissenschaft, Braunschw. 1827.; Schiebe die Contorwissenschaft. (*Süpke.*)

CONTRABASS. Mit diesem Namen bezeichnet man oft das große Violon oder Contraviolon (große Baßgeige, s. d. Art. Violon). Zum Theil komt der Name auch einem jeden sehr tiefliegenden, sich hauptsächlich in der sogenanten Contraoctave (sechzehnfüßigen Octave), oder wol gar noch tiefer bewegenden Basse zu. (Vergl. d. Art. Baß.) Auf der Orgel kann füglich auch jedes sechzehnfüßige Register, und noch mehr ein zweiunddreißigfüßiges, den Namen Contrabaß erhalten. (*Gfr. Weber.*)

Contrafagott s. Fagott.

Contralto, Contra-Alt oder Contralt, auch kurzweg Alt, s. Stimme

Contraoctave s. Tablatur.

CONTRAPUNKT. Dieser Kunstausdruck wird in der Musik in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Seinen Ursprung leitet er ohne Zweifel aus der Zeit her, wo die Musiknoten noch aus bloßen Punkten auf den Notenlinien bestanden, und wo man die Kunst, zu einer auf Notenlinien geschriebenen, also eine Reihe von Punkten bildenden Melodie, eine zweite Melodie, eine oder mehre andere Stimmen oder Melodien, Tonreihen oder Reihen von Punkten zu erfinden und zu schreiben, also gegen jene ersteren Punkte andere Punkte zu setzen (puncta contra puncta ponendi), die Kunst des Contrapunktes, im barbarischen Latein jener Zeit ars contrapuncti nante, oder auch kurzweg: contrapunctum, wol gar contrapunctus, ars contrapunctandi; der Künstler, welcher dieser Kunst mächtig war, hieß contrapunctista u. s. w.

Indeß der Ausdruck solchergestalt ursprünglich nichts anderes bezeichnete, als die Kunst zu einer gegebenen Melodie oder Stimme eine oder mehre andere zu erfinden, so wurde er in der Folge bald auch zur Bezeichnung der Tonsetzkunst überhaupt gebraucht, und insofern als gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Composition (s. d. Art.).

Außerdem pflegte man aber auch die zu der ursprünglichen Stimme gesetzten Punkte oder Stimmen selbst, die Gegenpunkte, contrapuncta, oder kurzweg den Contrapunkt zu nennen, in dessen Gegensatze jene ursprüngliche oder gegebene Melodie oder Stimme mit dem Namen cantus firmus, feste, feststehende Stimme oder Melodie, fester Gesang genant zu werden pflegte. Wenn z. B. zu der Melodie (Fig. 1.) die zweite

Digitized by Google

(Fig. 2.) gesetzt wurde, so wurde diese letztere der Contrapunkt des cantus firmus (Fig. 1.) genant.

Nicht selten aber wird unter dem Ausdrucke „der Contrapunkt", auch das aus dem cantus firmus und der oder den dazugesetzten Stimmen zusammen entstandene Ganze verstanden, und also, um die vorstehenden Beispiele beizubehalten, der zweistimmige Satz (Fig. 3.) ein Contrapunkt genant.

Insbesondere entwickelte sich aber in der Folge die Unterscheidung vom einfachen und vom doppelten Contrapunkte. Wenn nämlich die mehren Stimmen so beschaffen waren, daß jede derselben, nach Belieben, als Ober- und als Unterstimme gebraucht, die höhere unter die tiefere hinab, oder diese über jene hinauf versetzt werden konte, wie z. B. in dem Satze (Fig. 4.), dessen Oberstimme sich, durch Versetzung um eine Octave tiefer, zur Unterstimme machen läßt (Fig. 5.); oder, was ebendasselbe ist, die Unterstimme, durch Hinaufrücken um eine Octave, zur Oberstimme (Fig. 6.), wenn, sage ich, ein Contrapunkt so beschaffen war, daß sich die Stimmen solchergestalt gegen einander umkehren ließen, daß er also in zweifacher Gestalt gebraucht werden konte; so nante man ihn einen doppelten Contrapunkt, im Gegensatze eines jeden andern, nicht also umkehrbaren. In diesem Sinne heißt also doppelter Contrapunkt soviel, wie umkehrbarer Contrapunkt, oder: ein aus gegen einander verkehrbaren Stimmen bestehender Satz; einfacher Contrapunkt aber der nicht umkehrbare.

Da nun die Verfertigung eines solchen doppelten Contrapunktes allerdings etwas Künstlicheres ist, als die Anfertigung eines nicht also umkehrbaren, einfachen Contrapunktes, so wurde die Kunst, einen doppelten Contrapunkt zu setzen, nicht allein mit Recht unter die künstlicheren Setzarten gerechnet, sondern man gewöhnte sich nach und nach daran, unter dem Ausdrucke: doppelte Contrapunkte eine jede künstlichere Setzart zu verstehen, also auch den Fugensatz, die imitatorische und kanonische Schreibart überhaupt; und nante einen in diesen Künsten und Künsteleien bewanderten Tonsetzer einen doppelten Contrapunctisten.

Ja, bald ging der Sprachgebrauch noch weiter: indem nämlich der Ausdruck Contrapunkt zur Bezeichnung des einfachen Contrapunkts nach und nach in Abgang kam, pflegte man denselben nur noch allein zur Bezeichnung des doppelten Contrapunktes oder der künstlicheren Schreibart überhaupt zu gebrauchen, so daß man jetzt unter dem Ausdrucke Contrapunkt schlechtweg gewöhnlich nur den doppelten Contrapunkt zu verstehen pflegt.

Die bis hieher angeführten Beispiele von doppelten Contrapunkten waren sämtlich blos zweistimmig. Ein aus drei, vier, oder mehren verkehrbaren Stimmen bestehender Contrapunkt pflegt auch drei-, vier-, oder mehrfacher Contrapunkt genant zu werden. So heißt der aus drei verkehrbaren Stimmen bestehende Contrapunkt (Fig. 6a.) ein dreifacher; die Umkehrungen sind unter b, c, d, e, f, zu sehen.

In allen bis hieher angeführten Beispielen geschah die Versetzung der einen oder anderen Stimme überall um eine (oder auch wol um mehre) Octaven höher oder tiefer. Diese Art contrapunktischer Umkehrung nent man Contrapunkt in der Octave (oder in der Terzdecime oder Tredecime).

Es lassen sich aber auch ähnliche contrapunktische Versetzungen in anderen Intervallen machen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen (s. Fig. 7.). Die Unterstimme dieses Beispiels kann um eine Decime höher versetzt und dadurch über die bisherige Oberstimme hinaufgerückt werden (s. Fig. 8.); und eben so läßt sich die Oberstimme jener Fig. 7. durch Herabsetzung um eine Decime unter die bisherige Unterstimme hinabrücken (s. Fig. 9.). Ein solcher Contrapunkt heißt doppelter Contrapunkt in der (Terz oder) Decime; und zwar in die Oberterz oder Oberdecime, wenn die Unterstimme um eine Terz oder Decime hinauf versetzt wird (evolutio in tertiam sive decimam acutam); — in die Unter-Terz oder Decime aber, evolutio in tertiam gravem, sofern die Oberstimme um eine 3 oder 10 herabgesetzt erscheint.

Auf ähnliche Art kann in dem Beispiele Fig. 10. die Unterstimme durch Hinaufrückung um eine (Quinte oder) Duodecime, über die bisherige Oberstimme erhoben und zur Oberstimme gemacht werden (s. Fig. 10b.); oder auch die ursprüngliche Oberstimme zur Unterstimme, durch Herabversetzung um eine (Quinte oder) Duodecime (s. Fig. 10c.).

Ebenso wird die Oberstimme des Satzes (Fig. 11.) nachstehend um eine Duodecime tiefer von der Unterstimme nachgeahmt, oder mit andern Worten um eine Duodecime tiefer hinabgerückt und selbst durch Herabversetzung unter die bisherige Unterstimme zur Unterstimme gemacht (s. Fig. 12.). Ein solcher Contrapunkt (wo die Oberstimme solchergestalt um eine Quinte oder Duodecime tiefer, oder die Unterstimme eine Quinte oder Duodecime höher nachgeahmt werden kann, oder mit andern Worten, wo die ursprüngliche Oberstimme von der Unterstimme, die ursprüngliche Unterstimme aber von der Oberstimme, jedoch um eine Quinte höher, nachgeahmt wird, oder umgekehrt), — heißt demnach doppelter Contrapunkt in der (Quinte oder) Duodecime, und zwar in die Oberquinte oder Oberduodecime, wenn die Unterstimme um eine 5 oder 12 hinaufgerückt wird (Erogatio in quintam sive duodecimam acutam); — im entgegengesetzten Falle aber heißt sie doppelter Contrapunkt in die Unterquinte oder Unterduodecime (inversio oder evolutio in quintam sive duodecimam gravem).

Auf ähnliche Weise lassen sich doppelte Contrapunkte auch noch in anderen Intervallen bilden, in der Quarte, in der Sexte, in der Secunde, in der Septime. —

Der umkehrbare oder doppelte Contrapunkt ist, wie man sieht, nichts anderes als eine Gattung von Nachahmung; denn z. B. die obige Fig. 5. ist eine Nachahmung von Fig. 4., denn bei Fig. 5a. ahmt die Unterstimme den Gesang der Oberstimme der Fig. 4. nach, nur um eine Octave tiefer, indeß die Oberstimme von 5a. die Unterstimme von Fig. 4. ganz unverändert nachahmt. — Eben

Digitized by Google

so wird die Unterstimme von Fig. 7. bei Fig. 8. um eine Decime höher nachgeahmt u. s. w.

Die Lehre vom umkehrbaren oder doppelten Contrapunkte findet diesem nach ihre ganz geeignete Stelle nur in der allgemeinen Lehre von der Nachahmung, woselbst allein sie ganz erschöpfend abgehandelt werden kann.

Am allerwenigsten aber vermag die Lehre von doppelten Contrapunkten auf anderen Leiterstufen (nämlich in der Quarte, Quinte, Sexte ꝛc.) hier erschöpfend abgehandelt zu werden, weil, um diese folgerecht und klar abzuhandeln, nothwendig die weitläufige und verwickelte Lehre von der Nachahmung einer Melodie auf einer andern Leiterstufe vorausgeschickt werden müßte, statt wessen die ausführlichere Verhandlung dieser Contrapunkte füglicher auf die Lehre von der Nachahmung ausgesetzt bleiben mag, und um so unbedenklicher hier übergangen wird, da alle diese Contrapunkte von äußerst beschränktem praktischem Nutzen und an sich selbst größtentheils nur gar wenig wohlklingend und brauchbar sind, so daß sie fast nur der müssigen Speculation angehören.

Wol aber kann von dem überall praktisch nützlichen doppelten Contrapunkte in der Octave (oder Doppeloctave ꝛc.) folgendes hier angeführt werden.

Im Allgemeinen wird man leicht von selbst bemerken, daß, wenn die im doppelten Contrapunkte der Octave gegeneinander zu verkehrenden Stimmen sich um eine volle Octave von einander entfernen, wie z. B. in Fig. 13., die Unterstimme um wenigstens zwei Octaven hinaufgerückt werden muß (Fig. 14.), oder die Oberstimme um zwei Octaven hinab (Fig. 15.), oder beide zugleich um eine oder mehre Octaven gegeneinander (Fig. 16.). Denn wollte man blos die Oberstimme um eine Octave herab, oder blos die Unterstimme um eine Octave hinauf versetzen (s. Fig. 17.), so würden an allen denjenigen Stellen, wo die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme um eine Octave oder noch weiter entfernt sind, diese Stimmen nicht gegeneinander verkehrt, sie werden nur näher an einander gerückt, nicht aber die untere über die höhere hinauf, oder diese unter jene hinab versetzt seyn, was doch die Wesenheit des doppelten Contrapunktes ist. (Vergl. m. Theorie d. Tonsetzk. §. 43.)

Eben so wird man von selbst leicht bemerken, daß bei der Umkehrung zweier Stimmen im Contrapunkte der Octave, die Intervalle (Tonentfernungen), welche die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme bilden, sich sämtlich verändern. Im Beispiele Fig. 18. bildet die Oberstimme beim ersten Viertel gegen die Unterstimme eine Terz, beim zweiten Viertel eine Sexte, dann eine Quinte u. s. w. In der Umkehrung (Fig. 19.) aber bildet beim ersten Viertel die Oberstimme gegen die Unterstimme eine Sexte, dann eine Terz, eine Quarte u. s. w.

Als allgemeiner Typus zur Anschauung, wie durch die Versetzung im Contrapunkte der Octave die Intervalle sich verändern, dient folgende Darstellung:

die 2. wird zur 7.
„ 3. „ „ 6.
„ 4. „ „ 5.
„ 5. „ „ 4.
die 6. wird zur 3.
„ 7. „ „ 2.

oder:

2, 3, 4, 5, 6, 7.
7, 6, 5, 4, 3, 2.

Man sieht aus diesen Tabellen, daß den höchsten Ziffern immer die niedersten gegenüberstehen, und den niedersten die höhern; und zwar ganz natürlich: denn bei einer Umkehrung ist alles umgekehrt.

Nur die reine Octave gibt in der Umkehrung kein anderes Intervall, sondern wieder eine reine Octave, folglich nur wieder dasselbe Intervall in einer höhern oder tiefern Lage. Auch geben alle Intervalle, welche größer sind als eine reine Octave, z. B. die Decime, die None u. s. w. und selbst auch die übermäßige Octave, ebenfalls keine eigenen Umkehrungen, sondern nur eben die, wie die Terz, die Secunde, die übermäßige Prime, u. s. w.

Was wir im Vorstehenden von den Zählnamen der Intervalle bemerkten, gilt aus gleichen Gründen auch von den Beinamen. Aus einem Intervalle mit dem Beinamen klein, wird eines mit dem Beinamen groß, und umgekehrt; aus verminderten Intervallen werden übermäßige, aus übermäßigen verminderte:

′2 — 7′ — ′2	″2 — 7″ — ″2
′3 — 6′ — ′3	″3 — 6″ — ″3
′4 — 5′ — ′4	″4 — 5″ — ″4
′5 — 4′ — ′5	″5 — 4″ — ″5
′6 — 3′ — ′6	″6 — 3″ — ″6
′7 — 2′ — ′7	″7 — 2″ — ″7
	″8 — 1″ — ″8

d. h. die kleine Secunde wird große Septime, die große Septime aber kleine Secunde. Die kleine Septime wird große Secunde, die große Secunde aber kleine Septime. Und eben so wird die ″2 zur 7″, die 7″ aber wird ″2. Die ″8 wird 1″, und diese wird ″8, u. s. w. Auf gleiche Weise werden, wie leicht zu sehen, aus doppeltverminderten Intervallen doppeltübermäßige, und umgekehrt.

Frägt man nun, wie ein Satz beschaffen seyn müsse, um als doppelter Contrapunkt gebraucht werden zu können, so läßt sich auf diese Frage im Allgemeinen nur dieses antworten: daß er so beschaffen seyn muß, daß die Stimmen sich gegeneinander verkehren, und zwar wo möglich auf jede beliebige Art verkehren lassen.

Die Lehre vom doppelten Contrapunkte ist im Ganzen nichts anderes, als eine ausgedehnte Anwendung desjenigen, was wir in der Accordenlehre die Lehre von den Umgestaltungen der Lage der Intervalle einer Harmonie (Theorie §. 55 u. flgg.) kennen lernen, welche Lehre, dort nur in Beziehung auf die Lage der Intervalle einzelner Accorde abgehandelt, hier auf die Lage der eine ganze Reihe von Harmonien bildenden, ganzen Tonreihen oder Melodien oder Stimmen angewandt erscheint.

Auf diese Weise löset sich nun die Aufgabe, einen im doppelten Contrapunkte verkehrbaren, d. h. einen Satz zu verfertigen, dessen Stimmen sich gegeneinander ver-

Digitized by Google

kehren lassen, dahin auf: alles dasjenige zu vermeiden, was nicht in jeder Lage gut ist.

Was nun in dieser Hinsicht gut oder nicht gut zu nennen ist, ist eine Frage, welche beinahe die ganze Lehre vom reinen Satze durchläuft, und sich mithin unmöglich mit wenigen Ge- oder Verboten abthun läßt, vielmehr müßte, um diese Frage zu erschöpfen, alles dasjenige hier wiederholt werden, was im ganzen Verlaufe der Lehre vom reinen Satze in Beziehung auf diese oder jene Lage dieses oder jenes Accordes, dieser oder jener Harmonienfolge, dieser oder jener Parallelbewegung u. s. w. vorkomt.

Da nun dieses nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung seyn kann und darf, so möge es genügen, nachstehend, blos beispielsweise, Einiges von dem Vielen, was in der erwähnten Hinsicht zu beachten ist, hier anzuführen.

1) Wir wissen aus der Lehre von der Verwechselung der Accorde, daß ein Dreiklang in zweiter Verwechselung etwas das Gehör wenig Befriedigendes an sich hat (Theor. §. 64.), daß vorzüglich Nebendreiklänge (§. 126.) sich in solcher Lage meist übel ausnehmen (§. 64.) vorzüglich aber ganze Reihen von Dreiklängen in zweiter Verwechselung, wobei die Baßstimme sich sprungweis (§. 486. 487.) von der Grundquinte des einen zu der des andern bewegt. Aus allen diesen Rücksichten ergibt sich also, daß der Satz (Fig. 20.), nicht tauglich ist, in doppelte Contrapunkte der Octave versetzt zu werden, wie in Fig. 21., weil in dieser Lage eine ganze Folge von theils Haupt-, theils sogar auch Nebendreiklängen in zweiter Verwechselung erscheint, und die Oberstimme des Beispiels (Fig. 20.), welche sich sprungweis fortwährend von der Grundquinte des einen zu der des andern Accordes bewegt, eben darum nicht tauglich ist, als Baßstimme aufzutreten, wie bei Fig. 21., sondern nur etwa als Mittelstimme, wie z. B. in Fig. 22.

2) Wir wissen ferner aus der Lehre des reinen Satzes (Theorie §. 74.), daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz zwar ganz füglich gebraucht werden kann, wenn der Grundton desselben zu unterst und die Quinte über demselben liegt (Fig. 23.), indeß er in umgekehrter Lage (Fig. 24.) dem Gehöre sehr anstößig klingt. — Es ergibt sich daraus von selbst, daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht wol brauchbar ist. — Und da vollends bei jedem andern, als dem Dominantendreiklang, die Auslassung der Terz noch weit anstößiger ist, ganz besonders aber alsdann, wenn die Grundquinte tiefer liegt, als die Grundnote (Theorie §. 73.), so ergibt sich hieraus, daß auch jeder andere Dreiklang mit ausgelassener Terz, wie in Fig. 25., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 26.) als unbrauchbar zu betrachten ist, und daß also das Beispiel in Fig. 23. etwa so, wie in Fig. 27., verändert werden müßte, um in den Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 28., versetzt werden zu können.

3) Da die einem Hauptvierklange frei hinzugefügte große None alsdann, wenn sie höher als die Grundterz liegt, sich sehr angenehm, im entgegengesetzten Falle aber merklich anstößig ausnimt (Theor. §. 80.), so erkent man leicht, daß ein Zusammenklang der Art, wie in Fig. 29., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 30.) nicht zu gebrauchen ist.

4) Da ein übermäßiger Sextaccord (Theor. §. 89. §. 91. bei B.), wenn er so verlegt wird, daß die übermäßige Sexte sich in eine verminderte Secunde verwandelt, sehr herbe zu klingen pflegt, so geht daraus hervor, daß Sätze, in welchen solche Accorde vorkommen, wie in Fig. 31. zur Versetzung in dopp. Contrap. d. Octave (Fig. 32.) wenig brauchbar sind, und daß der Satz in Fig. 33. sich zwar so, wie Fig. 34. und 35. angegeben ist, umkehren läßt, nicht aber so, daß die ursprüngliche Oberstimme unter die ursprüngliche Baßstimme hinabgerückt würde, wie in Fig. 36. und 37.

5) Da Trugcadenzen überhaupt in verwechselten Lagen selten wohlklingen und dem Gehöre meist anstößig auffallen (Theor. §. 257. 267.), so ergibt sich daraus, daß sie für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht leicht brauchbar sind. Darum ist z. B. der Satz (Fig. 38.) für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht überall brauchbar, weil zwar die drei oberen Stimmen sich wohl unter einander verkehren lassen; aber, z. B. Fig. 39., wenn man etwa die Unterstimme über die übrigen hinaufrücken (Fig. 40.), oder sonst eine der letzteren in Baß legen wollte (Fig. 41.), die Trugcadenz $V^7 = VI$ in allen diesen Lagen sich übel ausnehmen würde.

6) Da, wie vorhin erwähnt, Quarten sich in Quinten verwandeln, so ergibt sich daraus von selbst die Nothwendigkeit, Quartparallelen zu vermeiden, weil sie in der Umkehrung Quintparallelen geben. Darin ist also z. B. der Satz Fig. 42. nicht zum doppelten Contrapunkte der Octave geeignet, weil die Oberstimme gegen die zweite Stimme Quartparallelen bildet, welche in der Umkehrung (s. Fig. 43.) zu Quintparallelen werden.

7) Da es dem Gehöre überhaupt einigermaßen anstößig klingt, eine und dieselbe Note durch einen Vorhalt verzögert und doch zugleich auch in einer anderen Stimme sogleich angeschlagen zu vernehmen (Theor. §. 360 u. flg. 435.), welches besonders alsdann von unangenehmer Wirkung ist, wenn solcher Vorhalt im Basse liegt, so wie auch, wenn die beiden Töne dicht neben einander liegen (§. 361.), so ergibt sich daraus, daß der Satz Fig. 44. zu Verkehrungen in doppelten Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 45. 46. 47., nur wenig brauchbar ist, und nur etwa so, wie in Fig. 48. 49.; von ähnlicher Art sind die Beispiele in Fig. 50. und 51.

Die vorstehenden Bemerkungen, welchen sich leicht noch weit mehre beifügen ließen, mögen genügen, um einestheils beispielsweise aufmerksam darauf zu machen, wie auf solche und ähnliche Umstände, von welchen die Brauchbarkeit eines Satzes zur Verkehrung in doppelten Contrapunkt der Octave abhängt, geachtet werden muß, anderntheils auch den Beweis zu liefern, daß es unmöglich ist, die Sache mit einem Paar Regeln der Art, wie man sie in unseren Lehrbüchern findet, abzuthun.

Frägt man nun endlich, als nach dem Resultat der bisherigen Betrachtungen: wie man sich denn an-

Digitized by Google

zuschicken habe, um einen zum doppelten Contrapunkt der Octave brauchbaren Satz zu erfinden, so haben wir dafür keine andere allgemeine Antwort, als wie bereits erwähnt, die: daß man eben alle diejenigen Intervalle, Harmonienfolgen, Parallelbewegungen, kurz alles vermeide, wovon man aus der Theorie des reinen Satzes weiß, daß es nicht in verkehrter Lage ebenfalls wohlklingend und brauchbar ist, also z. B. (um bei den vorstehend angeführten Beispielen zu bleiben), Dominantendreiklänge mit ausgelassener Terz, — Hauptvierklänge mit frei beigefügter None, übermäßige Sextaccorde, Quartenparallelen, die Führung einer Stimme von der Quinte einer Dreiklangharmonie, zumal einer Nebendreiklangharmonie, zur anderen, zumal sprungweise, — ja jede Nebendreiklangharmonie überhaupt, eben so Trugcadenzen überhaupt u. s. w.

Dies Alles beim Erfinden eines zum doppelten Contrapuncts in der Octave bestimten Satzes zu überschauen, und überhaupt einem jeden erfundenen oder gegebenen Satze es auf den ersten Blick anzusehen, ob und in wiefern er im Contrapunkte der Octave verkehrt werden kann oder nicht, und was etwa an der einen oder anderen Stimme geändert werden müsse, um sie verkehrbar zu machen, — diese Fertigkeit und Übersicht ist eine Sache, welche nur durch Übung erworben werden kann, übrigens unter Berücksichtigung der vorstehend beispielsweise angeführten Warnungen nicht allzu schwer zu erwerben ist. Mindergeübten bleibt freilich anfänglich nichts anderes übrig, als es bald so, bald anders zu versuchen, die Stimmen eines mehrstimmigen zum Contrapunkte der Octave bestimten Satzes bald in dieser, bald in jener verkehrten Lage untereinander zu schreiben, und durch Anschauung derselben zu erproben, ob sie in jeder derselben einen reinen Satz bilden.

Einige Erleichterung hiebei kann man sich indessen durch folgendes Verfahren verschaffen. Man nimt drei Notenzeilen vor, auf deren mittlere man eine Melodie schreibt, wie z. B. in Fig. 52., und um nun zu dieser ersten eine zweite Melodie zu finden, welche zur ersteren sowol als Oberstimme, wie auch als Unterstimme dienen könne, versucht man eine solche zweite Melodie erst nur in der einen dieser Eigenschaften, z. B. als Unterstimme, und schreibt dieselbe demnach in die offen gelassene untere Zeile. Wenn man nun, um beim obigen Beispiele zu bleiben, zu der auf der mittleren Zeile befindlichen ersten Melodie eine Unterstimme gesetzt hat, etwa wie in Fig. 53., so benutzt man sodann die noch offene obere Zeile, um diese neue Stimme eine oder zwei Octaven höher darauf zu schreiben, wie in Fig. 54., und so steht es denn ganz anschaulich vor Augen, daß diese zweite Stimme nicht zum Contrapunkte der Octave brauchbar ist, daß man also eine andere zu finden suchen, oder die vorliegende etwa folgendermaßen ändern muß, z. B. wie in Fig. 55.

Ein ähnliches, wol noch kürzeres, übrigens schon von Koch in s. musikal. Lexik. S. 467 angedeutetes Verfahren besteht darin, daß man erst eine Stimme auf eine Notenzeile schreibt, für die dazu zu erfindende zweite Stimme dann eine Notenzeile frei läßt, und unter diese sodann auf eine dritte Zeile die erste Stimme, um eine oder zwei Octaven tiefer, abschreibt, z. B. wie in Fig. 66. Die frei gelassene mittlere Zeile dient alsdann, um die zweite Stimme zu componiren. Indem man diese nun auf die mittlere Zeile schreibt, wie z. B. in Fig. 67., vermag man, durch Vergleichung derselben sowol mit der oberen als mit der unteren Zeile, auf der Stelle zu überschauen, ob sie zu jener als Unterstimme und zu dieser als Oberstimme zu dienen vermag, und wird also, im vorliegenden Beispiele, alsbald im dritten Tacte ersehen, daß hier nicht f ♯ gesetzt werden darf, wenn die Stimme als Oberstimme soll dienen können.

(*Gfr. Weber.*)

Contratöne s. Tablatur.

Contraviolon s. Violon.

CONTREBANDE. Hierunter versteht man, wie schon die Wortbedeutung schließen läßt (ital. contrabando, von bando, Gesetz, Befehl), überhaupt Waren, welche einem Verbote zuwider irgend wohin geführt werden. Ein solches Verbot kann aus zwei verschiedenen Beweggründen verfügt werden, und es sind demzufolge zwei Arten von Contrebande zu unterscheiden.

1) Im völkerrechtlichen Sinn besteht dieselbe aus Gütern, die nach den anerkanten Rechtsgrundsätzen ein neutrales Volk keinem der kriegführenden Staten zur See zubringen darf, ohne sich der Gefahr des Wegnehmens von Seiten des andern feindlichen States auszusetzen. Diese lästige Beschränkung des neutralen Handels hat man, um dem Begriff der Neutralität treu zu bleiben, bei solchen Gütern eintreten lassen, welche ein in Krieg verwickelter Stat zur Kriegführung benutzen kann. Da aber eine feste Grenze dessen, was zu diesem Behufe als Mittel dienen mag, nicht wohl im Allgemeinen gezogen werden kann, so mußte näher bestimt werden, welche Gegenstände dafür gelten sollen. Bei Waffen, Geschützen, Schießbedarf mit Einschluß von Schwefel und Salpeter, Degengehängen, Sattel- und Pferdegeschirr, Uniformen, liegt es in der Natur der Sache; aber bei rohen Stoffen, die ebenso leicht für friedliche Zwecke verarbeitet werden können, z. B. Bauholz, Segeltuch, Tauwerk, Eisen, Blei, Theer, Pech, ferner bei Lebensmitteln, wenigstens solchen, die für Festungs- und Schiffsmannschaft dienen, wie Zwieback und gesalzenes Fleisch, ist man im europäischen Völkerrechte nicht ganz einig. Die nordischen Mächte (1780 und 1800) erklärten nur Waren der ersteren Art für Contrebande; die Engländer, als die mächtigeren zur See, wollten auch die letzteren zu derselben gerechnet wissen, wie denn überhaupt in den Grundsätzen des Völkerseerechts noch Vieles schwankend ist.

2) Im statsrechtlichen Sinne bezieht sich der Begriff der Contrebande auf diejenigen Statsgesetze, welche die Ein- oder Ausfuhr einer Art von Waren ganz untersagen, oder blos gegen Entrichtung eines Zolles gestatten. Alle Waren, welche man wider das Verbot, oder ohne Entrichtung des vorgeschriebenen Zolles aus- oder einführt, sind demnach Contrebande. Der Handel mit denselben (Schleichhandel, Smuggel) hat sich neuerlich, da man fast in allen Staten den innern Verkehr freigegeben hat, an die Landesgrenzen gezogen. Man muß ihn für

Digitized by Google

ein großes Übel halten, indem er viele Kräfte (menschliche Arbeit und Capitale) beschäftigt, welche einer nützlichern Anwendung entgehen, da er entsittlicht, zu andern Verbrechen verführt, und, wie die Wilddieberei, einen gewissen Reiz für kühne Menschen besitzt, ein schädliches Beispiel häufiger Gesetzübertretung gibt, und seine Verhütung oder Erschwerung der Regirung sowol als der Nation empfindliche Opfer auferlegt. Die Kunstgriffe der Schleichhändler (Contrebandiers, Smuggler, Schwärzer ꝛc.) sind von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, und das Wetteifern dieser Menschen mit den Zollbeamten an List wäre eines bessern Zweckes würdig. Die Arbeitstheilung hat auch hier ihre Wirkungen geäußert, es gibt Unternehmer des Schleichhandels, welche gegen eine in Procenten des Werthes bestehende Abgabe die Contrebande über die Grenze schaffen, und hiezu eine Anzahl von Untergebenen, die blos als Lohnarbeiter bezahlt werden, in ihre Dienste nehmen. Diese Smuggelprämie richtet sich, wie die Assecuranzprämie, nach der Größe der Gefahr, d. i. nach der Sorgfalt, mit der die Grenze bewacht wird, und der Schwere der im Entdeckungsfalle zu erwartenden Strafen. Indeß ist der Contrebandier, um den vollen Gewinn zu ziehen, oft zugleich Eigenthümer der Contrebande, und dann im wahren Sinne Schleichhändler. Die Entrüstung der Statsmänner über dieses widerrechtliche, die Gesetze verhöhnende Gewerbe ist allgemein und gerecht, und so lange die Erschwerungen des Verkehrs fortdauern, bleibt nichts übrig, als durch Controlmittel, ununterbrochene Aufsicht und nachdrückliche Bestrafung entgegenzuwirken, auch das bedauernswerthe Vorurtheil zu bekämpfen, welches den Schleichhandel für weniger unmoralisch hält, als andere Arten des Betrugs. Jedoch erscheint der Beruf des Gesetzgebers in einem noch schöneren Lichte, wenn es diesem gelingt, einer verpönten, aber schwer zu verhütenden Handlung die Eigenschaft der Strafwürdigkeit ganz abzustreifen. Weder die strengsten Strafen, noch die Aufstellung einer dichten Postenkette um die Grenze kann dem Schleichhandel völlig steuern, wenn die Verbote oder Zölle einen beträchtlichen Unterschied des in- und ausländischen Preises bewirken. Ist der Centner Kochsalz von einer auswärtigen Saline für 1 Rthlr. zu kaufen, während er innerhalb eines Landes wegen der Regalität 3 Rthlr. gilt, so bringt das Einschwärzen eines halben Centners 1 Rthlr. Gewinn, und dies ist ein so hoher Taglohn, daß viele Menschen der arbeitenden Klasse dem Reiz, eine Tracht Salz über die Grenze zu bringen, nicht widerstehen können. Werden ernstliche Vorkehrungen getroffen, so ist die weitere Versuchung nahe, sich zu bewaffnen, und in Banden, die selbst einer schwachen Abtheilung von Soldaten Trotz bieten können, dem gesetzwidrigen Gewerbe nachzugehen, wie zur Zeit der Gabelle in Frankreich häufig geschah. So werden wir denn auf das einzige Radicalmittel hingewiesen, durch Aufhebung der Verbote oder hohen Zölle den Antrieb zum Schleichhandel zu vernichten (s. Handelsfreiheit), und den Gewinn, welchen bisher unredliche Wagehälse in den Grenzorten gezogen haben, unter die Consumenten und Kaufleute im ganzen Lande sich vertheilen zu lassen. Je mehr man die tausend kleinen Verzweigungen des Schleichhandels beobachtet, die Niederlagen auf den der Küste nahen Inseln, oder in den Städten an der Grenze, die Benutzung wenig bekanter Fußpfade, dunkler regnichter Nächte oder nebliger Tage, das Verbergen kostbarer Waren in kleinen Räumen u. dgl., desto mehr überzeugt man sich von der Unwirksamkeit der Sperrsysteme und der Unrichtigkeit der berechneten Handelsbilancen, desto wahrer findet man den Ausspruch eines neueren engländischen Schriftstellers, daß der Schleichhandel das große Correctionsmittel (the great corrector) der fehlerhaften Handelsgesetze sey. Jeder Schritt zur Herabsetzung oder Beseitigung der Zölle wird die Contrebande verringern, und die Erfahrungen der neuesten Zeit geben die durch eine unwiderlegte Theorie bestärkte Hoffnung, daß solche Schritte, mit der nöthigen Vorsicht gethan, auch für den allgemeinen Wohlstand nützlich seyn werden. (*K. H. Rau.*)

CONTUMACIA im technischen Sinne, bezeichnet die Folgen der Nichtbeobachtung richterlicher Befehle.

I. Im Civilprocesse führt jede Nichtvollziehung einer, rücksichtlich eines einzelnen Rechtsstreits, richterlich befohlenen Handlung, sowol für die streitenden Theile, als für Dritte, nachtheilige Folgen herbei, welche in jenem Falle zwar häufig dem Gegner Vortheil bringen, von den Gesetzen selbst aber als Privatstrafen bezeichnet sind. Diese Folgen sind nach Beschaffenheit der richterlich befohlenen Handlung verschieden. Nichtbefolgung eines sogenanten arctatorisch dilatorischen Decrets bewirkt immer die Verpflichtung zum Kostenersatze (poena contumaciae generalis); Nichtbefolgung eines peremtorischen Decrets aber außerdem, daß die befohlene Handlung als geschehen oder unterlassen fingirt, und der Ungehorsame mit den nicht vorgebrachten Vertheidigungsmitteln mithin ausgeschlossen wird (poena contumaciae specialis). Ist z. B. dem Beklagten die Einlassung auf die Klage peremtorisch aufgegeben, und leistet derselbe diesem richterlichen Befehl nicht Folge, so wird er mit seinen etwanigen Einreden präcludirt und seine verneinende Einlassung fingirt, der Kläger mithin zum Beweise der Klage zugelassen; ist der Kläger ungehorsam in Bezug auf die anbefohlene Einreichung seiner Replik, so wird ein Verzicht auf Fortsetzung der Klage fingirt und der Beklagte von dem Processe losgesprochen; ist ein Beweis binnen der festgesetzten Frist nicht angetreten, so wird gleichfalls ein Verzicht auf denselben fingirt; ist einem der streitenden Theile die Abgabe einer Erklärung über vom Gegner beigebrachte Urkunden binnen der ihm gesetzten Frist versäumt, so werden die Urkunden als von ihm anerkant fingirt u. s. w. Bedingungen für den Eintrit der Nachtheile des Ungehorsams sind aber immer 1) im Allgemeinen: die Verpflichtung des Ungehorsamen zur Vornahme einer Handlung (Nichtbefolgung blos monitorischer Decrete begründet daher keinen Ungehorsam), legale Auffoderung und eigenes Verschulden, welches letztere jedoch, nach abgelaufener Zeitfrist, binnen welcher die Handlung vorgenommen werden sollte, bis zum Beweise des Gegentheils vermuthet wird; 2) im Besondern: völliger Ablauf der peremtorischen Zeitbestimmung, und die vorher-

Digitized by Google

gegangene, ausdrückliche Androhung des Nachtheils, sey es durch das Gesetz, sey es durch den Richter. Außer den Fällen versäumter Nothfristen werden gemeinrechtlich (denn nach Particulargesetzen ist es häufig nicht erfoderlich) die besondern Nachtheile des Ungehorsams erst nach geschehener Ungehorsamsbeschuldigung (accusatio contumaciae) abseiten des Gegners verhängt; so daß es dem Ungehorsamen noch frei steht, vor dieser Ungehorsamsbeschuldigung das Versäumte nachzuholen (contumaciam purgare). Nachher können diese Nachtheile nur durch nachgesuchte Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gehoben werden; auch finden gegen ein auf das Contumacialverfahren gebauetes, und die Folgen desselben aussprechendes Bekentniß abseiten des Ungehorsamen die ordentlichen Rechtsmittel nicht statt (contumax non appellat); wol aber insofern als er das Daseyn der Bedingungen der gegen ihn angenommenen Contumacia zu bestreiten sucht. (Vgl. *Schoepff* de processu unilaterali cum primis contumaciali. Tübing. 1748. 4. Schmelzer Contumacialproceß der höchsten Reichsgerichte. Gött. 179?. v. Gönner Handb. des Proc. Bd. 1. No. 21. u. a.).

II. Im Criminalproceſſe kann ein Contumacialverfahren nur gegen Abwesende oder flüchtig gewordene Verbrecher eintreten. Es beginnt mit der Erlassung von Edictalien, oder einer öffentlichen Ladung, in welcher dem Abwesenden aufgegeben wird, sich zu einer gewissen Zeit vor Gericht zu stellen, und auf die gegen ihn vorhandenen Beschuldigungen und Anzeigen zu antworten, oder gewärtig zu seyn, daß man ihn im Fall des Außenbleibens für geständig und überführt halten werde. Im Fall des Ungehorsams wird dieser Nachtheil ausgesprochen, und das auf die angedrohte Voraussetzung gebauete Erkentniß, dem übertretenen Strafgesetze gemäß, abgefaßt und öffentlich bekant gemacht. Kehrt der Verurtheilte zurück, oder wird er nachher zur Haft gebracht, so gestattet man ihm noch eine Vertheidigung; war die Strafe bereits gegen ihn vollstreckt, z. B. wenn es eine solche war, die die persönliche Anwesenheit des Verbrechers zu ihrer Vollstreckung nicht voraussetzt, wie z. B. eine aus seinem nachgelassenen Vermögen beigetriebene Geldstrafe, so bleibt es bei derselben so lange, bis der Angeschuldigte seine Unschuld dargethan, oder Gründe der Milderung der erkanten Strafe ausgeführt hat. (Vgl. *Schoepff* de processu in contumaciam in causis criminalibus. Tübing. 1733. 4. *de Winckler* de reo contumace, in dessen Opuscul. Vol. 1. p. 85 ff. Kleinschrod über das Contumacialverfahren gegen peinlich Angeklagte, im Archiv des Criminalrechts. Bd. 1. St. 3. No. XIX.). (*Spangenberg.*)

Conz, s. am Ende der Nachträge.

COOPER (Thomas), Bischof von Wincheſter, geboren zu Oxford 1517, studirte daselbst Theologie, wandte sich aber 1546 zur Medicin, wahrscheinlich aus Abneigung gegen den katholischen Glauben, den die Königin Maria durch die gewaltsamsten Mittel einzuführen bemüht war. Nach der Thronbesteigung der toleranten Königin Elisabeth wurde er aus einem praktischen Arzte wieder Theolog, und zeichnete sich als Prediger und durch seine gelehrten Kentnisse so rühmlich aus, daß er Dechant der Christkirche zu Oxford und Vicekanzler der Hochschule, 1569 Bischof von Lincoln und 1584 von Wincheſter wurde, wo er den 29. April 1594 starb. Die Katholiken beschuldigen ihn einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben und einer harten Behandlung der Andersdenkenden. Außer Predigten und einem *Brief exposition of such chapters of the old testament.* Lond. 1573. 4., ließ er mit Beifall drucken: *Bibliotheca Eliotae, s. dictionarium latino-anglicum auct.* Ib. 1548; 1559 Fol., und dann unter dem Titel: *Thesaurus linguae romanae et britann. etc. et Dictionarium historicum et poet.* Ib. 1565. Fol. *The epitome of chronicles from the 17the year after Christ, to* 1540 *and thence afterwards to* 1560. Ib. 1560. 4. Die beiden ersten Bücher und der Anfang des dritten haben einen frühe verstorbenen Thomas Languet zum Verfasser *). (*Baur.*)

COOPER, John Gilbert, Esq., zu Thurgarton in der Grafschaft Nottingham 1723 geboren, studirte zu Cambridge, war in seiner Grafschaft Oberlandrichter (Highsheriff), und starb 1769. Am bekantesten wurde er durch sein *Life of Socrates, collected from the memorabilia of Xenophon, and the dialogues of Plato, and illustrated farther by Aristotele, Diodorus Sic., Cicero etc.* Lond. 1749; ed. III. 1790. 8. Französisch von de Combes. Amst. (Paris) 1751. 12. Man beschuldigte ihn, daß er durch Idealisirung des heidnischen Weisen, den er als einen vollkommenen Heiligen darstellte, das Bedürfniß und den Werth einer unmittelbaren göttlichen Belehrung zu verringern getrachtet habe 1). Ob er Verfasser der mit derselben Tendenz geschriebenen *Secret history of Pythagoras from a manuscript* 1751. 8. sey, ist ungewiß. Außerdem hat man von ihm: *Letters concerning taste.* Lond. 1753; ed. III. 1771. 8. Teutsch, Rostock 1755. 8.; einen Band Gedichte über verschiedene Gegenstände 1764. 8.; eine engländische Übersetzung von Gresſets scherzhaftem Heldengedichte *le Vert-vert*, 1759. 4.; ein Project zur Erbauung eines Hospitals für in Verfall gerathene Schriftsteller, wieder abgedruckt im 2ten Bande von Dodsleys kleinen Schriften u. a. 2). (*Baur.*)

COOPER, Samuel, Kurat zu Great-Yarmouth und Pfarrer zu Morley und Yelverton in Norfolkshire, gestorben den 7. Januar 1800 in seinem 61. Jahre, ist Verfasser mehrer ascetischer, moralischer und polemischer Schriften: *Definitions and axioms relative to charity, charitable institutions and the poor's laws.* 1764. 8. *Explanations of some difficult textes in*

*) *Berkenhout* biogr. liter. T. I. 197. The brittish travell. 242. Biogr. univ. T. IX. (von Suard).

1) Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 3. Bd. 447. 451. Windheims philosoph. Bibliothek. 3. Bd. 123—136. Henke's Kirchengesch. d. 18. Jahrhund. 2. Thl. 82. 2) Biogr. britann. by *A. Kippis.* Vol. IV. Bambergers Anekdoten von großbrit. Gelehrten. 1. Thl. 345. Biogr. univ. T. IX. (von Suard).

Digitized by Google

the new test. 1771. 8. *Address to persons after confirmation.* 1783. 8. *First principles of civil and ecclesiastical government, delineated in* II. *parts.* 1791. 8. †). (*Baur.*)

Copie, Copirmaschine, s. am Ende der Nachträge.

COPHIAS, Kufie (Reptilia) κωφίας — kufi, neugriechisch). Der Name der Schlangengattung, welche Oppel Trigonocephalus genant hatte, ward von Merrem aus nicht untriftigen Gründen in den überschriftlichen verwandelt [1]). In der neuern Zeit ward die Gattung jedoch von den Gebrüdern Boie wieder zerfällt und als Cophias, Trigonocephalus, Lachesis und Cenchris genauer bestimt. Einige Arten der Kufien hat Spix [2]) unter dem Namen Bothrops zu einer eigenen Gattung erhoben, und Fitzinger nante die Kufien mit Kuhl Craspedocephalus [3]). Die Kufien bilden mit den genanten Gattungen, so wie mit Crotalus die Familie Cophiadae [4]). Sie kommen in folgenden Kennzeichen überein [5]). Rumpf und Schwanz sind oben schuppig, der Rumpf unten geschildet, der Schwanz unten mit gepaarten Schildern bedeckt, auf dem Kopf nur einzelne, isolirte oder gar keine Schilder; auf den Backen, an jeder Seite, zwischen Auge und Nasenloch eine Öffnung; der After spornlos; der Schwanz rund, mit einfacher, kegelförmiger Spitze; im Oberkiefer starke Giftzähne, — Zähne, welche undurchbohrt sind, nur im Gaumen und im Unterkiefer; in jenem zwei Reihen, in diesem an jeder Seite eine Reihe. — Die Kufien sind Giftschlangen der heißen Länder, die meisten von ihnen sind in Amerika, mehre in Asien einheimisch. — Sie kommen im Allgemeinen auch hinsichtlich ihrer Lebensweise mit den eigentlichen Vipern (Vipera) überein. Es sind ungefähr 12 Arten bekant. Die merkwürdigsten sind:

1) C. lanceolatus *Lacépede* (franz. Trigonocephale fer de lance ou jaune. *Lacépede* Ovipar. II. t. V. f. 1.).

Der Kopf dieser Schlange ist breit, platt, fast dreieckig, mit eben solchen Schuppen wie der Rücken bedeckt, die jedoch kleiner sind. Die Schnauze ist niedergedrückt, fast viereckig, abgestutzt und am Ende mit einem senkrechten, vierseitigen Schild bedeckt, über den Augen steht ein breites Schild, der Mund ist bis unter die Augen gespalten und läßt sich bis zu einem Winkel von 85° öffnen, so daß die Schlundöffnung bedeutend weit wird; in der obern Kinnlade stehen Giftzähne, die oft 1 bis 1½ Zoll lang sind, die Schuppen des Rückens sind rhomboidalisch oder verloschen sechseckig, gekielt und stehen in schiefen Reihen, unter dem Bauch stehen 220 bis 240 Schilder, und unter dem Schwanz ungefähr 64 Paar.

Diese Schlange erreicht eine Länge von 5 bis 6 Fuß und darüber, ja sie soll auf 9 Fuß lang werden, doch kaum auf 12 Zoll dick. Hinsichtlich der Farbe ändert sie noch bedeutender ab. Manche sind orangegelb, andere auf einem Grund von Opperment braungelb gefleckt, ja es gibt braune, schwärzliche u. s. w. — Diese Schlange ist von einer ungeheuern Fruchtbarkeit. *Moreau de Jonnès*, dem man die interessantesten Aufschlüsse über die Naturgeschichte dieses Thieres verdankt, versichert, daß er in allen trächtigen Weibchen, welche er zu untersuchen Gelegenheit hatte, 50 bis 60 Junge fand, die im Augenblicke ihrer Geburt schon ganz ausgebildet, sehr lebendig, beißig und 8 bis 10 Zoll lang sind. — Das Vaterland dieser Schlange ist sehr beschränkt, denn es erstreckt sich nicht einmal auf die ganze Inselgruppe der Antillen, ja sie kömt sogar auf den meisten dieser Inseln nicht vor, sondern findet sich blos auf Martinique, Sainte-Lucie und Béconia und scheint keineswegs, wie man geglaubt hat, auf dem festen Land von Amerika einheimisch zu seyn. Nach einem Aberglauben der Eingebornen haben die Arronagen, eine Völkerschaft von den Mündungen des Orinoko, diese Schlage aus Haß und Rache auf diese Insel verpflanzt; nach einem andern Volksglauben soll sie aber so stark an ihr eigentliches Vaterland Martinique gebunden seyn, daß sie garnirgends anders leben kann. Genug, sie hat sich so häufig auf Sainte-Lucie und Martinique vermehrt, daß man kein Zuckerrohrfeld abräumt, ohne 60 bis 80 zu finden. Überhaupt aber ist sie dort überall zu Haus, in Sümpfen, auf angebauetem Land, in Wäldern, am Ufer der Flüsse, auf dem Gipfel der Berge, kurz von der Meeresfläche bis an die Schneegrenze. Man sieht sie in dem Schlamm kriechen, aus dem die Rhizophoren emporsteigen, gegen den Strom kämpfen, der sie ins Meer führen will, sich 100 Fuß über dem Boden auf den Ästen der Waldbäume wiegen u. s. w. Jonnès fand bei Ersteigung eines Berges, 5000 Fuß über der Meeresfläche, diese Kufie, die ihm und seinen Gefährten hätte um so gefährlicher werden können, als alle äußerst ermüdet waren. Diese Schlangen kommen zwar selten in die Städte, es sey denn, daß sie mit allerlei Viehfutter hereingetragen werden, indessen scheinen sie bewohnte Gegenden nicht zu fliehen, und auf dem Lande trifft man sie häufig in den Häusern, besonders wenn diese im Gebüsch oder hohen Gras liegen, namentlich aber in den Hütten der Neger. Ihr Hauptaufenthalt bleiben indessen immer die Zuckerfelder, wo sie sich von Eidechsen, kleinen Vögeln und hauptsächlich von Ratten nähren, welche von den Europäern dort eingeführt, sich auf eine ungeheuere Weise vermehrt haben. Auch die Ställe für das Hofgeflügel ziehen sie an, und überhaupt lassen sie sich im Freien gern in Vogelnestern nieder, die sie der Eier oder Jungen beraubt haben, so wie sie überhaupt nicht leicht irgend einen Schlupfwinkel verschmähen. — Dabei sind ihre Bewegungen außerordentlich lebendig und kräftig, sie machen große Sprünge, theils von der Stelle, theils im Kriechen und werden auf jede Weise gefährlich. — Ihr Biß bringt die erschrecklichsten Folgen und den Tod in wenigen Stunden, oder doch in wenigen Tagen, und bei angewandten, nicht genügenden Hilfsmitteln verursacht er

†) Reuß gel. Engl. Biogr. univ. (von Suard).

1) Maximilian, Prinz z. Wied, Beiträge z. Naturgesch. Brasil. 1. S. 469. 2) Serpentum Brasiliensium species novae. Monachii 1824. p. 50. 3) Neue Klassifik. d. Reptil. S. 34. 4) Boie in Isis (Oken) XIX. S. 982. 5) Maximilians Beiträge l. c. 468. Boie l. c. XX. S. 560.

Digitized by Google

viele Jahre hintereinander Schwindel, Bruſtbeſchwerden, Lähmungen und bösartige Geſchwüre. — Aber nicht blos der Menſch erſchrickt vor dieſem Todfeind, auch die Thiere ahnen ſeine Nähe, Pferde werden ſcheu, die Ratten fliehen mit großem Geſchrei, beſonders aber ſind es die Vögel, und namentlich der Cici (Loxia indicator), die der beſtändigen Verfolgung dieſer Schlange ausgeſetzt, ſie mit lautem Geſchrei verfolgen und ſo oft dem Menſchen als Warner dienen. — Was die Hilfsmittel gegen den Biß anlangt, der unter verſchiedenen Umſtänden mehr oder minder gefährlich iſt, ſo hat man deren zwar eine Menge, aber keins, von dem ſich in allen Fällen mit Beſtimtheit ſichere Hilfe verſprechen ließ.

2) C. Jararaca *Wied* [6]), die Schararakka. Die Schuppen ſind gekielt, auf dem Scheitel warzig, der Schwanz mißt ⅛ der ganzen Körperlänge, die Farbe iſt graubraun, mit abwechſelnden, dunklern, heller eingefaßten Querflecken, welche am Bauch breit, am Rüken ſchmal und bei alten Thieren am Vordertheil kaum ſichtbar ſind. Der Bauch iſt weißlich, bei ältern Thieren an den Seiten dunkler gefleckt, am Bauch ſtehen 193 bis 201 Schilder, unter dem Schwanz 59 bis 68 Paare. Im Oberkiefer ſtehen an jeder Seite zwei große, gekrümte Giftzähne nebeneinander, welche durch ein Gelenk mit dem Oberkiefer feſt verbunden ſind. Obgleich beide gleich groß ſind, ſo ſcheint doch der äußere weniger ausgebildet zu ſeyn und blos der innere gebraucht zu werden. Dicht hinter dem letztern liegt, blos durch Haut und Gefäße mit dem Kiefer verbunden, ein ähnlicher, ſchon durchbohrter Zahn, der im Nothfall den erſtern bald erſetzen muß, und nun folgen wenigſtens noch vier kleinere, ſtets an Größe abnehmende Giftzähne, welche ſämtlich blos in der Haut befeſtigt, mit Mark angefüllt und alſo noch unreif ſind. Mit ihrer fortſchreitenden Ausbildung verſchwindet das Mark. Alle dieſe Giftzähne liegen in einer großen Hauttaſche verborgen, in welche ſelbſt der Hauptzahn ſich zurückzieht, wenn er gänzlich in Ruhe iſt, ſie ſcheinen auszufallen und durch neue erſetzt zu werden, die jüngſten ſind noch ſehr klein, völlig unreif und weich.

Dieſe Schlange erreicht eine Größe von 5 bis 6 Fuß, iſt die gemeinſte Giftſchlange in Braſilien und dort überall verbreitet; ſie iſt langſam und träge und die erwachſenen wegen ihrer ungeheuern Giftzähne höchſt furchtbar. Der Biß junger Thiere hat eine weniger ſtarke Wirkung und wird deswegen leichter geheilt. — Die Braſilianer belegen das jüngere Thier mit der Benennung Jararaca, das große alte, welches ſie für eine andere Species halten, kennen ſie unter dem Namen Jaruracussú oder große Jararaca. Sie hält ſich in trocknen, von der Sonne erhitzten Gebüſchen, aber auch eben ſo gut in den hohen, feuchten, dunkeln Urwäldern auf. Gewöhnlich liegt ſie zuſammengerollt und bereitet ſich nur zum Angriff vor, wenn man ihr zu nahe trit. Sie erhebt ſich dann, ſperrt den Rachen auf, entblößt die Giftzähne, ſtreckt ſie vor und ſpringt dann auf ihren Feind los. Obwol die Eingebornen ziemlich an ſolche Überraſchungen gewöhnt ſind, ſo erſchrecken ſie doch, wie der Prinz von Neuwied erzählt, oft ſo, daß ſie ſich lange nicht erholen können. Dabei iſt es zu bewundern, daß die indianiſchen Jäger, welche immer mit bloßen Füßen gehen, im Ganzen genommen, ſo wenig gebiſſen werden. (*D. Thon.*)

Copuliren, ſ. am Ende der Nachträge.

CORALLARIA, (Zoophyta). Unter dieſer Benennung hat Blainville eine Familie der Zoophyten aufgeſtellt, welche diejenigen Polypen enthält, um deren Mund acht federförmige Tentakeln ſtehen und welche, mehr oder minder zahlreich, unter einander vermittelſt einer fleiſchigen, zuſammenziehbaren Maſſe in Verbindung ſtehen, die eine in der Mitte derſelben befindliche Achſe umgibt. Dieſe iſt kalk- oder hornartig, derb oder gegliedert und ſitzt, den Polypenſtamm bildend, mit ihrer Wurzel auf allerhand Seekörpern feſt. Dieſe Abtheilung enthält nur die Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia und nähert ſich den Pennatulen, bei welchen die Achſe viel kleiner, nicht aufſitzend, nicht verzweigt iſt und wo beſonders der fleiſchige Theil dick genug iſt, um zuſammenziehbar zu ſeyn und ſo die Fortbewegung des ganzen Polypenſtamms bewirken zu können. (*D. Thon.*)

CORALLIA, Corallen (Zoophyta). Als allgemeinen Begriff kann man von den Corallen folgenden Charakter aufſtellen. Es ſind Zoophyten (Pflanzenthiere), aus thieriſcher Gallerte entſtanden, welche letztere ſich entweder ganz, immer aber zum Theil in eine der Zuſammenziehung unfähige Maſſe verwandelt, deren unveränderter Beſtandtheil aber als thieriſcher Schleim, oder zu einem lebenden Thier, Polyp genant, ausgebildet erſcheint. Mehre Naturforſcher ſind aber von dieſer Charakteriſtik abgewichen und zählen unter den Corallen noch andere Thiere auf, als dieſelbe umfaſſen kann, theils ſondern ſie davon mehre, auf welche ſie noch anwendbar wäre, ſo daß alſo dieſe Abtheilung der Thiere in mehr oder minder engere Grenzen beſchränkt erſcheint, wie aus den unten anzuführenden Eintheilungen das Nähere erſichtlich wird. Überhaupt iſt die Kentniß, welche wir, ſelbſt bis auf die neueſte Zeit, von den Corallen haben, immer nur noch eine fragmentariſche, und eben deshalb iſt es ſchwierig, dieſelben ſowol richtig in die Reihe der verwandten Weſen ein- als überhaupt an ſich zu ordnen, und man kann das, was man von ihnen weiß, wol mit der älteren Conchyliologie vergleichen, bei welcher die Baſis aller Syſteme immer nur die Wohnung des Thieres, nicht aber dieſes ſelbſt war. So gründen ſich auch die gegenwärtigen Eintheilungen der Corallen faſt lediglich auf die in Muſeen aufbewahrlichen Bruchſtücke dieſer Thiere, da von letzteren die wenigſten auf irgend eine der bis jetzt bekanten Präparationsmethoden erhalten werden können.

Bevor wir jedoch von den ſyſtematiſchen Anordnungen der Corallen ſprechen, wollen wir vorerſt die allgemeine Naturgeſchichte dieſer Thiere abhandeln, wobei eine Eintheilung derſelben in ſolche mit Polypen und in diejenigen, bei welchen letztere noch nicht aufgefunden wurden, als ganz natürlich erſcheint.

6) Beitr. 1. S. 470 Ej. Abbild. zur Naturgeſch. Lieſr. VII. Coph. atrox VIII. C. Jararakka.

Digitized by Google

Daß die blüthenähnlichen Theile, welche sich an den Polypenstämmen [1]) zeigen, thierischer Natur seyen, ward erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt. Der französische Schiffsarzt Peyssonel machte diese Entdeckung zuerst an Corallium rubrum im Jahr 1723, theilte seine Ansicht Reaumur mit, konte aber denselben nicht dafür gewinnen. Erst durch Trembleys Entdeckungen der merkwürdigen Eigenschaften an den Süßwasserpolypen (s. d. Art. Hydra) ward Reaumurs Aufmerksamkeit wieder rege gemacht, der nun Bernard de Jussieu veranlaßte, der Sache genauer nachzuspüren, und da letzterer jene Ansicht bestätigte, so nahm Reaumur im J. 1742 [2]) sein früheres Urtheil zurück. Vetaliano Donati [3]) lieferte nun schöne und wichtige Untersuchungen über die Corallen, und auch Peyssonels Arbeiten wurden nun bekant gemacht [4]). Aber noch immer wurde die thierische Natur der Corallen und ihrer Polypen bestritten, doch siegte endlich Ellis, durch einzelne Abhandlungen und ganze Werke, welche er über diese merkwürdigen Thiere bekant machte [5]). Linné führte nun in seinem Systema naturae Ed. X. (1759) die Corallen schon unter den Thieren auf. Eine eigene vollständige Übersicht der Thierpflanzen, welche noch immer ein klassisches Werk genant zu werden verdient, gab Pallas [6]). Wenn aber auch nun immer mehr Entdeckungen in der Naturgeschichte der Corallen folgten, so waren doch die meisten nur gering zu nennen, indem sie sich im Allgemeinen auf die Stämme erstreckten, da nur sehr wenigen Beobachtern die Untersuchung der lebenden Thiere vergönt war, welche ohnes dies mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist [7]). Unter diesen Beiträgen zu Aufklärung dieses Gegenstandes sind besonders die von Solander [8]) und Esper [9]) zu erwähnen. In der neuern Zeit hat man Lamarck [10]) Beobachtungen und Classificationen der Corallen zu danken, so wie Cuvier. Bedeutender waren die Aufschlüsse, welche Lamouroux gab, so wie seine Anordnungen umfassender, auf größere Kentniß der Thiere gegründet [11]). Die Polypen mehrer Corallen-Arten und Gattungen beschrieb Lesueur [12]), und lieferte instructive Abbildungen derselben. Auch in der Zoologia danica finden sich einzelne nach dem Leben gefertigte Abbildungen mehrer Corallenpolypen. Eine mit Lesueur gemeinschaftlich bearbeitete Monographie Desmarest's der Sertularien ist leider nicht gedruckt erschienen. Als Bearbeiter der Anatomie und Physiologie der Corallen sind im allgemeinen Donati, Ellis, Cavolini [13]), Spallanzani [14]), Olivi [15]), unter den neuern aber besonders unser der Wissenschaft zu früh entrissener, teutscher Landsmann Schweigger [16]), dann Milne Edwards, Grant, Quoy, Gaimard, Chamisso, Otto, Raspail, Rapp und andere zu nennen, deren einzelner Entdeckungen unten weiter gedacht werden wird.

Bei der Betrachtung eines Polypenstammes (Stirps *Linné*) mit seinen Polypen verdient wol vorerst das Verhalten der einzelnen Polypen zu einander in Erwägung gezogen zu werden. Es entsteht hier die Frage: sind die letzteren Organe eines Individuums (des Stammes), oder einzelne, nur zu einem Stamme verbundene Individuen, vergleichbar den Maden der Biene in einer Zellenscheibe (Wabe)? Von diesen beiden Ansichten hat eine jede ihre Anhänger und Vertheidiger gehabt. Für die erstere erklärten sich Pallas, Cavolini, Bohadsch, Blumenbach, Olivi, Cuvier u. a., für die letztere Peyssonel, Jussieu, Reaumur, Lamarck, Bosc, Lamouroux, Savigny. In jenem Fall müßte man annehmen, daß der Corallenstamm ein nach vegetativen Gesetzen wachsendes Thier sey, die Polypen gleichsam seine Blüthen wären; nach der entgegengesetzten Meinung erscheint der Stamm nur als eine Zusammenhäufung und Verwachsung vieler Individuen, welche vielleicht schon als Eier mit einander vereinigt waren.

Gegen die letztere Ansicht streitet der Bau der Sertularien, welcher ganz pflanzlich und so regelmäßig ist, daß man nach Stellung der Äste und Zellen sogar die einzelnen Arten unterscheiden kann; ebenso streitet dagegen die Streifung am Stamme des Corallium rubrum, die Zurundung des Stammes und der Äste vieler Corallenarten,

1) Polypenstamm — oder auch wol Polyp im weitern Sinne, wird die ganze Masse genant, auf oder in welcher sich die einzelnen Polypen finden. Sie mag hart oder weich seyn, wie z. B. bei den Alcyonien — so wird sie von dem Franzosen Polypier — das einzelne Thier aber Polype genant. 2) Memoires pour servir a l'histoire des insectes. Vol. VI. p. 70. 3) Della Storia naturale marina dell' edriatico etc. Venez. 1750. 4. 4) Philosophical Transactions for the Year 1753. 5) Jene in den Phil. Transact., diese besonders. — An Essay towards a natural history of the corallines by John Ellis. Lond. 1754. 4. m. viel. Abb. — auch franz. — und teutsch v. Krünitz. Nürnberg 1767. 4. 6) Elenchus zoophytorum. Hagae Comitum 1766. 8. — Holländ. m. Abb. u. Anm. von Beddart. Ultraject. 1768. 8. — Teutsch von Willens, herausgegeb. v. Heebst. Nürnberg 1787. 4. — Dazu ein Namenregister und Verbesserungen von Schröter. Nürnb. 1798. 8. 7) Über diese Schwierigkeiten vergl. Quoy et Gaimard in Freycinet Voyage autour du Monde. Zoologie. p. 592. 8) The natural history of many curious and uncommon Zoophytes, collected by Ellis, — describ. by Solander. Lond. 1786. fl. F. m. Abb. 9) Die Pflanzenthiere in Abbild. 1791. ssq. 4., zuletzt v. Goldfuß Forts. angekündigt. 10) Dessen Systeme des animaux sans vertebres — weiter ausgeführt als Histoire naturelle des animaux sans vertebres. Paris. Philosophie zoologique. Paris. — Extrait du cours de Zoologie sur les animaux sans vertebres. Paris 1812. 8. Einzelne Abhandlungen von ihm in den Annales du Museum d'histoire naturelle und den Memoires desselben Institute.

11) Dessen Histoire des polypiers coralligènes flexibles. Caen 1816. 8. und da diese Ausgabe vergriffen, die gute engl. Übersetzung, bei welcher aber die Synonymen fehlen. Vor allem aber: Exposition methodique des genres de l'ordre des polypiers, avec les descriptions de celles des principales espèces, figurées dans 84 planches, les 63 premières appartenant a l'histoire naturelle des Zoophytes d'Ellis et Solander; par J. Lamouroux. Paris 1821. 4. Hiezu die weitere Ausführung der Gattungen im Dictionaire classique d'histoir. nat Paris 1822. 12) Memoires du Museum Vol. VI. 13) Memorie per servire alla Storia di polypi marini. Napoli 1785. 4. m. Abb. — Davon eine gute teutsche Übersetzung von W. Sprengel. Nürnberg 1813. 4. 14) Memorie di matematica e fisica della Societa ital. Verona 1784. Tom. I. 2. p. 603. 15) Zoologia adriatica ossia catalogo ragionato degli animale del golfo e delle lagune di Venezia. Bassano 1792. 16) Beobachtungen auf naturhistorischen Reisen. Berlin 1819. 4. m K. und dessen Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen, ungegliederten Thiere. Leipz. 1820. 8.

Digitized by Google

welches alles Folge einer zufälligen Vereinigung nicht seyn kann. Überdies, da man annehmen müßte, daß jeder Polyp sich wieder durch Eier vermehrt, so würden das durch die äußern Enden der Stämme immer dicker werden müssen, was doch nicht der Fall ist. Von einigen Polypen ist es zwar bekant, daß das Ei sich erst nach dem Absterben des Mutterpolypen entwickelt, allein da dies nicht bei allen der Fall ist, so läßt sich daraus keine Consequenz ziehen.

Eher scheint die Ansicht, daß die Polypen nur Organe eines Stammes oder Körpers sind, die richtigere zu seyn, und Schweigger [17]) führt als Gründe für dieselbe folgende an: 1) Alle Polypen der Seefedern stehen mit der Höhle des Stiels, als einem gemeinschaftlichen Organ, im Zusammenhang. — Dagegen läßt sich aber sogleich und mit Recht erinnern, daß hier eine Annahme eines gleichmäßigen Bau's bei den eigentlichen Corallen zum Grunde liegt, und daß dieser Bau nur bei wenigen Gattungen und auch bei diesen nicht mit zuverlässiger Gewißheit nachgewiesen ist. Auch widerspricht sich Schweigger selbst (p. 388), indem er sagt, daß die Seefedern sich eben durch jene Höhle, das den Polypen „gemeinschaftliche Organ," von den Corallen unterschieden! 2) Die Seefedern schwimmen durch gleichzeitige Bewegung ihrer Arme, was nur dadurch zu erklären ist, daß die einzelnen Polypen nichts als Organe des Ganzen sind. — Diesen Beweis wirft aber Schweigger (p. 391) selbst zum größern Theil wieder um, indem er erklärt, ihm sey kein Schriftsteller bekant, der als Selbstbeobachter dieses Schwimmens erwähne, obwol dies allgemein angenommen werde, und daß er vielmehr glaube, daß solches Schwimmen nichts sey, als ein von den Wogen „sich treiben lassen." Ausdrücklich aber sagt Rapp [18]): „Die Seefedern schwimmen nicht frei im Meere herum, wie viele Naturforscher annehmen." — 3) Nach Savigny's Beobachtungen [19]) entwickeln sich aus den Eiern des Botryllus und Pyrosoma, welche ganz corallenartig sind, junge Stämme. Wären diese verschiedene Individuen, so würden sie, aller Analogie nach, jedes aus einem besondern Individuum hervorgehen. — Dagegen aber scheint uns dafür, daß einzelne Eier zu Gruppen von Individuen, welche eine gemeinschaftliche Bedeckung haben, zusammenwachsen können, ohne Organe eines Stammes zu seyn, ein starker Beweis in den Beobachtungen von Audouin und Milne Edwards über die Fortpflanzung der zusammengesetzten Ascidien [20]) zu liegen. Die einzelnen Eier dieser Ascidien sind nämlich vollkommen frei, auch hinsichtlich der Ortsbewegung, schwimmen während zweier Tage lebhaft herum und setzen sich dann erst fest, um hernach auch ihre Gestalt völlig zu verändern, dergestalt, daß sie gegen die anfängliche gehalten, einem ganz andern Thiere anzugehören scheint, ein Fall, der, wie wir unten sehen werden, auch bei den Corallen-Polypen vorkomt. 4) Die Leichtigkeit, mit welcher der Reiz von einem Polypen zum andern sich fortpflanzt, so daß bei der Berührung des einen öfters alle sich zurückziehen, läßt sich ungezwungen nur dann erklären, wenn man sie als Organe eines gerüsselten Thieres betrachtet. — Dagegen läßt sich aber, unserer Ansicht nach, erinnern, daß z. B. die Schnecken oft nur ein Fühlhorn einziehen, wenn sie mit diesem einen Gegenstand berühren. Auch sagen Quoy und Gaimard ausdrücklich (a. a. O. p. 598.) „Es scheint uns klar, daß diese Thiere (Fungien, Astreen, Oculinen, Milleporen u. s. w.) nach der Gestalt ihrer Stämme zu urtheilen, ein gemeinschaftliches Leben weder theilen, noch theilen können. Sie würden sonst, wie Lamarck sagt, Eigenschaften haben, welche der Natur aller lebenden Körper entgegenständen, denn sie würden die Fähigkeit haben, nie zu sterben! — Die Sternrosen mehrer blätteriger Arten stehen mit einander nicht in Verbindung, wie man dies bei den Coryophyllien, Astreen und selbst bei einigen Mäandrinen sehen kann; woraus denn klar hervorgeht, daß jede derselben von einem Polypen eingenommen ist. Bei den letzteren gehen die Furchen oft in einander über und viele Thiere berühren sich mit den Rändern. Bei den Polypiera foraminiferes, welche mehr Consistenz haben und viel feiner vertheilt sind, findet die Berührung durch die Fühlfäden statt. Man braucht also keinen Zusammenhang der Substanz anzunehmen, wodurch alle Polypen zu einer Masse vereinigt würden, um die schnelle Zusammenziehung zu erklären, welche bei allen statt findet, wenn einer berührt wird. Es ist in der That genug, wenn einer sich einzieht, um die andern, die an ihn anstoßen, auch dazu zu bewegen, und nach und nach alle, welche auf einem Stamme sitzen. Diese Erscheinung, nur oberflächlich beobachtet, ist es aber, welche zu der Meinung Veranlassung gegeben hat, daß diese Thiere zusammen zugleich Individuen und einen gemeinschaftlichen Körper bildeten. „Dagegen sagen diese Beobachter von Renilla violacea (p. 643) ausdrücklich, daß deren Polypen sich schnell alle zurück ziehen, wenn einer berührt wird, ob sie gleich keineswegs mit den Tentakeln aneinander stoßen, daß sie daher auf andere Weise und zwar durch den reizbaren Stamm in Verbindung stehen müßten. Dieser ist es aber auch eben, welcher nicht erlaubt, diese Thiere mit den eigentlichen Corallen zusammen zu ordnen, ob dies gleich geschehen ist." Von Maeandrina cerebriformis wird eben daselbst (p. 654) gesagt: Diese Thiere, obgleich von einander getrent und jedes für sich lebend, vergrößern doch gemeinschaftlich ihren Polypenstock, und da sie sich mit ihren Rändern erreichen können, so entsteht dadurch eine zusammenhängende, ununterbrochene Fläche. Hiedurch wird ein gleichzeitiges Zusammenziehen möglich, das jedoch bei der geringen Festigkeit ihres Baus und den flachen Furchen kaum zu bemerken ist. Ferner erwähnen die gedachten Beobachter von Pocillopora coerulea, daß, wenn der Stamm groß war, die sehr lebhaften Polypen bei Berührung nicht alle sich zurückzogen, sondern nur die einem Aste angehörigen, was davon herrührte, daß sie nur äußerlich durch ihre Fühlfäden mit einander in Verbindung stehen, wodurch denn der Reiz in die Entfernung immer schwächer fortgepflanzt wird, weshalb denn die

17) Handbuch der Naturgesch. S. 344. 18) In seinem vortrefflichen Werk: Über die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbesondere. Weimar 1829. 4. S. 34. 19) Memoires sur les animaux sans vertèbres. Paris 1816. II. p. 59. 20) Annales des Sciences naturelles. Tome XV. p. 10.

Digitized by Google

weiter entfernten eben weniger und endlich nichts mehr empfinden. — Daß aber nicht einmal alle Fühlfäden zugleich eine Bewegung theilen, erfahren wir von Chamisso und Eysenhardt [21]) bei der Beschreibung von Caryophyllea glabrescens in folgenden Worten: Animali irritato tentacula pigre eriguntur, dellectuntur. Pigre quoque extenduntur et contrahuntur, neque omnia motu consentaneo. — Aus allen diesen hier angeführten Gründen möchte also anzunehmen seyn, daß die Polypen Individuen sind, ihren Polypenstock aber gemeinschaftlich bauen. Wie Schweigger aus der Regelmäßigkeit eines solchen Baus etwas gegen diese Ansicht hat beweisen wollen, ist nicht abzusehen, und es braucht wol kaum der Erwähnung der Bienen, um anderwärts ein Beispiel für die Möglichkeit eines solchen Baues durch viele Individuen beizubringen.

Ein anderer wichtiger Gegenstand in der Naturgeschichte der Corallen ist das Verhältniß der Polypen zum Coralleustock. Es fragt sich nämlich hiebei: ist letzterer blos ein Gehäuse, welches der Polyp auf irgend eine Weise aus seinem Organismus absondert, oder ist er ein Bestandtheil des Thieres? — Was die erstere Frage betrifft, so ist bei der blos schleimigen Organisation nicht anzunehmen, daß besondere Organe zur Absonderung eines solchen Gehäuses vorhanden, wie dies bei den Molusken der Fall ist. Es ist dies um so weniger vorauszusetzen, als z. B. bei Sertularien der Stamm früher da ist, als der Polyp, wie Cavolini beobachtete, und nach Donati bei Corallium rubrum schon Kalk vorhanden ist, bevor der Polyp hervorbricht. Schweigger hält für einen noch größeren Beweis diejenigen Corallen, welche blos Stöcke, aber keine Polypen besitzen, z. B. die Spongien, Nullporen. Aber würden an diesen nicht vielleicht noch Polypen entdeckt werden? Für diese Ansicht führen wir eine Stelle aus Kotzebue's Reise an (III, 107.). „Die rothe Farbe des Riffes unter der Brandung rührt von einer Nullipora her, die überall, wo Wellen schlagen, das Gestein überzieht, und sich unter günstigen Umständen stalaktitenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich sind, bestimten uns gleich, diesem Wesen thierische Natur beizumessen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünter Salpetersäure bewährte unser auf Analogie gegründetes Urtheil. Der flüchtige Blick unterscheidet nur an der Färbung und einem gewissen hammerartigen Ansehen die Lithophyten-Arten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren todten, ausgebleichten Skeletten." — Ein anderer Grund für diese erstere Meinung ist, daß die Menge des Kalks mit der Größe der Polypen meist in keinem Verhältnisse steht, ja, daß die Kalkschicht öfters um so dicker ist, je kleiner die Polypen sind. Ferner hat schon Cavolini beobachtet, daß die Achse der Corallia corticosa durch Erhärtung thierischer Häute entsteht. Bei Isis Hippuris besteht aber der Stamm aus vielen concentrischen, hornartigen Lamellen, von denen die innersten zuerst versteinern, an welchem Proceß folglich der Polyp gar keinen Antheil haben kann. — So muß man also annehmen, daß der Corallenstock auf gleiche Weise entstehe, wie z. B. bei den höhern Thieren das Skelett, indem schon der Keim die Disposition zu demselben enthält. Wirklich ist auch, nach den Beobachtungen Donati's und Cavolini's, das Corallenei ein Schleim, welcher in die verschiedenen Substanzen einer Coralle sich umbildet. Noch mehr aber bestätigt Lamouroux diese Ansicht, indem er die Beschreibung der Tubipora musica gibt [22]), „Diese trichterförmige Haut (in welcher der Polyp sitzt) endigt nicht scharf abgeschnitten auf der Kalkröhre, welche letztere nur die Verlängerung und das Produkt derselben ist. Die Kalksubstanz sondert sich in dieser Haut aus, auf dieselbe Weise, wie der Kalk in den Knochen ganz junger Säugethiere. Es ist eine wahre Verwandlung einer weichen Materie in eine harte und feste. — Wir zweifeln nicht, daß der nämliche Fall nicht auch bei den biegsamen Polypenstämmen so gut, als bei der Sarcoïden eintrete. Die hornartige Materie der einen, die Achse und Rinde der andern müssen durchaus durch die Veränderung einer weichen, gallertartigen Substanz in eine hornartige entstehen, mittelst der Haut, welche immer die Polypen umhüllt. — Wir betrachten dieses Organ (die Haut) als eins der wesentlichsten in Bezug auf den Bau der Polypenstämme, als dasjenige, was fortwährend die Materialien ihres Wachsthums verarbeitet. Diese Meinung, wie hypothetisch sie immer erscheinen mag, gründet sich auf die Beobachtungen, die wir an den Flustren und Sertularien angestellt haben, und auf das Wenige, was wir von der Organisation der Madrepor. Corallen wissen." Nach demselben Beobachter aber zeigt sich der junge Polyp der Tubipora zuerst in einer gelatinosen Röhre, die erst später von unten zur Kalkmasse erhärtet.

Was die Organisation der Polypen selbst betrifft, so ist davon noch sehr wenig bekant. — Nach Cavolini besteht die Substanz der Sertularien aus dicht an einander stehenden Schleimkügelchen. — Was den übrigen Bau betrifft, so sind die Unterschiede im Allgemeinen nicht sehr bedeutend; die meisten Polypen kommen durch zahlreiche, bald cylindrische, bald blattähnliche Fühlfäden, welche um einen eigentlichen Körper herum stehen, mit einander überein. Die Verwandtschaft mancher Arten und vielleicht auch Gattungen mit den Actinien scheint so groß zu seyn [23]), daß man von ihnen sagen möchte, es seyen Actinien in einem Steingehäuse. Andererseits lassen sich die Flustren den zusammengesetzten Ascidien vergleichen, denn man findet bei ihnen, wie bei diesen, eine große innere Höhlung, welche nach außen durch eine mit Fühlfäden mehr oder minder bekränzte Öffnung mündet, einen mit derselben in Verbindung stehenden Oesophagus, einen Magen, einen auf sich zurückgebogenen Darm, der sich zur Seite der erstern Höhlung öffnet, endlich einen an der Krümmung des Darms befestigten Eierstock [24]). — Die Polypen der Coryneen, sowie der Gattungen Sertularia

21) Nova acta Leopold X. pars 2. p. 369.

22) Freycinet Voyage. Zool. p 637. und die schöne Abbildung dazu p. 88., welche treu und in gleicher Größe der Figuren sich copirt findet in: „Archiv der Naturgeschichte." Naumburg. Wild. 1830. 6tes Heft. 23) De la Beche — Zoological Journal. III. 481. t. 13. 24) Audouin et Milne Edwards in Annales des Scienc. naturelles. XV. 12.

Digitized by Google

und Tubularia, haben um die Mundöffnung zahlreiche, fadenförmige, ungegliederte Tentakeln (Fühlfäden) in einfacher oder doppelter Reihe, oder auch zerstreut, und setzen in eine weiche, contractile, nackte, oder mit einer hornartigen, dünnen Hülle umschlossene Röhre fort. In der Nähe der Tentakeln stehen die Eierstöcke [25]). Die Polypen der Milleporen sind weniger bekant, doch hat Tilesius eine vollständigere Beschreibung derer von Millepora rosea geliefert [26]). Nach ihm umgeben zwölf fein gefranzte Tentakeln die Mundöffnung, welche zusammengezogen eine strahlige Warze vorstellen. Um die Höhle, welche wol dem Magen entsprechen mag, findet sich eine Reihe von Eierstöcken. Der Magen setzt in einem kleinen Darm fort, der seine Richtung nach der Achse des Astes nimt, in welcher alle Kanäle der äußern Mündungen in einem einzigen Hauptkanal zusammenlaufen [27]). — Der Polyp der Millepora truncata und reticulata (Retepora *Lamk.*) ist mit einfachen, sehr zahlreichen, trichterförmig in einfacher Reihe stehenden Tentakeln versehen, und nach Donati, Ellis und Cavolini ist der erstere noch dadurch ausgezeichnet, daß an ihm eine kleine runde Scheibe mittelst Bändern befestigt ist, mit welcher er, wenn er sich zurückzieht, die Hülle schließt. Ob Millepora coriacea überhaupt hieher gehört, sowie die Nulliporen, welche früher unter Millepora standen, ist mit Recht zu bezweifeln; denn an jener konte Rapp auch keine Polypen entdecken [28]). — Bei den Alcyoneen, oder vielmehr bei den aus der Linnéschen chaotischen Gattung Alcyonium gesonderten Gattungen Anthelia, Xenia, Ammothea und Lobularia ist der Polyp mit acht gleich großen, lanzettförmigen, gefiederten Tentakeln versehen, welche sich sternförmig ausbreiten und in einem einfachen Kreise stehen, in dessen Mitte sich die Mundöffnung befindet. Jeder sitzt auf einer blind endigenden Röhre, und diese Röhren stehen nicht mit einander in Verbindung, sind aber der Zusammenziehung fähig und können das Wasser, mit dem sie angefüllt, ausstoßen. Der Polyp kann sich theils in die Röhre zurückziehen, theils nicht, und letztere wird in jenem Falle bei manchen noch durch sternförmige Klappen geschlossen. In der Tiefe des Polypen stehen sechs bis acht Eier- (Keimkörner-) Trauben, denen eben so viele der Länge nach laufende, gewundene Eierleiter entsprechen, die sich an den Schlund anlegen, und mit einer besondern Öffnung in dem Winkel zwischen den Tentakeln nach außen münden. Dies ist besonders bei Xenia der Fall; nach Grant kommen aber bei Lobularia digitata die Eier aus der Mundöffnung, ohne durch Eierleiter empor zu steigen. Sie entwickeln sich aber gegen den Herbst in Eierstöcken, jedes Ei hat seinen Nabelstrang, durch welchen es seine Nahrung erhält, und der es an einer Falte im Innern des Kanals befestigt [29]). Über die Tubiporen hat Lamouroux ziemlich vollständige, anatomische Aufschlüsse gegeben [30]). Der Polyp ist mit acht gefiederten, in einfachem Kreise die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden versehen. Acht Stränge (Fäden), an welchen die kugelförmigen Eier mittelst kurzen Stielen festsitzen, laufen von der Mundöffnung an, an der innern Fläche des Polypen hinab. Dieser wohnt in einer Kalkröhre, und eine contractile, röhrenförmige Haut erstreckt sich vom freien Rande der Röhre an den Polypen, an dessen äußerer Fläche sie sich unter den Fühlfäden befestigt. Wenn der Polyp zurückgezogen ist, so werden seine Fühlfäden von dieser häutigen Röhre eingeschlossen und durch die Verkürzung dieser Röhre wieder hervorgehoben. Mehre parallele Röhren werden durch dünne, horizontale Lamellen, welche in gewissen Zwischenräumen von einander stehen, in Gruppen vereinigt. Die Polypen selbst befinden sich nur in der obersten Röhre, und die sämtlichen übereinander stehenden Röhren scheinen also das Produkt mehrer, auf einander gefolgter Polypen zu seyn, von welchen immer die untersten absterben. — Die vorzugsweise unter dem Namen der Corallen bekanten Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia haben zurückziehbare Polypen mit acht, die Mundöffnung sternförmig umgebenden, am Rande gefiederten oder gezähnten, lanzettförmigen Tentakeln. Die Mundöffnung verlängert sich in eine Speiseröhre, welche wiederum in die Magenhöhle führt. In der Höhle finden sich auch die Eierleiter, deren wahrscheinlich sechs — nach Cavolini acht vorhanden sind, und die, den Beobachtungen dieses Naturforschers zufolge, je zwischen zwei Tentakeln münden. Die Öffnung, in welche der Polyp sich zurückzuziehen vermag, wird oft durch acht Klappen, die sich mit den Spitzen zusammenneigen, geschlossen. Die sämtlichen Polypen sitzen zerstreut in einer dicken, den Polypenstock umgebenden Rinde, zwischen jenem und dieser liegt eine dünne mit Gefäßen versehene Schicht, durch welche die Polypen unter einander in Verbindung stehen [31]). — Mehrfach weicht von ähnlichen Gattungen doch immer noch Cornularia ab, welche im System wol eine andere Stelle bekommen wird, da ihr Bau vollkommener zu seyn scheint, wenn sie nur erst vollständiger untersucht ist. Die Polypen derselben haben um die Mundöffnung acht gefiederte Tentakeln, welche in einem einfachen Kreise stehen. Von der Mundöffnung erstreckt sich in die einfache Höhle des Polypen eine kurze Röhre, in welche die sechs Eierleiter sich vereinigen. Der Polyp selbst vermag sich vollständig in die ihn umgebende Röhre zurückzuziehen. — Die Gattungen der Madreporen kommen in folgender Organisation im Allgemeinen überein. Die Mundöffnung ist von zahlreichen, ungefiederten, meist in mehrfachen Kreisen gestellten Tentakeln umgeben. Das Thier kann sich so zurückziehen, daß die Fühlfäden verschwinden, die Bewegungen geschehen aber nicht schnell. Die Lamellen der Sterne des kalkigen Stamms theilen die Höhle des Thiers in Fächer, die aber an ihrer inneren Seite alle in diese gemeinschaftliche Höhle sich öffnen. Die von jenen Kalklamellen gebildeten Zellen werden von der äußern

25) Rapp a. a. O. S. 14. 26) Mémoires de l'Academie de St. Petersbourg. T. X. p. 322. 27) Tilesius schließt daraus auch, daß die Polypen nur Organe eines Thieres seyen, aber leider genügen die von ihm gegebenen Beschreibungen selten, trotz ihrer Weitläufigkeit, was sehr zu bedauern ist, da er so viele schöne Beobachtungen anstellen konte. cf. Oken in Isis. II. S. 244. Von den daselbst erwähnten Corallen-Beschreibungen ist keine Anwendung zu machen!! 28) a. a. O. S. 20. 29) Edinburgh Journal of Science, Nr. XV. 1828.

30) S. oben bei Tubipora musica. 31) Vergl. den Art. Corallium.

Digitized by Google

Haut des Thieres ausgekleidet, und je zwischen zwei Lamellen findet sich eine häutige Längsfalte, welche die Eier umschließt, deren sich von verschiedener Größe in einem und demselben Eierstocke finden. Am innern freien Rande der Falte läuft schlangenförmig in vielfachen, kleinen Krümmungen der Eierleiter (Eiergang, Oviduct). Wo an dem Kalkstamme, statt der Sterne, wellenförmige, mit Lamellen besetzte Furchen sich finden, haben die Thiere, nach Le Sueur, zwar keine abweichende Gestalt, aber es sind ihrer mehre zusammengewachsen [32]). Von Fungia rubra haben Quoy und Gaimard noch einige Eigenthümlichkeiten angegeben [33]). „Man kann nicht sagen", bemerken diese Naturforscher, „daß die Fungia Tentakeln habe; es ist ein großer Polyp mit einer dünnen Haut, die, in Strahlen gefaltet, am Rande schwach gefranzt ist, und die an der untern Seite eine Kalkmaterie absondert, welche alle Formen des Thieres annimt, selbst diejenigen, die es zufällig bekommen könte. So sieht man z. B., wenn man die verschiedenen Polypen der Fungien betrachtet, daß meistens große Lamellen vom Mittelpunkt nach dem Umkreis laufen, daß manche derselben auf der Hälfte dieses Wegs ihren Ursprung haben, und andere gespalten sind. Alle diese Scheidewände sind dreieckig und an der Basis stärker, als an der obern Schärfe, wo der fleischige Theil so schwach ist, daß die Kalkblättchen kaum damit bedeckt scheinen, wenn jener nicht eine andere Färbung hat. Sehr deutlich erscheint sie bei den gefärbten Arten. An den Seiten sind die Blättchen mit kleinen, warzigen Erhöhungen bedeckt, welche, indem sie sich in die Falten des Thieres legen, dasselbe so stark am Stamme befestigen, daß man es von diesem nur stückweise abreißen kann. Der nämliche Fall trit für den mittleren Theil ein, der indessen von derberer Organisation, ziemlich dem Fleische der Actinien ähnlich ist. — Der gefaltete Mund des Thieres steht weiter vor, ohne indessen über die Furche, in welcher er liegt, herauszutreten. Bei der geringsten Berührung zieht er sich zurück, sowie alle am weitesten vorspringenden Theile, dergestalt, daß dann das Thier gar nicht mehr vorhanden zu seyn scheint." — Einen ganz eigenen Bau des Thieres beschrieben Quoy und Gaimard bei Caryophyllia angulosa. Die Thiere nämlich, welche die Sterne dieses Polypenstammes einnehmen, erscheinen so sonderbar und von dem Bau, den sie haben sollten, so abweichend, daß die Beobachter, ob sie dieselben gleich mehrmals untersuchten und an Ort und Stelle mit vieler Genauigkeit zeichneten, die Darstellung und Beschreibung nur mit der Einschränkung mittheilen, welche bei diesem außerordentlichen Fall, der dem gewöhnlichen Bau dieser Thiere ganz entgegensteht, eintreten muß. In der That kann ein blättriger Polypenstamm nur durch einen ähnlich gebauten Polypen hervorgebracht werden. Hier ist dies aber nicht der Fall. Zwar ist die steinartige Masse blättrig, aber die Thiere, die in ihren Windungen sitzen, sind cylindrisch, sehr in die Länge gezogen, dunkelgrün, an ihrem obern Ende zugerundet und mit einer Menge kleiner Spitzen besetzt, aber trotz der Scheidewände der Sterne dergestalt an einander gedrückt, daß sie sich mit den Enden berühren und nur eine gleiche, ausnehmend sammtartige Fläche bilden, über die man gern mit der Hand wegstreicht. Da sie mehre Linien lang über den Polypenstamm vorragen, so fallen sie um, wenn man sie aus dem Wasser nimt, und man kann dann ganze Fingergriffe voll herausreißen. Blainville, dem die Zeichnungen übergeben wurden, ist der Meinung, daß sie nicht die Erbauer dieses Polypenstammes, sondern nur Schmarotzer sind, die ihn nach dem Tode der ursprünglichen Erbauer zur Wohnung erwählten. Dabei ist es indessen merkwürdig, daß sie nur auf diesem Stamme gefunden wurden und nie auf einem andern, daß sie denselben so dicht bedecken, daß gar kein Stern zu sehen ist. — Einen ganz ähnlichen Bau beschreiben Chamisso und Eysenhardt bei der schon oben erwähnten Caryophyllia glabrescens. In ganz anderer Weise abweichend erscheint der Polyp der Caryophyllia arborescens, welchen Donati beschreibt [34]). Er hat eine vielseitige Mundöffnung mit scheerenförmigen Mundfortsätzen umgeben, und ausserdem an dieser Öffnung wieder einen Körper mit acht Tentakeln. Ein solcher Bau weicht, wie Lamouroux bemerkt, ganz von dem aller bis jetzt bekanten Polypen ab. Die Beschreibung dagegen, welche Le Sueur [35]) unter andern von der gegeben hat, schildern den Polypen derselben als mit 22 kurzen, stumpfen Tentakeln versehen, von welchen 11 in die Höhe stehen, die übrigen eine schiefe Richtung haben. In der Mitte steht eine linienförmige Öffnung, und wenn das Thier sich ausstreckt, so sieht man unter der Basis der Tentakeln die Blätter, welche zwischen den Steinlamellen des Stammes stehen. So müssen also noch genauere Beobachtungen entscheiden, welches die wahre und beständige Form der Polypen verschiedener Stämme ist.

Was die Ernährung der Corallen betrifft, so ist wol von denjenigen, welche Polypen besitzen, anzunehmen, daß sie durch diese geschieht, wie denn alle Beobachtungen der größern bis jetzt gelehrt haben. Die Nahrung selbst besteht bei diesen aus kleinen Crustaceen und andern Wasserthieren, ja de la Beche ernährte die Caryophyllia Smithii mit Stückchen von Fischen. Von den äußerst kleinen Polypen kann man wol mit Cavolini annehmen, daß sie sich blos von Wasser und den in ihm befindlichen Infusionsthierchen ernähren. Dieser letztere vermuthet indessen, daß manche Corallen auch mit ihrer Grundfläche, wie durch eine Wurzel, Nahrung einziehen. Namentlich soll dies der Fall seyn bei Sertularien. Sertularia parasitica wächst auf der Sertularia racemosa, und starb jedes Mal, wenn er sie ablöste; sie scheint ihm daher vom Safte dieser Species sich zu ernähren. Daß die kriechenden Wurzeln der Sertularien Nahrung einsaugen, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß im Herbste die Zweige absterben, und im nächsten Frühjahre neue Triebe

32) Rapp a. a. O. S. 38. Obiges galt besonders von Caryophyll. calyxclaris. 33) Freycinet Voyage a. a. O. b. 644.

34) A. a. O. Taf. VII. 35) Mémoires du Museum Tom. VI.

Digitized by Google

aus der perennirenden Wurzel austreiben. — Andere Corallen besitzen den Luftwurzeln der Pflanzen analoge Organe, Cellaria cereoides [36]), reptans, scruposa und einige andere Cerathophyten treiben öfters, statt Polypen, fadenförmige Fortsätze. Diese Fäden hängen entweder frei im Wasser, oder befestigen sich mit ihrem äußeren Ende, und es ist wahrscheinlich, daß sie Wasser einsaugen. — Unverdauliche Stoffe werden durch die Mundöffnung wieder entfernt, ja de la Beche beobachtete sogar, daß ein von einem Polyp verschluckter kleiner Krebs, der eine falsche Richtung bekommen hatte, die wol der Verdauung hinderlich seyn mochte, wieder ausgestoßen und durch die Tentakeln anders gewendet ward. — Was die Aufnahme der ernährenden Stoffe in den Körper, oder, mit andern Worten, die Assimilation betrifft, so wird zwar allgemein angenommen, daß diese blos durch Resorption der gesamten Magenhöhle statt finde, da man bis jetzt noch keine besondern Organe für dieselbe hat entdecken können, und Schweigger sagt ausdrücklich, sie könne auf keine andere Weise geschehen, als indem der Nahrungssaft, welcher durch die Mägen und durch die hohlen Stiele sich verbreitet, auf der innern Wand eindringt, und sich so jede einzelne Stelle ernähre, ohne von einer andern abhängig zu seyn, denn jede sey Schleim, und nirgends ein Organ, welches für andere Theile Säfte bereite. Wir glauben indessen, daß die Auffindung dieser Organe spätern Zeiten wol noch aufbehalten seyn dürfe. Denn wie viel ward nicht schon in den neuern Zeiten entdeckt, an dem früher nicht blos gezweifelt, sondern dessen Vorhandenseyn selbst so bestimt geleugnet wurde, daß man sogar auf einen solchen Mangel systematische Abtheilungen gründete! Es wäre hier nicht der Platz, beweisende Fälle für diese Ansicht anzuführen. — So viel ist wenigstens gewiß, daß der Nahrungssaft in den Mägen und in den Kanälen der Stämme der Corallen eine bedeutende Veränderung erleidet, ehe er in den thierischen Bestandtheil übergeht. Die Flüssigkeit, welche in den Kanälen der Ceratophyta corticosa vorkomt, ist milchig (Corallenmilch), und eine noch auffallendere Veränderung der Säfte findet sich wahrscheinlich bei den Polypen der blättrigen Lithophyten, indem sie gewöhnlich als helleroth beschrieben werden. Besonders leicht beobachtet man die Flüssigkeit in den Röhren der Sertularien, da diese durchscheinend sind. Cavolini sah darin eine körnige Materie, welche in lebhafter Bewegung auf- und abwärts stieg. Die Körner waren durchaus denjenigen ähnlich, aus welchen die Polypensubstanz der Sertularien besteht, und sie schienen diese unmittelbar zu vergrößern, indem sie zwischen ihre Körner sich einschieben.

Das Produktionsvermögen der Corallen gleicht darin dem der Vegetabilien, daß, wie jede Pflanze nach eigenthümlichen Gesetzen sich verästelt, so auch die Gattungen und Arten der Corallen. Die neue Masse keimt knospenartig hervor, verlängert sich und bildet sich zum Polypen, zu dessen Zelle und Stiel dergestalt aus, daß, wie schon erwähnt wurde, theils der Polyp, theils die Zelle zuerst entsteht. Jenes scheint ausnahmsweise eben bei der oben erwähnten Orgelcoralle (Tubipora musica), dieses in der Regel der Fall zu seyn. Der aus der Knospe entwickelte, glockenförmige Cylinder wird zur Zelle, und in ihm erscheint zunächst eine kleine Kugel als das Ende der in der Röhre eingeschlossenen, thierischen Masse; diese Kugel wächst zum Polypen heran, füllt alsdann den Cylinder aus, und dieser öffnet sich an seinem vordern Ende, um den Polyp heraustreten zu lassen. — Das Hervorsprossen der Triebe geschieht entweder an den Spitzen, und die Triebe beugen sich seitwärts, schichten sich mehr oder weniger über einander, indem sie sich verlängern, wie z. B. an den Alcyonien und andern, und mit einiger Modification, indem die Triebe nicht geschichtet sind, bei den Sertularien. Anders erfolgt die Produktion bei denjenigen Corallen, deren Triebe senkrecht stehen und an der Spitze mit einem einzigen Polypen versehen sind, dessen Mündung in der Mitte liegt. Hier befindet sich der Polyp gerade an dem Punkte, wo der neue Ansatz hervorkomt. So sind namentlich die Blätter in den Steincorallen gebildet, die aus horizontal über einander gestellten Zellen bestehen, so daß eine jede die Mündung der vorhergehenden bedeckt und im Durchschnit lauter ähnlich gebildete Zellen zeigt. Auf ähnliche Weise wächst die Orgelcoralle. Es scheint also, daß periodisch Polyp und Polypenzelle sich dergestalt über einander erzeugen, daß die Entstehung des neuern obern Polypen und seiner Zelle durch das Absterben des untern bedingt ist. Hiemit stimt auch eine Beobachtung Spallanzani's [37]) überein, nach welcher die Polypen des Anthophyllum caespitosum von ihren Bechern sich ablösen, und vielleicht ist Echinopora Lam., in welcher Coralle eine jede Zelle durch eine kalkige Scheibe, in dem von Peron mitgebrachten Exemplare, fest geschlossen gefunden wurde, ein in der Zellenbildung begriffener Lithophyt der Gattung Agaricia. Auch sah Duquemare [38]) die Polypen der Tubularia indivisa ungefähr alle 14 Tage abfallen und aus der in der Röhre zurückbleibenden thierischen Substanz neue Polypen aussprossen. Da aber nach den bisherigen Beobachtungen das Leben der Polypen nur kurz ist, so erklärt sich leicht, nach den obigen Voraussetzungen, wie manche Corallenstämme in so kurzer Zeit eine so bedeutende Größe erreichen können. — Eine weitere Vergrößerung der Corallenstöcke scheint dadurch statt zu finden, daß die, manche derselben umkleidende, thierische Haut zu Kalksubstanz erhärtet, wovon wir bei dem Artikel Corallium gesprochen haben, und welche Vergrößerung der Entstehung der Holzringe bei den Gewächsen aus der umkleidenden Haut zu vergleichen ist.

Wir glauben nach diesen Andeutungen nicht nöthig zu haben, noch weitläufiger über die Entstehung der Corallenstöcke zu reden und haben nur noch des theilweisen Absterbens derselben insofern zu gedenken, als dieses in eigener Weise erfolgt. In den meisten Corallen nämlich erfolgt das Absterben der Theile von der Basis aufwärts; da aber diese letztere nicht dazu da ist,

36) Ell. et Sol. tab. V. fg. 6.

37) Memor. della societ. ital. Verona. Vol. II. P. II. p. 615 et 625. 38) Journal de physique. Juin 1779. p. 418.

Digitized by Google

dem Stamme Nahrung zuzuführen, so stirbt dieser dadurch auch nicht gänzlich ab, sondern es komt nur die thierische Substanz außer Verbindung, so daß an alten Steincorallen, namentlich an Madreporen, nur die Spitzen der Äste lebende, thierische Materie enthalten. Die Sertularien dagegen, deren thierische Substanz gleichmäßig durch die ganze Coralle verbreitet, ist und welche vielleicht, wie oben bemerkt wurde, durch ihre Wurzeln Nahrung einziehen, verhalten sich beim Absterben der einzelnen Stücke ganz wie Vegetabilien, sie sterben im Herbst bis zur Wurzel ab, und im Frühjahr kommen neue Äste hervor.

Was die Fortpflanzung der Corallen betrifft, so findet diese auf dreifache Weise statt, erstens durch sogenante Eier, oder richtiger ausgedrückt Keimkörner, indem diese Körper dem Begriff des Eies, wie solcher für die höhern Thierklassen festgestellt ist, keineswegs entsprechen, da man bei denselben namentlich eine Befruchtung nicht annehmen kann, insofern man wenigstens bis jetzt eigentliche Geschlechtstheile, die Eierstöcke etwa ausgenommen, bei diesen Thieren noch nicht entdeckte. Zweitens durch ein Hervorsprossen von Knospen aus den Seiten des Stammes und der Zweige. Man könte zwar auch vermuthen, daß hinsichtlich dieser Sprossen eine Täuschung obwalte, und sie aus angesetzten Eiern hervorgingen; gegen diese Annahme streitet aber: 1) Es ist Thatsache, daß die Sertularien (die Beobachtung wurde bei Sertularia abietina gemacht), bei welchen der belebte Bestandtheil in der Axe des Gerüstes enthalten ist, auf die Art ihren Polypenstock vergrößern, daß aus diesem Zweige aussprossen und erst nachdem diese eine Länge von fünf, ja acht Linien erreicht haben, kommen an den Seiten derselben kleine Knospen heraus, welche nach vier oder sechs Tagen zu vollkommenen Polypen heranwachsen [39]). 2) Bei Xenia umbellata sind die contractilen Röhren, die an der Spitze den Polypen tragen, büschelförmig an einander gewachsen. Zwischen diesen Röhren sprossen von der Basis herauf neue, an denen endlich, wenn sie die Oberfläche erreichen, ein Polyp zum Vorschein komt. Diese kleinen Röhren zwischen den ältern können nicht wol durch Eier entstanden seyn. Nirgends zeigt sich ein Weg, auf welchem Eier zwischen die aneinander gewachsenen Röhren der Polypen hinein kommen könten [40]). Auch bei den Flustern, die aber in anderer Hinsicht von den Polypen abweichen, bemerkt man 8), daß wenn ein Ei der Flustra sich festgesetzt hat, der obere Theil der Zelle, noch ehe der Polyp vollständig ausgebildet ist, sich aufwärts ausdehnt, um den Anfang einer zweiten Zelle zu bilden. 4) Bei den Flustern geschieht die Bildung eines Eies auf Kosten des alten Polypen. Wenn dieser auf diese Weise zu Grunde gegangen ist, so bildet sich nach den Beobachtungen, die Grant bei Flustra foliacea angestellt hat, in der verlassenen Zelle aus einem dunkler gefärbten Fleck ein neuer Polyp. Wie schon angeführt, hat man bis jetzt Geschlechtstheile bei den Corallenpolypen nicht entdeckt, man nimt daher im Allgemeinen alle Individuen als weiblich an, da jedes derselben sich fortzupflanzen vermag, obwol man sie mit gleichem Rechte für Zwitter halten könte (vergl. den Artikel Hermaphroditus). Was die Vermehrung ins Besondere betrifft, so geschieht dieselbe bei den Coryneen auf die Art, daß auf der äußern Oberfläche kleine Behälter oder Blasen hervorwachsen. Diese stehen entweder einzeln, und in diesem Falle kommen aus ihnen zahlreiche Eier hervor, welche vermittelst kleiner Wimpern frei im Wasser herumschwimmen können, wie bei den Sertularien; oder diese Behälter stehen an jedem einzelnen Polypen in der Nähe der Tentakeln zusammengedrängt, und in diesem Falle kommen bald die jungen Polypen schon mit ihren Tentakeln versehen aus einer Öffnung an der Spitze der Behälter hervor, wie bei der Gattung Tubularia, bald fallen die letztern ab, als Eier (Keimkörner), wie bei der Gattung Coryna. — Die Vermehrungsweise der Milleporen ist noch sehr in Dunkel gehüllt. Zwar will Tiesius beobachtet haben, daß bei Millepora rosea rothe Körner in Menge aus den Theilen kamen, welche er für Eierleiter hält (s. oben), und daß diese Körner einer freiwilligen Bewegung fähig waren, auch Gestalt und Größe veränderten, indessen gibt diese Beobachtung zu wenig Licht in der Sache. Von der Vermehrungsweise der Alcyonien ward schon oben gesprochen; über den Austritt der Eier, welche sich bei der Orgelcoralle finden (s. oben) ist eine Beobachtung noch nicht vorhanden; auch von den übrigen Corallen wissen wir wenig oder nichts, und nur von Cornularia bemerkt Cavolini, daß der Polyp die Eier, wie die Gorgonien und Madreporen zur Welt bringe. Drittens erfolgt noch eine Vermehrung der Corallen durch Stecklinge, indem irgend ein Stück abbricht und auf dem Meeresboden als neuer Stamm Platz nimt und sich als solcher vergrößert.

Im Allgemeinen ist über die Natur der Corallenpolypen nur wenig noch zu bemerken; der Sinn des Gesichts, abgesehen von dem Vorhandenseyn besonderer, ihm angehöriger Organe, scheint ihnen doch nicht ganz zu fehlen, indem sie mehr oder weniger sich nach dem Einflusse des Lichtes richten. Auch der Tastsinn kann ihnen wol nicht abgesprochen werden, indem ihre Tentakeln ihnen offenbar die Gegenwart einer Beute anzeigen, und sie sich derselben bedienen, um jene in die Mundöffnung zu bringen. Ein Nerven- und Gefäßsystem scheint bei ihnen nicht vorhanden zu seyn [41]). Was das Verkürzen und Einziehen der Tentakeln betrifft, so bemerkt Rapp [42]), es geschehe durch die Äußerung der Irritabilität dieser Theile, das Ausdehnen und Verlängern scheine dadurch hervorgebracht zu werden, daß die Tentakeln sich mit Wasser füllen, denn bei allen Polypen und Actinien seyen diese Theile hohl und mündeten mit ihrer Grundfläche in die Höhle des Körpers.

38) Grant Beobachtungen über den Bau und das Leben der Flustern übersetzt aus Jameson's philos. journal in Heusingers Zeitschrift für die organische Physik. 1. Bd. 3. Hft.. 40) Baster, opuscula subseciva s. l. p. 59.

41) Vergl. von Heyden über Kreislauf in der Plumatella. Okens Isis XXI. 42) a. a. O. S. 7.

Digitized by Google

Corallen ohne Polypen. — Man hat zwar im Allgemeinen angenommen, daß alle Corallen Polypen enthielten, indessen haben selbst die neuesten Untersuchungen bei mehren Körpern, welche indessen ihrer übrigen Organisation nach allerdings noch zu den Corallen gerechnet werden müssen, noch keine Polypen nachgewiesen. Diese Körper sind erstens die Schwämme, sowol die See- als Süßwasserschwämme und dann die Nulliporen.

Die Seeschwämme oder Meerschwämme bestehen aus einer thierischen Gallerte, in welcher ein faßeriges Gewebe sich erzeugt, welches den größern Theil des Schwammes ausmacht. An der Oberfläche bemerkt man entweder deutliche Mündungen, von welchen sich Kanäle in das Innere des Schwamms erstrecken, oder die Mündungen und Kanäle fehlen. Schon die Art des Wachsthums der Schwämme läßt auf den Mangel an Polypen schließen, denn sie wachsen bedeutend, ohne neue Triebe, welches sich bei den Polypencorallen ganz anders verhält. Wenn man auch an den Mündungen einiger Arten abwechselnd ein Öffnen und Schließen bemerkt hat, sowie ein Ausströmen des Wassers aus denselben oft mit Keimkörnern vermischt, so ist es doch noch keinem Naturforscher gelungen, selbst dem aufmerksamen Grant nicht, der sich lange Zeit mit der speciellen Untersuchung der Schwämme und namentlich der Seeschwämme beschäftigte, Polypen in denselben zu entdecken [43]). In wiefern dieses Wasserausstoßen dem Ernährungsprozeß angehört, liegt noch im Dunkeln, denn auch andere Schwämme, denen die Öffnungen und Kanäle fehlen, leben und wachsen so gut, als die, welche damit versehen sind. Was das Wachsthum selbst anlangt, so findet sich immer zuerst die Gallerte, in welcher dann der faßerige, das Gewebe des Schwamms bildende Stoff auf gleiche Weise, wie bei den Corallen, zu entstehen scheint. Von der Fortpflanzung der Schwämme ist auch weiter nichts bekant, als daß sich die schon erwähnten Keimkörner in ihnen finden, ausgestoßen werden und dann bei manchen sich freiwillige, thierische Bewegungen zeigen.

Was die Süßwasserschwämme betrifft, so haben sich über dieselben, besonders in der neueren Zeit, so mancherlei Meinungen erhoben, daß die Natur des Thieres keineswegs aufgeklärt ist, und wir es daher vorziehen, zunächst auf den Artikel Cristatella und die übrigen hieher gehörigen, unten in der systematischen Übersicht zu erwähnenden, zu verweisen.

Hinsichtlich der Nulliporen sind wir ebenfalls noch im Dunkeln. Polypen wurden an ihnen noch nicht entdeckt, wenn sie auch nach dem, was wir oben aus Kotzebue's Reise anführten, wol darin enthalten sind, und so wird es sehr schwierig, ihr Wachsthum zu erklären, wenn man es nicht allenfalls mit dem der Corallinen vergleichen will, deren Masse, obgleich schon versteinert, dennoch an Größe zunimt.

Über die Lebensdauer und geographische Verbreitung der Corallen sind noch viele ergänzende Beobachtungen zu machen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß zwar das Leben der Polypen kurz ist, das Leben des Stocks aber, unabhängig von diesen, so lange, fortdauert, als sich noch neue Polypen auf demselben erzeugen. Es ist in dieser Hinsicht schon oben bei der Fortpflanzung manches auch hieher Bezügliches Erwähnung geschehen. Beobachtungen und selbst die Erfahrungen der Corallenfischer sprechen dafür, daß das Daseyn der Corallen und ihrer Polypen, mit Ausnahme der Steincorallenstämme, nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt ist, indem man in manchen Monaten und namentlich in den kältern keine Polypen mehr an den Stämmen findet.

Rücksichtlich der geographischen Verbreitung der Corallen haben wir bis jetzt auch nur Bruchstücke, die jedoch vielleicht durch die neuern Entdeckungsreisen nach und nach, wenn auch zu einem unvollständigen Ganzen, vereinigt werden dürften. Im Allgemeinen scheinen in den heißen Zonen die Steincorallen und namentlich die Blättercorallen einheimisch zu seyn, während die Cerathophyten theils mehr den Norden bewohnen, theils vielleicht überhaupt am weitesten nördlich vorkommen, abgesehen davon, daß auch von ihnen die Mehrzahl der bekanten Arten in heißen Erdstrichen sich findet. Von mehren Corallen kennen wir nur die fossilen Überreste, von manchen Gattungen kommen indeß sowol lebende als fossile Arten vor, wie aus den weiter unten zu gebenden, systematischen Übersichten näher hervorgehen wird.

Zum Schluß haben wir noch derjenigen Körper zu gedenken, welche von mehren Naturforschern zu den Corallen gerechnet worden sind, ohne mit Recht denselben beigezählt werden zu können.

Hieher gehören denn 1) die von *Desmarest* Amphitoites genante Gattung, welche den Vegetabilien zugehört; 2) Flustra arenosa, *Ellis*, (Alcyonium arenosum, *Lurton*, Discopora cribrum? *Lamarck*) ist nach einer Angabe nur ein Produkt von Nerita glaucina der engländischen Conchyliologen, nach einer andern Meinung rührt sie von Natica castanea, *Lamark* her [44]); 3) nach Schweigger, die Gattung Corallina. Die Corallinen seyen nämlich nichts, als gegliederte Alven, welche während der Vegetation versteinern, und C. Opuntia sey sogar im ersten Alter grün, mit dem deutlichsten vegetabilischen Zellgewebe. 4) Millepora coriacea L. ist nach Schweigger ebenfalls eine Pflanze und zwar die versteinerte Ulva squamaria *Gmelin's*. 5) Nach demselben sind auch die Liagorae wahre Fuci. 6) Auch Alcyonium Bursa und Vermilara erklärt derselbe Naturforscher für Pflanzen, zur Familie der Conferven gehörig. 7) Daß mehre Alcyonien den Ascidien angehören, hat Savigny gezeigt und dieselben auch bereits in seiner Monographie der Ascidien als solche aufgeführt. — Außerdem sagt Schweigger noch [45]): Tethya und Tragos sind den Schwämmen so nahe verwandt, daß sie, ehe Beobachtungen das Gegentheil lehren, nothwendig zu ihnen gerechnet werden müssen. Insofern die faßerige Substanz, wenigstens bei einigen Arten dieser Gattun-

43) Extract aus Weinb. philos. journ. in Annales des Sciences natur. XI. p. 150 pl.

44) Zoological journ. I. 563. Bullet. de Geolog. etc. IV. 287.

45) Naturgeschichte x. S. 386.

Digitized by Google

gen, mit Kalk untermischt ist, nähern sie sich auch den Corallinen. Letzteres ist aber besonders der Fall mit Geodia, einer hohlen Kugel, deren Wände von einer faßerigen und kalkigen Materie gebildet sind. Man konte nach den Erscheinungen, welche Corallinen zeigen, vermuthen, daß sie ein dem Alcyonium Bursa ähnlicher, aber verkalkender Körper ist. Von Acetabulum marinum und Polyphysa ist noch zweifelhaft, ob sie zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören. — Als zu dem erstern gehörig ist jetzt eine neue Art (Acetabularia calyculus) in *Freycinets* Voyage p. 621 beschrieben, wobei Lamouroux von der bereits bekanten besonders erwähnt, daß der in der Mitte der Scheibe befindliche Polyp sich kegelförmig zusammenziehe.

Was die systematischen Anordnungen der Corallen betrifft, so ist von den frühern nichts Erhebliches zu sagen, weshalb wir uns begnügen, die neuern, wichtigsten, nämlich von Lamarck, Cuvier, Schweigger, Lamouroux und Rapp anzuführen. Wir würden das System Blainville's nicht übergehen, wäre dasselbe, vollständig ausgeführt, nicht erst in den noch nicht erschienenen letzten Bänden des Dictionaire des Sciences naturelles zu erwarten.

Das System Lamarcks ist am vollständigsten ausgeführt in: Histoire naturelle des animaux sans vertebrès. Die Corallen bilden in der (2.) Klasse der Polypen unter der Benennung Polypes à Polypiers die 3. und 4. Ordnung, welche in mehre Abtheilungen zerfallen und folgende Gattungen enthalten: III. Ordnung. I. Abtheilung. Fluß-Polypenstämme. 1) Freie, Difflugia (Melicerta), Cristatella; 2) Aufsitzende, Spongilla (Spongia fluviatilis *L.*) Alcyonella (A. fluviat.). II. Abtheilung. Scheidenförmige Polypenstämme. a) Nackte 1) mit Endzellen, Plumatella (Tubularia campanulata), Tubularia (T. indivisa), Cornularia (Tub. Cornucopiae), Campanularia (Sertularia verticillata); 2) mit Seitenzellen, Sertularia (S. cupressina), Antennularia (S. antennina), Plumularia (S. falcata), Serialaria (S. lentigera); b) Polypenstämme mit schwacher Kruste, Liriozoa (Cellepora tulipifera), Anguinaria (Sert. anguinaria), Cellaria (Sert. avicularia), Dichotomaria (Tubularia dichotoma), Tibiana, Acetabulum, Polyphysa. III. Abtheilung. Netzpolypenstämme. Flustra, Tubulipora (Millepora tubulifera), Discopora (Cellepora verrucosa), Cellepora (Spongites), Eschara, Adeona, Retepora, Alveolites, Ocellaria, Dactylopora. IV. Abtheilung. Löcherige Polypenstämme. Oculites, Lunulites, Orbulites, Distichopora, (Millepora violacea), Millepora, Favosites (Madrepora truncata), Catenipora (Tubip. caten.), Tubipora. V. Abtheilung. Blätter-Polypenstämme. a) Mit Endsternen. 1) Zellen walzig und parallel, Stylina, Sarcinula (Madrep. Organum). 2) Zellen nicht parallel, Caryophyllia, Turbinolia (Madrepora turbinata), Cyclolites (Madrep. porpita), Fungia. b) Seitensterne. 1) Zellen unvollkommen, Pavonia (Madrepora agaricit.), Agaricia (Madrep. cucullata), Meandrina, Monticularia, (Hydrophora, Madrepora exesa). 2) Zellen umschrieben, (begrenzt), a) Sterne nur auf der obern Fläche der Lappen, Echinopora, Explanaria; (Madrep. crater), Astrea (Madrep. favosa). b) Sterne überall, Porites, Porillipora (Madrepora domicornis), Madrepora (Madrep. muricata), Seriatopora (Millepora lineata), Oculina (Madrep. oculata). VI. Abtheilung. Rindentragende Polypenstämme. Corallium (Isis nobilis), Melitaea (Isis ochracea), Isis (Isis Hippuris), Antipathes, Gorgonia, Corallina. VII. Abtheilung. Teigige (empatés [46]) Polypenstämme. a) Halbpflanzige, Penicillus (Corallina penicillus), Flabellaria (Cor. Opuntia). b) Vielgestaltige, Spongia, Tethya (Alcyonium Lyncur.), Geodia, Alcyonium. IV. Ordnung. Röhrentragende Polypen. Anthelia (Alcyonium rubrum), Xenia (Alcyonium florid.), Ammothea (Alc. Spong.), Lobularia (Alc. palmat.).

Bei Cuvier bilden die Corallen die zweite Ordnung der Polypen mit mehren Familien und folgenden Gattungen. 1. Familie. Polypi vaginati: Tubipora, Catenipora, Favosita, Tubularia, Plumatella, Campanularia, Cornularia, Anguinaria, Sertularia, Plumularia, Serialaria, Antennularia, Sertularia. 2. Familie. Corallia cellulosa: Cellaria, Salicorniaria (Cellaria, *Lamouroux*), Flustra, Cellepora, Tubulipora, — als zweifelhaft — werden, gleichsam in einem Anhang, Corallina, Penicillus, Halimeda, Flabellaria, Galaxaura, Liagora, Acetabulum, Polyphysa angeführt. 3. Familie. Polypi corticei. 1. Zunft. Ceratophytes, Antipathes, Gorgonia. 2. Zunft. Isis, Corallium, Melitea, Fungia, Caryophyllia, Oculina, Madrepora, Astrea, Meandrina, Pavonia, Monticularia, Agaricia, Millepora, Nullipora, Eschara, Retepora, Adeona. Hierauf folgt nun die 3. Zunft der schwimmenden Polypen, welche von den Corallen wol getrent werden müssen. 4. Zunft. Alcyonium, Xenia, Tethya, Spongia.

Schweigger hat die Corallen unter seine Zoophyta heterohyla in mehre Abtheilungen gebracht. Nämlich: 1) Lithophyta nullipora: einzige Gattung Nullipora; 2) Lithophyta porosa: Distichopora, Seriatopora, Madrepora, Millepora, Stylophora; 3) Lithophyta lamellosa: Cyclolites, Fungia, Pavonia, Agaricia, Echinopora, Lithodendron, Turbinolia, Anthophyllum, Strombodes, Acervularia, Explanaria, Astrea, Sarcinula, Meandrina, Monticularia, Stylina; 4) Lith. fistulosa: Catenipora, Tubipora, Favosites: 5) Ceratophyta spongiosa: Spongilla, Achilleum, Manon, Tragos, Scyphia, Tethya, Geodia; 6) Ceratoph. alcyonea: Cristatella, Alcyonella, Lobularia; 7) Ceratoph. tubulosa: Plumatella, Tubularia, Neomeris, Tibiana, Anguinaria, Cornularia, Campanularia, Pasythea, Serialaria, Halecium, Sertularia, Antennularia, Electra, Salicornaria, Cellularia, *Cuv.*; 8) Cerat. foliosa: Tubulipora, Caberea, Canda, Elzerina, Pherusa, Flustra, Cellepora, Alveolites, Ocellaria, Eschara, Reptepora, Adeona, Lunulites, Orbulites; 9) Ceratoph. corticosa: Antipathes, Anadyomena, Gorgonia, Isis, Melitaea, Corallium.

46) Dieser französische Ausdruck scheint uns die Masse nicht gut zu bezeichnen.

Digitized by Google

Am umfassendsten und am meisten in Gattungen zersplittert ist das System Lamouroux's, von welchen jedoch nur die erstern beiden Divisions, von der dritten nur die erste (18.) Ordnung, eigentlich blos theilweise, den Corallen angehören. Diese Eintheilung ist folgende: I. Division. Biegsame oder nicht ganz steinige Polypenstämme. Section A. Mit Zellen; die Zellen nicht reizbar. 1. Ordnung. Celleporées: Tubulipora, Cellepora. 2. Ordnung. Flustrées: Berenicea, Pherusa, Elzerina, Flustra, Electra. 3. Ordnung. Cellariées: Cellaria, Caberea, Canda, Acamarchis, Crisia, Blenipea, Loricaria, Eucratea, Alecto, Lasoea, Hippothoa, Aetea. 4. Ordnung. Sertulariées: Pasythea, Amathia, Nemortesia, Aglaophenia, Dynamena, Idia, Entalophora, Clytia, Laomedea, Thoa, Salacia, Cymodocea, Amphitoites (s. oben). 5. Ordnung. Tubulariées: Tibiana, Naisa, Tubularia, Cornularia, Telesto, Liagora, Neomeris. Section B. Kalkhaltige Polypenstämme. 6. Ordnung. Acetabulariées: Acetabularia, Polyphysa. 7. Ordnung. Corallinées: Galaxaura, Nesea, Jania, Corallina, Cymopolia, Amphiroa, Halimeda, Udotea. Section C. Rindentragende Polypenstämme. 8. Ordnung. Spongiées, Ephydatia, Spongia. 9. Ordnung. Gorgoniées: Andyomena, Antipathes, Gorgonia, Plexaura, Eunicea, Muricia, Primnoa, Corallium. 10. Ordnung. Isidées: Melitea, Mopsea, Isis. II. Division. Ganz steinige, uns biegsame Stämme. Section A. Mit Öffnungen versehen. 11. Ordnung. Escharées: Adeona, Eschara, Retepora, Discopora, Diastopora, Obelia, Celleporaria. 12. Ordnung. Milleporées: Ovalites, Reteporites, Lunulites, Orbulites, Ocellaria, Melobesia, Eudea, Alveolites, Distichopora, Hornera, Krusensterna, Tilesia, Theonea, Chrysaora, Millepora, Terebellaria, Spiropora, Idomenea. Section B. Blättertragende Stämme. 13. Ordnung. Caryophyllairées: Caryophyllia, Turbinolopsis, Turbinolia, Cyclolites, Fungia. 14. Ordnung. Meandrinées, Pavonia, Apsendesia, Agaricia, Meandrina, Monticularia. 15. Ordnung. Astrées, Echinopora, Explanaria, Astrea. 16. Ordnung. Madreporées: Porites, Seriatopora, Pocillopora, Madrepora, Oculina, Stylina, Sarcinula. Section C. Röhrige Stämme. 17. Ordnung. Tubiporées: Microsolena, Catenipora, Favosites, Eunomia, Tubipora. III. Division. Die Polypenstämme mehr oder weniger reizbar, ohne Mittelachse. Davon gehören hieher auch nur theilweise: 18. Ordnung. Alcyonées: Alcyonium, Lobularia, Ammothea, Xenia, Anthelia, Alcyonidium, Palythea, Alcyonella, Hallirhoa.

Endlich hat in der neuesten Zeit, auf eigene Beobachtungen gestützt, Rapp eine Anordnung der Polypen im Allgemeinen gegeben, in welcher auch die Corallen vorkommen, welche folgende Abtheilungen bilden: II. Coryneen: Sertularia, Tubularia, Coryna. III. Milleporen, Millepora? IV. Alcyoneen: Anthelia, Xenia, Ammothea, Lobularia. V. Tubiporen: Tubipora. VI. Corallen: Corallium, Gorgonia, Isis, Antipathes? Die folgende Abtheilung enthält die Seefedern: VIII. Zoanthen: Cornularia, Zoanthus. IX. Madreporen. Die ganze Linnésche Gattung Madrepora, mit den Lamarckschen daraus gesonderten Gattungen.

Da diese letzte Anordnung meist auf die Thiere, nicht auf den Stamm, welchen sie bewohnen, begründet ist, so möchte sie wol den übrigen den Vorrang streitig machen und als Basis für folgende Eintheilungen dienen.

Über das Specielle sehe man die einzelnen Artikel.

(*Dr. Thon.*)

CORDA anguina oder marina (Zooph. foss.). Unter diesem Namen hat Klein eine Abtheilung fossiler Echinen (Seeigel) aufgestellt, welche besonders der heutigen Gattung Spatangus angehören. Sie haben eine herzförmige Gestalt, sind am untern schmalen Ende abgestutzt, die Mundöffnung befindet sich auf der Grundfläche nach der breitern Seite zu, die Afteröffnung an dem schmälern Ende. (*Dr. Thon.*)

CORDOVA. Eines der größten Häuser Spaniens, als dessen Ahnherrn Salazar de Castro einen tapfern Ritter aus Galizien, den Dominic Muñoz auf Hermanas und Siettemalo, zugenant el famoso Adalid, betrachtet. Eine Reihe von Großthaten hatte ihm die Würde eines Adalid, die höchste, die ein Krieger erreichen, und die gewöhnlich mit den ausgezeichnetsten Feierlichkeiten verliehen wurde, aus den Händen K. Ferdinands des Heiligen erworben, und er stand in Andujar, um die neuesten Eroberungen seines Königs gegen die Mohammedaner zu beschützen, als ein Verständniß mit einigen Soldaten der Besatzung von Cordova ihn die Möglichkeit erblicken ließ, diese Stadt selbst, den Stolz und die Stärke der Mauren, zu gewinnen. Ohne Zögern sammelte er aus den nächsten Festungen eine kleine, aber auserwählte Schaar, und an ihrer Spitze erstieg er in der Nacht vom 8. Januar 1236 die Vorstadt von Cordova, ein Ereigniß, welches 5 Monate später die Stadt selbst nöthigte, zu capituliren. Gleiche Dienste leistete Dominic auch bei der Einnahme von Sevilla, welches den König veranlaßte, ihn zum Alguazil Mayor dieser Stadt zu ernennen. Sein Enkel, Alfons Fernandez, Alguazil Mayor von Cordova, und unter Alfons XI. Adelantado Mayor de la Frontera (Grenzhüter, Markgraf), erhielt, durch König Sanchos IV. Betrieb, von der Stadtgemeinde zu Cordova das Städtchen Cañete und von König Ferdinand IV. Alcala de los Gazulos, unweit Medina Sidonia. Er errichtete sein Testament am 25. October 1325, und wurde durch seine beiden Söhne, Ferdinand Alfons und Martin Alfons, die sich zuerst von Cordova nanten, sey es, um das Andenken an die glänzendste Waffenthat ihres Urgroßvaters zu erhalten, sey es nur, um ihren gewöhnlichen Wohnsitz zu bezeichnen, der Ahnherr des gesamten Hauses Cordova. Martin Alfons, der jüngere Sohn, erhielt durch des Vaters Testament los Hermanas als ein Majorat, zerstörte aber den Ort, als den Streifereien der Mauren zu sehr ausgesetzt, und erbauete in dessen Nähe, südlich von Cordova, das Castell Montemayor, welches seiner Nachkommen Hauptsitz geworden ist. Seine tapfere Vertheidigung von Castro del Rio 1331 erwarb ihm den Beinamen el Buono und von dem Könige eine Verbesserung seines Wapenschildes. Er war auch Ritter des

Digitized by Google

Ordens von der Binde, Groß-Pannerträger von Cordova, Herr von las Heredades de la Reina und von el Frayle, und starb den 8. Juli 1349. Lupo Gutierrez, der jüngere der Söhne, die er in seiner Ehe mit Aldonza Lopez de Haro, Frau auf Fernan-Nuñez und Beucalez, erzeugt, vertauschte Montilla, sein väterliches Erbe, gegen Guadalcazar, südwestlich von Cordova und machte aus dieser neuen Besitzung am 24. December 1409 ein Majorat, bei welchem nur nach gänzlicher Erlöschung des Mannsstammes die weibliche Erbfolge eintreten kann. Seine Enkelin, Aldonza von Cordova, Frau auf Fernan-Nuñez bei Montemayor, vermählte sich mit Alfons Ruiz de las Infantas und wurde die Stammmutter der Herren von la Morena und der Grafen von Fernan-Nuñez, seine männlichen Nachkommen blieben aber unverrückt in dem Besitze von Guadalcazar. Diego Fernandez von Cordova, 11ter Herr von Guadalcazar, Vicekönig von Indien, vermählt mit Maria Anna Riederer von Riedheim und Paar, einem schwäbischen Fräulein, das als Hofdame der Königin Margaretha (Gemahlin Philipps III.) nach Spanien gekommen war, ließ Guadalcazar zu einer Markgrafschaft erheben, besaß auch die Grafschaft las Posadas. Sein Sohn, Franz Anton, 2ter Markgraf von Guadalcazar, Graf von las Posadas, Herr von Guestor de Santillan, † 1650, hinterließ nur Töchter, wovon die eine, Maria de la D, 1655, die andere, Anna, 1656, beide unvermählt, verstarb; das Majorat fiel daher an eine Seitenlinie, und nachdem diese bald erloschen, an die Gräfin von Casapalma, Francisca Fernandez de Cordova, deren Großmutter des 1sten Markgrafen von Guadalcazar Tochter gewesen. — Lupo Gutierrez, der Gründer des Majorats von Guadalcazar, hinterließ, außer dem Sohne, den er darin zum Nachfolger hatte, auch noch einen jüngern Sohn, Rodrigo Lopez de Cordova, der durch seine Ehe mit Johanna oder Eleonora de Boccanegra der Ahnherr einer besondern Linie geworden ist. Rodrigos Urenkel, Nuñez de Chaves Pacheco Cordova y Boccanegra, Herr von los Aposteos, erheirathete mit Maria Vazguez de Coronado, des Vicekönigs von Neu-Galizien Tochter, die Markgrafschaft Villamayor, und wurde der Großvater von Karl und Nuñez. Karl, 3ter Markgraf von Villamayor, Graf von los Aposteos, war mit Johanna Maria de Portugal y Mendoza verheirathet und brachte dadurch die Grafschaften Villardompardo, Corugna und Paredes, die Markgrafschaft Belegna und das Vizcondado Torija an sein Haus, Güter, die indessen bald wieder an andere Familien übergingen, nachdem seine Enkelin Maria, mit der die ganze Linie zu Grabe getragen wurde, kinderlos verstarb. Karls Bruder, Nuñez, Herr von Santa-Fé, erzeugte mit Maria de Mendoza y Aragon, einer Tochter des Markgrafen Georg von Agropoli, zwei Töchter, die nach einander, der Mutter wegen, die Markgrafschaften Mondejar, Valdehermoso und Agropoli und die Grafschaft Tendilla besaßen: Maria Gregoria, die jüngere Tochter, war mit Caspar Mendoza Ibañez de Segovia y Arevalo, † 1708 (wir haben von ihm mehre genealogische Werke von Belang), verheirathet, und ihre Nachkommenschaft besitzt noch heute Mondejar u. s. w. So viel von der Nachkommenschaft des Lupo Gutierrez, des jüngern von den Söhnen des Martin Alfons, mit dem Zunamen el Buono. — Der ältere Sohn, Alfons Fernandez de Montemayor, folgte dem Vater als 6ter Herr von los Hermanas, Albendin und Montemayor, war von 1317 bis 1325 Adelantado der Grenzen und erhielt von König Johann I. die Herrschaft Alcaudete in dem Königreich Jaen, an den Grenzen von Cordova, zum Geschenk. Sein Enkel, Alfons Fernandez de Montemayor, 3ter Herr von Alcaudete, 8ter Herr von los Hermanas und Montemayor, besaß auch Torre Cardera und wurde der Großvater von einem andern Alfons Fernandez, der sich zuerst wieder von Cordova nante, weil seine Mutter eine Cordova aus dem Hause Cabra gewesen. Dieses Sohn, Martin de Cordova, Montemayor y Velasco, 6ter Herr und 1ster Graf von Alcaudete, nachdem Kaiser Karl V. für gut gefunden, seine ausgezeichneten Kriegsdienste mit der Grafenwürde zu belohnen, regirte Navarra als Vicekönig, dann, unter Philipp II., die afrikanischen Presidios als General-Capitain, und fiel endlich im Kampfe gegen die Ungläubigen (August 1558). Von seinen vier Söhnen war Diego Bischof zu Calahorra (ernant den 23. October 1556, † 1558); Franz des Calatravaordens Ritter; Martin, Marquez von Cortes, vertheidigte im J. 1563, sämt seinem Bruder Alfons, Oran gegen Mulei Hassan Pascha, war, gleich seinem Vater und Bruder, Vicekönig von Navarra und General-Capitain der Presidios, wurde 1597 Präsident des Ordensrathes, hinterließ aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Hieronyma de Navarra, der Erbin der Markgrafschaft Cortes. Alfons endlich, der älteste Bruder, Graf von Alcaudete, Vicekönig von Navarra und General-Capitain von Oran († den 27. Februar 1565), wurde ein Vater von sechs Söhnen. Drei starben in der Kindheit, Alfons, der 3te Graf von Alcaudete, erreichte kaum das 20. Jahr; Franz Fernandez de Cordova y Velasco, 4ter Graf von Alcaudete, erheirathete mit Anna Pimentel die Markgrafschaft Viana in Galizien, hinterließ aber bei seinem am 6. Januar 1632 erfolgten Ableben nur eine Tochter, Antonia, die sich mit Johann Pimentel y Zuniga verheirathete und demnach Alcaudete und Viana in fremde Hände brachte. Diego endlich, des 2ten Grafen von Alcaudete fünfter Sohn, erheirathete mit Agnes de Alagon die Grafschaft Sastago in Aragonien und wurde der Vater von Christoph, der Großvater von Michael de Cordova y Alagon. Letzterer, Comthur von Montanchuelos in dem Orden von Calatrava und Gouverneur von Valenza am Po, vermählte sich 1671 mit Constantia de Bazan, Herrera y Rojas, Marquesin von Peñalva, Frau auf Mariatos, Olmos und Villantodrigo. Sein ältester Sohn, Christoph de Cordova y Alagon, Graf von Sastago, Marquez von Peñalva und Aquilar, Erbkämmerer von Aragonien, Comthur von Montanchuelos, Grande von Spanien, trug am 18. Juli 1706 dem Könige Karl III. das entblößte Schwert vor, als dieser in der Hauptkirche von Saragossa als König von Aragonien den herkömlichen Eid ablegte, und wurde zur Belohnung des bei dieser Gelegenheit bewiesenen Eifers in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen. Er war mit Maria Francisca

Digitized by Google

de Moncajo, Palafox y Cardona, Marquesin von Coscopetra verheirathet, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, die in der neuern Zeit die Besitzungen der Markgrafen von Valenzuela mit denen von Sastago vereinigte. Christophs Bruder Caspar [1]) war noch entschiedener, als jener, in der Zuneigung zu dem Erzhause; er diente unter den Augen Karls III. in den catalonischen Feldzügen, folgte demselben nach Teutschland und erhielt zur Belohnung seiner Treue ein Cürassierregiment, mit welchem er als Generalmajor den Feldzügen von 1716 und 1717 gegen die Türken beiwohnte. Im J. 1718 wurde er Feldmarschalllieutenant, 1723 aber General der Cavalerie, so wie auch k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath und Administrator des Land- und Hauszeugamts. Im J. 1726 erhielt er des Grafen von Galbes Cürassierregiment, am 19. Mai 1736 wurde er unter die niederösterreichischen Herrenstände aufgenommen, nachdem er die Herrschaft Karlstein V. O. M. B. erkauft, und am 2. November 1738 wurde er an des Herzogs von Aremberg Stelle zum Hauptmann über die Trabantengarde verordnet. In den J. 1737 und 1739 wurde er zu den Commissionen gezogen, die der Generale Seckendorf, Wallis und Neiperg Verfahren und Operationen untersuchen mußten, und am 19. März 1741 wurde er selbst zum Feldmarschall ernant. Im December 1745 ward er Vicepräsident in dem Hofkriegsrathe, gleichwie er schon früher k. k. Geheimerrath geworden. Am 19. März 1753 wurde er zum Präsidenten des neuen hofkriegsräthlichen Justizcollegii ernant, und am 29. November n. J. in die Zahl der Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Er starb den 3. October 1756, im 84. Jahre seines Alters, seine Witwe, Maria Elisabeth von Quarient und Raal den 29. November 1780, beinahe in der nämlichen Stunde, wie die große Kaiserin. Kinder hinterließ der Feldmarschall keine, und mag der Graf Christoph von Cordova, Rittmeister bei Cordova-Cürassiere, der 1734 als Generaladjutant zur Rheinarmee kam, nicht sowol sein, als seines Bruders Christoph Sohn gewesen seyn. Gewiß ist wenigstens, daß dieses zweiter Sohn Christoph hieß, und mag derselbe, nachdem Neapel verloren gegangen, wie so viele andere spanische Emigranten, Gelegenheit gesucht und gefunden haben, nach Spanien zurückzukehren.

Ferdinand Alfons, der Ahnherr der ältern Linie des Hauses Cordova, war zweiter Herr von Cagnete, Alcalde mayor und Alguazil mayor der Stadt Cordova, auch Alcayde von Alcaudete und Vater von fünf Söhnen, von welchen der jüngste, unehliche, Roderich, der Ahnherr der Herren von Belmonte, aus welchen Joseph von Cordova, 12ter Markgraf von Moratilla, 15ter Graf von Priego, 9ter Herr von Belmonte und Salvares, von Gaibiel, Santa Creche, Algarrova und Benescalera, zu Ende des 17. Jahrhunderts als königlicher Majordomus vorkomt, und der vierte, Diego, der Stammvater der Herren von Chillon, Markgrafen von Comares, Herzoge von Segorbe und Cardona, von denen unten, geworden ist. Der älteste endlich, Gonsalvo, 3ter Herr von Cagnete, diente mit großem Eifer Peter dem Grausamen, ging aber, weil er zum Lohne auf des Königs Geheiß ermordet werden sollte, zur Partei Heinrichs von Trastamare über, und seine Verdienste um den neuen Herren waren so ausgezeichnet, daß Heinrich sich gemüßigt fand, sie im J. 1369 mit einem ausgedehnten Landstriche in dem Königreiche Cordova, mit Aguilar, Priego, Monturque, Montilla, Torre de Almengra, Castro Gonzalo, Oviedo, Belbis, Almesquitiel und Villar de Don Lazaro zu belohnen. Gonsalvo starb als Ricco hombre von Castilien im J. 1422. Sein jüngerer Sohn, Diego, vermöge väterlicher Dispositon Herr von Baëna, wurde von König Heinrich III. zum Marschall von Castilien ernant, war auch Alguazil mayor von Cordova, Alcayde de los Donzeles (Domicellorum der Cadets, die zu dem Hofe gehörten und unter der Aufsicht eines erfahrnen Ritters zum Waffenhandwerke erzogen wurden), und von Cabra, Herr von Villazan, Villaciela, Mazariegos, Basconcs und Revenga, und in erster Ehe mit Sancha Garsia de Rojas, Frau auf Poza, und in anderer Ehe mit Agnes de Ayala, Frau auf Casarubios, verheirathet. Die einzige Tochter zweiter Ehe, Marina, brachte Casarubios an ihren Gemahl, Friedrich Henriquez. Von den drei Söhnen erster Ehe war der jüngste, Sanctius, Bischof zu Astorga, für die beiden ältern, Johann und Peter, errichtete Diego samt seiner ersten Gemahlin am 17. Januar 1423 vor dem Notarius Lupo Martinez zwei Majorate, von denen das eine, Poza, Villaquiran, Villaciela, Basconcs und Revenga dem ältern Sohne Johann, das andere, auf Baena, Donna Mencia, und den Gütern in Bermeda, Cordova und Cabra begründet, dem jüngern, Peter, bestimt wurde. Johann, der den mütterlichen Namen Rojas angenommen hatte, starb um 1454; seine Enkelin, Elvira, seines ältesten Sohnes Diego Tochter, Frau auf Poza, Villaquiran u. s. w., war mit Diego von Rojas, dem 7ten Herrn von Monzon, verheirathet, daß demnach Poza, welches zu Gunsten von der Elvira Sohne, dem Johann von Rojas, von Karl V. zu einem Marquisat erhoben wurde, wieder an das Haus der frühern Besitzer gelangte. Johanns von Rojas jüngerer Sohn, der El-

1) Wißgrill behauptet zwar, Caspar sey der Sohn des Grafen Ludwig Emanuel Fernandez de Cordova y Aragon, Marchese di Santa Croce, Ritters von Alcantara, kaiserlichen und königlich-spanischen Generals, der, nachdem er sich in dem spanischen Erbfolgekriege durch Heldenmuth und Treue gegen Karl III. ausgezeichnet, sich in Östreich niederließ, 1722 in Wien verstarb, und daselbst bei den Trinitariern oder Weißspaniern in der Alsergasse begraben wurde. Allein 1. kent die Genealogie des Hauses Cordova y Aragon keinen Ludwig; 2. starb der Feldmarschall Caspar de Cordova 1756 im 84. Jahre seines Alters. Er war demnach etwa 1673 geboren, also um die Zeit, in welcher des Grafen Michael (verm. 1671) zweiter Sohn, Caspar, für welchen wir den Feldmarschall halten, geboren seyn mochte; 3. war niemals ein Cordova Marquez von Santa Croce, oder, wie es eigentlich heißt, von Santa Cruz. Wißgrill hatte wahrscheinlich gefunden, daß des Feldmarschalls Mutter eine Erbin aus dem Hause Bazan gewesen, von dem er nun die Hauptlinie in Santa Cruz konte, und dieses gab ihm Veranlassung, Santa Cruz den Cordovas zuzulegen, ein Mißgriff, der uns berechtigt, zu vermuthen, daß der gewöhnlich so fleißige Forscher wol noch andere Mißgriffe in diesem Artikel begeben konte. Wahrscheinlich war der vergebliche Graf Ludwig niemand anders, als des Feldmarschalls älterer Bruder, der Graf Christoph, welcher nach den Ereignissen in Saragossa wol keinen Beruf finden mochte, unter die Herrschaft der Bourbons zurückzukehren.

Digitized by Google

vira Oheim, Gomez Manrique de Rojas, erbte von der Mutter Requena, welches aber seine Enkelin, Anna de Rojas y Manrique, um 1570 durch Heirath an die Acuña Portocarrero brachte. Des Gomez ältester Sohn, Anton de Rojas, starb als Erzbischof von Granada und Patriarch von Indien, nachdem er früher Bischof von Mallorca, Palencia und Burgos gewesen. — Peter Fernandez de Cordova, des Stifters des Hauses Cordova-Rojas jüngerer Bruder, Marschall von Castilien und König Heinrichs IV. Apo, hatte mehre Söhne, in dem Majorat Baëna folgte ihm aber nicht der älteste, Gonsalvo Carillo de Cordova, der die bald wieder erloschene Linie auf Almodovar, Rodrigalvarez und Estrella begründete, sondern der zweitgeborne, Diego Fernandez de Cordova, in den langwierigen Unruhen unter Heinrich IV. dieses Königs getreuer und geraume Zeit beinahe einziger Diener in Andalusien, wofür Heinrich ihn auch zum Grafen von Cabra ernante. Aber nicht nur für den König hatte Diego zu streiten: der Wunsch, sich der wichtigen Stadt Cordova zu versichern, und mancherlei Familienverhältnisse erweckten ihm unter seiner Verwandtschaft mächtige Gegner, und vorzüglich wurde durch seine Fehde mit den Vettern von Aguilar das reiche Andalusien Jahre lang beunruhigt. Im J. 1466 nahm er den Rebellen Ecija, wogegen er 1468 die Belagerung von Bujalance aufheben und ein ziemlich weit gediehenes Unternehmen auf Cordova aufgeben mußte, nachdem der Herzog von Medina Sidonia den Aguilars bedeutende Verstärkung zugeschickt. Zwar stellte des Königs Reise nach Andalusien, 1469, für einen Augenblick die Ruhe wieder her, die Stadt Cordova selbst wurde von Alfons von Aguilar übergeben, er versöhnte sich auch, gelegentlich des Frohnleichnamfestes, mit dem Grafen von Cabra, dem der König sofort den Alcazar der Stadt anvertraust hatte, und empfing dafür Santa Ella und das Schloß von Rambla, so wie sein Gegner Castro del Rio und Montoro; aber kaum schien das schwierige Geschäft beendigt, so erhob sich die Bürgerschaft der Stadt Cordova, durch Aguilars Emissarien getrieben, zu wüthigem Aufstande, der König sollte, so foderten die Aufrührer, den Grafen von Cabra, wie den von Aguilar anhalten, die der Stadt entzogenen Ländereien zurückzugeben. Der Graf fand, daß man eigentlich nur ihn damit meine, es wurmte ihn nicht minder, daß seine Eroberung Ecija einer Creatur Villenas anvertrauet wurde, und er griff neuerdings zu den Waffen, während seine kriegerischen Söhne, Diego und Sancho, auf Aguilars Befehl zu Cordova in einer Rathsversammlung verhaftet (den 15. October 1469) und nach Cagnete gebracht wurden. Nun erhielten sie zwar auf königlichen Befehl ihre Freiheit wieder, nachdem sie zuvor versprochen, Alcala Real, welches der Graf von Cabra dem von Aguilar entrissen, zurückzugeben, (wie schon mit dem Alcazar von Cordova geschehen), aber ihr Vater, der sich von dem Könige vernachlässigt glaubte, verließ die Sache, der er so manches Jahr gedient, um fortan für die Infantin Isabella gegen die Aguilar zu streiten. Eben hatte er durch die Einnahme des festen, für die Stadt Cordova höchst wichtigen Almodovar einen entscheidenden Vortheil über seine Gegner erlangt (1473), als des Königs Ableben und der Infantin Isabella Thronbesteigung seinem Ehrgeize eine rühmlichere Bahn eröffnete. Als Anerkennung der Dienste, die er in dem Kriege mit Portugal und Granada leistete, wurde der Gemahlin des Grafen von Cabra auf ewige Zeiten die Merced del Brial de la Reyna; das Recht, das Kleid, welches die Königin am Feste der Erscheinung des Herrn oder zu Ostern anlegen würde, zu besitzen. Diego war auch Vizconde von Isnajar, Herr von Baëna, Rute und Zambra, Marschall von Castilien und Alguazil mayor von Cordova, und wurde in zwei Ehen Vater von sieben Söhnen, von denen uns doch nur Diego, Martin und Sancho, sämtlich aus der ersten Ehe, interessiren. Sancho war 1ster Herr von Casapalma, von Villa de Nuño, Arroyo, Pililla, Quintanilla und Villaverde del Monte, Alcayde von Cazara bonela, auch Ferdinands des Katholischen Hatschierhauptmann und Mâstre Sala. Sein jüngerer Sohn, Johann, Alcayde von Cazara bonela, wurde der Ahnherr der Markgrafen von Miranda de Auta, Grafen von Amarante, Vizconden von Colmenar, so wie der Grafen von Puertollana, welche letztere wegen der frühern Besitzer von Puertollana den Geschlechtsnamen Laso de la Vega annahmen. Sancho's älterer Sohn, auch Sancho genant, Alferez von Malaga, führte das Haus Casapalma fort, und wurde sein Urenkel, Franz, der 6te Herr von Casapalma, Alferez mayor von Malaga, 1632 in den Grafenstand erhoben. Des 1sten Grafen von Casapalma Enkelin, Francisca, geb. 1662, brachte Casapalma sowie die Markgrafschaft Guadalcazar an ihren Gemahl Felix Fernandez von Cordova, den 9ten Herzog von Sessa und Baëna. — Martin, des 1sten Grafen von Cabra dritter Sohn, Herr von Salzarejos, Alcayde von Ecija, Bujalance und Calahorra, Alferez mayor von Cordova, wurde der Ahnherr der Vizconden de la Puebla de los Infantes, die noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Alferez-Amt zu Cordova bekleideten. — Diego endlich, des 1sten Grafen von Cabra zweitgeborner Sohn (der älteste, Peter, starb als Jüngling), Marschall von Castilien, folgte dem Vater, wie in dem Majorat so in den kriegerischen Neigungen. Er war es, den Alfons d'Aguilar 1469 verhaften ließ, statt aber, wie er doch versprochen, sich durch die Abtretung von Alcala Real zu lösen, foderte er seinen Gegner, den er einen treulosen Verräther schalt, zum Zweikampfe heraus. Aguilar nahm den Handschuh auf, weigerte sich aber, nachdem der König von Castilien den gebetenen Kampfplatz versagt, den Kampf, wie Diego vorschlug, in Granada Angesichts des mohrischen Königs zu bestehen, vorschützend, wie ihm dieses Fürsten Vorliebe für die Cabras allzu bedenklich scheine. Nichts desto weniger erschien Diego wohlgerüstet am bestimten Tage zu Granada und wartete ruhig vor den Schranken, bis die für den Zweikampf bestimte Stunde verstrichen war, wie sich da auch noch kein Aguilar blicken ließ, meldete er dem Könige, wie er seinen Befehlen und den Gesetzen der Ritterschaft Genüge gethan, der Mohammedaner aber erklärte ihn für einen tapfern Ritter, der als Sieger scheide, und den Alfons d'Aguilar für einen Verräther. Sodann wurde Aguilars Bildniß dem Streitrosse des Marschalls an den Schwanz geheftet,

Digitized by Google

und dieser ritt solches dreimal in den Schranken umher, während das Bildniß schleifte. Zum Beschlusse meldete ein Manifest, an die vornehmsten Städte Spaniens gerichtet, ihren Bürgern den ganzen Hergang der Sache (1470). Später erscheint Diego als einer der ausgezeichnetsten Helden des Krieges mit Granada; nach einer langen Reihe rühmlicher Thaten erfocht er am 21. April 1483 bei Lucena über Mohammed Abo Abdeli, den König von Granada, und dessen zehnfach überlegenen Schwarm einen entscheidenden Sieg, und der König selbst wurde sein Gefangner. Zur Belohnung erhielt Diego eine jährliche Pension von 100,000 Maravedis, auch wurde ihm erlaubt, in sein Wapen das Bild eines gefesselten Königs, mit der Krone auf dem Haupte, aufzunehmen und dasselbe mit 9 Standarten, als so viele er an diesem Tage den Mohren abgenommen, zu umgeben. Zwei Jahre später nahm indessen der neue König von Granada empfindliche Rache; in dem Gefechte bei Moclin (1485) verlor Diego beinahe seine ganze Mannschaft, selbst seinen tapfern Bruder Gonsalvo, den Geschicht- und Romanenschreiber so oft mit einem andern berühmten Gonsalvo von Cordova verwechseln, und er persönlich entkam nur mit genauer Noth. Diego hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der älteste Sohn, Diego, folgte in dem Majorat, der andere, Iñigo, des St. Jakobordens Ritter und Ferdinands des Katholischen Gesandter bei dem päpstlichen Stuhle, wurde der Stammvater der 1622 ausgestorbenen Herren von Guetor de Santillan und Palomares; der dritte, Franz, war Bischof von Palencia und Graf von Pernia, auch zugleich Diego's, des Bischofs von Avila, Vater; der fünfte, Anton, St. Jakobordens Ritter und Corregidor von Toledo, war mit Maria Hurtado de Mendoza, Frau auf Torrequebradilla, Torralva und Torrejon, verheirathet, und wurde der Ahnherr der Grafen von Torralva (die Grafschaft dieses Namens wurde durch königliche Briefe vom 10. September 1640 errichtet), die auch das Marquisat Fuentes, dann Talara und Totanes besitzen. Diego, der älteste Sohn, 3ter Graf von Cabra, wurde Vater von 13 Kindern. Der älteste Sohn, Diego, starb in früher Jugend, von Ludwig wird sogleich die Rede seyn, Peter wurde der Ahnherr der bald wieder erloschenen Herren von la Zubia und las Guajaras (beide Orte liegen in der Vega von Granada), Alvaro endlich gründete die Linie der Markgrafen von Valenzuela, deren Majorat, wozu auch ein bedeutendes Gebiet in der Alpujarra mit den Hauptorten Orgiva und Busquistar gehört, jedoch im J. 1685 durch Heirath an die Venegas gekommen ist.

Ludwig, 4ter Graf von Cabra, Vizconde von Iznajar, Herr von Baëna, Donna-Mencia, Albendin, Rute und Zambra, vermählte sich den 24. Februar 1520 mit Elvira de Cordova, des Großcapitains einziger Erbin, und brachte hiedurch die Herzogthümer Sessa, Terranuova, S. Angelo und Torremaggiore, das Marquisat Bitonto, die Fürstenthümer Jasa, Venosa, Squillace und andere große Güter in dem Neapolitanischen an sein Haus. Er starb zu Rom den 17. August 1526. Sein Sohn, Gonsalvo, 3ter Herzog von Sessa, 5ter Graf von Cabra, des goldenen Vließes Ritter, wurde, nachdem er Terranuova veräußern müssen, am 19. August 1561 zum Herzoge von Baëna ernant und starb den 5. December 1578. Seine älteste Schwester, vermählte Markgräfin von Gibraleon, folgte ihm als 4te Herzogin von Sessa, 2te von Baëna und 6te Gräfin von Cabra; weil sie aber am 9. Juni 1597 ohne Kinder, wie ihr Bruder, starb, so fiel ihre ganze reiche Erbschaft an ihren Neffen, Ludwig von Cardona, und nach dessen baldigem Abgange an seinen jüngern Bruder Anton. Anton war der Sohn der Beatrix von Cordova, einer jüngern Tochter des 4ten Grafen von Cabra, und des Ferdinand Folch (Fulco) von Cardona y Requesens, 2ten Herzogs von Somma, Grafen von Palamos, Calonge und Olivito, Barons von Belpuech, Liñola, Val de Almonacid, Großadmirals von Neapel, und obgleich väterlicher Seits aus dem größten Hause Cataloniens entsprossen, fand doch Anton, gleich seinen Nachkommen, für gut, den mütterlichen Namen Cordova den Vorzug zu geben, weshalb wir uns auch berechtigt glauben, sie hier aufzustellen. Anton Fernandez de Cordova, Cardona y Requesens, 4ter Herzog von Somma, 5ter von Sessa, 7ter Graf von Cabra, starb den 6. Januar 1606. Sein zweiter Sohn, Ferdinand, war Abt von Rute und Archidiakon der Kirche von Cordova. Der dritte, Gonsalvo Fernandez von Cordova, Fürst von Marantea, hatte sich nichts geringeres vorgesetzt, als den Kriegsruhm seines Ältervaters und Namensvetters, des Großcapitains, zu erreichen. Er diente von der frühesten Jugend an, vornehmlich in den Niederlanden, und galt bereits für einen der bedeutendsten Generale der Monarchie, als Spinola, den der Ablauf des Waffenstillstandes und die Bewegungen der Holländer nach dem Niederrheine abriefen, ihm das Commando in der Pfalz übertrug. Er vollendete die Eroberung dieses Landes, siegte, gemeinschaftlich mit Tilly, am 8. Mai 1622 bei Wimpfen, mußte sich dann aber, um den Bewegungen des Herzogs von Braunschweig und der Mansfelder zu folgen, nach den Niederlanden wenden; er blieb zwar Sieger in der Schlacht bei Fleurus, den 30. August 1622, konte aber doch die Geschlagenen nicht verhindern, sich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen und den Entsatz von Berg-op-Zoom zu bewerkstelligen. Im folgenden Jahre mußte ihm endlich Frankenthal überliefert werden. Im J. 1625 wurde er dem Generalgouverneur von Mailand, dem Herzoge von Feria, als Feldmarschall beigegeben, aber schon 1627 trat er als Generalgouverneur an dessen Stelle. In diesem Posten half er den wegen des Veltlins ausgebrochenen Krieg beilegen, wogegen durch seine Rathschläge bald ein anderer wegen der Mantuanischen Erbschaft entstand. Die ganze Landschaft Montferat hatte er bereits eingenommen, und die Hauptstadt Casal sollte dasselbe Schicksal erfahren, da ließ sich Gonsalvo durch listige Unterhändler bethören und durch den zwischen Frankreich und Savoyen abgeschlossenen Pacificationsvertrag schrecken. Er führte sein Heer ab in dem Augenblicke, wo er für die Sicherstellung der spanischen Herrschaft in der Lombardei den entscheidendsten Schritt thun konte, wurde dafür seines Gouvernements entsetzt, wobei das Volk von Mailand, welches ihm vorwarf, er wisse nur zu studiren, nicht zu handeln, die ausge-

Digitized by Google

lassenste Freude an den Tag legte, und mußte geraume Zeit in Ungnade leben. Im J. 1632 wurde er nochmals nach den Niederlanden geschickt; er kam zu spät, um Mastricht zu entsetzen, mußte deshalb auf sein Lieblingsproject, den Schweden eine Diversion zu machen, verzichten, wurde 1633 nach Spanien zurückgerufen, und starb unvermählt den 16. Februar 1645. In seiner Grabschrift zu Baëna wird er der zweite Großcapitain genant; ein solcher Titel war allzu schwer zu verdienen. Der sechste von des Herzogs Anton Söhnen, Franz, wurde Markgraf von Poza durch Vermählung mit seiner Bruderstochter Johanna, und Vater einer an Caspar Messia Philippez de Gusman, den 2ten Markgrafen von Leganez, verheiratheten Tochter. Ludwig endlich, der älteste der Brüder, Herzog von Somma, Sessa und Baëna, Graf von Cabra, Großadmiral von Neapel, † den 14. November 1642, war mit Mariana de Rojas, der 4ten Markgräfin von Poza, verheirathet. Seine jüngste Tochter, Johanna, erbte Poza und wurde an ihren Oheim, Franz de Cordova, verheirathet; sein Sohn, Anton II. starb als von Sessa 7ter, von Baëna 5ter, von Somma 6ter Herzog, als 9ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Großadmiral von Neapel, den 20. Januar 1659. Dieses Gemahlin, Theresia Pimentel, hatte ihm 6 Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Diego, des S. Jagoordens Ritter und Dreizehner, wurde Marquez von Guetor de Santillan und Quintana, Graf von Villa umbrosa und Castro nuevo durch zwei Vermählungen, blieb aber in beiden Ehen ohne Kinder. Sein Bruder Franz, 8ter Herzog von Sessa, von Baëna und Somma, 10ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola, Upafava und Calonga, Herr der Städte Rute und Zambra, Großadmiral von Neapel, Comthur von Almagro und Obreria, in dem Orden von Calatrava, Vicekönig und Generalcapitain von Catalonien, königlicher Kammerherr und Oberstallmeister, wurde weniger bekant durch seine Ämter und Würden, als durch eine Liebesgeschichte. Schon bei seiner ersten Gemahlin, Isabella Fernandez de Cordova, des 5ten Markgrafen von Priego Tochter, Lebzeiten, hatte ihm Mencia Davalos, die Tochter eines schlichten Landedelmanns aus Andalusien, gefallen. Sie verwarf aber alle Anträge des Herzogs, daß dieser, seinem Leiden ein Ende zu machen, sich als Witwer gemüßigt fand, ihr seine Hand zu reichen. Dieses geschah ohne seines Vaters, der damals noch am Leben, Vorwissen. Entrüstet über solche Vernächlässigung, gleichwie über die ungleiche Heirath selbst, focht der alte Herzog ihre Giltigkeit an. Sie wurde von einem Ehegerichte untersucht, und nach langem Rechten erfolgte ein Spruch, der die Liebenden trente. Mencia verschloß sich in ein Dominicaner-Nonnenkloster, ohne jemals den Titel einer Herzogin aufzugeben, und ihre einzige Tochter, Maria Regina, folgte diesem Beispiele, indem sie zu Cordova in einem Capuziner-Nonnenkloster den Schleier nahm. Der Herzog aber, ohne den völligen Ausgang eines ihn so nahe berührenden Rechtsstreites abzuwarten, hatte sich schon früher in dritter Ehe mit Anna Maria Pimentel y Henriquez, der 6ten Markgräfin von Tavara und Gräfin von Villada verheirathet, und erzeugte mit ihr vier Töchter, von denen Ludovica und Anna Maria, letztere verm. mit Anton von Toledo-Osforio, nach einander Tavara und Villada erbten. Die Herzogin Anna Maria starb den 16. März 1680, und Franz schritt zur vierten Ehe mit Maria Andrea de Gusman y Zuniga, des 4ten Markgrafen von Villamanrique Tochter, und wurde nochmals Vater von drei Kindern, von denen der älteste Sohn, Emanuel, mit Faustina Dominica de Montezuma y Sarmiento die mexikanische Grafschaft Montezuma (eigentlich ist es nur ein Grafentitel, mit einer damit verbundenen Pension) erheirathete, während des Herzogs Franz jüngster Sohn erster Ehe (die zwei ältesten starben in der Kindheit, der dritte, Franz, 11ter Graf von Cabra, starb 1685 vor dem Vater), Felix, als von Sessa 9ter, von Baëna 7ter, von Somma 8ter Herzog, als 12ter Graf von Cabra und Palamos, als Großadmiral von Neapel, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albendin, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron succedirte. Felix war auch des Ordens von S. Jago Comthur zu Estriana, Generalcapitain des Oceans und der Küsten von Andalusien, sodann Hauptmann von Philipps V. neu errichteten Gardes du corps, vermählte sich den 11. August 1678 mit Francisca de Cordova, der 3ten Gräfin von Casapalma und 5ten Markgräfin von Guadalcazar, und nach ihrem am 12. September 1680 erfolgten Tode, in anderer Ehe mit Margaretha de Aragon, des 6ten Herzogs von Segorbe Tochter (verm. den 4. März 1685) und starb im Juli 1709. Die einzige Tochter erster Ehe, Francisca Maria Manuela brachte Casapalma und Guadalcazar an ihren Gemahl, Franz Nicolaus de Ayala, Velasco y Cardenas, Grafen von Colmenar. Der älteste Sohn zweiter Ehe, Franz Xaverius, Herzog von Sessa und Baëna, Großadmiral von Neapel, auch der verwitweten Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, Oberstallmeister, starb den 19. Mai 1750, seine Witwe, Theresia de Gusman, Markgräfin von Montealegre, im Juni 1751. Der älteste Sohn, Herzog von Sessa und Markgraf von Montealegre, wurde im Februar 1758 zum Obristhofmeister der Königin ernant. Von den Gütern des Hauses, die in der neuern Zeit an die Grafen von Altamira gekommen sind, liegen Cabra, Baëna, Isnajar, Donna-Mencia, Albendin, Rute, Zambra, im Zusammenhange, oder doch nur durch die Staten der Herren von Aguilar, jetzt der Herzoge von Medina-Celi, getrent, in dem Umfange des Königreichs Cordova, Seron in dem Königreiche Granada, bei Purchena, Palamos, Calonga, Belpuech, Leñola, Olivite in Catalonien, Sessa in Terra di Lavoro.

Gonsalvo's, des dritten Herren von Cagnete älterer Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Aguilar, folgte dem Vater in dem Besitze von Priego, Aguilar und Cagnete. Sein ältester Sohn, Gonsalvo, starb noch vor ihm, hinterließ zwar zwei Söhne, Alfons, mit dem Beinamen el Desheredado, und Diego, weil aber das Repräsentationsrecht noch nicht eingeführt war, konten sie den Großvater nicht beerben, sondern des Alfons jünge-

Digitized by Google

rer Sohn, Peter, folgte als edler Herr von Aguilar und Priego und als Ricco hombre von Castilien. Peter starb im April 1424. Sein ältester Sohn, Alfons, wurde in dem Besitze des Majorats durch seinen Vetter, den Desheredado, beunruhigt: viele Jahre wurde gestritten, und die berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit versuchten ihre Kunst an dem verwickelten Handel, bis endlich der Desheredado, durch Vergleich vom 20. August 1439, allem Anspruche entsagte. Alfons überlebte seinen Sieg nicht lange, er starb unbeweibt im J. 1441, und wurde von seinem Bruder, Peter III., beerbt. Peter III., der 5te Herr von Aguilar, starb 1455, wurde in seiner Ehe mit Elvira de Herrera Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Gonsalvo Fernandez de Cordova, erwarb sich bereits in dem Kriege mit Portugal den Ruf eines tapfern und vorsichtigen Kriegers, und es war vornehmlich letztere Eigenschaft, die den König bewog, ihm in dem neuen Kampfe mit den Mohren von Granada das kürzlich eroberte, durch seine Lage an dem Eingange des Gebirgs so wichtige Illora anzuvertrauen (1486). In der Belagerung von Baza (1489) zeichnete Gonsalvo sich in mehren, unter den Mauern dieser Stadt gelieferten Gefechten aus, nicht minder in der Belagerung von der Hauptstadt Granada; zugleich hatte sich aber schon damals ein solches Talent zu politischen Unterhandlungen in ihm entwickelt, daß Ferdinand der Katholische, der ausgezeichnete Menschenkenner, ihn vor allen andern Befehlshabern wählte, mit den Belagerten um die Übergabe zu unterhandeln, und die Capitulation von Churriana, vom 25. Nov. 1491, wodurch Granada den katholischen Königen überliefert wurde, war sein Werk. Im J. 1495 erhielt er den Oberbefehl über ein kleines Heer, welches Ferdinand dem Könige von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe schickte. Er landete in der Nähe von Reggio in dem Augenblicke, wie die französische Besatzung durch die Bürger der Stadt und den jungen König, der ihnen zu helfen herbeigeeilt war, genöthigt wurde, sich nach dem Castell zurückzuziehen, und Gonsalvo's nachdrückliche Angriffe erzwangen gar bald dieses Castells Übergabe. Mehre Städte in Calabrien folgten dem Beispiele von Reggio; an Seminara wollte d'Aubigny, der französische Befehlshaber, dafür Rache nehmen, und die Stadt vom Untergange zu retten, ließ sich König Ferdinand, wider Gonsalvo's Rath, in ein Treffen ein, das mit der vollkommenen Niederlage der Spanier und Neapolitaner endigte, wiewol Gonsalvo doch noch seine Veteranen zusammenbrachte und nach Reggio zurückführte. Hier entwarf er den Plan zu dem Seezuge gegen die Stadt Neapel, den der König mit so ausgezeichnetem Glücke ausführte; er selbst, zu schwach, es mit seinen Gegnern im freien Felde aufzunehmen, und doch genöthigt, ihnen um jeden Preis Beschäftigung zu geben, die ihre Aufmerksamkeit von der Hauptstadt ablenke, brachte die Künste in Anwendung, die er sich in dem langen Kriege mit den Mohren eigen gemacht. Nächtliche Überfälle, Hinterhalte und Kriegslisten machten ihn den Franzosen so furchtbar, daß diese es nicht mehr wagten, sich außerhalb der Mauern ihrer Festungen sehen zu lassen. Nachdem dieses erreicht und die feindliche Kriegsmacht also hinreichend vereinzelt, eröffnete Gonsalvo mit gleichem Erfolge den Festungskrieg. Fiumara di Muro war seine erste Eroberung: sie sollte ihm entrissen werden, aber durch eine bedeutende Niederlage büßten die Feinde den Versuch. Calanna und Bagnara folgten dem Schicksale von Fiumara, gleichwie der Fall von Cosenza die Einnahme von Renda, Montalto, Bisignano, die Unterwerfung des ganzen Cratithals zur Folge hatte. Die Besatzung von Grimaldi that ernstlichern Widerstand, doch wurde der Ort erstiegen und zur Strafe ausgeplündert und angezündet. Morano ergab sich ohne Widerstand, nachdem ein unordentliches Heer von Bauern, welchem die Vertheidigung der Stadt anvertraut gewesen, zersprengt worden. Gleiches Schicksal hatten die Grafen von Mileto und Nicastro, die in Laghino 4000 Mann versammelt hatten, den Spaniern den Weg streitig zu machen. Gonsalvo marschirte die ganze Nacht, überfiel die Burg mit Tagesanbruch und nahm den Grafen von Nicastro samt zwölf Baronen von seiner Partei und vielen Reisigen gefangen. Über Altiano, welches mit Gewalt genommen werden mußte, in dessen reichen Vorräthen aber das kleine Heer Mittel fand, sich für die erlittenen Entbehrungen zu entschädigen, über Pietra-Pertosa, Potenza, Gesualdo, wo abermals ein bedeutender Widerstand zu überwinden, bewerkstelligte endlich Gonsalvo seine Vereinigung mit dem Könige und dem Markgrafen von Mantua, die eben in der Belagerung von Atella begriffen (den 24. Juni 1496). Der König, der Markgraf und der päpstliche Legat kamen ihm auf eine große Strecke Wegs entgegen, diese seltene Ehrenbezeugung verschwand aber neben dem ungestümen Freudenjubel ihrer Soldaten, als der Großcapitain (el Gran-Capitan, mit diesem Namen begrüßte ihn hier zum ersten Male die jubelnde Menge) unter sie trat, und sie gewahrten, daß er mit nur 3000 Fußgängern und 1500 Reutern den beschwerlichen und gefahrvollen Marsch durch das ganze Königreich gemacht und unterwegs soviel Festungen eingenommen. Atella selbst wurde bald auf das Äußerste gebracht, nachdem Gonsalvo sich der Mühlen bemeistert, welche die Stadt mit Mehl versorgten, und eine Capitulation war hievon die Folge, vermöge deren die Franzosen alles, was sie noch inne hatten, ausgenommen Gaëta, Venosa, Tarent, überliefern und dagegen freien Abzug erhalten sollten; Stipulationen, die indessen nicht vollständig erfüllt wurden, weil d'Aubigny, der nach Gonsalvo's Abmarsch nicht unbedeutende Eroberungen in Calabrien gemacht hatte, sich weigerte, der Capitulation beizutreten, und dadurch den Großcapitain nöthigte, nochmals die Eroberung von Calabrien vorzunehmen. Kaum hiemit zu Ende gekommen, durchzog er abermals das Königreich, um der Belagerung von Gaëta beizuwohnen: auf dem Marsche wurde das feste Aul Ata, welches Lebensmittel und Quartier verweigerte, mit stürmender Hand genommen und hart gezüchtigt; Gaëta aber ergab sich den Tag nach Gonsalvo's Ankunft im Lager, und nachdem er auch den Herzog von Sora genöthigt, sich zu unterwerfen, nachdem er Anfangs 1497, auf des Papstes Begehren, auch Ostia in einem kühnen

Digitized by Google

Sturme den Franzosen entrissen, war Unter-Italien gänzlich beruhigt.

Bald entwickelte sich jedoch der Keim zu weitern Fehden. Gonsalvo, der für seine Person sich gegen den neuen König von Neapel sehr edelmüthig benahm und geraume Zeit jede Belohnung für seine wichtigen Dienste ablehnte, machte dagegen im Namen seines Königs die ausschweifendsten Foderungen. Das erschöpfte Land sollte alle Kosten, welche Spanien auf dessen Vertheidigung verwendet, ersetzen, und weil die Bezahlung nicht sogleich erfolgen konte, blieben die wichtigsten Plätze in Calabrien von den Spaniern besetzt. Daneben war Gonsalvo auf alle Weise bedacht, die bedeutendsten unter den neapolitanischen Baronen für seinen Herrn zu gewinnen, was ihm besonders mit Prosper Colonna glückte. Endlich trugen auch mancherlei Familienverhältnisse bei, den König von Neapel mit seinem Vetter in Aragonien zu entzweien. Alles dieses zusammengenommen erzeugte den monströsen Theilungsvertrag vom J. 1500, an dem Gonsalvo um so mehr Antheil haben mag, da er sich damals selbst in Spanien befand, auch sogleich fertig war, den Vertrag zur Vollziehung zu bringen. Unter dem Vorwande, den Venedigern gegen die Türken beizustehen, ging er mit 52 Schiffen, worauf sich 4000 Mann Infanterie, 300 Lanzen und 300 leichte Reuter befanden, von Malaga aus unter Segel; er nöthigte die Türken, die Belagerung von Zante aufzuheben, auch die Insel Cefalonia, deren sie sich bereits bemeistert hatten, zu räumen; dann aber wendete er sich nach Sicilien, um von hier aus seine Operationen gegen Calabrien und Apulien zu eröffnen. Vorher aber schickte er einen Edelmann an den König von Neapel, um ihm alle Güter, die er von ihm empfangen, zurückzugeben, denn die ritterliche Sitte erlaubte nicht, einen Wohlthäter zu bekriegen. Am 15. Juli 1501 landete Gonsalvo bei Tropea, und die beiden Calabrien unterwarfen sich auf der Stelle, nur daß Cosenza eine Belagerung erfoderte, indem französisch-gesinte Barone den Ort mit ihren Kriegsvölkern besetzt hatten. Mit gleicher Leichtigkeit durchzog er die Ebenen von Apulien, wo ihm Gallipoli, Otranto und Manfredonia überliefert wurden. Während er aber den Schlüssel der Landschaft, Tarent, belagerte, benutzten die Franzosen die dadurch entstandene Pause, um allgemach Capitanata und Basilicata einzunehmen, obgleich diese Landschaften von Alters her zu Apulien und also zu dem spanischen Antheile gerechnet wurden. In einer Conferenz, die Gonsalvo deshalb mit dem französischen Befehlshaber, dem Herzoge von Nemours, hatte, wurde beliebt, deshalb an die beiderseitigen Könige zu berichten, aber während ihre Entscheidung erwartet wurde, fiel Johann Baptist Marsan, einer der Barone von der französischen Partei, in Calabrien ein und nahm Rossano und andere Plätze, die zwar sein Eigenthum, aber von den Spaniern besetzt waren, und von der andern Seite machte Ludwig von Ars, den der französische Feldherr früher mit 3000 Knechten den Spaniern zu Hilfe geschickt, Miene, die Orte, die sich an ihn ergaben, für seinen König zu behaupten. Gonsalvo gerieth in drückende Verlegenheit, zumal Don Ferdinand, des entfernten Königs Sohn, Tarent standhaft vertheidigte, und es erfoderte des Großcapitains ganze Festigkeit und Unterhandlungsgabe, um nur die Franzosen von weitern Fortschritten abzuhalten. Endlich mußte Tarent sich am 1. März 1502 ergeben, und sofort nahm Gonsalvo eine drohende Stellung zwischen Barletta und Andria ein, während er durch ein Detachement seinen Gegnern in der Besitznahme von Altamura zuvorkommen und sie aus Matera verjagen ließ. Am 9. Juni 1502 hatte er nochmals in St. Antons Clause, zwischen Melfi und Atella, eine Conferenz mit dem Herzoge von Nemours, um wo möglich die obwaltenden Zwistigkeiten auszugleichen; aber auch dieser Versuch lief fruchtlos ab, und schon am andern Morgen ließ Gonsalvo Atripalda wegnehmen, wie die Franzosen kurz vorher mit Troja gethan, und erlitten sie noch dabei, als sie den Ort wieder haben wollten, bedeutenden Verlust. Mittlerweile kamen ihnen aber von mehren Seiten Verstärkungen zu, und Canosa mußte sich nach neuntägiger lebhafter Belagerung an den Herzog von Nemours ergeben, Quaranta und Bisceglia wurden ihm überliefert, die ganze Landschaft Capitanata bis auf Manfredonia und Monte St. Angelo, war von den Franzosen besetzt, der Großcapitain durch ein Heer von 10,000 Fußgängern und 7000 Reutern von allen Seiten eingeschlossen. Er war verloren, wenn die Belagerung von Barletta betrieben wurde, wie die von Canosa, statt dessen aber ließ Nemours sich verleiten, seine Kräfte zu theilen, um seinen Verbündeten, den S. Severinos und Marsans, in ihren Unternehmungen im Süden beizustehen, und während Aubigny bei Terranuova in Calabria citra siegte, glaubte Nemours auch noch die Belagerung von Tarent vornehmen zu dürfen. Solche Vermessenheit konte nicht ungestraft bleiben: Tarent leistete hartnäckigen Widerstand, und Gonsalvo, obgleich sein kleines Heer durch Mangel und Pest immer mehr gelichtet wurde, warf am 22. August die Franzosen mit bedeutendem Verlust über den Ofanto zurück, wodurch die Lage von Barletta nicht wenig erleichtert wurde; bemächtigte sich des wichtigen Postens Castellaneta, dicht vor Barletta, und verschaffte sich Lebensmittel in einer großen Fouragirung, die sich bis über Ruvo hinaus erstreckte, nachdem er diese Stadt mit Sturm genommen, gleichwie durch das Gefecht bei Canosa (den 9—10. Decbr.), worin um den Besitz einer großen Heerde, welche die siegreichen Spanier endlich entführten, gestritten wurde. Um weiterer Beunruhigung zu entgehen, ließ Nemours selbst die Brücke über den Ofanto zerstören (den 30. Decbr. 1502). Kurz vorher hatte Gonsalvo den rechtmäßigen Erben des neapolitanischen Throns, den Herzog Ferdinand von Calabrien, nach Spanien geschickt, ob er gleich diesem Prinzen, den er durch betrügerische Unterhandlungen berückt, eidlich auf die geweiheten Hostien versprochen, daß ihm keine Gewalt geschehen solle [2]).

2) So erzählen Gonsalvo's und der Spanier Feinde: in der handschriftlichen Geschichte des Hauses Cordova sucht ihn jedoch der gelehrte Abt von Rute Franz Fernandez de Cordova zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Die Besatzung von Barletta empfand bald wieder drückenden Mangel, Gonsalvo selbst zog aus, um Beute zu machen, und es glückte ihm nicht nur, 40,000 Stück Vieh aus den Triften von Canosa und Cerignola wegzutreiben, sondern auch den nacheilenden Feinden durch einen Hinterhalt schweren Verlust beizubringen (den 15. Jan. 1503.). Fünf Tage später besiegte er bei Trani den französischen Feldherrn la Motte, der selbst gefangen wurde, und am 22. Februar nahm er nochmals mit stürmender Hand die Stadt Ruvo, gleichwie der Anführer der französischen Flotille in dem adriatischen Meere, der Ritter Pregent, genöthigt wurde, seine Schiffe selbst zu verbrennen. Gonsalvo begann demnach Athem zu schöpfen, als am 5. März die längst erwartete Flotte aus Spanien auf der Rhede von Messina anlangte, wiewol es noch bis zum halben April dauerte, bevor das Heer, welches sie nach Reggio übergesetzt, seine Operationen eröffnen konte; eine Frist, die Gonsalvo höchst vortheilhaft verwendete, um den Markgrafen del Vasto, der immer noch die Insel Ischia für den entfernten König behauptete, zu gewinnen. Am 21. April wurde Aubigny bei Seminara, eben da, wo er früher gesiegt hatte, auf das Haupt geschlagen, und am 27sten zog Gonsalvo, dem über Triest 2500 Landsknechte zugekommen waren, aus Barletta aus, seinem Gegner eine Schlacht anzubieten. Als er sich dem Ofanto näherte, traf ihn ein Bote des Erzherzogs Philipp mit der Nachricht von dem wegen Neapel abgeschlossenen Tractat (d. d. Lyon den 2. März 1503), und dem Befehle, sofort die Feindseligkeiten einzustellen. Gonsalvo, durch eine geheime Weisung Ferdinands des Katholischen unterrichtet, erwiederte, daß die Lage der Dinge nicht erlaube, Folge zu leisten, er müsse vielmehr seines Königs Befehle abwarten; ging über den Fluß und lieferte Freitags den 28. April das Treffen bei Cerignola, worin Nemours vollkommen geschlagen und selbst getödtet wurde. Cerignola und Canosa ergaben sich auf der Stelle. Am 6. Mai hielt Gonsalvo seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Neapel, nachdem das feste Capua bereits einige Tage früher von seinen Vortruppen besetzt worden, und schnell befolgten der Hauptstadt Beispiel die Provinzen, daß nur noch einzelne Punkte in des Feindes Gewalt blieben. Und auch diese fielen nach einander: am 12. Juni wurde das Castel nuovo zu Neapel beinahe Angesichts einer französischen Flotte, die sich nur um einen Tag verspätet hatte, mit Sturm, am 24. St. Germano genommen; am 29. ergaben sich Rocca Guglielma, Trajetto und Mola an den Großcapitain, am 12. Juli bemeisterte sich Fabricius Colonna mit Sturm der wichtigen Stadt Aquila, ein Schicksal, welches Tags vorher auch das Castel del uovo zu Neapel gehabt. Das einzige Gaëta wurde durch die französische Besatzung, die durch alles verstärkt, was dem Blutbade von Cerignola entkommen, mit Ernst vertheidigt: nach zwei abgeschlagenen Stürmen, in deren einem der tapfere Hugo de Cardona umkam, sah sich Gonsalvo genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, und auch diese mußte aufgehoben werden, als ein neues französisches Heer, von dem Markgrafen von Mantua befehligt, von der Tiber her vordrang, das rechte Ufer des Garigliano überschwemte und selbst auf dem linken Ufer Rocca secca belagerte; doch wußte Gonsalvo von seiner neuen Stellung bei St. Germano aus bald der Feinde Siegeslauf zu hemmen. Am 10. Oct. nahm er mit stürmender Hand, obgleich des Markgrafen Lager nur 6 italienische Meilen entfernt, und dieser daher die Nothsignale der Besatzung gar wohl gewahren mußte, das Castell von Monte Cassino, worin die Franzosen sich bis zur Stunde behauptet hatten; am 16ten ließ er durch Prosper Colonna die Feste Rocca secca entsetzen; am 18ten schon mußten die Franzosen über den Garigliano zurückweichen. Am 9. Nov. gelang es ihnen zwar, neuerdings eine feste Stellung auf dem linken Ufer einzunehmen, auch, indem sie ihren Vortheil verfolgten, das Hauptcorps der Spanier in Unordnung zu bringen, da stellte Gonsalvo, die Streitaxt in der Hand, sich an die Spitze seines Fußvolkes; ein neues wüthendes Gefecht erhob sich, in dem Bayard die Heldenthat des Horatius Cocles wiederholte, die Spanier aber Meister der feindlichen Verschanzungen und der Brücke wurden. Die unmittelbare Folge dieses Tages war ein heftiger Zwist unter den feindlichen Feldherren; der Markgraf von Mantua verließ die Armee mit allen seinen Truppen, und sein Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, konte nur bedacht seyn, sich in dem engen Landesstriche zwischen dem Garigliano und dem Kirchenstate zu behaupten. In diesem Streben schien der Winter, der mit ungewöhnlicher Strenge einbrach, ihn eine Zeit lang begünstigen zu wollen. Gonsalvo traf bereits Anstalten, die Winterquartiere in den innern Provinzen des Königreichs, die nicht verödet waren, wie die Terra di Lavoro, zu beziehen; urplötzlich aber ging er, nachdem er die französische Besatzung von Rocca Guglielma in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet, nachdem er die bedeutende Kriegsmacht der Orsini, die er für seines Königs Dienst gewonnen, an sich gezogen, von Sessa aus über den Garigliano (den 27. Dec.). Sujo und Castelforte wurden noch am nämlichen Tage genommen: die französische Armee, deren Postenkette also durchschnitten war, wollte sich nach Gaëta zurückziehen, wurde aber bei Mola zum Stehen gebracht und am 29. Dec. auf das Haupt geschlagen. Gaëta, obgleich mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, ergab sich am 1. Januar 1504, und Gonsalvo, der also zum zweiten Male die Eroberung des Königreichs vollendet hatte, kehrte nach Neapel zurück, wo ein triumphähnlicher Empfang und Gesandte der meisten italienischen Staten seiner warteten. Die Genueser z. B. verlangten, unter seinen Schutz aufgenommen zu werden; die Medicis hofften durch ihn ihre Herrschaft in Florenz hergestellt zu sehen; die Pisaner, die Einwohner von Arezzo, wollten sich an Spanien ergeben, um nicht ferner den Florentinern dienen zu dürfen; die Reste der Gibellinen baten um Hilfe gegen die Franzosen.

Diese vielfältigen Huldigungen misfielen dem katholischen Könige, an dessen Hofe ohnehin schon Prosper Colonna der Ankläger des Großcapitains geworden. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er bei der

Digitized by Google

letzten Papstwahl den Cardinal della Rovere gegen den Cardinal Carvajal, einen gebornen Spanier, dem eine mächtige Partei zu Gebote gestanden, begünstigt habe, daß er das Königreich Neapel mit despotischer Gewalt und ohne alle Rücksicht für seines Herrn Befehle regire, daß er die Kroneinkünfte auf eine schändliche Art verschleudere und die geistlichen Ämter nur nach Laune vergebe; daß er, um die Soldaten mehr und mehr an sich zu ziehen, die ärgsten Frevel und Verbrechen ungestraft lasse, daß er, und dieses zumal war in Ferdinands Augen unverzeihlich, weil es den muthmaßlichen Thronerben betraf, daß er sich zu dem Kaiser und dem Erzherzoge Philipp hinneige. Ohne weiterere Untersuchung wurde die Gewalt, die Gonsalvo als Vicekönig übte, bedeutend beschränkt, und besonders zeigte sich der König bedacht, aus den wichtigern Festungen die von seinem Feldherren angeordneten Commandanten zu entfernen und sie dagegen Männern nach seiner eigenen Wahl anzuvertrauen. Gonsalvo, der seine Dienste also belohnt sah, verfiel in eine schwere Krankheit, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben; kaum hergestellt, bat er um die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Die Königin Isabella, die ihn besser zu würdigen verstand, beruhigte ihn jedoch, und Consalvo fuhr fort, seine Eroberung mit Weisheit und Stärke zu regiren, bemächtigte sich auch durch List des Cäsar Borgia, den er sogleich nach Spanien abführen ließ, doch nachdem Isabella die Augen verschlossen, erwachte Ferdinands Argwohn mit neuer Stärke. Prosper Colonna wurde nach Italien zurückgeschickt, ganz eigentlich, um seinem bisherigen Vorgesetzten Verdruß zu machen, und Gonsalvo wurde dabei gezwungen, den größten Theil seiner Kriegsvölker zu entlassen, obgleich er genöthigt gewesen, die Vertheidigung von Pisa gegen die Florentiner zu übernehmen, obgleich es ihm gelungen war, vortheilhafte und die wichtigsten Resultate versprechende Verträge mit Lucca und Siena zu schließen, auch sich bereits in Piombino festzusetzen, obgleich er eben die lockendsten, von Kaiser und Papst gemachten Anträge, für den Fall nämlich, daß er zu ihnen übertreten wolle, ausgeschlagen hatte. Bereits war der Erzbischof von Saragossa ernant, um ihn in dem Commando abzulösen, und dagegen sollte Gonsalvo, so wie er den Boden von Spanien betreten würde, das Großmeisterthum des Ordens von J. Jago haben; da gelang es ihm nochmals, sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in den Augen des Königs durch ein rührendes Schreiben vom 8ten Juli 1506 zu rechtfertigen, und er genoß die Ehre, diesen Fürsten in Neapel selbst zu empfangen, auch durch eignes Beispiel eine der weisesten Verfügungen des Monarchen vollstrecken zu helfen. Ferdinand beabsichtigte, die confiscirten und mehrentheils anderweitig verliehenen Güter der französisch gesinten Herren zurückzugeben, um den Frieden im Reiche herzustellen, und Gonsalvo war der erste, der die ihm zu Theil gewordenen Güter der Art zu des Königs Verfügung stellte: eine Großmuth, die nothwendig allgemeine Nachahmung finden mußte. Indessen war des Königs Beruhigung nur vorübergehend gewesen, Gonsalvo, der noch in den letzten Augenblicken die unzweideutigsten Beweise von der Anhänglichkeit der Neapolitaner empfangen, mußte ihm über Savona, wo Ludwig XII. seine Bewunderung für den Mann, der ihn um ein Königreich gebracht, nicht genugsam an Tag legen konte, nach Spanien folgen (1507) und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückkehren. So gänzlich vergessen wurden seine Dienste, daß Ferdinand ihn eine Fehlbitte thun ließ, als er sich, Angesichts des ganzen Hofs für seinen Neffen, den Markgrafen von Priego, verwendete. Gonsalvo, auf das Äußerste gebracht, horchte den Vorschlägen des Connetable von Castilien, und die Verbindung dieser mächtigen Großen würde wahrscheinlich eine gänzliche Veränderung in Castilien hervorgebracht haben, wäre nicht Kaiser Maximilian, wie ihm öfter geschah, vor seinem eigenen Beginnen erschrocken, und das zwar in dem Augenblicke, wo er die Früchte jahrelanger Bemühungen ernten sollte; des Cardinals von Amboise Compromißspruch verschaffte ihm, statt der Regentschaft von Castilien, einen Jahrgehalt von 50,000 Dukaten. Gonsalvo kehrte in seine Einsamkeit zurück; so groß blieb aber immer Ferdinands Meinung von seinen Talenten, daß der argwöhnische König nach der Schlacht bei Ravenna ihn allein fähig glaubte, Italien zu retten; schon hatte er sich gerüstet, die Reise dahin anzutreten, als die ungewöhnliche Bedächtlichkeit der Franzosen sie unnöthig machte. Die letzte Versuchung, der Gonsalvo ausgesetzt seyn sollte, kam von dem Erzherzoge Karl; dieser, unterrichtet von dem Verdienste und dem Missvergnügen des Großcapitains, ließ ihm die lockendsten Vorschläge thun, und Gonsalvo, nachdem er sich des Beistandes der Grafen von Cabra und Ureña und des Markgrafen von Priego versichert, hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich nach Flandern zu dem Erzherzoge zu verfügen und denselben nöthigenfalls mit gewaffneter Hand in Castilien einzuführen. Aber Ferdinand errieth den Plan, verweigerte dem Großcapitain die gesuchte Erlaubniß zu einer Reise nach England, ließ alle seine Handlungen bewachen und endlich den Hafen von Malaga, wo er sich einzuschiffen gedachte, mit Embargo belegen. Mitten unter diesen Bewegungen wurde Gonsalvo zu Loja im October 1515 von einem Quartanfieber befallen: er ließ sich, gesundere Luft einzuathmen, nach Granada bringen, starb aber daselbst, 78 Jahre alt, den 2. December n. J. Er wurde in dem dasigen Hieronymitanerkloster, in der Capelle, die er sich selbst zu seiner Ruhestätte erbauet, begraben, und zwar widerfuhr, auf Ferdinands Befehl, der Leiche desjenigen, den er im Leben so oft und so bitter gekränkt, königliche Ehre. — Gonsalvo besaß in Gefolge königlicher Schenkungen, deren Werth doch demjenigen, so er aus eigenen Mitteln für den öffentlichen Dienst verwendet, kaum gleich kam, sehr bedeutende Güter in dem Königreich Neapel, als die Herzogthümer Terranuova an dem Crati, Séssa, St. Angelo in Principato ultra, und Torremaggiore, die Fürstenthümer Jasa, Venosa, Squilace, das Mar-

Digitized by Google

quisat Bitonto u. s. w.; alle, nur nicht das Amt eines Großconnetable von Neapel, wurden seiner jüngsten Tochter Elvira, die an Ludwig Fernandez de Cordova, den vierten Grafen von Cabra vermählt (s. oben), zu Theil. Zwei ältere Töchter, die Gonsalvo in seiner Ehe mit Maria Manrique erzeugt, Maria und Beatrix starben, jene in der Kindheit, diese als Jungfrau, im J. 1503 [3]).

Alfons Fernandez de Cordova, des Großcapitains älterer Bruder, folgte seinem Vater Peter III. als sechster Herr von Aguilar, als Alcayde von Alcala la Real und Alguazil mayor von Cordova, und an Tapferkeit wenigstens stand er auf keine Weise seinem Bruder nach, wie er dieses in der langwierigen Fehde mit den Vettern von Cabra und dem Bischofe von Cordova hinlänglich beurkundete. Während der ganzen Regirung Heinrichs IV. wußte er sich, bald als dessen Gegner, bald als dessen Anhänger, in dem Besitze der Stadt Cordova zu erhalten. Auch in den ersten Jahren der Regirung der Königin Isabella handelte er gleich einem unabhängigen Fürsten: er führte, trotz des Waffenstillstandes, Krieg mit Granada (1477), er befehdete neuerdings den Grafen von Cabra, mußte zwar den neuen Corregidor, den die Königin nach Cordova gesetzt, aufnehmen, auch demselben Monturque überliefern, als Bürgschaft, daß er den in den Staten des Grafen von Cabra angerichteten Schaden vergüten wolle; wie aber dieser Corregidor, Diego de Melo, auch anfing, das herrenlose Gesindel, die bewaffneten Landstreicher, durch welche die Baronen im Nothfalle ihre Banderien zu verstärken pflegten, einzuziehen, da bereuete Alfons bald genug seine bisherige Nachgibigkeit. Zwei Banditen, die nach dem Gefängnisse geführt werden sollten, ließ er mit gewaffneter Hand befreien, und der Corregidor, der herbei geeilt war, den Dienern der Gerechtigkeit beizustehen, mußte nach einem blutigen Gefechte in der St. Laurentiuskirche eine Zuflucht suchen. Sie wurde sogleich von den Aufrührern eingeschlossen, aber keiner wagte es, in die heiligen Mauern einzudringen, bis Alfons 70 Mohammedaner, seine Sklaven, herbeiführte, die sofort die Kirchenthüren erbrachen und den Corregidor nach dem Castell von Aguilar brachten, wo er geraume Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte, bis die Königin seine Freilassung verfügte, denn ein mehres wollte sie nicht zu thun, und scheint es sogar, als habe sie Monturque zurückgeben lassen (1477). In dem Kriege mit Granada fand Alfons späterhin ehrenvollere Beschäftigung, oft wird seiner mit Ruhm gedacht, und auf ihn zählte König Ferdinand vornehmlich, als im Februar 1501 unter den Mohammedanern der Gebirge von Ronda, der Sierra Bermeja u. s. w., ein neuer Aufstand ausbrach. Alfons war auch sogleich fertig, dem ergangenen Rufe Folge zu leisten. Er zog die Truppen der Grafen Cifuentes und Ureña an sich, drang in das Gebirge ein, und hatte die beinahe unüberwindliche Stellung bei Monarda erstürmt, als seine Leute sich zerstreuten, um zu plündern. Die Mohammedaner erholten sich, wie die Verfolgung aufhörte, fielen in dichten Haufen über die vereinzelten Sieger her und sprengten in die Klüfte, was augenblicklicher Vernichtung entging. Nur Alfons stand fest mit wenigen Getreuen, indem er den Vorschlag sich zurückzuziehen, entgegensetzte, daß die Standarte seines Hauses niemals einem Feinde ausgewichen sey, und es würde ihm vielleicht geglückt seyn, den gewählten Posten bis zu Ankunft der Reserven zu behaupten, hätte nicht ein Pulverfaß in dem mitternächtlichen Kampfe Feuer gefangen: die Flamme verrieth den Mohammedanern der Gegner Schwäche, sie griffen mit erneuertem Muth an, und nur wenige der Christen, darunter des Alfons ältester Sohn, entgingen durch die Flucht dem Tode. Er selbst, obgleich mit Wunden bedeckt, stritt bis zum letzten Augenblicke, daher auch sein Leichnam dergestalt verstümmelt wurde, daß ihn kaum die Hausgenossen erkanten. „So fiel," sagt Mariana, „Spaniens edelster Held: das Leben konten die Feinde ihm nehmen, sein Lob wird dauern, so lange es Spanier gibt." Des Alfons und der Catharina Pacheco, einer Tochter des berühmten Markgrafen von Villena, zweiter Sohn, Franz Pacheco de Cordova, erhielt zu seinem Antheile ½ und ⅓ der elterlichen Verlassenschaft, nämlich Almuñar, Lucar, Sierro und Sufli, Güter, die sämtlich in dem Thale von Purchena gelegen, und die dem Vater als Preis seiner Thaten gegen die Mohren verliehen worden, dann Albendin. Franz, ein jüngerer Sohn des 1sten Herrn von Almuñar, war Bischof zu Malaga, während dieses Neffe, ebenfalls Franz genant, 3ter Herr von Almuñar, mit Maria Diaz de Haro die Markgrafschaft Carpio, Adamuz u. s. w. erheirathete. Des letztern Sohn, Johann Lopez de Haro, 3ter Markgraf von Carpio, 4ter Herr von Almuñar, hatte keine Kinder mit Johanna de Sandoval, des 1sten Herzogs von Lerma Tochter: Carpio fiel daher an die Haro zurück, Almuñar aber an Diego Pacheco de Cordova, einen Vatersbruder des 3ten Markgrafen von Carpio, der Almuñar zu einer Markgrafschaft erheben ließ, aber ebenfalls kinderlos verstarb, daher ihm seine Schwester Maria, des Markgrafen von Estepa, des Johann Baptist Centurione Gemahlin, als 2te Markgräfin von Almuñar folgte.

Des 6ten Herrn von Aguilar ältester Sohn, Peter Fernandez de Cordova, Herr von Montilla, Santa Cruz u. s. w., Acalde mayor der Stadt Cordova, auch vermöge königlicher Briefe vom J. 1501 Markgraf von Priego, wurde vornehmlich bekant durch einen Rechtshandel, an dem beinahe alle Große der Monarchie Antheil nahmen. Ferdinand Gomez de Herrera, königlicher Mayordomo, wurde als Commissarius nach Cordova geschickt, gegen die Urheber eines bedenklichen Aufstandes zu inquiriren

3) Fernando del Pulgar: historia del gran Capitano. En Alcala de henares, 1584, fol. — Francesco de Tullo y Figuerra: la Neapolis Ex, o Poema heroico del gran Capitano Don Gonsalo Fernandez de Cordova. En Granada, 1651, 4. — Pedro Blasco Torrellas: la Vida y Chronica de Gonsalvo Fernandez de Cordova et gran Capitan. En Roma, 1555, 8. — Pauli Jovii de vita et rebus gestis Gonsalvi Ferdinandi Cordubae lib. III. in ejus opp. (Basil, 1578, fol.) t. 1. p. 199 seqq. — Histoire de Gonsalve de Cordove surnommé le grand Capitaine, par le R. P. du Poncet. A Paris, 1714, 2. V. 12.

Digitized by Google

(1508). Er war kaum angelangt, als Peter ihn bedeuten ließ, seine Commission aufzugeben und die Stadt zu räumen. Der Mayordomo beschied ihn nach Verdienst, und Peter, der sich mit den Stadtverordneten berathen, ließ seine Vasallen aufbieten, nahm den Commissarius in Verhaft und schickte ihn nach der Veste Montilla, von der er doch nach wenigen Tagen entlassen wurde. Die erste Nachricht von diesem Vorfalle traf den König in Burgos; sogleich mußten 1000 Lanzen und 3000 Fußgänger nach Cordova aufbrechen, und der Monarch folgte ihnen auf dem Fuße, fest entschlossen, ein großes Beispiel zu geben. Schon in Toledo fand er den Markgrafen von Priego, dem sein Oheim, der Großcapitain, nachdem seine, des Connetable und Amirante Verwendung nutzlos gewesen, den Rath gegeben hatte, sich, wolle er gewissem Verderben entgehen, ohne die mindeste Säumniß der Willkür des Königs zu überliefern. Peter that, wie ihm gerathen worden, aber der Befehl, seine Festungen zu übergeben, war die einzige Antwort, die er erhalten konte, und unaufhaltsam setzte der König seine Reise fort. Am 7. September traf er in Cordova ein, und sogleich nahm der Proceß seinen Anfang, obgleich der Markgraf sich vor dem königlichen Anwalt nicht einlassen wollte, sondern nur an seines Vaters und seiner Voreltern Dienste und an die Unterwürfigkeit und das Zutrauen, womit er sich und alles das Seine den königlichen Händen überliefert habe, erinnerte, denn es gebühre ihm nicht, setzte er hinzu, gegen seinen Herren Klage zu führen. Aber Ferdinand war nicht gewohnt, sich durch dergleichen Redensarten bestechen zu lassen, er ließ der Untersuchung ihren Lauf, untersagte den Einwohnern von Cordova, die ihn mit Bitten und Thränen belästigten, ferner Peters Namen zu nennen, hörte den Großcapitain, der in Gesellschaft der vornehmsten Herren der Monarchie für seinen Neffen bat, kaum an, erwiederte einen heftigen, obgleich ehrerbietigen Brief des Connetable, den dieser Handel beinahe am mehrsten bekümmerte, in hochtrabenden und stolzen Ausdrücken (wogegen der Connetable ihn aber sehr ernst erinnerte, daß er dem Könige Ferdinand als Regenten, der Doña Johanna als seiner Königin, dieser aus Schuldigkeit, jenem aber nur aus Gefälligkeit diene), und wurde nur durch das Murren und den Unwillen sämtlicher Granden, die sich vornehmlich beleidigt fanden, daß man einen Grande vor den Rath von Castilien gezogen, als welches bisher nur wegen des Lasters der beleidigten Majestät geschehen war, abgehalten, an dem Markgrafen die äußerste Strenge zu üben. Dagegen mußten einige der vornehmsten Edelleute der Stadt sterben, viele Bürger wurden gehenkt, gestäupt, oder verbant, die Häuser der Corregidoren Carcamo und Boccanegra niedergerissen: der Markgraf aber, der bisher das Dorf Fransiera, bei Cordova, zum Gefängnisse gehabt, wurde zu immerwährender Verbannung aus Cordova und ganz Andalusien, wohin er niemals, es sey denn mit des Königs ausdrücklicher Erlaubniß, zurückkommen sollte, verurtheilt, die Veste Montilla, des Mayordomo Gefängniß, wurde dem Erdboden gleich gemacht, alle übrige Festungen des Markgrafen, der sich für seine Person nach Baylen wandte, blieben in des Königs Gewalt. Peter starb den 24. Januar 1517, mit Hinterlassung von fünf Töchtern, wovon eine, Theresia, das Nonnenkloster zu Aguilar stiftete, während die älteste, Catharina, alle Staten ihres Hauses dem 3ten Grafen von Feria, dem Lorenz Suarez de Figueroa, zubrachte. Ihre Söhne, Peter, Gomez, Alfons, Anton und Lorenz, gaben den väterlichen Namen Figueroa auf, um den vornehmen von Cordova zu führen, und war Lorenz Bischof zu Siguenza, früher Prior des Dominicanerklosters St. Paul zu Cordova; Anton, ein Jesuit, wurde der Stifter des Jesuitencollegiums zu Montilla; Peter, der älteste Sohn, folgte dem Vater als vierter Graf von Feria, war auch des goldenen Vließes Ritter, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Anna Ponce de Leon nur eine Tochter Catharina Fernandez de Cordova y Aguilar, die der Großmutter als dritte Markgräfin von Priego folgte und sich mit ihres Vaters Bruder, dem Alfons Fernandez de Cordova vermählte, während Feria, eines der wenigen spanischen Majorate, in welchen der Mannsstamm sogar die nähern Frauen ausschließt, an ihren andern Oheim, des Grafen Lorenz zweiten Sohn, Gomez, fiel. Gomez, der, seit ihm die väterlichen Staten zugefallen waren, sich nur Figueroa nante, ließ am 17. September 1567 Feria zu einem Herzogthum erheben, und starb den 7. September 1571. Seine Gemahlin, Johanna Dormer, die einzige Tochter des Wilhelm Dormer und der Maria Sidney, war Ehrendame der Königin Maria von England gewesen, und Gomez hatte sie kennen gelernt, wie er als Philipps II. Gesandter das Inselreich besuchte. Sie zählte nur 34 Jahre, als sie den Eheherren verlor, verschloß sich sogleich in dem von ihr gegründeten Kloster zu Zafra und lebte noch am 15. Juni 1608, als an welchem Tage der Jesuit Ribadeneira, früher des Grafen von Feria Capellan, ihr den zweiten Band seiner Geschichte der Heiligen zueignete. Der Sohn, den sie zu Mecheln den 28. September 1559 geboren, Lorenz Suarez de Figueroa y Cordova (ein jüngerer Sohn, Peter, starb als Kind), 2ter Herzog von Feria, 1ster Markgraf von Villalva, Herr von Zafra, wurde 1592 von König Philipp II. ausersehen, um Namens seiner der berühmten Versamlung der Ligisten in Paris, die für Frankreich einen König wählen sollte, beizuwohnen, oder genauer, um die Versamlung für die Infantin Isabella zu gewinnen. Er scheiterte aber bereits in den vorläufigen Conferenzen zu Soissons, in denen er den Herzog von Mayenne, der sich selbst die Krone wünschte, mit Härte behandelte, und er scheiterte eben so vollständig in der Versamlung selbst, die er zum ersten Male am 2. April 1593 besuchte, obgleich er den ursprünglichen Antrag, die Krone der Infantin und ihrem künftigen Gemahle, dem Erzherzoge Albert, zu übertragen, dahin modificirte, daß dieser Gemahl ein französischer Prinz, der Herzog von Guise nämlich seyn sollte. Er befand sich noch in Paris, als diese Stadt dem Könige Heinrich IV. überliefert wurde, konte zwar dieses Beginnen, von dem er frühe genug Kunde erlangt, mit den wenigen Truppen,

Digitized by Google

die ihm zu Gebote ſtanden, nicht verhindern, verſchaffte ihnen aber durch ſeine Haltung und die feſte Stellung, die er im Tempel genommen, eine ehrenvolle Capitulation und freien Abzug (den 22. März 1594). In dem n. J. 1594 ging der Herzog als Geſandter ſeines Königs nach Rom, den neuen Papſt Clemens VIII. zu begrüßen, ſodann 1598 nach Catalonien und endlich nach Sicilien als Vicekönig. Er ſtarb zu Neapel im Januar 1607. Sein einziger Sohn, Gomez Suarez de Figueroa, 3ter Herzog von Feria, 2ter Markgraf von Villalva, 1ſter Graf von Zafra, geboren den 30. December 1587, iſt vielleicht der erſte Große, der eine ſorgfältige, rein diplomatiſche Bildung empfing, ob er gleich ſpäterhin durch die Natur ſeiner Ämter genöthigt wurde, ſich auch dem Waffenhandwerke zu widmen und darin gar bald den ausgezeichnetſten Feldherrn ſeiner Nation in der damaligen, an großen Männern ſchon minder ergiebigen Zeit, gleichkam. Im J. 1606 ging er als Philipps III. Geſandter nach Italien, dem neuen Papſte Paul V. die Obedienz zu leiſten, ſpäter nach Frankreich, um mit der Regentin, der Königin Maria von Medicis, zu unterhandeln. Im J. 1616 wurde er als Vicekönig nach Valencia, 1618 aber an des Don Pedro von Toledo Stelle als Generalgouverneur nach Mailand geſchickt. Eben war die Fehde mit Savoyen vermittelt worden, der Aufſtand der Veltliner erzeugte ſogleich eine neue: nicht nur, daß der Herzog, dem die Wichtigkeit des Ländchens für die Vertheidigung von Mailand, für die Verbindung mit Tyrol einleuchtete, deſſen Bewohner ſogleich in Schutz nahm und Truppen zu ihrer Vertheidigung anrücken ließ, er beging auch offenbare Feindſeligkeiten gegen die Graubündner, trieb ſie nach mehren blutigen Gefechten, nach der Einnahme von Chiavenna und Bormio vollends über die Grenze und ließ ihnen durch Anlegung von Schanzen und Feſtungen alle Päſſe verſchließen, während der Erzherzog Leopold die Graubündner auf ihrem eignen Boden ängſtigte und das Prettigau, die Städte Meyenfeld und Chur beſetzte. Ganz Italien, beſonders die Nachbarn, Venedig und Savoyen, auch der Papſt, wurden durch ſolches Beginnen beunruhigt, Frankreich zeigte ſich bereit, dieſe Staten zu unterſtützen, und Spanien befand ſich nicht in der Lage, mit ſo vielen Feinden zugleich ringen zu können: ein Vertrag kam daher zu Stande, der alles auf die vorige Lage der Dinge zurückführte. Weil es aber ſich mit der Execution verzögerte, weil der Herzog die Genueſer gegen Savoyen und Frankreich beſchützte, entſpann ſich ein neuer Krieg, in deſſen Laufe der Herzog die Franzoſen wieder aus Chiavenna vertrieb, Aqui einnahm und die franzöſiſche Beſatzung kriegsgefangen machte, den Prinzen Victor Amadeus von Savoyen bei Beſtagno aus dem Felde ſchlug und überhaupt alle Unternehmungen des Connetable von Lesdiguieres hintertrieb, wiewol er ſelbſt am 5. Auguſt 1626 die Belagerung von Aſti und am 17. November n. J. die von Verua (ſie hatte 4 Monate gewährt) aufheben mußte, auch bei dem Rückzuge von Verua viele Leute verlor. Letzteres Misgeſchick hatte ſeine Abberufung zur Folge. Nach Verlauf von fünf Jahren wurde ihm nochmals die Regirung des mailändiſchen Stats anvertraut; er hatte ihr zwei Jahre vorgeſtanden und dieſe beſonders benutzt, eine bedeutende Armee auf die Beine zu bringen, als ihm der Befehl wurde, einen Theil dieſer Armee nach Teutſchland dem Kaiſer zu Hilfe zu führen. Sofort ſetzte er ſich, obgleich Wallenſtein den Obriſten Deodati an den Cardinal Infanten abgeſendet, um dieſen Marſch zu widerrathen, ja feierlich dagegen zu proteſtiren, indem das Auftreten fremder Truppen im Reiche das bereits weit vorgeſchrittene Friedensgeſchäft rückgängig machen müſſe, mit ungefähr 10,000 Mann in Bewegung (in der Mitte des Sommers 1633). Er durchzog das Veltlin und Tyrol, bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit Altringer, der auf des Kaiſers unmittelbaren Befehl ſich von der Donau nach dem Bodenſee wenden müſſen, nöthigte hiedurch den Feldmarſchall Horn, die ſeit 4 Wochen betriebene Belagerung von Conſtanz aufzuheben, und manövrirte ſodann, um die Schweden zu einer Schlacht zu bringen. Dieſes war aber keineswegs die Meinung Altringers, dem Wallenſtein jedes Unternehmen von Wichtigkeit unterſagt hatte, er müſſe denn des Lebens überdrüßig ſeyn, denn im Falle des Ungehorſams ſey ihm nichts gewiſſers, als der Tod, und wenn ihn der Kaiſer ſelbſt pardonire, und der gewöhnlich ſo kecke und rührige Feldherr bot jetzt ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um ſeines Collegen Unternehmungsgeiſt zu zügeln; es glückte ihm damit nur allzu ſehr. Der Reſt der ſchönen Jahreszeit wurde in Oberſchwaben mit zweckloſen Märſchen, die viele Menſchen koſteten, weil ein überlegenes ſchwediſches Heer ſtets zur Seite, hingebracht, und der October war gekommen, bevor Altringer ſich entſchließen konte, den Entſatz der wichtigen und hart geängſtigten Feſtung Breyſach zu verſuchen. Er erfolgte indeſſen ohne ſonderliche Anſtrengung, nachdem Rheinfelden mit Sturm und auch Lauffenburg genommen worden, aber Altringer empfand ſolchen Schrecken über die errungenen Vortheile, daß er nicht ruhte, bis die ganze Armee weitläufige Cantonirungsquartiere in dem Elſaß bezog. In dieſen Quartieren ſollte ſie von den Schweden überfallen werden, aber der mannhafte Widerſtand einiger Kronbergiſchen und Montecuculiſchen Reuter gab dem Herzoge von Feria Zeit, ſein Volk zu ſammeln, bei Gebweiler, Sulz und Wattweiler eine feſte Stellung zu nehmen und dieſe gegen alle Anſtrengungen der Feinde, die endlich am 20. October 1633 abziehen mußten, wie Guſtav Adolf von Fürth, zu behaupten. Der Herzog wollte ihre Beſtürzung benutzen, um auch Philippsburg zu entſetzen, da trente ſich Altringer förmlich von ihm, um Konzingen, eine unbedeutende Poſitrung jenſeit des Rheins zu belagern, und dem Herzoge, deſſen Truppen immer mehr durch Mangel und die naßkalte Herbſtluft litten, blieb nichts übrig, als zu folgen. Er zog noch einige Verſtärkungen aus Burgund an ſich, hinterließ in Thann, Ruſſach, Enſisheim und andern Orten, die er den Schweden entriſſen, ſtarke Beſatzungen, ging bei Breyſach über den Rhein und vereinigte ſich bei Freyburg nochmals mit dem treuloſen Waffenbruder. Um in dem Würtembergiſchen ſeine Winterquartiere zu nehmen, zog er durch das Kirchzarter Thal über den Schwarzwald, allein Guſtav Horn rief den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit ſeinem Corps und die Rheingräflichen zu Hilfe, ließ

Digitized by Google

sich durch den Würtembergischen Ausschuß, 10—12000 Mann verstärken und drängte nun das kaiserlich-spanische Heer in Rücken und Flanke, bis es nach langen, verderblichen Anstrengungen genöthigt, sich bei Duttlingen über die Donau zu ziehen, um das befreundete Baiern zu erreichen. Niemals hat Feria ein größeres Talent entwickelt, als in diesem Marsch (November und December), denn auf ihm allein ruhete dessen ganze Last, nachdem Altringer, erdrückt durch das Gefühl der Schande, so er sich freilich aufgeladen, des Wehes, so er veranlaßt, unfähig geworden, nicht nur zu commandiren, sondern selbst für seine persönliche Sicherheit zu sorgen: niemals wurde es den rastlos verfolgenden, dreifach überlegenen Schweden möglich, die entmuthigte, von allem entblößte, dem ungewohnten Winter allein schon erliegende Armee in ein allgemeines Gefecht zu verwickeln, und wie groß auch ihr Verlust gewesen, wie sie denn allein zwischen Biberach und Ulm über 1000 Mann durch Hunger und Frost verloren, sie erreichte die Iller, bei Schongau den Lech und bezog zwischen Iser und Inn, bis Rosenheim und Braunau hin, die Winterquartiere. Sie hatte schon angefangen, sich einigermaßen zu erholen und den Fortschritten der Schweden ein Ziel zu stecken, da erlag ihr Führer, weniger den erlittenen Beschwerden, als dem Kummer über den unglücklichen Ausgang eines Zuges, der zu großen Erwartungen berechtigt hatte, und der noch besonders merkwürdig geworden ist durch die Beobachtung der genauesten, längst aus allen andern Heeren verschwundenen Kriegszucht. Gomez starb den 12. Januar 1634 und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Anna Fernandez de Cordova, einer Tochter des fünften Markgrafen von Priego, einen Sohn, Lorenz Balthasar de Figueroa y Cordova, vierten Herzog von Feria, der jedoch dem Vater bald in die Ewigkeit folgte, daher das Majorat des Hauses Figueroa an die jüngere Linie, in Priego, fiel.

Ihr Ahnherr, Alfons Fernandez de Cordova, des 3ten Grafen von Feria und der Erbin des Hauses Cordova dritter Sohn, erheirathete, wie wir bereits gehört haben, mit der einzigen Tochter seines ältesten Bruders, der Catharina de Cordova, die Markgrafschaft Priego. Alfons, sein jüngerer Sohn, stiftete die bald wieder erloschene Linie der Markgrafen von Celada; der älteste, Peter, folgte dem Vater als 4ter Markgraf von Priego und 10ter Herr von Aguilar und Cordova, und starb den 24. August 1606 mit Hinterlassung von vier Kindern. Der älteste Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Figueroa, der Stumme genant, 5ter Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, erbte auch das Majorat Feria und starb den 24. Juli 1645, aus seiner Ehe mit Johanna Henriquez de Ribera, des 4ten Markgrafen von Tarifa Tochter, sechs Kinder hinterlassend. Der zweitgeborne Sohn (der älteste, Peter, Markgraf von Montalvan, starb vor dem Vater), Ludwig Ignaz Fernandez de Cordova, Figueroa y Aguilar, 6ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, Grande von Spanien 1ster Klasse (durch Philipps IV. Creation), starb den 22. August 1665, nachdem er in seiner Ehe mit Mariana de Cordova y Aragon, des 7ten Herzogs von Sessa Tochter, ein Vater von 10 Kindern geworden. Der zweite Sohn, Alfons, Ritter des Ordens von Calatrava, Domherr zu Cordova, Großinquisitor von Spanien, wurde von Papst Innocentius XII. am 22. Juli 1697 mit dem Cardinalshut beschenkt und starb im September 1699. Anton de Cordova erheirathete mit Catharina de Portocarrero y Guzman, einer Tochter des 4ten Grafen von Montejo, die Grafschaft Teva und die Markgrafschaft Ardales in dem Gebiete von Antequera, Güter, in deren Besitze ihm sein Sohn und sein Enkel folgten, die aber späterhin als Eigenthum der Hauptlinie vorkommen. Franz war Malteser-Ritter, Gouverneur von Valenza am Po und commandirender General in dem Mailändischen. Der älteste Sohn endlich, Ludwig Franz Moritz, 7ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, vermählte sich im J. 1675 mit Felicia Maria de la Cerda y Aragon, des 8ten Herzogs von Medina-Celi ältester Tochter, und starb den 23. August 1690. Dieses ältester Sohn, Emanuel, 8ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, erbte, nachdem sein Oheim, der 9te Herzog von Medina-Celi, sein Leben als Statsgefangner zu Pamplona geendiget (1711), alle die weitläufigen Staten des Hauses Medina-Celi, starb aber selbst unvermählt den 18. December 1713 und hatte seinen Bruder, Nicolaus, von dem unten, zum Nachfolger, während der jüngste Bruder, Ludwig Anton, Markgraf von Ardales und Graf von Teva, geb. zu Montilla den 22. Januar 1696, sich den geistlichen Stand erwählte. Er wurde Domherr, sodann Domdechant zu Toledo, und regirte als solcher das ganze Erzstift, indem der stets abwesende Erzbischof, der Cardinal-Infant Ludwig, ihm die alleinige Leitung der Geschäfte überließ. An dem Tage, an welchem der Infant seine beiden Erzbisthümer, Toledo und Sevilla, samt dem Cardinalshute resignirte, am 18. December 1754, wurde Ludwig Anton zum Cardinal und im folgenden Jahre zum Erzbischofe von Toledo und Mitgliede des Raths von Castilien ernant. Er starb den 26. März 1771. Nicolaus Fernandez de Cordova y Aguilar endlich, des 7ten Herzogs von Feria mittlerer Sohn, succedirte seinem Bruder Emanuel in Medina-Celi als 11ter, in Feria als 9ter Herzog, erhielt den 10. Januar 1724 den Orden des goldenen Vließes und 1738 den neuen sicilianischen Orden des H. Januars, war auch der Königin Oberstallmeister und starb im März 1739, seine Witwe, Hieronyma Maria Spinola, des 4ten Markgrafen von los Balbases Tochter, im Januar 1757. Sein ältester Sohn, Ludwig Anton Fernandez de Cordova y la Cerda, geb. 1703, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Markgrafen von Priego. Er wurde königlicher Kammerherr, Capitain der Hellebardirer, Ritter des Ordens des H. Januars im J. 1740 und im August 1747 außerordentlicher Gesandter an dem neapolitanischen Hofe, um wegen der Geburt eines Kronprinzen Glück zu wünschen, und zwar hatte er die Ehre, bei des Prinzen Taufe, am 4. Februar 1748, Namens seines Königs, die Pathenstelle zu versehen. Als Belohnung für diese Gesandtschaft, in der er sich in außerordentlicher Pracht gezeigt, empfing er im April 1748 den

Digitized by Google

Orden des goldenen Vließes. Im März 1759 ward er königlicher Oberstallmeister, eine Stelle, in der ihn Karl III. bei seiner Thronbesteigung bestätigte. Im n. J. eröffnete er zum freien Gebrauche der Gelehrten die treffliche Bibliothek und das Antikenkabinet, die er in seinem Palast, einem der schönsten und weitläufigsten der Hauptstadt, aufgestellt. Er starb den 14. Januar 1768. Seine erste Gemahlin, Maria Theresia de Moncada, des Markgrafen Wilhelm Raymund von Aytona Tochter und eine der reichsten Erbinnen Spaniens, verm. den 24. November 1722, starb als der Königin Camarera mayor den 14. Mai 1756, worauf der Herzog im November 1763 sich anderweitig mit des Grafen Joachim von Fuentes Tochter vermählte, welche Ehe aber unfruchtbar blieb. Der einzige Sohn erster Ehe succedirte dem Vater als 13ter Herzog von Medina-Celi, starb aber unvermählt und wurde von seiner Schwester, des Herzogs von Santistevan del Puerto, Emanuel de Benavides Gemahlin (verm. im Juni 1755; ihre ältere Schwester, die Herzogin von Arcos, verm. den 8. October 1744, war nicht mehr unter den Lebenden) beerbt. An das Haus Benavides (vergl. übrigens die Art. Medina-Celi und Santistevan del Puerto) gelangten hiedurch: 1) das Majorat des Hauses Figueroa, oder das Herzogthum Feria, die Markgrafschaft Villalva, die Grafschaft Zafra (liegen alle drei in Estremadura, in dem Partido von Badajoz), und die Markgrafschaft Zelada; 2) die Majorate der Häuser Cordova-Aguilar und Cordova-Chillon, als: Priego, Montalvan, Lucena (ein Herzogthum), Montilla, la Puente de Don Gonzalo, Monturque, Aguilar, Carcabuey (zum Theil), Castro del Rio, Espejo, Santa-Cruz, Cañete, Villafranca, Chillon; überhaupt gehört hiezu der schönste Theil der schönen Provinz Cordova; 3) die in dem alten Hause Medina-Celi zusammengebrachten Majorate, als das Herzogthum Medina-Celi selbst, eine weite Landschaft zwischen Aragonien und der Provinz Guadalaxara, die Grafschaft Puerto de Santa Maria bei Cadiz (die jedoch 1731 von Philipp V. an die Krone gezogen worden), die Markgrafschaft Cogolludo in der Provinz Guadalaxara, das Herzogthum Alcala de los Gazulos, östlich von Cadiz, die Markgrafschaft Tarifa bei Gibraltar, die Grafschaft los Morales unweit Sevilla, die Markgrafschaft Alcala de la Lameda in Estremadura, das Herzogthum Cardona samt Solsona in Catalonien, an sich die bedeutendste Besitzung der Provinz, aber noch besonders wichtig durch die einträglichen Salzwerke (zu Ende des 17. Jahrhunderts gaben sie dem Herzoge 40,000 Silberducaten jährliche Einkünfte), die Markgrafschaft Pallars in Catalonien zwischen den Thälern von Andorre und Aran, ebenfalls eine sehr ausgedehnte Besitzung; die nicht minder weitläufige Grafschaft Ampurias oder Lampurdan an den Grenzen von Roussillon; das Herzogthum Segorbe, durch Ausdehnung und Zahl der Vasallen die wichtigste Besitzung in dem Königreich Valencia, die Markgrafschaft Denia ebendaselbst, die Grafschaft Ampudia mit Dueñas in der Provinz Palencia; die Grafschaft Santa Gadea bei Pancorvo; die Grafschaft Buendia; die Grafschaft Prades in Catalonien; die Markgrafschaft Comares unweit Malaga; die Markgrafschaft Villamizar; das Vizcondado Villamur, die Markgrafschaft Viana do Bolo in Galizien; 4) das Majorat des Hauses Moncada, meistens in Catalonien gelegen, als, die reiche Markgrafschaft Aytona, la Puebla de Castro, Ossona, Illa de Vas, Cabrera, la Lagura, Lleyostera, Callosa, Palma, Aber, Chiva, Castelnau, Beniarcho, Val de Taberna, Alliafarin, nicht weniger die große Grafschaft Medellin in Estremadura und sehr wohl begründete Ansprüche auf das Herzogthum Camiña, auf Villareal, Valença und Valladaras in Portugal.

Diego Fernandez, des Ferdinand Alfons, des 2ten Herrn von Cagnete, vierter Sohn, besaß aus der väterlichen Erbschaft Chillon, folgte seinem Bruder Alfons in der Würde eines Alcayde de los Donzeles und wurde der Vater von Martin, dem 3ten Alcayde de los Donzeles, der mit Maria Alonso de Argote y Godoy die Herrschaften Lucena und Espejo erheirathete und als Gesandter von Castilien das Concilium von Constanz besuchte. Martins Urenkel, Diego Fernandez de Cordova, 7ter Alcayde de los Donzeles, Herr von Chillon, Lucena und Espejo (Peter, sein Bruder, wurde der Stammvater der Herren von Salares, Algarrobo und Benescalera), wurde durch eine Reihe mannhafter Thaten der Schrecken der Mohammedaner, daß der König Abo Abdeli sich endlich selbst aufmachte, Rache an ihm zu nehmen (1483). Aber Diego vertheidigte nicht nur seine Stadt Lucena mit unbezwinglichem Muthe, daß die Feinde schimpflich abziehen mußten, sondern er war es auch hauptsächlich, der das Treffen vom 21. April 1483, in welchem Abo Abdeli selbst ein Gefangner wurde, herbeiführte und entschied. Später regirte Diego das neu eroberte Navarra, und 1512 gab ihm König Ferdinand Comares als eine Markgrafschaft. Sein Sohn, Ludwig, der 2te Markgraf von Comares, nahm als Gouverneur von Oran den König von Tremecen, den Barbarossa seiner Staten beraubt hatte, in Schutz; nicht nur wurde Tremecen wieder gewonnen, sondern Barbarossa blieb auf dem Platze. Des Ludwig Sohn, Diego Fernandez de Cordova, der Afrikaner genant, weil er in Oran geboren, 3ter Marquez von Comares, 9ter Alcayde de los Donzeles, erheirathete mit Johanna Folch de Aragon, einer Schwester des letzten Herzogs von Segorbe alle Staten der Häuser Aragon-Segorbe und Cardona, als, die Herzogthümer Segorbe und Cardona, die Markgrafschaft Pallars, die Grafschaften Prades und Ampurias, die Vicomté Villamur, die Baronie Entenza, das Erbamt eines Connetable von Aragonien u. s. w. und hinterließ dieselben, weil er seinen ältesten Sohn, den Grafen Ludwig von Prades und Ampurias überlebt, seinem Enkel Heinrich. Heinrich de Cordova, Cardona y Aragon, 5ter Herzog von Segorbe und Cardona, 4ter Markgraf von Comares, 10ter Alcayde de los Donzeles, wurde in seiner Ehe mit Catharina Fernandez de Cordova y Figueroa ein Vater von sieben Kindern. Der älteste Sohn, Ludwig Raymund, folgte dem Vater in dem Majorat, der zweite, Peter Anton de Aragon, war Clavijo des Ordens von Alcantara, Gouverneur und Generalcapitain von Roussillon und Cerdagna, Gesandter an dem päpstlichen Hofe, Vicekönig von Neapel im J. 1666, sodann Präsident der Gerichtshöfe

Digitized by Google

und des Raths von Aragonien, wurde auch zugleich in die Zahl der Granden aufgenommen. Nach seines ältern Bruders Ableben nahm er den Titel eines Herzogs von Segorbe an, gleichwie er sich als ein Mann von 75 Jahren, um die Familie zu erhalten, mit seiner Großnichte, Anna Catharina de la Cerda, der 17jährigen Tochter des 8ten Herzogs von Medina-Celi vermählte; aber der einzige Sohn dieser Ehe erreichte nicht völlig das zweite Jahr, und Peter Anton selbst starb, der letzte Mann seiner Linie, den 1. September 1690. Anton de Aragon, der dritte Bruder, war Mitglied des Inquisitionsgerichtes und des Ordensrathes, als Papst Innocentius X. ihm am 7. October 1647 den Purpur verlieh; er starb den 8. October 1650. Vincentius war des Ordens von Alcantara Ritter; Pascal, der jüngste Bruder, Domherr von Toledo, Archidiakonus von Talavera und Präsident des Raths von Aragonien, wurde von Papst Alexander VII. am 5. April 1660 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen. Als Cardinal-Priester empfing er den Titel von St. Balbina. Er war auch Gesandter an dem päpstlichen Hofe, bis er 1665 als Vicekönig nach Neapel gesendet wurde. Von Karl II. oder vielmehr der Königin Mutter wurde er zum Großinquisitor von Spanien ernannt, ein Amt, welches er jedoch niederlegte, als ihm nach Balthasars von Sandoval Tode das Erzbisthum Toledo wurde. Er starb den 28. September 1677. — Der Majoratsherr endlich, Ludwig Raymund Folch de Aragon, Cordova y Cardona, 6ter Herzog von Segorbe und Cardona, Ritter des goldenen Vließes, vermählte sich im J. 1630 mit Marianna de Sandoval, der ältesten Tochter des Herzogs Franz von Lerma, die ihm das Herzogthum Lerma, die Markgrafschaften Cea, Denia und Villamizar und die Grafschaften Santa Gadea, Ampudia und Buendia zubrachte, aber 1658 die Welt verließ, worauf der Herzog eine zweite Ehe mit Maria Theresia de Benavides, einer Tochter des 8ten Grafen von Santistevan del Puerto, einging. Er starb den 13. Januar 1670, nachdem er in der ersten Ehe acht, in der zweiten fünf Kinder erzeugt. Heinrich, der älteste Sohn erster Ehe, geb. 1632, starb 1637, worauf der Titel eines Grafen von Ampurias, den er geführt, an seinen Bruder Franz fiel, der aber nur das 14. Jahr erreichte und kurz vor der Mutter starb. Sie wurde daher von ihrem dritten Sohne, Ambrosius, beerbt, der auch den Titel eines Herzogs von Lerma annahm, obgleich Lerma, Cea und Ampudia, in Gefolge des von dem Herzoge von Infantando erhobenen Anspruchs und eines richterlichen Erkentnisses vom J. 1643 sequestirt waren. Die Entscheidung dieses wichtigen Prozesses war indessen noch weit entfernt, als der Herzog Ludwig, als Vormünder seines Sohnes, sich mit dem Herzoge von Infantando verglich, diesem Lerma und Cea abtrat und dagegen Denia, Ampudia u. s. w. seinem Sohne erhielt. Dieser, der 4te Herzog von Lerma, starb im April 1660 und wurde von seiner ältesten Schwester, Catharina Antonia de Aragon y Sandoval, beerbt. Catharina vermählte sich mit Thomas Franz de la Cerda, 8tem Herzoge von Medina-Celi, erhob nach dem Tode des letzten Herzogs von Infantando aus dem Hause Sandoval, neuen Anspruch an Lerma, unterlag aber in possessorio vermöge Urtheils vom J. 1677 (in petitorio dauerte der Prozeß bis zum J. 1705, als in welchem ihr Sohn, der Herzog von Medina-Celi, gänzlich abgewiesen wurde), erbte dagegen, da ihr Stiefbruder, der einzige Sohn zweiter Ehe, Joachim, 7ter Herzog von Segorbe, dem Vater nach wenigen Wochen in die Ewigkeit folgte (er starb den 5. März 1670), auch die väterlichen Besitzungen und hinterließ solche durch ihren am 16. Februar 1697 erfolgten Tod ihrem Sohne, dem 9ten Herzoge von Medina-Celi. Cardona, Segorbe, Comares, Pallars, Ampurias, Prades, Villamur, Entenza, Lucena, Espejo, Chillon, Denia, Villamizar, Santa Gadea, Buendia, Ampudia sind seitdem dem Schicksale von Medina-Celi gefolgt. — Vergl. Ambrosio Morales: Relacion de la Casa de Cordova y su origen. Msp. Francisco Fernandez de Cordova: Historia genealogica del linage de Cordova. Msp. Gabriel Carillo de Sotomayor: Historia genealogica de la Casa de Cordova. Msp. Pedro Salazar de Mendoza: Genealogia de los Aguilares. En Toledo 1625.

(*v. Stramberg.*)

CORIOCELLA, Blainville (Mollusca). Eine Gattung der Weichthiere, welche nach der Classification des Aufstellers zu dessen Unterclasse Paracephalophora monoica und zu deren zweiter Ordnung Chismobranchiata gehört. Sie macht in dieser den Anfang und steht unmittelbar vor der Gattung Sigaretus. Als Kennzeichen gibt Blainville an: Der elliptische Körper ist sehr plattgedrückt; die Mantelränder sind sehr dünn, vorn ausgerandet und ragen auf allen Seiten über den eiförmigen, sehr kleinen Fuß und über den undeutlichen Kopf weg; die zwei Tentakeln sind ziemlich dick, kurz, zusammengezogen und durch das Halsschild verdeckt; an der äußern Seite der Wurzel derselben stehen die Augen; der Rücken ist wenig gewölbt und weder außen noch innen ist von einer Schale eine Spur zu sehen. — Als einzige Art führt Blainville C. nigra aus dem Meere bei Isle de France an, welche sich in seinem Manuel de Malacologie t. 42. f. 1. abgebildet findet. (*Dr. Thon.*)

CORNARUS. Unter den gelehrten Ärzten, die im 16. Jahrhundert das Verlangen nach besserem Unterricht weckten und zum Theil als Reformatoren in der Medicin genant werden, verdient Janus Cornarus eine vorzügliche Stelle. Um die Verdienste jener Männer überhaupt und des Cornarus insbesondere zu würdigen, wird es nöthig seyn zu bemerken, daß im Mittelalter und bis ins 15. Jahrhundert die latinobarbarischen Übersetzungen der arabischen und der früher ins Arabische und aus diesem wieder in das schlechte Latein des Mittelalters übergetragenen, griechischen Ärzte als die einzigen schriftlichen Quellen der Medicin angesehen wurden. Als sich nun durch die vertriebenen griechischen Flüchtlinge das Studium der griechischen Sprache in Italien ausbreitete, lernte man bald einsehen, wie trübe und unlauter jene Quellen seyen, und man überredete sich, daß das ganze Heil der Medicin auf der Wiederherstellung der griechischen Kunst und Wissenschaft beruhe. Alles schien darauf anzukommen, den Text der griechischen Ärzte nach den verschiedenen Handschriften kritisch zu prüfen und rein darzu-

Digitized by Google

stellen, bessere Übersetzungen aus dem Originale zu liefern und durch gründliche Commentare den eigentlichen Sinn der Alten darzulegen. Darin waren Hermolaus Barbarus, Marcellus Vergilius und Nicol. Leonicenus mit rühmlichem Beispiele vorangegangen. Sie fanden unter ihren Landsleuten viele Nachfolger. Von den Universitäten Italiens und durch die Schriften jener gelehrten Italiener breitete sich auch in Teutschland und Frankreich, selbst in England und Spanien der Eifer für die classische Literatur der Medicin aus, und brachte theils früher, theils später treffliche Früchte. Zunächst fühlte man die Nothwendigkeit classischer Bildung beim Studium der Medicin: die Barbarei wurde verscheucht: die Kritik schärfte das Urtheil und förderte das freie Denken; wovon viele medicinische Schriften des 16. Jahrhunderts preiswürdige Beweise liefern. Der Hauptgewinn aber, der aus dieser classischen Bildung hervorging, war der, daß man auf dem Wege, den Hippokrates zuerst betreten, zur Natur geführt wurde und diese am Ende mehr gelten ließ, als alle Auctoritäten. So entstand eine würdige Hippokratische Schule, die sich durch Gelehrsamkeit, Geschmack, Denkfreiheit und reifliches Studium der Beobachtungen auszeichnete.

So erfreulich und heilsam diese Wendung des medicinischen Studiums war, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Bestrebungen der Hippokratiker des 16. Jahrhunderts noch verdienstlicher erscheinen würden, wenn sie nicht zuvörderst ungerecht gegen die Araber gewesen wären, gegen die sie überall eine Erbitterung zeigen, welche größtentheils auf Rechnung des gänzlichen Mangels an Kenntniß der arabischen Sprache, aber auch des Religionshasses zu schreiben ist. Es ist kaum zu glauben, und die Beweise, an einem andern Orte gehäuft, würden mich zu weit führen, wie die unaufhörlichen Vorwürfe, die man den arabischen Schriftstellern machte, daher kamen, weil die Juden und Latinobarbaren, welche die Araber übersetzten, fehlerhafte Handschriften und irrige Lesearten vor sich hatten. Die Erbitterung, womit Leonicenus und Fuchs gegen die vorgeblichen Irrthümer der arabischen Ärzte schreiben; lockt dem ein Lächeln ab, der den Grundtext der Araber nachsieht. Wäre dies damals geschehen, so wären die Schmähschriften von Fuchs, die bittern Invectiven des Leonicenus und anderer nicht erschienen. Aber noch einem andern Tadel setzten sich die Hippokratiker des 16. Jahrhunderts aus, daß sie zu großen Werth auf die Wortkritik legten und, indem sie den Sinn der Alten verfehlten, sich Zänkereien hingaben, die nur die Rohheit der Zeit und der Schulen beurkunden.

Lob und Tadel, wie er hier ausgesprochen ist, trifft in gleichem Maße auch Janus Cornarus. Er hieß eigentlich Hagepol, wie Andere sagen, Hagenbut, und war zu Zwickau in Sachsen 1500 geboren. Er studirte in Wittenberg, wo er 1521 Magister und 1528 Licentiat der Medicin wurde. Dann ging er nach Basel, wo Erasmus Umgang sehr vortheilhaft auf seine Bildung, und die Bekantschaft mit Frobenius wohlthätig auf seinen Ruf und auf sein Fortkommen wirkte. Hier ward die Liebe zu den alten griechischen Ärzten in ihm geweckt, mit deren Ausgaben und Übersetzungen er sich von nun an Zeit seines Lebens beschäftigte. Er ward Stadtarzt in Nordhausen, dann bis 1540 in Frankfurt am Main. Von dort ging er wieder nach Zwickau, erhielt nach einigen Jahren einen Ruf nach Marburg als Prof. der Medicin und endlich nach Jena, wo er im J. 1558 starb. Von seinen beiden Söhnen, Achates und Diomedes, ist der letztere, Prof. in Wien und kaiserlicher Leibarzt, durch praktische Beobachtungen bekant geworden.

Das wichtigste Werk des Cornarus ist seine vollständige und kritische Ausgabe des Hippokrates zu Basel 1538. fol. Es war die zweite nach der Aldina (1526), und man muß dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit vollem Rechte den Text, den Galen vor sich gehabt, zum Grunde legte und sorgfältig drei Handschriften benutzte. An seiner lateinischen Übersetzung, die zu Venedig 1545. 8. erschien, findet man mehr auszustellen, wenigstens wurde sie von Foescus übertroffen.

Früher schon hatte er den Dioskorides, Basel 1529. 8., bearbeitet. Es war die dritte Ausgabe; aber, ohne die treffliche Aldina zu benutzen, ließ er den Text der zweiten Ausgabe (Venedig 1518) abdrucken und änderte hier und da nach Gutdünken. Handschriften hatte er gar nicht verglichen. Eben so wenig Vorzügliches leistete er in der lateinischen Übersetzung (Basel 1557. fol.), weil es ihm ganz an Sachkentniß fehlte.

Auch den ganzen Galen gab er bei Frobenius in einer lateinischen Übersetzung heraus (Basel 1542. fol.). Doch ist die Übersetzung, welche die Junta's das Jahr vorher in Venedig gegeben hatten, hiebei zum Grunde gelegt.

Vom Aëtius gab er nur das achte bis dreizehnte Buch, nach einer Handschrift übersetzt, bei Frobenius (1533) heraus. Eine seiner letzten Arbeiten ist die Übersetzung des Paul von Ägina mit Commentarien (Dolabellarum libri septem. Basil. 1556. fol.).

Seinem Haß gegen die Araber machte er in dem Hippocrates, doctor verus. Basil. 1543., Luft. In diesem stimte er mit Fuchs überein, mit dem er sonst in heftigem Streite lebte. Cornarus Fehler bei Erklärung des Dioskorides rügte Fuchs in seiner Historia stirpium, Basil. 1542. fol., ungemein grob und heftig. Dagegen schrieb Cornarus: Vulpecula excoriata. Frcf. 1543. 4., und dann Nitrum ac brabyla pro vulpecula excoriata, Frcf. 1545., wogegen Fuchs seinen Cornarius furens, Basil. 1545. 8. herausgab. Bei Beurtheilung dieses Streites muß man gestehen, daß das Recht mehrentheils auf Fuchs Seite ist. Denn, wenn Cornarus das πομφόλυξ des Dioskorides für den gemeinen Schlehendorn nimt und das Ementwasser (χαλκανθος) nicht von der Kupferblüthe (χαλκοῦ ἄνθος) unterscheidet; so verdiente dies allerdings eine Rüge. Allein der Ton, in dem beide Gelehrte stritten, ist so unwürdig, daß er dem Zeitgenossen Vesalius, der selber heftig genug in literarischen Streitigkeiten war, anstößig wurde. Er äußert sich mißfällig darüber in der epist. de radice chynae. Opp. ed. Albin. 2. p. 675. (*K. Sprengel.*)

CORTEZ, Hernan oder Fernandez. — Wer die Eroberung Mexico's nent, nent sicherlich das in seiner ersten Auffassung, seinem Beginn und seinem Fortgang kühnste, so wie an Abenteuerlichkeit, Gefahren und

Digitized by Google

Glückswechseln reichste und in seinen Erfolgen über alle menschliche Voraussicht belohnendste Unternehmen, welches, abgewogen gegen die geringen Hilfsmittel und Kräfte, die dabei zu Gebote standen, kaum irgend eines Seinesgleichen in der Weltgeschichte findet. Was daher auch immer Menschlichkeit, Gerechtigkeit und sittliches Gefühl gegen den Geist, der es leitete, und gegen die empörenden Frevel, die es begleiteten, mit so vollem Rechte einwenden mögen: so bleibt doch der Held und Führer dieses Eroberungszuges, Hernan Cortez, während der Genius der Menschheit als Ankläger gegen ihn auftreten muß, der Gegenstand einer Bewunderung, welche Geist, Kraft und eiserne Beharrlichkeit dieses Mannes, im seltenen Bunde mit einander vereinigt, uns unwillkürlich abnöthigen.

Cortez, aus einem edlen Geschlechte in Extremadura entsprossen, ward zu Medellin im J. 1485 geboren, mit Anlagen des Geistes, die sich bereits in seiner obwol schwächlichen Jugend verriethen und seinen Vater, Martin Cortez, bewogen, ihn der Rechtsgelehrsamkeit zu bestimmen. Wenig aber sagte diese Laufbahn einem Jünglinge zu, dessen geistige Kräfte ihn zu einer ungleich lebendigern Regsamkeit beriefen. Seine Jugend fiel in einen Zeitpunkt, wo die sieghaften Kämpfe gegen die Mauren, noch mehr aber die Auffindung einer neuen Welt durch Colombo, in der spanischen Nation einen Heroismus entzündet hatten, der, die gewöhnlichen Laufbahnen verschmähend, nach ungewöhnlichen Thaten dürstete. Den gleichen romantischen Gefühlen hingegeben, verließ Cortez die Hochschule von Salamanka, und vorbereitet und gekräftigt durch kriegerische Übungen jeder Art, stand er im Begriff, sich unter des großen Gonsalvo de Cordova Fahnen zu stellen, als ein plötzliches Erkranken seine Einschiffung nach Neapel vereitelte.

Mit seiner Genesung aber erwachte auch wieder sein Streben, sich ins lebendige Getreibe des Menschenlebens zu werfen; und versichert des väterlichen Beifalls, reifte der Entschluß, seinem Glücke in den Regionen jenseit des atlantischen Oceans nachzujagen, um so unbedenklicher, als sich ihm die Gelegenheit darbot, die Überfahrt nach Hispaniola im Gefolge seines Vetters, des aus Colombo's Lebensgeschichte nur all zu übel berüchtigten Oberstatthalters, Nicolas de Ovando, anzutreten. Ein Liebesabenteuer, das einstweilen seine Muße beschäftigte, setzte ihn bei nächtlicher Weile einem so harten Falle aus, daß auch dies Mal seine Abfahrt noch um zwei volle Jahre (1505) verschoben bleiben mußte.

Ovando verlieh dem Ankömling eine untergeordnete Anstellung, die ihn gleichwol nicht hinderte, sich durch Geist und Sitte auf eine vortheilhafte Weise auszuzeichnen. Kein Wunder daher auch, daß, selbst nach seines mächtigen Beschützers Abberufung, der Anführer einer neuen spanischen Niederlassung auf Cuba, Don Diego Velasquez, ihn (1508) als Geheimschreiber seiner Person näher stellte und vor andern liebgewonnen hatte, als sein jugendlicher Rechtsinn ihn verleitete, sich als thätiges Werkzeug einer misvergnügten Partei in dieser neuen Colonie zur öffentlichen Beschwerdeführung gegen seinen Gebieter gebrauchen zu lassen. Ein Überrest von Gunst jedoch verwandelte das bereits gegen ihn ausgesprochene Todesurtel in Verbannung von der Insel; und auch diesem Ausspruch wußte er sich durch eine kühn gewagte Flucht zu entziehen. Ein neuer Liebeshandel mit Catharina Suarez, der Tochter eines Colonisten, hielt ihn gleichwol heimlich auf Cuba fest, lieferte ihn aber auch nur zu bald seinen Verfolgern aus; und nur in der unerschöpften Großmuth des Statthalters, an den er appellirte, gelang es ihm, die Folgen des erneuerten strengen Strafurtels von sich abzuwenden. Er verband sich nunmehr mit seiner Geliebten; selbst die Gunst seines Beschützers kehrte wieder, und, als Alcalde der neuangelegten Hauptstadt St. Jago, mit reichen Ländereien und Leibeigenen beschenkt, konte er sich binnen einer Reihe von Jahren zu einem eben so ausgezeichneten Wohlstande erheben, als seine persönlichen Eigenschaften ihm eine wohlbegründete Achtung erwarben.

Niemand jedoch wußte so seltene Vorzüge richtiger zu würdigen, als Velasquez selbst, welcher Talente dieser Art bedurfte, um die hochfliegenden Plane, womit Ehrgeiz und Gewinnsucht seinen Geist schon lange beschäftigten, ins Leben zu rufen. Kaum erst seit einem Menschenalter hatte ein europäischer Fuß diese neue Erde betreten; und schon waren, trotz der mangelhaften Schiffahrtkunde, im Westen immer ausgedehntere und reichere Länderstriche vor den Blicken der hierin mit einander wetteifernden Entdecker aufgestiegen. Die Küsten der Terrafirma, die Landenge von Darien, Costarica und selbst die Halbinsel Yucatan waren nach und nach in die Reihe dieser Entdeckungen getreten. Diese letztere insonderheit war das Verdienst des Ferdinand de Cordua, eines alten erfahrnen Seemannes aus Colombo's Schule, der in Verbindung mit mehren kühnen Seeabenteurern, wie es damals deren so viele gab, von Cuba aus, (zu Anfang 1517) mit drei Schiffen ausgelaufen war und bereits nach wenigen Wochen die Kunde einer weiten Landschaft im nahen Westen, bewohnt von einem schon weit in der Civilisation fortgerückten Volke, mit sich heim brachte.

Schon längst hatte Velasquez, begünstigt durch seine Verwandtschaft mit dem damals in allen indischen Angelegenheiten schier allmächtigen Bischof Fonseca von Burgos, und ungeduldig, sich der Abhängigkeit von Don Diego Colombo, der zu St. Domingo den Oberbefehl aller spanischen Niederlassungen in diesem Welttheile führte, zu entziehen, es als das ersprießlichste Mittel erkant, sich durch neue glänzende Unternehmungen zur Erweiterung der spanischen Herrschaft ein selbständiges Verdienst und eine ausgedehntere Gewalt zu erwerben. Wie willkommen mußte ihm demnach ein Bericht erscheinen, der ihm den Blick in ganz neue und soviel versprechende Regionen eröffnete! Zwar hinderte ihn Cordua's verfrühter Tod, sich seiner auf dieser Laufbahn und zu weiterer Erkundung jenes lockenden Küstenstriches fernerhin zu bedienen: doch fand er bald an Juan Grijalva einen nicht minder kundigen Seemann, dem er die Führung eines zu diesem Zwecke ausgerüsteten kleinen Geschwaders anvertrauen konte. Grijalva ging am 18. April 1518 unter Segel; lief vom Cap Catoche längs der Küste von

Digitized by Google

Campeche hin und erreichte endlich den Fluß Tabasco, nicht wenig verwundert, überall die Spuren einer Cultur zu erblicken, welche diesen Gestaden eine so treffende Ähnlichkeit mit seinem Vaterlande verlieh, daß ihm hier ein „Neu-Spanien" zu begegnen schien; — eine Benennung, welche seitdem dieser Ländermasse in einem noch ungleich weiterem Umfange verblieben ist.

Die vortheilhafte Meinung, welche Grijalva von dieser neuen Erdgegend faßte, wurde noch erhöht, als er im angeknüpften, freundlichen Verkehr mit den Bewohnern, überall ebensowol auf die Spuren eines von der Natur verschwenderisch gesegneten und goldreichen Bodens, als auf die Produkte eines schon weit fortgeschrittenen, menschlichen Fleißes und die Einrichtung eines durch geregelte Verfassung gesicherten, bürgerlichen Wohlstandes traf. Zugleich erreichte ihn hier die erste Kunde von dem Daseyn eines weiter im Nordwesten gelegenen, ausgedehnten Reiches, das von einem mächtigen Fürsten, Namens Montezuma, beherrscht werde. Um so feuriger erwuchs in dem Spanier die Begierde, auf diesem vielversprechenden Boden einen festen Fuß zu gewinnen: allein genau an die Vorschriften des Statthalters gebunden, welche ihm jeden Versuch einer Niederlassung, als zu frühzeitig, untersagten, entsandte er ein Fahrzeug nach Cuba, um neue Verhaltungsbefehle einzuziehen; während er selbst den Lauf der Küste verfolgte, um sich jenem gepriesenen Gebiete zu nähern. So gelangte er bis zu dem Punkte, wo späterhin die Stadt Vera Cruz gegründet worden; aber ebensowol der Mangel eines sichern Hafens an dieser ganzen Küste, als die reißende Gewalt des Golfstroms bewogen ihn, jede fernere Untersuchung aufzugeben und, nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit, nach Cuba zurückzukehren.

Velasquez jedoch, hoch erregt durch den kaum erwarteten Erfolg dieser Unternehmung, zeigte sich nicht wenig unzufrieden, daß die Unschlüssigkeit seines Abgeschickten die Vortheile derselben nicht thätiger zu nutzen gewußt, und betrieb nunmehr nur um so eifriger eine neue stärkere Ausrüstung, durch welche er dieses Säumniß wieder gut zu machen hoffte, und wozu es ihm auch gelang, die Einwilligung der spanischen Regirung zu St. Domingo zu erwirken. Sich selbst an die Spitze dieser Expedition zu stellen, mochte ihm ebensowol durch Rücksichten seiner amtlichen Stellung, als durch innere Abneigung untersagt bleiben: aber dennoch nicht willens, sich der reichen Ernte an Ruhm und Gewinn zu begeben, welche mit der glücklichen Ausführung verbunden waren, sah er sich nach einem untergeordneten Werkzeuge um, welches geeignet wäre, ausschließlich für seinen Vortheil zu arbeiten. Die Aufgabe war nicht leicht: denn sie foderte einen Mann von ungewöhnlicher Einsicht, Erfahrung und persönlichem Muthe, und der nichts desto minder so wenig eigenen Ehrgeiz besäße, nie die ihm vorzuzeichnende Grenzlinie einer blinden Unterwürfigkeit zu überschreiten. Endlich, nach langem Sinnen und Erwägen, glaubte er, mit schnöder Zurücksetzung Grijalvas, diesen seltenen Charakter gefunden zu haben; und Hernan Cortez ward von ihm zum Anführer der in der Ausrüstung begriffenen kleinen Armada ernant.

So war denn unverhofft der stille Wunsch des im vollkräftigsten Lebensalter dastehenden Mannes, sich in einer glänzenderen Laufbahn auszuzeichnen, erreicht; und kaum hat er den Ruf des Statthalters dankbar angenommen, so wird er auch der thätige Mittelpunkt aller der mannigfachen Vorbereitungen dieses entworfenen Zuges. Er wirdt Soldaten und Matrosen, und, unterstützt von seinen vermögenden Freunden, wie mit Aufopferung seines eigenen Vermögens, beschleunigt er, durch jede Art der Anstrengungen, die Anstalten zur Einschiffung bis zu dem Punkte, wo er selbst, gestachelt von dem innern, ihn verzehrenden Thatendrang, im Geleit seines Gönners und seiner zahlreichen Helfer, sich an Bord begeben kann, um den Hafen von St. Jago mit günstigem Winde zu verlassen. Aber auch noch ein geheimer Grund beflügelte diese ungeduldige Eile. Er kante den unbeständigen, selbstsüchtigen und argwöhnischen Geist des Statthalters, sowie die heimlichen Einflüsterungen seiner Neider und Mitbewerber zu gut, um nicht mit Recht besorgen zu müssen, daß ein finsteres, selbst durch seinen bisher bewiesenen Eifer gar leicht erwecktes Mistrauen in Velasquez Sele ihn schnell wieder des ertheilten Oberbefehls berauben möchte. Diese Furcht bewährte sich auch nur zu bald, als er sich genöthigt sah, noch einige Zeit in dem westlicher gelegenen Hafen St. Trinidad zu verweilen, um die Bemannung seiner Schiffe, samt manchen Theilen der Ausrüstung, noch zu vervollständigen. Denn während sich noch täglich von allen Seiten die kühnsten Abenteurer, zum Theil aus den edelsten Geschlechtern, freiwillig zu Cortez sammelten, die Scharen von ihm gemustert, die Kriegsvorräthe geordnet und die Mundbedürfnisse mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft wurden, und Alles mit Ungeduld dem Augenblick entgegen harrte, wo die Anker sich endlich heben sollten, gefiel es Velasquez, mit plötzlich umgewandelter Gesinnung und hauptsächlich die Warnungen seines Astrologen beachtend, dem selbsterlesenen Führer sein Vertrauen wieder zu entziehen; und er hatte auch nichts Eiligeres, als seine demselben ertheilte Bestallung zurückzunehmen. Dieser Auftrag, welchen der Alcalde von Trinidad ins Werk richten sollte, fand ebensowol in sich selbst, als in der billigeren Denkart des Vollstreckers genugsamen Anstand, um durch schriftliche Vorstellungen und neue Versicherungen einer unverbrüchlichen Treue vielleicht noch eine günstige Veränderung zu erleiden. Allein Velasquez, hiedurch nur noch höher gereizt und erbittert, erließ neue geschärfte Befehle an den Commandanten der Havannah, wohin Cortez sich indeß bereits gewandt hatte, mit dem Zusatz, diesen sogleich zu verhaften und in Fesseln nach St. Jago zu senden.

Doch Cortez, noch zu rechter Zeit durch seine dortigen Freunde gewarnt und sich auf einen Punkt gedrängt erblickend, wo er entweder einem schimpflichen Argwohn unterliegen, oder das Band der bisherigen Abhängigkeit von seinem Machtgeber abstreifen mußte, wählte, im Bewußtseyn seiner geistigen Überlegenheit, um so muthiger das letztere, je zuversichtlicher er auf die feste Anhänglichkeit der entschiedenen Mehrzahl seiner Begleiter rechnen durfte. Indem er also, selbst unter diesen, des Statthalters treueste Diener geschickt entweder zu ent-

Digitized by Google

fernen, oder durch Überredung für sich zu gewinnen wußte, versammelt er sofort die gesamten Schiffsmannschaften, erklärt ihnen seine Lage und fodert sie auf, sich einzeln über die von ihm zu nehmende Entschließung zu erklären. Alles fühlt sich durch Velasquez Verfahren empört; Alles hat seine Hoffnung und Wünsche unzertrennlich an Cortez Namen geknüpft; und so widersetzen sich alle und jede Stimmen der Niederlegung seines Oberbefehls und schwören ihm Gehorsam und Treue, wohin er sie auch führen möge. Selbst der Commandant des Hafens kann oder will diesen Entschluß nicht hindern und begnügt sich, dem Statthalter zu berichten, daß die Vollstreckung seines Befehls, bei dieser Stimmung der Truppen, schlechterdings unausführbar gewesen. Diese aber, jedem fernern Hindernisse zu entweichen, säumen nicht, ihre Abfahrt zu beschleunigen; und den 10. Februar spannen sie ihre vollen Segel, unter der Leitung des selbstgewählten Führers, nach jenen fernen, ihnen mit allem Zauber der Phantasie entgegen winkenden Gestaden auf.

Die Armada, welche ein so kühnes Wagstück unternahm, war, obgleich außer allem Verhältniß zu der Größe desselben, dennoch, nach damaligem Maßstabe und als das Unternehmen eines Privatmannes, keineswegs unbedeutend. Sie bestand aus 11 Fahrzeugen von 70 bis 100 Tonnen Gehalt und zählte, außer etwa 100 Seeleuten und Arbeitern, 508 wackere Krieger, mit Ausschluß der Anführer, an ihrem Borde. Sie führten 10 kleine Feldstücke und 4 Falkonets mit sich; doch gab es zugleich nur 13 Büchsen- und 32 Armbrustschützen unter ihnen; während die Übrigen nur mit Schwert und Pike bewaffnet waren. Besonderes Vertrauen aber setzte man auf 16 miteingeschiffte Pferde, welche in diesem Welttheile als eine neue und furchtbare kriegerische Erscheinung gelten mußten. Diese gesamte kleine Macht war in 11 Fahnen, nach der Zahl der Schiffe, vertheilt, und beide standen unter ebensoviel Befehlshabern, deren ruhmvolle Namen zu nennen der Verfolg der Geschichte zum öftern noch Gelegenheit darbieten wird. Den Lauf des Geschwaders lenkte als Pilot Antonio Alaminos, der bereits den Entdeckungsfahrten Cordua's und Grijalva's als Steuermann beigegeben gewesen. Als Dolmetscher sollte der Indianer Melchior, einst von Grijalva gefangen und dann getauft, sich nützlich machen. Die Wimpel der Flotte führten in ihrer Mitte das Kreuz mit der Umschrift: In hoc signo vinces! und als besonderer Schutzpatron des Unternehmens war der Apostel Petrus erwählt worden. Zwei miteingeschiffte Geistliche beriethen das religiöse Bedürfniß ihrer Landsleute und waren zugleich bestimt, den Glauben des Erlösers in jenen bisher unbetretenen Regionen siegreich zu verkünden.

Gleich im Anfange der Fahrt hatten widrige und stürmische Winde die Flotte nach der Insel Cozumel verschlagen, wo demnach eine Landung beschlossen ward, um sich wieder zu ordnen. Die in die Gebirge entflohenen Einwohner faßten bald wieder den Muth, sich diesen wunderbaren Fremdlingen friedfertig zu nähern. Diese ihrerseits erwiederten dies Vertrauen, bis der Anblick der pyramidalisch geformten und mit scheußlichen Götzenbildern erfüllten Tempel (Trocalli) ihren Fanatismus zugleich mit ihrem Zerstörungsgeiste entzündete. Die Wahngebilde sanken in Trümmern, und an ihrer Statt erhoben sich das Kruzifix und die Gestalt der heiligen Jungfrau, deren Verehrung den erstaunten Indianern fortan geboten wurde. Wichtiger aber in ihren Folgen war hier die Auffindung eines Spaniers, Hieronymo d'Aguilar, der bereits vor acht Jahren mit mehren Unglücksgefährten durch Schiffbruch an die Küsten von Yucatan verschlagen und dergestalt unter den Eingebornen naturalisiert worden, daß er, ihrer weit verbreiteten Sprache mächtig, einen trefflichen Dolmetscher für seine Landsleute abgeben konte.

Cortez, der es für rathsam hielt, sich genau in Grijalva's Fußstapfen zu halten, richtete seine Fahrt längs der nördlichen Küste der Halbinsel Yucatan, bis er in der Mündung des Flusses Tabasco die Anker warf, eines gleichen freundschaftlichen Empfanges, wie sein Vorgänger, gewärtig. Was auch immer jene frühere Gesinnung der Einwohner verändert haben mochte, so ward doch sein Erscheinen an dieser Küste das Signal zu einer drohenden Bewegung von ihrer Seite, welche durch Aguilars friedliche Versicherungen keineswegs begütigt wurde. Cortez, wie unerwünscht ihm auch eine Fehde in dieser, von seinem Zielpunkte noch weit entfernten Landschaft dünken mochte, fand es dennoch für den Fortgang seines Unternehmens in keiner Weise rathsam, sich feige aus diesem ersten Zusammentreffen zurückzuziehen. Die Landung mit gewaffneter Hand ward beschlossen und unter dem Schutze einiger Stückschüsse ausgeführt. Bedeutender, aber um nichts erfolgreicher war der Widerstand, den die Spanier hienächst an dem morastigen und buschreichen Gelände fanden. Die Indianer wurden, trotz ihrem Pfeilhagel, in den Wald zurückgetrieben, bald auch die Verpfählung der nahe gelegenen Stadt Tabasco erstürmt und der Ort geplündert.

Zwar zurückgedrängt, aber nicht entmuthigt, ließen die Indianer, zu welchen zurückzuflüchten ihr Landsmann Melchior der Versuchung nicht hatte widerstehen können, gleich am nächsten Tage einen entschlossenen Angriff mit neu gesammelter Macht erwarten. Cortez durfte auch jetzt noch, um seinen Kriegern das Vertrauen auf ihren Anführer und auf sich selbst nicht zu rauben, diesen Kampf nicht durch eine beschleunigte Wiedereinschiffung vermeiden. Er nahm seine Stellung am Fuße einer Anhöhe, die seinen Rücken sicherte, und auf welcher er sein Geschütz aufstellte; während er die eigentliche Hoffnung eines entscheidenden Sieges auf seinen kleinen Reutertrupp stellte, mit welchem er, im günstigsten Augenblick, aus einem naben Gehölz hervor in den Rücken des Feindes einzubrechen gedachte. Bald auch sah man den letztern, im barbarischen Kriegerschmuck, mit rohen und unzulänglichen Waffen ausgerüstet und unter einem wilden Schlachtruf gegen die dicht geordneten Spanier heranstürzen. Wie verheerend das schwere Geschütz auch unter den Unglücklichen aufräumte, so war doch ihr Andrang so ungestüm, daß sie ihre kriegskundigen Gegner schier durch ihre Massen erdrückten und die Schlachtlinie bereits auf mehren Punkten durchbrachen. Da, in höchster Noth, stürzte Cortez mit den Reisigen aus seinem Hinterhalte

Digitized by Google

hervor, und der Anblick dieser wundersamen Centauren reichte hin, den Muth auch der Tapfersten zu lähmen. Schreck und Bestürzung reißt alles in eine unwiderstehliche Flucht dahin, und indem das spanische Fußvolk entschlossen nachdringt, stäubt alsobald das gesamte feindliche Heer in wilder Verwirrung auseinander. Diese entscheidende Niederlage kostete die Sieger nur 2 Todte, aber 70 Verwundete; hingegen war die Einbuße ihrer Gegner bedeutend genug, um sie sofort zur Nachsuchung des Friedens zu bewegen, der ihnen auch nicht ungern gegen Unterwerfung unter die kastilische Herrschaft und einen Tribut an Gold und Lebensmitteln gewährt wurde.

Unter den Geschenken, womit der Cazike von Tabasco die Schonung seiner Besieger erkaufte, befand sich auch eine Anzahl junger Sclavinnen, welche auch keineswegs ausgeschlagen wurden, da sie dem kleinen Heere durch Bereitung des Maisbrodes nützlich zu werden versprachen. Jedoch vor allen zeichnete sich unter ihnen an Geist, wie an Gestalt, die Tochter eines mexikanischen Häuptlings aus, welche schon in früher Jugend als Kriegsgefangene und nach vielfachen Abenteuern in diese entfernte Gegend verschlagen worden. Cortez, ihre Vorzüge anerkennend, trat bald mit ihr in ein innigeres Verhältniß, welches sie nicht minder durch treue Anhänglichkeit vergalt und eben hiedurch, wie durch ihre bald gewonnene Fertigkeit in kastilischer Rede und Sitte und ihre genauere Kentniß der Verhältnisse jener Länder, ihm in der Folge wesentlich hilfreich wurde. Bei der Annahme des christlichen Bekentnisses erhielt sie den Namen Marina.

Hier, an der südlichsten Grenze eines großen Reiches, welches diese Hand voll Spanier zu unterjochen sich vermaß, war es vielleicht der gelegenste Ort, sich von der Natur, dem Umfange, der Verfassung und den Kräften desselben, wovon ihnen wol nur ein Bild in sehr dunkeln Umrissen vorschweben mochte, eine gewissere Kunde zu verschaffen. Was sie erfuhren, mußte in der Hauptsache wol mit demjenigen übereinstimmen, was der Verfasser dieses Artikels zum leichtern Verständniß des Folgenden für nöthig erachtet, hier in gedrängter Kürze vorauszuschicken.

Das Reich Anahuac (bekanter unter der Benennung Mexiko), obwol nicht den achten Theil des heutigen Bundesstates Mexiko in sich begreifend, durfte damals für das mächtigste und kraftvollste unter allen Staten jener Erdhälfte gelten. Ausgedehnt zwischen dem 14. und 21. Grad der nördl. Breite, erstreckte es sich zwischen den beiden großen Weltmeeren mit der Eigenthümlichkeit, daß es in einer hohen, breiten und nur wenig unterbrochenen Gebirgsebene der Cordilleren von Süden nach Norden streicht, welche besonders in ihrem östlichen Abfall mit einer jähen Gebirgswand nahe gegen die Küste herniedersteigt. Das Niveau dieser Ebene ist, zunächst der Hauptstadt Mexiko, nicht weniger als 7000 Fuß über den Meeresspiegel bei Vera Cruz erhaben und vergleicht sich demnach, indem es zwei Mal höher steht, als die Wolken im Sommer ziehen, mit der Höhe der Straßen über den St. Bernhard und den Mont Cenis in den Alpen. Eine Folge dieser natürlichen Beschaffenheit ist, daß, während in der niederen Region, zunächst dem Meere, die drückende und ungesunde Hitze eines Tropenlandes herrscht, jene Höhe aller Vortheile eines ewigen Frühlings und eines gemäßigten Klima's, wie das von Neapel, genießt, und daß dieser Wechsel sich stufenweise, wie man jenen Abhang hinanklimt, so wie in der Temperatur, so auch in der Vegetation offenbart. Hieraus auch erklärt es sich, daß zu allen Zeiten die Bevölkerung dieses Landes sich vorzugsweise gegen jenen Mittelpunkt zusammengezogen hat, wiewol die spanischen Eroberer selbst die östliche heiße Küstengegend volkreich genug bewohnt fanden.

Gehen wir auch nicht so weit in der äußerst dunkeln Geschichte dieser Länderstrecke hinauf, um die frühesten Einwanderer derselben, so wie sie allmälig aus dem Norden heranrückten, in ihrem ersten Ursprunge — vielleicht ein Theil des versprengten tatarischen Stammes der Hiongnu oder Hunnen — zu verfolgen: so erhellt doch, daß in verschiedenen Zeiträumen die Tulteken, dann die Chichimeken und endlich die Azteken diesen Erdraum einnahmen, Reiche und Dynastien auf demselben gründeten und gehäufte redende Spuren ihres Daseyns hinterließen; während die nördlicheren Gegenden, jenseit des 20. Grades, nach wie vor im Besitz von weitzerstreuten und wilden Nomadenstämmen verblieben. Der Stat von Anahuac, mit einer Bevölkerung von wenigstens einigen Millionen und auf einer Erdoberfläche von 7000 geogr. Quadratmeilen, bestand bereits seit beinahe 4 Jahrhunderten, unter einer Folge von 11 aztekischen Beherrschern, deren jüngster, Montezuma II. (sein eigentlicher Name lautet Moteuczoma Xocojotzin oder der Jüngere) sich damals seit 14 Jahren an der Spitze der Regirung befand.

Die großen Städte des aztekischen Reiches, sowie die besten angebauten Ländereien, waren in dem schönen und fruchtbaren Thale von Tenochtitlan, zunächst um die Hauptstadt gleiches Namens zusammengedrängt, was jedoch nicht hinderte, daß die Sprache des Volks sich in mehr als 20 verschiedene Mundarten verzweigte. Die Bewohner konten für einen schönen, gesunden und kräftigen Menschenschlag gelten, obwol sie alle charakteristische Eigenthümlichkeiten des gesamten übrigen amerikanischen Continents in Farbe, Physiognomie, Haar und körperlicher Beschaffenheit theilten. Ihre Sinnesart zeigte sich ernst, still und düster, hart und in sich zurückgezogen, aber furchtbar im Ausbruche irgend einer heftigen Leidenschaft, zugleich aber auch empfänglich für harmlose Genüsse, wie z. B. die Blumenlust, woran der Geschmack, sowie in allen übrigen Sitten und Gewohnheiten, sich selbst in ihren jetzigen Nachkommen noch keineswegs verloren hat.

In allen Zweigen der Civilisation hatten die Bewohner von Anahuac schon vorlängst eine Stufe der Ausbildung erreicht, welche sie fähig machte, in diesem größeren gesellschaftlichen Verein mit einander fortzudauern und die Vortheile desselben zu genießen. In Wohnung, Kleidung, Hausgeräth, öffentlichen Anlagen zu gemeinsamen Nutzen und Bequemlichkeit, z. B. Plätzen, Dämmen, Kanälen und Wasserleitungen; sowie in Ackerbau, Künsten und Gewerben zeigten sie nicht gewöhnliche Fortschritte. Bauwerke aus alter und neuer Zeit — ihre

Digitized by Google

Pyramiden, denen am Nil einigermaßen vergleichbar — ihre königlichen Paläste, Tempel und Denkmale trotzten und trotzen noch den Jahrhunderten. Die Mittheilung ihrer Gedanken, ihre Geschichte, ihre Gesetze und Urkunden legten sie auf Pergamenthäuten in einer, wenn gleich unvollkommenen Art von Bilderschrift und Hieroglyphen nieder. Ihre Zeitrechnung nach Sonnenjahren, in überaus künstlichen Cyclen geordnet, wetteiferte an Richtigkeit der Einschaltungen selbst mit dem Kalender der spanischen Eroberer; und ihre gesamte Industrie, obgleich sie des Gebrauchs eiserner Werkzeuge entbehrten, schien in einem lebendigen Umschwunge begriffen.

Bei so viel lichten Seiten des mexikanischen Culturzustandes treten dem Beobachter zwei dunkle Schattenseiten desselben um so mißfälliger ins Auge; — ein roher, religiöser Aberglaube, auf einem krassen Götzendienst gegründet, der sich mit Wohlgefallen an den zuckenden Herzen häufig dargebrachter Menschenopfer weidete, und eine ausgedehnte Priesterherrschaft in seinem Gefolge hatte; — und eine Willkür der politischen Verfassung, welche den Regenten in einen schier unumschränkten Despoten verwandelte und eine ruhige Volkswohlfahrt um so weniger aufkommen ließ, als neben dieser Nichtachtung derselben vom Throne herab zugleich das Sclavenjoch einer festbegründeten, noch jetzt nicht ganz erstorbenen und vielfach abgestuften Feudalherrschaft der Häuptlinge, welche allein im Besitze der fruchtbarsten Ländereien waren, neben den fast immer ungestraften Erpressungen der höhern Beamten in den Provinzen, seinerseits nicht minder schwer auf den Unterthanen lastete. Sonach befand sich der Landmann im erniedrigendsten Zustande der Verworfenheit und Armuth; Bettler erfüllten die Landstraßen, und die zahlreiche Klasse der Lastträger (Tlamama's), welchen, in Ermangelung besserer Transportmittel, die Fortbringung aller Waren und Erzeugnisse oblag, ward fast den Saumthieren, deren Stelle sie vertraten, gleich gerechnet.

So wie überall, bestraften sich auch hier die Fehler der Regirung — zumal unter einem Beherrscher von so hartem und zugleich schwankendem Charakter, wie Montezuma sich darstellte, nicht nur in allgemeiner Unzufriedenheit und stillem Hasse aller Volksklassen, sondern auch in innerm, entnervendem Zwiespalt der Parteien und nicht seltenen, nur mit Mühe unterdrückten Empörungen der tributairen Fürsten und Staten. Denn so wie die Regenten von Texcuco (Akolhuakan), Tlakopan und Mechuacan sich nur zu einer sehr bedingten Unterwürfigkeit gegen das Reichsoberhaupt bequemt hatten, so behaupteten zugleich auch mehre Städte, wie z. B. Tlaskala (Tlaxcallan) und Cholula (Cholollan), ihre errungene ariſtokratisch-republikanische Verfassung mit eifersüchtigen und feindseligen Blicken in einer Art von Unabhängigkeit, die nur eines gegebenen Anlasses wartete, um in offene Widersetzlichkeit auszubrechen.

Wenn in diesen eingezogenen Berichten für den Anführer der spanischen Expedition vielleicht ebensoviel Ermunterndes, als Abschreckendes lag, so war doch sein großer und unternehmender Geist ganz dazu geeignet, nur dem ersteren einen Eindruck auf sich zu vergönnen und seine, jedem Wagniß trotzende Entschließungen noch fester zu bestärken. Eben so aber muß man auch gestehen, daß, wenn es nicht geschehen war, um eben diese nothwendigen und aufklärenden Berichte einzuziehen, es sich bald erweisen mußte, ob nicht die ganze Unternehmung gegen Tabasco ein Fehlgriff gewesen, der vom Ziele abführte; und um so weniger säumte Cortez, den Hafen von St. Juan de Ulua zu erreichen, der ihm aus den früheren Fahrten als der geeigneteste zur Landung bezeichnet worden. Hier warf er (21. April 1519) die Anker; und sofort auch sah er sich von zwei Männern ausgezeichneter Gestalt und Wesens begrüßt, welche sich ihm ohne Mißtrauen näherten und darum nicht minder freundlich am Borde des Admiralschiffs empfangen wurden. Ihre Anrede war ehrerbietig: aber der Sinn derselben ging für die Spanier verloren, da Aguilar, mit all seiner Kenntniß des Dialekts von Yucatan, an dieser vollkommen verschiedenen Sprache scheiterte. Doch ebenso schnell auch riß hier Marina ihren neuen Gebieter aus dieser Verlegenheit, indem sie den Dolmetscher von dem Gehörten in seiner erlernten Mundart verständigte und es ihm nun überließ, dasselbe ins Spanische zu übertragen.

So ergab sich denn, daß der Armada bereits irgend ein beunruhigendes Gerücht von Tabasco her vorangegangen seyn mußte, so wie nicht minder schon Grijalva's frühere Erscheinung der Gegenstand einer lebhaften Beunruhigung für den Regenten gewesen war, und daß man von dieser zweiten nothwendig noch gesteigertere Besorgnisse hegte. Pilpator, der Verweser dieses Küstenstrichs, und Teutile, der Anführer der hier aufgestellten Kriegsmacht, sahen demnach sich bewogen, im Namen ihres hohen Gebieters Montezuma, diese neuen Ankömlinge durch jene Abgeordneten zu bewillkommenen, aber auch den Grund ihres Erscheinens an dieser Küste zu vernehmen und ihnen jeden Beistand zur beschleunigten Fortsetzung ihrer Reise zu erbieten. Cortez Gegenrede war nicht minder fein und verbindlich. Er erklärte sich als Freund und beauftragt, eine überaus wichtige Angelegenheit mit den beiden Cazike persönlich zu verhandeln. Ohne auch nur eine weitere Erlaubniß abzuwarten, beeilte er sich zugleich, bereits am nächsten Tage seine gesamte Kriegsmacht zu landen, sie unter Baracken von Strauchwerk in ein Lager zusammenzuziehen und dasselbe durch eine leichte Brustwehr zu sichern.

Zwei Tage später trafen die beiden Häuptlinge mit einem zahlreichen Gefolge und reichen Geschenken in diesem spanischen Lager ein, wo sie von Cortez, an der Spitze seiner Officiere, mit gemessenem Anstand empfangen und zu Anhörung einer feierlichen Messe in einem dazu eingerichteten Gezelte eingeladen wurden. Dann ertheilte er ihrem Anbringen ein ferneres Gehör und stellte sich ihnen zugleich, wiewol mit ziemlich problematischer Befugniß, als seines Herrn und Gebieters, Karls von Österreich und Kastilien, des mächtigsten Monarchen der östlichen Welt, außerordentlichen Abgesandten dar, der gekommen sey, eine Botschaft von höchstem Belang bei ihres Kaisers Montezuma eigner Person anzubringen; — eine Erklärung, welche sichtbar Staunen und Verlegenheit bei ihnen erregte, und auf welche sie erwiederten, daß ein persönliches Nahen zu dem Throne ihres Monar-

Digitized by Google

chen mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sey; daher er von diesem Vorhaben abstehen möge. Doch mit großem Ernst bestand Cortez auf seiner Foderung, ohne deren Erfüllung er zu seinem Herrn nicht zurückkehren dürfe, und Alles, was er ihnen zugestand, war ein Aufschub von 7 Tagen, binnen welchen sie, vermittelst einer auf allen großen Straßen des Reichs eingerichteten Anstalt von Schnellläufern, Montezuma's nähere Befehle hierüber, trotz einer Entfernung von 51 geographischen Meilen landeinwärts bis zu seiner Hauptstadt, einzuziehen versprachen.

Zu Begleitung und Versinnlichung ihres Berichts sollte eine Reihe von farbigen Gemälden auf baumwollenen Geweben dienen; — das Werk einer Anzahl von Zeichnern, welche sie mit sich gebracht hatten, um alle die neuen und nie erblickten Gegenstände, die sich ihnen hier darboten, in schnell gefertigten Abbildungen zu entwerfen. Cortez benutzte diesen Umstand, den mexikanischen Künstlern einen noch reicheren und imposanteren Stoff für ihre Darstellung zu gewähren, indem er vor ihren Augen seine gesamte Mannschaft eine Reihe kriegerischer Übungen nach den Regeln der europäischen Taktik ausführen, die Reuter ihre Rosse tummeln und die Geschütze gegen einen nahen Wald richten ließ, wo sie eine furchtbare Zerstörung anrichteten. Er berechnete ganz richtig den Eindruck, welchen diese Beweise von der Unwiderstehlichkeit seiner Waffen auf die Phantasie und das Gemüth Montezuma's hervorvordringen müßten; sowie auch die unmittelbaren Zeugen derselben von einem Entsetzen ergriffen wurden, daß sie nur mit Mühe durch freundliches Zureden wieder beruhigt werden konten.

Die abschlägige Antwort, welche von Seiten des Kaisers einlief, stand freilich im Voraus zu erwarten: aber Pilpator und Teutile hofften, das Unangenehme in derselben durch zugleich überreichte, neue und prachtvolle Geschenke, in Edelsteinen, Perlen, Goldkörnern, künstlich gearbeiteten Geschmeiden und den mannigfachsten und köstlichsten Kunsterzeugnissen des Landes bestehend, zu mildern, welche schon früher Grijalva's Abzug hatten erkaufen sollen. Je werthvoller aber diese gehäuften Gaben in den Augen der Spanier erschienen, um so höher auch mußten sie nothwendig ihre Habsucht stacheln und sie um so ungeneigter machen, einen Boden schnell wieder zu räumen, der ihnen solche Lockspeisen darbot. Auch verfehlten die Überbringer, welche damit die Entschließung ihres Gebieters, keinem fremden Kriegsvolk den Zutritt in seine Hauptstadt, oder auch nur ein längeres Verweilen in seinen Staten zu bewilligen, verbanden, ihres Zweckes bei Cortez so gänzlich, daß er nur um so bestimmter zu erkennen gab, wie weder die Würde seines Herrn, noch seine eigne Ehre es gestatte, diesen Boden wieder zu verlassen, bevor er nicht seine Sendung in ihrem ganzen Umfang erfüllt habe. Kaum trauten diese Sklavenseelen ihren eignen Ohren, daß irgend ein Sterblicher kühn genug seyn könne, sich dem unverletzlich erachteten Gebot ihres Herrn entgegen zu lehnen: allein eben so zaghaft, demselben sofortigen Gehorsam zu erzwingen, bestanden sie nur auf einer abermaligen, ihnen auch zugestandenen Zeitfrist, um neue Verhaltungsbefehle von Hofe einzuholen, bis wohin die Spanier ihre gegenwärtige Stellung nicht verändern sollten.

Es leidet keinen Zweifel, daß Montezuma in diesem Zeitpunkte mehr, als hinreichende Kräfte und Hilfsquellen in dem großen Umfange seines Gebiets gefunden haben würde, um diesen trotzigen Herausforderer schnell zu erdrücken, wie verwegen auch immer sein Muth, oder wie neu und furchtbar auch die Wirkungen seiner Waffen seyn mochten. Allein sein despotisches Scepter hatte zu schwer auf seinen Unterthanen gelegen, als daß ihm das stille Brüten des Hasses, womit seine Herrschaft kaum noch ertragen wurde, und die drohende Gefahr hätte entgehen können, wenn diese Fremdlinge sich zum Mittelpunkt eines Widerstandes machten, der leicht die ganze Nation in offene Empörung mit sich fortreißen konte; und es schien ihm rathsamer, sie, wo möglich, auf dem Wege eines friedlichen Abkommens von dieser Küste zu entfernen, als das bedenkliche Wagniß der Gewalt zu versuchen. Noch aber gesellte sich zu dieser furchtsamen Politik die vielleicht noch kräftigere Wirkung eines rohen und tief gewurzelten Aberglaubens. Die alten Sagen des Landes berichteten, daß Quitzalcoatl, der Stifter des Reichs von Aztlan, sich demnächst nach dem fernen Osten gewandt habe, um auch hiehin seine Götter und Gesetze zu verbreiten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß einst seine Abkömlinge über das Meer wiederkehren und den verlassenen Thron zurückfodern sollten. Jetzt schien jene Vorausfagung in diesen gelandeten Spaniern in Erfüllung gehen zu sollen; und während Cortez gefliffen diese ihm so willkommene Vorstellung nährte, konte sie kaum verfehlen, das Gemüth des Machthabers mit banger Sorge und verderblicher Unentschlossenheit zu erfüllen. Denn auch jetzt, da ihm das hartnäckige Verlangen des weißen Mannes berichtet wurde, vermaß er sich zwar, im ersten Erglühen seines Zorns, ihn gefesselt zu den Füßen seiner Götter zu schlachten: doch eben so schnell ermäßigte er denselben zu dem jede fernere Widerrede ausschließenden Gebot einer augenblicklichen Abreise, dessen herber Ernst jedoch durch neue, noch prächtigere Geschenke versüßt werden sollte.

Teutile unterzog sich diesem unerfreulichen Auftrage, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultat zu gelangen; denn Cortez erwiederte mit unerschütterlicher Fassung: er komme als ein Bote des Friedens, ja was noch mehr, als ein Befreier aus den Banden des bösen Geistes, in welchen Montezuma verstrickt liege. Nichts sey daher auch nothwendiger, als eine persönliche Besprechung, um dem Zwecke seiner Sendung zu genügen. Dieser angemessene Starrsinn mußte endlich wol des erstaunten Teutile's Geduld erschöpfen. Er wandte den Rücken im Zorn; und alles ließ sich dazu an, daß hiemit die offene Fehde erklärt sey. Jeder Verkehr mit den Spaniern, der für sie so gewinnreiche Tauschhandel, die reiche und unentgeltliche Zufuhr von Lebensmitteln war, von diesem Augenblick an, gehemt; und jetzt galt es, einen Enschluß zu fassen, der so verwegene Hoffnungen entweder erfüllen oder zertrümmern sollte.

Digitized by Google

Cortez selbst zwar war keinen Augenblick unschlüssig, welche Partie hier zu ergreifen sey: aber es fehlte viel, daß auch alle seine Gefährten seine großen und kühnen Ansichten mit ihm getheilt hätten. Durfte er auch auf eine nicht unwichtige Zahl von begeisterten Anhängern rechnen, welche zu jedem, noch so halsbrechenden Wagniß bereit, seinem Geiste und seinem Glücke blindlings vertrauten, während sie nicht minder von einem unersättlichen Ehr- oder Golddurst gestachelt wurden: so wurden doch die Bedächtigeren ohne Zweifel durch den Anblick eines in Umfang, Macht, Kunst und Gewerbe so weit vorgeschrittenen Reiches zu einer Abschätzung ihrer eigenen, außer allem Verhältniß stehenden Kräfte veranlaßt, welche jede zu rasche Zuversicht des Erfolgs ausschließen mußte. Noch mislicher aber stand es um die Gesinnung so mancher heimlichen Freunde des Velasquez, die vielleicht nur diesen kritischen Augenblick erwarteten, um sich gegen seinen treulosen Bevollmächtigten zu erklären, dessen Pläne als eine thörichte Vermessenheit zu schildern und ihm so die Gemüther der Menge zu entwenden.

In der That verfehlte diese Gegenpartei auch nicht, den Samen der Unzufriedenheit und des Murrens überall und mit so gutem Erfolge auszustreuen, daß sie es wagen durfte, durch den Mund des Diego de Ordaz, den sein erprobter Muth unter die Ersten des kleinen Heeres stellte, dem Anführer die Nothwendigkeit einer einstweiligen Rückkehr nach Cuba und einer dort zu bewirkenden stärkeren Ausrüstung vorzustellen, da dermalen jede begonnene Feindseligkeit nur als ein Werk der unbesonnensten Tollkühnheit erscheinen könne und von der gesamten Mannschaft gemisbilligt werde.

Cortez indeß, vorbereitet auf diesen Antrag, aber auch hinlänglich unterrichtet von der eigentlichen Stimmung und den Wünschen der Mehrzahl, schien hierauf nur gewartet zu haben, um einen geheimen Plan zur Ausführung zu bringen, der ihn jeder weiteren zwängenden Abhängigkeit von Velasquez entledigen, seine eigne Autorität fester begründen und die ganze Ausrüstung unbedingt in seine Hand geben sollte. Scheinbar gab er sich das Ansehen, als ob er, wiewol ungern, dem geschwundenen Muth seiner Begleiter ein Unternehmen aufopfere, welches durch seinen Beginn bereits so große Hoffnungen gerechtfertigt habe; und sofort auch ward der nächste Tag als der Zeitpunkt der Wiedereinschiffung im Lager verkündigt. Je unerwarteter dieser Befehl, desto größer und allgemeiner war auch bei der leicht beweglichen Menge die Bestürzung, der Verdruß vereitelter Erwartung, der Unwille über den Wankelmuth des Anführers. Seine Vertrauten, mit ihm einverstanden, unterließen nicht, diesen Funken zur lichten Flamme anzuschüren. Bald sieht er sich von Hunderten in seinem Zelte stürmisch umringt, mit Vorwürfen überschüttet und zu ihrer ferneren Führung in Gefahr und Kampf aufgefodert, wenn er sie nicht zwingen wolle, sich unter die Fahne eines Muthigeren zu sammeln. Mit einem erkünstelten Erstaunen entgegnete Cortez, daß er nur geglaubt habe, einem allgemeinen Verlangen, wiewol mit erseufzender Sele, nachzugeben. Niemand sey jedoch bereitwilliger, als er, jeden, der des spanischen Namens sich würdig erweisen wolle, auf dieser glänzenden Laufbahn dem Ziele, wo Ehre und Schätze ihrer warteten, entgegen zu führen. Möge denn immerhin zurücktreten, wer dieses Muthes ermangele, ihm solle freigestellt bleiben, hier auf dem halben Wege umzukehren; — eine Erlaubniß, die um so weniger von irgend jemand in Anspruch genommen wurde, mit je enthusiastischerem Jubel seine Erklärung von dem gesamten Haufen aufgenommen worden.

Noch seiner aber war der Plan angelegt, dieser gesetzlosen, rein soldatischen Schilderhebung auch das Siegel einer amtlichen Autorität, wenigstens scheinbar, aufzudrücken und dadurch die Einwendungen des Statthalters von Cuba zum Schweigen zu bringen. Schon Cortez kriegerische Entwürfe foderten einen festen Punkt und Waffenplatz, von welchem sie ausgehen mußten, und die Lagerstelle, welche er bezogen, schien ihm vollkommen dazu geignet. Allein eben so sehr lag ihm daran, sie in eine bleibende Niederlassung, mit allen damit verbundenen bürgerlichen Einrichtungen nach spanischer Verfassung, zu verwandeln. Sein Antrag hiezu ward in dem versammelten Kriegsrath als zweckmäßig anerkant und unbedenklich angenommen. Die neue Stadt erhielt den Namen „Villa rica de la vera Cruz;" und man schrit nun zunächst zur Ernennung der verschiedenen Municipal-Ämter eines Alkalde und seiner Beisitzer, eines Alguazil Major und Fiscals; und es war im Voraus dafür gesorgt, daß die Wahl nur solche Namen traf, deren Ergebenheit gegen Cortez keinen Zweifel litt.

Die ganze Verhandlung ward im Namen des Königs, mit gänzlicher Übergehung von Velasquez Gerechtsamen, ausgefertigt; die neuen Beamten leisteten Gott und dem Könige den Treueid, und Cortez war der Erste, ihre Autorität in gebührender Weise anzuerkennen. Sein nächstfolgender Schrit aber, auf den es bei diesem eingesetzten Rathe hauptsächlich abgesehen war, bezweckte und erlangte eine feierliche Erklärung desselben, daß die von Velasquez ihm übertragene, aber ohnehin schon widerrufene Bestallung als Anführer der Kriegsmacht als erloschen zu betrachten seyn solle, und in des Königs Namen zu einer neuen Wahl geschritten werden müsse. Cortez legte unverzüglich seinen früheren Bestallungsbrief auf die Tafel nieder und erbot sich, jedem anderen und würdigeren, mit der Pike in der Hand, zu gehorchen: allein nicht minder willig und einmüthig ward ihm von dem Senat sein Commandostab, zugleich mit dem Oberbefehl der neuen Pflanzstadt, zurückgegeben und er in diesen neuen Würden, im Namen Sr. katholischen Majestät und unter allgemeinem Beifall des Heeres, öffentlich ausgerufen.

Von diesem Augenblick an durfte der mit der Ägide der Gesetzlichkeit geschützte Feldherr in einer imposanteren Stellung auftreten und eben sowol mit gebietenderer Würde, als mit festerem Nachdruck handeln. Zwar erhoben Ordaz, Escuvedo und Velasquez de Leon, die Häupter der Misvergnügten, ihre Stimme gegen jenes ganze

Digitized by Google

Verfahren: aber nun nahm auch Cortez keinen Anstand, sie, als erklärte und in Fesseln gelegte Verbrecher gegen die militairische Disciplin, mit aller Strenge der Gesetze zu bedrohen; und dieser Ernst, während er die Übrigen schreckte, reichte hin, selbst die Verhafteten zur Besinnung zu bringen und, mit Hilfe nicht gesparter Liebkosungen, selbst zur treuesten Unterstützung in seinen ferneren Entwürfen zu verpflichten.

Eine in der Zwischenzeit angestellte nähere Erkundung der Umgegend führte bald zu der Bemerkung, daß der Platz zu der neu zu gründenden Pflanzstadt um Vieles besser gewählt werden könne, wenn er etwas weiter nördlich nach dem kleinen Hafen Chiahuitzla (bei Robertson Quiabislan genant) drei Meilen von der Stadt Zempoalla, dem Hauptorte des Stammes der Totonaken, entlegen, verlegt würde. Während man noch mit diesem Gedanken umging, erschienen einige Abgeordnete des Caziken jener nämlichen Stadt im Lager der Spanier, um in dessen Namen und in Folge des Rufs ihrer Thaten zu Tabasco auf einen Friedens- und Freundschaftsbund mit ihnen anzutragen. Es ergab sich, daß dieser Häuptling nichts sehnlicher wünschte, als sich Montezuma's drückender Oberherrschaft zu entziehen, und daß er in den mächtigen Fremdlingen seine Befreier zu finden hoffte. Je erwünschter Cortez diese erste nähere Verbindung mit den Eingebornen nothwendig finden mußte, um so freundlicher auch willigte er in die Einladung, welche dies Bündniß durch persönliche Verabredung bekräftigen sollte. Während demnach die Flotte nach ihrem neuen Ankerplatz abging, richtete das Landheer, nicht ohne kriegerische Vorsicht, seinen Marsch gleichmäßig auf Zempoalla, wo es gastfreundlich empfangen und der spanische Anführer von dem Oberhaupte ebenso reichlich beschenkt, als mit schmeichelhafter Auszeichnung behandelt wurde.

Dem Caziken fehlte es nicht an mancherlei Beschwerden gegen die tyrannischen Bedrückungen, womit Montezuma überall und zumal in den von ihm eroberten Provinzen eben sowol das öffentliche Wohl gefährde, als in das innerste Familienleben feindselig eingreife, indem er ihre Söhne zu Opfern für seine Götter, und ihre Töchter zu Concubinen für sich und seine Günstlinge fodre. Cortez seinerseits versprach, diesen Unbilden ein Ende zu machen und jedem Unterdrückten den gesuchten Schutz seiner mächtigen Waffen zu gewähren. Die gleichen Versicherungen wiederholte er dem Caziken von Chiahuitzla, dem gleiche Klagen das Herz bedrückten, und der sich, bei seiner Ankunft an diesem Orte, mit vollem Vertrauen in seine Arme warf.

Gleichzeitig wurden die Anlagen zu der neuen Niederlassung ins Werk gerichtet, obwol die Stadt Vera Cruz, durch ein sonderbares Verhängniß, in der Folge der Zeit, nachdem sie nochmals ihren Platz verändert, zuletzt dennoch auf den nämlichen Punkt zurückgesetzt wurde, wo Cortez zu allererst die Küste dieses Landes betreten. Schnell und mit gemeinsamer eifriger Handanlegung, wovon der Befehlshaber selbst sich nicht ausschloß, und wobei die neuen Bundesgenossen treulich ihre Dienste erboten, erhoben sich Hütten von europäischer Bauart; eine Ringmauer gegen feindlichen Angriff ward gezogen und die Verbindung mit dem Meere gesichert. Noch zwar geschahen von Seiten des mexikanischen Herrschers keine entschieden feindseligen Schritte gegen diese drohenden Zurüstungen: doch erschienen einige seiner höhern Beamten in Chiahuitzla und Zempoalla, welche unter den von den Caziken einzufodernden Tributen auch 20 Jünglinge, als Sühnopfer für die Götter, wegen des frevelhaften Verkehrs mit jenen geächteten Fremdlingen, ausheben sollten. Cortez begehrte insgeheim die Verhaftung dieser blutdürstigen Schergen; und die bedroheten Häuptlinge gewannen nicht nur den Muth, Hand an dieselben zu legen, sondern würden ihnen auch das nämliche Loos der Opferung bereitet haben, wenn der spanische Befehlshaber sie nicht unter seinen besondern Verwahrsam gestellt hätte. Diesem ersten Schritte der Caziken, der sie der unversöhnlichen Feindschaft ihres bisherigen Bedrückers bloßstellte, mußte nun nothwendig auch der zweite folgen, sich feierlich für Vasallen der kastilischen Krone zu erklären; und von diesem Augenblick an durfte Cortez unbedingt auf sie rechnen, während bald mehre benachbarte Häuptlinge der Totonaken ihrem Vorgange folgten und ihm einen immer bedeutenderen Zuwachs an Macht gewährten.

Noch aber erfoderte seine Politik, die Heeresrüstung, womit Montezuma zu seiner Abtreibung oder Vertilgung nunmehr ernstlich umging, durch vorgespiegelten friedlichen Sinn zu lähmen; und er fand das Mittel hiezu in der heimlichen Freilassung jener Gefangenen, denen er die Versicherung mit auf den Weg gab, daß er nichts weniger, als Krieg mit ihrem Gebieter, wünsche und, seinen empörten Unterthanen gegenüber, bald noch sprechendere Beweise davon abzulegen gedenke. Jener, von neuer Unschlüssigkeit ergriffen, hielt diese Äußerungen für günstig genug, um seinen lästigen Gast nochmals durch noch köstlichere Beschenkungen zur unblutigen Räumung seines Gebietes zu bewegen. Cortez aber, seinem Plane getreu, beharrte auch diesmal fest auf dem Verlangen einer persönlichen Zusammenkunft, zum nicht geringen Verdrusse der Abgeordneten, aber zu eben so großer Zufriedenheit seiner neuen Bundesgenossen, welche Zeugen dieser Handlung waren.

Je umsichtiger Cortez auf diese Weise zu Werke ging, um so mehr muß es, wenn auch nicht Vorwurf, doch Verwunderung erregen, daß er es seinem Glaubenseifer gestattete, dieses Vertrauen seiner indianischen Freunde auf eine jedenfalls mißliche Probe zu stellen, indem er, auf Veranlassung eines von denselben gefeierten religiösen Festes, ihnen die Darbringung eines dabei herkömmlichen Menschenopfers gewaltsam wehrte und die Vernichtung des blutheischenden Götzenbildes foderte. Ein allgemeiner Volksaufruhr, von den wehklagenden Priestern erregt, war die unmittelbare Folge dieser unerhörten Zumuthung; Cortez selbst sieht sich im Tempel umringt und sein Leben von den Wüthenden bedroht. Nur sein von Marina verdolmetschter Zuruf, daß der erste Pfeilschuß

Digitized by Google

gegen einen Spanier dem ergriffenen Caziken den augenblicklichen Tod bringen werde, scheucht und beruhigt scheinbar die Menge. Er gebietet darauf den Priestern, ihren Götzen mit eigner Hand herabzustürzen und läßt es endlich, ihrer Weigerung und ihren Thränen nachgebend, durch seine Soldaten vollziehen, allen heidnischen Unrath vernichten und in dem gereinigten Tempel ein Madonnenbild aufrichten. Kein Donner des Himmels rächte, wie die entsetzten Indianer erwarteten, diesen unerhörten Frevel, und in dem Maße mußte bei ihnen auch die ehrerbietige Scheu gegen diese ihren eigenen Göttern so überlegenen Wesen steigen.

Noch bereitete Cortez, nach einem bereits dreimonatlichen Verweilen an dieser Küste, die Hilfsmittel, die seinem großen Unternehmen Halt und Nachdruck geben sollten, als er sich eine kleine, aber willkommene Unterstützung durch die Erscheinung Francisco Sancedo's geboten sah, der in einem kleinen Fahrzeuge, mit einer Hand voll Menschen und zwei Pferden, den kühnen Abenteurer aufgesucht hatte, um sich seinen Gefahren und seinem Glücke anzuschließen. Wichtiger aber waren noch die Neuigkeiten, welche er von Cuba mit herüber brachte. Velasquez, noch immer vom grimmigsten Zorn und Rachedurst gegen Cortez beseelt, war indeß zu der höheren Würde eines Adelantado und somit zu einem um Vieles freieren Vermögen emporgestiegen, seinen Todfeind zu erdrücken.

Cortez erkante ganz die Gefährlichkeit seiner Lage. Sie zu verbessern, gab es kein Mittel, als sich die unmittelbare Bestätigung des spanischen Monarchen in seinem angemaßten Wirkungskreise zu verschaffen, wie wenig Wahrscheinlichkeit es auch für sich haben mochte, daß ein bis dahin unbekanter Abenteurer sich einer solche Gunst erfreuen sollte. Leicht indeß bewog er die neuen Beamten der Niederlassung, so wie seine Unterbefehlshaber, sich mit ihm zu einer solchen Bitte mittelst eines Berichts an Kaiser Karl V. zu vereinigen, worin eben sowol ihre seitherigen ungesetzlichen Schritte entschuldigt, als das vorhabende Unternehmen in das günstigste Licht gestellt und der Werth und Reichthum des entdeckten mexikanischen Reiches, das man wol ein Kaiserthum nennen möge, auf eine lockende Weise geschildert wurde. Cortez fügte diesem Allen, in beredter Weise, seinen eigenen umständlichen Bericht über seine bereits geleisteten Dienste, wie über seine hochfliegenden Hoffnungen, hinzu, beschrieb die Wunder der Hauptstadt Tenochtitlan, auf die ihm zugekommenen Gerüchte, als ein wahres Eldorado, vermaß sich keck, diesen „mächtigen Herrn Montezuma" todt oder lebendig in seine Hände zu bekommen.

Freilich würden alle diese Gründe und Verheißungen sich bei Hofe nur eines geringen Eindrucks haben gewärtigen dürfen, wenn sie nicht von sprechenden Beweisen und klingendem Gewichte begleitet gewesen wären; und nichts stellt die Anhänglichkeit und Hingebung, welche Cortez bei seinen Gefährten zu gewinnen gewußt, in ein helleres Licht, als daß seine Auffoderung sie ohne Ausnahme bereitwillig fand, sich ihres ganzen Antheils an der bisherigen reichen Beute zu begeben und diese Schätze unvermindert ihrem Monarchen, als erstes Unterpfand künftiger, noch reicherer Erwerbungen zu Füßen zu legen. Nie noch, seit der Entdeckung der neuen Welt, hatte ein Schiff einen Schatz von ähnlichem Werthe nach dem Mutterlande hinüber getragen. Das tüchtigste in der Flotte ward zu dieser Fahrt ausgewählt; und Francisco von Montejo, der zum Unterhändler dieses wichtigen Anliegens ersehen worden, ging (den 19. Juli) mit der Weisung, jede Annäherung an Cuba sorgfältigst zu vermeiden, nach Spanien unter Segel.

Wie vorsichtig indeß auch alle diese Vorkehrungen ins Werk gerichtet würden, so war doch das Misvergnügen unter diesen von den verschiedensten Neigungen und Ansichten befangenen Köpfen nicht so gänzlich ausgestorben, daß nicht Einige es entweder für Pflicht oder für Gewinn geachtet hätten, den Statthalter von Cuba von diesen Vorgängen schleunigst in Kentniß zu setzen. Sie gingen eben damit um, sich einer Brigantine zu ihrer Entweichung zu bemächtigen, als ihr Geheimniß durch einen Theilnehmer verrathen und der mislungene Versuch durch harte Bestrafung geahndet wurde. Allein der gefahrdrohende Versuch konte wiederholt werden; und wenn er auch nur bewies, daß zu einer Zeit und in einer Lage, die den innigsten Verband aller Kräfte erheischte, sich neuerdings Parteiungen regten: so schien es von der höchsten Dringlichkeit, alle Genossen des großen Unternehmens in die absolute Nothwendigkeit zu setzen, dasselbe entweder durchzuführen, oder in dem Versuche unterzugehen. So erzeugte sich denn ein Entschluß, dessen Heroismus eben so sehr in dem Geiste, der ihn gebar, als in dem Muthe, der ihn gut hieß und ausführte, der höchsten Bewunderung würdig ist. Die gesamte Flotte ward, auf Cortez geheimen Betrieb, von den Piloten für unfähig erklärt, länger die See zu halten, und mit gemeinsamer Einwilligung fand man es wohlgethan, die Fahrzeuge, nachdem man alles Brauchbare ins Lager hinüber genommen, auf den Strand laufen zu lassen und vollends zu zertrümmern. Solchergestalt freiwillig abgeschieden von der ganzen europäischen Welt, war an Flucht und Entrinnen, von diesem Augenblick an, nicht mehr zu gedenken. Jedes gedenkbare Heil lag fortan in dem standhaftesten Anschließen an das überragende Genie, das nunmehr gleichsam ihrer Aller Providenz geworden. Als ein augenblicklicher Vortheil mochte dabei wol noch in Berechnung kommen, daß sich das Heer um die volle Zahl der Schiffsbesatzungen verstärken konte. Dasselbe bestand noch aus 500 Mann Fußvolk, 15 Reutern und 6 Feldstücken. Juan von Eskalante aber, durch Muth und Ergebenheit dem Feldherrn vor Allen schätzbar, erhielt die Bestimmung, mit 50 Mann Vera Cruz, seinen einzigen Waffenplatz, in dessen Abwesenheit zu decken.

Endlich war denn auch jede nothwendige Vorkehr getroffen, um den Zug anzutreten, dessen so viele muthige Herzen harrten und der sie, auf unerforschten Wegen und durch tausend noch unbekante Gefahren, mitten in den Schooß des mächtigsten Reichs der Westwelt tragen sollte. Den sichersten Halt in sich selbst setzend, hatte Cortez von den befreundeten Caziken nur eine Hilfsschar von 400 erlesenen Kriegern und 200 Lastträgern für sein Gepäck und

Digitized by Google

grobes Geschüz zur Begleitung angenommen. Der Aufbruch geschah (am 16. Aug.) in zwei Abtheilungen, deren Vorhut die Spanier bildeten, ohne daß sie irgendwo auf der glühendheißen Küstenniederung einigem Widerstande, wol aber einer gastlichen Aufnahme und reichlichen Versorgung mit Lebensmitteln begegneten. Bald war der Fuß der Gebirgswand erreicht, deren Ersteigung zwar mit mancher Beschwerde verknüpft war, aber auch die Ermatteten allmälig in Regionen führte, wo ein ewiger milder Frühling herrschte und die Natur in ihren reichsten und üppigsten Erscheinungen prangte. Hier fanden sie zunächst an dem Caziken von Zacatula einen neuen Bundesgenossen, welcher bereit war, sie ihrem Ziele durch das Gebiet von Cholollan, auf dem nächsten und minder schwierigen Wege, entgegen zu führen: doch Cortez, dem noch weit mehr daran lag, sich überall den Rücken zu sichern, fand es nicht rathsam, einen so bedeutenden und streitbaren Stat, als ihm die unabhängige Republik Tlascala (oder Tlaxcallan) geschildert worden, hinter sich zu lassen, ohne mit demselben freundschaftliche Verbindungen angeknüpft zu haben. Schon die gemeinsame Feindschaft wider Montezuma, gegen welchen dieses tapfere Gebirgsvolk seine Freiheit bisher unangetastet zu behaupten gewußt, schien es ihm willig in die Arme führen zu müssen.

Cortez hatte, zu Stiftung eines solchen Vereins, nicht gesäumt, einige seiner verbündeten Begleiter von Rang und Ansehen als Friedensherolde nach Tlascala voraus zu entsenden, welche den hohen Rath, der jenes Gemeinwesen leitete, von den freundschaftlichen Gesinnungen der Spanier in Kentniß setzen und um einen ungehinderten Durchzug anhalten sollten. Sie wurden in feierlicher Weise aufgenommen, und ihre Beredsamkeit sparte nichts, was ebensowol ihren Antrag annehmlich machen, als die unwiderstehliche Macht dieser götterglichen fremden Heerscharen in das staunenswertheste Licht setzen konte. Doch eben diese pomphafte Schilderung trug vielleicht dazu bei, jene nicht minder trotzigkühnen, als auf ihre Freiheit eifersüchtigen Republikaner zu dem Beschlusse zu vermögen, ihr Gebiet von einem so gefahrdrohenden Besuche rein zu erhalten. Eine herbe feindselige Stimmung gewann die Oberhand; die Friedensboten wurden, jedem Herkommen entgegen, zum grausamen Opfertode bestimt, dem sie sich später nur zum Theil durch eine geglückte Flucht entzogen, und schleunig eine Kriegsmacht aufgeboten, um unter Anführung eines jungen und feurigen, aber erprobten Helden, Namens Xicotencatl, die Grenzen zu decken.

Das längere Ausbleiben seiner Abgeordneten ließ Cortez nur zu bald über den Erfolg ihrer Sendung Besorgnisse schöpfen. Mußte er sich aber eines Fehlschlags versehen, so schien es rathsam, diese ungelegene Fehde schnell zur Entscheidung zu bringen und sich unverzüglich, wiewol mit scheuer Umsicht, gegen Tlascala in Bewegung zu setzen (30. Aug.). Schon am Grenzpaß aber, an einer schwierigen Stelle des Gebirges, sah er sich in ein Gefecht verwickelt, das zwar, mit Hilfe des Geschützes, ihm bald freie Bahn eröffnete, allein wenn auch nur einige wenige Verwundete, doch 2 getödtete Rosse kostete, deren Leichname er sorgfältig verscharren ließ, um den geheimnißvollen Schrecken, den insonderheit seine Reuterei verbreitete, nicht zu gefährden. Der Marsch ward indeß mit verdoppelter Vorsicht fortgesetzt; und bald stießen nicht nur jene geretteten Flüchtlinge zu ihm, mit der Verkündigung, daß ihm, wie seinem gesamten Heere, eine ähnliche Abschlachtung zur Ehre der Landesgötter bestimt sey, sondern von der nächsten Anhöhe herab entdeckte sich ihm auch das ganze zahlreiche Heer der Tlascalaner, dem noch mehre verbündete Stämme sich angeschlossen hatten, über eine geräumige Ebene in dichten Massen verbreitet, aber auch mit jedem Augenblicke sich in einen noch immer weiteren Halbkreis ausdehnend, um das kleine Häuflein ihrer Gegner desto kräftiger zu umfassen und bis auf den letzten Mann zu erdrücken. Allen diesen drohenden Bewegungen hatte Cortez nur ein festgeschlossenes Viereck, den Donner seiner Feldstücke und die vernichtenden Ausfälle seiner Reuterei entgegenzusetzen; und wirklich genügten sie auch der unvollkommenern Bewaffnung und der rohen Kriegskunst der Indianer trotz allen wüthenden Anstrengungen derselben, die Waage zu halten. Schon sank der Muth derselben, als die Gefangennehmung Pedros de Moron, der sich zuweit vorgewagt hatte, aber doch bald wieder befreit wurde, noch mehr aber die gelungene Niedermetzelung seines Rosses, den Gang des Gefechtes plözlich zu ändern drohte. Der abgetrente Kopf des nunmehr als sterblich erkanten Ungeheuers ward hoch empor im Triumphe durch die feindlichen Reihen getragen und besaß die Zauberkraft, jedes Herz zu neuen wilden Ausbrüchen des Muthes zu befeuern. Kaum noch hielt sich die spanische Schlachtordnung aufrecht, als unerwartet Xicotencatl, im besonneuen Überblick des Gemetzels, das noch immer fort die Reihen seiner Krieger, und zumal ihrer angesehensten Führer, lichtete, es für ersprießlicher hielt, den allgemeinen Rückzug zu gebieten. Sofort auch verschwand der Feind in dumpfer Stille aus den Augen der Sieger, um ihnen erst dicht unter den Mauern der Hauptstadt mit einem neu gesammelten Heere und unverminderter Kühnheit entgegenzutreten.

Cortez, obwol sein Verlust verhältnißmäßig nur gering genant werden mochte, fand indeß je mehr und mehr Ursache, eine friedliche Verständigung mit so muthigen Gegnern zu wünschen. Seine Versuche scheiterten sämtlich an dem Trotz des feindlichen Feldherrn, der sie noch mit dem Hohn erwiederte, den Spaniern reichliche Lebensmittel zuzusenden, damit er nicht die Schande habe, seinen Göttern eine Heerde ausgehungerter Schlachtopfer darzustellen. Diese jedoch, ohne durch seinen Spott entmuthigt zu werden, erwarteten seinen für den nächsten Morgen ritterlich angekündigten Angriff festen Fußes hinter ihren schnell angelegten Verschanzungen. Er schlug fehl wie alle früheren, wiewol die Indianer sich mit hoher Todesverachtung bis an die Mündung der Kanonen wagten, wo sie in dichten Scharen zerschmettert und zur Erde gestreckt wurden. Ein abermaliger Rückzug blieb ihre einzige Rettung; und nun endlich drang sich ihnen das Gefühl der Überlegenheit dieser wunderbaren Fremdlinge so kräftig auf, daß nur noch in ihrem finstern Aberglauben einiges Heil für sie aufzugehen schien und ihre Götter un-

Digitized by Google

ter feierlichen Opfern und Beschwörungen, durch den Mund ihrer Priester um Rath gefragt wurden, durch welche Mittel hier der gewohnte Sieg zurückzurufen stehe. Das Orakel erklärte: Die Spanier seyen Kinder der Sonne, aus deren Aufgang sie erschienen, und der Einfluß des großen Tagsgestirnes mache sie unüberwindlich. Nur bei Nacht könten sie, jenes Schutzes entbehrend, mit Erfolg bekämpft werden.

Diesem zufolge verfehlte Xicotencatl nicht, mit voller Zuversicht des Sieges, einen nächtlichen Überfall zu versuchen, den die bemerkte Stille im kastilischen Lager nur zu wohl zu begünstigen schien. Allein Cortez, nicht minder wachsam als thätig, empfing die Stürmenden so wohl vorbereitet und in so fester Haltung, daß jede ihrer Anstrengungen vereitelt, ihr Verlust bedeutend und ihre Flucht durch Verfolgung der Reuterei noch mörderischer wurde. Noch aber nicht entmuthigt, hoffte der Feldherr der Tlascalaner von der Wiederholung eines solchen Angriffs ein günstigeres Ergebniß, sobald er nur die schwächsten Punkte des feindlichen Lagers hinreichend erspäht haben würde. Schon hatten seine Kundschafter, 50 an der Zahl, sich unverdächtigt bei den Spaniern eingeschlichen, als sie erkant, durch die Folter zum Geständniß gebracht und nun, in barbarischer Weise, mit verstümmelten Händen an ihren Absender zurückgeliefert wurden.

So gehäufter und abschreckender Erfahrungen von der Vergeblichkeit jedes ferneren Widerstandes hatte es bedurft, um dem Senat und dem Volke von Tlascala endlich eine friedfertige Gesinnung einzuflößen; und andrerseits sehnten sich auch die Spanier, durch Wunden, eingerissene Krankheiten und die ungeheuren Anstrengungen des Dienstes, wie durch den Mangel an Lebensmitteln und Arzeneien erschöpft, nicht minder nach dem Ende so gehäufter Drangsale und eines nutzlosen Blutvergießens. Schon erhob sich unter ihnen die Stimme des nur mit Mühe besänftigten Murrens, daß nur gehäufte Mühseligkeiten an die Stelle so glänzender Verheißungen treten sollten, und der nächstfolgende Tag schien noch immer weniger zu versprechen. Als daher der Senat des Freistats eine Friedensgesandschaft in das Lager absandte, die bisherigen Feindseligkeiten zu entschuldigen und den Obsiegern — seyen sie nun höhere Wesen oder sterbliche Menschen — die willige Aufnahme als Brüder oder als Schutzgötter zu erbieten: so rügte Cortez nur mit sanftem Vorwurf die bisherige starre Zurückweisung seiner Freundeshand und verhieß seine unverminderte Neigung zur Aussöhnung, wofern sie andern Theils aufrichtig erwiedert werde. Bald auch erschien Xicotencatl im ansehnlichen Gefolge seiner Landsleute und nicht minder stattlich von Cortez in der Mitte seiner Officiere empfangen, mit der überraschenden edlen Erklärung: Er selbst, der Urheber alles Geschehenen, der in den Spaniern nur Beistände des ihnen allen verhaßten Montezuma zu erblicken geglaubt, liefere sich nunmehr freiwillig ihrem Zorne aus, um sein Volk zu sühnen, dessen Hauptstadt ihnen von diesem Augenblick an offen stehe.

Es ließ sich erwarten, daß Montezuma, ein naher und gespanter Zeuge dieser kriegerischen Vorgänge, um jeden Preis dahin streben würde, jede nähere Verbindung zwischen den Spaniern und Tlascalanern, wodurch beide für ihn an Furchtbarkeit gewannen, zu verhindern. Er hatte daher auch nicht gesäumt, neue Gesandte mit reichen Geschenken an Cortez abzusenden, die, unter stets erneuerter Abmahnung von seinem fernern Zuge, ihm zu seinen Siegen über dies ungeschlachte Volk Glück wünschen, aber zugleich auch ihn vor dessen offenkundiger Treulosigkeit warnen sollten. Sie konten jedoch, in ihrer ersten Foderung zurückgewiesen, den Feldherrn nur zu verstärkter Vorsicht veranlassen und wurden unverzüglich durch andre abgelöst, welche nunmehr ihres immer mehr erschreckten Gebieters Erklärung zu überbringen hatten, daß er geneigt sey, mit dem großen Kaiser des Osten ein Freundschaftsbündniß zu knüpfen, seine Schätze mit ihm zu theilen und sich selbst zu einem jährlichen Tribut zu verstehen, vorausgesetzt, daß Cortez ebensowol seiner Verbindung mit Tlascala, als seinem Vorhaben, nach Tenochtitlan zu kommen, entsage. Vergeblich auch diese Demüthigung: denn der Spanier wußte dem Erbieten, wie der Foderung, durch eine unbestimte Antwort auszuweichen.

Aber auch der hohe Rath von Tlascala, dem diese Unterhandlungen nicht verborgen blieben, gerieth in Unruhe über den Ausgang derselben und entsah sich nicht, sich im feierlichen Aufzuge in Cortez Lager zu begeben, seine freundschaftlichen Verheißungen in Anspruch zu nehmen und, zu Besiegelung ihres Bündnisses, auf seinen bisher noch verzögerten Einzug in ihre Mitte zu dringen. Ihr Wunsch ward von ihm, unter Beobachtung jeder Maßregel kluger Vorsicht, erfüllt; seine Erscheinung in Tlascala (18. Sept.) an der Spitze seiner gesamten Macht, und die mexikanischen Gesandten in seinem Gefolge, glich einem Triumphzuge; ein geräumiger Palast nahm die hochgefeierten Gäste auf; die Stadt selbst, Granada an Größe vergleichbar, bot den erstaunten Gästen hier nie geahnte, gesellige Einrichtungen, Prachtgegenstände, Bequemlichkeiten und Genüsse dar, und die strengste Kriegszucht, welche Cortez beobachten ließ, sicherte die Fortdauer des so glücklich angeknüpften guten Vernehmens. So gelang es diesem klugen Benehmen, sich binnen kurzer Zeit Achtung und Vertrauen zu erwerben und die erbitterten Gegner in treue Freunde und Anhänger umzuwandeln. Ihr republikanischer Starrsinn bequemte sich sogar, zu Erwiederung des ihnen verliehenen Schutzes, sich zu einiger Abhängigkeit unter das Scepter des spanischen Monarchen zu verstehen und demnächst eine nennenswerthe Hilfsmacht bei dem Zuge gegen ihren bisherigen Bedrücker aufzustellen. Mit Unwillen sahen und vernahmen die Gesandten des letztern diese Wendung der Sachen, aus welcher Cortez seinerseits den Anlaß zu der Erklärung hernahm, daß es ihm nunmehr zum gedoppelten Anliegen werde, bei ihrem Herrn und Gebieter diesen seinen neuen Freunden und Schützlingen persönlich das Wort zu reden. Indem er sie aber hiemit entließ, sorgte er zugleich für ihr sicheres Geleit bis an die Grenzen von Anahuac.

Bedurfte es nach diesem allen noch eines sprechenden Beweises, wie fest und innig der spanische Feldherr auf die Tlascalaner zu rechnen habe, so mochte ihn darüber die Art und Weise belehren, wie sie seinem nie ruhenden,

Digitized by Google

führte Dämme führten von verschiedenen Seiten her über die Gewässer und zwischen denselben hindurch zu diesem Sammelplatz des Erlesensten und Herrlichsten, was die neue Welt bis dahin den erstaunten Blicken ihrer Entdecker noch dargeboten hatte, und auf dem Hauptdamme, der von Tezcuco hinüberreichte, nahte sich (7. Octbr.) die spanische Heeresmacht, auf 450 Köpfe, mit Ausschluß der Anführer, zu berechnen, und von den Tlascalanischen Bundestruppen gefolgt, in friedlicher, aber streng geschlossener Haltung, bis zu dem auf der Mitte dieses Weges gelegenen, festen Punkte von Itztapalapan, wo Cortez sich vollends versicherte, daß seinem Einzug in die Hauptstadt am nächsten Morgen keinerlei Art von Widerstand entgegenstehen werde. Wirklich auch erreichte er unaufgehalten das meilenlange Ende des Dammes, feierlich und in ehrerbietiger Weise begrüßt von 4000 mexikanischen Hofbedienten, welche ihm die nahe persönliche Erscheinung ihres Gebieters zu seiner Bewillkomnung verkündeten. Unmittelbar darauf nahte sich der Monarch, von einem noch glänzenderen Gefolge umgeben, unter einem von vier hohen Reichsbeamten getragenen und aus grünen Federn künstlich zusammengesetzten Baldachin, auf einem Tragsessel, der von Gold und buntem Gefieder erglänzte. Er selbst, ein schöner Mann mit majestätischem Anstande, und in der Pracht seines kaiserlichen Schmuckes hervorstrahlend. Kein Gedränge zeigte sich in den Straßen, aber die platten Dächer der Häuser waren erfüllt mit Tausenden von Zuschauern, die sich unterwürfig vor ihrem Beherrscher verneigten und das Antlitz verhüllten.

Beim näheren Zusammentreffen sprang Cortez mit ritterlichem Anstand von seinem Rosse, und auch Montezuma, ihm entgegen, verließ, auf zwei Prinzen seines Hofes gestützt, den Sessel, über ausgebreitete Teppiche hin, die seinen Fuß verhinderten, die bloße Erde zu berühren. Jener begnügte sich, vor dem Fürsten nach der Sitte seines Landes sich zu verneigen, aber die königliche Erwiederung dieses Grußes geschah in so herablassender Weise, daß die Zuschauer Mühe hatten, dem Zeugniß ihrer Sinne zu glauben. Der Spanier nahte sich, ihm eine mit unechten Juwelen besetzte Kette, als wohlgefällig angenommenes Freundeszeichen über die Schultern zu hängen, welches auf der Stelle durch einen ähnlichen, aus Gold und Muschein gearbeiteten Schmuck erwiedert wurde. Dann aber geleitete Montezuma seine neuen Gäste weiterhin mitten in die Stadt in das für sie bestimte Quartier, einen seiner von ihm nicht bewohnten Paläste von weitem Umfang, wo er sich freundlich von ihnen trente, nachdem er ihnen empfohlen, hier vor allen Dingen und bis auf Wiedersehen der Ruhe zu pflegen. Nach dem Urtheil der Menge konte ein solcher Empfang keinem bloßen Sterblichen gelten, und in eben dem Maße stieg auch die scheue Verehrung, die sich an den Namen und den Anblick dieser so hochgefeierten Gäste knüpfte.

Cortez ließ es hierauf seine erste Sorge seyn, die ihm und seinen sämtlichen Truppen zugetheilte Wohnung in Hinsicht ihrer Lage als Militairposten zu untersuchen. Er fand einen Palast, d. h. eine Masse von Gebäuden, Gärten und Höfen, ganz nach orientalischer Weise, jedoch mit einer steinernen Mauer und festen Thürmen umgeben, und eben dadurch zur Abwehr gegen feindlichen Anlauf hinlänglich geeignet. Dieser Örtlichkeit gemäß vertheilte er überall die zu seiner Sicherheit nothwendigen Posten, deckte die Eingänge mit seinen Geschützen und ordnete den Kriegsdienst mit gleicher Vorsicht und Strenge, als ob er dem Feinde in offenem Felde gegenüber stände. Unter solcherlei Zurüstungen empfing er auch noch an dem nämlichen Tage den ersten Besuch seines kaiserlichen Wirthes, der es sich angelegen seyn ließ, sowol die von den Spaniern vielleicht vorgefaßten, ungünstigen Meinungen von seinem Charakter zu berichtigen, als sich mit ihnen über ihre eigene Natur und die Absichten ihrer Ankunft zu verständigen, mit dem Beifügen, daß er sie ungezweifelt für Sprößlinge des großen Quitzalcoatl erkenne und daher auch beschlossen habe, sie nicht als Fremdlinge, sondern in jeder Weise als Brüder und Stammgenossen zu behandeln. Begierig griff Cortez den Gedanken einer solchen Verwandtschaft und die daran geknüpfte Weissagung auf, um sich demnächst über die Größe und Macht seines Souverains jenseit des Oceans auszubreiten, der zwar nicht Willens sey, seine Anrechte auf sein altes Stammland geltend zu machen, aber ihn gesandt habe, mit demselben in freundschaftliche und beiden Staten vortheilhafte Beziehungen zu treten, vor Allem aber seinen alten Blutsfreunden ihre religiösen Irrthümer begreiflich zu machen und ihnen den Segen des einzig wahren Christenglaubens zuzuwenden. Dieselben Gegenstände wurden bei den Audienzen, zu denen sich Cortez mit seinen vornehmsten Officieren Tags darauf bei Hofe einfand und in den dabei gepflogenen ausführlichen Verhandlungen, jedoch von Seiten des Monarchen mit gleich geringem Erfolge, aufgenommen. Dagegen führte er selbst sie in der Stadt umher, ihnen die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen, öffnete ihnen die Tempelpyramiden und lehrte sie ebensowol die Namen und das Wesen seiner Götter als die Mysterien ihres Dienstes kennen, um deren Trefflichkeit zu erhärten. Allein mit unwilliger Verstimmung zog er sich in seinen Palast zurück, als Cortez die fanatische Behauptung wagte, daß alle diese Götzenbilder vor dem bloßen Anblick des aufgerichteten Kreuzes in den Staub daniedersinken müßten.

Das Verhältniß beider Theile war an sich so sonderbar gestaltet, daß es nunmehr schnell zu irgend einer Entscheidung kommen mußte, von welcher vielleicht beide sich in diesem Augenblicke noch keine Rechenschaft zu geben vermochten. Hatte auch Cortez seinen Wunsch erreicht, bis zur Person des Kaisers vorzudringen, so galt es doch nunmehr die noch schwerer zu lösende Aufgabe, denselben aller seiner Macht zu entkleiden und sich die Millionen zu unterjochen, welche gewohnt waren, seinen leisesten Winken sclavisch zu gehorchen. Vielmehr mußte die Spanier selbst sehr bald die Ahnung überraschen, daß sie gerade hier, in Montezuma's Hauptstadt, zwischen den Seen und Dämmen derselben eingezwängt und von einer Bevölkerung von mehren Hunderttausenden umfluthet, sich gleichsam in einem großen Gefängnisse befanden, aus welchem es nur schwer ein Entrinnen galt, und wo auch

Digitized by Google

die erprobteste Tapferkeit, sobald es auf die Entscheidung der Waffen ankam, unter ihren eigenen Streichen endlich erlahmen mußte.

Auf der andern Seite schien es nicht minder außerordentlich, daß der nämliche Fürst, der bisher so ängstliche Bemühungen angewandt hatte, diese verdächtigen Fremdlinge von sich entfernt zu halten, sich in plötzlicher Umwandlung über ihre ihm abgetrotzte Gegenwart hoch erfreut bezeugte, sie, wetteifernd mit seinen Großen, mit den ehrenvollsten Rücksichten behandelte, es ihnen, als seinen Gästen, an nichts ermangeln ließ und sie im häufigen Umgang mit ihnen durch ein Vertrauen auszeichnete, das sich durchaus keines Argen zu besorgen schien. Konte ein Charakter, der sich schon so frühzeitig als launenhaft und hinterlistig erwiesen hatte, es mit diesem allen aufrichtig meinen? Oder hatten die wiederholten Warnungen, womit die anwesenden Tlascalaner Cortez Ohr belagerten, wol nur zu guten Grund, wenn sie darauf hindeuteten, daß gerade während dieser anscheinenden Stille und Ruhe über einer großen und allgemeinen Verschwörung, von den Priestern eingeleitet und durch ermuthigende Orakelsprüche fortgesponnen, gebrütet werde, die den Untergang aller dieser, den Göttern verhaßten Eindringlinge bezwecke?

Cortez, sowie jeder Verständige im Heere, konte diese Winke, die ihren eigenen, von der Vorsicht gebotenen Überlegungen und Besorgnissen entgegen kamen, nicht misachten. Er schwebte dicht am Abgrunde, oder hätte er sich selbst noch verblenden wollen, so mußte doch jeder Schleier fallen, als von der Küste her die geheime Meldung einging, daß eine mexikanische Kriegsmacht dort gegen seine Bundesgenossen unter dem Vorwande der Tributeinfoderung, feindselig und mit großen Gewaltthätigkeiten aufgetreten sey, so daß Eskalante mit der zurückgelassenen Besatzung von Vera Cruz den letztern habe zu Hilfe eilen müssen. Hienächst sey es zu einem Gefechte gekommen, worin der edle Spanier mit 7 der Seinigen den errungenen Sieg nur zu theuer mit dem Leben bezahlt habe. Einer der letztern sey dem Feinde verwundet in die Hände gefallen und abgeschlachtet, sein Kopf, zum Zeugniß der sterblichen Natur dieser Weißen, im Triumphe durch die Städte umhergetragen, dann aber an den Kaiser gesandt worden, der, wie die Tlascalaner zu wissen behaupteten, dessen sorgfältige Verbergung befohlen habe und also auch an diesen blutigen Vorgängen nicht ohne Antheil angenommen werden könne.

Jetzt war denn der Augenblick vorhanden, wo es Alles um Alles gelten mußte, und wo Cortez unrettbar verloren war, wenn er nicht, anstatt einige Furcht blicken zu lassen, die Gefahr durch den kühnsten Entschluß noch überbot. Er schwankte nicht lange, was hier zu thun sey, und während noch in dem gehaltenen, geheimen Kriegsrathe die Meinungen entweder für den fortgesetzten Anschein eines guten Vernehmens, oder für einen augenblicklichen Rückzug nach Vera Cruz stimten, erklärte der Feldherr seinen, anfangs mit scheuem Erstaunen, aber bald auch mit ungetheilter Billigung aufgenommen Entschluß, sich unverzüglich der Person des Kaisers selbst zu versichern und ihn im Quartier der Spanier als Geisel für das friedliche Betragen seiner Unterthanen aufzubewahren, deren abergläubige Verehrung und blinder Gehorsam gegen seine Person seine Wächter alsbald auch zu unbedingten Gebietern im ganzen Umfange seiner Staten machen werde.

Zur Stelle begab sich Cortez, im Geleit einiger seiner Getreuesten und Handfestesten, in den kaiserlichen Palast. Von ferne folgten ihm, wie zufällig zerstreut, mehre Gruppen Bewaffneter, sich bis zu ihren Quartieren zurück gleichsam die Hand bietend, wo in den innern Höfen seine ganze Macht, auf jedes mögliche Ereigniß vorbereitet, unter dem Gewehre stand. Von Montezuma mit gewohnter Freundlichkeit und ohne Zeugen empfangen, entsah sich der Castilier nicht, dem Bestürzten sein ganzes Gewebe von Argliſt und Falschheit in harten Worten vorzuhalten und für die von seinem Feldherrn verübten Feindseligkeiten auf eine feierliche Genugthuung zu dringen. Mit Würde wies indeß jener jegliche Mitwissenschaft um einen solchen Vorgang von sich zurück, und erbot sich zur Bestrafung seines zur Rechenschaft gezogenen und schuldig befundenen Dieners. Doch mit überlegener Schlauheit und in gemildertem Tone erklärte Cortez sich mit dieser Versicherung für seine Person vollkommen zufrieden gestellt, nur dürften weder seine Gefährten, noch die eigenen Unterthanen des Fürsten sich von seiner Unschuld an jenen Freveln so leicht überzeugen lassen, wofern dieser nicht jeden Zweifel durch ein sprechendes Unterpfand seiner Freundschaft niederschlage, indem er die spanischen Quartiere auf einige Tage seiner persönlichen Gegenwart würdige.

Zorn und Erstaunen banden des beschimpften Monarchen Zunge nicht so sehr, daß er nicht endlich Worte gefunden hätte, ein solches Ansinnen stolz und entschlossen von sich zu weisen, und da seine Dränger sich gleichwol scheuten, zu offener Gewalt zu schreiten, so hatte sich dies Gebäder, zwischen Schmeicheleien und Drohungen, bereits in eine peinliche Länge gezogen, als endlich der junge Velasquez de Leon, mit dem vollen Übermuth der Jugend und eines aufbrausenden Charakters, seine Ungeduld in so wilder Geberde und trotziger Rede zu erkennen gab, daß Montezuma, sein Leben in augenblicklicher Gefahr wähnend, jedem ferneren Widerstreben alsbald entsagte. Er berief seine vornehmsten Hofbeamten, theilte ihnen seine auf den Rath der Götter gefaßte Entschließung mit, in dem Palaste seines Vaters Axajacatl und im Kreise seiner geehrten Freunde sich für einige Zeit ihrer unmittelbaren Gemeinschaft zu erfreuen und ließ sich, während jene noch in schweigender Verwunderung da standen, unter Cortez Geleite nach dem spanischen Quartiere, oder der sogenanten Fortaleza, tragen; — mittenhin durch eine ungezählte, von diesem Anblick zu Schmerz und Wuth erregte, aber dennoch unthätig zuschauende Volksmenge, da der Monarch durch freundlichen Blick und begütigende Worte diesen Besuch als eine Handlung seiner freien Willkür darzustellen bemüht war.

Angelangt in seinem Gefängnisse, hatte er wenigstens den traurigen Trost, sich ebensowol mit allem gebührenden kriegerischen Pomp empfangen, als mit Ehrerbietung behandelt zu sehen. Trotz der sorgfältigsten Bewachung,

Digitized by Google

fehlte nichts an seiner gewohnten kaiserlichen Bedienung; seine Großen genossen eines ungehinderten Zutritts, und alle Geschäfte der Regirung verblieben in ihrem herkömmlichen Geleise. Selbst öftere Spazierfahrten auf den Seen und der Besuch seiner Landhäuser blieb ihm, wiewol unter zahlreicher Bedeckung seiner Kerkermeister, gestattet, deren Dienst, unter so seltsamen und bedrohlichen Verhältnissen, durch die ihnen obliegende angestrengteste Wachsamkeit aufs höchste erschwert wurde. Seinerseits behauptete der unglückliche Fürst eine schwer zu erringende Heiterkeit, ohne anscheinend in seinem Vertrauen gegen Cortez zu wanken. Doch gar bald sah er sich Prüfungen ausgesetzt, die nur zu sehr geeignet waren, seinen Gleichmuth bis in die Wurzel zu erschüttern.

Er hatte den Befehl ertheilen müssen, seinen im voraus für schuldig erklärten Feldherrn und dessen Unterbefehlshaber als Verbrecher nach der Hauptstadt abzuführen und an Cortez zur ferneren Untersuchung vor einem spanischen Kriegsgericht zu überantworten. Wie ausreichend aber auch ihre Vertheidigung ausfallen mochte, so entblödeten sich doch diese unbefugten Richter nicht, das Urtel der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen über sie auszusprechen; und während noch die Vorbereitungen zu einem so gräßlichen Schauspiel im Angesichte des kaiserlichen Palastes getroffen wurden, drang Cortez mit einem bewaffneten Gefolge in Montezuma's Gemach, um ihn mit bittern Vorwürfen zu überschütten, da die Geständnisse der Verurtheilten es außer Zweifel setzten, daß sie nur als blinde Werkzeuge seines Willens gehandelt. Möge er demnach auch zu Ehren der Gerechtigkeit büßen, was seine Thaten so vollkommen verdient hätten.

Verächtlich wandte sich hierauf der Spanier von dem Gefangenen ab und winkte seinen Schergen, ihm, der widerstandlos und wie vernichtet da stand, die mitgebrachten Fesseln auf der Stelle anzulegen. Mit rasendem Schmerzgeheul, aber zu keinem thätigeren Beistande ermuthigt, warfen sich die anwesenden Diener des Monarchen vor ihm nieder, küßten seine Hände und Füße und hoben seine Ketten empor, ihm das Gewicht derselben zu erleichtern, während die Verurtheilten den schrecklichen Flammentod vor seinen Augen erlitten. Kaum jedoch hatte jene empörende Hinrichtung geendigt, so erschien Cortez von neuem, jedoch mit völlig verändertem freundlichen Bezeigen, vor dem Unglücklichen, der sich jeden Augenblick eines ähnlichen Looses gewärtigte, erklärte sich durch die Bestrafung der Verbrecher versöhnt und gebot, seinen Freund nunmehr zu entfesseln. So ganz aber war der Stolz und Muth des charakterschwachen Fürsten gebrochen, daß er auf diese Kunde aus der tiefsten Trostlosigkeit schnell zu ebenso ausschweifender Freude überging, sich in Cortez Umarmungen stürzte und ihn dankbar als seinen Erretter und Wohlthäter pries. Die Erlangung eines solchen unbedingten Übergewichts über des Mexikaners bestandlosen Geist und die anscheinende Nothwendigkeit, den Mord auch nur eines einzigen Spaniers auf die abschreckendste Weise zu rächen, konten auch wol nur allein die Beweggründe seyn, welche, aus des Feldherrn kritischer Lage hergenommen, sich darstellen, um ein an den rohesten Muthwillen grenzendes Verfahren, wovor zugleich jedes Menschengefühl erschaudert, nicht sowol zu rechtfertigen, als nur einigermaßen zu erklären.

Das gehoffte Ergebniß einer so heillosen Politik sollte indeß nicht verfehlt werden. Kein Widerstand gegen den despotischen Willen dieser Fremdlinge regte sich ferner so wenig von Seiten des eingeschreckten Fürsten, als des sich leidend hingebenden Volkes. Zwar gingen immerfort alle Befehle von Montezuma in gewohnter Weise aus: allein Cortez war es, der sie ihm unter stetem Wechsel von Schmeichelwort und Drohung nach seinem Gutdünken einflüsterte, der seine getreuen Räthe von seiner Seite entfernte und sie durch nachgiebigere zu ersetzen wußte, und dessen Einmischung in die Statsverwaltung sich bald auch so wenig verschleierte, daß er mehre Spanier seines Gefolges in die innern Provinzen des Reiches aussenden durfte, um die Naturerzeugnisse derselben kennen zu lernen, den Reichthum der vorhandenen Erzgruben zu erforschen und die geeignetsten Punkte für feste Militairposten auszusuchen. Zugleich aber war auch mit dieser Mission die Erhebung eines ansehnlichen Tributs in Golde verbunden.

Denn immer höher ermuthigt durch seines Gefangenen schlaffe Nachgiebigkeit, hatte es dem frechen Usurpator kein zu gewagter Schritt geschienen, denselben an ein früheres Anerbieten zu mahnen, welches ihm doch nur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen entschlüpft war. Feierlich sollte er sich zum Vasallen und Lehnsträger Karls V. erklären und dem gemäß zur Entrichtung einer jährlichen Lehnspflicht an diesen Monarchen verstehen. Der Unglückliche, wie unendlich viel ihm dies neue, abgefoderte Opfer auch kosten mochte, war dennoch bereits zu tief von seiner Höhe gesunken, um sich dieser von ihm selbst auszusprechenden, politischen Vernichtung zu verweigern. Seufzend berief er die Versamlung seiner Großen, in welcher er, an Cortez Seite thronend, unter schlecht verhaltenen Thränen seinen genommenen Entschluß aussprach, dem Willen der Götter und dem Ausspruch seines großen Ahnen Quitzalcoatl gemäß, die Oberherrlichkeit über das Reich Anahuac auf dessen Sprößling, den erhabenen Gebieter des Ostens, zu übertragen und demselben fortan Treue und Gehorsam zu geloben. Der Eindruck des misbilligenden Erstaunens, das diese feige Erklärung in dem Reichsrathe hervorrief, zeigte sich jedoch in so gefahrdrohender Weise, daß Cortez, um die empörten Gemüther zu besänftigen, sich zu der mildernden Erläuterung genöthigt sah: „Keineswegs sey es damit gemeint, den Regenten des Thrones zu berauben, oder die Verfassung des Reiches anzutasten, sondern es genüge, daß sein unüberwindlicher Monarch durch diesen öffentlichen Act als der Schutzherr des Reiches Anahuac anerkant werde." So fand denn eine Ceremonie ihren ungestörten Fortgang, deren leicht anzufechtende Legitimität förderhin dennoch den Anspruch der kastilischen Krone auf diese weit ausgedehnten Gebiete für Jahrhunderte begründen sollte!

Mit dieser Huldigung war zugleich auch die Darbringung von prachtvollen Geschenken jeder Art verbunden, worin dem Beispiele ihres Fürsten nachzufolgen, seine Großen sich nicht minder veranlaßt fanden. Dem spani-

Digitized by Google

schen Anführer aber schien es nunmehr an der Zeit, mit diesen und so zahlreichen frühern Begabungen oder Erpressungen, die in den gemeinen Schatz geflossen waren, zu der von seinen Gefährten längst erwarteten Abrechnung zu schreiten. Die edlen Metalle wurden demnach in Stangen gegossen; und es fand sich solchergestalt eine Masse Goldes von 600,000 Pesos dueros, wogegen das Gewicht des Silbers nur unbedeutend ausfiel, weil das erstere überall in den Gebirgen im gediegenen Zustande zu Tage lag, das letztere aber, trotz der unermeßlichen Ergiebigkeit der mexikanischen Erzgänge, doch nur vermischt vorkam. und deshalb von den Eingebornen nicht ohne Schwierigkeit gewonnen wurde. Jener gesamte Betrag nun ward, auf Cortez Anordnung, in fünf Antheile geschieden. Der erste derselben sollte der Krone zufallen, der zweite das Verdienst des Anführers belohnen, von den übrigen drei Fünfteln aber die Kosten der Ausrüstung an die Privaten auf Cuba (Velasquez mit seinen Vorschüssen nach Recht und Billigkeit nicht ausgeschlossen) vergütet und endlich der Rest unter die Mannschaften vertheilt werden. So geschah es denn, daß diesen letzteren, Kopf für Kopf, nur die geringe Summe von etwa 100 Pesos zufiel, und dadurch ihre habsüchtigen Erwartungen sich in dem Maße getäuscht sahen, daß überall die lautesten Klagen wegen geglaubter Beportheilung sich erhoben. Cortez kente und wollte an dem königlichen gedoppelten Zehnten, der ihm die Gunst des Hofes sichern sollte, so wenig als möglich mindern; um so leichter entschloß sich sein höherer Sinn, jene Vorwürfe durch bedeutende Aufopferungen an seinem eigenen Antheil zu beschwichtigen.

Wie groß aber auch die Gunst des Glückes gewesen seyn mochte, welche bisher alle seine Schritte begleitete, so verschloß er doch keineswegs den Blick vor der schwindelnden Gefährlichkeit seiner Lage, so lange er, vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit der Hauptstadt, sich selbst in derselben gleichsam wie eingekerkert fand. Diese Riegel zu sprengen und seinen Waffen eine freiere Bewegung zu sichern, war es unumgänglich nothwendig, sich zum Meister der Seen zu machen, welche Tenochtitlan von allen Seiten umgaben. Es kam darauf an, Montezuma's Neugierde durch Beschreibungen von den Wundern der europäischen Schifffahrtskunde in dem Maße zu erregen, daß er sich davon durch den eigenen Anblick zu überzeugen wünschte. Leicht war dies Verlangen zu befriedigen, wenn die einzelnen Trümmer der spanischen Flotte, welche noch zu Vera Cruz vorhanden waren, durch eine hinreichende Zahl von Lastträgern an die Gestade jener Binnenseen geschafft und zur Erbauung einiger leichten Brigantinen verwandt wurden. Dies geschah; und während Regent und Volk sich in die Wette an der Gestalt und Lenksamkeit dieser schwimmenden Paläste ergötzten, beherrschte Cortez ohne ihr Ahnden die nämlichen Gewässer, die ihm sein Verderben zu drohen geschienen.

Allein um so unbeweglicher fand er den fast in allem Übrigen zur Willenlosigkeit herabgedrückten Fürsten, als er mit seinem gewohnten bigotten Eifer auch hier bei demselben die Entsagung von dem bisherigen Götzendienste zur ernstlichen Sprache brachte. Montezuma betheuerte fest und entschlossen, daß nichts ihn vermögen werde, dem Glauben seiner Väter untreu zu werden; und nur durch wiederholte fanatische Zunöthigungen gedrungen, gab er zuletzt seine Einwilligung, daß in einer Capelle des Haupttempels auch das Crucifix samt dem Muttergottesbilde gastfreundlich unter den heimischen Göttern ihre Stelle erhielten und die Messe vor ihnen gelesen werden durfte. Doch selbst auch diese geringe Vergünstigung war bereits viel zu viel für die eifersüchtige Besorgniß der aufgereizten und einflußreichen Priesterkaste, welche hierin ebensowol eine Beschimpfung, als die Vorbedeutung eines nahen Umsturzes der Landesreligion erblickte. Eifriger noch, als zuvor, ward demnach das Volk durch alle zu Gebote stehende Mittel aufgeregt, diese erlittene Unbilde aufs blutigste zu rächen; und sowie der schwierig gewordene Adel, so ward auch Montezuma selbst in heimliche Berathungen zu diesem Zwecke verflochten. Noch aber wünschte der Monarch, vermöge seines furchtsamen Charakters, sich den ihm noch immer zu waglich erscheinenden Weg der offenen Gewalt zu ersparen, und stellte deshalb in einer mit dem Spanier veranstalteten Berathung seinen Antrag in nachdrücklicher Weise dahin: daß jener, da der Zweck seiner Sendung nunmehr vollständig erfüllt und allen seinen Foderungen genügt worden, der Rathschluß der Götter und die Stimme der Nation seine nicht länger verzögerte Abreise erheische, und er gewarnt seyn möge, den schlummernden Unwillen beider nicht zu wecken. Eine so entschiedene Sprache war bis dahin aus des Fürsten Munde nicht erklungen; desto überraschender aber auch ihre Wirkung auf Cortez Gemüth, bis er die Fassung wieder fand, mit anscheinender Ruhe zu entgegnen: nichts liege so sehr in seinen eigenen Wünschen, als baldigste Heimkehr, da es ihm aber hiezu an Fahrzeugen mangle, werde er noch einige Zeit verweilen müssen, um dergleichen für diesen Zweck neu zu erbauen. Montezuma schien mit dieser ausweichenden Antwort zufrieden und erbot sich, diese Ausrüstung auch seinerseits in jeder Weise kräftig zu unterstützen.

Indeß war der Feldherr umsichtig genug, um aus diesem veränderten Benehmen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandenseyn irgend eines in der Stille angelegten und seinem Ausbruche nahen Planes zu seinem Untergange zu schließen. Allein auch die erlangte Gewißheit eines solchen Anschlags würde ihn schwerlich vermocht haben, seine jetzige Stellung früher aufzugeben, als bis der Erfolg seiner Sendung an den spanischen Hof sich näher entschieden hätte, von wannen er die förmliche Bestallung seines Monarchen, samt neuen Verstärkungen, nun schon seit neun Monaten mit steigender Ungeduld erwartete. Wie thätig er demnach die Anstalten zu seinem Abzuge zu betreiben schien und auch den nahen Zeitpunkt desselben öffentlich ankündigte, so blieb es doch seinen Vertrauten kein Geheimniß, daß er jetzt am allerwenigsten aus Tenochtitlan zu weichen gedenke.

Ungezweifelt auch schienen endlich jene Erwartungen aus dem Mutterlande her in eine befriedigende Erfüllung gegangen zu seyn, als dem Feldherrn von Montezuma selbst eine mexikanische Zeichnung vorgelegt wurde, welche diesem so eben durch seine Schnellläufer von der Küste her zugefertigt worden. Sie enthielt die in allen ihren Thei-

Digitized by Google

len nicht zu verkennende Darstellung einer zahlreichen, spanischen Flotte, wie sie an jenen Ufern sichtbar geworden. Jeder Augenblick mußte also dem jubelnden Heere die Bestätigung dieses frohen Ereignisses durch Sandoval, den neu bestellten Befehlshaber in Vera Cruz, überbringen. Sein Bericht traf auch wirklich ein: aber nur um zu melden, daß dieses vermeinte Hilfsgeschwader von Velasquez ausgerüstet und gesendet sey, und daß es die laut erklärte Bestimmung habe, Cortez mitten in seinen hochfliegenden Planen zu hemmen, ihn zur strengsten Verantwortung wegen seiner, dem Adelantado gebrochenen Treue zu ziehen, zugleich aber auch sein so glücklich begonnenes, großes Werk für alleinige Rechnung des ersten Urhebers zum Ziele fortzuführen.

Dieses so plötzlich über Cortez aufgezogene Ungewitter hatte seinen nächsten Grund in der Übertretung der seinem abgesandten Freunde Montejo ertheilten Weisung, sich auf der Fahrt nach Europa auf das weiteste von Cuba entfernt zu halten. Dennoch konte dieser der Versuchung nicht widerstehen, seine hier zurückgelassene Besitzung unweit des Cap Antonio im Vorübergehen zu berühren; und obwol er noch glücklich genug durch schnelles Ankerlichten der ihm auf das erste Gerücht seiner Erscheinung von Velasquez zugedachten Verhaftung entging, so erfuhr doch derselbe hiedurch nicht blos den beunruhigenden Zweck seiner Sendung, sondern auch die erste bestimte Kunde von dem Erfolge seiner Unternehmung, wie dieser in einem nie gehofften und eben darum nur um so kränkenderen Maße statt gefunden.

Velasquez kurz zuvor erfolgte Ernennung zum Adelantado von Neu-Spanien war die Frucht seines pomphaften Berichts von den durch Grijalva herbeigeführten Entdeckungen gewesen. Er fand darin, sowie den Beruf, so auch die feurige Ermunterung, diese glänzende und vielversprechende Laufbahn mit voller Kraft zu verfolgen und den Verräther Cortez, der hier so unerwünscht als sein Nebenbuhler aufgestanden, um jeden Preis zu verdrängen und zu verderben. Mit den reichen Mitteln, die ihm in seiner Stellung zu Gebote standen, und von der glühendsten Rachsucht gestachelt, betrieb er demnach in der kürzesten Frist die Ausrüstung einer Flotte von 18 Segeln, welche durch den schnell verbreiteten Ruf von den unermeßlichen Reichthümern Mexiko's, den wetteifernden Zulauf aller beutehungrigen Abenteurer auf der Insel erlangte; und es mag für die verhältnißmäßige Wichtigkeit dieser neuen Armada einzeugen, daß sie nicht weniger als 80 Reisige mit ihren Rossen, 200 Musketirer und Armbrustschützen und 600 Pikenirer, benebst 12 Feldgeschützen, ungerechnet die anderweitigen, ebenso bedeutenden Heergeräthe an ihrem Borde zählte. An die Spitze derselben hatte der Adelantado den Pamphilo de Narvaez gestellt, der sich ihm als tüchtiger und unerschrockener Soldat empfohlen, und von dessem Feuereifer er sich die vollste Energie in der Vollziehung seiner Aufträge versprach. Diese lauteten dahin, vor allen Dingen Cortez, nebst den übrigen Häuptern der frühern Expedition, zur Haft zu bringen und der richterlichen Ahndung nach Cuba auszuliefern, und dessen Namen durch die fürder nicht schwer geglaubte Eroberung von Mexiko in Vergessenheit zu stellen. Mit der höchsten bürgerlichen Autorität versehene Beamte waren in seiner Begleitung, um jeglichem dort anzustellenden Verfahren die volle Gesetzmäßigkeit zu sichern.

Diese Flotte nun war es, welche nach einer kurzen und glücklichen Fahrt (April 1520) im Hafen von St. Juan de Ulua den Anker geworfen hatte, wo Narvaez nicht säumte, sich durch einige Gefangene oder Überläufer von Cortez dort stationirten Truppen von dessen neuesten Fortschritten und dem dermaligen Zustande der Dinge eine vollständige, wenn gleich hinsichtlich der über ihrem bisherigen Anführer schwebenden Gefahr und des gegen ihn herrschenden allgemeinen Misvergnügens, eine bei weitem übertriebene Übersicht zu verschaffen. Alles, was er vernahm, stimte zu sehr zu seinen Wünschen, um nicht vollen Glauben bei ihm zu finden und seinen Operationen gegen den Empörer ein leichtes Spiel zu versprechen. Sandoval, der unverzagte Commandant in Vera Cruz, schien sich ihm auf seine erste Auffoderung ergeben zu müssen. Doch dieser stand nicht an, den deshalb an ihn gesandten Boten, Ruiz de Guevara, dessen übermüthiges Betragen er im ersten Aufwallen des Zorns schier zur Strafe des Stranges verurtheilt hätte, nebst seinen Begleitern als Gefangene an Cortez nach der Hauptstadt abführen zu lassen, wo jedoch der letztere es seiner Politik angemessener fand, sie als seine willkommenen Freunde zu empfangen und sofort auf freien Fuß zu setzen.

Sorglich fürwahr mußte ihm, wie gewöhnt auch an die seltsamsten Mislaunen seines Geschicks, die gegenwärtige, fast verzweifelte Stellung erscheinen, in welcher er sich, in der Mitte zwischen einer feindselig gesinten, unter königlicher Autorität auftretenden Heeresmacht seiner eigenen Landsleute, der seinigen an Doppelzahl überlegen, und zwischen den zum nahen Ausbruch reifen Gewaltschritten eines in seinen heiligsten Gefühlen verletzten und schwer gemishandelten Volkes wie eingeklemt befand. Es war in gleichem Maße bedenklich, sich mit jener Übermacht europäischer Waffen im offenen Felde zu messen, als den Angriff derselben unthätig und von innern Feinden umringt, zwischen den Lagunen von Tenochtitlan zu erwarten. Ein rascher und kühner Entschluß mußte jedoch ergriffen werden; Cortez fühlte sich als den geschickteren Feldherrn und zog es vor, es auf den Ausschlag eines Kriegszugs gegen seinen Nebenbuhler um so eher ankommen zu lassen, als er es zugleich nicht verschmähte, jeden Schleichweg der List oder der Verführung zu benutzen, um den großen Haufen seiner neu aufgetretenen Gegner ebenso zu seinem Vortheile zu bearbeiten, wie es ihm durch alle nicht gesparte Künste der Überredung bereits gelungen war, Guevara und dessen Gefährten für sich zu gewinnen. Sein Caplan Olmedo ward, sowie mit ostensiblen Vorschlägen an Narvaez zu einem gütlichen Übereinkommen, so auch mit geheimen Verhandlungen ähnlicher, aber lockenderer Art bei dessen Truppen und Umgebungen beauftragt.

Der Friedensbote fand den feindlichen Befehlshaber zu Zempoalla, doch sein Wort bei demselben eine stolze und verächtliche Zurückweisung. Hingegen in einem ungleich günstigeren Lichte erschien es seinen untergeordneten

Digitized by Google

Begleitern, meist aus der Zahl von Cortez alten Freunden und Waffenbrüdern, deren jeder sich auch jetzt einer freundlichen Zuschrift oder eines willkommenen Geschenks von ihm erfreute. Verbunden mit Guevara's und der übrigen Lobpreisungen seines edlen und großmüthigen Betragens stimte dies die Mehrzahl zu der allerdings sehr nahe liegenden Erwägung, daß in ihrer beiderseitigen Lage, wo das Glück der ganzen Unternehmung auf eine so wagliche Spitze gestellt sey, ihr gemeinsames Heil nicht das Wühlen im eigenen Eingeweide, sondern ein versöhnliches Entgegenkommen und festes Zusammenhalten erheische. Wie vernunftgemäß aber auch diese Vorstellungen seyn mochten, so verfehlten sie doch gänzlich des Eingangs in Narvaez starres Gemüth. Er erklärte Cortez feierlich als Feind und Verräther, setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf und gebot den beschleunigten Aufbruch zur Bekämpfung und Vernichtung des geächteten Gegners.

Während Olmedo solchergestalt seines Zweckes nur unvollkommen gewährt heimkehrte, hatte Cortez, auch auf ein solches Mislingen sich vorsehend, bereits jede Vorkehr getroffen, um jenem Angriffe nicht nur die Stirne zu bieten, sondern ihm sogar raschen Fluges zuvorzukommen. Nichts desto weniger lag es ihm zu Bezähmung der still gährenden Nation der Azteken gleich sehr am Herzen, nicht nur den Besitz der Hauptstadt nicht fahren zu lassen, sondern auch sich der Person Montezuma's, selbst in seiner Abwesenheit, zu versichern. Für beiderlei, ihrer Natur nach gleich schwierige Aufgaben versprach ihm Pedro de Alvarado, einer seiner schlagfertigsten und einsichtsvollsten Befehlshaber, zu bürgen, der auch bei den Eingebornen in besonderem Ansehen stand und den er mit einer Besatzung von 150 Mann in der Fortaleza zu Tenochtitlan zurückließ, um seinen erlauchten Gefangenen im genauesten Gewahrsam zu halten. Montezuma, wie er auch denken mochte (obwol ihm die eigentliche Lage der Dinge schwerlich ein Geheimniß geblieben seyn konte), gelobte, sich inzwischen vollkommen ruhig zu verhalten, und Cortez, der dieser Zusage auch nicht zu mistrauen schien, erneuerte dagegen seine Verheißung einer ebenso schleunigen Wiederkehr, als eines dann durch nichts mehr verhinderten völligen Abzugs aus seinen Staten.

Den durch keinerlei Art des Gepäcks und selbst durch kein Geschütz beschwerten Eilmärschen des Feldherrn gelang es, Cholulla und Tlascala, wo er die alte freundschaftliche Gesinnung wieder fand, noch vor seinem Gegner zu erreichen, wodurch demselben in der vortheilhaftesten Stellung am obern Rande der steilen Cordiliere der Zugang zu dem vor allem wichtigen Thal von Tenochtitlan verwehrt wurde. Selbst Sandoval ersah noch glücklich den Augenblick, sich samt dem größten Theile der Besatzung von Vera Cruz dem Oberbefehlshaber anzuschließen. Wenn aber selbst auch jetzt die Macht des letztern sich immer auf nicht mehr als 260 Köpfe belief, so durfte er doch um so zuversichtlicher auf den Muth und die Kriegserfahrenheit, sowie auf die unverbrüchliche Treue dieser Tapfern rechnen. Dies und die fortdauernde Zögerung seines Gegners ermuthigte ihn sogar, selbst bis auf die Höhe von Zempoalla hinabzusteigen.

Im Angesichte dieses Ortes, in einer offenen Gegend, erwartete ihn Narvaez in voller Schlachtordnung, eines unmittelbaren Angriffs und dann auch des gewissen Erliegens desselben unter seiner dreifach stärkeren Heeresmacht gewärtig. Doch Cortez, nicht gesonnen, es ihm so leichten Triumphs zu geben, nahm, jenem gegenüber, gedeckt hinter einem kleinen Flusse, eine so vortheilhafte Stellung, daß es unräthlich gewesen seyn würde, ihn aus derselben vertreiben zu wollen. So verging der Tag in Unthätigkeit, als sich gegen den Abend der Himmel plötzlich verfinsterte und, von einem Orkan begleitet, die eben eintretenden tropischen Regengüsse dieser Jahreszeit (Juni) mit gewohnter Heftigkeit wie in Strömen losbrachen. Die Truppen unter Narvaez, dieser Erscheinung noch wenig gewohnt, verlangten ungestüm, in ihre Quartiere nach Zempoalla zurückgeführt zu werden, und ihr Anführer gab ihnen hierin um so unbedenklicher nach, da er voraussetzte, daß auch Cortez sich durch dies Naturereigniß zu jeder weitern Operation gelähmt fühlen müsse.

Nicht so urtheilte dieser, sondern hielt es vielmehr für den gelegensten Augenblick, einen Handstreich auszuführen, dessen anscheinendes Wagniß durch die lockende Möglichkeit, der unseligen Fehde auf ein Mal ein Ende zu machen, reichlich aufgewogen wurde. Auch durfte er so wackern und vielversuchten Soldaten, wie er die seinigen kante, wol zuversichtlich einen nächtlichen Überfall des feindlichen Standlagers in Vorschlag bringen, sowie er denn auch mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde. Selbst der hoch aufgeschwollene Bergstrom, den sie bis ans Kinn durchwaten mußten, hielt ihren stillen und beschwerlichen Marsch nicht auf, welcher in drei abgesonderten Haufen angetreten wurde. Sandoval, der Führer des ersten, hatte den Befehl, sich der neben einem Tempel aufgeführten feindlichen Geschütze, Christoval de Olid aber, mit dem zweiten sich des Tempels selbst, wo Narvaez seine Wohnung genommen hatte, zugleich mit der Person dieses Feldherrn zu bemächtigen, während Cortez mit dem dritten die Nachhut bilden und die beiden andern nach Bedürfniß unterstützen würde.

Narvaez, in stolzer Sorglosigkeit, hatte nur ein Paar verlorne Wachtposten ausgestellt, deren geräuschlose Aufhebung jedoch nur zum Theil gelang. Doch selbst der Entronnene, welcher die Annäherung des Gegners athemlos verkündigte, fand dann erst Glauben bei ihm, als Sandoval sich bereits der Batterie fast ohne Schwertstreich Meister gemacht und nun im Begriffe stand, die hohe Tempeltreppe hinanzustürmen. Hier erst, im Mittelpunkte der feindlichen Quartiere, bot sich ihm ein bedeutender Widerstand entgegen, und das Gefecht drohte sogar eine für ihn mißliche Wendung zu nehmen, bis Olid mit seinen Truppen und bald auch Cortez selbst ihm zur Hilfe heranrückten. Aber auch Narvaez hatte indeß Zeit gefunden, die Seinen zu sammeln, und mit jedem Augenblick ward das Gefecht am Fuße des Tempels hitziger, als das Gebäude selbst in dem Getümmel in Brand gerieth und Narvaez sich genöthigt sah, mit seiner Leibschar aus demselben hervorzutreten, und sich mit tapferer Faust persönlich in den Kampf zu stürzen. Hier fand er in Sandoval einen seiner würdigen Gegner, bis er zuletzt im wü-

Digitized by Google

thenden Handgemenge einen Lanzenstich ins Auge empfing, überwältigt und die Treppe hinabgeschleift wurde.

Der Fall des Feldherrn zog unmittelbar auch die Entmuthung, die Niederlage und die allmälige Ergebung seiner ganzen, ohnehin nur ungern in diesen Streit gezogenen Partei nach sich. Selbst die entschlosseneren Kämpfer verloren die Besinnung und fürchteten, es mit einer weit überlegenen Macht zu thun zu haben, da sie ringsum im Dunkel der Nacht eine zahllose Menge leuchtender Punkte wahrnahmen, die sie für das Glimmen brennender Lunden in den Händen feindlicher Büchsenschützen hielten, ohne es in ihrer Unerfahrenheit zu ahnen, daß sie nur durch den Anblick herumhüpfender Leuchtkäfer getäuscht würden. Alle aber streckten die Waffen um so williger, da ihnen von Cortez unbedingte Verzeihung anerboten worden. Diesem Beispiele folgte endlich auch die Reuterei, welche sich gleich anfangs aus der Stadt gezogen und keinen Antheil an dem Gefechte genommen hatte.

So war es Cortez denn geglückt, noch vor Anbruch des Tages den entschiedensten Sieg über einen weit überlegenen Feind in seinen Händen zu sehen, ohne daß es ihn mehr als 2 Getödtete, die andere Partei aber 2 Officiere und 15 Soldaten an Gebliebenen gekostet hätte. Die Gefangenen erfreueten sich allzumal der mildesten, ja brüderlichsten Behandlung. Er stellte es sogar in ihre Wahl, ob sie sofort nach Cuba zurückkehren, oder sich unter seine Fahnen stellen und seinem Glückssterne folgen wollten. Bezwungen von dem Zauber seiner Persönlichkeit und den glänzenden Hoffnungen, die ihnen hier geboten wurden, stimte die große Mehrzahl freudig für dies lockende Erbieten: aber auch den Weigernden ward das erstere treulich gehalten. Nur Narvaez, verzweiflungsvoll über seinen selbstverschuldeten Unstern, mußte sich's gefallen lassen, einstweilen in eine strenge Haft nach Vera Cruz abgeführt zu werden.

Sein Obsieger, im stolzen Bewußtseyn durch sein überlegenes Genie gerade dasjenige Geschick, welches ihm den Untergang hatte bringen sollen, nicht nur muthig abgewandt, sondern auch zur Befestigung seines Ansehens und zur Verdreifachung seiner Streitkräfte benutzt zu haben, hoffte sich jetzt mehr, als jemals, im Stande, sein begonnenes gefahrvolles Werk zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Doch in der nämlichen Stunde schon erreichte ihn ein Eilbote, welcher ihn unliebslich aus diesen süßen Träumen weckte. Sein Abmarsch von Tenochtitlan, sowie der immer lautbarer gewordene Grund desselben, hatte nicht verfehlen können, den gesunkenen Muth Montezuma's und seiner Getreuen neu zu beleben. Jedenfalls mußte diese unter den Spaniern selbst ausgebrochene Fehde einen Theil derselben aufreiben und es dann um so leichter gelingen, den schwachen Überrest zu vernichten. In diesem Glauben arbeiteten Priester und Adel eifrig auf einen solchen Zweck hin, und ihren heimlichen Umtrieben gelang es ohne Mühe, die lange zurückgehaltene Wuth des Volks in einem immer höheren Grade gegen ihre gehaßten Unterdrücker zu entflammen.

Nur zubald mußte Alvarado auf seinem bedenklichen Posten diese unheildrohende Stimmung inne werden; allein er hätte zugleich mit seines Feldherrn höherer Intelligenz und Gewalt über die feindseligen Gemüther begabt seyn müssen, um dem gefürchteten Ausbruch dieser still lauernden Gluth zu wehren. Vielmehr schien ihm zu ihrer schnellsten Erstickung ein trotziger Gewaltstreich das ausreichende Mittel, demzufolge er den Zeitpunkt wählte, wo die Häupter der Stadt in dem den spanischen Quartieren am nächsten gelegenen Tempel ein religiöses Festmahl begingen, um unversehens mit einem bewaffneten Trupp unter sie einzubrechen, ein wildes Blutbad anzurichten und hierauf die festlich geschmückten Erschlagenen auszuplündern. Diese eben so unredliche als barbarische That gab sofort das Signal zu einem allgemeinen bewaffneten Aufstande der Hauptstadt und zu einem, nur mit Mühe und nicht ohne Verlust zurückgewiesenen Angriff auf die Fortaleza, wonächst auch die beiden, auf den Seen stationirten Brigantinen überfallen und zerstört wurden. Montezuma, Zeuge dieser Vorgänge, konte oder wollte ihnen eben so wenig durch sein gebietendes Ansehen wehren, als die enge Einschließung verhindern, zu welcher hiernächst die empörte Menge schrit, ohne es weiter auf ein mörderisches Handgemenge zu wagen. So ward auch den bedrängten Spaniern die Gegenwart des Fürsten in ihrer Mitte nur von geringem Nutzen, zumal es immermehr den Anschein gewann, als habe die Nation ihr unglückliches Haupt, das sich selbst verlassen hatte, auch ihrerseits aufgegeben.

Alvarado's dringender Aufruf zur Hilfe fiel bei Cortez in kein taubes Ohr. Nur zu gut sah er die Wichtigkeit ein, diesen vernichtenden Streich von seinem Haupte abzuwenden, und unverzüglich trat er, an der Spitze von 1000 Mann Fußvolks und 100 Reutern, alle wohl gerüstet und voll unverzagten Muthes, den eiligen Rückmarsch nach Mexiko an (17. Juni), wobei sich noch 2000 erlesene Tlascalaner von bewährter Anhänglichkeit seinem Zuge anschlossen. Minder freundschaftlich, als bei diesen Republikanern, war die Volksstimmung und sein Empfang, als er das Gebiet von Anahuac betrat, wo er die Städte größtentheils verlassen und seinen Unterhalt vernachlässigt fand. Um so unheimlicher mochte es ihm scheinen, daß sich ihm nirgend ein gewaffneter Widerstand darbot, und daß eben so wenig seine Befürchtung eintraf, sich durch Zerstörung der Dämme und Brücken vor der Hauptstadt von der Wiedervereinigung mit seinen dort zurückgelassenen Gefährten ausgeschlossen zu sehen, falls sie ihrem bedrohlichen Schicksale noch nicht unterlegen waren. Eine dumpfe Stille brütete über den verödeten Gassen und Plätzen, als er durch sie einzog; endlich nur unterbrochen durch das Freudengeschrei, welches die Außenposten der Belagerten erhoben, als sie die Colonnenspitzen ihrer nahenden Erretter erblickten, und schnell durchkreiste ein ähnlicher Jubel das gesamte spanische

Digitized by Google

Standquartier, während beide Theile sich entzückt in die Arme fielen und die einen den ausharrenden Muth, die andern die zuverlässige Treue ihrer Waffenbrüder priesen.

Auch Montezuma (was für Gedanken und Gefühle sich immer in seiner Sele wälzen mochten) war nicht der letzte, den mit Sieg gekrönten Feldherrn freundlich zu empfangen, sah sich aber von diesem nur kalt und sogar mit herben Vorwürfen über alles, was in seiner Abwesenheit geschehen und, wie jener glauben durfte, nur von ihm ausgegangen war, empfangen. Cortez fühlte es nur zu sehr, wie alle und jede Verhältnisse auf dem Boden, wo er stand, das düsterste Ansehen gewonnen hatten. Es litt ihm keinen Zweifel mehr, daß von dem Volke eine allgemeine und verzweifelte Anstrengung vorbereitet werde, das schimpfliche und lastende Joch seiner fremden Bedrücker abzuschütteln, und nur zu bald sollte es sich erweisen, daß ein ganz neuer heldenkühner Geist es besele. Zwar ging die nächste Nacht nach seiner Ankunft samt dem folgenden Tage in anscheinender träger Ruhe vorüber; aber nur um so dringender ward es, eine nähere und gewissere Kunde von dem, was außerhalb der Mauern des spanischen Palastes vorginge, entweder durch eigenen Anblick, oder doch durch Einbringung einiger Gefangenen, zu gewinnen. Hiezu ward Ordaz mit einem Streifcorps von mehren hundert Spaniern und Tlascalanern entsandt, welcher sich jedoch, nachdem er durch das absichtliche Zurückweichen der ihm entgegenstehenden bewaffneten Volkshaufen immer tiefer in die Stadt hinein verlockt worden, plötzlich und von allen Seiten, selbst von den platten Dächern herab, so stürmisch angegriffen sah, daß er sich nur mit der äußersten Kraftanstrengung und nicht ohne blutige Einbuße, zu den Seinigen wieder hindurch zu schlagen vermochte.

Das ungewohnte Schauspiel, diese bisher Unüberwindlichen zu einem Rückzuge genöthigt zu sehen, konte nicht verfehlen, die Mexikaner mit hoher Begeisterung und gesteigerter Siegeshoffnung zu erfüllen. Diese offenbarten sich auch sofort am nächsten Morgen in einem, in gedrängten Massen gegen das feindliche Standlager unternommenen, wüthenden Sturme, wobei ihre Geschosse die Luft erfüllten, ihre steinernen Streitäxte gegen die gesperrten Thore herandonnerten und die Entschlossensten sich auf Leitern und Spießen an den Mauern hinauf zu schwingen versuchten. Furchtbar räumte der Hagel des spanischen Geschützes unter den Angreifern auf; aber augenblicklich und ohne Unterlaß wurden die Reihen der Gefallenen durch frische Kämpfer ersetzt, und es bedurfte der vollen Überlegenheit der europäischen Bewaffnung und Taktik, sowie der sich selbst überbietenden Einsicht des Führers und der unermüdlichen, tapfern Ausdauer seiner Gefährten, um sich hinter ihren Verschanzungen des in unermeßlichen Wogen heranfluthenden Andrangs zu erwehren.

Erst der sinkende Abend trente die erbitterten Gegner, und die Nacht ging, nur von leichten Scharmützeln beunruhigt, vorüber. Cortez jedoch, der nicht ohne Sorge den übeln Eindruck bemerkte, welchen das Bedrängniß seiner Lage, zumal bei seinen neu überkommenen Truppen erzeugte, beschloß ohne einiges Zögern von der lähmenden Vertheidigung zum herzhaften und thätigen Angriff überzugehen und der Glücksgöttin die bessere Gunst, deren er so sehr bedurfte, rasch abzuzwingen. Sich selbst an die Spitze der drei von ihm geordneten Haufen stellend, brach er von mehren Seiten gegen den ihn standhaft erwartenden Feind hervor. Das Gefecht entspann sich neuerdings aufs heftigste; allein in den engen Straßen konten die Spanier ihre kriegerischen Künste nur wenig entfalten, und so geflissen sie auch die Ordnung ihrer Glieder zu erhalten suchten, arteten doch bald Anfall und Abwehr in ein wildes Handgemenge aus, das um so weniger zu einem Ziele führte, als auch ihrerseits die Mexikaner, von ihren Häuptlingen zu hoher Todesverachtung und von ihren Priestern zur glühendsten Schwärmerei entflamt, jeden Fuß breit mit Erbitterung streitig machten, während sie unaufhörlich durch neu herzuströmende Scharen aus der Umgegend abgelöst wurden. Endlich doch, nachdem es Cortez gelungen war, in die Hauptstraße Tacuba vorzudringen, und er einen Theil derselben in Asche gelegt, sahen sich seine Gegner über hohe Leichenhügel der Ihrigen hinweg zum Weichen gezwungen. Grausamer, als je, hatte der Tod auf dieser Wahlstatt gewüthet, und selbst die Kanäle waren weit umher von Feindesblut geröthet. Aber auch in seinen eigenen Reihen zählte Cortez 12 Getödtete und über 60 Verwundete, so daß er es sich schmerzlich gestehen mußte, noch nie einen Sieg theurer erkauft zu haben.

Und hätte gleichwol nur dieser Sieg zu einer Entscheidung geführt! Selbst der folgende Tag erblickte mit dem abermals gewagten Ausfall nur die nämlichen mörderischen Scenen, die nämliche Niederlage des Feindes, aber auch die nämliche Unmöglichkeit, die so schwer errungenen Vortheile zu behaupten. Der Feldherr, tief erschüttert durch den Fall so mancher seiner Braven und selber durch einen Pfeilschuß an der Hand verwundet, erkante je mehr und mehr, daß er dem Andrang einer ganzen großen Nation, die für ihre edelsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, ja für ihre Götter selbst aufgestanden war, auf die Länge nicht gewachsen bleiben werde; oder wollte er diesen ungleichen Kampf sogar auch aufgeben, so mußte er es gleich schwer finden, sich in dem engen Raume, in welchen er gebant war, zu behaupten, als sich aus demselben zu befreien. Vergebens bot er seinen sonst an glücklichen Auskunftsmitteln so fruchtbaren Geist auf, ihn die Beschwörungsformel für diesen Sturm zu lehren.

Da war es der unglückliche Montezuma selbst, der ihn am frühen Morgen aufsuchte und ihm mit dem vollen Nachdruck eines wohlmeinenden Freundes zu seinem eigenen Heil die Nothwendigkeit vorstellte, sich ohne längeres Säumen diesem Bedrängniß durch Räumung der Hauptstadt zu entziehen. Cortez, plötzlich von einem lichten Gedanken ergriffen, stimte dieser Mahnung bei, wofern der Monarch seine Autorität dazu anwenden wolle, seine Unterthanen in die Schranken einer friedlichen Ruhe zurückzuweisen und Stillstand der Waffen zu gebieten. Jener zwar lehnte einen Versuch ab, dessen Erfolg ihm

Digitized by Google

selber vielleicht zweifelhaft erschien; jedoch auf wiederholtes Dringen ließ er sich endlich zu einem solchen Versprechen bewegen.

Aber schon fluthete das durch nichts mehr abzuschreckende Volk zu einer abermaligen Bestürmung der Fortaleza heran, welche, mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigt, nur noch, je länger, je kümmerlicher, gehalten werden konte. Mitten in diesem rasenden Getümmel trat nunmehr Montezuma, angethan mit seinem glänzendsten Schmuck und gefolgt von seinen mitgefangenen Ministern, auf den Zinnen der Palastmauer hervor, ins Angesicht der wildbewegten Menge, welche, durch diese unerwartete Erscheinung ihres, gleich einer Gottheit verehrten Hauptes, wie von einem elektrischen Schlage betäubt, die erhobenen Waffen ihren Händen entsinken ließ und, zur tiefsten Stille verstumt, sich in den Staub vor ihm darnieder beugte. Ruhig erhob der Fürst seine Stimme, ebensowol zum Dank für die sprechenden Beweise ihrer Liebe und Treue, als zu der Erklärung, daß er sich hier keineswegs als einen Gefangenen, sondern als den freiwilligen Gast seiner Gäste betrachte, welche eben jetzt im Begriffe ständen, seinen Hof zu verlassen, und daß er sie auf dem Wege in ihre Heimath auf keinerlei Weise gehindert wissen wolle.

Die Stille hielt an, nachdem er geendigt: allein anstatt, wie sonst, ihm blindlings zu gehorchen, löst das anfängliche Gemurmel sich allmälig auf in verworreues Geschrei und wüstes Getöse. Vorwürfe und Verwünschungen werden laut; höhnende Stimmen schelten ihn einen Verräther an der Wohlfahrt seines Volks, einen feilen Knecht der fremden Gewalträuber. Steine fliegen; ein Hagel von Pfeilen fällt nieder. Mehrfach getroffen und zum Tode verwundet, bevor die spanischen Schilde seinen Leib bedecken können, sinkt der seinem Geschick Verfallene darnieder und wälzt sich in seinem Blute. Aber eben so schnell auch, als die heillose That geschehen, verschwindet der augenblickliche Wahnsinn, in welchem sie verübt worden. Starres Entsetzen drückt noch ein Mal das Schweigen des Grabes auf jeden Mund, jedes Herz fühlt sich von der schmerzlichsten Reue ergriffen, schaudert vor der augenblicklichen Rache der Götter und flieht vor dem nur zu sehr verschuldeten Strafgericht. Schon in den nächsten Augenblicken steht der ganze weite Umkreis des Palastes verödet von jedem athmenden Wesen.

Der Verwundete war indeß in die innern Zimmer zurückgetragen worden, wo Cortez jedes in seinen Händen ruhende Mittel aufbot, ihm Hilfe zu leisten. Allein wäre auch sein Zustand einer Linderung fähig gewesen, so verschmähete doch er selbst, aus seiner ersten Betäubung zurückgekehrt, jeden Beistand, der ihm hätte werden können, riß den Verband von seinen Wunden und starb des dritten Tages, treu seinen Göttern bis zum letzten Hauch, aber unter Verwünschungen gegen ein Volk, welches ihn nur vergöttert zu haben schien, um ihn desto schmähliger in den Staub zu treten. Sein Leichnam ward den in eine tiefe unthätige Trauer versunkenen Mexikanern von Cortez durch einige entlassene Hofbediente ausgehändigt und von den Seinen unter lauter, ringsum ertönender Wehklage feierlich an der Seite seiner kaiserlichen Ahnen zur Ruhe bestattet. Auch für die eingeschlossenen Spanier waren diese Tage eine kurze Frist der Ruhe und Erholung, deren die seitherige übermenschliche Anspannung aller ihrer Kräfte nur zu sehr bedurfte.

Allein um so dringender auch trat vor Cortez widerstrebenden Geist die Nothwendigkeit, in seiner schier rettungslosen Lage, und die es durch den Verlust eines so großen Unterpfandes, als ihm Montezuma's Person gewesen, nur noch mehr geworden zu seyn schien, irgend eine nahe Entscheidung herbeizuführen. Er erfuhr gar bald, wie ganz das gegenseitige Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien sich anders gestaltet habe, nachdem die Großen sofort nach des Monarchen Tode, mit Übergehung seiner, noch in spanischer Gewalt befindlichen Söhne, den Bruder desselben, Quetlabaca (eigentlich Cuitlahuatzin), Fürsten von Itzapalapan, zu seinem Nachfolger erwählt und ausgerufen, mit welchem zugleich auch die bisher ermangelnde Einheit in die kriegerischen Operationen zurückkehrte und dadurch den Nachdruck derselben noch verstärkte. Die Einschließung des spanischen Quartiers auf allen dahin führenden Straßen ward stündlich enger und undurchdringlicher, und die große Tempelpyramide, welche im Nordosten dasselbe in unmittelbarer Nähe hoch überragte, verwandelte sich in einen drohenden Angriffsposten, von wannen der Palast in mehren Richtungen mit Schleudern und Pfeilen bestrichen werden konte, während diese Kriegswarte ebensowol durch oben zusammengehäufte Steine und Balken, als durch eine starke und erlesene Besatzung vertheidigt wurde.

Dieser Punkt mußte den Mexikanern ungesäumt und um jeden Preis entrissen werden. Juan de Escobar, an der Spitze einer tapfern Schar seiner Landsleute, erhält den Befehl, die Tempelhöhe zu besetzen. Der Angriff gelingt; schon ist die Hälfte der hinaufführenden, großen Freitreppe erstiegen, als jene vorbereiteten schweren Massen von oben donnernd herniederpoltern und nur durch schnelle Öffnung der Glieder einigermaßen vermieden werden. Aber mit der gebrochenen Ordnung ist auch der feste Zusammenhang des Andrangs gewichen, und die Spanier stehen auf dem Punkte, zurückgeworfen zu werden, als Cortez selbst, das Schild an den verwundeten Arm gebunden, herbeifliegt, die Seinen durch Zuruf und Beispiel ermuthigt und, ihnen Allen voran, das platte Dach des Tempels gewint. Gerade hier jedoch entbrent der Kampf noch glühender. Die Indianer fechten wie Helden und strömen ihr Herzblut in tödtlichen Wunden aus, oder stürzen sich lieber freiwillig über die Brüstung der schwindelnden Höhe, als daß sie schimpflich die Waffen strecken. Zwei ihrer Jünglinge von edlem Geblüt, welche sich, dem spanischen Feldherrn näher tretend, diesen feigen Anschein gegeben, ergreifen ihn plötzlich, schwingen sich auf das Geländer und würden ihn mit sich in die Tiefe herniedergerissen haben, wenn es seiner gelenken Stärke nicht dicht am Rande noch gelungen wäre, sie von sich abzuschütteln.

Endlich war hier der blutige Sieg errungen, und die Brandfackel säumte nicht, jenes unheildrohende Gebäude in Asche zu legen. Allein während dieser Vorgänge hatte sich ein nicht minder verzweifelter Kampf um die Fortaleza

Digitized by Google

her, und zumal in der Straße Tacuba, entsponnen, wo die Spanier durch die Überzahl ihrer Gegner sich in ein nicht geringes Gedränge verwickelt sahen. Um auch hier das Gleichgewicht wieder herzustellen, warf sich Cortez mit einigen Gefährten zu Roß, sah sich aber bald, verleitet durch seinen Muth, von jenen getrent und im dichsten feindlichen Gedränge befangen. Kein Rückweg mehr stand offen; aber mit schneller Besonnenheit warf er sich aus dem Gewühl in eine etwas lichtere Nebengasse und hatte nicht nur das Glück, sich selbst zu retten, sondern auch seinen bereits gefangenen und dem Opferstein entgegen geschleppten Freund Andreas Duero zu befreien. Auch seinen Truppen mußte es an diesem verhängnißvollen Tage für Gewinn gelten, den unverhinderten Rückzug in ihre Quartiere mit schwerer Blutarbeit erstritten zu haben.

Eine lichtere Aussicht schien sich ihnen zu eröffnen, als am nächsten Morgen, statt des erwarteten neuen Angriffs, Friedensboten bei Cortez erschienen, welche ihren Gebieter Quetlabaca zu Einstellung der Feindseligkeiten geneigt erklärten, wofern die Spanier sich verpflichten wollten, die Hauptstadt und das Reich ohne weiteren Verzug zu räumen. Der Feldherr, wie sehr er sich in seiner Antwort auch die Miene gab, des Kaisers Macht nicht zu fürchten, mußte dennoch dieses glimpfliche Anerbieten in seiner verzweifelten Lage überaus annehmlich finden, und um so weniger stand er an, auf eine weitere Verhandlung darüber einzugehen, mit welcher demnach der bisher von ihm gefangen gehaltene und jetzt entlassene Oberpriester des Kriegsgottes Mexitli oder Huitzilopöchtli (entstellt in Vitzliputzli) beauftragt wurde. Nur zu bald jedoch entdeckten sich jene Friedensworte als leere und trügerische Vorspiegelungen und nur dahin gemeint, Zeit zu gewinnen und die Spanier mit immer neuen Hindernissen ihres Abzugs zu umgarnen. Man erfuhr, daß die Straßen der Hauptstadt rings umher verrammelt, die Brücken abgetragen und die Dämme durchstochen würden, und allerdings mußte es den Mexikanern leichter und gefahrloser erscheinen, durch solcherlei Vorkehrungen ihre Gegner nach bald erschöpften Vorräthen auszuhungern, als noch ferner das wagliche Spiel der Waffen zu versuchen.

Diesen Plan zu vereiteln, blieb nur die schnellste Entfernung übrig, bevor noch jene verderbliche Anstalten zur vollen Reife gediehen. In diesem Beschlusse waren alle Häupter des von Cortez berufenen Kriegsrathes einig; aber schwieriger war die Frage, ob man sich bei hellem Tage durchschlagen, oder dazu die schützende Hülle der Nacht benutzen solle. Beides bot seine Vortheile, wie seine Unbequemlichkeiten dar, bis sich endlich Cortez mit der Mehrheit für das letztere absonderlich aus dem Grunde entschied, weil sich von dem mehr erprobten Nationalaberglauben des Feindes hoffen ließ, er werde sich scheuen, einen solchen Nachtmarsch zu beunruhigen. Aber auch der spanische Aberglaube neigte sich für diese Wahl, da der Astrolog Botello die Stellung der Gestirne in der nächsten Nacht als Glück verkündigend gepriesen.

Diesem gemäß wurden nunmehr die eiligen Anordnungen zu einem so verhängnißvollen Unternehmen getroffen. Eine Vorhut, gebildet aus der gesamten Reuterei, 200 Köpfen spanischen Fußvolks und einem ausgewählten Trupp von Tlascalanern, sollte unter den Befehlen von Sandoval, Ordaz, Azevedo und einigen andern dem Heere die Bahn brechen, in ihrem Gefolge eine schnell zusammengezimmerte, tragbare Brücke, die bestimt war, über die etwanigen Durchstiche der Dämme, auf die man stoßen würde, geworfen zu werden. Cortez selbst führte das Mitteltreffen, zum Geleit der Geschütze, des allernöthigsten Gepäckes, der mit davongeführten Familie Montezuma's und mehrer mexikanischen Großen. Zunächst um seine Person hielt er überdem unter dem Gebot Olids und Alfonso's d'Avila einen Trupp von 100 seiner bewährtesten Krieger eng beisammen, um überall hin, wo es Noth thäte, eine wirksame Unterstützung zu tragen. Den schwierigsten Posten, die Nachhut, mehre hundert Spanier stark, vertraute er der Unerschrockenheit Alvarado's und Juans Velasquez de Leon. Von dem aufgehäuften Schatze ward nur des Königs Antheil der Rettung und Verpackung auf einige verwundete Gäule werth befunden, der gesamte Rest aber den Soldaten, auf ihr ungestümes Verlangen, preisgegeben.

Unter solchen Vorbereitungen brach (1. Juli 1520) unter dem Schutz eines dichten Regengewölkes, die merkwürdige Nacht heran, welche noch heute in jenem Lande selbst unter dem Namen „der Nacht der Trübsal" (la noche triste) unvergessen geblieben. Der Zug setzte sich still und geheimnißvoll in Bewegung durch die Straße Tlacopan und in der vom Feinde am wenigsten zu errathenden Richtung nordwestlich auf Tacuba, wo zugleich der zu überschreitende Damm in seiner Ausdehnung der kürzeste von allen war. Zwar erreichten die Spanier den Anfang dieses Engpasses wider ihr Verhoffen unangefochten; hatten sie aber gewähnt, daß die Mexikaner diesen von der Seeküste am meisten abgewandten Ausweg vernachlässigt haben würden, so sahen sie sich gleichwol betrogen. Denn sofort im Anbeginn stoßen sie auf den klaffenden Schlund einer abgetragenen Brücke; aber die im Vorrath mitgeführte wird hinübergespant, und glücklich dient sie dem Vortrab zum Übergange. Auch das Hauptcorps ist bereits in der Nachfolge begriffen, als urplötzlich von allen Seiten her der tausendstimmige Schlachtruf des Feindes erdröhnt und ein Hagel von Wurfgeschossen gegen die dichtgedrängten spanischen Reihen losbricht. Zu beiden Seiten wimmelt der See von Canots, angefüllt mit Bewaffneten, die sich wetteifernd ihren abziehenden Gegnern in die offnen Flanken werfen.

Nur zu sorgfältig hatten die Indianer jede Bewegung derselben gehütet, als daß ihnen ihre Absicht hätte entgehen können, und mit nicht minderer Anstrengung, aber glücklicher, waren sie bemüht gewesen, jener Flucht ein sicheres Mislingen zu bereiten. Ruhig ließen sie daher die größere Halbschied der Abziehenden sich auf dem schmalen Damme einklemmen, um dann gleichzeitig die beiden Ufer desselben zu bestürmen, von hinten aber über den schwächeren Nachzug herzufallen. Nie konte ein Gefecht unter nachtheiligeren Umständen angenommen und unterhalten werden; denn hätte die Dunkelheit und das dichte Gedränge nicht ohnehin schon jede freie taktische Bewe-

Digitized by Google

gung und den Zusammenhang derselben vernichtet und den Gebrauch der Feuerwaffen unwirksam gemacht, so war doch der Andrang der feindlichen Massen so ungestüm, ihre Kampfbegierde so voll Ausdauer und ihre Todesverachtung so kühn, daß die spanischen Schwerter und Piken bald nicht mehr hinreichend schieuen, sich einen weiteren Weg zu bahnen oder auch nur den erkämpften Boden zu behaupten.

Gleichwol hatte man sich endlich nach einer zweiten Dammöffnung mühsam durchgerungen, wo es abermals der tragbaren Brücke bedurft hätte. Allein wäre diese auch durch den verwirrten Menschenknäuel längs des Dammes fortzuschaffen gewesen, so mußte man doch um so mehr auf ihren ferneren Gebrauch verzichten, da sich's mit Schrecken ergab, daß ihre Stützpfähle, nachdem sie das Gewicht der darüber weggeschrittenen Reuterei und Kanonen empfunden, viel zu tief und fest in den Schlamm des Seebodens eingedrungen waren, um noch ferner von der Stelle bewegt zu werden. Auch ward sie von den Mexikanern zerstört, bevor der Nachzug noch völlig hinüber gedrungen war, und hier nun insonderheit riß eine Verwirrung ein, welche alle Waffengattungen und Freund und Feind bunt durcheinander mischte. Blut floß von allen Seiten, und was der Niedermetzelung entging, hatte das noch entsetzlichere Loos der Gefangenschaft. Eines wie das Andere traf zumeist die Habsüchtigen, welche sich zum Übermaß mit dem preisgegebenen Golde belastet hatten und darunter früh erlagen. Botello, der Astrolog, war, im Widerspruch mit seinen Orakeln, unter den ersten, welche fielen. Aber unweit schmerzlicher war dem Heere die Einbuße solcher Helden, wie Juan Velasquez, Francisco de Morla, Salcedo und mancher andern, die hier rühmlich unterlagen. Selbst Alvarado würde, nachdem er das Pferd unter dem Leibe verloren, und rings vom Feinde umzingelt, ihr Schicksal getheilt haben, wenn er nicht mit riesiger Kraft auf seine Lanze gestützt den verzweifelten Sprung über die ansehnlich weite Dammöffnung gewagt hätte, der ihn wieder zu den Seinigen führte. Noch heute bewahrt der Name „Salto de Alvarado," welchen Platz und Brücke führen, das Andenken an diese, zwar oft bezweifelte, aber dennoch hinlänglich bewährte, eines homerischen Helden würdige That.

Inzwischen stand Cortez, der sich an die Spitze des Vortrabs gesetzt, bereits am zweiten Graben und setzte hier den erbitterten Kampf so lange fort, bis dessen Tiefe sich mit den Leichen der Erschlagenen füllte und ihm gestattete, über dieselben hinweg, wie auf festem Boden, zu schreiten. Ein dritter Durchstich bot mindere Schwierigkeit des Übergangs dar, da sich derselbe zur Noth durchwaten ließ, und so gelang es denn endlich, das Ende des Dammes zu erreichen, ohne daß dieser Ausgang, wie er leicht gekont, von feindlichen Truppen gesperrt befunden worden wäre. Was dem Feldherrn hatte folgen können, ward hier von ihm gesammelt und geordnet, allein noch befand sich der bei weitem größte Theil der Seinen mitten auf dem Damme im mörderischen Haudgemenge mit dem verfolgenden Feinde, ein Anblick, der Cortez seiner eigenen Rettung vergessen ließ, um ihn augenblicklich wieder zurück in das verlassene Gewühl zu stürzen. Ihnen abermals mit seinem Schwerte vorankämpfend, öffnet und bahnt er ihnen einen Weg aus jenem Chaos, läßt das schwere Geschütz, welches nicht weiter fortzubringen ist, ins Wasser versenken und entreißt noch hie und da dem nachdringenden Feinde ein schon ergriffenes Schlachtopfer des schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli, während er so manche Andere, mit erseufzender Sele zu dieser Abwürgung hinweggeführt sehen muß.

Der anbrechende Tag fand endlich die Trümmer des spanischen Heerhaufens am äußern Ufer des Sees, wo sie bei der Stadt Tacuba sich vereinigten, aber nun auch erst im Stande waren, ihre ganze schreckliche Einbuße zu überschauen. Neben so vielen der geachtetsten Anführer fehlten gegen 500 Spanier und mehr als 1000 Tlascalaner, todt oder gefangen, in den stark gelichteten Reihen. Was sich gerettet hatte, war mehrentheils nicht ohne Wunden. Sämtliches Geschütz nebst Schießbedarf, das Gepäck, der größte Theil des Schatzes und die mitgeführten mexikanischen Gefangenen gingen verloren. Die Entronnenen, die sich hier wie durch ein Wunder wieder zusammenfanden, fühlten ihren Muth gebrochen und sahen einer noch schwärzeren Zukunft entgegen. Cortez selbst, sie überzählend und die Mehrzahl seiner Getreuen vermissend, vermochte nicht, sich der Thränen zu erwehren. Wie aber mußte nächstdem der Untergang aller seiner stolzen Hoffnungen — das nur zu gewisse Ergebniß dieser Leidensnacht! — seine starke Sele bestürmen!

Allein in eben dieser fand er auch die Thatkraft, sich großherzig über sein Mißgeschick zu erheben. Allem Andern ging die Sorge vor, das geschwächte und entblößte Heer so schnell als möglich aus seinem gegenwärtigen Bedrängniß zu reißen und Tlascala, den nächsten befreundetsten Punkt, wo sich ihm wieder einige Hilfsmittel darbieten, zu erreichen. Freilich mußten dazu zuvörderst die großen Seen von Tenochtitlan umzogen und mehre Tagesmärsche durch ein feindlich aufgeregtes Land und auf rauhen Gebirgswegen zurückgelegt werden. Die ganze bewaffnete Bevölkerung der Hauptstadt, durch ihre so eben errungenen Siege ermuthigt, mußte ihn entweder auf der Ferse verfolgen, oder ihm vorancilen und die Bergpässe verlegen, und als noch furchtbarerer Feind drohte der Hunger, der nirgend eine Befriedigung hoffen ließ.

Indeß durfte, allen diesen Gefahren zum Trotz, der Aufbruch keinen Augenblick verzögert werden. Die Tlascalaner, des Weges am kundigsten, bildeten, von Ordaz befehligt, die Spitze des Zuges, welchen die Spanier in möglichst weiter Ausdehnung unter Cortez eigner Anführung schlossen und deckten, während die Reuterei samt den wenigen Büchsenschützen die Flanken gegen die unaufhörlichen Angriffe des von allen Seiten sich zeigenden Feindes zu hüten suchten. Dennoch würden die ermattenden Truppen diesen sich stündlich mehrenden Neckereien endlich erlegen seyn, hätte sich ihnen nicht gegen Abend eine zur Vertheidigung wohlgelegene Tempelhöhe und im Bereich derselben (was nicht minder dringend war) ein Vorrath von Lebensmitteln dargestellt, um für die Nacht ebensowol Schutz als Nahrung zu gewinnen.

Unter ähnlichem Mühsal, stets mit der geschwunge-

Digitized by Google

nen Waffe in der Hand, allen Naturhindernissen Trotz bietend und zu ihrer kümmerlichen Sättigung auf die grünen Maisstengel des Feldes oder auf unschmackhafte Wurzeln angewiesen, beharrten sie dennoch fünf Tage hindurch im steten Fortrücken, fast allein nur noch gestützt durch den unbeugsamen Muth ihres Führers, der, indem er jedes Ungemach mit ihnen theilte, ihnen immer ein heitres Gesicht und eine nicht ferne, glücklichere Zukunft zeigte. So hatten sie am sechsten Tage die Bergspitze, von wannen die Straße nach Tlascala durch das Thal von Otumba herniedersteigt, und wo endlich ihr Zug gesicherter zu seyn verhieß, vor sich im Gesichte, als voran entsandte Reisige die Meldung brachten, daß ein unermeßliches feindliches Heer das ganze Thal erfülle. So war denn die geheime Befürchtung des Feldherrn, sich in diesem Passe den Durchgang versperrt zu sehen, nur zu genau in Erfüllung gegangen! Cortez staunte; aber er wankte nicht! Hier galt es mehr als jemals, Sieg oder Tod! und seine Krieger in eine dichte Colonne zusammen ordnend, deren beide Endspitzen die Reisigen deckten, warf er sich unverzagt von der Anhöhe herab in das dickste Gewimmel der erstaunten Gegner, durchbrach ihre Massen und arbeitete sich unter anhaltendem Gemetzel den Engpaß entlang, ohne gleichwol hoffen zu dürfen, daß es der immer steigenden Erschöpfung der Seinigen gelingen werde, sich freie Bahn zu brechen. Schon stand der Kampf auf der mislichsten Wage, als Cortez in nicht zu weiter Ferne den mexikanischen Oberfeldherrn auf seinem Tragsessel und mit dem hochverehrten Heiligthum der Nation, dem goldenen Reichspanier in den Händen, hervorragend erblickte. Es entging ihm nicht, daß an die Eroberung dieses Kleinods das Schicksal des Tages geknüpft seyn werde, und schnell sammelte er seine Paladine Olid, Sandoval, Alvarado, Avila und wer sonst noch eines tüchtigen Gaules mächtig geblieben, dicht um sich her, und mit der vereinigten Kraft ihrer eingelegten Lanzen gegen jenes Palladium ansprengend, warfen sie mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich nieder, erreichten und stürzten den Bannerträger von seinem Sessel, und Juan de Salamanka ist der Glückliche, der dem Niedergeworfenen das goldene flatternde Netz entreißt, um es seinem Feldherrn als Siegestrophäe zu überreichen.

Gleich einem Zauberschlage wirkt das plötzliche Verschwinden ihres geheiligten Paniers auf die gesamte mexikanische Heeresmacht, alle übrigen Fahnen senken sich, jeder Widerstand hat ein Ende, ein jäher Schrecken hat jede Faust gelähmt, und in wilder verwirrter Flucht sucht alles bis auf den letzten Mann sich in die Gebirge zu retten. Die über ihren eigenen Sieg erstaunten Spanier waren unbedingte Meister des Schlachtfeldes und einer auf demselben zurückgebliebenen, reichen Beute; aber noch bei weitem höher galt ihnen der freigewordene Weg nach Tlascala und die Gewißheit, den alten Glauben an ihre Unüberwindlichkeit zurückerobert und den Feind für lange Zeit entmuthigt zu haben. Schon des nächsten Tages standen sie wieder auf befreundetem Boden; aber nur 420 dieser Helden samt nicht mehr als 16 Reutern, hielten demnächst ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt ihrer unveränderlich treuen Bundesgenossen. Diese kaum erwartete Gesinnung zeigte sich in der hilfsbereiten Aufnahme, womit Cortez hier empfangen wurde, und die vielleicht eben so sehr als das Werk seines persönlichen, alle Gemüther bestechenden Verdienstes, als der eingewurzelten Feindseligkeit der Tlascalaner gegen das Volk von Anahuac zu betrachten war. So fanden denn die ausgehungerten Spanier hier reichliche Mundvorräthe, die Verwundeten eine sorgsame Pflege und der Feldherr selbst, den hier nach so unglaublichen geistigen und körperlichen Anstrengungen eine schwere Krankheit befiel, die unzweideutigsten Beweise einer Theilnahme, die ein Großes zu seiner Wiederherstellung beitrug.

Inzwischen arbeitete seine große Sele unablässig an dem Gedanken, nicht, seinen Entwürfen ein bescheidneres Ziel zu setzen, sondern alles, was ihm ein treuloses Glück aus den Händen gerungen, mit Wucher zurück zu gewinnen und nochmals und für immer als Sieger in Tenochtitlan einzuziehen. Allerdings ein heroischer Entschluß! Denn wenn seine ihm noch übrigen Streitkräfte vielleicht nicht viel geringer waren als bei seinem ersten Auftreten auf diesem Boden, wenn Vera Cruz, sein Waffenplatz, sich noch im besten Zustande befand, und er sich von seinen Verbündeten des kräftigsten Beistandes versichert halten durfte, so stand ihm doch nunmehr eine durch hohe Begeisterung über sich selbst emporgehobene Nation und, statt des gehaßten und mit sich selbst zerfallenen Montezuma, ein Regent von ausgezeichneter Thatkraft gegenüber. Zwar war der sanfte Quetlabaca, kaum auf den Thron erhoben, bereits wieder das Opfer einer schnell tödtenden Seuche — der durch einen Neger unter Narvaez mit eingeschleppten Menschenblattern — geworden; allein schon auch hatte eine neue Volkswahl den Neffen und Schwiegersohn Montezuma's, den edlen Guatimotzin (richtiger Quauhtemotzin) zu diesem erhabenen Posten berufen, und alsobald auch ward jede Kraft seines Reiches von ihm in Anspruch genommen, dem fremden Dränger die Wiederkehr in das Herz desselben zu wehren. Zugleich erschienen seine Abgeordneten bei dem hohen Rathe der Tlascalaner, und nur an der Festigkeit dieser Versamlung scheiterten, zu Cortez nicht geringer Zufriedenheit, die lockenden Anerbietungen zu Schutz und Trutz, denen eine umsichtigere Politik, zum Untergange eines eben so gefährlichen Freundes als Feindes, vielleicht ein minder taubes Ohr geliehen haben würde.

Allein nicht minder thätig erwies sich seinerseits der spanische Feldherr, seine Verluste zu ersetzen und sich mittelst Absendung einiger Schiffe von Narvaez Geschwader, durch neue Werbungen auf Hispaniola und Jamaika, so wie durch Herbeischaffung von frischen Pferden und anderweitigem Kriegsbedarf mit dem Fehlenden zu versehen. Seine unmittelbare Gemeinschaft mit Vera Cruz, welche durch den feindseligen Sinn der dazwischen gelegenen Tepeaken (Tepeyacac) bedroht schien, sicherte er durch Bezwingung dieses unruhigen Volksstammes und die Gründung des befestigten Zwischenpostens Segura de la Frontera. Daneben war er eifrig bemüht, seinen Truppen durch eine Reihe, wenn gleich kleiner, doch glückhafter

Digitized by Google

kriegerischer Streifereien das stolze Selbstvertrauen zurückzugeben, das in mancher rauhen Brust unter dem Gewicht so rascher Glückswechsel sich sichtbar abzustumpfen begann. Besonders zeigten sich die letzten, von Narvaez übergetretenen Verstärkungen dergestalt getäuscht in allen ihren Erwartungen und niedergebeugt durch die erlittenen Drangsale, daß sie eine förmliche Vorstellung gegen einen zweiten Zug nach Mexiko einreichten und unverzüglich nach Cuba zurückgeführt zu werden verlangten. Kaum konten sie durch die Verheißung besserer Zeiten von Cortez dahin vermocht werden, nur noch für einige Zeit unter seinen Fahnen auszudauern. Was indeß seinen Bitten und Vorstellungen fehlschlug, sollte ihm in diesem nämlichen Augenblick des Bedrängnisses durch eine nochmalige, ungehoffte Gunst des Glücks ersetzt werden.

Die unglückliche Wendung, welche die Expedition unter Narvaez genommen hatte, war noch zu neu, als daß Velasquez auf Cuba bereits von derselben hätte unterrichtet seyn können. Vielmehr beeilte sich dieser, seinem entsandten Kriegsobristen, an dessen gutem Fortgang er nicht zweifelte, neue Unterstützungen zukommen zu lassen, welche Pedro Barba auf zwei Fahrzeugen herüberführte. Diese, mit List in den Hafen von Vera Cruz gelockt und Zeugen von der wahren Gestalt der Dinge, bedachten sich nicht lange, zu Cortez überzugehen, während ein drittes Schiff, durch den Speculationsgeist einiger spanischen Kaufleute mit mancherlei willkommenen Vorräthen befrachtet, hier einen reich belohnenden Markt, die Besatzung aber ein gern gereichtes Handgeld zum Kriegsdienste fand. Endlich erschien sogar noch eine völlig fremde Ausrüstung, welche der Statthalter von Jamaika unter den Hauptleuten Camargo, Ramirez und Michael Diaz auf Entdeckungen ausgeschickt hatte, aber an den nördlicher gelegenen Küsten des großen Golfs von Mexiko so übel empfangen worden war, daß ihr, von Noth und Hunger fast aufgerieben, kaum ein anderes Heil übrig blieb, als sich zu Cortez glücklicherer Fahne zu schlagen und ihm solchergestalt 150 wehrhafte Männer samt 17 Pferden zuzuführen.

Jetzt bedachte er sich denn auch nicht länger, die unzufriedenen Soldaten des Narvaez zu entlassen, indem ihm gleichwol noch 550 Mann Fußvolk und 80 Reuter, sämtlich Kerntruppen, nebst 9 leichten, von den Schiffen entnommenen Feuerschlünden, zu Gebote blieben. Öffentlich und bestimt erklärte er seinen Vorsatz, zur Belagerung von Tenochtitlan aufzubrechen und foderte alle seine Verbündeten, zumal Tlascala, auf, ihn dabei mit ihren willig und zahlreich gestellten Hilfstruppen zu unterstützen. Sollte jedoch jenes Unternehmen mit einem des Erfolgs gewissen Nachdruck betrieben werden, so war es eine unerläßliche Maßregel, sich durch abermalige Aufstellung einer kleinen Flotte zum Meister von den Seen und eben dadurch von jenen verhängnißvollen Dämmen der Hauptstadt zu machen. Zwölf Brigantinen sollten dies bewirken; wenn aber gleich das Holz zu denselben erst in den Waldgebirgen von Tlascala gefällt, das Eisenwerk, die Masten und Betakelung von Vera Cruz entnommen und alle diese Lasten allein durch Menschenhände einen eben so weiten als beschwerlichen Weg bis an den Rand der Binnenseen geschleppt werden mußten, so erschrack doch der gewaltige Geist des Spaniers vor einem so kühnen Gedanken nicht, und er war auch so glücklich, in Martin Lopez den rechten Mann zur Ausführung desselben zu finden.

Nicht minder gab ihm der täglich fühlbarer werdende Mangel an Schießpulver zu schaffen; denn wenn man auch Gelegenheit gefunden, sich einen Vorrath von Salpeter zu verschaffen, so fehlte es doch an dem zur Fabrikation jenes Bedarfs erfoderlichen Schwefel, bis man sich der unerschöpflichen Lagerstätte desselben in dem Schlunde jenes nahen Vulkans entsann, den Ordaz unlängst mit so viel Muth erstiegen hatte. Sogleich erbot sich Montana, der Geschützaufseher, diesen glücklichen Fund nochmals aufzusuchen und zu benutzen, und auch dieser Brave hielt treulich Wort, indem er sich nach erstiegenem Gipfel tief in den Crater hinabließ, um sich des gewünschten Minerals in ausreichender Menge zu bemächtigen.

Was indeß Cortez Geist mehr denn alles mit Ungewißheit und Sorge erfüllte, war das Schicksal seiner Sendung an Kaiser Karl V. und der von demselben gehofften Sanction seiner, in deren Ermangelung zur Werthlosigkeit, wenn nicht gar zum Verbrechen gestempelten Anstrengungen. Mehr als Jahresfrist war verronnen, ohne daß seine Agenten wieder von sich hatten hören lassen. Jetzt schien es ihm von höchster Wichtigkeit, die eifrige Betreibung dieses Anliegens in Gemeinschaft mit jenen erstern Abgeordneten, in die treuen Hände von Diego de Ordaz und Alfonso de Mendoza, mittelst einer abermaligen Sendung nach Spanien, zu legen. Seine umständlichen Berichte an den Monarchen von seinen bisherigen Verrichtungen, bekräftigt durch die gleichlautenden Erklärungen der Autoritäten von Vera Cruz und Segura, erhielten zugleich ihren noch sprechenderen Nachdruck durch die für königliche Rechnung zurückgelegten und auf dem unglücklichen Rückzuge nicht ganz verlorten gegangenen Goldmassen und Kostbarkeiten.

Sechs Monate hatte Cortez bedurft, um seine Rüstungen zu dem neuen Zuge zu vollenden, der nunmehr mit frisch wieder aufblühenden Hoffnungen angetreten wurde. Tlascala hatte dazu ein Hilfsheer gestellt, das man (vielleicht mit Übertreibung) auf 60,000 Köpfe schätzte, und von welchen der Feldherr nur 10,000 unter Xicotencatl's Anführung in seine Reihen aufnahm, während die übrigen zum Bau und Transport der Flottille verwandt wurden. Der Widerstand an Verhacken und Fallgruben, oder selbst an gewaffneter Abwehr, welchen die Spanier auf ihrem Marsche fanden, war nicht von Bedeutung und wurde leicht hinweggeräumt. So ward denn die Stadt Tezcuco am östlichen Rande des gleichnamigen Sees und im Angesicht von Tenochtitlan gelegen, ohne Gefährde erreicht und von Cortez zum Waffenplatz und Schiffswerft für die vorhabende Belagerung ersehen. Nicht so leicht glückte die Besetzung von Iztapalapan, dessen noch nähere und feste Lage auf einer Insel des Sees wesentliche Vortheile versprach, obwol der Ort einer plötzlichen Überschwemmung wegen wieder verlassen werden mußte.

Digitized by Google

Die entschlossene Gegenwehr, welche die Spanier bei diesem Angriff gefunden hatten, konte sie belehren, daß Guatimotzin auf die hartnäckigste Vertheidigung seiner Hauptstadt gefaßt sey, in welche er alle waffenfähige Mannschaft aus der Umgegend zusammengezogen hatte, während die Brücken abgetragen, die Dämme mit Schanzen versehen und die Gewässer der Seen durch unzählige kleine Fahrzeuge gedeckt waren. Cortez sah sich dadurch genöthigt, in seinen Operationen ganz methodisch zu Werke zu gehen und zuvörderst eben sowol durch Unterwerfung der Plätze rings um die Seen her, als durch freundschaftliche Verbindungen mit einigen nahe gelegenen, unabhängigen Staten seinen Gegner in immer engere Grenzen zurückzudrängen, nachdem der Versuch, denselben durch eine halb drohende, halb schmeichelnde Botschaft zum Frieden einzuschüchtern, seines Zweckes verfehlt hatte.

Inzwischen waren auch die von Lopez geleiteten Arbeiten an dem Material der Flottille soweit vorgerückt, daß auf dessen Herbeiführung von Tlascala Bedacht genommen werden konte. Sandoval ging diesem großen Transport, der einen meilenlangen Zug von 8000 Lastträgern bildete, auf die Hälfte des Weges zur Bedekkung entgegen und hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß er denselben, obwol unaufhörlich von feindlichen Streifparteien umschwärmt und geneckt, wohlbehalten nach Tezcuco geleitete. Nicht minder schnell und glücklich ging hier nunmehr die Zusammenfügung von 13 Brigantinen von statten, welche, mittelst eines eigends dazu gegrabenen Canals vom Stapel gelassen wurden und in ihrer völligen Ausrüstung eine so drohende Stellung gewährten, daß darüber ein während dieser Arbeiten unternommener, aber fehlgeschlagener Versuch auf die Stadt Tacuba, dem ein hitziges, aber unentschiedenes Treffen an dem Damme gleiches Namens folgte, um so eher verschmerzt werden konte.

Eine neue und noch stärkere Ermuthigung mochte Cortez aus der Erscheinung von vier Segeln im Hafen von Vera Cruz schöpfen, welche ihm unmittelbar von Seiten der königl. Regirung zu Hispaniola eine Verstärkung von 200 Mann, 80 Pferden und mannigfachem Kriegsbedarf, unter der Anführung namhafter und kriegserfahrner Männer, zuführten. Nicht überflüssig war ihm dieser Zuwachs von Streitkräften, da die Ausfälle und Streifzüge der Belagerten ihm noch immer alle Hände voll zu ihrer Abwehr zu schaffen gaben. Er selbst gerieth bei einem dieser Gefechte, wo er sich plötzlich im Handgemenge von den Seinigen abgeschnitten, sein Pferd zusammenstürzen und sich hilflos unter der Last desselben begraben sah, in die dringendste Gefahr, von den Mexikanern lebendig ergriffen zu werden; ward aber ritterlich durch den Muth seiner sich zu ihm durchschlagenden Gefährten gerettet.

Allein nicht alle Theilnehmer an Cortez Gefahren besaßen zugleich auch den Muth oder den freudigen Willen, in denselben standhaft mit ihm auszudauern; und da sich ihrer Kurzsichtigkeit das letzte Ziel einer Unternehmung, die sie von eben soviel unerwartetem Mühsal, als raschem Glückswechsel begleitet sahen, je mehr und mehr verschloß, so schlich sich in gar manche Herzen eine Verdrossenheit und ein Unmuth, welche in Allem, was der Feldherr unternahm, und zumal in der begonnenen Belagerung der mexikanischen Hauptstadt, nur das Werk eines tolldreisten Starrsinns zu erkennen glaubte und es ihnen verleidete, sich ihm ferner zu willenlosen Werkzeugen herzuleihen. Als ein Mittelpunkt dieser stillen Unzufriedenen, die sich besonders unter den Resten von Narvaez Expedition noch immer finden ließen, warf sich Antonio de Villafagna auf, zwar nur ein Soldat von untergeordnetem Range, aber begabt mit dem kecken Geist der Intrigue und insgeheim dem Adelantado mit ganzer Sele ergeben. Angefacht und genährt von ihm, bildete sich schnell ein geheimer Bund im Heere, dessen Plan anfänglich darauf hinausging, das Heer zu verlassen und sich nach Cuba einzuschiffen. Als sich ihnen jedoch bei näherer Erwägung die Unthunlichkeit dieses Anschlags ergab, faßten sie auf der Stelle den noch kühnern, sich zuvor des Feldherrn und seiner getreuesten Anhänger durch Meuchelmord zu entledigen und einen andern Führer zu erwählen, dem Villafagna zunächst zur Seite stehen sollte. Ort, Zeit und Gelegenheit zur blutigen That waren bereits ersehen und die einzelnen Rollen unter die Verschwornen ausgetheilt, nachdem sie sämtlich eine Urkunde unterzeichnet und in die Hände ihres Hauptes niedergelegt hatten.

Bis zum Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tage blieb das Geheimniß, trotz der Menge der Theilnehmer, in tiefe Nacht verschleiert. Da aber trieb einen der Mitwissenden, der zu Cortez Veteranen gehörte, der stärkere Geist der Reue zu seinem Feldherrn, ihm die obschwebende Gefahr zu offenbaren. Dieser, wie sehr auch immer überrascht, verlor gleichwol die Besinnung nicht, sondern augenblicklich eilte er, von einigen zuverlässigen Freunden gefolgt, in Villafagna's Zelt, wo die Bestürzung des Verräthers ihm, neben dem Eingeständniß seines Verbrechens, auch die Bundesacte entriß, in welcher Cortez, mit Unwillen und Kummer, Namen las, die er hier nimmer gesucht hätte. Auf seinen Befehl büßte der Meuterer sogleich und über der Thüre seines Quartiers mit dem Strange; allein weit davon entfernt, in eine tiefere Untersuchung der Verschwörung einzugehen, welche der Schuldigen nur zu viele bloßgestellt haben würde, unterdrückte er sogar jene Namenliste mit kluger Sorgfalt und gab vor, daß Villafagna noch Zeit gefunden, ein Papier zu zerstückeln und zu verschlucken, wodurch es unmöglich geworden, den Faden der Verschwörung weiter zu verfolgen. Wenn aber auch diese Erklärung diejenigen, welche sich strafbar fühlten, für den Augenblick beruhigte, so fehlte doch viel, daß seine kluge Großmuth die Umtriebe des Misvergnügens und der Abkehr im Heere völlig verbant und ihm nicht noch manche stille Sorge bereitet hätte.

Ein ähnlicher Geist der Meuterei brach sogar, wenige Tage später, unter den tlascalanischen Bundestruppen hervor und hatte keinen Geringeren, als ihren Anführer Xicotencatl selbst, zum Urheber. Dieser eben

Digitized by Google

so kühnherzige, als helle Kopf, der die Politik und die letzten Zwecke der Spanier vielleicht richtiger, als irgend einer seiner Landsleute durchschaute, hatte schon länger an der Spitze einer kleinen Partei des Senats gestanden, welche Cortez heimlich anfeindete und die mit ihm eingegangene Verbindung misbilligte. Mochte nun auch wol noch hinzukommen, daß die Tlascalaner nach dem gewöhnlichen Loose untergeordneter Verbündeter, in den Belagerungsarbeiten zur Ungebühr angestrengt wurden; so zeigte sich doch Xicotencatl immer unverholener als misvergnügten Tadler dieser Unternehmung und sann endlich im Ernst darauf, seine Untergebenen, so viele derselben ihm folgen wollten, heimzuführen. Cortez, dem dies kein Geheimniß blieb, beschwerte sich bei dem Senat über das Misverhalten seines Truppenführers, und da jener die Bestrafung desselben ganz in seine Gewalt stellte, stand Cortez nicht an, die Verhaftung des Tlascalaners in eben dem Augenblick zu gebieten, da dieser seinen Aufbruch ins Werk zu richten gedachte. Sein Verderben vor Augen erblickend, wollte er der spanischen Wache nicht gutwillig folgen und ward nach tapferem Widerstande und mit Wunden bedeckt von derselben niedergehauen. Sein Tod erstickte jede fernere Bewegung unter seinen Landsleuten.

Noch hatte der unmittelbare Angriff auf Guatimotzins Hauptstadt nur die Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen erwartet, als diese endlich, trotz allen feindlichen Versuchen zu ihrer frühzeitigen Zerstörung (28. April 1521), unter feierlichem Gepränge vom Stapel liefen, dann vollends zugerüstet, jede mit einem Artilleriestück versehen und mit 25 Spaniern und einer Anzahl Ruderer bemannt wurden. Auch das spanische Belagerungsheer war durch allerlei Verstärkungen wiederum auf 900 Mann zu Fuß und 86 Reuter angewachsen, und außer 13 leichten Falkonets hatte man es möglich gemacht, auch 3 Geschütze von schwerem Kaliber herbeizuschaffen. Mit dieser Macht, wobei freilich auf die Unterstützung von bedeutenden indianischen Hilfsvölkern (sollten sie auch nicht die angegebene Zahl von 100,000 Mann erreicht haben) gerechnet werden mußte, entschloß sich Cortez, die Operationen zugleich von drei verschiedenen Seiten zu beginnen. Peder Alvarado ward ersehen, den Angriff ostwärts her, von Tezcuco aus, zu leiten; Sandoval befehligte an der Westseite der Seen, zu Tacuba; und südlich derselben, aus dem Punkte von Cuyoacan her, sollte Christoval de Olid den Platz bedrohen; wogegen Cortez selbst sich den gewichtigsten Theil der Bestürmung, der den Brigantinen vorbehalten war, erwählte.

Während die Landtruppen damit begannen, sich an den benanten Punkten festzusetzen und die Wasserleitung von Chapoltepec zu zerstören, wodurch der Stadt ein trinkbares Wasser zugeführt wurde, (denn die Seen selbst, zum Theil stark mit Salz geschwängert, lieferten dergleichen nicht) richtete Guatimotzin sein vornehmstes Augenmerk auf die Abwehr der Flotte, deren gefahrdrohende Stellung er wohl erkante. Allein seine Tausende von zusammengebrachten Canots vermochten nichts in ihrem Angriff auf die zwar roh gezimmerten, aber dennoch an Größe und geschickter Leitung weit überlegenen Brigantinen, welche Alles vor sich her durchbrachen, in den Grund segelten, oder durch ihr Geschütz zertrümmerten. Cortez, solchergestalt Meister der Seen, sah sich jetzt weiter nicht gehindert, den Anmarsch seiner Kolonnen längs der Dämme kräftig zu unterstützen; so daß die Verhacke derselben durchbrochen, die Durchstiche mit Faschinen ausgefüllt und leichte Laufbrücken hinüber geworfen werden konten. Es gelang, die Stadt zu erreichen, und sogar jezuweilen und auf kurze Strecken in dieselbe hineinzudringen.

Wären diese heldenmüthigen Anstrengungen, anstatt nach drei Seiten hin zersplittert zu werden, auf einem einzigen Punkt vereinigt gewesen, so möchte ihnen schwerlich etwas widerstanden haben. Jedoch zu schwach, sich auf dem gewonnenen Boden zu behaupten, sahen sich die Spanier jedesmal genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzukehren; wogegen die Belagerten die Nacht dazu benutzten, jene Bollwerke wieder herzustellen und die feindlichen Schanzen zu zerstören. Dieses fruchtlose Hin- und Herwogen der Kräfte erneuerte sich fast einen Monat hindurch im täglichen Wechsel. Wenn auch in den zahllosen Gefechten der Ausschlag sich gewöhnlich auf die Seite der Spanier lenkte, so war er doch stets mit Verlust verbunden, ohne daß man der Entscheidung näher gerückt wäre, nicht zu gedenken der gehäuften Mühseligkeiten eines solchen ununterbrochenen Kampfes, welche bald durch den Eintrit der Regenzeit noch höher gesteigert werden sollten.

Aber auch gegen ihre Flottille ermattete Guatimotzins Widerstand ebenso wenig, als seine Erfindungen, sie entweder zu vernichten, oder doch in ihrem Angriff zu hemmen. Bald verband er eine Anzahl größerer Barken zu einer schwimmenden Brücke, welche mit einer Brustwehr versehen, den Durchbruch der heransegelnden Brigantinen verhindern sollte; bald ließ er einige engere Durchfahrten heimlich mit zugespitzten Grundpfählen, die kaum den Wasserspiegel erreichten, ausfüllen, und lockte durch verstellte Flucht die feindlichen Schiffe in diese zubereiteten Fallen, deren zwei sich, hart beschädigt, nur mit Mühe, und nicht ohne den Verlust ihrer Anführer Pedro Barba und Juan Portilla wieder in Freiheit setzten. Beides hatte den Erfolg, daß Cortez jene schwimmende Brücken zum Gegenstande eines besondern Angriffs machen, seine Brigantinen aber durch ihnen zugetheilte leichte Canots unterstützen lassen mußte, um ihnen in seichterem Fahrwasser aus dem Gedränge zu helfen.

Je weiter indeß dies Alles die Belagerung in eine immer mislicher werdende Länge zog und seine Streitkräfte nutzlos erschöpfte, um so unumgänglicher auch that sich ihm die Nothwendigkeit eines Hauptsturmes dar, um endlich eine Entscheidung zu erzwingen; da zugleich auch ein letzter Versuch zur friedlichen Ausgleichung an Guatimotzins festem Felsenmuth gescheitert war, so feierlich seinerseits der spanische Feldherr auch erklärt hatte, daß er von dannen nicht weichen werde, bevor er nicht als Sieger in die Stadt eingezogen. Seiner Anordnung zufolge sollten alle drei Abtheilungen, im erneuerten, gleich-

Digitized by Google

zeitigen Angriff ihr Bestes thun, um jede Gegenwehr vor sich niederzuwerfen und in den Platz selbst vorzudringen, wo ihnen der große Marktplatz zum Punkt ihres Zusammentreffens bestimt wurde. Cortez selbst schloß sich an Olids Truppen an; und während an diesem Tage (8. Juli) alle in die Wette Wunder der Tapferkeit verrichteten, gelang es ihm und den Seinen, von Cuyoacan her, selbst den letzten Abschnit des Dammes, ungeachtet die Belagerten denselben bis zu einer Breite von 60 Fuß erweitert und jenseit mit einer starken hölzernen Brustwehr verrammelt hatten, zu überschreiten, indem er seine Canots und Brigantinen zur wirksamen Unterstützung herbei rief.

Jetzt stand ihm der Zugang in das Innere von Tenochtitlan offen, und Cortez ordnete seine Scharen, diesen errungenen Vortheil kräftigst zu verfolgen. Hinter sich, an dem Graben, ließ er Julian von Alderete mit einer Abtheilung zurück, um diesen Rückzugspunkt für jeden möglichen Fall zu hüten, zugleich aber auch die Tiefe desselben soviel in der Eile geschehen könte, auszufüllen. Sofort begann der weitere Angriff; in den Straßen und selbst von den Dächern herab, erhob sich ein wüthendes Gefecht, dessen Getöse aus immer fortschreitender Ferne das treu bleibende Glück der kühnen Bestürmer bezeichnete und so auch Alderete's Ohr erreichte. Dieser, voll brennender Kampfeslust, achtete es einem Spanier zur Schande, da, wo seine Gefährten Lorbeern ernteten, nicht gleichfalls mit dem Schwerte dreinzuschlagen; und ohne weiter des soviel wichtigeren, ihm anvertrauten Postens zu gedenken, stürzte er sich gleichfalls vorwärts in das wilde Getümmel.

Aber nicht sobald erfuhr Guatimotzin die unbedachtsame Verlassung dieses wichtigen Punktes, als er denselben auch, auf Umwegen, durch seine Rückhaltsscharen stark besetzen ließ, während Cortez durch absichtliches Zurückweichen seiner Gegner vor ihm, immer tiefer in die Stadt hineinverlockt wurde. Plötzlich aber erbrausen von dem Hauptempel herab die dumpfen Klänge der heiligen Kriegstrommel des Mexitli und wecken die fanatische Wuth ihrer gläubigen Hörer. Von allen Seiten und mit gräßlichem Geschrei sieht Cortez sich angefallen. Seine entschlossene Abwehr wird noch mörderischer durch die Wirkung seiner Feuerwaffen gegen die sich mit jedem Augenblick verdichtenden feindlichen Massen, die ihn endlich dennoch bedrängen und zwingen, sich zum wohlgeordneten Rückzuge zu entschließen. Bis zum Damme hin verliert niemand der Seinigen den Muth und die Zuversicht; als aber auch hier Alderete's Unbesonnenheit sich offenbart und jeder Rückweg vom Feinde gesperrt erscheint, da erzeugt das Andenken an jene Nacht der Trübsal und das vor Augen schwebende Bild eines ähnlichen Looses eine momentane Lähmung jeglicher Kraft. Besinnung, feste Ordnung und Gegenwehr haben ein Ende; kein Befehl, kein Zuruf des Anführers wird mehr vernommen oder geachtet; alle Waffengattungen vermischen sich in bunter Verwirrung und drängen unaufhörlich der Öffnung des Dammes zu. Blindlings stürzen sie sich in die Tiefe, um sich schwimmend nach jenseits zu retten. Allein was nicht im Schlamme erstickt, wird von den Mexikanern gemetzelt, oder lebendig gepackt und fortgeschleppt. Selbst die Brigantinen gewähren nur wenigen eine Zuflucht, da der seichte Grund ihnen die unmittelbare Annäherung verbietet.

Lange hatte Cortez schier übermenschliches versucht, die Flüchtlinge aufzuhalten und den Kampf zu erneuern. Kaum gelang es ihm, einige einzelne Unglückliche aus dem Gedränge zu reißen. Allein jetzt sinkt auch sein Roß; sechs mexikanische Häuptlinge stürzen über ihn her; schon sieht er sich ergriffen und auf dem Punkte, davon geführt zu werden, als Don Franeisco Guzman, ebenso edel von Sinn, als von Geburt, sich für den Feldherrn opfert, indem er, sein Pferd verlassend, sich vor Cortez zur Brustwehr macht und diesem Luft genug verschafft, sich in den erledigten Sattel zu schwingen. Er selbst fällt unrettbar in Feindeshand; wogegen jener, obgleich mehrfach verwundet, das kaum noch gehoffte Glück genießt, sich auf eine Brigantine zu retten. Gleich ihm, waren fast alle Spanier an diesem schrecklichen Tage mit Wunden bedeckt, und 60 derselben, samt mehr als 1000 Tlascalanern, deckten das verlassene Schlachtfeld. An dem gräßlichen Todesloose des hochherzigen Guzman, so wie der übrigen Gefangenen ließ sich leider nicht zweifeln. Alderete, wie strafbar er auch erschien und reuig sich auch selbst der Todesstrafe für verfallen bekante, litt vielleicht noch schmerzlicher an dem ihm öffentlich ertheilten Verweise seines Feldherrn, der hier die Strenge der Kriegsartikel mit Vorbedacht nicht walten ließ, um das entmuthigte Heer nicht tiefer niederzuschlagen.

Ohnehin ward die Trauer desselben nur zu lebhaft genährt durch den wilden und geräuschvollen Jubel aus allen Quartieren der Stadt, der in der nächsten Nacht das barbarische Siegsfest der Mexikaner bezeichnete. Die Tempelhöhe des Kriegsgottes strahlte im hellsten Glanze; und mehre Spanier, die sich der Stadt in leichten Canots zu nähern wagten, vermeinten, neben den dunkeln Umrissen der geschäftigen Opferpriester auch die weißen Gestalten ihrer zur Abschlachtung herbeigeführten, unglücklichen Gefährten erkant zu haben. Kein Auge blieb trocken bei diesem Bericht; und wenn irgend jemals, bedurfte Cortez der vollen Kraft seiner großen Sele, um zugleich mit seinem eigenen Muthe auch die tiefe Gebeugtheit seiner Gefährten zu stützen. War nicht Alles, so war doch weit mehr, als seine heitere Miene ahnden lassen durfte, verloren. Nicht mehr an Angriff, sondern nur auf Selbsterhaltung, auf Pflege der Verwundeten, auf Herstellung der erlittenen Einbußen mußte Bedacht genommen werden; und mehr als zu hoffen stand, war schon gewonnen, wenn sich nur die engere Einschließung des Platzes fortführen ließ, um ihn vielleicht noch durch den schon einreißenden Hunger zu bezwingen.

Allein hätten sich ihrerseits die Mexikaner nicht auch bereits am nächsten Morgen zu einem kühnen, wiewol erfolglosen Ausfall gegen die spanischen Quartiere ermuthigt gefühlt; so beunruhigten sie doch Cortez Gemüth in einem ungleich höheren Grade, indem sie die blutigen

Digitized by Google

Häupter der Geopferten in alle umliegende Landschaften versandten und die dadurch bewirkte Versöhnung des bisher erzürnten Kriegsgottes verkündigen ließen, welcher nunmehr die Vertilgung dieser gottverhaßten Fremdlinge binnen einer Frist von acht Tagen verheißen habe. Dieses von den Priestern geflissentlich verbreitete Orakel fand selbst auch unter den Truppen der Verbündeten Zugang und willigen Glauben; demzufolge schon in den nächsten Tagen ihre Läger wie verödet standen. Ja, die bisher nie wankenden Tlascalaner erlagen dem gleichen Wahn so sehr, daß nur eine geringe Zahl muthigerer Seelen es wagte, bei Cortez auszuharren. Was diesen aus einer so drohenden Lage allein nur retten konte und durch seine Besonnenheit auch wirklich rettete, war der Versuch, das Orakel zu Schanden zu machen, indem er bis nach Verlauf jener acht Tage, geflissentlich jede kriegerische Bewegung einstellte und so dem großen Huitzilopochtli die Gelegenheit raubte, sein Vernichtungsurtel zu vollstrecken. Jetzt erkanten und bereueten die lauersamen Verbündeten ihre Leichtgläubigkeit und kehrten willig auf ihren Posten zurück. Andere hinwiederum, welche bisher dem Bündnisse noch nicht beigetreten gewesen, schlugen sich nun erst auf die Seite der Spanier, da sie in jener unerfüllten Drohung vielmehr eine vorsätzliche Täuschung des Gottes ahneten, welche den von ihm beschlossenen Untergang des Reiches Anahuac unvermeidlich machen solle.

Kaum waren indeß die Wunden, welche jener Tag des Schreckens gekostet hatte, einigermaßen verharscht, so schrit auch der Feldherr mit wieder gewonnener Zuversicht zur Ausführung seines neuen Angriffsplanes, zu dessen Verbesserung die seither gemachten widrigen Erfahrungen sorgfältig benutzt wurden. Im Wesentlichen zwar blieb er derselbe; allein man ging nunmehr langsamer und methodischer zu Werke, indem jeder vorwärts erkämpfte Schrit auch entschlossen behauptet werden sollte, wobei insonderheit die Bundestruppen dazu benutzt wurden, dicht hinter den spanischen Vorkämpfern die Dammbrüche auszufüllen, während die Brigantinen, welche immer noch die Seen beherrschten, die Flanken der Streiter wie der Arbeiter deckten. Auf diese Weise hatte man Hoffnung, allmälig aber festen Schrittes von allen drei Seiten zugleich in die Stadt einzudringen. Dies geschah auch wirklich, Fuß vor Fuß und Straße vor Straße, wobei freilich alle Häuser zu beiden Seiten niedergebrant oder absichtlich zertrümmert werden mußten, um sich auf ihrem Schutte zu verschanzen. Viele Tausende der Verbündeten wurden zu diesem wilden Zerstörungswerke entboten, und sie gehorchten mit Freuden, weil ihr alter Haß in dem gehofften Untergange der Stadt seine Befriedigung für unzählige, von dorther erlittene Unbilden fand. Vorzüglich aber traf jenes Loos die hochragenden Tempelpyramiden, welche vermöge ihrer Bauart, eben so viele feste Schlösser bildeten und daher, hätten sie auch nicht den Fanatismus der Belagerer aufgeregt, doch schon zur eigenen Sicherheit derselben der Erde gleich gemacht werden mußten.

Vermittelst dieser ebenso außerordentlichen als beharrlichen Anstrengungen und überall durch blutige Spuren bezeichnet, gelang es (27. Jul.) der von Alvarado befehligten Abtheilung zuerst, den großen Markt, als den verabredeten Sammelplatz, zu gewinnen und sich zugleich eines daranstoßenden Tempels zu bemächtigen. Ein gegebenes Feuerzeichen von dem Gipfel desselben belehrte die anderwärts noch im harten Kampfe begriffenen Truppen von diesem glücklichen Erfolg und ward für sie zur Auffoderung, nicht länger dahinten zu bleiben. Bald auch arbeitete sich Olid mit den Seinen, in deren Mitte sich wiederum Cortez selbst befand, dahin durch; bis endlich auch Sandoval eintraf und keine noch so tapfere Gegenwehr der Belagerten dem spanischen Schwerte mehr gewachsen blieb. Was noch fliehen konte, eilte sich zur Behauptung der kaiserl. Burg, die nun unmittelbar bedroht schien, zu vereinigen.

Zwar lagen nunmehr drei Viertel der Stadt in Asche und Trümmern und waren in der Gewalt der Sieger; allein da Guatimotzin mit dem Kern seiner Truppen in jenem letzten Asyl noch einen verzweiflungsvollen Widerstand erwarten ließ, so wollte auch Cortez von seinem bisher beobachteten Verfahren nicht abgehen, sondern suchte sich zuvörderst auf dem großen Platze von allen Seiten zu verschanzen. Um aber auch zugleich seine Gegner durch immer neue Formen des Angriffs zu schrekken, nahm er seine Zuflucht selbst zu den Zerstörungswerkzeugen einer fernen Vorzeit, indem er auf einer ummauerten Anhöhe, welche einem mexikanischen Theater zur Grundlage gedient, einen großen Katapult von den stärksten Balken gezimmert dem Palast gegenüber errichten ließ. Wenn aber gleich die kolossale Maschine aus Ungeschick des Werkmeisters nicht zu ihrer verderblichen Wirksamkeit gelangte, so reichte dennoch ihr bloßer, Unheil verkündender Anblick hin, bei den Bedroheten ein geheimes Entsetzen zu erwecken und sie für den endlichen Ausgang dieses Riesenkampfes immer besorgter zu machen.

Eben darum fanden vielleicht die abermaligen Friedensanträge, womit Cortez einen gefangenen Häuptling an seinen Gebieter entließ, wenn auch kein augenblicklices Gehör, doch Beachtung genug, um vorläufig zu einem Stillstande der Feindseligkeiten zu führen. Die hierauf angestellten Berathungen im Palaste schienen auch wirklich einen ernsthaften Charakter anzunehmen, da sie nicht nur die Absendung kaiserl. Abgeordneten zur Folge hatten, um vorläufig die von Cortez zu bewilligenden Bedingungen zu vernehmen, sondern demnächst auch Guatimotzins persönliche Erscheinung verhießen, um durch mündliche Zusage das Siegel auf den Vertrag zu drücken. Jedoch eben diese plötzliche Bereitwilligkeit konte nicht umhin, bei dem Feldherrn einigen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit derselben zu erzeugen und in gleichem Maße auch seine Vorsicht zu schärfen.

Und nicht ohne Grund war dieser Argwohn! Denn weit entfernt, daß je ein Gedanke an Unterwerfung in die Seele des großherzigen Regenten gekommen wäre, stand vielmehr sein Entschluß fest, die Hauptstadt, welche nicht länger gegen den Feind zu halten war, heimlich zu verlassen und Streitkräfte in den entfernteren Provinzen des Reichs aufzubieten. Alles lag ihm daran, hiezu Zeit zu gewinnen und den Plan seiner Flucht zu verbergen. Während

Digitized by Google

demnach die Spanier mit jenen friedlichen Anerbietungen hingehalten wurden, zog man in der Stadt Alles, was noch von Canots vorhanden war, in größter Stille zusammen, um das Wagestück an dem nämlichen Morgen, wo jene persönliche Zusammenkunft der beiden Kriegshäupter statt finden sollte, zur Ausführung zu bringen.

Cortez, jedes mögliche Ereigniß im Geiste musternd, hatte auch einen Anschlag dieser Art nicht aus der Acht gelassen und, im geprüften Vertrauen auf Sandovals Wachsamkeit, diesem den Oberbefehl der Flottille übertragen, mit der Weisung, jede Bewegung des Feindes auf den Seen streng zu hüten. Konte nun gleich an jenem Morgen (13. August) eine unter den mexikanischen Fahrzeugen sofort bemerkte Unruhe auf die bevorstehende Feierlichkeit gedeutet werden; so setzte doch Sandoval seine Brigantinen nur um so mehr in Bereitschaft und war also auch darauf versehen, als plötzlich die Canots zu einem stürmischen und mit unerhörter Erbitterung fortgesetzten Angriff gegen ihn hervorbrachen. Noch mit ihrer Abwehr beschäftigt, entging es gleichwol seinem ruhigen Scharfblick nicht, daß einige größere Fahrzeuge sich von der feindlichen Masse absonderten und, mit aller angestrengten Kraft der Ruder, quer über das Gewässer hinweg dem Lande zueilten. Sogleich erhält Garcias Holguin, der schnellste Segler der Flottille, das Signal zur Verfolgung, holt die Flüchtlinge auf einem Wasserbecken unweit der Brücke von Clerigo (oder Amaxac) ein, und ist im Begriff das vor allen ausgezeichnete, vorderste Canot in den Grund zu bohren, als augenblicklich die Ruder desselben sinken und ein thränenvolles Geschrei sich erhebt, das um Schonung für die geheiligte Person des Kaisers fleht.

Unerschrocken und mit Würde trat Guatimotzin seinem Verfolger entgegen, sich ihm zum Gefangenen zu ergeben, aber auch, um eine geziemende Behandlung für seine mit ihm an dem nämlichen Borde befindliche Familie zu fodern. Zugleich hatte beim vernichtenden Anblick dieser verhängnißvollen Katastrophe, jeder fernere Kampf seiner Getreuen ein Ende; und der nämliche Erfolg fand gleichzeitig auch auf dem Lande statt, wo die Besatzung der Kaiserburg die Spanier durch einen ebenmäßigen Ausfall zu beschäftigen bemüht gewesen. Holguin seinerseits hatte geeilt, seine kostbare Beute dem Feldherrn am Ufer vorzuführen. Cortez empfing den erlauchten Gefangenen mit Achtung und zutraulichem Anstande. Eine Pause tiefen Schweigens erfolgte; dann berührte der junge Mann den Dolch, welchen der Spanier im Gürtel trug, und rief schmerzlich: „Tödte mich! denn nachdem ich Alles versucht, was ich mir und meinem Volk schuldig war, bleibt mir nur der Wunsch übrig, zu sterben.“ — Cortez, nicht ohne Rührung, sprach zu seiner Beruhigung und gebot, den Fürsten seinem Range gemäß zu behandeln.

Noch an dem nämlichen Tage (dem 75sten der eigentlichen Belagerung) rückten die Spanier über Trümmer und Hügel von Erschlagenen, die einen verpestenden Geruch verbreiteten, in die nunmehr widerstandlos gewordenen feindlichen Quartiere ein, die der Soldateska zur Plünderung preisgegeben wurden. Die Todten warf man in die Kanäle und zündete in allen Straßen große Feuer an, um die verdorbene Luft zu reinigen. Von den vorgefundenen, noch überbliebenen Einwohnern ward, was die Waffen getragen hatte, durch Brandmark zu Sklaven gestempelt und zu öffentlichen Arbeiten aufbehalten; während der anderweitige wehrlose Troß die Vergünstigung erhielt, einen Ort zu verlassen, der wie einst Troja oder Carthago einer förmlichen Zerstörung geweiht worden. Ohnehin bot derselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt selbst für die auf seinen Ruinen lagernden Truppen keinen angemessenen Aufenhalt mehr dar; weshalb Cortez auch, nachdem alle Punkte zu Land und See durch Olid und Alvarado militairisch gesichert worden, sich schon am vierten Tage nach der Eroberung mit Olids Mannschaften an den südlichen Rand der Gewässer, nach Coyohuacan zurückzog, — einen Ort, für welchen er auch in der Folge eine bleibende Vorliebe zeigte, und wo er die nächsten vier oder fünf Monate verweilte. Gleichzeitig wurden auch die Bundestruppen mit Beute beladen und in der besten Stimmung in ihre Heimath entlassen.

Die Spanier, stolz auf ihre Thaten und siegestrunken von dem glorreichen Ausgange des großen Kampfes, rechneten im ersten freudigen Taumel, weniger mit dem ab, was ihr Triumph sie gekostet, noch um was er sie reicher gemacht. Doch mit der wiederkehrenden ruhigeren Überlegung begannen sie auch, den einen Preis gegen den andern sorgsamer abzuwägen. Man hatte in der eroberten Hauptstadt unermeßliche Reichthümer vorzufinden geglaubt, und war ebenso erstaunt als unzufrieden, da sich der Gesamtbetrag der zu vertheilenden Beute auf nicht mehr als 868,000 Pesos belief, und also der Antheil des einzelnen nicht einmal den Werth jener früheren Theilung erreichte. Viele wiesen ihre Quote mit Verachtung zurück; aber eine fast allgemeine Stimme beschuldigte, wenn auch nicht geradezu den Feldherrn und seine nächsten Umgebungen einer betrüglichen Unterschlagung, doch um soviel mehr den gefangenen Monarchen einer böswilligen Verheimlichung seiner Schätze. Julian de Alderete, Schatzmeister der Krone, drang vor allen auf die Offenbarung der soviel besprochenen, unermeßlichen Kostbarkeiten, welche Montezuma besessen; und mit jedem Augenblick reifte der Samen einer furchtbaren und allgemeinen Empörung.

Es steht kaum zu bezweifeln, daß Cortez kein Mittel unversucht gelassen, diesen von blinder Habgier aufgeregten Sturm zu besänftigen; und daß er es nicht vermocht habe, bleibt am Ende wol die einzige, obgleich ungenügende Entschuldigung der Partie, die er ergriff oder die ihm vielleicht abgedrungen wurde; denn um einen großen Charakter von dem schändenden Makel zu retten, womit die hienächst zu berichtende That ihn zeichnet, wird man doch lieber eine bedrängende Nothwendigkeit, als eine freiwillige Verirrung voraussetzen dürfen.

Von Guatimotzin foderte das Heer den Ersatz für seine getäuschten Hoffnungen; und Guatimotzin, der Ge-

Digitized by Google

fangene, der unter die Obhut von des Feldherrn Ehre gestellt worden, ward, preisgegeben der barbarischen Willkür des Heeres, zu dem Geständniß, wohin er jene Schätze verborgen, oder an welcher Stelle des Sees, wie ein Gerücht umlief, versenkt habe, aufgefodert, indem man seine in Öl getauchten Füße an einem Feuer langsam braten ließ. Unbewegt und schweigend ertrug der über sein Schicksal erhabene Fürst diese Folter, während sein vertrautester Minister, der ein gleiches an seiner Seite erlitt, der Marter zu erliegen drohte. „Liege ich denn hier auf Rosen?" strafte sein Herr ihn mit verweisendem Blick; und des treuen Dieners Mund blieb versiegelt. Nur Cortez zu späte Dazwischenkunft konte dieser empörenden Scene endlich ein Ziel setzen.

Noch war der Conquistador (denn mit diesem Namen begann man jetzt den glücklichen Eroberer und seine kriegerischen Gehilfen zu bezeichnen) damit beschäftigt, sich der Unterwürfigkeit der nahen und fernen Provinzen, die das Reich Anahuac bildeten, und die sich allesamt unter das bluttriefende Schwert des Siegers beugten, zu versichern; als ihm endlich, wiewol in sehr unerwarteter Weise, die erste Zeitung von dem Erfolg seiner wiederholten Sendungen nach Spanien von dorther zukam. Montejo mit seinen Gefährten war (im October 1519) zu Sevilla, dem Sitz des hohen Raths für die indischen Angelegenheiten, angelangt, unterlag hier aber alsbald dem vorgeltenden Einfluß der Agenten des Statthalters von Cuba, und erhielt nur mit Mühe die Vergünstigung, sich im Geleit des von ihnen aufgesuchten und über die Thaten seines Sohnes hocherstaunten Martin Cortez, nach Tordesillas, an das damalige Hoflager Karls V. zu begeben. Die wunderbaren Berichte nebst den mitgeführten sprechenden Beweisen derselben, welche sie diesem Monarchen vorzulegen hatten, verfehlten auch so wenig, sein besonderes Interesse zu erregen, daß er dieser glücklichen Entdeckungen wegen sogar ein feierliches Dankfest anordnete. Gedrängt aber, schnell nach seinen teutschen Staten abzugehen, überließ er die Untersuchung der streitigen Ansprüche zwischen Velasquez und Cortez seinem Principalminister, dem Cardinal Hadrian; dieser aber überwies sie dem Rath von Indien, wo sie außer der herkömlichen Verzögerung, noch überdem an Fonseca, dem Bischof von Burgos, den wir bereits als Verwandten und Gönner des Adelantado kennen, einen allerdings nur zu parteiischen Schiedsrichter fand, der es wenigens zu bewirken wußte, daß die Entscheidung der Sache bis zu des Kaisers Rückkehr ausgesetzt bliebe; und die nächste Folge dieses Stillstands war, daß Cortez, so wie ohne Antwort, so auch ohne Unterstützung gelassen worden.

In dieser nämlichen Zwischenzeit aber ging der Bischof in seinem entschiedenen Übelwollen gegen Cortez und im Misbrauch seiner geltenden Stellung, noch zu einem Gewaltstreich über, denjenigen nicht unähnlich, welchen von dieser nämlichen Hand geschleudert, vormals auch der große Colombo wiederholt unterlegen war. Christoval de Tapia, abgeschickt und bevollmächtigt durch den Rath von Indien, landete zu Vera Cruz und stellte sich, wie ganz anders er auch die Umstände auf diesem Boden finden mochte, als er sie sich geträumt haben mochte, dem Feldherrn dar, als beauftragt, ihn aller seiner angemaßten Gewalt zu entkleiden und als überwiesenen Statsverbrecher gegen ihn zu verfahren. Hätte aber auch ein solches Geschäft im Angesichte eines schlagfertigen und in Cortez Schuld mit verwickelten Heeres nicht schon an sich selbst sein großes Bedenken gehabt; so war doch warlich Tapia der Mann nicht, sich dessen mit Geschick und Kraft zu entledigen. Zwar ließ es Cortez in schneller und richtiger Abwägung seines Gegners an keinerlei Versicherungen seiner Ehrfurcht gegen die königlichen Anordnungen fehlen; allein er wußte zugleich auch den unerwünschten Überbringer derselben seine bereits befestigte Autorität so merklich fühlen zu lassen, ihn mit so verwirrenden Formen zu umspinnen und daneben auf alle seine Leidenschaften und Schwächen so gebieterisch einzuwirken, daß Tapia es gar bald für das rathsamste erachtete, ihm unverrichteter Dinge das Feld zu räumen.

War demnach die Absendung Montejo's nach Spanien, trotz seiner wohlgetroffenen Einleitung, von einer ganz entgegengesetzten Wirkung gewesen, und stand es ebensowol dahin, ob seine später abgefertigten Boten, Ordaz und Mendoza, in ihren Bemühungen glücklicher seyn würden; so ermüdete Cortez dennoch nicht, gewarnt durch das nur eben erst mit Mühe abgewandte Ungewitter, sich bei seinem Monarchen durch eine 3te Mission ein nochmaliges unmittelbares Gehör zu verschaffen. Alfonso d'Avila und Antonio de Guinones, seine zuverlässigen Freunde, übernahmen es, dem Kaiser seinen ferneren Bericht von der glücklich vollendeten Bezwingung des mexikanischen Reichs zu überbringen und, als Vergeltung eines so ausgezeichneten Dienstes, die Übertragung der Statthalterschaft über diese Länder für ihn zu erbitten. Der königliche Antheil an der Beute von Tenochtitlan samt einer Menge der kostbarsten Erzeugnisse jenes Bodens, war diesem Ansuchen beigefügt.

Allein auch über diesem neuen Versuche schien anfangs ein ungünstiges Gestirn zu walten. D'Avila's Gefährte starb während der Überfahrt; er selbst fiel bei den Azoren in die Hände eines französischen Freibeuters, der ihn nach Frankreich führte, wo jedoch König Franz I. den Edelmuth bewies, ihn zur Fortsetzung seiner Reise freizugeben. Bei dem endlichen Auftreten dieses Unterhändlers in Spanien, wohin auch der Kaiser gleichzeitig zurückgekehrt war, trafen überall die Verkündigungen von den nahe ans Fabelhafte grenzenden Fortschritten des Conquistadors zu innig mit der Bewunderung und dem Stolze jeder kastilischen Brust zusammen, als daß auch sein Souverain sich einem gleichen Gefühl und einer gerechten Würdigung seiner Verdienste hätte verschließen können. Eine besondere Commission zur Ausgleichung des Haders zwischen ihm und Velasquez ward niedergesetzt, welche nunmehr die Ansprüche des Adelantado auf die Statthalterschaft des Reiches Mexiko für unstatthaft, dagegen aber Cortez für verbunden erklärte, jenem den

Digitized by Google

vollen Betrag der auf diese Unternehmung verwandten Kosten zu erstatten; — eine Entscheidung, welche mit der Vereitelung aller seiner bisher genährten Hoffnungen, den Ehrgeiz und Rachedurst seines Gegners dergestalt verletzte, daß bald auch der Gram das Leben desselben endigte.

Eine unmittelbare Folge jenes oberrichterlichen Anerkenntnisses der ungemeinen Dienste, welche Cortez der Krone geleistet, war nunmehr auch die Ausfertigung eines kaiserlichen Gnadenbriefs an denselben, welcher ebensowol Karls volle und dankbare Zufriedenheit mit seiner großen Unternehmung ausdrückte, als ihn mittelst eines beigefügten Diploms, sowie zum Oberbefehl der Kriegsmacht, so auch der Civilverwaltung auf dem ganzen von ihm eroberten Boden berechtigte. Sein so ruhmvoll beendigtes Werk zu behaupten und diese neue Colonie von unermeßlichem Umfang dem Mutterlande nutzbar zu machen, ward ihm zugleich von dorther die kräftigste Unterstützung in naher Zusendung von Truppen und Bedürfnissen jeder Art zugesichert.

Bis jedoch seine Agenten mit diesen für ihn ausgewirkten Gnadenbezeigungen in Neuspanien anlangten, hatte Cortez nicht gefeiert, mit weisem Bedacht alle Anordnungen zu treffen, welche sein neuer ausgezeichneter Standpunkt erfoderte. Zunächst hatte er die ungenügsamen und oft sich durchkreuzenden Ansprüche seiner Gehilfen jedes Ranges zu befriedigen, welche ungestüm ihm den Lohn ihrer Thaten abfoderten, und deren Trotz oder Hinterlist zu wiederholten Malen sein Leben bedrohte. Nicht nur die Conquistadores, sondern auch die Rechtsmänner und Mönche von seiner Begleitung, verlangten und erhielten auf der erkämpften Erde als Lehnsleute der Krone oder zur todten Hand im Namen der Kirche größere oder geringere Landbezirke, zusamt der darauf befindlichen Bevölkerung, zum Eigenthum, dessen Anbau fortan ihre friedliche Beschäftigung ausmachen sollte. Nicht alle diese Männer waren blos rauhe Kriegsdegen, sondern vertauschten zum Theil für den Rest ihrer Tage nicht ungern Helm und Schwert mit den Werkzeugen des Ackerbaues, indem sie zugleich die ausgebildetere, europäische Bodencultur auf diese dankbaren Länderstrecken übertrugen; während andere den noch schnellern Gewinn und die noch lockendere Ausbeute der reichen Erzgruben suchten. Leider aber ging Hand in Hand mit diesen Einrichtungen, auch das traurige und für die Freiheit und Wohlfahrt der Ureinwohner so unheilschwangere System der Encomiendas (vergl. diesen Art.) von den Inseln der neuen Welt auch auf diesen Continent über, fesselte den Indianer an seine Scholle und stellte alle Früchte seines Fleißes in die Willkür seiner neuen und nicht immer menschlich fühlenden Treiber.

Schmerzlich, jedoch ohne offnes Widerstreben schmiegten sich die Besiegten unter das Joch, welches der strenge, aber hier gleichwol mit seinen besseren Absichten und Wünschen im Widerstreit befangene Feldherr ihnen aufzuerlegen nicht umhin konte. Nur wo nicht selten bei der gesetzlosen Verpflanzung in andre Himmelsstriche, bei der Sklavenarbeit in den Bergwerken und im gezwungenen Gefolge der Heeresmärsche ihre Ketten mit zu erdrückendem Gewicht auf ihnen lasteten, geboten äußerster Nothdrang und wiedererwachendes Selbstgefühl bald hier, bald dort den verzweifelten Versuch einer gewaffneten Auflehnung; allein mit verstärkter Grausamkeit eilten dann die Spanier, eine jede solche Anstrengung, die in ihren Augen als frevelhafte Empörung galt, zu vereiteln und zu bestrafen. Andrerseits, während der mönchische Religionseifer es sich zur Aufgabe machte, mit dem blutigen Götzendienst des Landes auf nicht minder blutigem Wege auch die verhaßte und fanatische Priesterkaste (Teopixtli) von der Erde zu vertilgen, konte auch der tief zurückgesetzte mexikanische Adel die Einbuße seiner früheren Geltung und Bevorrechtungen zu wenig vergessen, um nicht mit jenen im stillen Bunde durch wiederholte, abee stets vergebliche Zusammenrottungen den Argwohn und die weitgetriebenste Ahndung seiner neuen Verdränger zu reizen. In solcher Erbitterung opferte, nicht ohne Cortez Beistimmung, Alvarado mehre Hundert solcher Edlen in der Provinz Panuco einem schmählichen Feuertode. Ja, auf einen ähnlichen, aber nicht einmal erwiesenen Verdacht, vermochte der gefangen aufbewahrte Guatimozin selbst einem barbarischen Henkerstode, mitten auf den Gassen seiner ehemaligen Hauptstadt, nicht zu entgehen, wo der Unglückliche zusamt den, gleicher empöreriſchen Umtriebe angeschuldigten Fürsten von Alcohuacan (Tezcuco) und von Tlacopan (Tacuba) an einem Baume aufgeknüpft ward, und zwar an den Füßen, um ihre Qualen zu verlängern.

Die Regirung des Landes hielt sich, bis darüber die höheren Bestimmungen aus Spanien eingehen würden, genau in der Weise und den Formen, wie sie seither in den Niederlassungen auf den Antillen beobachtet worden; und so wie ein unzählbares Heer von armen Glücksrittern, welche fortan und in ununterbrochener Folge aus dem Mutterlande herüber strömten, um sich hier auf das schnellste zu bereichern, blieb auch ein Schwarm von hungrigen Beamten nicht aus, um sich in die verschiedenen einträglichen Zweige der Stats- und bürgerlichen Verwaltung zu theilen. Ebenso wenig auch blieben Missionarien und Mönche aller Farben zurück, um im Guten oder Bösen Neubekehrte zu werden und das Land mit Kirchen und Klöstern zu überdecken. Für alle diese neuen Anstalten aber bedurfte die Regirung eines wohlgelegenen Mittelpunktes, um schnell und kräftig nach allen Seiten hin zu wirken. In eben dem Maße nun ward auch die Vernichtung der alten Hauptstadt des Reichs lebhaft empfunden; und Cortez ließ es darum eine seiner ersten und angelegensten Sorgen seyn, einen neuen imponirenden Sitz seiner Macht zu gründen. Wenn er sich gleich in seiner Wahl unbedingt für das Thal von Tenochtitlan entschied, welches sich, so wie durch seine glückliche Lage und hohe Fruchtbarkeit, so auch durch seine wohlthuende Ähnlichkeit mit dem Clima Spaniens so vorzüglich empfahl; so entschloß er sich doch nur erst später, sein neues Mexiko auf der nämlichen Stätte der alten Residenz Tenochtitlan erblühen zu lassen, obgleich es ihm nicht entging, daß

Digitized by Google

daſſelbe am äußern öſtlichen Rande der Seen den periodiſchen Überſchwemmungen minder ausgeſetzt ſeyn würde. Der (1524) begonnene Wiederaufbau ſchritt auch, da ihm Hunderttauſende von dienſtbaren Armen zu Gebote ſtanden, ſo rüſtig fort, daß die ganz in europäiſcher Form verjüngte Hauptſtadt, obwol ſie nie den Umfang und die Volksmenge jener früheren erreicht hat, dennoch jede andre ſpaniſche Schöpfung dieſer Art auf amerikaniſcher Erde weit überragte.

Während Cortez ſich ſolchergeſtalt unausgeſetzt eben ſo thätig und einſichtsvoll in der neuen Organiſation und Verwaltung ſeiner Eroberung bewies, als er ſie heldenmüthig errungen hatte; während er Straßen und Herbergen in mehren Richtungen anlegte, für die öffentliche Sicherheit ſorgte, den Landbau und die Bergwerksarbeiten begünſtigte, den andaluſiſchen Ölbaum und mit dem Maulbeerbaume die Seidenzucht einführte und die nutzbaren Gewächſe Spaniens auf den Höhen der Cordilleren acclimatiſirte; vermochte er dennoch nicht dem widerwärtigen Schickſal, welches ſeither allen Entdeckern der neuen Welt auf der Ferſe gefolgt war, zu entgehen; — ja, gerade durch ſeine großen und ſeltenen Eigenſchaften am Hofe und im Rathe ſeines Monarchen, den ſie verherrlicht und bereichert hatten, ein Gegenſtand der Misgunſt und der Verdächtigung zu werden. Ebenſo viel trug dazu die Eiferſucht und der Haß des Clerus bei, deſſen beginnendes Übergewicht in Neuſpanien er bei all ſeiner ungeſtümen Beeiferung für den Sieg des chriſtlichen Glaubens frühzeitig fürchtete und zu beſchränken ſuchte, als die Reibungen, in welche er unvermeidlich mit den eingewanderten Beamten der Krone gerathen mußte, welche ſich lieber als ſeine Aufſeher, denn als ſeine Untergebenen betrachtet hätten, und deren Berichte nach Spanien unaufhörlich nur von Klagen über ſeine unbefugten Gewaltſchritte, ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz und ſein geheimes Streben nach Unabhängigkeit erfüllt waren.

Beſchuldigungen dieſer Art fanden jederzeit im Mutterlande ein nur zu williges Gehör und bewirkten endlich auch hier die Abſendung des Ponce de Leon, als königl. Bevollmächtigten (1525), um ſich vom Grunde oder Ungrunde derſelben an Ort und Stelle ſelbſt zu belehren, erforderlichen Falls aber ſich ſelbſt der Perſon des Statthalters zu verſichern. Zwar ward dieſer Königsbote faſt im Augenblick ſeiner Landung das Opfer der ungeſunden Luft von Vera Cruz; allein der Zweck ſeiner Erſcheinung konte nicht lange ein Geheimniß für Cortez bleiben, der eben damals auf einem fernen Zuge nach Honduras begriffen war, um einen von Chriſtoval d'Olid, ſeinem alten Waffengefährten, wider ihn erregten Aufſtand zu begütigen. Hätte er den Mahnungen ſeiner Vertrauten Gehör geben wollen, ſo würde er im tiefen Gefühl dieſer ihm zugedachten Kränkung die eitlen Befürchtungen der ſpaniſchen Regirung vielleicht wahr gemacht haben. Beſonnener jedoch, als jene, zog er es vor, der ihm drohenden Schmach einer gerichtlichen Verfolgung zuvorzueilen, und in Spanien und vor dem Angeſicht des Monarchen ſelbſt ſeine gute und gerechte Sache zu führen.

Sein Auftritt auf vaterländiſcher Erde war ſo glänzend, ſein Gefolge ſo ſtattlich und zahlreich und ſein abſichtlich zur Schau getragener Reichthum ſo unermeßlich, daß er vielleicht dadurch allein die Augen und das Urtheil der Menge für ſich beſtochen haben würde, wenn nicht auch der beſſere Theil der Nation den edleren Drang gefühlt hätte, der Perſon, wie dem Geiſt und Verdienſt ihres durch eigene Kraft ſo hoch geſtellten Landsmannes wetteifernd zu huldigen. Dieſer unzweideutige Ausdruck der öffentlichen Meinung entſchied auch ſeinen ausgezeichneten und gnädigen Empfang bei Karln V. Ihn ſchmückte ſofort der Ritterorden von St. Jago, zuſamt der Würde eines Marquis de la valle de Oaxaca, der zufolge er fortan in Neuſpanien einfach nur mit dem Ehrennamen „el Marquis," wie weiland Colombo mit dem des „el Almirante" bezeichnet wurde. Das mit jenem Titel verbundene und in der genanten Provinz belegene Majorat ſeiner Familie beſtand noch bis in die neueren Zeiten aus 4 Villas del Marquisado und 49 Dörfern, welche eine Bevölkerung von 17,700 Menſchen umfaßten.

Wie ehrenvoll dieſe königlichen Verleihungen für den Empfänger auch ſeyn mochten, ſo reichten ſie doch nicht hin, ihm den ſchöneren Lohn zu erſetzen, den ein unbedingtes Vertrauen in ſeinen loyalen Treueifer ihm gewährt haben würde. Das weitere Regiment über das weite, der Krone erworbene Ländergebiet kehrte nicht wieder in ſeine Hände zurück, ſondern ging an die dazu beſtellte Audiencia von Neuſpanien über. Er ſelbſt auf den bloßen Oberbefehl der Kriegsmacht in jener Provinz beſchränkt, ſuchte oder erhielt dagegen ein neues Feld für ſeinen immer noch unerloſchenen Unternehmungsgeiſt, indem ihm die fortgeſetzte Entdeckung jener weſtlichen Welt übertragen und Behufs dieſer veränderten Beſtimmung, der Titel als Generalcapitain des großen Südmeeres beigelegt wurde.

Trotz allen bisherigen Vereitelungen der ſpaniſchen Seefahrer, eine dennoch vielleicht vorhandene Durchfahrt nach Oſtindien in dieſer nächſten Richtung zu entdecken, hatte dieſer Gedanke ebenſo wenig aufgehört, die Regirung, als die Phantaſie einzelner unternehmender Köpfe zu beſchäftigen. Auch Cortez hatte ſeinerſeits ſchon in früherer Zeit den Entwurf lebhaft in ſich herum getragen, daß die Ausführung ſicherer gelingen möchte, wenn man die Nachforſchung an der jenſeitigen Küſte und im Norden des amerikaniſchen Continents begönne. Sein dazu vorgelegter Plan war genehmigt worden; und kaum zurückgekehrt nach Mexiko, beſchäftigte er ſich eifrig und auf eigene Koſten mit einer Reihe kleinerer Ausrüſtungen, welche unter der Leitung erfahrner Piloten, zwar nichts dazu beitrugen, jene Aufgabe zu löſen, aber doch (es iſt ungewiß, ob 1526 oder 1532) die große Halbinſel Kalifornien auffanden, jedoch ſeinen Anordnungen zu einer ſorgfältigeren Erforſchung ſo unvollkommen entſprachen, daß er ſich endlich entſchloß, dieſe Unterſuchung in eigener Perſon zu übernehmen. Zwar erreichte ihn, nach begonnener Fahrt, die für ſeinen Stolz und ſeine gerechten Anſprüche nicht wenig beugende Kunde von der Herüberkunft des erſten, von der Krone beſtellten Vicekönigs von Neu-

Digitized by Google

spanien, Don Mendoza; allein vielleicht bestärkte eben dies nur um so mehr seine Beharrlichkeit in Beschiffung des tiefen Golfs, der jetzt den Namen des grünen Meeres (vermejo) trägt, und zu Erforschung einer Stadt, Namens Cibola, welche, einer weit verbreiteten Sage nach, in dieser nördlichen Richtung anzutreffen und an Umfang, Pracht, Reichthum und weit vorgeschrittener Civilisation ein mit Nichts vergleichbares Weltwunder seyn sollte. Seine in diesem vergeblichen Bemühen verzögerte Rückkehr hatte bereits das Gerücht von seinem Untergange veranlaßt, und eine von seiner zweiten Gattin, Juana de Zuñiga, ausgerüstete Flottille war im Begriff, seine verschwundene Spur aufzusuchen, als er nach unzähligen überstandenen Gefahren in jenen klippenvollen Gewässern wieder im Hafen von Acapulco landete und die weitere Fortführung seiner Entdeckungsfahrten in Francisco's de Ulloa Hände legte.

Cortez Stellung zu der neuen Regirungsbehörde in Mexiko konte indeß nicht verfehlen, mit jedem Tage drückender für ihn zu werden; noch aber schmeichelte er sich, derselben durch ein abermaliges persönliches Auftreten am spanischen Hofe eine günstigere Wendung zu geben. Hier aber war der Glanz und Zauber seines Namens längst verblichen, und neue von gleichem oder noch höherem Erfolg gekrönte Verdienste hatte er nicht aufzuweisen. So wie ihn denn der Kaiser mit abgemessener, kalter Höflichkeit behandelte, war dies das Signal für die Minister desselben, ihn ihr Gegengewicht und nicht selten ihren Übermuth empfinden zu lassen. Jahre schlichen hin unter fruchtlosen Gesuchen oder leeren Vertröstungen, und selbst die Wiedererstattung seiner auf die Entdeckung Kaliforniens verwandten Kosten blieb ihm vorenthalten. Ebenso wußte man seiner Rückkehr nach Mexiko unbesiegbare Erschwernisse in den Weg zu legen. Dagegen begleitete er den Kaiser auf dem so übel gerathenen Seezuge gegen Algier (1541), ohne daß seine angestrengten Dienste ihm die Gunst des Monarchen und die Herstellung in seine Ämter und Würden zu erwirken vermochten. Gram und Unmuth, aber in mancher stillen Stunde der Selbstprüfung auch wol die peinliche Reue über so manchen blutgeröthesten Fleck im Gemälde seiner Thaten, oder Scrupel über die Rechtmäßigkeit seiner Besitzthümer, zumal an Leibeigenen, (wie einige Stellen seines Testaments darauf hinzudeuten scheinen) machten je mehr und mehr seinen Geist trübe und nagten an den Wurzeln seines Lebens, bis er endlich (2. Dec. 1547) zu Castilleja de la Costa, unweit Sevilla, seine glänzende, aber excentrische Laufbahn beschloß. In den Mauern von Cuyoacan, das ihm eine dauernde Vorliebe abgewonnen, und wo er auch ein Frauenkloster gestiftet, wollte er seine Gebeine zur Ruhe gelegt wissen. Diese Verfügung ward von seinen Erben gleichwol dahin abgeändert, daß die Kirche des heil. Francisco zu Mexiko diese merkwürdigen Überreste empfing, und erst in neuerer Zeit ließ ebendaselbst einer der Nachkommen des großen Conquistadors seinem Andenken in einer Capelle des Hospitals de las Naturales ein, seiner würdiges und auch als Kunstwerk schätzbares Monument von den Händen des Bildhauers Tolsa errichten.

Cortez hinterließ einen Sohn, Namens Don Martin, als Erben seines Titels und seiner großen Besitzungen. Beide gingen in späterer Zeit auf die neapolitanische Familie der Herzoge von Monteleone über, bis die neueste große Umwälzung in den Länderstrecken des ehemaligen spanischen Amerika auch hier den Wechsel alles früheren Anspruchs und Eigenthums herbeigeführt hat *).

(*Haken.*)

CORYNA. Hymenopteren-Gattung aus der Familie der Tenthredinen von Le Peletier de Saint-Fargeau und Serville [1]) aufgestellt. Neungliedrige, kurze Fühler, gegen die Spitze zu etwas dicker werdend, zwei Radialzellen auf den Oberflügeln und eine kurze Legeröhre des Weibchens, sind die unterscheidenden Merkmale. Es sind gegen 70 Arten dieser Gattung bekant, die jedoch füglich mit Tenthredo vereinigt bleiben kann. (*Germar.*)

COSTUM. Dieses aus dem Italienischen genommene Wort bezeichnet in seiner allgemeinsten Bedeutung das unter den Menschen Übliche, insofern es durch Zeit, Ort und gesellschaftliche Verhältnisse bestimt und damit zugleich verschieden ist. Dieses Übliche ist nicht lediglich aus menschlicher Freiheit hervorgegangen, es ist unter Einfluß und Zusammenwirkung jener Verhältnisse von den Einzelnen meist ohne Absicht angenommen worden und in die Gewohnheit übergegangen. Als solche übt es nun eine große Macht aus, und ob es gleich mehr zur äußern Erscheinung der Menschen gehört, so spiegelt sich darin doch auch, mehr oder weniger, die Bildung größerer oder kleinerer Menschengruppen, die dadurch äußerlich verwandt erscheinen, so daß auch das Costum zu dem Charakteristischen der Menschendarstellung gehört. Jenes Übliche nun zeigt sich vornehmlich in äußern Sitten, Gebräuchen, Trachten, Geräthschaften (z. B. Waffen, Hausrath) und in der Einrichtung und Verzierung menschlicher Umgebungen, und diese Gegenstände erscheinen nach den Perioden der geschichtlichen Entwickelung theils nach örtlichen, besonders climatischen Verhältnissen, theils endlich nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und Völker sehr verschieden. Daher redet man z. B. von antikem und modernem, von orientalischem und occidentalischem Costum, ferner von Stammes- und Nationalcostum. Vorzugsweise aber hat man das Wort Costum auf Kleidertrachten, womit auch Putz und Schmuck zusammenhängt, bezogen, und die Kentniß derselben zum Behuf der Menschen- und Völkerkunde, so wie insbesondere zur Belehrung der Künstler, welche Menschen verschiedener Zeiten, Gegenden und Abstammung darzustellen haben, durch große Samlungen bildlicher Darstellungen zu befördern gesucht. Wir führen hier zuerst die hauptsächlichsten Werke dieser Art auf: 1) Werke über das Costum des Alterthums schrieben der Maler d'Andrée Bardon (s. Thl. VII. S. 380), dessen Werk über die Costume der ältesten Völker zum Behuf für

*) Lopez de Gomara Conquista de Mexico. — Clavigero Storia del Messico. — Lorenzana Historia de Nueva España. — W. Robertson History of America. Tom. II. — Cortez, der Eroberer Mexiko's, von C. Curths. — F. A. v. Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien.

1) Encyclopedie methodique. Entomologie (Paris 1825). Tom. X. p. 569.

Digitized by Google

Künstler W. G. Becker zu übersetzen anfing. Auch gehört des letztern Abhandlung über das Costum an Denkmälern hieher. Ferner Andr. Lens Le costume, ou essai sur les habillemens et les usages de plusieurs peuples de l'Antiquité, prouvé par des monuments, Liege 1776. 4., übersetzt von G. H. Martini. Dresd. 1784. 8.; Rocheggiani und Willemin recueils des costumes antiques; Baxters Darstellung des ägyptischen, griechischen und römischen Costums, a. d. Engl. von C. F. Michaelis. Leipz. 1815. 2) Hegi gab heraus Costume des Mittelalters. Zürich 1807. 3) Costume der Völker aus neuerer Zeit, fingen die Venediger seit dem 16. Jahrh. an zu sammeln (Bertelli, Vecelli u. a.). Von den Neuern gehören hieher die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von Silv. Marechal und St. Sauver; ferner die große seit 1800 in London herausgekommene Samlung, welche die Costums von China, der Türkei, Rußlands, Östreichs, Großbritanniens und Englands, der Niederlande ꝛc. in einzelnen Abtheilungen enthält. — Hieran schließen sich die italienischen Costums: Divers habillemens suiv. le costume d'Italie, d'apres les dessins de Mr. Greuze gr. p. Moitte. Par. 1768 f.; die alts und neuengländischen von Strutt, views of the manners, customs arms, habits of the inhabitants of England, from the Saxons to the present time 1775. 4. III. Voll.; die spanischen von Juan de la Crux Cono y Hoimedilla, colleccion de Trajes de España tanis antiguos come modernos, Madr. 1777. f. II. Voll. und Devere costumes espagnoles ant. et modernes, und mehre neuere illum. Kupferwerke, welche Nationaltrachten darstellen, z. B. ungerische und steiermärkische Nationaltrachten. 4) Werke, welche zugleich Alterthum, mittlere und neue Zeit umfassen, sind: Spalart Versuch über das Costum der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neuern Zeiten, herausgeg. von Ign. Albrecht, fortgesetzt von Kaiserer. Wien 1796—1810. 7 Bde. m. K. und das neueste italienische Werk von Gironi über alte und neue Costume, (erschien 1819). 5) Costums der geistlichen und militairischen Orden hat J. C. Bar (recueil de tous les costumes des ordres relig. et milit. Paris 1778. 4. — auch bei Helyot findet man Abbildungen der ersteren) herausgegeben; — Costume, Rang und Würden bei verschiedenen Völkern betreffend, findet man in dem recueil d'estempes representant les grades, les rangs et les dignités de toutes les nations existantes. Par. 1780. f.

Außer jenem allgemeinen Interesse hat das Costum noch ein besonderes für den Künstler, welcher Menschendarstellungen liefert, mithin vornehmlich für bildende Künstler, Schauspieler, ja auch für den epischen und dramatischen Dichter, besonders wenn man das Wort in jenen weiteren Umfange nimt, in welchem es auch die Sitten und Gewohnheiten der Völker bezeichnet. Denn sobald der Stoff zu jenen Darstellungen des Menschlichen aus der Geschichte bestimter Zeiten und Völker genommen oder in dieselbe versetzt ist, und die Beobachtung der Sitten und Gewohnheiten derselben zugleich das Dargestellte verständlich macht, oder es nach seiner Bestimtheit schildert, kurz sobald auf historische Wahrheit etwas ankomt, dann ist die Beobachtung des Costums wichtig, ja oft nothwendig. Ist dies letztere aber auch nicht der Fall, so ist doch die willkürliche Verletzung des Costums in der Kunst wenigstens für den Kenner störend. Wie nun überhaupt eine solche Störung erträglicher und verzeihlicher ist, sobald sie sich auf Nebengegenstände bezieht (weshalb z. B. die Verletzung des Zeitüblichen in den römischen Dramen Shakespeare's von demjenigen gern übersehen wird, der sich an der großartigen Wahrheit in der Schilderung des römischen Charakters, was hier das Wesentliche war, erfreut): so ist die Beobachtung des Costums in den äußerlich darstellenden Künsten weit wichtiger, als in der Dichtkunst, weil in ihnen eben das Äußerliche in gewisser Beziehung zum Wesentlichen wird, und eine Verletzung bekanter Sitten und Trachten hier wenigstens auffallender ist, als dort. Xerxes, der durch ein Fernglas sein Heer übersieht, Kanonen bei der Belagerung von Troja, vestalische Jungfrauen in der Kleidung der Benedictinerinnen, die Jüdin Esther in einem steifen Fischbeinrocke, ein orientalischer Königspalast mit toskanischen Säulen oder mit Verzierungen gothischer Bauart — solche Fehler gegen das Costum werden in einer bildlichen Darstellung sogar Lachen erregen und könten daher nur in launigen Darstellungen einen Platz finden. Und doch finden sich Fehler gegen das Costum, wenn auch nicht so grobe, so häufig, daß Winkelmann sagte: in der Bekleidung sind wenige neue Künstler ohne Tadel, und im vorigen (dem 17.) Jahrhundert, den einzigen Poussin ausgenommen, sind alle fehlerhaft. Wenn diese Fehler, was die Darstellung antiker Stoffe in Werken der bildenden Kunst anlangt, größtentheils nur aus Unkunde hervorgegangen sind, so scheint dies doch mit der Darstellung bidlischer Gegenstände zum Theil eine andere Bewandniß zu haben. Das innige, fromme Bedürfniß der Gläubigen, sich die Gegenstände ihrer Verehrung und ihres Glaubens so nah als möglich zu bringen, sie gleichsam in den Kreis der Familie eintreten und einwirken zu lassen, scheint die Gewohnheit vieler ältern christlichen Künstler, besonders der Maler, begünstigt zu haben, die heiligen Personen des alten und neuen Testaments, besonders aber den Erlöser, seine Jünger und die Frauen, die ihn begleiten, in den Trachten ihrer Zeit darzustellen und sie mit Personen spätrer Zeit, z. B. Kirchenvätern, Heiligen oder aus der unmittelbaren Gegenwart zu umgeben. Hiebei wirkte allerdings auch die Neigung der neuern Künstler zum Charakteristischen und zum Portraittiren bedeutend mit. Da nun ferner die christliche Religion überhaupt, verglichen mit den Mythen der antiken Welt, einen mehr allegorischen Charakter hat, zufolge dessen das Faktische in ihr eine allgemeine, auf alle Menschen und Zeiten bezügliche Bedeutung gewint; so erklärt es sich, warum wir Neuere in religiösen Bildern älterer christlicher Künstler, in denen fromme Einfalt und Andacht und überhaupt ein christlicher Geist das Beseelende der Darstellung ist, das Costumwidrige im Einzelnen leichter übersehen oder entschuldigen, wenn es in Kleidungen oder in einzelnen Geräthschaften, z. B. Crucifixen, Scapulieren ꝛc. vorkomt. Das Sitzen am Tische bei Einsetzung des Abendmahls in dem großen Bilde von

Digitized by Google

L. da Vinci ist sogar malerischer, als die Beobachtung des Costums gewesen seyn würde. Das ist jedoch nicht zu läugnen, daß das Costumwidrige in bildlichen Darstellungen ebenfalls übertrieben und störend, ja sogar lächerlich werden könne, indem es mit ungereimten Einfällen verbunden wird. Letzteres finden wir besonders in Bildern niederländischer Maler, z. B. wenn Capuziner Christum zum Tode vorbereiten, wenn bei der Kreuzigung Christi sich Marquetender sehen lassen — dagegen die größten italienischen Maler, welchen die Ideale des griechischen Kunstalterthums näher standen, diesem Fehler meistens entgingen und, indem sie das byzantinische Costum ausbildeten, sich zu einem den Körperformen günstigeren Idealcostum erhoben. Was wir oben zur Entschuldigung älterer christlicher Bilder gesagt haben, kann aber nicht eben so gelten bei Darstellung antiker Personen in modernen Gewändern, wie z. B. für Retschers Darstellung seiner sterbenden Kleopatra im Atlaskleide.

Aber das gegebene Costum gewisser Zeiten und Völker bezeichnet oft einen hohen Grad von Unnatur und Geschmacklosigkeit, besonders wo es ein Gegenstand des Luxus und ausschweifender Mode geworden ist. Was daher das Costum in Beziehung auf die bildende Kunst überhaupt anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß die historische Wahrheit, durch welche das Costum bedingt ist, in der Kunst der Schönheit, welche deren Prinzip ist, untergeordnet werden soll. Hieraus folgt, daß eine peinliche, ängstliche Beobachtung des Costums da, wo dasselbe mit der Schönheit der Form streitet, besonders in den plastischen Werken, welche das Geistige in der Körpergestalt darzustellen haben, verwerflich ist und die Freiheit der Kunst beeinträchtigt. Es streitet aber mit der Schönheit, wenn es die menschliche Form verunstaltet, z. B. einzelnen Theilen eine unförmliche Größe gibt (wie große Perücken, oder die ellenlangen Schuhspitzen im Mittelalter), andere dagegen unmäßig verkleinert. Hier muß der Künstler mildern, wo er das Gegebene nicht verwerfen kann. Schwer jedoch ist oft die Aufgabe einer wahren Verbindung des historischen Costums mit der Schönheit der Form zu lösen, da wo es zugleich auf diese historische Wahrheit wesentlich ankomt. Dieses ist besonders der Fall bei Portraits berühmter Personen aus der neuern Zeit. Hier ist es ebenso störend, wenn dieselben durch ein ihrer Zeit ganz fremdartiges Costum aus dieser Zeit gleichsam herausgerissen und in eine andere versetzt werden (z. B. wenn ein Friedrich der Große im griechischen Costum abgebildet wurde, was man oft fälschlich Idealisirung des Costums genant hat), als uns die steife Tracht und Mode ihrer Zeit anstößig seyn kann. Wie ein wahrhafter Künstler solche Aufgaben löst, sehen wir an Rauchs Bildwerken, wodurch er Helden und Scenen des teutschen Befreiungskrieges verewigt hat, denn in denselben sind die militairischen Trachten dieser Zeit, welche freilich auch vor jenen des siebenjährigen Krieges in ästhetischer Hinsicht den Vorzug verdienen, auf eine Weise benutzt worden, daß die lebendige Vergegenwärtigung jener denkwürdigen Epoche mit den Foderungen der Kunst und des Geschmacks im vollkommenen Einklange steht. Daß übrigens in der Malerei und den ihr verwandten Künsten, z. B. Zeichnenkunst, Kupferstecherkunst ꝛc. die Beobachtung eines dem fortgeschrittenen Geschmacke späterer Zeiten widerstrebenden Costums minder anstößig ist, und hiebei die Anwendung des Komischen einen größern Spielraum hat, als in der Bildnerei, erklärt sich aus der Natur jener Künste, welche durch ihre Flächenbilder mehr für die Einbildungskraft wirken. Über das Costum in der Malerei haben von Hagedorn (in s. Betrachtungen über die Malerei, 15—17. Betrachtung), Algarotti (trattato sulla pittura, 8. Abschn.), A. Tischbein (in s. Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei, 3. Buch), C. L. Junker (in s. Grundsätzen der Malerei S. 63) u. a. manche wichtige Bemerkungen mitgetheilt. Schriften über die Fehler gegen das Costum in den Werken der Plastik und Malerei hat Sulzer in s. Theor. der schön. K. unter dem Art. Übleches angeführt.

In der Schauspielkunst endlich gelten zwar im Allgemeinen dieselben Grundsätze, welche wir hier für die Malerei aufgestellt haben, doch erscheint hier das Costum im engern Sinne mehr untergeordnet, als in der bildenden Kunst, und der Darsteller in der Anwendung desselben freier, da diese Kunst die poetischen Bilder von Handlungen und Charakteren zunächst durch mündlichen Vortrag und Geberden zu vergegenwärtigen hat, wobei Costum und Scenerei nur unterstützend wirken sollen. Hier komt es nicht sowol darauf an, daß Personen erscheinen, wie sie waren, sondern wie sie der Dichter vorgestellt hat. Soll das poetische Bild ein äußeres Leben erhalten, so muß sich das, was demselben von außen komt, Kleidung, scenischer Apparat, nicht störend hervordrängen. Tadel verdient daher eine allzu große Genauigkeit, die zu sinnlichem Luxus oder zum Unschönen und Steifen führt. Der Darsteller kann daher zuweilen sich aus freier Erfindung ein Costum entwerfen, ein geschmackloses Costum verwerfen, ungeachtet der Treue desselben, wenn es die freie Bewegung hindert, auf welche hier so viel ankomt, weil die Schauspielkunst durch lebende Figuren darstellt; die gemeine und unedle Wahrheit aber soll er ganz verschmähen. Letzteres gilt besonders bei der Anordnung von Kleidungen niederer Stände und Menschenklassen, z. B. bei Bettler- und Räuberkleidung, welche nie so zerlumpt und verwirrt, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen kann, auf der Bühne erscheinen soll. Um es kurz zusammenzufassen, so hat der Schauspieler das Costum, auf welches die dramatische Handlung hinweist, mit dem darzustellenden Charakter, mit seiner Persönlichkeit und mit der Würde der Kunst zu vereinigen. Dieses Gesetz gilt im Allgemeinen auch von der komischen Darstellung, wird aber durch die komische Aufgabe eigenthümlich bestimt, indem hier ebenso, wie wir es bei der Malerei andeuteten, die Abweichung von dem historischen Costum, ja auch die Anwendung eines an sich geschmacklosen Costums zu komischer Wirkung dienen kann, wie wir bei den burlesken Travestien sehen.

Nach poetischen Grundsätzen betrachteten auch die Griechen das Theatercostum, welches im Ganzen ein und dasselbe blieb, und mittelst dessen die poetische Handlung, welche auf der Bühne dargestellt wurde, zugleich von der

Digitized by Google

gemeinen Wirklichkeit unterschieden werden sollte. Nach Millin's description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clementin a Rome representant des scenes de tragedies (Par. 1819; vergl. Götting. gel. Anz. St. 124. Jahrg. 1821) war das tragische Theatercostüm für Männer und Frauen eine bunte Tunika mit Ärmeln, bis auf die Knöchel reichend; oft wurde noch eine andere darüber gezogen, welche bis zu den Knien herabfiel; die Obertunika scheint der Peplos gewesen zu seyn. Darüber wurde das Himation geworfen, welches gefüttert und inwendig von anderer Farbe, gewöhnlich blau, war. Auf dem Kopfe trug man eine Art von Diadem, an den Füßen Stelzen von 10 Zoll Höhe.

Auf der engländischen Bühne zu Shakespeare's Zeit wurde das Äußere nur angedeutet. Auf der französischen Bühne wurde das moderne französische Costüm herrschend; man fand es nicht anstößig, wenn die Heroen des griechischen und römischen Alterthums in gravitätischen Steifröcken und mit Alongenperücken versehen, die Heroinen und Matronen mit gesperrten Reifröcken und in modischer Coeffüre erschienen. Zwischen Morgenländern und Abendländern, Muselmännern und Christen war kein Unterschied. Lange behauptete sich dieser Ungeschmack des Costums, und erst Talma soll auf der Pariser Bühne eine völlige Reform des Costums durchgesetzt haben.

Auf den *teutschen* Bühnen ahmte man in der neuern Zeit lange den Franzosen nach. Aber eine Reform trat hier früher ein durch das unter den Teutschen sich damals mächtig regende Natürlichkeitsprincip. In der neuesten Zeit aber ist man in der Beobachtung des wirklichen Costums auf der Bühne so weit gegangen, daß es in der That scheint, als setze man in die Nachahmung des Äußern mehr Werth, als in das Wesentliche der Darstellungskunst. Einestheils hat man mit den Costumen neuerdings einen solchen Luxus getrieben, daß der Aufwand für dieselben den größten Theil der Einkünfte einer Bühne verschlingt, und das Interesse der Zuschauer vorzugsweise auf das Sinnliche der Darstellung hingeleitet worden ist; anderntheils hat man nach einer pedantischen Genauigkeit und einer peinlichen Treue in den Costumen gestrebt, als solle der Zuschauer von der Bühne aus die Kleidertrachten und Moden der Völker kennen lernen. Um die Wahrheit des Costums zu behaupten, hat man auch häufig, wo es um historische Wahrheit nicht im mindesten zu thun war, z. B. bei einer Darstellung der Zauberflöte die widrigsten, unkleidsamsten Costume der alten Völker hervorgesucht *) und anderntheils auch die Nachahmung des Gemeinsten nicht unter der Würde des Schauspielers geachtet. Seitdem nun die Theatergarderobe zu einem eignen Studium der Directionen bei großen und demittelten Bühnen geworden ist, haben die letztern auch zum Vergnügen ihres Publikums und um die untergeordneten Bühnen mit Musterbildern zu unterstützen, ihre bei den gangbarsten theatralischen Stücken angewendeten Costums abbilden lassen. Solche Samlungen bildlicher Darstellungen, größtentheils Heftweise herausgegeben, waren die Costumes et Annales des grands théâtres de Paris. Costums des königl. Nationaltheaters zu Berlin erschienen seit 1789 bis 1810 in 21 Heften, und neue Costums der beiden Theater in Berlin seit 1816 bis 1823. 14 Hefte. kl. Fol. Costums des k. k. Hoftheaters in Wien erschienen mit illuminirten Kupfern seit 1807 bis 1812 mehre Lieferungen, und neue seit 1813. Münchener Theatercostüme wurden dem Münchener Theaterjournal, welches in den Jahren 1813—1815 erschien, beigegeben; auch erschienen Costume des k. sächs. Hoftheaters, herausgeg. von Becker, Leipz. 1809, die aber beide jenen weit nachstehen. Überhaupt wird der Künstler durch solche Abbildungen der eignen Sorge um ein angemessenes Costum nicht überhoben, da viele solcher Abbildungen sehr unzuverlässig, andere zu reich und luxuriös, noch andere *unmalerisch*, und unter den malerischen viele wiederum den einzelnen Schauspieler in Hinsicht seiner äußern Persönlichkeit nicht kleiden. Über das *antike* Costum wird er aus archäologischen Werken und Denkmalen alter Kunst, über das Costum der *mittlern* und *neuern* Zeiten aus den malerischen Darstellungen, welche diesen Zeiten zunächst standen, die beste Auskunft erhalten. (*Wendt.*)

COULE, auch Goule (cucullus, teutsch *Gugel*) war eine Art Mütze oder Kappe, die wider die Kälte dient und in der Regel von den Armen getragen wurde, ferner von Seeleuten und Reisenden der Bequemlichkeit halber. Man nante sie auch die Bearner Kappe. Es gab Zeiten, wo sie auch von den Vornehmen aller Art, selbst von Hofleuten gebraucht wurden. Sie sollen bis zu Karls VII. Zeiten in Frankreich Mode gewesen seyn. In der Regel des heil. Antonius und Basilius wird dieser Kappen schon gedacht, und sie werden den Mönchen als eine zweckdienliche Bedeckung vorgeschrieben. Die Cisterzienser nanten ihre Kappen immer Coules. Andere Leute vertauschten den Namen mit Chapperon (Helpot). (*G. W. Fink.*)

COULISSEN sind die Flügel der Bühne eines Schauspielhauses, auf beiden Seiten derselben aufgestellt, um hier die Bühne zu begrenzen. Durch die aufgebrachten Gemälde bezeichnen sie den Ort, wo die Handlung vor sich geht, durch Bäume einen Wald oder Garten, durch Häuser eine Straße oder einen freien Platz, durch Pfeiler und Säulen eine Kirche oder einen Saal, durch Felsen eine wilde Gegend oder eine Höhle, durch Theile einer Wand ein Zimmer oder einen Saal, u. dergl. Mit diesen Vorstellungen müssen sie mit dem die Tiefe der Bühne schließenden Vorhange übereinstimmen, welcher den Ort der Handlung durch ein großes Gemälde noch bestimmter erkennen läßt.

Was die Stellung der Coulissen betrifft, so darf die vordere Linie, die ihnen auf dem Fußboden der Bühne die Grenze gibt, an den hinteren Vorhang nicht in einem rechten Winkel sich anschließen, sondern sie muß schräglaufend auf ihn zugehen, vorn von der Breite des Proscenium an bis nach einem hinter der Bühne angenommenen Augenpunkt gerichtet, um die perspectivische Stellung der Coulissen hervorzubringen. Zwischen den Coulissen muß hinlänglicher Raum zum Durchgehen gelassen

*) S. über diesen Gegenstand auch einen Aufsatz von Müllner in dem Almanach für Privatbühnen. Bd. 2. (1818) und in dessen Schriften.

Digitized by Google

werden, wenigstens drei Ellen. Sie sind so zu stellen, daß die vordere die hintere deckt, damit die Zuschauer, welche die Plätze nahe an der Bühne an beiden Seiten des Parterres oder in den letzten Seitenlogen einnehmen, nicht dazwischen hinter die Bühne sehen, wodurch die perspectivische Vorstellung der Decoration unterbrochen wird, und alle Täuschung verloren geht. Um diese Deckung bei dem vorgeschriebenen Raume zwischen den Coulissen hervorzubringen, dürfen sie nicht zu schmal seyn, sondern müssen wenigstens die Breite von drei bis vier Ellen haben.

Auf solche Weise gewint man auch den Vortheil, bei perspectivischen Vorstellungen von Kirchen, Sälen, Zimmern, Straßen u. dergl., einen größern Theil dieser Gegenstände auf einer Coulisse abbilden zu können, und dadurch das Ganze besser zu verbinden, als die Gemälde schmaler Coulissen gestatten.

Ferner ist bei der Stellung der Coulissen zu beobachten, daß sie mit der vorderen geraden Linie der Bühne parallel laufen. Eine schräge Stellung erschwert ihre Bewegung bei Veränderungen der Bühne und gibt auch kein gutes Ansehn. Die Vorstellungen auf der Bühne würden sehr gewinnen, vorzüglich perspectivische, wenn man die Coulissen ganz weglassen könte, um an ihrer Statt Vorhänge anzubringen, wie sie der Hintergrund der Bühne hat, wo keine Unterbrechung der Gemälde statt findet, wie dies der Fall bei den Coulissen ist. Man hat damit auch den Versuch gemacht. Da aber die so nöthige Beleuchtung der Bühne von den Seiten her dabei leidet, und man bis jetzt keine andere Vorrichtung kent, diese anders als durch die Räume zwischen den Coulissen zu befördern, so ist eine solche Einrichtung nicht zur Ausführung gekommen.

Die Veränderung der Coulissen, welche während der Aufführung eines Schauspiels bei der Verlegung des Ortes der Handlung sehr häufig nöthig ist, wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt. Die gewöhnlichste Art, bei kleinen Theatern angewendet, ist, daß die Coulissen wie ein Fenstervorhang aufgerollt und, sobald eine Veränderung nöthig, herabgelassen werden. Um nicht bei jeder Coulisse einen Mann zum Aufziehn und Niederlassen anstellen zu dürfen, ist eine Vorrichtung nöthig, wenigstens die Coulissen einer Seite zugleich auf einmal in Bewegung zu setzen. Man bringt die Leinen, durch welche die Coulissen gezogen werden, hinter der letzten Coulisse jeder Seite zusammen, führt sie oben über eine Rolle hinweg, und befestigt daselbst die Leinen an einem Haken. Auf solche Art müssen zwei Männer Hilfe leisten. Nur einer aber ist nöthig, wenn nach der Breite der Bühne, hinter der letzten Coulisse jeder Reihe eine Walze angebracht wird, wodurch in der Mitte ein Holz gesteckt ist oder ein Paar Arme sich befinden, oder auch an dem einen Ende eine Kurbel steckt. Dreht man nun die Arme oder die Kurbel vorwärts, so werden die Coulissen herunter rollen, so wie sie sich aufrollen, wenn die Walze rückwärts gedreht wird.

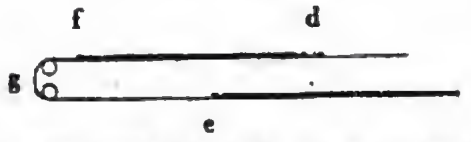
Bei solchen Coulissenvorhängen kann man die Ersparung anbringen, eine Coulisse zu zwei verschiedenen Vorstellungen zu gebrauchen. Die Coulisse wird auf einen Rahmen gespant, und auf der Hälfte der Höhe ein Vorhang angeheftet, dieser Hälfte gleich, welcher aufgezogen und herabgelassen werden kann, und der auf beiden Seiten mit verschiedenen Vorstellungen bemalt ist. Hat z. B. die feste Hälfte Bäume, so muß die obere Hälfte des Vorhangs diese Bäume fortführen zur Darstellung eines Waldes oder Gartens. Wird nun der Vorhang herabgelassen, so zeigt die Rückseite eine andere Vorstellung, Haus, Saal, Zimmer, oder was es sey, was nun ebenfalls an der obern Hälfte der Coulisse fortgeführt ist. Auf solche Art lassen sich zwei bis vier Vorhänge übereinander in der obern Hälfte der Coulisse anbringen, um sie bei verschiedenen Scenen gebrauchen zu können.

Eine andere Art zur Veränderung der Scene ist die, wenn die Coulissen auf Rahmen gespant sind, die auf der Bühne so aufgestellt werden, daß sie oben und unten in einem Zapfen gehn, in welchem sie sich leicht herumdrehen lassen. Auf jeder Seite der Coulisse ist ein besonderer Gegenstand gemalt. Hierüber lassen sich auch andere Vorstellungen anheften. Soll nun die Veränderung der Coulissen geschehen, und anstatt der vordern Ansicht die hintere sich zeigen, so müssen sie herum gedreht werden. Um alle Coulissen einer Seite auf einmal zu wenden, so bediene man sich hiezu eines Gegengewichtes, das an einer Leine hängt, die mit den Coulissen verbunden ist, und hinter den Coulissen auf einer daselbst befindlichen Rolle hängt. Durch dieses Gegengewicht lassen sich die Coulissen leicht herum drehen. Da aber der Fußboden der Bühne nach vorn zu einen Fall hat, so dürfen, zur Erleichterung der Herumdrehung, die Coulissen nicht ganz auf dem Boden aufstehen, und es muß zwischen beiden, dem Fußboden und den Coulissen, ein geringer Raum bleiben.

Solche Einrichtungen zur Veränderung der Coulissen können bei kleinen Theatern hinlänglich seyn, größere Theater aber erfodern andere Mittel dazu. Hier ist die Sache nicht anders, als durch eine unter der Bühne angebrachte Maschinerie zu bewerkstelligen, so eingerichtet, daß alle zu einer Decoration nöthigen Coulissen an beiden Seiten der Bühne zu gleicher Zeit vor und hinter gezogen werden können. Zu den Coulissen werden nach ihrer Höhe und Breite hölzerne Rahmen bereitet, die ungefähr ein Drittel der Coulissenhöhe auf der Bühne, unter derselben auf einen Wagen gestellt werden, welcher in einer Rinne läuft und sich hin und her ziehen läßt. Es werden aber stets ungefähr vier bis fünf Coulissen neben einander angebracht und in einem Satz vereint. In der Bühne selbst befinden sich Öffnungen oder Kanäle, wodurch jeder Rahmen hindurch geht, was ihm auch einen noch festeren Stand gibt und für Schwanken sichert. Auf diese Rahmen werden auf dem Theile, der auf der Bühne sich befindet, die mit den Vorstellungen bemalten Coulissen befestigt, welche aus Leinwand oder Pappe, auf Blendrahmen gespant, bestehen.

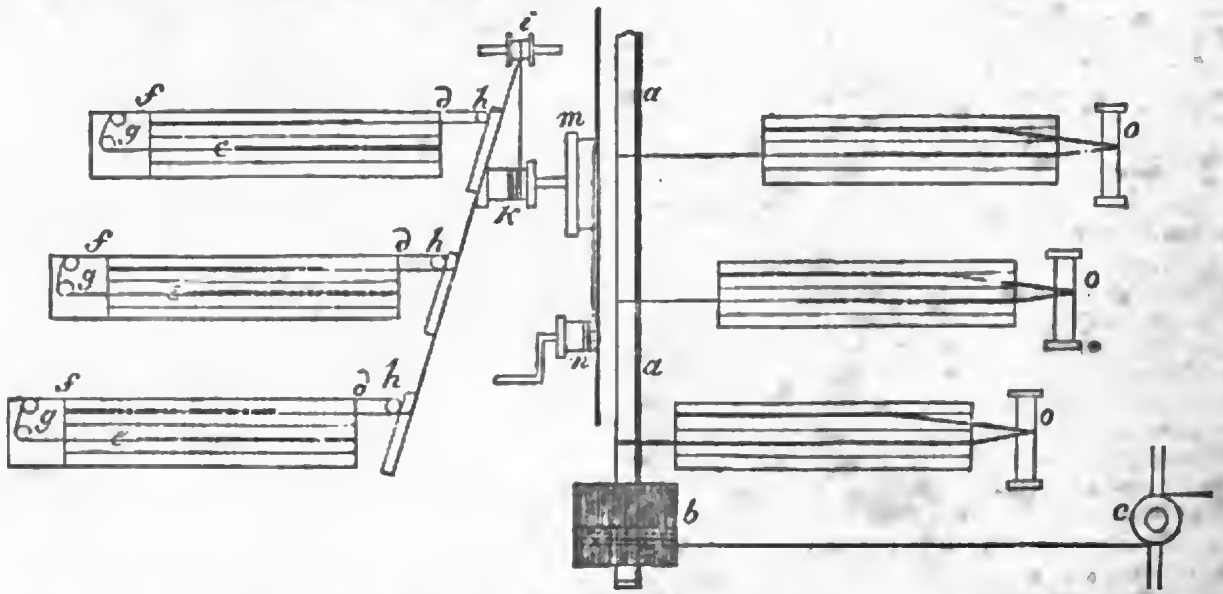
Sollen nun die Coulissen vor- und rückwärts gezogen werden, so verbindet man allezeit zwei mit einander, die, welche bereits auf der Bühne gesehen wird, und die, welche bei einer Veränderung der ersteren Stelle einnehmen soll.

Digitized by Google



Die erstere muß rückwärts, die andere vorwärts gezogen werden. An die Coulissen, welche vorwärts gezogen werden sollen, wird vorn eine Leine d befestigt, die, welche hinter gezogen werden, erhalten hinten eine Leine, e. Diese Leine wird ebenfalls an den hintern Theil der Coulisse, welche vorgezogen wird, bei f, angeheftet, und sie geht über zwei horizontal liegende Rollen, g, hinweg. Zieht man nun die Leine d vorwärts, so rückt die Coulisse, an der sie vorn befestigt ist, vor, indeß die andere sich zurück begibt.

Das Vorziehen und Zurückziehen aller Coulissen einer Decoration muß zu gleicher Zeit geschehen, welches auf folgende Weise bewerkstelligt wird, wobei hier nur drei Coulissensätze angenommen sind.



Es werden die Leinen, d, über horizontale Rollen, h, hinweggeführt bis zu der Scheibe, i, im Hintergrunde der Bühne. Vor dieser Scheibe befindet sich eine Trommel, k, mit einer Welle, die zugleich durch die große Trommel, m, geht. Von der Rolle, i, werden die Leinen über die Trommel, k, geführt. Um die große Trommel, m, ist ein Seil gewickelt, das von da nach dem Haspel, n, geht. Wird der Haspel in Bewegung gesetzt, so wird dadurch die Trommel, m, herumgedreht, und zu gleicher Zeit die Trommel, k, wodurch alle Leinen, d, sich um diese Trommel wickeln und auf solche Weise die Coulissen in Bewegung bringen, die eine vorrücken, die andere zurückziehen.

Eine andere Vorrichtung ist die, daß hinter den Coulissen eine lange Welle, a, liegt, an welche die Coulissen, die hintergezogen werden sollen, und die zugleich mit den Coulissen, die vorzurücken sind, mit Leinen verbunden werden, mit einer Leine gehangen sind. An der Walze, a, befindet sich ein Korb, b, von welchem Stricke nach dem Tummelbaum, c, gehen. Wird dieser nun herumgedreht, so dreht sich auch die Walze, a, und zieht durch Aufrollung der Leinen die eine Coulisse zurück, die andere vor. Beide Coulissen sind mit einer Leine verbunden, welche über die Rolle, o, geht.

Coulisse wird auch die Fuge genant, die in einem Fensterrahmen sich befindet, in der man das Fenster, oder ebenfalls einen Laden, auf- und niederziehen kann. Bisweilen wird das Fenster oder der Laden selbst Coulisse genant. (*Stieglitz.*)

COURTENAY. Das Geschlecht derer von C. wurde zuerst bekant durch die Burg, die Hatto, des Castellans von Château-Renard (südwestlich von Courtenay) Sohn, dabei um das J. 1010 anlegte. Hatto's Sohn, Josselin (Goscelinus) von Courtenay, war in erster Ehe mit Hildegardis, des Grafen Gottfried von Gâtinais Tochter, verm. um 1060, in anderer Ehe mit Elisabeth von Montlhéry verheirathet und wurde in der zweiten Ehe Vater von drei Söhnen, Milo, Josselin II. und Gottfried. Der jüngste, Gottfried, mit dem Beinamen Capillatus, fiel 1189 in der Schlacht gegen den Emir von Mosul, der das Schloß Montferrand in der Grafschaft Tripoli belagerte, und der Fall eines so ausgezeichneten Ritters, schreibt Wilhelm von Tyrus, trug nicht wenig dazu bei, das christliche Heer zu zerstreuen. Josselin II. war ebenfalls an des Grafen von Blois Seite in den heiligen Krieg gezogen und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, und 1119 von seinem Vetter, König Balduin II., die Grafschaft Edessa, die dieser bisher selbst besessen hatte, und als die Vormauer aller christlichen Eroberungen, nur einem geprüften Helden anvertrauen wollte. Unglaublich sind die Thaten, die Josselin in diesem ge-

Digitized by Google

fährlichen Posten verrichtete; Sieger in unzähligen Gefechten, belagerte er 1131 ein Castell in der Nähe von Aleppo, als ein Thurm einstürzte und ihn beinahe unter seinen Ruinen begrub. Er wurde mehr todt als lebendig aus dem Schutte hervorgezogen und lag, aufgegeben beinahe von den Ärzten, auf dem Siechbette; da erscholl die Nachricht, der Sultan von Iconium habe sich aufgemacht, seines gefährlichsten Feindes Schwachheit zu benutzen, und belagere bereits die Burg Crossson. Josselin mahnte seinen ältesten Sohn, den Entsatz zu wagen, aber dieser memte, es sey Thorheit, sich mit einem so überlegenen Feinde messen zu wollen, und, den Feigen zu beschämen, rief der sterbende Josselin sofort seine Männen zusammen, und indem er sich in einer Sänfte tragen ließ, rückte er kühn dem Sultan entgegen. Dieser aber fand es nicht räthlich, der schweren, so oft gefühlten Hand zu warten, er hob die Belagerung auf, wie er von des Grafen Annäherung hörte; Josselin sah noch der Feinde Flucht, ließ seine kleine Armee einen Kreis um seine Sänfte bilden, dankte Gott inbrünstig für die große, eben empfangene Gnade und starb in diesem Dankgebete in den Armen des Siegs. Sofort trat die Armee, die keinen Feind mehr zu bekämpfen hatte, ihren Rückzug an; die Sänfte mit der Leiche mußte ihr aber wieder vorausgehen und an ihrer Spitze bleiben, bis Josselin in Edessa zur Erde bestattet wurde (1131). Seine erste Gemahlin war Leo's, eines mächtigen armenischen Fürsten, die andere des Fürsten Richard von Antiochia Tochter. Aus der zweiten Ehe war Stephanie von Courtenay, Äbtissin zu S. Maria Major in Constantinopel; aus der ersten Josselin III., der unwürdige Sohn, dessen wir bereits gedacht haben. Josselin III. ließ sich nach und nach seine ganze Grafschaft, und 1145 seine Hauptstadt Edessa selbst durch die Ungläubigen entreißen; wurde von ihnen aufgefangen, als er in Jerusalem eine Zuflucht suchen wollte und starb 1147 in Aleppo als Gefangener vor Kummer und Elend. Sein Sohn, Josselin IV., wurde in der Schlacht von Harenc, den 10. August 1165, von den Türken gefangen und mußte bis zum J. 1175 in Aleppo aushalten, bis er endlich durch seiner Schwester Agnes (sie war des Königs Amalrich von Jerusalem geschiedene Gemahlin und König Balduins IV. Mutter) Verwendung seine Freiheit und zugleich die Würde eines Seneschall von Jerusalem erhielt. Mit Agnes, Heinriche le Butle Tochter, erheirathete er Castel-Real und Montfort, Güter, die seiner ältesten Tochter, Beatrix von Courtenay, Eheherr, ein teutscher Graf, an die teutschen oder marianischen Ritter verkaufte. Josselins IV. jüngere Tochter (einen Sohn hatte er nicht), Agnes, war mit Wilhelm de la Mandelée verheirathet. Josselins I. ältester Sohn, Milo, stiftete 1124 für Cisterzienserмönche die Abtei Fontaines-Jean, südlich von Courtenay, war mit Irmgard, des Grafen Reynald II. von Nevers und der Ida von Forez einziger Tochter verheirathet und starb nach dem J. 1127, mit Hinterlassung dreier Söhne, von denen der mittlere, Josselin, nur dem Namen nach bekant; der älteste, Wilhelm, starb in Ludwigs VII. Kreuzzuge 1147 unvermählt; der jüngste aber, Reinhard, Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny, Chantecocq und andern in Gâtinais gelegenen Gütern, vermählte sich mit einer Tochter Friedrichs von Donjon (der seinen Namen von dem in Corbeil erbauten Donjon entlehnte) und hinterließ zwei Töchter, von denen die jüngere mit Hevelo von Seignelay in unfruchtbarer Ehe lebte, während die ältere, Elisabeth, die Gemahlin des Prinzen Peter von Frankreich, des jüngsten Sohnes von König Ludwig VI. und die Stammmutter des neuen Hauses Courtenay wurde. Wir müssen aber, bevor wir dieses abhandeln, noch die Seitenlinie des alten Hauses, die sich in England niedergelassen hat, betrachten.

Ihr muthmaßlicher Stammvater war Hatto's, des Erbauers der Burg Courtenay, jüngerer Sohn, der mit dem Heere Wilhems des Eroberers nach England gekommen seyn mag (gewiß ist es wenigstens, daß ein Courtenay sich in diesem Heere befand). Reynald von Courtenay, des Florentius Sohn, erheirathete mit Hedwig (Havoise), einer Tochter Roberts von Avranches, die Baronie Okehamton in Devonshire und starb den 1. August 1209, sein Sohn Robert den 26. Julius 1247, sein Enkel Johann den 8. Mai 1273, sein Urenkel Hugo I. den 27. Februar 1297. Letzterer, Baron von Okehamten, gleich seinen Vorgängern, wurde in seiner Ehe mit Eleonore le Spencer, Hugo's Tochter, Vater von 7 Kindern. Ein Sohn, Philipp, Herr von Moncdon, fiel bei Stirling 1314, der älteste aber, Hugo II., erhielt vom König Eduard III., dessen Gunst er sich erworben, am 22. Februar 1335 die Würde eines Grafen von Devonshire und starb im J. 1340. Hugo's II. jüngster Sohn, Thomas, war mit der Erbin des Hauses Mules verheirathet und Vater mehrer Kinder; eine seiner Töchter heirathete in das Haus Peverill. Hugo's II. ältester Sohn, Johann, war Abt von Tavistock in Devonshire; der zweite endlich, Hugo III., Graf von Devonshire, empfing von Eduard III. zur Belohnung seiner ausgezeichneten Kriegsthaten, den Hosenbanderden und starb 1377, daß er demnach die drei ältesten der S[illegible]ne, die ihm Margaretha Bohun geboren, den Hugo, Thomas und Eduard, überlebte. Der vierte Sohn, Wilhelm, widmete sich dem geistlichen Stande und bekleidete das Bisthum London, als Wocliffe, dessen grobe Schmähungen endlich die Geduld der Regirung erschöpft hatten, genöthigt wurde, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Um seinen Gegnern Furcht einzuflößen, ließ Wycliffe sich durch die beiden mächtigsten Unterthanen in England, den Herzog von Lancaster und den Marschall Lord Pieter, begleiten. Ohne hierauf zu achten, wollte der Bischof sein Amt üben, da befahl der Herzog, man solle für Wocliffe einen Stuhl geben. Der Bischof erwiederte, es sey nicht gebräuchlich, daß der Beklagte sich in Gegenwart der Richter und ohne deren Erlaubniß niedersetze. Es entspann sich ein heftiger Zank, Lancaster erlaubte sich die beleidigendsten Reden gegen den Bischof, und die Anwesenden, auf das höchste aufgeregt, erklärten, sie seyen entschlossen, den Prälaten mit Gefahr ihres Lebens zu schützen. Ein wüthender Haufen schleifte den Marschallhof, plünderte die Savoy, des Herzogs Palast, riß sein Wapen, als das eines Ver-

Digitized by Google

räthers ab, mordete einen Geistlichen, den er für den Lord Piercy hielt, und würde über den Herzog selbst ein gleiches Schicksal verhängt haben, hätte der Bischof sich nicht für ihn auf das ernstlichste verwendet. Wilhelm starb als Erzbischof von Canterbury. Hugo's III. fünfter Sohn, Philipp, war mit Powderham-Castle in Devonshire, unweit der Mündung der Ex, abgefunden und wurde der Stammvater einer Linie, die noch heute Powderham-Castle samt dem Titel Viscount Courtenay besitzt. Der sechste Sohn, Peter, starb 1408, nachdem er König Richard II. als Obrist-Kämmerer gedient; die älteste Tochter, Margaretha, war des kühnen Oberhauptes der Lollards, des Lords Cobham, Johanns von Oldcastle, Gemahlin. In den Gütern und dem Titel eines Grafen von Devonshire succedirte dem Großvater, dem Grafen Hugo III., Eduard II., der älteste von Eduards I. Söhnen (der jüngere, Hugo, gründete die Linie in Baunton, von welcher unten), der unter der Regirung König Richards II. als Anführer der Flotte erscheint, und mit Hinterlassung von drei Söhnen am 6. Decbr. 1419 das Zeitliche gesegnete. Der mittlere dieser Söhne, auch Eduard genant, befand sich in König Heinrichs V. Heere, in den glorreichen Feldzügen von 1415 und 1416, diente auch zur See mit 5 Rittern, 184 Knapven und 400 Bogenschützen, und zwar waren ihm für jeden Knappen 4, für jeden Bogenschützen 2 Sols täglich, während der auf 40 Tage bestimmten Dienstzeit, bewilligt. In den spätern Feldzügen in Frankreich diente er mit 30 Helmen und 90 Schützen, dann vom Mai bis August 1428 als Admiral. Im J. 1439 erhielt er einen förmlichen Bestallungsbrief als Admiral von Frankreich (für den Dienst König Heinrichs VI. von England und Frankreich). Sein älterer Bruder, Hugo IV., Graf von Devonshire, war mit Anna Talbot, einer Schwester des berühmten Grafen von Shrewsbury verheirathet, wurde in den französischen Kriegen als einer der tapfersten Ritter berühmt, und starb den 16. Juni 1422, dessen Sohn, Thomas I., den 3. Februar 1458. Letzterer ist der Graf von Devonshire, den Hume unter den ersten Anhängern des Kronprätendenten, des Herzogs von York, aufführt, und den er fälschlich als einen französischen Prinzen von königlichem Geblüte bezeichnet. Des Thomas drei Söhne, Thomas II., Heinrich und Johann, vertauschten die weiße mit der rothen Rose, und starben alle drei für das Haus Lancaster, und zwar wurde der älteste, Thomas II., Graf von Devonshire, der in der Schlacht bei Touton den 29. März 1461 gefangen worden, fünf Tage später, den 3. April auf Eduards IV. Geheiß, zu York enthauptet. Heinrich, der sofort den Titel eines Grafen von Devonshire annahm, wiewol er von dem Sieger an Humfried Stafford verliehen worden, auch Thomas II. zwei Söhne, Thomas III. und Heinrich hinterlassen, starb auf dem Blutgerüste zu Salisbury im J. 1468. Johann, der nach seinen Brüdern als Graf von Devonshire vorkömt, und der als solcher hauptsächlich es war, der nach der Schlacht bei Barnet die Königin Margaretha ermuthigte, den gewählten Zufluchtsort, die Abtei Beaulieu zu verlassen, fiel mit seinem Neffen, Thomas III. (von dessen Bruder Heinrich ist weiter keine Rede), dem wahren Grafen von Devonshire, in der Schlacht bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471. — Noch haben wir der Nachkommenschaft von Eduards I. jüngerem Sohne, von Hugo von Courtenay in Baunton, zu gedenken. Hugo's Sohn, auch Hugo genant, besaß Boconnoc. Dieses Sohn, Eduard, auf Haccomb in Devonshire, wurde von Heinrich VII. unmittelbar vor seiner Krönung (30. Octbr. 1485) mit der Würde eines Grafen von Devonshire geziert, auch in den Hosenbandsorden aufgenommen; war mit Elisabeth von Courtenay, Philipps auf Moland Tochter, verheirathet und starb 1509; sein Sohn, Wilhelm I., Graf von Devonshire, Herr von Okehamton, den 9. Juni 1511. Letzterer war mit der Prinzessin Catharina, einer Tochter König Eduards IV. verheirathet, folglich König Heinrichs VII. Schwager, ein Umstand, der den König doch nicht hinderte, ihn der Freiheit zu berauben, als er eines Einverständnisses mit dem Grafen von Suffolk und andern Misvergnügten beschuldigt worden (1506); Heinrich VIII. setzte ihn jedoch gleich nach seiner Thronbesteigung in Freiheit. Eduards und der Prinzessin Catharina Sohn, Heinrich, Graf von Devonshire und Herr von Okehamton, wurde am 5. Juni 1525 zum Marquis von Exeter und Bridewell, und zum Ritter des Hosenbandordens ernant, war einer der Richter der Königin Anna Boleyn, leistete in der Unterdrückung der Empörungen in Lincolnshire und in den nördlichen Grafschaften (1536) Dienste von Wichtigkeit, daher er in dem Gerichtshofe, der angeordnet worden, um die Häupter der Empörung, die Lords Darcy und Hussey zu bestrafen, das Präsidium führte, gerieth aber selbst bald in den Verdacht verbrecherischer Umtriebe. Man beschuldigte ihn, daß er sich mit dem Cardinal Pole und dessen Brüdern in eine Verschwörung wider den König eingelassen, nachtheilige Reden von demselben geführt und den Cardinal mit Gelde unterstützt habe. Eine Anklage unter Heinrichs VIII. Regirung war stets einem Todesurtheile gleich zu achten, darum mußte auch der Marquis Verbrechen, an die er höchst wahrscheinlich niemals gedacht hatte, mit dem Leben büßen. Er wurde im J. 1538 enthauptet, und seine Gemahlin, Gertrude Blount (sie war seine zweite Frau, die erste, Elisabeth Gray, starb kinderlos), war bereits eingekerkert und durch eine Parlamentsacte zugleich mit der Gräfin von Salisbury des Hochverraths schuldig erklärt, fand aber doch, weil keine Regel ohne Ausnahme, Gnade und überlebte den König. Dagegen wurde ihr einziger Sohn, Eduard Courtenay, obgleich noch in der zartesten Jugend, in des Vaters trauriges Schicksal verwickelt, daher er seine Kinderjahre als Statsgefangener im Tower verleben mußte. Die Königin Maria gab ihm bei ihrer Thronbesteigung die Freiheit wieder, und seine Jugend und Schönheit, seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, sein frühes unverdientes Leiden, sowie die große Vorliebe, die die Nation für ihn bezeigte, schienen tiefen Eindruck auf der Königin Herz gemacht zu haben. Sie erneuerte zu seinen Gunsten am 3. Septbr. 1553 die Würde eines Grafen von Devonshire, sie suchte ihn durch mancherlei Künste in ihrer Nähe zu behalten, was um so leichter, da seine Mutter schon früher ihre liebste Gesellschafterin gewesen, sie machte es sich zum Ge-

schäfte, für seine im Tower gänzlich vernachlässigte Bildung zu sorgen. Am Hofe sprach man mit Zuversicht von der bevorstehenden Vermählung der Königin mit dem jungen Courtenay, und Gardiner betrieb dieselbe mit seinem ganzen Einflusse. Hatte aber Eduard Eindruck auf die Königin gemacht, so verwischte er ihn bald wieder durch seine üble Aufführung. Er wollte, nachdem er einmal die Freiheit gekostet, sie in vollen Zügen genießen. Er besuchte die schlechteste Gesellschaft, verlor viele Zeit mit liederlichen Weibsversonen und überließ sich Vergnügungen, die seinem Range unanständig waren und das Gefühl und den frommen Sinn der Königin verletzten. Vergebens beauftragte sie einen der Edelleute ihres Hofs, den Unerfahrnen zu führen; vergebens warnten ihn der französische und der venedigsche Gesandte: er spottete ihres Raths, achtete nicht seines Hofmeisters und verfolgte seinen wilden Lauf, bis er der Königin Achtung und Gunst unwiederbringlich verloren hatte. Maria wählte den spanischen Infanten zu ihrem Gemahl, und der Graf, der seine Hoffnungen selbst vernichtet hatte, überließ sich, jetzt endlich seinen Verlust erwägend, uneingedenk der großen Verpflichtungen, die ihm die Königin auferlegt hatte, den selbstsüchtigen Rathschlägen treuloser Freunde. Sie schlugen die Ermordung Arundels und Pagets, als der vornehmsten Beförderer der spanischen Heirath vor; eines so gewichtigen Beistandes beraubt, meinten sie, würde Maria leicht durch Überredung oder Furcht dahin gebracht werden, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Widerstehe sie, so solle er, ihr zum Trotze, die Prinzessin Elisabeth heirathen, mit ihr nach Devonshire oder Cornwallis, wo die ganze Bevölkerung seinem Hause ergeben, flüchten und die Fahne des Aufstandes erheben; jeder wahre Engländer werde ihm zufallen. Aber die Zucht, die im Tower eingeführt, war nicht geeignet, die Charakterstärke und Kühnheit zu entwickeln, deren ein Verschworner bedarf. Courtenay war scheu und behutsam aus dem Gefängnisse herborgegangen, willig lauschte er den Entwürfen seiner angeblichen Freunde, doch zum Handeln fehlte ihm der Muth. Endlich machte die förmliche Ankündigung der Vermählung der Königin (14. Januar 1554) wenigstens der Ungewißheit der übrigen Verschwörer ein Ende. Sie beschlossen (15. Januar) die Ankunft Philipps, die für den Frühling angekündigt war, abzuwarten, bei der ersten Nachricht von seiner Annäherung die Waffen zu ergreifen, um ihm das Landen zu verwehren, den Grafen von Devonshire mit der Prinzessin Elisabeth zu vermählen, sie dem Schutze der Einwohner von Devonshire anzuvertrauen, und als Könige von England auszurufen. Es ist kein Beweis vorhanden, daß Elisabeth und der Graf einander schon früher geliebt hätten; allein die Prinzessin fand gegen die Heirath und ihre Folgen nichts zu erinnern, nachdem ihr beigebracht worden, diese Heirath sey ihr einziger Schutz gegen Maria's Verdacht und Philipps Bosheit, und der Graf erblickte in ihr das Mittel, die verscherzte Krone doch noch zu gewinnen. Aber seine Einfalt oder Furchtsamkeit verrieth in einer Unterredung mit Gardiner das ganze Geheimniß (20. Januar); die Verschwornen, die sich beobachtet sahen, zerstreuten sich in den Provinzen, um für eigene Rechnung das Wagestück zu beginnen, und nur Courtenay blieb bei der Königin, mit seiner Treue zu prunken, die doch verdienter Maßen nur mit Mistrauen und Verachtung erwiedert wurde. Als aber Wyat, an der Spitze der Rebellen aus Kent, London bestürmte, da war Courtenay, sey es Zaghaftigkeit oder Verrath, der einzige beinahe, der seinen Posten verließ und mit dem Rufe, alles sey verloren, floh; er wurde aber, nachdem drei aufgefangene Chiffredriefe des französischen Gesandten Noailles vom 26, 28 und 30. Januar seinen Antheil an der Verschwörung vollständig aufgeklärt hatten, in dem Hause des Herzogs von Suffolk verhaftet und nach dem Tower gebracht. Er ward mit Wyat confrontirt, der ihm vorwarf, daß er, Courtenay, der erste gewesen, der zum Aufstande gerathen; es wurde ihm bewiesen, daß er mit Carew, dem Oberhaupte der Insurrection in Devonshire, nach deren Ausbruche einen Briefwechsel unterhalten, und nur Gardiners mächtige Verwendung rettete ihn von der Strafe der Verräther. Er wurde, nachdem die Prinzessin Elisabeth der Haft entlassen worden, aus dem Tower nach Fotheringaycastle gebracht (Juni 1554), dann im Januar 1555 begnadigt. Er empfing, nachdem er den Königen aufgewartet, die einem Befehle gleichkommende Erlaubniß, zu seiner Bildung zu reisen; hielt sich eine Zeit lang an dem Hofe zu Brüssel auf und ging dann, von König Philipp mit Empfehlungsschreiben an mehre Höfe versehen, nach Italien. Er starb zu Padua wahrscheinlich an den Folgen der Ausschweifung, nicht aber vergiftet, den 4. Octbr. 1556, und wurde in der Kirche des heil. Antonius beerdigt, wie eine sehr schwülstige Grabschrift besagt.

Der Prinz Peter von Frankreich, der durch seine Vermählung mit Elisabeth von Courtenay Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny u. s. w. geworden ist, war nur 22 Jahre alt, wie er seinem Bruder, dem Könige Ludwig VII., in den Kreuzzug von 1147 folgte. Im J. 1178 war er einer der drei Barone, welche dem Könige von England als Geisel für die genaue Beobachtung der eingegangenen Friedensbedingnisse gegeben wurden. Im J. 1179 unternahm er einen zweiten Kreuzzug in Gesellschaft des Grafen von Champagne, des Bischofs von Beauvais und anderer. In einer Urkunde vom Palmsontage 1183 kömt er als verstorben vor. Von seinen fünf Söhnen, die sämtlich den Namen und das Wapen von Courtenay annahmen, wurde der zweite, Robert, der Ahnherr der Barone von Champignelles; von dem vierten, von Wilhelm, stammen die Herren von Tanlay ab; den fünften, Johann, hält man für den Stammvater der Herren von Yeres (von allen diesen Linien wird unten die Rede seyn); der älteste Sohn endlich, Peter II., Herr von Courtenay und Montargis, vermählte sich in erster Ehe 1184 mit der Gräfin Agnes von Nevers, Guido's I. Tochter, die ihm die Grafschaften Nevers und Auxerre zubrachte, und 1191 auch noch die Grafschaft Tonnerre erbte, und, nach deren tödtlichem Abgange, durch Vertrag von Mai 1193, mit Yolantha von Hennegau, einer Schwester der lateinisch-griechischen Kaiser, Balduins I. und Heinrichs. Im J. 1191 begleitete er den König Phi-

Digitized by Google

lipp August nach dem heil. Lande; im J. 1194 ertheilte er der Stadt Auxerre, die eben großen Brandschaden erlitten, bedeutende Privilegien, worüber er aber mit den dasigen Bischöfen, mit Hugo von Nevers und Wilhelm von Seignelay in vielfältige Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe er sogar excommunicirt und genöthigt wurde, am Passionssonntage 1204 öffentliche Buße zu thun. Er vertrieb auch die Juden aus seiner Stadt Auxerre, nahm Ende des J. 1210 mit andern Herren das Kreuz gegen die Albigenser, und befand sich 1211 bei der Belagerung von Lavaur. Im J. 1213 fiel seiner Gemahlin, der Gräfin Yolantha, durch den Tod ihres Bruders Philipp (ihr einziger noch unter den Lebenden befindlicher Bruder, Heinrich, regirte die Trümmer des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel und dachte nicht an das entfernte Erbgut) die Grafschaft Namur anheim, und Peter säumte nicht, von der wichtigen Erbschaft Besitz zu nehmen, wurde aber bald darin beunruhigt. Kaiser Otto IV. nahte sich mit einem furchtbaren Heere, um den König von Frankreich zu bekriegen, und sodann einige ungehorme, niederländische Vasallen, wie den Bischof von Lüttich und den neuen Grafen von Namur zu züchtigen. Aber Otto unterlag in der großen Schlacht bei Bouvines, und Peter von Courtenay, der mit allen seinen Streitkräften zu dem französischen Heere gestoßen war, während sein Sohn Philipp den kaiserlichen Adlern folgte, hatte sogar das Glück, seinen Vetter, den König von Frankreich, an diesem Tage aus dringender Lebensgefahr zu erretten. Die Ruhe, die Peter hiedurch gewonnen, war indessen nur von kurzer Dauer. Walram von Limburg, der Gemahl der Gräfin Ermesinda von Luxenburg, erhob Namens ihrer Anspruch an Namur und suchte ihn durch Heereskraft zu unterstützen (1215). Er belagerte Bouvigne und sodann Namur, mußte aber von beiden Orten abziehen, verlor auch auf der Flucht in der Maas viele Leute. Dagegen nahm er im J. 1216 das wichtige Schloß Samson, und während Peter sich, wiewol vergeblich, bemühete, dasselbe wieder zu gewinnen, auch noch die Schlösser Autreppe und Ville, zwischen Maas und Mehaigne, die jedoch bei Peters Annäherung wieder geräumt wurden. Unter abwechselnden Erfolgen dauerte der Krieg noch fort, als Peters Schwager, der Kaiser Heinrich, in Salonichi das Zeitliche gesegnete (11. Juni 1216); sofort traten die lateinischen Barone zusammen, ihm einen Nachfolger zu geben, und wenn gleich die meisten Stimmen sich für den König Andreas II. von Ungern, den Schwiegersohn des Herrn von Courtenay, erklärten, so wußten doch die statsklugen Venediger, denen eine solche Erweiterung der ungrischen Herrschaft allzu bedenklich schien, die Sache dahin zu drehen, daß statt des Königs der Schwiegervater, dessen Ruhm von einem Meere bis zum andern gedrungen war, der auch, als der beiden letzten Kaiser Schwager, besondere Rücksicht verdiente, auf den Thron Constantins erhoben wurde. Peter trat sogleich seinem ältesten Sohne die Grafschaft Namur ab, und begab sich mit seinen übrigen Kindern und seiner Gemahlin auf die Reise. Er durchzog an der Spitze eines auserlesenen Heeres von 5500 Mann Italien, empfing zugleich mit der Gräfin Yolantha am 9. April 1217 in der St. Laurentiuskirche zu Rom aus den Händen des Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, und schiffte sich zu Brindisi auf der venedigschen Flotte ein. Während aber seine Familie sich geradesweges nach Constantinopel wendete, landete Peter in der Nähe von Durazzo, um diese Stadt, wie es der mit den Venedigern errichtete Vertrag wollte, zu belagern. Dieses Unternehmen mißglückte, der Kaiser mußte die Belagerung aufheben und wollte sich zu Lande Bahn nach Constantinopel brechen, verwickelte sich aber in den Engpässen des Drino. Theodor Comnenus, der Despot von Epirus, eben derjenige, der Durazzo den Venedigern vorenthielt, und der dem lateinischen Heere stets in den Flanken und im Rücken folgte, that nun selbst Friedensvorschläge. Sie wurden angenommen, und Peter, der, ihnen gemäß, seinen friedlichen Marsch fortsetzte, ließ sich bewegen, bei dem Despoten ein feierliches Mahl anzunehmen; während dessel ben überfielen die Griechen die verhaßten und sorglosen Franzosen, die erschlagen oder versprengt wurden, und der Despot, der seinen Gast nicht mehr fürchten mußte, ließ ihn mit allen Baronen seines Gefolgs während des Gelags festnehmen. Peter lebte noch einige Zeit im Kerker, starb aber, wahrscheinlich von Mörderhand, vor dem Januar 1218; seine Witwe, die Kaiserin Yolantha, die als Vormünderin das griechisch-lateinische Reich mit Weisheit und Festigkeit regirte, bald nach dem Monat Juni 1219. Sie war in ihrer Ehe Mutter von 13 Kindern, von Philipp, Peter, Robert I., Heinrich, Baldwin II., Margaretha, Elisabeth, Yolantha, Maria, Agnes, Eleonora, Constantia und Sibylla geworden.

Peters einzige Tochter erster Ehe, Mathilde, Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, vermählte sich Ende 1199 mit Hervé IV., Freiherrn von Donzy, von dem sie aber durch ein Breve des Papstes Innocentius III. vom 20. Decbr. 1213, wegen Verwandtschaft in verbotenem Grade, geschieden wurde. Im Februar 1221 versprach sie dem Könige Ludwig VIII., ihm wider alle und jede zu dienen, auch nicht ohne seine Zustimmung zu heirathen. Im J. 1223 befreiete sie die gesamte Bürgerschaft von Auxerre ohne alle Ausnahme, gab ihr das Gemeinderecht und die Erlaubniß, nach Willkür die Traubenlese zu bestimmen; Wohlthaten, deren Andenken in Auxerre noch nicht erloschen ist. Im J. 1226 kömt sie als des Grafen Guido IV. von Forez Gemahlin vor, und sie stiftete zu dessen Lebzeiten die Abtei du Reconfort, oder de la Consolation de S. Marie in Nivernais, für Nonnen des Cisterzienserordens. Sie wurde Witwe am 29. Octbr. 1241, indem Guido am besagten Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel; nahm 1255 den Schleier in der Abtei Fontevrault und starb daselbst den 12. Oct. n. J. Ihre Besitzungen fielen an ihre Enkelin, Mathilde von Bourbon, Eudo's von Burgund Gemahlin. — Philipp von Courtenay, Peters II. ältester Sohn zweiter Ehe, wurde nach seines Vaters Tode von den Baronen des griechischen Reichs eingeladen, ihren Thron zu besteigen, dankte aber für ihren guten Willen und begnügte sich mit dem Besitze der Grafschaft Namur, in dem ihn jedoch Walram von Limburg noch geraume Zeit beunruhigte. Beide Parteien wurden endlich des Haders müde, und

Digitized by Google

beschlossen im J. 1220, denselben der Entscheidung des Erzbischofs von Cöln zu überlassen. Diese schiedsrichterliche Entscheidung erfolgte im Januar 1222, und wurde im März n. J. durch den Frieden von Dinant, welcher die Grafschaft Namur nochmals dem Hause Courtenay zusicherte, besiegelt. Einige Jahre später, 1226, folgte Philipp dem Könige Ludwig VIII. in den Kreuzzug gegen die Albigenser; er erkrankte während der Belagerung von Avignon, ließ sich nach der Heimath führen, starb aber unterwegs in der Nähe von St. Flour in Auvergne, und wurde in der Abtei Vaucelle in Cambresis beerdigt. Er führt den Beinamen a labro, oder, wie Grammaye liest, a dolabra, und starb unvermählt. Peter kömt in einer Urkunde von 1210 als Cleriker vor. Robert I. wurde durch seines ältern Bruders freiwillige Verzichtung Kaiser von Constantinopel. Er verließ Frankreich zu Ende des Jahres 1220, durchzog Ungern, dessen König sein Schwager, ihn mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen aufnahm, und die Bulgarei, und wurde den 25. März 1221 in der Sophienkirche zu Constantinopel gekrönt. Sein erster Gedanke war, Rache für seines Vaters Tod zu nehmen, zu welchem Ende er mit Theodor Lascaris, dem Kaiser von Nicäa, Frieden schloß, und sich mit dessen Tochter Eudoxia verlobte, aber Theodor starb, wie die Prinzessin eben die Reise nach Constantinopel antreten sollte, und sein Nachfolger, Johann Ducas Vataces, schien wenig geneigt, die eingegangenen Verpflichtungen zu beachten. Dieses benutzten des vorigen Kaisers Brüder, Alexis und Isaac Lascaris, die nur ungern dem Vataces gehuldigt, um den lateinischen Kaiser für ihre Ansprüche zu gewinnen, und sie fanden bei Robert nur zu geneigtes Gehör. Das Heer, das er ihnen zum Beistande ausgerüstet, erlitt aber bei Panormo an dem Marmormeere eine vollständige Niederlage (1224); Alles, was die Lateiner in Asien inne hatten, ging verloren, der Griechen Flotte verheerte die Küsten von Thracien, und das Mißvergnügen der Einwohner von Adrianopel eröffnete ihnen die Thore dieser wichtigen Stadt. Constantinopel wurde nur durch Theodors, des Despoten von Epirus, Eifersucht und Beistand gerettet, und der Kaiser von Nicäa ließ sich einen Frieden gefallen, welcher die Lateiner auf die Mauern der Hauptstadt und auf den Besitz einiger Schlösser in der Gegend von Nicomedia beschränkte, wogegen wiederholt die Auslieferung der Prinzessin Eudoxia versprochen wurde. Daran dachte aber Vataces weniger als jemals, und Robert, der endlich alle Hoffnung, seine Braut nur zu sehen, aufgeben mußte, verliebte sich in die Tochter Balduins von Neuville, eines Ritters aus der Landschaft Artois, und heirathete sie, die doch mit einem burgundischen Edelmanne versprochen war. Der betrogene Burgunder säumte nicht, Rache zu nehmen; er erstieg, im Bunde mit einigen Misvergnügten, bei Nacht den kaiserlichen Palast, bemächtigte sich der Kaiserin und ihrer Mutter, die vorzüglich die Verbindung mit Robert gewünscht hatte, und ließ diese ersäufen, der Kaiserin aber Lippen und Nase abschneiden. Robert, zu schwach, solche Gräuel zu ahnden, floh nach Rom, dem heiligen Vater seine Schmach zu klagen und um Bestrafung der Mörder zu bitten. Gregor IX. versprach ihm alle Hilfe, über die er verfügen könne, rieth ihm aber, vor allem nach Constantinopel, wo seine Gegenwart so nothwendig sey, zurückzukehren. Er gehorchte, erkrankte aber auf der Rückreise und starb in Achaja im J. 1228, indem er das Reich im kläglichsten Verfalle zurückließ. — Heinrich, Peters II. vierter Sohn, folgte seinem Bruder Philipp in dem Besitze der Grafschaft Namur, stand aber noch unter Vormundschaft, als er 1229 das Zeitliche verließ. Balduin, der jüngste Sohn, wird sogleich vorkommen. Margaretha war zuerst mit Radulf III. von Issoudun, dann mit dem Grafen Heinrich von Vianden verheirathet, bemächtigte sich nach ihres Bruders Heinrich Tode der Grafschaft Namur, wurde aber bald in deren Besitze durch den Grafen Ferdinand von Flandern gestört, und nach dem Verluste von Floresse und anderer minder bedeutender Plätze genöthigt, unter des Grafen Philipp von Boulogne Vermittelung den Frieden von Cambray 1232 durch die Abtretung der Ämter Viéville und Golzinne und mehrer Herrschaften in Flandern und Hennegau zu erkaufen. Im J. 1231 stiftete sie, in Erfüllung des letzten Willens ihres Bruders Philipp, die Abtei Grandpré Cisterzienserordens, gleichwie die Kapelle zu Geronsart, und, wenigstens theilweise, das Franziskanerkloster zu Namur. Sie erweiterte auch die Stadt Bouvigne, und war noch mit andern Entwürfen zum Besten der Grafschaft beschäftigt, als sie gezwungen wurde, die Regirung in die Hände ihres Bruders Balduin niederzulegen (1237). Sie lebte noch 1248, und starb als Nonne in dem Kloster Marienthal in dem Luxenburgschen. — Elisabeth vermählte sich in erster Ehe mit Galcherus, Grafen von Bar-sur-Seine († vor Damiata 1219), und in anderer Ehe mit dem Freiherrn von Montagu, Eudo I. von Burgund. — Yolantha vermählte sich 1215 mit König Andreas II. von Ungern, der seit 1213 Witwer, und wurde ihr als Morgengabe das Einkommen der Comitate Warasdin, Sümegh, Szolth und Syrmien, sowie des ganzen Banats von Slavonien und Kroatien verschrieben; später, nachdem ihre Krönung im J. 1216 erfolgt war, und Andreas sich zu seinem Kreuzzuge anschickte, bestimte er ihr in seinem Testamente vom 11. Februar 1217, für den Fall seines Abgangs und zu ihrer Abfertigung, die Summe von 8000 Mark Silber, zu deren Sicherheit die Salzgruben in der Warmaros, die Abgaben der Ismaeliter zu Pesth und die Gefälle des Bodroger Comitats dienen sollten. Sie starb im J. 1233, und wurde in der Nähe von Erlau in der Abtei Egresch beerdigt. — Maria wurde im J. 1219 des Kaisers von Nicäa, des Theodor Lascaris, dritte Gemahlin, und starb kurz nach ihm im J. 1222. — Agnes wurde an Gottfried II. von Villehardouin, den Fürsten von Achaja und Morea, verheirathet, und lebte 1247 als Witwe in Frankreich. — Eleonore, Philipps I. von Montfort auf la Ferté-Alais, erste Gemahlin, kömt 1230 als verstorben vor, und ruhet in der Abtei St. Antoine-des-champs zu Paris. — Constantia wird nur ein Mal in einer Urkunde von 1210 genant. — Sibylla, Nonne zu Fontevrault, starb, nur 13 Jahre alt, im Mai 1210.

Balduin, Peters II. jüngster Sohn, war während dessen Gefangenschaft zu Constantinopel Ende des J. 1217

Digitized by Google

geboren, zählte demnach, wie sein Bruder Robert starb, nur 12 Jahre. Die Lage des Reichs erfoderte aber einen kräftigen Vorsteher; nach reiflicher Überlegung wurde Johann von Brienne von den Baronen dazu ausersehen, und ihm für seine Lebtage die Krone versichert, dagegen für Balduin die Nachfolge in derselben, standesmäßiger Unterhalt bis zu seinem 20sten Jahre, und alsdann der Besitz des noch zu erobernden Königreichs Nicäa stipulirt. Johann erfüllte alle übernommenen Verpflichtungen mit Rittertreue, und sein Verhältniß zu dem jungen Balduin war so vertraulich, daß er keinen Anstand nahm, denselben 1237 nach Italien und Frankreich abzuordnen, um Hilfe zu suchen gegen die Griechen sowol, als gegen den König der Bulgaren, der es nicht vergessen konte, daß der von Brienne ihn um das Amt eines Reichsverwesers und seine Tochter um ihren Bräutigam, den Prinzen Balduin, gebracht. Gregor IX. verkündigte zu dem Ende einen Kreuzzug, und Balduin, der die deshalb erlassene Bulle nach Frankreich brachte, fand auch bei Ludwig IX. und der Königin Blanca die günstigste Aufnahme, und eine große Zahl ausgezeichneter Ritter nahm das Kreuz. Bevor der Zug wirklich angetreten wurde, fand Balduin jedoch für gut, auch ein persönliches Geschäft abzumachen. Seine Schwester, die Gräfin von Vianden, hatte sich in den Besitz der Grafschaft Namur gedrängt und wollte, trotz aller Mahnungen, dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht weichen. Balduin, von dem Könige von Frankreich und der Gräfin Johanna von Flandern mit Truppen versehen, erschien in dem Lande zwischen Sambre und Maas, die Mehrheit des Namurschen Adels fiel ihm bei, und Margaretha wurde nach hartnäckigen Kämpfen genöthigt, denjenigen als Grafen von Namur zu erkennen, den sie anfänglich nicht einmal als ihren Bruder erkennen wollen, indem sie sich bemühet hatte, ihn zu einem Betrüger zu stempeln, demjenigen gleich, durch den einige Jahre früher Flandern und Hennegau beunruhigt worden. Balduin, für den die Grafschaft keine Wichtigkeit hatte, als insofern sie ihm ein Mittel werden konte, den wankenden Thron von Constantinopel, der durch Johanns von Brienne Tod noch mehr erschüttert worden, zu befestigen, eilte nach Paris, um sie dem Könige um 50,000 Pfund zu versetzen, und hiedurch mit dem ersten Bedürfnisse versehen, gab er der Kreuzarmee, deren Vortrab unter Johanns von Bethune Befehlen bereits den Marsch angetreten hatte, das Zeichen zum Aufbruch. Sie zählte damals nach einigen 60,000, wenigstens aber 30,000 Mann, worunter allein 700 Ritter, verlor aber, weil Sold und Lebensmittel bald ausgingen, mit jedem Tage an Stärke, daß sie, in Ungern angelangt (Herbst 1239), kaum mehr eine Armee zu nennen. Demungeachtet wußte Balduin so zu imponiren, daß selbst die unbändigen Cumaner ihm ein Friedens- und Freundschaftsbündniß antrugen, und dasselbe nach ihrer Sitte mit einem Blutranke und einem Hundeopfer besiegelten. Er empfing sodann im December 1239 in der Sophienkirche die Kaiserkrone, nahm das feste, von den Griechen tapfer vertheidigte Tzuruium, das heutige Tschorlü in Thracien, mit stürmender Hand, und besiegte in einem Seetreffen des Vataces Flotte, konte aber doch nicht verhindern, daß dieser sich für den Verlust in Thracien durch die Wegnahme aller Besitzungen der Lateiner in Asien, das Castell Schile oder Scieli am schwarzen Meere allein ausgenommen, entschädigte. Hiemit waren aber auch beider Kaiserreiche Kräfte erschöpft, obgleich Balduin, um sich Geld zu verschaffen, die vornehmsten Heiligthümer seiner Kapelle versetzt hatte, wie z. B. das größte Stück des wahren Kreuzes, das man beinahe noch gesehen; die Lanze und ein Stück des Schwammes, des Rohres und des Purpurmantels Jesu Christi; ein Stück des heil. Schweißtuches; das Tuch, womit Jesus der Apostel Füße abgetrocknet; das Kreuz des Triumphes, also genant, weil es jederzeit den Heeren, denen es vorgetragen worden, den Sieg verliehen hatte; den weltbekanten Onyx u. s. w. (alle diese Heiligthümer erwarb Ludwig IX. für die heil. Kapelle in Paris, und wurden sie am 14. Septbr. 1241 darin niedergelegt, samt der Dornenkrone, die Balduin schon früher an die Venediger versetzt, der König aber von ihnen eingelöst hatte. Vollkommenes Eigenthum des heil. Ludwigs wurden diese Gegenstände aber erst durch den Vertrag von St. Germain-en-Laye vom Juni 1247). Es wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre abgeschlossen, und Balduin unternahm nochmals eine Reise nach dem Occident, sich um Hilfe zu bewerben. Es glückte ihm auch, in Rom zwischen seinem Schwager, dem Kaiser Friedrich II. und dem Papste Innocentius IV. am 1. April 1244 einen Vergleich zu Stande zu bringen, daß beide demnach Ruße gehabt hätten, sich mit den Angelegenheiten des Orients zu beschäftigen; als er aber vor dem Concilium von Lyon erschien, die Gefahren und Bedürfnisse der lateinischen Kirche und Herrschaft im Morgenlande darzustellen, fand er nur eine kalte Aufnahme, und die sparsam und langsam wirkende Bewilligung der Hälfte des Ertrags aller Beneficien, deren Inhaber nicht wenigstens 6 Monate des Jahres residirten, und eines Drittels des Ertrags aller Beneficien von 100 Mark Einkommen, konte kaum als eine Hilfe angesehen werden. Mit schwerem Herzen, so scheint es, verließ Balduin den Kirchenrath, denn das Gefühl, vielleicht der Wunsch eines nahen Todes spricht sich in allen den Vorkehrungen aus, die er in seinem Stammlande Namur traf. In einer Instruction, z. B. vom Mittwoch nach Barnabas 1245, an alle seine Diener und Lehensleute in der Grafschaft, auch an den Dechant und die Chorherren zu St. Peter gerichtet, und worin er jede Verfügung oder Veränderung hinsichtlich des Schlosses Namur, ohne des Königs von Frankreich, der Prinzen, seiner Brüder, und der Königin Blanca Vorwissen, untersagt, handelt er mit besonderer Sorgfalt von allen den Zufällen, die ihn persönlich treffen könten, namentlich auch von einer Gefangenschaft. In einem solchen Falle sollen sie selbst einem von seiner Hand geschriebenen und unterschriebenen Befehle, sobald er der gegenwärtigen Instruction zuwiderlaufe, nicht gehorchen. Auf den Fall seines Todes bestimt er die Grafschaft seiner Schwester, der Gräfin von Vianden, oder, wenn sie nicht mehr bei Leben, der Frau von Montagu, oder in deren Ermangelung der Prinzessin von Villehardouin. Nachdem er also sein Haus bestellet, kehrte er nach Thracien zurück, wo Vataces den Ablauf

Digitized by Google

des Waffenstillstandes durch die Einnahme von Tzurulum bezeichnet hatte, und bald, da Balduin nur einen müßigen Zuschauer abgeben konte, seine Eroberungen bis an die Thore der Hauptstadt ausdehnte. Vataces starb indessen im Laufe seiner Siege, und die Schwachheit und Uneinigkeit seiner nächsten Nachfolger gestattete den Lateinern nochmals eine Gnadenfrist, die Balduin nicht unbenutzt ließ. Kaum sah sich aber Michael Paläologus auf dem Throne von Nicäa befestigt, so überschwemten seine Heere die Ebene von Thracien; die Festungen in der Umgebung von Constantinopel wurden schnell genommen; denn Balduin, statt im Felde erscheinen zu können, mußte, um sich einige Geldmittel zu verschaffen, erst die bleiernen Dächer der Kirchen und Paläste abnehmen und vermünzen lassen; die Griechen kamen der Hauptstadt so nahe, daß sie mit ihren Landsleuten in derselben verhandeln konten, und als Balduin sich endlich soweit gerüstet hatte, daß er den besten Theil seiner Völker zur Belagerung von Daphnusium abzuordnen vermochte, wurden in der Nacht vom 25—26. Juli 1261 mehre Thore der Kaiserstadt den Morgenländern geöffnet. Sie überwältigten ohne sonderliche Anstrengung die wenigen Franzosen; Balduin aber warf den Purpur ab und entkam zur See in einem Kahne nach Negroponte, von dannen er sich nach Neapel zu König Manfred wandte. Hilfe fand und konte er bei ihm nicht finden, dagegen aber war Balduin rastlos bemüht, auf anderm Wege sich die Mittel zu verschaffen, die verlorne Krone wieder zu gewinnen. Eines der nächsten war der Verkauf der Grafschaft Namur. Schon 1248 war der Kaiser derselben von dem römischen Könige Wilhelm verlustig erklärt worden, weil er unterlassen hatte, sie von Johann von Avesnes, dem anmaßlichen Grafen von Hennegau, als dem Lehensherrn zu empfangen; die Sache war jedoch ohne Folgen geblieben, da die Königin Bianca als Regentin während dem Kreuzzuge ihres Sohns sich anschickte, die Grafschaft gegen jeden feindlichen Überzug zu vertheidigen, und wenn auch Johann von Avesnes seine Rechte an Namur 1254 an den Grafen von Luxenburg verkauft hatte, so versprach er sowol, als sein Bruder Balduin von Avesnes in einer spätern Urkunde, d. d. Peronne, Sonntag vor Michaelis 1256, daß sie auf alle Ansprüche an Namur verzichten, auch den zu erwählenden römischen König bestimmen wollten, die ihnen vormals von Wilhelm von Holland gegebene Belehnung zu vernichten. Sie widerriefen zugleich den Verkauf an Luxenburg, machten sich anheischig, alles mögliche aufzubieten, um den Grafen von Luxenburg zu bestimmen, daß er seinerseits von dem Kaufe abstehe, und Balduin von Avesnes versprach noch besonders, daß er, im Falle der Graf von Luxenburg durchaus seinen Handel geltend machen wolle, mit aller seiner Macht dem Kaiser gegen den Grafen beistehen werde. Die Kaiserin Maria, die ihr Gemahl, Kaiser Balduin, seit 1249 nach dem Abendlande verschickt, und der die Königin Bianca, ihre Tante, kurz vor ihrem Tode, die bisher noch auf Namur lastende Schuldverschreibung über 50,000 Pfund zurückgegeben hatte, blieb demnach im ruhigen Besitze der Grafschaft, bis die Zerstörung eines Schönen-Frauenhauses in der Nähe der Abtei Salzinne, die die Kaiserin ihrer Freundin, der Äbtissin Imagina, nicht versagen konte, tiefen Unwillen in dem Lande, das ohnehin vieler neuen Auflagen halber schwierig, erzeugte. Der Hofbeamte, der die Schönen-Frauen ausgetrieben hatte, wurde am lichten Tage ermordet, und da die Kaiserin ihre Entrüstung über diesen Frevel nicht verbergen, auch die Verbrecher, eine Anzahl junger Edelleute, zur gebührenden Strafe ziehen wollte, so vereinigten die bedrohten Familien sich zum Widerstande. Sie zogen beinahe die gesamte Bürgerschaft der Stadt in ihr Interesse, riefen den Grafen Heinrich von Luxenburg zum Beistande herbei, und übergaben diesem in der Christnacht 1256 die Stadt Namur. Die Kaiserin entkam, nicht ohne Schwierigkeit, nach Champagne, rief ihre Brüder, Johann und Ludwig von Brienne, zum Beistande auf und sammelte mit ihrer Hilfe ein kleines Truppencorps, mit dem sich auch einige Hilfsvölker aus Flandern, die die Gräfin Margaretha, ihren Sohn Balduin von Avesnes an der Spitze, abgesendet, vereinigten. Seit 18 Monaten vertheidigte der tapfere Bastard von Wesemale das Schloß von Namur, und des von Avesnes erste Angelegenheit mußte es seyn, diesen wichtigen Platz zu entsetzen. Er setzte sich auch wirklich auf den Höhen vor Namur, verlor 14 Tage, um den Feind zu beobachten, und schloß dann mit den Luxenburgern einen Waffenstillstand auf andere 14 Tage, so zwar, daß in dieser Frist weder Menschen noch Lebensmittel in das Schloß gebracht werden sollten. Darüber ergrimten die Champagner, sie ahnten Verrath und zerstreuten sich, worin die Flamänder ihnen willig folgten; Franco von Wesemale wurde nach einer glänzenden Vertheidigung gezwungen, zu capituliren, und die ganze Grafschaft war hiemit verloren. Um so leichter wurde es demnach dem Kaiser, sie zu veräußern. Zu dem Ende ertheilte er seinem Sohne, dem Prinzen Philipp, von Paris aus im J. 1262 die nöthige Vollmacht, und schon nach wenigen Monaten verkaufte dieser Namur um 20,000 Pfund an den Grafen Guido von Flandern, sowie die Herrschaften Onain und Couroube bei Valenciennes an die Gräfin Margaretha. Mit solchen Summen war indessen keine Seerüstung zu bestreiten, und Balduins Thätigkeit mußte sich fortwährend auf Verträge beschränken. So beschenkte er 1265 den Herzog Hugo von Burgund mit dem Königreiche Thessalonich, in partibus infidelium, mit der Baronie Ainnes und mit einer zweiten Baronie nach der freien Wahl des Herzogs, nur daß sie 50 Meilen von Constantinopel entfernt seyn sollte; so errichtete er am 27. Mai 1267 und im J. 1268 zwei verschiedene Verträge mit Karl von Anjou und mit dem Grafen Theobald von Champagne wegen der Wiedereroberung seines Reichs. Er starb Ende des Jahres 1272. Seine Gemahlin, die Kaiserin Maria, lebte noch den Sonntag nach Kreuzerfindung 1275, und zwar seit dem Verluste von Namur, in Frankreich, wo sie die Herrschaften Blaton und Courtenay als Witthum besaß. Sie war Johanns von Brienne, des Königs von Jerusalem und Kaisers von Constantinopel, und der Prinzessin Berengaria von Castilien Tochter, und bereits als Kind, d. d. Perugia den 19. April 1229, mit dem nachmaligen Kaiser Balduin verlobt worden. Ihr einziger Sohn,

Digitized by Google

Philipp von Courtenay, Titularkaiser von Constantinopel, geb. 1243, mußte in seiner zarten Jugend Schulden halber an einige venedigsche Edelleute versetzt werden. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, besuchte er 1269 Castilien, wo er von König Alfons X. den Ritterschlag empfing, und den Hof Karls von Anjou, mit dessen zweiter Tochter, der Prinzessin Beatrix, er zu Orvieto den 27. Mai 1267 verlobt worden. Die Ehe selbst erfolgte im J. 1273, und am 3. Juli 1281 errichtete Philipp, unter des Papstes Martin IV. Vermittelung, mit seinem Schwiegervater und der Republik Venedig ein Bündniß gegen Michael Palàologus, zu Wiedereroberung des griechischen Reichs. Er starb im J. 1285; seine einzige Tochter, Catharina von Courtenay, Kaiserin von Constantinopel, den 2. Januar 1307 oder 1308 zu Paris, oder, nach andern, den 8. October 1307 in dem nahrm St. Ouen. Sie war am Hofe König Karls II. von Neapel erzogen, zuerst von dem Despoten Johann Palàologus, dem ältesten Sohne des ältern Kaisers Andronicus, zur Ehe begehrt, dann am 24. Januar 1299 mit dem Prinzen Jacob, dem ältesten Sohne des Königs Jacob I. von Mallorca verlobt worden, heirathete abrr 1300 oder 1301 zwischen dem 28. Januar und 8. Februar mit päpstlicher Dispens ihren Vetter, den Grafen Karl von Valois, dem sie vorher die Herrschaften Courtenay, Blaton u. s. w., dann ihre Rechte an Griechenland und Namur geschenkt hatte, doch so, daß er auf den Fall ihres kinderlosrn Abganges nur die Leibzucht davon haben, und das Ganze dereinst an ihre Erben zurückfallen solle. Sie ruhet in der Jacobinerkirche zu Paris.

Robert von Courtenay, des Prinzen Peter zweiter Sohn, der Ahnherr der linie von Champignelles, besaß, außer Champignelles bei Tonnrrre, das benachbarte Charny, Château-Renard zum Theile, Chanterocq, Vermanton, Cleyes, Baillet, und erheirathete mit Mathilde von Mehun, † 1240, die Herrschaften Mehun-sur-Yevre und Selles in Berry, wurde auch von König Philipp August mit den confiscirten Herrschaften Conches und Nonancourt in der Normandie beschenkt. Im J. 1223 wurde er von König Ludwig VIII. zu seinem Obristmundschenken ernant, und er folgte als solcher dem Könige 1224 in den mühsamen Feldzug nach Poitou und zur Einnahme von Rochelle, so wie er 1226 bei der Eroberung von Languedoc und der Belagerung von Avignon gebraucht wurde. Auch dem Könige Ludwig IX. leistrte er Dienste von Wichtigkeit, besonders 1229 in dem Kriege mit Theobald VI., dem Grafen von Champagne. Im J. 1237 stiftete er in der Nähe von Mehun die Abtei Beauvoir, für Nonnen Cistercienserordens. Er starb 1239 in dem heiligen Lande, sein ältester Sohn, Peter I., in Ägypten, und zwar dieser an den in der Schlacht bei Massura empfangenen Wunden. Peter hatte mit Petronilla von Joigny einen Theil der Herrschaft Château-Renard, den eine Courtenay des ältern Geschlechts in das Haus Joigny gebracht, erheirathet, hinterließ aber nur rine Tochter, Amicia, die Conches, Mehun-sur-Yevre, Srlles, Château-Renard und Charny ihrem Gemahle, dem Grafen Robert II. von Artois, zubrachte und 1275 zu Rom starb. Raoulf I., Roberts I. drutter Sohn, besaß Illiers und Neuvy in Auxerrois, Paudy in Berry, Tramelay und Pymorin in Hochburgund, folgte 1247 dem Grafen von Anjou in den Zug nach Neapel, wofür er 1269 mit der Grafschaft Chieti in Abruzzo belehnt wurde, und starb 1271, von Alix von Montfort nur eine Tochter hinterlassend. Diese, Mathilde von Courtenay, Gräfin von Chieti, Frau auf Paudy, Neuvy, la Motte-les-Champignelles und Villeneuve-des-genets, wurde durch Vertrag vom J. 1284 mit Philipp von Dampierre, des Grafen Guido II. von Flandern ältestem Sohne, verheirathet, und starb kinderlos in Italien im J. 1300 oder 1303, daher ihre Güter am 4. Mai 1304 unter ihre nächsten Erben vertheilt wurden, und zwar erhielten ihre Neffen, der Erzbischof von Rheims und sein Bruder, Johann I. von Courtenay, die Herrschaften la Motte, Villeneuve-des-genets, Vermanton und Lorant, und die Kinder Philipps von Artois die Herrschaften Neuvy und Paudy. In Gemeinschaft blieben Tramelay und Pymorin, als im Auslande gelegen. Robert von Courtenay, Roberts I. vierter Sohn, Herr von Damville und Nonancourt in der Normandie, auch von Vermanton und Baillet zum Theil, war bereits 1251 Domdechant zu Chartres, wurde 1258 zum Bischofe von Orleans gewählt, folgte 1270 dem h. Ludwig nach Afrika, verkaufte 1274, den Montag vor Estomihi, die Herrschaft Damville, und starb den 4. August 1279. Johann, Roberts I. fünfter Sohn, auf Cleyes bei Meaux und Baillet zum Theil, wurde 1266 zum Erzbischofe von Rheims erwählt, folgte an der Spitze von 30 Rittern, für die ihm 4000 Pfund an Geld und ein eigenes Schiff angewiesen waren, dem h. Ludwig nach Tunis, und starb in dieser Expedition den 20. August 1270. Der sechste Sohn endlich, Wilhelm I., Herr von Champignelles, Baillet, Cleyes, Nonancourt und la Ferté-Loupière, pflanzte durch seinen einzigen Sohn zweiter Ehe, Johann I., die Linie fort, während sein ältester Sohn erster Ehe, Robert, im J. 1299 den erzbischöflichen Thron von Rheims bestieg. Robert, der seinem Bruder Johann I. die Verwaltung des Erzbisthums in weltlichen Dingen übertragen hatte, fügte zuerst dem Stiftswapen das Geschlechtswapen bei, nante sich in einer Urkunde vom 1. August 1319 zum erstenmale Erzbischof und Herzog von Rheims, was überhaupt das erste Beispiel dieser Art, setzte in Zeit von sechs Jahren drei Königen von Frankreich die Krone auf, und starb den 2. März 1323, sein Bruder, Johann I., über dessen Abstammung einige erhebliche Zweifel walten, vor dem 5. December 1318. Von Johanns I. Söhnen setzte Johann II. die Hauptlinie in Champignelles fort, Philipp wurde der Stammvatrr der ersten Linie in la Ferté-Loupière, deren Mannsstamm jedoch bereits mit dessen Enkel, grgen die Mitte des 15. Jahrhunderts erloschen ist, Stephan endlich wurde nach Hugo's von Arcy Tode zum Erzbischofe von Rheims erwählt, starb aber den 7. Novembrr 1352, bevor seine Bestätigung eintreffen können. Johann II., Herr von Champignelles, la Motte-les-Champignelles, Villeneuve-des-genrts und S. Briçon in Berry, erhirathrte mit Margaretha von S. Verain die Herrschaft Bleneau in der Nähe von Briare, und starb den 4. December 1334. Seines Sohnes,

Digitized by Google

Peters II. Kinder, theilten abermals, und zwar stamt von dem jüngern Sohne, von Johann, der mit den Herrschaften Bleneau, Villar, la Ferté-Loupière, Chevillon, Chassenay, Marquant, Arrablay, Croquetaine und Tonnerre abgefunden war, die Linie in Bleneau ab, der ältere Sohn hingegen, Peter III., der mit Johanna Braque die Herrschaften S. Maurice-sur-Laveron, Châtillon-sur-Loing, Courcelles-le-roi, Dannemarie-en-Puisaye erheirathete, setzte das Haus Champignelles fort, das doch bereits mit dessen Sohne, Johann IV., im J. 1472 erloschen ist, nachdem dieser vorher alle seine Güter verschleudert hatte. Johann von Courtenay, Peters III. Bruder, der Ahnher des Hauses Bleneau, † 1460, hatte fünf Söhne. Von dem jüngsten, von Karl, stamt die Linie in Arrablay ab, die bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bestand. Der dritte, Peter, gründete das neue Haus la Ferté-Loupière, von dem miten; der älteste, Johann II., Herr von Bleneau, Villar und Champignelles, † 1480, wurde der Großvater von Franz I., der mit König Ludwig XII. als dessen Ehrenknabe erzogen, und von König Franz I. 1528 zum Amtmann zu Auxerre ernant wurde, der Königin Eleonora als erster Pannetier diente und 1561 verstarb. Mit dieses Franz Urenkel, Caspar II., der am 1. April 1653 seinem Vetter, Ludwig von Courtenay in Chevillon, die Herrschaft Bleneau schenkte, ist die Hauptlinie in Bleneau erloschen (1655).

Peter I., Johanns I. in Bleneau dritter Sohn, und der Ahnherr des neuern Hauses la Ferté-Loupière, besaß außer der Herrschaft dieses Namens unweit Joigny, auch Chevillon, Frauville, Bontin, Martroy, Prenay, la Ville-au-Tartre und Ville-sur-Seine, und wurde Vater von sechs Söhnen, Hector, Johann, Karl, Ludwig, Peter und Edmund. Der älteste, Hector, succedirte in la Ferté-Loupière und Villeneuve-la-Cornuë und wurde in seiner Ehe mit Claudia von Ancienville, Vater von sechs Kindern, worunter zwei Söhne. Der älteste, Renat, ein tapferer Krieger, der mit Anna de la Magdelaine in kinderloser Ehe lebte, wurde 1562 vor Bourges erschossen, der jüngere, Philipp, starb unverehelicht um 1551. Ludwig, Peters I. vierter Sohn, auf Ville-au-Tartre, Ville-sur-Seine, Bontin und la Cattiniere, gründete die Linie in Bontin, sie erlosch aber bereits mit dessen Sohne Franz, auf Bontin, Beaulieu, la Cattiniere, le Petit-Frauville, Beauregard, Martroy-Saint-Denis, Suraine und Sommeraise, der sich zu der reformirten Kirche bekant hatte, und vor dem J. 1578 verstarb, nachdem er mit Louise von Jaucourt zwei Töchter erzeugt, von denen die jüngste, Anna von Courtenay, die Erbin von Bontin, Beaulieu und andern nicht unbedeutenden Besitzungen, sich den 4. October 1583 auf dem Schlosse Bontin mit Maximilian von Bethune, dem großen Sully, vermählte. Sie starb zu Rosny im Juni 1589. Peters I., des Ahnherrn des neuen Hauses la Ferté-Loupière zweiter Sohn, Johann, gründete die Linie in Chevillon unweit Montargis, in dessen Nähe er auch noch Martroy, Frauville und theilweise Moulins besaß. Er starb den 24. Mai 1634 und ruhet in der Kirche zu Chevillon. Sein Enkel, Johann II. von Courtenay auf Chevillon, Frauville und Briant, diente dem Könige Heinrich IV. in allen seinen Kriegen bis zum Frieden von Vervins, und starb den 3. Februar 1639, nachdem er sich zuerst wieder bemühet, die königliche Abkunft seines Hauses geltend zu machen, und zu dem Ende im J. 1607 eine eigene Druckschrift erscheinen lassen unter dem Titel: de stirpe et origine domus de Courtenay, quae coepit a Ludovico Crasso, hujus nominis sexto Francorum rege, sermocinatio; cui inserti sunt supplices libelli regi ad hanc rem oblati, una cum repraesentatione juris et meritorum praesentis instantiae. Diese Druckschrift blieb jedoch eben so erfolglos als eine Bittschrift, die Johann 1603 dem Könige übergeben, und worin er darauf angetragen, für einen Prinzen von königlichem Geblüte anerkant zu werden, oder als die den Ansprüchen des Hauses Courtenay günstigen Artikel, die der Prinz von Condé in den Vertrag von Loudun vom J. 1616 einrücken lassen. Johanns II. ältester Sohn, Ludwig I., Prinz von Courtenay, wie er sich nante, um den Anspruch seines Hauses an den Tag zu legen, geb. den 25. August 1610, erheirathete mit Lucretia Christina von Harlay die Grafschaft Cesy, und starb den 23. November 1672. Er hatte bei Ludwig XIV. einen neuen Versuch gemacht, seine Rechte als ein Capetinger geltend zu machen, erhielt aber von dem Könige folgende Antwort: „wenn mein Vater und Großvater euch wehe thaten, indem sie euch der Prinzen von Geblüt Titel und Rechte versagten, so bin ich bereit, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Wir sind indessen von der jüngern Linie, beweiset mir, daß die ältere Linie meines Hauses euch anerkant hat, und ich werde euch auf der Stelle anerkennen." Was man den Courtenays hauptsächlich entgegensetzte, war, daß ihr Ahnherr, der Prinz Peter, Namen und Wapen des königlichen Hauses mit denen der Herren von Courtenay vertauscht, also seinen Heerschild erniedrigt hatte; weil aber doch seine königliche Abkunft nicht geleugnet werden konte, so ließ der Monarch sich herab, mit den Courtenays zu unterhandeln. Sie sollten die Lilien wieder in ihr Wapen aufnehmen, sie jedoch, gleich Bastarden, mit einem linken Schrägbalken durchschneiden, dagegen aber standesmäßige Versorgung empfangen. Davon wollte der Prinz Ludwig aber niemals hören, nur auf dem Todesbette ermahnte er mit vieler Wärme seinen ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig Karl, die dargebotene königliche Gnade anzunehmen. Er schilderte ihm mit lebendigen Farben das Unglück, so der Anspruch ihm zugezogen, die bittere Armuth, so er um seinetwillen ertragen. Wie der junge Mann demungeachtet unbeugsam blieb, da drückte der Vater ihn mit Inbrunst an sein Herz und zeigte ihm zugleich eine Pistole, die im Bette verborgen gewesen: „Sie sollte dein Leben endigen," setzte er hinzu, „wärest du schwach genug gewesen, vielmehr meinen Rathschlägen, als meinem Beispiele zu folgen." Dieses Sohn, Ludwig Karl, Prinz von Courtenay, Graf von Cesy, geb. den 25. Mai 1640, diente in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Barbarei, 1664, auch, nicht ohne Auszeichnung, in den Kriegen, die durch den Nimweger und Ryswicker Frieden geendigt wurden, vermählte sich in erster Ehe mit Maria von Lameth, und nach

Digitized by Google

ihrem am 18. Juni 1676 erfolgten Ableben zum andernmale den 14. Juli 1688 mit Helena von Beſançon, übergab am 1. October 1715 dem Pariſer Parlament eine neue Proteſtation, ſeine Rechte als ein Abkömling des königlichen Hauſes zu verwahren, und ſtarb den 28. April 1723. Sein älteſter Sohn, Ludwig Gaſton, geb. den 9. October 1669, blieb vor Mons 1691, der jüngere Sohn, ebenfalls aus der erſten Ehe, Karl Roger, Prinz von Courtenay, Graf von Ceſy, Herr von Chevillon, Bleneau, Frauville und Briant, geb. den 21. Juli 1671, diente in den Jahren 1690 und 1691 als Garde-marine, trat ſpäter als Hauptmann in der Königin Dragonerregiment, und ſtarb den 7. Mai 1730 als der letzte echte männliche Nachkomme des Prinzen Peter von Frankreich, denn ſeine am 17. November 1704 mit Maria Clara Genovefa von Bretagne eingegangene Ehe blieb kinderlos. Maria Clara ſelbſt war des Marquis Claudius von Avaugour und der Anna Judith le Lievre Tochter, auch des Gonzalez Joſeph Carvalho Patalino, des Großmeiſters der königlichen Bauten in Portugal, Witwe, ſtarb zu Paris den 24. October 1740, und es wurden für ſie in Gemäßheit ihres letzten Willens 3000 Selenmeſſen geleſen. Noch lebte eine Tochter des Prinzen Ludwig Karl aus der zweiten Ehe, Helena von Courtenay, geb. den 7. April 1689, und ſeit dem 5. März 1712 mit Ludwig Benignus von Beaufremont, Marquis von Liſtenois, verheirathet. Sie machte im J. 1736 neue Verſuche, ihre königliche Herkunft anerkennen zu laſſen, legte ſich auch in einer zu dem Ende ausgegebenen Denkſchrift den Titel einer Prinzeſſin von königlichem Geblüte bei, deſſen Gebrauch ihr aber das Pariſer Parlament durch Spruch vom 7. Februar 1737 unterſagte, gleichwie die Denkſchrift ſelbſt unterdrückt wurde, und ſtarb den 29. April 1768, nachdem ſie den 22. Juni 1755 Witwe geworden.

Die Hauptlinie in Tanlay wurde, wie wir gehört haben, von Wilhelm I. von Courtenay, des Prinzen Peter von Frankreich viertem Sohne, der mit Tanlay, Maillys-le-Château, Joux, Ravières und St. Winemer (ſämtlich in Tonnerrois oder Auxerrois) abgefunden worden, begründet. Wilhelms Urenkel, Robert II., auf Tanlay, Ravières und St. Winemer, ſtarb 1310. Roberts II. Enkel, Philipp I., Herr von Tanlay, Ravières, St. Winemer, St. Thierry, Poiſy, St. Savine und Poligny, ſtritt in der Schlacht von Crecy an der Spitze von 11 Edelknechten, die zu ſeinem Gefolge gehörten. Mit ſeinem Sohne Stephan iſt dieſe Linie zu Ende des Jahres 1384 erloſchen. Der Ahnherr der Linie in Yeres, des Prinzen Peter fünfter Sohn, Johann von Courtenay, hinterließ ſeinem Sohne, Wilhelm I., außer Yeres auch Bondouſle, Revigny und Coms-la-ville, ſämtlich in Isle-de-France, an oder bei dem Flüßchen Yeres gelegen. Von einem von Wilhelms Enkeln, auch Wilhelm genant, ſtamt die Anfangs des 15. Jahrhunderts mit einer Jakobine von Courtenay erloſchene Nebenlinie in Bondouſle ab; der ältere hingegen von Wilhelms I. Enkeln, Johann II., der noch im J. 1315 vorkomt, ſetzte das Haus Yeres fort. Mit dieſes Johann Urenkel, Johann IV. auf Yeres, ſo er doch zur Hälfte verkauft hat, Coms-la-ville, Revigny und Courpalay, deſſen einzige Tochter, Iſabella, ſich mit Gottfried Tout-Outre verheirathete, iſt ſolches aber ebenfalls vor Anfang des 15. Jahrhunderts erloſchen, daß demnach von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nur noch die einzige Linie in Chevillon beſtand, die auch ſogar alle Baſtardlinien, von denen hier nicht die Rede ſeyn kann, überlebte. Denn obgleich noch viele, zum Theile nur bäuerliche Familien in dem alten Beauce den Namen Courtenay führen, ſo ſind es doch nur weibliche Abkömlinge, die nach franzöſiſcher Sitte gar gern den angebornen Namen einem vornehmern aufopferten. Daß ſie aber wirklich mit einem edlern Stamme verwandt, ſcheint die körperliche Schönheit, die in dieſen Familien erblich, und die vorzüglich auffallend in einer Provinz, deren Phyſiognomien gewöhnlich ſo flach ſind als ihr Boden, zu beſtätigen.

Der Courtenay Wapen ſind drei rothe Kugeln im goldnen Felde; ihr Erbbegräbniß hatten ſie noch in den letzten Zeiten in der Abtei Fontaines-Jean. Vergl. *Du Bouchet*, histoire généalogique de la maison de Courtenay. Paris 1661. fol. (*v. Stramberg.*)

COUSTANT, Pierre, Benedictiner, geboren den 30. April 1654 zu Compiegne, wo die Jeſuiten ſeine Lehrer waren. In ſeinem 17. Jahre trat er zu Rheims in die Congregation des h. Maurus, und kam bald in die Abtei St. Germain-des-Prés zu Paris. Ungern verließ er ſie, als er 1693 das Priorat zu Nogent-ſous-Coucy übernehmen mußte, kehrte 1696 nach St. Germain-des-Prés zurück, und ſtarb als Dekan dieſer Abtei den 18. October 1721. Die Congregation, der er angehörte, zählt ihn unter ihre gelehrteſten Mitglieder, und als Patriſtiker zeichnete er ſich durch den Umfang ſeines Wiſſens, eine geſunde Kritik und große Genauigkeit aus. Zum Beweiſe dient beſonders ſeine Ausgabe des Hilarius: *Opera ad mss. codd. nec non ad vett. edd. caſtigata, aucta, locupletata et illustr.* Par. 1693. fol., die Frucht vieljähriger Arbeit, und eine der beſten Benedictinerausgaben eines Kirchenvaters. Einen rühmlichen Antheil hatte er an der Ausgabe von *Augustini opp.* Par. 1679—1700. Vol. VIII. fol., indem er beſonders ſeinen kritiſchen Scharfſinn durch den *Appendix tomi quinti, complectens sermones suppositios*, und den *Appendix tomi VI, continens subdiditia opuscula* beurkundete *). Zur Vertheidigung der Diplomatik Mabillons gegen den Jeſuiten Germon ſchrieb er: *Vindiciae misstorum codd. a P. Barth. Germon impugnatorum.* Par. 1706. 8. *Vindiciae veterum codd. confirmatae, in quibus plures Patrum et Conciliorum illustrantur loci.* Ib. 1715. 8. Seine letzte Arbeit war eine ſchätzbare Ausgabe *Epistolarum romanor. pontificum et quae ad eos scriptae sunt a Clemente I. usque ad Innocentium III. ad veterum codd. fidem recog. et emend., notis crit. et diss. illustr. Tom. I. ab o. Ch. 67 ad a. 440.* Par. 1721. fol.; neu herausgeg. *ex rec. P. Coustantii cum ejusdem admonitionibus et select. annotat. C. T. G. Schönemann.* Gött. T. I. 1796. 8., beide unvollendet. Einen 2. und 3. Bd. hinterließ Couſtant größtentheils ausgearbeitet. Wie die Kirchenväter,

*) Baillet jugem. des Sav. T. II, 492.

deren Studium ihn zeitlebens beschäftigte, führte er eine sehr strenge Lebensart, versagte sich die gemeinsten Bequemlichkeiten, bewohnte im strengsten Winter ein ungeheiztes Zimmer, that aber auch den Armen viel Gutes **). (*Baur.*)

COVARRUVIAS, ein berühmtes, durch gelehrte Verdienste ausgezeichnetes spanisches Geschlecht, das seinen Namen von einer Landschaft in der Diöces Burgos ableitet. Der berühmteste dieses Geschlechts ist der Canonist und Bischof zu Segovia Diego (Didacus) de Covarruvias y Leyva, Sohn eines Architekten zu Toledo, wo er den 25. Juli 1512 geboren war. Er studirte die Rechte zu Salamanka, und wurde bald daselbst als Lehrer des kanonischen Rechts angestellt. Er war Rath in dem Obergerichte von Granada, als ihn Karl V. 1549 zum Erzbischof von St. Domingo ernante, allein er verbat sich diese Ehre, bekleidete dagegen die bischöfliche Würde von Ciudad Rodrigo, die ihm Philipp II. 1560 übertrug. Einige Zeit darauf entwarf er auf höhern Befehl für die hohe Schule zu Salamanka Statuten, die bis auf die neuesten Zeiten ihre Giltigkeit behielten, und auf der Kirchenversamlung zu Trident, wohin er bald darauf gesandt wurde, verfertigte er allein das Reformationsdecret, dessen Entwerfung ihm und dem Cardinal Hugo Buoncompagno (nachmaligem Papst Gregor XIII.) gemeinschaftlich übertragen worden war. Nach seiner Rückkunft wurde er 1565 Bischof von Segovia, 1572 ernante ihn Philipp II. zum Präsidenten des Rathes von Castilien, 2 Jahre darauf wurde er Präsident des Statsraths, und den 27. September 1577 starb er zu Madrid. Ein Patriot in Wort und That, ein kluger und redlicher Geschäftsmann, war er auch einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ein gelehrter Kenner der Sprachen, Alterthümer und Theologie, nicht nur in Spanien hochgepriesen, sondern auch von den ersten Gelehrten des Auslandes (Grotius, Conring, Boccalini ꝛc.) verehrt. Der Präsident Fabert nent ihn virum praestantissimi judicii, Menochius primarium inter jurisconsultos suae aetatis, und gewöhnlich hieß er der Bartolus Spaniens. Seine Schriften wurden oft zusammen gedruckt, zu Lyon 1568; 1606; 1661. Fol.; zu Antwerpen, von J. Meursius, 1638. 2 Bde. Fol.; am besten mit Zusätzen von Ybannez de Faria, 1762. 5 Bde. Fol. Bemerkenswerth sind besonders die Abhandlungen: *De mutatione monetarum*, und *Collatio nummorum veterum cum modernis*, vorher einzeln 1556. Fol. Unter den übrigen zeichnen sich aus die drei Bücher *Variarum resolutionum ex pontificio, regio et caesareo jure* [1]). — Sein Bruder, Don Antonio Covarruvias, war ebenfalls ein berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanka, begleitete den Diego auf die Kirchenversamlung zu Trident, ward nachher Mitglied des königl. Rathes von Castillen, zuletzt, da er das Gehör verloren hatte, Kanonikus zu Toledo, wo er im December 1602 starb. Man hielt ihn in Spanien für den gelehrtesten Hellenisten seiner Zeit, und betrachtete ihn als das Orakel der Gelehrten; Justus Lipsius nent ihn Hispaniae magnum lumen, und Andreas Schottus omni doctrinae genere et juris scientia excellentem. Gedruckt ist nichts von ihm, aber an den Variis resolut. seines Bruders hatte er vielen Antheil [2]). — Der Neffe dieser beiden, Don Sebastian Covarruvias y Orozco, war Kaplan bei König Philipp III., Kanonikus von Cuença und Rath des heiligen Officiums. Er besaß gute humanistische Kentnisse, schrieb *Emblemas morales.* Madr. 1610. 4., und einen öfters gedruckten *Tesoro de la lengua castellaana o española.* Madr. 1611. fol., verm. u. verb. von Benito Remigio Noydens. Ebend. 1674, 2 Bde. Fol. Sein Bruder, Don Juan Covarruvias y Orozco, zu Toledo geboren, war Kanonikus zu Sevilla, Archidiakonus zu Cuellar und Bischof von Girgenti (Agrigent) in Sicilien. Eine Buchdruckerei, die er daselbst anlegte, zog ihm viele Verdrießlichkeiten zu, denn da die Werke, die er drucken ließ, seine Rechtgläubigkeit verdächtig machten, so mußte er sich in Rom verantworten, und es währte lange, bis er losgesprochen wurde. Clemens VIII. dispensirte ihn von der Rückkehr nach Sicilien, und Philipp III. verlieh ihm in Spanien ein Bisthum, er starb aber schon 3 Jahre nachher, 1608. Man hat von ihm: *De la verdadera y falsa profecia.* Segov. 1588. 4. *Emblemas morales.* Ib. 1589. 4.; in Prosa und Versen, vom Verfasser selbst ins Lateinische übersetzt, und in beiden Sprachen gedruckt unter dem Titel: *Symbola sacra.* Agrigent. 1601. 8. *Paradoxus christianas contra las falsas opiniones del mundo.* Segov. 1592. *Consuelo de Affligidos.* Agrig. 1605. 8. *Doctrina de principes, enseñada por el santo Job.* Valladol. 1605. 4. *Origen y principio de las lettras* [3]). (*Baur.*)

COVERN, starkes Kirchdorf, auf dem linken Ufer der untern Mosel, zwei starke Stunden oberhalb Coblenz, in der Bürgermeisterei Winningen des landräthlichen Kreises Coblenz gelegen, ist weniger bekant durch eine gedoppelte, malerische Schloßruine und durch einige Spuren von spathischem Eisenerze, als durch die St. Matthiaskapelle, die sich, ein Sechseck, nahe bei dem Thurme der obern Burg erhebt, und durch ihre merkwürdige Bauart, ganz den Constantinischen Baptisterien (nur daß diese fast immer achteckig oder rund) ähnlich, zu den mannichfaltigsten Hypothesen Veranlassung gegeben hat. Gewöhnlich, doch ohne allen historischen Grund, wird ihre Erbauung den Tempelherren zugeschrieben. Der Ort selbst muß bereits im grauen Alterthum von einiger Bedeutung gewesen seyn, denn im 4ten Jahrhundert gab ihm der Trierische Erzbischof Maximinus II. in der Person des h. Lubentius (13. October) einen eigenen Seelsorger, und dieser Apostel der Lahngegend beschloß auch in Covern sein Leben. Im J. 980 vergabte der Erzbis

**) Eloge du P. Court. im Journ. des Sav. 1722. Fevr. 227. Continuat. de la biblioth. des auteurs eccles. de XVIII. siecle. T. I. 199. Taſſins Gel.-Geſch. v. St. Maur. 2. Bd. 30—48.

1) Antonii biblioth. hisp. nova. T. I. 276. Miraeus de scriptor. sec. XVII. Pancirollus de claris leg. interpret. 379. Terrasson hist. jurisprud. P. IV. 435.

2) Antonius et Miraeus l. c. Teissier eloges des sav.

3) Biogr. univ. T. X. (von Villenave).

Digitized by Google

schof Egbert seine Güter in Couerne an die Abtei St. Märien, bei Trier, wogegen der Graf Walram von Arlon 1052 seine hiesigen Besitzungen an die Triersche Kirche abtrat. Im J. 1129 kömt unter den Ministerialen der Trierschen Kirche ein Ludwig de Couerna, und in einer Urkunde von 1181 ein Wilhelmus de Couerna vor; letzterer, wahrscheinlich Domherr zu Trier, wird unter den Zeugen geistlichen Standes genant, daß es demnach nicht zu entscheiden, ob er, gleich jenem Ludwig, militaris conditionis, oder ob er dem Dynastengeschlechte von Covern angehörte, das vielleicht eines Herkommens mit den großen Grafen von Are, und dessen Erbtochter die Herrschaft Covern an ihren Gemahl, Gerlach II. von Isenburg, brachte. Einer der Söhne dieser Erbtochter, Gerlach, nahm seiner mütterlichen Vorfahren Namen und Wapen an, bestätigte als dominus Gerlacus Kobrunensis im Jahr 1189 den Verkauf eines Hofs zu Lonnig, den sein Dienstmann, Bertoldus de Kobruna vorgenommen, verglich sich im J. 1190 mit der Abtei Laach wegen der Leistungen, die er von der Abtei Höfen zu Heimbach und Bendorf zu fodern berechtigt war, gerieth aber, weil er neben dem alten Schlosse zu Covern ein neues erbauet, mit dem Erzbischofe Johann von Trier in Fehde, wurde gefangen und mußte, durch Vertrag vom J. 1195, beide Schlösser als Trierisches Mannlehen anerkennen. Seine Söhne, Heinrich und Gerlach, kommen in Urkunden von 1195 und 1217 vor, gleichwie dieses jüngern Gerlach und der Jutta Sohn, Heinrich, der 1235 von Erzbischof Theoderich von Trier die Trierschen Lehen empfing, wie sie sein Oheim Heinrich empfangen hatte, von 1229 an, als alleiniger Besitzer von Covern erscheint. Heinrich starb nach dem J. 1260, ohne Kinder von seiner Gemahlin Mechthildis zu haben, und weil sein Bruder, Lothar, ein Geistlicher und Propst zu St. Kunibert in Cöln, so fiel die Herrschaft Covern, nicht aber der Antheil an den Isenburgschen Stamgütern in Engersgau, an ihrer Schwester Adelheid Sohn, Friedrich von der Neuerburg. Friedrich, der sich bald von der Neuerburg, bald von Covern nante, zu Zeiten auch beide Namen zusammenfügte, verpfändete 1274 der Abtei St. Matthias bei Trier das Vogteirecht über derselben Hof zu Polch um 200 Mark, versprach 1277, gegen ein anderweitiges Darlehen, so er von dem Erzbischofe Heinrich von Trier empfangen, daß er die beiden Schlösser zu Covern niemals veräußern wolle, und verpfändete dem nämlichen Erzbischofe nochmals die schon früher von seinem Oheim Heinrich um 100 Mark Heller versetzte Vogtei zu Münster-Mayfeld, so wie den Hof zu Kärlich. Seine Gemahlin, Irmgard, hatte ihm mehre Söhne geboren: den ältesten, auch Friedrich genant, wußte der Vater zur Verzichtleistung auf die Erbfolge in Covern zu bestimmen, den jüngern, Robin, verheirathete er, durch Vertrag vom Donnerstage nach St. Urban 1272, mit Lise von Epstein, deren Wittthum, 100 Mark jährlich, auf dem Hofe zu Kärlich radicirt war, und die 1306 als Witwe vorkömt. Robin, als Herr zu Covern, veräußerte 1281 auf Wiederkauf seine Vogteirechte über des St. Simeonsstiftes Hof zu Lehmen, ließ es sich gefallen, daß der römische König Adolf im Jahr 1293 sein Schloß Covern wegen einer Schuld von 2000 Mark Heller an das Erzstift Trier verpfändete, scheint auch einen Antheil an Rhein-Metternich besessen zu haben, und starb 1301 mit Hinterlassung dreier Töchter, von denen Kunegunde den Grafen Johann von Sayn, Mechthilde den Salentin von Isenburg, und Jutta den Arnold von Püttingen und Dachstuhl heirathete. Der Kunegunde Sohn, Graf Johann von Sayn, verkaufte 1347 seinen Antheil an der Herrschaft Covern um 17,000 kleine Gulden an den Erzbischof Balduin von Trier, worin ihm sein Vetter, Salentin von Isenburg, der Sohn der Covernschen Erbtochter Mechthild, im J. 1350 nachfolgte. Letzterer erhielt für seinen Antheil nur 2300 kleine Gulden. Den Püttingenschen Antheil erkaufte das Triersche Domcapitel im Jahr 1379 um 2900 schwere Gulden, daß also die Herrschaft Covern, zu der auch Polch, Lehmen, Lonnig und ein Antheil an dem Polcher Dingtage gehörte, gänzlich dem Erzstifte Trier, und zwar dem Amte Münster-Mayfeld, einverleibt wurde.

Noch bestand das Rittergeschlecht von Covern, aus dem 1235 Enolphus, 1248 Gillo, 1281 Heinrich, 1292 Sifried und sein Sohn Eberhard vorkommen. Am Dienstage in der Charwoche 1360 verzichtet Petersen, weiland Gobel Rumelians von Covern Witwe, auf allen Anspruch an die Vogtei Wolken und eine von einem Burglehen zu Covern herrührende Gülte von 8 Ohmen Wein, wogegen der Erzbischof Boemund ihren Sohn Johann Rumelian mit dem Hofe Sollich und verschiedenen Gütern zu Covern belehnte. Dieterich Lutter von Covern verkauft 1386 sein Haus zu Wesel um 1200 schwere Gulden an den Erzbischof Kuno. Johann Romelian erhielt von Erzbischof Otto die Zusage, daß seine Töchter, im Falle er ohne männliche Leibeserben abgehen sollte, ihm in den Lehen folgen könten (10. Mai 1419). Johann Lutter von Covern wird, Freitag nach Allerheiligen 1491, mit dem Hofe Lohbusch belehnt, wie ihn seine Voreltern inne gehabt, gab ihn aber, da er keine Leibeserben hatte, 1529 an das Erzstift zurück. Er wohnte zu Moselweiß bei Coblenz, und trieb, der Sage nach, zu Zeiten der Schnapphahne Gewerb. Endlich wurde er mit seinem Gesellen Weißgerber, unweit Cochem, ergriffen und nach Coblenz abgeführt. Er hatte damals freilich niemanden überfallen, die Kappen, Knebel und Stricke, die er bei sich geführt, schienen aber den Richtern hinreichender Beweis, daß er die Absicht gehabt, niederzuwerfen, und darum verurtheilten sie ihn zum Tode. Er wurde 1536 enthauptet, seine Güter aber, doch mit Ausnahme der Vogtei Waldesch, insbesondere die Höfe Sollich und Eulich und den Hof zu Moselweiß, ließ der Erzbischof Johann durch Entscheidung vom 12. November 1537 den Töchtern Johann Romelians von Covern, oder vielmehr ihren Erben, denen von Boos, Breidbach und Elz zukommen.

Der Herren von Covern Wapen war ein einfacher Adler, die Ritter von Covern hingegen führten drei kleine Adler (Alérions) im Schilde. (*v. Stramberg.*)

CRAKAU (Krakow) 50° 3′ 52″ Br. 17° 35′ 45″ L. vom Paris. Meridian, liegt am linken Ufer der Weichsel, angeblich, wo ehemals das vom Ptolemäus erwähnte Carrodunum gelegen, (ed. Berlin 1618 p. 160), 51° 30′

Longit. 42° 50′ Latit. Nach polnischen Sagen hat es Krakus I. erbaut, dessen künstlicher Grabhügel auf dem Berge Lassotria, am rechten Ufer der Weichsel, der Stadt gegenüber, dies bezeugen soll. Seiner Tochter Wanda's Hügel befindet sich eine Meile weiter bei dem Cistercienserkloster Mogila (Clara tumba) und einen dritten Hügel der Art auf dem Berge Sikornik, bei der Kapelle der h. Bronislawa ½ Meile von der Stadt nach Westen zu, hat man dem Kosciuszko zu Ehren 1820—1825 geschüttet. Mehr als 40,000 Rthlr. kostete dieser künstliche Bau, der aus milden Beiträgen zu Stande gebracht wurde.

Böhmische Sagen lassen Krakau von ihrem Herzog Krok erbauen, und noch andere, selbst in Polen, wollen Krakau von Krakus II. erbaut wissen, denn die Landleute von Krakuszowice, jenseit der Weichsel, haben auch einen ähnlichen Krakushügel, nur drei Meilen von dem hiesigen entfernt, von dem sie dreist behaupten, daß er Krakus I. Grabmal sey. Neuere Schriftsteller machen den Erbauer Krakau's zum Fürsten von Groß- oder Weißchrobatien noch lange vor der Gründung des polnischen Reichs (a. 700), dessen Hauptstadt es bald unter den Piasten geworden, so daß Boleslaus III. 1139 dem Besitzer von Krakau bei der Theilung Polens unter seinen Söhnen den Vorrang und die Anführung des Heerbanns gegeben. Doch zur eigentlichen Residenzstadt der Könige von Polen ward es erst unter Wladislaus Lokietek 1305—11. In der prächtigen Kathedralkirche auf dem Schlosse, auf dem Felsen Wawel, liegen alle Könige von Polen von diesem Wladislaus Lokietek an 1333 bis Friedrich August II. 1733, zwei Könige ausgenommen, nämlich Wladislaus III., der bei Warna geblieben 1444, und Alexander I., der in Wilna († 1506) liegt. Dieses Schloß enthielt sonst drei Kirchen, den königlichen Palast, mehre geistliche und weltliche Gebäude. Jetzt ist nur die Kathedralkirche, der königliche Palast oder kurzweg das Schloß, Zamek, das Armenhaus, eine Tuchfabrik und mehre Häuser der niederen Geistlichkeit da, denn die höhere Geistlichkeit wohnt in der Kanonikusstraße unten am Berge. Die königliche Residenz war sonst, wie das ganze Schloß und alle Schlösser im Norden, hölzern. Erst Casimir der Gr. ließ seinen Palast mauern, nachdem er unter seinem Vater 1306 abgebrant war, und ihre jetzige Gestalt hat die Domkirche dem Bischof Nanker nach 1320, die kön. Residenz Siegmund I. 1512, und Siegmund III. 1596 zu danken, nach mehren abermaligen Bränden, welche die alte Form derselben längst geändert, so daß nur die Nordseite uralt seyn dürfte. Die Aussicht vom königlichen Schlosse ist herrlich, aber da es 1795—1809 zu Magazinen gebraucht worden, 1813—1815 zu Lazarethen, so ist es wüste und öde, und von seiner schönen Gestalt hat es durch Verengerung der Fenster und andere Bauten von innen und außen viel verloren. Stanislaus August IV. hatte (a. 1768—87) den zweiten Stock des seit 1702 wüste stehenden Palastes wieder herstellen lassen, weil alles ein zufälliger Brand unter Karl XII. verwüstet hatte, aber auch von dieser Reparatur sind jetzt fast keine Spuren mehr da. Der Dom hat seine alte Pracht behalten. Die ältesten Denkmäler der Könige sind von röthlichweiß gemischtem, schwedischem Marmor, der nach einigen aus Schweden, nach andern aus Ungern, am wahrscheinlichsten von Chencin oder sonst woher aus Polen gekommen. Auf Casimir IV. Denkmale hat sich Veit Stoß 1492 genant. Er war ein geborner Krakauer und ist im hohen Alter als einer der ersten Künstler in Nürnberg gestorben 1545. Die schönste Kapelle hat Siegmund I. angefangen 1520 und seine Tochter, die letzte Jagellonin, vollendet († 1596). Hier liegen Siegmund I., Siegmund August II. und Anna in einer Gruft unter der Erde, und in einer andern unter der Psalteristenkapelle, einer Stiftung Johann Casimirs V., liegen die andern Könige von Polen nebst ihren Gemahlinnen und den meisten Prinzen, die zwei Könige Stephan und Michael ausgenommen, die in andern Theilen der Kirche bestattet sind. Der Eingang zu diesen beiden Grüften ist bei dem nördlichen Thore der Kirche zwischen beiden Kapellen. Den König Johann Sobieski hat Stanislaus Augustus hier herausnehmen, und ihm am westlichen Haupteingange der Kirche eine besondere Gruft machen lassen 1787—1790. Hier wollte er selbst dereinst begraben werden. Er liegt aber in Petersburg, hier hat man aber Kosciuszko († 1819), und Fürst Joseph Poniatowski erst 1816 beigesetzt. Besondere Monumente in der Kirche zerstreut zieren überall dieselbe, so wie auch die fast ganz silberne Kapelle des heiligen Stanislaus. Die Stadt Krakau an sich hat jetzt 683 Häuser, die fünf Vorstädte Kleparz, Wesola, Piasek, Smolensk 601, Kazimir Christenstadt 193, Judenstadt 211. Alles zusammen 1788 Häuser, 32,905 Einwohner, worunter 9732 Juden. Sonst waren Kasimir und Klepar besondere Städte, und jede hatte ihren besondern Magistrat, jede Vorstadt aber besondere Vogteigerichte, manche eins, manche zwei. Erst 1790—1791 wurde alles zu einem Ganzen vereinigt. Als die Tatarn ganz Polen verwüstet hatten 1241, so lag auch Krakau in der Asche. Boleslaw V., der Keusche, gab der Stadt 1257 Magdeburgisches Recht: „so wie es Breslau haben sollte, nicht wie es dasselbe hat," sagt er ausdrücklich. Schon 1287 war die Stadt stark genug, sich der Mongosten (Tatarn) zu erwehren. Seit Casimirs des Großen Zeiten 1333—1370 fing man in Krakau an, die Häuser im teutschen und italienischen Geschmack zu bauen, so daß Hartmann Schedel in seiner Chronik 1491 es unter die schönsten Städte Europa's rechnet. Der Handel mit Rußland und Ungern, so wie mit dem übrigen Europa, machte die Stadt reich. Sie gehörte zur Hanse bis 1518. Hier hatten die Fugger, die Bethmann Comtoire und die Thurso aus Ungern wurden hier reich, da sie zuerst das Silber vom Olkußer Blei schieden. Noch sind in vielen Häusern Laboratorien in den Kellern zu ähnlichen Processen. Krakau gerieth erst in den Verfall, als der unduldsame König Siegmund III. die Residenz 1609—1616 nach Warschau verlegte, weil der reformirte Adel im Krakauschen ihm sehr verhaßt war. Damals hatte die Stadt an 80,000 Einwohner, aber seitdem sank sowol die Einwohner- als Häuserzahl allmälig sehr herab bis 1655, wo Krakau durch Karl Gustav, König von

Digitized by Google

Schweden, eingenommen wurde. Alle Vorstädte, ein großer Theil der Stadt ward verbrant, und die dreijährige Belagerung der Stadt durch Polen und Kaiserliche brachten vollends allen Wohlstand herunter. Kaum 20,000 Einwohner machten die Volkszahl von dem ganzen Krakau aus. Die Verfassung des kleinen, nur über ein Sechstheil der Stadt gebietenden Magistrats war ganz aristokratisch. Es bildeten sich bürgerliche Patricier, die vollends alles herunter brachten. Vladislaus IV. schützte die Religionsfreiheit, und da mehre Handwerksinnungen nicht mehr das Meisterrecht den Unkatholischen gestatten wollten, so verbot er dies streng und ernstlich, aber sein Bruder, der Cardinal Johann Albrecht, Bischof von Krakau 1633, widersetzte sich dem königlichen Befehle, und der Magistrat wollte lieber dem Bischofe, als dem Könige gehorchen! — Die Universität, ursprünglich von Casimir dem Großen 1343 mit zwei oder drei Fakultäten gestiftet, war unter Ludwig von Ungern fast eingegangen. Jagello hatte sie restaurirt und auch die theologische Fakultät dazu errichtet. Die Universität war unter den Jagellonen im blühenden Zustande. Siegmund III. brachte sie sehr herunter, indem seit 1606 alle Professoren geistlich seyn mußten, die Mediciner ausgenommen. Auch eröffneten die Patres Societatis Jesu nun ihre Schulen zu Krakau, sie wollten die Universität, wie in Wilna und Löwen, allein haben, und der König, ihr Schützling, wollte ihnen sogar die ganze Universität zuwenden. Vladislaus IV. nahm sich der Universität an. Die Jesuiten mußten ihre Schulen 1635 schließen. Aber der blühende Zustand der Universität war auf lange Zeit verloren, da die Jesuiten fast den ganzen Adel in ihre wohlbesetzten Schulen zu Posen, Ludlin, Sandomir und Warschau gezogen hatten. — Unter Johann Casimir V. waren aber auch die meisten Fonds der Universität darauf gegangen oder in geistliche Hände gerathen. Doch studirten noch manchmal einige von Adel in Krakau. So selbst die Brüder Sobieski, aber nach 1702 hörte auch dies auf, und die Universität eilte sichtlich ihrem Untergange zu, wenn sie nicht Stanislaus Augustus IV., so gut wie er konte, 1780 durch die Schenkung der Propstei Miechow und durch Anstellung weltlicher Professoren gerettet hätte. Da aber kaum 60 Zuhörer jährlich die Universität wirklich besuchten, nach der ersten Theilung Polens 1772 die letzten Fonds jenseit der Weichsel an Östreich fielen, das, was der König Stanislaus Augustus geschenkt hatte, zum Theil durch Intriguen der Universität wieder entzogen ward, das, was der Primas, Bruder des Königs, Michael Fürst Poniatowski, der Universität von den Summen, die Joseph II. zum Ersatz der eingezogenen geistlichen Fonds zahlte von 500,000 Rthlr. (der Universität allein 400,000 polnische Fl.) in einem Bankerot verloren ging; so konte die Universität nicht sehr blühen. — Krakau zählte 1787 innerhalb der Staot 536 Häuser, 9440 Einwohner, und über 1000 Einwohner waren weggezogen; nimt man auch Casimir und die fünf Vorstädte, die sich aber sehr langsam von dem Brande bei der Belagerung durch die Russen 1768 erholten, dazu, so waren kaum 15,000 Menschen im Allgemeinen hier wohnhaft. Nach 4 Jahren hatte Krakau ein neues Unglück betroffen, als die Barer Conföderirten das Schloß 1772 überrumpelten. Die Belagerung desselben dauerte mehre Monate, und Stadt und Vorstädte litten von neuem großen Schaden. So konte Krakau 1795 kaum viel mehr, als 18,000 Einwohner haben. Die vielen Kirchen, 72 an der Zahl, wovon aber nur etwa 30 schön waren, gaben der Stadt noch einiges Ansehen. Viele baufällige Häuser verunstalteten sie hingegen, wenn auch gleich die sorgfältige Regirung alles that, um die Stadt empor zu bringen und der Transitohandel etwas zu blühen angefangen hatte. Unter den 8 schönsten, mit Kupfer gedeckten Kirchen dürfte die Rangordnung folgende seyn: S. Maria Stadtkirche, Dominicaner zur h. Dreifaltigkeit, Karmeliter auf dem Sande. Dieses Kloster war schon eingezogen unter Östreich; jetzt soll es wieder fort bestehen, weil es an Novizen nicht fehlt. Beschuhete Franciskaner, wo Heinrich XI. von Liegnitz, man weiß aber nicht wo, für 100 Dukaten begraben liegt, denn nur die unbeschuheten Franciskaner (Minoriten) waren so aufgeklärt, 1588 die Leiche des Ketzers anzunehmen, als dieser Piast in Krakau nach der Schlacht bei Pitschen, wo er tapfer gefochten, sein Leben hier friedlich aber kummervoll beschloß. Die unbeschuheten Franciskaner, hier Bernhardiner von ihrer dem heil. Bernhard von Siena gewidmeten Kirche also in ganz Polen genant. — Wer mehr wissen will, muß Grabowski (Ambros.) Beschreibung von Krakau lesen. Die erste Ausgabe 1822 mit vielen niedlichen Kupfern, die zweite 1830. — In den Kriegen 1792, 1794 hat Krakau wenig gelitten, denn in dem erstern war hier nicht der Schauplatz der Kriegsheere, und 1794 dauerte der Krieg um Krakau nicht lange. Durch den Sieg bei Ratzlawice deckte Kosciuszko Stadt und Land. Nach der Schlacht bei Szczekocin ergab sich Krakau dem Könige von Preußen, den 15. Juni 1794. An Östreich ward die Stadt geräumt den 5. Januar 1795. Da Östreich hier ein Gubernium errichtete, so stieg die Volkszahl der Stadt bald bis an 36,000. Wie aber das Gubernium nach Lemberg verlegt wurde, so zogen sehr viele Leute von hier weg und noch mehr nach 1809, als Fürst Poniatowski den 15. November hier einrückte. Ungeachtet der König von Sachsen alles für Krakau that, es zu einer freien Handelsstadt erhob, so hatte es doch nicht mehr als 22,000—24,000 Einwohner, und die schweren Kriege 1809, 1812—1815 hinderten auch das Aufkommen der Stadt gar sehr.

Der Wiener Congreß machte die Stadt Krakau zu einer freien und neutralen Stadt nebst Gebiet. Eine besondere Commission der drei hohen Mächte Östreich, Rußland und Preußen ordnete die Freiheit und neue Regirungsform 1816—1818. Das Gebiet der Stadt enthält 20¼ Quadratmeile, ist 11 Meilen lang und ½—3 Meilen breit, damals waren etwa 90,000 Einw. auf dem platten Lande; jetzt 121,0000 mit Inbegriff von 12,636 Juden, und die Bevölkerung der Stadt wie besagt 32,905. Die Regirungsverfassung ist der Art eingerichtet: 17 Landgemeinen, 6 Gemeinen der Stadt (2 Judengemeinen nicht mitgerechnet), also 26 Gemeinen wählen alljährig einen Deputirten zum Landtage, wozu noch das Domkapitel und die Universität jedes 3, zusammen also 6 Deputirte, der

Digitized by Google

Senat 3 Senatoren und 6 Friedensrichter sendet, so daß der ganze Landtag aus 41 Personen, die Repräsentanten genant, bestehet. Diese Versamlung wählt binnen 24 Sessionen (im December und Januar) unter einem Marschall, der immer ein Senator ist, die fehlenden Regirungsmitglieder, gibt Gesetze, nimt Rechnungen ab und macht die nöthigen Verordnungen nach der Initiative des Senats, welcher die vollziehende Gewalt hat. Der Senat bestehet aus dem Präses, der alle drei Jahre gewählt oder bestätigt wird, 12 Senatoren, wovon 10 weltlich, 2 geistlich seyn müssen. 6 sind lebenslänglich, 6 wählbar, der Landtag wählt nämlich 4 wählbare Senatoren auf 4 Jahre, gewöhnlich alle Jahre einen, die Universität einen, das Domkapitel einen. Diese Corporationen haben auch jede einen Senator auf zeitlebens, die unter den 6 Lebenslänglichen sich befinden. In Todesfällen werden auch diese Senatoren durch die Wahl ersetzt. Die Einkünfte der Stadt und des Gebiets sind etwa 220,000 Rthlr., die Kriegsmacht 818 Mann zu Fuß, 29 Gensd'armes zu Pferde. Graf Stanislaus Wodzicki, der seit 1815 Präses des Senats ist, hat die Stadt sehr verschönert. Aus den alten Wällen, die meistens eingesunken waren, sind die schönsten Promenaden rings um die Stadt geworden, und jetzt werden auch um das Schloß Spatziergänge gemacht, die ihrer Aussicht wegen unter die schönsten gehören werden. Hier bei diesen Anlagen hat der Graf Straszewski besonders sein schöpferisches Genie gezeigt.

Das Hochstift Krakau ist im J. 1000 von Boleslaus dem Tapfern oder Großen gestiftet. Als aber nach seinem Tode das Heidenthum die Oberhand nahm unter Mieeislaus II., so ward es vermuthlich auch zerstört. Casimir I. restituirte es, wie alle andere Bisthümer 1050, und damals wollte auch der Bischof von Krakau Erzbischof von Kleinpolen und Rothrußland seyn. Cosmas von Prag und Martin Gallus bezeugen es. Aber der erzbischöfliche Titel ging bald verloren. Dennoch hatte der Bischof von Krakau eine weit größere Diöces, als der Erzbischof von Gnesen, und über 10,000 Rthlr. mehr Einkünfte. Er besaß nämlich große Herrschaften im Sandomirschen, Kielce, Borzenein und andere. Das Fürstenthum Scewier, was Jbigurew Olesnucki von Schlesien an sich brachte 1455, drei Städtchen und die Herrschaft Kozieglowy 1499 machten das wenigste aus. Gewöhnlich gab man die Einkünfte des Bischofs von Krakau auf 40,000 Dukaten an, aber das war nur in den schlimmsten Zeiten der Fall. Die Diöces umfaßte ganz Kleinpolen, die Wowodschaften Krakau, Sandomir und Lublin, über 1400 Quadratmeilen. Aber 1374 als Ludwig Halitsch, Prempel, Chelm stiftete, fielen alle Ansprüche des Bischofs von Krakau auf Rothreussen, 1772 wurden die 4 Dekanate jenseit der Weichsel im Sandomirschen und Krakauschen etwa eine Million Selen zu einem besondern Bisthum zu Tarnow von den Gütern des Klosters Tyniez Benedictinerordens erhoben. Doch geringer war dieser Verlust, als derjenige, den der Bischof erlitt, daß alle Stiftsgüter jenseit der Weichsel eingezogen wurden. Nach dem Jahre 1795 ward das Bisthum Tarnow wieder aufgehoben und zur Hälfte zur Diöces Krakau geschlagen, der Bischof erhielt aber seine Stiftsgüter nicht zurück, sondern nur eine Pension von 30,000 Kaiserfl. Es wurde für das Rudomsche und Sandomirsche das Bisthum Kielce gestiftet, und Lublin ward zu Chelm geschlagen. Der letzte reiche Bischof von Krakau war Cajetan Soltyk († 1789). Aber schon 1790 hatte Polen die Bischöfe auf Pensionen von 100,000 Fl. polnisch gesetzt, die sie sich in Gütern nehmen konten. Felix Turski, sonst Bischof von Lutzk, war der erste Bischof, der nicht mehr die alten Einkünfte bezog, die immer noch weit über 100,000 Rthlr. betrugen. Unter dem König von Sachsen hatten die Bischöfe auch Pensionen, und der treffliche Gewronski hatte wol kaum 100,000 polnische Fl., da während der Kriege Napoleons die Pensionen niemals richtig gezahlt wurden. Sein glücklicherer Nachfolger, einer der ersten Dichter Polens, Johann Paul Woronicz, hatte 80,000 Fl., und von der Freistadt noch obendrein 12,000 Fl. Er hat sich auch noch ein Landgut vindicirt, was zu den Gütern der freien Stadt Krakau gehörte. Den bischöflichen Palast hat er auch wiederhergestellt und von dem Maler Stachowicz auf das schönste malen lassen. Als er als Warschauer Erzbischof 1829 in Wien starb, so machte er in seinem Testamente die Verordnung, daß er hier begraben seyn wollte. Er ruht nun in der Kapelle, 1830, nicht weit von den Gebeinen des wohlthätigen Bischofs Stanislaus Taluski († 1765). Die jetzige Krakauer Diöces enthält in dem Gebiete der Stadt Krakau 3 Dekanate mit 33 Pfarrkirchen, im jetzigen Königreiche Polen aber 18 Dekanate mit 230 Pfarreien, welche in die zwei Distrikte Kielce und Miechow vertheilt sind. Bis zum Jahre 1795 hatte die Krakauer Diöcese 976 Kirchen, ohne die Kloster- und Stiftskirchen. (*Bandtke.*)

CRANZ, August Friedrich, ein berüchtigter teutscher Schriftsteller, zu Marwitz bei Landsberg an der Warte den 26. Septbr. 1737 geboren. Er war zum geistlichen Stande bestimt, verließ aber die theologische Laufbahn, und kam als königl. preußischer Kriegs- und Steuerrath nach Cleve. Da er sich nicht an die verfassungsmäßige Subordination binden wollte, sein Amt vernachlässigte und ausschweifend lebte, so erhielt er ums Jahr 1773 seine Entlassung. Von dieser Zeit an war Schriftstellerei seine Erwerbsquelle, und sein Wohnort abwechselnd. Am längsten hielt er sich in Berlin, Hamburg, Altona und Frankfurt am Main auf, besuchte auch Holland, war überhaupt öfters auf Reisen, bekam mehrmals das consilium abeundi, oder mußte sich dem Ungestüm seiner Gläubiger durch die Flucht entziehen. Der Tod fand ihn zu Berlin, wo er elend in einem Dachstübchen auf dem Strohlager, von Gattin und Kindern, bis auf zwei, verlassen, den 19. Oct. 1801 starb. Es gab eine Zeit, da Cranz als Schriftsteller Aufsehen machte, ein zahlreiches lesendes Publikum um sich her versammelte, und selbst von mehren geistlichen und andern kleinen Fürsten und Statsmännern, die seine Satyre fürchteten, oder sich seiner Feder zur Erreichung gewisser Zwecke bedienen wollten, ansehn-

Digitized by Google

liche Pensionen bezog. Ein Gelehrter war er nicht *), seine Kentnisse waren überhaupt nur mangelhaft und oberflächlich; er schrieb höchst incorrect und versündigte sich gegen die ersten Regeln der teutschen Grammatik. An Fähigkeiten, Gewandtheit des Geistes und einer gewissen ansprechenden Gabe der Darstellung fehlte es ihm nicht, auch sagte er mit echtem Freimuth manche kräftige Wahrheit, und geiselte Thorheiten und Laster mit derber Satyre. Da ihm aber der Absatz seiner Schriften mehr galt, als verfeinerte Sinnes- und Denkungsart, und da er über Sittlichkeit und wahre Menschenwürde sehr leicht dachte, so verfiel er auf die verächtlichsten Mittel, um Leser zu locken und Geld zu erwerben **). Die Kunstgriffe, deren er sich bediente, um den Beifall des großen Haufens zu erhaschen, waren ganz einfach: er brachte Familiengeheimnisse vor das Publikum, erzählte Stadtgeschichten mit satyrischen Anmerkungen und Erweiterungen, raisonnirte mit großer Keckheit über die neuesten Verordnungen des Stats, spielte den Freigeist, machte schmutzige Späße und Pasquille, und behandelte Laster, welche die gemeinste Bescheidenheit zu nennen verbietet, in fliegenden Blättern mit einem leichtsinnigen, witzig seyn sollenden und wol gar nach Empfehlung lautenden Ton. Seine Dreistigkeit, die Wahrheit frei und laut zu sagen, und sein Talent, Thorheiten zu geißeln, würde der Menschheit haben wohlthätig werden können; da aber sein Freimuth oft in Frechheit, und sein Muthwille in Cynismus ausartete, so zog er sich mehrmals obrigkeitliche Ahndungen zu und fiel endlich in verdiente Verachtung. Daß er sich in spätern Jahren selbst einiger gelieferter Produkte schämte, die sich durch ihren obscönen und anstößigen Inhalt auszeichneten, gereicht seinem späterhin erwachten Gewissen zur Ehre. Zu den bessern seiner vielen, meistens anonym erschienenen Schriften, möchten gehören: der Freund der Wahrheit und des Vergnügens; eine Wochenschrift. 4 Thle. 1773 — 1782. 8. Galerie der Teufel, bestehend in einer auserlesenen Samlung von Gemälden, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen sind. Düsseldorf, 5 Stücke, 8.; 4 Mal aufgelegt; hin und wieder wichtige Wahrheiten, eindringend und freimüthig vorgetragen. Meine Lieblingsstunden. Berl. 1779. 3 Thle. 8.; 4 starke Auflagen und mehre Nachdrücke. Die Bockiade, oder Fragmente über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten. Frankf. a. M. 1779. 8. Fragmente über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitgeschichte. Berl. u. Leipz. 1790—92. 12 Hefte. 8. Ein Wort zur Beherzigung, den Fürsten und Herren Teutschlands gewidmet. German. 1797. 8. Seine letzte Schrift führt den Titel: Das Experiment mit der Messe zu Frankfurt an der Oder. 1800. 8. ***). (*Baur.*)

CRAON (Geschichte. — Geogr. s. Bd. XX. S. 97). Craon, in dem alten Anjou; vielleicht das alte Cronium oder Cronio, dessen Gregor von Tours erwähnt, und in der neuern Geschichte durch die Belagerung vom J. 1592 und des Prinzen von Conty Niederlage merkwürdig, war der Hauptort der ersten und wichtigsten Baronie der Provinz, deren Gerichtsbarkeit sich über 24 Kirchspiele und 5 Antheile von Kirchspielen ausdehnte, und das Eigenthum Warins und Suchards des Jüngern, mächtiger Freiherren, die, um nicht den Grafen Gottfried Martel von Anjou als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, sich dem Grafen Conan II. von Bretagne ergeben hatten. Darüber zog Gottfried nach langem Kampfe die Herrschaft ein, und er gab sie um 1167 an Robert von Nevers, den Pflegesohn seiner Gemahlin, der burgundischen Prinzessin Agnes, und einen jüngern Sohn des Grafen Reynald I. von Nevers und Auxerre, und der Prinzessin Adela von Frankreich, den er zugleich mit Havoise von Tablé, Gottfrieds des Alten von Sablé einziger Tochter, verheirathete. Havoise starb, nachdem sie fünf Mal Mutter geworden, und Robert, gewöhnlich nur der Burgunder genant, schritt um das J. 1078 zur zweiten Ehe mit Bertha von Craon, einer Tochter jenes Warin, dessen Eigenthum er inne hatte. Bertha blieb kinderlos, Robert aber starb um 1098 in dem heiligen Lande. Von Robert Vertrob, dem dritten seiner Söhne, kommen die Herren von Sablé her, von denen am Schlusse dieses Artikels gehandelt wird; der zweite hingegen, Reynald der Burgunder, folgte dem Vater in der Baronie Craon, besaß auch Brion und Lion d'Angers, stiftete 1096 auf des seligen Robert von Arbrissel Veranlassung die Augustinerabtei la Roë, in der Nähe von Craon, und hinterließ aus seiner Ehe mit Ennogina von Vitré drei Söhne und eine Tochter. Ein Sohn, Robert von Craon, der Burgunder genant, war mit Jordans Eschivat II. auf Chabanois und Confolant einziger Tochter verlobt, weil ihm aber seine Braut vorenthalten wurde, pilgerte er aus Verdruß nach dem heiligen Lande, wo er in den Orden der Templer trat, endlich von 1136 — 1149 ihr Großmeister wurde. Der älteste von Reynalds I. Söhnen, Moritz I., erheirathete mit Tiphaine von Champtocé die Herrschaften Champtocé in Anjou, und Ingrande in Tou-

*) Er selbst sagte das unumwundn, denn als er aufgefodert wurde, zu dem von Mehring und Schmidt 1795 herausgegebenen gelehrten Berlin ein Verzeichniß seiner Schriften einzusenden, antwortete er schriftlich: „Eigentlich gehöre ich gar nicht unter die Rubrik des gelehrten Teutschlands, denn noch habe ich nichts drucken lassen, wodurch ich in der gelehrten Welt eine Rolle spielen wollte. Meine Schriften hatten nicht einmal das Gepräge des Katheders, noch die Correctheit der Schule — sie waren in der Sprache der Höfe, welche so ziemlich die verdorbenste ist, oder im Conversationston ohne schulgerechte Correctur — und gehören vielmehr ins Reich des nicht gelehrten Teutschlands."

**) Er selbst sagt in einem Aufsatze über seine schriftstellerische Geschichte in den Fragmenten über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitgeschichte, Heft 1, S. 14 ganz treuherzig: „Mein Plan war, auffallende Dinge zu schreiben, um das Publikum stark in Contribution zu setzen, weil ich Geld brauchte." Einst war er sogar gesonnen, weil er sich überzeugt hielt, daß diese Schrift Abgang finden werde, eine Satyre über sich selbst zu schreiben, sich treu und wahr zu schildern, und dabei über seine eigenen Thorheiten zu lachen.

***) Meusels gel. Teutschland. Mehrings u. Schmidts neuestes gel. Berlin, 1. Th. Gleckens Handb., 1. Th. 424—428. Kosmanns Denkwürdigkeiten der preuß. Staten, 1801. Novbr. S. 1188—1199. Decbr. S. 1331—1340. (Schulz) literar. Reise durch Teutschl. 1. Heft 41. Roßmanns Handwörterb. der teutsch. Dichter. 242. — Sein Bildniß vor der 2ten Ausgabe seiner Lieblingsstunden und vor seinem Blumenkörbchen. Hamb. 1785. 8.

Digitized by Google

raine, und wurde der Großvater von Moritz II., der 1196 für den Orden von Grammont das Priorat la Haye-aux-bons-hommes, an dem Walde von Craon, stiftete, und vor dem J. 1215 die Welt verließ. Dieses Sohn, Amalrich I., Baron von Craon, Champtocé, Ingrande, Sablé, Candé in Anjou (6 Castellaneien und mehr als 40 Hochgerichtsherrschaften hingen von dieser Baronie ab), Durtal an der Loire (die Gerichtsbarkeit dieser Baronie erstreckte sich über 18 Kirchspiele), Segré unweit der Mayenne, Baugé und le Lude, erheirathete mit Johanna des Roches, verm. vor 1214, die Baronien Sablé, Châteauneuf-sur-Sarthe, Pressigny, Brion und Briolé, sowie das Erbamt eines Seneschalls von Anjou, Touraine und Maine, wurde 1222 in einer Fehde mit dem Herzoge von Bretagne, mit Peter von Dreux, dessen Gefangener, löfete sich im folgenden Jahre mit einer schweren Geldsumme und war im Begriffe, einen Kreuzzug gegen die Albigenser anzutreten, als der Tod ihn im vollen Glanze des Lebens ereilte. Er starb den 12. Mai 1226. Sein Urenkel, Moritz VI., Baron von Craon, Sablé, Briolé, Champtocé und la Suse, erbauete bei der Minoritenkirche zu Angers und zu einem Erbbegräbnisse die Capelle zu St. Johann Baptist, errichtete zu Paris am 1. Februar 1292, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England, wohin er als Gesandter gegangen, sein Testament und starb am 11. Febr. n. J.; seine Gemahlin, Mathilde von Mecheln, aus dem großen Hause der Berthouden, den 28. Septbr. 1306. Eine seiner Töchter, Isabelle, wurde an Olivier II. von Clisson verheirathet, und die Großmutter des Connétable von Clisson; sein Sohn, Amalrich III., Baron von Craon, Sablé, Champtocé, Ingrande, Briolé, veräußerte das Erbamt eines Seneschall von Anjou, Maine und Touraine an den König, indem er, um einige Foderungen zu tilgen, 1321 jenes von Touraine abtrat, und 1330 jenes von Anjou und Maine gegen eine Rente von 1500 Pfund vertauschte; er war in erster Ehe mit Isabelle von St. Maure, die als die Erbin der Hauptlinie ihres großen Hauses, St. Maure, Montbazon, Rouastre, wozu allein 17 Kirchspiele gehörten, Pressigny, Savonières (sämtlich in Touraine), Marsillac und Moncontour in Poitou, Jarnac in Angoumois besaß, und in anderer Ehe mit Beatrix von Roucy, einer Tochter des Grafen Johann IV. von Roucy, der aus der elterlichen Verlassenschaft die große Baronie la Suze in Maine (sie enthielt 30 Kirchspiele und 76 Lehen) anheimfiel, verheirathet. Der jüngere Sohn der ersten Ehe, Wilhelm, stiftete die Linie der Vicomtes von Châteaudun; der dritte Sohn der zweiten Ehe, Peter, die Linie in la Suze (von beiden wird unten die Rede seyn); der vierte Sohn der zweiten Ehe, Johann, ward Domherr zu Paris Bischof von Mans und im J. 1355 Erzbischof von Rheims. Als solcher übte er, vornehmlich nach der Schlacht bei Poitiers, großen Einfluß auf die Reichsstände, nachdem man ihn aber eines Einverständnisses mit den Engländern beschuldigt, vertraute er die Bewahrung der Stadt Rheims dem Stadtrathe; er selbst, der zugleich sein Amt als Landeshauptmann niederlegte, zog sich nach seiner Stiftsburg Mouzon zurück. Die Nachricht, daß die Engländer die Burg Roucy erstiegen, und seinen Vetter, den Grafen, gefangen weggeführt, störte ihn in dieser Einsamkeit. Er sammelte seine Vasallen, belagerte Roucy 28 Tage lang, und nöthigte endlich die feindliche Besatzung zum Abzuge (1359). Dafür Rache zu nehmen, erschien der König von England selbst mit der schönsten Armee, die England in 100 Jahren gesehen, vor Rheims (14. December 1359); der Erzbischof vertheidigte seine Stadt aber so tapfer, daß die Feinde am 11. Januar 1360 die Belagerung aufheben mußten. Er starb zu Paris, nachdem er noch mancherlei Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt Rheims gehabt, den 26. März 1373. Moritz VII., der älteste Sohn Amalrichs III. und der Isabelle von St. Maure, erheirathete mit Margaretha von Melle die Herrschaft St. Hermine in Poitou, und starb den 8. August 1330. Seine jüngste Tochter, Yolantha, kömt nur ein Mal in einer Verhandlung vom J. 1404 namentlich vor. Sein Sohn, Amalrich IV., Baron von Craon, St. Maure, Champtocé, Ingrande, Sablé, Rochecorbon u. s. w., diente den Königen Philipp von Valois, Johann und Karl V. in ihren Kriegen, und kömt 1351 als des Königs Generallieutenant in Poitou, Limosin, Saintonge, Angoumois und Perigord, und 1352 in gleicher Eigenschaft in Languedoc vor. Er wurde bei Poitiers gefangen, starb den 30. Mai 1371 ohne Kinder von Petronilla von Thouars, des Vicomte Ludwig und der Gräfin Johanna von Dreux ältester Tochter, zu haben, und wurde daher von seiner älteren Schwester, Isabella von Craon, beerbt. Isabella starb den 2. Febr. 1394, nachdem sie drei Mal, mit Guido XI. von Laval, mit Johann Bertrand von Briquebec, und mit Ludwig I. von Sully verheirathet gewesen. Die großen Güter des Hauses Craon fielen an ihre einzige Tochter, Maria von Sully.

Der Ahnherr der Linie in Châteaudun, Wilhelm I. von Craon, der Große genant, war Amalrichs III. und der Isabelle von St. Maure zweiter Sohn, und mit den Herrschaften la Ferté-Bernard in Maine, St. Maure, Moncontour und Marnes abgefunden, auch des Herzogs Ludwig I. von Anjou besonderer Liebling. Er erkaufte Dommart und Bernardville in Ponthieu, erheirathete mit Margaretha von Flandern-Dendermonde die Vicomté Châteaudun in Dunois, und lebte noch 1382. Von seinen Söhnen gründete der zweite, Peter, die Nebenlinie in la Ferté-Bernard; der dritte, Johann, die Nebenlinie in Dommart; der älteste, Wilhelm II., besaß die Vicomté Châteaudun, Marsillac, Montbazon, St. Maure, Marnes, Moncontour, Montsereau, Rouastre und Jarnac, erkaufte auch Lessart in Vendomois. Dieses Wilhelm ältester Sohn, Wilhelm III., Vicomte von Châteaudun, Herr von St. Maure und Montbazon, wurde am 14. April 1392 von dem Könige mit Verneuil, Montbazon und St. Maure belehnt, verkaufte Marsillac um 9000 Thaler an seinen Schwager, Guido von la Rochefoucaud, starb aber kinderlos; daher sein jüngerer Bruder, Johann von Craon, ihm in der Vicomté Châteaudun folgte. Johann war seit dem J. 1413 Großmundschenk von Frankreich, und seit dem Anfange des J. 1415 Amtmann von Touraine, Anjou, Maine und Poitou; lebte in kinderloser Ehe mit Jakobine von Montagu, blieb

Digitized by Google

bei Azincourt und wurde von seinen Schwestern beerbt: namentlich erhielt Margaretha, Guido's VIII. von la Rochefoucaud Gemahlin, durch den Theilungsvertrag vom 13. Novbr. 1419 die Herrschaften Montbazon, St. Maure, Brandon und Nouastre, und Maria, des Ludwig Chabot Gemahlin, die Herrschaften Pressigny, Verneuil und Ferrières. — Der Ahnherr der Nebenlinie in la Ferté-Bernard war jener berühmte Peter von Craon, der den Herzog von Anjou auf seinem Zuge nach Neapel im J. 1384 begleitete, aber bald nach der Heimath zurückgeschickt wurde, um neue Gelder aufzutreiben. Wirklich erhielt er von der Herzogin eine starke Summe, statt aber damit nach Apulien zu eilen, belustigte er sich in Venedig, bis Mangel und Seuchen das Heer und endlich den Herzog selbst wegrafften. Jetzt kehrte er nach Frankreich zurück, nicht, gleich den Trümmern jenes Heeres, das durch seine Nachlässigkeit zu Grunde gerichtet worden, in Bettlergestalt, sondern in dem glänzendsten Aufzuge, der den allgemeinen Unwillen der Nation gegen ihn nicht wenig erhöhete. Als er zum ersten Male am Hofe erschien, suchte der Herzog von Berry ihn festzunehmen: „du Verräther", zürnte der Herzog, „bist meines Bruders Mörder"; aber niemand wollte an den mächtigen, von zahlreichen Dienern umgebenen Verbrecher Hand legen; doch verurtheilte ihn das Parlament, 100,000 Pfund als Schadenersatz an die verwittwete Herzogin von Anjou zu bezahlen, was denn auch geschah. Im J. 1389 kömt er als des Königs, und 1390 als des Herzogs von Touraine und Orléans Kammerherr vor, und er wurde bald des letztern entschiedener Günstling, so daß der Prinz ihm vorzüglich alle seine Liebeshändel anvertraute. Davon ließ er einiges in der Herzogin Gegenwart fallen, und die eifersüchtige Valentina, die ungleich mehr errathen, als erfahren hatte, verfehlte nicht, dem ungetreuen Ehemann ihren ganzen Unwillen zu bezeigen, worüber der von Craon bei seinem Herrn in Ungnade fiel, auch nicht mehr an des Königs Hofe erscheinen durfte. Peter, der sich seines Fehlers in seinem Dienste bewußt war, hielt den Connétable von Clisson, mit dem er kurz vorher einigen Verdruß gehabt, für den Urheber seines Unglücks, und beschloß, sich an ihm zu rächen, wozu der Herzog von Bretagne nach Kräften aufmunterte. Von Sablé, wo Peter sich einige Zeit aufgehalten, kam er im strengsten Incognito nach Paris, um am 13. Juni 1392 den bekannten Mordversuch zu machen. Clisson entging den Mördern, Craon mußte entfliehen, wurde verfolgt, als Majestätsverbrecher zum Verluste seiner Güter, die er vorher an den Herzog von Bretagne abgetreten, die sich aber demungeachtet der Herzog von Orléans mehrentheils schenken ließ, verurtheilt und endlich gezwungen, Bretagne, wo er Zuflucht gesucht hatte, zu verlassen. Er wendete sich nach Barcellona, unternahm eine fernere Seereise, wurde von Seeräubern gefangen, erlegte ein starkes Lösegeld und kam nach Bretagne zurück, wo der Herzog doch Mittel fand, ihm Verzeihung zu erwirken. Er scheint sogar wieder zu einiger Gunst gekommen zu seyn, denn auf sein Ansuchen bewilligte Karl VI., was die frühern Könige Päpsten und Concilien abgeschlagen, nämlich, daß den zum Tode verurtheilten Verbrechern ein Beichtvater gegeben werde (1401), und Craon stiftete, diese Bewilligung zu vervollständigen, für ewige Zeiten in dem Franciskanerkloster zu Paris einen solchen Beichtvater, ließ auch neben dem Galgen ein steinernes Kreuz mit seinem Wapen errichten, zu dessen Füßen Jahrhunderte hindurch die Missethäter ihre letzte Beichte abzulegen pflegten. Außer la Ferté-Bernard besaß Peter auch Brunetel, Maisy und Sablé, welches er samt der reichen Baronie, von der 15 Kirchspiele und mehr denn 50 Lehen abhingen, eingelöst hatte, auch erheirathete er mit Johanna von Châtillon (die am 30. Juli 1410 als Witwe vorkömt), die Herrschaft Rozoy in Laonais. Sein Sohn, Anton von Craon, erkaufte 1409 Beauverger in Vermandois, wurde am 7. Novbr. 1411 zum Groß-Pannetier von Frankreich ernant, aber bereits 1413, als des Herzogs von Burgund Anhänger, abgesetzt. Er blieb bei Azincourt, ohne daß er aus seiner Ehe mit Johanna von Hondescoote Kinder gesehen. — Der dritte von Wilhelm I. des Großen Söhnen, Johann, besaß Dommart, Bernardville, Nouastre und Montsoreau, erheirathete auch mit Maria von Châtillon die Vicomté Laon und die benachbarte Herrschaft Clacy, verkaufte die Vicomté am 6. Mai 1389 um 9000 Pfund, und starb um 1410, nachdem noch seine Güter, wegen seinen Verbindungen mit England, eingezogen worden. Sein Urenkel, Anton, Herr von Dommart, Bernardville und Clacy, Amtmann von Amiens, geb. 1434, war in dem burgundischen Interesse und verlor darüber alle seine Güter, die König Ludwig XI. an Johann von Soissons verlieh. Letzterer war mit Antons Schwester, Johanna auf Preure, Longroy und Clacy, verheirathet. Anton selbst lebte in kinderloser Ehe mit Claudia von Crevecoeur.

Die Linie in la Suze wurde von Amalrichs III. und der Beatrix von Roucy drittem Sohne, von Peter von Craon, der neben la Suze auch Champtocé, Briolé und Ingrande besaß, gestiftet. Peter starb den 15. Novbr. 1376, nachdem er mit seiner zweiten Gemahlin, mit Catharina von Machecoul, sehr große Güter in der Nähe von Nantes, als la Benaste, le Coustumier, le Bourgneuf, überhaupt beinahe das ganze Land Retz und die Insel Bouin erheirathet. Seine Tochter Johanna vermählte sich in zweiter Ehe mit Peter von Beauvau, und wurde durch ihren Sohn, Johann IV., um dessentwillen sie sich dem Kaiserschnitte unterzogen hatte, die Stammmutter des ganzen Hauses Beauvau, das zu ihrem Andenken den Beinamen Craon führt. Sie starb den 28. Decbr. 1421, ihr Bruder, Johann von Craon, den 15. Decbr. 1432. Letzterer überlebte demnach seinen bei Azincourt gefallenen Sohn Amalrich, und hinterließ eine einzige Tochter, Maria, durch welche die großen Güter dieser Linie an ihren Gemahl, Guido von Laval, kamen.

Noch sind die Herren von Sablé übrig, die den Namen Craon nicht führten, aber von Roberts des Burgunders drittem Sohne abstammen; von einem jüngern Robert, der abwechselnd die Beinamen des Burgunder oder Vestrob führte und mit der mütterlichen Herrschaft Sablé abgefunden war. Dieses Roberts Urenkel, Robert IV., Herr von Sablé, la Suze, Briolé, stiftete im J. 1189, gemeinschaftlich mit Peter von Brion, die Prämonstraten-

Digitized by Google

ferabtei le Perray neuf, unweit Sablé, befehligte im folgenden Jahre die Flotte, die den König Richard Löwenherz und seine Kreuzfahrer nach dem Orient übersetzte, ließ sich in den Tempelherrenorden aufnehmen und war bis zum J. 1195 dessen Großmeister. Sein Sohn, Guido, Herr von Cormillé in Anjou, starb ohne Kinder; seine Tochter, Margaretha, wurde 1201 mit Wilhelm des Roches verheirathet, und vererbte Sablé, la Suze u. s. w. an ihre Nachkommenschaft. (*v. Stramberg.*)

CRASSINA, *Lamarck* (Mollusca). Diese aus der Linnéschen Gattung Venus gesonderte Gattung zweischaliger Muscheln gehört in die Familie Crassatellaceae Feruſſac's, und ward zuerst von Sowerby unter dem Namen Astarte aufgestellt, der jedoch nicht allgemein angenommen worden ist. Feruſſac gibt von derselben folgende Kennzeichen an: Muschel fast kreisförmig oder quer, gleichschalig, fast ungleichseitig, die Schalen genau schließend; die innern Ränder oft gekerbt, das Schloß der rechten Schale besteht aus zwei starken, divergirenden Zähnen und einem minder deutlichen Seitenzahn, unter dem sogenanten Afterеindruck (Anus *L.*, lunule der Franzosen), das der linken Schale aus zwei ungleichen Zähnen, mit einer undeutlichen Grube für den Seitenzahn; das außen liegende Band befindet sich auf der längsten Seite. — Blainville läßt die hieher gehörigen Muscheln unter seiner Gattung Venus, und sie bilden in derselben die Abtheilung O. — Mehre der von Sowerby selbst aufgeführten Arten, dürften nach Feruſſac (Dictionaire class. d'hist. nat. II. p. 33.) wol nicht hieher gehören, und als bestimt hieher gehörige gibt derselbe nur folgende an:

1) Cr. scotica *Maton* et *Rakett* (Transact. of the Linnean Soc. VIII. p. 81. t. 2. f. 3. — Venus scot. *Lamarck*). Findet sich an den Küsten Schottlands.

2) Cr. sulcata, *Montagu* (Test. brit. p. 131. — *Linn.* Trans. ib. f. 2. — Pectunculus truncatus *Da Costa*). Daselbst.

3) Cr. Danmoniensis, *Montagu* (Testac. brit. Suppl. t. 29. f. 4.) An den Küsten von Devonshire.

4) Cr. Montagui, *Dillwyn* (Catal. of brit. Shells. p. 167). Venus compressa, *Montagu* (Suppl. t. 26. f. 1.) Von den schottländischen Küsten.

5) Cr. triangularis, *Montagu* (Testac. t. 17. f. 3.) Venus triangularis *Dillwyn* (p. 173). Komt an den Küsten von Devonshire und Yorkshire vor.

Von fossilen Arten, die meist im körnigen Kalk vorkommen, führt Sowerby (Miner. Conch. T. II. t. 137.) folgende Arten, alle aus England, auf: Cr. lucida, cuneata, elegans, lineata, plana, obliquata, excavata, planata und rugosa. (*D. Thon.*)

CRATZ von Scharfenstein. Unter den verschiedenen Geschlechtern, die von der kurmainzischen Hauptburg Scharfenstein bei Kiderich im Rheingau ihren Namen entlehnten, ist keines an Reichthum und Berühmtheit den Cratzen von Scharfenstein zu vergleichen, wenn gleich dieser Name kaum über das 15. Jahrhundert hinausreicht. Heinrich von Scharfenstein, mit den Steinen, 1340, hatte fünf Söhne; einer davon, Heinrich, wie der Vater genant, führte nun 1590 zuerst den Beinamen Cratz, den seine Nachkommen nicht mehr lassen wollten. Caspar Cratz von Scharfenstein, Amtmann zu Simmern, starb 1513. Sein Enkel, Hugo Cratz von Simmern, Domprobst zu Speier und Propst zu St. Paulin in Trier, wurde im J. 1582 Archidiaconus major, am 4. Februar 1588 Domdechant und im J. 1623 Domprobst zu Trier. Philipp, dieses Hugo Bruder, kömt 1595 als Domprobst zu Mainz vor, wurde am 4. Mai 1604 Bischof zu Worms und starb den 13. Juli n. J. Friedrich, der jüngste Bruder, war nach und nach Amtmann zu Lichtenberg (1562), französischer Kriegsobrister, lothringischer Rath (1584) und des Kurfürsten von Trier Obrister und Commandant zu Ehrenbreitstein. Dieses ältester Sohn, Anton, kurtrierischer Rath und Amtmann zu Coblenz und in der Bergpflege, war in erster Ehe mit Catharina von Metternich, in anderer Ehe mit Barbara von Merode verheirathet und hinterließ aus der ersten Ehe sechs Kinder. Hugo Eberhard, der zweite Sohn, kömt 1610 als Domherr zu Mainz, Trier und Worms, von 1627—1650 als Archidiaconus der trierschen Kirche, tit. S. Lubentii, vor, hatte im J. 1651 die größte Hoffnung, dem Kurfürsten Philipp Christoph als Coadjutor beigegeben zu werden, wurde im J. 1653 Domprobst zu Trier und 1654 Bischof zu Worms, und starb im März 1663 zu Regensburg, woselbst er sich wegen des Reichstages eingefunden hatte. Teutschland verlor an ihm einen seiner größten Fürsten. Sein älterer Bruder, Johann Philipp, Domherr zu Worms, resignirte 1621, wiewol er schon früher in kurmainzische Kriegsdienste getreten war, seit 1619 ein Regiment Reuter als Obrister geführt und sich an dessen Spitze besonders in der Schlacht von Weißenberge ausgezeichnet hatte. Denn er war es, der die Baiern, die zum Theile schon die Flucht ergriffen hatten, zum Stehen brachte und durch einen kühnen Angriff gewissermaßen die Schlacht entschied. Er mußte, weil Tilly ihn nicht mehr lassen wollte, baierſche Dienste nehmen, den Feldzügen in der obern und untern Pfalz, wie auch in Westphalen, 1625 aber der Belagerung von Breda beiwohnen und 1626 ein zweites Regiment errichten. Der Krieg mit Dänemark brachte ihn mit Wallenstein in Berührung, er misfiel dem gewaltigen Gebieter, mußte sein Regiment entlassen und endlich selbst vom Heere scheiden. Die Unthätigkeit wurde ihm bald zur Last, er nahm französische Bestallung und errichtete ein Regiment, was der kaiserliche Hof sehr übel empfand, zumal da Johann Philipp, nachdem er im J. 1625 seine erste Gemahlin, Maria von Metternich, durch den Tod verloren, durch seine zweite Heirath mit Eleonora Colonna von Fels, einer reichen böhmischen Erbin, gewissermaßen ein kaiserlicher Unterthan geworden. Um ihn vollkommen dazu zu machen, begünstigte der kaiserliche Hof ein Geschäft, das Johann Philipps Schwäger auf die Bahn gebracht hatten, den Austausch ihrer großen Herrschaft Riesenberg, in dem heutigen Klattauer Kreise von Böhmen, gegen die lothringische Pfandschaft Saarald und Saargemünd, die der von Cratz von seinem Vater ererbt hatte. Den französischen Dienst mußte er nun freilich aufgeben, er folgte neuerdings den baierschen Fahnen, nahm 1631 Neu-Brandenburg, befehligte ein eigenes Corps, welches den Landgra-

Digitized by Google

sen von Hessen-Cassel von dem Leipziger Bunde abwendig machen sollte und trat, nachdem Tilly in der Vertheidigung des Lechs tödtlich verwundet worden, auch noch auf dem Todbette ihn als den fähigsten aller Generale empfohlen hatte, an dessen Stelle. Er entriß den Schweden Landsberg, Friedberg und Weißenburg im Nordgau, konte sich aber dennoch nicht im Commando behaupten, weil Wallenstein ihn bei der combinirten Armee nicht dulden, seinen Berichten nicht glauben wollte und zuletzt dem Kurfürsten allen Beistand versagte, falls der von Cratz das Commando über die baierschen Völker behalten würde. Nothgedrungen mußte der Kurfürst ihn demnach zurückrufen, und die Commandantenstelle in Ingolstadt konte eine so große Beleidigung nicht vergüten. Doch wurde diese Festung durch Johann Philipps tapfere Vertheidigung gerettet; als aber im folgenden Jahre eine eigene Armee in Baiern gebildet und Altringer zu ihrem Befehlshaber ernant wurde, da glaubte der zweimal Gekränkte sich aller Pflichten entbunden. Er wollte seine Festung dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar überliefern, wurde aber, weil die Schweden sich verspäteten, in dem bösen Beginnen betroffen, verließ die Stadt unter dem Vorwande, sich in Wien zu rechtfertigen, und begab sich zu dem schwedischen Feldherrn, der ihn als General-Feldmarschall anstellte, ihn auch, als die Hauptarmee gegen die Donau zog, in Franken zurückließ, um die Belagerung von Vorchheim fortzusetzen. Er wurde indessen bald abgerufen, da das katholische Heer nach dem Falle von Regensburg auch Schwaben bedrohte, zeichnete sich an dem Vorabende der Schlacht von Nördlingen besonders aus, wie er denn den Ritter Octavio Aldobrandini mit eigener Hand erlegte, wurde aber in der Schlacht selbst von einem ungrischen Obristen, dem er für seine Freiheit, doch vergeblich, 30,000 Rthlr. bot, gefangen. Der Herzog Bernhard wollte ihn gegen den Bischof von Regensburg auswechseln, sein geschworner Feind, der Graf Heinrich Schlick brachte es aber dahin, daß er nach Wien abgeführt und peinlich behandelt wurde. Nun entkam er zwar in einer Mönchskutte am 16. März 1635 aus seinem Gefängnisse, er wurde aber an der schlesischen Grenze von des Grafen Palfy Husaren eingeholt, nach Wien zurückgebracht, durch das Kriegsrecht zum Tode verurtheilt und, ungeachtet der Verwendung des Königs von Polen, am 26. März 1635 enthauptet. Er hatte einige Jahre früher die reichsgräfliche Würde, und noch früher das Prädicat eines Freiherren von Riesenberg erworben. Sein einziger Sohn erster Ehe, Lothar Hugo, war Domherr zu Mainz, Trier und Speyer, der älteste Sohn der zweiten Ehe aber, Johann Anton (der jüngere, Friedrich Karl, Domicellar zu Trier, Mainz und Würzburg, starb frühzeitig), Graf Cratz von Scharfenstein, Freiherr von Riesenberg, kurtrierscher Geheimerrath und Hofmarschall, vermählte sich in erster Ehe mit Anna Francisca von Söttern, in anderer Ehe mit der Rheingräfin Anna Maria von Dhaun, und hinterließ aus der ersten Ehe (die andere war unfruchtbar; vier Töchter starben gar jung) einen Sohn, Hugo Ernst. Dieser war kurtrierscher Geheimerrath und Oberamtmann zu Boppard, starb 1721 als der letzte seines Geschlechtes, Namens, Schildes und Helms, und hinterließ durch sein Testament das schöne Gut in Kamp bei Boppard, seinen gewöhnlichen Wohnsitz (den er noch wirklich durch mancherlei Spukgeschichten beunruhigt) dem Kloster Oberwerth, wo eine seiner Freundinnen den Schleier genommen hatte; alles übrige erbte seine seit dem 3. April 1654 an den Grafen Johann August von Solms-Rödelheim verheirathete Schwester Eleonora Barbara Maria, und das fürstliche Haus Solms besitzt als Entschädigung für diese aus vielen einzelnen Gütern in dem Trierschen, Mainzischen und auf dem Hundsrücken bestehende Erbschaft, woraus zwar der Reichsdeputations-Hauptschluß vom J. 1803 eine Grafschaft Cratz-Scharfenstein gemacht hat, die Abteien Arnsburg und Altenberg. Der Cratze Wapenschild zeigt einen rothen Balken im silbernen Felde mit 13 schwarzen Steinen, oben 4 und 3; unten 3. 2. 1. (*v. Stramberg.*)

CREDERE, del. Unter diesem Ausdruck versteht man im Handel die Bürgschaft des Commissionärs für die Zahlfähigkeit desjenigen, mit dem er im Namen seines Committenten über eine künftige Leistung einen Vertrag eingeht. Um die Nützlichkeit einer solchen Verbürgung gehörig zu würdigen, muß man sich in die unangenehme Lage des Kaufmanns denken, der zur Besorgung eines Verkaufes oder einer Secassecuranz an einem entfernten Handelsplatze sich eines Commissionärs zu bedienen genöthiget ist, und von dessen Redlichkeit, Kentniß und Sorgfalt in Ansehung einer vielleicht sehr beträchtlichen Summe abhängt. Der geringere Eifer, den die meisten Menschen unwillkürlich fremden Angelegenheiten zuwenden, hat viele Verluste solcher Committenten zur Folge gehabt, indem die Commissionäre sich nicht genug um die Vermögensumstände derer, mit denen sie die Geschäfte abschlossen, bekümmerten, oder in der Einfoderung der schuldigen Zahlungen säumig waren. Diese Nachtheile werden verhütet, wenn der Commissionär, die Sache seines Auftraggebers zu seiner eigenen machend, sich bereit finden läßt, für die Bezahlung der Kaufsumme, oder bei Assecuranzen für die Entrichtung des Ersatzes im Falle eines Seeschadens, zu haften. Dieses Delcredere muß noch besonders, neben der Provision für die Besorgung des Auftrages, vergütet werden, und es wird dafür eine, bisweilen einige Procente der Hauptsumme erreichende Belohnung ausbedungen. Die starke Concurrenz unter den Commissionären hat dieselbe in der neusten Zeit merklich erniedriget, doch macht es immer einen großen Unterschied, ob diejenigen, für welche sich der Commissionär verbürgt, wohlbekante und sichere Einwohner an seinem Wohnorte sind, oder entfernt, vielleicht sogar in einem andern Lande wohnen. Übrigens verändert dieser Nebenvertrag das Commissionsverhältniß in seinem Wesen nicht und gibt dem Commissionär nicht das Eigenthum der zum Verkaufe übernommenen Waren, weshalb der Absender dieselben, so weit sie noch unverkauft sind, auch aus dem Concurse des Commissionärs noch in Anspruch nehmen kann. Die von Büsch aufgeworfene und richtig verneinte Frage, ob das Delcredere in Assecuranzfällen etwa auch darauf Bezug habe, daß die Versicherer die Bezahlung des Schadens nicht streitig machen, beantwortet sich leicht, denn wo ohne Verschulden des Commissionärs die Verpflichtung

Digitized by Google

zum Ersatze nach gerichtlichem Erkentniß überhaupt nicht vorhanden ist, da kann sich der Committent auch nicht an den Beauftragten halten. — Vergl. Büsch Darstellung der Handlung, 3. A. von Norrmann, I, 210. I, 328. II, 464. — Mittermaier Grundsätze des gem. t. Privatrechts, II. §. 498. (*K. H. Rau.*)

CRÉDIT. Von dem Worte: der Crédit unterscheidet sich das Crédit, und in Beziehung auf Gesellschaftshandlungen, das Credunt in der kaufmännischen Geschäftsführung oder dem Buchhalten (s. dieses). Etwas auf einen persönlichen oder nicht persönlichen Conto in das Crédit tragen, dafür creditiren, heißt es (z. B. im Hauptbuche auf die rechte Blattseite seines Conto oder seiner Rechnung) als erhalten oder jenem Conto schuldig geworden, anschreiben. Daher: Ich creditire (erkenne) Sie, Dich, für 1000 Thaler, ich trage diese Summe in Ihr, in Dein Credit; ich schreibe sie als empfangen Ihrem Conto gut. Der Creditor, der Gläubiger, ist dann derjenige, welcher einem andern Ware oder Geld anvertrauet, gegeben hat, wofür dieser nun eine Schuld, jener eine Foderung erhält. Derjenige, an welchem der Creditor zu fodern hat, ist sein Schuldner, Debitor. Der Creditor debitirt (belastet) seinen Schuldner in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt ihm die Summe der Foderung in das Debet seines Conto als Schuld, die ihm abzutragen ist, an; der Debitor creditirt (erkent) seinen Gläubiger in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt auf der Creditseite des Conto desselben die Summe, als ihm schuldig, an, er schreibt sie ihm gut. Auf dem gegenseitigen Conto zweier Handlungen komt daher stets das umgekehrte Verhältniß zum Vorschein.

Der Credit überhaupt ist die allgemeine gute Meinung anderer von dem Willen und dem Vermögen einer Person (oder einer Gemeinheit, Regirung u. s. w.), ihre eingegangenen Verbindlichkeiten völlig und pünktlich in Erfüllung zu bringen. Oder nach Rau (Lehrbuch der polit. Ökonomie) ist der Credit überhaupt das Vertrauen, in welchem Jemand bei anderen steht, und welches ihn in den Stand setzt, sich im Güterverkehre Leistungen zu verschaffen, ohne daß er den vertragsmäßigen Gegenwerth sogleich erstatten müßte. Das Wesen des Credits besteht daher darin, daß man statt einer gegenwärtigen Leistung sich mit der Wahrscheinlichkeit einer künftigen begnügt; die Grundlage des Credits bleibt die Überzeugung desjenigen, der an den andern eine Foderung erhält, daß er in Gemäßheit der Vertragsbedingungen werde befriedigt werden. Auf der einen Seite müssen also diejenigen Eigenschaften, wodurch Jemand das Vertrauen erweckt, daß er seine Leistungen erfüllen werde, vorhanden seyn; auf der andern aber die Meinung, daß der, welcher eine Verbindlichkeit übernommen hat, dieselbe erfüllen wolle oder könne. Sicherheit heißt bei dem Credit die praktische Unmöglichkeit, seine Bezahlung oder Befriedigung nicht zur bestimmten Zeit und nicht ganz zu erhalten, und diese gewährt der Credit, wenn die Überzeugung von dem Willen und Vermögen des Schuldners, zu befriedigen, fest begründet ist. Bei Darlehen auf ein vollgiltiges Unterpfand ist kein Credit nöthig, weil es hier auf keine Wahrscheinlichkeit, auf kein Vertrauen mehr ankomt. Diese vollkommene, den Credit ausschließende Sicherheit findet sich bei Faustpfändern. Ein Gläubiger erhält gerade dadurch völlige Sicherheit, daß ihm der volle Werth der Schuld in seine Gewalt gegeben wird, und zwar mit dem Recht, sich zur bestimmten Zeit, wenn der Schuldner seine Verbindlichkeit nicht erfüllt, daraus bezahlt zu machen. Solche vollkommene Sicherheit findet sich aber nicht immer bei Hypotheken, weil dem Gläubiger noch immer der Zweifel bleiben kann, ob die Taxe des verpfändeten Grundstücks richtig ist, und ob im Falle eines erzwungenen Verkaufs so viel gelöst werden kann, als die Foderung beträgt (was selbst bei einer doppelt hohen Taxsumme oft nicht geschieht), weil ferner der Gläubiger meistens nicht geneigt ist, das verpfändete Grundstück oder Gebäude selbst zu übernehmen und in jedem Falle sich scheut, in einen Concurs des Schuldners verwickelt zu werden. Da übrigens, nach dem Wesen und der Grundlage des Credits, die Wahrscheinlichkeit oder Überzeugung für künftige Leistungen aus den persönlichen Verhältnissen des Schuldners hergeleitet oder auf diese zurückgeführt wird; so ist, genau betrachtet, der Credit immer persönlich, und es zeigt sich überall die Voraussetzung, daß der Schuldner seine Verbindlichkeiten zu erfüllen nicht blos Willens, sondern auch fähig sey, daß also in der ersteren Beziehung seine moralischen und geistigen Eigenschaften, in der zweiten sein Vermögenszustand und seine Erwerbsart keine Besorgnisse erwecken. Aus diesen Gründen ist aber der Credit der Einzelnen nothwendig sehr ungleich; in einem ganzen Lande wird der Credit desto größer seyn, je mehr der herrschende sittliche Geist, die wirthschaftlichen Gewohnheiten und die Güte der Rechtspflege den Gläubigern im Allgemeinen Sicherheit gewähren.

Wie einflußreich und für einzelne Fälle fast unübersehbar der Credit in der Volkswirthschaft für den Güterverkehr und den Geldumlauf auch wirkt, so darf man doch im Übrigen keine zu überspante Meinung davon hegen. Der Credit ist keine selbständige Güterquelle, er kann, den Fall des Borgens im Auslande ausgenommen, an und für sich weder die Masse der Capitale in einem Lande vermehren, noch ihre Stelle im Ganzen vertreten, ob er gleich den Einzelnen dasjenige Capital verschafft, welches sie nicht selbst besitzen, und dessen sie zu ihren beabsichtigten Unternehmungen bedürfen.

Die Wirkungen des Credits im Allgemeinen betrachtet, können also nur in der Belebung des Güterumlaufs und Güterverkehrs, und recht eigentlich in einer leichteren und häufigeren Übertragung der vorhandenen Capitale bestehen. Die Äußerungen dieser Wirkungen, wiewol sie nicht für sich selbst, sondern nur mittelbar zur Vergrößerung des Capitales in einem Lande beitragen können, bringen höchst wichtige Vortheile.

1) Es wird die beste productive Anwendung des beweglichen Vermögens veranlaßt, indem dasselbe vermittelst des Credits leicht an diejenigen Menschen gelangen kann, welche die meiste Geschicklichkeit und Neigung haben, sich mit hervorbringenden Gewerben zu beschäftigen. Den Capitalisten und Grundeigenthümern fehlt sehr oft diese Fähigkeit oder diese Neigung; ihre Ersparnisse wür-

den daher zum Theil unfruchtbar angesammelt oder verzehrt werden, wenn nicht der Credit sie in die Hände der Unternehmer brächte. Ebenso ziehen sich die Capitale oder Vermögenstheile leicht von der minder ergibigen zu der einträglicheren Benutzung hinüber.

2) Die Leichtigkeit, Vermögen auszuleihen, ohne daß man etwas dabei wagte, ist eine große Ermunterung zum Übersparen.

3) Man wird in den Stand gesetzt, den Güterumlauf mit einer geringeren Münzmenge zu bestreiten, indem theils die Zahlungen verringert, theils wohlfeile Umlaufsmittel eingeführt werden. Dieses Ersparniß an dem Münzbedarfe komt ebenfalls dem Volkseinkommen zu Statten, indem nun der entbehrlich gewordene Theil der Münzen ins Ausland gesendet und zum Eintauschen anderer Güter verwendet werden kann.

Für den Geldumlauf haben aber die Wirkungen des Credits noch einen besonderen und bedeutenden Einfluß. Durch sie werden verschiedene, theils für den Geldverkehr überhaupt, theils für gewisse Vereine, theils für einzelne Stände wichtige Einrichtungen möglich, welche dazu dienen: 1) die Zahlungen ohne Ersparung der Münzmenge wenigstens bequemer, leichter, wohlfeiler zu verrichten; — Girobanken, Anweisungen und Wechsel; 2) den Bedarf von Münze zu Zahlungen zu verringern, indem man einen Theil der Geschäfte im Verkehre ohne baare Zahlungen vollbringt; — Abrechnungen, Überweisungen; 3) ein höchst wohlfeiles Umlaufsmittel einzuführen, welches einen Theil der Münzen entbehrlich macht; — Papiergeld.

Alle Creditverhältnisse lassen sich ganz einfach auf die zwei Hauptabtheilungen 1) des öffentlichen und 2) des Privat-Credits zurückführen.

Jener zeigt sich in dem Zutrauen zu einem State, welcher Anleihen unter der Bedingung gemacht hat, daß sie nicht aufgekündigt werden dürfen, dabei aber verspricht, daß jährlich ein verhältnißmäßiger Theil der Summe, entweder als Zinse, oder zur Abtragung eines Theils des angeliehenen Capitals bezahlt werden soll, und zur Sicherheit einen bleibenden jährlichen Fonds anweiset, sich aber doch die Freiheit vorbehält, das Ganze nach Gefallen wieder zu bezahlen, wenn nicht etwa das Gegentheil ausgemacht ist. Aber auch bei den mit Privatleuten abzuschließenden Lieferungen, so wie bei Dienstleistungen ꝛc. gibt sich der Credit des Stats oder der Regirung zu erkennen.

Der Privat-Credit unterscheidet sich in solchen im weiteren Sinne, welcher überhaupt auf einer persönlichen oder wesentlichen Sicherheit von einem hinlänglichen Werth zur Erfüllung der Verbindlichkeit in Bezahlung von Capital und Zinsen beruht, und in solchen im engeren Sinne, d. i. den kaufmännischen Credit, welcher auf dem Vertrauen des Darleihers oder Creditgebers beruht, daß Redlichkeit und Handelseinsicht den Borgenden oder Creditnehmer in den Stand setzen werden, das angeliehene Capital nebst den bedungenen oder üblichen Zinsen zur bestimten Zeit zu bezahlen oder seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Aus der Erklärung des Credits und den obigen Betrachtungen lassen sich nun kurz drei Seiten desselben angeben:

1) Die physische oder natürliche, d. h. der Credit, welcher sich allein auf Besitz und Vermögen gründet, wobei anzunehmen ist, daß derjenige den größten Credit haben müsse, der am meisten selbst besitzt, und daß der Credit immer im Verhältnisse zu dem Besitz oder Vermögen stehen, und mit diesem seine Stufen, sein Ab- und Zunehmen haben müsse, deren Beachtung oder Schätzung dann die Grade der Creditfähigkeit ausmachen.

2) Die moralische Seite, d. i. der gute Wille, das Bestreben, seine Verbindlichkeiten gern, genau und richtig zu erfüllen. Gegen den unredlichen, chicanirenden, reichen Mann, der jede Verpflichtung hinauszuschieben und durch Ränke zu verkürzen sucht, wird man sich eben so verhalten, wie gegen den physisch-creditlosen.

3) Die intellectuelle Seite, wohin Kentnisse, Ordnung und Fleis in den Geschäften, Klugheit und Sparsamkeit zu zählen sind. Jemehr davon Privat- und Kaufleute in ihren Geschäften zeigen, desto stärker wird der Glaube an den guten Fortgang ihrer Geschäfte seyn.

Mit Recht sagt Stewart (Grundsätze der Statswirthschaft): der Credit muß in seiner Kindheit durch Verordnungen unterstützt und durch Strafen aufrecht erhalten werden. Wenn er aber einmal fest begründet ist, so zeigt er sich von so zarter Natur, daß die Hilfe der Gesetze ihm sehr oft schadet. Der Credit eines Handeltreibenden und überhaupt eines jeden Volks ist daher um so allgemeiner und fester, je weniger es der Anwendung und Hilfe, oder der Vollziehung der Gesetze bedarf, um jeden zur pünktlichen Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anzuhalten.

In Hinsicht auf die Zinsen genießt der Credit eines Kaufmanns nicht leicht in einem State so niedrige Zinsen, als der hypothekarische, blos deswegen, weil er ein persönlicher ist. Es sind der Erfahrungen von verschuldetem oder nicht verschuldetem Unglück eines Kaufmanns zu viele, als daß die Disponenten, wie man die reichen Geldverleiher oder Creditgeber nent, nicht immer einige Unsicherheit, auch bei dem besten, besorgen sollten. Dies steht besonders dem jungen Kaufmanne sehr entgegen, welcher nicht leicht anders, als von einem Freunde oder Verwandten, Geld- oder sonstigen Vorschuß zur Betreibung seiner Handlung bekommen wird. Nur die Begierde, hohe Zinsen zu gewinnen, wird den Wucherer bewegen können, mit baarem Vorschuß zu dienen. Die Hauptregel dieser Leute ist indeß, daß sie ihr Geld bald wiedersehen müssen und folglich kein Capital lange stehen lassen. Das aber ist dem Kaufmanne sehr entgegen und setzt ihn in Verlegenheit, indem er mit dem zu hoch verzinsten Gelde nicht den Gewinn machen kann, auf welchen er rechnete, als er das Capital anlieh. Wie die trocknen Wechsel hiebei gemisbraucht werden, ist bekant. Bei diesen ist es gewöhnlich von Seiten des Wucherers auf ein Prolongiren abgesehen, wozu er sich, und zwar nicht selten unter den schmählichsten neuen Opfern, dann erbitten läßt, wenn er nach Ablauf der Zahlungsfrist noch keinen Grund hat, seine Meinung von der Zahlfähigkeit seines Schuldners zu verändern. Das größte Verderben liegt überall darin, wenn jemand glaubt, der Wechsel-

Digitized by Google

credit sey unerschöpflich. Diese Meinung erzeugt nur zu leicht die berüchtigte Wechselreuterei. An den Warenhandel knüpft sich dagegen ein Credit, der dem seine Sache ordentlich treibenden Kaufmanne äußerst vortheilhaft ist. Er kann mit der creditirten Ware sich mehr Gewinn verschaffen und seine Umsätze besser machen, als wenn ihm baares Geld vorgeschossen wird. Es müssen freilich sehr gangbare Artikel seyn, welche diesen Vortheil geben sollen; woran bei Waren, deren Absatz auf bloßer Liebhaberei beruht, nie oder doch nur in seltenen Fällen zu denken ist. Die Zinsen des in einer Handlung angewandten Geldes verstecken sich übrigens in jede Rechnung, die man über ein Handelsgeschäft macht, es mag wirklicher Geld-, Wechsel- oder Warenhandel seyn.

Die Schulden sowol als die Gläubiger, welche aus den verschiedenen und sehr mannichfaltigen Credits-Verhältnissen und Geschäften entstehen, zerfallen endlich in hypothekarische, Wechsel- und Buch- oder chirographarische Schulden und Gläubiger, und in Concursen und vielen andern Fällen hat die Priorität den Vorzug. (Vergl. Büsch sämtliche Schriften über die Handlung; Leuchs System des Handels; Rau Lehrbuch der politischen Ökonomie, Heidelberg 1826 ff.; Simonde de Sismondi, de la richesse commerciale etc.)

(*Süpke.*)

CRELL, CRELLIUS, Johann, Christoph und Samuel, Vater, Sohn und Enkel, Lehrer bei den Socinianern, durch sittliche Eigenschaften und gelehrte Kentnisse ausgezeichnete und hochachtungswerthe Männer. 1) Johann war den 26. Juli 1590 zu Helmetsheim, einem Dorfe in der Grafschaft Limburg in Franken, geboren, wo sein Vater, ebenfalls Johann, Prediger war. Mit trefflichen Talenten von Natur ausgestattet, machte er auf den Schulen zu Nürnberg, Stolberg und Marienberg in Sprachen, und seit 1606 auf der hohen Schule zu Altdorf in Theologie und Philosophie große Fortschritte. Einer seiner altdorfschen Lehrer, der berühmte Arzt und Professor der Philosophie, Ernst Soner, der heimlich den Grundsätzen Socins anhing, machte auch ihn denselben geneigt. Als er daher Aufseher der Stipendiaten werden und bei Erlangung der Magisterwürde den Eid auf die augsburgsche Confession ablegen sollte, weigerte er sich dessen, weil er sich nicht durch ein Glaubensbekentniß binden wollte, das seiner Überzeugung entgegen war. Da seine wahren Gesinnungen allmälig bekant wurden, und er überdies Proselyten zu machen trachtete, so sah er sich veranlaßt, 1612 Altdorf zu verlassen und zu den Socinianern nach Polen zu gehen. Er fand in Rakau, wo er seitdem beständig blieb, eine freundliche Aufnahme, und der Woiwode von Podolien, Jakob Sieniensky, reichte ihm die Mittel, seine Studien fortzusetzen. Er predigte in teutscher, lateinischer und polnischer Sprache, erhielt ein Lehramt an der Schule zu Rakau, und 1616 das Rectorat derselben. Nachdem er dieses bis 1622 verwaltet hatte, wurde er zum Kirchendienst bei der dortigen socinianischen Gemeinde befördert, die am 11. Juni 1633 seinen Tod betrauerte, denn er war nicht nur ein geistreicher, beredter Prediger, sondern auch ein Mann, der wegen seiner Sanftmuth, Bescheidenheit, Klugheit und muthvollen Ertragung des Misgeschicks allgemein verehrt wurde. Von seiner umfassenden, gründlichen, theologischen und exegetischen Gelehrsamkeit, und von seinem philosophischen Scharfsinn zeugen seine Schriften, die sich auch durch eine klassische lateinische Diction auszeichnen. Er ist unter den Socinianern der einzige, welcher ein moralisches System schrieb, dessen wesentlicher Charakter gleich anfangs dadurch richtig angedeutet wurde, daß man es fast allgemein für Pelagianisch erklärte: *Ethica Aristotelica, ad sacrarum literarum normam emendata, nec non ethica christiana, seu explicatio virtutum et vitiorum, quarum in sacris literis fit mentio. Salenoburgi*, ohne Jahr, wahrscheinlich Amsterd. 1656. 4.; Cosmopoli (Amst.) 1681. 4. [1]). Ein theologisches System hat Crell nicht geschrieben, aber verschiedene dogmatische Schriften, unter denen die wichtigste ist: *De uno vero Deo lib. II., in quibus multa etium de filii Dei et spir. s. natura disseruntur.* Racov. 1631. 8. Lugd. Bat. 1639. 4. *cum refutatione Bisterfeldii*; zuerst gedruckt vor Joh. Völkels (Volkelius) von Crell edirter Schrift: *De Deo et ejus attributis.* Racov. 1630. 4. Teutsch von Walzogenius unter dem Titel: Von dem einigen Gott dem Vater. 1644. 4.; auch ins Engl. u. Holländ. übersetzt. - Die Absicht Crells war, die Lehre von der Einheit Gottes, im Gegensatz der Lehre von der Dreieinigkeit, ausführlich zu beweisen [2]). Die Vertheidigung der Genugthuung Christi, welche Grotius wider den Socin herausgab (*Defensio fidei cathol. de satisfactione Christi* 1617) bestrit er in seiner *Responsio ad librum H. Grotii de satisfactione Christi.* Racov. 1623. 4. mit so viel Mäßigung, daß Grotius wiederholt dem Verfasser brieflich seine Achtung zu erkennen gab [3]). Außer den bisher angezeigten Schriften hat man von ihm: *Declaratio sententiae de causis mortis Christi.* 1637. 8. *Vindiciae pro religionis libertate.* 1637; Eleutheropoli 1650. 8. unter dem Namen Junius Brutus Polonus; franz. unter dem Titel: *De la tolerance dans la religion.* Londr. (Amst.) 1769. 12. mit einer Abhandlung des Baron Holbach *sur l'intolerance*, herausgegeben von Naigeon. *De spiritu sancto, qui fidelibus datur.* 1650. 8. *Catechesis ecclesiarum polonicarum reformata et redacta primum per Faustum Socinum et alios, nunc a J. Crellio, Jona Schlichtingio, M. Ruaro et A. Wossowatio recognita.* Irenopoli, post. 1659; 1684. 8. oft, auch mit der *Ethica* 1681. Eine teutsche Übersetzung des neuen Testaments, gemeinschaftlich mit Joach. Stegmann, Rak. 1630. 8. und Commentare über den Matthäus, die Briefe an die Galater, Thessalonicher, Hebräer ꝛc., die von eigener Forschung zeugen: *Opera exegetica.* Irenop. 1656. fol. Alle seine Werke

1) Von den verschiedenen Ausgaben dieses Buches s. Sandii biblioth. Antitrinit. 116. Baumgartens Nachr. von einer Hall. Bibl. 3. Bd. 213. Ständlins Gesch. der christl. Moral 686. Ebend. Gesch. der theol. Wissensch. 1. Bd. 521. 2) Zelmeri hist. crypto-socinianismi, Altorfinae quondam acad. infesti, arcana. Lips. 1729. 4. p. 360. Sandius l. c. 96. Baumgarten a. a. O. 6. Bd. 172. Ebend. Nachr. von merkw. Büchern. 1. Bd. 419. Bock hist. Antitrinit. T. I. P. II. 992. Schröckhs Kirchengesch. seit d. Ref. 5. Bd. 583. 3) Schröckh a. a. O. 310.

Digitized by Google

stehen auch im 3. und 4. Bde. der *Biblioth. fratrum Polonorum, quos Unitarios vocant.* Irenop. (Amst.) post annum 1656. Vol. VI. fol. [4]). — Sein Sohn

2) Christoph, Prediger bei den Socinianern in Polen, verließ dieses Reich 1657, weil der König Karl Gustav von Schweden in demselben den Meister spielte und die Einwohner hart bedrängte. Er begab sich zuerst nach Kreutzburg im Fürstenthum Brieg in Schlesien, und als er von da vertrieben wurde, wandte er sich nach Preußen, war der erste socinianische Prediger zu Andreaswalde, und starb auf einer Reise nach Polen, 2 Meilen von Krakau, im December 1680. Er schrieb eine Dissertation *de virtute christiana et gentili*, die bei der Ethik seines Vaters abgedruckt ist. Handschriftlich hinterließ er Briefe über den Zustand der Unitarier in England, über ein Colloquium zwischen den Socinianern und Katholiken ꝛc. Einer seiner Söhne, ebenfalls Christoph, ein gentlich Christianus, lebte und starb als praktischer Arzt in London [5]). Sein Bruder, Christophs Sohn, war:

3) Samuel, geb. zu Kreutzburg in Schlesien 1657, besuchte die Schulen in Rastenburg und Lick in Preußen, und das arminianische Gymnasium zu Amsterdam, wo Philipp von Limborch und Joh. le Clerc sich um seine wissenschaftliche Ausbildung verdient machten. Nachdem er 10 Monate zu Leiden den akademischen Unterricht genossen hatte, begab er sich zu seinem Bruder nach London, besuchte Cambridge und Oxford, und hielt sich mehre Jahre an verschiedenen Orten in Holland und Teutschland, unter andern in Berlin, auf. Seitdem die Socinianer 1660 aus Polen vertrieben worden waren, hatte der Kurfürst von Brandenburg die Flüchtlinge in seine Staten aufgenommen und ihnen bei Frankfurt an der Oder, in dem Ort Neuendorf und dem Städtchen Königswalde, einen sichern Aufenthalt gegeben. Bei der kleinen Gemeinde daselbst, die nur aus 72 Personen bestand, versah Crell mehre Jahre das Amt eines Lehrers und Predigers, allein da sie zu arm war, um ihm seinen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, so mußte er sich von ihr trennen. Er hielt sich seit der Zeit öfters in England, dann wieder in Teutschland, am längsten aber in Holland auf, und lebte von dem geringen Ertrag seiner literarischen Arbeiten und der Unterstützung seiner Freunde, zwar in beschränkten Umständen, aber nicht in Dürftigkeit. Einige Jahre vor seinem Tode kam er mit dem Grafen von Zinzendorf und den Herrnhutern in Verbindung, und sie rühmten sich, ihn in Ansehung der Lehre von der Genugthuung auf andere Gedanken gebracht zu haben; ja er soll sogar nicht abgeneigt gewesen seyn, nach Herrnhut zu ziehen. Davon abgehalten, habe er den Brüdern vor seinem Ende für alle ihre bewiesene Treue herzlich danken lassen, und sey, nach unaufhörlichem Flehen zu dem theuern Gotteslamm, mit den Worten aus der Welt gegangen: Da komt ein armer Sünder her, der gern fürs Lösgeld selig wär [6]). Andere, glaubwürdigere Nachrichten bezweifeln diese Behauptungen [7]); gewiß ist es, daß Crell den 12. Mai 1747 zu Amsterdam starb. Unter den Socinianern seiner Zeit war er der angesehenste und gelehrteste, und viele berühmte Männer standen mit ihm in freundschaftlichem Verkehr: Locke, Cudworth, Shaftesbury, Newton und Garbe in England, Bayle in Holland und la Croze in Berlin, ohne deswegen seinen Meinungen zu huldigen. Da es ihm bei viel Gelehrsamkeit, Lebhaftigkeit des Geistes und Erfindungskraft an einer penetrirenden, scharfen Beurtheilung fehlte, so gerieth er auf sonderbare Hypothesen, und fand in willkürlichen und gesuchten Deutungen der Schrift und der Kirchenväter Beweise für seine Meinungen. Im Wesentlichen war sein System socinianisch, da er ihm aber mehre eigenthümliche Bestimmungen gab, so wollte er kein Socinianer heißen, sondern nante sich auf mehren seiner Schriften Artemonius, nach einem Bestreiter der Gottheit Christi im 2. Jahrhundert [8]). Mit Verwerfung der eigenthümlichen Lehren des Faustus Socinus, eines platonischen Logos, und der arianischen, besonders aber der die Anbetung des Sohnes bestreitenden, beharrte er bei der Lehre von einem Gott dem Vater, als auch bei der von Christi Erhabenheit über alle Propheten und seiner Theilnahme an Gottes Herrschaft, so weit es möglich sey, und der Versöhnungslehre, wie sie von den Arminianern gelehrt wurde. Nur die Worte Satisfaction und Verdienst waren ihm theils als unbiblisch, so wie alle kirchliche Kunstwörter, theils auch deswegen anstößig, weil er meinte, daß sie der Güte und Weisheit Gottes, welche seinen Tod veranstaltet habe, nachtheilig wären. Der Tod Jesu sey nur die Bedingung gewesen, unter welcher die Menschen von dem ewigen Tode befreit werden sollten, nicht aber der Beweggrund, die Menschen von demselben zu befreien. Das meiste Aufsehen unter seinen Schriften machten die beiden folgenden: *Cogitationum novarum de primo et secundo Adamo, sive de ratione salutis per illum amissae per hunc recuperatae compendium.* Amst. 1700. 8. und: *Initium evangelii S. Joannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum indidemque nova ratione illustratum, per L. M. Artemonium. s. l.* 1726. 8. Widerlegungen erschienen von Pfaff, Weismann, Bengel, Moeheim, Buddeus, Baratier u. A. Außer diesen beiden Schriften hat man von ihm: *Duae considerationes vocum, terminorum et phrasium, quae in doctrina Trinitatis a theologis usurpantur.* Amst. 1684. 8. *Fides primorum Christianorum ex Barnaba, Herma et Clemente romano demonstrata, defensioni fidei Nicenae G. Bulli opposita.* Lond. 1697. 8. (unter dem Namen *Lucas Mel-*

4) Joach. Pastorii (ab Hirtenberg) vita J. Crellii vor dessen Opp. in der bibl. fr. Pol. T. III. auch bei der Ethic. Aristot. J. F. Mayeri diss. de J. Crellio. Bock l. c. T. I. P. I. 116—158. König bibl. vet. et nov. vos. Baillet Jugem. T. VI. 117. Crenii animadv. philol. P. V. 262. Fabricii hist. bibl. P. II. 74. P. VI. 479. Clement bibl. cur. T. VII. 324. Rich. Simon hist. crit. de V. T. 846. Walchs Religionsstreit. 4. Th. 598.
5) Bock l. c. T. I. P. I. 158. Erhards Presbyteriale des evangel. Schlesiens. 2. Th. 469.

6) Aletophilus Tacitus (Richters) Gedanken über die neuen, die herrnhutischen Brüder betreffenden Schriften. 1749. 8. Cranz Brüderhistorie 259. und Spangenbergs Leben des Grafen Zinzendorf 1146. 7) Bock hist. Antitrinitar. T. I. P. I. 158. Stolz Fortsetz. der Jablonskischen Kirchenhist. 3. Th. 479.
8) Kapp diss. de hist. Artemonis et Artemonitarum. Lips. 1737. 4.

Digitized by Google

lierus, anagrammatisch *Samuel Crellius*). *Defensio confessionis fidei Unitariorum impugnatae a berolinensibus actis.* 1720. 8. Kurze und einfältige Untersuchung, ob und warum die reformirte evangelische Kirche die also genanten Socinianer mit gutem Gewissen dulden, oder auch in ihre Gemeinschaft aufnehmen könne und solle. o. O. 1700. 4. Kurzer Unterricht in der christl. Religion nach der Lehre der Unitariorum. (Hamb.) 1717. 8.; vorher von andern Unitariern in Preußen in polnischer Sprache geschrieben und zu Amsterdam gedruckt, von Crell mit Zusätzen verteutscht, weswegen er von den Geistlichen der herrschenden Kirche mancherlei Verfolgungen erdulden mußte. Mehre Aufsätze und Abhandlungen von ihm, einzeln und in Journalen, z. B. in der *Bibliotheca Bremensi*, in dem von la Roche herausgegebenen *Literary Journal*, in dem haagischen *Journal literaire etc.* Der Styl in seinen Schriften ist rauh, verworren und ohne allen Schmuck, und sowol dies, als der Mangel an Licht und Ordnung, macht das Lesen derselben unangenehm und erschwert das Verstehen [9]). (*Baur.*)

CREPIDULINA, *Blainville* (Mollusca). Eine Gattung einschaliger Mollusken, meist nur im fossilen Zustande vorkommend, auch ist das Thier derselben noch nicht bekant. Sie gehört nach Blainville zur Familie Cristacea, der Ordnung Polythalamacea. Die Kennzeichen sind: die Schale eiförmig, in die Länge gezogen, mit sehr kleinem Gewinde, die letzte Windung sehr groß, eiförmig, in ihrer ganzen Ausdehnung fast gerade; die Mündung sehr weit, eiförmig, durch eine gleichgestaltete Scheidewand geschlossen. — Es sind in dieser Gattung Montforts Astacolus, Cancris, Periplus enthalten, und bilden in derselben drei Abtheilungen mit den Typenformen. Cr. Astacolus (*Fichtel* testac. microsc. t. 19. f. g. h. i.) — C. auricula (ib. 2. fg. d. e. f.) — Cr. elongata (*Soldani* testaceol. var. 190. bb. 4. — Orbigny hat diese Gattung nebst Lenticulina, Polystomella und Placentula Blainville's in seine Gattung Nonionina gebracht. Vergl. den Art. (*D. Thon.*)

CREQUI, Crequy, Kirchdorf in dem französischen Departement Pas de Calais, Bezirk von Montreuil, ist das Stammhaus einer hochberühmten Familie, die in frühern Zeiten auch die benachbarten Orte Torcy, Royon, Hémont, Fressin, Raimboval, Sains les Fressin, Planques, Awondance, Wambercourt, Lisbourg, samt dem Walde von Crequy und dem Gehölze von Fressin, überhaupt ein wohl zugerundetes Gebiet besaß. Arnold der Bärtige oder der Alte, der muthmaßliche Ahnherr des Hauses, fiel 897 im Kampfe für Karl den Einfältigen. Ramelin II., Herr von Crequy und Fressin, stiftete 986 die Abtei Ruisseauville, südöstlich von Crequy, für Mönche Augustinerordens. Sein Sohn Balduin erheirathete mit Margaretha, Gräfin von Löwen, die Freiherrschaft Bierbeeck in Brabant, hinterließ solche aber seinem jüngern Sohne, Heinrich (dessen Linie bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts blühte), während der ältere, Burkard, eben derjenige, der in seines Bruders Schenkungsbriefe für die Abtei Tongerloo vom 1. August 1052 vorkömt, die Hauptlinie fortsetzte. Burkards Urenkel, Balduin II., der in erster Ehe mit einer Clementia, in anderer Ehe mit Alix von St. Omer verheirathet gewesen, wurde der Großvater von Philipp und Balduin. Letzterer, der 1241 als Eigenthümer von Torcy und Royon vorkömt, bildete die Nebenlinie in Royon, deren letzter Sprößling, Eduard (Oudart) von Crequy, Herr auf Royon und Waubercourt, im J. 1465 bei Montlhéry kämpfte und starb. Philipp, der mit Alix oder Ida von Pecquigny verheirathet, starb 1255. Sein jüngster Sohn, Ingelram von Crequy, Kanonikus zu St. Walpurgis in Furnes, wurde im J. 1275 oder 1276 zum Bischof von Cambray erwählt, resignirte um 1292, wurde 1306 Bischof von Therouanne und starb 1326. Hugo, Philipps zweiter Sohn, erhielt in der brüderlichen Theilung vom Januar 1256 die Herrschaften Annebroc und Planques mit den Hölzungen von Marquais à l'eau, die einen Theil des Waldes von Crequy ausmachen, später auch die Herrschaft Raimboval, und wurde der Stammvater der Linien in Raimboval (sie ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts erloschen), in Rouverel, Langles, Saucourt, Frohans und Tilleneourt. Philipps ältester Sohn, Balduin IV., Herr von Crequy, Fressin und Beaurain, war mit Alis, Frau von Heilly und Rumilly, verheirathet und Vater dreier Söhne, von denen der mittlere, Philipp auf Heilly, Namen und Wapen derer von Heilly annahm, und der Stammvater des neuen Geschlechts Heilly wurde, aus welchem vornehmlich Jakob III. von Heilly, gewöhnlich der Marschall von Guyenne genant, zu merken. Jakob III. war 1409 einer der vornehmsten Anführer des Heeres, welches der Herzog von Burgund zu Gunsten des Bischofs Johann von Baiern gegen die aufrührischen Lütticher aussendete, wurde 1411 von König Karl VI. nach Poitou geschickt, um des Herzogs von Berry Festungen wegzunehmen, was ihm auch mit Poitiers, Niort, Chisay glückte, und verrichtete 1412 bei der Belagerung von Bourges, statt des von Boucicault, die Dienste eines Marschalls von Frankreich. Im J. 1413 wurde er als des Königs Generallieutenant nach Guyenne geschickt; er konte jedoch, weil ihn die größten Barone des Landes, der Graf von Armagnac und der von Albret, wegen seiner Verbindungen mit dem Herzoge von Burgund tödtlich haßten, nur wenig gegen die Engländer ausrichten, und wurde endlich gar in einem Ausfalle der Besatzung von Soubise ihr Gefangener. Er entwischte jedoch, wie es scheint, wenigstens wurde er, nachdem er in der Schlacht bei Azincourt nochmals in Ge-

9) Göttens jetzlieb. gel. Europa. 3. Th. 277—304. Zusätze dazu u. Verbess. aus Crells eigener Feder, in Strodtmanns neuem gel. Europa. 1. Th. 200—227. Schmersahls Nachr. v. jüngstverst. Gel. 1. Th. 35. Moshemi diss. de raptu Christi in coelum, quem Sociniani fingunt, contra S. Crellium seu L. M Artemonium. Helmst. 1729. 4. und in dessen Syntag diss. ad sanct diss. pertin. enthält eine Prüfung der Crellschen Schrift über den Anfang des Ev. Johannis, und Crells ausführliche Biogr. aus handschriftlichen Nachrichten S. 333—403. Chaufepié Dict. T. II. p. 84. Walchs Religionsstreit. 4. Bd. 616. Von seinen Schriften Dess. bibl. theol. T. I. 914. und Becks Hist. Antitrinit. T. I. P. I. 169—203. Schröckh a. a. O. 9. Th. 456—460. v. Einem Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2. Aufl. 2. Bd. 698—701. Schlegels Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2. Th. 985—990. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengesch. 2. Bd.

Digitized by Google

fangenschaft gerathen, von den Engländern als wortbrüchiger Ausreißer behandelt und niedergestoßen. Mit ihm erlosch das neuere Haus Heilly, denn sein Neffe, Johann III., war bereits 1413 vor Soubise umgekommen.

Balduin IV., ältester Sohn Johann I., succedirte dem Vater in Crequy und den übrigen Stammgütern. Sein Sohn, Johann II. von Crequy, der in dem Treffen bei St. Omer 1340 mit 5 Rittern und 32 Edelknechten seines Gefolges gefochten hatte, erheirathete mit Johanna von Pecquigny die Herrschaft Canaples, unweit Doullens, und blieb 1348 in dem vergeblichen Unternehmen auf Calais. Johanns II. Urenkel, Johann V., Herr von Crequy, Fressin, Canaples und Moliens, war Philipps des Gütigen Rath und erster Kämmerer, leistete ihm auch in seinen Kriegen ersprießliche Dienste, daher er gleich bei der Errichtung des Ordens des goldenen Vließes unter die Zahl der Ritter aufgenommen wurde. Im J. 1457 erkaufte er die Herrschaft Pont-de-Remy, gewöhnlich Pontdormy genant, unweit Abbeville; im J. 1461 überbrachte er in großer Pracht dem Könige von Aragonien den Orden des goldenen Vließes; im J. 1464 ging er als Gesandter an den Hof Ludwigs XI. Er starb im J. 1474, von seiner zweiten Gemahlin, Louise von la Tour-d'Auvergne, neun Kinder hinterlassend. Der dritte Sohn, Franz auf Dourier, Guerieu und Gueans, Statthalter und Seneschall der Landschaft Boulonais, stiftete 1480 zu Dourier an der Authie ein kleines Collegiatstift und lebte in kinderloser Ehe mit Margaretha Blondel. Der älteste Sohn, Johann VI., war in erster Ehe mit Francisca von Rubempré, Frau auf Bernieulles, bei Hesdin und Blequin, unweit St. Omer (verm. 1478), in anderer Ehe mit Maria von Amboise auf Ricey bei Bar-sur-Seine († 1519), verheirathet. Der einzige Sohn dieser zweiten Ehe, Georg von Crequy, besaß Ricey und Bagneux, war mit Johanna von Humières verheirathet und durch sie der Stammvater der Nebenlinie in Ricey, die jedoch mit seinem Urenkel, Urban von Crequy, der nach dem J. 1617 im Zweikampfe blieb, erloschen ist. Von Johanns VI. Kindern erster Ehe sind nur Johann VII., Anton und Philipp zu bemerken. Philipp, mit dem Zunamen der Weise, wurde mit den Baronien Bernieulles, Blequin und Wicquinhem abgefunden, vertheidigte als Gouverneur, Hauptmann und Amtmann von Therouanne im J. 1537 diese wichtige Grenzfestung mit Muth und Glück und starb 1566. Von dem jüngern seiner Enkel, von Claudius, stamt die Seitenlinie in Hemont, oder der Marquis von Crequy und Hemont, die noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühete, ab, während die ältere Linie in Bernieulles, von einem andern Enkel Philipps des Weisen, von Claudius II. abstammend, bereits im J. 1702 mit Alexander, Grafen von Crequy-Bernieulles und Clery auf Combon und Champ-de-bataille, erloschen war. Anton, Johanns VI. mittlerer Sohn, auf Pontdormy, erwarb sich durch seine Unerschrockenheit in 100 Gefechten den Beinamen der Kühne. In dem Treffen bei Bicocca führte er die Reserve, und er bewahrte das geschlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung, indem er mit wenigen Cürassieren ein starkes feindliches Corps, dem Prosper Colonna die Verfolgung aufgetragen hatte, in seine Verschanzungen zurückwarf. Nach dem Verluste der Schlacht war Cremona zunächst bedroht, zumal da Besatzung und Commandant gleich unzureichend; ohne zu überlegen, trat Pontdormy mit seiner Compagnie und einigen Freiwilligen den Marsch dahin mitten durch die feindlichen Quartiere an, und es gelang ihm, die Stadt zu erreichen, den Muth ihrer Vertheidiger neuerdings zu beleben und sie bis zur Ankunft des eigentlichen Commandanten, des Marschalls von Foix, zu erhalten. In dem folgenden Jahre, 1523, stand er an der niederländischen Grenze, wo er, besonders während der Belagerung von Hesdin, die Belagerer, die Engländer, durch unaufhörliche Überfälle beunruhigte. Ihn dafür zu züchtigen, wollten sie seines Bruders Eigenthum, das benachbarte Schloß Bernieulles, einäschern; Pontdormy wurde noch zu rechter Zeit davon benachrichtigt, machte sich sogleich mit seiner Compagnie auf den Weg, diese häusliche Angelegenheit, wie er es nante, abzumachen, erreichte den zwei Mal stärkern Feind und vernichtete das ganze Detachement. Als im Spätsommer des nämlichen Jahres Englands gesamte Streitmacht auf dem Kriegsschauplatze erschien und alles vor sich her trieb, warf sich Pontdormy mit 150 Lanzen und 1500 Fußgängern in das schlecht verwahrte Bray-sur-Somme, in der Meinung, der Feinde Marsch durch Zerstörung der dasigen Brücke aufzuhalten. Er wurde aber so lebhaft verfolgt, daß die Brücke unversehrt bleiben mußte, und sein Fußvolk war umringt und verloren, hätte er nicht mit wenigen Lanzen gegen alle Angriffe der Engländer die Auffahrt zu einem Damme behauptet, bis mittelst desselben auch der letzte Mann in Corbie geborgen war. Unaufhaltsam drangen jetzt die Feinde auf der pariser Straße vor, die nur mehr durch das einzige Montdidier vertheidigt war, und in eben diesem Montdidier lag nur eine geringe Besatzung ohne Anführer. Pontdormy wußte auch hier zu helfen. In der nächsten Nacht brach er mit einer kleinen Schar, aus Reuterei und Fußvolk zusammengesetzt, von Corbie auf, und er erreichte Montdidier, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden. Nachdem er eine hinreichende Besatzung unter einem gesuchten Führer zurückgelassen, trat er mit nur 160 Lanzen den Rückweg an. Er war nicht weit gekommen, als sich ihm eine Abtheilung von 600 Reutern entgegenstellte; er brach in sie ein und sprengte sie aus einander. Dicht hinter den Flüchtlingen zeigte sich aber ein zweites Corps von 2000 Reutern, welches zu erwarten Thorheit gewesen seyn würde. Pontdormy zog sich also zurück, stellte sich aber an die Spitze des Nachtrabes, mit dem er vielfache Angriffe abschlug und glücklich entkam, obgleich sein Pferd getödtet und er selbst nur durch die großmüthige Aufopferung seines Bruders Bernieulles und seines Neffen Canaples, die beide in Gefangenschaft geriethen, gerettet wurde (1523). Er blieb, nachdem er noch oft genug die niederländischen Grenzen beunruhigt und besonders 1525 den wichtigen Posten von Renfossée bei St. Omer eingenommen, und ein starkes, aus den Besatzungen von Aire, Bethune und Lillers zusammengesetztes Armeecorps auf das Haupt geschlagen, gelegentlich eines Anschlags der Kaiserlichen auf das Schloß von Hesdin. Sie wollten sich hiezu eines ihrer Gefange-

Digitized by Google

nen bedienen, wurden aber von ihm verrathen: Pontdormy, von allem genau unterrichtet, fand nichts bequemer, als die Feinde, wenn sie das äußerste Thor, welches ihnen überliefert werden sollte, zurückgelegt haben würden, in die Luft zu sprengen, und traf zu dem Ende die nöthigen Anstalten. Alles ging nach Wunsche, die Kaiserlichen wurden eingelassen, ein Fallgatter schloß sich hinter ihnen, aber dem Constabler, der das Feuerwerk anzünden sollte, entfuhr ein Schwärmer, um an dem Fenster, an welchem Pontdormy seinen Standpunkt gewählt hatte, zu platzen. Er hatte eben gesprochen oder Athem genommen, das Feuer drang ihm in den Mund und verbrannte seine Eingeweide auf das Schrecklichste, daß er am dritten Tage sterben mußte (1526). Er hinterließ aus seiner Ehe mit Johanna von Saveuse eine Tochter, Anna, die sich späterhin mit dem als Krieger, Statsmann und Schriftsteller gleich berühmten Wilhelm du Bellay verheirathete. — Antons ältester Bruder, Johann VII., der Reiche, Herr von Crequy, Fressin, Canaples und Dourier, war Gouverneur von Montreuil und Hauptmann über 50 Lanzen, und erheirathete mit Josina von Soissons die Herrschaft Moreuil bei Montdidier, das Fürstenthum Poix, wozu 12 Kirchspiele und 9 Lehen gehörten, zwischen Aumale und Conty, die Herrschaften Mareuil, Dompmart, Bernardville, Longroy, Preure, Berneuil, Beauval u. s. w. Von seinen sechs Söhnen ward der zweite, Franz, Abt von Selincourt, zum Bischof von Therouanne erwählt, er regirte aber kaum ein Jahr und starb 1532. Der dritte, Ludwig, Malteserritter, Comthur von Haute-Avesne und später von Cobrieu, Herr von Pierrepont und Planques, theilte mit seinen Brüdern am 13. Mai 1545, überlebte sie sämtlich, wie auch seine Neffen und kömt noch 1579 vor. Der vierte Sohn, Anton, Abt von Valoire, folgte seinem Bruder als Bischof von Therouanne, hatte aber kaum Zeit, seine Bullen zu empfangen, denn Therouanne wurde 1553 von Karls V. Truppen eingenommen und zerstört. Der fünfte Sohn, Karl, mußte der Mutter Namen und Wapen annehmen, wogegen sie ihm die Herrschaften Moreuil und Beauval zuwendete. Er beerbte auch im J. 1545 seine Muhme, Anna von Crequy, Frau auf Cagny und Langey, des tapfern Pontdormy Tochter, und war Hauptmann über 50 Lanzen, hinterließ aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Magdalena Picart, so wenig als der sechste und jüngste Sohn, Franz von Crequy, Obrist in der Legion von Picardie, der mit Johanna von Clery verheirathet gewesen und die Herrschaften Dourier, Flechin und Moliens besessen hatte. Johanns VII. ältester Sohn, Johann VIII., der bei des Vaters Lebzeiten nur den Titel eines Barons von Canaples geführt und denselben durch mehre tapfere Thaten, an seines Oheims Pontdormy Seite vollführt, berühmt gemacht hatte, erhielt 1527 das Commando über die 100 Edelleute des königlichen Hauses, führte auch bei verschiedenen Gelegenheiten die französischen und schottischen Garden. Außer Crequy, Fressin, Canaples, Poix, Pontdormy besaß er durch königliche Schenkung, doch nur für seine Lebtage, die Grafschaft Mantes und Meulan. Er starb, ziemlich jung, im J. 1555; seine Gemahlin, Maria von Acigné, die Erbin von Boisjoli in Bretagne, im J. 1558. Sein ältester Sohn, Johann IX., Herr von Crequy, Prinz von Poix, Herr von Canaples und Mareuil, diente, nur 17 Jahre alt, namentlich als Cornett von des Herzogs von Guise Compagnie in der Belagerung von Metz, erhielt bald darauf eine eigene Compagnie von 50 Lanzen, wurde in dem Gefechte bei Doullens 1553 von den Kaiserlichen gefangen und in der Schlacht bei St. Quentin getödtet. Er hatte sich eben mit Henriette von Savoyen, des Grafen Honorat von Tende Tochter, die zuletzt den Herzog von Mayenne heirathete, verlobt. Sein Bruder, Anton, Bischof von Nantes und Abt von St. Julien zu Tours, wurde 1561, durch Tausch mit dem Cardinal von Pellevé, Bischof von Amiens, und am 11. März 1565 Cardinal unter dem Titel von St. Trophon. Er war auch Kanzler des St. Michaelordens, Abt von Valoire und Selincourt, beerbte seine Brüder, denn auch der jüngste, Ludwig, Herr von Pontdormy, wurde in der Schlacht bei St. Quentin getödtet und starb den 5. Juni 1574, nachdem er alle die großen Güter seines Hauses dem Sohne seiner Schwester Maria (verm. 1543 mit Gilbert von Blanchefort, gest. 24. Decbr. 1610), dem Anton von Blanchefort zugewendet und ihn zugleich, mit des Königs Genehmigung, in den Namen und Wapen derer von Crequy substituirt hatte.

Die von Blanchefort entlehnen ihren Namen von dem Schlosse Blanchefort, unweit Uzerche in Limosin. Raymund von Blanchefort lebte 1154 und 1200. Guido von Blanchefort, Johanniterritter und Comthur zu Morstarols, komt 1496 als Großprior von Auvergne vor, übte unter seinem Oheim, dem Großmeister Aubusson, beinahe unbeschränkten Einfluß auf den ganzen Orden, daher auch der unglückliche Flüchtling, der türkische Prinz Zem, lange unter seiner Aufsicht stand, wurde nach des von Amboise Tode zum Großmeister erwählt, starb aber den 24. Novbr. 1513, indem er auf der Reise nach Rhodus begriffen. Gilbert von Blanchefort, der Maria von Crequy Gemahl, besaß St. Janvrin, St. Severe, Targé und Mirebeau, wozu sein einziger Sohn, Anton von Crequy, noch alle die reichen Güter seines mütterlichen Oheims fügte. Anton vermählte sich durch Vertrag vom 19. Novbr. 1572 mit Christiana von Aguerre, die nach seinem Tode mit Franz Ludwig von Agoult, Grafen von Sault, eine zweite Ehe einging, auch diesen überlebte und als reiche Witwe, denn der von Agoult hatte ihr sein ganzes Vermögen zugewendet, Jahre lang durch ihre Ränke die Provence beunruhigte. Als sie aber ihren Fehler wieder gut machen und die Piemonteser, die sie in das Land eingeführt, wieder austreiben wollte, ließ der Herzog von Savoyen sie, samt ihrem Sohne, Karl von Crequy, verhaften. Dieser entkam jedoch als Page, und sie als Schweizer verkleidet, und sie beschloß ihr unruhiges Leben im J. 1611, nachdem sie durch Testament vom 13. April 1609 ihre Güter, und besonders die ungemein wichtige Grafschaft Sault, zum Nachtheile ihrer Tochter, Johanna von Agoult, ihrem Sohne erstee Ehe, dem von Crequy, gegeben. Karl I., Herr von Crequy und Canaples, Prinz von Poix, Herzog von Lesdiguieres [1]), Graf

1) Durch Erbschaft von seinem Schwiegervater und durch eine

von Sault, Vicomte von Doullens, Baron von la Tour-Daiquen, Châteauregard, Carrou, Gonnault; diente zuerst bei der Belagerung von Laon im J. 1594, in den folgenden Jahren aber, nachdem er sich den 24. März 1595 mit des berühmten Lesdiguieres einziger Tochter erster Ehe, mit Magdalena von Bonne, verheirathet, mehrentheils in Dauphiné und Savoyen, wo er sich durch manche kühne That auszeichnete; doch 1598, als er zum Entsatze von Aiguebelle herbeieilte, von den Savoyarden geschlagen und gefangen wurde. Der Frieden von Vervins löfete seine Bande, er mußte sich aber, als er kaum in Freiheit gesetzt worden, mit Philippin von Savoyen, einem natürlichen Bruder des Herzogs, den er durch einige lose Reden beleidigt hatte, schlagen. Philippin wurde besiegt und genöthigt, um Gnade zu bitten, erschien aber bald, weil der Herzog ihm, bis dahin er diese letzte Schmach getilgt haben würde, den Hof verbieten ließ, auch die Frauen seiner spotteten, neuerdings auf dem Kampfplatze, schlug sich wie ein Rasender, erlag aber den Streichen seines Gegners, der einer der geübtesten Fechter (1599). In dem neuen Kriege mit Savoyen, 1600, nahm Crequy die wichtige Stadt Montmélian, in der er, nach dem Falle der Citadelle, als Gouverneur angestellt wurde; 1601 begleitete er den Marschall von Biron in seiner Gesandtschaftsreise nach England, und 1604 erkaufte er von Crillon um 30,000 Thaler die Stelle eines Mestre-de-Camp in dem Garderegiment; der König wollte ihn nämlich dem Obristen dieses Regiments, dem herrischen Epernon, entgegenstellen. Im Octbr. 1609 verheirathete er seine älteste Tochter, Francisca von Crequy, mit dem Marquis von Rosny, Maximilian II. von Bethune, und konte die enge Verbindung mit dem großen Sully, welche durch diese übrigens nicht glückliche Ehe herbeigeführt wurde, nicht anders, als höchst vortheilhaft für ihn seyn. Es scheint jedoch, daß Crequy sich in dieser ganzen Periode mehr mit Vergnügungen, besonders mit dem Würfelspiele, welches ihn unermeßliche Summen kostete, befaßte, als mit Geschäften. Unter der folgenden Regirung stritt er mit Auszeichnung in dem Gefechte bei der Brücke von Cé, 1620, gleichwie in den Kriegen mit den Reformirten, wofür er am 27. Octbr. 1621 den Marschallsstab empfing. Im J. 1625 diente er in Piemont gegen die Spanier; Asti und Verua wurden durch seine treffliche Vertheidigung gerettet, und der Herzog von Feria erlitt auf dem Rückzuge von Verua eine nicht unbedeutende Niederlage. Im J. 1630 befehligte er unter des Cardinals von Richelieu oberster Leitung die Armee, die Pignerol wegnehmen mußte, worauf er mit einem fliegenden Corps ganz Maurienne zur Unterwürfigkeit brachte. Im J. 1632 ernante der König ihn zu seinem ersten Kammerherrn, 1633 aber zu seinem außerordentlichen Gesandten an dem römischen Hofe, um dem Papste Urban VIII. die Obedienz zu leisten. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit, gleichwie in einer im folgenden Jahre in Venedig verrichteten Gesandschaft, in der größten Pracht. Im J. 1635 befehligte er die Armee, die dem Herzoge von Savoyen zu Hilfe geschickt worden; er gerieth aber bald in Uneinigkeit mit dem Herzoge, dem er als dem Generalissimus der combinirten Armee gehorchen sollte, und die anfangs errungenen Vortheile wurden nur zu sehr durch das Misgeschick vor Valenza, mit dessen vergeblicher Belagerung man 50 Tage verloren hatte, aufgewogen. Dagegen siegte Crequy am 23. Juni 1636 bei Tornavente über ein Corps Spanier, welches den Übergang über den Ticino streitig machen wollte, und bei Montalban am 8. Septbr. 1637, gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Savoyen, über die gesamte Kriegsmacht des mailändischen Stats. Eine Kanonenkugel machte seinem Leben ein Ende, als er am 17. März 1638 das von den Spaniern belagerte Brema entsetzen wollte und im voraus ihre Werke in Augenschein nahm; sein Leichnam ruhet in der Schloßkapelle zu Lesdiguieres [2]). Von seiner ersten Gemahlin (die andere, Francisca von Bonne, ebenfalls eine Tochter des Connétable von Lesdiguieres, aus seiner zweiten Ehe, mit Maria von Vignon, blieb kinderlos) hinterließ er, außer der Tochter Francisca, noch eine andere Tochter, Magdalena von Crequy, die sich, laut Heirathsbriefs vom 11. Juli 1617, mit dem Herzoge Nicolaus von Neufville-Villeroy (weshalb auch, ein Jahrhundert später, die Villeroy die mehrsten Güter des Hauses Crequy erbten) verehelichte, dann zwei Söhne, von denen der jüngere, Karl, die Linie in Canaples pflanzte, von der unten. Der ältere, Franz von Bonne, Crequy, Agoult, Vesc, Montlaur und Montauban, Herzog von Lesdiguieres, Graf von Sault, Marquis von Ragny, des heil. Geistordens Ritter und Gouverneur von Dauphiné, mußte zufolge großväterlichen Testaments derer von Bonne Namen und Wapen annehmen und starb, 77 Jahre alt, den 1. Januar 1677, von seiner zweiten Gemahlin (die erste, Catharina von Bonne, die jüngere Tochter des Connétable von Lesdiguieres und der Maria Vignon, vermählt durch Heirathsbrief vom 10. Februar 1619, starb kinderlos im J. 1621), Anna von la Magdelaine, Marquisin von Ragny bei Avalon in Burgund, zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere, Karl Nicolaus von Crequy, Marquis von Ragny, Obrister bei der Cavalerie und königlicher Generallieutenant in Dauphiné, starb unvermählt in der Armee Turenne's den 28. Novbr. 1674; der ältere, Franz Emanuel von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Gouverneur von Dauphiné, den 3. Mai 1681. Er hatte sich am 12. Mai 1675 mit Paula Margaretha Franciska von Gondo, Herzogin von Retz, Gräfin von Joigny, Marquisin von la Garnache, Frau auf Mortagne und la Hardouinaye († 21. Januar 1716) verheirathet und hinterließ einen Sohn, Johann Franz Paul von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Grafen von Sault, geb. 3. Octbr. 1678, der als Brigadier und Obrister des Regiments von Sault bei der Armee von Italien diente, und zu Modena am 6. Octbr. 1703 verstarb, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Louise Bernhardine von Durfort, verm. 17. Januar 1696, zu hinterlas-

ganz besondere Gnade des Königs, indem ihm gleich bei Errichtung des Herzogthums Lesdiguieres, im Mai 1611, die Nachfolge in demselben zugesichert wurde.

2) Vergl. Chorier histoire de la vie de Charles de Crequy de Blanchefort. Grenoble 1695. 2 vol. 12.

Digitized by Google

sen. Er hatte seiner Mutter alles dasjenige, worüber er verfügen konte, vermacht; sie selbst wurde von den Neufsvilles-Villeroy beerbt.

Karls I., des Herzogs von Lesdiguieres jüngerer Sohn, auch Karl genant, besaß die Stammgüter des Hauses Crequy, Crequy selbst, Canaples und Poix, war Mestre-de-camp bei der Garde-française und starb den 15. Mai 1630 an den Folgen einer Wunde, die er in der Belagerung von Chambery empfangen. Seine Gemahlin, Anna de Beauvoir du Roure, hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen doch nur Karl, Alfons und Franz, letzterer als der Ahnherr der Marquis von Crequy, zu merken. Der erstgeborne, Karl III., Herzog von Crequy, Prinz von Poix, Ritter der königlichen Orden, erster Kammerherr, ließ im Junius 1652 das Fürstenthum Poix, unter dem Namen Crequy, zu einem Herzogthum und Pairie erheben, wurde im J. 1675 Gouverneur der Stadt Paris, war auch im J. 1662 außerordentlicher Gesandter an dem päpstlichen Hofe, und eine Beleidigung, die er am 20. Aug. u. J. von der corsicanischen Leibwache des Papstes empfangen, gab Ludwig XIV. Gelegenheit, auch in Rom seinen ganzen Übermuth an Tag zu legen. Karl III., zuletzt nur mit den Freuden der Tafel und dem unsinnigsten Spiele beschäftigt, starb den 13. Februar 1687, von seiner Gemahlin, Anna Armanda de St. Gelais de Lansac, eine Tochter, Margaretha von Crequy, hinterlassend. Margaretha war Palastdame der Königin, vermählte sich den 3. April 1675 mit Karl Belgicus von la Tremouille, Herzog von Thouars, und starb den 12. August 1707. Crequy und Poix kamen mit der Hand ihrer Tochter, Maria Armanda Victoria von la Tremouille, an den Herzog Emanuel Theodosius von Bouillon. Alfons, des Herzogs von Crequy Bruder, besaß ursprünglich nur die Grafschaft Canaples, wurde aber durch seines Vetters, des Herzogs Johann Franz Paul von Lesdiguieres, Tod Herzog von Lesdiguieres, worauf er als Pair von Frankreich am 11. Februar 1704 seinen Sitz im Parlamente nahm, verheirathete sich am 12. Sept. 1702 mit Gabriele Victoria von Rochechouart und starb, 85 Jahre alt, ohne Kinder, als der letzte Crequy-Blanchefort, den 5. August 1711. Franz, Karls II. jüngster Sohn, hieß anfangs nur der Marquis von Crequy, später aber Marquis von Marines (bei Pontoise), widmete sich den Waffen und diente zuerst bei der Belagerung von Arras, 1640. Er wurde Generallieutenant im J. 1655, und General der Galeeren von Frankreich im J. 1661; verlebte einige Zeit im Exil, wurde aber 1667 zurückgerufen, um an der Spitze eines Armeecorps die Belagerung von Lille zu decken. Am 31. August u. Jahres schlug er an dem Kanal von Brügge den General von Marsin und den Prinzen von Ligne, die den Entsatz versuchen wollten. Marschall von Frankreich seit dem 8. Juli 1668, wurde er im J. 1670 beordert, an der Spitze von 18,000 Mann Lothringen wegzunehmen. Mirecourt und Pont-à-mousson ließ er sogleich ihrer Festungswerke berauben; Epinal ergab sich nach sechstägiger, Charé nach achttägiger Belagerung, Longwi ohne allen Widerstand; die Eroberung des Landes war hiemit vollendet. Im J. 1672 sollte Crequy unter Turenne als Generallieutenant dienen; er weigerte sich dessen, wurde exilirt, bald wieder zurückgerufen und in den J. 1673 und 1674 in Holland und den Niederlanden beschäftigt. Im Mai 1675 nahm er Dinant und verschiedene Schlösser in dem Luxenburgischen, als er aber im August das von den Alliirten belagerte Trier entsetzen wollte, und der mit dem Commandanten verabredete Ausfall, weil dieser im Momente des Auszugs den Hals gebrochen hatte, unterblieb, erlitt er bei Conz, an der Mündung der Saar, eine vollständige Niederlage (11. August 1675), die in Frankreich um so schmerzlicher empfunden wurde, weil sie seit dem Überfalle bei Duttlingen, 1643, das erste Ereigniß dieser Art. Auch versuchte Crequy, der Spott und Tadel [3]) mehr fürchtete, als den Tod, alles Mögliche, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er war nach Saarburg entkommen, kehrte aber sogleich zurück, täuschte durch eine Verkleidung der Belagerer Aufmerksamkeit und erreichte Trier mit dem Entschlusse, sich unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen. Beinahe vier Wochen hatte er sie vertheidigt, da empörte sich die Besatzung, die seine Verzweiflung nicht theilte, und sich durch seine Hartnäckigkeit bedroht sah; sie capitulirte ohne sein Zuthun und übergab am 3. Septbr. die Stadt; Crequy aber warf sich mit etwa 400 Mann in die Domkirche, dann in den Hauptthurm, wurde endlich aber doch am 6ten überwältigt, gefangen genommen und nach Coblenz abgeführt, wo der Kurfürst ihn auf das Ehrenvollste empfing. Er wurde auch bald gegen eine schwere Geldsumme freigegeben, schloß im April 1676 die Festung Condé ein, leitete im Mai die Belagerung von Bouchain, nahm im nämlichen Jahre auch noch Bouillon, erhielt 1377 das Gouvernement von Lothringen, samt dem Oberbefehl in dem Luxenburgschen und dem Bisthum Metz. An der Spitze der Rheinarmee vereitelte er alle Versuche des Herzogs von Lothringen, sich in diesem Lande festzusetzen; dem jungen Herzoge, der bald so berühmt werden sollte, blieb, als er alles Mögliche versucht, seinen Gegner zu einem Fehltritte zu verleiten, nachdem er bis in die Gegend von Nancy vorgedrungen, nur der Rückzug nach dem Trierschen übrig. Noch stand der Herzog von Sachsen-Eisenach mit den Reichstruppen im Elsaß, dahin flog Crequy, und bald war der Herzog so weit gebracht, daß er um die Erlaubniß, über den Rhein zurückzugehen, bitten mußte. Nur die Annäherung des Herzogs von Lothringen, der auf weiten Umwegen den Elsaß zu erreichen suchte, konte sie ihm erwirken. Nicht zufrieden mit diesen Resultaten, führte Crequy, nachdem er den Herzog von Lothringen durch das Gefecht bei Kochersberg eingeschüchtert, seine Truppen über den Rhein, und die Einnahme von Freiburg, am 17. Novbr. 1677, krönte den mühsamen Feldzug. Auch der nächste war für Crequy nicht minder rühmlich. Er ging am 24. Mai 1678 über den Rhein, schlug den Grafen von Lignerille, der sein Gefangener wurde, schloß Rheinfelden ein, siegte am 6. Juli über die Kaiserlichen, die zum Entsatze anrückten, konte zwar die Stadt, auch durch das hef-

3) Denn nicht jedermann urtheilte so mild, als der Prinz von Conté. „So ist er denn", sagte der Prinz, als die Schreckenspost eintraf, „einer der großten Generale der Welt geworden, denn ihm fehlte nur eine Niederlage."

Digitized by Google

rigste Bombardement nicht zur Übergabe bringen, nahm aber dagegen Sekingen, Offenburg, das Fort Kehl, dessen Festungswerke geschleift wurden, und verbrante, Angesichts des Herzogs von Lothringen, am 10. August ein Stück der Straßburger Rheinbrücke; zum Beschlusse mußte sich auch das hanauische feste Bergschloß Lichtenberg, nach einer Belagerung von acht Tagen, am 15. Octbr. an ihn ergeben. Der Nimweger Frieden mit Kaiser und Reich war zum Theil das Resultat dieser Ereignisse, weil aber der Kurfürst von Brandenburg es verschmähte, demselben beizutreten, mußte Crequy sich in dem Cleveschen ausbreiten, und nach mehrmals erneuerter Waffenruhe im Mai 1679 den Rhein, und im Juni die Weser überschreiten, bis endlich des brandenburgischen Generals von Spaën, der sich hinter der Weser zu vertheidigen suchte, Niederlage den Frieden von St. Germain herbeiführte. Er war eigentlich, gleich jenem von Nimwegen, nur ein Waffenstillstand, denn 1682 und 1683 erschienen neuerdings französische Heere auf dem Reichs-, namentlich auf dem luxenburgschen Boden, und jedesmal wurde Crequy ausersehen, sie zu befehligen, auch leitete er, vom 22. Decbr. 1683 an, das Bombardement der Hauptstadt Luxenburg, welches sich vom 8. Mai 1684 an in eine förmliche Belagerung verwandelte, worauf die Festung am 4. Juni dem Marschall übergeben wurde. Er erlebte jedoch nicht mehr den Ausbruch des eigentlichen Kriegs und starb zu Paris den 4. Febr. 1687, von seiner Gemahlin, Catharina de Rougé († 5. April 1743), zwei Söhne überlassend. Der jüngere, Nicolaus Karl, Marquis von Bianchefort, geb. 1669, Obrister in dem Regiment von Anjou und Maréchal-de-camp, ein ausgezeichnet tapferer Officier, starb unverehelicht zu Tournay den 16. März 1696; der ältere, Franz Joseph, Marquis von Crequy, geb. 1662, erhielt 1678 das Regiment von la Fère, und im Mai 1680 das Regiment Royal; wurde den 10. März 1690 Brigadier, im April 1691 Maréchal-de-camp, den 3. Januar 1696 Generallieutenant und blieb in der Schlacht bei Luzara 1702. Seine Gemahlin, Anna Charlotte von Aumont, hatte ihm drei Töchter geboren, von denen doch keine das Kindesalter überschritt. (*v. Stramberg.*)

CRESCENZAGO. Diese Congregation erhielt ihren Namen von dem unweit Mailand gelegenen Flecken Crescenzago, welcher ein ansehnliches, ziemlich reiches, der heiligen Jungfrau gewidmetes, im Jahre 1140 erbauetes Kloster aufzuweisen hatte, das sich gleich anfangs, wie damals mehre Klöster und kleine Congregationen, unter die Disciplin der verbesserten, regulirten Chorherren begeben hatte. Schon der erste Prior dieses vormals im Rufe guter Aufführung stehenden Klosters, Otto von Morbi, aus Mailand gebürtig, führte jene Disciplin daselbst ein und hielt auf die Beachtung derselben so sorgfältig, daß sich mehre andere Klöster dem in Crescenzago anschlossen und sich von ihm, als dem Haupte, eigenthümliche Einrichtungen vorschreiben ließen und also mit ihm eine Congregation ausmachten. Alljährlich wurde daselbst Generalcapitel gehalten, obgleich das Kloster nur den Titel einer Propstei führte. Im J. 1502 brachte sie der Cardinal von San Severino, dem das Kloster als Commende gehörte, mit den regulirten Chorherren vom Lateran in Verbindung, jedoch ohne ihnen die Einkünfte, welche sich auf 15,000 Thaler beliefen, zu überlassen, die ihm und seinen Nachfolgern und dem Kloster verblieben. Damals waren diese Chorherren so in Ansehen gekommen, daß bereits mehre Klöster sich mit ihnen verbunden hatten und andere dem Beispiele der Congregation von Crescenzago folgten. (*G. W. Fink.*)

CRICETINI, *Desmarest* (Mammalia). Eine Familie der Säugethiere, welche die Gattungen Arctomys, Cricetus und Hypadaeus umfaßt. (*D. Thon.*)

CRICETUS, *Curier* (Mammalia) Hamster. Diese Gattung der Nagesäugethiere ward von Linné zu den Mäusen (Mus) gerechnet, Pallas bildete aus derselben die vierte Abtheilung der eben genanten Gattung [1]) unter dem Namen mures buccati, andere Naturforscher ordneten die hieher gehörigen Arten bald unter die Gattung Glis, bald, wie Blumenbach, unter die Gattung Marmota. In neuerer Zeit hat man zu derselben einige von Rafinesque errichtete Gattungen gebracht, welche derselben zunächst zu stehen scheinen. Die Kennzeichen der Hamster sind folgende: in der obern und untern Kinnlade stehen zwei Schneidezähne, von welchen die obern meiselförmig sind, die untern eine zusammengedrückte, spitzige Schneide haben, statt der Eckzähne ist eine Lücke vorhanden, Mahlzähne stehen in der obern und untern Kinnlade zu jeder Seite drei, sie sind einfach, zusammengerückt, stumpfhöckerig und der erste ist der größte. — Die Schnauze ist spitz und kurz, innen an den Seiten des Mundes befinden sich Backentaschen, die Ohren sind eiförmig oder zugerundet und etwas behaart, der Körper ist dick, die Füße sind Gangfüße, die vordern haben vier Zehen und an der Stelle des Daumens meist nur eine warzenähnliche Erhöhung, die hintern haben fünf Zehen, die krallenförmigen Klauen haben eine mittlere Länge; an Brust und Bauch stehen sechs bis acht Zitzen; der Schwanz ist kurz, geringelt, mit wenigen Haaren besetzt.

Was das Eigenthümliche des innern Baues dieser Thiere betrifft, so hat Pallas zuerst genauere Aufschlüsse darüber gegeben. Bei den von ihm untersuchten Arten fand sich der Magen dergestalt durch eine Einschnürung in zwei Säcke getheilt, daß die Nahrungsmittel nur in den rechten derselben gelangen können, wenn sie vorher im linken ganz verarbeitet worden sind. Hiezu kommen die merkwürdigen, bei einzelnen Arten sehr vergrößerten Backentaschen. Die Zahl der Rippen steigt von zwölf auf dreizehn, die der Lendenwirbel von sechs auf sieben. Das Skelett des gemeinen Hamsters weicht von dem der Wasserratte (Arvicola amphibia), mit dem es sonst viel Ähnlichkeit hat, in mehrfacher Hinsicht ab. Mit demselben komt es unter andern in der Größe des Riechbeines (os ethmoideum) überein, welches nach den Augenkreisen eine dicke Scheidewand und bei der Gattung Arvicola eine große Höhle für die großen Hirnschenkel bildet. Diese Höhle fehlt bei den Hamstern in der Art, daß die Riechbeinplatte nicht wie bei Arvicola die Gelenkhöhle der äußern Knochenwand für den Kronfortsatz (processus

1) De son genre *Murinum* sagt das Dict. class. d'hist. nat.!! — Auch in ein teutsches Werk ging dies über.

Digitized by Google

coronoideus) und Gelenkfortsatz (proc. condyloideus) trent, sondern sich ganz gegen diese Gelenkhöhle erhebt, nur daß der Gelenkfortsatz, statt wie bei Arvicola aufrecht zu stehen, fast horizontal liegt oder doch die Richtung des Unterkiefers hat, wodurch die aufsitzenden Schläfemuskeln eine größere Wirkungskraft erhalten. Auch bildet der Gaumen bei den Hamstern in seiner ganzen Länge eine einfache, ununterbrochene Wölbung, statt wie bei Arvicola über den Gaumenknochen noch eine besondere Vertiefung zu haben. — Einen eigenen Bau haben die Vorderarmknochen (ossa antibrachii), indem der Ellenbogenknochen (ulna) und die Speiche (radius) breit und schief von hinten nach vorn und von außen nach innen dergestalt abgeflacht sind, daß die innern Ränder dieser Knochen in ihrer ganzen Länge sich berühren, wodurch die Vorwärts- und Rückwärtswendemuskeln (musc. pronatores et supinatores) einen festern Ansatz bekommen, als wenn der Raum zwischen beiden Knochen nur durch ein Band ausgefüllt ist, wie bei andern Nagethieren. Deswegen können auch die Hamster besser graben, als die Arvicolae. — Der Ösophagus mündet gerade in die Einschnürung des Magens, aber Pallas hat sich bei Cricet. arenarius überzeugt, daß die Nahrungsmittel erst in den linken Sack kommen und der rechte so lange zusammengezogen bleibt, als sie in jenem sich befinden; auch fand er bei Individuen, welche eine kurze Zeit gefastet hatten, den linken Sack leer, den rechten dagegen mit Speisebrei gefüllt. Eine solche Theilung des Magens in zwei Säcke findet sich zwar auch bei andern Nagethieren, aber die Hamster zeichnen sich durch die Falten der innern Magenwendungen, so wie durch die gefranzten Ränder dieser Falten aus, wodurch sie in diesem Bau einigermaßen den Wiederkäuern sich nähern; daß aber bei ihnen ein Wiederkauen nicht statt finden kann, zeigt die diesem entgegenstehende Klappe am Magenmund. Bei allen Arten, welche Pallas untersuchte, fehlte die Gallenblase, doch sind namentlich bei Cr. vulgaris allerdings Gallengänge zur Präparation der Galle vorhanden. — Wie bei andern Nagethieren sind die Halbkugeln des Gehirns glatt und ganz faltenlos, und sind bei dem gemeinen Hamster eben so breit als lang. — Die Backentaschen sind, wenn sie leer sind, innen mit Falten versehen.

Die meisten Hamsterarten bewohnen den Norden des alten Continents, und dieser ihr Bereich scheint westlich durch den Rhein begrenzt zu seyn, denn der gemeine Hamster findet sich zahlreich vom östlichen Ufer des Rheins bis an den Jenisey. Westlich von dem erstern dieser Flüsse hat er sich noch nicht gezeigt. Die weiter unten vorkommenden, vorläufig zu den Hamstern gezählten Nagethiere, welche in Amerika vorkommen, sind ihrer ganzen Organisation nach noch zu wenig bekant, als daß man mit Bestimmtheit sagen könte, daß die Hamster auch Amerika angehören.

Die Thiere dieser Gattung leben unter der Erde in Höhlen, die sie zum Theil sehr kunstvoll graben, und nähren sich im Allgemeinen von Sämereien und Wurzeln.

Zur Erleichterung der Übersicht und um sogleich die Arten näher zu bezeichnen, welche künftig vielleicht eigene Gattungen bilden dürften, wollen wir die sämtlichen Arten in mehre Abtheilungen bringen.

A) Eigentliche Hamster.

1) Cr. vulgaris, Desmarest [2]). Der gemeine Hamster, — Hamester, Hamstermaus, Amster, große Feldmaus, Kornhamster, Kornferkel, Kornfarle, Krietzsch, Grentsch, Grutschel.

Die gewöhnliche Färbung dieses Thieres ist folgende: Der Mund ist weiß eingefaßt; von der Mitte des Kopfs bis zu dem Hinterrücken ist die Farbe hasengrau, indem die Seitenhaare lichtgrau, die einzelnen Stachelhaare schwarz sind; Augen und Ohren sind mit fuchsrothen Haaren umgeben, ebenso gefärbte stehen inwendig an den Ohren, in den Seiten, an dem äußern Theil des Rückens, auswendig an den Schenkeln und am Schwanz; die Kehle, Füße und Schwanzspitze sind weiß, unter dem äußern Ohrwinkel steht ein großer, weißer Punkt und in den Seiten drei weiße, lichtgelbe, länglichrunde Flecken; die Brust, der Bauch und die innere Seite der Schenkel ist schön schwarz. Hiedurch ist der Hamster auch in der Hinsicht merkwürdig, daß er zu den wenigen Säugethieren gehört, welche auf der untern Körperseite dunkler gefärbt sind, als auf der obern. Die Haare stehen übrigens dicht und fest und bilden demnach einen guten Balg. — Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, welches zehn bis zwölf Zoll lang wird und einen zwei Zoll langen Schwanz hat. Von den acht Zitzen des Weibchens, welche bei dem Männchen kaum bemerkbar sind, stehen vier auf der Brust, zwei hinter dem Nabel und zwei in den Weichen.

Es gibt von diesen Thieren mehre Farbenabänderungen. — A. Der schwarze Hamster [3]). Er ist schwarz, die Füße, die Spitze der Schnauze, der Ohrenrand sind weiß, oft komt er auch ganz schwarz vor. Diese Abänderung findet sich besonders im russischen Gouvernement Kasan, südlich vom Ural, namentlich bei Simbirsk und Ufa, aber auch in Thüringen. Nach Pallas begattet sich diese Varietät mit dem gewöhnlich gefärbten Hamster; die jungen aber, welche aus einer solchen Verbindung fallen, sollen immer schwarz seyn. B. Der gescheckte Hamster. Er ist schwarz mit weißen Flecken oder weiß mit schwarzen Flecken. Auch dieser findet sich in Rußland und in Thüringen. C. Der gelbe Hamster, er ist blaßgelb oder erbsgelb. Unter dieser Abänderung kommen auch Kakerlaken, d. h. solche mit rothen Augen vor. D. Der weiße Hamster erscheint als reiner Kakerlak, gelblichweiß oder rein weiß, mit rothen Augen.

Von den drei Mahlzähnen hat der erste der obern drei

2) Mus Cricetus, *L.*; Glis Cricetus, *Erxleben;* Marmota argentoratensis, *Brisson;* Marmota Cricetus, *Blumenbach;* Hamster commun, Marmotte de Strassbourg, franzöſ.; Hamster rat, *Shaw;* German marmot, *Pennant;* Chomeck, Karbusch, russisch; Skrzeczek, Mysz Ziemna wielka, polnisch. Monographie: Sulzers Naturgeschichte des Hamsters. Göttingen 1774. 8. m. K. 3) Sulzer, auf dem Titelkurs. — Mus Cricetus niger. Schreber Säugethiere. t. 19[illegible] B — Hamster, variété noir de l'Ural. *Geoffroy* et *Cuvier* Hist. nat. des Mammifères.

Digitized by Google

Paar Wurzeln und drei Paar Höcker, welche durch Quer-furchen gebildet werden, von den beiden folgenden hat der erste zwei Paar Wurzeln und eben so viel Höcker, der zweite drei Wurzeln und drei Höcker. Der erste untere Mahlzahn hat fünf Wurzeln und ebensoviel Höcker, und von den beiden hintern, welche einander ganz ähnlich sind, hat jeder vier Wurzeln und vier Höcker. Wenn bei zunehmendem Alter die Furchen sich verwischen und die Höcker abgenutzt sind, kann man beide noch an ihren Umrissen erkennen, indem die Vertiefungen und die Vorsprünge den früher vorhandenen Furchen und Höckern entsprechen. Die ziemlich kleinen kugeligen Augen treten wenig hervor und haben eine runde Pupille, die Ohren sind groß, zugerundet und zum Theil nackt, die offen stehenden Nasenlöcher stehen seitlich an dem nackten Schnauzenende, welches durch eine tiefe Furche in der Oberlippe dergestalt getheilt ist, daß deshalb und wegen der kurzen, die Zähne ebenfalls kaum bedeckenden Unterlippe, der Mund immer fast ganz offen erscheint und die vier Schneidezähne sichtbar werden. Der Nabel ist kahl und in der Mitte desselben wird eine schmierige Feuchtigkeit abgesondert. Bei allen Farbenabänderungen und wenn der Pelz auch noch so dicht ist, findet sich an jeder Seite in der Nierengegend ein nackter, langer, mit kurzen, braunen Borsten besetzter Fleck, der mit dem Rückgrat parallel läuft und den Stellen zu entsprechen scheint, welche sich in derselben Gegend bei den Spitzmäusen vorfinden und bei diesen eine eigene Feuchtigkeit absondern. Die Backentaschen sind wahre häutige Blasen, in der Substanz den Schwimmblasen der Fische ähnlich, von elliptischer Form. Sie liegen von den Schläfen längs des Halses bis hinter dessen Mitte und öffnen sich vorn gegen die Mahlzähne. Ein Sack kann auf drei Loth Körner fassen. Vom hintern blinden Ende eines jeden Sacks entspringen Muskelfasern, die sich zu einem wahren Muskel vereinigen, der sich von der vierten bis zur letzten Rippe ansetzt.

Der Hamster ist ein äußerst zorniges Thier und lebt kaum mit seinem Weibchen, viel weniger mit seines Gleichen in Frieden. Er erschrickt nicht vor größern Feinden und fürchtet sich nicht vor denselben, ja er wehrt sich sogar gegen Hunde, Pferde und Menschen, wenn er von jenen oder diesen, oder gegen Pferde, wenn er von einem Reiter angegriffen wird. Er beißt scharf genug mit seinen großen Zähnen, um tiefe und gefährliche Wunden zu machen, weshalb sein Biß sonst auch als giftig galt.

Das Vaterland des Hamsters ist der größere Theil von Teutschland bis in das niedere Elsaß, wobei, wie schon bemerkt, der Rhein die Grenze zu machen scheint, außerdem findet er sich in Polen, in der Ukraine, in dem südlichen und gemäßigten Theile Rußlands und in Sibirien. Da er nur unter der Erde lebt, so trifft man ihn nur in Gegenden, welche einen für seine Grabereien geeigneten Boden haben, auch vermeidet er allzu sandiges und leicht überschwemmtes Land. Seine Wohnung ist eine Grube (nach der Jägersprache Bau) unter der Erde in einer Tiefe von drei bis vier, im Winter von fünf bis zehn Fuß angelegt. Es führen zwei Öffnungen (Röhren) in dieselbe, von welchen die eine senkrecht hinunter geht (das Falloch), die andere schräg läuft (der Auslauf). Das Falloch dient eigentlich dazu, den verfolgten (flüchtigen) oder mit gefüllten Backentaschen heimkehrenden Hamster aufzunehmen, doch benutzt er dasselbe auch, um sich vor seinen Ausgängen, oder wenn äußerliche Unruhe ihm Gefahr zu drohen scheint, vorher umzusehen. Der Auslauf dient theils zum Ausgang aus seiner Wohnung, theils um die Erde und andern Unrath herauszuschaffen. Beide Röhren sind nur wenige Fuß von einander entfernt, und zwischen ihnen befinden sich mehre Behältnisse (Kammern), welche die Größe einer Rindsblase und darüber haben, inwendig schön ausgeglättet sind, und von welchen eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, die übrigen größern zu Vorrathskammern dienen. Die Zahl der letztern steigt von drei auf fünf, je nachdem der Bewohner des Baues ein alter oder junger Hamster ist. Auch in dem Baue beider Geschlechter findet ein Unterschied statt, denn beide leben außer der Begattungszeit getrennt. In dem Bau des Weibchens findet sich die Nestkammer, welche einen Durchmesser von mehr als einem Fuß hat und mit Stroh und Grashalmen ausgefüttert ist, und außer dieser ist nur noch eine Nebenkammer vorhanden, weil das Weibchen während der Heckzeit keine Vorräthe einträgt, und der Bau selbst später entweder von einem jungen Hamster eingenommen, oder von dem Weibchen zu einer Winterwohnung eingerichtet wird. Ein solcher weiblicher Bau hat zwar auch nur einen Auslauf, dagegen aber mehre Fallöcher, welche acht bis zehn Fuß von einander sind. Wenn ein Hamster seine Wohnung in Gärten oder Weinbergen aufschlägt, so bringt er sie gern tief unter Baumwurzeln, alten Weinstöcken oder unter Mauern an.

In dem Bau bringen die Hamster auch den Winter schlafend zu. Bei Eintritt der ersten Kälte ziehen sie sich in denselben zurück, verstopfen die Eingänge, graben sich tiefer ein und schlafen gegen Ende des Jahres ein. Ihre Erstarrung hängt aber keineswegs blos von der Kälte ab, sondern von dem Mangel an Luft und Licht, denn manchmal trifft man sie auf dem Schnee an, und wenn man eingefangene einer großen Kälte, zugleich aber der Luft und dem Tageslicht aussetzt, so schlafen sie nicht ein. Der wachende Hamster hat eine Blutwärme von 90 — 95° F. Im Winter sinkt diese so weit herab, daß er eiskalt wird. Er liegt in seinem Bau auf der Seite, die Augen sind geschlossen, der Kopf, von den Vorderfüßen umfaßt, ist so weit unter den Bauch gebogen, daß die Hinterfüße vor den Mund zu liegen kommen. Alle Glieder sind steif und schnellen, aus ihrer Lage gebracht, wieder zurück. Ob man gleich keine Athembewegung an den Schläfen bemerkt, so ersticken sie doch, wenn sie unter Wasser gebracht werden, und daß die Athembewegung fortgeht, ergibt sich auch aus dem fortdauernden Kreislauf, dessen Gang jedoch so langsam ist, daß, wenn man einen solchen schlafenden Hamster öffnet, das Herz sich in einer Minute nur funfzehnmal zusammenzieht, während dies bei einem wachenden Thiere in derselben Zeit hundert und funfzigmal geschieht. Auch die Därme sind in diesem Zustande ohne Bewegung, nicht reizbar, kalt anzufühlen, und das

Digitized by Google

Fett ist geronnen. Bei dem Erwachen ist das erste, daß er seine Glieder ausdehnt, dann öffnet er den Mund zum Gähnen, gibt knurrende Töne von sich, öffnet blinzelnd die Augen, versucht taumelnd sich zu setzen, komt endlich mehr und mehr in Bewegung, putzt sich und ist in wenig Stunden munter genug, um seiner Nahrung nachzugehen. Das Männchen wacht schon in der Mitte des Februars auf, das Weibchen vier Wochen später, doch verlassen sie den Bau nicht eher, als in der Mitte des Märzes, und verlassen denselben dann überhaupt, um einen neuen zu graben, ob sie gleich die Spelzen des ausgenagten Getreides aus dem alten herausschaffen.

Der Hamster ernährt sich meistentheils von Früchten, darunter aber am meisten von Gerste und Hafer, weniger von Korn und Weizen, auch trägt er Bohnen, Erbsen, Mohnkapseln, Leinknoppen ein, und frißt zu Zeiten, wo der Vorrath aufgezehrt ist, allerlei andere Samen, Wurzeln, Kräuter, Gras, käferartige Insecten, ja er soll sogar Fleisch fressen, wenigstens fallen Eingesperrte einander in der Gefangenschaft an und der Überwundene wird von dem Sieger aufgezehrt. Diese Thiere geben ihrer Nahrung meistens in der Morgen- und Abenddämmerung nach, außerdem aber auch bei Tag und Nacht. Im Herbst fangen sie an, Nahrungsmittel in die Vorrathskammern einzutragen, welches mittelst der Backentaschen geschieht. Sie stopfen diese so voll, daß man bei einem alten Hamster oft zwei Hände voll Körner aus denselben entleeren kann. Wenn der Hamster die Backentaschen so voll hat, so kann er sich weder schnell bewegen, noch beißen, und ist dann, wenn man schnell ist, leicht zu fangen, so wie er aber Zeit gewint, so streicht er mit den Vorderpfoten von hinten nach vorn den Inhalt aus und setzt sich dann wie immer gegen den Angreifenden zur Wehre. Die Vorräthe selbst pressen sie in ihren Kammern dicht zusammen und beißen dem ausspressenden Getreide die Keime ab. Ihre Vorräthe greifen sie aber nicht eher an, als bis sie im Felde keine Nahrung mehr finden; sie leben von jenen bis zur Erstarrung und verzehren das dann übrig Bleibende nach dem Erwachen. Man schreibt dem Hamster eine große Ordnung in Aufbewahrung seiner Vorräthe zu, indessen ist diese nicht so groß, als man sie angegeben hat und auch blos zufällig, indem der Hamster das einträgt, was eben geerntet wird, werden nun nicht mehre Früchte zugleich vom Felde geräumt, so finden sich auch in des Hamsters Kammern nur Früchte einer Art; bei dem Gartenhamster z. B. aber findet man alles durcheinander eingetragen.

Bechstein gibt auch an, daß man in ihrem Magen Stücke von Käfern und Fröschen finde, und Götze behauptet sogar, daß er auch Ratten, Mäuse, junge Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Wachteln und Lerchen verzehre.

Seine Nahrung nimt der Hamster, meistentheils auf den Hinterfüßen sitzend, zu sich, indem er sie, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde bringt. — Sie trinken wenig, sollen sich aber nach Bechsteins und Sulzers Angabe, wenn der Durst heftig wird und es ihnen an Wasser fehlt, selbst aussaufen. In der Gefangenschaft frißt der Hamster fast alles, was man ihm darbietet, namentlich auch rohes und gekochtes Fleisch, selbst wenn man eine lebendige Ratte zu ihm bringt, beißt er sie todt und frißt sie bis auf das Fell auf.

Der Hamster begattet sich in der Regel des Jahres nur einmal, öfters aber auch zweimal, zuerst im April und dann wieder zu Ende des Juni. Haben sich vorher Männchen (Ramler) und Weibchen (Betze) ganz von einander abgesondert gehalten, so leben sie nun in der Zeit der kurzen Liebe so einig mit einander, daß sie sich sogar einander vertheidigen. Männchen und Weibchen besuchen sich dann und bleiben auch wol einige Tage beisammen. Manchmal halten zwei Weibchen zu einem Männchen, treffen aber zwei Männchen bei einem Weibchen zusammen, so entsteht der heftigste Kampf, der nur mit der Flucht oder dem Unterliegen des schwächern Theils endet. Sobald das Weibchen trächtig ist, entfernt es sich wieder vom Männchen, und beide Geschlechter begegnen sich nun wieder feindselig. Nach ungefähr fünf Wochen gebiert ein junges Weibchen drei bis sechs, ein altes bis zwanzig Junge, doch ist eine so große Zahl eine Seltenheit. Die Jungen sind nackt, blind, und bringen gleich Zähne mit zur Welt. Sie werden nur drei Wochen gesäugt und bei Gefahr von der Mutter keineswegs ängstlich vertheidigt, sondern leicht verlassen, indem sie noch obendrein die Höhle verstopft, so wie sie sich weiter vergräbt. Schon nach vierzehn Tagen fangen die Jungen, die neun Tage blind bleiben, an zu graben und werden nach drei Wochen schon von der Mutter verstoßen. Die Jungen des ersten Satzes begatten sich schon wieder in demselben Jahr, wonach die starke Vermehrung dieser Thiere begreiflich wird.

Noch ist der Hamster hinsichtlich seiner Fortpflanzung im Betreff seiner Geschlechtsorgane merkwürdig, indem diese die vollkommensten in der ganzen Ordnung der Nagethiere sind.

Die Hamster haben eine Menge Feinde, unter welchen wol der Mensch obenan steht, wie wir weiter unten sehen werden, außerdem sind sie den Verfolgungen der vierfüßigen Raubthiere und vieler Raubvögel ausgesetzt. Auch lebt auf ihnen eine kleine Milbe, oft in so großer Anzahl, daß ganz kahle Stellen davon entstehen (abgebildet bei Sulzer Taf. 2.) und in ihren Eingeweiden leben zwei Würmer (Echinorhynchus moniliformis und Taenia straminea). Nicht selten stellt auch die Natur selbst ihrer Vermehrung Grenzen, indem ungünstige Witterung sie am Einsammeln verhindert oder sie im Frühjahr länger in ihrem Bau zurückhält, als ihre Vorräthe dauern.

Der Nutzen dieser Thiere ist nicht sehr bedeutend, ihr Balg wird als Pelzwerk benutzt und ist im Frühjahr, wenn das Thier sein Winterlager verläßt, am vorzüglichsten. Es wird jedoch nicht der ganze Balg von dem Kürschner verwendet, sondern nur der Rücken bis in die Seiten herab so, daß der ganze Bauch bis auf einen schmalen schwarzen Streif in den Seiten weggeschnitten wird, ebenso die Ohren und Borstenflecken. Die nun fast viereckigen Felle, je 60 Stück zusammengenäht, bilden so eine Tafel, deren drei einen Sack ausmachen. Der Preis der Tafel ist sehr verschieden, und steigt von 2 bis 7 Thaler und höher bei ordinairer Ware. Dunkler gefärbte Felle, sogenante

Digitized by Google

schwarze, stehen höher im Preise als die blassen. Leipzig und Wien treiben damit großen Handel. Am theuersten sind die russischen schwarzen Hamster, Karbysch genant, welche man über Petersburg und Archangel bezieht. Die Hamsterfelle werden meistens zu Unterfutter benutzt und geben ein leichtes, aber dicht mit Haaren besetztes Pelzwerk, welches deshalb, ohne sehr zu erhitzen, doch sehr warm hält. — Nächst seinem Fell nutzt der Hamster durch sein Fleisch, welches eßbar ist, von den Hamstergräbern aber auch den Schweinen gefüttert wird, so wie durch sein Fett, welches zum Brennen in Lampen verwendet werden kann. — Unmittelbar wird dieses Thier nützlich durch seine Nahrung, indem es manche Feldmaus und manche schädlichen Insecten vertilgt, mittelbar aber, indem es für die ärmere Menschenklasse, die sogenanten Hamstergräber, Nahrung einträgt. Der Hamster wählt immer das beste Getreide für seine Vorräthe, und da man nach der Ernte davon oft fast einen Centner antreffen soll, ein Hamstergräber aber in manchen Jahren leicht mehre Tausend Stück ausgraben kann, so ist der Gewinn nicht gering. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Obrigkeit ein wachsames Auge auf die Hamstergräber führen sollte, welche, trotz des Fanggeldes, welches für die Hamster selbst bezahlt wird, diese doch gern laufen lassen, um ihrer Ernte im nächsten Jahre desto sicherer zu seyn.

Aus dem eben angeführten Nutzen ergibt sich auch der Schaden, der für den Landmann desto bedeutender ausfällt, je schneller diese Thiere, trotz aller Verfolgung, in manchen Jahren sich vermehren, so, daß nicht selten um Gotha herum wol auf 30,000 Stück ausgegraben worden sind.

Die gewöhnlichste Art, der Hamster sich zu bemächtigen, ist sie auszugraben, wozu jedoch Gewandtheit und Eile gehört, indem sie sich sonst leicht durch Weitergraben oder Verwühlen ihrer Ausgänge und Fallöcher verstecken. Außerdem fängt man sie in eingegrabenen, mit einer niederfallenden Steinplatte bedeckten Töpfen, erstickt sie mit Schwefeldampf, den man mit einem Blasebalg in die Löcher treibt, schwemt sie durch eingegossenes Wasser aus und vergiftet sie auch wol. Letztere Vertilgungsweise ist aber wegen des Schadens, den sie den Menschen bringen kann, verwerflich.

2) Cr. Accedula, *Pallas* [4]). Der Hagri. Unterscheidet sich vorzüglich durch seine ausgebuchteten Ohren und den oben grauen, unten weißen Körper. — Er ist kleiner als die vorige Art, ungefähr vier Zoll lang, der Schwanz mißt acht Linien. Die Schnauze ist zugerundet und etwas behaart, so wie die Oberlippe durch eine tiefe Furche getheilt. Die Unterlippe und die Mundwinkel sind sehr aufgeschwollen, die sehr großen Backentaschen laufen unter der Halshaut bis an die Schultern. Die obern Schneidezähne sind kürzer und gelb, die untern länger, weißer, mehr pfriemenförmig. Die vordern Schnurrhaare (Bartborsten) sind weiß, die hintern länger und schwarz, die Gegend um den Mund, um die Nase und oben auf den Backentaschen ist weiß. Der übrige Körper ist oben gelblichgrau, unten weißgrau, die Füße sind weiß, der Schwanz oben braun, unten weiß. — Die Heimath ist das Orenburgische Gouvernement am Flusse Jaik in Rußland.

3) Cr. arenarius, *Pallas* [5]). Der Sandhamster. Kennzeichen: Grau, die Seiten und der Bauch weiß, Schwanz und Füße weiß, die Ohren eiförmig, ganzrandig. — Die Länge beträgt 3 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 10 Linien. — Der längliche Kopf läuft in eine spitzige Schnauze aus. Die weißen Schnurrhaare stehen sehr dicht und sind länger, als der Kopf; die großen Ohren sind eiförmig und gelblich, der Daumen der Vorderfüße ist mit einem Nagel versehen. Der ganze Körper ist oben grau, unten und in den Seiten ist weiß, dieselbe Farbe haben die Füße und der Schwanz, so wie die Klauen. Die Heimath sind die sandigen Ebenen am Jetisch. Das Männchen macht einen mehre Ellen großen Bau und darin ein Lager von den faserigen Wurzeln des Elymus arenarius. Die Hauptnahrung besteht in den Schoten des Astragalus Tragacanthus.

4) Cr. phaeus, *Pallas* [6]). Der Phés Hamster. — Diese Art unterscheidet sich besonders durch ihren braungrauen, unten weißen Körper und Schwanz, so wie durch große, faltige Ohren. — Die Länge beträgt 3 bis 4 Zoll 2 Linien, der Schwanz mißt 9 Linien. Die Nase ist nackt und die Nasenlöcher sind von einer Furche umgeben, deren oberer Rand behaart ist. Die Schnurrhaare sind länger als der Kopf, schwarz, mit weißen Spitzen. Die eiförmigen, an der Spitze haarigen Ohren sind braun. Die Hauptfarbe des Pelzes ist ein weißliches Aschgrau, das auf dem Rücken mehr ins Braune, am Bauche mehr ins Weißliche übergeht, so wie auf der Stirne und an der Schnauze. Der Umkreis des Mundes und die vier Füße sind weiß. — Pallas fand diese Art nicht weiter nördlich als in der Astrakanischen Steppe, von wo sie bis nach Persien und in die Bucharei sich verbreitete. Dieser Naturforscher fand ihren Magen noch im December gefüllt, und Gmelin erzählt, daß sie in Persien im Winter sehr häufig sey und in die Wohnungen dem Reise nachgehe. Lichtenstein (in Eversmanns Reise in die Krim S. 122) hält diese Art nur für ältere Individuen der vorigen.

5) Cr. Songarus, *Pallas* [7]). Der Rücken ist grau, an jeder Seite des Rückgrats läuft eine schwarze Linie weg, die Seiten sind weiß und braunbunt, der Bauch ist weiß. — Diese Art wird nur 3 Zoll lang und der Schwanz mißt 4¾ Linie. — Der Kopf ist gedrängt, die Schnauze stumpf, die Schnurrhaare sind kürzer als der Kopf, an der Spaltung der Lippe steht die Öffnung der Backentaschen; die eiförmigen Ohren sind faltbar. Der Daumen der Vorderfüße ist nagellos, die Sohle der Füße behaart. An jeder Seite stehen vier weiße Flecken, deren oberer Umkreis rostroth eingefaßt ist, der erste steht am Halse, der zweite hinter der Schulter, der dritte vor dem

4) Mus Accedula, *Pallas* Glires t. 18. f. A. Cric. migratorius *Desmarest.*

5) *Pall.* Glir. pl. 16. A. 6) Glir. t. 15. A. — Fronz. Le Phé, Rat habliz. 7) Glires t. 16. B. Glis oeconomicus, *Erxleben.*

Digitized by Google

Hinterschenkel und der vierte auf dem Unterrücken. Die Füße, die ganze Unterseite des Körpers und Schwanzes und die Spitze des letzteren sind weiß. Diese Art ward von Pallas in den Barabenskischen Steppen am Irtisch gefunden. Sie hat ihren Bau in einem unfruchtbaren, sandigen, salzigen Boden. Sieben Junge fanden sich, mit Vorräthen von Schoten des Alyssum montanum und von Körnern des Elymus arenarius, in einer mit Wurzeln und Kräutern ausgefütterten Kammer des Baues, von welcher eine Röhre noch tiefer ging, die wegen des harten Bodens nicht weiter verfolgt werden konte. Sie waren, obwol schon ziemlich groß, noch blind und lebten in der Gefangenschaft von obigen Früchten und Brod, wühlten den ganzen Tag im Sande, schliefen des Nachts, wurden bald zahm, gaben öfters einen sehr stinkenden Urin von sich und starben nach Verlauf von etwa acht Wochen wegen allzugroßer Fettigkeit.

6) Cr. Furunculus, *Pallas* [8]). Der Körper oben gelbgrau mit einem nicht bis zum Schwanze reichenden, schwarzen Rückenstreif, nach den Seiten herunter nimt diese Farbe ab und zieht sich ins Weiße, welches die Farbe des Bauches, des Randes der Ohren, der Wangen und der Vorderfüße ist. Bei einer Varietät vom Oby ist die Farbe dunkler, und die Füße sind graubraun. Der Schwanz ist sehr dünn, unten weiß, oben schwärzlich. Der Daumen der Vorderhände ist mit einem Nagel besetzt. Die Schnurrhaare, länger als der Kopf, sind braun und weiß. Die Länge beträgt drei Zoll, und der Schwanz mißt einen Zoll. Sie findet sich in Taurien am Dalai-See, und Pallas fand sie in den Ebenen vom Irtisch und Oby bis zu denen vom Onon und Argun am Melassatus See.

B. Von den folgenden Arten läßt sich noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß sie zur Gattung der Hamster gehören, da ihr Zahnbau u. s. w. noch nicht genügend bekant ist.

7) Cr. anomalus, *Thompson* [9]). Die Farbe ist oben braunroth, unten weiß, die Borstenhaare des Rückens sind stachelähnlich, platt, an allen Füßen fünf Nägel, der Schwanz hat fast die Länge des Körpers, ist fast nackt, geschuppt und schwarz. Gestalt und Habitus der gemeinen Ratte (Mus Rattus), doch ist die Schnauze spitziger, die mittelmäßig großen Ohren sind nackt und zugerundet. Der sehr kleine Mund steht in keinem Verhältniß zu der Größe der Backentaschen, welche von den obern Schneidezähnen nach der Kehle herab und dann wieder an den Seiten des Kopfs bis zur Höhe der Ohren und Augen hinaufsteigen. Sie sind in ihrer ganzen Tiefe mit wenigen, weißen Haaren besetzt. — Diese Art lebt auf der Insel St. Trinitatis. — Desmarest hat, im Falle dieselbe Topus einer eigenen Gattung seyn sollte, für diese den Namen Heteromys vorgeschlagen, Lesson diesen angenommen (Manuel de Mammalogie) und jene H. Thompsonii genant.

8) Cr. laniger, *Molina* [10]). Der Wollhamster. Der Körper ist mit langen, seidenartigen, sehr weichen, aus grau, weiß und schwarz gemischten Haaren bedeckt. Bauch und Füße sind weiß. Die ziemlich großen Ohren sind zugerundet und häutig. An den vordern Füßen sollen vier, an den hintern fünf Zehen stehen. Ob Backentaschen vorhanden sind, hat Molina nicht angegeben. Dies Thier lebt gesellig unter der Erde und bewohnt besonders den nördlichen Theil von Chili. Das Weibchen bringt jährlich zweimal fünf bis sechs Junge zur Welt. Es ist diese Art von sanftem Naturell und wird leicht zahm. Die alten Peruaner verfertigten aus seinem wolligen Haare verschiedene Stoffe.

9) Cr. fasciatus, *Rafinesque* [11]). Rostroth mit ungefähr zehn schwarzen Querstreifen über den Rücken, auch an den Beinen stehen einige schwarze Streifen, der Schwanz, etwas kürzer als der Körper, ist schwarz geringelt. Der Körper ist von plumper Gestalt, die Augen sind sehr klein, die Ohren kurz, eiförmig, etwas spitzig, die Backentaschen herabhangend. — Lebt in den Ebenen und Wiesen von Kentucky.

Demnächst dürften, so lange es an einer genauern Beschreibung der wichtigen Kennzeichen mangelt, folgende Gattungen Rafinesque's zu Cricetus gezogen werden.

C. I) Geomys [12]). An allen Füßen fünf Zehen mit Krallen, welche letztere an den Vorderfüßen sehr lang sind. Die Backentaschen öffnen sich an dem Mundwinkel; der Schwanz ist rund und nackt.

1) G. Pineti. Von der Größe einer Ratte, mäusegrau, der Schwanz kürzer als der Körper, ganz nackt. In Georgien in der Fichtengegend einheimisch, wo diese Art kleine Hügel aufwirft.

2) G. cinereus. Grau wie Eschenrinde, der Schwanz sehr kurz und fast nackt.

D. II) Cynomys *Rafinesque* (a. a. O.). Backentaschen, die Zähne gleichen denen der Eichhörnchen, an allen Füßen fünf Zehen, von denen die beiden äußern die kürzesten sind, der Schwanz mit auseinanderlaufenden (divergirenden) Haaren bedeckt. Sie sind den Erdeichhörnchen verwandt, leben aber gesellig.

1) C. socialis. Der Kopf ist dick, die Beine kurz, die Farbe oben ziegelroth, unten grau, die Länge sechzehn engländische Zoll, wovon der Schwanz ein Viertel wegnimt. Diese Art lebt in den Ebenen von Missuri, wo sie große unterirdische Höhlen gräbt, sie kläfft wie ein kleiner Hund und nährt sich von Kräutern und Wurzeln. Ist Aretomys Missouriensis, *Warden*.

2) C. griseus. Ganz grau, mit feinem Pelz, die Krallen verlängert. Die Länge zehn Zoll vier Linien, der Schwanz mißt nur ein Drittheil. Lebt in denselben Gegenden wie vorige Art, in weniger zahlreichen Gesellschaften. Ihr Geschrei ist eine Art Pfeifen.

E. III) Diplostoma *Rafinesque* (a. a. O.). Große Backentaschen, welche sich in den Mundwinkeln nahe bei den Schneidezähnen öffnen, welche letztere in beiden Kinnladen gefurcht sind. Die Backentaschen verlängern

8) Glires t. 15. A. Mus Barabensis, *ej.* Reise II, 704. — Furunculus myodes, *Messerschmids* in Mus. Petropol 343. — l'Orozo, *Vicq d'Azyr.* 9) In Transactions of the Linnean Society. XI. t. 10.

10) Histor. nat. Chil. 267. 11) Annals of Natural S. 1810. 12) American monthly Magazine 1817.

Digitized by Google

sich bis an die Schultern. In jeder Kinnlade stehen auf beiden Seiten vier Mahlzähne. Der Körper ist cylindrisch, und Schwanz und äußere Ohren mangeln. Die Augen sind unter der Haut verborgen, an allen Füßen vier Zehen. In den Ebenen am Missuri gibt es zwei Arten dieser Gattung, welche unter der Erde leben und sich von Wurzeln nähren.

1) D. fusca. Die Länge zwölf Zoll.

2) D. alba. Die Länge sechs Zoll. (*D. Thon.*)

CRINOLIN, Haarleinwand, nennt der Franzose Oudinot-Lutel sein neu erfundenes, wasserdichtes Haargewebe zu Jagdkleidern, Pantalons ꝛc. Es soll der mannichfaltigsten Nuancen fähig seyn; die Probekarte weist deren 2500 nach. An Glanz und Leichtigkeit gleicht es dem Seidenzeug, und an Weichheit, Dauerhaftigkeit und schönem Ansehen übertrifft es die schönsten Stoffe aus Wolle und Leinen. In Paris ꝛc. soll es deshalb vielen Beifall und Absatz finden. (*Th. Schreger.*)

CRIVELLI, Antonio, geb. zu Mailand den 2. Febr. 1783, starb am 18. August 1829 zu Bergamo. Seine Bildung hatte er im erzbischöflichen Seminar seiner Vaterstadt erhalten, und schon im Lyceum der Brera zeigte er Anlagen für Mathematik und Physik, die Ungewöhnliches versprachen. Ein Preis der Mathematik, den er in Pavia davontrug, verschaffte ihm einen Antrag zu einer Professorstelle an dem projectirten Lyceum in der Hauptstadt des Frankreich einverleibten Dalmatiens, in Zara. Da aber die Kriegsereignisse ihm nicht gestatteten, dorthin zu gehen, nahm er eine einstweilige Anstellung in Mailand an, die bald durch eine wirkliche, als Professor der Physik in Trento, ersetzt ward, trat aber hierauf ins Geniecorps und wurde als Ingenieur beim Bergdepartement der obern Etsch angestellt, wo er zum erstenmale vor den Augen der erstaunten Trentiner Pulversignale vor ihren Bollwerken gab. Mehr in seine wahre Sphäre führte ihn die östreichisch-lombardische Regirung zurück, die ihn zum Professor der Physik in Bergamo ernante, und recht eigentlich schien er in dieser gewerbfleißigen Stadt an dem Platze, der seiner Eigenthümlichkeit zusagte. Im J. 1817 erhielt er von der Regirung Urlaub zu einer Reise nach Persien, welches er aber wegen eines Krieges gegen Rußland nicht erreichte. Er beschränkte sich daher auf einen Besuch der Krim, ging nach Constantinopel und durchreiste ganz Griechenland. Damals richtete er so eifrig seine Aufmerksamkeit auf die berühmten Damascenerklingen, daß er im Stande war, diesen bisher in Europa noch nicht erlangten Industriezweig, selbst mit wesentlichen Verbesserungen, seinem Vaterlande zuzuführen. Die k. k. Hofkriegskammer ließ Versuche anstellen, die den Vorzug der seinigen vor allen ähnlichen darthaten. Das Institut der Wissenschaften in Mailand beehrte ihn dafür mit der goldenen Medaille, und der Monarch selbst mit noch entschiedenern Zeichen seiner Gunst. Der glückliche Erfolg ermuthigte, weiter zu gehen. Er versuchte, Gußstahl zu bereiten, machte gefährliche Experimente, Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas zu vereinigen, verbesserte das Löthrohr, gab sich noch in den letzten Tagen seines Lebens mit Untersuchungen über konische Brennspiegel ab, und zuletzt mit Forschungen über das Mumisiren nach ägyptischer Weise. Das, was er anstellte bei den großen Industrieausstellungen zu Mailand, wurde stets so scharfsinnig und zweckmäßig erfunden anerkannt, daß ihm öfters die silbernen Ehrenpreise, außer dem erwähnten goldnen, zufielen, und er selbst zu dem Ausschuß erwählt ward, der über ihre Vertheilung entschied. Die Klarheit seines Vortrags, die ihm auch in der schriftlichen Mittheilung eigen war, trug sehr dazu bei, seine Belehrungen fruchtbringender zu machen. Selbst in den ins Teutsche übersetzten Abhandlungen über die Damascenerklingen, über die Unsicherheit der Combinationsschlösser, welche die „Annalen des k. k. polytechnischen Instituts" aufnahmen, hatte man dies rühmend anerkannt. Er wurde aber bald ein Opfer seines Eifers. Die zum Theil gefahrvollen Versuche, die er anstellte, zogen ihm eine Verzehrung zu, der er nach 15monatlichem Leiden erlag. (S. Blätter für liter. Unterhaltung. Lpzg. 1830. Nr. 53. S. 212.). (*H.*)

CROCODILUS (Reptilia) κροκόδιλος [1]), Crocodil, Panzereidechse; ein fast in alle Sprachen der civilisirten Völker unverändert aufgenommener Name, nur im Italienischen Coccodrillo. — Das Reptil, welches Linné (Syst. Nat. ed. XII.) unter dem Namen Lacerta Crocodilus aufführte, ward von dieser Gattung zuerst durch Gronov getrennt, und gab in den neuern Zeiten nicht blos Cuvier Veranlassung, die schon früher von Laurenti (Synops. Reptilium p. 53.) begründete Gattung Crocodilus anzunehmen, sondern sie auch als eine eigene Familie Crocodiliens (Crocodilii — Crocodilini, *Oppel*) an die Spitze der Saurier (Eidechsen) zu stellen. Anderen Naturforschern schienen aber diese Thiere so bedeutend von den Eidechsen abzuweichen, daß sie dieselben zu einer eigenen Ordnung oder Abtheilung der Reptilien erhoben, welche Blainville Emydosauri, Merrem (und nach ihm Fitzinger) Loricata (Panzer-Pholidoten) nannten.

Die Kennzeichen dieser Gattung mit ihren drei Untergattungen (oder mit andern Worten der Familie Crocodilii) sind nach Cuvier (Regne animal. Ed. 2. t. II. p. 17.) im Allgemeinen folgende. Die hieher gehörigen Thiere erreichen in der Regel eine bedeutende Größe, der Schwanz ist zusammengedrückt, an den vordern Füßen fünf, an den hintern nur vier Zehen, von welchen an jedem Fuße nur die drei innern mit Klauen versehen sind, alle mehr oder weniger durch eine Schwimmhaut verbunden; in jeder Kinnlade nur eine Reihe spitziger Zähne; die fleischige, platte Zunge ist bis nah an den Rand verwachsen, kann deshalb nicht vorgestreckt werden und hat aus diesem Grunde den Alten Veranlassung zu der Fabel gegeben, daß sie gänzlich mangele; die männliche Ruthe einfach, der After eine Längenöffnung bildend; Rücken und Schwanz sind mit großen, hornartigen, sehr starken, in der Mitte kielförmig erhöhten Schildern bedeckt, und über den Schwanz läuft ein gezahnter, an der Basis doppelter Kamm. Die Bauchschilder sind viereckig, dünn

1) Dieser griechische Name kam ursprünglich einer in Griechenland einheimischen Eidechse zu, ward aber später von den Griechen dem Nilcrocodil beigelegt. *Herodot.* lib. II.

und glatt. Die halbmondförmigen Nasenlöcher stehen am Ende der Schnauze auf deren Oberseite, können durch Klappen geschlossen werden, und von ihnen geht ein langer, schmaler Kanal durch Gaumen- (os palatinum) und Keilbein (os sphenoideum), der sich hinten in der Mundhöhle öffnet. — Die Unterkinnlade verlängert sich nach hinten über den Schädel hinaus, und es gewint hienach das Ansehen, als sey die obere Kinnlade beweglich, wie auch die Alten glaubten, doch bewegt sie sich nur mit dem ganzen Kopfe [2]). — Das äußere Ohr ist durch zwei Klappen verschließbar. Das Auge ist außer den beiden Liedern, auch noch mit einer Nickhaut versehen. Unter der Kehle finden sich zwei kleine, zu Drüsen führende Öffnungen, aus welchen eine stark nach Moschus riechende Fettigkeit abgesondert wird. — Die Halswirbel stützen sich durch kleine falsche Rippen auf einander, durch welche letztere die Seitenbewegung des Kopfs erschwert wird. — Von allen Sauriern sind die Crocodile die einzigen, denen die Schlüsselbeine fehlen, aber die rabenschnabelförmigen Fortsätze (processus coracoides) legen sich, wie bei den andern an das Brustbein an. Außer den wahren und falschen Rippen finden sich noch andere, welche den Unterleib schützen, sie reichen nicht bis an das Rückgrat herauf und scheinen durch eine Verknöcherung der Sehnen der geraden Bauchmuskeln entstanden zu seyn. — Die Lungen erstrecken sich nicht bis in den Unterleib; Muskelfasern, welche an dem Theile des Peritoneums sitzen, welcher die Leber umhüllt, geben eine Art von Zwerchfell ab, durch welches, sowie durch das dreikammerige Herz, in welchem das Blut, welches aus der Lunge komt, sich mit dem des Körpers nicht so vollständig wie bei andern Reptilien vermischt, die Crocodile sich in ihrer Organisation einigermaßen den Thieren mit warmen Blute nähern. — Die Paukenhöhle (Cavitas tympani) und die apophyses pterygoides derselben sind, wie bei den Schildkröten, mit dem Schädel verbunden.

Die Crocodile waren schon den ältesten Schriftstellern ziemlich genau bekant, denn das Nilcrocodil ward ja in Ägypten göttlich verehrt. Ob sie aber wirklich schon zwei Arten unterschieden, darüber sind die Meinungen getheilt, und es ist dies auch wirklich ziemlich gleichgiltig. Wichtiger für die Geschichte der Gattung sind die spätern Schriftsteller. Linné führte blos eine einzige Art auf, seine Lacerta Crocodilus, obgleich schon sein Zeitgenosse Gronovius das eigentliche Crocodil, das amerikanische, das aus dem Ganges und ein viertes aus Ceylon unterschied. Auch Laurenti führte vier Arten auf, vergaß aber des Gavials und Adamson's schwarzen Crocodils zu gedenken. Gmelin (*Linnéi* Syst. Nat. ed. 13.) führte drei Arten auf, Lac. Crocodilus, Gangetica und Alligator (der Caiman), ebenso viele zählte Bonnaterre. Auch Lacépède beschrieb nicht mehr als vier Arten. Schneider bezeichnete neun Arten, von denen indessen einige doppelt aufgeführt. Erst durch G. Cuvier kam Licht in das Chaos der Crocodil-Arten. Er unterwarf alle ihm zu Gebote stehenden Exemplare einer vergleichenden Untersuchung (Annales du Museum d'hist. nat. X. p. 1. [1807]), berichtigte die eingeschlichenen Irrthümer früherer Systematiker und zählte zwölf Arten auf, welche er in seinem neuesten Werke (Le regne animal. ed. 2. tom. II. p. 17. [1829]) nicht weiter vermehrt, sondern nur die zweifelhaften Arten. Geoffroy's und anderer um der Vollständigkeit willen mit angeführt hat. Bory de St. Vincent, diese alle annehmend (Dictionaire class. d'hist. nat. V. Art. Crocodile), steigert die Anzahl der Arten bis auf 16, ohne der neuen Art Spix's (fissipes) zu gedenken.

Die Crocodile sind die größten Eidechsen-Arten, wie weiter unten erhellen wird, sie zeichnen sich von allen namentlich durch die Bekleidung ihrer Haut mit hie und da vereinzelt stehenden Schildern aus, deren Stand, Reihung und Zahl sich als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der Arten gezeigt hat. Zur Unterscheidung der Gattungen dienen vorzugsweise auch die Zähne und namentlich die Eigenthümlichkeit, daß manche der Unterkinnlade dergestalt in Lücken der Oberkinnlade passen, daß sie bei geschlossenen Kiefern gar nicht sichtbar sind. Wie bei den Reptilien überhaupt, so dienen auch bei den Crocodilen die Zähne blos zum Erfassen und Halten der Beute. Sie haben keine eigentlichen Wurzeln, vielleicht mit Ausnahme der jüngern, noch nicht gewechselten (vergl. unten C. Sclerops), sie ruhen mit der Basis ihres Schafts auf dem Rande der Zahnhöhle, aus welcher sie hervortreten, sind im allgemeinen kegelförmig und sitzen blos in den Kiefer- und Gaumenbeinen. Merkwürdig sind sie noch dadurch, daß zum Behuf des Wechselns anfangs immer zwei, wie Tuten, in einander stecken, ja Retzius (Animadv. circa Crocod. Lund. 1797. p. 12.) will deren sogar drei gefunden haben. Nach Cuvier (Annal. du Mus. d'hist. nat. XII. p. 11.) bleibt die Anzahl der Zähne sich in jedem Alter gleich, d. h. das Junge aus dem Ei kriechende hat deren ebenso viel, als das Erwachsene von zwanzig Fuß Länge, nur mit dem Unterschiede, daß allenfalls die hintern etwas durch das Zahnfleisch verdeckt sind. Die Art, wie die Zähne sich beim Wechsel erzeugen, weicht von der bei den Säugethieren in mehrfacher Hinsicht ab. Die Zahnkapsel nämlich, in der sich die erste kleine Schale des Wechselzahns erzeugt, ist nicht wie bei jenen, in einem eigenen Fache im Innern des Kieferknochens eingeschlossen, sondern sie sproßt gewissermaßen aus dem Grund der Höhle desjenigen Zahns, den sie ersetzen soll. Diese kleine Hülse befindet sich Anfangs an der innern Seite der Wurzel des bereits vorhandenen Zahns, sie verursacht hier eine Ausrandung, nimt immer an Ausdehnung zu, dringt endlich in die Höhlung des vorhandenen Zahns und zerstört den in demselben befindlichen markigen Kern, welchem jener sein Wachsthum verdankte. Deswegen findet man bei den Crocodilen dergleichen mehr oder weniger entwickelte, junge Zähne auch in jedem Alter. Ein solcher Zahnwechsel scheint öfters statt zu finden und ist wol die Veranlassung, daß die Crocodile immer frische und spitzige Zähne haben, welche bei den alten ebenso wenig abgenutzt sind, als bei den jungen. In Folge dieser Art des Wachsthums sieht man manchmal den jungen Zahn noch von Ringen des

2) Siehe die genauern Angaben dieses Mechanismus weiter unten.

Digitized by Google

ältern, durch ihn abgesprengten und verdrängten umgeben und findet dies sogar bei fossilen Schädeln.

Was die Skelettbildung der Crocodile betrifft, so gedenken wir nur des besonders Merkwürdigen derselben.

Der eigentliche Schädel ist im Vergleich mit dem ganzen Kopfe unverhältnißmäßig klein, seine Höhle unmittelbare Fortsetzung des Wirbelkanals; das Hinterhauptloch, mit einem einfachen, untern Gelenkhöcker versehen, liegt an der hintern, gerade abgestutzten Fläche des Hinterhauptes. Die Scheitelbeine (Stirnbeine! Geoffroy's) sind zu einem Stücke verwachsen, und neben denselben führen zwei runde Öffnungen zu den Schläfenhöhlen, welche durch einen Jochbeinfortsatz von den Augenhöhlen geschieden sind. Das Stirnbein ist nur eine einfache Platte. Am Keilbein, dessen vorderes Stück vom hintern geschieden ist und in die Augenhöhlen hereinragt, finden sich große und kleine Flügelfortsätze, und seine Processus pterygoidei sind sehr breit, legen sich an die vordern Gaumenbeine und bilden eine breite Platte, in welche sich unten der sehr lange Nasenkanal nach hinten öffnet. Von den Schläfenbeinen erscheint auf der obern Schädelfläche nur ein kleiner Theil als Schuppenbein (pars squamosa), ein ebenso kleiner umschließt, als Felsenbein (pars petrosa), die Gehörknochen; der größere Theil, nach unten und hinten gerichtet, dient zur Aufnahme des Unterkiefers. Die Antlitzknochen sind bei jüngeren Individuen kürzer, bei erwachsenern mehr in die Länge gezogen. Sie bestehen aus folgenden einzelnen Knochen. Als Siebbein erscheinen zwei Knochenstücke unter der vordersten Spitze des Stirnbeins, welche einen Ring für den Durchgang des Ringnerven bilden. An diesen stoßen nach außen die Thränenbeine mit dem Thränenkanal. Nach vorn reihen sich die breiten mit den Zähnen besetzten Oberkiefer und Zwischenkiefer an, sowie die Nasenknochen. An der Spitze des Oberkiefers oben steht die vordere Öffnung des engen und langen Nasenkanals, welcher etwas weiter nach hinten durch zwei dünne, röhrenförmige Knochen in zwei Kanäle getheilt wird, welche nach unten durch die Gaumenbeine geschlossen sind, die nach hinten an die schon erwähnten processus pterygoidei (interni) stoßen. Die Jochbeine endlich umgeben nach unten die Augenhöhlen, verbinden sich nach vorn mit dem Thränenbein, nach hinten mittelst dreier Fortsätze mit dem Scheitel-, Schläfen- und hintern Gaumenbein. — Der Unterkiefer, welcher bei den erwachsenern Individuen fast so groß ist, als der Oberkiefer, besteht aus zwei Ästen, die wieder aus mehren (6—7) Knochenstücken zusammengesetzt sind, und hat hinter seiner Gelenkfläche einen starken, fast hakenförmigen Fortsatz. — Der Knochenbau des Crocodilkopfs ist besonders auch noch in der Hinsicht merkwürdig, weil er in mehrem Betracht bedeutend von dem der andern Eidechsen abweicht. — Was das übrige Skelett der Crocodile betrifft, so zählt man an ihnen sieben Halswirbel [3]), zwölf Rücken-, fünf Lenden-, zwei Kreuz- und dreißig bis sechsunddreißig Schwanzwirbel. Diese letztern haben an ihrer untern Fläche einen nur durch Knorpel angehefteten Dornfortsatz. Die breiten Querfortsätze der Kreuzwirbel dienen zur Unterstützung der Hüftbeine. Von den zwölf Paar Rippen sind die vier ersten mit zwei Ästen in zwei Querfortsätze der Wirbel eingelenkt. Die beiden ersten und letzten Paare sind falsche Rippen, indem sie nicht mit dem Brustbeine verbunden sind, dies letztere dagegen verlängert sich bis zu den Schambeinen, und hat fünf Paar cylindrische Knorpelbogen, welche die Vorderfläche des Bauchs unterstützen. — Der Oberarmknochen ist fast wie beim Menschen gebildet, Handwurzelknochen sind vier, Mittelhandknochen finden sich fünf, der Daumen hat zwei, der zweite Finger drei, der dritte und vierte vier, der fünfte Finger nur drei Glieder. — Was das Becken betrifft, so legt sich das Darmbein mit einem breiten Rande an die Kreuzwirbel; das Sitzbein, fast wie ein Schlüsselbein gestaltet, schließt mit dem der andern Seite die Vorderwand des Beckens. Das Schambein aber, mit dem Sitzbeine nur beweglich verbunden, nimt das hintere Ende der knorpeligen Bauchrippen auf. — Als Fußwurzelknochen finden sich außer dem Fersen- und Springbeine noch drei Knöchelchen. An dem innersten Mittelfußknochen stehen zwei, am zweiten drei, am dritten und vierten vier Zehenglieder. — Was das Gehirn und Nervensystem der Crocodile betrifft, so fand Carus (Zootom. S. 215) sie in einem jungen Crocodile bedeutend groß, das kleine Gehirn war mehrmals in die Quere gefaltet, und unter demselben zeigten sich deutliche kleine Ganglien am Ursprunge des Hörnerven zu beiden Seiten der vierten Hirnhöhle. Nach demselben Anatomen scheint das Hirn bei den Crocodilen, wie überhaupt bei den Amphibien, früher zu wachsen aufzuhören, als der gesamte Körper, indem er auch bei sehr großen Crocodilen die Schädelhöhle doch nicht bedeutend geräumiger fand, als bei kleinen, wo sie das Hirn äußerst genau umschloß. — In Bezug auf die Sinneswerkzeuge ist besonders die Entwickelung des Gehörorgans zu bemerken. Es findet sich nämlich an dem genau von Knochen umschlossenen, mit drei kreidenartigen Kronen versehenen Labyrinth deutlicher, als in andern Eidechsen, ein unterer, vorwärts gebogener Anhang, dessen Inneres durch eine Querwand in zwei Gänge geschieden ist, von welchen der eine in den Vorhof, der zweite mittelst eines kleinen, durch Häute verschlossenen Lochs in die Paukenhöhle mündet; welcher Anhang nach Lage, Bildung und Öffnung als erste Anlage einer Schnecke zu betrachten ist. Das Trommelfell ist aufwärts gerichtet. Besonders ausgezeichnet ist aber die Entwickelung einer Art von äußerm Ohr, in Gestalt zweier fleischiger Lippen. — Das Auge der Crocodile ist noch durch eine besondere Nickhaut, oder drittes Augenlied, im vordern Augenwinkel befindlich, beschützt, welches mittelst eines besondern, um den Augapfel laufenden Muskel über jenen gezogen werden kann. Die Pupille ist eine senkrechte Spalte und die Ciliarfortsätze sind schön entwickelt. — Was die Verdauungswerkzeuge (im weitern Sinne) der Crocodile betrifft, so finden sich in dieser Hinsicht manche Merkwürdigkeiten bei denselben. Von den Zähnen und den Kieferknochen war

3) Vergl. hierüber die interessanten Nachweisungen in Carus von den Urtheilen des Knochen- und Schalengerüstes. Leipz. 1828. fol. S. 141 folg., und Huschke in Isis (Oken) 1825. S. 1105. — Davon hier ein Mehres beizubringen, würde zu weit führen.

Digitized by Google

schon oben die Rede, weshalb diese hier übergangen wurden. Der Zungenknorpel ist mit einem platten, schildförmigen Körper und zwei größern Seitenästen versehen, die Zunge selbst ist sehr groß und füllt fast den ganzen Raum zwischen den Ästen des Unterkiefers aus, ist auf dem Boden der Mundhöhle aufgewachsen und mit einer derben, rautenförmig gefurchten Haut überzogen, hinterwärts aber in einem freien, querlaufenden, die Stimmritze zum Theil bedeckenden Rändchen geendigt. Carus will auch eine Art von Gaumensegel, doch ohne Uvula bemerkt haben (Zootomie S. 372). Besonders merkwürdig ist aber die Art, wie die Crocodile ihre Kiefern bewegen, obwol die Untersuchungen darüber noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden können Wir haben oben schon der Meinung der Alten über diesen Gegenstand gedacht, einer Meinung, welche, wie Geoffroy gezeigt hat (Annales du Mus. d'hist. nat. II. p. 40folg.), von den Neuern ohne genügenden Grund ganz verworfen worden ist. In der That ist auch, wie dieser Anatom bemerkt, der Kopfbau des Crocodils ganz paradox, im Vergleich mit dem Kopfbau anderer Thiere; denn die Theile, welche sonst seitlich zu liegen pflegen, wie die Wangen und die Organe, welche die Kiefern bewegen, sind bei den Crocodilen ganz nach hinten gedrängt, und man kann mit einigem Rechte sagen, daß ihr Schädel eigentlich nur aus zwei Kiefern besteht. Weitere Abweichungen finden in der Hinsicht statt, daß 1) die Unterkinnlade um ein Sechstheil länger ist, als die obere mit dem Schädel; 2) daß die Unterkinnlade eine Gelenkhöhle mit doppelter Abflachung zeigt, in welcher die Fortsätze des Schläfenbeins gliedern; 3) daß der Gelenkkopf des Hinterkopfs mit den vier Gelenkköpfen der Schläfenbeine in einer Linie liegt, und daß 4) die beiden Kiefern gar keine Seitenbewegung haben. Was man endlich äußerlich für den eigentlichen Schädel zu halten meinen dürfte, auf die Wölbung achtend, welche bei andern Thieren den Schädel verräth, so besteht dieser nur in Muskeln, welche sehr umfangreich sind. Nun biegen aber die starken, an der seitlich fast unbeweglichen Halswirbelsäule befestigten Muskeln den Kopf in einen Winkel von 45° in die Höhe, und diese Biegung wird noch durch die sehr dünne Haut unterstützt, welche die Verbindungsstelle des Schädels mit dem Halse bedeckt und ausnehmend dünn und biegsam ist, dagegen die Unterkinnlade von einer runzeligen, wenig biegsamen Haut umschlossen ist. Wenn man aber nun auch eine Muskelkraft voraussetzt, die im Stande wäre, die Unterkinnlade nach unten zu ziehen, so würde dabei doch schon die Haut hinderlich seyn. Außerdem ist die Unterkinnlade auch in dieser Bewegung noch durch ihren hintern Theil gehemt, denn ihr langer Fortsatz hinter dem Gelenke bewegt sich dann in einem Bogen gerade an der Stelle, wo ein starkes Schild das Aufsteigen des Fortsatzes dergestalt hindert, daß es fast, obwol nicht ganz unmöglich wird. Übrigens sind blos zwei schwache Muskeln zum Niederziehen der Unterkinnlade bestimt. — Der Magen des Crocodils ist groß und kugelich, und in der Gegend des nahe am Magenmunde befindlichen Pförtners läßt sich eine eigene kleinere Abtheilung unterscheiden. Der Dünndarm ist, nach Cuvier, oberwärts auf seiner innern Fläche mit kleinen Zotten, unterwärts mit einer Drüsenschicht bekleidet. — Was die Respirations- und Stimmorgane der Crocodile betrifft, so öffnet sich der Kehlkopf in eine Längsspalte, welche weit hinten liegt und vom Zungenrande etwas bedeckt wird. Vorn zeigt sich am Kehlkopfe eine große, spitzige Knorpelplatte, als Spur eines Schildknorpels. Die Lungen, doppelte, zellige Säcke, liegen nicht so weit nach hinten, über die Leber herab, wie bei andern Gattungen der Reptilien, sondern mehr im Thorax. Höchst merkwürdig ist aber noch ein eigenthümlicher Athmungsmechanismus. Aus der Peritonalhöhle gehen nämlich zwei Kanäle gerade in die Cloake, und da sie keine Klappen haben, so kann durch sie jede Flüssigkeit aus der Bauchhöhle und in diese hinein treten. Bei dem männlichen Crocodile gehen von diesen Kanälen noch zwei Zweige, jederseits einer, an die Ruthe und endigen blind unter der Eichel. — Über den Zweck dieser Kanäle spricht sich Geoffroy, der Entdecker derselben [4]), folgendermaßen aus [5]): „Das Crocodil besitzt eine Lunge, welche viel vollkommener ist, als die irgend eines andern Reptils, indessen wird die Energie dieses Thiers durch den Lungenathmungsprozeß nur wenig gesteigert. Auf dem Lande, wo nur dieser statt findet, ist es furchtsam, seinen Kräften gleichsam mistrauend; es fühlt, daß dieselben seiner Wildheit nicht entsprechen würden. Aber im Wasser wird es sogleich ein ganz anderes Thier; seine Energie ist außerordentlich, sein Schwimmen reißend. In diesem Elemente entwickelt es das Feuer und die Kraft des Löwens, alle Energie eines Thieres, welches mit einer sehr vollkommenen Respiration begabt ist. Alle Lebenskraft, alle Muskelthätigkeit hängt aber vom Athmen und dessen Wirkungen ab. Indessen kann das Crocodil eine solche Steigerung seiner Activität nicht durch den Lungenathmungsproceß erreichen, welcher eines Theils zu einem solchen Zwecke nicht vollkommen genug organisirt ist, auf der andern Seite aber im Wasser eine Unterbrechung erleidet. Hier treten nun die Hilfsorgane in Function — und das Crocodil athmet im Wasser mittelst einer Organisation, welche derjenigen der Holothurien sehr ähnlich ist, indem alle Blutgefäße des Unterleibes zu den Wirkungen des Athmungsprocesses mit beitragen müssen. Durch die gedachten beiden Kanäle trit Wasser in die Bauchhöhle. Wie wir ebenfalls oben schon gesehen haben, besitzt das Crocodil, außer dem eigentlichen Brustbeine, auch ein anderes am Unterleibe, jeder dieser Knochen mit seinen Muskeln wirkt aber seinerseits bei dem Athmungsproceß, das eigentliche Brustbein auf dem Lande, das am Bauche liegende im Wasser. Ohne die Entdeckung dieser Kanäle konte man die Gewohnheiten des Crocodils nicht begreifen, es entwickelte im Wasser die Activität eines warmblütigen Thieres, und bis jetzt wußte man doch nicht, wie dies zuging, da man eine Organisation, bei welcher dies möglich, nicht kante. Die Peritonalkanäle vertreten hier gewissermaßen die Stelle einer zweiten Luftröhre, indem sie das Respirationselement in eine andere Art von Respirationshöhle führen." — Offenbar

4) Annales des Sc nat. XIII p. 153. 5) Cours de l'histoire naturelle des Mammifères. Paris 1829. Leçon III. p. 28.

Digitized by Google

wird auf diese Weise der Zweck des Athmens erfüllt, und man darf annehmen, daß hier schon eine Art von Wasserathmung statt findet und das Blut den nöthigen Sauerstoff aus dem Wasser aufnimt. (Vergl. auch Carus Zootomie S. 562). — Die Leber ist, der Form nach, der menschlichen ähnlicher, als die anderer Reptilien; die Gallenblase liegt an der concaven Fläche derselben, und Gallenblasengang und Lebergang senken sich theils getrent, theils verbunden, in den Darmkanal; die kleine längliche Milz liegt am Grunde des Magens. — Die Bauchspeicheldrüse fand Carus zwischen den Blättern des Gekröses an der ersten Krümmung des Darmkanals, und den Ausführungsgang bemerkt Cuvier als doppelt. — Die Nieren sind, wie bei den Schlangen, doch in weniger deutliche Lappen getheilt. — Was das Gefäßsystem betrifft, so ist das Herz am Herzbeutel durch ein sehniges, von der Spitze ausgehendes Band befestigt. Die Herzkammer ist, nach Cuvier, in drei anastomosirende Zellen getheilt, dergestalt, daß das Blut der Hohlvenen aus dee rechten Herzkammer in die zwei rechten, untern, verbundenen Herzzellen trit, aus welchen die Lungenarterie und die linke absteigende Aorte entspringt, dagegen das Lungenvenenblut aus der linken Vorkammer in die linke obere, von den vorigen mehr abgesonderte Herzkammer sich ergiesst, aus welcher der rechte Aorten-, Kavotiden- und Axillararterienstamm entspringt. — Den Chylus sah Hewson weiß, da er bei andern Reptilien wasserhell angetroffen wird. — Hinsichtlich der Geschlechtsorgane findet man Nebenhoden und eine einfache Ruthe. — Über die Entwickelung der Crocodile im Ei sind noch keine Untersuchungen vorhanden, doch bemerkt Carus, daß er bei einem jungen, wahrscheinlich erst aus dem Ei geschlüpften Crocodile den Dottersack noch sehr groß und gefüllt in der Bauchhöhle liegend und deutlich mit einer Darmwindung verwachsen fand. —

Die Crocodile leben im Allgemeinen nur am und im Süßwasser, ob man gleich behauptet, daß sie auch ins Seewasser gehen. Sie halten sich an großen Bächen, Flüssen, Strömen, Seen u. s. w. auf, und bringen die meiste Zeit im Wasser zu, meist so darin liegend, daß nur die Schnauzenspitze und die Augen über den Wasserspiegel hervorragen. Außerdem ruhen sie auch am Ufer auf trocknen Stellen, oder auch auf Steinen und Felsen über der Wasserfläche. Besonders sonnen sie sich gern nach eingenommenem Fraß. In der heißen Zone und in weniger menschenreichen Gegenden sind sie oft so zahlreich, daß man kaum begreift, wo sie ihre Nahrung hernehmen. In den kältern Zonen, oder in denjenigen, welche eine Art von Winter, die sogenante Regenzeit, haben, sollen die Crocodile während desselben schlafen, wenigstens versichert Humboldt dies vom Crocodil am Orinoco. Auf dem Lande sollen die Crocodile, wenigstens die erwachsenen, langsam und unbehilflich seyn, und schon den Alten war es bekant, wie schwer ihnen das Umwenden wird. Ihre Verbreitung beschränkt sich auf die heißen Zonen, zwischen den Wendekreisen und nur wenige Grade weiter nördlich. Sie sollen im Allgemeinen in den bewohnten Gegenden weniger wild und gefährlich seyn, ob es gleich viele Ausnahmen von dieser Regel geben möchte.

Die Nahrung der Crocodile ist animalisch, doch verschlingen sie auch Kiesel und andere Steine in Menge, vielleicht zur Beförderung der Verdauung. Sie sind ungeheuer gefräßig und raubsüchtig, und verschonen selbst den Menschen nicht, der ihnen nicht selten zur Beute wird. Außerdem werden sie den Säugethieren gefährlich, welche die von ihnen bewohnten Wasser zu durchschwimmen haben oder in denselben tränken. Sie verschmähen aber auch todte Thiere und deren Theile nicht. Nähere Angaben hierüber kommen bei den einzelnen Arten vor.

Was die Fortpflanzung der Crocodile betrifft, so soll bei der Begattung das Weibchen auf dem Rücken liegen. Es legt dann seine Eier an sonnige Stellen, scharrt sie etwas ein und bewacht sie, wie Rüppell wenigstens vom Nilcrocodile, Audubon vom Alligator erzählt. Zur Zeit der Brunst erhöht sich der Moschusgeruch der Männchen. Eier und Junge sind vielen Gefahren ausgesetzt; jene werden von mehren Thieren aufgesucht und ausgesoffen, auch von Menschen benutzt; diese werden von größern Fischen u. s. w. verfolgt. Sie sollen sehr langsam wachsen, so, daß gefangene in zwei Jahren von 6 Zoll erst zu 20 Zoll heranwuchsen. Man schreibt deswegen dem Crocodile ein sehr langes Leben zu. Wenn eigentlich sein Wachsthum in Bezug auf Fortpflanzung vollendet, ist noch unbekant; ebenso weiß man nicht, ob es nach dieser Periode noch fortwächst, was fast annehmbar scheint, wenn die Angabe der Alten von 50 Fuß langen Crocodilen richtig ist, wie wohl zu glauben, denn da es von dieser Größe jetzt keine mehr gibt, so müßten die jetzigen, im gedachten Sinne, lauter unausgewachsene und also zur Fortpflanzung untüchtig seyn, was nicht der Fall ist.

Von dem Nutzen der Crocodile ist wenig zu sagen. Von den alten Ägyptern wurden sie göttlich verehrt (siehe den Art. Suchus). Der König von Saba, in Afrika, soll zur Pracht Crocodile in Teichen ernähren. Unter Kaiser August wurden sie mit bei den Thiergefechten gebraucht. In ihren Eingeweiden will man auch Bezoare gefunden haben. Die Berber und die südamerikanischen Wilden essen ihr Fleisch, deswegen und wegen ihres Schadens wird überall auf diese Thiere Jagd gemacht. Der letztere ergibt sich aus ihrer Nahrung und wird dessen, sowie des Fangs bei den einzelnen Arten gedacht werden.

Zu leichterer Übersicht und bei den auffallenden Verschiedenheiten der einzelnen Arten hat Cuvier dieselben in drei allgemein angenommene Untergattungen zusammengestellt.

1. Gavials (Gavialis *Oppel.*). Die Schnauze ist dünn und sehr in die Länge gezogen; die Zähne fast gleich groß; die vierten der Unterkinnlade liegen bei geschlossenen Kiefern nicht in Höhlen des Oberkiefers, sondern nur in Ausrandungen desselben; die hintern Füße sind am äußern Rande gezähnelt, und die Schwimmhaut derselben reicht bis an die Zehenspitzen; in dem Schädel stehen hinter den Augen zwei große Löcher, deren Vorhandenseyn man durch die Haut hindurch bemerkt. Die Arten finden sich nur auf dem alten Continent.

Digitized by Google

II. Eigentliche Crocodile (Crocodilus, *Cuvier, Oppel.* Champse, *Merrem*). Die Schnauze ist länglich und platt, die Zähne sind ungleich, die vierten der untern Kinnlade liegen bei geschlossenen Kiefern in Ausrandungen der obern Kinnlade; übrigens kommen sie in allen Kennzeichen mit den Arten der vorigen Untergattung überein und finden sich sowol auf dem alten als neuen Continent.

III. Caimans (Alligator, *Cuvier* et aliorum). Die Schnauze ist breit, stumpf, die Zähne sind ungleich und die vierten der Unterkinnlade treten bei geschlossenen Kiefern nicht in Ausrandungen, sondern in eigentliche Zahnhöhlen der Oberkinnlade; die Füße sind nur halbe Schwimmfüße und am Rande ungezähnt. Mit Sicherheit kann man sie nur in Amerika verbreitet annehmen. — Wir lassen nun nach dieser Eintheilung die Arten folgen.

I. Gavials.

1) C. gangeticus *L.* [6]). Das Gangescrocodil, der große Gavial. — Kennzeichen: der Schwanz ist so lang als der Körper, im Genick stehen sechs Schilder, im Nacken drei Reihen Querschilder, eine große knorpelige Vorragung umgibt die Nasenlöcher, nach hinten sich ziehend. — Diese Art ist nicht die einzige im Ganges, wie der Name vermuthen läßt. Es gibt in diesem Flusse auch andere, welche dem gemeinen Crocodile ähnlich sind, was schon die Alten wußten, denn Älian (Lib. XII. cap. 41.) sagt: „der Ganges ernährt zweierlei Arten von Crocodilen, von denen die eine sanfter, die andere grausamer Natur ist." Und wirklich lebt der Gavial nur von Fischen, und ob er gleich eine bedeutende Größe erreicht, so wird er doch den Menschen nie gefährlich. Von Fichtel [7]), welcher beide Arten im Ganges beobachtete, versicherte dies, wenigstens Cuvier, als Thatsache. Der Gavial scheint sich aber nicht blos im Ganges, sondern auch in den benachbarten Flüssen aufzuhalten. — Die Schnauze desselben ist fast cylindrisch, gegen das Ende etwas aufgeschwollen, an der Basis erweitert. Diese Erweiterung findet noch ganz eigenthümlich am Kopfe, besonders nach hinten statt; der Querdurchmesser ist 2 und ⅔ Mal in der ganzen Länge enthalten, aber die Länge des Schädels, vom vordern Rande der Augenhöhlen gemessen, ist 4 und ¼ Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Knochenplatte, hinter den Augenkreisen, bildet ein rechtwinkeliges Viereck, welches um ⅓ breiter, als lang ist. Die Augenhöhlen sind mehr breit als lang, und der Raum, welcher sie trent, ist breiter, als sie selbst. Die Löcher im Schädel sind größer, als an irgend einer andern Art, selbst größer als die Augenhöhlen, und wie diese mehr breit als lang. Sie werden selbst gegen den Grund kaum enger. Die Länge der Schnauze verhält sich zum Körper wie 1 zu 7½. Cuvier zählt im Unterkiefer auf jeder Seite 25 Zähne, im obern 28, im Ganzen also 106. Hinter dem Kopfe befinden sich nur zwei kleine Schilder, dann kommen vier Querreihen, welche in die des Rückens übergehen. Alle diese Schilderreihen finden sich ebenso bei der folgenden Art [8]).

Über das Gangescrocodil gibt Abel Clarke einige eigenthümliche Bemerkungen (Edinburgh Journal of Science. Avril 1828. p. 339). Er hatte Gelegenheit, ein schon einige Tage todtes Exemplar von 18 Fuß Länge zu untersuchen. Die Eingebornen nanten es Cummeer. Die Beschreibungen der bis jetzt bekanten Arten wollten nicht recht passen. Die zwei innern Zehen der Vorderfüße waren ganz frei, sowie die innere Zehe der Hinterfüße. Ist Clarke's Beobachtung richtig und nicht vielleicht dieser Umstand ein Werk des Zufalls (die Fäulniß könte die Schwimmhaut zerstört haben), so hätten wir nicht allein eine neue Art, sondern die Kennzeichen der ganzen Familie unterlägen einer Veränderung. — Übrigens fanden sich im Magen dieses Individuums die Reste des Körpers einer Frau mit einigem Putze, eine ganze Katze und die Reste eines Hundes und eines Schöpses.

2) C. tennirostris *Cuvier* [9]); der kleine, der dünnrüsselige Gavial. — Kennzeichen: Der Schwanz mißt nur drei Viertheile der Körperlänge, im Genick und im Nacken zwei Paar Schilder. — Der Schädel ist in Beziehung auf die Schnauze länger und schmäler, als beim großen Gavial. Die Länge des Schädels, von den vordern Rändern der Augenhöhlen gerechnet, ist blos 3 und ¾ Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Platte des Schädels hinter den Augenhöhlen ist so lang als breit; die Augenhöhlen sind mehr lang als breit, im Verhältniß zum Kopfe größer, als bei der vorigen Art und durch einen schmälern Raum, als jede von ihnen, getrent. Die Löcher im Schädel sind mehr lang, als breit und in ihrem Grunde sehr verengt. — An Zähnen findet sich ein Paar mehr oder weniger, oben und unten bei verschiedenen Exemplaren, ihre wahre Anzahl mag aber wie bei voriger Art seyn. Die Länge der Schnauze verhält sich zu der des Körpers wie 1 — 7; sie ist folglich länger, als bei dem großen Gavial. Dieser Punkt widerspricht der, sonst nicht ganz abzuweisenden Annahme, daß dieser Gavial nur Altersverschiedenheit der vorigen sey; denn die Schnauze verlängert sich mit zunehmendem Alter durch die Entwickelung der Zähne. Hinter dem Schädel sitzen zwei Paar ovale Schilder, dann kommen vier Querreihen; die erste von zwei großen, die zwei folgenden von zwei großen und zwei kleinen, die vierte von zwei großen Schildern; diese stößt unmittelbar an die Rückenreihen. Alle Schilder haben gleichförmige, wenig erhabene Keile. Die

6) Ed. *Gmelin*, Lacerta gangetica p. 1057, mit Ausschluß der Syn. von Adamson und Seba. — Lac. Crocodilus, *Edwards* Philos. Trans. t. 49. pl. 19. — Gavial *Lacépède* Quadr. ovip. pl. 15. (mittelmäßig). — Dieser Schriftsteller hat zuerst den indischen Namen Gavial in die Wissenschaft eingeführt. — Crocodile du Ganges. *Faujas de St. Font* Hist. nat. du mont St. Pierre. t. 46. 47 (sehr gut). — Croc. longirostris, *Schneider* Hist. Amph. II. 160. — C. gangeticus, *Cuvier* Ann. d. Mus. d'hist. nat. X. pl. 1. f. 2. 10. (grand Gavial. pl. 2. f. 11. (grand Caiman). — *Oppel etc.* Naturgeschichte der Amphibien. t. 14. 7) Reisender für das östreichische Naturalienkabinet; ein sehr thätiger Sammler, dessen man doch, außer diesem Anführen Cuviers, kaum irgend erwähnt findet.

8) Diese Angabe Cuviers stimt indessen keineswegs mit der von ihm gegebenen Abbildung, nach welcher im Genick deutlich sechs Schilder, im Nacken drei Querreihen, jede von zwei Schildern, stehen. 9) Annales du Museum. l. c. pl. 1. f. 1. 11. pl. 2. f. 12. *Faujas* l. c. pl. 48. *Oppel* l. c. t. 15. C. longirostris, *Daudin.*

Digitized by Google

Zahl der Rückenreihen ist 18. Die doppelten Schwanzkämme reichen bis zur 19ten Schilderreihe. Cuvier ist nicht gewiß, ob diese Art wirklich eigene Art ist; Merrem hält beide für eine, ob er gleich die letztere aufführt, deren Vaterland nach ihm Indien ist, da sich doch nach Cuvier hierüber Bestimtes noch nicht sagen läßt.

II. Eigentliche Crocodile.

3) C. niloticus [10]). Das Nils, gemeine, gewöhnliche Crocodil. — Kennzeichen. Die Schnauze ohne Leisten, im Nacken sechs Schilder und ebenso viele in jeder Rückenschilderreihe. — So genau auch diese Art, das Crocodil vorzugsweise genant, schon den Alten bekant war, so viel es auch in Samlungen vorkam, so lieferte doch erst Geoffroy (a. a. O.) eine gute Abbildung davon und eine genaue Beschreibung, der wir hier folgen. Der Kopf des gemeinen Crocodils ist halb so breit als lang. Die Augen stehen mehr aus einander, als an andern Arten, und der Raum zwischen ihnen ist riemenförmig ausgehöhlt, ohne Spur einer Erhöhung. Auch die Schnauze ist nach vorn vollkommen flach, die zwei letztern Schilderreihen auf dem Halse sind einander mehr genähert, und die Schilder sind mehr breit als lang; die der ersten Reihe stehen ziemlich in gleicher Weite von einander. Auf dem Rücken stehen siebenzehn Schuppenreihen, auf dem Schwanze, soweit er zwei Kämme hat, achtzehn und auf der hintern Hälfte ein und zwanzig. Die Schilder des Rückens sind durch die Gleichheit ihrer Größe merkwürdig, so wie durch ihre genau viereckige Form und ihre wenig und gleichförmig erhobenen Kiele. Die Farbe ist broncegrün, schwarz verbreitet sich strahlenweise vom Mittelpunkte der Kiele aus, es macht auf der Oberseite der Beine und in den Seiten nur Nüancirungen und der Bauch ist ganz grün. — Was die Zähne betrifft, so sagt Cuvier (Recherches sur les ossem. foss. V, 2. p. 30.), daß die erstern Zähne der Unterkinnlade in einem gewissen Alter die obere durchbohren. Dagegen streitet aber Wiegmann (Isis. XXII. S. 622.) mit folgenden Worten: „Dies ist aber wol nicht gut möglich, da bereits bei kleinen, folglich jüngern Exemplaren der Crocodile und Caimane die vordern Zähne des Unterkiefers den Zwischenkiefer durchbohren, wenigstens durchgehende Löcher im Zwischenkiefer vorhanden sind, in welche die beiden Unterkieferzähne eindringen, während oft bei sehr großen Exemplaren derselben Art äußerlich solche durchgehende Löcher im Zwischenkiefer nicht zu sehen sind. Bei einem Exemplare des Crocod. niloticus unseres (Berliner) Museums von acht Fuß Länge finden sich durchgehende Löcher im Zwischenkiefer, ja bei einem viel kleinern von 3¾ Fuß ebenfalls, während sie bei dem größten Exemplare unserer Samlung von zwölf Fuß Länge sich nicht vorfinden. Verhältnißmäßig ist bei letzteren die Schnauze breiter, als bei den beiden andern. Bei einem Exemplare des C. niloticus Var. (Sachus Geoffroy) von drei Fuß Länge ist der Zwischenkiefer ebenfalls undurchbohrt. Ein Gleiches findet bei einem fünf Fuß langen Exemplare des C. biporcatus statt, während ein anderes Exemplar derselben Art von mehr als zehn Fuß Länge die Durchbohrung des Zwischenkiefers in hohem Grade zeigt. — Bei einem C. Lucius von sieben Fuß Länge ist es nicht der Fall, so auch bei einem C. sclerges von gleicher Größe. Dagegen sind bei einem Exemplare der letztern Art von fünf Fuß Länge nicht nur die vordern Löcher im Zwischenkiefer durchgehend, sondern auch die ersten seitlichen, welche den vierten Zahn des Unterkiefers aufnehmen. Es scheint demnach nicht mit dem Alter des Thiers in Bezug zu stehen und kann nur eine sexuelle oder individuelle Verschiedenheit seyn. Da über das Geschlecht unserer Exemplare keine weiteren Notizen vorhanden sind, so sehe ich mich außer Stande, hierüber eine bestimtere Meinung auszusprechen, hoffe aber, daß die Pariser Naturforscher, denen bei einer größern Anzahl von Exemplaren, gewiß auch sichere Notizen über das Geschlecht derselben nicht mangeln, diesen noch zweifelhaften Punkt einer genauern Untersuchung werth halten werden." — Über manche Dunkelheiten in der Naturgeschichte dieses Thieres geben die Beobachtungen Aufschluß, welche Blainville (Journal de Physique 1823. Mai) an einem lebenden anzustellen Gelegenheit hatte, welches Exemplar, ungeachtet er es nicht genau beschreibt, schon nach der Angabe des Vaterlandes zu dieser Art gehörte. Es war etwa sechs Fuß lang. Man hielt es mit einer mäßigen Menge Wasser in einem Kasten. Die Wärme des Wassers war 10 — 12 Grad über 0 und diese Temperatur schien auch die des Thieres zu seyn. Sein Gang war langsam, und seine Bewegungen beim Schwimmen bestanden in einer abwechselnden Bewegung der Füße, auf die Art, wie man sie bei den Schildkröten und Salamandern bemerkt. Es war durchaus nicht bösartig und schien Gefallen daran zu finden, wenn man ihm die Kehle strich. Sein Athmen war langsam, unregelmäßig, und schien manchmal 20 — 40 Minuten lang aufgehoben. Die Bewegung der Nasenlöcher und der faserig knorpeligen Erhöhung, welche denselben als Deckel dient, waren mit denen der Respiration isochronisch. Der Mechanismus dieser Function schien von dem, wie man ihn bei den eigentlichen Eidechsen beobachtet, abzuweichen, und in gewisser Hinsicht eher dem der Chelonier (Schildkröten) ähnlich zu seyn. Die Zusammenziehungen, statt unter der Kehle oder am Thorax sich zu zeigen, hatten an den Wänden des Unterleibs, etwas vor den Beckengliedern, statt. Der Sinn des Gesichts schien gut zu seyn, die Iris war graulich, die meist rhembordale Pupille stand vertikal und behielt ihre Form, wenn sie sich zusammenzog, was oft geschah, ohne daß eine Veränderung des Lichtes statt hatte. Die Nickhaut ward oft bewegt, aber langsam, wenn das Thier gereizt war. Die Ohren waren meist genau durch die Deckel geschlossen. Die Zähne hatten eine Art von Halbdurchsichtigkeit, kreuzten sich beim Schluß der Kiefern und waren, mit Ausschluß der Spitze, außen vollkommen sichtbar. Von den Lippen kann man sagen, daß sie gänzlich man-

10) *Seba* Thesaur. I. t. 104. f. 12. *Cuvier* Annales du Mus. X. pl. 1. f. 5. 12. pl. 2. f. 7. — *Geoffroy* ib. pl. 3. f. 1. — *Oppel* a. a. O. t. 8. — Croc. palmatus? *Schneider* H. amph. II. 166. — Croc. (Champse) *vulgaris*. *Merrem* Crocod. Chamses, *Bory de St. Vincent*, nicht *Brongniart* wie im „Wörterbuch der Naturgeschichte" steht. Diction. class. d'hist. nat. V. 105. Crocod. niloticus *Auct.*

Digitized by Google

geln. Die Körperhaut war weicher und biegsamer, als man glauben mochte, und nur die Nacken- und Rückenschilder waren wirklich hart. Dies Thier ward mit Ochsenherz gefüttert. Wenn es den Rachen öffnete, so sahe man die Bewegung des Zungenschildes, Behufs des Schlingens, es war gelb und hatte einige Querrunzeln. Der Gaumen und das Zungenschild berührten sich hinten, wobei man weder die Öffnung des Kehlkopfs, noch die des Schlundes bemerken konte. — Das Nilcrocodil erreicht eine bedeutende Größe, und die Alten sprechen von funfzig Fuß langen Exemplaren. Man findet es wahrscheinlich in den meisten, wenn nicht in allen großen Flüssen Afrika's, sicherlich aber, außer dem Nil, noch im Senegal, Zaire und Isaliba. Sonst war es bis in das Delta herunter sehr gemein, ist aber durch die beständigen Verfolgungen so vermindert, daß man den Nil ziemlich weit aufwärts verfolgen muß, wenn man es finden will. — Man hat ihm eine ungeheuere Gefräßigkeit und Raubgier Schuld gegeben, es scheint indessen, daß dies Übertreibung ist und nur der Hunger es zuweilen zum Menschenraub treibt. Meist lebt es von andern Thieren, die sich im Wasser finden oder an dieses kommen. Daß es nicht so ganz unzähmbar, beweiset, daß die alten Ägypter es in ihren Tempeln hielten, wenn dies nicht etwa, wie Geoffroy behauptet, eine andere Art (C. Suchis) war. — Das Nilcrocodil legt an die Ufer in den Sand gegen hundert Eier, welche etwa die Größe eines Gänseeies haben. Die Jungen schliefen etwa nach einem Monat aus und sind dann gegen 9 Zoll lang. Viele Eier werden durch die Ichneumons (Viverra Ichneumon) zerstört, auch von einer Art Eidechse (Varanus Dracaena *Merr.*) aufgefressen.

Von dem Nutzen des Nilcrocodils ist nicht viel zu sagen, man müßte denn das sonstige Heiligseyn [11]) mit darunter begreifen, deswegen wollen wir dies und den Fang hier zugleich abhandeln. — Das Crocodil, berichtet uns Herodot, war in einigen Gegenden Ägyptens geehrt, und in andern war es ein Gegenstand des Abscheues und des Schreckens. Halbgott bei den Arsinoiten, besaß es einen Tempel, am Gestade des See Möris erbaut; eine Gesellschaft von Priestern bestrebte sich, über seine geringsten Bedürfnisse zu wachen; für die Bewohner des Nilufers war es aber nichts, als ein wildes und furchtbares Thier, der gemeinsame Feind der gesamten Bevölkerung. Dort war die Tödtung eines Thieres eine abscheuliche Entheiligung; hier eine rühmliche That, und fast eine Wohlthat für die Bewohner der ganzen Umgegend. Diese Erzählungen der griechischen Geschichtschreiber wälzen auf die alten Ägypter den Vorwurf eines ungereimten und abergläubischen Widerspruchs, dieser war aber nur in Worten und nicht in der That vorhanden. Die Ägypter waren nur billig und folgerecht in ihren Gesinnungen, denn sie verabscheuten und verfolgten das Crocodil t'Emsah wegen des Schadens, welchen diese Thiere ihnen verursachten, und sie gaben einer ganz natürlichen Regung von Dankbarkeit nach, wenn sie das Crocodil Suk verschonten, welches die Griechen auch Suchus nanten. Was das größere, das t'Emsah betrifft, welches beständig sich erneuernde Bedürfnisse, eine unersättliche Gefräßigkeit wild gegen die Ruhe der Völker aufregten, so befahl die Religion, nach welcher ein böser, den Osiris verfolgender Genius sich in diesen Thieren verbarg, deren Verfolgung. Das andere Crocodil, der Suchus (s. diesen Art.), ist eine schwache unschuldige Art, welche wegen ihrer Kleinheit vor den andern im Innern des Landes anlangen muß, wenn die überschwemmenden Wasser austreten. Die Ägypter betrachteten diese Gewohnheit wie eine Quelle des Wohls für sie, und so entstand die Ursache einer Erkentlichkeit, welche sie durch öffentliche Ehrenbezeugungen ausdrückten. Die zeitige Erscheinung des Suchus an den entfernten Orten traf mit der größten Begebenheit für das Land zusammen, dem wunderbaren Ereigniß der Befruchtung des Bodens. Als jährlicher Vorläufer der Gewässer der neuen Überschwemmung schien er den sein Bett verlassenden Nil auf die brennenden und dürstenden Gefilde zu führen, oder um in theogonischer Sprache zu reden, der Suchus kam alle Jahre, um der schmachtenden Isis die Annäherung eines mit Anmuth und ewiger Jugend geschmückten Gemahls anzuzeigen. Mehr war zur Heiligung nicht erfoderlich. Nur in den vom Flusse entfernten Städten, wie Onibos, Arsinoë, Coptos, hatte man dem Suchus Tempel errichtet, weil nur dort seine Sendung einen Charakter von Nützlichkeit hatte. Sie war natürlicher Weise den Menschen vorzüglich angenehm, welche durch die von den Hochebenen, welche das Nilthal umschließen und begrenzen, zurückprallende Hitze gegen die beständige und unerträgliche Wirkung der brennenden Sonne viel empfindlicher waren, als die Bewohner des mittleren Landes. Diese konten das Steigen des Flusses aus eigends dazu gewidmeten Anstalten, den Mequias, kennen; der Suchus ersetzte dieselben der Bevölkerung der entfernteren Gegenden; wandernde Mequias, war er selbst der Überbringer der großen Neuigkeit. Langte er früher als gewöhnlich an, so nahmen ihn die Völker mit Festlichkeiten auf, mit großen Freuden- und Dankbezeugungen; denn dies Ereigniß war eine sichere Anzeige von einer bedeutenderen Überschwemmung und also einer reicheren Ernte. Seine Abwesenheit oder verzögerte Ankunft, Vorbedeutung eines trocknen Jahres und einer Hungersnoth, wurden im Gegentheil Ursache einer allgemeinen Trauer, weil die Reise des Suchus und die Ankunft der Gewässer nur eine und die gleiche Begebenheit für einfache und in entfernten Gegenden wohnende Menschen war. Wirklich gehen die Crocodile, gezwungen, von Zeit zu Zeit die Erde zu betreten und zwischen hohe und senkrechte Ufer versetzt, nothwendigerweise etwas vor dem Gewässer her, sie sind demnach seine Vorläufer, wenn es sich über das Land ergießt; eigentlich hängen sie davon ab, obgleich sie dasselbe nachzuziehen scheinen. Alle diese sonst dunkeln, von keinem Commentator begriffenen Thatsachen sind nun aufgeklärt. Wir wissen nun, daß es blos der Suchus war, welcher in mehren Städten Ägyptens feierlich verehrt wurde, er ist es allein, welchen man mit so vieler Sorgfalt und Liebe in den Tempeln erzog, welchen man mit reichen Armbändern und Angehängen zierte, den man mit dem

11) Wir folgen hiebei Geoffroy in Revue encyclop. Mai 1828.

Digitized by Google

Fleisch der Schlachtopfer nährte. Aber war er es auch allein, welchem nach dem Tode die Ehre des Einbalsamirens zu Theil wurde? Bestattete man ihn nur allein in geheiligten Zellen? Die Untersuchungen, welche Geoffroy an den in den ägyptischen Grabdenkmälern aufbewahrten Crocodilmumien anstellte, haben darüber Aufschluß gegeben. Nicht nur das geheiligte Crocodil, der Suchus, war es, welchen die Ägypter nach seinem Tode zur Erde bestatteten, sondern auch ohne Unterschied alle fünf Arten der Crocodile des Nils. Herodot berichtet noch, wenn das Crocodil das Land betrete, sey es den Angriffen sehr kleiner Thiere ausgesetzt, welche sich auf der ganzen Ausdehnung seines Gaumens anzusetzen wissen, um sich von seinem Blut zu ernähren. Indessen wage es ein kleiner Vogel, von dem Erzähler Trochilus genant, diese Insecten, von denen er sich vorzüglich nährt, bis in den Rachen des Crocodils zu verfolgen, welches dafür dankbar ihm kein Leid anthut. Geoffroy überzeugte sich an Ort und Stelle von der Wahrheit dieser Erzählung, er sah den Rachen der Crocodile von diesen schnackenartigen Insecten, wie mit einer schwärzlichen Kruste bedeckt, sah wie die Vögel die Insecten ablasen. Dieser Vogel ist Hasselquist's Charadrius aegyptius (Cursor charadrioides *Wagler*). — Wir kommen nun zur Jagd oder dem Fang des Nilcrocodils [12]). Eine eigene Kaste, in der berberischen Sprache Hauauit genant, beschäftigen sich außer dem Fischfang und der Hippopotamus-Jagd auch mit der auf Crocodile. Die günstige Jahreszeit hiezu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling nach der Begattungszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingescharrt hat. Der Hauauit merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Winde, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Crocodil erwartet. Der Jäger verbirgt sich dort; bleibt er unbemerkt, so komt das Crocodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Crocodil eilt ins Wasser und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehilfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Crocodil nimt; man faßt den Strick und zieht das Thier an die Wasserfläche, wo es bald ein zweiter Wurfspieß verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Crocodil bleibt nicht müssig, es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanze und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um letzterem vorzubeugen, besteht dieser Strick aus etwa dreißig neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle in einer Entfernung von zwei Fuß zusammengebunden sind. Diese dünnen Stricke legen sich nun in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus dem Wasser aus der Fleischmasse aus, und das Crocodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, erzählt Rüppell (a. a. O.), so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Crocodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Nervenstranges der Wirbelsäule tödten. Die zur Crocodiljagd übliche Eisenharpune ist spannenlang, nach der Spitze zu ist sie scalpellenförmig, am Ende und an der einen Seite zugeschärft; ein starker Widerhaken ist gleich hinter der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. — Das Fleisch und Fett der Crocodile wird von den Berbern gegessen und gilt selbst für einen Leckerbissen, beides hat immer einen moschusartigen Geruch. So oft Rüppell es kostete, mußte er es immer wieder wegbrechen, vermuthlich wegen dieses Geruchs. Die vier Moschusdrüsen des Crocodils sind mit ein Hauptgewinn bei dieser Jagd. Zwei derselben öffnen sich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeines und zwei an der Mündung der Cloake. Die Berber unter sich bezahlen für diese vier Drüsen oft zwei Speciesthaler und bedienen sich derselben zur wohlriechenden Einreibung für das Haupthaar.

4) C. Suchus, *Geoffroy* [13]). Das Suchuscrocodil. — Es unterscheidet sich von dem vorigen eigentlich nur durch einen etwas platteren, mehr in die Länge gezogenen Kopf. Überhaupt nähert es sich mehr dem Crocodil von St. Domingo durch seine schlankere Form und die Verhältnisse seines Schädels. Vor den Augen fehlen die Erhöhungen, und die Oberseite der Schnauze ist weder gefurcht noch abgeplattet, dagegen komt es in der Form und Stellung der Schilder mehr mit dem Nilcrocodil überein. Sie finden sich auch in gleicher Anzahl und mit eben solchen Kielen versehen, nur die Schilder auf dem Halse sind viel breiter, und hinsichtlich der Farbe weicht es darin ab, daß das Schwarz in kleinen Flecken auf einem hellgrünen Grunde steht. — Diese Art, sowie die folgenden, nämlich C. marginatus, welches im Genick hinter dem Schädel sechs Schilder hat, und im Nacken sechs bis acht; C. lacunosus, mit zwei Schildern im Genick und sechs im Nacken; C. complanatus, welches sich vom Nilcrocodil nur durch einige Abweichungen des Schädelbaues auszeichnet, hält Cuvier (regne animal. ed. 2. Tom. II. p. 21.) durchaus nur für Varietäten des Nilcrocodils, ob sie gleich Geoffroy als eigene Arten betrachtet. Dieser letztere, welcher den Suchus zuerst nach dem aus einer Mumie gezogenen Schädel bestimte, sagt darüber: Wenn ich nur den Mumienschädel gehabt hätte, so würde ich es nicht gewagt haben, diese Art als eine solche zu bestimmen, befürchtend, daß die angegebenen Verschiedenheiten individuell oder vom Alter abhän-

12) Rüppell Reisen in Nubien ꝛc. Frankf. a. M. 1829. S. 50.

13) Ann. d. Mus. X. p. 84. pl. 3. f. 2. 3. 4. — Cr. vulgaris Par. B. *Merr.* Sept. 37.

gig seyen, aber ich habe Gelegenheit gehabt, einen noch zweimal längern Schädel zu sehen, der übrigens dem Mumienschädel vollkommen ähnlich ist, und in unsern Samlungen befindet sich ein sehr gut präparirtes Exemplar dieser Art. — Cuvier bemerkt noch im Allgemeinen que rien n'est plus fugitif que les formes des Crocodiles. Wir haben aus diesen Gründen die Geoffroy'schen Arten nur genant.

5) C. oopholis, *Schneider* [14]). Im Genick zwei große Schilder, im Nacken sechs. — Man kent nur ein Exemplar dieser Art im vormals Blochtschen, jetzt königl. Musenm in Berlin. Obwol es noch den Nabelstrang besitzt, ist es doch größer, als die vorhandenen Exemplare von carenatus und trigonatus. Die Gestalt des Kopfs hat viele Ähnlichkeit mit dem des C. vulgaris in gleichem Alter. Obgleich das Thier noch sehr jung, so sind doch die Poren der Bauchschilder kaum so deutlich, als bei dem ganz jungen Milcrocodil. Die Schilder des Rückens stehen in siebenzehn Querreihen, die beiden mittleren jeder Querreihen sind fast quadratisch mit zugerundeten Ecken, die äußern oval. Bei allen treten die Kiele nicht bedeutend hervor. In der ersten Querreihe stehen 4 länglich ovale, in der zweiten ebenfalls 4 breitere, dann folgen zwei aus 6 Schildern bestehende Reihen; die drei darauf folgenden haben nur 4 sehr breite Schilder, dann folgen wieder vier Reihen mit 6 Schildern und die letzten fünf der das Kreuz bedeckenden bestehen wieder aus 4 Schildern. Fast in gleicher Höhe mit der 4ten Querreihe (von oben) beginnt an jeder Seite eine Längsreihe aus 7 hinter einander stehenden, länglich ovalen Schildern, welche mit den Querreihen freilich in ziemlich gleicher Höhe stehen, aber in weitem Abstande von ihnen getrent sind. — Das Vaterland ist unbekant.

6) C. biporcatus, *Cuvier* [15]). Zweileistiges Crocodil. — Kennzeichen. Auf der Schnauze stehen zwei parallele, erhabene Längsleisten, im Nacken stehen sechs Schilder, auf dem Rücken acht Reihen ovaler Schilder. — Diese Art ist das eigentliche Crocodil Indiens und des asiatischen Archipels. Es bewohnt die Ufer der Seychellen-Inseln, Ceylons, Java's und Timors, wo es indessen keine großen Flüsse gibt. Auch geht es manchmal in die See, ohne sich jedoch zu weit vom Ufer zu entfernen. Lesson erzählt (Annales des Sc. nat. XIII. p. 387.), daß sich diese Art häufig auf der Insel Baru (im indischen Archipel) findet. Der Abbofluß, sagt er, welcher im Norden von Cajéli fließt, ist mit halb im Wasser versunkenen Savanen (Wäldern) begrenzt, wo in großer Anzahl Crocodile leben, von der Art, wie man sie auf Java und Borneo findet und von denen Péron in seiner Reise spricht, die an der Mündung des Flusses Kupang, auf Timor, so gefährlich werden. Einer unserer Officiere, von einem Radjah und einigen Eingebornen begleitet, durchstreifte die hier und da mit Binsen besetzten Sümpfe, und es gelang ihm, ein junges, über vier Fuß langes Exemplar zu tödten. Die Einwohner, welche das Thier Oubaya nennen, haben den größten Abscheu dafür. — Labillardière gibt an, daß man auf Java glaube, dies Thier verschlinge seine Beute nie auf der Stelle, sondern lasse sie erst einige Tage auf dem Grunde faulen, eine Gewohnheit, die man auch an andern Arten beobachtet haben will. Die Farbe dieser Art ist übrigens dunkler als an andern, und die ebenfalls dunklern Flecken der Seiten treten auf dem Rücken in schwärzliche Binden zusammen.

7) C. intermedius, *Graves* [16]). Das mittlere Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze vorgestreckt, fast cylindrisch, im Nacken sechs Schilder, die Rückenschilder ziemlich rund, in sechs Reihen stehend, alle Schilder porenlos. — Die ganze Länge 8 Fuß 7 Zoll 9 Linien, wovon der Kopf 1 Fuß 5 Zoll 1 Linie wegnimt. Die Schilder der zwei mittelsten Rückenreihen sind fast viereckig, die der andern Reihen mehr oval und rundlich, je näher sie den Seiten stehen, alle haben einen sehr starken Kiel. Unabhängig von den 6 Hauptreihen steht eine andere, von jenen drei Zoll entfernt, nur aus 6 ovalen, von einander entfernten Plättchen bestehend. Die Hauptfarbe ist hell gelblichgrün, alle Kielschilder sind mit braunen Punkten bedeckt; die Leibesseiten sind gelblich, der Bauch ganz gelb, der Schwanz grün, unten marmorirt. — Diese Art unterscheidet sich von allen andern durch die sonderbare Form der Schnauze, die zusammengeschnürt und an ihrem untern Drittheil wie ein Cylinder verlängert ist. Durch diese Bildung erscheinen die Seiten des Kopfs wie eine concav einwärts laufende Seitenfläche. Vaterland unbekant.

8) C. acutus, *Cuvier* [17]). Das spitzrüsselige Crocodil; d. C. von St. Domingo. — Kennzeichen. Die Schnauze ist lang, an der Basis gewölbt, die Rückenschilder stehen in vier Reihen, die mittleren sind viereckig, die äußeren stehen zerstreut und haben vorspringende Kiele; im Nacken stehen sechs Schilder. — Geoffroy hat zuerst diese Art genauer bestimt, welche auf den Antillen, besonders auf St. Domingo einheimisch ist und dort den Namen Caiman führt. Es ist in allen Flüssen und Sümpfen dieser großen Insel sehr gemein, und man hielt es lange für identisch mit dem Milcrocodil. Die Breite des Kopfs bei Einlenkung der Kiefern steckt 2½mal in der Länge. Die Länge des Schädels beträgt nur ⅓ von der des ganzen Kopfs; doch sind alle diese Verhältnisse beim Männchen kürzer als beim Weibchen; welche letztere sich etwas denen des Milcrocodils nähern, besonders im jüngern Alter. Die Kieferränder sind mehr ausgebogen, als bei allen andern Arten. Die Genick- und Nackenschilder sind denen des Milcrocodils ähnlich, dagegen weichen die des Rückens sehr ab. Die Schuppen auf der untern Seite des Körpers sind mit Poren versehen. Die

14) Hist. Amphib. II. p. 165. — *Merrem* p. 37. — *Wiedemann* in Isis. XXII p. 619 seq. — 15) Annales d. Mus. X. pl. 1. f. 4. 13. 18. 19. pl. 2. f. 8. XII. p. 33. — C. porosus, *Schneider* h. amph. II. 159. C. peronix, id. ib. — Le Crocodile *Cuvier* in Wiedemanns Archiv II. c. 3. f. 12. 5. C. terrestris, *Laurenti* Syn rept. p. 54. — *Seba* Mus. I. t. 103. f. 1. t. 104. f. 12.

16) Isis VIII. p. 538. Annales gener. d. Sc. phys. II. 348. — C. Journei, *Fory de St. Vincent* im Dictionnaire classiq. d'hist. nat. V. III. Planch. — 17) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 5. 14. pl. 2. f. 5. — *Geoffroy* ib. p. 79. II. pl. 27. f. 1. *Seba* Mus. I. pl. 104. f. 19. Oppel Naturg. d. Amph. t. 13.

Digitized by Google

Farbe ist oben dunkelgrün, schwarz gefleckt und marmorirt, unten blaßgrün. Man verdankt Descourtils genauere Beobachtungen über diese Art. Nach ihm gibt es viel weniger Männchen als Weibchen, und jene liefern sich hartnäckige Kämpfe. Die Begattung findet im Wasser, in einer Seitenlage, statt und dauert etwa fünf und zwanzig Sekunden. Die Männchen sind zehn Jahre, die Weibchen acht bis neun Jahre zur Fortpflanzung tüchtig, doch dauert die Fruchtbarkeit dieser letzteren selten über vier oder fünf Jahre. Die Weibchen graben in den Sand an eine etwas erhöhte Stelle ein zirkelförmiges Loch. In dieses legen sie acht und zwanzig mit einer klebrigen Feuchtigkeit befeuchtete Eier in mehren Lagen über einander, welche durch Zwischenlagen von weniger Erde getrent und mit etwas geschlagenem Schlamme bedeckt sind. Die Eier werden im März, April und Mai gelegt, die Jungen schliefen nach Verlauf eines Monats aus. Sie sind beim Auskriechen nur neun bis zehn Zoll lang, wachsen aber bis in ihr zwanzigstes Jahr und erreichen überhaupt eine Länge von wenigstens 16 Fuß. Wenn sie ausschliefen, so kratzt die Mutter die Erde auf, um sie frei zu machen, führt, vertheidigt und ernährt sie während dreier Monate, das letztere, indem sie ihnen den Fraß vorspeit. Die Vertheidigung ist besonders gegen das Männchen gerichtet, welches in dieser Zeit den Jungen nachstellt. Wie die andern Crocodile, so kann auch das von St. Domingo nicht unter dem Wasser fressen, ohne zu ersticken, wol aber zieht es seinen Raub unters Wasser, gräbt ihn dort für einige Tage in den Schlamm und verzehrt ihn erst, wenn er anfängt zu faulen. Das Fleisch der Neger ist diesem raubsüchtigen Thiere lieber, als das der weißen Menschen. Nach der Angabe des obigen Naturforschers ist diese Art auch gelenkiger als seine Gattungsverwandten, indem es die Schwanzspitze bis an den Mund bringen kann.

9) C. rhombifer, *Cuvier* [18]). Das rautige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze ist gewölbt (hinter dem zweiten großen Zahn), zwei stumpfe, erhöhte Leisten gehen von den Augenwinkeln aus und vereinigen sich nach vorn, im Genick stehen vier, im Nacken sechs Schilder, die viereckigen Rückenschilder stehen in sechs Reihen, die Schuppen der Gliedmaßen sind dick und gekielt. — Die Farbe ist grünlich, oben braun gefleckt. Das Vaterland ist Mexico, wo es im Flusse Alvarado von Deppe gefunden ward. Im Berliner Museum befindet sich ein acht Fuß langes Exemplar. — Die beiden gedachten Leisten scheinen mit vorgerücktem Alter zu verschwinden.

10) C. galeatus, *Cuvier* [19]). Das gehelmte Crocodil. Kennzeichen. Auf dem Scheitel ein erhabener, zweizähniger Kamm, im Nacken sechs Schilder. — Diese Art ist noch sehr unvollständig bekant und häufig mit dem Nilcrocodil verwechselt worden. Das a. a. O. beschriebene Exemplar war zehn Fuß lang.

11) C. biscutatus, *Cuvier* [20]). Das zweischildige Crocodil. Kennzeichen. Im Nacken stehen zwei Schilder, die mittleren Rückenschilder sind viereckig, die äußern unregelmäßig und zerstreut stehend. — Die Schnauze ist schwach erhaben, etwas mehr in die Länge gezogen als am Nilcrocodil, an der Spitze wulstig. Die Farbe ist dunkler als an andern Arten. — Auch diese ist noch nicht genau bekant. Ihr Vaterland ist Ceylon.

12) C. planirostris, *Graves* [21]). Das flachschnauzige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze glatt, an der Basis flach, im Nacken stehen sechs Schilder, alle übrigen Schilder sind höckerig, in jeder der sechsfachen Rückenreihen stehen fünf Schilder, die Beine sind mit keinem Kamme besetzt. — Die Länge beträgt 3 Fuß 10 Zoll 6 Linien, wovon der Kopf 6 Zoll 9 Linien wegnimt. Diese Art ist besonders merkwürdig wegen der Dicke des Leibes und der Glieder, wodurch es ein stämmiges Ansehen erhält und so schwerfällig aussieht, wie keine andere Eidechse. Die Rückenschilder sind mit Knötchen besetzt, wovon einige in Nagelkuppen, andere in etwas zurückgebogenen Spitzen, noch andere in scharfe Klingen auslaufen. Die Kämme auf dem Schwanze sind wenig bemerklich. Die Hauptfarbe ist dunkelbraun, oben schwärzlich, unten dunkelgelb. Das Exemplar, wonach Graves seine Beschreibung machte, schien, nach der Dicke der Knochen und der Stärke der Knoten zu urtheilen, sehr alt. Nach dem Catalog der Samlung (es befindet sich in Bordeaux) kam es aus Afrika. Es scheint fast eine neue Gattung bilden zu müssen.

13) C. cataphractus, *Cuvier*. Diese, durch ihren gepanzerten Nacken sich auszeichnende Art ist in der neuen Ausgabe der Ossemens fossiles. Tom. V. 2. pl. 6. f. 1. u. 2. abgebildet, wohin wir verweisen müssen.

III. Caimans oder Alligators.

14) C. sclerops, *Schneider* [22]). Der Brillen-Caiman; das Jacaré. Kennzeichen. Vor den Augenhöhlen eine vorspringende Querleiste der Haut; oberes Augenlied in eine kleine Kegelspitze verlängert; auf dem Nacken vier knöcherne Binden. — Diese Art ist uns am genauesten durch die Nachrichten bekant geworden, welche der Prinz von Neuwied davon gegeben hat, weshalb wir denselben auch hier folgen. — Der Charakter, welchen das obere Augenlied zeigt, besteht darin, daß die rauhe, warzige Haut dieses Theils in der Mitte des äußern Randes in eine kegelförmige, etwas nach hinten geneigte Spitze von vier bis fünf Linien Länge ausgedehnt ist. Diese kegelförmige Verlängerung fehlt indessen bei jungen Thieren gänzlich und verschwindet bei den ausge-

18) Ann. d. Mus. X. p. 51. 65. XII. p. 5. pl. 1. f. 1. 2. 3. 4. 5. Oppel Naturg. t. 10. 19) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 9. — Memoires de l'Academie de Paris 1693. t. 1. 2. 3. *Faujas de St. Fond* hist. d. l. Mont. d. St Pierre. pl. 43. 20) Ann. d. Mus. X. pl. 2. f. 6. — Oppel Naturgesch. t. 12.

Croc. carinatus, *Schneider* hist. amph. II. p. 164. 21) Graves Ann. general. d. S. ph. II p. 448. — Crocodilus Gravesii *Bory de St. Vincent.* in Dictionaire classique d'hist. nat. V. p. 108. Abbildungen in den planches dict. Diction. fais VIII. 340. 22) Jacare, *Marcgraf* Brasil. p. 342. — Surinam. Crocod. *Merian* Surin. t. 69. *Seba* Thes. I. t. 104. f. 10. Caiman femelle. *Cuvier* in *Wiedem.* Arch. II. 2. p. 166. t. 2. f. 3. 4. Cr. Caiman. *Daudin* rept. II. 398. — C. Sclerops *Schneider* hist. amphib. II. 162. — *Cuvier* Ann. d. Mus. X. t. 1. f. 7. 16. t. II. f. 3. — Oppel Naturgesch. d. Amph. t. 5. — Marim. v. Neuwied Beiträge z. Naturgeschichte von Brasilien I. S. 69. — Dess. Abbild. Heft 12. *Spix.* nov. Spec. Lacert. t. 2. Jacaratinga punctulatus.

Digitized by Google

stopften Exemplaren der Museen. Das Genick und der Nacken sind mit einer weichen, lederartigen Haut bedeckt, auf welcher folgende Schilder sich zeigen. In der ersten Quereeihe stehen an jedee Seite zwei gekielte Schilder, in der zweiten drei größere an jeder Seite, zwei kleinere in der Mitte; dann kommen vier Querbinden, die erste mit zwei, die zweite mit viee, die dritte mit zwei und die viee te mit zwei noch kleinern, welche letztere mehr abgeplat tet erscheinen und den Anfang zu einer Längsreihe machen, welche über den ganzen Rücken hinabläuft; diesen bedecken sechzehn Querbinden, deren erste und letzte aus viee, alle übrigen (einige Abweichungen von fünf und sieben Schildchen ausgenommen) aus sechs Schildern bestehen. Alle diese Schilder haben nur schwache Längskiele. Von der Schwanzwurzel an erhöhen sich diese Kiele, werden mehr scharf zusammengedrückt und am hintern Ende abgeschnitten, und bilden so zwei sägeförmig gezähnte Kämme, welche sich auf der Mitte des Schwanzes vereinigen, wodurch alsdann auf diesen ein hoher, tief eingeschnittener, sehr zusammengedrückter Kamm entsteht. Der Schwanz ist überhaupt an seiner spitzigen Hälfte zusammengedrückt. Übrigens variiren die Zahlen der Schilder, doch bleiben ihre Hauptverhältnisse beständig. — Die männliche Ruthe trit bei einem Drucke sogleich hervor; sie ist etwa drei Zoll lang, aufwärts gekrümt, mit verdickter, oben geöffneter Eichel, welche an ihree untern oder voedern Seite einen zugespitzten, wenig abstehenden Fortsatz hat (Beiteäge Taf. I. Fig. 5.). — Die Pupille des Auges bildet eine längliche, senkrechte Spalte; die Iris ist hellgrünlich, fein grau punktirt, die Pupille schwarz, sehr fein gelblich eingefaßt. Alle untern Theile des Thieres haben eine grün-gelblich-weiße Farbe, unter dem Kopfe und an den Seiten geau marmorirt. Alle obern Theile haben eine dunkle, olivengraue Farbe, auf dem Rücken mit viee undeutlichen, schwärzlichen Querbinden. Alle Schilderstücke sind, wenn man sie genau betrachtet, graugelb und fein schwarz marmorirt, wodurch eben im Ganzen die olivengeaue Faebe entsteht. Auf dem Schwanze zeigen sich neun bis zehn undeutliche, schwarze Querbinden, welche an den Seiten mehr in die Augen fallen. Die vier Beine sind geau und gelblich fein marmoeirt und mit runden, schwarzen, größern Flecken besetzt. Auf dem Halse sind die Schilder schwärzer gefärbt, als an dem übrigen Oberthell; die Seiten sind mit undeutlichen, dunkeln Flecken bezeichnet. — Was die innern Theile anbelangt [23]), so fand der Prinz von Neuwied die Lunge klein und aus geoßen Gefäßzellen zusammengesetzt; die Leber in zwei längliche, beinahe dreieckige Lappen getheilt; die Gallenblase groß und lang; der Magen war ein starker, häutiger Sack; das Herz klein mit sehr großen Ohren und mit geräumigem Herzbeutel versehen. Merrem unternahm die Zergliederung eines jungen Thieres diesee Art (Beiträge Taf. I. Fig. 1—4.) und fand unter andern Folgendes. Die Zunge ist mit feinen Geschmackkörnern bedeckt und kann zum Schmecken, abee ihrem übrigen Baue nach, nicht zum Kauen dienen. Wenn die Ohrenklappe weggenommen ist, so erblickt man den äußern Gehörgang, welcher länglich-keulenförmig ist und sich mit dem Trommelfelle endigt. Dieses ist unten am Rande der Gehöröffnung befestigt, oben aber, besonders nach vorne hin, ragt der Hinterhauptsknochen stark über dasselbe hervor. Es ist doppelt und an der innern Seite seinee inneen Haut ist der Hammer befestigt. Dieser hat zwei Schenkel, von welchem der am obern Rande des Trommelfells befestigte platt, dünn und linienförmig ist. Von diesem senkt sich der andeee Schenkel in das Innere der Pauke. Zwischen beiden Schenkeln ist eine dünne Haut ausgespant. Der zweite Schenkel gliedert mit einem Stück des zweiten Knochens, welcher die Stelle des Amboßes und des Steigbügels vertrit, und mit seinem elliptischen, nach außen etwas erhabenen Kopf, der wie eine Platte darauf befestigt ist und ihm das Ansehn des Gehörknöchelchens bei Vögeln gibt, das eiförmige Fenster anfüllt. Die innere Höhle der Pauke wird durch eine knöcherne mit dem Trommelfell gleichlaufende Platte in zwei Höhlen abgetheilt. Diese Platte hat hinten einen halbkreisförmigen Ausschnit, welcher beide Höhlen, oder die Pauke und das Labyrinth verbindet, welches also die Stelle des eiförmigen Fensters vertrit. Das Labyrinth ist durch Scheidewände in drei Abtheilungen getheilt, in der obersten derselben befindet sich ein Loch, durch welches vielleicht die Höhlen beider Ohren zusammenhängen. In der zweiten ist das Fenster und in der dritten ein anderes Loch, wodurch das inneee Ohr mit den Schlafbeinzellen in Verbindung steht. Die Aorta hat über dem dicken Herzbeutel eine Erweiterung. Das Herz hat ein einziges großes Herzohr und eine einzige Kammer, in die Fleischmasse scheinen abee einige walzenförmige Höhlen einzutreten, die mit dee Herzkammer in Verbindung stehen. Der Zwölffingerdarm verliert sich in den stark verschlungenen, ziemlich engen Dünndarm, welcher sich in den weiten Mastdarm endigt. Diesee hat noch zwei Erweiterungen, eine kleinere an seinem Anfange und die große Cloake. Vor der Vereinigung dee Schamknochen endigt sich die Cloake in einen kleinen Hügel, der ein äußerst feines Loch in seiner Mitte hat, durch welches indeß die von Merrem eingebrachte Borste nicht eindrang. Auf der andern Seite des Afters liegt hinter dem Schamknochen eine andere, noch größere Warze ebenfalls mit einer Öffnung. Der Raum zwischen beiden, aufgeschnitten, zeigte demnach einen engen Kanal mit vielen Längsfalten, mit einer halbmondförmigen Klappe vor der hintern Öffnung.

Der Brillen-Caiman lebt in dem größten Theile von Südamerika, geht bis zum 31° der Breite hinab, findet sich in Brasilien und geht nördlich bis Guiana, Surinam und Cayenne herauf. Er findet sich in den meisten Flüssen und Landseen, und liebt besonders ruhiges Wasser. In diesen auf Raub lauernd, liegt dies Thier mit Nase und Augen über dem Wasserspiegel; hat es aber seinen Fraß erfaßt, so würgt es denselben ganz mit aus dem Wasser gehobenem Kopf hinab. Gesättigt ruht es am Ufer, oder noch lieber auf sonnigen Felsstücken im Wasser; durch Menschen gestört, taucht es schnell unter. Die Nahrung besteht in Vögeln, Fischen und kleinen vierfüs

23) Wir bedauern, die anatomische Beschreibung des Croc. sclerops von Brolik in Büdragen to te naturkund. Wetensh. pen. I. 153. nicht haben benutzen zu können.

Digitized by Google

ßigen Thieren, man findet auch größere und kleinere Steine im Magen. Brasilianische Fischer behaupteten, daß es auch Menschen angreife, indessen fand der Prinz von Neuwied, daß diese Thiere sehr schüchtern waren und schon bei einer Annäherung von 30 bis 40 Schritt die Flucht ergriffen. Auf dem Lande aber blieben sie selbst bei einem Angriffe unbeweglich und unbehilflich, junge Thiere ausgenommen, welche gewandt und wild sind, genecken, Bauch und Kehle aufblieſen, wie eine gereizte Gans ziſchten, den Rachen weit aufriſſen, ſcharf biſſen, auch mit dem Schwanze ſchlugen. Mit dieſem ſollen alte Thiere ſogar ein Canoë umwerfen können. Dies mag allerdings möglich ſeyn, da dieſe Art eine Länge von 14 Fuß erreichen ſoll. Einige Neger und die braſiliſchen Wilden eſſen das weiße, fiſchartige Fleiſch, beſonders das der Schwanzwurzel, erhalten es aber nicht leicht, da dieſe Thiere im Waſſer eigentlich nur mit Harpunen gefangen werden können, und die Gelegenheit, ſie auf dem Lande todt zu ſchlagen, ſich ſelten findet.

15) C. Lucius, *Cuvier* [24]). Der **hechtrüſſelige Caiman; Alligator.** **Kennzeichen.** Die platte Schnauze iſt parabeliſch, im Genicke ſtehen zwei Schildchen, im Nacken vier Schilder. — Auf dem Rücken ſtehen 18 Querreihen gekielter Schilder; die erſte Reihe enthält zwei, dann folgen zwei mit vier, drei mit ſechs, ſechs mit acht, zwei mit ſechs und in den übrigen ſtehen viere, ohne die überzähligen zu rechnen, die ſich manchmal an den Seiten finden. Die Farbe iſt oben ein dunkeles Braungrün, nach Spix mehr ſchwärzlich mit lichtern und gelben, Binden ähnlichen Flecken; die Unterſeite iſt weiß, ins Grüne fallend und die Seiten ſind aus beiden Farben geſtreift. Dieſe Art erreicht eine Größe von 14 Fuß. — Die Naturgeſchichte dieſer Art iſt ziemlich genau bekant. Audubon und Boſc haben ſie hauptſächlich aufgeklärt. Der erſtere [25]) gibt beſonders Folgendes an. Dieſes Thier, welches er namentlich im Miſſiſippi und in deſſen Nebenflüſſen beobachtete, iſt bei weitem nicht ſo wild und gefährlich, als die Reiſenden es ſchildern. Seine Bewegungen ſind langſam, gleichſam faul; ein Menſch kann ihm ſehr nahe kommen, ohne Furcht, angegriffen zu werden, und ohne daß es entflöhe. Seine größte Kraft beſitzt es im Schwanze und in den Kiefern. Um dieſe Thiere zu tödten, muß man ſie von vorn angreifen und ihnen eine Kugel in das Auge oder etwas darüber ſchießen, was ſchnell ihren Tod herbeiführt, indeſſen ſie den ſchwerſten Verletzungen an andern Körpertheilen nicht erliegen. In Louiſiana tödtet man ſie in großer Anzahl, um ihr Fett zu gewinnen, das man zum Einſchmieren der Maſchinenräder braucht. Im Herbſte, wenn es kalt wird, ſuchen ſie ihre Winterquartiere, werden dann ſehr ſchwerfällig und die Neger tödten ſie, ohne Gefahr dabei zu laufen, indem ſie ihnen mit einem Beile den Schwanz abhauen. Auf dieſe Weiſe tödtet ein einziger Menſch oft ein Dutzend und mehr in einem Abend. Das Fett gewinnt man durch Ausſieden der zerhackten Thiere im Waſſer. Es gibt indeſſen eine Zeit, wo es gefährlich iſt, ſich ihnen zu nahen, und das iſt im Frühjahr die Zeit der Brunſt. Die Männchen liefern ſich dann wüthende Kämpfe, und die Jäger hüten ſich ſehr, ſich unter ſie zu begeben. In den erſten Tagen des Juni bereitet das Weibchen in einiger Entfernung vom Waſſer das Neſt; es legt zehn Eier hinein, welche mit allerlei Pflanzenreſten und Schlamm bedeckt werden, worauf wieder eine Lage Eier folgt und ſo fort, bis fünfzig oder ſechzig gelegt ſind. Das Ganze iſt ſehr ſorgfältig mit langen Grashalmen bedeckt, die dergeſtalt in einander gedreht und geflochten ſind, daß es ſchwer hält, ein ſolches Neſt zu öffnen. Das Weibchen behält das Neſt immer im Auge. Die Eier ſind ſo groß wie Gänſeeier, aber länger, und ihre äußere Hülle hat die Beſchaffenheit von Pergament und iſt keineswegs kalkartig, wie Boſc angegeben hat. Nach dem letztern werden ſie von den Einwohnern gegeſſen, dienen aber nach Audubons Angabe den Geiern nicht zur Nahrung. Die Jungen werden von der Mutter in kleine, entlegenere Sümpfe geführt, wo ſich keine erwachſene Männchen finden, welche ſie hundertweiſe verſchlingen würden. Ohne dies ſind ſie vielen Feinden ausgeſetzt und werden beſonders von großen Sumpfvögeln verfolgt. Nach Boſc ernähren ſie ſich im erſten Jahre nur von Inſektenlarven und ganz kleinen Fiſchen. Er beobachtete fünfzehn Stück, welche er erhielt, mehre Monate lang. Sie fraßen nur lebendige Inſecten und auch dieſe mußten ſich erſt bewegen, wenn ſie ſich auf ſie ſtürzen ſollten, was aber dann mit großer Heftigkeit geſchah und oft nicht ohne Streit abging. Übrigens ſuchten ſie ihm auf keine Weiſe zu ſchaden, wenn er ſie in die Hand nahm, und überhaupt erhalten ſie ihre furchtbaren Zähne und einen ſtarken Schädel, der ſie gegen Verletzungen ſicher ſtellt, erſt im Verlauf des zweiten Jahres. Im Allgemeinen ſcheint ihr Wachsthum ſehr langſam vorzurücken, und Audubon iſt der Meinung, daß es wol fünfzig Jahre bedürfe, ehe ſie ihre vollſtändige Größe erreicht hätten. — Nach Boſc leben ſie an dem Ufer großer Flüſſe, noch lieber aber in ſumpfigen Seen, wo ſie hinlängliche Nahrung an Fröſchen, Fiſchen, Waſſervögeln finden, und überhaupt an allen Thieren, deren ſie habhaft werden können. So ſtellen ſie Hunden, Schweinen ꝛc. nach, und ſelbſt die Ochſen ſollen nicht ſicher ſeyn für ihnen, wenn ſie zur Tränke kommen, indem ſie dieſelben erfaſſen und unters Waſſer ziehen, um ſie zu erſäufen. Boſc erzählt, daß er ſich oft das Vergnügen machte, ſie aus ihren Schlupfwinkeln dadurch herbeizulocken, daß er ſeinen Jagdhund am Ufer bellen ließ. Er ſchoß dann meiſtentheils ſeine beiden Flintenröhre auf ſie ab, oft aber ließ er ſie nahe genug kommen, um ihnen einige Stockſchläge zu ertheilen, aus denen ſie ſich indeſſen nicht viel machten. Nie ward er von ihnen angegriffen, und ſie zogen ſich ernſthaft zurück, wenn ſie ſahen, daß da nichts für ſie zu holen war. Er fand oft von den Negern getödtete Exemplare, denen man, wie oben angegeben, den Schwanz abgehauen hatte, und wünſchte ſehr, dieſe Aſer zu unterſuchen, beſonders weil er hoffte, manche Inſecten an denſelben zu finden; es war ihm jedoch nie möglich, ſich dieſen Aſern zu nähern,

24) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 8, 16, pl. 2. f. 4. — *Seba* Thes. I. c. 101. f. 11. — Naturg. d. Amph. c. 4. — Crocodilus mississipiensis. *Daudin* hist. nat. d. Rept. II. 412. — Caiman niger *Spix* nov. spec. Lac. t. IV. 25) Edinburgh new philos. Journ. 1827. Jan — März. p. 270.

weil sie einen ganz unausstehlichen, ammoniakalischen Fäulnißgeruch verbreiteten. Selbst die Geier, welche mit Begierde faules Fleisch aufsuchen, rühren dieses nicht an, wenn es erst einen gewissen Grad der Fäulniß erreicht hat. Bartram versichert in seinen Reisen, daß er diesen Alligator in dem Wasser einer Vitriolquelle gefunden habe, welches einen ziemlichen Wärmegrad hatte.

Wir theilen nun noch die Beobachtungen mit, welche Heutz und Harlam in anatomischer Beziehung bei dieser Art gemacht haben, da sie die genauesten sind, welche wir bis jetzt besitzen und sich auf die Untersuchung mehrer Individuen verschiedenen Alters und zu verschiedenen Zeiten angestellt, gründen [26]). — Der Ösophagus ist sehr dick und großer Erweiterungen fähig, der Magen hat eine länglich-runde Form. An der Seite dieses Eingeweides, nahe der Mündung des Ösophagus, findet sich die des Zwölffingerdarms, welcher einen Zoll vom Pförtner entfernt, eine Einschnürung hat, dann mit einer Krümmung die Pancreas umgibt. Durch diese geht der Gallengang durch und öffnet sich in den Zwölffingerdarm, nahe am Ende der zweiten Krümmung. Nahe am Ende des Dickdarms finden sich manchmal an jeder Seite zwei Blinddärme. Die Schleimhaut des Magens ist glatt. In den Därmen finden sich keine Klappen, wol aber zellenähnliche Einschnürungen, die ihre Stellen vertreten. Die Muskeln sind nicht sehr zahlreich, aber stark, sie zeigen sich zu Ende des Winters weiß und schlaff, im Sommer roth, fest und denen der warmblütigen Thiere ähnlich. An den Seiten des Afters stehen drei Drüsen, welche eine dicke, gelbe, stark nach Moschus riechende Flüssigkeit enthalten. Cuvier spricht von drei Öffnungen ähnlicher Drüsen an den Seitentheilen des Halses, Heutz aber hat nur einen sehr kleinen offenen Beutel an der Wurzel des Kiefers auffinden können. Er enthielt etwas Sand, der Grund war durch eine weiße, scheinbar drüsige Substanz geschlossen, welche sich mit zwei Verlängerungen bis an die Äste des Zungenbeins erstreckte. Bei der Zergliederung dieses Gewebes war jedoch keine Aushöhlung sichtbar, auch fehlte der Geruch und nur bei einem jungen Exemplare fand sich eine nach Moschus riechende Materie in demselben. Die herabsteigende Hohlader folgt in ihrem Verlauf eine Strecke der rechten Schlüsselknochenvene, trit in den obern Theil des Herzbeutels ein und verbindet sich mit der innern Haut desselben, bis dahin, wo sie mit der aufsteigenden Hohlvene zusammenkomt. Diese steigt an der rechten Seite der Rückenwirbel bis zum innern und untern großen Leberlappen herab, dringt in dieses Organ ein und verläuft in einen ganz geraden Kanal, welcher durch die Substanz dieses Eingeweides gebildet wird, nimt eine große Anzahl Venen auf und trit etwas oberhalb der rechten Gallenblase aus der Leber, worauf sie in Begleitung von fünf oder sechs Lebervenen in den Herzbeutel heraufsteigt. Eine andere Vene bringt das Blut aus der linken Achselgegend und trit gesondert in das rechte Herzohr, welches, etwas weiter als das linke, oben an der rechten Herzseite liegt. In der rechten, weitern Herzkammer finden sich an der Mündung des Herzohrs zwei Klappen, welche den Rücktrit des Bluts verhindern. Diese Kammer steht mit zwei Arterien in Verbindung, die eine ist die linke oder Bauchschlagader und hat an ihrer Öffnung zwei entgegengesetzte, halbmondförmige Klappen, die andere ist die Lungenschlagader am Ursprunge der linken Schlagader. Die Lungenvenen gehen unter dem Aste durch, durchbohren den Herzbeutel von hinten, vereinigen sich und treten in das linke Herzohr, welches am obern Hintertheile der Basis des Herzens liegt. Die linke Herzkammer hat ebenfalls zwei Klappen vor der Öffnung des Ohrs und der Verbindung mit den Arterien, die erste mit der Bauchschlagader. Sie ist von der Öffnung der rechten Herzkammer in diese nämliche Arterie nur durch die knöcherne Scheidewand des Herzens getrent und eine Klappe schließt sie fast vollständig. Die andere Schlagader-Verbindung öffnet sich in ein röhriges Gefäß, welches sich in drei Äste theilt, nämlich in die eigentliche oder allgemeine Schlagader, in die rechte Schlüsselknochen-Schlagader und die Carotis, welche, schnell zur linken biegend, die linke Schlüsselknochenschlagader abgibt, und vor ihrem Eintrit in den Schädel in zwei Äste sich theilt. Dieser gemeinschaftliche Stamm bildet mit der linken einen weiten, oberhalb des Herzens liegenden Sack, der indessen, wie dieses, mit im Herzbeutel eingeschlossen ist und mehr Blut zu fassen vermag, als das Herz mit allen seinen Höhlen. Die linke Schlagader, wenn sie den Unterleib erreicht hat, gibt, bevor sie ihre Zweige an die Eingeweide vertheilt, einen bedeutenden Ast an die rechte, absteigende Schlagader ab. Wenn das Thier atmosphärische Luft athmet, so empfangen die beiden Herzkammern eine fast gleiche Quantität Blut, das, welches aus dem Körper komt, geht zum Theil in die Lungenschlagader, zum Theil in die Bauchschlagader; andererseits bringen die Lungenvenen das Lungenblut in das Herzohr und in die linke Herzkammer, welche es in die rechte Schlagader, Schlüsselknochenschlagader und Carotis treibt. Wenn die Triebkraft beider Herzkammern im Gleichgewicht ist, so geht kein Blut durch die Klappen, welche die Verbindung der linken Herzkammer mit der linken Schlagader schließen; diese Theile empfangen fast reines rothes Blut und die Lunge läßt keins zu, welches nicht seinen Lauf durch dem Leib des Thieres gemacht habe. Aber während dem Ausathmen, wenn die Lunge zusammengedrückt ist, was bei dem Untertauchen des Thieres unter Wasser statt findet, stellt die Lunge zum Theil ihre Function ein, es geht weniger Blut durch ihr Gewebe, die rechte Herzkammer schickt deswegen eine größere Quantität in die linke Schlagader, und da diese überschüssige Menge nun weniger Widerstand findet, so trit sie, den Widerstand der Klappen überwältigend, geradezu von der Bauchschlagader in die eigentliche Schlagader. Diese Anordnung des Blutumlaufs wird nicht blos durch die Lage und Verbindung der Theile, sondern auch durch Einspritzungen bewiesen, über welche wir bei der Enge des Raums uns hier nicht weiter verbreiten können. Wir bitten nur noch mit dieser Darstellung dasjenige zu vergleichen, was oben über die eigene Athmungsweise des Crocodils im Wasser und Geoffroy's deesfallsige Entdeckung gesagt wurde.

26) Transactions of the Americ. philos. Soc. 1825. vol. II p. 216.

16) C. palpebrosus, *Cuvier* [27]). Der knochenbraunige Caiman. Kennzeichen: Die Augenbraunen bestehen aus drei Knochenplatten, im Genick stehen eine oder zwei, im Nacken vier oder fünf Querreihen Schilder. — Die Naturgeschichte dieses Thieres ist noch sehr im Dunkeln, man kennt es, aus Amerika kommend, gewiß; nach einem von Adanson bezeichneten Exemplare im pariser Museum wäre es aber vielleicht auch im Niger einheimisch, wenn beide wirklich eine Art sind.

17) C. fissipes, *Spix* [28]). Kennzeichen: Oben grünlich, die Hinterfüße ohne Schwimmhaut, die Nackenschilder etwas flach, die Genickschilder in drei, breit auslaufenden Reihen stehend, die mittleren Nackenschilder vier Reihen bildend, von welchen die erstern vier, die übrigen zweispitzig sind; der Kopf oben zwischen den Augen rinnenförmig ausgehöhlt und mit einem Querkamm versehen. Die Kehle gelblich. — Die Farbe hier und da schwarz gestellt. — Länge fünf Fuß fünf Zoll. Wird im St. Franciscusstrome in Brasilien gefunden und von den dortigen Einwohnern Jacquaré com poppo amarello genant.

18) C. Cuvierii, *Leach.* Im Dictionaire classiq. d'hist. nat. Tom. V. p. 104, von Bory de St. Vincent Alligator Cuvierii genant, ist von dem erstern Schriftsteller t. 102 seiner Zoological Miscellany abgebildet und auf der Prinzessininsel des südamerikanischen Archipels (île Dauphine) einheimisch. Vielleicht nur Varietät. (*D. Thon.*)

CROMFORD, eine Anlage zur Baumwollenspinnerei, welche nahe bei der Stadt Ratingen an der Anger, zwei Stunden von Düsseldorf liegt. Sie zeichnet sich nicht allein durch ihre Größe aus, da sie gegen 500 Menschen beschäftigen kann, sondern besonders dadurch, daß sie die erste Baumwollenspinnerei in Teutschland war, welche engländische Spinnmaschinen hatte und in Teutschland verbreitete. Sie wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Kaufmann J. G. Brügelmann gegründet. Dieser thätige und unternehmende Mann wagte sein ganzes Vermögen daran, um die Baumwollenspinnerei nach Teutschland zu verpflanzen. Er hatte mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, die Kunst der Engländer einheimisch zu machen, und als er endlich so weit gekommen war, da stellte sich ihm die kurzsichtige Selbstsucht der einheimischen Fabrikanten entgegen, so daß er zuerst gezwungen war, seine Garne selbst weben und färben zu lassen. Indessen siegte seine Ausdauer; die Anlage, die er gemacht hatte, erweiterte sich mit jedem Jahre, und er nante sie Cromford, wozu ihm das in England liegende Cromford, wo der berühmte Arkwright die ersten Spinnmaschinen angelegt hatte, Veranlassung gab. Der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, dem damals das Herzogthum Berg gehörte, ertheilte ihm ein Privilegium auf 30 Jahre, und ehrte die Verdienste dieses ohnehin durch Gemeinsinn und Wohlthätigkeit ausgezeichneten Mannes dadurch, daß er ihn zum Commerzienrath ernante. Brügelmann starb im J. 1802. Das von ihm geschaffene Cromford liegt in einer angenehmen Gegend; es besteht aus etwa zehn zum Theil großen Gebäuden, und die Umgebungen desselben sind von den Besitzern auf mannichfache Weise verschönert worden. Der Industrie und dem Handel des Vaterlandes hat es einen unberechnenbaren Vortheil gebracht. (*v. Oven.*)

CROMWELL, Thomas, war als der Sohn eines armen Grobschmidts in einem Stande geboren, der ihm wenig Aussicht auf politische Bedeutung eröffnete. Die Kirche war damals der einzige Weg, auf welchem man sich aus untergeordneten Verhältnissen in die Höhe bringen konte, allein statt der geistlichen Laufbahn hatte Cromwell die militärische gewählt, ohne jedoch weder im einheimischen, noch im ausländischen Kriegsdienste sein Glück machen zu können. In dem Dienste des Cardinals Wolsey dagegen, welchen er mit den Waffen vertauschte, fand er Gelegenheit, eine Fähigkeit nach der andern zu entwickeln, und an seinem Herrn selbst einen Mann, der Talente zu erkennen, sie gehörig zu benutzen, und wenn sie ihm nicht gefährlich waren, auch zu belohnen verstand. Wolsey hob den ihm ergebenen und unter seiner Leitung in Statsgeschäfte eingeweihten Diener empor. Cromwell war schon ein angesehenes Mitglied im Unterhause des Parlaments, als im Jahre 1529 die Gunst des Königs Heinrich VIII. sich von Wolsey abwandte und die zahlreichen Feinde dieses mächtigen Günstlings sich zu seinem Verderben wider ihn erhoben. Wolsey war nämlich durch die von Heinrich mit Ungestüm gewünschte und betriebene Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina in eine Lage gekommen, die ihn entweder mit den Interessen des heiligen Stuhls oder mit den Begierden des Königs in einen Conflict brachte. Er wollte ebensowenig dem päpstlichen Hofe, der die Ehescheidung einige Jahre lang hinzog und endlich verweigerte, als dem Könige, dessen Geduld erschöpft war, mißfallen; er suchte sich daher durch eine parteilose Stellung gegen die Nothwendigkeit zu sichern, entweder den Papst oder den König beleidigen zu müssen. In einer Sache aber, die ihm so sehr am Herzen lag, hatte der König von seinem Günstling den größten Eifer erwartet; Wolsey fiel daher in des Königs Augen und Gunst. Das Reichssiegel wurde ihm abgenommen und er selbst wurde vom Hofe verwiesen. Die Folge der königlichen Ungnade war, daß seine Feinde sich gegen ihn erhoben und seine Freunde ihn verließen. Cromwell hatte dem Cardinal seine Erhebung zu verdanken, und mußte fürchten, in seinen Fall verwickelt zu werden. Wäre er blos eine Creatur des Cardinals und eine gemeine Natur gewesen, so würde er sein Schicksal von dem des gefallenen Ministers getrennt und seine frühere Verbindung mit ihm durch Theilnahme an der herrschenden Stimmung gegen denselben in Vergessenheit gebracht haben, allein er übernahm im Unterhause die Vertheidigung Wolseys mit ebenso viel Geist als Muth. So wenig Heinrich VIII. Widerspruch vertragen konte, so hatte er doch Gefühl für ein edelmüthiges Benehe-

27) Caiman mâle *Cuv.* in Wiedem. Arch. l. c. p. 168. — Annal. d. Mus. X. t. 1. f. 6. 17. t. 2. f. 1. 2. — Oppels Naturg. d. Amph. Th. 6. 7. — Croc. trigonatus *Schneider.* II. 161. — *Seba* Thes. I. t. 105. f. 3. — Jacaretinga moschifer. — *Spix* l. c. t. 1. 28) Novae spec. Lacert. t. 3. p. 4. Caiman fissipes.

men [1]). Cromwells Vertheidigungsrede erregte daher, statt des Königs Unwillen, seine Aufmerksamkeit; sie ließ ihm Cromwell in dem Lichte eines talentvollen und edeln Mannes erscheinen und nahm ihn so für denselben ein, daß er die dem Cardinal entzogene Gunst nach und nach auf dessen Freund und Vertheidiger übertrug. Ein König, der wie Heinrich VIII. seine verfassungsmäßig beschränkte Gewalt überschreitet und willkürlich regirt, wählt seine Werkzeuge am liebsten aus einem Stande, der keine angebornen Rechte zu vertheidigen hat; er sucht seine Günstlinge unter Männern, die ihm ihre Erhebung allein zu verdanken haben und daher ihm allein ergeben sind. Cromwell vereinigte Eigenschaften genug in sich, um ihn, nachdem er einmal die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, demselben werth zu machen; er wurde Statssecretär und hatte als solcher Gelegenheit, auf die in England neu sich bildende Ordnung der Dinge einen großen Einfluß auszuüben.

Durch seine wider den Willen des Papstes vollzogene Ehescheidung und durch die von dem römischen Hofe nicht anerkante Vermählung mit Anna Boleyn hatte sich Heinrich VIII. von dem heiligen Stuhle losgerissen, allein er war weit davon entfernt, sich zu den von ihm selbst bekämpften Grundsätzen Luthers zu bekennen. Der Anfang der Reformation wurde indessen damit gemacht, daß im Jahre 1534 der König in Übereinstimmung mit dem Parlamente die Autorität und Gewalt des Pabstes in England für erloschen erklärte, und für sich und seine Nachfolger die Rechte und Einkünfte des Papstes in Anspruch nahm. Obgleich Heinrich nicht weiter in kirchlichen Neuerungen gehen wollte, so hatte doch die der Reformation ergebene Partei an des Königs Unwillen gegen den Papst einen Anhaltpunkt, um durch Erweiterung des Bruches mit dem römischen Hofe die engländische Kirche in demselben Grade dem Protestantismus näher zu bringen, als sie dieselbe von dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl entfernte. Cromwell war der Sache der Reformation günstig, und er benutzte seinen Einfluß auf den König, um ihr zu dienen. Dies mußte aber äußerst vorsichtig geschehen, weil der geringste Widerspruch Heinrichs Zorn und Leidenschaft aufzuregen pflegte; eine dem Anscheine nach blinde Ergebung in seinen Willen, um sich unter dieser Maske seines Willens zu bemächtigen und ihn zu leiten, vermochte allein etwas über ihn. Cromwell schlug in Verbindung mit dem Erzbischof Cranmer von Canterbury diesen Weg ein. Er wurde im Jahre 1535 unter dem Titel eines Generalvicars (vicar-general, vicegerent) als Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche bekleidet, welche Heinrich vom Papste auf sich übertragen hatte. Das erste, was Cromwell in dieser neugeschaffenen Würde that, war die Aufhebung der Klöster. Für diese Maßregel ließ sich der König um so leichter gewinnen, da sie seinem Schatze eine ansehnliche Bereicherung versprach und ihn zugleich von den Mönchen befreite, die ihn einen zweiten Ahab, dessen Blut die Hunde lecken würden, nannten und das gemeine Volk auf jede Art wider seine Regirung aufhetzten. Cromwell ernante eine Commission zur Untersuchung der Klöster. Diese Untersuchung führte zur Entdeckung von Lastern und religiösen Betrügereien, die schon an und für sich groß genug waren, die aber bei der Bekantmachung noch übertrieben wurden, um die Aufhebung der Klöster nicht blos zu rechtfertigen, sondern auch als eine Pflicht zu gebieten. Das im Februar 1536 zusammen berufene Parlament gab seine Einwilligung dazu und wies die Klostereinkünfte dem Könige an. Obgleich bald darauf die Königin Anna, welche Cromwell und seinen reformatorischen Bestrebungen günstig war, der Neigung des Königs zu einem andern Frauenzimmer aufgeopfert wurde, so verlor doch Cromwell von seinem Ansehen ebenso wenig, als Heinrich geneigt war, die dem Papste abgenommene geistliche Gewalt jetzt, wo sich dieser ihm wieder zu nähern suchte, demselben zurückzugeben. Es wurde vielmehr noch in der Mitte desselben Jahres zugleich mit dem Parlamente das Nationalconcilium versammelt, um die Angelegenheiten und die Glaubenslehre der engländischen Kirche festzustellen. Als Generalvicar führte Cromwell dabei den Vorsitz. Von dem hohen Clerus waren der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe von Worcester, von Salisbury, von Rochester, von Hereford und von St. David auf seiner Seite; als Gegner traten der Erzbischof von York und die Bischöfe von London, von Durham, von Winchester, von Lincoln, von Chichester, von Norwich und von Carlisle auf. Obgleich die niedere Geistlichkeit im Allgemeinen der Reformation abgeneigt war, so hielt sie doch die Furcht vor dem Könige von einer Opposition zurück; sie erklärten vielmehr, daß sie nicht die Absicht hätten, etwas zu thun oder zu reden, was dem Könige misfallen möchte, daß sie ihn als ihr oberstes Haupt betrachteten und seinen Befehlen zu gehorchen entschlossen wären. Die Beschlüsse der Versammlung waren eine bunte Mischung aus katholischen und protestantischen Lehrsätzen, und befriedigten weder die eine noch die andere Partei. Die Protestanten verlangten mehr, als die festgesetzten Artikel bewilligten, während den Katholiken jede Abweichung von dem alten Glaubens- und Kirchensystem zu viel nachgegeben schien. Am unzufriedensten war die Geistlichkeit über die Unterjochung der Kirche durch die weltliche Macht; die neue Gewalt eines Generalvicars war ihr unerträglich und doppelt, da sie in den Händen eines aus dem Staube emporgestiegenen, und aller wissenschaftlichen Bildung ermangelnden Günstlings, wie Cromwell, war, und von ihm mit Energie und ohne Rücksicht auf die Privatinteressen des Clerus ausgeübt wurde. Cromwell entschied über die wichtigsten Kirchenverhältnisse durch Ordonnanzen, die er im Namen des Königs ohne Mitwirkung des Parlaments oder der Geistlichkeit erließ. Er schaffte auf diese Art viele Feiertage ab und hob Einrichtungen auf, die durch langes Bestehen geheiligt und außerdem den Geistlichen einträglich waren, wie Wallfahrten, Bilder und Reliquien; er griff endlich den Pfarrern selbst an ihre Einkünfte, indem er einen Theil derselben für die Armen jedes Kirchspiels zurückzulegen befahl. Die Folge davon war, daß die Prie-

1) Camden beurtheilt Heinrichs VIII. Charakter richtig und treffend, wenn er sagt: Princeps erat magnanimus, in cujus maximo ingenio inerant confuso quodam temperamento virtutes magnae et vitia non minora.

Digitized by Google

ster das ihnen aufgelegte unwürdige Joch der weltlichen Willkür mit Hilfe von Volksaufständen abzuschütteln suchten, und das Volk war auch über die neue Ordnung der Dinge misvergnügt genug, um ihren Anreizungen Gehör zu geben, und auf ihre Auffoderungen in verschiedenen Provinzen die Waffen zu ergreifen. Der König ließ sich jedoch durch diese Empörungen, welche mit leichter Mühe unterdrückt wurden, gegen Cromwell so wenig einnehmen, daß er ihn vielmehr zum Zeichen seiner Gunst und Zufriedenheit im Jahr 1538 in den Pairstand erhob. Der schwankende und halbe Zustand der Kirche erzeugte indessen immer mehr abweichende Meinungen und Secten; der König dagegen beharrte so fest auf seinem System [2]), daß er alle, die es angriffen oder sich davon lossagten, mit Feuer und Schwert verfolgte. Im April 1539 berief er ein Parlament, um durch dasselbe alle Meinungsverschiedenheit in Religionssachen ausrotten zu lassen. Das unterwürfige Parlament faßte zur Begründung und Erhaltung der Einigkeit des Glaubens das Gesetz der sechs Artikel oder, wie es von den Protestanten genant wurde, das Blutgesetz (bloody bill) ab. Die sechs Artikel stellten nämlich die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im h. Abendmahle, das Verbot des Laienkelchs, die Unverbrüchlichkeit der Keuschheitsgelübde, die Zweckmäßigkeit der Privatmessen, den ehelosen Stand der Geistlichkeit und die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte als Grundgesetze der engländischen Kirche auf. Wer diese Grundgesetze nicht anerkante oder dagegen fehlte, wurde mit dem Scheiterhaufen oder dem Strange bestraft. Dieses Gesetz gab die Katholiken und Protestanten auf gleiche Art dem Tode und der Verfolgung Preis. Obgleich Cromwell alles that, um die Vollziehung des Blutgesetzes zu mildern, so zwang ihn doch seine Stellung, sich als ein gehorsames Werkzeug des Königs zu benehmen. Er verdarb es dadurch mit allen Parteien. Der Adel haßte in ihm den Emporkömling und sah mit Neid, daß ihm als Generalvicar der Vorrang vor allen übrigen Statsbeamten zugestanden wurde; dem Adel kam es eben so unerträglich vor, den Sohn eines armen Schmids der königlichen Familie zunächst gestellt zu sehen, als der Geistlichkeit, einen ungebildeten Mann an der Spitze der Kirche zu erblicken. Die Katholiken betrachteten ihn als einen Feind ihrer Religion und die Protestanten seit dem Blutgesetz als ihren Verfolger. Cromwell hatte daher blos an dem Könige eine Stütze und mußte fallen, wenn ihm diese entzogen wurde. Heinrich war seit dem Tode seiner dritten Gemahlin, Johanna, Witwer und sah sich nach einer neuen Vermählung um. So gefährlich es war, sich bei dem delicaten Geschmacke des Königs in diesen Punkt einzumischen, so glaubte doch Cromwell, sich in der Gunst seines Gebieters zu befestigen, wenn er seine Wahl so leiten könte, daß er zugleich die Neigung und die politischen Interessen desselben befriedigte. Er schlug ihm daher die Prinzessin Anna von Cleve vor, und ein schmeichelhaftes Bildniß derselben bewog den König, in diesen Vorschlag einzugehen und sich mit Anna zu vermählen. Unglücklicherweise für Cromwell fehlten aber der Prinzessin die Reize, welche ihr der Maler in dem Bilde geliehen hatte. Er sah mit Schrecken, daß der König von dem ersten Augenblicke an, wo er seine Braut erblickte, eine unüberwindliche Abneigung gegen dieselbe empfand, und daß er die am 6. Januar 1540 vollzogene Ehe als ein schweres, ihm aufgelegtes Joch betrachtete. Er hoffte vergebens, daß die Brautnacht eine Veränderung in den Gefühlen des Königs hervorbringen werde; als er sogleich am Morgen nach der Hochzeit zu dem Könige eilte, fand er denselben noch bei weitem unzufriedener mit der neuen Ehe, als vorher. Heinrich erklärte seinem Günstlinge, daß er entschlossen wäre, sich mit seiner Gemahlin gar nicht abzugeben, da ihm ihre Person widerlich sey. Es war natürlich, daß des Königs Widerwillen gegen seine Gemahlin ihm auch einen Widerwillen gegen den Unterhändler dieser Ehe beibrachte. Wie er indessen gegen Anna höflich blieb, so setzte er auch seine Gunst gegen Cromwell fort; er erhob ihn sogar im April 1540 zum Grafen von Essex und zum Ritter des Hosenbanderordens. Allein er schmückte damit sein Opfer zum Tode. Die Neigung, welche der König zu der Nichte des Herzogs von Norfolk, Katharina Howard, faßte, vermehrte seine Ungeduld, die Ehe mit der Prinzessin von Cleve zu trennen; sie gab zugleich dem Herzoge den Einfluß auf den König, welchen bisher Cromwell ausgeübt hatte, und Norfolk benutzte ihn sogleich, um diesen Günstling des Königs zu stürzen. Cromwell wurde verhaftet, und auf die Anklage des Hochverraths und der Ketzerei von dem Oberhause, das ihm noch kurz zuvor aufs niedrigste geschmeichelt und ihn für würdig erklärt hatte, Generalvicar der ganzen Welt zu seyn, ohne Prozeß, ohne Verhör und Beweis zum Tode verurtheilt. Er suchte vergebens den König zum Mitleiden zu bewegen; Heinrich glaubte, allen Haß gegen seine Regirung auf Cromwell wälzen und durch die Aufopferung desselben die Zuneigung seiner Unterthanen wieder gewinnen zu können. Cromwell unterwarf sich daher seinem harten Schicksale ohne Murren; er suchte wenigstens seinen Sohn dem Unwillen des Königs dadurch zu entziehen, daß er ebenso wenig auf der Betheuerung seiner Unschuld bestand, als sich über das gegen ihn gesprochene Urtheil beschwerte. Seine Hinrichtung erfolgte

2) Heinrich VIII. that sich auf seine theologische Gelehrsamkeit etwas zu Gute, und wurde durch die Schmeichelei seiner Höflinge und Creaturen in der Meinung bestärkt, daß er ein Licht der Kirche sey. Im Jahre 1538 disputirte er selbst über die Lehre vom h. Abendmahle mit einem Calvinisten. Cromwell hat diese Disputation in einem Briefe an Sir Thomas Wyat, der damals englandischer Gesandter in Teutschland war, beschrieben, und die Bewunderung, mit welcher er dieses that, gibt uns eine Vorstellung, mit welchen Augen Cromwell den König betrachtete, und mit welchen Künsten er sich in seiner Gunst behauptete. Es heißt in diesem Briefe: It was a wonder to see, how princely, with how excellent gravity and inestimable majesty his highness exercised there the very office of supreme head of the church of England; how benigaly his grace essayed to convert the miserable man, how strong and manifest reasons his highness alledged against him I wish the princes and potentates of Christendom to have had a meet place to have seen it. Undoubtedly they should have much marvelled at his majestys most high wisdom and judgment and reputed him no otherwise after the same, than in a manner the mirror and light of all other kings and princes in Christendom. Wenn Cromwell an einen entfernten Freund so schreiben konte, wie muß da erst das Lob geklungen haben, welches er dem König persönlich ertheilte! S. *Collier* ecclesiast. hist. Vol. II. p. 152.

am 28. Juli 1540. Cromwell war ein Mann von großen Fähigkeiten und von einer festen und würdigen Gesinnung; er vermied den Hochmuth, der sich so leicht eines Emporkömlings bemächtigt, ohne jedoch dem Neide über sein schnelles und glänzendes Glück zu entgehen. Das einzige, dessen man ihn beschuldigen kann, war seine blinde Ergebung in den Willen des Königs; es war eine Art von gerechter Vergeltung, daß er als ein Opfer der Tyrannei fiel, deren Werkzeug er gewesen war [3]).
(*Fr. Lorentz.*)

CRYPTOCEPHALA, *Latreille* (Mollusca). In den familles naturelles du regne animal. Paris 1825, führt die zweite Familie der Ordnung Megapterygia (der ersten der Pteropoda) diesen Namen. Sie umfaßt nur die Gattung Hyalaea und ihre Kennzeichen fallen mit den dieser Gattung zusammen. Vergl. Hyalaea. (*D. Thon.*)

CRYPTOCOCHLIDES (Mollusca) (κρυπτός verborgen, κόχλος Schale). Latreille belegt (famill. d. regn. anim. 1825) mit diesem Namen die zweite Abtheilung der Gastreopoden. Kennzeichen: Schale im Mantel des Thiers verborgen; dieser groß, oben mit einem Ausschnit und Kanal statt der Athmenröhre; Schale wenig gewunden, ohrförmig; der Deckel fehlt. — Nur eine Familie Macrostoma mit den Gattungen Sigaretus, Cryptostoma, Lamellaria. (*D. Thon.*)

CRYPTODIBRANCHIATA (Mollusca). Blainville *) hat unter diesem Namen eine Ordnung der Weichthiere aufgestellt, welche nach seiner eigenen Angabe der Gattung Sepia *L.* und somit der neuern Abtheilung Cephalopoda entspricht, weshalb auch hier die Kennzeichen übergangen werden können und nur die Eintheilung anzuführen ist. Sie zerfällt in die Familien: Octocera, mit acht Tentakeln und Decacera, mit zehn Tentakeln. Jene enthält die Gattungen Octopus (Eledone *Leach*, Ocythoë *Rafinesque*), diese Loligo (Sepiola *Leach*, Cranchia *ej.*, Onychotheutis *Lichtenstein*, Pterotheutis *Blainv.*, Sepiotheutis *id.*) und Sepia. (*D. Thon.*)

CRYPTODON (Mollusca). Eine aus Tellina von Turton gesonderte Gattung mit folgenden Kennzeichen: Die Muschel ist dreieckig, kugelig, gleichschalig, fast gleichseitig, geschlossen; das Schloß hat einen einzigen, undeutlichen, durchgehenden Zahn, mit schmaler Seitengrube, die Seitenzähne fehlen, das Band ist außen. Typus der Art, C. flexuosus (Tellina flexuosa, *Montagu, Pennant, Wood, Dillwyn;* Venus sinuosa *Donovan*). *Turton* Conchylia insularum Britannicarum. London 1822. 4. tab. 7. f. 9. 10. (*D. Thon.*)

CRYPTOGENA (Animalia microscopica). Die erste Klasse derjenigen Thiere, welche Latreille (familles naturelles du regne animal. Paris 1825) Agastrica genant hat. Als Kennzeichen der Cryptogenen gibt er nur das an, daß sie im Innern verschiedener Thierkörper leben und es ihm scheine, daß sie auf die Entozoen (Helmintha) folgen müssen! — Es umfaßt diese Klasse die Samenthierchen und vielleicht die Gattung Acephalocystis Lännet's. (*D. Thon.*)

CRYPTOPETRA (Radiaria fossil.). Bei Mercati eine Art versteinerter Seeigel aus der Gattung Spatangus. (*D. Thon.*)

CRYPTOPHTHALMUS, *Rafinesque* *) (Crustacea). Diese Gattung wird von ihrem Begründer in dessen Familie Palaemonea gesetzt, gehört sonst zu der Abtheilung Macroara und zwar zu der Section der Salicoquen, nach Latreille's neuester Eintheilung in die Zunft Carides. — Sie hat mit Aglaope drei Fäden an den innern Fühlern gemein, unterscheidet sich aber durch folgende Kennzeichen: die zwei vordern Füße sind scheerenförmig, das zweite Paar ist weniger dick, zweifingerig, elfgliederig; die andern sind einfach, die Schuppe der äußern Fühler ist gezähnelt, die Augen liegen unter zwei Verlängerungen des Brustschildes verborgen. — Die Gattung selbst ist aber im Allgemeinen zu wenig charakterisirt, um sie als vollständig bestimt anzunehmen. — Die einzige von Rafinesque angeführte Art: C. ruber, ist glatt, röthlich, das Brustschild ist ganzrandig, der Kopf ist vorn in einen eindornigen, schnabelförmigen Fortsatz verlängert, die Scheeren der Füße sind platt, seitlich mit borstigen Haaren besetzt; die größte ist unten dreikantig; das Schwanzende ist vierzähnig und gefranzt. — Das Vaterland ist das Meer um Sicilien. (*D. Thon.*)

Cryptoplax, *Blainville* (Mollusca) s. Chiton.

CRYPTOPODA, *Latreille* (Crustacea). Die vierte Zunft der zehnfüßigen, kurzschwänzigen (decapoda brachyura) Krebse. Sie unterscheidet sich von allen übrigen bekanten Crustaceen dadurch, daß bei den zu ihr gehörigen Thieren die hintern Winkel des Brustschildes sich erweitern und eine Wölbung bilden, in die sich die Füße, mit Ausnahme der Scheeren, wenn sie die Thiere einziehen, zurückziehen und verbergen; die Scheeren sind sehr groß, zusammengedrückt, kammförmig; das Brustschild ist fast dreieckig oder quereiförmig; der Raum zwischen der Mundhöhle und dem Ursprunge der mittleren Fühler ist kaum etwas breiter, als lang. Es gehören hieher nur die beiden Gattungen Calappa und Aethra (unrichtig Oethra geschrieben.) (*D. Thon.*)

CRYPTOPS, *Leach* (Myriapoda). Eine Gattung der Myriopoden, aus der Familie Chilopoda, nach Linné zu Scolopendra gehörig. Kennzeichen: Fühler kegelborstenförmig; siebenzehngliederig; die Glieder kugelig, fast kegelförmig; 46 Füße, das hintere Paar länger, das erste Glied innen unbewaffnet; das zweite Fußpaar mit blattförmigen Schenkeln, die vorn schwach ausgerandet und unbewaffnet sind; die Augen undeutlich. Leach führt [1]) zwei Arten auf: C. hortensis, ziegelrostroth, der Rücken dunkler, die Füße etwas behaart; etwas über einen Zoll lang. In den Gärten des westlichen Englands. — C. Savignii, ziegelrothgelb, der Kopf blaßrostfarben, die Füße, besonders die hintern, mit kleinen Stacheln besetzt. Im Garten des britischen Museums. (*D. Thon.*)

3) *G. Burnet*, the hist. of the reformation of the church of England. *The first part*: of the progress made in it during the reign of King Henry VIII. Lond. 1679. fol.

*) Manuel de Malacologie. Paris 1815. p. 364.

*) Précis de découvertes et de travaux semiologiques. Palermo. 1818. 8.

1) Zoological Miscellany. Tom. III. London 1817. p. 42. t. 139.

Digitized by Google

CRYPTOPUS, *Latreille* (Crustacea). Der Begründer dieser Gattung hat die Kennzeichen derselben nicht angegeben, stellt sie jedoch in die Zunft Schizopoda (Ordnung Decapoda, Familie Macroura), und in die erste Section derselben, welche dadurch charakterisirt ist, daß der Hinterleib in eine fünfblätterige Flosse endigt. Es ist nur eine Art bekant, bei welcher das Brustschild an den Seiten erweitert und nach unten so umgebogen ist, daß es eine Art Büchse bildet, welche die Füße umschließt; das Vordertheil stellt einen Kopf vor, mit einem gebogenen Schnabel und zwei Hörnern oben darauf. (*Latreille* familles naturelles du regne animal. Paris 1825. 8. p. 282 u. 567.) (*D. Thon.*)

CRYPTOSTOMA, *Blainville* (Mollusca). Diese zuerst im Supplement zur Edinburger Encyclopädie aufgeführte Gattung stellt der Errichter in die Ordnung Chismobranchiata, zwischen Sigaretus und Oxinoë; Ferussac unter die Adelodermae und in die Familie Sigareteae, welche sämtlich zu den Gastreopoden gehören; Cuvier hat sie übergangen. Die Kennzeichen, wie sie der erstere angibt *), sind folgende: Der zungenförmige Körper besteht meist in einem sehr langen und sehr dicken Fuß, der nach vorn schmäler und an den Seiten mit einer Furche versehen ist, überall aber weit über die zusammengedrehte Masse der Eingeweide vorragt, welche sehr klein und oben wenig gewölbt zum mittlern Drittheil durch eine innere Schale bedeckt wird, die in jeder Hinsicht der ganz ähnlich ist, welche man bei Sigaretus findet; die Mundöffnung ist sehr klein, verborgen unter dem vordern und obern Rande des Fußes, gegen welchen die erwähnten (vier) Furchen zusammenstoßen; die beiden Tentakeln sind zusammengedrückt und an der Basis mit Anhängseln versehen; es ist nur ein einziger großer Kiemenkamm vorhanden und der After liegt an der rechten Seite des freien Mantelrandes. — Bei dieser Thiergattung ist die ungeheuere Größe des Fußes besonders auffallend, welcher den eigentlichen Körper vier oder fünf Mal an Umfang übertrifft. Der vordere Theil desselben ist länger, als der hintere und läuft in eine stumpfe Spitze aus. An ihm findet sich auf jeder Seite eine Furche oder Halbkanal, welcher etwas nach hinten und näher an der rechten Seite anfängt. Diese zwei Furchen führen in eine große Querspalte, in welcher der Mund und die Tentakeln liegen, die zum größern Theil durch den stark vorragenden Rand der Schale verdeckt werden. Zwei andere ähnliche Furchen am Rande des hintern, dünnern Fußtheiles gehen ebenfalls in jene Querspalte. Der vordere Rand dieser letztern wird von einem scharfen, freien Saum gebildet, der fast in der Mitte und noch tiefer nach dem linken Rande hin ausgerandet ist. Wenn man diesen Saum von hinten nach vorn aufhebt, so sieht man darunter den etwas trichterförmigen Mund und nach hinten ein querliegendes, scharfes, mit dem vordern Rande angewachsenes Band, auf dessen beiden Enden ein kurzer, kegelförmiger, an der Basis mit einem Anhang versehener Tentakel steht, rechts liegt unter diesem dünnen Saume des Fußes das Ende des männlichen Geschlechtstheiles. Wenn man dagegen den Saum des Mantels, welcher den hintern Theil der Querspalte bildet und durch die Schale verdeckt ist, aufhebt, so sieht man 1) die etwas schiefe Querspalte, welche in die Kiemenhöhle führt, an deren Boden sich ein einziger, schiefer, unregelmäßiger Kiemenkamm findet; 2) das Ende des Afters, welches als freischwebender Kanal von der linken nach der rechten Seite gerichtet ist, und 3) am Vereinigungspunkt des Mantels mit dem Fuße an der rechten Seite eine trichterförmige Öffnung für die weiblichen Geschlechtstheile. Der eigentliche Körper, oder die Eingeweide zusammengenommen, bildet auf dem fünften Theil des Fußes (von vorn nach hinten) eine kleine, etwas platte und spiralförmig gewundene Masse. Diese ist ganz in eine sehr flache, niedergedrückte Schale mit großer, ganzrandiger Öffnung, deren Hinterrand in eine Spalte eingeschlossen ist, welche der vordere Rand des hintern Fußtheiles bildet, aufgenommen. Die Schale zeigt sich ganz mit einer dicken Haut bedeckt, die offenbar in die Körperhaut fortsetzt, so daß die Schale als eine innere betrachtet werden kann, um so mehr, als sie ungefärbt ist. Die Masse der Eingeweide besteht aus zwei Theilen. Der obere enthält die Organe der Respiration und der Circulation und ist durch die Schale bedeckt; der untere ist durch eine Einschnürung, in welcher der Rand der Schalenöffnung liegt, von dem obern getrent, liegt in einer Aushöhlung des Fußes und enthält die Verdauungsorgane. Der Magen ist doppelt, der hintere groß und häutig; die Leber ist ungetheilt; der Mundtheil (Masse buccale in der französischen Terminologie) ist von mittlerer Größe; die Höhle, welche er enthält, sowie der erste Magen und das Zungenband, sind von dem der Leber durch eine Haut (diaphragme) getrent. Das Centralnervensystem besteht aus einem unten liegenden, vierseitigen Ganglion, ist von einer körnigen Masse umgeben und gibt auf jeder Seite vier Äste ab, von denen der eine vordere für den vordern Theil des Fußes, die andern für die Seiten und hintern Theile bestimt sind. — Es sind bis jetzt nur zwei Arten dieser Gattung bekant, welche sich im britischen Museum befinden und aus Indien herstammen sollen. Sie sind: 1) C. Leachii **). Fast drei Mal so lang als breit, der vordere Theil des Fußes länger als der hintere; die Tentakeln kleiner, als an der folgenden Art, kegelförmiger, weiter aus einander stehend, die Anhängsel kleiner. 2) C. breviculum. Der Körper breiter als die Hälfte seiner Länge, weshalb er flacher, kürzer und breiter erscheint; der vordere Theil des Fußes fast so groß, als der hintere; die Tentakeln viel größer, breiter, platter, einander mehr genähert, die Seitenanhänge des Bandes, worauf sie stehen, größer. — Die Schale der letztern Art ward nicht beobachtet, doch muß man schließen, daß sie wenigstens in der Größe von der der vorigen Art abweicht.

(*D. Thon.*)

*) Manuel de Malacologie. p. 467.

**) *Blainville* Manuel. Planches. pl. XLII. f. 3.

Ende des einundzwanzigsten Theiles.

Digitized by Google

Erklärung der Kupfer in Theil XX. und XXI.

1. CHOREGRAPHIE,

2. CRUSTACEA.

(Zu den mathematischen Zeichnungen und den Notentafeln sehe man die betreffenden Artikel.)

Zu CHOREGRAPHIE.

Fig. I. A. Stellt den Tänzer vor. B. Die Tänzerin: a. die Richtung des Gesichts; b. die rechte Seite des Körpers; c. die linke Seite; d. den Rücken. — Fig. II. Die Linien der Tanzschritte: a. die gerade Schrittlinie vor oder rückwärts; b. die Seitenlinie rechts und links; c. die schiefe oder Diagonallinie vom Körper ausgehend. — Fig. III. a. Die Kreislinie der Schritte; b. die Schlangenlinie; c. die sogenante Achte, oder zwei in einander laufende Kreise. Alle Tanzschritte und Tanztouren werden durch Hilfe dieser Linien gezeichnet. — Fig. IV. Zeichen der Füße: A. der linke; B. der rechte, und zugleich die Vorstellung der ersten von den fünf Positionen, aus welchen alle möglichen Schritte des regelmäßigen schönen Tanzes zusammengesetzt werden. Die darunter stehenden Zeichen a und b befinden sich nach der Erfindung in den alten Choregraphien. Die Zeichen aber, welche die Form des Fußes mehr versinnlichen, unterscheiden sich besser von den Schrittlinien, und sind deshalb gewählt worden. — Fig. V. Die zweite Position. — Fig. VI. Die dritte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VII. Die vierte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VIII. Die fünfte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. Man hat auch fünf falsche Positionen angenommen, die zu National- und komischen Tänzen gebraucht werden. — Fig. IX. Die erste falsche Position. — Fig. X. Die zweite falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XI. Die dritte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XII. Die vierte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIII. Die fünfte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIV. Gewöhnlicher Schritt, wie man geht (*pas marché*): a. der Punkt bedeutet den Ort, wo der Fuß vor der Bewegung gestanden hat; b. die Schrittlinie; c. das Ende des Schrittes und Niedersetzen des Fußes. — Fig. XV. Gewöhnliche Schritte rückwärts. — Fig. XVI. Runde Schritte in auswärts gebogenen Linien rückwärts. — Fig. XVII. Runde Schritte in auswärts gebogener Linie vorwärts. — Fig. XVIII. Seitenschritte rechts und links. — Fig. XIX. a. Eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) mit dem rechten Fuße auswärts geführt; b. eine Kreisbewegung einwärts. — Fig. XX. Geschlängelte Bewegung des Schrittes (*pas tortillé*): a. vorwärts, b. seitwärts, c. rückwärts. — Fig. XXI. Battirte Schritte (*pas battu*): a. vor dem Fuße; b. neben dem Fuße; c. hinter dem Fuße; d. in der Luft, ohne den andern Fuß zu berühren. — Fig. XXII. Elemente der Schritte: a. das Zeichen zum Biegen; b. zum Heben; c. zum Hüpfen; d. zum Springen; e. zum Fallen im Schritt; f. der gestrichene Schritt; g. der Fuß in der Luft; h. der Punkt zeigt an, daß die Spitze des Fußes auf die Erde gesetzt wird; i. die Ferse aufgesetzt. — Fig. XXIII. Wendungen des Körpers: a. ein Viertelskreis auf der Schrittlinie zeigt an, daß der Körper während des Schrittes eine Viertels-Wendung macht; b. eine halbe Wendung; c. eine Dreiviertels-Wendung; d. eine ganze Drehung des Körpers um seine Achse. Der beigefügte Punkt zeigt an, auf welcher Seite die Drehung angefangen wird, und darf nicht fehlen; e. bedeutet eine Achtels-Wendung. Der kleine Bogen darf die Schrittlinie nicht berühren und muß frei abstehen. — Fig. XXIV. Bezeichnung mehrer Bewegungen während eines Schrittes: a. erst gebogen, dann gehoben; b. erst gehoben, dann gebogen; c. gebogen, dann gehüpft; d. gehüpft und dann gebogen; e. gebogen, gehüpft und wieder gebogen; f. gebogen und gesprungen; g. gehoben und gefallen; h. gebogen, gehoben und gestrichen; i. gebogen, gehoben und den Fuß in die Luft gestreckt: k. gebogen, gehüpft und während des Hüpfens eine halbe Wendung; l. gebogen, gehoben und den gestreckten Fuß mit der Spitze aufgesetzt; m. gebogen, gehüpft und die Ferse auf die Erde gesetzt. — Fig. XXV. Art und Weise, die Zeichen zu setzen, ob die Bewegung zu Anfang, in der Mitte oder zu Ende des Schrittes geschehen soll: a. zu Anfang des Schrittes gebogen; b. während des Schrittes gebogen; c. zu Ende des Schrittes gebogen; d. zu Anfang des Schrittes gehoben; e. in der Mitte des Schrittes gehoben; f. zu Ende des Schrittes gehoben; g. gebogen und gehoben zu Anfang des Schrittes; h. gebogen und gehoben in der Mitte des Schrittes; i. gehoben und gebogen zu Ende des Schrittes; k. gebogen zu Anfang und gehoben in der Mitte des Schrittes; l. gebogen zu Anfang und gehoben am Ende des Schrittes; m. in der Mitte des Schrittes gebogen und am Ende gehoben. — Fig. XXVI. Wo ein Punkt angebracht ist, wird der Fuß gesetzt. Steht der Punkt auswendig, ein zweiter inwendig, wird der Fuß in zwei Tempo auf die Erde gesetzt, und allezeit zuerst, wo der Punkt auswendig steht. a. Erst die Spitze des Fußes, dann die Ferse auf die Erde gesetzt; b. erst die Ferse, dann die Spitze niedergesetzt; c. hier sind zwei Punkte, keiner auswärts noch einwärts, und bedeutet, daß der Fuß platt, mit Spitze und Ferse zugleich aufgesetzt wird. — Fig. XXVII. Zwei Punkte neben einander bezeichnen den Ort, worauf der Schwerpunkt des Körpers gebracht wird; a. der Schwerpunkt des Körpers ruht auf der

Digitized by Google

Spitze des Fußes; b. der Schwerpunkt ist auf der Ferse. — XXVIII. Der Punkt bedeutet, ob auf der Spitze oder Ferse gebogen, gehoben, gestrichen, gesprungen wird; a. auf der Spitze biegen; b. auf der Ferse biegen; c. auf dem platten Fuße biegen; d. auf der Spitze gehoben; e. auf der Ferse gehoben; f. auf dem platten Fuß gehoben; g. auf der Spitze gehüpft; h. auf der Ferse gehüpft; i. auf dem platten Fuße gehüpft; k. auf der Spitze gestrichen; l. auf der Ferse gestrichen; m. auf dem platten Fuße gestrichen. — Fig. XXIX. Bewegungen der Füße auf der Stelle, ohne einen Schritt zu thun. Die Zeichen dazu werden an die Figur des Fußes gemacht: a. gebogen mit einem oder beiden Füßen; b. gehoben; c. gehüpft; d. gesprungen; e. auf den Spitzen stehen; f. auf den Fersen stehen; g. den Fuß gehoben und wieder auf die Spitze gesetzt; h. auf den Spitzen links gedreht; i. auf den Fersen rechts gedreht; k. ein Fuß auf der Spitze, der andere auf der Ferse gedreht; l. erst biegen, dann hüpfen; m. erst hüpfen, dann biegen; n. Sprung auf beiden Füßen; o. im Hüpfen eine Viertels-Wendung links; p. im Hüpfen eine halbe Wendung rechts; q. im Hüpfen eine ganze Wendung des Körpers um seine Achse (*Salto rondo*). — Fig. XXX. Wenn sich beide Füße zugleich bewegen, wie bei dem pas echappé, so werden die Schrittlinien mit einem gebogenen Strich verbunden: a. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die zweite Position hüpfen; b. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die vierte Position hüpfen; c. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die zweite Position gehen; d. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die vierte Position; e. mit beiden Füßen gestrichen aus einander und in der zweiten Position in die gebogenen Knie gefallen; f. das nämliche in die vierte Position. — Fig. XXXI. Das Drehen der Füße: a. auf den Spitzen stehen und die Fersen auswärts drehen; b. auf den Fersen stehen und die Spitzen einwärts drehen; c. auf den Spitzen stehen, die Fersen auswärts und sogleich wieder zurückdrehen; d. auf den Fersen stehen, die Spitzen einwärts und wieder auswärts drehen; e. den Fuß in der Luft mit der Spitze ein- und auswärts gedreht; f. den Fuß in der Luft mit der Ferse aus- und einwärts gedreht; g. auf den Spitzen beide Fersen rechts gedreht; h. auf den Spitzen beide Fersen links drehen; i. auf den Fersen beide Spitzen links drehen; k. auf den Fersen beide Spitzen rechts drehen. — Fig. XXXII. Sprünge mit beiden Füßen zugleich: a. vorwärts aus der ersten in die zweite Position; b. rückwärts; c. seitwärts aus der ersten Position wieder in die erste; d. vorwärts als Kreuzsprung (*Saute croisé*) aus der ersten in die fünfte Position; e. rückwärts oder vorwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position; f. seitwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position gesprungen. — Fig. XXXIII. Battements der Füße: a. mit dem rechten Fuße aus der zweiten Position mehrmals vor und hinter dem linken battirt, und den rechten Fuß wieder in die zweite Position setzen; b. mit dem linken Fuße um dem rechten battirt, und in der fünften Position vor dem rechten Fuße geschlossen. — Fig. XXXIV. Ein Entrechat. Mit beiden Füßen zugleich in die Höhe gesprungen und in der Luft so oft verwechselt, als es die kleinen Zeichen anzeigen. Am Ende zeigt die fünfte Position mit den Punkten, daß der Tänzer blos auf die Spitzen herabfallen soll. — Fig. XXXV. Wenn die Schrittlinie einfach, doppelt oder dreifach ist, zeigt es das Langsame, Geschwinde und Schnelle an: a. langsamer Schritt; b. geschwinder Schritt; c. sehr schneller Schritt. Die größere Geschwindigkeit der Schritte durch vermehrte Linien anzuzeigen, hat man von der Unterstreichung der Noten entlehnt. — Fig. XXXVI. a. Ein Menuet-Pas seitwärts; b. Menuet-Pas vorwärts; c. Menuet-Pas rückwärts. — Fig. XXXVII. Eine kleine Zusammensetzung von figurirten Tanzschritten als Exempel. 1) Der rechte Fuß battirt, biegt und macht einen gestrichenen Pas rechts in die zweite Position. 2) Der linke Fuß macht mehre Battements um den rechten, biegt, streicht gegen die vierte Position, hebt sich in die Luft und setzt sich dann mit der Spitze nieder. 3) Der rechte Fuß battirt einmal leicht vor dem linken, macht einen gestrichenen Pas vorwärts und setzt sich auf den platten Fuß. 4) Der linke Fuß hebt sich in die Luft, battirt hinter dem rechten und springt leicht seitwärts. 5) Der rechte Fuß biegt, streicht und streckt sich in die Luft, macht eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) rechts und springt auf die Spitze in die fünfte Position vor dem linken Fuß, welcher den Sprung mit macht, ohne seinen Platz zu verändern. 6) Der rechte Fuß hebt sich sogleich wieder, es folgt auf dem linken Fuße eine ganze Wendung des Körpers links um (ganze *pirrouette*), der rechte Fuß setzt sich in die fünfte Position hinter dem linken, welcher sich vor dem rechten anschließt. 7) Das Anschließen und Nachfolgen des linken Fußes. 8) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und setzt sich rückwärts in die vierte Position. 9) Der rechte Fuß battirt vor dem linken und setzt sich hinter demselben in die fünfte Position. 10) Beide Füße hüpfen zugleich in die zweite Position. 11) Beide Füße springen leicht in die Höhe, während dem der rechte vor und hinter demselben battirt, und sich beim Niederfallen wieder in die zweite Position setzt. 12) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und springt in die zweite Position. 13) Der rechte Fuß biegt und macht einen gestrichenen Pas, der sich mit Heben endet, in die fünfte Position hinter dem linken. 14) Der linke Fuß hebt sich seitwärts in die Luft, und schließt hüpfend wieder vor dem rechten, welcher zu gleicher Zeit mithüpft und sich hinten anschließt. Die Linie, welche beide Punkte verbindet, welche den Anfang des Pas bezeichnen, zeigt an, daß beide Füße sich zugleich bewegen. — Fig. XXXVIII. Zeichen für die Bewegungen der Arme und Hände. 1) Der ausgestreckte Arm; a. die Schulter; b. der Ellenbogen; c. die Hand. 2) Arm mit gebogener Hand. 3) Der gebogene Arm. 4) a. Der Arm in die Höhe gehoben; b. hängende Arm. 5) Beide Arme gehoben. 6) Ein Arm gestreckt, der andere aufwärts gehoben. 7) a. Handwegung von unten aufwärts; b. Handbewegung von oben abwärts. 8) a. Bewegung des Ellenbogens von unten aufwärts; b. Bewegung des Ellenbogens von oben abwärts. 9) a. Kreisbewegung des ganzen Armes von unten aufwärts; b. Kreisbewegung des ganzen Armes von oben abwärts. 10) Zeichen zum Hände geben und loslassen: a. die rechte

Digitized by Google

Hand geben; b. die linke Hand geben; c. beide Hände geben; d. der senkrechte Strich durch das Handzeichen bedeutet, daß die Hände losgelassen werden. (*Roller.*)

Zu CRUSTACEA.

Taf. I. Man verdankt dem französischen Naturforscher Desmarest die Beobachtung *), daß die Vertheilung der Erhöhungen und Vertiefungen, welche man auf der Rückenschale (clypeus, franz. carapace) der Crustaceen bemerkt, nicht unregelmäßig, sondern bestimten Gesetzen unterworfen ist. — Die Massen nämlich, oder Vorsprünge, welche die ersteren bilden, entsprechen genau jenen der unter ihnen liegenden Eingeweide, und die Grenzen dieser Massen sind durch vertiefte Linien angedeutet.

Diese Entdeckung verspricht für die genauere Beschreibung der Krustenthiere nicht unbedeutende Vortheile, indem nach derselben der innere Bau nach dem äußern, wenn auch nicht ganz genau, doch ziemlich sicher bestimt und dadurch unterscheidendere Kennzeichen gewonnen werden können. Um aber auch sogleich die Terminologie (Kunstausdrücke) gehörig festzustellen, hat Desmarest jene Erhöhungen u. s. w. „Gegenden" (regiones) genant und bezeichnet sie auf folgende Weise: Magengegend (regio stomachalis) heißt ein vorn auf der Mittellinie liegender Raum, unter dem im Innern der Magen seinen Platz hat; Zeugungsgegend (regio genitalis) heißt eine, ebenfalls auf der Mittellinie, hinter der erstern liegende, kleinere Stelle, unter welcher sich die Geschlechtsorgane des Männchens sowol als des Weibchens befinden; die Herzgegend (regio cordicalis) liegt hinter jener zweiten und bezeichnet die Stelle des Herzens; die Kiemengegenden (regiones branchiales) haben einen ziemlichen Umfang zu beiden Seiten der Mitte und bedecken die Kiemen; vor ihnen zur Seite der Magengegend liegen die vordern Lebergegenden (regiones hepaticae anteriores), und hinten an der Mitte des hintern Randes der Schale befinden sich die hintern Lebergegenden (r. h. posteriores), und beide zusammen bezeichnen die Stellen, wo die Leber sichtlich hervortritt; ein Organ, welches bei allen kurzschwänzigen Crustaceen sehr umfangreich ist, und sich fast auf der ganzen innern Seite ihres Körpers ausbreitet.

Diese Gegenden haben bei den kurzschwänzigen Crustaceen eine verschiedene Größe. Bei den Gattungen Leucosia, Dromia, Pinnotheres und Corystes sind sie kaum zu unterscheiden, während sie bei Parthenope, Inachus, Dorippe und vielen eigentlichen Krabben sehr deutlich hervortreten. Andere Krabben: Portunus, Orypode, Gonoplax u. s. w. halten das Mittel zwischen diesen beiden Extremen. Bei den meisten dieser Crustaceen ist die Magengegend sehr entwickelt und liegt mit den vordern Lebergegenden in einer Querlinie. Bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maja, Macropodia, Leptopodia, Dorippe, tritt sie nach vorn vor und gibt dadurch dem Körper eine ziemlich dreieckige Form. Die Zeugungsgegend ist im Allgemeinen sehr entwickelt und verlängert sich fast immer in der Mitte der Magengegend in eine Spitze, welche diese letztere gleichsam in zwei Hälften theilt. Ebenso ist die Herzgegend immer sichtbar und liegt auch immer an derselben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Rückenschildes, und nur bei Dorippe stößt sie an dessen hintern Rand an und verdrängt die hintere Lebergegend. Am meisten ändern die Kiemengegenden ab, die bei den eigentlichen Krabben (Cancer) und Portunus nichts Ausgezeichnetes haben; dagegen bei den Gattungen Dorippe, Inachus, Maja u. s. w. sehr deutlich hervortreten und stark gewölbt sind. Bei den beiden letztern Gattungen ist dies in der Maßen der Fall, daß sie hinten zusammentreten und die Stelle der hintern Lebergegend mit einnehmen. Bei den Gattungen Ocypode, Gelasimus u. s. w. sind sie oben flach und helfen die viereckige Gestalt dieser Crustaceen bilden. Bei der Gattung Grapsus zeigen sie sich ebenso, haben aber bei mehrern auf der Oberfläche schiefe vorspringende Linien, welche den unter ihnen liegenden Kiemenbündeln zu entsprechen scheinen. Bei den meisten derjenigen Crustaceen, bei welchen die Seitenwinkel des Rückenschildes sehr deutlich gebildet sind, z. B. bei den Gattungen Portunus, Podophthalmus und Lupa, geht von diesen Winkeln eine Querlinie aus, welche den vordern Rand dieser Kiemengegenden bezeichnet. Bei Gegarcinus, wo der Kopf herzförmig und hinten stark abgestutzt ist, sind die Kiemengegenden so stark nach vorn gewölbt, daß sie an die Stelle der vordern Lebergegenden treten. Endlich bilden sie bei Ixa auf jeder Seite des Körpers eine cylindrische oder kegelförmige Verlängerung.

Was die Lebergegenden anbetrifft, so springen sie nie bedeutend vor, ja sie unterscheiden sich von den andern sogar durch ihre flache Bildung. Die beiden vordern sind meist bei denjenigen Crustaceen, deren Rückenschild viereckig oder halbzirkelförmig ist, ziemlich deutlich, verschwinden aber fast ganz bei denjenigen, bei welchen es dreieckig ist. Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit der hintern Lebergegend.

Die langschwänzigen Crustaceen haben zwar auch ein Rückenschild, das in der Regel halb cylindrisch, wie bei den Gattungen Astacus, Palinurus, Palaemon, doch mitunter auch mehr oder weniger platt, wie bei Scyllarus, Ibacus, Eryon u. s. w. ist. Oft ist dieses Rückenschild oben mit einer tiefen, nach hinten bogigen Querlinie versehen, durch welche gleichsam die Trennung eines Kopfs von einem Bruststück angezeigt wird. In der Mitte und hinter dieser Linie finden sich zwei andere, einander parallel laufende, doch etwas getrente Längslinien. Der Theil, den man nun als den Kopf ansehen kann, enthält nicht allein die diesem zukommenden Organe, sondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwischen den hintern Furchen liegen die Zeugungsgegend, die Herzgegend und die hintere Lebergegend mehr oder weniger in einander übergehend, und zu jeder Seite der Längsfurchen und hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden.

Bei der Gattung der Flußkrebse ist die Magengegend mit den vordern Lebergegenden, und die andern drei, wel-

*) Desm. et Brongiart Histoire nat. des Crustacés fossil. Paris 1822. 4. p. 73.

Digitized by Google

che nach derselben kommen, unter einander verflossen. Die Gattung Galathea hat eine Magen-, eine Herz-, zwei Kiemen- und zwei Lebergegenden, welche ganz, wie bei den Krabben, auf der Seite liegen. Bei der Gattung Scyllarus ist die Magengegend dreieckig und nach vorn sehr breit, zwei kleine Lebergegenden liegen seitlich, die Zeugungsgegend ist sehr gewölbt und stachelig, die zwei Kiemengegenden sind schmal. Bei der Gattung Palinurus bemerkt man einen mehr zusammengesetzten Kopf, die Zeugungsgegend ist deutlicher und bei einigen Arten bilden die Kiemengegenden auf jeder Seite einen sehr auffallenden Vorsprung. Der weiche und scheinbar verbildete Kopf der Pagurus-Arten zeigt doch die Magen- und vordern Lebergegenden, welche von der Herz- und den Kiemengegenden durch eine Querfurche getrent sind.

Diese verschiedenen Gegenden werden bei den langschwänzigen Crustaceen, deren sehr dünner und biegsamer Kopf doch noch ein hornartiges Ansehen behält, wie bei den Gattungen Palaemon, Peneus, Crangon u. s. w. undeutlich, und sind deswegen schwerer zu bezeichnen.

Unsere Tafel I. ist nun bestimt, diese Verhältnisse bildlich darzustellen.

Fig. 1. zeigt das Rückenschild von Carcinus maenas L., einer der gewöhnlichsten Krabben der nordteutschen Meere; aa. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; dd. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegenden; ff. die vordern Lebergegenden.

Fig. 2. zeigt denselben Krebs, jedoch das Rückenschild oben abgenommen; aaaa. ist der Magen; bb. sind die Zeugungsorgane; c. das Herz; dd. die Kiemen; eff. die Leber.

Fig. 3. Astacus fluviatilis, der Flußkrebs, mit Wegnahme der Gliedmaßen, wie in voriger Figur, so weit sie zur Erläuterung des Gegenstandes nicht erfoderlich sind: a. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; d. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegend.

Fig. 4. zeigt dieselbe Figur nach Wegnahme des Rückenschildes: aaaa. ist der Magen; b. die Zeugungstheile; c. das Herz; ddddd. die Leber; ee. die Kiemen; ff. sind Muskeln der Kiefern.

Fig. 5. stellt Telphusa fluviatilis in etwas geringerer als natürlicher Größe vor, indem bei dieser der Quer- und Längsdurchmesser des Rückenschildes zwei Zoll beträgt. — Diese Figur, als Maßstab angenommen, wird sich auch ergeben, in wiefern die folgenden Figuren mehr oder weniger vergrößert, oder auch in natürlicher Größe abgebildet sind. Zugleich mag dieser Krebs als Typus der kurzschwänzigen Crustaceen dienen.

Fig. 6. stellt den äußern rechten Kiefernfuß (pied machoire) vor: A. ist sein innerer Stamm, abcdef sind seine Glieder; B. ist der äußere Stamm, oder die geiselförmige Fühlspitze (Freßspitze, palpe).

Fig. 7. ist ein Kiefer des vierten Paares mit der Fühlspitze.

Fig. 8. ein dergl. des dritten Paares.

Fig. 9. ein dergl. des zweiten Paares.

Fig. 10. ein dergl. des ersten Paares.

Fig. 11. eine Kinnlade (mardibula) mit Palpe.

Fig. 12. die obere —

Fig. 13. die untere Lippe oder Zunge.

Fig. 14. ein hinterer Fuß: a. die Hüfte, b. der Gelenkkopf, c. der Schenkel, d. das Schienbein, e. der Metatarsus, f. der Tarsus oder die Klaue.

Fig. 15. eine Scheere: a. der bewegliche Finger; b. der unbewegliche (die Hand); c. der Arm, (franz. carpe).

Fig. 16. äußerer rechter Fühler (antenna).

Fig. 17. desgl. der innere.

Fig. 18. Untere Ansicht eines weiblichen Thieres, nach Wegnahme einiger Glieder: abcde. die zum Bruststück (untere Seite des Rückenschildes) gehörigen Theile; fghi. die diesen Stücken zur Seite liegenden Theile; kk. Öffnungen der weiblichen Geschlechtstheile; llll. die sogenanten falschen oder Schwimmfüße; n. ein dergl. einzelner.

Fig. 19. das Bruststück des Männchens mit den Zeugungsorganen.

Fig. 20. a. eine der männlichen Ruthen, nebst b. einem falschen Fuße.

Taf. II. Fig. 1. zeigt als Typus der Stomapoda, Squilla scabricanda *Latr.*, männliches Exemplar, von unten gesehen: aa. sind die mittleren Fühler; bb. die äußeren Fühler (antennae); cc. die Augen; dd. die Kiefernfüße des ersten; ee. des zweiten Paares, oder die Scheeren; ff. gg. hh. Kiefernfüße des 3ten, 4ten und 5ten Paares; ii. die Freßspitzen (palpi) der Mandibeln; ii. das Bruststück; kk. ll. mm die eigentlichen Füße; nn. eigenthümliche, fußähnliche Anhängsel des Männchens; o. letztes Körpersegment; pp. Seitenflossen; q.q.q.q. Flossenfüße oder Schwimmfüße. — Hauptfigur natürliche Größe.

Fig. 2. Cyamus Ceti, die Wallfischlaus. Sehr vergrößert. Die natürliche Größe beträgt etwa 3 Linien.

Fig. 3. Bopyrus squillarum *Latr.* Monoculus crangorum *Fabr.*, Weibchen (?) von der Seite gesehen, vergrößert. Die natürliche Größe ist etwa $\frac{1}{4}$ Zoll.

Fig. 4. desselben als Männchen angenommenes Exemplar von unten; sehr vergrößert. Natürliche Größe 2 Linien. — Gehört mit Fig. 2. zu der Abtheilung Entomostracea.

Fig. 5. Limulus (Monoculus *L.*) Polyphemus, von unten gesehen, das Schwanzende abgeschnitten, ebenfalls noch zu den Entomostraceen gehörig: — aa. scheerenförmige Anhänge (nach Cuvier Palpen, nach Savigny Anhangs-Mandibeln); b.c.d.e.f.g. Füße, am Ende mit Scheeren, deren stachelige Hüften Kiefernstelle vertreten; k. die untere Lippe; l. der Kehlkopf; m.n. Platten, welche die Kiemen bedecken.

Fig. 6. Apus cancriformis *Latr.* Schäffers fischförmiger Kiefenfuß. — Weibliches Exemplar, von unten gesehen, natürliche Größe: b. das Rückenschild; cc. die Fühler (antennae); ii. die Mandibeln; kk. die ästigen Füße des ersten Paares; ll. die Kiemenfüße; mm. die Schwanzfäden (um Raum zu sparen in der Figur abgekürzt); o. Kiefer des zweiten Paares; p. die gespaltene Zunge, an welcher ein gefranzter Kanal gerade in den Magenmund führt.

Digitized by Google

Fig. 7. Cyclops vulgaris *Leach*, Monoculus quadricornis *Linn.* Weibchen, von oben gesehen, sehr vergrößert, natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien; aa. Fühler; cc. die äußern, d. die innern Eierbehälter.

Fig. 8. Junges Exemplar von C. vulgaris.

Fig. 9. Polyphemus stagnorum *Lamarck*, Monoculus Pediculus *L.* Stark vergrößerte Seitenansicht; natürliche Größe $\frac{1}{2}$ Linie. Mit den vorigen und den nachfolgenden zu den Entomostraceen gehörig.

Fig. 10. Daphnia Palex, von der Seite gesehen, stark vergrößert; die natürliche Größe beträgt nur eine Linie.

Fig. 11. desgl. nach Wegnahme der Schale: a. das Auge; b. der schnabelförmig verlängerte Kopf; c. der Rückenabsatz; dddd. die Körpersegmente; e. das Körperende mit seinem Haken; f. der After; g. der Mund; h. der Magenmund; i. der Magen; kk. der Darm; l. das Herz; m. der Blinddarm; nnnn. der rechte Eierstock; o. die Höhle auf dem Rücken, in welcher die Eier liegen; pppp. die untern Gliederpaare.

Fig. 12. Cypris fusca, *Strauss*; stark vergrößert, mit weggenommenen Schalen; natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien: aa. der Umriß, welchen die Schalen bilden; b. Ursprung der sie verdoppelnden Haut; c. das Auge; dd. Fühler, jedoch mit Weglassung der Borsten; e. erstes, f. zweites, g. drittes Fußpaar; h. der Schwanz; i. die Lefze; k. die Mandibel; l. die Freßspitze; m. Kiefer des ersten, n. des zweiten Paares; o. Kieme; pp. hinterer Theil des linken Eierstocks; r. Einfügung des Gefäßes, welches als Testikel betrachtet wird.

Fig. 13. Cypris ornata, von der Seite gesehen. Natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien.

Fig. 14. Cypris unifasciata, von der Rückenseite. Natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien.

Fig. 15. Branchipus stagnorum. Männchen, von der Seite gesehen; natürliche Größe 1 Zoll: a. die netzförmigen Augen; b. die Fühler; cc. die mandibelförmigen Hörner; dd. die rüsselartigen Tentakeln, welche beweglich und spiralförmig eingerollt sind; e. das kleinere, nicht netzförmige Auge; fff. die Schwimmfüße; g. die Ruthen; hh. der Schwanz; ii. die Endfaden desselben.

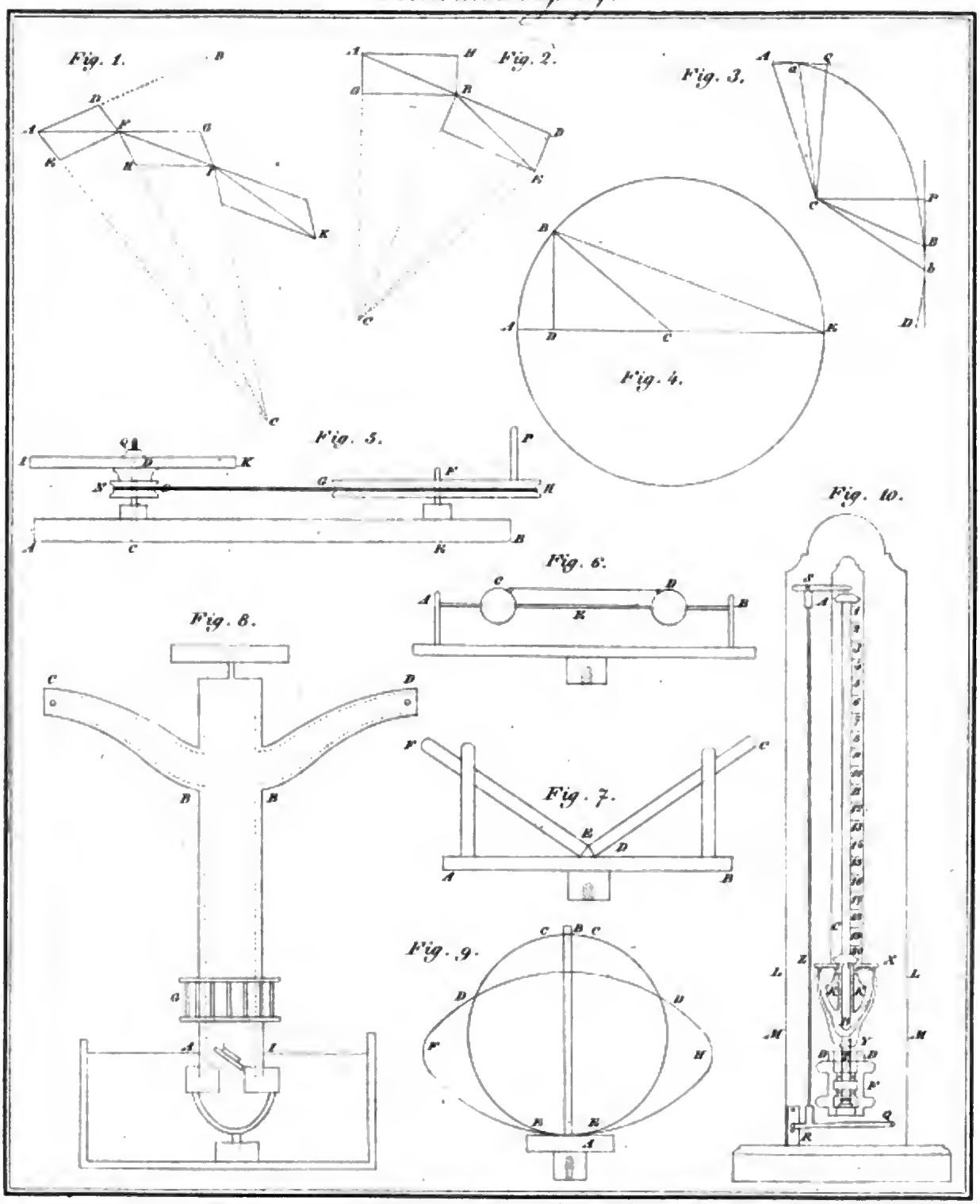
Fig. 16. Ein junger Branchipus, nach der ersten Häutung, um die große Verschiedenheit desselben vom erwachsenen zu zeigen. (*D. Thon.*)

Halle, gedruckt bei Friedrich Ruff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Centralbewegung.

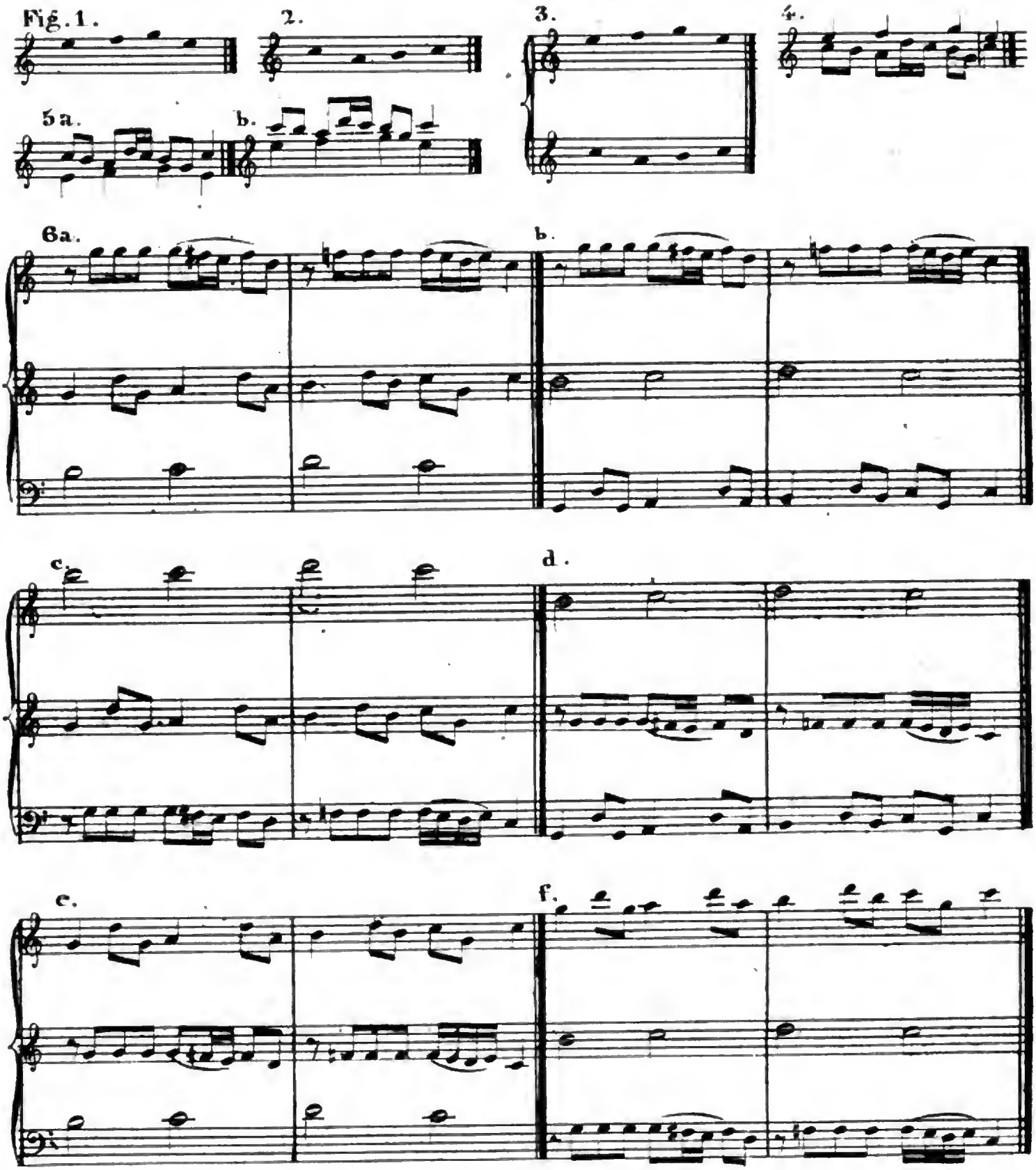


Zur Allgem. Encyclopädie v. Ersch u. Gruber gehörig.

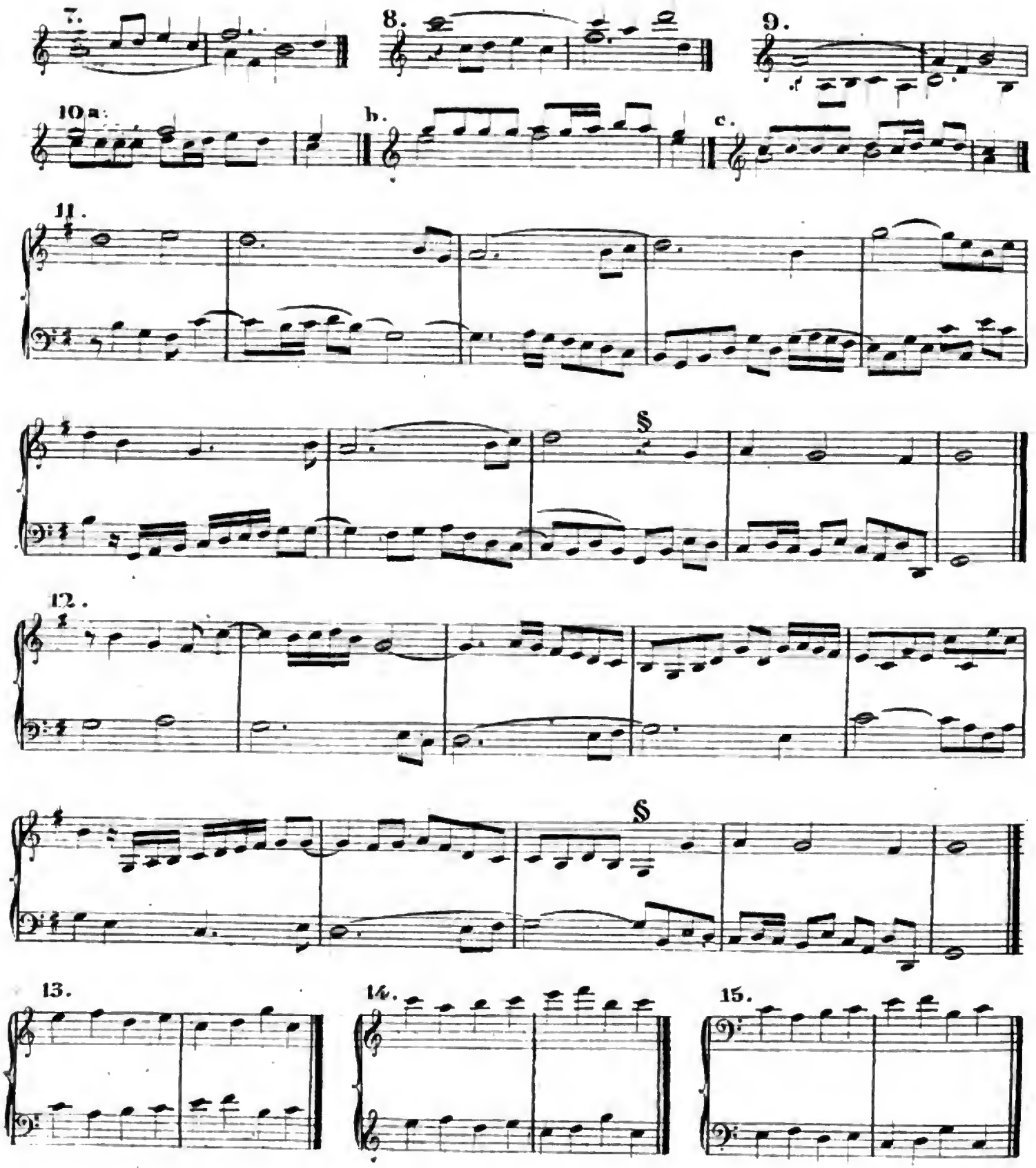
Digitized by Google

Digitized by Google

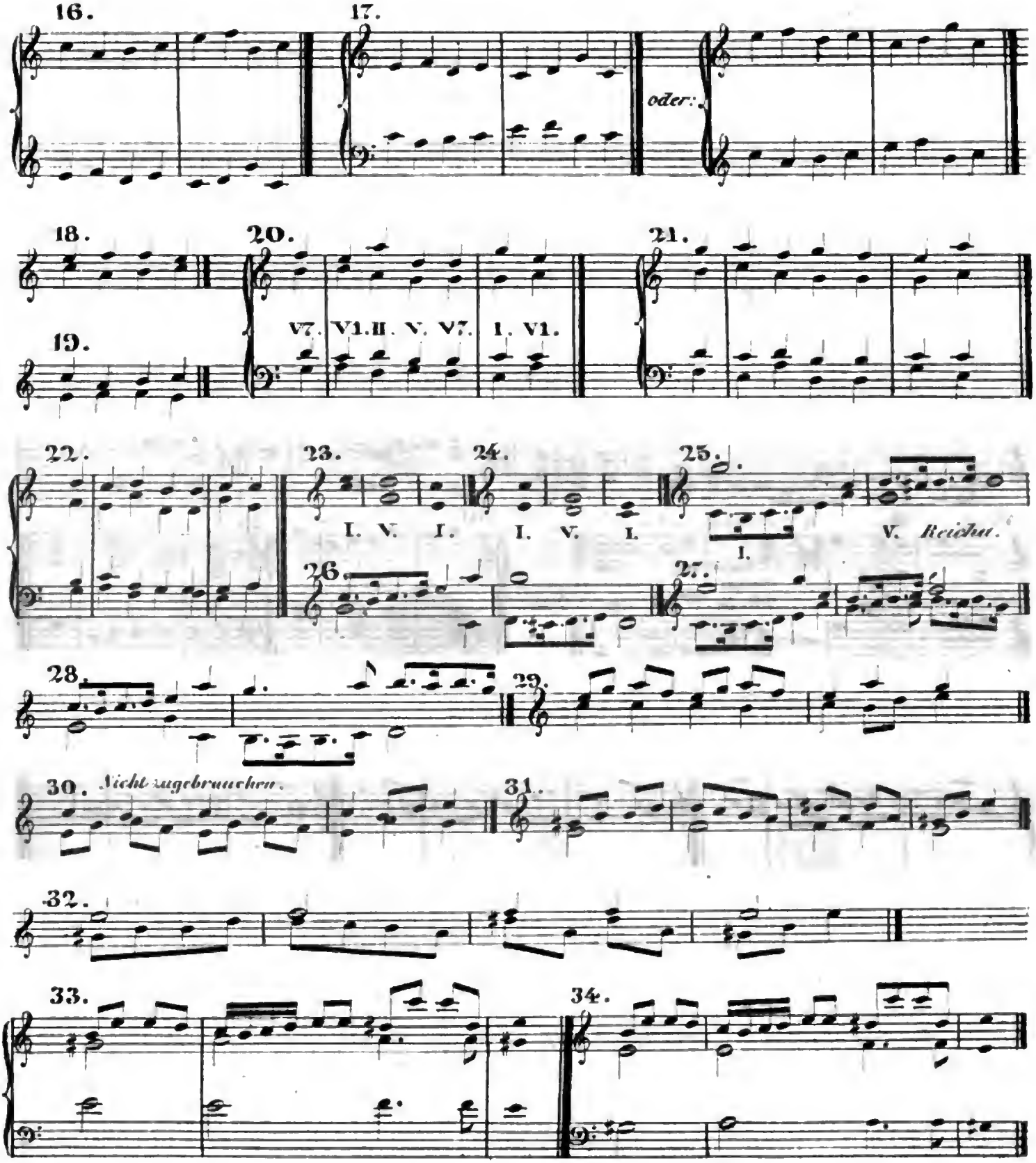
Zu dem Artikel: Contrapunkt.



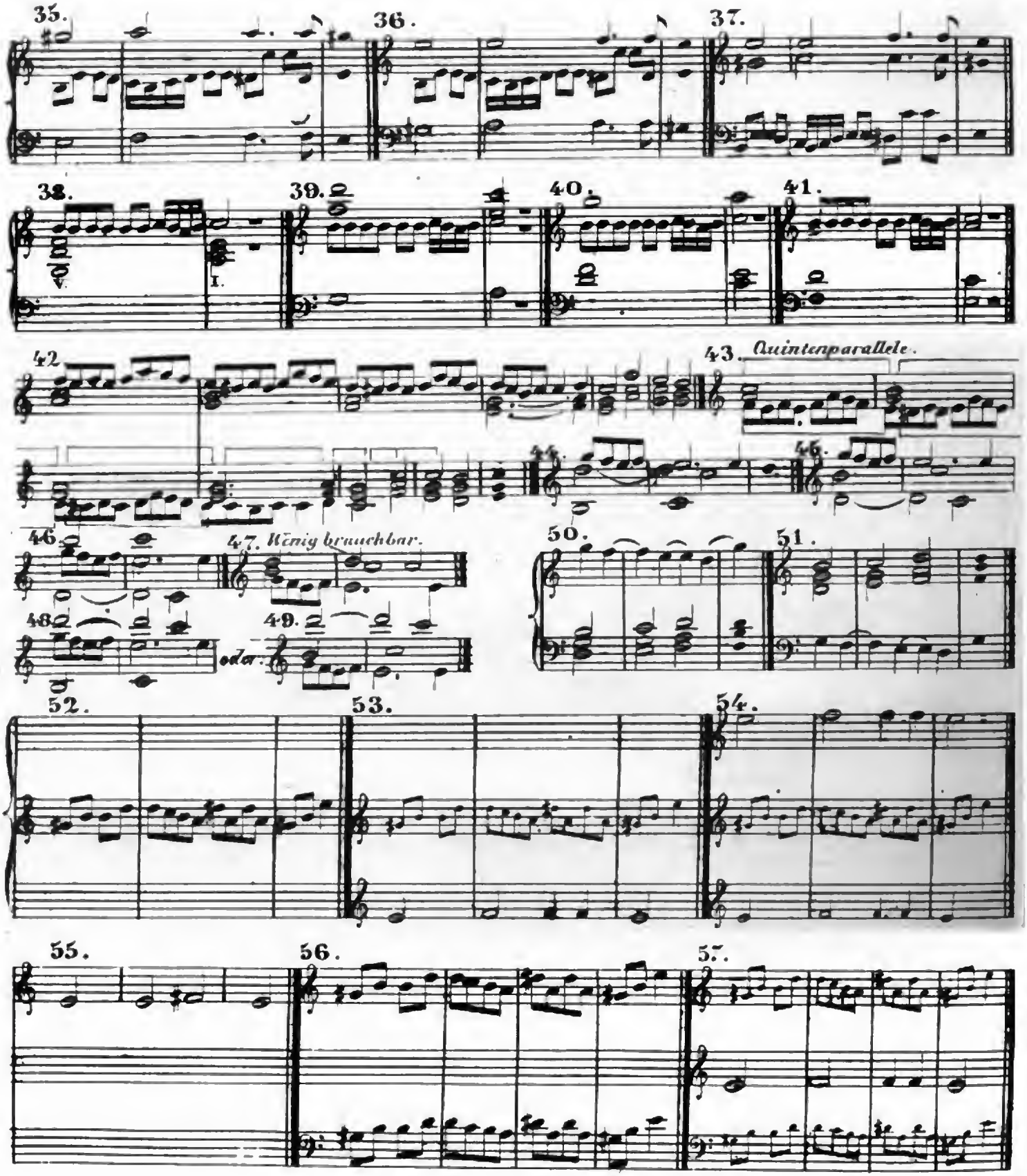
Digitized by Google



Digitized by Google

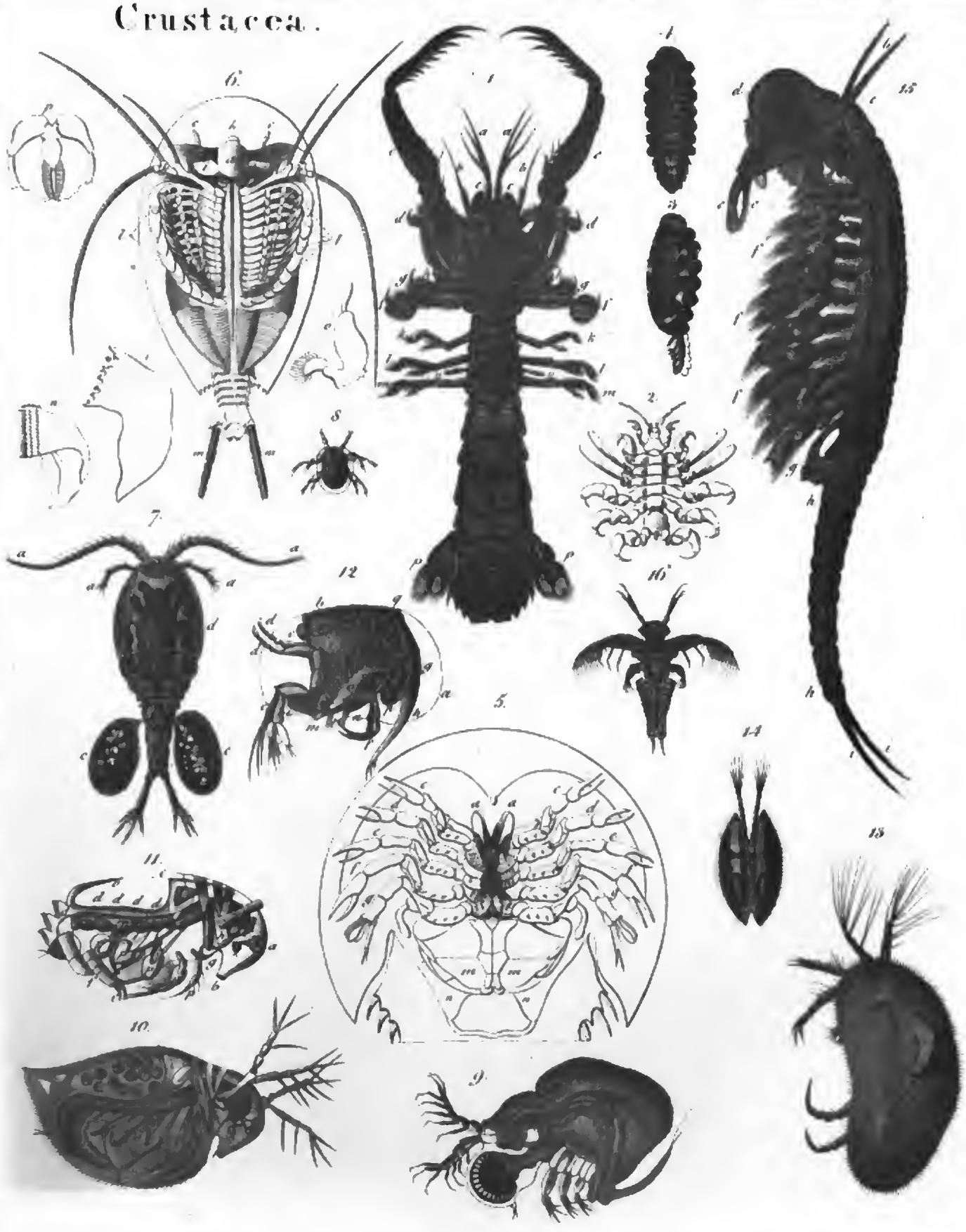


Digitized by Google



Digitized by Google

Crustacea.



Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Zweiundzwanzigster Theil.

Nachträge: CARLOWITZ — CYRILLUS und D — DANI.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1832.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section

A — G.

Zweiundzwanzigster Theil.

Nachträge: CARLOWITZ — CYRILLUS und D — DANI.

Digitized by Google

Verzeichniss der Kupfertafeln, welche mit dem Zweiundzwanzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Chlamiphorus	Naturgeschichte.
Dampf Taf. I—VII.	Physik und Technologie.
Damm	Baukunst.
Dämmerung	Physik
Dänemark	Geographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Letzte Nachträge zu C.

CARLOWITZ.

CARLOWITZ, auch Carlowiz. Dieſes uralte adelige, ſeit dem 15. Jahrh. in Sachſen ausgebreitete, in den neuern Zeiten auch in Italien, den öſtreichſchen und preußiſchen Staten exiſtirende berühmte Geſchlecht, bemüht ſich Rüxner zu den älteſten teutſchen, im J. 968 bereits bekant geweſenen Familien zu zählen, indem er in dem eben genanten Jahre einen Hans von Carlowitz auf dem Turniere zu Merſeburg, und im J. 996 einen Gumprecht v. Carlowitz auf dem Turniere zu Braunſchweig in den Reihen der Turniersgenoſſen erſcheinen läßt [1]). Je unwahrſcheinlicher und verwerflicher ſich aber dieſe Meinung durch dieſen für ſie geführten Beweis in ſich ſelbſt darſtellt, da, wie bekant, vor dem 11. Jahrh. die Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren, deſto größern Glauben findet die Meinung derjenigen, welche einen Sprößling dieſes Geſchlechts mit König Siegismund von Ungern, nachmaligem römiſch-teutſchen Kaiſer, entweder zu Ende des 14ten, oder mit Anfang des 15. Jahrh. aus Ungern nach Teutſchland kommen laſſen, und dies um ſo mehr, da bei keinem glaubwürdigen Schriftſteller eines Herrn von Carlowitz in Teutſchland vor dem 15. Jahrh. Erwähnung geſchieht [2]). Vorzüglich muß uns daher an den Nachrichten der ungriſchen Schriftſteller hier gelegen ſeyn. Doch mit ebenſo weniger Kritik leiten auch dieſe das Geſchlecht der Herren von Carlowitz, von welchem Chriſtoph, der Stifter der teutſchen Hauptlinie, vielleicht ſchon deſſen Vater, zu Anfange des 15. Jahrh. in unſer teutſches Vaterland gekommen ſeyn mag, ganz in der bekanten, den geſchlechtskundigen und hiſtoriſchen Schriftſtellern des 16. und 17. Jahrh. zum Modetone gewordenen Weiſe, von dem edlen Geblüte und Stamme des 350. Jahre vor Chriſtus berühmten römiſchen Feldherrn Manlius Torquatus ab [3]). Wird aber auch dieſe Meinung über den Urſprung des Carlowitz'ſchen Geſchlechts nicht von einem einzigen haltbaren Grunde unterſtützt, ſo findet des berühmten franzöſiſchen Geographen Baudrand Behauptung, daß die Herren von Carlowitz, oder vormalsgen Prinzen von Durazzo, aus königl. franzöſiſchem Geblüte entſproſſen ſeyen, um ſo beifälligeren Eingang, je unparteiiſcher dieſer Schriftſteller und je begünſtigter [4]) er erſcheint, ſeine Unterſuchungen mit gehöriger Gewähr anzuſtellen. Wenn wir, geſtützt hierauf, annehmen, daß Johannes Horwatus [5]), ein Sohn Herzog Ludwigs von Durazzo und Bruder Karls des Kleinen, Königs von Neapel und Ungern geweſen ſei, was von Einigen in Zweifel gezogen wird, ſo iſt es die Baudrandiſche Stammreihe der von Carlowitz'ſchen Urahnherren,

1) Vergl. Gauhens genealog. hiſtor. Adels-Lexikon, Thl. 1. S. 240. Dieſes Anführen noch mehr zu unterſtützen, erſcheint Hans als Hofmeiſter Markgr. Riddags zu Meißen, bei dem er in Gnaden geſtanden haben ſoll; vergl. *Laur. Peccenstein* Theatr. Saxon. Tom. 1. p. 107. So ſollen auch noch Ludwig und Jemnia als Austheilerin der Gewinnſte in dem im J. 1119 zu Göttingen gehaltenen neunten Turniere Theilnehmer geweſen ſeyn; vergl. *Knauthii* Augustae Beichlingior. Origines, pag. 51. 2) S. Gauhe a. a. O. S. 242. Königs geneal. Adels-Hiſtoeie, Thl. 1. S. 114. zu Ende. Siebenkees, Geſchlechts- und Wapenbeſchreibungen zu dem Tyroffſchen neuen adel. Wapenwerke, Bd. 1. Abſchn. 1. S. 300. Zedlers großes Univerſal-Lexikon aller Wiſſenſchaften und Künſte, Bd. 5. S. 850 u. f.

3) Bei König a. a. O. Seite 115 u. f. ſind die hieher gehörigen Stellen angeführet: *Nicolai Isthuanfii*, Pannonii, Historiar. Lib. VII. pag. 102. et Lib. IX. p. 149. und *Georgii Ratzkai de Nagii* Taborensis, Memoria Regum et Panorum, Regnorumq. Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae (Viennae 1652.) pag. 106, 127 et 128. Wahrſcheinlich hat in den vormaligen Zeiten mehr als ein Geſchlecht des Namens von Carlowitz in Ungern exiſtiet, was man zu glauben durch die bei König a. a. O. S. 118 angeführete Stelle aus Hans Lewenklau von Amelsheurn türkiſcher Chronik noch mehr beſtärkt wird. 4) Die Stellung ſeines Vaters, Etienne Baudrand, Herrn von Combe, als Maitre des Requêtes bei dem Herzoge Gaſton von Orleans, gab ihm treffliche Gelegenheit, ſeine hiſtoriſchen Studirn mit Gründlichkeit betreiben zu können. Vergl. Gauhe a. a. O. S. 241. 5) S. die bei Siebenkees a. a. O. S. 299 u. f. befindliche Stammleiter. Vergl. damit König a. a. O. S. 114. Das große Univerſ. Lexikon, Bd. 5. S. 849. Allgem. hiſtor. Lexik. Thl. 1. S. 813.

Digitized by Google

welche beim Zusammenhange der erzählten Thatsachen und in genauer Übereinstimmung der Zeitrechnung, sich vor den übrigen am glaubwürdigsten darstellt.

In Bezug auf diese vorangeschickten Bemerkungen, verfolgen wir nach Anleitung der hier beigefügten geneaslogischen Tabelle, als einer kurzen Übersicht, die Stammsreihe seit ihrem Entstehen aus dem Geblüte der Könige von Frankreich und das daraus entsprossene adelige von Carlowitz'sche Geschlecht teutscher Linie in allen seinen Zweigen bis auf die neuesten Zeiten. Der ältesten Stammslinien, von welchen weit mehr anzuführen wäre, gedenken wir nur ganz kurz, da sie als regirende Häupter den Staten- und Regirungsgeschichten von Neapel und Ungern angehören; die später folgenden Generationen seit dem Erscheinen in Teutschland unter ihrem jetzigen Familiennamen, sind durch Benutzung der ältesten Lehnsbücher des Geschlechts in richtigere Ordnung gestellt worden, als sie bei König, Gauhe und den Verfassern des großen Universal- und des allgemeinen historischen Lexikons zu finden sind, und in den neuesten Zeiten ist nach Möglichkeit nachgetragen, das Fehlende ergänzt und Mehres verbessert worden.

Die Schriftsteller, welche dieser Familie ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, findet man in des Herrn von Hellbach Adels-Lexikon, Bd. I. S. 221 u. f. verzeichnet. Sie sind fast ohne Ausnahme und sorgfältig hier benutzt worden, und in den der vorliegenden Beschreibung beigegebenen Bemerkungen sattsam bezeichnet.

Ludwig VIII. König von Frankreich, aus dem Hause Capet, geb. den 5. Sept. 1187, gekrönt den 10. Aug. 1223, gest. den 7. Nov. 1226, hatte mit seiner Gemahlin, Blanca, Königs Alphons von Castilien Tochter, außer seinem Nachfolger, König Ludwig IX. oder dem Heiligen, noch 7 Söhne [6]) gezeugt; einer der jüngern derselben:

Karl I. König von Neapel und Sicilien, anfangs Graf von Anjou und Maine, geb. im März 1220, gelangte durch Papst Urban IV. im J. 1264 zum Besitze beider Königreiche; wurde von dessen Nachfolger, Clemens IV., den 6. Jan. 1266 gekrönt; ließ den letzten Hohenstaufen, Conradin, öffentlich zu Neapel den 26. Oct. 1269 enthaupten; wurde 1277 als König von Jerusalem gekrönt; verlor 1282 das Königreich Sicilien durch die bekante sicilianische Vesper, und starb zu Foggia im Monat Januar 1284 [7]). Er war zwei Mal vermählt: 1) mit Beatrix, Gräfin und Erbin von Provence, den 31. Jan. 1245, gest. 1267, und 2) mit Margarethe, Prinzessin von Burgund. Mit der ersten zeugte er außer drei zeitig verstorbenen Prinzen und zwei Prinzessinnen [8]) seinen Nachfolger:

Karl II. König von Neapel und Jerusalem, Grafen von Anjou und Provence, geb. 1248; gerieth im J. 1284 in arragonische Gefangenschaft, wurde, nachdem er 1288 daraus befreit war, den 29. Mai 1289 gekrönt [9]); starb den 6. Mai 1309. Er vermählte sich im J. 1270 mit Maria, König Stephans V. von Ungern Tochter. Aus dieser Ehe sind von 9 Prinzen und 5 Prinzessinnen, die sich mit den vornehmsten Fürstenhäusern verbanden, vorzüglich Karl Martell, der älteste Prinz, der die ungrische Krone erhielt; der zweite, Ludwig, Erzbischof von Toulouse, gest. 1297, und 1317 unter die Zahl der Heiligen versetzt; der dritte, Robert, Thronfolger in Neapel; der vierte, Philipp, Prinz von Tarent und Titular-Kaiser von Constantinopel, zu merken, und der achte [10]):

Johann, Prinz von Achaja, Herzog von Durazzo und Graf von Gravina, gest. den 5. Apr. 1335 [11]). Er vermählte sich zwei Mal: 1) im J. 1317 mit Mechtild, Witwe Ludwigs von Burgund, Fürstens von Achaja, Tochter des Grafen Florenz v. Hennegau, durch welche er zum Besitze von Durazzo und Achaja gelangte [12]); 2) mit Agnes, Graf Archembalds von Perigord in Frankreich Tochter, den 14. Nov. 1321. Von seinen 4 Söhnen, die er in der zweiten Ehe zeugte, wurde der älteste, Karl, Herzog von Durazzo, den 23. Jan. 1347 auf Befehl König Ludwigs von Ungern zu Atella enthauptet; der dritte, Robert, Prinz von Morea, verlor sein Leben in der Schlacht bei Poitiers, den 19. Sept. 1356; der vierte, Stephan, starb in Portugal; der zweite:

Ludwig, Graf von Gravina, nach seines ältern Bruders Tode auch Herzog von Durazzo, starb an dem ihm von der Königin Johanna I. von Neapel beigebrachten Gifte den 22. Jul. 1362 [13]). Mit seiner Gemahlin, Margarethe von St. Severino, Graf Roberts von Curigliano Tochter, zeugte er mehre Söhne, von welchen Karl der Kleine, König von Neapel und Ungern, im Jan. 1386 [14]) meuchelmörderischer Weise ums Leben kam; ein anderer Sohn [15]):

Johann, mit dem Beinamen Horwath, Bann oder Statthalter von Croatien, welcher seinem ältern Bruder zur ungrischen Krone verholfen hatte, rächte dessen trauriges Ende auf eine furchtbare Weise an der verwitweten Königin Elisabeth und an deren Tochter, der Königin Maria von Ungern, welche der Theilnahme an der Ermordung König Karls verdächtig waren; indem er sie auf einer Reise nach Niederungern überfiel, ihr Gefolge niedermachte, und beide Königinnen in ein hartes Gefängniß bringen, oder die Königin Mutter, nach Einiger [16]) Angabe, gar im Flusse Boswet ersäufen ließ.

---

6) Vergl. *Imhoff*, Excellentium Familiarum in Gallia Genealogiae, Class. I. Famil Regiae Tab. II. 7) Vergl. *Pierre Giannone*, Histoire civile du Royaume de Naples, Tom. II. pag. 673—676. 682. 705. Tom. III. p. 18. 61. 91 et 95. 8) Vergl. *Imhoff*, l. c. Tab. V. Hubners geneal. Tab. 326.

9) Vergl. *Giannone*, a. a. O. Tom. III. p. 88. u. 107. 10) S. *Giannone*, a. a. O. Tom III. p. 195—197. *Imhoff*, l. c. Tab. V. Hübners geneal. Tab. 326. 11) Vergl. *Giannone*, a. a. O. S. 197. *Imhoff*, l. c. Tab. V. 12) Gebhardi, histor. und genealog. Erläuter. d. europ. kaiserl. u. königl. Häuser, Thl. 2. Tab. 28. Siebenkees, a. a. O., S. 299. König, a. a. O., Thl. 1. S. 113 u. f. 13) Gebhardi, a. a. O. 14) Vergl. *Giannone*, a. a. O. Tom. III. S. 365—367. Guthrie und Gray allgem. Weltgesch. Bd. 15. von L. A. Gebhardi, Abtheil. 1. S. 681. 15) S. die bereits oben in der 5ten Anmerkung gegebenen Beweisstellen. 16) Vergl. v. Windisch Gesch. der Ungern, S. 181 in der Anmerk. Guthrie und Gray a. a. O. S. 683 ebenfalls in der Anmerk.

Digitized by Google

Da er aber bald darauf vernahm, daß der kaiserl. Prinz Siegismund mit großer Heeresmacht auf dem Marsche war, seine königliche Braut, Marien, zu befreien, so nahm er dieser einen Eidschwur ab, daß sie weder wegen des Todes ihrer Mutter, noch wegen ihrer eigenen Gefangenschaft je Rache an ihm nehmen wolle, und setzte sie hierauf in Freiheit. Kaum war sie jedoch mit Siegismund vermählt, und dieser zum Könige gekrönt, so vermochte sie ihren Gemahl dennoch zu einer grausamen Rache. Johann wurde hierauf in Posega, von wo er entkam, sodann in dem slavonischen Schlosse Dobor belagert, hier gefangen genommen und in Stücken zerhauen im J. 1391 [17]). Er hinterließ einen Sohn:

Karl, Prinzen von Durazzo, wovon er sich noch nante, ob es gleich nicht mehr im Besitze der Familie war. Er ist der eigentliche Ahnherr der Carlowitz'schen Familie [18]). Bald nach dem traurigen Ende seines Vaters starb die Königin Maria, die unversöhnliche Feindin seines Hauses, am 17. Mai 1392 [19]). Ihr Gemahl, König Siegismund, begnadigte Karln und brauchte ihn im Felde gegen die Polen. Für seine hier trefflich geleisteten Dienste wurde er vom Könige mit verschiedenen Gütern in Croatien beschenkt. Hierauf bauete er in der slavonischen Grafschaft Sirmien, zwischen Scherwich und Griechisch-Weissenburg einen Flecken und ein Schloß zu seiner Wohnung, welche er nach seinem Namen Carlowez oder Carlowitz, d. i. Caroli vicus, Karls-Flecken nante, was die Veranlassung zur Benennung seiner sämtlichen zahlreichen Nachkommenschaft, der Familie von Carlowitz wurde. Seine beiden Söhne stifteten zwei besondere Hauptlinien: der ältere, Johann, wurde der Gründer der slavonischen oder illyrischen Linie, deren Nachkommen Grafen von Corbau und Lica [20]) und im Besitze wichtiger Schlösser und Herrschaften in Dalmatien und Croatien waren. Ihrer erwähnen die ungrischen Schriftsteller mit größtem Ruhme. Doch erlosch diese Linie bereits im J. 1531 mit Johann von Carlowitz dem Jüngern, Bann von Croatien, welcher den Beinamen Torquatus erhielt, weil er nach damaliger Gewohnheit der ungrischen Magnaten eine goldene Kette am Halse trug, und dieser Umstand mag höchst wahrscheinlich nachher Isthuanfi und Rattkai de Nagii Anlaß gegeben haben, die Familie von den römischen Torquati abzuleiten [21]). Des Letztverstorbenen Güter, die Herrschaften Udina, Lica, Corbau und Mesduevara, fielen durch König Ferdinands I. Begünstigung Johanns Schwesterssöhnen, Johann und Nicol, Grafen von Zrini, zu, und da zu jener Zeit die teutsche Linie der Herren von Carlowitz ihre Rechte daran nicht beachtet hatte, so that dies ein späterer Nachkomme, der Oberkriegscommissär Georg Karl von Carlowitz, und bat, nachdem der bekante Graf Peter Zrini im J. 1671 wegen Felonie aller seiner Güter verlustig worden war, welche der kaiserliche Fiscus eingezogen hatte, ungefähr im J. 1685 bei Kaiser Leopold I., obwol vergebens, um Restitution in jene, der Carlowitz'schen Familie vormals gehörigen Stammgüter für sich und seine sämtlichen Lehensvettern [22]). Der jüngere Sohn des Prinzen Karl von Durazzo, Herrn von Carlowitz:

Christoph von Carlowitz, wurde Stifter der teutschen Linie. Teutschland wurde in Veranlassung der von Kaiser Siegismund im teutschen Reiche zu führenden Kriege sein neues Vaterland. Er diente ihm treu im Felde, und verlor, wie es höchst wahrscheinlich ist, am 15. Juni 1426 in der Schlacht bei Aussig wider die Hussiten in dem kräftigsten Mannesalter sein Leben, und vermuthlich mit ihm einige seiner Söhne beim ersten Versuche ihrer Waffen [23]). Von seinen hinterlassenen Söhnen sind folgende 4 bekant: 1) Friedrich, Stifter der Hauptlinie zu Hermsdorf, deren Nachkommen sich bis jetzt allein erhalten haben, und von welchen das Nähere gleich folgen wird; 2) Otto, verkaufte 1443 zugleich mit seinem Bruder, dem eben genanten Friedrich, Pillnitz an Wigand und Nickel von Ziegler; weiter wird seiner nicht gedacht. 3) Kaspar, auf Zschauttitz oder Ztschawitz, wie es in den Urkunden von 1487 und 1501 genant ist, soll wol Zschäckwitz bei Kreyscha seyn; war nach Inhalt eines Lehnbriefes des Herzogs Albrecht von Sachsen, im J. 1487 nicht mehr am Leben. Er wurde durch seinen Sohn, Hesse, der Stifter der im J. 1759 völlig erloschenen Zuschendorfer Hauptlinie, deren Ausführung zuletzt folgen wird. 4) Melchior, oder, wie er durchgängig vorkomt, Mülich, auf Neumark, war 1463 Amtshauptmann zu Zwickau; er starb daselbst 1472 [24]) und hinterließ folgende 5 Söhne: a) Hans, zu Dresden, erhielt 1487 in die Carlowitz'schen Lehen die gesamte Hand; b) Friedrich, erhielt ebenfalls 1487 die gesamte Hand; früher hatte er Lobda besessen; c) Nickel, auf Jessen, war des Kurfürsten Ernst von Sachsen Rath, dessen Testament er im J. 1486 mit unterschrieb [25]); er wurde 1487 Mitbelehnter; d) Wilhelm, auf Kreyscha, erhielt 1487 und 1501 die Mitbelehnschaft in die Stammlehngüter, und zeugte mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Hayn a. d. H. Kalbe, einen Sohn: Erasmus [26]), von welchem sich weiter keine Nachricht findet, als daß er mit Elisabeth von Könitz vermählt gewesen; doch scheint diese Ehe ohne Kinder geblieben zu seyn; e) Melchior, auf Kreyscha, erhielt 1487 die Mitbelehnschaft und war 1501 bereits todt; er hinterließ einen Sohn, Nickel, auf Kreyscha, welcher

17) Vergl. Guthrie und Gray a. a. O. Bd. 15. Abth. 2. S. 5, sowie die daselbst S. 12 am Ende vorkommende Stelle der Angabe derjenigen, welche dieses Schicksal einem Sohne des Johann Horwath widerfahren lassen, mehr Glauben verschafft; vergl. auch hiemit v. Windisch a. a. O. S. 183. 18) König a. a. O. Thl. 1. S. 114. 19) Vergl. Guthrie u. Gray a. a. O. Bd. 15. Abth. 2. S. 6. 20) Sauhe a. a. O. Thl. 1. S. 241. 21) Großes Univers. Lexikon, Thl. 5. S. 850.

22) Bei König a. a. O. Thl. 1. S. 120—122 findet man dieses Bittschreiben abgedruckt. 23) Vergl. hiemit die Stelle bei Motter, in den Freibergischen Annalen S. 77, wo die auf der Wahlstatt gebliebenen thüringenschen und meißnischen Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelleute aufgeführt werden; hier heißt es unter andern: „Mehr etliche Carlwitze." 24) Vergl. König a. a. O. S. 123. 25) Vergl. Müllers sächs. Annalen, S. 52. 26) Beide Nachrichten über ihn und seinen Vater sind aus einer Handschrift des ehemaligen berühmten Genealogen Lindner entlehnt.

Digitized by Google

1501 in die Stammlehngüter die gesamte Hand erhielt, dessen aber in der Folge keine Erwähnung weiter geschieht.

Die Hauptlinie zu Hermsdorf theilt sich in zwei besondere Linien: 1) in die zu Kriebenstein, welche sich wieder in die im J. 1684 erloschene zu Kriebenstein und in die ebenfalls erloschene zu Waldheim theilte; 2) in die zu Kreyscha. Aus der letztern entsprangen die noch jetzt blühenden zwei neuen Hauptlinien zu Kreyscha und zu Rabenstein. I. Die Linie zu Kreyscha theilte sich in drei Zweige: A) in die zu Kreyscha, welche jetzt die Linien: a) zu Großhartmannsdorf mit den in den ganz neuesten Zeiten aus dieser wieder entsprungenen: zu Großhartmannsdorf, zu Oberschöna und zu Falkenhayn in sich begreift, und noch vor kurzer Zeit b) zu Rauenstein bestand; B) in die östreichsche und C) in die zu Ottendorf, welche in drei besondern Nebenlinien blüht: a) zu Ottendorf, b) zu Röhrsdorf und c) zu Kleinbautzen. II. Die Linie zu Rabenstein theilt sich in zwei Zweige: A) in die zu Rabenstein, von welcher a) die ältere Rabensteiner, b) die im J. 1745 erloschene Neutaubenheimer, und c) die jetzt auf Colmnitz blühende jüngere Rabensteiner Linie; und B) in die zu Altschönfels, von welcher a) die im J. 1783 erloschene Stösitzer, b) die noch blühende Schwarzbacher oder preußische, c) die erloschene Altschönfelser und d) die ebenfalls erloschene Bodelwitzer Linie, als besondere Nebenlinien entsprungen sind.

Friedrich, auf Hermsdorf, der oben erwähnte Sohn Christophs, wurde der Stifter dieser noch jetzt in so vielen Zweigen blühenden Hauptlinie; er verkaufte, wie schon erwähnt, im J. 1443 nebst seinem Bruder Otto, Pillnitz an die Herren von Ziegler. Wahrscheinlich war er Landvogt zu Pirna [27]) und starb im J. 1486. Zufolge des Lehnbriefes des Herzogs Albrecht des Beherzten vom J. 1487, war er zu jener Zeit schon todt. Seine Gemahlin war Elisabeth von Ziegelheim a. d. Hause Volkersdorf. Diese Verbindung mag, als das alte berühmte Geschlecht von Ziegelheim dem Erlöschen nahe war, die vorzüglichste Veranlassung zur Vermehrung des Carlowitz'schen Familien-Wapens mit dem von Ziegelheim'schen geworden seyn. Von seinen Kindern sind nachfolgende sechs Söhne und zwei Töchter bekant geworden: 1) Blasius, dessen als Ahnherrn der Kriebensteiner Linie gleich nachher bei Ausführung dieser Linie gehörige Erwähnung geschehen soll; 2) Hans, zu Alt-Dresden, wird von Herzog Albrecht 1487, Montags nach Lätare, zur gesamten Hand belehnt; Dionysius, zu Alt-Dresden, erhält vom Herzog Albrecht 1487 und vom Herzog Georg 1501 die gesamte Hand in die Stammlehngüter; 4) Christoph, erhält 1501 vom Herzog Georg die Mitbelehnschaft, und wird dabei bemerkt, daß er und seine beiden Brüder, Heinrich und Wolf, alle drei für einen Mann stehen sollen; 5) Heinrich, von welchem als Ahnherrn der Kreyschaer Linie das Nähere unten bei Ausführung dieser Linie vorkommen wird; 6) Wolf, wird in einer ältern, bei der Familie in Handschrift vorhandenen Stammtafel als Besitzer von Waldheim und Kriebenstein genant; war Amtshauptmann zu Liebenwerda, und starb daselbst im J. 1542 [28]) in hohem Alter. Er war drei Mal vermählt: a) mit Anna von Pflugk a. d. H. Lampertswalde, aus welcher Ehe zwei Töchter bekant geworden sind; b) mit Marie von und zu Schleinitz, aus welcher Ehe sich eine Tochter aufgezeichnet findet; und c) mit Barbara v. Ziegelheim a. d. Hause Volkersdorf. Die Töchter der ersten Ehe waren: 1) Magdalene, vermählt an Cäsar Pflugk auf Eythra, Herzog Georgs v. Sachsen vornehmsten Rath, dem sie durch den Tod sehr bald entrissen ward, nachdem sie ihm einen einzigen Sohn, den nachmals durch seine Gelehrsamkeit so berühmten Julius Pflugk, letzten Bischof zu Naumburg im J. 1500 geboren hatte; 2) Elisabeth, vermählt an Heinrich von Starschedel, auf Störmthal. Die Tochter der zweiten Ehe ist: 3) Marie, vermählt an Georg v. Schleinitz auf Graupzig. —

Die vorhin erwähnten beiden Töchter Friedrichs sind: 7) Dorothea, vermählt an Nickel v. Künicke auf Kracha, und 8) Anna, vermählt an Otto Pflugk auf Strehla [29]).

Die Kriebensteiner Linie. Blasius, auf Kriebenstein, Hermsdorf und Waldheim, Friedrichs Sohn, wurde der Stifter der ausgestorbenen Kriebensteiner und Waldheimer Nebenlinien. Nach Inhalt des Carlowitz'schen Lehnbriefs vom J. 1487 war er damals schon todt. Mit seiner Gemahlin, Anna v. Schönberg a. d. H. Sachsenburg, zeugte er folgende 5 Söhne und 2 Töchter: 1) Friedrich, auf Hermsdorf, womit er und sein Bruder Georg 1501 Mittwochs nach Pfingsten von Herzog Georg belehnt wurden, auch zu eben dieser Zeit die Mitbelehnschaft in die übrigen Stammlehngüter erhielten. Im J. 1540 Donnerstags nach Exaudi wurde er von Herzog Heinrich dem Frommen belehnt; weiter ist seiner nicht gedacht; wahrscheinlich mag er bald nachher erblos mit Tode abgegangen seyn. 2) Christoph I., dessen, als Stammhalters dieser Linie,

27) Vergl. Gauhe a. a. O. S. 242.

28) Vergl. *Pecoenstein* Theatr. Saxon. Thl. 1. S. 108. König a. a. O. Thl. 1. S. 131. Bei dem Letzteren steht in der weitern Ausführung der Stammtafel, S. 151 u. 153. der Name Georg falsch statt Wolf. 29) Die Angaben Königs a. a. O. Thl. 1. S. 136 und 153, und Thl. 3. S. 828 stimmen in der Zeitrechnung nicht überein; ein Zeitraum von 90 Jahren liegt dazwischen. Nehmen wir demnach an, daß im J. 1390 eine Anna v. Carlowitz als Gemahlin eines Otto Pflugk, eine zweite im J. 1480 existirte, so muß, wenn die Abkunft dieses Geschlechts aus Ungern gegründet ist, die erstere eine von dorther nach Teutschland sehr zeitig versetzte Schwester Kaels v. Caelowitz seyn, welcher später der neu angenommene Familiennamen ebenfalls zu Theil ward, ob dies gleich sehr unwahrscheinlich ist; die zweite würde ganz richtig den ihr hier angewiesenen Platz einnehmen. Indessen könte sehr leicht ein Irrthum Königs, der es überhaupt mit der Zeitrechnung nicht genau nimt, durch eine Versetzung hier zu Grunde liegen, zumal da es der Herren v. Pflugk auf Strehla mehre und zu verschiedenen Zeiten gab, welche den Namen Otto führten, und es ist von König selbst durch diese so zweifelhaft gestellte Aufgabe gleichsam im Voraus auf diesen Irrthum hingewiesen worden.

Digitized by Google

gleich gedacht werden wird; 3) Otto, oder Botte, wie er in dem Lehnsbriefe von 1487 genant ist; 4) Rudolph, erhielt 1487 die gesamte Hand; seiner und Otto's ist dann weiter nicht mehr gedacht; 5) Georg, dessen, als Gründer der Waldheimer Nebenlinie, bald ausführlich gedacht werden wird; 6) Dorothea, vermählt an Wolf von Krackau auf Ölsnitz [30]); und 7) Martha, vermählt an Heinrich von Ritzschwitz auf Depla [31]).

Die Kriebensteiner Linie nach geschehener Theilung. Christoph I. auf Ehrenberg und Kriebenstein, Blasius Sohn, setzte die Kriebensteiner Linie fort. Er erhielt 1487 die Mitbelehnschaft in die übrigen Stammlehngüter, und lebte, Königs [32]) Versicherung zu Folge, noch im J. 1550. Mit seiner Gemahlin, Magdalene von Bölau, zeugte er nachfolgende 3 Söhne: a) Christoph II. den Berühmten, des heil. R. R. Erbritter, auf Hermsdorf und Herr der Herrschaft Rothenhaus, kaiserl. und kurfürstl. sächs. ersten Geheimen Rath, Amtshauptmann zu Leipzig und Zörbig, auch Oberhauptmann zu St. Joachimsthal, geboren zu Hermsdorf bei Dresden den 7. Dec. 1507 [33]). Er erlangte einen ausgezeichneten Grad von Gelehrsamkeit, und vorzügliche Kentnisse und Fertigkeit in der Statskunst, welche er mit größtem Anerkentnisse von Seiten seiner Landesherrschaft sowol, als des Kaisers bei den unter Herzogs Georgs und besonders Kurfürst Moritzens Regirung so wichtigen Stats- und Religionsgeschäften ihnen und dem Vaterlande widmete. Er und sein Oheim, Georg, erhielten von Kaiser Karl V. für das ganze Carlowitz'sche Geschlecht, laut Diplom d. d. Speyer den 19. April 1544, die Vermehrung ihres Familienwapens durch Hinzufügung des der ihnen verwandten und dem Erlöschen nahen Familie von Ziegelheim gehörigen [34]), im J. 1546 von eben diesem Kaiser die Rathsbestallung, und laut Diplom [35]), d. d. Insbruck den 13. Januar 1552 für sich und das ganze Carlowitz'sche Geschlecht den Stand der vier Erbritter des heil. römischen Reichs nach Abgang der Familie der vier Erbritter von Strandeck, welche Würde dem jedesmaligen Geschlechtsältesten zu führen zukomt. Er starb auf seinem Schlosse Rothenhaus den 8. Jan. 1578 ohne Nachkommenschaft, und wurde in der Kirche des zur Herrschaft Rothenhaus gehörigen Städtchens Görkau begraben [36]). Der Name seiner Gemahlin ist gar nicht, über ihren Stand aber nur so viel bekant geworden, daß sie altadeliger Herkunft und eine verwitwete von Gersdorff gewesen. b) Hans, welcher ohne Erben starb, und c) Georg, den Jüngern, auf Kriebenstein, starb Mittwochs nach Martini 1551, und liegt in der Frauenkirche zu Dresden begraben. Wie aus den Lehnsakten zu ersehen ist, hinterließ er mehre unmündige Söhne. Er war mit Anna von Pflugk a. d. H. Strehla vermählt, welche ihm folgende 5 Söhne und 2 Töchter gebar: 1) Christoph, auf Ehrenberg, komt vor 1575 in einer Supplik an Kurfürst August wegen der nach Kriebenstein gehörigen Fröhner zu Reinsdorf ꝛc. Im J. 1583 war er nicht mehr am Leben. Mit seiner Gemahlin, deren Namen und Abkunft nicht zu finden sind, zeugte er einen Sohn: Georg Friedrich, welcher bei des Vaters Tode noch unmündig war; weiter, als in einer Supplik der Gebrüder und Vettern, Georg, Wolf und Otto v. Carlowitz, d. d. Freiberg den 26. April 1583 an Kurfürst August, wegen Verkaufs des Gutes Ehrenberg an Wilhelm v. Schönberg, finden wir seiner später nirgends gedacht. 2) Rudolph, von welchem als Stammhalter das Nähere sogleich folgen wird. 3) Nikel, auf Kriebenstein, lebte 1575. 4) Otto, auf Waldheim, lebte 1575 zu Meißen; auch kommt er noch vor 1583. Daß er vermählt gewesen, sieht man aus einer von seiner Schwester Elisabeth, verwitweten Pflugk, angestellten Klage, wo diese wegen einer ihr vom Bruder, Rudolph, rückständig gebliebenen Schuld auf das Leibgedinge der Gemahlin Otto's Arrest legt; Name und Herkunft derselben sind jedoch nicht bekant. 5) Wolf, besaß 1563 Kroffen und 1572 Schweickershayn; er lebte noch 1583. 6) Christine, starb in der Blüthe ihres Alters, ungefähr im J. 1562; sie war an Abraham von der Sahla auf Schönfeld vermählt; und 7) Elisabeth, vermählt an Otto Pflugk, den Schwarzen, auf Strehla, Kurfürst Augusts von Sachsen Hofrittsmeister und des Pflugk'schen Geschlechts Ältesten [37]).

Rudolph, zuerst auf Kreyscha, dann auf Waldheim, der vorhin erwähnte zweite Sohn Georgs des Jüngern, lebte 1575, wo er in der schon oben erinnerten Supplik wegen der nach Kriebenstein gehörigen Fröhner mit unterschrieben ist. Wie die meisten seiner Brüder, brachte er sein Alter nicht hoch; im J. 1583 war er nicht mehr am Leben. Seine Gemahlin war Perpetua von Pflugk, Otto Pflugks auf Strehla, kurfürstl. sächs. Raths Tochter; er zeugte mit ihr mehre Kinder, von welchen sich folgende 2 Söhne und 1 Tochter bemerkenswerth gemacht haben: 1) Georg, von welchem gleich mehr folgen wird; 2) Wolf Albrecht, auf Kriebenstein, des heil. röm. Reichs Erbritter, und kurfürstl. sächs. Hauptmann der Festung Pleißenburg zu Leipzig; war im J. 1583 noch unmündig; das Jahr seines Absterbens ist nicht bekant. Er war mit Ludomilla von Dommitsch a. d. Hause Vogelgesang vermählt, mit welcher er eine Tochter, Perpetua Juliane, zeugte; vermählt am 21. Jan. 1638 mit Johann Georg,

30) Vergl. König a. a. O. Thl. 1. S. 635, wo zwar die Eltern nicht mit angeführt sind; mehre Umstände weisen ihr aber mit völliger Übereinstimmung der Zeitrechnung diesen Platz an. 31) Nach einer aus der schon erwähnten Lindner'schen Handschrift entnommenen Nachricht. 32) a. a. O. Thl. 1. S. 150. 33) Nach Gauhe a. a. O. Thl. 1. S. 246; dagegen die bei König a. a. O. Thl. 1. S. 124 aus *Reichenberg*, schediasm. historic. de nobilitate Misniae literata, §. 11. Sect. III. angezogene Stelle den 14. Dec. 1507, und Rothenhaus als den Geburtsort angibt, welchem die Verfasser eines besondern Artikels über unsern Christoph im allgem. histor. und im großen Univers. Lexik. gefolgt sind. 34) Das Diplom ist bei König a. a. O. Thl. 1. S. 133—135 zu finden. 35) Es ist ebenfalls bei König a. a. O. S. 125—127 zu lesen. 36) Eine gedrängte, sehr lesenswerthe Lebensbeschreibung findet sich bei Gauhe a. a. O. S. 245—259.

37) Vergl. Ottrichs Monumenta in der Sophienkirche zu Dresden, S. 41.

Digitized by Google

Freiherrn v. Rechenberg, auf Hermsdorf, Reichenau ꝛc., kursächs. wirkl. geh. Rath und Oberhofmarschall, als dessen erste Gemahlin sie zu Dresden den 9. Jul. 1645 mit Tode abging [38]). 3) Marie, vermählt an Innocenz von Starschedel, auf Borna und Mölbis, kursächs. Landrath und Obersteuereinnehmer.

Georg, auf Kriebenstein, des heil. röm. Reichs Erbritter, der so eben genante ältere Sohn Rudolphs, war kurfürstl. brandenburg'scher Kriegsrath und Commandant der Festung Peiz. Er starb 1620, nachdem er in der Ehe mit Katharine von Seydersdorf, Hans v. Seydersdorf auf Rossenburg Tochter, geboren den 21. März 1571, gest. den 18. Oct. 1635, und in der Sophienkirche zu Dresden begraben [39]), Vater folgender 3 Kinder geworden war: 1) Wolfgang Günther, auf Neukirchen und Adelsdorf, des heil. röm. Reichs Erbritter, kursächs. Kammerherr, Oberhauptmann des erzgebirgischen Kreises und der Kurprinzessin Anne Sophie Hofmeister, mit welchem bei seinem im J. 1684 erfolgten erblosen Absterben die Kriebensteiner Linie völlig erlosch. 2) Katharine Sophie, verm. an Loth von Bomsdorf, auf Bomsdorf, Sembten ꝛc.; und 3) Barbara Sibylle, vermählt an Reinhard, Freiherrn von Taube, auf Neukirchen, kursächs. Oberstallmeister und Amtshauptmann zu Chemnitz, Augustusburg und Lichtewalde, den 10. Febr. 1624 zu Dresden, wo ihnen Johann Georg I. auf dem kurfürstl. Residenzschlosse die Hochzeit ausrichtete [40]). Sie starb den 5. Sept. 1655.

Die Linie zu Waldheim. Georg, auf Waldheim, Kriebenstein und Hermsdorf, auch Besitzer des Amtes Senftenberg, des Blasius jüngster Sohn [41]), wurde der Gründer der Waldheimer, einer Nebenlinie der Kriebensteiner Linie, welche, wie wir sehen werden, bei ihrem Erlöschen nur noch Kreyscha besaß. Er war bei Herzog Georg dem Bärtigen, Herzog Heinrich dem Frommen und Kurfürst Moritz oberster Rath, Amtshauptmann zu Radeberg und Statthalter zu Dresden. Als ein eifriger Papist spielte er bei den damaligen wichtigen Religionsverhandlungen eine große Rolle, worüber in Seckendorfs Historia Lutheranismi ausführlichere Nachricht enthalten ist. Er erhielt 1487 vom Herzog Albrecht und 1501 vom Herzog Georg den Carlowitz'schen Gesamt-Lehnbrief, und von letzterem noch besonders die Lehen über Hermsdorf nebst seinem ältern Bruder, Friedrich, zu dessen Lehensfolger bei Ermangelung von Leibes-Lehns-Erben in dem von Herzog Heinrich im J. 1540 gegebenen Lehnsbriefe er bestimt ist. Wie schon oben erwähnt worden ist, erhielt er zugleich mit seines Bruders Sohne, dem berühmten Christoph, den 19. April 1544 von Kaiser Karl V. für das ganze Carlowitz'sche Geschlecht die Vermehrung ihres Stammwapens mit dem von Ziegelheim'schen. Das Jahr seines Todes läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, er starb aber im hohen Alter von mehren achtzig Jahren [42]). Er war zweimal vermählt: a) mit Barbara von Pflugk a. d. H. Strehla, mit welcher er eine Tochter zeugte; b) mit Marie, Freiin von Sahlhausen, Jobsts, Freiherrns v. Sahlhausen auf Benzen Tochter, welche Mutter der jüngern Tochter und auch von den 4 Söhnen Georgs gewesen zu seyn scheint. Diese 6 Kinder waren folgende: 1) Magdalene, aus der ersten Ehe, wurde an Heinrich von Einsiedel, auf Sahlis und Kobren, kursächs. Rath, Oberhofrichter zu Leipzig und Amtshauptmann zu Rochlitz, Leisnig und Colditz, geb. 1519 und gest. 1573, vermählt. 2) Nicol, auf Kriebenstein und Waldheim, welche Güter er zu Folge Königs [43]) Angabe 1582 an den Oberhauptmann von Schönberg verkaufte; 3) Rudolph, von welchem gleich nachher das Nähere folgen wird; 4) Melchior, Amtshauptmann zu Stolpen, lebte im J. 1577; 5) Georg, Domherr zu Meißen, welcher den 9. Jul. 1561 den 72jährigen Official und Senior zu Bautzen, M. Jakob Henrici, durch List und mit Gewalt aus der Kirche zu St. Petri, wegen Verdachts der ihm durch dessen Schuld von seinem Vetter, dem Bischof Nikolaus, entzogenen Präbende, entführte, gab ihn jedoch in der Königsbrücker Haide, wegen vielen Sturmschlagens und Nachsetzens, wieder frei [44]). 6) Ursula, aus der zweiten Ehe Georgs, wurde 1563 an Hans Wolf von Schönberg, auf Pulsnitz ꝛc., königl. franz. Obersten der Cavalerie und kursächs. Amtshauptmann zu Stolpen und Radeberg, geb. 1539, gest. 1603, vermählt; sie war die erste Gemahlin desselben.

Rudolph, auf Kreyscha, der gleich vorher erwähnte Sohn Georgs, vermählte sich mit Katharine von Karras, Friedrichs von Karras auf Reinhardsgrimma Tochter; er zeugte mit ihr 2 Söhne: 1) Wilhelm, auf Kreyscha, welcher zwei Mal vermählt war, und 1604 nicht mehr lebte. Mit seiner ersten Gemahlin, deren Namen und Abkunft nicht bekant sind, zeugte er zwei Söhne und eine Tochter: a) Erasmus, kursächs. Lieutenant unter des Oberstlieuten. v. Weissenbach Reutern im J. 1619, vermählt mit einer von Karras, Kasper v. Karras auf Hirschfeld Tochter; weiter findet sich keine Nachricht über ihn, und es ist entweder

38) Vergl. Joh. Seiferts XXIV florirender hohen Familien histor. u. geneal. Beschreibung (1708 in 12.) S. 187. 39) S. Ulrichs a. a. O. S. 18 u. 72. 40) S. König a. a. O. Thl. 2. S. 1142 u. f. 41) Hinsichtlich dieses Georgs Stellung bei Anordnung einer richtigen Stammreihe, widersprechen sich in allen, dem Verfasser dieses bekant gewordenen, Angaben die Schriftsteller auf mehrfache Weise, wovon die Ursachen theils in der Dunkelheit, in welcher gewöhnlich die Geschlechtsbeschreibung mit Friedrich beginnt, theils bei falscher Angabe seines politischen Standpunktes, in Verwechselung mit seinem Oheim, Wolf, Amtshauptmann zu Liebenwerda, sowie mit seines Bruders Sohne, Georg, auf Kriebenstein, theils in Nichtbeachtung einer richtigen Zeitrechnung sich auffinden lassen. Die Lehnbriefe von 1487 und 1501 geben uns zuerst ein richtiges Anhalten an seine Person. Hienach würden nun folgende sich widersprechende Stellen: bei Gauhe a. a. O. Thl. 1. S. 242 u. 246, wo Georg einmal als Bruder, das andere Mal als Oheim des berühmten Christoph aufgeführt ist, und bei König a. a. O. Thl. 1. S. 123, 150 u. 151 zu berichtigen seyn.

42) Vergl. *Knauth*, Augustae Beichlingior. Origines. pag. 52. 43) a. a. O. Thl. 1. S. 151. Vergl. hiemit Schumanns Lexik. v. Sachsen, Bd. 5. S. 185. 44) Vergl. Gauhe a. a. O. Thl. 1. S. 244, und ausführlicher König a. a. O. Thl. 3. S. 932 u. f.

Digitized by Google

mit ihm oder mit seinem Bruder b) Christian, dessen Andenken nach dem J. 1619 ebenfalls gänzlich verschwindet, die Waldheimer Linie zur Zeit des 30jährigen Krieges erloschen. c) Die Tochter Wilhelms war an Wenzel von Allnpeck auf Nieder-Lockwitz vermählt. Die zweite Gemahlin Wilhelms war Ursula, geborne von Lauterbach, Hans von Allnpeck auf Lockwitz Witwe, mit welcher er sich im J. 1591 vermählte; sie war als Witwe Besitzerin von Kreyscha, und lebte noch im J. 1619.— 2) Erasmus, auf Kreyscha, der zweite Sohn Rudolphs, kursächs. Kammerjunker und Amtshauptmann zu Dippoldiswalde, war mit Anna v. Ende a. d. H. Püchen vermählt, mit welcher er folgende drei Töchter zeugte: a) Marie, geb. den 6. Oct. 1579, starb den 25. Jul. 1616 [45]), wurde 1603 an Hans Georg v. Osterhausen, auf Rudolphsburg, Kreipitzsch und Böhlen, kursächs. Hof-Marschall, vermählt; b) Sophie, geb. zu Dresden den 31. Oct. 1586, starb den 12. Aug. 1650; wurde den 9. Oct. 1628 zu Stettin an Valentin v. Günthersberg, auf Reichenbach ꝛc., herzogl. pommerschen Geheimen Rath, Hofmeister und Hauptmann zu Wollin, vermählt; und c) Anna Elisabeth, vermählt an den Hauptmann Hans Haubold von Schönberg, auf Gleißenberg.

Die Linie zu Kreyscha. Heinrich, auf Karsdorf und Kreyscha, der oben erwähnte fünfte Sohn Friedrichs, wurde der Ahnherr der Kreyschaer Linie. Zu Folge einer alten Stammtafel und der im Schumannschen Lexikon von Sachsen [46]) enthaltenen Nachricht, soll er und sein Sohn, Hans, auch Mitbesitzer von Zuschendorf gewesen seyn. Er war mit Sophie von Zschirn a. d. Hause Lungwitz vermählt, mit welcher er 3 Töchter und 1 Sohn zeugte: 1) Anna, Georgs v. Körbitz, auf Meusegast und Gommern, gest. 1541, Gemahlin; 2) Eva, vermählt an Jakob v. Ponickau, auf Petershayn; 3) Sibylle, Hans v. Taubenheim, auf Kolcka, Gemahlin; 4) Hans, auf Karsdorf und Kreyscha, Kurfürst Moritzens von Sachsen Stallmeister. Seine Gemahlin, Gertraud von Körbitz, Georgs v. Körbitz, auf Meusegast, und seiner Schwester, Anna, Tochter, Hofmeisterin der Kurfürstin Anna v. Sachsen, gebar ihm: a) Marie, Christophs v. Haugwitz, auf Seyfersdorf und Wilthen, Gemahlin; und b) Job, auf Karsdorf und Kreyscha, Hauptmann zu Sonnewalde; von dessen Kindern, welche er mit seiner Gemahlin, Helena, Edlen von der Planitz a. d. H. Auerbach, Hans, Edlen von der Planitz, auf Auerbach, Göltzsch und Belgershayn, kursächs. Raths und Amtshauptmanns zu Grimma, Tochter zeugte, haben sich ein Sohn und eine Tochter im bleibenden Andenken erhalten: 1) Georg, dessen sogleich ausführlicher gedacht werden wird; und 2) Anna, die Gemahlin Hans Ernsts von Miltitz, auf Oberau.

Georg, auf Karsdorf und Rabenstein, Jobs Sohn, geb. im J. 1534, war kurfürstl. sächs. Landjägermeister und Amtshauptmann zu Schwarzenberg, und starb den 16. Febr. 1619 [47]). Seine Gemahlin, Anna, Heinrichs von Ende, auf Brandis und Blankenhayn Tochter, geb. 1553, gest. den 29. Sept. 1625, machte ihn zum Vater zweier Söhne, durch welche Georg, der allgemeine Stammvater aller jetzt bestehenden Linien des Carlowitz'schen Geschlechts geworden ist, und zweier Töchter: 1) Rudolph Wilhelm, welcher nach geschehener Theilung mit seinem Bruder die Stammlinie zu Kreyscha dauerhaft fortsetzte, deren weiterer Beschreibung der folgende Abschnitt gewidmet ist; 2) Hans Georg, Stifter der Rabensteiner Linie, deren Ausführung später folgen wird; 3) Rosina Gertraud, welche, sowie ihre Schwester, 4) Sabina, geb. den 24. Febr. 1590, unvermählt gestorben zu seyn scheint.

I. Die Linie zu Kreyscha nach der ersten Theilung. Rudolph Wilhelm, auf Kreyscha, Klein-Karsdorf, Hollscha und Struppen, kurfürstl. sächs. Kammerjunker, Georgs älterer Sohn, geb. den 8. Jul. 1575, theilte sich mit seinem jüngern Bruder ab, und wurde der Stammhalter im Hause Kreyscha. Trotz der ihm widerfahrenen Drangsale im 30jährigen Kriege, hinterließ er seine Güter in gutem Zustande, als er am 13. April 1636 zu Kreyscha mit Tode abging. Seine Gemahlin, Katharine, Hans von Bärenstein auf Struppen Tochter, mit welcher er sich im J. 1604 verbunden hatte, hinterließ er als Witwe; sie gebar ihm 12 Kinder, von welchen 3 Söhne und 3 Töchter frühzeitig vor dem Vater starben, die übrigen 6, von gleicher Anzahl Söhne und Töchter, waren folgende: 1) Georg Rudolph, auf Kreyscha, und Fortpflanzer dieser Linie, von welchem gleich nachher; 2) Georg Wilhelm, auf Hollscha, Stifter der sogenanten östreichschen Linie, deren Beschreibung folgen wird; 3) Georg Job, auf Klein-Karsdorf, Stifter der Ottendorfer Linie, deren noch ausführlich gedacht werden soll; 4) Sibylle Elisabeth, vermählte sich zwei Mal: a) mit Hans Wilhelm v. Buchner, auf Thürmsdorf und Köttewitz, Rittmeister; b) an einen Herrn von Schönfeld. 5) Hedwig Katharine, war an Wolf Ernst von Schönberg vermählt, und im J. 1636 schon Witwe. 6) Anna Helena, war bei des Vaters Tode noch unvermählt, und scheint auch so gestorben zu seyn.

A. Die Linie zu Kreyscha nach der zweiten Theilung. Georg Rudolph, auf Kreyscha und Struppen, kursürstl. sächs. Hauptmann, Rudolph Wilhelms ältester Sohn, geb. zu Kreyscha den 17. April 1607 [48]), pflanzte sein Geschlecht auf dem väterlichen Stammhause Kreyscha fort, welches er in der Theilung der väterlichen Verlassenschaft annahm. Die Folgen des verderblichen 30jährigen Kriegs trafen ihn auf seinen Gütern noch hart. Er starb zu Kreyscha den 16. April 1655. Seine Gemahlin, Anne Magdalene von Schönberg, a. d. H. Klix, wurde 1657 mit Kreyscha belehnt; sie vermählte sich zum zweiten Mal mit Wolf Philipp

45) Vergl. Ottrich a. a. O. S. 50. 46) S. unter Zuschendorf Bd. 13. S. 800.

47) Wonach der bei Gauhe a. a. O. S. 244 durch Verwechselung mit Georg aus dem Hause Zuschendorf entstandene Irrthum zu berichtigen ist. 48) Vergl. v. Uchtritz diplomat. Nachrichten adel. Familien, Thl. 4. S. 4—6, wo über diese Linie der Herren Carlowitz einige Nachrichten mitgetheilt sind.

Digitized by Google

von Kessel, und starb im J. 1672. Der einzige Sohn, welchen Georg Rudolph mit ihr gezeugt hatte, Adam Friedrich, auf Kreyscha, vermählte sich zu Schmöllen bei Bischofswerda den 23. Nov. 1688 mit Dorothea Elisabeth von Thümmel, Kaspar Siegmund von Thümmel auf Schmöllen Tochter. Der aus dieser Ehe den 5. Aug. 1695 geborne Sohn, Johann Georg, auf Stein, war königl. poln. kursächs. Oberstlieutenant der Infanterie; er starb zu Stein den 24. Aug. 1773, und liegt, nebst seiner Gemahlin, Charlotte Louise, Kaspar Heinrichs von Auerswald auf Raschütz bei Colditz Tochter, in Hartha begraben; mit ihr zeugte er folgende 8 Kinder: 1) Hans Karl August, von welchem als Stifter der Großhartmannsdorfer Linie im folgenden Abschnitte die Rede seyn wird; 2) Peter Georg Moritz, den Gründer der Rauensteiner Linie, dessen weiterhin mehr gedacht werden wird; 3) Charlotte Mariane, gest. zu Waldheim den 8. Jun. 1792, wurde 1779 an Julius Ferdinand Erbmann von Posern, kursächs. Premier-Lieutenant der Infanterie, gest. zu Triptis den 23. Oct. 1796, vermählt.

a) Die Großhartmannsdorfer Linie.

Hans Karl August, Majoratsherr zu Großhartmannsdorf und zu Liebstadt, auch Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Oberschöna, Johann Georgs älterer Sohn, war kurfürstl. sächs. Kreiscommissar und adel. Kreissteuereinnehmer im erzgebirgischen Kreise, geb. den 3. Jul. 1727. Durch Verfügung der beiden letzten Herren und Brüder der Zuschendorfer Linie fiel ihm 1759 das Großhartmannsdorfer Majorat zu; er starb zu Großhartmannsdorf den 26. Jul. 1793, und ruht daselbst. Dessen zwei Gemahlinnen waren: 1) Johanne Agnes Friederike von der Schulenburg, Karl Heinrich Achaz von der Schulenburg auf Leipnitz und Keuselwitz Tochter, geb. zu Leipnitz den 11. Jan. 1753, vermählt daselbst den 13. Sept. 1767, starb zu Großhartmannsdorf den 18. Sept. 1785, wo sie auch begraben liegt. 2) Christiane Adolphine v. Carlowitz, Adolph Gottlob v. Carlowitz, auf Ottendorf, kursächs. Capitains der Cavalerie Tochter, geb. den 24. Aug. 1760, vermählt zu Röhrsdorf den 22. Sept. 1786, gest. zu Dresden den 11. April 1806, wo sie auch ruht. Er zeugte folgende 5 Söhne und 4 Töchter in der ersten, und 3 Söhne und 2 Töchter in der zweiten Ehe: 1) Caroline Sophie Friederike, geb. zu Großhartmannsdorf als Zwilling mit 2) Henriette Agnes Charlotte, den 11. Dec. 1769; starben beide jung. 3) Karl Adolph, Majoratsherr zu Großhartmannsdorf und zu Liebstadt, königl. preuß. General-Lieutenant der Infanterie, Gouverneur von Breslau, gewesener Vice-Gouverneur der teutschen Bundesfestung Mainz, Ritter des königl. preuß. rothen Adler-Ordens 1ster Kl. mit Eichenlaub, des kaiserl. östr. der eisernen Krone 1ster Kl., des kaiserl. russ. St. Annen-Ordens 1ster Kl, des großherzogl. hessen-darmstädt. Ludwigs-Ordens 1ster Kl., des königl. preuß. Johanniter- und des k. sächs. Militär-St. Heinrichs-Ordens; geb. zu Großhartmannsdorf den 21. Jul. 1771, vermählte sich zu Zbozp in Böhmen den 23. Nov. 1797 mit Marie Josephe, Gräfin von Pötting, des Grafen von Pötting und Pirsing, k. k. wirkl. Geh. Raths dritter Tochter, mit welcher er folgende 7 Kinder zeugte: a) Marie Josephe Henriette Karoline, geb. den 12. Dec. 1798, vermählt zu Liebstadt den 26. Aug. 1821 an Rudolph Wilhelm v. Schönberg, königl. sächs. Major der Cavalerie und Landstallmeister, Ritter des kön. franz. Ehrenlegion-Ordens; b) Karl, kaiserl. russ. Ober-Lieutenant eines Cüraſſier-Regiments; c) Paul, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Hofjunker und Kammer-Referendär in Gotha; d) Georg, k. preuß. Lieutenant beim 7ten Cüraſſier-Regiment in Quedlinburg; e) Moritz, k. preuß. Lieutenant beim 29sten Infant.-Regiment in Luxemburg; f) Bertha Rudolphine Constantia, geb. den 5. April 1805. g) Adolphine, bekennt sich nebst Mutter und Schwestern zur katholischen Kirche. — 4) Hans Georg, auf Ober-Schöna, kön. sächs. wirkl. Geheimer-Rath mit Sitz und Stimme, Domherr des Hoch-Stifts Merseburg, vorsitzender Stand des erzgebirgischen Kreises, vormaliger außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister beim teutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., Großkreuz des kaiserl. östr. Leopolds-, des k. sächs. Civil-Verdienst-, des kön. hannover. Guelfen-, des kurfürstl. hess. goldenen Löwen- und des großherzogl. sachs.-weimar. weißen Falken-Ordens, Ritter des kaiserl. russ. St. Annen-Ordens 2. Kl. mit Brillanten, und des k. preuß. Johanniter-Ordens, geb. den 11. Decbr. 1772. Die mit seiner Gemahlin, Jeannette Karoline v. Schönberg, Curt Adolph Dietrichs v. Schönberg auf Pfafferoda und Dörenthal, kurfürstl. sächs. Kammerherrns und Karolinen Amalien von der Sahla a. d. H. Schönfeld Tochter, geb. zu Dresden den 11. Dec. 1780, gest. daselbst den 5. Jun. 1826, erzeugten 3 Söhne und 3 Töchter sind folgende: a) Albert, k. sächs. Regirungs-Referendar, auf Raundorf mit Satisdorf, Johnsbach und Nieder-Pöbel, geb. den 1. April 1802. b) Ernst Maximilian, auf Raundorf mit Satisdorf, Johnsbach und Nieder-Pöbel, k. sächs. Kammerjunker und Geheimer Finanz-Assessor, geb. den 11. Aug. 1803. c) Ottilie Jeannette Clementine, geb. den 28. Dec. 1804. d) Ida Pauline Natalie, vermählt an Friedrich v. Bülow, k. preuß. Legationsrath, Ritter des St. Wladimir-Ordens. e) Bernhard Woldemar, k. sächs. Lieutenant der Cavalerie-Garde. f) Marie Theodore Octavia. — 5) Friedrich August, vormals auf Kroptewitz, herz. sächs. Cob. Gotha'scher Kammerherr, Domainen- und Ökonomierath in Coburg, königl. preuß. Major außer Diensten, geb. den 28. März 1774. Seine beiden Gemahlinnen sind: 1) Louise Friederike Auguste von Freywald, Julius Ludwig Donat v. Freywald auf Schwanditz bei Altenburg, herzogl. braunschw. Hauptmanns und Christianen von Rockhausen, a. d. H. Wittgendorf, Tochter, vermählt zu Schwanditz den 20. April 1794; lebt geschieden in Dresden. 2) Henriette Christiane Helene von Kracht, a. d. H. Ober-Helmsdorf in der Nieder-Lausitz, Erbmanns von Kracht, kön. preuß. Hauptmanns vom Dragoner-Regiment Irving, und Charlotten Erdmuthen v. Bose, a. d. H. Mylau, Tochter, vermählt zu Grünberg in Schlesien den 22. Jul. 1811.

Digitized by Google

Aus der ersten Ehe leben 2 Söhne und 1 Tochter, aus der zweiten 5 Töchter: a) Karl Ludwig, k. preuß. Lieutenant beim 26sten Infant.-Regiment zu Wittenberg, geb. zu Kroptewitz bei Leisnig den 1. Febr. 1798. b) Hans Albert Job, k. preuß. Lieutenant bei der 3ten Artillerie-Brigade 2ter reitenden Compagnie zu Mühlberg, geb. zu Kroptewitz den 20. Febr. 1800, bekennt sich, so wie sein Bruder, zur kathol. Kirche. c) Alma Philippine Charlotte Fridoline Aurora Thekla Johanne Marie, geb. zu Döbern bei Spremberg den 23. Sept. 1807. d) Marie Theresia, geb. zu Greitz den 8. Sept. 1812. e) Johanne Clementine, geb. zu Greitz den 27. Jun. 1814. f) Clara Bianca Wendeline, geb. zu Greitz den 5. Oct. 1815. g) Agnes Charlotte, geb. zu Halle den 7. Nov. 1818. h) Franzisca Marie, geb. zu Sangerhausen den 21. August 1821. — 6) Amalie Kunigunde, starb zu Leipnitz den 3. Aug. 1776. 7) Franz Gottlob Ernst, starb als k. sächs. Premier-Lieutenant bei der Garde du Corps außer Dienste im J. 1808 zu Liebstadt. Seine Gemahlin, Johanne Friederike Auguste von Nostitz, Johann Adolphs von Nostitz, k. sächs. Hauptmanns beim Bork'schen Infant.-Regiment und Christianen Henrietten Louisen von Geyer auf Marschwitz und Thierbach Tochter, vermählt zu Thierbach den 18. Jan. 1801., gest. den 22. Jun. 1806, gebar ihm 5 Kinder: a) Johanne Agnes Diethmunde, geb. zu Altleisnig den 8. Dec. 1801, war an den Pastor Karl Friedrich Klein zu Nieder-Krossen bei Kahla vermählt; lebt geschieden in Jena. b) Josephe Louise, geb. den 6. Jan. 1803, vermählt an den königl. preuß. Vice-Ober-Berghauptmann Grafen von Beust zu Bonn. c) Mariane Eromuthe Friederike, geb. den 1. April 1804, starb den 24. Jun. 1806. d) Rudolphine Erneſtine, geb. den 20. Mai 1805, gestorb. den 21. Mai 1807. e) Panner Franz, geb. den 13. Jun. 1806, gestorb. den 24. Mai 1807. — 8) Erdmuthe Therese Wilhelmine, geb. 1780, starb zu Dresden den 23. August 1795. — 9) Christoph Anton Ferdinand, herzogl. sachs.-coburg.-gotha'scher dirigirender Geheimer-Rath und Kammerpräsident, Comthur des königl. sächs. Civilverdienst-Ordens und Großkreuz des großherzogl. sachs.-weimar. weißen Falkenordens, vorsitzender Stand des meißnischen Kreises im Königreiche Sachsen, geb. 1784. — 10) Hans Adolph Heinrich Job, auf Falkenhayn, königl. sächs. Major von der Armee, adeliger Kreissteuereinnehmer des Leipziger Kreises, Ritter des k. sächs. Milit. St. Heinrichs-Ordens, aus der zweiten Ehe Hans Karl Augusts, geb. 1787; vermählte sich zu Annaburg den 30. Jan. 1812 mit Marie Anne Auguste Henriette Margarethe von Reitzenstein, Georg Christophs von Reitzenstein auf Schönberg, k. sächs. Kammerherrns, auch Oberforst- und Wildmeisters und Marien Annen Sophien Margarethen von Oppel a. d. H. Kunnersdorf ältesten Tochter. Aus dieser Ehe sind folgende 6 Kinder entsprossen: a) Adolph Karl Georg Job, geb. zu Annaburg den 9. Mai 1813, gest. zu Falkenhayn den 11. Jul. 1822. b) Georg Job, geb. zu Annaburg den 13. Mai 1815. c) Auguste Mariane Christiane Margarethe, geb. zu Falkenhayn den 29. März 1818. d) Mariane Adolphine, geb. zu Falkenhayn den 25. Nov. 1821, gest. daselbst den 20. März 1823. e) Anton Hans, geb. zu Falkenhayn den 24. Jun. 1823. f) Oswald Rudolph, geb. zu Falkenhayn den 20. Jan. 1825. — 11) Mariane Henriette Auguste, geb. den 1. Sept. 1788, wurde den 7. Oct. 1807 an Maximilian Karl von Carlowitz, auf Ober- und Nieder-Colmnitz, kön. sächs. Kammerherrn und Obersteuereinnehmer vermählt. — 12) Christiane Charlotte, geb. den 24. Dec. 1789, vermählt an Heinrich Leopold v. Beust, auf und zu Neuen-Salza, Zodes, Brambach, Elsterberg und Franckenhof, k. sächs. Kammerjunker, Amtshauptmann und adel. Kreissteuereinnehmer im voigtländischen Kreise; geb. den 17. Mai 1778. — 13) Curt Hanno Dietrich, geb. 1790, gest. 1791. — 14) Hesso Oswald Rudolph, geb. und gest. 1791 zu Großhartmannsdorf.

b) Die Rauensteiner Linie. Peter Georg Moritz, auf Stein, Johann Georgs jüngerer Sohn, kursächs. Hauptmann bei der Halb-Invaliden-Compagnie zu Waldheim, geboren 1732, gründete diese Nebenlinie der Großhartmannsdorfer. Sie hieß anfangs die Steiner Linie, später die Rauensteiner. Er starb zu Stein den 24. Dec. 1785. Den 19. Nov. 1758 hatte er sich mit Auguste Johanne Erdmuthe Christiane von Wedel, a. d. H. Neuwedel, geb. den 21. Febr. 1737, vermählt. Der in dieser Ehe erzeugte Sohn, Georg Friedrich August, geb. zu Hartha bei Waldheim den 4. März 1762, ist k. sächs. Oberstlieutenant außer Diensten; verkaufte im J. 1818 Rauenstein an den Kaufmann August Hänel zu Schneeberg, und besaß später Lieske. Mit seiner Gemahlin, Sophie Louise Antonie, Gräfin von Holzendorf, Friedrich Gottlieb, Grafens v. Holzendorf auf Bärenstein, und Louisen Elisabethen Julianen, Freiin v. Löben aus Schidlo Tochter, geb. zu Bärenstein den 7. Jun. 1766, vermählt zu Possendorf bei Dippoldiswalde den 3. Oct. 1791, zeugte er: 1) Auguste, vermählt an Karl Ludwig von Elterlein, Hammerherrn auf Großpöhla. 2) Georg, geb. 1803, starb zu Rauenstein den 28. August 1815 im angetretenen 13ten Lebensjahre. Seit dem J. 1816 wird jedes Jahr am 28. August von der Schuljugend zu Lengefeld, einem zu Rauenstein gehörigen Städtchen, und wohin das letztere gepfarrt ist, das Andenken an diesen so früh geschiedenen hoffnungsvollen einzigen Sprößling durch eine von dem dasigen Pastor geleitete Begräbnißfeierlichkeit begangen und erneuert [49]).

B. Die östreichsche Linie. Georg Wilhelm, auf Hollscha und Cosel, Rudolph Wilhelms auf Kreyscha zweiter Sohn, wählte bei Theilung der väterlichen Verlassenschaft die Lehnsbarschaft, und bei damals noch fortwährendem 30jährigen Kriege das Officiers-Schwert zu seinem Berufe. Spä-

49) Vergl. Schumanns vollständ. Stats-, Post- und Zeitungs-Lexikon v. Sachsen, Bd. 8. S. 795.

Digitized by Google

ter machte er sich in der Oberlausitz ansässig. Seine Gemahlin ist unbekannt; sein Sohn, Konrad Ehrenreich, auf Pannowitz und Neustädtel, vermählte sich mit Margarethe Sophie, Hans Christophs von Rechenberg auf Oppach Tochter, mit welcher er Christoph Gottlob, auf Pannowitz und Neustädtel, zeugte, dessen in der Ehe mit Veronika Elisabeth, Hans Ernst v. Seydewitz Tochter, erzeugte Kinder waren: 1) Friederike Charlotte Christiane, welche unvermählt zu Bautzen den 16. Jul. 1801 in dem Alter von 87 Jahren mit Tode abging. 2) Karl Gottlob, geb. 1715. Er nahm kaiserl. Kriegsdienste und wendete sich von dieser Linie zuerst nach Östreich, woher sie dann ihre Benennung erhielt, da die Nachkommen dort, und wahrscheinlich in Italien zurückblieben. Er starb als kaiserl. Oberstlieutenant; das Jahr seines Todes, so wie Namen und Abkunft seiner Gemahlin sind nicht bekannt, wol aber zwei Söhne: 1) Alexander Anton Karl, kais. östr. Lieutenant, geb. zu Mondale in Piemont im J. 1745, und 2) Karl Joseph, geb. zu Cremona im J. 1754, von welchen jedoch alle weitere Nachrichten fehlen.

C. Die Ottendorfer Linie. Georg Job, auf Kleinkarsdorf und Hollscha, war Rudolph Wilhelms jüngster Sohn und Stifter der nachmals von dem Hauptbesitze seines Sohnes genanten Ottendorfer Linie. Im J. 1636 war er Cornet; später bekleidete er die Stelle eines kurfürstl. sächs. Kammerjunkers, und starb im Juli 1662. Seine Gemahlin, Anne Katharine, Wolfs von Ende auf Porschnitz und Klipphausen Tochter, machte ihn zum Vater dreier Söhne und einer Tochter: 1) Wolf Rudolph, starb unvermählt; 2) Hans Georg, begab sich in erzherz. östreich'sche Dienste; 3) Georg Heinrich, von welchem das Nähere gleich mitgetheilt werden wird; 4) Anna Dorothea, gest. den 1. April 1728, wurde die Gemahlin Hans Kaspars v. Polenz auf Beeßdau, Döbern, Kleindrentzig ꝛc., herzogl. sachs.-merseburg. Oberaufsehers in der Niederlausitz, gest. den 24. März 1728.

Georg Heinrich, auf Ottendorf und Collm, des heil. röm. Reichs Erbritter, k. pol. kursächs. Oberstlieutenant bei den Ritterpferden, Georg Jobs jüngster Sohn, geb. zu Hollscha den 5. Jun. 1646, gest. zu Ottendorf den 8. März 1706, vermählte sich im J. 1679 mit Dorothea Sophie von Bünau, Rudolphs v. Bünau auf Ottendorf und Rentmannsdorf, k. sächs. Oberschenkens und Küchenmeisters Tochter, geb. den 31. Jan. 1660, gest. zu Ottendorf den 2. Jun. 1725, durch welche Ottendorf an die Carlowitz'sche Familie kam. Ihr Sohn, Karl Adolph, auf Ottendorf, Rentmannsdorf, Collm, Röhrsdorf, Kleinbautzen, Cratza, Fichta, Höllendorf, Gorcknitz und Trochnitz, geb. zu Ottendorf den 20. Jul. 1684 [50]), war k. poln. kursächs. Kammerjunker, Landkammerrath, Obersteuereinnehmer und Amtshauptmann zu Hohenstein, Lohmen und Wehlen; starb zu Röhrsdorf den 30. Okt. 1748, und wurde zu Ottendorf beigesetzt. Mit zwei Gemahlinnen 1) Christiane Dorothea Henriette v. Schleinitz, Hans Heinrichs v. Schleinitz auf Schieritz, k. poln. kursächs. Hofraths Tochter, geb. den 5. Aug. 1697, vermählt zu Ottendorf den 6. Mai 1715, gest. zu Sahlhausen den 11. März 1730, und zu Ottendorf begraben; 2) Justina Elisabeth v. Maxen, Johann Georg v. Maxen auf Pulsnitz ꝛc., k. poln. kursächs. Kammerjunkers und Assessors zu Bautzen Tochter, geb. den 4. Apr. 1713, vermählt zu Ottendorf den 24. Febr. 1734, gest. daselbst den 2. Nov. 1771, zeugte er folgende 11 Kinder, 5 in der ersten und 6 in der zweiten Ehe: 1) Karl Heinrich, geb. zu Ottendorf den 17. März 1716, gest. den 27. Mai desselben Jahres. 2) Erdmuthe Karoline Henriette, geb. zu Ottendorf den 8. Jul. 1717, gest. daselbst den 24. Dec. 1723. 3) Auguste Wilhelmine Charlotte, geb. zu Ottendorf den 22. Jan. 1721, gest. zu Sorau den 22. Sept. 1797, verm. zu Röhrsdorf den 15. April 1744 an Johann Friedrich Philipp v. Strobschütz, kursächs. Obersten der Cavalerie. Es besteht für deren Verwandte ein Legat. 4) Friederike Philippine Dorothea, geb. zu Ottendorf den 30. Jun. 1724, starb um das J. 1782, verm. zu Röhrsdorf den 25. Apr. 1747 an Leopold Moritz von Stwolinsky, k. pol. kursächs. Hauptmann bei Prinz Albrecht Dragoner. 5) Adolph Gottlob, welcher die Ottendorfer Linie fortsetzte, wovon der folgende Abschnitt handelt. 6) Johann Karl, geb. zu Ottendorf den 8. Okt. 1735, g. st. zu Röhrsdorf den 27. März 1745. 7) Georg Heinrich, Stifter der Röhrsdorfer Linie, deren Beschreibung nach völliger Ausführung der ältern Branche zu Ottendorf folgen wird. 8) Rudolph Sigismund, Stifter der Kleinbautzner Linie, deren weiter unten folgende Beschreibung zugleich die ältere blühende Hauptlinie abschließen wird. 9) Henriette Sophie, geb. zu Röhrsdorf den 19. Apr. 1743, verm. daselbst den 28. Nov. 1764 an Hans Michael Ludwig v. Schönberg, auf Wilsdruf, k. franz. Obersten. 10) Karl Friedrich, starb zu Röhrsdorf den 11. Mai 1746. 11) August Wilhelm, geb. zu Röhrsdorf den 13. März 1747, gest. daselbst den 29. Okt. desselben Jahres.

a) Die Ottendorfer Linie nach der Theilung. Adolph Gottlob, auf Ottendorf, Rentmannsdorf, Cratza und Fichta, Karl Adolphs Sohn, geb. zu Ottendorf den 10. Aug. 1725, war kurfürstl. sächs. Capitain von der Cavalerie. Er setzte die Ottendorfer Linie dauerhaft fort, und starb zu Ottendorf den 11. Sept. 1782. Mit seiner Gemahlin, Christiane Magdalene von Oppel, Bernhard Wilhelms von Oppel auf Krebs, kurpfälz. Kammerherrns und herzogl. sachs.-merseburg. Wirthums-Raths Tochter, geb. den 7. März 1721, verm. zu Ottendorf den 5. Sept. 1753, und gest. daselbst den 28. Sept. 1785, zeugte er folgende 6 Kinder: 1) Christian Friedrich Adolph, geb. zu Ottendorf den 26. Sept. 1754, gest. daselbst den 31. März 1755. 2) Karl Gottlob, geb. wie die übrigen Geschwister zu Otten-

50) Von dieser Zeit an sind über diesen Geschlechtszweig von v. Uechtritz in der Geschlechtserzählung der in Sachsen florirenden adel. Familien, Thl. 1. Tab. XXXV., bis zum Jahre 1786 genaue Nachrichten mitgetheilt.

Digitized by Google

dorf den 6. Okt. 1755, gest. daselbst den 11. März 1756. 3) Ferdinand Gotthelf, auf Ottendorf ꝛc., k. sächs. Kammerherr und Oberaufseher der Elsterwerdaer und Annaburger Flößen, geb. den 10. Sept. 1756, starb zu Dresden den 9. Jun. 1814. Seine Gemahlin, Auguste Sophie von Oppel, Hans Christophs v. Oppel, kurs sächs. Oberhofjägermeisters ꝛc. und Margarethen Henriets ten Dorotheen v. Zetzschwitz a. d. H. Piskowitz Tochter, jetzt Witwe, auf Ottendorf, gebar ihm 3 Kinder: a) Hans Wolf Gotthelf, auf Ottendorf ꝛc., k. sächs. Kammerjunker und Landesregirungsassessor, Canonicus major des Hochstifts Merseburg, und in den Jahren 1813 und 1814 Lieutenant bei den Fußjägern des Banners, geb. den 1. Jan 1792; er war noch unvermählt, als ihn den 23. März 1815 zu Dresden der Tod seine hoffnungsvolle Laufbahn enden hieß. b) Hans Abraham Fürchtes gott, geb. 1794, gest. zu Ottendorf den 28. Jul. 1795. c) Margarethe Auguste Magdalene, geb. zu Ottendorf den 18. Aug. 1796, gest. daselbst den 16. Aug. 1800. — 4) Georg Rudolph, geb. den 19. Dec. 1757, starb zu Ottendorf den 20. Apr. 1778. 5) Hans Aus gust Wilhelm, von welchem das Nähere gleich folgen wird; und 6) Christiane Adolphine, geb. den 24. August 1760, gest. zu Dresden den 11. April 1806, verm. den 22. Sept. 1786 an Hans Karl August von Carlowitz, Majoratsherrn zu Großhartmannsdorf ꝛc.

Hans August Wilhelm, königl. sächs. Major von der Cavalerie, Erbritter und des Carlowitz'schen Ges schlechts dermaliger Ältester, Adolph Gottlobs jüngster Sohn, geb. zu Ottendorf den 18. Aug. 1759. Die Ge mahlin ist: Sophie Theresia, Freiin von Hertz berg, Johann Wilhelms, Freiherrns v. Hertzberg, k. würtemberg. Kammerherrns und Ritters des k. würtemb. Militärordens, herzogl. nassau-usingenschen Hofmar schalls ꝛc., Herrns auf Heuckewalde, Loltzsch, Kleinpör ten ꝛc., und Johannen Elisabethen v. Lindenau a. d. H. Polenz Tochter, geb. den 30. Aug. 1781, vermählt zu Heuckewalde den 27. Nov. 1799. Von der aus dieser Ehe entsprossenen zahlreichen Nachkommenschaft leben 7 Söhs ne und 3 Töchter. Sämtliche Kinder sind folgende: 1) Auguste Henriette Wilhelmine, geboren wie sämtlich ihre Geschwister zu Geithayn bei Rochlitz den 16. Jul. 1801, verm. daselbst den 3. Jan. 1822 an Johann Adolph Ludwig Werner, Postmeister zu Camenz. 2) Hans Julius, k. k. östr. Cadet im Infant.-Regim. Salins, geb. den 11. Sept. 1803. 3) Ida Theresia Mathilde, geb. den 17. Dec. 1804, dermalen verlobt mit dem Pastor von Zobel in Roda. 4) Georg Jod, k. sächs. Lieutenant im Leib-Infant.-Regim., geb. den 4. Jun. 1806. 5) Juliane Gertraud Adolphine, geb. den 1. Dec. 1807. 6) Franz Adolph, geb. den 26. Jun. 1809, befindet sich in der Militär-Akademie zu Dresden. 7) Otto Rudoph Wilhelm, geb. den 28. Jan. 1812, ist im Cadettenhause. 8) Karl Moritz Gotthelf, geb. den 15. Sept. 1813, ist in der Militär-Akademie. 9) Friedrich Heinrich Alexander, geb. den 13. März 1815, auch in der Militär-Akademie. 10) Maximilian Anton, geb. den 8. Sept. 1817, gest. den 21. desselben Monats. 11) August Leopold, geb. den 15. Nov. 1818, gest. den 5. Dec. desselb. Jahres. 12) Sophie Mariane Magdalene, geb. mit dem Vorigen als Zwilling den 15. Nov. 1818, gest. den 9. Dec. desselben Jahres. 13) Gottlob Bernhard, geb. den 20. Jun. 1820.

b) Die Röhrsdorfer Linie. Georg Heins rich, auf Röhrsdorf, Stifter dieser Linie, Karl Adolphs Sohn, königl. sächs. Obersteuerdirektor und Kammers herr, Comthur des k. sächs. Civilverdienstordens, geb. zu Ottendorf den 14. Nov. 1737, starb zu Dresden den 24. April 1816; zeugte mit seiner Gemahlin, Karoline Henriette von Rechenberg, Karl Heinrichs v. Rechenberg auf Wendisch-Paulsdorf, kön. poln. kursächs. Oberstens der Cavalerie und Johannen Karolinen von Gersdorf a. d. H. Bernsdorf Tochter, geb. den 4. Okt. 1751, verm. zu Pulsnitz den 28. Mai 1770, gest. zu Dres den den 23. April 1823, folgende 7 Kinder: 1) Justis na Henriette, auf Röhrsdorf, geb. zu Dresden den 25. März 1771. 2) Georg Heinrich, k. sächs. Kammerherr und Straßenbau-Commissär, geb. zu Dresden den 14. Febr. 1773. Seine früh vollendete Gemahlin, Friederike Louise von Berlepsch, Karl Friedrichs v. Berlepsch, auf Großwelsbach und Proschwitz, kurs sächs. Haus-Marschalls und Kammerherrn, Ritters des pfälz. Löwenordens und Friederiken Augusten v. Boden hausen a. d. H. Brandis Tochter, verm. zu Dresden den 23. Nov. 1806, gest. daselbst den 10. April 1808 im 21. Jahre ihres Alters, beglückte ihr mit einem Sohne, Georg Heinrich, geb. zu Dresden den 3. Okt. 1807, welcher vor kurzer Zeit seine Studien in Leipzig ruhmvoll beendet hat. 3) Karoline Wilhelmine, geb. zu Dresden den 26. Mai 1777, verm. zu Röhrsdorf den 11. Dec. 1797 an Karl Friedrich Wilhelm v. Wolf fersdorff, auf Altscherbitz und Schkeuditz, k. sächs. Kammerherrn und Domherrn zu Merseburg, geb. den 5. Sept. 1775. 4) Johanne Auguste, geb. zu Dres den den 11. Jun. 1778., gest. den 10. Aug. 1795. 5) Marie Louise, geb. zu Dresden den 3. Okt. 1779, gest. zu Altscherbitz den 29. Mai 1798. 6) Ludwig Jod, k. sächs. Kammerjunker und Forstmeister, geb. zu Dresden den 11. Aug. 1782. 7) Juliane Elisabeth, auf Röhrsdorf, geb. zu Dresden den 29. Jul. 1786.

c) Die Kleinbautzner Linie. Rudolph Sis gismund, auf Kleinbautzen, Krischa, Hennersdorf und Gölenau, Karl Adolphs Sohn, geb. zu Ottendorf den 16. Sept. 1740, stiftete diese Linie. Er war k. sächs. Major und Landescommissär im Markgrafthum Oberlaus sitz, und starb zu Bischheim bei Camenz den 4. Aug. 1818. Von seiner Gemahlin, Louise Friederike von Hertz berg, Kaspar Rudolphs von Herzberg auf Sänitz bei Görlitz, k. pol. u. kursächs. Capitäns bei der Chevalier-Garde und Magdalenen Juliane von Klux, a. d. H. Petershain, Tochter, vermählt den 1. Jul. 1767, gest. zu Strehla an der Elbe den 29. Sept. 1817, sind ihm folgende 7 Kinder geboren worden: 1) Justina Louis se Henriette, Herrin auf Bischheim und Zschepa, geb. den 8. Jul. 1768, vermählte sich dreimal: a) den 26. Nov. 1789 an Thim Heinrich Adolph Preuß, auf Bennewitz, kurfürstl. sächs. Kammerherrn auch Ober,

Digitized by Google

forst- und Wildmeister zu Liebenwerda, wurden geschieden; b) zu Krischa den 22. Sept. 1797 an Wilhelm Siegmund Julius Pflugk, auf Strehla und Trebnitz ꝛc., kurfürstl. sächs. Kammerherrn und Senior des Pflugk'schen Geschlechts, starb zu Schloß Strehla den 3. Jul. 1802; c) zu Bischheim den 7. Sept. 1806 an Wilhelm Eberhard Ferdinand Pflugk, auf Strehla, Görzig und Kemlitz bei Dahme. 2) Rudolph Heinrich Gottlob, auf Kleinbautzen, k. sächs. Hof- und Justizrath und Landescommissär im Markgrafth. Oberlausitz, sächs. Antheils; geb. den 21. Aug. 1771. Seine Gemahlin, Karoline Auguste von Ziegler und Klipphausen, Ferdinand Rudolphs v. Ziegler und Klipphausen, auf Preititz, Ober- und Mittel-Cunewalde ꝛc., herz. sachs.-gotha'schen Capitäns und Augusten Friederiken v. Schlieben Tochter, geb. zu Preititz den 2. Febr. 1783, verm. daselbst den 13. März 1803, gest. im Wochenbette zu Kleinbautzen den 11. Okt. 1811, beschenkte ihn mit folgenden 5 Kindern: a) Clara Louise, geb. zu Dresden den 6. Dec. 1803; b) Heinrich Bruno, geb. zu Preititz den 12. März 1805, beendete im J. 1829 rühmlichst seine Studien zu Leipzig; c) Agnes Marie, geb. zu Kleinbautzen den 12. März 1807; d) Mathilde, geb. zu Kleinbautzen den 7. Nov. 1808, verm. zu Bischheim den 16. Sept. 1828 an Kurt Ernst von Posern, a. d. H. Waltersdorf, Herrn auf Pulsnitz, geb. zu Pulsnitz den 5. Sept. 1804; e) Heinrich Eduard, geb. zu Kleinbautzen den 10. Okt. 1811, gest. daselbst den 9. Febr. 1820. 3) Kurt August Alexander, Stiftsrath zu Wurzen, geb. zu Kleinbautzen den 29. Dec. 1773, starb zu Bischheim den 23. Febr. 1811 unvermählt. 4) Georg Rudolph Cäsar, kurfürstl. sächs. Kammer- und Jagdjunker, geb. den 24. Sept. 1776, starb zu Dresden 28. Febr. 1800 unvermählt. 5) Johanne Eleonore, verm. zu Krischa den 18. April 1797 an den Kammerherrn Karl August Wilhelm v. Ziegler und Klipphausen, auf Nieder-Cunewalde, geb. den 2. April 1770. 6) Friederike, verm. zu Burke den 17. Mai 1807 an Rudolph v. Bünau, kön. sächs. Hauptmann von der Armee. 7) Friedrich Maximilian, vormals k. sächs. Rittmeister im Regiment Prinz Albrecht Ehev. leg., jetzt königl. preuß. Amtsrath zu Wittenberg, Ritter des k. sächs. Militär-St. Heinr.-Ordens und der k. französ. Ehrenlegion. Der mit seiner Gemahlin, Friederike Henriette Charlotte v. Pflugk, August Heinrich Pflugks auf Tiefenau Tochter, verm. zu Tiefenau den 1. Jun. 1817, erzeugte Sohn ist Julius, geb. zu Elsterwerda den 26. Nov. 1819.

II. Die Linie zu Rabenstein.

Hans Georg, auf Rabenstein, Schöna, Stein und Wohlhausen, kurfürstl. sächs. Landjägermeister, Amtshauptmann und Oberkriegscommissär, Georgs auf Karsdorf und Rabenstein jüngerer Sohn, geb. den 6. April 1586, theilte sich mit seinem ältern Bruder ab und wurde der Stifter der jüngern Hauptlinie zu Rabenstein; er starb den 22. Febr. 1643. Mit zwei Gemahlinnen 1) Sabina, Wolfs v. Wolframsdorff auf Teich-Wolframsdorf Tochter, geb. den 11. Nov. 1587, gest. den 6. April 1636; 2) Anne Margarethe v. Raschau a. d. H. Herbsleben, verwitweter v. Erffa, hat er 13 Kinder, in der ersten 11 und in der zweiten 2 gezeugt: 1) Georg Wolf, geb. 1611, welcher die Rabensteiner Linie fortsetzte, deren Ausführung zuerst folgen wird; 2) Georg Christoph, starb sehr frühzeitig; 3) Georg Karl, geb. 1616, Stifter der Altschönfelser Linie, deren Beschreibung später vorkommen wird; 4) Georg Gottlob, geb. den 27. März 1617, gest. zu Limbach den 27. Nov. 1630. 5) Katharine Crispine, geb. den 5. Dec. 1619, scheint unvermählt oder als Kind gestorben zu seyn; 6) Helene Katharine, geb. den 20. März 1621, verm. an Joachim v. Dürfeld, auf Mockeritz, kurfürstl. sächs. Oberstlieutenant; 7) Georg Dietrich, auf Buckau und Thürmsdorf, kurfächs. Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister, geb. den 25. Okt. 1623, starb den 15. Nov. 1651. Nach seinem Tode wurde seine Gemahlin, Sophie Magdalene von Liebenau, von einem Sohne entbunden, welcher den Namen des Vaters erhielt, Georg Dietrich, geb. 1652. Dieser lebte noch 1729 als k. pol. kursächs. Oberforst- und Wildmeister zu Colditz, und war mit Barbara Sophie v. Carlowitz a. d. H. Zuschendorf vermählt. Wahrscheinlich ist aus dieser Ehe entsprossen: Karl August, k. pol. kursächs. Landjägermeister des thüring'schen und Erzgebirgkreises, auch Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister zu Colditz; er starb daselbst den 7. Dec. 1740. Es ist nicht bekant, ob er mit Charlotte Sophie v. Anckelmann aus Podelwitz, mit welcher er sich zu Collmen den 23. Febr. 1716 vermählt hatte, Kinder gezeugt habe. 8) Georg Wilhelm, auf Wohlhausen, Rabenstein, Wohlbach, Ober- und Nieder-Zwoda, des heil. röm. R. Erbritter, kursächs. Generalmajor und Generalkriegscommissär, geb. den 30. Dec. 1624, erhielt das Seniorat im J. 1684 nach Absterben Wolfgang Günthers, des letzten der Kriebensteiner Linie. Er vermählte sich zweimal: 1) mit einem Fräulein von Nitzschwitz a. d. H. Trünzig; 2) den 2. März 1674 mit Sophie Elisabeth v. Watzdorf, Daniel v. Watzdorf, auf Berga, Tochter, geb. 1649, und hinterließ folgende 4 Töchter: a) Christiane Elisabeth, vermählt an Christoph Karl v. Berbisdorf auf Großsara; b) Magdalene Elisabeth, vermählt an Philipp Siegmund v. Schirnding auf Rothenbach, Brambach und Wohlhausen, an welchen im J. 1695 die von Carlowitz'schen Töchter Ober- und Nieder-Zwoda verkauften [51]); c) Wilhelmine Elisabeth, vermählt an einen Herrn von Campen; d) Sophie Elisabeth, Hans Heinrichs v. Ende auf Baßlitz Gemahlin. — 9) Georg Theodosius, geb. den 2. Febr. 1626; ging ins Ausland und verschwand. 10) Magdalene Gertraud, vermählt an Hans Georg v. Römer auf Neumark, kursächs. Hauptmann und Oberaufseher der Saal-, Elster- und Weiseritz-Flößen. 11) Georg Augustin, geb. den 28. Aug. 1630, gest. 1646. 12) Hans Georg, der erste Sohn aus der zweiten Ehe Hans Georgs, geb. den 2. Okt. 1640, kursächs. Oberstlieutenant unter Herzog Christians

51) Vergl. Schumann a. a. O. Bd. 13. S. 889.

Digitized by Google

v. Sachsen Regiment, wurde 1684 vor Ofen durch eine Falkonetkugel getödtet und zu Pest begraben [52]). 13) Georg Christoph, auf Frießnitz, Herdsleben, Burckersdorf und Nieder-Pöllnitz, geb. als Posthumus den 18. Jul. 1643. Seine Ehe mit Dorothea Sophie, Albrechts von Güntherode auf Weißtropp ꝛc., kursächs. Oberschenkens und Kammerherrns Tochter, blieb kinderlos. Er starb in der Blüthe seiner Jahre, und die Witwe vermählte sich zum zweiten Mal im J. 1675 an Johann Georg, Freiherrn von Meußbach, auf Herbsleben, Schwerstädt ꝛc., Reichshofrath, Pfennigmeistern des ober- und niedersächsischen Kreises und kursächs. Kammerherrn, und starb den 3. März 1688.

A. Die Rabensteiner Linie nach der Theilung mit Altschönfels. Georg Wolf, auf Radenstein, Schöna, Stein und Zschöpperitz, Hans Georgs auf Rabenstein ältester Sohn, geb. den 11. Jul. 1611 [53]), kurfürstl. sächs. Landjägermeister, Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister, starb den 28. Febr. 1663. Mit Susanne Dorothea von Bärenstein, Siegmunds von Bärenstein auf Kertschütz und Großhelmsdorf Tochter, lebte er in einer sehr gesegneten Ehe; er wurde Vater folgender 8 Söhne und 7 Töchter: 1) Eva Dorothea, Christophs von Berbisdorf auf Ober-Forchheim und Selmnitz Gemahlin. 2) Hans Georg, auf Ober-Rabenstein, geb. den 10. Nov. 1643, kursächs. Vice-Landjägermeister, Kammerjunker und Oberforst- und Wildmeister, starb 1676; war mit Ursula Katharine von Bomsdorf, Loths von Bomsdorfs auf Medingen, kursächs. Oberhofjägermeisters Tochter vermählt, mit welcher er 2 Söhne und 2 Töchter zeugte: a) Georg Loth, geb. den 8. Jan. 1668; starb unvermählt. b) Magdalene Dorothea, geb. den 30. Jan. 1669; starb unvermählt. c) Magdalene Katharine, geb. den 5. Mai 1670; starb auch unvermählt. d) Hans Konrad, geb. den 9. Sept. 1671, starb als Artillerie-Hauptmann in Dresden, wie die übrigen Geschwister, unvermählt. — 3) Georg Wolf, geb. 1645, welchem als Gründer der ältern Rabensteiner Linie der nächstfolgende Abschnitt gewidmet ist. 4) Karl Dietrich, geb. 1646, Stifter der Neutaubenheimer Linie, deren Beschreibung folgen wird. 5) Susanne Elisabeth, geb. den 2. Jul. 1647, vermählt an Günther von Bünau, auf Naundorf, Rittmeister bei den Ruterpferden. 6) Christian Wilhelm, geb. den 12. Sept. 1648; scheint jung gestorben zu seyn. 7) Helena Sophie, geb. den 15. Nov. 1649; starb unvermählt. 8) Juliane Christiane, geb. den 14. Jun. 1651, verm. an den Oberstwachtmeister Adolph Anshelm von Carlowitz auf Zuschendorf. 9) Hippolyta Regina, geb. den 7. Sept. 1652, Johann Ernsts von Römer auf Groß-Sedlitz, kursächs. Kammerjunkers und Oberforstmeisters zu Bärenfels, gest. den 5. Dec. 1677, Gemahlin. 10) Anne Beata, geb. den 18. Mai 1654. 11) Christoph Rudolph, auf Ober-Radenstein, geb. den 29. Jun. 1656, k. poln. kursächs. Oberforst- und Wildmeister der Ämter Schwarzenberg und Zwickau, und Oberaufseher der erzgebirgischen Flößen; starb den 12. Nov. 1723, ohne von seiner Gemahlin, Johanne Sophie, Hildebrand Sebastian von Metzsch auf Osterwisch Tochter, Kinder erhalten zu haben. 12) Siegmund Friedrich, auf Tauschwitz, geb. den 3. Jun. 1657; starb unvermählt. 13) Marie Sabina, welche jung gestorben zu seyn scheint. 14) Moritz Albrecht, geb. den 22. Sept. 1660, Lieutenant im Regiment Wackerbarth. Seine Ehe mit einem Fräulein von Auerswald aus Edersbach blieb kinderlos. 15) Georg Heinrich, geb. 1662, gründete die noch auf Colmnitz blühende jüngere Rabensteiner Linie, deren Beschreibung weiter unten mitgetheilt werden wird.

a) Die ältere Rabensteiner Linie. Georg Wolf, auf Schöna, Stein und Zschöpperitz, geb. den 12. Febr. 1645, stiftete die ältere Linie des Hauses Rabenstein. Er war kurfürstl. sächs. Hauptmann, und befand sich mit bei dem von Kurfürst Johann Georg III. der Republik Venedig gegen die Türken gestellten Hilfscorps, wo er 1687 auf dem Marsche von Venedig nach Morea sein Leben endete. Seine Gemahlin, Marie Elisabeth, Jobst Christophs von Römer auf Rauenstein und Neumark, kursächs. Oberforst- und Wildmeisters, und dessen zweiter Gemahlin, Elisabeth von Loß, Tochter, gebar ihm folgende 10 Kinder: 1) Dorothea Elisabeth, geb. den 18. Jul. 1673, gest. im Aug. 1729; war zwei Mal vermählt: a) an Georg Hanbold von Berbisdorf, auf Oberforchheim und Lipsdorf; b) an Christoph Vitzthum von Eckstädt, auf Rothnaußlitz, kursächs. Obersten. — 2) Sophie Eleonore, geb. den 9. Jun. 1675, vermählt an den Hauptmann Johann Georg von Römer, auf Ober-Neumarck und Leubnitz. 3) Karl Leonhard, auf Liebenau, geb. den 28. Jul. 1676, des heil. röm. Reichs Erbritter, k. poln. kursächs. Oberstlieutenant und Sous-Brigadier bei der Chevalier-Garde; lebte noch im J. 1746. 4) Gotthard, starb als Kind. 5) Ludwig Gustav, auf Biehla und Liebenau, geb. 1678, k. poln. kursächs. Oberstlieutenant bei dem 2ten Garde-Infant.-Regiment; starb den 10. Mai 1730; er hatte sich den 2. Dec. 1715 zu Freiberg mit Johanne Magdalene, Hans Karls von Carlowitz auf Arnsdorf, kursächs. Ober-Berghauptmanns Tochter vermählt; sie starb den 24. Febr. 1729, nachdem sie ihm folgende 5 Kinder geboren hatte: a) Ursula Johanne, geb. zu Freiberg den 25. Febr. 1717, gest. daselbst den 27. Sept. desselben Jahres; b) Karl Gustav, geb. zu Freiberg den 5. Jan. 1719, k. k. Oberstlieutenant und Commandant zu Grätz, wo er noch 1788 lebte. Er ging zur katholischen Kirche über. Mit wem er sich vermählt gehabt, ist nicht bekant; man hat nur Nachricht über seine nachfolgenden 3 Söhne: α) Friedrich, war 1788 k. k. Lieutenant; β) Wenzel, k. k. Lieutenant 1788; γ) Gundacker, ebenfalls k. k. Lieutenant 1788. — c) Johanne Margarethe, geb. den 10. Jun. 1720, gest. den 18. Okt. 1776., wurde den

52) König a. a. O., Thl. 1. S. 150, hat diesen Hans Georg mit seines Bruders Sohne, gleiches Namens, verwechselt. In einer alten, von der Familie selbst geführten Handschrift findet sich dieser Irrthum berichtigt. 53) Hier beginnt von Lichtriz mit Nachrichten über diesen Geschlechtszweig in den diplomatischen Nachrichten, Thl. 5. S. 19—25.

Digitized by Google

8. Okt. 1738 an Ernst Gottlieb von Jeschki auf Biehla, gest. 1787, vermählt; d) Georg Wolf, auf Liebenau, geb. daselbst den 19. Mai 1721, herz. braunschweig. erster Hofjägermeister, starb zu Dresden den 8. März 1787. Mit seiner Gemahlin, Auguste Charlotte von Wengler, zeugte er: Christiane Charlotte, gest. zu Liebenau den 18. März 1782, welche sich daselbst den 24. Mai 1774 an Johann August Gottlob von Nostitz und Jänckendorf, auf Kreckwitz, kursächs. Kammerherrn und Oberforstmeister vermählt hatte; e) Sophie Elisabeth. — 6) Gotthard Wilhelm, starb als Kind. 7) Georg Wolf, starb als Cadet im J. 1697. 8) Johanne Charlotte, geb. den 29. Sept. 1683, gest. 1726, verm. an Otto Bernhard von Polenz, auf Jannowitz. 9) Christiane Julietta, geb. den 1. Dec. 1684, vermählt an einen Herrn von Staupitz auf Hähnichen. 10) Martha Agnes; starb jung 1694.

b) Die erloschene Neutaubenheimer Linie. Karl Dietrich, auf Neutaubenheim und Kesselshain, Georg Wolfs auf Rabenstein dritter Sohn, geb. den 22. Febr. 1646, war kurfürstl. sächs. Lieutenant. Er stiftete diese mit seinen Söhnen bereits wieder erloschene Linie und starb zu Kesselshain den 4. Okt. 1723. Seine Gemahlin, Agnes Marie, Georg Moritz von Taubenheim auf Döhlen Tochter, starb zu Colditz den 16. Febr. 1705, und hinterließ ihm 2 Söhne und 2 Töchter: 1) Hans Heinrich, Landdrost und Marschall im Kurpfälzischen, starb den 4. Mai 1740 unvermählt. 2) Karl Moritz, auf Neutaubenheim und Dittmannsdorf, k. poln. kursächs. Oberster, geb. zu Döhlen bei Rochlitz den 1. Aug. 1678. Er erhielt 1703 eine Compagnie bei dem Drost'schen Regimente; 1704 wurde er in Thorn von den Schweden gefangen und erst im J. 1707 ausgewechselt. Hierauf bekam er eine Compagnie beim Fürstenberg'schen Regimente, und wohnte bis 1709 den Feldzügen und verschiedenen Belagerungen und Actionen in Brabant bei; 1715, als er vor Stralsund stand, wurde er Major; 1722 Oberstlieutenant bei dem Pflugk'schen Regimente. Im J. 1730 bei dem großen Lustlager an der Elbe brachte ihn ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde um seine Gesundheit. Im J. 1733 erhielt er die gesuchte Entlassung mit einer ansehnlichen Pension, und wurde 1739 zum Obersten ernant. Auf seinen Gütern verlebte er seine letzten Tage in steter Unpäßlichkeit; er starb zu Dittmannsdorf den 1. Jun. 1745 als der letzte der Neutaubenheimer Linie, da seine Gemahlin, Christiane Sophie, verwitwete Hofräthin und Bürgermeisterin Resen, geb. Noack, zu Zittau, mit welcher er sich im J. 1728 vermählt hatte, und die ihm den 14. Aug. 1759 im Tode folgte, ohne Kinder geblieben war[54]). 3) Kunigunde Christiane, starb zu Kesselshain den 10. Nov. 1768, vermählt den 10. Aug. 1699 an Hans Haubold von Einsiedel, auf Kesselshain und Eula, gest. den 9. Sept. 1729. 4) Susanne Dorothea, vermählt zu Colditz den 19. Jul. 1703 an Gustav Gottlob Reichwald von Kämpffen.

54) Vergl. genealog. histor. Nachrichten, Thl. 83. S. 1035 u. f.

c) Die jüngere Rabensteiner Linie. Georg Heinrich, auf Podelwitz, Oberrabenstein und Zschendorf, des heil. r. R. Erbritter, Georg Wolfs auf Rabenstein achter und jüngster Sohn, geb. zu Ober-Rabenstein den 21. Jan. 1662, der Stifter der jüngern Rabensteiner Linie, war k. poln. kursächs. Oberlandsjägermeister und Oberforst- und Wildmeister zu Torgau, Wurzen und Eilenburg, starb zu Torgau den 7. März 1739. Er hatte sich im J. 1703 mit Agnes Christiane von Einsiedel, Augusts von Einsiedel auf Prießnitz und Wolfritz Tochter, geb. den 28. Dec. 1678, gest. zu Löbnitz bei Delitzsch den 30. Nov. 1751, vermählt, mit welcher er folgende 4 Söhne und 2 Töchter zeugte: 1) Georg Heinrich, dessen gleich ausführlicher gedacht werden wird. 2) Magdalene Margarethe Sibylle, geb. den 30. Nov. 1706, gest. zu Löbnitz den 21. Apr. 1767, vermählte sich den 16. Nov. 1728 an Johann Christoph von Schönfeld, auf Löbnitz, k. poln. kursächs. Kreishauptmann und Oberhofgerichtsassessor zu Leipzig; gest. zu Löbnitz 1763. 3) Christoph Rudolph, geb. zu Torgau den 3. Jan. 1710, gest. daselbst den 14. dessels. Mon. 4) Agnes Christiane, geb. zu Torgau den 23. Sept. 1711, gest. zu Hohenprießnitz den 3. Mai 1756; war vermählt an Georg Wilhelm, Freiherrn von Hohenthal, auf Hohenprießnitz ꝛc., k. poln. kursächs. Landkammerrath; gest. zu Hohenprießnitz den 19. Febr. 1764. 5) Karl Rudolph, auf Oberrabenstein, kurfürstl. sächs. Kammer- und Jagdjunker, auch Oberforst- und Wildmeister im voigtländischen Kreise, geb. im Febr. 1713, starb um das Jahr 1783. Seine Gemahlin, Philippine Ferdinande von Reibold, welche den 14. April 1818 als Witwe zu Hubertusburg starb, hatte ihm folgende 4 Töchter geboren: a) Christiane Marie; b) Josephe Amalie Wilhelmine, verband sich den 4. Jun. 1801 mit Johann Christian Friedrich Zschimmer, k. sächs. Hofjäger und nachmaligem Oberförster zu Pratau bei Wittenberg; c) Franciska Louise, vermählte sich den 10. Jan. 1810 zu Schmannewitz an Dr. Karl Christian Seltenreich, jetzigen Oberconsistorialrath und Superintendenten zu Dresden; d) Karoline Rudolphine. — 6) Johann Karl Siegmund, geb. zu Torgau den 29. Apr. 1715, starb unvermählt.

Georg Heinrich, auf Podelwitz und Oberrabenstein, der gleich erwähnte älteste Sohn Georg Heinrichs, geb. zu Oberrabenstein den 18. April 1705, war k. poln. kursächs. Hauptmann der Cavalerie; er starb zu Leipzig den 14. Febr. 1760. Seine Gemahlin, Friederike Charlotte von Schleinitz, Christian Wilhelms von Schleinitz auf Zetteritz, k. poln. kursächs. Obersilieutenants der Cavalerie Tochter, geb. zu Zetteritz den 9. Nov. 1717, mit welcher er sich den 13. Jul. 1738 zu Staßfurth vermählt hatte, verband sich zum zweiten Mal den 17. Sept. 1765 zu Grimma mit Karl Schönberg von Brenkenhoff, kurfürstl. sächs. Generalmajor und Chef eines Cüraffierregiments; wurde nochmals Witwe den 27. März 1777, und starb zu Grimma den 21. Aug. 1788, wo sie in der Frauen-

Digitized by Google

kirche begraben liegt. In der ersten Ehe wurde sie Mutter folgender zwei Kinder: 1) Margarethe Agnes Friederike, geb. 1736, gest. zu Ortrand den 4. Dec. 1779, verm. zu Grimma den 16. Apr. 1770 an Christian Gottlieb von Süßmilch, genant Hörnig, kursächs. Obersten beim Husaren-Regim., gest. 1801 im 65sten Jahre. 2) Karl Wilhelm, auf Stößitz, Strega, Ohorn, Ögeln, Obersteina, Güntheritz, Zschölkau, Wachwitz und Niederpoyritz; geb. zu Podelwitz den 18. März 1742, des heil. röm. R. Erbritter seit 1783, bekleidete die hohen Stellen eines kursächs. Conferenzministers, wirkl. Geheimen-Raths, Appellationsgerichts-Präsidenten, Landeshauptmanns des Markgrafth. Niederlausitz und Kammerherrns; er starb auf der Rückreise von Eger nach Dresden, unweit Freiberg plötzlich am 9. Aug. 1806. Seine Gemahlin und noch lebende Witwe, die ehrwürdige Frau Charlotte Erdmuthe, geborne von Maxen, a. d. H. Ögeln, Johann Nikolaus von Maxen, auf Ögeln ꝛc., kursächs. Geheim.-Raths und Landeshauptmanns des Markgrafth. Niederlausitz, des St. Johanniter-Malteser-Ordensritters ꝛc., und Eleonoren Augusten Henrietten von Warnsdorf, a. d. H. Arnsdorf, Tochter; geb. zu Ögeln den 24. Aug. 1755, verm. daselbst den 28. Jan. 1773, hat ihn mit folgenden 3 Kindern beglückt: 1) Erdmuthe Wilhelmine Auguste, geb. den 9. Mai 1774, vermählt zu Stößitz den 11. Okt. 1802 an Friedrich Karl Leopold, Freiherrn von Beust, k. sächs. Kammerherrn und Oberhofgerichtsrath; 2) Maximilian Karl, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 3) Ludwig Ernst Wilhelm, geb. zu Dresden den 2. Jul. 1785, starb zu Ögeln den 2. März 1788.

Maximilian Karl, auf Ober- und Nieder-Colmnitz, vormals auch auf Niederpoyritz, Hirschsprung ꝛc., Sohn des Conferenzministers Karl Wilhelm von Carlowitz, geb. zu Dresden den 24. Dec. 1782, kön. sächs. Kammerherr, Obersteuereinnehmer und Ritter des Johanniterordens, vermählt den 7. Okt. 1807 mit Mariane Henriette Auguste von Carlowitz, Hans Karl Augusts von Carlowitz, Majoratsherrn auf Großhartmannsdorf ꝛc., kursächs. Kreiscommissärs ꝛc., und Christianen Adolphinen von Carlowitz, a. d. H. Ottendorf, Tochter, geb. den 1. Sept. 1788, aus welcher glücklichen Ehe folgende 4 Söhne und 4 Töchter entsprossen sind: 1) Adeline Charlotte Clotilde, geb., sowie sämtliche übrigen Geschwister, zu Dresden den 16. Nov. 1808; 2) Victor Karl, geb. den 6. Dec. 1809, k. sächs. Lieutenant der Infanterie; 3) Hermann Constans Maximilian, geb. den 20. Sept. 1811; 4) Marie Cäcilie, geb. den 27. Febr. 1813, gest. den 31. Jan. 1814. 5) Clementine Isidore, geb. den 28. Febr. 1815. 6) Richard Julius, geb. als Zwilling mit: 7) Alfred Ämilius, den 10. Febr. 1817. 8) Eugenie Karoline, geb. den 1. Aug. 1820.

B. Die Altschönfelser Linie. Georg Karl, auf Altschönfels, Arnsdorf, Staucha, Nickern, Wohlhausen und Tausa, des heil. röm. R. Erbritter, Hans Georgs auf Rabenstein dritter Sohn, geb. auf dem Schlosse Osterstein zu Zwickau den 10. Febr. 1616, stiftete diese anfangs ausgebreitete, jetzt aber nur allein noch in dem sogenanten preußischen oder schwarzbacher Zweige bestehende Nebenlinie der rabensteiner Hauptlinie. Indem ihn in seiner Jugend der begonnene 30jährige Krieg von seinen Studien abzog, fühlte er sich hiedurch um so mehr berufen, sich dem Kriegsstande zu widmen. Er ließ sich daher schon im 17ten Jahre seines Alters mit seinem Vater in der Schlacht bei Lützen finden; ging darauf als Cornet unter dem Obersten Dam Vitzthum in hessische Dienste, und wohnte den Schlachten bei Nürnberg, Wittstock und Liegnitz bei. Hierauf signalisirte er sich als Rittmeister in kaiserlichen Diensten unter dem General-Commando Erzherz. Leopold Wilhelms von Östreich. Nach Kurzem quittirte er diese Dienste, um das väterliche, an Böhmens Grenze im Voigtlande gelegene Gut Wohlhausen selbst zu übernehmen. Hier leistete er dem Erzherzog Leopold Wilhelm aufs Neue ersprießliche Dienste, indem durch seine gegebenen Rathschläge die Schweden, welche unter dem General Wittenberg das Land aufs Äußerste drückten, aus dem Felde und Lande völlig geschlagen wurden, wofür sich der Feind durch Einäscherung seines Gutes an ihm zu rächen wußte. Es wurde dies die Veranlassung, weshalb ihn der Erzherzog erst an den kaiserl. Feldmarschall, Franz Albrecht, Herzog zu Sachsen-Lauenburg, und dann bei Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen angelegentlich empfahl; es gelang ihm dies auch bei dem letztern, von welchem er nach und nach die Stellen eines Landjägermeisters, Kammerjunkers, Amtshauptmanns der Ämter Wolkenstein, Lauterstein und Lichtenwalde, und Oberaufsehers der erzgebirg. Flößen erhielt. Er starb zu Arnsdorf den 17. Nov. 1680. Seine Gemahlin, Anne Marie, Jobst Christophs von Römer auf Rauenstein und Neumarck, kursächs. Oberforst- und Wildmeisters, und dessen erster Gemahlin, Martha Rositzky von Kinsky, Tochter, folgte ihm zwei Tage später in die Ewigkeit am 19. Nov. 1680 zu Arnsdorf; beide wurden zu Staucha beigesetzt. Von der aus dieser Ehe entsprossenen zahlreichen Nachkommenschaft starben sechs Kinder in der Jugend; die übrigen 9 Söhne und 2 Töchter, welche alle vermählt waren, sind folgende: 1) Hans Christoph, kursächs. Oberaufseher der zwickauer Flöße, zeugte in der Ehe mit Beata Helene von Trautenberg, a. d. H. Wildstein 3 Söhne: a) Karl Friedrich, kursächs. Lieutenant, geb. 1674, starb in Ungern; b) Hans Christoph, k. poln. kursächs. Hauptmann, geb. 1675, blieb vor Landau; c) Georg Karl, k. poln. kursächs. Oberstlieutenant, geb. 1678, vermählte sich zu Freiberg den 15. Jan. 1711 mit Christiane Elisabeth, Hans Wilhelms von Seebach auf Schönewerda Tochter, geb. den 7. Jan. 1686, gest. den 16. Febr. 1754. Es ist nicht bekant, ob er Kinder hinterlassen habe. — 2) Hans Karl, auf Arnsdorf und Stein-Döbra, des heil. röm. R. Erbritter, k. poln. u. kursächs. Oberberghauptmann, geb. den 2. Dec. 1645, widmete sich mit dem besten Erfolge den Wissenschaften, dem Civil- und Statsrechte, besonders auch den ausländischen Sprachen und der Naturkunde, und bereiste zu größerer Erfahrung hierin vom J. 1665 bis Ende 1669 sehr viele Reiche Europens und die Insel Malta, wobei er sich einige Male in großer

Digitized by Google

Lebensgefahr befand. Die darüber abgefaßte Reisebeschreibung nebst einem sehr wichtigen Schatze an Familiennachrichten ging bei dem im Juni 1689 durch Zündung des Blitzes veranlaßten Brande des Gutes Arnsdorf verloren. Gleich nach der Rückkehr von seinen merkwürdigen Reisen wurde er vom Kurfürsten von Sachsen zum Kammerjunker, im J. 1672 zum Amtshauptmann zu Wolkenstein, Lichtewalde, Lauterstein und Neusorga, im J. 1677 zum Vice-Berghauptmann, im J. 1709 zum Kammer- und Bergrath, und im J. 1711 zum Oberberghauptmann ernant; er starb zu Freiberg den 3. März 1714. Vermählt hatte er sich den 19. Sept. 1675 mit Ursula Margarethe, Christoph Dietrichs von Bose auf Frankleben, k. poln. kursächs. wirkl. Geheimenraths Tochter, geb. den 20. Jul. 1656, gest. zu Freiberg den 26. Okt. 1727, welche ihm 5 Kinder gebar, wovon der einzige Sohn und eine Tochter in frühester Kindheit starben; die erwachsenen 3 Töchter waren: a) Ursula, starb unvermählt; b) Johanne Charlotte Marie, starb den 28. März 1734, Gemahlin Georg Wolfs von Tümpling, auf Sorna ꝛc., herz. sachs.-eisenbergschen Oberstlieutenants und Kammerjunkers; c) Johanne Magdalene, gest. den 24. Febr. 1729, wurde den 2. Dec. 1715 an Ludwig Gustav von Carlowitz, auf Biehla und Liebenau, k. poln. sächs. Oberstlieutenant, vermählt. — 3) Hans Georg, kursächs. Oberstlieutenant der Infanterie, geb. im Dec. 1646, starb 1681. Seine Ehe mit Martha Marie, Georg Christophs von Hünicke, auf Schkopa, Dompropsts zu Havelberg und Stiftsdirectors zu Merseburg Tochter, geb. den 16. Nov. 1645, verm. den 2. April 1678, gest. den 3. Mai 1694, blieb ohne Kinder. — 4) Hans Wolf, geb. den 25. Febr. 1648, kaiserl. Oberster und Commandant erst zu Preßburg, dann zu Gran. Er wurde in einem Ausfalle von den Türken am 18. Jul. 1684 in elf Stücke zerhauen, welche sein Bruder, Georg Karl, zusammensuchen und in der Hauptkirche zu Gran bestatten ließ. Mit seiner Gemahlin, Charlotte, Baronesse von Streiff aus Frankreich, hat er keine Kinder gezeugt. — 5) Hans Dietrich, auf Schönfels, geb. den 12. Jul. 1649, kursächs. Lieutenant der Infanterie, blieb 1683 bei dem Entsatze Wiens von den Türken, und wurde zu Znaim in Mähren begraben. Er führte mit Marie Hedwig, Heinrich Gebhards von Ende auf Wendischdohra und Taubenheim Tochter, eine unfruchtbare Ehe; sie vermählte sich zum zweiten Mal an Georg Rudolph von Schönfeld auf Wuischke, kursächs. Oberstlieutenant. — 6) Martha Sabine, war zwei Mal vermählt: a) an Johann Christoph von Böhlau auf Wünschendorf, kursächs. Lieutenant, und b) an Hans Siegmund v. Ende auf Bornitz. — 7) Hans Jobst auf Staucha, geb. 1653, Stifter der erloschenen Stößitzer Linie, deren Beschreibung gleich folgen wird. — 8) Magdalene Elisabeth, vermählt an Hans Christoph von der Gablenz, k. poln. kursächs. Hauptmann. — 9) Georg Karl, auf Raußlitz ꝛc., geb. 1658, Stifter der noch blühenden preußischen Linie, deren Ausführung folgen wird. — 10) Karl Rudolph, auf Altschönfels, welcher die Altschönfelser Linie fortsetzte, von welcher, als einer besondern nun erloschenen Nebenlinie, später das Nähere vorkommen wird. — 11) Karl, auf Schwarzbach, Stifter der nachmals sogenanten Podelwitzer Linie, deren Beschreibung ebenfalls noch besonders mitgetheilt werden wird.

a) Die erloschene Stößitzer Linie. Hans Jobst, auf Ober- und Nieder-Staucha, des heil. r. R. Erbritter, Georg Karls auf Altschönfels sechster Sohn, geb. zu Altschönfels den 25. März 1653, wurde der Gründer der 1783 mit seinem Enkel abgestordenen Stößitzer oder Staucha'schen Linie. Er war k. poln. kursächs. Obenkriegscommissär, Oberaufseher der erzgebirg. Flößen und Landkammerrath, starb 1716, und ward in der Erbgruft zu Staucha beigesetzt. Von seiner Gemahlin, Beata Sophie, Christian Melchior von Hartitzsch auf Dorf-Chemnitz ꝛc. Tochter, welche den 18. Apr. 1732 zu Teichwolfframsdorf starb und daselbst begraben liegt, hinterließ er 5 Söhne und 1 Tochter: 1) Karl Christian, geb. den 19. Jan. 1684, wurde im J. 1709 zum k. poln. kursächs. Bergcommissionsrath ernant. Er vermählte sich zwar mit Johanne Sophie, verwitweten von Dölau, gebornen von Milckau, starb aber kinderlos. 2) Christoph Dietrich, auf Staucha, vermählt mit Eleonore Sophie, Georg Dietrichs von Schönberg auf Mittelfrohna Tochter, starb ebenfalls, ohne Kinder zu hinterlassen. 3) Hans Georg, auf Stößitz ꝛc., geb. 1689, über welchen das Nähere gleich mitgetheilt werden soll. 4) Adolph Gottlob, kursächs. Oberstlieutenant bei Prinz Clemens Infanterie, starb unvermählt den 30. Nov. 1770 zu Eisleben. 5) Friedrich August, war im J. 1719 k. poln. kursächs. Fähndrich, starb unvermählt. 6) Johanne Karoline, vermählt an Moritz Karl von Wolfframsdorff auf Teichwolfframsdorf, k. poln. kursächs. Oberaufseher der Pleißen-Flößen.

Der so eben erwähnte Hans Georg, auf Stößitz, Ober- und Nieder-Staucha, geb. zu Oberstaucha den 29. Jun. 1689, war k. poln. kursächs. Geheimer-Rath und Kammerherr, und starb im J. 1754. Mit seiner Gemahlin, Henriette Margarethe, Christoph Adolphs von Reitschütz auf Stößitz und Hanefeld, k. poln. kursächs. Kammerherrns u. Generalpostmeisters Tochter, geb. zu Dresden den 1. Dec. 1699, gest. zu Stößitz den 28. Mai 1736 und zu Staucha begraben, zeugte er folgende 2 Kinder: 1) Hans Adolph, auf Stößitz, geb. zu Dresden den 24. Oktbr. 1715, kurfürstl. sächs. Kammerherr, Kreishauptmann, adeliger Kreissteuereinnehmer und Inspector der Landschule zu Meißen; starb zu Dresden den 22. März 1783 unvermählt, und beschloß die Stößitzer Linie. Sein Erbe war der Kammerherr und nachmalige Conferenzminister, Karl Wilhelm von Carlowitz. Es besteht von ihm eine Stiftung für die Familie, zunächst für die jüngere rabensteiner Linie. 2) Johanne Henriette Louise, Gräfin von Bestuscheff-Rumin, geb. den 3. April 1717, starb zu Paris den 12. Jul. 1757, und wurde den 6. Oktober desselben Jahres in der Frauenkirche zu Dresden begraben. Sie vermählte sich zwei Mal: 1) im J. 1743 mit Johann Adolph von Haugwitz auf Bischdorf und Fichtenberg, königl.

Digitized by Google

poln. kursächs. Oberschenk, Hofmarschall und Kammerherrn, Ritter des Johanniterordens, geb. den 18. Jun. 1684, gest. den 25. Febr. 1746; 2) den 10. April 1749 mit Michael Rumin, Grafen von Besuchew, kais. russ. wirkl. Geheimen Rath, Oberhofmarschall und Gesandten am französ. Hofe, Ritter des St. Andreas- und poln. weißen Adlerordens, geb. 1689, gest. zu Paris den 8. März 1760. Ihre Kinder aus beiden Ehen starben sehr frühzeitig; daher wurde ihr Bruder der Haupterbe ihres Vermögens; auch ist sie Stifterin des Besuchew'schen Stipendiums, dessen Hauptstamm 15,000 Thaler beträgt, und welches für drei auf einer sächsischen Universität studirende junge Edelleute, lutherischer Confession, zuvörderst für die aus den Familien von Haugwitz und von Carlowitz bestimt ist.

b) Die Schwarzbacher oder preußische Linie. Georg Karl, auf Raußlitz, Gallschütz und Ottenbach, geb. zu Altschönfels den 3. Dec. 1658, Georg Karls auf Altschönfels siebenter Sohn, hat die anfangs so zahlreiche männliche Nachkommenschaft seines Vaters in der von ihm gegründeten, noch blühenden preußischen Linie allein dauerhaft erhalten. Er war k. poln. und kursächs. Generalkriegscommissär und Generalmajor, ausgezeichnet in diesem seinem Stande und Berufe. Bei trefflichem Talente studirte er drei Jahre lang, von 1676 bis 1679, auf der Universität Leipzig; bereiste dann bis 1682, um sich als Militär zu bilden, zu welchem Stande er stets besondere Neigung und Beruf in sich gefühlt hatte, den größten Theil Teutschlands, Holland, England, die Niederlande und Frankreich. Gleich hierauf nahm er kaiserl. Kriegsdienste, wo er bei dem damaligen Kriege mit den Türken bei allen ihm vorkommenden Gelegenheiten Proben seiner Tapferkeit ablegte, besonders bei Einnahme der Festung Barcan, wobei er sich als Generaladjutant des Generals Grafen von Stahremberg befand; begab sich sodann in Dienste seines angebornen Landesherrn, des Kurfürsten von Sachsen; wohnte den Feldzügen gegen die Türken in Morea und nochmals in Ungern mit bei, sodann den am Rhein gegen die Franzosen im J. 1689 bis 1692, und 1693 in den spanischen Niederlanden; war bei dem Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Johann Georg IV, Generaladjutant, und von demselben bei den neuerrichteten Garde-Grenadiers zu Pferde zum Oberstlieutenant ernant. Unter dem Bruder und Nachfolger dieses Kurfürsten in der Regirung, dem Kurfürsten und nachmaligen Könige August II. von Polen, wohnte er von 1694 bis 1698 den Feldzügen am Rheine und in Ungern noch weiter bei, wurde zu dessen Generaladjutanten, sodann als Oberkriegscommissär, Oberster eines Regiments Cüraßier, Generalmajor und zuletzt Generalkriegscommissär ernant. Schon der Kurfürst Johann Georg IV., noch mehr aber dessen Nachfolger, August, brauchte ihn als Gesandten bei den wichtigsten Angelegenheiten mit dem kaiserl. Hofe in Wien und einigen andern Höfen, zuletzt vorzüglich bei dem Czaar Peter dem Großen, welcher ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen that, in seine Dienste zu treten, was er aber ablehnte. Endlich fiel dieser tapfere Held in dem gegen König Karl XII. von Schweden begonnenen Kriege bei Einnahme der Dünamünder Schanze in der Nacht zum 23. März 1700, während er sich im Festungsgraben befand, durch eine Kanonenkugel im 42sten Jahre seines Alters. Der Leichnam wurde in der fürstlichen Gruft zu Mietau beigesetzt [55]). Seine Gemahlin, Dorothea Elisabeth, Karl Heinrich Thoß von Erlebach auf Ehrenberg und Löhmigen Tochter, mit welcher er sich im J. 1689 vermählt hatte, war ihm schon den 20. Febr. 1695 zu Gallschütz im Tode vorausgegangen. Aus dieser Ehe entsprossen folgende 4 Töchter und 1 Sohn: 1) Charlotte Dorothea, starb vor dem Vater; 2) Johanne Friederike, starb zu Dresden als Gemahlin Gottfried Wilhelms von Mordeisen auf Gößlitz und Reichenbach, k. poln. kursächs. Kammerherrns und Appellationsraths; 3) Henriette Karoline, starb vor dem Vater; 4) Hans Karl, dessen gleich weiter gedacht werden wird; 5) Dorothea Elisabeth, starb vor dem Vater. — Hans Karl, auf Schwarzbach, Raußlitz, Gallschütz und Burckersdorf, geb. 1693, Georg Karls einziger Sohn, war kurfürstl. sächs. Kriegscommissär und Hauptmann, und starb den 11. Mai 1742. Er vermählte sich zu Schwarzbach den 10. Febr. 1715 [56]) mit Susanne Sabina, Hans Erdmanns von Seydewitz auf Schwarzbach Tochter, welche den 20. Jan. 1757 zu Draschwitz starb und zu Burckersdorf begraben wurde. Die mit ihr erzeugten 8 Söhne und 5 Töchter sind folgende: 1) Karl Erdmann, geb. wie sämtliche Geschwister zu Schwarzbach im Nov. 1715, gest. den 8. Mai 1716. 2) Karoline Erdmuthe, geb. den 1. Dec. 1716, Stiftsdame zu Walloe, des Union parfaite Ordens Dame, anfangs Kammerfräulein der Königin Sophie Magdalene von Dänemark, starb im April 1774 zu Walloe. 3) Georg Karl, von welchem das Nähere gleich folgen wird. 4) Johann August, auf Schwarzbach, kurfürstl. sächs. Major und Kreiscommissär im neustädter Kreise, geb. den 6. Aug. 1718, starb zu Schwarzbach den 9. Jul. 1804 unvermählt. 5) Karl Wilhelm, geb. den 5. Jan. 1720, Page am fürstl. schwarzburg-rudolstädtischen Hofe, kam den 27. Jul. 1735 bei dem Brande des Schlosses Rudolstadt um sein Leben. 6) Karl Friedrich, geb. den 7. Jan. 1721., gest. zu Schwarzbach den 6. Jan. 1722. 7) Georg Wilhelm, starb unvermählt oder schon in der Kindheit. 8) Karl Friedrich, geb. den 19. Okt. 1724, k. poln. kursächs. Premierlieutenant bei dem Grenadier-Bataillon Kurprinzessin, starb den 12. Sept. 1757 zu Comorrá in Ungern. 9) Henriette Karoline, geb. den 27. Sept. 1725. 10) Friederike Karoline, geb. den 18. Nov. 1726, starb zu Anspach den 20. Mai 1804, als verwitwete Generallieutenant von Cronegk. 11) Louise Karoline, geb. den 18. Okt. 1728, gest. zu Draschwitz den 30. Jan. 1778, war an Karl Wilhelm

55) Ausführlichere Nachricht über sein Leben, als hier der Kürze wegen mitgetheilt werden konte, findet sich in Königs geneal. Adelshistorie, Thl. 1. S. 144—147; bei Sauhe, im Adels-Lexikon Thl. 2. S. 125—128; im allgem. histor. Lexikon, Thl. 1. S. 814 u. f.; in Jselins histor. u. geograph. allgem. Lexikon, Thl. 1. S. 754. 56) Nachrichten über diesen Geschlechtszweig findet man von dieser Zeit an bei von Uchtritz in den diplomat. Nachrichten, Thl. 3. S. 84—86.

Digitized by Google

von Raundorf auf Draschwitz, k. poln. kursächs. Capitän, vermählt. 12) Christiane Karoline, geb. den 11. Okt. 1729; und 13) Moritz Karl, geb. den 22. Nov. 1731, k. dänischer Capitän, starb den 24. März 1780 zu Elsflet im Oldenburg'schen, unvermählt.

Georg Karl, auf Burckersdorf, der vorhin erwähnte zweite Sohn Hans Karls, geb. den 9. Okt. 1717, war k. preuß. Oberster und Commandeur eines Grenadier-Bataillons; starb im Aug. 1771 zu Treuenbrietzen. In zweimaliger Ehe 1) mit Anne Katharine von Berg, verm. den 10. Jul. 1739, gest. den 14. Mai 1753; 2) mit Karoline Eleonore Friederike, Heinrich Friedrichs von Ende auf Taubenheim, k. pol. kursächs. Capitäns Tochter, verm. zu Colditz den 11. Jul. 1756, zeugte er folgende 2 Söhne und 7 Töchter: 1) Sabine Dorothea Ilsabe, geb. den 1. Jul. 1740, war herzogl. sachs.-hildburghausensche Hofdame. 2) Friederike Karoline Sophie, geb. den 7. Okt. 1742, vermählte sich den 23. Jan. 1765 an Johann Friedrich von Barghof, k. preuß. Capitän des Bataillons von Carlowitz. 3) Karl Gottfried Wilhelm, geb. 1744, von welchem, sowie von 4) Ferdinand Karl August, geb. 1747, die nähern Angaben gleich nachher folgen werden. 5) Auguste Karoline Wilhelmine, geb. den 25. April 1753, starb als Gemahlin des zu Eyda am 21. Jul. 1805 verstorbenen herzogl. sachs.-cob.-saalfeldschen geh. Raths und Ritters des k. preuß. rothen Adlerordens, Karl Friedrich von Stocmeier. 6) Henriette Karoline Elisabeth, geb. zu Colditz den 26. Jun. 1760, war an den zu Ansbach am 4. Sept. 1807 verstorbenen k. preuß. Rittmeister, Karl Alexander, Freiherrn von Weitershausen, vermählt. 7) Wilhelmine Karoline Erneſtine, geb. den 24. Sept. 1764, vermählt an den k. preuß. Regirungspräsidenten Karl, Freiherrn von Falkenhausen. 8) Erdmuthe Karoline Wilhelmine, geb. den 1. Jan. 1766. 9) Louise Karoline Leopoldine, geb. 1770, Herrin auf Schwarzbach, starb den 8. Nov. 1805.

Karl Gottfried Wilhelm, der so eben erwähnte ältere Sohn Georg Karls, geb. den 12. Dec. 1744, k. preuß. Oberster und Commandeur des ehemaligen Infanterieregim. Prinz Louis Ferdinand, starb zu Altbrandenburg den 14. März 1809. Mit seiner Gemahlin, Auguste, Baronesse von Heßberg, zeugte er folgende 4 Söhne und 2 Töchter: 1) Ernst, stand als kön. preuß. Hauptmann im 2ten westpreuß. Infanterieregim. von Courbière, und war mit Philippine von Glöden vermählt. 2) Karl, k. preuß. Premierlieutenant von der Armee, vermählt mit Beata von Koschenbahr. 3) Karl Albert, k. preuß. Major, geb. 1784, zeugte mit seiner Gemahlin, Liſette von Hauser, einen Sohn Albert, geb. im J. 1808. 4) Karl Wilhelm, k. preuß. Oberster, geb. 1786, ist seit dem 10. Jan. 1811 mit Karoline, des kön. preuß. Regirungs- und Domänenraths Hahn Tochter, vermählt. 5) Karoline; 6) Wilhelmine.

Ferdinand Karl August, der oben erwähnte jüngere Sohn Georg Karls, geb. den 16. Mai 1747, k. preuß. Major, starb im J. 1809 und hinterließ von seiner Gemahlin, Henriette von Graffen, außer den Töchtern, folgende 2 Söhne: 1) Ferdinand Karl August, k. preuß. Hauptmann, geb. 1792, welchen seine Gemahlin, Jeannette von Holtzendorff, mit 8 Söhnen erfreuet hat: a) Alfred, geb. 1826; b) Berthold, geb. 1827; c) Friedrich Wilhelm, geb. 1829. — 2) Friedrich Wilhelm, k. preuß. Lieutenant, geb. 1798.

c) Die erloschene Altschönfelser Linie. Karl Rudolph, auf Altschönfels, Georg Karls auf Altschönfels achter Sohn, pflanzte das Geschlecht auf dem väterlichen Stammhause weiter fort, und folgte seinem am 23. März 1700 vor Dünamünde gebliebenen Bruder, Georg Karl, in dessen hoher Charge als Generalkriegscommissär, wozu er von König August II. von Polen, Kurfürsten von Sachsen, in dem unterm 25. April 1700 zu Warschau gegebenen Patente [57]) ernant ward; doch genoß er diese Ehre nur auf ganz kurze Zeit, indem er noch in dem nämlichen Jahre 1700 zu Mietau mit Tode abging. Sein Leichnam wurde nach Sachsen gebracht, und zu Schönfels bestattet. Er war mit Anne Marie von Römer, Johann Ernsts von Römer auf Großsedlitz, kursächs. Kammerjunkers, auch Oberforst- und Wildmeisters zu Bärenfels und Hippolyten Reginen von Carlowitz, a. d. H. Rabenstein, Tochter vermählt, von welcher er folgenden Sohn und 3 Töchter hinterließ: 1) Karl Rudolph, auf Irfersgrün, k. poln. kursächs. Oberstwachtmeister von der Cavalerie und Director von der Ritterschaft im vogtländ'schen Kreise; vermählte sich mit Barbara Sabine von Lindenfels, Jobst Bernhard des Jüngern von Lindenfels auf Eckersreuth ꝛc., markgräfl. brandenburg.-culmbach'schen geh. Raths und Amtshauptmanns zu Wonsiedel jüngsten Tochter, geb. 1689. Beide lebten noch im J. 1747 [58]). Es scheint aber ganz, da man nirgends einer Nachkommenschaft erwähnt findet, daß diese Linie mit ihm erloschen sei. 2) Eva Charlotte, wurde die erste Gemahlin Hans Heinrichs von Venediger, k. poln. kursächs. Oberstens der Cavalerie und Oberstlieutenants bei der Garde du Corps. 3) Johanne Juliane, vermählt an Wolf Friedrich von Venediger, k. poln. kursächs. Generalmajor und Obersten von den lithauenschen Dragonern, des so eben erwähnten Hans Heinrichs Bruder. 4) Marie Anne Karoline, Gemahlin des im J. 1735 verstorbenen Georg Peter von Reizenstein auf Schönkirch.

d) Die erloschene Bodelwitzer Linie. Karl, auf Schwarzbach, welches er später verkaufte, Georg Karls auf Altschönfels neunter und jüngster Sohn, stiftete diese nachmals von dem Besitze seines Sohnes genante Nebenlinie. Er war kaiserl. und kurfürstl. sächs. Hauptmann und Flügeladjutant, und drei Mal vermählt: 1) mit Beata Helene von Schönfels, Hans Georgs von Schönfels auf Ruppersgrün und Beiersdorf

57) Man findet es bei König a. a. O. Thl. 1. S. 147 u. f. abgedruckt. 58) Vergl. Biedermann, Geschlechtsregister der Ritterschaft zu Franken Ortsgebürg, Tab. CXLIV.

Digitized by Google

Tochter; 2) mit einem Fräulein von Holläufer; 3) mit einem Fräulein von Leſtwitz. Die letzten beiden Ehen blieben ohne Kinder; von der erſten Gemahlin waren 1 Sohn und 1 Tochter: 1) Rahel Magdalene, war vermählt an ihres Vaters Schweſter Sohn, Hans Siegmund von Ende auf Bornitz, k. poln. kurſächſ. Oberforſt- und Wildmeiſter zu Liebenwerda und Annaburg; 2) Karl Gottlob, auf Bodelwitz im neuſtädter Kreiſe, geb. um das Jahr 1689, lebte noch 1769; war vermählt mit Dorothea Margarethe, Günthers von Bünau auf Wildenhayn, herz. ſachſ.-zeitziſchen Kammerjunkers und Kriegscommiſſärs Tochter, geb. den 24. Nov. 1685, geſt. 1742, welche ihm folgende 2 Söhne gebar: 1) Karl Rudolph, k. poln. kurſächſ. Secondelieutenant bei dem 2ten Garderegiment zu Fuß, ſtarb den 16. Mai 1742 in Böhmen; 2) Friedrich Wilhelm Karl, lebte 1769 zu Schöndorf bei Schleitz; mit ihm erloſch die Bodelwitzer Linie.

Die erloſchene Hauptlinie zu Zuſchendorf.

Wir haben ganz oben unter den Söhnen Chriſtophs, des Stifters der teutſchen Linie der Herren von Carlowitz, Kasparn auf Zeſchauttitz oder Ztſchawitz, worunter vielleicht Zſchäckwitz bei Kreyſcha in den alten Urkunden verſtanden werden muß, bemerkt, welcher durch ſeinen Sohn, Heſſe, der Stifter der im J. 1759 erloſchenen Zuſchendorfer Hauptlinie wurde. Außer dieſem Sohne hatte Kaspar noch 2 Söhne: Gregor zu Zſchäckwitz und Chriſtoph zu Seyda, welche 1487 und 1501 zur geſamten Hand belehnt wurden.

Heſſe, auch Heſſo genant, auf Zuſchendorf und Lindigt, der älteſte Sohn Kaſpars, wurde vom Herzog Albrecht zu Sachſen 1487, und vom Herzog Georg 1501 mit Zuſchendorf und mit den übrigen Stammlehngütern zur geſamten Hand belehnt. Er mag im J. 1518 im hohen Alter geſtorben ſeyn. Mit ſeiner Gemahlin, Eleonore von Hirſchfeld, Wolfs von Hirſchfeld auf Otterwiſch Tochter, zeugte er folgende 2 Söhne: 1) Georg, Landvogt zu Pirna, deſſen im Zuſchendorfer Lehnbriefe d. d. Dresden, Sonnabend nach Reminiſcere 1519, Erwähnung geſchieht; 2) Oswald oder Ewald, herzogl. ſächſ. Oberſtallmeiſter und Kreishauptmann zu Schwarzenberg [59]). Er ſtarb im J. 1512 am Abende der heil. drei Könige, noch vor ſeinem Vater [60]), und liegt in der Kirche zu Dohna begraben, wo ihm ſein Sohn, der Biſchof Nikolaus von Meißen, ein ſchön gemaltes Epitaphium im Chore errichten ließ. Seine Gemahlin, Lucia, Albrechts des Schwarzen von der Schulenburg, fürſtl. lüneburg'ſchen Raths und Oberſtens, auch Ritters vom goldnen Vließe, Tochter, gebar ihm folgende 7 Söhne: 1) Hans den ältern, deſſen nachher weiter gedacht werden wird; 2) Kaspar, welcher im J. 1529 als kaiſerlicher Offizier die von den Türken belagerte Stadt Wien vertheidigen half [61]); 3) Wolf, welcher im J. 1540 nicht mehr am Leben geweſen zu ſeyn ſcheint; 4) Chriſtoph, welcher im J. 1540 nebſt ſeinem Bruder Niclas, damals noch Domherrn zu Meißen, die Mitbelehnſchaft auf Zuſchendorf erhielt; 5) Nikolaus II. Dieſer widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und ſetzte ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Würde in ſo großes Anſehen, daß er den 18. Febr. 1550 vom Domcapitel zu Meißen gegen ſeinen Willen zum 44ſten Biſchof dieſes Hochſtiftes erwählt wurde [62]); doch ſah er ſich noch genöthigt, in die Wahl zu willigen; führte 5 Jahre lang eine ſehr löbliche Regirung; ſtarb den 17. April 1555 und wurde zu Stolpen begraben. Wegen ſeiner Verlaſſenſchaft entſtanden zwiſchen dem folgenden Biſchof, Johann IX., aus der Familie von Haugwitz, und des Verſtorbenen Bruders Söhnen, beſonders Hans dem Jüngern auf Zuſchendorf, große Irrungen und die bekante Fehde, der Saukrieg genant [63]). Die mächtigen und reichen Carlowitze befehdeten den neuen Biſchof aufs härteſte, jagten ihn aus ſeiner Reſidenz Stolpen, ſo, daß er faſt an keinem Orte im ganzen Stifte ſicher ſeyn konte, und richteten großen Schaden an, bis endlich der Kurfürſt Auguſt die Streitigkeiten vermittelte. Dem getroffenen Vergleiche zufolge erhielt Hans von Carlowitz vom Biſchofe noch 4000 Gülden für aufgewendete Koſten ausgezahlt. 6) Balthaſar, welcher vor dem J. 1540 bereits geſtorben zu ſeyn ſcheint; 7) Baſtian, welcher ſich als ein tapferer Offizier in Ungern, Frankreich und an andern Orten auszeichnete; er ſtarb zu Wittenberg im J. 1551 [64]).

Hans der Ältere, auf Zuſchendorf und Lindigt, der älteſte Sohn Oswalds, war, ſowie ſein Vater, Oberſtallmeiſter und Kreishauptmann zu Schwarzenberg. Er wurde mit ſeinen Brüdern von Herzog Georg 1519 Sonnabends nach Reminiſcere und 1524 Mittwochs nach Quaſimodogeniti, ſowie im J. 1540 Donnerstags nach Exaudi zugleich mit ſeinen Brüdern Niklas und Chriſtoph von Herzog Heinrich belehnt, und muß mehre Jahre vor 1554 geſtorben ſeyn. Mit ſeiner Gemahlin, Katharine, Hans von Weiſſenbach auf Crimmitſchau Tochter, welche die Güter nach ihres Gemahls Tode als Leibgedinge beſaß, zeugte er folgende 5 Söhne: 1) Hans den Jüngern, von welchem nachher das Nähere mitgetheilt werden wird. 2) Chriſtoph, auf Helmsdorf, komt nebſt ſeinen jüngern Brüdern als Mitbelehnter auf Zuſchendorf vor. Er lebte mit ſeiner Gemahlin, Eſther, deren Abkunft nicht bekant iſt, im J. 1566 auf ſeinem Gute Helmsdorf. Die mit ihr erzeugten beiden Söhne waren: a) Joachim, lebte in Altſtadt bei

59) Vergl. Schumann a. a. O. Bd. 13. S. 800. 60) Vielleicht hiedurch veranlaßt, findet ſich nachher bei mehren eine Confuſion in Aufſtellung der richtigen Stammreihe. 61) Vergl. König a. a. O. Thl. 1. S. 124.

62) Vergl. das große Univerſal-Lexikon, Bd. 5, S. 851. Hübners Fragen aus der politiſch. Hiſtor., Thl. 8. S. 809. — König a. a. O. Thl. 1. S. 128, ſetzt die erfolgte Wahl Nikolaus zum Biſchofe in das J. 1540, und zieht eine aus *Kechenberg*, schediasm. histor. de nobilitate Misn. literata entlehnte Stelle an. Sie geſchah aber erſt im J. 1550, indem ſein Vorgänger Johann VIII. aus der Familie von Maltitz erſt den letzten November 1549 geſtorben war. Vergl. Heckels hiſtor. Beſchreib. der Stadt Biſchofswerda, Kap. 3. S. 15. 63) Über dieſen Saukrieg, der von den der Wurzener Bürgerſchaft weggetriebenen Schweinen ſeine Benennung zum Unterſchiede des gleich vorhergegangenen Fladenkriegs hatte, ſind von M. Seuff, Archidiak. zu Stolpen, in einer beſondern, im J. 1717 zu Pirna herausgekommenen Schrift unter dem Titel: Hiſtorie von zweien Befehdungen ꝛc. ꝛc., ausführliche Nachrichten mitgetheilt worden. 64) Vergl. König a. a. O. Thl. 1, S. 124.

Digitized by Google

Stolpen, und zeugte mit seiner Gemahlin, Benigna, Abrahams von Ailnpeck auf Tanneberg Tochter, einen Sohn Christoph Abraham, welcher in der Kindheit zu Altstadt am 4. Nov. 1594 starb [65]); b) Georg. 8) Oswald oder Ewald, wurde in Diensten Herzog Johann Friedrichs des Mittlern zu Gotha in die Grumbach'schen Händel verwickelt, vom Kurfürst August zu Sachsen gefangen genommen und im J. 1567 auf dem Markte zu Dresden enthauptet. Er war mit Nixa, Levins von der Schulenburg auf Betzendorf Tochter, vermählt. 4) Joachim. 5) Georg, Kurfürst Augusts von Sachsen Jägermeister, besaß in Dresden auf der großen Brüdergasse ein Haus, ein sonst zu Zuschendorf gehöriges Pertinenzstück; verglich sich unterm 1. Jan. 1579 mit seines Bruders, Hans, hinterlassenen unmündigen Söhnen; starb als ein dem Kurfürsten August außerordentlich werther und lieber Diener im Jul. 1579 [66]).

Hans der Jüngere, auf Zuschendorf und Lindigt, kurfürstl. sächs. Hauptmann zu Schwarzenberg und Krottendorf, Hans des Ältern ältester Sohn, geb. 1527, wurde mit Zuschendorf und Lindigt vom Kurfürsten August den 22. Aug. 1554, und mit den Obergerichten darauf den 17. September 1555 belehnt; starb den 24. April 1578, 51 Jahre alt, und liegt in der Kirche zu Dohna begraben. Er ist derjenige, welcher dem Bischofe Johann IX. von Meißen in der schon erwähnten Fehde so hart zusetzte. M. Senff [67]) schreibt von ihm: „Unsere Vorfahren kanten ihn als ein Daus, denn er war der Popantz, welcher sich zum Schrecken oft sehen ließ." Seine Gemahlin soll eine geborne von Körbitz gewesen seyn. Wir haben kein bestimtes Anhalten, zu entscheiden, ob dieser Angabe mit der über die Gemahlin Hansens auf Karsdorf und Kreyscha eine Verwechselung zu Grunde liege [68]). Die mit ihr erzeugten 8 Kinder sind folgende 6 Söhne und 2 Töchter: 1) Friedrich, starb in der Kindheit im J. 1557; 2) Hans, starb ebenfalls als Kind im J. 1558; 3) Elisabeth, gest. 1602, vermählt an Wolf von Kostitz auf Kriegsdorf, Stiftshauptmann zu Merseburg, gestorb. den 11. Jun. 1584; 4) Joachim, von welchem gleich nachher die Rede seyn wird; 5) Wolf, befand sich im J. 1604 im Auslande; das Jahr seines Ablebens findet sich nicht. 6) Justina, starb frühzeitig im J. 1567; 7) Hans, starb ganz jung im J. 1568. Er liegt nebst seinen 3 in früher Kindheit gestorbenen Geschwistern in der Kirche zu Zuschendorf begraben [69]). 8) Gotthard, befand sich im J. 1604 außer Landes; er starb 1639.

Joachim, auf Zuschendorf und Lindigt, Hans des Jüngern Sohn, starb im Dec. 1637, war vermählt mit Margarethe von Bünau, Günthers von Bünau auf Liebstadt und Krebs Tochter, mit welcher er folgende 2 Söhne zeugte: 1) Rudolph, kurfürstl. sächs. Hauptmann, starb den 4. Febr. 1629. 2) August, auf Zuschendorf und Lindigt, markgräfl. brandenburg.-baireuthscher Kammerjunker, starb im J. 1672, von welchem und seiner Gemahlin, Sophie von Schönfeld, Nicols von Schönfeld auf Löbnitz ꝛc. Tochter, folgende 3 Kinder entsprossen sind: 1) Adolph Anshelm, auf Zuschendorf, womit er und sein Bruder 1692 belehnt wurden, war kurfürstl. sächs. Oberstwachtmeister von den Defensionern; verkaufte Zuschendorf an den Generallieutenant Cuno Christoph von Birckholz, und hinterließ von seiner Gemahlin, Juliane Christiane, Georg Wolfs von Carlowitz auf Rabenstein, kurfürstl. sächs. Landjägermeisters ꝛc. Tochter, eine Tochter Eva Dorothea, geb. zu Zuschendorf den 9. Jun. 1678, starb den 11. Mai 1740, war an Cuno Friedrich von Birckholz, königl. dänischen General, vermählt. 2) Barbara Sophie, vermählt an Georg Dietrich von Carlowitz, kurfächs. Oberforst- und Wildmeister zu Colditz. 3) Wolf Heinrich, auf Alberoda, geb. 1654, wurde 1692 nebst seinem Bruder mit Zuschendorf belehnt. Seine Gemahlin, Agnes Elisabeth von Birckholz, gest. den 8. Mai 1759, hatte ihm folgende 3 Kinder geboren: 1) Christiane Charlotte, Gemahlin des am 11. Okt. 1749 verstorbenen k. poln. kursächs. Generalmajors der Infanterie, Christian Hieronymus von Stutterheim; 2) Karl Adolph, auf Großhartmannsdorf, geb. 1699, k. poln. kursächs. Kammerherr, Kreiscommissär des erzgebirg. Kreises und Floß-Oberaufseher, starb zu Großhartmannsdorf den 6. Mai 1757 unvermählt. 3) Friedrich August, auf Großhartmannsdorf, geb. 1704, k. poln. kursächs. Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments. Er wurde den 20. April 1741 Oberstlieutenant und Generaladjutant des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, im J. 1745 Oberster und den 29. Jun. 1753 Generalmajor; gerieth 1756 im Lager bei Pirna in preußische Gefangenschaft, und starb auf seinem Gute Großhartmannsdorf den 25. Jun. 1759 unvermählt als der Letzte der Zuschendorfer Linie. Er und sein Bruder stifteten das Großhartmannsdorfer Majorat.

Die Güter, welche die Familie von Carlowitz in Teutschland besessen hat und zum Theil noch besitzt, sind folgende: Adelsdorf, Albernau, Alberode, Altschönfels, Arnsdorf, Biehla, Bodelwitz, Buckau, Burckersdorf, Collm, Cosel, Cratza, Dittmannsdorf, Ehrenberg, Falkenhain bei Wurzen, Fichta, Frauendorf, Frießnitz, Gallschütz, Gölenau, Göllnitz, Gorcknitz, Großhartmannsdorf, Großtauschwitz, Güntheritz, Helmsdorf, Hennersdorf, Herbsleben, Hermsdorf, Hirschsprung, Höllendorf, Hollscha, Jessen, Irfersgrün, Karsdorf, Kesselshain, Kleinbautzen, Kreyscha, Kriebenstein, Krischa, Kroptewitz, Krossen, Liebenau, Liebstadt, Lieske, Lindigt, Lobda, Naundorf bei Schmiedeberg, Nentmannsdorf, Neudorf bei Döbeln, Neukirchen, Neumark, Neustädtel bei Bautzen, Neutaubenheim, Nickern, Niedercollmnitz, Niederjohnsbach, Niederpöbel, Niederpöllnitz, Niederspovritz, Niederrabenstein, Niederstaucha, Niederstrega, Niederzwoda, Obercollmnitz, Oberrabenstein, Oberschöna, Oberstaucha, Obersteina, Obersteinbach, Oberstrega,

65) Vergl. Senff, Kirchen-, Reformations- und Jubelgeschichte des Amts Stolpen, S. 207. 66) Vergl. Mollers Freiberger Annalen, S. 331. 67) In der Kirchen-, Reformat.- und Jubelgeschichte von Stolpen, S. 196. 68) Vergl. Senff a. a. O. 69) Senff a. a. O. S. 196 u. f.

Digitized by Google

Oberzwoda, Ögeln, Ohorn, Ottenbach, Ottendorf, Pannowitz, Pillnitz, Podelwitz, Rauenstein, Raußlitz, Rennersdorf, Röhrsdorf, Rothenhaus, Satisdorf, Schöna, Schwarzbach, Schweickershayn, Seidlitz, Senftenberg, Seyda, Stein, Steindöbra, Stösitz, Struppen, Tausa, Tauschwitz, Thürmsdorf, Trohnitz, Wachwitz, Waldheim, Wohlbach, Wohlhausen, Zschäckwitz, Zschölkau, Zschöpperitz, Zieschen, Zuschendorf.

Das ursprüngliche [70]) einfache Wapen, welches die Herren von Carlowitz bis zum J. 1544 führten [71]), besteht in einem silbernen Schilde, in welchem sich drei schwarze dreiblättrige Kleeblätter darstellen, deren zwei mit ihrem Mittelblatte in die beiden obersten Winkel des Schildes gerichtet sind, das dritte, unterhalb gerichtet, ganz unten in die Mitte zu stehen komt, so, daß die beiden schräg aus den obern Winkeln heradliegenden langen schwarzen Stiele, und der, diesen ganz gleiche, von unten nach oben gerichtete Stiel sich in der Mitte des Schildes berühren, oder mit einander vereinigen. Aus dem bewulsteten adeligen Turniershelme erhebt sich ein, die Sachsen rechts kehrender, geschlossener ganzer, silberner Adlersflug mit dem Wapenbilde belegt. Die Helmdecken sind silbern und schwarz.

Das jetzige Wapen, wie es dem ganzen Geschlecht von Kaiser Karl V. den 19. Apr. 1544 durch Hinzufügung des von Ziegelheim'schen zu ihrem Stammwapen verliehen wurde, ist ein vierfaltiger Schild, dessen erstes und viertes Feld das ursprüngliche Carlowitzsche Wapen, jedes ein silbernes Feld mit den drei schwarzen dreiblätterigen Kleeblättern, ganz nach der so eben gegebenen Beschreibung, darstellt; das zweite und dritte, ebenfalls silberne Felder, in welchen sich ein in jedem aus dem vordern obern nach dem untern hintern Winkel schräg überliegender rother Balken oder Straße zeigt. Aus dem mit einer goldenen Krone gezierten adeligen Turniershelme rechts erhebt sich ein, die Sachsen rechts kehrender, geschlossener ganzer, silberner Adlersflug mit dem Wapenbilde der drei schwarzen Kleeblätter belegt; auf dem adeligen Turniershelme links stehen zwei silberne Scheiben oder Kugeln neben einander, doch so, daß die hintere nicht zur Hälfte sichtbar ist. Eine jede dieser zwei silbernen Scheiben ist mit dem Wapenbilde, dem schräg überliegenden rothen Balken oder Straße, versehen. Zwischen den Scheiben erhebt sich ein weißer, aufrecht stehender Busch von sieben Straußfedern, die Dolden von einander kehrend. Die Helmdecken rechts sind silbern und schwarz, die zur linken Seite silbern und roth.

Abbildungen mit beigefügten Beschreibungen dieses Wapens finden sich in Königs geneal. Adels-Historie, Thl. 1. S. 112, 133 u. f.; im zittauer diogr. histor. monatl. Tagebuche, Monatsgang September 1777. S. 333 u. 339; in dem Tyroff'schen neuen adeligen Wapenwerke, Taf. 142, die Beschreibung dazu bei Siebenkees, in den Geschlechts- und Wapenbeschreib. zu dem genanten Werke, S. 301; die Abbildung ohne Beschreibung in dem großen nürnberger Wapenbuche, Thl. 1. Taf. 153. Nr. 10; die Beschreibung allein, und zwar die des alten einfachen Wapens, in Albini Historie der Grafen und Herren von Werthern, S. 62; die des alten einfachen und des vermehrten, ausführlich in von Meding's Nachrichten von adel. Wapen, Thl. 2, S. 101—103.

Noch eine, von der vorigen ganz verschiedene Familie von Carlowitz bestand nicht völlige 12 Jahre. Markgraf Friedrich Karl Albrecht von Brandenburg, gewöhnlich Markgraf Karl genant, k. preuß. General der Infanterie, Heermeister des Johanniterordens zu Sonneburg, Ritter des schwarzen Adlerordens und Chef eines Regiments zu Fuß, geb. den 10. Jun. 1705, gest. zu Breslau den 22. Jun. 1762, der älteste Sohn Markgraf Albrechts Friedrichs von Brandenburg, Heermeisters zu Sonneburg und Statthalters in Pommern, und Marien Dorotheen, Prinzessin von Kurland, und Enkel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen von Brandenburg, zeugte außer der Ehe mit seiner Geliebten, Dorothea Regina Wuthner, einen Sohn und eine Tochter, welche nebst dieser ihrer Mutter am 14. Jan. 1744 von König Friedrich dem Großen unter der Benennung „von Carlowitz" in den preußischen Adelstand erhoben wurden. Der Sohn, Karl, starb schon im J. 1747, die Tochter, Karoline Regina von Carlowitz, geb. zu Soldin in der Neumark den 12. Dec. 1731, vermählte sich den 13. Sept. 1747 zu Friedrichsfelde an den Generaladjutanten ihres Vaters, Graf Albrecht Christian Ernst von Schönburg-Glaucha, k. preuß. Oberstlieutenant, Johanniterritter und Großkreuz des rothen Adlerordens, nachmaligem k. k. wirkl. geh. Rath, geb. den 22. Jan. 1720, gest. zu Wien den 9. März 1799. Sie war dessen erste Gemahlin, wurde Mutter von drei Kindern und starb, nur erst 24 Jahre alt, zu Berlin den 16. Sept. 1755.

(*Kabisch Bar. v. Lindenthal.*)

CECIL, Sir William, nachheriger Lord Burleigh, ward im J. 1520 geboren. Seine Erziehung fiel also in die Zeit, welche von dem Schwunge einer in religiösen Vorstellungen und in der äußern Kirchenverfassung begonnenen Umbildung ergriffen, die Theologie zu ihrem ersten Interesse machte und jeden lebhaften Geist auf das Feld dieser Wissenschaft hinwies. Auf diesem war damals am meisten Ruhm und Bedeutung zu ernten; denn die Politik wie die Literatur ging in das Kirchliche und Theologische über, und theologische Lehrsätze waren es, deren Behauptung oder Verwerfung im öffentlichen Leben Parteien bildete. Cecil ließ daher bei seinen statswissenschaftlichen Studien die Theologie, als eine Haupttriebfeder aller damaligen Statsbewegungen, so wenig unberücksichtigt, daß er vielmehr durch seine Gewandtheit bei einer öffentlichen Disputation über Glaubenslehren zuerst Aufmerksamkeit erregte, und seinem Eifer für den Protestantismus den Eingang in die politische Laufbahn

---

70) Der Sage nach soll die königl. Bibliothek in Dresden eine Quelle besitzen, aus welcher eine, wahrscheinlich durch unerfahrne Maler oder Formschneider des 14ten oder 15ten Jahrh. veranlaßte Verwandelung früherer Lilien in Kleeblätter erhellen soll. 71) Führten Einige der Familie auch spätere noch das einfache alte Stammwapen, so geschah es nach Willkür. Vergl. hiemit von Meding, Nachrichten von adel. Wapen, Thl. 2. S. 103.

Digitized by Google

zu verdanken hatte. Die von Heinrich VIII. begonnene Kirchenreformation war nämlich zu unvollkommen, um im Geringsten die Bedürfnisse der Zeit und die Erwartung denkender Köpfe zu befriedigen; denn Heinrich hatte im Grunde nichts gethan, als daß er die königliche Gewalt mit der päpstlichen Machtvollkommenheit in geistlichen Dingen und den königlichen Schatz mit den geistlichen Gütern bereicherte. Cecil gehörte zu denen, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollten; auch ohne religiöse Motive mußte ein Statsmann aus politischen Gründen wünschen, der Bewegung der Gemüther eine freie Bahn zu öffnen, um sie nicht in eine falsche Richtung oder zur gewaltsamen Zerreißung der ihr angelegten Fesseln zu zwingen. Die reformatorische Partei fand nach Heinrichs VIII. Tode im Jahre 1547 an dem Herzoge von Somerset, der als Protector die Regirung für den jungen König Eduard VI. führte, einen Beförderer ihrer Grundsätze. Der Protektor zog zur Stütze seiner usurpirten Gewalt und zur Durchführung seiner Reformationsabsichten eifrige Protestanten, und unter diesen auch Cecil in seinen Rath. Er lernte Cecils Fähigkeiten und Geschäftstalente auf dem Feldzuge gegen Schottland kennen, auf dem er ihn als Requetenmeister mitgenommen hatte, und erhob ihn nach der Rückkehr von dem Feldzuge im Jahre 1548 in den Ritterstand und zum Statssekretär. Cecil war durch den Protector erhoben worden, und mußte mit demselben fallen. Durch die Hervorziehung von Leuten, wie Cecil, die er als seine Creaturen und Stützen betrachtete, und durch die Zurücksetzung des Statsraths, hatte sich der Herzog von Somerset die Unzufriedenheit der angesehensten Männer zugezogen; er hatte sich durch seine Neuerungen im Kirchenwesen bei den Katholiken verhaßt gemacht, ohne die Gunst des Volks zu gewinnen. Als sich daher ein Theil des Statsraths, unter der Leitung des ränkevollen Grafen von Warric zum Sturze des Protectors vereinigte, regte sich keine Hand zu seiner Vertheidigung; der Herzog mußte am 6. Oct. 1549 seine Würde niederlegen, und in dem Tower das Schicksal erwarten, welches die neuen Gewalthaber ihm zugedacht hatten. Unter den Wenigen, die dem Protector getreu blieben und in dessen Fall verwickelt wurden, war Cecil; er wurde ebenfalls in dem Tower gefangen gesetzt.

Cecils Gefangenschaft dauerte indessen nicht länger, als drei Monate. Seine Geschäftsfähigkeiten machten ihn dem Grafen von Warric, der bald als Herzog von Northumberland die Zügel der Regirung an sich riß, eben so unentbehrlich, als er es dem Herzoge von Somerset gewesen war, und während dieser im Jahre 1552 hingerichtet wurde, erhielt Cecil seinen vorigen Posten wieder, und behauptete sich in demselben. Die sichtbar abnehmende Gesundheit des Königs machte die Bestimmung der Nachfolge zu einer Hauptangelegenheit der Regirung. Dem Rechte nach war Heinrichs VIII. älteste Tochter, Maria, Eduards Nachfolgerin, allein Maria war eifrig katholisch, und bei der allgemeinen Abneigung gegen den Katholicismus glaubte Northumberland wenig zu wagen, wenn er den jungen König dahin brächte, mit Ausschließung Maria's, die Lady Johanna Gray, eine Seitenverwandte des königlichen Hauses, zu seiner Erbin zu erklären. Northumberlands Einfluß setzte diese Änderung in der Succession auch wirklich durch; Eduard VI. erklärte kurz vor seinem Tode, der am 6. Jul. 1553 erfolgte, mit Ausschließung seiner Schwestern Maria und Elisabeth, die Prinzessin Johanna zu seiner Nachfolgerin. Der Regentschaftsrath unterzeichnete das darüber ausgefertigte Instrument; obgleich Cecil später erklärte, daß er blos als Zeuge seinen Namen unterschrieben habe, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er mit einer Anordnung zufrieden war, welche den Protestantismus sicher stellte [1]). Es zeigte sich aber auf der Stelle, daß Johanna nicht im Stande seyn werde, sich zu behaupten. Der Haß gegen Northumberland überwog bei dem Volke die Furcht vor Maria's katholischem Eifer; der Adel war abgeneigt, den Herzog unter dem Namen der Königin herrschen zu sehen; vor allem aber trug Northumberlands Unfähigkeit zum Mislingen seiner Plane und zu seinem Verderben bei. Cecil unterwarf sich mit dem Statsrathe der rechtmäßigen Königin Maria, und entzog sich der Strafe für seine Unterschrift durch die Erklärung, daß er sie nur gezwungen und als Zeuge gegeben habe. Er legte indessen sein Amt nieder, um nicht einer Regirung dienen zu müssen, welche bald eine fürchterliche Verfolgung gegen den Protestantismus ergehen ließ.

Während Maria's Regirung hatte Cecil den Muth, der Prinzessin Elisabeth fleißig den Hof zu machen. Er legte dadurch den Grund zu dem unerschütterlichen Vertrauen, welches Elisabeth als Königin zu ihm hatte, und das sie ihm bis an seinen Tod bewies. Je gefährlicher es war, sich offen als ihren Freund zu zeigen, desto mehr glaubte Elisabeth die Treue und Anhänglichkeit Cecils belohnen zu müssen. Sobald sie daher nach dem Tode ihrer Schwester im Jahre 1558 den Thron bestiegen hatte, machte sie Cecil zum Statssekretär und bediente sich seines Raths und seiner Thätigkeit auf eine Art, die ihn als ihren ersten Minister erscheinen ließ. Vierzig Jahre lang übte Cecil einen großen Einfluß auf die Königin aus, ohne durch die wechselnden Neigungen und herrischen Launen seiner Gebieterin jemals aus ihrem Vertrauen verdrängt zu werden. Es erklärt sich dies daraus, daß Cecil nichts weiter war, als ein tüchtiger Geschäftsmann von einem ebenso soliden Verstande als unermüdlichen Fleiße; da er nicht ehrgeizig genug war, um über den seiner Natur angemessenen Kreis, welchen er vortrefflich ausfüllte, hinauszustreben, so war er der Königin nützlich, ohne ihr mit Ansprüchen lästig oder durch einen unruhigen Kopf gefährlich zu werden. Seine Politik bestand darin, in allem den Vortheil seiner Gebieterin vor Augen zu haben, und je weniger er dadurch für sich zu sorgen schien, desto reeller war der Vortheil, den er daraus zog, niemals das Zutrauen der Königin zu verlieren. So groß sein Antheil an den meisten Regirungshandlungen der Königin Elisabeth auch war, so trit doch sein Einfluß besonders in drei Punkten hervor: 1) in der Wiederherstellung der Reformation; 2) in dem Verfahren Elisabeths gegen Schottland und die schottische Königin Maria; 3) in der Einführung eines willkürlichen Regirungssystems.

1) *Hume* hist. of Engl. Vo.. IV. p. 364.

Digitized by Google

Was den ersten Punkt betrifft, so betrachtete Cecil die Wiedereinführung der Reformation nicht blos von dem Standpunkte seiner Vorliebe für den Protestantismus aus, sondern er erklärte sie auch für nothwendig, um die bestrittenen Ansprüche der Königin Elisabeth auf den engländischen Thron zu begründen. Da nämlich die Ehe Heinrichs VIII. mit Elisabeths Mutter, Anna Boleyn, von den Päpsten Clemens VII. und Paul III. verdammt worden war, so war Elisabeth in den Augen der römischen Curie und der Katholiken eine uneheliche Tochter, und zur Nachfolge nicht berechtigt. Der Papst Paul IV. war unvorsichtig genug, diese Ansicht auszusprechen, und in einer Zeit, wo das Ansehen des heiligen Stuhls allenthalben wankte, mit Anmaßungen hervorzutreten, welche man selbst in frühern Jahrhunderten übertrieben gefunden hätte. Er erklärte nämlich dem engländischen Gesandten, welcher ihm Elisabeths Thronbesteigung meldete, daß England ein Lehen des heiligen Stuhles wäre, und daß Elisabeth schon verwegen gehandelt habe, ohne seine Einwilligung den Königstitel anzunehmen, daß aber ihre Verwegenheit um so größer sei, da ihr als einem unehelichen Kinde kein Recht auf den Thron zustehe; sie solle es blos seiner väterlichen Nachsicht zuschreiben, wenn er ihr einen Weg zur Gnade eröffne, und wenn er ihr unter der Bedingung einer völligen Unterwerfung unter seinen Willen so viel Milde verspräche, als sich mit der Würde des apostolischen Stuhles vertrüge. Diese Erklärung bestärkte die Königin in ihrem Entschlusse, die Reformation wieder herzustellen. Sie übergab sich dabei völlig der Leitung Cecils, welcher ihr die Schwierigkeiten in einem Lichte zeigte, in dem sie leicht zu überwinden schienen, und ihren Muth über alle Bedenklichkeiten hinaushob, da es darauf ankam, ihre Ansprüche und die Unabhängigkeit der Nation gegen Anmaßungen zu behaupten, an welche man schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gewöhnt war [2]). Die Wiederherstellung der Reformation wurde durch den am 27. Dec. 1558 erlassenen Befehl vorbereitet, daß die Evangelien und Episteln, das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß nur in engländischer Sprache vorgelesen werden sollten; alle übrigen Maßregeln wurden den Beschlüssen des Parlaments anheim gestellt. Bei der Erwählung der Mitglieder wurde dafür gesorgt, dem protestantischen Interesse das Übergewicht zu verschaffen. Das Parlament bestand daher meistens aus Anhängern der neuen Lehre, und begann seine am 23. Januar 1559 eröffneten Sitzungen mit der Erklärung, daß Elisabeths Recht auf den Thron unbestritten sei, und ihre Nachfolge mit dem Worte Gottes und mit den Gesetzen des Königsreichs übereinstimme. Ein so günstiges Parlament ließ alle ihm vorgelegte Bills, die sich auf die Wiedereinführung der Reformation bezogen, durchgehen; es sprach der Königin und ihren Nachfolgern den Besitz der päpstlichen Einkünfte und der päpstlichen Gewalt zu; es stellte die Form des unter Eduard VI. eingeführten Gottesdienstes wieder her, und hob also auf der einen Seite die Messe auf, während es auf der andern den Genuß des Kelchs im heiligen Abendmahle erlaubte. Um dem Papste allen Einfluß abzuschneiden, wurden die Bischöfe, und Geistlichen zu dem Supremateid verpflichtet [3]).

Es ging, wie Cecil der Königin vorausgesagt hatte, mit der Reformation leichter, als von dem damaligen Übergewicht des Katholicismus zu erwarten war. Die Katholiken hatten nicht die geringste Anstrengung gemacht, um die Parlamentswahlen zu ihren Gunsten zu leiten; sie setzten auch der Einführung der Reformation keinen offenen Widerstand entgegen, allein im Stillen richteten sie ihre Hoffnung auf die mit dem König Franz II. von Frankreich vermählte schottische Königin Maria, die sie als rechtmäßige Thronerbin betrachteten, und von der sie die Wiederherstellung ihres Glaubens und Rache an ihren Feinden erwarteten. Maria kam diesen Hoffnungen zuvor, sie nahm mit ihrem Gemahl das Wapen und den Titel der engländischen Königswürde an. Während in England die Reformation wieder erhoben wurde, ging das Bestreben der schottischen Regirung darauf aus, mit französischer Hilfe die Reformation zu unterdrücken. Das engländische Interesse erfoderte daher eine Unterstützung der protestantischen Schotten, und eine Demüthigung oder selbst Vernichtung der Königin Maria; beide Punkte behielt Cecil unablässig im Auge, und ruhte nicht eher, als bis er dem Protestantismus in Schottland die Herrschaft gesichert und die Königin Maria aufs Schaffot gebracht hatte. Als im J. 1559 die Protestanten in Schottland die Hilfe der Königin Elisabeth anriefen, war es Cecil, der seine Gebieterin bestimte, sich in die schottischen Angelegenheiten einzumischen. Er stellte der Königin vor, daß man die Vereinigung von Schottland und Frankreich als eine den Interessen Englands verderbliche Maßregel betrachten müsse und auch immer so betrachtet hätte; denn sowol ihr Vater, König Heinrich VIII., als der Protektor Somerset, hätten keine Unterhandlungen gespart und selbst Gewalt gebraucht, um sie zu verhindern. Die Ansprüche, welche Maria auf die engländische Krone mache, und der Ehrgeiz der Guisen, welche in Frankreich allmächtig seyen und offen zeigten, daß sie damit umgingen, Maria auf den Thron von England zu setzen, müßten der Königin Elisabeth um so mehr die Pflicht auflegen, diesen Machinationen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzuarbeiten. Die Folge dieses Rathes war, daß Elisabeth mit der protestantischen Partei in Schottland am 27. Febr. 1560 ein Bündniß schloß, und ihr gegen die Franzosen ein Heer von 8000 Mann zu Hilfe schickte. Die protestantische Partei gewann dadurch die Oberhand, und nöthigte ihren Gegnern den Edinburger Vertrag ab; Cecil wurde mit Doctor Wotton von Elisabeth nach Schottland geschickt, um bei der Abschließung dieses Vertrages ihre Interessen wahrzunehmen. Cecil verlangte und erhielt von den französischen Bevollmächtigten, daß der König von Frankreich und seine Gemahlin das Wapen und den Titel der engländischen

2) *Burnet* hist. of the reform. Vol. II. p. 377.

3) Der Supremateid schloß alle fremde Gerichtsbarkeit in geistlichen Dingen aus, denn er erklärte: that his Majesty under God had the sovereignty and rule over all persons born in her realms, either ecclesiastical or temporal, so as no foreign power had or ought to have authority over them.

Digitized by Google

Königswürde ablegen sollten; zugleich bestand er darauf, daß die französischen Truppen Schottland auf der Stelle räumen müßten, und um in der Erfüllung dieser Bedingung keine Zögerung eintreten zu lassen, bewog er die Königin, die Franzosen auf engländischen Schiffen in ihr Vaterland zurückzuführen. Schottland war nun dem engländischen Einflusse und der Reformation preis gegeben, und der eine Zweck Cecils war erreicht, die Vereinigung Schottlands mit Frankreich zu verhindern. Die Königin Maria dagegen erkante den Edinburger Vertrag nicht an, und fuhr fort, sich mit der Hoffnung auf die engländische Krone zu schmeicheln. Sie verloe aber durch den Tod ihres Gemahls die Unterstützung von Frankreich, und fand bei ihrer Rückkehr nach Schottland, dessen Regirung sie nun selbst übernehmen wollte, die Protestanten voller Mistrauen gegen sich. Beide auf einander eifersüchtige Königinnen hatten jede in dem Lande ihrer Gegnerin einen mächtigen Anhang; Elisabeth konte eben so auf die Protestanten in Schottland, als Maria auf die Katholiken in England zählen, allein der Umstand, daß in Schottland die Protestanten die hereschende Partei bildeten, während in England die Katholiken unterdrückt waren, gab der Königin Elisabeth in der Stellung zu ihrer Nebenbuhlerin ein entscheidendes Übeegewicht. Alle von Maria angewandte Mittel der Freundlichkeit und Güte, um die Protestanten für sich zu gewinnen, scheiterten an der Intoleranz der Prediger und an Elisabeths Machinationen, in deren Interesse es lag, die Kluft zwischen der katholischen Königin und ihren protestantischen Unterthanen immer mehr zu erweitern. Maria suchte eine Stütze in der Verheirathung mit Heinrich Daenley, allein sie legte sich dadurch ein Joch auf, das sie nicht anders abschütteln konte, als durch Einwilligung in die Ermordung ihres Gemahls. Ihre Vermählung mit dem Mörder Bothwell entfernte alle Gemüthee von ihr; sie suchte vergebens die Herrschaft mit Gewalt zu behaupten; Bothwell mußte das Land räumen, sie selbst aber als Gefangene der Regirung entsagen, welche ihr Ha'bbruder, der Graf von Murray, im Namen ihres unmündigen Sohnes Jacobs VI. übernahm (1567). Ihre Befreiung aus dem Gefängnisse veranlaßte noch ein Mal einen Parteienkampf, der sich schnell gegen Maria entschied; nach dem Verlust dee Schlacht bei Glasgow blieb der von allen verlassenen Königin nichts übrig, als sich in die Arme ihrer Nebenbuhlerin zu werfen, um nicht von ihren Unterthanen aufs neue gefangen gesetzt zu werden. Sie landete am 17. Mai 1568 in England und bat Elisabeth um ihren Schutz. Durch ihre Flucht nach England war die unglückliche Maria aus dem Regen in die Traufe gekommen. Cecil sah in Maria's Demüthigung den Triumph seiner in Bezug auf Schottland befolgten Politik; er konte nicht anders, als mit Freuden die Königin, welche seiner Gebieterin ihr Recht auf den engländischen Thron streitig gemacht und dem Protestantismus den Untergang gedroht hatte, von den Protestanten vertrieben und bittend an den Stufen des Thrones erscheinen sehen, welchen sie selbst zu besteigen gehofft hatte. Die vertriebene und flehende Königin war aber noch immer gefährlich genug, um den vorsichtigen Minister gegen jede Regung der Großmuth oder des Mitleidens zu verhärten. Ihre verzweifelte Lage und ihr gestörter guter Ruf schien sie in Cecils Augen zu jedem verwegenen Unternehmen fähig zu machen; er fürchtete in ihr ein Haupt der engländischen Katholiken, und betrachtete ihre Ankunft als das Signal zu innern Unruhen, wenn man denselben nicht durch kräftige Maßregeln vorbeuge. Seinem rein politischen Standpunkte gemäß suchte daher Cecil das Verfahren Elisabeths in dieser Sache durch Klugheit zu bestimmen. Er zeigte ihr, daß sie sich der vertriebenen Königin wider ihre Unterthanen nicht annehmen könne, ohne den bisher ausgeübten Einfluß auf Schottland zu verlieren. Ee gab ihr vielmehr den Rath, die Klagen der Schotten und die Vertheidigung Maria's zu hören, um alsdann zu bestimmen, welche Art von Schutz die vertriebene Königin veediene, und was man ihr gewähren oder sich gegen sie erlauben dürfe, ohne der Ehre und der Politik zuwider zu handeln. Elisabeth ging in die Rathschläge Cecils ein; sie wies der Königin Maria ihren Aufenthalt auf dem Schlosse zu Carlisle an, verweigerte ihr aber so lange die persönliche Zusammenkunft, bis sie sich von den ihr vorgeworfenen Verbrechen gereinigt habe. Die langen darüber gepflogenen Unterhandlungen führten zu keinem andern Resultat, als die Spannung zwischen beiden Nebenbuhlerinnen zu verstärken; Elisabeth sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Gegnerin immer mehr als eine Gefangene zu behandeln; Maria dagegen bot alles auf, um der unsgeoßmüthigen und gefährlichen Haft, in der sie gehalten wurde, zu entfliehen. Das Mitleiden mit dem Schicksale der glaubensverwandten Königin und die Hoffnung auf den Besitz ihrer Hand und ihres Throns veeschaffte ihr an dem Herzog von Norfolk einen Freund; allein sein Rettungsplan ward vor der Ausführung entdeckt und mit dem Tode bestraft. Cecil sah darin die Rechtfertigung seiner Furcht, daß Maria an den engländischen Katholiken mitleidige Freunde und bereitwillige Helfer finden werde; er glaubte daher seiner Gebieterin nicht Wachsamkeit genug empfehlen zu können, und hielt durch das Recht der Seldstvertheidigung jede Härte gegen die unglückliche Königin für entschuldigt, die selbst im Gefängnisse noch gefährlich war. Elisabeth belohnte in diesee Zeit (1571) den Eifer Cecils dadurch, daß sie ihn als Lord Burleigh in den Pairsstand erhob. Er fand in dieser Auszeichnung einen Antrieb zur Verdoppelung seiner Vorsicht und Thätigkeit, und diese war allerdings nöthig, da Maria, bis aufs Äußerste der Ungeduld getrieben, keine andere Aussicht auf Befreiung hatte, als durch die von Frankreich aus geleiteten Entwürfe der Katholiken. Burleigh vermuthete diese Umtriebe und hielt kein Mittel für schlecht oder unerlaubt, um ihnen auf die Spur zu kommen. Er umgab die vornehmen Katholiken in England mit seinen Spionen; er ließ ihnen falsche im Namen der Königin von Schottland oder auswärtiger Katholiken geschriebene Briefe überbeingen, und den Eindruck, den sie machten, beobachten; er ermunterte und belohnte die Angeber, und wenn man auch seiner Gerechtigkeitsliebe und seinem Scharfsinne zutrauen darf, daß er in den meisten Fällen den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden gewußt habe, so war doch durch dies System

Digitized by Google

den Verläumdungen Raum gegeben, und der Ungerechtigkeit im Einzelnen Thüre und Thor geöffnet. Es führte aber zugleich dies System zur Entdeckung einer von dem Priesterseminarium zu Rheims aus geleiteten Verschwörung, deren Zweck kein anderer war, als nach Ermordung Elisabeths die Königin Maria aus ihrer Gefangenschaft auf den Thron von England zu erheben (1586). Burleigh und mit ihm die meisten Räthe Elisabeths ergriffen diese Verschwörung als eine gute Gelegenheit, um ihre Gebieterin und ihr Vaterland von der beständigen Furcht vor Maria's Intriguen zu befreien; er hatte von Anfang an zur Strenge gegen Maria gerathen, und er trug nun keinen Augenblick Bedenken, auf die Anklage ihrer Theilnahme an der Verschwörung den Antrag zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen sie, und wenn sie schuldig befunden werden sollte, zu ihrer Bestrafung nach der Strenge des Gesetzes zu gründen. Er war ein Mitglied der Commission, welche die Untersuchung gegen Maria führte; niemand drang mehr auf ihren Tod, und niemand freuete sich mehr über ihre am 7. Februar 1587 vollzogene Hinrichtung, als Burleigh. Er glaubte sein Vaterland von seiner gefährlichsten Feindin und von weitaussehenden Unruhen befreit zu haben, und man kann von seinem Standpunkte aus seinen Eifer in der Demüthigung und Verfolgung Maria's nicht anders als lobenswerth nennen, ohne darum Elisabeth selbst von dem Tadel freizusprechen, den ihr die Hinrichtung ihrer Nebenbuhlerin zugezogen hat. Denn Elisabeth hatte Rücksichten zu nehmen, welche ihr Statsminister nicht kante; er gab keiner andern Stimme Gehör, als der der Politik, und diese verlangte laut und dringend Maria's Tod.

Elisabeths willkürliche Regirung fand an Burleigh eine Stütze und von Seiten des zahmen und unterwürfigen Parlaments wenig Widerstand. Seit den Zeiten Heinrichs VII. hatten sich die Vorstellungen, welche man sich von der königlichen Gewalt machte, sehr verändert; Burleigh brachte in den Statsdienst keine andere Vorstellung mit, als daß die absolute königliche Gewalt die einzige rechtmäßige Quelle der Gesetze sei [4]). Der Einfluß des Parlaments auf die Angelegenheiten der Regirung war daher äußerst beschränkt. Elisabeth verbot dem Parlamente ausdrücklich, sich in Stats- oder Kirchensachen einzumischen; sie ließ fast bei jeder Sitzung einige vorlaute Mitglieder des Unterhauses, welche ihr Verbot zu übertreten wagten, ihnen zur Bestrafung und den übrigen zur Warnung einsperren. Selbst das wichtige Recht des Unterhauses, Subsidien zu bewilligen oder zu verweigern, suchte die Regirung zu umgehen, und Burleigh war reich an Erfindungen, um den königlichen Schatz zu füllen, ohne vorher vom Unterhause dazu ermächtigt zu seyn. Zu den Vorschlägen, die er in dieser Hinsicht machte, gehört zuerst die Erhebung einer allgemeinen auf das Volk gleichmäßig vertheilten Anleihe, und sodann die Einsetzung eines Gerichtshofes, der unter dem Vorwande, alle Misbräuche abzustellen (Court for the correction of all abuses), dem königlichen Schatze mehr einbringen sollte, als Heinrich VIII. mit der Einziehung der geistlichen Güter gewonnen habe. Eine Regirung, unter welcher ein verständiger und bei der Königin ebenso angesehener als bei dem Volke beliebter Minister solche Vorschläge machen durfte, konte nicht anders als im höchsten Grade willkürlich seyn. Die Gunst der Königin war daher auch hinreichend, um einen Minister sein ganzes Leben lang in seinem Amte zu erhalten. Burleigh genoß diese Gunst und behauptete sich in ihr trotz der Feindschaft, in welcher er mit Elisabeths Liebling, dem Grafen von Essex, lebte. Er erreichte im Besitz aller seiner Würden, die er noch mit ungeschwächten Kräften bekleidete, ein Alter von 78 Jahren, und trotz seinem hohen Alter ging sein Verlust der Königin sehr nahe. Burleigh starb am 4. August 1598. Auf seiner langen politischen Laufbahn hatte er sich durch Redlichkeit und Fleis ausgezeichnet, und Eigenschaften entwickelt, die zwar keineswegs ungewöhnlich, aber doch von einer Art waren, um seine Stellung mit Ehre für sich und mit Vortheil für den Stat auszufüllen [5]).

(*Fr. Lorentz.*)

CERVUS, *Linné* (Mammalia), Hirsch. Eine Säugethiergattung zu Linné's Ordnung Pecora gehörend, die Gattungen Cervulus *Blainville's*, Muntjaccus, Coassus, Capreolus, Dama, Tarandus und Achlis *Gray's* und Mazama *Rafinesque's*, welche alle nur unnöthiger Weise aufgestellt sind, umfassend. Sie gehört zu derjenigen Abtheilung der Ordnung, welche sich durch nicht hohle, nur aus Knochenmasse bestehende, nicht mit Horn überzogene Hörner auszeichnet, welche den Namen Geweihe bekommen haben. Illiger und andere nennen die Ordnung Bisulca, und nach demselben Systematiker gehört Cervus in die Familie Capreoli derselben.

Die Kennzeichen der Gattung sind folgende: in der untern Kinnlade stehen acht Schneidezähne, in der obern fehlen sie; die Eckzähne fehlen oder es sind nur in der obern Kinnlade zwei kleine, versteckte, sehr selten lang vorstehende vorhanden; zwischen den Schneidezähnen und den Mahlzähnen ist eine Zahnlücke. Backenzähne finden sich in der obern und untern Kinnlade, an jeder Seite sechs dicht an einander stehende, abgeschrägte, schmelzfaltige Mahlzähne. Die Schnauze ist in die Länge gezogen, und hat entweder ein nacktes Maul oder eine dergleichen Nasenkuppe. Vor und etwas unter den Augen stehen Thränenhöhlen, d. h., eine Öffnung in der Haut, welche einer Knochengrube entspricht, und Drüsen enthält, die eine fettige Materie, wie Ohrenschmalz, absondern. Auf dem Stirnbein stehen knochige, meist ästige Hörner, welche zu manchen Zeiten abgeworfen werden, und dem Weibchen meistentheils fehlen. Die Ohren sind von mittlerer Größe und zugespitzt; die Beine sind Gangbeine mit gespaltenem Huf und meistens mit zwei After-

4) *Strype*, Annal. Vol. IV. p. 234, 89. hat eine von Burleigh im Staterath gehaltene Rede mitgetheilt, in welcher das Projekt von der Einrichtung des Court for the correction of all abuses auseinander gesetzt wird. Es heißt darin unter andern, dieser neue Gerichtshof sollte verfahren as well by the direction and ordinary course of the laws, *as by virtue of her majestys supreme regiment and absolute power, from whence law proceeded.* Vergl Hume in dem Appendix zur Regirungsgeschichte Eilsabeths, hist. of Engl. Vol. V. p. 462.

5) *Th. Birch* Memoirs of the reign of Q. Elisabeth. Life of Burleigh, publ. by *Collins*.

Digitized by Google

klauen versehen. In den Weichen stehen vier Zitzen und der Schwanz ist sehr kurz, oder scheint ganz zu fehlen.

Die Hirsche sind Thiere, die im Allgemeinen sich auszeichnen durch ihren leichten Bau, durch die schönen Verhältnisse ihres Körpers, durch die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, durch ihre schmächtigen, hohen Beine, die nichtsdestoweniger die gehörige Kraft haben, durch ihren schlanken, schön gerundeten Körper, ihren langen Hals, der einen fein gebildeten Kopf mit einem gewissen Anstand trägt. Ihr Blick ist sanft, doch durchdringend und lebendig, sie zeigen sich in ihrem Wesen halbwild, durch ein Gemisch von Zutrauen und Furcht, ihre Haarbekleidung ist reinlich, glänzend und meist von, dem Auge gefälligen, Farben, kurz die Hirsche gehören zu den Thieren, welche die Natur begünstigt hat, und welche die Menschen vorzugsweise lieben.

Die Hirsche zeigen mehr als die meisten andern Säugethiergattungen solche Abänderungen, welche man durch die Ausdrücke Kakerlaken und Neger (Albinismus und Melanismus) zu bezeichnen pflegt. Dabei trit noch die Merkwürdigkeit ein, daß gegen die gewöhnliche Regel die Erscheinung weißer Spielarten mehr in den Äquatorialgegenden, als in den Nordländern statt findet. So erwähnt Humboldt in dem reizenden Gemälde, welches er von der Natur in den Tropenländern entworfen hat, ganz weißer Hirsche, welche er als Abänderungen von Cervus Mexicanus betrachtet, und die sich in den aparischen Llanos, nahe am Äquator, finden. Azora und Rengger gedenken solcher Albinos (siehe weiter unten bei den einzelnen Arten). In Schottland findet sich ein schwarzer Dammhirsch, den man bis jetzt als eine Abänderung des gemeinen Dammhirsches betrachtet, da er sich kaum durch etwas anders, als durch die Farbe, von dem letztern unterscheidet.

Unter den Kennzeichen der Gattung sind die Hörner das Merkwürdigste, und wir finden im Thierreiche nicht viele Erscheinungen, welche schwerer erklärbar sind, als dieses Wachsen einer freiwilligen Production, bei welcher man keinen Keim bemerkt, und welche doch so bestimmten und so genau begrenzten Gesetzen unterworfen ist.

Die Hörner des Hirsches, schon im gemeinen Sprachgebrauche und mehr noch in der Waidmannssprache Gehörne oder Geweihe genannt, fangen bei einem bestimmten Alter des Thieres an, sich zu entwickeln. Man bemerkt anfangs eine schwache Erhabenheit, welche mit Haut bedeckt ist, und in der sich eine Menge Gefäße verbreiten, denn man spürt eine bedeutende Wärme an derselben. Bald darauf dehnt sich diese Erhabenheit weiter aus, und theilt sich bei einigen Arten in mehre Zweige; zu einer gewissen Zeit hört die bis dahin statt gefundene Entwickelung auf, die Haut, welche das Geweihe bedeckt, verliert ihre Wärme, stirbt ab und wird trocken, und reißt endlich lappenförmig auseinander. Doch auch das Gehörne selbst ist nicht beständig, es fällt nach einiger Zeit wieder ab, und dabei verliert das Thier in der Regel etwas Blut, welches aus der Haut und dem Stirntheil, auf welchem das Geweih saß, austrit. Nach 24 Stunden, wenn das Thier übrigens kräftig ist, verharrscht die Wunde, die nun eine dünne Haut bedeckt, und man sieht, wie sofort das neue Geweih zu treiben anfängt; die Enden der Gefäße schwellen auf und besonders diejenigen, welche aus der Haut kommen, es bildet sich ein Wulst um die Wurzel, auf welcher das Geweih saß, dieser Wulst dehnt sich aus, wie ungefähr derjenige einer Baumrinde, die sich vernarben will; indessen diejenigen Gefäße, welche aus den Knochen kommen, Knochenmaterie abzusetzen aufhören. Bis dahin war die Entwickelung des Gehörns noch gleichförmig, und die Gefäße dehnten sich nur in einer bestimmten Richtung aus, welche bei jeder Art sich immer gleich bleibt, aber wenn das Geweih nun eine bestimmte Entwickelung erreicht hat, so theilen sich die Gefäße; einige derselben dreiten sich weiter in der frühern Richtung aus, andere uehmen eine andere an, welche jedoch immer gleichförmig bleibt, so lange kein besonderer Zufall dazu kommt. Die letztern, welche nur einen Zweig, die sogenannte Augensprosse, bilden, bleiben bald in ihrem Wachsthum stehen, die erstern aber entwickeln sich noch fortwährend, und von Stelle zu Stelle trennen sich wieder einige, um andere Sprossen zu bilden, bis endlich der ganze Wachsthumsvorgang aufhört, die Haut abermals abtrocknet, abfällt und auch das Gehörn zuletzt wieder einem andern Platz macht.

Man kennt den Ursprung der Kraft noch nicht genau, die gewisse Gefäße des Kopfs bestimmt, sich standhaft in bestimmten Richtungen zu entwickeln, welche die so sehr verschiedenen Gestalten der Hirschgeweihe bilden. Es ist das ein Zweig der Wissenschaft, den noch manche Dunkelheit deckt, und der zu aufmerksamen Beobachtungen auffodert. Leichter im Gegentheil erklärt sich auf sehr einleuchtende Weise das Abfallen des Geweihes oder das Abwerfen, wie es der Jäger zu nennen pflegt. In einer bestimmten Zeitperiode seines Wachsthums nämlich verdichtet sich der untere Theil des Gehörns dergestalt, daß die durchgehenden Gefäße so zusammengedrückt werden, daß sie das Gehörn nicht mehr ernähren können, welches hernach, als ein der Organisation gleichsam fremder Körper, von den lebenden Theilen abgestoßen wird. Diese Erscheinung stimmt also mit andern ähnlichen überein, und das Eigenthümliche dabei ist, daß die Stelle, wo die Abstoßung erfolgt, mit den Gesetzen des Wachsthums des Geweihes und mit seinem innersten Bau zusammenhängt.

Was das Wunderbare bei der Entwickelung der Hirschgeweihe noch steigert, das sind die unveränderlichen Formen desselben und die fest stehenden Gesetze, nach welchen die Entwickelung erfolgt. Wenn nämlich die Umstände dieselben sind, so zeigt das Geweih zweier Hirsche derselben Art gleiche Formen, und der Einfluß der, dieselben abändernden Ursachen fängt zuerst in denjenigen Theilen zu wirken an, welche von dem Kopfe am entferntesten sind; die äußerste Spitze des Geweihes unterliegt den meisten Abänderungen, und diese verschwinden immer mehr, je näher sie der Wurzel des Geweihes kommen. Deswegen gewähren auch diese untern Theile dem Zoologen die bestimmtesten Arten Kennzeichen, wie auch immer die obern Theile der Geweihe abändern mögen, und obgleich die Gewehe selbst diejenigen Theile des Thieres sind, auf welche sich am leichtesten ein künstlicher Einfluß

Digitized by Google

ausüben läßt. So wird z. B. ein schlecht genährter Hirsch immer nur ein schwaches und kleines Gehörne aufsetzen, ein krankes Individuum wird ein monströses Geweih hervorbringen, sei es, daß dieses blos hinsichtlich der Form oder der Masse noch von der gewöhnlichen Gestalt abweiche; die Castration hindert die Entwickelung gänzlich, und durch sie scheint die Quelle zerstört zu werden, aus welcher das Geweih entspringt. Eine Wunde, indem sie die Gefäße zerreißt, wird denselben eine andere Richtung geben, und auf diese Art wird man Sprossen an dem Geweihe an Stellen hervorbringen können, wo sonst keine zu wachsen pflegen, aber die letztern Wirkungen werden nur eine Ableitung der Substanzen seyn; denn wenn die Ursache der Formveränderungen des Geweihes nicht durch einen Überfluß von Materie entsteht, so ist es selten der Fall, daß die letztere sich auf eine ungewöhnliche Stelle begibt, ohne eine andere zu beeinträchtigen, und dies steht in wahrem Bezug mit den beiden Geweihstangen eines Hirsches. Wenn nämlich die der einen Seite durch einen übermäßigen Zufluß von Materie monströs wird, so trifft dieser Zufall die andere Stange aus Mangel, und in der Regel entstehen auf diese Weise alle verbildeten Geweihe. Auch das vorgerückte Alter des Thieres trägt zu den Monstrositäten der Geweihe bei, indem dann der Natur die Kraft zu völliger Entwickelung derselben fehlt.

Wie schon im Allgemeinen bemerkt wurde, steht das Wachsthum der Geweihe in enger Verbindung mit der Zeugungskraft. Geoffroy hat sich zuerst mit Lösung des „Wie?" des Wachsthums beschäftigt [1]). Er hat gezeigt, daß der innere Bau des Geweihes des Hirsches ganz dem des Stirnbeins gleicht, und nur eine Fortsetzung desselben ist, daß der Unterschied zwischen dem netzförmigen und dichten Knochengewebe nicht in der Natur begründet, sondern nur eine verschiedene Stufe der Verknöcherung ist, und daß diese Verknöcherung je nach den Arten verschieden ist, und daher das ganz dichte Geweih des Elenns und das Vorherrschen der netzförmigen Bildung beim Edelhiesch und der dichtern Bildung beim Damnhirsch, Reh und Rennthier kommt.

Der Einfluß, welchen der Zudrang der Säfte nach den Zeugungstheilen während der Brunft auf das Abwerfen des Geweihes hat, ist so augenscheinlich, daß in den Klimaten, wo der Geschlechtstrieb nicht in bestimmte Grenzen eingeengt ist, die Geweihe länger als ein Jahr bleiben, und daß die Castration ihnen ebenfalls Dauer gibt, auch daß diese, während des Wechsels des Geweihes bei dem Rennhirsch vorgenommen, das Wachsthum des Gehörnes nicht hindert, was doch bei andern Arten der Fall seyn soll. Aus diesem Zufluß der Säfte nach den Zeugungstheilen erklärt sich auch, warum dem Weibchen das Geweih fehlt. Bei ihnen dauert nämlich der Blutfluß nach den Zeugungstheilen beständig fort, und wenn die Brunft aufhört, so trit dagegen die Trächtigkeit und später das Säugen der Jungen, welches kaum vorüber ist, als auch schon wieder die Brunft von neuem eintrit, daher ein dauernder Zufluß der Säfte nach dem Kopfe nicht statt finden kann. Das Vorhandenseyn von Geweihen bei der Rennkuh spricht nicht gegen diese Regel, denn die Geweihe derselben sind viel kleiner, als die des Männchens. Was den Mechanismus des Wachsthums und des Abwerfens der Gehörne anlangt, so ist derselbe wol nicht von dem der Ausbildung und des Absterbens anderer Knochen verschieden. Das Zellgewebe des sich bildenden Knochens ist voll von Gefäßen, wie die Kolben (das junge Geweih) des Hirsches; der Bruch des einen, wie des andern verursacht eine Blutung oder Ergießung der darin enthaltenen Flüssigkeiten. In der Maße aber, da die kalkartige Materie sich absetzt, verengern sich die Gefäße, und so verschwinden im Alter die Adern der Knochen, welche bei Kindern so deutlich sind. Man kann der Einwirkung, welche die Kälte auf die Säfte übt, auch das Verhärten und Abwerfen des Geweihes nicht zuschreiben, wie wol geschehen ist, denn das Reh setzt mitten im Winter auf, und der Wechsel des Geweihes bei dem Edelhirsch verzögert sich, wenn die Kälte länger anhält. Das Reh, die einzige von den Hirscharten der nördlichen Gegenden, welche nur mit einem Weibchen lebt, und deren Geschlechtsliebe mehr eine zarte Neigung, als eine wilde Brunst zu nennen wäre, hat auch dienach ein Geweih, welches mit seiner Körpergröße in keinem Verhältniß steht, sowie die Arten heißer Länder, deren Brunft eben auch an keine bestimmte Zeit gebunden und daher ruhiger ist, und das Reh wechselt sein Gehörn im Herbste nach der Brunst, wie der Elennhirsch. Zwei Monate vor der Sonnenwende des Sommers in ihrer Heimath, oder gerade zu dieser Zeit, wechseln die Hirsche Amerika's ihr Geweih, doch ist bei ihnen dieser Wechsel überhaupt nicht an bestimmte Perioden gebunden, denn Azora sah an einem Tage drei Hirsche derselben Art, von welchen zwei ganz ausgebildete, der dritte nur ein halbwüchsiges Geweih hatten. Auch sagt dieser Schriftsteller, daß höchstens ein Drittheil der Männchen zugleich das Geweih wechseln.

Die Geweihe haben, je nach den Arten, eine geringere oder größere Ausdehnung, welche sich mit dem Alter vermindert. Sie entspringen aus verschiedenen Theilen der Stirnbeine und haben eine verschiedene Richtung. In diesen Beziehungen haben die Hirsche nichts besonders Ausgezeichnetes. Eine Art indessen, der Muntjack (Cervus Muntjac), ist durch die Verlängerung der Wurzel seiner Geweihe merkwürdig, welche, als zwei erhabene Rippen, schon am vordern Ende des Stirnbeins anfangen.

Die Haare mancher Hirsche zeigen besondere Eigenschaften, welche man, wenn auch in minderem Grade, bei allen Arten und vielleicht bei allen Wiederkauern antrifft. Sie haben nämlich weder die Elasticität, noch die Biegsamkeit, wie bei andern Thieren, und besonders, wie man sie bei den fleischfressenden und bei einigen Nagethieren antrifft, sondern sie sind zerbrechlich, fast wie trocknes Stroh, sitzen nur mittelst eines ganz dünnen Stiels, der mit ihrem Hauptdurchmesser in keinem Verhältniß steht, in der Haut, und gehen ganz leicht von dieser ab. Die meisten Hirsche haben

1) Memoires de la Société d'Histoire naturelle à Paris.

Digitized by Google

nur eine einzige Art von Haar [2]), und das ist glatt und dicht stehend, denn ihr Wollhaar ist in so geringer Quantität vorhanden, daß es ihnen keinen Schutz gegen die Kälte gewähren kann. Jedoch ist das Fell der Rennthiere mit einem dichten Wollpelze bedeckt, und der, welchen man an mehren Arten findet, läßt muthmaßen, daß er sich auch vollkommener erzeugen würde, wenn die Kälte die Organe dazu trieb. Die Verschiedenheit der Jahreszeit hat übrigens auf die Haarbekleidung großen Einfluß, besonders auf die Farbe derselben, welche im Sommer immer lebhafter und bunter ist. Die Hirsche aus heißen Ländern unterliegen diesen Veränderungen nicht, auch dann nicht, wenn sie an unser Klima sich bereits gewöhnt und schon mehre Jahre fortgepflanzt haben. Viele Arten sind ihr ganzes Leben hindurch, oder wenigstens in der Jugend, fleckig gezeichnet, und manchmal zeigen sich die Flecken nur in der heißen Jahreszeit ganz vollständig. Aber dieser Charakter unterliegt manchen Einflüßen; die schwarze Varietät des Dammhirsches hat die Flecken verloren, mit welchen diese Art sonst im Sommer gezeichnet ist, und ihre Jungen werden sogar ohne Auszeichnung geboren. Auch weiße Varietäten findet man häufig unter den Hirschen.

Die Mahl- und Schneidezähne der Hirsche gleichen denen anderer Wiederkauer, doch haben die Männchen einiger Arten in der obern Kinnlade Eckzähne, welche andern fehlen, ja bei dem Muntjack verlängern sich diese Zähne dergestalt, daß sie denen des Moschusthieres gleichen.

Die Organe der Bewegung zeigen bei den Hirschen nichts besonderes, was nicht auch bei den meisten Wiederkäuern sich wiederfände, und fast dasselbe gilt auch von den Sinnen. Die Füße der Hirsche haben vollkommen gespaltene Hufe. Die Pupille ist horizontal in die Länge gezogen, und der Gesichtssinn dieser Thiere scheint sehr gut zu seyn. Das Ohr ist groß und das Gehör vortrefflich. Ihre Zunge ist sehr weich, und sie sind leckerer in ihrer Nahrung, als das Rindvieh. Auch ihr Geruchsinn ist sehr fein, und sie machen beständig von demselben Gebrauch (sie winden, nach dem Jägerausdruck). Die mehrsten Arten haben eine nackte Schnauze, bei andern ist dieser Theil mit Haaren bedeckt. Die meisten Arten haben die schon in den Kennzeichen erwähnten Thränenhöhlen, aber sie zeigen sich nicht bei allen vollkommen ausgebildet, d. h. in Form einer taschenförmigen Höhle, sondern oft nur als eine Hautfalte, welche bei einzelnen Arten ebenfalls verschwindet. Die Stimme der Hirsche ist im Allgemeinen ein unangenehmes Schreien.

Die Organe der Fortpflanzung zeigen äußerlich nichts Besonderes. Bei dem Männchen befinden sich die Hoden in einem äußerlichen Sacke, und die Ruthe ist nach vorn gerichtet. Das weibliche Geschlechtsorgan hat ebenfalls nichts Ausgezeichnetes, und die Zitzen, an der Zahl vier, sitzen zwischen den Hinterbeinen. Das Weibchen bringt ein oder zwei Junge zur Welt, und zwar in den gemäßigten Klimaten im Frühjahr, weil die Brunst im Herbst statt findet, in den heißen Gegenden aber ist die Fortpflanzung dieser Thiere an keine bestimmte Zeit gebunden.

Die Hirsche sind nicht dumm und wissen sich sehr klug den ihnen drohenden Gefahren zu entziehen, weshalb die Jagd der meisten Arten vieles Interesse gewährt. Die Arten, deren Individuen einzeln leben, und besonders die Weibchen derselben, lassen sich bis auf einen gewissen Punkt zähmen, bleiben aber immer etwas mistrauisch. Die Arten dagegen, welche in Heerden beisammen leben, wie z. B. die Rennthiere, lassen sich zu vollständigen Hausthieren erziehen, was man als einen neuen Beweis dafür ansehen kann, daß nur diejenigen Thiere, welche im Zustande der vollkommenen Freiheit in Heerden beisammen leben, diejenigen sind, welche am leichtesten zu vollständigen Hausthieren werden.

Die Arten, welche bei dieser Gattung mehr als in irgend einer andern unter einander sehr ähnlich sind, entfernten doch in ihrem Grundtypus, als hinsichtlich ihres Vaterlandes aus. Und da die Grundtypen der ähnlichsten Arten ein sehr von einander entferntes Vaterland haben, so ist die Verschiedenheit ihres Ursprungs klar. Ein Paar Arten leben im Norden der alten und neuen Welt, mehre sind im nördlichen und südlichen Amerika einheimisch, vier finden sich in Europa und auf dem festen Lande von Asien, die meisten aber sind in Indien, im indischen China und auf den Inseln des südöstlichen Archipels von Asien einheimisch.

Einige Hirscharten leben in sumpfigen Wäldern, andere an den buschigen Ufern der Flüsse und des Meeres, die größte Anzahl aber lebt in Hochwäldern, ohne jedoch hoch auf dem Gebirge zu leben, mit Ausnahme des Rennthieres und einer noch unbestimmten Art, welche Humboldt im südlichen Amerika fand, welche, öfters weiß vorkommend, durch kein charakterisches Merkmal von dem gewöhnlichen Edelhirsch verschieden seyn, und auf den Anden bis auf eine Höhe von 2000 Toisen leben soll, wo der mexikanische Hirsch nicht höher als 7, bis 800 Toisen heraufgeht. Wo aber immer jede Art auch leben mag, so wählt sie durchaus nie eine andere Lage, wie die meisten Säugethiere überhaupt zu thun pflegen.

Die ziemlich zahlreichen Hirscharten hat man auf verschiedene Weise in Abtheilungen zu bringen gesucht, indem man sie theils nach der geographischen Verbreitung, theils nach den Geweihen eingetheilt hat, je nachdem diese rund oder breit gedrückt sind.

Blainville hat folgende Eintheilung gemacht:

1) die Geweihe aufsitzend, mehr oder weniger getheilt, ohne untere und mittlere Augensprossen in eine handförmige Spitze, welche nur auf der äußern Seite mit fingerähnlichen Sprossen versehen ist, auslaufend. Hieher gehören das Elennthier, der Riesenhirsch und andere.
2) Die Geweihe aufsitzend, mehr oder weniger getheilt, mit untern und mittlern Augensprossen versehen.
   a) Die Augensprossen glatt. Rennthiere.
   b) Nur die obern Augensprossen sind zusammengedrückt. Dammhirsche.

2) Die meisten Säugethiere haben ein längeres, seidenartiges und darunter auf der Haut ein kurzes Wollhaar.

Digitized by Google

5) Auffitzendes Gehörn mit untern und mittlern, runden Augensprossen. Eigentliche Hirsche.

4) Das Geweih auffitzend, veräſtelt, nur mit untern Augensprossen, die mittlern fehlen, die Endzacken einfach. Axishirsche.

6) Die Geweihe auffitzend, äſtig, nur mit mittler Augensprosse, die untern fehlen. Rehe.

6) Die Geweihe auffitzend, einfach, spießig. Spießhirsche.

7) Die Geweihe ſtehen auf einem langen knochigen Stiel, welcher vom Stirnbein ausgehet. Die Gattung Cervulus.

Wir wollen die Arten in der Reihe folgen laſſen, in welcher Fiſcher (Synopsis mammalium) ſie aufgezählt hat.

1) C. Alces, *Linné* (und der andern Schriftſteller — Alces, *Caesar* in bello gallico VI. c. 27. — Elan, *Büffon. Cuvier* ossemens fossiles IV. t. 4. f. 22—29. Geweihe. t. 6. f. 8. t. 5. f. 49. Schädel. Elk *Pennant*. Moose or Elk *Catesby*. Moose deer, *Pennant*. Original *Allamand*. — Brandt u. Ratzeburg, gekr. Darſtellung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen. I. t. 5.) Elen, Elenn, Elenthier, Elenhirſch, Elk, Elch. Gothiſch Ülgen, däniſch Elsdiur, norwegiſch Elg, Elsdyr, Ellgur, ſchwediſch Älg, polniſch und ruſſiſch Łoś, in Sibirien Sochat, lettiſch Bredis. —

Kennzeichen der Art [3]): Kopf groß, länger als der Hals, Oberlippe tief gefurcht, faſt viereckig, knorpelartig, über die Unterlippe vorragend. Fell dunkel, gelblich, grau und ſchwarzbraun melirt, mit bräunlichweiß. Männchen mit ſchaufelförmigem Geweih und langbehaartem Kehlſack. Kopf plump, dick, lang pyramidal, vor den Augen ſchmäler, nach der Schnauze zu aufgetrieben; Stirn zwiſchen dem Geweih und vor den Ohren hervorragend, vor dem Grunde der Geweihe vertieft. Schnauze der des Pferdes ähnlich, behaart; Naſe breit, behaart, mit ſeitlichen, gewundenen, vorn weiter als hinten offenen, großen Naſenlöchern; Oberlippe ſehr lang, dick, knorpelähnlich, faſt viereckig, in der Mitte mit einer ſehr tiefen Längsfurche, über die Unterlippe weit überragend. Im Unterkiefer acht ſtarke, meißelförmige Schneidezähne, die äußeren ſchiefſtehend. Oberkiefer ohne Schneidezähne. Eckzähne fehlen. In jedem Kiefer jederſeits ſechs ſchmelzfaltige, höckerige Backenzähne, deren vorderſter der kleinſte. Mundwinkel und Wangen auf der Innenfläche behaart. Thränengrube unbedeutend. Augen klein mit wagerechter Pupille; Iris ſchwarzbraun; Augenbrauenbögen ſtark hervorragend. Ohren eirundlänglich, zugeſpitzt, ½—1′ lang, ſchlotternd, behaart. Zunge ohne hornige Warzen. Hals dick, kürzer als der Kopf. Rücken am Vordertheil höher als am Hintertheil. Leib kurz und, zumal vorn, dick. Schwanz kurz. Brüſte an den Weichen mit vier Zitzen. Hoden in einem lang behaarten Sack. Beine hoch, weniger ſchlank als bei den Hirſchen. Klauen groß, tief geſpalten, an der Spitze mit dreieckigen, braunſchwarzen Hufen. Afterklauen ſchmäler, kürzer, weniger auswärts ſtehend und näher am Ballen [4]), als beim Hirſch. Fell ſehr dick. Unterhaar kurz, fein, braungrau; Oberhaar ſtarr, dick, etwas gedreht, theils ganz ſchwarzbraun oder gelblichbraun, theils graubraun mit ſchwarzen Spitzen, theils bräunlichweiß, theils am Grunde und unter der Spitze graubraun, und in der Mitte ſowie an der Spitze ſchwarzbraun. Die Färbung richtet ſich nach den Jahreszeiten; nach Wangenheim iſt von Ende Juni bis Ende September das Maul bis über die Naſenlöcher gelbbraun, das Innere des Ohrs und ein ſchmaler Ring um die Augen aſchgrau, die übrigen Theile des Körpers ſchwarzbraun, und die Innenſeite der Füße und der Unterbauch weißlichaſchgrau. Das vom Oktober bis Ende März herrſchende Winterhaar hat ein helleres Braun mit Grau, welches vom April bis Ende Juni dunkler wird [5]). Das mit dem Winterhaar bekleidete Exemplar des berliner Muſeums iſt der Hauptfarbe nach ſchwarzbraun mit gelblichgraubraun melirt, auf den Schultern, den Seiten des Körpers und des Halſes am hellſten, auf dem Vorderbauch am dunkelſten, die Hinter- und Innenſeite der Unterfüße und der Hinterbauch ſind bräunlichweiß, die Vorderſeite der Unterfüße und die Ohren aber graubraun. Schnauze, Oberſeite des Kopfes und Unterfüße kurz behaart, Wangen, Seiten des Halſes und Körpers längee, Unterbauch, Schwanz und Hinterſchenkel noch länger, und Kehle, Nacken und Vordertheil des Rückens am längſten behaart, daher die aufrichtbare Mähne. Einzelne längere Haare auf der Schnauze, um die Augenbrauen und Naſe. Die Kälber ſind ungefleckt, röthlichbraun. Die Länge eines ausgewachſenen Exemplars des berliner Muſeums von der Schnauze bis zum After 7′ 5″, Kopflänge 1′ 10″, Schwanzlänge 3″, Ohren 10″, Vorderfuß vom Ellbogen zur Handwurzel 1′ 4″; von der Handwurzel zur Klauenſpitze 1′ 11″; Hinterfuß vom Knie zur Ferſe 1′ 5″, von der Ferſe zur Klauenſpitze 2′ 3″, Höhe des Vordertheils 5′ 3″, Höhe des Hintertheils 5′ 2″. — Das Männchen (Elch- oder Elennhirſch, Elch-Ochs) trägt, ausgewachſen, ein Geweih, das zwei Äſte hat, deren jeder von einer kurzen, rundlichen, unterhalb mit vielen Knoten (Perlen, dies iſt der Jägerausdruck, und wir werden dieſe alle in Parentheſe ſetzen) beſetzten, auf einem kurzen Fortſatz des Stirnbeins (Roſenſtock) ſtehenden Baſis anfängt, und ſich ſchaufel- oder handförmig ausbreitet, faſt rechtwinklich vom Kopfe abgehend. Es iſt ſchwärzlich- oder gelblichbraun, und hat eine nach außen und etwas nach hinten gewendete convexe und eine nach vorn und etwas nach innen gewendete concave Fläche, und einen obern und vordern Rand, an dem ſich mehre rundliche pyramidale (4—14 und mehr) Zinken [6]) (Enden) finden. Auf den Flächen ſind aderig-äſtige Furchen, in denen die Bildungsgefäße des früher weichen Geweihes liefen. Starke

3) Wir folgen bei dem folgenden wörtlich Brandt und Ratzeburg, welche die beſte Zuſammenſtellung geliefert haben.

4) Daher berühren die Afterklauen im Laufe den Ballen, wodurch, wie beim Rennthiere, ein eigenthümliches Geklapper (Schellen) entſteht. 5) Nach Desmareſt (a. a. O. S. 431) gibt es eine ſchwarze Abart von 8—9′ Höhe. 6) Ein ſtarkes Geweih wiegt 28—40 Pfund, ja ſelbſt zuweilen, wie das im Hauſe der Hudſonsbay-Compagnie, 75 Pfund, welches 32″ und 13½″ breit iſt (Pennant überſ. v. Zimmermann. Thl. II. S. 20).

Digitized by Google

Hirsche werfen das Geweih vom December bis März, geringere vom April bis Mai ab, setzen von Juni bis Anfang August ein neues auf, und reinigen (fegen) es dann von der schwarzbraunen haarigen Haut (Bast), in der es sich bildet [7]), die sie nicht verzehren, wie die Edelhirsche.

Außer dem Geweih unterscheidet sich das Männchen vom schlankeren Weibchen (Elennkuh, Elch oder Elennthier) durch ansehnlichere Größe, Plumpheit, eine stärkere Mähne und durch einen kleinen unter der Kehle befindlichen Auswuchs, wovon ein Büschel langer Haare herabhängt, welches erst bei den dreijährigen Männchen entsteht, bei ganz alten oft schwindet (Wangenheim).

Der Schädel ist, besonders über den Augenhöhlenrändern, breiter als beim Edelhirsch. Die Oberkiefer denen der Kuh mehr ähnlich; sie sind vorn niedriger, in der Mitte höher, und treten gewölbter nach außen als beim Hirsch. Die Zwischenkiefer sind länger, aber schmaler, als bei letzterem; die Nasenbeine dagegen viel kürzer, aber breiter, und die Thränengrube unbedeutender. Die Stirnbeine haben neben der Mitte ihrer Naht eine tiefere Grube, und der Knochenkamm, der sich von den Rändern der Stirnnaht erhebt, und bei der Kuh fehlt, ist bedeutender als beim Edelhirsch. Die Scheitelbeine dachen sich beim Elenn seitlich flach, nicht gewölbt, ab, deshalb erscheint der Schädel hinten schmäler. Die Knochenleiste auf der Unterfläche des knöchernen Gehörganges ist, sowie der auf dem Hinterhauptsbeine befindliche Knochenkamm, bedeutender als beim Edelhirsch. Die Halswirbel gleichen an Gestalt, Länge und Zahl mehr denen der Kuh. Die Dornfortsätze der neun ersten Rückenwirbel sind viel länger. Die übrigen Knochen im Wesentlichen wie beim Edelhirsch, nur erscheinen die Körper der Wirbel kürzer, die Knochen überhaupt stärker und die der Extremitäten länger. Über Anatomie der Weichtheile, die denen des Rindes sehr ähnlich, nur Einiges aus Perrault und Pallas Entlehnte: Hebemuskeln der Oberlippe stark; Lunge vierlappig (Pallas) oder siebenlappig (Perrault); Leber ungelappt, sehr stark, platt, flach. Keine Gallenblase. Darmkanal, wie beim Rinde. Vier Magen, die denen des Rindes ähnlich. Krummdarm gegen das Ende noch einmal so dick, als der Grimmdarm. — Die Zirbeldrüse sehr groß, kegelförmig. Geruchsnervenwurzeln sehr stark, bedeutender als bei irgend einem Thiere [8]). — Auch beim Elenn finden sich Haarballen.

In seinem Benehmen ist das Elch dumm und friedlich; es thut niemandem etwas, außer wenn es gereizt ist, oder zur Brunftzeit; dann sträubt es die Mähne, geht auf seinen Feind los, stößt ihn mit dem Geweih nieder und trit ihn todt (Pennant). Gesicht und Gehör sind vortrefflich ausgebildet; hört es ein Geräusch, so flieht es erst, wenn es die Ursache desselben sieht. Sein Gang ist ein schaukelnder Trott, da es, wegen der hohen Vorderläufte, nicht so bedeutende Sätze, wie der Edelhirsch, thun kann; dennoch aber versteht es mit den Vorderfüßen, die es sehr hoch aufhebt, weit auszugreifen und selbst über fünf Fuß hohe Gegenstände zu setzen, so daß es täglich funfzig Meilen machen kann. Setzt der Elchhirsch durch ein Gehölz, so hält er, um das Verwikkeln des Geweihes zu verhüten, den Kopf wagerecht, knickt aber die kleinern Zweige (macht das Himmelszeichen). Sehr geschickt kommt es auch über grundlose Brüche, indem es sich auf die Seite wirft, die Läufte zusammenzieht, und sich auf diese Weise, gleichsam rudernd, über Stellen schnellt, die nicht einmal Hunde tragen. Auch schwimmt es, wie die Edelhirsche, gut. Es nährt (äst) sich gewöhnlich von Schößlingen der Laub- und Nadelhölzer, namentlich von Pappeln, Ebereschen, kleinern Sträuchern, Baumrinden, Gräsern, Kräutern, auch von reifendem Getreide. In Europa und Asien liebt es die Ringelblume (Caltha palustris) (Wangenheim) und die Schwaden (Festuca fluitans) (Pallas), und in Nordamerika den Stinkbaum (Anagyris foetida) (Pen) vorzüglich; zur Brunftzeit aber soll es den Parst (Ledum palustre) vorziehen. Seiner hohen Beine und des kurzen Halses wegen kann es nur unbequem an der Erde weiden, und nährt sich daher meist von Zweigen und Rinden junger Bäume, die es mit den scharfen Schneidezähnen, zum Schaden des Forstes, geschickt abschält. Will es aber an der Erde weiden, so zieht es die Vorderläufte zurück, und bringt so das Maul hinunter. In besuchten Gegenden weidet es nur bei Nacht. Wenn es gesättigt ist, legt es sich, käuet wieder und steht auf wie der Hirsch. Brüche und Moore mit Laubholz, in deren Nähe sich fließendes Wasser befindet, worin es sich im Sommer bis zur Schnauze untertaucht, liebt es vorzüglich. Es hält sich in einzelnen Familien und Rudeln an gewissen Standorten, die nur verlassen werden, wenn man es jagt. Beim Eintrit der Setzzeit trennen sich die erwachsenen Hirsche von dem Rudel, und ziehen sich, wegen ihres noch weichen Geweihes, bis zur Brunftzeit in weniger bewachsene Brüche. Die Brunft dauert von Ende August bis Ende September. Es ziehen sich beim Eintrit derselben mehre Familien in Rudel zusammen, wozu sich dann auch die Hirsche gesellen, welche aber nicht so feist wie die Edel- und Dammhirsche werden. Ein Hirsch sucht mehre Thiere auf und kämpft deshalb mit seinem Geweih, das zuweilen beim Kampfe abbricht, mit andern Hirschen. Das Brunften, wobei er wie der Ochse sich benimt und wie der Dammhirsch schreit, geschieht oft zwei oder drei Mal in einer Stunde in größter Eile. Da das Äsen vergessen wird, so magern die Hirsche während der Brunft sehr ab, selbst die, welche nicht Weibchen bekamen, denn sie irren wüthend und unruhig umher. Die Kälber und nicht brunftenden Schmalthiere halten sich dann etwas entfernt von der Mutter, schließen sich ihr aber nachher wieder an. Neun Monate nach der Begattung, von der Mitte des Mai bis Ende Juni, setzen die jungen, erstgebährenden Thiere ein, die ältern alljährig zwei, selten drei Kälber in dunkle einsame Brüche, und lecken die geborenen Kälber, die ihnen nach drei bis vier Tagen folgen.

7) Die Geweihbildung unterscheidet sich von der des Hirsches dadurch, daß die Zinken aus einem keulenförmigen Stumpf nur allmälig hervorsprossen (Pallas Zoogr. p. 203.). 8) Die ältern Schriftsteller (z. B. Pausanias l. IX. p. 572) legten dem Elenn einen scharfen Geruch be , wovon Wangenheim (a. a. O.) und andere das Gegentheil sagen. Herr Professor von Bär in Königsberg, der (s. Isis 1826. Heft 8. S. 809) eine Monographie vom Elenn versprochen wird vielleicht diesen fraglichen Punkt aufhellen.

Digitized by Google

Die Jungen wachsen sehr schnell, und müssen daher bald knieend oder auf dem Rücken liegend saugen, welches, bis die Mutter wieder trächtig ist, geschieht. Die Jungen brunften meist erst im dritten Jahre. Im ersten heißen sie (etwa 20 bis 25 Pfund schwer) Kälber; im zweiten (die weiblichen Thiere) Schmaltbiere; im dritten fertige, im vierten alte Thiere [9]). Die Männchen bekommen schon im September die Rosenstöcke. Im zweiten Jahre wächst ihnen ein etwa 1 Fuß langer Spieß, daher der Name Spießer. Im dritten Jahre entstehen Gabeln (sie werden Gabelhirsche), oder sie bleiben Spießer. Im vierten bekommt das Geweih meist sechs Enden. Im fünften sind sie ausgewachsen und es bilden sich Schaufeln, die mit den Jahren, doch nicht nach festen Gesetzen, so daß man das Alter des Thieres darnach bestimmen könnte, an Größe und Enden zunehmen. Man nennt sie (spricht sie an) nach der Stärke desselben, stärkere oder geringere Schaufler. Ein unausgeweideter, ausgewachsener Hirsch wiegt 5 bis 7 Centner. — Sie werden nicht über 15 bis 18 Jahre alt. —

Das Elennthier bewohnt große Länderstriche der nördlichen Erde. In Europa geht es vom 54—65°, in Asien südlicher und in Amerika vom 37—60° n. B. In Europa findet man es in Norwegen, Schweden, Lappland, Finnland, Karelien, Ingermannland, Polen, Lithauen, Preußen und in Rußland vom weißen Meere bis zum Kaukasus. In Asien hält es sich in Sibirien und in der Tatarei, östlich bis zur Kovyma und dem penschinschkischen Meerbusen, und südlich noch in den Waldungen am Altai, Baikal, den sajanischen Gebirgen und am Ud. In Amerika sind Virginien, Neuengland, Neufrankreich, Neuschottland, Neubraunschweig, die Insel Kap Breton, Canada, das Land um die großen Seen bis zur Hudsonsbai sein Vaterland [10]). — Ehedem gab es in ganz Teutschland, wo sie noch 1025 waren, und auch in Frankreich Elennthiere. Bei zunehmender Kultur aber zogen sie sich mehr noch Norden.

Die alten Preußen sollen das Elenn göttlich verehrt haben. Die nordamerikanischen Wilden fabeln von einem großen unverwundbaren Elennthiere. Auch die Römer dichteten ihm manches an. Außer der Rinderpest leidet es oft an Durchfall, und wird von einer großen Zahl Insekten und einer jedoch nicht eigenen Art Bremse (Oestrus) gepeinigt. Der Bär, der Luchs, der Vielfraß, besonders der Wolf, sind seine natürlichen Feinde. Daß es sich die Epilepsie vertreibe, indem es mit den Klauen sich hinter den Ohren kratze, ist Fabel. Man jagt das Elenn auf verschiedene Weise, und namentlich jagen es die amerikanischen Völkerschaften anders, als den Edelhirsch. Sonst fing man in Preußen, wie noch jetzt in Rußland, in Gruben Elche lebendig, und brachte sie in Königsberg mit Bären, Wölfen und Auerochsen auf den Kampfplatz. Man benutzt vom Elenn, das in einigen Gegenden gezähmt heerdenweise vorkommen soll, obgleich nach Wangenheim Zähmungsversuche in Preußen mißglückten, das sanfte leichte Fell, welches man den Hirschhäuten vorzieht, und zu Kleidungsstücken und allerhand Hausgeräthe anwendet. Daher macht es einen bedeutenden Handelsartikel, ja einige russisch-asiatische Völkerschaften, welche, wie die Nordamerikaner, eigene Zubereitungsarten haben, entrichten Elennhäute als Abgabe. Die Haare werden zum Polstern angewendet. Das dem der Hirsche ähnliche Fleisch schmeckt, zumal von den Jungen, sehr gut, und wird geräuchert und eingesalzen. Die geräucherten Keulen, die Zunge, Ohren, die Kolben und besonders das markähnliche Maul gelten für Leckerbissen. Die Knochen sind, da sie nicht gelb werden, wie das Fett sehr brauchbar. Aus den Hufen drehete man sonst Ringe und Amulete, die man, wie das Pulver derselben, irrigerweise, vermuthlich durch jene Fabel veranlaßt, gegen Fallsucht anpries.

In unsern Zeiten sind wol, in Europa wenigstens, nur noch seine Geweihe, die wie die Hirschgeweihe angewendet werden können, und von der Pharmacop. Fennica p. 6. vorgeschrieben werden, für die Arzneikunde von Wichtigkeit. Die Elennklauen, sonst ein berühmtes Mittel gegen Epilepsie, sind außer Gebrauch, doch ist es eine auffallende Erscheinung, daß eine Somnambüle von ihrer Berührung krampfhafte Zufälle bekam (s. Körner, die Seherin von Prevorst).

2) C. giganteus, Goldfuß (in nova acta Academ. nat. rar. X. t. 39, 42, B. — C. hibernus, *Desmarest* Mammalogie p. 446, 685. — C. megaceros, *Hart.*, Annales des Scienc. nat. XV. c. icon. — Übersetzung einer eigenen Abhandlung zu Dublin. 1828. 8. mit 2 Taf. in Fol. erschienen. — Daraus in meinem Archiv der Naturgeschichte I, 302. mit Abb. — Cerf à bois gigantesques, *Cuvier*, Ossanens fossiles IV, t. 5. f. 1. 2. 4. 6. (Geweih); t. 6. f. 5, t. 7. f. 1. 4. (Schädel); t. 8. f. 1. (Skelett). — Fossil Elk of Ireland, *Molineux* philosophical Transactions, nr. 227. — *Kelly* ib. nr. 394. — *Knowlton* ib. nr. 479.), der Riesenhirsch, — Irländische fossile Dammhirsch.

Kennzeichen: nur fossil; die Geweihe unverhältnißmäßig weit ausgespannt, oben handförmig, die Schaufel höchstens mit neun Zinken, eine einfache oder gabelige Augensprosse nach vorn und oben gebogen; die Eckzähne fehlen.

In Irland finden sich die Knochen dieser Art in so vielen Gegenden der Insel, daß es sogar wenig Landleute gibt, welche sie nicht, theils aus eigener Ansicht, theils durch die ihnen von andern darüber mitgetheilten Nachrichten kennen, und mit dem Namen „Geweihe vom alten Dammhirsch" belegen; ja in manchen Distrikten werden sie so häufig gefunden, daß man sie gar nicht mehr als Gegenstände, welche einer besondern Beachtung werth, betrachtet, sondern sie als unnütze Dinge auf die Seite wirft, oder zu geringfügigem ökonomischem Gebrauche verwendet.

Der irländische Chirurg John Hart, welchem wir die nachfolgende genaue Beschreibung des vollstän-

9) Unter diesen alten giebt es auch, wie beim Rhadvich, gelte oder göste, die über vier Jahre sind, ohne befruchtet worden zu seyn, oder ein Jahr überspringen, oder die an den Zeugungstheilen gelitten haben. 10) Wenn nicht die amerikanischen Elenne oder ein Theil derselben specifisch verschieden ist?

Digitized by Google

digsten und schönsten Skelettes dieser Hirschart verdanken, hat sich jedoch vergebens Mühe gegeben, die Zeit zu ermitteln, in welcher diese Thierreste zum ersten Male aufgefunden wurden. Da sie meist in Mergellagern vorkommen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie die Aufmerksamkeit erst dann auf sich zogen, als jene Gebirgsart bei fortschreitender Ausbildung der Landwirthschaft zur Verbesserung der Ländereien gesucht ward. Man kann sich wol leicht das Erstaunen derjenigen vorstellen, welche zuerst Geweihe von solcher Größe und einer so fremdartigen Bildung auffanden. Bald erhielten diese deshalb einen Platz in den Sälen der benachbarten Schlösser, wo die Verschiedenheit zwischen ihnen und den gewöhnlichen Dammhirschgeweihen sie zu dem Rang höchst merkwürdiger Verzierungen erhob. Hiedurch wird ein Überblick der großen Menge auf diese Weise aufbewahrter Geweihe möglich.

Die übrigen Knochen des Thieres, obgleich von bedeutender Größe, schienen jedoch hinsichtlich dieser den gewöhnlichen Beobachtern so weit hinter den Geweihen zurückzustehen, daß man sie fast keiner Aufmerksamkeit würdigte. Dieser Umstand kann nur dann auffallend erscheinen, wenn man nicht bedenkt, daß sich damals nur wenige, und auch diese meist nur oberflächlich und im Allgemeinen mit der vergleichenden Anatomie beschäftigten. Deshalb machte sich auch wol niemand einen richtigen Begriff von der ungeheuern Größe des Thieres, dem diese Knochen angehörten, und eben so wenig von der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit derselben hinsichtlich der Knochen verwandter Thierarten.

Nur erst mit den Fortschritten der Wissenschaft ward auch ein höheres Interesse für diesen Gegenstand rege, und jeder, welcher Theil an demselben nahm, hegte den Wunsch der Auffindung eines ganzen Skeletts. Das erste einigermaßen vollständige Exemplar eines solchen ward auf der Insel Man gefunden und dem Museum der Universität Edinburg durch den Grafen Athol übergeben. Zu derselben Zeit wurden eine große Menge Knochen in der Grafschaft Down entdeckt, und durch den Bischof von Dromore in das Museum des Dreieinigkeits-Collegiums geliefert. Auf Verlangen des Dr. Nokus, Professor der Naturgeschichte an der Universität, stellte Hart im J. 1803 diese Knochen zu einem, wiewol noch sehr unvollständigen Skelette zusammen, um durch den Anblick desselben zur Vervollständigung, sowie überhaupt zu weiterer sorgfältiger Nachforschung über den Gegenstand aufzufodern.

Wirklich hatte diese Maßregel schon günstigen Erfolg gehabt, als William Wray Manusell der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Dublin ein herrliches, vollständig und vollkommen erhaltenes Skelett übersandte, welches Hart mit der größten Sorgfalt aufstellte, und das nun eine der ersten Zierden des dortigen Museums ausmacht.

Der Einsender gab zugleich dem Vicepräsidenten Knox Nachricht über die Lagerungsverhältnisse dieser Thierreste, woraus wir folgendes mittheilen:

Viele interessante Betrachtungen knüpfen sich an die Entdeckung dieser fossilen Thierreste, und eine der ersten ist wol die, auf welche Weise diese Thiere untergegangen und wie ihre Knochen sich erhalten haben mögen. Manusell ist der Meinung, daß diese Thiere durch eine allgemeine Wasserfluth auf den Anhöhen überrascht worden sind, wohin sie sich während des Anschwellens der Gewässer geflüchtet hatten, und daß sie von da bei dem Zurücktreten der Gewässer heradgeschwemmt wurden. Die Bewegung des Wassers mag die Verstreuung der Knochen veranlaßt haben, deren Gelenkbänder aufgelöst waren, und der im Wasser aufgelöste Muschelmergel, der sie später bedeckte, war wol hinreichend, sie gegen die Einwirkung der Atmosphäre so zu verwahren, daß sie ebenso vollständig, wie sie erscheinen, erhalten worden sind. Diese Ansicht wird noch mehr durch die Lage des Thales, in welchem sich diese Reste finden, und der benachbarten Hügel bestätigt. Das Thal hält ungefähr zwanzig Morgen urbares Land, und der Boden besteht in einer, etwa einen Fuß dicken Torfschicht. Unmittelbar unter dieser liegt eine Lage Muschelmergel (Muschelkalk?), welche 1½ bis 2½ Fuß dick ist. Er enthält Süßwasserconchylien, welche außer ihrer Gestalt sogar die Farbe behalten haben. Unter diesem Mergel liegt ein hellblauer Thon, der ein sehr starkes Lager bilden muß, denn man konnte einen 12 Fuß langen Eisenstab ganz, ohne Widerstand, hineinstoßen. Der größere Theil der Köpfe und Knochen, an der Zahl acht, wurden in dem Mergel gefunden, einige schienen indessen blos auf dem Thone zu liegen und von dem Mergel bedeckt zu seyn. Die Knochen lagen so zerstreut, daß es unmöglich war, zu bestimmen, welche einem und dem nämlichen Skelette angehörten. An manchen Stellen lagen sie mehre Fuß weit von einander entfernt, und man fand nicht zwei neben einander. Oft lagen sie ganz sonderbar bei einander; an einer Stelle z. B. fand man zwei Köpfe, deren Geweihe in einander steckten, und unmittelbar darunter ein großes Schulterblatt. An einer andern Stelle fand sich ein ungeheurer Kopf, aber trotz aller Nachforschungen fand sich vom Skelette auch nicht eine Spur, und so fanden sich auch wieder Kinnladen, aber ohne Kopf. Es ist also wahrscheinlich, daß die Einwirkung irgend einer Ursache die Knochen auf diese Weise zerstreute, und daß erst nach ihrer Zerstreuung die sie bedeckenden Schichten sich bildeten.

Die Hügel, welche das in Rede stehende Thal umgeben, bestehen aus Kalkstein, der mit einer guten Erdschicht von verschiedener Dicke bedeckt ist. Einer derselben, dessen Basis ungefähr 30 Morgen Landes bedeckt, erhebt sich mitten in dem Thale. Die Wände desselben sind sehr steil, ja an einer Seite vollkommen senkrecht, und bestehen ganz aus Kalkstein. Seine Oberfläche besteht sowol aus Kalkstein, als aus Erde; an der entgegengesetzten Seite läuft er flacher ab, und die Erdfläche ist dicker. An andern Stellen erhebt sich das Land um 20 bis 30 Fuß über den Boden, und ist mit einer dünnen Erdschicht bedeckt, unter welcher unmittelbar ein Kieslager von sehr hartem Kalkstein sich befindet. Dies ist der allgemeine Charakter der Umgebungen, mit Ausnahme derjenigen, welche von Kalkstein gebildet werden, und der von Corkaß, welche offenbar aufgeschwemmtes Land sind. Wenn nach der Meinung Einiger die Zerstö-

Digitized by Google

rung dieser Thiere Folge einer Überschwemmung gewesen wäre, so werden sie wahrscheinlich die Höhen gesucht und da ihren Tod gefunden haben, in welchem Falle man ihre Reste auch da finden mußte, um so mehr, als auf der einen Höhe sich eine Fläche von 6 bis 7 Morgen findet. Nun haben sich zwar allerdings Knochenreste auch auf den Höhen gefunden, da sie aber da blos von einer ganz schwachen Erdschicht, die kaum hinreicht, als Grab für einen kleinen Hund zu dienen, bedeckt sind, so geht daraus hervor, daß sie früher der Luft ganz ausgesetzt waren. Wäre aber dies der Fall gewesen, so würden sie ganz zersetzt und mit der Erde, welche man noch jetzt auf den Höhen findet, vermengt seien. Diese Bemerkung leidet auch auf den Kalkkies Anwendung, der ebenso wenig, als der Boden der Höhen, zur Erhaltung der Knochen geeignet ist.

Noch muß bemerkt werden, daß die acht aufgefundenen Köpfe Geweihe hatten, und Manusell ist der Meinung, daß nach vorhandenen Verschiedenheiten auch die Weibchen dieser Hirschart mit Geweihen versehen waren. So weit Manusell. —

Das erwähnte schöne Skelett im Museum der königlichen Akademie zu Dublin ist hinsichtlich aller Knochen, welche seine äußere Form bestimmen, vollständig. Die Beschreibung desselben mag mit dem Geweihe beginnen, als dem merkwürdigsten Theile desselben.

Die Wurzel des Geweihes ist der Theil, welcher unmittelbar mit dem Stirnbeine in Verbindung steht und der nie abgeworfen wird. Sie ist glatt, braun, 1½ Zoll lang, und mißt im Umfange 2¾ Zoll. Beim Leben wird sie, wie bei andern Arten, mit Haut bedeckt gewesen seyn. Die sogenannte Rose, der Rosenstock oder derjenige Theil, welcher den abfallenden von dem stehen bleibenden trennt, besteht aus einer Schnur kleiner, weißer, harter, perlförmiger Erhöhungen.

Die Stange, d. h. der Hauptheil des Geweihes, ist bogenförmig nach außen gerichtet, und biegt sich zugleich nach hinten nieder. Dieser Theil ist, sowie die Wurzel, fast cylindrisch, und beträgt ungefähr den vierten Theil der ganzen Länge des Geweihes. Er verläuft flach in die Schaufel, den dritten Theil, welcher im Querdurchmesser 2 Fuß 10 Zoll hält. Wo diese ihren Anfang nimt, bildet das Geweih eine Art Knoten, welcher der Schaufel ihre Richtung gibt. Die vordere Schaufelfläche ist gewölbt und nach außen gerichtet, die hintere ist muldenförmig und der der andern Stange zugewendet. Dies ist die Stellung des Geweihes, wenn der Kopf die Lage hat, in welcher ihn das lebende Thier zu tragen pflegt.

Zinken zeigen sich zwei an der eigentlichen Stange des Geweihes. Die Augensprosse kommt unmittelbar aus der Wurzel des Geweihes, und nimt seine Richtung nach vorn und unten, oberhalb der Augenkreise. Bei dem Exemplar des Dubliner Museums ist diese Augensprosse an der Spitze getheilt.

Die zweite Augensprosse zeigt sich bei demselben Exemplar als eine breite Fläche, welche nach oben gewölbt, vorn getheilt ist und horizontal steht, ein Bau, der bei 40 andern Exemplaren nicht beobachtet wurde, und den auch keine der bisher von solchen Geweihen gelieferten Abbildungen zeigt.

Vor der Stelle, wo die Stange in die Schaufel übergeht, entspringt aus jener ein anderer Zinke. Er hat eine Richtung nach hinten, parallel mit der andern Stange. Das untere Ende der Schaufel breitet sich sodann nach hinten und außen aus, ist stumpf und dick, 2 Fuß 6 Zoll lang. Aus den äußern und innern Seiten der Schaufeln treten 6 lange, spitzige Zinken hervor, und die Gesamtzahl aller Zinken ist 22.

Die Geweihe haben eine helle Farbe, der des Mergels, in dem sie gefunden werden, ähnlich. Sie sind rauh und mit verzweigten tiefen Streifen gezeichnet, welche wol die Stellen andeuten, in welchen die Adern liefen, welche zur Ernährung des Geweihes dienten. Das letztere wiegt mit dem Kopfe 80 Pfund. Die Entfernung zwischen den beiden entgegengesetzten Enden beträgt, in gerader Linie gemessen, 8 Fuß 5 Zoll pariser Maß.

Was den Schädel betrifft, so steht auf der Stirne eine Erhabenheit, welche sich zwischen die Wurzeln des Geweihes zieht. Bis an diese Stelle, zwischen den Augenbogen und der Nasenwurzel, ist der Schädel flach. Oberhalb der Augenbogen liegt vor jeder Stange eine Vertiefung, in welcher die Öffnung für den Durchgang der zu den Geweihen laufenden Ader der Größe von jenen entspricht. Unterhalb der Augenhöhlen ist die Thränengrube; die Öffnung, welche der allen Dammhirschen fehlende Knochen bildet, ist bei dieser Art kleiner, als bei irgend einer andern.

Unterhalb der Augenhöhlen wird der Kopf auf ein Mal schmal, und die obern Theile der Nasenknochen ziehen sich zusammen und haben an jeder Seite an der tiefsten Stelle des unter dem Augenhöhlenrande stehenden Loches eine Vertiefung. Die Öffnung der Nasenhöhlen ist eiförmig, 5 Zoll lang und drei Zoll breit. Vom Geweih bis an den Hinterhauptsstachel mißt der Schädel 3 Zoll. Die größte Breite des Hinterhaupts ist 8 Zoll.

Die Zähne gleichen denen der andern verwandten Wiederkauer. Die Schneidezähne fehlen, von den Eckzähnen findet sich keine Spur; die Mahlzähne sind nicht sehr abgenutzt, und es sind derselben 24 vorhanden.

Das Skelett mißt von der Nasenspitze bis ans Schwanzende 10 Fuß 10 Zoll. Die Wirbelsäule besteht aus 26 Wirbeln, von denen 7 zum Hals, 13 zum Rücken, 6 zu den Lenden gehören. Die Halswirbel sind viel länger als die andern, und die Stachelfortsätze der Rückenwirbel sind 1 Fuß lang. Es ist begreiflich, wie nothwendig eine solche Entwickelung dieser Knochen war, wenn man bedenkt, welche Masse kräftiger Bänder und Muskeln erforderlich war, um den ungeheuern Kopf zu tragen.

Die Extremitäten entsprechen dem übrigen Bau, und zeigen zugleich eine kräftige und doch leichte Bildung [11]).

11) Maß des Skeletes: Länge des Kopfes 1 Fuß 8½ Zoll, Breite zwischen den Augen 10½ Zoll, Breite des Hinterkopfs 8 Zoll, Durchmesser der Augenhöhlen 2¾ Zoll, Abstand der Augenhöhlenlänge 7 Zoll, der Processus alveolares am Oberkiefer 6 Zoll, Länge des Unterkiefers 1 Fuß 5½ Zoll, Durchmesser des Hinterhauptknochens 2 Zoll. — Geweihe. Abstand der Enden über dem Schädel gemessen 11 Fuß 10 Zoll, in gerader Querlinie 9 Fuß

Digitized by Google

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist die vollkommene Erhaltung der Knochen, welche so weit geht, daß man genau noch alle Stellen zu unterscheiden vermag, wo die weichen Theile ansaßen. Sie unterscheiden sich von denen eines durch Maceration bereiteten Skelettes, nur durch größere Schwere, mehr Härte, eine braune Oberfläche und, mit Ausnahme der Geweihe, einen Glanz, der von dem noch vorhandenen Periosteum herrührt.

Das Vorhandenseyn von Fett oder Fettwachs in der Röhre eines Knochens, welchen Manusell besitzt, ist schwer zu erklären, da diese Erscheinung nur einmal vorkam, und man in den Lagerungsverhältnissen dieses Knochens nichts Abweichendes bemerkte. Andere hohle Knochen enthielten in ihrem Innern nichts, als eine schwarze thierische Substanz.

Nach Stokes enthielt eine Rippe

thierischen Stoff	42, 87
Phosphate mit einigen Fluaten . .	43, 45
kohlensauern Kalk	9, 14
Oxyde	1, 02
Kieselerde	1, 14
Wasser und Verlust	2, 38.

J. Apjohn fand, daß die Gallerte sich nicht sehr verändert hatte.

Bevor Cuvier über diese Knochen geschrieben hat, hielt man es für wahrscheinlich, daß sie einer Damm- oder Elennhirschart des nördlichen Amerika's angehört haben möchten, eine Meinung, welche zuerst der Dr. Thomas Molyneux im Jahre 1697 aufstellte. Diese Ansicht mochte durch die übertriebene Beschreibung veranlaßt seyn, welche Josselyn in den von ihm im Jahr 1674 herausgegebenen Reisen nach Neuengland von dem letztern Thiere lieferte, nach welcher dieser Hirsch manchmal 12 Fuß hoch, und sein Geweih 2 Klaftern breit werden sollte. Jener aber nahm diese Meinung um so lieber an, als sie ihm zur Bestätigung seiner Theorie, daß Irland sonst mit dem Continente von Amerika zusammengehangen habe, höchst willkommen war.

Die Versicherungen des gedachten Reisenden sind aber durch spätere Entdeckungen keineswegs bestätigt worden, vielmehr haben diese nachgewiesen, daß die drei größten Hirscharten des nördlichen Amerika's, das Wapiti oder der kanadische Hirsch, das Rennthier, das Elenn sind.

Die besondere Gestalt der Augensprossen des Rennthiers und die runden Geweihe des Wapiti stehen aber der Verwechselung derselben mit den fossilen Resten ganz entgegen.

Eher möchte noch das handförmige Geweih des Elennhirsches für die Meinung sprechen, daß er mit dem fossilen Thiere Eins sei. Wenn man indessen einige Umstände genau berücksichtigt, so zeigt sich leicht, wie bedeutend der Unterschied zwischen beiden ist.

Vorerst steht die verschiedene Größe sehr dieser Annahme entgegen, denn es ist nicht selten, daß solche fossile Geweihe zwischen den beiden Endspitzen 10 Fuß halten, ja der Dr. Percy, Bischof von Dromore, hat sogar eins von 14 Fuß beschrieben; dagegen hält das größte Elennsgeweih höchstens 4 Fuß.

Das Geweih des Elenns hat zwei handförmige Schaufeln, von welchen die kleinere vor dem Hauptstamme steht, und von Cuvier als Augensprosse betrachtet wird, eigentlich aber eher als obere Augensprosse anzusehen ist, indem die eigentliche Augensprosse von der Wurzel der Hauptstange ausgeht. Bei dem Elenn findet sich auch keine hintere Augensprosse, welche dem des fossilen Thieres glich, und die Stange hat mehr eine gerade, und nicht so gebogene Richtung, wie bei dem fossilen Thiere.

Cuvier macht auch noch die Bemerkung, daß die Schaufeln des fossilen Geweihes mit der Ausbreitung stärker werden, die des Elenns aber in derselben verschwächen.

Die Schaufel des Elenns ist auch nach hinten gerichtet, die des fossilen Hirsches nimt dagegen eine seitliche Richtung. Die Zinken des Elenngeweihes sind kürzer und zahlreicher, als die des fossilen.

Wenn das fossile Geweih auch größer ist, als das des Elennhirsches, so ist dies mit dem Schädel der umgekehrte Fall. Die größten Schädel der fossilen Art sind nicht über 1½ Fuß lang, die des Elenns messen oft 2 Fuß. Der fossile Schädel ist verhältnißmäßig breiter; die Breite verhält sich zur Länge wie 1 zu zwei, indessen beim Elenn ein Verhältniß von 1 zu 3 obwaltet.

Nach den Vergleichungen mehrer fossiler Geweihe und Schädel scheint das Weibchen dieser Art ebenfalls Geweihe gehabt zu haben, welcher Meinung auch Cuvier beitrit; doch sind sie kleiner, als die der männlichen Thieres; ein Verhältniß, welches sich auch beim Rennthier findet.

Ebenso zeigt die Beschaffenheit der einzeln ohne Schädel vorgefundenen Geweihstangen, daß die fossile Art ebenfalls ihr Gehörn abgeworfen haben müsse. Wie schon oben bemerkt, fanden sich derartige Geweihe auch an andern Orten, und eins in Teutschland lag mit Gefäßen und steinernen Beilen zusammen. Dies und noch andere Dinge machen es wahrscheinlich, daß zur Zeit, als dieses Thier existirte, auch Menschen lebten. Noch mehr wird diese Ansicht aber bestätigt durch eine Rippe, welche sich in der Dublner Samlung befindet. An dem untern Theile derselben findet sich nämlich eine ovale Öffnung, welche inwendig einen Knochen-Callus zeigt, und die allem Anschein nach durch keinen andern Zufall entstanden, sondern

---

2 Zoll, (beim Elk 3 Fuß 7 Zoll), Länge eines einzelnen Geweihes 5 Fuß 9 Zoll, Breite der Schaufel 2 Fuß 10 Zoll, Länge der Stange 1 Fuß 9 Zoll, (beim Elk 6½ Zoll), Länge des untern Zinkens 8½ Zoll, Länge des obern Zinkens 1 Fuß 4 Zoll, Umfang der Stange an der Wurzel 1 Fuß ½ Zoll, (beim Elk 7½ Zoll. — Leib. Länge des Rückgrathes 10 Fuß 10 Zoll, Länge des Brustbeins 2 Fuß 4 Zoll, Höhe des Widerüsts 6 Fuß 6 Zoll, Höhe bis ans Ende der Geweihe 10 Fuß 4 Zoll. — Glieder. Länge des Schulterblatts 1 Fuß 6½ Zoll, Breite des Schulterblatts 10½ Zoll, Tiefe der Gräthe 2½ Zoll, Länge des Oberarms 1 Fuß 4 Zoll, Länge des Unterarms 1 Fuß 8 Zoll, der Handwurzel 2½ Zoll, Umfang derselben 9½ Zoll, Länge der Mittelhand 1 Fuß ½ Zoll, Länge der Phalangen 7 Zoll, von einem obern Hüftbeinstachel zum andern 1 Fuß 4½ Zoll, von da zum Tuber ischii 1 Fuß 8 Zoll, Durchmesser des ovalen Lochs 4 Zoll, kleiner Durchmesser 2½ Zoll, Länge des Schenkelbeins 1 Fuß 6½ Zoll, Länge des Schienbeins 1 Fuß 6 Zoll, Länge des Tarsus nebst Fersenbeins 8 Zoll, Länge des Metatarsus 1 Fuß 1½ Zoll.

Digitized by Google

höchst wahrscheinlich von einem spitzigen Pfeile hervorgebracht wurde.

8) C. canadensis, *Brisson* (regne animal. p. 88. — Schrebers Säugethiere, t. 246. mas. — C. Elaphus, γ. canadensis, *Erxleben* — *Linné* ed. *Gmelin*. — C. strongloceros, Schreber l. c. t. 247. foem. — C. Wapiti, *Leach* Journal de Physique, n. 85. — *Cuvier* et *Geoffroy* Mammif. fasc. 20. — C. major *Ord*, *Desmarest* Mammal. 432—664. — Alces americanus cornibus teretibus *Jefferson* Virginia p. 57. — Cerf de Canada, *Perrot*, *Cuvier*, regne anim. ed. 2. I. 263. — Ossem. foss. IV. p. 26 t. 3. f. 13—22. Geweihe. — Stag Dale, *Philos. Transact.* n. 444. — Stag of Carolina *Lawson* Carolina. — Stag of America *Catesby* Carol.)

Diese Art ist unserem Edelhirsch sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch die beträchtliche Größe und folgende Kennzeichen. Die Geweihe stehen sehr weit auseinander, sind ästig; die Augensprossen sind heruntergebogen, mit der Stirne fast parallel, die andern Enden sind in kurzen Winkeln nach hinten gebogen, der nackte Maultheil ist sehr groß, und es sind Eckzähne vorhanden.

Diese Art ist wegen der erwähnten Ähnlichkeit mehrfach für eine Abänderung des Edelhirsches gehalten worden. Formen, Physiognomie im Allgemeinen, selbst Farben und Geweih treffen so sehr mit einander überein, daß die genaue Unterscheidung anfangs nur erst durch unmittelbare Vergleichung möglich ward, wie sich aus Folgendem ergibt. Die Höhe des erwachsenen Wapiti beträgt auf 6 Fuß. Die Köpfe beider Arten haben die nämliche Proportion, die Theile derselben gleiche Structur und Form, der des Edelhirsches aber ist einfärbig braunschwarz, bei dem Wapiti ist der ganze Hintertheil und die Unterlinnlade lebhaft braungelb; bei diesem zieht sich auf jeder Seite am Mundwinkel ein schwarzer Streif hin, und die Augen sind weiß eingefaßt; bei jenem ist der Augenkreis einfärbig braun. Der Hals ist bei beiden Arten dunkler, als die Seiten, beim Edelhirsch bräunlichschwarz, bei dem Wapiti roth mit schwarz melirt, mit dicken, schwarzen, mähnenförmigen Haaren. Diese Farbe, welche beim Wapiti von den Schultern bis auf die Schenkel braun mit weiß melirt ist, erscheint bei dem Edelhirsch hellblond. Bei beiden sind die Beine vorn dunkler als hinten, doch bei dem Wapiti hinten heller, als bei der andern Art. Beide haben auf dem Steiß einen bleichen Fleck mit schwarzer Linie umgeben, der Schwanz ist von gleicher Farbe, ist aber beim Edelhirsch 6, beim Wapiti nur 2 Zoll lang. Dies ist die Farbe im Herbst, im Sommer fällt sie mehr ins Rothe. Die innere Seite der Ohren ist weiß, mit buschigen Haaren besetzt, die äußere mit den benachbarten Theilen gleichfärbig. Gegen den innern Augenwinkel, um die große Thränengrube herum, ist ein nackter, dreieckiger Fleck; äußerlich an jedem Beine steht ein Büschel gelblicher Haare, welche eine Drüse bedecken, die eine Schmiere absondert, die dem Thiere dazu dienen soll, sein Fell zu bestreichen. Das weibliche Thier ist kleiner als das Männchen, auch fehlen ihm die Geweihe, und es ist etwas heller gefärbt.

Auffallend ist der schnelle Wachsthum des Geweihes, wie man ihn bei einem Exemplar in einer Londoner Menagerie beobachtete. Zehn Tage nach dem Hervorbrechen derselben waren sie schon mehre Zoll lang, und nach einem Monate maß der Raum zwischen den beiden Endspitzen 2 Fuß.

Diese Thiere sollen sehr sanftmüthig, sehr furchtsam, aber sehr stark seyn. Ihr Schreckgeschrei ist einem grellen Pfeifen ähnlich. Sie leben familienweise zusammen, doch hat jedes Männchen nur ein Weibchen, und alle sind einander so zugethan, daß es genügt, ein Glied des Hausens zu tödten, um den ganzen zu zerstreuen. Bei einem Männchen im pariser Thiergarten trat die Brunft im Anfang des Septembers ein, es wurde dabei sehr wild und stieß einen gellenden, wie a-o-u lautenden Ton aus. Man gab ihm ein Paar Edelhirschkühe zu, mit denen es zwar vertraut wurde, sich aber nicht mit ihnen begattete. Das Weibchen soll zwei Junge werfen. Diese Art ist in Nordamerika, besonders in Canada, in den Thälern am obern Missuri einheimisch. Sie wird häufig des Fleisches wegen, vielleicht auch wegen der Häute gejagt, auch von den Eingeborenen gezähmt und zum Schlittenziehen gebraucht.

Warden unterscheidet den canadischen Hirsch vom Wapiti, und behauptet, daß der erstere sich durch den Mangel der gelben Flecken auf dem Steiß, sowie durch einen längern Schwanz auszeichne, doch ist diese Art Verschiedenheit noch keineswegs hinreichend begründet. Vgl. dessen Naturgeschichte von Nordamerika.

4) C. Tarandus, *Linné's* und fast aller Autoren C. mirabilis et palmatus, *Johnston*, C. rangifer, *Rai*, *Brisson* etc. — Mellin in d. Schriften der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin. I. t. 2. — Wildungen Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde. 1805. — *Cuvier* ossem. foss. IV. t. 4. f. 1—18. Geweihe. t. 5. f. 47. Schädel. — *Cuvier* et *Geoffroy* mammif. fasc. 81. Junge. Weibchen. — (Rennthier. Rennhirsch.)

Die Kennzeichen dieser Art sind folgende. Die Geweihe sind ästig, zurückgebogen, rund oder vielmehr zusammengedrückt, die obern Enden handförmig, der Obermaultheil mit der Nasenspitze behaart, die Eckzähne fehlen, der Schwanz ist kurz, um die Schnauze und über den Hufen ist ein weißer Streif, der Steiß und die untere Seite des Schwanzes sind weiß.

Diese berühmte Hirschart unterscheidet sich außerdem noch besonders dadurch, daß das Weibchen ebenfalls mit einem Geweihe versehen ist, welches jedoch die Größe des männlichen nicht erreicht, und dessen Schaufelenden überdies auch schmäler sind. Das wilde Renn erreicht eine Größe wie der Edelhirsch, das gezähmte dagegen (vielmehr das Hausthier) erreicht kaum die Größe des Dammhirsches. Sein Körper ist plumper, die Beine sind kürzer und dicker, und besonders sind die Füße dicker, als bei der letztgenannten Art; das Thier hat eher die Gestalt eines Kalbes, als die eines Hirsches. Das Haar ist lang, dicht und besonders im Winter etwas gekräuselt, das an der Kehle ist länger und hängt fast mähnenförmig herab. Die Kälber sind noch nicht besonders gezeichnet, oben braun, unten und an den Füßen röthlich; das Erwachsene ist zu Anfang eines Jahres dunkelbraun, wird

Digitized by Google

aber später graulich-weiß und zuletzt fast ganz weiß, nur die Kreise um die Augen sind fast immer schwarz. Die Augensprossen sind sehr lang, nach vorn und unten gebogen. Ein Kehlsack, der vermittelst einer Öffnung zwischen dem Zungenbeine und Schildknorpel mit dem Kehlkopfe in Verbindung steht, dient zur Verstärkung der Stimme. Der Graf v. Mellin, der Gelegenheit hatte, die frühern Stände des Rennhirsches zu beobachten, gibt an, daß die Kälber schon mit den Buckeln zum künftigen Geweih zur Welt kommen, die sich schon nach 14 Tagen zu Zoll-langen Spießen ausbilden. Im ersten Jahre hatten die Geweihe bei dem weiblichen russischen Rennthiere bereits eine Länge von einem Fuß und drei Enden, bei dem weiblichen schwedischen Rennthiere aber zeigten sie nur Gabeln. Der Rennhirsch verliert sein Geweih nach der Brunst im November oder December. Das trächtige Weibchen behält sein Gehörn, bis es geworfen hat. Da es 33 Wochen trägt, so verliert es dasselbe erst im Monat Mai, bleibt es aber gelte, so wechselt es das Gehörne im Winter, wie das Männchen. Das Letztere braucht acht Monate zum Wiederaufsetzen. Das Geweih ist erst im August ausgewachsen, indessen das Weibchen nur 5 Monate dazu braucht. Die castrirten Rennhirsche behalten ihr Gehörn oft ein Jahr länger, als die andern, wechseln es aber nach Verlauf dieser Zeit auch. Die Brunst findet im October statt, und die Männchen benehmen sich dabei wie die Dammhirsche. Während dieser Zeit verbreiten sie einen starken Bocksgeruch. Sie bespringen die Weibchen nur des Nachts, und diese kommen oft sehr zeitig zu, indem man gesehen hat, daß ein Weibchen von fünf Monaten schon trächtig wurde. Man hat es versucht, das Rennthier mit Dammkühen und Edelhirschkühen zu paaren, was jedoch nicht geglückt ist. Das Weibchen wirft im Mai meistens 2 Junge, und das Lebensalter des Thieres steigt bis auf 16 Jahre. Das Rennthier vertheidigt sich wenig mit dem Geweih, schlägt aber stark mit den Füßen aus.

Das Rennthier ist in Lappland zum Hausthier geworden, und macht den Hauptreichthum der Lappländer aus. Da es von den Samojeden, Ostiaken, Tungusen, Kamtschadalen und Grönländern auf ähnliche und gleiche Weise benutzt wird, so begnügen wir uns damit, eine Schilderung der Rennthierwirthschaft, wie sie bei den Lappländern Statt findet, nach Linné's Berichten zu geben. Es ist überhaupt das Rennthier das nördlichste Hufthier, welches sich, außer bei den genannten Völkerschaften, auch noch anderweit im Norden findet, ja selbst nach Cäsar's Berichten, in den alten hercynischen Wäldern lebte. In Asien geht es auf den Uralgebirgen zwischen dem Don und der Wolga im Winter bis über den 46sten Grad herauf, also auf 2 Grad südlicher als Astrachan. Diese ungleiche Entfernung der Grenzen des Vaterlands des Rennthiers, auf den Meridianen, von den Polen, erklärt sich einfach durch die isothermischen Linien. Man hat, nach einem alten Jägerbuch des Grafen von Foix aus dem 14ten Jahrhundert, angenommen, daß zu jener Zeit Rennthiere auf den Pyrenäen gelebt hätten; indessen hat die Vergleichung der Manuscripte dieses Werks ergeben, daß dieser leidenschaftliche Jäger, welcher 1600 Hunde hielt, das Rennthier allerdings in dessen Vaterlande sah, und daß der Irrthum lediglich den Abschreibern zur Last fällt. Nördlich erstreckt sich das Vaterland des Rennthiers in Asien bis Kamtschatka, bis an das Eismeer; es ist einheimisch in Norwegen, in Spitzbergen u. s. w.

In Lappland zerfallen die Lappländer, wie das Land selbst, in die Gebirgs- und Waldlappen. Die erstern kommen im Winter mit ihren Rennthieren in die Ebenen zu den Waldlappen, kehren aber im Sommer wieder in die Gebirge zurück, um drei der größten Plagen für die Thiere zu entgehen: den Mücken, welche die Luft mit großen Schwärmen erfüllen, mehren Arten Tabanus und der berühmten Rennthier-Bremse (s. d. Art. Oestrus).

In den Gebirgen frißt das Rennthier verschiedene Kräuter, ist jedoch in der Auswahl sehr lecker, im Winter dagegen muß es sich mit Flechten begnügen, besonders mit der, nach ihm so genannten, Rennthier-Flechte (Cladonia rangiferina). Die Lappländer stecken oft Wälder in Brand, wenn es an dieser Nahrung für die Thiere fehlt, weil sie wissen, daß nach einer Reihe von Jahren sich solche abgebrannte Strecken in Menge mit dieser Flechte bedecken. Die Thiere scharren diese Nahrung im Winter unter dem Schnee hervor. Hungersnoth entsteht für sie, wenn der Winter, statt mit Schnee, mit Regen anfängt, denn dann überzieht sich der Boden mit Eis, und jene Nahrung wird ihnen entzogen. Man hilft sich dann damit, daß man alte Fichten umhaut, damit die Thiere die auf denselben wachsenden Flechten abfressen können, welche ihnen indeß nur eine geringe Nahrung geben.

Reiche Lappländer haben 400 bis 500 Stück, manchmal 1000, indessen ärmere kaum 10 bis 12 Stück zählen. Die Rennhirsche werden, wenn sie ein einjähriges Alter erreicht haben, meist castrirt, und man läßt nur ein Männchen auf sechs Weibchen, welche man mitunter wieder in die Wälder jagt, um sie mit wilden Rennhirschen begatten zu lassen, weil man dadurch kräftigere, wenn auch ungelehrigere junge zieht. Die castrirten Thiere werden stärker als die andern, weshalb man sie am meisten zu dem Schlittenziehen verwendet, zu welchem Geschäfte man sie in ihrem vierten Jahre abrichtet. Die Brunst hat zu Ende des Septembers statt, und während der Zeit magern die Rennhirsche ab, wie der Edelhirsch. Die Weibchen ziehen die ältern und stärkern Männchen den jüngern vor, und nehmen sie meist erst im zweiten Jahre an. Sie werfen im Mai und säugen bis im September. Man pflegt sie Morgens und Abends zu melken, und bestreicht das Euter öfters mit den Excrementen, das mit die Jungen, welche die Mütter sehr lieben, nicht saugen. Ein Rennthier gibt ein Pfund Milch, welche dünner als Kuhmilch ist, und etwas unangenehm riechen soll. Man macht in Lappland keine Butter davon, weil man nur wenige weiße und dabei unschmackhafte erhält. Dagegen bemerkt der Graf Mellin, daß man aus Milch, welche einige Rennthiere, die man eine Zeit lang im Brandenburgischen unterhielt und gut fütterte, reichlich eine weiße und angenehm schmeckende Butter, wie man sie aus Schafmilch bekommt, erhielt. Dagegen ist der

Digitized by Google

Käse, den man aus solcher Milch gewinnt, desto besser. Er wird von den Würmern nicht angegriffen und macht eine Hauptnahrung der in Lappland Reisenden aus. Die Lappländer lieben besonders die Molken dieser Milch, die zwar nicht sehr sättigen, aber eine angenehme Nahrung gewähren; auch benutzen sie die Milch häufig, um durch Zuthaten von Heidelbeeren und dergleichen verschiedene Gerichte daraus zu bereiten.

Das Fleisch eines Rennthieres reicht hin, um vier Menschen eine Woche lang zu ernähren, und man ißt es sowol frisch, als getrocknet, das letztere besonders in der Jahreszeit, wo es wegen der Bremsen, welche die Thiere beunruhigen, schwerer fällt, sie zu tödten. Während der Brunst ißt man keins, weil es, wie auch das vom Edelhirsch, mager und schlecht ist. Aus dem Blute macht man man Würste und die Zunge gilt als eine Delicatesse. Die Stirnhaut, als die festeste, wird zu Schuhen gebraucht, die übrige zu Kleidern; die Haut der jüngeren, von selbst gestorbenen Thiere benutzt man zu Hemden, auch wird überhaupt die Haut zu Pelzwerk verwendet, welches nach Schweden verkauft wird. Aus der männlichen Ruthe macht man Bänder oder Zugschnüre, die Blase braucht man als Flasche, die Flechsen als Zwirn und Bindfaden, Knochenstücke, gehörig zugerichtet, als Nadeln; kurz der Lappländer nimt fast sein ganzes Geräthe, seinen ganzen Kleiderbedarf u. s. w. vom Rennthiere, von dem er nichts weiter unbenutzt läßt, als Gehirn und Hoden.

Als Zugvieh ist dies Thier von großem Nutzen, indem es in kurzer Zeit den Schlitten mit großer Schnelligkeit über Schnee und Eis wegzieht. Dabei ist es indessen mitunter widerspenstig, setzt sich oft gegen den Fuhrmann zur Wehre, und ist als Lastthier überhaupt nicht zu gebrauchen. Auch bedarf es bei längern Reisen einer besondern sorgfältigen Abwartung, sowie die Heerden einer genauen Aufsicht, indem sie sich leicht zerstreuen, besonders wenn Hunde unter sie kommen.

5) C. Guettardi, Cuvier (Desmarest Mammalogie p. 447. 688. — Renne d'Etampes Ann. d. Mus. XII. t. 1. f. 14—17. f. 10. 12. Geweih. — Ossem. foss. IV. t. 6. (das. fig. — t. 7. t. 1. —).

Die Geweihe sind ästig, schwach, fast fadenförmig, schwach zusammengedrückt; sie haben ein bis zwei nach vorn gerichtete Augensprossen und gleichen denen eines jungen Rennthieres. Man findet sie fossil in Sandlagern bei Etampes im Departement der Seine und Oise.

6) C. macrotis, *Say* (in *Longs* Expedition. II. 88. — C. auritus, *Desmoulins* im Dict. class. d'hist. nat. Cerf. — Black tailed or male deer, *Lewis* and *Clarck* Travels.) —

Das Geweih ist fast zweitheilig, ästig, ungefähr zehn Zoll hoch, die Ohren sehr lang, messen gegen acht Zoll, die obern seitlichen Schneidezähne sind ziemlich groß, der Körper ist oben blaßrothbraun, die Seiten des Kopfs und die vordere Nase sind aschgrau, über dem Rücken zieht vom Halse aus ein schwarzer Streif, der vier Zoll lange Schwanz ist blaß-grauroth, an der, unten nackten, zusammengedrückten Spitze lang behaart. Im nördlichen Amerika und Kanada einheimisch.

7) C. paludosus, *Desmarest*. (C. mexicanus, Goldfuß in Schreber Säugeth. S. 1124. — *Linné ed. Gmel.* — Lichtenstein Abbild. wenig bekannter Säugeth. IV. Heft. S. 17 [12]). Der Sumpfhirsch. Guaranisch Güazú-pucú.

Artkennzeichen: Gestalt und Größe des Edelhirsches, nur mit längerem Schwanz, dünnerem Hals und kleinerem Kopfe; Geweih rund, ästig, sechs- bis achtendig, an der Innenseite unten knotig, übrigens glatt, weißlich; Farbe fuchsroth, mit schwarzen Läufen und schwarzer Unterseite des Schwanzes.

An der verhältnißmäßig etwas zugespitzten weißlichen Schnauze steht zunächst an beiden Seiten der nackten schwarzen Nase ein runder Fleck von derselben Farbe, der sich allmählig in die schmutzig-weiß überlaufene dunkle Farbe des Nasenrückens verliert. Die Augenlieder sind schwarz, die Behaarung um die Augen aber weißlich, ohne jedoch einen Ring von bestimmten Umrissen zu bilden. Dagegen tritt neben dem weißen Kinn an jeder Seite ein schwarzer zollanger Fleck sehr deutlich hervor. Auch der Umfang der Oberlippe ist weiß. Die schwarze Farbe der Läufe setzt sich in einem schmalen Streifen auch noch über dem sogenannten Knie an der Vorderseite der Speichen fort. Ein ähnlicher schmaler Streif nimt an ausgewachsenen Männchen die Mitte der Brust ein. Weiß ist nur die Kehle, die innere Behaarung der Ohren und die vordere Seite der Keulen; alles Übrige ist einfarbig fuchsroth. Die Behaarung ist feiner und gleichmäßiger anliegend, als am Edelhirsche; in der Mitte des Widerrüstes steht ein kreisförmiger Haarwirbel, von welchem aus das Haar im Nacken zurücklaufend wird; aber noch ehe es in dieser Richtung die Mitte des Oberhalses erreicht, begegnet es dem rechtlaufenden Haar, und bildet im Zusammenstoßen mit diesem einen schmal abstehenden Kragen. Nur am Schwanz erreicht das Haar eine bedeutende Länge (von 5 bis 6 Zoll). An der inneren Seite des Hakengelenkes findet sich eine dünn behaarte, fast nackte Stelle von 1½ Zoll Durchmesser.

Das Geweih ist an seiner Wurzel fast rund und hat in der Stange 4½ Zoll Umfang, in der Rose 5½. Ungefähr 3—4 Zoll über derselben nimt es eine etwas platt gedrückte Gestalt an, indem es ein 7—8 Zoll langes aufrecht gebogenes Ende nach vorn abgibt, und sich von hier an, nun wieder rund, in eine allmählig dünnere, 10—12 Zoll lange Spitze verläuft. Auch diese hat noch meistens einen kurzen Zacken nach hinten, der vielleicht zuweilen, in gleicher Länge mit der Hauptspitze, eine vollkommene Gabel bilden mag. Auch das untere kürzere Ende komt zuweilen in gabelförmiger Theilung vor [13]), so daß das Geweih an seiner innern Seite zahlreiche Knoten von unterschiedener Größe; weiter hinauf wird es

12) Wir folgen hier fast wörtlich den Angaben Lichtensteins a. a. O., und Renggers (Säugethiere von Paraguay. S. 344. 13). Ein solches beschreibt Azara (Apuntamientos I. pag. 35. — Essais I. pag. 73.). Er kennt aber auch den, gewiß gewöhnlicheren Fall der einfachen Vordersprosse. Nur einmal sah Azara 5 Enden an einer einzelnen Stange. Auf dem zuerst erwähnten Fall der doppelten Gabel gründet sich Illigers Benennung dieser Art: Cervus dichotomus. (Vergl. Abhandl. der Akad. der W. von 1804—1811. S. 117.)

Digitized by Google

völlig glatt und nur bedeckt von den geradlinigen Furchen der Gefäßen, die bis ziemlich nahe an die Spitzen hinaufreichen. Die Substanz des Gehörns ist sehr fein, wachsartig glänzend und von gelblich-weißer Farbe von der Rose bis zur Spitze. In seiner Stellung und der Richtung der Enden verhält es sich dem Geweih des Edelhirsches sehr analog.

Die hier gegebene Beschreibung ist nach einem schönen männlichen Exemplar verfaßt, daß Sello aus der Nähe des Uruguay dem Museum zu Berlin zusandte. Ein jüngeres Männchen von derselben Sendung ist eben im Aufsetzen begriffen, und das Geweih zeigt in ziemlich erreichter Vollendung eine einfache Endgabel ohne weitere Sprossen. Rengger gibt über das Geweih und dessen Wechsel Folgendes an: die Geweihe sitzen auf einem, von den äußeren Bedeckungen umgebenen, walzenförmigen Fortsatze der Stirnknochen, oder dem Rosenstocke, welcher bei erwachsenen Individuen verhältnißmäßig niedriger und dicker ist, als bei den Jungen, und laufen so rückwärts, daß der Stamm des Geweihes mit der Grundfläche des Schädels einen Winkel von ungefähr 45 Graden bildet. Ihre untere Hälfte krümmt sich in etwas nach außen, die obere nach innen. Der Stamm ist walzenförmig, wird an der Stelle, wo die Ende entspringen, abgeplattet, auf der innern Seite flach, auf der äußern in etwas convex. Mehr oder weniger tiefe Rinnen laufen von der Rose bis gegen die Spitze der Ende, und am Stamme, ehe die Verästlungen anfangen, bemerkt man einige kleine Erhabenheiten oder Perlen. Die Ende sind alle mehr oder weniger, in einer mit der Axe des Körpers gleichlaufenden Ebene enthalten; an ihrer Basis unvollkommen dreieckig, gehen sie von da kegelförmig aus. Die Rose erreicht keine bedeutende Größe. Die Farbe der Geweihe ist, wenn sie eben den Bast verloren haben, bräunlich-weiß, später aber werden sie braun.

Die ersten Geweihe des Guazu-pucu, welche nach Verfluß des ersten Jahres erscheinen, sind einfach; die zweiten haben jedes zwei Ende; mit zunehmenden Jahren vermehren sich die Ende bis auf fünf. Ob aber, bis diese die Zahl fünf erreicht haben, bei jedem neuen Triebe ein Ende mehr zum Vorschein komme, ist mir unbekannt. Die einfachen Geweihe sind ungefähr sechs Zoll lang, an der Basis sieben Linien dick, walzenförmig und spitz zulaufend. Die eines Vierenders haben, ihrer Krümmung nach, eine Länge von 9½ Zoll, und an der Basis einen Durchmesser von 9 Linien. 3½ Zoll über der Rose theilen sie sich unter einem Winkel von 65 Graden in zwei Ende, von denen das vordere 4 Zoll lange, seine Richtung nach oben und in etwas nach vorn nimt; das hintere dagegen, welches 6 Zoll lang ist, in der Richtung des Stammes fortläuft. Dieses letztere Ende ist, 1 Zoll unter der Spitze, zusammengedrückt, so daß es nach hinten einen, bei 2 Zoll langen, scharfen Grat bildet. Bei den Sechsendern sind die Geweihe etwa 16 Zoll lang; 4 Zoll über der Rose entspringt das erste, 8 Zoll lange Ende, das seine Richtung zuerst nach vorn und oben nimt, und sich dann ungefähr in seiner Mitte, allmählig ganz nach oben und sogar in etwas nach hinten umbiegt; die zwei andern Ende, von denen das vordere etwa 6, das hintere 4 Zoll lang ist, sitzen 6 Zoll über dem ersten; ihre Richtung ist wie beim Vierender. Die Geweihe der Achtender haben eine Länge von ungefähr 17 Zoll, und an der Basis einen Durchmesser von beinahe 1½ Zoll. Die Rose ist groß und höckerig. 5 Zoll über derselben theilt sich das Geweih in 2 Äste; der vordere ist 4 Zoll lang, läuft nach vorn und oben, und geht in zwei Ende auf, von denen jedes eine Länge von 4¼ Zoll hat. Der hintere verfolgt in einer Länge von 4½ Zoll die Richtung des Stammes, und spaltet sich dann gleichfalls in zwei Ende, von denen das vordere nach oben und in etwas nach vorn gerichtet ist, und eine Länge von 7½ Zoll hat; das hintere nach oben und in etwas noch hinten sieht, und nur 3½ Zoll lang ist. Die Geweihe eines Zehnenders konnte Rengger sich nicht verschaffen; Azara hingegen hat deren gesehen, beschreibt sie aber nicht umständlich.

Die angeführte Länge der verschiedenen Geweihe und Enden ist übrigens nicht bei allen Individuen die nämliche, so daß man Vier-, Sechs- und Achtender antrifft, bei denen sie bald in etwas größer, bald in etwas kleiner erscheint.

Der Guazu-pucu wechselt, wie schon oben von den Hirschen der Tropenländer überhaupt bemerkt wurde, die Geweihe nicht immer zur nämlichen Jahreszeit. Die meisten Individuen stoßen dieselben im Augustmonat, Herbstmonat und Wintermonat ab, andere hingegen erst im April und Mai. Das Männchen ist in der oberen Kinnlade mit zwei Eckzähnen oder sogenannten Hacken versehen, welche dem Weibchen mangeln. Die Backenzähne beider Geschlechter sind verhältnißmäßig in etwas höher, als beim Edelhirsche, und die Oberfläche ihrer Krone reibt sich nicht so schnell ab, wie bei diesem.

Der Hirschkuh mangelt der schwarze Streifen auf der Nase, und der schwärzlich-braune auf der Brust, was auch bei den Säuglingen beiderlei Geschlechts der Fall ist.

Eigentliche Farbenabänderungen traf Rengger sonst bei diesem Hirsche keine an, nur zuweilen sähe man, sagt er, Individuen, welche am ganzen Körper etwas heller und dunkler gefärbt sind, als gewöhnlich. Mehrere Jäger versicherten ihm indeß, daß es auch Albino's gebe.

Das Körpermaß eines ausgewachsenen Männchens gibt Rengger an: Länge 5 Fuß 7 Zoll, mittlere Höhe 3 Fuß 2 Zoll. Lichtenstein: Länge 6 Fuß, mittlere Höhe 3 Fuß 6¼ Zoll — eine Differenz, die wol vom Ausstopfen herrührt.

Der Guazu-pucu hält sich in Paraguay blos im Sumpflande auf, überhaupt in Südamerika am la Plata, bei großen Überschwemmungen jedoch trifft man ihn auch in den höher gelegenen Waldungen und auf den Feldern an, wo er aber so nahe als möglich beim Wasser bleibt, dem er auch bei seinem Rückzuge folgt. Der Prinz zu Wied bezweifelt, nach Renggers Ansicht ohne Grund, Azara's Angaben über den Aufenthaltsort dieses Hirsches; seine Vermuthung aber, daß der Guaza pucu und der Veada Galheiro des Innern von Brasilien zur nämlichen Art gehören, ist nicht unwahrscheinlich, indem Rengger den ersteren auch in dem höher gelegenen Theile von Paraguay, unter dem 22sten Breitengrade antraf, und ihm

Digitized by Google

mehre Jäger, welche einige Zeit in der Provinz Matto-grosso zugebracht hatten, versicherten, daß er dort bis zum 17ten Grade vorkomme. Jedoch überall hält er sich blos in sumpfigen Gegenden auf, an denen in einem so wasserreichen Lande kein Mangel ist.

Den größten Theil des Jahres hindurch lebt er in kleinen Gesellschaften, von drei bis fünf Individuen sieht man einen alten Hirsch von zwei Hirschkühen und etwa einem Schmalthiere begleitet. Während dem Männchen die neuen Geweihe wachsen, geht es allein; auch das Weibchen trennt sich, wenn die Zeit der Niederkunft nahe ist, von seinen Gefährten; nach derselben erscheint es während mehren Wochen blos in Gesellschaft seines Säuglinges.

Abends nach Sonnenuntergang, während der Nacht, und am frühen Morgen geht der Guazu-pucu seiner Nahrung nach; den Tag über liegt er im hohen Grase oder Schilfe versteckt. Er nährt sich von mehren Grasarten und von fetten Sumpfpflanzen; auch sieht man ihn zuweilen den oben erwähnten, salzigen Thon aufsuchen und denselben belecken, was auch bei den folgenden Hirscharten der Fall ist. Auf seinen Streifereien ist er äußerst behutsam, so daß man sich ihm nur selten auf Schußweite nähern kann. Sein Geruch und sein Gehör, die beide sehr fein sind, lassen ihn schon aus der Ferne einen Feind entdecken, worauf er sich sogleich ins Innere der Sümpfe zurückzieht. In seiner Haltung und seinen Bewegungen hat er große Ähnlichkeit mit dem Edelhirsche, nur ist sein Lauf nicht so schnell, wie der vom letzteren, indem ein gut berittener Jäger ihn auf trockenem Boden bald einholen kann; im Moorlande erreicht ihn weder der Mensch, noch sein anderer Feind, der Jagnar. Er ist ein trefflicher Schwimmer, und setzt ohne Bedenken über die breitesten Ströme.

Das Weibchen wirft nur einmal im Jahre, und jedes Mal nur ein einziges Junges, welches schon nach vier bis fünf Tagen der Mutter folgt. Die Tragezeit soll, wie einige Jäger versicherten, acht bis neun Monate dauern. Nicht alle Weibchen werfen zur nämlichen Jahreszeit, denn man trifft, sowol im Frühjahr als im Herbste, Säuglinge von dieser Hirschgattung an. Rengger vermuthet, daß die Jungen, welche man im Frühling sieht, von den Männchen abstammen, die ihre Gewethe im Herbst, und die Jungen des Spätjahres von denen, die sie im Frühling des vorhergehenden Jahres geändert haben.

Im Magen dieses Hirsches findet man nicht selten Haarballen und erdige Concremente, welche letztere vom Genusse der salzigen Erde herrühren dürften. Auch bemerkt Rengger an mehren Fellen kleine Geschwüre, in denen die Larve eines Insektes saß, welches der Gattung Oestrus anzugehören schien.

Herr Dr. Parlet, Renggers Gefährte, besaß während zwei Jahren einen männlichen Guazu-pucu, den man ihm als Säugling gebracht hatte. Dieses Thier wurde sehr zahm; es kannte alle Personen des Hauses, folgte ihnen überall hin, gehorchte ihrem Rufe, spielte mit ihnen und beleckte ihnen Hände und Gesicht. Mit den Haushunden und den Pferden lebte es nicht nur friedlich, sondern neckte sie zuweilen durch Stöße mit dem Kopfe. Gegen fremde Personen und Hunde zeigte es sich scheu und floh vor ihnen. Es fraß rohe und gekochte Vegetabilien und suchte in der Küche besonders das Salz auf. Bei schöner Witterung brachte es die Nacht in einem umzäunten Pomeranzenwäldchen, welches hinter dem Hause lag, zu; fiel hingegen Regenwetter ein, so blieb es unter Dach. Während den Mittagsstunden legte es sich gern an einem stillen Plätzchen nieder und wiederkauete die genossenen Speisen. Dr. Parlet hörte dasselbe nie einen Laut von sich geben.

Die Haut des Guazu-pucu, nachdem man sie gegärbt und durch Reiben mit den Händen weich gemacht hat, wird gewöhnlich zu Reitdecken benutzt; in einigen Häusern braucht man auch diese Felle, die sich ganz kühl anfühlen, um im Sommer kranke Personen und Kinder darauf zu legen. Das Fleisch wird blos von den Indianern gegessen; es hat auch selbst, ordentlich zubereitet, keinen angenehmen Geschmack.

Der Guazu-pucu kann nur in der Zeit, wo die Wasser sehr hoch stehen, mit Erfolg gejagt werden, weil er sich bei der Überschwemmung der tieferen Gegenden auf höheren, trockenen Boden zurückziehen muß. Man sucht ihm alsdann den Weg zum Wasser abzuschneiden und ihn auf offenem Felde zu jagen, wo der berittene Jäger vermittelst seiner Kugeln, bolas, oder seiner Schlinge, laso, des Wildes bald habhaft wird. Übrigens muß man sich dem auf diese Art gefangenen Hirsche, wenn man ihn tödten oder abfangen will, nur mit Vorsicht nähern, indem er sich mit den Geweihen und Vorderfüßen, deren Klauen spitz und am äußern Rande scharf sind, herzhaft vertheidigt.

8) C. mexicanus, *Desmarest.* (Mammal. p. 444. 681. — Chevreuil d'Amerique, *Buffon.* — Cerf des paletuviers, ou Cerf blanc. — *Cuvier,* Ossem. fossil. IV. p. 36. t. 5. f. 19. — Lichtenstein (dem wir hier wörtlich folgen) (l. c. t. XVIII.), der mexikanische Hirsch. — Aculliame, *Hernandez.*

Artkennzeichen: Gestalt des Dammhirsches bei größerer Leibesstärke; Geweih mäßig platt gedrückt, ohne Schaufel, 6—8endig, mit aufrecht stehender innerer Augensprosse und stark vorwärts und einwärts gebogenen Enden der Gabel, rund um die Wurzel knotig, übrigens glatt und weißlich; Farbe gleichmäßig dunkelgraubraun, mit weißer Unterseite des Schwanzes.

Der Kopf ist gestreckt, mit schmaler Schnauze, schwarzer nackter Nase und ohne merkliche Flecken zu den Seiten des Unterkiefers, der, wie die Kehle, von weißlichen Haaren bedeckt ist. Von der Mitte des Nasenrückens über die Stirn bis zwischen die Ohren zeigt sich die Behaarung dichter, länger und gleichfarbiger, als am übrigen Kopfe. Auch ist das Haar hier mit den Spitzen gegen den Rücken gewendet, und dies alles merklicher am Weibchen, als am Männchen. Das Haar ist über dem ganzen Leib kurz, dicht und glatt anliegend, ohne irgendwo sichtbare Wirbel und Nähte. Seine Farbe ist der des Rehes im Sommer zu vergleichen, und ohne alle Beimischung von Roth; nur an den Läuften geht die dunkelbraune Farbe in eine reinere hellbraune über, und die ins

Digitized by Google

nere Seite derselben, sowie der Bauch und die Kehle, sind weiß.

Das Geweih erscheint an seiner Wurzel beinahe rund und mit tiefen Längsfurchen überzogen, auf deren Zwischenleisten, besonders nach innen und vorn, zahlreiche Knoten oder Perlen zum Vorschein kommen. Es hat hier starke 4 Zoll Umfang, und in der Rose fast 5. Etwa zwei Finger breit über der Rose (was nicht bei allen Individuen gleich ist), wird das Geweih ganz glatt, und nimt eine platt gedrückte Gestalt an, indem es an der inneren Seite eine Augensprosse abgibt, die sich völlig gerade und senkrecht erhebt, so daß bei einer Länge von etwa 3½ Zoll die Spitzen dieser Augensprossen nicht viel weiter von einander entfernt sind, als die beiden Stangen des Geweihes an der Wurzel. Im weiteren Verlaufe wird das Geweih immer platter, und da, wo sich beide Stangen am weitesten von einander entfernen (etwa 7 bis 8 Zoll von der Rose), gewinnt es eine Breite von 2 Zoll. Hier aber theilt es sich auch gleich wieder in eine Gabel, deren vorderer Zacken in fast horizontaler Richtung und in einer Länge von 4 bis 5 Zoll sich mit der Spitze nach innen beugt, dessen hinterer, nur 3 Zoll langer dagegen wieder in fast gerader Richtung senkrecht aufsteigt. Der vordere ist überdies gegen die Spitze scharfkantig zusammengedrückt, und die Kante erhebt sich zuweilen zu einer eigenen Spitze, daß auch hier das Ende gabelförmige Gestalt annimt (wie an der linken Stange des liegenden Hirsches auf unserer Abbildung). So stellt dieses höchst merkwürdige Geweih zwei gegen einander gekrümmte Gabeln dar, in deren eigentlichster Mitte, nur tiefer, die senkrechten Augensprossen emporstreben. Gewiß eine der kräftigsten Waffen, die wir in dem Geweihe hirschartiger Thiere kennen. Die Farbe des Geweihes ist weiß, seine Substanz weniger fein und glänzend, als an der vorigen Art, sondern vielmehr matt und trocken, wie es am Reh zu seyn pflegt. Auch hier ist das Geweih an dem einjährigen Hirsche einfach, an dem zweijährigen gabelförmig, ohne Augensprosse, wie an dem stehenden Hirsche unserer Abbildung, wo das Geweih noch überdies mit dem filzig-kurzhaarigen Bast bedeckt ist.

Einen solchen stellt nun auch wol ohne Zweifel die rohe Abbildung bei Hernandez (Hist. nov. Hisp. p. 324) dar, in welcher wenigstens die plattgedrückte Form der Enden kenntlich genug angedeutet ist. In dem verworrenen Texte kommen dann mancherlei Benennungen vor, von welchen die, welche Acculliame lautet, und die größte, dem Edelhirsche ähnlichste Art der mexikanischen Hirsche bezeichnet, deshalb hieher zu ziehen ist. Weiter unten kommt eine kurze Beschreibung des Geweihes vor, die auf die Abbildung verweiset und hieher gehört [14]).

„Eine sehr gute Abbildung zweier Geweihe dieses Hirsches gibt Buffon auf der 37sten Tafel des VI. Bandes, jedoch ohne zu ahnen, daß sie einer der von Hernandez aufgeführten Hirscharten angehören könnten, über die er an einem andern Orte so viele fruchtlose Erklärungen versucht. Vielmehr glaubt er (S. 210), diese Geweihe seyen die des Maregravischen Cuguaçu-apara, den er für ein Thier hält, das kaum wesentlich vom Rehe verschieden wäre. Wer sich die Mühe gibt, die Buffonsche Beschreibung und Abbildung mit der unsrigen zu vergleichen, wird sich leicht überzeugen, daß sie eine und dieselbe Thierart betreffen, wiewol die Buffonschen Exemplare zwar nicht größer, aber bei weitem kräftiger und zackiger gewesen, als die unsrigen. Wir lernen so aus der einen Abbildung, daß auch dieser Hirsch ungerade zehnendig vorkommen könne. Übrigens hat Desmarest [15]) zuerst vermuthet, daß der mexikanische Hirsch eine von den brasilischen Arten ganz verschiedene seyn müsse, und daß ihr höchst wahrscheinlich die von Buffon abgebildeten Geweihe angehören. Doch weiter war ihm freilich nichts davon bekannt. Denn die Exemplare, welche der königl. Ober-Jägermeister, Herr Graf von Sack in Mexiko erkaufte und unserm Museum schenkte, sind die ersten, die nach Europa gekommen sind. Durch sie lösen sich von selbst alle Zweifel und Vermuthungen, die bei dem Namen Cervus mexicanus seit einem Jahrhundert die Zoologen zu beschäftigen pflegten."

„Leider wissen wir aber auch jetzt noch nichts Genaues über die Lebensart dieses in den mexikanischen Gebirgswaldungen, und nicht eben in der Nähe der Hauptstadt vorkommenden Hirsches. Doch werden dergleichen Nachrichten jetzt wol nicht lange mehr ausbleiben. Sehr zu beklagen ist es, daß drei lebende Exemplare, die der Graf 1825 nach Berlin zu senden beabsichtigte, in Alvarado starben, ehe sie eingeschifft werden konnten [16]).

9) C. campestris, *Fr. Cuvier* (Dict des Sciences naturell. VII. p. 484. — *Desmarest* l. c. — *Desmoulins* l. c. — C. bezoarticus, *Linné* ed. 10. — C. leucogaster, Goldfuß in Schrebers Säugethiere, S. 1127. — *Cuvier* ossem. foss. IV. t. 3. f. 46—48. Geweihe. — Wied, Beiträge zur Naturgesch. v. Brasilien, II. 583. — Rengger, Naturgesch. der Säugethiere v. Paraguay. 350. — Cuguacu apara *Marcgraf* Brasil. — Biche des Savannes, *de la Borde* in Buffon Supplem. — Lichtenstein, neue Säugeth. t. XIX. — Gouazou-ti Azara Essai. — Guazu para in Brasilien, Guazu-y, guaranisch (in Paraguay), Veado campeiro der Portugiesen in Brasilien). Der Pampashirsch, Hirsch der offenen Ebenen.

Artkennzeichen. Gestalt des Dammhirsches, doch von minderer Leibesstärke; Ohren klein und schmal; Geweih rund, schlank, in der Regel (ausgewachsen) sechsendig, mit langer vorderen Augensprosse und gleich langen Gabelenden, an der Wurzel vorn stark knotig; Farbe gleichmäßig matt hellgelbbraun, mit weißem Ring um die Augen und weißer Schwanzspitze.

14) Cornua gestant juxta exortum lata ac in paucos parvosque teretes ac praeacutos ramos divisa.

15) Mammalogie. p. 444. 16) Maße des männlichen Exemplars: ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 9 Zoll, Länge des Schwanzes mit der 2 Zoll langen Quaste 6 Zoll, Länge des Geweihes von der Rose bis zur hintern Spitze 9½ Zoll, Länge des Geweihes von der Rose bis zur vordern Spitze 11½ Zoll, gerader Abstand der hintern Spitze von der Rose 8½ Zoll, gerader Abstand der vordern Spitze von der Rose 7½ Zoll, gerader Abstand der hintern Spitzen von einander 11½ Zoll, gerader Abstand der vordern Spitzen von einander 7½ Zoll, vordere Leibeshöhe 2 Fuß 9 Zoll, hintere Höhe 2 Fuß 10 Zoll. Das Weibchen ist nur um ein Geringes kleiner als das Männchen, das aber auch noch nicht völlig ausgewachsen zu seyn scheint. (Lichtenstein l. c.)

Digitized by Google

Vom Reh, mit welchem man diese Art häufig verglichen, ja für identisch gehalten hat, unterscheidet sie sich durch den minder gedrungenern schlankern Bau, indem sich die Verhältnisse der Gestalt des Edelhirsches wiederholen. Auch die lockere Behaarung stimmt damit überein. Vom Wiederrüst bis zur Mitte des Rückens, erstreckt sich eine Haarscheide, in deren Verlauf sich das Haar in regelmäßiger Scheitelung seitwärts sträubt. Von der Seite der Brust wenden sich dagegen zwei Haarnäthe aufwärts, die ungefähr in der Mitte des Vorderhalses zusammentreffen. — Die Haare sind an den obern und äußern Theilen des Kopfes und Rumpfes, sowie an den Extremitäten im allgemeinen lichtröthlichbraun, mit einem dunkelgrauen Ringe an der Basis. Hiedurch entsteht dann eine hellere Farbe, als bei allen andern Hirscharten, ein Hellgelbbraun. Vorn an jedem Nasenloche steht ein kleiner weißer Fleck, ein Ring von gleicher Farbe umgibt die Augenlieder, mit Ausnahme einer kleinen Stelle in der Mitte des obern Randes, die Ohren sind immer gelblich-weiß, und an ihrer hintern Basis steht ein weißlich-gelber Fleck. Die Oberseite des Schwanzes ist schwärzlich oder braun. Die Kehle, der untere Theil der Brust, der Bauch, die innere Seite der Extremitäten am Rumpfe, die hintere Seite der Schenkel und die Unterseite des Schwanzes sind weiß. Die untere Seite des Halses ist, wie der Nacken, lichtröthlichbraun.

Die Saugkälber sind etwas heller gefärbt, auf jeder Seite des Rückgraths läuft von den Ohren bis zum Schwanze eine Reihe weißer Flecken, und dieser parallel eine andere vom Schulterblatt bis auf den Schenkel; unter den letztern befinden sich noch mehre, weiße Flecken, ordnungslos. Außerdem, daß sich zuweilen Albino's dieser Hirschart finden, kommen weiter keine Abänderungen bei ihr vor.

Die Länge eines ausgewachsenen Männchens beträgt nach Rengger 3 Fuß 11 Zoll, die vordere Höhe 2 Fuß 2 Zoll, die hintere 2 Fuß 4 Zoll 5 Linien. Nach Lichtenstein aber ist die erstere 4 Fuß 9½ Zoll, die vordere Höhe 2 Fuß 3½, die hintere 2 Fuß 5 Zoll. — Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen.

Die Geweihe erheben sich beinahe senkrecht auf dem Kopfe, indem sie mit der Grundfläche des Schädels nach hinten einen Winkel von ungefähr 70 Grad bilden. Die untere Hälfte krümmt sich etwas nach außen, die obere nach innen. Der Hauptstamm ist walzenförmig, die Fortsetzung desselben seitwärts zusammengedrückt, der untere Theil der Ende unvollkommen dreiseitig, der obere kegelförmig. Gerade und geschlängelte Furchen laufen von der Rose bis gegen die Mitte der Ende. Auf der inneren und der hinteren Seite des Hauptstammes bemerkt man, je nach dem Alter des Thieres, bald mehr, bald weniger Perlen. Sowie nämlich die Geweihe keine neuen Enden mehr erhalten, was oft schon bei Sechsendern der Fall ist, setzen sich dafür desto mehr Perlen an. Die Ende sind, wie bei der vorhergehenden Art, beiläufig in einer, mit der Axe des Körpers parallelen Ebene enthalten; die Rose ist niedrig, der Rosenstock kurz und dick bei alten, etwas länger und dünn bei jungen Individuen. Die Geweihe haben, wenn sie sich von ihrem Baste entblößen, eine bräunlich-weiße, später aber eine braune und dann wieder eine bräunlich-weiße Farbe, die zum Vorschein kommt, wenn der braune Überzug durch Reiben und Abnutzung verschwunden ist.

Die ersten Geweihe erscheinen beim Guazu-y, nachdem er ein Jahr zurückgelegt hat. Sie sind einfach und etwa 3 Zoll lang. Die zweiten haben eine Länge von 6 bis 7 Zoll; etwa 3 Zoll über der Rose theilen sie sich in zwei Ende, von denen das vordere kürzer ist als das hintere, und nach vorn und oben läuft, während das letztere beiläufig die Richtung des Stammes verfolgt. Die dritten Geweihe zeigen drei Ende und haben ihrer Krümmung nach eine Länge von 9 bis 10 Zoll. Das erste Ende entspringt in einer Entfernung von 1 bis 2 Zoll über der Rose, ist 4½ Zoll lang, und nimt seine Richtung erst nach vorn und oben, dann blos nach oben. 4½ Zoll über der Rose theilt sich die Fortsetzung des Stammes, unter einem Winkel von 60 Graden, in zwei andere Ende, von denen das vordere mit seiner Spitze nach oben, das hintere nach oben und hinten steht. Beide sind beinahe gleich lang. Nur selten findet man Geweihe, welche in vier Ende ausgehen; sie haben die nämliche Gestalt, wie die mit drei Enden, nur entspringen auf der vordern Seite des Hauptstammes, statt einem, zwei Ende, von denen das untere kürzer ist, als das obere. Dieses vierte Ende erscheint aber nur bei wenigen Individuen, selbst wenn die Thiere noch so alt sind; gewöhnlich wird es durch eine große Anzahl von Perlen ersetzt.

Die Zeit, wo der Guazu-y seine Geweihe ändert, ist noch unbestimmter als beim Guazu-pucu, denn Rengger sah zu allen Jahreszeiten Individuen, welchen dieselben entweder fehlten, oder bei denen sie im Wachsthume begriffen waren. Die mehrsten jedoch wechseln die Geweihe gegen das Ende des Winters, das heißt im Augustmonat und Herbstmonat.

Die Zähne des Guazu-y, die bleibenden sowol als die Milchzähne, sind denen unseres Rehes ganz ähnlich, nur besitzt das Männchen, gleich der vorhergehenden Art, noch zwei Eckzähne in der obern Kinnlade.

Diese Hirschart kommt auf den offenen und trockenen Feldern der wenig bevölkerten Gegenden von Paraguay vor. In Brasilien in den Campos Geraës, unfern von Minas Geraës. Sie soll sich auch in Groß-Chaco, in der Provinz Corrientes, und besonders zahlreich in den Pampas von Buenos-Ayres vorfinden. In der Nähe von Sümpfen und in Wäldern trifft man sie nie an. Vor diesen letztern hat der Guazu-y eine solche Abneigung, daß er, wie Rengger oft sah, von den Jägern in die Enge getrieben, eher zwischen den Pferden durchspringt, als sich in den Wald flüchtet. Er lebt theils paarweise, theils in kleinen Rudeln; zuweilen trifft man auch ein Männchen an, welches einzeln geht. Von Sonnenuntergang bis zum Morgen streift er auf den Feldern umher, und sucht seine Nahrung; bei Tage ruht er im hohen Grase und hält sich, gleich unsern Hasen, so still in seinem Lager, daß man dicht neben ihm vorbeireiten kann, ohne daß er sich bewegte. Er wittert übrigens seine Feinde

Digitized by Google

schon auf eine große Entfernung, denn sein Geruch ist fein, und sein Gehör ist scharf; auch sein Gesicht scheint schärfer zu seyn, als bei den andern in Paraguay vorkommenden Hirscharten, die er auch an Schnelligkeit weit übertrifft. Nur sehr gute Pferde können ihn im Augenblicke, wo er aufspringt, einholen; geschieht aber dieses nicht sogleich, und hat er einigen Vorsprung, so vermag ihn auch das beste Pferd nicht zu erreichen. Wird er lange gejagt, so macht er, wie unser Reh, häufige Seitensprünge, um die Hunde von seiner Spur abzubringen, und versetzt sich endlich an einer Stelle, wo er hohes Gras findet. Im Fall der Noth zeigt er auch Muth, und vertheidigt sich gegen Menschen und Hunde entweder mit dem Geweihe, oder durch Aushauen mit den Vorderfüßen.

Das Weibchen wirft nur ein Junges, entweder im Frühling oder im Herbst; Rengger traf im Weinmonate und im Wintermonate, sowie im Mai und Brachmonate Säuglinge von dieser Hirschgattung an. Die Dauer der Tragzeit ist unbekannt. Die Mutter trennt sich nicht vom Männchen, wenn die Zeit ihrer Niederkunft herannaht, und beide zeigen große Sorgfalt und Liebe für ihr Junges. Sowie ihnen Gefahr droht, verstecken sie dasselbe in hohem Grase, zeigen sich selbst aber dem Jäger und führen ihn von der Spur des Jungen ab. Hat sich die Jagd von dem letzteren entfernt, so kehren sie auf weiten Umwegen wieder zu demselben zurück. Wird aber, trotz ihrer Sorge, das Junge gefangen, so entfernen sie sich, wenn sie nicht von den Hunden verfolgt werden, nicht weit von dem Jäger, sondern gehen unruhig in großen Kreisen um ihn herum und nähern sich ihm sogar auf Schußweite, sowie sie die meckernde Stimme ihres Jungen vernehmen. Als Rengger einst ein solches lebend mitwegführte, folgten die beiden Alten, die sein Geschrei hörten, in einiger Entfernung während einer halben Stunde nach.

Das Männchen gibt einen sehr unangenehmen Geruch von sich, welcher einige Ähnlichkeit mit dem Geruche der Ausdünstung des Negers hat, und, besonders in der Brunftzeit, so stark ist, daß man ihn sogar an Stellen wahrnimt, wo eine Viertelstunde vorher ein Männchen durchgekommen ist. Rengger warf einst seine Kugeln (bolas) [17]) in die Geweihe eines Guazu-y, und ließ dieselben nur so lange daran, bis er das Thier getödtet hatte; dennoch hatten sie schon einen so stinkenden Geruch angenommen, daß er sich ihrer während vierzehn Tagen nicht mehr bedienen konnte; auch besitzt er ein Paar Geweihe, an denen die noch vorhandene Hautbedeckung der Rosenstöcke noch nach Verfluß von acht Jahren jenen Nesgergeruch hatte. Dieser Geruch stellt sich nicht vor dem ersten Altersjahre ein, und soll, wie ein Jäger versicherte, ganz wegbleiben, wenn man das Thier in seiner Jugend verschneidet. Diese Operation hat, nach der nämlichen Autorität, zugleich die Folge, daß keine Geweihe bei dem Thiere zum Vorschein kommen.

Der Guazu-y wird, jung eingefangen, so zahm wie der Guazu-pucu, und zeigt im häuslichen Zustande ungefähr die nämlichen Sitten, wie dieser.

17) Schwere hölzerne Kugel an einem langen Strick, welche so geschleudert werden, daß sie den Strick um die Geweihe schlingen.

Sein Fell wird wie dasjenige der vorhergehenden Arten benutzt. Das Fleisch der jungen Thiere beiderlei Geschlechts hat einen angenehmen Geschmack; dasjenige der alten Weibchen ist etwas zähe und das der Männchen, welche über ein Jahr alt sind, riecht nach der Ausdünstung des Thieres, so daß es ganz ungenießbar wird.

Um den Guazu-y zu erlegen, muß man eine Treibjagd anstellen. Einige Jäger zu Pferde bilden auf dem Felde einen Halbkreis und erwarten das Wild, welches ihnen andere Jäger mit den Hunden zutreiben. Sowie sich einem derselben ein Hirsch genugsam genähert hat, sprengt er plötzlich auf ihn zu und wirft ihm die Kugel in die Geweihe, oder zwischen die Füße. Eine Hauptregel dabei ist, daß sich der Jäger nicht zu früh gegen das nahende Thier in Bewegung setze, sonst wird er schon aus der Ferne von diesem bemerkt, und ist dann nicht mehr im Stande, dasselbe einzuholen. Zuweilen gelingt es auch, wenn man mit Vorsicht die Felder durchreitet, vom Pferde herab einen Guazu-y im Aufspringen zu schießen.

Außer dem Menschen hat dieser Hirsch blos den Cuguar zu fürchten.

10) C. rufus, *Fr. Cuvier.* (im Diction. des Sciences naturelles. VII. 485. *Desmarest* Mamm. 445. 683. — *Cuvier* oss. foss. IV. t. 3. f. 41. 42. Geweihe. t. 5. f. 44. Schädel. — Wied, Beitr. II. 517. — Lichtenstein Darstellung. t. XX. — Rengger Paraag. S. 356. — Cariacon de la Guyane und petite Biche de Surinam. — Biche des bois, *Buffon.* — Cuguaçu-été, *Marcgraff.* — Guazu-pyta Azara und der Guawani in Paraguay. — Veado-medeiro der Brasilianer. — Bocling-Niack der Botocuden). — Der rothe Spießhirsch.

Artkennzeichen: Gestalt kurzbeinig und feist; Kopf langstreckig und schmal, mit zugerundeten Ohren; Geweih einfach, gerade, ganz zurückgestreckt, scharf zugespitzt, an der Wurzel gefurcht, gelblich-weiß; Farbe glänzend-braunroth, mit weißer Schwanzspitze und rostgelber Bauchseite; die Jungen fast bis zur Mannbarkeit gefleckt.

Diese Art nähert sich in ihrem Bau mehr den Waldbewohnenden südafrikanischen Antilopen, als den Hirschen, und bildet durch ihr einfaches Geweih gewissermaßen den Übergang zu jenen. Die Haare sind rauh, steif und glänzend, im allgemeinen lichtbräunlichroth, die Lippen sind weiß, der Nasenrücken und die Stirne graulich-braun mit etwas rother Mischung, die Ohren inwendig weiß, außen graulich-braun; die Kehle ist weiß, die untere Seite des Halses bräunlich-roth mit grau gemischt, die obere Hälfte der Extremitäten ist auf der Seite weiß, ebenso der Bauch von den Zitzen bis zum After, der Schwanz unten und zur Seite, die vier Füße sind nach unten zu röthlich-braun.

Im Winter ist diese Hirschart an den obern und äußern Theilen des Körpers dunkler. Auch findet man Individuen, bei denen die Lippen nicht weiß sind, oder wo der Kopf, mit Ausnahme der Kehle, und der ganze Hals bräunlich-roth mit grau gemischt sind, und andere, bei welchen die innere Seite der Glieder gelblich-weiß ist. Mitunter kommen auch Albinos vor.

Digitized by Google

Die Saugkälber sind wie die Alten gefärbt, nur haben sie auf dem Körper der Länge nach drei bis vier Reihen weißer Flecken, welche erst nach sechs bis acht Monaten verschwinden.

Rengger gibt die Maße des Männchens an: die Länge 3 Fuß 11 Zoll, die mittlere Höhe zu 2 Fuß 5½ Zoll, dagegen gibt der Prinz von Neuwied an, die Länge zu 4 Fuß und 4 Zoll; Lichtenstein aber zu 4 Fuß 11 Zoll.

Die Geweihe sind einfach (Spieße), sie sitzen auf einem dünnen, walzenförmigen Rosenstocke, und liegen mit dem Nasenrücken vollkommen in einer Ebene. Die Rose ist klein, aus ihrer Mitte erhebt sich der 2 bis 4 Zoll lange, an der Basis etwa 5 Linien dicke, spitz ausgehende Spieß, dessen Oberfläche einige, der Länge nach laufende Furchen zeigt. Diese einander parallelen Geweihe sind nach oben und hinten gerichtet, so daß sie mit der Grundfläche des Schädels einen Winkel von ungefähr 45 Graden bilden. Sie werden, wie bei den vorhergehenden Arten, in verschiedenen Jahreszeiten abgestoßen.

In Paraguay bewohnt dieser Hirsch die von dichtem Gesträuche durchzogenen Waldungen. Auf offenem Felde oder in lichten Wäldern trifft man ihn nur selten an, dagegen hält er sich in niedrigen, wie in hohen, in feuchten, wie in trockenen Gegenden auf. Seiner Nahrung geht er nur mit einbrechender Nacht nach, und thut in den Pflanzungen Schaden, denn er frißt die jungen Schosse der Melonen, den keimenden Mais, jungen Kohl und besonders Bohnen. — Nach des Prinzen von Neuwied Angabe ist diese Hirschart die verbreitetste im südlichen Amerika, und besonders die gemeinste Art in Brasilien. Er sagt von ihm noch ausdrücklich, daß er gern in der Nähe des Wassers der Kühlung genieße, und sich, um sich gegen die Stechfliegen (wahrscheinlich eine Art Bremse) zu sichern, bis an den Hals darin verberge. Es lebt diese Hirschart einzeln oder paarweise, nie aber in Rudeln. Nach Rengger soll das Weibchen gewöhnlich nur ein Junges, zuweilen, jedoch selten, zwei zur Welt bringen. Die Zeit des Setzens fällt bei den meisten in dem December, bei andern aber in dem April. Das Junge folgt nach drei bis fünf Tagen der Mutter, und geht anfangs neben ihr, später aber voraus. Wenn Gefahr droht, so versteckt es sich in's Gebüsch, und die Mutter flieht; überhaupt ist diese Art sehr furchtsam und vorsichtig, doch aber sehr neugierig, und sichert daher (nach dem Jägerausdrucke) lange, ehe sie aus dem Holze zieht. Der Lauf ist anfangs schnell, jedoch ermüdet das Thier bald, so daß es gute Hunde in einem nicht zu dicht verwachsenen Walde in Zeit von einer halben Stunde einholen können.

Es läßt sich dieser Hirsch zähmen wie das Reh, ist aber nicht sehr gutartig, indem er Menschen und Thiere anfällt, und durch Stöße mit dem Kopfe oder Hauen mit den Vorderfüßen verletzt.

Gebraucht wird hauptsächlich das Fell und außerdem das Fleisch, jedoch nur von jungen Thieren genossen, da das von alten wegen seiner Zähe nur erst durch Beizen u. s. w. genießbar wird.

11) C. nemorivagus, *Fr. Cuvier* (im Dict. d. Sc. nat. VII. 485. — C. nemorum, *Desmarest* Mammal. p. 446. 684. — C. simplicicornis *Illiger.* — Rengger Naturgesch. der Säugeth. v. Paraguay. 359. — Lichtenstein Darstellung. Taf. XXI. — Wied Beiträge. II. 596. — Petite Cariacou, *Buffon.* — Das junge Thier ist als eigene Art der Gattung Moschus aufgeführt worden: Cervula surinamensis, *Saba* Thesaur. I. t. 44. f. 2. — Tragulus surinamensis, *Klein.* — Moschus americanus, *Erxleben.* — *Linné ed. Gmelin.* — Moschus delicatulus, *Shaw.* Mus. Lever. III. t. 36. — Schreber, Taf. 245. B. — Brasilian Musk, *Pennant.*). Der braune Spießhirsch. Guazuvira, guaranisch. Das Catinga-Reh, das Reh der Niederwaldungen. Veado-Catingeiro, oder Corçe im östlichen und mittleren Brasilien. Boeting-Niomm bei den Botocuden.

Artkennzeichen. Die Gestalt ist ganz die des vorigen, der Kopf hat dieselbe Form, doch verhältnißmäßig längere zugerundete Ohren; das Geweih einfach (nur Spieße), doch weniger zurückgestreckt; die Farbe gelbbraun, mit weißem Fleck vor dem Auge und weißer Schwanzspitze. —

Die Farbe, bräunlich-grau mit gelblich-roth gemischt, entsteht dadurch, daß ein Ring von letzterer Farbe an jedem Haare gleich unter dessen Spitze steht. Die Stirn ist graulich-braun, die Augenkreise sind röthlich-gelb; die innere Seite des Ohres ist gelblich-weiß; diese Farbe haben auch die Kehle, die Brust zwischen den Oberarmen, der Bauch bis zum After, die innere Seite der Gliedmaßen und die untere Seite des Schwanzes. Die obere Seite des letztern und einige lange Haare am hintern Rande der Schenkel sind gewöhnlich röthlich-gelb. — Farbenabänderungen zeigen sich bei dieser Hirschart häufig; z. B. die Lippen sind gelblich-weiß, — der Kopf und die andere Hälfte der Extremitäten sind graubraun, — die untere Seite des Halses zieht sich ins röthlich-gelbe, — bei vielen ist der Umfang des Afters weißlich-gelb; der Schwanz oben wie der Rücken.

Die Säuglinge sind folgendermaßen gezeichnet. Die Ohren sind gräulich-braun, über den Rückgrath läuft ein brauner Streif, die Seiten des Halses ziehen stark ins Aschgraue, der Bauch und die innere Seite der Gliedmaßen in ihrer obern Hälfte ist weißlich-gelb, die untere Hälfte der letztern aber ist gelblich-roth; auf jeder Seite des Körpers stehen von den Schultern bis an den hintern Schenkelrand drei Reihen weißer Flecken. —

Albinos dieser Art hat Rengger nicht gefunden.

Ein ausgewachsenes Männchen mißt nach demselben 3 Fuß 4 Zoll in die Länge und die mittlere Höhe ist 2 Fuß 1 Zoll. —

Die Geweihe sitzen auf einem walzenförmigen, 3—4 Linien hohen, 1 Zoll dicken Rosenstock. Der Spieß entspringt nicht in dessen Mitte, sondern gegen den hintern Rand, mißt an der Basis im Durchmesser 6—7 Linien, erreicht eine Länge von 2 bis 4 Zoll, geht spitzig aus und hat vorn zwei beträchtliche Furchen, die von der Rose bis nahe an der Spitze laufen. Beide Spieße laufen etwas auseinander, und bilden mit der Grundfläche des Schädels einen Winkel von ungefähr 40 Grad. — Das Geweih wird nicht alle Jahre abgestoßen, dies bestätigt

Digitized by Google

Azara und Rengger, der letztere durch den Schädel eines zahmen Bocks, dessen Geweihe, als er umkam, 21 Monate alt waren, und noch keine Spur zum Abwerfen zeigten. Die Geweihe sind in der Regel durch Abreiben u. s. w. ihrer braunen Rinde beraubt und fast weiß. — An der Stelle, wo beim Männchen die Geweihe sitzen, hat das Weibchen zwei kleine Erhöhungen, — Ansätze von Rosenstöcken, wie der Schädel zeigt.

Dem Männchen fehlen, wie bei voriger Art, die Eckzähne. Beide Arten unterscheiden sich aber noch im Schädelbau dadurch, daß bei gegenwärtiger die Augenhöhlen größer sind, der Theil des Schlafbeins, welcher das Hinterhauptbein bilden hilft, breiter ist, als bei voriger, bei welcher auch der Rosenstock höher und dünner ist.

Diese Art bewohnt in Paraguay die nämlichen Gegenden, wie die vorige. In den niedern, ebenen Gegenden an der Ostküste von Brasilien lebt sie in den hohen Urwäldern, in den höhern innern Gegenden soll sie sich mehr in den Niederwaldungen (Catingas) aufhalten. Sie findet sich auch in Guiana, und scheint daher im südlichen Amerika weit verbreitet zu seyn.

Das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges, selten zwei, bald im December, bald im April. Die Säuglinge werden oft gezähmt, müssen aber, um nicht Schaden zu thun, eingeschlossen werden.

Das Fleisch wird in Paraguay gegessen, die Haut kaum benutzt. —

12) C. Elaphus, *Linné* (und aller Autoren, die wir deshalb nicht namentlich citiren. Die besten Abbildungen des Hirsches in verschiedenen Ständen u. s. w. lieferte Ridinger — bis jetzt noch unübertroffen — in seinen: Jagdbare Thiere — rare und monströse Hirsche — große Hirschparforcejagden u. s. w.) — Der Edelhirsch. (Die einzelnen Benennungen siehe im Texte). Rothwild, Edelwild.

Artkennzeichen. Der Kopf ist kürzer als der Hals, die Oberlippe rundlich, ungefurcht, ragt nur wenig über die Unterlippe vor. Das Fell ist fleckenlos, im Sommer braungelb, mit weißlicher, schwarzer und grauer Beimischung; im Winter mehr graubraun, die Hinterbacken sind immer gelbbraun. Das Geweih ist rundlich, ästig, die Stangen desselben entfernen sich gegen die Mitte von einander, und nähern sich einander wieder mit den obern Enden. Jede Stange hat drei bis vier, nach vorn und etwas nach außen gerichtete Enden, und eine zwei- bis fünfendige Krone.

Der mittelmäßig große Kopf hat eine lange flache Stirn. Die Schnauze (in der Jägersprache: Gnäs), ist schmäler, dünner und länger, als beim Rind. Die Lippen sind immer mit spitzigen, schwieligen Warzen besetzt; die untere ist hinter den Schneidezähnen am Rande gezähnelt. Die Zähne sind gebaut wie beim Elenn; alte Männchen, seltener alte Weibchen, haben am Oberkiefer stumpfe, dreieckig zusammengedrückte Eckzähne (Haken, Gran), welche von den Lippen bedeckt sind Die Zunge (Weidmesser, Weidlöffel, Lecker) ist glatt. Die Augen (Spiegel, Leuchten, Seher) haben eine gelbbraune Iris. Die Thränengrube ist oft 1 Zoll lang und tief, in ihr findet sich die schon oben erwähnte Fettigkeit (Hirschthränen, Hirschbezoar). Die Ohren (Gehör, Luser, Schüsseln) sind groß, behaart. Die Beine (Läufe) schlank, wol doppelt so hoch, als der Leib dick. Die Zehenspitzen sind mit dreieckigen, schwarzen, glänzenden Hufen (Schalen) umkleidet. Hinter dem Ballen stehen, weiter nach oben als beim Elenn, zwei mit kleinen dreieckigen abgerundeten Hufen versehene Afterzehen (Afterklauen, Gnäster, Oberrücken, Oberklauen). Der Schwanz (Blume, Bürzel) ist kurz. Der Leib ist am Hintertheil (Scheibe, Schirm, Schurz) dick und abgerundet. Das Unterhaar (Wolle, Wollhaar) ist fein, seidenähnlich, aschgrau; das Oberhaar trocken, starr, meist gedreht. Das Sommerhaar ist kürzer, als das Winterhaar. Der Haarwechsel hat im Frühling und Herbst Statt (der Hirsch verfärbt). Hinterleib und die Innenseite der Keulen sind stets bräunlich-weiß; Kreuz und Schwanz immer gelbbraun. Auf dem Vorderkopfe und Füßen ist Grau und Weiß beständig vorherrschend. Die übrigen Theile sind vom Mai bis Oktober gelbbraun oder röthlich-gelbbraun, wozu auf dem Rücken und den Schenkeln eine Beimischung von Gelb und Orange, auf der Mähne außerdem noch Schwarz tritt. Vom Oktober bis in den April ist die Farbe eine Mischung von Grau und Röthlich-gelbbraun mit Schwarz. —

Es gibt verschiedene Abänderungen in der Farbe — reine Albinos, silberfarbene oder mehr oder weniger graue, schwarze oder eigentlich schwarzgraue, dunkelgefärbte mit längerer schwärzerer Mähne versehen (Brandhirsche, hauptsächlich in den böhmischen Wäldern). —

Fischer (Synopsis Mammal. p. 447.) unterscheidet

β) C. E. Hippelaphus (*Erxleben*, *Gmelin*. C. germanicus *Briston*, Tragelaphus *Gesner*, Hippelaphus *Johnston*. — Brandhirsch, Pferdhirsch, Gesner; Cerf des Ardennes, *Desmarest*); größer, mit stärkerer Mähne. —

γ) C. E. corsicanus *Erxleben*, *Gmelin*. — Cerf de Corse, *Buffon*, *Desmarest*); viel kleiner, mehr braun.

δ) C. E. fossilis, den fossilen Goldfuß (nov. acta Acad. Leop. X. t. 43.).

Das Männchen (Hirsch, Hirschbock, Hirschboll) ist größer als das Weibchen (Hirschkuh, Wild, Stückwild, Thier, Hindin), hat einen stärker behaarten, feisteren Hals, mehr gerundete Keulen und edleren Anstand, auch allein Geweih (vom August bis Februar oder März). Dies besteht aus zwei rundlichen, nach hinten und auswärts gerichteten Hauptästen (Stangen), welche nach dem Alter des Thieres mehr oder wenigere kegelförmige Enden (Zinken) mit glatten weißgelben Spitzen haben. Bei ausgewachsenen Hirschen sind die untersten Enden, zwei oder drei, nach vorn und außen gerichtet, indessen ebenso viel oder mehr an der Spitze der Stange (Krone) stehen. Jede Stange sitzt auf einem Fortsatz des Stirnbeins (Rosenstock), und ist mit vielen Knoten (Perlen) besetzt, zwischen denen adernähnliche Furchen sind, in welchen früher die Bildungsgefäße des Geweihes liegen. Die Basis der Stange ist mit einem ringförmigen knotigen Wulst (Rose) umgeben. Wir haben oben schon über den Prozeß des

Digitized by Google

Abwerfens des Geweihes und über das Wiederaufsetzen desselben gesprochen, hier wollen wir nur das Besondere, beim Edelhirsch vorkommende, angeben. Nach dem Abfall des Geweihes folgt eine leichte Blutung aus dem entblößten Rosenstock, der sich nach wenigen Stunden mit einem Schorf bedeckt, unter dem sich nach 24 Stunden eine neue Haut gebildet hat. Nach fünf Tagen erscheint auf demselben eine gefäßreiche Erhabenheit mit sehr feinen Haaren, in der man beim Durchschneiden eine gallertige, von einer schwach behaarten Haut (Bast) umschlossene Masse bemerkt. Nach 14 Tagen hat das neue Geweih schon eine Länge von 1 Fuß, ist ganz mit sehr feinen wollenartigen Haaren bedeckt, und hat am untern Theile eine zweite Erhabenheit, welche sich später zum untersten Geweihende (Augensprosse, Augenzinke) ausbildet. In der fünften Woche zeigen sich abermals Enden, und so geht das Wachsthum 10 bis 14 Wochen fort, während welcher Zeit sich phosphor- und kohlensaure Kalkerde im Innern belagert, wodurch das Geweih fest wird (verknöchert). So lange das Geweih noch mit Bast überkleidet ist, nennt man das Thier einen Kolben-Hirsch. Wenn eine Verletzung des noch weichen Geweihes Statt findet, so entsteht eine Misbildung desselben, und wenn der Rosenstock stark beschädigt wird, ein regelwidriges (widersinniges). Im Juli, bei jüngern Thieren im August, ist das Geweih völlig verknöchert (vereckt). Die im Bast auf dem Geweihe laufenden Gefäße schrumpfen zusammen, der Bast vertrocknet, reißt auf, der Hirsch reibt ihn an Bäumen ab (fegt) und verzehrt auch wol die Lappen. Das gefegte Geweih sieht anfangs weiß aus, wird wird aber später schwarzbraun oder fast schwarz. Die Spitzen der Krone und der Enden aber bleiben wegen des beständigen Einstoßens in die Erde beständig weiß und glatt.

Die Größe des Hirsches wechselt verschiedentlich, die Länge beträgt im allgemeinen 7 Fuß, die Höhe 4 Fuß. In anatomischer Beziehung ist besonders merkwürdig, daß die Gallenblase fehlt. Bei erwachsenen Thieren finden sich am Ursprung der Aorte in der Scheidewand der Herzkammern zwei Knochen in Form eines Kreuzes, bekannt unter dem Namen Hirschkreuze oder Hirschherzknochen. Bei jungen Thieren sollen sich an ihre Stelle Knorpel finden. Die Drüsen, welche sich zwischen den Klauen der Hinterfüße des Rehes finden, sollen dem Hirsche fehlen. (Brandt und Ratzeburg a. a. O.)

Der Hirsch, ein friedliches, sanftes Thier, von welchen nur das Männchen zur Brunftzeit furchtbar wird, lebt außer dieser in kleineren oder größeren Gesellschaften (Rudeln) beisammen. Bei einer auffallenden Erscheinung gibt er einen klaffenden Laut (Schmälen, Melden) von sich. Er schwimmt gut und liebt nicht zu feuchte oder bergige Waldungen mit Laubholz. Seine Nahrung (Äsung) besteht je nach der Jahreszeit in Blättern, Blüthen, Früchten, Wurzeln, Getreide, Schwämmen; im Winter in Flechten, Moos, Knospen, Rinden und gedörrtem Gras. Salz gehört zu seinen Leckerbissen, und man kirrt ihn dadurch, indem man eigene Plätze (Salzlecken, Sulzen) dafür anlegt, an bestimmte Stellen. Auch scheint er den Geruch der Ameisen, besonders der rothen, sehr zu lieben, indem er die Haufen aufscharrt und die Nase darüber hält. Er geht seinem Futter meist nur zur Nachtzeit oder vielmehr in der Dämmerung nach, und hält sich am Tage zum Wiederkäuen ruhig. Er säuft in der Regel wenig, so lange er saftige Nahrung hat; nur im heißen Sommer und zur Brunftzeit sucht er zum Trinken und Baden (Sühlen) Quellen, flache Sumpfstellen und Teiche auf. Die Gebirgshirsche verlassen im Winter die Berge, und halten sich mehr in den Vorbergen und im flachen Lande auf. Die Brunft tritt in Teutschland meist zu Anfang des Septembers, in südlichern Gegenden früher ein, zuerst bei dem alten kräftigen Männchen. Sie fressen dann nur wenig, suchen mittelst des Geruchs die Weibchen auf und treiben mehre auf bestimmte Plätze (Brunftplätze) zusammen. Zwischen den Männchen kommt es dann gewöhnlich zu heftigen Kämpfen mit dem Geweihe, worin nicht selten der Besiegte um's Leben kommt (geforkelt wird), oder zum Krüppel (Kümmerer) wird. Die Weibchen bekümmern sich nicht um die Kämpfenden, und der Besiegte hält sich etwas vom Rudel fern. Vor der Begattung (Beschlagen), welche schnell vollzogen wird, scharrt der Hirsch mit den Vorderfüßen und den Augensprossen in der Erde (macht den Brunftplan). Die Hirsche schreien zur Brunftzeit sehr stark, fast ähnlich dem Brüllen der Ochsen, nur mehr zitternd und stoßweise, und bekommen davon einen starken Hals. Die Brunftzeit dauert im allgemeinen gegen vier Wochen, bei den einzelnen aber nur 14 Tage bis drei Wochen. Zur Brunftzeit wird auch der Unterleib des Männchens schwärzlich gefärbt (bekommt den Brand): das Begattungsgeschäft aber greift die Hirsche so an, daß sie sehr dabei abmagern. Mitunter, besonders bei Eichelmast, tritt im Oktober eine zweite Brunftzeit ein.

Das befruchtete Weibchen trägt (geht beschlagen) 40 Wochen, und setzt im Mai eins, selten zwei Kälber, welche braun sind und weiße Flecken haben, die sich erst im Oktober verlieren. Ein männliches Junge heißt ein Hirsch-, ein weibliches ein Wildkalb. Es folgt schon nach drei Tagen der Mutter, die es durch einen leisen, ächzenden Ton lockt. Bei Gefahr verbirgt sie es im Gras unter Gebüsch, indessen sie selbst zu entfliehen sucht. Das Junge saugt so lange, bis die Mutter wieder trächtig ist, dann heißt das weibliche Thier bis zur Begattungsfähigkeit ein Schmalthier. Das Männchen bekommt nach dem Geweihe im ersten Jahre den Namen Spießer (Spießhirsch); im zweiten, wenn die Augensprossen erscheinen, wird es Gabler genant. Späterhin richtet sich der Name nach der Zahl der Enden am Geweih, daher Sechsender, Achtender u. s. w., welche Endenzahl jedoch keineswegs auf das Alter des Thieres mit Sicherheit schließen läßt, besonders da alle Hirsche bei geringer Nahrung häufig weniger Enden erhalten (zurücksetzen). Besser erkennt man das Alter aus der Stärke der Geweihe, aus dem Abstande der Stangen von einander und aus den Zähnen. Die Lebensdauer des Hirsches wird auf 30 bis 40 Jahre bestimmt; das Weibchen ist mit dem dritten Jahre ausgewachsen.

Der Hauptfeind des Hirsches ist der Mensch, gegen den er sich indeß nur in der äußersten Bedrängniß mit dem Geweih, mit welchem er indessen zur Brunftzeit selbst an-

Digitized by Google

greift, vertheidigt. Gegen Hunde wehrt er sich außerdem auch, und besonders die Hirschkuh durch Ausschlagen mit den Beinen. Von andeen Thieeen sind besonders als Feinde Wölfe, Luchse und größere Raubvögel zu nennen, welche letzteee die Kälbee anfallen. Außerdem wird dies Thier von mehren Bremsen (s. Oestrus), Läusen und sechs verschiedenen Arten Eingeweidewürmee geplagt. Auch leiden die Hiesche häufig an der Leberseile und in iheem Magen finden sich Haaeballen.

Das Vaterland des Hirsches ist in der nördlichen Halbkugel vom 10ten bis zum 64sten Gead nördlicher Breite, zwar mit Ausschluß von Rußland, in allen Ländern Eueopa's, in Asien bis nach Siam, Peesien und China; in Afrika, in der Berberei, Guinea und Abyssinien.

Dee Hirsch wird als ein nutzbares Thier gejagt auf veeschiedene Weise (s. Hirsch). Man benutzt von ihm das Fleisch (Wildpret), die Haut, Haaee, Geweihe, Klauen, Mark und Unschlitt. In dee Medizin gebeauchte man ehedem das Blut, die Klauen, das Herz, die Herzknochen, die Lungen, die Lebee, die Ruthe, die Hoden, die Gebärmutter, den Talg, das Mark, den Schwanz, den Koth und die Haut; jetzt aber findet nur nur noch das Geweihe zur Bereitung nahrhaftee Gallerte seine Anwendung. (Brandt und Ratzeburg a. a. O., denen wir hier meistens folgten). —

13) C. Dama, *Linné* (und aller Autoren, weshalb wie die einzelnen übergehen. — Platyceros, *Plinius*. — Dain und Daine *Buffon*. — Biche de Sardaigne *Perrot*. — Buck und Fallow-Deer *Pennant*. Gute Abbildung bei Wildungen Taschenbuch für Jagdfreunde. 1796. — *Geoffroy* et *Cuvier* Mammiferes. fasc. II. — Ridinger, Jagdbaee Thiere. Taf. 7.). Das Männchen Damhiesch, Tannhirsch, Damling, Damsbock; — Weibchen Damthier, Damwild, Damhirscheeh, Damgais. —

Aetkennzeichen. Das Geweih ist ästig zurückgebogen, zusammengedrückt, die Krone ist handförmig, zwei Augensprossen sind nach vorn gerichtet, die Naseukuppe und das Maul sind nackt, die Thränenhöhlen deutlich, die Eckzähne fehlen, die Farbe ist im Sommer weiß gefleckt, im Winter einfaebig braun, der ziemlich lange Schwanz ist oben schwarz, unten, sowie der Steiß, weiß.

Der Damhirsch ist kleinee als der Edelhirsch, erreicht eine Länge von fast 5 Fuß, und eine Höhe von 3 Fuß. Das Geweihe ist dünnee und platter, dehnt sich mehe in die Breite, ist verhältnißmäßig mit mehe Enden besetzt, nach innen gekrümmt und endigt in eine lange oft zwei Hände breite Krone (Schaufel). Alte Hiesche haben oft bis 40, jedoch ganz kurze Enden. Das Geweih wird vom Apeil bis Juni abgeworfen, und auf dieselbe Weise, wie beim Edelhiesche, aufgesetzt. Das Weibchen ist kleinee und es fehlt ihm das Geweih.

Die gewöhnliche Farbe beidee Geschlechtee ist im Sommer bis zum November glänzend-rothbraun, mit kleinen weißen Flecken auf Rücken, Keulen und Schulteen; von dem Schulteeblatt geht hoeizontal ein weißer zwei Finger breiter Streifen bis an die Keulen, wo er sich in einem Winkel etwas herabsenkt, und dann bis an den Schwanz hinläuft; neben dem Schwanze steht noch auf jeder Seite neben den weißen Streifen ein gleichlaufender schwarzer; dieser ist oben schwarz, unten weiß; die Stirn bis zue Nase und dee Obeehals sind schwaezbraun, letzterer an den Seiten heller; die Seiten unter der Einfassung, sowie die Außenseiten der Beine hellgelblich; der Untertheil des Halses, Brust und Bauch, sowie die inwendige Seite dee Beine weiß. Im Winter aber, wo sich die Haut mit grauen und dunkelbraunen Haaren verdichtet, verschwinden alle Flecken und Einfassungen, und von ersteen sieht man nur noch auf den Keulen eine kleine Spur, denn die graue Faebe legt sich auf die hellen, und die dunkelbeaunen auf die dunkeln Sommerhaare. Dies Winterkleid dauert bis im Junius, wo sich diese Thiere verfäeben odee die Winterhaare ablegen.

Es gibt mehee Faebenabänderungen, nämlich

a) Albinos und

b) schwaeze odee eigentlich dunkelbraune (Cervus mauricus, *Fr. Cuvier* im Bulletin d. l. Soc. philomatiq. 1816. — *Cuvier et Geoffroy* Mammif. fasc. 12. Daim, variété noire). Diese schwarze Abänderung hat nichts Weißes mehr, dee obere Theil des Körpers ist so dunkelbeaun, daß er unter einem gewissen Lichte schwarz erscheint, die untern Theile sind ebenso gefärbt, nue bläsfer und oft bemerkt man gar keine Flecken auf der obeen Seite, aber bei manchen Exemplaren bei schräger Ansicht bläsfeee. Was diese Abart merkwürdig macht, ist, daß die Jungen ohne besondere Färbung erscheinen, weshalb Cuvier aus dieser Abart früher eine eigene Art machte, besondees da sie von einem schwächern, zarteeen Bau und minderer Größe ist, und sich nue in Schottland und Norwegen findet.

Der Damhirsch hat in seinee Lebensweise viel mit dem Edelhiesche gemein, verträgt sich aber in Thiergärten nicht gut mit demselben, da er, als der schwächere von jenem, oft von der Äsung weggetrieben wird, der Edelhirsch aber nicht gern da äset, wo Dammhirsche gewesen sind, und ihren Unrath (Losung) hinteelassen haben. Das Alter des Damwildes erstreckt sich ungefähr auf 20 Jahee.

Wiewol in Deutschland einheimisch geworden, ist das Damwild doch eigentlich in Persien und China zu Hause, und stammt nach Cuviees Meinung aus dee Berberei. Es lebt, wie das Edelwild, in Rudeln beisammen, und selbst zur Brunftzeit geselliger, als dieses. Die Nahrung haben sie mit demselben gemein, und lieben besonders die Eichelmast. Die Brunst fällt im October und dauert einen Monat. Die Damgais setzt ein bis zwei Junge, die wieder bis zur Brunft gesäugt werden. Das junge weibliche Thier brunftet bei guter Nahrung schon im zweiten Jahee. Das Hirschkalb heißt im ersten Jahre ein Spießer; im dritten, wenn die Stangen breit zu werden anfangen und zehn Enden haben, ein angehender Schauflee; später wird er nach den Enden benannt, und wenn die Schaufeln eest aufgesetzt sind und ein 30 Enden haben, bekommt er den Namen: guter Schaufelhirsch; ganz vollkommen heißt er ein alter Capital-Schaufler, oder ein rechter guter Schaufelhirsch.

Digitized by Google

Feinde, Schaden und Nutzen hat der Dammhirsch mit dem Edelhirsche ziemlich gemein, doch ist Wildpret, Haut und Unschlitt besser.

14) C. Palaeodama, *Cuvier* (Annales d. Mus. XII. t. 3. f. 2. Geweih. — Ossem. foss. IV. t. 11. f. 12. — Daim fossile de Scanie. — Retzius k. Svensk. Vetensk. Handl. 1802.).

Die Geweihe größer, als die vom Damhirsch, etwas ästig, oben schaufelig, Stange länger, als beim Damhirsch, vorn nur mit einer Augensprosse, hinten mit einem Höcker, die Schaufel viel schmäler und kürzer, als beim Damhirsche. — Nur fossil in Schweden.

15) C. Somoniensis, *Cuvier* (Ann. d. Mus. XII. t. 1. f. 19. A. B. Geweih. — Ossem. foss. IV. t. 1. f. 19 — t. 17. f. 11. Daim d'une grande taille).

Die Geweihe ohne Rosenstock, ästig, oben schaufelig, um ein Drittheil länger, als beim Damhirsch, die Stange in der Mitte von den zwei Augensprossen an flach; die Endzinken regelmäßig. — Fossil. In Sandlagern bei Abbeville in Frankreich. —

16) C. virginianus, *Gmelin* (ed. Linn. Syst. p. 179. — *Geoffroy* et *Cuvier* Mammif. fasc. 2. et 48. — C. Dama americanus *Erxleb.* — Fallow-Deer *Lawson* Carol. — Cerf de Louisane. *Cuv.* regne anim. ed. 2. I. 263. — Schreber 247. II.). — Virginischer oder Louisianischer Hirsch.

Die Geweihe ästig, nach vorn gerichtet, wenig schaufelig, mit einer innern, nach innen gerichteten Augensprosse, die zwei bis drei übrigen Enden stehen hinten und rückwärts; die Nasenkuppe und das Maul sind nackt, die Thränenhöhlen deutlich, die Eckzähne fehlen; die Farbe ist im Sommer zimmtbraun, im Winter weißlich; der Schwanz unten, sowie der Steiß weiß.

Von der Größe des Axis, aber zarter gebauet. Die Jungen dunkelbraun mit weißen Flecken. Im nördlichen Amerika und in Guiana.

17) C. Capreolus, *Linné* (und aller übrigen Autoren. — Abbild. bei Ridinger und sehr schön in Wildungen Taschenbuch 1797). Männchen: Rehbock, oder Bock schlechthin; Weibchen: Reh, Rehgais, Riecke, Hille, Ziege, Gais.

Artkennzeichen. Das Geweihe ästig, rundlich, aufrecht, an der Spitze gabelig, der Körper braunroth, die Eckzähne fehlen, die Nasenkuppe und das Maul nackt. Die Länge etwas über 4 Fuß, die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, der im Steiß (Spiegel) versteckte Schwanz 1 Zoll lang. Die Thränenhöhlen fehlen. Unter dem Leibe in der Gegend des Zeugungsgliedes steht beim Männchen ein langer Haarzopf (Pinsel). Das Weibchen hat einen schmälern Kopf, längern und dünnern Hals, schmälere Brust und schlankern Leib. In der Regel ist es ungehörnt, doch finden sich auch, wiewol sehr selten, Weibchen mit Spießen. Außerdem ist die Riecke noch besonders kenntlich durch einen langen gelben Haarbüschel am Geburtsgliede (Feigenblatt).

Vom Frühjahre bis zum Herbste sind die Haare kurz und weich, gelbbraun oder rostfarben, im Winter aber länger, grauer, aschgrau, und durch die gelben oder weißen Spitzen derselben entsteht im allgemeinen eine röthlich-graue Farbe. Über die Nase, an der Oberlippe weg, läuft ein schwarzer Streif, der übrige Theil der Nase ist bis an die Augen schwarz und weiß gesprengt, das Untermaul weiß, sowie die Wurzeln der Ohren, welche schwarz eingefaßt sind; die Kehle ist gelb, am Unterhals stehen zwei weiße Flecken, der Bauch hat eine schmutzig weißlich-gelbe Farbe. Der Steiß (Spiegel) ist im Winter ganz weiß, im Sommer gelblich-weiß.

Der Rehbock wechselt alle Jahre sein Geweih, wie der Edelhirsch, hat im siebenten Monat seines Alters zwei kurze Spieße, welche im vierten Jahre zwei Enden bekommen, die sich bis zu sechs oder acht mehren. Über diese Zahl hinaus sind Seltenheiten. Er wirft nach der Brunst ab, und hat im dritten Monat wieder vereckt. Da er das weiche Gehörn wenig schont, so findet man gar nicht selten monströse Gehörne. Es gibt auch Varietäten. Die merkwürdigste darunter ist die schwarze, deren Farbe bis ins Kohlschwarze steigt. Sie finden sich besonders im Schaumburgschen und Hessischen, doch fallen von zwei schwarzen Eltern nicht immer gleichförmige Junge. Auch kommen dunkelbraune Rehe mit gelben Spiegeln, sehr selten gescheckte, roth mit schwarz oder weiß, und ganz weiße vor. Mit Schaf, oder Ziege und Reh hat man auch Bastarde erzeugt.

Das Reh ist ein munteres Wild, sehr flüchtig und hat ein scharfes Gesicht und feinen Geruch. Seine Stimme, welche es in der Brunftzeit und außerdem hören läßt, wenn ihm etwas Unvermuthetes aufstößt, ist ein helles weitschallendes, dreimaliges Bellen. Die Lebensdauer steigt auf sechzehn Jahre.

Das Reh ist in dem nördlichen Europa bis Norwegen hinauf einheimisch, liebt trockenen Boden und trockene Luft, und lebt in Rudeln von drei, selten bis zwölf Stück zusammen, welche meistens aus einer Familie bestehen, die sich erst dann trennt, wenn die Jungen wieder brunftsüchtig sind.

In der Nahrung ist das Reh sehr leckrr, und liebt besonders das Laub der Weiden, Pappeln, der Sauerdorn- und Brombeerstauden, des Ginsters, namentlich aber Bohnenblätter, wodurch es mitunter sehr schädlich wird, sowie im Winter durch das Benagen junger Obststämme. Bei großer Hungersnoth geht es auch wol an Aas, wie denn gezähmte Rehe Fleischnahrung nicht verschmähen.

Die Brunftzeit dauert von Ende Novembers bis zur Mitte Januar, bei dem einzelnen Bocke jedoch nur etwa 14 Tage. Die Riecke trägt 21 Wochen, und setzt im Mai oder Juni zwei Junge, meist ein Pärchen, seltner drei, welche roth mit weißen Flecken sind. Sie lebt zu dieser Zeit acht Tage ungefähr einsam, dann aber vereinigt sie sich wieder mit dem Bocke, und liebt ihre Jungen so sehr, daß sie selbst ihre Furcht vor den Menschen verliert. Sie säugen vier Monate lang. Man nennt die jungen Rehe auch Rehkälber, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein; die männlichen, wenn sie ein Jahr alt sind, Spießböcke, Spießer, und die weiblichen Schmalthiere, Schmalrehe, Schmalriecken. Man kann sie, obgleich mit vieler Mühe, zähmen und gewöhnen, daß sie, wie die Hunde, mit in den Wald laufen.

Digitized by Google

Das Reh ist mancherlei Feinden ausgesetzt, wie das Edelwildpret, aber auch Füchse, wilde Katzen und Wiesel werden den Jungen gefährlich. Der Schaden ergibt sich aus der Nahrung; den Nutzen hat es ziemlich mit dem Edelwildpret gemein, nur daß das Wildpret zarter ist, die Haut häufiger mit den Haaren gegärbt wird. Eine besondere Art, das Reh zu jagen, ist das sogenannte Blatten, indem der Jäger dabei auf einem Blatte, oder auf einem Stückchen Birkenschale, den Lockton der Ricke nachahmt.

18) C. pygargus, *Pallas* (Reise I. 97. 198. 453 — II. 159. — Spicilegium XII. 7. — Schreber Taf. 253. — Tailless deer *Pennant*. Chevreuil de Tartarie, *Cuvier* regne anim. ed. 2. I. 265. — Ahu der Perser, Saiga der Tataren, Dikaja Kosa der Russen). Der Zwerghirsch.

Die Geweihe sind dreigabelig, der Schwanz fehlt, statt seiner findet sich ein 9 Linien langer Hautanhang. Die Größe ist die des Damhirsches, oder etwas mehr, die Haare sind im Sommer kurz, röthlich-braun, der Körper unten und die innere Seite der Glieder sind weiß; im Winter sind die Haare lang, wollig, grau, an der Spitze braun, die der Seiten und der Glieder gelblich, des Bauches weiß. Das Weibchen ist ungehörnt. Die Jungen sind gelbbraun mit weißen Flecken. Diese Art ist in den Gebirgen des nördlichen und mittägigen Asiens einheimisch.

19) C. Axis, *Erxleben* (und der übrigen Autoren, *Geoff.* et *Cuv.* Mammif. fasc. 7. 8.). Der Axis.

Das Geweih steht etwas aufrecht, ist schwach zusammengebogen, dreigabelig, hat auf der vordern Seite einen nach vorn gerichteten Augensprossen und ein oberes, innen stehendes und nach innen gerichtetes Ende. Die Eckzähne und die Thränenhöhlen fehlen. Der Körper ist oben gelbbraun, weiß gefleckt mit dunklerer Rückenlinie; der Unterkiefer, die Kehle und der Oberhals vorn sind weiß, die übrige Unterseite und die innere der Gliedmaßen weißlich. Im Winter verändert sich die Farbe nicht. Das Weibchen ist ungehörnt und hat statt der Fleckenlinie zwischen Bauch und Seiten, einen langen, eiförmigen Fleck. Der Axis hat keine bestimmte Brunstzeit; das Weibchen trägt neun Monate, und die Jungen kommen ganz mit der Farbe der Alten zur Welt.

20) C. Hippelaphus, *Cuvier* (Ossem. foss. IV. t. 5. f. 31. 34. Geweihe. t. 5. f. 42. Schädel. — *Geoffr.* et *Cuv.* Mammif. f. 39.).

Die Geweihe sind rundlich und stehen auseinander, haben einen zurückgebogenen Augensprossen und oben eine Gabel, das hintere Ende ist doppelt oder dreifach länger, als das vordere; beide Geschlechter haben Eckzähne, die Thränenhöhlen sind sehr groß, der Schwanz dreifach länger als die Ohren; an den Wangen, an der Kehle und am Halse stehen mähnenartige Haare. Die Farbe ist braungrau, die untere Brust und die Seiten schwärzlich. Die Größe ist die eines Pferdes, und das Vaterland Bengalen und die Inseln des indischen Archipels.

C. malaccensis, *Fr. Cuvier*, von dem man nur das Weibchen kennt, gehört vielleicht hieher, sowie *Blainvilles* C. niger, der nur nach einer Abbildung beschrieben.

21) C. Aristotelis, *Cuvier* (*Geoffr.* et *Cuvier* Mammifer. fasc. 45. *Innelaφος Aristot.* hist. anim. II. c. 5. 23.).

Die Geweihe dreigabelig, die Augensprossen über die Hälfte der Stange in die Höhe gerichtet, das hintere obere Ende ist sehr klein und die Spitze sehr genähert. Die Farbe ist schwarzbraun, der Schwanz einfach, braun und kurz. Die Thränenhöhlen sind noch größer und tiefer, als bei dem vorigen, den er überhaupt an Größe übertrifft.

22) C. porcinus, *Zimmermann* (geograph. Geschichte II. 131. — *Geoff.* et *Cuv.* Mammifères fasc. 43. — Nicht Schrebers Taf. 251.). Der Schweinshirsch.

Die Geweihe sind schwach dreigabelig, der Körper ist oben braun, unten grau und etwas stark, die Größe ist ungefähr die des Axis. Diese Art ist sehr häufig auf dem indischen Continent, findet sich aber nicht auf den Inseln. Er wird dort als Hausthier gehalten und man mästet ihn.

23) C. Muntjac, *Zimmermann* (*Horsfield* Zoological Rechearches nr. 6. m. Abb. — C. moschatus u. subcornutus, *Blainville*. — Muntjack der meisten Autoren).

Die Geweihe sitzen auf einem verlängerten Rosenstock, sind von der Basis an getheilt und das eine Ende ist lang, etwas gedreht, das andere ist kurz und spitz. Die Eckzähne sind sehr lang und stehen hervor, die Thränenhöhlen sind sehr groß, das Gesicht ist durch Furchen gerunzelt. Die Größe übersteigt die eines Rehes, doch ist der Körper stärker, die Glieder aber zarter gebauet, der Körper ist oben mehr oder weniger rothbraun, die Schenkel inwendig, die Weichen und die untere Schwanzseite sind weich, die Klauen sind sehr hoch und hornblau. Das Weibchen ist ungehörnt, dunkler und mehr grau gefärbt. Diese Art lebt paarweise an den Waldrändern auf den Sunda-Inseln.

Wir haben in diesem Artikel diejenigen Arten übergangen, von denen noch sehr wenig, oft kaum das Äußere, oder wol gar nur das Geweih bekannt ist; wollen sie aber wenigstens namentlich anführen. Es sind C. Wallichii, Duvaucelii, Leschenaultii, Mariannus, equinus, Peronii, Guineensis, hamatus. (*D. Thon.*)

CESALPINI, Andr. Ein in der philosophischen, botanischen und physiologischen Literatur berühmter Name. Von seinen Lebensumständen ist indeß wenig bekannt, und seine Schriften gehören zu den seltensten; doch hat der Verf. dieses Artikels eines der wichtigsten Werke Cesalpini's, de plantis libri 16. Florent. 1583. 4., vielfältig studirt. Von seinem Leben ist nur folgendes bekannt. Zu Arezzo in Toscana 1519 geboren, studirte er Philosophie, Medicin und Naturgeschichte zu Pisa, wo Luca Ghini sein Lehrer war. Auf derselben Universität, welcher er seine Bildung verdankte, lehrte er die Wissenschaften, denen er sich gewidmet, den größten Theil seines Lebens hindurch, bis ihn Papst Clemens VIII. im 66sten Jahre seines Alters zum Leibarzt wählte, und ihm zugleich auftrug, in der *Sapienza* Vorträge zu halten. So ward er 84 Jahr alt, als er 1603 starb.

Digitized by Google

Um nun zuvörderst den Gang seiner philosophischen Studien zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die herkömmliche Verehrung des Aristoteles durch die erweckte Kritik und das Lesen der Urschriften des Stagiriten eine verschiedene Richtung erhielt. Die Kirche glaubte dies Studium befördern zu müssen, weil die Dialektik des Aristoteles gute Waffen gegen die Abtrünnigen darzubieten schien, und weil ein Hauptgrundsatz der aristotelischen Ethik, daß der Mensch selbst die Kraft habe, tugendhaft zu werden, der kirchlichen Lehre von guten Werken günstig war. Doch war die Kirche nicht auf alle die Folgerungen vorbereitet, welche die Verfechter der aristotelischen Philosophie besonders aus seiner Seelenlehre zogen. Schon Pomponazzi hatte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das Daseyn der Dämonen geläugnet und darzuthun versucht, daß die Unsterblichkeit der Sele sich aus Aristoteles nicht beweisen lasse. Cesalpini gab nun in seinen Quaestionibus peripateticis. Venet. 1571. fol. eine Ansicht von der Natur-Philosophie, die aber so vielen Misdeutungen ausgesetzt war. Die thätige Kraft, welche Aristoteles τὸ εἶδος, auch ἡ ἐντελέχεια nannte, nahm Cesalpini als eine einzige, allgemein verbreitete, unkörperliche, sich aber allen Körpern mittheilende Substanz an. Diese Substanz ist auch die einzige Intelligenz in der Natur, und die menschlichen Selen sind Theile oder Äußerungen derselben einen und immateriellen Substanz. Solche Äußerungen waren in jenem Zeitalter allerdings hinreichend, um Cesalpini zu verketzern. Aber merkwürdig genug ist, daß dies nicht von Seiten der Landsleute des Philosophen, noch von Seiten der römischen Geistlichkeit selbst geschah. Wie in demselben Jahrhundert Serveto, von der katholischen Geistlichkeit geschont und selbst geschützt, wegen seinen Ketzereien durch den Reformator Calvin zum Scheiterhaufen gebracht wurde; so übernahm ein teutscher Protestant, Nic. Taurellus, Prof. in Altdorf, ein Ketzergericht über Cesalpini zu halten, welches aber glücklicher Weise keine Folgen hatte. Alpes caesae ist der Titel einer Schrift, die zu Frankfurt 1597 herauskam, worin Taurellus die Gottlosigkeit des Italieners mit desto größerem Eifer darzuthun suchte, je mehr Freunde und Anhänger, seiner Aussage nach, diese Philosophie in Teutschland gefunden. Cesalpini fand nicht nöthig, sich zu vertheidigen, weil in Rom, wo er damals lebte, niemand Kenntniß von dieser Philosophie, noch weniger von ihrem tramontanen Gegner nahm. Jetzt sind die peripatetischen, oder noch besser, die eleatischen Grübeleien des Cesalpini vergessen, wiewol in Spinoza's, besonders aber in Leibnitzens Vorstellungsart die Spuren jener Philosophie unverkennbar sind.

Desto bleibender ist sein Andenken in der botanischen Literatur. Wie die Kenntniß der gesammten Natur sich durch das Studium der Alten entwickelte; so war es die vorzüglichste Aufgabe der gelehrten Pflanzenkenner, die Gewächse, wie Dioskorides und Plinius, zu bestimmen, damit die Namengebung einmal gesichert werde. Cesalpini rühmt in der Vorrede zu seinem oben genannten botanischen Werke die Verdienste seiner Vorgänger und Lehrer, des Hermolaus Barbarus, des Lucas Gini, des Peter Andr. Mattioli, des Ludw. Anguillara. Aber auch er hat oft mit glücklichem Erfolge die Pflanzen der Alten zu bestimmen gesucht, und wo seine Vorgänger im Finstern tappten, da hat er bisweilen sehr klare und richtige Ansichten. Vorzüglich berühmt ist dies Werk durch die systematische Anordnung des Gewächsreiches geworden, die Cesalpini zuerst versuchte, nachdem C. Gesaer auf die Wichtigkeit der Befruchtungstheile aufmerksam gemacht hatte. Cesalpini fängt seine Untersuchungen damit an, daß er, seinen peripatetischen Quästionen gemäß, den Sitz der Pflanzensele im Marke angibt, und die Einwendungen zu beseitigen sucht, welche von der Nothwendigkeit der Rinde, von dem Impfen in dieselbe und von dem Schaden des Abschälens hergenommen werden. Es ist aber vorzüglich das gedrängte Zellgewebe des Markes, was Cesalpini als das Herz der Pflanze und den Sitz der Pflanzensele ansieht. Diesen findet er in dem Theile des Samens, wo die beiden Kopfglocken zusammen kommen, und von wo aus der Trieb in entgegengesetzten Richtungen, nach oben und unten, statt findet. Er glaubt, die Richtung des Herzchens nach außen oder nach innen annehmen zu müssen; allein diese Annahme, als Grund der Classification, erscheint hypothetisch, wenn wir sie näher untersuchen. Bei den Rosen nämlich und beim Flieder soll das Corculum nach innen, bei den Pfirsichen und Pflaumen aber nach außen stehen. Gleichwol ist die Richtung des Würzelchens in dem Samen aller dieser Gewächse dieselbe, nämlich nach oben. Auch werden unter diese Abtheilungen Pflanzen gebracht, bei denen die Richtung des Herzchens eine ganz andere ist, oder wo sie gar nicht unterschieden werden kann, wie bei den Palmen. In der Vorrede zu dem Werke sagt er: auf Verlangen des Großherzogs Cosmus habe er eine Samlung getrockneter und auf Papier geklebter Präparate angefertigt, welche, sowie die Abbildungen der feinsten Theile, Beweise der Richtigkeit seiner Classification enthalten. Übrigens verläßt Cesalpini auch jenes Princip gänzlich bei der Aufstellung seiner Abtheilungen. Er bleibt im Ganzen bei der alten empirischen Eintheilung in Bäume, Sträucher, Staudengewächse und Kräuter stehen. Die Unterabtheilungen werden nach der bedeckten oder unbedeckten Beschaffenheit der Samen, sowie nach den Theilen der Samenhüllen gemacht. Überall findet man Willkür, Folgewidrigkeit und Unrichtigkeiten. In die letzte Abtheilung bringt er die Gewächse, welche nur einen Schein von Samen haben, wie die Farrenkräuter, oder bei denen gar kein Same gefunden werde, als Schwämme. Die Blumen sieht er als Hüllen der Samen an; in ihnen werden mehr geistige als flüssige Nahrungsstoffe verarbeitet. Jede Blume besteht aus dem Blatte (folium), dem stamen oder Pistill und den floccis. Daß die letzteren die Staubfäden sind, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Aber, wer die fernere Erklärung liest, kann nicht anders, als die höchst unklare und verworrene Ansicht des Systematikers bedauern. „Flocci in ambitu magis sunt iuxta folia: pendent autem corpuscula quaedam ex tenuissimis filamentis, quorum ortus similis videtur fungis, qui in lucernarum luminibus ex fuligine oriuntur (!). Hinc enim multum spi-

Digitized by Google

rant flores; numerosa autem sunt hujusmodi corpuscula, in quibus semina numerosa sunt, ut in papavere: quasi haec sint singulorum seminum propagines. Patet id in chamaemalo et ranunculo; nam praeter folia ambientia singulis seminibus proprii insident flocci potius quam flosculi. Das ist eine Verwirrung der Begriffe, die an Unsinn grenzt.

Zu diesem Werke gibt es noch einen Anhang, der von Bocconi in sein Museo di piante rare, p. 115—122 aufgenommen ist, und blos Nachrichten vom Zimmet, Lycium und wenigen andern Gewächsen enthält.

Den größten Ruhm erwarb sich Cesalpini durch mehre Stellen seiner Schriften, worin er den Umlauf des Bluts schildert; daher man ihn zum Theil für den Entdecker des Kreislaufs gehalten hat. Schon in seinem Werke de plantis (lib. 1. c. 2.) sagt er: In Thieren sehen wir, daß die Venen die Nahrung zum Herzen, als der Werkstatt der eingepflanzten Wärme, führen, und, nachdem die Nahrung dort die größte Vervollkommnung erfahren, vertheilen sie die Arterien durch den Körper, vermittelst des Geistes, der aus derselben Nahrung im Herzen erzeugt wird. Diese Vorstellung war keineswegs neu, und es blieb immer dabei unerklärt, wie die Venen aus den letzten Enden der Arterien das Blut oder die Nahrung aufnehmen. Noch bestimmter spricht er von dem Rückflusse des Bluts durch die Venen an einem andern Orte (Quaest. med. 2, 17.), wo er das Anschwellen der Venen bei angelegtem Bande als Beweis dieses Rückflusses ansieht. Aber wiederum schwächt er dadurch diese Vorstellung, daß er im Schlafe ein Zurücktreten des Bluts zu den obern, im Wachen den Einfluß desselben in die untern Theile annimt. Es blieb ihm also das Ganze der Funktion verborgen. Doch ist nicht zu läugnen, daß er den kleinen Kreislauf des Bluts durch die Lungen vollkommen einsah. Die Stelle ist Quaest. peripat. lib. 5. c. 4. p. 528. Obgleich ihm das wahre Geschäft der Lungen-Arterie und der Lungen-Vene sehr wohl bekannt war, und er die Ausdrücke: vena arteriosa und arteria venosa tadelt; so waren auch hier seine Begriffe nicht ganz klar, indem er noch das Durchschwitzen des Bluts durch die Scheidewand der Herzkammern annahm. Und so bleibt dem großen Harvey das Verdienst der wahren Entdeckung des Kreislaufs unbestritten.

(*Kurt Sprengel.*)

CHATEAU-GAILLARD. In dem Artikel les Andelys, Thl. IV. S. 21 der Encyclopädie, wird desselben beiläufig gedacht. Um sich den Besitz der Normandie zu sichern, hatte Richard Löwenherz dieses Bollwerk 1198 erbaut. Die Lage auf einem Felsen an dem Ufer der Seine ließ nichts zu wünschen übrig. Es war eines der schönsten, größten, am besten befestigten, gothischen Schlösser des Mittelalters. Nichts desto weniger fiel es, nach einer einjährigen Belagerung, schon 1204 in die Hände des Königs von Frankreich, Philipp August's. Von Zeit zu Zeit diente es vornehmen Personen zum Aufenthalt, auch ward auf demselben eine Großnichte des Eroberers wegen ihrer schlechten Aufführung erdrosselt. Erst während der letzten Fehden der Ligue wurde aus politischen Rücksichten die Abtragung dieses Schlosses angeordnet. Aus den Steinen baueten sich die Kapuziner ein Kloster im nahen Petit-Andelys, doch gestatten noch jetzt die stehen gebliebenen Überreste an Mauern und Thürmen, sich einen Begriff von dem bedeutenden Umfang und der innern Anordnung des Ganzen zu machen. Zur nähern Kenntniß dieses berühmten Schlosses dient folgendes, ohnehin wegen der darin enthaltenen vielen Urkunden für die normännische Geschichte höchst wichtiges Prachtwerk: Histoire du Château-Gaillard, et du siège qu'il soutint contre Philippe-Auguste, en 1203 et 1204; ornée de planches lithographiées ou gravées, et de plusieurs vignettes, par *Achille Deville*, membre de la Société des Antiquaires de Normandie etc. Rouen chez Frère et Paris chez Renouard. 1829. in 4. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHLAMYPHORUS, *Harlan* (Mammalia), (χλαμὺς-φορέω). Dieses sonderbare, erst seit fünf Jahren bekannte Säugethier, welches in mehrfacher Hinsicht von den mit ihm scheinbar verwandten Gattungen abweicht, gehört doch zunächst in Cuviers Ordnung der Zahnlosen (Edentata). Desmarest [1]) rechnet es als Untergattung zu den Gürtelthieren (Dasypus), ebenso Fischer [2]); jener stellt es an das Ende der Gattung, dieser weist ihm seinen Platz zwischen Tatusca und Priodontes an. Auch Fr. Cuvier ordnet es am Ende der Gürtelthiere oder seiner Familie *Thorakophora* ein, und Lesson endlich [3]) stellt es nach Dasypus und vor Priodontes.

Die Kennzeichen dieser Gattung sind folgende. Der Körper ist oben, einschließlich des Kopfes, bis an den Schwanz mit einer lederartigen Schale bedeckt, welche aus viereckigen, gleichförmigen, beweglichen Schildern besteht, er ist hinten abgestutzt, scheinbar ungeschwänzt, indem der dünne Schwanz dicht an den Körper angedrückt ist; die Hinter- und Vorderfüße sind fünfzehig, mit Klauen, welche an den vordern sehr stark sind; es sind blos Mahlzähne vorhanden, deren in jeder Kinnlade sechzehn stehen.

Es ist von dieser Gattung bis jetzt nur eine einzige Art bekannt, und auch diese nur nach zwei Exemplaren beschrieben; zuerst von Harlan [4]) nach demjenigen, welches sich im Museum der Naturgeschichte zu Philadelphia in Nordamerika befindet, und dann von Yarrell [5]) nach einem andern besser erhaltenen und auch mit dem Skelett versehenen Exemplar, welches in der Samlung der zoologischen Gesellschaft zu London aufbewahrt wird. Diese letztere Beschreibung ergänzt die erstere, und beide haben wir der unsrigen zum Grunde gelegt.

Über die Lebensweise dieses Thieres ist wenig bekannt. Das erst gedachte Exemplar war von Colesberry mit den Bemerkungen eingeschickt, sein Vaterland sei Mendoza, welches im Innern von Chili an der Ostseite der Cordilleren unter dem 33° 25′ der Breite und 69° 47′ der Länge in der Provinz Cuyo liegt. Es ward auf dem

1) Dictionaire des Sciences naturelles, tom. 52. p. 322. 2) Synopsis Mammalium. 1829. p. 39*. 3) Manuel de Mammalogie. Paris 1827. p. 304. 4) Annals of the New York Lyceum of Natural History. Vol. I. 1825. c. fg. 5) Zoological Journal. Vol. III. p. 544. c. fg.

Digitized by Google

Felde gefangen, und zwar lebendig, lebte aber nur wenig Tage in der Gefangenschaft; seine Lebensweise gleicht der des Maulwurfs, indem es meist unter der Erde sich aufhält. Man sagt, daß es seine Jungen unter dem Panzer verberge, mit welchem es bedeckt ist, und daß der Schwanz wenig oder gar nicht beweglich ist; in der Sprache der Indier wird es Pichiciago genannt.

Die Schale, welche den Leib oben bedeckt, ist ihrer Beschaffenheit nach etwas dichter und weniger biegsam, als Sohlenleder von gleicher Dicke. Sie besteht aus Reihen von Platten, welche eine viereckige, rhombische oder cubische Gestalt haben; jede Reihe ist durch einen hautähnlichen Fortsatz getrennt, welcher über und unter die Platten gebogen ist; in den Reihen stehen 15 bis 22 Platten, der Panzer ist an seiner hintern Hälfte am breitesten und zieht sich etwas über die halbe Körperrundung herab. Diese Bedeckung liegt überall locker auf, ausgenommen auf dem Rückgrate und auf dem Scheitel des Kopfes; auf dem Rücken unmittelbar am Rückgrate ist sie durch einen lockern Hautfortsatz mit dem Rücken, und mit zwei merkwürdigen Knochenfortsätzen oben auf dem Stirnbein durch zwei breite Platten, welche mit dem darunter liegenden Knochen fast verwachsen sind, verbunden. Mit Ausnahme dieser Befestigung und der am Schwanz, welcher fest unter dem Körper anliegt, ist die Bedeckung leicht los zu trennen. Auf dem Rücken, vom Scheitel an gerechnet, stehen 24 Reihen Platten, bei der 24sten krümmt sich der Panzer plötzlich abwärts, so daß er mit dem Leibe einen rechten Winkel bildet. Diese abgestutzte Fläche ist ebenfalls mit Platten, welche denen auf dem Rücken ähnlich sind, bedeckt, und die in fünf halbzirkelförmigen Reihen stehen; der untere etwas elliptische Rand hat in der Mitte einen Einschnitt, in welchem der freie Theil des Schwanzes befestigt ist, der eine plötzliche Krümmung macht und sich parallel mit der Achse des Leibes dicht unter diesen anlegt. Der freie Theil des Schwanzes besteht aus 14 Wirbeln mit vielen Platten bedeckt, welche denen des Rückens ähnlich sind; sein äußeres Ende ist schaufelförmig, übrigens ist er zusammengedrückt. Die Schwanzwirbel steigen unter der gestutzten Fläche bis auf die Höhe des Rückens herauf, dagegen das Heiligenbein bis zum Schwanz herabsteigt. Der oberhalb zirkelförmige Rand der abgestutzten Fläche nebst den Seitenrändern des Panzers ist mit seidenartigen Haaren schön gefranzt.

Die hintere Hälfte des Kopfes ist breit, die vordere vor den Augen läuft spitzig zu, der Hinterkopf ist mit den fünf ersten Reihen der Rückenschilder bedeckt, welche unausgesetzt fortlaufen, und ist überhaupt äußerlich nicht unterschieden. Die vordere Hälfte der obern Kopfseite ist bedeckt, erstens mit einer Reihe breiter Schilder, fünf an der Zahl, welche fest mit den darunter liegenden Knochen verbunden sind, besonders die beiden äußersten; dann folgt zweitens eine schmälere Reihe von sechs Schildern, und dann ist drittens vor diesen die Schnauze oben mit kleinen, unregelmäßig stehenden Schildern bedeckt.

Das äußere Ohr besteht aus einer kreisförmigen, etwas weiten Öffnung gerade hinter dem Auge, von einem erhabenen Rande umgeben und in den knöchernen Ohrkanal führend, von welchem weiter unten die Rede seyn wird. Das Auge ist klein, ganz schwarz und gleich dem Ohr kaum durch das lange seidenartige Haar versteckt. Die Mundöffnung ist klein, die Zunge lang, keilförmig, mit Wärzchen bedeckt. Das Ende der Schnauze hat einen breiten Knorpel, ähnlich einem Schweinsrüssel; die Nasenlöcher öffnen sich vorn unterhalb des untern Randes.

Der ganze Leib ist mit feinem, weißem, seidenartigem Haar bedeckt, welches länger und feiner als beim Maulwurfe ist, aber nicht so dick steht. Der Vordertheil der Brust ist stark, die vordern Extremitäten sind kurz, plump und stark. Das Haar geht etwas über die Vorderfüße hin. Die Fingerglieder sind verbunden, fünf starke Klauen sind stufenweis größer, so daß die äußerste die kürzeste und breiteste ist, und der ganze Fuß vollständig zum Graben eingerichtet, etwas schaufelförmig, zur Bewegung unter der Erde zwar sehr gut seyn, die Bewegung des Thieres aber auf der Oberfläche wol unbehilflich machen mag. Die Hinterbeine sind schwach und kurz, die Füße lang und schmal, die Sohle derselben hat eine große Ähnlichkeit mit der des Menschen, sie hat eine ganz deutliche Ferse, welche flach auf dem Boden aufliegt und nach der Mitte gebogen ist, die Zehen sind getheilt und die Nägel platt.

Der Schädel scheint beim ersten Blick nur aus einer Knochenmasse zu bestehen, indem man kaum an einigen Theilen noch Spuren von Nähten gewahr wird. Die Schädelhöhle ist geräumig, ihre größte Breite von einem Ohr zum andern ist ein Zoll, die größte Tiefe $\frac{7}{12}$ Zoll, und die Länge der Höhle $\frac{7}{12}$. Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten dieses Schädels besteht in zwei auf ihm sitzenden Knochenfortsätzen, welche schief vorwärts auf- und auswärts gerichtet sind, von dem Stirnbein aus vor der Schädelhöhle und gerade über dem Kieferknochen, welche der Stirn des Schädels ein ganz eigenes Ansehen geben. Diese Fortsätze stehen mit den Stirnhöhlen in Verbindung und tragen wahrscheinlich zur Verstärkung des Geruches bei, zwischen ihnen befindet sich eine bedeutende Aushöhlung, welche im frischen Zustande mit einer adiposen Knorpelmasse gefüllt war, welche den Schädel mit den obern Platten verband. Aus derselben sonderte sich eine Art ähnlicher Materie ab. Vom vordern Theile der Basis dieser Fortsätze geht auf jeder Seite eine schmale Beingräte nach der Nase. Vor diesen Fortsätzen beginnt die Schnauze, welche plötzlich schmal und platt wird. Die Nasenbeine sind breit und stark, sind schwach in die Quere gewölbt, treten vorn über das os incisivum, sowie über die knöcherne Nasenscheidewand. Der Jochbeinfortsatz ist seitwärts gebogen und nahe am Kieferbein steigt ein kleiner spitziger Vorsatz (fast wie beim Faulthier) abwärts. Die Jochbeingruben sind groß. Der äußere Gehörgang zeigt sich als ein halbzirkelförmiger Knochencylinder, der sich um die Basis des Jochbeins krümmt und vorwärts gerichtet hinter dem Auge öffnet. Das Labyrinth bildet einen Vorsprung und hat die gewöhnliche Lage an der Basis des Schädels, an ihm liegt das Trommelfell, von dem der gedachte Gehörgang aufsteigt. Die Augenhöhlen und Schläfengruben sind mit

Digitized by Google

einander verbunden, und das Hinterhauptloch hat eine bedeutende Weite.

Der vordere Theil der untern Kinnlade gleicht der des Elephanten, ist aber mehr in die Länge gezogen; im allgemeinen sind die Formen und Verhältnisse derselben wie bei der Unterkinnlade des Schafs, die Basis derselben ist bedeutend gebogen, und die Krümmung an dem hintern Theile, welche mit der Basis fast einen rechten Winkel bildet, nimt eine schiefe Richtung nach außen; an der Basis bemerkt man acht schwache Erhöhungen, welche durch die Zahnwurzeln hervorgebracht werden. Der Processus condyloideus ist länger als der coronoideus; die Gliederung in der cavitas glenoidea ist so gestaltet, daß sie eine große Freiheit in der Bewegung zulassen muß. Die Länge der Basis der Unterkinnlade beträgt einen Zoll, die des Winkels $\frac{7}{10}$ und die größte Weite des letztern $\frac{7}{10}$.

Die acht Mahlzähne an jeder Seite der Ober- und Unterkinnlade stehen genähert, jedoch in getrennten Zahnhöhlen, blos die Kronen der beiden erstern sind etwas gespitzt und gleichen mehr einem Eckzahne, die sechs folgenden sind auf der Krone flach. Ihr Bau ist einfach, ein Cylinder von Emaille, durchaus von gleicher Dicke, steht auf der Knochenwurzel, und es besteht keine Theilung in Krone und Wurzel. Die untere Hälfte ist in Form eines verlängerten Kegels ausgehöhlt. In der untern Kinnlade gehen die Zähne ganz durch, sie sind an den Seiten etwas flach und außen schwach gekrümmt, um der Bildung der Kinnlade zu entsprechen. Die Zähne der untern Kinnlade sind vorwärts und aufwärts gerichtet, die der obern haben eine entgegengesetzte Richtung, so daß die Kronen schräg auf einander kommen, und der vordere Rand des obern Zahns beim Kauen auf den hintern des untern kommt.

Halswirbel sind sieben vorhanden, der erste ist groß und seine Gliederungsflächen sind breit, der zweite, dritte und vierte sind fest mit einander verwachsen, jedoch mit Löchern für den Durchgang der Halsgefäße; der fünfte ist mit dem vierten nur an der untern Fläche verbunden, der sechste und siebente sind schwächer und frei und begünstigen die Aufwärtsbewegung des Kopfes. Alle sechs letztern sind auf der untern Seite ausgehöhlt zum Durchgang des Schlundes. Von den eilf Rückenwirbeln ist der Darmfortsatz des erstern schmächtig und $\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die andern nehmen nach und nach an Länge ab, an Stärke zu, und alle haben eine Richtung nach hinten. Die erste Rippe ist sehr breit, und von der zweiten bis zur achten sind alle, gleich denen der Vögel, mit dem Brustbein unmittelbar verbunden, ohne einen verlängerten Zwischenknorpel, und haben auch, wie bei den Vögeln, auf zwei Drittheile ihrer Länge vom Rückgrad gerechnet, eine falsche Gliederung. Die neunte, zehnte und eilfte Rippe sind falsche, und auf die gewöhnliche Weise unter einander und mit der achten durch Knorpelfortsätze verbunden. Die Rippenstücke, welche bei der sechsten, siebenten und achten zwischen der falschen Gliederung und dem Brustbeine sich befinden, sind feste, breite, flache Knochenstücke, welche die Grenze zwischen den Vorder- und den Seitenwänden des Brustkastens bilden. Der erste Knochen des Brustbeins ist breit und flach, die Oberfläche desselben regelmäßig concav, die untere unregelmäßig convex. Auf dem vordern Rande des Brustbeins sind zwei Hervorragungen, auf welchen die Enden der Schlüsselbeine sitzen. Von jeder dieser Gliederung geht eine schwache erhabene Gräte nach der Unterfläche des Brustbeins, und beide stoßen in der Mitte zusammen und bilden einen vorragenden Kamm. Die Seitenränder dieses ersten Knochens des Brustbeins gliedern mit ihrem vordern Ende mit der ersten und breitesten Rippe; von dieser Stelle wird der Knochen nach hinten allmählig schmäler, und endigt in eine hohle Gliederungsfläche, auf welcher der zweite Knochen des Brustbeins aufsitzt. Da schon dieser Knochen bei dem untersuchten Exemplare verletzt war, so konnte die übrige Form des Brustbeins weiter nicht ermittelt werden.

Die drei Lendenwirbel haben kurze platte Dornfortsätze. Die zwei letzten Rückenwirbel, sowie die Lendenwirbel haben noch lange, schiefe, vor-, aus- und aufwärts stehende Fortsätze. Die Querfortsätze der ersten zwei Lendenwirbel sind bedeutend lang, bei dem letzten findet sich aber nur ein Ansatz dazu.

Der ganze Bau des Heiligenbeins und der ungenannten Beine ist so eigen und einzig charakteristisch, daß ohne Abbildung es fast unmöglich ist, eine richtige Idee dieser Theile zu geben. Der Obertheil des Os Ilium ist abgeplattet und bildet oben eine gebogene Knochenplatte, deren ausgehöhlte Flächen nach unten und außen gerichtet sind. Der Untertheil des Iliums ist viel stärker, und von seiner Verbindung mit dem Heiligenbein nach der Pfanne nach außen geneigt.

Die Quer- und Dornenfortsätze des Heiligenbeins bestehen in drei schwachen Knochenplatten, welche, nach hinten zu sich nähernd, zu einer Art Scheidewand vereinigt sind, welche sich in der Mittellinie des Heiligenbeins zu dem Schwanze ausdehnt. An jeder Seite dieser Scheidewand bildet eine dünne platte Knochenplatte einen Kanal, welcher von dem obern und hintern Theile des Ischiums ausgehend, sich über den hintern Theil des Heiligenbeins neigt und sich an eine gebogene und vorragende Beinplatte anheftet, welche von der Scheidewand auswärts sich ausstreckt, um eine Verbindung damit einzugehen. Die Kanäle, welche sie bildet, sind unten am Heiligenbein verbunden, an der innern Seite durch jene Scheidewand, an der äußern Seite durch die aufsteigenden, eben beschriebenen Beinplatten, und unten durch die Vereinigung beider. Von dieser Vereinigung steht nach jeder Seite horizontal ein Knochenfortsatz vor und breitet sich in eine flache kreisförmige Beinplatte aus, an deren rauher Fläche, sowie von dem untern Höcker des Ischiums, Theile der abgestutzten äußern Hülle des Thieres fest angeheftet sind.

Die untere Seite des Heiligenbeins ist breit und flach, und mit einer undeutlichen Mittelfurche bezeichnet. Das Becken ist nach vorn offen, die Schambeine an jeder Seite neigen sich nicht einwärts, sondern steigen in rechten Winkeln von der horizontalen Fläche des Heiligenbeins herab. Hinsichtlich des offenen Beckens ist eine

Digitized by Google

Ähnlichkeit des Knochenbaues mit dem der Vögel nicht zu verkennen.

Die Zahl der Schwanzwirbel steigt auf vierzehn, und die Querfortsätze der vier letzten derselben sind verlängert, um dem platten Schwanzende zur Stütze zu dienen. Starke Muskeln fügen sich in die zwei Höhlungen ein, welche an der obern Fläche des Heiligenbeins durch die Scheidewand desselben und die zwei seitlich erhöheten Theile des Ischiums gebildet werden, und antagonistische Muskeln von gleicher Größe sitzen an der untern Fläche. Die Flechsen dieser Muskeln gehen an die obere und untere Seite der Schwanzwirbel, wodurch dieser eine große Kraft erhält, die dem Thiere wahrscheinlich dazu dient, die unter dem Leibe aufgehäufte lose Erde, da es auf jedem Fall ein Grabthier ist, rückwärts zu scharren, wozu das ausgebreitete und schwache Schwanzende sich gut zu eignen scheint.

Der obere Rand des Schulterblatts ist gerade und endigt mit einem großen Ausschnitt, die Basis ist zugerundet, der untere Rand concav und die untere hintere Ecke bedeutend verlängert; der rabenschnabelförmige Fortsatz steht nur wenig vor, die Gräte ist erhöht und das Akromion ist sehr lang nach vorwärts, unten und innen über den Humerus gerichtet, um mit einem langen, dünnen aber vollkommenen Schlüsselbein zusammenzugliedern. Mit der ersten wahren Gräte läuft weiter unten eine andere kleinere parallel. Der Humerus ist ¾ Zoll lang, breit und dick, die Crista deltoidea steht vor, zwischen ihr und dem äußern Gelenkkopf ist eine tiefe Grube zur Aufnahme der Muskeln, beide Gelenkköpfe sind stark in die Quere verlängert, der innere Kopf ist oben durchbohrt und der Rand kommt von dem äußern spitzigen Kopfe. Der Radius ist dünn und $\frac{7}{8}$ Zoll lang, die Ulna ist flach, nach oben zu ausgehöhlt; das Olekranon ist kaum so lang als die Ulna, horizontal abgeplattet und bildet nach oben eine concave Fläche, die unten in eine krumme Spitze endigt. Die Füße sind mit Sesambeinchen versehen für die Anheftung der Flechsen der Beugemuskeln.

Das Os femoris ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, breit und stark. Die Länge des Halses ist bedeutend, der große Trochanter ist nach hinten, über die Linie hinaus verlängert, welche die Verbindung des Schenkelkopfs mit der Gelenkhöhle bildet, und endigt in einem Höcker. Der zweite Trochander ist abwärts gerichtet; ein dritter Trochander reicht an der äußern Seite etwas über die Mitte des Schafts des Os femoris. Die Halswirbel sind mäßig in die Quere gedehnt, und der äußerste hat einen nach hinten stehenden Dorn. Die Tibia und Fibula sind flach, $1\frac{1}{2}$ eines Zolles lang, nach innen concav, am Ende fest durch Anchylose verbunden und in entgegengesetzter Richtung gebogen, und geben dem Beine das Ansehen von bedeutender Größe und Stärke. Das Os calcis ist nach hinten verlängert, flach und endigt in eine schwach nach oben gebogene Krümmung. Die hintern Füße sind Sohlengänger.

Nach dieser Darstellung und nach der Abbildung wird man sehen, wie dieses Thier in mancher Hinsicht rücksichtlich seines Knochenbaues mit manchem andern Säugethiere übereinkommt und worin es wieder abweicht. So trifft es in einigen Theilen mit dem Biber überein, mit dem Maulwurf, dem dreizehigen Faulthiere, mehren Arten Gürtelthieren, dem Origeteropus capensis und auch mit dem Schnabelthier, der Echidna und den Beutelthieren.

Es ist also ein in jeder Hinsicht merkwürdiges und ausgezeichnetes Thier, und man darf auf Nachrichten von seiner Lebensweise und seinen übrigen Verhältnissen wol gespannt seyn. (*D. Thon.*)

CIMBRI. Mit diesem Namen bezeichnen die Italiäner die Bewohner der Gemeinden in der Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona (tredici communi) und Vicenza (sette communi) bis gegen Trient hinauf — dem alten Paese cimbrico, — welche, ihrem Ursprunge getreu *), bis jetzt teutsche Sprache und Sitte unter sich bewahrten; s. den Art. teutsche *Gemeinden* in Italien. (*H.*)

CLAVICYTHERIUM. Nach Kochs musikalischem Lexikon bezeichnet dieser Name ein jetzt außer Gebrauch gekommenes Tasteninstrument, dessen Saiten, wie die des alten Kielflügels, mittelst Rabenfedern angekneipt wurden, dessen Saiten aber nicht wagerecht, sondern senkrecht liefen.

In einem schon vor beinahe drei Jahrhunderten gedruckten Buche, (unter dem Titel: Musica instrumentalis, teutsch, in welcher begriffen ist, wie man nach dem Gesange auf mancherlei Pfeifen lernen soll, auch wie" u. s. w. u. s. w. „von Mart. Agric. anno 1542" klein 8.) findet man eine Abbildung dieses Instrumentes, aus welcher man sieht, wie irrig es ist, wenn die Idee, Claviere mit aufrechtstehendem Resonanzboden zu bauen, gemeinüblich für eine neueste engländische Erfindung ausgegeben wird. (*Gfr. Weber.*)

COCCALIA, *Κοκκάλια* (für das unrichtige *Κωχάλια*, und dann von *κόκκος*, Kern von Baumfrüchten, Äpfeln u. dergl. abzuleiten). Aristoteles (hist. anim. IV, 4.) unterscheidet unter obiger Benennung gewisse gehäusige Landschnecken, als verschieden von denjenigen, die er *χερσαῖοι κοχλίαι* nennt, neben welchen er sie aufführt. Wahrscheinlich sind unter letzterem Namen Landschnecken mit runden, kugeligen Gehäusen, aus dem Geschlechte Helix, Drap., zu verstehen, unter jenem aber die kleinen Landschnecken mit länglichem Gehäuse, aus den Geschlechtern Bulimus, Pupa, Clausilia, Drap., deren Ähnlichkeit mit Pflanzensamen und Kernen auch spätere Naturforscher manchmal zu bezeichnenden Namen (Bulimus hordeaceus, Pupa frumentum, secale, arena, granum) veranlaßt hat. (*K. Th. Menke.*)

COLLIN, Heinrich Joseph von, geb. zu Wien den 26. Dec. 1772, war der Sohn des dasigen Arztes, Heinrich Joseph Collin, der als Physikus am

*) Nach der gewöhnlichen Meinung stammen sie von den in der Campagna di Verona von Marius geschlagenen Cimbern ab, wahrscheinlicher aber entweder von teutschen Landsknechten, die nach irgend einem kaiserlichen Römerzuge hier zurückblieben, oder von teutschen Bergknappen, welche zur Bearbeitung der Silber- und Kupfergruben dieser Berge dahin gezogen wurden. (Vergl. Andre's Hesperus. 1829. 211 f.) (*Leonhardi.*)

Digitized by Google

Pazmannischen Spital und niederöstreichischer Regirungsrath d. 20. Dec. 1784 starb (s. de Luca's Gel. Östreich). Nach des Vaters zu frühem Tode wurde der Knabe dem Löwenburgischen Kollegium übergeben, in welchem er sich je länger desto mehr durch seine Fortschritte in der klassischen Literatur auszeichnete. Über dem Studium der alten Klassiker vernachlässigte er nicht das Studium der vaterländischen Dichter, und versuchte auch schon frühzeitig sich selbst in poetischen und rhetorischen Darstellungen. Keine der Wissenschaften, die zu Erreichung wahrhaft humaner Bildung unentbehrlich sind, wurde von ihm verabsäumt; im Ästhetischen zog ihn vornehmlich die dramatische Kunst an, von allen Dramaturgen aber vorzüglich Lessing. Seit dem Herbste 1790 studirte er auf der Universität zu Wien die Rechte, übte sich dann in praktischen Geschäften und erwarb sich durch Selbststudium eine umfassende Kenntniß der Gesetze und der Landesverfassung, die ihn nachher in den Stand setzte, wichtige Geschäfte für sein Vaterland zu übernehmen. Er bekleidete mehre Statsämter und diente dem Vaterlande, zuweilen nicht ohne Gefahr in sehr bedenklicher Zeit, stets mit treuem Eifer, wofür er zum K. K. Hofrath und Ritter des Leopoldordens ernannt wurde. Bei allen seinen vielfachen und meist seine ganze Zeit in Anspruch nehmenden Geschäften und Arbeiten verließ ihn aber nie seine innige Liebe zur Poesie. Seine ersten poetischen Versuche, zwei Schauspiele: Scheinverbrechen und Kindespflicht und Liebe machten, so wie sein Roman: Wahrmund, nur ein geringes Glück; allein dies hielt ihn nicht ab, sein Studium desto ernster fortzusetzen und nach Jahren mit neuen Versuchen hervorzutreten, und so erwarb er sich unter Teutschlands Dichtern, wenn er auch nicht unter denen des ersten Ranges glänzt, doch gewiß eine ehrenvolle Stelle. Bei der klassischen Bildung, die er hauptsächlich sich selbst verdankte, strebte er nach Klassicität, und alle seine Werke tragen davon unverkennbare Spuren an sich. Regulus, die erste Tragödie, mit welcher er auftrat, erregte große Erwartungen, und diese würde er vielleicht noch übertroffen haben, wenn der damals noch junge Dichter den Rath des alten Meisters noch mehr beachtet hätte. Göthe urtheilte darüber, daß mit dem dritten Akte das Stück sogleich anfange zu sinken. „Wie die Einsicht des Verfassers, sagt er, in die römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten theils römischen, theils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes geworden. So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden; denn man kann wol sagen, daß keine Charaktere in dem Stücke sind. Die Leute stehen wol durch Zustände und Verhältnisse von einander ab, und meinen auch einer anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wol auf vielen teutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publikum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird." (Göthes Werke. Bd. 33. S. 205—211.) Wir lassen es dahin gestellt, ob Göthe's Urtheil ganz frei von einem gewissen Parteigeist ist, den die kritischen Verhältnisse der Zeit, in welcher Regulus erschien, wol auch in dem großen Meister aufgeregt haben könnten, gegen den man auch Partei machte, und dazu auch den Regulus zu benutzen nicht unterließ; indeß eingetroffen ist diese Voraussagung allerdings; ja die Nichtbeachtung dieses Rathes hat auch auf die übrigen dramatischen Werke Collins eine ungünstige Wirkung gehabt, und zwar nicht blos auf Coriolan, bei welchem eine Vergleichung mit Shakespeare allzu gefährlich war. Der dort ausgesprochene Tadel trifft auf die Polyxena, Mäon, die Horatier und Curiatier, Balboa, und Bianca della Porta, in denen allen einzeln Treffliches sich findet, aber auch Ermattung gewöhnlich vom dritten Akt an, und in keinem ein vollendet Ganzes. Unverkennbar wählte sich der Dichter Schillern zum Vorbild, welches ihn aber auch öfters zum Fehler des Rhetorisirens verleitete. Übrigens verdient jedoch die Beredsamkeit des Dichters nicht selten ungetheiltes Lob, welches auch seinen Balladen schwerlich jemand absprechen wird, die ohne Zweifel das Vollendetste sind, was er geliefert hat, und seinen Namen am längsten erhalten werden. Leider hatte der treffliche Mann nur Nebenstunden für die Poesie; der Tag gehörte seinen Pflichten als Statsmann, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte, die Nacht allein widmete er der Muße, und nicht selten überraschte ihn der Morgen am Schreibtische, und er wurde das Opfer seiner Liebe zur Poesie; der Tod raffte ihn in den Jahren der männlichen Kraft hinweg. Er starb d. 28. Juli 1811. Seine sämtlichen Werke gab sein jüngerer Bruder Matthäus v. Collin, selbst als Dichter und Ästhetiker rühmlich bekannt (seit 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt) heraus (Wien 1814. 6 Bde.), und begleitete sie mit einer Biographie seines verewigten Bruders. (*H.*)

COLOMBIA, in historischer, wie in politischer Hinsicht, der wichtigste und bedeutendste unter den neuentstandenen südamerikanischen Freistaten, welcher das früher der spanischen Herrschaft unterworfene Grundgebiet des Vicekönigreichs Neu-Granada und der General-Capitania Venezuela [1]) im Norden Südamerikas umfaßt und, — von dem Australocean im W. bis zum

1) Das Vicekönigreich Neu-Granada (Nuevo Reyno de Granada), die Nordwestecke von Südamerika am Magdalenenstrom umfassend, mit 1,600000 Einw. auf 65000 Q. M., wurde von einem spanischen Vicekönige regirt, welcher zu S. Fe de Bogota seinen Sitz hatte. Zu demselben gehörte auch die Provinz Quito mit der gleichn. Hauptstadt, dem Sitze eines span. Gouverneurs, Präsidenten und General-Commandanten. — Der General-Capitania Venezuela (Provincias de Venezuela, gewöhnlich Caracas genannt) an der Nordküste Südamerikas (Tierra firma) und am Oronoko-Strom, mit 900000 Einw. auf 7000 Q. M. unter einem span. General-Capitane, Gouverneur und Präsidenten in der Hauptst. S. Jago de Leon de Caracas. (S. Réding's Freiheitskampf in Südamerika S. 5 f. und die Art. Neu-Granada, Quito und Venezuela.

Digitized by Google

atlantischen Ocean und dem Flusse Essequebo im O. — 348 geogr. M. in der Breite und, landeinwärts, — vom caraibischen Meer im N. bis zu dem Flusse Marañon im S. — 318 geogr. M. in der Länge sich ausdehnend, einen Flächenraum begreift, der dem von halb Europa gleich kommt.

I. Geschichte [2]). Früher als in irgend einem Theile des spanischen Amerika regte sich das Streben nach politischer Freiheit in der General-Capitania Venezuela, deren Bewohner, durch ihren Verkehr mit Westindien, am meisten fremden Einflusse ausgesetzt, den Colonialdruck tief empfanden, als, nach dem Ausbruche der franz. Revolution, die mistrauische Politik des Rathes von Indien in Madrid gewaltsam versuchte, der fortschreitenden Aufklärung des Volkes hemmend entgegen zu treten; und hier ward auch der erste Versuch gewagt, die spanische Herrschaft in Amerika zu stürzen. Der Unterstützung Großbritanniens versichert, vereinigten sich schon im J. 1796 Don Jose España, ein reicher Kaufmann in Caracas, Don Manuel Gual, Officier bei dem Ingenieur-Corps in la Guayra und Don A. Nariño zur Befreiung Venezuela's; aber noch vor dem Ausbruche ward die Verschwörung entdeckt, für welche España den Tod durch Henkers Hand litt (1797). Gual, Nariño und die meisten Verbündeten entkamen und fanden in den vereinigten Staten Nordamerika's und auf der am 16. Febr. 1797 von dem britischen Admiral Abercrombie eroberten Insel Trinidad ein Asyl, von wo aus sie noch in demselben Jahre den General Miranda in Paris, einen gebornen Südamerikaner, veranlaßten, für die Befreiung ihres Vaterlandes mit der großbritannischen Regirung in Unterhandlung zu treten. So warm sich auch Pitt für das Unternehmen interessirte, so scheiterte dasselbe doch an der engherzigen Politik des Präsidenten John Adams [3]), welcher den Beistand der vereinigten Staten von Nordamerika versagte (1798), und später (1800 bis 1805) zerstörten die großen politischen Ereignisse jede Aussicht auf fremde Hilfe. Da faßten Miranda und seine Verbündeten den Entschluß, der eignen Kraft zu vertrauen, und mit kaum 500 Mann von Aux Cayes auf S. Domingo's Südküste aus, bei Coro, dem der niederländischen Insel Curaçao nächstgelegenen Hafen, eine Landung zu wagen (1806). Zwar ward Coro genommen und eine überlegene Schaar Spanier geschlagen (1807); allein erfolglos blieb ein begeisternder Aufruf an das Volk. Das kleine Heer erlag den Angriffen der sich ermannenden Spanier und Miranda wurde zur Rückkehr nach England gezwungen.

So schien jede Hoffnung der Patrioten vereitelt, als die Nachricht von der Verdrängung der Bourbonschen Dynastie vom spanischen Throne am 14. Juli 1808 in la Guayra und Caracas eine Volksbewegung veranlaßte, welche den ersten Impuls gab, das spanische Joch dauernd abzuwerfen. Ohne die Erlaubniß des feige zögernden General-Capitans Casas zu erwarten, wurde Ferdinand VII. am 17. Juli als König proclamirt und, während Casas die Errichtung einer Junta den Bewohnern von Caracas versagte (Septbr. 1808), constituirten sich die Mitglieder der Audiencia (Obergericht) zu Quito am 10. August 1809 als eine selbständige Regirung unter dem Vorsitz des Marques de Selva Alegre, die aber bald der vereinigten Macht der Vicekönige von Neugranada, Don Antonio Amar, und von Peru, Abascal, unterlag. Ungeachtet der den Mitgliedern der aufgehobenen Regirung von dem spanischen Präsidenten von Quito, Don Ruiz de Castillo, zugesicherten Amnestie, wurden am 2. August 1810 dreihundert dieser Vaterlandsfreunde und unter ihnen die angesehensten Einwohner von Quito verhaftet und von den Soldaten aus Bogota im Gefängnisse ermordet, während die Truppen aus Lima das reiche Quito plünderten.

Bis zu Anfang des J. 1810 war der Gedanke an die Unabhängigkeit Amerikas von Spanien in der Mehrzahl des Volks nicht zur Reife gekommen und das Ansehen der Centraljunta in Sevilla, und später in Cadix allgemein anerkannt worden. Je weniger aber die Verfügungen derselben der in einer hochtönenden Sprache proklamirten Gleichstellung der Colonien mit dem Mutterlande entsprachen, und je geringer die Aussichten auf eine Verbesserung der Colonialverwaltung wurden, desto mehr verminderte sich die Achtung vor dem Mutterlande, und als daher der General-Capitan Emparan auch für die, an die Stelle der Centraljunta getretene, Regentschaft in Cadix den verweigerten Gehorsam foderte, setzte der Stadtrath (cabildo) von Caracas den General-Capitan ab, und übernahm im Namen Ferdinands VII. und im Verein mit einer Deputation allgemein geachteter Bürger als Junta suprema die Zügel der Regirung über die fünf östlichen Provinzen der Capitania (19. April 1810), während die beiden westlichen, Maracaybo und Coro, sich für die Regentschaft von Cadix erklärten. — Die Stiftung einer Junta für das Vicekönigreich Neugranada am 20. Juli 1810, veranlaßte ein zwischen einem sogenannten Champeton und einem Kreolen entstandener Zwist; aber auch hier blieben noch die Provinzen S. Marta, an der Nordküste, und Choco, Popayan und Casanare, im Innern, dem Mutterlande treu, welches, obschon von dem französischen Heere hart bedrängt, Alles aufbot, der am 31. August 1810 von der Regentschaft in Cadix erlassenen Kriegserklärung gegen Caracas durch Geld- und Truppensendungen Nachdruck zu geben. Noch im J. 1810 begann der Bürgerkrieg, an der Grenze von Varinas, in den von Maracaybo abgefallenen Districten Merida und Truxillo; siegreich für die republikanischen Waffen seit dem Wiederauftreten Miranda's (1810), unter dessen Vorsitz die Repräsentanten der vereinigten Provinzen Cumana, Margarita, Neu-Barcelona, Caracas, Varinas, Merida und Truxillo, in dem Regirungspalaste von Caracas, am 5. Juli 1811 ihre Unabhängigkeit von Spanien förmlich aussprachen. Am 23. Decbr. wurde die von Don F. Ustariz (nach dem Föderativsystem der vereinigten Staten von Nordamerika) entworfene Verfassungsurkunde der Nation zur Genehmigung vorge-

2) Über die frühere Geschichte dieses Stats s. den Art. Spanisches Südamerika. 3) Er war der Vater des im J. 1828 abgetretenen Präsidenten John Quincy Adams.

Digitized by Google

legt, und Valencia zum Sitz der Bundesbehörden erhoben. — In dem Vicekönigreiche Neugranada schlossen die Repräsentanten der Provinzen Cundinamarca (S. Fe de Bogota), Neyva, Pamplona, Tunja, Cartagena und Antioquia am 17. Novbr. 1811 in der Hauptstadt Bogota einen Bundesvertrag, worin festgesetzt wurde, daß jede Provinz ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten sollte, und dem gemäß erhielten am 17. April 1812 die Provinz Cundinamarca und am 14. Juni 1812 Cartagena eigene Constitutionen. Der Zwiespalt und die Eifersucht, welche die diesem Vertrage zu Grunde liegende Idee zwischen den einzelnen Bundesstaten erregte, mehr aber noch das furchtbare Erdbeben, das am 26. März 1812 die Städte la Guayra, Merida und San Felipe fast gänzlich zerstörte, in Valencia, Vittoria, Caracas u. a. O. die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete und die Republikaner der gesamten Kriegsvorräthe beraubte, gaben den Spaniern, unterstützt durch die über Verkürzung ihrer Rechte erbitterte Geistlichkeit, ein Alles entmuthigendes Übergewicht. Vergebens ergriff Miranda am 16. April zu Caracas als Dictator die Zügel der Regirung; schon am 10. Juli mußte die Stadt capituliren, nachdem sich die Spanier durch Verräherei des starken Forts San Felipe am wichtigen Hafen Puerto Cabello bemächtigt hatten, dessen Commandant, der nachmals so berühmte Simon Bolivar [4]), nach la Guayra entwich. Den von dem spanischen General Monteverde bewilligten günstigen Bedingungen entgegen, wurde Miranda und andere republikanische Häupter, als sie sich in la Guayra nach Cartagena, dem Asyl der Patrioten, einschiffen wollten, durch den Commandanten Don M. Casas verhaftet und nach Cadix abgeführt, wo Miranda im J. 1816 im Kerker sein Leben endigte. Diese Treulosigkeit, sowie die Härte und Grausamkeit des von der spanischen Partei in der General-Capitania Venezuela geübten Reactionssystems regte aber bald die Gemüther — zuerst in Cumana — zum neuen Kampfe auf (1812), der anfangs mit abwechselndem Glücke geführt wurde, bis Bolivar den Sieg an die Banner der Republikaner zu fesseln begann.

Während Don N. Marino, an der Spitze einer auserlesenen Schaar, Maturin, südöstl. von Cumana, erstürmt, und Monteverde's Anstrengungen, die Ruhe wieder herzustellen, vereitelt wurden, dringt Bolivar mit nur 600 Mann, die ihm der Congreß von Neugranada zu Tunja auf seine Bitte gewährte, im Mai 1813 über Pamplona bis nach Merida vor, schlägt, durch zahlreichen Zulauf verstärkt, die Royalisten unter Monteverde — der hier zuerst durch seine Grausamkeit gegen die gefangenen Insurgenten den völkerrechtwidrigen Mordkrieg (la guerra à muerte) herbeiführte — in mehren Gefechten und nöthigt ihn, sich in Puerto Cabello einzuschließen. Am 4. August 1813 wurde Caracas und la Guayra befreit und der Congreß zu Caracas wieder hergestellt, welcher Bolivar mit unbeschränkter Vollmacht zum Präsidenten der Republik Venezuela ernannte. Durch die blutigen Treffen bei Agua caliente unweit Puerto Cabello, wo Monteverde schwer verwundet ward, bei Araure (5. Decbr. 1813) und auf der Bergebene bei Carabobo (28. Mai 1814) schien die Macht der Royalisten gänzlich gebrochen, und schon war Puerto Cabello, mit grausamer Tapferkeit von Istueta vertheidigt, seinem Falle nahe, als das Glück die Fahne der Freiheit verläßt. Durch eine Bande von 8000 Negersclaven, welche er in den Stromebenen (Llanos), nördlich vom Oronoko, durch das Versprechen der Freiheit ihren Herren entrissen, verstärkt, schlägt Boves die Hauptarmee der Independenten unter Bolivar bei Puerto unweit Cura, südwestlich von Caracas (10. Juli), und bald darauf auch die von derselben abgesendeten Corps unter Marino und Urdaneta; besetzt noch in den letzten Tagen des Juli Caracas und la Guayra und nöthigt Bolivar nach dem Treffen bei Araguita, sich mit dem Rest seiner Truppen in dem Hafen von Barcelona nach Cartagena einzuschiffen. — Während in Venezuela der Sache der Freiheit zahllose Opfer fielen und Maturin, wo Bermudez und Rivas die Republikaner nochmals gesammelt, am 5. Decbr. 1814 nach tapferer Vertheidigung von den Royalisten genommen wurde, steigerte sich der Zwiespalt der Parteien in Neugranada bis zum blutigen Kampfe (Octbr. 1812). Beharrlich weigerte sich Cundinamarca — wo Marino ein festes Re-

4) Simon Bolivar, zweiter Sohn des Obersten der Miliz Don Juan Vincente Bolivar y Ponte (gest. 1786) und der Donna Maria Concepcion Palacios y Sojo (gest. 1787), wurde den 24. (25.) Juli 1780 (83, auch 85) zu Puerto Cabello in Caracas geboren. Nach der damaligen Sitte reicher und vornehmer Kreolen ging er, vierzehn Jahre alt, um die Rechte zu studiren, nach Madrid, und besuchte nach Vollendung seiner Studien Paris. Von hier aus bereiste er, zum Theil in Gesellschaft Humboldts und Bonplands, die Schweiz, Italien, Teutschland und England, und ging, vielseitig gebildet und mit den damals herrschenden Ideen vertraut, im J. 1802 nach Madrid zurück, wo er sich mit der Tochter des Don Bernardo del Toro vermählte. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland im J. 1809, wurde er als Lieutenant bei der Araguamiliz angestellt, beschäftigte sich aber, besonders nach dem bald darauf erfolgten Tode seiner Gemahlin, nur mit der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen bei Caracas. — Sein Lieblingsaufenthalt war das, von dem spanischen General Boves im Jahr 1814 zerstörte Mateo am See von Valencia. — Bei dem Ausbruch der Revolution in Caracas im Jahr 1810 wurde er zum Obersten der Miliz erhoben und von der damaligen Junta suprema mit Luis Mendez y Lopez nach London gesandt, um das Cabinet von St. James für die Sache der Insurgenten zu gewinnen; was jedoch nicht gelang. Nach seiner Rückkehr nahm er, aus Abneigung gegen das, auch von Miranda gemißbilligte Föderativsystem, an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Antheil, und erst in der Mitte des Jahres 1811 erblicken wir ihn wieder als Commandanten des Forts San Felipe bei Porto Cabello. Nach dem, Bolivar, vielleicht nicht ohne Grund, zum Vorwuef gemachten Falle dieser Feste zog er sich zum zweiten Male auf seine Besitzungen zurück, ging aber bald darauf, für die eigne Sicherheit besorgt und von Monteverde mit Päßen zu einer Reise in das Ausland versehen, mit seinem Vetter Don Jose Feliz Ribas nach Curaçao und von da nach Cartagena. Hier wurden beide auf den Vorschlag des Franzosen Pierre Labatut, welcher mit Cortes y Campomanes die Truppen der Republik commandirte, von dem Präsidenten Don Manuel Rodriguez Torriees als Obristen angestellt, und dadurch Bolivar der Weg zu seiner ruhmvollen Laufbahn eröffnet. (Vergl. Bolivar's Denkwürdigkeiten, herausg. von seinem Generaladjutanten Ducoudray-Holstein ꝛc. teutsch bearb. von C. N. Röding. 2 Bde. Hamburg 1830. 12. und die weiter unten angef. Schriften.)

Digitized by Google

girungssystem zu begründen versuchte, — den Beschlüssen des Congresses von Neugranada zu Tunja Folge zu leisten, und erst als eine spanische Armee unter Samano von Quito aus nach Popayan vordrang, vereinigte die gleiche Gefahr auf kurze Zeit die streitenden Parteien. Zwar drängte Nariño, an der Spitze der gesamten republikanischen Scharen, Samano zurück, in den Engpässen von Pasto aber, bei el alto de Tuanumbu, wurde er bald darauf (Juni 1814) von dem aus Quito verstärkten General Aimeric gänzlich geschlagen und fiel selbst in die Hände der Spanier, deren Fortschritte nur die fast unübersteiglichen Terrainhindernisse dieser Hochgegend hemmten. Da traf noch im Jahre 1814 Bolivar aus Cartagena zu Tunja ein, wo die Repräsentanten der Provinzen Tunja, Casanare, Socorro, Pamplona, Cartagena, Antioquia, Mariquito, Choco, Neyva und Popayan unter Camilo Torres eine Centralregirung gebildet hatten; der Congreß vertraute ihm den Oberbefehl über das durch Flüchtlinge aus Venezuela unter Urdineta verstärkte republikanische Heer, mit dem er im September 1814 Bogota — wo nach Nariños Gefangennehmung Don Bernardo Alvarez als Präsident von Cundinamarca regirte — stürmend gewann und der Centralregirung unterwarf. Von dem Congresse zum Capitan-General von Neugranada und Venezuela ernannt, griff er im Juni 1815 Cartagena, das sich unter Castillo diesem Beschlusse widersetzte, an, als die Erscheinung Morillo's an Colombiens Küste allen Zwiespalt der Parteien beendete.

Mit einer Flotte und 10000 Mann wohlgeübter spanischer Truppen war Don Pablo Morillo, gleich ausgezeichnet durch Feldherrntalent, wie durch Schlauheit und Festigkeit des Willens, aus Spanien, das nach Napoleons Sturze seinem rechtmäßigen Herrscher Ferdinand VII. in alter Unterwürfigkeit gehorchte, abgesandt worden, den empörten Colonien das Joch der Herrschaft des Mutterlandes wieder aufzubürden. Er eröffnete seinen Feldzug mit der Einnahme der für die Führung des Kriegs wichtigen Insel S. Marguerita (11. April 1815), drängte, durch die Banden des Boves — jetzt unter Morales — und neugeworbene Truppen verstärkt, die Patrioten nach dem Innern des Landes zurück, und eroberte nach viermonatlicher Belagerung Cartagena, in dessen muthvoller Vertheidigung zwei Drittheile der Bevölkerung gefallen oder durch Hunger und Seuchen umgekommen waren; nur etwa 2000 Einwohner der Stadt entkamen auf Schiffen nach aux Cayes (5. December), während Bolivar schon früher, fast allein, nach Jamaica entwich.

Rasch drang nun Morillo, der für Cartagena's Bezwingung von seinem Monarchen, außer andern Belohnungen, den Titel eines Grafen (Conde) von Cartagena empfing, nach Süden vor; die Truppen des Congresses wurden nach tapferer Gegenwehr bei Cachiri geschlagen, und siegreich zog im Juni 1816 der spanische Feldherr in die Hauptstadt Bogota ein, während Morales Caracas eroberte und Calzada nach Pamplona und Tunja vordrang. Jetzt schien die Unterjochung der empörten Provinzen abermals und vollständig gelungen, als von demselben Punkte aus, wo Morillo's Siegslauf begann, die Morgenröthe der Freiheit von neuem anbrach.

Schon im Anfange des Jahres 1816 hatte sich der Guerillasführer Arismendi des westlichen Theiles der Insel S. Marguerita wieder bemächtigt und die dem spanischen Mordschwert entronnenen Patrioten hier gesammelt, welche in dem von ihnen stark befestigten Dörfchen Puebla del Mar, seitdem Sparta nueva genannt, einen festen Stützpunkt ihrer Unternehmungen gewannen. Hier traf auch Bolivar im März 1816 aus aux Cayes auf der, aus 2 Kriegs- und 13 Transportschiffen bestehenden, Flotte des unerschrockenen Brion's ein, der von hier aus, als colombischer Admiral, einen glücklichen Seekrieg gegen die Spanier begann, welche schon am 2. November sich genöthigt sahen, die Festung Pampatar auf der Ostseite der Insel zu räumen.

Jetzt berief Bolivar, der im December 1816 mit neuen Verstärkungen aus aux Cayes angelangt war, einen Generalcongreß nach Pampatar, wo Don Jos. Cortes de Madariaga[5]) die Regirung von Venezuela organisirte. Während Bolivar Nueva Barcelona, westlich von Cumana, besetzte und, unterstützt durch den kühnen Parteigänger Paëz, selbst gegen Morillo's Angriffe bis nach der unglücklichen Schlacht bei Sameno (10. Apr. 1810) tapfer behauptete, nöthigte Piar[6]) mit seinen Llaneros die Spanier die Hauptstadt Guianas, St. Tomas de Angostura, zu räumen, wo nun Bolivar, von dem Congresse auf Marguerita zum Director supremo von Venezuela ernannt, sein Hauptquartier aufschlug. Von hier zog er am 31. December 1817 mit 2000 Reutern und 2500 Mann Fußvolk den Orinoko aufwärts, griff, durch die Guerillas des Cedeno und Paëz verstärkt, den 12. Februar 1818 Morillo in dem verschanzten Calabozo, dem Schlüssel der Stromebenen am Guarico, an und drängte ihn nach mehren glücklichen Gefechten bis nach Valencia zurück, während Nariño von Maturin aus Curioco, der Admiral Brion (25. Juli) den Hafen Guira eroberte und Paëz die Befreiung Varina's vollendete (Juli 1818). Unterstützt durch den Präsidenten des Congresses, Zea, den gelehrten Briceño Mendez u. a. einsichtsvolle Männern bestrebte sich Bolivar jetzt die auswärtigen Verhältnisse seines Vaterlandes zu regeln, und schon im Juli 1818 erschien zu Angostura ein amtlicher Geschäftsträger (Irving) der Vereinigten Staten, indem zugleich die beiden Commissaire von Venezuela zu Newyork förmlich anerkannt wurden und Don Mens-

5) Dieser merkwürdige Mann war als ein thätiges Mitglied der Cortes in Cadiz nach Ferdinands VII. Rückkehr in das Staatsgefängniß von Ceuta abgeführt, durch die Verwendung des Lords Cantelford aber, dem er auf dessen Reise durch die Südsee mit Vancouver wesentliche Dienste geleistet, wieder befreit worden, worauf er sich nach Südamerika begab und durch seinen kräftigen Sinn den sinkenden Muth der Republikaner neu belebte.

6) Piar, ein Mulatte aus Curaçao, wurde bald darauf wegen Meuterei durch ein Kriegsgericht, unter seines Landsmannes Brion Vorsitz, zum Tode verurtheilt und d. 16. Okt. 1817 zu Angostura hingerichtet.

Digitized by Google

dez zu London den amtlichen Titel eines Geschäftsführers von Venezuela und Neugranada erhielt.

Durch den am 15. Febr. 1819 zu Angostura eröffneten Congreß in dem Obercommando der Armee bestätigt, brach Bolivar im Mai 1819 mit seinem aus Briten und Teutschen (4000 Mann) und einem schwachen Corps Amerikaner zusammengesetzten Heere von Angostura auf, vereinigte sich am 15. Juni mit Santander und dringt nach einem für unmöglich gehaltenen Marsche von 20 Tagen westlich über die 11000 Fuß hohen Berghalden von Pispo bei Chita (5° 30′ n. Br.) in das Thal von Tunja, wo er die Spanier bei Partano de Bargas (25. Juli) schlägt und durch die Schlacht von Bovaca (7. August) die Befreiung Neugranadas entscheidet, in dessen Hauptstadt Bogota er am 10. August seinen Einzug hält, während der kühne Mac Gregor Portobello in Panama überrumpelt (10. April) und der tapfere General English mit 1200 Europäern Barcelona wieder erobert.

Unmittelbar nach Bolivars Rückkehr proklamirte der in Angostura versammelte Congreß am 17. Dec. 1819 die Vereinigung der beiden Republiken Venezuela und Neugranada zu Einem Freistate, unter dem Namen Colombia und dessen Eintheilung in drei Departements: Venezuela, Quito und Cundinamarca mit den Hauptstädten Caracas, Quito und Bogota. Bis zum Zusammentreten des auf den 1. Jan. 1821 nach Rosario de Cucuta berufenen constituirenden Nationalcongresses ward Bolivar, als Präsident Befreier [7]) der Republik, mit dictatorischer Gewalt bekleidet, Don Antonio Roscio zum Vicepräsidenten ernannt.

Bereits am 24. Decbr. 1819 verließ Bolivar Angostura, zog die Armee des Ostens (in Cumana) unter Arismendi und Bermudez an sich und schlug, im Verein mit Paëz, den 5. Febr. 1820 Morales bei Calobazo, während Admiral Brion und Obrist Montillo den 8. Juli den wichtigen Hafen Savanilla an der Mündung des Magdalenenstroms besetzten und Cartagena blokirten. Vergebens bot jetzt die Regirungsjunta, welche in Folge der den 1. Jan. 1820 in Spanien ausgebrochenen Insurrection zu Madrid errichtet war, durch Morillo (17. Juni) die Hand zur Aussöhnung; die Centralregirung zu Angostura unter dem Vorsitze des General Soublette wies alle Anträge zurück, die nicht die Anerkennung der Republik Colombia zur Basis hatten (10. Juli), und so brachen, nach Ablauf des am 9. Sept. zu Rosario de Cucuta geschlossenen einmonatlichen Waffenstillstands, die Feindseligkeiten von neuem und ruhmvoll für die republikanischen Waffen aus; denn schon am 11. Oktbr. ward das Fort Cienega unweit S. Marta durch den Obristen Careño und den Mulatten Padilla [8]) erstürmt und, am folgenden Tage, die wichtige Stadt S. Marta besetzt, während das am Küstenflusse Tuy, südlich von Caraccas, aufgestellte spanische Bataillon la Reyna und 300 Reuter vom Corps des Generals la Torre durch ihren Übergang zu den Independenten die Misstimmung der spanischen Truppen verriethen. Diese Vorgänge, sowie der Mangel an Unterstützung aus Spanien bestimmten Morillo am 25. November zu Truxillo einen sechsmonatlichen Waffenstillstand mit Bolivar abzuschließen, dessen Bedingungen beide Generale persönlich in dem Dorfe S. Anna bei Truxillo verabredeten, und hier in demselben Gemache übernachteten. Morillo übergab hierauf dem General Miguel de la Torre den Oberbefehl und schiffte sich am 15. December zu la Guayra nach Cadiz ein, begleitet von zwei colombischen Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Friedens mit den spanischen Cortes. Diese waren jedoch den Freiheitswünschen Amerika's ebenso wenig hold als früher und später der absolute König; und so entbrannte, nach Ablauf der Waffenruhe, der Krieg aufs Neue.

Während la Torre und Morales ihre sehr verminderten Streitkräfte zwischen Valencia und Calabozo concentrirten, nahm Urdaneta das wichtige Coro (20. Mai 1821), gewann und verlor Bermudez Caracas und la Guayra (15. bis 25. Mai), ward Maracaybo durch den tapfern Admiral Brion [9]) blokirt. Bolivar, der den Waffenstillstand benutzt hatte, mit Hilfe engländischer und teutscher Offiziere die Organisation des republikanischen Heeres zu vollenden, vereinigte sich den 25. Mai bei Varinas mit dem größtentheils aus Reuterei (Llaneros) bestehenden, Corps des General Paëz, und griff die Spanier (7000 Mann) unter la Torre und Morales den 24. Juni auf der Ebene von Tinaquilla bei Carabobo, 44 Meilen von Valencia an, und diese Schlacht entschied das Schicksal Colombiens [10]). — Gänzlich geschlagen retteten sich die Trümmer des spanischen Heeres (1500 Mann) nach Puerto Cabello, während Bolivar am Abend des siegreichen Tages in Valencia einrückte. Schon den 4. Juli capitulirte Caracas, den 26. Sept. ergab sich Cartagena an Montillo (seit dem dort Gobernador) und den 16. Oktober an Bermudez Cumana, so daß am Schlusse des Jahres nur noch Puerto Cabello in der Gewalt der Spanier war.

Inzwischen ward am 1. Juni 1821 der Nationalcongreß zu Rosario de Cucuta eröffnet, welcher am 30. August die neue (noch jetzt giltige) Constitution der Republik proclamirte, die Statsverwaltung derselben gemäß ordnete und durch Anerkennung der Nationalschuld den Statscredit begründete. Bogota wurde provisorisch zum Sitz der Regirung bestimmt, und Bolivar aufs neue zum Präsidenten der Republik und Oberbefehlshaber, der General Francesco Paula de Santander zum Vicepräsidenten erwählt (18. Juni 1821).

Morales, welcher das im April 1822 von den Colombiern besetzte Maracaybo den 5. Juli eroberte und gleich darauf mit Hilfe der Cienega-Indianer auch S.

7) Presidente libertador. Den Ehrennamen Libertador de Venezuela erhielt Bolivar schon früher von dem den 2. Januar 1814 zu Caracas zusammengetretenen Congreß. 8) P., aus Rio de la Hacha und im J. 1823 Admiral der colomb. Seemacht, wurde den 7. Oktober 1828 zu Bogota als Aufrührer hingerichtet.

9) Dieser so hochverdiente Mann starb nach zweitägiger Krankheit den 29. Juni zu Curaçao. 10) Lallemant histoire de la Colombie. (Paris 1827.) p. 288 s.

Digitized by Google

Marta eingenommen hatte, ward von Montillo nach Puerto Cabello zurückgedrängt, wo er an des unfähigen la Torre Stelle das Oberkommando übernahm, aber bei dem Versuche, gegen Valencia und Caracas vorzudringen, auf den Höhen von Birgirama den 10. August von Paëz gänzlich geschlagen, so daß er nur mit wenigen Reutern nach Puerto Cabello entkam. Von hier schiffte er, nachdem der Commodore de la Borda das colombische Blokadegeschwader unter Daniels zerstreut hatte (11. Sept. 1822), mit dem größten Theile seiner Truppen nach Maracaybo, während Puerto Cabello von der Land- und Seeseite durch Paëz und Padilla eng eingeschlossen wurde. — In Folge des glänzenden Seetreffens, welches Padilla den 22. Juli 1823 gegen de la Borda gewann, capitulirte Maracaybo (10. Aug.), und mit dem Reste des spanischen Heeres schiffte sich Morales nach Havanna ein; Puerto Cabello, tapfer vertheidigt, wurde den 10. Nov. 1823 von Paëz zur Übergabe genöthigt und dadurch die Befreiung Colombiens von der spanischen Herrschaft vollendet; um aber diese für immer zu sichern, war es nöthig, die Reste der spanischen Macht auch in den benachbarten Freistaten zu vernichten.

Schon am 28. Nov. 1821 hatten sich die Bewohner der Landenge von Panama für unabhängig erklärt und als Bestandtheil der Republik Colombia angeschlossen; die aus Panama vertriebenen spanischen Behörden und Truppen schifften sich nach Quito ein, wo nach Ablauf des Waffenstillstandes (Mai 1821) der Krieg mit wechselndem Glücke geführt wurde. Ein von Bolivar herbeigeführtes, zahlreiches und wohlgerüstetes Heer drang unter General Sucre im Februar 1822 durch den Paß bei Otabalo (0°36′ nördl. Br.) in der Provinz Quito ein, schlug die Spanier unter General Murgeon den 7. April auf den Höhen von Hualco und den 24. Mai am Vulkan Pichincha, worauf Sucre den 25. Mai die Stadt Quito durch Capitulation einnahm, und bis an Peru's Grenze vordringend, bei Riobamba am Fuße des Chimborazo die Spanier nochmals schlug. Bolivar, in den Engpässen der nördlich von Quito gelegenen Provinz Pasto, deren Bewohner sich der Sache der Freiheit sehr abgeneigt zeigten [11]), zurückgehalten, hielt den 3. Juni 1822 seinen Einzug in Quito und ging hierauf nach Guayaquil, welche Provinz sich bereits 1820, nach dem Abzuge der spanischen Truppen für unabhängig erklärt und den gefeierten Dichter Don J. J. de Olmedo an die Spitze der Regirung gestellt hatte. Am 14. Juli in der Hafenstadt Guayaquil angelangt, erklärte Bolivar diese Provinz, weil sie früher zum Vicekönigreich Neu-Granada gehörig, für einen Bestandtheil der Republik Colombia, und den 26. Juli 1822 fand hier die persönliche Zusammenkunft zwischen ihm und dem Protector von Peru San Martin Statt, in deren Folge letzterer den 20. September in einer feierlichen Congreßsitzung zu Lima seine Würde und Regirungsgewalt niederlegte und Bolivar die Vollendung der Befreiung Südamerika's überließ.

An der Spitze des colombischen Heeres hielt Bolivar den 1. Sept. 1823 seinen Einzug in Lima, wo er sogleich die oberste Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten übernahm. Ein hartnäckiger Kampf, welcher sich hier zwischen der verbündeten republikanischen Armee und den royalistischen Spaniern entwickelte, wurde auf den Gefilden von Ayacucho (9. Dec. 1824) durch Sucre's heldenmüthige Tapferkeit und durch das Gefecht bei Tumusla (1. April 1825) entschieden, und mit dem Falle Callao's, des letzten Bollwerks, das die Spanier auf dem Festlande Südamerika's besaßen (19. Jan. 1826), der Freiheitskampf beendigt.

Bolivar, durch den Congreß in Lima d. 10. Feb. 1824 zum Dictator von Peru ernannt und den 25. Febr. 1825 von neuem bestätigt, ging, nachdem er die Organisation dieses Freistats als Centralrepublik bewirkt, nach Oberperu (26. Juni), das durch seine Vermittelung sich von der Republik Peru trennte (6. Aug.) und unter dem Namen Bolivia als unabhängiger Freistat constituirte (11. August 1825). Zum Oberpräsidenten und Protector des States ernannt, blieb er, mit der Organisation des Landes beschäftigt, bis zum 1. Jan. 1826 in der Hauptstadt Chuquisaca, worauf er nach Lima zurückkehrte, die politische Gestaltung beider Staten zu begründen; wie er denn auch, durch den am 22. Juni 1826 zu Panama eröffneten Generalcongreß die Idee einer Conföderation aller Staten Amerika's zu verwirklichen suchte [12]). Gerade das durch aber regte Bolivar die Eifersucht der mühsam unterdrückten politischen Parteien, die ihn jetzt sogar des Strebens nach Erblichkeit der Regentenwürde verdächtigten, in Peru wie in Colombia mächtig gegen sich auf, und an der Spitze der „Republikaner", welche die Gestaltung eines Föderativsystemes den Bedürfnissen und geographischen Verhältnissen der einen so großen Flächenraum umfassenden Republik für angemessener hielten, trat der Generalcommandant von Venezuela, Paëz, ein persönlicher Feind des Vicepräsidenten Santander, gegen den den Centralismus vertheidigenden Congreß zu Bogota entschieden auf (3. Mai 1826). Da kehrte Bolivar aus Peru zurück (23. Novbr.), und übernahm, der Verfassung gemäß, zur Erhaltung der Nationalintegrität, eine außerordentliche Vollmacht (Dictatur). Durch die Versöhnung des General Paëz gelang es ihm, die Zerspaltung der Gesamtrepublik und einen Bürgerkrieg zu verhüten, sowie durch die energischen Maßregeln, welche er ergriff, den fast verlornen Nationalcredit wiederherzustellen, worauf er den 6. Februar 1827 der Präsidentenstelle entsagte, indem er zugleich seinen Abscheu gegen alle Usurpation feierlich aussprach. Ungeachtet der Umtriebe der, dem Libertador abgeneigten „republikanischen" Faction, welcher sich auch der Vicepräsident Santander inzwischen angeschlossen, wurde Bolivar nicht allein von neuem in seiner Würde bestätigt, sondern sogar — als sich der zur Revision der Verfassung Colombiens im April 1828 zu Ocaña zusammengetretene Congreß, nach mehren stürmischen Sitzungen, auflöste, — den 17. Juni 1828 von

11) Die Stadt S. Juan Pasto, 33 teutsche Meilen nordöstl. von Quito, ergab sich erst den 8. Juni 1822.

12) Vergl. Pölitz Statswissenschaften. 2. Ausg. 5. Theil. S. 85—90.

Digitized by Google

dem Magistrat und Volk zu Bogota zum höchsten Oberhaupte der Republik ausgerufen, welchem Beispiele die Municipalitäten der meisten Landstädte folgten. Der Vicepräsident Santander legte seine Stelle nieder und wurde später, wegen Theilnahme an der Verschwörung gegen Bolivars Leben (25. September 1828) verbannt, während der Admiral Padilla und mehre der angesehensten Verschwornen, durch ein Kriegsgericht verurtheilt, mit dem Tode das mislungene Unternehmen büßten, dessen einzige Frucht war, daß Bolivar, — welcher bereits den 27. Aug. 1828 zu Bogota, unter dem Namen eines Organisationsdecrets, der Republik eine Verfassung gegeben hatte, die, der französischen Constitution vom Jahre 1799 nachgebildet, ihm bis zum Januar 1830 eine ähnliche Macht übertrug, wie jene dem damaligen ersten Consul Bonaparte, — schon den 24. Dec. ein Decret erließ, nach welchem am 2. Januar 1830 ein neuer constituirender Congreß zu Bogota sich versammeln sollte, um, statt der durch dieses Decret aufgehobenen Constitution vom Jahre 1821, eine neue Verfassung zu entwerfen, die geeignet wäre, das Land zu beruhigen. Bis zu dem Zusammentreten dieses Congresses aber sollte Bolivar im Besitze seiner ausgedehnten Macht bleiben, welche er zunächst zur Bekämpfung Peru's anwandte.

Schon im März 1827 waren die von Bolivar unter dem General Andrea Santa Cruz in Peru zurückgelassenen colombischen Truppen genöthigt worden, sich nach Guayaquil zurückzuziehen, worauf am 4. Juni ein souverainer constituirender Congreß zusammentrat, welcher den General la Mar zum Präsidenten wählte, Statt der dem State aufgedrungenen Bolivar-Constitution [13]), die vom Congreß zu Lima im Nov. 1823 proclamirte Verfassung mit einigen Abänderungen wieder einführte, und zugleich die Republik Bolivia (6. Juli 1828) bewog, nach Vertreibung des colombischen Generals Sucre, sich ebenfalls Bolivars Protectorate zu entziehen, während die colombischen Truppen in Guayaquil, das Peru für sein Gebiet in Anspruch nahm, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten. Bolivars Kriegserklärung gegen die Republik Peru erfolgte den 3. Juli 1828, und schon den 26. Febr. 1829 wurden die Peruaner, welche unter dem General Plaza Colombiens Grenzen überschritten, bei Portelo von der colombischen Südarmee unter Ignacio Torres geschlagen und in die alten Grenzen zurückgedrängt, worauf den 22. Sept. 1829 der Friede wiederhergestellt wurde, dem Bolivar seinen Einfluß auf Peru und Bolivia zum Opfer brachte.

Noch schneller ward der Aufstand der Truppen in Rio Negro gedämpft, deren Anführer, der General Cordova, ein alter Waffengefährte Bolivars, durch den General O'Leary den 17. Okt. 1829 bei Santuario besiegt, mit 200 seiner Soldaten auf dem Schlachtfelde fiel. Gerade dieses Ereigniß aber, verbunden mit der von dem General Paëz den 29. Januar 1830 proclamirten Trennung Venezuela's von der Centralregirung zu Bogota, sowie der Beitrit der Departements Maturin, Orinoko und Zulia zu der Trennungsacte, mußten Bolivar ebenso von der ihm ungünstigen Stimmung des Volkes, wie von der wankenden Treue des Heeres überzeugen und so den Entschluß, in das Privatleben zurückzukehren, in ihm zur Reife bringen. Der den 22. Januar 1830 zu Bogota unter Vorsitz des General Sucre eröffnete constituirende Congreß nahm den 30. April die anfangs zurückgewiesene Addication Bolivars an, und erwählte den 4. Mai Joachim Mosquera zum Präsidenten, Domingo Caycedos zum Vicepräsidenten der Republik Colombia, während der constituirende Congreß der Republik Venezuela den 6. Mai zu Valencia Panes zum Präsidenten, Andr. Narvates zum Vicepräsidenten ernannte, und den General Paëz (14. Mai) mit den Verrichtungen der vollziehenden Gewalt fortgesetzt beauftragte. Bolivar, durch ein Decret des constituirenden Congresses von Bogota, auf eine, für diesen wie ihn selbst gleich ehrenvolle Weise seiner öffentlichen Wirksamkeit entbunden [14]), zog sich auf seine Besitzungen zurück und starb — wie sich eine engl. Zeitschrift ausdrückte, — in Folge seiner mühseligen, unaufhörlichen Anstrengungen zur Verfechtung und Begründung der Freiheit seiner Heimath, gebeugt, durch die Anfeindungen seiner Gegner bei den edelsten Zwecken verkannt zu werden, den 17. Dec. 1830 zu S. Pedro bei Santa Marta [15]).

Bolivars Tod zerriß das letzte Band, welches die einzelen Bestandtheile Colombiens verknüpfte; und nachdem die Föderalisten das Heer Urdinetas und der übrigen Anhänger des Bolivarschen Centralsystems vernichtet, erfolgte endlich die Zerspaltung Colombiens in drei abgesonderte, unabhängige Staten: Venezuela,

13) Code Boliviano, für die Republik Bolivia von Bolivar den 18. Juni 1826 zu Lima promulgirt.

14) „In Erwägung, daß der Befreier Simon Bolivar, durch seine unaufhörlichen und großen Anstrengungen Colombien nicht nur Leben und Daseyn gegeben, sondern auch durch seine heldenmüthigen Thaten und seine der Sache Amerika's geleisteten ausgezeichneten Dienste die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat; — daß er von dem Augenblicke an, wo er auf der Niederlegung des Oberbefehls bestand, aufhörte, Präsident der Republik zu seyn, und daß der Congreß seinen Nachfolger ernannte; — in Erwägung ferner, daß die uneigennützige und edle Weise, mit der er seit Anbeginn seiner öffentlichen Laufbahn in so vielen Fällen seine Dienste dem allgemeinen Besten gewidmet hat, es erheischt, einen Beweis von National-Dankbarkeit, der ihn der Wirkungen seiner edeln und beispiellosen Uneigennützigkeit enthebt, zu geben, — beschließt der constituirende Congreß im Namen der colombischen Nation, dem Befreier, Simon Bolivar, den Tribut der Dankbarkeit und Bewunderung darzubringen, den seine großen Verdienste und heldenmüthigen Thaten zum Besten der Befreiung Amerika's mit so vollem Rechte verdienen. — In welchem Theile der Republik der Befreier auch leben möge, soll er jederzeit mit der dem ersten und besten Bürger Colombiens schuldigen Hochachtung und Berücksichtigung behandelt werden. Die ausübende Gewalt soll dem Decret des Congresses vom 23. Juli 1823, worin dem Befreier Simon Bolivar während seiner Lebenszeit eine jährlich zu zahlende Summe von 30,000 Dollars von dem Augenblick an bewilligt wird, wo er aufhört, Präsident der Republik zu seyn, die pünktlichste und genaueste Folge geben, wobei es ihm, dem Befreier, anheim gestellt bleibt, seinen Aufenthalt nach Belieben zu wählen. Gegeben im Palast des constituirenden Congresses von Bogota, am 9. Mai 1830." 15) Bl. f. lit. Unterhaltung. 1831. 230.

Digitized by Google

Neu-Granada und Äquator, welche der bisherige Vicepräsident der Centralrepublik Domingo Caycedos, in seiner Botschaft an den, den 20. Oktober 1831 zu Bogota zusammengetretenen constituirenden Congreß von Neu-Granada öffentlich aussprach, indem er zugleich die im April n. Jahres übernommene Regirung des Staats niederlegte [16]).

II. Geographie und Statistik [17]). Zwischen 12°40′ nördlich bis 6°10′ südl. Br. und 295°55′ bis 319°30 östl. L. gelegen, wird Colombia im N. von dem caraibischen Meere, noedöstl. von dem atlantischen Ocean, im O. von Guiana (von dem es der Fluß Essequedo trennt), im S. von Brasilien und Peru, im W. von dem Australocean und nordwestl. von Guatimala, mit welchem es durch die Landenge Darien in Verbindung steht, begrenzt, und umfaßt, nach der Fundamentalacte der Republik vom 17. Dec. 1819, ein Areal von 115000 Q. Leguas oder 64687 geogr. QM. [18]). Der Boden Colombiens ist von der verschiedensten Gestalt; im W. ein hohes Gebirgsland, welches sich an die Hauptkette der Andes lehnt, im O. weites Tiefland, aus welchem sich inselartig eine niedrige Gebirgsgruppe im W. erhebt. Die Kette der Andes setzt, von Peru aus, durch das ganze Land von S. nach N. längs der Küste des Australoceans fort. Unfern der südl. Grenze, zwischen 2° S. und dem Äquator, theilt sich diese Kette in zwei Zweige, welche 30 geogr. M. weit paeallel neben einander in nördlicher Richtung fortlaufen und ein Thal einschließen, das 4 bis 6 Meilen breit und 9000 Fuß über dem Niveau des Meeres erhaben ist. Hier sind die höchsten Gipfel der Andes, der Chimborazo 19600 (20100) F., Cotopaxi 17700, Pichincha 14900, Cayambe 18300 F. u. a., zum Theil thätige Vulkane, die jedoch keine Lava auswerfen [19]), daher das Land häufigen Erdbeben ausgesetzt ist. Zwischen dem zweiten und dritten Grad nördl. Br. theilt sich die Kette von neuem in drei besondere Äste: der östliche, die Wasserscheide zwischen dem Orinoko und Magdalenenfluß bildend, ist das Gebirge von Venezuela, der mittlere das von Santa Marta, und der westliche die eigentlichen Andes. Der Ast von Venezuela läuft in nordöstlicher Richtung nach dem südlichen Ende des Sees von Maracaibo hin, wo derselbe sich in zwei Ketten theilt, von welchen die eine auf der Westseite des Sees fortsetzt und beim Cap Gallinas (12°40′ nördl. Br.) an dem Caraibischen Meere ausläuft; die andere die noedöstl. Richtung beibehält und, nach und nach an Höhe abnehmend, längs der nördlichen Küste hinzieht, bis sie sich, der Insel Trinidad gegenüber, am Meerbusen von Paria verflächt. Der mittlere Hauptarm, welcher den Cauca und Magdalenenfluß scheidet, läuft bis 9° fort, und der westliche, kaum 4500 F. hoch, zieht über die Erdenge von Panama, wo er nach einem steilen Absturze zu einem nur 630 F. hohen Felsenwalle wird, nach Guatimala hinübee, um sich dort schnell und mächtig wiedee zu erheben. Ein östlicher Zweig desselben trennt den Cauca vom Atrato, durch welchen letztern und den kleinen Fluß S. Juan die Verbindung beidee Oceane mittels eines kleinen Kanals besteht. Außer den Andes erheben sich im S. des Orinoko die Sierra Usupama, Parame u. a. Gebirge, welche das untere Gebiet des Maranhon und Orinoko trennen. Die Westseite der Andes ist steil, ihre östlichen Abhänge aber bilden fruchtbare, mit Urwäldern bedeckte und von Indianern bewohnte Stufenländer (Paramos), welche endlich in völliges Tiefland, die über 17000 Q. M. umfassenden Ebenen (Llanos) übergehen, welche durch die periodischen Überschwemmungen des Maeanhon und Orinoko und deren Nebenflüsse vier Monate lang im Jahre in ein großes Binnenmeer verwandelt werden und, nach Ablauf des Wassers mit der üppigsten Weide bedeckt, während der trockenen Jahreszeit den Sandsteppen Afrika's gleichen. — Die Flüsse, welche westlich von den Andes zum Australocean fließen, sind nur kleine Küstenflüsse, unter denen die bedeutendsten der S. Juan und der Esmeraldas; von den zwischen der östl. und westl. Kette der Andes entspringenden sind die beträchtlichsten: der Magdalenastrom, welcher unter 1° 50′ n. Br. in der Nähe von Popayan aus der Laguna de Papas entsteht, und nach einem Laufe von 150 geogr. M. unter 11° 2′ in das caraibische Meer fällt; der Cauca (Rio de S. Marta), welcher gleichfalls bei Popayan entspringt, und sich, nach einem nördlichen Laufe von etwa 100 Meilen, zwischen dem mittlern und östlichen Arme der Andes hin, mit dem Magdalenastrome vereinigt; und der Atrato, welcher sich, nach einem nördlichen Laufe von 40 bis 60 Meilen, in den Meerbusen von Darien ergießt. Alle übrigen größern Flüsse, welche östlich von den Andes und südlich von der Kette von Venezuela entspringen, nimt der Orinoko und Maranhon (s. diese Art.) auf. — Unter den Buchten an der Küste des Australoceans sind die weitesten: der Golf von Guayaquil, in den der gleichn. 24 M. weit schiffbare Fluß sich mündet, die Bai von Choco und die von Panama, in welche sich der Guaeapiche ergießt. An der nördlichen Küste befinden sich: der Golf von Darien, welchen die Landenge Darien von der Bai von Panama trennt; der Golf von Maracaibo, zwischen zwei Halbinseln eingeschlossen und durch einen 8 Meilen breiten Kanal mit dem caraibischen Meere in Verbindung stehend; der Meerbusen von Cariaco, durch eine lange, schmale Halbinsel, die sich vom Festland, südlich von der Insel Marguerita, vorschiebt, gebildet, und der Golf von Paria, den westlich das Festland und östlich die Insel Trinidad bilden. — Der 40 Meilen lange und 17 Meilen breite See Maracaibo steht mit dem Golf von Maracaibo mittels einer engen, durch starke Forts vertheidigten Straße in Verbindung. Einen großen See, Namens Parima, findet man häufig auf den Charten östlich von den Quellen des Orinoko angegeben, aber sein Daseyn ist durch keinen neuern Reisenden bestätigt. — Die Bergzüge und Stromlinien theilen das Land in drei Zonen mit verschie-

16) Nach den neuesten Nachrichten aus Bogota würden sich diese drei Staaten wahrscheinlich in Kurzem zu einer Föderativ-Regirung vereinigen! — 17) Die zu diesem Art. gehörige Karte s. Thl. XV. 18) Guths Muths-Erdbeschreib. von Colombia in dem Weimar. Handb. der neuesten Erdbeschr. 20. Bd. 1. Lief. S. 12. 19) Vergl. den Art. Cordillera de los Andes. Thl. XIX. S. 281.

Digitized by Google

denem Klima, Boden und Erteage. An der Küste des atlantischen und Australoceans ist das Klima unveränderlich heiß, sogar ungesund und der Boden, wo ihn Ströme und periodische Regen befruchten, üppig fruchtbar, aber dürr und öde, wo diese fehlen; in der Provinz Coro hat es bisweilen vier Jahre lang nicht geregnet. Einen ganz andern Anblick gewährt die Gebirgszone; 4000 F. über dem Meeresspiegel wird das Klima mild, die Vegetation, reich an Gemüsen, Weizen ꝛc. von der besten Art, dauert das ganze Jahr hindurch; Schlangen und giftige Insecten, von denen die fruchtbaren und reichbewaldeten Stromthäler des Cauca und des Magdalenenflusses wimmeln, werden selten angetroffen. Erst in einer Höhe von 9000 F. wird das Klima kalt, der Himmel ist getrübt, die Vegetation stockt; in einer Höhe von 15700 F. hört sie ganz auf und nackter Fels, Nebel und ewiger Schnee bezeichnen das schauervolle Gebiet der Einsamkeit, die kein lebendes Wesen unterbricht. Die dritte Zone umfaßt die ungeheuere Strecke des ebenen Landes, das sich süd- und ostwärts von dem Fuße der Andes bis in die Nähe des Maranhon und Orinoko ausbreitet. Hier ist das Klima weder so ungesund noch so schwächend wie das der Küstenländer, indem stets frische Bergwinde über diesen Gras- und Kräuterocean hinwehen, der mit unzählbaren Heerden von Rindvieh, Maulthieren und Pferden bedeckt ist [20]). — Während auf den Hochplateaus Mais, Weizen und alle europ. Pflanzen und Gemüse mit dem glücklichsten Erfolge gebaut werden, gedeihet in den niedrigen Ebenen Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Tabak, treffliches Schiffbauholz, kostbare Färbehölzer und viele officinelle Kräuter. Der Cacao von Caracas ist doppelt so viel werth, als der von den Antillen; der Indigo steht blos dem Guatimalischen nach, der Tabak ist dem Virginischen und Maryländischen gleich und der Kaffee würde mit dem von Mokka wetteifern, wenn er eine gleich sorgfältige Behandlung erführe. Merkwürdig ist der giftige Manzanillobaum an der Westküste und die Cocapflanze in den Andes, deren getrocknete Blätter von den Indianern, wie der Betelpfeffer in Indien, gekauet werden. Gold findet sich sehr viel in den Andes, besonders in Antioquia, Popayan, Pamplona und Choco, wo die reichsten Goldminen bei dem Dorfe Bega de Supia; Silber ist weniger vorhanden, dagegen hier zwischen den westlichen Andes und dem Australocean der Hauptfundort der Platina; auch auf Queckſilber, Kupfer, Eisen und Blei wird gebaut. Unter den Edelsteinen ist besonders Smaragd (bei Musa) zu bemerken. Salz liefert das Meer und verschiedene Seen und Quellen im Uberflusse, die Salzgruben bei Zipaquiro allein in sechs Monaten 13670 Aroben. Salpeter findet sich in den Höhlen von Batetcha. Pumas, Jaguars, Kaimans, deren Eier gegessen werden, Riesenschlangen, Affen, Gürtelthiere, Tapirs, Tajassus, wilde Schweine, Rehe, Hirsche, Faulthiere, Füchse, zahllose Geschlechter von Vögeln, aber keine Singvögel, unter ihnen der Condor, der bis 18000 F. hoch in den Gebirgen horstet, bewohnen die verschiedenen Regionen. Schildkröten, aus deren Eiern Öl bereitet wird, finden sich in den untern Gegenden des Orinoko; Perlmuscheln an der Nordküste, und der merkwürdige elektrische Aal in den Seen des Innern.

Die Zahl der Einwohner — vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges über vier Mill. —, beträgt gegen 2,800000 Europäer und Kreolen, Neger, Mestizen und Mulatten, und Indianer, welche theils völlig eingebürgert sind, theils in den Missionsorten civilisirt werden. Außer diesen leben in den Gebirgen und Urwäldern, besonders der SO. Hälfte des Landes, noch über 200000 unabhängige Indianer (Indios bravos), die meistens den Europäern feindlich gegenüber stehen. — Die Sklaverei ist im ganzen Umfange des Stats abgeschafft und durch das Gesetz vom 19. Juli 1821 auch die allmälige Befreiung der noch vorhandenen Sklaven vorbereitet. — Die herrschende Sprache ist die spanische. — In der Kultur sind die Einwohner, besonders die des flachen Landes, noch sehr zurück, und wissenschaftliche Bildung fast nur bei der Geistlichkeit zu finden. Indeß ist doch in neuerer Zeit für Volksunterricht viel geschehen; die Renten mehrer aufgehobenen Klöster werden zur Errichtung und Unterhaltung von Schulen verwandt, und zu Bogota sind zwei Seminarien zur Bildung von Lehrern nach Lancasters Methode errichtet. Die wichtigsten Erwerbszweige der Masse des Volks sind der Bergbau und Ackerbau; der Handel, unterstützt durch die günstige Lage des Landes, ist im steten Wachsen begriffen; zu Puortebello wird alljährlich eine große Messe gehalten. Die Hauptausfuhrartikel sind Gold, Platina, Perlen, Edelsteine, Häute, Färbeholz, Baumwolle und Zucker; dagegen werden europäische Industriewaren, Waffen und Bücher eingeführt.

Die Statsverfassung ist republikanisch-föderalistisch und beruht auf der Constitution vom 23. April 1830. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des in zwei Kammern, die des Senats und die der Repräsentanten zerfallenden Congresses; die Mitglieder der erstern werden auf acht, die der letztern auf vier Jahre gewählt. Die vollziehende Gewalt hat ein auf acht Jahre gewählter Präsident, welchem ein Statsrath zur Seite steht, den der Vicepräsident, ein Mitglied des höchsten Gerichts, und die Statsminister bilden. Ganz unabhängig von diesen beiden ist die richterliche Gewalt, welche in dem höchsten Gerichtshofe eine Art Cassationsgericht hat; jedes Departement hat einen Appellationshof. Zu rühmen sind die Gesetze für persönliche Sicherheit, ihre Anwendung aber oft mangelhaft; eine Polizeiverwaltung kennt man gar nicht, sowie überhaupt die Statsverwaltung noch sehr unvollkommen ist. — Die katholische Religion ist die alleinherrschende und nur den Briten der Privatgottesdienst in ihren Wohnungen verstattet, dagegen die Suprematie des Papstes beschränkt [21]). Der Clerus

20) Nach J. Hall in dem liter. Conversat.-Bl. Leipz. 1824. No. 292.

21) Die Regirung decretirte den 1. März 1830, daß keine päpstliche Bulle in Kraft gesetzt werden solle, die nicht von dem heil. Stuhle an den in Rom residirenden colomb. Abgeordneten gerichtet würde. Genealog.-hist.-statist. Almanach. Weimar 1831. S. 131.

Digitized by Google

steht unter 2 Erzbischöfen und 10 Bischöfen. — Wenn schon der Nationalreichthum selbst im Zunehmen ist, so betrug doch im Jahre 1826 die Statseinnahme von der Grund- und allgemeinen Kopfsteuer, dem Zehnten für die Kirche und Geistlichkeit und den Ein- und Ausfuhrzöllen nur 23,589192 Gulden, die Statsausgaben dagegen 30,975420 Guld., die Statsschuld schon im Jahre 1825 67,500000 G.[22]). — Die bewaffnete Macht Colombiens bestand im J. 1829 aus 30000 Mann Linientruppen und 40000 M. Miliz, die Seemacht aus 3 Fregatten, 17 kleineren Fahrzeugen und 60 Kanonenbooten; die Nationalflagge bilden drei horizontale Streifen: roth, blau und gelb. — Das politische Verhältniß Colombiens gestaltete sich bereits im J. 1824, wo zuerst (3. Oktbr. zu Bogota und 27. Mai 1825 zu Washington) die vereinigten Staten von Nordamerika einen auf gegenseitige Gleichheit und Freiheit der Flagge gegründeten Schifffahrts- und Handelsvertrag mit der Centralrepublik schlossen; zwischen dieser und den Königreichen der Niederlande und Schweden bestanden schon damals Handelsverbindungen, welche eine indirecte Anerkennung derselben in sich begriffen, welche von den europäischen Mächten aber zuerst Großbritannien in dem Schifffahrts- und Handelsvertrag vom 18. April 1825 aussprach. Ob und wie sich die seitdem bestandenen politischen und mercantilischen Verhältnisse Colombiens nach der neuesten Statsveränderung umgestalten werden, muß die nahe Zukunft entscheiden.

Das Grundgebiet der Republik Colombiens ist seit d. 18. April 1826 in 12 Departamentos getheilt, welche in 38 Provincias und 236 Cantones zerfallen[23]); der Sitz der Centralregirung und des Congresses war bisher in Bogota. — Die a) Departements der Nordküste sind: 1) Istmo mit den Prov. Panama und Veragua (2460 Q. Meil. 80000 Einw.), Hptst. Panama mit 25000 E. 2) Magdalena mit den Prov. Cartagena, S. Marta, Mompox und Rio de la Hacha (4920 Q. M. 250000 E.), Hptst. Cartagena mit 18000 E. 3) Sulia mit den Prov. Maracaibo, Coro, Merida, Truxillo (4220 Q. M. 165000 E.), Hptst. Maracaibo mit 25000 E. 4) Venezuela mit den Prov. Caraccas und Carabobo (6200 Q. M. 37000 E.), Hptst. Caraccas mit 50000 E. 5) Maturin mit den Prov. Cumana, Barcelona, Marguerita und Guayana (130000 E.), Hptst. Cumana mit 12000 Einwohnern.

b) Departements im Innern und Südosten: 6) Orinoko mit den Prov. Varinas, Guayana und Apure (180000 E.), Hptst. Varinas mit 12000 E. 7) Boyaca mit den Prov. Tunja, Socorro, Pamplona und Casanare (450000 E.), Hptst. Tunja mit 7000 E. 8) Cundinamarca mit den Prov. Bogota, Antioquia, Mariquita und Neyva (4580 Q. M. 870000 E.), Hptst. Bogota mit 30,000 Einwohnern.

c) Departements am stillen Meere: 9) Cauca mit den Prov. Popayan, Choco, Pasto und Buenaventura (2700 Q. M. 190000 E.), Hptst. Popayan mit 20000 E. 10) Ecuador (Aquator) mit den Prov. Pichincha und Chimborazo (8700 Q. M. 190000 E.), Hptst. Quito mit 70000 E. 11) Guayaquil mit den Prov. Guayaquil und Manabi (1200 Q. M. 150000 E.), Hptst. Guayaquil mit 24000 E. und 12) Assuay mit den Prov. Cuença, Loxa und Juan de Bracamoro (210000 E.), Hptst. Cuença mit 20000 Einwohnern[24]). (*Leonhardi.*)

22) Genealog. histor. statist. Almanach. Weimar 1832. S. 638 f.
23) Geogr. u. statist. Ephemerid. Weimar 1830. Bd. 30. S. 371 f.

CONCHA (Κόγχη und κόγχος, gleichbedeutend mit κογχύλη. Nach Schneiders sehr wahrscheinlicher Vermuthung sind κόγχος, κόγχυλος einerlei mit γόγγος, γογγύλος, rund). Die Alten nannten so bald überhaupt das mit einem kalkigen Gehäuse versehene Weichthier (ὀστρακόδερμον), Muschel oder Schnecke, ohne bestimmte Unterscheidung derselben [1]), bald das Gehäuse desselben, für sich [2]), bald insbesondere die Muschel [3]).

Gegenwärtig, und zumal seit Linné, bezeichnet man durch die Benennung Conchae nur noch Muscheln, Weichthiere, deren Gehäuse aus zwei Schalen bestehen (testacea s. mollusca bivalvia) [4]), aber auch solche, die aus drei oder mehren Schalen zusammengesetzt sind (testacea multivalvia) [5]), im Gegensatze von Cochleae, unter welcher Benennung nur Schnecken, Weichthiere mit einschaligem Gehäuse (testacea s. mollusca univalvia, cochleae) verstanden werden. (*K. Th. Menke.*)

CONCHOLOGIE, eigentlich die Lehre oder Wissenschaft von den Muscheln insbesondere. Die Engländer gebrauchen fast allgemein den Ausdruck Conchology für Conchyliologie überhaupt. (*K. Th. Menke.*)

CONCHOMETER, ein von W. Barnes (im American Journal of Sciences and Arts vol. VI. nr. 1.) vorgeschlagenes und von demselben so benanntes Instrument zur Ausmessung der Dimensionen der Muschel. Der Maßstab, in Zolle und Zehntheile getheilt, hat am einen Ende eine festsitzende, und außerdem eine bewegliche Querleiste, beinahe wie der Maßstab der Schuhmacher. (*K. Th. Menke.*)

CONCHYLIOLOGIE (Conchyliologia, Testaceologia, Ostracologia), die Lehre oder Wissenschaft von den Conchylien. Wir fassen hier unter diesem Begriffe, aus den unter dem Art. Conchylium angegebe-

24) Außer den bereits angeführten Schriften vergl. Münch Gesch. v. Columbia. 2. Bdch. (Dresden 1828.) Lips Statistik v. Amerika. S. 224 f. Pölitz Weltgesch. 6. Aufl. 4. Bd. S. 850 f. Pölitz Staatswissensch. 2. Aufl. 4. Thl. S. 736 f. von Schlieben Lehrgeb. d. Geogr. 3 Thl. S. 541 f. Dessen Atlas v. Amerika S. 23 f. Von Humboldt und Bonpland Reise in die Äquinoctialgegend. 5. Thl. (Stuttg. 1826.) S. 99 f. Volger Geogr. 2. Aufl. S. 878 f.

1) Concharum ad purpuras et conchylia duo sunt genera: buccinum et purpura, Plin. h. n. IX, 36, 61.
2) Conchylierum conchas frangunt. Plin. h. n. IX, 29, 46.
3) Firmioris iam testae murices et concharum genera. Plin. h. n. IX, 88, 52. Hier sind unter murices die turbinata überhaupt, unter conchae, im Gegensatze, überhaupt Muscheln zu verstehen. — Origo atque genitura conchae (margaritiferae) est haud multum ostrearum conchis differens. ibid. IX, 35, 54. Concha ipsa quum manum videt, comprimit sese, operitque opes suas, quara propter illas se peti, manumque si praeveniat, acie sua abscindit. ibid. IX, 35, 55.
4) C. a. Linné Syst. Naturae ed. XII. p. 1079. 5) Illiger's Terminologie S. 276. Nr. 1917.

Digitized by Google

nen Rücksichten, nur die Gehäuse und Schalen der Weichthiere zusammen, und verweisen, in Hinsicht auf die Thiere selbst, auf den Artikel Mollusca.

Die Conchyliologie ist ein Theil der Malakozoologie, indem diese die Wissenschaft von den Weichthieren überhaupt, sie mögen mit einem Gehäuse ausgestattet seyn, oder nicht, umfaßt; jene aber die Gehäuse der Weichthiere insbesondere in Erwägung zieht; Sarkologie nennen wir hingegen die Lehre oder Wissenschaft von dem weichen Thiere der Weichthiere insbesondere, ohne besondere Rücksicht auf ein demselben zuständiges Gehäus. Es zerfällt demnach die von Blainville eigentlich unangemessen sogenannte Malakozoologie in die Sarkologie und Conchyliologie (richtiger, im Gegensatze, Ostrakologie), und beide sind für die zoologische Kenntniß der Weichthiere gleich wichtig.

Die Conchylien, allerdings so anziehend durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Farben, daß sie leicht zu eitlen Tändeleien und Liebhabereien Anlaß geben konnten und wirklich gegeben haben, waren lange mehr gesucht und gehegt in den Samlungen der Liebhaber, als Gegenstand der wissenschaftlichen Naturforschung. Sie wurden von den Naturforschern zwar dem Thierreiche einverleibt, die systematische Anordnung derselben geschah jedoch nur nach ihren äußern Merkmalen. Als man indeß der zoologischen und zumal zootomischen Beschaffenheit der Bewohner der Conchylien näher auf die Spur kam, und die nahe Verwandtschaft derselben mit andern, ganz nackten Weichthieren erkannte, verlor die Conchyliologie an ihrem Werthe und ihr Ansehn sank hie und da wol so sehr, daß man die zoologische Bedeutung der Conchylien nun ganz übersah, das Kind mit dem Bade ausschüttete, und nur der Kenntniß der Thiere selbst Werth beilegte. Es ist indeß nicht minder thöricht, die Conchyliologie als ein leeres Spielwerk aus dem Bereiche der wissenschaftlichen Naturforschung zurückzuweisen, als es unzureichend und fehlerhaft seyn würde, sie allein als die Grundlage der wissenschaftlichen Kenntniß von den Weichthieren zu betrachten. Thier und Gehäus, wo jenes mit diesem ausgestattet ist, hängen immer innig mit einander zusammen, jenes kann nicht ohne dieses fortleben, und beide machen also nur in ihrer Verbindung ein organisches Ganzes aus. Vergleicht man nun gar das Gehäus der Weichthiere mit dem Skelet der Wirbelthiere, und kann diese Analogie näher nachgewiesen werden [1]), so ist die wissenschaftliche Bedeutung der Conchylien für die Zoologie einleuchtend.

Die Conchyliologie ist aber um so bedeutender für das Studium der Malakozoologie, als man von vielen Weichthieren nur erst die Gehäuse kennt, ihre Thiere noch gar nicht, oder auch nur höchst unvollkommen, und also auch der Zoolog in manchen und wol in den meisten Fällen sich mit der vorläufigen Kenntniß der Conchylien begnügen muß, deren besondere Verwandtschaft und Annährung zu genauer erforschten Geschöpfen, ihm, durch Analogie geleitet, doch auch oftmals gestattet, denselben die in der großen Reihenfolge dieser Wesen ihnen gebührende Stelle anzuweisen. Die Conchylien gewähren aber überdem den Vortheil, leichter eingesammelt, aufbewahrt, beobachtet und verglichen werden zu können, als ihre weichen Bewohner.

Auch für die Geognosie ist die Kenntniß der Conchylien von großem Werthe, indem von der richtigen Unterscheidung und Bestimmung der fossilen Arten, in manchen Fällen, die richtige Beurtheilung des Alters der verschiedenen Gebirgsformationen abhängig ist.

Die Conchylien haben daher auch zu allen Zeiten das wissenschaftliche Interesse der Naturforscher in Anspruch genommen. Eine kurze chronologisch-historische Übersicht derjenigen Arbeiten, die zur Förderung einer systematischen Kenntniß der Conchylien beigetragen haben, wird uns mit der wissenschaftlichen Entwickelung eines Systems der Conchyliologie näher bekannt machen.

Aristoteles (um 350 v. Chr.) dessen umfassender Beobachtungsgeist mehr auf die zootomische Beschaffenheit der weichen Thiere selbst (ἡ σάρξ) gerichtet war (vergl. den Art. *Mollusca*), hat zwar, wo er über die Weichthiere (ὀστρακόδερμα) redet, auch die Gehäuse derselben (ὄστρακα) in Betracht gezogen; er gedenkt ihrer jedoch nur beiläufig und im Allgemeinen. Er unterscheidet die kräuselförmigen (τὰ στρομβώδη) (turbinata, wodurch die gewundenen), die einschaligen (μονόθυρα) (univalvia, wodurch die ungewundenen Schnecken bezeichnet werden) und die zweischaligen (δίθυρα) (bivalvia) Gehäuse; letztere wieder in solche, die gänzlich geöffnet werden können (ἀνάπτυκτα), zu welchen von ihm die κτένες und μύες und solche, die auf beiden Seiten geschlossen sind, τὰ ὁμοίως συμπεφυκότα ἐπ' ἀμφότερα, zu welchen die σωλῆνες gezählt werden. Er merkt an, daß in der Beschaffenheit der Gehäuse große Mannigfaltigkeit herrsche; daß einige glatt (λειόστρακα) seyen, andere rauh (τραχυόστρακα), einige gestreift rauh (ῥαβδωτά), andere nicht gestreift (ἀῤῥάβδωτα); daß auch die gänzliche oder theilweise Dicke (πάχος) oder Dünnheit (λεπτότης) der Gehäuse eine Verschiedenheit darbiete, indem bald das ganze Gehäus, bald nur ein Theil desselben, und in letzter Hinsicht namentlich ihr Rand, bald dünn (λεπτοχειλῆ), bald dick (παχυχειλῆ) sei. Er unterscheidet an den gewundenen Schnecken, außer dem Gewinde (ἕλιξ, spira), schon den Deckel (ἐπίπτυγμα, ἐπικάλυμμα, πῶμα) (cochlearum operculum, Linn.), unter den Muscheln schon die ungleichschaligen (μεγάλοι κτένες, ὅτι τὴν ἑτέραν θυρίδα πλατεῖαν ἔχοντες, οἷον ἐπίθεμα) (testae inaequivalvis operculum, Linn.); wahrscheinlich Pecten maritimus, Lam. Er bemerkt, daß einige sich nicht von einem Orte zum andern fortbewegen können und festsitzend (ἀκίνητα ἐκ τῆς προσφυῆς, affixa) wie die Schinkenmuschel (ἡ πίννα), andere sich nach Willkür fortbewegen können und frei (κινητικά, libera) seyen, wie z. B. diese Kammuschel (ὁ κτείς), sämtliche kräuselförmige Schnecken und auch die Napfschnecke (ἡ λεπάς). Endlich unterscheidet er die kräuselförmigen auch noch, nach ihrem Aufenthalte, in Landschnecken (χερσαῖα sc.

1) *Schwammerdam* Bibl. Natur. p. 99.

Digitized by Google

ὀστρακόδερμα στρομβώδη, terrestria) und Meerschnecken (θαλάττια, marina) [2]).

Plinius (um 70. n. Chr.) hat ebenfalls nur im Allgemeinen auf die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Conchylien aufmerksam gemacht, indem er eine Reihe von Unterscheidungsmerkmalen aufführt, die als Kennzeichen der verschiedenen Geschlechter gelten sollen, die jedoch wieder zu allgemein sind, um eine bestimmte Deutung zuzulassen. Er sagt: — Concharum conchyliorum s. testarum, in quibus magna ludentis naturae varietas, tot colorum differentiae, tot figurae: planis (Placuna, Meleagrina, Pecten), concavis (Isocardia, Pectunculus), longis (Solen, Tellina), lunatis (Arca, Cardita), in orbem circumactis (Cytherea, Tellina), dimidio orbe caesis (Patella), in dorsum elatis (Buccinum, Trochus), laevibus (Turbo), rugatis (Tritonium), denticulatis (Rostellaria, Pterocera), striatis (Cassis), vertice (spira) muricatim intorto (Murex), margine (labro) in mucronem (rostrum) effuso (Fusus), foris emisso (Cassis, Strombus), intus replicato (Ovula, Cypraea); iam distinctione (striarum, suleorum, corturum, aculearum protuberantia) virgulata (Pecten), crinita (Spondylus), crispa (Ostrea, Chama), cuniculatim (Tridacna, Pinna), pectinatim (Cardium) divisa, imbricatim undata (Venus), cancellatim reticulata (Corbis); in obliquum (Modiola), in rectum expansa (Solen); densata (Placuna), porrecta (Pholas), sinnata (Malleus); brevi nodo (cardine, ligamento) ligatis (Cyprina, Cytherea), toto latere convexis (Solen, Unio), ad plausum apertis (Haliotis, Cymbium) ad buccinum recurvis (Tritonium) [3]). So schwierig es immerhin seyn mag, die von Plinius in obigem gebrauchten Ausdrücke auf bestimmte Formen zu beziehen, so ist doch in den beigefügten Parenthesen die Erklärung derselben versucht; es bleibt jedoch in manchen Fällen zweifelhaft, ob der gebrauchte Ausdruck auf eine Schnecke oder eine Muschel Bezug haben soll.

Auch Oppian (um 200) [4]), Athenäus (um 204) und Älianus (um 225) haben, ob sie gleich zum Materiale für die Geschichte der Mollusken Einzelnes beigetragen haben, um die Eintheilung der Conchylien insbesondere keine Verdienste.

Bis zu der Periode des zweiten Versuchs einer Regeneration der Wissenschaften schlummerte mit den Naturwissenschaften überhaupt auch die Kenntniß der Conchylien insbesondere. Conrad Gesner (st. 1562), der viel zur Förderung der Naturkunde beitrug, ist in Hinsicht auf Anordnung und Benennung der Conchylien größtentheils dem Aristoteles gefolgt. Ebenso auch Ul. Aldrovandi (gest. 1605), der im Wesentlichen mit Gesner übereinstimmt, und J. Jonston (gest. 1675), ein Pole, der dem Aldrovandi folgte und nur dessen Holzschnitte mit Merian'schen Kupfern vertauschte.

Eine von der bisherigen abweichende, eigenthümliche Methode, die Conchylien systematisch einzutheilen, versuchte zuerst Joh. Dan. Major, Prof. zu Kiel, in einer besondern Abhandlung, die er als Anhang zu seiner Ausgabe von Columna's Schrift de purpura, 1675, erscheinen ließ. Nachdem derselbe von den eigentlichen Testaceis die uneigentlich sogenannten (tab. I.), die er in *a*) lebende (viventia, worunter er Schildkröten, Wurmgehäuse aufführt) und *b*) nicht lebende (non viventia, worunter Petrefacten verstanden werden) eintheilt, ausgeschlossen, führt er noch (tab. II.) die Testacea incerti generis (als solches ist hier eine Pileopsis abgebildet) auf, und geht dann erst (tab. III.) zu den Testaceis certi generis über, die er in zwei Hauptabschnitte theilt *A*) Univalvia und *B*) Plurivalvia. Die univalvia werden in vier Unterabtheilungen geschieden; die erste derselben führt die Überschrift Univalvia orificii libere patentis in latitudinem, begreift in sich die Röhren der Amphitrite und die Dentalia; die zweite univalvia orificii libere patentis in latitudinem, wohin der Verfasser die Patellen, die Meerohren, die Gattung Bullacae rechnet; die dritte, univalvia orificii strictioris sine turbine, mit den Gattungen Cypraea und Ovula; die vierte, orificii strictioris cum turbine aut voluta spirali manifesta, enthält die turbinata; diese sind wieder entweder 1) ventre carentia (hier ist ein verstümmelter Strombus dargestellt, dessen Umgänge rund umher so abgeschliffen sind, daß die innere Spindel bloß gelegt ist), oder 2) ventricosa. Die ventricosa zerfallen wieder *a*) in solche, deren Gewinde versteckt (spira obtecta) ist, indem die letztern Umgänge die erstern einschließen, wie bei Nautilus, und in *b*) solche mit deutlichem Gewinde; diese haben wieder *aa*) ein auf beiden Seiten (Planorbis), oder *bb*) ein nur auf einer Seite sichtbares Gewinde, und letzteres ist wieder *aaa*) rund und kürzer, oder *bbb*) länglich oder verlängert; das runde Gewinde ist wieder *α*) oval, oder *β*) schneckenförmig und bis zur Mündung hin erweitert (Janthina); das ovale Gewinde hat wieder *αα*) eine unebene, *aaa*) stachelige (Murex), *βββ*) warzige, *γγγ*) runzelige, *δδδ*) gestreifte, oder *ββ*) eine ebene und glatte Oberfläche; das schneckenförmige hat *αα*) ein niedriges (Nerita), oder ein *ββ*) hervorragendes *aaa*) stacheliges, *βββ*) warziges, *γγγ*) runzeliges, *δδδ*) gestreiftes (Cyclostoma), oder *εε*) glattes (Janthina) Gewinde; das längere oder verlängerte Gewinde ist *α*) dreieckig, und als solches *αα*) kegelförmig (Trochi pyramidei) oder *ββ*) pyramidalisch (Ranella, Buccinum, Clausilia, Pupa), oder *β*) walzenförmig (Cymbium). Die Plurivalvia werden wiederum in *α*) bivalvia und *b*) plurivalvia getheilt; die bivalvia sind Muscheln, deren beide Schalen entweder *aa*) von gleichmäßigem oder *bb*) von ungleichmäßigem Umfange sind; die mit Schalen von gleichmäßigem Umfange sind *aaa*) ganz gleichschalig (Cardium costatum), oder *bbb*) ungleichschalig (Ostrea); die ganz gleichschaligen sind *α*) durch *aa*) Stacheln, *ββ*) Warzen, *γγ*) Runzeln, *δδ*) Striche, und diese Striche sind entweder *aaa*) ganz auslaufende, oder *βββ*) durch einzelne (Pecten), zwiefache, dreifache oder vierfache (Arca) Absätze unterbrochen (valva antiquata Linn.). Von den Muscheln mit Scha-

2) Aristotel. hist. anim. IV, 4. 3) Plin. hist. nat. IX, 35—52. 4) Oppian Halieutic. libr. I. et II.

Digitized by Google

len von ungleichmäßigem Umfange ist die Backe (vortex) der größeren Schale bald *aaa*) undurchbohrt (Atrypa, Gryphaea) bald *bbb*) durchbohrt (Terebratula). Die Plurivalvia in specie dicta bieten bald *aa*) drei oder vier (Anatifera), bald *bb*) mehr Schalen (Balanus) dar. Meist jede der in diesem Systeme aufgestellten Abtheilungen ist durch eine aus Columna's Schrift de purpura entlehnte Figur, die als Typus dienen soll, und deren Gattungsnamen nach der neuern Nomenclatur dem obigen beigefügt ist, erläutert. So unvollkommen und mangelhaft nun auch diese Methode ist, indem sie namentlich viele unerhebliche Unterscheidungsmerkmale zu wesentlichen Kennzeichen erhebt und mehr ein künstliches, als ein natürliches System darbietet: so enthält sie doch auch Andeutungen, die bei spätern Naturforschern ebenfalls Berücksichtigung gefunden haben.

Wesentlichere Unterscheidungsmerkmale faßte Dr. Martin Lister, Leibarzt der Königin Anna von England, auf, und wußte sie mit mehr Klarheit und Gewandtheit für eine neue Eintheilung der Conchylien zu benutzen. Dies geschah zuerst in seiner Historia animalium Anglin. 1678. In derselben theilt er die Cochleas, so nennt er sämtliche Testacea, in *A.* terrestres; *B.* fluviatiles und *C.* marinas. Die Cochleae terrestres sind bei ihm entweder *a*) testaceae, oder *b*) nudae; die testaceae sind *aa*) breviore figura und entweder *aaa*) nur mit einem Winterdeckel (Helices Helicogenae, Fér.) oder *bbb*) mit einem beständigen harten Deckel versehen (Cyclostoma); oder sie sind *bb*) longiore figura, und diese entweder *aaa*) rechts (Pupa, Bulimus) oder *bbb*) links gewunden (Clausilia); oder *cc*) compressae (Helices Helicellae, Fér.). Bei den nackten Schnecken entging seiner Beobachtung nicht das unter dem fleischigen Schilde befindliche, kalkige Rudiment der Schale. Die Cochleae fluviatiles sind entweder *a*) turbinatae, und diese haben wieder *aa*) ein stärkeres Gehäus mit einem harten Deckel (Paludina, Nerita), oder *bb*) ein dünnes durchsichtiges Gehäus, keinen Deckel; das Gehäus der letztern ist *aaa*) rechts (Limnaeus) oder *bbb*) links gewunden (Physa); oder *cc*) das Gehäus ist zusammengedrückt (Planorbis); oder *b*) bivalves (Anodonta, Unio, Cyclas); oder *c*) univalves (Ancylus). Die Cochleae marinae werden ebenfalls wieder eingetheilt in *a*) turbinatae, *b*) bivalves, *c*) univalves; die turbinatae sind *aa*) gewunden (intortae s. anfractuosae), und haben *aaa*) eine ausgeschnittene oder rinnenförmige (wozu Fusus, Buccinum, Purpura), oder *bbb*) eine flache (wozu Turritella, Litorina, Natica, Trochus), oder *ccc*) eine sehr offenstehende und durchlöcherte (Haliotis), oder *ddd*) eine enge und spaltelförmige Mündung (Cypraea); oder sind *bb*) nicht gewunden (Echinus). Die cochleae bivalves sind *aa*) überall genau zusammenschließend, *aaa*) nicht gestreift (Lutraria, Venus, Venerupis, Cyprina, Listera, Mactra, Tellina, Ostrea, Mytilus) oder *bbb*) gestreift (Pecten, Cardium, Donax), oder *bb*) stets an einer oder an beiden Extremitäten klaffend, *aaa*) glatt (Mya, Solen), *bbb*) gestreift (Pholas). Die cochleae univalves sind *aa*) frei, ihr Scheitel ist ganz (Patella), oder sie sind *bb*) festsitzend, ihr Scheitel ist durch einen Deckel geschlossen (Balanus). In den Beschreibungen ist schon auf das Schloß und die Muskeleindrücke Rücksicht genommen.

Der Jesuit Phil. Buonanni hatte 1681 und 1684 von Lister noch keine Kenntniß genommen. Er theilt die Conchylien in drei Klassen, deren erste die univalvia non turbinata enthält, unter welchen er, neben Nautilus, Haliotis, Patella, Fissurella, Dentalium, Calyptraea und Argonauta, auch die Seeeicheln (Balanus), Echinen und Serpulaceen aufführt. Die zweite Klasse, welche die testacea bivalvia enthält, führt unter diesen auch Anatifera und Pholas mit auf. Die dritte Klasse enthält die univalvia turbinata.

Neh. Grew, Secretär der königl. Soc. der W. zu London, hat 1681, in seiner Beschreibung der Naturalien- und Kunstsamlung des königlichen Musei, die Conchylien in einfache, doppelte und mehrfache getheilt.

Silbald trennt in seiner Scotia illustrata, 1684, nach Aristoteles, die mollia oder mollusca von den testaceis oder cochleis. Er unterscheidet die testacea in cochleas terrestres und aquaticas, die aquaticas, nach Listers Vorgange, in fluviatiles und marinas, die cochleas terrestres bringt er hingegen zu den insectis apodibus.

Lister war indeß mit fortgesetztem Fleiße und regem Eifer bemüht gewesen, sein System zu erweitern. Seine eigene, seit Herausgabe der hist. anim. Angl. angewachsene Samlung und die reichen Samlungen seiner Landsleute gewährten ihm dazu die günstigste Gelegenheit; er ließ alle ihm vorkommenden Arten durch seine beiden Töchter Susanna und Anna zeichnen und in Zinn stechen, und ordnete sie aufs neue. So entstand in den Jahren 1686 — 1692 seine Historia Conchyliorum, ein Werk, das zwar in sofern seinem Titel gar nicht entspricht, als es keine geschichtliche Übersicht der Conchyliologie enthält, so sogar überall weiter keinen Text darbietet als Titel, Vorrede und die Namen der Arten, letztere, nach damaliger Art, da noch keine specifischen Namen eingeführt waren, in kurzen Beschreibungen, das jedoch durch einen überaus großen Reichthum sauberer und trefflicher Figuren unschätzbar ist. Das früher von ihm gegebene System hat in diesem großen Werke keine wesentlichen Abänderungen gefunden. Dasselbe ist in vier Bücher getheilt. Das erste Buch umfaßt im ersten Theile die Landschnecken mit Gehäusen (cochleas terrestres), im zweiten die nackten Schnecken (cochleas nudas terrestres). Das zweite Buch, ebenfalls in zwei Theile getheilt, enthält im ersten Theile die Süßwasserschnecken, im zweiten die Süßwassermuscheln. Das dritte Buch (de bivalvibus marinis) begreift sämtliche Meermuscheln in sich; im ersten Theil desselben sind die ungleichschaligen, im zweiten die gleichschaligen Muscheln dargestellt; hinter diesen bietet ein besonderer Abschnitt die vielschaligen (multivalvia) dar, die er in *a*) Pholaden, *b*) Entenmuscheln (anatifera) und Meereicheln (balanus) theilt. Das vierte Buch (de buccinis

Digitized by Google

marinis) umfaßt die sämtlichen Meerschnecken, unter diesen auch Adspargillum, Dentalium, Spirorbis und aus den Gattungen Achatina, Pupa, Scarabus, die von ihm damals als Landschnecken noch nicht erkannte, wahre Arten waren; dagegen sind die Seeigel mit Recht ausgeschlossen. In seinen Unterabtheilungen findet man bei den Muscheln die Schloßzähne und Ohren, bei den Schnecken den Nabel, die Zähne und Falten der Spindel, den Kanal (rostrum, cauda) und andere Merkmale berücksichtigt.

Der durch sein neues Pflanzensystem berühmte, französische Botaniker Joseph Pitton, nach seinem Geburtsorte Tournefort genannt (st. 1708), hat ebenfalls eine neue Eintheilung der Conchylien aufgestellt, die jedoch erst 1742 von Gualtieri aus seiner Handschrift mitgetheilt worden ist. Er theilt die Testacea in drei Klassen. Die erste derselben, Testacea monotoma, deren Gehäus ungetheilt ist, zerfällt in drei Familien: *a*) Monotoma univalvia, deren einfaches Gehäus eine weite Mündung hat; er zählt hieher Lepas (Patella) und Eruca (etwa Chiton?); *b*) Monotoma spiralia, deren Gehäus unten (vielmehr oben) ein Gewinde darbietet, und die entweder *aa*) simpliciter spiralia sind, wie die mehrsten turbinata, oder *bb*) spiralia convoluta, die ihr Gewinde inwendig haben, wie Cypraea, Nautilus, Bulla; *c*) Monotoma fistulosa s. tubulosa, wozu er die Dentalia und Wurmröhren rechnet. Die zweite Klasse, Testacea ditoma, deren Gehäus aus zwei am Schlosse verbundenen Schalen bestehet, zerfällt in zwei Familien: *a*) Ditoma, quae arcte clauduntur, schließende, *b*) Ditoma, quae semper hiant, klaffende. Die dritte Klasse enthält die Polytoma, deren Gehäus aus mehren Theilen bestehet, welche entweder *a*) unmittelbar in einander greifen (quorum partes articulantur), wie bei den Seeigeln (echinus), oder *b*) durch einen Knorpel mit einander in Verbindung stehen, wie bei den Seeeicheln (balanus). Unter den Familien führt er die hinzugehörigen Gattungen auf, die er durch eigenthümliche Namen bezeichnet, und unter diesen einzelne Arten.

Georg Eberh. Rumph, ehemals Dr. Med. hernach Kaufmann zu Amboina, woselbst er mehre Jahre zugebracht, hat in seiner Amboinischen Raritätenkammer, 1705, eine große Anzahl von Conchylien beschrieben und abgebildet; Sim. Schywort hat die Beschreibungen mit Anmerkungen begleitet und die Abbildungen mit einigen Figuren vermehrt, und Dr. Sipman, Rumphs Gefährte auf Amboina, hat die Rumphsche systematische Eintheilung der Conchylien näher entwickelt. Er theilt sie in drei Klassen, deren erste die einschaligen gewundenen Schnecken enthält; die zweite enthält die einschaligen ungewundenen Schnecken (unter diesen auch Corvula, Balanus, Dentalium und die Annulata); die dritte enthält die zweischaligen Muscheln (unter diesen aber auch Pholas und Patella). Die Unterabtheilungen haben beinahe noch weniger Werth. Um das System hat Rumph also kein Verdienst, wol aber sind durch ihn außer vielen neuen Arten auch neue Gattungen bekannt geworden; so ist unter den einschaligen ungewundenen Schnecken tab. XL. fig. N., die bis dahin übersehen war, erst von Cuvier als Dolabella aufgestellt und fig. M., ohne Zweifel Umbrella indica, von Chemnitz mit einer wahren Patella vertauscht, scheint bisher als Umbrella noch unbekannt gewesen zu seyn.

Karl Nicol. Lange, Arzt zu Lucern, der früherhin selber am (adriatischen?) Meere Conchylien eingesammelt hatte, verspricht in dem Titel seiner Methodus nova et facilis testacea marina in suas debitas et distinctas classes, genera et species distribuendi, 1772, eine neue Methode, die Conchylien zu ordnen. Er theilt die Meerconchylien (es sind jedoch auch Land- und Süßwasser-Schnecken und Muscheln mit aufgeführt) in drei Hauptabschnitte. Der erste derselben begreift in sich die Testacea marina univalvia non turbinata, und zerfällt in zwei Klassen: *a*) nicht aufgerollte, diese sind *aa*) durchaus nicht oder nur ein wenig an der Spitze gekrümmt (Patella, Balanus), oder *bb*) verlängert, gekrümmt und röhrenförmig (Amphitrite, Dentalium, Serpula); *b*) aufgerollte, daß das Gewinde nicht bemerklich ist, *aa*) nach der Quere aufgerollt (Nautilus, Argonauta), *bb*) nach der Länge aufgerollt (Bulla, Anatifera! Ovula, Cypraea), *cc*) so aufgerollt, daß das Gewinde an beiden Seiten sichtbar ist (Helix, Cyclostoma, Ampullaria, Planorbis, Spirula, Ammonites). Der zweite Hauptabschnitt enthält die Meerschnecken (cochlea marina) in sechs Klassen vertheilt; in der ersten Klasse *a*) sind die langen Schnecken (cochleae marinae longae) enthalten; diese haben entweder *aa*) gerade Lippen und sind *aaa*) pyramidenförmig (Conus), oder *bbb*) walzenförmig (Conus, Cymbium, Terebellum, Oliva), oder sie haben *bb*) gebogene Lippen und sind birnförmig (Conus, Voluta, Strombus, Harpa); die zweite Klasse *b*) enthält diejenigen Schnecken, deren Mündung in eine Rinne ausläuft (cochlea canaliculatae), die Rinne derselben ist entweder *aa*) gerade (Pyrula, Turbinella, Ranella, Dolium, Triton, Murex), oder *bb*) gebogen und zwar *aaa*) nach innen (Dolium pomum), *bbb*) nach außen (Dolium maculatum, Cassis rufa) *ccc*) rechts (Dolium galea); die dritte Klasse *c*) Buccina, enthält die an der Mündung und Spitze verlängerten Schnecken, deren erster (letzter) Umgang bauchig ist; diese sind entweder *aa*) klein, Buccina parva, und *aaa*) pflaumenförmig, zugespitzt, *bbb*) pflaumenförmig, mit einer Rinne, *ccc*) mit einem krummen Schnabel, *ddd*) die Mündung oben (unten) faltig (sulcata) (Limnaeus, Tritonium undosum), *eee*) die Mündung mit Falte und Rinne (Buccinum, Purpura lapillus), *fff*) die Mündung senkrecht stehend (Natica), *ggg*) die Mündung schief (Limnaeus ovatus, Scarabus); oder *bb*) groß, Buccina maiora, diese sind sämtlich mit einer Rinne versehen und haben *aaa*) einen Schnabel und einfache Mündung (Fusus), *bbb*) einen Schnabel, die Mündung mit einer Lippe (labium Linn.) ausgestattet (Turbinella, Fasciolaria), *ccc*) einen Schnabel, die Mündung mit einer Leiste gesäumt (Tritonium, Ranella), oder *ddd*) die Mündung oben mit einer Falte (Fusus

Digitized by Google

antiquus, Dolium perdix, Buccinum); die vierte Klasse *d*) Strombi, enthält die Schnecken, deren Mündung sowol als Gewinde verlängert und deren erster (letzter) Umgang schmäler ist, als bei den buccinis; sie ist in zwei Abschnitte getheilt, der erste Abschnitt *aa*) enthält die Strombos, deren Mündung oben (unten) offen (vielmehr ausgeschnitten) ist, diese haben *aaa*) eine Rinne und sind zugespitzt (Mitra, Strombus), *bbb*) Rinne, Schnabel und einfache Mündung (Turbinella, Pleurotoma), *ccc*) Rinne, Schnabel und winkeligen Mund (Rostellaria, Fusus, Turbinella infundibulum), *ddd*) Falten (sulcos) in der Mündung (Mitra), *eee*) Falten und Lippen (Mitra, Melania amarula); der zweite Abschnitt enthält die Strombos integros, deren Mündung oben geschlossen oder ganz ist, diese haben wieder *aaa*) eine einfache (Strombus), *bbb*) eine mit einer Lippe versehene (Turbinella ceranica), *ccc*) eine mit Saum und Zähnen versehene Mündung (Auricula Midae). Die fünfte Klasse *e*) enthält diejenigen Schnecken, die eine kleine Mündung, aber ein starkes Gewinde haben; sie sind in drei Abschnitte getheilt, der erste *aa*) enthält die Turbines apertos, diese haben *aaa*) eine breite (Terebra, Melanopsis), *bbb*) eine zugespitzte (Rostellaria, Cerithium), *ccc*) eine mit Rinne und geradem Schnabel (Terebra maculata, Cerithium), *ddd*) eine mit Rinne und schiefem Schnabel (Terebra dimidiata, Cerithium vulgatum), *eee*) eine mit Falten versehene Mündung (Pyramidella); der zweite Abschnitt *bb*) enthält die Turbines integros; diese sind *aaa*) gemeine, mit einfacher (Melania, Pupa, Turritella), *bbb*) mit zugespitzter (Turbinella, Terebra subulata), *ccc*) mit gesäumter Mündung (Clausilia, Cyclostoma, Scalaria); der dritte Abschnitt *cc*) enthält die Trochos, welche entweder *aaa*) eine enge, wagerecht zusammengedrückte (Trochus niloticus), oder *bbb*) eine weite, beinahe runde Mündung haben (Trochus mauritianus). Die sechste Klasse *f*) enthält diejenigen Schnecken, deren Mündung und Gewinde kürzer und mehr zusammengezogen ist; sie sind in vier Abschnitte getheilt; der erste *aa*) enthält die gleichförmigen; diese sind *aaa*) kräuselförmig (Trochus, Monodonta fragarioides, Turbo rugosus), oder *bbb*) erbschneckenförmig (Helix picta, Turbo olearius), oder *ccc*) niedergedrückt (Rotella, Solarium); der zweite Abschnitt *bb*) enthält die senkrecht ungleichförmigen, welche entweder *aaa*) Neriten (Natica, Nerita) sind, oder *bbb*) einen Nabel und halbrunde (Natica, Turbo pica), oder *ccc*) einen Nabel und zirkelrunde Mündung haben (Delphinula); der dritte Abschnitt *cc*) enthält die wagerecht ungleichförmigen Schnecken, diese sind entweder *aaa*) flache Schnecken (Anostoma), *bbb*) Meerohren (Haliotis); der vierte Abschnitt *dd*) enthält die Schneckendeckel, die entweder *aaa*) rund, oder *bbb*) länglich sind. Der dritte Hauptabschnitt enthält die Muscheln, in drei Klassen vertheilt, deren erste die gleichseitigen, die zweite die ungleichseitigen, die dritte die ungleichschaligen enthält. Die erste Klasse *a*) enthält die gleichseitigen in fünf Abschnitten, deren erster *aa*) diejenigen enthält, welche starke, in gerader Richtung eingekrümmte Backen hat; diese sind entweder *aaa*) runde, gemeine (Lucina, Cytherea scripta, Chione), oder *bbb*) herzförmige mit von einander abstehenden Backen (Isocardia), oder *ccc*) herzförmige, deren Backen zusammenstoßen (Cardium); der zweite Abschnitt *bb*) enthält diejenigen, welche mittelmäßige oder nur geringe, in gerader Richtung eingekrümmte Backen haben; diese sind entweder *aaa*) dicke Muscheln (Pectunculus), *bbb*) dünne oder Kammmuscheln (Pecten pallium), *ccc*) Strahlmuscheln (Pecten varius, pusio), *ddd*) kammförmige, beinahe runde (Cardium aculeatum), *eee*) oder kammförmige, am Rande neben den Backen eingedrückte Muscheln (Cardium uredo, C. costatum); der dritte Abschnitt *cc*) die mit starken, in schiefer Richtung eingekrümmten Backen versehenen Muscheln, diese sind *aaa*) gemeine, runde (Lutraria elliptica, Cytherea pectinata), oder *bbb*) gleichseitige Giermuscheln (Mactra solida, Cytherea castrensis); der vierte Abschnitt *dd*) enthält diejenigen Muscheln, welche mittelmäßige oder nur geringe, schief eingekrümmte Backen haben, diese sind entweder *aaa*) rundlich (Cardium aeolicum), oder Tellmuscheln (Psammobia, Capsa); der fünfte Abschnitt *ee*) enthält die Steckmuscheln (Pinnae), die entweder *aaa*) gerade, oder *bbb*) gebogen sind. Die zweite Klasse *b*) enthält die ungleichseitigen Muscheln in sechs Abschnitten, deren erster *aa*) die mit starken, in gerader Richtung eingekrümmten Backen versehenen Muscheln enthält; diese sind *aaa*) gemeine, rundliche (Tellina solidula), *bbb*) herzförmige mit von einander abstehenden Backen (Cytherea fulminata), *ccc*) herzförmige mit genäherten Backen (Hippopus, Cardium medium); der zweite Abschnitt *bb*) enthält diejenigen, welche mittelmäßige oder nur geringe, in gerader Richtung eingekrümmte Backen haben; diese sind *aaa*) rundliche (Pectunculus, Venus paphia); der dritte Abschnitt *cc*) enthält die mit starken, in schiefer Richtung eingekrümmten Backen versehenen Muscheln; diese sind *aaa*) rundliche oder dreieckige, gemeine (Venus sanguinolenta), *bbb*) ungleichseitige Giermuscheln (Venus literata), oder *ccc*) rautenförmige Muscheln (Arca antiquata); der vierte Abschnitt *dd*) enthält die mit mittelmäßig oder schwach gewölbten, in schiefer Richtung eingekrümmten Backen versehenen Muscheln; diese sind *aaa*) rundliche (Donax scripta), *bbb*) kammförmige dreieckige (Cardium bullatum, Arca ventricosa), *ccc*) ungleichseitige Tellmuscheln (Tellina virgata, T. lingua felis), *ddd*) tellmuschelförmige Muscheln (Venus castrensis), *eee*) längliche Wassermuscheln (Anatina subrostrata, Unio pictorum), *fff*) lange Meermuscheln (Modiola, Lithodomus), *ggg*) nagelmuschelförmige Muscheln, Conchae soleniformes (Solen radiatus, S. strigilatus), *hhh*) große Mießmuscheln, Mytili (Mytilus); der fünfte Abschnitt *ee*) enthält diejenigen mit mittelmäßig oder schwach gewölbten, in schiefer Richtung eingekrümmten Backen versehenen Muscheln, die eine ausgezeichnete Form haben und mit eigenthümlichen Streifen versehen sind; diese sind *aaa*) dachziegelförmige Muscheln (Tridocna Hippopus), *bbb*) lange Spitzmuscheln (Pholas), *ccc*) Steinmuscheln, Dactyli (Lithodomus), *ddd*) Muttermuscheln Hysteroconchae (Donax pubescens, Cytherea Dione), *eee*) flügelförmige (Avicula), *fff*)

Digitized by Google

viereckige Muscheln (Arca tortuosa); der sechste Abschnitt *ff*) enthält diejenigen Muscheln, welche keine Backen haben; diese sind *aaa*) Nagelmuscheln Solenes (Solen vagina), *bbb*) Muscheln von eigenthümlicher Form (Malleus, Perna). Die dritte Klasse *c*) enthält die ungleichschaligen Muscheln, der erste Abschnitt derselben *aa*) diejenigen, die mit Backen und Ohren versehen sind, und diese sind *aaa*) ungleichschalige Strahlmuscheln (Pecten iacobaeus, P. nodosus), oder *bbb*) Steinaustern (Spondylus); der zweite Abschnitt *bb*) enthält die mit gar keinen oder nur unregelmäßigen Backen versehenen, rauhen Muscheln, die kein bestimmtes äußeres Schloß haben; diese sind *aaa*) gemeine Austern (Ostrea edulis), *bbb*) gezähnelte oder gekerbte, *ccc*) geschnabelte, *ddd*) absonderliche Austern (Placuna, Sigaretus, Gryphaea, Ostrea folium, O. crista galli). Die ausführliche Darstellung dieses, einst berühmten, schwer zu entziffernden (denn der Verfasser verweiset bei Anführung der Arten nur auf Figuren von Rondelet, Gesner, Lister, Buonanni und Rumph) Systems beweiset wenigstens, daß der Verfasser die ihm wesentlich erschienenen Unterscheidungsmerkmale zur systematischen Anordnung und Eintheilung der Conchylien wohl zu benutzen verstand. Er zog bei den Schnecken ihre äußere Form überhaupt, das Verhältniß ihrer Durchmesser, zumal das der Länge des letzten Umganges zu der Länge ihres Gewindes, die Beschaffenheit der Mündung, des Schnabels, der Lefze und Lippe, der Falten der Spindel in Erwägung; ermangelte jedoch hiebei auch nicht der Einseitigkeit; so zählte er, gegen den bisherigen Begriff der univalvium non turbinatorum, diesen auch gewundene (Nautilus, Argonauta, Planorbis) und mehrschalige (Balanus, Anatifera) Conchylien, und den Schnecken sogar die Schneckendeckel bei, coordinirte nach einseitigen Begriffen, als verwandten Sippen, z. B. Anatoma und Haliotis unter einem und demselben Abschnitte, und sogar, als verwandte Ordnungen (sectio bei dem Verf.) in derselben Klasse, vollständige Schnecken und Schneckendeckel; bei der Anordnung der Muscheln benutzte er das bis dahin noch nicht gewürdigte Merkmal ihrer Gleichseitigkeit oder Ungleichseitigkeit als Hauptkennzeichen zur Unterscheidung der beiden ersten Klassen, berücksichtigte aber zu sehr zur Unterscheidung der Klassen die Ausdehnung und Richtung der Backen, und zu den Unterabtheilungen ihre äußern Umrisse; und beachtete dagegen wenig oder gar nicht Schloß, Ligament und Muskeleindrücke.

Johann Christian Kundmann hat in seinem Promtuarium rerum naturalium, 1726, ebenfalls drei Klassen von Conchylien angenommen, Testacea univalvia non turbinata. In der ersten Klasse sind außer den Patellen auch Nautilus, Haliotis, Schneckendeckel, Cirripoden und Serpulae enthalten. Die Bivalven begreifen ebenfalls auch Cirripoden mit in sich. Die letzte Klasse enthält die sämtlichen übrigen univalvia; unter diesen auch die Porcellanschnecken. Unter den Kennzeichen der generum hat der Verfasser viele Merkmale gesammelt, welche die Bestimmung derselben erleichtern, und namentlich hat er bei den Muscheln die Lage und Beschaffenheit ihres Schlosses beachtet.

Johann Ernst Hebenstreit, in seiner Dissert. de ordinibus conchyliorum methodica ratione instituendis, Leipzig 1728, gibt zu, daß man die Conchylien füglich nach der Zahl ihrer Schalen in einschalige, zweischalige, fünfschalige (Anatifera) und vielschalige (Balanus) eintheilen könne, nimt jedoch in der von ihm aufgestellten Eintheilung acht Klassen an, deren erste die unregelmäßigen einschaligen, Univalvia irregularia, die Meereicheln, Serpulas, Dentalia, Aphrodite und die Patellacea in sich begreift. Die zweite Klasse, die regelmäßigen einschaligen, ohne Gewinde, Univalvia regularia, quae spira carent, enthält die Gattungen Bulla, Cypraea; die dritte Klasse, die regelmäßigen einschaligen, mit Windungen, die in ein kräuselförmiges Gewinde auslaufen, Univalvia regularia, quae spira gaudent magis turbinata, turbine per totum excurrente, enthält die Gattungen Trochus, Helix, Ammonites, Strombus, Buccinum, Nerita, Nautilus, Argonauta; die vierte Klasse, einschalige, die nur an ihrer Spitze kräuselförmig gewunden, deren Mündung ihrer ganzen Länge nach klafft, und deren Gewinde schräg steht, Univalvia de vertice tantum turbinata, ore per totum hiante, turbinibus oblique flexis, enthält die Cassides; die fünfte Klasse, einschalige, und an ihrer Spitze kräuselförmig gewundene, deren Mündung der ganzen Länge nach klafft, und deren Gewinde sich um einen Mittelpunkt dreht, Univalvia vertice tantum turbinata, ore per totum hiante, spiris circa centrum flexis, enthält die Conos, Olivas, Volutas; die sechste Klasse, die weniger kräuselförmig gewundenen, einschaligen, die nur ein kurzes Gewinde haben (Haliotis, Sigaretus); die siebente Klasse enthält die zweischaligen, deren Schalen durch ein Fugengelenk (ginglymus) verbunden sind (Chama, Tellina, Mytilus, Pinna, Solen, Mitella), und die achte Klasse diejenigen zweischaligen Muscheln, deren Schalen durch ein Fugengelenk zusammenhangen (Cardium, Isocardia, Arca). Endlich folgen auch noch *a*) diejenigen, deren Vergliederung von außen sichtbar ist (Pecten) und *b*) diejenigen, deren Vergliederung flach oben bedeckt ist (Ostrea).

Johann Philipp Breyn theilt in seiner Dissertatione physica de polythalamiis, nova testaceorum classe, cui quaedam praemittuntur de methodo nova testacea in classes et genera distribuendi, Gedani 1732. 4. die sämtlichen Gehäuse der Conchylien in zwei Hauptabschnitte: A) Tubulosa, die nach Art einer Röhre ausgehöhlt sind, und B) Vasculosa, die gleichsam ein Gefäß darstellen, das mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Jeden dieser Hauptabschnitte theilt er wieder in zwei Unterabtheilungen, und zwar die Tubulosas in *a*) Monothalamias, wozu er die Klassen *aa*) Tubulus (wozu Dentalium, Belemnites) und *bb*) Cochlidium (wozu er Argonauta, Haliotis, Nerita, Helix, Buccinum, Murex etc. zählt), und in *b*) Polythalamias, welche die Klasse *cc*) Polythalamium (die Breyn'schen genera Nautilus, Ammonia, Lituus und Orthoceras enthaltend), darstellt; die Vasculosas aber theilt er in *c*) Simplices, wozu die Klasse *dd*) Lepas (Patella, Linn.), gerechnet wird, und *d*) Compositas, welche aus den Klassen *ee*)

Digitized by Google

Concha (sämtliche zweischalige Muscheln einschließend), *ff*) Conchoides (wozu Pholas und Anatifera), *gg*) Balanus und *hh*) Echinus zusammengesetzt ist. Der Verf. hat demnach acht verschiedene Klassen aufgestellt, und unter diesen die Polythalamia zuerst durch eigenthümliche Unterscheidungsmerkmale hervorgehoben. Seine Polythalamien bilden bei ihm vier genera: Orthoceras, Lituus, Ammonia und Nautilus. Es war ihm entgangen, daß auch die Belemniten Polythalamien sind.

Der große schwedische Naturforscher Linné stellte in der ersten Ausgabe seines Systema Naturae (Lugd. B. 1735 fol.) ebenfalls acht Klassen von Conchylien auf, und unterschied diese folgendermaßen: die erste Klasse, Cochlea, enthält die einschaligen, gewundenen, einkammerigen. (Seine genera in dieser Klasse sind folgende: Helix, Labyrinthus, Voluta, Cochlea varia, Buccinum, Lyra, Turbo, Cassida, Strombus, Fistula, Terebellum, Murex, Purpura, Aporrhais, Nerita, Trochus); die zweite, Nautilus, die einschaligen, gewundenen, vielkammerigen (Nautilus, Orthoceras, Lituus); die dritte, Cypraea, die einschaligen, aufgerollten, mit einer Längsspalte (Concha Veneris, Porcellana); die vierte, Haliotis, die einschaligen offenstehenden, wenig ausgehöhlten, am Kielrande durchlöcherten, gewundenen (Auris marina); die fünfte, Patella, die einschaligen, ausgehöhlten, einfachen (Patella); die sechste, Dentalium, die einschaligen, stielrunden, einfachen (Dentalium, Entalium, Tubus vermicularis); die siebente, Concha, die zweischaligen (Mytilus, Vulva marina, Pholas, Bucardium, Perna, Chama, Solen, Tellina, Pinna, Ostrea, Pecten, Mitella); die achte Lepas, diejenigen Gehäuse, die mehr als zwei Schalen haben (Concha anatifera, Verruca testudinis, Balanus marinus).

Nicolaus Gualtieri, Philosoph und Arzt zu Florenz, dessen Index testarum Conchyliorum, 1742. fol., durch eine beträchtliche Anzahl guter Figuren unschätzbar ist, hat in demselben auch einige Neuerungen in der Anordnung der Gehäuse eingeführt. Er theilt die sämtlichen Conchylien in vier Hauptabtheilungen. Die der ersten heißen bei ihm Testae exothalassibiae und sind also diejenigen, die nicht im Meere leben. Diese zerfallen nach ihm, in zwei Klassen, *a*) terrestres, welche entweder *aa*) kürzer sind (Helix) oder *bb*) ein längeres Gewinde haben (Bulimus, Pupa, Clausilia, Scarabus, Pyramidella); *b*) fluviatiles, welche entweder *aa*) nicht kräuselförmig sind (Ancylus), oder *bb*) kräuselförmig (Planorbis, Neritina, Paludina, Limnaeus, Bulimus, Achatina, Melania), oder *cc*) Muscheln (Cyclas, Unio, Anodonta).

Die zweite Hauptabtheilung umfaßt die vollständigen, nicht kräuselförmigen Meerschnecken, die wieder in zwei Klassen zerfallen, *a*) die einfachen, welche *aa*) gefäßförmig (Patella, Linn.), oder *bb*) röhrenförmig (Dentalium, Serpula, Vermetus, Scalaria, Adspergillum) sind, und *b*) solche, deren innerer Bau verdeckt ist, und diese sind wieder *aa*) gefäßförmige (Argonauta, Bulla, Cypraea), oder *bb*) vielkammerige (Nautilus, Ammonia, Orthoceras). Die dritte Hauptabtheilung, die Meerschnecken enthaltend, ist ganz nach Lange's Eintheilung angeordnet, und bietet, wie bei diesem, sechs Klassen dar, deren erste *a*) die langen Schnecken in sich begreift, die entweder *aa*) gerade Lippen haben und *aaa*) kegelförmig (Conus), oder *bbb*) walzenförmig (Oliva) sind, oder *bb*) eine birnförmige Gestalt haben (Conus, Pyrula, Turbinella, Cymbium, Marginella, Voluta, Harpa); die zweite Klasse *b*) enthält diejenigen, deren Mündung in eine Rinne ausläuft; diese Rinne ist entweder *aa*) gerade (Murex, Pyrula), oder eingekrümmt, gebogen (Strombus, Pterocera, Triton, Murex, Cassis, Dolium); die dritte Klasse *c*) enthält die Buccina, die vierte, *d*) die Strombos, die fünfte *e*) und sechste *f*) ganz wie bei Lange. Ein Anhang zu diesem Abschnitte enthält ebenfalls die Schneckendeckel, die er in harte (testacea) und hornartige eintheilt. In der vierten Hauptabtheilung, die Meermuscheln enthaltend, ist ebenfalls ganz die Lange'sche Anordnung beibehalten, doch fügt der Verfasser dem ersten Abschnitte der dritten Klasse, nämlich den Mänteln und Steinaustern, in einer dritten Unterabtheilung, noch die Gryphoides hinzu, solche nämlich, die ein ungleichschaliges, mit stark hervorstehenden, stark eingebogenen Backen versehenes Gehäus ohne Ohren haben, deren obere Schale flach, die untere ausgehöhlt, höckerig und ungleich ist (Chama, Linn.) hinzu. Die fünfte Hauptabtheilung enthält die Testas marinas polytomas; der erste Abschnitt derselben, *a*) diejenigen, deren Theile durch Knorpel mit einander vergliedert sind (Pholas, Anatifera), der zweite *b*) diejenigen, deren Theile durch eine schuppige Nath mit einander verbunden sind (Balanus, Coronula); der dritte endlich c) diejenigen, deren Theile durch eine besondere Nath mit einander in Verbindung stehen.

A. Jos. Desallier d'Argenville, von dessen Histoire naturelle éclaircie dans deux de ses parties principales, la Lithologie et la Conchyliologie, die erste Ausgabe ebenfalls im Jahre 1742 herauskam, führt (zweite Ausgabe 1757) die Conchylien, nach der Verschiedenartigkeit ihres Wohnortes, in drei Abschnitten auf, deren erster *a*) die Meerconchylien enthält, welche in drei Klassen vertheilt sind, je nachdem sie *aa*) einschalig, *bb*) zweischalig, oder *cc*) mehrschalig sind; zu den mehrschaligen rechnet er, außer den Entenmuscheln und Phosladen, auch die Chitones und Seeigel. Jede Klasse ist wieder in Familien getheilt. *b*) Die Flußconchylien sind wiederum entweder *aa*) einschalige, oder *bb*) zweischalige; *c*) die Erdconchylien sind *aa*) einschalige, oder *bb*) nackte.

Friedrich Christian Besser theilt in der ersten Ausgabe seiner Testaceo-Theologia (Leipzig 1744. 8.) die steinschaligen Thiere in *a*) Tubulosa und *b*) Vasculosa. Die Tubulosa sind entweder *aa*) Röhrlein, Tubuli (Dentalium, Adspergillum, Serpula), oder *bb*) Schnecken, Cochlidae. Die Vasculosa sind *aa*) einfache oder einschalige, simplices s. univalves, oder *bb*) mehrschalige, compositae, und diese sind wieder *aaa*) zweischalige, bivalves, oder *bbb*) vielschalige, plurivalves.

Digitized by Google

Linné hatte indeß bis zur sechsten Ausgabe seines Systema naturae (Stockholm 1748) auch einige Abänderungen in der Anordnung der mit harter Schale (testa lapidea) bedeckten Thiere getroffen. Da diese Thiere eine Klasse seines Thierreichs bilden, nennt er nunmehr die früherhin von ihm als Klassen aufgeführten Abtheilungen genera, und die früheren genera, species. In der Reihenfolge geht Patella als erstes genus voran, ein einschaliges, ausgehöhltes, gleichmäßiges Gehäus; Arten sind Patella vulgaris, Patella conchacea, Patella mucronata, Patella chinensis. Das zweite genus, Cochlea, enthält folgende Arten: Pomatia, Cochlea, Helix, Bulla, Labyrinthus, Voluta, Buccinum, Lyra Davidis, Turbo, Strombus, Turris babylonica, Fistula, Murex, Purpura, Aporrhais, Nerita. Das dritte genus, Cypraea, charakterisirt ein einschaliges, eiförmiges, aufgerolltes Gehäus mit einer der Länge nach gehenden Mündung; Arten sind Concha venerea und Moneta guineensis. Das vierte, wie früher, Haliotis. Das fünfte, Dentalium, ein einschaliges, walzenförmiges Gehäus, enthält die Arten Entalium, Dentalis, Tubus vermicularis, Penicillus, Penis Veneris, Teredo navalis, Vermiculae algae. Das sechste, Nautilus, ist mit einer Art, Cornu Hammonis, vermehrt. Das siebente, Concha, enthält folgende Arten: Ostreum, Nummus Brattenburgensis, Chama, Cunnus marinus, Mutilus, Perna, Bucardium, Cor bovis, Arca Noae, Cor Veneris, Pecten, Solen. Das achte, Lepas, soll die vielkammerigen Gehäuse enthalten, und begreift die Arten Balanus marinus, Verruca testudinaria und Concha anatifera in sich. Das hinzugefügte neunte, Microcosmus, ist unzulässig. Man kann nicht sagen, daß diese neue Anordnung wesentliche Vorzüge vor der früheren hätte.

Von den bisherigen Systemen ganz abweichend ist die von Jak. Theod. Klein in seinem Tentamine methodi ostracologicae (Lugd. Bat. 1753. 4.) eingeführte Anordnung. In der Vorrede dazu sagt er, daß sein Freund Christ. Gabr. Fischer mit Antheil an der Aufstellung dieses Systems habe. Die sämtlichen Schalengehäuse, die er Ostracodermata nennt, zerfallen nach ihm in sechs Abtheilungen. Die erste Abtheilung *A*) Cochlis, eine schalige, an ihrem Ursprunge geschlossene, in allmählig an Umfange zunehmende, kreisförmige Umgänge (gyros) sich erweiternde Röhre, die Turbinata der alten Schriftsteller enthaltend, zerfällt in zwei Abschnitte, da sie entweder *a*) simplex ist, oder *b*) composita. Die Cochlis simplex, eine kreisförmig gewundene Röhre, die aus einer Windung (circumvolutio) der Schale entspringt, bietet wiederum neun Klassen dar, *aa*) Cochlis plana, wozu die genera Nautilus, Semi-Nautilus, Cornu Hammonis, Semicornu; *bb*) Cochlis convexa, enthält die genera Nerita, Serpentulus, Sol, Luna, Stella, Angistoma; *cc*) Cochlis fornicata, die genera Cricostoma, Delphinula, Platystoma, Dontostoma, Nerita, Pentadactylus, Tribulus enthaltend; *dd*) Cochlis elliptica, enthält die genera Auris, Catinus lactis, Sigaretus, Vitta, Cidaris, Mamma, Scapha; *ee*) Cono-Cochlis s. Cochlis conica, enthaltend die genera Trochus, Hamus, Pseudo-Trochus, Strombus, Tympanotonos, Vertagus, Noctua, Anas, Pes anserinus, Oxy-Strombus, Tuba phonurgica, Pseudo-Strombus, Dipsaccus, Auris Midae, Nassa, Terebellum; *ff*) Cochlea, enthält die genera Cochlea lunaris, Cochlea caelata, Cochlea petholata, Olearia, Tigris, Fornax, Trocho-Cochlea, Saccus; *gg*) Buccinum, enthaltend die genera Buccinum Tritonis, Argo-Buccinum, Cophino-Salpinx, Buccinum lacerum, Buccinum muricatum; *hh*) Turbo, enthält die genera Urceus, Lagena, Simpulum, Gutturinum, Canistrum, Scala, Epidromus, Sipho, Auricula, Neritostoma, Turbo lunaris, Garagoi, Gallinula, Galea. Die Cochlis composita, eine zwiefache Windung der Schale darbietend und gleichsam aus zwei Gewinden zusammengesetzt, bietet fünf Klassen dar, *aa*) Cochlis rostrata, wozu die genera Trochus rostratus, Gladius, Fusus, Mazza, Rapa, Haustellum, Tribulus rostratus, *bb*) Voluta longa, enthaltend die genera Conus, Trocho-Conus, Dirochus, Turricula, Thema musicum, Vespertilio, Nubecula, Dactylus, Cucumis, Ficus, Conchylium Rondeletii, Radix Bryoniae, Aporrhais, Concha natatilis, Cymbium, *cc*) Voluta ovata, enthaltend die genera Bulla, Oliva, Pila (Ricinula), Porcellana, Cassis, Semicassis, Cassis bicornis, Cithara; *dd*) Alata, wozu Mono-Dactylus, Harpago, Hepta-Dactylus, Millepes, Lentigo, Alata lata; *ee*) Murex, wozu Murex frondosus, Murex costosus. Ein Anhang dieser ersten Abtheilung enthält die Deckel, deren drei genera angenommen werden: *aa*) Umbilicus, die runden harten Deckel, *bb*) Operculum callorum (die Schalengehäuse von Patella unguis, Umbrella und Dolabella), *cc*) Unguis odoratus, die hornartigen Schneckendeckel. Die zweite Abtheilung, *B*) Concha, begreift diejenigen Gehäuse in sich, die gefäßartig erweitert und ausgehöhlt sind; sie zerfällt in zwei Abschnitte; der erste *a*) Monoconcha, die nur aus einer Schale bestehet, enthält zwei Klassen, *aa*) Patella, wozu die genera Patella integra und Patella lacera, und *bb*) Ansata, welche die genera Calyptra, Cochlearia, Mitra hungarica und Concholepas bilden. Der zweite Abschnitt, *b*) Diconchae aequales, enthält im ersten Capitel, *aa*) die Conniventes, welche wiederum sechs Klassen bilden: *aaa*) Diconchae figuratae, wozu die genera Avicula, Tudes polonica, Isognomon, Parallelepipedum, *bbb*) Ostreum, wozu die genera Ostreum longum, Mater perlarum, Ostreum laeve, Ostr. imbricatum, Ostr. plicatum, Ostr. muricatum, *ccc*) Musculus, wozu die genera Musculus acutus, M. latus, M. mammarius, *ddd*) Cyclas, mit fünf Arten, *eee*) Diconcha aurita, wozu die genera Pecten, Amusium, Pseudamusium, Ctenoides, Radula, Vola, Triquetra, Spondylus, Mytulo-Pectunculus, *fff*) Diconcha cordiformis, wozu die genera Hemicardia, Isocardia, Anomalocardia; das zweite Capitel, *bb*) Diconcha interrupta, bilden fünf Klassen, *aaa*) Diconcha sulcata (Unio), mit sechs Arten, *bbb*) Diconcha umbilicata, wozu die genera Circomphalos, Actinobolos, Omphaloclathrum, *ccc*) Diconcha sinu profundo s. Chamae, wozu die genera Chamaetrachaea, Chamalaea, Quadrans, *ddd*) Dicon-

Digitized by Google

chae sinu prominulo s. Tellina, wozu die genera Tellina circinata, T. virgata, T. striata, T. granulata, T. laevis, T. muricata, *eee*) Pyloris enthält die genera Solen bivalvis (Solen vagina), Concha longa biforis (Solen radiatus), Pholas, Concha longa uniforis (Solen strigilatus), Musculus polyleptoginglymus (Arca Noae, L.), Pinna, Concha eboracensis, Glycymeris, Mactra. Der dritte Abſchnitt, *c*) Diconchae inaequales, enthält die genera Terebratula, Concha trilobos (Atrypa), Concha adunca, Bursula, Globus, Stola, Concha ansata. Die dritte, vierte, fünfte und ſechste Abtheilung iſt in der tabula synoptica mit unter den Conchis aufgeführt. Die dritte Abtheilung *C*) Polyconchae, Gehäuſe, die aus mehr als zwei Schalen beſtehen, bildet das einzige genus Concha anatifera. Die vierte Abtheilung, *D*) Niduli testacei, beſteht aus drei Klaſſen, *a*) Balanus, wozu die genera Monolopos und Polylopos, *b*) Astrolepas, mit einer Art (Astrolepas testudinaria, Gray), *c*) Capitulum, ebenfalls nur mit einer Art (Cap. mitella, Gray). Die fünfte Abtheilung, *E*) Echinus, und die ſechste, *F*) Tubulus marinus, hat der Verfaſſ. in beſonderen Schriften abgehandelt, auf die er hier verweiſet. Die Tubuli marini ſchließen, außer den Serpulis, auch die Dentalia und Aspergillum und, als Anhang, auch die vielkammerigen genera Orthocera, Lituus und Belemnites mit ein.

Für eine richtigere Eintheilung der Conchylien iſt durch die Klein'ſche Methode im Allgemeinen nichts gewonnen. Die Zerſpaltung des erſten großen Hauptabſchnittes, Cochlis, in zwei Abſchnitte, Cochlis simplex und Cochlis composita, iſt gezwungen, und beruhet auf ganz unbeſtimmten Merkmalen. Der zweite große Hauptabſchnitt enthält die zuvor ebenfalls als Hauptabſchnitt aufgeführten Polyconchas, Nidulos testaceos, Echinos und Tubulos marinos, dennoch, gegen alle logiſche Conſequenz, untergeordnet. Die Schneckendeckel ſind mit Unrecht unter einer beſondern Rubrik aufgeſtellt und mit wirklichen, flachen, vollſtändigen Gehäuſen verwechſelt. Pholas iſt mitten unter zweiſchaligen Muſcheln aufgeführt. Hingegen ſind im Allgemeinen die Gattungskennzeichen mehrentheils ziemlich beſtimmt und richtig angegeben, und meiſtens ſind unter jeder Gattung mehre Arten, unter dieſen zuweilen auch noch Unterarten, unterſchieden.

Weſentlich iſt die nähere Kenntniß der Mollusken gefördert worden durch den franzöſiſchen Akademiker Mich. Adanſon, der ſelbſt vier Jahre lang im Senegal zubrachte und dieſe Geſchöpfe dort mit großer Aufmerkſamkeit und Umſicht prüfte (Histoire naturelle du Sénégal. à Paris 1757. 4.). Sein Hauptverdienſt beſteht zwar in der Sorgfalt, mit welcher er die Thiere ſelbſt beobachtet und beſchrieben hat; die Gehäuſe haben indeß nicht wenger ſeine Beobachtung in Anſpruch genommen. Er theilt die ſämtlichen, von ihm im Senegal geſammelten Conchylien in zwei Familien und nennt die erſte *a*) Limaçons; dieſe zerfällt wieder in zwei Abſchnitte, *aa*) Limaçons univalves, wozu er die zum Theile von ihm begründeten Gattungen Cymbium (Sormetus und Bulla), Bulimus (Physa), Coretus (Planorbis), Pedipes, Cochlea (Helix, Linn., Fér.), Lepas (Patella und Chiton, Linn.), Haliotis, Yetus (Cymbium, Montf.), Terebra, Porcellana (Marginella), Cypraea und Peribolus, und *bb*) Limaçons operculés, wozu die Gattungen Strombus (Conus), Purpura, Buccinum, Cerithium, Vermetus, Trochus (Litorina), Turbo (Monodonta), Natica und Nerita. Die zweite Familie *b*) die Conques enthaltend, zerfällt ebenfalls in zwei Abſchnitte, *aa*) Conques bivalves, wozu die Gattungen Ostreum, Jataronus (Chama), Perna, Chama (Cytherea), Tellina (Donax), Pectunculus (Cardium), Solen, und *bb*) Conques multivalves, wozu Pholas und Teredo.

Die Conchyliologie verdankt ihm eine nähere Berückſichtigung und Erörterung der verſchiedenen einzelen Theile des Gehäuſes, namentlich des Gewindes, der Spitze, der Mündung, des Deckels, der Schalen, der Muskeleindrücke, des Schloſſes, des Bandes (Ligaments), der Beinhaut und des Perlmutters. Nach allen dieſen verſchiedenartigen Rückſichten ſtellt der Verf. in eigenen Tabellen verſchiedene Methoden der Eintheilung auf. Bei den Schnecken hat er insbeſondere auf die Bedeutung der Deckel hingewieſen und gezeigt, daß die mit Deckeln verſehenen Schnecken den Muſcheln ſich annähern; bei den Muſcheln hat er auf den Sitz des Ligaments und die beſtimmte Anzahl der Muskeleindrücke aufmerkſam gemacht.

Adanſon's Methode ſcheint nicht ohne Einfluß auf die ſpäterhin von Linné angenommene Eintheilung geweſen zu ſeyn. In der zehnten Ausgabe ſeines Systema naturae (Holmiae 1758. 8.) theilt Linné ſeine Würmer (Vermes) in Intestina, Mollusca, Testacea, Lithophyta und Zoophyta. Die Testacea ſind *a*) Multivalvia, wozu Chiton und Lepas, *b*) Bivalvia oder Conchae, wozu Pholas, Mya, Solen, Tellina, Cardium, Donax, Venus, Spondylus, Chama, Arca, Ostrea, Anomia, Mytilus, Pinna, *c*) Univalvia spiralia oder Cochleae, wozu Argonauta, Nautilus, Conus, Cypraea, Bulla, Voluta, Buccinum, Strombus, Murex, Trochus, Turbo, Helix, Nerita, Haliotis, *d*) Univalvia absque spira regulari, wozu Patella, Dentalium und Serpula. Die Gattung Teredo ſieht man noch unter den Intestinis. Die Mollusca enthalten, außer den wirklichen Weichthieren ohne hartes Gehäus, auch Cruſtaceen, Anneliden und Strahlthiere. Bei den Muſcheln iſt unter den Gattungsmerkmalen hauptſächlich das Schloß, bei den Schnecken die Mündung berückſichtigt worden.

In der zwölften Ausgabe deſſelben (Holmiae 1767. 8.), bekanntlich der letzten, die Linné (ſt. 1778) ſelbſt beſorgte, iſt im Allgemeinen dieſelbe Anordnung der Conchylien beibehalten; doch iſt Pholas den Multivalvibus zugeſellt, die Gattung Mactra zwiſchen Cardium und Donax aufgeführt, und die Gattungen Teredo und Sabella ſind der vierten Abtheilung hinzugefügt. Durch einen Nachtrag in der Mantissa plantarum (Holmiae 1771. 8.) ſind die Arten um 35 vermehrt worden.

Die Linné'ſche Methode hat vor allen vorhergehenden Vieles voraus; ſie behielt auch lange Zeit hindurch das Übergewicht und den Vorrang. Sie zeichnet ſich aus durch ungemeine Klarheit in der Überſicht, durch kurze

Digitized by Google

und treffende Diagnosen, eine angemessene, musterhafte Kunstsprache, bestimmte Namen der Gattungen und Arten, eine zum Theil wohl gewählte Synonymie und nähere Angabe der Wohnörter.

Sämtliche von Linné aufgestellte Gattungen sind unter den von ihm gewählten Namen, nur in engerer Bedeutung, bis auf den heutigen Tag beibehalten worden; von den Arten sind jedoch einzelne von spätern Forschern, und bis jetzt, unerkannt geblieben. Die hauptsächlichsten Mängel treffen aber das System, insofern dieses vom zoologischen Gesichtspunkte aus beurtheilt wird.

St. Geoffroy hat in seinem Traité sommaire des Coquilles tant fluviatiles que terrestres, qui se trouvent aux environs de Paris. 1767. die Conchylien nach der Beschaffenheit ihrer Bewohner geordnet. Unter den einschaligen hat er das Geschlecht Ancylus gegründet; bei den zweischaligen nahm er auf das Schloß Rücksicht.

Große Verdienste um die Conchyliologie hat unstreitig auch F. H. W. Martini (geb. zu Ohrdruf 1729). Er war praktischer Arzt in Berlin und Stifter der dortigen naturforschenden Gesellschaft. Mit einer umfassenden Kenntniß der ganzen Literatur dieses Faches verband er den beharrlichsten Sammlerfleiß, durch welchen er nicht nur zahlreiche literarische Collectaneen, sondern auch eine ansehnliche Conchyliensamlung zusammenbrachte. Er legte es ganz darauf an, ein vollständiges Werk über sämtliche bekannte Conchylien herauszugeben. Von seiner ausgebreiteten Belesenheit hat er unter anderm in den Berlin. Samlungen Zeugniß abgelegt. In dem Berlin. Magazin (Bd. 2—4.) lieferte er eine „Abhandlung über die Erd- und Süßwasser-Conchylien." Unter Begünstigung der Königl. Akademie d. W. zu Berlin und durch Hilfe einer ausgebreiteten, die Lücken seiner Samlung ergänzenden Correspondenz begann er im Jahre 1768 die Herausgabe desjenigen großen Kupferwerkes, welches unter dem Titel „Neues systematisches Conchylien-Cabinet" (Nürnberg, b. Raspe, in 4.) die Figuren und Beschreibungen aller ihm bekannt gewordenen Conchylien in einer eigenthümlichen systematischen Reihenfolge enthalten sollte. Sein System legte er vollständig zuerst in einer kleinen Schrift (Verzeichniß einer auserlesenen Samlung ꝛc. 1773), dann in einer vor dem dritten Bande des Conch.-Cab. befindlichen tabellarischen Übersicht dar. Dies wollte er in dem Conch.-Cab. befolgen. Von letzterem erschienen jedoch zu seinen Lebzeiten nur drei Bände (1768—1777); zu dem vierten fanden sich nach seinem Tode (1778) nur die Kupfertafeln vor. An die im voraus aufgestellte, systematische Reihenfolge hatte sich Martini im Verlaufe dieses Werkes,— das ihm, außer der ersten Anlage und Einrichtung, wie der Anordnung, den Überschriften und der Anfertigung der Kupfertafeln der ersten vier, nur die Ausarbeitung der die einschaligen ungewundenen und einen Theil der gewundenen Schalen enthaltenden ersten drei Bände zu verdanken hat,— nicht gar strenge gehalten, sondern späterhin bei besserer Einsicht hie und da abgeändert, und Chemnitz, der die Fortsetzung übernahm, wich noch mehr davon ab. J. H. Chemnitz, damals Garnisonprediger in Kopenhagen, war in jeder Rücksicht ein würdiger Nachfolger und Erbe des literarischen Nachlasses Martini's. Ausgerüstet mit einer umfassenden Sachkenntniß und großem Eifer im Zusammentragen, im Besitze einer ausgezeichneten conchyliologischen Bibliothek und einer sehr ansehnlichen Samlung, und in der Nähe ihm zugänglicher, noch größerer und reicherer Samlungen, übernahm er zuerst die Ausarbeitung des Textes zum vierten Bande jenes Kupferwerkes (1780), führte dann das Werk vom fünften Bande an selbständig mit dem regesten Interesse, das ihn selbst, um mehren zweifelhaften Linnéschen Arten näher auf die Spur zu kommen, zu einer Reise nach Schweden (1781) veranlaßte, mit beharrlichem Fleiße bis zu Ende (Bd. V—IX. 1781—1786), und vermehrte es durch zahlreiche Nachträge so sehr, daß es bis zu einer Stärke von eilf Bänden (Bd. X, 1788. XI, 1795. B. XII, Abth. 1. hat 1829 J. A. Wagener herausgegeben) heranwuchs. Die in dem Conchylien-Cabinet beobachtete systematische Eintheilung ist folgende. Die erste Klasse enthält die einschaligen Conchylien, die erste Ordnung derselben *A*) ungewundene Schalen, der erste Abschnitt *AA*) röhrenförmige Schalen, das erste Geschlecht *a*) kegelförmige Röhren mit einfacher Höhlung, und diese sind *aa*) glatte Meerzähne, *bb*) gestreifte Elephantenzähne, *cc*) geradschalige Röhren mit Kammern (Marginulina, Nodosaria, Vaginulina); das zweite Geschlecht, *b*) enthält die Seewurmgehäuse, und diese sind *aa*) schalige und *aaa*) einsame (Adspergillum, Serpula, Siliquaria, Quinqueloculina); oder *bbb*) zusammenklebende Massen von Wurmgehäusen, und zwar *α*) von geraden Röhren (Tubipora), oder *β*) unordentlich verdrehte Massen von Wurmgehäusen (Serpula, Vermetus); *bb*) zerbrechliche und sandige Wurmgehäuse; *cc*) große und kleine, von Sand und Muschelschalen erbaute Wurmröhren; *dd*) lederartige oder hornartige Wurmgehäuse (Amphitrite). Der zweite Abschnitt *BB*) enthält die napf- oder schüsselförmigen Schalen (Vasculosa); er begreift das Geschlecht *c*) der Napfschnecken, Lepades (Patella, Linn.), und diese haben *aa*) einen verschlossenen Wirbel (Siphonaria, Patella, Br.), sind *aaa*) kegel- und pyramidenförmig und haben einen glatten Rand, *bbb*) eiförmig mit glattem Rande, *ccc*) eiförmig mit ungleichem Rande, oder *bb*) einen offenen Wirbel und glatten oder eingekerbten Rand (Fissurella), *cc*) einen übergebogenen, hakenförmigen Wirbel und einfache Höhlung (Pileopsis, Emarginula), *dd*) einen umgebogenen Wirbel und eine hohle Rinne am Innern desselben (Calyptraea), *ee*) Kammern und gekrümmte Wirbel (Crepidula). Die zweite Ordnung *B*) enthält die gewundenen Schalen, im ersten Buche *AA*) die mit verborgener oder kurzer Windung und langem Munde, im ersten Abschnitte *AAA*) flache elliptische Schalen in zwei Geschlechtern, *a*) das der Meerohren, welches als Gattungen *aa*) durchlöcherte, breite, *bb*) schmale, längliche, *cc*) undurchlöcherte (Stomatella) Meerohren in sich begreift; das Geschlecht *b*) der Milchnäpfe (Sigaretus). Der zweite Abschnitt *BBB*) enthält flache, auf einer horizontalen Fläche entweder ganz um sich selbst, oder am Ende eingerollte Schalen; es enthält ebenfalls zwei Geschlechter,

Digitized by Google

a) Schiffsboote, Nautilos, als Gattungen *aa*) dünne oder leere Schiffsboote (Argonauta, Carinaria), *bb*) dicke Schiffsboote mit Kammern (Nautilus), und als Anhang hiezu die ganz kleinen Schiffsboote des Meersandes von Rimini (Cristellaria u. a.); *b*) vielkammerige, röhrenförmige Schalen mit sichtbaren regelmäßigen Windungen, und zwar, als Gattungen *aa*) mit dicht an einander anliegenden Windungen (Rotalia), *bb*) Ammonshörner mit abstehenden Gewinden (Spirula), *cc*) vielkammerige Röhren, deren Spitze nur allein regelmäßig eingerollt ist, Litui (Peneroplis). Der dritte Abschnitt *CCC*) enthält Schnecken mit unsichtbaren oder ganz kurzen, an der innern Seite eingerollten Gewinden und langer Mündung, in zwei Geschlechtern, sie sind nämlich entweder *a*) kugelförmige oder eiförmige Schnecken, Ova, die wiederum in drei Gattungen zerfallen, *aa*) unvollkommene Blasenschnecken, die nicht stark eingerollt sind und keinen merklichen Bauch haben (Bullaea), *bb*) vollkommen genabelte Blasenschnecken mit scharfer Lippe (Bulla), *c*) ungenabelte, porcellanähnliche Blasenschnecken mit umgelegter Lippe (Ovula); oder sie sind *b*) eingerollte, eiförmige Schnecken mit enger, auf beiden Seiten gezahnter Ritze oder Mündung, Porcellanae (Cypraea), die in sechs Gattungen zerfallen, je nachdem sie entweder *aa*) kurz, ungesäumt und dickschalig, *bb*) dünnschalig und gewunden, *cc*) birnförmig und ungesäumt, *dd*) lang und schmal, *ee*) nur an einer Seite, oder *ff*) an beiden Seiten gesäumt sind. Das zweite Buch der zweiten Ordnung *BB*) die mit sichtbar hervorragenden, bald kurzen, bald längern Windungen versehenen Schalen enthaltend, bietet im ersten Abschnitte *AAA*) Schnecken mit eingerollten Windungen und langer (enger) gezahnter (oder ungezahnter) Mündung dar, und begreift in sich folgende Geschlechter: *a*) helmartige Schnecken oder Sturmhauben, Cassides, in zwei Gattungen, *aa*) wahre Sturmhauben (Cassis, Oniscia, Dolium pomum) und *bb*) unechte oder Bastardsturmhauben, Galeodes, und diese sind *aaa*) birnförmig mit glatter eiförmiger Mündung (Pyrula melongena, Tritonium anus, Cassidaria), oder *bbb*) unregelmäßig mit schwieliger Lefze (Nassae); *b*) porcellanartige Schnecken, Cochlides porcellanoides (Marginella), sie sind *aa*) echte, mit gezahnter oder gefalteter Mündung und eingedrückten Gewinden, sogen. Cornelkirschen (M. lineata), *bb*) längliche, dünnbauchige, sogen. Pflaumen (M. coerulescens), *cc*) porcellanartige Schnecken mit sechs hervorragenden Gewinden und gewölbtem Bauche, sogen. Gurken (M. glabella); *c*) die walzenförmigen Schnecken, Cochlides cylindroideae, enthalten als Gattungen *aa*) Midasohren mit und ohne Saum (Auricula, Tornatella), *bb*) brütende Täubchen (Columbella) und *cc*) Olivenkerne (Columbella); *d*) die Rollen- oder Walzenschnecken, Cylindri veri (Oliva, Terebellum); *e*) die Tuten- oder Kegelschnecken (Conus) und Achatbacken (Conus, Ancillaria) zerfallen in *aa*) schmale Tuten oder Bohrer, *bb*) Spitzkegel, *cc*) echte Kegel, *dd*) Tuten mit gezackten oder körnigen Windungen, *ee*) Tuten mit ausgekehlten Windungen, *ff*) trogförmige Tuten (Ancillaria); *f*) die Feigen und und Rettieschen, Ficus et Rapae (Pyrula) sind *aa*) dünnschalig, oder *bb*) dickschalig; *g*) die Kahnschnecken, Cymbia, sind *aa*) knotig (Purpura), oder *bb*) glatt (Cymbium Montf.); die Flügelschnecken, Cochlides alatae (Strombus), sind entweder *aa*) halbe, *bb*) vollkommene, glattrandige, oder *cc*) vollkommene mit Fingern (Strombus, Rostellaria, Pterocera); das Geschlecht *i*) der birnförmigen Schnecken, Cochlides pyriformes, enthält *aa*) glatte (Pyrula, Melanopsis) und *bb*) gezahnte Birnschnecken (Turbinella, Voluta); *k*) die Felsen- oder Stachelschnecken, Murices, sind *aa*) gekrönte (Volutae muricatae), oder *bb*) überall gezackte (Turbinella, Purpura, Ricinula); das eilfte Geschlecht *l*) Purpurschnecken, Purpura (Murex, Linn.), zerfällt in *aa*) krausblätterige, *bb*) gerippte, dreieckige (Murex, Tritonium femorale) und *cc*) runde, langschnabelige (Tritonium, Murex, Pyrula spirillus); *m*) die Tonnen- oder Bauchschnecken, Cochleae globosae ampullaceae, sind *aa*) Helme, Galeae (hieher zieht der Verf. einige, früher von ihm unter den wahren Sturmhauben [*a*) *aa*)] aufgeführte Schnecken, als Cassis decussata, cornuta, crinaceus, Dolium pomum, Cassidaria echinophora), oder *bb*) Tonnenschnecken, und diese sind entweder *aaa*) dünnschalige Tonnen, Dolia (Dolium galea, Tritonium cutaceum, Purpura trochlea, Voluta vexillum), oder *bbb*) dickschalige Schläuche, Utriculi (Oliva, Turbinella rustica, Cancellaria, Purpura). Der zweite Abschnitt *BBB*) die gezopften Schnecken enthaltend, bietet folgende Geschlechter dar: *a*) kurzgezopfte Schnecken oder Fischreusen, Nassae, sie sind *aa*) genabelte (Eburna), *bb*) zugespitzte (Purpura lapillus, Tritonium undosum, Cancellaria, Turbinella, Buccinum, Murex), oder *cc*) abgestumpfte Fischreusen (Buccinum reticulatum, Planaxis, Cancellaria, Purpura); *b*) die langgezopften Schnecken oder Kinkhörner, Buccina, sind entweder *aa*) kurzmaulige, mit einem Einschnitte an der weiten Mündung (Buccinum glans, papillosum, Fusus articulatus), oder *bb*) sie haben eine eiförmige, oben zugespitzte Mündung, und sind *aaa*) knotig oder gezackt (Ranella, Tritonium lampas, pileare), oder *bbb*) gestreift (Tritonium variegatum, nodiferum, Fasciolaria tulipa, traperium, Fusus, Murex magelianicus); *c*) die Kinkhörner mit Schnäbeln, Spindeln, Fusi, sind *aa*) kurzschnabelige (Fusus islandicus, Pyrula ternatana, Turbinella, Fasciolaria, Cancellaria), *bb*) lange (Pleurotoma babylonia, Pyrula tuba), oder *cc*) längste Spindeln (Fusus longissimus, colus, Pleurotoma marmorata); *d*) die Straubschnecken, Strombi, sind theils *aa*) wahre Straubschnecken (Mitra Montf., Fusus nisat.), theils *bb*) Thürmchen, Turriculae (Turris Montf., Achatina albo-lineata, Turbinella polygona); *a*) die Schraubenschnecken, Turbines, haben entweder *aa*) eine runde Mündung (Turritella, Scalaria, Pupa mumia), oder *bb*) eine längliche, oftmals zugespitzte Mündung und gedrehte Lefze, Nabeln, Tiegerbeine (Terebra, Cerithium radula), *cc*) eine weite Mündung (Terebra vittata, Pleurotoma bulimoides, Buccinum senticosum, achatinum), *dd*) einen gekrümmten Schnabel, Schnabelschrauben, (die mehrsten Cerithia, Pyramidella punctata), oder sie sind *ee*) geflügelt und spindelförmig (Ro-

Digitized by Google

stellaria). Der dritte Abschnitt *CCC*) enthält die schneckenförmig gewundenen Schalen und zerfällt in drei Geschlechter; sie haben nämlich entweder *a*) eine eingedrückte Mündung, Kräusel, Trochi, und diese sind *aa*) ungenabelt (Telescopium, Trochus, Pupa, Lyonetiana, Turbo diaphanus, Phasianella iris, Monodonta pagodus, Janthina, Rotella, Cyclops), oder *bb*) genabelt (Pyramidella, Trochus niloticus, imperialis, Monodonta aegyptiaca, Phorus, Solarium), oder *b*) eine mondförmige Mündung, Mondschnecken, Cochleae lunares, und diese sind wiederum *aa*) genabelt (Delphinula, Turbo pica), oder *bb*) ungenabelt (Turbo marmoratus, Litorina), oder *c*) eine halbmondförmige Mündung, Neriten, Schwimmschnecken, Cochleae semilunares, Neritae, und auch diese sind *aa*) genabelt (Natica, Ampullaria avellana, Carocolla Gualtieriana), oder *bb*) ungenabelt (Nerita, Neritina dubia). Die zweite Klasse enthält die zweischaligen Muscheln, wobei der Verf. das Linné'sche System befolgt. Sie zerfällt demnach in folgende Geschlechter *a*) Klaffmuscheln, Myae (Mya, Unio, Vulsella, Lutraria, Anatina, Erycina, Panopaea), *b*) Rinnen- oder Scheidemuscheln, Solenes, (Solen, Anatina, Cardium bullatum, Hiatella, Sanguinolaria, Psammobia), *c*) Tellmuscheln oder Tellinen (Tellina, Capsa, Psammobia, Pandora, Lucina, Cyclas, Corbis), *d*) Herzmuscheln, Cardia, *e*) Backtröge oder Korbmuscheln, Mactrae, sie sind *aa*) dreieckige (Mactra Lam.), oder länglich-eiförmige (Lutraria), *f*) Dreieckmuscheln, Donaces (Donax, Donacina, Venerupis), *g*) Venusmuscheln, Veneres, sie sind *aa*) herzförmig, mit zackigem oder dornigem Vorderrande (Venus, Cytherea prostrata, *bb*) herzförmig ohne Zacken und Dornen am Vorderrande (Venus, Cytherea, Venericardia, Crassatella, Cyrena), *cc*) scheibenförmig, fast cirkelrund, ohne Zacken oder Dornen am Vorderrande (Cytherea, Lucina, Crassina), *dd*) länglich-eiförmig (Venus, Corbis, Cytherea, Crassatella); *h*) Klappmuscheln, Spondyli (Spondylus, Plicatula); *i*) Chamen, Chamae (Isocardia, Cardita, Tridacna, Hippopus, Chama); *k*) Muscheln mit einem gekerbten und vielfach gezahnten Schlosse, diese haben *aa*) ein in gerader Linie fortgehendes Schloß, wahre Archen (Arca, Cucullaea, Nucula), *bb*) ein dreiseitiges, fast bogenförmig gebildetes Schloß (Pectunculus, Nucula), *cc*) eine tiefgefurchte und grobgekerbte Schloßfläche (Crenatula, Perna), *l*) Kammuscheln, Pectines, sie haben *aa*) gleichseitige, oder *bb*) ungleichseitige Ohren (Pecten), oder sind *cc*) uneigentliche, irregulaire, ungleichseitige Kammmuscheln (Lima); *m*) grobe eigentliche Austern, Ostreae rudes (Malleus, Ostrea, Pedum); *n*) Anomien (Crania, Anomia, Delthyris, Terebratula, Orthis, Gypidia, Hyalaea, Placuna); *o*) Mießmuscheln (Mytili (Meleagrina, Avicula, Lithodomus, Modiola, Petricola, Saxicava, Mytilus, Anodonta); *p*) Steckmuscheln, Pinnae). Die dritte Klasse bilden die vielschaligen Muscheln, Conchae purivalves: sie enthält folgende Geschlechter: *a*) Muscheln mit sichtbaren Gelenken, Napfmuscheln, Chitones, *b*) Meereicheln, Lepades (sämtliche Bostrychopoda), *c*) Pholaden, Pholades. Die Linksschnecken und Linksmuscheln sind in einer eigenen Abhandlung als Anhang bearbeitet. Chemnitz hatte diese anfangs alle für eigenthümliche Arten gehalten und für einen besonderen Abschnitt zurückgelegt; er überzeugte sich jedoch nachher, daß sie mehrentheils Monstruositäten der Stammarten sind. Auf die der gewöhnlichen entgegengesetzte Richtung der Windungen linksgewundener Schnecken (einer Clausilia) hatte zuerst Fabius Columna (de purpura. 1616.) aufmerksam gemacht; später that es Lister; Chemnitz unterscheidet linksgewundene *a*) Blasen (Achatina, Physa), *b*) Walzen (Turbinella, Voluta, Marginella), *c*) Kink- oder Spitzhörner (Buccinum), *d*) kurze und lange Spindeln (Fusus, Murex, Pyrula), *e*) Schnirkelschnecken (Helix, Ampullaria, Anostoma, Bulimus, Partula, Achatina), *f*) Mondschnecken (Clausilia, Cerithium, Pupa), *g*) sehr kleine Meerschnecken (Cerithium u. a.), *h*) versteinerte (Neritina perversa, Trochus? Buccinum?). Auf Linksmuscheln war man vielleicht vor Chemnitz nicht aufmerksam gewesen; er hat linksgewundene *a*) Klappmuscheln, *b*) Chamen und *c*) Austern dargestellt. Den Beschluß des Systems macht, als zweiter Anhang, eine eigene Abhandlung über die Land- und Fluß- (vielmehr überhaupt Süßwasser-) Schnecken. Wenn der Wohnort allein zu dieser Absonderung berechtigte, so hätten aber auch die Süßwassermuscheln hier ihre Stelle finden müssen. Der Verf. führt hier auf: *a*) Blasenschnecken und andere verwandte Conchylien (Achatina, Bulla hydatis, Bulimus), *b*) Kinkhörner (Achatina, Phasianella, Melanopsis), *c*) Midasohren (Auricula, Partula), *d*) Kräusel und kräuselförmige Schnecken (Carocolla, Helix, Paludina, Cyclostoma), *e*) Mondschnecken (Cyclostoma, Pupa muscorum, Planorbis), *f*) Neriten (Neritina, Septaria), *g*) Schnirkelschnecken, und zwar *aa*) kielförmige (Carocolla, Cyclostoma), *bb*) gezähnelte (Helicodonta), *cc*) um ihren Mittelpunkt gewundene (Planorbis, Helix, Cyclostoma), *dd*) kugelförmige (Ampullaria, Helix), *ee*) rundliche (Helix, Paludina), *ff*) kegelförmige und zugespitzte (Bulimus, Melania), *gg*) gethürmte (Bulimus, Melania, Cyclostoma, Limnaeus, Paludina, Succinea), *hh*) zweischneidige und gethürmte (Scarabus, Bulimus, Cyclostoma); *h*) gethürmte Flügelschnecken (Pyrena, Cerithium, Pleurotoma).

Das Martini-Chemnitzische Werk kann freilich für eine musterhafte systematische Eintheilung der Conchylien heut zu Tage nicht mehr als Grundlage dienen; es stellt, zumal in den ersten Bänden, nicht selten sehr verschiedenartige Geschlechter als nahe verwandte zusammen (die kegelförmigen Röhren, die Seewurmgehäuse, die Fischreusen), und trennt hingegen nahe verwandte Geschlechter und Arten manchmal weit auseinander, und in den spätern Bänden theilt es mit den Vorzügen des Linné'schen Systems auch noch die Mängel desselben; doch enthält es unter andern das große Linné'sche Geschlecht der Austern bereits in mehre Geschlechter getheilt, und es bleibt ihm überhaupt ein unschätzbarer und unvergänglicher Werth in der großen Anzahl (gegen 5500 Figuren in elf Bänden) zum Theil vortrefflicher (colorirter) Ab-

Digitized by Google

bildungen, die es enthält; außerdem aber bietet es auch musterhafte Beschreibungen, viele kritische Erörterungen und Untersuchungen, manche lehrreiche literarische Zurechtweisungen, eine reichliche, zum Theil auserwählte Synonymie und meistens eine genaue Angabe der Fundörter dar, und es ist daher für eine conchyliologische Bibliothek in jeder Hinsicht durchaus unentbehrlich.

Die Linné'sche Methode fand ziemlich allgemein Eingang und blieb lange die herrschende. Der Etatsrath O. Fr. Müller in Kopenhagen, ein fleißiger und sorgfältiger Beobachter, führte zwar schon in seiner Vermium terrestrium et fluviatilium historia (vol. II. Hafn. et Lips. 1774. 4.) die neuen genera Vertigo, Carychium, Planorbis und Valvata ein, fand aber unter seinen Zeitgenossen nur deshalb keine Nachahmer, weil er sie mehr auf die Verschiedenartigkeit der Thiere, als der Gehäuse begründet hatte. In seinem Prodomo Zoologiae danicae (1776.) wich er ebenfalls sowol von der Eintheilung, als von der Nomenclatur des Linné ab. Er theilt die dänischen Testacea ein in: *a*) Univalvia, und diese haben *aa*) testam perviam, wozu die genera Echinus, Spatagus und Dentalium, *bb*) testam patulam, wozu Akera (Bulla norvegica, Br.), Argonauta (Limacina), Bulla, Buccinum (Limnaeus), Carychium, Vertigo, Turbo, Helix, Planorbis, Ancylus, Patella, Haliotis, *cc*) testam operculatam, wozu Tritonium (Buccinum, Fusus, Purpura, Rostellaria), Trochus, Nerita, Valvata, Serpula. Den Mangel und das Vorhandenseyn des Deckels hat er also gehörig zu würdigen gewußt. Aber wohin gehören seine Turbines, da sie keine Deckel haben sollen? *b*) die Bivalvia haben *aa*) cardinem dentatum, wozu Mya, Solen, Tellina, Cardium, Venus, Mactra, Donax, Arca, Terebratula (Crania und Delthyris), oder *bb*) cardinem edentulum, wozu Anomia, Ostrea, Pecten, Mytilus; *c*) Multivalvia heißen die genera Chiton, Lepas, Pholas. Müller hat, zumal in seiner hist. verm., durch gute Beschreibungen und Ausmessungen die Kenntniß der Land- und Süßwasserconchylien sehr gefördert und diese mit mehren neuen Arten bereichert; die von ihm im prodromo als neu aufgestellten Meerconchylien sind jedoch von seinen Nachfolgern zu wenig geachtet und wegen Kürze der Diagnosen zum Theil unerkannt geblieben.

Joh. Sam. Schröter war dagegen ein strenger und sehr eifriger Anhänger des Linné'schen Systems. Schon in seiner Einleitung in die Conchylienkenntniß (Bd. III. 1786.) sagt er: „Linné's System werde wahrscheinlich das beste bleiben, und es werde wahrscheinlich keins aufstehen, welches dasselbe verdrängen möchte," und beinahe ebenso urtheilt er auch noch in einer kritischen Anzeige des Cuvier'schen Tableau élémentaire (in Wiedemanns Archiv f. Zool. u. Zoot. Bd. V. St. 1—2. 1806), in welchem er diesem kaum einige Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil Cuvier zu sehr von Linné abgewichen war. Aber ungeachtet dieser Einseitigkeit, die nur der leeren Schale ihren vollen Werth gab, den höheren zoologischen Gesichtspunkt aber gänzlich verschmähte, und die ihm freilich nicht zugestand, am Systeme selbst umzuändern, hat er doch unstreitig unendlich viele Verdienste um die Förderung des Studiums der Conchyliologie, und ohne seine mühsamen literarischen Zusammenstellungen und Vorarbeiten dürfte die Gmelin'sche Ausgabe des Linné'schen Natursystems wol nicht so reichhaltig ausgefallen seyn.

Joh. Friedr. Gmelin, Prof. in Göttingen, war gewiß nicht mit besonderer Vorliebe an diesen Theil der eben genannten Arbeit gegangen; er hatte die Bearbeitung der dreizehnten Ausgabe des ganzen Linné'schen Systema Naturae übernommen, und mußte somit auch der Bearbeitung der Testacea sich unterziehen. Sie sind in der sechsten Abtheilung des ersten Bandes (Tom. I. prs. VI. Lips. ap. Beer, ohne Jahreszahl, gewiß nach 1788, etwa 1790) enthalten, und füllen eine bedeutende Bogenzahl. Gmelin wagte es ebenso wenig als Schröter andere als die in der zwölften Ausgabe angenommenen Gattungen einzuführen; an neuen Arten fiel die Ausbeute desto reichlicher aus; er sammelte alle bis dahin als neu beschriebenen oder von Linné übersehenen, in älteren Schriftstellern vorkommenden Arten sorgfältig zusammen, trug sie gehörigen Orts ein und ertheilte ihnen specifische Namen. Seine Autorität ist auf diese Weise sehr ausgedehnt geworden, und jedenfalls gebührt ihm die Ehre, wenn gleich nicht viel selber geprüft und nichts wesentliches Eigenthümliches geleistet, doch die reichhaltigste Übersicht von Arten zusammengebracht und zweckmäßig aufgestellt, sie durch zum Theil angemessene Diagnosen unterschieden und durch meistens wohl gewählte Namen bezeichnet zu haben. Eine strengere Kritik können freilich viele seiner Arten und Zusammenstellungen nicht aushalten; so ist bald eine und dieselbe Art zuweilen unter mehren verschiedenen Namen aufgeführt worden (z. B. Physa hypnorum unter den Namen Bulla hypnorum, Bulla turrita, Helix fontinalis, Helix marmorata, so sind auch Cassis granulosa und Murex anguliferus jede dreimal unter verschiedenen Namen aufgeführt); bald ist ein und derselbe Name mehrmals zur Bezeichnung verschiedener Arten gebraucht worden (Buccinum niveum, nr. 7, 112 und 154; B. strigosum, nr. 26, 76, 103; B. tigrinum nr. 140 und 188); bald ist auch eine und dieselbe Art unter demselben Namen, aber mit verschiedener Diagnose, unter mehrfachen Nummern aufgeführt worden (Buccinum clathratum, nr. 8 und 110); bald ist die Synonymie ganz unzuverlässig, oder falsch (unter Strombus punctatus, Turbo bidens); bald sind gar verschiedene Gattungen unter einer Art zusammengestellt (Venus meretrix, worunter Cytherea und Galathea; Voluta oliva, worunter Oliva und Ancillaria; Trochus vestiarius, worunter Cyclops und Rotella; Helix cornu venatorium, worunter Helix und Cyclostoma); bald sind Namen von anderen Autoritäten ohne Noth verworfen und andere dafür eingesetzt, die verworfenen aber wieder auf andere Arten übertragen, wodurch zu Verwechslungen Gelegenheit gegeben worden ist (so ist Gmelin's Trochus neritoideus, nr. 123, Fabricii Trochus helicinus, dieser Name aber unter Nr. 101. einer andern Art beigelegt worden; und so ist Chemnitz's Turbo se-

Digitized by Google

paratista, unter Nr. 109, mit dem Namen T. helicoides belegt und dieser selbige Name, unter Nr. 103. auch noch einem Cyclostoma ertheilt worden), und dergleichen mehr. Aber ungeachtet aller dieser Mängel muß man doch gestehen, daß Gmelin die Hauptschwierigkeiten seiner Aufgabe glücklich überwunden habe. Seine Arbeit ist, als die reichhaltigste Zusammenstellung und Übersicht jener Zeit, auch jetzt noch unentbehrlich; sie gibt ein rühmliches Zeugniß von dem beharrlichen Fleiße und der großen literarischen Gewandtheit ihres Verfassers, der einer großen Menge von Arten ihre specifischen Namen verliehen hat, und dessen Autorität, wenn sie auch, wie meistens, auf die Vorarbeiten anderer, namentlich Schröter's und Chemnitz's, gegründet seyn sollte, immerhin alle Berücksichtigung verdient.

Kurz vor Erscheinung der dreizehnten Ausgabe des Linné'schen Natursystems, in derselben jedoch noch nicht berücksichtigt, hatte Andr. J. Retzius, Prof. der N. G. in Lund, in einer kleinen Abhandlung (Dissert. nova testaceorum genera sistens. Lundae. 1788. 4.) acht neue Muschelgattungen, die der Beschaffenheit ihrer Schalen zufolge unter den bisherigen Linné'schen Gattungen keine passende Stelle finden konnten, vorgeschlagen und beschrieben. Von dreien derselben hatte schon Linné die Trennung von den früher angenommenen Gattungen als erfoderlich anerkannt, und Acharius hatte dem Verf. die Gattungskennzeichen mitgetheilt. Diese drei sind Unio, welchen Namen Linné selbst für die annoch unter diesem Namen bestehende Gattung festgestellt hatte; die ebenfalls schon von Linné unterschiedenen Mytilos, welche einen bis zwei Zähne im Schlosse führen, nennt der Verf. Perna (unter Mytilus, Lam.); diejenigen Linné'schen gleichschaligen Austern, deren Schloß quer (vertical) gefurcht ist, nennt er Melina (Perna, Br.). Außerdem sind die Linné'schen Anomien in vier Gattungen unterschieden: Anomia, bei der zuerst Gioëni auf eine dritte Schale (eigentlich nur eine knochige Verhärtung am äußersten Ende der Flechse des inneren Muskels, mittels welcher das Thier sich anheftet) aufmerksam gemacht hatte, Crania, Terebratula (noch im weiteren Begriffe unserer Familie Terebratulacea) und Placenta (Placuna). Die von Spengler eingeführte Gattung Gastrochaena will er, nur des Wohllauts wegen, Chaena genannt wissen. Die von Gioëni aufgestellte und beschriebene, vom Verf. Tricla genannte, vermeinte dreischalige Muschel hat späterhin Draparnaud für den Magen der Bulla lignaria erklärt.

Der französische Naturforscher und Reisende, Dr. Med. J. Guill. Bruguière überschritt schon mit mehr Dreistigkeit und Sicherheit die Grenzen des Linné'schen Systems; er band sich weder an die von Linné angenommene Reihenfolge, noch an die Zahl der von diesem aufgeführten Gattungen. Von seiner Histoire naturelle des Vers (sie wird von Lamarck als Brug. Dict. citirt) in der Encyclopédie méthodique ist leider nur ein Theil (Tome prémier, à Paris, chez Panckoucke. 1792. 4.) herausgekommen. Sein System ist in dem hinter der Einleitung befindlichen Tableau systématique des Vers entwickelt. Er führt die Würmer in sechs Ordnungen auf: 1) les Vers infusoires, 2) les Vers intestins, 3) les Vers mollusques, 4) les Vers échinodermes, 5) les Vers testacés, 6) les Vers zoophytes. Die Vers testacés zerfallen in drei Abschnitte; sie sind: *a*) Coquilles multivalves, wozu Chiton, Balanus, Anatifa, Teredo, Fistulana, Pholas, Gioënia (=Tricla; s. unter Retzius), Anomia, Crania; *b*) Coquilles bivalves, und zwar *aa*) Coquilles irrégulières, solche, die in Rücksicht auf Umfang, Dicke und Gestalt in einer und derselben Art mannigfach wechseln, wozu Acardo (Sphaerulites), Chama, Ostrea, Spondylus, Placuna, Perna, oder *bb*) Coquilles régulières, solche, die in den genannten drei Rücksichten sich in allen Individuen derselben Art gleichmäßig verhalten, wozu Mya, Solen, Pinna, Mytilus, Tellina, Cardium, Mactra, Donax, Venus, Trigonia, Arca, Pecten, Terebratula; *c*) die Coquilles univalves sind *aa*) einkammerig, *aaa*) ohne regelmäßiges Gewinde, wozu Fissurella, Patella, Dentalium, Serpula, Penicillus (Adspergillum), Siliquaria, oder *bbb*) mit regelmäßigem Gewinde, wozu Conus, Cypraea, Ovula, Oliva, Voluta, Buccinum, Purpura, Cassidea, Strombus, Murex, Fusus, Cerithium, Terebra, Trochus, Turbo, Bulla, Bulimus, Helix, Planorbis, Natica, Nerita, Haliotis, Argonauta, oder sie sind *bb*) mehrkammerig, wozu Camerina (Nummulina), Ammonites, Nautilus, Orthoceras. Bruguière's System ist nur auf die Verschiedenartigkeit der Gehäuse gegründet. Retzius Schrift scheint dem Verf. wol bekannt gewesen zu seyn; er hat die von demselben aufgestellten neuen Gattungen aufgenommen, ohne jedoch die von ihm vorgeschlagenen Namen beibehalten zu haben. Späterhin fügte er (in dem von ihm redigirten Journal d'histoire naturelle. Tom. I. 1792.) den obigen auch noch die Gattungen Unio und Anodontites (Anodonta) hinzu, und aus den Zeichnungen, die man in seinem Nachlasse vorfand, ergibt sich, daß er vor seiner letzten Reise, die er im Jahre 1792 antrat, auch schon die Gattungen Pedum, Lima, Lucina, Capsa, Cyclas, Galathea, Pandora, Lingula und Corbula aufgestellt hatte. Leider überraschte ihn der Tod auf dieser Reise (zu Ankona den 21. Okt. 1798), vor Beendigung seiner literarischen Arbeiten. Der erschienene erste Band seiner Hist. nat. des Vers enthält in alphabetischer Reihenfolge, unter den französischen Namen der Gattungen, die Artikel Acarde bis Cone ausgeführt. Unter den Gattungen sind möglichst vollständig alle dem Verf. bekannt gewordenen Arten, sowol fossile als frische, aufgezählt und abgehandelt, und die abgehandelten Artikel sind in conchyliologischer Hinsicht mit musterhafter Treue, erschöpfender Gründlichkeit und ausgezeichneter Umsicht bearbeitet.

Um diese Zeit nahmen nun auch die zoologischen Arbeiten des Baron G. Cuvier ihren Anfang. Sie eröffnen für die Geschichte der Zoologie überhaupt unstreitig einen neuen Zeitabschnitt; ganz besonders für die Geschichte der niederen Thiere. Bei Cuviers Eintheilungsweise kam nur der anatomische Bau der Thiere

Digitized by Google

ſelbſt in Betracht. Auf dieſen gründete derſelbe die von ihm im Tableau élémentaire de l'hist. nat. 1798 aufgeſtellten vier großen Abſchnitte des Thierreichs, unter welchen zwar die von ihm nunmehr in ſtrengere anatomiſche Grenzen gebrachten Weichthiere, als unmittelbar nach den Wirbelthieren folgend, einen höheren Rang einnehmen, als ihnen ſolchen Linné angewieſen hatte, dagegen aber die Conchylien an ſich eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. Er theilt die Weichthiere (a. a. O.) in Céphalopodes, Gastéropodes und Acéphales (ſ. d. Art. Mollusca).

Auf dem von Cuvier gelegten Grunde bauten nun zumal die franzöſiſchen Zoologen fort, insbeſondere J. B. de Lamarck, der jedoch, zu Anfange des J. 1799, in ſeinem Prodrome d'une nouvelle classification des coquilles (in den Mémoires de la Soc. d'hist. nat. de Paris an. VII.) Cuviers Methode mit der ſeines Freuns des Bruguière glücklich verband, und ſo noch einigers maßen das Anſehen der Conchyliologie rettete. Er theilt in demſelben, wie Brugière, nur in umgekehrter Reihenfolge, die Conchylien nach der Zahl ihrer Schalen, in einſchalige, zweiſchalige und mehrſchalige; die einſchaligen in einkammerige und mehrkammerige; die einkammerigen aber noch in zwei Abſchnitte, je nachdem nämlich ihre Mündung entweder *a*) ausgeſchnitten (versante, affusa) iſt, oder *b*) ausgerandet oder rinnenförmig; im erſten dieſer Abſchnitte errichtet er die neuen Gattungen Terebellum, Mitra, Columbella, Marginella, Cancellaria, Turbinellus, Nassa, Harpa, Pterocera, Rostellaria, Pleurotoma, Fasciolaria, Pyrula, im zweiten die Gattungen Solarium, Monodonta, Pyramidella, Cyclostoma, Turritella, Janthina, Achatina, Lymnaea, Melania, Ampullaria, Auricula, Helicina, Sigaretus, Stomatia, Crepidula, Calyptraea; den vielkammerigen fügt er die Gattungen Spirula, Orthocera, Planorbites, Baculites, Orthoceratites hinzu. Die zweiſchaligen Conchylien theilt er, mit Bruguière, in unregelmäßige und regelmäßige; den unregelmäßigen fügt er die Gattungen Vulsella und Malleus, den regelmäßigen die Gattungen Glycymeris, Sanguinolaria, Cyclas, Meretrix (Cytherea), Lutraria, Paphia (Crassatella), Crassatella, Isocardia, Hippopus, Pectunculus, Nucula, Modiola, Calceola und Hyalaea hinzu. Von Bruguière's mehrſchaligen entfernte er die Gattungen Anomia und Crania, und geſellte ſie den unregelmäßigen zweiſchaligen bei.

In Cuvier's bald nachher erſchienenen Leçons d'Anatomie comparée, 1799 ſind die Conchylien nur darin etwas mehr wieder zu Ehren gekommen, daß der Verf. auch diejenigen von Lamarck aufgeſtellten Abtheilungen nicht unbeachtet ließ, welche nur auf die Verſchiedenartigkeit der Gehäuſe begründet waren. In der denſelben angehängten fünften Tafel, die Klaſſification der Mollusken enthaltend, erblickt man unter den Gaſteropoden ohne oder mit verſtecktem Schalengehäuſe die neue Gattung Testacella zwiſchen Limax und Sigaretus aufgeführt. Die mit einem Gehäuſe verſehenen Gaſteropoden ſind eingetheilt in multivalves, wozu als lein Chiton, Conivalves, wozu Patella Linn., und Spirivalves, wozu ſämtliche übrigen Turbinata gehören. Unter den Muſcheln iſt, zwiſchen Ostrea und Spondylus die Gattung Lazarus, unter Pholas auch noch Gioënia mit aufgeführt.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, im Jahre 1800, gab Daubebard de Féruſſac, der Vater, ſeinen Essai d'une méthode conchyliologique d'après la considération de l'animal et de son tèt (in den Mém. de la Soc. d'Emulation. vol. III.) heraus, und verlangte ebenfalls eine größere Berückſichtigung des Thieres. Er macht aber außerdem auf den mehr oder weniger vollkommenen Schneckenkegel (cône spiral) der einſchaligen Gehäuſe aufmerkſam, ſtellt die Gattung Helico-limax (Succinea) auf, mit welcher er jedoch noch die Teſtacellen verbindet, und behält den Gattungsnamen Bulla für Adanſon's Bulinus (Physa) bei.

Lamarck folgte in ſeinen folgenden Arbeiten immer mehr dem Beiſpiele Cuviers, bei den größern Abſchnitten vorzugsweiſe den Bau der Thiere zu berückſichtigen, und ſo gehört die Darlegung ſeines Syſtems dem Artikel Mollusca an (worauf wir ſomit hier verweiſen). In ſeinem Système des animaux sans vertèbres. Paris 1801. 8. begründete er jedoch wiederum einige neue Gattungen nur auf die Verſchiedenartigkeit ihrer Gehäuſe: Emarginula, die er nebſt Concholepas zwiſchen Fissurella und Crepidula aufführt. Die einſchaligen einkammerigen ſind in zwei Abſchnitte getheilt, in ſolche nämlich, deren Mündung ausgerandet oder an der Baſis rinnenförmig iſt, wozu Clavatula als neue Gattung gebracht iſt, oder ſolche, deren Öffnung ganz randig und ohne Rinne an der Baſis iſt, worunter als neue Gattungen Scalaria, Pupa, Volvaria, Vermicularia (Vermetus) und Carinaria aufgeführt ſind. Zwiſchen Vermetus und Carinaria ſtehen Siliquaria und Adspergillum, und auf Carinaria folgt Argonauta. Unter den mehrkammerigen iſt als neue Gattung Hippurites aufgeſtellt. Die Muſcheln ſind in gleichſchalige und ungleichſchalige getheilt; unter den gleichſchaligen ſind neue Gattungen: Cucullaea, Petricola und Venericardia. Die ungleichſchaligen ſind unterſchieden in ſolche, deren Hauptſchale röhrenförmig iſt, wozu Teredo und Fistulana; ſolche, die zwei entweder nur einfach gegenüberſtehende, oder durch ein Schloß vergliederte Schalen haben, wozu nach Acardo (Sphaerulites und Umbrella), Radiolites (Sphaerulites), Chama, Spondylus, die ſämtlichen übrigen zweiſchaligen Muſcheln, unter dieſen auch Hyalaea, und als neue Gattungen Plicatula und Gryphaea; und endlich ſolche, die mehre ungleiche, nicht durch ein Schloß vergliederte Schalen haben, wozu Anatifa und Balanus. Mit der zunehmenden richtigen Würdigung der organiſchen Beſchaffenheit und des inneren Baues der Weichthiere gewann das zoologiſch-zootomiſche Studium derſelben ebenſo ſehr an Intereſſe, als an Umfange, und der Conchyliologie blieb alſo nur noch ein untergeordneter Rang. Die allgemeineren größeren Abſchnitte in der Eintheilung der Conchylien, die allein auf der Beſchaffenheit der Gehäuſe beruheten, mußten in der ſyſtematiſchen Anordnung der Mollusken anderen, auf die Beſchaffenheit der

Digitized by Google

Thiere begründeten weichen. Allein obgleich einzelne Naturforscher die Bedeutung der Conchylie offenbar zu geringe anschlugen, behielt sie doch auch ihre Fürsprecher, die sie geltend zu machen suchten und einzelne neue Merkmale an ihr auffanden und hervorhoben, die zur Feststellung engerer systematischer Begriffe und Zusammenstellungen das ihrige beitrugen. Wir dürfen uns hier billig nur auf den ostrakologischen Theil des Studiums der Mollusken beschränken, und müssen den sarkologischen dem Artikel Mollusca überlassen, wollen aber doch auch besonders bemerklich machen, welcher Vortheil für eine naturgemäßere Anordnung und richtigere Terminologie in der Conchyliologie aus der näheren Kenntniß des Thieres hervorging.

J. Ph. R. Draparnaud machte in seinem Tableau des Mollusques terrestres et fluviatiles de la France (Montpell. 1801) und später in seiner Histoire naturelle des Moll. terr. et fluv. de la France (Paris 1805) mit Recht darauf aufmerksam, daß man bei Bestimmung des vorderen und hinteren Endes, des oberen und unteren Randes und der linken und rechten Schale die Muschel so vor sich aufstellen müsse, als wenn das Thier sich vor uns fortbewegte. Bisher war diesen Bestimmungen seit Linné eine entgegengesetzte Bedeutung gegeben, obgleich schon Réaumur (sur le mouvement progressif des coquillages, in den Mém. de l'Acad. d. sc. de Paris 1712) auf die richtigere Bezeichnung hingewiesen hatte. Er unterschied und bestimmte auch genauer die Gattungen Vitrina, Succinea, Clausilia, Pupa, Physa und Valvata.

Fr. v. P. Schrank hat in seiner Fauna boïca (Bd. III. Abth. 2. 1803) sich genau an Müllers System gehalten. Die von ihm zwischen Vertigo und Buccinum (Limnaeus) als neu aufgestellte Gattung Galba, eine ungedeckelte Wasserschnecke mit eiförmiger Mündung, ist unvollkommen beschrieben, und bleibt daher zweifelhaft. Er will, daß die gedeckelten Schnecken, von den einschaligen ungedeckelten getrennt, eine eigene Abtheilung zwischen diesen und den zweischaligen darstellen.

In den Supplementbänden der Detervilleschen Ausgabe des Buffon befolgte L. A. G. Bosc in der von ihm bearbeiteten Histoire naturelle des Coquilles, Vers et Crustacés (1802) größtentheils die Bruguièrsche Methode, unterschied auch noch die Vers mollusques von den Vers testacés; führte indeß unter den Patellen eine neue (zweifelhafte) Gattung, Oscana, ein, und nahm die Daudin'schen Gattungen Ungulina, Erodona (Mya) und Hiatella auf.

Die Bearbeitung der zur Sonnini'schen Ausgabe des Buffon gehörigen Histoire naturelle des Mollusques hatte Denys de Montfort, ein ehemaliger Zuhörer Lamarcks, übernommen. Nach seiner Anlage ward sie ein weit aussehendes Unternehmen. Er will alle Thiere ohne Wirbelsäule Mollusken genannt, die Crustaceen aber, die Arachniden und Insekten von seiner Arbeit ausgeschlossen wissen. Er brachte nur vier Bände zu Stande (Tome I — IV. à Paris ch. Bertrand. an X. 1802. 8.), deren drei erste beinahe nur von den Sepiaceen handeln, die er Mollusques coriacés nennt; zu Ende des dritten beginnen die Mollusques coriacés testacés, die bis zu Ende des vierten Bandes fortlaufen und nur drei Gattungen enthalten, davon die Argonautae, unter welchen neben den wahren Argonauten auch verschiedenartige andere mikroskopische Cephalopoden (Peneroplis u. a.) aufgeführt werden, den Anfang machen; mit den Carinaires glaubte M. auch Argenville's Bonnet de Dragon (Pileopsis) verbinden zu können; unter den Nautilis sind ebenfalls noch verschiedenartige Gattungen (Nautilus, Robulina, Bellerophon) zusammengefaßt.

Fel de Roissy bediente sich in der Fortsetzung dieses Werkes (vol. V — VI. ibid. an. XIII. 1805) der Cuvier'schen Eintheilungsweise, und nahm die von Lamarck vorgeschlagenen Gattungen an. Seine Arbeit gewährt eine wohlgeordnete Übersicht aller damals bekannten Conchyliengattungen. Die Lamarck'schen (Annales du mus. vol. I. 1802) neuen Gattungen Tubicinella, Coronula, Diceras und die von Fleuriau de Bellevue (Journ. de Physique tom. LIV.) aufgestellten Gattungen Rupellaria (Petricola), Rupicola (Anatina) und Saxicava schaltete er gehörigen Orts ein. Die Gattung Penicillus (Adspergillum) zog er zuerst von den einschaligen zu den zweischaligen herüber, und stellte sie in der Nähe von Fistulana (F. clava = Teredo clava) auf. Er wollte noch die Namen Ancilla (Ancillaria) in Anaulax abgeändert wissen, weil Geoffroy schon einer andern Muschelgattung den Namen Ancile (Ancylus) beigelegt hatte, und den Namen Galathea in Egeria, weil jener schon einem Insekte beigelegt war; beide Abänderungen sind jedoch von späteren Conchyliologen nicht angenommen worden.

Auch C. Dumeril folgte in seiner Zoologie analytique (Paris 1806) den zoologischen Eintheilungsgrundsätzen Cuvier's, wobei die Conchyliologie an sich leer ausging; doch unterschied er zuerst die Brachiopodes als eigene Ordnung, verband jedoch fälschlich noch die Cirripèdes damit.

Von dem im Jahre 1800 erschienenen Essai d'une méth. conchyliologique par M. Daud. de Férussac, père, besorgte sein Sohn, der Baron Daudeb. de Féruſſac im Jahre 1807 eine neue Ausgabe. Es sind nur die Land- und Süßwasserweichthiere darin abgehandelt, nach dem vorgeschrittenen Standpunkte der Wissenschaft berichtiget und mit neuerer Synonymie ausgestattet; auch sind die Gattungen Septaria (Navicella, Lam.), Melanopsis (Melania, Oliv.) darin aufgestellt. Die sämtlichen angeführten Gattungen sind in einer besondern Tabelle auch nach der Beschaffenheit ihrer Gehäuse angeordnet, und demzufolge in zwei Ordnungen getheilt; die erste Ordnung enthält die nackten oder beinahe nackten Mollusken; diese haben entweder keine äußere Schale, oder nur eine kleine äußere Schale; die zweite Ordnung enthält zwei Abtheilungen, in der ersten die einschaligen, die entweder keine Deckel haben, oder mit einem Deckel versehen sind, ihr Deckel ist einfach oder zusammengesetzt; in der zweiten die zweischaligen, die entweder ein zusammengesetztes (gezahntes), oder ein einfaches Schloß haben.

Lamarck war fortwährend bemüht, das natürliche System zu vervollkommenen, und schlug demzufolge in jeder neuen Bearbeitung desselben neue Änderungen vor.

Digitized by Google

In der in seiner Zoologie philosophique (Tom. I. Paris 1809) enthaltenen Distribution générale des animaux, bilden den Annelides folgend die neunte Klasse des gesammten Thierreichs die Cirripèdes, welche nur noch die Gattungen Tubicinella, Coronula, Balanus und Anatifa in sich begreifen. Die zehnte Klasse enthält die Mollusques in zwei Ordnungen; ihre Gattungen sind in Familien aufgestellt. Die erste Ordnung enthält folgende Muschelfamilien: les Brachiopodes, welche hier nur die Gattungen Lingula, Terebratula und Orbicula in sich begreift, les Ostracées, les Byssifères, les Camacées, les Naïades, les Arcacées, les Cardiacées, les Conques, les Mactracées, les Myaires, les Solenacées, les Pholadaires. Neu ist die Gattung Anatina unter den Myaires, Etheria unter den Camacées. Die Familien der zweiten Ordnung bieten noch manche höchst unangemessene Zusammenstellungen dar; so ist Helicina mit Helix und anderen Gattungen ohne Deckel unter den Colimacées vereinigt; Cyclostoma, Paludina, Planorbis und Ampullaria unter den Orbacées; die Calyptracées bilden die Gattungen Crepidula, Calyptraea, Solarium und Trochus, während Turbo mit Phasianella u. a. unter den Turbinacées verbunden und diese beiden Familien durch die Hétéroclites, welche die Gattungen Bulla, Volvaria und Janthina bilden, von einander getrennt sind u. s. w. So bunt und mannigfaltig möchte das Gemisch kaum ausgefallen seyn, wenn die Gattungen auch nur nach der Beschaffenheit ihrer Gehäuse angeordnet worden wären! Die vielkammerigen Cephalopoden sind nach der Verschiedenartigkeit ihrer Schalen in drei Familien getheilt: die Lenticulacées enthalten, neben den alten Rotalite und Nummulite, die neuen Gattungen Miliolite, Gyrogonite (fälschlich auf den fossilen Samen einer Chara gegründet), Rénulite, Discorbite, Lenticuline; die Lituolacées, außer den neuen Lituolite und Spirolinite, die alten Spirule, Orthocère, Hippurite, Bélemnite; die Nautilacées, neben Baculite, Turrilite, Ammonite, Orbulite und Nautile, als neu nur Ammonocératite. Von den einkammerigen, die unter den Familiennamen Argonautacées Argonauta und Carinaria in sich begreifen, sind die Sépialées getrennt.

Während nun ein natürliches System der Weichthiere durch Poli's, Cuvier's, Lamarck's, Okens Arbeiten sich immer mehr entwickelte und ausbildete (s. Mollusca), fehlte es doch auch nicht an Arbeiten und Entdeckungen, die das künstliche System der Conchyliologie zu vervollkommenen und darin dem natürlichen System neue Vortheile zu gewähren geeignet waren.

Die von Gotth. Fischer von Waldheim, in Moskau, im Museo Demidoffiano (vol. 3. Moscau 1807. Vergl. Férussac Bull. d. sc. nat. tom. VII. nr. 104. tom. XIX. nr. 130) vorgeschlagenen neuen Schneckengattungen sind nur deshalb unbeachtet geblieben, weil jene Schrift nicht durch den Buchhandel verbreitet worden und überhaupt kaum zu erlangen ist. Sie sind: Acanthina (Monoceras), Xenophora (Phorus), Solidula (Tornatella), Polydonte (Scarabus), Pleurodonte (Helicodonta), Anostoma, Plocarhia (Plocaria? mikroskopisch und zweifelhaft); einigen dieser Namen gebührt offenbar das Vorrecht vor den entsprechenden späteren Montfort'schen und Lamarck'schen Namen.

Dan. de Montfort theilt in der Einleitung zu seiner Conchyliologie systematique (Tom. 2. Paris 1808 — 1810) sämtliche Conchylien, unter welchem Namen er nicht allein die Gehäuse der Weichthiere, sondern auch schalige Röhren der Anneliden zusammenfaßt, in univalves, dissivalves, multivalves und bivalves. Durch die (aus dissideo und valva fehlerhaft zusammengesetzte) Benennung dissivalves will er diejenigen Conchyliengehäuse bezeichnet wissen, die mehre, weder mittelbar noch unmittelbar mit einander im Zusammenhange stehende Stücke enthalten, so daß die Nebenstücke mit dem Hauptstücke durch kein gemeinschaftliches Band verbunden sind; wie bei Teredo, Tubicinella, Balanus, Coronula. Zu den multivalves gehören hingegen Anatifa, Pholas u. a. Die univalves unterscheidet er in cloisonnées und non cloisonnées; jene entsprechen den vielkammerigen, diese den einkammerigen. Die coquilles univalves cloisonnées, den ersten Band erfüllend, sind in coquilles cloisonnées, contournées en spirale und coquilles cloisonnées droites eingetheilt, und diese beiden wieder in mehre Unterabtheilungen. Es sind der coquilles cloissonnées insgesamt hundert Gattungen; Lamarck hatte bis dahin nur achtzehn, und also hatte Montfort zwei und achtzig neue Gattungen aufgestellt; aber nicht viele der von ihm aufgestellten Gattungen sind durch wesentliche Merkmale wohl begründet, die mehrsten beruhen auf unerheblichen Unterscheidungsmerkmalen, die zu Gattungskennzeichen nicht hinreichen (so sind z. B. die Montfort'schen Gattungen Phonemus, Pharamum, Herion, Clisiphontes, Patrocles, Lampas, Antenor, Robulus, Rhinocurus, Sphincterules sämtlich unter der einen Ordigny'schen Gattung Robulina zu vereinigen u. dergl. m.); einige andere sind bis jetzt zweifelhaft geblieben (Cortalus, Canopus, Periples), oder verdächtig, oder heterogen befunden (so gehören Jesites und Charybs zu den Spirorbibus, Lagenula, Chelibs, Nogrobs zu den Polypen, unter dem Gattungsnamen Aeolides ist der Deckel einer Schnecke dargestellt u. s. w.); nur wenige halten ganz die Probe, wie Cidarollus (Rosalina), Bellerophon, die M. jedoch mit Unrecht für mehrkammerig hielt u. s. w. Bei alle dem hat Montfort immerhin viel Verdienst um die nähere Erforschung und Kenntniß zumal der mikroskopischen, fossilen sowol als frischen, Gehäuse der Cephalopoden. Die coquilles univalves non cloisonnées, den zweiten Band einnehmend, sind nach Lamarck in zwei Abschnitte getheilt, je nachdem sie entweder eine ganz randige, oder eine an der Basis ausgerandete, in eine Rinne oder einen Schnabel auslaufende Mündung haben. Jeder dieser Abschnitte hat mehre Unterabtheilungen. Der Gattungen sind 191 aufgeführt, und unter diesen allerdings manche neue, aber nicht alle sind wohlbegründete. Den Anfang machen folgende Gattungen: Carinarius (Carinaria), Argonauta, Terebellum (Pectinaria), Amphitrites (Terebella), Artolon (wahrscheinlich ebenfalls eine Annelide, wie die beiden vorhergehenden), Dentalium, Serpulus (Serpula), Vermicularius (Vermetus), Spirorbis, Siliquarius (Sili-

Digitized by Google

quaria), Magilus (neue Gattung), Hyalaeus (Hyalaea), Archonta (auch eine Hyalaea?), Capulus (Pileopsis), Scutus (Parmophorus), Heleion, Patellus (beide zu Patella, Linn.), Palmarium (zweifelhaft), Emarginulus (Emarginula), Calyptrus (Calyptraea), Cimber (Septaria, Fér.), Crepidulus (Crepidula), Amphibulimus (Succinea), Testacellus, Parmacella, Fissurellus (Fissurella), Sigaretus, Stomax (Stomatia), Padollus (neu; unter Haliotis), Haliotis, Lanistes (neu; unter Ampullaria), Lippistes (neu) u. s. w. Montfort's System ist, wie sich aus obigem ergibt, durchaus ein künstliches; die von ihm beobachtete Reihenfolge der Gattungen ist ganz abweichend von der bisherigen; in seiner Nomenclatur herrscht viele Willkür, und nicht selten ist diese ungereimt oder fehlerhaft. Er darf nicht ohne Kritik benutzt werden. Jede Gattung ist durch eine Figur erläutert, die der Verf. selbst gezeichnet und in Holz geschnitten hat. Der dritte Band, der die Muscheln enthalten sollte, ist nicht herausgekommen.

Schon Adanson hatte auf die Bedeutung der Muskeleindrücke in den Muschelschalen und ihre Anwendbarkeit auf die systematische Eintheilung der Muscheln hingewiesen und bemerklich gemacht, daß sie nach ihrer Gestalt, Größe und Anzahl zu unterscheiden seien. Lamarck theilte aus dieser Rücksicht schon seit dem Jahre 1807 (Annales du muséum. vol. X. p. 389) seine Acéphalés nach der Anzahl ihrer Muskeln in monomyaires und dimyaires. Oken (Neue Klassification der Muscheln; in Gött. gel. Anz. d. 22. Okt. 1810. St. 169) gab den Muschelschalen auch ihre physiologische Bedeutung, indem er sie den Kiemendeckeln der Fische verglich; er wies zugleich nach, daß man nach den an ihrer innern Fläche befindlichen Eindrücken zu beurtheilen vermöge, ob das Thier Athmungsröhren habe oder nicht, und daß man auch die Lage derselben, die Gestalt des Mantels, des Fußes, die Insertion der Schließmuskel daran erkennen könne.

Den Entwurf eines neuen Systems der Schalthiergehäuse kündigte J. K. Megerle von Mühlfeld, Custos am kaiserl. Nat.-Cab. in Wien, an, machte jedoch nur die erste Abtheilung desselben, die Muscheln enthaltend (im Mag. d. Ges. naturf. Fr. zu Berlin, Jahrgang V. Erstes Quartal. 1811), bekannt. Es ist ganz auf die äußere Beschaffenheit der Schalen und des Schlosses gegründet. Die Muscheln sind in mehrklappige Schalthiergehäuse und zweiklappige Muscheln eingetheilt. Zu den mehrklappigen zählt der Verf. sechs Gattungen: Chiton, Balanus (Balanidea, Bl.), Lepas (Lepadicea, Bl.), Pholas, Teredo, Fistulana (Teredo); zu den zweischaligen 54 Gattungen: Vagina (Solen), Siliqua (Solen und Glycymeris), Solen (Sanguinolaria, Psammobia, Capsa), Auriscalpium (Anatina), Mya, Lutraria, Arenaria (Listera), Angulus (Tellina), Polyodonta (Nucula), Donax, Cuneus (Cytherea), Anodonta, Unio, Tapes (aus Venus monstrosa und V. literata), Venus (V. Dione), Chione (Crassatella, Venus), Fimbria (Corbis), Bucardium (Isocardia), Cardissa (Hemicardium), Cardium, Mactra, Trigona (Cytherea, Donax), Corbicula (Cyrena), Pectunculus, Cornea (Cyclas), Pisum (Argenville Conch. tab. 27. fig. 11; ists nicht ein abgeschliffener Pecten?), Tellina (Loripes, Tellina, Lucina), Orbiculus (Cytherea), Placenta (Placuna), Amusium (Pecten), Pandora (Pecten), Pecten, Lima, Spondylus, Chama, Acardo (Umbrella), Crania, Gryphus (Terebratula), Anomia, Ostrea (Ostrea und Malleus), Sutura (Perna), Margaritifera (Meleagrina), Arca, Aloidis (Cytherea?), Pelvis (Hippopus), Cardita, Glans (Cardita), Trapezium (Cypricardia, Gastrochaena), Lithophagus (Lithodomus), Mytilus, Lingula, Pinna, Hyalaea. Der Verf. hat demnach eine ansehnliche Menge neuer Gattungen aufgestellt; es trifft ihn aber der Vorwurf, mehren Gattungen neue Namen beigelegt zu haben, die von seinen Vorgängern schon mit andern Namen bezeichnet waren; so hätten die Bruguièreschen Gattungsnamen Terebratula, Perna und die Lamarckschen Nucula, Cyclas, Hippopus unverändert bleiben sollen.

Im natürlichen Systeme blieben die von der Ein-, Zwei- oder Mehrschaligkeit der Gehäuse entnommenen Merkmale nicht mehr als Unterscheidungskennzeichen geltend. Lamarck berücksichtigte in seinem Extrait du cours de Zoologie du Muséum d'hist. nat. sur les animaux sans vertèbres (Paris 1812. 8.), soweit die Conchylien in Betracht kamen, zum Theil mehr die Gestalt derselben im Allgemeinen, und theilte sie in dieser Beziehung in Vermiculaires, wozu Dentalium, Spirorbis, Siliquaria, Serpula, Galeolaria; in Subcoronales, wozu die Bostrychopoden; in Cardinifères, wozu sämtliche Muscheln, eingetheilt in monomyaires und dimyaires, zu welchen letzteren auch die Pholaden und Tubicoleen; und in die Subspirales, wozu die Cephalopoden, Trachelipoden, Gasteropoden und Pteropoden gehören. Chiton ist mit Patella, Ancylus, Umbrella, die hier zunächst eingeführt wird, Parmophorus u. a. unter den Gasteropoden vereinigt. Bei den Muscheln ist die Beschaffenheit und Lage des Ligaments gehörig gewürdigt worden; die Familie der Lithophages ist eingeführt und dieser die Daudin'sche Gattung Rupicola beigefügt, während doch auch Anatina unter den Myaires verblieben ist; unter den Conques sind die Gattungen Cyprina und Donacilla (Ligula) neu, unter den Pholadaires Clavagella. Unter den Gasteropoden sind aus der Familie der Calyptraciens die Gattungen Solarium und Trochus entfernt, und dagegen Emarginula, Fissurella und als neu die Gattung Pileopsis (Capulus, Montf.) darin aufgenommen. Bei den Trachelipoden ist die Gegenwart oder der Mangel eines Deckels bei der Aufstellung in Familien in Anschlag gebracht. Neue Familien sind die Limnéens, die Mélaniens, mit der neuen Gattung Pyrena, die Auriculacées, die Peristomiens, welche die früheren Orbacées enthält, mit Ausschluß von Cyclostoma und Planorbis, die Plicacées mit den neuen Gattungen Tornatella und Pyramidella, die Scalariens und Macrostomes; die Ailées sind von den Canalifères geschieden und diese mit Struthiolaria und Ranella vermehrt; die Purpurifères mit Cassidaria und Ricinula. Die Cephalopoden sind ebenfalls durch einige neue Familien vermehrt; die Orthocérées mit der neuen Gattung Nodosaria; die Cristacées bilden

Digitized by Google

die Gattungen Cristellaria und Orbiculina; die Sphérulées enthalten die neue Gattung Melonites; die Radiolées die neue Gattung Placentula; die Nautilacées sind durch die Gattungen Siderolites und Vorticialis vermehrt, und die Ammonées bilden wegen der buchtigen Scheidewände eine eigene Familie.

L. Oken hat in seinem Lehrbuche der Naturgeschichte (Th. III. Zoologie. Abth. 1. Fleischlose Thiere. Jena 1815.) ein auf physiologische und anatomische Analogie gegründetes, von dem bisherigen abweichendes, eigenthümliches, natürliches zoologisches System entwickelt. Es ist in dem Texte selbst und in dem späteren vor dem Handbuche eingeschalteten Rahmen zur Thiergeschichte auf verschiedene Weise aufgestellt. An den letzteren soll man sich halten; die Darlegung desselben bleibt aber, soweit es die Weichthiere angeht, dem Artikel Mollusca aufbehalten. Im Texte selbst bilden im ersten Thierkreise (wir behalten hier die Okenschen Benennungen bei) die vierte Klasse die Thierklure, Leche. Die erste Ordnung dieser Klasse bilden die Klurlechen, Maden (Entozoa), die zweite Ordnung die Kerfleche, Muscheln, die dritte Ordnung die Schnecken, die vierte Ordnung die Kraken. Bei den Muscheln erwägt Oken doch auch die Muschelschalen näher, stellt sie wie Draparnaud, will am Schlosse, das er dem Rückgrathe vergleicht, die Zähne nicht als Unterscheidungsmerkmale größerer Abschnitte gelten lassen, aber wol die Muskeln. Er unterscheidet den Schulter- und den Hüftmuskel; vereinigen sich diese, so bilden sie den Stuhl. Es gibt also einspierige oder einmuskelige und zweispierige oder zweimuskelige Muscheln. Die Eindrücke an der innern Fläche der Schalen geben diesen Unterschied zu erkennen; außerdem bezeichnet den Umfang des Mantels die Mantel- oder Scheidenfurche; bei kurzer Athemröhre und vorn offenem Mantel fällt der Eindruck derselben mit der Spitze der Mantelfurche zusammen und heißt Hakenfurche; bei langen Athemröhren und vorn sackförmig geschlossenem Mantel greift der Eindruck der Röhrenmuskeln tief in die Schale herunter, fällt nicht am Ende, sondern in der Mitte mit der Mantelfurche zusammen und heißt dann Angelfurche. Es gibt demnach *a*) zweispierige, *aa*) Angelmuscheln, *bb*) Hakenmuscheln, *cc*) Scheidenmuscheln, und *b*) einspierige, welche alle Scheidenmuscheln sind. Auf die Eindrücke hat Oken sein System gegründet. Bei den einspierigen oder Stuhlmuscheln ist meistens eine Schale tiefer und größer als die andere; jene geht in ein Schneckenhaus über, diese bildet den Deckel darauf; sie sind also Übergänge zu den Schnecken. Wissenschaftlich zerfallen die Muscheln in drei Zünfte, je nachdem sie den Maden entsprechen, oder den Schnecken, oder in der Mitte stehen. Die erste Zunft enthält demnach die Madenmuscheln, Hakenmuscheln, Giene; diese sind *a*) Fiekmuscheln, nackte, *b*) Fluckmuscheln mit langem Schloßzahne oder sehr kurzer Angelfurche, wozu Teredo, Pholas, Mya (Mya, Panopaea, Anatina), Solen, *c*) Spullmuscheln mit kurzen Schloßzähnen, angel- oder hakenförmigen Furchen, wozu Solen, Aulus (Sanguinolaria), Tellina, Cyclas, Donax, *d*) Archengiene mit meist bauchiger, starker, gezahnter Schale, auswendigem Schloßbande, Hakenfurche, wozu Venus (Venus, Cytherea, Corbis), Capsa, Cytherea, Artemis (Cytherea), *e*) Austergiene, wie vorige, Schloßband inwendig, wozu Mactra, Lutraria, Crassatella, Ungulina. Die zweite Zunft, Muschelmuscheln, Scheibenmuscheln, Archen, zerfällt in *a*) Scheidenarchen, mit meist ungleichen Schalen, wozu Irus, Pandora, Saxicava, Petricola, Loripes, Psilopus, Etheria, *b*) Gienarchen mit gewölbten starken Schalen, vier starken Schloßzähnen, wozu Glossus, Isocardia, Cardissa, Cardium, *c*) Archenarchen mit Schloßkerben, wozu Axinaea (Pectunculus), Arca, Trisis (Arca tortuosa), Trigonia, *d*) Austerarchen mit mißfarbigen, länglichen, meist flachen, selten gerippten Schalen, aus Naker (Perlmutter), wozu Arcinella (Cardita), Unio (Alasmodonta), Lymnium (Unio), Anodon (Anodonta). Zu den Einmuskeligen gehören Mytulus (Mytilus und Modiola), Perna (Lithodomus), Pinna. Die dritte Zunft, die Schneckenmuscheln, Stuhlmuscheln, Austern; diese sind *a*) Gienaustern mit zwei Zähnen, ganzen Wirbeln, wozu Chama (Tridacna, Hippopus), Spondylus (Spondylus und Plicatula), Pecten, *b*) Archenaustern, Stuhlaustern, mit zahnlosem Schlosse, senkrecht im Wirbel liegenden, diesen durchbohrenden Bande, wozu Lima, Ostreum (Ostrea, Malleus, Perna), Anomia, *c*) Austeraustern, Armaustern, mit meistens durchbohrten, kleinen, zerbrechlichen, mißfarbigen Schalen, wozu Terebratula, Delthyris, Orthis), Lingula, Orbicula. Die Schnecken entstehen allmälig aus den Muscheln, indem sich eine Schale vertieft, das ganze Thier aufnimt und die andere Schale nur noch als Deckel dient, der endlich gar verschwindet. Sie sind in vier Zünften aufgestellt. Erste Zunft: Kreisschnecken, Drolle, Quallenschnecken, mit runder Schalenöffnung, einem Deckel; sie enthält *a*) Treppen, Drolldrollen, mit locker, wie Wurmröhre aufgewundener Schale, wozu Vermet, Claihrus (Scalaria), Pupa, Kruck (Litorina), *b*) Nalde, Kinkdrolle, mit kegelförmiger, an der letzten Windung weiter, ausgeschweifter Schale, wozu Cyclostoma (Paludina), Vibex (Melania, Cerithium, Pyrena), Melania, Ampullaria, *c*) Neriten, Schneildrolle, mit kurzer, nachenförmiger Schale, halbkreisförmiger Mündung, wozu Valvata, Nerita (Neritina), Natica, Peloronta (Nerita), *d*) Thürme, Schluchdrolle, mit meistens thurmförmiger, fester, gewundener Schale, wozu Turbo, Labio (Monodonta, Rotella, Trochus), Trochus (Monodonta, Trochus, Solarium, Telescopium, Pyramidella), Phasianella. Zweite Zunft: Spaltschnecken, Kinke, Muschelschnecken, mit ausgeschnittener, oder in einen Kanal verlängerter Schalenöffnung, einem Deckel; sie sind *a*) Krulle, Drollkinke, ihr Athemkanal ist sehr lang, oder der Mundrand wird flügelförmig, wozu Murex (Murex, Tritonium, Ranella, Purpura, Pyrula), Pleurotoma (Pleurotoma, Fusus, Tritonium), Cerithium, Strombus (Rostellaria, Strombus), *b*) Hilme, Kinkinke, mit gedreheter Schale, eiförmiger Mündung, kurzem Kanal, wozu Concholepas, Eburna, Purpura, Sistrium (Purpura, Monoceros, Buccinum), Bucci-

Digitized by Google

num, Cassis, *c*) Wele, Schneilkinke, mit gerollter Schale, spaltförmiger in den Athemkanal sich verlierender Mündung, selten mit einem Deckel, wozu Conus, Turbinellus (Volutae muricatae, Turbinella), Voluta (Oliva, Marginella, Columbella, Mitra), Cypraea, *d*) Kähne, Schluchkinke, mit gedreheter Schale, weiter, eiförmiger Mündung, sehr kurzem Kanale, selten mit einem Deckel, wozu Terebra, Nassa, Dolium? Harpa? Cymbium, Janthina. Dritte Zunft: Schneckenschnecken, Schneile, Nacktschnecken, sind mehrentheils nackt; nur die Sippschaft der Kreiskiemen oder Schneilschneilen enthält neben Phyllidia die Gattungen Chiton, Patella (Patella, Fissurella, Emarginula, Pileopsis, Crepidula, Calyptraea), Haliotis (Haliotis und Stomatia), und die Sippschaft der Schluchschneile enthält außer der nackten Lobaria (wozu aber auch Bullaea und Sormetus gezogen sind), die Gattungen Bulla, Aplysia (mit Dolabella, Sigaretus?), Pleurobranchus. Vierte Zunft: Krakenschnecken, Schluche, Deckschnecken, sind nackt, oder haben eine verborgene oder eine große, gedrehete, selten eingerollte Schale, keinen Deckel; sie sind *a*) Drollschluchen, wozu Planorbis, Bullinus (Physa, Amphipeplea, Ancylus), Lymnaea, Marsyas (Auricula), *b*) Kinkschluche, worunter nur Parmacella mit einem Schälchen, *c*) Schneilschluche mit gedreheter Schale, mit Windungen oder doch einer Spur von Windungen, wozu Carychium, Vertigo, Testacella (Vitrina), Lucena (Succinea), *d*) Schluchschluche mit thurmförmiger, flacher, länglich-ovaler, kugeliger, kalkiger, horniger, dünner Schale, runder, halbmondförmiger oder länglicher Mündung, glatter Säule, wozu Volvulus (Clausilia, Pupa, Helix, Bulimus), Vortex (Carocolla, Anostoma, Helix), Helix, Pythia (Bulimus). Die Kraken (Cephalopoda) sind nackt oder haben eine Schale, die durch Scheidewände in Querfächer getheilt ist; durch die Scheidewände geht ein Loch, durch die Schwanzspitze des Thieres hervorgebracht, durch das Loch ein Faden oder ein Gefäß. Sie zerfallen in vier Zünfte. Erste Zunft: Quallenkraken, Lenticuliten, mit scheibiger Schale, inwendigen Windungen; sie sind *a*) Nummuliten, linsenförmig, wozu Tinoporus, Siderolites, Nummulites, Rotalites, *b*) Oolithen, kugelförmig, wozu Borelis, Miliolites, Clausulus, Gyrogonites, *c*) Discoliten, flach, wozu Discolites, Archais, Helenis, *d*) Mammiliten, höckerig, wozu Themeon, Patrocles, Macrodites, Pollontes. Zweite Zunft: Muschelkraken, Lituiten, gerade, stabförmig, mit Querwänden; sie sind *a*) am Ende gebogen, wie Scortimus, Astacolus, Nogrobs, Lituites, *b*) ganz gerade, wie Hippurites, Canopus, Misilus, Chelybs, *c*) kegelförmig, wie Paclites, Rheophax, Batolites, Molossus, *d*) Achelois, Callirrhoë, Telebois, Belemnites. Dritte Zunft: Schneckenkraken, Hyaleen, enthält die Sippschaften *a*) der Clionen, wozu Clio und Cleodora, *b*) der Triclen, wozu, mit Schale, nur Tricla (Hyalaea), *c*) der Glauken, *d*) der Pterotracheen, wozu, mit Schale, nur Firola und Carinaria. Vierte Zunft: Krakenkraken mit gedreheter oder selbst gerollter Schale, in sich mit oder ohne Scheidewände; sie sind *a*) Turrilliten, mit wie Wendeltreppe gedreheter Schale und Scheidewänden, wozu Siliquaria(?), Cortalus, Turrilites, Eponides, *b*) Ammoniten mit röhrenförmig eingerollten Schalen und Scheidewänden, wozu Spirulaea, Ammonites (Nautilus), Antenor, Melonis, *c*) Nautilen mit tutenförmig eingerollten, ungenabelten Schalen und Scheidewänden, wozu Chrysolus, Geophonus, Bisiphites, Nautilus, *d*) Sepien, nackt, oder eingerollte Schale ohne Scheidewände, wozu, von schaligen, Kronjacht (Limacina), Cymbulia, Argonauta. In der fünften Klasse, die Lungenthiere, Pflanzenkobe, Kerfe enthaltend, bilden die erste Ordnung die Wurzelkerfe, in dieser die zweite Zunft die Armwürmer, deren zweite Sippschaft die Balanen, wozu Tubicinella, Coronula, Balanus, die dritte Sippschaft die Lepaden, wozu Branta (Malacotta), Mitella (Scalpellum, Pollicipes), Lepas (Anatifera); die vierte Zunft, die Fußwürmer, enthält in der dritten Sippschaft die Dentalen, wozu Tubipora, Clymene (Bunode), Dentalium, Arytaene (Adspergillum), in der vierten Serpeln, wozu Spirographys (Amphitrite), Ocreale, Spirillum (Spirorbis, und wieder Limacina?), Serpula. — Oken hat besonders in Hinsicht auf die Muscheln das künstliche conchyliologische mit dem natürlichen zoologischen Systeme trefflich in Einklang und Übereinstimmung gebracht; manche geistreiche Idee ist durch ihn angeregt und entwickelt worden, die auch noch für die Conchyliologie an sich fruchtbar werden kann und wol noch mehr Berücksichtigung verdiente, als sie bisher gefunden hat (Mantels, Hakens und Angelfurche, Übergang der gedeckelten Schnecken in Muscheln ic.), auch sind mehre verwandte Gattungen, Unio, Lymnium, Anodon, glücklich von ihm unterschieden, und die Sippschaft der Lepaden ist mit Recht in mehre neue Gattungen getrennt worden; aber manche der vom Verf. als neu aufgeführten Gattungen waren es damals schon nicht mehr; so waren Aulus, Irus, Clathrus, Vibex, Peloronta, Volvolus, Vortex, Pythia schon früher unter den oben beigefügten Namen aufgestellt; einigen Gattungen sind Namen gegeben worden, die von früheren Autoren schon anderen Gattungen verliehen waren; so Sistrium, Tricla; zuweilen sind unter demselben Gattungsnamen Gattungen, die eben so sehr zoologisch als conchyliologisch verschiedenartig sind, mit einander verbunden; so unter Voluta, Patella, Bullinus; einige Zusammenstellungen sind nicht ganz glücklich getroffen; so steht Pupa, eine ungedeckelte Landschnecke, mit gedeckelten Meeresschnecken in derselben Sippschaft, Cymbium mit Janthina, Limacina und Cymbulia mit Argonauta; ja, die sämtlichen Weichthiere haben vor den Anneliden und Kerfen ihre rechte Stelle im Systeme nicht gefunden, und die höher als die übrigen Weichthiere gestellten Bostrychopoden sind wol nicht mit Recht durch Zoophyten, Anneliden und Echinodermen von jenen getrennt worden; endlich mögen auch die vielen neuen teutschen Namen der Zünfte und Sippschaften dem Okenschen Systeme den leichteren Eingang erschwert haben. Im Eintrage und Rahmen sind bereits mehre wesentliche Verbesserungen angebracht worden.

Digitized by Google

H. M. de Blainville, Prof. der Anat. und der Zool. zu Paris, hat in seinen verschiedenen Abhandlungen (in dem Bull. de la Soc. philom. 1814 — 1817) die Respirationsorgane als Grundlage einer naturgemäßen systematischen Vertheilung der Weichthiere berücksichtigt und in Anwendung gebracht, auch die verschiedenen Beziehungen der Schale zu denselben angedeutet; sein System wird aber unter dem Artikel Mollusca dargelegt werden.

Der Baron G. Cuvier baute ebenfalls auf rein zoologischer Grundlage weiter; indem er (Le Règne animal distribué d'après son organisation. Tome II. 1817) die verschiedenen Abschnitte seines Systems nach den allgemeinen äußeren Kennzeichen des Thieres bestimmte und dem zufolge das ganze Thierreich in vier große Abschnitte, nämlich in Wirbelthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Strahlthiere, die Weichthiere aber in sechs Klassen eintheilte, nämlich in Céphalopodes, Ptéropodes, Gastéropodes, Acéphales, Brachiopodes und Cirrhopodes, also größtentheils nach der Lage und Beschaffenheit der äußeren Bewegungsorgane; die große Klasse der Gasteropoden wieder in sieben Ordnungen, je nach der Lage ihrer Respirationsorgane (vergl. Mollusca). In den engeren Abtheilungen hat er es aber auch nicht verschmäht, die Schale und diese mitunter auch wol ausschließlich zu berücksichtigen; so bei den Nautilen und übrigen Polythalamien; so trennt er von den Bruguière'schen Bulimis, außer den bereits durch Lamarck davon abgesonderten Gattungen, auch noch die Gattung Chondrus (Pupa, Dr.). Unter dem Gattungsnamen Conchylium vereinigt er als Untergattungen: Ampullaria, Melania, Phasianella und Janthina. Mit den Seeohren sind die Gattungen Capulus, Crepidula, Fissurella, Emarginula, ja Navicella Lam. und sogar Carinaria in einer Ordnung verbunden. Die Muscheln sind ohne besondere Rücksicht auf die verschiedene Anzahl ihrer Muskeln in fünf Familien eingetheilt: die Ostracées, die Mytilacés mit der neuen Gattung Lithodomus, die Bénitiers, bestehend aus den Gattungen Tridacna und Hippopus, die Cardiacés, worin Corbis neu, und die Enfermés, deren Schale an beiden Enden mehr oder weniger klafft, mit der neuen Gattung Byssomya. Das Cuvier'sche System hat nicht nur den mehrsten Zoologen, sondern auch bei manchen Conchyliologen vorzugsweise Eingang gefunden, und hat öfters als Grundlage einer Vereinigung des natürlichen Systems mit dem künstlichen gedient.

Auch G. A. Goldfuß, Prof. der Zool. und Min. zu Bonn, hat in seinem Handbuche der Zoologie (Abh. I. Nürnberg 1820. 8.) seiner Eintheilung der Weichthiere das Cuvier'sche System zum Grunde gelegt, indem er mit Einschluß der Cirripeden dieselben Thiere Mollusken nennt, welche auch Cuvier so genannt hatte. Er theilt sie nach der Beschaffenheit ihrer Bewegungsorgane in acht Ordnungen, indem er die Acéphales in zwei Ordnungen theilt, Apoda und Pelecypoda, welche durch die Cirrhopoda getrennt sind, und die Chitonen als eigene Ordnung unter dem Namen Crepidopoda vor den Gasteropoden aufführt. Bei den rein zoologischen Bestrebungen des Verfassers darf für das künstliche System der Conchyliologie keine Ausbeute in diesem sonst so geist- und gehaltreichen Handbuche erwartet werden.

Ebenso hat auch A. Fr. Schweigger, damals Prof. der Med. und Bot. zu Königsberg, in der in seinem Handbuche der N. G. der skelettlosen, ungegliederten Thiere (Leipzig 1820. 8.) aufgestellten systematischen Übersicht der Weichthiere, welchen er jedoch nach der von ihm gebrauchten aufsteigenden Methode die Cirripeden als eigene neunte Klasse der skelettlosen Thiere vorangehen läßt, beinahe nur das Cuvier'sche System befolgt. Die Weichthiere bilden die zehnte Klasse und in dieser die übrigen Cuvier'schen Klassen der Mollusken nur Ordnungen. Die französischen Benennungen der Ordnungen und Familien, welche letztere bei Cuvier Ordnungen darstellen, hat er in das Lateinische übertragen. Im Systeme hat er hie und da noch Gattungen eingeschaltet, die Cuvier nicht aufgeführt hatte; nicht immer haben diese ihre rechte Stelle gefunden; so ist Concholepas als Untergattung unter Emarginula gerathen. Bei den Cirripeden und Muscheln konnte er schon Lamarck's neuestes Werk benutzen.

Bekannt mit Bruguière's, Lamarck's, Boée's und Mühlfeld's Schriften verließ doch Chr. Fr. Schumacher, Dr. der Med. und Prof. zu Kopenhagen, in seinem Essai d'un nouveau système des habitations des vers testacés (av. 22. pl. Kopenhagen 1817. 4.) die bisherigen Methoden conchyliologischer Klassification, um nach festeren Grundsätzen und mit mehr Konsequenz ein neues nur auf die Gehäuse gegründetes System aufzustellen. Er nennt die sämtlichen Conchylien zum Unterschiede von solchen niederen Thiere, deren mehre einen Stamm bewohnen, Monothalamos, mit welchem Kunstausdrucke doch bisher ein ganz verschiedenartiger Begriff verbunden war, und zählt denselben auch die Seeigel bei, als den Gehäusen der Balanen in Rücksicht auf Bau und Zusammenfügung verwandt. Der erste Abschnitt enthält die Echinoidea; der zweite die Testacea multivalvia; diese enthalten in der ersten Abtheilung die Ollata, wozu Balanus, Diadema (Coronula), Tetraclita, Verruca, in der zweiten die Loricata, wozu allein Chiton, in der dritten die Inclusa, diese schließen *a*) vier Schalenstücke ein, wie Teredo, oder *b*) nur zwei, wozu Chaena, in der vierten die Conchaeformia, diese sind *a*) scobinata, wozu Pholas, oder *b*) pedicellata, und diese entweder *a*) completa, wozu Ramphidiona (Pollicipes), Anatifa, oder *bb*) incompleta, wozu Senoclita, Malacotta. Der dritte Abschnitt enthält die Testacea bivalvia, die erste Abtheilung desselben hat iunctoram internam, wozu allein Crania, die zweite iuncturam externam s. marginalem, diese hat drei Unterabtheilungen, die erste *a*) hat eine durch ein Band (Ligament) verbundene Schale, ihre Schloßgruben sind *aa*) eiförmig-länglich, wozu Anomia, *bb*) linienförmig, wozu Pinna, Lingula, Glycymeris (Byssomya), Mytilus (Anodonta, Modiola, Lithodonus), Cristaria (Dipsas?), Perlamater (Meleagrina), *cc*) kegelförmig oder parallelepipe-

Digitized by Google

disch, etwas tief, wozu Ostrea, Himantopoda (Malleus), Vulsella, Lima, oder *dd*) zahlreich, auf breitem Schloßrande, wozu Melina (Perna); die zweite Unterabtheilung *b*) hat falsche Zähne, *aa*) mit beinahe linienförmigen, auseinanderstehenden Fortsätzen (apophyses), wozu Placenta (Placuna), Pandora, *bb*) mit ausgehöhlten, abgesonderten, beinahe senkrechten Fortsätzen, wozu Auriscalpium (Anatina), Periploma (Anatina trapezoides), *cc*) mit wagerechten Fortsätzen, wozu Mya, *dd*) mit linienförmigen, quer oder schrägstehenden Knorpeln, die eine Grube einschließen, wozu Amusium Mühlfd, Janira (Pandora Mühlfd), Pecten, *ee*) mit zahnförmigen Schloßfalten, *aaa*) einem querstehenden, abgeschnittenen Schloßrande, wozu Palsium (Pecten plica), *bbb*) einem seitwärts oder vertical stehenden Schloßrande, wozu Perna (Mytilus); die dritte Unterabtheilung *c*) hat wahre vergliederte Zähne, aber entweder *aa*) nur Hauptzähne und zwar *aaa*) nur einen an der linken (richtiger: rechten) Klappe, wozu Lobaria (Sanguinolaria), Chama, Margaritana (Alasmodonta), Solen, Didonta (Hiatella), Anatina (Listera), *bbb*) zwei an der rechten (richtiger: linken) Klappe, wozu Leguminaria (Solen radiatus), *ccc*) zwei an der linken Klappe, wozu Lutraria, Scrobicularia (Listera), Omala (Psammotea), Siliquaria (Solen guineensis Chemn.), Cultellus (Solen maximus), Capsula (Capsa), Gari (Tellina), Gastrana (Tellina und Veneropis), Terebratula (Delthyris und Terebratula), Spondylus (Spondylus und Plicatula), Anomalocardia (Cytherea flexuosa), *ddd*) drei an jeder Klappe, wozu Mercenaria (Venus), Tapes (Venus decussata), oder *bb*) Haupt- und Hymenal- (richtiger: hintere Neben-) zähne, diese haben *aaa*) nur einen Hauptzahn an der rechten Klappe, wozu Avicula, oder *bbb*) nur einen Hauptzahn an der linken Klappe, wozu Unio, Prisodon, Paxyodon (beide zu Hyria), Hippopus, Tridacna, Cardita, Arcinella (Chama), Ensis (Solen), *ccc*) zwei Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Bucardia (Isocardia), Donax, *ddd*) vier Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Arctica (Cyprina), oder *cc*) Haupt- und Anal- (richtiger: vordere Neben-) zähne, diese haben *aaa*) nur einen Hauptzahn an der linken Klappe, wozu Tridonta (Cyrena), Lentillaria (Cytherea), *bbb*) zwei Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Phyllocla (Tellina foliacea), *ccc*) drei Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Meroë (Cytherea), Cytherea (meretrix), Venus (Cyth. dione, guineensis und exoleta), Circe (Cyth. scripta), Trigona (Cyth. corbicula), *ddd*) Antigona (Venus cancellata), oder *dd*) Haupt-, Hymenal- und Analzähne, *aaa*) ein Hauptzahn an der linken Klappe, wozu Iphigenia (Donacina), Latona (Donax), Hecuba (Donax), Cardium, *bbb*) zwei Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Idothea (Corbis), Tellina, Lucina, Semele (Ligula), Mactra, *ccc*) drei Hauptzähne an der linken Klappe, wozu Libitina (Cypricardia), Cyclas (Cyprina?); *ee*) viele Zähne, wozu Cucullaea, Arca, Pectunculus, Leda (Nucula). Der vierte Abschnitt enthält die Testacea univalvia, die erste Abtheilung die schildförmigen, diese sind *α*) klappenförmig, *aa*) mit schwieliger Höhlung, wozu Orbicula, Umbraculum (Umbrella), *bb*) mit glatter Höhlung, wozu Nacella (Patella mytiloides), Patella, *b*) mützenförmig, *aa*) mit einfacher Höhlung, wozu Fissurella, Emarginula, Amalthea (Pileopsis), *bb*) in der Höhlung ein Tütchen, wozu Crucibulum, Mitrularia (beide zu Calyptraea), *c*) pantoffelförmig, wozu Sandalium (Crepidula), Trochita (Calyptraea und Crepidula); die zweite Abtheilung enthält die gewundenen, diese haben *α*) ein sichtbares, mehr oder weniger erhabenes Gewinde, *aa*) keine Säule, *aaa*) das Gewinde niedergedrückt, kaum sich erhebend, wozu Haliotis, Sigaretus, Hydatina (Bulla physis), Nerita (Nerita und Neritina), *bbb*) das Gewinde verlängert, wozu Scalaria, Columna (Achatina), *bb*) glatte Säule, Mündung *aaa*) ganzrandig, *α*) halbmondförmig, wozu Natica, Mammilla (Nat. mammilla), Amphibola (Ampullaria avellana), Helix, Otala (Helix und Pupa), *β*) dreieckig, wozu Globulus (Rotella), Carocolla, Calcar (Trochus), *γ*) viereckig, wozu Trochus, Solarium, Janthina, *δ*) kreisrund, wozu Delphinula, Annularia (Cyclostoma), Cyclostoma (Scalaria), Batillus (Turbo), Turbo, *ε*) eiförmig-länglich, wozu Turritella, Lymnaea, Ampullaria, Limicolaria (Bulimi oxychili), Melania, Bulimus, Achatina, *ζ*) linienförmig, Glandina (Polyphemus), *bbb*) die Mündung vorn (unten) ausgeschnitten, *α*) linienförmig, wozu Utriculus (Conus), Conus, Terebellum, *β*) länglich-eirund, wozu Eburna (Eburna und Terebra vittata), Ebena (Pyrena), *ccc*) die Mündung vorn rinnenförmig, hinten ganzrandig, wozu Harpa, Aplustrum (Bulla), Dolium, Tritonium Müll., Rudolpha (Monoceros), *ddd*) die Mündung vorn und hinten rinnenförmig, wozu Buccinum (Purpura), *eee*) die Mündung mit kurzem Schnabel, hinten rinnenförmig, wozu Tympanotonos (Cerithium), Melongena (Pyrula), *fff*) die Mündung mit einem Schnabel, hinten ganzrandig, *α*) fast kreisrund, wozu Purpura (Murex), Haustellum (Murex), *β*) eiförmig-länglich, *aa*) die Lippe hinten ganzrandig, wozu Rapana (Pyrula bezoar, Buccinum tranquebaricum), Pyrula (ficus), Murex, Pugilina (Pyrula), Fusus, *ββ*) die Lippe hinten gespalten oder ausgerandet, wozu Pleurotoma, Turricula, Perrona (beide auch zu Pleurotoma); *cc*) die Säule bald glatt, bald gestreift, wozu Canaris (Strombus), Strombus, Pterocera, *dd*) die Säule hinten mit einer Querschwiele, wozu Rostellaria, Cerithium, Nassa (Eburna und Buccinum), Nana (Melanopsis und Cyclops), Stramonita (Purpura), *ee*) die Säule höckerig, oder mit stumpfen Zähnen in der Mitte oder vorn, die Mündung *aaa*) ausgerandet, wozu Morula (Ricinula), *bbb*) geschnabelt, wozu Vertagus (Cerithium), *ccc*) ganzrandig, *α*) länglich-linienförmig, wozu Auricula, Pythia (Scarabus), *β*) halbmondförmig, wozu Angystoma (Anostoma), Dentellaria (Helicodonta), *γ*) fast kreisrund, wozu Pupa, Monodonta, *δ*) viereckig, wozu Polydonta (Trochus und Monodonta), *fff*) die Säule vorn gedreht, etwas faltig, die Mündung *aaa*) viereckig, wozu Pyramis (Trochus), Telescopium, *bbb*) länglich, wozu Su-

Digitized by Google

bula (Terebra), Pyramidella, Dactylus (Tornatella), *gg*) die Säule faltig, die Mündung *aaa*) vorn ganzrandig, wozu Hyalina (Volvaria), Marginella, *bbb*) vorn ausgerandet, *α*) linienförmig, wozu Persicula (Marginella), Imbricaria (Conoelix), Cylindra, (Mitra), *β*) länglich, weit, wozu Cymbium, *γ*) länglich-linienförmig, wozu Voluta, *ccc*) geschnabelt, der Schnabel *α*) sehr kurz, etwas zurückgebogen, die Rinne ausgerandet, wozu Mitra, Cancellaria, Lagena (Turbinella rustica), Ricinella (Ricinula), Cynodona (Turbinella ceramica), *β*) gerade, rinnenförmig, die Rinne ausgerandet, wozu Polygona (Turbinella infundibulum), *γ*) gerade, rinnenförmig, ganzrandig, wie bei Fulgoraria (Voluta fulminata), Turbinella, Fasciolaria, *hh*) die Säule gestreift, *aaa*) die Lippe glatt, wie bei Oliva, Ancilla (Oliva und Ancillaria), *bbb*) die Lippe gestreift, wie bei Columbella, Cythara (Cancellaria), *ii*) die Säule gestreift-faltig oder faltig-höckerig, die Mündung *aaa*) ausgerandet, linienförmig, wie bei Cypraea, *bbb*) geschnabelt, *α*) der Schnabel sehr kurz, zurückgebogen, die Rinne ausgerandet, *αα*) die Mündung linienförmig, wie bei Cassidea (Cassis und Oniscia), *ββ*) länglich, wie bei Bezoardica (Cassis), *β*) der Schnabel zurückgebogen, die Rinne nicht ausgerandet, die Mündung hinten ganzrandig, *αα*) länglich, wie bei Echinora (Cassidaria), *ββ*) winkelig, wie bei Distorta (Tritonium), *γγ*) oval oder beinahe kreisrund, wie bei Lampusia (Tritonium), Colubraria (Ranella candisata), *γ*) der Schnabel kurz, die Mündung an beiden Enden rinnenförmig, wie bei Bufonaria (Ranella spinosa und Tritonium scrobiculator), Lampas Tritonium), *δ*) der Schnabel gerade oder etwas aufsteigend, wie bei Gyrina (Ranella gigantea), Ranularia (Tritonium clavator); oder sie haben *b*) ein sichtbares, scheibenförmiges Gewinde, diese sind *aa*) einkammerig, *aaa*) mit aneinanderstoßenden Umgängen, wie bei Planorbis, Cornu (Lippistes), *bb*) vielkammerig, wie Spirula, oder sie haben *c*) ein eingezogenes oder verborgenes Gewinde, die *aa*) mit eingezogenem Gewinde sind *aaa*) vielkammerig, wie bei Nautilus, oder *bbb*) einkammerig, wie bei Bulla, Assula (Bulla lignaria); die *bb*) mit verborgenem Gewinde sind *aaa*) oval oder eiförmig, wie bei Ovula, Radius (Ovula), Naucum (Bulla), *bbb*) zusammengedrückt, beinahe scheibenförmig wie bei Argonauta; die dritte Abtheilung der einschaligen enthält die röhrenschaligen, diese sind *a*) etwas gewunden, wie Clepsydra (Adspergillum), Anguinaria (Siliquaria), Vermicularia (Serpula), *b*) verlängert, etwas gekrümmt, wie bei Dentalium.

Schumachers Klassificationsmethode der Conchylien beruht durchaus auf den Grundsätzen eines künstlichen Systems. Als ein solches hat es seinen entschiedenen Werth durch die sorgfältig aufgefaßte und beharrlich durchgeführte Erforschung einzelner unterscheidender Merkmale. Es ist dem Verf. gelungen, auf diese Weise und mit Hintansetzung anderer, nicht minder wesentlicher Unterscheidungsmerkmale, mehre Gattungen bestimmter zu unterscheiden und als neue abzusondern, die bis dahin nicht hinreichend unterschieden waren, und die man zum Theil erst später unter anderen Namen aufgestellt hatte, so namentlich unter den vielschaligen die Gattungen Tetraclita, Verruca, Senoclita; bei der Gattung Malacoua mußte der Verf. seinem Klassificationsprincipe ungetreu werden und sie, obgleich er selbst ihr nur zwei Schalen zuschreibt, doch ihrer natürlichen Verwandtschaft zufolge, unter den vielschaligen zurücklassen. Bei den Muscheln ist in der That auf die Beschaffenheit des Schlosses eine musterhafte Aufmerksamkeit verwendet, und auch das bei der Unterscheidung der Schnecken verfolgte Princip dürfte conchyliologisch völlig zu rechtfertigen seyn. In vielen Fällen trifft ihn aber der Vorwurf, seine Vorgänger nicht hinreichend berücksichtigt zu haben, was um so weniger Entschuldigung findet, als der Verf. sich damit bei seinem Aufenthalte in Paris hätte bekannt machen können. So waren die Gattungen Himantopoda, Periploma, Didonta, Arctica, Tridonta, Amalthea u. m. a. längst unter den oben beigesetzten Namen bekannt. Die Namen Mytilus, Lobaria, Anatina, Siliquaria, Cyclostoma u. a. waren unlängst ganz verschiedenartigen Gattungen verliehen, und so ist durch die Verwechslung der Namen die Verwirrung in der Synonymie vermehrt worden. Von der andern Seite gibt dies System auch an sich darin große Mängel zu erkennen, daß manche Gattungen nach den angenommenen Grundsätzen wirklich gewaltsam getrennt werden mußten, deren natürliche Verwandtschaft auch dem puro puto in die Augen fallen muß, wie z. B. die Trennung der alten Gattung Bulla in mehre weit von einander gestellte Gattungen; die Trennung der Gattung Scalaria in diese und des Verfassers Cyclostoma u. s. w. Wie wenig bei den Muscheln allein das Schloß zur ungezwungenen Unterscheidung verwandter Gattungen hinreicht, beweiset zur Genüge die Gattung Solen, die von dem Verf., selbst noch nach der durch Lamarck erlittenen Beschränkung, in fünf Gattungen zersplittert worden ist, obgleich zuweilen, wie bei Solen legumen, selbst in einer und derselben Art die Anzahl der Zähne nicht beständig ist. Wie muß selbst dem bloßen Conchyliologen die Stellung der Gattung Ensis zwischen den ganz unähnlichen Gattungen Arcinella und Bucardia gezwungen und unnatürlich erscheinen! Auch stellt der Verf. die Muschelschale überhaupt nicht naturgemäß, und nennt so die rechte Schale die linke, und vice versa, die vorderen die Anal-, und die hinteren die Hymenalzähne u. s. w. Jede Gattung ist übrigens durch ihre generischen Kennzeichen charakterisirt und durch Aufführung einer, oder wo die Gattung in zwei oder mehre Abtheilungen unterschieden, ebenso vieler Arten, mit Hinweisung auf eine gute Figur, erläutert worden. Auf den Kupfertafeln sind die mehrsten Gattungen der Muscheln durch deutlich und sauber gezeichnete Figuren (von einschaligen sind auf denselben nur Nacella, Amalthea, Imbricaria und Patella unguis) dargestellt worden. Der Verf. hat 12 vielschalige, 79 zweischalige, 131 einschalige, im Ganzen 222 Gattungen aufgeführt, fossile Gattungen jedoch nicht mit aufgenommen. Seine eigene gegen 2000 Stück enthaltende Conchyliensamlung hat ihm zur Bestimmung der Gattungen

Digitized by Google

gedient; die Arten sind zum Theil mit Exemplaren der berühmten und reichhaltigen L. Spengler'schen Samlung verglichen und danach bestimmt worden.

Unterdessen näherte sich auch Lamarck's größeres Werk der Beendigung, erreichte sie aber, da ein unglückliches Augenübel den Verf. des Gesichts beraubt hatte, erst nach einer längeren Unterbrechung (Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VII. Tomes. Paris. 8. Tom. V. 1818. Tom. VI. prt. 1. 1819. prt. 2. 1822. Tom. VII. 1822 enthalten die Weichthiere). Sein System ist ein natürliches zoologisches, und dieses ist in stufenweise aufsteigender Linie entwickelt. Als ein solches gehört die nähere Darlegung desselben dem Artikel Mollusca an; da indeß die Lamarckschen Benennungen der Gattungen und Arten heut zu Tage von den mehrsten Conchyliologen angenommen sind, darf es auch hier, soweit es die Conchylien anbetrifft, nicht unerörtert bleiben. Die neunte Klasse des Thierreichs enthält die Annelides, in der Ordnung der Annelides sédentaires die Gattungen Siliquaria und Dentalium, unter den Serpulées die Gattungen Galeolaria und Magilus. Die zehnte Klasse enthält die Cirrhipèdes, die in sitzende und gestielte eingetheilt sind; die sitzenden haben einen vierklappigen Deckel, wie Tubicinella, Coronula, Balanus und die neue Gattung Acasta, oder einen zweiklappigen, wie Pyrgoma und die neue Gattung Creusia; die gestielten haben genäherte Schalenstücke, wie Anatifa und Pollicipes, oder getrennte, wie die neuen Gattungen Cineras (Senoclita) und Otion (Malacotta). Die neu eingeführten Gattungen sind von Leach angenommen. Die eilfte Klasse enthält die Conchifères nach der Anzahl ihrer Muskeleindrücke (die gleichwol Cuvier nicht als Unterscheidungskennzeichen größerer Abschnitte angenommen hatte) in zwei Ordnungen getheilt: die Conchifères dimyaires haben *a*) eine regelmäßige, meistens gleichschalige Muschel, und diese ist *aa*) insgemein an den Enden klaffend, die Klappen sind einander genähert, oder *bb*) an den Enden dicht, die Klappen sind schließend, oder sie haben *b*) eine unregelmäßige, ungleichschalige Muschel; die regelmäßigen sind nach der verschiedenartigen Beschaffenheit des Fußes des Thieres wieder in drei Unterabtheilungen gebracht: *aaa*) die Conchifères crassipèdes enthalten die von den Pholadaires getrennte neue Familie der Tubicolées, wozu Adspergillum, Clavagella, Fistulana (Gastrochaena und Teredo), die neuen Gattungen Septaria (Furcella) und Teredina, und Teredo; die der Pholadaires enthält nur noch die Gattungen Pholas und Gastrochaena; die Solénacées die Gattungen Solen, Panopaea und Glycymeris; die Myaires die Gattungen Mya und Anatina (wozu Rupicola); *bbb*) die Conchifères tenuipèdes haben *α*) ein inneres Ligament mit oder ohne äußeres Ligament; sie enthalten die Familie der Mactracées, wozu Lutraria, Mactra, Crassatella, Erycina, Ungulina und die neuen Gattungen Solemya und Amphidesma (Ligula), und der Corbulés, mit den Gattungen Corbula und Pandora; oder sie haben *β*) nur ein äußeres Ligament, wie die Litophages, mit Saxicava, Petricola (wozu Rupellaria) und der neuen Gattung Venerupis, und die hier zuerst von den Conques geschiedenen Nymphacées, getrennt in Nymphacées solénaires mit Sanguinolaria und den neuen Gattungen Psammobia und Psammotea, und in Nymphacées tellinaires mit Tellina, der neuen Gattung Tellinides, Corbis, Lucina, Donax, Capsa (Donacina) und der neuen Gattung Crassina (Astarte Sow.), die *bb*) an den Enden dichten, regelmäßigen Muscheln bilden die *ccc*) Conchifères lamellipèdes, mit den Familien der Conques, welche entweder *α*) Conques fluviatiles sind, wie Cyclas, Cyrena und Galathea, oder *β*) Conques marines, wozu Cyprina, Cytherea, Venus und Venericardia; der Cardiacées mit den Gattungen Cardium, Cardita, der neuen Gattung Cypricardia, Hiatella, Isocardia; die Arcacées enthalten die Gattungen Cucullaea, Arca, Pectunculus, Nucula; die neue Familie der Trigonées, mit Trigonia und Castalia (letztere gehört der folgenden Familie an); die Nayades mit Unio, der neuen Gattung Hyria, Anodonta und der neuen Gattung Iridina; die Camacées mit Diceras, Chama, Etheria. Die Conchifères monomyaires sind nach der Lage und Beschaffenheit ihres Ligaments in mehre Unterabtheilungen gebracht; sie enthalten die Familien der Tridacnées, diese von Cuvier angenommen, mit Tridacna und Hippopus, der Mytilacées mit Modiola, Mytilus, Pinna, der Malléacées mit Crenatula, Perna, Malleus, Avicula und der neuen Gattung Meleagrina, der Pectinides mit der neuen Gattung Pedum, Lima, Plagiostoma Sow., Pecten, Plicatula, Spondylus, Podopsis, der Ostracées mit Gryphaea, Ostrea, Vulsella, Placuna, Anomia, der Rudistes mit Sphaerulites, Radiolites (ebenfalls zu Sphaerulites gehörig), Calceola, den beiden neuen Gattungen Birostrites (auch noch zu Sphaerulites gehörig) und Discina (Orbicula Cuv.), und Crania, der Brachiopodes mit Orbicula, Terebratula und Lingula. Die zwölfte Klasse enthält die Mollusques; sie ist nach der Lage und Beschaffenheit des Fußes des Thiers in fünf Ordnungen eingetheilt; die erste Ordnung, les Ptéropodes, enthält an schaligen Gattungen nur Hyalaea, Cleodora, Limacina, Cymbulia; die zweite Ordnung, les Gastéropodes, nach der Beschaffenheit ihrer Kiemen, in zwei Abschnitte getheilt, enthält die Familie der Tritoniens ohne Gehäus, der Phyllidiens, worin Chitonellus als neue Gattung, Chiton und Patella, die neue Familie der Sémi-Phillidiens mit Pleurobranchus und Umbrella, der Calyptraciens mit Parmophorus Blainv., Emarginula, Fissurella, Pileopsis, Calyptraea, Crepidula, Ancylus, die neue Familie der Bulléens mit Bullaea, Bulla, der Laplysiens mit Laplysia und Dolabella, der Limaciens, worunter Limax, Testacella, Vitrina; die dritte Ordnung, les Trachélipodes, ist in zwei große neue Abschnitte der phytiphages und der zoophages getheilt, die phytiphages wieder in luft- oder wasserathmende; die luftathmenden begreift die Familie der Colimacés in sich, mit den Gattungen Helix, wovon, nach Montfort, Carocolla und Anostoma geschieden, Helicina, Pupa, Clausilia, Bulimus, Achatina, Succinea, Auricula, Cyclostoma; zu den wasserathmenden gehörten die Familie der Lymnéens, mit den Gattungen Planorbis, Physa und

Digitized by Google

Lymnaea, der Mélaniens mit Melania, Melanopsis und Pyrena, der Péristomiens mit Valvata, Paludina und Ampullaria, der Neritacés mit Navicella, Neritina, Nerita, Natica und Janthina, der Macrostomes mit Sigaretus, Stomatella, Stomatia, Haliotis, der Plicacés mit Tornatella und Pyramidella, der Scalariens mit Vermetus, Scalaria und Delphinula, der Turbinacés mit Solarium, Rotella, Trochus, Monodonta, Turbo, der neuen Gattung Planaxis, Phasianella und Turritella; der Abschnitt der zoophages enthält die Familien der Canalifères, entweder *a*) ohne Leisten am äußeren Lippenrande, wozu Cerithium, Pleurotoma, Turbinella, Cancellaria, Fasciolaria, Fusus, Pyrula, oder *b*) mit Leisten, wozu Struthiolaria, Ranella, Murex, die neue Gattung Triton (Tritonium Cuv.), der Ailées, wozu Rostellaria, Pterocera und Strombus, der Purpurifères, die entweder *a*) einen aufsteigenden oder zurückgebogenen Kanal haben, wie Cassidaria und Cassis, oder *b*) einen schräggehenden Ausschnitt nach hinten, wie Ricinula, Purpura, die neue Gattung Monoceros, Concholepas, Harpa, Dolium, Buccinum, Eburna, Terebra, der Columellaires mit den Gattungen Columbella, Mitra, Voluta, Marginella und Valvaria, der Enroulées mit Ovula, Cypraea, Terebellum, Ancillaria, Oliva und Conus; die vierte Ordnung les Cephalopodes bietet die gehäusigen Gattungen in zwei Abschnitten dar, sie sind *a*) polythalames, wozu die Familien der Orthocérées mit den Gattungen Belemnites, Orthocera, Nodosaria, Hippurites und der neuen Gattung Conilites, der Lituolées mit Spirula, Spirulina, Lituola, der Cristacées mit Renulina, Cristellaria, Orbiculina, der Sphérulées mit Miliola, Gyrogona und Melonia, der Radiolées, wozu Rotalia, Lenticulina und Placentula, der Nautilacées, wozu Discorbis, Siderolites, die neue Gattung Polystomella, Vorticialis, Nummulites und Nautilus, der Ammonées, wozu Ammonites, Orbulites, Ammonoceratites, Turrilites und Baculites; oder *b*) monothalames mit der Gattung Argonauta; die fünfte Ordnung, les Hétéropodes, enthält von gehäusigen nur die Gattung Carinaria. — Lamarck hat nach obiger Aufzählung 105 mehr- und zweischalige, 131 einschalige, im Ganzen 236 Gattungen Conchylien aufgeführt. Nicht nur bei Angabe der Kennzeichen der Gattungen und Familien, sondern auch bei Feststellung anderer größerer sowol als kleinerer Abschnitte und Unterabtheilungen ist neben der Beachtung des Thieres Alles berücksichtigt worden, was irgend auf die an der Schale befindlichen Merkmale Bezug hat; bei den Muscheln die Muskeleindrücke, das Klaffen oder Schließen, die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, die Gleich- oder Ungleichschaligkeit, die Gleich- oder Ungleichseitigkeit der Schalen, die Lage und Beschaffenheit des Ligaments, bei den Schnecken die Entwickelung des Gewindes, die Mündung, der Kanal, die Spindel, die Gegenwart oder der Mangel eines Deckels, und nicht selten beruhen die wesentlichen Kennzeichen der verschiedenen Abtheilungen des Systems in Merkmalen, die ausschließlich von der Schale entnommen sind. Auch der Unterschied der Wohnorte hat Gelegenheit zu Unterabtheilungen gegeben, und so ist in der systematischen Eintheilung Alles benutzt worden, was auch außer dem Thiere selbst irgend Berücksichtigung verdient. Zu diesen Vorzügen des Systems kommt nun auch noch die Genauigkeit, mit welcher die Arten charakterisirt sind; sie sind alle mit neuen Diagnosen und ausgewählter Synonymie ausgestattet; die Kunstsprache selbst ist durch den Verf. erweitert und berichtigt worden; und so ist diese letzte und hauptsächlichste Arbeit Lamarck's auch das hauptsächlichste und reichhaltigste Werk für unsere Wissenschaft. Obgleich der Verf. sich fast nur auf den Gebrauch seiner eigenen Samlung beschränkt hat, so hat er doch gewiß die meisten bis dahin überhaupt bekannt gewordenen, fossilen sowol als frischen Arten beschrieben, und jedenfalls bietet das gedachte Werk neben dem zoologischem Interesse ebenso sehr ein für die Bestimmung der Gattungen und Arten unentbehrliches Handbuch der systematischen Conchyliologie dar, als es von allen bis dahin erschienenen die reichhaltigste Übersicht gewährt.

Nach so vielen bis dahin erschienenen verschiedenartigen Systemen mußte es höchst wünschenswerth seyn, diese in einer vollständigen und wohlgeordneten Übersicht vereinigt zu sehen. Diese schwierige Aufgabe ward glücklich durch den Baron J. Daudebart de Férussac gelöset, der in demselben Jahre, in welchem der letzte Band des obengedachten Lamarck'schen Werkes erschien (1822), in Livraison XIV. und XV. seiner großen Histoire naturelle générale et particulière des Mollusques terrestres et fluviatiles, seine Tableaux systématiques des animaux mollusques classés en familles naturelles, dans lesquels on a établi la concordance de tous les systémes; suivis d'un prodrome général pour tous les mollusques terrestres ou fluviatiles vivants ou fossiles (auch besonders herausgekommen: à Paris et Londres. ohne Jahreszahl. Fol.) herausgab, in welchen der Verf., innig vertraut mit der betreffenden Literatur des In- und Auslandes und ausgerüstet mit einem ebenso reichhaltigen literarischen Apparate, als einer ansehnlichen Samlung und jeder Art Hilfsmitteln, nach langen und fleißigen Vorbereitungen und mühsamen Vorarbeiten, die bisherigen Klassificationsmethoden in einer vollständigen systematischen Übersicht mit vieler Umsicht zusammengestellt und vereinigt hat. Die Mollusken sind darin nach dem von Cuvier festgestellten Begriffe genommen und dem Systeme selbst ist in den Hauptabschnitten die Cuvierſche Eintheilungsweise zum Grunde gelegt. Nach Lamarck's früherer Methode (Syst. des Anim. s. v.) sind die sämtlichen Mollusken in zwei große Abschnitte getheilt: in Céphalés und Acéphalés. Die Céphalés sind nach Cuvier in drei Klassen getheilt: Céphalopodes, Ptéropodes und Gastéropodes. Die Klasse der Céphalopodes enthält in zwei Ordnungen die Décapodes und die Octopodes; in der Ordnung der Décapodes ist *a*) die Schale durch Scheidewände, die durch eine einem eigenthümlichen Organe zur Aufnahme dienende Verbindungsröhre durchbohrt ist, in Querfächer getheilt, die Schale ist *aa*) gewunden, oder nicht gewunden, das Gehäuse ist durch am Außenrande lappige oder blätterige Scheidewände geglidert, wie in der Familie der Ammonées,

Digitized by Google

mit den Gattungen Turrilites, Orbulites, Ammonites, Scaphites, Hamites, Baculites, oder *bb*) gerade, oder beinahe gerade, nicht gewunden, ungegliedert, wie in der Familie der Hippurites mit den Gattungen Batolites und Hippurites, der Familie der Bélemnites, welche die Gattung Bélemnites bildet, und der Familie der Orthocéres mit den Gattungen Ichthyosarcolites, Raphanister, Orthoceratites, Nodosaria, oder die Schale ist *cc*) gewunden, nicht gegliedert, wie in den Familien der Lituites mit den Gattungen Canopus, Lituola, Spirolina, Spirula, der Discorbes mit den Gattungen Cristellaria, Discorbis, Rotalia, der Nautiles mit Lenticulina und Nautilus, oder *b*) die Schale ist gewunden, hat keine Verbindungsröhre, keine Mündung, ist zellig, wie in der Familie der Camérines mit Siderolites, Nummula, Orbiculina, Melonia, oder *c*) die Schale besteht aus verschiedenartig verbundenen Röhren oder Säckchen ohne Mündung, wie in der Familie der Milioles mit den Gattungen Renulina, Miliola, Globulites und Arethusa, oder sie haben *d*) nur ein unvollkommenes, ungewundenes Schalenstück, wie die Familie der Seiches mit den Gattungen Sepia und Loligo. Bei den Polythalamien sind die engeren Monfortschen Gattungen in Gruppen, deren beigefügte Unterscheidungskennzeichen von der Schale entnommen sind, unter die angenommenen Gattungen vertheilt; die Ordnung der Octopodes bildet die Familie der Poulpes, in welcher mit Schale nur die Gattung Argonauta. In der Klasse der Ptéropodes haben nur die beiden ersten Familien Schalen, die Familie der Hyales mit den Gattungen Hyalaea, Cleodora, wozu auch Vaginella gezählt ist, und Cymbulia, und die Familie der Limacines mit den Gattungen Limacina und Atlanta. Die Klasse der Gastéropodes enthält nach der verschiedenen Lage und Beschaffenheit ihrer Respirationsorgane acht Ordnungen ganz nach Cuvier; doch sind aus der Ordnung der Pectinibranches Cuv. die mit einem Deckel versehenen luftathmenden Gasteropoden hervorgehoben und bilden hier die neue Ordnung der Pulmonés operculés; die Ordnung der Nudibranches enthält nur nackte Gasteropoden; die Ordnung der Inférobranches ist in zwei Unterordnungen getheilt, die der Phyllidiens und der Semi Phyllidiens, jene sind nackt, diese haben ein Schalenstück und enthalten die Familien der Ombrelles mit der Gattung Umbrella, und der Pleurobranches mit den Gattungen Pleurobranchaea, Pleurobranchus und Linguella; unter dieser Ordnung ist, als eine ungewisse, die der Ciliobranches Blainv. mit der seitdem den Tectibranches beigesellten Gattung Atlas aufgeführt; die Ordnung der Tectibranches ist nach dem Thiere in zwei Familien getheilt, die der Dicères mit den Gattungen Aplysia, Actaeon, Dolabella und Notarchus, und die der Acères mit den schaligen Gattungen Bullaea, Bulla, Bullina Fér. und Sormetus Fér.; die Ordnung der Pulmonés sans opercule ist nach der Verschiedenheit der Wohnorte der Schnecken, die sie enthält, in drei Unterordnungen getheilt, die der Géophiles, der Géhydrophiles und der Hygrophiles; die Géophiles enthalten zwei Familien, die der Limaces, in der nur Plectrophorus und Testacellus eine Schale führen, und die der Limaçons; letztere schließt die Gattungen Helicarion Fér., Helicolimax (Vitrina), Helix (mit den Untergattungen Helicophanta, Cochlohydra, Helicogena, Helicodonta, Helicigona, Helicella, Helicostyla, Cochlostyla, Cochlitoma, Cochlicopa, Cochlicella, Cochlogena, Cochlodonta und Cochlodina, welche Lamarck, Draparnaud und Montfort zum Theil schon als eigene Gattungen unter den Namen Succinea, Helix, Cepolum, Caprinus, Polydontes, Tomogeres, Carocolla, Bulimus, Achatina, Pupa und Clausilia aufgestellt hatten), Vertigo, Partula Fér., ein; die Géhydrophiles enthalten die Familien der Auricules mit den Gattungen Carychium, Scarabus, Auricula, Pyramidella, Tornatella und Pedipes, und die Familie der Limnéens mit den Gattungen Espiphylla, Planorbis, Physa, Limneus, Leptaxis, Lomastoma, Ancylus und Eutrema; die Ordnung der Pulmonés operculés enthält die Familie der Hélicines mit der Gattung Helicina, und die Familie der Turbicines mit der Gattung Cyclostoma; die große Ordnung der Pectinibranches ist in vier Unterordnungen abgetheilt: les Pomastomes, Hémipomastomes, Apomastomes und Adélodermes; die Pomastomes, deren Deckel der Form und Weite der Mündung der Schale entsprechend ist, zerfallen in zwei Familien, die der Sabots mit den Gattungen Paludina, wozu als Untergattungen Paludina Lam., Melania, Omphemis (?), Rissoa, Litorina Fér. gezählt werden, Turritella, Vermetus, Valvata, Natica, wozu als Untergattungen Natica Lam. und Pitonillus Montf. (Rotella), und die Familie der Toupies mit den Gattungen Nerita, Ampullaria, Janthina, Phasianella, Trochus, wozu als Untergattungen Turbo Montf., Meleagris und Straparollus, Monodonta, Delphinula, Calcar und Imperator, Phorus, Cirrus, Solarium, Euomphalus, Infundibulum, Trochus Linn., Montf. und Telescopium gezählt werden, Pleurotomaria (?), Scalaria und Melanopsis, wozu Pyrena Lam.; die Hémipomastomes, deren Deckel kleiner ist als die Mündung und ihrer Form nicht entsprechend, enthalten die Familien der Cérites mit der Gattung Cerithium, die Familie der Buccins mit der Gattung Buccinum, mit welcher Eburna verbunden ist, die Familie der Pourpres, getheilt in solche *a*) die gar keinen oder nur einen sehr kurzen Kanal haben, wie die Gattungen Purpura, als deren Untergattungen Purpura Br. (womit Monoceros, Concholepas und Cancellaria vereinigt sind), Nassa, Dolium, Harpa, Cassis, Cassidaria, Struthiolaria (?) und Ricinella aufgeführt werden, und Columbella, oder solche *b*) die einen geraden, vorspringenden Kanal, auf den Umgängen Leisten haben, wie die Gattung Murex, wozu als Untergattungen Murex Lam., Brontes, Cichoreus, Ranella, Tritonium gezogen sind, *c*) solche die einen vorspringenden, geraden Kanal, keine Leisten haben, wie die Gattungen Fusus Fér., wozu Turbinella, Fasciolaria, Pyrula, Fusus, Pleurotoma und Clavatula Lam., und Rostellaria, die Familie der Strombes, welche die Gattung Strombus, mit welcher Pterocera verbunden ist, bildet, die Familie der Cones mit der Gattung Conus; die Apomastomes, ganz ohne Deckel, enthalten die Fa-

Digitized by Google

milien der Enroulés mit den Gattungen Oliva, Ancillaria, Marginella, Volvaria, Ovula, Cypraea und Terebellum, der Volutes mit den Gattungen Terebra, Mitra? und Voluta, und der Couronnes mit der Gattung Cymbium Montf.; die Adélodermes, deren Schale unter dem Mantel verborgen liegt, bestehen aus der Familie der Sigarets, welche die Gattungen Sigaretus, Cryptostomus und Lamellaria bilden. Die Ordnung der Scutibranches ist in drei Unterordnungen getheilt; die erste, ohne Eigennamen, macht die Familie der Ormiers aus mit den Gattungen Haliotis, Padollus, wozu Stomatella gezogen ist, und Stomatia; die zweite Unterordnung, die Calyptraciens, enthält die Familie der Cabochons, deren Schale nicht symmetrisch ist, mit den Gattungen Capulus, Pileopsis und Crepidula, und die Familie der Patelloides, deren Schale symmetrisch ist, mit den Gattungen Scutus, Fissurella, Emarginula, Septaria und Calyptraea; die dritte Unterordnung enthält die Hétéropodes, die Familie der Ptérotrachées, die Gattungen Carinaria, Firola und Firoloïdea. Die Ordnung der Cyclobranches besteht aus zwei Unterordnungen, der der Chismobranches, welche die Familie der Patelles, die Gattung Patella ausmacht, und der Unterordnung der Polyplexiphores, welche die Familie der Oscabrions, die Gattungen Chitonellus und Chiton enthält. Der zweite große Abschnitt, die Acéphalés enthaltend, ist ebenfalls nach Cuvier in vier Klassen getheilt: Cirrhopodes, Brachiopodes, Lamellibranches und Tuniciers. Die Klasse der Cirrhopodes besteht aus zwei Ordnungen, den Cirrhopodes sessiles, welche die Familie der Balanes darstellt, mit den Gattungen Tubicinella, Coronula, Balanus, Acasta, Creusia und Pyrgoma, und den Cirrhopodes pédunculés, welche die Familie der Anatifes darstellt, bestehend aus den Gattungen Anatifa, Pollicipes, Cineras und Branta. Die Klasse der Brachiopodes enthält die Familien der Lingules mit der Gattung Lingula, der Terebratules mit den Gattungen Terebratula und Magas, und der Cranies mit den Gattungen Orbicula, Crania und Thecidea. Die Klasse der Lamellibranches ist ebenfalls nach Cuvier in fünf Ordnungen getheilt, die erste derselben, die der Ostracés, ist nach der Anzahl der Muskeln in zwei Unterordnungen unterschieden, die Monomyaires bilden die Familie der Rudistes mit den Gattungen Birostrites (Sphaerulites), Calceola, Radiolites (ebenfalls zu Sphaerulites) und Sphaerulites, die Familie der Huitres mit den Gattungen Anomia, Productus, Placuna, Ostrea, Jodamia und Gryphaea, die Familie der Pectinides mit Podopsis, Hinnita, Spondylus, Plicatula, Pecten, Plagiostoma, Dianchora, Lima, Pedum, die Familie der Malléacés mit Malleus, Vulsella, Perna, Inoceramus, die Dimyaires die Familien der Aviculés mit Crenatula, Avicula, Meleagrina?, Pinna, der Arcacés mit Cucullaea, Arca, Pectunculus, Nucula und Trigonia?; die zweite Ordnung, die der Mytilacés, begreift in sich die Familien der Mytilacés mit den Gattungen Mytilus, Modiola und Lithodomus, die Familie der Nayades mit den Gattungen Anodonta, wozu als Untergattungen Anodonta Lam., Iridina, Strophitus, Lastena und Dipsas gezählt werden, Hyria, Unio, mit Inbegriff von Alasmodonta und Castalia, die Familien der Cardites mit den Gattungen Cardita, Cypricardia und Venericardia, und die Familie der Crassatelles mit den Gattungen Crassina (Astarte) und Crassatella; die dritte Ordnung, die der Bénitiers, begreift nur die Familie der Tridacnés, die Gattungen Tridacna und Hippopus in sich; die große Ordnung der Cardiacés enthält die Familien der Camacés mit den Gattungen Etheria, Chama, Diceras, der Bucardes mit den Gattungen Isocardia, Cardium und Hemicardium, der Cyclades mit Cyclas, Cyrena und Galathea, die Familie der Nymphacées, nach der Beschaffenheit des Schlosses in zwei Unterabtheilungen gebracht, *a*) solche mit Seitenzähnen, wie Donax, mit der Untergattung Cuneus Mhlfld., Lucina, Loripes, Corbis, Tellinides. Tellina mit der Untergattung Angulus Mhlfld, und *b*) solche, die keine Seitenzähne haben, wie Psammobia, Psammotea, Donacina und Capsa Br., die Familie der Vénus mit den Gattungen Cyprina, Cytherea, unter welcher Venus pectinata, V. scripta, V. tigerina, V. exoleta und Cytherea Lam. Untergattungen bilden sollen, und Venus Lam., die Familie der Lithophages mit den Gattungen Venerupis, Petricola, Corbula, wozu als Untergattung Aloïdis Mhlfld. gezogen ist, und Clotho, die Familie der Mactracés mit den Gattungen Erycina, Mactra, Ligula, Lavignonus (Listera), Ungulina; die fünfte Ordnung, die der Enfermés, begreift in sich die Familie der Myaires mit den Gattungen Lutraria, Anatina, Mya, Solemya, der Solens mit den Gattungen Glycymeris, Panopea, Pandora, Solen, wozu als Untergattungen Vagina und Siliqua gezählt sind, und Sanguinolaria, der Pholades mit Hiatella, Saxicava, Gastrochaena, Pholas, und der Tubicolés mit Teredo, Teredina, Clossonaria (Furcella), Clavagella und Aspergillum. Die Klasse der Tuniciers enthält nur nackte Weichthiere. — Der Verf. hat nach obiger Aufzählung 122 einschalige und 111 zwei- und mehrschalige, im Ganzen also 233 Gattungen schaliger Weichthiere aufgeführt, wobei die nur für Untergattungen erklärten nicht mit aufgezählt sind. — Das System des Verfassers ist offenbar ein rein zoologisches, in welchem stets mehr das Thier als die Schale in Betracht gekommen ist, und das auf die Beschaffenheit des Thieres gegründete Eintheilungsprincip ist darin durchaus so sehr das vorherrschende, daß bei Übereinstimmung der Thiere eine, wenn gleich noch so auffallende, Verschiedenartigkeit der Schale nicht anders in Anschlag gebracht worden ist, als um Untergattungen darauf zu begründen. Ein natürliches System hätte diese Rücksicht nicht so sehr in den Hintergrund stellen sollen; und bezweckte der Verf. wirklich hauptsächlich eine Vereinigung (concordance) der verschiedenen, natürlichen und künstlichen Systeme, so möchte es selbst angemessener gewesen seyn, beide Theile gleichmäßig berücksichtigt zu haben, was auch Cuvier, Lamarck und Blainville nicht verschmäht haben. Bei dieser zoologischen Methode konnte nun die Unbequemlichkeit nicht vermieden werden, daß manche Gattungen unverhältnißmäßig groß ausfallen mußten, wie z. B. Helix, Paludina, Trochus, Purpu-

ra, Murex, Fusus. Mit ganzer Strenge und Consequenz ist indeß dies leitende Princip nicht durchgeführt, sonst möchten z. B. Anodonta und Unio auch wol nicht zu dem Range verschiedener Gattungen erhoben worden seyn; oder sollten diese wol in wesentlicheren Merkmalen der Schale oder des Thieres von einander abweichen, wie z. B. eine Helix aus der Untergattung Helicogena, von einer Clausilia, die doch ihrem äußeren Habitus und dem inneren Baue ihrer Schale zufolge nicht minder erhebliche Unterscheidungsmerkmale darbieten möchten. Nach dem angenommenen Principe möchten sonst auch wol noch z. B. Helicarion mit Helicolimax, Partula mit Vertigo, Scarabus mit Auricula, Ancillaria mit Oliva, Volvaria mit Marginella, Padollus mit Haliotis, Lithodomus mit Modiola, u. dgl. zu verbinden gewesen seyn. Bei den mikroskopischen Cephalopoden und bei allen Gattungen, die bisher nur nach fossilen Arten unterschieden wurden, konnte ohnehin dies Princip nun doch nicht geltend gemacht werden. Bei den Pectinibranches ist auf die Gegenwart, oder den Mangel und die relative Größe des Deckels großes Gewicht gelegt, und diese beharrlich durchgeführte Rücksicht gewährt allerdings großes Interesse; in dieser Beziehung steht aber die Gattung Janthina, die gar keinen eigentlichen Deckel führt, zwischen Ampullaria und Phasianella gewiß nicht am rechten Orte, kaum in der gehörigen Unterordnung. Die verschiedenartige Textur der Deckel ist dagegen, und zoologisch freilich auch wol mit Recht, gar nicht in Betracht gekommen; so begreifen die Gattungen Natica, Phasianella, Turbo Arten mit Deckeln von der verschiedenartigsten Textur in sich.

Féruſſac's systematische Eintheilungsweise der Weichthiere würde, als eine ganz auf zoologischen Grundsätzen beruhende, unter den conchyliologischen Schriftstellern keine Stelle gefunden haben, wenn sie nicht auch die nähere Aufmerksamkeit der Conchyliologen in hohem Grade verdiente. Er hat alle conchyliologischen Arbeiten seiner Vorgänger sorgfältig benutzt, und seine Tableaux enthalten unstreitig die vollständigste Übersicht und Synonymie aller von Adanson und Linné bis auf die neueste Zeit vorgeschlagenen, weiteren und engeren, systematischen Abschnitte von den Klassen bis zu den Gattungen herab. Es ist schon erwähnt, daß in seinem Systeme das Thier vorzugsweise berücksichtigt worden ist; die Schale ist jedoch keineswegs ganz außer Acht gelassen. In einem wahrhaft natürlichen Systeme müssen beide eine gleichmäßige Berücksichtigung finden. Es ist daher zu hoffen, daß zwischen dem Thiere und der Schale der Mollusken immer mehre gegenseitige organische Beziehungen aufgefunden werden mögen, die eine Vereinigung des künstlichen conchyliologischen mit dem zoo- oder vielmehr nur sarkologischen Systeme fester zu begründen vermöchten, und diese Vereinigung zu fördern und endlich zu Stande zu bringen, muß der Wunsch und die höchste Aufgabe nicht allein aller Zoologen, sondern auch aller wissenschaftlichen Conchyliologen seyn, da die Schale ebenso sehr die Beachtung der Zoologen verdient, als eine nähere Bekanntschaft mit dem Baue der Thiere das Interesse für die Schale bei den Conchyliologen nothwendig erhöhen muß.

Das von John Edw. Gray, Esq. im London medical Repository, mars, 1821 dargelegte System der Weichthiere ist im Wesentlichen das Lamarck'sche. Die Weichthiere sind in sieben Klassen getheilt, und diese sowol wie die Ordnungen derselben mit neuen, aus dem Griechischen entlehnten, die verschiedenartige Beschaffenheit des Thieres betreffenden Benennungen belegt worden. Die Ordnung der Pectinibranches ist in Rücksicht auf die Gegenwart und die Beschaffenheit des Deckels der Schnecke in sechs Abschnitte getheilt; dieser ist nämlich entweder *a*) knorpelig und blasig, wie bei Janthina, *b*) gewunden und mit der Säule vergliedert, wie bei Neritina und Navicella, *c*) gewunden und frei, wie bei Melania, Turbo, Trochus, Valvata, Cerithium, *d*) geringelt, mit einem beinahe im Mittelpunkte befindlichen Kerne, gewunden und regelmäßig, wie bei Paludina, *e*) geringelt, mit einem beinahe an der Spitze befindlichen Kerne und unregelmäßig, wie bei Murex, Voluta, Strombus, Conus, oder endlich *f*) fehlend, wie bei Cypraea, Volvaria, überhaupt Féruſſac's Apomastomes. Unter den Gasteropoden überhaupt kommen folgende neue Gattungen vor: Pythia, gebildet aus Auricula myosotis, Bithynia, nach Prideau, aus denjenigen kleinen Paludinis, die, wie P. impura, einen kalkigen Deckel haben, Velutina aus Bulla velutina Müll., Mitrula aus Calyptraea sinensis, Diodora aus Patella apertura Montag. Die Muscheln sind nach der verschiedenen Beschaffenheit ihres Fußes in sechs Ordnungen getheilt. Diese zoologische Eintheilungsweise ist der Conchyliologie nicht günstig, und scheint doch auch der natürlichen Verwandtschaft der Gattungen untereinander zuwider zu laufen; so haben z. B. die Gattungen Nucula, Pectunculus und Arca, welche sonst die natürliche Familie der Arcacea bilden, ihr zufolge in drei verschiedenen Ordnungen untergebracht werden müssen. Außer dieser Eintheilungsweise läßt jedoch der Verf. auch die in der Verschiedenartigkeit des Ligaments und der Muskeleindrücke beruhenden Kennzeichen zur Unterscheidung größerer Abschnitte zu.

Auch W. Turton (Conchylia insularum Britannicarum, or: The Shells of the British Islands. Exeter. 1822. 4.) gründet seine Eintheilung der Muscheln auf die Gegenwart und Beschaffenheit des Ligaments. Er verwirft die vom Thiere entnommenen Unterscheidungskennzeichen gänzlich, und theilt die sämtlichen Mollusken nach der Verschiedenartigkeit ihrer Gehäuse in fünf Ordnungen: Monothyra, mit einschaligem, Dithyra, mit zweischaligem, Polythyra, mit vielschaligem Gehäuse, Monothalamia, mit röhrenförmigem, einkammerigem, festsitzendem, und Polythalamia, mit röhrenförmigem, vielkammerigem, freiem oder festsitzendem Gehäuse. Diese Eintheilung ist auch schon logisch unrichtig, da die erste Ordnung die beiden letzten nicht ausschließt. Nur die britischen Muscheln sind ausführlicher abgehandelt; diese haben entweder *a*) kein Ligament, wie die Gattungen Pholas, Teredo, die neue Gattung Xylophaga (Teredo dorsalis), oder *b*) ein äußeres Ligament, *aa*) ein

Digitized by Google

zahnloses Schloß, wie Saxicava, Anodon, Modiola, Pinna, Lima, *bb*) nur Hauptzähne, keine Seitenzähne, wie Solen, Mytilus, Gastrochaena, Avicula, Capsa, die neuen Gattungen Agina (Mya purpurea Montag.) und Cryptodon (Tellina flexuosa Montag.), Psammobia, Hiatella, Crassina, Lucina, Petricola, Venus, Venerupis, Cytherea, Anatina, Listera (Mactra Listeri Gm.), Unio, Alasmodonta, Panopaea, Arca, Pectunculus, *cc*) Haupt- und Seitenzähne, wie Amphidesma, Cyclas, Mysca (Unio), Myrtea (Venus spinifera Penn.), Cyprina, Donax, Strigilla (Lucina carnaria), Tellina, Cardium, Isocardia, oder *c*) ein inneres Ligament, *aa*) ein zahnloses Schloß, wie bei Anomia, Discina, Pecten, Ostrea, *bb*) Hauptzähne, keine Seitenzähne, wie bei Mya, Sphenia (Mya decussata Penn.), Lyonsia (Mya norvegica Gm.), Lutraria, Montacuta (Ligula substriata Montag.), Ervilia (Mya nitens Montag.), Pandora, Corbula, Terebratula, *cc*) Haupt- und Seitenzähne, wie bei Mactra, Lepton (Solen squamosus Mont.), Nucula, Kellia (Mya suborbicularis Mont.), Goodallia (Mactra triangularis Mont.). Diese Methode gestattet nicht immer die Zusammenstellung oder Annäherung natürlich verwandter Gattungen; so sind Anodonta, Unio und Mysca, durch Ligament und Thier verwandt, wegen Verschiedenartigkeit des Schlosses von einander getrennt, Arca und Nucula, durch ihr Schloß mit einander verwandt, durch die verschiedene Lage des Ligaments von einander entfernt werden.

Blainville hat die Mollusken überhaupt, wie bereits bemerkt worden ist, vorzugsweise vom zoologischen Gesichtspunkte aus bearbeitet; in seinem Manuel de Malacologie et de Conchyliologie (Paris u. Strasburg 1825. 8.), das zugleich eine Einleitung, Terminologie, Geschichte und Literatur der Conchyliologie enthält, sind jedoch auch die Conchylien an sich nach den ihnen eigenthümlichen Kennzeichen auf einer besondern Tafel in systematischer Übersicht so aufgestellt, daß diese mit der methodischen Eintheilung der denselben angehörigen Thiere im Einklange steht. Er theilt in derselben die Conchylien in einschalige, zweischalige und vielschalige Conchylien. Die einschaligen Conchylien sind vielkammerige oder einkammerige; die vielkammerigen sind *a*) zellig, diese *aa*) flach, wie bei den Sépiacées mit der Gattung Sepia und Planulacées mit Renulina, Frondicularia, Peneroplis, *bb*) sphäroïdisch, wie bei den Sphérulacées mit Miliola, Pollontes, Melonis, Borelis, Saracenaria und Textularia, *cc*) cirkelrund, wie bei den Nummulacées, mit Nummulites, Lycophris, Helicites, Rotalites, Egeon, Siderolites, Orbiculina, oder sie sind *b*) fächerig, diese *aa*) symmetrisch, *aaa*) gerade, wie bei den Orthocérées, deren Scheidewände *α*) einfach sind, wie bei Belemnites, Conularia, Conilites, Orthoceras, oder *β*) buchtig, wie bei Baculites, *bbb*) halbgerade, wie bei den Lituacées, deren Scheidewände ebenfalls wieder entweder *α*) einfach sind, wie bei Ichthyosarcolites, Lituola, Spirula, Hortolus und Spirolina, oder *β*) buchtig, wie bei Hamites und Ammonoceratites, *ccc*) beinahe aufgerollt, wie bei den Cristacées, wozu Crepidularia, Oreas, Linthuris, *ddd*) aufgerollt, wie bei den Ammonacées, deren Scheidewände wiederum *α*) buchtig sind, wie bei Discorbites, Scaphites, Ammonites, oder *β*) einfach, wie bei Simplegades, Ammonites Montf. (Nautilus umbilicatus), Planulites, Ellipsolites, Amaltheus, oder *eee*) sehr aufgerollt, wie bei den Nautilacées, die ebenfalls *α*) buchtige Scheidewände haben, wie Orbulites, Aganides, Polagus, oder *β*) einfache, wie Nautilus, Angulites, Oceanus, Bisiphites, oder sie sind *bb*) nicht symmetrisch, wie die Turbinacées mit den Gattungen Cibicides, Rotalites, Storilus, Cidarollus, Cortalus, und die Turriculacées mit Turrilites; die einkammerigen Conchylien sind *a*) einschließend (testa invaginans), ihre Mündung ist dann *aa*) nicht ganz randig, *aaa*) läuft in eine Rinne aus, sie heißen dann Siphonostomes, die entweder *α*) keine Leisten haben, wie Pleurotoma, Rostellaria, Fusus, Pyrula, Fasciolaria, Turbinella, oder *β*) sie haben Leisten, wie Columbella (?), Tritonium, Struthiolaria, Ranella, Murex, *bbb*) ist ausgerandet, sie sind Entomostomes, welche *α*) gedeckelt sind und *αα*) thurmförmig, wie Cinthium, Nerine, Potamides, Pyrena, Melanopsis, Planaxis, Subula (Terebra maculata), *ββ*) kräuselförmig, wie Eburna, Buccinum, *γγ*) schlauchförmig, wie Harpa, Dolium, Cassidaria, Ricinula, Cancellaria, Purpura, Monoceros, oder *δδ*) napfförmig, wie Concholepas, oder *β*) ungedeckelt, wie Terebra und Mitra, oder *ccc*) ausgerandet und verlängert, sie sind Angystomes, welche wiederum *α*) gedeckelt sind, wie Strombus, Pterocera, Conus, oder *β*) ungedeckelt, wie Terebellum, Seraphs, Oliva, Ancillaria, Voluta, Marginella, Volvaria, Cypraea, Ovula; ist die Mündung *bb*) ganzrandig, so ist sie *aaa*) gedeckelt, *α*) winkelig, sie heißen dann Goniostomes, wozu Solarium, Trochus, Rotella, Tectus, Telescopium, Cantharidus (Phasianella), *β*) rund, sie sind Cricostomes, diese *αα*) beinahe kugelig, wie Monodonta, Turbo, Litorina, Delphinula, *ββ*) beinahe thurmförmig, wie Cyclostoma, Paludina, Valvata, *γγ*) thurmförmig, wie Scalaria, Proto, Turritella, *δδ*) röhrenförmig, wie Vermetus, Siliquaria, Magilus, *γ*) halbrund, sie sind Hémicyclostomes, wie Nerita, Neritina, Clithon, Velates, Pileolus, Navicella, Natica, *δ*) elliptisch, sie sind Ellipsostomes, wie Helicina, Ampullaria, Melania, Rissoa, Phasianella, Pleurocera, *ε*) scharfrandig, sie sind Oxystomes, wie Janthina, oder *bbb*) ungedeckelt, und dann *α*) sehr veränderlich, sie sind Hétérostomes, deren Mündung *αα*) oval oder rund und schneidend ist, wie bei Limnaeus, Physa, Planorbis, *ββ*) oval, gerandet, wie bei Pedipes, Tornatella, Convolus, Auricula, Scarabus, Carychium, Pyramidella, *γγ*) oval und schneidend, wie bei Succinea, Bulimus, Achatina, Polyphemus, *δδ*) verkehrt, eiförmig, gerandet, wie bei Clausilia, Tomogeres, Pupa, Chondrus, Partula, *εε*) quer, wie bei Helix, *ζζ*) offenstehend, wie bei Vitrina, Testacella, Parmacella, oder *β*) sehr weit, sie sind Mégastomes, diese sind *αα*) ohrförmig, wie Sigaretus, Cryptostoma, Stomatella, Velutina, Stomatia, Haliotis, Padollus, *ββ*) blasenförmig, wie Bulla, Bullaea, *γγ*) napfförmig, wie Aplysia, Dolabella, Umbrella,

Digitized by Google

Siphonaria, Ancylus; oder die einkammerigen Conchylien sind *b*) bedeckend (testa operiens), *aa*) symmetrisch, *aaa*) nachenförmig, sind Naviculaires, wie Carinaria, Atlanta, Spiratella, Limacina, Argonauta, *bbb*) scheidenförmig, sind Vaginalaires, wie Hyalaea, Cleodora, Vaginella, Cymbulia, Pyrgo, *ccc*) stoßzahnförmig, Dentalaires, wie Dentalium, *ddd*) schildförmig, Clypéolaires, diese haben den Scheitel *α*) vorn, wie Patella, Helcion, Fissurella, oder *β*) hinten, wie Emarginula, Rimula, Entoille, Subémarginule, Parmophorus, oder sie sind *bb*) nicht symmetrisch, heißen Piléolaires, wie Crepidula, Calyptraea, Pileopsis, Hipponyx. Die zweischaligen Conchylien sind schließende oder klaffende; die schließenden haben ihr Schloß *a*) hinten, die Muschel ist *aa*) dünn, dies sind die Lingulacées, ihre Gestalt ist *aaa*) regelmäßig, wie bei Lingula, Terebratula, Pentamerus, Strigocephalus, Magas, Productus, Thecidea, Strophomenes, Plagiostoma, Dianchora, Podopsis, *bbb*) unregelmäßig, wie bei Orbicula, Discina, Crania, *bb*) dick und stark, Rudacées, wie bei Sphaerulites, Hippurites, Radiolites, Birostrites, Calceola, *b*) vorn, die Muschel ist *aa*) ungleichschalig, bei den Ostracées, wozu Anomia, Placuna, Ostrea, Gryphaea, Pachyta, *bb*) beinahe gleichschalig, bei den Subostracées, wozu Spondylus, Plicatula, Hinnita, Pecten, Pedum, Lima, *c*) beinahe vorn, bei den Margaritacées, deren Ligament *aa*) einfach ist, wie bei Vulsella, Malleus, Avicula, Meleagrina, oder *bb*) mehrfach, wie bei Perna, Crenatula, Inoceramus, Catillus, Pulvinites, Gervillia, *d*) auf dem Rücken, sie hat dann *aa*) beinahe gar keine Zähne, wie bei den Mytilacées, wozu Pinna, Mytilus, Modiola, Lithodomus, oder *bb*) zahlreiche Zähne, wie bei den Arcacées, wozu Arca, Cucullaea, Pectunculus, Nucula, *cc*) blätterig, wie bei den Submytilacées, die entweder *aaa*) mit einer Oberhaut bekleidet sind, wie Anodonta, Hyria, Dipsas, Unio, Iridina, Castalia, oder *bbb*) ohne Oberhaut sind, wie Cardita, Venericardia, Cypricardia, *dd*) stark, bei den Camacées *aaa*) unregelmäßig, wie bei Chama, Diceras, Etheria, *bbb*) regelmäßig, wie bei Tridacna, Hippopus, Trigonia, Opis Defr., *ee*) normal, bei den Conchacées, entweder *aaa*) regelmäßig, *α*) mit abgesonderten Seitenzähnen, wie bei Cardium, Hemicardium, Donax, Capsa, Tellina, Tellinides, Lucina, Loripes, Amphidesma, Corbis, Cyclas, Cyrena, Galathea, Cyprina, Mactra, Erycina, *β*) ohne abgesonderte Seitenzähne, wie bei Crassatella, Cytherea, Artemis, Venus, Triquetra, Crassina, *bbb*) unregelmäßig, wie bei Venerupis, Rupellaria, Petricola, Coralliophaga, Clotho, Corbula, Sphena, Ungulina; die klaffenden Muscheln haben *a*) ein deutliches Ligament, die Pyloridées, dies ist *aa*) ein inneres, bei Pandora, Anatina, Rubicola, Thracia, Mya, Lutricola, *bb*) ein äußeres, sie sind *aaa*) frei, wie Psammocola, Psammobia, Psammotea, Soletellina, Sanguinolaria, Solecurtus, Solen, Solemya, Panopaea, Glycymeris, Saxicava, Byssomya, Rhomboides, oder *bbb*) in Röhren steckend, wie Gastrochaena, Clavagella, Adspergillum, oder sie haben *b*) kein Ligament, Adesmacées, sind *aa*) frei, wie Pholas, Pholadidoides Anglor. (Pholas striata, L.), oder *bb*) in Röhren steckend, wie Teredina, Teredo, Fistulana, Septaria Lam. Die vielschaligen Conchylien haben Schalenstücke, die *a*) den Körper des Thieres rund umher einschließen, die Ränder derselben stehen mit einander *aa*) in mittelbarer Verbindung, Périsomiales, wie bei Gymnolepas (mit Otion und Cineras), Pentalepas (mit Pentalasmis und Pollicipes), Polylepas, Litholepas (Lithotrya Sow.), oder *bb*) in unmittelbarer Verbindung, Coronales, ihr Deckel ist *aaa*) gegliedert, wie bei Balanus, Acasta, Ochthosia, Creusia, Pyrgoma, Chthamalus, *bbb*) nicht gegliedert, wie bei Coronula, Chelonobia, Cetopyrus, Diadema, Tubicinella, oder *b*) die Schalenstücke bedecken gereihet den Rücken des Thieres, Sériales, wie bei Chiton und Chitonellus. — Diese Methode einer systematischen Anordnung der Conchylien ist ebenso sehr eine dem Verfasser eigenthümliche und neue, als sie eine echt wissenschaftliche ist. Sie steht mit des Verfassers zoologischer Eintheilungsweise der Mollusken überhaupt in genauer Übereinkunft, und bringt um so mehr die Conchylien in nähere Beziehungen zu den Thieren, als diese von demselben mit vorzüglichem Interesse studirt worden sind. Es sind darin alle an der Schale befindlichen Merkmale zu unterscheidenden Kennzeichen, und diese ausschließlich, strenge und wohl benutzt worden, und die Anordnung und Vertheilung ist überall wohl gelungen zu nennen. Der Verf. hat mit großer Umsicht seine Vorgänger wie seine Zeitgenossen wohl zu benutzen verstanden, und wie das genannte Handbuch die Wissenschaft der Malakozoologie und der Conchyliologie überhaupt in jeder Rücksicht gründlich erörtert und fördert, so ist auch diese systematische Übersicht der Conchylien insbesondere von allen bis dahin erschienenen die naturgemäßeste und vollständigste. Sie schließt nicht allein die lebenden, sondern auch die fossilen Gattungen ein. Defrance's reiche Samlung und belehrende Mittheilungen haben dem Verf. vielfache Vortheile gewährt; von ihm, wie von Leach und Sowerby, bei den mehrschaligen von Ranzani hat der Verf. mehre neue Gattungen aufgenommen, und er selbst hat einige neue (Subula, Coralliophaga, Rhomboides) eingeführt, wie er auch den Conchylienfamilien als solchen zum Theil neue charakteristische Namen beigelegt hat. Unter jeder Gattung ist eine Art, wo unter der Gattung wieder mehre Reihen aufgestellt wurden, sind ebenso viele Arten zur Erläuterung beigefügt. Die hinzugehörigen beiden Hefte sauberer Kupfertafeln sind leider noch bis jetzt unvollständig geblieben, indem 39 im Werke bereits allegirte Tafeln noch nicht herausgekommen sind.

Das System der Weichthiere überhaupt ist seitdem nur durch wenige Schriften erläutert worden. P. A. Latreille, der in seinen Familles naturelles du règne animal (Paris 1825. 8.) nach Lamarck's Vorgange von den Mollusken die Tuniciers und Cirrhipèdes trennt, indem er letztere mit den Anneliden unter den Helminthoiden vereinigt, hat besonders die größern Abschnitte des Systems bis zu den Familien herab vervielfältigt und mit neuen Namen belegt; er hat seine Vorgänger, zumal Féruſſac und Blainville benutzt, ihre Eintheilungsweise manch-

Digitized by Google

mal, selten mit hinreichendem Grunde, abgeändert; der Conchyliologie insbesondere hat er keinen Vorschub geleistet.

Mehr hat Sander Rang, französischer Marine-Officier, der auf seiner Reise um die Welt die Mollusken zum besondern Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, in seinem trefflichen Manuel de l'histoire des Mollusques et de leurs Coquilles (Paris 1829. 12.) geleistet. Ebenso sehr vertraut mit den Thieren als den Conchylien der Mollusken, hat er in seiner Eintheilung das von Féruſſac modificirte Cuvierſche Syſtem zu Grunde gelegt, und durch eigene, wie Anderer neueſte Entdeckungen berichtiget und erweitert.

Ein gleiches zoologiſches Eintheilungsprincip iſt in meiner Synopsis methodica molluscorum generum omnium etc. (Editio altera, auctior et emendatior. Pyrmont 1830. 8.) befolgt, indem darin ebenfalls das von Féruſſac abgeänderte Cuvierſche Syſtem der Weichthiere angenommen worden iſt. Sie enthält die neueſten Berichtigungen des Syſtems, die reichhaltigſte Synonymie der größeren Abſchnitte von den Klaſſen bis zu den Familien herab, und eine vollſtändige Überſicht und Synonymie der Gattungen; unter dieſen jedoch nur diejenigen Arten, welche in der anſehnlichen Samlung des Verfaſſers befindlich ſind.

Für die eigentliche Conchyliologie iſt ſeit Blainvilles Handbuche nichts Bedeutendes geleiſtet worden. Es wird immer allgemeiner erkannt, daß ſie als eigene abgeſonderte Doctrin ſtets nur ein ſehr einſeitiges Studium gewähren, ihr Syſtem immer nur ein künſtliches bleiben, daß ſie nur in Verbindung mit der nähern Kenntniß von dem organiſchen Baue der Thiere ihr wahres Leben, ihre richtige Bedeutung finden kann, und ihr Beſtreben, mit der zoologiſchen Kenntniß der Weichthiere überhaupt immer nähere Beziehungen anzuknüpfen und ſich ihr enger zu verbinden, iſt unverkennbar. Unläugbar hat die in den beiden letzten Decennien, insbeſondere durch Draparnaud und Féruſſac, angeregte Aufmerkſamkeit auf die unanſehnlichern und zumal vaterländiſchen Erd- und Süßwaſſer-Conchylien eine dringende Veranlaſſung hiezu gegeben, und dieſe wird der wiſſenſchaftlichen Vereinigung auch fernerhin unſtreitig höchſt förderlich ſeyn. Immerhin wird aber auch die Conchyliologie an ſich durch ihre Unentbehrlichkeit ſelbſt für das natürliche Syſtem in großem Anſehen bleiben; denn über manche Conchylien, deren Thiere noch nicht beachtet worden ſind, und namentlich über die foſſilen Überreſte von Weichthieren, vermag nur ſie nähern Aufſchluß zu geben, und nur durch ihre Hilfe iſt man im Stande, eine Stelle im Syſteme dafür auszumitteln.

Außer den oben genannten Hauptſchriftſtellern über die ſyſtematiſche Conchyliologie überhaupt, haben auch noch manche andere Naturforſcher große Verdienſte um die Förderung derſelben, namentlich J. W. v. Alten, W. Barnes, J. v. Born, Borry de Saint Vincent, Al. Bronguiart, H. G. Bronn, J. W. Dalman, Defrance, G. P. Deshayes, A. Des Moulins, L. W. Dillwyn, B. Faujas de Saint Fond, Faure Biquet, Fleuriau de Bellevue, G. Gärtner, S. de Haan, W. Hartmann von Hartmannsruthi, F. L. van Haſſelt, Ph. Pic. de la Peyrouſe, W. E. Leach, W. G. Maton, Fr. Ménard de la Groye, G. Montagu, S. Nilſſon, G. A. Olivier, Joſ. Oliva, Alc. Deſſ. d'Orbigny, J. Parkinſon, B. C. Payraudeau, C. Pfeiffer, L. J. M. Poiret, L. C. Rafinesque, L. Ranzani, A. Riſſo, Th. Say, E. F. von Schlotheim, Marcel de Serres, G. Shaw, D. Solander, A. Soldani, G. B. und J. Sowerby, L. Spengler, S. Studer, W. Swainſon, Ziegler, durch welche theils ganze Klaſſen oder einzelne Ordnungen, Familien oder Gattungen, bald nur überhaupt erläutert, bald monographiſch bearbeitet, theils nur neue Arten beſchrieben worden ſind; ihre Verdienſte werden unter den betreffenden Klaſſen, Ordnungen, Familien oder Gattungen näher erörtert werden; hier mag es genügen, ihres Antheils an den Fortſchritten der Conchyliologie nur im Allgemeinen mit gebührendem Lobe Erwähnung gethan zu haben *).

(*K. Th. Menke.*)

CONCHYLIUM (κογχύλιον, Diminutiv von κογχύλη. Vergl. den Art. Concha) und in der Mehrzahl conchylia (κογχύλια). Unter dieſer Benennung ſcheinen die Alten, und namentlich Ariſtoteles, und nach ihm Plinius, zuweilen überhaupt (in genere) gehäuſige Weichthiere (mollusca testacea, s. testa instructa, s. domiporta) des Meeres [1]) verſtanden zu haben, indem ſie, wie wir, an dem vollſtändigen Weichthiere (ὀστρακόδερμον) das Thier (σάρξ, caro s. corpus) und das Gehäus (ὄστρακον, testa s. concha) unterſchieden. In den mehrſten Fällen ſind bei den alten klaſſiſchen Schriftſtellern gewiß nur einſchalige, kräuſelförmige Schnecken im Gegenſatze von Muſcheln [2]), zumal eßbare [3]), darunter verſtanden, insbeſondere Schnecken, die eine gewiſſe Art des Purpurſafts lieferten, und kann man daher mehrentheils das conchylium mit dem murex der Alten als gleichbedeutend betrachten [4]). In vielen Fällen bezeichnet das

*) Vergl. Classes Conchyliorum. Auct Car. Aug. de Bergen. Norimberg 1760. 4. Bruguière in der angef. Encyclopédie méthod. Artikel Conchyliologie. Blainville Manuel de Malacol. p. 504—515.

1) *Οἱ δὲ πολύποδες μάλιστα κογχύλια συλλέγοντες καὶ ξηραίνοντες τὰ σαρκία, τρέφονται τούτοις*, Aristot. h. an. VIII. 2. med. — Vescuntur (polypi) conchyliorum carne, quorum conchas complexu crinium frangunt, Plin. h. n. IX, 29, 46. — Muricum vel conchyliorum testae cinis, ibid. XXXII. 7, 2⁷. Parotides muricum testae cinere cum melle, vel conchyliorum ex mulsu curantur, ib. XXXII, 7, 25. Wo wie hier conchylia und murex neben einander genannt werden, ſind unter erſteren im Allgemeinen ὀστρακόδερμα, oder insbeſondere στρομβώδη, und unter murex iſt dann eine beſtimmte Art zu verſtehen. 2) Jam quidem lunari potestate ostrearum conchyliorumque et concharum omnium corpora augeri, ac rursus minui, Plin. h. n. II, 41 und 99. 3) Possunt ista eadem genera (piscium) etiam litoris arenosi stagnis contineri; nam quae limo coenoque lutescunt, ut ante iam dixi, conchyliis et iacentibus apta sunt animalibus, Columell. r. r. VIII, 17. — Lubrica nascentes implent conchylia lunae, Hor. Serm. II. 4, 30. 4) Murex cochlea testa maris, dicta ab acumine et asperitate, quae alio nomine conchylium nominatur, proptar quod circumcisa ferro, lacrymas coloris purpurei emittat, ex quibus purpura tingitur.

Digitized by Google

conchylium metonymice bald eine von dem eigenthümlichen Purpur unterschiedene bestimmte Art der Purpurfarbe selbst [5]), bald überhaupt die Purpurfarbe [6]), bald auch purpurfarbige Stoffe und Gewänder [7]).

Als die von den Alten unter dem Namen conchylium verstandene eigenthümliche bestimmte Art von Weichthieren stellt Rondelet [8]), dem auch Gesner u. A. gefolgt sind, ein unausgewachsenes Exemplar der Pterocera truncata Lam. (Strombus bryonia, Gmel.) in einer Figur dar, die früher von Bumanni und Klein mit Unrecht einer ganz verschiedenen Schnecke, der Voluta scapha Gmel., zugeschrieben worden ist.

Tournefort [9]) hat eine Schneckengattung in der zweiten Abtheilung der zweiten Familie seiner Testacea monotoma Conchylium genannt, welche mit Linné's Bulla übereinzukommen scheint. Cuvier [10]) hat in seiner Klasse der Gastéropodes eine Schneckengattung unter dem Namen Conchylium aufgestellt, unter welcher er Ampullaria, Melania, Phasianella und Janthina vereinigt wissen will.

Im Allgemeinen verstand man seit längerer Zeit unter der Benennung Conchylien (conchylia, Schalthiergehäuse, franz. coquilles, coquillages, engl. shells) die mit einem harten kalkigen Gehäuse versehenen Weichthiere (mollusca) und Gliederthiere (annulata), und zwar sowol die vollständigen Thiere mit ihren Gehäusen (coquillages), als die Gehäuse für sich (coquilles) [11]). In dieser Bedeutung entsprechen sie gänzlich der dritten Abtheilung der Würmer in Linné's Systeme, in welchem sie Testacea (Schalthiere) heißen, die wiederum mit denjenigen Thieren übereinkommen, welche Aristoteles [12]) Ὀστρακόδερμα [13]) nennt, nur daß diese auch die Echinen in sich begreifen.

Seit einer strengeren wissenschaftlichen Unterscheidung der Weich- und Gliederthiere bedient man sich des Ausdrucks Conchylien nur noch zur Bezeichnung der Gehäuse und Schalen der Weichthiere, sowol der Schnecken als Muscheln.

Systematisch unterscheidet man einschalige (conchylia s. testacea univalvia), zweischalige (zweiklappige Schalen, Illig., conchylia s. testacea bivalvia) und mehrschalige (conchylia s. testacea multivalvia) Conchylien (vergl. den Art. Conchyliologie). In Hinsicht auf das Vorkommen derselben trennt man die frischen (conchylia recentia), von den fossilen (conchylia fossilia s. petrificata) Arten, indem man frische diejenigen nennt, deren Bewohner noch gegenwärtig lebend anzutreffen sind, fossile aber diejenigen, deren ausgestorbene Gehäuse nur noch in den verschiedenartigen Gebirgsformationen angetroffen werden; letztere kann man wieder entweder conchyliologisch, nach der systematischen Eintheilung der Conchylien, oder geognostisch nach den verschiedenen Alter der Gebirgsformationen anordnen.

(K. Th. Menke.)

CONCORDATE. Ein Name, verhängnißvoll in der Geschichte vieler europäischen Völker vom 12. Jahrhundert an bis zum neunzehnten; in den Worten oft wechselnd und verändert, im Wesen immer eines und dasselbe; der Sieg priesterlicher Gewalt über die weltliche Macht.

Die Natur und die Geschichte der Concordate abzuhandeln, kann ein Geschäft für zweierlei Art von Schriftstellern seyn, für die Kanonisten und für die Politiker. Erstere untersuchen die Sache nach dem Standpunkte der Confession, und die katholischen Kanonisten selbst theilen sich wieder in ultramontane und rein katholische. Letztere, die Politiker, betrachten diese merkwürdigen Verträge nach der größern oder geringern Zusammenwirkung äußerer Umstände, welche sie veranlaßt, und nach den mehr oder minder schädlichen Folgen, welche aus ihnen hervorgegangen, und den Einwirkungen, welche sie auf den Stats-Organismus und das Volksleben geäußert. Die Beurtheilung von letzterm Standpunkte aus erleidet selbst wieder mannigfache Abstufungen, je nachdem sie von unten herauf, oder von oben herab geschieht, und der Vertrag im Zusammenhange mit politischen Statsgrundsätzen, oder mit den Ideen der Geistesfreiheit, des Stabilitäts- oder des Progressivsystemes gewürdiget wird. Der aufgeklärte Katholik und der duldsame Protestant treffen in gewissen Punkten genau zusammen und Politiker und Kanonist berühren sich eng vor dem höhern Forum der Geschichte, wo einseitiger Parteihaß und servile Schmiegsamkeit gleich sehr verschwinden, und jede Handlung nur nach Motiven und Folgen gerichtet wird. Von dieser Idee sowol als von den Principien bestimmt, welche die erleuchtetsten Lehrer des strengkatholischen Kirchenrechts bestimmen, spricht hier ein der katholischen Kirche angehöriger Schriftsteller über den fraglichen Gegenstand sich aus.

Die Erklärung des Wortes Concordat im gram-

---

et inde astrum appellatum, quod haec tinctura ex testae humore elicitur. Isidor. origin. libr. II. cap. 6. 5) Tertius (color) est, qui proprie conchylii intelligitur, multis modis: unus in heliotropis, et in aliquo ex his plerumque asturatior; alius in malve, ad purpurem inclinans; alius in viola serotina, conchyliorum vegetissimus, Plin. h. n. XXI. 8, 22. — Quapropter excusata et purpurae sit insania. Sed unde conchyliis pretia? queis virus grave in fuco, color austerus in glauco, et irescenti similis mari? Ib. IX. 36, 62. — Concharum ad purpuras et conchylia (eadem enim est materia, sed distat temperamento) duo sunt genera etc. ib. IX. 36, 61. — Nunc omnis eius nobilitas conchylio atque purpurae constat, ib. V. 19, 17. 6) Purpureusque color conchyli mergitur una Corpore cum lanae etc. Lucret r. n. VI. 1072. — Et per se conchylio infecta lana magnopere (auribus) prodest. Plin. h. n. XXXII. 7, 25. 7) Plena domus tunc omnis, et ingens stabat acervus Nummorum, Spartana chlamys, conchylia Coa Juvenal Sat. VIII. 100 und 101, wo conchylia Coa, wie bei Horaz purpurae Coae, Carm. IV. 13, 13, für vestes Coae conchyliatae h. e. conchylio infectae steht. — Conchylia et purpuras omnis hora atterit Plin. h. n. IX. 35, 60. 8) Histoire entiere des poissons par G. Rondelet. Seconde Partie. A Lion 1558 fol. p. 54. 9) Introductio ad histor. testaceor. e cel. P. Tournefortio, vor Gualtieri ind. test. conch. 10) Le règne animal X. tom. 2. 11) Favanne Conchyliologie. tom. I. Interpretation des termes conchyliologiques. p. XXX. 12) Aristotel. hist. anim. IV, 4. 13) Schneider erklärt in seinem griechisch-teutschen Wörterbuche, dritte Aufl. sub hoc verbo, das Wort ὀστρακόδερμα fälschlich durch Krebse und andere Meerwürmer, da diese doch die μαλακόστρακα des Aristoteles (hist. an. IV, 8) sind.

matikalischen Sinne ist wol für jeden gebildeten Leser überflüssig. Im vorliegenden Falle jedoch, d. h. in historischer Bedeutung, versteht man unter Concordat den Vertrag, welchen entweder eine katholische Regirung, oder eine protestantische, die unter ihren Unterthanen Katholiken zählt, mit dem römischen Stuhl eingeht, und mittelst welches sie einen Theil derjenigen Rechte abgibt, welche nach strengen Doctrinen des Stats- und Kirchenrechtes ihr sonst wol zugestanden; es ist ein Act der Gefälligkeit, vorgenommen aus Liebe zum Frieden, oder um Verhältnisse zu regeln, welche, in Folge der großen Macht religiöser Gefühle oder Vorurtheile, zum Nachtheil anderweitiger Statsinteressen, sich verwickeln können, und bei der historisch anerkannten Standhaftigkeit des römischen Stuhles keiner andern Lösung entgegen sehen, wenn nicht die Statsgewalt einen hartnäckigen Kampf mit der geistlichen eingehen und einen förmlichen Bruch wagen will, welcher auf sie, falls sie katholisch, den Vorwurf des Schisma, und falls sie protestantisch, den Vorwurf der Intoleranz bringt.

In alter und neuer Zeit ist über Concordate vieles hin und hergeschrieben worden, was ausführlich zu untersuchen und zu prüfen hier nicht der Ort seyn dürfte. Wir verweisen demnach, sowol was das Streng-Kirchenrechtliche, als das Rein-Politische dabei betrifft, auf die größern und kleinern Werke, welche darüber erschienen sind, auf die diplomatarischen Samlungen und kirchenhistorischen Compendien, auf die Bullarien, Kirchenannalen und Statsschriften, und auf die Journale, Flugblätter und Pamphlets der Parteien, besonders was die neueste Zeit anbelangt. Hier folge blos ein allgemeinhistorischer Überblick, wie jene merkwürdigen Verträge bei verschiedenen Völkern hinter einander zu Stande gekommen, nebst den nothwendigsten chronologischen Thaten und literarischen Nachweisungen [1]).

Das erste förmliche Concordat, welches zwischen dem römischen Stuhl und einer weltlichen Macht geschlossen worden, ist das sogenannte Callixtinische oder Wormser-Concordat, vom J. 1122. Es endigte den langen fürchterlichen Kampf zwischen Reich und Kirche; und Kaiser Heinrich V., nachdem er des Vaters Grundsätze wider drei Päpste (Paschalis II., Gelasius II. und Callixtus II.) fortgesetzt, gab einen großen Theil der alten Ansprüche des Thrones auf, um zum mindesten den Rest und die fürstliche Ehre zu retten. Er verzichtete für sich und seine Nachfolger auf die Investitur mit Ring und Stab. Die Kirchen erhielten volle Wahlfreiheit bei Besetzung der Prälaturen; nur sollten die Wahlen der Bischöfe nicht anders, als in Gegenwart des Kaisers vor sich gehen und die Gewählten, hinsichtlich der Güter und der Regalien, die Belehnung vom Kaiser durch das Schwert empfangen [2]).

Obgleich nun das zu Worms geschlossene Concordat eine theilweise Niederlage der weltlichen Macht war, so blieben doch durch diese Urkunde der teutschen Nation wesentliche Rechte, welche, bei gehöriger Behauptung und Verfechtung, den päpstlichen Eingriffen einen kräftigen Damm entgegensetzten. Allein Rom beeinträchtigte während mehrer Jahrhunderte die teutsche Nation wie die übrigen sowol in ihren Rechten und Freiheiten, als in ihren Sitten und Gefühlen auf mancherlei, oft empörende Weise. Die Klagen der Könige und Reichsstände, wie die der Patrioten und Gelehrten ertönten zahlreich; am stärksten aber zu Anfang und um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Das ärgerliche Schisma im Innern der Kirche und das noch furchtbarere der Hussiten in Böhmen begünstigten einen ernstern Widerstand gegen das bisherige System, nachdem bereits in Schriften trefflich dafür vorgearbeitet worden war. Ohne die heillose Erscheinung Kaiser Friedrichs III. auf dem teutschen Kaiserthrone würden die Wünsche der katholischen Christenheit für eine Reform in Haupt und Gliedern vielleicht früher und vollständiger erreicht worden seyn, als selbst durch die Reformation nachmals geschehen ist. Das Concilium zu Pisa hatte das erste große Beispiel gegeben, wie die mit Verletzung der alten Kirchenverfassung aufgedrungene Alleingewalt des römischen Stuhles mit Erfolg bekämpft werden könne. Die Kirchenversamlung zu Constanz trat in seine Fußtapfen; es entschied sich gegen die drei Päpste, und setzte Martin V. mit gesteigertem Verlangen einer durchgreifenden Reform auf den heiligen Stuhl. Allein die Versamlung sah bald sich getäuscht. Der neue Papst hing hartnäckig an den Reservationen, „dieser Nahrung für unendliche Prozesse." Doch ließ Martin V. trügerisch Hoffnungen für die Zukunft.

Die Beschwerden, zumal der teutschen und französischen Nation, mehrten sich; eine Commission von Vertretern der Interessen derselben bildete sich, und mehre Kardinäle wurden ihr beigefügt, um die vermeintlichen Rechte Roms zu wahren und über die einzelnen Beschwerden Rede und Antwort zu geben. Die Kurie benützte schlau die Verschiedenheit jener Interessen über mehr als einen Punkt und durchkreuzte die gemeinschaftlichen Bemühungen. Kaiser Sigismund war vor der Papstwahl von den Franzosen mit seiner Reform zurückgehalten worden; als sie jetzt, wo es zu spät war, in ihn drangen, die alte Idee muthig wieder aufzugreifen und beharrlich durchzusetzen, gab er die gemeinsame Sache persönlicher Empfindlichkeit preis und vertröstete mit allgemeinen und unkaiserlichen Worten.

Nichts desto weniger kam man teutscher Seits dahin überein, sämtliche Beschwerden in einer Denkschrift, unter dem Titel: „Artikel der teutschen Nation

1) Über die kanonistischen Bestimmungen hinsichtlich der Natur, Grenzen und logischen Erfoderniße der Concordate vergl. besonders die Werke von Hontheim, Eybel, Rautenstrauch, Sauter, Brendel und de Pradt, sämtlich katholischen Schriftstellern. Der unbedingte Lobredner Roms hiebei ist Walther in seinem Handbuch des kathol. Kirchenrechts. 2) Vergl. Concordata Nationis Germanicae integra. Edit. Francof. aucta. vol. I. Koch, über denselben Gegenstand. E. Münch, vollständige Samlung und Geschichte aller ältern und neuern Concordate. I. B. S. 16. 17. Man hält sich bei gegenwärtiger Abhandlung großentheils an obiges, umfassenderes Werk, was die histor. Einleitungen in demselben betrifft.

Digitized by Google

über die Reformation des obersten Kirchenregimentes" zu vereinigen und zu übergeben. Dies Beispiel ermunterte auch die übrigen Nationen; die Aufforderungen an die Kurie mehrten sich, der Papst sah sich zu einer Erklärung gezwungen und gab sie auf sehr römische Weise. In unbedeutenden Dingen wollte man großmüthig Zugeständnisse machen; in allen wichtigern wand man sich unter den verschiedenartigsten Vorwänden und Scheingründen wieder heraus oder stellte die Beschwerden nur zur Hälfte ab, oder auf eine Weise, daß sie den Zunder zu kräftigen neuen Beeinträchtigungen enthielten. Es entstanden die sogenannten Constanzer Concordate vom Februar 1418 [3]).

So wenig dieselben den gehegten gerechten Erwartungen der Völker, besonders aber der teutschen Nation, welche hinsichtlich der Beneficien- und Ehestreitsachen vor allen andern heftig auf gewisse Begünstigungen gedrungen hatte, genügen konnten: so war doch immerhin eine Art von Zugeständniß (zumal aber im Punkte der Indulgenzien) und Regulirung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Kirche und Stat erzwungen worden.

Noch würdevoller und standhafter trat das Concilium von Basel auf. Die Reformation in Haupt und Gliedern und die Vertheidigung der Kirchenfreiheiten bildeten die Hauptgegenstände seiner langen Berathungen, und erwarben ihm bei Mit- und Nachwelt unsterblichen Ruhm, wenn auch die Früchte der langen Arbeit nicht gewonnen wurden, welche man mit Recht und nach dem ersten günstigen Anfang hatte erwarten können. Der verzweifelte Widerstand Eugens IV. für seine Annaten und Reservationen, und der beharrliche Widerwille gegen die freien Bischofswahlen hatten seine Absetzung und die Ernennung eines Gegenpapstes, Felix V., zur Folge. Allein zum Unglück für Teutschland starb K. Albrecht II., und sein Nachfolger Friedrich III. war zu kraft- und charakterlos, um in die Länge den römischen Waffen die Spitze bieten zu können. Eugen, durch die temporaire Vereinigung der Griechen und Lateiner in der öffentlichen Meinung wiederum in etwas verstärkt, suchte die Teutschen durch Annahme der sogenannten Avisamenta zu gewinnen, welche nichts anders als die Dekrete des Basler Conciliums über die Verhältnisse und Reformen der Kirche enthielten, und unter dem Namen einer „Pragmatischen Sanction", mit Bewilligung des Papstes, von Kaiser und Ständen angenommen worden waren, nach dem in Frankreich bereits hiezu gegebenen Beispiel. Allein die Nation foderte festere Garantien, als diese Avisamenta, Erzeugnisse eines zu Mainz im J. 1441 gehaltenen und von Abgeordneten aller Parteien besuchten Conventes.

Bereits war auf dem Schauplatze ein Mann werkthätig aufgetreten, welcher sowol an Kenntnissen, wie an Genie und Welterfahrenheit die gebildetsten Köpfe jener Zeit weit überragte: Äneas Sylvius Piccolomini von Siena, damals Kanzler in Diensten K. Friedrichs, mit seinen Schwächen und Grundsätzen, wie mit den Leidenschaften und Absichten der Gegner genau vertraut. Dieser bearbeitete nach einem fein angelegten, für sich und seine künftige Erhebung großentheils berechneten Plane zuerst den Papst und sodann den Kaiser zu Abschließung eines Vergleichs. Vorerst wurden die Häupter der antirömischen Partei in Teutschland, die Erzbischöfe von Trier und Köln, abgesetzt. Die Maßregel erbitterte anfänglich mehr, als sie zu schrecken schien, und die Fürsten schlossen im Jahre 1446 einen Verein, welcher die Aufrechthaltung der Kirchenfreiheiten und die Bildung eines neuen Conciliums, die urkundliche Bestätigung der Annahme der Beschlüsse des Basler Conciliums und die Aufhebung aller Neuerungen seit der angelobten Neutralität zum Zwecke hatte. Piccolomini verrieth, feierlichem Eid entgegen, das Daseyn und die Verhandlungen des Conciliums an den Papst und unterrichtete ihn genau von allen Vorgängen in Teutschland. Als daher die Gesandtschaft jener Fürsten, Georg von Heimburg an der Spitze, in Rom angekommen war und eine höchst energische Sprache geführt hatte, nahm die gereizte Stimmung nur desto mehr zu; und obgleich der Papst, auf Piccolomini's Rath, scheinbar und in allgemeinen Phrasen nachgab, so zeigte sich doch bald die curialistische List. Man vertröstete, unter dem Vorwand unzusammenhängender Vollmachten der Gesandten, auf einen neuen Kurfürstentag zu Frankfurt.

Unter der bisher hinsichtlich des Basler Concils ziemlich neutralen teutschen Nation traten sofort nun mit entschiedener Farbe zwei Parteien auf: der Kaiser und die Mehrzahl der weltlichen Fürsten im Interesse des Papstes, und die geistlichen Fürsten nebst den Universitäten im Interesse der Kirchenfreiheiten. Unterhandlungen und Bestechungen wurden bei den letztern abwechselnd gebraucht. Piccolomini rieth listig genug, den Vertrag in der Form bestehen zu lassen, die wesentlichsten, der Curie schädlichen Punkte aber herauszunehmen. Die meisten gingen in die Falle; Äneas siegte über die Anhänger des Frankfurter Convents, wie über die Ultraromanisten, welche in fanatischem Widerstand gegen jede Concession die Sache des heil. Stuhles zu gefährden im Begriffe waren. Der Vertrag ward bestätigt. Kaum hatte Eugen IV. noch Zeit, die betreffenden Bullen zu unterzeichnen, als der Tod ihn überraschte. Die Provision erfolgte ebenfalls, und die sogenannten Aschaffenburger Concordate vom neuen Papste, Nicolaus V., ebenfalls bestätigt, traten ins Leben, worin scheinbar manches eingeräumt und bewilligt, dem Concilium von Basel aber, seiner Wirksamkeit und seinen Grundsätzen ein tödlicher Streich versetzt wurde [4]).

Kaum war Nicolaus V. gestorben, so riethen viele gelehrte und wacker gesinnte Männer dem Kaiser Friedrich, den günstigen Augenblick zu benutzen und die Gewalt Roms in Teutschland wieder einzuschränken. Dies dürfe mit desto mehr Fug geschehen, als alle von

3) Vergleiche über die Concordata Constantiensia die Werke von Leibnitz (Corp. jur. gent. dipl. I. et II.), Koch, Sanctio pragmat. Germ. die Concord. Nat. Germ. integra I. und meine Sammlung I, 20. ff.

4) Vergl. darüber sämmtliche Urkunden und Beilagen in meiner Sammlung Nr. II. VIII.

Digitized by Google

der Kurie doch selbst angenommenen und beschwornen Verträge durchaus nicht gehalten würden. Sowol der Kurfürst von Trier, als andere Fürsten redeten diese, und oft noch härtere Sprache. Allein Piccolomini's Einfluß und Sophistik herrschten auch diesmal bei dem Kaiser vor. Man mußte daher auf den Angriff der römischen Anmaßungen in kanonischen Untersuchungen und auf feierliche Verwahrungen bei Reichstagen und Conventen sich beschränken. Die Beschwerden wurden schärfer als je hervorgehoben. Piccolomini fand für nöthig, den teutschen Stolz zu demüthigen, und er that es in der berüchtigten Schrift: „De ritu, situ, moribus et conditionibus Germanorum", worin er zu zeigen suchte, daß die Teutschen schon in ihrer frühern Zeit Barbaren par préference gewesen und alles, was sie nach und nach mühsam genug an Kultur gewonnen, einzig der Kirche verdankten. Überdies ließ er den Papst Callixtus III. auch sonst noch empörende Dinge gegen die teutsche Nation schreiben. Kaiser Maximilian I., Friedrichs Nachfolger, war zu sehr Patriot, um so etwas ungeahndet dahin gehen zu lassen; er bestimmte also den berühmten Wimpheling von Schlettstadt zu Abfassung einer Gegenschrift, welche sowol die ungerechten historischen Angriffe wissenschaftlich beleuchten, als die Eingriffe des päpstlichen Stuhls in die Kirchenfreiheiten gründlich und lebhaft beschreiben sollte. Sie trug den Titel: „Gravamina contra Sedem Romanam, nomine Nationis Germanicae et sacri Rom. Imperii decem" [5]). Ehe wir aber nunmehr auf die wichtige Revolution des 16. Jahrhunderts zu reden kommen, welche wie den Kirchenverhältnissen im Allgemeinen, also auch den Concordaten insbesondere eine neue Gestalt gab, ist es nothwendig, auf die kirchlichen Angelegenheiten der Franzosen zurückzugehen.

Ludwig der Heilige hatte schon im 13. Jahrh. für Verbesserung der tief verfallenen Kirchenzucht, für Zurückweisung der römischen Begehrlichkeit und für Sicherstellung der Nationalfreiheiten eifrig sich bemüht; die erste Sanctio Pragmatica [6]) erschien. Später trat Karl VII. im zweiten Decennium des 15. Jahrh. noch entschiedener auf und gab die zweite Sanctio Pragmatica [7]), welche größtentheils nur die Basler Decrete, angewendet auf Frankreichs Kirchenverhältnisse, in sich faßte. Sie war für Rom ein tödtlicher Streich und das Signal zu einem langen und heftigen Kampfe. Äneas Sylvius setzte auch hier seine Künste in Bewegung und Ludwig XI. ließ ihm Hoffnung dazu. Ein ränkevoller Prälat, Jean de Jouffroi, welcher den König und das Land auf schimpfliche Weise betrog, unterstützte ihn hierin kräftig, und die pragmatische Sanction ward, nicht ohne muthigen Widerstand des Parlamentes, besonders in der berühmten Remonstrance, für aufgehoben erklärt. Erst als Ludwig die großen, finanziellen sowol als politischen Nachtheile seiner unredlich schwachen Politik erkannt, suchte er aus den selbst gestrickten Schlingen sich wieder herauszuziehen, wiewol erfolglos. Ein Zustand der Verwirrung und Ungewißheit herrschte sofort auch unter den folgenden Regirungen, bis Ludwig XII. aus politischen Gründen das Ansehen der pragmatischen Sanction wiederum geltend machte und mit Maximilian I. gemeinschaftlich an der Demüthigung des päpstlichen Absolutismus arbeitete. Leider erreichte das Concilium von Pisa und Lyon in kirchlicher Beziehung ebenso wenig seinen Zweck, als die Liga von Cambray in politischer. Leo X., Julius II. Nachfolger, wußte dem neuen französischen Könige Franz I. einen so schlimmen Stand zu bereiten, daß dieser die Ehre seiner Krone und die Rechte seines Landes in noch schlimmerem Geiste, als weiland Ludwig XI., im J. 1516 an den Papst Preis gab, mittelst des berüchtigten Concordates von Noyon, welches bereits ein Jahr zuvor, bei Gelegenheit einer persönlichen Unterredung, zu Bologna war entworfen worden. Die pragmatische Sanction ward durch dasselbe so gut als vernichtet. In Folge des Concordats behielt der König zwar das Recht der Ernennung zu allen kirchlichen Pfründen, jedoch unter gewissen Bedingungen; waren diese erfüllt, so gab der Papst die Bestätigung. Die Klöster und Bisthümer, welche ein freies Wahlrecht, von dem heiligen Stuhl in früherer Zeit ausgestellt, urkundlich vorweisen konnten, fielen außer diese Kategorie. Dem Papste blieb der Genuß der Annaten gesichert. Der Nationalunwille bezeichnete den Kanzler du Prat als einen der Hauptunterhändler dieses schimpfligen Vertrages. Das Parlament widersetzte sich auch diesmal auf das standhafteste, und die darüber vorhandenen Aktenstücke sind glänzende Denkmale des öffentlichen Geistes jener Zeit, welcher erst nach und nach, durch ein raffinirtes Priestersystem, inquisitorische Schrecken und ein grenzenlos lüderliches Hofleben entsittlicht und entmannt werden konnte [8]).

So standen in Teutschland und Frankreich die Sachen, als die Reformation anbrach und der große Aufstand der öffentlichen Meinung aller Bessern, und in allen Ländern beinahe, wider die Tyrannei und die Usurpationen des römischen Stuhls sich organisirte. Die meisten übrigen Staten außer den zwei angeführten befanden sich in noch blinderem Gehorsam und schmählicherer Abhängigkeit von Rom. Nur die Hussiten in Böhmen hatten ebenfalls eine Art Concordat schon früher abgeschlossen und einige der Hauptgegenstände ihres furchtbaren Kampfes sich erzwungen. Die Richtung, welche die Reformationsangelegenheit gar bald nahm, machte für einen großen Theil Christen jedes fernere Concordat überflüssig. Die teutschen Reichsstände jedoch, welche nicht unbedingt alle Verbindung mit Rom

5) Vergl. *Marq. Freheri* Script. rer. germ. T. II. Meine Samlung I. S. 95. 6) Fasciculus Actor. pertinentium ad Concord. Nat. Gallicae inter Leon X. et Francisc. I. (in *Leibnitz.* Corp. Jur. Gent.). Ebenso in meiner Samlung S. 202 ff. 7) *Du Mont* Corps dipl. und meine Samlung S. 205 ff.

8) Concordata inter Leon. X. et Francisc. I. Tolosae 1517. *Leibnitz.* II. Meine Samlung S. 219 ff. Ebendaselbst findet man die berühmten Remonstranzen und andere wichtige Aktenstücke.

Digitized by Google

verwarfen, unterhandelten noch lange und auf verschiedenen Reichstagen über eine freiwillige Reform von Seiten der Curie, über Abstellung der gegründeten Beschwerden und Erfüllung der früher abgeschlossenen Concordate. Adrian VI. war zu allen billigen Foderungen geneigt; aber die ultrasitalienische, diplomatische Partei verdarb alles. Die Sprache der Reichsversamlungen ward dringender und ernster, und selbst K. Ferdinand, der Reichsstatthalter in Abwesenheit des Kaisers, handelte in diesem Geist. Die Gravamina Nationis Germanicae kamen nun, vollständiger als zuvor gesammelt und von beißenden sowol als kritischen Noten begleitet, im Druck heraus [9]), nach einer schon im J. 1510 bearbeiteten Handschrift. Es war also kein Protestant im historischen Sinne Verfasser dieser wichtigen und vielbesprochenen Schrift, welche als Manifest des aufgeklärteren Theils der teutschen Katholiken gelten konnte und lange noch dafür galt.

Das Concilium von Trident befriedigte weder die Erwartungen der Protestanten noch diejenigen des bessern Theils der Katholiken, indem die alten Beschwerden nicht nur nicht gehoben, sondern noch durch neue vermehrt wurden. Überdies vereitelte der stolzaufblühende Jesuitenorden, welcher unbedingten Gehorsam gegen Rom zur Devise aufsteckte, jede Art Aussöhnung, und die Concordate, so elend und schimpflich sie schon an und für sich selbst gewesen, wurden vom 16. Jahrh. bis zu Ende des 18. fast gar nicht mehr beachtet. Obgleich die Trienter Beschlüsse in mehren katholischen Ländern nicht unbedingt angenommen wurden, so wußte Rom doch, auf gewaltsame Weise wie auf Schleichwegen, sie geltend zu machen, und die Nunciaturen controlirten den öffentlichen Geist zum Vortheil des päpstlichen Stuhles.

Die Bulle in coena Domini verwickelte Pius V. in eine Reihe von verdrießlichen Streitigkeiten mit verschiedenen Fürsten, noch mehr aber sein persönliches Betragen und seine unkluge Politik Paul V. mit dem stolzen Freistate Venedig. Paolo Sarpi wirkte kräftig als Geschichtschreiber und Publicist gegen den römischen Übermuth. Es gehört nicht zu unserm Zwecke, ein vollständiges Gemälde desselben, vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu liefern, wiewol ohne ein solches die in neuerer Zeit versuchten Schritte und abgeschlossenen Verträge nicht gehörig verstanden werden können. Doch verweisen wir in dieser Beziehung theils auf die größern kirchengeschichtlichen Werke, theils auf unsere historischen Einleitungen zur Concordatensamlung. Genug, jedes folgende Jahrzehend überbot sich an Eingriffen in die Befugnisse weltlicher Macht, an Nichtachtung der alten Verträge und an unbegreiflicher Mißkennung des bedeutend veränderten Zeitgeistes. Der Herzog von Parma jedoch und K. Ludwig XIV. bewiesen dem Papste die Wahrheit dieses letztern Punktes auf eine merkwürdige und siegreiche Weise. Frankreich zog die gallikanischen Freiheiten wieder aus dem Staube hervor. Ebenso leistete Neapel rühmlichen Widerstand. Der erste und der letztgenannte schlossen Concordate mit Rom, worin man bestmöglichst die angefochtenen Rechte zu wahren suchte. Die Monarchia Sicula verbürgte Neapels König die Würde eines gebornen Legatus a Latere. Auch Spanien vertrug durch ein Concordat vom J. 1735 seinen Streit mit Rom [10]). Alle diese neuern Concordate waren Rom ungünstig und durch die Ereignisse aufgedrungen. Inzwischen war auch in Teutschland, ohnehin dem Vaterlande tieferer und freierer Forschung, ein neuer Geist selbst bei den Katholiken erwacht. Von ausgezeichneten Kanonisten und Literatoren erschienen in einzelnen Zwischenräumen Werke und Abhandlungen, welche die alten Concordate und die Beschwerden der Nation zum Vorwurfe hatten, bald jedoch aber noch weiter gingen, und die Rechte der römischen Curie wie die der verschiedenen Staten auf gründlichere und eindringlichere Weise, als früher geschah, auseinander setzten. Die durch das Wiederaufblühen der schönen Literatur erleichterte Annäherung zwischen Protestanten und Katholiken beförderte nicht wenig eine Richtung, welche dem päpstlichen Stuhle neue Niederlagen zu bereiten und andere Völker nachzuziehen schien. Teutsche, Italiener und Franzosen kamen in innigern Wechselverkehr. Fürsten, Prälaten, Priester und Gelehrte stritten gleich sehr für die neuen Ideen. Am meisten aber ging der große Kaiser Joseph II. in dieselben ein; der Emser Congreß vom J. 1785 und die demselben vorangegangenen und nachgefolgten zahlreichen Reformen, Justus Febronius und Eybel, und eine Reihe trefflicher Rechtslehrer und Humanisten mit und nach ihnen, erschütterten das Gebäude der Hierarchie so sehr, daß der Papst persönlich nach Wien reiste, um fernere Stöße abzuwenden. Östreich, wenn auch bei verändertem politischen System, behielt in späterer Zeit klüglich das kirchliche bei und liefert den besten Beweis, auf welche Art man Concordate schließen, oder vielmehr, daß man gar keine schließen soll [11]).

Die französische Revolution vollendete den Zustand der Erniedrigung des heiligen Stuhles. Das Concordat von 1516 ward durch dasjenige von 1801, welches Pius VII. mit Bonaparte einging, glänzend gerächt. Es schien der kirchlichen Anarchie in diesem Lande gesteuert und den alten Zwist der geistlichen und weltlichen Macht durch Bezeichnung sicherer Grenzen, siegreich für letztere, gesühnt zu haben. Allein dadurch, daß die Statsgewalt den Sieg allzusehr mißbrauchte und in das Gebiet der geistlichen allzu schonungslos eingriff, die Kirchengüter mit den Nationaldomänen zusammenwarf, die

9) Sacri Rom. Imp. Principum ac Procerum *Gravamina centum*, quae adversus Sedem Romanam, ac totum ecclesiasticum ordinem, Oratori Pontificiae Sanctitatis, in Comitiis Germanorum Principum Norimb. 1522 inchoatis finitis vero 1523, proposuerunt. Theils einzeln, theils in Samlungen abgedruckt; in der meinigen S. 343 ꝛc. Eine teutsche Übersetzung wurde vor einiger Zeit im Hamburg. unparth. Correspondenten angekündigt.

10) Vergl. hierüber meine Samlung. Bd. I. und die Supplemente und Zusätze im II. Bande. 11) Vergl. über die Josephinische Periode die neuesten Grundlagen der teutschkatholischen Kirche 1821; — Schlözers Statsanzeigen; — Le Brets Magazin; — Vaters Anhang II. und meine Samlung Bd. I.

Digitized by Google

Sprengel zu unverhältnißmäßig ausdehnte und die Bildung und das Loos der untern Geistlichkeit vernachlässigte, entstanden Mißverhältnisse entgegengesetzter Natur, und die Hierarchie ward zum verzweiflungsvollsten Widerstande gereizt. Politik und Kirchenthum umstrickten sich auf heillose Weise. Der Papst weigerte die kanonische Bestätigung mehrer Bischöfe und erbitterte dadurch den Gegner nur desto mehr. Das National-Concilium zu Paris vom J. 1811 hatte keinen Erfolg, wol aber bestimmten die großen Ereignisse in Rußland vom J. 1813 den französischen Kaiser zum Abschluß eines neuen Concordates mit dem Papste. Der Entwurf von Fontainebleau, welchen man gewöhnlich das Concordat von 1813 nennt, kam fast gar nicht in's Leben und bald fiel es mit seinem Schöpfer zugleich zusammen. Die Partei, welche sich der ersten Periode der Regirung Ludwigs XVIII. bemächtigte, setzte durch eine Reihe ultramontaner und alt-aristokratischer Maßregeln ein neues Concordat (unterm 11. Julius 1817) durch, welches ganz auf die Grundlage des verhaßten von 1516 geschlossen war, und in welchem die gallikanischen Kirchenfreiheiten so gut als völlig Preis gegeben waren. Alle Bestimmungen in Kirchensachen, die der Restauration vorangegangen, wurden durch sie außer Kraft gesetzt. Nicht weniger als 42 Metropolitan- und Bischofssitze, nebst Kapiteln und Seminarien garantirte man in diesem neuen Vertrage, legte der Nation gleich ungeheure als überflüssige Lasten auf, öffnete der Unduldsamkeit Thor und Riegel, pflanzte das jesuitische Unkraut frisch in Kirche und Stat und lieferte den niedern und mittlern Unterricht so ziemlich unbedingt in die Hände der Priester, welche in der Mehrzahl durch fanatischen Geist und Hang zu blinder Hingabe an Rom sich auszeichneten. Dieses dritte französische Concordat erregte unter allen Bessern der Nation den unbeschreiblichsten Unwillen. Eine Menge ehrenwerther und furchtbarer Gegner erhoben sich dawider auf der Tribüne, in Schriften und in Zeitblättern, und die Regirung, welche es mittelst eines Gesetzvorschlages in die Kammer einführen wollte, sah sich zu seiner Rücknahme genöthigt. Unter den Männern, welche in eigenen Werken und Abhandlungen am kräftigsten aufgetreten, nennen wir nur die Namen: De Pradt[12] (ehemal. Erzbischof von Mecheln und Diplomat unter Napoleon), Grégoire[13], der ehrwürdige Bischof von Blois, und Graf Lanjuinais[14], einer der edlen Überreste der Gironde. Zu den Vertheidigern der Curie gehörten vorzüglich: Litta, de la Mennais, Barruel, le Maistre und Clausel de Montals. Um jedoch sich nicht völlig das Ansehen des Überwundenseyns zu geben, schloß die Regirung im J. 1819 eine intermistische Übereinkunft, welcher fast alle Bischöfe beigetreten sind. Auch die Errichtung von noch 18 Bisthümern ward, trotz des Widerstandes der Kammern, durchgesetzt; doch erklärte Ludwig XVIII. (im August 1821), als er die Bekanntmachung einer päpstlichen Bulle verordnete, daß alle darin enthaltenen Klauseln, Formen und Ausdrücke, welche der Charte, den Gesetzen des Reichs und den Freiheiten der gallikanischen Kirche widerstritten, als nicht bindend und kraftlos[15].

Glücklicher war noch der heil. Vater in Piemont; die sardinische Regirung, allen Neuerungen aus Instinct unhold, ließ so viel möglich alles auf den alten Fuß vor 1799 zurückstellen, und nachdem der Papst (1816) die Einwilligung ertheilt, 10 Millionen Kirchengüter als Statseigenthum zu verwenden, erhielt er aus Dankbarkeit den alten Einfluß und die alten Einkünfte zurück. Die Bulle vom Jul. 1817 regelte die Kirchenverhältnisse, welche in Folge der verschiedenartigen, frisch hinzugekommenen Gebietstheile mannigfache Änderung erlitten, definitiv[16].

Auch in Neapel fand der römische Hof zuvorkommende Gesinnung. Die vielen erledigten Bisthümer wurden wieder hergestellt und im J. 1817 ein neues Concordat abgeschlossen. Dem Könige blieb darin die Ernennung zu allen Bisthümern; dagegen glaubte er durch eine specielle Verordnung alle Rechte gesichert, welche die Monarchia Sicula in sich begriff. Nach kurzer Unterbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse mit dem heil. Stuhle, durch die Revolution vom J. 1821, fand das Jahr darauf die förmliche Vollziehung des Vertrages statt[17]. Mit Polen ward bereits im J. 1817 eine Übereinkunft getroffen, welche ebenfalls ein Concordat genannt werden konnte. Die Eingriffe des Nuncius in die Nationalrechte hatten, noch vor völliger Zerstörung der Republik, Spannungen mancherlei Art bewirkt. Die päpstlichen Bullen vom März und Junt 1818 bestimmten die Grenzen der neuerrichteten Bisthümer des russisch-katholischen Polens. An die Stelle des alten Erzbisthums Gnesen trat nun Warschau[18].

Größere Schwierigkeiten fand Rom in den Staten des ehemaligen teutschen Reichs und in den katholischen Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft. Östreich war bei den ihm äußerst nützlichen und brauchbaren Verfügungen Josephs II. geblieben, und hatte blos wegen landesherrlicher Ernennung der Bischöfe im lombardisch-venetianischen Königreiche mit dem Papste zu unterhandeln gehabt. Allein die übrigen, theils rein katholischen, theils unter protestantische Herrscher gekommenen kathol. Länder und Parzellen befanden sich in einem, dem Geiste und den Interessen der Curie äußerst nachtheiligen Zustande und in einer derselben noch gefährlichern Stimmung. Der Gehorsam unter Rom und die Verbindung mit ihm hatten so gut als aufgehört. Durch den Reichs-Deputas

12) Les quatre Concordats. Paris 1818. 3. vol. und Supplément aux 4 Concord. 1826. 13) Essai historique sur les libertés de l'eglise Gallicane. Paris 1818. 14) Appréciation du projet de loi rélat. aux 3 Concordats. ib. 1818. 1827. (5. Edit.) Diese drei Werke, zumal das erstere, etwas gedehnte, liefern zugleich die Geschichte der drei Concordate. Vgl. damit die histor. Einleit. zum 2. Bd. meiner Samlung.

15) Henke allgem. Kirchengesch. fortgesetzt von Vater 1823. Bd. IX. 16) Vaters Umbau der neuest. Kirchengesch. Bd. II. 17) Vater im a. W. 18) Vater im a. W. und meine Saml. Bd. II.

Digitized by Google

tionsschluß von 1803 waren alle teutschen erzbischöflichen und bischöflichen Länder säkularisirt und den Souveränen, welche auf dem linken Rheinufer Gebiete an Frankreich abgetreten, als Entschädigung zugetheilt worden. Nur Regensburg, im J. 1805 vom Papste zum Erzbisthum erhoben und mit Frankfurt und Aschaffenburg zusammen verschmolzen, kam als geistlicher Stat an den ehemaligen Kurfürsten von Mainz, damals Karl von Dalberg. Bald bildete es, als Primat des rhein. Bundes, einen rein weltlichen Stat. Die Säkularisirungen und Gebietsabtretungen dauerten fort und immer mehre katholische Parzellen kamen unter protestantische Herrscher.

Als der Wechsel der politischen Ereignisse Rom sein Ansehen zurückgab und das Großherzogthum Frankfurt stürzte, gewann eine Zeit lang bei einem Theile der aufgeklärten Katholiken und zwar selbst in höhern Kreisen die Idee einer teutsch-katholischen Kirche Raum. Allein die Einwirkungen Roms und andere politischen Interessen machten sie bald unausführbar. Baiern unterhandelte zuerst auf eigene Rechnung. Der nach Rom zu Vertretung der Nationalrechte abgeschickte Domherr Häffeli ward für die Curie gewonnen und erhielt den Kardinalshut zur Belohnung für das Concordat, das er im Oktober 1817 einging, welches viele wesentliche Statsrechte Preis gab, und zu dessen Entwurf Niemand sich nur als Verfasser zu bekennen getraute. Die Mehrzahl der baierischen Kammer und der Unwille der öffentlichen Meinung in Teutschland erhoben sich gleich stark gegen ein solches Werk, welches für Baiern von den nachtheiligsten Folgen werden sollte. Die Unbestimmtheit des künftigen Verhältnisses, in welchem die katholischen Priester zum State künftig zu stehen hatten, gab gleich anfänglich Veranlassung zu Streitigkeiten. Die Prälaten verweigerten auf der Ständeversamlung den Eid auf die Verfassung. Darüber erhob jene, von einer Partei im Ministerium nicht unkräftig unterstützt, die kräftigsten und nachdrücklichsten Beschwerden. Man suchte sofort wenigstens den Vollzug des Concordates zu hindern und neue weitaussehende Unterhandlungen fanden statt. Endlich, im J. 1821, erfolgte eine königliche Erklärung, worin die streitenden Theile beruhigt und die Versicherung gegeben wurde, der Eid der Priester auf die Verfassung beziehe sich blos auf rein bürgerliche Verhältnisse, und mache zu nichts verbindlich, was etwa wider das göttliche Gesetz oder die Canones der katholischen Kirche streite. Nach diesem hatte der päpstliche Nuncius keinen fernern Grund mehr, die heißbegehrte Einweihung der Erzbischöfe von Regensburg und München und die der unter diesem Metropolitanverband stehenden Bischöfe von Augsburg, Passau ꝛc. nicht vor sich gehen zu lassen. Mehre Punkte des Concordates jedoch verzogen sich hinsichtlich ihrer Erledigung bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph und dem Antritt K. Ludwigs, da sowol ein Theil des Ministeriums als ein großer Theil der kirchlichen Opposition des Landes in der Abneigung gegen dasselbe sympathisirten. Der neue Monarch bestrebte sich, die geleisteten Zusagen wörtlich zu erfüllen; die Abtheilung, welche die wiederherzustellenden Klöster betraf, erregte in der öffentlichen Meinung einen ganz besondern Eindruck [19]).

Mit mehr Behutsamkeit ging Preußen zu Werke, welches freilich, als in der Mehrzahl seiner Unterthanen protestantische Macht, leichteres Spiel hatte und freier sich bewegen konnte. Längere Zeit führte der geistreiche, gewandte und patriotische Geh. Statsrath Niebuhr die Unterhandlungen; eine zufällige Anwesenheit des Fürsten Statskanzlers von Hardenberg zu Rom hob die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege. Unterm 16. Juli 1821 erschien die päpstliche Bulle und einen Monat darauf die königliche Bestätigung der darin enthaltenen Bestimmungen. Zwei Erzbischöfe, zu Köln und Posen-Gnesen, mit Suffraganen zu Trier, Paderborn, Münster (Corvey und Eichsfeld) und zu Kulm, Ermelang und Breslau wurden dem katholischen Kirchenwesen vorgesetzt; die Wahlen sollten nach der altherkömmlichen Weise in jenen Diöcesen vorgenommen werden. Mit geringer Ausnahme der vorübergehenden Streitigkeiten des Erzbischofs Spiegel mit der röm. Curie, welche an des Königs entschiedenem Willen ihre Erledigung fanden, sodann einiger ultramontan-jesuitischen Proselytismusumtriebe in den Rheinprovinzen, welche an dem gesunden Sinne der Mehrzahl scheiterten, endlich der Bewegungen schlesischer Katholiken in neuester Zeit, welche nichts als Behauptung altkirchlicher Rechte und Aufhebung verjährter Mißbräuche zum Gegenstand hatten, war das abgeschlossene Concordat ohne nachtheilige Folgen für den Stat [20]).

Hannover war mit einer ähnlichen Convention schon früher vorangegangen [21]). Es blieben somit blos noch Kurhessen, einige Parzellen des Nordens und die südteutschen Staten außer Baiern. Eine Commission sämtlicher betheiligten Höfe ward zu Frankfurt niedergesetzt und unterhandelte mit Rom, wiewol mit vergeblichem Erfolg. Die Angelegenheit des Freiherrn J. H. v. Wessenberg, welcher zum Coadjutor und Nachfolger Dalbergs im Bisthum Constanz ernannt, jedoch verschiedener (im streng christlichen und geläutert katholischen Geist unternommenen) Neuerungen willen verdächtigt und angeschuldigt worden war, trat, außer den gewöhnlichen curialistischen Anmaßungen, besonders hinderlich entgegen [22]). Selbst die persönliche Anwesenheit zweier Abgesandten, v. Schmitz-Grollenburg und v. Türckheim, zu Rom führte dem Ziele nicht viel näher. Doch verstand man sich um das Jahr 1819 zum mindesten über provisorische Grundlagen und über die Grundsätze im Allgemeinen. Die Hoffnungen der teutschen Patrio-

19) Vergl. das baierische Concordat, erläut. nach den Grundsätzen des Kirchenrechts. Frankf. a. M. 1818. Die Verhandlungen der baierischen Kammer v. 1817 ꝛc. Die ziemlich an fühl. Einleitung zum baierischen Concordat in meiner Samlung B. II.

20) Vergl. jedoch auch die treffl. Schrift Alex. Müller's: Preußen und Baiern im Concordate mit Rom im Lichte des 16. Art. der teutschen Bundesakte und nach dem Grundsatz der heil. Allianz. Neustadt a. d. O. 1824.

21) Vergl. meine Samlung. Bd. II.

22) Vergl. die kirchl. Urkunden sämtlicher in der Wessenberg. Angelegenh. erschienen. Schrift.

ten wurden mannigfach getäuscht, sowol hinsichtlich mehrer Hauptpunkte des zu schließenden Vertrages, als hinsichtlich mehrer Personen, welchen die obersten Kirchenwürden übertragen wurden. Verschiedene Umstände bewirkten die freiwillige Verzichtleistung des von den Pfarrcapiteln gesetzmäßig ernannten Freiherrn v. Wessenberg, als Metropolitan-Erzbischof für die Bisthümer Freiburg im Br., Rothenburg an der Tauber, Fulda, Mainz und Limburg an der Lahn, welche für die teutschen Staten Würtemberg, Baden, Kurhessen, Gr. Hessen und Nassau, für die sächsischen Herzogthümer, für Oldenburg, Waldeck und die freien Städte errichtet worden. Die Bulle Provida solersque vom 16. Aug. 1821, umschrieb die Grenzen dieser neuen Kirchenprovinz, eine Kirchenpragmatik [23]) sollte gegen mögliche Mißbräuche und Mißgriffe schützen ꝛc. Die Bestätigung und der Vollzug der Bulle, so wie die Consecration des nach Wessenbergs Rücktritt und Vanskers Tod zum Erzbischof vorgeschlagenen Doctors B. Boll zu Freiburg erfolgten im J. 1827. Die Einsetzung der vier übrigen Bischöfe ging einige Zeit später vor sich. So wenig man auch mit diesem Concordate zufrieden war, so galt es doch vergleichungsweise für eines der bessern, und das im J. 1830 nachträglich von Seiten der betreffenden Regirungen herausgegebene Reglement [24]) beruhigte über die Gefahren des Überschreitens geistlicher auf Kosten der weltlichen Macht.

Schlimmer kam die Schweiz in den Unterhandlungen mit Rom weg. Nachdem ein Theil ihrer katholischen Bevölkerung durch Künste mannigfacher Art aus dem 1200jährigen Verband mit der Diöcese Constanz gerissen und der Entwurf eines helvetischen Nationalbisthums durch die Uneinigkeit der Kantone und die Privatinteressen von Regirungen und Individuen vereitelt worden war, trennten sich die Unterhandelnden. Ein Theil schloß sich dem Separatbisthum Chur-St. Gallen an, welches in Folge eifriger Bemühungen des Nuncius in der Schweiz, nicht ohne heftigen Widerspruch der Regirung von Graubündten, errichtet worden; die übrigen Kantone, Luzern, Solothurn, Bern, Aargau, Thurgau, Zug und Basel setzten für ein anderes Bisthum Basel die Unterhandlungen fort. In der merkwürdigen Conferenz zu Langenthal wurden die Grundlagen und Grundsätze des zu schließenden Concordates verabredet. Allein Rom, die Lage der Dinge und die wenige Eintracht der Eidgenossen wohl erkennend, setzte beharrlichen Widerstand entgegen und suchte die Interessen der Kantone zu trennen. Zuletzt bot nur noch Aargau gleichmuthige Gegenwehr, und schon hatte im J. 1827 eine patriotische Mehrheit im großen Rathe gesiegt und einen schimpflichen, den sieben Kantonen zugemutheten Entwurf verworfen; als es bald darauf dem thätigen Getriebe des Internuncius Gizzi gelang, auch in dieser letzten Verschanzung den Gegner zu besiegen. Die Circumscriptions-Bulle ward demnach zuletzt auch von Aargau und Basel angenommen, nachdem die übrigen Kantone bereits vorangegangen. Nur die alten Rechte des Frickthals, von Rom wenig geehrt, verwahrte die Minorität des großen Rathes zu Aarau feierlich im Protokolle. Der Sitz des neuen Bisthums wurde Solothurn.

Den letzten und siegreichsten Streich führte die römische Curie wider die Niederlande. Dieses Reich, aus zwei verschiedenartigen Massen zusammengesetzt, bot der Beflissenheit römischer Statskunst ungemeine Vortheile, besonders in dem eigenthümlichen Volksgeiste der Belgier, welche bigotter und fanatischer, als irgend ein anderes Volk (Spanien, Portugal und Irland ausgenommen) an dem ultramontanen Katholicismus und an den päpstlichen Einrichtungen hing. Zwar hatte die weltliche Macht in verschiedenen Jahrhunderten bedeutende Jura circa sacra auch hier ausgeübt, wie von tüchtigen Publicisten [25]) gründlich dargethan worden ist; allein der Parteigeist zog die kirchlichen Freiheiten in's Gebiet der Politik hinüber, und opferte sie willig gewissen nationalen Apathien und Lieblingstendenzen. Das Concordat von 1801, besonders in seinen organischen Artikeln, hatte bis 1814 auch für Belgien gegolten, wiewol selbst Napoleon von Seiten des Klerus mannigfachen Widerspruch erfahren. Mit dem Beginn der oranischen Herrschaft über die Gesamt-Niederlande jedoch entwickelte sich erst recht ein heißer Kampf des ultramontanischen Priesterthums gegen die Statsgewalt. Das Mémoire du Clergé de l'Evêché de Gand, adressé au Congrès de Vienne (1814) und das Jugement doctrinal du Prince de Broglio [26]) liefern die sprechendsten Urkunden für den Geist jenes erstern. Beklagenswerthe Irrungen mit dem römischen Stuhle traten lange der Entwicklung des innern und äußern Volkslebens entgegen und legten den Grund zu jener furchtbaren Opposition gegen die regirende Dynastie und die Integrität des Königreiches. Ein interessantes Zwischenspiel bot die Utrechter Kirche der schismatischen Jansenisten dar, welche bis zu diesem Tage ihre Rechte standhaft wider römisches Ansinnen vertheidigten. Langwierige Unterhandlungen fanden zuerst schriftlich, sodann persönlich zu Rom selber statt, in Folge der Sendung des Grafen Viacre Fischer de Celles, als außerordentlichen Gesandten des Königs an den heil. Stuhl. Es ist in neuester Zeit behauptet worden, daß dieser Diplomat die persönlichen Interessen mehr als die des Landes beabsichtigt, und mit Überschreitung der Vollmachten seines Monarchen das für das Land und die Kirchenfreiheiten höchst nachtheilige Concordat vom 18. Juni 1827 eingegangen habe. Der König unterzeichnete es zwar aus Besorgniß über die Stimmung seiner katholischen Unterthanen am 2. October jenes Jahres; aber die feierliche Anrede (Allocution), welche Leo XII. gleich darauf im Consistorium der Kardinäle zu

23) Vergl. Beiträge zur neuesten Geschichte der teutsch-kathol. Kirchenverfassung, von J. M. L. R...6. Straßb. 1823.
24) S. die Statsakten von diesem Jahre. Stuttg. u. Tüb. bei Cotta.
25) Besonders (*Van Ghert*) Observations sur les libertés de l'eglise belgique. Bruxell. 1827. und *Wünsinger*, Principia Jur. Canon. et Civil. Lov. 1829.
26) Vergl. die Zeitschrift Alethela vom Verfasser. Heft IV. u. V.

Digitized by Google

Rom hielt, und welche die Freude über errungene Vortheile allzu sichtbar ausdrückte, auch Neuerungen gegen Buchstaben und Sinn des Vertrages, als in denselben aufgenommen, enthielt, veranlaßte das berühmte Circular des Ministers des Innern (van Gobbelschroy) unterm 5. October, worin eine Art authentischer Erklärung gegeben ward, wie das Concordat zu verstehen sei, und die Ansicht des heil. Vaters über mehre Punkte berichtigt, auch das unvorsichtig zu viel Eingeräumte gleichsam zurückgenommen wurde. Diese Maßregel gab dem Parteigeist neue Nahrung. Die Häupter der Opposition, zumal von der apostolischen Farbe, klagten über Verletzung der Religions- und Kirchenfreiheit so lange, bis die Regirung abermals zu wichtigen Zugeständnissen bewogen ward, über deren Nützlichkeit oder Gefahr für den Stat die Urtheile noch jetzt sehr verschieden lauten [27]).

So ist denn nach und nach der größte Theil der katholischen Bevölkerung Europa's durch Concordate mehr oder minder in neue Abhängigkeit von Rom, und um die alten wohlbegründeten kirchlichen Rechte gekommen.

Amerika unterhandelt ebenfalls in diesem Augenblicke. Der Erfolg wird lehren, ob das Trojanische Pferd auch in diesem Welttheil so glücklichen Eingangs sich zu erfreuen haben werde, wie in dem unsrigen.

(*Ernst Münch.*)

CONGRESS bedeutet wie sein französisches Stammwort (welches noch außerdem der Kunstausdruck für gerichtliche Eheprobe ist), entweder eine Versamlung von Stellvertretern mehrer unabhängigen Staten zur Beschlußnahme über gemeinschaftliche Interessen, unabhängig von den stehenden Gesandtschaften; oder die gesetzgebende Versamlung namentlich von Nordamerika und von Griechenland. So wenig aber als die Geschichte der Gesetzgebung dieser beiden Staten, gehört auch die Geschichte der diplomatischen Congresse in diesen Artikel, sondern in die, welche von den betreffenden Gegenständen handeln. Der Congreß beiderlei Art ist das Mittel und die Form, um über Statssachen zu verhandeln und zu beschließen; aber im Statsrechte ist er nur eine besondere Form für gesetzgebende Versamlungen, und wieder nicht hier, sondern bei den betreffenden Statsverfassungen zu beschreiben. Dagegen ist er im Völkerrechte die allgemeine Form der diplomatischen Verhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten. Der diplomatische Congreß unterscheidet sich von der Conferenz in ihrer neuesten Bedeutung dadurch, daß er sich aus erst zusammenkommenden Personen, und nicht aus den schon anwesenden ständigen Gesandten bildet. Die Verhandlung zu London über die belgischen Angelegenheiten geschieht nicht auf einem Congreß, sondern durch die Conferenz, weil sie durch die bei dem dortigen Hofe angestellten Gesandten der Großmächte betrieben wird und in ihren Geschäftskreisen und Canzleien verbleibt, wenn ihnen auch von Östreich und Rußland besondere Bevollmächtigte dazu beigegeben sind. Er unterscheidet sich ferner von der Zusammenkunft von Fürsten oder Bevollmächtigten, wenn sie auch die wichtigsten Geschäfte und Beschlüsse zum Gegenstand hat, und nichts weniger als ein Seitenstück zu der bekannten witzigen Schilderung der „Zusammenkunft grosser Herren" ist, durch die Form, die bei ihr die der Unterredung ist. Man nennt weder Congreß die Zusammenkunft des Canzlers Oxenstiern mit dem Cardinal Richelieu zu Paris, noch des Papstes mit Kaiser Joseph II., noch der königl. spanischen Familie mit dem französischen Kaiser.

Wenn man nicht auf die Form des Congresses sieht, die erst bei und nach dem westphälischen Frieden ausgebildet ist, sondern auf sein Wesen, so ist der Congreß so alt, als die anerkannte Nützlichkeit der Besprechung und Ausgleichung über eine gemeinschaftliche Sache zwischen denen, welche von einander unabhängig waren, oder zwischen ihren Gesandten; theils weil die Sache, sei es wegen ihrer Wichtigkeit, ihres Umfangs oder ihrer Heimlichkeit sich so am besten abmachen ließ, theils weil der eine nicht einseitig Gesandten zu dem andern schicken konnte oder wollte, z. B. um nicht das Ansehen des Besiegten und Friedebittenden zu haben, und theils weil man unter Vermittlung von dritten verhandeln wollte. Es war ohne Zweifel ein Congreß, auf welchem die griechischen Häuptlinge ihren Zug nach Troja beschlossen, und das Congreßwesen entwickelte sich in Griechenland weiter, blieb aber unvollendet, als es von der entscheidendsten Wirkung hätte seyn können, als das Reich Alexanders in viele Staten zerfiel, das Reich der griechischen Sprache und Kunst aber von dem persischen bis zum atlantischen Meer reichte. In dem gespaltenen römischen Kaiserreiche vertraten die Kirchenversamlungen gewissermaßen die Stelle der Congresse. Die Spuren des Zusammentretens germanischer Sendboten und Fürsten sind zu dunkel, um verfolgt zu werden, wenn sich auch in dem Schreiben des ostgothischen Königs Theoderich an den fränkischen König Klodwig die Idee eines Congresses und des gemeinschaftlichen Interesses der damals in der Bildung begriffenen europäischen Staten klar genug entdeckt. Aber die Versamlungen von Fürsten und Statsmännern, welche dann die Päpste zur Berathung und Beschließung der Kreuzzüge veranlaßten, haben alle Eigenschaften von Congressen. Als den ersten Congreß für die inneren europäischen Angelegenheiten läßt sich die Kirchenversamlung zu Costnitz (1414—1418), worauf der Kaiser und 26 Fürsten erschienen, betrachten. Alles, was nachmals Gegenstand der Congresse gewesen ist, beschäftigte jene Kirchenversamlung, die eine solche alle 10 Jahre gehalten wissen wollte. Man theilte sich nach den Hauptvölkern in fünf Ausschüsse, worin jeder stimmte und die Mehrheit galt; in der Versamlung selbst zählte man nur fünf Stimmen, die teutsche, italiänische, französische, engländische und spanische; und man berathschlagte über die Schutzmittel der Freiheit und über die Zuchtmittel der Ordnung, die ohne einander nicht bestehen, und mit einander ohne Reibung nicht vereint werden können. Man

27) Vergl. *Van Ghert* im a. W. Sophronizon v. Paulus 1825. 1826. — Dissertation sur les Concordats par *Lanjuinais* et l'Examen critique de la convention de 1827. Liége 1827. — Convention entre S. M. le Roi des P. Bas et S. S. Leon XII. Bruxelles 1827. — Gazette des P. Bas. — Courrier de la Meuse etc. etc. — Alex. Müller, Encycl. Handb. des Kirchenrechts. — Meine Samlung. Bd. II.

Digitized by Google

hatte die Idee von einer Gottesgemeine auf Erden vor Augen, man wollte die Geister zügeln, der Willkür und dem Gewaltmißbrauch steuern und das Recht und die Ruhe sicher stellen; man verhinderte und lahmte aber einander und brachte es in Statssachen zu nichts als zu Kriegsgetümmel und Hinrichtungen. Die Kirchenversamlung zu Basel verdient nur noch erwähnt zu werden, weil sie Böhmen, welches jene aufgeregt hatte, beruhigte (1433), und weil ihre Einmischung in andere weltliche Sachen, namentlich in teutsche Lehnssachen, zurückgewiesen wurde.

Den Anfang der rein diplomatischen Congresse macht wol die Verhandlung zu Cambray, wenn man nicht frühere italiänische Verhandlungen, wobei auswärtige Staten betheiligt waren, dahin rechnen will, welche aber zugleich die päpstliche Gewalt berühren, als sie sich noch wie europäische Macht durch die herrschende Idee und den Volksglauben an die Verwirklichung einer Gottesgemeine und einer allgemeinen moralischen Regirung geltend machte. Die päpstlichen Verhandlungen verloren gerade ihre Kraft, als die diplomatischen Congresse anfingen, aber das sittliche Interesse wich auch vor dem Statsinteresse zurück. Die vergrößerten Völker fühlten sich in ihren Grenzen zu enge, sie drückten auf einander, ihre Statsverwaltung war geordnet genug, um die Volkskräfte, Menschen und Geld, im Großen aufzubieten, die Grenzfehden wurden nun zu großen Kriegen, und man hielt Congresse, um gemeinschaftlich Krieg zu führen oder zu endigen. Ein Blick auf den Congreß zu Cambray (1508) wird dieses, die damalige Lage und Behandlung der Sachen verdeutlichen. Sein offenkundiger Zweck war die Beseitigung der nie beseitigten Streitfragen zwischen dem unmündigen Herrn von Burgund, nachmals Kaiser Karl V., und dem Könige von Frankreich, und die beiderseitigten Bevollmächtigten, die Erzherzogin Margaretha und der Cardinal Amboise ereiferten sich dabei so, daß Margaretha berichtete, wir sind darauf und daran gewesen, der Herr Cardinal und ich, uns in die Haare zu fallen. Indeß that man doch die Hauptsache, das französische Bündniß mit dem unruhigen Herzoge von Geldern, ab und verschob das Übrige wieder, um zu dem geheimen Zweck zu kommen. Dieser war ein allgemeiner Krieg wider Venedig von dem Papste, der auch den Bann darüber aussprechen sollte, von dem Kaiser, der als Schirmvogt der Kirche einschreiten wollte, von dem Könige von Frankreich, der sein Mailand zu vergrößern wünschte, von dem Könige von Aragonien, welcher Städte von seinem Königreiche Neapel an Venedig verpfändet hatte, und von dem Herzoge von Savoyen, der etwas später beitrat. Ein jeder sollte als Eroberung behalten, was er zuvor an Venedig verloren und abgetreten hatte, der König von Ungern zum Beitrit aufgefodert und auch der König von England zugelassen werden. Für den Papst unterhandelte der Cardinal Amboise, erwähnte aber in dem Vertrage seiner Vollmacht nicht, sondern „getraute sich nur" die päpstliche Bestätigung zu erwirken, welche auch erfolgte, als der Papst von Venedig durch die Eröffnung des Geheimnisses keine Zugeständnisse erlangt hatte. In der Einleitung des Vertrags ist noch die theokratische Beziehung beibehalten, aber auch der Übergang zu den neuen diplomatischen Formen und Tönen unverkennbar. Die Fürsten, die wahren und getreuen Söhne der Kirche, sind zur Aufrechterhaltung des christlichen Gemeinwesens aufgerufen, das durch die Türken und andere Ungläubige gefährdet wird. Sie haben die Klagen erwogen, daß die Republikaner von Venedig alle Treue und Religion verleugnet, Unrecht und Gewalt wider so viele Fürsten ausgeübt und sinn zu deren Untergang wie verschworen haben. Sonach haben sie die Nothwendigkeit erkannt, wider die unersättliche Herrschsucht und Eroberungsgier dieser Republikaner als wider einen allgemeinen Brand einzuschreiten. Es kam wirklich zum Kriege, aber nicht lange, und am wenigsten zur Theilung. Wir haben zu Cambray schon drei Großmächte unterscheiden können, Frankreich, Spanien und Östreich, welche die Entscheidung ihrer getrennten Interessen durch Versprechungen und auf Familienverbindungen vertagen, aber über ihre Verbündeten, über den Herzog von Geldern, als selbsterwählte Schiedsrichter entscheiden und sich über ein gemeinschaftliches Interesse vereinigen. Sie haben in Italien schon erobert und wollen dort weiter erobern und theilen. Sie verbünden sich dazu mit andern, und die öffentliche Meinung erscheint auch dabei als Hilfsmacht, der Volkshaß gegen die Türken wird auf die Ungläubigen zu Venedig gerichtet, und dort sollen durch kirchliche Mittel die Gemüther von der Regirung abgewandt werden. Neu war, daß noch überdem das monarchische Princip wider das demokratische aufgeboten, der Krieg zum allgemeinen Interesse der Fürsten gemacht wurde. Es fehlte noch an Kunstvollendung der Form, aber nichts weniger als an Scharfsinn, Combinationen und vorbehaltenen Auswegen. Nimt man den Congreß zu Cambray als Grundriß, so findet man sich leicht in das Congreßwesen bis zum westphälischen Frieden (1648). Die Großmächte bleiben dieselben, und erst am Ende kommt Schweden hinzu. Gustav Adolf mußte noch, als er sich dem Könige von Frankreich gleichstellen wollte, von dessen Gesandten hören: Nicht jedes Scharlach ist von gleichem Werthe. Die Völker, gewerbfleißiger und reicher als je, unterstützten die Strebungen der edelsten Begeisterung und suchten Hilfe bei einander, um zur Freiheit zu gelangen, aber sie drückten auch heftiger als je auf einander, spalteten sich in sich selbst oder preßten zusammen, und alle wurden durch die lange Blutarbeit ermüdet, worin die Gründung einer neuen Kirche nicht gehindert und die alte nicht gestürzt werden konnte, worin es weder zur Universalmonarchie noch zur allgemeinen republikanischen Form kam, worin aber überall Steuerzwang und Waffengewalt sich vergrößerten. Die Statskunst erschöpfte in dieser mehr als hundertjährigen Verwirrung ihre Combinationen zu großen Kriegen und allgemeiner Beruhigung, bis es auf dem europäischen Congresse (1644 bis 1648) zu Münster und Osnabrück zur Ausgleichung kam. Die Völker waren fast wieder in der Stellung zu einander, wie zur Zeit des Congresses von Cambray, der den entgegengesetzten Zweck des westphälischen gehabt hatte. Dieser stiftete nicht Krieg, sondern Frieden, und suchte so

Digitized by Google

gar den Frieden durch die Verpflichtung zum Kriege zu sichern, durch die Gewährleistung aller Betheiligten für den Frieden, und für die bewaffnete Hilfe wider den, welcher ihn brechen würde. In diesem Geiste verfuhr der Congreß überall, und er hielt immer auf die Grundsätze, wenn er auch davon Abweichungen zulassen mußte. Er vermied alle Berührung mit den noch heißen Kirchenstreitigkeiten, erkannte die Glaubensfreiheit und die Rechtsgleichheit der Glaubensgenossen an, und wo sie unberechtigt waren, gab er ihnen wenigstens das Auswanderungsrecht. Er war für die monarchische Ordnung, sprach aber zugleich die Unabhängigkeit der Schweizer und Holländer aus. Er mußte Eroberungen bestätigen un. Landvertheilungen bewilligen, er sorgte aber für den Rechtszustand der Unterthanen durch billige und bündige Bestimmungen. Der Verkehr sollte frei seyn, das Friedenswerk aber in öffentlichen Schriften nicht angefochten werden. Dieser Congreß ist nicht der riesenhafteste geblieben, aber sein Werk nicht übertroffen worden. Das eben thronlos gewordene England nahm keinen Theil daran, und Spanien erschien darauf eigentlich nicht mehr als entscheidende Großmacht neben Östreich, Frankreich und Schweden. Frankreich hatte überwiegenden Einfluß, und seine Gesandten und die schwedischen sagten sich gleich geradezu, daß es ihnen nur auf ihr Statsinteresse ankomme. Betrachtet man nun den Einfluß aller Hof- und Volkserbitterungen auf den Congreß, die dort herrschende Leidenschaftlichkeit, die langen Streitigkeiten über Rang und Ceromoniell, so erstaunt man, daß dort doch ein so gediegenes Werk zu Stande gekommen ist. Das materielle Hauptinteresse war dort der Erwerb von Land und Landrenten gewesen, auf dem Congreß zu Utrecht (1712 bis 1713) ward es aber der Erwerb von Handelsvortheilen und Colonien; da England inzwischen seine innern Kräfte entwickelt und auf Handel und Colonien seine überwiegende Seemacht gegründet hatte, wobei es nur von Frankreich behindert und bekämpft werden konnte und es auch ward. Beide waren zu Utrecht auch allein die entscheidenden Großmächte, und der französische Gesandte, nachmals Kardinal, Polignac, sagte zu den holländischen, welche das nicht ertragen, sondern den Congreß aufheben wollten: Nein, meine Herren, wir bleiben hier, und verhandeln bei Ihnen über Sie und ohne Sie. Was der westphälische Congreß für die Landmächte und das Entschädigungssystem war, das ist der utrechter für die Seemächte und das politische Gleichgewicht. Aber kaum war das System dieses Gleichgewichts ausgebildet, als Schweden aus der Reihe der Großmächte sank und Rußland dazu emporstieg. Dann erhob sich auch Preußen dazu, während das polnische Reich unterging und der Freiheitsruf der unabhängigen Amerikaner auf Europa zurückwirkte. Das größere und volkreichere Frankreich hatte die englandische Überlegenheit nie ertragen können und dawider immerfort, sei es mit seinen Friedenskünsten, sei es mit seinen Waffen, gekämpft. Als es zuletzt den Thron seiner Erbkönige in den Waffenthron seines glücklichsten Soldaten verwandelt, einen Theil Europas zur Kriegshilfe, den andern zur Handelssperre wider England gezwungen hatte, brachte es England, aber auch sich selbst und die Welt in die größte Gefahr. In dieser allgemeinen Verwirrung und zum größten Kriege wurden alle Widerstandskräfte aufgeboten, und endlich in Paris der Friede errungen und die Grundbestimmungen über seine Sicherstellung, über die Landesvertheilung und die Machtverhältnisse gegeben, welche auf dem Congresse zu Wien durchgeführt und vollzogen werden sollten. Über die Bestimmung von Polen war allein von den Sachen allen noch nichts entschieden. Mit Ausnahme der Polen befanden sich die Völker zur Zeit des wiener Congresses (1814 bis 1815) wieder in fast ähnlicher Stellung, wie zur Zeit des Congresses zu Cambray, aber die Macht der Staten war völlig verändert. England war auch an materiellen Kräften nun das mächtigste Reich. Aber es machte weder den Rang davon, noch vor der Rückkehr Napoleons von Elba die ganze Gewalt seines Einflusses auf dem Congresse geltend. Es begnügte sich, seine Stelle unter den fünf Großmächten nach der alphabetischen Folgeordnung seiner französischen Benennung einzunehmen, wonach erst Östreich, dann Frankreich, England, Preußen und Rußland unterschrieben. Überhaupt befreite man sich von bloßen Ceremonien und Formalitäten ebenso sehr, als man sich früher damit belästigt hatte. Die Übereinstimmung dieser fünf Großmächte war in allen Sachen auf dem Congresse, auf der zahlreichsten Versamlung von Fürsten und Statsmännern in Europa, mit Ausnahme der Costnitzer Kirchenversamlung, entscheidend, wenn es auch nicht so öffentlich erklärt ward, als das Recht der Auslegung des pariser Friedens von den Mächten, die ihn geschlossen hatten. Die Berührung zwischen Östreich und Frankreich, welche die meisten Landkriege veranlaßt hatte, ward völlig vermieden, eine Art schwacher Scheidewand zwischen Teutschland und Frankreich durch das Königreich der Niederlande, und für Italien durch die Neutralitätserklärung der Schweiz, eine noch schwächere zwischen Östreich und Rußland durch die Verfassung des Königreichs Polen errichtet, und eine Art Kriegsstraße für England auf dem Rhein, der Weser und Elbe zugesichert. Man ordnete alles nach dem monarchischen System unter Zulassung von landständischer Verfassung, und verstärkte auch in der Schweiz die Gewalt der Regirungen. Nächstdem schien das Congreßwerk durch das Interesse der Eintracht unter den fünf Großmächten bei den frischen Erinnerungen an die überstandenen Gefahren verbürgt zu werden. Aber aus den erschütterndsten Bewegungen konnte man nicht plötzlich zur Ruhe kommen. Die polnische Frage hatte auf dem Congresse selbst Krieg gedroht, und noch vor seinem Schlusse stand schon Frankreich wieder in den Waffen. Sie wurden ihm entwunden, und nun vermehrte Bürgschaften für das Congreßwerk gesucht; die Bewachung und Ächtung Frankreichs dauerte nicht lange, sie störte alle früheren Berechnungen auf die gegenseitigen Verhältnisse. Neue Ereignisse, welche sich Schlag auf Schlag folgten, veranlaßten neue Congresse wider revolutionäre Bewegungen und für ihre

Digitized by Google

Verhütung, und über die griechische Unabhängigkeit, neue Erklärungen von Intervention und Nonintervention, neue Verlegenheiten über verlorne Recht und die bestiegene Throne, und endlich eine ständige lahmte aber der fünf Großmächte zu London, die sich, wie [illegible] als zu nennt, von selbst nach Naturnothwendigkeit in [illegible] kirchenvers tigsten der Städte und am Hauptsitze des [illegible] werden, Reichs machte, bei der griechischen Sache anfing, bei der belgischen den Namen Conferenz erhielt und sich immer behördenmäßiger gestaltete. Die europäischen Angelegenheiten erfoderten jetzt ohne Zweifel eine ständige Conferenz ebenso dringend, als die teutschen Angelegenheiten nach dem westphälischen Frieden einen ständigen Reichstag nothwendig machten. Die Länder von Europa sind bei den jetzigen Verbindungsmitteln nicht entfernter von einander als damals die teutschen Lande; der gebildete Stand steht sich jetzt in Europa mindestens ebenso gleich als damals in Teutschland; die Kunst und Wissenschaft, der ganze Verkehr und das Vermögen stehen jetzt durch Europa in genauerer Berührung, als sie damals in Teutschland standen *). Mit der ständigen Conferenz ist übrigens auch die in Berathung begriffene Entwaffnung der Großmächte in der engsten Verbindung, und diese Entwaffnung ist die wahre Bürgschaft für die Eintracht der Großmächte und für die Ruhe von Europa; denn hat man eine andere Wahl, als entweder die Sühne oder die Waffen entscheiden zu lassen, wie Theodorich an Klodwig in der Gründungszeit der europäischen Staten schrieb? und haben die Kriege binnen 300 Jahren die Stellung der germanischen Völker wesentlich zu verändern vermocht?

Es ist nun die Gestalt des Congresses zu beschreiben, wie sie sich jetzt ausgebildet hat. Der europäische Congreß besteht aus den Stellvertretern der Großmächte und der übrigen europäischen Mächte und Staten, und die ersten sind zugleich die Vermittler und mehr unter den andern. Machen sie ihren Ausspruch gegen den Willen derselben geltend, so verlieren diese zum Theil die Eigenschaft von Congreßmitgliedern. Befehlende und Gehorchende, Gewährende und Bittende, bilden keinen [illegible] berechtigte, gleich gesaber auch der Übergang zu dem Mitg[illegible]er, und er hat den und Tönen unverkennbar bei und um sich die Ges und getreuen Söhne der unter oder nicht unabhängiger tung des christlichen [illegible] und die Bittenden. Der Cons durch die Türken [illegible] die Anwesenheit der Statsoberhäup Sie haben die Ke Nützlichkeit ist nicht unbedingt. So lange die St[illegible]sachen einfach und mit den Hausachen der Fürsten ziemlich eins waren, verhandelten die Fürsten meist, und wol am besten, selbst untereinander. Seit die Diplomatik aber eine Kunst und eine schwere geworden, wozu viel Studium und Übung gehört, um Fehler und ihre großen Nachtheile zu vermeiden, wird die Verhandlung offenbar nur mit gleichen Kräften geführt, wenn sie von gleich geschickten Diplomaten geführt wird. Es kann die Rücksprache unter den Monarchen selbst dabei fördern und verbürgen; mischt sich der einzelne in die Verhandlung, so kann er mehr sagen, als sein Gesandter sagen darf, und wer ihm antwortet, muß die Stacheln der Geschäftssprache unter den Blumen der Hofsprache verbergen. Diese Einmischung erscheint also doppelt vortheilhaft; aber sie erregt schon wegen ihrer Einseitigkeit Mißtrauen, die Gesandten, welche darunter leiden, lassen es dem Gesandten, welchem sie die Einmischung zurechnen, wie wenig er daran Schuld seyn mag, entgelten, und sind gegen ihn desto spröder, je zarter sie gegen seinen Herrn waren. Ist die Verhandlung auf gutem Wege, so bedarf es solcher Einmischung nicht, und sie setzt nur den Gesandten in Verlegenheit, wenn sie mit ihm nicht Trit hält; geht es mit der Verhandlung schlimm, so stört die Einmischung noch mehr; und selbst dann, wenn nichts mehr zu verderben, aber noch alles zu retten ist, läßt sich kaum von der eigenen Erklärung eines Monarchen, sei sie noch so schmeichelnd oder drohend, Nutzen erwarten, weil die Gegner das Alles schon berechnet haben. Übrigens ist die Einmischung in einzelnen Fällen allerdings geglückt. Ganz anders verhält es sich mit der Selbstverhandlung der übrigen Fürsten. Sie stehen den Machthabern näher als ihre Gesandten, haben leichter und häufiger Gelegenheit, von ihren Geschäften zu sprechen und sprechen zu lassen, und haben das Compromittiren wenig zu fürchten. Die Anwesenheit der Monarchen und Fürsten auf dem Congresse hat den Vortheil, daß die Verhandlungen außerhalb durch die Berichtserstattungen weniger bekannt, dem Einflusse der Hofparteien mehr entzogen und von den Gesandten freier betrieben werden können. Aber sie entzieht den Geschäften viele Zeit, sie erspart die Berichtserstattungen nicht, wenn der Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Ständen von der Verhandlung Rechenschaft geben muß, und sie vermehrt im entgegengesetzten Falle die Verantwortlichkeit des Gesandten, der unter den Augen und vielleicht mit Einmischung seines Herrn ohne Zustimmung des Ministeriums verhandelt.

Die Bevollmächtigten bei dem Congresse theilen sich in die Hauptbevollmächtigten, die entweder als Congreßmitglieder oder als Vermittler erscheinen, und die ihnen beigegebenen Gesandten, und können sich un-

*) v. Martens sagt im précis du droit des gens S. 42: L'intérêt que chacune des puissances de l'Europe prend aux événemens qui ont lieu chez les autres, le système d'un équilibre (insuffisant, mais nécessaire): la ressemblance des moeurs dans l'Europe chrétienne jointe à tant de liens particuliers qui unissent plusieurs (selbst besser les nations) entre elles, soit sous la personne d'un même monarque, soit sous un système fédératif, soit par leur intérêts politiques ou religieux, autorise à considérer l'Europe comme un tout séparé du reste de l'univers, non pas sous le seul point de vue géographique, mais comme un assemblage particulier d'états qui sans avoir jamais expressément contracté une société générale et positive, (sie besitzt vielmehr unsichtbar in und mit der Kirche) a ses lois, ses moeurs, ses usages, et dont la situation ressemble, en quelques égards, à celle d'un peuple qui n'est point encore donné de constitution. Er scheint auch eine ständige europäische Berathung im Sinne zu haben, wenn er damit schließt: de voir rétablir cette espèce de concert plus général qui subsista pendant un siècle et qu'il ne tiendrait qu'aux puissances de rendre plus utile sans déroger à leur indépendance.

ter einander, aber nicht die verpflichtende [illegible] ferner in Gefahr, Verleistung aller Betheiligten für aber an seinen Beschlüssen abgewaffnete Hilfe wider den, engländischen zu Verona; oder in diesem Geiste verfuhr nur an einer Abtheilung des Congresses immer auf die Grundwie die teutschen Abgeordneten zu Wien zulassen mußte. auf dem Congresse verhandeln, wie sich heißen Kirchen bei der Conferenz zu London. Der Unterschied zwischen den Gesandten nach dem Range ihrer Staten und den Abstufungen der gesandtschaftlichen Würde bestimmt sich nach der bestehenden diplomatischen Ordnung, wonach sich auch die Verhältnisse der Geschäftsmänner in den gesandtschaftlichen Gefolgen richten, die nicht blos zur Bearbeitung der Sachen gebraucht, sondern theils zu besondern Berathungen und Commissionen, theils zum Protokollführen in den feierlichen Sitzungen gebraucht werden.

Alle übrigen bei dem Congreß Betheiligten können nicht mit ihm, sondern nur mit den dabei Bevollmächtigten entweder persönlich oder durch Geschäftsträger, und entweder offenkundig oder insgeheim verhandeln. Sie werden bald völlig zugelassen, wie die Standesherren zu Wien, bald geradezu abgewiesen, wie die griechischen Abgeordneten zu Verona; und mit welchen verschiedenartigsten Interessen von Staten, Ausgewanderten, Fürstenrechten, Geld- und Handelssachen sie zu thun haben, so ist es doch gewöhnlich die Sache der Unterdrückten oder Beschädigten.

Ist man über Zeit und Ort des Congresses einverstanden, so erfolgt die Einladung dazu von dem Hofe, in dessen Gebiet er gehalten werden soll, oder von dem vermittelnden Hofe; und die ankommenden Congreßmitglieder machen und empfangen die Besuche nach der bestehenden diplomatischen Ordnung, die überall, wo der Congreß nicht eine eigenthümliche erfodert, beobachtet wird. Wollen nun die Fürsten selbst verhandeln, so ist der Congreß eröffnet, sobald sie mit einander von Geschäften sprechen, und sie bedürfen natürlich keiner Vollmacht, aber sie können nicht selbst schriftlich abschließen, und die schriftliche Verhandlung muß also doch an die Minister gelangen, wenn es auch die engländische und französische Verfassung nicht nothwendig machte. Sind daher auch die Fürsten anwesend, so eröffnet sich doch der Congreß erst durch die Sitzung ihrer Bevollmächtigten. Soll er aber verzögert werden, so kann bis dahin viel Zeit verfließen, sei es über die Fassung der Vollmachten, sei es über die Zulassung von Verbündeten u. s. w. Im entgegengesetzten Falle hat man sich darüber und über den Vorsitz auf dem Congresse schon verständigt, und man eröffnet ihn, sobald man zusammen ist, durch Verlesung und Abgabe der Vollmachten in beglaubigten Abschriften an den Vorsitzenden, welcher damit das Protokoll und die Akten des Congresses anfangen läßt.

Da der Vortheil des mündlichen Verfahrens bei dem Congresse beabsichtigt wird, eine Entscheidung durch Stimmenmehrheit aber unzulässig ist, weil sie die wichtigsten Interessen der einzelnen Mächte gefährden, und ihnen das absprechen könnte, was sie nicht aufgeben wollen und dürfen; so würde es den Zweck verfehlen, sich selbst unerwartet Sachen in die Sitzung bringen wollte, dieser alles vertraulich besprochen, schriftlich erörtert wurden einer Beschlußnahme vorbereitet wären. Bei in Parteivorbereitungen verfährt man in allen Weisen mungen allen Hilfsmitteln der Diplomatie; und hat man erreicht, daß jeder seine Meinung und Ansicht über eine vorliegende Frage mittheilt, so wird die Ausgleichung und Vermittelung unter den mitgetheilten Meinungen so lange versucht, bis man durch Zugeständnisse und Verzichtungen zu einer Übereinstimmung zu gelangen hofft, worauf die Sache in Sitzungen zum Vortrage kommt. Wie vorsichtig dort der Antrag gefaßt seyn mag für eine vorbereitende oder endliche Beschlußnahme, so werden hier noch oft die Gründe und Talente desto mehr aufgeboten, um eine Abänderung in dem Wesen oder auch der Form zu erwirken, je entscheidender der Augenblick und je klarer nun die gegenseitige Stellung ist. Der Beschluß wird sodann zu Protokoll genommen, welches entweder von einem berathenden Mitgliede, oder einem Dritten geführt wird, dessen Wahl von einleuchtender Wichtigkeit ist. Beschäftigen den Congreß mannigfaltige und verschiedenartige Sachen, so bildet er Ausschüsse zu ihrer vorbereitenden Bearbeitung, und bei diesen Ausschüssen findet zwar das eben beschriebene Verfahren gleichfalls Statt, es werden aber dabei theils Gesandte, die auf den Hauptsitzungen nicht erscheinen, theils Hilfsbeamte der Hauptbevollmächtigten zugelassen, und die Sachen noch mehr in collegialischer Form betrieben. Man vernimt Sachverständige und Betheiligte, fodert und erstattet Berichte, und versteht sich auch wol zur Entscheidung nach Stimmenmehrheit. Haben die Ausschüsse ihre Arbeiten vollendet, so legen sie dieselben durch die ihnen vorsitzenden Hauptbevollmächtigten dem Congresse vor, welcher selbige entweder zum Gegenstande weiterer Berathung oder schließlicher Bestimmung macht. Das ganze Congreßverfahren endigt entweder ohne Übereinstimmung, und dann erfolgen gewöhnlich Bekanntmachungen, worin der eine Theil die Schuld ihrer Erfolglosigkeit auf den andern schiebt, oder es führt zur Übereinstimmung, die entweder die Hauptentscheidung nur vorbereitet, oder sie selbst enthält. Das erstere geschieht auf dem Präliminarcongresse, das andere auf dem Hauptcongresse. Auf beiden werden die genommenen Beschlüsse in eine Haupturkunde, die Congreßakte, Schlußakte, zusammengestellt, welche die einzelnen Beschlüsse entweder wörtlich aufnimt, oder wenigstens mit Anerkennung ihrer Gleichgiltigkeit anführt und als Anlagen beifügt. Die Congreßakte wird von den Hauptbevollmächtigten unterschrieben, die ihr beigefügten Beschlüsse von den betreffenden Gesandten. Das Hauptoriginal erhält der Hof des vermittelnden oder vorsitzenden Bevollmächtigten in Verwahrung.

Auf dem Congresse wird über Grundsätze, Rechte und Sachen verhandelt. Die Grundsätze betreffen entweder, wie die Congreßglieder unter einander selbst, oder gegen andere Staten, oder gegen die Unterthanen handeln wollen; und diese Grundsätze haben bisher wes

Digitized by Google

der theoretisch und noch weniger praktisch Festigkeit erlangt. Man hat sie mit der höchsten Idee von der Verbrüderung aller Völker verknüpft, und ist davon wie in Verzweiflung auf das Zwangsrecht gerathen; man hat sie an die Idee fortschreitender Entwickelung und Vernunftherrschaft angeschlossen und sie wieder in das Getreibe unbedingter Herrschergewalt versinken lassen. Man hat Bürgschaft für sie gesucht in religiöser Weise, die immer entweiht ist, in dem Treuglauben, der immer gebrochen ist, in der Furcht des Einzelnen vor allen, die immer zerfallen sind, in dem Berechnen und Gleichmachen der Machtverhältnisse, die sich beständig bei den Staten verändern, in dem Vereine der Großmächte für oder wider die Einmischung in fremde Statssachen, die ins Unbestimmte, in die Überzeugung von der eigenen Gefahr ausläuft, in der Entwaffnung, die nur erst bei schwachen Staten geglückt ist, in der von der Natur gemachten und bewachten Stellung der Völker, die sich nicht verkennen läßt, aber doch nicht starr und unbeweglich ist.

Hat das Congreßwesen nicht zu einem System von Grundsätzen geführt, so hat es doch zu einem System von Rechten geführt, wonach das von Rechtswegen besteht, was nach der Congreßakte besteht. Namentlich gegen die wiener Congreßakte hat aber der Papst feierlichen Widerspruch eingelegt *), und manches ist auch sonst wörtlich oder thätlich angefochten. Der europäische Congreß hat seinen Aussprüchen unbedingt entscheidende Gewalt beigelegt über den Rang und den Rechtsstand unter den Staten. Die fünf Großmächte üben das Schiedsrichterrecht aus, den europäischen Mächten ist das Recht des Krieges verblieben, den übrigen Staten genommen. Fürstenrechte sind ertheilt und entzogen oder beschränkt, das Recht der Unabhängigkeit einigen Staten zuerkannt, andern abgesprochen, innere Verfassungsrechte bestimmt, Privatrechte theils zugesichert, theils beschränkt oder aufgehoben.

Was endlich die Sachen betrifft, so ist die Congreßgewalt darüber nicht minder entscheidend gewesen. Es sind ganze Länder vertheilt, die Grenzen zwischen den Staten bestimmt, der Bau oder die Schleifung von Festungen und die Schiffbarmachung von Flüssen angeordnet, Kriegsstraßen geöffnet oder verschlossen, Statsschulden anerkannt oder aufgehoben, und tief eingreifende Verfügungen in Besitz und Eigenthum, in Erwerb und Verkehr erlassen. Übrigens hat sich auch hier die alte, den Päpsten in ihrer höchsten Gewaltsübung wohlbekannte Erfahrung wieder bestätigt, daß Fürstensachen sich leichter als Volkssachen behandeln lassen.

Wie groß die Congreßgewalt der That nach seyn mag und dem Rechte nach wirklich ist, so hat sie ihre bestimmten Schranken und kann nicht mehr enthalten, als die Statsgewalt selbst, deren Ausfluß und Zusammenfluß sie ist. Alles nun, worin das Oberhaupt eines States für denselben auf dem Congresse willigt, wird von den übrigen Congreßgliedern als vollgiltig angenommen, und muß als vollgiltig angenommen werden, er mag die Statsgewalt getheilt und bedingt oder ungetheilt besitzen. Darüber ist man einverstanden; man streitet aber, ob die Regirung, welche die Statsgewalt nicht ungetheilt und unbedingt besitzt, ihren Stat auf dem Congresse rechtskräftig verpflichte, wenn diese Verpflichtungen innere Verfassungsrechte verletzen. Die einen behaupten, die Regirung könne dort nicht über Rechte verfügen, die sie nicht habe, und thue sie es, so verpflichte sie weder die berechtigten Statsgenossen, noch berechtige sie die auswärtigen Regirungen, weil eine nichtige Handlung keine Rechtsfolgen habe. Dagegen behaupten andere, auf dem Congresse vertrete jede Regirung die volle Statsgewalt, weil alle dort mit gleichem Recht und gleicher Pflicht verhandeln, und also verpflichte dort ihren Stat auch diejenige, welche dadurch dessen Verfassung verletze. Diese Verletzung sei Folge von einer unvollkommenen und ungesicherten Verfassung, und eine solche Folge nicht von den auswärtigen Regirungen, sondern von den betreffenden Statsgenossen zu tragen, die sich das vor in Zukunft besser verwahren mögen. Der weitere Streit über den Rechtskreis der Congreßgewalt in ihrer Abhängigkeit von der vollen Statsgewalt ist der Streit über die Grenzen der Statsgewalt selbst. Die Wirkung der Congreßgewalt verhält sich in ihrem Bereiche zu der Statsgewalt, wie die Gesamtwirkung vereinigter Kräfte zu der Wirkung vereinzelter Kräfte. Die Congreßgewalt kann im Bösen, wovon als unwissenschaftlich hier nicht zu reden ist, weiter führen als der Mißbrauch der Statsgewalt im Einzelnen; und leistet im Guten mehr als diese, um den allgemeinen Rechtszustand, die Freiheit und die Ordnung, den Durchbruch und die Herrschaft des Verstandes, das häusliche und öffentliche Glück zu fördern, zu schützen und zu verbürgen, oder wenn es sich überhaupt erreichen läßt, die rechte Combination der Grundsätze für die europäischen Sachen zu finden und durchzuführen. Europa hat bisher zwischen Krieg und Frieden hin und her geschwankt. Muß das zuletzt enden, so kann das nur entweder durch die Herrschaft von Grundsätzen, oder durch die Herrschaft der Waffengewalt geschehen.

Der Congreßgewalt ist gesetzgebender und nicht vollziehender Natur. Sie berechtigt und verpflichtet jeden sie mit ausübenden Stat auf seinem Gebiete zur Vollziehung der gefaßten Beschlüsse, insofern wegen einer gemeinschaftlichen Vollziehung und Verwaltung, wie z. B. über die Rheinschiffahrt, nichts bestimmt ist. Sie berechtigt und verpflichtet dieselben auch zur Vollziehung der Beschlüsse, welche sich auf andere Staten und Betheiligte beziehen, wenn diese sich darin fügen. Fügen diese Betheiligten sich aber nicht darin, so hat der Congreß die Vollziehungsmittel entweder bestimmt, und dann ergreift man sie; oder er hat sie nicht be-

*) Der Widerspruch ist vom 14. Juni 1815 und gegen alle Beschlüsse des Congresses gerichtet, welche die katholische Kirche in Teutschland und den päpstlichen Stuhl benachtheiligen. Dazu wird namentlich gerechnet, daß das römische Reich, politicae unitatis centrum jure habitum et religionis sanctitate consecratum, wieder hergestellt sei.

Digitized by Google

stimmt, und dann kann jedes Congreßmitglied die friedlichen Mittel allerdings gebrauchen, aber nicht die kriegerischen ohne Zustimmung der andern, weil sonst dem Congreßwesen Auflösung droht. Hier ist seine schwache Seite; er will das Kriegsrecht von den einzelnen Mächten an ihre Gemeinschaft bringen, und kann ihnen dasselbe, und also noch weniger die Vorschritte, Beschlagnahme, Blokade, Besatzung ꝛc. doch nicht benehmen.

Der Congreß wird nun zugleich als bequeme Gelegenheit zu Verabredungen und Verständnissen benutzt, welche sich zwar auf die Congreßgeschäfte beziehen, aber sich zu schriftlichen Erklärungen nicht eignen, weil man sich nicht bestimmt verpflichten, Zeit und Umstände erst abwarten oder Einleitungen und Versuche treffen will. Es werden auch dort mit oder ohne Bezug auf den Congreß Übereinkünfte geschlossen, welche Geheimniß bleiben oder bekannt werden, die Congreßakte mag öffentlich erscheinen oder nicht. Sind die Congreßverhandlungen geschlossen, so können sie nach den jetzigen Statsverfassungen und Verhältnissen nicht lange, wenigstens in der Hauptsache nicht, der Öffentlichkeit vorenthalten werden.

Die Polizei an dem Congreßorte verbleibt jetzt dem betreffenden State. Sie sorgt im Allgemeinen, aber nicht individuell, daß die Gesandtschaften ihre Unterkunft und alle Bequemlichkeiten zu angemessenen Preisen finden, sie hält strenge Aufsicht über die Fremden, welche nicht zu den Gesandtschaften gehören, oder nicht von ihnen anerkannt werden, und entfernt alle, welche bei dem Congresse lästig werden könnten. Sie wacht, daß an öffentlichen Orten dem Congreß kein Ärgerniß gegeben und er nicht lächerlich oder verächtlich gemacht werde, und daß am Congreßorte nichts gedruckt und verbreitet werde, was die Verhandlungen beeinträchtigen könnte, und was gewöhnlich von mißvergnügten Parteien, zuweilen auch wol von irgend einer Gesandtschaft ausgeht. Sie ist aber dem Congresse nicht für mehr Leistungen verantwortlich, als sie dem eigenen State und nach dessen Gesetzen zu gewähren vermag. Auch ist jetzt mehr als je Streitfrage, ob alle Meinungen in ihrer vollsten Kraft und Öffentlichkeit von außen auf den Congreß einwirken sollen, weil man dadurch allein zur Wahrheit und Klarheit gelange, oder ob er sich einer solchen Einwirkung möglichst entziehen solle, weil man genug zu thun habe, sich unter einander zu beruhigen und zu einigen, deshalb habe man vor Alters in Tempeln verhandelt, und nach der neuesten Erfahrung in Belgien, wo man die öffentliche Meinung habe hören wollen, sei man durch wildes Geräusch getäuscht worden. Die Literatur über die Congreßverhandlungen ist reich *) an Urkundensammlungen, unter denen von Martens Recueil des traités zum praktischen Gebrauche zwar nicht die bequemste, aber nächste ist, an Commentarien und Memoiren und an Geschichtswerken, von denen Flassans Histoire de la diplomatie française vorzüglich zu empfehlen scheint. Aber es fehlt an einer gründlichen Darstellung des Congreßwesens und der Congreßgewalt im Allgemeinen; van Groot in seinem Kriegs- und Friedensrechte hat vieles aber zerstreut davon, und so geht es weiter, mageret Wörter- und Handbücher nicht zu erwähnen, bis zu Bignon, der dawider streitet, und den Spötter de Pradt. (*v. Bosse.*)

*) Ein Verzeichniß von Hauptschriften enthält v. Martens précis du droit des gens. S. 25. und die meisten von 1750 bis 1824 erschienenen Schriften weist das Handbuch der teutschen Literatur von Ersch im 2. Bande (Leipzig, 1823. 8.) nach.

CONSALVI, Ercole, geb. zu Rom den 8. Juni 1757, gestorben daselbst den 24. Jan. 1824, Kardinal, Statssekretair und erster Minister des Papstes Pius VII., gehört ohne Zweifel zu den einflußreichsten Männern seiner Zeit. Seine erste Bildung erhielt er im Kollegium von Urbino. Frühzeitig zeichnete er sich durch humanistische Kenntnisse und Musik aus, die er sehr liebte und in der Folge auf alle Weise beförderte. Da er sich dem geistlichen Stande widmete, trat er 1776 zu Rom in die Accademia ecclesiastica, worin er bis 1781 blieb, und mit gleichem Eifer Theologie und — mit Hinblick auf seine künftige Laufbahn — Politik studirte. Pius VI. zeichnete ihn bald aus. Im J. 1786 ward er Ponente del buon governo, was der Stelle eines vortragenden Rathes bei der Regirung entspricht; im J. 1789 trat er als Votante oder Richter ins Tribunal der Segnatura, und wurde 1792 zum Uditore della Sacra Rota, dem damals vornehmsten Tribunal der römischen Kurie, ernannt. Mit den Fortschritten der französischen Revolution, deren Gegner er von Anfang an war und immer mehr werden mußte, veränderte sich seine ganze Stellung. Als der Papst bei der immer näher drohenden Gefahr Widerstand wagte, wurde Consalvi zum Assessore dell' armi ernannt, d. h. ihm wurde das Kriegsministerium übertragen. Seine Stellung war schwierig, und die Anklagen der römischen Patrioten bewirkten Bonaparte's Unwillen gegen ihn, wovon die Folge war, daß er, nachdem die Franzosen unter Berthier in Rom eingerückt waren, gefangen gesetzt und dann exilirt wurde. Als nach Pius VI. Tode die Wahl des neuen Papstes zu Venedig Statt fand, erwählte man Consalvi zum Sekretair des Konklave, der während dessen Dauer zugleich die Geschäfte des Statssekretairs zu besorgen hat. Der Kardinal Chiaramonte wurde zum Papst erwählt — Pius VII. — und da dieser in Consalvi Eigenschaften entdeckt hatte, die für ihn sehr nützlich werden konnten, so ernannte er ihn vorläufig zum Pronegotario di stato, nach seinem endlichen Einzug in Rom aber zum Kardinal und wirklichen Statssekretair, als welches er im Innern eine neue und bessere Ordnung zu schaffen bemüht war. Nachdem Bonaparte als erster Konsul ein Konkordat mit dem Papste abzuschließen für nöthig gefunden hatte, wurde Consalvi nach Paris gesendet, wo er dieses Geschäft glücklich zu Stande brachte, und sowol durch sein Geist als seine Persönlichkeit den vortheilhaftesten Eindruck machte. Indeß hinderte dies nicht den nachmaligen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser Napoleon. Consalvi verlangte für den Papst auch weltliche Vortheile, die Napoleon zu bewilligen nicht geneigt war, und den Mangel an Nachgiebigkeit von Seiten

Digitized by Google

des Papstes schrieb Napoleon allein, und nicht mit Unrecht, Consalvi zu, dessen Entlassung er endlich verlangte. Consalvi erhielt sie im Jahre 1806 auf sein eigenes Verlangen, verließ die Wohnung im Quirinale und bezog eine andere im Palast Gaetani. Seine Abdankung war indeß nur scheinbar, und er arbeitete insgeheim nach wie vor. Am 10. Juni 1809 erging die Bannbulle, wodurch Napoleon in die kleinere Excommunication verfiel; am 6. Juli wurde der Papst von Rom erst nach Savona, dann nach Fontainebleau weggeführt, gegen Ende des Jahres auch Consalvi nach Paris beordert. Da es Napoleon jetzt darum zu thun war, die versammelten Kardinäle zur Sanction seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise zu vermögen, und ihren Ausspruch der Meinung des Papstes entgegen zu setzen; so wäre es Consalvi jetzt leicht gewesen, bei Napoleon zu gewinnen, allein nie zeigte er sich weniger nachgiebig, ja widersprach öffentlich, und wurde nun nach Rheims verwiesen. Erst 1813 wurde ihm und den übrigen Kardinälen gestattet, nach Fontainebleau zum Papste zu kommen. Da er auch hier Napoleons Plänen entgegen trat, wurde er zu Anfange des Jahres 1814 nach Vezieres abgeführt, wo er kurz darauf des Papstes Rückkehr nach Rom und Napoleons Thronentsagung erfuhr und nun selbst nach Rom aufbrach. Unterwegs traf er mit Napoleon zusammen, der ihn erkannte und ihn seinem Begleiter, dem Feldmarschall-Lieutenant von Koller, zeigte, und als dieser nach Consalvi fragte, zur Antwort gab: C'est un homme, qui ne veut pas avoir l'air d'être prêtre, mais qui l'est plus que tous les autres! Er wurde nun wieder als Statssekretair bestätigt und erhielt den Auftrag, nach Paris zu eilen, um die päpstlichen Angelegenheiten bei den verbündeten Monarchen zu betreiben. Da diese und ihr diplomatisches Gefolge bereits nach London aufgebrochen waren, eilte er sogleich dahin nach, und er fand eben da, wo man noch wenige Jahre zuvor sich geweigert hatte, ein Schreiben des Papstes anzunehmen, nicht nur ausgezeichnete Aufnahme, wozu allerdings die Zeitumstände nicht wenig beitrugen, sondern er befestigte auch das eingetretene freundschaftliche Vernehmen zwischen seiner und der engländischen Regirung, und überhaupt war seine Anwesenheit in London ihm von großem Vortheil bei dem Congreß zu Wien, wo es ihm gelang, den Kirchenstat nach seinem ganzen vorigen Umfange, selbst mit den im Königreiche Neapel eingeschlossenen Fürstenthümern Benevent und Pontecorvo, nur mit Ausnahme des am linken Ufer des Po liegenden Theiles von Ferrara, der an Östreich fiel, und von Avignon und Venaissin, die bei Frankreich bleiben mußten, wieder herzustellen, ja wo er dem Papste, trotz der Übereinkunft aller Monarchen, hinfort den Rang nach alphabetischer Ordnung zu nehmen, den hergebrachten Vorrang zu erhalten wußte. Im Kirchenstate selbst konnte er jetzt weniger thun, als er wünschte; man hatte bereits manches Gute der französischen Institutionen, welches er beibehalten haben würde, zerstört, weil es vom Feinde kam, und mit den meisten seiner Pläne konnte er nicht durchdringen. An der Wiederherstellung der Jesuiten scheint er keinen Theil gehabt zu haben, und er bedauerte wenigstens, wie Bartholdy versichert, daß man zu voreilig verheißen, ihnen wieder zu geben, was sie früher inne gehabt, besonders das Collegium romanum und das damit verbundene Seminar. Was seine Absichten mit dem Kirchenstate waren, ersieht man aus der am 6. Jul. 1816 gegebenen Verordnung (s. europäische Constitutionen IV. 867 fgg. und Lüders diplomat. Archiv. Th. 3. Abth. 2. S. 641 fgg.). Nach außenhin suchte er denselben auf alle Weise zu sichern, und schloß mit Frankreich, Rußland, Polen, Preußen, Baiern, Würtemberg, Sardinien, Spanien, Genf, Concordate ab. Was seine Politik betrifft, so waren nach Bartholdy (Züge aus dem Leben des Kardinals Herkules Consalvi, Stuttg. und Tübingen 1824) die Hauptpunkte derselben folgende: „Neutralität bei den Kriegen der Mächte unter einander, bei den innern Bewegungen der Nationen, so lange sie die römisch-katholische Kirche nicht betrafen, bei Fragen über Legitimität und Constitutionen; daher die anscheinende Apathie bei den Umwälzungen in Spanien, Portugal, Neapel; — daher wurden geheime Gesellschaften immer nur als ketzerisch, nicht als revolutionär betrachtet. Ferner: Beharren bei den Grundsätzen der Kurie und bei den Vorschriften des tridentinischen Koncils; keinen Eingriff autoriziren; manchen Verlust verschmerzen; Verbindungen erst abbrechen, wenn die Feinde den letzten Faden selbst zerrissen; niemals Unterthanen gegen ihre Herren aufwiegeln; — im Auge behalten, daß die Einheit der römisch-katholischen Kirche dem Papste die Hauptsache seyn müsse, und daß diese die Unterschiede zwischen Monarchien und Republiken, Metropolen und Provinzen, Mutterländern und Kolonien nicht kenne; deshalb versagte man weder St. Domingo noch Chili apostolische Vikarien." Zur Verschönerung Roms trug er in der letzten Periode seines Lebens viel bei. Als Leo XII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, ernannte dieser Consalvi zum Präfekten der Propaganda, aber schon zwölf Tage darauf starb er. (*H.*)

CONSIGLIERI, Paul, und sein Bruder Joh. Baptista C., geboren zu Rom, zu der bekannten Familie der Ghislieri gehörend, aus welcher der Papst Paul V. stammte. Der älteste, Paul, ist einer der 4 Stifter der Theatiner, ein vertrauter Freund des Joh. Peter Caraffa, gewöhnlich Chieti genannt, des Bischofs und nachmaligen Cardinals von Theate, der zu den höchsten Ehren stieg und unter dem Namen Paul IV. als Papst bekannt ist und gleichfalls zu den Stiftern der Theatiner gehörte. Klug und bescheiden wußte sich Paul Consiglieri die Freundschaft des Papstes zu erhalten, und benutzte sein Ansehen am römischen Hofe unter mehren Päpsten zum Vortheile seines Ordens. Er scheint auch in seinem Eifer besonders zur Errichtung des Ketzergerichts in Rom unter Paul III., in Gemeinschaft mit seinem viel vermögenden Freunde, bedeutend mitgewirkt zu haben. Paul IV. trug ihm den Cardinalshut an, er schlug ihn aber aus und starb, von Vielen, namentlich und mit Recht von seinen Ordensbrüdern beklagt, zu Rom 1557. Sein Bruder, Joh. Baptista, war empfänglicher für äußere Ehre und nahm die ihm angetra-

Digitized by Google

gene Cardinalswürde mit Freuden an. Das Übrige s. unter den Theatinern und Päpsten. (*G. W. Fink.*)

CONTI, Francesco, geboren zu Florenz. Das Jahr seiner Geburt finden wir nicht angegeben; wahrscheinlich zwischen 1680 und 90, da von ihm berichtet wird, er sei noch ganz jung 1703 nach Wien gekommen als schon geübter Theorbist. Er vervollkommnete sich in dieser Kunst so sehr, daß er zu den größten Theorbisten seiner darin sich auszeichnenden Zeit gezählt wird. Man erkannte bald, wie sehr sich der bewunderte Virtuos auch als geistreicher Componist vor vielen seiner Zeit auszeichnete, und er wurde zum kaiserl. Kammercomponisten erhoben und nach dem Tode des Ziani wurde er Vicekapellmeister, als welcher er jedoch längere Zeit bei öffentlichen Aufführungen noch gern sein Lieblingsinstrument, die Theorbe, spielte. Er wird von dem berühmten Quanz, der ihn persönlich kannte, als ein feuriger und erfindungsreicher Mann beschrieben, der zwar auch manches Sonderbare in seinem Benehmen blicken ließ, das sich jedoch in guten Grenzen zu halten wußte. Er schrieb viele häusliche, kirchliche und theatralische Musiken, die sämtlich sehr geschätzt wurden, obwol man in seinen kirchlichen Arbeiten hin und wieder zu viel Bizarres finden wollte. Desto mehr war man mit seinen Theater-Compositionen zufrieden, zu denen ihn auch sein Talent am meisten gezogen zu haben scheint; denn schon als Jüngling leistete er hierin so Anerkanntes, daß seine Oper Clotilda bereits 1709 in London aufgeführt wurde. Das größte Aufsehen machte jedoch seine komische Oper Don Quixotte, die zugleich darum höchst merkwürdig ist, weil sie zu den ersten komischen Opern gehört, welche in Teutschland geschrieben worden sind; ja man kann sie geradehin als die erste bezeichnen, wenigstens kennen wir und mit uns bei weitem die meisten keine ältere. Sie ist als Zeugniß der Compositionsart jener Zeit und als erstes Erzeugniß der Art von großer Bedeutung für alle, die an dem Geschichtlichen der Tonkunst Antheil nehmen. Der Kapellmeister Schulz, der berühmte Volksliedercomponist, besaß ein geschriebenes Exemplar dieser Oper unter dem Titel: „Opera Don Chisciotte, per il Carnevalle l'anno 1719. Poesia del Sigr. Hoston Pietro Pariati, Poeta di S. M. Cæs., Musica del Sign. Franc. Conti, Compt di S. M. Cæs." Das Manuscript befindet sich jetzt in der musik. Bibliothek des Hrn. Pölchau in Berlin, durch dessen Gefälligkeit wir zu einer genauen Bekanntschaft mit diesem ganz einfachen Werke, das nur von Saiteninstrumenten, oft vom Basse allein begleitet wird, gekommen sind. Nur einmal kommen in einem ganz geringen Chore 2 Hörner vor. Auch der musikgelehrte Hofrath Kiesewetter in Wien, besitzt eine Abschrift dieser Oper. Im J. 1722 wurde der italiänische Text vom Rector Müller in Hamburg verteutscht und das Werk angepriesen. Es kam zur Aufführung in Hamburg und wurde mit dem größten Beifalle aufgenommen. Von jetzt an verbreitete sich Conti's Ruhm in ganz Teutschland. Aber diese Auszeichnung brachte ihm auch einen Feind, der in der musikalischen Welt Ansehn genug besaß, um ihm Schaden beibringen zu können. Dies war der ebenso gelehrte als derb hartnäckige Mattheson, der auch in seinen Schriften, namentlich im vollkommenen Kapellmeister und seiner critica musica ihn auf mancherlei Art herumklimpfte. Besonders war es ein Anekdötchen aus dem Leben Conti's, das Mattheson mit sichtbarer Freude einem lüderlichen jungen Menschen aus Regensburg, ohne nur im Geringsten sich um die Wahrheit desselben zu kümmern, nacherzählte und mit gehässigen Bemerkungen versah. Nach diesem Berichte sollte nämlich Franz Conti einen Geistlichen zu Wien geprügelt haben. Der Geistliche beklagte sich und das Gericht erkannte ihm zu, so lange bei Wasser und Brot gefangen zu sitzen, als es die geistliche Behörde für gut finden würde. Darauf solle er 8 Tage lang als Büßender in härenem Gewande mit einer Fackel in der Hand, von 12 Wächtern umgeben, täglich eine Stunde an der Stephanskirche zur Schau ausstehen. Nach solcher Demüthigung sei er wieder der weltlichen Obrigkeit ausgeliefert worden, die ihn verurtheilte, 1000 Gulden an den gemißhandelten Geistlichen zu zahlen, ein vierjähriges Gefängniß zu erdulden und nach Ablauf dieser Frist die östreichschen Staten für immer zu vermeiden. Dieses löbliche Histörchen nahm zuvörderst Hawkins in sein musikalisches Geschichtswerk ohne alle Untersuchung auf, und so verbreitete sich die Sache in England. Zwar deckte unser fleißiger Landsmann, Ernst Ludwig Gerber, in seinem neuen historisch-biographischen Lexikon der Tonkünstler, unterrichtet von Reichardt und Quanz, die Unwahrheit jener Erzählung, unsers Wissens zuerst, auf und berichtigte sie nach dem angeführten, hierin sehr zuverlässigen Gewährsmann dahin: Nicht der Vater, Franz Conti, sondern sein Sohn, ein noch ganz junger Brausekopf, der damals noch kaiserl. Hofscholar war, habe sich jenes Frevels zum tiefsten Kummer des dadurch sehr niedergebeugten Vaters schuldig gemacht. Dessen ungeachtet fährt man noch immer fort, jenes Geschichtchen als verdürgte Wahrheit zu erzählen, und erst vor kaum 2 Jahren hat es Hr. Fétis in seiner Revue musicale auf's neue wieder abdrucken lassen. Er setzt aber ohne weiteres noch hinzu: „Man glaubt, der Unglückliche sei im Gefängnisse gestorben." Auf diese Weise haben sich bereits gar viele Geschichtchen in der Welt verbreitet, an denen noch weniger Wahres ist, als an diesem. — Von Conti's vielen Compositionen ist ein großer Theil seiner Cantaten, gerade 30, in dem fürstl. Sondershausenschen Musik-Archiv zu finden, so wie mehre andere Manuscripte in der Breitkopf- und Härtelschen Buchhandlung in Leipzig. Die Oper Don Quixotte ist seine 8te, und die 13te, Issipile 1732, wird sehr gerühmt. Er schrieb 15 Opern, außer den Motetten. Die Familie Conti hat noch verschiedene Virtuosen und Componisten aufzuweisen, die jedoch keine große Epoche machten. Noch jetzt lebt in Italien ein Componist dieses Namens, der sich bereits durch verschiedene Werke, sowol kirchliche als theatralische, mit verschiedenem Erfolge bekannt gemacht hat. (*G. W. Fink.*)

CONZ, Karl Philipp, geb. zu Lorch im Würtembergischen den 28. Oct. 1762 und gest. zu Tübingen den 20. Jun. 1827, erhielt seine erste gelehrte Bildung in den niedern Klöstern und dann in dem theologischen Stifte zu Tübingen, an welchem er nachmals als Repetent ange-

Digitized by Google

stellt wurde. Er hatte sich der Theologie gewidmet, beschäftigte sich aber aus vorzüglicher Neigung stets eifrig mit den Wissenschaften, die man durch den Namen der humanistischen auszeichnet, und zwar im Sinn eines echten Humanisten, dem es um Humanität auch wahrhaft Ernst ist. Geistesverwandtschaft zog ihn vornehmlich zu Herder hin, den man als sein Vorbild in seinen theologischen, philosophischen und ästhetischen Schriften, so wie in dem Denkmale, welches er Frischlin, dem unglücklichen würtembergischen Gelehrten und Dichter, setzte, nicht verkennen kann. Wie Herder liebte er es, in den Gefilden des Orients, Griechenlands und Roms poetische Blumen zu sammeln und die Schönheiten derselben durch Beleuchtung noch bemerkbarer zu machen. Seine Schrift de charactere poetico Joelis (1783), seine morgenländischen Apologen mit einer Abhandlung über die Parabeln und Beiträgen zu einer morgenländischen Anthologie (1803), seine Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland (1793), sein Museum der griechischen und römischen Literatur (1794) bürgen für die Feinheit seines Geschmacks und für seinen Standpunkt der Herderschen Kritik. Den Aufsätzen in Herders zerstreuten Blättern und dessen Briefen zur Beförderung der Humanität gleichen die von Conz in seinen Abhandlungen für die Geschichte (1794), worin er vom spätern stoischen System, der christlichen, Kantischen und stoischen Moral handelt, und seine Schrift über die Selenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten (1797). Als Übersetzer lyrischer Gedichte steht er mit Herder ungefähr auf gleicher Stufe; näher an Voß hat er sich gehalten in der Übersetzung einer Stelle des Lucretius; eine glückliche Mitte zwischen Wieland und Voß behauptet er als Übersetzer des Aristophanes (die Frösche in Wielands Neuem Attischen Museum Bd. 2. und Plutos Tübingen 1807), und von ungefähr gleichem Charakter ist seine Übersetzung der Eumeniden des Äschylos (Tüb. 1811). Als Dichter trat Conz zuerst mit dem Drama: Konradin von Schwaben, hervor (Tüb. 1782); größeres Glück aber machte er mit einem lyrisch-didaktischem Gedicht in vier Gesängen: Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch (Stuttg. 1787), bei welchem man für einige Schwerfälligkeit der Form durch Gedanken und Gemüth entschädigt wird. Am meisten zeichnet sich Conz als lyrischer Dichter aus; seine Lieder, besonders der leichteren Art, sind anmuthig, zart gefühlt, sinnig gedacht; mehre seiner Epigramme im Sinne der griechischen Anthologie gehören zu den vorzüglichsten, die wir haben. — Als Mann von Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit wirkte er belebend und fördernd auf die studirende Jugend in Tübingen ein, wo er als Professor der klassischen Literatur angestellt wurde. Auch als Redner bei Feierlichkeiten suchte er heilsam einzuwirken, wie seine (Tübingen 1818 gedruckte) Laudatio Wielandii bezeugt, die zugleich eine kurze aber treffende Charakteristik dieses einflußreichen Dichters und Schriftstellers enthält. (*H.*)

Copialbücher s. Copien.

COPIEN nennt man die Vervielfältigungen (von copia, Menge) einer Schrift oder eines Bildwerks. Von den Copien der Werke bildender Kunst s. Nachahmung; die Copien der ersteren Art sind Abschriften, im Gegensatz von der Urschrift. Von ihnen zu handeln ist nur in diplomatischer und juridischer Hinsicht nöthig; in ersterer Hinsicht kommen in Betracht die:

Archiv-Copien (*Transsumta, Apographa, Exemplaria*). Unter dieser Benennung kann zwar jede aus einem öffentlichen Archive genommene Abschrift einer Urkunde oder eines Aktenstücks begriffen werden; eigentlich werden aber darunter nur gleichzeitige, oder doch schon in älteren Zeiten ausgefertigte und in Archiven aufbewahrte Abschriften von Urkunden verstanden. Sie sind entweder einzeln oder in ganzen Samlungen, Copialbüchern, vorhanden.

Die einzelnen sind entweder beglaubigt, vidimirt, mit einem Vidimus, oder der Bescheinigung, daß sie von einem Original genommen und demselben Wort für Wort gleichlautend seyen, versehen; oder ohne Beglaubigung. Die unvidimirten sind, wenn die Urkunde einer Besiegelung nicht erwähnt, das Material und die Handschrift der Copie auch in das Zeitalter des Originals paßt, von den Urschriften oft schwer zu unterscheiden, da die Schreiber in der Vorzeit seltener, als jetzt zu geschehen pflegt, die Abschriften als solche ausdrücklich bezeichneten. Erwähnt die Urkunde einer Besiegelung, so stellt der Mangel des Siegels selbst, oder der Spur eines solchen, das vorliegende Exemplar als eine Abschrift dar. Denn bei aufgedrückten Siegeln, wenn sie abgesprungen sind, finden sich an dem Orte, wo sie aufgedrückt gewesen, gewöhnlich Einschnitte oder doch Flecken von dem zur Besiegelung gebrauchten Wachs, bei angehängten, aber abgefallenen Siegeln noch Stücke der Riemen und Schnüre, woran die Siegel gehangen, oder doch Querschnitte und Löcher, durch welche jene an der Urkunde befestigt gewesen. — Ist die Urkunde aus einer Zeit, wo Papier noch nicht bekannt, oder doch der Gebrauch des Pergaments bei Urkundenausfertigungen nur noch üblich war, das vorliegende Exemplar aber auf Papier geschrieben, oder ist die darin gebrauchte Schrift von der in dem Zeitalter der Urkunde gebräuchlichen ganz abweichend, so ist wieder nicht zu zweifeln, daß die vorliegende nur eine Abschrift sei.

Theils aus Besorgniß, durch häufigen Gebrauch Urkunden zu beschädigen, theils der Bequemlichkeit wegen, war es schon in früheren Zeiten üblich, wenn nicht von allen, doch von den wichtigsten Originalen in Archiven Abschriften fertigen zu lassen und in Bücher zusammenzutragen, welche Copialbücher, *Chartularia, Diplomataria, Panchartae* genannt werden. Der Dauer wegen sind sie, auch nachdem das Linnenpapier sehr gewöhnlich war, häufig noch auf Pergament geschrieben, und meistens durch Schreiber, deren Handschrift zierlich und leserlich ist. In allen gut eingerichteten Archiven werden dergleichen Samlungen von Abschriften bis in die neuesten Zeiten fortgesetzt.

Über die Glaubwürdigkeit oder Beweiskraft alter in Archiven befindlichen Urkundencopien herrschen unter Diplomatikern sowol als Rechtsgelehrten sehr verschiedene Meinungen. Die Verfasser des *Nouv. Traité de*

Digitized by Google

Diplom. setzen die alten Abschriften fast den Originalen gleich, wenn sie wirklich in Archiven registrirt sind. Gatterer dagegen will sie und selbst Originale so lange für falsch gehalten wissen, bis ihre Echtheit durch diplomatische Demonstrationen erwiesen ist. Ebenso verschieden sind die Behauptungen der Rechtslehrer *).

Billig möchte wol bei Beantwortung dieser Frage der geschichtliche und der rechtliche Gebrauch alter Archivcopien zu unterscheiden seyn. Dem Historiker, wenn gleich Wahrheit seine erste Pflicht seyn muß, kann auch schon eine solche Abschrift zum völligen Beweis einer Thatsache dienen, wenn die Kritik übrigens bei deren Beschaffenheit nichts zu erinnern findet, und das daraus zu entnehmende Factum durch andere Umstände bestätigt wird, wenigstens mit andern unbezweifelten Thatsachen nicht im Widerspruch steht. Schwieriger muß freilich schon der Richter seyn, wenn Eigenthums- und andere Rechte der Parteien von einer solchen Abschrift aus Archiven abhängig gemacht werden sollen. Seinem Urtheil über einen einzelnen Fall kommt seltener als dem Geschichtsforscher die Übereinstimmung des Inhalts der Abschrift mit andern erwiesenen Umständen zu Statten.

Von nicht vidimirten Abschriften möchten wol die in den Copialbüchern enthaltenen die glaubwürdigsten seyn. Von einer solchen unter öffentlicher Autorität veranstalteten Samlung ist schon nicht zu vermuthen, daß sie unechte Stücke enthalte, am wenigsten, wenn der Schreiber genannt und wol noch aus anderen Nachrichten als glaubhafter Mann bekannt ist. (v. *Arnold.*)

Copirmaschinen s. Schreib- und Zeichnungsmaschinen; Copist s. Schreiber.

CORALLUS *Daudin* (Reptilia). Diese Schlangengattung hat folgende Kennzeichen. Der Körper ist cylindrisch, der Schwanz kurz, auf Kopf, Körper und Schwanz stehen zahlreiche Schuppen; unter dem Halse stehen zwei Reihen Schuppen, unter dem Bauche und Schwanze ganze Schilder. — Es gehört nur eine Art hieher C. obtusirostris, *Daud.* (Boa Merremii *Schneider*. Rumpfs köpfiger Schlinger. Merrems Beiträge II. S. 13. t. 2. Boa Enydris *Linné?*). Die Schnauze ist geschildet, zusammengedrückt, abgestumpft, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge und ist stumpf. Das Vaterland ist Amerika. Merrem hat (Syst. d. Amphib. p. 88.) diese Schlange bei Boa gelassen und auch Cuvier gedenkt dieser Gattung nicht. (*D. Thon.*)

CORDYLOÏDEA (Reptilia). Fitzinger (Neue Klassification der Reptilien 1826.) hat unter diesem Namen eine eigene Familie der Eidechsen mit folgenden Kennzeichen aufgestellt: der Unterkiefer ist ungetheilt, die Augen haben zwei Augenlieder (Lid und Nickhaut?), der Körper ist wirbelig (verticillatum, geringelt), das Trommelfell ist unbedeckt, die Zunge eingeschnitten. — Es gehören hieher die Gattungen Cordylus, Trachydosaurus, Leposoma, Chamaesaura. (*D. Thon.*)

CORDYLUS (Reptilia). Mit dem Namen κορδύλος bezeichnete Aristoteles ein Thier, welches nach seiner Angabe Füße und Kiemen hatte, im Wasser lebte und außer demselben vertrocknete und starb. Belon hat aber als dieses Thier den egyptischen Stellio abgebildet, den offenbar jener griechische Naturforscher nicht gemeint haben kann, indem dessen Beschreibung ganz auf die Larve des Wassersalamanders paßt.

Gronov (Mus. Ichthyol. II. p. 79.) belegte mit diesem Namen eine Eidechsenart, Lacerta Cordylus *L.*, welche noch jetzt diesen Namen führt, die früher zu Stellio gebracht, von Cuvier aber zu einer eigenen Gattung erhoben ward; Merrem gab dieser unnöthiger Weise den Namen Zonurus. Die Kennzeichen derselben sind folgende. Rücken, Bauch und Schwanz sind mit großen, in Querringen stehenden Schuppen bedeckt; die Spitzen der Schwanzschuppen bilden stachelige Ringe, kleine Stacheln stehen an den Schuppen der Seite des Rückens, den Seiten und der Außenseite der Schenkel. An den Schenkeln steht eine Reihe großer Öffnungen. Der Kopf ist geschildet so wie der Bauch, die Kehle ist schuppig, Zähne stehen nur in den Kiefern und die vier Füße haben fünf einfache Zehen. — Die bekannteste Art ist Cord. verus *Laurenti* (Stellio Cordylus *Latr.* Zonurus Cordylus *Merrem*, *Seba* Thesaur. I. t. 84. f. 3.). Sie lebt wie alle ihre Gattungsverwandten, welche Linné unter seinem Cordylus vereinigte, am Kap der guten Hoffnung, nährt sich von Insekten und ist bald bläulich bleifarben, bald braunschwärzlich. (*D. Thon.*)

CORONELLA (Zoophyta). Oken stellte in seinem Lehrbuche der Naturgeschichte, Zoologie I. S. 52 in der IV. Zunft — Lichtmile, Fransel — sonst Polypen genannt, und deren zweiter Sippschaft, — Ruderfransel, Köcher, — eine Gattung „Kronel" auf, welche obigen lateinischen Namen erhielt. Sie hat folgende Kennzeichen: der Leib ist eiförmig, mit Eingeweiden, er steckt in einer walzenförmigen, durchsichtigen, körnigen Glocke, aus der er nicht hervorragen kann und hat fünf Arme, die dreimal länger und behaart sind. Es gehört hieher ein kleiner Polyp, welchen Eichhorn (Kleinste Wasserthierchen. Taf. 1. Fig. 1.) abgebildet hat. Er ist schon dem bloßen Auge sichtbar, lebt auf Wasserpflanzen und kann sich in die Glocke zurückziehen. (*D. Thon.*)

COROS, Bezirk der Prov. Logodori auf der Insel Sardinien mit 8000 Einw. auf 75 ital. Q. M. Das große und reiche Dorf Canedu ist der Hauptort des Bezirks, von dessen 23 Ortschaften 17 unbewohnt sind. Auch die berühmte Abtei von S. Maria de Paludis hat liegt jetzt in Ruinen. (Nach Mimaut in d. N. geogr. stat. Ephem. 23. Bd. S. 298.) (*H.*)

Corpus-Schrift s. Buchdruckerkunst, Thl. XIV. S. 223. und Schriftarten.

CORTEX adstringens brasiliensis soll, nach von Martius in München, die Rinde einer in Brasilien ꝛc. (*Matto Grasso*) wachsenden Akazie, dort *Juréma* (Schurehma) oder *Geremma* genannt, also der *Acacia Juréma* seyn, nach Pohl aber von dessen *Acacia*

*) Juristisch hat eine Copie keine Beweiskraft, wenn nicht die Urschrift — deren Verlust außerdem erwiesen werden muß — mit vorgelegt wird, oder dieselbe beglaubigt ist. Nach dem gemeinen Rechte sind zur Beglaubigung dies berechtigt die Notarien, die Gerichtsactuarien und die Archivare. (S. Document.)

virginalis abstammen, die auch in andern Erdtheilen vorkommt. Gomez nennt das Gewächs *Mimosa cochliacarpos*; es ist in seinem Werkchen: *Discurso sobre a utilitate da instituiçao de Jardins nas principaes provincias do Brazil* p. 34 etc., vergl. Pohl in Erhart's medic. chir. Zeitung. 1829. 1. S. 28 u. 43, und in Meißner's Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. ꝛc. 1829. XXXI. 1. S. 83. 90 ꝛc. genauer beschrieben und abgebildet, so wie in K. Th. Merrem's Schrift über den *Cortex adstringens brasiliensis*. Cöln a. Rh. 1828. 8. m. 4 ausgemalt. Abbild. auf einer Tafel.

Die unechte Rinde, denn schon kommt dergleichen über Hamburg zu uns, zeigt sich theils in flachen, theils in halbgerollten Stücken von 2—3 Zoll Länge und ½—¾ Z. Breite, und ihr Durchmesser übersteigt nicht häufig eine Linie. Der Bruch ist in der Regel glatt, und hat zunächst der Bastlage einen dunkelbraunen Ring. Die selten starke Bastlage besitzt einen mehr splitterigen als faserigen Bruch, ist hier hellbraun, auf der freien Fläche dunkelbraun gefärbt, mit etwas hervortretenden hellen Streifchen. Die Oberfläche der dunkelbraunen Rinde erscheint runzelig mit Längenfurchen bezeichnet und zuweilen mit Lichenen überzogen. Oft fehlt auch die runzelige Oberfläche. Die Rinde schmeckt ziemlich bitter, nicht besonders herb, der Speichel wird davon weder so stark hervorgelockt, noch so intensiv gefärbt, wie von der echten. Beim Erhitzen derselben über der Weingeistflamme entwickelt sich ein rein brenzlicher Geruch, während die echte anfangs einen schwach-säuerlichen ausstößt.

Die echte enthält, nach Meißner, mehr in Wasser lösliche Bestandtheile; schwefelsaures Eisenoxydul bildet in einem Aufguß von 1 Theil derselben mit 12 Wasser bereitet, einen grünlich-schwarzen, starken, flockigen Niederschlag, und die überstehende Flüssigkeit erscheint schmutzig-grünlich. Der häufige Niederschlag von salzsaur. Eisenoxyd fällt chocoladenbraun aus, die überstehende Flüssigkeit schwach gelblich; der starke Niederschlag von salzsaur. Zinnoxydul ist hellbraun, jener von salpeters. Silberoxyd röthlich-braun, der von salpeters. Queckſilberoxydul hellbraun, von schwefels. Zinnoxyd dunkelbraun; von saur. essigsaur. Bleioxyd röthlichbraun, ebenso von essigsaur. Baryt und Kalk, jener endlich von der Hausenblasenauflösung hellröthlich-braun, fest zusammenhängend, und die überstehende Flüssigkeit wasserhell, (s. Meißner a. a. O. S. 93 ꝛc.; vergl. Sehlmeyer's chem. Untersuch. der echten Rinde bei Merrem a. a. O.).

Nach Pohl (a. a. O.) gehört die echte brasil. Rinde zu den adstringirendsten Baumrinden, und besitzt zugleich eine stimulirende Wirkung. Das Volk bedient sich derselben in ihrem Vaterlande mit Vortheil zur Heilung der Wunden, wie auch beim Viehe; die Weiber pflegen nach ihren Geburten Bäder vom Absude derselben zu gebrauchen; andere wähnen dadurch ihre verlorne Jungfrauschaft wieder herzustellen. — Pohl ist überzeugt, daß das Extract davon wie Catechu wirke, ja noch stärker zusammenziehend, als dieses. — Merrem rühmt die Rinde innerlich und äußerlich, insonderheit bei Blut- und Schleimflüssen aller Art, in Entzündungs- und Ausschlagskrankheiten, in Nervosen, bei Schwäche der Zeugungstheile, der Harnblase und des Mastdarms ꝛc.

(*Th. Schreger.*)

COSTAVAL, Costa di Vals, Bezirk der Prov. Logodori auf der Inſ. Sardinien mit 5000 Einw. auf 45 ital. Q. Meil., liefert vorzüglich gute Zuchtfluten. Der Hauptort Bonorva, mit einer Villa des Grafen von B. und einer veredelten Schäferei, ist ein großes und reiches Dorf, in einer wohl angebauten Ebene gelegen. (Nach Mimaut ind. neuen geogr. stat. Ephem. 23. Bd. S. 297.) (*H.*)

CRESCENDO (cresc.), wachsend, wird gewöhnlich von allmälig zunehmender Stärke des Tons oder der Töne gebraucht, wozu eine Geschicklichkeit erfodert wird, deren Erwerbung dem Musiker nicht genug empfohlen werden kann. Man muß bei der Ausübung solcher Tonverstärkungen wohl darauf achten, in welchem Grade der Stärke des Tones der Gang beginnt und bis zu welchem er gesteigert werden soll, ob vom pianissimo bis zum fortissimo, oder nur vom piano oder m. p. bis zum forte ꝛc., von welcher Bezeichnung an der Ton oder die Töne stets nur nach und nach, unmerklich fort, nie eine Stufe der Verstärkung überspringend, heranschwellen müssen. Mitunter, jedoch selten, schreibt man auch cresc. il forte oder sin' al forte. Man bedient sich auch dafür des Zeichens <. Seltener bezieht man den Ausdruck auch auf eine nach und nach zunehmende Geschwindigkeit des Zeitmaßes, setzt jedoch dann immer il tempo dazu. Je weniger Musiker zusammen spielen, desto leichter fällt die Ausführung; am schwierigsten ist sie natürlich für volles Orchester, von welchem aber dieser höchst wirksame Ausdruck in beiderlei Sinne gleichfalls erfodert werden muß. S. darüber Joh. Fr. Reichardt's Pflichten des Ripien-Violinisten, worin viel Gutes über den Vortrag überhaupt und namentlich auch dieser Art vorkommt. Irmelli soll Erfinder dieser vortrefflichen Ausdrucksart seyn. Es ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, da diese Art des Vortrags lange vor ihm, sogar mit höchster Genauigkeit geübt wurde, namentlich von der Sänger-Capelle zu Rom. Irmelli könnte also höchstens nur das Wort der Bezeichnung der Sache hinzugefügt haben, was wir jedoch auch nicht als ausgemacht verbürgen mögen.

(*G. W. Fink.*)

CROTALOÏDEA (Rept.). Bei Fitzinger (neue Klassification der Reptilien. S. 34.) eine Familie der Schlangen, welche die Gattungen Trigonocephalus, Craspedocephalus, Tisiphone, Lachesis, Caudisona und Crotalus begreift. Bei Boie stehen diese Gattungen in der Familie Cophiadae; s. d. Art. Ophidii.

(*D. Thon.*)

CROTALUS, *Linné* (Reptilia) (κρόταλον) Klapperschlange, französisch Serpent à sonnettes, englisch Rattle Snake. Eine bekannte Schlangengattung, von Cuvier (Regne animal ed. II. II. 87.) unter die Giftschlangen mit einzeln stehenden Giftzähnen (oder die eigentlichen Giftschlangen, Serpens venimeux par excellence ib. p. 86.) gerechnet, bei Fitzinger (neue

Digitized by Google

Klassification. S. 34.) unter die Familie Crotaloidea gezählt, nach Boie aber (Isis von Oken XIX, 982.) zur Familie Cophiadae gehörig, von Wagler, welcher keine (Syst. d. Amphib. 271.) streng gesonderten Abtheilungen der Schlangen zugibt, in die fünfte Gruppe gestellt, welche keiner der eben genannten Familien entspricht (cf. Art. Ophidii). Cuvier und Boie lassen die Gattung ziemlich im Linné'schen Sinne bestehen, Gray aber (Isis XXII. 195.) trennte davon zuerst Crotalophorus, welche Fitzinger Caudisona nennt, und Wagler erhob Wiegmanns Crot. triseriatus zu einer eigenen Gattung Uropsophus. Die unterscheidenden Merkmale dieser abgetrennten Gattungen scheinen aber kaum wichtig genug, um sie nicht bis auf Weiteres wieder unter Crotalus zu vereinigen, was wir um so mehr nothwendig finden, als auch die Artikel Caudisona und Crotalophorus noch nicht abgehandelt wurden.

Alle drei Gattungen treffen darin überein, daß sie am Ende des Schwanzes ein ganz eigenthümliches Organ, die sogenannte Klapper, haben. Diese besteht aus mehren hornartigen, trichterförmigen Blasen, welche leicht eine in der andern stecken, daher sich bewegen und ein raschelndes Geräusch geben können, wenn das Thier kriecht oder seinen Schwanz bewegt.

Nach Wagler hat die Gattung Caudisona (Rattelschlange!) folgende Kennzeichen. — Der Kopf (stumpf, kurz) dreieckig, ist deutlich vom Rumpf gesondert, geschildet, die Nasenlöcher stehen seitlich am hintern Rande eines Schildchens, welches hinter dem Rüsselschild liegt, zwischen den Nasenlöchern und den Augen eine Grube (siehe unten), im Oberkiefer zwei große Giftzähne, die Unterseite des Schwanzes ist mit einfachen Schildern bedeckt, der Kopf ist oben (die Haube, pileus) geschildet, die Schuppen der obern Körperseite sind eilanzettförmig, gekielt. — Es gehören hieher Cr. miliarius *Linné* und Cr. tergeminus *Say*. Die Gattung Uropsophus ist von demselben Naturforscher folgendermaßen charakterisirt: — Kopf, Nasenlöcher, Zwischengrube, Giftzähne, Unterseite des Körpers, Schwanz, Klapper, Unterseite des Schwanzes wie bei voriger Gattung, die Haube schuppig, über dem Auge ein großes, gekieltes Brauenschild (superciliare), die Lippenschilder flach, etwas breit, in doppelter Reihe am Kiefer stehend, die Rüsselschuppen etwas groß, unregelmäßig stehend. — Typus Cr. triseriatus, *Wiegmann*. — Von der eigentlichen Gattung Crotalus sind (l. c.) folgende Kennzeichen angegeben: — Kopf, Nasenlöcher, die Zwischengrube, die Giftzähne, die Unterseite, der Schwanz, auch die scharfgekielten Schuppen des Rückens und der Haube wie bei voriger Gattung; das Augenbrauenschild glatt; die Lippenschilder stehen nur in einer Reihe, sind schuppenförmig, klein, länglich herzförmig, daher der Rand der Kinnlade sägezähnig; der Rüssel [1]) ist oben geschildet. — Die Arten zerfallen: α) die Schilder auf dem Rüssel in dreifacher Reihe stehend, Typus: Crotal. horridus Daudin, — β) die Schilder auf dem Rüssel nur in doppelter Reihe stehend; — Cr. atricaudatus Daudin.

Wir können die allgemeine Schilderung dieser Schlangen nicht besser als mit den Worten Waglers beginnen, mit denen er seine fünfte Gruppe überhaupt schildert. Er sagt: „der Physiognom findet hier Gelegenheit, Bosheit ohne List, Tyrannei ohne Muth, Rachsucht aus Instinkt, Feindseligkeit aus Tücke und Furcht in den schiefliegenden und länglichen, oben gewöhnlich von einer seitlich hervorspringenden Schuppe umdüsterten Augen, dumm-böse Verstocktheit neben geringer Geisteskraft, Übermuth, Trotz und Hartnäckigkeit, erweckt durch zuversichtliches Vertrauen auf fremde Kraft, auf die immer dienstwilligen Todeswaffen in dem abgestumpften, aufgestülpten und spöttisch-grinsenden Gesichte dieser Schlangen zu beobachten." — Der Kopf ist an sich breit, dreieckig und deutlich vom Leibe gesondert. Die Augen von mittelmäßiger Größe sind selten kreisrund, sondern in der Regel etwas schief gestellt, nach vorn abwärts, ihre Pupille hat eine vertikale Spalte, sie haben einen eigenen verdächtigen, aber starken Glanz und eine Nickhaut.

Zwischen den Nasenlöchern befindet sich ein eigenthümliches tiefes Loch, über dessen Bestimmung noch verschiedene Meinungen herrschen, und das man auch an einigen andern Schlangen, namentlich den nächstverwandten, findet. Näheres über dieses Organ gab zuerst Russel in seinem Werk über die indischen Schlangen, späterhin mit Home gemeinschaftlich in den philosophical transactions (1804. S. 70.). Der letztgenannte Anatom bemerkt hierüber: „die Öffnungen zwischen den Nasenlöchern und dem Auge, welche man bei der Klapperschlange und einigen andern Schlangen antrifft, führen nicht zu den Nasenlöchern oder zu dem Ohr, sondern zu einer deutlichen Blase von rundlicher Form und unter derselben findet sich eine gleichgestaltete Höhlung im Knochen, welche dieselbe aufzunehmen bestimmt ist. Dr. Tyssons Beschreibung der Klapperschlange ist ziemlich genau. Er sagt: zwischen den Nasenlöchern und den Augen, doch etwas tiefer, finden sich zwei Öffnungen, welche ich für die Ohren hielt, doch später fand ich, daß sie nur in den Knochen führen, der eine ziemlich weite Höhlung hat, aber nicht durchbohrt ist (phil. trans. vol. 13. p. 26.). — Die Höhlung, welche Dr. Tyssons als in dem Knochen liegend beschreibt, ist nur eine becherförmige Vertiefung, welche durch die Stirnbeine (bones of the skull) und die der obern Kinnlade gebildet wird, sie ist dem Aussehen nach der Augenhöhle nicht unähnlich und auf eigenthümliche Weise gebildet. — Diese Höhlungen stehen mit der Größe der Schlangen im bezüglichen Verhältniß, sie zeigen sich gleich den Augenliedern mit einer Haut bekleidet, welche die durchsichtige Hornhaut bildet [2]) und die einen Theil der äußern Haut ausmacht und mit dies

1) Für diejenigen, die mit diesem Kunstausdruck nicht bekannt, stehe hier die Bemerkung, daß darunter keine Kopfverlängerung, sondern nur die äußerste Spitze des Oberkiefers verstanden wird.

2) Eigentlich blos mit bildet d. h., wie auch aus dem Nachfolgenden hervorgeht, nichts anders ist, als die gemeinschaftliche Oberhaut.

Digitized by Google

ser abgeworfen wird, daher auch, wenn die Schlange diese letztere abgeworfen hat, man sie genauer als sonst sehen kann." — Nachdem Home diese Schilderung gegeben, vergleicht derselbe dieses Organ mit den Thränengruben der Wiederkäuer, doch müssen wir die von ihm zu diesem Behuf gegebene Beschreibung als nicht hieher gehörig übergehen, können aber nicht umhin, nachstehende von ihm gemachte Angaben zur Erläuterung der oben angeführten Nickhaut anzuführen. „Eine andere Eigenthümlichkeit zeigt sich als merkwürdig bei denjenigen Schlangen, welche mit den oben beschriebenen Höhlungen versehen sind, nämlich eine eiförmige Aushöhlung, welche zwischen jenen und dem Auge liegt und deren Öffnung im innern Winkel des Augenlieds gegen die Hornhaut gerichtet sich befindet. An ihrer Öffnung finden sich zwei Reihen vorstehender Erhabenheiten, welche eine Mündung zu bilden scheinen, der Erweiterung und Zusammenziehung fähig. Nach der Lage dieser eiförmigen Aushöhlungen muß man sie als ein Behältniß für eine Flüssigkeit betrachten, welche gelegentlich über die Hornhaut ausgebreitet wird, und sie mögen durch den fallenden Thau oder durch die Feuchtigkeit, welche vom Gras abfällt, wenn die Schlange durchkriecht, gefüllt werden. Dieses Organ der Schlange hat eine solche Lage, welche gerade dazu geeignet ist, die Flüssigkeit dann auf die Hornhaut auslaufen zu lassen, wenn die Schlange den Kopf in die Höhe hält. Dr. Tyssons hat das eben beschriebene Organ oberflächlich beobachtet und als eine Nickhaut beschrieben. Da die Schlangen im Allgemeinen kein Organ zum Abwischen der Hornhaut haben, so muß man (nach dem Angegebenen) voraussetzen, daß diese Arten einige Eigenthümlichkeiten in ihrer Lebensweise haben, welche bis jetzt noch unbekannt sind. — (Vgl. über die Kopfdrüsen der Schlangen d. Art. Ophidii).

Nur um sie nicht zu übergehen, gedenken wir der Ansicht von Lacépède, welcher jene erstern Höhlungen für ein Gehörorgan hielt. Cuvier in seiner vergleichenden Anatomie (Übersetzung. Bd. 2. S. 654.) sagt, die Klapperschlangen haben unter und hinter jedem Nasenloche ein ziemlich tiefes, blindes Loch, dessen Nutzen unbekannt ist, das aber auf den ersten Anblick ein zweites Nasenloch zu seyn scheint. Der Übersetzer Meckel (Band 4. S. 657.) theilt jedoch diese Ansicht nicht, sondern tritt der Meinung von Home bei. In der neuen Auflage seines regne animal (II. p. 87.) erwähnt Cuvier zwar dieser Höhlung, ohne jedoch einen Zweck anzugeben. Carus sagt (Lehrbuch der Zootomie), diese Gruben haben indeß mit der Nasenhöhle selbst durchaus keinen Zusammenhang und scheinen mir allerdings für deutliche Wiederholungen der Nasengruben der Fische gehalten werden zu können. Endlich hat Cloquet (Dictionnaire des sciences naturelles 26. p. 179.) diese Drüsen für Thränendrüsen erklärt (vergl. den Art. Ophidii) und sagt unter anderm: bei den meisten Schlangen, deren Kiefern mit Giftzähnen versehen sind, zeigen die Thränenwege eine merkwürdige Veränderung, indem der Thränenkanal die Thränen unmittelbar in die Nasengruben liefert mit Übergehung des Zwischenkiefer-Thränensacks. Im Artikel Ophidii wird mehr über die Thränendrüsen der Schlangen zu sagen sich Gelegenheit finden. —

Die obern Kieferknochen sind sehr klein und stehen auf einem langen Stiel, welcher der äußern apophysis pterygoïdes des Sphenoidalbeins analog ist, weßhalb sie sehr beweglich sind; auf jedem derselben sitzt ein spitziger, von einem kleinen Kanal durchbohrter Zahn, durch welchen das Gift, welches in einer eigenen Drüse abgesondert wird, in die Wunde fließt. Hinter diesen Zähnen sind in einem häutigen Beutel mehre junge Zähne eingeschlossen, die mit dem Kiefer nicht verbunden sind, sondern aufeinander liegen und in zwei Reihen stehen. Die vordersten dieser Zähne rücken an die Stelle der alten, wenn diese abgefallen sind. Die Gaumenzähne, sowie die Zähne des Unterkiefers werden, wenn sie verloren gegangen (wovon jedoch Wagler nie etwas beobachtet zu haben angibt), nicht auf diese Weise durch andere ersetzt und zeigen nichts besonderes. Weder vor noch hinter diesen Giftzähnen stehen am Oberkiefer undurchbohrte Zähne, wie sie bei andern Schlangen vorkommen.

Daß das sogenannte Schlangengift nichts anders als Speichel ist, darüber sind die Naturforscher so ziemlich einig. Rudolphi (Physiologie II. 268.) sagt: „Bei vielen Schlangen wird die auflösende Kraft des Speichels auf das Höchste gesteigert. Der in ihrer Ohrspeicheldrüse oder sogenannten Giftdrüse abgesonderte Speichel ist so wirksam, daß er alle Thiere tödten und ihre Leichname auf das schnellste zur Fäulniß bringen kann. Indem sie also ein Thier gebissen haben und das Gift in die Wunde geflossen ist, verschlingen sie es ganz und es löst sich bald in ihrem Nahrungskanal auf. Die gedachte Drüse (parotis) ist bei den giftigen Schlangen von bedeutender Größe. Sie ist mit einem Muskel (temporalis) umgeben, der sie zusammendrücken kann, und besteht aus kleinen Drüsenkörnern, deren Gänge in einen kurzen und dicken Ausführungsgang (ductus stenonianus) übergehen, der sich innerhalb der Scheide öffnet, welche den größten Theil der Giftzähne umfaßt.

Über das Wachsthum dieser Zähne hat namentlich Knox (Memoirs of the Wernerian Natural Society. V. II. 411) eine interessante Abhandlung geliefert; da jedoch in derselben das an den Zähnen der Klapperschlangen Beobachtete nicht abgesondert dargestellt, sondern das Ganze eine vergleichende Darstellung ist, so können wir hier weiter nicht darauf eingehen, sondern müssen auf den Art. Ophidii verweisen. Über die Wirkung des Bisses siehe weiter unten.

Der Körper der Klapperschlangen ist stark, lang cylindrisch, oben mit gekielten Schuppen bedeckt, welche aufrichtbar sind, indem sie durch eigene Muskeln bewegt werden. Der After steht in die Quere und ist einfach. Der Schwanz ist kurz, cylindrisch, etwas stark. Die Zahl der an demselben ansitzenden, die Klapper bildenden Blasen soll mit dem Alter zunehmen, dem jedoch von andern widersprochen wird. Oken sagt von denselben (Naturgesch. II. 265.): „sie sind eigentlich Schwanzschienen oder letzte Schwanzhaut, welche bei jedesmaliger Häutung hangen bleibt und vertrocknet." Einzeln

Digitized by Google

betrachtet sind diese Blasen abgestutzte, vierseitige Pyramiden; welche mehr breit als lang sind und dergestalt in einander stecken, daß man von jeder nicht mehr als ein Drittheil sieht. Diese Art Einschachtelung wird mittelst dreier, zirkelförmiger Reifen bewirkt, von denen zwei den Aushöhlungen der vorhergehenden Pyramide entsprechen, so daß die erste Pyramide, welche unmittelbar am Fleisch sitzt, nur zwei Aushöhlungen, die letzte, nämlich die am Ende, gar keine hat. Mit Hilfe dieser Ringe, die im Durchmesser ungleich sind, halten die Blasen aneinander, ohne anderweit mit einander verbunden zu seyn, können sich bewegen und ein Geräusch hervorbringen, wenn das Thier seinen Schwanz bewegt. Da diese verschiedenen Stücke nicht mit dem Thier verbunden sind, so empfangen sie auch keine Nahrung, wachsen daher auch nicht. Die äußerste Blase, oder mit andern Worten, die zuerst gebildete, ist immer geschlossen und kleiner. Von dem Wachsthum der letzten Schwanzwirbel hängt immer die Größe dieser Blasen ab, weil sie ursprünglich sich über denselben formen. Bosc meint, daß eben jedes Jahr sich eine neue erzeuge, und wenn ihre Anzahl bei derselben Art und bei gleichem Alter abändere, so glaubt er, rühre das davon her, daß sie zufälliger Weise sich trennen, und daß man durch Rechnung die Zahl der fehlenden finden könne, weil alle nach regelmäßigen Verhältnissen wachsen. Alle diese Blasen sind indessen einander sehr ähnlich und zwar nicht blos in der Gestalt, sondern oft auch in der Größe, sie bestehen aus einer zerbrechlichen, elastischen, halbdurchscheinenden Materie, deren Natur ganz mit der der Schuppen übereinkommt. Über die Zahl der Klapperblasen sind die Angaben sehr getheilt. Noch im Jahre 1823 soll bei Feliciana in den Vereinigten Staten eine Klapperschlange mit 137 Blasen getödtet worden seyn [3]), indessen schwankt die gewöhnliche Anzahl zwischen 5 und 13. Das Geräusch, welches die Klapperschlange hervorbringt, gleicht ungefähr dem, welches entsteht, wenn man Pergament zerknittert oder ein Paar Gänsefedern stark aneinander reibt. Man sagt zwar, es sei oft mehr als hundert Schritt weit hörbar, indeß konnte es Bosc bei lebenden Arten, welche er beobachtete, nur auf zwölf bis funfzehn Schritte hören, und bei dem gewöhnlichen Kriechen des Thieres war es in großer Nähe kaum vernehmbar.

Die Klapperschlangen verbreiten um sich her einen stinkenden Geruch, welchem man namentlich die sogenannte Zauberkraft dieser Thiere zugeschrieben hat. Auch nach dem Tode gehen sie schnell in Fäulniß über und verbreiten einen unausstehlichen Gestank. Die gedachte Zauberkraft mehrer Schlangen und namentlich auch der Klapperschlangen soll darin bestehen, daß sie durch jenen Geruch, mehr aber durch ihren Blick so stark auf die Thiere, deren sie habhaft werden will, einwirkt, daß ihr dieselben nicht mehr entgehen können, sondern ihr vielmehr, so zu sagen, geradezu in den Rachen laufen. Diesen Angaben widersprechen indeß mehre Naturforscher, wenn sie auch allerdings nicht läugnen, daß die Thiere vor diesem Feind einen bedeutenden Abscheu haben, wie denn unter andern auch Bosc erzählt, daß er sich öfters vergebliche Mühe gab, sein Pferd oder seinen Hund an eine solche Schlange heranzubringen, wenn sie dieselben einmal gesehen hatten. Audubon widerstreitet ebenfalls der Zauberkraft der Klapperschlange, und will die Leichtigkeit, mit der sie sich der Thiere bemächtigt, eher ihrer Schnelligkeit und der Fähigkeit, sich stark auszudehnen, zuschreiben. Dabei erzählt er auch, gegen die gewöhnliche Angabe, daß die Klapperschlangen auf Bäume steigen, indem er eine von ihm selbst gemachte Beobachtung mittheilt, wo er eine Klapperschlange ein Eichhörnchen auf einem Baum, und als es von diesem herabsprang, wieder auf der Erde so lange verfolgen sah, bis sie sich desselben bemächtigt hatte. Außerdem nähren sich die Klapperschlangen auch noch von andern kleinen Säugethieren, von Vögeln und ihren Eiern, von Amphibien und sogar von Fischen. Audubon will mehrmals bemerkt haben, daß Klapperschlangen, wenn ein Geier oder eine Gabelweihe über ihnen schwebte, vor denselben unter einen Klotz, Stein oder eine Wurzel flohen, und sobald dieser Feind sich entfernt hatte, wieder aus ihrem Versteck hervorkamen. Übrigens hat er auch häufig gesehen, wie sie den Kopf auf die Seite wendeten und an Bäumen hinaufschauten, um Vogelnester zu suchen. Dabei beobachteten sie die alten Vögel genau, weil sie sich wahrscheinlich vor dem Kampfe mit einem großen und starken Vogel scheuen, sie erklimmen den Baum erst, wenn beide Alte abwesend sind, um die Eier oder die Jungen zu rauben. Wenn die Schlange bei einem solchen Diebstahle von den Eigenthümern des Nestes bemerkt wird, so erheben diese ein weit im Walde wiederhallendes Allarm- und Kampfgeschrei, worauf sich viele andere Vögel versammeln und so hitzig auf die Schlange einstürmen, daß diese dann gewöhnlich mit dem Leben bezahlen muß. Was das noch nicht bekannte Fischfangen der Klapperschlangen betrifft, so will Audubon dies gewißermaßen selbst beobachtet haben. Er sah nämlich einst dicht neben sich eine Schlange aus dem Wasser steigen, und da er bemerkte, daß ihr Leib aufgetrieben war, so schoß er sie, um sie zu untersuchen, und fand in ihrem Magen einen kaum getödteten Fisch, den er sich, seiner Angabe nach, sogar zurecht machen und wohl schmecken ließ! Auch daß diese Schlangen Frösche fangen, und zwar im Wasser, will er gesehen haben.

Darin stimmen übrigens so ziemlich alle Beobachter überein, daß die Klapperschlange dem Menschen nur zufällig oder gereizt gefährlich wird, indem sie namentlich jedesmal vor dem Biß mit ihrer Klapper rascheln. Bosc erzählt, daß er alle, die er antraf, und die nicht zu groß waren, um in Weingeist gesetzt zu werden, lebendig fing. Einmal am Kopfe gefaßt vermögen sie nicht, wie andere Schlangen, sich zu erheben, um den Arm zu schlingen oder ihre Kräfte zu gebrauchen, um sich loszuwinden. Übrigens läßt sich die Klapperschlange auch, nach Audu-

3) In der desfallsigen Nachricht in Ferussac Bulletin VI. 150. wird zwar der Ausdruck Schuppen gebraucht, indessen ist dies offenbar eine Verwechselung, da es am Schluß des Artikels heißt, daß die ältesten Leute sich keiner größern Anzahl als 40 Reihen erinnerten.

Digitized by Google

von leicht durch einen einzigen scharfen Hieb mit einer dünnen Ruthe unschädlich machen, indem dadurch [illegible] Rückenwirbel aus der Lage gebracht und [illegible]derung gehemmt werden. Nach demselben [illegible] den Thrä-
braucht die Schlange ihre Zähne nur zur [illegible] wir die von
Die Schlange schießt bei dieser Gelegenheit, [illegible] nicht nun zusammengewickelt oder in irgend einer andern Lage seyn, mit etwa zwei Dritttheilen ihres Körpers gegen den Feind, reißt dabei den Rachen so weit als möglich auf, wobei alle ihre Giftzähne in die Höhe stehen, und übt während des Bisses einen so heftigen Stoß aus, daß der gebissene Mensch, wie Audubon einige Häupter der Osagen versicherten, sich kaum auf den Füßen erhalten kann. Wie viel Gift ausfließt, hängt davon ab, ob das Thier mehr oder wenig zornig ist. Wenn die Klapperschlange gegen einen festen Gegenstand anprallt, so wird das Gift zuweilen auf eine bedeutende Entfernung fortgetrieben. Audubon sah ein solches Thier in einem Drathkäfig, welches so wüthend gegen die Stangen fuhr, daß das Gift mehre Fuß nach ihm zugeschleudert wurde. Bekanntlich ist das Gift der Klapperschlangen so heftig, daß auch der kleinste Biß, selbst für sehr große Thiere, den Menschen nicht ausgeschlossen, schnell die tödtliche Wirkung zur Folge hat, ja es wird dem Thiere selbst der eigene Biß gefährlich, denn eine Klapperschlange stirbt, nach Audubon, unter den fürchterlichsten Qualen, wenn man sie sich selbst beißen läßt. Home erzählt (phil. transact. 1810) ein Beispiel von den traurigen Wirkungen des Bisses der Klapperschlangen. Unter den Symptomen, die er aufzählt, findet man eine solche Schwäche der Thätigkeit des Herzens, daß der Puls kaum zu fühlen ist, dagegen wird die Reizbarkeit des Magens so groß, daß ein beständiges Erbrechen eintritt; manchmal bemerkt man auch noch, daß Blutungen von schwarzem und flüssigem Blut aus allen Öffnungen des Körpers eintreten. Wenn die Verletzung nahe am Halse ist, so ist der Tod fast unabwendbar, wegen des Anschwellens der Theile, wodurch Erstickung herbeigeführt wird. Bosc hatte Gelegenheit, einen solchen Fall zu beobachten. Je größer die Wärme der Atmosphäre ist, je mehr dieselbe mit Elektricität erfüllt ist, desto gefährlicher und schneller wirkend soll auch der Biß seyn, doch verliert derselbe, wie es scheint, selbst in der kältern Jahreszeit seine tödtliche Wirkung nicht, wie namentlich die Geschichte des Engländer Drake beweist. Dieser kam nämlich mit drei Klapperschlangen, welche er sehen lassen wollte, am 8. Februar 1827 zu Rouen an. Trotz der Vorsorge, die er getroffen hatte, um sie auf dem Wege vor Kälte zu verwahren, fand er doch, als er in Rouen angelangt war, daß leider die schönste Schlange todt war; er nahm sie mit einer Zange aus dem Käfig heraus. Die zwei andern, welche wie kränkelnd aussahen, wurden in ihrem Käfig in das Speisezimmer gebracht und nahe an den Ofen gestellt. Nach Berührung mit einem Stäbchen hielt Drake die eine davon für todt und nahm dieselbe, sie am Kopf und Schwanz fassend, heraus, um sie am Fenster näher zu betrachten, als das Thier plötzlich eine Bewegung mit dem Kopf machte und ihn in den untern und Rückentheil der linken Hand biß. Drake schrie auf, war aber so be-

[illegible] Ophidii wird mehr über die Thränendrüsen der Schlangen zu sagen sich Gelegenheit finden. —

Die obern Kieferknochen sind sehr klein und stehen auf einem langen Stiel, welcher der äußern apophysis pterygoïdes des Sphenoidalbeins analog ist, weßhalb sie sehr beweglich sind; auf jedem derselben sitzt ein [illegible]iger, von einem kleinen Kanal durchbohrter Zahn, [illegible]tes, wodurch der leidende einigen [illegible]würs-eigenen Drüse Wunden nun [illegible]lauterisirt wurden. Er nahm hierauf ein halbes Glas Olivenöl, und die Ruhe schien zurückgekehrt zu seyn, als wenige Minuten darauf die gräßlichsten Symptome sich offenbarten und alle Hoffnung ihn zu retten hinweg nahmen. Er starb 8 und ½ Stunden nach der Verwundung. Die während des Leidens sich zeigenden Symptome wichen in mancher Beziehung von den sonst angegebenen ab, was der Arzt dem Klima und der Jahreszeit zuzuschreiben geneigt ist, welches aber wol auch mit auf Rechnung der Bekanntschaft des Patienten mit der Gefahr und der daraus entspringenden Angst nach dem Vorfall zu bringen seyn möchte. Auch nach den Versuchen von Rousseau, Professor der vergleichenden Anatomie am Pflanzengarten zu Paris, zeigte sich das Gift einer vor zwei Tagen gestorbenen Klapperschlange selbst in der damals sehr vorgerückten Jahreszeit noch so wirksam, daß eine Taube, der er die beiden Giftzähne in die Brust eindrückte, in kurzer Zeit starb. Daß selbst das Gift nach vielen Jahren noch wirkt, geht aus einer Geschichte hervor, welche auch von Audubon als vollkommen beglaubigt angeführt wird. Sie trug sich im mittleren Theile von Pennsylvanien zu. Ein Landwirth wurde nämlich auf einem Spaziergange von einer Klapperschlange so schwach durch den Stiefel gebissen, daß er glaubte, er habe sich an einen Dorn geritzt, da er das Thier weder gesehen noch gehört hatte. Nach Hause zurückgekehrt, wurde ihm übel, er brach sich unter großen Schmerzen und starb nach wenigen Stunden. Ein volles Jahr danach zog der älteste Sohn die Stiefeln an und fühlte beim Wiederausziehen derselben, daß er sich ein wenig ins Bein ritze, rieb aber die Stelle blos mit der Hand. Nach wenigen Stunden erwachte er unter heftigen Schmerzen, klagte über Schwindel, bekam häufige Ohnmachten und starb, ohne daß irgend ein Mittel bei ihm angeschlagen hätte, da man den Grund des Übels nicht kannte. Ein zweiter Bruder, der vielleicht nach zwei Jahren sich der Stiefeln bediente, ritzte sich ebenfalls beim Ausziehen und starb wie die beiden andern. Das öffentliche Aufsehen, welches diese Ereignisse verursachten, brachte einen Arzt, der die Verwandten der Verstorbenen besuchte, auf die richtige Idee der Ursache, er ließ sich die Stiefeln geben, fand den noch im Leder steckenden Zahn, und ritzte zum Beweis der Richtigkeit seiner Muthmaßungen damit einen Hund in die Nase, welcher nach wenigen Stunden starb. Eingeborne Amerikaner versicherten auch übrigens Audubon, daß das an Pfeilspitzen befindliche Gift der Klapperschlange noch nach mehren Menschenaltern tödtlich wirke.

Was die Hilfsmittel gegen die Wirkung des Bisses betrifft, so sind deren angeblich eine Menge vor[illegible] namentlich hat man mehre Pflanzen dagegen angewendet,

Digitized by Google

betrachtet sind diese Blasen abgestutzte, vierseitige Pyramiden, welche mehr breit als lang sind und dergestalt in einander stecken, daß man von jeder nicht mehr als ein Drittheil sieht. Diese Art Einschachtelung wird mittelst dreier, zirkelförmiger Reifen bewirkt, von denen zwei den Aushöhlungen der vorhergehenden Pyramide entsprechen, so daß die erste Pyramide, welche unmittelbar am Kiefer des Thier würde eine Auflösung davon, sofort nach dem Bisse angewendet, vielleicht die sicherste Hilfe gewähren (vergl. den Artikel Ophidii.) Da jetzt Klapperschlangen häufig nach Europa und namentlich nach England gebracht werden, so steht zu erwarten, daß man bald nähere Untersuchungen über das Gift anstellen wird, welches vielleicht dereinst noch als kräftiges Arzneimittel angewendet werden dürfte (siehe die Versuche des Dr. Hering im Artikel Ophidii). Es fragt sich überhaupt, ob der Biß der verschiedenen Arten gleichmäßig wirkt, oder ob nicht Abweichungen Statt finden; da aber hierüber die Berichte der Beobachter schweigen, so halten wir auch diese wenigen Angaben im Allgemeinen für genügend, da ohnedieß bei den einzelnen Arten noch manches darüber zu erwähnen ist.

Was die Wirksamkeit des Giftes auf gebissene Thiere betrifft, so ist diese mehr oder weniger schnell, so daß kleinere Thiere schon nach Secunden dadurch getödtet werden. Bei einem mit gefangenen Schlangen in Darmstadt angestellten Versuche ergab sich, daß das gebissene Kaninchen nach Verlauf von drei Minuten Zuckungen zeigte und nach acht Minuten todt war; ein anderes nur in den obern Dünnhäutchen des Ohres gebissenes Kaninchen zeigte erst nach vier Minuten zuckende Bewegungen, und war nach zehn Minuten todt. Der Beobachter Oberforstrath Dr. Becker (Isis B. 21. S. 1132) führt dabei ausdrücklich an, daß die mit der Schlange zusammengesperrten Kaninchen weder Furcht noch etwas Bezauberung Ähnliches gezeigt hätten.

Dr. Wibmer zu München gibt (Isis B. 22. S. 564) folgendes über die Section zweier durch den Biß einer Klapperschlange getödteten Kaninchen an: „zwei Kaninchen, noch sehr jung und klein, wurden am 26. Januar 1829 in München von einer gerade anwesenden, der öffentlichen Schau ausgestellten Klapperschlange gebissen. Anfangs heftig schreiend und unruhig, wurden sie allmälig schwächer, bekamen einzelne Zuckungen der Glieder und waren im Verlauf einiger Minuten todt. Tags darauf öffnete ich sie. Die Cadaver waren schlaff. Das eine war am rechten Vorderfuß, etwas über dem Kniegelenk gebissen. An der Stelle des Bisses sah man in der Haut einen schwarzen Punkt von einem rothen Kreis umgeben, die unterliegende Zellhaut und Muskelatur war dunkelroth, fast schwärzlich, halb aufgelöst und weit umher verbreitete sich Entzündung, die sich bis über die Brustmuskeln der rechten Seite erstreckte und selbst da einige gangränöse Stellen zeigte. Das Zwergfell schien durchaus entzündet, hochroth, ebenso der Herzbeutel. Das Herz selbst zeigte alle Gefäße injicirt, war dick, ganz blutleer, sowie die meisten Gefäße. Das wenige sich vorfindende Blut war schwärzlich flüssig. Der Darmkanal war ganz gesund, Leber mürbe, Gehirn und Rückenmark natürlich. — Das andere war in die mehr weiche Seite des Bauches gebissen, der Biß war an zwei sen Angaben [illegible] sichtbar, und wie oben durch schwarz wenn sie auch [illegible] ausgelaufenem Blute bezeichnet. Die darvor diesem Fe[illegible]e Muskelatur war tief hinein und auf- und [illegible]wärts, besonders gegen die Wirbelsäule hin, hochroth, an manchen Stellen schwärzlich, halb aufgelöst. Sonst kein Organ degenerirt. Blut gleichfalls sehr wenig, ganz flüssig.

Die verschiedenen Arten der Klapperschlangen sind bis jetzt nur in Amerika entdeckt worden, und zwar leben sie hauptsächlich in dem gemäßigten Theile, doch werden sie seltener, da sie allgemein verfolgt werden, theils von den Naturaliensamlern, theils von den Einwohnern selbst, um sie zu vertilgen. In den nördlichen Theilen, wo die Kälte im dortigen Winter bedeutender ist, halten sie einen völligen Winterschlaf, wie denn Audubon erzählt, daß er selbst dergleichen ganz erstarrte Schlangen aufgefunden habe. In den südlichen Gegenden bleiben sie das ganze Jahr hindurch munter. Merkwürdig ist noch, daß während der Erstarrung die Verdauungsfunction so ruht, daß Audubon häufig Schlangen mit grossen Quantitäten gefrornen und unverdauten Futters im Magen, welches darin schon mehre Wochen gewesen seyn mußte, fand. Brachte man die Schlangen in die Wärme, so fing die Verdauung wieder an und von Tag zu Tage wurde der Klumpen geringer, bis er vollständig verdauet war. Auch bemerkt derselbe Naturforscher, daß er eine solche Schlange drei Jahre im Käfig hielt, ohne daß sie die geringste Nahrung zu sich nahm, sie häutete sich dabei nur im ersten Frühjahr, behielt ihre Größe, auch wirkte ihr Gift nach wie vor heftig.

Audubon schildert die Begattungsweise dieser Thiere als auffallend sonderbar. Zu Anfang des Frühlings nämlich kriechen die Schlangen, nachdem sie die Haut gewechselt haben, glänzend im frischesten Farbenspiel und mit Augen voller Leben und Feuer hervor. Männchen und Weibchen schweifen sich sonnend in den lichten Stellen der Hölzer umher, und schlingen sich, wenn sie sich begegnen, in einander, bis zwanzig, dreißig und noch mehr sich in einen scheußlichen Knäuel verschlungen haben. Dabei sind die sämtlichen Köpfe in allen Richtungen nach außen gekehrt, die Rachen aufgerissen und die heimliche Function der Begattung wird unter grimmigen Zischen und Klappern vollzogen. In dieser Lage bleiben sie mehre Tage an derselben Stelle, und man würde sich in die größte Gefahr begeben, wenn man sich einer solchen Gruppe nähern wollte, denn sobald sie einen Feind erblicken, lösen sich alle geschwind auf und machen Jagd auf ihn. Dies ist also das gerade Gegentheil von dem Benehmen der einzelnen Schlange, wenn sie einem Menschen begegnet, wie sich Audubon namentlich an jener gedachten gefangenen überzeugte, die, wenn er sie dann und wann im Zimmer herumlaufen ließ, wobei er mit einem langen Stock bewaffnet war, immer nur zu entwischen suchte und nie auf ihn zukam, dann aber, wenn er ihr in den Weg trat, sich schlagfertig machte, klapperte, aber ruhig weiter kroch, wenn er zur Seite trat, um sie durchzulassen. Die Klapperschlangen sind

Digitized by Google

lebendig gebärend, wenigstens wird dies allgemein angenommen, indessen behauptet Wagler, nach von ihm angestellter Untersuchung, daß die Gattung Uropsophus Eier lege. In Martinique behauptet man allgemein, daß die Klapperschlangen ihre Jungen fräßen, indessen hat Palisot de Beauvois Gelegenheit gehabt, die Thatsache zu beobachten, auf welche diese Meinung gegründet ist. Er suchte nämlich eine Klapperschlange zu beschleichen, diese bemerkte aber den herannahenden Feind, und fing in dem Augenblick, als sie den Todesschlag empfangen sollte, an zu klappern, wobei sie den Rachen aufsperrte, in den sogleich fünf, nur eine Federspuhle starke Junge schlüpften. Nach einiger Zeit, als sie die Gefahr vorüber glaubte, kamen dieselben wieder hervor, fanden aber bei Wiederholung des Versuches abermals eine Zuflucht bei der Mutter. Diese Thatsache wird ebenfalls von einem engländischen Reisenden bestätigt.

Das Fleisch der Klapperschlangen wird gegessen, nachdem man vorher den Kopf abgehauen hat. Nach Audubon soll es wie junges Hühnerfleisch schmecken, und von den frühern Besitzern Amerikas, den Spaniern, sehr gesucht und theuer bezahlt worden seyn. In Brasilien ißt man es nicht.

Als besondere Feinde der Klapperschlangen wurden immer die Schweine angeführt; Audubon widerspricht aber dieser Angabe ganz, und sagt sogar, daß sich dieselben vielmehr vor den Klapperschlangen scheuen.

Wir kommen nun zu den einzelnen Arten, welche wir in der Reihe folgen lassen, die Boie angenommen.

1) Cr. miliarius, *Linné*. — (*Lacépède* Quadr. ovip. II. 421. t. 18. f. 2. Schleuderschwänziger Klapperer. Merrem in Wetterauer Annalen. I. S. 15. t. 3. Bechstein Übersetzung von Lacépède. V. t. 9. f. 2.). Der Rüssel und die Stirn sind mit neun glatten Schildern bedeckt. Der Rücken ist rothgrau, mit einer rothen, von einer schwarzen Fleckenreihe unterbrochenen Linie von schwarzen weißgerandeten Flecken, der Bauch und die Seiten haben kleinere schwarze Flecken, der Bauch ist weiß und die Länge des Schwanzes beträgt ¼ der ganzen Länge, am Bauche stehen 129 bis 132, unter dem Schwanze 30 bis 32 Schilder. Die Klapper besteht gewöhnlich aus 11 Blasen, und die Größe beträgt nur 1 Fuß bis 18 Zoll. Diese Schlange im nördlichen Amerika und besonders unter dem Namen der Luisianischen Viper bekannt, soll ein heftigeres Gift führen als die folgende. Sie hält sich besonders an sumpfigen Orten auf, liegt auf abgehauenen Baumstämmen, das Geräusch ihrer Klapper ist kaum hörbar und sie flieht den Menschen nicht, weshalb man auch häufiger von ihr gebissen wird als von andern. Ihre Nahrung besteht meistentheils in Fröschen. Ihr Vaterland ist hauptsächlich Carolina in den Vereinigten Staten.

2) Cr. Durissus, *Linné* (Syst. Nat. I. p. 372. — *Shaw* General Zoology. III. t. 89, 90. — C. horridus, Wied Beiträge zur Naturgeschichte II. 435. — Boicininga, Boiquira, *Marcgr.* Brasil. 240. Piso 41. — Cr. horridus *Daudin*. — *Cuv.* regne anim. ed. II. II. 88. Crot. simus *Daudin*. V. 321. — Wied Reise nach Brasilien. II. 231. — Derf. Abbild. 11te Lieft. — Bechstein Übers. v. Lacépède. V. t. 9. f. 1. — Crot. Cascavella, *Spix* Serpent. Spec. nov. p. 60. t. 24. — Cobra Cascavella bei den Brasilianischen Portugisen. Hanichita (ch kaum hörbar) bei den Botocuden. Der schreckliche oder Schauerklapperer [4]).

Die Gestalt ist im Verhältniß zur Länge dick und breit [5]); der Kopf ist klein, zuweilen etwas herzförmig ausgedehnt, an den Seiten fast senkrecht abfallend, der Oberkiefer ein wenig aufgeworfen, die Zunge lang und gespalten, ihre beiden Äste dünn und zugespitzt. Der längste Giftzahn 6 Linien oder darüber lang. Der Hals wie der Rumpf auf dem Rücken etwas kielartig erhaben, daher der Durchschnitt des Thiers etwas dreieckig. Die Klapper, welche mit ihrer breiten Fläche senkrecht steht, zeigt an derselben eine über sämtliche Ringe hinlaufende, vertiefte Furche; das letzte Glied ist zusammengedrückt, scharfrandig, klein, an jeder Seite mit einem kleinen Ausschnitt versehen, also etwa mit herzförmiger Spitze. Sie besteht aus sieben Blasen. Der Kopf ist wie der ganze Körper mit gekielten Schuppen bedeckt, ausgenommen die Schilde vor den Augen, bestehend aus dem Rüsselschilde, sechs Schilden über der Schnauze, zwei kleinen Stirnschilden, zwei Nasenschilden und drei Zügelschilden. Die Schuppen des ganzen Körpers eiförmig rhomboidal, überall gewölbt, gekielt, in der Mitte des Körpers zählt man deren acht und zwanzig bis neun und zwanzig Längsreihen, von denen die drei untersten nach den Bauchschilden zu glatt sind. Am Schwanz nur zwölf Kielreihen. Am Bauch ungefähr 173 ganze breite Schilde, der Schwanz ist an seiner Unterseite hinter dem After unmittelbar mit einem Paar getheilter Schilde besetzt, worauf 17 ganze und dann 9 getheilte Schilde folgen. Die Farbe ist im Allgemeinen graubraun, an den Seiten blässer, von dem Auge zieht sich nach dem Mundwinkel ein dunkler Streif hinab, einige verloschene Flecken stehen auf dem Scheitel, auf dem Hinterkopfe beginnen zwei dunkle, bräunliche Längsstreifen, welche auf der Seite des Halses fortsetzen und sich etwa 3 bis 4 Zoll vom Kopfe vereinigen. Von hieran entstehen regelmäßige, große Rautenflecke auf der Mitte des Rückens, deren man 17 bis 18 zählt, die aber nach dem Schwanz hin undeutlich werden. Diese Flecken sind dunkler als die übrige Farbe, von einem dunkeln Streif und dann von einer Reihe schmutzig gelblich-weißer Schuppen eingefaßt. Nach dem Schwanz hin werden diese Flecken immer dunkler und gleichen mehr gezackten Querbinden, einige Zoll weit vor dem Schwanz ist der Rumpf, so wie letzterer selbst, schwärzlich-braun und ungefleckt. Die Bauchschilde sind grau-gelblich, blaß oder weißlich, mit verloschenen dunklern Flecken an den Seiten. Unter der Reihe der

4) Die Synonymie ist sehr verwirrt, z. B. citirt Cuvier bei horridus *Catesby* II. t. 41, welche Merrem nebst t. 42 zu atricaudatus zieht. — Leider können wir diese Abbildungen so wenig als Daudin vergleichen. Wagler hat anfangs gegen das Synonym des Spix gestritten, gibt es aber jetzt im System selbst zu! — Die Artikel im Dictionaire des Sciences naturelles und im Dictionaire classique d'hist. nat. verwirren ebenfalls die Arten. 5) Indem wir hier in der Beschreibung dem Prinzen von Wied folgen, übergehen wir das oben schon angegebene Allgemeine, und nehmen nur das Wichtigere auszugsweise auf.

Digitized by Google

großen Rautenflecken des Rückens steht in den Seiten eine zackige, weißliche Zeichnung aus Schuppenreihen gebildet, deren aufwärts steigende Winkel an die ausspringenden der Rautenflecken stoßen. Die ganze Länge der Schlange beträgt 2 Fuß 10 Zoll, doch soll sie 7 bis 8 Fuß Länge erreichen; jüngere Thiere haben nur eine oder ein Paar Blasen an der Klapper, ältere 15 und mehre, bei letztern erreichen die Giftzähne auch eine Länge von 10 Linien, und der Rumpf wird sehr dick.

Diese Schlange lebt über den größten Theil von Südamerika verbreitet und bewohnt das ganze innere Brasilien, besonders höhere, trocknere, mehr steinige Gegenden des Sertong, auf rauhen Triften, noch nicht urbar gemachten Ländereien, in dornigen, steinigen, trocknen und erhitzten Gebüschen. Hier liegt diese träge große Schlange während des größten Theiles der Zeit in Ringe zusamengerollt und beißt nur, was ihr unmittelbar zu nahe kommt. Oft hat man auf diese Art in einem Tage mehre Stück Rindvieh verloren, welche an einer gewissen Stelle ihres Wegs oder der Weide gebissen wurden; hiedurch aufmerksam gemacht, suchte man nach, und fand und tödtete die gefährliche, träge Schlange. Ihr Biß soll ein Stück Rindvieh oder ein Pferd in 10 bis 12 Minuten tödten. Kommt man ihr nicht zufällig zu nahe, oder bemerkt sie in der Entfernung von einigen Schritten, so hat man nichts zu befürchten, kurz bevor sie beißen will, gibt sie durch Schnellen mit dem Schwanze den bekannten Ton von sich, der aber nicht laut ist und deswegen nicht weit gehört wird.

Wir lassen dieser Schilderung eine ausführlichere auszugsweise aus Spix um so lieber folgen, als dieses kostbare Werk nur wenigen Personen zugänglich ist. Sie gründet sich größtentheils auf die Angaben eines Herrn C. W. J. Jerome, Bürgers der Vereinigten Staten, und es wird dabei von dem Verfasser noch bemerkt, daß das Gesagte auf alle Arten von Klapperschlangen Anwendung finde.

Die Klapperschlange, wenn sie ihre vollkommene Größe erreicht hat, ist von Natur träge und sehr faul, besonders aber wenn sie gefressen hat. Selten rührt sie sich, wenn sie dann meistens in Form eines S ausgebreitet, den Wanderer auf einem Fußsteg in seinem Gange unterbricht und ihm nicht selten gefährlich wird, wenn er durch den plötzlichen Schreck die Geistesgegenwart verliert. Dabei beißt sie, einmal gereizt, nicht blos ein sondern mehre Male, wenn sie nicht das erste Mal etwa, wie dies öfters geschieht, mit ihren Hackenzähnen stecken bleibt, die Bisse folgen aber dann so schnell auseinander, als ein Specht an einen Baum pocht. Jüngere Individuen sind lebhafter, daher in gewisser Beziehung furchtbarer, fliehen aber leichter, wogegen die ältern es immer auf die Vertheidigung ankommen lassen. In den Vereinigten Staten, besonders in den nördlichen Provinzen, wird der Biß erst vom 15. bis 20. Mal sehr gefährlich, eine Zeitperiode, wo die Hitze schon ziemlich bedeutend ist. Die Schlangen kommen selten vor dem Monat März und auch dann nur, wenn es sehr warm ist, und in den Mittagsstunden hervor, sind aber dann immer wie schläfrig und bewegen sich nur mit Mühe. In den Monaten März und April ist ihr Biß nicht sehr gefährlich. In der Zeit der größten Hitze kommen sie nur des Nachts hervor, doch findet man sie wol auch am Tage an warmen und feuchten Stellen tief in Wäldern. Im Monat August und zu Anfang des Septembers ist die Schlange fürchterlich gefährlich, weil sie zu dieser Zeit ein eigenes Bedürfniß hat, sich ihres Giftes zu entledigen, welches sie zu belästigen scheint. Aber eben auch im Lauf dieser beiden Monate trit die Häutungszeit der Schlange ein, indem aber die Haut sich ablöst, wird auch die Sehkraft der Schlange geschwächt, wodurch sie zwar eines Theils unschädlicher wird, dagegen aber auch gleichsam wie in Verzweiflung über ihren Zustand nach allem beißt, was ihr in den Weg kommt. Die Wirkungen des Bisses der Klapperschlange treten früher oder später ein, je nachdem das Individuum mehr oder weniger schwer verwundet ist. Überhaupt hat man bemerkt, daß der Biß giftiger Reptilien bei verschiedenen Individuen eine verschiedene Wirkung zeigt, so z. B. hat er weniger Einfluß auf eine fette als eine magere Person, weniger auf einen Neger als auf einen Weißen, mehr auf einen Fremden, als einen Eingebornen [6]). Die Gefahr ist geringer, wenn der Biß nur fleischige Theile traf, dagegen ist fast jede Hilfe vergebens, wenn er in ein Blutgefäß, besonders am Oberkörper eindrang. Das gebissene Individuum wird von einer plötzlichen Schwäche überfallen, es bekommt Kopfweh, Herzweh (maux de coeur!), und sofort folgt ein starker Durchfall, dabei wird der Leidende melancholisch, gleichgiltig und menschenscheu (très solitaire). Bald schwellen nicht blos die Umgebungen der Wunde, sondern auch der ganze Körper, das Gesicht wird mißfärbig und die Augen fallen ein und verlöschen fast, die Ohnmachten mehren sich und haben von Zeit zu Zeit Convulsionen und Gliederzittern zu Begleitern, durch die Convulsionen steigt das Blut durch den Kopf, Blut dringt aus Nase, Augen und Ohren und wird weggebrochen, ein trockenes, verzehrendes Fieber quält den Kranken, seine Zunge ist trocken, während ein fortwährender Durst ihm keine Ruhe läßt, und er stirbt elendiglich oft in wenigen Minuten, manchmal nach mehren Stunden und mitunter nach Verlauf einiger Tage. In Brasilien stirbt ein Gebissener meistens im Verlauf von 24 Stunden. Von den angewandten Gegenmitteln haben sich noch wenige oder keine wirksam gezeigt [7]); wenn aber auch der Gebissene hergestellt wird (was immer nur erfolgt, wenn der Biß keine Ader traf), so gewinnt doch der Gebissene selten wieder seine Gesundheit, sondern schleppt sein Leben siech dahin. Gedachter Jerome kannte einen solchen, dem nach dem Biß am Fuß ein geschwollener Fuß, vierzehn Jahre lang ein bösartiges Geschwüre an demselben, eine gelbe schlechte Gesichtsfarbe und eine ganz ungewöhnliche Gleichgiltigkeit blieb, so daß er so zu sagen nur ein halber Lebender war [8]). Die Indianer sollen mehre Mit-

6) Wir glauben, daß sich dies physiologisch und psychologisch sehr leicht erklären läßt und keineswegs auf die Kraft des Giftes selbst Bezug hat. Die Gewohnheit läßt die Gefahr geringer erscheinen! 7) Weswegen wir sie auch außer den oben angegebenen übergehen. 8) Wir glauben, daß bei solchen traurigen

Digitized by Google

tel gegen den [illegible] Wagler, nach von ihm als wenig ve[illegible]ersuchung, daß die Gattung [illegible] hen zu du[illegible] Martinique hohlgezahnt erzeugend der Art. kel Ophidii), doch können wir nicht umhin, des sonderbarsten zu gedenken. Die in Louisiana herumschweifenden Indianer nämlich wickeln um das männliche Glied unter der Vorhaut einen langen baumwollenen Faden, den sie fast nie abnehmen, selbst nicht während des Beischlafs, und an den sich daher um so mehr Schmiere aus den daselbst befindlichen Drüsen des Theiles anhängen muß, als sie eine sehr lange Vorhaut haben und sich nie waschen, weshalb denn der Faden von dieser starken und fressenden Materie wohl durchdrungen werden muß. Werden sie von einer Schlange gebissen, so nehmen sie sofort mit dem Finger von letzterer so viel unter der Vorhaut hervor als nöthig ist, um die Wunden leicht einzureiben, dann wickeln sie den baumwollenen Faden ab und binden ihn etwas oberhalb dem gebissenen Theil zusammen; nach einem solchen Verfahren erfolgt nichts weiter als eine leichte Entzündung der Bißstelle. Jerome hat sich selbst das von versichert und zwar auf einer kleinen Reise, daß die Indianer diesen Faden wirklich tragen, auch waren dieselben willig, sofort eine Probe zu machen, doch fand sich eben keine Schlange [9]).

3) Cr. atricaudatus *Daudin.* (*Catesby* II. t. 41. 42. — *Lacépède* l. c. t. 18. f. 1. 3. — Cr. horridus *Shaw* et *Cuvier.*) — Schnauze und Wirbel sind geschildet, die Schuppen rautenförmig, der Schwanz mißt noch kein Zwölftheil des Körpers, die Schwanzschilder sind größtentheils ganz, unter dem Bauche liegen 172 bis 182, unter dem Schwanze 20 bis 27 Schilder. Nach Bose ist der Rücken rothgrau mit braunen, unregelmäßigen, schiefen Querflecken und andern hellern Flecken in den Seiten, über den ganzen Rücken geht ein gelblicher Längsstreif und der Schwanz ist schwarz. Das Vaterland ist Nordamerika.

4) Cr. Dryinas *Linné.* (*Seba* Thesaur. t. 95. f. 3. Cr. strepitans *Daud.*) Schnauze und Wirbel geschildet, Schuppen elförmig, auf dem Rücken gekielt und spitziger, die Schwanzschilder ganz unter dem Bauch 164 bis 166, unter dem Schwanze 25 bis 30 Schilder. Die Farbe rostfarbig, auf dem Rücken dunkler mit verloschenen

---

Folgen wol auch ein innerer Siechthum mit ins Spiel kommen mag, und überdies bemerken die Reisenden selbst bei dieser Gelegenheit, daß unter jenen Himmelsstrichen sogar auf kleinere Wunden, z. B. von Dornen, gefährliche Zufälle selbst tödtlich erfolge, und sie nicht selten tödtlich würden. [illegible] Es scheint uns fast, als ob die Reisenden samt Herrn Jerome hier von den Indianern und selbst von den Eingebornen (deren Trüglichkeit und mährchenhafte Erzählungen sind schon von manchen Reisenden gerügt worden!) sich hätten etwas aufbinden lassen. Dies kommt uns um so wahrscheinlicher vor, wenn wir berücksichtigen, was jene über die Ursache der Wirkung dieses Mittels anführen, doch wollen wir den desfallsigen Text nicht übersetzen, sondern lieber die eigenen französischen Worte des Originals anführen: Ce moyen semble produire son effet par le vertu ammoniacale de ce sebum, car des colons brésiliens ont une coutume semblable, lorsque. piqués par des abeilles, guêpes, grandes fourmis etc. en se retirant chez eux, mettent leur doigt en certaine partie du corps feminin, et se guerissent par cette singulière pretique. (!) —

Cascavella, *Spix*. [illegible] Gobra Cascavella bei den Brasilianischen Portugisen. [illegible] (kaum hörbar) bei den Botocuden. Der [illegible] der Schauerklapperer [4]).

Der [illegible] Balg ist im Verhältniß zur Länge dick und geschildeten [illegible] herzförmig Wirbel und Hin[illegible] der dem Schwanze 22 bis 23 Schilder, der Rücken [illegible] mit zwei gelblichen Streifen auf dem Rücken, welche [illegible] gelmäßige Rhomben bilden. Vaterland Amerika [illegible] 5 bis 6 Fuß.

6) Cr. triseriatus *Wiegmann.* Oberseite olivenfarb, längs dem Rückgrath eine Reihe rothbrauner rhombischer, vorn schwarz geränderter Flecken, in den Seiten eine Reihe dergleichen kleinerer, welche hinten mit jenen zusammenfließen, vorn aber durch eine blasse Binde getrennt sind, die Unterseite schwärzlich, gegen den Hals weißlich, an den Augen eine rothbraune Binde. Vaterland Mexiko.

7) Cr. confluentus *Say.* (Isis 1824. S. 277. 289.) Bräunlich mit grünlichgelb gefleckt, eine dreifache Reihe brauner (44), rothbrauner Flecken, die vordern auf dem Rückgrath zusammenfließend, die hintern in Bänder getrennt. Bauchschilder 179, Schwanzschilder 27. Kleiner als 6, in der Nähe des Rockygebirges in Nordamerika.

8) Cr. tergeminus *Say.* (ib. p. 279.) Leib dunkelgrau, mit einer dreifachen Reihe tiefbrauner Flecken, darunter eine doppelte Reihe schwarzer. 152 bis 181 Bauchschilder, 19 bis 20 Schwanzschilder. Über 2 Fuß lang. Findet sich zwischen dem Mississippi und Rockygebirge.

Noch bemerken wir, daß nach Bose Crotalus tessellatus *Herrmann* nichts anders als eine Coluber funebris *Oppel* mit künstlich angesetzter Klapper ist, und daß von Cr. Loellingii *Humboldt* noch die Beschreibung fehlt. (*D. Thon.*)

CRYEROZOA (Zoologia). Herrmann in seiner Schrift Tabulae affinitatum animalium, gab diesen zum Theil ganz unpassenden Namen den Reptilien. (*D. Thon.*)

CTENITES (Mollusca fossil.), älterer nyktographischen Name der Pecten-Arten. (*D. Thon.*)

CTENOMYS *Blainville* (Mammalia). Eine Gattung der Nagethiere, welche wir in der neuen Ausgabe von Cuviers Thierreich (Regne animal. ed. II.) ebenso vergebens suchen, als in der von Voigt besorgten Übersetzung und in Fischers Synopsis mammalium (die Addenda fehlen uns noch), die aber Desmarest (Manuel de Mammalogie. Paris 1827.) aufgenommen hat.

Als Gattungskennzeichen werden folgende angegeben: Der Körper ziemlich lang, fast walzig, etwas platt gedrückt, ziemlich behaart, mit einem mittelmäßig langen, nur mit einzelnen Haaren besetzten Schwanze. Der Kopf eiförmig, etwas platt, die Augen ziemlich klein, die äußern Ohren sichtbar, aber sehr klein. Die Schneidezähne stark, zum Theil vorstehend, eben viereckig abgestutzt mit breitem und schneidendem Rande, vorn ohne Furche. Vier längliche Mahlzähne in jedem Kiefer, welche ziemlich schnell vom ersten nach dem letzten an Größe zunehmen, die Krone sförmig ohne Emaillefalte.

Digitized by Google

Die Glieder ziemlich kurz, nur mit [illegible] einer Reihe steifer kurzer Haare bei großen Rautenflecken des Rückens steht in den Seiten eine zackige, weißliche Zeichnung aus Schuppenreihen gebildet, deren aufwärts steigende Winkel an [illegible] ausgehöhlt genden der Rautenflecken stoßen. Die ganze [illegible] Schlange beträgt 2 Fuß 10 Zoll, doch soll sie [illegible] Länge erreichen, auf welcher die Paarung beruht, und welche in ihrem Vaterlande in der letzteren Linie Las Minas in Brasilien den portugiesischen Namen Rato quem lambeo chuchu (Feldratte) führt.

[illegible] etwa die Größe unserer Wasserratte. Der ziemlich [illegible] Kopf ist gleichförmig abgeplattet, die Schnauze [illegible] Reicht der einer Ratte, ist aber kürzer und mehr zusammengedrückt, was von der Stellung der Schneidezähne abhängt, die viel stärker sind und weiter als bei den Ratten vorstehen. Die Nasenlöcher sind denen der obengenannten Thiere ziemlich ähnlich, aber die Öffnungen sind schmäler und mehr durch den Knorpel bedeckt, welcher fast eine Art Deckel bildet. Die Augen sind klein, so viel man nach der Öffnung der Augenlieder an einem ausgestopften Exemplar urtheilen kann. Die Ohren bestehen blos in dem Stumpf eines äußern Ohres, ohne Spur von tragus und antitragus, und stehen in dem Raume zwischen dem Schneide- und dem ersten Mahlzahn. Die Schneidezähne stehen fast vollständig aus dem Munde hervor, oder können nicht durch die Lippen bedeckt werden, sie sind sehr stark, hinten meiselförmig, am Ende gerade und schneidend, an der vordern Seite ohne Furche, aber orangefarben, und ebenso wie unten fast von gleicher Gestalt, doch sind die untern etwas schmäler und länger als jene. Die Mahlzähne sind ebenfalls in beiden Kiefern fast gleich, an der Zahl vier auf jeder Seite, vom ersten nach dem letzten plötzlich abnehmend, dieser ist viel kleiner als die andern, alle sind übrigens der Länge nach von ziemlich gleichem Wuchs, ihre Krone ist platt, eiförmig, in Form eines Komma gebogen, dessen beide Enden zugespitzet wären, das Email umgibt sie am Umfang, ohne Falten oder Festons zu bilden, und sie stehen dergestalt dachziegelförmig hintereinander, daß die hintere Außenkante des vorderen vor der vordern Außenkante des nachfolgenden vorsteht. Die Glieder sind sehr kurz, so wenig vorstehend, daß eigentlich nichts recht frei ist, als der Vorderarm und der Unterschenkel. Die vordern haben einen ziemlich großen Fuß, der am Daumen und an der Handwurzel starke Ballen hat. Sie haben fünf deutliche aber kurze, wenig gespaltene Zehen. Der Daumen ist der kürzeste von allen, doch gut gebildet und in einen kegelförmigen Nagel auslaufend, die vier andern Zehen, welche die gewöhnliche Proportion haben, sind mit Grabkrallen versehen, welche so lang sind als die Zehe selbst, sie sind stark gebogen, haben einen stumpfen Rücken und sind auf der hintern Hälfte ihrer untern Seite schneidend, übrigens gespalten und am Ende erweitert. Die Sohle der Hinterfüße ist lang, ziemlich breit und ganz nackt, die Finger, gleichfalls fünf an der Zahl, sind vielleicht etwas weniger unproportionirt, als die an der vordern Hand, indem der erste fast so lang ist als der fünfte, sie haben ebenfalls starke aber gerade Nägel, welche am Ende löffelförmig erweitert und oben über wie schläfrig und bewegen sich nur mit [illegible] den man an Monaten März und April ist ihr Biß nicht [illegible] Schwanz ist kurz, er beträgt etwa [illegible] Zoll, kommen sie nur [illegible] ist ziemlich dick, am Ende stumpf, und nach den dargestopften Häuten zu urtheilen, scharf vom Körper abgesetzt. Das Haar, welches den größten Theil des Körpers bedeckt, ist weich, fein, ziemlich kurz, dicht aufliegend, an der Wurzel schiefergrau, übrigens rothbraun und glänzend, wodurch im Allgemeinen auf der obern Seite ein glänzendes Rostroth entsteht, das sich nach unten in ein roströthliches Weiß verliert. Die Haare an den Gliedmaßen sind viel kürzer, härter und stehen einzelner, die des Schwanzes sind ebenso beschaffen, sind braunschwarz und haben keine Schuppen zwischen sich. Wie bei allen Thieren aus der Rattenverwandtschaft finden sich auch bei diesen ziemlich lange Schnurrhaare.

Bei einer Vergleichung dieses Thieres zeigte sich, daß es der Gattung Geomys am nächsten verwandt ist, doch weicht es auch wieder, und namentlich im Knochenbau ab, der Schädel ist, nämlich weniger platt, weniger dick und nähert sich mehr dem der Eichhörnchen, die Jochbogen sind weniger gebogen, nach außen weniger breit, der Rand der Augenhöhle ist völlig von der untern Augengrube getrennt, welche eine große Höhlung bildet, wodurch die Verwandtschaft mit den Gattungen Dipus und Capromys begründet wird, weshalb es zwischen jene verstandenen und diese beiden letztern gestellt werden zu müssen scheint. Über die Lebensweise des Thieres ist nichts weiter bekannt. (Bulletin de la Societé philomatique, Avril 1826. p. 62.) (*D. Thon.*)

CUBA, unter den Besitzungen der Spanier in der neuen Welt einer der ersten Punkte, welche Columbus auf seiner ersten Reise entdeckte, und der einzige größere District, welcher bisher nebst Portorico dem Mutterlande treu geblieben ist. Als Columbus bei den Eingebornen der Insel Guanahani einzelne Zierrathen von Gold fand, erhielt er auf seine Nachfragen die Antwort, daß sie es aus einem südlichern Lande hätten, welches sie Cuba nannten, dem er aber als dem Lande des vermeintlichen Priesters Johann den Namen Juanna beilegte. Die Spanier, welche in Cuba landeten, fanden das Land trefflich cultivirt, die Bevölkerung zahlreich, aber auf seiner ersten Reise begnügte sich Columbus damit, an einem Theile der nördlichen Küste fortzusteuern, er eilte nach Hayti, wo er eine größere Menge Gold zu finden hoffte. Erst im Jahre 1508, zwei Jahre nach dem Tode von Columbus, umsegelte Sebastian de Ocampo diese Insel, welche Columbus selbst für einen Theil des Festlandes gehalten hatte [1]). Im Jahre 1511 suchten die Spanier die Insel zu erobern. Als die Bewohner der Insel Hispaniola durch die schweren Arbeiten in den neu angelegten Colonien ausgerottet waren, gab Diego Columbus den Rath, die Insel Cuba zu erobern, um auf diese Art neue Sclaven zu erhalten. Diego Velasquez griff mit 300 Bewaffneten die wehrlosen Bewohner der stark bevölkerten Insel an; nur Hatuey,

1) *Robertson* history of America. 8. Frankf. 1828 p. 160

ein aus Hispaniola entflohener Cazik, leistete im östlichen Theile von Cuba einen schwachen Widerstand; gefangen wurde er als Sclave, der gegen seinen Herrn die Waffen ergriffen hätte, lebendig verbrannt [2]). Velasquez blieb als Gouverneur auf der Insel, und da er sich wenig an die Befehle von Columbus kehrte, so führte er eine etwas menschlichere Behandlung der Indianer ein; Cuba wurde bald blühend und viele Ansiedler zogen dahin [3]).

Größe. Lange Zeit war uns die genaue Größe von Cuba unbekannt; Klippen und Untiefen umgeben die Insel ringsum, und daher suchten die Schiffer sich weit von den Küsten zu halten, und eine genaue Aufnahme unterblieb. Erst durch die Arbeiten des Fregattencapitäns Don Jose del Rio und des Schiffslieutenants Don Ventura de Barcaiztegui, so wie durch die sorgfältigen Untersuchungen von A. v. Humboldt und Oltmanns haben wir die Configuration des Landes genauer kennen gelernt. Danach beträgt die größte Länge der Insel vom Cap St. Antonio (21° 50′ N. 87° 17′ 22″ W.) bis zur Punta da Mayst (20° 16′ 40″ N. 76° 26′ 28″ W.) 170½ Meilen [4]); ihre größte Breite von der Spitze Maternillo bis zur Mündung des Magdalenenflusses am Pic Tarquino 22¼ Meilen; die mittlere Breite auf etwa ⅓ der Länge beträgt 12 Meilen; in dem am meisten bebauten Theile zwischen der Havannah (23° 8′ 53″ N. 84° 42′ 20″ W.) und Batabano (22° 43′ 24″ N. 84° 46′ 23″ W.) 6½ Meilen. Der Flächeninhalt beträgt nach einer sorgfältigen, zweimal angestellten Messung von Bauza ohne die Insel Pinos 1980 Quadratmeilen und mit dieser 2033 Meilen [5]).

Gebirge. Die Insel besteht meistens aus secundären und tertiären Formationen, durch welche an einigen Stellen Urgebirge hervortreten. Die größten Höhen liegen im südöstlichen Theile der Insel zwischen Cabo Cruz, Punta Mayst und Holguin, gewöhnlich die Kupferberge (Montañas del Cobre) genannt, von höchstens 1200 Toisen Höhe; diese Gebirgskette durchstreicht dann die Insel von O. nach W. und wird dort immer niedriger; in den übrigen Theilen der Insel zeigen sich nur Hügel von 45 bis 60 Toisen Höhe. In dem westlichen Theile soll die Insel nach den Untersuchungen von Ramirez aus Granit bestehen [6]), wahrscheinlich demselben Gestein, aus welchem die Flüsse ihr Gold erhalten. Der mittlere Theil der Insel besteht aus Kalk, von weißer oder gelblicher Farbe, welcher in Bänken Pectiniten, Carditen, Terebrateln und Madreporen enthält, darin kommen Nester von braunem Ocher vor. Große Höhlen werden in demselben in Menge angetroffen. Gyps wird an manchen Stellen gefunden. An den Küsten treffen wir neue Corallenbildungen; aber auch auf den hohen Gebirgen des Innern kommt dieselbe Bildung mit Muscheln vor, die gegenwärtig nicht mehr existiren. Östlich von der Havannah dringt Syenit durch die secundären Gebirge hervor, dessen gegen N. W. geneigte Schichten zweimal mit Serpentin abwechseln, gegen Süden verschwindet der Syenit und der ganze Boden ist von Serpentin bedeckt; einige dieser Massen zeigen magnetische Polarität. An einigen Stellen dringen Naphtaquellen aus dem Serpentin hervor. Trachyt, Dolerit und Basalt sind bisher noch nicht gefunden.

Gewässer. Die Zahl der fließenden Gewässer ist auf der Insel nicht sehr bedeutend; die vielen Höhlen in dem Kalkstein, die Neigung seiner Schichten, die geringe Breite der Insel und die Nähe der hohen Gebirge an der Südseite der Insel sind Ursachen davon [7]). Zu den bedeutenderen Flüssen gehören der Rio de Guines, R. Armendaris oder Chorrera, Rio Cauto, R. Maximo, R. Sagua Grande, R. de las Palmas, R. San Antonio (sich im Höhlenkalk verlierend), R. Guaurabo u. a.

Klima. Über das Klima der Insel besitzen wir Beobachtungen, welche Don Antonio Robredo von 1796—1798 in dem Dorfe Ubajay, 5 Seemeilen südlich von der Havannah und in einer Höhe von 38 Toisen über dem Meere anstellte; derselbe beobachtete das Thermometer vom März bis December 1800 in der Havannah, wo auch Ferrer von 1810 bis 1812 Beobachtungen machte [8]). Neuerdings hat Don Ramon de la Sagra von 1821—1827 die Menge des herabgefallenen Wassers [9]) und 1825—26 die Angaben des Thermometers [10]) aufgezeichnet. Nehmen wir aus den Messungen von Ferrer und Sagra das Mittel, so ergeben sich folgende numerische Verhältnisse:

Monat	Regenmenge	Wärme Centigr.	Calcutta Wärme	Calcutta Regen
	Linien	°	°	Linien
Januar	4,5	21,3	19,3	0,0
Februar	3,0	22,9	23,8	2,5
März	8,6	23,8	26,7	0,9
April	2,1	25,1	29,3	4,8
Mai	9,5	26,6	30,0	6,1
Juni	23,5	28,7	28,4	21,2
Juli	5,5	28,5	28,4	12,5
August	6,5	28,4	28,3	11,5
September	10,7	27,6	28,2	9,5
October	10,5	26,8	28,2	1,6
November	4,8	23,6	24,3	0,8
December	1,7	22,0	20,3	0,0
Jahr	85,8	25,5	26,3	71,4

2) *Robertson* l. l. p. 104. 3) *Robertson* p. 125. 4) Die sämtlichen Längen sind von dem Meridiane der Pariser Sternwarte (20° östlich von Ferro) gerechnet; die Meilen sind teutsche, 15 auf einen Grad des Äquators. 5) *Humboldt* Voyage XI, 217. Nach Lindenau beträgt die Oberfläche ohne die benachbarten Inseln 2255 Quadratmeilen, nach Ferrer 2165 Meilen. Andere ebenfalls zu große Angaben bei *Humboldt* l. l. p. 220. 6) Bei *Humboldt* Voyage XI, 226.

7) *Humboldt* Voyage XI, 242. Die Verhältnisse sind hier ähnlich denen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Das Wasser dringt daselbst durch die Schichten des Sandsteines, aus denen die Terrassen bestehen, in die Tiefe, und erst auf dem an der Meeresküste anstehenden Granit kommen die Gewässer wieder zu Tage. Während also der Sandstein in der trockenen Jahreszeit völlig wasserlos ist, darf man nach den übereinstimmenden Bemerkungen von Barrow und Lichtenstein nur wenige Fuß in den Granit graben, um sicher Wasser zu erhalten. Der hydrostatische Druck, welchen das in die Gebirge auf Cuba dringende Wasser ausübt, scheint mir Ursache der Quellen zu seyn, die wir auf den Klippen um Cuba finden. 8) Mitgetheilt bei *Humboldt* Voyage XI, 264. 9) Schweigger's Jahrbuch N. R. XXV, 405. 10) Bibliotheque universelle. Avril et Mai 1827.

Digitized by Google

Ich habe zur Vergleichung die Messungen von Trail und Pearse in Calcutta in 22° 35′ N. [11]) hinzugefügt. Die Wärme ist in der Havannah ein wenig geringer als in dem etwas südlicher liegenden Calcutta, nur in den Wintermonaten ist sie etwas höher, offenbar wegen des mit Lebhaftigkeit nach Norden fließenden Stromes aus dem mexikanischen Meerbusen, welcher in höheren Breiten den Golfstrom bildet. Jedoch sinkt im Winter die Wärme oft sehr tief, namentlich dann, wenn die heftigen Nordwinde vom Festlande länger anhalten [12]), dann bildet sich sogar durch Wärmestrahlung während der Nacht in geringer Entfernung von der Havannah Eis, und das Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkte [13]). Die Regenmenge in der Havannah ist sehr bedeutend, und obgleich wir hier noch wegen der Lage tropische Regen erwarten sollten, so finden wir doch das ganze Jahr hindurch Niederschläge, offenbar weil die heftigen und kalten Nordwinde einen Theil der vom Meere aufsteigenden Dünste condensiren. Obgleich der Ort innerhalb des Wendekreises liegt, so sind die Oscillationen des Barometers wegen der Nachbarschaft des kalten Continents doch etwas größer als man nach der Breite erwarten sollte [14]). Die Orkane sind auf Cuba weit seltener als auf St. Domingo, Jamaica und den kleinen Antillen; sie zeigen sich in den Monaten August, September und vorzüglich im October; die südliche Küste ist denselben mehr ausgesetzt als die nördliche.

Politische Eintheilung. Die Insel hing ehemals mit Louisiana und Florida von dem Erzbischofe von St. Domingo ab und hatte seit dem Jahre 1518 nur einen einzigen fundirten Bischof in Baracoa; vier Jahre später ward dieses Bisthum nach Santiago de Cuba verlegt, aber der erste Bischof, Fray Juan de Ubite, kam erst im Jahre 1528 an. Im Jahre 1788 theilte Pius VI. die Insel in zwei Bisthümer, indem er den ersten Bischof der Havannah ernannte. Die Grenze zwischen den Diöcesen der Havannah und Cuba geht durch den Meridian von Cayo Romano, etwa 80½° westlich von Paris, zwischen der Villa de Santi Espiritus und der Ciudad de Puerto Principe hindurch. Im Jahre 1804 wurde Santiago de Cuba zu einem Erzbisthume erhoben. — In politischer und militärischer Hinsicht wird die Insel in zwei Gouvernements (gobiernos) getheilt, welche von einem Generalcapitän abhängen. Das Gouvernement der Havannah faßt außer der Hauptstadt in sich: den District der Quatro Villas (Trinidad, Santo Espiritu, Villa Clara und San Juan de los Remedios), und den District von Puerto Principe. Der Generalcapitän ernennt an diesem letzten Orte, ebenso wie in Trinidad und Neusilipina, einen Statthalter (Teniente gobernador). Die Territorialjurisdiction des Generalcapitäns erstreckt sich als Jurisdiction des Corregidor auf 8 Pueblos de Ayuntamiento (die Ciudades Matanzas, Jaruco, San Felipe y Santiago, Santa Maria del Rosario; die Villas Guanabacoa, Santiago de las Vegas, Guines und San Antonio de los Baños). Das Gouvernement von Cuba enthält Santiago de Cuba, Baracoa, Holguin und Bayamo. Die Grenzen der Gouvernements sind also nicht dieselben als die der Bisthümer. So hing z. B. der District von Puerta Principe mit seinen 7 Kirchspielen im Jahre 1814 zugleich vom Gouvernement der Havannah und dem Erzbischofe von Cuba ab; erst in den Zählungen von 1817 und 1820 wird es nebst Baracoa und Bayamo zum Gouvernement von Cuba gerechnet. — Endlich gibt es noch eine dritte blos financielle Eintheilung der Insel. Am 23. März 1812 wurde die Insel in drei Intendantschaften (Intendancias oder Proincias), die der Havannah, Puerto Principe und Santiago de Cuba getheilt [15]).

Population. Die ältesten Angaben über die Bevölkerung Cuba's sind höchst unsicher und jedenfalls übertrieben. So soll sie im J. 1511 eine Million Bewohner enthalten haben [16]), und von dieser Million sollten im J. 1517 nur 14000 Menschen übrig seyn. Alles, was sich in älteren Schriften über die Zahl der Indianer vorfindet, enthält viele Widersprüche. Es scheint in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Insel verhältnißmäßig wenig Einwohner enthielt, da die ins Innere gehenden Leute des Columbus es als eine Merkwürdigkeit erwähnen, daß sie ein Dorf mit etwa 1000 Einwohnern getroffen hätten [17]), was allerdings für eine schwache Bevölkerung spricht, da die Einwohner sich wahrscheinlich in großer Menge um die unbekannten Fremdlinge versammelten. Wahrscheinlich flohen diejenigen, welche den Verfolgungen der Spanier entgangen waren, nach Norden, denn schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es keine Indianer mehr auf der Insel [18]). Nach einer Zählung von 1775 betrug die Zahl der Bewohner 170862; im Jahre 1791 272140 und i. J. 1817 630980, und unter diesen 290021 weiße, 115691 freie Farbige und 225261 Sclaven [19]). Humboldt glaubt, daß die Zahl der Bewohner am Ende des Jahres 1825 715000 gewesen sei, was 352 Menschen auf die geographische □M. beträgt. Die Zahl der eingeführten Sclaven ist bedeutend; nur in den Jahren 1818, 19 und 20 belief sich dieselbe in der Havannah auf 41000. Überhaupt beläuft sich die Anzahl der eingeführten Negersclaven von 1521 bis 1763 auf 60000, von 1764 bis 1790 auf 33409, in dem Hafen der Havannah allein belief sich dieselbe von

11) Asiatic researches II, 421. und I, 441. 12) S. mein Lehrbuch der Meteorologie. Bd. I. Abschn. 8. 13) *Humboldt* Voyage XI, 252. 14) *Humboldt* Voyage XI, 271. gibt die Größe der unregelmäßigen Oscillationen nach den Messungen von Robredo; es scheinen aber entweder Druck- oder Beobachtungsfehler diese Tafel zu entstellen. So soll der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande im Juli nur 0‴,3 (Par.) betragen, aber größer möchten wol schon die täglichen regelmäßigen Oscillationen in dieser Breite seyn. Im Durchschnitte zweijähriger Beobachtungen von Sagra beträgt das Mittel den Unterschied zwischen beiden Extremen jedes Monats 3‴,2, während diese Größe in unseren Breiten bis zu 10‴ steigt.

15) *Humboldt* Voyage XI, 284. — In den letzten Jahren sind manche dieser Abtheilungen etwas abgeändert; ich übergehe dieselben, da man ohnehin abwarten muß, wie sich die politischen Verhältnisse der Insel vielleicht binnen kurzer Zeit gestalten werden. 16) Hüne historisch-philosophische Darstellung des Negersclavenhandels I, 137. 17) *Robertson* history of America p. 51. 18) *Gomara* bei *Humboldt* Voyage XI, 330. 19) *Humboldt* Voyage XI, 314.

Digitized by Google

1791 bis 1805 auf 91211, von 1806 bis 1820 auf 131829; die Zahl der von 1791 bis 1820 in den östlichen Theil der Insel und der unerlaubt eingeführten kann man auf 56000 rechnen, so daß in allem 377440 in dieser Zeit eingebracht worden sind. Im Allgemeinen ist das Schicksal der Sclaven besser als auf andern westindischen Inseln. — Die Bewohner sind auf der Insel so ungleich vertheilt, daß man ⅓ derselben fast als unbewohnt ansehen kann. Es gibt verschiedene Sprengel (Consolacion, Macuriges, Hanabana), in denen man kaum 10 Menschen auf der Quadratmeile findet; dagegen findet man in dem Dreiecke, welches durch Bahia Honda, Batabano und Matanzas gebildet wird, auf einem Raume von 231 Q. Meil., also ⅛ der Oberfläche, 300000 Bewohner, d. h. ⅓ der ganzen Bevölkerung, aber auch dieses gibt nur 1300 Menschen auf die Meile [20]).

Die Anstalten zur Bildung der Bewohner befinden sich nur in der Havannah und sind unter diesem Artikel angegeben (Sect. II. Thl. III. S. 217).

Beschäftigung. Die ersten Spanier beschäftigten sich nur mit der Viehzucht und dem Bau der Cerealien; bis zum 18. Jahrhundert wurden nur Leder und Häute ausgeführt; später folgten Tabak und Wachs; Kaffee und Zucker wurden zuletzt angebaut. In den Jahren 1760 bis 1764 betrug die Ausfuhr des Zuckers im Durchschnitte höchstens 13000 Kisten, aber sehr schnell nahm der Anbau des Rohres zu. Nach der von Humboldt gegebenen Tafel [21]) belief sich im Durchschnitte die Menge des aus dem Hafen der Havannah ausgeführten Zuckers von 1770—1778 auf 50000 Kisten, von 1786—1789 auf 65700, von 1790—1799 auf 103671 Kisten, von 1800 bis 1809 auf 173541, von 1810 bis 1819 auf 204441, von 1820 bis 1824 auf 251920 Kisten. Im Jahre 1827 allein betrug die Menge des ausgeführten Zuckers 264954 Kisten [22]). Rechnet man dazu noch die Ausfuhr aus den übrigen Häfen, so wird die Menge noch weit bedeutender; Humboldt schätzt diese zu ⅓, die heimlich ausgeführte Menge zu ⅓ der oben gegebenen Größen. Die Menge des im Lande verbrauchten beträgt im Jahre 1825 wenigstens 60000 Kisten, so daß die ganze Production wenigstens 440000 Kisten oder 81 Millionen Kilogramme erreicht [23]). Der Bau des Kaffees begann erst am Ende des 18. Jahrh.; man zählte in der Provinz Havannah im J. 1800 nur 60, im J. 1817 aber 779 Kaffeeplantagen. Im J. 1804 wurden aus dem Hafen der Havannah nur 50000 Arroben (zu 25 Pfund) ausgeführt, aber in kurzer Zeit nahm die Menge sehr schnell zu; von 1818 bis 1824 betrug die Ausfuhr in der Havannah im Durchschnitte 694000 Arroben, in den übrigen Häfen 220000 Arr., und rechnet man die Menge des heimlich ausgeführten zu 304000 Arr., so beträgt die Summe 1218000 Arroben [24]). — Der Bau des Tabaks ist schon sehr alt, aber einzelne Einrichtungen legten der Cultur lange Zeit viele Hindernisse in den Weg; die ältesten Angaben über die Cultur des Tabaks sind vom Jahre 1748; nach Raynal betrug die Menge von 1748—1753 im Durchschnitte 75000 Arroben; von 1789 bis 1794 war diese Menge bis auf 250000 Arroben gestiegen, in der Folge wurde die Aufmerksamkeit mehr auf die Cultur des Zuckers und Kaffees gerichtet [25]). — Wachs wurde von aus Europa eingeführten Bienen erhalten, aber erst seit dem Jahre 1772 wurde die Ausfuhr bedeutender. Von 1774 bis 1778 betrug dieselbe im Durchschnitte jährlich 2700 Arroben; im J. 1803 stieg sie mit Einschluß des heimlich ausgeführten auf 42700 Arroben, von denen allein 25000 für Veracruz bestimmt waren. Auch dieser Culturzweig scheint in der letzten Zeit vernachlässigt zu seyn; denn aus der Havannah wurden im Jahre 1815 23398, im J. 1818 24156, im J. 1822 14450, im J. 1825 16505 [26]) und im J. 1827 [27]) 11275 Arroben Wachs ausgeführt. In der Nähe der Zuckerplantagen kommen sehr viele Bienen um, indem sie von der Melasse, nach welcher sie sehr gierig sind, betrunken werden.

Handel. Die Lage der Insel eignet diese zu einem lebhaften Verkehre, und schon Raynal bemerkte, daß die Insel Cuba allein der spanischen Krone so viel werth sei als ein ganzes Königreich. Die Ausfuhr der Insel beträgt mehr als 14 Millionen Piaster [28]); 1000 bis 1200 Schiffe, welche jährlich in den Hafen der Havannah kommen, führen eine Last von 150000 bis 170000 Tonnen. Vom Jahre 1815—1819 betrug die Ausfuhr aus dem Hafen der Havannah an Zucker, Melasse, Rum, Kaffee, Wachs und Häuten im Durchschnitte 11,244808 Piaster. Ein großer Theil dieses Geldes geht für leinene, seidene und baumwollene Zeuge, Tücher ꝛc. ins Ausland zurück. An Wein, europäischem Branntwein und Mehl wurden im J. 1823 allein 3,300000 Piaster eingeführt; ebenso für nahe 3½ Million Pöckelfleisch, Reis und Hülsenfrüchte. Nach allen bisher bekannten Thatsachen glaubt Humboldt, daß die Ausfuhr im J. 1823 auf rechtlichem und verbotenem Wege wenigstens 20 bis 22 Millionen Piaster betragen habe.

Finanzen. Diese haben in der letzten Zeit sehr schnell zugenommen. Mehr als ½ der Einnahme kommen aus den Domnen, aber diese brachten vor 1794 weniger als 600000 Piaster und von 1797 bis 1800 im Durchschnitte 1,900000 Piaster, seit der Erlaubniß des freien Handels mehr als 3,100000 Piaster; in den Jahren 1820 bis 1825 schwankten die Einkünfte aus denselben

20) Vergl. Bevölkerung Thl. IX. S. 366. 21) Voyage XI, 366. 22) Berghaus geograph. Zeitung 1829. Mai und Juni. S. 108. 23) Jamaica im J. 1823 mit 342382 Sclaven 72 Millionen Kilogramme; Barbados, Granada und St. Vincent mit 128000 Sclaven in demf. Jahre 40½ Millionen Kilogramme; Trinidad mit 24500 Sclaven 9½ Mill. Kilogramme; die englandischen Antillen mit 627000 Sclaven 152½ M. Kilogr.; französische Antillen mit 178000 Sclaven von 1820 bis 1823 42 Mill. Kilogr.; holländische, dänische und schwedische Antillen mit 61300 Sclaven etwa 18 Mill. Kilogr.; Guyana mit 206000 Sclaven 40 Mill. Kilogr. und Brasilien mit 2 Mill. Sclaven 125 Mill. Kilogramme. Danach bringt Cuba gegenwärtig fast ¼ der ganzen aus den Antillen kommenden Menge von Zucker nach Europa oder den Vereinigten Staaten.

24) *Humboldt* Voyage XII, 8. 25) s. Havannah Sect. II. Thl. III. S. 217. 26) Die einzelnen Angaben bei Humboldt S. 21. 27) Berghaus geogr. Zeitung I 1. 28) *Humboldt* Voyage XII, 23.

den zwischen 3,200000 und 3,400000 Piaster. Rechnet man dazu 800000 P. anderweitige Einnahme und den Ertrag der Zölle in Trinidad, Matanzas, Baracoa, Santiago de Cuba, welcher schon vor 1819 mehr als 600000 Piaster betrug, so dürfen wir für das Jahr 1825 etwa 5 Millionen Piaster annehmen [29]). Im Jahre 1827 betrug die Einnahme 6,762201 Piast. [30]). Lange Zeit reichten die Einkünfte nicht hin, um alle Ausgaben zu decken; im Anfange des 18. Jahrhunderts mußte Mexico fast 2 Millionen Piaster zuschießen; aber gegenwärtig übersteigt die Einnahme die Ausgabe, denn im J. 1827 betrug letztere 6,226914, so daß ein Überschuß von 535256 Piast. im Statsschatze blieb.

Die ersten Niederlassungen der Europäer auf Cuba schreiben sich aus dem Jahre 1511 her; im J. 1512 wurde die Stadt Baracoa angelegt; später Puerto Principe, Trinidad, Villa de Santi Espiritu, Santiago de Cuba (1514), San Salvador de Bayamo und San Cristobal de Havannah. Die erste Einführung der Sclaven schreibt sich aus dem Jahre 1521 her, die Zahl betrug nicht mehr als 300. Aber der Hof in Madrid beachtete bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Insel Cuba wenig, da die Goldgruben in den übrigen Theilen der neuen Welt weit mehr einbrachten. Erst die Eroberung der Havannah durch die Engländer während des siebenjährigen Krieges belebte die Industrie; die Stadt wurde am 6. Juli 1764 von den Engländern verlassen, und von dieser Periode schreibt sich die größere Thätigkeit der Bewohner her. Die Construction neuer Fortificationen nach einem großartigen Plane setzte plötzlich viel Geld in Umlauf; als später (1789) der Handel frei geworden war, so wurde die Cultur des Zuckerrohres lebhafter betrieben. Diese Handelsfreiheit, die weise Verwaltung des Don Luis de las Casas, die Stiftung der patriotischen Gesellschaft, die Unruhen auf St. Domingo und die hohen Preise des Zuckers in der Folge haben den Wohlstand der Insel begründet [31]).

(*I. F. Kamtz.*)

CUBACH, Michael, ein Buchhändler zu Lüneburg um das Jahr 1658, dessen anderweite Lebensumstände gänzlich unbekannt sind, hat sich durch eine Unternehmung, von der man nicht einmal weiß ob und in wie weit er selbst Theil an ihr nahm, einen Namen erworben, welcher in die Geschichte der protestantischen Ascetik hineinreicht. Bereits im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts war der theologischen Moral eine bis auf die besondersten Lebensverhältnisse sich erstreckende Bearbeitung zu Theil geworden, und bald ging dieser Detailliss mus auch auf die Ascetik über, in welcher man allen Bedürfnissen und Lagen des Lebens durch besondere Gebetsformeln zu entsprechen bedacht war. Cubach gründete auf dieser Neigung seiner Zeit ein merkantilisches Unternehmen, welches ihm nicht nur gut rentirte, sondern zugleich auch einen fast zum Sprüchwort gediehenen Ruf zuwege gebracht hat. Er unternahm, eine Gebets-Encyclopädie zu sammeln, welche sich über die Verhältnisse, Stände, Lagen und Vorfälle des Lebens erstreckte, und die (besonders nachdem sie von dem berühmten Ascheten Christian Scriver empfohlen worden war) einen so allgemeinen Beifall fand, daß sie häufig wieder gedruckt werden mußte. Die erste Ausgabe derselben ist bisher nicht auszumitteln gewesen. Sie kann aber, wie aus den der zweiten Ausgabe vorgesetzten Gedichten hervorgeht, nicht vor 1654 erschienen seyn, und eine angebliche erste Ausgabe von 1616 ist auf jeden Fall ein Irrthum. Die zweite Auflage aber erschien unter folgendem Titel: Einer gläubigen und andächtigen Seelen vermehrtes tägliches Bet-, Buß-, Lob- und Dankopfer d. i. ein großes Betbuch. Lüneburg, 1658. 8. Neue Auflagen erschienen zu Leipzig 1686, 88, 89, 92, 1702, 1704, 1708, 1716, 18 und 45 in verschiedenen Formaten. Das Buch ist oft zur Zielscheibe eines sehr wohlfeilen Spottes gemacht worden, welcher das wirklich vorhandene Bedürfniß jener frühern Zeit nicht kannte und in sich selbst keinen Maßstab zu einer unbefangenen Beurtheilung desselben fand.

(*Ebert.*)

CUCARO, Cucaro, Marktflecken in dem sardinischen Herzogthum Montferrat, auf dem linken Ufer der Grana, mit einem, der Familie Colombi *) zugehörigen, alten Schlosse und 490 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Cuisco f. S. Maria Magdalena C.

CULMINATION, Culminatio, transitus per Meridianum, der Durchgang eines Gestirns durch den Meridian oder Mittagskreis. Man sagt von den Gestirnen, welche bei ihrem scheinbaren, täglichen Umlaufe eben durch den Mittagskreis gehen, daß sie culminiren, weil

29) *Humboldt* Voyage XII. 56. 30) Vergl. Allg. Zeitung 1829. 31) Außer den Letters from the Havanna during the year 1820 und dem Apperçu statistique de l'île de Cuba par B. Huber, (Paris 1826), ist hauptsächlich *Humboldt* Voyage dans les regions équinoxiales du nouveau continent T. XI. und XII besonders gedruckt unter dem Titel Essai politique sur l'île de Cuba. Paris 1826. 8. 2 Bde. mit einer Karte. Dieser besondere Abdruck enthält ausführliche statistische Untersuchungen über den Archipel der Antillen und Colombia, welche man in dem größeren Reiseberichte ebenfalls an verschiedenen Stellen zerstreut findet.

*) Nach einem Sendschreiben des Grafen Galeani Napione zu Turin an Washington Irving, stammt Colombo von dieser Familie ab und ist hier geboren. Graf N. stützt seine Behauptung auf ein altes in den Archiven des Rathes von Indien zu Sevilla aufbewahrtes Bildniß des großen Seefahrers, unter welchem sich dessen Name mit der Bemerkung: De illustre familia de los señores del castillo de Cucaro befindet, indem er ungleich wahrscheinlicher, daß Colombo eine sehr gute Erziehung genossen und, zu seiner weitern Ausbildung, ungefähr 15 Jahre alt, von seinen Verwandten von Montferrat nach Genua gesandt worden sey. Der Umstand, daß sich Colombo selbst in einem in den Archiven der alten Bank von S. Georg zu Genua aufgefundenen Briefe Bürger von Genua nennt, läßt sich sonach mit der Behauptung des Grafen N. recht gut vereinigen, sowie der, daß man in dem genuesischen Dorfe Cogoleto unweit Savona noch jetzt das Haus und die Stube zeigt, wo Colombo das Licht der Welt erblickt haben soll, dieselbe nicht widerlegt; wie denn auch der vor dem Rathe beider Indien zu Madrid geführte Rechtsstreit, welcher sich vor einem Jahrzehend unter Colombos Erben über das von demselben in Neuspanien gestiftete Majorat erhob, das Resultat gegeben hat, daß der große Mann wirklich in Cucaro geboren sey. (Vergl. Hassel's vollst. Erdbeschr. der deutsch. Eidgenossensch. u. Ital., Weim. 1820. S. 460. Blätter für lit. Unterhaltung, Leipz. 1830. S. 484.)

Digitized by Google

sie zu eben dieser Zeit ihre größte Höhe über dem Horizont erreichen, indem der Tagesbogen eines jeden Gestirns von dem Mittagskreise in seinem höchsten Punkte durchschnitten wird. (*Braubach.*)

CUPERLY, kleines Dorf in dem Bezirk Chalons des franz. Dep. der Marne, 2½ Lieues nördl. von Chalons, an einem Bache gelegen. Zwischen diesem Dorfe und dem 1 Lieue von demselben entfernten Dorfe la Cheppe — 86 Häus. mit 347 Einw. — findet man Verschanzungen, welche, nach authentischen Quellen, seit Jahrhunderten den Namen le camp d'Attila führen [1]) und nächst der großen Menge von Grabhügeln [2]) und den Alterthümern, welche noch jetzt bei Bestellung der Äcker hier oft gefunden werden, wol die von den meisten Schriftstellern angenommene Meinung begründen dürften, daß hier, in den Ebenen von Chalons — den campis catalaunicis — der Schauplatz der Niederlage Attila's im J. 451 n. Chr. [3]) zu suchen sei. — Noch jetzt wird eine Stelle zwischen la Cheppe, Cuperly und der Stadt Suippe, wo, der Sage nach, Attila's Scharen mit der größten Hartnäckigkeit Widerstand leisteten, Ahan du Diable (Teufelsplage) genannt [4]). (*Leonhardi.*)

CURAS, Hilmar, geboren zu Erzen bei Hameln, kam 1699 nach Berlin, wurde 1707 zum Schreibmeister am dortigen Joachimsthalschen Gymnasium ernannt, und bewährte in dieser untergeordneten Stellung sein Lehrtalent in einem solchen Grade, daß er im Jahre 1718 zum Informator der königl. Prinzen mit dem Charakter eines Geh. Secretairs und mit Beibehaltung seines bisherigen Amtes ernannt wurde. Wegen seines hohen Alters wurde er 1745 emeritirt, und starb im Jahre 1747. Seine in Kupfer gestochenen Vorschriften (noch im Jahre 1805 in einer neuen Auflage erschienen) waren auf die preußische Kanzlei- und Geschäftshandschrift von dem entschiedensten Einfluß; aber mehr noch sichern sein Andenken zwei wissenschaftliche Lehrbücher, deren oft wiederholte Auflagen zur Gnüge beweisen, daß er das Bedürfniß seiner Zeit richtig erkannt hatte. Seine Einleitung zur Universalhistorie (zuerst gedruckt Berlin 1725, 8., wiederholt ebendas. 1727, 1735, 1760 und noch 1790), war in Teutschland das erste Lehrbuch, welches dem wirklichen Bedürfniß der Jugend (besser als Zopf und Freyer) entsprach, und von noch größerem Verdienst war seine französische Grammatik (zuerst gedruckt Berlin 1720, 8., wiederholt ebendas. 1739, 1741, 1744, 1746, 1751, 1753, 1759, 1766, 1771, 1783, 1786 und 1808, überarbeitet von Baillet, München 1786, und von Moreau, Wien 1790, dänisch übers. Kopenh. 1777. 8.). Unzählige, selbst in den höchsten Ständen, haben der Klarheit und der angemessenen Methode dieser Sprachlehre eine Bildung verdankt, welche auf ihre Schicksale vom wohlthätigsten Einflusse war *). (*Ebert.*)

Curco, Korykos s. Cilicia (Thl. XXI. S. 248).

CURTIUS, Quintus Curtius Rufus [1]). Über das Leben und das Zeitalter des Curtius herrscht größere Verschiedenheit der Ansichten, als bei irgend einem andern Schriftsteller Roms, denn die Ansichten der Gelehrten schwanken zwischen dem Zeitalter des Augustus, oder der blühenden Periode der römischen Literatur, und dem gänzlichen Verfall derselben unter einem Theodosius und Constantin dem Großen, oder sie gehen gar bis in das späte Mittelalter herab, indem sie das Werk, das unter des Curtius Namen aus dem Alterthum auf uns gekommen ist, für ein Produkt des dreizehnten Jahrhunderts erklären [2]).

Sein gewöhnlicher Name ist der eben bemerkte Quintus Curtius Rufus; indessen fehlt der Beiname Rufus in mehren Handschriften und in der Editio princeps; ein Umstand, der insofern Beachtung verdient, als dann, wie man vermuthen will, der Beiname Rufus auf einen spätern Zusatz schließen läßt, unternommen etwa in der Absicht, den Curtius, den Verfasser des vorhandenen Werkes über die Thaten Alexanders, mit dem von Tacitus, Plinius und Suetonius genannten Curtius in Übereinstimmung zu bringen und die Identität beider Personen zu erweisen [3]). Sueton nämlich zählt zu Anfang der Schrift De illustr. rhetor. unter andern Rhetoren auch einen Quintus Curtius Rufus auf, und Tacitus in den Annalen XI, 21. erzählt von einem Curtius Rufus (um 47 n. Chr.), welcher, zwar von gemeiner Herkunft, doch auf allerlei Wegen, durch rühmliche und unrühmliche Thaten sich emporgeschwungen, der in Teutschland commandirt und im Lande der Mattiaken nach Silber gegraben, dann in Rom, theils durch Bestechung, theils durch Schmeichelei zu einer Ehrenstufe nach der andern erhoben, die Quästur, die Prätur und

1) Diese Verschanzungen haben, auf dem Walle gemessen, einen Umfang von 1792 Metres (475 Ruthen), und der eingeschlossene Raum bildet eine Oberfläche von 243648 Q. Metr. Die südl. Öffnung, sowie diejenige, durch welche der Weg nach Cuperly führt, scheint durch Landleute gemacht worden zu seyn, um den Raum innerhalb der Umwallung bebauen zu können.
2) Diese Grabhügel sind konische Erdhügel; zwei davon lagen südl., Angesichts der Verschanzungen: der eine, 9 Fuß hoch, bedeckt eine Fläche von 90 F. Umfang, der andere aber ist ganz zerstört und seine Stelle nur durch eine geringe Unebenheit des Erdbodens bezeichnet. Ein sehr merkwürdiger Grabhügel, bekannt unter dem Namen Motte aux vignes, liegt ¼ M. von dem Dorfe Auve; ein anderer auf einem Hügel ¼ M. vom Lager und ¼ M. nördl. von demselben Dorfe, hat 82 F. Durchmesser, bei 10 F. Höhe. Das Dorf Bussy-les-Mottes, 1 M. östl. vom Lager, umschließt fünf große Erdhügel, die bis 60 F. hoch sind, bei einer Basis von mehr als 600 F. Umkreis; ähnliche Erdhöhungen sind in großer Zahl auf den Länderrien der benachbarten Gemeinden, sowie viele andere auf verschiedenen Punkten des Departements zerstreut liegen. In den Jahrbüchern des Depart. der Marne für 1810, 1811 und 1813 finden sich sehr interessante Nachrichten über die in einigen dieser Hügel angestellten Nachgrabungen. Vergl. Militär-Wochenbl. Berlin 1830. Stck. 729. S. 4293 ff. 3) S. d. Art. Attila. Thl. VI. S. 259 ff.
4) Vergl. Cassini's Karte von Frankreich 22°10′ L., 49°5′12″ Br.

*) Dan. H. Hering Beiträge zur Geschichte der reformirten Kirche in den Preuß. Landen. Th. II. S. 173. 175. 188.
1) Fabricii Biblioth. Lat. II, 17. Meine römische Litteraturgesch. §. 214. 215. nebst Baumstark Notitia literaria de Curtio in seiner 1829 erschienenen Ausgabe. 2) Außer Andern s. D. G. Moller Disput. de Curtii aetate Altorf 1683. (§. 10 — 13) nebst der Widerlegung: M. D. Omeisii (Hermanni Breveri) Diss. de Curtii aetate ibid. 1683. Vergl. Baumstark a. a. O. p. VI. VII. 3) Vergl. Baumstark a. a. O. pag. V.

Digitized by Google

sogar die consularische Würde bekleidet, auch die Ehre eines Triumphs gewonnen und zuletzt als Gouverneur in Afrika gestorben.

Curtius selbst gibt in dem hinterlassenen Werke, dem sein Name vorangeht, keine nähere Nachricht über sein Leben und über seine Lebenszeit, außer in einer, und wenn man will, auch noch in einer andern Stelle, die aber beide nicht ganz bestimmt sind und darum verschiedene Deutungen erfahren haben; andere Schriftsteller nennen ihn nicht, und kein Grammatiker der spätern Zeit citirt eine Stelle des hinterlassenen Werkes, oder nennt seinen Namen. Die ersten Spuren einer Kenntniß und eines Vorhandenseyns des Curtius finden sich im zwölften Jahrhundert. Johann von Salisbury (gestorben 1182) führt den Curtius an; Peter von Blois, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die gelehrten Schulen seiner Zeit besuchte, nennt unter den lesenswerthen Schulbüchern auch den Curtius; Vincens von Beauvais las ihn oft und benutzte ihn vielmals in seinem Speculum, und wenn die Versicherung des Lucas Holstenius ihre Richtigkeit hat, daß in der Laurentiana zu Florenz eine Handschrift des Curtius sich finde, die etwa 700 Jahre alt sei, in der Colbertinischen aber eine andere, angeblich 800 Jahre alt, sich finden soll [4]), so wäre damit wol so ziemlich das Alterthum des Curtius, für welches auch die Alexandreis des Gualtherus Belgicus aus dem zwölften Jahrhundert — ein versificirter Curtius — einen Beweis liefern kann, gegen diejenigen gerechtfertigt, welche des Curtius Schrift für ein Machwerk des dreizehnten Jahrhunderts erklärten.

Indessen wäre damit noch nicht näher das Zeitalter des Curtius nachgewiesen, für welches ein noch immer sehr weiter Zeitraum von der blühenden Periode des Augustus an innerhalb der oben bemerkten Grenzen sich darbietet. So wird es uns dann nicht befremden, wenn in die verschiedenen einzelnen Abschnitte dieses ausgedehnten Zeitraums Curtius verlegt worden ist [5]). In die Periode des Augustus verlegte den Curtius Pithöus und Herwarth, ungeachtet der Widersprüche des gelehrten Lipsius, in neueren Zeiten Hirt und Zumpt; andere Gelehrte, wie Popma, Mathäus Rader, Karl Spon, und vor allen Perizonius, dachten an die Zeit des Tiberius, unter dessen Regirung, wenigstens in die ersten Jahre derselben, auch Friedrich August Wolf den Curtius zu setzen geneigt ist. Lipsius nebst einer Reihe anderer Gelehrten, Barnabas Brissonius, Valens Acidalius, insbesondere Tellier, auch Tiraboschi und St. Croix entschieden sich für die Periode des Claudius. Noch weiter gingen Pontanus, der auf des Trajanus Zeit verfiel, und Gibbon, welcher unter die Regirung des Gordianus unsern Curtius verlegt, worin ihm freilich sein Übersetzer Wenck mit Recht widersprochen hat. Auf die Zeit des Alexander Severus schloß Johannes von Müller, während neuerdings Niebuhr das Zeitalter des Septimius Severus als die einzig mögliche Zeit zu erweisen suchte, in welcher Curtius nach der eigenen Äußerung in jener denkwürdigen Stelle, wenn sie nur richtig erklärt werde, gelebt haben könnte. Lange vorher hatte Barth den Curtius zu einem Zeitgenossen Theodosius des Großen machen wollen; auf Constantin den Großen rieth der Italiäner Bagnolo. Neben diesen einzelnen, zum Theil sonderbaren und auffallenden Ansichten hatte sich eine Reihe namhafter Gelehrten, unter denen uns die Namen eines Freinsheim, Rutgersius, G. J. Vossius, Saxe u. a. entgegentreten, für das Zeitalter des Vespasianus entschieden, und neuerdings haben Buttmann (gegen Hirt) [6]) und Pinzger [7]) diese Ansicht vertheidigt, letzterer insbesondere durch eine genaue Behandlung und Untersuchung der Hauptstelle des Curtius selber, die natürlich hier entscheidend seyn muß, und von deren richtiger Auffassung, zumal bei dieser großen Verschiedenheit der Ansichten, auch die richtige Bestimmung der Lebensperiode des Curtius abhängt.

Die eine der beiden hier wichtigen Stellen findet sich IV, 4, 21, wo Curtius von der Stadt Tyrus spricht, die nach manchen erlittenen Unglücksfällen nach ihrer Zerstörung wieder erstanden und nun begünstigt durch den langen Frieden und geschätzt durch römische Milde wieder aufblühe [8]). Die andere, ungleich wichtigere Stelle steht X, 9. §. 3 — 6. Nachdem Curtius die Ereignisse erzählt, welche nach dem Tode Alexanders des Großen unmittelbar sich zugetragen, spricht er von den innerlichen Kriegen, die nun, nach der Bestimmung des Schicksals, Macedonien bevorstanden; er bemerkt, wie mehre um die Oberherrschaft sich gestritten, und das Reich, das unter Einem hätte fortbestehen können, während es mehre aufrecht halten wollten, zu Grunde gegangen. Darauf fährt er fort: „Ebenso gesteht das römische Volk mit Fug und Recht, daß es seine Rettung seinem Fürsten verdanke, seinem Fürsten, welcher ihm in einer Nacht, die fast unsere letzte war, als ein neues Gestirn aufging. Dieses Gestirns, nicht der Sonne Aufgang gab der verfinsterten Welt Licht wieder, da ohne ihr Haupt die streitenden Glieder zitterten. Wie viele Fackeln löschte er damals aus? wie viele Schwerdter steckte er in die Scheide? welches Ungewitter zerstreute er durch plötzliche Helle?" [9])

4) Vergl. Baumstark a. a. O. p. VIII. sq. 5) Die einzelnen Nachweisungen über die hier angeführten verschiedenen Ansichten der Gelehrten neuerer Zeit über Curtius s. in meiner römischen Literaturgesch. §. 214., besonders Note 4—14.

6) „Über das Leben des Geschichtschreibers Q. Curtius Rufus von A. Hirt Berlin 1820", und dagegen: „Über das Leben des Geschichtschreibers Q. Curtius Rufus in Beziehung auf Hirt's Abhandlung, von Buttmann, Berlin 1820." 7) „Über das Zeitalter des Q. Curtius Rufus", in Seebode's Archiv für Philol. und Pädagogik. I. (1824) p. 91 ff. 8) Die Stelle lautet im Original: „Multis ergo casibus defuncta et post excidium renata, nunc tamen longa pace cuncta refovente, sub tutela Romanae mansuetudinis acquiescit." 9) Im Original: „Proinde jure meritoque populus Romanus salutem se principi suo debere profitetur, cui [wir behalten diese Lesart bei und beziehen *cui* mit Buttmann und Pinzger auf *populus Romanus*] noctis, quam paene supremam habuimus, novum sidus illuxit. Hujus hercule, non solis ortus lucem caliganti reddidit mundo, cum sine suo capite discordia membra trepidarent. Quot ille tum extinxit faces! quot condidit gladios! quantam tempestatem subita serenitate discussit! Non ergo revirescit solum, sed etiam floret imperium. Absit modo invidia, excipiet hujus seculi tempora

Digitized by Google

In dieser Stelle, die wir nach Pinzgers Übersetzung mitgetheilt haben, vergleicht Curtius die Erscheinung, den Regirungsantrit des Fürsten mit dem Aufgang eines Glücksterns (ein Bild, das wol nichts Befremdendes oder sonderlich Auffallendes hat), und seine Meinung ist wol die, daß zwar der Sonnenaufgang an jedem Morgen ein glückliches Ereigniß für die Welt sei, für die römische Welt aber der Aufgang jenes Glücksterns d. i. der Regirungsantrit des Fürsten ein weit glücklicheres gewesen. Aus dieser Allegorie, die der ganzen Stelle zu Grunde liegt, geht auch schon hervor (was indeß auch die Worte selbst, richtig erklärt und verstanden, lehren), daß die einzelnen Ausdrücke und Angaben dieser Stelle nicht auf wirkliche Fakta und Begebenheiten, die wir in der römischen Geschichte zu suchen haben, zu beziehen sind, wir also nicht an eine besondere Nacht oder an einen Kometen u. dergl. m. zu denken haben, um die Stelle zu verstehen, sondern daß diese Ausdrücke bildlich, metaphorisch zu nehmen sind und nur in diesem allegorischen Sinne richtig aufgefaßt werden können [9]). Nur so werden wir vielfachen Widersprüchen und Irrthümern entgehen, in welche wir nothwendig verfallen, wenn wir, wie mehre Gelehrte versucht, die Ausdrücke wörtlich nehmen und dann nach Begebenheiten in der römischen Geschichte uns umsehen, die wir darauf beziehen, und so daraus die Zeit erweisen wollen, welche in der fraglichen Stelle gemeint sei, und damit auch den Fürsten, dessen Regirungsantrit mit dem Aufgang eines Glücksterns für die römische Welt verglichen wird. Dies wird namentlich der Fall seyn, wenn wir in Augustus Zeitalter die hier allegorisch geschilderte Zeit suchen und den Fürsten selbst in Augustus finden wollen; die Widersprüche, in die wir uns hier verwickeln, die Schwierigkeiten, welche die unbefangene Prüfung der einzelnen Worte selber darbietet, sind bereits früher von G. J. Vossius und J. Lipsius, sowie neuerdings von Buttmann gegen Hirt und auch von Pinzger [11]) auf eine solche Weise entwickelt worden, daß wir dabei kaum nöthig haben, länger zu verweilen.

Wenn also jene Worte von dem Zeitalter des Augustus nicht verstanden werden können, so lehrt wol schon ein oberflächlicher Blick, ohne daß wir selbst auf die ausführlicheren Widerlegungen eines G. J. Vossius und Rutgerstius einzugehen brauchen, daß auch von einem Tiberius oder Claudius hier die Rede nicht seyn kann, ebenso wenig wie von einem Nero, Titus, Domitianus oder Nerva, noch weniger aber von einem Trajan, Gordian und anderen späteren Kaisern, zumal da, was die zuletzt genannten betrifft, auch andere Stellen und chronologische Angaben widersprechen [12]). So bleibt auf diese Weise blos Vespasianus übrig, auf welchen die Worte des Curtius in jener Stelle, wenn wir sie nicht faktisch (wie Buttmann, der übrigens auch auf Vespasian sie bezieht) sondern rein allegorisch nach Pinzger's Erklärung [13]) nehmen, allerdings passend erscheinen. Dann werden wir an den schrecklichen Zustand Roms und des römischen Reichs von Nero's Tode an und noch früher denken, und in Vespasian nun das glückliche Gestirn erkennen, welches nach dieser schweren Nacht für Rom heilbringend aufging und Frieden und Ordnung der römischen Welt wiedergab. Daß endlich dieser Annahme, wonach Curtius unter Vespasians Regirung fällt, auch von Seiten der Sprache und des Stils nichts entgegensteht, wird sich unten noch näher ergeben. Das aber bedarf wol kaum einer Erinnerung, daß unter solchen Umständen schwerlich etwas Näheres und Bestimmtes mit Zuverlässigkeit über die einzelnen Lebensumstände und Lebensverhältnisse des Curtius sich ausmitteln läßt, und daß wir uns mit der allgemeinen Annahme, daß der Verfasser der Schrift über die Thaten Alexanders, der sich Quintus Curtius Rufus nennt, zu den Zeiten Vespasians geblüht, begnügen müssen. Wenn daher Hirt [14]), indem er die oben bemerkte Stelle auf das Augusteische Zeitalter bezieht und in dem dort erwähnten Fürsten den Augustus erkennt, in dem Geschichtschreiber Curtius dieselbe Person findet, von welcher Suetonius und Tacitus reden, wenn er demgemäß Alter und Lebensverhältnisse dieses Curtius zusammenstellt, und ihn das Consulat um 798 n. Chr. muthmaßlich bekleiden, später aber in einem Alter von etwa 70 Jahren sterben läßt; so ergibt sich nach dem früher Bemerkten leicht von selbst, was von dieser Lebensgeschichte unseres Curtius zu halten sei, den Buttmann [15]) für den Sohn des bei Tacitus genannten Curtius erklärt, und ihn nach langen Reisen im Orient zu Rom unter Vespasian sein Werk niederschreiben läßt, auch den bei Quintilian Instit. Orat. X, 1. §. 104 genannten, unbekannten Historiker, obwol mit unzureichenden Gründen [16]), für unsern Geschichtschreiber hält. Selbst Zumpt [17]), der sich für die Periode des Augustus entscheidet, so daß zur Zeit der Geburt Christi unser Curtius muthmaßlich ein Alter von 30 Jahren erreicht, bezweifelt, ob in der Stelle des Tacitus von diesem Curtius die Rede sey.

Das unter dem Namen des Curtius auf uns gekommene Werk führt den Titel: De rebus gestis Alexandri magni, und gibt eine Darstellung der Züge des macedonischen Welteroberers. Es ist in zehn Bücher abgetheilt, von denen aber nur die acht letzten auf uns gekommen, die beiden ersten verloren gegangen sind. Mehre Gelehrte neuerer Zeit, wie Bruno, Freinsheim, Cellarius haben den Verlust durch Abfassung von Supplementen, denen ähnlich, welche Freinsheim zum Livius verfaßte, zu ersetzen gesucht [18]). Aber auch in den noch vorhandenen Büchern will man bedeutende Interpolationen im Texte entdeckt haben, was durch die Annahme Scaligers von einer längst verlornen, verstümmelten Urschrift, aus welcher alle vorhandenen Handschriften des Curtius abstammen, erklärlich wird. Neuere Gelehrte [19]) nehmen

ejusdem domus utinam perpetua, certe diuturna posteritas etc. etc. 10) S. Pinzger a. a. O. S. 94 ff. 101 ff. 11) Ebend. S. 95 ff. 12) Ebendas. S. 97 ff. 100 ff. 13) Ebendas. S. 101 ff.

14) In der oben Note 6 angeführten Schrift. 15) S. die Note 6 angeführte Schrift. S. 25 f. 16) S. Pinzger a. a. O. S. 103. 17) S. die Praefatio seiner Ausgabe des Curtius. p. XXIII. ff. XXVII. ff. 18) Diese Supplemente finden sich in den Ausgaben von Freinsheim, Cellarius, Snakenburg, Baumstark u. A. abgedruckt. 19) Vergl. Zumpt Prae-

Digitized by Google

liche eine doppelte Klasse von Handschriften an, eine ältere und bessere, und eine spätere, meist interpolirte, etwa seit dem 14ten oder 15ten Jahrhundert, insofern nämlich um diese Zeit ein Scholastiker theils durch Randerklärungen seltener oder minder gebräuchlicher Ausdrücke, die nachher in den Text gekommen, theils sogar durch eigenmächtige Änderungen im Texte selber die Veranlassung zu einer zweiten Klasse von Handschriften, und zwar der weit zahlreichern, gegeben, die aus der von ihm gebrauchten und veränderten Handschrift abgeschrieben, die dort schon gemachten Interpolationen oft noch mit neuen vermehrt aufweisen und so die Kritik im Einzelnen nicht wenig erschweren.

Wenden wir uns nun zu dem Werke selber, so läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß dasselbe eine Hauptquelle für die Geschichte der Thaten Alexanders des Großen und des Umsturzes der persischen Monarchie bildet, und in dieser Hinsicht einen Werth erhält, den, zumal bei der Vollständigkeit des Ganzen und der Ausführlichkeit im Einzelnen, abgesehen von der oft mehr rhetorischen als treu historischen Darstellungsweise, nur die Betrachtung der Quellen, aus denen diese Geschichte geflossen ist, einigermaßen wird schmälern können. Diese Quellen nämlich sind die griechischen Schriftsteller [20]), welche Alexander auf seinem Zuge begleiteten, und theils auf demselben, theils nachher bei ihrer Rückkehr die gesammelten Notizen zu eigenen Geschichtswerken und Memoiren bildeten, die freilich nicht mehr auf unsere Zeit gekommen. Es gehören dahin die von Curtius selbst (IX, 5, 21) angeführten Schriften des Clitarchus, Timogenes und Ptolemäus, des Megasthenes u. A., so daß wir wohl annehmen dürfen, die Quellen des Curtius seien im Ganzen dieselben gewesen, aus denen auch Diodor schöpfte (wenn auch gleich Curtius sie auf andere Weise brauchte), ohne daß wir darum behaupten wollen, Curtius habe nichts gethan, als den Diodor von Sicilien ins Lateinische übersetzt; eine Behauptung, deren Unrichtigkeit schon eine blos oberflächliche Vergleichung lehren kann [21]). Beide, Diodor wie Curtius, haben aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, und dies sind zunächst die verlornen Berichte des Clitarchus, eines Mannes, dessen Talent zwar die Alten rühmen, dessen Glaubwürdigkeit und Treue sie aber sehr in Zweifel gesetzt haben. In wiefern dieser Vorwurf gegründet ist, wollen und können wir hier nicht näher untersuchen, da wir es zunächst nur mit Curtius zu thun haben, der allerdings diesem Griechen das meiste verdanken mag [22]), obwol er es gewiß in anderer Gestalt, ausgeschmückt mit allen Reizen einer rhetorischen Darstellung uns darbietet und dadurch auch vor dem Diodor sich auszeichnet, der uns denselben Stoff in trockener Geschichtserzählung liefert. Daraus ergibt sich aber, daß mancher gegen Curtius erhobene Tadel nicht sowol ihn selbst und seine Person, als vielmehr die unlautere Quelle treffen mag, aus der er seine Angaben entlehnte; indeß dürfte ihn gegen den gegründetern Vorwurf eines Mangels an Kritik in Auswahl und Benutzung der Quellen [23]) schwerlich das hohe Ansehen entschuldigen, in welchem Clitarchus stand, den Plinius [24]) einen celebratum auctorem nennt. Auf diese Weise aber erklären sich auch manche fabelhafte Angaben und Nachrichten in dem Geschichtswerke des Curtius, mancherlei Widersprüche, die sich hier und da finden, oder Verstöße in dem Taktischen oder Geographischen. Wir erinnern nur an die Beschreibungen von der Schlacht bei Arbela, oder von dem Übergang über den Hydaspes, und was den zuletzt benannten Punkt betrifft, an die Nachrichten über Indien. Dazu kommt endlich selbst Vernachlässigung der Chronologie an mehren Stellen [25]). Auch läßt es sich nicht läugnen, daß die ganze Darstellung mehr einen rhetorischen und declamatorischen Geist athmet, als in der einfach-klaren und schuldlosen Weise eines Xenophon, Arrian oder Cäsar sich bewegt. So gleicht das Werk des Curtius in Vielem fast eher einem Roman, als einer Geschichte, indem nicht selten der Liebe zum Außerordentlichen, Seltsamen und Wunderbaren, das die Gemüther der Leser ergreift und Eindruck hervorzubringen vermag, die Wahrheit und Treue der Geschichte aufgeopfert wird, und der oratorische Glanz an die Stelle einer einfachen und prunklosen, aber wahren und getreuen Erzählung tritt. Schon aus diesem Grunde wird dem Historiker bei der Benutzung der Angaben des Curtius doppelte Vorsicht zu empfehlen seyn [26]), je hinreißender zugleich die ganze Darstellung ist, in welcher wir allerdings das glänzende Talent des Curtius anerkennen und ihm die gebührende Achtung nicht versagen dürfen. Curtius zeigt eine blühende Einbildungskraft, welche mit einer gewissen Wärme, ja oft mit einem gewissen Feuer verbunden ist, das den Gegenstand belebt und erhebt, besonders aber in den Reden hervortritt, die mehrentheils durch eine männliche und kräftige Sprache sich auszeichnen, so daß einige Reden selbst als Meisterstücke der Beredsamkeit in jener Periode gelten können. Auch manche höchst anziehende und lebendige Charakterschilderungen oder Beschreibungen von Gegenden zeigen das Talent des Rhetors in seinem ganzen Glanze [27]). Sieht man auf die Sprache und den Ausdruck im Einzelnen [28]), so hat sich Curtius noch in ziemlicher Reinheit erhalten; zwar sind manche Ausdrücke zu gesucht, erhaben und an das Poetische angrenzend, wie es der declamatorische Geist jener Periode, der auch dieses Werk durchdringt, mit sich brachte,

---

latio seiner Ausgabe, p. X. ss. *Baumstark* l. l. p. XLVII. ss. Hallesche Literaturzeit. 1829. Nr. 15. pag. 115. 20) S. die in meiner römischen Literaturgesch. §. 215. Note 6 und 7 gegebenen Nachweisungen. 21) Vergl. Baumstark a. a. O. p. XLV. Über die Art und Weise, wie Curtius diese Quellen benutzte, äußert er sich selbst IX, 1. fin. also: „Equidem plura transscribo, quam credo; nam nec affirmare sustineo, de quibus dubito, nec subducere, quae accepi." 22) Vergl. das in meiner römischen Literaturgesch. §. 215. Note 7 Citirte.

23) Vergleiche die Note 21 angeführte Stelle des Curtius. 24) Hist. Natur. X, 70. 25) Vergl. über diese einzelnen Punkte die in meiner römischen Literaturgesch. §. 215 Note 9—11 angeführten Stellen aus St. Croix Examen d'historiens d'Alexander. S. auch Schmieder im Proomium zu seiner Ausgabe 26) Vergl. St. Croix Examen etc p. 110. 27) Vergl. St. Croix Examen etc. p. 106 sqq. 111. 337. 28) S. meine römische Literaturgesch. §. 215. Note 12. und das daselbst Citirte nebst Baumstark a. a. O. p. XLIV.

Digitized by Google

auch wird man bald das Bestreben des Rhetors gewahr, wo er kann, mit solchen Ausdrücken zu glänzen und seine Beredsamkeit zu zeigen, wo nur irgend eine Gelegenheit dazu sich darbietet. Gegen diesen Charakter einer im Ganzen edeln und reinen Sprache werden einzelne Ausdrücke und Wendungen, welche den Verfall der römischen Sprache und den bereits gesunkenen Geschmack beurkunden, nur insofern geltend gemacht werden können, als aus ihnen dann einiges Licht über die Zeit, in welcher der Schriftsteller, der diese Ausdrücke gebrauchte, gelebt, wird verbreitet werden können. So finden sich bei Curtius manche Formen und Ausdrücke, welche dem classischen Zeitalter der römischen Literatur unter Augustus fremd, erst zu den Zeiten eines Seneca, Tacitus u. A. in Aufnahme gekommen sind; es finden sich andere, deren fremdartiges Wesen uns wenigstens zeigt, daß sie nicht dem goldenen Zeitalter Roms angehören können; endlich kommen Ausdrücke vor, welche auf Nachbildung und Nachahmung eines Virgilius, Livius, und selbst noch späterer römischer Schriftsteller schließen lassen, so daß wir auch von dieser Seite, mit Übergehung der Periode des Augustus, auf die spätere des Vespasianus bei der Bestimmung der Lebenszeit des Curtius hingewiesen sind, womit ohnedies der rhetorisch-declamatorische Geist des Ganzen übereinstimmt.

Erwägen wir diese Umstände, so werden wir dann auch im Stande seyn, die Angriffe des Clericus auf Curtius und die Vertheidigungen eines Perizonius von der rechten Seite zu würdigen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nämlich trat Joh. Clericus mit einer Kritik des Curtius auf, die, wenn sie auch gleich das Alter des Curtius unangefochten ließ, doch den Werth dieses Schriftstellers auf eine Weise herabsetzte, daß unter den bessern oder erträglicheren Schriftstellern Roms von einem Curtius ferner nicht mehr die Rede hätte seyn können. Die von uns oben angeführten und nicht verschwiegenen Gebrechen und Mängel in dem Werke des Curtius finden sich hier auf eine Weise gesteigert, die das Ganze zu einem der elendesten Machwerke späterer Zeit erheben würden, während die Vorzüge des Werkes gänzlich übergangen oder unberührt gelassen werden. Diese ungerechte Kritik, welche in der Ars critic. des genannten Clericus P. III. sect. 3. cap. I. §. 4. erschien, veranlaßte die Einsprache des Perizonius, der zuerst gelegentlich das allzu harte Urtheil über Curtius in seinen Noten zu Älians Var. Histor. p. 728 rügte, worauf alsbald Clericus, unter dem Namen des Theodorus Gorallus, in der Vorrede zu Pedo Albinovanus antwortete. Dies veranlaßte eine eigene Gegenschrift des Perizonius, welche zu Leiden 1703 unter dem Titel: Perizonii Q. Curtius Rufus restitutus in integrum et vindicatus erschien, und das ungerechte Urtheil des Clericus in die gehörigen Grenzen zu weisen suchte. Clericus beurtheilte diese Ehrenrettung des Curtius in der Biblioth. select. T. III. p. 171 ff., und erklärte sich hier wieder weit billiger über Curtius, dessen Vorzüge er sogar bemerklich machte und seine Lectüre empfahl. Hoffentlich wird es nun keiner zweiten Ehrenrettung des Curtius für unsere Zeit bedürfen.

Andere Schriften des Curtius sind uns nicht bekannt, oder sie sind nicht auf uns gekommen. Denn die Samlung von Briefen, welcher unter des Curtius Namen im Jahr 1500 Hugo Rugerius herausgab, ist ein Machwerk neuerer Zeit und das Ganze ein leicht zu entdeckender Betrug.

Die Ausgaben des Curtius lassen sich nach den Zweibrücker Herausgebern in drei Klassen unterscheiden, wovon die erste mit der Fiorentiner Ausgabe vom J. 1507 sich schließt, die zweite mit dem Jahre 1644, die dritte aber von dem Erscheinen der Freinsheimschen Ausgabe 1648 an sich bis auf unsere Zeiten herab fortführen läßt, wenn man nicht mit der von Zumpt 1826 besorgten Ausgabe eine neue vierte Klasse beginnen will. Die erste gedruckte Ausgabe des Curtius besorgte Vindelinus de Spira, sie erschien zu Venedig, wahrscheinlich 1471; worauf bald mehre Mailänder durch Antonius Zarotus besorgte folgten, die erste derselben fällt in 1480; desgleichen mehre zu Venedig erschienene (die dritte besorgt durch Bartholomäus Merula vom J. 1494.) und eine Juntiner, die 1507 zu Fiorenz erschien „curantibus Luca Robia et Antonio Fracino." Mit den von Erasmus besorgten Ausgaben (Argentorati 1508—1518) beginnt zwar ein neuer Abschnitt in der Reihe der Ausgaben des Curtius, jedoch ohne wesentliche Föderung oder Verbesserung des noch vielfach verdorbenen Textes, bis auf Franciscus Modius, der in seiner 1579 zu Köln erschienenen Ausgabe einen neuen Weg für die Kritik des Textes einschlug und nach bisher unbenutzten Handschriften demselben in vielen Stellen eine andere Gestalt gab. Freinsheim, der sich theils durch Supplemente, theils durch einen oft nur zu ausführlichen Commentar so viele Verdienste um Curtius erworben, blieb, was den Text anbelangt, meist bei der hergebrachten Vulgata stehen; seine Ausgabe erschien 1639 Argentorati. Unter den folgenden Ausgaben nennen wir nur noch die durch Mich. Tellier in usum Delphini (Paris. 1678. Londin. 1705) besorgte, die aber wegen der veränderten Capiteleintheilung für den Gebrauch unbequem ist. Ferner die Ausgaben des Samuel Pitiscus 1685. Ultraject., des Cellarius Lipsiae 1788. u. A. Die vollständigste und umfassendste Ausgabe ist die von Heinr. Snakenburg in zwei Quartbänden 1724. Delphis et Lugdun. Batav. Nur selten weicht der Text von der Freinsheimschen Ausgabe ab, dagegen findet sich Alles zusammen, was von den frühern Herausgebern des Curtius, namentlich von Modius und Freinsheim, geleistet worden ist, ingleichen die Ehrenrettung des Perizonius, die Supplemente ꝛc. nebst ausführlichen Indices. Unter den seitdem erschienenen Ausgaben machen wir besonders aufmerksam auf die von Kunze (Helmstad. 1795. 1802.), wovon aber nur die beiden ersten Partes des ersten Tomus erschienen sind; von Fr. Schmieder, Götting. 1804 (2. tomi), von Th. Zumpt 1826, welcher nach den besseren Handschriften eine neue Recension des Textes zu liefern unternahm, die auch dem von Baumstark besorgten Abdruck (Stuttgartiae 1829) zu Grunde gelegt ist. (*Bähr.*)

CURULIS. Sella curulis. Magistratus curules. Mit dem Ausdruck sella curulis wird in Rom der Stuhl

bezeichnet, welcher zu den Insignien der höheren Statsbeamten gehörte, welche auf ihm sitzend ihre Amtsverrichtungen zu besorgen und in allen feierlichen Gelegenheiten, wo sie öffentlich auftraten und die Geschäfte ihres Amts besorgten, sich seiner zu bedienen pflegten. Da dies ein besonderes Vorrecht der höheren Statsbeamten war, die zugleich das jus imaginum, oder das Recht, ihre Büsten aufzustellen, hatten, so werden eben dieselben die curulischen Magistrate genannt, und insbesondere durch diesen Beisatz die höhere Ädilität von der niederen unterschieden.

Zuvörderst sind es die Könige Roms, unter deren Insignien auch ein curulischer Stuhl genannt wird, den wir uns wol als eine Art von Thron zu denken haben, und der, wie die meisten äußerlichen Abzeichen der Art, aus Etrurien nach Rom gekommen seyn soll [1]). Nach der Vertreibung der Könige sind es zunächst die an die Stelle der alten Könige getretenen Consuln, welche die Ehre eines curulischen Stuhls besitzen und auf ihm sitzend die Verrichtungen ihres Amtes besorgen. Daher wir auch auf consularischen Münzen dieses Abzeichen consularischer Würde vorzugsweise dargestellt finden. In der Folge aber wurde nach und nach, wie es scheint, mit der Einführung anderer höherer Statswürden auch diesen die Ehre eines curulischen Stuhls ertheilt; sie sind es, welche nun als die sogenannten curulischen oder höheren Magistrate erscheinen. Zu diesen gehören außer dem Consul die Prätoren und Ädilen, letztere eben dadurch von den Aediles plebeji, einer niederen Schutzobrigkeit des Volkes, unterschieden; ferner die Censoren und in den spätern Zeiten auch der Praefectus Urbi [2]), unter den außerordentlichen Magistraten der Dictator, der Magister Equitum, auch die Decemvirn und die Tribuni militum consulari potestate [3]). Ja sogar Provinzialbehörden genossen diese Auszeichnung, die, wie wir aus Münzen sehen, selbst Quästoren in der Provinz ohne Zweifel aus dem Grunde zuerkannt war, weil in ihre Hände eine proconsularische oder proprätorische Gewalt gelegt war, da die Quaestores urbani dieser Ehre entbehrten [4]). Auch Priester finden wir späterhin mit diesem Abzeichen äußerer Würde und Ansehens geschmückt, wie dies z. B. von den Sacerdotes augustales und vor Allen vom Pontifex maximus bemerkt wird [5]). Ja man ging noch weiter. Die Aufstellung eines curulischen Stuhls wurde zu einer Ehre und zu einer Auszeichnung, die nicht blos für erworbene Verdienste ertheilt, sondern selbst den Verstorbenen zuerkannt wurde. Ihr Andenken zu ehren, wurde im Theater die öffentliche Aufstellung eines oder auch mehrer curulischen Stühle angeordnet, wie dies z. B. Tacitus [6]) von Germanicus berichtet; bei welcher Gelegenheit Lipsius auch andere Beispiele dieser Sitte angeführt hat, deren erste Spur er in der Erzählung des Livius von den dem Dictator Valerius erwiesenen Ehren und Auszeichnungen findet. Der Dictator, erzählt Livius II. 31, kehrte triumphirend in die Stadt zurück. Außer den gewöhnlichen Auszeichnungen wurde ihm und seinen Nachkommen ein besonderer Platz zum Zuschauen in den Spielen des Circus eingeräumt und ein curulischer Stuhl (gleichsam ein Ehrenstuhl) auf diesen Platz gestellt. Auch mag damit die Sitte in Verbindung stehen, die wir gleichfalls noch aus den Zeiten des römischen Freistats herleiten können. Fremde Könige, die durch Anhänglichkeit, bewiesene Treue in Zeiten der Noth, oder auf andere Weise um Rom sich verdient gemacht, erhielten zum Lohne und als Anerkennung ihrer Verdienste die Auszeichnung eines curulischen Stuhls [7]), der auf diese Weise als allgemeines Zeichen äußerer Ehre und Ansehens das leistete, was in griechischen Freistaten früher Kränze und Bildsäulen.

Über die Form dieses Ehrenstuhls geben uns glücklicher Weise die Münzen, auf welchen wir ihn abgebildet sehen [8]), nähere Auskunft. Daraus sehen wir, was auch mit den Angaben der Alten zusammenhängt, daß dieser Stuhl ein tragbarer Feldstuhl war, der aus einzelnen hölzernen Stäben bestand, die in einander gefügt und zusammengelegt waren, so daß sie mit Leichtigkeit zusammengeschlagen und bequem an andere Orte gebracht und aufgeschlagen werden konnten. Da diese hölzernen Stäbe mit Elfenbein eingelegt waren, so erklären sich daraus Benennungen, wie sella eburnea [9]) oder θρόνος ἐλεφάντινος; die Füße, aus ähnlichen Stäben, die zusammengelegt und aus einander geschlagen werden konnten, gebildet, waren gekrümmt, nicht ganz in der Form eines lateinischen S, weßhalb auch bei Plutarch [10]) der Ausdruck δίφρος ἀγκυλόπους von einem curulischen Stuhl vorkommt. Auf diese Weise konnte der Magistrat, wohin er sich begab und wohin ihn sein Amt führte, also auch im Feld und in der Provinz, leicht diesen tragbaren Feldstuhl mitnehmen, und auf diesem Zeichen seiner amtlichen Würde die Verrichtungen seines Amtes besorgen. Fragen wir nun nach der Benennung selbst und dem Grunde derselben, so haben schon die Alten dieselben auf verschiedene Weise beantwortet [11]), und mag allerdings die Beantwortung dieser Frage auch mit der andern über den Ursprung und die Entstehung der Sitte selber zusammenhängen. Lipsius leitet den Namen curulis und damit wol auch die sella curulis und deren Einführung zu Rom von der sabinischen Stadt Cures her, während Livius und Florus [12]) die Einführung dies-

1) S. Livius I, 8. Florus I, 5. S. unten Note 15.
2) Der *Praefectus Praetorio* bediente sich statt des curulischen Stuhls eines Wagens. S. Heinecc. Syntagm. Antiqq. Jurispr. illustr. IV, 6. §. 7. p. 663. 3) S. Spanheim. De usu et praest. num. Dissert. X. p. 87. 88. (Tom. II.)
4) S. *Spanheim.* l. l. p. 164. 5) S. die Nachweisungen bei *Ch. G. Schwarz* Observatt. ad Nieupoort. Compend. Antiqq. p. 152. 5) *Annal.* II, 831. Hier heißt es von den dem Germanicus decretirten Ehren: „ut nomen ejus Saliari carmine caueretur, *sedes curules* Sacerdotum Augustalium locis superque eas quercear coronae statuerentur, ludos Circenses eburna effigies prairet." 7) S. die Belege bei *Spanheim.* l. l. p. 209 f. 8) S. ebend. S. 88. 163. 209. S. auch Casaubon. zu Sueton. August. 43 fin. 9) Vergl. *Livius* XLI, 20. Daher *curule ebur* bei *Horatius* Epist. I, 6, 53. 10) Vit. Marii cap. 5. und daf. Leopold S. 16.
11) Vergl. Ch. G. Schwarz a. a. O. S. 151. 12) S. oben Not. 1.

Digitized by Google

ser und anderer äußeren Abzeichen höherer Würde aus Etrurien herleiten, letzterer dies unter die Zeit des Tarquinius Priscus verlegt. Eine andere Erklärung gibt Gellius[13]) oder vielmehr der von ihm angeführte Gabius Bassus in Übereinstimmung mit Festus, der von dem Worte currus den Ausdruck curulis ableitet. Vor Alters nämlich seien die Senatoren, welche eins der höheren (curulischen) Statsämter bekleidet, der Ehre wegen auf die Curie gefahren; da nun auf ihren Wagen erhöhete Sitze, auf welchen sie saßen, angebracht waren, so sei davon der Ausdruck curulis entnommen worden, indem die übrigen Senatoren, die noch nicht ein solches Amt bekleidet, zu Fuße auf die Curie gegangen, woher der Ausdruck pedarii senatores von solchen, welche die höheren Statswürden noch nicht bekleidet, aufgekommen. Aber auch abgesehen von anderen Gründen, die gegen die Richtigkeit dieser Ableitung sprechen, so widerspricht das bestimmte Zeugniß des Plinius[14]), der es als eine besondere Auszeichnung erwähnt, die das römische Volk dem blind gewordenen Cäcilius Metellus erwiesen, daß es ihm und nur ihm und zum erstenmal verstattete, auf die Curie zu fahren. Wie dem auch sei, wir sehen keinen Grund ein, den bestimmten Angaben des Livius und Florus, welche die Einführung dieses äußeren Abzeichens aus demselben Lande ableiten, aus dem auch alle ähnlichen in Rom eingeführt und überhaupt Roms erste politische Einrichtungen abzuleiten sind, keinen Glauben zu schenken[15]) und bedauern nur, aus Etruriſchen Denkmalen selber die curulischen Stühle nicht näher nachweisen zu können. Gehen wir indeß auf die früheren Zeiten Griechenlands zurück, die uns so manches Analoge mit dem alten noch so wenig bekannten Etrurien darbieten, so erblicken wir in altgriechischen Darstellungen auf Vasen u. dergl. Könige und Heroen auf ähnlichen Stühlen oder Thronen dargestellt, was vielleicht auf gemeinsamen Ursprung führen kann. Fast noch näher liegen die in Griechenland vorkommenden διφροι ὀκλαδίαι[16]), eine Art von trägbaren Sesseln, Feldstühlen, welche auseinander und wieder zusammengelegt werden konnten, daher theils im Felde gebraucht wurden, theils selbst als Gegenstand des Luxus der attischen Damen vorkommen[17]), welche sich dieselben durch eigne Dienerinnen nachtragen ließen. Solche Stühle sehen wir auf alten Reliefs in Kriegsscenen eben sowol als bei der Procession an dem Feste der Panathenäen abgebildet[18]). Endlich bietet sich selbst in den Amtsstühlen, auf welchen zu Sparta die Ephoren bei ihren Amtsverrichtungen in der Curie auf dem Markt zu Sparta (dem ἐφορεῖον oder ἀρχεῖον) zu sitzen pflegten[19]), eine Analogie für die curulischen Stühle der höheren Magistrate Roms dar.

(*Bühr.*)

CUSPA-BAUM, ein nach Alex. v. Humboldt in der Gegend von Cumana und Bordones in Südamerika ziemlich gemeiner Baum, dessen sehr dünne, blaßgelbe, ungemein aber widrig bittere Rinde ihrer ausgezeichneten fiebervertreibenden Kräfte wegen seit 1797 unter dem Namen der Cascarille oder Fieberrinde von Neuandalusien bekannt ist. Sie soll, gepulvert, weniger als die Chinarinde von St. Fe ꝛc. den Magen angreifen. Auch bedient man sich ihrer, theils im Weingeistextract, theils im wäßrigen Aufguß, sowol gegen Wechselfieber als in bösartigen Fiebern mit dem besten Erfolge. Übrigens ist der Cuspabaum nicht mit dem Cuspare oder der Cusparia febrifuga zu verwechseln. (Sieh. Diersbach in Geigers Magaz. f. Pharmacie ꝛc. 1830. März. S. 219 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CUSTOS heißt bei den Buchdruckern das als Leitzeichen am Ende einer Schriftseite besonders gesetzte einsilbige Wort oder die Anfangssilbe des Wortes, mit welchem die folgende Seite beginnt. Nach Beckmann (Gesch. der Erfindung I, 91.) kommen die Custodes in den Büchern erst im J. 1474 vor und sind nach Fabricius (Hist. d. Gelehrsamkeit II, 897.) von Johann und Wendelin von Speyer, die eine Buchdruckerei in Venedig anlegten, im J. 1468 eingeführt worden. (Donndorf Gesch. d. Erfindungen I, 254.) (*H.*)

CUY (Mammalia). Molina, in seiner Naturgeschichte von Chili, beschreibt unter diesem Namen ein Säugethier folgendermaßen: es sei etwas größer als eine Feldmaus, habe einen kegelförmigen Körper, kleine, spitzige, behaarte Ohren, eine lange Schnauze und Zähne wie ein Haase, die Vorderfüße hätten vier Zehen, die hintern fünf, der Schwanz sei kein Wickelschwanz, das Thier sei in Chili Hausthier und ändere in der Farbe sehr ab, man finde weiße, graue, braune und gefleckte, das Haar sei fein und seidenartig, aber kurz, das weiße Fleisch schmecke sehr gut, das Weibchen gebähre alle Monate sechs bis acht Junge. Nach dieser Beschreibung käme das Thier zum Theil mit Cavia aperia überein, indem es in anderer Beziehung wieder abweicht; man kann also nach diesen Notizen, sofern nicht näheres bekannt wird, dieses Thier nicht mit einem anderen bestimmten vergleichen. (*D. Thon.*)

CYCLORYTES *Rafinesque* (Zoophyta). Eine Polypengattung aus der Abtheilung Sarcoïdes, im Journal de Physique t. 88. p. 428. (Jahrg. 1819.) durch folgende Kennzeichen charakterisirt: der vielgestaltige Körper hat mehre große, nackte Öffnungen, die von concentrischen Streifen umgeben sind. Die Gattung soll viele Arten enthalten, die sich alle in den Vereinigten Staten von Nordamerika finden, und der Errichter will schon funfzehn derselben deutlich unterschieden haben. Indessen läßt sich über diese so wenig als über die Gattung selbst etwas sagen, da sie, wie so manchmal von

13) Noctt. Att. III, 18. Festus s. v. curulis. Jo. Laur. Lydus De magistr. p. 56. 14) Hist. Natur. VII, 45. (al. 43.): „Tribuit ei (Quinto Metello) populus Romanus, *quod nunquam ulli alii* ab condito aevo, ut quoties in senatum iret, *curru veheretur ad Curiam. Magnum et sublime, sed pro oculis datum.*“ 15) s. auch K. O. Müller Etrusker I, S. 171. 16) Vergl. Creuzer Abriß der röm. Antiqq. §. 129. not. p. 172 seq. 2. Ausg. u. daselbst Böttiger in der Amalthea III, p. XX not. 17) Vergl. Aelian. Var. Hist. IV, 22 u. das. Kuhn. u. Perizonius. 18) Vergl. Böttiger a. a. O.

19) s. Aelian. Var. Hist. III, 18.

Digitized by Google

diesem Naturforscher geschah, mit so ungenügenden Worten angezeigt ist. (*D. Thon.*)

CYCLOPS *Montfort* (Mollusca). Die von Linné Buccinum neriteum genannte Schnecke zeichnet sich allerdings eigenthümlich von ihren Gattungsverwandten aus, welches Montfort veranlaßt hat, eine eigene Gattung unter obigem Namen aus ihr zu bilden, die jedoch weder angenommen worden ist, noch wegen der geringen Unterscheidungszeichen angenommen zu werden verdient. (*D. Thon.*)

CYCLOPS *Müller* (Crustacea). Eine Crustaceengattung, aus Linné's Monoculus gesondert, und zu Desmarest's erster Section der achten Ordnung, Lophyropa, gehörend [1]), bei Latrelle [2]) die erste Familie (univalvia) derselben Ordnung bildend. Kennzeichen: der Körper ist eikugelförmig, verlängert; es ist nur ein einziges Auge vorhanden [3]); die vier Fühler sind einfach; die zwei Mandibeln sind palpenlos; hinter denselben stehen Theile, welche die Maxillen und die Fußkiefern (pieds machoires) [4]) vertreten; die eigentlichen Füße, an der Zahl acht, bestehen aus einem zweigliederigen Stamme und zwei dreigliederigen Zweigen; der Schwanz ist lang und gabelförmig; die männlichen Geschlechtstheile liegen so wie die weiblichen am hintern und untern Theile des Körpers und sind doppelt. — Der länglich eiförmige Körper der Cyclopen ist gallertartig und mit einer sehr dünnen Schale umgeben, welche auf der obern Seite Quereinschnitte hat, durch welche fünf oder acht Ringe gebildet werden. Diese Schale verlängert sich vorn nach unten wie eine Art Helm, man bemerkt aber keinen Kopf, sondern dieser ist ganz mit dem Körper in Eins verwachsen, an dessen vorderm Ende ein schwarzer Punkt — das Auge — glänzt. Diesem zur Seite stehen die Fühler, meist zwei, immer einfach, nach dem Ende zu dünner werdend, sehr beweglich und mit Haaren besetzt, die meist an den Gliederabsätzen stehen. Müller [5]) betrachtete die Fühler der Männchen als deren Geschlechtsorgane, was sie aber nach den Beobachtungen von Jurine [6]) nicht sind. Letzterer stellte diese am C. quadricornis an. Bei dem Männchen dieser Art sind die Fühler kürzer und dicker, als am Weibchen. Sie sind an zwei Stellen gleichsam eingeschnürt, so daß man sie als in drei Theile getheilt ansehen kann. Der erste von der Wurzel bis zur ersten Einschnürung besteht aus funfzehn Ringen oder Gliedern, die oft sehr schwer zu unterscheiden sind. Die zweite Abtheilung ist nicht so groß, sondern besteht nur aus sechs Gliedern, welche alle an ihrem vordern Theile aufgeschwollen sind, wodurch das Glied als kolbig erscheint. Die dritte Abtheilung endlich besteht aus fünf Gliedern, von denen das erstere in seinem Baue von den übrigen bedeutend abweicht. Es ist nämlich dünn, lang, an der Basis etwas gedreht, und ist mit dem vorhergehenden wie durch ein Charnier verbunden. Wie verschieden aber auch die scheinbaren Abweichungen in der Zahl der Glieder seyn mögen, die Anschwellungen finden sich immer bei einem wie bei dem andern Fühler, und das ihnen folgende Glied bewegt sich in einer eigenthümlichen Verbindung auf dem vorhergehenden. Und eben in diesem Gliede findet sich eine eigene Reizbarkeit, wie Jurine durch Versuche bewiesen hat. Dagegen sind die Fühler des Weibchens bei weitem weniger reizbar. Die Fühler selbst dienen übrigens dem Thierchen, um sein Gleichgewicht zu erhalten, wenn es sich auf große Strecken fortschnellt, und wirken in Übereinstimmung mit den Füßen; auch bedient es sich derselben als Arme, um sich an den Wasserpflanzen damit anzuhalten, wozu noch die erwähnten Haare behilflich sind. Bei dem Männchen haben die Fühler überdies noch eine wichtigere Bestimmung, sie dienen nämlich dazu, das Weibchen bis zur Begattung festzuhalten, wovon weiter unten die Rede seyn wird. Hinter den Fühlern liegen noch in die Quere kleinere Fühler und ähnliche Theile. Was den Mund betrifft, so unterscheidet Jurine an demselben äußere und innere Mandibeln und Scheeren. Die innern Mandibeln stehen unter den kleinern Fühlern (Palpen?), sind einander entgegengesetzt und liegen wie jene quer. Man kann sie als aus drei Theilen bestehend betrachten, nämlich aus dem Körper, der Verlängerung desselben und dem Barte. Der Körper ist eiförmig, und aus ihm entspringt auf der innern Seite eine Art von Stiel oder eine auf sich selbst zurückgebogene Verlängerung, welche am Ende mehre Ungleichheiten — die Zähne — hat. Aus der Mitte des Körpers trit ein kleiner aus einem Glied und zwei Federn bestehender Bart hervor. Wenn man die Mandibel umdreht, so bemerkt man, daß der Körper außen gewölbt, innen ausgehöhlt ist. In dieser Aushöhlung liegt der bewegende Muskel, jener Stiel aber, eine Verlängerung des Körpers selbst, ist am Ende erweitert, und hier sitzen sechs lange und starke Zähne auf demselben. Die innern Mandibeln sind etwas durch die äußern bedeckt, die ein wenig weiter nach hinten als jene liegen und nach Willkür geöffnet und geschlossen werden können. Diese Mandibeln sind sehr stark, äußerlich gewölbt, innen ausgehöhlt, auf ihnen sitzen mehre Bartfäden, und sie endigen in zwei Zähne, von denen der eine länger ist als der andere. Jurine betrachtet diese Mandibeln, welche mehr vorstehen als die andern, als Zangen, die alles ergreifen, was in ihren Bereich kommt und es den hintern überliefern, die es so weit zerkleinern, daß es in die unmittelbar unter diesen liegende Mundöffnung aufgenommen werden kann. Hinter den äußern Mandibeln liegen die Scheeren, welche ziemlich das Ansehen von Füßen haben und aus zwei Theilen bestehen. Der innere, den man als Daumen betrachten kann, ist viel kleiner als der äußere, auf dem Stamme, auf dem er wie eingepfropft sitzt. Er besteht aus drei Gliedern, an dem ersten derselben sitzt innen eine kleine Erhöhung, aus welcher ein langer, zusammengesetzter Faden und zwei kleinere, ganz einfache Fäden entspringen; das zweite Glied gibt nur einen Faden am obern Theile ab. Das dritte Glied theilt sich von seinem Ursprung an in zwei Finger, aus denen zwei lange haarige Fäden, die sehr gefiedert sind, und ein langer Dorn ent-

1) Considérations générales sur les Crustacés. p. 361. 2) Familles naturelles. 3) Daher der mythologische Name. Vergl. Cyclops. 4) Vergl. den Art. Crustacea und die desfallsigen Tafeln. 5) *O. F. Müller* Entomostraca. Lips. 1785. 4. 6) Histoire des Monocles. Geneves 1820. 4.

Digitized by Google

springen. Auch der äußere Theil der Scheere läßt sich nach seiner Zusammensetzung in drei Glieder eintheilen. Das erste derselben, sehr breit, hat eine Verlängerung, auf welcher der Daumen sitzt, und aus der zwei große Fäden entspringen; das zweite ist bedeutend erweitert und auf seiner innern Seite steht ein starker Dorn; das dritte ist von seinem Ursprung an in fünf Finger getheilt, welche in lange, bewegliche, federförmige Haken auslaufen. Die Gestalt und Stellung der Scheeren zeigen ihre Bestimmung. Sie dienen nämlich dazu, einen fortwährenden Wirbel im Wasser zu erregen, der seine Richtung zwischen den Kiefern durchnimt, die fortwährend damit beschäftigt sind, alles zu zermalmen, was zwischen sie kommt. Die Füße, oder Flossen vielmehr, liegen, an der Zahl sechs bis zehn, hinter den Scheeren, jeder von ihnen hat ein gemeinschaftliches Glied, aus dem zwei Stämme entspringen, die wieder in vier andere getheilt sind, aus deren Enden eine Menge federförmige Fäden hervorkommen. Ihre Stellung ist so, daß wenn sich das Thierchen in Ruhe befindet, diese Ruderfüße nach vorn gerichtet sind, und daß es dieselben, wenn es schwimmen will, mit Gewalt nach hinten schlägt. Das Schwimmen der Cyclopen ist aber keine gleichförmige Bewegung, sondern geschieht mehr sprung- und stoßweise. Der Hinterleib, welcher dem Thierchen, wenn es schwimmt, als Steuerruder dient, besteht aus sechs ganzen und einem siebenten gabelförmig getheilten Ringe, auf dem ganz zarte Fäden stehen. Er hat je nach dem Geschlecht eine verschiedene Gestalt. Bei dem Weibchen ist der erste Leibesring im Vergleich mit dem zweiten sehr kurz, deutlicher und trägt unten zwei Arten kleiner Füße, welche aus drei Gliedern bestehen, deren letztes in drei Fäden ausläuft. Jurine nennt diese Anhänge Stützen (fulcra), weil sie die Eiergänge tragen, welche die Hülle der äußern Eierstöcke bilden. Das zweite Glied, kleiner als das dritte, hat auf der untern Seite und an seinem untern Rande eine längliche, in die Quere stehende Warze. Außerdem sieht man an jeder Seite an der Stelle der Vereinigung mit dem dritten Gliede eine Öffnung, welche nichts anders ist als die Mündung des die Eier ausführenden Ganges, der unmittelbar mit dem Eierstock in Verbindung steht. Bei dem Männchen ist der zweite Ring der größere, und man bemerkt unten an demselben zwei ziemlich von einander entfernt sitzende, eiförmige Körper, auf denen wieder zwei kleine Organe sich befinden, welche Jurine für die Geschlechtstheile hält. Jedes von ihnen besteht aus drei Gliedern, welche nach und nach an Dicke abnehmen, auf dem zweiten derselben stehen zwei bis drei kleine Fädchen, und das dritte endigt in eine Spitze. Der dritte Ring des Weibchens ist merkwürdig wegen seiner Größe und wegen zweier anderer länglicher Warzen, die nach oben von einander entfernt, nach unten aber fast bis zur Berührung genähert sind, und deren Bestimmung Jurine nicht kennt. Die folgenden Leibesringe sind einfach und haben nichts Ausgezeichnetes; der letzte aber ist in zwei cylindrische Stämme gespalten, jeder von ihnen hat am Ende einen kleinen Seitenfaden und endigt in vier andere gefiederte, von welchen die mittelsten die längsten sind. Diese beiden großen Fäden sitzen noch mittelst eines eigenen Gliedes auf, was ihre Beweglichkeit vermehrt. — Der äußere Eierstock besteht in einem eiförmigen Sack, der mit Eiern gefüllt ist, aus dem zweiten Ring entspringt und an jeder Seite mit dem Hinterleib durch einen sehr schwachen, fast unbemerkbaren Stiel zusammenhängt. Dieser äußere Eierstock entwickelt sich nur nach und nach, so wie die Eier, welche im Körper in einer eigenen Höhle liegen, die Jurine den inneren Eierstock nennt — in die äußeren Bedeckungen treten. Jeder von diesen Eiersäcken enthält dreißig bis vierzig Eier. Wenn diese den Zeitpunkt ihrer vollständigen Reife erlangt haben, öffnet sich die Haut des Sacks, und die Mutter kann keine Bewegung machen, ohne sie auszustreuen. In der Zeit, wo sie den Sack verlassen, haben sie schon die kugelige Form, welche sie hatten, verloren. Die Schale, welche sie bedeckt, springt der Länge nach auf, und der junge Cyclope erscheint gleichsam unter der Form einer Kaulquappe. Er weicht anfangs sehr von der Gestalt, die er in der Folge annimt, ab. Bei dem Ausschlüpfen aus dem Ei ist er fast kugelförmig, und man unterscheidet anfangs nichts als das Auge, plötzlich aber erscheinen auch die Fühler, indem sie von dem Körper, in dem sie lagen, gleich einer anfangs befestigten Feder losschnellen, und einige Zeit nachher zeigen sich auf gleiche Weise die Vorderfüße und dann die Hinterfüße. Der Neugeborne, der zuerst unbeweglich blieb, setzt nun seine Glieder in Bewegung, gleichfalls als ob er sie versuchen wolle, und schwimmt bald durch das Wasser seine Nahrung aufsuchend. Indessen unterliegt er noch mehren Häutungen, wobei sich auch der Schwanz erst entwickelt. Diese unvollkommenen Formen gaben Müller Veranlassung, die beiden Gattungen Amymone und Nauplius aufzustellen [7]). — Wir haben oben erwähnt, daß die männlichen Geschlechtstheile ihren Sitz nicht in den Fühlern haben, wie Müller glaubte, eine Meinung, in der auch andere Naturforscher ihm gefolgt sind, sondern daß sie blos dazu dienen, das Weibchen bei der Begattung festzuhalten. Jurine schließt aus allen von ihm angestellten Beobachtungen, erstens, daß die Angabe Müllers Mas medium antennarum ad vulvas feminae adplicat [8]) keine genaue Thatsache enthält, weil an der Stelle, wo das Männchen seine Fühler anlegt, sich die weiblichen Geschlechtstheile nicht befinden, diese liegen vielmehr am zweiten Hinterleibs-, oder Schwanzring, und bilden das Ende des Eiergangs; zweitens, daß das Männchen seine Fühler nicht in den Körper des Weibchens einbringen kann, weil an dieser Stelle weder eine Trennung des Fleisches vom Schild noch sonst irgend eine Öffnung sich findet, das Männchen erfaßt nur das letzte Fußpaar des Weibchens mit den Fühlern, welche es um dasselbe herumschlingt; drittens, die Gewalt, mit welcher diese Liebesverbindung zusammengehalten wird, liegt in dem Schließring des Männchens, welcher, wie schon oben gesagt wurde, sehr reizbar ist, und jene läßt erst nach der Begattung wieder nach; viertens endlich ist diese Vereinigung nur das Vorspiel der Begattung, zu welcher

7) Entomostraca p. 40 u. 42. 8) Entomostraca p. 111.

Digitized by Google

das Weibchen sich erst nach einiger Zeit hergibt, wobei es unbeweglich bleibt und das Männchen seinen Schwanz dem des Weibchens nähert, welches dasselbe zu thun scheint, wobei die Begattung erfolgt, die nur einen Augenblick dauert, jedoch hernach mehrmals wiederholt wird. — Die Cyclopen finden sich in vielen süßen Wassern, entstehen jedoch auch leicht in allerlei Aufgüssen, wenn sich nur in denselben erst die Priestleyische grüne Materie erzeugt hat (vergl. Nova Acta Acad. Caesar. Leopold. Tom. X. 720. und besonders XI. p. 543.), und die merkwürdigsten Arten derselben sind folgende: 1) C. quadricornis [9]), der Körper ist ziemlich aufgeschwollen und besteht aus vier Ringen, welche ein Drittheil der ganzen Länge wegnehmen; der Schwanz besteht aus sieben Ringen, die hintern oder kleinern Fühler sind ziemlich groß und die vordern dreimal länger als jene. Die ganze Länge des Thierchens beträgt eine halbe Linie. Jurine zählt folgende Abänderungen dieser Art auf A) röthlich, die braunen Eier bilden zwei schiefe, den Seiten des Schwanzes genäherte Massen, die Länge des Thierchens beträgt $\frac{1}{12}$ Linien; B) weißlich oder grau, etwas ins Braune fallend, breiter als die vorhergehende Abänderung, die Eier sind grünlich und ihr Sack bildet fast einen rechten Winkel mit dem Schwanze; C) grün, die grünen Eier bilden zwei Massen, deren Richtung das Mittel hält zwischen denen der beiden vorigen Abänderungen, die Länge beträgt $\frac{1}{12}$ Linien. D) Rauchroth, die Gestalt ist fast vollkommen eiförmig, die braunen Eier bilden zwei Massen, welche einen großen Theil des Schwanzes bedecken; E) von einem dunklern Grün als die Abänderung C, die Eier ebenfalls dunkelgrün, jedoch zur Zeit, wenn sie ausschliefen sollen, etwas Rosenfarbe annehmend, sie bilden zwei kleine Massen, welche unmittelbar an dem Schwanze liegen und mit ihm einen Körper zu bilden scheinen, die ganze Länge beträgt nur $\frac{1}{4}$ Linie. — Nach Beobachtungen Jurines ist dieses Thierchen, wenn es aus dem Ei kommt, fast kugelrund, hat nur vier kurze Füße und zwei Fühler. Erst mit dem funfzehnten Tage verlängert sich der hintere Theil des Körpers, und am zwanzigsten erhält es noch zwei Füße, welche aber erst fünf Tage später vollständig entwickelt sind. Mit dem acht und zwanzigsten Tage tritt eine Häutung ein, einige Zeit darauf eine zweite, und nun ist das Thier vollkommen entwickelt, zur Fortpflanzung fähig und verändert nicht weiter seine Gestalt. Diese letzte Periode tritt gegen das Ende des Monats August ein. Das befruchtete Weibchen bringt mehrmals Eier zur Welt, ohne einer neuen Befruchtung zu bedürfen. — 2) C. Castor [10]). Der Körper länglich, etwas aufgeschwollen, besteht so wie der ziemlich kurze Schwanz aus sechs Ringen, die hintern Fühler sind kurz und gespalten, die Eier sind braun und bilden eine einzige, eiförmige, platte, unter dem Schwanze liegende Masse, das Weibchen ist bläulich, das Männchen röthlich und die Länge beträgt $1\frac{1}{2}$ Linie. — 3) C. Staphylinus [11]). Länglich, etwas kegelförmig, der Körper besteht aus sechs Ringen, deren erster der größte, der letzte der kleinste ist, dieser läuft in einen gespaltenen Schwanz aus. Die Weibchen sind meergrün oder blaugrün, die Männchen rosenfarben, die bläulichgrünen Eier liegen in einem birnenförmigen Beutel, welcher unter dem Bauche herabhängt. Dies Thierchen ist besonders um deswillen merkwürdig, weil es den hintern Körpertheil auf den vordern zurücklegt, wie die Raubkäfer. (*D. Thon.*)

CYNOCEPHALUS (Mammalia), Hundskopfaffe, Pavian, Papio *Geoffroy* (κυνοκέφαλος). Eine Gattung Affen aus der alten Welt, welche den Namen mit der That führt, indem ihre Kopfbildung derjenigen der Hunde wirklich auffallend ähnlich ist. Sie waren schon den Alten bekannt, doch ist mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln, welche Art Aristoteles, Älian und andere Schriftsteller jener Zeiten gemeint haben. Über den Umfang der Gattung sind die Naturforscher nicht ganz einig, indem Cuvier der ältere den Mandrill und Drill als eigene Gattung (Mandrill) sondert. Derselbe gibt diesen letztern folgende Kennzeichen: sie haben unter allen Affen die längste Schnauze, ihr Gesichtswinkel beträgt dreißig Grad, ihre Nase ist wie bei den Pavianen gestaltet, der Schwanz sehr kurz. — Der bestimmteste Gattungscharakter der Paviane besteht übrigens darin, daß, wie bei den Hunden, das Ende der Schnauze durch die Nasenlöcher gebildet wird. Übrigens zeichnen sie sich noch aus durch ihre starken, fast gleich langen Gliedmaßen, durch Backentaschen und Gesäßschwielen, deren Umgegend meist nackt ist. Der Kopf dieser Affen ist selbst am Skelett sehr charakteristisch, denn es mangelt aller Vorsprung der Stirn, indem das Stirnbein fast im rechten Winkel auf der Fläche der Augenhöhlen liegt, die Wölbung dieser Höhle mitbildend, und fast in derselben Fläche wie das Schläfenbein. Dieses stößt wieder fast ohne Krümmung an das Hinterhauptbein, welches, da es keinen horizontalen Theil hat, den Scheitel so scharf hinten abschneidet, als das Stirnbein nach vorn. Daher kommt es denn, daß in diesem Raume und zwischen den beiden Schläfenlinien der Scheitel fast flach ist. Diese beiden Linien sind im Allgemeinen bei dieser Gattung mehr von einander entfernt, als bei andern erwachsenen Affen. Beim Hamadryas besonders bleiben sie von den obern Augenhöhlenrändern bis an die Hinterhauptsgräte gleichlaufend, so daß der Scheitel dieser Art, wenn sie erwachsen ist, eine regelmäßige, vierseitige Fläche darstellt, deren Länge und Breite fast die des ganzen Schädels ist; bei den übrigen Arten bildet diese Fläche ein Dreieck, dessen Spitze am Hinterhauptbein mehr oder weniger abgestutzt ist. Aus dieser Erweiterung der Schläfenbeine folgt denn, daß ungeachtet des kleinen Gesichtswinkels und der ungeheuern Entwickelung des Ge-

9) C. vulgaris, *Leach*, Monoculus quadricornis, *Linn.* Faun. suec. n. 2049. Monoc. quadricornis cum var. a) rubens, b) albidus, c) viridis, d) fuscus, e) prasinus. *Jurine* pl. 1. 2 u. 3. 10) Monoculus Castor *Jurine* pl. 4. 5. 6. Cyclops coeruleus, rubens et laciniatus. *Müller* Entom. p. 102. 104. 105. Monoculus coeruleus et rubens. Fabr. Ent. syst. II. p. 500.

11) Considérations générales sur les Crustacés. 1825. p. 863. pl. 53. f. 6. Cyclops minutus *Müller* p. 101. Monoculus Staphylinus. *Jurine* p. 74.

Digitized by Google

sichts selbst, die Fläche des Schädels oft um ein Viertheil über die des Gesichts vorsteht. Diese Schädelfläche zeigt oft eine noch stärkere Proportion, wenn man sie mit der Masse des Thieres vergleicht. Die obern Augenhöhlenränder, welche weiter als bei irgend einem andern Thiere vorstehen, geben diesen Affen ein ganz rigenes, wildes Ansehen. Die starke Verlängerung des Gesichts nach vorn hängt besonders von der Vergrößerung der Gaumenbeine und der ungeheuern Anschwellung der Oberkieferbeine ab, welche letztere längs der Nase zwei vorragende Wülste bilden. Diese Anschwellung vergrößert auch den Raum der Nasenhöhle und des entsprechenden Muschelbeins, denn ungeachtet der geringen Entwickelung des Riechbeintheiles am Geruchsorgan ist der Kiefertheil desselben mehr als bei allen übrigen Säugthieren vorherrschend. Die vordere Seite des gedachten außerordentlichen Wulstes ist zur Aufnahme der Höhle für den obern Eckzahn bestimmt. Die Öffnung der Nasenhöhlen ist sehr erweitert und bei manchen oben noch durch eine Ausrandung getrennt. Diese Affen haben vier Schneidezähne und zwei Eckzähne in jedem Kiefer, so wie zwei falsche und fünf echte Mahlzähne, von welchen zwei vier, der letzte in der untern Kinnlade fünf Höcker hat. — Auffallend ist übrigens die gewaltige Veränderung, welche die ganze Form des Schädels mit dem Alter erleidet. Kaum kann man sich davon überzeugen, daß die Schädel, wie sie d'Alton abbildet (die Skelette der Vierhänder Taf. 8. Fig. c, d, e) einem und demselben Thiere angehören, so sehr weichen sie von einander ab. Wir müssen wegen des Nähern auf diese Abbildungen selbst verweisen, da wir sie hier nicht wiedergeben können. — Die Zunge ist weich und sehr ausdehnbar, auch scheint der Geschmack dieser Thiere sehr scharf zu seyn, wozu noch der Gaum mit seinen zahlreichen Runzeln und den großen in ihm verlaufenden Nerven und Gefäßen beitragen mag. Die Lippen stehen zwar wenig vor, sind aber sehr beweglich. Desmoulins erzählt in dieser Beziehung, daß er gesehen habe, wie Paviane, welche aus einem Glas tranken, dies auf die löffelförmig gebogene Unterlippe ausflützten. Die Augenlieder gleichen denen der Menschen, die Pupille ist rund und die Iris braun. Die Ohrmuschel weicht von der Gestalt der menschlichen durch die große Entwickelung des Läppchens und die zugespitzte Verlängerung des obern Theils ab. — Diese Affen haben in der Regel die Größe unserer größten Hunde, ja wenn man einigen Reisenden Glauben schenken darf, so wird der Mandrill noch größer als selbst der Pongo, der größte aller bis jetzt bekannten Affen. Sie unterscheiden sich außerdem noch von den andern Affen durch die Kürze ihrer vordern Gliedmaßen, welche indessen immer noch länger sind als die hintern. Sie haben ganz den Bau eines vierfüßigen Thieres, woher es auch kommt, daß sie leichter auf allen vier Füßen gehen als aufgerichtet, und daß sie des Besteigens der Bäume weniger bedürfen, weshalb mehre Arten auch nicht in Wäldern wohnen. Ihre Finger, durch eine schlaffe Haut bis ans zweite Glied mit einander verbunden, sind doch kürzer als bei den Meerkatzen, die Fingerglieder sind auch weniger gebogen, obgleich die innere Handfläche schwach hohl erscheint, so daß die Hand verhältnißmäßig kürzer ist als die menschliche, sie bildet also keineswegs den großen, gegliederten Haken, welchem die Orangs, die Gibbons und die Klammeraffen ihre unglaubliche Leichtigkeit, auf die Bäume zu klettern und sich an die Äste derselben anzuhängen, verdanken. Ihr Körper, dick und plump, hat auch nicht die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der eben genannten Thiere und der Meerkatzen, und ob sie gleich viel gewandter sind als Hunde, ja selbst als Katzen, so fehlt ihnen doch die Schnellkraft der eben genannten Thiere. Obgleich daran gewöhnt, auf der Erde auf ihren Fingern zu gehen, geben ihnen doch ihre Daumen, welche weiter abstehen als bei den Menschen und verhältnißmäßig den Fingern entgegengestellt werden können, eine Gewandtheit und Leichtigkeit zur Erfassung von selbst umfangreichen Körpern, welche wenigstens der anderer Affen gleich ist. Der Daumen an den Hinterfüßen ist länger als der an den vordern, die Nägel sind lang und bilden Kuppennägel, wodurch sie zu mächtigen Waffen und zum Ausgraben von Wurzeln tauglich werden. Der Schwanz ist nach den verschiedenen Arten von verschiedener Länge, hat aber bei allen das gemein, daß er drei oder vier Zoll in einem Bogen nach dem Rücken aufgerichtet ist, indessen bei denjenigen Arten, welche ihn länger haben, der übrige Theil, wie es scheint, ganz ohne Muskelkraft herunterhängt. In den Händen und Fingern, welche übrigens wie bei den Menschen gestaltet sind, scheinen diese Thiere ein außerordentlich feines Gefühl zu besitzen, denn sie fassen damit die kleinsten Körper und scheinen sie erst mit den Fingerspitzen zu untersuchen. — Bei allen Arten bildet das Haar, nur aus Seidenhaaren bestehend und sehr dicht, am Hals verlängert, eine Art Mähne, deren Länge beim Tatarin eine Art Mäntelchen auf den Schultern, und auf dem Kopfe eine Art Perücke, welche rechts und links über die Ohren fällt, bildet. An den untern Theilen steht das Haar immer dünner, auch ist es auf den obern lebhafter gefärbt. Bei allen Arten, mit Ausnahme des malatischen Pavians, zeigen die einzelnen Haare mehr oder weniger gelbe und schwarze Ringe, und die Verschiedenheit der Mischfarbe hängt von dem Vorwalten der einen oder der andern dieser Farben ab. Die Farbe der Haut ist bei den verschiedenen Arten verschieden, nur das Gesäß ist bei allen roth. — Die Backentaschen sind ziemlich groß.

Die Paviane sind als sehr wollüstige, geile Thiere bekannt; da aber dieser Trieb nur durch ihre Organisation bedingt ist, so theilen wir hier die desfallsige schöne Zusammenstellung mit, welche Desmoulins im Dictionnaire classique d'histoire naturelle V. p. 255. geliefert hat. Er sagt darüber ungefähr Folgendes:

Die Geschlechtstheile verdienen wegen der ausnehmenden Entwickelung der Organe der Wollust und besonders wegen der Entwickelung des Gewebes, in welchem die mechanische und sensitive Ursache des Vergnügens ihren Sitz zu haben scheint, eine besondere Betrachtung. Diese Organe, deren definitiver Zweck die Reproduction ist, haben indessen in der Wirklichkeit in der Existenz der Thiere höherer Organisation, namentlich der

Digitized by Google

Säugthiere, eine mehr unmittelbare Wirkung, welche der ganzen Aufmerksamkeit des Physiologen und des Philosophen werth ist. Mürrische Metaphysiker haben gegen die fortwährende Ausübung der Wollust beim Menschen gedonnert, sie haben diesem Beharren als ein Beispiel werther Nachahmung die lange Enthaltsamkeit der meisten Thiere aufgestellt, welche sich der Liebe nur zu gewissen Zeiten, deren Dauer nur wenige Tage im Jahr ist, hingeben und deren Weibchen, wenn einmal der Zweck der Fortpflanzung erreicht ist, d. h. wenn sie befruchtet sind, die Annäherung der Männchen abweisen. Sie haben die fortdauernde Genußsucht des Mannes, dessen Gefährtin noch seine Vergnügungen theilt, wenn sie schon die Frucht ihrer Liebe unter dem Herzen trägt, einer Verderbniß des Geistes zugeschrieben, und Ärzte haben in Beziehung auf die Schwangerschaft der Frauen die Fortsetzung der ehelichen Vergnügungen fast auf dieselbe Weise beurtheilt. Was uns betrifft, so halten wir es für Pflicht, immer die Wahrheit zu sagen, sollte man auch Mißbrauch davon machen, und daß die Naturgeschichte die Auseinandersetzung dessen ist, was besteht, weshalb wir denn auch diese Pflicht erfüllen und angeben wollen, wie sich die Sache wirklich verhält.

Drei Arten von Organen wirken zur Fortpflanzung, wie dies Cuvier besonders zuerst bemerkt hat. Die Folgenreihe ihrer Anwendung setzt unabhängig von irgend einer frühzeitigen Unterweisung zuerst die Organe des Vergnügens, welche in der That alle übrigen erwecken, in Thätigkeit. Nun besteht aber zwischen den Organen der Wollust und den eigentlich reproducirenden d. h. aussondernden Organen ein Gesetz des Gleichgewichts, welches bei der Mehrzahl der Thiere zum Vortheil der letztern gereicht. Es ist eine ausgezeichnete Thatsache, daß die Production in der Natur um so reicher ausfällt, als das Bewußtseyn des Aktes und des Vergnügens, welche sie herbeiführen, geringer ist. Im Gegentheil, je nachdem das Bewußtseyn des Lebens hervortritt und sich, so zu sagen, bei den Thieren mehr personificirt, um so mehr vermindert sich die Fähigkeit zu zeugen, und vermehrt sich die, das Vergnügen zu empfinden, mit den ihm angehörigen Organen, das Thier lebt mehr sich selbst, seine Handlungen in ihren Ursachen und Wirkungen werden mehr personale, es gefällt sich sogar in mehren dieser Handlungen, ohne ein anderes Resultat davon zu haben, als die innere Bewegung, die es dabei empfindet. Nichts desto weniger ist es deshalb in der Ausübung dieser Handlung nicht frei, der immerwährende Trieb seiner Bedürfnisse zwingt es, sie zu befriedigen. Und gewiß ist dieses Vorhandenseyn der Geilheit, welche oft der Vervielfältigung der Art entgegensteht, in den Gesetzen der Natur gegründet, weil der Schöpfer bei den Affen überhaupt und besonders bei den Pavianen den Organen des Geschlechtsvergnügens eine so vorwaltende Ausbildung gegeben hat, wie man sie sonst bei denen der Production findet. Jedermann weiß aber, daß bei dem Manne das Gefühl der Wollust besonders in der Eichel, bei dem Weibe in der Clitoris sich findet, Organe von einer eigenen Structur, deren Gewebe, bekannt unter dem Namen des erectilen, sich auch überall da findet, wo die Empfindlichkeit für das Gefühl gesteigert seyn soll. Dieses Gewebe zeigt indessen beim Manne bei weitem weniger Flächenentwickelung als beim Weibe, und die Erfahrung zeigt zur Genüge, daß von der Ausdehnung dieser Flächen auch die Intensität des geschlechtlichen Vergnügens abhängt. Nun ist aber bei den Pavianen die Haut des Gesäßes und fast der ganzen Schamgegend durch die ausnehmende Entwickelung der Nervenwärzchen und des Gefäßnetzes, welche unzählige Blutgefäße ernähren, fast ganz in erectiles Gewebe in aller Vollkommenheit, die es zu erreichen pflegt, umgebildet, und da bei dem Menschen das nämliche Gewebe um den Mund entwickelt ist, wo auch die Lippen unter den Eindrücken der Wollust, welche sie fortpflanzen, erzittern, so denke man sich nun die geile Empfänglichkeit der Paviane, bei denen die Haut des ganzen Gesichtes in solches Gewebe umgewandelt ist, welches sich bei uns Menschen nur um die Lippen und überdies von geringerer Ausbildung findet. Bei ihnen weicht das erectile Gewebe der Wangen nicht von demjenigen der Geschlechtsgegend ab, und da unter diesem Gewebe der Wangen — dessen Farben-Intensität die übertrifft, welche je die Eichel des Mannes oder die Scham der Frau anzunehmen im Stande ist, — sich diese ungeheuern Nasenlöcher entwickeln, deren Thätigkeit, so zu sagen, als Vorpost das Vergnügen witttert, so urtheile man, durch welche Ausbrüche der Geilheit diese Affen immerwährend hingerissen werden müssen. Man urtheile darüber nach der lebhaften Anreizung zum Geschlechtsvergnügen, welches bei dem Manne die gesteigerte Sensibilität der die Geschlechtstheile umgebenden Haut oder jener selbst erweckt, wenn sie von Flechten angegriffen wird, welche doch nur eine mittelmäßige Entwickelung des Gefäßsystems herbeiführen. Wenn man Säle mit Flechten-Kranken in einem Hospital gesehen hat, so weiß man, daß dort die Anständigkeit fast ebenso schwer aufrecht zu erhalten ist, als in einer Menagerie von Affen in Gegenwart eines Frauenzimmers. Nun sind aber in diesen Sälen die Geschlechter getrennt, und weil die Übung die Organe selbst thätiger macht, so denke man sich, wie durch die immerwährende freie und leichte Befriedigung ihrer Neigungen diese Triebe bei dem Pavian noch viel mehr Herrschaft durch die Ausübung selbst erhalten müssen. Auch suchen bei ihnen die Weibchen noch nach der Empfängniß die Männchen auf, es übersteigt aber auch bei jenen, gegen die Männchen betrachtet, die Entwickelung jenes Gewebes noch bei weitem diejenige bei dem Weibe gegen den Mann gehalten. Die beiden Lefzenpaare sind bei dem Pavianweibchen durch die Anhäufung jenes Gewebes ganz entfaltet und springen zu beiden Seiten der Scham als ein Paar Wülste vor, deren Umfang nach dem Kitzler hin abnimt. Jeden Monat entwickelt die Anschwellung des erectilen Gewebes durch einen Monatsfluß, der von dem des Weibes nur durch die Menge abweicht, diese Wülste zu ungeheuern Hügeln, welche dann je nach den Arten ihre Erregung durch eine purpurrothe oder dunkelblaue Farbe kund geben. Diese Farben finden sich bei beiden Geschlechtern, aber in höherm Grade bei dem Weibchen während der Menstruation am Gesäße und an

Digitized by Google

der Scham, bei den Mandrills an den Wangen, dies erectile Gewebe und die Farben, welche es beleben, entwickeln sich nur beim Herannahen der Geschlechtsreife. So Desmoulins! — Ungeachtet dieser Nachweisungen, daß die Geilheit der Paviane ihren Grund in ihrer Organisation habe, läßt sich dieselbe doch nach den Angaben Friedrich Cuvier's in Schranken halten. Derselbe theilt Folgendes darüber mit (Dictionnaire des sciences naturelles). Wenn die Paviane in so großen Käfigen eingeschlossen sind, daß sie sich der Strafe entziehen können, so geschieht es immer, daß sie sich selbst das Vergnügen der Befriedigung des Geschlechtstriebes verschaffen, sie überlassen sich dann dieser Ausschweifung fast ohne Maß, und begehen sie von ihrer frühesten Jugend, wenn durch irgend einen Umstand ihre physische Entwickelung zurückgehalten wird. Dagegen wenn sie in so engen Käfigen gehalten werden, daß man sie erreichen und schlagen kann, so wie man sieht, daß sie etwas unternehmen wollen, so mäßigen sich ihre Triebe dergestalt, daß sie nicht einmal mehr das Bedürfniß fühlen, sie zu befriedigen. Man erreicht dieses Resultat um so leichter, je besser sich die Thiere befinden, und selten entsteht ein übler Zufall danach.

Was die Geschlechtsreife betrifft, so wird man leicht begreifen, welche auffallende Verschiedenheit schon die oben angeführte Gesichtsfärbung in der Physiognomie hervorbringen muß, abgesehen von der bereits erwähnten Veränderung in der Gestalt des Schädels. Vor dieser Periode sind alle Arten fast in gleichem Maße sanft und gewinnen Anhänglichkeit an ihre Wächter, ihr Wesen ist zwar ungestüm, doch ohne Bosheit. So wie sie indessen einmal erwachsen sind, so scheinen sie blos zu leben für ihre Geilheit und Bosheit, und von nun an üben sie ihre schlechten Streiche ohne Noth und ohne Gewinn, sie scheinen gleichsam aus Instinkt alles, was lebt, zu hassen und sind grausam, ohne einen Gegenstand ihrer Grausamkeit zu haben, wie die fleischfressenden Thiere, welche der Trieb der Ernährung auf ihre Schlachtopfer treibt. Dabei ist ihr Charakter aber äußerst veränderlich, und der wüthendste Pavian wird durch den geringfügigsten Umstand sanft, um im nächsten Augenblick wieder in den fürchterlichsten Haß gegen dieselbe Person überzugehen, welche Veränderlichkeit des Charakters man übrigens auch bei andern Affengattungen bemerkt. Ganz eigenthümlich aber, und bei andern Affen in dieser Art nicht zu finden, ist dem Pavian die Geilheit, von der bereits oben der Grund entwickelt wurde. Ihr feiner Geruch verräth ihnen ein Frauenzimmer, sei es auch noch so sehr umhüllt; ihr Blick, ihr Benehmen, ihre Stimme zeigt an, wie sehr der Gegenstand sie reizt, und sie überlassen sich den Ausbrüchen des wüthendsten Zorns, wenn ein Mann durch irgend eine Handlung ihre Eifersucht reizt. Hieraus geht hervor, welche Gefahr Frauenzimmer in den Gegenden laufen, wo diese Affen einheimisch sind, wo sie in der Freiheit ihre vollständige Entwickelung erreichen. Wie mögen in der Hitze der Tropenländer, inmitten einer Vegetation, welche ihnen alle Wahl der leckersten Nahrung gewährt, ihre Triebe sich steigern! Auch gibt es wirklich, nach der Angabe der Reisenden, Beispiele genug, wo Affen dieser Gattung Frauenzimmer entführten, Jahre lang bei sich beherbergten und mit der größten Sorgfalt für ihre Unterhaltung sorgten.

Außerdem, daß jede Art auf bestimmte Gegenden beschränkt scheint, hält sich in diesen jede Truppe auch noch auf ihrem bestimmten Platze, und leidet keine andere in derselben Gegend, ja sie vertheidigt ihr Gebiet sogar gegen die Menschen. Wenn Jemand erscheint, so gibt es Lärm, die Paviane rufen sich und vereinigen sich durch ihr Geschrei, und ihr ganzes Benehmen zeigt an, daß sie den Weg zu versperren gesonnen sind. Wenn alle ihre Bewegungen unnütz sind, so wird der Feind mit Steinen, mit Äsen, selbst mit dem eigenen Koth beworfen. Nur Feuergewehr erschreckt sie, aber sie fliehen auch dann nur nach Zurücklassung mehrer Todten und greifen ungeachtet des Feuers an, wenn ihrer eine größere Anzahl ist. Delalande erzählt, daß er mit seinen Hottentotten Paviane auf Felsenabsätzen umringt hatte, von wo aus ihnen eine Flucht unmöglich war, aber sie stürzten sich eher in die Tiefe, als daß sie sich hätten fangen lassen. Während seines Aufenthalts am Cap ließ sich ein Engländer bei der Verfolgung der Paviane auf dem Tafelberg so weit von der Jagdlust hinreißen, daß er auf einmal auf einem Felsen sich von einem Haufen dieser Thiere umringt sah und sich lieber herabstürzen, als in ihre Klauen fallen wollte; der Sturz nahm ihm das Leben. Mann gegen Mann hat ein großer Pavian seinen Gegner bald überwältigt und seine fürchterlichen Eckzähne zerfleischen ihn dann gleich denen des Tigers. Ein noch junger Chacma, der aus seinem Käfig in der pariser Menagerie entsprungen war und unkluger Weise mit einem Stock von dem Wärter bedroht wurde, warf sich auf denselben und brachte ihm in einem Augenblicke drei Bisse in den Schenkel bei, welche bis auf den Knochen gingen. Man wußte nicht, wie man sich des wüthenden Thieres wieder bemächtigen sollte, bis man auf folgendes Mittel verfiel. Der Pavian hätte eine große Zuneigung zu der Tochter des Wärters, welche ihm gewöhnlich zu fressen gab, man stellte diese daher hinter einen eisernen Käfig mit Fallthüren die Thüre geöffnet dem Affen gegenüber, und ein junger Mensch mußte sich ihr mit Zärtlichkeiten nähern. Kaum ward es der anderweit beschäftigte Chacma inne, als er sich mit wüthendem Geschrei in den Käfig warf, um mit einem Satz seinen Nebenbuhler zu erreichen.

Im ganzen Afrika, vom Wendekreis des Krebses bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, verwüsten diese Thiere die angebauten Ländereien ihrer Nachbarschaft. Mit der größten Schnelligkeit und Ordnung, so erzählen Reisende, plündern sie einen Garten, indem sie sich in eine lange Reihe stellen, in welcher einer dem andern die Früchte zuwirft. Sie plündern nur in der Nacht und stellen dabei Schildwachen aus.

Das eigentliche Vaterland der Paviane ist Afrika, wo sich mit Ausnahme einer einzigen Art alle finden. Die Gegenden, die sie hauptsächlich vorziehen, so weit man ihre Lebensweise kennt, sind nicht Wälder, sondern Gebirge und Felsen mit wenigem Buschwerk bewachsen. Jetzt, wie in früherer Zeit bei Gründung der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung, bewohnen zahlreiche

Digitized by Google

Truppen von Pavianen die Felsen des Tafelbergs, auf welchem die Gebüsche nicht höher als fünf Fuß werden, und auch hier wohnen sie nicht in diesen Gebüschen, sondern in Felsenspalten und Löchern, zu denen nur so schmale Felsenkämme führen, daß man sie nicht dahin verfolgen kann und es bedarf einer eigenen Taktik, gegründet auf vollständige Kenntniß der Gegend und auf ihre Gewohnheit, bei der Flucht immer Halt zu machen, um sie zu umzingeln.

Die Weibchen sind, wie auch bei den andern Affen, kleiner und sanfter, als die Männchen, und wie schon bemerkt, monatlich menstruirt, ihre Säugwarzen sind sehr vorspringend. Meistentheils werfen sie zwei Junge, von welchen wenigstens eins bei ihren Wanderungen oder auf der Flucht sich an sie anklammert.

Die Stimme dieser Thiere ist in der Ruhe und bei Zufriedenheit ein leises Grunzen, beim Zorn wird sie scharf schreiend.

Die Nahrung besteht größtentheils in Früchten, von denen sie die kleinern mit den Lippen ergreifen, die größern mit den Händen fassen, sie nehmen in Verhältniß zu ihrer Größe nur wenig Nahrung zu sich und füllen beim Fressen immer zuerst ihre Backentaschen.

Diese Gattung zählt in ihrer jetzigen Begrenzung nur wenige Arten. Früher gab ihr Geoffroy mehr Umfang, indem er noch die Gattung Macacus damit vereinigte. Cuvier trennt (regne animal. ed. 2.) von derselben, wie schon bemerkt, noch die Gattung Mandrill. Die Arten selbst sind wieder in Abtheilungen gebracht worden. *Desmouling* will (Dict. class. l. c.) dieselbe auf die Färbung der Wangen begründet wissen, dagegen *Geoffroy* allerneust (*Belanger* Voyage aux Indes orientales. Zoologie) die Länge des Schwanzes als Eintheilungsgrund annimt. Wir folgen ihm hier um der leichtern Übersicht willen.

I. Langschwänzige.

1) C. Sphinx. *Linné* und *Gmel.* (Sphinx in der 12. ed. des Systema naturae soll nach Cuvier eher zum Mormon gehören), Sphinx auch der meisten andern Autoren. S. cynocephalus *Brogniart*, Journal d'hist. nat. I. t. 21. daraus in Schreber Säugethiere. t. 13. B. (gut) — t. 6. f. 1. (Buffons Figur) am besten *Geoffroy* und *Cuvier* Mammifères. Papion l. 6. Männchen, 7. sehr junges Weibchen. Buffons Figur hat fälschlich einen kurzen Schwanz. *Audebert* Singes. III. t. 1. nach ausgestopftem Ex. t. 2). Der große Pavian, der gemeine Pavian.

Mehr oder weniger gelbbraun, die Haare sehr lang, das Gesicht schwarz, der Backenbart gelb, die Hände von der Farbe des Körpers. Die Nasenlöcher stehen bedeutend über die Schnauze vor, das Gesicht, die Ohren und die Hände sind schwarz, die Wangen braun, der Backenbart ist nach hinten gerichtet, der Schwanz reicht bis in die Mitte der Schienbeine. Die Haare des Körpers sind einzeln betrachtet schwarz und hellbräunlich gelb geringelt. Die Haare der untern Theile sind wie die der obern gefärbt, doch etwas blässer und mehr ins Braune ziehend. Die Länge beträgt von der Spitze der Schnauze zwei Fuß drei Zoll, der Schwanz mißt zwanzig Zoll. Die Weibchen und die Jungen weichen in der Farbe von den Männchen nicht ab, sondern blos in den Proportionen, die Schnauze ist weniger lang, der Körper weniger plump. Dieser Affe lebt auf den Felsen des Tafelberges am Vorgebirge der guten Hoffnung. Delalande traf ihn noch auf dreihundert Stunden tiefer im Innern des Landes in Truppen von dreißig bis vierzig Stück. Außerdem wird noch die Küste von Guinea, die Insel Meroë und Sennar angeführt.

2) C. Papio. *Geoffroy.* (Papio cynocephalus, *Geoffroy* Annales du museum d'hist. natur. — Kuhl Beiträge zur Zoologie. — Simia cynocephalus *Linn.*, *Erxleb. Gmel.* (encl. Synom.) *Fischer* Synopsis mammalium. — Cynocephalus Babouin, *Demarest* Mammologie — Babouin *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères I. 4. ♂.). Der Hundskopfaffe, kleine Pavian. Der Babouin.

Gelblich grün, unten blässer, das Gesicht fleischfarben, die Nase schwarz und die Haare des Kopfes sehr lang, der Schwanz reicht nur bis an die Kniekehle. — Die Nasenlöcher treten nicht über die Schnauze heraus, welche senkrecht abgeschnitten ist, und die etwas ausgerandeten Seitenknorpel stehen vor den mittleren zurück. Die Haare des Körpers einzeln betrachtet haben schwarze schmale und breite gelbe Ringe, der Backenbart ist gelblich weiß und zieht sich bis unter den Hals. Der Schwanz steht nur an der Wurzel aufrecht und fällt dann schlaff herab. Bei den Jungen ist die Unterseite des Körpers weißlich und das Gesäß nicht roth, sondern lohschwarz. Die Länge ist von der Schnauzenspitze zwei Fuß drei Zoll, der Schwanz mißt einen Fuß vier Zoll. Das Vaterland dieses Affen ist das nördliche Afrika, und es scheint, als ob er derjenige ist, der so häufig auf den ältern Bildwerken der Ägypter dargestellt wird. (Antiquités d'Egypte II. t. 83. l. — t. 38. n. 10 et 8. — t. 81. n. 14.).

3) C. Anubis *Geoffroy* et *Cuvier* (Mammifères ed. fol. fasc. 50. in 4to. nr. 43.).

Lebhaft grün, das Gesicht vorn, die Ohren und Hände schwarz, die Wangen und Augengegend fleischfarben. — Die Länge von der Schnauzenspitze zum After 1½ Fuß. Nach *Geoffroy* (*Belanger* Voyage l. c.) ist dieser Affe nur eine Abänderung des vorigen, vielleicht Altersverschiedenheit. Er hat mit demselben das Vaterland gemein.

4) C. porcarius *Boddaert.* (Naturforscher XXII. t. 1. 2. — Papio comatus *Geoffroy* Annales du museum XIX. — Kuhl Beiträge. — Simia sphingiola *Hermann* observ. Zool. — C. ursinus Schinz Übers. von *Cuv.* regn. anim. — Singe noir *le Vaillant* Voyage. Charma *Geoffr.* et *Cuvier* Mammif. ed. fol. fasc. 7. sehr alt ♂ und Kopf vom jungen ♀ ed. 4to. n. 47. — Chaarma der Hottentoten. Guenon noir a face allongé *Buffon*). Der schwarze Pavian.

Schwarzbraun oder schwarz, mit gelblichem oder grünlichem Schiller, besonders an der Stirn, der Backenbart grau, Gesicht und Hände schwarz, sowie der Haarbüschel am Ende des Schwanzes. — Die Haare

Digitized by Google

des Hinterkopfes, des Halses und des Vorderrückens sind so lang, daß sie eine Mähne bilden, welche jedoch dem Weibchen fehlt, die obern Augenlieder weiß, der Schwanz reicht bis auf die Ferse und ist einen Fuß acht Zoll lang, der Kopf mißt einen Fuß, der Körper etwa zwei in der Länge, die Gesäßschwülen sind klein. Dem Weibchen fehlt die Mähne, auch ist es weniger behaart, die Jungen sind mehr schwarzgelb und der Arm nach den Händen zu schwarz. Delalande fand diesen Affen in Truppen von drei bis vier Stück auf dem Gebirge. Ein Männchen, welches in der pariser Menagerie funfzehn Jahr alt wurde, war in der Jugend sehr sanft, wurde aber im Alter desto böser und ganz unbändig, die Weibchen blieben dagegen immer sanft. Die letztern zeigten jeden Monat bedeutend geschwollene Geschlechtstheile.

5) C. Hamadryas *Linné* (und der übrigen Autoren. Simia aegyptiaca, *Hasselquist* iter. — Dog-faced-ape *Pennant*. — Tartarin *Belon*. — Singe de Moco *Buffon*. — Tartarin *Geoffroy* et *Cuvier* Mammif. fol. fasc. 5. ed. 4to. n. 46. ♂. — Papion a perruque *Cuvier* regn. anim.) der Tartarin, Perückenaffe.

Aschgrau oder bläulich oder grüngrau, der Kopfbart und Halshaare sehr lang, so daß gleichsam ein Mantelkragen entsteht. Die hintern Theile blässer als die vordern, die Vorderbeine fast schwarz, der Bart, der Haarmantel auf den Schultern und der Bauch weißlich, das Gesicht, die Ohren und Hände lohfarben, welche Farbe an der Schnauzenspitze dunkler ist. Eine tiefe Furche zwischen den Nasenlöchern, das Gesäß roth, stark aufgeschwollen, an dem einen Fuß drei Zoll langen Schwanze am Ende einen Haarbüschel, die Länge des Kopfes acht Zoll, die des Leibes ein Fuß drei Zoll (wol nur Maß von einem Jungen?). In Abessinien und Arabien einheimisch, sonst öfterer nach Europa gebracht und häufig auf den dortigen Denkmälern abgebildet (Monum. de la Nubie par *Gau* pl. 45. fig. A; et ibid. pl. 3.).

6) C. Wagleri, *Agassiz* (Isis XXI. S. 861. taf. XI.)

Das Gesicht sehr verlängert, fleischfarben, die Haare der obern Theile olivenfarben, an der Basis graulich, an der Spitze schwärzlich. Die Gegend des Heiligenbeins und die Hinterbeine außen rothgelblich, die Hände oben olivengrau. Der Schwanz länger als der Körper, am Ende mit einem gelblichen Büschel. Die Gesäßschwülen roth, die Hände inwendig schwärzlich. Die Länge des Kopfes sieben Zoll, des Rumpfes dreizehn Zoll sieben Linien, des Schwanzes funfzehn Zoll acht Linien. Das beobachtete Exemplar, dessen Vaterland nicht angegeben wird, war nach dem Schädelbau zwar erwachsen, wenn auch nicht alt.

II. Sehr kurz geschwänzte Arten, Mandrill. *Cuv.*

7) C. Mormon, *Linné* (und dessen und aller Autoren Maimon. *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères fol. fasc. 41. in 4to. n. 52. ♂. jung. n. 53. ♂. alt). Der Mandrill, Boggo, Choras.

Schwärzlich, unten weißlich, der Bart gelblich, die Nase und die Gesäßschwülen bei den Erwachsenen roth, zur Seite der Nase auf den Backen blaue Furchen. — Man hat lange aus den Jungen und Alten dieser Affenart zwei Arten gemacht. Bei den Erwachsenen sind wie bei der folgenden Art die obern Theile der Schenkel sehr schön rothblau, welche Farbe viel an ihrem Glanze verliert, wenn das Thier krank wird. Auch die Nase von den Augen bis an die Schnauzenspitze wird bei den Alten mit Entwickelung der Eckzähne schön dunkelroth, früher erscheint sie schwarz, sowie dann auch das Gesäß und die Testikeln nur lohfarben sind. Bei den Alten erheben sich auch die Scheitelhaare kammartig. Die Nase der Weibchen ist niemals ganz roth, und jeden Monat schwellen bei ihnen die Geschlechtstheile kugelartig an und bleiben fünf Tage in diesem Zustande, durch welche Zeit auch der Blutfluß dauert. Das Vaterland dieses Affen ist Guinea, und er erreicht von der Schnauzenspitze bis zum After eine Länge von zwei Fuß 1½ Zoll, der Schwanz ist nur zwei Zoll lang.

8) C. leucophaeus, *Fred. Cuvier* (ej. et *Geoffroy* Mammifères fasc. 1 und 53. et in 4to. n. 48. ♂. 49. ♀. 50. sehr altes Exemplar, 51. sehr junges. Drill. — Pennants Wood-Babion). Der Drill.

Oben gelbgrau, unten weiß, das Gesicht schwarz, der Schwanz sehr kurz, nur als ein Haarbüschelchen erscheinend. Bei den Alten wird die Färbung eben so dunkel als an voriger Art, und das Kinn schön zinnoberroth. — An den Wangen ein nach hinten liegender, gelber Bart, die Scheitelhaare kammartig in die Höhe gerichtet, die Testikel und die Schenkel oben roth. Das Weibchen hat einen kürzern Kopf, und die grünliche Farbe erscheint nur auf dem Kopfe und den Gliedern deutlicher. Die Länge eines nicht ganz erwachsenen war vom Scheitel bis ans Gesäß zwei Fuß zwei Zoll. Der Kopf ist acht Zoll acht Linien lang, der Schwanz mißt nur drei Zoll. Das Vaterland ist wahrscheinlich Afrika. Kuhl gibt von diesen Affen eine weiße Varietät an.

III. Ungeschwänzte Arten. Cynopithecus *Geoffroy* (*Belanger*. Voyage).

9) C. niger *Desmarest* (Mammalogie Suppl. — C. malayanus, *Desmoulins* Dict. class. — Macacus maurus, *Lesson* Suppl. Buffon. — Anatomie in Voyage de l'Astrolabie).

Ganz schwarz, überall nur Wollhaare, mit Ausnahme derer auf dem Scheitel, welche einen Kamm bilden. Das Gesicht bildet eigentlich ein Viereck, und schon dadurch unterscheidet sich dieser Affe nächst seiner geringen Größe, die nur funfzehn bis sechszehn Zoll beträgt, von den übrigen Arten. Er weicht aber auch sonst noch so von denselben Arten ab, daß Geoffroy (Belanger a. a. O.) meint, er müsse von denselben getrennt werden. Der Kopf ist nämlich viereckiger als bei den andern Arten, die Schnauze weniger lang, das Gesicht mehr breit, das Kieferbein erhebt sich nämlich nicht längs der Nase, sondern plattet sich mit dieser nach den Augenhöhlen ab; besonders sind auch die Nasenlöcher mehr wie beim Macacus gebildet. Das Vaterland sind die philippinischen Inseln. (*D. Thon.*)

Digitized by Google

CYRILLISCHES ALPHABET, ist nach Cyrillus, dem Apostel mehrer slavischen und tatarischen Völker, benannt (s. diesen). Es hatten, wie gewöhnlich angenommen wird, die Mähren, als er für sie die Bibelübersetzung unternahm, noch gar keine Schriftsprache, und so mußte denn Cyrillus erst ein slavisches Alphabet erfinden, welches nach ihm das Cyrillische genannt wird, bei den Slaven selbst aber Kiurilliza heißt. Spätere Schriftsteller, besonders slavische, haben es bezweifelt, daß diese Nation vor dem Cyrillus noch keine Schriftzüge gehabt habe, und deshalb eine alte Sage zu bestätigen gesucht, nach welcher Hieronymus schon für die Dalmatier und andere Slaven eine Buchstabenschrift erfunden und nach derselben die Bibel in ihre Sprache übersetzt haben soll. Diese Sage beruht auf zwei Voraussetzungen, die beide gleich ungewiß und unwahrscheinlich sind. Man nimt dabei an, daß Hieronymus ein geborner Dalmatier und daß sein Vaterland damals schon von Slaven bewohnt gewesen sei. Doch findet sich wirklich neben dem Cyrillischen noch ein anderes slavisches Alphabet, welches künstlicher und schwieriger als jenes ist. Dieses hält man nun für das des Hieronymus und meint, Cyrillus habe es bereits vorgefunden und die Schriftzüge desselben nur leichter und bequemer gemacht. Johann Georg Stredowsky (s. Ejusd. Sacra Moraviae Historia, sive vita S. S. Cyrilli et Methodi, Solisbaci, 1710. 4. p. 216.) setzt das Alles sogar als bekannt voraus; doch hat der böhmische Jesuit Ballinus in seiner Epitome historica rerum Bohemicarum, und zwar in den Notis historicis in Christianum, Pragae, 1677 fol. p. 78. genügend gezeigt, wie grundlos diese Voraussetzung sei. Beide Alphabete haben nicht nur unter sich, sondern auch mit dem russischen, besonders dem neurussischen, viele Ähnlichkeit und verrathen sämtlich wenigstens eine entfernte Abstammung von dem griechischen. Das hat die ganz grundlose Sage veranlaßt, Cyrillus habe auch die Russen zum Christenthume bekehrt, und um sie vor dem Abfalle zu bewahren, fünf und dreißig Buchstaben für sie erfunden, die noch bei ihnen im Gebrauche wären, wodurch er die Religionskenntnisse unter ihnen erhalten. Wahrscheinlich ist allerdings, daß die Russen nach dem Alphabete des Cyrillus das ihrige zusammengestellt haben, nur empfingen sie jenes gewiß nicht von Cyrillus selbst, sondern später. Banduri (Imper. Orient. Tom. II. Animadvers. in Constant. Porphyrog. de administrando imperio Ed. Venet. p. 66. 67.) führt obige Sage an und hat auf diese Veranlassung zwei sogenannte hieronymianische, das dalmatische und illyrische, sowie auch das cyrillische Alphabet in Kupfer stechen lassen. Das cyrillische und angeblich hieronymianische Alphabet, welches auch von seinem vierten Buchstaben Glagola, das glagolitische genannt wird, hat der Freiherr Joh. Weichard Valvasor (die Ehre des Herzogthums Krain, Laybach, 1689. Fol. Thl. 2. S. 273.) in Kupfer stechen lassen, und danach hat sie auch Stredowsky (l. p. 216) wieder abdrucken lassen. Der Piarist, P. Dobner (s. Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das J. 1785. S. 102 fg.) stellte die Hypothese auf, daß nicht das sogenannte cyrillische, sondern vielmehr das glagolitische oder hieronymianische Alphabet von Cyrillus herrühre; indessen hat sie keinen Eingang gefunden. Das Cyrillische Alphabet ist noch jetzt in der Bulgarei, in Serbien, Bosnien, in der Moldau und Walachei üblich; das glagolitische in Kroatien, Dalmatien, Krain und Istrien. Noch gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde mit demselben zu Rom das Missale gedruckt, aus welchem die Priester in vielen Gegenden Krains die Messe lasen; aber schon im 16. Jahrhunderte machte Primus Teuber, ein geborner Krainer und evangelischer Prediger, den Versuch, das N. Test., was er in die krainische Mundart übersetzte, mit lateinischen Lettern zu schreiben, und dies gelang so gut, daß sie seit jener Zeit allmählig in Dalmatien und Kroatien an die Stelle der alten getreten sind.

(*K. Ch. L. Franke*)

CYRILLUS (ΚΥΡΙΛΛΟΣ), Hierosolymitanus, Presbyter, später Bischof zu Jerusalem. Von seinen früheren Lebensverhältnissen gibt es keine sichere Nachrichten. Nach Hieronymus (Chron. ad a. 349.) erhielt er die Weihe zum Presbyter unter dem Bischofe Maximus (335—349), und als solcher das Geschäft, die Katechumenen erster Klasse (βαπτιζόμενοι, φωτιζόμενοι, competentes) auf den Empfang der Taufe vorzubereiten. Einen vorbereitenden Unterricht dieser Art enthalten die unter seinem Namen in griechischer Originalsprache vollständig erhaltenen drei und zwanzig Katechesen d. i. zusammenhängende Religionsvorträge. Eine sogenannte Vorbereitungsrede (προκατήχησις), welche ihnen voraufgeht, gibt denen, welche sich zum Empfang der Taufe gemeldet hatten, einen allgemeinen Begriff über das Wesen und die Wichtigkeit derselben, sowie auch Vorschriften über ihr Verhalten während der Katechesen, besonders die Exorcismen und die Geheimhaltung des Inhaltes der Katechesen vor Katechumenen und Ungeweihten überhaupt betreffend (n. 12. vergl. Cat. VI. 29.). Die zunächst folgende erste Katechese ist ähnlichen Inhaltes und ermahnt zu der sittlichen Erneuerung, welche der Taufe voraufgehen müsse; dies wird weiter verfolgt in der zweiten, welche sich über die heilsamen Wirkungen der μετάνοια verbreitet, worauf dann in der dritten die Taufe als das einzige Mittel zur Erlangung einer vollkommenen Sündenvergebung gepriesen wird, welches nur durch den Zeugentod für die Sache Christi könne ersetzt werden (n. 10). Daran schließt sich in der vierten eine allgemeine Übersicht der Hauptpunkte des christlichen Glaubens nach der Folge, wie sie dann einzeln in den übrigen Katechesen erläutert werden, und nach Anleitung einer Glaubensformel (πίστις niemals σύμβολον [1]), welche demnächst dem Gedächtnisse der Zuhörer eingeprägt wird, um ihnen am Tage vor

1) Es steht dafür auch πίστεως διδασκαλία Cat. 5, 12. 14. 24 und ἐπαγγελία τῆς πίστεως professio fidei Cat. II. 1, 22. 17, 3. 18. 21. 28. Symbolum, obwol griechischen Ursprungs, brauchten anfänglich (sein Cyprianus) nur die Lateiner.

Digitized by Google

Empfang der Taufe als Bekenntniß abgenommen zu werden. Die Übergabe dieser Formel veranlaßt den Katecheten, zunächst (Cat. V.) von der πίστις zu handeln, deren er zwei Arten unterscheidet, die eine, welche in dem freien Beifalle besteht, welchen man den Lehren des Christenthums schenkt (τὸ δογματικὸν εἶδος); die andere, ein Geschenk der Gnade Christi, deren Wesen in der Zuversicht liegt, welche Berge versetzt (πίστις ἐνεργητική). Die Gegenstände für die erstere hat die Kirche zusammengefaßt in ihrer Glaubensformel (πίστις), welche sodann (n. 12.) nur mündlich übergeben und deren Geheimhaltung aufs strengste eingeschärft wird. Demnach findet sich denn auch die ganze Formel nach ihrem Zusammenhange in den Katechesen nicht vor; wol aber läßt sich ihr Inhalt sowie die Folge ihrer Sätze aus den Erläuterungen erkennen, welche über die einzelnen Artikel in den folgenden Katechesen gegeben werden, und auf diese Weise hat man mit ziemlicher Sicherheit die ganze Formel in ihrem Zusammenhange wieder herzustellen gewußt [2]). Sie schließt sich an die ältesten morgenländischen Denkmäler des sogenannten apostolischen Symboli an, ohne jedoch von Cyrill auf apostolischen Ursprung zurückgeführt zu werden [3]) und von den Zusätzen, mit welchen das alte cäsareensische Bekenntniß auf der Synode zu Nicäa wider die Arianer versehen wurde, hat sie keinen Gebrauch gemacht [4]). Die Erklärung der einzelnen Bestimmungen dieser Glaubensformel bildet dann den Inhalt der folgenden Katechesen VI—XVIII, nach folgender Vertheilung: Cat. VI. die Erklärung der Worte εἰς ἕνα θεόν, VII. πατέρα, VIII. παντοκράτορα, IX. ποιητὴν οὐρανοῦ καὶ γῆς ὁρατῶν τε πάντων καὶ ἀοράτων. X. Καὶ εἰς ἕνα κύριον Ἰησοῦν Χριστόν, XI. τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ τὸν μονογενῆ (τὸν ἐκ τοῦ πατρὸς γεννηθέντα θεὸν ἀληθινὸν πρὸ πάντων αἰώνων, δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο), XII. ἐν σαρκὶ παραγενόμενον καὶ ἐνανθρωπήσαντα (ἐκ παρθένου καὶ πνεύματος ἁγίου), XIII. σταυρωθέντα καὶ ταφέντα, XIV. ἀναστάντα τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ, καὶ ἀνελθόντα εἰς τοὺς οὐρανούς, καὶ καθίσαντα ἐκ δεξιῶν τοῦ πατρός, XV. καὶ ἐρχόμενον ἐν δόξῃ κρῖναι ζῶντας καὶ νεκρούς. οὗ τῆς βασιλείας οὐκ ἔσται τέλος. XVI. Καὶ εἰς ἓν ἅγιον πνεῦμα, τὸν παράκλητον, XVII. τὸ λαλῆσαν ἐν τοῖς προφήταις, XVIII. καὶ εἰς ἓν βάπτισμα μετανοίας εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν, καὶ εἰς μίαν ἁγίαν καθολικὴν ἐκκλησίαν, καὶ εἰς σαρκὸς ἀνάστασιν, καὶ εἰς ζωὴν αἰώνιον. Die Erklärungen sollten, wie schon der Eingang (Procat. 10.) bemerkte, nicht blos thetischer Art seyn, sondern sich zugleich auch antithetisch über die Einwürfe der Gegner des Glaubens verbreiten. Diese letzteren werden daher sorgfältig berücksichtigt, zugleich aber auch historische Nachrichten über die Personen und Lebensverhältnisse derselben ertheilt. Namentlich bestreitet er als Gegner der Einheit Gottes (Cat. VI.) die Vertheidiger eines zweifachen Princips, Simon Magus, Marcion, Valentinus, Manes, über dessen Geschichte und Lehrsätze er die ersten genaueren Nachrichten gibt [5]); bei der Lehre vom Sohne Gottes verwirft er ebensowol die Unterscheidung des λόγος προφορικός (Cat. XI, 10.), als auch die sabellianische συναλοιφὴ ὑποστάσεως (l. c. 16.) und die arianische Lehrformel ἦν ὅτε οὐκ ἦν; bei der Menschwerdung widerlegt er die jüdischen Läugner der Möglichkeit derselben, zu welchen er auch die Judenchristen rechnet, aus Zeugnissen der Propheten (Cat. XII, 2. 3.), und verbreitet sich wider diese Gegner besonders über die Möglichkeit der jungfräulichen Geburt (26—30), indem er neben den jüdischen Gegnern zugleich auch die heidnischen aus ihren eigenen Voraussetzungen zu bestreiten sucht (31.), endlich aber auch die Gnostiker, als Feinde einer wahrhaften ἀνθρωπότης Χριστοῦ, bekämpft (33. 34.). Ausführlich, jedoch ohne Nennung des Gegners, wird auch die Lehre des Marcellus von Ankyra, daß nach 1. Cor. XV, 25. f. das Reich Christi keine bestimmte Dauer haben werde, bestritten und dabei denn auch desselben sabellianisirende Logoslehre erwähnt Cat. XV, 27—33. Als Irrlehrer in dem Artikel vom h. Geiste kennt er Marcion, welcher die Weissagungen des A. T. im N. T. ausmerzt, Montanus und Manes, welche sich selbst für den Paraklet ausgeben, Cat. XVI, 6—9. Dagegen zeigen sich keine sicheren Spuren einer Bekanntschaft mit den späteren Pneumatomachen, namentlich den Macedonianern; denn die Epitheta ζῶν καὶ ὑγιῶς (Cat. XVII, 5.) und ἐνυπόστατον (l. c. 28.), welche dem πνεῦμα gegeben werden, enthalten keine polemische Beziehung, und N. 32. ist ὁμοούσιον nach πνεῦμα nur durch Interpolation eingedrungen. Wenn endlich die Auferstehung Cat. XVIII, 11—13. vornehmlich wider die Samariter vertheidigt wird, so lag dies in den Ortsverhältnissen gegeben, da man sonst an dieser Stelle vornehmlich eine Bestreitung der Gnostiker erwarten mußte. Die Beweise für die Glaubenssätze, zu thetischem und antithetischem Gebrauch, werden vornehmlich aus den heil. Schriften (vorzugsweise dem A. T.) von welchen Cyrill seinen Katechumenen gleichzeitig mit der allgemeinen Übersicht der πίστις ein Verzeichniß übergibt [6]), geschöpft. Das Ansehen der h. Schrift

2) *Touttée* Opp. Cyrilli H. p. 84. *C. W. F. Walch* Bibl. symb. vetus p. 43. s. 3) Nach ihm beruht die Auterität dieser Formel vielmehr darauf, daß sie einen Inbegriff der Schriftwahrheiten in sich faßt. Cat. V, 13. ἐκλέχου τὴν ἀπὸ τῶν θείων γραφῶν περὶ ἑκάστου τῶν ἐγκειμένων σύστασιν· οὐ γὰρ ὡς ἔδοξεν ἀνθρώποις συνετέθη τὰ τῆς Πίστεως, ἀλλ' ἐκ πάσης γραφῆς τὰ κεφαλαιώτατα συλλεχθέντα μίαν ἀπαληροῖ τὴν τῆς Πίστεως διδασκαλίαν. 4) Auch nicht von den Zusätzen des nicäno-constantinopolitanischen Bekenntnisses; denn die Worte τὸ λαλῆσαν ἐν τοῖς προφήταις in der Lehre vom h. Geiste, Cat. 17, hat schon Irenäus in seiner Glaubensregel adv. Haer. I, 10. Indeß haben einige Codd. nach Cat. 5, 13. das nicänische Bekenntniß gegen den Inhalt der Katechesen selbst und der späteren Sitte folgend, eingeschaltet. Vergl. Touttée l. c. p. 79. Spuren älterer Glaubensformeln, welche dem Katechumenen nach der abrenuntiatio und bei der wirklichen Taufe abgenommen wurden, verrathen sich Cat. 19, 9. 20, 4.

5) Cat. VI, 20—34. Daß er dabei Schriften der Manichäer benutzte, zeigt Nr. 34 und nach Nr. 26. 27 scheinen darunter auch schon Stücke der Akten des Archelaos gewesen zu seyn. Über auch unter seinen Katechumenen selbst hatte er bekehrte Manichäer Nr. 32. vergl. Cat. XV, 3. 6) Cat. IV, 35. 36. Er zählt 22 Bücher des A. T. und darunter keine Apokryphen, nur daß er den Baruch und den apokryphischen Brief des Jeremias in ei-

Digitized by Google

wird sehr hoch gestellt und dem der kirchlichen Überlieferung, von welcher ein seltener Gebrauch statt findet [7]), vorgezogen [8]). Zur Bestreitung aber benutzte er auch die hellenischen Mythen [9]) und dialektische Beweisführungen [10]), zur Erläuterung und Begründung physikalische und naturhistorische Kenntnisse [11]); sein Vortrag ist im Allgemeinen ruhig, klar, verständlich und besonnen, den Gegenständen und dem Zwecke angemessen, selten und nur in einzelnen Stellen zeigt er sich bilderreich, mit oratorischem Schmucke ausgestattet, und den Ausdruck lebhafter Erregung und begeisterter Gemüthsstimmung verrathend [12]). Der Form nach will er selbst diese Katechesen als eine Art von Homilieen betrachtet wissen, die er jedoch wegen ihrer Bestimmung für Katechumenen von den gewöhnlichen unterscheidet [13]). Daher denn auch der homiletische Ton in ihnen vorherrschend ist und eine biblische Lection in der Regel den einzelnen Katechesen vorauf gesandt wird. Sie werden nämlich unterschieden von den sonntäglichen Homilieen, welche Cyrill im Laufe dieser Katechesen hielt [14]), folgen sich unausgesetzt und stehen in einem solchen Zusammenhange, daß sie unter sich ein Ganzes bilden; daher denn auch wechselseitige Verweisungen in den früheren Katechesen auf die späteren und in diesen auf die früheren vorkommen [15]).

Dieser innere Zusammenhang der achtzehn Katechesen ist die beste Widerlegung der von Gerh. Joh. Vossius [16]) geäußerten Vermuthung, daß das Werk längere Interpolationen, zu welchen namentlich die letzte Katechese gehöre, erlitten habe, welche sich ohnedem auf die ganz ungegründete Voraussetzung stützt, daß Cyrill der nicänischen Glaubensformel als Katechet habe folgen müssen. Gegen die völlige Unechtheit des Werkes, welche Joh. Rivet aus protestantischem Glaubenseifer behauptete [17]), sprechen aber nicht nur die bestimmtesten äußern Zeugnisse und die frühzeitigen, zum Theil unter namhafter Anführung des Verf. statt findenden Benutzungen von Stellen desselben bei den KVV. [18]); sondern auch die allenthalben und in großer Zahl in demselben vorkommenden Beziehungen auf Orts- und Zeitverhältnisse, welche aufs deutlichste zeigen, daß ein Presbyter der Gemeinde zu Jerusalem, ganz ähnlicher Denkart als der Cyrill von Jerusalem, sie um die Mitte des vierten Jahrhunderts in der neuerbauten Kirche der Auferstehung daselbst [19]) während der vierzigtägigen Fasten [20]) müsse gehalten haben [21]).

Zur näheren Bestimmung des Jahres, in welches diese katechetischen Vorträge fallen, dienen folgende Angaben. Nach Cat. VI, 20 hat Manes vor 70 Jahren unter Probus geblüht. Er starb aber im J. 277, so daß diese Angabe auf das J. 347 herabführt. Sie werden nach XIV, 20 gehalten, nachdem Constantin der Große schon gestorben war (also nach 337), nach XIV, 14 während seine Söhne (*οἱ νῦν βασιλεῖς*) regirten [22]), also vor der Alleinherrschaft des Constantius (350.); die Lehre des Marcellus von Ankyra heißt XV, 15 *προσφάτως ἀναφυεῖσα*; sie verbreitete sich aber seit 335. Es wird hingedeutet auf die Christenverfolgung in Persien unter Sapor, welche 344 ausbrach [23]). Während diese Vorträge gehalten werden, wüthet der Krieg zwischen den Persern und Römern im angrenzenden Mesopotamien [24]). Er brach unter Constantius zu wiederholten Malen aus und bewegte sich vornehmlich um den Besitz der mesopotamischen Festung Nisibis. Der erste Krieg dauerte von 338—342, der zweite brach 346 aus, worauf im folgenden Jahre Waffenstillstand eintrat. Diese Andeutungen führen auf die österliche Zeit des J. 347 [25]).

nem Buche mit den Reden desselben hat und im Daniel schon die längeren griechischen Zusätze kennt. So benutzt er die Geschichte der Susanna, Cat. XVI, 31, den Gesang der drei Männer, Cat. II, 16. IX, 2, den Bel und Drachen, Cat. XIV, 25. Aber auch die im Verzeichniß nicht aufgeführten Apokryphen, das Buch der Weisheit (Cat. IX, 2, 16.) und Jesus Sirach (VI, 4. XI, 19. XIII, 8.) benutzte er als kanonische Bücher. In seinem Verzeichniß des N. T. werden alle übrigen Evangelien außer den vieren bezeichnet als *ψευδεπίγραφα καὶ βλαβερά*, unter ihnen namentlich das von Manichäern verfaßte *εὐαγγέλιον κατὰ Θωμᾶν, ὅπερ εὐωδίᾳ τῆς εὐαγγελικῆς προσωνυμίας διαφθείρει τὰς ψυχὰς τῶν ἁπλουστέρων*. Er kennt dann die *πράξεις τῶν δώδεκα Ἀποστόλων, ἐπτὰ καθολικὰς ἐπιστολὰς* und als *ἐπιφέγγημα τῶν πάντων* vierzehn Briefe des Paulus, so daß der an die Hebräer mitgezählt wird. Von allem Übrigen heißt es *ἔξω κείσθω ἐν δευτέρᾳ*. Dahin nun muß auch die Apokalypse des Johannes gehören, welche er, Cat. XV, 16., unter die Apokryphen zu setzen scheint. 7) Auf das Zeugniß des Clemens Rom. beruft er sich Cat. XVIII, 9. des Irenaeus Cat. XVI, 6. 8) Vergl. besonders die Stellen Cat. IV, 16. *δεῖ περὶ τῶν θείων τῆς πίστεως μυστηρίων μηδὲ τὸ τυχὸν ἄνευ τῶν θείων παραπίπτεσθαι γραφῶν*. XII, 5. XVI, 2. XVII, 1, 11. 9) Cat. IV, 6. VI, 10, 11. XII, 27. u. öft. 10) Cat. VI, 12, 13. XIV, 15, 16. XVIII, 1—4. 11) Cat. VI, 3. XVI, 22. IV, 22. IX, 15. 12) z. B. Cat. XIII, 38—41. XV, 22, 23. 13) Procat. 11. *Μὴ νομίσῃς τὰς συνήθεις εἶναι ὁμιλίας· κἀκεῖναι μὲν γὰρ ἀγαθαὶ καὶ πίστεως ἄξιαι. ἀλλ' ἐὰν σήμερον ἀμελήσωμεν αἴτιον μανθάνομεν· τὰ δὲ περὶ τοῦ λουτροῦ τῆς παλιγγενεσίας καὶ ἀκολουθίαν διαδιδόμενα διδάγματα ἐὰν σήμερον ἀμεληθῇ πότε κατορθωθήσεται;* 14) Auf diese verweiset er bisweilen in den Katechesen und bemerkt ausdrücklich, daß er in ihnen, obwol er zu allen redete, doch vorzüglich die Bedürfnisse der Katechumenen berücksichtigt habe, Cat. X, 14. XIV, 24. 15) Vergl. z. B. Cat. VII, 1. XVI, 32. XVII, 20 u. ö. 16) Dissert. I. de tribus symbolis.

17) Critica sacra L. III. c. 8. 18) Hieron. Catal. v. i. cap. 112. Extant ejus (Cyrilli, Hierosolymae Episcopi) *κατηχήσεις*, quas in adolescentia composuit. Schon Rufinus, der älteste Ausleger des Symbols bei den Abendländern, Zeitgenosse des Cyrill und gleichzeitig mit ihm in Palästina verweilend, hat in seiner Expositio Symb. Apost. einige dieser Katechesen sehr stark und fast wörtlich, ohne den Verf. zu nennen, benutzt, besonders Cat. XIII, 21, 35. Eine namhafte Anführung von Cat. IV. bei Theodoretus Dial. II. Opp. T. IV. p. 106. 19) *τὸ μαρτύριον τῆς ἀναστάσεως* Cat XIV, 6, 33. *οἱ νῦν βασιλεῖς — τὴν ἁγίαν ἐκκλησίαν ταύτην ἐν ᾗ πάρεσμεν τῆς τοῦ Σωτῆρος Θεοῦ Ἀναστάσεως ἐξειργάσαντο* 14, *τόπος τῆς ἀναστάσεως* XVIII, 20. 20) Cat. XVII, 20. *τῆς ἁγίας ἑορτῆς — τοῦ Πάσχα ἐφεστώσης*. Vergl. Touttée l. c. CXXIII. s. 21) Touttée l. c. Dissert. II. p. XCVIII ss. 22) Vergl. Cat. XXIII, 8, wir bringen Gebete dar *ὑπὲρ βασιλέων*. 23) *Ἤδεσαν — μαρτυροῦσιν ὑπερποθήσαντες τοῦτον, ὃν σαρκὸς ὀφθαλμοῖς οὐκ εἰδώρησαν* X, 19. vergl. Soc. Hist. II, 41. 24) Cat. XV, 6. *νῦν Περσῶν πρὸς Ῥωμαίους περὶ Μεσοποταμίαν πόλεμος*. 25) Touttée l. c. p. CXXI. entscheidet für die Osterzeit des J. 348, vornehmlich weil damals die Ostern früher fielen, als im J. 347, und die Katechesen an mehren Orten z. B. IV, 30 verrathen, daß sie in rauher Winterzeit

Digitized by Google

Von den dogmatischen Begriffen, welche in den Katechesen dargelegt werden, sind mehre theils wegen ihrer Unabhängigkeit von herrschenden Satzungen der Kirche, theils als erste Entwickelung späterer Kirchendogmen historisch merkwürdig. In der Lehre vom Sohne Gottes wird die ewige Zeugung vom Vater unter Formeln festgehalten, welche auch die nicänische Formel von der Mittheilung des Wesens braucht (Cat. IV, 7. τὸν ἐκ ζωῆς ζωὴν γεννηθέντα, τὸν ἐκ φωτὸς φῶς γεννηθέντα), die Vergleichung mit dem Aussprechen des Wortes wird verworfen (λόγος οὐ προφορητικὸς [l. προφορικὸς] εἰς ἀέρα διαχεόμενος IV, 7. cf. XI, 10.), ebenso die Vorstellung, daß Vater und Sohn nicht der Substanz nach zu unterscheiden, der Sohn zugleich auch der Vater (υἱοπατὼρ) sei[26]), und die entgegenstehende arianische, daß der Sohn aus einem andern Wesen als der Vater und nicht von Ewigkeit sei[27]); dagegen trit der Katechet auch nicht der nicänischen Homousie bei, welche eben zu jener συναλοιφή zu führen schien, sondern bleibt mit den sogenannten Semiarianern dabei stehen, daß der Sohn dem Vater ähnlich sei in aller Beziehung und in keiner Hinsicht der Gottheit des Vaters ermangele[28]). Daher denn auch Gott der Vater Christi κατὰ φύσιν, der der Menschen nur κατὰ θέσιν (adoptione) VII, 10, die Jungfrau als wirkliche Gottgebärerin (πάρθενος ἡ θεοτόκος X, 19.) zu verehren, und ihr Sohn nicht als ἀνθρώποις δικαίοις ἰσότιμος (VII, 7.) zu betrachten ist. Über die Menschwerdung jedoch und das Verhältniß der beiden Naturen nach derselben hat sich kein bestimmter Begriff gebildet. Namentlich bleibt in der davon handelnden Katechese (XII.) ganz unbestimmt, ob dieselbe sich auf die Annahme eines menschlichen Körpers beschränkt oder zugleich auch die Vereinigung des Logos mit einem menschlichen Geiste umfaßt habe. Von dem Verfall der Menschheit vor der Erscheinung des Erlösers und der Beschaffenheit der erlösungsbedürftigen Natur wird zwar niemals ausdrücklich gehandelt, wol aber zeigen zerstreute Äußerungen, daß eine vollständige Willensfreiheit in allen Menschen vorausgesetzt wird, nach welcher die Gnade Gottes in Christo nur denen zu Theil werden kann, welche sich ihrer zuvor schon durch eigenes freies Streben nach dem Guten würdig gemacht haben[29]). Diese Auffassung des Verhältnisses der Gnade zur Willensfreiheit stimmt allerdigs mit derjenigen überein, welche die Abendländer semipelagianisch nennen, aber sie darf um so weniger mit Oudin[30]) benutzt werden, um die Echtheit der Katechesen zweifelhaft zu machen, da sie in der That die herrschende in der griechisch-morgenländischen Kirche war und geblieben ist. Das Wesen der Erlösung selbst besteht nach Cyrill in einer Befreiung der in Sünden gerathenen Menschheit von dem Tode, welche dadurch bewirkt wurde, daß Christus freiwillig anstatt der Menschen den Tod erduldete und so der göttlichen Gerechtigkeit ein hinlängliches Äquivalent für die den Sündern gedrohte Strafe darbrachte[31]); aber auch die früher, vor der Erscheinung des Erlösers, dem Tode und Teufel bereits anheim gefallenen Menschen umfaßt das heilbringende Erlösungswerk. Indem nämlich Christus dem Drachen (dem Teufel) seinen eigenen Leib als Lockspeise darbot, welche derselbe, den unter ihr verborgenen Herrn verkennend, verschlang, nöthigte er denselben dadurch, auch das früher Verschlungene wieder von sich zu geben[32]). Das Zeichen dieser Erlösung ist das Kreuz Christi, welches nicht nur in seiner wieder aufgefundenen ursprünglichen Beschaffenheit, sondern schon durch die bloße Bezeichnung mit demselben die heilkräftigen Wirkungen der Erlösung in der Kirche fortpflanzt, die feindseligen Mächte in die Flucht schlägt und die Gewalt des Todes bricht[33]). Der Zutrit aber zu den Wohlthaten der Erlösung erfolgt durch die Taufe[34]), ohne welche das Himmelreich nicht kann erlangt werden, und deren heilbringende Wirkung, bedingt durch vorausgegangene μετάνοια, nicht blos die Vergebung der Sünden und die Befreiung vom Tode, sondern auch Kräfte zu einem neuen Leben oder die Ertheilung der bessernden Gnade umfasset, wenn die Taufe in wahrhaftem Glauben ertheilt und empfangen wird[35]). Die Verheißungen Christi endlich, welche seine Zukunft oder die zweite Parusie umfassen, werden nicht ohne Beimischung sinnlicher Erwartungen entwickelt, und in den Erscheinungen seiner Zeit glaubt der Katechet sichere Andeutungen der bevorstehenden Wiederkunft des Herrn zu

erhalten wurden. Dies aber möchte um so weniger entscheidend seyn, da sich das Jahr wirklich durch ungewöhnlich strenge Witterung muß aufgezeichnet haben. Denn Cyrillus beruft sich Cat. XV, 6 ausdrücklich darauf, daß φόβητρά τε ἀπ' οὐρανοῦ καὶ μεγάλοι χειμῶνες auf die Nähe des Herrn bereits hindeuteten. 26) IV, 7. μήτε συναλοιφὴν ἐργασάμενος υἱοπατορίαν πιστεύσῃς XI, 16. συναλοιφὴ υἱοπατορίας XVI, 4. οὔτε συναλοιφὴν ὡς Σαβέλλιος ἐργαζόμεθα. Es wird damit zwar zunächst die Vorstellung des Marcellus, aber zugleich auch die Homousie bestritten. 27) IV, 7. μήτε ἀπαλλοτριώσῃς τοῦ πατρὸς τὸν υἱόν. Man soll sich daher weder der Formel bedienen ἦν ὅτε οὐκ ἦν ὁ υἱός, noch auch den Sohn für ἓν τι τῶν δημιουργημάτων halten XI, 17. 28) IV, 7. πίστευε εἰς τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ — τὸν ὅμοιον κατὰ πάντα τῷ γεννήσαντι, wo rechtgläubige Librarien verbessern τὸν ὁμοούσιον τῷ γ. Aber ebenso heißt er auch XI, 4. ἐν πᾶσιν ὅμοιος τῷ γεννήσαντι. Cat. IV, 7. heißt er auch ἀνελλιπὴς εἰς θεότητος ἄξιον.

29) Procat. 1. ὁ μὲν θεὸς δαψιλὴς ἐστιν εἰς εὐεργεσίαν, πεμένει δὲ ἑκάστου τὴν γνησίαν προαίρεσιν. 5. οὐδὲν ἄλλο παρ' ἡμῶν ζητεῖ ὁ θεὸς, εἰ μὴ προαίρεσιν ἀγαθήν. Cat. I, 3. ὅπου βλέπει τὴν ἀγαθὴν συνείδησιν, ἐκεῖ σωτηρίαν δίδωσι σφραγίδα (die Taufe). II, 5. ἐπιδέχεται ἡ φύσις τὴν σωτηρίαν, ζητεῖ δὲ τὴν προαίρεσιν, IV, 18. ἐκ προαιρέσεως ἁμαρτάνομεν. 30) Commentar. de Scriptorib. Eccl. antiquis T. I. p. 461—64. 31) Die Hauptstelle für diese Theorie einer Erlösung durch stellvertretende, leidende Genugthuung, welche Cyrillus zuerst unter den KVV. deutlicher darlegt, ist Cat. XII, 33. 32) Cat. XII, 15. Die hier nur angedeutete Vorstellung von einer absichtlichen Täuschung des dummen Teufels wird vollständig entwickelt von dem Zeitgenossen Gregorius Nyss. Orat. catech. c. 26. Übrigens ist festzuhalten, daß θάνατος bei diesen KVV. den Aufenthalt der Abgeschiedenen im Hades unter der Herrschaft des Teufels bezeichnet. Vergl. Cat. XII, 15. XIV, 17. 19. Die Formel κατῆλθεν εἰς τὰ κατώτατα, ἵνα καὶ αὐτὸν λυτρώσηται τοὺς δικαίους hat Cyrill nach dem Begräbniß IV, 11. doch scheint sie nicht in seinem Glaubensbekenntniß gestanden zu haben. 33) Vergl. Cat. XIII, 1—3. 36—41. 34) Welche auch die Bluttaufe oder den Zeugentod in sich faßt, Cat. III, 10. 35) Daher die Ketzer wieder getauft werden, weil sie keine wahrhafte Taufe haben, Procat. 7.

Digitized by Google

entdecken (Cat. XV). In dem dritten Theile der Glaubensformel verweilt er am längsten bei der Lehre vom h. Geiste, indem er sie wider solche Irrlehrer bestreitet, welche entweder die Wirksamkeit desselben im A. T. läugnen, oder sich selbst für den Paraklet ausgeben, oder den h. Geist nach seinen verschiedenen Wirkungen und Namen trennen; doch werden weder Gegner der Homousie des Geistes (die sogenannten Pneumatomachen) berücksichtigt, noch auch überhaupt eine solche Homousie berührt. Das πνεῦμα soll als etwas wesenhaftes (ζῶν καὶ ὑφεστώς, ἐνυπόστατον [36]), dem Vater und Sohne stets Beiwohnendes (πάντοτε πατρὶ καὶ υἱῷ συμπαρόν), dessen Gaben von dem Vater durch den Sohn ertheilt werden [37]), nicht aber sinnlich, als ein Hauch von den Lippen des Vaters und Sohnes, der sich in die Luft ergießet (οὐκ ἀπὸ στόματος καὶ χειλέων πατρὸς ἢ υἱοῦ λαλούμενον, ἢ ἀναπνεόμενον, οὔτε εἰς ἀέρα διαχεόμενον) gefaßt werden, XVII, 5. vgl. XVI, 14. 24.

In dem Artikel von der Auferstehung (XVIII, 1—19) findet man die Beweise der früheren Lehren, selbst der mythischen aus der Wiederbelebung des Phönix in den Flammen (8) wiederholt, und eigenthümlich erscheint nur die Polemik gegen die Samariter (11—13); doch herrschen über die Beschaffenheit der zukünftigen Körper geistigere Vorstellungen (18). Von der katholischen Kirche gibt der Katechet mannigfache und schwankende Erklärungen [38]), unterscheidet sie scharf von den Verbindungen der Häretiker, ertheilt ihr eine unbeschränkte Gewalt [39]) und läßt den Besitz des ewigen Lebens, über welches er zuletzt handelt, von der Aufnahme und Gemeinschaft mit derselben abhängig seyn (ἐν ταύτῃ τῇ ἁγίᾳ καθολικῇ ἐκκλησίᾳ διδασκόμενοί τε καὶ ἀναστρεφόμενοι καλῶς τὴν τῶν οὐρανῶν βασιλείαν ἐξομεν, καὶ ζωὴν αἰώνιον κληρονομήσομεν), Cat. XVIII, 22—30. Am Schlusse der letzten Katechese verspricht er seinen Zöglingen nach dem Passahfeste, vom zweiten Wochentage an, täglich bis zu Ende der Woche in andern Katechesen, deren er fünf unterscheidet, eine Erklärung der heiligen Gebräuche, an welchen sie in den festlichen Tagen des Passah zuerst Theil nehmen sollten, darzulegen [40]) Diese μυσταγωγία (XX, 1.) ertheilen wirklich in der vom Katecheten selbst versprochenen Ordnung die fünf folgenden Katechesen (XIX—XXIII), welche daher die mystagogischen (μυσταγωγικαί) genannt werden. Sie richten sich nach der kirchlichen Folge der heiligen Gebräuche und beginnen daher mit den heil. Handlungen im Vorhofe der Taufkapelle (βαπτιστήριον), wo sie am längsten bei der Erklärung der ἀπόταξις τοῦ διαβόλου verweilen (Cat. XIX); daran schließen sich die Handlungen im Innern der Taufkapelle (ἐν τῷ ἐσωτέρῳ οἴκῳ), das Ablegen des Gewandes, die Salbung des ganzen Leibes mit dem Ἅγιον ἐπιῤῥιστόν, das kurze Bekenntniß (ὁμολογία) nach dem Hinzutreten zum Teiche der h. Taufe (ἡ τοῦ βαπτίσματος κολυμβήθρα), die Taufe selbst unter einem dreifachen Untertauchen, als Bild des Leidens Christi (Cat. XX); darauf die Versiegelung des Taufbundes durch die symbolische Bestreichung verschiedener Theile des Körpers mit dem h. Salböl (χρίσμα, μύρον) in welchem ein geistiges Verwahrungsmittel für den Leib und eine heilbringende Kraft für die Sele (πνευματικὸν σώματος φυλακτήριον καὶ ψυχῆς σωτήριον) liegt (Cat. XXI).

Dann wendet sich der Katechet zum h. Mahle, dessen Wesen und Bedeutung er in einer mystischen Vereinigung mit Christo durch den Genuß findet, indem die Elemente der Mahlzeit durch den Geist der Weihe verwandelt werden in den nicht mit den Sinnen sondern mit dem Glauben wahrzunehmenden Leib Christi, auf ähnliche Weise wie auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in das geistige Getränk des Weines verwandelt wurde. Dieser Leib Christi theilt sich dann auch den Gliedern der Genießenden mit und macht sie zu einem Leibe mit demselben (Cat. XXII.) [41]). Den Beschluß macht eine genaue Beschreibung und Deutung der Abendmahlshandlung selbst nach allen ihren Ceremonieen, welche das vollständigste Bild von der Beschaffenheit der ältesten Abendmahlsliturgie gewährt, deren große Verwandtschaft mit anderen liturgischen Denkmälern der morgenländischen Kirche, namentlich den Abendmahlsliturgieen in den apostolischen Constitutionen und der sogenannten Liturgie des Jacobus bemerkenswerth erscheint.

Die Echtheit der fünf mystagogischen Katechesen stützt sich auf die der vorhergehenden, in welchen sie angekündigt und ihr Inhalt genau der Folge nach angezeigt worden, und kann weder durch den Mangel an ausdrücklichen Erwähnungen bei den Zeitgenossen, noch

36) Doch legt er auf diese und ähnliche Bezeichnungen, da sie nicht schriftmäßig sind, kein Gewicht: φύσιν δὲ ἢ ὑπόστασιν μὴ πολυπραγμόνει· εἰ γὰρ ἦν γεγραμμένον, ἐλέγομεν· ὃ οὐ γέγραπται μὴ τολμήσωμεν. Cat. XVI, 24. 37) (τὸ πνεῦμα) μέχρι σήμερον ἐν βαπτίσματι σφραγίζει τὰς ψυχάς, καὶ πατὴρ μὲν δίδωσιν υἱῷ, καὶ υἱὸς μεταδίδωσιν ἁγίῳ πνεύματι. Ebendas. Merkwürdig erscheint hier die schon von Toutée hervorgehobene Annäherung an die späteren Vorstellungen der Abendländer, nach welchen der Geist ausgehet a Patre Filioque.

38) XVIII, 22. καθολικὴ καλεῖται διὰ τὸ κατὰ πάσης εἶναι τῆς οἰκουμένης — καὶ διὰ τὸ διδάσκειν καθολικῶς καὶ ἀνελλιπῶς ἅπαντα τὰ εἰς γνῶσιν ἀνθρώπων ἐλθεῖν ὀφείλοντα δόγματα — καὶ διὰ τὸ πᾶν γένος ἀνθρώπων εἰς εὐσέβειαν ὑποτάσσειν — καὶ διὰ τὸ καθολικῶς ἰατρεύειν μὲν καὶ θεραπεύειν ἅπαν τὸ τῶν ἁμαρτιῶν εἶδος. 39) βασιλέων μὲν τῶν κατὰ τόπον ἐθνῶν τῆς ἐξουσίας ὅρους ἐχόντων, μόνης δὲ τῆς ἁγίας καθολικῆς ἐκκλησίας κατὰ τὴν οἰκουμένην πᾶσαν ἀπεριόριστον ἐχούσης τὴν δύναμιν. ἴδηκε γὰρ ὁ θεός. — 40) Cat. XVIII, 33.

41) συσσωμοι, συναιμοι χριστοῦ (1) χριστοφόροι γιγνόμεθα τοῦ σώματος αὐτοῦ εἰς τὰ ἡμέτερα ἀναδιδομένου μέλη (3); der Ausdruck μεταβάλλειν und die Vergleichung mit der Verwandlung des Wassers in Wein (2) dienen den Katholiken (Toutée, Muratori) zum Beweise, daß hier eine Verwandlung der Substanzen gelehrt werde. Aber es ist hier überall nur von einer geistigen, daher auch dem Glauben allein wahrnehmbaren Verwandlung des materiellen Stoffes (des Wassers) in etwas Geistiges (den Wein) die Rede, wohin auch die Vergleichung mit dem Wunder zu Cana zielt, und der Leib Christi (σῶμα χριστοῦ) wird in uneigentlichem Sinne genommen, wobei denn besonders fest zuhalten, daß φαινόμενος ἄρτος nicht der der Anschein des Brodes, species panis, ist, sondern das sichtbare sich den Augen darstellende Brod, panis adspectabilis. Vergl. J. A. Ernesti Antimuratorius in s. Opusc. theol. p. 32. s. 52. s.

Digitized by Google

auch durch die verhältnißmäßige Kürze der Behandlung, welche durch die beschränkte Zeitdauer dieses mystagogischen Unterrichts herbeigeführt wurde, oder durch stellenweise Corruption des Textes, am wenigsten durch dogmatische Gründe zweifelhaft gemacht werden. Diese Mystagogie gewährt demnach ein sehr schätzbares und eigentlich das erste vollständige und hinlänglich beglaubigte Dokument für die Geschichte der heil. Handlungen in der christlichen Kirche, enthält wichtige Beiträge für die Bildungsgeschichte der Vorstellungen von dem Wesen und der Kraft der christlichen Mysterien, und dient in Verbindung mit den achtzehn die Erklärung des Glaubens umfassenden Katechesen zur Erlangung einer deutlichen Übersicht des Inhaltes und der Methode desjenigen Religionsunterrichts, welcher in der alten Kirche dem Empfange der Taufe vorgufging. Für die Geschichte der Dogmen sind die Katechesen zwar fleißig, aber nicht ohne kirchliche Befangenheit benutzt worden [42]).

Nach dem Tode seines Bischofs Maximus wurde Cyrillus von dem Metropoliten zu Cäsarea, Acacius, einem reinen Arianer, unter der Bedingung zur Nachfolge geweiht (350), daß er der von Maximus empfangenen Weihe zum Presbyter zuvor entsage und wieder als Diakonus diene, wogegen der von Maximus selbst zum Nachfolger designirte Heraclius Presbyter bleiben mußte [43]). Von der Erscheinung eines hellstrahlenden Kreuzes am Himmel, welche man zwischen Ostern und Pfingsten des folgenden Jahres am lichten Tage beim Calvarienberge wollte geschaut haben, erstattete der Bischof Cyrillus Bericht an den Kaiser Constantius [44]), und ein Schreiben dieses Inhaltes an Constantius findet sich noch unter Cyrills Namen vor, verräth aber Spuren der Unechtheit [45]). Wenige Jahre später gerieth er mit Acacius, von welchem er als Vertheidiger der Ähnlichkeit des Wesens auch im Glauben abwich, in Streitigkeiten über die Metropolitenwürde (περὶ πρωτείων), welche der B. von Cäsarea für ganz Palästina in Anspruch nahm, während der B. von Jerusalem, als Vorsteher der Mutterkirche und nach Can. Nic. 7, von dem Metropolitanexus exis mirt zu seyn vorgab. Acacius brachte die Streitsache vor eine Synode zu Cäsarea (357 oder 358), welche den Cyrill, weil er sich nicht gestellt hatte und disciplinarische Klagen wider ihn erhoben worden, absetzte, von welcher Entscheidung derselbe zwar mit Genehmigung des Kaisers an das Urtheil einer größern Synode appellirte, ohne sich jedoch in seiner Residenz halten zu können, von welcher er sich nach Tarsus zurückzog, wo ihn der semiarianische Bischof Silvanus schützte. In Verbindung mit diesem und andern semiarianischen Bischöfen erschien er (359) auf der Synode zu Seleucia, wo diese Partei den Acacius absetzte und eine Glaubensformel aufstellte, worauf die vom Kaiser begünstigte Partei des Acacius auf der Synode zu Constantinopel das Urtheil der Absetzung gegen Cyrillus wiederholte, so daß dieser erst nach dem Tode des Constantius (361) wieder zum Besitze seines Bisthums gelangen konnte [46]). Dort soll er, als Julianus die Juden zum Wiederaufbau des Tempels ermuntert hatte (363), das Mißlingen des Unternehmens, geleitet von Stellen des Daniel und der letzten Reden Christi, vorausgesagt haben und durch den Erfolg gerechtfertigt worden seyn [47]). Seinen wiedererlangten Einfluß benutzte Cyrillus, um nach dem Tode des Acacius einen zu seiner Partei gehörigen Kleriker Philumenos im J. 366, und als dieser bald darauf abgegangen war, seinen eignen Schwestersohn, den auch als kirchlichen Schriftsteller bekannten Gelasius [48]), welcher sich gegen die Arianer zu behaupten wußte, auf den bischöflichen Sitz zu Cäsarea zu erheben [49]). Kurz darauf, als Valens die unter Julianus zurückgekehrten Bischöfe von neuem vertrieb (367), scheint auch Cyrillus von seiner Gemeinde, welcher nun nach einander Heraclius und Hilarius als Bischöfe vorstanden [50]), wiederholt vertrieben zu seyn, und erst als nach Valens Tode (378) Theodosius d. Gr. gefolgt war, konnte er wieder zu derselben zurückkehren, und sich nun noch acht Jahre hindurch bis zu seinem Tode (386), und unter allgemeiner ehrenvoller Anerkennung seiner gesetzmäßigen Ernennung und seiner unbestrittenen Rechtgläubigkeit [51]), der Leitung und Wiederherstellung derselben ungestört widmen [52]). So hat

42) Besonders von den Benediktinern *Jean Grancolas* (Les Catéchèses de S. Cyrille de Jerusalem, avec des Notes et des Dissertations, Paris 1715. 4.), *Ant. Augustin Touttée* l. c. Dissert. III. de variis Cyrillianae doctrinae capitibus. Gegen ihre gezwungene und katholisirende Deutung eifert *Sal. Deyling* Diss. Cyrillus H. a. corruptelis pontificiis — vindicatus. Observatt. ss. P. IV. p. 116—178. mit nicht geringerer Befangenheit. 43) Hieron. Chron. ad a. 349. Nach Socrates H. E. II, 38. und Sozomenus IV, 20. wäre dies nach Vertreibung des Maximus durch die Arianer erfolgt. Rufinus aber H. E. I, 28. weiß gleichfalls, daß Cyrillus, sacerdotio confusa jam ordinatione suscepto, dem Maximus gefolgt sei. Er und Hieronymus konnten in Palästina die genauesten Nachrichten erlangen. 44) Nach Sozomenus IV, 5. vergl. Philostorgius III, 26. 45) Epist. ad Constant. de signo lucidae crucis, Hierosolymis viso, quod in coelis apparuit p. 361—54. ed. Touttée. Auf keinen Fall rührt der Schluß, wo er den Kaiser gegen eigene Überzeugung und Wahrheit bezeichnet als δοξάζοντα δεῖ τὴν ἀγίαν καὶ ὁμοούσιον τριάδα von Cyrillus her.

46) Vergl. Socrates II, 39. 40. Sozomenus IV, 25. Am unbefangensten beurtheilt diese kirchlichen Händel Theodoretus H. E. II, 26. 27. 47) Rufinus H. E. I, 37. Socr. III, 20. In der Sache liegt nichts Unglaubliches, doch stimmte eine solche Wortverkündigung nicht ganz zu den Äußerungen Catech. XV, 6 f., nach welchen der Antichrist allerdings den Tempel herstellen und die völlige Zerstörung desselben, so daß kein Stein auf dem andern bleibt, erst mit der zweiten Ankunft Christi erfolgen wird. 48) Vergl. über ihn Hieron. in Catal. c. 130. Theodoretus H. E. V, 8. Photii Bibl. cod. 89. 49) Epiphanius Haer. 73, 37. 50) Socrates II, 45. Sozomenus IV, 30. 51) Nachdem er auf der zweiten ökumenischen Synode zu Constantinopel (381) sich endlich für die Homoüsie bekannt hatte, erlangte er Theil an der Leitung derselben, Socr. V, 8. Sozom. VII, 7. und die Synode empfahl ihn dann dem römischen B. Damasus als κανονικῶς τε παρὰ τῶν τῆς ἑκαστοχίας γεγονοτηθέντα πάλαι, καὶ πλείστα πρὸς τοὺς ἑτεροδόξους ἐν διαφόροις τόποις ἀγωνισάμενα. Theodor. H. E. V, 9. 52) Hieron. in Catal. c. 112. sub Theodosio principe octo annis inconcussum episcopatum tenuit. Vergl. Socr. V, 8. Sozom. VII, 2. Gregorius Nyss. de suntibus Hieros. hat ihn bei seiner Reise nach Jerusalem (379) daselbst vorgefunden und will ihm bei der Wiederherstellung der Ordnung in der durch die Glaubensstreitigkeiten zerrütteten Gemeinde behilflich gewesen seyn.

Digitized by Google

sich denn, ungeachtet seiner schwankenden Erklärungen im arianischen Streite, sein Andenken als das eines rechtgläubigen Lehrers in der katholischen Kirche fortpflanzen können.

Unter den Schriften, welche außer den erwähnten den Namen desselben tragen, hat eine Homilie über die Perikope vom Kranken am Teiche Bethesda einige Wahrscheinlichkeit der Echtheit für sich, und die sparsamen Bruchstücke, welche andere Lehrer aus unbekannten Schriften Cyrills anführen, weisen auf umfassendere Samlungen, welche das Alterthum von seinen Homilien hatte, hin. Meheen Homilien u. a. Tractaten ist sein Name fälschlich vorgesetzt worden.

In griechischer Sprache erschienen zuerst die fünf mystagogischen Katechesen samt den sieben ersten von Wilhelm Morel (Paris 1764), dann, nachdem sich schon eine vollständige lat. Übersetzung aller Katechesen von Johann Groddeck verbreitet hatte, der griechische Text derselben von Johann Prerot (Paris 1608. 4.) abgedruckt bei dem Synesius des Jesuiten Petau Paris 1631. 1640. Einen kritisch verbesserten Text gab die mit den Streitschriften der Reformirten gegen die Katechesen ausgestattete Ausgabe von Thomas Milles (Oxford 1703. Fol.), welche aber sowol hinsichtlich der Herstellung des Textes, als des Umfanges der kritischen Hilfsmittel und der Genauigkeit der historisch-kritischen Untersuchungen übertroffen wurde von der Benedictiner-Ausgabe, welche Touttée veranstaltet hatte und Prudentius Maranus nach dessen Tode in Druck gab (Paris 1720. F.). Sie enthält in ihren voraufgesandten Abhandlungen bei weitem die genauesten und fleißigsten, nur nicht immer von kirchlichem Parteigeiste frei gehaltenen Untersuchungen über Leben, Lehre und Schriften Cyrills, mit welchen Grancolas a. a. O., *Tillemont* Mémoires T. VIII. p. 428—39. Notes p. 779—87. Rößler Bibl. d. Kirchenväter Bd. 5. S. 330—456. Schröckh Kirchengeschichte Bd. XII. S. 369—476 und *Fabricius* Bibl. Graeca Vol. VII. p. 543 ff. zu vergleichen sind. Eine teutsche Bearbeitung der Katechesen von J. Mch. Feder erschien zu Würzburg 1786. 8.

(*v. Cölln.*)

CYRILLUS von Heliopolis. Wir haben über ihn nur folgende Nachricht des Theodoret. „Wer kann ohne Thränen die in Phönicien verübte Schandthat berichten? Es lebte in der am Libanon gelegenen Stadt Heliopolis ein Diakonus, mit Namen Cyrillus. Dieser hatte unter Constantins Regirung, von göttlichem Eifer entbrannt, viele der Götzenbilder, die dort verehrt wurden, zertrümmert. Die Fluchwürdigen, welche sich dieser seiner That erinnerten, tödteten ihn nicht allein, sondern schnitten auch seinen Leib auf und kosteten die Leber. Sie blieben aber dem Auge des Allsehenden nicht verborgen und erlitten eine Strafe, angemessen einem so großen Verbrechen. Denn so viel ihrer an jener Schandthat Theil genommen hatten, die verloren erstens die Zähne, welche alle auf einmal ausfielen, darauf die Zungen, welche von Eiter aufgezehrt abfielen, endlich wurden sie auch der Augen beraubt, und bezeugten so durch ihre Leiden die Macht der Frömmigkeit." Wir lassen, wie billig, die Wahrheit der Thatsache auf sich beruhen und bemerken nur noch, daß der Märtyrertod dieses Cyrillus in die Regirungszeit des Kaisers Julian fällt. (Cf. *Theodoreti* Opera omnia ex recensione Jacobi Sismondi denuo edidit *Joh. Aug. Nösselt.* (Schulze.) Halae 1771. Tom. III. p. 917. 18. (*Hist. ecclesiast. Theodor.* lib. III. cap. II.)

(*K. Ch. L. Franke.*)

CYRILLUS, Patriarch von Alexandrien, wurde zu Alexandrien in der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts geboren. Der dortige, berüchtigte Bischof Theophilus war sein Onkel und vererbte seinen Geist auf ihn. Es ist weit wahrscheinlicher, daß Cyrill unter den Augen dieses Mannes erzogen und zu einem Geistlichen ausgebildet wurde, als daß er, wie spätere Schriftsteller (cf. *Christ. Lupus* Scholia et Notae ad varios. P. P. epp. Tom. II. p. 314. Lovan. 1682. 4. und Tillemont in seinen bekannten Mémoires Tom. XIV. p. 268.) annehmen, eine Zeit lang unter den Mönchen der ägyptischen Wüsten selbst als Mönch gelebt habe. Wenigstens gestatten seine eigenen Worte, er habe von seiner ersten Jugend an die heilige Schrift gelernt und sei durch rechtgläubige und heilige Väter unterrichtet worden, die erstere Annahme eben so gut als die letztere. (cf. Act. I. *Concil. Ephesin.* p. 1496. *apud Harduinum.* T. I.) Seinen Oheim begleitete er auf die berüchtigte Synode bei Chalcedon (403) wo dieser den Johannes Chrysostomus absetzte, eine That, welche auf Cyrillus sehr tiefen Eindruck gemacht und ihm den Muth zu seinen eigenen, späteren, noch schrecklicheren Gewaltthaten gegeben haben mag. Als im Jahre 412 Theophilus gestorben, wurde Cyrillus zu seinem Nachfolger erwählt und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode im J. 444. Diese lange Zeit füllte er fast mit einer ununterbrochenen Reihe von Streitigkeiten aus, von denen keine ihm zur Ehre gereicht, alle aber mehr oder weniger Zeugniß von seinem herrschsüchtigen, hinterlistigen, unduldsamen, unversöhnlichen Charakter geben.

Er ging in seinen Anmaßungen noch weiter als Theophilus und herrschte noch willkürlicher über die ausgedehnte ägyptische Diöcese; ja er begnügte sich nicht einmal mit der ihm verliehenen geistlichen Gewalt, sondern suchte sich selbst die weltliche unterwürfig zu machen, gerade wie die römischen Bischöfe. (Cf. *Socrates Hist. eccles.* L. VII. c. 7. ed. II.) Kaum hatte er sein Amt angetreten, so ließ er alle Kirchen der Novatianer zu Alexandrien verschließen, bemächtigte sich ihrer Gefäße und Geräthschaften und nahm ihrem Bischofe sein ganzes Vermögen. (Cf. *Socrates* l. l. c. 7.) Im Jahre 415 vertrieb er die Juden, die seit Alexanders des Großen Zeiten hier in großer Anzahl wohnten, aus der Stadt und ließ ihr Vermögen plündern. Zwar hatten einige unter ihnen, und zwar der niedere jüdische Pöbel, nach dem Berichte des Socrates (H. S. L. VII. c. 13.) einen Aufstand gegen die Christen erregt und eine Anzahl derselben bei einem nächtlichen Überfalle ermordet; aber Cyrillus hatte sie vorher durch bittere Kränkungen dazu gereizt, und sein ganzes Benehmen zeigte, daß es

Digitized by Google

ihm weit weniger darum zu thun war, jene Frevelthat zu strafen, als den Statthalter von Alexandrien, Orestes, zu kränken, der sich der Juden angenommen hatte und überhaupt in fortwährenden Kämpfen mit dem Cyrillus lebte, der Alles aufbot, seine Macht auf Unkosten der gesetzlichen Gewalt des kaiserlichen Statthalters zu erweitern. Leider gelang es ihm auch diesmal, beim Kaiser Recht gegen den Orestes zu behalten, und das steigerte seinen Übermuth, so daß er bald darauf 500 Mönche aus den Nitrischen Gebirgen zu seiner Unterstützung gegen den Orestes herbeirief. Diese beschimpften öffentlich den Statthalter; als sich das Volk seiner annahm und einen der wüthenden Mönche, Namens Ammon, welcher sogar den Statthalter durch einen Steinwurf verwundet hatte, ermordete, ließ Cyrillus diesen als einen heiligen Märtyrer für die Religion feierlich in einer Kirche beisetzen und gab ihm den Ehrennamen Thaumasios, der Bewundernswürdige. Doch bewog die laute Mißbilligung, welche dieser Auftritt bei dem gebildeten Theile des alexandrinischen Volkes erfuhr, den Cyrillus, ihn allmälig in Vergessenheit zu bringen. (cf. *Socrates* l. l. c. 14.) Aber die indirecten Angriffe gegen den Orestes gab er deswegen nicht auf. Als einen solchen muß man betrachten die höchst wahrscheinlich von ihm veranlaßte Ermordung der Hypatia, einer durch Schönheit, Beredsamkeit und Tugend gleich berühmten und zu ihrer Zeit allgemein geliebten und bewunderten Philosophin aus der eklektischen Schule zu Alexandrien, im J. 415 oder 416. Sie war eine Freundin des Orestes und kam in den Verdacht, daß sie die Aussöhnung desselben mit dem Cyrillus verhindere. Dies veranlaßte einige Fanatiker, sie auf die empörendste Weise ums Leben zu bringen. Socrates (cf. l. l. c. 15.) sagt: „Diese That gereicht dem Cyrillus und der alexandrinischen Kirche zu einem nicht geringen Schandflecken," und gibt damit deutlich genug zu verstehen, daß Cyrillus nicht ohne Antheil an dieser Schandthat gewesen sei. Ein hundert Jahre später lebender, heidnischer Philosoph, Damascius (in vita Isodori, apud Suidam, v. *Ynaria*) behauptet es geradezu und sagt, daß der Neid über den Ruhm der Philosophin den Cyrill bewogen habe, zu ihrer Ermordung den Pöbel aufzureizen. Doch unterliegt diese Nachricht dem starken Verdachte der Parteilichkeit.

Mit eiserner Hartnäckigkeit widersetzte er sich den Patriarchen von Constantinopel und Antiochien, als diese auf das Andringen ihrer Gemeinden sich genöthigt sahen, die ungerechte Verurtheilung des Chrysostomus kurz nach dessen Tode zu widerrufen und seine kirchliche Rechtgläubigkeit zu erklären. Denn auf einen Brief des constantinopolitanischen Bischofs Atticus (inter Cyrilli epist. p. 201 seqq. L. V. opp. P. II.), worin dieser ihn bat, um der öffentlichen Ruhe und Einigkeit willen, seinem Beispiele zu folgen, erwiederte er, daß Chrysostomus mit Recht abgesetzt sei, also nicht nach seinem Tode die verlorene Stelle wiedererlangen könne, ja er entblödet sich nicht, diesen heiligen Mann mit dem Verräther Judas zu vergleichen. (Cyrill. ad Attic. l. l. p. 204 sq.) Endlich gelang es dem Isidorus von Pelusium, welchen Cyrill [illegible] ehrte, durch sehr ernste und nachdrückli[illegible] daß dieser wenigstens scheinbar n[illegible]igung des Kais lib. I. Ep. 370. p. 96. Paris 1688. [illegible] appellirte, ohnen spätern Jahren erklärte er [illegible]n zu können, von sostomus für rechtmäßig (in Syn[illegible] Verbindung mit ed. Baluz). Wie sein Vorfahr zu [illegible]len erschien er lus aus Eifersucht über die schnell [illegible] constantinopolitanischen Bischöfe auf der Stur[illegible] lichen Chrysostomus hinarbeitete, so darf [illegible] nehmen, daß die Haupttriebfeder seiner eigenen Angriffe gegen den Nestorius dieselbe Eifersucht war. Die alexandrinischen Primärbischöfe konnten es nicht vergessen, daß die constantinopolitanischen seit der [illegible] des alten Byzanz zum neuen Rom sie allmälig [illegible] zweiten Platze unter den angesehensten Bischö[illegible] Christenheit auf den dritten zurück[illegible] jene überhaupt, durch ihre nähere Verbindung [illegible] kaiserlichen Höfe, ein immer mehr hervortretendes Übergewicht in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten erlangt hatten. Dazu kam auch wol noch die Abneigung des Cyrillus gegen die antiochenische Schule, deren gründlichere Gelehrsamkeit und im Morgenlande ziemlich allgemein anerkannten Verdienste den ehemaligen Ruhm der alexandrinischen völlig verdunkelt hatten; denn Chrysostomus und Nestorius gehörten dieser Schule an und waren beide vor ihrer [illegible] bung zu Bischöfen der neuen Kaiserstadt Presbyterm zu Antiochien. Der Streit selbst, dessen Gegenstand bekanntlich der Gebrauch des Wortes Θεοτόκος (Gottesgebärerin) von der Maria war, entspann sich etwa ums Jahr 429, und wie ihn Cyrillus vornehmlich erregt hatte, so unterhielt und erweiterte er ihn auch bis zum Ende seines Lebens. Zum Sturze seines Gegners waren ihm alle, selbst die verwerflichsten Mittel recht; er entstellte die Behauptungen des Nestorius absichtlich, um den römischen Bischof Cölestinus für seine Partei zu gewinnen; er wiegelte Mönche und Volk in Constantinopel gegen Nestorius auf, bestach zu wiederholten Malen königliche Hofbediente, selbst die Schwester des Kaisers Pulcheria, und bewirkte dadurch, daß die verdiente Absetzung, womit er wegen seines auf der ephesinischen Synode (431) gegen die kaiserlichen Verschriften bewiesenen Ungehorsams bestraft worden, widerrufen wurde, während der zu gleicher Zeit mit ihm und zwar ungerechterweise abgesetzte Nestorius abgesetzt blieb; ja er nahm später keinen Anstand, seine gegen Nestorius geschleuderten, berüchtigten 12 Anathematismen, wenn gleich nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach zu widerrufen und ein ihm von dem [illegible]schen Patriarchen Johannes vorgelegtes Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, das Nestorius noch eher unterschrieben haben würde, weil es wirklich mit [illegible] Behauptungen mehr, als mit denen seinen [illegible] übereinstimmte. Er that dies alles auf die einzige Bedingung, daß die Absetzung des Nestorius [illegible] mäßig erklärt werde und er verbannt [illegible] lichsten Beweise, daß ihm [illegible] die Hauptse[illegible]streitige

Digitized by Google

arian. Streite gewesen war, so geschickt er auch die gläubigen Lehrenen wußte, als ob ein heiliger Eifer [illegible]doxie ihn allein dabei geleitet habe. — können.

Unter den Sa[illegible]hofe hatten sehr bedeutende Sum[illegible] den Namen desselbe[illegible]illus war deshalb genöthigt Perikope vom K[illegible]einischen Kirchengüter zu verschul[illegible] scheinlichkeit de[illegible] ließ er seinen Anverwandten große Bruchstücke, [illegible]che er nur oder doch hauptsächlich Sch[illegible]treibung der Novatianer und Juden und durch [illegible]ung der Kirchengüter zusammengehäuft haben kann. Um sie seinen Anverwandten zu erhalten, setzte er seinem Nachfolger im Bisthume ansehnliche Vermächtnisse aus und beschwor ihn zugleich bei den heiligsten [illegible]sceremonien, seine Erben nicht zu beunruhigen. [illegible]s aber, Dioskurus, einer der unwürdigsten [illegible]chen aller Zeiten, verfolgte sie nur desto mehr, [illegible] durch Geldsummen ab und brachte sie in [illegible]ste Dürftigkeit. (cf. Libellus Athanasii Presbyt. Alexandr. adversus Dioscurum; in Act. Concil. Chalced. Act. III. p. 382 sq. in *Harduin* Concill. T. II. p. 406 sq.) Bleibender war, aber auch um vieles unheilbringender, das Vermächtniß, welches er der Kirche hinterließ: die von ihm gestifteten Streitigkeiten, welche noch lange nach seinem Tode fortwährten, neue erzeugten und die Kirche immer mehr zerrütteten. Eben so verderblich wirkte sein Beispiel bis auf die späteste Nachwelt. Weil er den Schein der Rechtgläubigkeit sich zu erhalten gewußt, nannte man ihn den heiligen Cyrillus und verehrte ihn als eine Hauptstütze der wahren Religion. Man gewöhnte sich immer mehr daran, diese in der Festhaltung des herrschenden Lehrbegriffs zu finden und legte geringen Werth auf das praktische Christenthum; ja man hielt es, nach seinem Vorgange, für rühmlich, die allerschändlichsten Mittel zur Aufrechthaltung der orthodoxen Lehre anzuwenden, und mochte der Kirchenlehrer ein Knecht der niedrigsten Leidenschaften seyn, die abscheulichsten Verbrechen auf sich laden, er galt für einen Heiligen, sobald er ein Vertheidiger der kirchlichen Rechtgläubigkeit war. In diesem Geiste sagt selbst noch Tillemont (Mémoires, T. XIV. p. 541.) von Cyrillus: „der heilige Cyrillus ist ein Heiliger; man kann aber nicht sagen, daß alle seine Handlungen heilig gewesen wären."

Wie in seinem öffentlichen Leben, so zeigte sich auch Cyrillus als Schriftsteller. Wir besitzen von ihm außer den kleineren Aufsätzen und Briefen, die er im Laufe der Nestorianischen Streitigkeiten verfaßte, noch viele andere größere Werke, jedoch nicht mehr alle vollständig, würden aber auch eben nichts verloren haben, wenn sie [illegible]nicht auf uns gekommen wären. Denn wenn gleich [illegible] Cyrillus ein gewisser Scharfsinn nicht abzusprechen [illegible] so machte er doch, von den heftigsten Leidenschaften [illegible]rrt, mit den seltensten Ausnahmen nur einen ganz [illegible]en Gebrauch davon. „Könnten, sagt Schröckh [illegible], gute Dialektiker und Disputatoren, die aber [illegible] gründliche Schriftausleger noch freie Forscher im [illegible] Gebäude sind, einen Schatz fruchtbarer [illegible] oder Religionswissenschaft hinterlassen, so mußte in seinen Werken einer der größten gesammelt liegen; aber eigentlich machen sie nur ein Zeughaus voll Waffen aus, wie man sie zur Bestätigung und Vertheidigung des damaligen katholischen Glaubens nöthig hatte." Von allen seinen gedruckten und ungedruckten, verlorenen und unechten, auch von den in besonderen Sammlungen vorhandenen Büchern, Predigten und Aufsätzen hat Fabricius (Bibl. graeca Vol. VII. p. 559—592.) das vollständigste Verzeichniß zusammengetragen. Die einzige griechisch-lateinische und vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgte Johannes Aubert, Paris 1638. 7 Bde. Fol. Auszüge aus derselben findet man in *du Pins* Nouvelle Bibliotheque des auteurs ecclesiastiques. Mons 1691. Tom. III. p. 41 sq.; auch bei *Cellier* Hist. Génér. des aut. eccles. Tom. XIII. p. 241 sq. Man vergleiche auch: *Casim. Oudini* Commentar. de scriptoribb. ecclesiae antiquis. Lips. 1722. fol. T. I. c. 1007. und *Guilielmi Cave* Scriptorum ecclesiastic. histor. liter. Genevae 1705. fol. p. 251 sq. Die bedeutendsten seiner Schriften sind folgende: 29 Osterpredigten, vom Jahre 414 an gehalten (Homiliae de festis Paschalibus Opp. Tom. V. P. II. p. 1—350.), nach Form und Inhalt unbedeutend, so wie dreizehn andere und eine nur in lateinischer Übersetzung erhaltene Predigt (l. l. p. 350—417.) Er allegorisirt und polemisirt überall und des Praktischen findet sich wenig. — Seine exegetischen Schriften füllen 4 Foliobände an. Am berühmtesten und zugleich am werthlosesten darunter sind: Siebzehn Bücher von der Anrufung und Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit (Opp. T. I. p. 1—631.), eine allegorische, mystische und typische Erklärung und Deutung vieler Stellen der Bücher Mosis auf Christum und seine Kirche. Sie sind in dialogischer Form geschrieben. Diesen ähnlich und gleichfalls von nicht geringem Umfange über Stellen aus dem Moses sind seine zierlichen Deutungen (Γλαφυρά), wo er gleich anfangs voraussetzt, daß man das Geheimniß Christi in der ganzen heiligen Schrift aufsuchen müsse. (Opp. T. I. P. II. p. 1—433.) Etwas besser, wiewol immer noch ungründlich genug, ist seine Auslegung des Jesaias in fünf Büchern. (Opp. T. II. p. 1—920.) In seinem Commentare über die 12 kleinen Propheten (Opp. Tom. III. p. 1—870.) gibt er sich sogar öfters viel Mühe, die historische Erklärung in ihr Licht zu setzen, und er, der sonst sich eben nicht um den Wortsinn kümmert, sondern noch ungleich kühner und abgeschmackter als die älteren Alexandriner allegorisirt, sagt hier: (Comment. in Hoseam, p. 11 sq.) „man wird uns auf keine Weise überreden, den Buchstaben zu verwerfen, die Geschichte als eitel zu verurtheilen, die Sache selbst für unverständig zu halten." — Nicht mehr vollständig ist auf uns gekommen sein Commentar über die evangelische Geschichte des Johannes, in 12 Büchern. (Opp. T. IV. p. 1—1123.) Er gibt darin mehr Abhandlungen über einzelne Stellen in einer scholastisch-syllogistischen Form, als zusammenhängende Erklärungen. Sie sind besonders gegen die Manichäer und Eunomianer gerichtet. — Die wichtigsten seiner gleichfalls zahlreichen dogmatischen und polemischen Schriften sind folgen-

Digitized by Google

de: von der heiligen und gleichwesentlichen Dreieinigkeit, in 35 Abhandlungen. (Opp. Tom. II. P. I. p. 1—388.) Er nennt es selbst in der Aufschrift einen Schatz, weil es einen großen Reichthum göttlicher Betrachtungen in sich fassen sollte. — Sieben Gespräche von der Dreieinigkeit und Zwei von der Menschwerdung Christi (Dialogi, Opp. T. I. P. I. p. 383—778.) Schon hier (im 9. Gespräche) greift er den Nestorius an. Was er im Streite mit diesem schrieb, übergehen wir hier. Erwähnt aber muß noch werden seine Schrift gegen die Anthropomorphiten (Opp. T. VI. P. II. p. 366—98.) und seine Vertheidigung der christlichen Religion wider den Kaiser Julian, in zehn Büchern, dem Kaiser Theodosius II. dedicirt (Opp. T. VI. P. I. p. 1—362.), welche für die beste seiner Schriften gilt, wiewol zu vermuthen ist, daß sie auf Julian selbst, der schon 70 Jahre todt war, als sie erschien, keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben würde. Über Cyrillus Leben sehe man *Tillemont* Mémoires Tom. XIV. p. 267—676. und Notes sur S. Cyr. d'Alex. p. 747—795. und Schröckhs Christliche Kirchengeschichte. Thl. VII. S. 313—354. (S. übrigens: Nestorianische Streitigkeiten.) (*K. Ch. L. Franke.*)

CYRILLUS, Bischof zu Trier, von 455—458, führt den Namen des Bekenners (Confessoris), weil er sich um das Christenthum in dieser Stadt große Verdienste erwarb. Bei der gänzlichen Einäscherung der Stadt durch die Franken war auch die alte Kapelle des heiligen Eucharius zerstört worden. Diese erbauete Cyrillus wieder, zierte sie mit den Leichnamen seiner Amtsvorgänger Eucharius, Valerius und Maternus, und wurde, nach seinem am 19ten Mai 458 erfolgten Tode, neben ihnen daselbst begraben. An der Stelle dieser Eucharienskapelle soll jetzt die Hauptkirche zum heiligen Mathias stehen, und unter ihrem Hauptaltare ruhen, behauptet man, die Leichname der genannten und noch anderer trierschen Bischöfe und Bekenner. Thomas Johannes Bassina (im Diario Pragensi) will wissen, daß Kaiser Karl IV. 1372 einen bedeutenden Theil der Reliquien des heiligen Cyrillus von Trier habe nach Prag bringen lassen. Auch soll Cyrillus ein Kloster dicht neben der Eucharienskapelle erbaut, oder wie andere wollen, das mit seiner Kapelle zugleich abgebrannte St. Mathiaskloster unweit seiner alten Stelle wieder aufgebaut haben. Das rühmlichste aber, was von ihm berichtet wird, sind unstreitig seine Bemühungen, unter den wenigen damals übrig gebliebenen belgischen Einwohnern der Stadt und unter den neuen fränkischen Anbauern derselben das Christenthum zu befestigen. — Obige Nachrichten sind entnommen aus den Actis Sanctorum, edirt von den Jesuiten Francisc. Baertius und Conrad. Janingus. Venet. 1740. fol. 19. Maj. Tom. IV. p. 331. (*K. Chr. L. Franke.*)

CYRILLUS aus Scythopolis, einer Stadt in Palästina, früher Bethsan, oder wie andere wollen, Nysa genannt. Schon von seinem 16ten Jahre an widmete er sich in seiner Vaterstadt dem klösterlichen Leben, bereiste hierauf die heiligen Örter Palästinas, kam auch nach Jerusalem, vertraute sich hier, auf Befehl seiner Mutter, der Leitung Johannes des Schweigers (Silentiarii) an, wurde von diesem in das hochberühmte Laura-Kloster des heiligen Sabas geschickt und durch den Abt desselben, Leontius, der seit dem J. 542 dem Kloster vorstand, unter die Zahl der Mönche aufgenommen. Sein Todesjahr kennen wir nicht; bekannt aber hat er sich gemacht als Schriftsteller durch die Lebensbeschreibungen mehrer Mönche, die im Geruche großer Heiligkeit standen. Er beschrieb das Leben des besonders unter den Griechen berühmten heiligen Euthimius, eines Archimandriten, welcher im J. 472 starb, und des heiligen Sabas, Abtes des großen Laura-Klosters, der im J. 532 starb. Zu dem Ende begab er sich, nachdem im J. 548 das fünfte ökumenische Concil zu Constantinopel gehalten war, und die auf demselben verdammten Origenisten auch aus dem großen oder neuen Laura-Kloster vertrieben worden waren, selbst in dasselbe, sammelte von den dortigen Mönchen, die zum Theil noch mit dem heiligen Sabas gelebt hatten, genauere Nachrichten über ihn, so wie über den heiligen Euthimius, blieb daselbst zwei Jahre und schrieb das Leben beider Männer, was ihn also wenigstens bis zum J. 550 beschäftigt haben muß. Im J. 555 besuchte er den heiligen Cyriacus, einen Schüler des heiligen Euthimius, und auch dessen Leben hat er beschrieben. Endlich haben wir auch von ihm das Leben seines Lehrers, des heiligen Johannes Silentiarius. Alle diese Biographien finden sich in griechischer und lateinischer Sprache, oder in einer von beiden, theils echt, theils von dem Metaphrasten Simeon interpolirt in *Cotlerii* Vetera Monumenta Ecclesiae Graecae. Tom. II. III.; im *Bolandus* ad diem XX. Januarii; in *Bolandi* Continuatores ad diem 13. Maji, Antverpiae 1680, so wie in den bekannten Martyrologien. Sehr günstige Urtheile über Cyrillus Scythopolitanus finden sich bei Baronius in dessen Annalen ad annum 491. No. 15. 16. 18.—497. No. 58.—498. No. 10.; ferner bei Cotlerius a. a. O., und in *Gerardus Joannes Vossius* de historicis graecis. lib. 2. c. 21. p. 264—266. Man vergleiche auch *Guilielmi Cave* Scriptorum ecclesiasticorum hist. liter. Genev. 1715. p. 342. und ausführlicher *Casimiri* Oudini Commentarius de Scriptoribus ecclesiae antiquis. Lips. 1722. col. 1420—1423. (*K. Chr. L. Franke.*)

CYRILLUS, Apostel mehrer slavischen und tatarischen Völkerstämme, war zu Thessalonich, im 9ten Jahrhundert geboren und stammte von einer vornehmen Senatorfamilie ab. Er studirte zu Constantinopel, wurde Mönch, hieß eigentlich Constantin, nahm erst später den Namen Cyrillus an und erhielt wegen seines Scharfsinnes und seiner ausgebreiteten Kenntnisse den Beinamen des Philosophen. In den bekannten Streitigkeiten der constantinopolitanischen Patriarchen Ignatius und Photius soll er die Partei des ersteren ergriffen und ihn siegreich gegen den letzteren vertheidigt haben. Merkwürdiger

Digitized by Google

ist er aber durch die Bekehrung mehrer Völker zum Christenthume, die er in Verbindung mit seinem Bruder Methodius, der vielleicht nur sein Freund war, bewerkstelligte. Leider sind aber die Nachrichten von diesen beiden Männern und ihren Unternehmungen sehr unzuverlässig. Selbst die Zeitrechnung ihrer Geschichte hat viele Dunkelheiten, die man genügend aufzuklären bisher vergebens sich bemüht hat. Ja nicht einmal der Geist, in dem sie wirkten, läßt sich mit Sicherheit erkennen. (Cf. Vitae *S. S. Cyrill.* et *Method.* in Act. Sanct. Antverpiens. Mens. Mart. Tom. II. p. 19. 22. Sacra Moraviae Historia, sive vita *S. S. Cyrill.* et *Method.* Solisbaci, 1710. 4.) Zuerst bekehrte Cyrill die Chazaren, die mit den Avaren gleiches Stammes waren, sich von ihrem Vaterlande auf der nördlichen Seite des Kaukasus gegen die Hälfte des 7ten Jahrh. bis nach dem taurischen Chersonesus, der jetzigen Krim, vorgedrängt und dort die Bulgaren unterjocht hatten. Sie schickten, wahrscheinlich veranlaßt durch das Beispiel benachbarter und mit ihnen verwandter Völker, die längst das Christenthum angenommen hatten, an den griechischen Kaiser Michael Gesandte, mit der Bitte, ihnen einen gelehrten Mann zu überlassen, der sie im wahren katholischen Glauben unterrichten könnte. Der Kaiser sandte ihnen nach vorhergegangener Rücksprache mit dem Patriarchen den Cyrill, welcher auch die Einführung des Christenthums sehr bald zu Stande brachte. Die näheren Nachrichten darüber, daß Cyrill vor seiner Reise zu den Chazaren deren Sprache, eine Mundart der türkischen, erlernt, die Evangelien und andere kirchlichen Schriften in dieselbe übersetzt habe, sind ebenso fabelhaft, als daß er damals zugleich den Circassiern und Mingreliern das Evangelium gepredigt haben soll. Übrigens wird die Bekehrung der Chazaren von den obengenannten Schriftstellern und andern fälschlich in das Jahr 843 gesetzt; der Jesuit Henschen (im Comment. praevio in vitam *S. S. Cyrill.* et *Method.* §. IV. n. 30. p. 17. in Actis S. S. l. c.) und noch überzeugender Joseph Simonius Assemani (Kalendaria Ecclesiae universae, Tom. III. Kalendaria Ecclesiae Sclavicae, sive Graeco-Moschae, Lib. III. P. I. de *S. S. Cyrill.* et *Method.* Slavorr. Apostoll. deque Chazaris, Bulgaris et Moravis ad Christianorum fidem conversis, p. 3. sq. Romae 1755. 4.) haben das gethan, daß sie erst nach dem Jahre 848 erfolgt sei. Neuere nehmen dieses Jahr an, z. B. Joh. Ernst Christ. Schmidt in seinem Handbuche der christlichen Kirchengeschichte. Gießen 1806. Th. 4. S. 122. — Noch unzuverlässiger und widersprechender sind die Nachrichten über die Bekehrung der Bulgaren durch Cyrillus und Methodius, obwol das Factum selbst fest steht. Jedenfalls waren schon frühere, aber vergebliche, oder nicht vollständig gelungene Versuche zur Bekehrung dieses tatarischen Volkes gemacht worden, das sich in der letzten Hälfte des 7ten Jahrh. theilweise in Thrazien niedergelassen und hier im J. 680 ein Reich der Bulgaren gegründet hatte, was aber außer dem jetzigen Bulgarien auch noch die Moldau, Walachei und einen Theil von Ungern umfaßte. Gewiß falsch ist die Nachricht in den Acta Sanctt., daß der Fürst der Mähren, nachdem er die Bekehrung der Ungern erfahren, sogleich auch den Kaiser ersucht habe, ihm für seine Nation einen würdigen Lehrer des wahren Glaubens zu schicken, daß Cyrillus und Methodius diesen Auftrag erhalten, und ersterer auf seiner Reise nach Mähren vorher die Bulgaren besucht und diese völlig bekehrt hätte. Denn die griechischen Schriftsteller, welche bald nach diesen Zeiten lebten, erwähnen davon nichts, theilen uns vielmehr weit umständlichere und glaubwürdigere Nachrichten von der Ausbreitung des Christenthums bei den Bulgaren mit. (Cf. Constant. Porphyrogen. Continuator. L. IV. c. 13. p. 74. ed. Venet.) Doch sind auch diese nicht übereinstimmend; aber das Weitere hierüber gehört nicht hieher, sondern in die Biographie des Methodius, der dabei die Hauptrolle spielt. Mag indessen auch der König der Bulgaren, Bojoris, mit seinem Volke durch diesen bekehrt worden seyn, was am wahrscheinlichsten im J. 864 — 865 geschah (cf. Pagi Crit. in Annal. Baron. ad a. 861. n. 10. 17. Tom. III. p. 651. und Mansi beim Assemani l. l. p. 89 sq.); eine vollständige und gelungene Bekehrung war es gewiß nicht; denn kurz darauf versprach Bojoris dem teutschen Könige Ludwig, mit dem er in Krieg verwickelt war, sich taufen zu lassen, erbat sich von ihm Lehrer aus Teutschland, und nun erst soll im J. 866 — 867 das Christenthum von ihm und seinem Volke wirklich angenommen worden seyn (cf. Annal. Francor. Fuldens. et Bertin. ad a. 866. 867.). Am berühmtesten sind Cyrillus und Methodius durch die vollständige Bekehrung der Mähren geworden. Dieser slavische Völkerstamm, dessen Gebiet sich über die Grenzen des jetzigen Mährens hinaus erstreckte, war zur Zeit Karls des Großen den Avaren unterworfen, dieser machte ihn aber von dem teutschen Reiche abhängig und suchte ihn, unter Leitung des Erzbischofs Arno von Salzburg, für das Christenthum zu gewinnen. Der von Karl überwundene König der Mähren, Samoslav, mußte sich im J. 801 taufen lassen, und seit der Zeit mag es immer unter ihnen Christen gegeben haben; wiewol die Nachrichten fränkischer Annalisten (die nicht einmal mit dem Schreiben des Papstes Eugenius des Zweiten vom J. 826 an mehre angebliche mährische Bischöfe, die Bischof Urolf von Passau im Voraus ernannt hatte, zusammenstimmen, — cf. *Labbei* Concill. Tom. VII. p. 1542.) von förmlich angestellten Bischöfen in Mähren, die unter der Aufsicht eines Metropoliten von Lorch gestanden haben sollen, um so weniger Glauben verdienen, da seit Karls des Großen Zeiten der Erzbischof von Salzburg dieses Land zu seinem Sprengel rechnete. Doch wie dem auch sei, gewiß ist, daß erst durch Cyrillus und Methodius in der zweiten Hälfte des 9ten Jahrh. die Mähren unter ihrem Könige oder Herzoge Rastiz oder Radislav völlig zum Christenthume bekehrt wurden. Das wahrscheinlichste über den Hergang der Sache ist Folgendes: Radislav hatte sich gegen den König Ludwig empört und suchte, um

Digitized by Google

die glücklich erkämpfte Unabhängigkeit zu behaupten, durch seinen Brudersſohn Swatopluk mit dem bulgariſchen Könige Michael (Bojoris) ein Bündniß zu ſchließen. Bei dieſem lernte Swatopluk die bulgariſchen Apoſtel Cyrillus und Methodius kennen und das Chriſtenthum hochſchätzen. Er vermochte daher bei ſeiner Rückkunft den Radislav, den Kaiſer Michael bitten zu laſſen, daß er die inzwiſchen ins griechiſche Reich zurückgekehrten beiden Männer ihm zum Religionsunterrichte überlaſſen möchte. Der Kaiſer that es; beide kamen, Radislav und viele Vornehme ließen ſich alsbald taufen, und das Volk nebſt ſeinen Prieſtern folgte ihnen in kurzem nach. Es wurde hierauf eine Kirche zu Wehlerad gebaut, und zum Beweiſe, daß die neubekehrten Mähren andere Völker an Verehrung für das Chriſtenthum ſogar übertroffen, wird angeführt, daß ſie ihre chriſtlichen Geiſtlichen Knezi, d. h. Fürſten, genannt hätten. — So berichtet Stradowsky (l. l. p. 209 ꝛc.) und in der Hauptſache ſtimmt hiemit der älteſte ruſſiſche Chronikenſchreiber Neſtor, der zu Anfang des 11ten Jahrh. lebte, überein (Cf. G. F. Müller, Samlung ruſſiſcher Geſchichte, St. 1. S. 14. Petersburg 1732. 8. — Gatterer Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie, Bd. 2. S. 997 ꝛc.). Doch ſoll nach Joſ. Dobrowsky (cf. deſſen kritiſche Verſuche Th. 1. und deſſen Cyrill. und Method., der Slaven Apoſtel, Prag 1823.) das betreffende Stück erſt im 14ten Jahrh. in den Neſtor eingeſchoben ſeyn. — Sie ſollen (ſ. die Acta S. S. l. l.) vier und ein halbes Jahr bei den Mähren verweilt, und da ſie der ſlaviſchen Sprache hinlänglich mächtig, dieſe Kenntniß zur Befeſtigung des Chriſtenthums auf die verſtändigſte Weiſe benutzt haben. Die angeblich älteſte Nachricht darüber finden wir bei einem böhmiſchen Annaliſten, dem Mönche Chriſtianus (Cf. bei Bohusl. Balbini Epitome historica rerum Bohemicarum. Pragae 1677. f. p. 42 dieſes Mannes Vita S. Ludmillae, welche Schrift um das Jahr 993 geſchrieben ſeyn müßte, wenn ſie echt wäre; aber ſie iſt erweislich untergeſchoben und ſtammt früheſtens aus dem 12ten Jahrhunderte.). Er ſagt, daß ein gewiſſer Grieche Quirillus, nachdem er die Mähren zum Chriſtenthume bekehrt und für ſie eine neue Buchſtabenſchrift erfunden, die ganze Bibel, auch ſonſt vieles aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen für ſie ins Slaviſche überſetzt, außerdem die Meſſe und übrigen feſtgeſetzten Geſänge in den Kirchen in eben dieſer Sprache habe ſingen laſſen. Dieſe Einführung der Landesſprache beim Gottesdienſte der neu bekehrten Mähren erhebt den Cyrillus weit über die Heidenbekehrer ſeiner Zeit und zeigt, daß er um vieles aufgeklärter dachte, als die Heidenapoſtel unſerer teutſchen Vorfahren.

Die Zeit dieſer merkwürdigen Bekehrung der Mähren läßt ſich nicht beſtimmt angeben. Die gewöhnliche Annahme, daß ſie vor 860 geſchehen, iſt gewiß falſch; Pazi und auch noch Gieſeler (cf. Lehrbuch der Kirchengeſchichte, Bd. 2. Abth. 1. Darmſtadt 1815. S. 260.) nehmen das Jahr 863 an; allein da ſie nach der im Jahre 865 erfolgten Bekehrung der Bulgaren anzuſetzen iſt, die beiden Apoſtel aber 4½ Jahr in Mähren verweilt haben ſollen, ſo iſt auch dieſe Annahme nicht zuläſſig. Es bleibt alſo entweder nur der Ausweg, daß man, wozu kein Grund vorhanden, den langen Aufenthalt der Apoſtel in Mähren auf eine ſehr kurze Zeit beſchränkt, oder, was wol den Vorzug verdienen möchte, daß man die Bekehrung der Mähren in die Jahre 866 bis 871 ſetzt und annimt, daß Cyrillus und Methodius erſt im Jahre 871, nicht 867, wie gewöhnlich geglaubt wird, nach Rom gereiſt ſeien. Doch eben dieſe Reiſe ſelbſt auch gehört zu den dunkeln Partien in dem Leben des Cyrillus. Er ſoll ſie mit dem Methodius und andern mähriſchen Geiſtlichen gemacht haben; aber jedenfalls haben die Lebensbeſchreiber beider Männer, welche auch hierüber nicht einſtimmig berichten, mehre Umſtände, die ſich bei der zweiten Anweſenheit des Methodius in Rom ereigneten, mit ſeiner erſten in Geſellſchaft des Cyrillus vertauſcht. Die Acta S. S. (l. l. p. 19 sq. u. 8 sq.) erzählen, daß der Papſt Nicolaus I., erfreut über den Fortgang ihrer Bemühungen, ſie zu ſich berufen habe, daß ſie auch, nebſt einigen ihrer Schüler, welche ſie der biſchöflichen Würde werth hielten, dahin gekommen und von dem unterdeſſen gewählten Papſte Hadrian II. zu Biſchöfen beſtellt worden wären. Dieſe Nachricht, vielleicht bis auf die Ernennung des Cyrillus zum Biſchof ganz richtig, haben böhmiſche Legendenſchreiber dadurch entſtellt, daß ſie den ſpäteren Streit des Methodius mit dem Papſte Johann VIII. über den gottesdienſtlichen Gebrauch der ſlaviſchen Sprache damit vermengten. Ein Brief dieſes Papſtes vom Jahre 879 an den Methodius, Erzbiſchof von Pannonien, in welchem er den Cyrillus blos Conſtantin den Philoſophen nennt, widerlegt die Sage, daß dieſer wirklich Biſchof geweſen ſei. Alle Nachrichten aber ſtimmen darin überein, daß Cyrillus kurz nach ſeiner Ankunft in Rom daſelbſt geſtorben und Methodius allein zu den Slaven zurückgekehrt ſei. Als Todesjahr des erſteren wird 868 angenommen; ſind aber die oben aufgeſtellten Vermuthungen gegründet, ſo kann er nicht vor 871 geſtorben ſeyn (cf. Aſſemani l. l. S. 118. 19.). Was von ſeinen letzten Arbeiten zur Beförderung des Chriſtenthums in Böhmen, wo er Kirchen und Schulen geſtiftet, auch Lehrer beſtellt haben ſoll, erzählt wird, iſt ganz erwieſen falſch (cf. Stradowsky l. l. S. 240 f. 270. 280.), und die Nachricht eines Ungenannten (cf. *Banduri Imp. Orient.* T. II. *Animadvers. in Constant. Porphyrog. de administrando imp.* pag. 62 sq. ed. *Venet.*), daß Cyrillus mit einem gewiſſen Athanaſius ums Jahr 870 die Ruſſen zum Chriſtenthume bekehrt habe, wol blos daher entſtanden, daß man aus der Ähnlichkeit des ruſſiſchen und cyrilliſchen Alphabets den voreiligen Schluß gemacht hat, es müßten die Buchſtaben des erſtern auch durch den Cyrillus zu den Ruſſen gekommen ſeyn; denn kein griechiſcher Schriftſteller weiß etwas davon, und die ſicheren Data aus dem Leben des Cyrillus laſſen ſich damit auf keine Weiſe vereinigen. — Cyrillus wurde ſpäter für heilig erklärt, und die

Digitized by Google

Griechen und Russen feiern sein Fest den 14. Februar. Von seinen Schriften ist keine erweislich echte auf uns gekommen. Man schreibt ihm folgende zu: *Apologi morales*, Übersetzung eines verloren gegangenen griechischen Originals, welche Balthasar Corder 1630 zu Wien in 8. edirt hat; ferner *Opusculum de dictionibus, quae accentu atque apice variant significatum*, gr. u. lat. Venedig 1497. Paris 1521. Basel 1532. und *Glossarium Cyrilli*, welches sich in dem *Vetus lexicon graec. lat. cum notis Vulcanii*, Leyden 1600, Fol. findet. Constantin Basilius, Palatin von Wolhynien, hat 1581 zu Ostrog in Fol. drucken lassen: *Biblia slavino-russica characteribus Cyrillianis*, von welcher er behauptet, daß es die von Cyrillus selbst herrührende slavische Bibelübersetzung sei. — Man vergleiche über Cyrillus ausser den angeführten Schriften Schröckh's christliche Kirchengeschichte Thl. 21. S. 400 fgg.

(*K. Ch. L. Franke.*)

CYRILLUS LUKARIS, der bedeutendste Gelehrte der griechischen Kirche in der letzten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts. Er war auf der Insel Candia, dem alten Kreta, 1572 geboren und also ein venedigscher Unterthan. Dies begünstigte seine wissenschaftliche Ausbildung. Es gab ihm Gelegenheit, dieselbe in Venedig und Padua zu suchen, wo er auch den Unterricht eines gelehrten Griechen genoß. Hierauf bereiste er verschiedene Länder Europa's und kam auch nach Genf, wo er länger verweilte und die erste Neigung für die reformirte Kirche faßte, was später auf seine theologischen Ansichten und seine Schicksale den entschiedensten Einfluß hatte, sofern es ihn zum unversöhnlichen Gegner der katholischen Kirche machte. Er ging nun zu den Griechen in der europäischen Türkei und gewann hier bald das Vertrauen des Patriarchen von Alexandrien, Melatius Piga, der ihn zum Priester ernannte, ihm eine Abtei gab und sich seiner im Jahre 1595 bediente, als in Polnisch-Reußen unter den griechischen Bischöfen über die ihnen angetragene und theilweise von ihnen angenommene Vereinigung mit der römischen Kirche große Bewegungen entstanden waren. Beide Männer nebst vielen vornehmen Griechen jenes Landes waren nämlich dieser Vereinigung abgeneigt und suchten sie zu hintertreiben. Daher wurde Cyrillus, damals Vorsteher der griechischen Schule zu Wilna, von dem Patriarchen an den König von Polen im Jahre 1600 mit der schriftlichen Erklärung gesandt, daß die Griechen die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen könnten. Die Folge davon konnte keine andere seyn, als daß auf Antrieb der Jesuiten alle, welche der griechischen Kirche treu blieben, auf mancherlei Weise bedrückt wurden, und daß Cyrill selbst Polen verlassen mußte.

Nicht lange darauf starb aber sein Gönner Melatius, und Cyrillus wurde nun an dessen Stelle 1602 zum Patriarchen von Alexandrien erwählt. Von dieser Zeit an erneuerte er die Verbindungen, die er auf seinen Reisen mit protestantischen Gelehrten angeknüpft hatte, und unterhielt sie durch einen fleißigen Briefwechsel beständig bis zu seinen letzten Jahren. Aymon hat 27 dieser Briefe, welche meist italiänisch, einige auch lateinisch geschrieben sind, bekannt gemacht und erläutert in seinen Monumens authentiques de la Religion des Grecs. p. 1—200. à la Haye 1708. 4. Sie zeigen sämtlich seine Vorliebe für den Glauben der Reformirten, aber auch, daß er ihn nicht in allen Stücken zu dem seinigen gemacht hatte, und daß er wenigstens anfänglich nicht geneigt war, durch gewaltsame Veränderung der Glaubensdogmen seiner Kirche den Frieden in ihr zu stören. Nur vorbereiten wollte er die Zeit, wo eine solche Annäherung der griechischen an die reformirte Kirche auf friedlichem Wege erfolgen könnte, und für die Gegenwart lag ihm vorzüglich daran, seiner Kirche die Selbständigkeit im Verhältniß zur römischen zu erhalten, welche gerade damals mannigfach gefährdet war, sowie ein wissenschaftliches Leben bei der griechischen Geistlichkeit zu wecken. Ihre Priester und Bischöfe, sagt er, seien mit der Finsterniß der Unwissenheit bedeckt und er habe ihnen dies vergebens vorgeworfen. Inzwischen hätten sich die Jesuiten zu Constantinopel dieser Bequemlichkeit bedient, um die Kinder zu unterrichten, und es sei ihnen dieses so gut gelungen, wie den Füchsen unter den Hühnern. Am Ende, glaubt er, werde die Lehre der römischen Kirche noch die ganze Welt überschwemmen, wenn ihre übrigen Diener mit eben solchem Eifer arbeiteten, zumal die Griechen in Polen und Litthauen, auf Anstiften der Jesuiten, sehr verfolgt würden, damit sie zu ihrer Kirche träten (cf. Aymon l. l. p. 130—164.). Daher widersetzte er sich 1612, wo er in Constantinopel war, einem griechischen Geistlichen, der, von den Jesuiten gewonnen, öffentlich ihren Lehrbegriff gepredigt hatte. Vier Jahre später schrieb er an Abbot, Erzbischof von Canterbury (cf. Aymon l. l. p. 44 sq.), und erbat sich dessen Rath in Hinsicht auf wirksame Maßregeln gegen die Jesuiten, welche er mehr fürchte, als die Bedrückungen seiner Glaubensgenossen von Seiten der Türken. Jene Emissarien, sagt er, schrecken uns sehr; sie hintergehen unsere Einfalt und gebrauchen mancherlei Maschinen, um dieselbe zu fesseln; besonders aber verlassen sie sich auf das Blendwerk der Gelehrsamkeit und auf ihre spitzfindigen Disputationen, da es uns hingegen an Gelehrten mangelt, die gleich stark mit diesen Sophisten streiten könnten. Der Erzbischof meldete ihm auf Befehl des Königs Jacob, er möchte Jemanden nach England schicken, um sich daselbst in der Theologie gründlich auszubilden, und Cyrillus wählte hiezu einen in der griechischen Literatur wohl bewanderten Priester von Alexandrien, Metrophanes Kritopulus. Dieser hielt sich mehre Jahre in England auf, kam 1624 nach Teutschland, besuchte hier die meisten protestantischen Universitäten und setzte, als er sich 1625 in Helmstädt befand, dort sein Glaubensbekenntniß auf (Johannes Hornejus hat es 1661 mit einer latein. Übersetzung edirt.). Den Erwartungen des Cyrill entsprach aber dieser Geistliche nicht; denn theils blieb er dem Lehrbegriffe der griechischen Kirche durchaus treu, wie wir aus jenem Bekenntnisse ersehen, theils trat er

Digitized by Google

sogar als erklärter Gegner desselben auf, als er späterhin Patriarch von Alexandrien geworden war (cf. *Aymon* l. l. p. 46 sq. 327 sq. *Fabricii Biblioth. graeca.* Vol. X. p. 498. *Koecheri Biblioth. Theol. Symbol. et Catech.* p. 53 sq.). Trotz dieser Reibungen mit der katholischen Partei zu Constantinopel gelangte dennoch Cyrill 1621, wahrscheinlich durch engländischen und holländischen Einfluß, zum Patriarchate dieser Stadt und somit zur höchsten Würde in der griechischen Kirche. Nun aber setzten auch die katholischen Geistlichen zu Constantinopel, besonders die Jesuiten, unter dem Schutze des französischen Gesandten, alles in Bewegung, um den ihnen so verhaßten Patriarchen zu stürzen. Es unterstützte sie dabei besonders der Umstand, daß Cyrill seine Anhänglichkeit an die reformirte Kirche auch in seiner jetzigen Stellung nicht verhehlte, und daß eine Anzahl griechischer Geistlichen für eine Union ihrer Kirche mit der römischen bereits gewonnen war. So wurde denn Cyrill schon wenige Jahre nachher abgesetzt und auf die Insel Rhodus verwiesen, weil man ihn der Pforte verdächtig gemacht hatte, als habe er die Griechen auf den Inseln des Archipelagus gereizt, sich dem Großherzoge von Toscana zu ergeben. Indessen der an seine Stelle ernannte Gregorius, Metropolit von Amasia, konnte die den Türken für seine Ernennung versprochene Summe nicht auftreiben, überließ das Patriarchat an Anthänus, Bischof von Adrianopel, und dieser gab es bald darauf wieder an Cyrill zurück, der inzwischen durch den engländischen Gesandten bei der Pforte gerechtfertigt worden war. Von 1624—29 scheiterten alle Versuche der Feinde Cyrills, unter denen sich besonders sein ehemaliger Freund, Cyrillus Kantaru, thätig zeigte. Im J. 1629 aber verdarb es Cyrill zum Theil auch mit der Partei, die ihm bisher ergeben gewesen war, und zwar durch die Herausgabe seines Glaubensbekenntnisses, denn er erklärte sich in den Unterscheidungspunkten der römisch-katholischen und protestantischen Lehre bestimmt für diese, vornehmlich für die engländische Kirche und verwarf selbst einige Lehren seiner eigenen Kirche, z. B. die Bilderverehrung (cf. *Corpus et Syntagma Confessionum fidei*, P. III. p. 56 seq. Genevae 1654. 4.; auch *gr. et lat.* unter d. Tit. *Confess. chr. fidei* etc. Genev. 1645. *Aymon* l. l. p. 237. *Fabric. Bibl. Gr.* Vol. X. p. 499.). Ein in Rom erzogener Grieche, Johann Matthäus Karyophilus zeigte seinen Landsleuten, wie gefährliche Lehren Cyrill und sein Schüler Zacharias Gergonus ihnen aufdringen wollten (cf. *Fabric.* l. l. Vol. 414. u. Vol. IX. p. 358.). So wurde er denn auf Anstiften der mit den Jesuiten nun noch genauer verbundenen griechischen Geistlichen, welche durch bedeutende Geldsummen die türkischen Großen für sich zu gewinnen suchten, vier bis fünf Mal abgesetzt. Doch 1638 erlag er seinen Feinden. Als Landesverräther bei dem Großsultan verdächtigt, wurde er auf dessen Befehl von Janitscharen erdrosselt und sein Leichnam ins schwarze Meer geworfen. Noch kurz zuvor hatte er, mit Unterstützung der Generalstaten von Holland, den Druck einer von Maximus aus Kalliopolis gefertigten neugriechischen Übersetzung des neuen Testaments veranstaltet (cf. Baumgartens Hall. Bibl. Bd. III. S. 474. Dessen merkw. Bücher. Bd. VIII. S. 1. *Schelhorn Amoen. litt.* P. VIII. p. 488.), und wahrscheinlich war eben dies eine mitwirkende Ursache seines Todes; denn weder der türkischen Regirung, noch dem römischen Hofe konnte es angenehm seyn, daß die griechischen Christen über ihren Glauben hellere Begriffe erlangten. — Es läßt sich erwarten, daß ein Mann, wie Cyrill, sehr verschieden beurtheilt werden mußte. Während seine Freunde schon dadurch ein unverdächtiges Zeugniß für seinen Charakter ablegten, daß sie ihm bei dem häufigen Wechsel seines Schicksals treu blieben und die Achtung und das Vertrauen, dessen er sich von so würdigen Männern der protestantischen Kirche erfreute, vortheilhaft für ihn spricht, haben katholische Schriftsteller ihn als einen der ärgsten Bösewichter, als einen Vergifter und Mörder abgeschildert. Besonders that dies Leo Allatius (cf. *ejusd. de Ecclesiae Occidentalis atque Orientalis perpetua consensione* L. III. c. 11. p. 1073 seq.). Auch Richard Simon (cf. *Histoire critique des Dogmes et des cultes des Chretiennes Orientaux.* p. 52 sq. Trevoux 1711. 12.) beurtheilt ihn nicht viel milder, doch gibt er zu, daß Cyrill von den Jesuiten zu Constantinopel und dem päpstlichen Hofe, der sogar einen Vicarius des Patriarchats in jene Hauptstadt sandte, heftig verfolgt worden sei und endlich dieser mächtigen Partei habe unterliegen müssen. Man muß diesem unglücklichen Manne nachrühmen, daß er sich durch wissenschaftliche Bildung, durch uneigennützigen Eifer, sie unter seinem Volke zu verbreiten, sehr merklich vor den meisten griechischen Geistlichen seiner Zeit auszeichnete; daß er das Unbiblische vieler Dogmen seiner Kirche erkannt hatte, und wiewol er sich nicht ganz von den Fesseln derselben frei zu machen wußte, doch aus reiner Wahrheitsliebe sich zu den Glaubenslehren der reformirten Kirche hinneigte. Wenn er dadurch verleitet wurde, selbst die unbiblische Calvinsche Lehre von der unbedingten Gnadenwahl für schriftmäßig zu halten, so ist ihm das eher zu verzeihen, als daß er in den späteren Abschnitten seines Lebens trotz wiederholter mißlungener Versuche fortfuhr, offen seinen Eifer für den reformirten Lehrbegriff zu zeigen. Denn er hätte einsehen können, daß die Griechen, theils der römischen Kirche ergeben, theils mit hartnäckiger Verblendung für ihren Glauben eingenommen, zu einer Läuterung desselben noch lange nicht vorbereitet genug waren, und sein Benehmen sie nur gegen ihn erbittern würde. Nicht ihm, sondern der beklagenswerthen Stellung der griechischen Patriarchen gegen die Pforte fällt es endlich zur Last, daß er, um sich auf seinem Posten zu behaupten und den verlorenen wieder zu erhalten, öfters zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen mußte, dessen sich auch seine Feinde bedienten, nämlich der Geldbestechung türkischer Großen. Die hiezu erfoderlichen Summen erpreßte er aber nicht von dem griechischen Klerus und den Laien seiner Kirche, wie das wol sonst öfters auch in späterer Zeit noch geschah, sondern empfing sie von dem holländischen Ge-

Digitized by Google

ſandten. Über ſein Leben vergleiche man: *Thomas Smith Narratio de vita, studiis, gestis et martyrio Cyrilli Lucaris, in ejus Miscellaneis*, p. 49—130. Lond. 1686. 8. *Aymon* l. l. p. 8 sq. u. p. 201—236. Michael Heineccius Abbildung der alten und neuern griechiſchen Kirche, S. 194—210. Leipzig 1711. 4. *Hottinger Analecta hist. theol. opp.* p. 550. Schröckh Chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation. Th. 5. Leipz. 1806. S. 394—405. (*K. Ch. L. Franke.*)

CYRILLUS KONTARU von Berrhöa. Von ſeinem frühern Leben wiſſen wir nur, daß er ſeine Studien unter der Leitung eines griechiſchen Mönches begann und ſie bei den Jeſuiten in Conſtantinopel vollendete. Leo Allatius (*de Ecclesiae Occidentalis atque Orientalis perpetua consensione* L. III. c. 11. p. 1075 sq.) ſagt uns, daß er ein Freund des Cyrillus Lukaris geweſen ſei. Da dieſer aber, als Patriarch zu Conſtantinopel, ihm das Bisthum Theſſalonich nicht habe geben wollen, habe er einen unverſöhnlichen Haß auf ihn geworfen, der durch keine neuen Verſprechungen und Bemühungen gemeinſchaftlicher Freunde, noch durch andere Wohlthaten habe getilgt werden können. Nehmen wir hinzu, daß Allatius ſelbſt den Lukaris auf das ärgſte brandmarkt, den Kontaru aber einen rechtſchaffenen und katholiſchen Mann nennt, ſo dürfen wir an der Wahrheit ſeiner Ausſage um ſo weniger zweifeln. Zudem beſtätigt ſie auch noch das ganze Leben dieſes unverſöhnlichen, ehrſüchtigen Mannes. Denn es war, ſeit er ſich mit den Feinden des Lukaris, beſonders mit den Jeſuiten, verbunden, nichts als ein ränkevoller und gewaltſamer Kampf gegen dieſen. Zweimal hatte er ihn ſchon früher von ſeiner Würde verdrängt und ſie ſelbſt ſich zugeeignet, als er ſie aber nach deſſen Tode, 1638, zum dritten Mal an ſich riß, half es ihm nichts, daß er ſich ganz der Partei hingab, die ſeinen Feind vorzüglich geſtürzt, daß er ſich völlig für den römiſchen Glauben erklärte (cf. *Hilarii Comment. ad Phil. Cypr. Chronic.* p. 471.). Denn ſo laut auch Papſt Urban VIII. darüber jubelte, ſeine Freude war von kurzer Dauer. Die unwürdige Art, womit Kontaru in ſeinem, jedes Maß überſchreitenden Zorne ſeine Geiſtlichen behandelte, er ſchlug ſogar Biſchöfe, entflammte deren Haß gegen ihn. Sie verbanden ſich mit Parthenius, Biſchof von Adrianopel, entſetzten ihn ſchimpflich ſeiner Würde und ließen ihn nach Tunis in Afrika verweiſen. Doch als Parthenius, der ſeine Stelle eingenommen hatte, erfuhr, daß die Anhänger des Verbannten damit umgingen, ihm wieder zu ſeinem Amte zu verhelfen, bewirkte er durch Geld bei einem türkiſchen Befehlshaber, daß der Tod deſſelben beſchloſſen wurde. Die Zumuthung der Türken, den Muhammedanismus anzunehmen und dadurch zu einem ſehr glücklichen Leben zu gelangen, wies er mit der Erklärung ab, daß er mit der römiſchen Kirche und mit Chriſto ſelbſt ſterben wolle, worauf er (1640) ſtrangulirt wurde (cf. *Allatius* l. l. p. 1075 sq.). Er hatte auf einer Synode zu Conſtantinopel 1638 die ſogenannten Ketzereien ſeines Vorgängers verwerfen laſſen; indeſſen bewirkte die ihm zugedachte Ehre, in Rom für einen heiligen Märtyrer erklärt zu werden, daß Parthenius 1642 auf einer Synode zu Jaſſy in der Moldau die italiäniſche Ketzerei ſo gut als die ſchweizeriſche verdammte. Allatius (l. l.) ſelbſt ein geborner Grieche, aber ein eifriger Anhänger der römiſchen Kirche, rühmt von Cyrillus Kontaru, deſſen Zeitgenoſſe er war, daß er das durch Schulden, Geldfoderungen und Bedrückungen der Türken ſehr geſunkene Patriarchat einigermaßen wieder emporgehoben habe, freigebig und prächtig, ein Freund der Tugend und der Wiſſenſchaften geweſen ſei; indeſſen gegen das letztere zeugt ſein eigenes Leben, beſonders der unverſöhnliche Haß gegen den edlen und wiſſenſchaftlichen Cyrillus Lukaris, und die Parteilichkeit des Referenten erlaubt den Zweifel, ob das erſtere ihm in Wahrheit nachgerühmt werden könne. Man vergleiche außer den im vorſtehenden Artikel angeführten Schriften: *Urbani VIII.* ep. ad *Cyrilli* in *Vejelii def.* exercit. de eccles. Gr. p. 103. Orthodoxa confessio cathol. et apost. eccles. Or. zuerſt edirt gr. u. lat. mit Nektarius, Patr. v. Jeruſ. Vorr. von Panagiota, Normann u. a., teutſch von Friſch, gr., lat. u. teutſch v. Hoffmann. Walch Streitigkeiten außer der luth. Kirche. Th. 5. S. 401. Baumgarten Geſch. der Religionsparth. S. 566. Schröckh Chriſtl. Kirchengeſch. ſeit der Reform. Th. 5. S. 405. Henke Allgem. Geſch. d. chriſtl. Kirche. Th. 3. 3te Aufl. S. 269. *Harduini* Acta Concilior. Tom. XI. p. 171 sq. *Aymon* Monumens authentiques de la Religion des Grecs. p. 259 sq. à la Haye 1708. (*K. Ch. L. Franke.*)

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweiundzwanzigster Theil. Zweite Abtheilung.

D — DANI.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweiundzwanzigster Theil. Zweite Abtheilung.

D — DANI.

Digitized by Google

Digitized by Google

D.

D 1) als Sprachlaut. D iſt der gelinde Zahnlaut, und kann inſofern mit allen gelinden Lauten und mit allen Zahnlauten wechſeln. Die letztere Art des Lautwechſels kömt am häufigſten vor; ſofern aber *d* zu denjenigen Zahnlauten gehört, bei welchen die Zunge an die Zähne ſchlägt, ſo wechſelt es auch ebenſo häufig mit *r*, wobei die Zunge an den Gaumen ſchlägt, als mit dem reinen Zungenlaute *l* und dem reinen Zahnlaute *s*. In Verbindung mit dieſem Sauſelaute erzeugt es das griechiſche ζ, welches unſerm ß oder dem lateiniſchen *ſs* entſpricht, bei dem aber, welcher kein *s* zu ſprechen vermag, zu *j* oder einem zum Conſonanten erſtarrten *i* wird. Weil nun das *j* ſo leicht wieder in den Ziſchlaut übergeht, ſo erklärt ſich daraus eben ſowol die häufige Verbindung eines Ziſchlautes mit dem *d*, als der Übergang eines Zahnlautes in den Gaumenlaut, welcher weit häufiger iſt, als der Übergang in den Lippenlaut. Wird bei der Vereinigung eines *d* mit dem Sauſelaute der Zahnlaut zugleich verhärtet, ſo entſpringt daraus unſer z, wie bei der Vereinigung mit dem Ziſchlaute das *tsch*, und bei dem Übergange in den Gaumenlaut das *ch*. Hieraus erklärt ſich der merkwürdige Lautwechſel in den verſchiedenen Mundarten der Mixteca-Sprache im Plateau von Mexico, welche, ungeachtet des Mangels faſt aller Lippenlaute und des *r*, dennoch in den Lauten alſo wechſeln, daß mehre Dialekte *j* oder *ch* für *d* oder *s* ſetzen, der Dialekt in Mactlañtongo aber *d* und *dz* ſehr häufig in *l* verwandelt. So ſpricht dieſer Dialekt *luhu* für *duhu* (ich), wofür andere Mundarten *juhu* oder *chuhu* ſagen. Gleich merkwürdig iſt die dialektiſche Verſchiedenheit, welche Falkner von der moluckiſchen oder araukaniſchen Sprache Südamerika's anführt, der zufolge die Pehuenche und ihre Nachbaren, die Huilliche bis Chiloe, weder *d* noch *r* haben, ſondern ſtatt beider *s* ſetzen; die Picunche dagegen, die kein *s* haben, oft dafür *d* oder *r*, wie *t* ſtatt eines *ch* ſprechen, ſo daß z. B. die Wörter der erſtern somo (Frau), vucha (groß), huasanca (tauſend), bei den letztern domo, vuta, huaranca lauten. Nicht minder auffallend iſt das Lautverhältniß zwiſchen den mappuriſchen Dialekten im Mittel von Amerika; denn wo die eigentlichen Mappuren *j* ſprechen, ſetzen die Guipunaven häufig *d*, die Kavèren aber *sc*, und die Avanen auch bald *d*, bald umgekehrt *j*, ſtatt des mappuriſchen *t*. Weit einfacher iſt die Lautverſchiebung, welche Grimm (teutſche Grammatik. 1. Thl. S. 584.) in unſerer Sprache nachgewieſen hat, und der die Lautverſchiebung zwiſchen den Lippen- und Gaumenlauten analog auf folgende Weiſe beſtimt:

Griechiſch:	Gothiſch:	Althochteutſch:
D.	*T.*	*Z.*
Th.	*D.*	*T.*
T.	*Th.*	*D.*

oder

Griechiſch:	*D.*	*Th.*	*T.*
Gothiſch:	*T.*	*D.*	*Th.*
Althochteutſch:	*Z.*	*T.*	*D.*

Als Beiſpiele jener Lautverſchiebung mögen θυγάτηρ, gothiſch dauhtar (ſpr. dochtar), althochteutſch tohtar, und dens, ὀδούς (ſanskritiſch danta), gothiſch tunthus, althochteutſch zand, im Plural dentes, ὀδόντες, gothiſch tunthjus, althochteutſch zendi, mittelhochteutſch zende, dienen. Wenn in dem erſten Beiſpiele die Lautverſchiebung nur zu Anfange des Wortes Statt findet, ſo geſchieht das wegen des vor dem zweiten *t* im Teutſchen vorangehenden ſtarken Hauchlauts: und ebenſo wurde das althochteutſche zand, weil am Ende eines Wortes das d ſich zu verhärten pflegt, eigentlich zant geſchrieben. Schon früh ſchrieb man aber bloß zân, und im Plural zêni, welche Apokope des Zahnlautes nach n Grimm für das einzige Beiſpiel im Althochteutſchen erklärt, da hingegen in den neuhochteutſchen Verben, das einzige ſind ausgenommen, das urſprüngliche *unt* oder *ent* in der dritten Perſon des Plurals durchaus nur noch *en* lautet, ſowie auch wol der Infinitiv der Future eigentlich das Particip iſt, wenn man das mit werde gebildete Paſſiv, und iſt zu lieben mit dem zu liebenden vergleicht. Dieſes letzte Beiſpiel lehrt zugleich, wie gern der Teutſche dem *n* noch ein *d* anhängt, was man auch im Lateiniſchen *tendo* für τείνω bemerkt, ſtatt deſſen in *scindo* für σχίζω das *n*, in *cando* für καίω aber *n* und *d* zugleich eingeſchoben iſt, wie in ſtand von ſtehen. So ſchrieb man im Mittelhochteutſchen *vâsant*, *vâsandes* für das franzöſiſche *faisan* oder *faisand* (phasianus), und *tristant*, *tristandes*, oder *tristrandes* für *tristram*; und im Neuhochteutſchen haben wir noch Niemand, Mond, Jahrzehend und unzählige andere Wörter, in welchen nicht nur nach *n*, wie in minder, ſondern auch nach *r*, wie in vorder, und nach andern Lauten das *d* eingeſchoben ſcheint, welches nach *s* ſich zu *t* verhärtet. Daß eben dahin die Namen der Weltgegenden Oſt, Süd, Weſt und Nord, oder wie man ehemals ſagte: Oſtern, Südern, Weſtern, Nordern, gehören, erhellet aus *Essex*, *Sussex*, *Wessex*, *Norwegen* mit den Normannen, Weſtgothen und Sygambern für Südgambern. Die Griechen vermittelten durch *d* das *n* und *r*, wie in ἄνδρες; die Lateiner zwei zuſammen-

Digitized by Google

ſtoßende Vocale, wie in *redeo*, *prodeo*, wogegen ſie es nach *x* auch abwarfen, wie in *exuo*, im Gegenſatze von *induo*. Die ältern Lateiner hängten überhaupt gern den Vocalen ein *d* an, woraus ſich noch *id*, *quod*, *illud*, *aliud* u. dergl. erhalten haben, und unterſchieden ſich dadurch ſehr von ihren Stammverwandten, den Umbriern und Oskern, welche in das tuskiſche Alphabet, das gar keine weichen Laute kante, zwar ein beſonderes *b*, aber kein *d* einſchoben. Statt daß die Lateiner *ad* aus *a*, *apud* aus ἀπό bildeten, ſchufen die Griechen εἰς aus ἐν für ἐνς und ἄλλοσε aus ἄλλο; dennoch ließen ſie in den Verben auch δ ſtatt σ zwiſchen zwei Vocale treten, wie ἐῤῥάδατο von ἐῤῥασμαι. Daß nicht blos die europäiſchen Sprachen zwiſchen Vocalen ein *d* einſchieben, oder dem *d* noch ein *n* vorſetzen, beweiſen die Zuſammenſetzungen *kepè-dare* (unſer Vater) bei den Waikuren in Californien, und *dzutundoo* (Vater unſer) von *dzutu* (Vater) und *doo* (unſer) in der Mixteca-Sprache. Die Teutſchen lieben aber das *d*, oder auch, was wegen der obenerwähnten Lautverſchiebung gleich gilt, das *t* und *th* in der Wortbildung ſo ſehr, daß man ſich billig wundern muß, wenn der Plattteutſche, dem ganz entgegen, in der Mitte der Wörter die Zahnlaute ſo oft abwirft, gleich dem engländiſchen *or* für *oder*.

Faſt alle Demonſtrative werden im Teutſchen durch *d* gebildet, wie im Lateiniſchen und Griechiſchen durch *t*, im Engländiſchen durch *th*. Dahin gehört auch der Artikel der als Antwort auf die Frage wer? durch deſſen Vorſatz vor das zendiſche *beé* das Zahlwort zwei, gothiſch *twai* (ſpr. *twâ*), wie durch den Nachſatz deſſelben beide, oberteutſch *beede*, entſtand, indem die Oberteutſchen *beede*, *bode*, *beide* in der Mitte, wie *zween*, *zwo*, *zwei* am Ende flectiren, wodurch ſich auch das engländiſche *both* neben *two* erklärt, ſtatt daß das lateiniſche *bis*, wie *viginti* zeigt, gleich dem griechiſchen δίς, aus *duis* oder δεις entſprang, ſowie die Lateiner auch aus dem griechiſchen ζ für δι erſt *dj*, dann *j* bildeten, z. B. Ζεύς, Διός, *Jovis*, welches man fälſchlich mit *deus* für θεός in Verbindung zu bringen pflegt. Wie ward aus war hervorging, ſo reden aus reihen; und wie ſich die Würde zum Werthe für Währung verhält, ſo die Rede zum Rathe: man muß daher auch das Schlußt ſo vieler teutſcher Subſtantive, wie That, Haſt, Schaft, nicht als eine Abkürzung aus heit betrachten; ſondern es ward dadurch nur das Wort gekräftigt, wie in den Adverbien einſt, ſonſt, ſelbſt, die, wie einsmals beweiſet, aus der Genitivform hervorgingen. In den zeitbeſtimmenden Adverbien liebte man eine ſolche Kräftigung des Lautes ſo ſehr, daß man aus der Genitivform *its* für id temporis erſt itzt, und dann noch provinciell aus itzo mit vorgeſchobenem n ein itzund oder itzunder bildete: ja! wie der Engländer *whilst* für *while* oder *whiles* ſpricht, ſo ſagt der Rheinländer ſogar wennſt du für wenn du. So darf man dann auch Formen, wie weſentlich, nicht aus weſenheitlich, verkürzt glauben; ſondern das *t* ſoll, wie in ordentlich, wiſſentlich, erkentlich, das n nur kräftigen, weshalb auch für meinetwegen eigentlich meintwegen geſchrieben werden ſollte, obwol man von dieſem auch ein unſertwegen, euertwegen, ihrertwegen ohne ein vorangehendes n nachgebildet hat. Daß das st der Superlative aus dem griechiſchen τατος hervorging, beweiſen die blos auf te ausgehenden Ordnungszahlen; wenn aber der Teutſche den griechiſchen Comparativ auf τερος, gothiſch *za*, mit *er* vertauſcht hat, ſo bildet er dafür die Verbalendungen neben n durch den Zahnlaut ganz allein; der Plattteutſche läßt ſogar alle Pluralperſonen des Präſens, welche im Engländiſchen alle Endungen abgeworfen haben, auf ein *d* oder *t* ausgehen. Der Zahnlaut ſpielt überhaupt in allen mit der unſerigen verwandten Sprachen eine ſo große Rolle, daß man wohl behaupten darf, kein anderer Laut habe ſo vielen Wörtern ihren Urſprung gegeben. Man erwäge nur in der griechiſchen Sprache, der mit τ, θ, σ, ζ beginnenden Formen nicht zu gedenken, die Stammformen δάω, δέω, δίω, δόω, δύω, um ſich von dem weiten Umfange des Zahnlautes zu überzeugen. Daß überhaupt *da* einer der erſten Laute in der Sprache ſei, erkent man aus der Sprache der Mandſchu, in welcher dadurch unter anderm der Anfang, Urſprung, die Wurzel und das Oberhaupt bezeichnet wird. Im Lateiniſchen bildet dieſer Laut auch das einzige Verbum, welches durch alle Vocale umlautet: do, dedi, datum, duim für dem. Schon die ruſſiſche Kaiſerin Catharina machte, als ſie das Petersburger Vergleichungs-Wörterbuch über europäiſche und aſiatiſche Sprachen entwerfen ließ, die Bemerkung, daß *Daedae* oder *Taetae*, womit die ruſſiſchen Kinder alle Perſonen benennen, denen ſie Liebe und Achtung bezeugen wollen, bei einer großen Zahl von Völkern die vertraulichen Benennungen für Vater, Großvater, Erzieher und Wohlthäter bilden. Grimm iſt ſelbſt geneigt, den Namen der Teutſchen vom gothiſchen *thiuth* (gut) abzuleiten, obwol deutſch nur eine adjectiviſche Nebenform für deutlich oder verſtändlich iſt.

So mannigfaltig auch der Gebrauch des D-lautes in den Sprachen der gemäßigten Zone unſerer Halbkugel iſt; ſo fehlt er doch nicht nur den Sprachen aller Völker, welche, wie die alten Etrusker, nur an eine harte Ausſprache gewöhnt ſind, ſondern ſogar manchen Völkern, die andere weiche Laute ſowol als Zahnlaute haben. Vorzüglich neigen ſich zwar die Völker des äußerſten Nordens, wie die Finnen und Lappen, bei welchen ſich wenigſtens die weichen Buchſtaben von den harten kaum unterſcheiden laſſen, zur harten Ausſprache hin; aber in Amerika herrſcht dieſe nicht bloß im Plateau von Mexico, ſondern auch in der Quichua-Sprache in Peru und in andern Sprachen Mittelamerika's. Während die Huronen, denen, weil ſie den Mund beim Sprechen nicht ſchließen, alle Lippenlaute fehlen, und bei denen außer dem *n* auch die fließenden Laute ſelten ſind, von allen weichen Conſonanten nur *d* zu ſprechen vermögen; fehlen der Moſſa-Sprache im Oſten von Peru, ſo ſanft und angenehm übrigens ihre Ausſprache ſeyn ſoll, außer *f*, auch die Buchſtaben *d* und *l*, deren Mangel in der Mupsca-Sprache weniger auffällt, weil ſie ſehr guttural iſt, und in dieſer Hinſicht einige unſern Sprachen fremde Laute hat. Wenn die Einwohner des von la Perouſe unter 58° 39′ gefundenen Port des François, die, außer vielen andern Lauten

Digitized by Google

welche die Franzosen nicht zu schreiben wußten, auch einen aus *k*, *h*, *l*, *r*, *l* zusammengesetzten Laut hatten, wie in der Benennung des Haars *khlrleies*, aller Mühe und Geschicklichkeit im Nachahmen ungeachtet, die französischen Laute eines *d*, *l*, *x*, *j*, *g* nicht auszusprechen vermochten, wie sie auch weder *p*, noch *f*, noch *v* gebrauchten; so fällt dieses weniger auf, als daß die Tarahumara in Neu-Biscaya zwar oft *b* statt *p* setzen, aber, gleich den Grönländern, doch kein *d* haben. Bei solcher Verschiedenheit der Sprachen im Gebrauche einzelner Laute kann es denn auch nicht befremden, wenn die Benennung der Zähne, wozu man vorzugsweise die Zahnlaute wählte, dennoch in verschiedenen Sprachen so verschieden lautet. Weil man aber aus keinem Beispiele die Lautverhältnisse verschiedener Sprachen in Bezug auf den D-laut so gut erkennen kann, als aus der Benennung der Zähne (denn die Zunge, zu deren Benennung unsere Sprache ebenfalls den Zahnlaut gebraucht, wird in den meisten Sprachen, andere Laute abgerechnet, durch ein *l* zu Anfange oder in der Mitte des Wortes bezeichnet); so scheint eine kurze Übersicht derselben hier nicht überflüssig zu seyn. Die einfachste Benennung für die Zähne hat die vokalenreiche Sprache der Nadoweſſier in Nordamerika, welcher, des diesem Volke gegebenen Namens ungeachtet, nach den bekant gewordenen Sprachproben, das *d* gänzlich fehlt: denn sie nent den Zahn, wie sie überhaupt sich durch die Aussprache vermittelst der Kehle auszeichnet, blos *i*, dem andere benachbarte Völker noch den Hauchlaut zum Theil blos vor, zum Theil auch nachsetzen. Die Lamuten in Siberien verbinden damit den Zahnlaut am Ende, und sagen *it*, wie die Wogulen *wit*. Wie man hiemit die Benennungen *issii* auf den Sundainseln, *wessi* in Australien, *oos* bei den Tschikitos in Südamerika, und *ods* in der Atacapas-Sprache in Nordamerika vergleichen kann; so mit dem tunguſiſchen *itto*, *ikto*, *ikta* oder *iktal* die südamerikanischen Benennungen *aitsche* und *eïtsche*, womit das einzeln stehende und vielleicht nur durch das keltische *izgitr* zu vermittelnde *aguin* der Basken nur eine entfernte Ähnlichkeit zeigt, und mit dem mantschuriſchen *weiche*, wo nicht das irländische *fiacul* und virginische *wippit* im ehemaligen Neu-Schweden, doch *wadya* und *woï* auf den Sundainseln, und *watig* auf Formosa.

Die Jakuten in Siberien setzen den Zahnlaut dem *i* zugleich vor und nach, und sagen *tit*, *tis* oder *tiss*, wie die Kirgisen, das bei den Uiguren, Tataren und Türken in Asien und Europa *tisch*, *tysch*, *tjesch* oder *disch*, bei den Jukegiren *tody*, bei den Totokaka in Nordamerika *tatzan*, bei den Tschuwaschen aber *schit* lautet. Sowie sich nun mit jenem das sanskritische *daschana* und hindostanische *dessen* vergleichen läßt; so mit diesem *ſsila*, *tsiul*, *tsulwe*, *solwot* bei einigen Lesghi-Stämmen am Kaukasus, womit *tsoisla* in der Mobimah-Sprache Südamerika's eine entfernte Ähnlichkeit hat. Da nun andere Lesghi-Stämme theils *ſsuda*, theils *kizu* und *kertschi*, die Awaren mit ihren Nachbaren *sibi*, *zähbi*, *zawi* oder *ſsiw* sagen; so lassen sich mit dem ersten das kalmückische *schüdün* oder *schüden*, und das mongolische *schidu* vergleichen, wie mit dem zweiten das kamtschadalische *kytshöp* und grönländische *kigut* einerseits, das armenische *kérik* oder *agorik* andererseits, dem wieder einige südamerikanische Benennungen *khéri*, *kero*, *kiru* ähnlich lauten, sowie *tirsſá* in der Argúbba-Sprache Abessiniens, *tirszehá* in der Sprache von Tigrey in der afrikanischen Stadt Hámaſa, wofür in der Sprache von Szavanne *tekorch*, im Reiche Burnu *szarén kó* gesagt wird, mit den kaukaſiſchen Benennungen *tzerka* bei den Tuschi, *tzergisch* bei den Juguſchen, und *tzargisch* oder *tseriksch* bei den Tschetschenzen zusammenstimmen; mit dem dritten endlich das slawische *sub*, das liwische und lettische *sobs*. Der Grundlaut aller dieser Formen ist theils das tibetische *ſso* in Congut, das in Awa *sua*, in Pégu *schua*, in Birman *sua* oder *swa* lautet; theils das chinesische *si* oder *tschi* in Indien, oder das tscherkaſſische *dze*, *dza* am Kaukaſus, womit *dschu* in der Kongo-Sprache des südlichen Afrika's ebenso zusammenstimt, wie *dschi* im großen Ocean, *tsi* im mittlern, und *dza* im südlichen Amerika. In Awa und Birman findet man aber auch die Benennung *tabu*, welche vermittelst des ostiakischen *tewu* oder *tiwu* mit dem samojedischen *tiú*, *tibe* oder *tibie* zusammenhängt, womit wieder *tibit* der Algonkins in Nordamerika zusammenstimt. Da nun andere Samojeden auch *timia* oder *temja* sagen, die Karaſinski am Jmisel sogar *dinyda*, die Koibalen im Krasnojerschen Gebiete aber *temae* oder *tyme*, wie die Albanier zugleich die Benennungen *dem*, *dambe* und *deiba* haben; so läßt sich damit nicht nur das armenische *adamn* oder *atamunk* vergleichen, sondern auch *timmi* im afrikanischen Burnu nebst dem äthiopischen *ten*, und *temuti* in der Kora-Sprache des mittlern Amerika, nebst *domo* im Araukanischen, *tanha* im Braſilischen, *taï* bei den Guarany, und *daï* oder *saï* in der Homagua-Sprache. Obgleich nun dieses schon sich sehr den Bezeichnungen der gebildetern europäischen Sprachen nähert, so müssen wir doch erst die Benennungen roherer Sprachen aufzählen, welche den Zahnlaut mit einem Gaumen- oder Lippenlaut vertauschten. So führt uns das estnische *hammaſs*, karelische *chammasch* und finnische *hammoſs*, *hampa* oder *ampat*, theils auf *himak* oder *imak* der Kurilen, theils auf den gutturalen Grundlaut *a*, *ja*, *ga*, *je*, *ge*, *ka* in den verschiedenen Mundarten der Chineſen, der im Afghanischen *chach* oder *chak*, im Japaniſchen aber *kiba* lautet. An iene Form reihet sich das pehlwiſche *kaka*, chaldäiſche *keke*, assyrische *kika*, malayiſche *gigi* und darfurſche *kagih*, welches in der Sprache von Mobba *szattih* lautet; an die letztere aber *kob* im mittlern Amerika und *kibri* bei den Lazi am Kaukaſus, *kibiri* in Mingrelien und *kbili* in Georgien.

Sowie nun die Chineſen dem Grundlaute *ga* auch ein *n* vorschlagen, so haben mehre Völker fremder Erdtheile dem *i* ein *n*, *gn* oder *ng* vorgesetzt, wie auf den Carolinen, der Halbinsel Korea, und in Bambarra des westlichen Afrika: sowie sich ferner an *nihi* auf den Sundainseln und *nio* in Neu-Seeland, *nif* in Madagascar, *nifo* auf den Freundschaftsinseln, *nifine* auf den Marianen, *nipun* oder *ngipun* auf den Philippinen reihet; so an *ning* der Mandingo-Neger, *nhierre* bei

Digitized by Google

den Fulah, *nengoï* oder *noinge* bei den Yolofs, *náninjá* oder *nganah* in Begirma des mittlern Afrika: und sowie sich mit dem koptischen *nagi* die südamerikanischen Benennungen *noguć* in Mbaya, *nauué* bei den Abiponen, *nuoï* in der Mossa-Sprache und *noho* in der Mixteca vergleichen lassen; so mit dem berberischen *nita* und dungalischen *nelk*, das mayppurische *nati* und caraibische *nari*. Statt des *n* haben die Tunkinesen in Anom das *r* zum Grunde gelegt, indem sie den Zahn *ran* nach französischer Aussprache nennen. Durch das sanskritische *rad* oder *radana* und das hindostanische *reden* wird dieses mit *ritti* bei den wandernden Tschuktschen in Verbindung gebracht; indem aber die Rennthiere Tschuktschen *ryttyntae* sagen, welches bei den Tschuktschen am Anadyr *Wuttinka* lautet, so gehört auch *gutyk* am Tschuktschen-Vorgebirge hieher. Wohin aber *wannalgyn* bei den Korjäken zu zählen sei, läßt sich eben so wenig bestimmen, als *canablec* in der Huastecas Sprache in der Nähe von Mexico, wenn man nicht etwa das gleich folgende *pandlu* damit vergleichen will. Das cafferische *sinyu* stimt zum chaldäischen *schinu*, hebräisch *schén*, arabisch *sinn*; das telugische *pandlu* im südlichen Asien aber und *foni* der Alfurier auf den moluckischen Inseln zum siamesischen *pfän* oder *fan*, dessen Grundlaut in Japan *ha*, *fa* oder *pha* lautet. Mit *ha* läßt sich nur noch das siamesische *hieu* nebst *t'hey* der Buschmänner im südlichen Afrika; aber mit *fa* das ungarische *fog*, *pegi* auf Van Diemensland, *pits* bei den Abassen am Kaukasus, *paei* bei den Morduinen, *péi* bei den Mokscha, *pü* oder *püi* bei den Tschermissen, *pin* bei den Permiern, *ping* oder *pankt*, nebst *tusspanga*, *schöppang*, *tosskwor* und *onssor*, bei den Wogulen, *pek*, *penk*, *ponk*, *ippjumk* bei den Ostiaken, *pane*, *padne* oder *pande* bei den Lappländern, *pind* bei den Esthen. Statt dieses Lippenlautes haben die gebildetern Sprachen den Zahnlaut gewählt, deren Reihe das Sanskrit mit den Formen *danta*, *denta* und *dut* eröffnet, das im Hindostanischen *dant*, *dent* oder *dat*, im Zigeunerischen *dand* lautet. Mit dem Plural *dendan* stimt das zendische *dentánó*, pehlwische *dandán*, malabarische *dandam*, tamulische *dendam*, neupersische *dendán*, *dindan* oder *dandan*; mit dem kurdischen *danan* oder *tendasch* das ossetische *dandak* oder *dendag* und *dangeta* auf den Sundainseln. Das griechische ὀδούς muß nach dem neugriechischen *dondia*, und das lateinische *dens* nach dem provençalen *dente* beurtheilt werden: zu jenem stimt das lithauische *duntis* und altpreußische *dandes*; zu diesem das walachische *dinte* und keltische *dant*, welches im Bretonischen wie im Französischen *dent*, in Cornouaille *dans* lautet. In der teutschen Sprache herrscht zufolge der oben angegebenen Lautverschiebung das *t*, welches im Hochteutschen, wie im Namen der Zunge zu z wurde. Mit dem gothischen *tunthus* stimt das isländische *tonn*, schwedische und dänische *tand*, friesische *tan*, holländische *tand*, angelsächsische *toth*, engländische *tooth*, im Plural *teeth*, wozu man noch die Benennung eines Hauers *tusk*, altfriesisch *tuske* oder *tosken*, angelsächsisch *tyxaf* fügen kann. Merkwürdig ist es, daß auch in sehr vielen Sprachen die Zehenzahl mit ähnlichen, obwol dennoch verschiedenen Lauten, wie die Zähne, bezeichnet wird.

2) **Als Schrift- und Kürzungszeichen.** D ist der vierte Buchstabe des phönikischen Alphabetes, aus welchem alle europäische Alphabete hervorgegangen sind, und scheint daher auch unserm Zahlzeichen 4 den Ursprung gegeben zu haben: wenigstens ist die Gestalt eines phönikischen D nach Büttner's Vergleichungstafeln nicht sehr verschieden von der, welche das Zahlzeichen 4 theils noch hat, theils gehabt hat. Seine ursprüngliche Gestalt muß jedoch, wenn sie mit dem Namen *Daleth* oder *Delta*, welcher eine Thür bezeichnet, zusammenstimmen soll, mehr derjenigen ähnlich gewesen seyn, welche Kopp im zweiten Bande der Bilder und Schriften der Vorzeit dem samaritanischen oder althebräischen Daleth gibt: denn wenn Gesenius die Quadratfigur des Neuhebräischen als Zeichen einer Thür erkent, so kann der dieser fehlende schräge Strich den Umriß des aufgeschlagenen Vorhanges andeuten, mit welchem man eine Thür zu verschließen pflegte. Hug's Hypothese, welche die Erfindung der Schreibkunst durch einen Phöniken in Ägypten voraussetzt, daß das griechische Δ ein pyramidalisches Haus bezeichne, verträgt sich weder mit dem Namen, noch mit der ursprünglichen Gestalt des Buchstabens. Auch ist man noch nicht einmal gewiß, ob die Ägyptier ein *D* in ihrer Schrift hatten, da weder die gemeine noch hieroglyphische Schrift ein D vom T unterscheidet. Auch im koptischen Alphabete wird das *Tau* wie *Dau* ausgesprochen, und das *Dalda* ist nur als ein fremder Buchstabe aufgenommen, obwol das ägyptische wie *dsh* zu sprechende Zeichen *Genga* demselben ähnlich sieht. Was für verschiedene Gestalten das D in den orientalischen Schriften erhalten hat, findet man in Kopp's oben erwähnter Schrift ausgeführt; merkwürdig ist es aber, wie verschieden sich das D in den europäischen Schriften vom R gestaltet hat, von welchem es sich in den altorientalischen Schriften kaum merklich unterscheidet. Auch die alten Griechen schrieben zum Theil sowol D als R in der runden oder dreieckigen Gestalt des altlateinischen *D*, obwol das *R* gewöhnlich einen Fuß gleich dem lateinischen *P* bekam, von welchem der Lateiner das *R* noch durch einen schrägen Strich unterschieden, welcher die ganz verschiedene Gestalt unsers R veranlaßt hat. Die Etrusker, welche gar kein D hatten, sowie auch die älteste Runenschrift desselben entbehrte, gebrauchten die Gestalten eines lateinischen *D* und griechischen *P* ohne Unterschied für R: die umbrische Schrift der Eugubirischen Tafeln unterscheidet zwar beide Zeichen nicht nur, sondern hat auch noch ein Zeichen in der Gestalt eines lateinischen *b*, oder weil sie, wie die tuskische Schrift, von der Rechten zur Linken schreibt, eines *d*; aber keines dieser Zeichen ist ein D. Dagegen hat die Keilschrift, wie der Name des Darius zeigt, D und R durchaus sehr verschieden geschrieben, und auch im phönikischen Alphabete kann die Gestalt der beiden Buchstaben ursprünglich nicht gleich gewesen seyn, sofern der Name des einen eine Thür, der Name des andern einen Kopf bezeichnet. Der Name der angelsächsischen Rune *daeg* (Tag) und des russischen *dobro* (gut) haben mit dem Zeichen nichts gemein, und bedür-

Digitized by Google

fen daher hier keiner Erklärung; aber die griechische Benennung einer Schreibtafel δέλτος scheint von der dreieckigen Form der ältesten Schreibtafeln hergenommen zu seyn. Durch *Delta* bezeichneten überhaupt die Griechen, was eben dafür spricht, daß die Phöniker die Thür nicht, wie die neuhebräische Quadratschrift durch ein offenes, sondern wie die samaritanische oder althebräische Schrift durch ein geschlossenes D in der Gestalt eines Dreiecks bezeichneten, jede dreieckige Gestalt, weshalb sie diesen Namen auch auf die fruchtbare Nilinsel in Unterägypten, wie später die Römer auf die von den Alpen und dem Posusse eingeschlossene Gegend Oberitaliens, übertrugen. Δελτωτόν heißt daher auch das Gestirn des Triangels zwischen dem Fußsterne der Andromeda und dem Widder, von dessen Gestalt man auch die Figur des phönikischen *Delta* ableiten könte, wenn man das Zeichen des *Alpha* vom Stierkopfe, und *Beta* vom Zeichen des Widders im Thierkreise ableitet. Wenigstens hat Hermann im dritten Bande seines Handbuches der Mythologie wol nicht Unrecht, wenn er unter dem Hermes, dem Ordner der Gestirne, welcher nach Eratosthenes den ersten Buchstaben des *Aig* im Triangel darstellte, vergl. Hygin. P. A. II, 19. den ägyptischen *Thoyth* oder phönikischen *Taaut* versteht. Unsere Mathematiker bezeichnen noch jedes Dreieck mit dem griechischen Δ.

Bei denjenigen Völkern, welche die Zahlen nach der Folge der Buchstaben im Alphabete bezeichneten, hatte das D den Werth von 4; die Griechen begannen aber schon früh die Zeichen ihres Zahlensystemes, das dem römischen oder etruskischen gleich, von den Anfangsbuchstaben ihrer Zahlwörter herzunehmen, da denn Δ wegen des Wortes δέκα den Werth von 10 erhielt. Die Römer, welche, wie die Etrusker, die Zahlen ihres Systemes durch geometrische Figuren darstellten, und für die Zahl 500 das Zeichen eines Quadrates wählten, schufen dieses durch Abrundung der einen Seite in D um, dessen gegenseitige Verdoppelung in der Figur ↀ den Werth von 1000 bekam; und sowie der Werth dieses letztern Zeichens durch jedes zu beiden Seiten hinzugefügte C einen zehnfach höhern Werth erhält, so steigt auch der Werth des D in der Figur Ɔ mit jedem zugesetzten Ɔ um einen zehnfach höhern Werth. Weil aber die Römer eigentlich nur für die Zahlen von 1—1000 besondere Zeichen hatten, so pflegten sie bei Geldberechnungen nach Sesterzien, im Werthe eines 5 Kreuzerstückes oder 2 Mgr., für Tausende von Sesterzmünzen, die sie mit dem Namen *Sestertium* (*pondo*) oder ℔ Sesterzien bezeichneten, dieselben Zeichen mit einem Querstriche darüber zu gebrauchen, und D für 500,000 zu schreiben: und weil man die Bezeichnung einer Million durch *millies mille* scheute, so ließ man die Sesterzpfunde nur bis 100,000 aufsteigen, und wählte zur Bezeichnung einer Million die Redensart *decies sestertium*, in welchem Falle *sestertium* den Werth von 100,000 hatte, und durch zwei Querstriche bezeichnet wurde, so daß *D* mit zwei Querstrichen darüber nun 50 Millionen galt. In den Vornamen der Römer dagegen, welche man mit den bloßen Anfangsbuchstaben zu schreiben pflegte, bezeichnete *D* den Namen *Decimus*, welcher nicht mit dem Geschlechtsnamen *Decius* verwechselt werden darf: eben diese Bezeichnung wurde dann in spätern Inschriften auch auf *decuria* und *decurio* übertragen. Einen *Denarius*, welchen die alten Römer mit einem durchstrichenen X bezeichneten, wie einen *Sestertius* oder dritthalb Aß mit IIS, deuteten aber erst die Neuern durch ein geschwänztes kleines *d* oder ₰ an, welche Bezeichnung dem französischen *denier* analog zuletzt bis zum Werthe eines Pfennigs oder Hellers herabsank. Hieraus erklärt sich nun leicht die gleiche Bezeichnung des den bei einem Datum durch ₰, welchem übrigens die Correctoren auch die Bezeichnung für *deleatur* oft ähnlich schreiben, die, wie *dl* gestaltet, im Engländischen *dollar* oder Thaler bedeuten kann. Wird ein Datum lateinisch angegeben, so bezeichnet *d. die*, wofür jedoch die alten Römer lieber *a. d. ante diem* schrieben; und wird diesem *a. d.* in Unterschriften römischer Briefe noch ein *D.* vorgesetzt, so ist dieses durch *Datum*, oder, nach römischem Briefstyle, durch *dabam* zu erklären. Bei Bezahlungen pflegen wir *dedit* durch *ddt* zu bezeichnen; in römischen Inschriften wird aber dafür blos *D.* geschrieben, da dann die Verdoppelung den Plural *dederunt* ausdrückt, obwol diese auch für *dedicavit* und *dedicarunt* stehen kann, woher bei unsern Dedicationen die Bezeichnung D.D.D. für *dat, donat, dedicat*, aufgekommen ist. Auch wird D.D. durch *dono dedit* erklärt, welches in Inschriften der spätern Römer aber auch *decurionum decreto* bedeuten kann, wie D.D.D. *datum decurionum decreto*, oder D. D. D. D. *dono datum decurionum decreto*. Wenn die Erklärer römischer Abkürzungen bei Gothofredus und Putschius von D.D.D.D. auch die Bedeutung *dignum Deo donum dicavit* angeben, so darf man nicht übersehen, daß diese nach vieler Willkür verfuhren, und keinen unbedingten Glauben verdienen. Übrigens hat *D* als Abkürzung so vielerlei Bedeutungen, daß sie sich fast nur nach den Umständen, unter welchen sie gebraucht werden, vollständig erklären lassen. Die üblichsten außer den schon angegebenen möchten folgende seyn.

D. für *Deus* oder *Dea*, als dessen Plural jene Erklärer ohne Grund *DD.* angeben, findet man vorzüglich in Votiv-Inschriften, wie D. I. M. für *Deae Isidi Magnae* oder auch *Deo Invicto Mithrae*, und D. M. M. I. für *Deae Magnae Matri Isidi* oder *Idaeae*, dem gemäß auch unsere Kirchen- und Dom-Inschriften D. O. M. für *Deo Optimo Maximo* zu schreiben pflegen. D. J., welches am Ende der Votiv-Inschriften *dari jussit* heißt, wird, oben angestellt, auch durch *Diis immortalibus* erklärt, wie D. D. Q., was auch *dedit donavitque* heißen kann, durch *Diis deabusque*, in welchem Falle D. D. Q. S. für *diis deabusque sacrum* deutlicher ist. D.B.J. für *diis bene juvantibus* oder *Deo bene juvante*, und D. V. für *diis volentibus* oder *Deo volente*, welches in römischen Grab-Inschriften vielmehr *dies quinque* bezeichnen kann, wie D. P. M. V. für *dies plus minus quinque*, ist aus neuerer Zeit; für D. I. *Diis Inferis*, ist aber in Grabschriften D. M. *Diis Manibus* oder D.M.S. *Diis Manibus sacrum* üblich, wovon sich die Recepten-Signatur unserer Ärzte M. D. S. für *misceatur, detur signetur*, oder D S *detur*.

Digitized by Google

signetur, durch die Buchstaben-Ordnung unterscheidet. Weit häufiger ist D. für *Divus*, wie D. C. für *Divus Caesar*, D. C. A. für *Divus Caesar Augustus*, D. A. S. für *Divo Augusto sacrum*, weshalb auch D. F., welches zu Ende der Votivinschriften für *donum fecit* steht, ebensowol *Divi filius*, als *Decimi filius*, bedeuten kann. Fl. D. heißt dagegen *Flamen Dialis*, und die Überschrift aller Widmungen in der spätern Kaiserzeit *In H. D. D. in honorem divinae domus*, oder zur Ehre des kaiserlichen Hauses. Hinter Namen militärischer Personen bedeutet *D* in alten Inschriften auch *domo* für zu Hause oder gebürtig; hinter Kaisernamen aber *Dominus*, wofür auch D. N. oder D. N. *Dominus Noster* geschrieben wird, da dann zwei Kaiser durch DD. NN., drei durch DDD. NNN. bezeichnet werden. So wurden im Mittelalter die Jahre nach Christi Geburt durch A. D. *anno Domini* angedeutet. Die Ergebenheit gegen die Kaiser späterer Zeit bezeichneten die römischen Krieger durch D. N. M. Q. E. *devotus numini majestatique ejus*; in Grabschriften konte aber D. *depositus* bezeichnen, wie Christen zu schreiben pflegten D. E. P. E. I. P. für *depositus est in pace*. Wir bezeichnen in Grabschriften die Sterbezeit durch den. *denatus* oder def. *defunctus*; wie die alten Römer die Vorbestimmung zu einem Statsamte durch D. E. S. *designatus* bezeichneten. D. für *Dux* oder *Ducatus* geht blos unsere Herzoge an, wie D. F. für *Defensor fidei*, das brittische Königshaus, und D. oder Dr. für *Doctor*, z. B. M. D. *Medicinae Doctor*, J. V. D. *Juris utriusque Doctor*, unsere Gelehrten, für welche man auch V. D. *Vir doctus*, und im Plural VV. DD. *Viri docti* schreibt. Auch D. S. A. für *diversae scholae auctores* ist eine neuere, obwol nicht mehr übliche, Bezeichnung, wie bei den Mathematikern die Formel i. q. e. d. für *id quod erat demonstrandum*. In römischen Senatsbeschlüssen findet man die Bezeichnungen D. C. S. *de consilii sententia*, D. Q. R. *de qua re*, und D. E. R. I. S. C. *de ea re ita senatus censuit*. Auf diese Weise wird auch sonst oft D. für *de* geschrieben; z. B. D. F. HS. C. für *de fisco sestertia centum*, D. S. F. für *de suo fecit* und D. S. P. *de suo posuit* oder *de sua pecunia*, wie D. S. I. für *de sua impensa*. B. D. S. M. heißt *bene de se merenti*, aber D. B. M. *dedit bene merenti*, wie D. D. M. *dono dedit monimentum*, D. Q. S. kann *de quo supra* oder *die quo supra* bedeuten, wie D. M. *dolo malo* oder *dies malus*, z. B. in den Formeln D. M. A. für *dolus malus abesto*, D. M. S. C. *dies malus sequitur cras*. D. C. heißt *dicis causa*, und D. E. *damnas esto*, wie D. D. E. *dare damnas esto*. Wie der Römer in Briefüberschriften S. D. für *salutem dicit* und S. P. D. für *salutem plurimam dicit* schrieb, so setzen wir auch wol zu Ende der Reden D. für *Dixi*.

In Büchercitaten pflegt man *de* als kurzes Wort entweder ganz auszuschreiben, wie Cic. de Orat. für *Cicero de Oratore*, oder auch, wenn es nicht zur Unterscheidung von einer andern Schrift nothwendig ist, es ganz wegzulassen, wie Cic. N. D. für *Cicero de natura Deorum*. Wollte man aber alles aufzählen, was D. in neuern Schriften bezeichnen kann; so würde dieses eine unnütze Weitschweifigkeit seyn, weil jeder leicht von selbst erkent, daß z. B. in der Aufzählung der Casus *D.* einen Dativ, in der Aufzählung der Numeri einen Dual, in der Aufzählung der Verbarten ein Deponens, wie in der Aufzählung der Wochentage im Kalender einen Dienstag und Donnerstag bezeichnet. Dergleichen mag hier eben sowol übergangen werden, als die Münzzeichen; nur über den Gebrauch des D in der Syllogistik muß noch etwas bemerkt werden. Es ist schon im Artikel *C* bemerkt, daß man in der Lehre von den Vernunftschlüssen den dritten Fall der ersten Schlußfigur, in welchem aus einem allgemein bejahenden Obersatze, vermittelst eines besonders bejahenden Untersatzes, ein besonders bejahender Schlußsatz abgeleitet wird, durch D als dritten Consonanten des Alphabetes bezeichnet, und nach den im Artikel *A* angeführten Versen über den logischen Gebrauch der Vocale a, e, i, o, das Wort *Darii* gewählt hat, um damit diejenige Schlußart anzudeuten, auf welche sich alle Schlüsse der übrigen Figuren, deren Bezeichnung mit einem D beginnt, zurückführen lassen. Dergleichen Schlüsse finden sich vorzüglich in der dritten Figur, deren Schlußsatz stets particulär ist, unter den Namen *Darapti*, *Datisi* und *Disamis*, wozu noch *Dimatis* in der vierten Figur kömt, weil von dieser nur die allgemein bejahenden Schlußsätze ausgeschlossen sind, statt daß man in der zweiten Figur nur verneinend schließen kann. (*Grotefend.*)

D ist in der Musik die große zweite Stufe, oder die große Secunde von C, welches C in neuern Zeiten als der erste Hauptton des ganzen Notensystems angenommen worden ist. Daß man die leitereignen Töne durch die Octave auch die natürlichen Töne nent, obwol unpassend, ist Jedem bekant; nicht minder, daß unsere jetzigen Tonarten und Tonleitern in Dur und Moll eingetheilt werden. Auch in dieser Hinsicht wird C als Normalton betrachtet, nach welchem sich die übrigen Töne in gleichmäßig nachgebildeter Fortschreitung richten. Man nent alle andern Tonleitern und Tonarten deshalb transponirte, worunter also natürlich auch D gehört. Es erhält folglich, um gleiche Verhältnisse mit der Normaltonart zu gewinnen, als Dur-Tonleiter zwei Kreuze, fis und cis vorgezeichnet; D moll pflegt noch immer nur mit der Vorzeichnung b angedeutet zu werden. Wird D durch ein Kreuz # chromatisch, oder um einen sogenanten halben Ton erhöht, heißt es Dis; mit einem Doppelkreuz (+) Disis: wird es durch ein b erniedrigt, wird es Des genant, und mit bb Deses. Jede Erniedrigung und Erhöhung beträgt einen chromatischen oder halben Ton.

(*G. W. Fink.*)

Dabaritta s. Daberath.

DABBUSIE, eine kleine Stadt in Mavarannahr (Transoxanien), am Flusse des paradiesischen Thales Seghd, zwischen Bochâra und Samarkand, doch näher dem letztern. Aus ihr stammte der arabische Rechtsgelehrte Obeidallah den Omar, welcher daher den Beinamen Dabbusi führt. Er starb im J. 432 der Hedschra, und hinterließ einige Schriften. S. D'Herbelot, orient. Biblioth. Art. Daboussi. (*E. Rodiger.*)

Digitized by Google

DABELOW, Christian Christoph von, der älteste Sohn des mecklenburg-schwerinschen Justizrathes Dabelow, wurde geboren den 19. Juli 1768 in Neu-Buckow bei Schwerin. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Rostock, besuchte er die Universität Jena, wo er Jurisprudenz studirte. Nach geendigten Studien advocirte er bis 1789, in welchem Jahre er auf der damaligen Universität Bützow durch Vertheidigung einer Inaugural-Dissertation: *Natus ex sponsa successionis in feudo expers. Bützow* 1789, die juristische Doctorwürde erlangte. Dies weckte in ihm die Idee, eine akademische Laufbahn zu betreten, und er begab sich deshalb nach Halle, wo er mit Beifall zu lesen anfing. Als 23jähriger Jüngling erlangte er dort 1791 eine außerordentliche Professur, und schon im J. 1793 wurde er ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer des Spruch-Collegiums daselbst, nachdem er mehre, nicht ohne Beifall aufgenommene, Schriften über das römische und teutsche Recht geschrieben. Als ordentlicher Professor setzte er diese seine schriftstellerischen Arbeiten fort, schrieb eine allgemeine Einleitung in das positive Recht der Teutschen, eine Encyclopädie und Methodologie des Rechts, ein System des gesamten heutigen Civilrechts, ein Lehrbuch des Stats- und Völkerrechts der Teutschen, eine Entwickelung der Lehre vom Concurs, welche im J. 1801 völlig umgearbeitet wieder erschien, über die Verjährung, ein Lehrbuch des teutschen peinlichen Rechts und mehre andere Werke. — Als nach der Schlacht bei Jena die Universität Halle 1806 von Napoleon suspendirt wurde, machte er eine Reise nach Italien und Frankreich 1806 u. 1807. Nach der Wiederherstellung der Universität Halle kam er zwar zurück, verließ aber den westphälischen Statsdienst, weil er keine Professur in Göttingen erhalten konte. In dieser Periode verfaßte er mehre Schriften über das französische Recht, namentlich über den Code Napoléon und den Code de procedure civile. Er lebte 2 Jahre zu Leipzig als Privatgelehrter, schrieb wieder mehre Schriften über das französische Recht und Frankreichs damalige Lage, und wurde dann 1811 vom damaligen Herzoge von Köthen als wirklicher Geheimer-Rath zur neuen Einrichtung seines Ländchens berufen, und von diesem seinem neuen Oberherrn, der ihm ein glänzendes Loos bereitete, zum Freiherrn ernant. — Zu Unterhandlungen mit dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt gebraucht, erwarb er sich auch dessen Achtung in einem solchen Grade, daß dieser ihm das Commandeurkreuz des hessischen Hausordens ertheilte. Nach dem Tode des Herzogs von Köthen legte er seine Stelle nieder, begab sich nach Heidelberg und Göttingen, um die Bibliotheken zu benutzen, und ging dann 1814 wieder nach Halle, wo er als Privatdocent seine Vorlesungen wieder eröffnete und 5 Jahre lang verweilte. Im J. 1817 erhielt er einen Ruf nach Dorpat, und nahm ihn an. — Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Teutschland schrieb er auch mehre Schriften politischen Inhalts, namentlich „Gedanken über den durch den pariser Frieden vom J. 1814 verheißenen teutschen Statenbund," dann „über den 13. Artikel der teutschen Bundesakte, die landständischen Verfassungen betreffend," und „über Souverainität, Statsverfassung, Repräsentation mit Berücksichtigung der Ancillonschen Grundsätze und mit Anwendung auf Teutschland." Doch verfaßte er um diese Zeit auch noch ein Handbuch des Pandectenrechtes, einen Institutionen-Conspect und einen Grundriß der römischen Stats- und Rechtsgeschichte. — In Dorpat, wo er im April 1819 ankam, eröffnete er seine Vorlesungen mit großem Beifall. Die Studirenden hatten ein besonderes Vertrauen und eine große Hochachtung gegen ihn, indem er nicht nur in den öffentlichen Vorträgen ihnen nutzte, sondern sich auch durch Herausgabe neuer Schriften, über das römische und nun auch über das livländische Privatrecht, und durch Privatanleitungen bei ihren Studien um sie verdient machte. Er beabsichtigte eine neue Ausgabe des Textes des Corpus juris, und schon hatte die kaiserlich-russische Regirung mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit 20,000 Rubel zur Unterstützung ihm dabei bewilligt, als mit einem Male drei andere kleinere und zum Handgebrauche bequemere Ausgaben des Corpus juris angekündigt wurden, worauf er von diesem Unternehmen abstand. Seit dem Jahre 1828 litt er an einzelnem Blutauswurfe. Bei einem solchen wiederholten Blutsturze starb er 1830 in der Nacht vom 27. zum 28. April a. St. (*H.*)

DABER, auch Dober, Stadt im Kreise Naugard des pommer. Reg. Bezirks Stettin. Das Jahr ihrer Erbauung ist unbekant. Früher gehörte sie zum Bisthum Kammin und Tempelherren residirten hier. Später [1]) war sie im Besitz der Herren von Dewitz, die auch mit wenigen Unterbrechungen in demselben bis auf die neueste Zeit geblieben sind. — Die Stadt liegt [2]) zwischen den unbedeutenden [3]) Seen Daber und Teetz in einer wiesenreichen Gegend. Ihr Haupterwerb ist Ackerbau und Viehzucht. Das hiesige Schloß, dessen neuerer Theil 1538 von dem bekanten fürstlich-pommerschen Statthalter und Hauptmann auf Wolgast, Jost von Dewitz [4]), erbauet ward, ist verfallen. — Daber hat 1 Kirche, 1 Hospital zum heil. Geist und im J. 1782: 130 Privat-Wohnhäuser ohne 70 Scheunen und 649 Einwohner; im J. 1825: 183 Priv.-Wohnhäuser ohne 81 Scheunen und 1194 Einwohner [5]).

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DABER-NAUGARD- und DEWITZSCHE KREIS, (der) in Hinterpommern, enthielt vor der neuen Kreis-Eintheilung vom J. 1817 größtentheils die Ortschaf-

1) Der sämtlichen Herren v. Dewitz Confirmation des Privilegii oder Fundations-Briefes der Stadt Daber v. J. 1461, confirmirt den 15. Sept. 1499 von Franz von Dewitz — findet man in Dähnert's Pomm. Bibliothek, II. Band, Seite 548. — 2) Wulstrack, S. 531, gibt ihre Lage so an: Länge 30° 10'; Breite 53° 34', welches inzwischen keineswegs genau richtig ist. 3) d. h. kleiner als 300 Morgen. 4) Kantzow's Pomerania, I. Bd., S. 380, und II. Bd., S. 461. — 5) Vergleiche: Fr. von Restorff's topographische Beschreibung der Provinz Pommern. Berlin u. Stettin 1827. S. 182.

Digitized by Google

ten des jetzigen naugardschen Kreises. S. Naugard. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DÄBERATH (דָּבְרַת) oder nach anderer Aussprache Dobrath, in der Vulgata Dabereth, eine Stadt in Palästina auf der Grenze der Stämme Isaschar und Sebulon (Jos. 19, 12), doch zu Isaschar gehörig und Levitenstadt (Jos. 21, 28. 1 Chron. 6, 57). Schon aus diesen Bibelstellen und aus dem Zusammenhange, in welchem die Stadt hier genant wird, geht deutlich hervor, daß sie ganz in der Nähe des Berges Tabor lag. Es ist aber ohne Zweifel derselbe Ort, welchen Maundrell (Reise, S. 115 der 6. Ausg.) am westlichen Fuße des Tabor unter dem Namen Dabora kennen lernte, also in kleiner Entfernung südöstlich von Nazareth. Maundrell nent ihn nur noch ein kleines Dörfchen, das bei Burckhardt Dabury heißt (Reisen in Syrien, S. 579 der teutschen Übers.). Auch Buckingham u. A. erwähnen dasselbe. Eusebius im Onomasticon führt es unter dem Namen Dabira (*Δάβειρα*) auf als einen Flecken am Berge Tabor, in der Gegend von Diocäsarea. Verschieden davon ist der von Josephus erwähnte Flecken Dabaritta (*Δαβάριττα*), an den äußersten Grenzen Galiläa's in einer großen Ebene. (S. Josephus von s. Leben §. 62; jüd. Krieg 2, 21, 3.) (*E. Rödiger.*)

DABERSTADT, ein ehemaliges katholisches Küchendorf im erfurter Stadtamte, ¼ Stunde von Erfurt, mit 29 Wohnhäusern, 130 Selen, 1 Kirche, 1 Schule, 775 Äck. Arth., 14 Äck. Weinberg. Es heißt Küchendorf, weil es in frühern Zeiten für die Küche des Erzbischofs von Mainz, wenn er sich in Erfurt aufhielt, sorgen mußte, wofür es einige Erleichterung in seinen Abgaben genoß. In ältern Urkunden wird es auch Dagobertsstadt (Pagus S. Dagoberti), Tapferstadt, Daberstedte genant, und da es in dem (verfälschten) Dotationsbriefe des aufgehobenen Peterklosters zu Erfurt aufgeführt wurde, so hat man es für ein Kammergut Dagoberts I. oder II., sogar für eine Stadt (statt Ställe) erklärt. Im 30jährigen Kriege hatte der schwedische General Stalhaus bei der Belagerung der Stadt sein Hauptquartier im Dorfe; es litt sehr, aber der Name blieb doch, und es erholte sich durch die Nähe der Stadt und durch schöne Anlagen, die im Umfange gemacht wurden. Den 20, 21. und 28. Oct. 1813. von den Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig ausgeplündert, ward es den 29. October auf Befehl des franz. Gouverneurs, Freih. von D'Alton, oder vielmehr auf Veranlassung des Genie-Commandanten Emy gänzlich abgebrant. Auf den verschütteten Häusern wächst Gras, und nur an den Trümmern erkent man sein Daseyn, das auch wol für immer erloschen bleibt, weil es nicht wieder aufgebauet werden darf. (*Dominicus.*)

Dabir s. Debir.

DA CAPO, oder abgekürzt D. C., heißt vom Anfange. Der musikalische Satz (meist eine Arie oder Menuett) soll von vorn wieder angehen; 2) bis zu dem Worte Fine (Ende) gespielt werden, was auch durch das Zeichen 𝄐 ausgedrückt wird. (*G. W. Fink.*)

DACELO *Leach* (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Halkyoniden, über deren Begrenzung unter den Neueren keine Übereinstimmung statt findet. Gemeiniglich begreift man unter diesem Namen die den Eisvögeln ähnlichen Vögel, welche nicht, wie diese, am Wasser, sondern in feuchten Wäldern und von Insektenlarven leben, zu denen sie durch Einbohren ihres Schnabels in die Erde gelangen. Als Kennzeichen derselben werden angegeben: ein dicker, starker, schneidender, an den Seiten aufgetriebener Schnabel; dessen oberer Rücken erweitert, gefurcht, gewölbt, dann plötzlich eingedrückt und an der Spitze gekrümmt, während die untere Hälfte breit, kürzer als die obere und zugespitzt ist; schräge, seitliche Nasenlöcher, die zur Hälfte durch eine befiederte Haut verschlossen sind; Flügel, an denen die zweite und dritte Schwungfeder die längsten sind.

Die Arten sind in Neuholland, Neuguinea und auf dem östlichen Archipelagus einheimisch, von beträchtlicher Größe und haben ein weiches, nicht dicht anschließendes Gefieder. Hieher:

1) Alcedo gigantea Lath. Leach miscell. 2. pl. 106. Mit langem Schwanze und ziemlich langen Federbusche. Oberleib olivenbraun; Unterleib weißlich, mit dunkelbraunen Querlinien; auf der Mitte der Flügeldeckfedern ein hellbläulich grüner Fleck. Schwanz weißroth. Länge 18 Zoll.

Dieser Vogel bewohnt den Fish-river in Neuholland und die denselben einfassenden Encalyptus-Gebüsche in beträchtlicher Anzahl und truppenweise; lebt von Insekten, die er aus dem Schlamme hervorsucht, und erhebt besonders Abends ein betäubendes Geschrei.

2) Dacelo Leachic Lath. Linnean. transact. T. XV. p. 205. Weißlich, Kopf gelbbraun gestrichelt, Nacken, Oberrücken und Flügel gelbbraun, letztere mit azurblauen Abzeichen; Steiß blau, Schwanz azurblau mit weißer Spitze. Von der Südküste von Neuholland. Länge 20 Zoll.

3) Dacelo macrorhynus Lesson (Voyage de la Coquille, zoologie pl. 31 bis. Mit sonderbar gestaltetem Schnabel, dessen obere Hälfte schwarz und die untere weiß ist. Oberkopf braun, graulich-gelb gestrichelt, von den Augen laufen 2 braune ultramarinblau eingefaßte Streifen aus, und umgeben den Hinterkopf. Flügel gelblich-braun. Von der untern Kinnlade laufen zwei schwärzliche Striche aus. Um den Hals ein weißes Band. Obere Theile bräunlich, heller gerändert, Schwanzfedern braun mit gelbbrauner Einfassung der äußern Fahnen. Ruderfedern schwarzbraun. Untere Theile weißlich, Brust und Seiten rothbraun gestrichelt. Länge 9 Zoll 6 Linien. Aus den Wäldern am Hafen Dorery auf Neu-Guinea.

Annoch hieher gezählte Arten sind: Dacelo cyanotio Temm. col. 262, Dacelo pulchella Horss. col. 277., Dacelo concreta col. 346. Alle von Sumatra.

Die Nothwendigkeit, diese Gruppe von dem europäischen Eisvogel und den diesen ähnlichen Arten zu trennen, entging schon dem Scharfblicke Le Vaillants nicht. In Betracht des Weiteren verweisen wir auf den Artikel Halkyonidae Vigors. (*Boie.*)

Digitized by Google

DACH, heißt derjenige integrirende Theil eines Gebäudes, der den innern Raum desselben gegen Regen und Schnee, sowie gegen die heißen Sonnenstrahlen schützt. In ihrer ursprünglichen Form bestanden die Wohnungen der Menschen nur aus dem Dache allein (die Seitenwände wurden erst später zur Bequemlichkeit hinzugefügt), das zu beiden Seiten bis auf den Erdboden herunterreichte, und den Zelten oder Bivouachütten der Kriegsleute ähnlich war. Als jedoch die Wohnungen sich in weitläufigere Bauwerke verwandelten, von hohen und starken Mauern umschlossen, auf deren oberem Gipfel nun das Dach ruhete, ward auch dadurch die Form des letztern auf mancherlei Weise verändert, die sich gegenwärtig nach ihrer Gestalt und Höhe von einander unterscheiden.

a) Das einfachste unter allen ist das Pultdach (auch Taschen- oder Halb-Dach, von Vitruv Deliciata genant), das nur aus einer Dachfläche besteht, und sich schräg von der niedrigern Vorderwand zu der, bis an den Gipfel (Firsten) des Daches reichenden Hinterwand erhebt. Es wird gewöhnlich zu Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet.

b) Ein Sattel- oder Giebel-Dach hat zwei Dachflächen, die oben in dem Firsten zusammenstoßen und zwischen den beiden Giebelmauern liegen. Weil diese Art sich häufig in den alten Städten Teutschlands findet, den einen Giebel — mit mancherlei Schnörkeln, auch wol mit kleinen Bildsäulen verziert — vorn, werden sie auch teutsche Dächer genant, wo aus Liebe zu den Giebeln selbst ein solcher bisweilen in der Mitte der Seitenfläche angebracht ist, wenn das Haus der Länge nach in der Gasse steht. Andere Giebel aus dem Mittelalter haben die Gestalt von Thürmen mit Zinnen und darunter runden Schießlöchern durchbrochen, wie man mehre in Thorn findet. Ja, in Halle a. d. Saale ist sogar das ganze Dach der Domkirche durch mehre, neben einander aufgeführte Giebel umgeben und versteckt, daß es von unten gar nicht wahrgenommen werden kann.

c) Liegen auch Dachflächen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten, oder noch ⅓ der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt sind, heißen die dadurch entstehenden Flächen Walme oder halde Walme (Krüppel, Kühlenden oder welsche Hauben), und das Ganze bekomt den Namen eines Walmendaches, das sich gewöhnlich auf frei stehenden Häusern, oder in den Städten an den Straßenecken befindet.

d) Eine Untergattung der Walmdächer sind die Zeltdächer (Pavillons), welche flache Pyramiden auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche bilden; ihre — in einer Spitze zusammenstoßenden — Dachflächen sind daher von einerlei Größe. Sie haben bisweilen, sowie auch die folgenden,

e) Kuppeln — die sich oben theils halbkugel-, theils eiförmig schließen — ein kleines Thürmchen (die Laterne) auf ihrem obern Schluß, das ⅛ bis höchstens ⅓ des Haldmessers der Kuppel hoch ist.

f) Die Helmdächer oder Chorhauben, die sich zugleich ein- und auswärts biegen, und nur allein an alten Kirchthürmen gefunden werden.

Alle diese Dächer, mit Ausnahme der beiden letztern, unterscheiden sich nach Verschiedenheit ihrer Höhe wieder: 1) in ganz flach liegende, platte oder Altan-Dächer, auf denen man bequem herumgehen kann, und die in der Mitte oder an einer Seite nur so viel erhaben sind, daß der Regen abfließen kann. Sie werden mit Steinplatten, verzinntem Blech, Kupfer oder Zink bedeckt, von denen die erstern in wasserdichten Cement-Mörtel gesetzt werden müssen, damit das Regenwasser nicht in die Fugen eindringen und das Gebälke verderben kann. Auch 2) die griechischen Dächer, die unter ¼ ihrer Tiefe (Breite) zur Höhe haben, erfodern eine Bedeckung von Metall, weil die Dachsteine keine gute Auflage haben, sondern leicht vom Winde gehoben und herabgeworfen werden. Erst bei 3) den italienischen Dächern, deren Höhe ⅓ der Tiefe beträgt, und die gegenwärtig auch in Teutschland häufig angewendet werden, findet eine Bedeckung von Schiefer oder Dachziegeln statt. Bei ihnen haben die Sparren 0,6009 der Tiefe zur Länge, und eine Neigung von 33° 41′; der frisch gefallene Schnee rollt nicht von selbst herab, sondern muß mit der Schaufel herunter geworfen werden, wenn man das zu lange Verweilen desselben auf dem Dache für zu nachtheilig hält. 4) Die seit etwas über ein Jahrhundert in Teutschland beinahe allgemein üblichen Winkeldächer, deren Sparren oben unter einem rechten Winkel zusammenstoßen, und daher unten eine Neigung von 45° haben. Ihre Länge beträgt 0,7071 der Tiefe des Gebäudes. 5) Früher als jene sind die neufranzösischen oder Mansarden-Dächer in Gebrauch gekommen, die gleichsam aus zwei besondern, auf einander gesetzten Dächern bestehen, einem steilen untern und einem flachen obern. Sie haben ihren Namen von dem französischen Baumeister Franz Mansard (geb. 1598), der mehre Kirchen und Hotels in Paris erbaute und die — von dem alten Louvre nachgeahmt — gebrochenen Dächer dabei anbrachte. Schübler (Zimmermanns-Kunst. Nürnberg. fol. 1731.) giebt eine leichte Construction derselben, vermittelst eines, mit der halben Tiefe des Gebäudes gezogenen Halbkreises, aus dessen Mittelpunkte zu beiden Seiten unter einem Winkel von 45° Radien gezogen werden, welche den Halbkreis durchschneiden, und dadurch das Zusammenstoßen der beiden Dachflächen bestimmen, deren Firsten ebenfalls in dem Kreise liegt. Man hat diese Dachform lange nachgeahmt, theils um einen bessern Bodenraum zu erhalten, theils um dem Gebäude ein gefälligeres Ansehen zu geben; sie wird jedoch von neuern Baumeistern verworfen, weil weder mehr Bequemlichkeit erlangt, noch die Feuergefährlichkeit verringert, wol aber Arbeit und Kosten vermehrt werden, da im Gegentheil eine gerade aufgesetzte Fachwerkswand anstatt des steilen, untern Daches, eine Ersparniß von beinahe ⅓ des nöthigen Bauholzes gibt. 6) Die altfranzösischen Dächer, die vor den Mansarden gewöhnlich waren, haben 0,559 der Haustiefe zur Höhe, und ¼ von jener zur Länge der Bal-

Digitized by Google

ken; diese aber eine Neigung von 48° 12′. 7) Die altteutschen Dächer machen ein gleichseitiges Dreieck, denn die Länge ihrer Sparren ist der Balkenlänge gleich; ihr Neigungswinkel ist 60° und ihre Höhe 0,866 der Breite. 8) Bei den gothischen Kirchendächern endlich ist die Höhe der Tiefe gleich; folglich die Länge der Sparren 1,118 der Tiefe des Gebäudes, und der Neigungswinkel 63° 26′.

Die so sehr veränderliche Höhe der Dächer muß nothwendig auf die Frage führen, ob die größere oder die geringere Höhe vorzuziehen sey? Man hat die Entscheidung darüber bisher der Gewohnheit und dem Vorurtheile überlassen, in dem jene öfters nur allein begründet ist. So hat man lange in dem Wahne gestanden, daß eine nördlichere Breite höhere Dächer erfodere; während in den höchsten Nordländern, wie Norwegen und Island, die Häuser der Landleute ganz flache Dächer haben, auf denen der Schnee den ganzen Winter hindurch als eine wärmende Decke liegen bleibt, und die im Sommer den heftigen Stürmen ungleich weniger ausgesetzt sind, als die höhern, noch an vielen Orten in Teutschland üblichen Dächer. Nur solche Gebäude, die eines größern Bodenraumes bedürfen, bedingen eine höhere Bedachung, welche als das Maximum die Hälfte ihrer Breite zur Höhe haben; bei andern Häusern hingegen kann man die letztere bis auf ¼ oder ⅓ verringern, wenn man anders Freiheit hat, die Materie der Bedachung zu wählen, weil Dachziegel alsdann nicht mehr anwendbar sind.

Jedes Dach im Allgemeinen besteht aus zwei besondern Haupttheilen: A) dem Gesparre oder Dachstuhl, und B) der auf demselben ruhenden Bedekkung. Zu jenem gehören 1) die Dachbalken, die nach ihrer verschiedenen Stelle unter dem obern Boden auch besondere Benennungen erhalten: α) Giebelbalken, welche bei Giebeln aus Fachwerk als Schwelle unmittelbar auf die untere Mauer, bei ganz massiv aufgemauerten Giebeln aber innerhalb und neben dieselbe gelegt werden. β) Die Bund- oder Wandbalken, je nachdem sie auf den Stielen einer hölzernen Querwand verzapft sind, oder auf einer Scheidemauer liegen, die sich im obern Stocke endigt und nicht bis auf den Dachboden hinaufreicht. γ) Die Dachbinder-Balken in demjenigen Punkte, wo der Walm des Daches eintrifft. Dieser ist gewöhnlich so weit von der Giebelwand entfernt, als die halbe Breite des Gebäudes beträgt, damit der Walm mit dem Dache einen gleichen Neigungswinkel bekomt. Man sieht, daß alle die hier aufgeführten Balken ihre bestimten Stellen haben; zwischen ihnen werden daher δ) die übrigen ledigen Balken dergestalt eingetheilt, daß sie bei 10—12 Zoll Breite und 14—16½ Zoll Höhe, 3½ bis 4 Fuß aus einander liegen. Bei einer sehr schweren Bedachung aber, deren Last von den Latten nicht zwischen den Sparren getragen werden könte, ohne sich zu biegen, werden zu Ersparung der Kosten schwächere Balken, 7 Zoll breit, 8—9 Zoll hoch, 16—18 Fuß frei liegend, 2½ Fuß mit ihrer Mitte von einander gelegt. Über die erfoderliche Stärke der Balken geben die Baumeister folgende Vorschrift:

Entfernung der Balken mit ihrer Mitte.	Länge des frei liegenden Balken.	Breite desselben.	Höhe desselben.
Fuß.	Fuß.	Zoll.	Zoll.
	20,1	11	15,4
	27,2	10	14
	21	9	12,6
2½	24,2	8	11,2
	17,7	7	9,8
	14,4	6	8,4
	11,3	5	7
	28,6	11	15,4
	25,8	10	14
3	22,6	9	12,6
	20	8	11,2
	16,5	7	9,8
	13,4	6	8,4
	27	11	15,4
	23,6	10	14
3½	21,6	9	12,6
	18,4	8	11,2
	15,6	7	9,8
	28,8	12	16,8
	25,9	11	15,4
4	23,2	10	14
	20,4	9	12,6
	17,5	8	11,2

Man könte zwar 14″ hohe, 10″ breite Balken, bei 21,6′ Spannung im Lichten, bis 5 Fuß mit ihrer Mitte aus einander legen; allein nach der Erfahrung können 1¼ Zoll starke Dielen nicht über 4″ frei liegen, wenn sie jede Last tragen sollen, wodurch nothwendig die Entfernung der Balken von einander auf das bestimte Maaß von 4 Fuß, als das Maximum, beschränkt wird.

Man findet übrigens sehr häufig die Balken bei Gebäuden nicht nach ihrer Höhe, sondern nach der Breite gelegt; wodurch nothwendig ihre Tragekraft verringert und ein Beweis von der Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Bauleute gegeben wird. Es ist auch wol vorgeschlagen worden, die Balken sowol nach der Höhe als Breite, am Stammende zunehmend zu beschlagen, auf das schwächere Gipfelende aber keilförmig geschnittene Futtersätze aufzulegen, um so zugleich eine ebene Deckenfläche und wagerechten Boden zu bekommen. Bei den Dachbalken hat jedoch das Abbinden und Einzapfen der Sparren besondere Schwierigkeiten, die, verbunden mit dem vermehrten Arbeitslohne, für das Zurichten, Auflegen und Abgleichen der Futterhölzer und mit dem Preise derselben und der Nägel sich dieser Aushilfe entgegensetzen, und den dabei gehofften Gewinn aufheben. Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß ein durchaus gleich beschlagener Balken in der Mitte 10 Zoll Höhe, hingegen 12 Zoll, wenn er nach seiner wachsenden Dicke beschlagen wird. Er würde demnach im erstern Falle nur 100 Centner, im letztern aber 140 Centner tragen, und beide sich bei gleicher Breite in Hinsicht ihres Widerstandes wie 5:7 verhalten.

Sind nicht alle Balken bei der gehörigen Stärke auch von genugsamer Länge zu bekommen, müssen sie gestückt, d. h. an einander gestoßen werden. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, indem man die

Digitized by Google

beiden Enden der Balken auf die Länge ihrer 4—8fachen Höhe zur Hälfte einschneidet, und diese genau in einander passenden Ausschnitte durch eiserne Bolzen und Bänder zusammenhält, welches eine Verblattung genant wird. Dachbalken, deren Länge, ohne Auflegen, 18 Fuß übersteigt, müssen durch Unterzüge oder Überzüge, auch wol durch Sprengwerke und Hängewerke verstärkt werden und die nöthige Sicherheit gegen das Zerbrechen erhalten, wie man weiter unten sehen wird.

ε) Der Kehlbalken ist derjenige, welcher in dem eingehenden Winkel eines Gebäudes, das eine Wiederkehr macht, dem Kehlsparren zur Unterlage dient, und ganz oder zum Theil unter dem Dachboden hindurch geht. Im letztern Falle ist er als ☐ Stichbalken mit dem andern, nicht auf der Umfangsmauer ruhenden Ende, in einem andern durchgehenden Balken eingezapft. Dies ist nämlich die Benennung aller Balkenstücke, die den Fuß eines Walmdaches machen, und bei denen die eben erwähnte Bedingung statt findet. Jeder schräge Stichbalken aber auf den Ecken des Gebäudes, in den die Gradsparren gesetzt werden, heißt η) ein Grad-Stichbalken. Die einen wie die andern sind auf dem ihnen zunächst liegenden, auch wol abwechselnd auf dem ersten und dritten oder vierten Balken, mit einem schwalbenschwanzförmigen Zapfen eingelassen, mit dem andern Ende aber, gleich allen andern Dachbalken, auf die Mauerlatte oder Sohle aufgekämt. Es ist dieses eine 5—6 Zoll breite, 4 Zoll hohe Schwelle, welche auf die Oberfläche der Mauer gelegt wird, um den Balken und Sparren eine gleichförmigere und richtigere Lage zu verschaffen. Sie erscheint dadurch bei den Dachbalken als nützlich, bei den Balken der andern Stockwerke aber als durchaus überflüssig und entbehrlich.

Die Sparren, der zweite Theil einer jeden Bedachung, tragen die auf sie genagelten Dachlatten, die der eigentlichen Bedeckung als Unterlage dienen. Sie stehen unten mit ihren 2″ starken, 3″ langen Zapfen in den Balken, und streben oben mit ihren verschornen (d. h. mit dem Zapfen und der Scheere zusammen verbundenen) Spitzen unter einem Winkel gegen einander, der durch die Höhe des Daches bedingt ist, wie schon oben gesagt worden. Um ihnen aber gegen die Last der Bedachung eine Unterstützung zu gewähren, werden sie um die Hälfte ihrer Länge durch ein horizontales, mit seinen beiden Enden in die zusammen gehörigen Sparren verzapftes, Querstück, den Kehlbalken, verbunden, der seinerseits auf ein oder zwei, nach der Länge des Daches laufende Rähmenstücke eingekämmt ist, je nachdem das Gebäude weniger oder mehr als 24—30 Fuß Tiefe hat, um letzteres dadurch in eine zusammenhängende und feste Verbindung zu bringen, die bei dem Kehlbalken für sich allein nicht statt findet. Die Rähmenstücke oder Pfetten ihrerseits werden von 16 zu 16 Fuß durch Stuhlsäulen (Stützpfosten) getragen, die senkrecht unter ihnen auf den Balken — auch wol bei tiefen Gebäuden auf einer, nach der Länge liegenden Schwelle — stehen, und gewöhnlich oben noch von schrägen Bändern gehalten werden. Eine solche Vorrichtung von einem Rähmen mit den Säulen und Bändern heißt eine Stuhlwand, oder ein stehender einfacher Dachstuhl; und wenn die Kehlbalken von 2 oder 3 Stuhlwänden unterstützt werden, ein doppelter oder dreifacher Dachstuhl. Jedes Paar von der Stuhlwand unterstützter Sparren wird ein Gebind genant, und zwar ein Gradgebind, wenn es diagonal über den Winkelbruch eines Gebäudes hinweg geht. Insbesondere heißen diejenigen Sparren, unter denen Stuhlsäulen stehen, Dachbinder, die andern hingegen, wo dies nicht der Fall ist, Leergespärre. Die Länge und Stärke der Sparren hängt von der Breite und Höhe des Daches ab, und ist nach der vom Herrn Wolfram angestellten Berechnung für ein doppelt eingedecktes Dach von Breitziegeln oder Biberschwänzen.

Tiefe oder Breite des Gebäudes.	Höhe des Daches, die Tiefe = 1.	Länge der Sparren.	Entfernung von Mitte zu Mitte.	Die Sparren sind:	
				breit	hoch
22′ 6″	½	16′ —″	2½′	4″	6″
24 4½	½	14 7	2½	4	6
20 6	½	14 6	3	4	6
22 6	½	13 6	3	4	6
19 5	½	13 8	3½	4	6
21 1	½	12 7	3½	4	6
28 8	½	20 4	2½	5	7
30 8	½	18 5	2½	5	7
26 6	½	18 8	3	5	7
28 7½	½	17 3	3	5	7
24 10	½	17 6	3½	5	7
27 —	½	16 2	3½	5	7
34 6	½	24 5	2½	6	8
37 6	½	22 6	2½	6	8
32 2	½	22 8	3	6	8
35 —	½	21 —	3	6	8
30 2	½	21 4	3½	6	8
32 8	½	19 7	3½	6	8
29 6	½	20 10	3	5½	7½
31 9	½	19 2	3	5½	7½
23 8	½	16 9	3	4½	6½
25 8	½	15 5	3	4½	6½
37 9	½	26 8	3	7	9
41 —	½	24 6	3	7	9

Das Resultat dieser Tafel setzt voraus, daß die Sparren zwischen ihren Enden ohne Unterstützung — wofür jedoch die vorhandenen Kehlbalken nicht anzusehen sind — frei liegen; sind Dachstühle angebracht, so ist hier die Länge zwischen ihnen, als den Unterstützungspunkten, anzunehmen. Der Würfelfuß Holz ist zu 40 Pfd. angesetzt, und das Gewicht eines Quadratfußes Doppeldach von Biberschwänzen zu 16½ Pfd. Nach der Formel

$$L = \sqrt{B^2 + 4\beta^2 B^2} = B\sqrt{1 + 4\beta^2};\ \text{wird}$$

$$B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}\,.\,(G + g) = 60\,b\,h^2,\ \text{daher}$$

$$\frac{B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}\,.\,(G+g)}{60\,h^2} = b;\quad \sqrt{\frac{B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}\,.\,(G+g)}{60\,b}} = h$$

Digitized by Google

wo B die halbe Tiefe des Gebäudes ist, L die frei liegende Länge des Dachsparren im Fußmaaße, g das Gewicht eines laufenden Fußes desselben, G das Gewicht eines Quadratfußes der darauf liegenden Bedeckung, β das Verhältniß der Höhe des Daches zur Tiefe des Gebäudes, b die Breite des Sparren, und h die Höhe desselben in Zollen. Bei andern Dachbedeckungen muß man G veränderlich machen, und

= 22 Pfd. bei einem Lehmschindeldache,
= 16 " — — Schieferdache,
= 8½ " — — einfachen Breitziegeldache,
= 8 " — — Hohlziegel- und Strohdache,
= 10⅓ " — — Rollbleidache,
= 5 " — — Kupfer- oder Schwarzblechdache,
= 4⅛ " — — Weißblechdache setzen.

In dem Falle, wo es aus besondern Gründen für nöthig gefunden wird, den Bodenraum ganz frei zu haben, wird eine Schwelle unten längs der Sparren auf die obern Balken gelegt, und die Stuhlsäule in dieselbe eingezapft, so daß sie dicht an den Sparren anliegt, und den auf ihr ruhenden Rähmen trägt. Oben ist der Spannriegel in sie verzapft, und wird von Strebe- oder Jagdbändern gehalten, um das Richten des Daches und das Auflegen der Kehlbalken zu erleichtern, weil er bis dahin die Stuhlwand in ihrer unverrückten Lage erhält. Bei sehr tiefen Gebäuden, wo daher die Kehlbalken eine bedeutende Länge haben, will Gilly (Landbaukunst, 2. Theil) noch einen oder mehre Träger zwischen ihnen und den Spannriegeln anbringen, die aber Wolfram (Handbuch für Baumeister, 3. Theil), nicht ohne Grund, für überflüssig erklärt, weil die sehr schrägen Jagdbänder keine Sicherheit gewähren; wogegen er bei zu langen Kehlbalken entweder neben dem hier beschriebenen liegenden Stuhle in der Mitte eine stehende Stuhlwand nach der Länge, oder eine Verstrebung über dem Kehlbalken empfiehlt. Überhaupt aber tadeln die Baumeister den Gebrauch dieser, unter dem Namen des liegenden Dachstuhles bekanten Vorrichtung, weil mehr und stärkere Hölzer dazu nöthig sind, als zu dem stehenden Dachstuhle, die sich wie 154⅓ W. F. zu 35⅓ W. F. verhalten, wodurch der Preis des Materials und des Arbeitslohnes erhöhet wird, während der liegende Dachstuhl auch kein niedrigeres, als ein rechtwinkliches Dach zuläßt. Leideritz (Ausführliche Anleitung zur Zimmerkunst) hat eine Verbesserung des liegenden Dachstuhles angegeben, indem er die liegenden Stuhlsäulen so weit von den Sparren abrückt, daß der Zapfen unten im Balken einen festen Stand hat und die Schwelle dadurch entbehrlich wird. Jene sind oben unmittelbar in dem Kehlbalken eingezapft, und mit demselben durch das in ihn versetzte Jagdband verbunden. Sie tragen ihn auf ihrem Rähmen, ohne Spannriegel, dessen Stelle bei dem Richten des Dachstuhles durch Hilfshölzer vertreten wird, so daß nur ebenso viel — obgleich etwas stärkere — Holzstücke erfodert werden, als bei dem stehenden Dachstuhle, und sich die Vorrichtung zu diesem verhält, wie 79½ : 35⅓ W. F. Der liegende Dachstuhl wird am gewöhnlichsten bei dem gebrochnen (Mansardes-) Dache angewendet, dessen schon oben erwähnt worden ist; und vertreten dabei die Dachstuhlsäulen, die unten nicht auf dem Balken, sondern auf den Schwellen stehen, die Stelle der Sparren. Man gewinnt dadurch mehr Freiheit zu Eintheilung der Dachfenster, wobei außerdem die Lage der Dachbalken öfters hinderlich und unbequem ist.

Weil auf letzteren die Sparren nicht immer vorn an der Spitze stehen, muß ein oben schräg zugeschnittenes Holzstück auf jene gelegt werden (ein Aufschiebling oder Leisten), um unten den Raum auszufüllen und die Dachbedeckung bis herunter legen zu können, ohne daß hier ein Eindug entsteht, der Gelegenheit zum Eindringen des Regenwassers und zum Faulen der Balken geben würde. Mehre gute Baumeister verwerfen jedoch diese Construction ganz, und fodern dagegen das Herausrücken des Sparren bis an das Ende des schräge abwärts (dachrecht) geschnittenen Balkens.

Um eine Holzersparniß zu erzeugen, und größere Räume ohne kostbare Constructionen zu bedachen, erfand schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Franzose Philipert de l'Orme die sogenanten Bohlendächer, die zuerst von Gilly 1797 in Teutschland bekant gemacht, und nachher von mehren Baumeistern, besonders in den preußischen und sächsischen Staten, häufig angewandt wurden. Sie bestehen anstatt der gewöhnlichen Sparren aus krumm geschnittenen, zwei- oder dreifach über einander genagelten und dergestalt zusammen gestoßenen Bohlenstücken, daß die eine Lage die Fuge der andern deckt, und das Ganze durch eiserne oder hölzerne Nägel eine feste und dauerhafte Verbindung und das Dach das äußere Ansehen eines spitzen oder gothischen Gewölbes erhält (Gilly Landbauk. II. Thl. S. 201). Als Vortheile dieser Dächer wird angeführt: a) vor allem die bedeutende Holzersparniß, weil bloße Bretstücke und Abgänge von höchstens 6 Fuß Länge dazu nöthig sind, die selbst aus schadhaften und krummen Bäumen geschnitten werden können. Dennoch haben die Bohlensparren, weil die Bretter auf ihrer hohen Kante stehen, weil sie einen Bogen bilden, und weil ihre Spannung durch die Lage der aus einem Mittelpunkte gezogenen Fugenschnitte verstärkt wird, einen grossen Widerstand gegen jede auf sie drückende Kraft. b) Die Bohlensparren üben einen weit geringern Seitenschub aus, als die schrägen Sparren eines gewöhnlichen Daches; sie können deshalb mit größerer Sicherheit auf die Rähmen und abgetrumpften Balken gestellt werden. c) Weil die Schornsteine unter dem Dache kein Holz berühren, sind diese Dächer weit weniger feuergefährlich, als andere, und auch wegen des wenigen, in ihnen enthaltenen Holzes minder geschickt, den in ihnen entstandenen Brand zu verbreiten. d) Gewährt das Bohlendach einen freien Bodenraum, weil hier Dachstuhl, Schwelle ꝛc. wegfallen, und man den vollen Raum ungehindert benutzen kann. Dem soll jedoch die Erfahrung entgegen stehen, daß die Bohlensparren öfters im untern Drittheile ihrer Länge auf der äußeren Seite zerbrechen, weil sie zu schwach sind, dem vereinten Drucke ihrer eigenen Schwere, der Belattung und der Dachziegel zu wi-

Digitized by Google

derſtehen, den man beiläufig auf 4840 Pfd. ſetzen kann, wenn die beiden Sparren 1363 Pfd., die 122 Latten 594 Pfd., 732 Dachſteine aber 2928 Pfd. betragen. Der Druck wirkt im Scheitel des Bogens nach 2 Richtungen, welche aus dem Durchſchnittspunkte der äußern Linien nach dem Fußpunkte der beiden innern Linien laufen. Dieſe Richtungen machen auf dem Horizonte einen Winkel, deſſen Tangente $\frac{26{,}03527}{25}$, der daher 46° 9′ 44″ iſt; folglich wird der Druck auf jeder Seite = 2420 : sin. 46° 9′ 44″ oder 3355 Pfd. Da nun aber für Kiefernholz, das Moment des Gewichtes, von dem ein ſolcher Bogen im erſten Momente des Druckes zerbrochen würde, 2878 . 2 . 1½ . 12 . 12 = 1242096 iſt; da ferner die vorerwähnte Kraft in dem von ihrer Richtung am weiteſten entfernten Punkte das Zerbrechen der Sparren bewirkt, ſo kann man die Länge des Hebelarmes hier zu 4½ Fuß, und daher das Moment der Kraft zu 4½ . 12 . 3355 = 174460 annehmen, das ⅐ des vorerwähnten iſt, und folglich keine genugſame Sicherheit gegen das Zerbrechen des Sparren gewährt. Es dürfen aber oben nur 2 Bretſtücke in Rechnung kommen, weil ein Stoß in der dritten Lage dicht am Brechpunkte liegt. Sobald aber ſtärkere Bohlenſparren angewendet werden ſollen, verſchwindet die Erſparniß ganz; ſie findet blos bei Kirchen und ähnlichen tiefen Gebäuden ſtatt, die weitläufige und große Dachſtühle, oder wol gar koſtbare Hängewerke und ſchwere Gebälke erfodern. Die Bohlenbogen können Halbkreiſe oder gothiſche Spitzbögen bilden, die in Hinſicht der Feſtigkeit und Dauer jenen vorgehen; denn die Laſt drückt den Bogen im Gipfel niederwärts, wodurch das Ausweichen ſeiner Schenkel verurſacht wird, ſobald ihr Fuß auf der Mauerlatte feſt ſtehet. Es wird daher unter jedem Dachſparren — die über dem Bogen liegen — eine oder mehre Stützen angebracht, um durch die Laſt des Daches das erwähnte Ausweichen zu verhindern, zugleich aber auch das Emportreiben des Gipfels durch zu ſtarken Druck auf die Schenkel zu hindern. Bei den Spitzbögen iſt nun der Druck auf den Gipfel, und folglich die Neigung der Schenkel zum Ausweichen in der Mitte geringer; zugleich iſt auch der horizontale Seitenſchub auf die Umfangsmauern ſchwächer.

Dieſer Seitenſchub muß bei dem Bau mit Bohlenſparren ganz beſonders in Betracht gezogen werden, weil er auf die Feſtigkeit des Daches und folglich des ganzen Gebäudes Einfluß hat. Die Umfangsmauern müſſen nämlich hinreichend ſtark — nicht unter 3½ bis 4 Fuß — oder wenigſtens durch eiſerne Anker verſtärkt ſeyn. Die Bohlenſparren des erſten, merkwürdigen Gebäudes dieſer Art, der 120 Fuß weiten, 100 Fuß hohen Kornhalle in Paris, lehnten ſich an eine, um die ganze Kuppel herumlaufende Bogenſtellung; andere Gebäude, auf dieſe Weiſe bedacht, haben ſich [illegible] und dauerhaft erwieſen, ſobald nur die Mauern im Stande waren, dem Seitenſchube das Gleichgewicht zu halten; bei zwei rechteckigen, 44 Fuß weiten Kirchen mit Bohlendecke hingegen, deren Mauern vom Sockel bis zur Mauerſchwelle 28 Fuß hoch und 3 Fuß dick waren, dann aber vollends 2 Fuß ſtark bis an die 11 Fuß höher liegenden Stichbalken gingen, zeigte ſich nach einiger Zeit ein nachtheiliger Schub gegen die Mauern, und bewog zu einer Veränderung der Bedachung in ein Hängewerk; eine dritte aber blieb, mit denſelben Dimenſionen unverändert.

Sehr große Gebäude wurden vor Einführung der Bohlenbögen, und werden auch noch häufig jetzt durch aufgeſetzte Sprengs und Hängewerke bedacht, wo die Dachbalken — wenn ſie aus Gründen unterhalb zwiſchen ihren beiden Enden keine Auflage oder Unterſtützung finden, — entweder durch angebrachte Streben geſtützt und getragen, oder aber von einer, über ihnen ſtehenden Hängeſäule gehalten werden.

Die Streben kommen in einem Sprengwerke gewöhnlich in der Mitte des Dachbalkens zuſammen, und ſtützen einander zugleich mit jenem wechſelſeitig; oder ſie haben einen Spannriegel zwiſchen ſich, der unter der Fläche des Dachbalkens liegt und ihm zur Unterſtützung dient.

Die Hängewerke unterſcheiden ſich 1) nach der Zahl der Hängeſäulen, die aufrecht über dem Balken ſtehen; 2) nach ihrer Stellung auf dem Träger, auf dem zugleich die Deckenbalken liegen, oder unter dem ſie in winkelrechter Richtung mit Schraubenbolzen hängen; oder auf einem Deckbalken, auf oder unter dem ſich der Träger für die übrigen Balken befindet. Es finden ſich demnach a) Hängewerke mit einer Hängeſäule, die auf der Mitte des Balken ſteht, und durch die, mit Zapfen und Verſetzung in denſelben, befeſtigten Streben getragen wird, während ſie ihn unten mit dem Hängeeiſen faßt und trägt. Weil die Streben um ſo kräftiger tragen, je mehr ihre Stellung ſich der ſenkrechten nähert, werden b) bei noch tieferen Gebäuden von 40—54 Fuß, zwei Hängeſäulen angebracht, durch einen Spannriegel verbunden. Bei niedrigen Dächern kann man ſich hier anſtatt der Hängeſäule auch eines ſtarken Bolzens (Hängeeiſens) bedienen. c) Steigt endlich die Weite des Gebäudes bis auf 60 und mehr Fuß, können auf dieſelbe Weiſe 3, 4 bis 5 Hängeſäulen angebracht, durch Spannriegel vereinigt, und jedes Paar, deren Höhe von beiden Seiten gegen die Mitte hin wächſt, durch Streben geſtützt werden. Die Zimmerkunſt hat auf ſolche Art hie und da bei Kirchen, Schauſpiel- und Exerzirhäuſern Großes geleiſtet, wo vorzüglich Paris, Berlin, Potsdam und Darmſtadt anzuführen ſind; das Exerzirhaus in letzterer Stadt iſt 319 Fuß lang und 151 Fuß breit, und wird von Gilly (Landbaukunſt, 2r Thl.) als ein Muſter guter Conſtruction empfohlen. Die Anwendung der Hänge- und Sprengwerke bei Brücken iſt ſchon oben (Art. Brücken) gezeigt worden, deren Einrichtung beſonders Reiſer in ſeiner Zimmerkunſt praktiſch zeigt.

Wenn bei den Dachwalmen die kürzeren Sparren ſich auf den Ecken an die längeren legen, müſſen ſie zu dem Ende an ihren Spitzen ſchräge zugeſchnitten werden, damit ſie bei dem Aufrichten des Daches ſogleich an dieſelben paſſen. Die Beſtimmung dieſes ſchrägen Zuſchnittes ſowol, als der angemeſſenen Länge der kürzern

Digitized by Google

Sparren wird das Schiften, und die letztern werden Schiftsparren genant. Von dem Verfahren selbst findet sich in Gilly und Wolfram a. a. O. deutliche Anweisung.

Die Dachfenster, um den obern Räumen Licht und Luft zu verschaffen, sind nach Verschiedenheit der Dächer und Gebäude auch von verschiedener Art: 1) die gewöhnlichen, welche aus einer, auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle, auf der in gehöriger Entfernung zwei Stiele stehen und einen Rähmen tragen, auf welchem die Dachfensterſparren ruhen, und hinten unter einem möglichst spitzen Winkel an die Dachsparren stoßen, wenn sie nicht unmittelbar bis zum Firsten hinauf laufen. Es wird auch wol ein niedriges Dach mit einem Rücken in der Mitte über die Fenster gemacht, das eine flache Rundung bekommt, wenn es mit Blech eingedeckt werden soll. 2) Die runden oder ovalen Ochsenaugen (oeil de boeuf) finden sich gewöhnlich an den bessern Häusern in Städten, haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß sich da, wo ihre Bedeckung mit dem Dache zusammenstößt, das Regenwasser leicht einzieht, und die Fäulniß der Sparren und Latten herbeiführt. Um diesem Übelstande zu begegnen, hat man 3) die Fledermäuse eingeführt, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß ihre Bedeckung zu beiden Seiten sich in das Dach verläuft. Sie gewähren noch außerdem den Vortheil, daß ihre Stellung keinen Einfluß auf die Lage der Dachsparren hat, und diese weder ausgeschnitten, noch durch eingesetzte Hilfsſparren vermehrt werden dürfen, um die Seitenwände der Fenster ausmauern zu können. 4) Eine neuere, nur wenig gebräuchliche Construction sind die mit der Fläche des Daches gleich liegenden Fenster, die zwar das meiste Licht gewähren, dagegen aber nur schwer gegen das Eindringen des Regens zu verwahren sind, und leicht durch den Hagel bei Gewittern zerschlagen werden. 5) Die letzte Art sind die auf den Kuppeln runder Gebäude stehenden Laternen, die gewöhnlich rings herum mit eingesetzten Scheiben versehen, und blos oben mit Blech, Kupfer oder Zink bedeckt sind. Neuere Baumeister verwerfen übrigens alle Arten Dachfenster, und wollen die Beleuchtung des Bodenraums in frei stehenden Häusern blos durch Fenster in den Giebeln, oder aber durch eine, als Halbgeschoß auf die Dachbalken gesetzte senkrechte Wand bewirken.

B) Die Dachbedeckung mit irgend einer dauerhaften, dem Regen- und Schneewasser genugsam widerstehenden Materie: Holz, Stroh, Rohr, Steine oder Metallbleche, welche über die, auf die Sparren genagelten Latten gelegt wird, vollendet das Dach. Am gewöhnlichsten sind die aus Thon geformten und gebrannten Dachsteine oder Ziegel, die mit den vorerwähnten Eigenschaften noch die der möglichsten Feuersicherheit verbinden. Sie unterscheiden sich nach Form und Größe a) in Kehlziegel, als flache Rinnen gestaltet, um die Kehlen in Dächern und an den Dachfenstern damit zu bedecken; was aber gegenwärtig mit irgend einer Art Metallblech geschieht. b) Hohl- oder Firstenziegel, eben so geformt, sind zu Bedeckung sowol der obern als der Seitenkanten des Daches bestimt, auf den sie in Kalk gelegt, und — besonders an den Meeresküsten — zu mehrer Festigkeit angenagelt werden. c) Die Dachpfannen, entweder als ein liegendes S, oder auch wie die vorhergehenden gestaltet, nur etwas kleiner (12″ lang 8″ breit), finden sich an den Küsten der Nord- und Ostsee, in Preußen, am Fichtelgebirge, auf der hohen Rhön u. s. w. Sie werden dergestalt auf die Latten gelegt, daß bei der erstern Gattung die Krümmungen in einander greifen; bei der zweiten aber die untern Reihen mit der hohlen Seite oben, mit den Rändern aber dicht an einander liegen, damit die obern Steine darüber gestürzt werden können. Die untern werden dann Nonnen und die obern Mönche genant. Obgleich sie beim Sturme fester liegen, und nicht so leicht herabgeworfen werden, lassen sie doch bei Schlagwetter den Regen durch, wenn sie nicht eine Verschalung der Sparren mit Bretern unter sich haben, stehen überdies höher im Preise als d) die sogenanten Biberschwänze oder Breitziegel (auch wol Ochsenzungen), die an ihrer untern Seite abgerundet, an der obern aber mit einer hervorstehenden Nase versehen sind, um sie an den über die Sparren geschlagenen Latten aufhängen zu können. Sie werden gegenwärtig beinahe ausschließend zu Bedekkung der Dächer angewendet, sind 15 Zoll lang, 6″ breit, 1″ stark, und müssen aus gutem Thone hart gebrant seyn, einen glatten, glänzenden Bruch haben und nicht springen, wenn sie glühend mit kaltem Wasser begossen werden. (S. Baumaterialien und Ziegel.) Man pflegt in Holland und England häufig die Dachsteine bei dem Brennen mit Bleiglätte (7 Thle. u. 1 Thl. Braunstein), mit Kochsalz, Klauen von Thieren, Steinkohlengrus oder grünem Laubholz zu glasiren, damit sie weniger Feuchtigkeit aufnehmen. Nicht minder hat man versucht, aus den frisch gestrichenen Steinen vor dem Trocknen das überflüssige Wasser auszupressen, wodurch sie beträchtlich leichter werden und das Dach weniger beschweren, dagegen aber von jedem heftigen Winde aufgehoben und hinweggeführt werden können, wenn sie nicht einzeln gut in Kalk eingelegt sind. Endlich ist auch wol ein Firnißanstrich für die Dachsteine vorgeschlagen worden, der jedoch theils die Kosten der Deckung sehr erhöhet, theils zu umständlich ist.

Es gibt dreierlei Arten, die breiten Dachziegel (Biberschwänze) bei dem Dachdecken anzuwenden. 1) Zu dem einfachen oder Spließdache sind die Latten 7½ bis 8 Zoll von einander auf die Sparren genagelt, und die Fugen der über einander greifenden Ziegel werden mit Dachspähnen (Spließen oder Splitten) unterlegt, wovon es auch seinen Namen hat. 2) Bei dem Kronen- oder Ritterdache ist die Entfernung der Latten von einander 4 Zoll weniger als die Länge der Ziegel, deren Reihen (Schaare) alle doppelt über einander liegen, aber keine Spließe unter sich haben. Dasselbe ist auch der Fall 3) mit dem eigentlichen Doppeldache, wo die Entfernung der Latten 2″ weniger ist, als die halbe Länge des Ziegels, und der erste Stein noch 4″ über den dritten hinweg reicht. Spließe finden auch hier nicht statt; die obere und un-

Digitized by Google

tere Reihe wird hier, wie bei dem einfachen Dache, doppelt belegt, und der Firsten, sowie die Kanten des Walmdaches mit Hohlziegeln bedeckt. e) Die Geviertziegel, von gleicher Länge und Breite, werden nach der Diagonale auf die Latten gehangen, weshalb sich die Nase in einer Ecke befindet. f) Die römischen Ziegel sind mit ihren beiden Seitenrändern in die Höhe gebogen, worauf bei dem Eindecken halb runde Hohlziegel gedeckt werden.

Die zweite nicht minder gewöhnliche Art der Bedeckung ist der Schiefer, der an mehren Orten häufig in der Erde gefunden, und wegen seiner langen Dauer besonders zu Kirchthürmen und öffentlichen Gebäuden in Frankreich und einigen Gegenden von Teutschland, aber auch zu den Dächern gewöhnlicher Häuser angewendet wird. Ja, in den Nassauischen Gebirgsstädten sind selbst die Umfangswände bis zur Erde herunter mit Schiefer belegt. Dieser wird in Tafeln gespalten, die von 5″ bis 2 Fuß breit und lang sind, und mit 2 oder 3 Nägeln auf die Verschalungsbretter der Dachsparren genagelt werden. 1 Zentner Schiefer gibt 6 Quadratfuß Dach, und zu einem Thurmdache von von 860 Quadratfuß werden 143 Zentner Schiefer und 216 Schock Schiefernagel erfodert.

Sehr flache Dächer und Altane werden mit Metallblechen gedeckt, worunter das Blei, zu 8 Fuß langen, 2—3 Linien starken Tafeln gewalzt, das wohlfeilste aber auch das schlechteste ist, denn selbst ein Anstrich mit Ölfarbe vermag das Oxydiren desselben durch die feuchte Luft nicht zu hindern; es beschwert die Dächer außerordentlich, auch schmilzt es leicht bei entstehendem Feuer, und fließt auf die zum Löschen Herbeikommenden herab. Es wird daher auch in Teutschland nicht mehr angewendet, nur im Auslande waren hie und da Paläste und Arsenale damit bedeckt, wie der Palast der Signoria zu Venedig.

Gewöhnlicher sind verzinntes Blech und Kupfer, von denen das letztere zwar den Vorzug der größern Dauer hat, aber auch die Kosten um mehr als das Doppelte erhöhet. Sowol bei dem Kupfer als Eisenblech wird das Dach auf den Sparren mit Bretern verschalet, auf diese aber jenes — in lange Streifen, die auf dem Dache von oben bis unten reichen, zusammengefalzt und mit Zinn verlöthet — mit eisernen Nägeln befestigt, die aber nicht durch die Blechtafeln selbst, sondern durch besonders angelöthete schmale Streifen geschlagen werden. Die schon zubereiteten Falzen der senkrechten Bänder werden hierauf ebenfalls umgebogen und nachher verlöthet, damit das ganze Dach einen ununterbrochenen, zusammenhängenden Überzug bekomt, der auf beiden Seiten mit irgend einer beliebigen Firnißfarbe angestrichen wird. Obgleich hier schwarz sich als dauerhaft und wohlfeil vorzüglich empfiehlt, ist doch roth, blau oder grau häufiger. So sind in Moskau nicht allein alle Kirchen und Paläste, sondern auch viele Privathäuser mit Kupfer oder Blech bedeckt und gemalt, die Hauben der Kirchthürme aber vergoldet, was bei Sonnenschein einen prachtvollen Anblick gewährt. Das zu dem Dachdecken anwendbare Blech ist, verzinnt, 12¼″ lang, 9¼″ breit, daher jede Tafel, nach Abzug des Falzes, 86⅓ Quadratzoll bedeckt; es sind daher auf 50 Quadratfuß Dach, mit Einschluß der Heftstreifen, 37 Blechtafeln und 130 Rohr- oder Blechnägel nöthig. Das schwarze, nicht verzinnte Blech und das Kupfer werden in 2 Fuß großen Tafeln angewendet, wovon jede 462 Quadratzoll deckt, so daß zu 50 Quadratfuß 17 Tafeln erfodert werden. Das gewalzte Kupfer wird auch öfter in Tafeln von 20′ Länge und 1½′ Breite angewendet.

In neuerer Zeit ist auch der Zink als ein neues Bedeckungsmaterial hinzugetreten, wozu er in Bleche von 2 Fuß Breite und 2′ 9″ Länge ausgewalzt, und gleich dem Kupfer und Blech zusammengefalzt und auf das verschalte Dach genagelt wird. Diese Bedachungsart findet sich besonders häufig in Berlin, wo das Zinkblech auf dem 7 Meilen davon entfernten Hüttenwerke Stegermühle bereitet wird. Die in Sachsen gemachten Erfahrungen haben jedoch minder günstig für den Zink gesprochen; nach ihnen scheint es, daß sich derselbe sehr bald um die eisernen Nägel herum oxydirt, wodurch sich die Nagellöcher erweitern und Gelegenheit zu dem Eindringen des Regenwassers geben. Man bedient sich daher des Zinkes dort weniger häufig zu Dächern, als in den preußischen Staten.

Schon 1785 ist von Hrn. Arvad Faxe sogenante Steinpappe — aus 2 Theilen gewöhnlicher Papiermasse, 1 Theil Kalk und 1 Theil eisenhaltiger Erde — erfunden worden, die in Tafeln von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite zu Bedeckung der Dächer angewendet, Feuersicherheit und Dauer im Regen und Schnee zeigt, während in Hinsicht der Kosten gegen die Ziegelbedachung 40 bis 50 Procent gewonnen werden. Diese Erfindung ward entweder gleichzeitig in Schlesien von Herrn F. Herzberg gemacht, oder nachgeahmt, und hat bei dem Gebrauche zu Bedachung einiger Gebäude sich ebenso vortheilhaft erwiesen; dennoch scheint die Steinpappe noch immer keine allgemeine Anwendung gefunden zu haben; vielleicht aus Vorurtheil der Baumeister, das öfters vielem Guten entgegen strebt; oder wegen Schwierigkeit der Verfertigung, wodurch es unmöglich wird, dem täglich steigenden Bedürfnisse zu genügen; oder endlich, weil sich andere Mängel gefunden haben, welche die Vortheile dieser Bedeckungsart wieder aufheben, wenigstens verringern.

Geringere Wohnungen der Armen und Landleute werden, nach Verschiedenheit der Länder, mit wohlfeileren, wenn auch weniger dauerhaften und brennbaren Materien, als Holz, Stroh oder Rohr bedacht. Das Holz ist für diesen Behuf entweder in Breter geschnitten, wohin auch die sogenanten Schwarten, oder äußeren, halb runden Abschnitte der Bretklötzer gehören, die auch wol Schalen, Schmalbreter, oder Zaundielen heißen; oder es wird in Schindeln oder Spließen gespalten, und nachher gleich dem Schiefer auf die Dachlatten genagelt. Diese Schindeln sind 18—24 Zoll lang, 5 Zoll breit, ¼″

Digitized by Google

dick, auf der einen langen Seite zugeschärft, auf der andern aber mit einer ¼″ breiten, 1″ tiefen Nuth ausgestoßen, damit die Schärfe der andern Schindel in diese paßt und kein Regenwasser hindurch dringen kann. Aus Eichenholz dauern dergleichen Schindeln über 50 Jahre, aus Kienenholz gegen 30, aus Tannen- oder Fichtenholz aber nur etwa 20 Jahre. Die Schindeln werden auch in den teutschen Gebirgsgegenden hie und da ohne Falz und Abschärfung verfertigt, daß sie die Form der Breitziegel haben, und ebenso, wie diese, auf die Dachlatten gelegt und mit Nägeln befestigt werden. Sie sind jedoch in mehren Ländern, wegen der Feuergefährlichkeit und Holzverschwendung, gänzlich verboten, und sollen alle neue Gebäude Ziegeldächer bekommen. Ebenso verhält sichs mit den Dächern von Bretern, die theils bei Schuppen, Buden ꝛc., theils zu Gartenhäusern gebraucht werden. Sie werden gewöhnlich unmittelbar auf die Sparren genagelt, daß sie einander 2 Zoll überdecken; oder sie werden — wie vorhin bei den Schindeln gesagt — mit Nuthen versehen, und bei dem Aufnageln auf die Dachlatten in einander geschoben. Man bedeckt auch oft die Fugen mit darüber genagelten Latten, oder man überzieht das ganze Dach mit grober Leinwand, die einen Anstrich von Theer mit darauf gestreuetem Hammerschlag- oder feinerm Sande bekomt. Für diesen Behuf wird vorzüglich das in England verfertigte Steinkohlen-Theer und die, mit demselben zubereiteten Körperfarben empfohlen.

Hieher sind auch die in Rußland üblichen Bedachungen der Bauernhäuser mit birkener Rinde zu rechnen, die entweder auf die Latten mit hölzernen Nägeln geheftet, oder wol nur durch übergelegte, mit weidenen Ruthen befestigte, Stangen gehalten werden.

Auf diese folgen die mit Schilfrohr und Stroh gedeckten Dächer, von denen man die erstern in den Marken und Pommern, dem Mecklenburgischen, überhaupt in der Nähe großer Landseen und in sumpfigen Gegenden findet, die eine hinreichende Menge Schilf als Bedeckungsmaterial liefern. Das Rohr wird gewöhnlich im Winter auf dem Eise, oder auch im Herbste mit Sicheln abgeschnitten, das längste und beste zu dem Berohren der Gypsdecken und Wände bestimt, das geringere, nur etwa 3—4′ lang, aber zu Bedeckung der Dächer verwendet, deren Latten hiezu 14 — 15 Zoll auf den Sparren aus einander genagelt sind, und auf beiden Giebelseiten mit ihren Enden an die Windbreter stoßen, die zu verhindern bestimt sind, daß bei heftigen Stürmen die Bedeckung nicht aufgehoben und von dem Dache herabgeworfen wird. Die unterste Lage der Schoben oder Gebunde ist von Stroh, weil dieses sich fester zusammen binden läßt, als das Rohr, dessen Halme leichter einzeln herausfahren. Über diese kommen alsdann die Rohrschoben zu liegen, von denen, ebenso wie bei dem Strohdache, jede Lage durch 5 bis 6 Fuß lange Bandstöcke (aus kienenem Scheitholz gespalten) befestigt wird, indem man diese auf den darunter hinlaufenden Latten an den Enden und in der Mitte mit Weidenruthen fest bindet. Auf den Firsten (die obere Kante des Daches) kommt wieder eine Lage Strohschoben zu liegen, die über den Firsten hinweggebogen und auf der andern Seite unter die Dachlatte gesteckt wird. Zu besserem Halt gegen Nässe und Wind wird zuletzt der Firsten mit Lehm oder auch nur mit festgeschlagener Erde belegt. Andere hängen oben am Firsten 4 oder 5 Reihen Breitziegel ein, und bedecken sie — wie bei gewöhnlichen Ziegeldächern — oben mit Hohlpfannen, die in Kalk eingelegt, den obern Theil des Daches am besten sichern, obgleich sie sowol anfangs als bei vorkommenden Reparaturen in entfernteren Gegenden, wegen Mangel an Ziegeln, mehr Schwierigkeit und Kosten verursachen. In den nördlichern Gegenden gegen die Ostsee hin, sucht man das Herabwerfen der Bedeckung durch, an Strohseilen über den Firsten gehangene starke Holzkloben (Windklötze) zu sichern, das aber in den Marken, Pommern und Preußen, wegen der Holzverschwendung, untersagt worden.

Das Eindecken mit Stroh unterscheidet sich von dem Rohre so gut als gar nicht, die Latten aber liegen hier nur 12 Zoll aus einander auf den Sparren, so daß jeder Schoben drei Mal angebunden werden kann. Letzteres geschieht entweder vermittelst der vorerwähnten Band- oder Dachstöcke, oder ohne dieselben, indem man die gebundenen Schoben in der Hälfte ihrer Stärke theilt, um dadurch das Band fester anziehen und nun die ganze Lage vermittelst eines Strohseiles an die abgerundeten Latten binden zu können.

Die Rohr- und Strohdächer sind zwar für den Landmann die wohlfeilsten, deren Reparatur ihm fast gar keinen Aufwand verursacht, während sie auch in den nördlichen Gegenden die Winterkälte am besten abhalten; sie haben jedoch mit den hölzernen Dächern den großen Nachtheil gemein, leicht Feuer zu fangen, und dadurch bei einem entstandenen Brande gewöhnlich die Einäscherung ganzer Dörfer herbeizuführen, weshalb auch die Regirungen mehrentheils darauf bedacht sind, sie aus dem Gebrauch zu setzen. Localverhältnisse machen dies jedoch an vielen Orten unausführbar, und mehre Baumeister haben als Auskunft die Lehmschindeln vorgeschlagen, die aus dünne ausgebreitetem und auf einer oder auch wol auf beiden Seiten mit Lehm bestrichenem Stroh bestehen, und auf diese Art zum Dachdecken angewendet werden. Der größern Schwere wegen werden bei einem solchen Dache von Lehmschindeln die Sparren von Mitte zu Mitte 4 Fuß gesetzt und mit 1 Fuß Zwischenraum belattet. Um aber die Lehmschindeln mit schwachen Weidenruthen an die Latten binden zu können, wird in jede der erstern ein, auf jeder Seite 3 Zoll über die Schindel hervorragender Stock von 1″ Stärke, mit dem umgeschlagenen Stroh oben eingebunden und durch aufgestrichenen Lehm befestigt. Die Lehmschindeln selbst sind von verschiedener Größe 2—3 Fuß breit, 3½ — 12 Fuß lang, und vorzüglich in Preußen gewöhnlich, wo sie um Marienwerder so groß gemacht werden, daß sie große Tafeln bilden, und drei Reihen derselben das ganze Dach bedecken; allein sie sind sehr unbequem auf das Dach zu bringen und müssen an Seilen hinaufgezogen werden.

Digitized by Google

Werden die Lehmschindeln aus Stroh und Rohr 4 Zoll dick verfertigt, so daß sie durch übergestrichenen Lehm auf dem Dache eine Dicke von 12 Zoll, bei 6½ Fuß Länge und 3′ Breite bekommen; so heißen sie Speckseiten, und die aus ihnen verfertigten Dächer werden Speckdächer genannt, die eine 50jährige Dauer haben, ehe sie einer Ausbesserung bedürfen, dem Feuer aber ganz unzugänglich sind. Man findet sie häufig in den Marken, besonders im Oderbruch, nur steht das bei ihnen nöthige, etwas stärkere Dachgespärre ihrem Gebrauche einigermaßen entgegen. (*v. Hoyer.*)

DACH, Simon, wurde am 29. Juli 1605 zu Memel in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Er besuchte anfänglich die öffentliche Schule seiner Vaterstadt, zeichnete sich frühzeitig durch Talente aus, und erlernte insbesondere die Musik fast ohne allen mündlichen Unterricht. Seit seinem vierzehnten Jahre bildete er sich auf auswärtigen Schulen, zuerst in Königsberg, von wo ihn im Jahre 1620 die Pest auf einige Zeit vertrieb, dann zu Wittenberg, und zuletzt auf der Domschule zu Magdeburg, wo er eine Dissertation in griechischer Sprache schrieb und vertheidigte, im J. 1626 aber wiederum durch Pest und Kriegsunruhen zum Abgange bewogen wurde. Er kehrte über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück, studirte hier mit Eifer die Theologie und Philosophie, und übte sich fleißig im Predigen und Disputiren. Im J. 1633 wurde er Colladorator, und im J. 1636 Conrector an der Domschule zu Königsberg. Seine Gesundheit war schon damals durch allzu angestrengte Arbeit geschwächt. Er widmete sich nun ganz der Dichtkunst, vornehmlich auf Anrathen seines Freundes, des Regierungssecretärs Roberthin, der, durch weite Reisen gebildet, sich selbst als Dichter einen Namen erworben hat und mit Opitz in freundschaftlicher Verbindung stand. Als Letzterer im J. 1638 zum Besuch seines Freundes nach Königsberg kam, wurde er von den Verehrern seiner Muse mit einer öffentlichen Abendmusik und einem Gedicht begrüßt, dessen Urheber Dach war, und welches Lindner in seine Lebensbeschreibung Opitzens aufgenommen hat. Entscheidender für Dachs Schicksal war ein poetischer Glückwunsch, welchen er in demselben Jahre 1638 dem Kurfürsten von Brandenburg *) bei dessen Anwesenheit zu Königsberg widmete. Er wurde so wohl aufgenommen, daß Dach die im J. 1639 erledigte Professur der Dichtkunst zu Königsberg auf der Stelle erhielt. Er trat sie 1640 mit einer öffentlichen Disputation an, worin er folgende drei Sätze vertheidigte: daß die Fabeln der Poeten keine Lügen sind; daß ein Trauerspiel auch einen fröhlichen Ausgang haben könne; daß Urheber unzüchtiger Verse nicht den Ruhm von Poeten verdienen. Bei dem brandenburgischen Hofe stand er fortwährend in großer Gunst, und als er einst dem Kurfürsten in Versen um etwas Acker bat, schenkte ihm dieser das Gut Cuxheim. Im J. 1641 trat er in den Ehestand. Übers häufte Arbeiten erschöpften seine Kräfte; er verfiel in Hypochondrie und zuletzt in Schwindsucht. Nach einem zwölfmonatlichen Krankenlager starb er endlich am 15ten April 1659 im 54. Lebensjahre, nachdem er fünf Mal Decanus der philosophischen Facultät und im J. 1656 Rector magnificus der Universität Königsberg gewesen war. Er hinterließ eine große Anzahl lateinischer und teutscher Gedichte, geistlichen und weltlichen Inhalts, die er nie gesammelt herausgab, und von denen man auch jetzt noch keine vollständige Ausgabe besitzt. Einige derselben wurden von seiner Witwe und Erben nach seinem Tode herausgegeben, unter dem Titel: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Seepter, von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg (ohne Druckjahr). 4. (1 Alphabet 10½ Bogen). Diese Ausgabe ist jetzt äußerst selten. Viele von seinen Gedichten wurden als Gelegenheitsgedichte einzeln in verschiedenem Format gedruckt. Eine Samlung derselben besaß Gottsched, und eine andere, ziemlich vollständige, der im J. 1784 verstorbene breslausche Professor, Johann Caspar Arlet. Beide hatten die Absicht, eine Ausgabe der Dachschen Gedichte zu veranstalten, gelangten aber nicht zur Ausführung derselben. Die aus sechs Bänden bestehende Arletsche Samlung befindet sich jetzt auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau. Ein Theil der lyrischen Gedichte Dach's findet sich, in Musik gesetzt, in den Samlungen musikalischer Compositionen, die sein Zeitgenosse, der Organist Heinrich Albert, zu Königsberg herausgab, besonders in dessen Arien zum Singen und Spielen, wovon seit 1648 acht Theile erschienen sind. Hier nennt sich Dach durch Versetzung seiner Namensbuchstaben mehrmals Chasmindo oder Sichamond, zuweilen hat er S. D., zuweilen seinen wahren Namen unterzeichnet. Auch in Gabriel Voigtländers Oden und Liedern mit Melodien (Lübeck 1650), finden sich Gedichte von Dach, desgleichen in einigen ältern nicht musikalischen Samlungen. In neuern Zeiten haben besonders Herder in seinen Volksliedern, und Matthissen in der lyrischen Anthologie, desgleichen Gramberg u. a. Bearbeitungen Dachscher Gedichte geliefert. Die neueste Auswahl derselben ist in der Bibliothek teutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Wilhelm Müller, Bd. 5. (Leipzig 1824.) enthalten. Dach gehört als lyrischer Dichter zu den bedeutendsten und glücklichsten Nachfolgern Opitzens, obwol er nicht frei von Auswüchsen, nicht im höhern Grade originell und schwungreich ist. Seine geistlichen Lieder sind fromm und herzlich, die erotischen natürlich und meist heiter. Unter jenen sind die beiden in viele ältere Gesangbücher aufgenommenen Lieder: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht" (von ihm auf Veranlassung des 1648 erfolgten Todes seines Freundes Roberthin gedichtet), und: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen," am bekanntesten; sie erreichen die Musterlieder von Paul Gerhard aber nicht ganz. Das durch Herders Erneuerung in den Volksliedern sehr bekannt und beliebt gewordene „Ännchen von Tharau" sang er in der preußischen plattteutschen Mundart; das Lied galt einer Geliebten, die ihm durch einen Andern entrissen wurde. In seinen Gelegenheitsgedichten zeigte er den wärmsten Patriotismus und die reinste Bewunderung seines Lan-

*) Einige der von uns gebrauchten Quellen nennen diesen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Großen. Allein im J. 1638 regirte noch dessen Vater, Georg Wilhelm.

Digitized by Google

desherrn, des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Seine Sprache ist meist einfach und rein; sein Versbau wohllautend. Seine wenigen dramatischen Versuche, namentlich das Schäferspiel Sorbuisa, welches er 1644 auf die erste Jubelfeier der Universität Königsberg dichtete, haben geringen Werth **). (*Rese.*)

DACHAU, baiersches Landgericht im Isarkreise, welches auf 12,20 Quadratmeil. 21556 Einw. in 2 Marktflecken, 38 Hofmarken und Edelsitzen, 142 Dörfern, 84 Weilern und 4399 Feuerstellen enthält. Es ist wellenförmig eben und von der Glon und Amber, welche hier die Maisach aufnimt, durchschnitten; im O. zieht sich auf der rechten Seite der Amber das große Dachauer Moos hin, ein mit Schilf- oder Riedgras bewachsener 5 Meilen langer und 1 Meile breiter Moraſt, auf dem seit 1802 die Kolonien Augustenfeld, Karlsfeld und Ludwigsfeld entstanden sind; der übrige Theil des Landgerichts ist ziemlich fruchtbar. Die Einwohner betreiben Getreide- und Flachsbau, Viehzucht und Bierbrauerei. — Der Sitz des Landgerichts und Rentamts ist der Marktflecken Dachau, auf einer Höhe an der Amber, aus welcher ein Kanal nach dem Lustschlosse Schleisheim führt, mit 1 Schlosse, 1 Pfarrkirche, 1 Almosenhause, 1 Fournirschneidemühle, 166 Häusern und 950 Einwohnern. — Die alten Grafen von Dachau, welche hier ihren Sitz hatten, sind 1175 ausgestorben, ihre Herrschaft aber schon früher von Uchtild, Gemahlin des Grafen Konrad von Dachau, an Herzog Otto I. verkauft. In den J. 1633 und 1648 wurde Dachau von den Schweden nach langem Widerstande erobert. (*Leonhardi.*)

DACHERÖDEN, Dachröden, Ernst Ludwig Wilhelm, Freiherr von, aus dem freiherrlich von Dacheröddischen Hause Talebra abstammend, und den 11. November 1764 zu Minden in Westphalen geboren, wo sein Vater, Karl Friedrich, königl. preußischer Kammerpräsident war, der aber seit 1774 zu Erfurt privatisirte, und daselbst den 20. November 1809 als Director der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften in seinem 78sten Jahre starb. In den Akten dieser Akademie stehen Abhandlungen von ihm, auch ist er Herausgeber und größtentheils Verfasser eines anonym erschienenen Magazins der Regirungskunst, der Stats- und Landwirthschaft. Leipz. 3. St. 1775—79. 8. — Der Sohn studirte, nachdem er zu Erfurt Privatunterricht genossen und einige Vorlesungen besucht hatte, zu Göttingen und Leipzig, und machte 1787 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkunft wurde er kurmainzischer Kammerherr und Regirungsrath zu Erfurt, mit Sitz und Stimme in der Regirung. Die Verbesserung der Landwirthschaft und des Schulunterrichts, Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung waren die Gegenstände, für die er mit Einsicht und Erfolg wirkte, und viele Anstalten, die zum Theil nach veränderter Verfassung noch fortdauern, erhalten sein Andenken. Als Mitglied der Universitäts-Commission arbeitete er mit rastloser Thätigkeit an Verbesserung der Lehranstalten und der Besoldungen der Lehrer, und die Akademie der Wissenschaften zählte ihn unter ihre thätigsten Mitglieder. Er war seit 1789 Domherr zu Naumburg, ging 1793 als Stifts- und Consistorialrath nach Zeitz, wurde 1802 Domdechant zu Naumburg, und starb zu Zeitz den 30. Januar 1806. Seine Religiosität, Anspruchlosigkeit und die sittliche Würde seines Charakters erhöheten die Achtung, die seinen Verdiensten und nützlichen Leistungen gebührte. Er schrieb einen Versuch eines Statsrechts, Geschichte und Statistik der freien Reichsdörfer in Teutschland. Leipz. 1785. (Th. 8.), der ihm als jugendlicher Versuch um so mehr Ehre machte, als er darin viel Belesenheit und Kenntnisse zeigte, und einen nützlichen Beitrag für eine Lücke in der Literatur dieses Faches lieferte. Bei seiner Aufnahme in die erfurter Akademie schrieb er eine, in den Akten derselben, und auch einzeln (Erf. 1786. 4.) gedruckte „Untersuchung der Frage: wer für den eigentlichen Verfasser der goldenen Bulle zu halten sei?" Er trit der Meinung derer bei, welche Kaiser Karl IV. selbst dafür halten. In einer andern Abhandlung erörtert er die Verdienste der Römer um die Erdkunde. Frankfurt 1789. 4. *). (*Baur.*)

Dachs s. Taxus.

DACHSBACH (Markt), ein Marktflecken im königl. baierschen Landgerichtsbezirk Neustadt an der Aisch vom Rezatkreise, an der Aisch liegend, mit 91 Feuerstellen und 80 Familien. Früherhin war hier der Sitz eines Justizamtes. (S. Thl. IV. dieser Encyclopädie. S. 210. N. 5.). (*Fenkohl.*)

Dachsburg s. Dagsburg und Leiningen.

Dachschiefer s. Schiefer und Thonschiefer.

Dachsfelden s. Tavannes.

Dachslanden s. Daxlanden.

DACHSTEIN. 1) Eine der höchsten Spitzen der norischen Alpen bei Hallstadt im östreichschen Traunkreise, 9285,83 W. Fuß über dem Meere. — 2) Dachstein, früher Dagstein, Dagobertstein, Dabichenstein, Stadt an der Breusch, in einer schönen Ebene im Bezirk Strasburg, des franz. Depart. Niederrhein, mit 350 Einwohnern. Sie hatte ehemals ein festes Schloß, welches 1675 von den Franzosen zerstört wurde. (*Leonhardi.*)

DACHSTUHL, Herrschaft und Schloß im vormaligen oberrheinischen Kreise des teutschen Reichs, unweit Birkenfeld an der Saar, gehörte früher einer gleichnamigen adeligen Familie, nach deren Abgang der von Rollingen und seit 1389 den Freiherren von Fleckenstein, von welchen sie 1644 Kurfürst Philipp Christoph von Trier, aus dem Hause Sötern, für seine Familie erkaufte. Des Grafen Philipp Franz von Sötern Erbtochter, Marie Sidonie, Gemahlin des Grafen Notgen Wilhelm von

**) S. über ihn besonders: Wittens Memoriae Philosophorum. Dec. VII. pag. 330 sqq. (Küttners) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 140 fg. Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten von Jördens. Bd. 1. und 6. (mit reichhaltigen literar. Nachweisungen). Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Literatur. Thl. 2. S. 39.

*) Meusels gel. Teutschl. Allgem. Literaturzeitung 1806. Intelligenzbl. Nr. 66. Sein Bildniß findet man vor dem 44sten Bde der Krünitzschen Encyclop., und in Knöbelsdorfs jun. Almanach. 1794.

Digitized by Google

Öttingen-Baldern, brachte diese Herrschaft an die Fürsten von Öttingen-Wallerstein, welche davon Sitz und Stimme auf der oberrhein. Grafenbank und geben 50,000 Fl. jährliche Einkünfte hatten. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 kam sie an Frankreich (Saardepart.), und im J. 1815 mit dem Fürstenthum Birkenfeld an Oldenburg. (*Leonhardi.*)

DACHWICH, ein evang. Pfarrdorf im erfurtschen Amte Gispersleben mit 600 Seelen, 5812 Äck. Arth. 298 Äck. Wiesen, 172 Wohnhäuser, 2 Mühlen, 1 Gut, 1 Schenke, 1 Kirche, 1 Schule, 60 Pferde, 194 Ochsen und Kühe, 500 Schafe. Geschichtlich ist das Dorf unter dem Namen Tachebeche, Dachebegi, Tagwich bekannt, und ein Grundstück, das noch den Namen Sorbeler Grund trägt, beweist, wie seine eigene Benennung, den wendischen Ursprung. Man folgert zu viel, wenn man nach der noch gebräuchlichen Vehme das westphälische Vehmgericht bis hieher erstrecken will; Vehme war auch eine Gutsgerichtsbarkeit, und als solche kommt sie im Erfurtschen häufig vor. Das Dorf ward stückweise durch den erfurter Rath von dem Landgraf Albert dem Unartigen erworben. Die Reformation war schon 1578 hier verbreitet. — Von dem alten Geschlechte der Herren von Dachwich findet man wol im 12ten, aber keine Spur mehr im 16. Jahrhundert. (*Dominicus.*)

Dacia und Dacische Kriege s. am Ende des Bandes.

Dacier (Biogr.) s. am Ende des Bandes.

Dacne s. Engis.

DACNIS *Cuvier* (Ornithologie), nicht umständlich charakterisirte Gattung, von dessen Familie der Kegelschnäbler, welche die Gattung Icterus der Neueren mit den Sängern verbinden soll. Als Kennzeichen derselben wird ein konischer, harter und zugespitzter Schnabel angegeben. Typus ist die zuerst von Buffon beschriebene Motacilla cayana Gml. enl. 669. von azurblauer und schwarzer Farbe, welche über den größten Theil von Südamerika verbreitet ist. (*Boie.*)

Dacqx s. Ax (Thl. VI. S. 511.).

DACRYDIUM. Eine von Solander gestiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Taxeen, der natürlichen Familie der Zapfenbäume (Coniferae) und aus der vorletzten Ordnung der 22sten Linnéschen Klasse. Char. Diöcische Blüthen: die männlichen Kätzchen tragen auf der untern Seite ihrer Schüppchen je zwei ungestielte Antheren; die weiblichen Blümchen, welche von einer einblätterigen, becherförmig-kugeligen Hülle eingeschlossen werden, sind nach dem Stiele des kahnförmigen Blattes, auf dessen Mitte sie sitzen, knieförmig eingebogen. Die Frucht, ein eichelförmiges Nüßchen, wird an der Basis von einer fleischigen, becherförmigen Hülle umgeben. Die einzige bekante Art, D. cupressinum Soland. (in Forst. plant. esc. p. 80. und Prodr. p. 92. Thalamia cupressina Spr.) wächst als ein sehr hoher, ästiger Baum mit hängenden Zweigen, an deren Enden die Blüthen sitzen, und kleinen, kreuzförmig gegenüber stehenden, drehrunden, spitzen Nadeln, in dichten Wäldern auf der südöstlichen Küste von Neuseeland. Aus den jungen Trieben dieses schönen Baumes, welcher einen harzigen, bittern Stoff enthält, ließ Cook, als er an der neuseeländischen Küste vor Anker lag, ein Biersurrogat nach Art des spruce-beers (aus Pinus canadensis) bereiten, welches zwar gegen den Scharbock gute Dienste that, aber, nüchtern genossen, Übelkeit und Schwindel erregte. Abb. Lambert pin. t. 41., Richard conifer. t. 2. f. 2.

(*A. Sprengel.*)

DACRYOMYCES Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24sten Linnéschen Klasse. Die hieher gehörigen Gewächse sind gallertartige, scheiben- oder kugelförmige, mit Flocken und nackten eingestreuten Sporidien gefüllte Pilze. Die sieben bekanten Arten: D. fragiformis Nees (Pers. ic. pict. t. 10. f. 1.), D. moriformis Fries (Engl. bot. t. 2446.), D. violaceus Fries, D. virescens Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 1.), D. stillatus Nees (Syst. S. 89. Fig. 90., Grevill. crypt. scot. t. 159.), D. Syringae Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 3.) und D. giganteus Spr. (Botrytis spongiosa Schweiniz.), von denen die meisten bei früheren Schriftstellern zu Tremella (einer Bauchpilz-Gattung) gerechnet wurden, kommen auf dürren Zweigen und faulendem Holze nicht selten vor; die zuletzt genante Art hat Schweiniz in Carolina auf Buchenstämmen gefunden.

(*A. Sprengel.*)

(Andere mit Dacr. beginnende Artikel s. unter Dakr.)

DACSÓ (Datschó) Thomas, Commandant des dem Rebellen Meinhard Balassa gehörigen Schlosses Léva oder Lewenz, als dieser vor dem sich nähernden Heere des Königs Ferdinands I., unter dem tapfern Heerführer Nikolaus Grafen Salm, im J. 1549 nach Siebenbürgen floh. Dacsó hielt die Belagerung durch den Grafen Salm lange standhaft und tapfer aus. Als die Mauern bereits ziemlich durchschossen waren, bot der Graf Salm den Belagerten freien Abzug an. Dacsó bat um einen einmonatlichen Waffenstillstand. Der Graf willigte nicht ein, sondern befahl seinen ungrischen und teutschen Truppen durch die Breschen einzudringen. Seine Truppen wurden zwar von den Belagerten eine Zeit lang tapfer zurückgeschlagen, drangen aber endlich dennoch in das Schloß ein und pflanzten ihre Fahnen auf den Mauern auf. Als Dacsó die Fahnen wehen sah, sprang er in einen bei dem Schlosse befindlichen Teich, und ließ nur seinen Kopf hervorragen. Dennoch wurde er entdeckt und gefangen. Es glückte ihm, aus der Gefangenschaft zu entweichen, und er ging zu Balassa und zur Witwe des Gegenkönigs Johann Zápolya, Isabella, nach Siebenbürgen. Im J. 1558 sandte Balassa ihn und den Caspar Perusics nach Gyulafejérvar (Karlsburg), um den Franz Bebék aus dem Wege zu räumen. Im J. 1563 zog er mit Ladislaus Rabák gegen den moldauischen Woywoden Jakob aus.

(*Rumy.*)

Dactylanthis Haw. s. Euphorbia.

Dactyli Idaei s. unter Dak.

DACTYLIFORMES (*Radiar. foss.*), Meerbatteln, Meerfinger, wurden von den ältern Oryktographen fingerförmige fossile Echinitenstacheln genannt.

(*D. Thon.*)

Digitized by Google

DACTYLIS L., Knaulgras. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch vielblumig, zweispelzig mit gekielten Spelzen, deren eine breit, convex und halbeiförmig, deren andere schmal und concav ist; die Corolle zweispelzig. Der einzige Unterschied dieser Gattung von der Gattung Festuca liegt an der Form der Kelchspelzen, welche bei Festuca gleichmäßig gebildet und lang zugespitzt sind. Da dieser Unterschied sehr unbedeutend ist, so vereinigte schon Allioni beide Gattungen. Einige Arten der Gattung Dactylis (D. maritima Willd., repens und pungens Desfont.) gehören zu der Gattung Calotheca von Palisot-Beauvois, welche sich durch den Blüthenstand (hier eine Ähre, bei Dactylis und Festuca eine Rispe), dadurch, daß die Kelchspelzen kürzer sind, als die Corollen, und dadurch, daß die äußere Corollenspelze nur einen kurzen Stachel hat, unterscheidet. Die bekannteste Art der Gattung Dactylis, D. glomerata L. (Festuca glomerata Allion.) ist ein perennirendes Gras mit scharf anzufühlenden, fast gekielten Blättern, hohem Halme und einseitiger, knaulförmiger Rispe. Es findet sich durch ganz Europa auf Wiesen und in Gärten, und gibt ein mittelmäßiges Heu. Abb. Flor. dan. 743., Engl. bot. 335., Sturm Teutschl. Fl. I, 6. Abarten dieses Grases sind: Dact. glauca Willd., villosa Tenor., glauca und hispanica Roth. (*A. Sprengel.*)

DACTYLITES (Radiar. Moll. foss. Carpol.), versteinerte Datteln, nannte man theils diejenigen dicken Echinitenstacheln, deren unteres Ende abgebrochen, theils eine fossile Frucht aus den Braunkohlenlagern (Carpolithes amygdalaeformis, *Schlotheim's*). Auch erhielten Orthoceratiten fossile Dentolien und Solen-Arten mitunter diesen Namen. (*D. Thon.*)

DACTYLIUM Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24sten Linnéschen Klasse. Nees (Syst. S. 58. Fig. 58.) charakterisirt diese Gattung folgendermaßen: einfache, aufrechte Fäden mit drei bis vier auf der Spitze aufsitzenden, kurzgliedrigen, länglich-keulenförmigen Sporen. Da die Gattung Helmisporium Link. sich nur durch zerstreut an den Fäden hängende Sporen unterscheidet, so kann Dactylium füglich mit der ältern Gattung Helmisporium vereinigt werden. D. candidum Nees (Helmisporium cand. Spr. syst. IV. p. 554.) ist ein sehr kleiner, weißer, geselliger Pilz, den Nees auf der innern Fläche abgesprungener Eichenrinde fand. (*A. Sprengel.*)

DACTYLOCERUS, *Latreille* (Crustacea), gleichbedeutend mit Phrosine, welcher Name, als älterer, den Vorzug hat. (S. d. Art.) (*D. Thon.*)

Dactyloctenium Willd. s. Eleusine Gärtn.

DACTYLOPORA (Zoophyt.). Lamarck hat in seiner Hist. des animaux sans vertebres mit diesem Namen unnöthig Reteporites belegt. (*D. Thon.*)

DACTYLUS, *Schumacher* (Mollusc.). Unter diesem Namen hat Schumacher in seinem Essai d'un nouveau système des habitations des vers testacés, Copenhag. 1817. p. 234. eine Conchyliengattung mit folgenden Kennzeichen aufgestellt. Die Schnecke (Schale) ist eiförmig, die Mündung ist länglich, nach vorn erweitert, hinten verengt; die äußere Lippe ist dünn, scharf; die innere, ganz schwach, ist aufgewachsen; die Spindel ist vorn mit schiefen Falten besetzt, von welchen eine in die äußere Lippe fortsetzt. Als Typus der Gattung ist angeführt: D. punctatus (franz. Datte ponctuée, Bulla solidula, *Linn.* Voluta solidula, *Chemnitz.* Conchyl. Kab. X. t. 149. f. 1405. Auricula punctata, *Martini.* ib. II. t. 43. f. 440. 441.) (*D. Thon.*)

Dacus s. Tephritis.

DACZICZE, Datschitz, gräfl. Osteinsche Stadt an der Taya, im Iglauer Kreise Mährens, mit 1 Schlosse, 1 Dechantkirche, 1 Franziskanerkloster, 258 Häuser und 1575 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Dadan s. Dedan.

DADASTANA, Stadt in Bithynien auf der Grenze von Galatien, in welcher im J. 364 der Kaiser Jovianus starb. (*Amm. Marc.* 25, 10.) (*H.*)

DADDAJA, Hafen auf der Nordseite der spanischen Insel Minorca, vor dem die gleichnamige Insel liegt. (*H.*)

Daden s. Dedan.

Dades s. Kypros.

Dad-gah s. Derimher.

DADIAN, ist der Titel des seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts von der karthuelischen oder georgischen Oberherrschaft befreiten, jetzt unter russischer Hoheit stehenden Mingrelischen Fürsten, dessen Land (s. Mingrelien) daher auch Sa-Dadiano genant wurde. (*Rommel.*)

Dadres s. Messalianer.

DADUCHEN (δαδοῦχοι). Sie gehören zu dem Personal der Eleusinischen Mysterienfeier, und ihre Verrichtung ist im Allgemeinen durch den Namen selbst (Fackelhalter) bestimmt. Sie sind aber sogleich abzusondern von den πυροφόροι, λαμπαδοφόροι und ähnlichen; denn während diese letztern dem vielfach getheilten niedern Officiantenpersonal [1]) angehören, bildet die Daduchie (δαδουχία) eine der obern Würden in der eleusinischen Cultusordnung. Und zwar ist die Stellung des Daduchen die, daß er zwischen dem eigentlichen Hohenpriester, dem Hierophanten, und dem Hierokeryx in der Mitte steht [2]), während ein Altarpriester (ὁ ἐπὶ βωμῷ) die ganze Oberpriesterschaft als viertes und unterstes Glied abschließt. Es ist nun in geschichtlicher Hinsicht das Charakteristische jener Würden, daß sie an bestimmte Familien oder vielmehr Geschlechter (γένη) geknüpft waren, und in diesen — vielleicht immer auf den Ältesten — fort-

1) Davon Creuzer Symb. und Myth. Th. IV. S. 485 f. 2. Ausg. nach Sainte-Croix I S. 237 ꝛc. des Origin. 2te Ausg. (S. 144 ff. Lenz.) 2) Anders zu stellen ist O. Müller geneigt, Minerv. Pol. p. 11. not. 3, und wieder eine verschiedene Ordnung scheint aus Inschriften hervorzugehen, von denen Böckh Corp. inscr. p. 325. Die hiesige Folge (nach Sainte-Croix S. 132. Lenz.) scheint die bewährteste.

Digitized by Google

erbten. Dieſes einfache Sachverhältniß hat das nothwendige Reſultat zur Folge, daß die Würden lebenslänglich waren, was, ſchon von Jean de Meurs, van Dale und Bougainville behauptet, mit Unrecht bezweifelt worden [3]). Die für die genannten Würden (wenigſtens die drei erſten) in Betracht kommenden attiſchen Geſchlechter ſind zunächſt die der Eumolpiden und Kerykен, welche neben anderweitigen, mehr oder weniger namhaften, die hauptſächliche Veranlaſſung gegeben haben zu der vor den neuern Forſchungen immer mehr zurücktretenden Annahme eines berechtigten Prieſterſtandes und fortgepflanzter Prieſter-Disciplin in der Vorzeit Griechenlands [4]); da doch vielmehr urſprüngliche Gentil-Sacra, erſt im Verfolg zum Statscultus erhoben, die Vorberechtigung einzelner Geſchlechter bedingen mußten. Wird nun gleich das Geſchlecht der Kerykен ſelbſt wieder von den Eumolpiden abgeleitet [5]), ſo widerſprach doch ſchon die Tradition der Kerykен ſelbſt, die ſich auf den Keryx, Sohn des Hermes, als Ahnherrn zurückführten [6]); und jedenfalls ſtanden beide in der geſchichtlichen Zeit als entſchieden getrennte Geſchlechter neben einander, wie ſich dies an den eleuſiniſchen Amtsverhältniſſen ſicher bewährt. Von den vier Epimeleten der Myſterienfeier waren immer zwei je aus den Eumolpiden und den Kerykен gewählt, zwei aus allen übrigen, wovon die Ausführung nicht weiter hieher gehört [7]). — So war nun die Hierophantenwürde das Erbamt (obgleich keine ἀρχή in griechiſchem Sinne) der Eumolpiden, die Daduchie das der Kerykен. Das Kerykengeſchlecht theilte ſich indeß ſelbſt wieder in mehre Linien, deren vier gezählt werden [8]). Von ihnen war aber nur eine die für die Eleuſinienfeier bevorrechtete, τὸ γένος τῶν Κηρύκων τὸ τῆς μυστηριώτιδος bei Athenaeus VI, p. 234. E., während die drei andern zu anderweitigen Verrichtungen bei Wettkämpfen, Feſtzügen u. ſ. w. qualificirt waren; ſ. Pollux VIII, §. 103. — In der geſchichtlichen Zeit nun finden wir als Inhaber der Daduchie zunächſt die durch Anſehen und Reichthum ausgezeichnete Familie der Hipponikos und Kallias, deren Mitglieder, auch in Beziehung auf die Fackelträgerwürde, nach Palmerius, Perizonius, Heindorf u. a. ausführlich nachgewieſen worden ſind in Böckhs Statshaush. II, 15 ff. [9]). Nach ihrem Ausſterben erſcheinen durch einen langen Zeitraum hindurch, als mit der Daduchie bekleidet, die Lykomeden [10]), die ſich als ſolche bis mindeſtens zu einem Alter von 200 J. vor Chriſtus (Ol. 145) nachweiſen laſſen, in den Nachkommen des Themiſtokles (des berühmten), der eben ſelbſt jener Familie angehört [11]). Noch Pauſanias kennt die Lykomeden als Daduchen, wie aus IX, 27. §. 2 zu ſchließen iſt. In ſpäter Zeit finden ſich Fabier als Daduchenfamilie, die, wie Böckh [12]) wahrſcheinlich gemacht, ebenfalls Lykomeden waren. — Daß aber der Daduchenwürde Glanz und Ehre in hohem Maße zukam, bezeugt der Umſtand, daß die Kallias und Hipponikos zugleich Feldherren, Geſandte, Statsmänner waren; wenn nicht ſchon die Heiligkeit des religiöſen Amtes ſelbſt genügte, deſſen Übernahme ſelbſt durch eine vorgängige Prüfung bedingt war [13]). Dafür ſpricht ferner die Ehre der Aſſitie, der regelmäßigen öffentlichen Speiſung, welche der Daduch nebſt dem Hierophanten, dem Hierokeryx und dem Altarprieſter (vereinzelt auch dem Pyrphoros) als ſogenannte Paraſiten der Prytanen genoſſen; worüber die Belege am vollſtändigſten im Corp. Inscr. zu Nr. 190. — Der Fackelträger Kallias II. hielt ſein Prieſterthum ſo hoch, daß er ſelbſt im prieſterlichen Feſtſchmuck die Marathonſchlacht mitkämpfte, wo er durch Haupthaar und Kopfbinde (Diadem) einem um Gnade flehenden Perſer als ein König erſchien [14]). Außerdem kam ihm gemeinſchaftlich mit dem Hierophanten und auch wol den übrigen Würdenträgern höherer Ordnung der Schmuck des Myrtenkranzes und des Purpurgewandes zu [15]). — Was nun die eigentlichen Amtsverrichtungen betrifft, die mit der Daduchie verknüpft waren, ſo ſind wir darüber im Einzelnen nicht vollſtändiger unterrichtet, als bei dem übrigen Myſterienperſonal. Mit dem Hierophanten theilte der Daduchos die Leitung des hymnodiſchen Cultusgeſanges [16]). Vereinzelt erſcheint auch ſeine Mitwirkung bei den Reinigungsceremonien, die der Aufnahme in die kleinen Myſterien vorhergingen, wovon das Nähere bei Sainte-Croix S. 179. Lenz. Dergleichen Verrichtungen ſind untergeordneter Art; den eigentlichen Glanz- und Lichtpunkt der Daduchie gewährte die Feier der großen Myſterien, und zwar der fünfte Tag der Feier (der 19te des Boedromion). Es war dieſes der ſogenannte Fackeltag, λαμπάδων ἡμέρα, an welchem die Eingeweihten mit Fackeln, die man in der Luft ſchwang,

3) S. Sainte-Croix, Silveſtre de Sacy, Larcher, nachgewieſen b. Creuz., S. 359 u. 483. 84. Anm. 292. Es geht aus den hiſtoriſch bekannten Daduchenfamilien, folglich allerdings auch aus Pauſan. I, 37. §. 1. hervor. Die Data bei Sainte-Croix, S. 138. 139. Lenz., laſſen ſich ohne Schwierigkeit beſeitigen und zurechtſtellen. 4) S. die Namen bei Tittmann, Darſtell. der griech. Statsverfaſſ. S. 605 ff. — Gegen Prieſterthum und Kaſtenſyſtem. O. Müller Prolegom. zu einer wiſſenſchaftl. Mytholeg. S. 249 ff.; de Minerv. Pol. u. a. Vergl. K. F. Hermann, Lehrb. der griech. Statsalterth. S. 12—14. 5) Porphyr. ap. Procl. ad Plat. Tim. p. 51. und die Genealogie des Pausan. I, 38. §. 3. Vergl. Creuz. IV, 356 f. 6) Die Stellen bei Schweighäuſ. ad Athen. XIV, p. 660. A. 7) S. Creuz. IV, 359 in ſo kärglichen Andeutungen, oder Sainte-Croix, S. 131. Lenz. 8) Schol. Aeschin. ap. Creuz. Symb. II, p. 753. Nach O. Müll. Min. Pol. p. 10. not 5. Tittm. griech. Statsverf. S. 607. S. vor Allen Böckh im Corp. Inscr. n. 397. 399, zugleich für das Folgende. 9) Vergl. Meinek. Quaest. scen. I. p. 51 seq.

10) Λυκομίδαι in Inſchriften: Boeckh. Corp. Inscr. p. 441. nach deſſen Annahme ſie ſpäter auch in die Würde der Hierophanten und der ἐπὶ βωμῷ einrückten. 11) O. Müller Min. Pol p. 44 seq. Prolegom. z. Mythol. p. 252. deſſen Genealogien weiter verfolgt hat Böckh zur 385. Inſchrift im C. I. — Über die Dauer der Daduchie bis nach Conſtantin d. Gr. ſ. Sainte-Croix, S. 139. Lenz. 12) Corp. Inscr. n. 488. p. 473. Über die Daduchennamen Pompejus und Älius ebenda S. 825; ſowie zugleich über das angebliche Namensgeheimniß, die Umtaufung und dahin bezügliche Verbote, wovon früher Sainte-Croix S. 141—144. Lenz. Hauptſtelle Lucian. Lexiph. c. 10. (ἱερώνυμοι). — 13) Schol. Aphthon. ebendaſelbſt S. 137. Nr. 5. — Von einer Rechenſchaftspflichtigkeit der Eumolpiden und Kerykен überhaupt Aeschin. c. Ctes. p. 405. — 14) Plutarch. Aristid. p. 321. D. 15) Schol. Soph. Oed. Col. 673. — Lyſias und Plutarch b. St. Croix, S. 141. Nr. 2. Lenz. 16) Suid. v. Δαδουχεῖ.

Digitized by Google

und von Hand zu Hand reichte, und in deren Flamme und Dampf man göttliche Reinigungskraft fand, paarweise in schweigender Stille zum Tempel der Demeter in Eleusis zogen. Diese feierliche Procession nun führte der Daduchos in vollem Cultusornate an, selbst eine große brennende Fackel in den Händen tragend [17]). Dies ist das in Erwähnungen und Andeutungen des Alterthums häufig wiederkehrende Feuer der Demeter, δαδοῦχον πῦρ u. s. w., dessen Beziehung auf die Irren der Göttin, welche mit Fackeln die verlorene Tochter sucht, einer Darstellung der eleusinischen Mysterien anheimfällt. Eben dahin gehört die Erörterung der richterlichen Eigenschaft der Eumolpiden- und Kerykengeschlechter, die eine Art Rath, Synedrium bildeten, an welchem den Daduchen ein gewisser Antheil zukam. S. im Allgemeinen Tittmanns Darstellung der griech. Statsverfass. S. 606. 607. O. Müllers Prolegom. zu einer wissenschaftl. Mythol. S. 252. (*Fr. Ritschl.*)

DÄDALA. DÄDALOS. Wer sich nur etwas mit dem Studium der griechischen Mythologie beschäftigt, der fühlt es bald, daß es nirgends so sehr, als bei diesem, der leitenden Ideen bedarf, um nur einiges Licht in dem unendlichen Gewirre der Sagen zu gewinnen. Ich will hier nichts von dem Wege erwähnen, den man einschlagen muß, um die Mythe in ihrer ersten Gestalt, und so die Uridee zu finden, welche durch sie bezeichnet ward. Darüber sind ja die Mythenforscher bis hiezu noch in ihren Meinungen getheilt, obwol bei weitem die meisten sich jetzt zu der Ansicht hinneigen, daß der Ursprung des größten Theils der griechischen Mythen im Orient gesucht werden müsse. Demnach wäre der historisch-kritische Weg der einzig richtige, welcher zum Ziele führt; aber auch der mühsamste von allen, den wenige mit Genauigkeit zu verfolgen Hilfsmittel, Geduld und Ausdauer genug besitzen. Denn es genügt hier nicht, bis zur Quelle der Mythe hinauf zu dringen, und die Idee zu ergründen, welche der symbolisirende Orient damit bekleidete; man muß auch die Wege nachweisen, auf welchen sie in Griechenland einwanderte; nachweisen, in welcher Gestalt sie hier eintrat, wie sie im Laufe der Zeit allmälig bei den Hellenen von Dichtern, Künstlern u. a. unverschmolzen, oder, was gewöhnlich geschah, verschmolzen mit einheimischen Mythen, umgestaltet und ausgebildet ward, wobei selbst den Gründen, die sie zu dieser Umgestaltung wahrscheinlich bestimmten, möglichst nachzuspüren ist; und wie Historiker, Philosophen und Grammatiker sie anwandten und deuteten, Anwendungen und Deutungen, die von den Urideen oft himmelweit verschieden sind. Nur dies will ich hier bemerken: daß man selbst bei der strengen Verfolgung dieses historisch-kritischen Weges der leitenden Ideen bedarf, um in seinen Ansichten nicht irre zu werden. Dahin gehört z. B., daß Wanderungen eines Götterwesens, Verbreitung seines Cultus, Bezwingung der Völker, zu denen es kommt, oft nach blutigem Kampf gewaltsame Einführung des Cultus und Unterdrückung einheimischer Priesterschaften durch eingewanderte Priesterschaften mit fremden Götterymbolen, die Geburt eines Götterwesens an verschiedenen Orten, Aufkommen seines Cultus daselbst, Vermählung von Götterwesen manchmal Verschmelzung ihres Cultus bezeichnet; daß manche Namen Collectivnamen sind, die ganze Stämme, wie z. B. Danaos die Wanderungen der Dardaner und mit ihnen die Verbreitung des Cultus der großen Göttermutter, oder ganze Klassen von Einzelwesen bedeuten, wie Olen, Orpheus, Musaios, Homeros u. a. Sowie man unter diesen Namen sich einzelne Sängerschulen zu denken hat; so ist auch

Dädalos unstreitig alter Collectivname einer ganzen Gattung von Künstlern, die von den besondern Schnitzbildern, welche sie verfertigten, diesen Namen erhielten. Diese einzig richtige Ansicht, die man um die abweichenden Mythen der Griechen von diesem angeblichen Künstler sich nur einiger Maßen zu erklären, nicht aus dem Auge verlieren darf, hat Sicklee, ein sehr verdienter und höchst scharfsinniger Forscher, in den „Hieroglyphen im Mythus des Äsculapius, nebst zwei Abhandlungen über den Dädalus und die Plastik unter den Chananäern." Meiningen 1819. S. 34 u. f., von Paus. X, 2 u. 3, und der höchstwahrscheinlich uralten Verbindung der Hellenen mit semitischen Stämmen ausgehend, mit Hilfe sprachlicher Erklärung der in jener Stelle vorkommenden bedeutenden Namen begründet. Hier zuerst die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen, ehe ich einen Blick auf die abweichenden Mythen der Hellenen von diesem Künstler werfe.

Nach der von Pausanias (l. c.) aufbewahrten Sage entwich einst Hera, aus einer unbekannten Ursache über Zeus erzürnt, nach Euböa; und, da Zeus sie nicht wieder zu besänftigen vermochte, wandte er sich an Kithäron, den klugen Beherrscher von Platää, und verfertigte auf dessen Rath ein hölzernes Bild, das angekleidet und verhüllt auf einen mit Rindern bespannten Wagen gesetzt wurde, vorher das Gerücht ausgesprengt: es sei die Platäa, die Tochter des Asopos, die Zeus als Gemahlin heimführe. Als Hera dies hörte, eilte sie schnell zu dem Wagen, riß die Hülle von der Bildsäule weg, und söhnte sich, als sie sich betrogen sah, mit Zeus wieder aus. „Zum Andenken daran," sagt Pausanias, „feiert man nun ein Fest, die Dädala, weil man schon in der Vorzeit die hölzernen Bildsäulen Dädala nannte. Man nannte sie aber frühee so, ehe Dädalos, des Palamäon Sohn, zu Athen geboren war, und ich glaube vielmehr, daß ee diesen Namen eben davon nur als Beinamen, nicht als Geburtsnamen, erhalten habe. Wie mir dee Erklärer der Alterthümer in dieser Gegend berichtete, feiern die Platäer dieses Dädalenfest alle sieben Jahre; in einem kürzern Zeitraum; denn wenn man die Entfernung von einem Dädalenfeste zum andern genau

17) Die betreffenden Zeugnisse der Alten s. bei St. Croix S. 191 der Übersetz., den Creuzer wiederholt Symb. IV, S. 527. Zu wesentlicher Ergänzung dient eine von Spon und Wheler aufgefundene Relief-Darstellung dieses eleusinischen Fackelzuges.

Digitized by Google

berechnet, so kommt dieser Zeitraum nicht heraus. Das Fest aber wird auf folgende Weise begangen. Unweit Alalkomenä in Böotien befindet sich ein großer Eichwald mit starken Eichstämmen. Zu diesem kommen die Platäer, und stellen darin kleingeschnittene Stücke von gekochtem Fleisch aus. Hier haben sie nun weniger auf die übrigen Vögel, als auf die Menge der heranfliegenden Raben ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und suchen diese davon abzuhalten. Hat aber einer davon ein Stück Fleisch entführt, so geben sie genau Acht, auf welchen Baum er sich setze, und diesen Baum hauen sie um, und verfertigen daraus das Dädalon, das sie auch Xoanon (Holzbild) nennen. Dieses Fest ist nun ein besonderes Fest der Platäer, und wird das kleine Dädalenfest genannt. Nur das größere Dädalenfest feiern alle Böotier mit ihnen zugleich, jedes Mal alle sechszig Jahre, indem, wie sie sagen, eine so lange Zeit einst das Fest wegen der Flucht der Platäer unterlassen war." — Ein Grund, der, wie Hr. Sickler nicht bemerkt, historisch unrichtig ist und daher in sich zusammenfällt. Denn das erste Mal waren sie nur von Ol. 88, 1—98, 2. also 41, und das zweite Mal von 101, 4—110, 2. also 35 Jahre vertrieben gewesen. — „Von den in jedem Jahre der kleinern Dädalenfeste verfertigten Holzbildern besitzen sie vierzehn vorräthig. Diese werden durch das Loos unter die Platäer, Koronäer, Thespier, Tanagräer, Chäroneier, Orchomenier, Lebadeier und Thebäer vertheilt: denn auch diese würdigten die Platäer der Aufnahme in den Bund und der Theilnahme an dem Dädalenfeste, nachdem Kassandros, Antipaters Sohn, Thebä wieder hergestellt hatte. Die Städte also (die sieben), die von geringerer Bedeutung sind, thun sich nun zusammen, schmücken an dem Flusse Asopos eine Bildsäule aus, und setzen sie neben einer Braut in einen Wagen. Dann losen sie über die Ordnung des Festzuges, wie er vor sich gehen soll, und sonach fahren sie die Wagen von dem Flusse aus bis zur Spitze des theb. Berges Kithäron. Das selbst steht für sie auf des Berges Gipfes ein Altar bereit, den sie folgendermaßen zugerichtet haben. Sie schichten viereckige Scheiter genau zusammen, als ob sie einen Wall von Steinen bauen wollten, und darauf häufen sie Reißholz hoch auf. Eine jede der Städte opfert dann der Hera Teleia mit einer Kuh, dem Zeus mit einem Stier, dann bedecken sie das Opferthier mit Wein und Weihrauch, und stellen die Holzbilder zugleich mit auf den Altar."

Also die Schnitzbilder sowol, als die Feste hießen Dädala, und der angebliche alte Bildschnitzer Dädalos aus Athen hatte von diesen, und nicht diese von ihm den Namen. Auch gab es der Schnitzbilder, ehe die Geschichte eines wirklichen Dädalos gedenkt. Mag also der Grieche von dem Künstler, den er sich unter Dädalos dachte, sein *δαιδάλλειν*, künstlich arbeiten, schmücken gebildet und alles Künstliche dädalisch benannt haben; der Name Dädalon oder Dädala ist damit nicht erklärt. Sickler findet ihn in dem semitischen Dedah-allon, die Eiche wandelt, von dadah, im Talmud und bei Rabbinen dedah, langsam im Festzuge einherwandeln, und allah oder allon Eiche. Die Dädala sind demnach eichene Processionsbilder und Processionsfeste mit Eichbildern zur Erinnerung an den Vorfall, wo die Hera statt der Nymphe Platäa ein Eichbild in dem Wagen entdeckte. Beide Dädala, die großen wie die kleinen, waren unstreitig nichts anders, als regulative Zeitfeste der alten, von dem Phöniker Kadmos belehrten Böotier, wodurch die Annäherung des Mondenjahres (Hera) mit dem Sonnenjahre (Zeus) — vergl. Creuzers Symbolik, Th. II. S. 383 — nachdem jenes vom letztern abgewichen, allmälig nach bestimter Ausrechnung angegeben ward. Jedes Mal im fast vollendeten siebenten Sonnenjahre ward das schon ganz vollendete siebente Mondenjahr oder das Fest der sich nahenden Hera Teleia — die kleineren Dädala — gefeiert; jedes Mal im völlig vollendeten sechs und fünfzigsten Sonnenjahre, wenn die kleinen Dädala zum achten Mal wiedergekehrt waren, und zugleich im sechszigsten Mondenjahre wurden die großen Dädala begangen, und der Hera Teleia Beilager als Mond mit Zeus als Sonne auf dem Berge Kithäron im Beiseyn des ganzen böotischen Volkes unter feierlichen Opfern vollzogen.

Alle semitischen Völker hatten ein vollkommenes Mondenjahr von 12 Monaten, jeden anfangs nur von 28 Tagen = 336 Tagen; aber bald ein 12monatliches Sonnenjahr, jeden Monat von 30 Tagen = 360 Tagen daneben, wodurch einigermaßen eine Annäherung an die wahre Zeit erfolgte. Sieben völlig abgelaufene Mondenjahre trafen mit dem letzten Viertel des siebenten Sonnenjahres zusammen. Daher sagt Pausanias, daß die (kleinen) Dädala nicht völlig am Ende jedes siebenten (Sonnen-) Jahres gefeiert wurden. Indeß war diese Annäherung doch nur unvollkommen und blos die erste Nothhilfe zur Berichtigung der Zeit. Die vollkommenste Annäherung, wobei jedoch Einschaltungen nöthig gewesen seyn mögen, fand bei der Feier der großen Dädala, nach der achten Wiederkehr der kleinen, im 60sten Mondenjahr und im 56sten Sonnenjahr statt. Denn 7 Dädala mit 8 multiplicirt, geben 56 Sonnenjahre, und diese mit 360 multiplicirt, geben 20160 Tage, und dieselbe Summe von Tagen geben 60 Mondenjahre, jedes von 336 Tagen. Alle Namen sind übrigens in der von Pausanias überlieferten Mythe bedeutend. 1) Die Nymphe Platäa von palat, abweichen, benannt, spricht den abgewichenen Mondcyclus aus. 2) Das Eichbild Allon oder Allah wird dem Zeus, der als Sonnengott El, Eljon, Aelah oder Alah der Höchste und Stärkste heißt, von ul stark, kräftig seyn, und alah hoch, erhaben seyn, als seine Hieroglyphe geweiht. 3) Der Asopos ist der Strom der Versamlung, von dem der Festzug des Volkes ausgeht, von asaph, versammeln. 4) Der Kithäron, auf dessen Spitze der Zug sich endet, und alle 7, und alle 60 Jahre das große Opfer verbrant wird, ist der Rauchopferberg, von kithèr, räuchern, Opfer anzünden. 5) Die

Digitized by Google

vierzehn Dädala oder Eichbilder, die mit 14 Rindern, welche ursprünglich die 7 böotischen Städte gaben, in dem Rinderlande Böotien auf dem Kithäron verbrant wurden, scheinen auf die 28 Tage des Mondenmonats anzuspielen.

Sonach wäre Sinn und Bedeutung der Dädalenfeste und der Künstlername Dädalos als Träger einer eignen Gattung von Bildschnitzern befriedigend erklärt. Es fragt sich nun: ob die übrigen Mythen der Hellenen von Dädalos dieser Ansicht zusagen?

Sehen wir auf die uralten Kunstwerke, die dem fabelhaften Dädalos zugeschrieben werden, so finden wir: daß es Holzbilder waren, und besonders Darstellungen des phönikischen Heros Herakles. Ein solcher hölzerner Herakles fand sich von ihm in dem Tempel der Chalinitis zu Korinth, Paus. II, 4, 5, im Hermäon unweit Phädria, an der Grenze zwischen den Messeniern und Megalopolitern, Id. VIII, 3, 2, zu Thebä in dem hölzernen Tempel des Heros, Id. IX, 11, 2 und 3, und zu Erythrä in Jonien, Chios vorüber, welches Bild, der Sage nach, auf einem Floß von Tyros angekommen seyn sollte, und in einem Style gearbeitet war, den man weder mit dem äginetischen, noch mit dem attischen vergleichen konnte, Id. VII, 5, 3. Außer diesen galten noch für seine Werke eine Britomartis und Athene auf dem von Phönikern angebauten Kreta, eine Aphrodite auf Delos, und ein Trophonios in Lebadeia, Id. IX, 40, 2. Dies, sowie das, was von seinen Reisen nach Kreta, Opike, Tyrrhenien und dem alten Trinakrien bei Pausanias an verschiedenen Orten und Diodor IV, 77 und 78 erzählt wird, scheint nichts anders, als eine Verbreitung altphönikischer Kunst, durch Griechenland, Kleinasien und die erwähnten Länder mittelst Kolonien zu bezeichnen, und mit dem athenäischen Dädalos, den man zwischen 1200 und 1500 v. Chr. setzt, nicht in Verbindung gebracht werden zu können.

Allein die Griechen faßten die Einkleidung dieser Idee nicht; sondern nahmen den Collectivnamen für den individuellen Namen eines wirklichen Dädalos, den sie bei sich suchten. Aber auch der athenäische Dädalos ist offenbar Collectivname, welcher die Anfänge der Kunst bei den Athenäern, und die Erfindungen und Werke mehrer Meister befaßt, vorzüglich eines sikyonischen Künstlers dieses Namens; vergl. Bieſter zu Anacharsis Reisen, Bd. 3. S. 428. Dies ist unstreitig der Grund der abweichenden Sagen von diesem Künstler, sowie der großen Verschiedenheit in Hinsicht der Zeit, in welche man ihn setzt. Denn, wenn ihn die fabelnde Sage zum Zeitgenossen des Theseus und älteren Minos macht, also drei Menschenalter über den trojanischen Krieg hinaufrückt, so drückt ihn der sorgfältige Plinius dagegen XXIV, 4, bis zum Anfange der Olympiaden 776 v. Chr. hinab — vergl. Böttigers Ideen zur Archäologie der Malerei, Thl. I, S. 27 u. f. Daher ist man auch in Ansehung seines Vaters nicht einig; obwol man diesen immer hoch genug in der Geschichte hinaufrückt. Denn man macht ihn zum Sohne des Metion und der Iphinoe, und zum Enkel des Eupalamos, Diod. IV, 76. Pherecyd. Fragm. ed. Sturz. p. 210; und umgekehrt zum Sohn des Eupalamos und Enkel des Metion und der Alkippe, also zum Abkömmling des Erechtheus, Apollod. III, 15, 8; ferner des Palamaon, Paus. XX, 3, 2, vielleicht eine Verwechselung mit Eupalamos, da er ihn VII, 4, 5, auch königlichen Stammes nennt, und des Euphemus Hyg. F. 39, wo jedoch wahrscheinlich auch Eupalami zu lesen ist.

Das Alterthum schildert ihn als einen ausgezeichneten Künstler in der Bildschnitzerei, Bildhauerei, Baukunst und Mechanik, den die Pallas selbst unterrichtet hat, Hyg. l. c. Er wird besonders als derjenige Künstler gepriesen, der zuerst aus den rohen Hermen eigentliche Bildsäulen mit geöffneten Augen, mit freien Armen und Beinen in scheinbarer Bewegung hervorarbeitete und ihnen Leben und Ausdruck gab, weshalb man sagte: er habe wandelnde und beſelte Bildsäulen verfertigt; Schol. in Eurip. Hec. 848; Diod. IV, 76; Palaeph. 23, vergl. Exc. II. in Plat. Men. cur. *Biester*.

Ja man erzählte sogar: er habe eine Bildsäule der Aphrodite verfertigt, und durch hineingegossenes Quecksilber bewirkt, daß sie sich wirklich bewegte, Arist. de anim. I, 3, ein Fortschrit der Kunst, der gewiß nicht von den Zeiten, in die man den Dädalos setzt, zu erwarten ist. Die Erfindung der Axt, Richtwage und anderer Werkzeuge, Plin. VII, 56, der Mastbäume mit Segel, Paus. IX, 11, schreibt man ihm zu. Neidisch auf seinen Lehrling, seinen Schwestersohn, Talos, der Töpferscheibe, Dreheisen und Säge erfand, meldet die Sage, die hier eine Thatsache vor sich zu haben scheint, stürzte er diesen von der Akropolis hinab (Diod. l. c. Apollod. III, 15, 8), ward vom Areiopag zum Tode verurtheilt (Schol. in Eurip. Hec. 1648), und rettete sich durch die Flucht zu Minos von Kreta, bei dem er zu Gnossos freundliche Aufnahme fand, der Ariadne eine Gruppe von Tänzern und Tänzerinnen aus weißem Stein bildete, (Il. XVII, 591 u. f. Paus. IX, 40), die hölzerne Kuh zur Befriedigung der unnatürlichen Liebe der Pasiphaë — Dädalos Schande Suid. ed. *Küster* I. p. 752, *Zenob.* Prov. IV, 6 — verfertigte (Apollod. III, 1, 3, u. f. und 15, 9; Diod. IV, 77; Hyg. F. 40, vergl. *Winckelmann* Monum. ined. T. 93, 94) und das berühmte Labyrinth anlegte (Diod. I, 61; IV, 77. Plin. XXXVI, 16), wahrscheinlich jedoch ein späteres Gebäude, wozu man natürliche Höhlen oder Bergwerksstollen nutzte, (Eustath. in Odyss. XI, p. 16, 88; Etym. M. *Λαβυρινθ.*) Bei Minos in Ungnade gefallen, entweder wegen des Dienstes, den er der Pasiphaë geleistet, oder wegen des Fadens, den er der Ariadne für Theseus gegeben hatte, ward er selbst mit seinem Sohne Ikaros ins Labyrinth gesperrt, und entkam, indem er sich mit seinem Sohn Flügel von Wachs und Leinwand verfertigte, — wie er diese dem Sohne ansetzt, wird häufig auf Gemmen, (*Beger*, Specil. antiq. p. 64; *Wilde*, Gemm. sel. nr. 161; *Maffei* III, T. 88; *Lippert*. Dactyl. II, 12 u. f.) und in Basrelief (*Winckelmann* Monum. ined. 95) vorgestellt — glücklich aus demselben, nur daß der Sohn ins Meer stürzte. (Diod. IV, 79; Metam. VIII, 183 u. f.; Schol. in Il. II, 145; Zenob. IV, 92.) Nach Serv. in Aen. IV, 14, kam er zuerst nach Sardinien, dann nach Kymä, und endlich zum Kokalos auf Sicilien.

Digitized by Google

Nach Diodor l. c. kam er unmittelbar zum Kokalos, und fand bei ihm Aufnahme, Minos aber setzte ihm nach und foderte seine Auslieferung, ward aber von der Tochter des Kokalos im Bade erstickt. Diod. IV, 77 und 79; Paus. VII, 4, 5. Dankbar für Aufnahme und Schutz bauete er auf Sicilien dem Kokalos eine unüberwindliche Bergfestung, legte ein Bassin, Kolymbethra genannt, an, durch welches sich der Alabo ins Meer stürzte, und eine Schwitzgrotte durch heiße Erddünste, ebnete den Platz um den Tempel der Aphrodite von Eryx, und bildete der Göttin selbst eine goldene Honigwabe treu nach der Natur, Diod. IV, 78. Eine andere Sage läßt ihn nach Memphis in Ägypten kommen, und dort durch seine Werke sogar Vergötterung gewinnen. Diod. I, 97. Man läßt ihn mit der Kreterin Jappx oder Naukrate den Ikaros, und mit der Tochter eines gewissen Gortys die berühmten Bildhauer Skyllis und Dipoinos erzeugen, die andere seine Schüler nennen (Paus. II, 15), aber nach Plin. XXXVI, 4, in eine weit spätere Zeit fallen.

Wie will man doch alle diese so verschiedenen Sagen zusammen reimen, wenn man sie alle auf die Person eines einzelnen Künstlers bezieht? Nur, wenn man annimt, daß die Bestrebungen mehrer Künstler an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, vermischt mit ins Wunderbare hinüber geleiteten Thatsachen aus dem Leben einzelner Personen, unter diesem Namen befaßt wurden, ist ihr Entstehen begreiflich. Aber dies Chaos zu entwirren, und jeder Person Ort und Zeit und einzelne Thatsachen anzuweisen — wie sollte dies bei dem Mangel an hinlänglichen Nachrichten der späten Nachwelt noch möglich seyn, da es die Alten selbst nicht mehr vermochten?

(*Rickleſs.*)

DÄDALA. 1) Ort in Karien an der Grenze von Lykien, in welchem Dädalos am Schlangenbiß gestorben seyn soll. (Strabo 14, p. 448.) — 2) Indische Stadt in der Landschaft Kaspiria. (*H.*)

DAEDALEA Pers., Labyrinthschwamm. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24sten Linnéschen Klasse. Char. Ein kork- oder lederartiger Hut, welcher gewöhnlich ohne Strunk seitlich an Baumstämmen aufsitzt und eine buchtig-netzförmige Schlauchschicht hat. Von den 17 bekannten Arten wird D. quercina Pers. (Syn. fung. 500. 1., Agaricus querrinus L., labyrinthiformis Bulliard), ein ziemlich großer, korkartig-holziger, weißlicher Schwamm mit krumm-buchtiger Schlauchschicht, häufig auf Baumstämmen, besonders auf Eichen gefunden und zum Blutstillen, wie auch als Zunder benutzt. Abb. Nees Syst. Fig. 227.

(*A. Sprengel.*)

DÄDALEAE INSULAE, zwei kleine Inseln an der Küste Kariens, nach dem Orte Dädala benannt. (*H.*)

DÄDALION, Sohn des Phosphoros, Bruder des Keyx, Vater der Chione, die, weil sie sich für schöner gepriesen hatte, als Artemis, den Pfeilen derselben erlag. Aus Gram hierüber stürzte Dädalion sich vom Parnaß herab, wurde aber von Apollon in einen Habicht verwandelt. (*Ovid. Met.* 11, 295.) (*H.*)

DÄHNERT, Johann Karl, schwedischer Kanzleirath und Professor zu Greifswald, Sohn eines Kaufmanns zu Stralsund, wo er den 19. Nov. 1719 geboren war. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er 1738 auf die hohe Schule zu Greifswald, studirte die Theologie, predigte fleißig, und lernte meist ohne mündlichen Unterricht die französische, italienische, engländische und schwedische Sprache. Er wurde 1748 Bibliothekar und Professor der Philosophie, erhielt 1758 das Lehramt des schwedischen Statsrechts, 1775 den Charakter eines schwedischen Kanzleiraths, und den 5. Julius 1785 starb er. Mit seltener Leichtigkeit ging er von einer Arbeit zur andern über, wirkte nach verschiedenen Seiten zugleich hin, war ein ebenso geschickter Geschäftsmann als Literator, und machte sich als Schriftsteller rühmlich bekant. In der pommerschen und schwedischen Geschichte besaß er ausgebreitete Kentnisse, und um die erstere besonders machte er sich als fleißiger Samler ihrer öffentlichen Urkunden und Verfassungs-Grundgesetze verdient: Samlung gemeiner und besonderer pommerscher und rügischer Landesurkunden, Gesetze ꝛc. Stralsund 1765 — 69. 3 Bde. fol. Supplemente, Greifswald 1782 — 86. 2 Bde. fol. Historische Einleitung in das pommersche Diplomawesen mittlerer Zeiten. Ebd. 1786. 4. Allgemeines pommersches Gesetz-Repertorium. Stralf. 1770. fol. u. a. m. Einige erhebliche Geschichtswerke, die er ins Teutsche übersetzte, waren dem Geschichtsstudium förderlich: Dalins Geschichte des Reiches Schweden, aus dem Schwedischen übers. (gemeinschaftlich mit J. J. Benzelstjerna), Greifsw. 1756—62. 4 Thl. 8. Deguignes Geschichte der Hunnen und Türken, aus dem Franz. übersetzt. Ebd. 1768—71. 4 Bde. Genealogisch-chronologische Einleitung. Eb. 1770. 4.*). Die Frucht eines langen verdienstlichen Fleißes war die von ihm herausgegebene Academiae Grypeswaldensis bibliotheca; catalogo auctorum et repertorio reali universali descripta. Grypesw. Vol. III. 1775. 4.; merkwürdig in der Geschichte der Bibliothekwissenschaft wegen des angefügten Standortes-Repertoriums, welches später die Basis von A. C. Kayſers System wurde, das jedoch keine wesentlichen Vortheile gewährte. Mit Sprachforschungen beschäftigte sich Dähnert von frühen Jahren an, gab schon 1748 ein Liber memorialis germanico-latino-suecicus heraus, und seine letzten Arbeiten waren: Plattteutsches Wörterbuch, nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart. Greifsw. 1781. 4., und ein kurzgefaßtes teutsch-schwedisches und schwedisch-teutsches Handlexikon. Stockh. 1784. 4. Dieses mit Fleis bearbeitete Wörterbuch enthält 1) ein teutsch-schwedisch-französisches alphabet. Wörterbuch; 2) ein schwedisch-teutsches; 3) ein Register der französischen Wörter, mit beigefügten Seiten, wo sie zu finden sind. Unter seiner thätigsten Theilnahme erschienen die Pommerschen Nach-

*) Bei dieser Übersetzung befinden sich noch beträchtliche Zugaben anderer französischer Schriften verwandten Inhalts. Was davon vor dem 2. u. 3. Bde der Übersetzung des Deguignischen Werks, aus dem Journal des Savants entlehnt, steht, kam besonders heraus unter dem Titel: Gesammelte Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des chinesischen Reichs. Greifsw. 1769. 8.

Digitized by Google

richten von gel. Sachen. 4 Bde. 1743—46. 8. und deren Fortsetzung: Kritische Nachrichten. 5 Bde. 1750—54. 4., und die Pommersche Bibliothek, 5 Bde. 1750—56. 4.; ein schwedisches ökonom. Wochenblatt, 4 Thl. 1765. 8. Zum Druck beförderte er: J. Erichson's Bibliotheca Runica. Upsala 1766. 4. **). (*Baur.*)

Daeira s. Daduchen.

DAELE, Johann van, ein niederländischer Maler, der sich vorzüglich in Landschaften und Darstellung der Felsen auszeichnete; vielleicht derselbe Johann van Dalen, welcher das Altargemälde in der Kirche Nôtre Dame zu Brüssel, die heilige Dorothea, ausführte. Er lebte um 1560. (Descamps Thl. 1. S. 148; dessen Reise durch Flandern und Brabant. S. 50.) (*A. Weise.*)

Dämme s. Orgel.

DÄMMERUNG, heißt die Helligkeit, welche wir noch einige Zeit nach dem Untergange, oder einige Zeit vor dem Aufgange der Sonne in der Atmosphäre wahrnehmen, und man unterscheidet hiernach Abend- und Morgendämmerung. Befindet sich die Sonne unter dem Horizonte, so werden die obern Regionen der Atmosphäre noch von direkten Lichtstrahlen getroffen, diese von den Luft- und Dampftheilchen reflectirt und zerstreut; sowie die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte größer wird, nimt die Zahl der Lichtstrahlen, welche nach den obern Regionen gehen, ab, und es findet auf diese Art ein allmähliger Übergang von der Helle des Tages zur Dunkelheit der Nacht statt.

Achten wir in unsern Gegenden an einem heitern, wolkenlosen Tage auf den Verlauf der Dämmerung, so ist dieser folgender. Sowie sich die Sonne dem Horizonte nähert, wird das Blau im Zenith immer heller, das in dem der Sonne gegenüber liegenden Punkte des Himmels geht immer mehr in Weiß über, während die Region in der Nähe der Sonne ein gelbliches oder röthliches Ansehen hat. Wenn die Sonne den Horizont berührt, so behält das Zenith die blaue Farbe, dagegen ist der westliche Theil des Himmels je nach den Umständen roth oder gelb gefärbt. Dieser Lichtschimmer, welchen wir mit dem Namen Abendröthe bezeichnen, ist in der Nähe der Sonne am lebhaftesten, und von hier nimt die Lichtstärke immer mehr ab. Gleichzeitig bemerkt man an dem der Sonne gegenüber liegenden Theile des Himmels eine eben solche Röthe, welche jedoch meistens intensiver Roth gefärbt ist, als der westliche Theil. Ist die Sonne unter dem Horizonte, so bemerkt man am östlichen Horizonte, der Sonne gegenüber, einen bogenförmig begrenzten dunkelblauen Raum, über welchem diese dunkle Röthe noch fortdauert. Die größte Höhe des Bogens liegt der Sonne gegenüber, und dieser befindet sich ebenso viel über dem Horizonte, als die Sonne unter diesem. Wenn die Umstände günstig sind, so kann man zwischen diesem dunkelblauen Segmente und dem rothen Lichte einen weißen und gelben Rand unterscheiden, meistens ist dieser aber nicht zu erkennen [1]). Das Roth über diesem blauen Segmente wird gegen das Zenith hin matter, geht in Weiß über, während das Zenith noch seine blaue Farbe behält. Nach und nach steigt das blaue Segment höher, größere Sterne erscheinen am östlichen Himmel; erreicht das Segment das Zenith, so sind seine Grenzen nur mit Mühe zu erkennen; das rothe Segment am westlichen Himmel wird dabei immer niedriger, man unterscheidet über ihm einen weißen bogenförmigen Raum, welchen man, nach Brandes, Dämmerungsschein nennen kann [2]). Die Zahl der sichtbaren Sterne wird immer größer, die Helligkeit immer geringer, endlich kann man alle, auch die kleinsten Sterne sehen, und nun hat die astronomische Dämmerung ein Ende.

Dieser Vorgang, welcher sich bei der Morgendämmerung in umgekehrter Ordnung zeigt, läßt sich im Allgemeinen einfach erklären. Wäre die Luft vollkommen durchsichtig, so würde sogleich nach dem Untergange der Sonne völlige Finsterniß entstehen; so aber wird ein großer Theil der auffallenden Strahlen reflectirt, und unter diesen werden vorzüglich die blauen reflectirt, während die rothen hindurchgehen; dieser Umstand, welcher, wie ich im Artikel Himmel gezeigt habe, die Ursache der blauen Farbe des Himmels ist, wird immer wirksamer, je tiefer die Sonne sinkt. Ist diese dem Horizonte nahe, so müssen die in unser Auge gelangenden Strahlen einen weiten Weg durch die Atmosphäre nehmen; jedes Lufttheilchen absorbirt einen Theil der Strahlen, unter diesen besonders die auf der blauen Seite des Spectrums liegenden, daher ist in ihnen das Roth überwiegend, wie sich Hassenfratz durch directe Messungen der einzelnen Theile des Spectrums überzeugt hat (s. Himmel). Eben dieses gilt von dem Lichte, welches uns von den Lichttheilchen in der Nähe der Sonne reflectirt wird. Je tiefer die Sonne sinkt, desto mehr nimt diese Röthe an Dunkelheit zu. Diejenigen Strahlen, welche durch die ganze Atmosphäre nach dem östlichen Theile des Himmels gegangen sind, verlieren offenbar noch mehr Blau, als die in unser Auge gelangten, und daher ist das Roth am östlichen Horizonte meistens dunkler, um so mehr, da diese Strahlen, welche durch Reflexion von den Lufttheilchen in unser Auge gelangen, auch auf diesem Wege einen Theil ihres Blau verlieren. Ist die Sonne untergegangen, so erscheint jenes blaue Segment, welches Mairan [3]) Gegendämmerung nannte. Es ist dieses weiter nichts, als der auf die Atmosphäre projicirte Erdschatten, welcher von dem zerstreuten Lichte der Atmosphäre beschienen wird, in welchem viel Blau vorherrscht.

Wäre uns die Höhe der Luftschichten genau bekannt, welche noch im Stande sind, eine hinreichende Menge Licht zu reflectiren, und ließe sich die Menge des von ihnen reflectirten Lichtes mit Schärfe angeben, dann ließe sich auch die Dauer der Dämmerung, d. h., die Zeit zwischen dem Untergange der Sonne und dem Anfange der Nacht, leicht berechnen. Es sei nämlich (Fig. 1.) ABC die Oberfläche der Erde, EFG die Grenze der

**) Pipers Gedächtnißrede auf ihn. Greifsw. 1786. 8. Neueste krit. Nachr. 1785. S. 424. Weidlichs biogr. Nachr. 4. Thl. 42. Meusels Lexik. der verstorb. Schriftst. 2. Bd.

1) Bergmann physch. Beschr. der Erdk. 1825. Bd. II. S. 63. 2) Gehlers Wörterbuch, N. A. II. 271. 3) *Mairan* Traité de l'aurore boréale. Ed. 2. p. 79.

Digitized by Google

Luftschicht, welche noch im Stande ist, Licht zu reflectiren. Einem in A befindlichen Beobachter gehe die Sonne eben unter, so geht der direct von der Sonne kommende Strahl bis E, und der Theil der Atmosphäre EAD wird noch von der Sonne direct erleuchtet. Aber der Lichtstrahl DE wird nach EF reflectirt, und eben dieses gilt von allen auf DE fallenden Strahlen. So wird also das Segment EF von reflectirten Strahlen erleuchtet, und ein in B befindlicher Beobachter sieht die Grenze des Dämmerungsscheines in E. Ganz auf dieselbe Art können die nach EF reflectirten Strahlen nach FG reflectirt werden. Auf diese Art können wir theoretisch wenigstens eine Hauptdämmerung (crep. primarium) von einer zweiten Dämmerung (crep. secundarium) unterscheiden [4]).

Da es uns aber an der Kenntniß der wichtigsten Bedingungen zur Lösung dieser Aufgabe fehlt, so müssen wir uns nach einem andern Mittel umsehen, die Grenze der Dämmerung zu bestimmen. Im gemeinen Leben nimt man das Ende der Dämmerung da an, wo die meisten Arbeiten im Freien aufhören müssen, und wo die Helligkeit sehr schnell abnimt. Man bezeichnet diese mit dem Namen der bürgerlichen Dämmerung, und ihr Ende trit dann ein, wenn die Sonne eine Tiefe von 6° 30′ unter dem Horizonte hat [5]). Die Grenze der eigentlichen astronomischen Dämmerung wird gewöhnlich dann angenommen, wenn die Sterne sechster Größe in der Nähe des Zenithes erscheinen. Die Tiefe aber, welche alsdann die Sonne haben muß, wird sehr einfach angegeben. Folgende sind einige der wichtigsten Bestimmungen:

Strabo [6])	17°	30′
Alhazen [7]) und Vitellio [8]) . . .	19	0
Nonius [9])	16	0
Joseph Blancarus [10]) und Gassendi [11]), denen auch die meisten Physiker und Astronomen beistimmen	18	0
Tycho de Brahe [12]) und Cassini [13]) .	17	0
Rothmann [14])	24	0
Riccioli [15]) nach eigenen Beobachtungen zu Bologna bei der Nachtgleiche		
für die Morgendämmerung .	16	0
für die Abenddämmerung . .	20	30
beim Sommersolstitium, Morgendämmerung	21	50
beim Wintersolstitium, Morgendämmerung	17	25

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Tiefe der Sonne bei dem Ende der Dämmerung 18° betrage, und wenn wir dieses annehmen, so läßt sich die Dauer für jeden Ort der Erde und für jeden Tag leicht berechnen.

Der Portugise Pedro Nunnez (Petrus Nonius) löste in der genannten Schrift dieses Problem zuerst für den Kardinal Heinrich, indem es den Portugisen bei ihren ersten Reisen sehr auffallend war, daß die Dämmerung in niederen Breiten nur so kurze Zeit dauerte, und in der Folge haben sich viele Astronomen mit derselben Aufgabe beschäftigt. Betrachten wir diesen Gegenstand unter dem obigen Gesichtspunkte, wonach die Sonne am Ende der Dämmerung eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte, also einen Zenithabstand von 108° hat, so hat die Aufgabe gar keine Schwierigkeit. Bezeichnet nämlich z die Zenithdistanz, φ die Polhöhe des Ortes, δ die Declination der Sonne, und s der Stundenwinkel der Sonne, so ist bekantlich

$$\cos. s = \frac{\cos. z}{\cos. \delta. \cos. \varphi} - \text{tang } \delta \text{ tang } \varphi,$$

also wird der Stundenwinkel am Ende der Dämmerung bestimmt durch die Gleichung

$$\cos s = \frac{\cos. 108°}{\cos \delta. \cos \varphi} - \text{tang } \delta \text{ tang } \varphi.$$

Beim Anfange der Dämmerung, wo die Sonne unter dem Horizonte verschwindet, beträgt ihr Zenithabstand 90°, der Stundenwinkel s′ in diesem Falle ergibt sich aus dem Ausdrucke

$$\cos. s' = - \text{tang } \delta \text{ tang } \varphi.$$

Die ganze Dauer der Dämmerung in Zeit ausgedrückt, wird dann $\frac{s - s'}{15}$ Stunden. Wenn also δ und φ bekannt sind, so läßt sich auch die Dauer der Dämmerung leicht berechnen.

Wenn man dieses thut, so ergibt sich, daß bei derselben Declination der Sonne die Dauer der Dämmerung nicht allenthalben gleich ist; so dauert sie am Äquator zur Zeit des Wintersolstitiums 1 Stunde 18 Minuten, in der Breite von 50° aber 2 Stunden 4 Minuten. Ebenso überzeugt man sich, daß an demselben Orte der Erde die Dämmerung nicht gleich lange dauert; sie erreicht zwei Mal im Jahre ein Minimum. Die allgemeine Bestimmung der Tage, an welchen die Dämmerung am kleinsten ist, hat die Astronomen vielfach beschäftigt. Namentlich waren es die Brüder Jacob und Johann Bernoulli, welche länger als fünf Jahre bemüht waren, das Problem allgemein zu lösen [16]). Ohne bei der Herleitung der Formel zu verweilen [17]), genüge es, das Endresultat anzugeben. Die Dämmerung ist an dem Tage am kürzesten, an welchem die Declination der Sonne δ bestimmt wird durch den Ausdruck

$$\sin \delta = \sin \varphi \text{ tang. } 9°,$$

indem 18° die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte am Ende der Dämmerung ist. Hätten wir für diese Tiefe einen beliebigen Winkel x angenommen, so hätten wir erhalten

$$\sin \delta = - \sin \varphi \text{ tang } \frac{x}{2}.$$

Für den Äquator ist also die Dämmerung am kürzesten am Tage der Äquinoctien, wo δ = 0; dann dauert dies

4) *Brandes* l. l. p. 272. *Lambert* photometria 8. Aug. Vindel. 1760. p. 444. 5) *Lambert* photometria. p. 454. 6) Geogr. Paris 1620. p. 135. 7) Er lebte in Spanien. De Crepusculis in Risneri thesaurus. p. 8) In Risneri thesaurus lib. X. prop. 6. 9) De Crepusculis prop. XVI. nach eigenen Beobachtungen in Portugal. 10) Sphaera mundi lib. VI. c. 5. l. X. c. 16. 11) Inst. Astron. Paris 1647. p. 52. 12) Epist astron Lib. I. p. 129. 13) Gregorii Astron. geom. et phys. ed. 2. T. I. p. 188. 14) Bei Tycho l. l. 15) Almagest. nov. T. I. p. 39. Eben daselbst eine ausführliche Literatur.

16) *Joh. Bernoulli* Opera omnia. 4. Lausan. 1742. I, 64. *Jac. Bernoulli* Opera. 4. Genf 1744. I, 516. II, 1075. 17) Brandes in Gehler's Wörterb. N. A. II, 268. Schmidt mathem. u. phys. Geogr. I, 72. §. 102.

Digitized by Google

selbe 1 Stunde 12 Minuten in der Breite von Halle, also 51½° ist sie am kleinsten am 2. März und 11. October, und dauert dann 1 Stunde 57 Minuten.

So groß auch die Zahl der Astronomen ist, welche sich mit dieser Untersuchung beschäftigt haben, und so hohe Auctoritäten wir auch darunter finden, so halte ich doch alle jene Arbeiten, deren Resultate ich in der Kürze angegeben habe, für völlig nutzlos; indem die Geometer die Aufgabe zu lösen bemüht waren, behielten sie nur den mathematischen Theil des Problemas vor Augen, und übersahen dabei ganz den physikalischen. Alle suchten den Moment auf, wo die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte hatte, vergaßen aber ganz zu fragen, ob denn dieses wirklich allenthalben auf der Erde die Zeit sei, wo die Dämmerung ein Ende erreiche. Diese Frage muß aber mit Nein beantwortet werden, und wir sind in der Bestimmung der Dauer der Dämmerung unter verschiedenen Breiten und in derselben Breite zu verschiedenen Jahreszeiten noch um keinen Schritt weiter, als zu der Zeit, wo Nonius von dem Kardinal Heinrich zu dieser Untersuchung aufgefodert wurde. Einige Bemerkungen mögen zum Beweis dieses hart scheinenden Ausspruches genügen.

Unter dem Ende der Dämmerung verstehen wir nach dem oben Gesagten den Moment, wo die Dunkelheit der Nacht eine bestimmte Größe erreicht; ältere Astronomen haben in dieser Hinsicht die Regel gegeben, daß Sterne der sechsten Größe in der Nähe des Zenithes erscheinen müßten. Aber die Zeit, wo diese Sterne erscheinen, wird von zwei Ursachen bedingt, von der Schwächung der vom Sterne kommenden Strahlen in der Atmosphäre, sodann von der Menge des in der Atmosphäre durch vielfache Reflexionen zerstreuten Sonnenlichtes, welches bei einer gewissen Stärke verhindert, daß das Licht von einem kleinen Punkte einen hinreichenden Eindruck aufs Auge macht. Diese beiden Ursachen aber hängen selbst innig zusammen. Wird das Licht in der Atmosphäre sehr geschwächt, so findet eine Menge partieller Reflexionen statt, wodurch das zerstreute Licht eine weit größere Intensität erhält. Versuche, welche Leslie mit seinem Photometen anstellte, und welche ich bei demselben Instrumente häufig bestätigt fand, zeigen, daß das zerstreute Himmelslicht an solchen Tagen am hellesten war, wo die Sonne bei weißlichem Himmel (feine Cirrostrati) nur sehr matt schien, und die Schatten irdischer Gegenstände schlecht begrenzt waren. Das Licht in der Atmosphäre wird aber vorzüglich durch niedergeschlagene Dünste geschwächt und zerstreut. In Gegenden also, wo nur wenig oder gar keine niedergeschlagenen Dünste vorhanden sind, wo der Himmel mit tiefer blauer Farbe erscheint, wird das ankommende Sternenlicht nur wenig von seiner Stärke verlieren; das mehrfach reflectirte Licht der untergegangenen Sonne nur eine geringe Intensität haben, und die Dämmerung dauert hier nur kurze Zeit. Im Innern Afrika's, wo Bruce in Sennaar die Venus am Tage mit bloßen Augen sah, folgt die Nacht kurz nach dem Untergange der Sonne. Auch in am Meere gelegenen Gegenden zwischen den Wendekreisen dauert die Dämmerung in der trockenen Jahreszeit nur kurze Zeit; so nach Acosta in Chile eine Viertelstunde [18]); in Cumana, nach Humboldt, nur wenige Minuten [19]); ebenso nach den Berichten von Adanson an den Mündungen des Senegal, und nach Winterbottom an der Sierra-Leone-küste, wie dieses auch Cunningham von Paramatta (Neu-Süd-Wales) bemerkt [20]). Dieses sind freilich Angaben für die Dauer der Dämmerung, welche von der oben durch Berechnung gefundenen kleinsten Dauer von 1 Stunde 12 Minuten bedeutend abweichen. Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß in jenen Gegenden die Tiefe der Sonne am Ende der Dämmerung geringer sei, als in höhern Breiten; wie groß dieselbe aber in verschiedenen Gegenden sei, das muß durch künftige Beobachtungen von Reisenden und Astronomen näher bestimmt werden.

Auffallend ist es schon in der obigen Tafel, daß Nonius, welcher seine Beobachtungen bei dem heiteren Himmel Portugals anstellte, die Tiefe nur zu 16° bestimmt, während Rothmann in einer höhern Breite diese Tiefe bis zu 24° wachsen läßt. So gering die Zahl von Beobachtungen über Durchsichtigkeit und Farbe der Atmosphäre ist, so geht doch aus den Messungen, namentlich von Humboldt, und den beiläufigen Schätzungen der Reisenden hervor, daß der Himmel ein immer weißeres Ansehen erhält, je weiter wir, unter übrigens gleichen Umständen, nach Norden gehen. Indem hier also das von den Sternen kommende Licht durch die größere Menge niedergeschlagener Dünste mehr geschwächt wird, während die Menge des mehrfach reflectirten Lichtes zunimt, so muß die Sonne eine größere Tiefe unter dem Horizonte haben, wenn die Sterne sichtbar werden sollen, als in niedern Breiten; daher diese Differenz zwischen den Angaben von Nonius und Rothmann, und daraus lassen sich die so lange dauernden Dämmerungen im hohen Norden ableiten [21]), indem hier die Sonne vielleicht eine Tiefe von fast 30° haben mag.

Da hiebei niedergeschlagene Dämpfe eine so bedeutende Rolle spielen, so folgt, daß die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte nicht einmal an demselben Orte zu allen Zeiten gleich ist. Es wird durch mehre Umstände sehr wahrscheinlich, daß diese Dämpfe im Sommer weit höher steigen, als im Winter [22]), daher dauert die Dämmerung im Sommer nach den Erfahrungen Riccioli's länger als im Winter. Eben jene Dämpfe senken sich während der Nacht herab, sie verschwinden in den höhern Regionen [23]), und da hiedurch die Luft durchsichtiger wird, so ist die Tiefe der Sonne an demselben Tage bei dem Anfange der Morgendämmerung kleiner, als am Ende der Abenddämmerung.

---

18) *Riccioli* Almagest. nov. I, 38. und Bergmann in den Schwed. Abh. 1760. S. 241. 19) *Humboldt* Voyage XI. 17. 20) Cunningham, zwei Jahre in Neu-Südwales, S. 112. Es ließen sich noch viele ähnliche Beispiele anführen; die obigen mögen genügen, da fast jeder Reisende nach den Äquatorialgegenden hievon spricht. 21) *Gorlai* descriptio Grönlandica c. XIV.; *la Peyrere* Voyage au Nord. I, 126 und andere. 22) S. mein Lehrb. d. Meteorologie, I. 23) Daf. I.

Digitized by Google

Die Dämmerung ist dazu benutzt worden, um die Höhe der Atmosphäre zu bestimmen. Schon Alhazen und Vitellio führten diese Auflösung aus, ohne dabei auf die Strahlenbrechung Rücksicht zu nehmen. In der Folge beschäftigten sich Halley[24]), Smith und Kästner[25]), Lambert[26]), Brandes[27]) und Andere mit demselben Gegenstande. Befindet sich nämlich ein Beobachter in H, und sieht dieser in E die Grenze der Hauptdämmerung in dem Verticalkreise, in welchem sich die Sonne befindet, so ist E der höchste Punkt der Atmosphäre, welcher noch im Stande ist, Licht zu reflectiren. Der Winkel, welchen EH mit dem Horizonte des Beobachters macht, gibt die Höhe des hellen Bogens, welchen die Hauptdämmerung darstellen würde, sobald sich keine zweite Dämmerung damit mischte. Ist also A derjenige Punkt der Erde, an welchem die Sonne scheinbar untergeht, so sind in dem Vierecke KAEH alle Winkel und die beiden Seiten KH = KA (Halbmesser der Erde) gegeben, und es läßt sich also KE berechnen. Es ist nämlich der Winkel HKA gleich der Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, minus der Horizontalrefraction, und daher läßt sich HA in Theilen des Erdradius angeben. Wir haben mithin im Dreiecke EHA die Seite HA, den Winkel EAH = 90° — Horiz. Refr. — HAK; aber < HAK = 90° — ½ HKA, also EAH = ½ HKA — Horiz. Refr. Eben so ist < EHA = 180° — ZHE — AHK, wo ZHE der wegen der Refraction verbesserte Zenithabstand des höchsten Punktes der Hauptdämmerung ist. Wir können daher in dem Dreiecke EAH die Seite EH berechnen. In dem Dreiecke EHK sind also EH, HK und < EHK gegeben, folglich ist EK bekannt und die Höhe der Atmosphäre wird EK — HK.

Lambert (l. l.) ist der einzige mir bekannte Beobachter, welcher den Gang der Dämmerung genauer verfolgte. Am 19. Nov. 1759 zeichnete er die Höhe des hellen Segmentes am westlichen Horizonte auf, und leitete aus dem Gange der Uhr die Tiefe der Sonne her. Betrug die Tiefe der Sonne, so war die Höhe des hellen Segmentes

8°	3′	—	—	—	8°	30′
9	35	—	—	—	7	0
15	5	—	—	—	3	15

Lambert nimt für die Horizontalrefraction 0° 33′, den neueren Untersuchungen zufolge scheint 0° 31′ 41″ der Wahrheit näher zu kommen. Wird diese Größe angewendet, so gibt die

Beobachtung	1	Höhe der Atmosphäre			3,95	geogr. Meilen
—	2	—	—		5,1	— —
—	3	—	—		9,29	— —

Jede spätere Beobachtung gibt also eine größere Höhe, und eben dieses zeigen auch die übrigen hier nicht mitgetheilten Messungen Lamberts. Die Angaben anderer Mathematiker kommen der zuletzt gefundenen Größe sehr nahe, aber die meisten derselben hatten sich damit begnügt, den höchsten Punkt des Dämmerungsscheines in den Horizont zu legen, wenn die Sonne eine Tiefe von 18° hätte.

Auf diesem so oft empfohlenen Wege erfahren wir also gar nichts über die Höhe der Atmosphäre, wovon Brandes die Gründe genügend entwickelt hat. Während nämlich die Sonne in dem Orte A untergeht, wollen wir uns drei verschiedene Beobachter in a, b und H denken, die alle drei ihre Augen nach dem Punkte E, der in unserer Figur gegebenen Grenze der Hauptdämmerung, richten; a sieht diese Grenze nahe am östlichen Horizonte, und wenn er nach dem Punkte e sieht, so geht fast die ganze Gesichtslinie durch Luft, die von der Sonne erleuchtet ist. Die nicht weit davon entfernte Gesichtslinie af liegt ganz im Schatten der Erde; da nun die Luft um so heller erscheint, je länger die in der erleuchteten Luft fortlaufende Gesichtslinie ist, so sieht der Beobachter in a im Punkte e noch lebhafte Helligkeit, in f relatives Dunkel, und die Grenze E läßt sich ziemlich scharf erkennen. Der zweite Beobachter b hat die Grenze der Hauptdämmerung im Zenith, sieht er nach e, so geht freilich seine Gesichtslinie noch durch einen kleinen Theil der bei e von der Sonne beschienenen Luft, aber die Länge dieses Theiles der Gesichtslinie ist klein, und überdies gelangt nach e nur Licht, welches auf dem weiten Wege De sehr geschwächt ist; der Beobachter b kann daher die durch sein Zenith gehende Grenze der Dämmerung nicht genau erkennen. Noch mehr gilt dieses von dem in H befindlichen Beobachter, dessen Gesichtslinie durch einen großen Theil der von der zweiten Dämmerung erleuchteten Luft geht. Je tiefer also der Dämmerungsbogen sinkt, desto unsicherer wird diese Bestimmung.

Ganz dasselbe, was von der Unsicherheit dieser Höhe gesagt wurde, gilt auch von Lamberts Berechnung der Lichtstärke der Dämmerung bei verschiedener Tiefe der Sonne[28]). Wäre nur die Hauptdämmerung wirksam, und hätte das Segment allenthalben gleiche Lichtstärke, dann wäre die Erleuchtung proportional mit der Größe dieser hellen Fläche. Sehen wir daher die letztere als von einem größten Kreise begrenzt an, und bezeichnen die Lichtstärke in dem Momente, wo die Grenze des Dämmerungsscheines sich im Zenith befindet, mit 1, so ist die Größe der Erleuchtung gleich 1 ± cos a, wo a die Höhe des Dämmerungsscheines ist, und das obere oder untere Zeichen gewonnen wird, je nachdem sich die Grenze des letztern östlich oder westlich vom Zenith befindet. Lambert gibt eine Tafel, welche die Abnahme der Erleuchtung für verschiedene Tiefen der Sonne gibt, und wenn sich diese auch wegen der zweiten Dämmerung sehr bedeutend von der Wahrheit entfernen dürfte, so zeigt sie doch, der Erfahrung gemäß, die schnelle Abnahme des Lichtes bei einer Tiefe der Sonne von etwa 6°. Beträgt letztere nämlich

6°	5′,	so ist die Lichtstärke			1,749
6	14	—	—	—	1,500
6	23	—	—	—	1,000
6	32	—	—	—	0,500
6	41	—	—	—	0,251

Obgleich der Artikel Abendroth, Thl. I. S. 72. auf Tageszeiten verwiesen ist, so hängt derselbe doch so innig

24) Phil. Trans. No. 181. 25) Kästner, vollständ. Lehrbegriff der Optik nach Smith. S. 428. 26) Photometria p. 444. 27) Gehlers Wörterb. N. A. II, 273.

28) Photometria §. 1024.

Digitized by Google

mit dem hier behandelten Gegenstande zusammen, daß ich ihn hier sogleich mitnehmen will. Es entsteht dieses Roth, wie oben bemerkt wurde, daher, daß die rothen Strahlen mit größerer Leichtigkeit durch die Atmosphäre hindurch gehen, als die blauen, und daß daher das durch eine große Luftmasse gegangene weiße Sonnenlicht durch das Vorherrschen rother Strahlen röthlich erscheint, was auch von dem Lichte gilt, welches von den in der Nähe der Sonne befindlichen Lichttheilchen reflectirt wird. Daß diese Erklärung die richtige sei, und daß diese rothe Farbe des Horizontes mit der blauen Farbe des Himmels (s. Himmel) innig zusammenhängt, geht besonders daraus hervor, daß wir im Stande sind, das Ansehen der Abendröthe aus der Färbung des Himmels am Tage zu bestimmen. Ist der Himmel während des Tages tief blau gefärbt, so ist die Menge absorbirter Strahlen sehr klein, die Sonne erscheint dann noch in der Nähe des Horizontes sehr hell, und die Abendröthe erscheint dann mehr oder weniger gelb. Wenn dagegen die Menge niedergeschlagener Dämpfe sehr groß ist, der Himmel ein mattes Ansehen hat, so wird ein großer Theil der vorkommenden Strahlen absorbirt, und der westliche Himmel erscheint dann mehr oder weniger dunkelroth. Da diese Farbe des Himmels von der Menge niedergeschlagener Dämpfe herrührt, so ist auch die Morgenröthe im Durchschnitte weniger dunkel, als die Abendröthe, weil ein Theil der Dämpfe während der Nacht aus den obern Regionen in die Tiefe gesunken ist.

Befinden sich am westlichen Himmel tief geröthete Wolken, so erscheint der heitere Himmel zwischen diesen meistens schön meergrün, wie dieses Frézier, J. R. Forster, Pleischl, Vieth, Muncke, Brandes und andere gesehen haben. Dasselbe Phänomen bemerkt man noch an stark gerötheten Gletschern, oder über den Eisfeldern der Polargegenden. Es ist dieses Grün die complementäre Farbe zum Roth und subjectiv; die rothen Strahlen der Wolken haben das Auge ermüdet, daher macht das Roth, welches in den meisten Strahlen des hellen Himmelsraumes zum Auge gelangt, auf dieses keinen Eindruck, und der Raum erscheint mithin grün (s. Farben, subjective).

Das Ansehen der Abend- und Morgenröthe ist häufig dazu benutzt worden, die Beschaffenheit des Wetters am folgenden Tage vorauszusagen. Wenn bei heiterm Wetter die Sonne in der Nähe des Horizontes sehr hell erscheint, der Himmel ein gelblich-röthliches Ansehen hat, die Helligkeit sich nicht sehr weit erstreckt, und nur einzelne feine Wolken geröthet sind, so dürfen wir noch auf die Fortdauer der guten Witterung rechnen [29]). Ja selbst nach Regenwetter deuten einzelne geröthete Wolken, die sehr hell erleuchtet sind, häufig auf die Wiederkehr besseren Wetters [30]). Wenn aber diese Wolken tief geröthet sind, so folgt nicht selten neuer Regen oder Wind. Ist die Abendröthe weißlich-gelb, erscheint die Sonne matt, dann dürfen wir nicht sicher auf heiteres Wetter rechnen. War der Himmel am Tage sehr weißlich, so erscheint die untergehende Sonne meistens dunkelroth, die Abendröthe hat entweder dieselbe Farbe, oder der Himmel erscheint grau, abwechselnd mit blutrothen Stellen. Hier folgt meistens Regen [31]); unter den Cirrostratis, welche den ganzen Himmel bedecken, bilden sich bald Cumuli, und es findet eine Bildung von Regenwolken statt.

Erscheint die Morgenröthe sehr dunkel, so folgt meistens Regen; ist schon beim Sonnenaufgange die Zahl niedergeschlagener Dämpfe sehr groß, so wird dieselbe am Tage noch weit mehr zunehmen und Niederschlag folgen. Dagegen bedeutet eine ins Graue spielende Morgenröthe meistens gutes Wetter [32]), indem die graue Färbung wahrscheinlich von der in der Nacht in niederen Regionen gebildeten Nebelschicht herrührt, wobei die höheren Schichten der Atmosphäre einen Theil ihrer Dämpfe verloren haben. (*L. F. Kämtz.*)

DÄMONOLOGIE. Sind gleich die Nachrichten über die Gottheiten der morgenländischen Völker ebenso gering, als unbefriedigend und entstellt, so blickt doch aus dem Dunkel, in welches sie gehüllt sind, ihr Grundcharakter deutlich durch. Es sind Himmelskörper und Sterngötter. Vorzüglich hing ihr Götterglaube an den sich bewegenden Sternen, Sonne, Mond und fünf Planeten, die sie als Götter und Lenker der menschlichen Schicksale sich dachten. Man beobachtete sorgfältig diese Himmelskörper, ihre Bewegungen, ihren Stand gegen einander, und deutete diese Verhältnisse auf die Schicksale der unter dieser Constellation Gebornen. Astrognosie und Astrologie waren verbunden. In der heiligen Sage des Zendvolkes genießen die 12 Sternbilder des Thierkreises, als Diener des Ormuzd bei der Weltschöpfung und als Wächter der Welt, große Verehrung, welche auch in der Religion der abgöttischen Hebräer nicht zu verkennen ist [1]). In enger Verbindung stehen bei den Ägyptern Religion und Sterndienst. Ohne hier das große System von Stufen und Unterordnungen der Götter, und am Ende alle in einer großen Pyramide darzustellen, darf ich nur an die 6 verschiedenen Ordnungen der Dämonen (Genien) erinnern, von denen die dritte den göttlichen Selen die Schöpferkraft mittheilt, und die höhern Einflüsse auf sie herableitet. Sie gehen in den Ort der Geburt, um Wohlthäter der geringern Selen zu werden. Sie stellen die aufs Gute gerichtete Vorsehung der Götter dar [2]). — Einen besondern Einfluß auf das Glück und Schicksal der Menschen schrieben die abgöttischen Juden den Gottheiten oder Gestirngenien Gad und Meni zu [3]), welche sie durch

29) Brandes in Gehlers Wörterbuch I, 13. *Arati* Diosemeia 98. 30) *Arati* Diosemeia 126.

31) *Brandes* l. l. *Humboldt* Voyage II, 129. 32) Th. Forster, Wolken. S. 141.

1) Gesenius Commentar zu Jesaia; Beilage 2. am Ende des 5ten Theiles, S. 329. 2) Creuzer Myth. u. Symb. Thl. 1. S. 392. 2te Aufl. 3) *David Millius* de Gad et Meni in den Dissertat. select. Traject. ad Rhen. 1724. 4. Nr. 4. nimt sie für zwei Bezeichnungen des Mondes: Lakemacher in Observatt. philol. IV, p. 18. für Hekate und Mona; Huetius in Origenianis. T. II, p. 109; Jurieu in Origine de cult. p. 701. Vitringa und Rosenmüller zu Jes. 65, 12 für Sonne und Mond; höchst unwahrscheinlich aber J. G. Koch de mensa Gad et libamine Meni. Jena 1650. 4., und G. G. Zeltner, der letztere für Götter großer Fruchtbarkeit und namentlich der Geldgier der heutigen Juden.

Digitized by Google

die Babylonier kennen lernten. Wunderliche Ansichten von beiden haben die Gelehrten verbreitet. Offenbar sind es zwei sehr genau mit einander verwandte himmlische Gestirngenien den verständigeren Juden; wenn auch Gad den Babyloniern in ihrem Hauptnationalgott Bel, Belus, den Arabern in dem glänzendsten der Sterne, dem Jupiter, und Meni in der Venus unter einem andern Namen erscheint; denn sie genießen gleiche Verehrung. Man brachte ihnen gemeinschaftlich ein Lectisternium, was im morgenländischen Cultus gewöhnlich war, und wahrscheinlich in den abendländischen überging [4]). — Daß neben den guten, hilfreichen Genien auch böse, schadenfrohe standen, und die letztern gefürchtet wurden, läßt sich erwarten; daher neben den Amschaspands, Izeds und Feruers der Perser Ahriman und sein Gefolge, und in Ägypten Typhon, der Böse, und seine Geister. Aus dem Glauben und dem Cultus dieser Völker wanderte sicher die Dämonologie zu den Israeliten und Hebräern. Die auf Welt und Menschen einwirkenden Kräfte des Sternenhimmels empfingen durch die Bildung eines bestimmteren Begriffs von Gott, als Schöpfer und Regenten der Welt, mit dem ihnen angewiesenen engern Wirkungskreise auch eine beschränktere Bedeutung. Die Keime der Dämonologie liegen in den Kinderbegriffen der Völker, und so auch der Hebräer. Nicht erst während und nach dem Exil bildete sich ihr Engelsystem; schon in der Schöpfungsgeschichte jauchzen die Göttersöhne und die Morgensterne — Anklang des Ursprungs der Engel — die nach dem Glauben der Chaldäer von ihnen bewohnt waren [5]). Sie erscheinen später, nachdem der Polytheismus sank, als Diener und Boten Gottes. Daher ihr Name. In der Ansicht der Hebräer sind sie höhere, von Gott geschaffene, aber keineswegs fehlerfreie [6]) Wesen, die, wie himmlische Räthe, den Thron Jehovah's umgeben [7]), und von diesem in außerordentlichen Fällen als Verkündiger und Vollstrecker seines, wenn auch den Menschen Unheil bringenden, Willens auf die Erde gesandt werden [8]). — In den ältesten Büchern des A. T. kommen sie am häufigsten, oft in menschlicher Gestalt, vor [9]). Durch den Einfluß der chaldäisch-zoroastrischen Philosophie gestaltete sich die Genienlehre bedeutend um [10]). Die Genien wurden in besondere Ordnungen getheilt, ihnen besondere Ämter anvertrauet und besondere Namen gegeben. Schutzengel für Länder und Städte (von diesen weiter unten) und für gute Menschen werden angeführt. Jakob begegnen Heere von Engeln [11]); bei Daniel stehen tausend mal tausend und zehn tausend vor Jehovah [12]). Sie sind starke Helden [13]), behüten den Frommen auf allen seinen Wegen, daß er in keine Gefahr gerathe [14]); vertreten den Menschen bei Gott, thun seine Frömmigkeit kund, daß er sich seiner erbarme und ihm das Leben friste [15]). Raphael wird gesandt, die Tugend des alten Tobias zu belohnen [16]), begleitet den jungen Tobias auf seiner Reise, rettet ihn, daß er nicht von dem Fische verschlungen wurde, und gibt die Mittel an, wie man den bösen Geist Asmodi vertreiben könne. Auch die Kinder haben ihre Engel vor Gott [17]). Besonders ausgebildet ist die Dämonologie in der Offenbarung des Johannes.

Unterschieden werden, wie im Parsismus, die bösen Engel von den guten. Man nante einen bösen Engel הַשָּׂטָן, Satan, Widersacher, und dachte ihn als Feind des Guten unter Gottes Leitung und auf seinen Wink [18]). Es erscheinen aber auch böse Geister in der Mehrzahl, *δαιμόνια* [19]), die an wüsten Orten wohnen [20]) und Götzen der Heiden sind [21]). Zu ihnen gehört Asmodi [22]). Andere böse Geister meinten die Juden in den schreienden Unglücksvögeln, dem Uhu, der Eule [23]) und in den tanzenden Waldteufeln [24]) in der Wüste, fabelhaften Bocksgestalten, Waldmenschen, Satyrn und in einem weiblichen Wesen, Lilith, nocturna, genannt, zu sehen [25]). Das weibliche Nachtgespenst hat im hebräischen Volksglauben die Gestalt eines schön geputzten Weibes, stellt vorzüglich den Kindern nach und tödtet sie. Dieser Aberglaube ist alt und allgemein. Die spätern Rabbinen fabeln Lilith zu einem Weibe Adams, mit welchem er viele Dämonen gezeugt, die die Macht hätten, überall umher zu schweifen, Männer zu beschlafen und Kinder zu tödten, welche durch Amulette nicht geschützt sind. Man fürchtete Morgens, Mittags und Nachts böse Geister [26]).

Über den Ursprung der Dämonenlehre in Griechenland entscheiden die Alten nicht genau. Sie reden von Dämonen als Mittelwesen, die den Menschen den Göttern nahe bringen, die Menschen mit ihnen vereinigen, und leiten sie bald von Orpheus aus Thracien, bald aus Ägypten [27]) und Phrygien her [28]). „Der alte Magismus", urtheilt Creuzer [29]), „ist ganz gewiß eine Hauptquelle dieser so äußerst wichtigen Lehre." In welchem Zweige desselben, und an welchem Orte dieser fruchtbare Satz zuerst gekeimt sei, ob in Bactriana, Medien oder Babylon, möchte wol jetzt noch schwer zu beantworten seyn.

---

4) Hinc antiqui lectum splendidum, schreibt Buxtorf im Lex. talmud. et chald. p. 307, singuli in aedibus stratum habebant, nec ulli serviebat, nisi לשר הבית principi vel angelo domus, sive למזל sideri, constellationi, fortunae, ut ea benignior esset. Hic ערסא דגרא lectus bonae fortonae vocabatur, ut videre est in Nedarim fol. 56, 1. et in Sanhedrin fol. 20, 1. 5) Korradi krit. Geschichte des Chiliasmus. Thl. 1. S. 30. 6) Hiob 4, 38. 7) 1 König 22, 19. 8) 2 Sam. 24, 16. — Jes. 37, 36. 9) 1 Mos. 18, 8. — Richt. 13, 6. 10) Heeren Ideen. Thl. 1. S. 437. 3te Aufl. 11) 1 Mos. 32, 1. 2. 12) Dan. 7, 10. 13) Psalm 103, 20. 14) Psalm 34, 8. 94, 11 ff. 15) Hiob 33, 23—28. מַלְאָךְ מְלִיץ Rosenmüller Schol. Part. V. Vol. II. p. 793, wo die Meinungen der meisten Ausleger angeführt und beurtheilt sind. 16) Tob. 3, 25. 17) Matth. 18, 10. Dagegen spricht Paulus in s. Comment. Thl. 2. S. 700, und findet nur Schutzgeister der Völker und Länder. 18) 1 Chron. 21, 1—2. — Sam. 24, 1. — Zach. 3, 1. — Hiob 1, 7. 2, 2. Gegen die Ansicht Herders, Ilgens, Eichhorns, welche in ihm einen indifferenten Reichsfiscal sehen. 19) Tob. 6, 7. 20) Baruch 4, 35. 21) Baruch 4, 7. 22) *πειράζων*. Tob. 3, 8. 23) אֹחִים Jes. 23, 21. 24) שְׂעִירִים Jes. 23, 21. 25) Jes. 34, 14. 26) Psalm 121, 6. — 90, 6. Vergl. Gesenius Comment. Thl. 2. S. 916. 27) Herodot 11, 50 widerspricht: *νομίζουσι δ' οὐν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωας οὐδέν*. 28) Plutarch. de def. orac. p. 699. ed. Wyttenb 29) Symbol. u. Mythol. Thl. III, S. 58.

Digitized by Google

Die Griechen, deren Religion der Kunst Idealität, und diese wieder der Religion neue Wesen schuf, suchten ihre Götter unter einander und mit den Menschen stets verbunden darzustellen, und konnten jene geisterhaften, gestaltlosen Mittelwesen, wie man die Dämonen sich dachte [32]), in ihren Glauben und Cultus nicht aufnehmen. Homer und andere Dichter vom Äschylus bis zu den Alexandrinern gebrauchen *δαίμων* immer in der Bedeutung: Gott, und *δαιμόνιον* das Göttliche, und knüpfen bisweilen, wie in der Odyssee, Nebenbegriffe von Glück und Unglück daran [31]). Man dachte dabei an die höhere, dunkle Macht, die ohne der Menschen Zuthun ihre Schicksale lenkt, jedes göttliche Wesen überhaupt, dessen Kraft das Maß menschlicher Kräfte übersteigt. Ausgebildeter erscheint die Dämonenlehre schon bei Hesiod, welcher mehre Ordnungen derselben nennt und näher bezeichnet. Von den Menschen des goldenen Zeitalters nach ihrem Tode singt er [32]):

Wecken sie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Weh's Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergeltung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls; dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Solcher Unsterblichen nennt er drei Myriaden, 30000 [33]). Sie sind die Menschen der seligsten, frühesten Vorzeit, und treten in einer Würde auf, die der göttlichen zunächst steht. Sie sind Mittler zwischen Göttern und Menschen, unsichtbare Aufseher über der Menschen Thun, Handhaber der Gerechtigkeit. Ihnen ist das Reich der Freiheit, wie das der Natur angewiesen. Hier geben oder nehmen sie die Güter der Erde und die guten Gaben, dort lohnen oder strafen sie; beides nach sittlichen Begriffen. Eine zweite Ordnung, die Menschen des silbernen Zeitalters, bezeichnet Hesiod mit folgenden Worten [34]):

Aber nachdem auch dieses Geschlecht einhüllte die Erde,
Werden sie sterbliche Götter der obern Erde genennet,
Als die Zweiten; jedoch ward ihnen auch Ehre zu Antheil.

Diese sind bestimmt sterblich; sie leben nur 9720 Jahre [35]). Das Nebelhafte, Schwimmende, Charakterlose ist der Charakter dieser geisterhaften Sphäre. Darum scheint Homer sie nicht näher gezeichnet zu haben, dessen helles Epos bestimmte Umrisse foderte. Noch gedenkt Hesiod der Heroen aus dem vierten Weltalter [36]):

Jener Heroen Geschlecht, das göttliche, welche die Vorwelt,
Einst Halbgötter genannt, in der Erde unendlichen Räumen.

Er meinte die vor Troja und Theben gefallenen Helden, welche nach Zeus Rathschluß am Rande des Weltalls in den seligen Inseln des Oceanus ein seliges Leben führen.

Vorausgesetzt, daß Hesiod die Glaubenssätze seiner Schule treu aufbewahrt [37]), so finden wir in der nächsten Vorzeit Heroen, und in der fernsten dunkeln Vorzeit zwei Dämonengeschlechter, die sich selbst bedeutsam unterscheiden. Durch dieses Sondern und näheres Bezeichnen, wie durch das Schwankende in Begriffen, tritt Hesiod, als der Erste, welcher über die Dämonen Aufschluß gibt, in die Mitte zwischen den Glauben der Priester und des Volkes [38]). Der Begriffsbestimmung wegen muß hier über *δαίμων* und *ἥρως* ein Wort eingeschaltet werden. Bisweilen werden von einem und demselben Wesen beide Wörter von den Alten gebraucht, aber immer mit Unterscheidung der besondern Bezeichnung. Der Heros von Temessa hieß auch *δαίμων* [39]). — Unter Heros dachte man sich den ganzen natürlichen Menschen, wie er durch Geistes- und Körperkräfte vor andern ausgezeichnet als Held herportrit, einen körperlich starken, über Andere hervorragenden Menschen der Vorzeit in seinem ganzen Seyn und Handeln; unter *δαίμων* aber den vom Leibe getrennten Geist, Personification einer wohlthätig oder schädlich wirkenden Kraft, einen bösen oder guten Geist, und zwar den Elementen, Vegetabilien oder Menschen inwohnend. Jede Kraft, mit welcher eine große, ausgezeichnete That verrichtet wird, heißt eine dämonische; der Geist aber, der zu der That treibt und sie in die Wirklichkeit ruft, der Thatendurst, heißt *δαίμων* oder Genius. Indem man diesen Geist personificirte, trat er als solcher in die Mysterien ein; daher in denselben so häufig Genien, durch welche der menschlich gedachte Gott, z. B. Bacchus, bald freundlich, bald zürnend erscheint [40]). Aus dieser alles personificirenden Volkspriesterlehre entstand später die Sitte der Vergötterung, Apotheose. — Woher auch die Dämonenlehre stammen mag; soviel ist gewiß, durch Einführung der geheimnißvollen Weihen kam sie zu den Griechen, und in den Schulen der alten Philosophen erhielt sie eine tiefere, wissenschaftliche Begründung. Thales soll zuerst den Unterschied der Götter, Dämonen und Heroen genauer vorgetragen haben [41]). Nach ihm treten die Dämonen als psychische Wesen, die Heroen als vom Leibe getrennte Menschenseelen hervor. Die Luft ist nach Pythagoras von ihnen erfüllt, sie senden Träume und geben Menschen und Thieren Heilmittel in

30) Nach den verschiedenen, von den geiech. Philosophen aufgefaßten Ansichten von den Mittelwesen richtete sich auch die Ableitung des Wortes *δαίμων* und dessen Bedeutung. Nimt man als Grundwort *δαίω*, so ist *δαίμων* einsichtsvoll; Interpret. graec. ad Hom. Il. p. 222. Nimt man *δάω* oder *δαίω*, eintheilen, so gibt *δαίμων* oder *δάμων* (Schol in Plat Cratyl. p. 52. Heind.) den Eintheiler, Austheiler, Ordner, Lennep Etymol. l. graec. p. 167. Insofern nun nach dem Glauben der Griechen die Götter Geber der menschlichen Freude und des menschlichen Weh's waren, dachten sie bei ihren Dämonen an Götter nur. So wird das Wort von Homer Il. VII, 291. XVII, 98. XIX, 188. in der Odyssee aber stets mit einem Nebenbegriffe gebraucht, auch wenn es Gott bedeutet. Creuzer M. u. S. Thl. III. S. 4 ff. Dane Symbolik u. Mythologie, Thl. II. 2te Aufl. S. 274 ff. Diese Bedeutung führt am sichersten zu dem Begriff von Genius, der weiter unten entwickelt wird. 31) Barth Adversa. XXXV, 17. 32) Ἔργ. κ. Ἡμερ. 122 ff. 33) Ibid. 251. 34) Ibid. 140. 35) Plutarch. de def Oracc. p. 700. ed. Wyttenb 36) Ἔργ. κ. Ἡμερ. 142—144.

37) Wie verweisen der Kürze wegen auf Völckers Mythol. des Japet. Geschlechts. Gießen 1824. S. 264 ff. 38) Creuzer, über das Verhältniß Homers und Hesiods zur Religion der Ältväter und zu der ihrer Zeitgenossen. Myth. u. Symb. Thl. II. S. 442 ff. — Buttmann, Abhandl. der Berl. Akademie. 1814—1815. Über den Mythos von den ältesten Menschengeschlechtern. S. 141—162. 39) Pausan. VI, 6, 3. 40) Böttiger, Vasengemälde. Bd. I. Heft 1. S. 157, welcher das ganze Genienwesen der Etrusker von den Genienknaben, Camillis, in den Mysterien ableitet. 41) Athenagoras Legat. pr. Christ. p. 28.

Digitized by Google

Krankheiten an [42]). Er kennt drei Ordnungen: Götter, θεοί; Dämonen und Heroen, τὸ μέσον αἰθέριον; und Menschen, χθόνιον. Dieser Pneumatologie huldigte auch Empedokles, welcher die Selen (δαίμονες) von den Göttern abstammen läßt und in die Körper der Menschen gleichsam verbannt denkt, damit sie, während sie von den Göttern entfernt sind, sich reinigen [43]). Heraklit denkt sich alles mit Selen und Dämonen angefüllt, und an den verborgensten Orten Götter [44]). Am meisten verdient machte sich Platon um die Dämonologie der Alten, wiewol er sie von mehren Standpunkten aus betrachtet. Die Menschenselen schafft Gott und weiset ihnen vor ihrer Verbindung mit ihrem sterblichen Körper die Sterne als Wohnung an. Die Dämonen gleichen göttlichen Hirten, νομεῖς θεῖοι [45]), die lebende Wesen nach ihren verschiedenen Gattungen hüten. Anderwärts [46]) nennt er die Dämonen heilige Thiere, ζῶα, welche in zusammenhängender Stufenfolge den Himmel bewohnen. Sichtbar sind die Götter in den Sternen, Dämonen aber nicht. So nahe auch die Dämonen um uns sind, sie erscheinen uns doch nicht offenbar. Aber mit bewundernswürdiger Einsicht, mit hellem, scharfem Geist begabt, durchschauen sie alle unsere Gedanken. Den trefflichen, edeln Menschen lieben sie außerordentlich, den bösen hassen sie; denn diese Wesen sind nun schon durch Schmerz und Freude rührbar; — Empfindungen, die der vollendete Gott nicht kennt. Zwischen den höhern Göttern und der Erde herrscht ein beständiger Verkehr. Die Dämonen können sich mit leichtem Fluge herablassen, sowie sich zum Himmel erheben. Deutlicher an den Zusammenhang der Dämonologie mit den Mysterien erinnert Platon im Gastmahl [47]). Vollkommen entspricht dieser Begriffsbestimmung von Dämonen die von Menander herrührende Bezeichnung desselben, als eines μεταγωγὸς τοῦ βίου [48]), welcher jedem Menschen beigegeben sei. Dieser Ansicht traten die meisten der spätern Philosophen bei. Die Menschen zu veredeln, war der Dämonen Aufgabe und Zweck, und so konnten auch, wie schon Platon andeutet, furchtbar züchtigende, δαίμονες ἀλάστωρ, durch Blut und Tod rächende Genien, δαίμονες προστρόπαιοι, παλαμναῖοι, nicht fehlen. Unter den guten nennt Pollux [49]) lösende, λύσιοι, abwehrende, ἀποτρόπαιοι, die Übel abwendende, ἀλεξίκακοι. Unverkennbar wandelte sich unter den Seleuciden und Ptolemäern durch den Verkehr der Juden mit dem Orient und den Griechen der Begriff von δαίμων und δαιμόνιον in den eines bösen, plagenden Geistes, und bildete eine eigene Geisterlehre, die aus pythagorischen, orphischen und platonischen Sätzen bestand.

Bevor wir das ganz ausgebildete römische Genienwesen beleuchten, wird, was wir von einzelnen guten und bösen Dämonen der Griechen wissen, hier am rechten Orte stehen. Sokrates Genius leuchtet vor allen andern und repräsentirt den Genius in seinem ganzen Umfange, nämlich die personificirte Individualität, den Geist jedes Einzelnen, sofern er objectiv über ihm steht, und subjectiv wieder er selbst ist, mit Beziehung auf die eigenthümliche Mischung des Angenehmen und Unangenehmen, die den Inhalt jedes Menschenlebens ausmacht, das Lebensschicksal und die Lebensansicht.

Mag man die Kraft seines gebildeten Geistes, die Reinheit seiner edeln Gesinnung, den Inhalt seiner vortrefflichen Belehrungen, den Umfang seines nützlichen Wirkens, oder das Ende seines göttlich geführten Lebens betrachten, so giebt uns Alles das sicherste Unterpfand, daß er sich unter dem besondern Einfluß eines höhern Wesens fühlte, wenn wir auch die Art seines Einflusses nicht erklären können. In den Unterredungen mit seinen Schülern sprach er oft von einem Genius, welcher ihn von Jugend an begleite, dessen Eingaben ihn zwar nie etwas zu unternehmen antrieben, wol aber ihn oft abhielten, wenn er etwas unternehmen wolle. — Er wird als Gottesleugner angeklagt, und vertheidigt seinen Glauben an Dämonen, und, wenn er an diese glaube, auch an Götter. Er schreibt nur allein dem leitenden Genius zu, daß er als Lehrer unter seinen Landsleuten stehe. Nicht gewöhnliche Beweggründe, sondern eine göttliche, übermenschliche Stimme rufe ihn zu seinen Handlungen. Er behauptet, durch Götterssprüche, Träume und alle Weisen, wodurch Götter ihren Willen zu erkennen geben, in seinen Wirkungskreis gerufen zu seyn. Aus dem Stillschweigen der innern Stimme schließt er, daß seine Reden und Handlungen dem Willen der Gottheit entsprechen. Wie Platon sich über des Sokrates Genius in den bekannten Stellen seiner Schriften erklärt, so auch Xenophon und Plutarch. Der spätere Apulejus de Genio Socratis zählt den sokratischen Genius wirklich zu den Genien, weil er immer von einer Stimme, σημεῖον, rede. Wir wollten nur, was uns hieher zu gehören schien, berühren, und verweisen auf Sokrates und die diesen Gegenstand behandelnden Schriften, namentlich auf Meiners [50]). — Sokrates glaubte an die Offenbarung des göttlichen Wesens durch allerlei Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung. Ihm selbst that sie sich durch ein ihn stets begleitendes δαιμόνιον kund, welches ihn warne und von diesem und jenem abrathe. — Vergeblich ist es, wie überall, so auch hier, die Überzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbstbewußtseins auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geist das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder besser, deutele an dieser Vorstellung, wer da will, nur taste er nicht mit seinem beschränkten Verstande das an, was das reinste Urbewußtseyn der das Ideale und Übersinnliche vernehmenden und schauenden Vernunft als gewiß durch sich selbst vernimt.

42) Diogen. Laert. VIII, 32. Ganz ähnlich den Scenambülen unserer Zeit, welche den ihrer Leitung anvertrauten Kranken die wirksamsten Heilmittel verordnen sollen. 43) Plutarch. de exil. p. 607. C. — Stobaei Serm. 38. p. 230. ed. Gesner. 3te Ausg. — Sturz Empedocl. p. 448 sqq. 44) Diogen. Laert. IX, 7. — Aristoteles de part. anim. I, 5. 45) Polit. p. 277. ed. Becker. 46) Epinom. c. 8. p. 984 sqq. p. 510 sqq. Ast. 47) Cap. 28. p. 202. der Schleiermacherschen Übersetzung, welche Creuzer S. u. M. Thl. III, S. 66 anführt. 48) Ammian. Marcell. XXI, 14. wo die Interpret. in der Wagner-Erfurdt. Ausgabe Tom. II, p. 421. nachzulesen. 49) Onomastic. V, 26. 131.

50) Vermischte philos. Schriften. Thl. 3. S. 5 — 49.

Digitized by Google

Wie die Griechen die Ansicht von den guten Dämonen läuterten, und einen reinern Begriff, eine geistigere Thätigkeit von ihnen lehrten, als die Ägypter und andere Völker, so duldeten sie auch nicht jene geisterhaften Wesen in ihrem Glauben, wie sie das Morgenland hegte. Nur dem Volksglauben war noch eine Scheu vor bösen, unsichtbaren Mächten beigemischt, wie sie sich in der Natur des rohen, unverdorbenen Gemüths vorfindet. Man fürchtete in Griechenland ebenfalls auch in der Mittags- und Mitternachtsstunde erscheinende Götter und Gespenster, gern mieden, wenn sie konnten, die Hirten in Pallene den Ort, wo die Poltergeister der Giganten aufliebsten [51]). Auch den Griechen war, wie den Juden Lilith, Empusa [52]) als böser Geist furchtbar [53]). Mit Blut war sie überall gefärbt, ihr Gesicht glänzte wie Feuer [54]). Einige geben ihr nur einen Fuß, daher ihr Name; Andere zwei, nämlich neben einem menschlichen einen eisernen oder Eselsfuß [55]). Unter den verschiedensten Gestalten erscheint sie als Rind, als Esel, als schöne Dame, als Natter, als Brummfliege, überhaupt als Scheusal [56]). Daher bei Erasmus das Sprichwort: Empusa mutabilior. Die Reisenden pflegte sie vorzüglich zu necken, diese sie aber durch Schimpfen und Schreien zu verjagen [57]). — Von Böttiger wird Empusa als eine Carricatur auf die Furien in der alten Komödie angesehen, zu welcher der springende, mit einem Satz die Beute erhaschende Gang der Furien — daher ἐμπουσα, die Einfüßige, der andere ein Eselsfuß, ὀνοσκελίς, erinnernd an des Teufels Pferdefuß — Veranlassung gegeben [58]). Es verräth die so verschiedene Verwandlung optische Täuschung, und des Angesichtes Feuerglanz, wie die Gewohnheit der Reisenden, welche sie durch Schreien und Schimpfen, durch Aushauchen des Odems verjagen, deuten auf ein Irrlicht, welches Reisende immer auch in sumpfigen Gegenden als irreführenden Geist fürchten, und durch Fluchen und Verwünschen von sich entfernen.

Verwandt dem Geschlechte und der Natur der Empusa waren die Lamiae [59]), die sich in allerlei Gestalten zeigenden, Jünglinge an sich lockenden und an ihrem Blute sich labenden — Vampyrs — mit Blut roth gefärbten weiblichen Scheusale, gleich den häßlichen Gorgoneumasken mit weit aus dem Munde gestreckten Zungen, μορμολύκεια, und die Striges, welche Kindern in der Wiege das Blut aussaugen [60]). Nach Philostrat [61]) sind es Feen, welche junge Leute verführen, und durch Schmähen und Schelten entfernt werden. Unter ihnen ist Sybaris merkwürdig durch ihre Furcht erregende Größe und ihre Grausamkeit. Sie hauste bei Krissa am Fuße des Parnaß, und mancher schöne Jüngling fiel ihr als Opfer, bis Eurybates, des Euphemus (des guten Wunsches) Sohn, sie vom Felsen herabstürzte. Aus dem Steine, an welchem ihr Kopf zerschmettert wurde, sprang ein Quell, der Sybaris, wie nachher die Stadt der Locrier in Italien, genannt wurde [62]). Gesetzgeber und Staatenordner, wie Charondas zu Rheglum, und Zaleukus unter den Locriern, gründeten auf diesen Volksglauben das Gebot des Gehorsams der Unterthanen gegen ihre Gesetze. Die Übertreter derselben ereile, sagten sie, die Strafe der den Altar im Prytaneum bewachenden Dämonen, ἐπουροι.

Wir übergehen Hypnos, Oneiros und Thanatos, welche Mehre noch zu den Genien der Griechen zählen, aber zweckmäßiger in besondern Artikeln behandelt werden, um das römische, vollkommener ausgebildete Genienwesen kennen zu lernen.

Durch Fortpflanzung samothrazischer Lehre und Cultus nach Etrurien, welches mit dem Orient geistig verkehrte, kam auch das vollkommenere System von Wesen, die in herabsteigender Ordnung die höheren Götter mit den niederen, und die Götter mit den Menschen verbanden, nach Alt-Italien. Jeder Gott, jeder Mensch, jedes Haus, jede Stadt hatte ihren Genius. Nigidius [63]) theilt die Genien in vier Klassen: Genien des Tina (Juppiter), des Neptunus, der unterirdischen Götter und der Menschen. Sie bilden sämtlich eine große Pyramide, deren Fuß auf allen vier Weltgegenden ruht, und auf deren Höhe Tina thront, als Weltregent. Jeder individuellen Personalität, dem Charakter und Sinne jedes Menschenlebens steht als Regirer ein Genienpaar vor, von denen der eine sorgsam und freundlich über die ihm anvertraute Sele waltet, der andere finster und drohend ihren Ausflug hemmt. In diesen Ansichten liegt der Grund der römischen Genienlehre geborgen. Der römische Genius [64]) führt den Menschen ins Leben, leitet ihn wohlwollend und sanft durch dasselbe, und genießt, als treuer Gefährte, was dem seiner Pflege Anvertraueten zu Theil wird. Er hängt ganz an und von dem Menschen ab. Sein Loos ist Sterblichkeit, memor brevis aevi [65]), und, wie er sich dessen erinnert, mahnt er auch seinen Liebling daran [66]). Doch scheint dies nicht allgemein angenommen zu seyn [67]). Dem Frohsinne und der Freude sein Herz nicht verschließen, heißt: dem Genius huldigen,

51) Philostrat. Her. 1, 4. Voß zu Virgil Georg. IV, 401. 4ter Thl. S. 869. 52) Man dachte sich unter ihr Hekate. Kanne in den ersten Urkunden Bd. 1. S. 138 leitet es aus dem koptischen, wo embon, ombon, ira furere bedeutet, und der Grieche durch ουσα den Namen weiblich machte. 53) Schol. Aristoph. Ran. 295. 54) Aristoph. Ecclesiaz. 1049. 55) Aristoph. Ran. 295. 56) Ibid. 290. 57) Philostrat. Vit. Apoll. II, 4. 58) Die Furienmaske, S. 61. 59) Von λῆμος, λάμος, deren Wurzel λάω, aushöhlen, ausgraben; daher die in Höhlen Wohnenden. Schwenk etymol.-mythol. Andeutungen, S. 174 u. 357. 60) Ovid. Fast. VI, 139, und daselbst Gierig. 61) Philostrat. Vit. Apoll. IV, 25.

62) Antonin. Lib. 8. 63) Rerum divinar. lib. XVI. apud Arnobium adv. gent. III, 40. p. 132. ed. Orell. und Appendix ad Arnob. p. 44 seqq. 64) Wir bemerken neben der weiter unten genannten Monographie Manso's folgende Schriften: Wonna de Genio, zuerst Jenae 1663, später in Syntagmat. II, Dissertatt. philolog. 1700. — Caspar Barth ad Rutil. v. 328. Gyrald in Syntagm. 15. und Passeri de Deo domestico. — Censorinus de die natali. c. 3. Genius est Deus, cuius in tutela, ut quisque natus est, vivit. Hic, sive quod, ut genamur, curat, sive, quod una genitur nobiscum, sive etiam, quod nos genitos suscipit ac tuetur: certe a gignendo Genius appellatur. 65) Epp II. 1, 144. 66) Ibid. II, 2, 188. 67) Virgil. Aen. V, 95. Famulus parentis (Anchisae) ist der Genius zu verstehen. Vid. Passeri de Deo dom. P. III. — Burmann ad Valer. Flacc. IV, 520., wo unter *famuli* und *famulae deorum* dii seu deae minores vel aliae naturae, quarum ministerio utuntur, verstanden werden.

Digitized by Google

indulgere Genio [68]), sich die darbietenden Freuden versagen, heißt ihn täuschen, ihm seine Rechte verkümmern, defraudare Genium [69]). Diese Ansicht des menschlichen Lebens, seine Licht- und Schattenseite, sowie die Stimmung des menschlichen Gemüths, bald heiter, bald trübe, gab der Phantasie einen doppelten, ebenso veränderlichen, einen holden und abholden, einen weißen und schwarzen Genius, Genius mutabilis, albus et ater [70]). Nur in dieser Rücksicht glaubte der Römer an einen schwarzen Genius, wenn auch die Religion der Alten an feste Begriffe nicht band, und ihre Meinungen willkürlich hin und her schwankten. Genius bona vult, ist Hauptansicht [71]). Dies leitet natürlich auf das Verhältniß, in welchem der Mensch zum Genius stand. Er übt keine Zwangherrschaft über den Menschen, sondern tritt freundlich ihm nahe und merkt ihm ab, ob er seinen sanften Warnungen Gehör leiht. Denn nur Gutes, nur das Beste will er für den Menschen und durch ihn wirken. Versagt man ihm den Gehorsam, so wird er zornig, und er muß versöhnt werden; er wirft seine liebliche Gestalt ab, und trit in furchtbarer, ater, zu ihm. Die Beweise für diese Behauptung giebt Horatius [72]):

Woher das komt, — warum von zweien Brüdern
der eine seinen lieben Müßiggang,
sein unter allerlei alltäglichen
Vergnügungen sanft hingetändelt Leben
nicht um Herodes Palmenthäler tauschte;
der andere reich, doch niemals satt und froh,
vom Morgen in die Nacht sich härmt und plagt,
um wohlfeil angekaufte dürre Lehden
mit Feu'r und Eisen zu bezwingen, und
in reiche Korngefilde umzuschaffen:
das mag der Genius von beiden wissen,
der Gott der menschlichen Natur, der mit uns
geboren wird und stirbt, veränderlich
von Angesicht und Laune, weiß und schwarz.

und Appian [73]). Ein ägyptischer Geisterseher antwortet dort Antonius: „Dein Genius ist edel und hohen Sinnes; allein vor dem Genius deines Schwagers Octavius besteht er nicht, sondern wird klein und muthlos." — Hieraus erklärt sich auch der Ursprung der Idee. Nicht Wieland [74]), welcher sie als Folge der Vorstellungsart von dem allgemeinen sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiste ansieht, und in ihr das findet, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Sele giebt, was einen jeden zum individuellen Menschen macht, seine Persönlichkeit, hat richtig gefolgert, sondern vielmehr Manso [75]), welcher sich so erklärt: den mit sich und den Wirkungen seiner Sele bekanten Menschen befremden immer mehre Abweichungen und Erscheinungen: Woher die Verschiedenheit der Temperamente und Neigungen bei aller Gleichheit der Organisation? Woher in dem Einen die Trägheit und Unempfindlichkeit, die hervorstechende Anlage und Thätigkeit in dem Andern? Woher hier die unüberwindliche Apathie, dort die sanfte Hinneigung der Herzen? Woher in dem Einen die Unempfänglichkeit für die Freuden des Lebens, und in dem Andern der verderbliche, gefahrvolle Hang dazu? Man konnte sich das Alles nicht erklären, und schuf — einen Genius. Alles, was der Mensch ist und wird, ist und wird er durch Gott. In diesem Glauben riefen die Dichter ihren Gott an beim Beginn ihrer Werke. Nicht er schafft das Werk, aber er befeuert, begeistert dazu. Nicht die Sele, das belebende, thätige Prinzip ist er, sondern die Kraft personificirt, durch welche die Fähigkeiten und Anlagen der Sele sich entwickelten, ihre Empfindungen sich läuterten, ihr ganzes Wesen sich ausbildete.

Wie man den Genius bildete in Etrurien und Rom, zeigen noch vorhandene Denkmäler jener Zeiten. Die sinnvollen Etrusker, im Geiste ihrer Religion bedeutsam bildend, und mehr dem Glauben der Altväter, als den Foderungen der Sinne huldigend, stellten auf einer alabasternen Urne, gefunden unter den Trümmern altetruskischer Städte [76]), den bösen Genius von fürchterlichem Ansehen, mit einem Hammer bewaffnet, vor, wie er einer auf einem Pferde sitzenden verschleierten weiblichen Figur vorangeht und sie durchs Leben geleitet. Eine schöne jugendliche Figur, die ihr folgt, will sie schützen. Es ist der gute Genius. — Aus den Grotten bei Corneto (dem alten Tarquinii), liefert Creuzer [77]) ein Gemälde, auf welchem eine verschleierte weibliche Figur auf einem Wagen von einem weißen und schwarzen Genius gezogen wird, dem zwei schwarze geflügelte und mit Hämmern versehene Genien folgen. Einer derselben bleibt am Eingange in ein Thor stehen, und unterhält sich mit dem guten Genius. Freundlicher ist sein Bild in Griechenland und Rom. In der lieblichen Gestalt des Knaben und Jünglings in einem sternschimmernden und mit Blumen besäumten Gewande, fast nackt und geflügelt, bisweilen auch symbolisch in der Gestalt einer sich um den Hausaltar windenden Schlange. Noch sind uns treffliche Genienstalten übrig. Der älteste sogenante Barberinische von Bronce, vielleicht aus dem Zeitalter des Rhöcus und Theodor, hat zwar breite Schultern, eine platt geformte und stark hervortretende Brust, Gesichtszüge, die nicht ganz lieblich und roh alterthümlich sind; aber die Schenkel zeugen von des Künstlers Geschicklichkeit und dessen Streben nach Wohlgestalt [78]). Als Knabe von 12 Jahren ist auf der Seitengalerie des Vatican-Palastes ein Genius, halber Leib ohne Arme, aber unvergleichlich schön. Ein im Stehen schlafender befindet sich im Vati-

68) Horat. Epp. I, 1, 144. 69) Terent. Phorm. I, 1, 10. Belligerare cum Geniis suis. Plaut. Trucul. I, 2, 81. 70) Horat. Epp. II, 2, 189. ater. Pers. Sat. IV, 27. 71) Servius ad Aen. IX, 184. Primo dixerunt (Philosophi), mentes humanas moveri sua sponte; deprehenderunt tamen, ad omnia honesta impelli nos Genio, et numine quodam familiari, quod nobis nascentibus datur; prava vero nostra mente nos cupere et desiderare. Nec enim potest fieri, ut prava numinum voluntate cupiemus, quibus nil malum constat placere. 72) Epp. II, 2, 183—289. 73) In bell. Parth. 74) Anmerk. zu Horaz Briefen. 2r Thl. S. 181. 2te Aufl. 75) Manso, über den Genius der Alten und seine Verbindung mit den Menschen. In den Versuchen über einige Gegenstände. S. 464—490.

76) Micali Italia avanti il dominio dei Romani. Con. 61. tav. Firenz. 1810. Nr. 10. 77) Abbildungen Taf. LIX. Inghiramis Osservazioni sopra i monumenti antichi inniti etc. p. 133—140. 78) Meyer, Geschichte der bild. Künste. Thl. 1. S. 33. Thl. 2. S. 32.

Digitized by Google

can-Palaste im Zimmer der Musen, und ein anderer Geniuskopf in der Villa Pamfili zu Rom, Antinous genannt. Ganz vorzüglich aber ist der geflügelte Genius in der Villa Borghese, jetzt in Paris, von welchem Winckelmann [79]) schreibt: „Hier wünschte ich eine Schönheit beschreiben zu können, dergleichen schwerlich aus menschlichem Geblüte erzeugt worden; es ist ein geflügelter Genius in der Villa Borghese, in der Größe eines wohlgemachten Jünglings. Wenn die Einbildung mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchsten Übereinstimmung schien; in solcher Gestalt stelle sich der Leser dieses schöne Bild vor. Man könnte sagen, die Natur habe diese Schönheit mit Genehmhaltung Gottes nach der Schönheit der Engel gebildet." Doch wollen die Herausgeber das Bild nicht für einen Genius, sondern für eine Copie des berühmten thespischen Amors von Praxiteles [80]) halten, denen Hirt [81]) beistimmt, und eine Copie desselben in der königl. preuß. Samlung, besonders den Bauch und die Hüften noch schöner, als an jenem, findet. Sein Bild siehe bei Hirt [82]).

Wie und wann ehrte man den Genius? Tempel und Altäre foderte er nicht, nur Beweise inniger Zuneigung. In seinem Haare eine Blume, um seine Schläfe Platanenzweige, eine Weihrauchschale, ein Becher mit Wein sind ihm lieb.

Der Genius sei selbst zugegen und seiner Verehrung Zeuge!
Mit Blumen sei sein heiliges Haar umkränzt;
Von köstlichem Balsam träufeten seine Schläfe;
Er sei von Kuchen gesättigt und von Wein berauscht [83])!

Hatte man dem Genius geopfert, so bewirthete man sich gastlich unter einander, und auch diese Bewirthung war Fortsetzung der Verehrung einer Gottheit, welche dem Leben Frohsinn und Heiterkeit leihet. Reiner Wein und ein zweijähriges Schwein waren die Gerichte [84]). Ein oder zwei Mal jährlich, vorzüglich am Geburtstage, nahm er mit Freuden den Zoll der Verehrung [85]); und am Erntefeste, welches Horatius [86]) so trefflich darstellt und Wieland nachahmt:

Wenn unsre alten, biederherzigen,
mit Wenigem vergnügten Ackersleute,
nachdem sie ihres Schweißes Früchte in die Scheunen
gebracht, am Erntefest mit ihren Kindern
und treuem Weibe, den Gehilfen ihrer Arbeit,
an Leib und Seele (denn auch diese ring
in Hoffnung dieses Tages, ihren Antheil
der Last des langen Jahres) sich gütlich thun
und pflegen, und zur künft'gen Arbeit wieder
erfrischen wollten — machten sie vorerst
mit Opf'rung eines Mutterschweins die Erde,
mit Milch den Waldgott, und mit Wein und Blumen
den Genius des Lebens sich gewogen.

79) Werke. Thl. 4. S. 81. Dresdn. Ausgabe. 80) Ebendaselbst. S. 247. 81) Archäol. Bilderbuch. S. 218. 82) Taf. XXX, Nr. 4. 83) Tibull. Eleg. II, 2, 5. und I, 7, 49. 84) Horat. Od. III, 17, 15. und dazu Jani. 85) Censorinus c. 11. 86) Epp. II, 1. 139 sqq.

Wohl kannten die Alten die Zeit fröhlicher Lust und weiheten sie dem Genius. Virgil singt [87]):

Nackend gepflügt und nackend gesä't; im Winter gefeiert.
Während der Kälte genießt des Erworbenen gerne der Landmann;
Froh mit der Nachbarschaft umgehende Schmäuse besorgend.
Festlich (genialis) ruft der Winter zur Lust, und zerstreuet die Sorgen.

Daher wurde auch der Monat December von Dichtern „dem Genius willkommen," acceptus geniis [88]), genant weil die Larentalien, ein fröhliches Volksfest, am 28sten desselben gefeiert wurden [89]).

Wir finden es nicht zweckmäßig, die Genien der Länder, Völker, Städte u. s. w. hier besonders anzuführen, da wir bei den Lares und Penates ihnen einen schicklichern Platz anzuweisen gedenken. (Übrigens vergleiche man auch den Art. Pneumatologie.) (*D. Schincke.*)

DÄNEMARK, Daennemark, Dannamark, Danmark *) das kleinste der Nordischen Reiche, welches theils durch seine Lage, theils durch seine Nähe und Verbindung mit dem Germanischen Staatenvereine, von jeher eine wichtige Rolle in der Nordischen Geschichte und Politik gespielt hat. Die

I. Geschichte Dänemarks ist, wie die des scandinavischen Nordens überhaupt, bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts n. Ch. in ein tiefes Dunkel gehüllt, das selbst die gründlichsten Forschungen bis jetzt nicht aufzuklären vermochten. Für die ältesten Zeiten auf die nordischen Sagensamlungen als Quellen **), beschränkt, ist die Literatur der dänischen Geschichte zwar reich an Versuchen, die Sagen der Heldengedichte zur historischen Wahrheit zu erheben, indeß erst für die Geschichte der mittleren und neueren Zeit bieten sich uns Quellen dar, welche diese gewähren ***).

87) Georg. I, 299 sqq. 88) Ovid. Fast. III, 58. 89) Ovid. Fast. III, 57.

*) *Dania*, *Danonia* — durch Misverständniß der Schriftsteller des Mittelalters *Dacia* (Bert. Germ. II, 15.) — die Mark oder das Land der Dänen, deren Name — von der „großen Ebene" welche sie bewohnten (Chersonesus Cimbrica), oder von der Dina (j. Eider) zuerst im 6. Jahrhund. n. Chr. von Gregorius Turon. und zu Anfang des 7. Jahrh. von Venantius Fort. (X, 7, 50.) erwähnt wird. **) Unter diesen besonders die Edda, welche indeß vor dem 11. Jahrh. wol nicht aufgeschrieben ist (s. Edda). Von den übrigen nordischen Sagen sind eine Menge von den dänischen Gelehrten Wedel und Peter Syf gesammelt, welche jetzt von Rabeck, Nuerup und Abrahamson herausgeg. werden. Vgl. Erasmus Müller über Ursprung und Verfall, der isländischen Historiographie ꝛc. Kopenh. 1813 8. ***) Als Quellen verdienen genannt zu werden: Sibbern Bibliotheca historiae Dano-Norwegicae. Hamb et Lips. 1716 8. G. L. Baden: Dänisch-Norw. Bibliothek. Odense 1815. 8. Engelstorf und Müller: histor. Kalender für 1815. 16. 17. Raske: isländisches Lexikon, Vorrede dazu Quietgaard index chronologicus sistens foedera pacis, defensionis etc a Regibus Daniae et Norv. et comitibus Holsatiae conclusa Götting. 1792. 8. (geht von 1200—1719.) — Älteste Geschichtschreiber: Adamus Bremensis in seiner Historia ecclesiastica Bremensis und in seinem Tractat de situ Daniae. — Sveno Agonis oder Swen Aggesen in einem kleinen Tractat, der im Langendeck abgedruckt ist und Glauben verdient. — Saxo Grammaticus in seiner Historia Danorum Regum heroumque. Paris 1514 seq. — Arischedae seu libellus de Islandia ein treffliches kleines Werk

Digitized by Google

Nach einem, aus der Entwickelung und Ausbildung des dänischen Volks und aus den Schicksalen und Veränderungen des dänischen Staatskörpers hervorgehenden innern Princip zerfällt die Geschichte Dänemarks in vier Perioden: 1) von den ältesten Zeiten bis auf Harald Blauzahn 972. oder bis zur Einführung des christlichen Glaubens. 2) Von da bis auf das Oldenburgsche Haus 1448. 3) Von da bis zur Einführung der Souveränetät und Erblichkeit der Krone 1660. 4) Von da bis auf die neueste Zeit. —

Aus der ältern Sagengeschichte heben wir nur die Auswanderung der Angelsachsen unter Hengist und Horsa 449 n. Ch. hervor, durch welche wahrscheinlich die Cimbrische Halbinsel sehr entvölkert ward; nur ein kleiner Theil trägt noch den Namen Angeln. — An unsere Geschichte knüpft sich an der Krieg des jütischen Königs Gottfried oder Goderik mit Karl d. Gr. (808—810). Gottfried unterstützte lange die Sachsen in ihrem Widerstande gegen Karl, errichtete den Dannewerk (Dänenwall) und drohte mit einem Überfall in Achen. Seine Söhne vertrieben einen andern jütischen König Harald, der sich am Hofe Ludwig des Frommen mit den Seinigen taufen ließ; Ludwig setzte ihn wieder ein, und schickte den h. Ansgar und Audbert, Äbte aus Corwey, zur Bekehrung der Heiden nach Dänemark; sie gründeten die ersten christlichen Kirchen zu Haddeby und Ripen. In Hamburg ward ein Erzbisthum errichtet (831). Indeß machte die Bekehrung keine schnellen Fortschritte, denn die Abhängigkeit der Sachsen von dem erzbischöflichen Stuhle schreckte die Dänen vom Christenthume ab. Harald ward vertrieben, Hamburg verbrannt, und der Sitz des Erzbischofs nach Bremen verlegt 845. — Die Züge der Normannen, an welchen die Dänen unter ihren Seekönigen (Königlichen Prinzen, die anstatt Land und Leute, eine Flotte erhielten), vielfach Theil nahmen, werden andern Orts behandelt; hier ist nur zu bemerken, daß sie keineswegs immer als Seeräuberzüge zu betrachten sind, vielmehr als politische Maßregeln gegen Unzufriedenheit der jüngern Prinzen. Am bedeutendsten waren die Züge der Dänen nach England, wo sie mit wechselndem Glücke sich ansiedelten, und an die Züge nach Friesland erinnert noch heute der Name Dännemark, den eine Gegend auf der Insel Walchern trägt. Unter den Königen der damaligen Zeit ist Gorm der Alte zu nennen, der ein Feind des Christenthums, aber ein mächtiger Herr war; er vereinigte alle kleinen Königreiche und beunruhigte die Nachbarländer, bis er von Heinrich dem Vogler besiegt und, wie behauptet wird, seine Krone vom teutschen Kaiser als Lehn anzunehmen gezwungen ward. — Die innere Verfassung Dänemarks war der alten teutschen ziemlich ähnlich. Der König ward auf den Thingversamlungen gewählt, doch hielt man sich an die Familie, und gab dem ältesten Sohne den Vorzug. Der Thing war zugleich Gericht, und bestand aus einer Versamlung der Jarle, der Priester und der Freien des Volkes unter dem Vorsitz des Königs. Thingstäten waren zu Leire (jetzt Lethraborg), Lund und Viborg, kenntlich durch einen Kreis großer Feldsteine. Die kleinen Nebenkönige waren Dynasten, deren Abhängigkeit von dem Oberkönig sich nach der Fähigkeit desselben richtete. Die Jarle waren große Kronbeamten, Statthalter, gleich den teutschen Grafen; ihr Amt ward leicht erblich und bildete den Anfang zum Lehnwesen. Die Abgaben bestanden hauptsächlich in Naturalien und, wie es scheint, auch damals schon in einem Kopfgelde, der ältesten Steuer im Norden. — Der Sohn und Nachfolger Gorms des Alten, Harald Blauzahn, ward durch einen kölnischen Geistlichen zum Christenthume bekehrt, verließ den alten heiligen Königssitz Leire und zog nach Roeskilde, wo ce eine Kirche baute, sowie in Aarhus; die in Haddeby und Ripen ließ er wieder herstellen. Mit den Ottonen gerieth er über die, von denselben in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit in blutige Kriege [2]). —

Nachdem Harald Norwegen erobert hatte, fiel er 989 in einer blutigen Schlacht gegen Palnatoke, einen beleidigten Großen, dessen Geschichte merkwürdig mit der des Wilhelm Tell übereinstimmt. Sein Nachfolger Sven Doppelbart, ein Verfolger des Christenthums, war gleichfalls glücklich in Norwegen und bezwang England gänzlich, welches er angegriffen

---

von Are Frode. — Snorro Sturleson †1241; sein Werk, nach dem Anfang Heims-Kringla, der Erdkreis, genannt, gehört zu den schätzenswerthesten, die vollständige Ausgabe ist von Schöning. Kopenhagen 1771—1813. 4 Vol. 4. — Quellensamlungen: Lindenbrogii script. rerum Germanicarum septentrionalium. Francof. ad M. 1609 und 1706. — a Westphalen monumenta inedita rerum Germanicarum; Lips. 1739—45. 4 Vol. f. — J. Langenbeck: scriptores rerum Danicarum medii aevi. Havniae 1772—92. 7 Vol. f. — Thorkelin: diplomatarium Arna-Magnaeanum. Havniae 1784. entstanden aus der Urkundensamlung des bekannten Isländers Arnas Magnäus. — Langenbeck Dänske Magazin; 1752. 6 Vol. 4. — Suhm und andere: ane danske Magazin. — Zusammenstellungen: Albert Cranz regnorum Aquilonarium — — chronicon. Argentini 1546. — Arild Huitfeld, Reichskanzler von Dännemark: Danemarkis Rigis Krönike; Kiobh. 1650 f. ein noch unentbehrliches Werk. — Joh. Isaac Pontanus rerum Danicarum historia et chorographica Daniae descriptio Amstel. 1631. 4. — Ejusd. historia rerum Danicarum sub Regibus Christiano I., Johanne, Christiano II., Friderico I., Christiano III. et Friderico II. — Joh. Maurstus historiae Daniae libr. XIII. Amstel. geht bis auf Friedrich I. — L. Freih. v. Holberg dänische Reichshisterie; teutsch von Reichard. Altona 1743. — Desroches de Parthenay histoire de Dannemark. Amsterd. 1740. 7 Vol. — Mallet histoire de Dannemark. Génève 1763. 4 Vol. 8. (gut in Bezug auf Sitten). — J. W. Schlegel Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenburger Stamm 1771. — Gebhardi Geschichte von Dännemark und Norwegen; Halle 1770. 2 Vol. 4. ein mühsames Werk. — P. S. Suhm Historie af Dannemark 1782—1812. 11 Vol. 4. ist das Hauptwerk. — Handbücher von Horce, Spittler, Hüllmann; auch ist nachzusehen: Hoffman portraits historiques des hommes illustres de Dannemark Koppenh. 1771—78. — Kirchengeschichte: Erici Pontopidani annal. eccles. Dan. 4 Vol. 4. Havn. 1741. — F. Münter dänske Reformationshisterie. Kopenh. 1822. — Statistik: Pontopidan den danske Atlas. 1763—81. 3 Vol. 4. — Nyerup Histerisk-Statistiske Skildrie 1803—6. — Tharupp Statistik der dänischen Monarchie 1795. —

2) Über die angebliche Lehnsherrlichkeit Dännemarks, s. C. L. Scheidii demonstratio quod Dania Imperio Germanico nexu feudi i nunquam fuerit subjecta: in script. Societ. Havn. — D. a Revantlow: Diss. de nexu feudorum inter Imp Rom.

Digitized by Google

hatte, um die Ermordung der dort ansässig gewesenen Dänen zu rächen. Er starb 1014 und hinterließ seine Kronen seinen Söhnen Kanut und Harald, welcher letztere aber schon im folgenden Jahre starb. Kanut der Große befestigte seine Herrschaft in allen drei Reichen, indem er in England die sächsische Königsfamilie zerstreute. Er vermählte seine Tochter Kaiser Heinrich III. und that einen Pilgrimszug nach Rom. Verdient machte er sich durch seine Sorge um Gesetzgebung und um Kirche; er stiftete die Bisthümer zu Odensee und Röskilde, und errichtete eine Adelsgarde, Thinglieth, für welche er Kriegsartikel, Witterlag genannt, gab, die uns in einer lateinischen Übersetzung als Leges castrenses erhalten sind (s. Langenbek script. tom. 3.). Über die darin festgesetzten Strafen sollte ein eignes Hofgericht der Huskarle (Hausleute) erkennen. Dadurch bildete sich nach und nach ein privilegirter Gerichtsstand, der die Formirung des Lehnswesens begünstigte. Kanut starb 1035. In England folgte ihm Harald, in Dännemark Harde Knut, in Norwegen Sven. Sven ward vertrieben und Harde Knut ging mit dem Norwegischen Könige Magnus dem Guten einen Erbvergleich ein, durch welchen Magnus nach Harde Knuts Tode 1042, Dännemark mit Norwegen vereinte. Die engländische Krone ward nach seinem Tode von den Großen des Reichs Eduard dem Bekenner übertragen, und war seitdem für Dännemark verloren. Magnus hatte während seiner ganzen Regirung mit Empörern zu kämpfen, und starb 1047. Ihm folgte Sven Estritson, Schwestersohn Kanut des Großen. Seine Absichten auf Norwegen verwickelten ihn in blutige Kriege, durch welche er aber seinen Zweck nicht erreichte. Anfangs mit der Geistlichkeit zerfallen, wußte er sich dieselbe nachher zu befreunden und den Ruf eines wissenschaftlichen Mannes zu erwerben. Sein Zug zu Gunsten Heinrich IV. blieb erfolglos; er starb 1076 zu Aperade. Sein Sohn Harald, der manches für die Mildrung der Sitten und Urbarmachung des Landes that, starb 1080. Sein Bruder Knut der Heilige beabsichtigte einen Zug gegen Wilhelm den Eroberer, und hatte bereits eine große Flotte im Limfiord versammelt, welche er aber durch einen Einbruch der Wenden zu verlassen gezwungen ward. Da sie vor seiner Rückkehr auseinander gegangen war, legte er dem ganzen Volke ein Bußgeld auf, welches eine Empörung herbeiführte, in welcher er nach mannigfachen Irrfalen in der Kirche zu Odensee 1086 ermordet ward. Die Krone ging auf seinen nächsten Bruder Oluf Hunger über, der sich in Flandern in Gefangenschaft befand, aus welcher er nunmehr gegen ein schweres Lösegeld befreit werden mußte. Seine Regirung ist durch nichts ausgezeichnet als durch eine furchtbare Hungersnoth, über welche im Gram er sein Leben 1095 endete. Ihm folgte sein Bruder Erich Eingod, ein tapferer und gebildeter und überall fähiger Regent. Er war glücklich gegen das neu entstandene Wendische Reich an den Ostseeküsten; machte eine Reise nach Rom und errichtete zu Piacenza ein Hospital, zu Lucca eine Herberge für seine Landsleute, und erhielt vom Papste die Erhebung Lunds zum Erzbisthum. Endlich führte er ein Heer von Kreuzfahrern durch Rußland und Griechenland, wo er den Alexander Comnenus begrüßte, nach Palästina und starb auf Cypern 1103. Da Eriks Sohn Harald sich verhaßt gemacht hatte, so ward sein Bruder Nils zum König erwählt. Mit den Wenden schloß er durch Vermittelung von Knut Lawar einen vortheilhaften Vergleich, welcher dem Reiche lange Ruhe verschaffte. Knut Lawar, ein Sohn des vorigen Königs, hatte sich bei den Wenden so beliebt gemacht, daß er zum Nachfolger ihres dermaligen Königs ernannt ward, auch wirklich zum Wendischen Throne gelangte und als Wendischer König dem Kaiser huldigte; zugleich blieb er indeß als Herzog von Jütland dänischer Vasall. Nils und sein Sohn Magnus, der den Titel eines Königs von Südgothland angenommen hatte, beneideten Knuten seine Macht und das Ansehen, welches er genoß. Sie beschlossen seinen Untergang, und Magnus ermordete ihn bei den Freuden des Jualfestes. Knut Lawar war ein gebildeter Fürst, er hatte viele Teutsche ins Land gezogen, teutsche Sitte und Tracht eingeführt, und zugleich die Liebe des Volkes zu erringen gewußt. Seine Ermordung empörte das Volk, und man wählte seinen Bruder Erik zum König, der von Kaiser Lothar II. unterstützt ward. Magnus wußte zwar den Lothar durch ein bedeutendes Bußgeld und durch das Versprechen, daß keiner die dänische Krone ohne kaiserliche Bewilligung tragen sollte, zu besänftigen, verlor aber in einer blutigen Schlacht sein Leben, und Nils ward, landflüchtig, 1134 erschlagen. Erik Emun konnte sich nicht eines ruhigen Besitzes der erkämpften Krone erfreuen, denn er lag fortwährend mit den Wenden in Fehde, die er zwar mehrmals kräftig schlug, ohne sie jedoch demüthigen zu können; er fiel endlich durch die Hand eines Mörders, dessen Vater er wegen freier Rede auf dem Thing am Leben gestraft hatte. Sein Schwestersohn Erik Lam folgte ihm 1137, zog sich aber schon 1147 in ein Kloster nach Odensee zurück. Drei Prinzen, Sven Grate, ein Sohn Erik Emunds, Knut ein Sohn von Magnus, und Waldemar ein Sohn von Knut Lawar stritten um die Krone; Knut entfloh, da er sich nicht halten konnte, nach Teutschland, und Friedrich Barbarossa entbot die beiden andern zu sich nach Merseburg, wo er Sven zwang, die kaiserliche Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, ihm dagegen Knut und Waldemar als Lehnsleute unterordnete. Sven erwarb sich große Verdienste um Bekämpfung der Wenden, in welcher ihn besonders die Rothschildes Brüder (Wetemann), eine religiös-politische Gesellschaft, unterstützten. Knut und Waldemar hatten sich indeß verständigt, überfielen Sven auf einem Rückzuge aus Schweden und schlugen ihn in die Flucht.

et regn. Dan. Lips. 1735. 4. — G. A. Detharding de Dania Germaniae nunquam subjecta. Hamb. 1744. 4. — J. J. Mascovii obs. de Ottonis M. bello adversus Danos etc. v. ejus Comm. de rebus Imp. R. — J. A. Matthiessen diss. de foedo quodam marchionatu Slesvicensi. . . . Helmst. 1766. 4. — J. H. J. Freih. von Krohne Dännemarks beständige Unabhängigkeit. . . . Hamb. 1777. 8. — L. v. Heß: Historischer und statistischer Beweis, daß Dännemark dem teutschen Reich lehnpflichtig gewesen sei. Frankf. 1777. — W. E. Christiani Dännemarks stets freie Königskrone. . . . Flensb. 1780. 8. —

Digitized by Google

Swen ließ auf einer zu Roeskilde veranstalteten Zusammenkunft beide überfallen, Knut ward ermordet, Waldemar entkam nach Jütland, kehrte mit einem Heere zurück, gegen welches Swen Krone und Leben verlor. Waldemar I. oder der Große trat 1157 die Regirung unter großen Schwierigkeiten an; zuerst wandte er sich mit Heinrich dem Löwen gegen die Wenden, erstürmte 1168 die Veste Arcona, ließ das alte Götzenbild, Svantewiet, vor den Augen der bestürzten Heiden verbrennen, zwang sie zur Taufe, unterwarf Rügen der dänischen Krone, und legte es zum Bisthume Roeskilde. (S. Pommerania von Thomas Kantzow († 1542) herausg. v. Kosegarten, Greifswalde 1816.) Bald darauf kam Waldemar auch in Besitz des südlichen Norwegens. Mit Friedrich Barbarossa befreundet, erkannte er dessen Lehnsherrlichkeit zwar an, doch ist es zweifelhaft, ob blos für die Wendischen Länder oder auch für Dännemark selbst. Waldemars treuester Freund, trefflichster Rath und muthigster Feldherr war Bischof Absalon von Roeskilde, er gründete das Kloster Soro, baute Axelhuus und Axelstadt (das nachmalige Kopenhagen) und begleitete den König auf allen seinen Zügen; 1178 ward er Erzbischof von Lund. Waldemar begünstigte den Adel und die Geistlichkeit, that viel für die innere Ausbildung des Reiches, wie für die äußere Sicherheit, und starb, des Nachruhmes gen iß, zu Wordinborg 1182. Die Regirung seines Sohnes Knut VI. begann mit einer Empörung der Bauern gegen Adel und Geistlichkeit, in welcher die Bauern unterlagen. Kaiser Friedrich verlangte auf's Neue die Anerkennung der Lehnsherrlichkeit, und, da Knut Nese verweigerte, schickte er seine Gemahlin, eine Schwester Knuts zurück; nicht besser erging es Knuts Mutter, die dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt war; und ebenso wollte Philipp August von Frankreich seine Gemahlin Ingeborg, Knuts jüngere Schwester, verstoßen, ward aber von Innocenz III. genöthigt, sie wieder aufzunehmen. Übrigens war Knut in seinen Unternehmungen glücklich; er zwang den Pommerschen Herzog Bugislaw, sein Lehnsmann zu werden, bekriegte mit Erfolg die Esthländer, eroberte ganz Holstein, wo er sich um 1200 huldigen ließ, ernannte seinen Schwestersohn Grafen Albert von Orlamünde zum Statthalter von Lauenburg und Transalbingien, und seinen Bruder Waldemar zum Herzog von Schleswig. Er starb 1202. — Unter ihm schrieben Saxo Grammaticus und Sveno Agonis, auch die Knutlinga Saga endigt mit ihm. — Waldemar II., der Sieger, gründete ein Baltisches Reich, welches Dännemark, Gothland, die Herzogthümer Meklenburg, Pommern, Danzig und Esthland umfaßte. Seine Kriegsmacht bestand nach einer alten Urkunde in 160,000 Mann, seine Flotte zählte 1200 Schiffe, täglich wurden ihm 60 Last Korn und 70 Schiffspfund Butter geliefert. Sein Reich stürzte endlich zusammen, da ein kleiner Vasall Graf Heinrich von Schwerin, ihn und seinen Sohn auf einer Jagd gefangen nahm. Der Kaiser freute sich der Gelegenheit, die teutschen Lande zurück zu erhalten, und nur der Papst nahm sich des Gefangenen an. Der Reichsverweser Graf Albert von Orlamünde verlor eine Schlacht gegen die Verbündeten, und gerieth ebenfalls in Gefangenschaft. Endlich 1225 kam es zu einem Vergleich, nach welchem Waldemar ein Lösegeld von 45,000 Mark Silber zahlen, die Reichskleinodien abgeben, und alle von ihm, seinem Vater und seinem Bruder erworbenen Länder abtreten sollte. Umsonst versuchte Waldemar, durch den Papst von seinem Eide entbunden, sein Reich wieder herzustellen, er ward bei Bornhöft gänzlich geschlagen, und gab, nachdem bald darauf sein hoffnungsvoller Sohn Waldemar gestorben war, seine Kriegspläne gänzlich auf, verglich sich mit den teutschen Rittern über die Grenzen der östlichen Provinzen, stiftete das Bisthum Reval und Kurland und schloß, nachdem er seinen Sohn Erik zum Thronerben, Knut für die schwedischen Provinzen, und Abel für Schleswig eingesetzt hatte, sein thatenreiches Leben 1241. — Die Regirung der letzten Könige hatte auf die innere Ausbildung mannigfach gewirkt, Lehnsadel und Geistlichkeit hatten ihren Einfluß erweitert, an die Stelle der alten Thingversamlungen, auf welchen jeder freie Mann erschien, traten die Herredage, Provinzialversamlungen für die hohe Geistlichkeit, die Prinzen, Jarle und Herre (Herremon); für die Gesetzgebung war viel geschehen, Schleswig hatte durch Sven Grate sein Stadtrecht, Schonen und Seeland durch Waldemar I. ein Land- und Kirchenrecht erhalten, Waldemar II. gab das Jütske Low, welches bis heute im Schleswigschen Giltigkeit hat. Die Einnahmen der Krone waren durch mehre Steuern bedeutend vermehrt. — Erik Plogpenning gerieth mit seinen Brüdern über die Lehnfolge in Streit und machte sich durch Auflagen, welche ihm seinen Beinamen gaben, bei dem Volke verhaßt, in seinen Kriegsunternehmungen war er unglücklich, und ward auf Anstiften seines Bruders Abel 1250 ermordet. Abel ward noch in demselben Jahr zu Roeskilde gekrönt, wobei zuerst Deputirte der verschiedenen Stände gegenwärtig waren; er verlor aber auf einem Zuge gegen die Friesen 1252 sein Leben. Nachfolger ward sein Bruder Christoph, dessen Regirung durch eine Empörung der hohen Geistlichkeit, durch fortwährende Fehden mit dem Erzbischof von Lund, welcher auf einer Synode zu Welle eine Constitution zur Sicherung der Hierarchie veranlaßte, und endlich durch ein päpstliches Interdikt beunruhigt war; Christoph starb, wahrscheinlich an Gift, 1258. — Durch die Thätigkeit Margarethens, der Witwe Christophs, gelangte ihr unmündiger Sohn Erik Glipping zur Krone. Auch dieser hatte mit der Geistlichkeit zu kämpfen, brachte zwar ein großes Heer gegen sie auf, gerieth aber in einer Schlacht bei Schleswig mit seiner Mutter in Gefangenschaft; das Land ward vom Papste mit dem Banne belegt, der König zu einem bedeutenden Bußgelde und Entsagung auf das Bestätigungsrecht der Bischöfe gezwungen. Durch die Handveste, welche er den Großen hatte ausstellen müssen, war ohnehin die königliche Macht geschwächt. Er ward 1286 ermordet. Unter seinem Sohne Erik Meuve dauerte dieser traurige Zustand des Landes fort; er starb 1319. — Sein Bruder Christoph mußte eine harte Capitulation unterzeichnen, und da er sie nicht halten konnte, das Land

Digitized by Google

verlassen, der Reichstag setzte ihn ab, ernannte den unmündigen Herzog Waldemar 1 26 zum König und Graf Gerhard den Großen von Holstein zum Reichsverweser und Herzog von Schleswig. Gerhards Regirung gefiel indeß nicht. Christoph ward zurückgerufen, und Waldemar legte seine Krone nieder. Jedoch bald gerieth Christoph mit dem Grafen Gerhard auf's Neue in Fehde und ward in einer blutigen Schlacht auf der Lohheide so geschlagen, daß er in eine Theilung des Reichs zwischen sich, dem Herzog Waldemar, und den Grafen Johann und Gerhard von Holstein, willigen mußte. Er starb 1331, nachdem die Provinzen Schonen und Halland, in welchen Graf Johann von Holstein sich verhaßt gemacht hatte, durch einen Aufstand der Bauern an die schwedische Krone gebracht und von Dännemark auf immer getrennt worden waren. Neun Jahre lang blieb Dännemark jetzt ohne König, bis Graf Gerhard in Jütland erschlagen ward, und die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe den jüngern Sohn Christophs, Waldemar IV., Atterdag 1340 auf den Thron rief; seiner Thätigkeit gelang es, die verpfändeten Länder und festen Plätze wieder zu erobern oder einzulösen, was ihn zur Strenge bei Eintreibung der Steuern nöthigte. Um Ruhe zu gewinnen, bestätigte er die Abtretung der Übersundischen Provinzen, verkaufte Esthland, welches er doch mit der Zeit verloren glaubte, an den teutschen Orden, machte eine unglaublich schnelle Reise nach Jerusalem, stand darauf dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg gegen den falschen Waldemar und Karl IV. bei, und ward zum Schiedsrichter unter den streitenden Parteien erwählt. Seine Thätigkeit und Strenge hatten ihm manche Feinde gemacht, die, unterstützt von den Holsteinschen Grafen, in Jütland ein Heer von Rebellen zusammenbrachten, welches er aber glücklich nach einer entscheidenden Schlacht bei Glamberg vernichtete. Er machte mehre Züge nach Schweden, eroberte Visby, und nahm seitdem den Titel eines Königs der Gothen an. Er machte eine Reise nach Polen, Teutschland und Avignon, und starb 1375, nachdem eine kurz vor seinem Ende ausgebrochene Revolution ihn genöthigt hatte, das Reich zu verlassen und die Rückkehr sich dadurch zu bahnen, daß er den Hanseaten den Besitz von Schonen auf 15 Jahre überließ und ihre Rechte bestätigte. Waldemar war ein kluger und gebildeter Fürst. Er hatte das Schießpulver eingeführt, und eine Runenschrift erfunden, welche seinen Namen trägt. Mit ihm starb der Mannsstamm des Königshauses aus; er hinterließ nur zwei Töchter Ingeborg und Margarethe. Die erste, vermählt mit Herzog Heinrich von Meklenburg, hatte einen Sohn Albert und eine Tochter Maria, vermählt mit dem Herzog von Pommern zu Stolpe, dem sie einen Sohn, Erik, gebar. Die zweite, Margarethe, war mit König Hakoe von Norwegen vermählt, von dem sie einen Sohn Olaf hatte. Beide Prinzen machten Ansprüche auf die Krone; Olaf erhielt sie, und erbte die Norwegische hinzu, Margarethe machte sich als Vormünderin höchst verdient, die Hansestädte mußten Schonen wieder herausgeben; und als beide Kronprätendenten starben, ward Margarethe zur Reichsverweserin ernannt. Im Jahre 1388 erwählten die Norwegischen Stände Prinz Erik von Pommern-Stolpe zum König von Norwegen, unter Margarethens Vormundschaft. Die Schweden waren dazumal mit ihrem Könige Albert, einem Meklenburgischen Prinzen höchst unzufrieden; Margarethe erklärte ihm den Krieg, eroberte Schweden, ließ darauf dem jungen Erik auch dort und in Dännemark huldigen, und ihn 1397 zu Calmar als König der drei vereinigten Reiche krönen. Sie starb 1412, nachdem sie Erik mit einer ausgezeichneten Prinzessin Philippa von England, und Eriks Schwester Katharina mit dem Pfalzgrafen Johann, viertem Sohne des Kaisers Ruprecht vermählt, und dadurch dem Reiche mächtige Verbündete verschafft hatte 3). — König Erik war der schweren Aufgabe, dies Reich zu regiren, nicht gewachsen, besonders machten ihm die Holsteinschen Grafen und die Hansestädte zu thun. Seine treffliche Gemahlin, welche während einer Reise, die er nach Jerusalem machte, gedeihlich regirt hatte, ward von ihm so mishandelt, daß sie in ein Kloster ging. Karlskrona und Hölsingör sind von ihr gegründet. Obwol man in allen Reichen mit Eriks Regirung sehr unzufrieden war, vereinigte man sich doch zu seinen Gunsten noch einmal in der zweiten Unionsacte 1436; als er aber die Bestimmungen derselben nicht hielt, beschloß der dänische Reichsrath zuerst, ihn des Thrones zu entsetzen, und erwählte darauf 1440 Christoph, den Sohn des Pfalzgrafen Johann, zum König, als welcher er auch in den andern beiden Reichen, alsbald anerkannt wurde. Er erbaute zuerst in Kopenhagen, gab ein dänisches Stadtrecht, und schaffte das Tragen der Waffen ab. Er starb 1448. Die Schweden verwarfen die Union und wählten Karl Knutson zum Könige; in Dännemark wählte man Herzog Adolf VIII. von Holstein, der aber die Krone seinem Vetter Christian von Oldenburg zuwandte, der von mütterlicher Seite von Erik Lipping abstammte. —

Christian I. ward bald auch in Schweden und Norwegen anerkannt, nachdem Karl Knutson vertrieben war; er beerbte gedachten Adolf VIII, von Holstein 1460, und stiftete eine geistliche Brüderschaft, deren Abzeichen eine Kette mit einem Gnadenbild und einem Elephanten war. (Anfang des Elephantenordens). Schweden verlor er wieder an Sven Sture, den Nachfolger Karls. Er machte eine Reise nach Rom; ließ sich von Friedrich III. mit Holstein und Dithmarschen belehnen; gründete 1479 die Kopenhagener Universität, und starb 1481. Ihm folgte sein Sohn Johann, der aber erst 1483 in Schweden und Norwegen anerkannt ward. Seine Regirung ist durch nichts ausgezeichnet, als durch fortwährende Empörungen, der Schweden unter den Stures, und durch eine unglückliche Unternehmung gegen die Dithmarschen, er starb 1513. Sein Sohn Christian II. erhielt die Anerkennung in allen drei Reichen. Er war vermählt mit einer Schwester Karls V.,

3) F. C. Münchberg historia pragmatica pacti Calmariensis. Havn. 1749. 4. — Historisches Portefeuille 1784. St. 12. S. 647. Gedanken über die in den Nordischen Reichen so berühmte Calmarische Union. — Berl. Monatsschrift 1792. Jan. S. 36.

Digitized by Google

stand aber unter dem Einfluß der schönen Holländerin Düveke. Durch diese geschah viel für die untern Stände, namentlich wirkte eine durch sie hereingezogene Colonie. Nach der Düveke Tode begann Christians Härte, die ihm viele Feinde machte, namentlich in Schweden, wo er endlich die Stures besiegte, und 1520 seinen Einzug in Stockholm hielt, wo er sich als erblicher König krönen ließ und die Festlichkeiten mit der Hinrichtung zweier Bischöfe, einer Menge Adeliger, und der Ausrottung ganzer Familien beschloß. Nach diesen Gräueln wollte er die Reformation einführen, wagte aber nicht der Sache Nachdruck zu geben, aus Achtung vor Karl V., den er in Holland besuchte, wo er häufige Zusammenkünfte mit Erasmus hatte. Indeß war die Unzufriedenheit in Schweden auf's Höchste gestiegen, so daß Gustav Wasa, als er sich unterstützt von der Hanse zum Befreier anbot, freudig begrüßt und zum König ernannt ward. In Dännemark versagten ihm die Stände ebenfalls den Gehorsam und trugen seinem Oheim Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein die Krone an. Vergebens wandte Christian sich an seinen Schwager Karl V. Von 1522 an ist Friedrich I. als König zu betrachten. Christian hatte übrigens um die Verbesserung der Verwaltung unleugbare Verdienste; er gab eine Polizei- und Handlungs-Verordnung, ein Strandrecht, und setzte ein Kammergericht ein, dem die Thinggerichte untergeordnet wurden; namentlich der Zustand der untern Stände war wesentlich von ihm verbessert, und da die Revolution nur von Adel und Geistlichkeit ausging, ward Friedrich gezwungen, eine harte Capitulation zu unterzeichnen. Friedrich suchte sich zuvörderst nach außen zu sichern, indem er Gustav als König von Schweden anerkannte. Im J. 1526 ging er zur lutherischen Kirche über, und die Reformation machte reißende Fortschritte. Christian, der indessen zum Katholicismus zurückgekehrt war, ging, von Kaiser und Papst unterstützt, nach Norwegen, ward aber bei einer Zusammenkunft mit Friedrich von diesem festgehalten und nach Sonderburg gebracht, wo er zwölf Jahre gefangen saß. Norwegen unterwarf sich darauf für immer der dänischen Dynastie. Friedrich starb 1583. Da die katholischen Stände einen katholischen Fürsten wünschten, hatte sein ältester Sohn wenig Hoffnung zur Nachfolge; als aber Graf Christian von Oldenburg, unterstützt von der Hanse, die sogenannte Grafenfehde gegen Dännemark begann, erwählte der Reichsrath 1534 Christian III. zum König, dieser züchtigte zuerst Lübeck, dann durch Rangau Jütland; Kopenhagen mußte sich ergeben, und auf einem daselbst 1536 gehaltenen Reichstage, schaffte er die bischöfliche Gewalt ab, hob die Klöster auf, zog ihre Güter ein, und übertrug die weltliche Gewalt dem adeligen Reichsrath. Darauf rief er Bugenhagen in's Land, und ließ von ihm eine Kirchenordnung ausarbeiten, welche auf einem spätern Herrentag zu Odensee revidirt ward; auch die Kopenhagener Universität erhielt eine neue Fundation. Karl V. und der Pfalzgraf Friedrich machten mehre Versuche, Christian II. zu befreien. Endlich kam es 1541 zum Frieden, in Folge dessen Christian eine mildere Haft erhielt. Kurz vor seinem Ende gab der König eine Deichordnung und den Koldingschen Receß, ein Gesetzbuch über mehre Gegenstände (Westphal. mon. ined. Tom. 4.). Er starb allgemein betrauert 1559. Friedrichs II. Regirung begann mit der endlich glücklichen Unterwerfung der Dithmarsen, besonders durch Adolf von Holstein und Johann von Rangau ausgeführt. In Norwegen ward die königliche Gewalt, durch die Beschränkung der Hanseatischen Colonisten in Bergen befestigt; ein neues Hof- und Burgrecht milderte die Sitten des Adels; der Handel ward durch ein allgemeines Seerecht begünstigt. Mit Schweden gerieth der König in einen siebenjährigen Krieg, der beide Länder entkräftete, und 1570 durch den Stettiner Frieden beendigt ward. In diesem Kriege hatte Daniel Rangau sich auszeichnet; um die innere Verwaltung machte sich der Oberhofmeister Peter Oxe verdient. Er verminderte die Ausgaben, vermehrte die Einkünfte der Krone, wirkte für die Verbesserung der Landwirthschaft und die öffentliche Bildung, berief den berühmten Tycho Brahe und andere Gelehrte. Für den jüngern Bruder des Königs Magnus waren die Provinzen Esthland und Kurland gekauft. Dieser hatte sich dort als König von Liefland proclamirt, und als solcher dem Russischen Czaren gehuldigt, mußte aber hernach, da er bei diesem in Ungnade fiel, sein Land verlassen und den Königstitel ablegen. Friedrich starb 1588 und nahm die Verehrung seiner Unterthanen mit in's Grab. Von seinen Einrichtungen ist die Eintheilung des Reiches in Stiftsämter geblieben, und die Schlösser Frederiksborg und Kronenborg sind seiner würdige Denkmale. Da sein Sohn Christian IV. erst 11 Jahre alt war, so mußte eine Regirung ernannt werden. Diese verwaltete ihr Geschäft sehr gut. In den Herzogthümern trat Christian 1593, im Königreich 1596 die Regirung an. Er machte eine Reise nach Teutschland, und vermählte sich mit einer Prinzessin von Brandenburg. Einen Krieg mit Schweden führte er mit wechselndem Glück; in die Reichshändel und den 30jährigen Krieg ward er durch seine Verhältnisse mit den protestantischen Fürsten, durch die Verwandtschaft mit Friedrich von der Pfalz, und durch die Aussicht der Prinzen von Dännemark auf das Erzbisthum Bremen verwickelt. Er ward 1625 Kreisoberster von Niedersachsen, und rückte dem Grafen Tilly mit 25,000 M. entgegen; er ward aber gänzlich geschlagen, und da die kaiserlichen Heere seine Staten überschwemmten, genöthigt, in dem Frieden von Lübeck 1629 sein Unternehmen aufzugeben. Neidisch sah er die Schweden ausführen, was ihm mislungen war; er fürchtete ihre wachsende Macht, und war daher bei den Friedensunterhandlungen ihr steter Gegner. Dies veranlaßte den Zug Torstensohns nach Jütland, durch welchen das Land unsäglich litt. Zugleich brach Horn über die Schwedische Grenze und Wrangel schlug die Dänische Flotte bei Laaland. So ward Christian, da der Reichsrath fernere Kriegsgelder versagte, gezwungen, 1646 den Frieden von Brömsebö zu schließen, durch welchen Schweden die Zollfreiheit in den Dänischen Gewässern, und die Abtretung von Herredalen, Hjemteland, Goth-

Digitized by Google

land und Ösel, so wie Halland auf 25 Jahre als Unterpfand erhielt. Zugleich verzichtete der König für seinen Sohn auf Bremen und Verden. Christian starb 1648. Seine Regirung war durch Thätigkeit ausgezeichnet; ein stehendes Heer von Landtruppen und Matrosen ward eingeführt, die ostindische Compagnie und die Kolonie in Trankebar wurden gegründet, eine Menge Städte, als Christiania, Christianssand, Christiansgries und Glückstadt erbaut, die Wissenschaften und der Handel begünstigt. — Meursius, Cragius, Pontanus, Stephanius, Wedel, Arnim Jonas, Olans Wormius, Caspar Bartolinus; Umschiffung der Nordküsten Amerika's durch Admiral Munk. — Nach dem Tode der Königin, war Christian in Morganatischer Ehe mit Christina Munk verheirathet. Sein Sohn Friedrich III. mußte bei seiner Thronbesteigung eine noch härtere Capitulation unterzeichnen, als seine Vorgänger. Bald nach seinem Regirungsantritt, brach ein höchst verderblicher Krieg mit Schweden aus. Karl Gustav stand, nach einem glücklichen Kriege in Polen, vor Danzig, als er die Dänische Kriegserklärung bekam. Nach Schweden zurückgeeilt, ging er mit einem Heer über das Eis, und erzwang den Frieden von Röskilde 1658, durch welchen Halland, Schonen, Bleckingen, Bornholm, Barhuus und Drontheim an Schweden, die Souverainität in Schleswig und Holstein-Gottorp abgetreten ward. Der Krieg brach noch in demselben Jahre über die Insel Hven wieder aus. Gustav erschien von Neuem in Seeland, und wagte einen jedoch vergeblichen Sturm auf Kopenhagen, und starb während der Belagerung desselben. Sterbend hatte er zum Frieden gerathen, und dieser kam 1660 in Kopenhagen so zu Stande, daß Schweden, Drontheim und Bornholm wieder abtrat. In demselben Jahre ward das Wahlreich in eine erbliche Alleinherrschaft verwandelt. Der König hatte nämlich, zur Wiederherstellung der Finanzen, einen Reichstag berufen, und zu demselben auch Geistlichkeit und Bürgerstand zugezogen; diese beiden Stände beschlossen, da der Adel rücksichtslos sein Privatinteresse verfolgte, die Capitulation zu vernichten und die Krone erblich zu machen. Der Adel ward durch die Thätigkeit des Bischofs Svane und des Bürgermeisters Nansen gezwungen, die Erblichkeit auch für die Weiberstämme anzuerkennen. Da eine zur Umarbeitung der Verfassung niedergesetzte Commission nicht einig werden konnte, so stellte man alles dem König anheim. Dieser nahm feierlich die Erbhuldigung an, setzte die fremden Höfe davon in Kenntniß, und proclamirte am 10ten Januar 1661 die Acte über die absolute Erbherrschaft. Die großen Reichsämter und der Reichsrath wurden aufgehoben, und an deren Stelle traten fünf Collegien: 1) das Oberhof- und Statscollegium, für die allgemeine Gesetzgebung; 2) die Kanzelei für Justiz und Verwaltung des Innern; 3) die Rentekammer für die Finanzen; 4) das Kriegscollegium; 5) die Admiralität; die Dirigenten bildeten einen engern, diese und die Mitglieder den größern Statsrath; auch ward das höchste Gericht und das Consistorium installirt. Vom 5ten November 1665 ist das Königsgesetz, welches aber der König nicht während seines Lebens zu publiciren wagte. Es ist darin die unumschränkte Gewalt des Königs festgesetzt, der König an nichts als an das Lutherische Glaubensbekenntniß und Unveräußerlichkeit der Gebiete gebunden, die Succession ausführlich angeordnet, und auch der Fall der Minderjährigkeit eines Königs bedacht. Verfasser des Gesetzes war Peter Schumacher, nachmaliger Graf von Griffenfeld. Friedrich III. starb 1670. — (Über die Revolution s. Hämerlin umständliche Nachricht von der Einführung der Souverainität in Dänemark, Wolfenbüttel 1760. 4. — Spittlers Geschichte der dänischen Revolution. Berlin 1796. 8. — Das Königsgesetz ist herausgegeben von Jüge Rothe 1756.) —

Friedrichs Sohn, Christian V., wünschte die teutschen Herzogthümer mit der Krone zu vereinigen und die verlornen Übersundischen Provinzen wiederzugewinnen, und daraus ging sein Bündniß, mit dem Kaiser, den Generalstaten und Brandenburg gegen Frankreich und Schweden hervor. Er zwang den Herzog von Holstein zu dem Rendsburger Receß, durch welchen derselbe auf die Souverainität verzichtete, und seine Festungen und das Steuerungsrecht abtrat. Als der Herzog später gegen den Receß, als erzwungen, protestirte, wurden seine Länder sequestrirt. Gegen Schweden ward der Krieg, besonders zu Anfang durch die klugen Rathschläge des Grafen Griffenfeld und den kräftigen Beistand des großen Kurfürsten glücklich geführt; zur See erhielten der Niederländische Admiral Trong, und der Dänische Admiral Juul, das Übergewicht der Dänischen Flagge; doch war in Ganzen der Erfolg des Krieges nur eine allgemeine Erschlaffung, und in dem Frieden zu Tenneblaa und Lund 1679 mußte Dännemark alles Gewonnene wieder herausgegeben. Die Streitigkeiten mit dem Hause Holstein-Gottorp dauerten indeß fort, da dieses in Schweden immer Unterstützung fand. Christian hatte viel für die Sicherung des Handels, Ruhe und Ordnung im Innern und den Glanz der Krone gethan; er führte die großen Lehnsgrafschaften und Lehnsbaronien ein, und errichtete den Danebrogsorden. Nach seinem Tode im J. 1699 verbündete sich Friedrich IV. mit Schwedens Feinde Peter dem Großen, ward aber durch eine Landung Karls XII. auf Seeland gezwungen, in dem Travendahler Frieden jenem Bündnisse zu entsagen, und sich mit dem Gottorpschen Hause zu vergleichen. Auf einer Reise nach Italien verband er sich auf's Neue mit dem Czar und dem König von Sachsen gegen Schweden. Dieser Krieg endigte erst nach Karls Tode mit dem Frieden von Frederiksborg 1720, durch welchen Schweden die Freiheit vom Sundzoll, und das Holsteinsche Haus seinen Schleswigschen Antheil verlor. Friedrich schaffte die Leibeigenschaft ab, und errichtete zur Verstärkung seiner Heere eine Landmiliz. Er zog die Reichsgrafschaft Ranzau, und das Amt Norborg nach dem Aussterben der davon benannten Königlichen Linie ein. Er war in zweiter Ehe vermählt mit Anna Sophie Reventlow, und starb 1730, nachdem kurz vor seinem Tode, die Residenz von einer Feuersbrunst eingeäschert war. Christian VI. verschwendete den ihm von seinem Vater hinterlassenen Schatz durch seine Prachtliebe. Er baute das prächtige

Digitized by Google

Schloß Christiansborg, verstärkte die Flotte, hinterließ aber eine Schuldenmasse von mehren Millionen. Die politische Lage Dännemarks verschlimmerte sich ohne seine Schuld ungemein, indem zwei Prinzen des Gottorpschen Hauses die Kronen von Rußland und Schweden erwarben. Er starb 1746. Friedrichs V. Regirung ist besonders wichtig durch die große Fürsorge, welche der König selbst und seine trefflichen Minister, die Grafen Bernstorf und Moltke, für die innere Wohlfahrt und für das Aufblühen der Künste und Wissenschaften hegten, und welches vorzüglich Klopstock verewigt hat. In dem 7jährigen Kriege vermittelte Dännemark die Convention von Kloster Zeven; die Misverständnisse mit dem Gottorpschen Hause wurden drohender, da Ölden durch Erbschaft an Dännemark fiel. Kaiser Peter III. beschloß den Krieg, und schon stand sein Heer in Mecklenburg, als er abzudanken gezwungen, das Heer zurückberufen und eine friedliche Unterhandlung von dem Großfürstlichen Hause angeknüpft wurde. Friedrich starb 1766, allgemein geliebt und betrauert, nachdem er auf seinem Todtenbett dem Kronprinzen eine rührende Ermahnung ertheilt hatte. — Christians VII. Regirung fing glänzend an. Er machte eine Reise durch Frankreich, Teutschland und England, und ließ seiner Liebenswürdigkeit huldigen. Die Reichsfreiheit Hamburgs ward in Übereinstimmung mit dem Gottorpschen Hause anerkannt; Graf Struensee machte im Innern eine Menge leider übereilter Verbesserungen, ward aber von der Königin Juliane und dem misvergnügten Adel gestürzt und, wegen angeblich verbotenen Verhältnisses mit der Königin Mathilde, nebst seinem Freunde Brandt auf's Schaffot gebracht. (Authentische und höchst merkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt, aus dem Manuscript eines hohen Ungenannten. Germanien 1788. — Marquis D'Ives geheime Hof- und Statsgeschichte des Königreichs Dännemark. Germanien 1790.) — Die Streitigkeiten mit dem Gottorpschen Hause, wurden 1773 für immer dahin abgethan, daß Dännemark der jüngern Linie die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und die Anwartschaft des Prinzen Friedrich auf das Bisthum Lübeck abtrat, dafür aber den ganzen Gottorpschen Antheil der Herzogthümer erhielt. Da Dännemark 1780 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ward es in einen Krieg mit England verwickelt, der 1801 mit einer mörderischen Seeschlacht bei Kopenhagen und mit dem Beitritte Dännemarks zu der Russisch-Engländischen Convention endigte. Die Begebenheiten in Frankreich, das Umsichgreifen Napoleons, veranlaßten England, sich der Dänischen Flotte zu versichern; sie ward ohne vorgängige Kriegserklärung 1807 erobert, nachdem Kopenhagen bombardirt worden war. Dies nöthigte das Dänische Cabinet, sich Frankreich anzuschließen. Im J. 1808 starb Christian, nachdem in den letzten Jahren der Kronprinz die Regirung geführt hatte. Eine Menge innerer Verbesserungen waren gemacht worden, die man besonders den beiden Bernstorfs zu danken hatte; der Sclavenhandel und die Leibeigenschaft waren abgeschafft, Preßfreiheit eingeführt; der Schleswig-Holsteinsche Kanal setzte die Nord- und Ostsee in Verbindung. — Friedrich VI. begann seine Regirung in einer unglücklichen Zeit; das Continentalsystem hatte den Handel und Verkehr Dännemarks gelähmt, der Wohlstand war zerrüttet und aller Muth zu merkantilischen Unternehmungen gesunken. Die Verbindung mit Napoleon führte den traurigen Krieg mit Schweden und den Verbündeten herbei, der mit dem Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) und mit der Abtretung von ganz Norwegen, an Schweden, und der Insel Helgoland, an Großbritannien, endete. Dänemark erhielt dafür Schwedisch-Pommern, welches daßelbe unterm 4. Jun. 1815 an Preußen, gegen das Herzogthum Lauenburg und eine Geldentschädigung, vertauschte. Seitdem ist die Bedeutsamkeit dieses einst ansehnlichen States sehr vermindert, und die Thätigkeit der Regirung auf die innern Verhältnisse beschränkt. (*Magnus Graf v. Moltke.*)

II. Geographie und Statistik. Östlich von der Ausmündung der Elbe zieht sich ein langer Erdstrich in das Nordmeer hin, der, nordöstlich in eine sandige Landspitze (Skagen) ausläuft und g. S. in seiner ganzen Breite durch die Eider und den Kieler Kanal begrenzt wird. Diese Halbinsel — Chersonesus cimbrica der Alten, das heutige Jütland —, bildet mit dem unmittelbar daran stoßenden, zwischen der Nordsee (g. W.), der Elbe (g. SW.) und der Ostsee (g. N.) gelegenen Erdstrich — Holstein und Lauenburg —, das dänische Festland und mit den Inselgruppen zwischen dem Kattegat (Sinus codanus) und der Ostsee, welche, schon in früher Zeit von der Ostküste der Halbinsel losgerissen, durch die beiden Belte und den Sund vom Festland und von einander geschieden werden, sowie dem in der Ostsee gelegenen Bornholm, der Farödergruppe und Island im Nordmeer, das europäische Statsgebiet des dänischen Königreichs. Dieses umfaßt ein Areal von 2845 QM. mit über 2 Mill. Emw. [4]) und besteht aus: a) dem (eigentlichen) Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig; b) der nach der dänischen Kanzleipraxis als Nebenländer betrachteten Farödergruppe (24 QM. mit 5900 Einw.) und Island (1800 QM. mit 50000 E.); und c) den zu dem teutschen Statenbunde gehörigen Herzogthümern Holstein und Lauenburg (170 QM. mit 450000 E.) — Außerdem besitzt Dänemark 1) in Asien: die Stadt Trankebar auf der Küste Koromandel (20 QM. mit 50000 E.) und die Factoreien zu Portonoro, Kalikut, Friedrichsnagor, Balsora und Patna, von denen einige gegenwärtig verlassen sind; 2) in Afrika: die Forts Christiansburg, Friedensburg und Prinzenstein und die Factoreien Afflahur und Lille Poppo auf der Küste von Guinea (11 QM. mit 3000 E.); 3) in Nordamerika: einen Flächenraum von 300 QM. mit 6000 E. auf der Westküste von Grönland, und 4) in Westindien: die Jungfernins. S. Thomas, S. Croix, S. Jean mit einem Antheile an der Krabbeninsel, zusammen 8½ QM. mit 42787 Einwohnern [5]).

Das eigentliche Dänemark, auf dem nördlichen

4) Volger Handbuch d. Geographie. 2. Aufl. S. 513. Nach Hassel im Weimar. Handb. Bd. 10. S. 6 nur 246,097 Q.M. mit 1,714,000 E. 5) Hassel a. a. O. S. 60 f.

Digitized by Google

Saume der gemäßigten Zone, zwischen 25° 37′ bis 32° 52′ ö. L. und 54° 12′ bis 57° 44′ 10″ n. B. gelegen, besteht aus den Inseln Seeland, Samsöe, Möen, Falster, Laaland, Fünen, Langeland, Arröe, Alsen, Fesmern, Bornholm, Anholt, Fanöe, Röm, Sylt, Föhr, Amrom, Pellworm u. m. a. kleinern Inseln in der Ostsee, dem Kattegat und der Nordsee — zusammen gegen 235 QM. mit 500000 E. —, und der Halbinsel Jütland, welche das eigentliche (Nord-) Jütland und das Herzogthum Schleswig (Süd-Jütland), mit ungefähr 900000 E. auf 600 QM., umfaßt *). Der Flächeninhalt des ganzen Landes (mit Ausschluß Islands und der Faröer) beträgt, nach Volger 851 QM., die Volksmenge 1,564100; nach Hassel 6) 847,21 QM. und 1,621278 E. — Von der Ostsee und Nordsee (hier Westsee genannt) umschlossen, steht es nur in S. mit Teutschland in Verbindung und trägt den Charakter des nordteutschen Flachlandes.

Die Oberfläche der Halbinsel, wie der Inselgruppen ist größtentheils eben, durch zum Theil schroffe, besonders nach dem baltischen Meere hin, zum Theil sandige Küsten geschlossen; und nur ein schmaler Landrücken ziehet sich auf der Halbinsel von der Mündung der Steckenitz fast in der Mitte durch das ganze Land, und endet mit dem Vorgebirge Skagen. Dieser Landrücken, dessen höchster Punkt der Himmelsberg (27° 25′ ö. L. 56° 5′ n. B.) 1200 Fuß über d. M., ist eine Fortsetzung des teutschen ebenso niedrigen Höhenzuges, welcher von der Lausitz aus das Flußgebiet der Elbe von dem der Oder und der Küstenflüsse der Ostsee scheidet. Er bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee, dem Kattegat und der Ostsee, im Ganzen aber neigt sich das Land mehr nach der Nordsee hin.

Das ganze Land hat angeschwemmten Boden, dessen Grundlage Kalk- und Gypsfelsen sind, welche größtentheils die Ostküste der Halbinsel und die steilen Uferwände einiger Inseln bilden; im W. hat die Halbinsel größtentheils dürren Sandboden, im O. mehr Lehm und daher ein oft sehr ergiebiges Erdreich; in dem S. Theile der Westküste beginnt die herrliche Marsch, die sich längs der Nordsee bis Holland hinzieht. Die Inseln haben einen fruchtbarern Boden und, wie in den östlichen Gegenden der Halbinsel, zum Theil sehr reizende Landschaften, deren herrliche Fluren durch waldreiche Hügel und liebliche Landseen verschönert werden.

Die beiden großen Meere, das teutsche Meer oder die Nordsee, und das baltische Meer oder die Ostsee, umkreisen und durchschneiden die verschiedenen Ländertheile. Die erste bildet zwischen Jütland und Norwegen den großen Meerbusen Kattegat (Skager-Rak), der durch die drei Meerengen: den kleinen Belt, den großen Belt und den Sund (Oresund) mit dem baltischen Meere in Verbindung steht. Eine Menge größerer und kleinerer Busen (Fiords) haben sich von allen Seiten in das Land eingespült, unter welchen der ausgebreitete Lymfiord — der seit 1825 die nördlichste Spitze Jütlands vom Festlande trennt, — der Stavningfiord, der Apenrader-Fiord, das Eckernförder-Wyk und der Schley auf Jütland, sowie auf Seeland der Ilsefiord, welcher rechts mit dem Röskilderfiord und links mit dem Lammefiord zusammenhängt, die wichtigsten sind. Unter den Landseen sind die bemerkenswerthesten der Viborg-, Langes- und Garboelsee auf Jütland; der Arresee, Esromsee, Stälsee, Füresee und Tisisee auf Seeland; der Arreskovs- und Brendegaardsee auf Fünen und der Mariendöersee auf Laaland. — Die Flüsse der Halbinsel sind vermöge der Formation des Landes größtentheils unbedeutend, die der Inseln nur Bäche; auf Jütland, wo sie den allgemeinen Namen Aa führen, sind die vornehmsten: die Gudensaa, welche aus den Morästen von Rye, im Stifte Aarhuus, kommt und sich in den Kattegat ergießt; die Skierneaa, welche in den Stavningfiord geht; die Ripsaa, welche bei Ribe in die Nordsee mündet, wohin auch die Bredeaa, Widaa und die Scholmaa ihren Weg nehmen; endlich die in einem kleinen See bei Bördesholm entspringende Eider, der alte Grenzfluß Teutschlands, welche rechts die Sorge und Trenne aufnimt, bei Rendsburg schiffbar wird und unterhalb Tönningen das teutsche Meer erreicht. Sie hat flache, zum Theil sumpfige und eingedeichte Ufer (die Eiderbrüche), und verbindet mittels des Schleswig-Holsteiner- oder sogenannten Kieler-Kanals das teutsche mit dem baltischen Meere. Dieser Kanal erstreckt sich von der Kieler Föhrde, unweit Friedrichsort, bis zur Oder-eider bei Forth (6852 Ruthen oder beinahe 4½ M. lang), ist 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, hat 6 Schleußen und trägt Schiffe von 100 Fuß Länge, 26 Fuß Breite und 9 Fuß Tiefe. — Der vom Grafen Danneskiöld projectirte Kanal, welcher die korn- und waldreichen Gegenden Seelands mit der Küste vereinigen soll, ist noch unvollendet.

Mineralwasser finden sich nur bei Glücksburg in Schleswig, doch nicht von großem Rufe.

Dänemarks Klima ist gemäßigt, besonders auf den größern Inseln, doch überall rauher als in Teutschland; die Temperatur veränderlich, häufig Nebel, Regen, Stürme, ein ewiger klimatischer Wechsel und eine feuchte Atmosphäre, die beide wohlthätig auf die Fruchtbarkeit wirken. Die Naturerzeugnisse des Thierreichs bestehen in guten Pferden, schönem Rindviehe, Schafen und Schweinen, einer dem Lande eigenthümlichen guten Hunderace, Katzen mit geflammten Pelzen und Federvieh; wenig Wildpret, aber viel wildes Geflügel, besonders Strandvögel und darunter Eidergänse auf Bornholm und Sylt; auf den Küsten, vorzüglich auf Anholt, werden Seehunde gefangen. Das größte Raubthier ist der Fuchs. Fische sind im Überfluß, auch Austern und Hummern liefert das Meer; Bienen. Das Pflanzenreich liefert viel Getraide aller Art: Buchwatzen, Gartengewächse und Hülsenfrüchte, Rübsamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Senf, Kümmel, Färberröthe und Obst. Holz ist in einigen großen Waldungen, aber nicht hinreichend, dagegen Torf im Überfluß vorhanden und Seetang seit einigen Jahren Handelsartikel. Das Mineralreich ist arm und gewährt nur etwas Eisen in Jütland aus Sümpfen, gute Mahl- und Bausteine, Thonerde, Töpfer- und Alaunthon, Kreide, Kalk, Marmor, Gyps, Wal-

*) Über diese Bestandtheile D.'s vergl. die besond. Art.

6) Gen.-hist.-stat. Almanach für 1831. S. 412.

Digitized by Google

kererde, Salz, Salpeter, Vitriol, Steinkohlen, Bernstein und vorzüglichen Cement auf Bornholm *).

Die Bewohner des Landes sind ein schöner Menschenschlag, von starkem, kräftigem Bau, der sich in dem weiblichen Geschlechte zu dem sanftesten Reize veredelt. Zwar haben sie nicht die Lebhaftigkeit der Bewohner des westlichen und südlichen Europa, vielmehr geben ihnen Klima und Lebensart eine gewisse Langsamkeit; aber sie sind standhaft, ausdauernd, von mannhaftem Muthe beseelt, ein edles, hochachtbares, gebildetes Volk, das in Gestalt, Sitte und Sprache seine Abkunft von dem großen germanischen Urstamme verräth. Das Gros der Nation bilden die Dänen (1,320000 Selen), welche auf den Inseln, in Jütland und einem Theile von Schleswig einheimisch sind, das größtentheils von eigentlichen Teutschen bewohnt wird. Die Westküste von Jütland und die kleinen Eilande des teutschen Meeres bewohnen die Friesen (gegen 40000 Köpfe), aber nur noch in dem Amte Tondern, in Bredestedt und auf einigen Inseln unvermischt mit reinem Friesendialekt; das Land zwischen der Flensburger Bucht und dem Schley am baltischen Meere, die Angeln (etwa 30000 Köpfe), welche besonders wegen ihres kräftigen Körperbaues und ihrer Sittlichkeit bekannt sind. — Mit Ausnahme von etwa 4000 Juden und 2000 Katholiken und Reformirten, bekennen sich sämtliche Einwohner zur evangelisch-lutherischen Kirche.

Dänemark ist ein völlig ackerbautreibender Stat, doch wird der Ackerbau im Ganzen nicht mit gehöriger Thätigkeit betrieben; der Grund hievon liegt aber weniger am Klima und in der Kargheit des Bodens, als in dem Mangel an Betriebscapital und den, ungeachtet der Aufhebung der Leibeigenschaft, ungünstigen Verhältnissen der Bauern; gleichwol übersteigt die Production an Getraide und Rübsamen den Bedarf der Bevölkerung *), den der Ertrag des Gemüse- und Obstbaues erreicht. Viehzucht, besonders Pferde- und Rindviehzucht, wird mit Vorliebe betrieben; dagegen steht die Schafzucht, obschon es bedeutende Heerden im Lande gibt, im Wollertrag gegen Teutschland weit zurück, und die Bienenzucht ist nur in Faister, Fyen und Bornholm von einiger Bedeutung. — Die Lage des Landes, von so langen Küsten und zahlreichen Buchten eingeschlossen, begünstigt die Fischerei außerordentlich; besonders betrieben wird der Häringsfang im Lymfiörden, der Schollen- und Stockfischfang bei Skage und Fladstrand, die Lachsfischerei in den Busen von Mariager und Randers; am Strande von Eiderstedt schlägt man Robben und Seehunde, in der Eider erlegt man Meerschweine, und in vielen andern Buchten und Baien treibt man auf Aale, Flindern, Makrelen, Steinbutten, Rochen, Hummern, Austern und Muscheln. — Bei dem Mangel an Waldungen ist die Jagd von geringem Belang, und hauptsächlich nur auf Strandvögel beschränkt. Ebenso unbedeutend ist auch die Gewinnung von Bergbauprodukten, und nur auf der Hitze, an der Westküste Jütlands, wird einiger Bernstein gesammelt.

Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich zunächst auf die Fertigung eines groben wollenen Zeuges, Wadmel genannt, des Itvergarns aus Leinen und Wolle und verschiedener Arten von Hanf- und Flachsleinwand. Die Spitzenklöppelei beschäftigt bei Tondern gegen 10000 Personen, welche damit 500000 Guld., sowie die 4400 Holzschuhmacher von Jütland jährlich 400000 Gulden verdienen. Baumwollenfabriken sind zu Kopenhagen und Fridericia; Ledergärbereien in mehren Städten Jütlands, eine der wichtigsten in Kopenhagen; berühmt sind die dänischen Handschuhe von Randers und Odensee. Zuckersiedereien gibt es mehre, vorzüglich in der Hauptstadt, sowie Fabriken für Gegenstände des Luxus; eine Menge von Tabaksfabriken, Seifensiedereien und (über 3000) Brantweinbrennereien; ferner eine Porzellanfabrik, 16 Kupfer- und Messinghämmer, die Gewehrfabrik Hammermöllen zu Hellebeck (4000 Stück), 1 Kanonengießerei, Pulvermühlen, Salpeterfabrik, Eisen- und Kupferhammer und Eisengießerei zu Friedrichswerk. Außerdem ist noch der Schiffsbau zu bemerken, der an mehren Orten große Thätigkeit erweckt. — Die Regirung hat von jeher sehr viel für die Aufnahme des Fabrikwesens gethan, zu welchem Zweck ein besonderer Commerz- und Industriefonds besteht, ohne jedoch die Industrie im Allgemeinen über das Mittelmäßige und zu der Bedeutsamkeit des Handels erheben zu können. Für diesen ist die Lage des Landes zwischen zwei stark befahrenen Meeren sehr vortheilhaft, wenn auch die Schifffahrt im Kattegat vier Monate im Jahre unterbrochen ist. Die Freiheit, Handel zu treiben, Magazine und Kramladen zu errichten, und Jahrmärkte zu halten, ist nur mit der Stadtgerechtigkeit eines Orts verbunden und wird nur von den Städten am Meere und den Fiorden gehörig benutzt. Der Binnenhandel, welcher meistens auf den Seeplätzen durch Küstenschiffe unterhalten wird, erstreckt sich blos auf Umtausch von Landesproducten und Fabrikartikeln; der auswärtige Handel dehnt sich aber auf alle europäische Nationen, Amerika, Afrika, China und Ostindien aus. Das ganze Handelscapital schlägt Olufsen *) auf 25 Mill., den Gewinn auf 2,600000 Gulden an. Ausgeführt wird vorzüglich: Getraide, Malz, Brantwein, Pferde, Ochsen, eingesalzenes Fleisch, Butter, Käse, Fische, besonders Häringe, Austern, Gartenfrüchte, Häute, Talg, Leinwand, Spitzen und Handschuhe; dagegen führt man ein: Colonialwaren, Wein, Brantwein, Tabak, Salz, edle Früchte, engl. baumwollene Zeuge, Droguerien, Gold, Silber, Galanterie-, Mode-, Glas- und Metallwaren, Glastafeln und Mineralien **). Die wichtigsten Handelsplätze sind Kopenhagen, Flensburg, Aalborg, Rendsburg, Randers, Aarhuus, Korsör, Fridericia, Kallundborg, Horsens, Apenrade, Hadersleben, Tondern und Schleswig; die vorzüglichsten Häfen sind auf den Inseln und nächst diesen die von Eckernförde, Flensburg, Horsens, Aarhuus, Aalborg und Fridericia an der Ostküste der Halbinsel; die vier Häfen an der Westküste: Rin-

*) Vergl. v. Schlieben Geogr. 2. Bd. 2. Abth. S. 268 f.
**) S. u. St. Ephemeriden. 28. Bd. Weimar 1829. S. 255. 480. Malchus Statistik u. Staatskunde. S. 110 f.

*) Beitr. zu einer Übers. d. Nationalindustrie in D., übers. v. Ellemann. Altona 1820. 8. **) S. u. St. Ephem. 25. Bd. S. 352.

Digitized by Google

köping, Hoyer, Husum und Tönningen sind nur für kleinere Schiffe fahrbar *). Zur Beförderung des Handels dienen außerdem, der durch weise Handelsgesetze erleichterte Verkehr, Handelsgesellschaften (die königl. asiatische, von 1812 auf 30 Jahre oktroyirt, die Kopenhag. Häringsgesellschaft und eine Seeassekuranzgesellschaft) und seit 1813 die Reichsbank, welche am 1. Aug. 1827 2,250947 Rthlr. 85 Sch. Silber und 2,020241 Rthlr. 79 Sch. in Zetteln besaß. (S. u. stat. Ephem. 25. Bd. S. 61.)

In Dänemark kursirt gemünztes und Papiergeld; die Mark fein wird in Kopenhagen zu 68 Mark dänisch oder 17 Gulden ausgeprägt, Buch und Rechnung aber nach Reichsbankthalern zu 6 Mark, die Mark zu 16 Schillingen, der Schilling zu 12 Pf. geführt. 1 Reichsthaler = 1 Gulden 45½ Kr.; vom Papiergelde rechnet man 35 Arten, deren Nominalwerth zusammen 160 Mill. Gulden übersteigt; im J. 1816 waren blos an Reichsbankozetteln 33,582652 Reichsthaler im Umlaufe, und der Kurs ist ungemein schwankend. — Der dänische Fuß ist dem rheinischen gleich, 2 Fuß machen eine Elle, 5 Ellen eine Ruthe, und 12000 Ellen eine Meile. — Das Flächenmaß wird nach Tonnen Hartkorn = 210280 Par. Fuß, nach Tonnen Saatkorn = 52570, und nach Q.Ruthen = 93½ Q.Fuß berechnet. — Ein Last Korn hat 12 Tonnen, 1 Tonne 8 Scheffel, und 1 Scheffel 4 Viertel = eine Tonne = 7,013 Cubikzoll. — Ein Fuder Wein hat 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 465 Kannen, 930 Pott und 3720 Putte; ein Ohm = 7548, eine Tonne Bier oder Öl aber 6624 Par. Cubikzoll. — Handelsgewicht: 1 Schiffpfund hat 20 Liespfunde, 1 Liespfund 16 Cntr., 1 Cntr. 100 Pfunde, 1 Wog 3 Bismerpfund, das Bismerpfund 12 Pfund, letzteres = 10,397 Holl. Asen [7]).

Wie Dänemark der Ruhm gebührt, unter allen seefahrenden europäischen Staten zuerst (1803) dem schändlichen Sklavenhandel entsagt zu haben, ebenso verdient auch die Sorgfalt für Beförderung der Volksbildung gepriesen zu werden. Jede Commune hat ihre eigene aus dem Pfarrer des Orts und vier achtbaren Einwohnern bestehende Unterrichtscommission, welche den regelmäßigen Schulbesuch ebenso, wie die Verwaltung der Fonds und das Verhalten der Lehrer beaufsichtigt. Alle Eltern sind gesetzlich verpflichtet, ihre Kinder — in den Städten vom 6., auf dem Lande vom 7. Jahre an — in die öffentlichen Schulen zu schicken oder sie durch Hauslehrer unterrichten zu lassen, welche dann ebenfalls von der Commission controlirt werden. Alle Wochen muß der Pfarrer eine Schulinspection vornehmen, wobei er zugleich die Fähigkeit der 14 Jahre alten Zöglinge rücksichtlich der Zulassung zu dem gesetzlich angeordneten besondern Unterricht zur Vorbereitung auf die Confirmation zu prüfen hat. Jede Propstei hat wieder eine, aus dem Propste und vornehmsten Ortsvorstande bestehende Oberschulcommission, durch welche die meisten Landschullehrerstellen besetzt und Schulangelegenheiten zur Entscheidung in letzter Instanz an die königl. Kanzlei gebracht werden. Jede Schule besteht aus zwei Klassen; in der untern wird Lesen, Schreiben, Rechnen, besonders Kopfrechnen, Geographie, Religion und in mehren auch Zeichnen nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts gelehrt; in der obern Klasse, in welcher Simultanunterricht Statt findet, außerdem die Elemente der Grammatik und Naturgeschichte, in beiden Klassen aber gymnastische Übungen betrieben [8]). — Außer diesen bestehen auch noch in Kopenhagen und andern Städten Sountagsschulen. — Für tüchtige Schullehrer sorgen die Seminarien zu Tondern in Schleswig, Borris in Jütland, Brahe-Trolleborg und Skaarup auf Fyen, Westerborg auf Laaland ꝛc. — Auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Cultur steht Dänemark auf einer nicht unbedeutenden Stufe und besonders seit der Wiederherstellung der, schon von Christian VII. im J. 1770 gewährten Preßfreiheit, unter der gegenwärtigen Regirung sind bedeutende Fortschritte gemacht worden [9]). Für die gelehrte Bildung bestehen 1) die Gymnasien zu Kopenhagen, Röskild, Helsingör, Friedrichsborg, Slagelse und Herlufsholm auf Seeland, zu Odensee und Nyborg auf Fünen, zu Naskow und Nykiöbing auf Laaland und Falster, zu Aalborg, Widorg, Aarhuus, Randers, Horsens, Ribe, Kolding und Fridericia auf Jütland und zu Schleswig, Hadersleben, Husum und Flensburg in Schleswig, und 2 gelehrte Mittelschulen zu Wordingborg und Rönne; — 2) die im J. 1478 gestiftete Universität zu Kopenhagen, unter einem Rector aus vier Fakultäten bestehend, mit einer ansehnlichen Bibliothek, botanischem Garten (S.-Examinat.-Commission), Museum, Sternwarte (Längenbüreau) u. a. dahin gehörigen Anstalten; 3) das Seminar für die gelehrten Schulen und das theologische Seminar zu Kopenhagen. — Besondere Lehranstalten sind: die königl. chirurgische Akademie und das chirurgische akademische Collegium, so wie die Veterinärschule zu Kopenhagen; die Ritterakademie zu Soröe, das Land- und Seekadetteninstitut zu Kopenhagen, die Taubstummen- und Blindenanstalten zu Kopenhagen und Schleswig u. a. m. — Unter den gelehrten Gesellschaften steht die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen an der Spitze; sie ist 1743 gestiftet und hat insbesondere die geogr. Landesvermessung und das Chartenwesen unter sich, besorgt auch die Herausgabe eines dänischen Wörterbuchs. Außer dieser bestehen die Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks seit 1763, die Skandinavische Literaturgesellsch. seit 1797, die Clasensche Literaturges. seit 1809, die Gesellsch. für vaterländ. Geschichte und Sprache seit 1810, die medizinische Gesellsch. seit 1772, die Landhaushaltungsges. seit 1769, die Ges. zur Beförderung der Veterinärwissenschaften seit 1807, die Ges. zur Beförderung des inländischen Fleißes seit 1808, und die Isländische Landaufklärungsges. seit 1794 in Kopenhagen, sowie die Schleswig-Holsteinsche patriotische Gesellschaft seit 1812. — Außer den bereits angeführten Hilfsanstalten für die gelehrte

*) Im J. 1828 hat D. 1416 Handelsschiffe von 29611 Last, die Herzogthümer 1750 von 28985 Last. S. u. stat. Eph. 29. Bd. S. 384. 7) Hassel Statistik S. 427. Vergl. Niemann Handb. d. Münzen ꝛc. Quedlinb. 1830. 8.

8) Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 404. 9) Weim. Handb. 10. Bd. S. 33 f. Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 600 u. 696. Vergl. d. Art.: Dän. Sprache u. Literatur.

Digitized by Google

Bildung bemerken wir noch: 1) die von Friedrich III. gegründete königl. Bibliothek zu Kopenhagen mit 400,000 Bänden, die dasige Universitätsbibliothek mit 100,000 Bänden und die von J. F. Clasen und seinem Bruder im J. 1792 gegründete Bibliothek mit 30,000 Bänden ebendaselbst [10]), die Stiftsbibliotheken zu Aalborg (10,000 Bde.) und Odensee (6000 Bde.), die Schulbibl. zu Hussum (4000 Bde.) und die der Ritterakademie zu Soröe (3000 Bde). — Zur Beförderung der schönen Künste besteht seit 1734 die königl. Akademie zu Kopenhagen, welcher Thorwaldsen seine frühere Bildung verdankt und die königl. Gemäldegalerie zu Kopenhagen, die beste des Reichs.

Die Halbinsel und die Inseln, samt dem südlich der Eider gelegenen Holstein und Lauenburg, und Island und die Faröer, bilden eine uneingeschränkte in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie, deren drei Fundamentalgesetze die Souverainitäts- und Erbgerechtigkeitsacte von 1661, das Königsgesetz von 1665 und die Indigenatsacte von 1776 sind. Der Titel des Monarchen ist „König von Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg wie auch zu Oldenburg." Der präsumtive Thronfolger heißt Kronprinz, die übrigen Kinder Prinzen und Prinzessinnen von Dänemark. Die Residenz des Königs — seit 1808 Friedrich VI. — ist Kopenhagen; Lustschlösser sind Frederiksborg, Fredensborg, Hirschholm und Charlottenlund; der Hofstat ist sehr einfach und kostet wenig über 100,000 Rthlr. — Das Wapen des Reichs besteht in einem durch das Danebrogskreuz quadrirten Hauptschild mit den Wapen von Dänemark, Schleswig, Jütland, Lauenburg ꝛc. und einem Mittel- und Herzschilde, welche die Familienwapen enthalten. Um den von einer offenen Königskrone bedeckten Schild, den zwei wilde Männer mit Keulen halten, hängt die Kette oder das blaue Band des Elephantenordens. — Den Glanz der Krone erhöhen 1) der von Christian II. 1458 gestiftete oder erneuerte Elephantenorden; 2) der von Waldemar II. 1219 gestiftete Danebrogorden und 3) der von der Gemahlin Christian VI., Sophie Magdalene, 1732 gestiftete Orden de l'Union parfaite.

Die Staatsbürger theilen sich in drei Klassen: 1) Adel mit großen Vorrechten und bedeutendem Grundbesitz, aus dem hohen (Freiherren, Grafen und, seit 1818, einem Herzog) und niedern Adel bestehend; 2) Bürger, ebenfalls mit besondern Vorrechten; aber blos die Bürger von Kopenhagen haben das Vorrecht, adelige Güter zu besitzen; 3) Bauern, sämtlich frei, nachdem 1788 die Hofhörigkeit und 1800 die Leibeigenschaft aufgehoben ist; doch ist die Zahl der freien Eigenthümer noch sehr gering und die meisten Landleute sind nur Erbpächter und Fästebauern, bloße Zeitpächter und Frohnebauern, welche letzten den Gutsherren und dem Staate zugleich frohnden müssen. Überdem lastet auf dem Bauer der größere Theil der Steuern, und aus seinem und dem Bürgerstande wird allein die Land- und Seemacht ergänzt. Besondere Vorrechte haben die Landleute auf Amack und in den Schleswigschen Kögen. — Nach Hassel (statist. Umriß II. S. 162. 164.) bewohnte im J. 1823 die gesamte Volksmenge des eigentlichen Dänemarks und Schleswigs 81 Städte, 22 Marktfl., 1744 Kirchspiele, 4359 Dörfer und Weiler, 3685 einzelne Höfe und 273950 Häuser *).

Die höchste Reichsbehörde ist der seit 1660 angeordnete und 1814 neu eingerichtete, aus sechs Statsministern bestehende Statsrath, in welchem — mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten — alle Verwaltungs-Angelegenheiten collegialisch berathen und beschlossen werden. Die speciellere Leitung der verschiedenen Hauptzweige ist, jeder unter der obern Direction eines der Mitglieder des Statsrathes, besonderen Central-Collegien übertragen, nämlich die Angelegenheiten im Ressort der Justiz, des Innern und des Cultus, der Dänischen und der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Kanzlei; 2) jene der Finanzen, der Finanzdeputation und der Statsschuldendirection; 3) des Commerzwesens, der Rentkammer, Generalzollkammer und dem Commerzcollegium. — Die Marineangelegenheiten werden durch das Admiralitätscollegium und die Militärangelegenheiten durch das Generalcommissariatscollegium verwaltet [11]).

Rücksichtlich der Provinzialverwaltung ist das eigentliche Dänemark in 7 Stiftsämter von ungleicher Größe getheilt, deren jedes eine Anzahl Ämter in sich begreift, die selbst wieder in Herreder oder Harden (Bezirke) zerfallen. An der Spitze eines jeden Stifts steht ein Stiftsamtmann für die Aufsicht und Leitung der Verwaltung im Allgemeinen, insbesondere aber jener der Städte, der allgemeinen Landespolizei ꝛc., überhaupt als Mittelbehörde zwischen den höheren und den ihm untergeordneten untern Behörden — Amtleute und Voigte; Bürgermeister und Rath in größern und Stadtvoigte in kleinern Städten. — Das Herzogthum Schleswig ist in Ämter, und diese in Harden und Kirchspielgerichte eingetheilt und steht mit Holstein unter einem gemeinschaftlichen Statthalter, welcher zugleich Präsident der Obergerichte zu Gottorp (für Schleswig) und Glückstadt (für Holstein und Lauenburg) ist. — Die Polizeipflege auf dem Lande und in den Städten ist gewöhnlich mit den Ämtern und Magistraten verknüpft und nur in größern Städten bestehen eigene Polizeiämter und Polizeidirectionen, zu Kopenhagen auch ein Polizeigericht. Sie ist in mehren Zweigen musterhaft und für einige Zweige der Statspolizei vortrefflich gesorgt [12]).

10) Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 32. Abweichende Angaben s. bei Malchus Statistik S. 584. — Der auf Befehl des Königs im J. 1817 angefangene Generalkatalog über die königl. Bibliothek, wurde nach Moldenhauer's Tode (1823) durch seinen Nachfolger, den Oberbibliothekar Werlauff vollendet. Bl. f. lit. Unterh. 1830. S. 1460.

*) Vergl. Malchus Stat. S. 201 f. 11) Malchus Statistik S. 510. Hassel Stats- u. Addr.-Handb. 1816. 2. Bd. S. 46 f. u. d. 2. Abth. S. 3 f. 12) Die Anstalten zur genauern Kenntniß des Stats gehen in das kleinste Detail. Jährlich werden Volks-, Ehe-, Geburts- und Sterbelisten, in gewissen Perioden Vieh-,

Digitized by Google

Die kirchlichen und Schulangelegenheiten verwaltet als Mittelbehörde in jedem Stiftsamte ein Bischof, unter seiner Leitung in jedem Amte ein Propst, welche, unter dem Vorsitze des ersteren vereint, das Landesconsilium des Stifts bilden [13]). — Die Zahl der Geistlichen beträgt 1063. — In Schleswig besteht ein Obercons sistorium zu Gottorp, in welchem der Kanzler den Vorsitz hat, und an der Spitze der Geistlichkeit steht der General-Superintendent zu Schleswig, dem 10 Pröpste und 213 Prediger untergeordnet sind [14]). — Stifter und Klöster sind zu Wallöe, Wemmetofte, Röskild, Odensee, Gisselfeldt, Stövringgaard, Estvadgaard, Schleswig und das Harbösche Witwenkloster in Kopenhagen, wo auch eine Hauptbibelgesellschaft und seit 1714 ein evangel. Missions-Collegium besteht.

Die oberste Instanz in Justizsachen ist das höchste Gericht in Dänemark zu Kopenhagen, welches alljährlich vom König selbst im Anfange des März mit besondern Feierlichkeiten eröffnet wird. Unter diesem stehen die Landesobergerichte zu Kopenhagen und Wiborg und das Hof- und Stadtgericht zu Kopenhagen, als Gerichte zweiter Instanz. Die Untergerichte sind entweder königl. Thinggerichte in jedem Herred, oder Patrimonialgerichte, wohin die Birketinge des Adels und die Stadtrichter gehören. In Schleswig steht die niedere Gerichtsbarkeit bei den Stadtmagistraten, Patrimonialgerichten und königl. Ämtern. Der Prozeßgang ist einfach und kurz, die Zahl der Prozesse selbst aber, seit Einführung angeordneter Vergleichscommissionen (Friedensrichter) im J. 1795, verhältnißmäßig sehr gering [15]).

Das Statseinkommen beträgt über 10½ Mill. Guld. C. M. [16]). Es fließt aus Domainen, die jedoch nicht mehr beträchtlich sind, aus einigen Regalien, aus dem Sundzoll, aus der Rangsteuer nach neun Klassen, aus einer Besoldungssteuer, aus der Stämpel- und Hypothekensteuer, aus den Abgaben vom platten Lande, die unter sieben, und aus jenen von den Städten, die unter neun Rubriken erhoben werden. Die Statsausgaben überstiegen, bis auf die neueste Zeit, fast jedes Jahr die Einkünfte (1786 schwankte die Bilanz mit 944,250 G.); jetzt aber soll das Gleichgewicht völlig hergestellt seyn. Die Statsschuld mag sich mit der neuen Anleihe von 1822 zu 30 Mill. Guld., wofür Sundzoll und Colonien zum Unterpfande gesetzt sind, wol auf 120 Mill. Gulden belaufen, wovon der Stat etwa 45 Mill. dem Auslande, den Überrest aber seinen eignen Unterthanen schuldig ist, und meistens Papiergeld circulirt, dessen Realwerth freilich tief unter dem Nennwerthe steht. Im J. 1777 hatte der Stat erst 17,190,946 Rthlr. Schulden, wovon das Ausland 7,139,762 Rthlr. zu fodern hatte; dabei betrugen die ausstehenden Kapitalien 8,469,718 Rthlr. Es besteht seit 1785 ein Tilgungsfond, der seit 1816 außerordentliche Zuschüsse erhalten hat [17]).

Dänemark hat sein starkes Landheer, das bis 1809 noch gegen 108,000 M. betrug und wol das Meiste zu seinem Verl. lle beigetragen hat, seit 1815 auf 38,819 M. herabgesetzt, nämlich 31,026 Mann Infanterie, 3302 Cavalerie, 4451 Artillerie, 21 Genie und 47 Generalstab, eingetheilt in 1 Leibgarde, 13 Regimenter Inf., 9 R. Cav., 16 Comp. Jäger, 18 C. Art., 1 Raketenbatterie, 1 Genie- und 1 Cadettencorps, deren Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung gut, der Sold aber sehr gering ist. Vorzüglich gut ist die Cavalerie beritten und eingeübt und der Artillerie fehlt nichts zu ihrer Zweckerfüllung [18]). — Der Stat hat 7 Festungen: Kopenhagen und Kronburg auf Seeland, Nyeborg auf Fünen, Fridericia in Jütland, Frederiksort in Schleswig, Rendsburg und Glückstadt in Holstein. — Die Seemacht (1807 fast ganz von den Briten weggenommen), besteht gegenwärtig aus 4 Linienschiffen (2 zu 80, 1 zu 74 und 1 zu 64 Kanonen), 8 Fregatten (4 zu 43 und

---

Aussaat-, Ernte-, Consumtions- und Handelstabellen eingereicht und von dem Tabellencomtoir in Kopenhagen geordnet; man hat ziemlich genaue Steuerkataster und Lagerbücher. Die Medizinalanstalten sind vortrefflich; sie stehen unter dem königl. mediz. Gesundheitscollegium zu Kopenhagen. In den meisten größern Städten sind gut eingerichtete Kranken-, Gebär- und Findelhäuser; Quarantainenanstalten zu Kopenhagen, Helsingör, Odense, Nakov, Aalborg ꝛc. In der Hauptstadt befindet sich die allg. Witwen- und Waisenverpflegungsanstalt, 3 Tontinen- und Leibrentengesellschaften, eine Rettungsgesellschaft für Verunglückte und hier, wie in andern großen Städten, ausgezeichnete Armenanstalten. Die Anstalten gegen Feuersgefahr und das Brandversicherungswesen, das Deichwesen und die Einrichtung des Postwesens sind gut, dagegen läßt der Zustand der Landstraßen noch viel zu wünschen übrig, obschon seit 1809 ein eigenes Wegecorps (Allg. Militärzeitung 1829. S. 279.) besteht. Überall herrscht vollkommene Sicherheit und die Straf- und Besserungsanstalten in Kopenhagen, auf Mön, zu Odensee, Wiborg ꝛc. sind musterhaft eingerichtet. 13) Malchus Stat. S. 523. 14) Nach einer Verordnung vom 1. December 1816 sollen für die mosaischen Gemeinden außerhalb Kopenhagen (wo schon seit dem 17. Juli n. J. diese Einrichtung getroffen war), zu Odensee auf Fünen, Nakov auf Laaland, Aalborg und Fridericia in Jütland, 4 eigene Prediger oder Katecheten angestellt werden, die zugleich Schullehrer sind, von der Civilobrigkeit streng geprüft und von ihren Gemeinden unterhalten werden. Stein Lex. 1, 931.

15) Die Gesetze, wornach in Dänemark-Recht gesprochen wird, sind: 1) Das Danske Lov von K. Christian V., welches 1683 eingeführt ist; 2) das Kirkeritualet oder die Kirchenordnung; 3) der Artikulsbrief und die Kriegsgerichtsinstruction K. Christian V., für das Heer verbindlich; 4) der Soekriegs-Artikels-brev K. Friedrich V. für die Marinetruppen; 5) die königl. Verordnungen, welche zur Ergänzung des Gesetzbuchs gegeben sind und gegen 40 Bände ausmachen; 6) die königl. Privilegien, Statuten u. s. w. für einzelne Stände und Städte. — In dem Herzogthume Schleswig gelten das alte Schleswig-Jütische Gesetzbuch Waldemar II. von 1240, die Landesordnung von 1636, die Polizeiordnung von demselben Jahre, die Schleswig-Holsteinsche Kirchenordnung und für einige Districte das Nordfriesische Landrecht von 1559. S. Weimar. Handb. X. Bd. S. 47. 16) Malchus Stat. S. 366. Nach Hassel (Umriß II. S. 161) 10,200,000 Guld. C. M., wovon auf das eigentliche Dänemark 5,580,000, auf Schleswig und Holstein 3,200,000, auf Lauenburg 120,000, auf Westindien 500,000 und auf den Sundzoll 800,000 Guld. kommen. Nach Stein (Lex. I. S. 938) 11 Mill. G., wozu Dänemark 4,800,000, die Herzogthümer 2,650,000, Westindien 900,000 und der Sundzoll 300,000 G. beitragen. Nach Crome (Übersicht S. 533) 13 Mill. G., wovon auf D. 7,850,000, auf die Herzogth. 4,620,000 und auf den Sundzoll 4 bis 600,000 (ehemals 900,000) G. kommen. 17) Hassel Statistik S. 429. 18) Meineke Lebeb. d. Geogr. 2. Aufl. II. 269. Die Kriegsreserve beträgt 27,450 M. Stein Lex. II. Nachtr. S. 27.

Digitized by Google

4 zu 36 K.), 4 Corvetten, 3 Briggs, 10 Kutter und Schooner und 86 Kanonenbooten. Auf den Werften befinden sich 2 Linienschiffe zu 80 K. und 1 Corvette [19]).

Dänemark gehört gegenwärtig zu den europäischen Staten dritten Ranges und steht durch seine beiden Herzogthümer Holstein und Lauenburg im engen Vereine mit dem teutschen Bunde, in dessen Areopage es die zehnte Stelle einnimt, in der Plenarversamlung drei Stimmen führt, 3600 M. zum zehnten Heerhaufen stellt und 2000 G. zur Bundeskanzlei zahlt [20]).

Das (eigentliche) Königreich Dänemark wird eingetheilt in die sieben Stifter: 1) Seeland oder Siälland, mit der Hauptstadt des Stifts und Königreichs Kopenhagen (Kiöbenhavn); 2) Fünen oder Fyen, mit der Hptst. Odensee; 3) Laaland oder Lolland, mit der Hptst. Marieböe; — diese drei Stifter umfassen die dänischen Inseln. — 4) Aalborg mit der Hptstadt gl. N., die nördlichste Spitze der Halbinsel; 5) Wiborg mit der Hptst. gl. N. in der Mitte Jütlands; 6) Aarhuus mit der Hptst. gl. N., der südöstliche Theil der Halbinsel; und 7) Ribe oder Ripen, mit der Hptst. gl. N., der südwestliche Theil Jütlands. (S. diese Art.). — 8) Das Herzogthum Schleswig (oder Südjütland) mit d. Hptst. gl. N. (s. d. Art.). (*Leonhardi.*)

Dänische Sprache und Literatur s. am Ende d. Bds.

DÄNHOLM, früher Strela auch Strale, eine kleine zu 1 Hufe 19 Morgen und 40 Quadratruthen steuerbare [1]), der Stadt Stralsund [2]) zugehörige Insel, ganz nahe bei dieser Stadt, ihr im Südost gelegen, mit einem Ackerhofe. Kantzow [3]) erzählt, daß in oder nach dem Jahr 1326 die Dänen Nachts von dieser Insel aus Stralsund überfallen wollten, aber von den Bürgern nach hartem Kampfe gänzlich überwunden wären, und schließt so: „und sider hat der Holm von jnen Denholm geheißen." Bei allen Belagerungen Stralsunds hat man um den Besitz der Insel gestritten, die daher auch immer mit einer Schanze versehen war. In Friedenszeiten diente sie schon lange den Stralsundern zum Belustigungsort. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DÄNISCHERWALD, Distrikt an der Nordseite des Herzogthums Schleswig, eingeschlossen von der Ostsee, dem Lande Schwansen, der Eider und dem Schlesw. Holst. Kanal, jetzt nur als ein in zwei Hälften getheilter Landstrich von 37 darin liegenden adeligen Gütern bekannt; ursprünglich eine waldreiche Gegend, wahrscheinlich im Gegensatze des an der Grenze Holsteins im Lauenburgischen liegenden Sachsenwaldes also genannt. (*Dörfer.*)

DÄSIOS, der Name eines Monats im makedonischen Kalender, entsprechend dem Antheſterion im athenischen Kalender. Nachdem Philipp, Alexanders Vater, die metonischen Monate eingeführt hatte, begann mit dem Däsios das Jahr, in unserm Februar. (*H.*)

DÄTZINGEN, ein katholisches Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg, das früher dem Johanniter-Orden gehörte, mit 490 Einwohnern und einem schönen, dem Grafen v. Dillen gehörigen Schloßgute. (*Memminger.*)

DAFAR, arabische Stadt an der Küste der Provinz Hadramaut, mit einem Hafen, hat den besten arabischen Weihrauch, womit sie Handel treibt. (*H.*)

Daganus s. Magdeburg: Bischöfe.

DAGEN oder DAGDEN (schwedisch Dagö), eine Insel im baltischen Meere, zwischen dem 58 und 59° der Breite und 40—41° der Länge, zur Statthalterschaft Ehstland gehörig, ungefähr 12 Quadratmeilen groß, durch eine schmale, kaum 1 teutsche Meile breite Meerenge von der Insel Oesel getrennt, 5 Meilen von Habsal und vom festen Lande entfernt, 2 Meilen von der Insel Worms, über welche man gemeiniglich den Weg dahin nimt. Sie enthält 3 Kirchspiele, Kainis, Nööks und Pühhalep, und gehört den beiden Familien von Stakelberg und von Ungern-Sternberg. Sie würde beinahe ein Dreieck bilden, hätte sie nicht einige weit in die See hinein sich erstreckende Landspitzen, darunter die Sarcrische, die Takkonasche und die Köpposche die größten sind. Auf der letzteren, als der westlichen Spitze, steht bei Dagerort ein Leuchtthurm, den man ganz deutlich sieht, wenn man von Lübeck nach Reval fährt, welcher auf Kosten der Krone vom Oktober bis in den März mit Feuerung unterhalten wird. Bei dem Dorfe Paden hat die Insel einen kleinen Hafen, dahin bisweilen ein Schiff kommt, das Landesprodukte ladet. So sicher sonst die Ueberfahrt vom festen Lande auf Böten ist, welche von 3—4 Bauern gerudert werden, so gefährlich ist die Schifffahrt wegen der vielen Untiefen, Sanddänke und kleinen Inseln in der Nähe, so daß hier nicht selten Schiffe stranden. Besonders war dies der Fall im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als ein adeliger Seeräuber, der Baron von Ungern-Sternberg, an mehren Stellen der Insel, wo das Meer durch Klippen und Sandbänke sehr unsicher ist, falsche Leuchten und Blendwerke, dazu einer seiner Pavillons besonders eingerichtet war, hatte anlegen lassen, wodurch mehre Schiffe, die sich dadurch leiten ließen, in die Untiefen geriethen, scheiterten und in seine Gewalt fielen. Die Bevölkerung der Insel ist beträchtlich, daher auch hier, wie auf der Nachbarinsel Oesel, manche Gutsherren — sonderbar genug! — ihre Menschen nicht zu benutzen wissen. Den Sommer hindurch gehen deswegen viele nach dem festen Lande, wo sie durch allerlei Handarbeit, Grabenstechen, Maurerei, Ziegelstreichen, Kalkbrennen u. dergl. ihren Unterhalt verdienen. Ehedem wurden hier bisweilen ganze Bauernfamilien verkauft, welcher grausame Mißbrauch erbherrlicher

---

19) Ausland 1830. S. 1268. Vergl. Bisinger Darstellung der Grundmacht ꝛc. S. 393. 20) Hassel Stat. S. 434 f.

1) Dähnert's Landes-Urkunden II. Suppl. Band, S. 697. 2) Eigentlich der Marien-Kirche daselbst. 3) I. Bd. S. 324. Die Urkunde Wizlaf's IV. vom J. 1314 [Dähnert's Landes-Urkunden. II. Bd. S. 6] erwähnt bei Bestimmung der Visherie-Scheden eines Denholmes, den ich für diesen, jetzigen Dänholm halte, wonach die von Kantzow erzählte Begebenheit früher sich zugetragen haben müßte. Fr. v. Restorff's Beschreibung Pommerns, S. 329 Z. 16 von unten muß hienach berichtigt werden.

Gewalt jedoch in den neuesten Zeiten nachgelassen hat und durch den Kaiser Alexander I., nach Aufhebung der Leibeigenschaft, ganz verboten ist. Die Insel bringt nicht so viel hervor, als zu dem Unterhalte ihrer Bewohner erfodert wird, daher legen sich viele derselben auf allerlei Künste und Handwerke, und bringen es in einigen sehr weit. Man findet unter ihnen geschickte Tischler, Schlosser, Maurer, Zimmerleute, Büchsen- und andere Schmiede, ja selbst Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Ebenisten u. s. w. Sie sind meistens Ehsten, doch findet man auch viele schwedische Bauern unter ihnen, die ihre Sitten und Sprache beibehalten haben, dabei aber auch esthnisch reden. Der Boden der Insel ist mehrentheils schlecht und nicht sehr fruchtbar und bestehet aus Sand, Kies, Lehm, Fels- und Kalksteinen, mit Ausnahme nur weniger Gegenden, daher auch nicht alle Feld- und Gartenfrüchte wohl gedeihen. Wiesen, Weide und Viehzucht sind gut, aber das Vieh ist klein. Die Höfe, Kirchen und Dörfer liegen meistens nach dem Strande zu; die Mitte der Insel besteht aus Wiesen, Waldung, Morästen, Weideplätzen und unfruchtbaren Sandhalden. Die Ufer sind ziemlich hoch, sandig, lehmig und steinig. An manchen Stellen des Strandes wächst wegen des tiefen Sandes kein Gras. In der Mitte gibt es ganze Striche, wo man nichts als kahlen Sand findet, besonders da, wo die Wälder ausgebrannt sind. Kein Wunder also, daß die Felder sehr eingeschränkt sind und mancher Hof seine Bauern nicht hinlänglich beschäftigen kann. Die meiste Nahrung der Einwohner bestehet daher in Viehzucht, Fischfang (der besonders im Frühjahr und Herbste sehr ergiebig ist), zur Winterszeit in Verfertigung allerlei hölzerner Geräthschaften, auch sonst in allerhand Handarbeit für Tagelohn auf Oesel und dem festen Lande. Weil die Volksmenge auf dieser Insel so beträchtlich ist (welches daher rührt, daß die Pest im Jahre 1710 nicht hieher gedrungen ist), so sind die Fälle nicht selten, daß 5—6 Familien in einer Hütte friedlich bei einander wohnen, wie denn überhaupt die hiesigen Ehsten viel verträglicher sind, als ihre Brüder auf dem festen Lande, daher man an einem Tische oft 20 und mehrere Personen ganz zufrieden mit einander essen siehet, welches unter andern ehstnischen Stämmen etwas Ungewöhnliches ist. — Die Wälder sind voll des herrlichsten Wildes, als Auerhühner, Birk-, Hasel-, Schnee- und andere Hühner, Schnepfen u. s. w., auch gibt es viele Hasen. Von Raubthieren findet man nur Wölfe und Füchse, die im Winter über das Eis herüber kommen. Im Frühlinge, wenn das Eis anfängt aufzugehen, ist ein guter Seehundsfang, wobei die Leute so verwegen sind, daß mancher seinen Tod im Wasser findet. Die 2—3 adeligen Familien der Insel halten sich den größten Theil des Jahres über auf dem festen Lande auf, daher man außer den dasigen 3 Predigern wenig Gelegenheit zu einem angenehmen Umgange hat. Um Dagen herum liegen mehre größere und kleinere Inseln, z. B. Kassar, auf welcher 2 Güter und eine Filialkirche sind, und dahin man bei seichtem Wasser (wenn der Wind nicht aus der See her kommt) mit einem Wagen fahren kann. Zwischen Dagden und Worms liegt mitten im Fahrwasser der große Steinriff Erik, den man wegen seiner Höhe weit sehen kann. (*Petri.*)

DAGERSHEIM, ein evang. Pfarrdorf im Oberamt Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 1020 Einwohnern, welche sich viel mit Wollenspinnerei und Wollenweberei beschäftigen. (*Memminger.*)

DAGHESTAN, d. h. auf tatarisch Bergland, ist der allgemeine geographische Name des östlichen Abhanges des Kaukasus bis zum Ufer des kaspischen Meeres. In dem westlichen und höchsten Theile dieses bei Strabo (B. 11.) unter dem Namen Albanien (d. i. Bergland) begriffenen Landes *) wohnen die zahlreichen Stämme der Lesgher (s. Lesghistan), deren Bezirk von einigen Geographen geschieden, von andern hier untergeordnet wird. Zu Daghestan im engeren Sinne rechnet man vom Terek an das Gefilde der Kumuken, das Gebiet des Schamchal von Tarku, Buinaki, Dschengutai, das Gebiet des Uzmey der Kaitaken, den Distrikt von Derbent, von Thabasseran, das Gebiet des Kura-Chamutay, weiter südlich nach der Grenze von Schirwan, welches die Alten ebenfalls unter Albanien begriffen, das von Kuba und von Musch-Kud **). Die Daghestaner sind, mit Ausschluß der lesghischen Stämme, Tataren (Kumuken und Truchmenen, mit denen auch die hier wohnenden Nogaier zu einem Hauptstamm gehören), Araber und Juden. — 1) Tataren. Die Kumuken leben im Nordosten des Kaukasus, in Gesellschaft georgischer und armenischer Kaufleute, in einer fruchtbaren Niederung, in leichten geflochtenen Weidenhütten, theils vom Ackerbau, der ihnen Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, und vorzüglich Reis verschafft, theils von Fischerei und Viehzucht. Auch bereiten sie Baumwolle und Seide. Es sind ihrer 1200 Familien (ohne Tarku), welche unter Beys stehen. Unter und zwischen ihnen wohnen unter Zelten etwa 1000 Familien von Nogaiern, Nomaden von mongolischer Gesichtsbildung, aber einer tatarischen mit dem Kumukischen und Truchmenischen verwandten Sprache, hier weniger räubertsch als am Kuban. Die Truchmenen oder Terechmenen, welche den türkischen Dialekt der tatarischen Sprache reden, haben die meisten ost-kaukasischen Distrikte unter Kuba eingenommen (s. Schirwan). Alle diese Tataren Daghestan's tragen die Spuren arabischer Vermischung, sind hager, blaß, stolz, träge, wenn gleich gewandt und stark, und ächte Moslemen. Sie tragen entweder hohe und weite Mützen von Lämmerfellen oder anderem Pelz mit einem großen umgestülpten Rande (wie die Truchmenen) oder eine halbkugelförmig in der Länge gefurchte tscherkessische Mütze (wie die Kumuken). 2) Die daghestanischen Araber, welche eine gemischte tatarisch-arabische Sprache reden, stammen von den Colonien des 7. und 8. Jahrhunderts ab. (Vergl. die Auszüge des Derbend-Nameh in Reinegg's Beschreibung des Kaukasus und in Klaproth's: Rußlands Vergrößerung im Süden. 1815.) Sie wohnen je zu 100 Hütten oder

*) Vergl. meine Strabon. Caucas. reg. et gentium descriptio. Lips. 1804. p. 44. **) S. hierüber die einzelnen Artikel.

Digitized by Google

Zelten, die mit Filzdecken und Schilfmatten bedeckt, auf Ochsen oder Kameelen transportirt werden können, Familienweise unter selbstgewählten Hundertmännern (Jusbaschen), im Sommer wegen des Wassermangels in den Gebirgen, wo ihre Brunnen sind und wo sie den Grundherren eine Abgabe zahlen (Jeilak), im Winter in den Ebenen, an Flüssen und Seen, wo sie den Weidezoll entrichten müssen (Kischlak). Sie sind friedliebende Muhammedaner, denn ihr Feuergewehr, Bogen und Pfeile brauchen sie mehr zur Vertheidigung als zum Angriff. 3) Die Juden haben sich in Daghestan und Schirwan in einer reinen und schönen Rasse erhalten, sie mögen nun Ureinwohner seyn oder von jenen Israeliten abstammen, welche aus der alten assyrisch-medischen Gefangenschaft, in späteren Jahrhunderten gedrängt durch die Perser, hieher wanderten und, zum Ersatz für Samaria, in Schirwan Alt-Schamachi (unter Schach Nadir zerstört) erbauten. Von den Moslemen selten gedrückt zahlen sie allenthalben das Kopfgeld (Karadsch), leben in ihren Dörfern von Ackerbau und Viehzucht ziemlich unabhängig unter Ältesten und Rabbinern, sprechen neben ihrer Muttersprache das Tatarische nach dem Dialekt ihres Distrikts, und bedienen sich der zu Constantinopel oder Amsterdam gedruckten Ausgaben des Pentateuch's. — In Daghestan wird selbst an den steilsten Gebirgen Getreide gebaut, Weizen zur Sommersaat, Gerste zur Wintersaat, auch Hirse, und besonders in den durch Kanäle bewässerten Ebenen Reis; Wein in Betracht des dazu so tauglichen Bodens viel zu wenig und zu schlecht, welches mit einer Bemerkung Strabo's über Albanien übereinkommt; (denn ungeachtet die daghestanischen Reben schon im zweiten Jahre Früchte tragen, so werden sie doch hier wie in Schirwan in der Regel nur alle fünf Jahre beschnitten). Der Safran von Baku und Derbent (vergl. beide Artikel) wird bis nach Persien verführt. Der Seidenbau dieser Gegenden ist durch die russische Generaldirection schon vor der neuesten Vergrößerung Rußlands mehr in Aufnahme gekommen, welches man besonders den Verdiensten des Herrn von Bieberstein zuschreiben muß. (Vergl. überhaupt, außer Güldenstädt, Gmelin, Klaproth's Reise in den Kaukasus B. II. am Ende: tatarische Sprachen. v. Bieberstein's Beschreibung der Länder zwischen den Flüssen Terek und Kur am kaspischen Meere. 1800.) (*Rommel.*)

Daghöe s. Dagen.

DAGOBERT I. war der Sohn König Chlotars II., welcher im Jahre 613 die bisher getrennten und entzweiten Theile des fränkischen Reiches wieder unter seinem Zepter vereinigt hatte. Zu dem Besitze von Austrasien war er aber nicht durch die Waffen, sondern durch Verrath und Abfall der Großen gelangt; er mußte daher allen, welche ihm behilflich gewesen waren, reichliche Belohnungen ertheilen, Niemanden aber reichlicher, als den beiden Männern, welche die ganze Verschwörung angezettelt und geleitet hatten, dem Bischof Arnulf von Metz und dem mit diesem innig verbundenen Pippin von Landen. Pippin wurde Majordomus von Austrasien und regirte in Gemeinschaft mit Arnulf in Chlotars Namen das austrasische Franken. Zwischen diesem und dem neustrischen Franken hatte sich aber die Nationaltrennung und Nationaleifersucht schon so stark ausgebildet, daß sich voraussehen ließ, beide würden nicht lange unter einem Zepter bleiben können; es erhoben sich auch bald Stimmen in Austrasien, welche einen eigenen König verlangten, und Pippin und Arnulf unterstützten diese Forderung, um im Namen eines unmündigen Sohnes von Chlotar noch selbständiger regiren zu können, als im Namen Chlotars selbst. Wenn dieser Austrasien nicht wieder verlieren wollte, so mußte er nachgeben; im Jahre 622 wurde also sein ältester Sohn, Dagobert I., zum König von Austrasien erklärt, d. h. er wurde, wie sich eine Chronik ausdrückt, dem ehrwürdigen und heiligen Bischof Arnulf übergeben, damit dieser ihn nach seiner Weisheit erziehen und sein Aufseher und Hofmeister seyn solle [1]). So lange sich Dagobert dem Einflusse Arnulfs und Pippins fügte, kann der unter dem Namen Fredegarius bekannte Chronist, der im Interesse derselben schreibt, von ihm nicht Rühmliches genug sagen; wo er hingekommen sei, hätten die Mächtigen gezittert und die Armen sich gefreut; denn er habe gerichtet ohne Ansehen der Person; ja es sei kein Schlaf in seine Augen und kein Bissen in seinen Mund gekommen, als bis er allen ihr Recht verschafft habe. Der Chronist legt ein Lob, das den Ministern des Königs gebührt, diesem selbst bei. Auf einmal aber ändert sich der Ton in Fredegars Chronik; der nämliche König, dessen Gerechtigkeit so eben bis in den Himmel erhoben worden ist, verliert auf einmal alle Neigung zur Gerechtigkeit; sein Herz, seufzt Fredegar, sei wie das des Königs Salomo durch Weiber verkehrt worden, er habe nun nach den Gütern der Kirche und des Landes gegriffen, und alle Welt habe sich nun ebenso über seine Bösartigkeit betrübt, als vorher über seine Tugend gefreut [2]). Diese Veränderung in dem Urtheile eines der pippinischen Familie ergebenen Geschichtschreibers hängt so zusammen: Chlotar II. starb im Jahre 628, und Dagobert wurde nun auch König von Neustrien, von welchem er seinem Bruder Charibert nur einen kleinen Theil, das Herzogthum Aquitanien, abtrat. Er machte eine Reise durch Neustrien, und es kam ihm vor, als ob er einem Käfig entronnen sei, so drückend war ihm das Gefühl der Abhängigkeit geworden, in welcher ihn der Bischof Arnulf und der Majordomus Pippin gehalten hatten. Während er auf dieser Reise war, starb der Bischof Arnulf, und der König beschloß nun, das Gängelband, an dem er bisher geleitet worden war, ganz zu zerreißen; er kehrte nicht mehr nach Austrasien zurück, sondern schlug seinen Sitz in Paris auf. Pippin eilte zwar nach Paris, um seinen alten Einfluß über den König geltend zu machen, allein er fand schon einen andern in des Königs Vertrauen, den neustrischen Majordomus Anga; Dagobert, der Pippins Ansehen bei den Austrasiern kannte und von dem gekränkten Ehrgeize desselben gefährliche Folgen fürchtete, ließ ihn nicht wieder nach Austrasien zurückkehren, sondern behielt ihn in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft an seinem Hofe [3]).

1) Vita Dagoberti Regis ap. du Chesne. T. I. p. 574.
2) Fredegar. Chron. cap. 58. u. cap. 60. 3) Dies grün-

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris ließ sich Dagobert von seiner Gemahlin Gomatrud scheiden, um ein bisheriges Hoffräulein derselben, Nantechild, zu heirathen; nicht lange darauf nahm er noch eine zweite Gemahlin, Ragnetruda, die ihn noch in demselben Jahre (629) mit einem Sohne, Siegbert, beschenkte. Während sich aber Dagobert in Neustrien aufhielt, ging in Austrasien eine Veränderung vor. Die Unruhen nämlich, welche Dagobert von Pippin fürchtete, ließen sich erregen, ohne daß dieser persönlich nach Austrasien zurückkehrte; war ja doch Pippins Sohn Grimoald, sein Schwiegersohn Ansigis und sein Vetter, der Bischof Kunibert von Cöln, in Austrasien, so daß es nur eines Winkes bedurfte, um durch diese alles auszuführen, was Pippin haben wollte. Die Machinationen der pippinischen Familie und des pippinischen Anhangs sind also von nun an darauf gerichtet, die Austrasier mit Unzufriedenheit über des Königs Entfernung nach Neustrien zu erfüllen; sie stellen die Verlegung der Residenz nach Paris als den Anfang einer schmählichen Abhängigkeit von den verhaßten und verachteten Neustriern dar; sie suchen fortwährend dahin zu wirken, daß der König gezwungen werde, entweder selbst seinen Sitz wieder in Austrasien zu nehmen, oder, was sie noch lieber sehen würden, ihnen seinen unmündigen Sohn Siegbert zum Könige zu geben. Ein Mittel, um schnell und glücklich zu ihrem Zwecke zu gelangen, bot sich ihnen bald dar. Seit der Völkerwanderung waren nämlich Böhmen, Meißen, die Oberpfalz und Kärnthen von slavischen Völkern besetzt worden, die von den Franken unter dem allgemeinen Namen Winidi zusammengefaßt werden. Ein Theil dieser Wenden hatte sich aber den Avaren unterwerfen müssen; sie wurden von diesem rohen Volke aufs ärgste mißhandelt; avarische Kriegsleute legten sich zu ihnen ins Haus und zu ihren Weibern und Töchtern ins Bett. Dies alles reizte die Wenden zur Rebellion; ein Franke, Namens Samo, stellte sich an ihre Spitze und lehrte sie ihre Kräfte kennen und so gut gebrauchen, daß er ihnen die Unabhängigkeit erkämpfte; aus Dankbarkeit dafür wurde Samo von ihnen zum Könige gewählt. Die Handelsverbindung, welche schon vorher zwischen den Franken und diesen Slaven Statt gefunden hatte, wurde natürlich noch lebhafter, seitdem ein Franke König der letzteren geworden war; sie wurde aber im Jahre 630 durch die Beraubung und Ermordung einiger fränkischen Kaufleute unterbrochen. Denn als Samo die dafür verlangte Genugthuung verweigerte, befahl der König Dagobert den Austrasiern, die Slaven anzugreifen; zugleich bewog er die Langobarden von Italien aus zu einem Einfalle in das slavische Gebiet. Hier war nun den austrasischen Optimaten eine Gelegenheit gegeben, die Nothwendigkeit eines eigenen Königs zu beweisen; sie zogen nämlich auf des Königs Befehl zwar ins Feld, allein sie ließen sich von den Slaven schlagen und von denselben Austrasien weit und breit verheeren, blos damit alle in den Wunsch einstimmen möchten, einen eigenen König zu erhalten [4]). Auf eine ächt aristokratische Weise opferte also der pippinische Anhang das Volk und dessen Interessen auf, um seine Unabhängigkeit und das verlorene Regiment zurückzubekommen. Das Mittel schlug gut an; denn dem Volke, das jährlich von den Einfällen der Slaven zu leiden hatte, sagten die Optimaten, diesem Übel wäre nicht anders abzuhelfen, als durch einen eigenen König. Das Volk verlangte also einstimmig Dagoberts vierjährigen Sohn Siegbert zum Könige, und Dagobert mußte im Jahre 633 dies Verlangen erfüllen. Von diesem Augenblicke an hört man nichts weiter von verheerenden Einfällen der Slaven; muthvoll und glücklich vertheidigten die Austrasier selbst ihre Gränzen, eine Veränderung, welche natürlich nicht durch den unmündigen König Siegbert bewirkt wurde, sondern dadurch, daß nun die Ursache wegfiel, um derentwillen die Optimaten eine Zeitlang ihre militärische Ehre und das Wohl des Landes Preis gegeben hatten.

Im Jahre 634 wurde dem König Dagobert von seiner ersten Gemahlin Nantechild ein Sohn Chlodwig geboren. Die Neustrier, welche auf ihre Unabhängigkeit ebenso eifersüchtig waren, als die Austrasier, ließen sich sogleich diesen neugebornen Prinzen als ihren künftigen König designiren, und damit dies um so unverbrüchlicher gehalten würde, mußten die austrasischen Großen feierlich schwören, daß sie Chlodwig als König von Neustrien anerkennen und unangefochten lassen wollten. Nachdem Dagobert auf diese Weise die künftige Nachfolge geordnet hatte, bekümmerte er sich nicht mehr um Austrasien, sondern wendete alle seine Aufmerksamkeit und Sorge auf Neustrien. Er vergrößerte dasselbe durch Aquitanien, welches er nach seines Bruders Chariberts und dessen Sohnes Tode wieder mit seinem Reiche vereinigte; auch bekämpfte er die Basken mit Glück, und nöthigte den Herzog von Bretagne zur Unterwerfung. Als er seinen Tod nahe fühlte, übergab er dem Majordomus Anga seinen Sohn Chlodwig und dessen Mutter Nantechild zur Beschützung; er starb im Jahre 638 und wurde in der von ihm besonders begünstigten und bereicherten Kirche des Klosters St. Denys begraben. Dagobert I. war der letzte unter den merovingischen Königen, der noch mit Selbständigkeit und Kraft regierte, obgleich auch er schon fühlen mußte, daß die Optimaten in Austrasien der königlichen Gewalt über den Kopf hinausgewachsen waren.

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT II. wurde geboren, als die unter seinem Großvater Dagobert I. noch selbständige und kräftige Königsgewalt schon gänzlich zu Boden getreten war. Sein Vater Siegbert war als Kind auf den austrasischen Thron gekommen, nicht um selbst zu herrschen, sondern um als Puppe zu dienen, unter deren Namen und Auctorität die Großen die Zügel der Regirung führen konnten.

---

del sich auf eine Stelle Fredegars, wo es heißt, daß der Majordomus Pippin und die übrigen austrasischen Optimaten, qui usque in transitu Dagoberti suae fuerant ditioni retenti, erst nach Dagoberts Tode wieder nach Austrasien zurückgekehrt seien. Vergl. Vales. rer. Francicarum lib. XIX. p. 114.

4) Fredegar. Chron. cap. 68: Istam victoriam, quam Winidi contra Francos meruerunt, non tantum Sclavinorum fortitudo obtinuit, quantum dementatio Austrasiorum, dum se cernebant cum Dagoberto odium incurrisse, et assidue exspoliarentur.

Digitized by Google

Die pippinische Familie hatte in Austrasien das größte Ansehen; viele Bischofsstellen waren mit ihren Anhängern besetzt, viele Beneficien an ihre Creaturen vertheilt, der Schatz war in ihren Händen und der König Siegbert in ihrer Gewalt. Pippins Sohn Grimoald glaubte daher, daß es nicht schwer seyn würde, die königliche Würde von dem merovingischen Hause auf das seinige zu übertragen. Sobald also Siegbert im Jahr 656 gestorben war, schickte Grimoald den Sohn desselben, Dagobert II., nach Irland in ein Kloster; er trat sodann mit der Bekanntmachung hervor, der kleine Dagobert wäre gestorben, sein eigener Sohn Childebert aber wäre von Siegbert an Kindesstatt angenommen und zum Thronerben eingesetzt worden. Dieser Versuch war jedoch unzeitig; nicht blos alle über die pippinische Familie Mißvergnügte, sondern selbst viele Anhänger derselben, erhoben sich gegen diese Usurpation. Noch betrachteten die Großen die Karolinger zu sehr als ihres Gleichen, um ihnen schon jetzt einen solchen Vorrang zu gönnen; ihr Neid gegen die Karolinger ließ sie ihre Abneigung gegen die Neustrier vergessen; sie riefen den neustrischen König Chlodwig herbei, und ohne Mühe wurde Grimoald nebst seinem Sohne gefangen genommen und dem Merovinger zur Bestrafung ausgeliefert.

Der austrasische Thron war also jetzt wieder für den rechtmäßigen Erben Dagobert II. offen, aber da Niemand wußte, daß und wo derselbe lebe, so bestieg ihn Chlodwig selbst, und nach dessen Tode sein zweiter Sohn Childerich. Unterdessen war Dagobert in Irland herangewachsen, und hatte sich, nachdem er über seine Abkunft und seine Rechte auf irgend eine Art Nachricht erhalten, von Irland nach England begeben, wo er bei dem Erzbischof Wilfried von York eine ehrenvolle Aufnahme fand. Von hier aus erhielten die Austrasier Kunde von seinem Leben, und gerade in dem Augenblicke, als ihr König Childerich im Jahr 673 ermordet worden war. Ein Theil der austrasischen Großen ließ ihn daher zur Rückkehr auf den Thron seiner Väter einladen, und Dagobert folgte dieser Einladung; sein Anhang war mächtig genug, um ihn auf den Thron zu setzen, aber nicht, um ihn darauf zu erhalten. Er wurde nämlich im Jahr 678 ermordet, wahrscheinlich eben so sehr auf Anstiften des neustrischen Majordomus Ebwin, als zur Freude der karolingischen Familie, welche jetzt wieder aus ihrer Zurückgezogenheit hervortritt, um die Leitung der austrasischen Angelegenheiten für immer in ihre Hände zu bringen *).

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT III. stellt ein Bild von der letzten und tiefsten Erniedrigung der merovingischen Königswürde dar. Das Übergewicht der Großen, welches sich unter Dagobert I. geltend zu machen anfing und unter Dagobert II. schon so weit gediehen war, daß die karolingische Familie nach der Krone selbst zu greifen wagte, hatte sich in der Zeit, in welcher Dagobert III. geboren wurde, schon völlig ausgebildet, und neben dem von dem Majordomus ausgeübten Principat erschien die königliche Gewalt als ein bloßes Schattenbild. Der Majordomus stand an der Spitze des Heeres und der Reichsgeschäfte, während der König in seinem Palaste blieb, mit nichts beschäftigt, als mit der Fortpflanzung seines Geschlechts; man ließ ihn alt genug werden, um Kinder erzeugen zu können, und sobald er einen Sohn hatte, verschwand er; er hörte auf zu leben, sagen die Chronisten, nicht zu regiren; denn an eine Regirung von seiner Seite ist nicht zu denken. Der König war indessen selbst in dieser herabgewürdigten Gestalt ein so wesentliches Element des fränkischen Staatswesens, daß ihn der karolingische Princeps nicht zu beseitigen wagte. Einmal im Jahre erschien er vor dem versammelten und in militärischer Ordnung aufgestellten Volke; er fuhr auf einem saubern mit Ochsen bespannten Wagen zu dieser Versamlung und wurde mit lebhaften Ehrfurchtsbezeigungen aufgenommen. Vor den Augen des Volkes bestieg er alsdann einen Thron, und der karolingische Princeps, der sonst alle Gewalt in seinen Händen hatte und der den König den ganzen übrigen Theil des Jahres in einer Art von Gefangenschaft hielt, durfte es sich nicht herausnehmen, hier anders, als in derselben Subordination, wie die übrigen Optimaten, zu erscheinen. Dem Könige wurden die fremden Gesandten vorgeführt, und der Princeps ertheilte denselben auf Befehl des Königs laut und öffentlich Bescheid; alle neue Gesetze wurden, nach erhaltener Zustimmung der Optimaten, im Namen des Königs bekannt gemacht und den anwesenden geistlichen und weltlichen Beamten mitgetheilt, um sie in ihren Districten auszuführen. Waren die Regirungsgeschäfte beendigt, so fuhr der König unter den Abschiedsgrüßen des Volkes auf dieselbe Art, wie er gekommen war, nach seinem Landsitze zurück, und hier lebte er von spärlichen Einkünften und mit einer kleinen Dienerschaft, bis ihn das nächste Jahr wieder zu einer öffentlichen Figuration rief. Von Dagobert III. läßt sich nun nichts weiter sagen, als daß er eine solche Figurantenrolle gespielt habe. Er war der Sohn Childeberts III. und folgte diesem im Jahre 711 auf dem Schattenthrone. Er erlebte zwar den Tod des karolingischen Princeps, Pippin von Herstal, und die auf denselben folgenden Unruhen, allein ohne in diesen eine Rolle zu übernehmen; er starb vielmehr im Jahre 715, gerade als die Neustrier sich gegen die Herrschaft des karolingischen Hauses erhoben und einen eigenen Majordomus mit einem von den Karolingern unabhängigen König aufzustellen suchten.

(*Fr. Lorentz.*)

Dagoe, Dagö s. Dagen.

DAGON (דָּגוֹן), eine von den Philistäern verehrte Gottheit. Unter dem Richter Eli verloren die Israeliten gegen die Philister die Schlacht bei Aphek. Sie beschlossen darauf, die heilige Bundeslade zu sich ins Lager zu nehmen, um so unter dem unmittelbaren Schutze Jehova's zu kämpfen. Dies geschah; aber sie wurden von

*) Weder von dem Verfasser der gesta regum Francorum, noch von allen denen, die ihm nachgeschrieben, wird Dagobert II. nach seiner Entfernung nach Irland wieder erwähnt, und lange Zeit ward seiner als eines Königs von Austrasien in der Geschichte nicht gedacht, bis Valesius zuerst darauf aufmerksam machte und bewies, daß Dagobert nach Childerichs Ermordung in sein väterliches Reich zurückgekehrt sei. Die Hauptquelle dafür ist des Eddius vita S. Wilfridi. Vergl. *Hadriani Valesii* Epistola de Dagoberto, Sigiberti filio, ap. Bouquet Recueil. T. II. p. 727 sq.

Digitized by Google

neuem geschlagen und selbst die Bundeslade kam in die Gewalt der Philister. Indeß gereichte das den Siegern nur zum Verderben; denn überall, wohin auch die heilige Lade gebracht wurde, richtete sie Unheil an unter dem unbeschnittenen Volke, sie wurde von einem Orte zum andern transportirt und endlich den Israeliten mit einem Sühngeschenke zurückgesandt. Auf diesen Wanderungen kam sie u. a. nach Asdod oder Azotus. Sie wurde in dem dasigen Tempel des Dagon niedergesetzt. Als man am andern Morgen den Tempel besuchte, war über Nacht das Bild des Dagon auf den Boden gefallen, als habe es sich vor dem Heiligthume des höheren Gottes demüthigen wollen. Man stellt es wieder auf, findet aber am zweiten Morgen alles ebenso: „Und das Haupt des Dagon, heißt es 1 Sam. 5, 4, und die beiden Hände lagen abgebrochen auf der Schwelle, nur Dagon (d. i. der bloße Fischrumpf) war noch an ihm übrig (Luther: daß der Strumpf allein darauf lag)." Hieran knüpft der Verfasser des biblischen Buchs die Notiz: „Darum treten die Priester Dagon's und alle, die zum Hause Dagon's kommen, nicht auf die Schwelle des Hauses Dagons zu Asdod, bis auf diesen Tag;" (der griechische Übersetzer fügt hinzu: „sondern sie schreiten darüber hinweg)" [1]). Dies ist die Hauptstelle der Bibel über den philistäischen Gott. Außerdem finden sich noch folgende Nachrichten. Simson war von den Philistern zu Gaza ins Gefängniß gelegt. Sie feierten ihrem Gotte Dagon ein Opfer- und Freudenfest, und ließen zu ihrer Belustigung den geblendeten Simson herbeiführen, welcher nun die letzte Rache an seinen Feinden nahm, indem er sich mit vielen der versammelten Philister unter den Trümmern des Dagon-Tempels begrub. Richt. 16. Nach 1 Chron. 10, 10 ferner legten die Philister die Rüstung des erschlagenen Saul, sowie sein Haupt, im Tempel ihres Gottes Dagon als Spolien nieder. Endlich nach 1 Makkab. 10, 83, vgl. 11, 4 wurde die Stadt Asdod samt ihrem Dagon-Tempel von Jonathan dem Makkabäer eingeäschert. — Nach dem allen scheint der Hauptsitz des Dagoncultus zu Asdod gewesen zu seyn. Aber er hatte auch zu Gaza seinen Tempel, und die weitere Verbreitung dieses Cultus auf der syrischen Küste kann man daraus folgern, daß nicht nur in der Nähe des Philisterlandes in der sogenannten Niederung (Sephela), sondern auch weiter nördlich, im südlichen Theile des Stammgebietes Ascher, Ortschaften des Namens Beth-Dagon, d. i. Dagonhaus, vorkommen. S. Jos. 15, 41 u. 19, 27. Aus der Etymologie des Namens, zusammengehalten mit jener ersten Bibelstelle, läßt sich auch auf die Gestalt des Götzen schließen. Der Name bedeutet ohne Zweifel großer Fisch; man hat sich daher einen Fischrumpf mit menschlichem Haupt, Armen und Händen zu denken. (Ob auch mit Füßen, wie einige Handschriften der griechischen Übersetzung einschwärzen, und wie manche Rabbinen glauben, bleibt unentschieden). Die Verehrung eines Götzen in Fischgestalt kann bei dem Küstenvolke, das noch dazu über Caphtor (d. i. vermuthlich Creta) aus Ägypten eingewandert, wo die Ichthyolatrie ebenfalls zu Hause war (Herodot II, 72), gewiß nicht auffallen [2]). Dem Dagondienste völlig analog war die Verehrung der Derketo oder Atergatis, einer weiblichen Gottheit ebenfalls in Fischgestalt, die nach Herodot und Diodor zu Askalon verehrt wurde. (S. den Art. Derketo). Manche haben daher beide Gottheiten für ein und dieselbe halten wollen, wie z. B. Jahn; Andere vermengen noch den babylonischen Oannes, oder die phönicische Astarte damit [3]). Der Grundtext der Bibel, wie auch die griechisch-alexandrinische Übersetzung bezeichnen Dagon ganz deutlich als eine männliche Gottheit, welcher immerhin die Derketo zur Seite stehen mochte, wie dem phönicischen Baal die Astarte. Als höchst unsicher ist endlich noch die Meinung zu bezeichnen, daß Dagon insbesondere Schutzgott (oder Göttin) der Saaten gewesen, was man daraus geschlossen hat, daß die Philister den Israeliten mit der Bundeslade als Weihgeschenk fünf Mäuse, aus Gold gearbeitet, übersandten, weil solche Thiere in jener Zeit das Land verwüsteten (1 Sam. 6, 4. 5). Die Art, wie dies erzählt wird, macht eine solche Folgerung durchaus nicht wahrscheinlich, und noch mislicher ist es, wenn man sich dabei auf die Etymologie des Namens stützt, sofern man diesen mit דָּגָן (dagan) Getreide combinirt. Freilich ist jene Meinung schon alt, bereits Philo Byblius [4]) deutet sie an, wenn er sagt, daß Dagon soviel als Σῖτον bedeute, daß er das Getreide und den Pflug erfunden, und daher ein Ζεὺς ἀρότριος sei. Sie hat aber darum nicht mehr Gewicht, als manche andere schiefe Parallele, die dieser Phönicogräcus gezogen.

(*E. Rödiger.*)

DAGONAU, Jean, Sieur de Vaux, aus Charolois, war Richter (nach Andern Pachter) der Abtei Cluni, und starb 1580. Als Protestant wurde er nach der Bartholomäusnacht unter einem nichtigen Vorwande mit seinen beiden Brüdern verhaftet, und mußte sich mit einer ansehnlichen Summe loskaufen. Er ist der wahre Verfasser der Legende de St. Nicaise. 1574. 8.; bekannter unter dem Titel: Legende de Dom Claude de Guise, abbé de Cluni. 1581. 8., und (von Lenglet zum Druck befördert) in dem Suppl. aux mém. de Condé. Londr. (Par.) 1743. 4.; es ist eine bittere Satire auf den Herzog Cl. de Guise. Irrig wurde Gilbert Regnault für den Verfasser gehalten *). (*Baur.*)

Dagoty s. d'Agoty.

DAGOUMER, Guillaume, aus Pontaudemer, Professor der Philosophie, Principal des Collegiums von Harcourt, und endlich Rector der Hochschule zu Paris, starb 1745 zu Courbevoie. Man hat von ihm eine, nach der Methode der Scholastiker geschriebene: Philosophia ad usum scholae accommodata. 1701. Vol. III; 1746.

1) Auf diese Sitte, als eine abgöttische, beziehen manche Ausleger auch Zeph. 1, 9; doch läßt sich die Stelle anders erklären.

2) Vergl. überhaupt *J. L. Götze*, diss. de ἰχθυολατρείᾳ. Lips. 1728. 4. 3) S. Jahn's bibl. Archäologie. Th. 3. S. 508 ff. *Selden*, de dis Syris syntagm. II. cap. 3.
4) S. dessen Worte bei Euseb. praepar. evang. I, 10. in den Fragm. Sanchoniathon's S. 26 u. 32 der Ausg. von Orelli.

*) Thuani hist. sui tempor. ed. Genev. lib. 41. tom. 2. p. 445. Le Long et Fontette bibl. hist. de la Fr. T. II. 269. Biogr. univ. T. X. (von Weiß).

Digitized by Google

Vol. IV. 12; und eine bemerkenswerthe Requête de l'univ. de Paris contre les Jesuites. 1724. fol., wieder abgedruckt in den Requêtes au roi etc. 1761. Vol. II. 12. — Wegen mancher Seltsamkeiten, durch die sich Dagoumer auszeichnete, hat ihn le Sage im Gilblas unter dem Namen Gupomar (Buch 4. Kap. 6.) lächerlich gemacht *). (*Baur.*)

Dagsburg, Dachsburg, ehemal. Grafschaft im Unter-Elsaß, s. Leiningen. (*H.*)

DAGSNÄS, ein anmuthiger Landsitz in der schwedischen Provinz Westgothland, 1½ Meile südlich von der Stadt Skara, berühmt durch seinen im J. 1620 verstorbenen Besitzer, den Hofintendanten Tham, einen der eifrigsten Freunde und Forscher vaterländischen Alterthums, der auf seine Kosten diejenigen Landschaften Schwedens, in welchen sich die meisten Antiquitäten finden, namentlich Westgothland, Bohus und Gottland, durchreisen ließ. In Dagsnäs schuf er aus Sümpfen liebliche Anlagen aller Art, und vereinigte dort eine zahlreiche, auserlesene Bibliothek mit trefflichen Samlungen von Ölgemälden schwedischer Meister, Kupferstichen, Petrefacten, Runenstäben und allerlei Alterthümern aus schwedischer Vorzeit, Münzen, Kannen, Holzarten in geschnittenen Tafeln, Büsten von Sergell. (S. Reise durch Schweden ꝛc. Bd. 3. S. 278. 279) (*v. Schubert.*)

DAGWUMBA (Degombah bei ältern Reisenden), ehemals ein mächtiges Reich im Innern Afrika's, welches aber in neuern Zeiten dem Könige der Ashantees unterworfen ist. Es liegt auf der großen Handelsstraße von Coomassie, der Hauptstadt der Ashantees, nach dem Niger, und wird im S. O. von Dahomey, im S. W. von Juta begrenzt, während im Norden das unbekannte Plateau der Kong-Gebirge liegt. Die Hauptstadt Yahndi verlegt Bowdich nach 8° 38′ N. und 55′ O. [Greenwich] [1]). Schon seit alten Zeiten war diese Stadt, welche so weitläufig ist, daß man sich in den Straßen verirren kann, ein wichtiges Emporium, in welchem die Kaufleute aus allen Gegenden des Innern zusammentrafen. Obgleich das Land kein Gold enthält [2]), wurden die Bewohner durch den Handel reich, verloren aber dabei ihren kriegerischen Muth. Als daher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der König der Ashantees vom Könige von Dagwumba Tribut forderte, dieser ihn verweigerte, wurde das muthlose Volk von Dagwumba geschlagen; in dem darauf geschlossenen Vertrage wurde Dagwumba ein Vasallenstat der Ashantees [3]). Wenn der König der Ashantees einen Krieg führt, so fodert er Dagwumba nicht auf, ihm Hilfstruppen zu geben, weil die Truppen, seiner Aussage zufolge, zu schlecht sind, als daß er sie gebrauchen könnte [4]). — Noch jetzt zeichnen sich die Bewohner von Dagwumba durch ihren Kunstfleiß aus, sie sind weit bessere Goldarbeiter, als die Ashantees; ebenso verstehen sie es, das Eisen zu bearbeiten, jedoch gibt man zu bessern Arbeiten dem europäischen Eisen den Vorzug; das Leder wird gut von ihnen gegärbt [5]); sie sind das einzige Negervolk, welches die Wolle der Schafe benutzt, indem sie grobe Decken daraus verfertigen [6]); auch ihre seidenen Zeuge werden von den Ashantees gerühmt. Lucas hörte von dem Sheriff Imhammed, daß die Bewohner sich damit beschäftigten, Elephanten zu zähmen [7]), jedoch läugnet Bowdich diese Thatsache [8]). Seit langer Zeit sind die Bewohner Muhamedaner. (*L. F. Kämtz.*)

Dahab s. Deheb.

DAHALAK (Dalaca, Dohalack, Doheleck), Insel im rothen Meere, in der Nähe der afrikanischen Küste Samhara, deren nördliches Cap nach Bruce in 15° 54′ 30″ liegt. Alvarez, welcher sich hier im J. 1520 aufhielt, rühmt die gesunde Luft, das heiße Wasser und die großen Heerden von Ziegen, Kameelen und Ochsen, welche auf den trefflichen Weiden grasen, jedoch fand er keine Bäume. Bruce, der hier im J. 1769 landete, erwähnt Pflanzungen von Akazien und Cocosnüssen, keine vierfüßigen Thiere, außer Ziegen von einer schönen Art, Esel, wenige, halb verhungerte, Kameele und eine große Menge Antelopen, die sich von Binsen nähren. Das Wasser ist Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt wird; da aber diese nie gereinigt werden, so hat das Wasser, nach Bruce, einen ekelhaften Geruch und Geschmack. Zu Alvarez Zeit konnte der Beherrscher der Insel 500 Mann ins Feld stellen, die aber schlecht bewaffnet waren; Bruce hielt die Einwohner für ein einfältiges, furchtsames und unschädliches Volk, keiner trug Waffen. Die Insel wurde zu Bruce's Zeiten von einem Statthalter regirt, der von Rasuah abhängt. Seine Einkünfte bestehen in einer Ziege, die ihm monatlich von den zwölf Dörfern auf der Insel geliefert wird, und einem geringen Geschenke, welches er von den landenden Schiffen erhält. Zu Alvarez Zeit wurden in der Nähe dieser Insel viele Perlen gesammelt, und den Gewinn davon hat der Beherrscher; zu Bruce's Zeit war die Perlenfischerei, die noch zu Pencet's Zeit auf Rechnung des Großsultans, an dessen Pascha sie verpachtet war, lebhaft betrieben wurde, ganz eingegangen, hauptsächlich durch die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen der Türken. Die Hälfte der Bewohner geht abwechselnd nach der Wüste Arabiens, um dort als Tagelöhner zu arbeiten, und sich von da aus mit Getreide (Durrha) zu versorgen. Die Armen leben von Schmalthieren und Fischen. Die Weiber sind beherzte und erfahrene Fischerinnen. (Nach Bruns Afrika II, 191). (*L. F. Kämtz.*)

Dahchour s. Dajior.

DAHHÂN oder Ibn Dahhân (ابن الدهّان d. i. der Sohn des Öl- oder Salbenhändlers), ein arabischer Grammatiker und Dichter des 6. Jahrhunderts der Hidschra. Sein ganzer Name ist Wedschih-ed-din Abubekr el-Mobârek ben Abi-taleb el-Mobarek el-

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Beuchot).

1) Bowdich Reise zu den Ashantees in der Weimar. Neuen Bibl. der Reisebeschr. XXI, 259. 2) Lucas erzählt, es liefere Gold in Menge, aber Bowdich läugnet diese Thatsache S. 426 u. 438. 3) Bowdich S. 316. 4) Bowdich S. 421. 5) Bowdich S. 415. 6) Bowdich S. 440. 7) Bruns Africa V, 241. 8) Bowdich S. 280.

Digitized by Google

dahhân [1]), oder, wie ihn Abulfeda [2]) angibt, Elwedschih el-Mobarek ibn Abi-'l-esher (أبو الأشر) Said ibn el-dahhân. Er war geboren zu Wâsit am Tigris im J. 532, und starb zu Bagdad 612 der H. Er war ein Schüler des berühmten Ibn el-Enbâri, und er selbst, obgleich frühzeitig erblindet, hatte doch viele Schüler. Er hat mehre Werke über grammatische Gegenstände, sowie einige Proben seiner Poesie hinterlassen. Von letztern gibt Reiske ein paar Verse bei D'Herbelot u. d. Art. (*E. Rödiger.*)

DAHL, Michael, geb. zu Stockholm im J. 1656, wurde von seinem Landsmann Ernstraen Klocke unterrichtet, und reiste in seinem 22sten Jahre nach London, dann nach Paris und Rom, wo er das Bildniß der Königin Christine von Schweden malte, und kehrte 1688 nach England zurück. Obgleich Kneller durch seine Bildnißmalerei in London in großem Ansehen stand, so scheuete sich Dahl doch nicht, neben ihm aufzutreten, ja er übertraf denselben durch Treue der Natur, fleißigere Ausführung in allen Theilen und ein lieblicheres Colorit. Zu seinen wichtigsten Gemälden gehören Karl XI. von Schweden, zu Pferde, im Palast zu Windsor, und einige Bildnisse in der Galerie der Admirale zu Hamptoncourt u. a. (*A. Weise.*)

DAHL, Johann Christian Wilhelm, Professor der Theologie zu Rostock, von Eltern aus dem Handwerksstande daselbst den 1. Sept. 1771 geboren. Vorzügliche Talente und ungemeiner Fleiß förderten seine Fortschritte auf der Schule seiner Vaterstadt und in den akademischen Hörsälen derselben, die er seit Michaelis 1785 besuchte. Ostern 1792 begab er sich nach Jena, Michaelis 1793 nach Göttingen, und nach der Rückkehr in sein Vaterland war er bis 1797 Hofmeister in einem angesehenen Hause zu Güstrow. Nach Rostock zurückgekehrt, hielt er daselbst biblisch- und altklassisch-philologische Vorlesungen, wurde 1802 ordentlicher Professor der griechischen Literatur, und ging 1804 zu einer ordentlichen theologischen Lehrstelle über. Außer seinen Vorlesungen, die er mit der größten Sorgfalt ausarbeitete und mit unermüdeter Treue hielt, besorgte er auch die Leitung des theologisch-pädagogischen Seminariums, war seit 1807 zugleich Assessor des großherzoglichen Consistoriums; allein die allzu große Anstrengung erschöpfte seine Kräfte, und er starb am 15. April 1810. Als klassischer und biblischer Philolog, geschmackvoller Exeget, scharfsinniger Kritiker und selbstdenkender, freisinniger Theolog hat er sich durch mehre gelehrte Arbeiten rühmlich bekannt gemacht. Schon durch seinen Amos, neu übersetzt und erläutert Gött. 1795. 8., den er als Kandidat der Theologie schrieb, kündigte er sich vortheilhaft an. Die metrische Übersetzung in einem freien jambischen Sylbenmaße ist wohlklingend, und die sehr ausführlichen erläuternden Anmerkungen liefern sowol eine genaue fortgehende Interpretation, als auch besonders eine kritische Benutzung und Prüfung der alten Versionen. — Zu den gelungensten Bearbeitungen der Klagelieder des Jeremias gehört seine Übersetzung derselben im 2ten Bande von Justi's Blumenlese, und in seinen Observatt. philolog. atque crit. ad quaedam prophetarum minorum loca, subjuncta vernacula Chabacuci interpretatione. Neustrel. 1798. 8. zeigt er nicht blos kritischen Scharfsinn, sondern auch eine glückliche Divinationsgabe in der Wiederherstellung des echten Textes, gegründet auf eine solide Sprachkenntniß und auf ein feines Gefühl des echten Genius der hebräischen Sprache. In seiner Commentatio exegetico-crit. de *avversis* epistolarum Petrinae posterioris atque Judae. Rost. 1807. 4. vertheidigt er die Echtheit des zweiten Briefes des Petrus, und zeigt, daß der Brief Judä aus 2 Petr. 2 entlehnt und mit einigen Zusätzen überarbeitet sei, und keinen Apostel, sondern den Presbyter Judas zum Verfasser habe. Eine verdienstliche Arbeit, die einem schon von Ernesti, und seitdem vielfach geäußerten Wunsche entspricht, ist seine Chrestomathia Philoniana. Hamb. 1800. Vol. II. 8., die durch eine verständige Auswahl, zahlreiche philologische und besonders historische Anmerkungen, einige Exkurse, einen philologischen Index der schwersten Wörter, und überdies einen bessern Text, als man in irgend einer Ausgabe findet, ihre Zweckmäßigkeit beurkundet. Ähnliche Vorzüge empfehlen auch seine zur Profan-Philologie gehörigen Schriften: Sallusts Catilina. Braunschw. 1800. 8. Erklärende Anmerkungen zu demselben. Eb. 1800. 8. Theocriti carmina, rec. et annotatt. instr. Lips. 1804. 8. Animadversiones crit. in Taciti Agricolam. Rost. 1802. 4. u. e. a., auch Aufsätze in Zeitschriften, Beiträge zu Gabelers theol. Journal und Recensionen in der neuen allg. teutsch. Bibl., der halleschen u. jen. allg. Literaturzeitung. Seine letzte Arbeit war ein in vieler Rücksicht schätzbares Lehrbuch der Homiletik Rost. 1811. 8., dessen Abdruck er nicht erlebte *). (*Baur.*)

DAHLBERG, Erich, schwedischer Graf, Feldmarschall und General-Gouverneur über Liefland, ist zu Stockholm den 10. Okt. 1625 geboren, und ebendaselbst den 16. Jan. 1703 gestorben. Die ausgezeichneten Verdienste, die er sich um das Fortifikationswesen von ganz Schweden erwarb, gereichen ihm zu desto größerem Ruhme, da er alles, was er war, durch sich selbst geworden war; und da er seine seltenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten nicht etwa glücklichen Familienverhältnissen, sondern allein seiner eigenen Anstrengung und einer weisen Benutzung vielfältiger Erfahrungen zu verdanken hatte. Nach dem frühen Verluste seines Vaters, des Landkämmerers über Westmannland, Jöns Erichsön Dahlberg, der 1629 starb, genoß er in verschiedenen Orten Unterricht, bis ihn seines Vaters Bruder erst nach Lübeck, dann nach Ham-

1) S. de Sacy zu Abdallatif S. 479. 2) Abulfeda's Annalen Th. IV. S. 256. D'Herbelot spricht offenbar von demselben Gelehrten unter d. Art. Dahhan, ob er gleich in der Angabe des Namens sowol als des Geburts- und Sterbejahres differirt. Er wurde nach ihm geboren im J. 494 und zwar zu Bagdad (was ein Mißverständniß: Bagdadi heißt er, weil er dort gelebt); als Todesjahr giebt D'Herbelot in Übereinstimmung mit Hadschi Chalfa das Jahr 569 an.

*) Sein Leben in Zieglers Progr. de sensu nominis etc. 1807. vor der Homiletik vom Prediger Krey, und in dessen Andenken an die Rostock. Gel. 8. S. 55—59. Leipz. Litzig. Intbl. 1810. St. 18. S. 280.

Digitized by Google

burg schickte, wo er in den Schreibschulen die schöne Handschrift lernte, die ihm nachher bei seinen Übungen im Zeichnen und in anderem Betrachte so große Vortheile gewährte. Vom J. 1641 an hielt er sich beim schwedischen Generalkämmerer Renskold auf, der ihn während des damaligen Krieges zu verschiedenen geheimen und wichtigen Kriegsverrichtungen mit bestem Erfolge gebrauchte. Im J. 1646 übernahm Dahlberg, der inzwischen zum Kammerschreiber bei der pommerschen Kammer war ernannt worden, das schwierige Geschäft, eine Anzahl von 86 in den teutschen Seestädten mit Provision befrachteten Fahrzeugen zusammen zu bringen und sie zum Succurs der schwedischen Armee, die dessen sehr bedurfte, von Rügen aus nach Kalmar überzuführen; und es gelang ihm zur vollkommenen Zufriedenheit der Königin Christine. Im J. 1647 fand ihn der berühmte Feldmarschall Marsefeld tüchtig, den Zustand sämtlicher schwedischer Festungen in Pommern, der Mark Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Westphalen zu untersuchen und sich die nothwendigsten Ausbesserungen derselben von ihm angeben zu lassen; hiedurch bahnte Dahlberg sich den Weg zu einer Ingenieurstelle unter dem Generalissimus der schwedischen Armee, dem nachmaligen Könige Karl Gustav. Einen dreijährigen Aufenthalt zu Frankfurt a. M., wo Dahlberg eine Summe von 120,000 Spec. Thlr. sogenannter Satisfactionsgelder für die Krone Schweden von verschiedenen teutschen Kreisen einzukassiren hatte, benutzte er dazu, um sich in der Mathematik, der Fortifikation, der Zeichnenkunst und anderen, einem Militair nothwendigen Wissenschaften und Künsten zu vervollkommenen. An der Vollendung einer Reise, die er 1654 von Wien aus mit einem jungen Franzosen de la Hay nach Konstantinopel und weiter zu machen die größeste Begierde hatte, wurde er eben sowol, wie an einer andern, die er 1655 als Führer der schwedischen Freiherren Kronstjerna nach Jerusalem zu machen gedachte, durch die Kriegsumstände gehindert; er kam auf jener Reise nur bis Gomera und Gran, auf dieser nicht viel weiter, als bis nach Venedig. Ein wiederholter Versuch, Jerusalem zu sehen, wurde durch den fortdauernden Türkenkrieg vereitelt; schon von Palermo aus folgte er dem an ihn ergangenen Rufe, wieder in schwedische Dienste zu treten, und er erhielt die Stelle eines Generalquartiermeister-Lieutenants bei der Hauptarmee. Die Pest, welche ihn um diese Zeit unweit Tolkernit ergriff, setzte ihn 3 Wochen lang der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus; aber er überwand sie glücklich, und war bald wieder im Stande, den von seinem Könige erhaltenen Befehl, bei Thorn neue Festungswerke anzulegen, auszurichten. Bei allen den großen Unternehmungen, wodurch Karl Gustav in dem damaligen polnischen Kriege sich auszeichnete, war Dahlberg zugegen, und erwarb sich als Stellvertreter des verstorbenen Generalquartiermeisters durch seine Gewandtheit, Treue und Eifer im Dienste, des Königs vorzügliches Vertrauen. Nicht geringere Dienste leistete er ihm in derselben Eigenschaft während des nachherigen Krieges mit Dänemark, wo unter andern auch die Festung Kronenburg bei Helsingör durch ihn große Verbesserungen erhielt. Nach des Königs 1660 erfolgtem Tode wurde Dahlberg zum Obristlieutenant ernannt, und zugleich in den Adelstand erhoben. Auch unter Karl Gustavs Thronfolger leistete Dahlberg als Commandant von Malmöe und Direktor der Festungen in Schonen und Halland, nachher als Generalquartiermeister und Direktor sämtlicher Festungen in Schweden, und besonders während des Krieges mit Dänemark von 1675 an, solche große Dienste, daß ihm die Commandantenstelle erst über die Festung Christianstadt und dann über die neu angelegte wichtige Festung zu Landskrona anvertraut wurde. Zur Belohnung der Geschicklichkeit und Treue, welche Dahlberg späterhin in dem Verbesserungsgeschäfte sämtlicher Reichsfestungen, in dem Grenzberichtigungswerke zwischen Schweden und Dänemark, und in der Milizeintheilung im Jönköpinger Lehn bewies, wurde er 1687 zur Würde eines Landhauptmanns über das Lehn Jönköping, mit Generalmajors Rang, 1688 in den freiherrlichen Stand, 1692 zum Generalfeldzeugmeister, 1693 zum königlichen Kriegsrath und zugleich zum schwedischen Reichsgrafen, Feldmarschall und Generalgouverneur über die Herzogthümer Bremen und Verden, und 1696 über Liefland erhoben. Noch als 75jähriger Greis diente er unter Karl XII., und vereitelte Flemmings Anschlag auf Riga durch Verbrennung der Vorstädte dieser Stadt — weshalb er sich jedoch durch eine besondere Schrift bei seinem Könige zu rechtfertigen genöthigt war. — Obgleich Dahlberg in seiner Ehe mit Marie Eleonore geb. Drakenhjelm vier Söhne gezeugt hatte, so hinterließ er doch bei seinem Tode keine männlichen Erben und sein Name starb mit ihm aus. Übrigens waren seine Verdienste um die schwedischen Festungen, die er alle theils neu angelegt, theils vom Grund aus verbessert hatte, so groß, daß man ihn den Vauban und Coehorn der Schweden nannte. Sein prachtvolles Werk: *Suecia antiquâ et hodierna*, enthält die unverwerflichsten Zeugnisse von seiner seltenen Einsicht und Geschicklichkeit, Städte, Festungen mit ihren Umgebungen, Schlachten und Belagerungen zu zeichnen; auch in Pufendorfs Geschichte des Königs Karl Gustav sind fast alle Kupferstiche von seinem Griffel. (Siehe A. L. Schlözers schwed. Biographie ꝛc. Th. 1. S. 524 ff.)

(*v. Gehren.*)

DAHLEN 1) Gräfl. Bünausche Stadt im meißnischen Amte Oschatz des Königr. Sachsen, mit einem Schlosse, einer Kirche, 236 Häusern und gegen 1300 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweig Leinen- und Barchentweberei, Torfgräberei und Krappbau ist. Unweit der Stadt befindet sich ein ziemlich reichhaltiger Salzquell, der in älteren Zeiten gefaßt gewesen, jetzt aber verfallen ist. Die Stadt ist von Sorbenwenden erbauet und soll nach der Stadt Dalen in Dalmatien (s. Dalemenci) benannt seyn. — 2) Preußische Stadt im Kreise Gladbach, des Regirungsbezirks Düsseldorf, mit 844 Häusern, zwei katholischen Kirchen und 4478 Einwohnern (mit Inbegriff des Militairs), deren Hauptgewerbe in Seiden- und

Digitized by Google

Sammetfabriken, Leinwand- und Damastwebereien, Flachsbau und Leinhandel besteht. — (*H.*)

3) Dahlen oder Dahlholm, ein Kirchspiel des Rigaschen Kreises im Herzogthum Liefland oder der Rigaschen Statthalterschaft, mit einem sandigen und morastigen Kornboden, der starke Kultur erfodert, wenn er tragbar seyn soll. Es besteht aus 3 Theilen: 1) aus einem in der Düna liegenden Holm (Insel), 1½ Meile lang und ¾ Meile breit. Dieser Holm hat zu dem Namen Dahlholm Veranlassung gegeben, nach welchem oft, aber fälschlich das ganze Kirchspiel, das Dahlholmsche, und das in demselben liegende Gut Dahlen, zuweilen Dahlholm genannt wird. Auf diesem Holm befinden sich: das Gut und der Hof Dahlen; ersteres größtentheils auf dem festen Lande mit 3 Ziegelöfen, 1 Kalkofen (die in Riga hinlänglich Absatz finden), und 1 Windmühle. Das ehemalige Schloß zu Dahlen war eins der ersten in Liefland, von dem noch bis jetzt einige Trümmern übrig sind; ferner das Pastorat, ein paar Schenken (Krüge) und 50 Bauernfamilien, die theils zum Hofe, theils zum Pastorate gehören; — 2) aus Nolperholm, ebenfalls einer in der Düna liegenden Insel, auf der sich aber nur eine Bauernwohnung befindet; — 3) aus festem Lande, auf welchem die übrigen Güter des Kirchspiels liegen, als Kirchholm, Pullkern, Bersenmünde ꝛc. (*Petri.*)

DAHLIA. So nannte Cavanilles eine Pflanzengattung zu Ehren des Schweden Andreas Dahl, welcher Bemerkungen zum Linnéschen System, verbunden mit einer Vertheidigung des jüngern Linné gegen die Angriffe eines Rec. in den Leip. Commentarien, als Inaugural-Dissertation herausgab (Observationes botanicae circa Systema vegetabilium divi a Linné, quibus accedit justae in manes Linnaeanos pietatis specimen; Hafn. 1787). Dieser Gattungsname ward von Willdenow in *Georgina* umgewandelt, da schon früher Thunberg eine ganz andere Pflanzengattung mit dem Namen Dahlia belegt hatte. Aber auch diese Thunbergsche Gattung wurde von Persoon umgetauft: er nannte sie *Trichocladus*. So führt denn eigentlich keine Pflanzengattung mehr den Namen Dahlia, welcher überdies dem Namen Dalea (den eine Leguminosen-Gattung trägt) zu ähnlich klingt. (*A. Sprengel.*)

DAHLIA pinnata *) enthält 1) in ihren Wurzelknollen, die als sehr nährend angepriesen werden, nach Payen **) folgende Bestandtheile: Wasser 76, Dahlin (s. unten) 10, apfelsauren und citronensauren Kalk und Ammonium, Holzfaser, phosphors. Kalk, Kieselerde, Eiweisstoff, ätherisches Öl, fettes Öl, bittere, gewürzhafte Substanz; salpetersaures Kali, salzsauren Kalk, Citronensäure, dem Osmazom ähnliche Stickstoff haltige Materie; schwefelsauren Kalk und Farbstoff. Die Oberhaut der Knollen gibt mehr Farb- und Gewürzstoff, als diese selbst, und riecht hervorstechend Vanille ähnlich; auch enthält sie mehr Kieselerde, Salpeter und phosphorsauren Kalk. Ihr flüchtiges Öl erscheint in gelben, undurchsichtigen concreten Fäden, und riecht, wie das aus den Knollen gewonnene, welches leichter als Wasser, und schwerer, als 28gradiger Alkohol ist, sehr stark, schmeckt aber wenig scharf. Aus seiner Auflösung in 36gradigem Alkohol scheidet es sich beim Verdampfen in Form ambragelber Tropfen aus, und wird mit der Zeit zu einer harzigen, braunrothen Materie. Das fette Knollenöl sieht braun aus, schmeckt mild und etwas würzig, wird ranzig, ohne bitter zu schmecken, und ist viel leichter, als Wasser. — Über Bereitung des Dahlienknollenmehls und des Zuckers daraus s. Dingler's polytechn. Journ. ꝛc. 1830. XXXVII. 4. S. 289. — 2) Die verschiedentlich gefärbten Blumenblätter der Dahlien geben, nach Payen (a. a. O. S. 429, und bei Schweigger a. a. O. S. 345 ꝛc.; vergl. Stolze's Berl. Jahrb. der Pharm. XXVI. 1. S. 197 ꝛc.), auf weißes Papier mancherlei Farben-Nüancen, die von sehr verdünnten kalischen und sauren Auflösungen abweichend verändert werden; am bestimmtesten geschieht dies bei der Tinktur der violetten Blätter. So wird das violette Dahliapapier durch eine, auch doppelt mit Wasser verdünnte Kalilösung, die auf Curcumapapier und geröthetes Lackmuspapier nicht einwirkt, sehr deutlich bläulich-grün. Ein gleiches Verhalten findet bei Anwendung sehr verdünnter Säuren Statt, nur daß die dadurch geröthete Farbe des Dahliapapiers nach einigen Minuten blaßgrün wird. — Die violette Farbe der Tinctur aus violetten Blumenblättern wird durch starke Kalilaugen mehr gelblichgrün, durch verdünnte mehr blaugrün. Diese Tinctur gehört also unter die empfindlichsten Prüfungsmittel auf Säuren und auf Kalien. (*Th. Schreger.*)

DAHLIENÖL wird erhalten durch Destillation der zu feinem Brei geschabten Wurzelknollen der *Dahlia pinnata* L. mit Wasser in schönen ambragelben Tropfen, welche fast den sehr starken Geruch der Knollen besitzen, wenig scharf sind, leichter als Wasser, schwerer als Alkohol von 28° B., und mit erstem eine bleibende trübe Emulsion bilden. Mit der Zeit wird das Öl zu einer harzigen, braunrothen Materie. Wenn es zu 20° C. erwärmt, und dann langsam abgekühlt wird, so schießen Krystalle darin an, welche Benzoësäure zu seyn scheinen. (S. *Payen* im Journ. de Pharm. X. 239; vergl. Schweigger's Journ. d. Ch. ꝛc. Neue Reihe. IX. 339). (*Th. Schreger.*)

DAHLIN, (Dahline), Dahlinium nennt Payen *) eine eigene, aber in allen Stücken mit Rose's Inulin (s. unten *Inulin*) übereinkommende und, nach Braconnot, dem Salzmehl der Wurzelknollen von *Helianthus tuberosus* analoge Substanz, die aus den Zwiebelknollen der Dahlien folgender Maßen entwickelt wird: man stößt die gewaschenen Knollen zu feinem Brei, wäscht diesen auf Leinwand öfters mit wenigem Wasser aus, kocht ihn ½ Stunde mit doppelt so vielem Wasser, wels

*) Die Dahlia pinnata bei Cavanilles ist Willdenows Georgina purpurea. **) Im Journ. de Pharm. Nr. 7. u. 8. 1823. Im Auszug in Schweiggers Journ. d. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.

*) Im Journ. de Pharm. Nr. 7 u. 8. Juillet et Aug. 1823; im Auszuge bei Schweigger in dessen Journ. f. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.; vergl. Stolze Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 165 ꝛc. und S. Stratingh in d. Algem. Konst- et Letterbode. 1824. Nr. 25. etc., teutsch in Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1825. XXI. 3. S. 419 ꝛc.

Digitized by Google

chem 0,05 Kreide zugesetzt ist, bringt das Ganze auf ein linnenes Filter, und zieht den Rückstand nochmals mit Wasser aus; die vereinigten Auszüge verdampft man nun bis auf ⅓ ihres Volums, setzt erst 0,04, dann noch die Hälfte Thierkohle nebst Eischaum hinzu und kocht das Ganze, welches, gehörig abgeklärt, filtrirt und bis zum Häutchen abgeraucht wird. Nach dem Erkalten fällt das Dahlin zu Boden, und wird mit kaltem Wasser abgewaschen. Aus den Abwaschwassern läßt sich durch Kreide und etwas mehr Kohle noch Dahlin abscheiden, und so in Allem wenigstens ⅓ davon gewinnen.

Es ist ein weißes, geruch- und geschmackloses, äußerst zähes Pulver, von 1,355 spec. Gewicht, auflöslich im Wasser, doch mehr im warmen, als im kalten; die bis zum Häutchen verdampfte Auflösung gesteht beim Erkalten zu einer körnigen Masse, und bildet ein durchsichtiges Hydrat, das, auf ein Filter gebracht, etwas Flüssigkeit abtröpfeln läßt. Ein Theil des Dahlin verbindet sich mit der Faser des Papiers, und macht es nach dem Trocknen halb durchscheinend, während das trockne Dahlin selbst halb durchsichtig, wie Horn erscheint. Es ist fest, spröd, bricht leichter als trockene Gallerte, wird durch schnelle Aufnahme eines Theils kalten Wassers undurchsichtig, und zergeht darin, doch löst das Wasser bei 0 Grad nur 0,002 Dahlin auf. Absoluter Alkohol wirkt nicht darauf, sondern schlägt es aus der wässerigen Auflösung als ein unfühlbares Pulver nieder. Kali löst es in der Kälte vollständig auf, und bildet eine farblose, durchsichtige Auflösung. Mit Hefe gährt das in Wasser vertheilte Dahlin, und gibt Alkohol, Kohlensäure nebst Spuren von Ammonium. Barytwasser bildet in einer wässerigen Dahlin-Auflösung einen weißen Niederschlag, der nur bei Überschuß von Baryt, durch Salpeter- und Essigsäure, ohne Gasentwickelung, wieder aufgelöst wird. Die wässerige Dahlinauflösung wird durch salzsauren Baryt nicht gefället, außer nach einem Zusatz von einigen Tropfen Kali. Öfters mit warmen Wasser behandeltes Dahlin wird etwas verändert, und löslicher im kalten Wasser und Alkohol. Baryt macht in diesen Auflösungen häufige Niederschläge. Bei 75° wird das Dahlin von 0,02 Schwefelsäure in Zucker verwandelt, der weiß, nicht krystallisirbar, gährungsfähig und süßer, als Stärkmehlzucker ist. Der durch Essigsäure daraus gebildete Zucker fällt weniger süß aus, am süßesten aber der mit verdünnter Phosphorsäure erhaltene, welcher in 40gradigem Alkohol auflöslich ist, und durch Gährung gänzlich in Alkohol, Kohlensäure und Spuren von Ammonium zerlegt wird. Mit Wasser gekocht färbt er sich gelb. Söd und andere Reagentien wirken nicht auf die Dahlinauflösungen, außer Galläpfeltinktur, die darin einen leichten, schuppigen, bei 50° auflöslichen Niederschlag bildet.

Nach allen diesen dürfte das Dahlin als ein nahrhaftes Mittel selbst in manchen Krankheiten anwendbar seyn, und durch seine Auflöslichkeit als Zusatz zu den meisten Getränken sich noch mehr empfehlen. (Vergl. *Braconnot* in d. *Ann. de chimie et de phys.* T. XXV. p. 358; teutsch in Hänle's Magaz. f. d. n. Erfahr., Entdeck. u. Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie. VI. Junis heft. *Gay-Lussac* in d. Journ. de Pharm. 1824. S. 408.) (*Th. Schreger.*)

DAHLMANN, Karl und Laurens, gelehrte Schweden, die sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch mehre nützliche landwirthschaftliche Schriften bekannt machten, in welchen sie mancherlei anwendbare Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft und des Gartenbaues thaten. Von Karl hat man: Svenska hushalls roen. Stockh. 1746—50. Vol. III. 8. und Enledning til swenska humlegards skogs ork angs skoetsel. Ib. 1748. 8. Laurens schrieb: De conservatione sylvarum in patria. Lips. 1741. 4. Eskilsons, swenska landhusbaeldning. Stockh. 1745—50. Vol. III. 8. Haste botare. Ib. 1749. 8. Om Akerbruket. Ib. 1752. 8. Humle-Skoys-angs-skiötsel. Ib. 1760 *). (*Baur.*)

DAHLMANN, Peter, ein teutscher Gelehrter, der um 1709 zu Halle lebte, bekannt als Verfasser zweier ziemlich mangelhafter, doch nicht werthloser Kompilationen, unter dem Titel: Schauplatz der maskirten und demaskirten Gelehrten. Leipz. 1710. 8. Historischer Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Erfurt und Leipz. (Berlin) 1710—15. 2 Th. 8. — Das erste Buch ist eigentlich ein Auszug aus Placcii theatro anonymorum et pseudon., und das zweite legen einige auch einem gewissen Rühlmann bei †). (*Baur.*)

Dahman s. Parsismus.

DAHME, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, im Kreise Jüterbock des Regirungsbez. Potsdam, an dem Flüßchen Dahme gelegen, mit 354 Häusern, 1 Schloß, 2 Kirchen, 2882 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweige in Tuch- und Wollzeugs-, Leinwand- und Tabaksfabriken bestehen. Der Ort ist mit Mauern und Gräben umschlossen und hat ein Stadt- und Landgericht, ein Domänen- und ein Postamt. (*H.*)

DAHOMEY (Dahomy, Dahome, Dahomet), einst ein mächtiges Reich an der Guineaküste auf den südlichen und östlichen Terrassen des Plateaus, auf welchem der Niger, Gambia und andere größere Flüsse entspringen. Das Reich wurde erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts bekannter; um das Jahr 1708 zeichnete sich das Volk unter dem Könige Guadscha Prudo durch Kriegsthaten aus, und mehre benachbarte Reiche, wie Whydah, Ardrah und andere wurden von ihm erobert. Dalzel [1]) und Norris [2]) haben uns die einzigen vollständigeren Nachrichten geliefert; an neueren Thatsachen fehlt es aber ganz, so daß sich wenig über den jetzigen Zustand des Reichs sagen läßt. — Der König ist unumschränkter Despot, alle Unterthanen erkennen sich als seine Sklaven an, alle sind darin einverstanden, daß der König das Recht habe, über ihr Eigenthum und Leben nach Gutdünken zu schal-

*) Boehmeri bibl. scriptor. hist. nat. Register. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

†) Jugleri bibl. hist. lit. T. II. 1817. Adelungs Zus. z. Jöcher.

1) History of Dahomey, an inland Kingdom of Africa. London 1795. 2) Magazin von Reisebeschreibungen. Berlin 1791. Bd. V.

Digitized by Google

ten; nur der erste Minister ist der einzige im Reiche, welchem der König nicht nach Belieben den Kopf darf abschlagen lassen. Es giebt bei dem Volke keine Feierlichkeit, bei welcher nicht Menschenblut vergossen wird. Auf Pfählen gespießte Köpfe, an den Füßen aufgehängte Leichname, die von Raubthieren verzehrt und sogleich darauf durch andere ersetzt werden, an den Eingang des königlichen Palastes hingeworfene Hirnschädel, werden als Zeichen der königlichen Größe angesehen. An dem Feste der jährlichen Zollentrichtung tränkt der König die Gräber seiner Vorfahren mit dem Blute von Hingerichteten. Vierzig bis funfzig Sklaven werden auf Befehl des Königs hingerichtet, ihm das Blut gereicht und darauf steckt er den Finger hinein, von welchem er das Blut ableckt. Die Körper werden um das königliche Begräbniß geworfen und die Köpfe auf Stangen gesteckt. Der Ruhm des Königs ist, wenn das Volk sagt: „der König geht in Blut von seinem Throne bis zu seinem Grabe, und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut." Das Volk glaubt, daß der König nicht esse; er speiset auch nie öffentlich, scheut sich aber nicht, öffentlich zu trinken. Die Meisten, welche ihn besuchen, werden sehr gastfrei aufgenommen. In den Städten sind öffentliche Gebäude zur Aufnahme von Reisenden. Gesandte, aus welchem Lande sie auch kommen mögen, sind nicht genöthigt, das Ceremoniell des Hofes zu beobachten, sondern sie begrüßen den König nach der in ihrem Lande üblichen Sitte. Europäische Gouverneurs sitzen mit bedecktem Haupte auf Stühlen. Ist der Monarch sehr gnädig, so nimt er den Fremden bei der Hand. Den Weißen wird ein Glas, von dem Könige selbst mit geistigem Getränke gefüllt, überreicht; es würde Beleidigung seyn, dieses auszuschlagen. Die Unterthanen sind sehr begierig nach dieser Ehre; derjenige, welchem sie widerfährt, legt sich rücklings auf die Erde, wenn der König mit eigener Hand ihm die Flasche an den Mund setzt, und darf nicht eher mit Trinken aufhören, als bis der König die Flasche fortnimt, oder bis sie ausgeleert ist. Der König hat das Monopol, die Frauen zu verkaufen. Nur wer 20,000 Kowries bringt und sich vor dem Thor des Palastes in den Staub wirft, erhält eine Frau. — Bei feierlichen Gelegenheiten wird von den Hofsängern die ganze Geschichte des Landes vor der Thür des königlichen Palastes gesungen. Die Erzählung dauert einige Tage, und die Jünglinge bemühen sich, diese Gesänge auswendig zu lernen, um einst die Stelle der Sänger zu erlangen.

Das Volk führt einen lebhaften Handel mit dem State Inta [3]), auch hat der König von Dahomey neuerdings den Wunsch geäußert, mit den Engländern aufs Neue Handelsverbindungen anzuknüpfen [4]).

(*Kämtz.*)

Dajabon s. Daxabon.

DAIGNAN oder d'Aignan (Guillaume), Arzt, zu Lille 1734 geboren, erhielt zu Montpellier, wo er studirte, die medizinische Doctorwürde und übte seit seinem 25. Jahre die Kunst in den französischen Militärhospitälern. Nachdem er diese als Oberarzt verlassen hatte, kaufte er zu Paris den Charakter eines ordentlichen Arztes des Königs, verlor ihn aber zur Zeit der Revolution, wurde Mitglied des militärischen Gesundheitsrathes, in der Folge als erster Armeearzt in Ruhestand versetzt, und starb zu Paris den 16. März 1812. In seinen zahlreichen Schriften findet man, neben vielen längst bekannten, doch auch manche eigene gute Beobachtung, aber auch mancherlei Vorschläge und Plane, die mehr gutgemeint und menschenfreundlich, als ausführbar sind: Maladies traduites du lat. de Bagliri. Par. 1757. 12. mit lehrreichen Anmerkungen. Mémoires sur les effets salutaires de l'eau de vie de genièvre dans les pays-bas et marécageux. St. Omer 1777. 4.; Dunkerk. 1778. 8. Réflexions sur la Hollande. Par. 1778. 12.; 1812. 8. Topographie médicale du Calaisis. 1778. 8. Remarques et observat. sur l'hydropisie. Par. 1778. 8.; schätzbare Anmerkungen. Adnotationes breves de febribus (zugl. franz.). Par. 1783. 8. Ordre du service des hospitaux militaires. Ib. 1785. 8. Tableau des varietés de la vie humaine. Ib. 1786. 8.; zweimal verteutscht: Leipz. 1788; Gera 1789. 8.; bekannte Lehren, angenehm und unterhaltend vorgetragen, nur bisweilen nicht bestimmt genug. Gymnastique des enfants convalescents, infirmes, faibles et delicats. Par. 1787. 8. Gymnastique militaire. Besanç. 1790. 8. Conservatoire de santé. Par. 1802. 8., Suppl. Ib. 1801. 8. Plan général pour remedier aux principales causes, qui nuisent à la constitution de l'homme. Ib. 1802. 8. Rélation d'un voyage en Normandie et dans les pays-bas. Ib. 1806. 8. Echelle de la vie humaine. Ib. 1811. 8. u. e. a. *).

(*Baur.*)

Daikoku s. Japan.

DAILLÉ, lat. Dallaeus (Jean), reformirter Prediger zu Charenton, geb. den 6. Jan. 1594 zu Chatellerault, aber erzogen zu Poitiers, wo sein Vater Einnehmer war. Seine Bildung zum gelehrten Theologen erhielt er zu Saumur. Hier kam er in das Haus des geistreichen und freisinnigen, dem protestantischen Glauben mit Enthusiasmus ergebenen, und als gelehrten Vertheidiger desselben rühmlich bekannten Statthalters Duplessis-Mornay, und der Umgang mit demselben wirkte vortheilhaft auf den jungen Wahrheitsforscher. Sieben Jahre lang war er Erzieher der beiden Enkel desselben, und begleitete sie 1619 auf einer Reise nach Italien. Als er einen von ihnen zu Padua durch den Tod verlor, sandte er dessen Leichnam, um den Neckereien der Inquisition zu entgehen, als einen Ballen Bücher eingepackt, mit 2 Bedienten nach Frankreich, damit er in seinem Familienbegräbnisse beigesetzt werden konnte. Mit dem andern setzte er die Reise durch die Schweiz, Teutschland, Holland und England fort, und nach seiner Rückkunft wurde er 1628 Prediger zu Foresi, einem dem Duples-

3) Bowdich Reise zu den Ashantees (Weimar. Übers.) S. 255. 4) Ebend. S. 448 Anm.

*) Ersch gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renouldin).

Digitized by Google

ſis-Mornay gehörigen Schloſſe an der Sevre in Niederpoitou, 1625 aber zu Saumur. Schon im folgenden Jahre wurde er als Vorſteher der reformirten Gemeinde zu Charenton nach Paris berufen, und dieſes Amt verwaltete er, bis er den 13. April 1670 ſtarb. Unter den reformirten Theologen Frankreichs war Daillé einer der berühmteſten und gelehrteſten, ein gründlicher Forſcher, mit den kirchlichen Alterthümern ſehr vertraut, ein Mann hellen Geiſtes, beredt, in der Entwicklung ſeiner Meinungen klar und faßlich, und ohne ſeine Ueberzeugungen irgend zu verheimlichen, ſo tolerant und gemäßigt, daß ſelbſt die katholiſchen Theologen, deren Lehren und Behauptungen er beſtritt, ihm ihre Achtung nicht verſagen konnten. Seine ſittlichen Eigenſchaften erhöheten die Achtung, die ſeine gelehrten Verdienſte einflößten. Er war redlich, menſchenfreundlich, offen, immer heiter, im Umgange angenehm und lehrreich. Die tiefſinnigſten Forſchungen vermochten ſeine natürliche gute Laune nicht zu ſtören, daher liebten auch Perſonen jedes Standes ſeinen Umgang, und Allen wußte er ſich gefällig zu machen. Die Waffen, mit denen er die Lehren und Gebräuche der römiſchen Kirche bekämpfte, nahm er hauptſächlich aus der Geſchichte, und erſchütterte durch ſeine grundgelehrte und freimüthige Darſtellung des chriſtlichen Alterthums die katholiſchen Lehren von der Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Bilder und Kreuze, von Pönitenzen und Satisfactionen, von der Firmung und letzten Ölung, vom Faſten und der Ohrenbeichte, indem er zeigte, daß die Lehre wie die Praxis der älteren Jahrhunderte in dieſen Stücken ganz von der neueren verſchieden ſei. In dieſer Beziehung haben ſeine hiſtoriſch-polemiſchen Schriften ihren Werth nicht verloren, indem ſie dem Forſcher lehrreiche Aufſchlüſſe über den Urſprung und die allmähliche Einführung der wichtigſten Dogmen und Gebräuche in der katholiſchen Kirche geben. Eine der wichtigſten in dieſer Beziehung iſt ſeine Disputatio adversus Latinorum de cultus religiosi objecto traditionem, qua demonstratur, vetustissimis ad a. D. 300 Christianis ignotos et inusitatos fuisse eos cultus, quos nunc in romana communione solent Eucharistiae, Sanctis, Reliquiis, Imaginibus et Crucibus, deferre. Gen. 1664. 4. Dieſelbe Tendenz haben folgende von ſeinen Schriften: De cultibus religionis Latinorum lib. IX. lb. 1671. 4. De poenis et satisfactionibus humanis lib. VII. Amst. 1649. 4. De jejuniis et quadragesima. Devent. 1654. 8. De confirmatione et extrema unctione. Gen. 1669. 4. De sacramentali sive auriculari Latinorum confessione. Gen. 1661. 4. De pseudographis apostolicis. Harderw. 1653. 8. De scriptis quae sub Dionysii Areopagitae, et sancti Ignatii Antiocheni nominibus circumferuntur. Gen. 1666. 4. Das größte Aufſehen aber und den heftigſten Widerſpruch erregte ſein Traité de l'employ des SS. Peres, pour le jugement des differents de la religion. Gen. 1632. 4.; ins Lateiniſche überſetzt von Mettayer: De usu Patrum ad ea definienda religionis capita, quae sunt hodie controversa. Ib. 1656 und 1686. 4. Engliſch von Th. Smith. Lond. 1651 oder 1675. 4. Daillé ſetzt darin das Anſehen der Kirchenväter ſehr tief herab, indem er zeigt, daß ſie in den Religionsſtreitigkeiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken keine Richter ſeyn könnten, weil man ihre eigentliche Meinung über ihnen unbekannte Fragen nicht wiſſen könne, hauptſächlich aber, weil ſie nicht untrüglich, ſondern wie alle Menſchen dem Irrthume unterworfen geweſen ſeien. Unter ſeinen Gegnern war der heftigſte Matth. Scrivener, der eine Apologia pro S. ecclesiae patribus adversus Dallaeum. Lond. 1672. 4. herausgab, aber er wurde widerlegt von Ittig in ſeiner Orat. pro Dallaeo. Lips. 1697. 4., von Whitby in ſeiner Diss. de sacrar. script. interpret. secundum Patrum commentarios. Lond. 1714. 4. u. A. — Von Daillé's übrigen Schriften bemerken wir: Apologie des églises reformées. 1633. 8.; von ihm ſelbſt lat. Amſt. 8. u. engl. von Th. Smith. Lond. 1653. La foi fondée sur les saintes écritures. Charent. 1634. 8.; von ihm ſelbſt lat. Genf 1660. 8. De la créance des Pères sur le fait des images. Gen. 1641. 8.; von ihm ſelbſt lat. Leiden 1642. 8. Oeuvres diverses. Par. 1654. Vol. VI. 8. Opera theol. Antw. 1700. fol. Von ſeinen ſehr geſchätzten Predigten wurden 724 gedruckt: Sermons sur le Catechisme des églises. ref. Gen. 1701. Vol. III. 8. Sermons etc. lb. 1701. Vol. XVII. 8. — Er hinterließ einen einzigen Sohn, Adrian Daillé, geboren zu Paris 1628, Prediger zu Rochelle 1653, geſtorben zu Zürich 1690; von ihm hat man eine anziehend geſchriebene Biographie ſeines Vaters *). (*Baur.*)

DAIMBACH, Dainbach, evangeliſches (lutheriſches) Pfarrdorf im ſtandesherrlichen Fürſtenthume Leiningen, dem großherzogl. badenſchen Bezirksamte Boxberg zugetheilt, ¾ teutſche Meilen faſt oſtnördlich von der Amtsſtadt, mit 410 Einw., wovon über 80 katholiſch ſind, 1 Kirche, 2 Schulen, 1 Getreidemühle und Trümmern eines alten Bergſchloſſes, ehemals mit dem Orte, der ſonſt ein freier Flecken war, ein freies Beſitzthum der Dynaſten von Roſenberg, welche es aber kraft eines Vergleiches vom J. 1561 von Kurpfalz zu Lehen empfangen mußten. Nach Erlöſchung des Roſenbergſchen Geſchlechts im J. 1632 wurde das Lehen eingezogen und Burg und Ort mit dem ehemaligen kurpfälziſchen Oberamte Boxberg auf immer vereinigt. (*Th. A. Leger.*)

DAINTS nennen frühere franzöſiſche Reiſende nach verdorbener Ausſprache die Daitjâs (ſ. dieſen Art.). So z. B. noch Polier, Mythologie des Indous, wo im 2. Th. Cap. 12 u. 13 von dieſen Dainte gehandelt wird, aber nach ſehr getrübten und unſichern Quellen. (*E. Rödiger.*)

DAIRA *Edwards* (Crustacea). Dieſe von Milne Edwards (Annales des Sciences naturelles XX. p. 392.) aufgeſtellte Gattung wird von ihm zur Familie

*) Adr. Daillé abregé de la vie de Jean Daillé, avec un catalogue de ses ouvr. Gen. 1671. 8. Bayle dict. Mém. de Niceron. T. III. 66. Teutſch 3. Th. 154. Koenig bibl. vet. et nov. voc. Pope-Blount censur. 1017. Baillet jugem. T. II. 90. Crenii animadv. philol. P. XIX. 40. Fabricii hist. bibl. P. III. 450; VI. 511. Schröckhs Kirchengeſch. ſeit d. Ref. 5 Bd. 85. Stäudlins Geſch. d. theol. Wiſſ. 2. Bd. 56. 176.

Digitized by Google

Hypérines und der Tribus Sauteurs in der Ordnung Amphipoda gerechnet. Es werden von derselben a. a. O. folgende Kennzeichen angegeben: Der Kopf dick und aufgeschwollen; die Fühler nur rudimentar, griffelförmig; Thorax kegelförmig, hinten sehr schmal, das erste Segment desselben sehr kurz; die zwei ersten Fußpaare haben eine unvollständige, zweifingerige Hand, deren beweglicher Finger durch die beiden letzten Glieder gebildet wird; am Hinterleib stehen sechs Paar falscher Füße. Die einzige angeführte Art D. Gaberii ist nicht näher charakterisirt. (*D. Thon.*)

DAIRE, Louis François, Mitglied der Akademie zu Rouen, war den 22. Juli 1713 zu Amiens geboren. Er trat in seinem 19. Jahre in den Cölestiner-Orden, bekleidete in demselben verschiedene Aemter, und wurde endlich Bibliothekar der Cölestiner zu Paris. Als die Nationalversamlung die geistlichen Orden aufhob, begab er sich nach Amiens, dann nach Chartres, und starb daselbst den 18. März 1792. Ein fleißiger und genauer Forscher, der besonders über die Geschichte seiner Vaterstadt und der Pikardie aus unbenutzten Quellen mancherlei schätzbare Nachrichten bekannt machte, die aber in Hinsicht auf Composition und Styl nicht befriedigen: Histoire civile et ecclésiast. de la ville d'Amiens. 1757. Vol. II. 4. Hist. liter. de la ville d'Amiens. 1782. 4. Tableau hist. des sciences, des belles lettres et des arts dans la province de Picardie, depuis les prémiers temps jusqu' aujourdhui. 1769. 12. Specialgeschichten von Montdidier, Doullens, Encre, Grainvilliers, und außerdem: Tableau de la bataille donnée près de Mastricht. 1747; 1756. 12. Dictionnaire des épithétes franç. Lyon 1758. 12. Vie de Gresset. 1779. 12. Mehre Jahre schrieb er den Almanach de Picardie *). (*Baur.*)

Dairi s. Japan.

DAÏS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Knopfförmige, mit einer Hülle versehene Blüthen; der Kelch röhrig, an der Basis bauchig, mit fast fünfspaltigem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Beere einsamig. Die drei bekannten Arten sind Sträucher. 1) D. cotinifolia L. (Sp. pl., Lam. ill. t. 368. f. 1.; D. laurifolia Jacqu. ic. rar. I. t. 77.) mit umgekehrt eiförmigen, ablangen Blättern und fünfspaltiger Corolle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. octandra n. L. Burm. (ind. t. 32. f. 2.) mit eiförmig-lanzettförmigen, aderigen, spitzen Blättern und vierspaltiger Corolle. In Ostindien. 3) D. disperma Forst. (Prodr. n. 192.) mit eiförmig-lanzettförmigen, ungeaderten Blättern und vier- oder fünfspaltiger Corolle. Auf den Freundschaftsinseln. — D. madagascarensis und linifolia Lam. (Enc., ill. t. 368. f. 2. 3.) gehören nach Willdenow als Varietäten zu Gnidia daphnefolia L. fil. (*A. Sprengel.*)

DAISBACH, evangelisches (lutherisches) Pfarrdorf im großherzogl. badenschen Bezirksamte Sinsheim, ½ teutsche Meile nördlich von der Amtsstadt, dem Hause der Freiherren Göler von Ravensburg, als Grundherrn und ehemalige Doctorwürde und übte seit jeden[illegible]re die Kunst in den französischen Militär-40 ka[illegible] Nachdem er diese als Oberarzt verlassen Me[illegible] Paris den Charakter eines ordentwar das ehemalige Lobenfel[illegible] aber zur Zeit der male auf den J. 1211 unter dem N[illegible] und unter der Advocatie des uralten Dynastengeschlechtes von Schauenburg bekannt [1]). Der Ort gehörte zum alten rheinfränkischen Elsenzgau [2]). In dem Dorfe liegt die alte Ritterburg Daisbach, noch wohl erhalten und mit Wassergräben umfangen, schon in älteren Zeiten ein Reichslehen, das verschiedene adelige Geschlechter im Besitze hatten. Kunz von Venningen bekam es um die Mitte des 14. Jahrh. von seinem Vater Seifried, dem alten Ritter, und stiftete dadurch eine besondere Linie dieses Hauses, Venningen-Daisbach genannt. Kaiser Ruprecht verlieh im J. 1401 „Kuntzen von Venygen das Burglin mit dem Dorfe zu Daspach" mit der besonderen Gnade, daß, wenn er ohne Leibes-Lehenerben abgehen würde, das Lehen an seine Tochter kommen sollte [3]). Daher fiel es auch durch Verheirathung Venningischer Töchter nach und nach ganz an das alte Rittergeschlecht der Rammungen, und als im Anfange des 16. Jahrh. Johann von Rammungen mit Tode abgegangen war, kam es an dessen Tochter Katharina, die sich an Albrecht Göler von Ravensburg verehlichte [4]), bei dessen Geschlecht Schloß und Dorf bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Die oberlandesherrlichen Rechte hatte aber von jeher Kurpfalz ausgeübt [5]), unter dessen Regierung es zur Meckesheimer Cent des alten Oberamtes Heidelberg gezogen war. — Die alte Kirche, zur Ehre der Himmelfahrt Mariä eingeweiht, sonst ein Filial von Reidenstein, wurde im J. 1501 durch den Ortsherrn und die Gemeinde mit Hilfe einer Collecte neu aufgebaut und zu einer Mutterkirche erhoben, worüber die Gemeinde anfangs in den Kirchenbann kam, bis die Sache mit dem Bischofe von Worms abgeglichen wurde [6]). (*Th. A. Leger.*)

DAITJÂS oder Daitejâs oder Ditjâs sind die Titanen der indischen Mythologie. Sie heißen so als Kinder der Ditis, die eine Tochter des Dakscha war (s. d. Art.) und jene dämonische Riesenbrut dem Kasjapa gebar, so wie derselbe durch eine andere seiner Frauen, die Aditi, der Vater der guten Geister oder der (untern) Götter überhaupt war. Letztere heißen von ihrer Mutter Aditjas oder auch Suras im Gegensatz der Asuras, wie die Kinder der Ditis auch genannt werden [1]). Ein anderer Name der Ditis ist Danu, und nach diesem heißen ihre Kinder auch Dânawâs. Die beiden Brü

*) Ersch gel. Frankr. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX.

1) *Gerhardus de Schowenburg* in Transsct. publ. Act. anno gratie MCCXI. etc. in Cod. diplom. monast Schoenaug. No. XXXIII. 2) *Act. Acad. Palatin.* Tom. VI. histor. pag. 93. 3) Urkundliche Nachrichten bei Widder in geogr. histor. Beschreib. d. Kurpfalz. I. 398. 4) Widder a. a. O. S. 399. 5) *Alef* in Tractat. exeget. über den Cent-Vertrag. S. 11. 6) *Schannat* Histor. Episcopat. Wormat. pag. 43.

1) Über die Entstehung des letztern Namens ist zu vergleichen Ramajana I, 45. Sl. 36—38 der Ausg. v. Schlegel.

Digitized by Google

Jesuitenschule, lange gemeinsamem Streite mit einander, Poitou, 1625 aber zu Saumur. Schon das Zeugniß Jahre wurde er als Vorsteher der reformirten [illegible] höhe zu Charenton nach Paris berufen, und dieser [illegible] ein waltete er, bis er den 13. April 1670 [illegible] sen sie reformirten Theol[illegible] über die Ambrosia, bei deren berühm[illegible] Buttern des Oceans alle Suren und Asuren thätig waren [3]). Die Dichter gedenken zahlreicher Kämpfe, die die Götter, vorzüglich unter Indra's Anführung mit den Daitjas bestanden. Es wurden da häufig nicht Tausende, sondern Millionen und Billionen solcher böser Geister getödtet [4]). Außer jenem Streite um die Götterspeise werden als einzelne Kämpfe angeführt: 1) der, welcher durch Erlegung des Daitja Sambâras endigte, 2) ein anderer, in welchem Indras den Vritras tödtete, 3) der mit Balas, 4) der mit Sundas und Upasundas und noch andere [5]). Glänzend ist die Beschreibung des Streites gegen die Dämonen, zu dessen Führung Indras den Ardschunas aussendet; sie findet sich im Mahabharata [6]). Mit Indras Waffen, selbst mit dem Donnerkeil ausgerüstet und auf dem Prachtwagen des Gottes fahrend, zog Ardschunas über's Meer und traf jenseits auf die wundersame Daitja-Stadt. Nachdem die Bewohner derselben den ersten Schrecken überwunden, beginnt erst ein offener Kampf mit unaufhörlichem Pfeilregen. Darauf nehmen die Asuren ihre Zuflucht zum Zauber. Sie erregen mittelst desselben einen Steinregen, Wassermassen stürzen aus der Luft, ein wüthender Orkan hüllt alles in schwarze Nacht. Endlich machen sie sich unsichtbar und thürmen hohe Berge um und über ihren Feind. Alle diese Zauber weiß Ardschunas durch seine Götterwaffen zu vernichten und als Sieger zieht er in die herrliche Stadt ein, in welcher jetzt nur noch die Daitjas Frauen klagend umherirren. Hierauf bezwingt er in ähnlicher Weise noch eine zweite zauberhafte Stadt der Daitjas, und kehrt zum Indras zurück. — Die Gewalt dieser bösen Geister der indischen Mythe ist groß. Sie waren den Göttern zweiten Ranges nicht selten überlegen, vertrieben sie wol aus einem Wohnsitze, den sie inne gehabt, und befestigten sich in ihrer Übermacht zu wiederholten Malen durch lange und ernstliche Bußübungen, nach deren Vollbringung das höchste Wesen Brahma ihren Bitten um Sieg und Gewalt nicht widerstehen konnte [7]). Doch erscheint dieser Gegensatz von guten und bösen Geistern in der indischen Religionslehre überhaupt bei weitem untergeordneter als in der verwandten Parsenlehre, in welcher sich der Dualismus viel schärfer ausgebildet hat. (*E. Rödiger.*)

DAITU ist der mongolische Name für Peking oder doch für einen Theil dieser Stadt. Ihre erste Anlage erhielt sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. durch den mongolischen Fürsten Setsen Chaghan. (S. Schmidt's Geschichte der Ostmongolen S. 112. 136. 396. *Gaubil* Hist. des Mongols p. 146. (*E. Rödiger.*)

Dakel s. Oase, Sect. III. Thl. I. S. 12.

DAKKE, Decke, Dukkey, el Guaren, vielleicht das alte Pselcis, Ort in Nubien auf dem linken Ufer des Nils, dem jetzigen Kobban gegenüber, welches Burckhardt für das Contra-Pselcis der Alten hält [1]). Es befinden sich hier die Ruinen eines Tempels, von welchem Norden [2]) und Belzoni [3]) Ansichten, und Burckhardt (a. a. O.) einen Grundriß gegeben haben und welchen der zuletzt gedachte Reisende für einen der besten Ueberreste des Alterthums hält, die wir im Nilthale antreffen; Legh [4]) bemerkt, daß es die am besten erhaltenen Ruinen südlich von Assuan sind. Die Berge am linken Ufer des Nils entfernen sich hier weit von dem Flusse und lassen eine weite Ebene übrig, welche einst sehr bebaut seyn mochte, jetzt aber nur ein arabisches Dorf enthält und so wenig cultivirt ist, daß über dem Nilschlamm eine drei Fuß hohe Sandschicht liegt [5]). Der Tempel steht etwa 100 Ellen vom Ufer. Vor demselben steht ein großes Propylon 30 Schritt (nach Burckhardt, 75 Fuß nach Light) lang, an 60 Fuß hoch und 40 Fuß breit, in dessen Mitte sich ein Thor befindet. Vor diesem liegen Stücke einer Sphinx. Auf den Wänden des Propylons sind weder Hieroglyphen noch andere Figuren; in beiden Flügeln sind sehr viele Gemächer über einander. Auf der Seite des Propylons, welche gegen den Tempel gerichtet ist und im Innern des Thores sind Sculpturen. 16 Schritte (nach Burckhardt, 48 Fuß nach Belzoni) vom Propylon befindet sich der Eingang in den Pronaos zwischen zwei Säulen mit Sculpturen. Der Pronaos ist 10 Schritt lang und 7 breit; sein Dach ist mit Steinen von wenigstens 15 Fuß Länge bedeckt. Durch ein nur 4 Schritt breites Gemach führt eine reich verzierte Thür in das Adytum. Auf einer Seite von diesem befindet sich eine kleine dunkle Kammer, in welcher sich ein tiefes Grab befindet mit einem großen Löwen in der Wand; auf der andern Seite befindet sich eine Treppe, die nach oben führt. Das Adytum hat etwa 6 Schritt im Quadrat. Hinter ihm liegt noch ein größeres Gemach, das durch eine kleine Thür mit einem engen Gange communicirt, der durch eine Steinmauer gebildet wird, die den Tempel auf drei Seiten umgab. An dem Fuße der Wände sind Lotosblumen in Blüthe, denen Opfer vorgesetzt sind. — In keinem Theile des Tempels finden sich historische Sculpturen, aber die äußern Wände so wie das Innere der Gemächer ist dick mit Figuren bekleidet, welche religiöse Handlungen darstellen [6]); alle Figuren sind schön ausgeführt; in kei

2) S. Brahma-Vaivarta-Purana in dem Specimen, das von Stenzler edirt ist (Berlin 1829.) II. Sl. 99.
3) Diese phantastische Butterung des Oceans wird im Mahabharat erzählt, s. Wilkins Anmerk. zu Bhagavad-Gita und im Ramajana I, 45. 4) S. z. B. Ardschunas Rückkehr V, 21. 5) Ebend. V, 20. VIII, 17—20. Devimahâtmjam Abschn. 2. u. 3. Ardschunas Himmelsreise S. 65 ff. Ausg. v. Bopp. 6) Ardschunas Rückkehr. Gesang V—X. 7) Ebend. IX, 29. X, 7 ff.

1) *Burckhardt* travels in Nubia. 4. London 1819. p. 105. 2) Voyage d'Egypte et de Nubie ed. Langlès. T. III. Tab. CLIV. 3) *Belzoni* Narrative of the operations and recent discoveries in Egypt and Nubia. 4. London 1820. Atlas Tab. 21. 4) Bei Ritter Erdkunde I, 641. 5) *Belzoni* Narrative p. 72. 6) C. Ritter, Erdkunde S. 642, sagt: „Im Innern des Tempels sind keine historische Sculpturen, aber das Äußere ist ganz damit überdeckt; sie stellen vorzüglich religiöse Ceremonien dar." Die Worte bei Burckhardt (S. 105), dem ich gefolgt bin, lauten: There are no histori-

Digitized by Google

nem ägyptischen Tempel traf Burckhardt eine so correcte Zeichnung und Grazie des Umrisses; einige der Figuren würden in griechischen Tempeln eine Zierde gewesen seyn. Er glaubt, daß der Tempel nach dem Muster dessen auf der Insel Philä erbaut sei; der Maßstab ist kleiner, aber die Ausführung sorgfältiger als beim Originale. Nach einer Bemerkung Niebuhr's [7]) zu urtheilen, die sich wol auf eine Inschrift gründen mag, die wir bis jetzt nicht kennen, ward dieser Tempel von Schiffern dem Ptolemäus Evergetes und der Cleopatra zu Ehren erbaut. — Die griechischen Christen bedienten sich desselben in der Folge bei ihrem Gottesdienste, und auf den Wänden befinden sich noch verschiedene Abbildungen von Heiligen. (*L. F. Kämtz.*)

DAKRYOLITHEN (Thränendrüsensteine) nennt P. v. Walther jene seltenen harnsauren Kalksteinkerne, die sich aus der Thränenfeuchtigkeit krankhaft bilden, und, aus dem Auge täglich genommen, sich leicht wieder bilden; (s. dessen und v. Gräfe's Journ. d. Chir. und Augenheilk. 1820. I, 1.). Die krystallinischen Eiterabsätze von Hanfsamenkorngröße aus dem Augenwinkel hielt Lentilius für Alaun; allein man muß aus seinen Versuchen und den daraus erhaltenen Resultaten schließen, daß sie aus Natron, schleimiger Materie, phosphorsauren Salzen und Spuren von Eisenoxyd (?) zusammengesetzt waren; (s. Abhandl. d. kais. Akad. d. Naturforsch. zu Petersb. 1777. S. 418, vergl. v. Crell's chem. Arch. II. S. 54 ꝛc.). Haller gedenkt eines Steinconcrements, welches im Menschenauge mit der Markhaut verwachsen war (s. dessen Opp. pathol. Lausanne 1755. p. 136.). Mohrenheim u. A. fanden dergleichen in den Augenbraunen, Wimpern und in der Krystallinse (s. Wiener Beitr. z. prakt. AK., WAK. u. GH. I. ꝛc.), ja Heister (in dessen Wahrnehm. II.), sah den ganzen Krystallkörper, und Petit die Thränendrüsen durchaus versteint. Fourcroy (s. dessen Syst. des connaissances chim. X. p. 314, und d. Mém. de l'inst. IV. a. IX.), erhielt aus ein Paar Thränensteinen phosphorsauren Kalk, und Thierleim, als Bindemittel. Nach dem Bericht älterer Autoren: eines Garzias ab Horto, Venette, Wittich u. A. soll sich auch in den Augenwinkeln der Hirsche eine wallnußgroße steinige Concretion bilden, eine Art indischen Bezoards, welche vormals gegen den Genuß giftiger Dinge angepriesen wurde. (*Th. Schreger.*)

DAKSCHAS war nach der indischen Mythe einer der sieben Brahmadikas oder Brahmageborenen. Er entstand aus dem Daum der rechten Hand Brahma's; zuweilen wird er auch als ein Avatâram oder eine Vermenschlichung des Brahma selbst betrachtet. Seine Bestimmung war, zur Bevölkerung der Welt beizutragen. Zugleich erscheint er als der personificirte Horizont, der den Himmel trägt, gleichsam der indische Atlas. Er hatte 60 Töchter, von denen 27 an den Tschandras (Mond) verheirathet sind und den Mondsasterismen vorstehen. Die eine derselben, Rohini mit Namen (die vierte Station im Sternbilde des Stier), wurde von Tschandras so sehr begünstigt, daß er die andern darüber vernachlässigte. Diese beklagten sich deshalb bei ihrem Vater Dakschas, welcher, nach fruchtlosen Ermahnungen, seinen Schwiegersohn mit einem Fluche belegte, kraft dessen dieser kinderlos blieb und an der Auszehrung litt. Auf Verwendung der Weiber milderte Dakschas seinen Fluch dahin, daß er festsetzte, die Abzehrung solle nur periodisch seyn und in dieser Weise mit Herstellung abwechseln. Daher schreibt sich, wie in den Puranas erzählt wird [1]), das Ab- und Zunehmen des Mondes. — Dreizehn andere von Dakschas Töchtern waren an Kasjapa verheirathet, unter diesen die Ditis und die Aditis. Von ersterer stammen die Daitjas (s. d. Art.), von letzterer die guten Geister oder Götter insgemein, insbesondere aber die Aditjas, welche den Stationen der Sonne in den zwölf Bildern des Thierkreises vorgesetzt sind. Endlich ist auch Sati oder Durga (s. d. Art.), das Weib des Sivas, eine Tochter Dakschas. Als letzterer einst ein großes Opfer veranstaltete, lud er dazu alle Weisen und Götter ein, jedoch mit Uebergehung seines Schwiegersohnes Siva und dessen Gattin. Um sich an Dakschas zu rächen, schickte Sivas seine dienstbaren Geister aus, das Fest zu stören, was sie denn auch in solchem Maße thaten, daß selbst die Götter gemißhandelt und Dakschas geköpft wurde. So ungefähr wird die Sage im Mahabharata erzählt. Später erhielt sie einige Zusätze und Modificationen. Namentlich wird hinzugefügt, daß Sati selbst bei der Feier erschienen und daß dieselbe, als sie ihrem Vater keine Achtung für Sivas einflößen konnte, sich in die Opferflamme gestürzt und verbrannt habe. Dakschas sowohl als Sati wurden später ins Leben zurückgerufen; jener erhielt jedoch bei dieser Wiederbelebung einen Widderkopf, und Sati wurde als Tochter des (Berges) Himâlaja wiedergeboren und von neuem an Sivas vermählt. Sie hieß jetzt Parvati das Bergmädchen, oder Giridscha die Bergerzeugte. In den Höhlentempeln von Elephanta und Ellora finden sich Abbildungen der Hauptmomente dieser Legende. Auch ist sie in der neuesten Zeit als Stoff zu einem Drama benutzt worden, von welchem Wilson im Theater der Hindus Nachricht gegeben [2]). (*E. Rödiger.*)

Daktyliomanteia s. Ring.

Daktyliothek s. am Ende.

Daktylische Versarten s. am Ende.

DAKTYLONOMIE oder Cheironomia nennt man die jetzt veraltete Kunst, durch verschiedene Haltungen der Finger und Hände Zahlen zu bezeichnen. Da diese Art von Zeichen rein conventionel sind, so lassen sich so viele verschiedene Systeme davon bilden als man will. Einige solche Systeme, die von Beda, Aventin, Ign. Belwer und Pet. Apian herrühren, findet man bes-

cal sculptures in any part of this temple, but the exterior walls, as well as all the apartments within, are thickly covered with figures representing religious subjets.

7) *Niebuhr* Inscript. Nubiens. p. 16. bei Ritter Erdkunde I, 643.

1) Man s. Wilsons Theater der Hindus Th. I. S. 338 f. der teutschen Übers. (Weimar 1828). 2) S. das. II, 286. der teutschen Übers.

Digitized by Google

schrieben und abgebildet in Leupold's Theatrum arithmetico-geometricum §. 3—6. und Tab. I—III. (*Gartz.*)

DAKUKA [دقوقا 1)]. Jakut im Moschtarek führt zwei Örter dieses Namens an. Der eine ist ein unbedeutender Flecken in Bahrain. Bekannter ist der andere, welchen Abulfeda zu Mesopotamien rechnet. Dieses letztere Dakuka liegt östlich vom Tigris und, wie Jakut die Lage bestimmt, zwischen Bagdad und Irbil (Arbela), von letzterer Stadt ungefähr 5 Tagereisen entfernt, nach Abulfeda, was genau mit Niebuhrs Nachrichten übereinstimmt. Der Ort liegt an einem kleinen Flusse (Niebuhrs Reisebeschr. Bd. II. S. 337), der von der benachbarten Bergkette Hamrin herabkommt, in einer fruchtbaren Gegend. Ehedem war hier der Sitz eines Bischofs 2). Die Stadt selbst war durch ein Castell befestigt (nach Jakut), und die Überreste aus älterer Zeit, welche noch Niebuhr sah, zeugen von ehemaliger Wichtigkeit. Gegenwärtig ist der Ort unter dem Namen Tauk 3) nur ein großes Dorf, meistens aus Erdhütten bestehend. Es dient zur Station auf der östlichen Straße von Mosul nach Bagdad 4). In der Nähe finden sich zwei Gräber von muhamedanischen Heiligen, denen der fromme Volksglaube eine Universalheilkraft beilegt, und welche deshalb jährlich eine große Anzahl andächtiger Muhamedaner bei diesem Dorfe versammeln (Niebuhr). (*Tuch.*)

DAL oder Dalsland (Thalland), eine Provinz des mittleren Schwedens, 9 Meilen lang und 5 Meilen breit; im Norden grenzt sie an Wermeland, im Westen an Norwegen und Bohuslän, im Süden an Westgothland, im Osten wird sie durch den großen Landsee Wenern bespült. In politischer Hinsicht gehört sie zum Län Elfsborg (Wenersborg); in kirchlicher zum Stifte Carlstad, mit 3 Propsteien (Nord-, Süd- und West-Dal), 12 Pastoraten, 42 Kirchen und, im J. 1815, 40,862 Seelen auf 40 Q.-Meilen. Die Provinz hat nur Eine Stadt, Åmål, im J. 1815 mit 1093 Seelen (s. Åmål); Berge, zum Theil mit Tropfsteinhöhlen von ansehnlicher Länge, aber auch schöne und fruchtbare Thäler füllen das Land aus; die nördliche Hälfte, Wermelands-Dal, ist bergig; die südliche Hälfte, Westgöthas-Dal, ist ebener. Das Getreide gedeihet gut, falls nicht frühe Nachtfröste, Wirkungen der vielen Brüche und Sümpfe, schaden; der Roggen gibt das 12te, Erbsen das 14te, Kartoffeln, die viel gepflanzt werden, das 10te Korn. Auch Flachs und Hopfen wird gebauet. Im Waldlande wird geschwendet, man verbrennt aber nur die Zweige, und säet den Roggen in die noch heiße Asche, was am vortheilhaftesten ist. Die Heuwerbung ist geringe, der Wiesenbau schlecht. Seit an den Küsten von Bohus der Häringsfang abgenommen hat, ist auch der Absatz an Holz für die Thranköchereien vermindert worden. Der Wald besteht aus Laub- und noch mehr Nadelholz; Eichen finden sich. Hüttenwerke sind vorhanden. Kohlen- und Theerbrennen, Verkauf von Zimmerholz und Brettern, Hopfen, Butter, Käse und Talg gewähren einen nicht ganz unbedeutenden Ertrag. In den Kirchspielen Färglanda, Ödeborg und Ertemark hat man neuerdings Tropfsteinbrüche entdeckt. Auch Mühlenstein- und Schieferbrüche trifft man. Die für Elfsborgs-Län zu Wenersborg bestehende Landhaushaltungsgesellschaft wirkte bereits auch auf Dalsland ein. — Die Einwohner sind abgehärtet, einfach und mäßig, aber unreinlich; übrigens dienstfertig und arbeitsam, von kräftiger und schöner Körperbildung. Durch den Drang der Zeiten hat die ländliche Industrie sehr zugenommen, und der Luxus, der auch schon hier sich verbreitete, nimt wieder ab. Im J. 1824 ließen sich 10 oder 11, zum Theil sehr angesehene und wohlhabende Familien aus Stockholm in dem rauhen Waldlande der Provinz, zwischen der norwegischen Gränze und dem Wenern, in der Einsamkeit nieder, um die alte schwedische Einfachheit zurückzuführen; sie leben, abgeschieden, von ihrer Hände Arbeit in Häusern nach altgothischem Geschmack. — In juridischer Hinsicht gehört Dalsland unter das gothische Hofgericht zu Jönköping und Westgötha och Dals Lagmansdöme (Provinzialgericht), und zerfällt in 5 Häreder (Kreisgerichtsbezirke). In bergmännischer Hinsicht gehört Dalsland zu Wermelands Bergslag. (*v. Schubert.*)

DAL, Nicolaus, dänischer Missionar zu Tranquebar, im April 1690 in dem schleswigschen Dorfe Anolet geboren, studirte zu Jena und Halle, ging 1718 als Missionar nach Ostindien, und starb den 5. Mai 1747. Zum Behuf seines Missions-Geschäfts hat er viele Bücher in portugisischer Sprache herausgegeben *). (*Baur.*)

DALABORG oder Dalahus, Ruinen einer Schloßfeste, welche im J. 1304 durch die schwedischen Herzoge Erich und Waldemar gegen ihren Bruder, den schwedischen König Birger Månsson errichtet wurde; erstere beide überfielen 1306 mit gewohnter Treulosigkeit letzteren, und machten ihn bei einem freundschaftlichen Besuche zu Häterna zu ihrem Gefangenen; nur die Dazwischenkunft von Birgers Schwager, des Königs Erik Menved von Dänemark, mittelst eines Heeres, stiftete den Frieden zu Helsingborg; 1317 ladete Birger seine beiden Brüder zu sich nach Nyköping ein, wo er sie, nach freundschaftlichen Mahlen, gefangen nehmen und 1318 den 16. Febr. ermorden ließ; worauf aber dieser scheußliche Bruder aus dem Reiche fliehen mußte. Das Schloß Dalaborg ward im J. 1434 auf Befehl des Feldherrn Engelbrecht, der die Dalekarlier gegen den treulosen König Erich XIII. von Pommern anführte, durch Peder Ulfsson zerstört. (*v. Schubert.*)

Dalai-Lama s. Lamaismus.

1) Ursprünglich دقوقي nach Jakut. 2) S. *Assemani*, Bibl. orient. Bd. 4. S. 741. Vergl. Bd. 2. S. 432. 3) Der neuere Name Tauk bedeutet im Türkischen eine Henne. Er entspricht auch sonst dem osttürkischen داقوق. Ulug Beigi epochae celebriores ed. Gravius p. 5. und Herbelot Or. Bibl. Bd. II. S. 192. der teutsch. Übers. Niebuhr u. a. hörten als den alten Namen ausdrücklich Dakuk angeben. 4) S. Buckingham's Reisen in Mesopotamien. S. 384 der teutsch. Übers. Berlin. Ausg.

*) Missions-Nachr. 67. Centur. S. 1206. Beitr. zu den Act. hist. eccles. 2. Bd. 657.

Digitized by Google

DALARNE (Dalekarlien), d. i. auf teutsch die Thäler, eine Provinz des nordwestlichen Schwedens, fast ganz aus Bergen und Thälern bestehend; die Einwohner nennen sich Dalkarlar, d. i. die Männer des Thals; daher die Teutschen das Land selbst oft Dalekarlien nennen, welcher Name bei den Einwohnern unbekannt ist, die hingegen ihr Land Dalarne, auch Stora-Dalarne (die großen Thäler) oder Siljans-Dalarne (vom See Siljan), zum Unterschiede von der Provinz Herjeådalen, die auch Dalarne heißt, nennen. Die Länge des Landes schätzt Tuneld (Geographie öfver Sverige, 3te Aufl. 1793. B. 1. S. 316.) auf 40, die Breite auf 26 Meilen; welche Angabe durch die genaue Karte Hermelin's bestätigt wird (Charte öfver Dalarne. 1800.); die Angabe in Rühs Schweden. 1807. (20 M. lang, 15 M. breit) ist zu geringe. Der Flächeninhalt beträgt 288 Q. M., im J. 1819 mit nur 122,729 Seelen, des vielen unwirthbaren Landes wegen, wiewol volkreiche Dörfer die Thäler ausfüllen, und die Bevölkerung durch vielfache Theilungen der Familiengrundstücke (Hemmansklyfning) gleichzeitig mit der Armuth gewachsen ist. Zwischen 59° 50′ u. 62° 50′ der Br. (nach Tuneld) und unter 29° 20′ der Länge, grenzt es im Norden an Herjeådalen, im Osten an Helsingland und Gestrikland, im Süden an Westmanland, im Westen an Norwegen und Wermeland; nur mit Westmanland und Gestrikland war es bisher durch Fahrwege verbunden; jüngst ist ein Fahrweg auch nach Helsingland angelegt worden, wie an einem Fahrwege nach Wermeland im J. 1817 gearbeitet wurde; nach Norwegen und Herjeådalen gibt es keine Fahrwege, wie denn auch hier an vielen Stellen ungeheure Alpen, für deren höchste man die sich über den nahen norwegischen See Fämund auf 2000 Ellen erhebende Alpe Svucksiöt hält, die Grenze bilden; gegen diese Alpen hin erhöhet sich das Land; doch kommen hohe Berge auch im Innern vor, welches überall von Bergketten, Seenzügen, Sümpfen und Flüssen durchschnitten ist. Ansehnliche Erzlager sind vorhanden: man gewinnt auch Gold (2- bis 300 Dukaten; die Kosten übersteigen den Werth); Silber (4- bis 800 Mark), Kupfer und Eisen; der Bau auf Kupfer ist der bedeutendste: man gewinnt hier mehr Kupfer, als in irgend einer andern schwedischen Provinz; überhaupt berechnet man, daß sämtliche Bergwerke jährlich einen Werth von 1½ Millionen Bankthalern an ausführbaren Metallen produciren; das zu Fahlun, wo die große Kupfergrube ist, gewonnene Roh- oder Schwarzkupfer wird zu Avesta durch eine neue Umschmelzung und einen besondern Prozeß, das Garmachen (garning), nochmals gereinigt, und ist nun erst Handelsware. Der Ackerbau gewährt, zumal in der rauhen nördlichen Hälfte, nicht das Nothwendige; durch Industrie, Auswanderungen und große Sparsamkeit wird das Fehlende ersetzt; die Viehzucht, insbesondere auf den Alpen, ist vorzüglich. Wald trifft man viel, am meisten Nadelwald. Der ansehnlichste der vielen Seen ist der Siljan, in der Mitte des Landes, 5 Meil. lang, 3 M. breit; der ansehnlichste der Flüsse ist der Dalelf, welcher mittelst zweier Arme das Land in zwei Hälften, Österdalarne und Westerdalarne, scheidet; der eine Arm, der westliche Dalelf, entsteht im Bezirk der zum Pastorat Lima gehörigen Kapellgemeinde Trandstrand, durch Vereinigung der aus dem Bezirke der zwischen Herjeådalen und Norwegen mitten inne liegenden Kapellgemeinde (der nördlichsten in Dalarne) Idre, Pastorats Särna, herabkommenden Flüsse des Löra, der in 3 Armen an der norwegischen Grenze, und des Fulu, der etwa zwei Meilen westlich von der Kapelle Idre, aus den Fuluseen entspringt; der zweite Arm, der östliche Dalelf, entspringt im Bezirk der genannten Kapelle Idre, an der norwegischen Grenze, in mehren Armen aus der Alpe Salfjället, dem See Grösfvelsjö und andern Seen. Nachdem der Österdalelf den See Siljan durchströmt, vereinigt er sich bei Djursäs, im Pastorate Gagnef, mit dem breiten und reißenden Wästerdalelf; der vereinigte Strom erhält nun den Namen Dalelf, und fließt durch das südwestliche Dalarne und längs der Grenze von Gestrikland, Westmanland und Upland dem Meere zu, in welches er sich bei Elfkarleby in Upland, an der Grenze von Gestrikland, 2¼ M. unterhalb Geste, nachdem er einen majestätischen Wasserfall gebildet (v. Schubert Reise durch Schweden ꝛc. Bd. 2. S. 8 u. 9.), ergießt.

In politischer Hinsicht bildet Dalarne die Landshauptmannschaft (Höfdingedöme) Stora-Kopparbergs-Län, mit 7 Vogteien, aus 6 Theilen bestehend: 1) dem eigentlichen Kopparberg's-Län mit der Hauptstadt Fahlun; 2) Säthers-Län mit der Stadt Säther; 3) Näsgårds-Län mit der Stadt Hedemora; 4) Österdalarne, ohne Stadt; 5) Wester-Bergslagen (die westlichen Bergwerksdistrikte), ohne Stadt. 6) Westerdalarne, ohne Stadt. In ältester Zeit hatte das Land eigene Könige; auch ein eigenes Gesetz, Dala-Lag, wie es überhaupt in Schweden viele Provinzialgesetze gab; jetzt bildet es mit Westmanland ein Lagmansdöme (Sprengel eines Lagman, d. i. Provinzialrichters) unter dem Svea-Hofgericht zu Stockholm. Es stellt ein Regiment Infanterie. Der Bergwerksstat besteht aus 2 Distrikten: 1) Stora-Kopparbergs-Bergslag und 2) Öster- och Wester-Bergslagen.

In kirchlicher Hinsicht ist Dalarne Theil des Bisthums (Stift) Wästeräs, und enthält 7 Propsteien:

1) Norrbärke,	mit 4	Pastoraten	und 6	Kirchen;		
2) Westerdal,	— 4	—	— 9	—		
3) Leksand,	— 4	—	— 6	—		
4) Rättvik,	— 3	—	— 5	—	und 1	Bethause;
5) Mora,	— 5	—	— 8	—	und 2	Bethäusern;
6) Stora Tuna,	— 9	—	— 14	—		
7) Hedemora,	— 6	—	— 8	—		
	35 Pastoraten und 56 Kirchen und 3 Bethäusern.					

Die Dalekarlier (Dalkarlar) sind ein kräftiger Menschenschlag, hager, aber von starkem Knochenbau; sie haben eine hochgewölbte Stirne mit großen, mächtig hervorblitzenden Augen, und blonde, oder schwarze, bis auf

Digitized by Google

die Schultern herabhängende Haare; in ihren Blicken spricht sich Offenheit und Heiterkeit neben Ernst und Einnigkeit aus; sie sind dienstfertig und höflich; ihre unerschütterliche Treue gegen König und Vaterland ist einer der leuchtendsten Punkte in der älteren, wie in der neueren Geschichte des Nordens, wobei es freilich nicht verkannt werden kann, daß bei den Männern das Lob, welches man zu reichlich dem Volke der Dalekarlier spendete, ein übertriebenes Selbstgefühl, Eigendünkel und Eigensinn erzeugt hat, auch bei ihnen viel Eigennutz gefunden wird, während bei dem weiblichen Geschlechte alte Einfachheit, Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit, eine thätige Gottesfurcht noch immer im hohen Grade vorherrscht; dies alles gilt vom nördlichen (oberen) Dalekarlien; im südlichen (niederen) Dalekarlien trifft man, bei Männern wie bei Weibern, nur wenige Spuren alter Einfalt und Unschuld; vielmehr zeigen sich unterhalb Fahlun Eigennutz und Sittenverderbniß in hohen Graden. Die alte Sitte, jedermann, auch Vorgesetzte, selbst den König, mit Du anzureden, findet man jetzt nur noch im Pastorate Mora (im nördlichen Dalekarlien), wo, nebst Orsa und Elfdal, auch vorzugsweise die uralte, dem Gothischen nahekommende dalekarlische Sprache in vielen Modifikationen an den verschiedenen Orten sich erhalten hat *); daneben versteht man Reinschwedisch, was man mit Fremden redet. Manche eigenthümliche Gebräuche, besonders bei den Hochzeiten, haben sich in Dalekarlien erhalten; in den Pastoraten Mora und Orsa werden in mehren Bauernhäusern noch Runenstäbe, als immerwährender Kalender, gebraucht. Neben den meistens sehr großen Dörfern trifft man Johannisstangen, geschmückt mit Kränzen, Vögeln, Dalpfeiler (zum Gedächtniß des siegreichen Kampfes der Dalekarlier fürs Vaterland gegen den tyrannischen König Christian ꝛc.), um welche man am Abende des Johannisfestes auch wol am Vorabende, tanzt. Da das Land zu arm und zu bevölkert ist, um, auch bei größter Sparsamkeit, die den Dalekarliern, insbesondere im Norden, eigen ist, alle Einwohner zu ernähren, wandern (wie oben bemerkt) seit alter Zeit Tausende von Männern und Weibern in die Provinzen des mittleren Schwedens, insbesondere nach Stockholm, aus, Arbeit zu suchen; wobei ihnen das sogenannte Prästbetyg, oder das vom Seelsorger ausgestellte Zeugniß über Alter, Theilnahme am heiligen Abendmahle, christliche Erkenntniß, sittliches Betragen — zugleich als Paß dient; theils arbeiten diese Dalekarlier auf Tagelohn vorzugsweise bei großen und schweren Arbeiten, z. B. Erbauung steinerner Brücken in reißenden Gewässern, Urbarmachungen ꝛc., theils verkaufen sie allerlei Produkte dalekarlischer Industrie, als Webekämme, Wanduhren, gemalte Schränke und andere hölzerne Geräthe; — in Stockholm versammeln sie sich sonntäglich auf gewissen öffentlichen Plätzen, um einander zu sprechen, die gemeinsamen Angelegenheiten zu ordnen ꝛc.; ihre Briefe fassen sie gemeinschaftlich auf einem Blatte hinter einander ab, und ebenso erhalten sie die Antworten. Viele dalekarlische Mädchen vermiethen sich auch im obern Schweden, insbesondere in Helsingland, als Hirtinnen. Alle wandernden Dalekarlier kehren in der Regel ebenso rein und sittlich in ihr Vaterland zurück, wie sie dasselbe verließen.

Im obern Dalekarlien herrscht in der Kleidung viel alterthümliche Einfachheit; die Männer tragen kurze, oft weiße Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe; die Frauen und Mädchen weiße Jacken und Mützen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rothwollene Strümpfe, alles eigen gewebt und gefertigt. Die Männer tragen den Dalkarshut, einen niedrigen runden Hut, mit etwa 2 Hände breitem Rande und hübsch ausgenäheter Litze, einer Bräutigamsgabe. Die Schuhe der Weiber, zum Theil mit Sohlen von Birkenrinde, haben, ein wenig vom hintern Ende entfernt, hohe Absätze. Man trägt auch Pelze, an welchen das Rauche nach innen gewandt wird; alltäglich bei der Arbeit tragen Männer und Weiber lederne Schürzen, auf welchen erstere zugleich rechnen, mit Kreide, die sie immer mit sich zu führen pflegen. Überall herrscht in der Sonn- und Alltagstracht große Reinlichkeit. Ganz, wie im angrenzenden Helsingland, hat jeder Hof ein eigenes Zimmer zur Aufbewahrung der Kleidung, die, bis zu den Strümpfen und Handschuhen herab, hier an den Wänden und mitten im Zimmer in größter Ordnung nebeneinander hängt. Die Weiber haben häufig auch die Äcker zu bestellen und zu dreschen. Die Viehzucht wird im obern Dalekarlien als Sennenwirthschaft durch Mädchen betrieben; zu den Sennhütten gehören gewöhnlich auch Äcker und Wiesen; daher sie oft ebenso vollständig, als der Wohnhof eingerichtet sind, und in der Heuernte und im Herbste von der ganzen Familie bewohnt werden. Im ärmsten Pastorate Dalekarliens, Särna (12 M. lang, 6 M. breit, mit 677 Seelen im J. 1815) an der norwegischen Grenze (1644 durch die muthigen Dalekarlier unter Anführung des von ihnen erbetenen Heerführers, eines Geistlichen, des damaligen Kaplans in Elfdalen, Daniel Joh. Buschovius — † 1677 als Pastor zu Kumla in Westmanland — von Norwegen, ohne Blutvergießen erobert), war einst die Sitte, wenn man aus den Dörfern zu den Sennhütten zog, einen Span zurückzulassen, auf welchem der Fremde lesen konnte, wo er den Schlüssel zum Vorrathshause (neben den Wohnhäusern auf Pfählen, wie in ganz Nordschweden), zu suchen habe. Noch heute ist die schwedische Gastfreiheit den Dalekarliern in hohem Grade eigen. — Den eigentlichen Daltanz, mehr Promenade, als Tanz, doch verschieden von der Polonaise, tanzt jedes Geschlecht für sich. — Im niederen Dalekarlien herrscht viel Kleiderluxus, und das Alterthümliche ist geschwunden.

In acht Pastoraten, nämlich den Pastoraten Mora, Rättwik, Orsa, Svärdsjö (im östlichen), Näs (im südwestlichen), Grangärde, Norrbärke und Söderbärke (im südlichen Dalekarlien) wohnen Finnen; sie verstehen Schwedisch, sprechen aber unter einander Finnisch, wo-

*) Das Eigenthümliche besteht theils in Verwechselung einzelner Buchstaben, theils in abweichender Beugung, theils in erhaltenen altgothischen Wörtern. Vergl. *Näsman* historiola linguae Dalecarlicae. Upsal. 1733. *Arborelius* conspectus lexici linguae Dalecarlicae. Upsal. 1813. *Arborelius* conspectus grammaticae linguae Dalecarlicae. Upsal. 1818.

Digitized by Google

nigstens in Orsa, Svärdsjö und Grangärde. Wann sie ins Land gekommen, ob, wie man vermuthet, im 16ten Jahrhunderte, ist ungewiß; sie wohnen insbesondere in entlegenen Walddistrikten, wo Fischerei und Jagd ihre Hauptnahrungszweige bilden; weniger bedeutend ist die Viehzucht der Finnen; für den geringen Ackerbau wird viel Wald geschwendet (niedergebrannt); Kartoffeln werden viel gebauet; die Finnen sind still, ernst, sinnig, offen und ungekünstelt, gottesfürchtig und streng sittlich im Lebenswandel, lieben sehr die Reinlichkeit, und haben, wenigstens in Mora und Orsa Finmark (Finnendistrikt), viel Sinn für Musik. (*v. Schubert.*)

DALARÖ, ein vorzüglicher Hafen, stadtähnlich mit mehr denn 100 Häusern, mit Postcomptoir und Zollstätte, an der Küste der schwedischen Provinz Södermansland (Kirchspiels Tyresjö), am großen Fahrwasser nach Stockholm, wohin der Seeweg für große Schiffe 10, für Jachten und Boote 5 Meilen, der Landweg aber nur 4⅛ Meile beträgt. Der Ort ist meist von Lootsen bewohnt; es wird viel Fischerei, besonders Strömlingsfang, getrieben. Der Einlauf ist 10 bis 12 Faden tief. Kahle Berge umgeben den Ort. — ¼ Meile südlich von hier liegt die Schanze Dalarö auf einer kleinen Insel. (Nach Tuneld.) (*v. Schubert.*)

DALBERG, Freiherren von, Kämmerer von Worms. Eines der verdienstvollsten, vorzüglichsten, ältesten, edlen teutschen Geschlechter. In den älteren Urkunden schrieben sie sich (Dalburg bisweilen) Kämmerer von Worms, genannt Dalberg; die neuere Zeit schreibt sie öfterer: Freiherren von Dalberg, Kämmerer von Worms. Den Namen: Kämmerer von Worms, führen sie von dem Erb-Kämmerer-Amt des Hochstifts Worms, welches sie seit undenklichen Zeiten bekleideten; den Namen Dalberg soll zuerst Gerhard, Kämmerer von Worms, der Gemahl Gretens, Tochter des letzten Herrn von Dalberg, zugleich mit dem Erbe der Burg und Herrschaft Dalberg, ungefähr im J. 1330 auf das ganze Geschlecht der Kämmerer von Worms übertragen haben.

Dieses herrliche, in den neuesten Zeiten auch herzogliche und gräfliche Geschlecht, fand für das lobenswerthe Streben, seinen Ruhm in den spätesten Nachkommen zu verewigen, die dankbarste Anerkennung durch die ihm von jeher gewordene Verleihung der angesehensten Würden im State und in der Kirche; sowie es als das Geschlecht der ersten Erbritter des heil. röm. Reichs bis zum Erlöschen der teutschen Kaiserwürde der Ehre genoß, daß bei den Kaiserkrönungen nach dreimaligem Ausrufen des kaiserlichen Herolds: „Ist kein Dalberg da?" ein Sprößling desselben in vollständiger Rüstung hervortrat, und von dem gekrönten Kaiser feierlichst den ersten Ritterschlag erhielt. Aber auch nachher erinnerte sich Napoleon an dieses Herkommen, indem er festsetzte, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde seyn und vor Frankreichs Throne derselbe feierliche Akt Statt finden solle. Von Kaiser Karl V. erhielt es das Privilegium exemtionis et de non evocando subditos. Seit länger als 200 Jahren führt es den freiherrlichen Charakter. Es gehörte sonst zur rheinischen Ritterschaft, indem es bei der unmittelbaren Reichsritterschaft am Oberrhein viele Güter besaß, war aber auch bei den fränkischen Kantonen Rhönwerra und Baunach immatrikulirt und begütert.

Nach dem allmäligen Erlöschen der verschiedenen Zweige, in welchen dieses Geschlecht viele Jahrhunderte hindurch geblüht hatte, beruhte sein Mannsstamm im J. 1722 allein noch auf der Nachkommenschaft des kaiserl. wirkl. Geh.-Raths und Kammer-Gerichts-Präsidenten zu Speier, Philipp Franz Eberhard K. v. W. Freiherrn v. Dalberg, welche sich von zweien seiner Söhne, Franz Eckenbert und Wolfgang Eberhard aufs Neue bis nach Anfang des 19. Jahrh. in zwei Hauptlinien, in 1) die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergische, und in 2) die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie abtheilte, bei Gelegenheit aber, als im April 1807 nach Erlöschen des Freiherrl. von Erthalischen Mannsstammes der Fürstprimas Karl Theodor v. Dalberg das erledigte Mannslehn zu Rodenbach im Spessart dem Gesamtgeschlechte der Freiherren von Dalberg verlieh, theilte er die Familie in 4 Linien nach folgender Ordnung:

1) die des verstorbenen Badenschen Statsministers und Oberhofmeisters, Wolfgang Heribert, Freiherrn von Dalberg;

2) die des Fürstlich-Primatischen Geh. Raths und Ritter-Hauptmanns, Friedrich Franz Karl, Freiherrn von Dalberg;

3) die des Fürstl. Primatischen Kammerherrn, Karl Alexander, Freiherrn von Dalberg, und

4) die des Großherzogl. Badenschen Kammerherrn, Emich, Freiherrn v. Dalberg und dessen Bruders, Philipp Karl, Freiherrn v. Dalberg, damaligen Großherzogl. Badenschen Ober-Lieutenants.

Von diesen vier Linien gehören die erste allein zur jüngern, und die drei letztern zusammen zur ältern jener zwei Hauptlinien.

In den ältesten Zeiten ist vorzüglich bekannt Heribert, Kämmerer von Worms. Er ward im J. 990 zum Erzbischof von Cöln erwählt und bestätigt, krönte im J. 1002 Kaiser Heinrich II., den Heiligen, und starb nach 30jähriger Regirung den 16. März 1021 und wurde unter die Zahl der Heiligen versetzt *). Weiterhin zeichnen sich in den Turnieren zu Worms im J. 1209 Friedrich, zu Würzburg im J. 1235 Hans, zu Schafhausen im J. 1392 Diether und zu Darmstadt im J. 1403 Wolff von diesem vortrefflichen Geschlechte aus. Zu Zeiten der Fehde-Kriege waren die Kämmerer von Worms bisweilen fürchterlicher als der berühmte Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, denn sie besaßen nicht nur viele Bergfestungen, sondern stellten auch öfters ein ansehnliches Kriegsvolk von Reisigen zu Pferd und zu Fuß.

*) Sein Leben und seine Wunderwerke hat Matthäus Agricius in lateinischen Versen beschrieben, und zu Cöln im J. 1572 in Druck gegeben.

Digitized by Google

In ununterbrochenem Zusammenhange stellt Humbracht in seinem Werke: die höchste Zierde Teutschlands benannt, auf der 13ten bis 16ten Stammtafel, die Geschlechtsreihen dieses Hauses von dem Ritter Conrad, Kämmerer von Worms, herab dar. Dieser lebte im J. 969, soll nach dem Berichte der ältern Schriftsteller von Cajus Marcellus, welchen Quintilius Varus nach Wiedererbauung der Stadt Worms als Befehlshaber der römischen Besatzung anstellte, abstammen und mit der Tochter eines edlen Herrn im Wormsgau, außer den obengenannten Erzbischof Heribert von Cöln, den Vater: 1) des Ritters Rugemar, Kämmerers des Bischofs zu Worms, und 2) Erhard's, Kämmerers von Worms, welcher im J. 1079 lebte, gezeugt haben. Von diesen zeugte Ersterer: Eckenbert, welcher im J. 1132 als Stifter und zweiter Propst des Klosters Frankenthal starb und selig gesprochen wurde. Eckenbert zeugte: 1) Wolffram, Kämmerer von Worms und 2) Cuno, K. v. W. den Vater: a) Burckhards, b) Atzo und c) Rugila, welche im J. 1180 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen. Wolfframs Sohn Friedrich, K. v. W., Ritter, wohnte im J. 1165 dem Turniere zu Zürich bei und ist der Vater folgender 3 Söhne: 1) Gerhards, K. v. W., Ritters, um das Jahr 1200, dessen Nachkommenschaft den Stamm erhielt und gleich folgen wird; 2) Wolfgang's, K. v. W., lebte 1209, dessen Nachkommen in der 7ten Generation mit Peter V., K. v. W., um die Mitte des 15. Jahrh. erloschen; und 3) des oben erwähnten Friedrichs, K. v. W., welcher sich im J. 1209 auf dem Turniere zu Worms befand, dessen Urenkel gleichen Namens gegen Ende des 13. Jahrh. seine Linie beschloß.

Der gleicherwähnte Gerhard, K. v. W., Friedrichs Sohn, zeugte Gerhard, K. v. W., den Großen, Ritter zu Ehrenberg. Er lebte im J. 1239, Vater von 4 Söhnen: 1) Ulrich, K. v. W., starb ohne Erben im J. 1250. 2) Heinrich, K. v. W., Ritter, gest. 1301, dessen Nachkommenschaft in der 5ten Generation um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlosch; 3) Gerhard, K. v. W., den Jüngern, dessen Nachkommenschaft sich allein dauerhaft erhielt und gleich nachher weiter ausgeführt werden wird; 4) Emerich, K. v. W., dessen Stammlinie sich in seinen Urenkeln endete. Ritter Gerhard, K. v. W., der Jüngere, der eben angeführte dritte Sohn Gerhards des Großen, lebte 1251 und pflanzte sein Geschlecht durch 2 Söhne fort. Die Linie des jüngern Sohnes, Emerich, erlosch in dessen Urenkel, Friedrich, im ersten Viertel des 15. Jahrh. Der ältere Sohn Gerhards des Jüngern gleichen Namens, auch Erhard genannt, K. v. W., Ritter, starb den 8. Jan. 1297. Dessen Sohn, Johann, K. v. W., Ritter, erhielt durch seiner Gemahlin Schwester Sohn, Anton v. Dalberg, die Mitbelehnschaft auf einen Antheil an Dalberg, starb 1350 und hinterließ 3 Söhne, welche insgesamt männlicher Nachkommen sich erfreuten: 1) Diether, K. v. W., Ritter, starb 1371, dessen Nachkomme im vierten Grade, Adam, K. v. W., nach dem Jahre 1550 diese ältere Linie, welche sich wieder in mehre Zweige verbreitet hatte, beschloß; 2) Winand, K. v. W., pflanzte das Geschlecht dauerhaft fort, dessen weitere Ausführung bald folgen wird; 3) Gerhard, K. v. W., Ritter, gestorben den 21. Jan. 1353. Dieser vermählte sich mit Greta von Dalberg, der Letzten ihres alten Geschlechts, wodurch er bewogen ward, außer den bedeutenden Gütern auch den Namen desselben seinem eignen Geschlechte zu übereignen. Zu Worms finden sich beider Gatten Grabsteine, auf welchen ihre Abbildung befindlich ist *). Ihr Sohn, Heinrich, K. v. W., zu Dalberg, Schultheis zu Hagenau, setzte, da er von seiner Gemahlin, Hedwig Boos von Waldeck, keine Kinder hatte, seinen Vetter, Johann, K. v. W., zum Erben ein.

Winand, K. v. W., Johanns mittelster Sohn, Ritter, starb 1365. Von seinen 5 Söhnen: 1) Johann, K. v. W.; 2) Cuno, K. v. W., Ritter 1388, gest. 1406; 3) Foys, K. v. W.; 4) Peter, K. v. W., Ritter des teutschen Ordens; 5) Johann, K. v. W., Kurpfälzischer Hofmeister und Rath, war allein dieser Letzte verheirathet. Er wurde seines Vetters, Heinrichs, Erbe, nannte sich von Dalberg, starb den 9. Oct. 1415, und hinterließ von seiner Gemahlin, Anna, Freiin von Bickenbach, einen Sohn: Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, geb. 1390, Ritter 1420, gest. 1441. Dieser zeugte mit Anna von Helmstatt zwei Söhne: 1) Wolfgang, von welchem das Nähere gleich nachher, und 2) Philipp, K. v. W., genannt v. Dalberg, Ritter 1465, gest. 1492, welcher eine eigene Linie stiftete, die sich durch zwei seiner Söhne: Wolfgang, K. v. W., genannt von Dalberg, den Schwarzen, und Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, bereits zweimal verzweigte; aber sie erlosch schon mit des ältesten Sohn, Eberhard, K. v. W., genannt von Dalberg, am 25. September 1559, nachdem diesem der einzige Sohn, Philipp, den 6. Sept. n. J. im Tode vorangegangen war.

Wolfgang, K. v. W., gen. v. Dalberg, Hansens älterer Sohn, wurde bei einem feierlichen Ritterschlage zu Rom 1446 und zwar in Folge des der Familie Dalberg zustehenden alten kaiserl. Privilegiums mit Behauptung des Vorgangs vor allen andern, selbst höheren Standespersonen bei dergl. Solennität, zuerst zum Ritter geschlagen; er starb 1476, nachdem er mit seiner Gemahlin, Gertraud Greiffenklau von Vollraths, 16 Kinder gezeugt hatte, von welchen folgende 5 Söhne bemerkenswerth sind: 1) Johann, K. v. W., genannt v. Dalberg, geb. 1445, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit (s. über ihn den besondern Artikel); 2) Diether, K. v. W., gen. v. D., diente Kaiser Maximilian I. im Felde und starb 1507 unvermählt; 3) Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, starb 1506, der Stammvater der nach ihm genannten ältern Friedrichschen Hauptlinie, welche sich durch zwei seiner Söhne, Wolfgang und Philipp, in zwei Äste verbreitete und mit des Letztern Enkel, Eberhard, K. v. W., gen. v. D. zu Herrnheim, im J. 1614 wieder erlosch; 4) Dietrich, K. v. W., gen. v. D., der glückliche Fortpflanzer des Geschlechts, dessen gleich nachher mehr Erwähnung geschehen

*) S. Rheinische Geschichte u. Sagen von Niclas Vogt, Bd. II. u. Nürnberg. Correspondent v. 1817. No. 352.

Digitized by Google

hen wird; 5) Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., Ritter, mit dem Beinamen des Langen, ſtarb 1522 und war der Stifter der nach ihm ſogenannten Wolfgangiſchen Hauptlinie, deren männliche Nachkommenſchaft im J. 1616 mit ſeinem Enkel Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., völlig ausging.

Der nur erwähnte Dietrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, Wolfgangs Sohn, ſtarb im J. 1530 und hinterließ von Anna von Helmſtatt: Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim, welcher am 21. Febr. 1574 mit Tode abging. Mit ſeiner Gemahlin, Anna von Fleckenſtein, zeugte Friedrich 10 Söhne und 4 Töchter. Von Erſteren ſind folgende ſechs bemerkenswerth: 1) Ludwig, K. v. W., gen. v. D., zu Wachenheim, vermählte ſich mit Marie Jacobe Eckbrecht von Dürckheim, ſtarb aber kinderlos; 2) Hans, K. v. W., gen. v. D., Stammvater der nach ihm genannten Johanniſchen Hauptlinie, welche gleich nachher abgehandelt werden wird; 3) Dietrich, K. v. W., Hr. v. D., ſtarb 1585, ohne von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth v. Hirſchhorn, Kinder erhalten zu haben; 4) Damian, K. v. W., Hr. v. D., Kurpfälz. Fauth zu Germersheim, ſtarb 1598, ſtiftete die nach ihm genannte Damianiſche Linie, deren männliche Nachkommenſchaft mit des Stifters Urenkels, Friedrich Anton, K. v. W., Freih. v. D., Domherrn zu Mainz, Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Raths und Hofraths-Präſidenten, Abſterben ſich im J. 1705 endigte. 5) Wolfgang, K. v. W., Hr. v. D., war erſt Domherr zu Mainz und Speier, ward 1582 als Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz erwählt und ſtarb nach neunzehnjähriger ſtiller und friedlicher Regierung am 5. April 1601. 6) Friedrich, K. v. W., Hr. v. D., zu Krobsberg, deſſen Nachkommenſchaft ſich allein bis auf den heutigen Tag dauerhaft erhalten hat und weiter unten ausgeführt werden wird.

Hans, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Friedrichs II. Sohn, Stifter der Johanniſchen Hauptlinie, Kurfürſtl. Mainziſcher Rath und Oberamtmann zu Lohnſtein, ſtarb den 29. Juli 1607 und hinterließ von ſeiner erſten Gemahlin, Katharine Waldpott von Baſſenheim: Wolf Dietrich, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Kurfürſtl. Mainziſch. Oberamtmann der Grafſchaft Rheineck, welcher den 18. Juli 1618 ſtarb, nachdem er mit ſeiner erſten Gemahlin, Magdalene von Kronberg, außer noch 3 andern Söhnen und 3 Töchtern, gezeugt hatte: Wolfgang Hartmann, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Herrn zu Buchelt, Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Höchſt. Er führte zuerſt den Freiherrl. Character, welchen Kaiſer Ferdinand III. in einem eigenen Diplom unterm 6. April 1654 beſtätigte, und ſtarb in demſelben Jahre. In der Ehe mit Maria, Freiin Echter von Meſpelbrunn, zeugte Wolfgang Hartmann 2 Söhne und 3 Töchter, von welchen der älteſte Sohn: Friedrich Dietrich, K. v. W., Freih. v. Dalb., Ritter, die Stellen als Kaiſerl. wirkl. Rath, Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Rath und Vitzthum zu Mainz und Director der unmittelbaren Reichsritterſchaft am Rheine bekleidete und im J. 1712 ſtarb, nachdem er mit Maria Klara, Freiin von Schönborn, 5 Söhne und ebenſo viel Töchter gezeugt hatte. Von dieſen 5 Söhnen iſt beſonders zu bemerken: Johann Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. Dalb., erſt Domherr zu Mainz und Würzburg, und nach geſchehener Reſignation dieſer Stellen Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Rath und Oberamtmann zu Lohr, wurde 1711 bei der Kaiſerl. Krönung zum Ritter geſchlagen. Da derſelbe mit ſeiner erſten Gemahlin, Marie Katharine Erneſtine, K. v. W., Freiin von Dalberg, keine Kinder und mit der zweiten, Marie Suſanne Lucretia, Freiin Kottwitz von Aulenbach, nur eine Tochter, Marie Klara Philippine, vermählt an den Kaiſerl. u. Kurfürſtl. Mainziſch. wirkl. geh. Rath und Obermarſchall, Grafen Joh. Philipp von Ingelheim, genannt Echter von und zu Meſpelbrunn, gezeugt hatte, ſo erloſch bei ſeinem im J. 1722 erfolgten Tode mit ihm die Johanniſche Hauptlinie.

Friedrich, K. v. W., Herr von und zu Dalberg, zu Krobsberg, der oben erwähnte Sohn Friedrichs, ſtiftete die jüngere Friedrichſche Hauptlinie, und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Barbara von Roſenberg, folgende 8 Kinder: 1) Wolfgang Friedrich, deſſen gleich weiter gedacht werden wird; 2) Anna, vermählt an Jobſt Philipp von Bicken; 3) Balthaſar, K. v. W., Freih. v. Dalb., Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Amtmann zu Miltenberg, vermählte ſich 1599 mit Anna Margarethe von Kronberg, ſtarb aber, ohne von derſelben Kinder geſehen zu haben, den 7. Dec. 1667.

Wolfgang Friedrich, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Friedrichs älteſter Sohn, Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Nieder-Ulm und Algesheim im J. 1598, ſtarb 1629. In erſter Ehe lebte er ſeit 1595 mit Urſula von Kerpen, geſt. 1611, in zweiter ſeit 1612 mit Margarethe Kunigunde Löwin v. Steinfurt, geſt. 1626. Die mit der Erſten gezeugten 2 Söhne und 5 Töchter und die einzige Tochter der letzten waren folgende: 1) Wolf Johann, K. v. W., Freih. v. Dalb., geb. 1596, geſt. 1632, deſſen mit Marie Agnes Katharine von Hoheneck erzeugten 3 Kinder: Johann Philipp Franz, Marie Urſula und Marie Katharine, frühzeitig mit Tode abgingen; 2) Philipp Balthaſar, K. v. W., Freih. v. D., deſſen und ſeiner glücklichen Nachkommenſchaft gleich nachher weitere Erwähnung geſchehen wird; 3) Anne Margarethe, geb. 1599, vermählt an Hans Gernand Ulner von Dieburg; 4) Anna Katharine, geb. 1600, vermählt zum erſten Mal an Diether Echter von Meſpelbrunn, zum zweiten Mal an Georg Chriſtoph, Freih. v. Haßlang; 5) Urſula, geb. 1602, verm. 1619 an den Kur-Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Biſchofsheim, Hans Schweickard v. Sickingen; 6) Marie Barbara, geb. 1603, verm. 1630 an den Kur-Mainziſch. geh. Rath und Vitzthum zu Aſchaffenburg, Johann Philipp, Freih. v. Hoheneck; 7) Anna Magdalene, geb. 1610 und geſt. 1611; 8) Marie Eva, die einzige Tochter aus der zweiten Ehe, verm. an den hochfürſtl. Speierſchen Hofmarſchall, Wolf Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg.

Philipp Balthaſar, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Wolfgang Friedrichs jüngerer Sohn, geb. 1597, geſt. den 10. April 1639, war ſeit 1621 mit Magdalene von

Digitized by Google

Warsberg, gest. 1647, vermählt, mit welcher er nachfolgende Tochter und 4 Söhne zeugte: 1) Marie Margarethe, gest. 1671, verm. 1655 an Jacob Friedrich, Herrn zu Eltz; 2) Philipp Christoph, 3) Georg Samson, starben beide 1629 als Kinder; 4) Wolf Friedrich, starb ebenfalls in der Kindheit 1635; 5) Philipp Franz Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Ritter, geb. den 15. März 1635. Der gemeinschaftliche Stammvater aller jetzt blühenden Zweige dieses herrlichen Geschlechts, Herr in Hernsheim, Eßingen und Krobsberg, war Kaiserl. wirkl. geh. Rath und Kammergerichts-Präsident zu Speier und Wetzlar, und nach dem Tode seiner Gemahlin, Dompropst zu Worms. Er starb den 26. Decemb. 1696. In der Ehe lebte er seit 1662 mit Anna Katharine Franziske, K. v. W., Freiin v. Dalberg, geb. den 4. Dec. 1644, gest. in Kindesnöthen den 31. Juli 1693. Mit derselben zeugte er folgende 13 Kinder: 1) Johann Karl, geb. und gest. 1663; 2) Damian Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 11. Juni 1665, gelangte 1676 nach Resignation Franz Emerich Wilh. v. Bubenheim auf das hohe Domstift zu Würzburg und ging den 26. Nov. 1692 zu Kapitel; wurde 1696 Domküster und 1721 Jubiläus. Dabei war er auch Kapitular zu Mainz und zu Trier und wurde den 20. Sept. 1700 als Priester geweiht. Er starb zu Mainz den 28. Dec. 1725; 3) Johann Franz Eckenbert, geb. 1666 u. gest. 1668; 4) Johann Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 20. Aug. 1667, besetzte 1683 im hohen Domstifte zu Würzburg die Präbende des verstorbenen Franz v. Riedheim und ward als Domherr aufgenommen den 3. März 1695, starb zu Würzburg den 29. Dec. 1712 und liegt daselbst im Kapitelhause begraben; 5) Friedrich Eckenbert, geb. 1668 und gest. 1669; 6) Franz Anton, K. v. W., Freih. v. D., fürstbischöfl. Würzburg. geh. Rath, Generalfeldmarschall-Lieutenant, Oberster über ein Regiment zu Fuß, auch Commandant und Oberamtmann der Stadt und Festung Königshofen, geb. 1669, starb den 24. Febr. 1725; 7) Philipp Wilhelm, K. v. W., Freih. v. D., Domherr zu Worms und Kanonicus des Ritterstifts bei St. Alban zu Mainz und zu Bleidenstadt, geb. 1671, starb 1721; 8) Hugo Ferdinand, geb. 1673 und gest. 1674; 9) Franz Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden ältern Mainzer oder Dalberg-Dalbergischen Linie, welche nach den 1807 geschlossenen Verträgen in drei verschiedenen Ästen blüht. Ihre genauere Darstellung wird gleich folgen; 10) Damian Castmir, K. v. W., Freih. v. D., des hohen teutschen Ordens Comthur zu Aachen, Oberster und Commandant des hochteutschmeisterischen Regiments und Kaiserl. Generalfeldwachtmeister, geb. d. 11. Nov. 1675, blieb 1717 vor Belgrad; 11) Marie Katharine Ernestine, geb. 1676, starb 1704 als die erste Gemahlin ihres Cousins, Joh. Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kurmainzisch. geh. Raths und Oberamtmann zu Lohr, des Letzten der Johannischen Linie; 12) Adolph, K. v. W., Freih. v. D., des heil. röm. Reichs Fürst und Abt zu Fulda, der römischen Kaiserin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primas, geb. den 29. Mai 1678, war Anfangs Propst zu Zell, bis er den 8. April 1726 zum Fürst-Abt zu Fulda erwählt ward. Hier setzte er den unter der Regirung seines Vorgängers bereits angefangenen Prozeß mit den Herzogl. Sächs. Häusern Eisenach und Meiningen, wegen Einlösung der vormals vom Stifte verpfändeten Ämter Salzungen und Lichtenberg, mit Eifer fort. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die von ihm zu Fulda angelegte röm.-kathol. Universität, welche den 19. Aug. 1734 mit großen Solennitäten eingeweiht und bei allen 4 Fakultäten Promotionen vorgenommen wurden. Er starb den 3. Nov. 1737 nach eilfjähriger Regirung in der kleinen Fulda'schen Stadt Hamelburg an der fränkischen Saale. 13) Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, welche zur Zeit vom Herzoge von Dalberg erhalten wird. Ihre ausführliche Beschreibung werd weiter unten vorkommen.

1. Die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergische Linie.

Franz Eckenbert, K. v. W., Freiherr von Dalberg, geb. den 28. Febr. 1674, Herr zu Eßingen, Krobsberg, Estall, Ruppersberg, Heßloch, Gabsheim ꝛc., Kaiserl. wirkl. geh. und Reichshofrath, Kurfürstl. Mainz. und Trierscher, wie auch Fürstl. Würzburgscher geh. Rath, Vitzthum zu Mainz, Oberamtmann zu Kirweiler und Deudesheim im Bisthum Speier und erbetener Ritterhauptmann der unmittelbaren oberrheinischen reichsfreien Ritterschaft und im J. 1736 Geschlechtsältester. Er vermählte sich im J. 1701 zum ersten Mal mit Johanne Franziske, Freiin Fuchs v. Dornheim, geb. 1679, gest. 1706, welche ihm 2 Söhne gebar, und zum zweiten Mal mit Anna Louise, K. v. W., Freiin v. Dalberg, des Kaiserl. wirkl. Raths, Friedrich Dietrich, K. v. W., Tochter, Mutter von 3 Söhnen und 4 Töchtern. Sämtliche 9 Kinder sind folgende: 1) Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1702, dessen Nachkommen in zwei besondere Branchen getheilt sind, deren gleich ausführlicher gedacht werden wird; 2) Lothar Friedrich Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 12. Juli 1703, Domherr zu Trier, Würzburg und Speier, starb den 17. April 1720 zu Würzburg und ruht daselbst im Kapitelhause; 3) Friedrich Anton Christoph, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1709, dessen Nachkommen in einer besondern Branche blühen und bald näher berührt werden sollen; 4) Klara Josephe Amalie, starb als Kind; 5) Marie Magdalene Lucretia, vermählt den 23. Juli 1730 an Franz Alexander Castmir, Freih. v. Dehren; sie starb 1733; 6) Anna Sophie, starb in der Kindheit; 7) Marie Anne Henriette Gabriele Constantia, geb. den 21. Oct. 1715, verm. den 9. Jan. 1735 an Johann Heinrich, Freih. v. Zievel, Herrn zu Bettenburg, Itteren und Merzenhofen, Oberamtmann zu Luxemburg; 8) Karl Adalbert, starb als Kind; 9) Franz Karl Anton Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 27. Aug. 1717, Kapitular des Erzstifts Mainz, Dompropst zu Trier und Domherr zu Worms, auch Kurtrierscher und Kurpfälzisch. wirkl. geh. Rath, Ritter des Kurpfälzisch. Löwenordens, starb 1781.

Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D.,

Digitized by Google

fürstl. Würzburg. Hof- und fürstl. Fuldaſcher geh. Rath und Oberamtmann zu Hamelburg, der älteſte Sohn Franz Eckenberts, geb. den 29. März 1702, geſt. 1764, verm. ſich den 4. Oct. 1729 mit Marie Anna Joſephe Sophie, Freiin Zobel von Giebelſtadt, geb. 1713, welche ſich nach ſeinem Tode zum zweiten Mal mit einem Freiherrn v. Münſter vermählte und den 18. Juni 1774 ſtarb. Ihre neun Kinder ſind: 1) Adolf Franz Wolfgang Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kapitularherr zu Bamberg und Minden, Kurfürſtl. Trierſch. und fürſtl. Augsburgſcher geh. Rath, geb. den 14. Oct. 1730, ſtarb 1794; 2) Marie Anna Joſephe Franziska Sophie, geb. den 18. Sept. 1731, wurde 1736 Stiftsdame zu St. Mergen in Cöln, vermählte ſich mit einem Freih. von Eberſtein, und ſtarb als Witwe und Sternkreuzordens-Dame den 21. Jan. 1798 zu Mannheim; 3) Karl Friedrich Valentin Anton Bonifacius Peter von Alcantara, geb. 1732, geſt. 1736; 4) Lothar Gottfried Joh. Heribert, geb. 1733, geſt. 1734; 5) Marie Magdalene Joſephe Philippine, geb. 1735, ſtarb jung; 6) Marie Anna Antoinette Thereſe, geb. den 28. Aug. 1738, war vermählt an einen Herrn von Radenhauſen; 7) Gottlob Amand Leopold Auguſtin Benedict, K. v. W., Freih. v. D., Herr zu Eßingen ꝛc., geb. den 30. Oct. 1739, fürſtl. Speierſcher wirkl. geh. Rath, iſt ſeit vielen Jahren todt. Er war mit Sophie, Freiin von Reuß, genannt v. Haberkorn, vermählt, aus welcher Ehe folgende 2 Töchter und 2 Söhne entſproſſen ſind: a) Franziske, geb. den 25. Nov. 1776; b) Karoline, geb. den 20. Jan. 1779. Die Söhne conſtituiren zufolge der im J. 1807 vom verſtorbenen Fürſten-Primas, Karl Theodor, feſtgeſetzten Ordnung eine beſondere:

Die Linie Emich und Philipp Karl Dalberg.

c) Emich Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, großherzogl. Badenſcher Kammerherr, geb. den 10. März 1781 und d) Philipp Karl, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, (im J. 1820) großherzogl. Badenſcher Major, geb. den 10. Mai 1782.

8) Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, auf Wallhauſen bei Kreutznach, fürſtl. Fuldaſcher Kammerjunker, geb. den 18. Juli 1746, ſtarb, nachdem er mit ſeiner Gemahlin, Auguſte, Johann Phil. von Guttenberg zu Stromberg Tochter, einen Sohn, welcher nach der 1807 feſtgeſetzten Ordnung:

Die Linie Karl Alexander Dalberg,

gründete, gezeugt hatte. Es iſt: Karl Alexander Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, grb. den 4. Febr. 1775. Anfangs fürſtl. Fuldaſcher Oberamtmann zu Geiß, dann großherzogl. Frankfurt. und fürſtl. primatiſcher und ſeit 1814 königl. Baierſcher Kammerherr. Er iſt Geſchlechtsälteſter und wohnt zu Aſchaffenburg. Im J. 1806 vermählte er ſich mit Johanne, Freiin von Sturmfeder.

9) Thereſia, geb. 1749, vermählt an einen Baron Köth von Wanſcheid.

Friedrich Anton Chriſtoph, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, Franz Eckenberts dritter Sohn, Herr zu Heßloch, Gabsheim, Mommernheim und Bechtolsheim, des heil. röm. Reichs erſter Erbritter, kaiſerl. wirkl. Rath, Kurmainziſch. geh. Rath, Vice-Hofkammerpräſident und Intendant von der Muſik, Kurpfälz. Oberamtm. zu Veldenz und Lautereck, erbetener Hauptmann der oberrheiniſchen Reichsritterſchaft, Comthur des kaiſerl. St. Joſephordens, geb. den 28. April 1709, gründete die vormals von ſeinem Hauptgute ſogenannte Heßlocher Linie, und ſtarb zu Mainz den 15. Juli 1775. Seine mit Sophie Eliſabeth Xaverie, Freiin Wambold von Umſtadt, mit welcher er ſich den 17. Nov. 1738 vermählt hatte, erzeugten 3 Kinder ſind: 1) Marie Anna Louiſe Sophie Walpurgis Charlotte, geb. den 8. Aug. 1739, Sternkreuzordens-Dame, ſtarb den 20. März 1805, verm. ſeit den 23. Jan. 1759 an Graf Joh. Friedr. Karl Maximilian v. Oſtein, regir. Grafen der freien Reichsherrſchaft Buxheim ꝛc., Herrn zu Maleſchau in Böhmen, Datſchitz und Markwaretz in Mähren, K. K. geh. Rath und Kämmerer. Er ſtarb als der Letzte ſeines alten gräfl. Hauſes im J. 1809, da ihm dieſe ſeine Gemahlin nur eine einzige, jung verſtorbene Tochter, geboren hatte. 2) Franz Friedrich Chriſtoph Ernſt, geb. den 20. Dec. 1740, ſtarb jung. Der jüngſte Sohn ſtiftete nach der im J. 1807 gemachten Eintheilung:

Die Linie Friedrich Franz Karl Dalberg.

Es war: 3) Friedrich Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 21. März 1751, war erſt Kurmainziſcher Oberamtmann zu Miltenberg, weltlicher Statthalter zu Worms, Vice-Ritterhauptmann der unmittelbaren Reichsritterſchaft bei dem Canton Oberrhein, Ritter des St. Joſephordens; ſpäter großherzogl. Frankfurt. und fürſtl. primatiſcher geh. Rath und Älteſter ſeines Geſchlechts. Im J. 1792 bei der Kaiſer-Krönung Franz II. zu Frankfurt, wurde er von dieſem Monarchen zum erſten Reichsritter geſchlagen. Bei ſeinem den 8. März 1811 erfolgten Ableben hinterließ er von ſeiner Gemahlin, Marie Anna, Freiin von Greiffenklau zu Volbaths, mit welcher er ſich den 12. Aug. 1776 verbunden hatte, 2 Söhne und 2 Töchter: 1) Marie Sophie, geb. den 16. Jan. 1785; 2) Friedrich Karl Anton, K. v. W., Freih. von und zu D., geb. den 8. Oct. 1787. Von ſeinem Oheim, dem letzten Grafen von Oſtein, zum Erben eingeſetzt, wurde er vom Kaiſer von Öſtreich im J. 1810 in den Grafenſtand erhoben und nahm den Namen: Graf von Oſtein-Dalberg, an. 3) Marie Ludovike, geb. den 23. Nov. 1790; 4) Karl Anton Maximilian, K. v. W., Freih. von und zu Dalberg, grb. den 3. Mai 1792, lebt zu Aſchaffenburg, war früher großherzogl. Frankf. u. fürſtl. primat. Kammerherr, jetzt K. K. Öſtreich. Kämmerer.

II. Die jüngere Mannheimer oder Dalbergs-Hernsheimer Linie.

Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalb., Stifter der zur Zeit noch in dem Herzoge von Dalberg blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, der jüngſte Sohn Philipp Franz Eberhards, Herr zu Hernsheim und Abenhrim, Kaiſerl. wirkl. geh. Rath, Kurpfälziſch. geh. Rath, Kammerpräſident und Oberamtmann zu Oppenheim, des St. Hubertusordens Ritter und Kanzler, ſtarb den 9. Dec. 1787. Er und ſein Bruder, Franz Eckenbert, zeichneten

Digitized by Google

sich als große Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften aus. Im J. 1713 vermählte er sich mit Marie Anna, Freiin Greiffenklau von Vollraths, aus welcher Ehe folgende 4 Söhne und 2 Töchter entsprossen sind: 1) Johann Philipp, geb. 1714, gest. 1723; 2) Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., dessen und seiner Nachkommen gleich mehr Erwähnung geschehen wird; 3) Karl Philipp Damian Joseph Ferdinand, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 10. Oct. 1717, Jubilarius und Domdechant zu Mainz, auch wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Mainz, Chorbischof zu Trier, Dompropst zu Worms, Kurtrierscher geh. Rath und des adel. St. Michaelisordens Großkreuz, starb 1778; 4) Auguste Philippine, geb. 1718, gest. 1719; 5) Marie Thereſie, geb. 1721, vermählte sich im Nov. 1739 an Joh. Wilhelm Ulner von Diepurg, Kurpfälz. Kammerherrn und Regirungsrath, starb aber schon im Nov. des folgenden Jahres 1740 im Wochenbette; 6) Wolfgang Wilhelm, geb. 1723, starb jung.

Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., Wolfgang Eberhards zweiter Sohn, geb. den 8. Febr. 1716, des heil. röm. Reichs Burggraf zu Friedberg, Herr zu Hernsheim, Abenheim und Gerolsheim ꝛc., des Kaiserl. St. Josephordens Großprior, Kaiserl. Kammerherr, Kurmainz. und Trierſch. geh. Rath, weltlicher Statthalter zu Worms, Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim und erbetener Oberrhein. Reichsritterschafts-Deputirter, starb den 9. Dec. 1776. Mit Marie Sophie Anne, Graf Karl Anton Erhards von Elz-Kempenich, Kaiserl. und Kurmainz. geh. Raths und Kurtrierſchen Land-Hofmeisters Tochter, geb. den 5. Oct. 1722, vermählt den 19. März 1743, gest. zu Mainz den 30. Nov. 1763, zeugte er folgende 3 Söhne und 2 Töchter: 1) Karl Theodor Anton Maria, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, spätterhin Fürstprimas der rheinischen Conföderation und Großherzog von Frankfurt, geb. auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürstenth. Mainz erwählt den 5. Juni 1787, zu Worms den 18. desselb. Mon. und zu Constanz den 18. Juni 1788, wird zu Bamberg den 31. Aug. 1788 als Erzbischof von Tarsus consecrirt, succedirt als Fürstbischof zu Constanz den 17. Jan. 1800 und als Kurfürst zu Mainz und Bischof zu Worms den 25. Juli 1802, erhält vom Papste das Pallium den 11. Oct. desselb. Jahres, wird als Fürst zu Regensburg gehuldigt den 23. April 1804, vom Papste als Erzbischof zu Regensburg bestätigt den 2. Febr. 1805, trit zuerst der rheinischen Conföderation bei den 12. Juli 1806, als souverainer Fürst zu Frankfurt gehuldigt den 2. Jan. 1807, vom Kaiser von Frankreich zum Großherzog ernannt den 1. März 1810 und in Folge des mit demselben unterm 16. Febr. desselben Jahres geschlossenen Tractats in den Besitz gesetzt: von Hanau den 16. und von Fulda den 19. Mai, entsagt zu Gunsten seines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien, der Regirung im Nov. 1813 und zieht sich als Erzbischof von Regensburg in den Privatstand zu dem Sitze seiner hohen Kathedralkirche zurück. Er starb zu Regensburg den 10. Febr. 1817. Sein Leichnam ruht in der Domkirche zu Regensburg, sein Herz in dem Familienbegräbnisse zu Aschaffenburg. (Über diesen höchst merkwürdigen Fürsten s. den besondern Art.) 2) Marie Anne Helene, geb. den 21. März 1745, verm. sich den 16. Sept. 1765 mit Franz Karl, reg. Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldsegg, K. K. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Witwe den 26. Sept. 1775, seit welcher Zeit sie Obervormünderin und Landesregentin bis 1791 zum Regirungsantrit ihres Sohnes, des nachmaligen Fürsten von der Leyen, war. Sie war Sternkreuzordens-Dame, auch Ehrenmitglied der physikalisch-ökonom. Gesellsch. zu Mannheim, und starb zu Frankfurt am Main den 10. Juli 1804; 3) Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1750, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 4) Antoinette Marie, Freifrau von Dalberg, geb. den 11. Jan. 1757, Stiftsdame zu St. Maria im Kapitel zu Cöln, lebte gemeinschaftlich mit ihrem jüngsten Bruder zu Aschaffenburg, und befindet sich wahrscheinlich noch daselbst am Leben; 5) Johann Friedrich Hugo, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 16. Mai 1760, Kurtrierscher geh. Rath, auch gewesener Domkapitular von Trier, Worms und Speier, lebte theils bei seinem Bruder, Karl Theodor (damals Statthalter zu Erfurt), theils bei seiner Schwester, Antoinette, zu Aschaffenburg. Er war, wiewol körperlich etwas mißgebildet, ein höchst ausgezeichneter geistvoller Mann, ein tiefer Kenner der Tonkunst, die er meisterhaft ausübte. Seine Forschungen über die Ästhetik und Archäologie der Musik bleiben allen Verehrern der Tonkunst stets klassisch. In seinem Privatleben war er einfach, bescheiden, gefällig, zuvorkommend, und von vielen Seiten höchst verehrungswürdig. In der Pflege der Musen und im Umgange mit seinen edeln Geschwistern, besonders mit seiner Schwester Antoinette, fand er seinen Himmel auf dieser Erde. Er starb Ende Juli 1812 zu Aschaffenburg. Seine gelehrten Forschungen finden sich größtentheils bei Meusel, im gelehrten Teutschland, Bd. 2. S. 9 verzeichnet.

Die Nachkommenschaft des vorhin erwähnten zweiten Sohns Franz Heinrichs, Wolfgang Heriberts, gründete nach den im J. 1807 gemachten Bestimmungen eine eigene Linie. Es würde einer besondern Benennung dieser Linie nicht bedürfen, da sie selbst einzig und allein die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Hauptlinie ausmacht; allein der Analogie in den Benennungen der 3 Branchen der ältern Hauptlinie angemessen, nennen wir sie hier:

Die Linie Wolfgang-Heribert-Dalberg.

Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 18. Nov. 1750, war erst Kurpfalzbaierſch. geh. Rath und Oberappellationsgrichtspräsident zu Mannheim, dann seit 1803 nach dem Übergang der Rheinpfalz an das Kurfürstenth. Baden, Badenscher Statsminister und Obersthofmeister, Ritter des K. Baier. St. Hubertus-, des Östr. St. Joseph- und des Johanniter-Maltheserordens, starb zu Mannheim den 28. Sept. 1806. Von Kaiser Leopold II. wurde er 1790 bei der Krönung zu Frankfurt zum ersten Reichsritter geschla-

Digitized by Google

gen. Er war ein großer Gönner und Beschützer der Wissenschaften und Künste. Mannheim verdankt ihm sehr viel. Die poetige teutsche Gesellschaft erhielt durch ihn neues Leben und lange Zeit war er ihr Präsident. Das Mannheimer Theater brachte er durch seine Thätigkeit und seine einsichtsvolle Leitung auf eine so hohe Stufe der Kunst, daß es lange Jahre als die erste Pflanzschule Teutschlands für die dramatische Kunst anerkannt wurde. Seine vielen Schriften sind von Meusel, im gel. Teutschl. im 2. Bd. S. 11 u. f. verzeichnet. Er hatte sich 1771 mit Marie Elisabeth Auguste, des Freiherrn Johann Ullner von Dieburg Tochter, vermählt, welche er als Witwe hinterließ. Sie ist seit 1781 Dame des Pfälz. Elisabethordens. Wolfgang Heribert zeugte mit ihr folgende 3 Kinder: 1) Emmerich Joseph, K. v. W., Herzog von Dalberg, geb. den 30. Mai 1773. Im Laufe seiner ersten Erziehung im väterlichen Hause zu Mannheim, wirkten die öftern Versamlungen ausgezeichneter gebildeter Männer sehr vortheilhaft für die Entwickelung seiner glänzenden Geistesfähigkeiten. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn zu Göttingen, reiste er nach Erfurt, Wien, Regensburg ꝛc. Er trat in großherzogl. Badensche Dienste als geheimer Rath und Gesandter am Kaiserl. französ. Hofe. Hier wurde er von Napoleon den 14. Octob. 1810 zum Herzog des französ. Reichs erhoben, nachdem er bereits früher die Badenschen Dienste verlassen und wegen seiner elterlichen Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich, lagen, das teutsche Statsbürgerrecht mit dem französischen vertauscht hatte. Bei dem Einzuge der alliirten Monarchen zu Paris war er ein Mitglied der, von dem französ. Senat am 1. April 1814 aufgestellten provisorischen Regirung, ging hierauf als zweiter Königl. französ. Gesandter zu dem Congresse nach Wien, und war vom J. 1816 bis 1820 als französ. Ambassadeur bei dem Königl. sardinischen Hofe zu Turin angestellt. Er ist ein Statsmann von großen ausgezeichneten Eigenschaften und ein würdiger Abkömmling des berühmten Dalbergischen Geschlechts. König Ludwig XVIII. ließ ihm zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zur Zeit der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge beim Wiener Congresse ein neues Herzogspatent zustellen. Er vermählte sich im J. 1810 mit Pelina, Marquise de Brignole aus Genua, Dame du Palais der französ. Kaiserin Louise, doch gehen uns die weitern Nachrichten ab, ob aus dieser Ehe Kinder erfolgt sind. 2) Franziske, geb. den 7. Juni 1777, Gemahlin des Königl. Baier. Staatsministers, Maximilian, Freiherrn von Lerchenfeld; 3) Marie Anna, geb. den 27. Sept. 1778, Gemahlin des Großherzogl. Badenschen Oberst-Silber-Kämmerers, Fr. Anton, Freih. von Venningen.

Beschreibung des Dalbergischen Wapens.

Das alte Wapen der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, besteht in einem blauen Felde, dessen Obertheil in drei kleine Spitzen ausgehend, ein vom Felde noch besonders abgetheiltes, goldnes kleines Schildeshaupt bildet. Im blauen Felde stehen sechs silberne Lilien in dieser Ordnung: oben 3, daeunter 2 und zu unterst 1. Auf dem gekrönten adeligen Turniershelm: einen blauen geschlossenen, die Sachsen rechtskehrenden Adlersflug mit dem so eben beschriebenen Schilde belegt. Die Helmdecken sind silbern und blau. Die Beschreibung eben dieses alten Wapens ist zu finden bei v. Meding, in den Nachrichten von adel. Wapen, Bd. I. S. 108. Die Abbildung in Siebmachers großem Nürnberg. Wapenbuche, Thl. I. Tafel 122. No. 2. Hartaed v. und zu Hattstein Hoh. des teutsch. Reichsadels, Thl. I. S. 66.

Das später vermehrte Wapen der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, besteht in einem in vier Felder abgetheilten Schilde, in dessen erstem und viertem Felde das eben beschriebene alte adel. Dalbergische Wapenschild aufgenommen ist; im zweiten und dritten goldnen Felde ein schwarzes Ankerkreuz. Es ruhen darauf zwei (nach Hattstein ungekrönte, nach Humbracht, Weigel und Köhler mit adeligen, nach Tyrof mit Freiherren-Kronen gezierte) Helme; auf dem zur Rechten ein die Sachsen linkskehrender geschlossener blauer Adlersflug mit dem alten Dalbergischen Lilienschilde belegt, auf dem zur Linken ein offener goldener Adlersflug, dessen beide Flügel mit dem schwarzen Ankerkreuze belegt sind. Die Helmdecken rechts blau und golden, links schwarz und golden. Die vom Herrn v. Meding erwähnten und von Hattstein und Tyrof abgebildeten fünf Straußfedern am geschlossenen Adlersflug zur Rechten, sowie die von Köhler an ebendemselben Adlersfluge dargestellten goldenen Federn scheinen ein Phantasieerzeugniß der Wapenmaler zu seyn. Die Beschreibung dieses vermehrten Dalbergischen Wapens findet sich bei v. Meding, a. a. O. Bd. I. S. 108 u. f. und bei Siebenkees, in den Geschlechts- und Wapenbeschreibungen zu dem Tyrofschen neuen adel. Wapenwerk, Bd. I. Abschn. I. S. 303 u. f. Die Abbildung bei Humbracht, die höchste Zierde Teutschl. u. Vortrefflichk. des teutsch. Adels, auf der 13. Stammtafel; bei v. Hattstein, a. a. O. Thl. I. S. 69; im 2. Supplementbde des großen Nürnb. Wapenb. Taf. 13; in Köhlers Geschichts-, Geschlechts- und Wapenkalender a. d. J. 1735, fürstl. Fuldaisches Wapen zur 25. Stammtaf. des Abts v. Fulda, Adolfs, K. v. W., Freih. v. Dalberg gehörig; in Tyrof's adel. Wapenwerke, 38. Ausgabe. Das Wapen des Herzogs von Dalberg befindet sich auf der 12. Tafel des Armorial général de l'empire françois par *Simon*. Das Wapen Sr. königl. Hoh., Karl Theodors von Dalberg, Großherzogs von Frankfurt, im Stats- und Adreß-Handbuch der Staaten des rheinischen Bundes f. d. J. 1812, von Dr. Heinrich Schorch, S. 88. Das Herzschild dieses Wapens stellt das Dalbergische Familienwapen dar. Die Beschreibung ist S. 91 beigefügt *).

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

*) Die Schriftsteller, welche das Dalbergische Geschlecht beschrieben haben, führt Herr von Hellbach im Adelslexicon, Bd. 1. S. 258 u. f. auf. Fast durchgängig, mehr oder weniger nach Verhältniß ihrer Zuverlässigkeit, sind die Schriften derselben hier benutzt worden. Es sind folgende: *Bucelini* Germania topochronostemmatographica, P. II. in den Geschlechtsreihen unter Dalburg, und unter den Ahnentaf. S. 103 und P. III. S. 256

DALBERG, Johann von, Bischof zu Worms, war einer der thätigsten Beförderer der wiederaufblühenden Wissenschaften in Teutschland. Seine Jugendgeschichte ist zwar ganz unbekannt, doch gehet aus seinem nachherigen Leben hinlänglich hervor, daß er eine, für damalige Zeiten vortreffliche Erziehung genossen haben muß. Im 21. Jahre seines Alters bezog er, was noch kein früherer Schriftsteller angemerkt hat, die Universität Erfurt, in deren Matrikel er 1466 unter dem Rector Jodocus Sartoris von Herborn, eingeschrieben steht, auch nahm er 1470 in der Fasten hier die Würde eines Baccalaureus der Philosophie an. Da sich um dieselbe Zeit der gelehrte Florentiner Jacob Publicius hier als Lehrer der schönen Wissenschaften aufhielt, so ist es wol kaum zu bezweifeln, daß Dalbergs Liebe zu diesem Fache hier geweckt oder genährt wurde. Nachher scheint er sich auch auf der Universität Heidelberg aufgehalten zu haben, wiewol die eigentliche Zeit und Dauer dieses Aufenthaltes nicht bekannt ist. Gewiß ist es aber, daß er bald darauf eine wissenschaftliche Reise nach Italien machte, wo damals die edle Literatur von neuem aufzublühen anfing. Hier besuchte er die berühmtesten Universitäten, und machte die Bekanntschaft sehr ausgezeichneter Männer, z. B. Rudolf Agricola's, besonders legte er sich auch auf das Studium der Rechte, und erhielt in demselben die Doctorwürde, wahrscheinlich zu Ferrara, wo er sich 1476 befand. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er 1478 erst noch die Universität Ingolstadt, doch nur auf kurze Zeit. Bald nachher berief ihn der Kurfürst Philipp von der Pfalz an seinen Hof, und ernannte ihn zum Kanzler. Von nun an widmete er seine Thätigkeit vorzüglich der Universität Heidelberg, die unter ihm den Zeitpunkt ihrer höchsten Blüthe erreichte. Inzwischen hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet, und war schon Dompropst zu Worms, als am 12. August 1482 der dasige Bischof, Reinhard von Sickingen, starb, worauf ohne lange Zögerung Dalberg unter dem Namen Johanns III. zum Bischof von Worms erwählt wurde; doch mußte er erst durch eine päpstliche Bulle für fähig dazu erklärt werden, weil er das gesetzmäßige Alter von 40 Jahren noch nicht erreicht hatte. Die neuen Geschäfte, die ihm mit dieser bischöflichen Würde zu Theil wurden, und die Streitigkeiten, in die er mit der Stadt Worms kam, die ihn sogar 1499 nöthigten, bei einem Volksaufstande mit allen Geistlichen aus Worms nach Ladenburg zu fliehen, hielten ihn doch nicht ab, sich auch der Wissenschaften und der Universität Heidelberg noch mit Eifer anzunehmen. Die letztere suchte er mit den vorzüglichsten Lehrern zu versorgen und machte selbst aus seinen eignen Mitteln zu ihrem Besten einen großen Aufwand. Einer der vorzüglichsten Männer, die durch ihn nach Heidelberg berufen wurden, war Rudolf Agricola. Auch die Heidelberger Universitätsbibliothek verdankt ihm ihre Gründung. Im J. 1498 errichtete Kurfürst Philipp zu Heidelberg ein besonderes Collegium für Juristen, unter dem Namen der neuen Burse, dessen Absicht die Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte war. Dalberg war der Urheber desselben und mußte auch als Bischof die neue Anstalt bestätigen und einweihen. Seine Liebe zu den Wissenschaften war so groß, daß er zur vollkommeneren Befriedigung derselben sich nicht scheute, noch als Bischof sich von Rudolf Agricola in der griechischen, und von Johann Reuchlin in der hebräischen Sprache unterrichten zu lassen. Besonders aber wird sein Eifer für die Ausbildung der teutschen Sprache gerühmt. Fast alle Gelehrten Teutschlands bemühten sich um seine Bekanntschaft, und eigneten ihm ihre Werke zu; viele wurden auch durch ihn zu schätzbaren Werken veranlaßt; die ausgezeichnetsten, ein Trithemius, Eitelwolff vom Stein, Reuchlin, Celtes u. a. m. standen mit ihm in beständigem Briefwechsel, und die rheinische gelehrte Gesellschaft, die Conrad Celtes gegen das Ende des 15. Jahrh. stiftete, wählte ihn zu ihrem Präsidenten. Trithemius, der ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft war, aber auch außerdem mit Dalberg in genauer Verbindung stand, ertheilt ihm das Lob, er sei unter den Doctoren der gelehrteste, unter den Rednern der beredteste, unter den Philosophen ein Plato, unter den Musikern ein Timotheus, unter den Rednern ein Demosthenes, unter den Astronomen ein Firmicus, unter den Arithmetikern ein Archimedes, unter den Dichtern ein Virgil, unter den Geographen ein Strabo, unter den Geistlichen ein Augustin, und unter den Verehrern der Gottesfurcht ein Numa gewesen. Andere Nachrichten lassen schließen, daß er besonders ein Beförderer der Münzkunde und der historischen Wissenschaften überhaupt war. Als Redner hatte er besondere Gelegenheit sich hervorzuthun, da er 1485 im Namen des Kurfürsten von der Pfalz nach Rom reiste, um dem neuen Papst Innocenz III. Glück zu wünschen. Wenn also Dalberg auch nicht selbst als Lehrer und Schriftsteller sich eigne Verdienste um die Wissenschaften erwarb, so muß man ihm doch Verdienste genug als einem der größten Kenner und Beförderer derselben zuschreiben, der sowol durch sein Beispiel, als durch Aufmunterung und Unterstützung anderer Gelehrten

u. f.; der gleich im Anfange genannte Humbracht, auf der 13. bis 16. Stammtafel. v. Hattstein, Hoheit des teutsch. Reichsadels, Thl. 1. S. 66 bis 94. *Schannat*, Clientela Fuldensis, S. 64. Gauhe, geneal. histor. Adelslexicon, Thl. 1. S. 230 bis 232. Biedermann, Geschlechtsregister der Reichsfrei- unmittelbaren fränkisch. Ritterschl. löbl. Orts Rhön und Werra, Tab. 245 bis 258. Salver, Proben des hoh. teutsch. Reichsadels, S. 637. 644. 649. 671. 686. 715 und 734. Schumann, Geneal. Handbuch a. d. J. 1737. S. 166 bis 168. Albrecht, Geneal. Handbuch a. d. J. 1776. Thl. 1. S. 29 bis 32; a. d. J. 1777. S. 49 bis 53; a. d. J. 1778. S. 48 bis 51 und Nachtrag im J. 1780. S. 21 u. f. Allgem. Geneal. u. Stats-Handbuch a. d. J. 1811. S. 89 bis 91. Außer diesen angeführten sind noch benutzt worden: Das Zedler'sche Universal-Lexic. Bd. 5. S. 78 u. f. und Supplementbd. 4. S. 1212 bis 1215. Allgem. histor. Lexicon. Thl. 1. S. 739. Die allgemeine teutsche Real-Encyclopädie (6. Aufl. Lpzg. b. Brockhaus, 1824.) Bd. 3. S. 8 u. f. Supplement zu Ritter v. Lang's Adelsbuch des Königr. Baiern, S. 37 u. f. August Krämer, Lebensbeschreib. Karl Theodors v. Dalberg, Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzogs zu Frankfurt (in den Zeitgenossen 6. Bds. 3. Abtheil.) von Seite 85 bis 90 und einige geneal. Manuscripte. — Klassisch für die Geschichte des Dalbergischen Geschlechts ist folgendes Werk: Genealogische und historische Beschreibung der Herren Kämmerer von Worms, Herren von Dalberg, von Nicolao Bickael, des hohen Domstiftes zu Mainz Genealogisten. Mainz. Fol.

Digitized by Google

nicht wenig zu der Wiederherstellung der Wissenschaften beitrug. Zu früh und allgemein betrauert, starb er am 28. Juli 1503. Von seinen Schriften ist wenig auf uns gekommen. Außer der Rede an den Papst und einigen Briefen an Reuchlin, scheint gar nichts von ihm gedruckt zu sein; doch führen andere gleichzeitige, oder bald nach ihm lebende Schriftsteller, z. B. Conrad Gesner in seiner Bibliotheca universalis (Tigur. 1545. fol.) S. 396 b. noch folgendes von ihm an: 1) Carmina et orationes variae. 2) De morte Rudolphi Agricolae liber. 3) De moneta liber. 4) Collectio aliquot millium graecorum et teutonicorum vocabulorum, quae utraque lingua idem significant. — Diese Schriften liegen wahrscheinlich noch hier und da in Bibliotheken verborgen *). (*G. A. Erhard.*)

DALBERG, Reichsfreiherr von, (Karl Theodor Anton Maria), letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, wurde geboren auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, und genoß zu Mainz einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung seines kenntnißreichen und weisen Vaters, des Kurfürstl. Mainzisch. geh. Raths, Franz Heinrich, Freiherrn von Dalberg. Bei frühzeitiger Entwickelung seiner Anlagen, bezog er schon im 15. Jahre die Universität Göttingen und vollendete die hier angefangenen akademischen Studien zu Heidelberg, wo er im J. 1761 vor seinem Abgange die Würde eines Doctors der Rechte erlangte. Auf den hierauf in verschiedenen Gegenden Teutschlands angestellten Reisen besuchte er mehre teutsche Höfe, wo er manche ihm für das spätere Leben sehr nützliche Erfahrungen einsammelte, und sich jene Feinheit des Benehmens erwarb, welche seinen persönlichen Umgang so liebenswürdig und angenehm machte. Nach seiner eigenen Bestimmung, vorzüglich aber nach dem Wunsche seines Vaters, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet. Die ausgezeichneten Eigenschaften des Sohnes belebten hierin die Hoffnung des Vaters, den Glanz des Hauses Dalberg durch ihn nur noch mehr befördert zu sehen. Er beschäftigte sich daher nach der Rückkehr von der Universität besonders mit dem Studium des kanonischen Rechts und vollendete zu Worms, Mannheim und Mainz den theologischen Cursus. Die Kenntniß der verschiedenen Zweige der Statsverwaltung verdankte er den um den Kurstat Mainz so verdienten Statsmännern Groschlag und Benzel und dem östreich. Statsminister, Grafen Firmian; er übte sie praktisch als Mitarbeiter im kurfürstl. Ministerium. Sehr bald aber wurde er Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, späterhin in dem erstern Kapitularherr und in den beiden andern Domherr. Die bedeutenden Einkünfte von diesen Stellen verwendete er seiner Neigung zum Wohlthun, dem vorherrschenden Zuge seines edlen Charakters, gemäß fast ganz zu den Zwecken stiller Wohlthätigkeit.

Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, überzeugt von den trefflichen Eigenschaften und Geistesfähigkeiten Dalbergs, suchte ihn auszuzeichnen, und ernannte ihn im J. 1772 zum wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Erfurt. Als bedeutender Statsmann jetzt in die Geschäftswelt eingeführt, beginnt von dieser Zeit an die glänzendste Periode seines gemeinnützigen, segensreichen Lebens. Mit musterhafter Treue, Ordnung und Genauigkeit seinem Berufe lebend, faßte er in allen seinen Geschäften immer das allgemeine Beste, Wahrheit und Recht, ins Auge. Er gab Gesetze, welche alle von seiner aufgeklärten, liberalen und menschenfreundlichen Denkungsweise zeugten, hielt auf strenge Handhabung des Rechts, beförderte den Handel, die Gewerbe, Landswirthschaft, den Gartenbau und jede Art nützlicher Betriebsamkeit. Die lange Zeit zwistig gewesenen katholischen und lutherischen Landesbewohner versöhnte er. Der Kirchen und Schulen beider Confessionen nahm er sich gleich liebevoll aufs thätigste an. Und so fand die von ihm in seiner trefflichen und klassischen Schrift: Betrachtungen über das Universum (erste Aufl. 1777, sechste 1819) ausgesprochene Maxime: „Willst du deine Unterthanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen, daß Keiner hungere, daß Jeder beschäftigt sei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend seyen," mit seiner Handlungsweise immer in größter Übereinstimmung.

Eben so wurde er der damals sehr gesunkenen Erfurter Universität eine neue Stütze und der daselbst bestehenden Akademie nützlicher Wissenschaften wahre Zierde. Die von ihm für diese Gesellschaft geschriebenen Abhandlungen gehörten mit zu den gelungensten. Sein Haus war stets der Sitz gelehrter, geistreicher und belebender Unterhaltung. In dem nachbarlichen Weimar stand er mit den Heroen der schönen Literatur, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller in den vertrautesten Verhältnissen; häufig besuchte er auch das Hoflager des geistvollen Herzogs Ernst zu Gotha, so wie er mit Letzterem, dem Herzoge von Sachsen-Weimar und dem Fürsten von Schwarzburg als Grenznachbar des kleinen States Erfurt das freundlichste Vernehmen herzustellen und zu erhalten wußte.

Durch diese ehrenvolle Wirksamkeit zog Dalberg bald die Aufmerksamkeit Kaiser Josephs und König Friedrichs des Großen auf sich, und deren Wohlwollen und den Bemühungen beider Höfe verdankte er es vorzüglich, daß er am 5. Juni 1787 beinahe einstimmig zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthum Mainz erwählt ward, indem der damals regirende Kurfürst, Friedrich Karl Joseph, aus dem freiherrl. Geschlechte v. Erthal, anfangs den damaligen Domherrn, Freiherrn von Dienheim, Kurmainz. geh. Rath und Hof-Kammerpräsidenten, begünstigte. Am 18. desselben Monats wurde er auch zum Coadjutor im Hochstifte Worms erwählt und proclamirt. Am 3. Febr. 1788 erfolgte zu Mainz seine feierliche Einsetzung ins Priesteramt. Am 18. Juni desselben Jahres wurde er zum Coadjutor und Nachfolger des Fürstbischofs zu Constanz, Maximilian Christoph, Freiherrn von Rodt,

*) C. W. Kapf, über das Leben und die Verdienste Johann von Dalbergs. Augsb. 1789. 8. war vorzüglich mein Führer, doch habe ich manche der obigen Nachrichten auch aus gleichzeitigen Schriftstellern, Dalbergs Aufenthalt in Erfurt besonders aus der dortigen Universitätsmatrikel geschöpft.

Digitized by Google

erwählt, worauf am 31. August desselben Jahres vom Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg die Weihung zum Erzbischof von Tarsus erfolgte. Auch traf ihn am 15. Oct. 1797 die Wahl zum Propste des Domkapitels zu Würzburg und Celle mit 30,000 Fl. jährl. Einkünfte. Noch immer aber führte er jetzt als Coadjutor die Statthalterschaft zu Erfurt fort.

Aber gerade seit jener Zeit, wo ihn ein günstiges Geschick auf eine so überaus glänzende Laufbahn leitete, seit dem Jahre 1797, stellte sich auch ein anderes ungünstiges ihm entgegen, das oft seine schönsten Unternehmungen hemmte. So blieb das blos Ideal, was sein mit dem unvergeßlichen Kaiser Joseph im J. 1787 geführter Briefwechsel zum Zwecke hatte, das so vielseitig getheilte Interesse der teutschen Fürsten in einen Brennpunkt zu vereinigen und dadurch die Kraft und Würde der teutschen Nation zu erheben und zu befestigen. Beiden vortrefflichen Fürsten waren härtere Prüfungen vorbehalten. Joseph unterlag im Kampfe mit seinen eigenen Unterthanen als Opfer; auch Dalberg unterlag als Opfer einer fremden Politik, welche ihn, der stets das Gute bezweckte, tausendfach umstrickend, in einer sturmbewegten, gefahrvollen Periode, zu Maßregeln verleitete, die nicht immer die gerechte Anerkennung fanden.

Im J. 1789 brach die französ. Revolution aus, ein fürchterliches Verhängniß bedrohte Teutschland; mit Energie trat Dalberg am 22. März 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf gegen Frankreich, den riesenhaften Nachbar, und indem er in dem Erzherzog Karl von Östreich den Retter Teutschlands ersah, erklärte er öffentlich: „In der Gefahr eines nahe bevorstehenden Umsturzes ist der Beifall wahrer teutscher Patrioten und die stillschweigende Billigung rechtschaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können, und, wenn es nicht anders seyn kann, so biete der Erzherzog die Mannschaft in Masse auf, und taub bei den Klagen einiger Übelgesinnten und den furchtsamen Bedenklichkeiten einiger Kurzsichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffbruche zu retten. Wenn Mack in Italien und Erzherzog Karl in Teutschland diese Energie nicht entfalten, so ist zu befürchten, daß die Franzosen im Laufe dieses Jahres dem Statssystem von ganz Europa den Todesstoß versetzen werden." Aber Dalberg sah seine schönsten Wünsche nicht befriedigt, Teutschlands Energie war gesunken, Einzelne entzogen sich der gemeinschaftlichen Sache, Frankreichs Übermacht gebot, es hatte seine Grenzen bis zum Rheine ausgedehnt; mit blutendem Herzen sah er noch als Coadjutor, wie seine berühmte Stadt Mainz, der Sitz seines hohen Domkapitels und der kurfürstl. Regirung, mit dem ganzen jenseitigen Bezirke des Kurstates an Frankreich abgetreten werden mußte. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürstbischof Maximilian Christoph in dem Bisthume Constanz, und am 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph, Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, aber nur in dem Überreste des Kurstates: dem Fürstenthume Aschaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde. Die Besitzungen aller geistlichen Staten diesseit des Rheins wurden gerade zu jener Zeit säcularisirt und als Entschädigung für die überrheinischen Verluste den weltlichen Fürsten zugetheilt. Nur der Kurfürst von Mainz, dessen Functionen zu fest in die Reichsverfassung eingriffen, Karl Theodor, der groß durch persönliche Eigenschaften, der neuen Verfassung Teutschlands Geist und Haltung geben konnte, blieb der erste und einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputations-Hauptschluß einen Stat aus dem Fürstenthum Regensburg, Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar bildete. Die sonstige Entschädigung, an einer Million Gulden Revenüen im Ganzen, wurde ihm auf die Rheinzölle angewiesen. Der Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übergetragen, und die Würde eines Kurfürsten nebst den damit verbundenen Vorrechten blieben damit vereinigt. Er wurde zu Regensburg am 23. April 1804 als Fürst gehuldigt. Die päpstl. Bestätigung als Erzbischof zu Regensburg erfolgte später am 2. Febr. 1805. So unverhältnißmäßig diese Entschädigung war, entsagte doch Dalberg gern seinem eigenen Vortheile, wenn es das Wohl des Ganzen erheischte. Die französische Kaiserkrönung bestimmte ihn zu Ende des Jahres 1804, eine Reise nach Paris zu unternehmen, hauptsächlich in der Absicht, mit Papst Pius VII. über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Teutschland und mit Napoleon über verschiedene obwaltende Irrungen zwischen Frankreich und Teutschland sich zu besprechen. Seit jener Zeit wurde Dalberg immer mehr eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt. Indessen müssen ihn sein beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Östreich den 8. November 1805 an alle Stände des Reichs erlassener Aufruf, wo er mit reiner teutscher Vaterlandsliebe die Gefahren der französ. Invasion auf das freimüthigste und lebhafteste schildert, und die Verantwortung hierüber, zu welcher er kurz hierauf zu München von Napoleon gezogen ward, bei jedem unbefangen Urtheilenden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit gebeugtem Herzen über den künftig unvermeidlichen Untergang des teutschen Statenbundes kehrte Dalberg von München nach Regensburg zurück. Daher konnte sein kurz hierauf gethaner, sehr getadelter Schritt, daß er den Cardinal Fesch zu seinem Regirungsnachfolger ernannte, blos in der Absicht geschehen seyn, seine jetzt von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des groß- und übermächtigen Kaisers zu empfehlen. Um so mehr fand, als kurz darauf Napoleon den Rheinbund stiftete, die Meinung Eingang, Dalberg habe hierzu die erste Veranlassung gegeben. Allein auch hier traf ihn ein neuer falscher Verdacht. Nichts wußte er von dem großen Project des Kaisers; geschäftig für die Sorge der Erhaltung des teutschen Statenbundes lebte er eben auf seinem Stammschlosse Wörth unweit Regensburg, als die Bildung des Rheinbundes bereits in Paris decretirt war. Er versagte anfangs dem Benehmen seines Gesandten zu Paris, des Grafen von Beust, welcher die Rheinbundsakte in der Nacht zum 12. Juli 1806 ganz unvorbereitet unterschrieben hatte, seine Zustimmung; von Schmerz ergriffen rief er aus: „Was wird Teutschland, was wird die Welt von mir sagen, wenn ich als Kurerzkanzler

Digitized by Google

diesem Teutschlands Verfassung zernichtenden Bunde beitrete!" und die Bitten seines Ministers, des Freiherrn v. Albini, drangen nur erst durch, als ihn endlich die Rücksicht, daß es die Erhaltung seines States gelte, und daß er in diesem neuen Verhältnisse dem Vaterlande ebenfalls die bedeutendsten Dienste werde leisten können, zur Unterzeichnung jener wichtigen Akte bestimmte. Sie übertrug ihm, in Verbindung mit der fortbestehenden Würde eines Erzbischofs zu Regensburg, den Rang und Titel eines souveränen Fürstenprimas des Rheinbundes mit dem Vorsitze in der Bundesversamlung und, falls sich diese in 2 Collegien theilte, mit dem Vorsitze in dem königl. Collegium; zugleich erhielt er durch sie die vormalige Reichsstadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und alle Souveränetätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mains liegen, und über die Grafschaft Rheineck. Im Rückblicke auf die jetzt vernichtete alte teutsche Reichsverfassung erkannte er noch eine Pflicht darin, der in diesem Umsturze der alten Ordnung brodlos gewordenen Diener und Beamten sich anzunehmen; er erfüllte sie treulich, namentlich gegen das Personal des Reichskammergerichts zu Wetzlar, und unterstützte sie bei mehren andern Fürsten mit gutem Erfolge. Dalberg setzte sich nun in den Besitz der Stadt Frankfurt und der ihm in der Rheinbundsakte angewiesenen andern Entschädigungen und wählte Frankfurt zu seiner Residenz, welche zugleich als Sitz des Rheinbundes bestimmt ward; er wurde als souveräner Fürst daselbst am 2. Januar 1807 gehuldigt. In dieser von Frankreich immer abhängiger gewordenen Stellung mußte er sich gefallen lassen, daß seine Anordnung im Betreff des Cardinals Fesch als Regirungsnachfolgers, vom Kaiser Napoleon am 1. März 1810 zum Besten dessen Stief- und Adoptiv-Sohnes, des Prinzen Eugen Napoleon, Vicekönigs von Italien, abgeändert wurde, nachdem in dem kurz vorher am 16. Febr. zu Paris abgeschlossenen Vertrage seine Besitzungen durch den größten Theil der seit 1806 unter kaiserl. Administration gestandenen Fürstenthümer Hanau und Fulda vermehrt worden waren, und nun zusammen ein Großherzogthum, das Großherzogthum Frankfurt, bildeten. Dagegen mußte der Großherzog Karl das Fürstenthum Regensburg an Baiern und die Hälfte der Rheinschifffahrts-Octroi an den Kaiser der Franzosen abtreten und alle die Renten übernehmen, wie sie der Reichsdeputationsrecceß nambaft macht.

Nicht blinde Hinneigung zu Frankreich, denn das bewunderte Benehmen, die feste Sprache, welche er Napoleon im J. 1810 zu Paris in kirchlichen Angelegenheiten, wo er sich des Papstes mit so vieler Wärme annahm, entgegensetzte, befreit ihn von diesem Verdachte, sondern das Wahrnehmen, daß nach seinem Tode alle französischen Statseinrichtungen mit einem Male rücksichtslos im Großherzogthume eingeführt werden möchten, ließ ihn in seiner letzten Regirungszeit die Einführung dieser von fremden Boden entlehnten Einrichtungen mit eigener schonender Hand vornehmen. Seine Civilliste setzte er sehr gering an, er ordnete die Finanzen, sorgte für das Schul- und Armenwesen, erleichterte den Zustand der Judenschaft und bewies sich, so wie er es überall gethan hatte, als Vater seines Volkes. Unter seiner Regirung wurden mehr als hundert Schulhäuser auf dem Lande erbaut oder erweitert, der Gehalt von mehr als 80 gering besoldeten Schullehrern vermehrt, eine Normalschule für die Bildung der Volksschullehrer gestiftet, eine Witwenkasse für die Witwen verstorbener Schullehrer errichtet; gelehrte Institute zu Aschaffenburg, Frankfurt, Hanau, Wetzlar, Fulda, Regensburg wurden gegründet oder zu einem höheren Flor gefördert; der Fonds des Schmerlebacher Klosters wurde für das Seminar der Geistlichen, und der ansehnliche Stiftsfonds zu Aschaffenburg dem Schulwesen überwiesen. So wirkte er überall für Geistesbildung. Aber diese segensvolle Regirung war auch hier von kurzer Dauer. Der verhängnißvolle, im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland begonnene Krieg, endigte sich mit des Erstern Untergang; auch den edeln Dalberg hieß er vom Fürstenthrone herabsteigen; er that es mit männlicher Entschlossenheit. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig begab er sich nach Constanz, Zürich und Luzern, um den Zudringlichkeiten des französischen Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen. Im November 1813 sandte er zur Rechtfertigung seines politischen Benehmens seinen geh. Rath und Kammerherrn, Baron v. Varicourt, in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt; allein diese Sendung lief fruchtlos ab; das Großherzogthum Frankfurt war bereits den 6. November von den verbündeten Mächten unter provisorische Verwaltung gestellt worden und am 14. December ward der Stadt Frankfurt ihre vorige Unmittelbarkeit wieder geschenkt. Im November hatte aber auch Dalberg schon seine großherzogl. Regirung zu Gunsten seines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, niedergelegt. Diese Resignation wurde von den verbündeten Monarchen nicht angenommen, da sie das Großherzogthum für erloschen erklärten. Der fast siebenzigjährige Fürst entschloß sich nun, den Abend seiner Tage als Erzbischof von Regensburg im Dienste der Kirche zu beschließen; er kehrte nach Regensburg zurück, wo er am 5. Januar 1814 anlangte. Hier bezog er eine Privatwohnung in einer abgelegenen Straße. Jetzt widmete er noch die drei letzten Jahre seines Lebens seinem erzbischöflichen Berufe, einem kleinen auserlesenen Kreise seiner Freunde, vorzüglich aber kannte auch jetzt, wo ihm selbst bisweilen fast Mangel drohte, sein Wohlthätigkeitssinn noch immer keine Grenzen. Da ging er in jener bangen Zeit der Theurung, wo die Armen seiner Hilfe noch am meisten bedurften, hinüber in das Land der Vergeltung; er starb den 10. Febr. 1817 zu Regensburg und wurde den 14. desselben Mon. daselbst in der Domkirche feierlich beerdigt. Sein Herz wird in einer silbernen Kapsel zu Aschaffenburg in dem Dalbergischen Erdbegräbnisse aufbewahrt. Der geringe Nachlaß dieses Fürsten an barem Gelde und Mobilien betrug im Ganzen nicht mehr als 9245 fl. 48 Kr. Sein Vermögen bestand beinahe ganz aus Rückständen theils seiner Sustentation, theils der Rheinschifffahrts-Octroi, theils freiwillig von ihm gemachter Vorschüsse. Im J. 1813 stiftete er in der Freude seines Herzens wegen des von

Digitized by Google

Napoleon mit dem Papste abgeschlossenen Concordats, den Concordienorden, welcher gegenwärtig als erloschen anzusehen ist. So wie er im Buche der Menschheit als edeldenkender Fürst stets genannt werden wird, so glänzt auch im Gebiete der Literatur sein Name ehrenvoll. Die Biographie Karl Theodors von Dalberg, Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzogs von Frankfurt, von August Krämer (in den Zeitgenossen, 6. Bds. 3. Abtheil. von Seite 83 bis 201), welche zu diesem kurzen Entwurfe vorzüglich benutzt worden ist, enthält das Verzeichniß seiner Schriften von S. 186 bis 191, an der Zahl 35, ohne die zu öffentlichen wissenschaftlichen Blättern von ihm gelieferten Beiträge. Unter diesen heben wir besonders hervor: 1) Die schon oben erwähnten Betrachtungen über das Universum; 2) Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst. Erf. 1786. 4.; 3) Grundsätze der Ästhetik. Erf. 1791 8. Eine kürzere Lebensbeschreibung des merkwürdigen Fürsten finden wir in den Denkmälern verdienstvoller Teutschen des 18. und 19. Jahrh. im 2. Bändch. S. 1 bis 18.

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

DALBERG, Nic., ein ausgezeichneter schwedischer Arzt, geb. zu Linköping im Jahre 1736, gest. 1820 in einem Alter von 85 Jahren. Seine erste Bildung erhielt er in seinem Geburtsorte, ging von da 1752 nach Upsala, wo er den Unterricht Linné's, Rosenstein's u. a. genoß, und unter dem Vorsitz des Erstern seine Inauguraldissertation: de metamorphosi plantarum 1755 vertheidigte. Im J. 1763 ward er Leibchirurg des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Gustav III., den er auch 1770 und 1771 nach Paris begleitete, wo er in genauer Verbindung mit den berühmtesten Gelehrten stand. Später ward er bei der Thronbesteigung Gustav's königlicher Leibarzt, bekam Sitz und Stimme im Gesundheitsrathe, und wurde 1781 zum Beigrathe des ganzen Reiches ernannt. Er ist als der Verfasser mehrer schätzbaren literarischen Arbeiten in Schweden bekannt, welche in den Kongl. Vetensk. Academ. Handlingar för Ar 1821 verzeichnet sind. — Ihm und seinem Bruder, dem Obersten Karl Gustav, der mehre Jahre in Surinam lebte und seine Pflanzensamlung an Linné schenkte, zu Ehren nannte Linné eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen, zu den eigentlichen Diadelphisten, und zur Diadelphie Decandrie des Linn. Systems gehörig, Dalbergia (s. den folgenden Art.). (*Th. Schreger.*)

DALBERGIA. 1) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse. Der Charakter der Gattung Dalbergia ist: Ein unmerklich gezähnter Kelch; der Wimpel der Schmetterlingsblume ausgerandet; der Kiel an der Basis zweitheilig; die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülsenfrucht gestielt, nicht aufspringend, 1 — 3 samig. Die hieher gehörigen Arten sind tropische Bäume und (bisweilen kletternde) Sträucher, welche oft einen rothen Färbestoff enthalten und ungepart gefiederte Blätter haben. Wenn man die Gattungen Pongamia Venten. (Malm. n. 28), Galedupa Lam. (Encycl., ill. t. 601), Eysenhardtia Kunth (Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 489. t. 592) und Lonchocarpus Kunth (l. c. p. 383., Cand. prodr. II., p. 269) hieher rechnet, wie man dies thun muß, wenn man nicht auf unwesentliche Unterschiede Gewicht legt; so beläuft sich die Zahl der Arten auf 20, von denen die mehrsten in Ostindien, einige in Südamerika und einige in Guinea einheimisch sind. Der jüngere Linné kannte nur zwei Arten: D. Lanceolaria L. fil. (Suppl. p. 316. Abb. Rheede malab. VI. t. 22), ein ostindischer Baum mit hängenden Zweigen, gefiederten, unten steifhaarigen Blättern, ablangen, wellenförmigen Blättchen und in den Blattachseln stehenden, zusammengesetzten, langen Blüthentrauben. D. Monetaria L. fil. (l. c. p. 217., Ecastaphyllum Monetaria Pers. syn. II, 277., Cand. prodr. II, 421), ein Strauch mit gedreyten, eiförmigen, unbehaarten Blättern und ährenförmigen Blüthen. Dieser Strauch, welcher in Surinam wächst, liefert ein Harz, welches dem Drachenblute ähnelt. — 2) Die Gattung Dalbergia, welche Tussac gestiftet hat, ist ganz verschieden und von Persoon mit Besleria vereinigt worden.

(*A. Sprengel.*)

DALBORD, der obere Rand eines Schiffes; besonders bei Ruderfahrzeugen und Flußkähnen eine, nach der Breite liegende Diele, auf welcher die Riemen ruhen, wenn gerudert (geropet) wird. (*v. Hoyer.*)

DALBOSJÖN, See Dalbo, heißt der ansehnliche südwestliche Busen des schwedischen Landsee's Wenern. Der Dalbosee bespült westlich die Ufer der Landschaft Dalsland, nördlich im Nordosten eine Südspitze von Wermeland (weiter gegen Osten hängt er mit dem großen Wenern zusammen), südlich läuft er zwischen Dalsland und Westgothland in einen spitzen Busen aus, welcher Dalboviken (Dalbobusen) heißt. (*v. Schubert.*)

DALBY, Dorf und Station in der schwedischen Provinz Schonen, 1 Meile südlich von der Stadt Lund. Hier errichtete der dänische König Sven Estridsson im Jahre 1046 ein Bisthum für das südliche Schonen und Blekingen; jedoch noch vor Absterben des ersten Bischofs, Eginus, ward das Bisthum Dalby, im J. 1062 mit dem Bisthum Lund (seit 1046 für Nordschonen und Halland) vereinigt. Der oben erwähnte König Sven gründete zu Dalbo auch ein Nonnenkloster, und bauete um 1065 die noch vorhandene geräumige Klosterkirche, aus deren westlichem Ende man auf Stufen zu einer kleinen unterirdischen, sogenannten Krafts-Kirche, herabsteigt, die aber nicht so tief liegt, als die größere unterirdische Kirche am Dom zu Lund. In der Kraftskirche zu Dalbo befindet sich ein Brunnen, in welchem ehemals geopfert wurde; ebenso in der Kraftskirche zu Lund. — Jetzt ist die Kirche Dalby Filial des Pastorats Hellestadt. (*v. Schubert.*)

DALE, 1) Anton van, Alterthumsforscher, geb. zu Harlem den 8. November 1638. Seine Eltern, die sich zu den Mennoniten oder Taufgesinnten hielten, bestimmten ihn gegen seine Neigung zum Handelsstand, allein alle seine Mußestunden widmete er dem Studium der alten Sprachen, und in seinem 30. Jahre verließ er die Handelsgeschäfte gänzlich, nahm die medizinische

Digitized by Google

Doctorwürde an, und praktizirte als Arzt. Einige Zeit war er Prediger bei den Mennoniſten, kehrte aber wieder zur Ausübung der Arzneikunſt zurück, wurde Hoſpitalarzt zu Harlem, und ſtarb als ſolcher den 28. November 1708. Er beſaß in den Schriften der Griechen und Römer eine ſehr große Beleſenheit [1]), war ungemein arbeitſam, ſammelte viel, widmete ſeinen Fleiß beſonders der Erläuterung und Aufklärung verſchiedener Theile der Religionsgeſchichte alter Völker, ſchrieb aber ohne Ordnung und feſte hiſtoriſche Geſichtspunkte, häufte die Citate bis zur Ungebühr, und vernachläßigte den Styl. Indeſſen haben ſeine Materialien-Magazine den geſchmackvolleren und kritiſcheren Nachkommen nützliche Dienſte geleiſtet, und ſichern ſeinem Namen ein ehrenvolles Andenken: De oraculis veterum ethnicorum dissertationes duae. Amst. 1683. 8. longe auctior, ib. 1700. 4. Holländ. etwas verändert, eb. 1687. 8. Er beweiſt in dieſem Werke, daß nicht der Teufel, ſondern Prieſterbetrug aus den alten heidniſchen Orakeln geſprochen habe. Dissertationes de origine et progressu idololatriae et superstitionum; de vera et falsa prophetia, uti et de divinationibus idololatricis Judaeorum. Ib. 1696. 4. Dissertationes novem antiquitatibus quin et marmoribus cum romanis, tum potissimum graecis illustrandis inservientes. Ib. 1702, 1743. 4. [2]). Dissertatio super Aristeae de LXX interpretibus, cui ipsius Aristeae textus subjungitur, cum versione lat. Ib. 1704. 4. Er widerlegt darin die alte fabelhafte Erzählung von dem Urſprunge der alexandriniſchen Überſetzung; angehängt iſt eine Dissert. super Sanchoniathone, und eine Historia baptismorum cum judaicorum, tum christianorum, worin er die Kindertaufe beſtreitet. Dale trug überall ſeine Meinung frei und unbefangen vor, war ein erklärter Feind des Aberglaubens und der Heuchelei, und ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, dem ſeine große Beleſenheit und ſein treues Gedächtniß unerſchöpflichen Stoff darbot, um durch Anekdoten und Erzählungen zu unterhalten [3]).

(*Baur.*)

2) Dale, Samuel, ſ. Dalea.

DALEA *L.* Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéſchen Klaſſe hat ihren Namen erhalten zu Ehren Samuel Dale's (geb. 1659, geſtorb. 1739), Apothekers zu Braintree in der Grafſchaft Eſſex, dann Arztes zu Bocking, welcher, ein Freund Ray's und Catesby's mehre naturhiſtoriſche Abhandlungen in den Philosophical Transactions und in Silas Taylor's Geſchichte von Harwich, ſowie eine Pharmakologie lieferte (in acht Auflagen, zuerſt Lond. 1693. 12., zuletzt Leyd. 1751. 4.). — Der Charakter der Gattung Dalea beſteht in einem halbfünfſpaltigen Kelche, einer fünfblättrigen, mit der Röhre, welche die Staubfäden trägt, verwachſenen Corolle und einer eiförmigen, einſamigen Hülſenfrucht, welche der Kelch umgibt. Von den 28 bekannten Arten dieſer Gattung, welche als perennirende oder Sommergewächſe Amerika angehören, weichen ſechs von den übrigen dadurch ab, daß ſie in jeder Corolle nur fünf Staubfäden haben; dieſe Arten, welche in den ſüdlichen Staten Nordamerika's einheimiſch ſind, begriff Michaux und nach ihm Nuttall unter dem Namen Petalostemon; hieher gehören auch die Gattungen Kuhnistera Lamarcks und Cylipogon von Rafinesque. Die übrigen 22 Arten, von denen Cavanilles mehre unter dem Gattungsnamen Psoralea zuerſt beſchrieb, haben in jeder Corolle zehn Staubfäden und wachſen im tropiſchen Südamerika.

(*A. Sprengel.*)

DALECHAMPS, eigentlich de la Champ, Lat. Dalecampius, Jacques, ein berühmter franzöſiſcher Arzt und Botaniker, aus einer adeligen Familie zu Caen in der Normandie, geb. 1513, ſtudirte zu Montpellier, erhielt 1547 die mediziniſche Doctorwürde, übte die Arzneikunſt ſeit 1552 zu Lyon, und ſtarb daſelbſt 1588. Als praktiſcher Arzt und gelehrter Kenner ſeiner Wiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfange, ſtand er in großem Anſehen, und von ſeiner umfaſſenden und gründlichen antiquariſchen Gelehrſamkeit zeugen ſeine Ausgaben des Athenäus, den er ins Lateiniſche überſetzte, und des Plinius, denen er einen vieljährigen Fleiß widmete: Athenaei deipnosophisticarum lib. XV.; cura et stud. Is. Casauboni; cum interpret. Dalecampii (Genev.). 1597. fol. Dieſe Ausgabe wurde lange als die beſte geſchätzt; Dalechamps Überſetzung erſchien zuerſt zu Lyon 1552. Fol. Plinii historiae mundi libri XXXVII. Opus nunc ex vetustissimorum excusorum et complurium codd. mss. collatione et auctoritate detersum ac emendatum. Acc. ad varias lectt. castigationes et adnotationes. Una cum indice copiosissimo. Omnia novissima laboriosis observatt. conquisita et solerti judicio pensitata Jac. Dalecampii. Lugd. 1587. fol. oft; enthält eine neue Recenſion nach Manuſcripten und alten Ausgaben, doch war des Herausgebers Fleiß größer als ſein Scharfſinn, und der Werth der häufigen Anmerkungen iſt ſehr verſchieden. Als Freund und Kenner der Botanik entwarf er frühe ſchon den Plan, eine allgemeine Geſchichte aller entdeckten Pflanzen zu bearbeiten, unterhielt deswegen Jahre lang einen Briefwechſel mit gelehrten Botanikern in den meiſten Ländern Europas, und ließ die auf dieſem Wege erhaltenen Pflanzen zeichnen und in Kupfer ſtechen. Da ihn aber ſeine vielen praktiſchen und andere gelehrte Arbeiten an der Vollendung ſeines Plans hinderten, ſo übernahm dieſelbe der Arzt Desmaulins (Molinaeus) zu Lyon, und gab das Werk heraus unter dem Titel: Historia generalis plantarum in libros XVIII. per certas classes artificiose digesta etc. Lugd. P. I. 1587. P. II. ib. 1586. fol. mit 2686 eingedruckten Holzſchnitten, welche die meiſten Abbildungen von Cordus, Fuchs, Cluſius, Tragus, Matthiolus, Dodonäus und Lobel enthalten. Über 200 Figuren ſind zwei bis dreimal vorgeſtellt, die wenigen eige-

1) Montfaucon ſagt in praefat. ad antiq. expl. T. I, p. 7: Dalerius in hac palaestra multam retulit laudem. 2) Den Inhalt der meiſten gibt Meuſel in der bibl. hist. an; ſ. das Regiſter beim 2. Bde. 3) Eloge par le Clerc., in der bibl. choisie. T. XVII, 312. Mém de Niceron. T. XXXVI, 5. Teutſch 24. Thl. 101. Chaufepié Dict. T. II. Unſchuld. Nachr. 1708. S. 824. Saxii Onomast. T. V, 312. Biogr. univ. T. XLVII. s. v. Van Dale (von Weiß).

Digitized by Google

nen sehr schlecht, und überhaupt entsprach das, für die damaligen Zeiten nützliche Werk Dalechamps Ideen nur sehr unvollkommen [1]). Es wurde von Desmoulins ins Französische übersetzt. Lyon, 1615; verm. 1653. 2. Bd. Fol. mit 2752 Holzschnitten [2]). Dalechamps schrieb außerdem: De peste lib. III. Lugd. 1552. 12. Traité de chirurgie. Ib. 1570; 1573. 8. Par. 1610. 4. mit Kupf. und Zusätzen von J. Gerault. Administrations anatomiques de Claude Galien, traduites fidelement du grec en franç. Lyon, 1566. und 1572. 12. Coelii Aureliani liber de tardis et acutis passionibus c. n. Ib. 1567. 8. Er übersetzte auch ins Französische das sechste Buch des Paul von Ägina, mit einem Commentar und einer Vorrede über die Chirurgie. Plumier hat sein Andenken durch ein Pflanzengeschlecht, Delechampia genannt, geehrt [3]). (*Baur.*)

DALECHAMPIA Plum. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikocken und der eilften Ordnung (Icosandria) der 16ten Linnéschen Klasse (nach Willdenow aus der achten Ordn. der 21sten Kl.). Char. Monöcische Blüthen (d. i. männliche und weibliche Blüthen auf derselben Pflanze); die Blüthenhülle zweiblättrig, drei- oder mehrblumig; der Kelch fast fünftheilig; ein Griffel; die Frucht besteht aus drei mit einander verwachsenen Kapseln. Die 19 bekannten Arten dieser Gattung sind Schlingpflanzen, welche vorzüglich im heißen Südamerika einheimisch sind. Außerhalb Amerika sind nur drei Arten bekannt, eine in China (D. parvifolia Lam. enc.), eine in Ostindien (D. tamnifolia Lam. enc., ill. t. 788.) und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung (D. capensis*). (*A. Sprengel.*)

Dalelf, ein Fluß, und Dalekarlien s. Dalarne.

DALEMENCI (Dalamince, Dalminice, Dalaminze, Dalamantia, Delemenci, Demelchion, Demelcion, Talemencha, Thalaminci, Glomaci, Glomuczi, Glomuzi, Zlomizi, Zlomekia), — ein großer slavischer Gau auf dem linken Ufer der Elbe in der Gegend von Meißen. Seine Bewohner hießen Daleminzier (Dalemincii), werden auch von den Chronisten des Mittelalters Dalamanti und Dalmanci, von einigen sogar Dalmatae oder Dalmatii genannt [1]). Alfred der Große, König von England, bezeichnet sie in der bekannten, in die angelsächsische Übersetzung des Orosius eingewebten Beschreibung Teutschlands seiner Zeit mit dem Namen Dalamenson [2]). Sie gehörten als Unterabtheilung zu dem großen Stamme der Sorben-Wenden, und der von ihnen bewohnte und nach ihnen benannte Gau Dalemenci wurde zu der wendischen Provinz Sworbia, Suirbia oder Zrbia gerechnet, welche das ganze, von slavischen Ansiedlern bevölkerte Gebiet zwischen der sächsischen Saale und Elbe umfaßte [3]). Die Zeit der Einwanderung der slavischen Völker in diese Gegenden läßt sich nicht mit diplomatischer Sicherheit angeben, weil dieses Ereigniß in eine Periode fällt, in welcher es uns fast an allen historischen Nachrichten über die Begebenheiten im nordöstlichen Teutschland gebricht. Das Gebiet zwischen der Elbe und Weichsel war durch die häufigen Auswanderungen der germanischen Ureinwohner sehr entvölkert worden; die slavischen Stämme benutzten im fünften und sechsten Jahrhundert, nachdem sie ihre alten Sitze in Sarmatien verlassen hatten, die günstige Gelegenheit, auf dieser Seite neue Wohnsitze zu erwerben. Daß die Daleminzier an der Elbe mit den wendischen Einwanderern in Servien, Slavonien und Dalmatien gleiches Stammes gewesen sind, ist eine Ansicht, die sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Diese, die man in ihrer Urheimath in dem Sarmatenlande mit dem Namen Antes oder Antae benannt und im frühesten Alterthume mit dem Namen Spori bezeichnet hatte [4]), waren unter Justinian's Regirung in die Donaugegenden vorgedrungen, hatten diesen Strom überschritten und den Ländern Slavonien und Serbien, dem alten Pannonien und Obermösien, nach ihren Volksstämmen den Namen gegeben. Schon Plinius [5]) nannte eine Völkerschaft in der Nähe des Palus Mäotis Serbi, und Ptolemäus [6]) hat denselben Namen auf seinen Tafeln in dem Gebiete zwischen dem Palus Mäotis und dem Flusse Rha (Wolga) aufgezeichnet. Der Ostgothenkönig Hermannrich hatte diese Völker in Sarmatien unterjocht und zu seinem großen Gothenreiche am Pontus Euxinus hinzugezogen [7]). Als Hermannrich dem gewaltigen Völkersturme der Hunnen unterlegen war, scheinen die Slaven den siegreichen

1) Die Anordnung der Gewächse ist willkürlich, nach ihrer Größe, äußeren Ähnlichkeit und ihren Heilkräften. Das Verdienstliche dieses Werkes ist ebenso unverkennbar, als seine Mängel nicht zu läugnen sind. Oft stimmen die Beschreibungen der Pflanzen nicht mit den beigesetzten Abbildungen überein; sehr häufig sind auch dieselben Pflanzen an verschiedenen Orten des Buches angeführt. Diesen und anderen Mängeln suchten Jakob Pons (Animadversiones in hist. gen. pl., Lugd. 1600. 8.) und Kaspar Bauhin (Animadverss. in hist. gen. pl., Francof. ad M. 1601. 4.), ersterer zum Theil aus Dalechamps schriftlichem Nachlasse, abzuhelfen. (*Sprengel.*)
2) Boehmeri biblioth. scriptor. hist. nat. Vol. I, 129.
3) Eloges de quelques auteurs franç. par Joly 350. Baillet jugem. T. II, 187, 269. Crenii animadv philol. T. X, 206. Fabricii hist. bibl. T. III, 223. Haller ad Boerhavii method. stud. med. T. I. 175. 181. T. II. 726. Ejusd. bibl. chirurg. T. I. 224. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars). Willdenows Grundriß der Kräuterkunde. Berl. 1792. S. 399. (*Baur.*)

1) *Witichindi Corbeiens. Annal.* p. 7. et 12. ed. Meibom. *Ruodolfi Fuldens. Annal.* ad ann. 856. *Annal. Fuldens. pars III.* ad ann. 880. *Monum. Germ. Histor.* ed. Georg. Heinr. Pertz. Tom. I. p. 370, 393, 418.
2) Die vorzüglichste Handschrift dieses königlichen Werks befindet sich auf der Cotton-Bibliothek zu London, und ist 1783 zu London mit einer englischen Übersetzung von Daines Barrington herausgegeben worden. Hier im zweiten Kapitel finden wir folgende bemerkenswerthe Stelle: Be northan eastan (westan) Marcaro sindon Dalamenson, and be eastan Dalamenssm sindon Horithi; and be northan Dalamenssm sindon Surpe, and be westan him sindon Sysele. Die Marcaro sind die Einwohner Mährens und die Horithi die Bewohner Schlesiens und der Lausitzen, die sonst auch Hrusti heißen. Die Surpe aber sind die Sorabi oder Surbi, und die Sysele die Sisseli der Chronisten. Fr. Lorenz, Gesch. Alfreds des Großen. Hamburg, 1828. S. 168. Kruse, teutsche Alterthümer. Bd. II. Hft. II. S. 6. 3) *Annalista Saxo ad ann.* 782. Sorabos Sclavos, qui campos inter Albiam et Salam jacentes incolebant. *Einhardi Ann. ad ann.* 782. Pertz. Tom. I. p. 163. 4) *Procopius de Bell. Goth* Lib. III, c. 14. Nomen etiam quondam Sclavenis Antisque unum erat; utrosque enim appellavit Sporos antiquitas. 5) *Plin. Hist. Nat. VI*, 7. 6) *Claud. Ptolem. Geogr.* lib. V. cap. 9. 7) *Jornandes de Reb. Get.* cap. 23.

Waffen Attila's gefolgt zu seyn, [illegible]. Einige Zeit kehrte aber wieder in [illegible] zurück, wurde Hos[illegible] Sturze des hunnischen Reiches [illegible] den 28. Mos den als Eroberer wiederfinden. Hier [illegible] der Griechen Geschichte fast in beständigem Kampfe [illegible] ten teutschen Völkern; aber ihre Waffen sind nicht [illegible] siegreich, und ihren Eroberungen sind bereits von den Teutschen bestimmte Grenzen angewiesen. In diesen Grenzen nun finden wir sie als fleißige Colonisten des von den andern Völkern verlassenen Landes. Sie lieben die Landwirthschaft, einen Vorrath von Heerden und Getreide, auch mancherlei häusliche Künste, und eröffnen mit den Erzeugnissen ihres Landes und Fleißes zur Zeit des Friedens einen einträglichen Handel. Auch stehen sie nicht mehr auf der untersten Stufe der Cultur; sie verstehen sich auf das Schmelzen und Schmieden der Metalle, bereiten Salz, verfertigen Leinwand, brauen Meth und Bier, pflanzen Fruchtbäume und führen nach ihrer Art ein glückliches Leben. Die Gleichnamigkeit der Wenden an der Elbe, die von den Chronisten Dalmanci oder Dalmatae, Sorabi oder Serbi, Slavi oder Slaveni genannt werden, und eine Menge gleichnamiger Orte in beiden Gebieten [8]) sind gewiß nicht zufällig und deuten auf Colonien hin, die von dem Ufer der Donau an das Ufer der Elbe oder umgekehrt gesendet worden sind. In den Kämpfen Karls des Großen gegen die wendischen Völker, und in denen Heinrichs I. gegen die Ungern zeigt sich diese Stammverwandtschaft; denn die Ungern suchten bei ihren Einfällen ihre alten Freunde und Bundesgenossen [9]) am Ufer der Elbe wieder auf und strebten mit allen Kräften, wiewol vergeblich, dieselben von der teutschen Bothmäßigkeit wieder frei zu machen.

Die historischen Nachrichten von den Daleminziern nach ihrer ersten Ansiedelung an dem Ufer der Elbe bis zu ihrer Unterwerfung unter die sächsische Oberherrschaft durch Heinrich I. sind uns nur sparsam zugemessen; der Spezialname des Volks trit nicht gleich hervor, und es bleibt unter dem Allgemeinnamen der Wenden (Vuinidi) verborgen, deren weitere Ausdehnung westwärts an den Grenzen Thüringens, das unter fränkischer Bothmäßigkeit stand, scheiterte. Bis in das Zeitalter Klothar's (627) scheinen sie in der drückendsten Abhängigkeit von den Hunnen oder Avaren gestanden zu haben. Damals befreiten sich mehre wendische Völkerschaften mit Hilfe eines fränkischen Kaufmanns, Namens Samo, der sie in der Kriegskunst unterrichtete, und den sie aus Dankbarkeit zu ihrem Könige machten. Die Sorben zwischen der Saale und Elbe wählten den Derwan zu ihrem Fürsten und fielen unter Samo's Schutz häufig in das fränkische Thüringen ein. Im Jahre 630 bekam der Frankenkönig Dagobert Krieg mit dem Samo, weil die Wenden einige fränkische Kaufleute erschlagen hatten und keine Genugthuung geben wollten. Die Austrasier rückten vor

8) Diplomatische Nachlese von Schöttgen und Kreisig. Thl. II. S. 180. 9) *Annal. Saxo ad ann.* 934. Ungari iter agentes per Dalmantiam ab antiquis opem petunt amicis.

halbfünfspaltigen Kelche, einer fünfblättrigen, mit der Röhre, welche die Staubfäden trägt, verwachsenen Corolle und einer eiförmigen, einsamigen Hülsenfrucht, welche der Kelch umgibt. Von den 28 bekannten Arten dieser Gattung, welche als perennirende oder Sommergewächse [illegible] Amerika angehören, weichen sechs von den [illegible] sollte. Dieser Herzog [illegible] in der Corolle nur fünf Staubfäden; er behauptete sich [illegible] in seiner neuen Würde, benutzte aber sogleich nach Dagoberts Tode die günstige Gelegenheit zu einer Empörung, und machte sich im Jahre 640 fast ganz unabhängig von dem Reiche der Franken, nachdem er zuvor mit den Wenden unter Samo in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war. Samo starb im Jahre 658.

Bis dahin finden wir bei den fränkischen Schriftstellern blos den Allgemeinnamen Wenden, Vuinidi, wenn von den Völkern zwischen der Saale und Elbe die Rede ist, und nun herrscht über sie und die bei ihnen vorgefallenen Begebenheiten ein tiefes Stillschweigen, bis sie hundert Jahre später unter dem Namen Sorabi Slavi wieder zum Vorschein kommen. Im J. 748 unterstützten sie Pippin den Kurzen bei dem Heerzuge gegen seinen Stiefbruder Grifo, der zu den Ostsachsen geflohen war, mit einem bedeutenden Kriegsheer, das 100,000 Kämpfer gezählt haben soll [11]). Es scheint also zwischen ihnen und den Franken damals ein freundschaftliches Verhältniß statt gefunden zu haben; aber im Jahre 782 fielen die Sorabi Slavi, wahrscheinlich durch die Sachsen gegen Karl den Großen aufgereizt, in das fränkische Thüringen ein, und die gegen sie abgeschickten Feldherren Adalgis, Geilo und Worado erlitten an dem Ufer der Weser von den Sachsen eine schwere Niederlage [12]). Ob die Sorben für ihren Einfall von Karl gezüchtiget worden sind, wissen wir nicht; die Sachsen wurden es auf eine höchst grausame Weise, und jene traten bald wieder, sei es nun geschreckt durch das Beispiel der Sachsen oder durch Waffengewalt dazu gezwungen, in ein freundliches Verhältniß zu den Franken; denn im Jahre 789 wurde Karl der Große von den Sorben durch zahlreiche Hilfsvölker auf seinem Feldzuge gegen die Wilzen unterstützt [13]). Im Jahre 805 rückten die fränkischen Heere, von Karls des Gr. Sohne Karl geführt, gegen die Wenden an das Ufer der Elbe; diese wurden unter ihrem Könige Semela in die Flucht geschlagen, und der jüngere Karl drang durch die Provinz Demelchion (Daleminzien) bis nach Böhmen an das Ufer der Agara (Eger) vor. In dem nächsten Jahre wurde der Feldzug von Karl dem Gr. wiederholt; der Feldherr oder König der Sorben, Milidnoch oder Melito ward erschlagen, das sorbische Land mit Feuer und Schwert verwüstet, und Karl ließ an dem Ufer der Saale und Elbe zwei Festungen bauen, die eine zu Halle, die andere bei Magdeburg, um diese Provinzen im Zaume zu halten [14]). Ihre

10) *Fredegarii* Chron. c. 68. *Aimonius* de Gest. Franc. IV, 28. 11) Annal. Mettens. ad ann. 748. Pertz, Tom. I. pag. 330. 12) *Einhardi* Annal. ad ann 782. Pertz. Tom. I. pag. 163. 13) *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 789. Pertz, Tom. I. p. 350. 14) Chronic. Moissiacense ad ann. 805 et 806. *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 805 et 806. Pertz, pag. 307. 308. 353.

Digitized by Google

nen sehr schlecht, und überhaupt entsprach das, für die damaligen Zeiten nützliche Werk Dalechamps Ideen nur sehr unvollkommen [1]). Es wurde von Desmoulins ins Französische übersetzt. Lyon, 1615; verm. 1653. 2. Bd. Fol. mit 2752 Holzschnitten [2]). Dalechamps schrieb außerdem: De peste lib. III. Lugd. 155[illegible] den Söhne de chirurgie. Ib. 1570. [illegible] scheinen die Sorben sich wies[illegible] empört zu haben; Ludwig der Teutsche suchte sie zu beruhigen, und um sie desto besser in Aufsicht zu behalten, wurde ein gewisser Thaculf von ihm als Dux Sorabici limitis bestätiget [16]). Dennoch sah sich Ludwig gezwungen, um ihre Einfälle in das ostfränkische Gebiet abzuwehren, im Jahre 851 in eigener Person gegen sie zu Felde zu ziehen, wo das fränkische Heer weite Landstriche der Sorben mit Feuer und Schwert verwüstete. Im Jahre 856 unternahm Ludwig einen Feldzug gegen die Daleminzier, machte sie sich zinspflichtig und drang durch ihr Land nach Böhmen vor. Zwar empörten sie sich zwei Jahre später von neuem, nachdem sie ihren Anführer Zistibor, der den Franken günstig war, ermordet hatten; aber ihre Empörung scheint bald wieder beigelegt worden zu seyn und keine bemerkenswerthen Folgen gehabt zu haben [17]). Ernstlicher war ihr Angriff auf Thüringen im Jahre 869, wo sie sich mit den ihnen benachbarten Sinsleen-Wenden und mit den Böhmen vereiniget hatten. Die Sinsli wohnten nordwestlich von den Daleminziern an der Mulde und Elbe, bei Delitzsch und im Anhaltischen Lande [18]). Aber auch dieser vereinte Angriff wurde von König Ludwig zurückgewiesen. Im Jahre 873 starb der fränkische Dux Sorabici limitis Thaculf, und dessen Stelle wurde durch einen gewissen Rathulf oder Rodulf ersetzt, der in dem Monat Januar des folgenden Jahres mit dem Erzbischof Luitbert von Mainz über die Saale ging und gegen die Sorben und Sinslee, die sich sogleich nach Thaculfs Tode empört hatten, siegreich kämpfte. Im Jahre 877 wollten die Sorben den ihnen aufgelegten Tribut nicht mehr entrichten; aber Ludwig brachte sie schnell wieder zur Folgsamkeit. Hierauf benutzten die Daleminzier und die ihnen benachbarten Slaven im Jahre 880 die Siege der Normannen über die Sachsen zu einem Einfalle nach Thüringen, und fingen damit an, die Saalgegenden zu verwüsten. Allein Herzog Poppo, der damals Dux Sorabici limitis war, rückte mit seinen Grenztruppen gegen sie, schlug sie in einer blutigen Schlacht und brachte ihnen eine so große Niederlage bei, daß von ihrem Heere auch nicht einer entkommen seyn soll [19]). Im Jahre 892 fand Arno, Bischof zu Würzburg, auf der Grenze des Daleminzierlandes am Ufer des Ebermutzflusses, im Gaue Chutizi, den Märtyrertod. Er hatte auf Anrathen des Herzogs Poppo, dem die Aufsicht über die sorbische Mark oblag, einen Feldzug gegen die Böhmen unternommen und wurde auf dem Heimwege in jener Gegend, als er eben in seinem Zelte Messe las, von den benachbarten

15) *Einhardi* Fuldens. Annal. ad ann. 816. Pertz, p. 356. 16) *Ruodolfi* Fuldens. Annal. ad ann. 849. Pertz, p. 366. 17) *Ruodolfi* Fuld. Annal. ad ann. 851. 856. 858. 18) Es sind die im Eingange dieser Abhandlung erwähnten Sybele Alfred's des Großen. 19) Annal. Fuld. pars III. ad ann. 869. 873. 874. 877 et 880.

die angelsächsische [illegible] überfallen und zugleich mit seinem Beschreibung Teutsch[illegible] Dalamenson [2]). [illegible]cht, Herzog zu Sachsen, gab im dem großen S[illegible] Sohne Heinrich, dem nachmaligen Kö[illegible] ihnen bewoh[illegible]chen, den Auftrag, die Daleminziee zu be[illegible]gen und zu unterwerfen [21]). Die Daleminzier riefen damals die Magyaren zu ihrem Beistande herbei und gaben auf diese Weise Veranlassung zu den verheerenden Einfällen dieser, in Ungern hausenden Barbaren in die teutschen und besonders in die sächsischen Provinzen. Das Land der Daleminzier mag von seinen Bundesgenossen nicht wenig gelitten haben, und Heinrich hatte später alle Kraft und Feldherrnklugheit nöthig, um die beutesüchtigen Barbaren von seinen Erblanden zurückzuhalten. Im Jahre 928 rückte Heinrich I. als König der Teutschen, indem er den vier Jahre zuvor mit den Ungern auf neun Jahre erneuerten Waffenstillstand benutzte, gegen die Daleminzier ins Feld, unterwarf sich nach Eroberung ihrer festen Burg Gana dieselben völlig, und machte sie durch Errichtung der sächsischen Markgrafschaft Meißen in ihrem Lande und durch Erbauung der Festung Meißen an der Elbe für immer zinspflichtig und dienstbar [22]). Das wendische Grundeigenthum vertheilte der Sieger an seine sächsischen Kampfgenossen; die Slaven wurden leibeigen, und so entstand in dem Meißnerlande der obersächsische Adel. Die Grafen waren Befehlshaber über gewisse größere Districte, jedoch ohne erblich zu seyn; die Burgwarten aber, deren es in dem Daleminzischen Gaue sehr viele gab, waren unter einem adeligen Gouverneur mit sächsischen Soldaten besetzte feste Orte, um die sorbische Bevölkerung des Landes in Unterwürfigkeit zu erhalten. Auch bei dem erneuerten Einfalle der Ungern im Jahre 933, welche von Heinrich I. in jener berühmten Schlacht bei Merseburg aufs Haupt geschlagen wurden, waren die Daleminzier treu geblieben. Aber hier schließt sich die Geschichte der slavischen Daleminzier an die Geschichte der sächsischen Markgrafschaft Meißen an, und der Name des Volkes lebt nur noch einige Zeit lang fort in dem Namen des nach ihnen benannten Gaues Dalemenci, den wir jetzt etwas genauer ins Auge fassen müssen.

Die älteste Schreibart des Gaunamen ist Demelchion oder Demelcion, und diese finden wir in dem Chronicon Moissiacense [23]) bei dem Jahre 805, wo von dem Feldzuge, den Karl der Gr. durch seinen Sohn Karl gegen die slavischen Landsteiche am Ufer der Elbe unternehmen ließ, die Rede ist. Nach Diethmar von Merseburg [24]) war der bei den teutschen Völkern herkömmliche Name Delemenci, bei den Slaven aber Glomaci. Der Gau hatte den slavischen Namen von einer Quelle erhalten, welcher die heidnischen Bewohner der Umgegend eine prophetische Kraft beimaßen. Dieselbe war nur zwei Meilen von der Elbe entfernt, hieß Glomuzi und bildete

20) *Reginonis* Chron. ad ann. 892. *Dithmari* Chron. p. 4. ed. Wagner. 21) *Witich* Corbeiens. pag. 7. ed. Melbom. *Dithmari* Chron. pag. 4. ed. Wagner. 22) *Witich.* Corbeiens. p. 12. Sigebert Gemblacens. ad ann. 928. Annal Saxo ad ann. 927 et 929. *Dithm.* Chron. p. 12. 23) Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 307. Tom. II. p. 258. 24) *Dithmari* Chron. pag. 4. ed. Wagner.

Digitized by Google

bei dem Hervorbrechen eine Art Sumpf. Wenn sie ruhige und friedliche Zeiten und fruchtbare Jahre verkündete, dann war sie mit Hafer, Weizen und Eicheln angefüllt, und das hinzuströmende Volk freute sich der glücklichen Vorbedeutung. Wenn aber des Krieges Stürme bevorstanden, dann gab sie durch Blut und Asche ein sicheres Anzeichen der Zukunft. Auch noch nach ihrer Bekehrung huldigten die Bewohner der Umgegend diesem heidnischen Aberglauben und hatten eine größere Hochachtung und Scheu vor jener Quelle, als vor den christlichen Kirchen [25]). Daß die Sitte der Verehrung heiliger Quellen und Flüsse den wendischen Völkern von Alters her eigenthümlich war, und daß sie auf ähnliche Weise die Zukunft zu erforschen suchten, sehen wir aus einer Stelle des Procopius, in welcher er uns eine Schilderung von den Donau-Wenden [26]) seiner Zeit aufbehalten hat. In dem Namen Glomaci ist der heutige Name der Stadt Lomatzsch an dem Flüßchen Jahne, nordwestlich von Meißen, nicht zu verkennen, und die heilige Quelle, welche dem Orte und dem ganzen Gaue den bei den Wenden gebräuchlichen Namen gab, ist der sogenannte Polzschener See bei dem Dörfchen Polzschen in der Nähe von Lomatzsch, dem man noch in späterer Zeit eine heilsame Kraft und eine unergründliche Tiefe zuschrieb. Jetzt hat sich die Erde daselbst sehr eingesenkt, und so ist von dem alten Wunderbrunnen nicht viel mehr zu sehen, als ein mit hohem Riethgrase bewachsener Sumpf, in welchem das Vieh seine Nahrung sucht. Nach Diethmar erstreckte sich der Gau Dalemenci oder Glomaci von der Elbe bis zum Flusse Caminici und stieß hier an den Gau Chutizi. Den Namen Caminici finden wir in dem Flußnamen Chemnitz wieder. Aber es gibt zwei Flüßchen dieses Namens in jener Gegend; das eine fällt zwischen den Dörfern Mulde und Randeck in die Freiberger Mulde, und das andere vereiniget sich unter dem Schönburgischen Schlosse Wechselburg mit der Zwickauer Mulde und gibt im Vorüberfließen der Stadt Chemnitz den Namen. Das letztere ist das bedeutendere, und dieses ist auch nach den Urkunden der von Diethmar genannte Grenzfluß der Gaue Dalemenci und Chutizi. Die Südgrenze bildete der wendische Gau Nisseni, der zwischen Böhmen und dem Gau Dalemenci lag; denn im Jahre 984 betrit das Heer des Herzogs Boleslav, nachdem es die böhmische Grenze überschritten hat, den pagus Niseni und dringt dann durch den pagus Dalemenci bis zum Orte Mogilini (das Städtchen Mügeln in Sachsen) vor [27]).

Nach den Urkunden lagen folgende Orte in diesem Gaue: die Stadt und Festung Meißen nach der Stiftungsurkunde des Papstes Johanns vom 2. Jan. 968. Die Orte Doblin (Döbeln) und Hwoznic (vielleicht Leißnig) nach einer Schenkungsurkunde des Klosters Memleben von Otto II. vom 21. Juli 981. Die Stadt Chosrin (Köhren bei Wurzen oder Kohren bei Rochlitz) nach einer Urkunde desselben Kaisers vom 31. Jan. 983. Die Orte Gluft (Kloschen bei Mügeln); Diffnowocettla, Zenici (vielleicht Schleinitz) und Mirathinacethla nach einer Urkunde Heinrichs II. vom 20. Juli 1013. Die Burgwart Serebitz (Schrebitz bei Mügeln) nach einer Urkunde vom 15. Juni 1064. Die Burgwart Zadil (Zadel im Amte Meißen) und Rothibgresdorf (vielleicht Rothersdorf bei Grimma) nach einer Urkunde vom 29. Juni 1074, und die Burgwart Nimucava (vielleicht Nimbitz im Amte Meißen) und das Dorf Wisca an dem Flusse Jane nach einer Urkunde vom 14. Jan. 1090 [28]). Dann die Orte Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Leisnik (Leißnig) und Porutz (Poritz bei Riesa) nach Naumburgischen Urkunden [29]), und endlich die Burgwart Mochowa (Mochau bei Nossen) nach einer Urkunde des Markgrafen Otto zu Meißen vom Jahre 1160 [30]).

Außer diesen werden noch folgende Orte als in dem pagus Dalemenci gelegen von den Chronisten angegeben. Die feste Stadt Gana scheint die Hauptstadt der Daleminzier gewesen zu seyn. Heinrich I. nahm dieselbe im Jahre 928 nach einer zwanzigtägigen Belagerung ein und machte sich nach diesem Siege die Daleminzier für immer unterwürfig und zinspflichtig [31]). Ohne Zweifel finden wir die Spuren von dieser alten Stadt in dem Dorfe Jahne bei Lomatzsch an dem Flüßchen Jahne, und von hieraus setzte König Heinrich seinen Feldzug gegen die böhmischen Slaven fort und drang bis nach Prag vor. Ferner erwähnt Diethmar von Merseburg [32]) die Stadt Strela und das Schloß Cirin. Strehla an der Elbe hat den Namen unverändert behalten, und Cirin ist das Dorf Zehren bei Lomatzsch. Der Herzog Boleslav war nämlich bei Strehla über die Elbe gegangen und rückte mit seinem Heere über Cirin nach Meißen vor, welches der gerade Weg ist. Damals (im Jahre 1003) wurde dieser blühende Gau mit Feuer und Schwert verwüstet. Derselbe Boleslav drang im Jahre 1012 mit einer großen Armee abermals in den Gau Dalemenci ein und eroberte die neu angelegte Stadt Coloci, das heutige Colditz an der Mulde [33]).

Nach diesen urkundlichen Bestimmungen lassen sich die Grenzen des Gaues Dalemenci auf folgende Weise feststellen. Die Südgrenze ging von dem Ufer der Elbe zwischen Meißen und Dresden, bei Scharfenberg, bis zum Chemnitzflusse in der Gegend der Stadt Chemnitz; jedoch läßt sich die Richtung und Ausdehnung nicht mehr ganz genau angeben, da der Sprengel des Bisthums Meißen sich nicht nach der alten Gaugrenze richtete, sondern in den benachbarten Gau Niseni hinübergriff. Durch

25) *Dithm.* Chron. l. c. 26) De Bell. Goth. Lib. III. c. 14. Praeterea fluvios colunt, et nymphas, et alia quaedam numina, quibus omnibus operantur, et inter sacrificia conjecturas faciunt divinationum. 27) *Dithm.* Chron. pag. 67. ed. Wagner.

28) *Schultes* Directorium diplomaticum. Bd. I. S. 85. 108. 112. 156. 178. 192 u. 209. 29) Acta et facta Praesulum Nuenburgens. in Syntagm. Paullini pag. 131. *Sagittarii* Hist. Episc. Numburg. §. 8. 30) *Henr. de Bünau*, Vita Friederici Barbarossae. Append. pag. 426. 31) *Witichind.* Corbeiens. p. 12. ed. Meibom. wird die Stadt fälschlich Grona genannt. *Conrad.* Urspergens. ad ann. 928. Grava. Sigerb. Gemblacens. ad ann. 928. Gana. Annal. Saxo ad ann. 927. Gundlingius de Henr. Aucupe. pag. 167. 32) Chron. pag. 129. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 1003. Zirin. 33) Chron. Quedlinburgense Leibnitii. Tom. II. pag. 288. *Menckenii* Script. Rer. Germ. Tom. III. p. 193.

Digitized by Google

den Chemnitzfluß und durch die Zwickauer Mulde wurde der Daleminzische Gau von dem großen Gau Chutizi geschieden, und von dem Ufer der Mulde lief die Grenzlinie aus der Gegend von Wurzen nach dem Ufer der Elbe bei Belgern herüber. Bei Wurzen und Eilenburg grenzte der Gau Dalemince an den Gau Neletburgi oder Neletice, und bei Belgern an den wendischen Gau Nitaze, Nisizi, Nizizi, der auch den Namen Nikikiwelme Zumroka führte, und der sich von hieraus an dem Ufer der Elbe hinunter bis zur Mündung der Mulde erstreckte [34]). Nach einer spätern Urkunde scheint Belgern (Belgor pagus) selbst ein kleiner Untergau gewesen zu seyn [35]). Von hier lief die Grenzlinie dann am linken Ufer der Elbe über Strehla und Meißen wieder bis nach Scharfenberg hinauf, doch so, daß Zadel (Zadili) jenseits der Elbe auch noch dazu gehörte. Auf der Nordwestseite des Gaues wohnten die Siusler-Wenden und auf der Ostseite über der Elbe die Milcziener-Wenden als Grenznachbaren.

Man hat verschiedene Ableitungen des Namens der Daleminzier versucht, und so soll Dalmanz, Dalmatia, ein fernes, weit entlegenes Land, von Dale, weit, entfernt, bedeuten [37]). Auch soll das Volk den Namen von dem Städtchen Dahlen bei Oschatz erhalten haben. Ich möchte dafür halten, daß der Name Daleminzier aus dem Worte Dalmatier verunstaltet ist, weil unser Wendenstamm aus jenen südlichen Gegenden einwanderte und auch längere Zeit mit den dortigen Wenden in Verbindung blieb. Deshalb scheint auch dieser Name mehr bei den Teutschen, als bei ihnen selbst im Gebrauche gewesen zu seyn, wie schon Diethmar [38]) bemerkte. Ihr eigenthümlicher, bei ihnen gebräuchlicher Specialname war wol Glomazi, und dieser scheint aus dem wendischen Worte Chlum, der Berg, gebildet, den sie wahrscheinlich von ihrem Wunderbrunnen, einem Bergquell, angenommen hatten. Ihr eigentlicher Stammname war Sorabi, Snurbi oder Sturbi. (*Aug. Wilhelm.*)

DALEN, Cornelius van, geb. zu Antwerpen um 1626. Sein Vater, Cornelius van Dalen, der Alte genannt, war Kupferstichhändler in derselben Stadt und mit Cornelius Visscher des Sohnes Lehrer im Kupferstechen. Dieser zeichnete sich sowol durch vortreffliche Bildnisse als auch im historischen Fach aus; seine Blätter sind mit viel Geschmack behandelt, und man kann in seinen Werken den glücklichen Nachahmer seines Lehrers Visscher nicht verkennen. Viele seiner Blätter sind C. D. bezeichnet. (S. Huber und Rosts Handbuch ꝛc. Bd. 6. S. 170.) (*Weise.*)

DALENS, Dirk, geb. zu Amsterdam 1659 und gest. 1688, übertraf seinen Vater Wilhelm, der ihn im Landschaftsmalen unterrichtete, bald. Wegen der Kriege, die sein Vaterland beunruhigten, verließ er dasselbe und hielt sich einige Zeit zu Hamburg auf. Seine Werke stehen in großem Ansehen. Sein Sohn Thierry, einige Wochen nach des Vaters Tode geboren, widmete sich unter Theodor van Pee ebenfalls der Landschaftsmalerei, hielt sich aber mehr an die Manier seines Vaters. Seine Landschaften sind mit Thieren und Ruinen ausgeschmückt. Auch besaß er viele Geschicklichkeit mit Wasserfarben zu malen. Er starb 1753 im 65. Jahre. (S. Descamps T. 3. S. 397. van Goot T. 2. S. 134.) (*Weise.*)

DALERNE, eine kleine und sehr arme, baumlose Provinz im südwestlichen Norwegen, Stifts Christiansand, Amts Stavanger; hier liegt die Stadt Stavanger, mit etwa 2600 Einwohnern, und das Städtchen Eggersund, beide am Meere (s. Stavanger und Eggersund).

(*v. Schubert.*)

DALESME, André, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, als besoldeter Mechaniker, gestorben 1727. Er ist durch mehre nützliche mechanische Erfindungen bekannt, die in den Recueils de l'académie des sciences, von den Jahren 1705 und 1717, beschrieben werden. Nach ihm wurde die von ihm erfundene Art von Ofen benannt, in denen der Rauch wieder zur Flamme niedersteigen und sich verzehren muß, woraus die Erfindung der Thermolampen hervorging †). (*Baur.*)

DALHAM a St. Theresia, (Florian), Piarist, zu Wien den 22. Juli 1713 geboren. Mehre Jahre verwaltete er das Lehramt der Philosophie, Mathematik und Geschichte an der Savoyschen adeligen Akademie zu Wien, kam dann als geistlicher Rath, Hofbibliothekar und Hoftheolog nach Salzburg, und starb daselbst den 19. Jan. 1795. In der alten Literatur, Geschichte und Diplomatik besaß er gute Kenntnisse, und seinem sorgfältigen Forscherfleiße dankt man ein in seiner Art einziges Werk, das als ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der teutschen Kirche, Kirchenverfassung und Kirchenzucht nicht nur, sondern auch teutschen Kultur, Sitten und Gesetze zu betrachten ist: Concilia Salisburgensia provincialia et dioecesana, jam inde ab hierarchiae hujus origine, quoad codices suppetebant, ad nostram usque aetatem celebrata. Adjectis quoque temporum posteriorum recessibus ac conventis inter Archiepiscopos et vicinos Principes rerum ecclesiasticarum causa initis. Recensuit, digessit etc. Aug. Vind. 1788. fol. 7 Alph. 22 Bogen m. 2 Landkarten *). Früher schrieb er: Institutt. physicae et mathemat. Vienn. 1754; ed. III. 1775. Vol. III. 4. Psychologia. Ib. 1756. 4. De ratione recte cogitandi, loquendi et intelligendi. Aug. Vind. 1762. 4. Canon dogmatum christianorum et disciplinae ecclesiasticae. Vienn. 1784. Vol. II. 4. m. Kupf. **).

(*Baur.*)

DALHEIM (Dallau und Dalla in der gemeinen Volkssprache), altes großes Pfarrdorf und Marktflecken nächst der Ostgrenze des Odenwaldes, an der Elzbach, im standesherrlichen Fürstenthume Leiningen und groß-

34) *Schutzes* Direct. Diplomat. Bd. 1. S. 72 u. S. 98.
35) Daselbst Seite 297 nach einer Urkunde vom Jahre 1130.
36) Schöttgen und Kreysig Diplomat. Nachlese. Thl. III. S. 384. 37) Chron. p. 4. ed. Wagner. In provinciam, quam nos Teutoni Dalemenci vocamus, [illegible] autem Glomaci appellant.

†) Biogr. univ. T. X. (von Pillet).
*) Allgem. Litztg. 1792. No. 223. S. 409—414. Hartlebens jurist. Lit. 3. Bd. 2. St. 156. Schotts jur. Lit. 1. Th. 19.
**) de Luca's gel. Österr. 1. Bd. 1. St. 88. Oberteutsch. Litztg. 1795. 1. Bd. 208. Hübners Beschr. von Salzb. 397. Gerkens Reisen 2. Bd. 20. Baaders Reisen. 1. Bd. 228. Dessen gel. Baiern. 1. Bd. 280. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

Digitized by Google

herzogl. Badenschen Bezirksamte Mosbach, ½ teutsche M. fast nordöstlich von der Amtsstadt, mit 2 Pfarrkirchen, 2 Schulen, einem alten Schlosse im Flecken, etwa 180 bürgerl. Wohnhäusern, 2 Schäfereien, 2 Getreidemühlen, einer rühmlich bekannten, um das Jahr 1770 angelegten, Linnenzeug-Manufactur und einer Bevölkerung von 1100 Einw., die über 700 evangel., gegen 400 kathol., sich seit 60 Jahren um mehr als die Hälfte ihrer jetzigen Anzahl vermehrt haben. Dafür hat aber auch dieser Ort eine sehr große Gemarkung. Sie besteht aus 3286 Morgen Landes, wovon fast die Hälfte Waldung, meistens der Gemeinde und zum geringsten Theile dem State eigenthümlich, und fast die andere Hälfte Äcker sind, etwa 150 Morgen ausgenommen, welche in Wingert, Wiesen und Gärten bestehen. Auch ziehen beiderseits vom Orte Landstraßen vorbei, die eine von Mosbach nach Würzburg, die andere von dort nach Miltenburg. — Schon im 4ten Regirungsjahre Karls des Großen, am 3. Juli 772, schenkte Merolf in der Dalaheimer Marka im Gaue Wingartheiba zwölf Tagewerke Landes (jurnales) dem heil. Nazarius zu Lauresham [1]), und von nun an bis in das Jahr 833 vermehrten die fränkischen Grunddesitzer in Daleheim und in seiner Mark den Reichthum jenes berühmten fürstlichen Klosters mit Abtretung ihrer Güter an Feld, Wiesen, Wäldern, Wassern, Huben, Mansen, Gebäuden und Leibeigenen, die in 19 uns erhaltenen Briefen aufgezählt sind, und Dalheims schon in jenen entfernten Zeiten bedeutende Kultur wahrnehmen lassen [2]). Fast alle diese Briefe setzen den Ort in den Gau Wingartheiba, und zwar einer von dem Jahre 797 in den Scaflenzgowe [3]), der einen Theil jenes großen ostfränkischen Gaues ausmachte. Von dreien, aus den Jahren 788, 790 und 791, wird die Villa Dalaheim und die Dalaheimer Mark dem weiter gegen Nordost gelegenen Gaue Waldsaze, vielleicht aus Unkenntniß des Lorscher Mönchs, der jene drei Briefe verfaßt hat, zugeschrieben [4]). Auch hatte Dalheim in diesen uralten Zeiten schon Weinbau, wie die beträchtlichste der genannten Schenkungen bezeugt, durch welche der dortige Grundherr Mor im 30. Regirungsjahre Karls des Großen, am 23. März 791, all sein Eigenthum in der Dalaheimer Mark im Gaue Wingartheiba dem heil. Nazarius in Lorsch abtrat. Es bestand in Hausplätzen, Wiesen, Wäldern und Wassern, sodann in fünf Hubengütern, einem Hofe mit darauf stehenden Gebäuden, einem Wingert (vinea) und 15 Leibeigenen [5]). Nach hierauf folgenden dunkeln Zeiten wird der Ort erst wieder im J. 1371 urkundlich wahrgenommen, wo Walter von Hohenried, ein Ritter, seinen Theil an Thalheim dem festen Knechte Kunz München von Rosenberg verkaufte [6]). Aus lange hernach ausgestellten Urkunden wird endlich bekannt, daß die Hälfte des Ortes und des Schlosses Thalheim zur Burg Lorbach gehörte [7]), und mit ihr gleiche Schicksale hatte, die andere Hälfte aber dem teutschen Ritterorden zuständig war, welcher im Schlosse seinen Amtmann sitzen hatte [8]). Im J. 1416 wurde Dalheim an Kurpfalz verpfändet [9]), aber wegen der dadurch in der Folge mit dem teutschen Orden veranlaßten Zwistigkeiten endlich nach dem Anfange des 18. Jahrh. durch einen Vergleich des Teutschmeisters Franz Ludwig, eines gebornen Pfalzgrafen, mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Karl Philipp, an das Kurhaus abgetreten, wodurch die ganze Vogtei samt mehren Gütern, Rechten und Gefällen an die Pfalz kam, und der Kellerei Lorbach des alten Oberamtes Mosbach gänzlich einverleibt wurde, bis die bekannten großen Statsveränderungen unserer Zeit den obenangedeuteten heutigen Zustand herbeiführten. — Die alte Kirche des Ortes gehörte zum Landkapitel Buchheim und war dem Erzengel Michael geweiht. Kurpfalz hatte daran das Patronatrecht. In der Kirchentheilung kam solche an die Reformirten, die darauf einen eigenen Prediger bestellt, und ihm die Filialkirche zu Auerbach eingepfarrt haben. Die Katholischen haben im J. 1726 eine eigene Kirche zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä erbaut und zu einer Pfarrei gemacht, der Sulzbach und Burkheim als Töchter angehören [10]). Vormals war hier auch eine besondere, dem heil. Nikolaus geweihte Kapelle [11]), vielleicht dieselbe, auf welche die dort im Munde des Volkes nach Art der Odenwälder gehenden Sagen Bezug haben [12]). *(Th. A. Leger.)*

DALIAH war eine kleine Stadt am westlichen Ufer des Euphrat, zwischen Anah und Rahabah malik-dens Thauk, von letzterer Stadt 30 arab. Meilen entfernt (nach Edrisi). Sie wurde zu Mesopotamien gerechnet. Ursprung und Geschichte der Stadt liegen im Dunkeln; sie ist niemals von politischer Wichtigkeit gewesen. Um die Mitte des 6. Jahrh. aber wurde Daliah berühmt durch die Gelehrsamkeit des Johannes, welcher vorzugsweise von ihr den Namen Joannes Dalathensis führt [1]). Später, zu Anfange des 10. Jahrh., erscheint Daliah wieder bei Gelegenheit der karmathischen Unruhen. Nachdem diese unter der Leitung des Hosain, auch Abu Schamah und Sahed al-khäl [2]) genannt, durch eine Reihe von Gräuelthaten in Syrien einen günstigen Fortgang gehabt hatten, wurden die Rebellen zu Anfange des Jahres 291 (am 29. Nov. 903 n. Ch.) vom Heere des Khalifen Moktafi „an einem Orte, der 12 Meilen von Hamah entfernt ist," wie Abulfeda (Ann. T. II. p. 290) sagt, angegriffen und gänzlich zerstreut. Hosain selbst samt Modattsar, dem Sohne

1) Codicis Lauresham. diplomatici carta MMDCCCVI. 2) Ejusdem Codicis cartae MMDCCCIII ad MMDCCCXV, MMDCCCXVIII. MMMDLXV. MMMDLXVI. MMMDLXXVII, MMMDLXXXIII et MMMDCLIV. 3) Ejusd. Cod. carta MMMDLXXXIII. 4) Ejusd. Cod. cartae MMMDLXV ad .... LXVI et ..... LXXVII. 5) Ejusd. Cod. carta MMDCCCX. 6) Widder in d. geogr. hist. Beschreib. d. Kurpfalz II, 110.

7) S. Lorbach. 8) Widder a. a. O. 9) Acta compromissi in causa Aurelian. apud Clingensperg. pag. 132. 10) Widder a. a. O. Seite 110—111. 11) *Würdtwein* in subsid. diplomatic. Tom. V. pag. 375. 12) Hirten etwas in Schreibers Badenscher Wochenschrift vom J. 1807, Spalte 286—288.

1) S. *Assemani* bibl. orient. Bd. 3. S. 103. 2) Fälschlich macht d'Herbelot (Or. Bibl. Th. 3. S. 500. d. teutsch. Uebers.) hieraus zwei verschiedene Personen.

Digitized by Google

seines Bruders, fielen auf der Flucht den Siegern in die Hände und zwar bei Daliah, wie Ibn Batrik (Ann. Tom. II. p. 493) und Ibn Haukal (bei Abulfeda Tab. Mesop. Nr. 250) angeben, wodurch Abulfeda's unbestimmte Angabe (in den Annal. l. l.) in loco campestri näher bestimmt wird [3]). (*Tuch.*)

DALIAS, Villa in der spanischen Provinz Granada, im mittleren Küstenstrich oder dem Alpujarrathal, hat mit dem Dorfe Cenil über 6000 Einwohner. Über ihnen erhebt sich die Sierra de Gador, in der sonst Blei- und Antimonium-Gruben betrieben wurden. (*H.*)

DALIBARD, Thomas François, ein französischer Botaniker aus Maine, der um die Mitte des 18. Jahrh. zu Paris lebte und daselbst drucken ließ: Florae Parisiensis prodromus, ou catalogue des plantes, qui naissent dans les environs de Paris, rapportées sous les denominations et arrangées suivant la methode sexuelle de Linnaeus. Par. 1749. 12. m. Kupf. *) Zur Grundlage diente ihm Vaillants Botanicon parisiense. Da er in Frankreich der erste war, welcher Linné's System annahm, so legte dieser aus Dankbarkeit einer canadischen Pflanze den Namen Dalibarda bei. Im ersten Bande der Mémoires des savants étrangers, welche die Akademie der Wissenschaften zu Paris herausgab, findet man von Dalibard Observations sur le réséda à fleur odorante, auch war er in Frankreich der erste, welcher Franklins Entdeckungen über Electricität und Blitzableiter nicht nur bekannt machte, sondern auch ihre Anwendung beförderte. Man sehe seine Traduction des expériences et observat. sur l'électricité faites par Mr. Franklin. Par. 1752. 12. Aus dem Spanischen des Garcilasso de la Vega übersetzte er dessen Histoire des Incas, avec des additions sur l'hist. nat. de ce pays. Par. 1744. 12. Von seiner Gattin, Françoise Therese Aumele de St. Phalier Dalibard, aus Paris, gestorben 1757, hat man historische Briefe, Gedichte, eine Komödie und einen Roman (les caprices du sort), die wenig Beifall fanden **). (*Baur.*)

DALIBARDA L. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Potentilleen (Rosaceen) und der letzten Ordnung der zwölften Linnéschen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach dem Naturforscher Dalibard (s. den vorigen Art.) — Die Gattung Dalibarda hat zum Charakter: einen fünfspaltigen Kelch, fünf Corollenblättchen; fünf bis zehn mit den hinfälligen Griffeln gekrönte Karyopsen liegen auf dem trockuen Fruchtboden. Die Gattung Rubus, zu welcher Linné später die Dalibarden rechnete, unterscheidet sich durch eine saftige, zusammengesetzte Beerenfrucht. Unbedeutender ist das unterscheidende Merkmal, nach welchem Neßler (Potent. p. 16. t. 1.) und später Candolle (Prodr. II. p. 555.) die neue Gattung Comaropsis (auch der Name ist übel gebildet!) stifteten; es besteht dies in dem aufrecht stehenden Samenkern, welcher bei Dalibarda hängend ist. Die vier bekannten Arten der Gattung Dalibarda sind perennirende amerikanische Kräuter. 1) D. repens L. (Sp. pl. ed. 1., D. violaeoides Mich. bor. am. I. 299. t. 27., Rubus Dalibardae L. sp. pl. ed. 2.) mit kriechenden Ranken, welche, wie die einfachen, herzförmigen, gekerbten Blätter, zottig behaart sind und mit einblumigen Blüthenstielen. In Nordamerika. 2) D. geoides Pers. (Syn., Rubus geoides Smith ic. t. 19.) mit einfachen und gedreiten, stumpfen, gesägten, unbehaarten Blättern und einzeln stehenden, kurzen Blüthenstielen. An der Magelhansstraße. 3) D. fragarioides Mich. (l. c. p. 300. t. 28. Comaropsis frag. Nestl. l. c., Dryas trifoliata Pall. in Willd. sp. pl.) mit gedreiten Blättern, keilförmigen, eingeschnitten-gesägten, gewimperten Blättchen, vielblumigen Blüthenstielen, und umgekehrt kegelförmiger Keichröhre. In Nordamerika und auf den aleutischen Inseln. 4) D. pedata Steph. (Mém. de Mosc. I. p. 92., Rubus pedatus Sm. ic. t. 63., Comaropsis Nestl. Cand. ll. cc.) mit gefünft-gefußten, eingeschnittenen Blättern, fadenförmigen, in der Mitte mit Stützblättchen versehenen Blüthenstielen und kriechendem Stengel. An der Westküste von Nordamerika.

(*A. Sprengel.*)

DALIMIL, Böhmischer Schriftsteller zu Anfange des 14. Jahrh., angeblicher Verfasser einer Chronik in Versen. (S. den Art. Czechische Sprache Thl. 20. S. 443.) (*H.*)

DALIN, Olof von, eines Predigers in Halland Sohn, war daselbst im J. 1708 geboren und starb zu Stockholm 1763 als königl. schwedischer Historiograph und Hofkanzler. Die ästhetische Literatur in Schweden erhielt durch ihn ein gänzlich verändertes, in manchem Betrachte verbessertes, Ansehn. An die Stelle des ungelenkigen, derben und schwerfälligen Ernstes bisheriger Dichter trat mit Dalin der Scherz und Witz, die Gewandtheit und Leichtigkeit, das Bezaubernde in Darstellung und Einkleidung, welches sonst nur den Franzosen eigen war. Wie aber die unleugbaren Verdienste, die er sich als Prosaiker um die Bildung der schwedischen Sprache erwarb, dadurch verdunkelt wurden, daß er derselben durch Einmischung von einer Menge fremdartiger Wörter, französirender Redensarten und Wendungen, vieles von ihrer eigenthümlichen Kraft und Fülle nahm; so that es auch seinem anerkannten Dichterwerthe keinen geringen Abbruch, daß es ihm an lebendiger Phantasie und dem höheren komischen Talente mangelte, und daß sein Witz nicht immer gefeilt, nicht eigentlich attisch war. Gleichwol fanden ihn die Mitglieder der schwedischen Akademie, deren Geschmack eben seine Sprachvermischung zusagte, würdig, eine Schaumünze zum ehrenvollen Andenken an ihn prägen zu lassen, auf welcher Dalin, übertrieben, Schwedens erster Dichter genannt wird. Neuere schwedische Dichter, ein Leopold und Franzen, haben ihn, jener in s. Läsning i blandade Aemnen (1799), dieser in einem Liede (1796), worin er ihn mit einem „bei festlichen Gelegenheiten vor der Königin Luise Thron flüchtig auflodernden Lußfeuer" vergleicht, strenger und

3) Die Schwierigkeiten, welche Reiske zu Abulf. Annalen zu finden scheint, sind nur scheinbar, da offenbar der Ort, wo Hosain gefangen genommen wurde, gänzlich vom Schlachtfelde verschieden war.

*) Nova acta erudit. 1750. p. 307. Leipz. gel. Zeit. 1750. S. 1. **) Formey franço lit. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

Digitized by Google

richtiger gewürdigt. Auch als Prosaiker betrachtet, so viel Licht er übrigens in die schwedische Geschichte, besonders für Ausländer, gebracht hat, hält er doch mit seinem Zeitgenossen, dem dänischen Holberg, dem er so oft an die Seite gesetzt wird, dem er aber an Genialität, Umsicht, Gründlichkeit und anziehender Darstellungsgabe weit nachsteht, die Vergleichung nicht aus, ob er gleich diesem seltenen Gelehrten in seinem historischen Werke oft widerspricht. Hatten nun auch beide Männer, jeder auf sein vaterländisches Publikum, zu ihrer Zeit einen gleich starken Einfluß, so erlebte doch Dalins Hauptwerk bis jetzt nur eine schwedische Ausgabe, während Holbergs dänische Reichsgeschichte allein in Dänemark bereits vier Mal aufgelegt worden ist. Indessen hat sich doch Dalin durch seine Svenska Argus (1733—34), s. Satyren (1729), s. Gedicht auf die schwedische Freiheit (1742), s. poëtiska Arbeten (1756 ꝛc., in 4 B.), und besonders durch s. Svea Rikes Historia (Stockh. 1748 ꝛc. 3 B. in 4., ins Teutsche übersetzt von Dähnert, Greifswald 1756 ꝛc. 4 B. in 4.) den Namen eines vorzüglichen Schriftstellers im Fache der Dichtkunst und schwed. Vaterlandsgeschichte erworben; zu einer kritischen Behandlung der schwed. Geschichte legte er den ersten Grund, und ihm gebührt zugleich das Verdienst, an der von der Königin Ulrike Eleonore gestifteten Akademie der schönen Wissenschaften wesentlichen Antheil gehabt zu haben. (Nach Chr. Molbachs Udsigt over Epokerne i den svenske Nationalliteraturs Historie. S. 225 ꝛc. vergl. mit L. Wachlers Handb. d. allgem. Geschichte d. liter. Cultur S. 799 ꝛc.) (*v. Gehren.*)

Dalkarl s. Dalarne.

DALKEITH, Marktflecken in der südschottischen Grafschaft Edinburgh, 2½ Stunden nordwestlich von Edinburgh, am Esk, gut gebaut, mit einer Kirche, 2 Armenschulen und 4700 Einwohnern, die Fabriken in Leder, Hüten, Seife und Lichtern unterhalten. Der Ort hat große Korn- und Viehmärkte und einen jährlichen Pferdemarkt im Mai. Nahe dabei liegt Dalkeithhouse, die schöne Villa des Herzogs von Buccleugh, mit einer vortrefflichen Gemäldesamlung, einem Park und Thiergarten; historisch merkwürdig als das Hauptquartier des Generals Monk, wo der Plan zur Wiedereinsetzung Karls II. entworfen wurde. — Das gleichnamige Kirchspiel enthält 725 Häuser und 5169 Einwohner. (*H.*)

DALKEY, eine britische Insel auf der Südseite des Meerbusens von Dublin, hat gute Weide. (*H.*)

Dallaeus s. Daillé.

Dallau s. Dalheim.

DALLES, heißen auch die Steinplatten, womit die obere Fläche der Terrassen und Altane, so wie der Schleusenmauern bedeckt wird. (*v. Hoyer.*)

DÁLLYA, Szász-Dállya (Sächsisch-Dállya), siebenbürgisch-sächsisch: Dredorf oder Thalendorf, walachisch: Dájá, großes Pfarrdorf in Siebenbürgen, im mittleren Schäsburger Stuhl, an der Landstraße liegend, 2½ Stunde von Schäsburg, mit einer evangelisch-luther. und walachisch-griechischen Kirche, von Sachsen, Walachen und Zigeunern bewohnt, die aus 208 Familien bestehen. — Auch heißt Dállya, Dallendorf, Dájja, ein Pfarrdorf in Siebenbürgen, im Udvarhelyer Szekler-Stuhl, im unteren Kreise und Homoroder Bezirk, an der Grenze des Repser Stuhls und Aldenser Comitats, mit einer reformirten Kirche; Dállya, Dolman oder Thalheim, walach. Dajie, ein freies sächsisches Pfarrdorf in dem siebenbürg. Hermannstädter Stuhl, mit einer evang.-luther. Pfarre und Kirche, und Oláh Dállya (walachisch Dállya), Dallendorf, walach. Dájá, ein weitschichtiges walach. Dorf in der niedern Aldenser Gespansch., im niederen Kreise und Aldenser Bezirk, größtentheils dem Karlsburger Bisthum gehörig, mit einer griech. unirten und nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*)

DALMASI, Lippo, geb. zu Bologna, und blühend um 1400, erhielt den Beinamen Lippo delle Madonne, weil er in Darstellung von Bildnissen der Mutter Gottes alle seine Zeitgenossen übertraf. Viele dieser lieblichen Darstellungen bewundert man noch an verschiedenen Orten Bologna's. Der Künstler verstand, ihnen einen solchen Zauber von Heiligkeit und Unschuld zu verleihen, daß selbst Guido Reni sie oft mit Wohlgefallen betrachtete. Man sagt, dieser Meister habe sich später in dem Orden der Carmeliter einkleiden lassen, was aber irrig ist; er verheirathete sich und erzeugte Kinder. (S. *Baldinucci* ed. Turino T. 2. p. 3. und *Fiorillo* T. 2. S. 450.) (*A. Weise.*)

Dalmata s. Dalmatien.

DALMATIEN. A. Geographie. I. Lage und Größe. Das Königreich Dalmatien liegt zwischen 42° 15′ und 44° 54′ nördlicher Breite und 32° 11′ bis 36° 44′ östlicher Länge und bildet mithin den südlichsten Theil der östreichischen Monarchie. Das Gebiet besteht theils aus einer Menge von Inseln, welche am östlichen Rande des adriatischen Meeres zerstreut liegen, theils aus einem langen, schmalen Landstücke am Ostrande dieses Meerbeckens. Begrenzt wird es in Westen und Südwesten vom adriatischen Meere, im Norden und Nordosten vom Karlstädter Generalate, im Osten von der Türkei. In dem südlichsten Theile gehören zwei Erdzungen zu der Türkei, die eine von ihnen befindet sich zwischen Dalmatien und dem Kreise von Ragusa, die andere zwischen Ragusa und Cattaro.

Die Länge des Festlandes beträgt nach Liechtenstern vom Triplex confinium an der Croatischen Grenze bis Pastrovichio 76½ geographische (75 östreichische) Meilen. Die größte Durchschnittslinie der Breite ist die von Knin bis Zara, 14 Meilen lang; im Macararer Kreise erstreckt sie sich nur bis auf 6 bis 7, bei Narenta auf 1½, im Kreise von Ragusa zwischen ½ und 1, in dem von Cattaro zwischen ½ und 5 Meilen. Nach einer Berechnung, welche Hauptmann von Zuchart nach der großen Karte des venedigschen Ingenieurs Zavoreo vornahm, beträgt der Flächeninhalt mit Einschluß der Inseln 304 geogr. Quadratmeilen [1]). Diese Bestimmung ist viel zu groß. Nach den Vermessungen des k. k. Ge-

1) Liechtenstern Östreich. Monarchie III. 1826.

Digitized by Google

neralquartiermeisterstabes ist die Größe des Landes 273,75 Quadratmeilen und davon kommen auf den

Kreis von Zara	101,13	geogr. Quadr. M.		
" " Spalato	126,50	"	"	"
" " Ragusa	28,49	"	"	"
" " Cattaro	17,63	"	"	" [2]).

II. Beschaffenheit des Bodens. Eine Reihe von Bergzügen, welche Fortsetzungen der Alpen sind und parallel mit dem Ostrande des adriatischen Meeres laufen, bildet das Festland und die Inseln. Das Wellebith- oder Morlacher Gebirge bildet die Grenze zwischen Kroatien und Dalmatien, und fällt gegen die Seeseite steil ab. Südlich von diesem Gebirge ist das Land im nördlichen Theile von Dalmatien flacher, es treten zwar noch einzelne Berge vor, und die ganze Fläche ist von Schluchten häufig zerschnitten, aber ordentliche Gebirgsjoche finden sich nicht mehr, nur die Inseln Uglian und Grossa, Zara gegenüber, bestehen jede aus einem Gebirgsjoche, in der Richtung von Mitternacht nach Mittag. Nur wenige Meilen südlich von Zara beginnen bei Ostravizza schon wieder die Vorgebirge der Monti Tartari, die beinahe die ganze Zagorie einnehmen und gegen Süden bei Trau sich an das Mossor-Gebirge anschließen, welches immer näher und näher an die See herantritt und endlich bei Salona unmittelbar an die See anschließt. Die Flüßchen Salona und Ternovizza trennen das Mossor-Gebirge von einem gleichlaufenden südlicheren Gebirgszuge, der an der Küste hinabläuft und als höchsten Punkt den Monte Biscova bei Macarska hat. Ihm gleichlaufend gehen die Gebirgsjoche, welche die Inseln Brazza, Solta, Lesina, Curzola und die Halbinsel Sabioncello bilden. Alle diese Gebirgsjoche haben das Eigene, daß sie auf der Westseite sehr schroff und steil abfallen, was sich sogar bis auf die einzelnen Abhänge, die durch Thäler und Schluchten gebildet werden, erstreckt.

Die ganze Gebirgsmasse besteht aus Kalk, von dem jedoch zwei, obwol keineswegs durch scharfe Grenzen geschiedene Formationen anzunehmen sind. Der ältere in Kroatien und im nördlichen Dalmatien vorkommende, ist reiner und weit seltener geschichtet, als der der südlichen Gebirge. Versteinerungen kommen selten darin vor und wo sie vorkommen, sollen sie lagenweis liegen. Diese Formation wird an den tieferen Punkten von der zweiten Kalkformation (Jurakalk) manteliörmig umschlossen, und bildet durchgänzig die südlichen Gebirge. Sie ist voller Versteinerungen, fast überall geschichtet, mit Lagen von Feuersteinen, und besteht aus Kalkstein, Sand und Thon, abwechselnd zusammengesetzt [3]).

In den südlichsten Theilen, bei Cattaro, scheint die ältere Kalksteinformation wieder vorzukommen. Grauer Kalkstein mit weißen Kalkspathadern, ohne Spur von Versteinerungen, ganz den Gebirgen bei Triest ähnlich, ist die Masse der hohen Felsen bei Cattaro. Die etwas dunkle Färbung hat diesem Gebirge den Namen Monte nero oder negro zugezogen, dessen Bewohner die Montenegriner sind [4]).

Auf besondern Lagerstätten kommen im Jurakalke noch folgende Mineralien vor: Erdpech, welches z. B. bei Vergoraz bis 8 Klafter mächtig ist, aber wegen streitiger Rechte nicht benutzt wird; Thoneisenstein bildet stockförmige Lagermassen, besonders bei Imoshi als jaspisartiger Thoneisenstein; er scheint sich an die Sandstein-Parallele zu halten und wo er fehlt, durch eisenreiche Schiefer ersetzt zu werden; Gyps soll an mehren Punkten zwischen rothen Sandsteinschiefern vorkommen; Braunkohlen im Kessel von Dernis im Kreise Zara [5]). Gold soll in alten Zeiten reichlich gefunden worden seyn, und namentlich wird die Salona als goldführend genannt, aber jetzt ist keine Spur da, und in dem dortigen Kalkgebirge läßt sich auch kein Gold erwarten, wenn nicht etwa der hier und da einbrechende Schwefelkies goldhaltig ist. Silber erwähnt Chrisogono am Monte di Promina zwischen Knin und Dernis, ferner bei Visoka ohnweit Trau und bei Pagine im Gebiete von Knin. Zinnober soll am Fuße der Monti Tartari im Gebiete von Sebenico und im Gebirge Prachia bei Suhidolaz unweit Trau vorkommen [6]). Merkwürdig ist die Knochenbreccie, welche wegen der darin vorkommenden Anthropolithen einst sehr viel Aufsehen machte. Das Gebirgsgestein dieser Formation ist eine Breccie von scharfeckigen Bruchstücken eines Kalksteins, der wol dem alten Kalke dieser Gegenden angehören dürfte. Diese Kalkstücke sind theils durch einen rothen eisenschüssigen Thon, theils durch Kalkspath und Kalksinter zusammengekittet. Je höher man sie trifft, um so kleiner sind die Bruchstücke. Sie bedeckt den Abhang und den Fuß der Berge; auf der Oberfläche ist das Bindemittel immer mehr verwittert als die eingekitteten Kalksteinstücke, die nur wenig angegriffen sind. Außer der Auflagerung an den Abhängen füllt sie alle zufällig vorhanden gewesenen Spalten, Mulden ꝛc. aus. Diese Breccie ist von ganz neuer Bildung, Knochen von Säugethieren kommen darin häufig vor, Menschenknochen sollen ebenfalls darin vorkommen, aber die von Germar beobachtete Thatsache, welcher darin ein Stück Glas fand, beweist hinreichend den neuen Ursprung dieser weit verbreiteten Formation [7]).

III. Klima. Einigen Einfluß auf das Klima von Dalmatien zeigt allerdings die Stellung der Gebirge und noch mehr die große Ausdehnung dieses Landes von Norden nach Süden, aber er ist nicht sehr bedeutend, indem der Unterschied der mittleren Temperatur zwischen dem südlichsten und nördlichsten Theile kaum 1°,3 beträgt, wobei die mittlere Wärme zu Ragusa mit 11°,8, die als höchste unter den wenigen beobachteten angenommen wurde. Einen weit größern augenfälligen Einfluß hat aber die Gebirgsstellung auf den Windstrich und den Niederschlag. Denn da der trockene Ost und Nordost die vorherrschenden Winde in diesem Lande sind, so treiben sie die Ausdünstungen des adriatischen Meeres meistens der

2) J. Rohrer Statistik des östreich. Kaiserthums. 8. Wien 1827. Bd. 1. S. 46. 3) Germar Reise nach Dalmatien S. 300 f. 4) Ehrenberg Reisen durch Nordafrika. Berlin 1828. Bd. 1. S. 10. 5) Partsch bei Keferstein Teutschland IV, 282. 6) Germar S. 299. 7) Das. S. 307 f.

Digitized by Google

Lombardei zu und der Niederschlag steigt in Dalmatien kaum des Jahres auf 12 Zoll, wie dies sowol zu Cattaro als Zara (also in den beiden äußersten Theilen des Landes) gemachte Beobachtungen gezeigt haben [8]).

IV. Hydrographie. Das herabfallende Regenwasser dringt mit Leichtigkeit in die vielen Höhlen, welche hier wahrscheinlich in eben solcher Menge vorhanden seyn werden, als in dem Kalke der nördlichen Gegenden, es treten daher auf den Höhen keine Quellen zu Tage. Wasserarmuth ist ein großer Übelstand in ganz Dalmatien. In den meisten Gegenden muß man sich mit Cisternenwasser behelfen, und fast in allen Städten herrscht große Klage über Wassermangel [9]). In tiefen Gründen und unter der Oberfläche des Meeres treten dann einzelne Quellen hervor, die sich durch einen ungemein großen Reichthum an Wasser auszeichnen.

Mehre Mineralquellen sollen im Lande vorhanden seyn [10]); bekannt sind nur die Schwefelquellen, welche im Hafen von Salona entspringen [11]), aber nicht benutzt werden.

Die Landseen, deren es mehre gibt, sind klein und haben zu verschiedenen Jahreszeiten einen sehr ungleichen, von Regen und Verdunstung abhängigen Wasserstand. Zu den bedeutenderen gehören die Seen von Vrana, Nadine, Poglizza, Scordona, Zablachie, Morigne, Jesero, Jeseratz, Desna, Bachinsko-Blato und Rastok.

Die wichtigsten Flüsse sind Zermagna, Kerka, Cettina, Narenta, Sutkorina und Ombla.

Das adriatische Meer, in welchem eine große Zahl zu Dalmatien gehöriger Inseln liegt, bildet mehre bedeutende Meerbusen. Zu den größten gehört der von Cattaro, welcher zugleich den besten Hafen bildet. Die Kanäle erhalten ihren Namen größtentheils von den Inseln, zwischen denen sie liegen, oder von einer bedeutenden ihnen zunächst liegenden Stadt, wie der Kanal von Zara. Sie zeichnen sich meistens durch tiefes Wasser aus, und wegen der geringen Breite findet hier kein hoher Wellenschlag statt, daher nehmen die Schiffer, welche aus dem nördlichen Theile des adriatischen Meeres nach der Levante gehen, den Weg durch diese Kanäle [12]).

V. Benutzung des Bodens. Der große Wassermangel des Landes macht einen sorgfältigen Anbau des Bodens unmöglich. Fährt man an der Küste entlang, so sieht man ein schroffes, wol nahe an 3000 Fuß hohes, kahles Gebirge, welches sich dicht ans Meer lehnt; seinen Fuß bedecken wellenförmige Hügel, deren grüne Bekleidung durch zerstreut liegende Wohngebäude angenehm unterbrochen wird [13]). Betrachtet man dagegen das Land von einem höher liegenden Punkte, so sieht man eine Reihe kahler Bergkoppen, welche das Ansehen von Meereswellen haben [14]). Allenthalben geben die nackten Kalkf[illegible] Auch heißt Dállya, Dallendorf, Natur. Nur spar[illegible] in Siebenbürgen, im Udvarhe[illegible] da einzelne holzige und verzweigte Pflanzen des [illegible]schen Heliotropiums, einige Arten von Pfefferkraut (Satureja montana und S. olla) und eine Wolfsmilch (Euphorbia epithymoides).

Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut; die Zahl der fruchtbaren Stellen ist unbedeutend; man kann annehmen, daß selten für 6 bis 8 Monate das im Lande erzeugte zum Bedarf ausreicht [15]). Das meiste Getreide wird aus der Türkei und aus Ungern eingeführt. Man rechnet überhaupt im eigentlichen Dalmatien 191191 Paduaner Campi Ackerland, die an Weizen 50000, an Roggen 30000, an Hafer 100000, an Mais 70000, an Gerste 150000, an Hirse 50000, an Saggina 10000, an Moorhirse 34000 und an Hülsenfrüchten 6000 Stajo erzeugen [16]).

Die Feigen sind eins der wichtigsten Produkte Dalmatiens. Sie wachsen ohne Cultur von der Insel Arbe, längs der ganzen Küstenstrecke bis zum äußersten Punkte im Kreise Cattaro. Man findet sie nicht nur in gutem Boden, sondern auch zwischen Felsen und Mauerritzen, in jeder steinigen, auch noch so unfruchtbar scheinenden Gegend, im üppigen Wuchse, reich mit Früchten beladen, in manchen Gegenden, wie um Bossiglina, in ganzen Wäldern. Während der Dauer ihrer Reife, fast zwei Monate hindurch, ernähren sie ganze Dorfschaften. Ein großer Theil wird ausgeführt, man rechnet jährlich 845000 libbre di peso; am berühmtesten sind die Feigen von Lesina, welche mit großer Sorgfalt getrocknet werden und sich lange halten [17]).

Ölbaumpflanzungen sind sehr bedeutend, und das Klima eignet sich sehr für dieses Gewächs. Das gewonnene Öl ist weit besser als in den meisten übrigen Gegenden Italiens. Überhaupt preßt man 21739 Eimer. Davon kann die Ebene Castelli 13000, die Bocche di Cattaro 4500 Barili ausführen, und die Ausfuhr des Landes würde noch stärker seyn, wenn der eigene Verbrauch, bei dem gänzlichen Mangel an Butter, nicht so vieles wegnähme und man mehr Fleiß auf die Pflege der Bäume wenden wollte [18]).

Weinbau ebenfalls sehr bedeutend. Die Weine in Dalmatien sind alle stark und spirituös, und zwar desto mehr, je südlicher man kommt. Man kann die Güte und Stärke des Weins nach der Farbe beurtheilen; je dunkler, desto stärker; der rothe Wein (vino nero) ist fast ganz schwarz und der weiße fast so dunkel wie Mallaga-Wein. Ein Übelstand ist, daß die Weine oft den Geschmack der Schläuche annehmen, in denen sie häufig aufbewahrt werden [19]). Der Wein verträgt den Transport sehr gut, wird auch in Menge nach Fiume, Zeng, Triest und Venedig verführt. Unter die bessern Sorten gehören der Marzemin del Teodo, aus der Bocchese, aber den stärksten Bau hat die Ebene Castelli, die jährlich 50000 Tonnen, und die Insel Brazza, die gegen 100000

8) Diese kurze Notiz, welche ich aus Liechtenstern, Östr. Mon. III. 1826 entlehnt habe, macht genauere Untersuchungen sehr wünschenswerth. 9) Germar Reise S. 108. 131. 10) Liechtenstern Östr. Mon. III. 1828. 11) Germar Reise S. 117. 12) Sieber Reise nach Kreta. I. 13. 13) Ehrenberg Reisen I, 5. Sieber Reise nach Kreta I, 16. 14) Hacquet Reise aus den Dinarischen durch die Julischen in die Norischen Alpen S. 5.

15) Jahrbücher des k. k. polytechn. Inst. in Wien IX, 133. 16) Hassel im Weimar. Handb. II, 651. 17) Jahrbücher des polyt. Inst. zu Wien IX, 131. 18) Hassel im Weimar. Handb. II, 651. 19) Germar Reise S. 94.

Digitized by Google

neralquartiermeisterstabes ist die Größe des Blumenbach Quadratmeilen und davon kommen 2000, Liechtenstern auf [illegible] Eimer.

Obst von gutem Geschmack geräth in Menge, besonders werden auf den Inseln sehr viel saure Kirschen gezogen, um davon den beliebten Maraskino abzuziehen.

Außerdem findet man viele Citronen-, Granat- und Kastanienbäume, Myrthen, Pistacien, Lorbeern, Tamarisken u. s. w. Die Zäune der Weingärten werden durch Granatsträucher, Rosen, Brombeeren, Weißdorn und Mäusedorn unterhalten. In jedem Weinberge ist ein Plätzchen für italisches Rohr, um aus ihm Stützen für die Weinstöcke zu ziehen.

Holz könnte Dalmatien in seinen Waldungen im Überfluß haben, selbst noch das beste Schiffbauholz, aber meistens liegen die Waldungen zu tief im Lande, und es fehlt sowol an Kanälen, um es herabzuflößen, als an Landstraßen, und die an den Küsten belegenen Waldungen sind so abgetrieben, daß strichweise sogar fühlbarer Holzmangel herrscht; wo sich hier sonst die dichtesten Wälder erhoben, sieht man nichts weiter als Gebüsch. Besonders sind die Gemeindewaldungen, welche fast ⅔ von der Oberfläche des Landes einnehmen sollen, fast durchaus verwüstet. Die Privatwaldungen stehen noch gut und Östreich wendet auf die Verbesserung der hiesigen Forstwirthschaft sein ganzes Augenmerk, weil Dalmatiens Wälder die Werfte von Venedig und Fiume mit Schiffsbauholz versehen sollen [20]).

VI. Benutzte Produkte des Thierreiches. Die Fischerei ist sehr bedeutend, auch beinahe das einzige Geschäft von 8000 Küstenbewohnern, jedoch ist sie nicht mehr so bedeutend als ehemals, besonders zwischen 1740 bis 1758, wo auf manchen Posten an der Küste in einigen Nächten mit zwei bis drei Zügen über 1200 Milliarden Sardellen und Scombern gefangen wurden. Venedigsche Monopole unterdrückten dieses Gewerbe sehr. Man zählt 21 verschiedene Fischarten, die einen Hauptgegenstand dieses Gewerbes ausmachen; aber die Sardellenfischerei und der Fang der Thunfische sind am bedeutendsten [21]). Auch die Flüsse sind sehr fischreich, besonders ist die Lachsforelle allen fließenden Gewässern Dalmatiens gemein, wo sie bisweilen eine unglaubliche Größe erreicht, denn man hat Beispiele, daß sie ein Gewicht von 40 Pfund erreicht, wie in der Gegend von Cattaro [22]). Die Fische, theils gesalzen, theils gedörrt, geben einen sehr wichtigen Handelsartikel ab. Man schätzt den mittleren Ertrag jährlich auf 8½ Million Gulden. An einigen Stellen dieses Meeres ist auch die Corallenfischerei sehr erheblich, besonders um Sebenico.

Die Viehzucht ist nicht so bedeutend, als man bei der Größe des Landes erwarten könnte. Im Frühjahre 1818 zählte man an Ochsen 53164, an verschiedenen Gattungen andern Schlachtviehes 717121, an Zug- und Saumpferden 22481, nebst 3946 Maulthieren [23]). Das Vieh selbst ist meistens schlecht. Die Hausthiere sind klein, ungestaltet und bilden die Gegensätze zu dem Hornvieh der Schweiz, den Schafen Spaniens, den Rossen Andalusiens; aber sie haben sich dem Lande angepaßt, erklettern die Treppengänge der Berge, nehmen mit karger Nahrung vorlieb, und löschen ihren Durst aus der schmutzigsten Pfütze [24]).

Seidenzucht und Bienenzucht sind wenig bedeutend.

VII. Bewohner. Am Ende des Jahres 1825 betrug die Zahl der Bewohner 323112, und diese waren folgendermaßen vertheilt:

	Fläche.	Bewohner.	Auf der Quadr. M.
Kreis Zara	101,13 M.	114986	1138 Bewohner.
„ Spalato	126,50 „	134739	1061 „
„ Ragusa	28,49 „	41136	1466 „
„ Cattaro	17,63 „	32251	1895 „

Im Durchschnitte kommen also auf die Quadratmeile 1183 Menschen [25]), eine sehr unbedeutende Zahl, wovon wir den Grund theils in den früheren politischen unruhigen Verhältnissen, theils in der Unfruchtbarkeit des Landes suchen müssen.

Die Bewohner des Landes sind slavischen Ursprunges und heißen Morlaken oder Morlachen (von dem slavischen More, das Meer, und Vla, der Walach, also Walachen, die am Meere wohnen). In den südlichen Kreisen, besonders in Cattaro, finden wir viele Montenegriner, in den Städten haben sich viele Italiäner niedergelassen. Die gewöhnliche Kleidung der Morlaken ist sehr einfach und sparsam. Die Opanken dienen Männern und Frauen zu Schuhen. Die Beinkleider sind von starkem weißen Rasch, und um die Lenden mit einer wollenen Schnur gebunden, die nach Art eines Reisesacks zusammen gezogen wird. Das kurze Hemd reicht kaum bis an die Beinkleider. Über diesem tragen sie eine kurze Jacke, über welche sie im Winter noch ein Oberkleid von grobem rothen Tuche werfen. Auf dem Kopfe tragen sie eine scharlachene Mütze und über derselben eine Art von cylindrischen Turban, den sie Kalpak nennen. Die Haare werden abgeschoren und nur ein kleiner Büschel bleibt stehen. Sie gürten sich mit einer rothen wollenen oder seidenen, von starken Schnüren netzartig gemachten Binde, und stecken zwischen dieselbe und die Beinkleider ihre Waffen, eine oder zwei Pistolen hinten und vorn ein großes Messer in einer messingenen, mit falschen Steinen gezierten Scheide, das öfters an eine um den nämlichen Gürtel herumgehende Kette vom nämlichen Metall angehängt, und wo zugleich auch ein kleines verziertes Büchschen angebracht ist, in welchem sie das Fett aufbewahren, womit sie ihre Gewehre im Regen schützen. An eben diesem Gürtel hängt eine Tasche, worin sie ihr Feuerzeug und Geld haben. Auch der Rauchtabak hängt an diesem Gürtel in einer getrockneten Blase. Die Flinte hängt immer über der Schulter, wenn der Morlak auch nur einen Schritt aus seinem Hause thut.

Die Morlaken in Kolan, in den Ebenen von Seign

20) Hassel im Weimar. Handb. II, 652. 21) Liechtenstern Östr. Mon. III. 1830. 22) Germar Reise nach Dalmatien S. 174. 23) Liechtenstern S. 1830.

24) Germar Reise S. 164. Ehrenberg Reise nach Afrika I, 14. 25) Rohrer Statistik S. 49.

Digitized by Google

und Knin sind blond, haben breite Gesichter und eingedrückte Nasen, dabei artig, sanft, höflich und gelehrig. Dagegen haben die von Duare und Vergorat kastanienbraune Haare, lange olivenfarbige Gesichter, einen hohen Wuchs, dabei eine rohe, heftige, kühne und unternehmende Gemüthsart. Da sie in unfruchtbaren und unzugänglichen Gebirgen wohnen, so rauben sie aus Noth und Langeweile, schonen aber die einzelnen fremden Reisenden. Einige von diesen legen sich eigens aufs Rauben, wohnen in Höhlen und heißen alsdann Haiduken [26]). Gegen Reisende, die dem Morlaken freundlich begegnen, zeigt er sich sehr gastfrei. Nur die leiseste Empfehlung macht, daß ein Fremder wie ein Bruder aufgenommen wird. Noch ehe er das Haus betrit, werden ihm die Leute und die Kinder zum Willkommen entgegen geschickt; der Arme wie der Reiche empfängt mit gleicher Freude den Fremden, und der Unterschied liegt nur in dem Mehr oder Weniger, was er geben kann. Noch weit auffallender ist diese Gastfreiheit unter ihnen selbst. So lange ein Morlak noch Nahrung hat, verzehrt er sie mit seinem Nachbar, daher findet man bei ihnen keine Bettler.

Freundschaften, welche die Morlaken unter einander geschlossen haben, werden sehr treu gehalten, ja es ist die Freundschaft bei ihnen Religionssache. Das slavonische Ritual hat einen besondern Segen für die Verbindung zweier Freunde oder Freundinnen in Gegenwart des ganzen Volkes. Die auf solche Weise verbundenen Freunde heißen Pobratini und die Freundinnen Posestrine. Diese haben alles mit einander gemein. Sonst waren Trennungen solcher Bündnisse ohne Beispiel; aber seit drei Jahrhunderten hat der Brantwein und der Einfluß der Italiäner zuweilen Trennungen verursacht; doch wird das an dem Orte immer als ein Volksunglück betrachtet. — Ebenso treu als ihre Freundschaft, ebenso unversöhnlich ist ihre Feindschaft; Blutrache ist gewöhnlich.

Geistliche und Mönche sind eben nicht sehr geachtet. Das Volk meint, wer das Frommseyn zu einem Gewerbe mache, könne nicht sehr fromm seyn.

Die Weiber, welche sich gern putzen, stehen in keiner großen Achtung. Sie werden meistens mit ihrer Einwilligung entführt.

Zum Zeichen der Trauer um Todte lassen die Männer den Bart wachsen, die Weiber erscheinen mit fliegendem Haar, zerkratztem Gesicht und stimmen Klagelieder an. Manche schneiden sich das Haar ab, binden es mit dem des Verstorbenen zusammen und setzen den Haarbusch auf das Grab.

Im Allgemeinen sind sie sehr zur Fröhlichkeit aufgelegt. Gern ergreifen sie jede Gelegenheit zu Festen und da verzehren sie alles, was sie einige Monate hindurch reichlich ernährt haben würde. Kein Fest wird ohne Gesang beendigt; immer nehmen Sänger daran Theil, die meistens Heldengedichte von slavischen Kriegern (s. nachher wissenschaftliche Cultur) oder sonst eine, meistens traurige Begebenheit, nicht selten voll hoher Einfalt singen. Auch des Nachts singt der Morlake auf Reisen, in den Wäldern und Bergen dieselben Gesänge, jede Strophe wird mit einem Geschrei intonirt. Wird des Wanderers Gesang von einem andern gehört, so antwortet ihm dieser unfehlbar mit demselben Liede, und so entsteht in der Nacht ein düsterer Wechselgesang, der so lange fortgesetzt wird, als man sich gegenseitig nur hören kann [27]).

VIII. Bergbau. Unbedeutend, da die Erdharzgruben von Vergoraz und Vallona kaum Beachtung verdienen. Außerdem wird Seesalz gewonnen, aber nicht in hinreichender Menge.

IX. Handwerke und Künste. Kaum zur Nothdurft ausreichend. Nur in den Städten findet man einige Handwerker. Die Rosoglidrennereien und der Schiffbau sind am bedeutendsten. Die zur Kleidung nöthigen Zeuge verfertigen die Weiber selbst. Waffen, Angeln und einige Schmiedewerkzeuge sind die einzigen Bedürfnisse, die er kaufen muß.

X. Handel und Schifffahrt. Die Dalmatiner sind die geübtesten Seefahrer im adriatischen und mittelländischen Meere, und ihre Schiffe werden von den italiänischen Handelsleuten aus vielen Gegenden für ihren Verkehr in diesen Gewässern gesucht; aber ein grosser Theil derselben wird zu dem eigenen Handel dieses Landes verwendet. Im Jahre 1815 zählte man 2995 Schiffe in der See, welche blos Dalmatien gehörten, und so unbequem der Landtransport ist, so waren doch in dem nämlichen Jahre 1035 Frachtwagen bei dem Landhandel verwendet. Die meisten und besten Schiffe besitzen die Einwohner des Kreises von Cattaro.

Der stärkste Verkehr, der von Dalmatien aus betrieben wird, findet nach der Türkei, dem östreichischen Seeküstenlande und Italien statt. Nach letzteren beiden werden durchaus zur See an eigenen Landeserzeugnissen ausgeführt: Wein und Weinstein, Öl und Oliven, Brantwein, Feigen, Caroben, mineralischer Schiffstheer, Baumharz, gesalzene Fische, Pökelfleisch, Unschlitt, rohe Häute, Schafwolle, Wachs und Honig; und an fremden Waren, die hier blos als Transito vorkommen: Hornvieh, Pferde, Schafe, rohe und bearbeitete Thierhäute, Wolle, rohes Eisen u. s. w. Der stärkste Handel nach der Türkei geschieht mit Wein und Weinstein, Oliven und Öl, Liqueurs, gesalzenen Fischen, Essig und Feigen, ferner mit vielen fremden Artikeln, besonders Seiden-, Wollen- und Leinenzeugen, Glas-, Metall- und Farbewaren, Hanf, Flachs, Strohdecken, Papier, Colonialwaren u. s. w., wogegen Dalmatien eine Menge anderer Artikel, besonders Schlachtvieh und Pferde, Kühe, Wachs, Honig, rohe und verarbeitete Thierhäute, Leder- und Metallwaren, Schaf- und Baumwolle, Tabak, Getreide, rohes Eisen u. s. w., theils zum eigenen Verbrauche, theils zur weiteren Verführung größtentheils zu Lande erhält [28]).

XI. Wissenschaftliche Cultur. 1) Sprache und Literatur. Der Dialekt, dessen sich die Dalma-

26) Über die Bedeutung dieses Ausdruckes s. Sect. II. Thl. I. S. 210.

27) Nach Ehrenberg, Engel (in Dobrowsky's Slavin S. 105), Germar, Ritter u. a.

28) Liechtenstern Östr. Mon. III. 1832.

Digitized by Google

tiner bedienen, ist dem Serbischen sehr nahe verwandt; derselbe Wohlklang, dieselbe bilderreiche Poesie ist beiden gemein. Während aber die Serben sich nur der verstümmelten griechischen Schrift bedienen, müssen wir in der Literaturgeschichte der Dalmatiner die Kirchen- und die Profan-Literatur unterscheiden. Jener ist die altslavische Kirchensprache mit dem glagolitischen, dieser die gemeine Landesmundart mit lateinischem Alphabet eigen.

Obgleich die Bekehrung der Dalmatiner von Rom aus geschehen war, so rissen sich doch die dalmatischen Slaven nach Bekanntwerdung von Method's Unterricht von der lateinischen Sprache bei der Liturgie los und schlossen sich willig an die slavische an. Später verfiel irgend ein Dalmatiner auf den Gedanken, zum Behuf der slavischen Liturgie und für die Anhänger der lateinischen Kirche, neue, von den cyrillischen verschiedene Buchstaben zu erkünsteln. Dieses ist das glagolitische Alphabet, dessen sich die slavischen Priester der abendländischen Kirche in Kroatien und Dalmatien bedienen. Durch diese Abänderung der Schreibart, welche wahrscheinlich um das Jahr 1220 von einem Mönche auf der Insel Arbe ausging, hoffte man die Slaven des griechischen Ritus zu gewinnen. Der Papst Innocenz IV. genehmigte dieses Vorhaben um das Jahr 1248. Das älteste, mit diesen Schriftzügen geschriebene Denkmal ist ein Psalter, mit welchem ein Clericus von Arbe um 1220 auftrat.

Die Päpste waren anfänglich Beschützer dieser Schreibart, und bald nach Entdeckung der Buchdruckerkunst erschienen einzelne gedruckte Werke. Das älteste von diesen ist ein im J. 1483 ohne Angabe des Druckortes erschienenes Missal in Folio. In Tübingen, Rom und Venedig wurde in der Folge mit diesen Typen gedruckt. In der Mitte des 17. Jahrh. erwarben sich Levakovich, und die Erzbischöfe Zmajevich und Caraman große Verdienste um die glagolitische Literatur. Der Erzbischof Zmajevich, welcher die altslavische Kirchen- und die Vulgarsprache gleich hoch achtete, errichtete ein eigenes slavisches Seminarium zu Zara. Er drang bei einer neuen Ausgabe des Missals auf eine Verbesserung des Textes.

Die Literatsprache der Glagoliten hatte lange Zeit die Cultur der gemeinen Redesprache verhindert, aber endlich erhielt diese das Übergewicht. Italiens Nachbarschaft, die Schwerfälligkeit der glagolitischen Züge bewirkten bald, daß dieses sich aus dem gemeinen Leben verlor und nur in den Kirchenbüchern gebraucht wurde; lateinische Buchstaben mit einigen Abänderungen dienten als Schreibzeichen, doch wich ihre Schreibart sehr von der polnischen und böhmischen ab. Die Anwendung der lateinischen Buchstaben scheint bald nach der Bekehrung des Volkes zum Christenthume statt gefunden zu haben. Der älteste dalmatische Schriftsteller ist ein unbekannter Priester zu Dioklea, der auf Verlangen seiner Mitbürger ums Jahr 1161 eine Geschichte der südlichen Slaven verfaßte.

Der allgemeinere Gebrauch der lateinischen Buchstaben stammt wahrscheinlich aus Ragusa, welches seit langer Zeit eine mit römisch-italiänischen Lehrern besetzte Schule hatte. So war Johann von Ravenna, ein Schüler und Hausgenosse Petrarcas und zuletzt Professor und Kanzler der Universität zu Padua, zwischen 1370 und 1400 Professor zu Ragusa und Secretär des Senates. Die wissenschaftliche Bildung erhielt an diesem Orte einen neuen Aufschwung durch die freundschaftliche Aufnahme, welche die fliehenden Griechen fanden. In der Dichtkunst wurden die lateinischen Buchstaben zuerst gebraucht. Diese wurde durch Blasius Darzich (geb. 1474), Sigismund Menze (geb. 1475, gest. 1524), Mauro Vetranich (geb. 1482, gest. 1576) und Stephan Gozze mit Glück bearbeitet. In den hierauf folgenden Zeiten der Ruhe und des Friedens, besonders in der Zeit, als der gelehrte Ludwig Becatelli (1555—60) Erzbischof von Ragusa war, erreichten die lateinischen Studien und in ihrem Gefolge auch die Nationalliteratur den höchsten Glanz. Aber noch fehlte es stets an einer bestimmten Orthographie und Grammatik. Den ersten Schritt zu ihrer Bearbeitung machte der Jesuit Barth. Cässius in seinen Instit. linguae illyr. 1604.

Im Laufe des 17. Jahrh., wo die Ruhe der Republik Ragusa im Ganzen fortdauerte, hob sich die Literatur. Der Dichter Joh. Gondola, Sohn des Geschichtsschreibers Franz Gondola (gest. 1638), übersetzte Tasso's Jerusalem und versorgte das slavische Theater zu Ragusa, das erste unter den Slaven, mit verschiedenen Dramen; Junius Palmota (gest. 1657) verfaßte die Christiade und mehre Dramen. Das schreckliche Erdbeben von Ragusa im J. 1666 vernichtete den Wohlstand der Republik in einigen Minuten auf Jahrhunderte. Jakob Palmota (gest. 1680), Joh. Gondola (gest. 1721), Marinus Tudisi, Stephan Rosa u. a. lieferten zwar noch gute Werke, aber die Blüthezeit der Literatur war vorüber. Hauptsächlich lag der Grund darin, daß Jesuiten die Erziehung der Jugend leiteten und sie mehr die lateinische als die slavische Nationalliteratur zu heben suchten.

Seit Peter Boscovich (gest. 1727), dem Übersetzer von Cid und einigen Heroiden Ovids, und Ignat. Giorgi (gest. 1737), versuchten sich ohne vorzüglichen Ruhm Ignat. und Anna Boscovich ums Jahr 1758, dann die Frauen Lucretia Bogascini, Maria Faccenda, Katharina Sorgo und die Brüder Joseph und Damian Bettordi in kurzen slavischen Gedichten, meist heiligen Inhalts. Junius Resti (gest. 1735), Seraph. Cerva (gest. 1759) und Seb. Dolci (gest. 1777) bearbeiteten die Geschichte von Ragusa lateinisch.

In der neuesten Zeit haben sich um die dalmatisch-ragusanische Mundart vorzüglich Appendini, Voltiggi und Stulli verdient gemacht. Der Piarist Franz Maria Appendini, Rector und Präfect zu Ragusa, gab 1808 eine brauchbare Grammatik heraus. Des Istrianers Joseph Voltigal Wörterbuch (Wien 1803) enthält auch eine Grammatik. Das neueste Werk ist das große Wörterbuch von Joachim Stulli, einem Franciskaner von Ragusa, eine Arbeit, auf welche er volle 50 Jahre verwendet hat [29]).

29) Nach Franz Sartori Historisch-ethnographische Über-

Digitized by Google

2) Die wissenschaftlichen Anstalten sind bis jetzt auf wenige beschränkt; nämlich auf eine philosophische Lehranstalt und ein Gymnasium der Piaristen zu Ragusa. Unter der östreichschen Regirung sind Gymnasien zu Zara und Spalato errichtet.

XII. Verfassung. Dalmatien hat keine Landstände, wie die übrigen Staten der Monarchie, jedoch hat Östreich den Städten und einzelnen Districten besondere Vorrechte gelassen, die sie früher besaßen. Das höchste politische Collegium ist das Gubernium zu Zara, welchem die fünf Kreisämter zu Zara, Macarsca, Spalato, Ragusa und Cattaro untergeordnet sind. Es steht unmittelbar unter der k. k. Hofkanzlei und dem Ministerium des Innern zu Wien.

XIII. Kirchenstat. Die Religion, wozu sich die Mehrheit der Bewohner bekennt, ist die katholische. Sie hat drei Erzbisthümer (Zara, Spalato, Ragusa) und neun Bisthümer (Arbe, Brazza, Lesina, Lissa, Cattaro, Curzola, Macarsca, Nona, Scordona, Sebenico und Trau), welche jedoch nicht immer besetzt sind. Die Zahl der Klöster (aus denen jedoch der größte Theil des Curat-Clerus für 378 Pfarren genommen wird) beläuft sich auf 60, ferner 9 Nonnenklöster. Die Nichtunirten haben einen Bischof zu Sebenico und einen Generalvicar zu Cattaro; ihm sind auch die Pfarren der nicht unirten Griechen zu Pola in Istrien, die in Dalmatien bestehenden 11 Klöster und 119 Pfarren untergeordnet [30]).

XIV. Finanzen. Die Einnahmen fließen aus den Domänen, der Salzregie, directen und indirecten Steuern. Ihre Größe ist unbekannt. (*L. F. Kümtz.*)

B. Geschichte. Der Name Dalmatien hat sich, obwol nicht stets in gleicher Ausdehnung, an der östlichen Küste des adriatischen Meerbusens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten. Er diente weniger zur Bezeichnung einer bestimmten Nation, als vielmehr eines Landstriches, der im Laufe der Zeiten von verschiedenen Völkerschaften besetzt, niemals den Mittelpunkt irgend einer besondern politischen Gestaltung ausmachte, sondern durch benachbarte Staten bestimmt und in ihren Kreis hineingezogen wurde. Der östliche Küstenrand des adriatischen Meeres gehörte ursprünglich zu dem Königreich Illyrien. Schon ehe dieses Reich mit den Römern in die Kriege gerieth, welche zuerst seine Demüthigung und dann seinen Untergang zur Folge hatten, riß sich die reiche und mächtige Handelsstadt Delminium von ihm los und behauptete nicht allein ihre Unabhängigkeit, sondern vergrößerte auch ihr Gebiet, das nach ihr als dem Haupte und Mittelpunkte den Namen Dalmatia erhielt. Illyrien wurde nach der Besiegung des Königs Gentius im Jahr 170 vor Chr. Geb. in eine römische Provinz verwandelt, Dalmatien dagegen blieb von den Römern, wenn auch nicht unangefeindet, doch wenigstens unbezwungen, bis der Consul C. Marcius Figulus im Jahre 158 vor Chr. vor die Stadt Delminium zog und dieselbe nach einer langen Belagerung eroberte [1]). Es waren, wie es scheint, Räubereien zur See und zu Lande gewesen, wodurch sich die Dalmatier den Unwillen und die Feindschaft der Römer zugezogen hatten; der Consul begnügte sich daher mit der Zerstörung von Delminium, um sie ihres Seehafens zu berauben und sie zu schrecken. Nach dem Abzuge der Römer kamen aber die Dalmatier von neuem aus ihren Bergen hervor und setzten sich durch die Gründung von Salona wieder am Meere fest. Die Erneuerung ihrer Räubereien hatte verheerende Streifzüge der Römer in ihr Land zur Folge; Asinius Pollio machte im Jahr 40 vor Chr. einen Einfall in Dalmatien, allein da sich alles in die Gebirge geflüchtet hatte, wohin ihnen zu folgen ebenso schwierig als gefährlich war, so zog er sich nach Verheerung des flachen Landes wieder zurück. Nicht eher als bis die Pannonier besiegt und bezwungen waren, ließ sich an eine Dauer der Unterwerfung Dalmatiens denken. Dies unternahm Cäsar Octavianus und führte es im Jahre 36 vor Chr. glücklich aus; die Unterjochung der Völkerschaften im Norden und Osten von Dalmatien zog auch die Unterwerfung dieses Landstrichs nach sich [2]). Zwei römische Legionen erhielten von nun an in Dalmatien ihre Standquartiere, während zugleich eine römische Flotte im adriatischen Meere kreuzte, um den erzwungenen Gehorsam so lange durch fortgesetzten Zwang zu erhalten, bis mit der Einführung der römischen Civilisation die Abneigung gegen die römische Herrschaft verschwunden seyn würde [3]). Die Gestalt des Landes änderte sich bald zum Vortheile desselben. Mit den römischen Einrichtungen drang auch römische Bildung ein; die von Hirten nomadisch durchzogenen Fluren verwandelten sich in fruchtbare mit Dörfern und Höfen bedeckte Felder, und an den Buchten, welche vorher blos den Seeräubern zu Schlupfwinkeln und Zufluchtsörtern gedient hatten, stiegen reiche und blühende Handelsstädte empor. Nirgends zeigt sich der großartige und wohlthätige Einfluß römischer Bildung schöner als an diesen Küsten, die nur einmal eine Zeit gebildeter Verhältnisse gehabt haben, die Zeit der römischen Herrschaft; der Name Dalmatien erhielt zugleich eine größere Ausdehnung: er bezeichnete eine Unterabtheilung von Illyricum und umfaßte den ganzen Seestrand von Macedonien bis an die Grenzen von Italien, so daß die Namen Liburnien und Japydien sich in ihm auflösten.

Dalmatien und die angrenzenden Länder lieferten dem römischen Reiche die besten Soldaten und, seit das Heer Kaiser absetzte und ernannte, auch einige der tüchtigsten Imperatoren. Zu den letzteren gehörte namentlich Diocletianus, der ein geborener Dalmatier war und der sich nach der freiwilligen Niederlegung seiner Würde in seine Heimath zurückzog und dort sein Leben beschloß. Er nahm seinen Aufenthalt in der Nähe von Salona und baute daselbst an einem reizenden Punkte der Küste einen Palast, der sowol durch seine Größe und Festig-

sicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichschen Kaiserthums nach seinen mannichfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. 8. Wien 1830. Bd. 1. S. 63 f.

30) Liechtenstern S. 1835.

1) Flor. lib. IV. cap. 12. 2) Dion. Cass. hist. Rom. lib. XLIX. cap. 34—38. 3) Tacit. Ann. lib. IV. cap. 5.

Digitized by Google

keit als durch den Umstand merkwürdig ist, daß aus ihm die heutige Stadt Spalatro entstand [4]). Bei der Theilung des römischen Reiches in das occidentalische und orientalische Kaiserthum blieb Dalmatien mit dem Theile der illyrischen Präfectur, welcher zu dem Occident geschlagen wurde, unter der Herrschaft der occidentalischen Imperatoren. Es begann aber bereits die Folgen des Verfalls der römischen Macht zu fühlen, und erhielt namentlich einen gefährlichen Feind an den Hunnen, als diese bis Pannonien vordrangen und sich daselbst festsetzten. Doch waren die Leiden und Verwüstungen, welche Dalmatien durch die Einfälle der Hunnen auszustehen hatte, nur vorübergehend, da mit Attila's Tod die hunnische Macht wieder auseinander fiel. Das Schicksal, welches ihm nach der gänzlichen Auflösung des occidentalischen Reiches zu Theil wurde, war in Vergleich mit den Drangsalen, denen andere Provinzen ausgesetzt waren, nicht blos ein erträgliches, sondern selbst ein glückliches. Dalmatien kam nämlich mit Einwilligung des Kaisers Zeno im Jahr 489 unter die Herrschaft des ostgothischen Königs Theoderich des Großen und bildete, nachdem dieser auch Italien erobert hatte, einen Theil des ostgothischen Königreichs Italien. Kaum war aber zwischen Theoderichs Nachfolgern und dem oströmischen Kaiser Justinian ein Krieg ausgebrochen, als Dalmatien auch sogleich den Ostgothen wieder entrissen und mit dem orientalischen Reiche vereinigt ward. Allein dieses Reich war nicht mehr mächtig genug, um seine entfernteren Provinzen gegen die Anfälle barbarischer Völker zu vertheidigen; auch Dalmatien wurde daher seit dem Jahre 548 von verschiedenen Volksstämmen überschwemmt und verheert, und veränderte nun seine Bewohner und seine Gestalt ganz und gar. Es waren zuerst die Sclavinen, welche nach ihrem Übergange über die Donau im Jahre 548 in Thracien eindrachen und bis nach Dalmatien vordrangen; was ihrer Wuth nicht erlag, flüchtete sich in die festen Städte oder suchte auf unzugänglichen Felsen Schutz. Auf einem solchen Felsen wurde von Flüchtlingen aus dem verheerten Epidaurus damals die Stadt Ragusa angelegt. Noch größere Verwüstungen richteten die Avaren an, obgleich sie Dalmatien nicht blos durchstreifen und plündern, sondern es ihrer Herrschaft unterwerfen wollten. Unter andern Städten hatte auch Salona das Unglück, von den Avaren erobert und zerstört zu werden. Die Einwohner, welche mit dem Leben davon kamen, flüchteten so lange auf die Inseln, bis sie nach dem Abzuge der Avaren zurückkehren konnten. Statt aber ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen, siedelten sie sich in dem naheliegenden Palatium Diocletians an, und aus dieser Ansiedlung ging bald die bedeutende und feste Stadt Spalatro hervor. Die Städte Zara und Trau widerstanden durch ihre starken Mauern den Avaren und bildeten von nun an nebst den Städten Ragusa, Spalatro und Justinopolis und den Inseln Arbe, Veglia und Osorno eine Art von besonderem Stat, der zwar die Oberhoheit des griechischen Kaisers anerkannte, aber dieselbe bald auf sehr geringe Rechte beschränkte. Der Kaiser bestellte allerdings einen Statthalter von ganz Dalmatien, welcher gewöhnlich seine Residenz in der Stadt Zara hatte, allein die Gewalt desselben beschränkte sich auf die Einnahme des Schutzgeldes und auf die Sorge, daß die Oberhoheit des Kaisers in Formalitäten erhalten würde. Der Name des Kaisers ward daher auf Münzen und in Inschriften, so wie die Jahre seiner Regirung in Urkunden fortgeführt; seine eigentliche Herrschergewalt war dagegen in den dalmatischen Städten ebenso sehr im Schatten, wie in Rom und Venedig. Wie in Rom der Bischof sich wirklich an die Spitze der Stadt und der dazu gehörigen Landschaft emporschwang, und der Patriarch von Aquileja in Venedig ein Gleiches wenigstens versuchte: so bildete auch in Dalmatien der erste Geistliche, der Erzbischof von Spalatro, den politischen Mittelpunkt; die Ehrfurcht vor seiner heiligen Würde vereinigte sich mit dem Vertrauen, welches die Bürger der dalmatischen Städte in ihn als den Vertheidiger ihrer Freiheit setzten, um sein Ansehen über das des kaiserlichen Statthalters zu erheben.

Das übrige Dalmatien lag unter der rohen Herrschaft der Avaren wüst und entvölkert da, bis die Slaven in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts anfingen, das avarische Joch abzuwerfen. Von dieser Zeit an sank die Macht des avarischen Chans so herab, daß er Dalmatien zu vertheidigen nicht mehr im Stande war. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts zogen daher slavische Stämme in Dalmatien ein. Die Serben besetzten nicht blos das heutige Servien und Bosnien, sondern auch den Theil von Dalmatien, der zwischen den Städten Durazzo, Ragusa und Narenta lag, die Kroaten dagegen ließen sich in dem westlichen Dalmatien nieder. Sie nahmen das Christenthum, welches ihnen durch römische Geistliche gebracht wurde, an und gingen auf das Verlangen des Papstes gegen den heiligen Stuhl die Verpflichtung ein, sich aller Räubereien und Angriffskriege enthalten zu wollen. Ihr Land theilten sie in vierzehn Zupanate, von denen eilf einen Archizupan und die drei übrigen einen Ban an der Spitze hatten. Ihre Geschichte ist indessen im Anfange ebenso arm als dunkel [5]).

4) Eine Beschreibung dieses Palastes hat *Gibbon* hist. of the decline etc. Vol. II. p. 148, eine Abbildung desselben findet man in den von dem Jesuiten Farlati herausgegebenen Illyricum sacrum (Venet. 1751. fol.) T. II. p. 389.

5) Die ausführliche Erörterung der kroatischen Geschichte gehört in den Artikel Kroatien, auf welchen ich den Leser hiemit verweise. Wie dunkel und unsicher die Geschichte der Kroaten in ihrem Anfange ist, beweist schon die angebliche fränkische Oberherrschaft, unter welcher die Kroaten bei ihrer Niederlassung gestanden und gegen welche sie sich erst empört haben sollen, als der fränkische Herzog Gotzilin seine Gewalt zu unerträglichen Bedrückungen misbrauchte. Da sich die fränkische Oberherrschaft in diesen Gegenden mit der fränkischen Geschichte des siebenten Jahrhunderts schwer in Übereinstimmung bringen läßt, so haben die dalmatischen Geschichtsschreiber und unter ihnen auch Farlati dieselbe erst in das neunte Jahrhundert gesetzt, ich glaube indessen, daß sich die Sache auf folgende Art erklären läßt, die mehr als bloße Vermuthung seyn dürfte. Die Slaven befreiten sich bekanntlich von der Herrschaft der Avaren unter der Anführung eines Franken Namens Samo, und machten denselben aus Dankbarkeit zu ihrem Könige. Daß Samo viele Landsleute an seinen Hof zog und daß durch ihn

Digitized by Google

Die Städte Dalmatiens sowol, als auch die slavischen Stämme, die sich um dieselben her niedergelassen hatten, blieben so lange zum Theil unter der Oberhoheit, zum Theil unter dem Einflusse der griechischen Kaiser, bis der fränkische König Karl der Große nach Besiegung und Vernichtung der Avaren die Grenzen seines Reiches ihnen näher rückte. Durch die Besetzung von Kram war für die Franken ein Punkt gewonnen, von wo aus sich auf die jenseits der Sau gelegenen kleinen Reiche der Slaven wirken ließ. Die Folgen dieser Einwirkung zeigten sich darin, daß nicht allein die Kroaten unter die Oberhoheit Karls des Großen traten, sondern daß auch die dalmatischen Städte von dem griechischen Kaiser abfielen und sich im Jahr 806 unter den Schutz des fränkischen Kaisers begaben. Der Kaiser Nicephorus schickte sogleich den Patricius Nicetas mit einer Flotte in das adriatische Meer, um diesen Abfall zu züchtigen; die Franken brachten indessen ebenfalls eine Flotte zusammen, und schlugen im Jahr 809 den griechischen Admiral Paulus bei Commacchio. Karls zweiter Sohn, Pippin, besuchte darauf die dalmatische Seeküste, mußte sich aber vor der überlegenen Flotte, mit welcher der griechische Admiral Paulus erschien, wieder zurückziehen. Die beiden Kaiser wurden indessen dieses Krieges bald überdrüssig, und sobald sich der griechische Hof dazu verstand, Karls des Großen Kaisertitel anzuerkennen, war dieser zum Frieden bereit. Der Friede wurde im Jahr 812 geschlossen. Der griechische Kaiser trat den Franken seine Oberhoheit über Liburnien, Dalmatien, Istrien und Pannonien ab, behielt aber die dalmatischen Freistädte Justinopolis, Zara, Trau, Spalatro und Ragusa nebst den Inseln Osorno, Arbe und Veglia, die nun noch längere Zeit zu ihm in demselben Verhältniß blieben, in welchem Venedig zu ihm stand [6]).

Die durch den Frieden zwischen den Franken und Griechen geordneten Verhältnisse waren indessen von keiner langen Dauer. Schon unter Ludwig dem Frommen begann der fränkische Einfluß auf Dalmatien zu erschlaffen, und obgleich diese Gegenden bei den verschiedenen Theilungen des fränkischen Reiches bald dem Königreich Baiern, bald dem Königreich Italien zugetheilt wurden, so war doch das Band, welches sie an die Franken knüpfte, so schwach, daß es sich nach und nach ohne gewaltsame Zertreißung auflöste. Die Zeit, in welcher dies geschah, läßt sich durch die Thatsache bestimmen, daß die dalmatischen Bischöfe sich von der römischen Kirche zu der griechischen wandten; denn eine Folge ihrer Anerkennung des Patriarchen von Constantinopel war, daß ihre Gemeinden auch den griechischen Kaiser Basilius I. als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, zumal da derselbe im Jahr 868 die dalmatische Küste mit Glück gegen die Sarazenen vertheidigte, die von Afrika und Sicilien aus mit ihren Raubflotten in den adriatischen Meerbusen eingedrungen waren. Der damalige Patriarch von Constantinopel, Photius, wich aber in seinen Glaubenssätzen von dem bisherigen Lehrbegriff der dalmatischen Kirche ab. Die dalmatischen Bischöfe sagten ihm daher als einem Ketzer im Jahr 879 den Gehorsam auf und traten in ihre frühere Verbindung mit dem römischen Papste zurück. Auch die kroatischen Fürsten rissen sich von dem griechischen Kaiser los, und die slavischen Seeräuber, besonders die Narentaner, begannen das adriatische Meer unsicher zu machen. Die Freistädte kamen dadurch in die größte Bedrängniß; da der griechische Kaiser nicht im Stande war, sie zu schützen, so erlaubte er ihnen, das Schutzgeld, welches sie bisher an den kaiserlichen Statthalter in Zara bezahlt hatten, an die slavischen Fürsten zu entrichten, um sich damit Frieden und Freundschaft von denselben zu erkaufen. Die Kroaten erhielten also gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die Oberhoheit über die dalmatischen Seestädte, die sie indessen in ihrer alten Verfassung bestehen ließen; in der kroatischen Kanzleisprache hießen von nun an die Städte Zara, Trau und Spalatro mit den dazu gehörigen Gebieten und Inseln Regnum Dalmatiae [7]). Durch den Besitz der Seeküste wurden die Kroaten die mächtigste Nation an dem adriatischen Meere, und es konnte daher nicht anders seyn, als daß sie bald mit den Venedigern über die Herrschaft auf diesem Meere in Streit geriethen. Der kroatische Herzog Crescimir brachte durch die Vereinigung aller Kroaten unter seine Herrschaft seine Macht auf eine so hohe Stufe, daß sein Sohn Dirzislav im Jahr 970 den Titel eines Königs von Kroatien annahm. Dirzislav gab darauf auch den Rechten, die bisher seine Vorgänger in den dalmatischen Städten ausgeübt hatten, eine größere Ausdehnung; er ließ nämlich das Schutzgeld, welches ihm die Städte zu entrichten hatten, auch von den fremden Kaufleuten fodern, die dieselben besuchten. Dieser neue Zoll brachte den Städten ebenso großen Schaden, als den Venedigern, welche mit ihnen in Handelsverbindung standen; die dalmatische Stadt Zara fiel daher von den Kroaten ab und begab sich in venedigschen Schutz. Die Venediger hatten schon längst ihre Augen auf die dalmatische Küste geworfen und ergriffen daher die sich ihnen jetzt darbietende Gelegenheit zur Eroberung derselben mit Freuden. Ihr Doge Peter Urseolus II. kam im Jahre 997 mit einer mächtigen Flotte nach Dalmatien, und seine Erscheinung war das Signal zu einem allgemeinen Abfall von Dirzislav; nicht blos die dalmatischen

eine Menge Franken bei den Slaven zu Ansehen und hohen Ehren gelangten, liegt in der Natur der Dinge. Auf diese Art mag auch der Franke Gotzilin an die Spitze der Kroaten gekommen seyn, als diese in Dalmatien einwanderten. Er regirte also die Kroaten auf seine eigene Hand, nicht aber als Statthalter eines der fränkischen Könige. Das ihm von den Kroaten freiwillig übertragene Ansehen misbrauchte aber Gotzilin zur Ausübung von Bedrückungen, die alle Gemüther gegen ihn erbitterten. Er hatte natürlich ein Gefolge von fränkischen Kriegsleuten um sich, sonst würde er es schwerlich gewagt haben, den Unwillen der Kroaten zu reizen; als aber dieser in einer Empörung zum Ausbruche kam, war Gotzilin mit seinen Franken zum Widerstande zu schwach und wurde samt allen seinen Leuten niedergemacht.

6) Einhard. Ann. a. 806—812. Einhard sagt in der vita Caroli M. cap. 15. Karl habe beherrscht Daciam, Histriam quoque et Liburniam atque Dalmatiam, exceptis maritimis civitatibus, quas ob amicitiam et junctum cum eo foedus Constantinopolitanum imperatorem habere permisit.

7) Vergl. *Joh. Lucii* de regno Dalmatiae et Croatiae. libr. VI. (Amstelod. 1668). p. 114.

Städte und Inseln, sondern auch viele kroatische Fürsten huldigten dem Dogen. Nachdem er einige Seeräuberstädte zerstört und andere zu der Verpflichtung gezwungen hatte, daß sie keine Schiffe, die von oder nach Venedig fahren würden, angreifen wollten, kehrte er nach Venedig zurück, und legte sich den Titel eines Herzogs von Dalmatien bei. Weder Dirzislav, noch sein Bruder Svätoslav erlaubten sich weitere Feindseligkeiten gegen Venedig, der letztere um so weniger, da sein Sohn Stephan von dem Dogen als Geißel mitgenommen worden war und in Venedig erzogen wurde; der dritte Bruder Crescimir dagegen erneuerte, sobald er zur Regirung gelangte, den Krieg gegen Zara. Dies hatte zur Folge, daß der Doge Otto Urseolus im Jahr 1018 mit einer Flotte herbeikam und die belagerte Stadt entsetzte. Die Misverhältnisse zwischen den Kroaten und Venedigern wurden völlig ausgeglichen, als der in Venedig erzogene Neffe Crescimirs, Stephan, den kroatischen Thron bestieg. Durch seine Vermählung mit der Schwester des venedigschen Dogen Otto Urseolus war er mit den vornehmsten Geschlechtern in Venedig verwandt oder befreundet, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er die Witwe eines Patriciers in Zara, wodurch er auch mit dieser Stadt in freundschaftliche Verhältnisse trat. Unter diesen Umständen scheinen es die dalmatischen Städte vortheilhaft gefunden zu haben, unter die Schutzhoheit des kroatischen Königs zurückzukehren; wenigstens nannte sich Stephans Sohn und Nachfolger, Crescimir Peter, seit dem Jahre 1052 König von Dalmatien, und die Venediger willigten entweder in diesen Titel und den daran geknüpften Besitz, oder sie wagten nicht, aus Furcht vor der Macht des Königs, ihm denselben streitig zu machen [8]). Crescimir Peter hatte aber keinen Sohn und auch keinen Verwandten, der kräftig genug war, um die von ihm gehobene Macht der Kroaten zu behaupten; er nahm zwar seinen Neffen Stephan zum Thronfolger an, allein er ließ denselben wieder fallen, als er, wie es scheint, dessen Unfähigkeit erkannt hatte. Nach seinem Tode brachen daher unter den kroatischen Großen Thronstreitigkeiten aus; Stephan wurde von Slavizo verdrängt, und dieser durch den Ban Demetrius Zwonimir vom Throne gestürzt. Während der Verwirrung dieser Streitigkeiten begab sich Dalmatien unter den Schutz des griechischen Kaisers. Kaum war aber Demetrius Zwonimir auf dem Throne befestigt, als er auch sogleich die Schutzherrschaft über Dalmatien in Anspruch nahm und sie durch den Einfluß des Erzbischofs Laurentius von Spalatro wieder gewann. Auf den Rath dieses Prälaten beschloß der König, sich dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen und durch eine von dem Papste ausgegangene Belehnung und Weihe sein Recht zum Throne über allen Widerspruch zu erheben. Der König von Kroatien und Dalmatien fügte sich freiwillig in das System, welches Gregor VII. damals aufstellte, und nahm sein Reich von demselben zu Lehen. Gregor schickte im Jahr 1076 einen Legaten zu der kroatischen und dalmatischen Reichsversamlung, die im October zu Altsalona gehalten wurde. Nachdem Demetrius Zwonimir zuerst von den geistlichen und weltlichen Großen zum König erwählt worden war, wurde er von dem päpstlichen Legaten gesalbt und gekrönt, und legte dann in die Hand desselben den Lehenseid ab. Als Lehensabgabe bezahlte er jährlich die Summe von 200 Byzantinern an die päpstliche Kammer.

Obgleich der griechische Kaiser sich dieser Veränderung nicht widersetzte, so gab er doch seine Ansprüche auf Dalmatien nicht auf; er benutzte dieselben vielmehr, um sich bald darauf durch ihre Übertragung auf Venedig den Beistand dieser Seemacht gegen den normännischen Herzog von Apulien zu verschaffen. Im Jahr 1085 trat der Kaiser Alexius dem venedigschen Dogen Vitalis Faledrus die Städte Dalmatiens und Istriens förmlich ab, wodurch der Titel eines Herzogs von Dalmatien, welchen der Doge seit Peter Urseolus II. geführt hatte, rechtmäßig wurde. Vitalis Faledrus dehnte ihn indessen auch auf Kroatien aus und nannte sich Herzog von Kroatien und Dalmatien. Er ließ es aber bei der Annahme des Titels bewenden, ohne einen Versuch zur Eroberung Dalmatiens zu machen. Demetrius Zwonimir behauptete sich ruhig im Besitze seines Reiches bis zum Jahre 1089, wo er starb. Zu seinem Nachfolger wurde jener Stephan gewählt, dem schon Crescimir Peter die Thronfolge zugesichert, aber wieder abgesprochen hatte, und der während Zwonimirs Regirung in einem Kloster gelebt zu haben scheint. Seine Regirung war kurz und nur dadurch merkwürdig, daß mit ihm die Herrschaft der kroatischen Nationalkönige erlosch. Nach seinem Tode erhoben sich nämlich so viele Kronprätendenten, als es mächtige Große in Kroatien gab; sie ergriffen die Waffen gegen einander, und es entspann sich ein Kampf, dessen Ende nicht abzusehen war, da die Thronbewerber an Macht und Anhängern sich so gleich waren, daß keiner über die andern ein entschiedenes Übergewicht gewinnen konnte. Unter diesen zerrütteten Umständen des Landes mußte das Auftreten einer fremden Macht in demselben von den größten Folgen seyn; es waren aber nicht die Venediger, sondern die Ungern, welche sich dies zu Nutze machten. Der König Wladislav von Ungern hatte schon als Bruder der kroatischen Königin Lepa, die mit Demetrius Zwonimir vermählt gewesen war, eine Aufforderung, sich in die Angelegenheiten der Kroaten zu mischen; außerdem wurde er noch von einigen Großen herbeigerufen. Er drang daher im Jahr 1091 in Kroatien ein und eroberte das ganze Land bis an die dalmatischen Gebirge fast ohne Widerstand; die Bezwingung der Bergkroaten und der festen Städte Dalmatiens war aber nicht so leicht, und Wladislav hatte kaum den Anfang damit gemacht, als ihn ein Einfall der Cumanen in Siebenbürgen nach Ungern zurückrief. Er ließ seinen Vetter Almuz, den er zugleich zu seinem Nachfolger auf dem ungrischen Throne bestimmt hatte, in Kroatien zurück; allein nach Wladislavs Tode im Jahre 1095 bemächtigte sich des Almuz Bruder Coloman der ungrischen Krone, und ließ sich auch von seinem Bruder gegen eine Entschädigung das kroatis-

8) Lucius l. c. p. 138. Crescimir Peter nannte sich bald Rex Dalmatiae Croatiaeque, bald Croatorum Rex Dalmatinorumque. In einer Urkunde vom Jahr 1069 sagt er: Deus omnipotens terra marique nostrum prolongavit Regnum.

Digitized by Google

sche Reich abtreten. Coloman beschloß nun, die Eroberung seines Vorgängers durch die Unterwerfung der Bergkroaten und der dalmatischen Seestädte zu vollenden. Zu diesem Zwecke zog er in Slavonien ein Heer zusammen, aber auch die Kroaten rüsteten sich zum Widerstande. Sie beseitigten ihre Streitigkeiten und rückten nach ihren zwölf Stämmen in zwölf Abtheilungen, und von ebenso viel Zupanen nach alter Weise geführt, an die Drau, um einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Coloman wagte nicht, diese entschlossenen Männer anzugreifen, sondern versuchte, sie durch Überredung zu gewinnen. Da er vortheilhafte Bedingungen anbot, so kam im Jahr 1102 ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die Kroaten Coloman als ihren König anerkannten. Sie geleiteten ihn darauf nach Belgrad am Meere, wo er sich durch den Erzbischof von Spalatro krönen ließ. Von den dalmatischen Städten war Spalatro die erste, welche ihm am 15. Juli 1103 die Thore öffnete. Der König bestätigte der Stadt ihre Vorrechte und Freiheiten, und verlangte für sich keine anderen Vortheile, als die, welche bisher der griechische Kaiser aus seiner Oberhoheit über Dalmatien gezogen hatte. Unter denselben Bedingungen unterwarf sich auch die Stadt Trau; blos Zara hielt bis zum Jahr 1105 eine Belagerung aus, allein da die venedigsche Macht, auf deren Beistand sie rechnete, damals in Palästina war, so öffnete sie ebenfalls dem König von Ungern ihre Thore und leistete demselben die Huldigung.

Durch die Unterwerfung unter die ungrische Herrschaft ging in Dalmatien keine bedeutende Veränderung vor. Zur Verwaltung des Landes wurde ein Ban von Kroatien und Dalmatien eingesetzt; in den dalmatischen Seestädten lag ein königlicher Dux mit einer kleinen Besatzung, um für die Erhaltung des Gehorsams und für die Entrichtung des herkömmlichen Schutzgeldes zu sorgen. Dagegen durfte sich kein Unger ohne Erlaubniß der Obrigkeit in den Städten niederlassen; denn obwol der König von Ungern die Beschützung der Privilegien mit einem Eide verbürgt hatte, so trauten doch die Dalmatier seiner Zusage nicht. So lange indessen Coloman regirte, hatten sie keine Ursache zu Beschwerden; allein die vormundschaftliche Regirung, die nach Colomans Tode im Jahr 1114 für dessen Sohn Stephan angeordnet wurde, suchte ihre Gewalt in Dalmatien auszudehnen. Ein Versuch des ungrischen Dux in Spalatro, diese Stadt sich mit Gewalt zu unterwerfen, mislang und vernichtete das Zutrauen der Dalmatier zu den Ungern. Die dalmatischen Städte begannen daher sich wieder nach venedigschem Schutz umzusehen. Von nun an begann ein Kampf zwischen Venedig und Ungern, der abwechselnd die dalmatische Seeküste in die Gewalt der einen und der andern Macht brachte. Den Venedigern war Dalmatien um so unentbehrlicher, da sie nirgends leichter das nöthige Holz zur Erbauung von Schiffen und gewandte Matrosen, so wie tapfere Soldaten zur Bemannung derselben erhalten konnten, als hier; außerdem war ihre Schifffahrt und Herrschaft auf dem adriatischen Meere unsicher und unvollständig, so lange die dalmatische Küste ihnen nicht unterworfen war. Sobald daher die dalmatischen Städte ihnen selbst die Hand reichten, kündigten sie dem König Stephan von Ungern den Krieg an. Der Doge Ordelafo Falieri eroberte im Jahr 1115 die Städte Zara und Belgrad; der Ban von Kroatien wurde bei Zara im folgenden Jahre geschlagen, worauf mehre Städte den Venedigern freiwillig die Thore öffneten und einige Stämme der Bergkroaten dem Dogen huldigten. Die ungrischen Stände gingen zwar mit dem Dogen einen fünfjährigen Waffenstillstand ein, allein sie brachen ihn im Jahre 1117 wieder, als sie ein Heer zusammengebracht hatten, mit dem sie die Venediger bei Zara angriffen. Diese wurden nicht allein geschlagen, sondern verloren auch ihren Dogen Falieri, der in dem Gefechte blieb. Zara mußte sich den Ungern von neuem unterwerfen. Während der an Falieri's Stelle gewählte Doge, Dominico Michieli, mit der venedigschen Seemacht in Palästina war, vereinigte sich der König Stephan von Ungern mit dem griechischen Kaiser, Kalo Johannes, zur Vertreibung der Venediger aus Dalmatien. Der griechischen Flotte und dem ungrischen Landheere konnten oder wollten die dalmatischen Städte nicht widerstehen; sie unterwarfen sich daher im Jahre 1124 den Ungern wieder, und der ungrische König Stephan ward zu Belgrad gekrönt. Mit derselben Leichtigkeit kehrten sie aber unter die venedigsche Herrschaft zurück, als der Doge im folgenden Jahre auf der Rückfahrt aus Palästina mit seiner Seemacht im adriatischen Meere erschien. Die ungrischen Besatzungen flüchteten nach Belgrad, mußten aber die Stadt übergeben, die nun völlig zerstört wurde. Der griechische Kaiser hatte sich bisher geweigert, den Venedigern eine goldene Bulle über die Abtretung von Dalmatien auszustellen; im Jahr 1131 verstand er sich endlich dazu, da ihm die Feindschaft der Venediger mehr Schaden zuzog, als die Behauptung eines bloßen Scheines von Oberherrschaft werth war.

Um Dalmatien dem Einflusse des Erzbischofs von Spalatro zu entziehen, der sich als ein ungrischer Reichsstand für die Aufrechthaltung der Hoheit seines Königs bemühte, beschloß die venedigsche Regirung, ein neues Erzbisthum in Zara zu stiften und die dalmatische Kirche ihrem Patriarchen von Grado als geistlichem Oberhaupte zu unterwerfen. Die Errichtung des erzbischöflichen Stuhles zu Zara kam im Jahre 1146 zu Stande, allein die Zaratiner wollten nicht zugeben, daß ihr Erzbischof von dem venedigschen Patriarchen abhängig werde, obwol die Venediger von dem Papste Honorius eine Bulle ausgewirkt hatten, durch welche die kirchlichen Verhältnisse Dalmatiens nach ihren Wünschen geordnet wurden. Aus diesem Widerstande entspann sich ein langer Streit zwischen Zara und Venedig, der oft durch die Waffen ausgeglichen werden mußte, ohne entschieden zu werden. Überhaupt unterwarfen sich die Dalmatier jeder Herrschaft, die ihnen durch eine fremde Macht aufgezwungen ward, ohne bedeutende Gegenwehr, aber nur so lange, als sie durch die Furcht vor den anwesenden Streitkräften im Gehorsam gehalten oder durch ihren Vortheil dazu bewogen wurden. Auf diese Art kehrten sie im Jahr 1168 unter die griechische Herrschaft zurück, als der griechische Kaiser Manuel angeblich für seinen Schwiegersohn, den ungrischen Prinzen Bela, in der That aber für sich selbst ein Heer in ihr Land einrücken ließ, vor dem die ungri-

Digitized by Google

schen Besatzungen weichen mußten. Die Venediger behielten blos Trau und Ragusa, die sie im Jahr 1171 eroberten, und Zara, welches sie im folgenden Jahre für seine häufigen Empörungen durch die Niederreißung der Stadtmauern bestraften.

Durch den Tod des griechischen Kaisers Manuel im Jahr 1180 änderte sich die Lage Dalmatiens; die Griechen räumten die dalmatischen Städte dem König Bela ein, in dessen Namen sie dieselben früher in Besitz genommen hatten; auch Zara unterwarf sich dem König, der sogleich die von den Venedigern abgetragenen Mauern wieder aufführen ließ. Die Abneigung der Zaratiner gegen die venedigsche Herrschaft und besonders gegen den Primat des venedigschen Patriarchen war so groß, daß sie nicht, wie gewöhnlich, sich dem Dogen bei dessen Erscheinung mit einer Seemacht unterwarfen, sondern ihm den mannhaftesten Widerstand leisteten. Sie hielten mehre Belagerungen mit ebenso viel Standhaftigkeit als Glück aus, und behaupteten ihre Unabhängigkeit bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahr 1202 führte aber der vierte Kreuzzug eine Menge französischer und niederländischer Ritter in Venedig zusammen. Diese hatten mit den Venedigern einen Vertrag wegen ihrer Überfahrt nach Palästina abgeschlossen, konnten aber die dafür bedungene Summe nicht bezahlen; auf den Vorschlag des Dogen Dandolo beschlossen sie daher, ihre Schuld durch Kriegsdienste abzutragen. Die venedigsche Flotte nahm die Kreuzfahrer an Bord und lief gegen Zara aus. Nachdem die Hafenkette gesprengt und die Ritter ans Land gesetzt worden waren, mußte sich die Stadt nach einer fünftägigen Belagerung ergeben; ihre Mauern und die in ihr befindlichen festen Häuser wurden niedergerissen. Die Flotte, welche in Zara überwinterte, war indessen kaum im Frühjahr 1203 abgesegelt, als auch die Zaratiner die venedigsche Besatzung vertrieben und sich wieder unter ungrischen Schutz begaben. Da indessen die Venediger damals den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichten, weil sie mit Hilfe der Kreuzfahrer Constantinopel eroberten und über ein Viertheil des griechischen Reiches an sich rissen, so glaubte Zara sich nicht halten zu können und trat unter venedigsche Hoheit zurück. Es behielt zwar seine Verfassung, mußte aber einen von Venedig geschickten Grafen annehmen, und außerdem einen jährlichen Tribut entrichten; daß endlich die Zaratiner auch ihre Kirche unter den Sprengel des venedigschen Patriarchen stellen mußten, versteht sich nach der Wichtigkeit, welche die Venediger bisher auf dieses Verhältniß gelegt hatten, von selbst [9]).

Nicht lange nachher wanderte ein fremder Volksstamm in Dalmatien ein und setzte sich auf dem Gebirge zwischen Zengh und Zara fest. Er kam aus der kleinen Walachei oder Morovlachia, und erhielt daher von den Italiänern und Teutschen den Namen der **Morlachen** oder **Morlaken**. Bei seinen kriegerischen Eigenschaften und der festen Lage seiner Wohnsitze war er schwer zu bezwingen, und es dauerte lange, ehe er zum Theil der venedigschen, zum Theil der ungrischen Oberherrschaft unterworfen ward [10]).

Verheerender und furchtbarer, obgleich nur vorübergehend, war der Einfall der Mongolen. Vergebens hatte der König Bela IV. von Ungern den Fortschritten derselben Einhalt zu thun gesucht, er mußte im Jahr 1242 nach Dalmatien entfliehen. Seine Flucht zog ihm die Mongolen nach, die nun in Dalmatien dieselben Verwüstungen wie in Ungern anrichteten. Sie traten aber noch in demselben Jahre ihren Rückzug an, nachdem ihre Angriffe an den festen Seestädten gescheitert waren. Die Anwesenheit des Königs Bela in Dalmatien hatte die Folge, daß die Stadt Zara den venedigschen Grafen Giovanni Michieli vertrieb und sich dem König von Ungern unterwarf. Der venedigsche Doge schickte aber sogleich eine Flotte gegen die Stadt. Nachdem diese die Hafenkette gesprengt hatte, zogen sich die Ungern, welche die Stadt vertheidigen sollten, aus derselben heraus, und da die vornehmsten Bürger nach Rom entwichen, so fiel es den Venedigern nicht schwer, sich am 5. Juni 1243 von neuem der Stadt zu bemächtigen. Anfangs besetzten die Venediger Zara mit einer Militärcolonie, allein da die geflüchteten Zaratiner den Kampf fortführten, so nahm Venedig jene Maßregel, welche alle Ausgleichung unmöglich gemacht haben würde, zurück. Die Zaratiner erhielten darauf die Verzeihung, um welche sie baten, und die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt. Sie mußten sich aber gefallen lassen, daß die Mauer am Hafen niedergerissen und ein Kastell errichtet wurde, in dem eine venedigsche Besatzung zurückblieb [11]).

Nach dem Abzuge der Mongolen lag Dalmatien in einem so verödeten Zustande da, daß es aus demselben nicht anders als mit einer großen Veränderung seiner Verhältnisse hervorgehen konnte. Dem König von Ungern fehlte es an Mitteln, um die verwüsteten Gegenden auf eigene Kosten wieder in Flor zu bringen; er überließ daher andern, die das dazu nöthige Geld besaßen, ganze Landstriche auf eine Weise, die ihre Macht bald zu einer beinahe unabhängigen und fürstlichen erheben mußte. Auf diesem Wege gelangte das Haus **Subich** seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer überwiegenden Macht in Dalmatien. Stephan, einer der angesehensten kroatischen Barone aus diesem Hause, erhielt von dem König zwei Grafschaften zu erblichem Besitz und das Banat über ganz Slavonien auf Lebenszeit. In dieser Stellung wußte er sich die Zuneigung der Kroaten und die Freundschaft der dalmatischen Seestädte zu verschaffen, so daß die Stadt Trau bereits ihn zu ihrem Grafen wählte. Die übrigen Städte folgten diesem Beispiele und übertrugen den Söhnen Stephans ihre Grafenwürde. Dalmatien und Kroatien kam auf diese Art

9) Der Krieg zwischen Venedig und Zara ward mit Unterbrechungen durch Waffenstillstände von 1183 bis 1188, von 1190 bis 1191, von 1192 bis 1193, und von 1199 bis 1204 geführt.

10) Die Morlaken nennen sich selbst **Ulassen**. S. Viaggio in Dalmazia dell' Abbate Fortis. Venez. 1774. Aus diesem Werke ist der die Morlaken betreffende Abschnitt besonders ins Teutsche übersetzt worden und unter dem Titel: **Die Sitten der Morlachen**, im Jahr 1775 zu Bern erschienen. 11) Leo Geschichte der italiänischen Staten (Hamburg 1829). Bd. 3. S. 25.

Digitized by Google

nach und nach ganz in die Gewalt der Söhne Stephans; Gregor Subich nahm sogar gegen das Ende des 13. Jahrhunderts den Titel eines Grafen von Dalmatien an. Er hatte nämlich in den Städten Nona, Scardona, Sebenico, Cliſſa, Almiſſa, Trau und Spalatro das Grafenamt an ſich gebracht, ſo daß der Name Dalmatien, der, wie oben bemerkt worden iſt, eigentlich nur die Städte Trau, Spalatro und Zara umfaßte, von nun an auf die ganze Seeküſte übertragen zu werden anfing.

Nach dem Ausſterben des arpadiſchen Königsgeſchlechts beſtieg der König beider Sicilien, Karl Robert, im Jahr 1301 den ungriſchen Thron. Man erwartete von dieſer Veränderung, daß der neue König von Ungern ſeine italiäniſche Flotte auf der einen, und ſeine ungriſche Landmacht auf der andern Seite benutzen werde, um die dalmatiſchen Seeſtädte in eine größere Abhängigkeit, als die bisherige, zu bringen, und um die kroatiſchen Großen, namentlich die Familie Subich einzuſchränken. Allein der König fand in Ungern ſo vielen Widerſtand, daß er Dalmatien und Kroatien mehr durch die Begünſtigung der Großen, als durch Zwang, in Gehorſam erhalten mußte. Statt daher die Macht des Hauſes Subich zu beſchränken, vermehrte er dieſelbe durch neue Verleihungen; nach dem Tode des Bans Paul Subich gab er im Jahr 1312 dem Sohne deſſelben, Mladin dem Älteren, das Banat von Kroatien und das Seebanat unter dem Titel eines Fürſtenthums von Dalmatien. Mladin verſchaffte ſich die Freundſchaft der Venediger dadurch, daß er ihnen die Stadt Zara Preis gab. Dieſe Stadt war im Jahr 1302 von Venedig abgefallen, und wurde im Jahr 1312 von den Venedigern eingeſchloſſen. Mladin erhielt zwar von dem König von Ungern den Befehl, ſie zu entſetzen, ſtatt aber dieſen Befehl auszuführen, beredete er vielmehr die Zaratiner, ſich dem Dogen von Venedig von neuem zu unterwerfen, und er gewann dadurch die Freundſchaft der Republik, ohne das Vertrauen des Königs zu verlieren, weil er bei dieſem ſein Verfahren auf das genügendſte zu rechtfertigen wußte. Die Morlaken und die übrigen kriegeriſchen Gebirgsbewohner zog er in ſein Intereſſe, und ſeine Macht war in der That groß genug, um ihn zum Streben nach der unabhängigen Herrſchaft über ganz Dalmatien anzutreiben, wäre nur auch ſein Verſtand fein genug geweſen, um dieſem Streben einen glücklichen Erfolg zu ſichern. Er fing es aber ſo grob an, daß ſeine Abſicht ſchon kein Geheimniß mehr war, als er kaum begann, ſie auszuführen; auch beſtand ſeine Energie weniger in der feſten und unerſchütterlichen Verfolgung eines beſtimmten Plans, als in Grauſamkeit gegen die, welche ſich ihm widerſetzten, und in Gewaltthätigkeiten gegen Schwächere. So verlangte er von der Stadt Trau ein mit ihrem Stadtſiegel verſehenes unbeſchriebenes Pergament, um ſich alsdann ſelbſt Rechte zu ertheilen, wie es ihm gefiel; als die Stadt ſein Verlangen abſchlug, verheerte er ihr Gebiet und beunruhigte ihren Handel. Ebenſo verfuhr er gegen die übrigen Städte; ſelbſt gegen die Kroaten benahm er ſich hart und grauſam, und mit der Kirche verdarb er es durch die offenbarſten Gewaltthätigkeiten, die er wider die Geiſtlichkeit ausübte. Als die Klagen der Bedrückten bei dem Könige kein Gehör oder wenigſtens keine Abhilfe fanden, war es natürlich, daß die Seeſtädte ſich den Venedigern in die Arme warfen, und daß die kroatiſchen Barone ſich gegen den Tyrannen empörten. Von allen und ſelbſt von ſeinen nächſten Verwandten verlaſſen, flüchtete Mladin mit ſeinen Schätzen zu dem Könige; dieſe Schätze wurden aber ſein Unglück, denn um ſie zu bekommen, ließ ihn der König verhaften und bis zu ſeinem Tode auf einem feſten Schloſſe in Ungern verwahren.

Die Folge von Mladins Übermacht und dem Misbrauch derſelben war, daß die ganze dalmatiſche Seeküſte den Venedigern in die Hände fiel. Die Stadt Trau ſtellte ſich zuerſt im Jahr 1322 unter venedigſchen Schutz; dieſem Beiſpiel folgten im Jahr 1327 Spalatro und Sebenico und im folgenden Jahre auch Nona. Sobald aber Ludwig I. den ungriſchen Thron beſtiegen hatte, war das erſte, was er that, ein Verſuch, die kroatiſchen Großen der königlichen Gewalt wieder zu unterwerfen und die Venediger aus Dalmatien zu vertreiben. Er erſchien daher mit einem Heere Ungern und Bosniaken im Jahr 1345 in Dalmatien; die Städte Trau und Spalatro hatten mit den Grafen Paul und Mladin dem Jüngern aus dem Hauſe Subich ein Bündniß geſchloſſen und fühlten ſich ſtark genug, dem Könige die gefoderte Unterwerfung zu verweigern; Zara dagegen fiel demſelben zu. Als die Venediger die abtrünnige Stadt ſogleich einſchloſſen, that zwar der König Ludwig I. alles, um ſie zu entſetzen, aber die Ermordung ſeines Bruders Andreas in Neapel vereitelte alle ſeine Plane. Denn er verlor dadurch nicht allein die Hilfe der Seemacht, die ihm Andreas zuführen ſollte, ſondern er mußte ſich auch ſelbſt nach Neapel begeben, um ſeines Bruders Tod zu rächen. Er ſchloß daher mit den Venedigern einen achtjährigen Waffenſtillſtand, worauf ſich Zara im November 1346 denſelben aufs neue unterwerfen mußte. Ludwig verlor indeſſen ſeinen Plan nicht aus den Augen. Nach dem Ablaufe des Waffenſtillſtandes begann er den Krieg gegen Venedig mit einer größeren Kriegsmacht und einem glücklicheren Erfolge als das erſte Mal. Die Republik war auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt; während der König ſelbſt Iſtrien, Friaul und Trevigo wegnahm, rückten ſeine Feldherren im Jahr 1357 vor die dalmatiſchen Städte; Trau und Spalatro öffneten freiwillig die Thore, und Zara ward nach hartnäckiger Vertheidigung von den Ungern genommen; da die Venediger zu gleicher Zeit einen Aufruhr in Candia und die immer weiter um ſich greifende Seeräuberei der Türken zu bekämpfen hatten, ſo ſchloſſen ſie am 20. Febr. 1358 mit dem König von Ungern Frieden. Sie traten demſelben die dalmatiſchen Städte und Inſeln ab und tilgten in dem Titel ihres Dogen den Namen eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien aus [12]).

Ludwig behandelte Dalmatien als eine Eroberung und ſchränkte ebenſo ſehr die Macht der kroatiſchen Großen als die Freiheiten der dalmatiſchen Städte ein. Die Familie Subich verlor einen großen Theil ihrer Beſitzungen, und einer ihrer Zweige verlor ſich unter den Nobili

12) Leo a. a. O. S. 85.

Digitized by Google

der Stadt Ragusa, während ein anderer der Stamm des gräflichen Geschlechtes Zrini wurde [13]). Die Städte erlitten den bittersten Verlust. Die Aufhebung ihrer Privilegien, welche der königlichen Gewalt nachtheilig waren, brachte ihren Handel herunter und veranlaßte eine so starke Auswanderung, daß die dalmatische Schifffahrt beinahe völlig aufhörte. Die Venediger trugen so viel sie konnten zur Beschränkung des dalmatischen Handels bei, um Misvergnügen und Empörung zu erregen; als sie indessen so weit gingen, auch die Ausfuhr des dalmatischen Salzes zu verbieten, erklärte ihnen der König Ludwig den Krieg und führte denselben, da die Venediger zu gleicher Zeit von den Genuesern bedrängt waren, so vortheilhaft, daß die Republik den Frieden mit den härtesten Bedingungen erkaufen mußte. Sie verpflichtete sich nämlich zu einem jährlichen Tribut von 7000 Ducaten und versprach, sich nicht ohne besondere königliche Erlaubniß mit ihren Schiffen an die dalmatischen Inseln und Küsten zu wagen. Dieser Friede ward im August 1381 geschlossen, und schon im folgenden Jahre starb Ludwig. Da er keine Söhne hinterließ, so fehlte es dem Gemahl seiner ältesten Tochter Maria, dem nachherigen Kaiser Siegmund, den er zu seinem Nachfolger ernannt hatte, nicht an Gegnern, und diese Thronstreitigkeiten hatten einen wesentlichen Einfluß auf die Lage der Dinge in Dalmatien. In diesem Lande war durch Ludwig am meisten verändert worden; hier war daher die Unzufriedenheit am größten. Um ihrem Ausbruche zuvorzukommen, begab sich die Königin Maria nebst ihrer Mutter Elisabeth im Jahr 1383 nach Zara, ließ sich huldigen und suchte durch die Bestätigung der älteren Privilegien die Gunst der Städte und Großen wieder zu gewinnen. Nach ihrer Entfernung wandte sich aber eine zahlreiche Partei an den König Karl von Neapel. Dieser erschien auch mit einem Heere und bemächtigte sich nicht blos Dalmatiens, sondern selbst Ungerns ohne Widerstand; er wurde indessen schon nach einigen Monaten, am 13. Januar 1386, ermordet. Obgleich nun Maria's Gemahl, Siegmund, in Ungern das Übergewicht behielt, so trat doch in Dalmatien des ermordeten Karls Sohn und Nachfolger, Ladislaus, als Gegenkönig auf. Er selbst kam im Jahre 1403 nach Dalmatien, und ließ sich im October zu Zara von dem päpstlichen Legaten Angelus krönen.

Die Beliebtheit des Ladislaus in Dalmatien dauerte indessen ebenso kurz, als sein dortiger Aufenthalt. Während er sich in Italien in weitaussehende Unternehmungen einließ und in allen unglücklich war, wandten sich die Dalmatier von ihm ab und seinem Gegner, dem König Siegmund, zu. Seine Ansprüche auf Dalmatien und Kroatien waren ihm daher bald ebenso unnütz, als der Besitz der Orte, die noch in seiner Gewalt blieben, unsicher war; er konnte nichts damit machen, als sie verkaufen, wenn er anders einen Käufer fand. Die Republik Venedig ging auf den ihr angetragenen Kauf ein; sie bezahlte dem König Ladislaus 100,000 Ducaten und schickte im Jahr 1409 vier Provveditoren mit einer Flotte nach Zara, um diese Stadt in Besitz zu nehmen. Die Zaratiner wurden mit dem venedigschen Bürgerrecht beschenkt und unterwarfen sich, nachdem sie den Verkauf als einen giltigen anerkannt hatten. Die Stadt Sebenico ergab sich im October 1412 freiwillig den Venedigern. Der Krieg, der deshalb zwischen der Republik und dem König Siegmund ausbrach, brachte nach und nach ganz Dalmatien in die Hände der Venediger. Die Stadt Trau wurde von ihnen im Juni 1420 mit Sturm eingenommen und Spalatro ebenfalls nach einem hartnäckigen Widerstand zur Übergabe gezwungen. Ebenso kamen alle dalmatischen Inseln in ihre Gewalt, und alle diese Eroberungen wurden ihnen bei dem Friedensschlusse von König Siegmund abgetreten. Sie blieben auch von Siegmunds Nachfolgern unangegriffen in ihrem Besitz, weil diese zum Theil durch innere Unruhen, hauptsächlich aber durch die Vertheidigung Ungerns gegen die Türken an erfolgreichen Unternehmungen zur Wiedereroberung ihrer dalmatischen Herrschaft verhindert wurden.

Die Venediger erhielten zwar durch die Türken vor den Ungern Ruhe, allein sie erhielten auch zugleich an den Türken selbst einen für ihre dalmatischen Besitzungen gefährlichen Feind. Durch das Vordringen der Türken wurden ganz neue Verhältnisse an der Ostküste des adriatischen Meeres hervorgebracht. Die Türken ließen sich im Jahre 1429 zum erstenmal in Dalmatien sehen, allein blos auf einem Streifzuge; erst nach ihrer Eroberung von Servien und Bosnien begannen sie seit dem Jahre 1462 regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und Dalmatien, die zwar an den festen Städten scheiterten, aber dem offenen Lande desto größeren Schaden zufügten. Ein beständiger Kriegszustand war die natürliche Folge dieses Verhältnisses; selbst durch Friedensschlüsse zwischen den Türken und den Regirungen, welchen diese Gegenden unterworfen waren, wurde derselbe nicht unterbrochen, weil es für erlaubt und für keinen Friedensbruch galt, auf Streifzügen in das benachbarte Gebiet so viel Beute zu machen, als man erlangen konnte, und selbst feste Orte wegzunehmen und zu behalten. Zur Abwehr und Erwiederung solcher Raubzüge bildete sich in Dalmatien eine stehende Grenzmiliz größtentheils aus solchen Leuten, die sich aus den türkischen Provinzen geflüchtet hatten; man nannte sie daher Uskoken, welches Wort so viel als Flüchtlinge oder Überläufer bedeutet. Der Erzherzog Ferdinand von Östreich, dem sein Schwager, der König von Ungern, im Jahr 1522 die wichtigsten Festungen in Dalmatien und Kroatien einräumte, um sie gegen die Türken zu vertheidigen, wies den Uskoken Clissa zu ihrem Aufenthalte an. Von hier aus machten diese unaufhörliche Einfälle in das türkische Gebiet und schlugen mehre Male die Angriffe der Türken ab. Nachdem aber die Türken den größten Theil von Slavonien in ihre Gewalt gebracht, und mehre feste Plätze in Dalmatien und Kroatien erobert hatten, ergab sich ihnen auch Clissa im Jahr 1537. Die Uskoken zogen sich darauf nach Zengh zurück, von wo aus sie ihren Kampf gegen die Tür-

13) Car. *du Freme* Illyricum vetus et novum seu historia regnorum Dalmatiae, Croatiae etc. p. 237.

Digitized by Google

ken fortsetzten und denselben auch auf das Meer ausdehnten [14]).

Während Kroatien und Slavonien durch die Türken so viel litten, daß die Einwohner entweder scharenweise nach Teutschland auswanderten, oder den Ungläubigen huldigten und sich beschneiden ließen, genoß das venedigsche Dalmatien unter dem Schutze der mächtigen und von den Türken gefürchteten Republik einer glücklichen Ruhe. Diese drohten aber die Uskoken dadurch zu stören, daß sie oft in dem venedigschen Dalmatien landeten, um von dieser Seite her die Türken unerwartet zu überfallen. Die deshalb von den Türken gemachten Vorstellungen in Venedig hatten zwar die Wirkung, daß die Venediger den Uskoken den Seeraub und besonders die Landung an ihrer Küste verboten, allein ohne sich an die venedigschen Verbote und Drohungen zu kehren, überfielen die Uskoken im Jahre 1596 die Festung Cliffa und eroberten sie. Sie konnten dieselbe indessen nicht behaupten, weil die Türken sie sogleich wieder einschlossen, und die Venediger dem christlichen Heere, das zum Entsatze heranzog, den Durchzug nicht blos verweigerten, sondern auch mit Gewalt streitig machten. Daraus entwickelte sich ein so heftiger Zwist zwischen den Uskoken und Venedigern, daß er in einen förmlichen, mit großer Grausamkeit geführten Krieg ausbrach. Die Venediger wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Erzherzog Ferdinand durch einen Angriff auf seine teutschen Erbländer zwangen, die Uskoken im Jahre 1612 aus Zengh zu verweisen. Diese setzten sich aber darauf an andern Orten der Küste fest und führten den Krieg mit um so größerer Rachsucht fort, je mehr ihre Erbitterung durch ihre Vertreibung aus Zengh gestiegen war. Da indessen durch die Richtung, welche die Uskoken gegen die Venediger genommen hatten, der Zweck, um dessentwillen sie ursprünglich von der östreichschen Regirung aufgenommen und besoldet worden waren, ganz und gar nicht mehr erfüllt wurde, so willigte Ferdinand im Jahr 1617 in ihre gänzliche Entfernung von der Seeküste. Alle ihre Schiffe wurden verbrannt und sie selbst ins Innere von Krain abgeführt bis auf einige der Verwegensten, die mit ihren Schiffen vor Ausführung jener Maßregel in die See stachen und, nachdem sie ihre Rache durch Verheerung venedigscher Inseln noch einmal gesättigt hatten, sich in neapolitanische Dienste begaben.

Die Venediger behaupteten sich nicht allein in ihren dalmatischen Besitzungen, sondern sie vergrößerten dieselben auch durch Eroberungen, die sie in den von ihnen mit den Türken geführten Kriegen machten. In dem Kriege, welcher im Jahre 1647 zwischen der Republik und der Pforte ausbrach, waren die Venediger in Dalmatien den Türken so überlegen, daß sie die meisten Festungen in dem türkischen Dalmatien und Kroatien einnahmen, und bei dem im Jahre 1669 erfolgten Friedensschlusse behielten. Da sie aber alle eroberten türkischen Grenzfestungen geschleift und das dazu gehörige Gebiet völlig verheert hatten, so behaupteten die Türken, daß die Venediger eben so wenig das Recht hätten, die von festen Plätzen entblößten Gegenden als Eroberungen zu betrachten, als die von ihnen selbst geschleiften Befestigungen wieder herzustellen. Um nicht den Krieg von neuem anfangen zu müssen, ließ sich die Republik im Jahr 1671 eine neue Grenzbestimmung gefallen, durch welche sie von ihren Eroberungen blos die Städte Cliffa, Novigrad, Salona und Il Sasso nebst dem Lande zwischen Cliffa und Spalatro behielt. Die venedigsche Regirung war jedoch nicht immer im Stande, die von ihr abhängigen Morlaken im Zaume zu halten. Ermuthigt durch die Niederlage, welche die Türken im Jahre 1682 bei ihrer vergeblichen Belagerung von Wien erlitten hatten, begannen die Morlaken Feindseligkeiten gegen die Türken und zwar mit so großem Glück, daß die Republik es für das Beste hielt, an dem Kriege gegen die Pforte Theil zu nehmen. Obgleich sie ihn nicht mit großer Anstrengung führte, wurde doch ihre Theilnahme mit bedeutenden Abtretungen, zu denen sich die Türken in dem Karlowitzer Frieden (1699) verstehen mußten, belohnt. Sie erhielt nämlich Knin, Sign, Ciclut, Galatta, Cataro, Rizano und Castelnuovo, während die Pforte zugleich dem ungrischen Kroatien alles, was sie jenseits des Unnaflusses besaß, abtreten mußte. In dem letzten Türkenkriege, den die Republik Venedig im Jahre 1717 anfing, aber auch schon am 21. Juli 1718 wieder beendete, erlitt Dalmatien keine bedeutenden Grenzveränderungen. Der venedigsche Antheil erstreckte sich von der Insel Cherso und der äußersten Spitze des Golfo di Carnero an bis nach Narenta hinab; was von Dalmatien zu Ungern gehörte, lag am Golfo di Carnero und wurde mit Kroatien und Slavonien zu einem Reiche vereinigt, wiewol die ungrischen Könige den Titel eines Königs von Dalmatien fortführten. Den Türken gehörte das ehemalige serbische Dalmatien nebst der Schutzherrschaft über die Republik Ragusa [15]).

In diesem Zustande der Ostküste des adriatischen Meeres ging bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution keine Veränderung vor. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte der Verfall von Venedig die ehemals große Macht dieser Republik so gelähmt, daß sie bei dem Eindringen der Franzosen in Italien weder für diese noch für die Östreicher Partei ergriff, sondern sich zu einer Neutralität bekannte, die ohne die Stütze eines Heeres und einer Flotte nur ein Beweis ihrer Schwäche war. Statt sich durch völlige Wehrlosigkeit die gehoffte Schonung zu erwirken, gab sie sich vielmehr dadurch als eine leichte Beute ihren Feinden Preis. Der venedigsche Stat wurde die Entschädigung, für welche Östreich die Lombardei an die von dem französischen General Bonaparte ge-

14) Storia degli Uscochi scritta di Minucio Minuci e continuata dal P. Paolo Sarpi. Venez. 1676.

15) Alter und Neuer Stat des Königreichs Dalmatien. Nürnberg 1718. De regnis Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae notitiae praeliminares studio Dn *B. A. Kercselich de Corbovia*. Zagrab. fol. Gebhardi Geschichte der mit Hungarn verbundenen Staten, in Guthrie's u. Gray's allg. Weltgeschichte, Bd. 15. Abth. 3. S. 384—525. Da Ragusa eine eigne Geschichte hat, so habe ich die Geschichte dieser Republik von der allgemeinen Geschichte Dalmatiens getrennt, um auf den besondern darauf bezüglichen Artikel der allg. Encyclop. zu verweisen.

Digitized by Google

stiftete Cisalpinische Republik überließ. Durch den Frieden von Campo Formio kam daher im Jahre 1797 ganz Dalmatien unter östreichsche Herrschaft. Dieser Besitz, den auch der Lüneviller Friede bestätigte, war indessen nicht von langer Dauer. Aus dem unglücklichen Kriege, den Östreich im Jahre 1805 in Verbindung mit Rußland gegen den Kaiser der Franzosen Napoleon führte, konnte es nicht anders, als mit bedeutenden Verlusten hervorgehen. Es entsagte in dem zu Preßburg am 26. Dec. 1805 geschlossenen Frieden seinen venedigschen Besitzungen, die mit dem von Napoleon gestifteten und beherrschten Königreich Italien vereinigt wurden. Napoleon nahm darauf von dem ehemals venedigschen Dalmatien Besitz, obgleich er aus einem Theile desselben erst die Russen vertreiben mußte. Er faßte hier festen Fuß, um sich bei der ersten günstigen Gelegenheit noch weiter auszubreiten und die beiden Küsten des adriatischen Meerbusens ganz in seine Gewalt zu bringen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm dar, als Östreich im Jahr 1809 sich noch einmal gegen ihn erhob. Mit gewohntem Glücke entschied Napoleon den Krieg in demselben Jahre, in welchem er begonnen hatte, zu seinen Gunsten, und gewährte den Frieden nur gegen Abtretungen, welche das östreichische Kaiserthum zu einem State zweiten Ranges herabdrückten. Unter denselben war auch Kroatien und das ungrische Dalmatien. Aus dem ganzen Dalmatien bildete Napoleon mit Hinzufügung der von Östreich auf dem rechten Ufer der Sau abgetretenen Gebiete die sogenannten illyrischen Provinzen seines Kaisereiches. Zwei seiner Marschälle erhielten von diesen Eroberungen ihren herzoglichen Titel, der Marschall Soult den Titel eines Herzogs von Dalmatien und der Marschall Marmont den Titel eines Herzogs von Ragusa.

Vom Jahre 1809 blieb Dalmatien unter französischer Herrschaft bis zum Umsturze des Napoleonischen Reiches. Die Regirung der Franzosen hatte nicht lang genug genug gedauert, um eine Veränderung in dem Leben der Bewohner des adriatischen Küstenrandes hervorzubringen, aber wol lang genug, um die Wiedereinnahme des Landes durch die Östreicher als eine Befreiung von einem schweren und drückenden Joche erscheinen zu lassen. In Folge der neuen Organisation jener Gegenden vom 10. August 1816 wurde Dalmatien als ein eigenes Gouvernement von dem Königreich Illyrien getrennt, und dem Gouverneur seine Residenz in Zara angewiesen.

(*Fr. Lorentz.*)

DALMATIKA, ein Kleidungsstück, das seinen Namen von Dalmatien hat (dalmatica vestis), wo es wahrscheinlich gewöhnlich war. Es ist ein vorn nicht offenes, bis zu den Knieen reichendes, Unterkleid, das am Halse weit ausgeschnitten und entweder mit langen und vorn engen, oder mit kurzen und weiten Ärmeln versehen ist. Weil es die Form eines Kreuzes bildet, wurde es vom Papst Sylvester I. als kirchliche Kleidung eingeführt für die Bischöfe und, bei feierlichen Gelegenheiten, auch für die Diakonen. Von Purpur trugen es die Kaiser und Könige bei der Krönung (s. Murr Journal zur Kunstgeschichte unter: Reichskleinodien). (*H.*)

DALMATIN, Georg, lutherischer Prediger in Oberkrain, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; ein gelehrter und thätiger Mann, und erster Übersetzer der ganzen Bibel in die sogenannte wandalische oder windische Sprache. Durchdrungen von dem großen Bedürfnisse einer solchen Übersetzung, vollendete er sie im J. 1568 und wußte nun auch die Landstände von Steiermark, Kärnthen und Krain*) dahin zu vermögen, daß sie den Druck desselben beschlossen, und deshalb im J. 1530 mit Johann Manlius Buchdrucker zu Laibach, in Unterhandlung traten. Da jedoch der Landesherr, Herzog Karl von Steiermark, die Unternehmung untersagte; so wandte man sich nach Wittenberg, wo er nichts zu gebieten hatte. Nachdem die Übersetzung von mehren sprachkundigen Gottesgelehrten, als Jeremias Homberger, Pastor von Grätz und Superintendenten von Steiermark, Bernhardt Steinert, Pastor zu Klagenfurt, Christoph Spindler, Pastor und Superintendenten zu Laibach, Adam Bohoritsch, Rector daselbst und noch andern, im J. 1581 geprüft und gebilligt worden; schickte man damit im April des J. 1583, den Übersetzer Dalmatin und den Rector Bohoritsch nach Wittenberg, um dort den Druck derselben besorgen zu lassen. Man wurde mit dem Buchhändler Samuel Seelfisch für 1500 Exemplare, jedes von 280 Bogen auf größtem Papier mit schöner Schrift und Holzschnitten um 8000 Gulden eins; und der Druck begann zu Ende Mai desselben Jahrs (1583) bei Johann Krafts Erben und wurde so eifrig fortgesetzt, daß er bereits am ersten Tage des folgenden Jahres beendigt war, und die Bibel konnte ausgegeben werden. Sie hat den Titel: Biblia, tu je vse Svetu Pismu Stariga, inu noviga Testamenta, Slovenski tolmazhena, Scusi *Juria Dalmatina*, und ist den gedachten Landständen zugeeignet. — Dreißig Jahre früher (1563) erschien zu Tübingen auch schon eine Übersetzung der heiligen Schrift in wendischer Sprache; aber sie umfaßte nur das N. Testament. Diese besorgten die drei gelehrten Slavonier Primus Truber, Pfarrer zu Kempten, Antonius Dalmata, und Stephan Consul, von welchen der mittlere mit Dalmatin nicht zu verwechseln ist. Dieser wurde nach seiner Rückkehr von Wittenberg, Pfarrer zu Sanct Kaziam, einem Dorfe in der Nähe des Schlosses Auersperg in Krain, und als er von da im J. 1598 vertrieben wurde, fand er in dem Schlosse des Barons Christoph von Auersperg Schutz und Obdach. Wahrscheinlich beschloß er auch sein Leben daselbst. S. Johann Weichard Valvasors († 1693) Ehre des Herzogthums Krain (Laibach 1689. Fol.) und Bayle's Wörterbuch. (*Gamauf.*)

DALMENY, Kirchspiel in der südschottischen Grafschaft Linlithgow, am Frith of Forth, 3 Stunden westnordwestlich von Edinburgh; hat 202 Häuser und 1496 Einwohner. Die Kirche ist von Normännischer Bauart und 800 Jahre alt. In der Nähe liegt der schöne Landsitz des Grafen von Roseberry, Dalmeny-Park, mit dem in gothischem Geschmack aufgeführten Schlosse Barnbougle-Castle. (*H.*)

*) Bekanntlich waren damals die meisten Landesstände von Steiermark, Kärnthen und Krain Luthers Lehre zugethan.

Digitized by Google

Dalminum, *Δάλμινον* (bei Stephanus), ſ. Delminium.

Dalmium, *Δάλμιον* (Strabo), Hauptſtadt in Dalmatia, ſ. Delminium.

DÁLNOKI, Benkö Martin, Rector des reformirten Collegiums zu Maros-Vaſárhely zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrh., geb. zu Enyed in Siebenbürgen, und theils in dem daſigen reformirten Collegium, theils auf auswärtigen Univerſitäten gebildet, überſetzte die vier Bücher der römiſchen Geſchichte von Florus in die magyariſche Sprache und ließ ſeine Überſetzung zu Klauſenburg 1702 in 12. drucken. In der Vorrede erzählt er die Univerſalgeſchichte nach der zu ſeiner Zeit beliebten Eintheilung in vier Monarchien bis auf Kaiſer Leopold I. (*Rumy.*)

Dalnotterhill ſ. Kilpatrik.

DALQUHARN, Dorf in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Dunbarton (ſ. d. Art.), Geburtsort des Dichters Smollet, mit einer blühenden Kattundruckerei. (*H.*)

DALRY, Kirchſpiel in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Ayr, 5 Stunden nördlich von Ayr, am Garnock, hat 478 Häuſer und 3318 Einwohner. In der Nähe liegt die Höhle von Achinskeith, und ein ſehenswerther künſtlicher Hügel, auch iſt hier eine Schwefelquelle. (Weimar. Handb. VII, 395. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DALRYMPLE, Fluß und Hafen auf der Inſel Vandiemens Land (ſ. d. Art.) in Auſtralien. (*H.*)

DALRYMPLE, Alexander, Eſq; Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften in London, Bruder des folgenden, in Schottland aus einer adeligen Familie 1737 geboren. Schon im Jünglingsalter trat er in die Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, und benutzte ſeinen Aufenthalt zu Madras, um in den Archiven der Compagnie über ferne Länder und Entdeckungsreiſen Kenntniſſe zu ſammeln. Seine Aufmerkſamkeit war vorzüglich auf die Südſeeländer gerichtet, und da er ſich überzeugte, daß hier viel zu entdecken und reicher Gewinn zu hoffen wäre, ſo machte er ſeit 1759 mehre ſüdliche Reiſen, und entwarf Zeichnungen von den beſuchten Küſten. Die Reſultate dieſer Arbeiten findet man in den von ihm bekannt gemachten Karten, welche d'Après Neptune oriental. (Par. 1775—1781. Vol. II. fol.) einverleibt worden ſind. Die Compagnie ernannte ihn zu ihrem Hydrographen, und als die engländiſche Regirung beſchloß, eine Entdeckungsreiſe nach der Südſee, nach Dalrymple's Ideen, unternehmen zu laſſen, erhielt er den Auftrag, den Entwurf zu derſelben zu machen. Seine Vorſchläge wurden gebilligt, und in Gemäßheit derſelben machte Cook 1768—1771 ſeine erſte Reiſe um die Welt. Er erhielt zuletzt die Stelle eines königlichen Hydrographen, und ſtarb den 19. Juni 1808. Um Erweiterung der Erd- und Länderkunde hat er ſich durch die ſorgfältigſten Forſchungen vielſeitig verdient gemacht, und ſeine Karten, namentlich die von Oſtindien, gehören zu den vorzüglichſten, die man hat. Zum Behuf ſeiner Arbeiten in dieſem Fache legte er ein ungemein reichhaltiges Archiv an, und wurde ſowol aus der oſtindiſchen als aus der Hudſonsbay-Geſellſchaft mit großen Vorräthen freigebig unterſtützt. Eine vortreffliche Samlung von Seekarten findet man in der von ihm herausgegebenen General collection of nautical publications. Lond. 1783. 4. und in dem Oriental repertory from April 1791 to January 1795. Ib. 1791. Vol. II. 4. (jeder Band aus 4 Heften beſtehend), mit lehrreichen Abhandlungen in Bezug auf die indiſche Schifffahrt [1]). Überhaupt hat alles, was er mit dieſer Tendenz ſchrieb, einen entſchiedenen Werth: Discoveries made in the South pacific Ocean. Edinb. 1767. 8.; eigentlich nur der Vorläufer folgenden reichhaltigen Werks: The historical collection of the several voyages and discoveries in the South pacific Ocean. Lond. 1770. Vol. II. 4. m. 4 Karten u. 12 Kupf. (franz. abgekürzt, von Freville. Par. 1774. 8.), wozu noch gehört Collection of voyages chiefly in the Southern atlantic Ocean, published from original manuscripts. Ib. 1775. 4. mit 3 Karten; enthält 5 meiſtentheils handſchriftliche Reiſenachrichten. Ein teutſcher Auszug aus den beiden letzten Werken: Hiſtoriſche Samlung der verſchiedenen Reiſen nach der Südſee im 16., 17. und 18. Jahrhundert (bis 1722), und der daſelbſt gemachten Entdeckungen (von C. D. Ebeling). Hamb. 1786. 8.; auch im 8. Bde. der Ebelingſchen Samlung von Reiſebeſchreibungen S. 175 ꝛc. [2]). Von ſeinen übrigen Schriften bemerken wir: Journal of a voyage to the East-Indies in the ship Grenville in the year 1775; in den philosoph. transact. 1778. p. 389. Account of the loss of the Grosvenor Indiaman. 1783. 8. Account of the Gentoo made of collecting the revenues of the coast of Coromandel. 1783. 8. Retrospective view of the ancient system of the East-India company. 1784. 8. Description of the coast of India by John M'Cluer, 1787 and 1788, published at the charge of the East-India company. Lond. 1789. 4.; ſchätzbar, beſonders auch in naturhiſtoriſcher Hinſicht [3]). Mehre Abhandlungen, einzeln und in den Asiatick researches und den Philosoph. transactions [4]). (*Baur.*)

DALRYMPLE, Sir David, Lord New-Hales, Bruder des vorigen, zu Edinburg 1726 geboren. Er beſuchte die Schule zu Eton, und vollendete die Rechtsſtudien auf der hohen Schule zu Utrecht. Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen trat er 1748 in ſeinem Vaterlan-

1) Götting. gel. Anz. 1791. S. 1714—19. Goth. gel. Zeit., ausländ. Lit. 1792. S. 273. Jahrg. 1793. S. 33. Zimmermanns Annalen a. d. J. 1791-1. Heft. S. 60—72. 2) Ebelings Auszug enthält verſchiedene nicht unwichtige Nachrichten, aber nicht alle in der angeführten Zeit vorgenommene Reiſen in die Südſee, von mehren nur wenige magere Notizen, iſt folglich nicht befriedigend. Allg. Litztg. 1786. No. 283. S. 398. Goth. gel. Zeit. 1786. S. 757. Von dem ſehr reichhaltigen, mit Umſicht u. britiſchen Fleis bearbeiteten Original ſ. die Götting. gel. Anz. 1771. S. 449—453. 642—644. Fortgeſ. Betracht. über die neueſten hiſt. Schr. 4. Bd. und Meuſels bibl. hist. Vol. III. P. II. 132. Die neueſte in dieſer Samlung befindliche Reiſe, iſt Jak. Roggenweins, eines Holländers, im Jahre 1722.
3) Zimmermanns Annalen a. d. J. 1790. Heft 9. S. 237—241. 4) Reuß gel. Engl. Biogr. univ. T. X. (von Cyriés). Wachlers Geſch. d. hiſt. Forſch. 2. Bd. 2. Abth. 669.

Digitized by Google

de als gerichtlicher Anwald auf, fand aber wegen seines trockenen, reizlosen mündlichen Vortrags wenig Beifall, wenn man gleich seiner richtigen Beurtheilung und klaren Darstellung das verdiente Lob nicht versagen konnte. Er wurde 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lord-Commissair des Justizhofes, und nahm als solcher den Titel Lord Hawles an. Sein Amt versah er bis drei Tage vor seinem 1792 erfolgten Tode. Er war in seinem Wirkungskreise als Richter ein sehr hochgeachteter, einsichtsvoller, streng rechtlicher, dabei wohlwollender und patriotischer Mann. Seine Mußestunden widmete er der Untersuchung und Aufklärung der schottischen Geschichte, deren Quellen er umsichtig, genau und mit unermüdetem Eifer erforschte, und die Resultate seiner Forschungen theilte er mit bewährter Wahrheitsliebe in Schriften mit, die auch durch Darstellung und Styl sich über das Gemeine erheben: Historical memorials. 1769. 4. Remarks on the history of Scotland. 1773. 8. Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I. Edinb. Vol. II. 4.; 1797. Vol. III. 8.; ein reichhaltiges Werk, das über die Periode von 1057 bis 1304 schätzbare Aufschlüsse gibt. Zu bemerken sind ferner: Memorials and lettres relating to the history of Britain in the reign of James I. 1762. 8. Memor. and lett. relat. to the hist. of Brit. in the reign of Charles I. 1766. 8. Secret correspondence of Sir Robert Cecil with James VI. King of Scotland. 1765. 8. Tracts relative to the hist. and antiquities of Scotland. Lond. 1804. 4.; eine Samlung mehrer einzelner Aufsätze: Canons of the church of Scotland drawn up 1242 and 1269. 1769. 4. Streitschriften gegen Gibbon, Abhandlungen und biographische Aufsätze im Gentlemans magazine, Edinbourgh mag. u. a. O. *). (*Baur.*)

DALRYMPLE, Sir John, schottischer Baronet, auch Dalrymple Hamilton Maggil genannt, geboren ums Jahr 1726. Er war viele Jahre Baronet der königlichen Schatzkammer in Schottland, und starb 1810. Als ein Mann von Geist und bestimmtem, freisinnigem Charakter, und als ein für die Geschichtschreibung mit nicht gemeinen Talenten ausgerüsteter, gelehrter Statsmann hat er sich bekannt gemacht durch seine reichhaltigen Memoirs of Great-Britain and Ireland from the dissolution of the last Parliament of Charles II. (1680) untill the Seabattle of la Hogue (1692). Edinb. 1771—73. Vol. II. 4. nebst der Fortsetzung, die bis zur Expedition von Vigos (1702) geht. Ebend. 1788. 4. New edit. Lond. 1790. Vol. III. 8. Franz. (von Blavet). Lond. (Genf) 1776. 2 Bde. 8. Teutsch (mit schätzbaren erläuternden Anmerkungen) von J. G. Müller. Winterthur 1792—1795. 4 Bde. 8. Aus vorher unbenutzten Quellen, die der Verfasser sowol in als außer dem Reiche mit großer Mühe sammelte, hat er die letzten Jahre der stürmischen Regirung Karls II., die kurze Herrschaft seines Bruders Jakobs II., die Gährungen und Beschwerden, welche zur Revolution 1688 führen mußten, und Wilhelms III. Kriege und einheimische Unruhen bis zum Jahre 1702 beschrieben. Das Werk ist, außer Macphersons (den Zeitraum von 1660—1714 umfassenden) History of Great-Brit. Lond. 1775. Vol. II. 4., die Hauptquelle für die genannte thaten- und folgenreiche Periode, verbreitet ungemein viel Licht über dieselbe, deckt die vorher unbekannten Triebfedern der vornehmsten Theilhaber mit überraschender Wahrheit auf, und schildert manchen für einen Patrioten gehaltenen Statsmann von einer weniger vortheilhaften Seite. Durch die gute chronologische Eintheilung, Klarheit der Beschreibungen, einen Reichthum gelungener Personalschilderungen, Mannigfaltigkeit in kleinen unterhaltenden Zügen und viele scharf treffende Bemerkungen hat der Verfasser überdies seinen Beruf zum Geschichtschreiber genugsam beurkundet. Bei allen diesen Vorzügen ist er aber doch dem Vorwurfe der Einseitigkeit in Darstellung einiger Begebenheiten und des Mangels an Kritik im höheren Sinne nicht entgangen, auch ist der Styl hier und da gesucht, ungleich und vernachlässigt. Nicht ohne Bitterkeit haben Mistriß Macaulay (eine heftige Republikanerin) und Fox diese Fehler gerügt. Dalrymple schrieb, außer einigen andern, auch: Essay towards a gen. history of Feudal proprery in Great Brit. 1757. 8., ein in England in großer Achtung stehendes Werk *). (*Baur.*)

DALRYMPLEA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat Roxburgh wahrscheinlich zu Ehren Alexander Dalrymple's so genannt. Da diese Gattung mit der früher von Ventenat gestifteten Turpinia übereinstimmt, so ist die einzige von Roxburgh angeführte Art, D. pomifera, unter Turpinia zu suchen. (*A. Sprengel.*)

DAL SEGNO, d. i. beim Zeichen, nach dem Zeichen: Das Musikstück wird also von diesem Zeichen an wiederholt und fortgeführt bis zum Schlußzeichen: Deshalb steht auch zuweilen gleich dabei: dal segno al . (*G. W. Fink.*)

DALSHEIM, Marktflecken in dem Canton Pfedersheim der großherzogl. hessischen Rheinprovinz, mit 1 kathol. und 1 reform. Kirche und 518 Einwohnern. (*H.*)

DALTON, Marktflecken in der engl. Grafschaft Lancaster, an der irischen See, in der Nähe eines fruchtbaren Thales, hat 165 Häuser und 714 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte halten. In der Nähe sind Eisenwerke und die Ruinen der von König Stephan im J. 1127 gegründeten und von Heinrich VIII. im J. 1537 aufgehobenen Abtei Furneß. (Weim. Handb. VII, 289. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DALTON, zwei Ortschaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) in der Grafschaft Coß des States Neuhampshire, am Connecticut, wo der Strom sich durch eine enge Schnelle stürzt, mit 235 Einw., und

*) Reuß u. Wachler S. 712 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard).

*) Reuß u. Wachler S. 732 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard). Göttinq. gel. Anz. 1771. S. 1137—1143. J. 1775. S. 801—809. Allg. Litzg. 1793. No. 311. S. 270.

Digitized by Google

2) in der Grafsch. Berks des States Massachusetts, mit einem Postamte und 779 Einw. (*H.*)

DALTON, Richard, Maler und Kupferstecher aus England. Um seine Kenntnisse zu bereichern, reisete er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Neapel, und schiffte, begleitet von einigen Landsleuten, in einem kleinen Fahrzeuge nach den Häfen von Calabrien, Sicilien, Griechenland und Ägypten, wo er die verschiedenen Völker treu nach der Natur malte und viele Bemerkungen sammelte. Seine Ansichten von Constantinopel sind von Bastre, Viveres und andern berühmten Künstlern gestochen. Seine Zeichnungen nach antiken Statuen, von John Boydell 1770 herausgegeben, fanden weniger Beifall. Nach seiner Rückkehr nach England ernannte ihn der König zum Aufseher der Gemälde und Antiken. Nun zur Ruhe zurückgekehrt, gab er mit einer gewandten Radirnadel über 20 Köpfe nach Holbeins Zeichnungen, und dreizehn Studien nach Leonardo da Vinci heraus. Seine letzten Arbeiten, zehn große Kupferstiche nach Holbein, in der königlichen Samlung, welche die berühmtesten Männer aus der Zeit Heinrich VIII. darstellen, erschienen 1774. Er starb im J. 1791. Die vorzüglichsten der von ihm herausgegebenen Werke sind: Antiquities and Views in Greece and Egypt, with the manners and customs of the inhabitants: from drawings made on the spot a D. 1794 by R. Dalton. Lond. 1791. fol. XLII. Tabb. Als Anhang 10 Blätter Bassorilievo's discovered in Cairo, drawn, etched and published by R. Dalton. — A Collection of twenty antique Statues drawn after the Originals in Italy by Richard Dalton, Esq. and engraved by Mrs. Ravenet, Grignon, Wagner, Baron D. etc. London 1770. — Remarks on 12 historical designs of Raphael, and the Museum Graecum et Aegyptium; or Antiquities of Greece and Egypt, intended to be published from Mr. Dalton's Drawings. 1752. 8. — Remarks on the Pyramids of Egypt. — An Account of the Views and Sections published by Mr. D. — A short Dissertation on the ancient musical instruments used in Egypt, with some Remarks on Bruce's Travels. — An Account of Turkey. m. Kupfern. 8. — Etchings of a Collection of portraits by Holbein, found in the Cabinet of Queen Carolina. — (S. Biographical Anecdotes of Mr. Dalton, in Gentleman's Magazine. T. 61. P. 1. p. 159 (March 1791), wo auch die andern Schriften angegeben sind. Vergl. Ftorillo Geschichte der Maleret in England. S. 640.) (*A. Weise.*)

DALTONIA. So nannte Hooker (Musc. brit. p. 80.) zu Ehren des um die Mooskunde verdienten engländischen Geistlichen Jakob Dalton eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmoose und der 24. Linnéschen Klasse. Char. Ein doppelter Besatz der Kapselmündung (Peristom): der äußere besteht aus 16 freien Zähnen, aus deren Seiten und mit ihnen abwechselnd gerade Wimpern (der innere Besatz) entstehen; die Kapselhaube ist mützenförmig, an der Basis gefranzt; der Kapselstiel seitlich. Die Gattung Anomodon Hook. unterscheidet sich blos durch die halbirte Kapselhaube, Neckera Hedw. durch diese und durch ein schmales Häutchen, welches die Wimpern des Peristoms verbindet. Hooker rechnete nur zwei Arten hieher: 1) *D. splachnoides* Hook. (l. c. t. 22., Neckera splachn. Engl. bot. t. 2564), deren Vaterland Irland ist; und 2) *D. heteromalla* Hook. (l. c., Sphagnum arboreum L., Fontinalis secunda Dicks., Neckera heteromalla Hedw., Engl. bot. t. 1180), welche auf Baumstämmen in England, Frankreich und Italien vorkommt. Zu diesen kommen noch drei exotische: 3) *D. composita* Spr. (Syst. IV. p. 187., Neckera composita Hedw. sp. musc. t. 46. f. 8—13., Neck. affinis Hook. musc. exot. t. 122), in Westindien und Pensylvanien; 4) *D. patula* Spr. (Hypnum patulum Swartz fl. Ind. occ., Neckera patula Schwägr. suppl. II. t. 165), in Jamaika und Brasilien; und 5) die zweifelhafte *D. imbricata* Spr. (Hypnum imbricatum Palis. Beauv. aetheog., Hypn. pentastichum Brid. musc.), auf den Mascarenhas und in Brasilien. (*A. Sprengel.*)

DALUM, Kirchspiel mit dem Edelhofe Christiansdal in dem Amte Odensee des dänischen Stiftes Fünen. (*H.*)

DÁLYA oder Dalja, Marktflecken in Slavonien, Verőczer Gespanschaft, Eßeker Bezirk, am rechten Donauufer, zum griechischen nicht unirten Carlowitzer Erzbisthum gehörig, mit 2 nicht unirten griechischen Pfarren und einer römisch-katholischen Pfarre, deren Patron der nicht unirte griechische Erzbischof zu Carlowitz ist, 690 katholischen und 2740 nicht unirten serbischen Einwohnern, einer Überfuhr in die Batscher Gespanschaft, einem fruchtbaren Getreideboden, ergiebiger Viehweide, einträglicher Fischerei. Auch Hausen werden hier manchmal gefangen *). (*Rumy.*)

DALWIGK, eine altadelige, jetzt freiherrliche Familie, im Kurfürstenthum Hessen und im Fürstenthum Waldeck begütert, welche wahrscheinlich ihren Namen von dem ehemaligen Orte Dalwig (Dalewic, Dalewich) bei Corbach im Waldeckischen, von dem man noch die Reste einer Kapelle wahrnimt, führt. Der Ort, dessen Name schon in einer Urkunde vom Jahr 1126 vorkommt, lag im Ittergau, worüber der Graf Siegfried von Boimeneburg gesetzt war.

Die Brüder Bernhard und Elgar sind die ersten, die mit diesem Geschlechtsnamen als Zeugen in einer Urkunde des Klosters Werde 1240 erscheinen. Von diesem Zeitpunkt fangen sich vollständige genealogische Nachrichten über dieses Geschlecht an. In der dritten Generation war Theoderich Abt zu Corvey (1321); sein Bruder Reinhard der ältere mit seinen Söhnen Elgar, Reinhard dem jüngeren, Ludwig und Bernhard wurden vom Erzbischof Peter von Mainz mit dem Schloß Schauenburg und Zubehör wegen des thätigen Antheils in der berühmten Fehde gegen Otto Landgrafen von Hessen (1332) beliehen, und zu Burgrafen und Erb-

*) Eine schöne lithographirte Ansicht von Dálya enthält das Werk: 264 Donauansichten vom Ursprunge des Stromes bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer, von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographischer und historischer Hinsicht von Dr. Rumy. Wien 1826. in Querfolio. No. 159.

Digitized by Google

amtmännern des Erzstifts ernannt. Reinhard der jüngere ist dadurch merkwürdig, daß er Herzog Ernst von Braunschweig und dessen Sohn in einer Fehde gefangen nahm, daher auch diese in der Sühne, sich nicht rächen zu wollen, schwören mußten (1370). Um diese Zeit starb auch ein Reinhard, welcher Fürst-Abt von Corvey war (1365). Ein Enkel von Reinhard dem jüngeren gleiches Namens, erhielt das Schloß Lichtenfels; er wird der Ungeborne genannt (weil er aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten werden mußte); er war ein tapferer Kriegsmann, der nicht allein unter Kaiser Siegesmund in den türkischen Feldzügen sich ausgezeichnet hatte und dadurch bei dem Kaiser besonders beliebt war, sondern auch zu einem solchen Ansehen unter dem Landgrafen Herrmann von Hessen als dessen heimlicher Rath gelangte, daß er die Schlösser Weidelsberg und Falkenstein erhielt (1428) und solch einen gräflichen Stat führte, daß andere Edelleute unter ihm dienten und beständig 20 Reisige zu seinem Gebote standen. Doch als er in Streitigkeiten mit diesem Landgrafen Hermann gerieth, wurde das Schloß Weidelsberg innerhalb acht Tagen von demselben erobert (1448), welches der Landgraf nebst mehren Dörfern und Zehnten an sich zog, und Reinhard mußte sogar auch auf Falkenstein verzichten. Seine Söhne Johann und Reinhard III. waren Stifter der Linien zu Lichtenfels und Schauenburg, die bis jetzt noch blühen.

Es haben sich eine große Anzahl aus diesem Geschlecht sowol im Kriege als auch im Cabinet rühmlichst ausgezeichnet. Die Namen der Vorzüglichsten mögen hier aufgezeichnet zu werden verdienen. Franz und sein Bruder Jost, ersterer als k. französischer Obrist und letzterer als Obrist des Markgrafen Albrecht von Brandenburg sind in der Geschichte der damaligen Kriege durch ihre Thaten bekannt (1555). Johann Georg als hessischer Geheimer Rath empfing die Reichslehen in Wien vom Kaiser Ferdinand III. (1628). Seine Brüder Kurt und Franz Elgar blieben beide als hessische Obristlieutenants der Cavallerie in der Schlacht von Lützen (1632). Damals commandirte ihr Vetter Otto Heinrich das rothe schwedische Regiment Fußvolk und starb darauf als Commandant von Ziegenhain (1636). Dessen Bruder Hans Wilhelm blieb als hessischer Obrist der Cavallerie bei dem berühmten Entsatz von Hanau gegen den k. k. Generalfeldmarschall Graf von Lamboy (1636), was noch jedes Jahr durch das sogenannte Lamboyfest gefeiert wird. — Außer den genannten werden noch in dieser Zeitperiode die Namen der Brüder als Reinhard Ludwig hessischer Obrist († 1650), Bernhard, Commandant des festen Schlosses Pyrmont († 1632) und Georg als hessischer Obristlieutenant († 1668) aufgeführt. Johann Philipps v. D., zu Schauenburg (kurbrandenburgischer Obristlieutenant † 1686), sieben Söhne hatten sich ebenfalls dem Kriegsdienste gewidmet, und sind größtentheils in den Feldzügen in Italien und Morea als Stabsofficiere geblieben; nur Ravan Ludwig blieb übrig und schwang sich bis zum hessischen Generallieutenant der Cavallerie und Gouverneur von Ziegenhain empor († 1755).

Die Lichtenfelser Linie hat sich von jeher mehr dem Civil-Statsdienst gewidmet. Johann Reinhard hessischer Geheimer Rath und Kammerpräsident wurde als Gesandter nach dem Haag geschickt 1712, um dann im folgenden Jahre den 5. April 1713 den Utrechter fünffachen Frieden mit abzuschließen; er starb 1737. Sein Bruder Ferdinand Ernst war kurpfälzischer Geheimer Rath und Hofgerichtspräsident zu Düsseldorf († 1739). Von dessen zehn Söhnen war Philipp Anton kurpfälzischer Hofkammerpräsident und Oberamtmann zu Leuteneck und Veldenz (1775). — Eine Seitenlinie zum Schloß Sand (1550) zeichnet sich in der Person von Johann Georg aus, der als Obrister in holländischen Diensten den spanischen Erbfolgekrieg mitmachte und als fürstlich-fuldaischer und fürstlich-waldeckischer Geheimer Rath und Hofmarschall mit Hinterlassung zweier Söhne 1719 starb, wovon Franz Ernst kurkölnischer Geheimer Rath und Kammerherr (1750) und Anton Ludwig fürstlich-hildesheimischer Geheimer Rath und Oberhofmarschall war (1769). Georg kurfürstlich-hessischer General der Cavallerie und Ritter beider hessischer Orden starb 1812. Mit seinem Sohn Wilhelm Friedrich Obristlieutenant der Cavallerie und Generaladjudant des Kurfürsten Wilhelm II. erlosch 1814 diese Seitenlinie.

Johann Friedrich aus dem Schauenburgischen Stamm, fürstlich-waldeckischer Geheimer Rath und Oberhofmarschall († 1810) hinterließ vier Söhne, die sich alle in den Statsdiensten auszeichneten: Georg und Reinhard, beide Generallieutenants in kurfürstl. und großherzoglich-hessischen Diensten, mit den Orden ihrer Souveraine geziert; Alexander kurfürstl. hessischer Hofmarschall und Karl Friedrich herzoglich-nassauischer wirklicher Geheimer Rath und Ober-Appellationsgerichtspräsident, Großkreuz und Ritter mehrer Orden († 1826), auch bekannt durch seine juridischen Schriften*).

Das nachstehende bekannte Distichon soll auf eine Frau von Dalwigk, welcher das besondere Glück zu Theil geworden war, ihre Kinder vom 6. Grad an bei sich zu sehen, gemacht worden seyn:

mater ait: nata, dic natae, filia natam
ut moneat natae plangere filiolum.

Die Besitzungen der Familie von D. sind jetzt noch in Niederhessen die ehemalige Herrschaft mit der Ruine Schauenburg nebst den dazu gehörigen Dörfern: Hof, Breitenbach, Elmshagen, Martinshagen und Elmser-

*) Dalwigk, K. v., kl. juriſt. Abhandlungen. 8. Frankf., Eichenberg 1788. — Juriſt. Abhandlungen. 8. Frkf., Andreä 1786. — Handb. d. franz. Civil-Prozeſſes. 2 Bde. 8. Hadamar, Gelehrt. Buchhandl. 1813. — Ueber Volksrepräſentation u. d. künft. landſtänd. Verfaſſung in Teutſchland. gr. 8. Ebend. 1814. — Die Austrägalinſtanz zur Erläuterung des Art. 11. der teutſchen Bundesacte. 8. Mainz, Kupferberg 1817. — Verſuch einer philoſoph. jur. Darſtellung d. Erbrechts nach Anleitung des römiſchen Rechts, neurer Geſetzbücher und mehrer Landesſtatuten mit Geſetzesvorſchlägen. 3 Thl. Wiesbaden, Schellenberger 1820—1822. — Auch ein Wort über die Anwendbarkeit der mündlichen öffentlichen Rechtspflege bei bürgerlichen Rechtsſachen in Teutſchland. Frankf. a. M., Herrmann 1818. — Praktiſche Erörterungen auserleſ. Rechtsfälle. 4. (43 Bde.) Hannov., Hahn. 1823. — Examen zum teutſchen Privatrecht, mit Urkunden. 1. Lieſr. gr. 8. (10 Bde.) Heidelb., Oſwald. 1825.

Digitized by Google

hof, die Herrschaft Dillig nebst Neuenhagen, Stolzenbach, Willingshain und Lützelwig; im Fürstenthum Waldeck das Städchen Züschen; die Herrschaft Lichtenfels nebst Sand und Kamp. — Das Wapen ist ein schwarzes Hirschgeweih, dessen Spitzen mit weißen und rothen Rosen wechselweis geziert sind im silbernen Felde; auf dem goldnen Helm fünf Pfauenfedern in deren Mitte drei Straußenfedern sich erheben **).

(*Alb. Fr. Boyneburg Lengsfeld.*)

DALWITZ, 1) Dorf im elbogner Kreise des Königreiches Böhmen, mit einer Steingutfabrik und mehren Kämelhaar- und Wollenzeuchfabrikanten. — 2) Ein dem Domstift St. Petri in Budissin zugehöriges Dorf; wird auch Dahlowitz genannt. (*H.*)

DAM, Apingadam, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Gröningen des Königreichs der Niederlande, an der Fivel, welche von derselben den Namen Damster Diep hat, mit 2800 Einwohnern, die sich mit der Fischerei beschäftigen. — Der Bezirk Apingadam enthält vier Kantone: Apingadam, Loppersum, Middelstum und Winsum, mit 40741 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

DAM oder Tam (Franz Werner), Maler, geb. zu Hamburg 1658. Seine Lehrer waren Theodor van Sosten und Johann Pfeiffer. In Rom, wohin er sich begab, suchte er sich nach den Werken berühmter Geschichtsmaler zu bilden; allein die vielen Schwierigkeiten, die er in diesem Fach vorfand, schwächten seinen Muth, und er fand es leichter sich durch Früchte-, Blumen- und Thiermalen auszuzeichnen. In dieser Absicht studirte er Anfangs nach Mario Nuzzi, fand aber eine bessere Lehrerin in der Natur selbst. Die Trefflichkeit seiner Werke verschaffte ihm einen Ruf nach Wien, wo er viel für den kaiserlichen Hof malte, und auch Aufträge für auswärtige Fürsten erhielt. Er starb geehrt, zu Wien 1724. Er malte in verschiedenen Manieren, bald sind seine Pinselstriche keck, jedoch ist, wiewol alles nur leicht hingeworfen scheint, überall die treffliche Zeichnung vorherrschend; bald offenbart sich in seinen Werken der niederländische Geschmack, wo alles bis auf das feinste ausgearbeitet ist. — Zwei seiner Söhne, Caspar und Franz, folgten dem Vater in der Kunst; ein anderer machte sein Glück als Tanzmeister. (*Hagedorn* Lettre à un Amateur de la Peinture etc. p. 202.)

(*A. Weise.*)

DAMAJAVAY nennt Girond sein Galläpfel-Surrogat, das nichts anders ist, als ein Extract aus den Schalen der eßbaren Kastanie, oder aus der Rinde, dem Holze und Safte des im Frühjahr angebohrten Kastanienbaumes. — Bei mäßiger Wärme getrocknet und gepulvert, kann es die Stelle der Galläpfel vertreten (s. diesen Art.). Vergl. Lond. Journ. of Arts. Vol. XIV. Nr. 88. Febr. 1828. und Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1830. XXXIII. 3. S. 418 ff.)

(*Th. Schreger.*)

DAMAIS (Entomologie). Eine von Fabricius aufgestellte, aber noch wenig bekannte Fliegengattung, welche der Gattung Hybos verwandt seyn möchte. Fabricius gibt folgende Kennzeichen dafür an: Der Schöpfrüssel kurz, an der Spitze pfriemenförmig, sehr scharf, mit drei (?) Borsten, an der Wurzel zwei kurze, am Ende mit einer Borste versehene Taster tragend. Die Fühler vorgestreckt, dreigliederig, das letzte Glied gerundet mit einer Endborste. Die Augen nehmen (wenigstens bei den Männchen) fast den ganzen Kopf ein, auch sind drei Nebenaugen vorhanden. Der Hinterleib ist lang, walzig, die Beine sind lang, und haben verdickte, oft gezähnelte Hinterschenkel. Die vier von Fabricius aufgeführten Arten, die eine geringe Größe besitzen, sind theils in Südamerika, theils in Ostindien einheimisch.

(*Germar.*)

Daman, Damaner, s. Afghanen, Thl. II. S. 142.

DAMANHOUR, koptisch Timi-an-Hor, d. h. die Stadt des Horus [1]), wahrscheinlich das alte Hermopolis parva [2]), im Delta Ägyptens an einem Nebenmeer des Kanals von Rosette, in der Mitte zwischen diesem und dem Mareotischen See, welcher Kanal davon den Namen des Kanals von Damanhour hat. Dieser Ort ist Sitz eines Beys, und die umher wohnenden Kopten haben hier eine Kirche. Die ganze Umgegend ist sehr im Verfall. — 2) Dorf am rechten Ufer des Nils, nördlich von Kairo in der Nähe von Heliopolis (On).

(*L. F. Kämtz.*)

DAMANSCHE SEE, der, eigentlich die Damansche, wird von der Oder gebildet, grenzt in S. an den Dammschen See, und ergießt sich durch drei Arme, nämlich die große, die kleine Strewa und die Pölitzer (auch Jasenitzer) Fahrt in das Papenwasser. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMÂR (دمار), eine große, aber offene Stadt in Jemen, zwei Stationen, oder nach Niebuhr 12½ teutsche Meilen südlich von Sanâ, 4 M. nördlich von Jerim und eine Tagereise östlich von Sebid. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, die wegen ihrer vorzüglichen Pferdezucht berühmt ist. Als Hauptstadt des Districtes Mechareb elsanes ist sie der Sitz eines Doia. Sie ist ziemlich gut, aber weitläufig gebaut, und hat nach Niebuhr's Schätzung noch nicht 5000 Häuser. Es befindet sich dort eine Schule für die Secte der Seidlten. Nahe bei der Stadt steht ein großes Castell. (Man s. Niebuhr's Beschreibung von Arabien. S. 235. Dessen Reise. Th. I. S. 406 f. Voyage de l'Arabie heureuse S. 197. Auch Edrisi und Abulfeda erwähnen ihrer.)

(*E. Rödiger.*)

DAMARIN, (St.), St. Amarin, St. Emmerin, Stadt und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Bes

**) Ausführlicheres findet man in den: Nachrichten über das Geschlecht der von Dalwigk aus authentischen Quellen geschöpft und chronologisch geordnet. Darmstadt 1831. Der Verfasser, Reinhard Freih. v. Dalwigk, hat diese Schrift seinen Brüdern Ludwig Georg Wilhelm Friedrich und Alexander Felix gewidmet. (*H.*)

1) Nach Champollion bei Ritter Erdkunde. S. 864.
2) Vergl. Hermopolis Sect. II. Thl. VI. S. 362.

Digitized by Google

fort des franz. Dep. Niederrhein, mit 1598 *) Einw., welche Handel mit den in der Nähe verfertigten Sicheln und Sensen treiben. Die Stadt liegt am Thur, in dem von diesem durchflossenen St. Amariner Thale, welches gute Wiesen und Weiden, ergiebige Steinkohlengruben und bedeutende Eisenwerke und Fabriken zu Bitschweiler und Wesserling hat. Am Eingange des Thales liegt die Stadt Thann am Thur. — St. Amarin war schon im J. 1276 vorhanden und Hauptort der Vogtei gl. N. im Ober-Elsas, welche zum Gebiete der unter Ludwig XV. im J. 1759 säculariſirten Benedictinerabtei Murbach gehörte. Das hier gestandene Schloß Friedburg oder Fridberg wurde 1637 von den Schweden zerstört. (Vgl. Weim. Handb. VIII, 302. Büsching III, 964.) (*Leonhardi.*)

DAMASCENER KLINGEN, nach der Stadt Damaskus benannt, (s. Damasciren), wurden in Europa zuerst durch die Kreuzzüge bekannt, und zeichnen sich sowol durch ihre außerordentliche Härte als durch ihre Festigkeit aus, die durchaus keine Vergleichung zuließ. Man konnte mit dem Säbel der Sarazenen weiche und harte Gegenstände, selbst Nägel, ohne Hinderniß und ohne daß sich der geringste Eindruck auf der Klinge zeigte, durchhauen. Diese Säbel, welche die Türken noch gegenwärtig führen, sind nicht sehr lang, und vorn an der Spitze breiter als am Gefäß, wodurch sie, in Verbindung mit ihrem starken Rücken und ihrer Schwere, einen sehr starken Zug im Hiebe bekommen. Die beiden Flächen der Klinge, welche die Schneide bilden, machen einen Winkel von 40 Graden mit einander und unterscheiden sich durch einen Wohlgeruch, sowie durch ihr flammiges und wellenartiges Ansehen, das man später auch in europäischen Fabriken nachzumachen, auch zum Theil ihnen dieselbe Härte und Güte zu geben lernte. Der erste, dem es gelang, soll Peter Simmelpuß aus Solingen, im Herzogthum Berg, gewesen seyn, welcher Degen- und Säbelklingen von erprobter Güte verfertigte. Man hat auch in dieser vorzüglichen Fabrik das Einlegen der Klingen mit Silber versucht, jedoch ohne Erfolg; hingegen in der 1816 zu Slatuſt am Ural, in Rußland, wo Remscheiter und Solinger Meister unter der Leitung des ehemaligen k. preuß. Kriegsrath Eversmann, sehr gute Klingen liefern, hat man nebst der Damaszirung auch diese Arbeit zu Stande gebracht. Nach den Versuchen des Engländers Nicholson bestehen die Damascener Klingen aus mechanisch zusammen vereinigtem Eisen und Stahl. Sie erhalten dadurch auf ihrer Fläche das wellenartige Ansehen (das Wasser), das zwar bei dem Schleifen der Klinge verschwindet, aber durch Bestreichen mit Citronensäure bei einer, ins Blaue spielenden Farbe, wieder sichtbar wird. Man bekommt in Damaskus den Stahl aus dem oberen Dekan, wo er Sonlodehind (indischer Stahl) heißt und in großer Menge vorhanden ist, doch eben nicht sehr gesucht wird, denn man scheint den, unter dem Namen Wooz bekannten Schmelzstahl den Vorzug zu geben; von diesem nehmen einige Klingenschmiede zur Schneide, zum Rücken Eisen, zu den beiden Seitenflächen aber den vorerwähnten Damascener Stahl; andere machen die Klinge aus einer flachen Stahlplatte, die sie auf beiden Seiten mit Eisen belegen, um die erforderliche Zähigkeit und Festigkeit hervorzubringen. Die vorzüglichsten Klingen sind, wo die Arbeiter abwechselnd weichen und harten Schmelzstahl über einander legen, gepulvertes Gußeisen mit Borax dazwischen streuen und es so lange heizen und ausschmieden, bis der flache Stab die Länge der Klinge um $\frac{1}{3}$ übersteigt. Die Schmiede biegen diese hierauf doppelt über einander, und heizen, schmieden und flechten sie auf dieselbe Weise zu wiederholten Malen aus, bis sie ihr zuletzt die gehörige Form einer Säbelklinge geben. — Der Schwede Laureaus gibt ein beinahe ähnliches Verfahren an, um gute Degenklingen zu verfertigen: man soll 4 schwache Stahlstangen zu einem 1″ ins Gevierte haltenden Stabe zusammenschweißen, sie nachher weißglühend mit zwei Zangen möglichst zusammendrehen, in 4 Stücke zertheilen und das Schweißen und Drehen wiederholen, endlich aber die Klinge daraus schmieden.

Das Härten ist, wie bei allen stählernen Werkzeugen, die wichtigste Operation, von der hauptsächlich die Güte der Klinge abhängt. Gewöhnlich wird der Stahl vor dem Härten gelinde durchglühet und nachher gehämmert, um den Glühspan hinweg zu bringen. Hierauf wird er mit einer lebhaften Hitze von Laubholzkohlen nochmals geglühet, so daß harter Brennstahl eine dunkelrothe, der minder harte Gußstahl eine blaßrothe, der weichere Gerbstahl endlich eine Rosenfarbe bei dem Glühen bekommt; worauf er in kaltes Wasser geworfen wird. Die indischen Arbeiter überziehen ihre Klingen mit einem Brei von gleichen Theilen Bartle, klar geriebenen Eierschalen, Borax und Kochsalz, ehe sie dieselben glühen. Sobald hiebei das dunkle Roth zu verschwinden anfängt, wird die Klinge in kaltem Brunnenwasser abgelöscht.

Um dem Stahle die zu große Sprödigkeit zu nehmen, dienet das Anlassen, indem man ihn nach und nach von 430° bis zu 580° Fahrenh. erhitzt, wobei er erst gelblich, dann (unter 460°) strohgelb, immer dunkler, endlich gelbbraun und zuletzt dunkelblau, die gewöhnliche Farbe der Degenklingen, wird.

Die verschiedenen Arten der Damascener Klingen führen nach ihrer inneren Güte folgende Namen: 1) Kermani Daban; 2) Lahori Kare Khorasan; 3) Lahori Neiris; 4) Dishi Daban; 5) Herkek Daban; 6) Elif Stambol; 7) Eski Sham; 8) Bayaz Khorasan; 9) Suri Hindi; 10) Koum Hindi. Hat eine solche Klinge ihr Ansehen verloren, wird ihr das Wasser, welches die Indier Giohar nennen, folgendergestalt wieder gegeben: man legt sie flach auf stark glühende Holzkohlen, die zwischen Steinen auf der Erde ausgebreitet sind, und bedeckt sie mit schwarzen Kohlen, die vermittelst eines türkischen Federfächers ebenfalls angefacht werden. Sobald sie eine kirschrothe Farbe bekommt, wird die Klinge zum Abkühlen in einen 4 Zoll tiefen hölzernen Trog mit

*) Nach Volger 1600 Einw.; nach Prudhomme, mit dem Dorfe Vogelbach 3672 Einw.

Digitized by Google

Bergöl (Naphta), Sesamöl, Hammeltalg und weißem Wachs zu gleichen Theilen gelegt und einige Minuten darinnen gelassen. Sie kommt nun auf frische Kohlen von Fichten- oder Tannenholz, um das daran hängende Fett hinweg zu brennen, bis daßelbe nicht mehr raucht, worauf nach dem Erkalten die anhängende Asche mit einem stumpfen Messer abgeschabt wird. Ist die Klinge durch das Glühen verbogen, wird sie gerade gerichtet, abgeschliffen, auf einem Brete mit Öl und Schmirgelpulver abgerieben und zuletzt mit einem Stahl polirt, wozu 5—6 Stunden nöthig sind. Um alles Fett hinwegzunehmen, das dem guten Ansehen nachtheilig ist, wird sie mit trocknem Kalk, und nachher mit Wasser und Tabaksasche abgerieben. Man löst nun schwefelsaures Eisen (Sagh) in einem gläsernen oder bleiernen Becher mit Wasser auf, womit die Klinge möglichst schnell und stark acht bis zehn Mal bestrichen, dazwischen aber einige Mal in reinem Wasser abgewaschen wird. Sobald sie völlig wellenartig erscheint, wird sie vollends trocken gewischt und im Winter mit Öl bestrichen.

In den europäischen Fabriken wird der gewöhnlich polirten Degenklinge die Damascirung folgendergestalt gegeben: nachdem sie mit Kalkmehl abgerieben, wird frisch gelöschter Kalk mit einer Feder oder einem Pinsel flammenartig oder wellenförmig aufgetragen und an der Sonne oder an einem Feuer getrocknet, um schwefelsaures Eisen, in Wasser aufgelöst, darüber streichen zu können, daß nach etwa 10 Minuten alles abgewaschen werden kann, wodurch die Damascirung erscheint. Diese ist jedoch weniger dauerhaft, sondern verschwindet durch das Schleifen und Poliren wieder. Eben so verhält sich's mit dem Wohlgeruch, den man der Klinge vermittelst einer Mischung von 8 Gr. Ambregris, 6 Gr. Bisam oder Moschus, 4 Gr. ff. Zibeth, mit feinem Zucker in einem gläsernen Mörser abgerieben und mit Behen-Öl flüssig gemacht, gibt, die man mit einem Schwamm auf die über Kohlen heiß gemachte, doch nicht glühende, Klinge trägt.

Die damascirten Gewehrläufe haben wahrscheinlich mit den Säbeln einerlei Ursprung, und werden auch ungefähr auf dieselbe Art verfertiget, jedoch nicht aus Stahl, sondern aus gutem zähen Eisen, um der ausdehnenden Kraft des Pulvergases zu widerstehen. Es werden zu dem Ende schwache Stäbe von grünem und weißem Eisen über einander gelegt, zusammen geschweißt, und zu wiederholten Malen zusammen gedrehet, um nachher die sogenannte Platine (einen flachen, 3 bis 5″ breiten, 36″ langen Stab) daraus zu schmieden, die über einem Dorn zu einem Flintenlauf mit 1½ bis 5 Pfund schweren Hämmern in einem Gesenk-Ambos mit halbrunden Vertiefungen zusammen geschweißt wird. Man fängt damit in der Mitte an, und schmiedet nach beiden Enden zu, indem man jedem 2 Zoll langen Stücke 3 Weißglüh-Hitzen gibt. Das durch das Schmieden länger gewordene Rohr wird durch starke Hammerschläge auf das dickere Ende des senkrecht gestellten Rohres bis zur gehörigen Länge verkürzet (gestunchet) und, nachdem es in Rücksicht des guten gleichförmigen Schweißens genau untersucht worden, ausgebohrt und äußerlich abgeschliffen.

In Spanien und Frankreich pflegt man auch eine 6—7 Fuß lange, 8 Linien breite, 2 Linien dicke Schiene aus alten Nägeln, Sensen, Hufeisen u. d. gl. geschmiedet, um ein schwaches Rohr zu winden und über einem Dorn zusammen zu schweißen. Der Dorn wird nachher herausgezogen und das Rohr nochmals rothglühend überschmiedet, um das Eisen dichter zusammen zu schlagen. Diese Art Flintenläufe heißen Bandröhre (Canons à ruban), weil die schlangenförmige Schweißnath nach dem Abschleifen wieder zum Vorschein kommt.

Ein besseres Ansehen haben diejenigen, auch in Absicht ihrer Dauer sehr geschätzten Läufe, wo ein altes gutes Rohr dicht mit ausgeglühetem Eisendrath, von der Stärke einer Rabenfeder, dergestalt dewunden wird, daß die Lagen kreuzweise gegen einander laufen und an der Mündung 2, an dem hinteren, stärkeren Theile aber 4 bis 6 derselben liegen. Der Drath wird anfangs über einem, den alten Lauf genau füllenden, nachher aber über einem schwächeren Dorn zusammen geschweißt und muß über zwanzig Hitzen bekommen, ehe die Schweißung vollendet ist. Um die Adern der Damascirung erscheinen zu machen, wird das Rohr nach dem Schleifen und Poliren in einem schmalen hölzernen Troge mit Essig, schwefelsaurem Eisen (Vitriol), faulen Citronen und Scheidewasser einige Stunden lang gebeizt und endlich mit reinem Wasser abgewaschen.

Die in Bombay aus den eisernen Reifen, welche mit den engländischen Fässern aus Europa gebracht werden, geschmiedeten damascirten Flintenläufe werden in Indien sehr geschätzt. Man wählt dazu die am meisten verrosteten Reifen, oder legt sie so lange in einen feuchten Keller, bis sie sich oxydiren. Sie werden nun in 1 Fuß lange Stücke gehauen und in 1 bis 1½ Zoll dicke Stöße über einander gelegt, daß sie genau auf einander passen und durch ein längeres umgebogenes Stück im Feuer zusammen gehalten werden. Der Stoß wird nun zusammengeschweißt und zu einem 1 Zoll breiten, 4 Linien dicken Stabe ausgeschmiedet, den man mehre Male über einander biegt, zusammenschweißt und wieder zu einem Stabe schmiedet. Dieser wird zuletzt drei Mal auf ein Drittheil seiner Länge geheizt und auf den Kanten in entgegengesetzter Richtung gegen seine vorige Lagerung geschmiedet, damit auf dem Zain die Adern nach außen kommen. Der Lauf wird auf die gewöhnliche Art ausgeschmiedet; jedoch stärker gestunchet, als es in England geschieht. Jeder, dem Feuer ausgesetzte Theil wird dabei mit Thon, Koth oder Kuhmist überzogen, um das Eisen gegen das Oxydiren zu schützen. Der fertige, abgeschliffene Lauf wird endlich in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisen gelegt, bis das Geflecht (der Damast) völlig sichtbar wird.

Um eine noch schönere Locke oder Damascirung (Curl) zu machen, werden die Zaine in schwache Stäbe von ¼ Zoll ins Gevierte ausgezogen, und rechts und links über einander geflochten; von jeder Gattung wird hierauf einer geschweißt, doppelt zusammengebogen, nochmals geschweißt und wieder ausgezogen, wodurch

Digitized by Google

nach dem vorerwähnten Beizen ein sehr verworrenes Geflechte erscheint. Um Arbeit und damascirtes Eisen zu sparen, feilen die indischen Arbeiter auch wol einen engländischen Flintenlauf rauh, und schweißen einen oder mehre spiralförmig gewundene Stäbe damascirtes Eisen darüber. Sie arbeiten dabei nie mit Steinkohlen, sondern immer nur mit leichten Holzkohlen.

Die schlechteste Art von Damascirung ist die, wenn in das fertig abgeschliffene und mit Wachs überzogene Rohr mit einem Grabstichel mancherlei Züge und Figuren gezogen werden, in welche sich die Beize (zu der hier immer Scheidewasser genommen wird), einfrißt, daß sie nachher erscheinen, wenn das Rohr blau anläuft. Man sieht jedoch von selbst, daß die gute Beschaffenheit des Laufes dadurch nicht erhöhet wird. (*v. Hoyer.*)

Damascenus s. Johannes Damascenus.

DAMASCIREN heißt: Eisen- und Stahlarbeiten auf die Weise zurichten, wie es in der Fabrik zu Damaskus üblich ist, wozu dreierlei gehört, daß sie blau angelaufen sind, ein flammiges Ansehen haben, und mit Gold- und Silberfiguren ausgelegt sind. — In Karlsbad verfertigte Waren solcher Art nennt man Karlsbader Arbeit. (Vgl. Damascener Klingen.) — Nachmals ist dieser Ausdruck auch auf andere ähnliche Arbeiten übergetragen worden. So sagt man in der Heraldik, daß ein Schild oder eine Figur damascirt sei, wenn eine Malerei von Laubwerk sich umher zieht. Gewebte Zeuge werden wol auch damascirte genannt, wenn sie damastartig sind; denn Damast (s. d. Art.) hat ebenfalls seinen Namen von Damaskus. (*H.*)

DAMASCIUS, zu Damaskus gegen das Ende des 5. Jahrh. n. Chr. G. geboren, philosophirte und schrieb zu der Zeit, als Theodorich Italien beherrschte, und später als Justinian auf dem Throne saß [1]). Seine Bildung erhielt er zuerst zu Damaskus, nachher zu Alexandria und zu Athen. Als seine Lehrer werden von ihm genannt Theon und Ammonius, der Sohn des Hermias zu Alexandria, Zenodotus, Marinus und Isidorus zu Athen. Als der letztere sich von seinem Lehramte zurückzog, wurde Damascius sein Nachfolger. Er war der letzte, welcher zu Athen die Neu-Platonische Philosophie öffentlich lehrte, denn im Jahre 529 verbot Justinian die Philosophie zu Athen zu lehren [2]), und selbst die Sicherheit und Freiheit der Philosophen scheint durch die Verordnungen dieses Kaisers in Gefahr gerathen zu seyn. Daher wanderten diese nach Persien aus, von dem Rufe, welchen der König Chosroes sich erworben hatte, und vielleicht noch mehr von der guten Meinung, welche sie von der Heiligkeit des Lebens bei den Orientalen hegten, angezogen. Aber sie fanden die Lage der Dinge in Persien anders, als sie erwartet hatten, und obgleich der König sie gütig aufnahm, fanden sie es doch gerathener, bald wieder in das römische Reich zurückzukehren. Diese Reise nach Persien war jedoch der Philosophie nicht ohne Nutzen, denn in den Friedensbedingungen zwischen den Römern und Persern wurde bald darauf festgesetzt, daß sie in ihren heidnischen Meinungen und Gebräuchen sollten ungestört leben dürfen [3]). Was seit seiner Rückkehr aus Persien dem Damascius geschehen, ist unbekannt. Es werden mehre Schriften desselben erwähnt, Commentare zu einigen Schriften des Platon, zu welchen auch die Zweifel und Lösungen zum Parmenides des Platon, die noch handschriftlich zu München vorhanden sind [4]), gehört zu haben scheinen, auch ein Commentar zu der Schrift des Aristoteles über den Himmel, eine philosophische Geschichte, wahrscheinlich dasselbe Werk, aus welchem Photius unter dem Titel: „Leben des Isidorus" Auszüge gegeben hat [5]), wunderbare Erzählungen [6]) und Zweifel und Lösungen über die Principien, welche kürzlich, doch nicht ganz vollständig, herausgegeben worden sind [7]). Die Auszüge des Photius und die Schrift über die ersten Ursachen, beweisen hinlänglich, wie sehr Damascius von heidnischem Aberglauben erfüllt war, welches wir jedoch weniger ihm, als der Klasse von Philosophen, zu welchen er gehörte, als Schuld anzurechnen haben. So geht überhaupt auch Damascius nicht über den Kreis der Gedanken hinaus, in welchem die spätern Neu-Platoniker sich bewegten, und die Länge der Reden, in welchen er wesentlich immer wieder dieselben Gedanken umwälzt, ist sehr ermüdend. Alles läuft ihm zuletzt darauf hinaus, daß eine unergründliche und unaussprechbare überweltliche Tiefe, welche Alles in Einem, aber ungetheilt ist, als Urgrund aller Dinge angesehn werden müsse. Dies Eins soll unaussprechbar und unerkennbar seyn und auch wieder nicht unaussprechbar und unerkennbar, sondern erkennbar durch die Einfachheit des Gedankens; wir aber sind immer in unsern Gedanken getheilt und ohne Metaphern ließe sich gar nichts über die ersten Urgründe reden. Aus dem ersten Urgrunde gehen drei andere Gründe hervor, welche aber auch nicht drei Gründe sind, sondern welche wir nur menschlicher Weise drei nennen; die Vernunft ist nicht die Vernunft, sondern nur wie die Vernunft, das Leben nicht das Leben, sondern nur wie das Leben, das Wesen nicht das Wesen, sondern nur wie das Wesen, und überhaupt das Hervorgehen nicht das Hervorgehen, sondern nur wie das Hervorgehen [8]). So müht sich Damascius mit einem unfruchtbaren Scharfsinn ab, das Unaussprechbare auszusprechen, und was er auf der einen Seite bejaht, das verneint er wieder auf der andern Seite. Man sieht hier wohl, daß die Unfruchtbarkeit der Neu-Platonischen Schule zu ihrem Ziele gelangt ist. Übrigens kann man aus den Auszügen des Photius manches Geschichtliche über die Neu-Platonische Schule, und aus der

1) Phot. cod. 181. 242; Suid. s. v. *Δαμάσκιος.*
2) Joannes Malalas II. p. 187.

3) Agathias p. 49. f. ed. Venet. 4) Kopp ad Damascii quaestiones de primis principiis p. XIII. 5) Cod. 181 u. 242. 6) Phot. cod. 130. 7) Damascii philosophi platonici quaestiones de primis principiis ed. Jos. Kopp. Francof. ad M. 1826. Über die Schriften des Damascius s. Suid. l. l., Fabr. bibl. gr. ed. Harl. III. p. 484 sq., Kopp l. l. p. XI. sq. Kopp erwähnt auch noch einen handschriftlichen Commentar zu den Aphorismen des Hippokrates unter dem Namen des Damascius, welchen er aber unserm Damascius abspricht. 8) Cf. de primis princip. c. 2, 6, 7, 22, 39, 49, 56, 106, 107, 118.

Digitized by Google

Schrift über die ersten Principien mancherlei über die Mythologie der Griechen und auch der Orientalen lernen. (*H. Ritter.*)

DAMASCUS, Ortschaft in der Grafschaft Wayne des nordamerikan. Staats Pensylvania, am Delaware, mit 391 Einwohnern. (*H.*)

DAMASIA war die Hauptstadt oder vielmehr die Hauptfestung der Likater oder Likattier (Licates, Λικάτιοι), einer Vindelikischen Völkerschaft, welche am obern Lech, im heutigen Vorarlberg, wohnte und von dem Flusse Lech (Licus, Λίκος, Λίκιος, Λικίας), den Namen empfangen hatte. Der Name dieser Stadt findet sich nur bei Strabo, der ihn wahrscheinlich aus den Armeeberichten des Drusus und Tiberius, welche er bei der Schilderung Rhätiens in seinem geographischen Werke 38 Jahre nach der Eroberung dieser Provinz benutzte, entlehnt hat. Er sagt im vierten Buche [1]), wo er die Vindelikischen Völkerstämme aufzählt: „Für die vorwegensten unter den Vindelikern hält man die Likattier, die Klautinatier und die Vennonen; unter den Rhätern die Rhukantier und die Kotuantier. Auch die Estionen und Brigantier gehören zu den Vindelikern, und ihre Städte sind Brigantion und Kampodunon, und die Stadt der Likattier, gleichsam eine Bergveste, Damasia."

Im Jahre Roms 739, unter dem Consulat des M. Drusus Libo und des Luc. Calpurnius Piso, im 15. Jahre vor Christus, hatte Augustus, der sich damals, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn, in Gallien aufhielt, den Beschluß gefaßt, die noch unabhängigen Alpenvölker der römischen Botmäßigkeit zu unterwerfen. Ihre häufigen Raubzüge gegen die gallische Provinz und überhaupt gegen das den Römern dienstbare Niederland machte diesen Krieg nothwendig; auch mochte Augustus bei den Eroberungsplänen gegen Groß-Germanien, mit denen er sich bereits beschäftigt zu haben scheint, die Unterwerfung dieser wichtigen Zwischenländer für strategisch wichtig halten. Drusus und Tiberius wurden daher zu gleicher Zeit mit dem Kriege gegen Rhätien beauftragt, und beide Feldherren, welche, von verschiedenen Seiten das Gebirgsland angreifend, dennoch in vollkommener Übereinstimmung handelten, vollzogen ihren Auftrag in dem Sommer des genannten Jahres vollständig. Die Operationslinie des Tiberius scheint sich auf Gallien oder vielmehr auf die damals neu errichtete Provinz Ober-Germanien gestützt und den Rhein aufwärts über den Bodensee erstreckt zu haben, während Drusus über die Tridentinischen Alpen, durch die Gebirgspässe des Vinschgaues und des Engadins, unter furchtbaren Kämpfen sich nach derselben Gegend hin Bahn brach. Das Andenken an jene Begebenheit hat sich in dem Namen Drusanaspitze und Druserthor bis auf unsere Tage erhalten. Ob wir nun die Kunde von der Bergveste Damasia der Armee des Drusus oder des Tiberius verdanken, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Für den Tiberius scheint der Umstand zu sprechen, daß wir durch Strabo wissen, daß Tiberius die Insel Reichenau auf dem Bodensee zum Stützpunkte seiner Unternehmungen wählte und sogar auf dem Bodensee mit Schiffen gegen die Vindeliker kämpfte [2]). Er war es also, der die Estionen und Brigantier besiegte und ihre festen Städte Brigantion (Bregenz am Bodensee) und Kampodunon (Kempten), einnahm, und so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß seine Legionen durch das Rheinthal gegen die Likater in das heutige Vorarlberg und nach dem obern Lech vorgedrungen sind und die Bergveste Damasia erobert haben. In dieser Gegend muß daher die alte Burg der Likater gesucht werden, über deren Lage man früher nicht einig werden konnte. Man räumte fälschlich dem Vindelikischen Stamme der Likater das ganze Lechgebiet ein, und dies gab Veranlassung zum Irrthume. Cluver war der Meinung, daß Damasia auf der Stelle der nachmaligen römischen Colonieſtadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) gelegen habe, und daß der alte Name durch den neuern verdrängt worden sei. Marcus Welser setzte sie höher hinauf an das östliche Ufer der Wertach, und Andere hielten gar den Ort Diessen auf der Südwestseite des Ammersee's dafür. Aber bis in diese Gegenden hinunter hat sich das Gebiet der Likater wol schwerlich erstreckt.

Daß Damasia eine hochgelegene Bergveste gewesen sey, bezeugt deutlich der Beisatz Akropolis bei Strabo; wir haben sie also nicht in dem Niederlande, sondern in dem Hochlande der Likater zu suchen. Wie nun aus dem alten Namen Amasia oder Amasias sich im Laufe der Jahrhunderte unser Flußname Ems gebildet hat, so mag auch der alte Name Damasia sich auf gleiche Weise umgestaltet haben. Im heutigen Vorarlberg finden wir nicht fern von dem Städtchen Ems am Ufer des Rheins einen Bergort, Hohen-Ems genannt, und zwar in einer Lage, wo einst das Gebiet der Likater an das der Brigantier grenzte. Dieses Hohen-Ems scheint mir daher die alte Akropolis Damasia zu seyn. Es liegt zwei und eine halbe Meile oberhalb Bregenz auf der rechten Seite des Rheinthales, also in einer Gegend, welche die Legionen Tiber's, wenn sie von dem Bodensee gegen das Land der Likater vordrangen, nothwendig berühren mußten. Ob örtliche Auffindungen aus jener frühen Zeit herrührender Alterthümer zu Hohen-Ems meine Vermuthung bestätigen, die sich allerdings blos auf allgemeine geographische Grundsätze stützt, kann ich leider nicht sagen. (*Aug. Wilhelm.*)

Damasippos s. Ikarios.

DAMASIPPUS, 1) L. Junius, zur Zeit der Sullanischen Unruhen Prätor zu Rom, berief — nach Livius Epit. 86. in oes Marius Auftrag — im J. R. 671 den Senat zusammen, und ließ die Vornehmsten ermorden, den L. Carbo, den Pontifex Maximus Q. Mucius Scävola (Liv. a. a. O.), den Domitius und Antistius (Vellej. 2, 26.). Appian, der diese Thatsache auch anführt, nennt den Prätor, der dies that, Brutus (B.

1) Strab. Rer. Geogr. Lib. IV. c. 6. §. 8. pag. 206. Ἐπαμείνιοι δὲ τῶν Οὐινδελικῶν ἐχηπίζοντο Λικάτιοι καὶ Κλαυτινάτιοι καὶ Οὐέννωνες· τῶν δὲ Ῥαιτῶν Ῥουκάντιοι καὶ Κοτουάντιοι. Καὶ οἱ Ἔστιονες δὲ τῶν Οὐινδελικῶν εἰσι καὶ Βριγάντιοι· καὶ πόλεις αὐτῶν, Βριγάντιον καὶ Καμπόδουνον, καὶ ἡ τῶν Λικατίων, ὥσπερ ἀκρόπολις, Δαμασία.

2) Strab. Rer. Geogr. VII. p. 448.

Digitized by Google

div. 1, 88. Vergl. Duker zu Florus 3, 21, 20.) und verlegt die Scene an einen andern Ort. — 2) Ein Kunstliebhaber zu Rom, der mit Leidenschaft Statuen, Gemälde, Gemmen, auch schöne Häuser und Gärten ankaufte. Zur Zeit Cicero's, gegen Ende des 7. Jahrh. d. St. R., war er noch in guten Umständen, denn Cicero hätte ihm die für ihn gekauften und ihm zu theuern Statuen gern verhandelt (Epp. ad div. 7, 23.); nachher ward er ein Kunsthändler, machte aber bankerott, und legte sich seitdem auf die stoische Philosophie. Dies alles muß bis zum Jahre Roms 721 geschehen seyn, wo Horaz ihn in seiner dritten Satire des zweiten Buches aufführt, um — mit sich selbst scherzend und Anderer spottend — durch einen Narren sich beweisen zu lassen, daß auch er ein Narr sei. (*H.*)

DAMASK, zu allen Zeiten eine der bedeutendsten Städte Syriens. Sie heißt im A. T. gewöhnlich Dammesek (דַּמֶּשֶׂק), in den Büchern der Chronik jedoch Darmesek (דַּרְמֶשֶׂק), bei den Syrern Darmesuk (ܕܪܡܣܘܩ), bei den Arabern Dimeschk (دِمَشْق, oder دِمَشْق) oder auch, nach der Gewohnheit, die Hauptstadt mit dem Namen des Landes zu benennen, Schâm (الشام), bei Griechen und Römern endlich *Δαμασκός*, Damascus. Die Stadt ist sehr alt und wird schon in der Geschichte Abrahams erwähnt (1 Mos. 14, 15. 15, 2.), woher sich die unter den Arabern, wie unter den dortigen Christen gangbare Meinung schreibt, daß sie von Abraham selbst erbaut worden [1]). Sie liegt am Fuße des Antilibanus in einer weiten und außerordentlich anmuthigen Ebene, genannt El-ghuta (الغوطة), welche von den Morgenländern als das schönste der vier irdischen Paradiese gepriesen wird [2]). Diese Ebene ist westlich und nördlich von Bergen eingeschlossen, südlich und östlich stößt sie an die Wüste. Sie erhält von den nördlichen und nordwestlichen Höhen einige Bäche, von denen zwei auch in der Bibel namhaft gemacht werden, nämlich Amana (אֲמָנָה oder auch אֲבָנָה) und Pharphar (פַּרְפַּר) 2 Kön. 5, 12. Die beiden bedeutendsten heißen jetzt Barade (بردى) und Feidsche (فيجة), die man wol mit den in der Bibel genannten identificiren muß. Die griechischen und römischen Geographen nennen nur den Chrysorrhoas, welcher Name vermuthlich die vereinigten Flüsse von Damask bezeichnet [3]). Der Barade theilt sich oberhalb Damask bei dem Dorfe Dumar nach und nach in mehre Arme, die Reisenden nennen fünf, Andere sieben. Der Hauptarm fließt durch die Stadt, die übrigen sind einer über dem andern am Abhange des Berges hin geleitet. Unterhalb der Stadt kommen sie wieder zusammen und gehen vereinigt in südöstlicher Richtung fort, bis sie sich einige Meilen von Damask in einem fischreichen See verlieren, der Boheiret-el-Merdsch heißt, von Morästen umgeben und ohne sichtbaren Abfluß ist [4]). Der Feidsche entspringt bei dem gleichnamigen Dorfe, ein paar Stunden nordwestlich von der Stadt, und vereinigt sich bald mit dem Barade [5]). Durch diese Flüsse und eine Menge Kanäle, die man von ihnen abgeleitet hat, erhält das Thal um Damask wie die Stadt selbst reichliche Bewässerung. Fast kein Haus ist ohne einen solchen Kanal, und in Stadt und Gärten gibt es unzählige Bassins und Springbrunnen. Dies macht die Luft ungesund und erzeugt viele Fieber. Aber der Boden wird dadurch ausnehmend für den Obst- und Gartenbau, weniger für Getreidebau geeignet. Daher ist Damask in einer Entfernung von einigen Stunden nach allen Seiten von Gärten umgeben, die das herrlichste Obst liefern, als Äpfel, Citronen, Feigen, Kirschen, Apricosen, Pflaumen, deren Ruf durch ganz Europa verbreitet ist. Dazu kommt der schönste Blumenflor, vorzüglich Rosen.

Die Ebene von Damask faßt über achtzig Dörfer [6]), und die Aussicht auf Stadt und Umgegend von den benachbarten Höhen ist wahrhaft entzückend. Schon Muhammed soll nach der Sage, als er der Stadt ansichtig wurde, vor Verwunderung still gestanden und nicht gewagt haben, seinen Fuß in dies Paradies zu setzen, weil er nur an einem Paradiese Theil zu haben glaubte und dieses nicht auf Erden suchte. Der engländische Reisende Maundrell überblickte die Stadt von den nordwestlichen Höhen; er schreibt [7]): „Wir blieben ziemlich lange auf dieser Stelle; und es ist in der That schwer, einen Platz zu verlassen, der eine so reizende Landschaft dem Auge darbietet. Man sieht ein Paradies unter sich, und doch kann man sich nicht entschließen hineinzugehen, man wird gereizt, zur Stadt zu gehen, und das Vergnügen, was sie zu versprechen scheint, zu genießen, und doch wird man durch den Reiz der Aussicht zurückgehalten." Auch die muhammedanischen Schriftsteller reden mit Entzücken von dem Anblick, den diese paradiesische Gegend gewährt. Sie nennen sie das Mahl auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradiespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit [8]). Desgleichen heißt sie bei Julian [9]) „das Auge des ganzen Orients."

Damask war schon zur Zeit des Königs David von politischer Bedeutung. Syrien zerfiel damals in mehre kleine Reiche, und auch Damaskus war der Sitz eines

1) S. d'Herbelot's orient. Biblioth. Art. Damaschk u. Demschak. Daselbst auch andere Fabeleien dieser Art. Vergl. noch *Frachn*, Mus. Sprewitz. S. 10 und Lee zu Ibn Batuta S. 28. 2) S. z. B. *Abulfedae* tabula Syriae ed. Köhler S. 100. 3) Strab. XVI. p. 520. Plin. Nat. Hist. V, 18. Doch Stephanus nennt *Βαρδίνης*, d. i. Barade. Gegen Cellarius Zweifel s. Vitringa zu Jes. 17. Anf.

4) Abulfeda a. a. O. 5) S. über dieses Flußgebiet besonders Otto v. Richter, der die Gegend im J. 1815 besuchte, Wallfahrten im Orient S. 156 ff., ferner Pococke's Beschreibung des Morgenlandes Th. II. S. 179, Golius zu Alfergani S. 128, Edrisi's Syrien von Rosenmüller (im 3. Heft der Analecta arab.) S. 9, Ibn Haukal bei Abulfeda Syrien S. 15. 6) Burckhardt's Reisen in Syrien S. 446 der teutschen Übers. 7) Maundrell's Reise von Aleppo nach Jerusalem. 6. Aufl. S. 123 in Paulus Samlung v. Reisen Bd. 1. S. 254. 8) v. Hammer's Gesch. des osman. Reichs. Bd. 2. S. 482. 9) Epist. 24. ad Serapion.

Digitized by Google

Königs. Er leistete dem König von Zoba gegen David Hilfe. David unterjochte ihn und legte Besatzungen in sein Gebirt (2 Sam. 8, 6 ff. 1 Chron. 18, 5 ff.). Doch schon unter Salomo machte sich Damask wieder unabhängig. Reson, ein Sclav des Königs von Zoba, stiftete dort von neuem ein Reich und beunruhigte Salomo unaufhörlich (1 Kön. 11, 23 ff.). Es scheint sich schnell wieder zu seiner alten Macht erhoben zu haben; denn als Baësa, der König von Israel, das Reich Juda bedrängte um 940 v. Ch., rief Assa von Juda den damaligen Beherrscher des damascenischen Syrien, Benhadad I., zu Hilfe, welcher im Reiche Israel einfiel und mehre Städte eroberte (1 Kön. 15, 16 ff.). Benhadad II. zieht im Bunde mit 32 Königen ebenfalls gegen Israel, wird aber von Ahab in drei Feldzügen zurückgeschlagen, um das J. 900 (1 Kön. 20 und 22. vergl. Josephus jüd. Alterth. VIII, 14. 15.). Sein Nachfolger Hasaël bringt das damascenische Reich auf den höchsten Gipfel der Blüthe. Er demüthigt die Könige von Juda und von Israel zu wiederholten Malen, nimt dem letztern das ganze transjordanische Gebiet, brandschatzt Jerusalem und bemächtigt sich selbst des für den Handel so wichtigen Hafens Elath am rothen Meere (2 Kön. 12, 17. 13, 3. 2 Chron. 24, 23. Joseph. Archäol. 9, 8.). Sein Sohn Benhadad III. verliert durch drei Schlachten alle Eroberungen wieder an Joas von Israel (2 Kön. 13, 25.). Jerobeam II. vollendet die Unterdrückung Syriens, indem er sich den Benhadad tributpflichtig macht (2 Kön. 14, 25.). Auch brachte Ussia den Hafen Elath wieder an Juda (2 Kön. 14, 22.). Noch einmal raffte Rezin alle Kräfte des Reichs zusammen und verstärkte sich durch ein Bündniß mit Pekah, dem König von Israel. Er bedrängte den Ahas und vertrieb die Juden aus Elath (2 Kön. 15, 37. 16, 5. 6. vergl. Jes. 7.). Ahas rief aber Assyrien zu Hilfe, und Tiglath-Pileser machte dem damascenischen Reiche ein Ende. Die Einwohner mußten als Exulanten in ihre ehemalige Heimath nach Kir (d. i. an die Ufer des Flusses Kur) wandern, und ganz Syrien wurde assyrische Provinz 740 vor Chr. (2 Kön. 16, 9. vergl. Amos 1, 3—5. Jes. 17, 1 ff.). — Daß die Stadt selbst damals von Grund aus zerstört worden wäre, folgt aus 2 Kön. 16, 9. durchaus nicht [10]). Auch gedenken ihrer noch die Propheten Jeremias (49, 23 ff.) und Ezechiel (27, 18.), letzterer in Bezug auf ihren Handel mit Tyrus.

Über die Schicksale von Damask während der assyrischen, der chaldäisch-babylonischen und der persischen Herrschaft fehlt es uns fast gänzlich an Nachrichten. So viel läßt sich wenigstens aus der eben angeführten Stelle des Ezechiel schließen, daß sie, wenn auch politisch unbedeutend, immerfort eine gewisse Celebrität durch ihren Handel sich erhielt. Nach der Schlacht bei Issus kam mit ganz Syrien auch Damask, wo sich das Harem und die Schätze des Darius befanden, in Alexanders Gewalt; die Stadt wurde durch den persischen Präfecten an den Parmenio verrathen [11]). Die Seleucidischen Herrscher Syriens nahmen ihren Sitz nicht zu Damask, sondern zu Antiochien. Da sie anfangs Palästina und Cölesyrien gegen die Ptolemäer nicht immer behaupten konnten, so wird auch Damaskus in dieser Zeit öfter in ägyptischen Händen gewesen seyn. Erst im J. 111 vor Chr., als die Stiefbrüder Antiochus Grypus und Antiochus Kyzikenus sich durch eine Theilung Syriens verständigten, erhielt der letztere Phönicien und Cölesyrien, und er machte Damask zu seiner Residenz [12]). Auf Rechnung dieses schwachen Fürsten bereicherten sich die Juden unter Johann Hyrkan und Aristobul mit neuem Gebiet, und mehre Seestädte machten sich unabhängig. Zwar nahm er nach dem Tode seines Bruders 96 vor Chr. Antiochien weg, wurde aber schon im J. 93 von dem ältesten Sohne des letztern besiegt, gefangen und gemordet. Sein Sohn Antiochus Eusebes verband sich mit Ägypten und kämpfte gegen Philippus, den dritten Sohn des Grypus. Beide können es nicht hindern, daß des Grypus vierter Sohn, Demetrius Eukärus, von Ptolemäus Lathurus unterstützt, als König in Damask einzieht. Er theilt, nachdem Eusebes verjagt worden, mit seinem Bruder Philippus die Herrschaft über Syrien [13]). Von der pharisäischen Partei nach Palästina gerufen, schlug Eukärus den Alexander Jannäus bei Sichem im J. 88. Kaum zurückgekehrt, wendet er sich im J. 86 gegen seinen Bruder, wird aber mit Hilfe der Parther geschlagen und nach Parthien geschickt, wo er stirbt. Bald darauf eroberte Philipps jüngster Bruder, Antiochus Dionysius, Damask für sich und beherrschte Cölesyrien an drei Jahre lang. Er blieb im Kriege gegen die Araber im J. 84. Die Damascener riefen den Anführer der letztern, Aretas (d. i. حارث) auf den Thron. Er nahm ihn an und vertrieb den Prätendenten Ptolemäus Mennäus [14]). Tigranes mußte ganz Syrien an die Römer abtreten, Metellus besetzte Damask, und Pompejus nahm daselbst im J. 64 die Gesandschaften und Geschenke in Empfang, die ihm die Könige rings umher zukommen ließen. Im J. 63 wurde dann Syrien römische Provinz. Die Proconsuln Syriens haben meist Antiochien bewohnt; nur zuweilen wählten sie Damask zu ihrem Aufenthalt. Dort suchte z. B. der junge Herodes den Sextus Cäsar auf, von dem er gegen eine Abgabe die Verwaltung von Cölesyrien erhielt. Herodes der Große baute zu Damask, wie in andern Städten außerhalb der Grenzen seines Gebiets, Theater und Bäder [15]). Zur Zeit des Apostel Paulus stand Damask unter einem arabischen König Aretas, der dort einen Statthalter oder Ethnarch hatte [16]). Wahrscheinlich ist er als ein Vasall der Römer zu betrachten.

10) Mit Unrecht haben dies Manche aus der ungenauen Übersetzung der Vulgate geschlossen. Was hier durch vastavit eum ausgedrückt ist, heißt im Grundtexte nur: er nahm sie ein.

11) Arrian II, 15. Curtius 3, 12. 13. 12) Diodor v. Sicilien, Fragm. XXXIV, 30. Porphyrius bei Euseb. S. 62 Scalig. 13) Joseph. Archäol. XIII, 13. 4. Porphyr. a. a. O. S. 67. 14) S. Joseph. Arch. XIII, 14. 15. und jüd. Krieg. I, 4. 15) Joseph. jüd. Krieg I, 21, 11. 16) 2 Korinth. 11, 32. Vergl. Tertull. adv. Marc. 4, 13. adv. Jud c. 9. *J. G. Heyne*, de Ethnarcha Aretae, Arabum regis, Paulo apostolo insidiante. Diss. II. Viteberg. 1755. 4.

Digitized by Google

In den nächsten Jahrhunderten vor Christi Geburt hatten sich bereits viele Juden in Damask niedergelassen; besonders waren dort, wie Josephus berichtet [17]), fast alle Weiber der jüdischen Religion zugethan. Paulus trat in den dortigen Synagogen auf; aber er fand auch schon einige Jünger Christi daselbst [18]). So hatte also das Christenthum frühzeitig in dieser Stadt Wurzel gefaßt, und späterhin war sie ein Bischofssitz. So wird im J. 518 ein monophysitischer Bischof von Damask, Namens Thomas, erwähnt, und mehre andere später. Im 9. Jahrh. war es auch der Sitz eines Metropoliten der Nestorianer. Statt der jakobitischen Bischöfe wurden seit Anfang des 18. Jahrh. von Rom aus orthodoxe (Maroniten) bestellt [19]). Von den jetzigen kirchlichen Verhältnissen s. nachher.

Von den Arabern wurde Damask im J. 635 erobert unter dem Chalifen Omar, welcher den Chaled ben Welid und einige andere von seinen Heerführern mit dieser Expedition beauftragte. Kaiser Heraklius schickte der Stadt Truppen zu Hilfe, aber vergebens. Sie wurde nach etwa zweimonatlicher Belagerung theils mit Gewalt, theils durch Capitulation genommen [20]), nach andern Nachrichten durch den Verrath des Vaters des Johannes Damascenus [21]). Die Omajjaden (s. diesen Art.) residirten zu Damask. Die abbasidischen Chalifen hielten da einen Präfecten. Nur Motewakkel brachte dort einen Monat zu, fand aber die Luft nicht zuträglich genug, um seinen bleibenden Sitz daselbst zu wählen, was er anfangs im Sinne hatte. Im J. 877 wurde Damask, und nach und nach ganz Syrien von Achmed dem Tuluniden dem Chalifate entrissen [22]). Sein Nachfolger behauptete dasselbe und brachte es dahin, daß ihm außer Ägypten auch Syrien auf 30 Jahre vom Chalifen Motamed vertragsweise überlassen wurde 886. Moktefi vernichtet die Tuluniden, aber Karmaten ziehen verheerend über Damaskus her. Weiterhin steht es unter den Ikhschididen, dann unter den Fatemiden, welche wiederum von den Seldschukiden vertrieben wurden im J. 1075. Am Schlusse des 11. Jahrh. nahm ein Seldschukide aus Haleb in Damask seinen Sitz und gründete hier ein eignes kleines Reich, welches um die Mitte des 12. Jahrh. an Nureddin Mahmud, bald darauf an Saladin kam. Den Kreuzfahrern gelangen fast nur kleine Streifereien in diesem Gebiet. Dem Hulagu ergab sich Damask freiwillig, nur das Castell widersetzte sich und wurde geschleift 1260. So zogen manche Stürme der Zeit und der Wechsel der herrschenden Dynastien über Damaskus hin, bis Selim I. im Herbst des Jahres 1516 Stadt und Gebiet den Mamlucken entriß und dem türkischen Reiche einverleibte [23]). Nun war es fortdauernd der Sitz eines türkischen Statthalters, in der neuern Zeit eines Pascha's von drei Roßschweifen [24]). Gegen Ende des Jahres 1831 unternahm der Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, eine Expedition nach Syrien, die bereits die glänzendsten Erfolge hatte, und in dem Augenblicke, wo dies niedergeschrieben wird, haben vielleicht die ägyptischen Truppen auch Damask schon besetzt.

Nach diesen kurzen Andeutungen über die Geschichte von Damask fügen wir noch das Wissenswürdigste über das Statistische und Topographische bei. Das Paschalik Damask begreift zur Zeit das südliche Syrien, den größten Theil von Palästina, einen Theil des Landes der Druſen und ein Stück der syrischen Wüste; es hält zehn Sandschakschaften. Der Pascha zahlt der Pforte nur geringe Abgaben, er muß aber alle Kosten der alljährlich zu Damask sich versammelnden heiligen Karavane tragen, welche er nach Mekka und wieder zurück zu escortiren verpflichtet ist. Daher führt er den Ehrentitel Emir Hadschi. Durch den Miri oder die Grundsteuer pflegt er sich für jene bedeutenden Ausgaben gehörig zu entschädigen [25]). Er hat eine nicht unbedeutende Truppenmasse, die um so nöthiger ist, da beständig arabische Stämme das Paschalik umschwärmen.

Die Stadt selbst ist noch jetzt nicht unbedeutend, und macht einen großen Eindruck. Sie hat etwa 40,000 Häuser, welche von außen zwar meist unscheinbar, im Innern aber gewöhnlich desto eleganter sind. Die Straßen sind enge, aber zum Theil außerordentlich lang. Die Mauern der Stadt ruhen auf alten Fundamenten, sind meist doppelt, von einem Graben umgeben und mit Thürmen besetzt, aber schlecht gebaut. Nach Niebuhr's Grundriß zu urtheilen [26]), hat die Stadt ungefähr 8000 Schritte im Umfange. Von Thoren werden bei arabischen Schriftstellern und europäischen Reisenden namhaft gemacht: das Thor der Gärten, das kleine, das Thomasthor, das Thor des Heils, das Ostthor, bei den Christen das Paulsthor genannt, das Gottesthor, durch welches die heilige Karavane zieht u. a. Von dem zuletzt genannten Thore her macht der Zugang zur Stadt einen besonders großartigen Eindruck, wie Burckhardt bemerkt [27]). Eine 150 Schritt breite Straße führt hier über eine Stunde weit in gerader Linie fort, zu beiden Seiten mit einem Walde von Ölbäumen besetzt. — Die öffentlichen Gebäude sind meist prächtig. Unter den Moscheen, welche außerordentlich zahlreich sind, wird als eine der schönsten im ganzen türkischen Reiche diejenige gerühmt, welche vom sechsten Omajjaden Welid ben Abd el Melik eingerichtet wurde im J. 707. Sie war früher eine christliche Kirche, Johannes dem Täufer, nach Andern dem Johannes Damascenus geweiht [28]). Das mit

17) Jüd. Kr. II, 20, 2. Daselbst wird erzählt, daß die Bürger von Damask kurz vor dem Beginn des jüdischen Krieges in ihrer Stadt auf einmal gegen 10,000 Juden umbrachten.
18) S. Apostelgesch. 9, 2. 10 ff. 19) *Assemani* biblioth. orient. T. II. diss. de Monophysitis. und T. IV. S. DCCXLII.
20) Abulfeda's Annalen I. S. 222. Elmakin S. 21.
21) Elmakin S. 27. *Assemani* biblioth. or. II. S. 97.
22) Abulfeda's Annalen II, 250. 23) S. v. Hammer's Gesch. des osman. Reiches. Bd. II. S. 481 ff.

24) Einige Züge aus der neuern Geschichte dieses Paschalik's s. in Volney's Reise nach Syrien. 25) Die Unkosten des Hadsch schätzt man nach Volney auf 6000 Beutel oder 7,500,000 Livres. Die Hauptausgaben bestehen in Miethgeld für die Kameele und in den Summen, welche den am Wege streifenden Beduinen-Stämmen für freien Durchzug gezahlt werden müssen; auch muß der Pascha für den Proviant der Karavane sorgen. Dagegen beerbt er immer die Pilger, die unterwegs sterben.
26) Niebuhr's Reise. Th. II. Tafel LI. 27) Reisen in Syrien S. 43. 28) Das letztere glaubt z. B. Reiske nach

Digitized by Google

Thürmen versehene Schloß liegt im westlichen Theile der Stadt und stammt nach Richter aus den Zeiten der Kreuzzüge; es ist von großem Umfang und gleicht ins wendig einer kleinen Stadt. Sonst findet man auch mehre glänzende Privathäuser und schön gezierte Kaffeehäuser, unter welchen der Chan el Wardi (d. i. zu den Rosen) seiner Lage am Barade und seiner Rosenbäume wegen der anmuthigste ist. — Damask erstreckt sich der Länge nach von N. O. nach S. W., und ungefähr in dieser Richtung läuft eine lange Straße, welche man für die in der Apostelgeschichte (9, 11.) erwähnte gerade oder (nach Luther) richtige Straße hält. Etwa eine halbe Stunde östlich vor der Stadt zeigt man den Ort, wo der Apostel Paulus bekehrt wurde, ferner auf jener Straße selbst das Haus des Judas, wo er einkehrte (A. G. 9, 11.), auch das Haus des Ananias, der ihn heilte (A. G. 9, 17 f.), so wie das Fenster, durch welches der Apostel in einem Korbe hinabgelassen wurde (2 Cor. 11, 33.). Das angebliche Haus des Naaman, jenes syrischen Hauptmann's, welchen der Prophet Elisa vom Aussatz heilte (1 Kön. 5.), hat man zu einem Hospitale für Aussätzige verwendet [29]). Auch für die Muhammedaner gibt es hier manche Gegenstände der Verehrung, namentlich die Gräber mehrer Chalifen, des Nureddin, des Saladin, sowie vieler Gelehrter, z. B. des Philosophen Farabi [30]). Die Hauptmoschee soll das Koran-Exemplar des Osman bewahren u. s. f. Viel Sehenswerthes bieten endlich die nächsten Umgebungen der Stadt dar, worüber die Reisenden nachzusehen sind, vorzüglich Maundrell, Belon, v. Richter u. A. Letzterer bemerkte auch Trümmer, die ihm Spuren von den Erdbeben zeigten, welche Damask besonders im Mittelalter und noch im J. 1759 betrafen.

Die Einwohnerzahl schätzt man auf 100,000, meist Türken und Araber, gegen 20,000 Christen von allen Parteien, und etwa 1000 Judenfamilien, die in einem besondern Quartier wohnen. Es gibt ein Kloster der Väter de terra sancta, ein Kapuzinerkloster, eine griechische Kirche; auch hat der Patriarch von Antiochien hier seinen Sitz, seit er von dort durch die Lateiner verdrängt ist. Die Muhammedaner beseelt hier ein starker Fanatismus; sie rechnen Damask zu den heiligen Städten, und nennen sie eine Pforte zur heiligen Caaba; jedoch werden selbst Druſen und Motavelis geduldet [31]). Den Christen ist alles Reiten in der Stadt verboten [32]). — Die Industrie und der Handel von Damask war seit alten Zeiten berühmt, und er wird sehr lebhaft, wenn sich die Pilger zur Wallfahrt nach Mekka versammeln. Dann gleicht die Stadt einem großen Jahrmarkte; denn nicht der geringste Theil der Pilger macht aus jener Wallfahrt eine Handelsspeculation [33]). Vorzüglich werden Baumwollen- und Seidenzeuche (Damast) verfertigt, und die Damascener Stahlarbeiten sind weltberühmt; nicht unbedeutend ist endlich der Absatz an getrockneten Früchten und Confituren von Rosen, Apricosen, Pfirsichen u. s. w., dergleichen in ungeheuern Massen, namentlich nach Constantinopel gehen [34]). Demnach herrscht im Ganzen zu Damask ein guter Wohlstand; daneben gibt es jedoch viel Müssiggang, und die Bettler von Damask machen jedes Frühjahr einen Streifzug nach Hauran, um zu plündern [35]). (*E. Rödiger.*)

DAMASONIUM. Eine von Schreber (gen. n. 624.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Alismeen und der fünften Ordnung (Hexagynia) der sechsten Linnéschen Klasse. Char. Die Blüthenscheide einblätterig, fünfflügelig; der Kelch über dem Fruchtknoten, dreitheilig; die Corolle dreiblätterig; drei Nektardrüsen; die Frucht eine sechsklappige, vielsamige Beere; die Placenten auf den Klappen. Die beiden bekannten Arten sind Wassergewächse. 1) *D. indicum* Willd. (Sp. pl., Stratiotes alismoides L., Forsk. descr. Aeg. p. 101., Roxb. corom. II. t. 186., Ottelia alism. Pers. syn.), wächst in den süßen Gewässern Ägyptens und Ostindiens als ein Kraut mit nierenförmig-herzförmigen, stumpfen, glattrandigen Blättern, welche aus der Wurzel hervorkommen, mit einblumigem Blüthenschafte und weißer Blume. 2) *D. ovalifolium* R. Br. (Prodr. p. 344.), von Robert Brown bei Port Jackson in Neuholland gefunden, hat ovale Blätter, welche viel kürzer, als der Blüthenschaft sind, und neun bis zwölf Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

Damastweberei s. die Nachträge.

DAMASUS I. (Papst), wahrscheinlich nicht in Spanien, sondern in Rom geboren, wo er an der Kirche des heil. Laurentius Diakonus war, wurde im J. 366 zum röm. Bischof doch in zwiespältiger Wahl erkoren, denn eine Gegenpartei ernannte zu diesem Amte den Diakonus Ursinus. Es kam in Rom zum förmlichen Bürgerkriege und zu vielem Blutvergießen, da das gesamte Volk der Stadt bis zum gemeinsten Haufen herab von den Parteien gewonnen, an dem Wahlstreite mit Antheil nahm [1]); es erfolgten häufig Gefechte in den Straßen Roms, bis Juventius, der Stadtpräfect, nach einigen von Damasus durch Geld gewonnen, den Gegenbischof Ursinus aus der Stadt verbannte und mit Hilfe eines durch Damasus bewaffneten Volkshaufens die Kirche

einem alten Reisebericht (zu Abulf. Annalen Th. I. Note 195); das erstere ist das fast allgemein angenommene. Man s. über diese Moschee Edrisi's Syrien S. 9 fg. Abulfeda's Ann. I. S. 428. 432, dessen Tabula Syriae ed. Köhler. S. 15 fg. Ibn el-Wardi ebend. S. 172 ff. Die christlichen Reisenden, denen der Zutritt nicht gestattet wurde, rühmen wenigstens die äußere Pracht des Baues, die herrlichen Portale u. s. w. S. Maundrell S. 125 fg. v. Richter S. 141. Die vollständigste Beschreibung nach muhammedanischen Schriftstellern liefert v. Hammer Gesch. des osman. Reichs. Th. II. S. 484 ff. 29) So die Berichte der Jesuiten-Missionäre, wiewol wir bei andern Reisenden, die sonst wol dergleichen Dinge berichten, davon nichts gelesen zu haben glauben. 30) S. v. Hammer's Gesch. des osman. Reichs. II. S. 487 ff. Khalil bei Rosenmüller's Edrisi S. 21. 31) Burckhardt a. a. O. S. 345. 32) Schulze Leitungen des Höchsten V, 423. Dieser Reisende wurde gleich bei seinem Eintritte in die Stadt von den Vorübergehenden mit dem Schimpfworte Schwein! begrüßt, was er klüglicher Weise ruhig hinnahm. 33) S. Volney II, 205. der teutschen Übers. Burckhardt S. 113. Maundrell (S. 127) beschreibt einen Abzug der heiligen Karavane, dem er beiwohnte. 34) S. Edrisi a. a. O. S. 10. Volney II, 207. 35) Burckhardt a. a. O. S. 380.

1) *Ammian. Marcellin.* ed. Erfurt. L. XXVII. c. 3. *Faustin.* Libell. precum p. 5—6. *Socrates* H. E. L. IV. c. 24.

Digitized by Google

erstürmte, wohin sich die Anhänger des Ursinus geflüchtet, und unter einem wilden Gemetzel 160 von ihnen ermordete [2]). Eine andere Zahl starb an den erhaltenen Wunden. Ohne Zweifel trugen beide Bischöfe gleiche Schuld an dem blutigen Volksaufruhr, denn beide beherrschte gleiche Leidenschaft und gleiche Lust nach Herrschaft vom röm. Bischofsstuhle herab [3]). Damasus behielt den Sieg; allein die unruhige Bewegung in Rom dauerte noch mehre Jahre lang, zumal da Ursinus mit des Kaisers Valentinians Erlaubniß im J. 367 dahin zurückkehren durfte, und selbst nach seiner abermaligen Verbannung nach Gallien seine Anhänger in Rom fort und fort für ihn noch thätig blieben, bis auf des Kaisers Befehl der neue Stadtpräfect Prätextatus die vornehmsten Häupter derselben aus der Stadt verwies und nun auf einige Jahre Ruhe erfolgte [4]). Der Kaiser Valentinian hatte schon in diesem Streite entschieden auf der Seite des Damasus gestanden, vermehrte aber bald dessen Ansehen auch noch durch ein Gesetz, nach welchem forthin der Bischof von Rom die Streitigkeiten anderer Bischöfe beizulegen die Macht haben, Religions- und Kirchensachen aber ferner nicht mehr zur Entscheidung weltlicher Richter gebracht werden sollten [5]). Zunächst bezog sich freilich diese Verordnung nur auf den dem röm. Bischofe untergebenen Kirchsprengel; allein dieselben zwiespältigen und unruhigen Verhältnisse der röm. Kirche, welche dieses Gesetz veranlaßt hatten, bewogen auch nachmals im J. 378, als Ursinus von neuem in Oberitalien erscheinend die alten Unruhen wieder aufweckte und Damasus in Rom ein Concilium versammelte, die hier zusammenberufenen Bischöfe zu dem Gesuche an den Kaiser Gratian, jenes Gesetz noch zu erweitern und namentlich dahin auszudehnen, daß ein vom römischen oder andern rechtgläubigen Bischöfen verurtheilter Bischof sich sogleich aus seinem Bisthum entfernen, wenn er sich weigere, vor dem Gerichte der Bischöfe zu erscheinen, er sich in Rom vor dem römischen Bischof, oder bei zu großer Entfernung wenigstens vor seinem Metropolitan stellen solle, ein beklagter Metropolitan selbst aber entweder in Rom vor dem röm. Bischof selbst oder doch vor dessen bevollmächtigten Vicarius erscheinen müsse [6]). Es ist ungewiß, was der Kaiser den versammelten Bischöfen geantwortet; in einem Rescripte indessen an den Vicarius von Rom erklärte er den Beschluß, daß die von einer Kirchenversamlung verurtheilten Bischöfe von ihren Sitzen vertrieben und hundert Meilen von Rom entfernt werden, daß der Bischof von Rom das Gericht über angeklagte Bischöfe jeder Zeit mit fünf oder sieben andern Bischöfen als Beisitzern vollführen, doch lasterhafte und verläumderische Menschen weder als Kläger, noch als Zeugen gegen Bischöfe vor Gericht angenommen werden sollten [7]). So wichtig diese Verordnungen der beiden Kaiser für die Zukunft waren, indem sie nicht mit Unrecht mit den Sardicensischen Beschlüssen verglichen worden sind [8]), so wenig war doch ihr eigentlicher Zweck, dem röm. Bischofe in ihnen ein Vorrecht oder auch nur einen Vorzug vor anderen Bischöfen einzuräumen, denn die Kirchenversamlung sprach gegen den Kaiser ausdrücklich noch den Satz aus, daß jener Bischof wegen des Vorranges des apostolischen Stuhles zwar höher stehe als die übrigen Bischöfe, doch aber in Rücksicht seines Amtes ihnen völlig gleich sei. — An den damaligen Streithändeln der morgenländischen Kirche und den deshalb gehaltenen Versamlungen ihrer Bischöfe und Patriarchen nahm Damasus keinen lebendigen Antheil, obgleich es nicht an Anlaß fehlte [9]); denn ihn beschäftigten viel zu sehr bald die Anklagen und Verläumdungen seiner Feinde, die ihn spöttisch den Damenohrlöffel [10]) nannten, weil er gern reichen Damen Huldigungen bewies, um ihre Schätze zu seinen Zwecken zu benutzen, worüber er selbst in den Verdacht eines unerlaubten Umgangs fiel, theils war er, veranlaßt durch ein Gesetz des Kaisers Valentinian wegen der zur Modensache gewordenen und äußerst verschwenderischen Freigebigkeit röm. Frauen an die Geistlichen der Stadt, gezwungen, der Habsucht der Geistlichkeit durch Bekanntmachung und Aufrechthaltung der kaiserlichen Befehle mit Nachdruck entgegen zu arbeiten; denn der Aufwand und die Pracht und das Wohlleben der röm. Geistlichen vom Papste an durch alle Rangordnungen hindurch war damals so außerordentlich, daß Ammianus Marcellinus, damals in Rom lebend, sich nicht stark genug darüber auszusprechen weiß [11]), und in dieser üppigen Genußsucht lag auch der eigentliche Grund zu den Zwistigkeiten, die um den Stuhl zu Rom geführt wurden. Daß Damasus in dem vom Kaiser Gratian an den morgenländischen Kaiser Theodosius abgetretenen Ost-Illyrien den Bischof Ascolius von Thessalonich zu seinem Vicarius mit bedeutender Vollmacht in den kirchlichen Angelegenheiten Achaja's, Thessaliens, Epirus, Creta's, Daciens ꝛc. ernannt habe, um diese Provinzen in ihren kirchlichen Verhältnissen am röm. Stuhle festzuhalten, wird von gründlichen Forschern als unerwiesen befunden. — Damasus hat sich auch als Schriftsteller und Dichter bemerkbar gemacht. Seine Schriften betreffen jedoch meist nur kleine Aufsätze über einzelne Gegenstände der damaligen Ketzerstreitigkeiten oder Briefe an den mit ihm in genauem Umgange lebenden Hieronymus über Fragen aus der heil. Schrift [12]). Übrigens war, wie aus diesen Schriften hervorgeht, Damasus nichts weniger als gelehrt und mit den Verhältnissen der morgen-

2) *Faustin.* l. c. *Ammian. Marcell.* gibt 137 Todte an. *Ruffini* Hist. Eccles. L. II. c. 10. Florente Geschichte der Päpste Bd. I. S. 99 zählt mehre Tausende Ermordete. 3) Über die Frage: wer zuerst von beiden gewählt sei? s. die Berichte in Bowers Historie der Päpste Bd. I. S. 273—274. Schröckh Kirchengesch. Bd. VIII. S. 112. 4) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 10. *Baronii* Annal. eccles. an. 368. 5) Append. Cod. Theodos. 6) Codex Theodos.

7) Rescript. Grat. et Valent. ad Aquilinum Vicar. Urb. in Append. Cod. Theod. 8) Gieseler Lehrb. der Kirchengesch. Bd. I. S. 346. 9) Bower a. a. O. 10) Auriscalpius Matronarum; Gibbon Geschichte des Verfalls des röm. Reichs. Bd. VI. S. 175. 11) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 3. Cod. Theodos. L. XVI. Tit. II. *Baron.* Annal. eccles. an. 370. Muratori Gesch. v. Italien Bd. II. S. 504. 12) Bower a. a. O. S. 340. Schröckh a. a. O. S. 119.

Digitized by Google

ländischen Kirche nicht einmal so weit bekannt, als es seine Stellung in der abendländischen Kirche nothwendig erfoderte. Auch seine Gedichte, deren man vierzig zählt, haben trotz des ihnen von Hieronymus zuertheilten Los des nur einen sehr mittelmäßigen Werth und sind fast alle geistlichen Inhalts. Nachdem Damasus den röm. Stuhl 18 Jahre besessen, starb er in seinem 80. Jahre am 10. December 384 und wird in der röm. Kirche als ein Heiliger verehrt. Seine Schriften sammelte Ubaldini zu Rom 1638 in 4., nachgedruckt zu Paris 1672 in 8. Eine bessere Ausgabe ist die von A. Maria Merenda Rom 1754. *Holstenii* Collect. veter. eccles. monument. T. I. Die Briefe in *Coustant* Epistol. Pontif. Romanor. T. I. (*Voigt.*)

DAMASUS II. (Papst), aus Baiern gebürtig, zuvor unter dem Namen Poppo, Bischof von Brixen, wurde nach dem Tode Clemens II. im J. 1047 vom Kaiser Heinrich III. zum Papste ernannt, und vom Volke und der Geistlichkeit unter dem Namen Damasus auch als solcher gern aufgenommen. Er galt für einen ebenso gelehrten als frommen Mann, verwaltete jedoch die päpstliche Würde nur sehr kurze Zeit, denn er starb schon am 17. Juli 1048, nicht ohne den Verdacht, daß er vergiftet worden sei *). (*Voigt.*)

DAMASUS, aus Böhmen, daher Bohemus, Professer des kanonischen Rechts zu Bologna, starb um 1200. Nach Johannes Andreä [1]) fecit Summam super primam compilationem Decretalium; nach Sarti [2]) schrieb er über diese erste Compilation einen Commentar; außerdem aber einen Librum quaestionum über viele Decretalen, und Brocardica, d. h. allgemeine Regeln und Gemeinsätze aus dem kanonischen Rechte, welche späterhin durch Bartholomäus von Brescia (Brixiensis, † 1258) vermehrt worden sind. Diplonatarius gibt an, daß er auch historias super libro Decretorum herausgegeben habe [3]). (*Spangenberg.*)

DAMAZAN, Kantonstadt im Bezirk Nérac des franz. Dep. Lot und Garonne, mit 100 Häusern und 980 Einwohnern. (*H.*)

DAMBACH, Danbach, Stadt im Bezirk Schlettstadt des franz. Dep. Niederrhein, an der Scheer und am Fuße der Vogesen mit 550 Häusern und 2761 kathol. Einwohnern und einigen Judenfamilien. Der Ort entstand aus der Vereinigung der Dörfer Altenweiler und Oberkirch, und erhielt 1340 Stadtrecht. Um die Ruinen eines hier gestandenen Bergschlosses wächst guter rother Wein. (*Leonhardi.*)

DAMBECK, Dammbeck, Dambke, Amt und Kirchdorf in dem preuß. Regirungsbezirk Magdeburg, an der Jetze, mit 1 Kirche, 28 Häusern und 212 Einw. — Das Amt ist aus dem im J. 1224 von dem Grafen Johann von Danneberg hier gestifteten Benedictiner-Nonnenkloster entstanden, das bei der Reformation säculasirt und im J. 1545 von dem Kurfürsten Joachim II. an die Levin von der Schulenburg und ihre Erben auf 60 Jahre verliehen, im J. 1607 aber vom Kurfürsten Joachim Friedrich der von ihm gestifteten Fürstenschule zu Joachimsthal gewidmet wurde, welche jedoch erst unter Kurfürst Friedrich Wilhelm im J. 1645 zu dem Genuß der Einkünfte gelangte. Außer dem Dorfe Dambeck gehören noch 12 Ortschaften zu dem Amte, dessen jährlich 6000 Rthlr. betragende Einkünfte das Joachimthalsche Gymnasium zu Berlin bezieht. (Vergl. Hirsching Stifts- u. Klosterlex. I. Bd. S. 958 f. Leonhardi Erdbeschr. III. Bd. I. Abth. S. 596. v. Zedlitz Statskräfte II. Bd. II. Abth. S. 112.) (*Leonhardi.*)

DAMBORSCHITZ, Marktflecken in dem Brünner Kreise Mährens, mit 249 Häus. und 1479 Einw., worunter 216 Juden. (*H.*)

DAMBOURNAY, L.. A.., Kaufmann zu Rouen, wo er den 10. Mai 1722 geboren war; rühmlich bekannt durch seine glücklichen Versuche, zum Besten der Färbekunst allerhand einheimische Farbenmaterialien ausfindig zu machen, wovon er in einem schätzbaren Werke Nachricht gibt: Recueil de procédés et d'expériences sur les teintures solides, que nos végétaux indigènes communiquent aux laines et aux lainages. Par. 1786. 4.; wegen seiner Gemeinnützigkeit auf Kosten der Regirung neu gedruckt 1789. 4. und 1793. 8. mit einem beträchtlichen Anhange; Teutsch. Leipz. 1793. 8. Ebenfalls auf Kosten der Regirung wurde von ihm gedruckt: Instruction sur la culture de la garance et la manière d'en preparer les racines pour la teinture. Par. 4.; und in der Recueil de la société d'agriculture de Rouen und der soc. d'agric. de Paris sind mehre, nützliche Vorschläge enthaltende Abhandlungen von ihm abgedruckt. Vorzüglich hat er seine Aufmerksamkeit auf die in der Normandie befindlichen Gewächse gerichtet, und daraus über 900 Farben-Nüancen erhalten, die Essig und Seife widerstanden. Er war seit 1761 Secretair der Akademie zu Rouen und Aufseher ihres botanischen Gartens, und starb den 2. Juni 1795 in seinem Landhause zu Oissel bei Rouen *). (*Baur.*)

Damel, Reich des, s. Cayor, Thl. XV. S. 419.

DAMENISATION ist der Solmisation des Guido von Arezzo nachgebildet. Anstatt der Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, die der Benedictiner einführte, zog der Kapellmeister Graun auf die Töne c, d, e, f, g, a, h, folgende Sylben vor: da, me, ni, po, tu, la, be. Bekam irgend ein Ton ein Kreuz, fügte er die Sylbe es an den ersten Buchstaben der eben angegebenen Sylben; also hieß Cis nach ihm Des, Dis, Mes etc. Wurden die Töne durch ein b chromatisch erniedrigt, so wurde as angehangen, also Das (für Ces), Mas (Des), Nas (Es) etc. Man fand diese Sylben wohlklingender, als die alten guidonischen. Sie sind aber nicht im Gebrauche

*) *Bonizo* p. 809. Annal. Salisburg ap. *Pertz* Monum. Germ T. I. p. 90. Nicolai Aragon. Vitae Pontif. ap *Muratori* T. III. p. 277.

1) Bei v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. S. 585. 2) De clar. archigymnas Bononiens. Prof. T. I. P. I. N. II. p. 506. 3) Vergl. *Glück* praecognita jurisprudentiae ecclesiasticae. p. 159. Nro. VIII.

*) Magas encyclop. 1796. N. 12. Allg. Litztg. 1796. Intbl. Nr. 14. Erich's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

Digitized by Google

geblieben, ob sie gleich auch Hiller in seiner Gesanglehre mit einigen Veränderungen beibehielt. (*G. W. Fink.*)

DAMEN-ORDEN. Orden für Männer waren früherhin, ehe sie so zahlreich hervortraten und durch ein zügelloses Vergeuden im Preise sanken, ein Zeichen des Verdienstes, eine sichtbare Belohnung für Tapferkeit, edle That und sonstige werthvolle Handlungen. Jetzt ist das anders; sie sind nur noch Beweise von Gunst, Gnade, Connexionen, und also bloße Decorationen.

Für Frauen waren die Orden von jeher nur Putz, oder sie dienten, wie bei den weltlichen Stiften, zur Bezeichnung des Standes. Der älteste von ihnen ist der des Sternkreuzes, den im Jahre 1668 die Kaiserin Elisabeth, Ferdinand III. Witwe, stiftete. Bald folgten andere Damen hohen Standes mit solchen Stiftungen nach, und gegenwärtig gibt es sieben für das weibliche Geschlecht bestimmte Orden:

1) Der östreichsche Sternkreuzorden, gestiftet 1668.
2) Der russische Katharinenorden, gestiftet 1714.
3) Der baiersche Elisabethorden, gestiftet 1766.
4) Der spanische Marie-Luisenorden, gestiftet 1792.
5) Der portugisische Isabellenorden, gestiftet 1804.
6) Der preußische Luisenorden, gestiftet 1814, und
7) Der baiersche Theresienorden, gestiftet 1827.

Die Geschichte, Verfassung und Beschreibung dieser Orden ist unter eines jeden Hauptnamen zu finden; hier wird nur bemerkt, daß von ihnen der russische Katharinenorden allein zwei Klassen, und der spanische Orden der Marie-Luise die Eigenthümlichkeit hat, daß er auch an Männer vergeben wird, durch welche Zwitterschaft er im Reiche des Ordenswesens den Übergang von den männlichen zu den weiblichen Orden bildet.

Vor allen übrigen zeichnet sich aber der preußische Luisenorden dadurch ganz vorzüglich aus, daß ihn nicht Prunksucht und Glanzliebe, sondern der Wunsch, weibliches Verdienst öffentlich belohnen zu können, und das Gefühl der Verpflichtung hiezu, hervorriefen, und daß er ohne alle Rücksicht auf Stand und Glaubensbekenntniß vergeben wird, was von keinem der übrigen weiblichen Orden gesagt werden kann, zu deren Erlangung der Adel oder ein bestimmtes Glaubensbekenntniß unumgänglich erfoderlich sind. (*F. Gottschalck.*)

DAMER in Nubien, in dem Winkel, welchen Nil und Atbara bei ihrer Vereinigung bilden. Dieser merkwürdige Ort, welchen wir durch Burckhardt kennen gelernt haben *), zeigt auffallend, wie lange sich Sitten in Afrika ungeachtet vielfacher Änderungen der äußeren Verhältnisse erhalten haben. Der Ort, welcher in jener Gegend liegt, wo einst der Priesterstat Meroe blühte, enthält etwa 500 Häuser, zeichnet sich durch Reinlichkeit vor allen Städten jener Gegend aus und enthält keine Ruinen. Die Häuser bilden regelmäßige Straßen. Bewohnt wird die Stadt von dem arabischen Stamme der Medja-ydin, der größte Theil von diesen sind Geistliche. Sie haben keinen Scheich, sondern gehorchen einem Hohenpriester, el Faky el Kebir, dessen Würde in der Familie der Medjdoule erblich ist, welche letztere in dem Rufe steht, geheime Künste zu kennen. Der Hohepriester wird in allen Fällen zu Rathe gezogen, wo Gegenstände gestohlen sind, und da er einmal in dem Rufe steht, allwissend zu seyn, so ist er nicht selten im Stande, Wunderdinge zu verrichten. Auch mehre andere Familien stehen in demselben Rufe, und so hat die Stadt einen großen Namen gewonnen. Hier sind mehre Schulen, welche von jungen Leuten aus Darfour, Kordofan, Sennaar und andern Gegenden des Sudans besucht werden, um Kenntnisse des muhammedanischen Gesetzes zu erlangen. Die Gelehrten zu Damer haben viele Bücher, welche aber nur Gegenstände der Religion und Gesetzgebung behandeln. Viele der Gelehrten gehen nach der großen Moschee in Mekka, um daselbst ihre Studien zu vollenden, und bringen die Bücher dann aus Kairo mit; in Damer werden sie dann Lehrer des Gesetzes. Sie haben eine große gut gebaute Moschee ohne Minaret; auf einem offenen Platze in ihrer Nähe sind viele Schulzimmer. Manche der Fakys haben eigene Kapellen bei ihren Häusern, aber zum Freitagsgebete versammeln sich alle in der großen Moschee. Der Hohepriester lebt als Eremit in einem Hause, welches mitten auf einem großen Platze steht; den ganzen Morgen beschäftigt er sich mit Studiren, am Nachmittage setzt er sich auf eine steinerne Bank vor seinem Hause, und macht mit der Brüderschaft die Geschäfte ab. — Alle Angelegenheiten dieses kleinen hierarchischen States werden mit großer Umsicht geleitet. Sämtliche Nachbaren hegen große Ehrfurcht gegen die Fakys, selbst die verrätherischen Bisharein-Araber fürchten sich, einen von ihnen auf dem Wege nach Suakim zu beleidigen, denn sie glauben, die Fakys könnten den Regen zurückhalten und so den Tod der Heerden bewirken. Daher lassen sich die Caravanen sehr häufig von Fakys nach Schendy führen; obgleich der Weg sonst sehr gefährlich ist, so hat das Volk doch die größte Ehrfurcht, wenn nur einer von diesen unbewaffnet an der Spitze der Caravanen geht. Caravanen, welche von Süden kommen, halten daher gewöhnlich so lange an der nördlichen Grenze von Schendy, bis ein Faky aus Damer kommt, um sie zu führen.

Manche von den Fakys sind Kaufleute, Caravanen von ihnen gehen gelegentlich nach Suakim, der Haupthandel wird aber nach Dongola und Schendy geführt. Grobe baumwollene Waren und Matten aus den Blättern der Dumpalme werden in Menge verfertigt.

Ungeachtet der zur Schau getragenen Heiligkeit der Fakys fand Burckhardt hier mehre Trink- und Freudenhäuser.

Der Boden wird in der Gegend mit großer Sorgfalt gebaut; zahlreiche Wasserräder wässern die Felder, und jedes Jahr werden zwei Ernten gewonnen; auch das Vieh ist in weit besserem Stande als in der Umgegend.

Es wird hier kein Zoll bezahlt; dadurch hat sich der Wohlstand der Stadt sehr gehoben, und Reisende verweilen hier gern einige Tage.

Auf dem westlichen Ufer des Nils liegt der Stadt gegenüber Damer el Gharby, oder das westliche Damer; eine schlechte Fähre aus dem ausgehöhlten Stamme

*) *J. L. Burckhardt* Travels in Nubia. 4. Lond. 1819. p. 265.

Digitized by Google

eines großen Nebelbaumes erleichtert den Verkehr beider Orte. (*L. F. Kämtz.*)

DAMERIE, Damery, Stadt im Bezirk Epernay des franz. Dep. Marne, an der Marne mit 347 Häusern und 1837 Einwohnern, welche vortrefflichen Wein bauen. (*H.*)

Damerkirch s. Dannemarie.

DAMGARTEN, früher Damechore, Dammagorae, Damgar, Damgor, Damgur, Damgard, eine Stadt in Neuvorpommern unweit des Ausflusses der Reckenitz in den Ribnitzer See. Der rügensche Fürst Jaromar II. erhob den zu den slavischen Zeiten gewiß schon nicht unwichtigen Burgflecken Damgur [1]) laut der Urkunde vom J. 1258 [2]) zu einer Stadt, verlieh ihr das lübsche Recht, die Fischerei bis nach Barth und die Zollfreiheit beim Handel und Wandel in Rügen, und erbaute zu deren Befestigung auch den hohen Thurm, wovon noch Spuren auf das 18. Jahrhundert gekommen sind. Im Jahr 1322 schlossen der Fürst von Rügen Witzlaff IV. und Heinrich der Löwe von Mecklenburg hier Frieden [3]), und im J. 1368 [4]) ward Herzog Wartislaff VI. von Pommern in einem heftigen Gefechte bei Damgarten gegen Albrecht von Mecklenburg mit vielen pommerschen Vasallen gefangen. — Die Stadt hat sich unter allen frühern Regirungen nie auch nur einigermaßen heben können. Zu vermuthen ist, daß sie unter preußischer Hoheit zu größerm Wohlstande gelangen wird. Sie hat 1 Kirche, im J. 1783 123 Häuser und 612 Einwohner [5]), und im J. 1825 177 Häuser und 1015 Einw., die im J. 1828 zu 1034 sich vermehrt hatten. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMHOUDER (Damhouderius, nicht Damhouderus), mit Vornamen Jodocus, wurde 1507 zu Brügge geboren, studirte zu Löwen und Orléans, wo er Doctor der Rechte wurde; Rath Kaisers Karl V., nachmals des Königs von Spanien, und königlicher Commissair der Finanzen in Flandern, starb im Januar 1581. Er ist vorzüglich als Criminalist berühmt geworden. Sein Hauptwerk: Practica rerum criminalium, von welchem Renazzi [1]) bemerkt: Mira in eo elucet claritas atque ordo — unde ex hoc capite *nunc quoque* ejus opus commendandum illis qui student scientiae criminali, und von welchem auch Koch [2]) mit Achtung redet, erschien zuerst zu Antwerpen (ap. Joann. Bellerum) 1554. 4., nachgedruckt zu Lyon (per Sebast. Bartholomaeum Honorati) 1555 und 1558. 8., so wie zu Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1556. 8. Die zweite Ausgabe, vermehrt und schön gedruckt: Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1562. 4. Die dritte, abermals vermehrte, ebendaselbst 1570. 4. Diese drei Originalausgaben enthalten eine Menge trefflicher Holzschnitte, welche sie auch den Kunstliebhabern empfehlen. Von jener dritten wurde zu Venedig (ap. Jo. Ant. Bertanum) 1572. 4. ein schöner Abdruck, jedoch ohne Holzschnitte veranstaltet; und nach diesem lieferte Franz Modius im Tom. I. Rerum criminal. prax. et tractat. (Frankfurt 1587. Fol.) S. 1—244 einen Abdruck. Die vierte und letzte von Damhouder noch selbst vermehrte Ausgabe erschien nach seinem Tode zu Antwerpen 1601. 4. ohne Holzschnitte. Eine holländische Übersetzung der Practica, wahrscheinlich von Damhouder selbst, erwähnt das Druckprivileg vor der Ausgabe von 1556. 8.; eine französische, wie Camus [3]) bemerkt, ebenfalls von Damhouder selbst verfaßt, und mit Holzschnitten geziert, kam zu Brüssel 1571 und zu Antwerpen 1572 (wahrscheinlich nur mit verändertem Titelblatt) heraus. Teutsch erschien die Practica, mit Damhouders Vorwissen, jedoch hin und wieder abgekürzt, durch Michael Beuther, nach der zweiten Ausgabe, und mit mehren, aber nicht allen Holzschnitten derselben, zu Frankfurt 1565. 4.; und wiederum ebendaselbst 1581 und 1591, nebst der von Joh. Wetter ins Teutsche übersetzten Practica rerum civilium Damhouders, in Fol.

Damhouders übrige Werke sind: Enchiridion rerum criminalium, zuletzt Antwerpen 1610. 8.; Practica rerum civilium; Promptuarium theologicum, morale et politicum; Paraeneses christianae; Patrocinium pupillorum u. a. (S. *Adami* vitae Ictor. p. 243. Meerm. u. Jöcher s. v. Damhouder.) (*Spangenberg.*)

DAMIA, 1) hieß ein bei den Tarentinern der Damia geweihtes Fest, welches Einige auf Demeter beziehen und meinen, das Fest möge eigentlich nach dorischer Mundart Damatria geheißen haben; Andere leiten es von δῆμος oder δᾶμος ab, weil man bei diesem Feste Opfer für das Volk brachte. — 2) Beiname der Bona Dea bei den Römern; ihr Priester hieß Damias, ihr Fest Damium. (Festus.) (*H.*)

DAMIANI, Peter, einer der berühmtesten Cardinäle und eifrigsten Verbesserer der Sitten der Geistlichkeit, wurde zu Ravenna von armen Eltern geboren, nach Einigen 1006, nach Andern (und genauer) 1002. Eben war der jüngste Tag, der mit dem Jahre 1000 nach allgemeinem Glauben hatte kommen sollen, glücklich vor unserer Welt vorübergegangen, und hatte viele Familien, die theils das Ihrige um seinetwillen durchgebracht, theils, und noch gewöhnlicher, an Klöster verschenkt hatten, um sich mit leichtem Opfer eine höhere Stufe in anderen Leben zu gewinnen, kriegisch arm gemacht. Zu der Menge dieser gehörten Damiani's Eltern nicht. Der Vater hatte nur das Nöthige für eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft schaffen können. Nach seinem Tode, der bald nach der Geburt dieses Knaben erfolgte, gerieth die verlassene Frau in solche Noth, daß sie sich in ihrer Verzweiflung entschloß, dem Kinde, das sie nicht ernähren zu können glaubte, die Brust zu versagen, und es so umkommen zu lassen. Eines Priesters Frau soll sie von diesem kläglichen Einfalle zurückgebracht haben

1) Schwarz Gesch. der Pomm. Rüg. Städte. 1755. S. 389 u. f. 2) Dähnert Landes-Urkunden. II. Bd. S. 429. 3) Meine rügensche Geschichte. 1819. S. 202. 4) Fr. Aug. Rudloff Gesch. Mecklenburgs. II. Bd. 2. Theil. 1786. S. 476. Kantzow, I. Bd. S. 395, hat das Jahr 1371, Mitrael III. Buch. S. 382 das Jahr 1363. 5) T. H. Gadebusch Statskunde. 1786. I. Theil. S. 226.

1) Elem. jur. crim. Praef. 2) Vorrede zur peinl. Gerichtsordnung. S. 95.

3) Lettres sur la profession d'Avocat. T. II. n. 1208.

Digitized by Google

welcher überhaupt wol nur der Leichtgläubigkeit jener Zeiten und der Sucht nach Seltsamkeiten angehören mag, in die man die Heiligen gleich von Geburt an so gern verwickelt sieht. Auch die Mutter lebte nicht lange. Des verwaiseten Knaben ältester Bruder nahm ihn zu sich und hielt ihn hart, so daß er sogar die Schweine hüten mußte. Wahrscheinlich sah sich der älteste Bruder aus Armuth genöthigt, den jüngsten auf eine ihm nützliche Weise zu gebrauchen. Zum Glücke des armen Knaben kehrte ein anderer seiner Brüder bald darauf von einer weiten Reise, die ihn wohlhabend gemacht haben mochte, zurück und nahm sich des armen Kindes an. Er nahm den Knaben in sein Haus zu Ravenna, und ließ ihn bessens erziehen. Da er Anlagen in ihm spürte, sandte er ihn darauf nach Faenza und Parma der Studien wegen. Dieser Bruder hieß Damianus. Aus Dankbarkeit nannte sich der talentvolle Jüngling nach ihm. Die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Damiani erregten bald Aufsehen; er wurde frühzeitig so berühmt, daß er zahlreiche Schüler, ein bedeutendes Vermögen und selbst die Gunst einiger Fürsten erhielt. Die Leichtigkeit eines solchen Gewinnes in so frühen Lebensjahren, der Geist damaliger Frömmigkeit und der allgemein herrschende Glaube, daß die höchste Würde des Lebens nur im mönchischen Entsagen zu suchen sei, machten es einigen Mönchen möglich, durch eine ermahnende Unterredung mit ihm die Richtung seines Lebens gänzlich umzuwandeln. Die Eitelkeit alles Irdischen erkennend, hielt er es für Pflicht, im vollsten Genusse des Glückes und in blühender Jugend die Weltlust zu fliehen und sich ganz dem Himmel zu weihen. Sogleich wurden die ernstlichsten Anstalten zu seiner Bekehrung gemacht; reichliches Gebet, Almosengeben und die damals gewöhnlichen Kasteiungen des Leibes wurden mit solchem Nachdruck vorgenommen, daß er sogar nächtlich, wenn ihn böse Gedanken und Empfindungen versuchten, von seinem Lager aufsprang, sich nackt in einen Fluß stürzte und ihn nicht anders als halb erstarrt wieder verließ, worauf er unter anhaltendem Gebet um Kirchen und heilige Örter lief, das erstarrte Blut in neue Bewegung zu setzen. Als sein Entschluß, Mönch zu werden, trotz der Einwendungen der Seinigen, fest stand, bereitete er sich durch 40tägiges Fasten, nach dem Vorbilde Christi, auf das heilige Werk in aller Strenge vor. Darauf begab er sich unter die Einsiedler di S. Croce d'Avellano, im Stifte Gubbio (dem alten Eugubium) im Kirchenstate gelegen. Seine zeitgemäße Gottseligkeit war bereits so bekannt, daß ihn die frommen Benedictiner ohne Probejahr aufnahmen. Desto größer war seine Demuth, und seine Kasteiungen gingen so weit, daß sein Kopf schwer zu leiden anfing und sein Gehirn entzündlich wurde. Dafür erhoben ihn die Brüder täglich mehr; er stieg von einer Würde zur andern bis zum Abt, in welcher Würde er sich ausnehmend thätig bewies. Ehre und Reichthum des Klosters nahmen unter seiner Verwaltung sichtbar zu, und schon verehrte man ihn unter den Seinen und außerhalb der Klostermauern als einen Wunderthäter, dem es unter Anderem gelungen war, wie auf der Hochzeit zu Cana, Wasser in Wein zu verwandeln. Die Regeln dieser Mönche hat er in der Folge selbst beschrieben: „De ordine Eremitarum et facultatibus Eremi Fontis Avellani."

Sein früherer Umgang mit der Welt und sein Drang nach ausgebreiteter Thätigkeit, der ihn bei der größten Liebe zum Mönchthum nie verließ, erlaubten ihm nicht, seine Kraft blos zum Nutzen seines Klosters zu verwenden. Die verlorene Reinheit des geistlichen Standes, hauptsächlich in seinen obersten Gliedern, wieder herzustellen, lag ihm vor Allem am Herzen. In diesem Eifer scheuete er sich selbst vor der Heiligkeit des Papstes nicht. Sein erstes bekanntes Schreiben der Art war im Jahre 1033 an den unkräftigen Papst Gregor VI., dem Nachfolger Johann des XIX., gerichtet. Er ermahnte ihn nachdrücklich, dem Geiz und Wucher der Bischöfe, wie aller Simonie zu steuern und die schlechten Hirten zur Strafe zu ziehen; namentlich möge er die lasterhaften Bischöfe zu Pesaro und zu Ravenna ihrer Ämter entsetzen. Gingen auch seine eifrigen Bestrebungen nicht immer glücklich durch, sein Eifer erhöhete sich nur, und diese strenge Beharrlichkeit, verbunden mit eigener strenger Übung seiner Obliegenheiten, erwarb ihm eine immer größere Verehrung. Als darauf 1046 der Kaiser Heinrich III. nach Italien zog, um den mannichfachen Unordnungen zu steuern, benutzte er vorzüglich die Vorschläge dieses allgemein geachteten Abtes. Nachdem sich der Kaiser bei Aufhebung des Schisma des Rathes jenes frommen Mannes bedient hatte, trug er ihm auf, den Papst Clemens II. an seine Pflichten zu erinnern, und ihm namentlich einzuschärfen, daß er mit Strenge gegen alle schlechte Bischöfe verfahren solle, da Gelindigkeit und Nachsicht das Übel sichtlich nur ärger mache. Damiani entledigte sich des Auftrages mit Nachdruck. Dieselbe freimüthige Sprache führte er auch gegen Leo IX., der seit 1049 auf dem apostolischen Stuhle saß. Der Gegenstand seiner Klagen war derselbe; noch immer war der Zustand des Klerus höchst bejammernswerth. Außer der Simonie war die entsetzlichste Unzucht bei nicht wenigen Geistlichen im Schwange, weshalb Damiani dem heil. Vater sein Buch verfaßte, das den Titel führt: Liber Gomorrhianus, worin die abscheulichsten Ausschweifungen mit einer Deutlichkeit geschildert sind, daß Alexander II. nachmals wol Recht hatte, wenn er befürchtete, es möchten die gar zu genauen Schilderungen solcher unnatürlichen Verbrechen manches wankende Gemüth eher noch zur Sünde verlocken, als dasselbe davon abwendig machen. Leo selbst, an den das Buch gerichtet war, hatte eine andere Meinung von der Sache. Er fand die Klagen des eifernden Abtes gerecht, überhäufte denselben in mehren Briefen mit großen Lobsprüchen, und versprach ihm, mit der Strenge gegen unverbesserliche Verbrecher Milde gegen diejenigen zu paaren, die noch nicht zu tief in die Fallstricke des Bösen versunken wären und sich zur Buße wenden wollten. Dieser hohe Beifall hinderte ihn jedoch nicht im Geringsten, seiner Überzeugung gemäß dem Papste seine Unzufriedenheit zu bezeugen, als er gegen die Normannen die Waffen ergriffen hatte. Weit schwerer, als Leo durch seinen Krieg, verletzte ihn Alexander II. dadurch, daß er dem Eiferer sein gomorrhisches Buch mit List aus den Händen zu

Digitized by Google

spielen wußte, um es für immer in seiner Verwahrung zu behalten, weil er das Bekanntwerden desselben für nachtheilig hielt. Wie sehr ihm dieses Verfahren des heil. Vaters an's Herz griff, zu welchen lauten Beschwerden ihm dies Veranlassung gab, ist im I. T. U. L. VI. ep. seiner Werke zu lesen.

Diese Strenge gegen die Geistlichkeit und selbst gegen den päpstlichen Stuhl bewies er aber auch gegen sein eigenes Kloster und gegen sich selbst. Freiwillige Geißelungen waren ihm ein so nothwendiges Stück der Buße, daß man, seinem Glauben zufolge, ohne Schläge und Geißelhiebe gar nicht selig werden konnte. Sie waren ihm ein genus purgatorii und eine apostolicorum verberum disciplina; ja er ging darin so weit, die Jahre der Buße hauptsächlich nach der Anzahl der Hiebe zu berechnen. Er selbst berichtet, man habe sich zu 10 abgesungenen Psalmen 1000 Geißelhiebe beizubringen, deren 3000 ein Bußjahr ausmachten. Die Allermeisten der damaligen Zeit fanden auch das Mittel äußerst christlich und übten es mit Macht, hauptsächlich darum, weil Christus selbst gegeißelt wurde zur Vergebung unserer Sünden. Nicht blos unter den Mönchen seines und anderer Klöster, ja sogar unter den Laien in Städten und auf dem Lande wurde es immer mehr Sitte. Daß es dessen ungeachtet auch in jenen Zeiten Andere gab, selbst einige unter Damiani's eigenen Mönchen, die nichts von solcher Bußübung wissen wollten, ist begreiflich. Gegen diese wendete er alle mögliche Kraft seiner Überredung und suchte sie mit so großem Eifer eines Andern zu belehren, daß er, wenn auch nicht als Urheber der Geißelung zur Buße, wie Laderchi behauptet, doch zuverlässig als einer der stärksten Beförderer dieser mittelalterlichen Disciplin angesehen werden muß. Daß hingegen eben durch diese und ähnliche strenge Selbstertödtung sein Ansehen unter dem Volke, unter Hohen und Niedrigen bedeutend zunahm, haben wir kaum nöthig zu erwähnen.

Stephan X. nöthigte ihn daher 1058 die Cardinalswürde anzunehmen, ernannte ihn zum Bischof von Ostia und zum Dekan des heiligen Collegiums. Es brauchte jedoch lange Zeit, ehe er sich entschließen konnte, aus der Einsamkeit seines Klosters in die Thätigkeit der Welt, wenn auch der geistlichen, zurückzutreten, so daß ihm der Papst bereits mit der Excommunication um seines Ungehorsams willen drohete, wenn er sich noch länger seinem gerechten Willen widersetzen würde. Demnach fügte er sich in seine neue Ehre und verwaltete nun auch diese höchst wichtigen Ämter mit der angestrengtesten Thätigkeit und mit der festen Gewissenhaftigkeit, die ihm seit seiner Bekehrung unerläßlich war. Namentlich bewies er dies von Neuem, als die Grafen von Tusculum ihren Anverwandten Johannes, der als Papst den Namen Benedict X. angenommen hatte, auf den apostolischen Stuhl erhoben hatten; er widersetzte sich ihnen mit dem lebhaftesten Eifer und setzte die Wahl Nicolaus II. durch. Gleich darauf wurde Damiani unter Anderm von Nicolaus II. nach Mailand als päpstlicher Legat gesendet, die Geistlichkeit dieses angesehenen Sprengels unter den Gehorsam dieses Papstes zu bringen. Diesen Auftrag vollzog er mit so viel Geschicklichkeit, daß sich die mailändische Kirche nicht allein willig unterwarf, sondern er bewegte sie auch dahin, daß sie sogar der Ehe zu entsagen sich bereit finden ließen, eine Entsagung, die dem frommen Mönch über Alles am Herzen lag, welche auch schon damals vom päpstlichen Stuhle als etwas Nothwendiges bezweckt zu werden anfing. In diesem Punkte gehörte er ebenfalls zu den beredtesten Eiferern. Seine Aufsicht über die Geistlichkeit war überhaupt auf seinem hohen Posten um so schärfer geworden. Um der vermeinten Besserung willen waren seine Predigten überaus lang, und die Ermahnungen zu heiligem Ernst, zur Vermeidung aller Simonie und jeder Schmeichelei gegen den Papst, die er an seine 6 Collegen, als erste Bischöfe der Welt, ergehen ließ, erfolgten nicht selten und nahmen an Nachdruck zu, leider wollten sie nur nicht besonders wirken. Deshalb wurde sein Entschluß immer fester, seine hohen Ämter niederzulegen und sich in die Einsamkeit seines Klosters wieder zurückzuziehen. Wirklich reichte er auch um Befreiung von solchen Ehren eine Bittschrift unter Nicolaus II. ein. Der Papst, der seine nützliche Wirksamkeit so oft erprobt hatte, war dagegen. Als Damiani sein Gesuch öfter wiederholte, soll ihm von Nicolaus II. eine Buße zuerkannt worden sein, 36500mal den 50sten Psalm zu beten mit beigefügter Geißelung, welches Bußwerk er auch binnen Jahresfrist vollbracht haben soll. Einige leugnen die ganze Sache, selbst sein Gesuch um Entlassung. Das letzte hat jedoch seine Richtigkeit, wie aus der Schrift (T. III.): de abdicatione episcopatus zu ersehen ist. Andere geben an, es sei das Erzählte unter Gregor VII. vorgefallen (?). Nicolaus gab ihm jedoch die Erlaubniß, auf einige Zeit in sein Kloster zurückzukehren. Als im Jahre 1059 zu Rom eine Kirchenversammlung gehalten wurde, an welcher 113 Bischöfe Theil nahmen, wurde er von demselben Papste wieder nach Rom zu kommen beordert. Auf derselben ermahnte er den Papst abermals, mit Strenge gegen die unkeuschen Bischöfe zu verfahren, unter welchen er auch solche Bischöfe verstand, die Frauen hatten; so groß war sein Eifern für die Einführung des Cölibats der Geistlichen. (S. T. III., de coelibatu Sacerdotum). Auf derselben Synode brachte er es auch dahin, daß den Unordnungen der Chorherren gesteuert wurde. Schon längst waren besonders die abendländischen Canonici aller Unenthaltsamkeit und der schändlichsten Simonie beschuldigt worden. Damiani's Vorschlag, daß das Eigenthum, das sie durch Erbschaften u. dergl. erlangten, worüber sie bisher frei gebieten konnten, abgeschafft werde, ging durch; es wurde verordnet, daß sie als Geistliche gemeinschaftlich nur von dem leben sollten, was ihnen die Kirche reichte. Von der Zeit an nahmen sie den Namen der regulirten Chorherren vom Orden des heil. Augustin an, durch welche Regel sie wieder blühend wurden.

Man hat ferner dem Cardinal Peter Damiani, der sich auch de Honestis nannte, die berühmten Satzungen der Chorherren von der Congregation der heil. Maria am adriatischen Hafen (in der Nähe von Ravenna) zuschreiben wollen; allein Penot und Andere haben dargethan, daß diese Satzungen keineswegs des Cardinals Werk sind, sondern dem Erbauer dieses Klosters, Peter de Honestis

Digitized by Google

nestis, angehören, der auch Vorsteher dieses Klosters war. Sie wurden von Paschalis II. gebilligt und so zweckmäßig befunden, daß viele nachherige Klöster sie annahmen und auch einige sich deshalb dem Kloster im adriatischen Hafen unterwarfen. Dieser Peter de Honestis starb 1119 am 29. Jan. Unter Gregor XII. hatte sich diese Verbrüderung durch üble Aufführung so weit in der öffentlichen Meinung heruntergebracht, daß man beschloß, diese Congregation von 8 Klöstern aufzuheben, das Hauptkloster zu zerstören und seine Güter zu verkaufen. Dies beiläufig zur Vermeidung einer falschen Meinung in Ansehung des Cardinals Damiani.

Nach Vollendung des Concils zu Rom 1059 begab sich Damiani wieder in sein Kloster, immer noch als Cardinal und Bischof von Ostia. Als solcher erwies er auch dem päpstlichen Stuhle noch einen wichtigen Dienst.

Nach Nicolaus II. Tode gerieth die Partei des Kaisers mit der päpstlichen Partei über die Wahl eines neuen Papstes in harte Streitigkeiten; jede wählte für sich einen Papst. Da wurde 1061 Peter Damiani zur Vertheidigung der päpstlichen Partei gegen die kaiserliche aufgerufen. Je selbständiger sich Heinrich III. in Beziehung auf den römischen Stuhl gezeigt hatte, desto wichtiger war die Sache der hierarchischen Macht. Und Damiani schrieb und handelte so viel und klug für Alexander II., daß dieser als Papst anerkannt wurde.

Um so schmerzlicher mußte es allen Freunden der Hierarchie seyn, daß Peter Damiani 1062 völlig entschlossen seine bischöfliche und Cardinals-Würde niederlegte. Das Sträuben des Papstes und die mächtige Gegenrede seines Freundes, des Cardinals Hildebrand, so vieler und heftiger Mittel sich der letzte auch bediente, änderten nichts an seinem Entschlusse. Höchst merkwürdig ist in dieser Angelegenheit seine, an den Papst Alexander II. und an den Cardinal Hildebrand gerichtete Vertheidigungsschrift, die sich im III. T. seiner Werke befindet: Apologeticus ob dimissum episcopatum, worin er unter Anderm mit dem freimüthigsten und treffendsten Scherz seinen Cardinalscollegen und Freund Hildebrand „seinen schmeichelnden Tyrannen und heiligen Satan" nennt, der ihn mit Ohrfeigen gestreichelt und mit Adlerskrallen betastet habe ꝛc. Damiani erbietet sich auch um seines Ungehorsams willen zu noch mehr als hundertjähriger Buße, d. i. nach seiner eigenen Erklärung an andern Orten, zu zwanzigmaliger Absingung des ganzen Psalters mit der mäßigen, genau gerechneten, Anzahl von 300,000 Geißelhieben. Mit unbeweglicher Festigkeit setzte Damiani den Rücktritt von seinen hohen Ehrenämtern durch, was ihm Hildebrand, der seinen Einfluß wohl erkannte, nie verzeihen konnte.

Ob nun gleich der standhafte Klosterbruder in seiner Einsamkeit mit aller mönchischen Strenge lebte und sich sogar den im Benedictinerorden gewöhnlichen Handarbeiten nicht entzog, was die hölzernen Löffel beweisen, die er, vielleicht in einer Anwandlung von spottender Laune, die ihm zuweilen eigen war, gegen den Prunk des römischen Statthalters Christi auf Erden, dem Papste zum sinnigen Geschenk, als Andenken an ihn, übersendete; so unterließ er es doch auch jetzt nicht, den kirchlichen Angelegenheiten außerhalb seines Klosters seine Aufmerksamkeit zu widmen. Fortwährend schrieb und handelte er für bessere Kirchenordnung und für Reformation des Klerus; fuhr fort, Simonie, äußern Prunk und unkeusche Werke der Geistlichkeit zu strafen. Bei allen Gelegenheiten empfahl er Geißel und Fasten als die wichtigsten Dinge zur Seligkeit, die auch die Hinterlist des Teufels zu überwältigen vermöchten. Vom Papste hielt er dieselben hohen Begriffe gegen die weltliche Macht fest, wie Hildebrand; ausdrücklich nennt er sie Könige der Könige und Fürsten der Kaiser, über Alles erhaben, was auf Erden ist. — Deshalb entblödete er sich selbst nicht im Mindesten, bei vorkommenden Fällen, die mit seinen Ansichten nicht stimmen wollten, auch selbst den Päpsten Zurechtweisungen zu geben, um deren Mißdeutung er sich wenig zu kümmern schien. Er schied den einzelnen Mann von der idealen Gewalt und wollte, daß der erste für die letzte da seyn und sich wirksam erzeigen sollte u. s. w. Übrigens scheint er dem Cardinal Hildebrand (dem nachmaligen Gregor VII.) manche wichtige Idee in seinen Gewaltsgeist gerufen zu haben, wie z. B. den ungeheuern Gedanken von der Weltherrschaft durch den Papst und vom Verbote der Priesterehe.

Wie thätig Damiani seine einmal gewonnenen Ansichten in Wirksamkeit des Lebens zu setzen sich beeiferte; wie geschickt durchgreifend er sich zur festern Begründung der Kirchengewalt bis an das Ende seines Lebens erwies, das weit einflußreicher angesehen werden muß, als man es, von Gregors Glanze geblendet, gewöhnlich ansieht, davon zeugen noch folgende bedeutende Aufträge, die er zum Vortheil der Kirche auf das Ehrenvollste vollbrachte. Um das Jahr 1069 wurde er nach Frankreich gesendet, den Zwiespalt des mächtigen Klosters Clugny zu beseitigen. Seine Reise nach Teutschland, die Würde des Papstes gegen Heinrich IV. zu behaupten, war von dem besten Erfolge, zu welchem ihm allerdings die Unzufriedenheit vieler Teutschen mit dem Kaiser leicht verhalf. Die Härte und der gebieterische Ton, womit er sich der Ehescheidung Heinrichs widersetzte, sind deutliche Beweise, in welcher Verwandtschaft sein Wesen in einzelnen Punkten mit dem Gregors VII. stand. Seine letzte Sendung ging nach Ravenna, wo der Erzbischof Wibertus sich mit seiner ganzen Stadt auf des Kaisers Seite gewendet hatte. Auch dieses Geschäft brachte er zur völligen Zufriedenheit der immer höher strebenden Hierarchie zu Stande. Von da zurückreisend, verfiel er zu Faenza in eine hitzige Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte am 23. Febr. 1072.

Wenn nun allerdings zugestanden werden muß, daß diesem höchst bemerkenswerthen Vorarbeiter und Zeitgenossen Gregors VII. der Geist freier Forschung völlig abging, so wird man sich doch darüber nicht im Geringsten zu verwundern haben, wenn man jene trüben, finstern Zeiten der Mitternacht nur einigermaßen in's Auge faßt. Noch weniger wird es ihm zum Vorwurf gemacht werden können, daß er weder griechisch noch hebräisch verstand, da die Gelegenheit, beide dem Theologen wichtige Sprachen zu erlernen, damals im Abendlande äußerst selten war. Daß in jenen Zeiten des geistigen

Digitized by Google

Völkerschlafes die Welt von den kläglichsten Schrecken des tiefsten Wundertraumes sich schwer ermattete, ist Jedem bekannt. Wie hätte der Freund der Geißel der allgemeinen Finsterniß sich entäußern sollen? Dagegen war er mit den Kirchenvätern und den canonischen Gesetzen außerordentlich vertraut. Sein Glaubensbekenntniß war so streng athanasianisch, daß er eine Abweichung davon selbst an Päpsten ahndete. Eben so groß war seine Liebe zur Sittenreinigkeit, wenn auch nach dem verkehrten Begriff abtödtender Möncherei. Damiani übte, was er lehrte; war er im Irrthum, so lag dies am Mangel hellerer Einsicht, nicht an seiner Rechtlichkeit. Seine Vorliebe zur Verehrung der Märtyrer und aller Heiligen, ganz besonders ausgezeichnet der Jungfrau Maria, ist eben so zeitgemäß, als übereinstimmend mit seiner ganzen Richtung, die nach stark aufopfernden Thaten sich sehnte, um eines Himmelreichs willen, dessen Wesen und Zusammenhang mit dem Leben des sinnlichen Erdengenusses zu erforschen, ihn und die ganze damalige Zeit wenig kümmerte. Wie stark sich eine zu sehr verschmähete Sinnlichkeit an dem Menschen rächt, wie gewöhnlich sie sich in solchen Gemüthern in Dinge mischt, wohin sie gar nicht gehört, wie widrig, unnatürlich und Verstandüberwältigend sie sich dann zeigt, offenbart sich auch an ihm. In seinen häufigen Predigten über die heil. Jungfrau herrscht ein so sinnliches Spiel, wie es eben nur unter Mönchen getroffen wird, denen es lieb ist, unter dem Heiligenschirme sich noch zum Verdienst anzurechnen, was sie im gewöhnlichen Laufe des Lebens zu verschmähen sich zwingen. Diese phantastische Lust ging in ihm so weit, daß er sogar versicherte, Gott selbst sei von der ausnehmenden Schönheit der Jungfrau Maria so gewaltig ergriffen und in Feuer und Flamme gesetzt worden, daß er, von heftiger Liebe entbrannt, alsbald die Schaar der heiligen Engel versammelt und ihnen das Geheimniß der Erlösung der Menschen bekannt gemacht habe. Derohalben sei nun auch sogleich von Gott der Erzengel Gabriel mit einem Briefe an die heil. Jungfrau abgeschickt worden, worin ihr Gott Alles gehörig auseinandergesetzt und erklärt habe (Serm. X. de annunciatione B. V. Mariae).

In seinen Schriften finden sich auch viele kleine Gedichte, von denen die meisten die gewöhnliche Mönchsandacht athmen und nur zu den mittelmäßigen gerechnet werden können. Einige zeichnen sich jedoch durch feinen, treffenden Spott und leichten Scherz aus, was auch hin und wieder von manchen seiner Briefe zu rühmen ist. Daß der fromme Mann es nicht versäumt hatte, die Weit in ihren Sünden zu beobachten, beweist sein oben angeführtes Werk: Liber Gomorrhianus. Außer seinen Episteln und Gedichten schrieb er noch: Sermones; vitas Sanctorum; de eleemosyna; de horis canonicis; contra Clericos intemperantes; de vita eremitica; expositionem mysticam libri Geneseos, gedruckt zu Rom mit Anmerkungen von Constantin Cajetan, und zu Paris 1642 in vier Folianten. In der Pariser Ausgabe vom J. 1663 steht viel Untergeschobenes ohne das Buch de correctione Papae et episcopi, was zu Frankfurt 1614 und 1621 herauskam, auch in Goldast's Monarchia T. II. aufgenommen worden ist. Vor den Sammlungen seiner Werke stehen gewöhnlich mehre Lebensbeschreibungen des frommen Mannes, unter welchen vorzüglich zu nennen sind: Vita B. Petri Damiani per Joannem Monachum, ejus discipulum, cum commentar. etc. in Mabillon. Actis Sanctorum Ord. S. Benedict. P. II. Sect. VI. — Ferner: Jakob Laderchio (ein Presbyter des Oratoriums zu Rom) Vita S. Petri Damiani, S. R. E. Cardinal. Episc. Ostiensis, in VI. libros distributa. T. III. (4.), Romae 1702 (selten, wegen der wenigen Abdrücke, und äußerst weitschweifig, doch mit nützlichen kirchenhistorischen Bemerkungen). Seine Freunde preisen ihn ungemein als wunderthätigen Heiligen. Vor Allen ist Laderchius gegen die Kirche entrüstet, daß sie diesen frommen Mann nicht förmlich canonisirt hat. Dagegen erklären Andere, selbst unter seinen Glaubensgenossen, manche seiner Lehren für verwerflich. Darunter gehört namentlich seine Behauptung: die Selen derer, die im Fegefeuer geläutert würden, erfreuten sich des Sonntags der Vergünstigung, sich gleichsam wie Vögel aus dem Pfuhl der Qual zu erheben und an ergötzliche Örter zu fliegen. Andere erklären sich gegen seine Meinung, Christus selbst habe bei seiner Taufe das Priesterthum empfangen. Am meisten hat man es ihm verdacht, daß er den Papst Liberius einen Ketzer und Empörer gescholten, was ihm doch als einem eifrigen Athanasianer und einem rechtlich Gläubigen kaum anders möglich sein konnte, da Liberius offenbar nach Überreichung des Sirmischen Glaubensbekenntnisses sich nachgiebiger gegen die Arianer zeigte, als es sich mit Damiani's Orthodoxie vertragen konnte, was an seinem Orte genauer auseinander zu setzen ist. (*G. W. Fink.*)

DAMIANI- und COSMAE-ORDEN. Dieser Ritterorden des heil. Damian und Cosmos soll 1030 zu Jerusalem seinen Anfang genommen haben. In diesem Jahre, erzählen Einige, haben mitleidige Christenseelen der vielen kranken Pilger wegen in der heil. Stadt ein Krankenhaus erbaut, in welchen sie alle Nothleidenden ohne Unterschied, auch losgekaufte Sclaven aufnahmen, sie in Allem unterstützten und namentlich für ihre Genesung sorgten, wobei sie besonders die oben genannten beiden Heiligen anriefen, die sie sich zu ihren Schutzpatronen erwählten, weil beide arzneikundige Männer gewesen seyn sollen. Da dieser christliche Verein mit großen Aufopferungen nicht nur Kranke verpflegte und die Todten ehrlich zur Erde bestattete, sondern auch Gefangene loskaufte und ihnen durch Unterstützung dazu verhalf, daß sie zu den Ihrigen zurückkehren konnten: so wurden sie, wie die übrigen Hospitaliter, der Ehre theilhaftig, zu Rittern ernannt zu werden, deren Verein Johann XX. bestätigt und sie unter die Regel des heil. Basilius gethan haben soll. Diesen mildthätigen und im Kampfe gegen die Ungläubigen sehr tapfern Männern wird zum Abzeichen ein weißer Mantel mit rothem Kreuz gegeben, welches in der Mitte ein Schild mit den Gestalten der beiden Heiligen gehabt habe, nach denen der Orden benannt ist. Man gibt vor, nach dem Erlöschen der Kreuzzüge sei auch der Orden erloschen, den Helyot selbst für einen untergeschobenen erklärt, der durch eine Verwechse-

Digitized by Google

lung mit den Rittern von der Buße der Märtyrer, die zu den regulirten Chorherren gehörten und sich eben so trugen, entstanden sein mag. (*G. W. Fink.*)

DAMIANI, Johann von Tuhegli, (aus einer ungrischen adeligen Familie, die aus Bosnien stammte, und ihr Prädicat Tuhegli von einem Dorfe in Bosnien führte, entsprossen) ein Sohn des k. k. Obersten Lucas Damian von Tuhegli, wurde am 21. Juni 1710 geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, kam er im J. 1726 nach Rom. Der Papst Benedict XIV., dem er angelegentlich empfohlen war, schickte ihn in das Collegium Pontificium, SS. Apostolorum Petri et Pauli zu Firmio, wo er unter dem Rector des Collegiums, Domherrn Tiberius Pacalorzi und anderen Professoren den philosophischen und theologischen Cursus mit Beifall absolvirte. Der dasige Erzbischof, Fürst Alexander Borgia, weihte ihn am 6. März 1735 zum Priester. Nach seiner Rückkehr nach Rom empfahl ihn der Papst Clemens XII. dem Graner Erzbischof und Primas von Ungern, Emrich Eßterházy, der ihn im Vaterlande wohlwollend aufnahm und am 12. August 1737 zum Domherrn der Collegiatkirche ernannte. Während der Vacanz des Graner Erzbisthums ernannte ihn die Königin Maria Theresia am 2. Januar 1749 zum Primicerius oder Cantor der Preßburger Collegiatkirche. Bald darauf ernannte ihn der Waitzner Bischof, Graf Althann, zu seinem Vicar in der Waitzner bischöflichen Diöcese, zum Auditor Caussarum, Canonicus, Archidiaconus, Pönitentiarius der Waitzner Kathedralkirche und zum Rector des Seminariums des heiligen Karl Borromäus. Nach dem Tode des Bischofs Althann legte er die zwei ersten Aemter nieder und gewann dadurch mehr Muße zur Schriftstellerei. Endlich ernannte ihn der Wiener Fürst Erzbischof und Administrator des Waitzner Bisthums, Cardinal Christoph Migazzi am 10. April 1768 zum Custos der Waitzner Kathedralkirche. Er starb in Waitzen. Im Druck erschienen von ihm folgende Werke, von welchen das dritte in kirchenhistorischer Hinsicht sehr merkwürdig und, weil es von der toleranten und gerechten Königin confiscirt wurde, jetzt über rarissimus ist. 1) Maria, Dei genitrix virgo, in primo suae animationis instanti speculum sine macula. Posonii 1759. 8. 2) Doctrina verae Christi Ecclesiae ab omnibus praecipuis antiqui, medii et novi aevi haeresibus vindicata. Posonii 1762. 8. 3) Justa religionis coactio, seu apodixis, quod Reges, Principes, Magistratus et Dynastae Romano-Catholici, habita occasione et opportunitate possint ac debeant Acatholicos in suis ditionibus commorantes cogere mediis etiam vivlentis et extremis (quoties mitiora non possint) ad amplectendam veram et unicam salvificam Romano-Catholicam fidem. Budae 1765. 8. Diese Schrift predigt unverhohlen Religionszwang und wurde deswegen gleich nach ihrem Erscheinen von der Regirung unterdrückt *). In der Handschrift hinterließ er ein Examen libri symbolici Russorum. (*Rumy.*)

*) Dieses Werk wäre der Feder eines spanischen Inquisitors angemessener gewesen, da es in Ungern nie eine Inquisition gab und das grausame Reichstagsgesetz des schwachen Königs Ludwigs II. „Lutherani comburantur" schon unter seinem weisen Nachfolger Ferdinand I. aufgehoben wurde. Auch der tolerante Piarist P. Alexius Horányi sagt von jenem Werke treffend: „Liber hic merito a clementissima et christianae caritatis publiceque tranquillitatis amantissima Hungariae aula suppressus est; inaudita est enim illa praedicatio, teste S. Gregorio lib. VII. Mor. quae verberibus fidem exigit." Damiani's vastes Werk: „Maria triumphans de omnibus veteribus et recentioribus Antidicomarianitis," welches nicht zum Druck gelangte, hat gleichfalls eine anzügliche polemische Tendenz.

DAMIANI, Wilhelm Friedrich von Tuhegli, Bruder des vorhergehenden, geb. am 18. Jan. 1714, gest. als Domherr der Preßburger Collegiatkirche am 17. Juni 1760, studirte mit seinem Bruder die philosophischen und theologischen Wissenschaften in dem Collegium zu Firmio und wurde gleichfalls von dem Papst Clemens XII. dem Primas von Ungern und Graner Erzbischof Emrich Eßterházy empfohlen, der ihn sogleich in das Preßburger Domkapitel aufnahm. Er verfaßte ebenfalls zwei polemische, sehr anzüglich geschriebene Werke über die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Lehre: Synopsis vitae, missionis, miraculorum et evangeliorum Martini Lutheri et Joannis Calvini und Synopsis doctrinae Martini Lutheri et Joannis Calvini, welche nach seinem Tode sein Bruder Johann zu Ofen im J. 1761 im Druck in Octavform herausgab *). (*Rumy.*)

Damianissinnen s. Clarissinnen. (Thl. XVII. S. 858.)

DAMIANISTEN haben vom Bischof Damianus, der zu Alexandrien Patriarch war, ihren Namen. Er stimmte in seiner Lehre von dem göttlichen Wesen bis auf einige nähere Auseinandersetzungen, oder vielmehr von den Gegnern übel verstandene Redensarten, mit Philoponus überein, dessen Anhänger Philoponisten genannt werden. Weil man ihre Lehre so deutete, als besäße jede Person der Dreieinigkeit einen besondern Theil der Gottheit; so nannte man sie auch Tritheiten. Die Damianiten wurden sogar Tetraditen genannt, weil man meinte, Damianus trenne die göttliche Natur noch von den 3 Personen und halte sie für eine vierte Person, was jedoch auf falschen Folgerungen beruhete. Alle diese Sectirer blüheten im 6. Jahrhundert. Auf einer Synode zu Constantinopel um das Jahr 565 wurden sie verdammt, erhielten sich aber bis in das 7. Jahrhundert. (*G. W. Fink.*)

DAMIANO, Fra, aus Bergamo, Laienbruder des Ordens der Predigermönche, gest. den 30. August 1549, ist einer der größten Intarsiatori Italiens. Sabba da Castiglione sagt von ihm: er mache aus Holz, was kaum Apelles mit dem Pinsel nachahmen könnte [1]). Leandro

*) Auch von diesen zwei polemischen unziemlichen Schriften sagt der gute tolerante Piarist P. Alexius Horányi in seiner Memoria Hungerorum scriptis editis notorum sehr treffend: „Utinam haec opuscula lucem non vidissent, ne tenerioris conscientiae hominibus offendiculo esse quant!"

1) „Il quale non solo nelle prospettive, ma nelli paesi, ne' casamenti, nelli lontani, e che più è nelle figure fà con il legno tutto quello che appena farebbe il grande Apelle con il pennello etc." Notizia degli artefici e delle opere del disegno del secolo XVI. tratta dai ricordi di *Sabba da Castiglione* milanese cavaliére gerosolimitano in *da Rio.* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1818. Tomo XXXVI. p. 226.

Digitized by Google

Alberti[2]) spendet seiner Kunst ähnliche Lobeserhebungen. Seine besten Arbeiten befinden sich in der Dominikanerkirche zu Bologna, wo schon im Jahre 1531 der Papst Clemens VII. und der Kaiser Karl V. sie bewunderten. Keyßler[3]) erwähnt diese artigen Intarsiature oder eingelegten Holzarbeiten, ohne jedoch ihren Verfertiger zu nennen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAMIANO, Damjano, (St.), zwei Marktflecken in dem sardinischen Fürstenthum Piemont: 1) an der Maira, in der Prov. Coni, mit 1498 Einw., und 2) am Borbo, in der Prov. Asti, mit Mauern umgeben, hat 6109 Einw., welche einen starken Seidenbau unterhalten. (*H.*)

DAMJANO, (St.), Flecken in der päpstlichen Delegation Forli, am Fl. Sario, mit 1300 Einw. (*H.*)

DAMIANOVICH (spr. Damianowitsch), Basilius, Senator und Stadtrichter in der königl. Freistadt Zombor in der Batscher Gespanschaft in Ungern, ein geborner Serbe, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., verfaßte eine Arithmetik in serbischer Sprache, die zu Venedig unter dem Titel: Nowaja Serbskaja Arithmetica etc. (Neue serbische Arithmetik) 1764 in 8. im Druck erschien.

(*Rumy.*)

DAMIANSK, ein Eisen- und Kupferwerk in der russischen Statthalterschaft Perm in Asien, das ehedem 20 Kupferöfen hatte, wovon aber nur noch einer im Gange ist. Außerdem sind hier 3 Hammerhütten mit 7 Heerden, 1 Ankerschmiede mit 2 Heerden und 2 gemeine Schmieden mit 5 Essen. (*J. C. Petri.*)

DAMIANUS. Es gibt mehre dieses Namens, von denen wenig zu berichten ist. Einer soll vom römischen Bischof Eleutherius 181 in Gesellschaft des Fulgatus nach England zum König Lucius gesendet worden sein, ihn und sein Volk im Christenthume zu unterweisen. Es ist Fabel.

Damianus, Erzbischof zu Ravenna, wo sich seine Eltern aus Dalmatien niedergelassen hatten. Sergius erhob ihn zu dieser Würde 691. Durch die Kraft seines Gebetes soll er einen ganz verstockten Juden bekehrt und einen Todten wieder lebendig gemacht haben. Zwei große Wunder. Er starb 707.

St. Damianus, von vornehmen Eltern geboren, gelehrt als Theolog und gerühmt als Dichter, wurde in seiner Vaterstadt Pavia 680 zum Bischof ernannt. Vor Allem ist seine Epistel wider die Monotheleten gerühmt, die auch auf dem Concil gegen die genannten Ketzer zu Constantinopel vorgelesen wurde. Noch machte er sich durch ein Armenhaus nützlich, das er in Pavia erbauen ließ. Er soll den Lombarden einen Frieden mit dem Kaiser ausgewirkt haben. Er starb 710. Zu seinem Feiertage wurde in der Folge der 12. April angesetzt.

Diesen Festtag theilt er mit einem Märtyrer gleiches Namens, von dem sich nichts Bestimmtes ausmitteln läßt. Die wunderthätigen Gebeine dieses unbekannten Heiligen wurden unter Urban VIII. ausgegraben und in das Barfüßer-Collegium zu Salamanca gebracht.

Ferner wird noch ein Soldat Damianus genannt, der in Alexandria sein Blut um des Glaubens willen vergossen haben soll. Man hält ihn zuweilen mit Jenem für eine Person und weiß von Beiden nichts Bestimmtes. Auch diesem wurde der 12. April gewidmet.

(*G. W. Fink.*)

Damias s. Damia.

DAMIENS, Robert François, Königsmörder, Sohn eines armen Mannes, in dem Dorfe Tieuloy in Artois, wo er den 9. Januar 1715 geboren war. Frühe äußerte sich sein böses Gemüth in schlechten Thaten, daher man ihn Robert den Teufel (Robert le diable) nannte. Zweimal wurde er Soldat, war 1754 bei der Belagerung von Philippsburg, desertirte, begleitete einen Grafen Raymond nach Baiern, und war nach seiner Rückkunft mehre Jahre in verschiedenen Häusern zu Paris Bedienter, auch Aufwärter in dem von Ludwig XIV. gestifteten Jesuitenkollegium, wo er Gelegenheit hatte, einige Kenntnisse zu sammeln. Sein unsteter Geist, seine bösen Streiche und düstern Schwärmereien, die zuweilen fast in Wahnsinn ausarteten, trieben ihn von einem Orte zum andern, und die Heirath mit einem gutgesinnten Dienstmädchen vermochte nicht ihn zu bessern. Da er einem Petersburger Kaufmann, bei dem er diente, 240 Louisd'or gestohlen hatte, floh er aus Paris, und irrte 5 Monate unter allerlei Namen und Gestalten in der Gegend von St. Omer, Dünkirchen und Brüssel herum. Seine Melancholie und schwärmerische Gemüthsstimmung nahm immer mehr zu, daher er öfters zur Ader ließ, viel Opium verschluckte und einmal sogar Gift nahm, um der Unruhe in seinem Innern zu steuern. In einem ganz verwirrten Zustande kam er im December 1756 zu Frau und Tochter nach Paris zurück, und verließ sie mit der Äußerung, sie würden ihn nicht mehr sehen. Er hatte, bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Volks über die Mißhelligkeiten des Königs mit dem Parlamente, mancherlei, zum Theil unüberlegte Deklamationen über das Betragen des Erzbischofs von Paris gegen die Jansenisten und über das harte Verfahren des Königs gegen das Parlament gehört. Dadurch wurde seine Phantasie so erhitzt, daß er am 3. Januar 1757 wie wahnsinnig nach Versailles rannte, um Ludwig XV., wie er nachher behauptete, nicht zu ermorden, sondern auf andere Gedanken zu bringen. Als der König am 5. Januar in der Abenddämmerung, in Begleitung des Dauphins und anderer Prinzen und Herren in den Wagen steigen wollte, um nach Trianon zu fahren, drängte sich Damiens durch die Wachen, und versetzte dem Könige einen Messerstich in die rechte Seite, der ungefähr drei Daume weit eindrang. Die Wunde war nicht tödtlich, und schon am 16. Januar konnte wegen der völligen Genesung des Königs das Te Deum gesungen werden. In den Verhören, die mit Damiens, der sogleich verhaftet ward, angestellt wurden, und unter den wiederholten Qualen der Folterung blieb er dabei, daß er nicht, wie man vermuthete, das Werkzeug einer geheimen Verschwörung sei, daß er den König nicht habe er-

2) Descrizione di tutta Italia. Venezia 1588. in 4.
3) Neueste Reisen durch Teutschland u. s. w. Neue Aufl. Hannover 1751. in 4. S. 933.

Digitized by Google

morden, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen, und daß er dies für verdienstlich halte. Man hatte die Jesuiten im Verdacht, daß sie an dem Verbrechen einigen Antheil hätten; allein es fehlt an hinreichenden Gründen für diese Vermuthung. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Klagen des Volks über die Härte des Erzbischofs Beaumont von Paris gegen die Jansenisten, und die Klagen über die schlechte Regirung die Einbildungskraft des schwärmerischen Menschen dermaßen erhitzten, daß er in einem Anfalle von Wahnsinn die That verübte. Ein Arrêt der großen Kammer verurtheilte den Mörder: „daß er, nachdem ihm die Hand durchstochen, und dieselbe bei einem gelinden Feuer verbrannt worden, mit glühenden Zangen zerfleischt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt werden sollte." Diesen martervollen Tod erduldete Damiens am 28. März 1757 auf dem Greveplatze zu Paris mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Seine ganz unschuldige Familie und Verwandtschaft wurde auf ewig und bei Todesstrafe aus dem Königreiche verbannt, und das Haus, in dem der Unglückliche geboren war, wurde niedergerissen, und befohlen, daß in ewigen Zeiten auf demselben Platze kein anderes Gebäude wieder errichtet werden sollte *).

(*Baur.*)

DAMIETTE, Stadt in Ägypten in 31° 25′ 53″ N. und 29° 29′ 15″ östl. von Paris an der Mündung des danach benannten Nilarmes, liegt auf einer Halbinsel, welche vom Flusse, dem Meere und dem See Menzaleh gebildet wird. Die Stadt ist in Form eines halben Mondes gebaut, wird vom Nil umflossen, und ein Kanal durchströmt sie der Länge nach. Sie wurde im J. 1250 erbaut, ist schmutzig und hat nach einigen 30000, nach andern 80000, wahrscheinlich nur gegen 14000 Einw. Hasselquist zählte zwölf Moscheen und mehre öffentliche Plätze. Die Umgegend ist von vielen Kanälen durchschnitten, um die Reisfelder zu bewässern; dadurch werden Mücken und Wechselfieber eine große Plage der Einwohner. Außerdem werden Waizen, Gerste und Mais gebaut. Erbsen und Bohnen sind die gewöhnliche Nahrung der Armen. In den Gärten zieht man Gemüse, Blumenkohl, Rüben, Lattuk, Melonen, Gurken, Arumwurzeln, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Pistazien, Datteln und Zuckerrohr. Aus dem Flachs, der um die Stadt in großer Menge wächst, wird hier und auf den umliegenden Dörfern viel Leinewand gemacht, die für die beste im Lande gehalten wird, besonders Servietten mit seidenen Franzen. Der See Menzaleh und der Nil sind reich an Fischen. Sie werden in Menge eingesalzen und damit, so wie mit Leinen, Reis, Getreide ein lebhafter Handel getrieben. Eingeführt werden Holz, Tabak und Seife von der syrischen Küste. (Nach Bruns Afrika I, 245. und Uckert im Weimar. Handb. d. Geogr. XXI, 194.) (*L. F. Kämtz.*)

Damiette, Arm des Nils s. Delta.

DAMIS. 1) S. Messenische Kriege. — 2) Der Reisegefährte des Apollonios von Tyana, s. diesen, Thl. IV. S. 441. — 3) Der pseudonyme epikurische Philosoph in Lucians Zeus Tragödos. (*H.*)

DAMIS. (Entomologie.) Eine von Fabricius errichtete Cicaden-Gattung aus der Abtheilung der Membraciden, wo der flache Oberrücken, an welchem weder Halskragen noch Schildchen besonders abgetheilt ist, sich an den Seiten so weit hinabbiegt, daß er die Deckschilde verbirgt, von denen nur der Außenrand im eingeschlagenen Zustande sichtbar bleibt. Man kennt gegen 30 Arten, die sämtlich in Südamerika einheimisch sind. (*Germar.*)

Damium s. Damia.

DAMM, auch Alt-Damm, früher Vadam, Damb, Damba, Damme, Stadt und Festung am Dammschen See und an dem Flusse Plöne im Kreise Stettin in Hinterpommern. Sie hat 1 Kirche. Die Zahl der Privat-Wohnhäuser war im J. 1777: 246, im J. 1794: 251, im J. 1819: 205, und im J. 1825: 232. Die Anzahl der Einwohner war im J. 1740: 1051, im J. 1791: 1771, im J. 1825: 2410. Im J. 1121 war der Ort, unter dem Namen Vadam, stark befestigt und ward nebst der Umgegend gänzlich von den Polen zerstört [1]). Der Ausdruck in einer Urkunde Herzogs Barnim [2]) in civitate Dambe, beweist, daß Damm im J. 1249 schon eine Stadt war. Früher mag sie auch Seehandel getrieben haben, da ein Urtheilsspruch des fürstl. Hofgerichts vom J. 1584 der Stadt Stettin das Recht, denselben ihr zu untersagen, zuerkennt [3]). Seit 1646 von den Schweden bedeutend befestigt, hat Damm Stettins Schicksale in den Kriegen fast immer getheilt. Wenn gleich die Nähe Stettins das höhere Emporkommen dieser kleinen Stadt gehindert hat, so gibt jene doch dem Verkehr im Kleinen viel Leben, schon allein wegen der vielen Durchfuhr, da alle Communication zu Lande zwischen Stettin und Hinterpommern über Damm geht, zwischen welchen beiden Städten ein 1 Meile langer Steindamm den einzigen Verbindungsweg bildet [4]). Mahl- und Schneidemühlen, Wollwebereien,

*) Pièces originales et procédures du procès fait a Damiens (par le Breton). Par. 1757. 4. et Voll. IV. 12. Les iniquités découvertes, ou recueil de pièces curieuses et rares, qui ont paru lors du procès de Damiens. 1760. 12. Voltaire siècle de Louis XV. ch. 37. Wolfs Gesch. der Jesuiten. 3 Th. 314. Gesch. des Rob. Damiens, aus dem Franz. Leipz. 1757. 8. (Ranfft) neue geneal. hist. Nachr. 8. Bd. 196 ff. 631 ff. Biograph. hinger. Pers. 2. Bd. 270—286. Baurs Lexikon aus d. 18. Jahrh. 1. Bd. 2. Aufl. 586—602.

1) Pet. Fr. Kanngießer's Bekehrungsgesch. der Pommern. 1824. S. 515. 2) Dreger's Urkunden. Berl. 1768. Fol. S. 305. Zeile 17 v. o. — Der Grenzvertrag zwischen Stettin u. Damb im J. 1308 findet sich im Pomm. Archiv. 1. Bd. 2. Stück 1783. S. 128. 3) Mikael VI. Buch. S. 613. 4) Fr. v. Restorff's Beschr. Pommerns. 1827. S. 101. — In Marian's Topogr. Duc. Pomer. fol. 1652. S. 46 heißt es: „Anno 1299 hat Herzog Otto den obgedachten, langen Damm anlegen lassen und zu Ansichtung desselben den Stettinschen für jede Klafter zweene Schillinge drei Jahr lang gegeben und ihnen noch dazu den Zoll darauf verliehen." — Des Herzogs Otto merkwürdige Befugniß des Magistrats zu Stettin, Materialien zur Reparatur und Conservation des Steindammes zwischen Stettin und Damm allenthalben (ubicunque fuerint in Nostro principatu) im Lande unentgeldlich herzunehmen; nebst Concession der Zollgerechtigkeit, vom J. 1299 steht im Pomm. Archiv. 1. Bd. 1. Stück. 1783. S. 111.

Digitized by Google

ansehnliche Leinwandmärkte und Fischerei führen den Einwohnern auch viele Nahrung zu.

Im Jahr 1710 und 1711 starb fast die ganze Stadt an der Pest aus [5]). (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMM, Christian Tobias, geb. zu Geithain in Sachsen den 9. Jan. 1699, ein Philolog rühmlichen Andenkens, war, nachdem er seine Studien zu Halle vollendet und eine Zeit lang an dem Waisenhause daselbst Unterricht ertheilt hatte, an verschiedenen Orten Hauslehrer, seit 1730 Conrector des Cölnischen Gymnasiums zu Berlin, seit 1742 Prorektor, und nachher Rektor bis 1766, wo er emeritirt wurde. Er war ein gründlicher Philolog und tüchtiger Schulmann, und hat in beiden Hinsichten den Nachfolgenden wacker vorgearbeitet. Die erste von ihm erschienene Schrift war Vestibulum Comenii, griechisch und teutsch 1731. 8. Nachher trat er mit Übersetzungen des Homer, Pindar, mehrer Reden und der Briefe Cicero's, des Panegyrikus von Plinius und der Reden des Maximus Tyrius (von 1731—1771) hervor. Diese seine Übersetzungen sind jetzt, nach so großer Umbildung der Sprache, vergessen, noch aber erhält sich im Andenken seine Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt, m. K. Berlin 1763, von welcher, bei Erscheinung der sechsten Auflage 1786, zugleich eine holländische Übersetzung zu Leiden herauskam. Nach seinem Tode wurde sie umgearbeitet erst von Friedr. Schulz (1787. 1797.) und dann von Levezow, und es erschien 1820 die siebzehnte Auflage davon. Wodurch er sich aber als Philolog ein bleibendes Denkmal gestiftet hat, das ist sein von eben so großer Gelehrsamkeit und angestrengtem Fleiße als Scharfsinn zeugendes Novum Lexicon graecum etymologicum et reale cui pro basi substructae sunt concordantiae et elucidationes Homericae et Pindaricae cum Indice universali alphabetico. Berl. 1765. gr. 4. Er brach damit für Lexikographie eine neue Bahn. Von diesem Werke, das nicht mehr im Buchhandel war, wird jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet, durch die wir, was dabei noch zu wünschen übrig blieb, erhalten werden. Nicht aber blos als Philolog, sondern auch als Theolog verdient er genannt zu werden, besonders insofern er von der philologischen Kritik Anwendung auf die neutestamentliche Exegese machte, wovon seine Übersetzungen des neuen Testaments zeugen. Zuerst erschien von ihm: Brief des Apostels Jakobus. Von neuem übersetzt und mit einigen Anmerkungen, nebst einem Anhange, erläutert von C. T. Damm. Berl. 1747. Diese sehr selten gewordene Übersetzung ist besonders durch ihren Anhang wichtig, worin Damm von den Ursachen Rechenschaft gibt, warum er diese und jene Stelle, dem Genius der griechischen Sprache gemäß, so und nicht anders übersetzt habe. Diese Übersetzung ist aber eine ganz andere als die nachher in seiner Übersetzung des ganzen N. T. erschienene: Das Neue Testament, von neuem übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, 3 Theile. Berl. 1764—1765. 4. Auf jedem der einzelnen Stücke steht noch: Von neuem übersetzt und mit einigen Anmerkungen für sorgfältige Leser begleitet; auf dem Titel des Briefes an die Epheser aber heißt es: Mit einigen Anmerkungen zur Reizung mehren Nachdenkens. Man kann hieraus schon vermuthen, daß es wol Manchen möge gegeben haben, der ihm nicht im Sinne des Superintendenten Solbrig zu Salzwedel, seines ehemaligen Lehrers, „Eifer vor die reine Lehre unserer Kirche" nachgerühmt haben werde, weil er Erklärung nicht von der philologischen Kritik, sondern aus dem dogmatischen System verlangte. Das Geringste war, ihn als Socinianer zu beschelten. (S. Bidermann Acta scholastica Vol. II. p. 410 fgg.) Er schrieb dann noch: Vom historischen Glauben. Berl. 1772. 8., worin, wie Saxe (Onom. lit. VI. 737) sagt: nonnulla irreverentius dicta de rerum sacrarum Annalibus insunt. Daß er um seiner Übersetzung des N. T. willen, wie Gley in der Biogr. univ. sagt, seiner Stelle entlassen worden wäre, ist nicht wahrscheinlich, denn Damm starb, als Friedrich der Große noch lebte, den 27. Mai 1778. Die Veranlassung, ihn zu emeritiren, gab die Vereinigung des Cölnischen mit dem Berliner Gymnasium. — Von seinen philologischen Arbeiten ist noch seiner Ausgabe des Rutilius (1760. 8.) zu gedenken.

(*H.*)

DAMM oder Deich (holl. Dyck), ein Aufwurf oder Wall von Erde oder Steinen, um das Vordringen des Wassers auf das Ufer zu hindern; oder auch, um das Wasser eines Flusses bis zu einer gewissen Höhe zu erheben, entweder zu Bewirkung der Schiffbarkeit oder um das Wasser in das neben liegende Mühlgerinne zu leiten. Die letztern werden zu dem Ende queer über den Fluß gezogen und heißen deshalb Schotts oder Staus Deiche; die ersteren hingegen, welche gewöhnlich längs dem Ufer hin laufen, werden See- oder Fluß-Deiche genannt, je nachdem sie an dem Meere oder an einem Strome liegen. Bei allen Deichen finden drei Hauptbedingungen statt: 1) Angemessene Lage und Höhe, zu Erreichung des vorgesetzten Zweckes, Sicherstellung des dahinter liegenden Landes, oder Erlangung einer gegebenen Höhe des Wasserspiegels; 2) hinreichende Standhaftigkeit, dem Druck und Stoß des Wassers, oder der vielleicht von demselben fortgeführten Körper zu widerstehen; 3) möglichste Wohlfeilheit der ersten Anlage und Unterhaltung. Die letztere Eigenschaft hat Einfluß auf die Lage des Dammes, wo die kürzeste Linie die wenigste Arbeit und Material erfodert, und daher auch die wohlfeilste ist. Man sieht leicht, daß diese Linie durch die Ferne der Ufer bedingt wird, den sie in ihren Krümmungen in so weit folgen muß, als es möglich ist, ohne die Flächen des Deiches dem Strome zu sehr auszusetzen und dadurch seinen Abbruch mehr oder weniger schnell herbei zu führen. Es muß nämlich vor jedem Deiche, zwischen ihm und dem Wasser, ein angemessenes Vorland bleiben, am Meere, um die Gewalt der Wogen in Etwas zu brechen; am Flusse aber, um dem angeschwollenen Wasser mehr Raum zum Abfließen zu geben, damit es eine geringere Höhe erreicht und den Deich nicht so leicht übersteigen kann, wovon das Durchbrechen desselben gewöhnlich eine unmittelbare Folge ist. Woltmann

5) Wurstrack's Nachtrag S. 110 hat falsch 1707.

Digitized by Google

(Beiträge zur hydraulischen Architectur 1792) verlangt am Meere und bei großen Flüssen 240 bis 288 rheinl. Fuß als Vorland; Brünings gab seinen Deichen am Unterrhein 600 Fuß, will dasselbe aber am Meere auf 1200 Fuß vergrößern. Unter allen Umständen muß nicht allein das Querprofil, sondern auch die Geschwindigkeit des Stromes und die größte Höhe desselben, wenn er angeschwollen ist, dabei in Anschlag kommen. Ein allgemeiner Grundsatz ist es übrigens, bei Bestimmung der Richtungslinie des Deiches nur diejenigen Ländereien einzuschließen, deren Werth mit den Baukosten ihrer Umdämmung in gehörigem Gleichgewichte stehet. Die Richtungslinie des Deiches darf daher ebenso wenig allen Krümmungen (Serpentinen) des Flusses folgen, als dieselben alle ausschließen und in gerader Linie fortlaufen, die zwar die kürzeste ist, aber auch das meiste Land von der Deckung ausschließt. Ein Hauptgrundsatz bei allen Eindeichungen ist, scharfe Ecken zu vermeiden, weil diese bei hohen Fluthen dem Wasserstoß mehr ausgesetzt sind, und doch den geringsten Widerstand leisten. Die eingehenden und die ausspringenden Winkel werden daher in flache krumme Linien verwandelt, daß eine ununterbrochene aus- und einwärts gekrümmte Linie entsteht. Bei den concaven Bögen ist der Kreis der einfachste und leichteste, sobald seine Schenkel sich zu beiden Seiten unmerklich an die daran stoßenden Linien schließen, und der Bogen aus einem Mittelpunkt beschrieben werden kann. Er hat, in unmittelbarer Berührung mit Strom und Eis, noch den Vorzug, weniger von den Angriffen derselben zu leiden, als jeder andere Bogen, weil jene eine Centrifugalkraft bekommen, die sich umgekehrt wie der Halbmesser verhält. Weil jedoch die Deiche gewöhnlich weiter von dem Ufer zurück und folglich außer den eigentlichen Stromstrich gelegt werden, leiden sie — wenige seltene Fälle ausgenommen — mehr an ihren ausspringenden als an den einwärts gehenden Krümmungen; während an den Ufern selbst das umgekehrte geschieht. Jener Vorzug des Kreises verschwindet dadurch und die Art der krummen Linie wird gleichgiltig, bei der es nun blos darauf ankommt, sie mit den beiden anstoßenden Linien des Deiches zu verbinden. Um nun zu bestimmen, welche von den krummen Linien zu wählen ist, je nachdem der Punkt s (Tab. II. Fig. 1.) mehr oder weniger von dem Punkte M entfernt liegt, so setze man die senkrechten Ordinaten sp = x und pr = y; ferner Rx = dx und Rm = dy, so wird

$$Mp : y :: dx : dy;$$

ist nun h = Mp; so wird (1) $dx = Mp \cdot \frac{dy}{y} = \frac{hdy}{y}$.

1) Man hat für den Kreisbogen $yy = 2ax - xx$; und $ydy = adx - xdx$; die Abscissen von dem Bogen an gezählt. Es ist daher $dx = \frac{ydy}{a-x}$, und durch die vorherige Gleichung (1) $\frac{hdy}{y} = \frac{ydy}{a-x}$ oder $c(a-x) = yy$; folglich $a = \frac{yy+hx}{h}$; deshalb ist $a = \frac{yy+xx}{2x} = \frac{yy+hx}{h}$. Es ist aber $x = h \text{ tang. } \alpha$ (Sec. α — tang. α) = ps, weil $y = pr = h \text{ tang. } \alpha$. $h \text{ tang. } \alpha^2 + x = \frac{hh \text{ tang. } \alpha^2 + xx}{2x}$; oder $xx + 2h \text{ tang. } \alpha^2 = hh \text{ tang. } \alpha^2$. Sobald demnach der gegebene Punkt weiter oder näher an p liegt, als ps, so läßt sich kein Kreis durch denselben ziehen, der die Tangenten LM und MN in r und t berührt.

2) Für die Parabel ist die Gleichung $ax = yy$; deshalb wird nach (1) $dx = \frac{2ydy}{a} = \frac{hdy}{y}$; daher $a = \frac{2yy}{h}$ und $a = \frac{yy}{x}$; daher $2yyx = yyh$, oder $x = \frac{1}{2}h$; nämlich s muß in der Mitte zwischen M und p liegen oder $Ms = sp = \frac{1}{2}Mp$ seyn, wenn die krumme Linie eine parabolische ist.

3) Sobald hingegen $x < \frac{1}{2}h$, folglich s näher an p als an M liegt, kann die Linie rst eine Ellipse seyn. Wenn man nämlich die Abscisse von dem Scheitel an rechnet, ist die Gleichung für jene $yy = px - \frac{pxx}{2a}$, wo p den Parameter $= \frac{2bb}{a}$ ausdrückt. Es wird aber

$$2ydy = pdx - \frac{2pxdx}{2a}, \text{ oder } dx = \frac{2aydy}{pa-px};$$

deshalb nach (1) $\frac{hdy}{y} = \frac{2aydy}{pa-px}$ oder $hp(a-x) = 2ayy$, und $p = \frac{2ayy}{h(a-x)}$; so auch $p = \frac{2ayy}{2ax-xx}$; folglich

$\frac{2ayy}{ha-hx} = \frac{2ayy}{2ax-xx}$ und daher $ha - hx = 2ax - xx$. Zwar kann a nicht als bekannt angenommen werden, daher bekommt man keinen bestimmten Werth für x; allein man weiß, daß $a = Cs$, der halben Queraxe, eine positive endliche Größe seyn muß; da nun $xx - hx = 2ax - ha$, so ist $a = \frac{xx-hx}{2x-h}$. Nun muß $h > x$, oder dieses doch nicht größer als h seyn und der Scheitelpunkt s allezeit zwischen M und p liegen. Ist $h = x$ wird $a = o$; ist hingegen $h > x$, so wird $hx > xx$ und deshalb $xx - hx$ eine negative Größe, daher muß auch $2x - h$ negativ und $h > 2x$ seyn, denn ist $h = 2x$ so wäre die krumme Linie keine Ellipse, sondern eine Parabel.

4) Auch bei der Hyperbel ist die halbe Queraxe a unbekannt, und man kann daraus für x keinen einfachen Werth finden, sondern muß denselben wie vorher aus den Eigenschaften und der Grenze von a finden. Die Gleichung ist

$$yy = px + \frac{pxx}{2a}; \text{ daher } 2ydy = pdx + \frac{pxdx}{2},$$

folglich $dx = \frac{2aydy}{ap+px} = hdy$ (1) daraus $p = \frac{2ayy}{ah+hx}$ und eben so $p = \frac{2ayy}{2ax+xx}$ folglich $ah + hx = 2ax + xx$, und deshalb $a = \frac{xx-hx}{h-2x}$. Wie bei der Ellipse, darf x nicht größer als h, und a muß eine positive endliche Größe seyn, aber eine andere Lage haben, nämlich Ks, so daß der Scheitelpunkt s näher nach M als nach p zu liegt. Um demnach die beiden Linien Lr und Nt durch eine krumme Linie zu verbinden, ist die Art derselben

Digitized by Google

den völlig gleichgiltig, sobald sich kein dritter gegebener Punkt s, u oder v findet. Im entgegengesetzten Falle aber wird derselbe als Scheitelpunkt angesehen, und durch denselben MC gezogen nebst den beiden senkrechten rp und tP. Ist nun Ms = sp, so muß die krumme Linie eine paraboliſche seyn; ist hingegen pv < Mv, wird die Linie eine elliptiſche oder auch ein Kreisbogen, hingegen eine hyperboliſche, wenn Mu < pu ist.

Zur Bestimmung der convexen Bögen auf dem vorspringenden Ufer muß man den Werth des durch Deiche geschützten Ackerlandes gegen den der unbedeichten Wiesen halten und den Unterschied derselben (z. B. 200 Thlr. auf jeden Morgen von 400 Quadr. Ruthen) gegen die Kosten der Anlage von 1 Ruthe neuen Deiches vergleichen. Setzt man diese auf 40 Thlr., so bekommt man — weil $\frac{200}{400} = \frac{1}{2}$ Thlr. — (durch $\frac{1}{2} : 40 :: 1 : 80$) 80 Quadr. Ruthen, als so viel mit 1 laufenden Ruthe Deich umschlossen werden müssen, wenn Kosten und Gewinn in gehörigem Verhältniß stehen sollen. Stellet (Fig. 2.) KPLRM die ausspringende Deichesecke vor, die bei Q abgerundet werden soll, so wird der dahinter liegende Streifen Landes näher gegen K und M größer als 80 Q. R. seyn, gegen die Spitze L hin aber kleiner werden. Es ist daher der Punkt p oder r zu suchen, wo beide Werthe im Gleichgewichte stehen. Setzt man $Lp = Lr = x$; $LP = LR = x - \frac{1}{n}$; $CLK = \frac{1}{2} KLM = \alpha$ und $LCp = \beta = 90° - \alpha$, weil auf den angenommenen Endpunkten der krummen Linie P, p, R, r senkrechte stehen, die sich in C und c durchschneiden, und aus welchen die Bögen pqr gezogen werden können, zu denen KL und ML Tangenten sind, so bekommt man

$$\text{Rad. } Cp = x \text{ tang. } \alpha;$$

$$\text{Rad. } cP = \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha;$$

$$\text{arc. } pqr = \frac{2\beta}{360} 2\pi . x \text{ tang. } \alpha.$$

$$\text{arc. } PQR = \frac{2\beta}{360} 2\pi . \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha.$$

Es ist demnach die Linie $Kpqr M = \frac{4\beta}{360} \pi x \text{ tang. } \alpha + A$; und

$$KPQRM = \frac{4\beta}{360} \pi \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha + pP + rR + A;$$

daher ihre Differenz $= \frac{2}{n} - \frac{4\beta}{360} \pi \text{ tang. } \alpha$.

Das Viereck $Cp Lr = xx \text{ tang. } \alpha$;

Der Sector $Cpqr = \frac{2\beta}{360} \pi . xx \text{ tang. } \alpha^2$;

Daher $pLrq = \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha\right) x^2 \text{ tang. } \alpha$;

Ebenso

$$PLRQ = \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha\right) \left(x - \frac{1}{n}\right)^2 \text{tang. } \alpha;$$

daher

$$\left(xx - \left(x - \frac{1}{n}\right)^2\right) \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

$$\left(\frac{2x}{n} - \frac{1}{nn}\right) \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

pqrRQP in Quadratruthen. Nun hat man hieraus:

$$a \left(\frac{2x - \frac{1}{n}}{n}\right) . \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

$$b \left(\frac{2 - \frac{4\beta}{360} \pi . \text{ tang. } \alpha}{n}\right) \text{ oder } a \left(2x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha = 2b;$$

folglich $2x - \frac{1}{n} = \frac{2b}{a . \text{ tang. } \alpha} = \frac{2m}{\text{tang. } \alpha}$ und

$$x = \frac{m}{\text{tang. } \alpha} + \frac{1}{2n} = Lp.$$

Wird der Winkel α kleiner, oder m größer, so wächst auch x und wird größer als KL; daher kann eine solche Landzunge gar nicht eingedeichet werden, sondern der Damm muß von K nach M in gerader Linie fortlaufen.

Nach diesen vorläufigen Bestimmungen der zweckmäßigsten Deichslinie ist die Form und Stärke desselben festzusetzen, ehe man zu der wirklichen Ausführung der Anlage schreiten kann. Das gewöhnliche, überall zu habende, Material ist Erde, in angemessener Breite aufgeschüttet und mit einer Bekleidung versehen, nach Verschiedenheit der Kräfte, welche angreifend auf den Deich wirken und ihn zu zerstören suchen. Unter diesen Kräften stehet das Wasser — dem er hauptsächlich widerstehen soll — oben an, das theils durch den Druck seiner Schwere, im Zustande der Ruhe, theils durch den Stoß der vom Strom und Wind bewegten Wellen und des von ihm fortgeführten Eises wirkt. Das Abnagen der äußern Fläche des Deiches durch das sich daran bewegende Wasser kann hier nicht in Betracht kommen, weil es nur bei den unbedeckten Ufern der Flüsse stattfindet; es ist daher hier nur der Druck und Stoß des Wassers in Anschlag zu bringen. Setzt man in Rücksicht des ersteren die Schwere des Wassers = 1; die Schwere der Erde = p; die Reibung = p tang. β, wo nach der Erfahrung der Winkel, unter dem die verschiedenen Erdarten liegen bleiben, β für feinen Sand 18½°,
für mittlere Erde 33½°,
für feste Thonerde 37°, anzunehmen ist; ferner den Abdachungswinkel des Deiches = δ; die Höhe desselben = a, und die untere Stärke oder Breite desselben = x, wenn man ihn als ein gleichschenkliches, dreieckiges Prisma ansieht. Da der senkrechte Druck des Wassers auf eine Fläche durch das Gewicht eines Volumens von der Größe der letzteren und der Höhe des Wasserspiegels über derselben bedingt wird, so ist er hier a. Cosec. δ. $\frac{1}{2}$ a = $\frac{1}{2}$ a.² Cosec. δ, und läßt sich, wie bei jeder schiefen Fläche, in zwei verschiedene Kräfte zerlegen: eine senkrechte $\frac{1}{2}$ a.² Cosec. δ. Cos. δ = $\frac{1}{2}$ a.² Cotang. δ, die durch ihren Druck die Reibung und daher die Festigkeit des Deiches verstärkt; und eine wagerechte, $\frac{1}{2}$ a² Cosec. δ. Sin. δ = $\frac{1}{2}$ a², die den Deich auf seiner Grundfläche fortzuschieben strebt. Da nun das Gewicht des Deiches durch $\frac{a \times p}{2}$ dargestellt wird, so wird der gesamte Druck desselben auf seine Grundfläche mit Einschluß des senkrechten Druckes des Wassers = $(\frac{1}{2} p + \frac{1}{2})$ ax; es ist

Digitized by Google

demnach die dem wagerechten Drucke gleich zu setzende Friction $a \times \text{tang. } \beta\,(\frac{1}{2}p + \frac{1}{4})$, folglich $x = \frac{a}{(p+\frac{1}{2})\text{ tang. }\beta}$. Nimt man $p = 1\frac{1}{2}$ und tang. β = tang. $37° = \frac{3}{4}$, so wird $x = \frac{1}{2}a$, und der Deich widersteht dem Wasserdruck, wenn seine Grundfläche $\frac{1}{2}$ der Höhe ist; $p = o$, gibt $x = \frac{a}{\frac{3}{4}\cdot\frac{1}{2}} = 2{,}66a$; oder der Deich wird allein durch die Reibung erhalten werden, welche der Wasserdruck hervorbringt, sobald die Grundfläche $2\frac{1}{2}$ der Höhe ist.

Setzt man jedoch voraus, daß der Deich nicht vollkommen dicht ist, sondern Wasser in sich aufnimt, welches die Zwischenräume der Erde anfüllt, ein Fall, der beinahe allezeit stattfindet; so verschwindet der senkrechte Druck des Wassers, und das Gewicht der Erdtheilchen wird geringer, indem sie einen Theil ihrer Schwere im Wasser verlieren. Man bekommt daher ($\frac{1}{2}ax(p-1)$ für $\frac{1}{2}axp$ gesetzt) im Zustande des Gleichgewichtes, $\frac{1}{2}a^2 = \frac{1}{2}ax(p-1)$ tang. β, oder den Widerstand des Deiches zur Sicherheit um m vergrößert, $= ma^2$, welches $m = 1$ gesetzt, $x = 2\frac{1}{2}ma$ und wenn man $m = 1\frac{1}{2}$ annimt, $x = \frac{ma}{(p-1)\text{ tang. }\beta} = x' = \frac{1\frac{1}{2}a}{(p-1)\text{ tang. }\beta}$.

Der Seitenschub kann zwar auch als eine umwälzende Kraft den Deich umzuwerfen streben, jedoch nur in dem Falle, wo x kleiner als $\frac{1}{2}a$ wird, welches bei Erddämmen schon wegen der, gegen das Abrollen sichernden, größern Grundfläche nicht stattfindet, sondern nur bei Mauern möglich ist.

Kann aber das Wasser den Deich weder fortschieben noch umwerfen, wird es doch fast unter jeder Bedingung in die Zwischenräume der Erdtheilchen dringen und vielleicht auf der andern Seite wieder herauskommen. Dieses Durchseigen nun wird durch die Größe jener Zwischenräume, durch die Höhe des vor dem Deiche stehenden Wassers, und endlich durch die Stärke des Deiches bedingt, welche das Wasser großentheils hindert, völlig hindurchzudringen. Herr Woltmann (Beiträge zur hydraulischen Architectur, Bd. 2.) glaubt zwar, daß eine Lage gestampfter Thon von so viel Zoll Dicke, als die Wasserhöhe Fuß beträgt, das Durchseigen verhindern könne; allein die Erfahrung lehrt, daß ein zwölf Fuß starker, inwendig hohler Steindamm mit sechs Fuß dicken Thon ausgestampft, bei sechzehn Fuß Wasserhöhe das Durchseigen nicht verhindern konnte und deshalb massiv ausgemauert werden mußte. Demnach pflegt man zu Verhinderung des Durchseigens die aus Sanderde aufgeführten Deiche inwendig mit einem Kern aus Thon zu versehen, der verhältnißmäßig unterwärts in den Grund versenkt wird, weil das Wasser gewöhnlich durch letztern gehet und hinter dem Deiche herausquillt.

Obgleich aber durch diese Bedingungen die Festigkeit des Deiches gesichert wird, ist es doch nothwendig, seiner Stärke noch Etwas hinzuzusetzen, indem man ihn oben mit einer breiten Kappe versieht, und seine äußere Böschung durch eine Bekleidung von Faschinen, Rasen oder Steinen gegen die Beschädigungen durch den Strom und durch die mit demselben herabtreibenden Körper, Eis, Hölzer ꝛc. schützt. Silberschlag setzt die geringste Breite der Kappe auf 6 Fuß, worin auch Woltmann mit ihm übereinstimmt, und jene zu $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$ der Höhe des Deiches angibt, so lange diese 10 Fuß nicht übersteigt. Wird sie hingegen größer, muß für die Grundfläche der äußern Böschung a. Col. $\delta = \frac{2\frac{1}{2}a}{10}\cdot a = \frac{1}{4}a^2$, und für die Kappe 8 Fuß als eine beständige Größe angenommen werden. Ja, man wird sie bis auf 12 und mehr Fuß vergrößern müssen, wenn der Deich bei hoher Fluth zugleich zur Communication dienen und mit Wagen befahren werden soll, die einander begegnen und alsdann Raum zum Ausweichen erfodern. Obgleich die meisten Hydrotekten bei Bestimmung der Stärke eines Dammes die Kappe mit in Anschlag bringen, kann doch in theoretischer Hinsicht eigentlich nur von dem Dreieck, aus den beiden Böschungen und der Höhe, die Rede seyn. Nennt man nun die Breite der Kappe K, so wird bei den vorhergehenden Voraussetzungen die Grundfläche jedes Dammes $\frac{(a+b)^2}{a}$ Col. $\delta + 1\frac{1}{2}(a+b) + K$, wo $a + b$ die Höhe ausdrückt, die um eine gegebene Größe b gegen die, bei obiger Berechnung angenommene a, größer ist. Der Inhalt des Profiles ist $\frac{1}{2}$ Col. $\delta (a+b)^2 + \frac{1}{2}(a+b)^2 + K(a+b)$. Sobald der Damm niedriger ist, als das Maximum von a, wird $b = o$, und daher die Grundfläche a. Col. $\delta + 1\frac{1}{2}a + b$, folglich das Profil $\frac{1}{2}a.^2$ Col. $\delta + \frac{3}{4}a.^2 + aK$. Man sieht, daß bei höhern Deichen die Kosten sich wie die Würfel der Höhen, bei niedrigern als a hingegen, wie die Quadrate der Höhen verhalten.

Diese letztern müssen von der höchsten Fluth nicht überstiegen werden können, weil dadurch gewöhnlich die Zerstörung des Deiches herbeigeführt wird. Die großen Ströme pflegen zwar gewöhnlich bei ihrem periodischen Anschwellen im Frühjahr eine ziemlich gleichmäßige Höhe zu halten; dennoch übersteigen sie dieselbe bisweilen bedeutend, und es erscheint vortheilhaft, ja wol nothwendig, bei der Eindeichung der niedrigen Gegenden auf die Höhe Rücksicht zu nehmen, welche sie in dergleichen — wenn auch seltenen — Fällen erreicht haben. Wäre dieses gehörig geschehen, so hätten sich die Überschwemmungen nicht ereignen können, die in den letztern Jahren an der Weichsel und in Petersburg und Wien so traurige Folgen hatten. Bei den Seedeichen sind hauptsächlich die höchsten Sturmfluthen zu erforschen, die in den Jahren 1717 und 1756 an der Nordsee 13 bis 14 Fuß über die gewöhnliche Fluth betrugen, weshalb die Kappe des Deiches da, wo der Wind ansteht, die gewöhnliche Fluthhöhe 18 bis 19 Fuß übertreffen muß, um gegen das Überschlagen der Wellen Sicherheit zu geben. Die Höhe der täglichen Fluth erkennt man theils aus der Höhe des Marschlandes, das sich immer einige Fuß über jene erhebt, theils aus am Strande wachsenden Kräutern, von denen Meereiche (Fucus vesiculosus), oder Seegras unterhalb der täglichen Fluthhöhe, Salzkraut oder Queller (Salicornia), Sternblume (Aster maritimus) und Hähnich (Scirpus maritimus) innerhalb derselben, See-Wegerich (Plantago maritima) aber und Schwingel (Festuca maritima) oberhalb ihrer

Digitized by Google

gefunden werden. Die sicherste Bestimmung wird jedoch von den Strandbewohnern erlangt, oder durch öfter wiederholte eigene Beobachtungen, aus denen man das arithmetische Mittel nimt. Weil jedoch alle frisch aufgeschüttete Erde — obgleich lagenweise festgestampft — zusammensinkt, und auch den unter ihr liegenden Erdboden tiefer eindrückt, muß man bei dem Aufschütten des Deiches für dieses Sinken der Höhe $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{15}$ derselben zugeben, damit er nach dem Verdunsten der in der Erde enthaltenen Feuchtigkeit und nach dem Zusammentrocknen noch immer die anfangs bestimmte Höhe behält.

Von den Böschungen ist die äußere diejenige, welche Strom und Wellen den meisten Widerstand entgegensetzen und daher dicht und stark mit Rasen bewachsen seyn muß, welches nur durch eine Abdachung von 3. a erlangt wird, das man deshalb als ein Minimum ansehen kann, wo der Winkel δ am größten ist. Setzt man diese Abdachung für eine Höhe von 15 Fuß, so wird das Verhältniß ihrer Anlage:

bei	16	Fuß Höhe des Deiches, wie	3,4:1
—	17	. . . . .	3,8:1
—	18	. . . . .	4,3:1
—	19	. . . . .	4,8:1
—	20	. . . . .	5,3:1
—	21	. . . . .	5,9:1
—	22	. . . . .	6,4:1
—	23	. . . . .	7,0:1
—	24	. . . . .	8,0:1
—	25	. . . . .	11,0:1

Wenn jedoch der Damm aus bloßem Sande aufgeführt werden muß, und ohne Vorland dicht an der See liegt, daß er dem unmittelbaren Stoße der Wellen ausgesetzt ist, wie der Westkappeler Deich und mehre andere in Holland, rieth der erfahrne Wasserbaumeister Brahms, ihre äußere Böschung im Verhältniß der Höhe wie 11:1, ja wie 14½:1, anzulegen.

Die innere Böschung, welche der äußern gleichsam zur Widerlage dient, ist groß genug, sobald die Erde von ihr nicht herabfällt, wenn auch Regen und Frost ihren Zusammenhang unterbricht. Bei guter Garten- oder Kleierde gibt man ihr deshalb 1½ der Höhe zur Anlage, und vergrößert sie blos, wenn man gezwungen ist, sehr magere Erde und Sand anzuwenden. Sie wird immer, so wie bei Flußdeichen auch die äußere Böschung, als eine gerade Fläche aufgeführt; bei Seedeichen hingegen haben viele Hydrotechniker für die letztere eine aufwärts gekrümmte Linie vorgeschlagen, die Woltmann (a. a. O.) als eine paraboliſche bestimmt, welche er, sowol in Hinsicht ihrer Construction, als ihrer technischen Ausführung für die zweckmäßigste erklärt, weil sie bei gleicher Stärke mit andern Curven das kleinste Profil gibt. Um nun einen Deich nach dieser Linie aufzuführen, wird erfodert: a) die Höhe über dem Landhorizonte, und b) die größte Stärke des Deiches, oder das Verhältniß der Abdachung zunächst der Kappe. Ist außerdem noch die Basis der Abdachung, oder die geringſte Stärke bestimmt, kann zwar die Abdachung keine halbe Parabel seyn, sondern blos ein Stück derselben, weil sie außerdem an dem Fuße des Deiches zu steil werden würde. Hier verschwindet nämlich die Stärke des Wellenschlages, als eine Function der Wassertiefe, obgleich die Wellen in der Natur die Böschung einige Fuß ober- und unterhalb des Wasserspiegels angreifen. Woltmann verlangt deshalb, die Axe der Parabel einige Fuß unter die Oberfläche des Grundes zu legen. Brahms verlangt die krumme Linie umgedreht, mit dem Scheitel gegen den Kamm; Woltmann aber bemerkt, daß dieses eine unrichtige Bestimmung der geradlinigen Abdachungen veranlassen würde; denn sind die Höhen zweier Deiche A und a, und Grundflächen B und b, so bekommt man durch die senkrechte Axe $A : a :: B^2 : b^2$, während die horizontale Axe nach der paraboliſchen Theorie $A^2 : a^2 :: B : b$ gibt.

Will man nun die äußere Abdachung BC nach der paraboliſchen Linie bestimmen, so daß die Axe derselben HE unterhalb der Erdfläche AD liegt, so ist $\frac{1}{2}(a + z) \text{ tang. } \gamma = HE$, und $\frac{1}{2} z. \text{ tang. } \delta = GE = HE - b$, wenn man a für die senkrechte Deichshöhe AB, b für die Grundlinie der äußern Abdachung, γ für den Winkel ABD der Tangente BD oben auf dem Kamme, δ für den Winkel GCF, und z für den Abstand der Axe HE von der Erdoberfläche setzt (Fig. 3. Tab. 0.). Daraus wird $\frac{1}{2}(a + z) \text{ tang. } \gamma = \frac{1}{2} z. \text{ tang. } \delta + b$; folglich $z = \frac{2b - a \text{ tang. } \gamma}{\text{tang. } \gamma - \text{tang. } \delta}$, wo jedoch b und z unbekannt sind, und nicht die eine durch die andere bestimmt werden können. Setzt man aber $z \text{ Cotang. } \delta = m$ und gleichmäßig $(a + z) \text{ Cot. } \gamma = m$, so wird $z = \frac{a \text{ Cot. } \gamma}{\text{Cot. } \delta - \text{Cot. } \gamma}$. Daher $\frac{a \text{ Cotang. } \gamma}{\text{Cot. } \delta - \text{Cot. } \gamma} = \frac{2b - a \text{ tang. } \gamma}{\text{tang. } \gamma - \text{tang. } \delta}$; so auch

$$b = \tfrac{1}{2} a \text{ tang. } \gamma + \tfrac{1}{2} a \text{ Cot. } \gamma \frac{\text{tang. } \gamma - \text{tang. } \delta}{\text{Cot. } \delta - \text{Cot. } \gamma} = \tfrac{1}{2} a (\text{tang. } \gamma + \text{tang. } \delta).$$

Da hiedurch b und z bekannt werden, kann man auch $a + z = n$ und $HE = \frac{1}{2} n. \text{Cot. } \gamma = m$ annehmen, wodurch man den Parameter der Parabel $p = \frac{n^2}{m}$ bekommt, und vermittelst der zugehörigen Gleichung $px = yy$ die krumme Linie selbst beschreiben kann. Ist nun die Höhe des Deiches $a = 21'$, die größte Schiefe oder $\text{tang. } \gamma = 6 : 1$, die geringste oder $\text{tang. } \delta = 2\frac{1}{2} : 1$, so wird $b = \frac{1}{2}.21\,(6 + 2\frac{1}{2}) = 89\frac{1}{2}$, und $z = \frac{179 - 126}{6 - 2\frac{1}{2}} = 15\frac{1}{2}$; daher $n = 86\frac{1}{2}$ und $m = 108\frac{1}{2}$; folglich $p = 11{,}992$, und deshalb $11{,}992\,x = y^2$ die Gleichung der krummen Linie. Um nun die Parabel für die Ausübung auf dem Erdboden abstecken zu können, benenne man $CG = z = y$, als einen bekannten Werth, mit g, und $GE = x$ mit f, so ist $11{,}992\,(x + f) = (y + g)^2$ und daher $y + g = \sqrt{11{,}992}\,(x + f) = 3{,}463\,\sqrt{(x + 18{,}928)} - 15{,}142$.

Wird nach und nach für x

10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 89,5

gesetzt, so bekommt man für y

3,48. 6,46. 9,08. 11,44. 13,60. 15,62. 17,51. 19,30. 20,91.

Nachdem zuerst der Deich beiläufig nach dem prismatischen Profile ABC aufgeführt worden, so daß BC eine gerade Linie ist, sind noch die Entfernungen a, b, c zu berechnen, in welchen die Profilpfähle (Piquets) für die Curve auf der schiefen Fläche von C zu stehen kommen,

Digitized by Google

damit sie = x werden. Es ist aber tang. BCA = $\frac{a}{b}$ = 0,234; daher die Secante 1,027 ist, womit man die angenommenen Werthe von x vermehrt, um die Abstände Ca, Cb, Cc.... CB zu bekommen. Diese sind demnach:

10,27. 20,54. 30,81. 41,08. 51,35. 61,62. 71,89 etc.

Sind diese Weiten auf der schiefen Fläche BC abgepfählt, werden die mehr erwähnten Werthe von x mit der Tangente 0,234 vermehrt, und von den zugehörigen y abgezogen, um die Unterschiede zwischen den Ordinaten der geraden Linie und der Parabel zu geben, die auf Bc gesetzt werden, um die Curve zu bestimmen.

x =	9,5.	19,5.	29,5.	39,5.	49,5.	59,5.
— y =	0,9.	1,5.	3,49.	6,38.	7,4.	9,56.

69,5.	79,5.	89,5.	99,5		
11,9.	14,54.	17,52.	0.		

wodurch die Größen 1. h, 2. g, 3 f, u. s. w. bestimmt sind, und durch eingeschlagene Pfählchen bezeichnet werden können.

Der paraboliſche Deich hat gegen den mit einer geradlinichten Abdachung den doppelten Vortheil größern Widerstandes bei einem kleineren Volumen, durch welches eine Ersparniß der Baukosten von ungefähr 9 Procent entsteht, was bei einer großen Deichlänge nicht unbedeutend ist. Bei niedrigen grünen Fluß-Deichen stellt sich jedoch das Verhältniß anders, wenn nämlich die große Schräge der Abdachung wie 3 bis 5 : 1 ist, wird die hier nur geringe Kostenersparniß durch die Schwierigkeit überwogen, die convexe Abdachung hervorzubringen, die geübte und aufmerksame Arbeiter bedingt. Hier kann man ohne Bedenken die Abdachung als eine gerade Fläche aufführen lassen.

Zu Unterstützung des Deiches wird öfters außerhalb und innerhalb desselben eine Bank oder Berme angebracht (von den Franzosen Vor- und Hinterdeich genannt), um das Hindurchgehen des Wassers unter dem Deiche zu verhindern. Wenn der Deich unmittelbar am Strome oder dem Meere liegt, zerschlagen sich die stärksten Wogen an der vordern Berme, die deshalb gewöhnlich 8 Ruthen Breite bekommt. Die hintere, welche zu Schonung der Kappe als Fahrweg benutzt wird, ist von 18 Fuß breit genug. Die Böschungen selbst müssen nothwendig eine Bedeckung erhalten, um das Austrocknen der Erdtheilchen und das Hinwegführen derselben durch den Wind, oder das Abspülen durch den Regen zu verhüten. Die beste und wohlfeilste Bedeckung ist der Rasen, dessen Wurzeln sich durch einander schlingen und ein dichtes, festes Gewebe bilden, und der bei Beschädigungen durch das Wasser und Eis leicht und ohne Kosten wiederherzustellen ist. Es wird jedoch erfodert, daß auch die innere Böschung nicht zu steil ausfällt; der Abdachungswinkel δ darf deshalb auch hier

für feste Thonerde 37 Grad; tang. $\frac{3}{4}$
— gute Gartenerde 33½ — ; — $\frac{2}{3}$
— feinen Sand 18½ — ; — $\frac{1}{3}$

nicht übersteigen, wenn das Gras gut darauf wachsen und keine Lücken zeigen soll. Um alsdann das Gras gut zu erhalten, wird das Abweiden desselben durch kleineres Vieh, Schafe, Kälber und Ziegen empfohlen; an der steilern innern Böschung ist es jedoch nothwendig, das Gras öfter abhauen und nicht abweiden zu lassen, welches letztere bei Regenwetter überhaupt wegen des tiefen Eintretens der Fußtapfen nachtheilig ist.

In lockerem Sande ist öfters die Rasendecke allein zum Schutz gegen Eisstoß und Wellenschlag nicht hinreichend; man muß seine Zuflucht zu andern Bekleidungsmitteln, Stroh, Holz oder Steinen nehmen. Den beiden ersteren stehen jedoch ihre geringe Dauer, den letzteren aber öfters die bedeutenden Kosten entgegen, welche ihre Anfuhre erfodert.

Die in den Niederlanden sehr häufige Strohbesteckung besteht aus Strohmatten, die durch hölzerne Hakennägel (Krampen) reihenweise mit 6″ Abstand befestigt werden, so daß auf jede 12 Zoll Länge 4 Krampen 6 bis 9 Zoll tief in die flache Abdachung eingeschlagen werden, wo man alsdann vor Eintrit des Winters zwischen jede zwei Reihen Krampen eine neue Reihe einschlägt, daß sie nun überall um 3 Zoll an einander stehen.

Weil jedoch diese Strohbedeckung nach einem Jahre gewöhnlich großentheils verfault ist, wird bei Uferdämmen — besonders da, wo die Localbeschaffenheit nicht erlaubt, ihnen eine hinreichende flache Abdachung zu geben — eine Bekleidung von Eichen-Bohlen vorgezogen, die durch 5 Fuß von einander vorgeschlagene und oben durch einen Holm vereinigte Pfähle gehalten werden. Damit aber diese nicht durch den Druck der hinter sie geschütteten Erde umgedrückt werden können, und überhaupt der Damm selbst eine stärkere Verbindung bekommt, werden auch hinten Pfähle eingeschlagen, und beide Seiten des Dammes durch quer herübergehende Zangen zusammen gehalten. Hohe Hafendämme würden dennoch dem Erddruck nicht widerstehen, wenn ihre Langpfähle nicht durch Erdanker gehalten würden. Diese sind nichts anders, als horizontale Balken, vorn an die Bohlwerkspfähle, hinten aber an einen oder zwei Ankerpfähle befestigt, daß sie in dem Damme selbst liegen, und von der Erde desselben mit festgehalten werden. Ein solcher Bau führt dann den Namen eines Bohlenwerkes. Auf diese Weise werden auch gewöhnlich die Fangdämme verfertigt, deren man sich bei verschiedenen Wasserbauwerken bedient,

Digitized by Google

um sie — durch den Damm geschützt — nach Ausschöpfung des dahinter befindlichen Wassers, im Trocknen gründen zu können.

Die größte Festigkeit gewähren jedoch Steindossirungen, wo große Steine zwischen Vierecke von eingerammten eichnen Pfählen (7 Fuß lang, 5 Zoll dick) auf eine Unterlage von Ziegelgeuß fest eingeklemmt und die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt werden. Uferdeiche an großen Strömen, die aus Mangel an Raum eine steilere Böschung bekommen müssen, oder die dem Eisstoße sehr ausgesetzt sind, während an ihrer Erhaltung sehr viel gelegen ist, werden bisweilen durch eine solche Steinbekleidung gesichert. Diese unterscheidet sich nach der Beschaffenheit der Steine, aus der sie bestehet a) in eine regelmäßige aus behauenen Steinen, die durch Wassermörtel verbunden, ein Ganzes bilden; und b) in unregelmäßige, aus großen Feldsteinen von 300 bis 500 Pfd. Schwere, von denen so eben geredet worden. Hier läßt sich im Allgemeinen annehmen: 1) daß ihre eigene Schwere sich zu dem Wasser verhält, wie 2,6 : 1, denn der Würfelfuß Feldsteine wiegt ungefähr 127—136 Pfd.; 2) daß die Summe der Zwischenräume — welches auch die Größe der Steine seyn mag — beinahe 0,399 oder $\frac{2}{5}$ der ganzen Masse beträgt. 3) Werden zwei, einander ähnliche Steine P und p von den Durchmessern D und d von dem Strome mit verschiedenen Geschwindigkeiten V und v fortgestoßen, so wird die Kraft der Bewegung seyn:

$$B : b :: V^2 D^2 : v^2 d^2;$$

weil die gestoßenen Flächen sich wie die Quadrate der Durchmesser verhalten. Da nun der Widerstand dem Gewichte und die Gewichte den Winkeln der Durchmesser proportional sind, so wird

$B : b :: P : p :: D^3 : d^3$; daher $D^3 : d^3 :: V^2 D^2 : v^2 : d^2$; oder endlich $D : d :: V^2 : v^2$, das ist: die Durchmesser der Steine müssen sich wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten, um dem strömenden Wasser oder dem Wellenschlage zu widerstehen. Hieraus folgt endlich der zuerst von Brahms angegebene Satz: $D^3 : d^3 :: V^6 : v^6$. Wäre demnach der Inhalt des Steines = 1 Würfelfuß und die Geschwindigkeit = 1, so ist der senkrechte Stoß nach Woltmann bei der Geschwindigkeit v, $= 0{,}887 \cdot v^2$ Pfd., nach Hamburger Maß und Gewicht. Das Gewicht des Steines im Wasser ist $48\frac{1}{2}$ Pfd. $(2{,}6 - 1) = 77{,}6$ Pfund; den Würfelfuß Wasser zu $48\frac{1}{2}$ Pfd. Die Reibung zu $\frac{2}{5}$ des Druckes, gibt $77{,}6 \cdot \frac{2}{5} = 48\frac{1}{2}$ Pfd. für den Widerstand des Steines; folglich $48\frac{1}{2} = 0{,}887 \cdot v^2$, und $c = \sqrt{48{,}5 : 0{,}887} = 7{,}4$ Fuß. Gehet hingegen der Stoß nach der Diagonale des Würfels auf zwei Seiten schräge, so trifft er jede mit der Kraft $0{,}887 \cdot (\text{v. Sin. } 45°)^2 = 0{,}443500$ Pfd., die folglich zwei Mal genommen werden muß, um die ganze Kraft zu bekommen. Der Stein leistet aber immer einerlei Widerstand; folglich ist er auch allezeit bei 7,4 Fuß Geschwindigkeit des Stromes mit dem Druck desselben im Gleichgewichte, und kann nur durch eine größere Geschwindigkeit bewegt werden. Wären aber auch die Stoßwinkel nicht auf beiden Seiten gleich, sondern auf der einen Seite α auf der andern aber x, so ist x bekannt und $= 90° - \alpha$, und daher der Stoß $= 0{,}887 \cdot v^2 \cdot \text{Sin. } \alpha^2 + 0{,}887 \cdot v^2 \cdot \text{Sin. } (90 - \alpha)^2 = 0{,}887\ v^2$; denn $\text{Sin. } \alpha^2 + \text{Cos. } \alpha^2 = 1$. Es kann demnach aus $1 : d^3 :: (7{,}4)^6 : V^6$ oder $1 : d :: (7{,}4)^2 : c^2$ die eine der beiden Größen d oder v bestimmt werden, sobald die andere gegeben ist. Diese Bestimmung des Widerstans des gegen die Bewegung gilt jedoch nur für lose liegende Steine; sind diese im Gegentheil dicht an einander gesetzt, daß ihre Seitenflächen einander berühren, und sind sie zugleich durch reihenweise um und zwischen sie in den Erdboden getriebene Pfähle eingeklemmt, so muß jeder Stein um seine ganze Höhe empor gehoben werden, um ihn von seiner Stelle zu rücken. Man sieht leicht, daß dies um so weniger geschehen kann, je kleiner der Abdachungswinkel der Fläche ist, auf welche die Steine gelegt werden; daß man übrigens bei Seedeichen für diesen Zweck mit Vortheil eine parabolische Fläche wählt, ist schon oben gesagt und ihre Construction gezeigt worden. Nachdem nun die Höhe des Dammes und die Anlage seiner äußern Böschung gegen den Fluß gefunden ist, kann man leicht die letztere im Fall einer zu großen Breite theilen und durch Schablonen, aus Bretern geschnitten, das wirkliche Profil der Steinbedeckung bestimmen. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Anlage der Böschung und die Größe der Steine, welche zur Bekleidung derselben zu bekommen sind, in stetem Verhältniß gegen einander stehen; denn nimt man die Geschwindigkeit der Strömung v^2 für beständig an, so ist auch $\frac{d^2}{\text{Tang. } \delta} = \frac{d^3}{d \cdot \text{Tang. } \delta}$ beständig. Nun ist $d^3 = p$, dem Gewicht der Steine, daher $\frac{p}{\text{Tang. } \delta \sqrt[3]{p}} = m$, und $\frac{p}{\sqrt[3]{p^2}} = \text{Tang. } \delta$; ferner $\frac{p}{\sqrt[3]{p}} = m \cdot \text{Tang. } \delta$ oder $p^{\frac{2}{3}} = m \cdot \text{Tang. } \delta$, folglich $p = \sqrt{(m^3 \cdot \text{tang. } \delta^3)}$. Wäre demnach Tang. $\delta = \frac{1}{3}$, und das mittlere Gewicht der Steine 275 Pfund; so wird $\frac{275}{\frac{1}{3}\sqrt[3]{275}} = m = 126\frac{1}{3}$ nahe; eine beständige Zahl.

Hieraus läßt sich Tang. δ für andere keinere Steine finden, deren Gewicht z. B. 125 Pfd. = p ist, denn $\frac{125}{126\sqrt[3]{125}} = \frac{125}{630} = \frac{1}{5}$ Tang. δ. Da nun aber $\frac{1}{5}$ die größte Böschung für eine Steinbekleidung ist, so ergibt sich aus vorigem, $p = \sqrt{(1900376 \cdot \frac{1}{5^3 \pi})} = \sqrt{8798} = 93$ Pfund, für die geringste Größe der Steine, welche sich aus dem Gewichte derselben ergibt und etwa $\frac{1}{12}$ Würfelfuß beträgt, als für den hier angegebenen Zweck brauchbar. Am vortheilhaftesten erscheinen Steine von 300—400 Pfund, die möglichst von einerlei Größe genommen werden; erlauben dies aber die Umstände nicht, so müssen die Steine in kleine Vierecke von eingeschlagenen Pfählen, von 36 Quadratfuß groß, eingezwängt und durch diese fest gehalten werden.

Stau-Dämme an Wasserbehältern und in den Festungsgräben sind gewöhnlich ganz aus Steinen mit

Digitized by Google

Wassermörtel aufgemauert, und müssen wegen des Unterspühlens auf einem Pfahlroste stehen, der ringsum mit Spundpfählen umschlossen ist. Ihre Stärke ist gewöhnlich der Tiefe des oberhalb stehenden Wassers gleich, auch wohl $1\frac{1}{2}$ Mal derselben, obgleich theoretische Untersuchungen beweisen, daß die erstere unter allen Umständen hinreichend ist. In den Wassergräben der Festungen heißen sie Bären (Batardeaux, Wehre) und sind oben mit einem dachförmigen Rücken versehen, auf dem sich eiserne Spitzen befinden, um das Herüberkriechen zu hindern, oder es stehet zu gleichem Behuf ein runder, thurmähnlicher Aufsatz auf der Mitte des Rückens, und ein mit Schußspalten versehener, gewölbter Gang über dem Graben. Wenn die größere Wassertiefe eine bedeutende Stärke des Bären erfodert und derselbe vor der Mitte der Curtine liegt, findet sich in einigen Festungen bisweilen ein doppelter Gang unter und über dem Wasser, von denen der obere zur Vertheidigung nach beiden Seiten Schußspalten hat, der untere aber blos zur Verbindung mit der Contrescarpe dient, wenn jener durch das feindliche Feuer zerstört wird. Öfterer ist auch der starke Bär unten massiv gemauert, und nur oben mit einer Vertheidigungsgallerie versehen. Eine Abzugschleuse, d. h. eine einfache Schußfalle, um das hinter dem Bären stehende Wasser abzulassen, findet sich allezeit in demselben in der Mitte, wenn er mit einer Galerie versehen ist, oder nahe an der Futtermauer des Hauptwalles, um vom Feinde ungehindert, die Schußfalle öffnen und schließen zu können. Über die Lage der Bären in den Wassergräben der Festungen sind die Meinungen der Kriegsbaumeister getheilt; einige geben ihnen ihre Stelle vor der Bollwerksspitze, andere vor der Curtine, besonders wenn die Festung keine Reveline im Graben, sondern jenseits desselben große Lünetten hat. Ihre Zahl, oder welches ebenso viel ist, ihre Entfernung von einander wird in unebenem Terrain, ebenso, wie ihre Höhe durch das Fallen der Grabensohle bedingt, damit das Wasser am obern Bären noch 6 Fuß Tiefe behält und der durch die Verdunstung entstehende Verlust durch den Zufluß des Wassers ersetzt wird.

Auch an größern Fluß- und Seedeichen werden Abzugschleusen nothwendig, um den Niederschlag, das Regen- und Schneewasser, abfließen zu lassen, das Eindringen des äußeren Wassers aber zu verhindern. Sie bekommen gewöhnlich doppelte Schleusenthore, deren vorderes am äußeren Fuße des Deiches, das hintere aber an der Kappe desselben sich befindet. Der durch die Schleuse ausmündende Ableitungskanal wird durch die niedrigste Gegend, doch niemals der Länge nach nahe hinter dem Deiche geführt, weil er hier bei hohen Fluthen zu Beschädigung und Einsturz des letzteren Gelegenheit geben könnte. Das Querprofil des Kanales und die Öffnung der Schleuse werden (wenn nicht andere Umstände dabei in Betracht kommen müssen) durch die Menge des abzuleitenden Binnenwassers bestimmt; die bekannten Größen sind dabei: die Größe des abzuwässernden Landes a mit der Menge des darauf fallenden Niederschlages, die mittlere Höhe des abzuführenden Binnenwassers über der mittleren Höhe des großen Stromes oder des Meeres b; die Länge des äußeren Kanales unter der Schleuse c; aus diesen Größen kann dann die Schleusenöffnung x leicht gefunden werden. Die Mündung des Kanales muß zugleich eine solche Lage bekommen, daß die Seewinde nicht unmittelbar darauf stehen; wäre dieses aus besondern Local-Ursachen nicht zu vermeiden, muß der äußere Kanal durch Seitendämme (Kaldeiche) dagegen geschützt werden.

Obgleich das über einen Deich laufende Wasser der Dauer desselben höchst nachtheilig ist und unfehlbar seine gänzliche Zerstörung herbei führt, erscheinen dergleichen Nebenfälle bei den in seichten Flüssen angebrachten Staudeichen oft als nothwendig, um andere kostbarere Vorrichtungen durch Abzugschleusen ꝛc. zu sparen. Man sieht von selbst, daß die Wirkung des überfließenden Wasserstromes durch seine Geschwindigkeit, d. h. durch seine Höhe über der Kappe des Staudammes $BD = a$, Fig. 4., bedingt wird, die sich noch mehr beschleunigt, während das Wasser an der schrägen Fläche BC herabfließt. Ist nun g die beschleunigende Kraft der Schwere, S das Profil des Stromes, für die Geschwindigkeit $= 1$, BT eine Tangente der krummen Linie, und der zugehörige Winkel, welchen dieselbe mit der Horizontalen AT macht $= \alpha$, so wird die beschleunigende Kraft $= Sg \cdot \text{Sin.}\, \alpha$. Soll nun der Überfall eine Lage bekommen, bei der er in allen Punkten gleichförmig angegriffen und das Wasser nach und nach zu dem wagerechten Stande geführt wird, in dem es ruhig fortfließt, so setze man $Bp = x$, $pm = y$, $Bm = u$, und es ist der Querschnitt in jedem andern Punkte $\frac{S}{\sqrt{a+x}}$ da er sich wie die Geschwindigkeit, oder $\sqrt{(a+x)}$ verhält. Es ist demnach der Druck auf die Fläche des Deiches $= \frac{gS}{\sqrt{(a+x)}} \cdot \frac{dy}{du}$, deren letztere Größe $\frac{dy}{du}$ ist der Sin. des Neigungswinkels der krummen Linie in jedem Punkte derselben, und das Verhältniß $\sqrt{(a+x)} : dy$ muß man als stetig betrachten. Weil jedoch die Abdachung eine bestimmte Grenze hat, welche durch die Local-Beschaffenheit und die Kosten bedingt wird, und die man oben am Damme auf 6 : 1, unten am Fuße aber 15 : 1 setzen kann, so sind $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{15}$ die Sinusse; 0,985 und 0,99809 die entsprechenden Cosinusse, welche die Stärke der Abdachung angeben. Die zunehmende Stärke wird dadurch $0{,}99809 - 0{,}985 = 0{,}01309$ und die wachsende Geschwindigkeit $\sqrt{BA} = \sqrt{b}$; der Cosin. oder die horizontale Anlage der Abdachung für jede andere Höhe $Bp = x$ ist $= 0{,}985 + 0{,}0130 \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}$, denn

$$\sqrt{b} : \sqrt{x} :: 0{,}01309 : 0{,}01309 \cdot \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}} = 0{,}013 \cdot \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}.$$

Der Sinus, oder die senkrechte Höhe ergibt sich für jedes Stück der krummen Linie $= 1$ aus den gewöhnlichen Tafeln. Wird demnach die Grundlinie AC in gleiche Theile von 2 — 4 Fuß getheilt, und jeder derselben mit dem Cosin. vermehrt, so ergiebt sich die zugehörige Hori-

Digitized by Google

zontale, und mit dem Sinus die Höhe, die Summe der erstern Produkte aber gibt die ganze Grundlinie für Rasendämme. Bei steinernen, die man allezeit anwenden sollte, hat Bossut folgende leichte Construction der krummen Linie angegeben, man trage 2½ Höhen des Überfalles AB nach C und ziehe die Linie BC; hierauf beschreibe man aus A den Bogen BF, und errichte auf der halben Sehne FC und auf der Horizontale AC die senkrechten Linien GH und CH, die sich in H schneiden, wodurch der Punkt bestimmt ist, aus dem man den untern Theil FC der Curve BFC ziehen kann.

Die gewöhnlichen Wehre und Überfälle bei Mühlen und andern Wassergebäuden sind nur von Holz (Fig. 5.) auf ihrer abschüssigen Oberfläche AB mit Bohlen belegt, so daß der Strom mit seiner vollen Kraft auf die Bodenfläche DC stößt, die deshalb gewöhnlich mit Steinen gepflastert wird. Es trägt hier sehr zur Festigkeit derselben bei, daß der in einem parabolischen Bogen überhin gehende Hauptstral des Wassers den untern Holm der Pfähle B nicht berühre, sondern außerhalb des Profils liege.

Es ist hier eine besondere Art Fangdämme nicht unerwähnt zu lassen, die von einem höheren russischen Offizier der Wasser- und Straßenbau-Ingenieure vorgeschlagen worden sind, um bei dem Bau des Tunnel-Gewölbes unter der Themse in London, die im Grunde des Flusses befindlichen Löcher oder Kolke einzuschließen und durch Erde oder Thon, auf dieselbe 1½ — 2 Fuß hoch geschütteten Betonmörtel und auf denselben geworfene Steine zu verstopfen. Sie bestehen in einer Art durchsichtiger Kasten mit dergleichen Boden, aus horizontal über einander geschränkten Rundhölzern, in dem ein mit ihm verbundener zweiter Kasten aus unten zugespitzten Spundpfählen stehet, der um etwas größer ist, als die im Grunde des Flusses entstandene Öffnung und zwischen dem und der eben erwähnten äußeren Umschließung ein Raum von 7 — 10 Fuß Breite bleibt, um durch in denselben geworfene große Steine die ganze Vorrichtung auf den Grund des Flusses sinken zu machen, woselbst sogleich die Spundpfähle des innern Kastens mit Bleischlägeln in den Grund getrieben werden und das Auffüllen der Erde beginnt. Sobald auf diese Weise die im Grunde des Flusses entstandene Öffnung gleichsam hermetisch verschlossen ist, kann das Wasser aus dem gewölbten Gange herausgeschöpft und die Arbeit fortgesetzt werden.

Sollen Überschwemmungen flacher Gegenden zum Kriegsgebrauch hervorgebracht, oder Coupüren durch größere Flußärme gelegt werden, um die Schiffbarkeit des andern Armes zu befördern, sind Kluftdämme aus Faschinen und Erde dazu nöthig, wenn nicht vielleicht seichtes und stilles Wasser die Arbeit begünstigt, daß man Pfähle quer über den zu verschließenden Arm schlagen und durch dazwischen geflochtenen Strauch die Anlagerung durch Schlamm und Sand befördern kann, ehe man zur gänzlichen Verschließung dieses Armes schreitet. Es ist jedoch dabei vorausgesetzt, daß ein fester Kiesboden vorhanden ist; in lockerem Schlammboden oder losem Sande wird das Wasser sehr bald die Pfähle unterwaschen und im Grunde Kolke bilden, die den gänzlichen Umsturz des Dammes verursachen. Im Tiefsten des Flusses die Verdämmung anzufangen, wie Bossut will (Recherches sur la Construction la plus avantageuse des dignes. 4. Paris 1764), und damit gegen die Untiefen fortzusetzen, dürfte wohl nur selten mit Erfolg ausführbar seyn. Der sehr praktische Müller, der mehre dahin gehörende Arbeiten an der Warthe und Netze ausführen half, räth in größern Flüssen von 30 Ruthen Breite und 12 Fuß Tiefe einen Ort auszusuchen, wo sich ein fester Kiesgrund findet, und hier 80′ hinter einander 2 Pfähle in der Mitte des Flusses, vier aber auf den Ufern einzuschlagen, daß je 2 mit jenen beiden einen Winkel von 170 Graden bilden. Hinter ihnen mit 16 und 12′ Abstand kommen 4 andere Pfähle, um die Stärke der beiden Faschinendämme zu bezeichnen, deren Zwischenraum mit reiner Erde ausgefüllt wird. Da die Faschinendämme 15 Fuß hoch werden müssen, und man eine Faschine, aus Weidenstrauch 1 Fuß dick, 8 — 12 F. lang zweimal mit Weiden gebunden, mit der darauf geschütteten Erde nur zu 3 Würfelfuß anschlagen kann, rechnet man 1000 Schock Faschinen, wozu noch 3000 Schock Piquetpfähle, aus Tannen- oder Fichtenholz 3 — 4 F. lang und eiförmig 2 Zoll dick gespalten, 144000 F. Würste nöthig sind, die aus den schwächsten Weidenästen 6 Zoll stark von willkürlicher Länge (30 — 60′) und von Fuß zu Fuß gebunden werden. Wenn die meisten Materialien, und die zwischen die Faschinendämme zu schüttende Erde angefahren (hier 360 . 64 . 15 = 345600 Wfß. oder 34560 zweispännige Karren) und die zu steilen Ufer mit vierfacher Böschung abgestochen sind, werden die Faschinendämme von beiden Ufern zugleich angefangen, so daß die erste Faschinenlage unter einem Winkel von 45° gegen den Strom zu liegen kommt. Diese Lage wird möglichst geebnet, von Fuß zu Fuß, der Breite nach, mit den fest gepflöckten Würsten belegt und mit ½ Fuß Thon oder guter Erde beschüttet. Die zweite und alle folgenden Faschinenlagen bekommen eine mehr stromrechte Richtung, indem man zugleich so weit im Flusse vorrückt, als es nur die Heftigkeit des Wasserzuges erlaubt. Gegen die Mitte des Flusses zu dürfen die Pfähle, welche durch die Faschinen geschlagen werden, um einige Zoll hindurch gehen, damit sie sich nicht auf den Grund stützen und das Wasser unter den Faschinen hindurch gehen lassen. So wie die Faschinendämme nach und nach weiter vorrücken, wird auch angefangen, die Erde von oberwärts, gegen den Strom her, zwischen sie einzuschütten, weil sie ohnedies anfangs von letzteren abwärts gegen den unteren Damm geführt wird. Je näher nun die Dämme von beiden Seiten einander kommen, desto unruhiger wird das sich erhebende Wasser, und drückt den obersten Damm in eine beinahe gerade Linie, indem es zugleich die eingeschüttete Erde mit sich fortreißt. Man muß deshalb die völlige Schließung des Dammes mit dem größten Eifer betreiben. Es werden deshalb zuletzt, wenn die Spitzen der Faschinen einander berühren, große Steine auf sie eingeworfen, um sie zum Sinken zu bringen, und die zu beiden Seiten bereit gehaltenen Erdhaufen zu gleicher Zeit gegen

Digitized by Google

einander in die Öffnung gestürzt, um so den Damm zu vollenden. Es ist vortheilhaft, für diese Arbeit eine Zeit zu wählen, wo sie nicht nur duech niedriges Wasser begünstigt wird, und wo es zugleich hellee Mondschein möglich macht, auch des Nachts ununterbeochen fortzuarbeiten. Nachlässigkeit und Versäumniß würden hier ohne Zweifel die schlimmsten Folgen haben und Arbeit und Kosten verloren machen.

Hat man die Absicht, eine Verschanzung durch eine künstliche Überschwemmung zu decken, wenn die niedrige Lage und ein nahee Fluß Gelegenheit dazu gibt, ist 1) die Beschaffenheit der Gegend zu untersuchen, ob sie sich zu der vorgesetzten Absicht eignet. 2) Im bejahenden Falle sind die erfodeelichen Anstalten zu treffen, um a) sowol das vorhandene Wassee durch Dämme anzustauen, als b) das überflüssige Wasser abzuleiten, und c) die Anstalten selbst gegen den feindlichen Angriff zu schützen.

Clairac und seine Nachfolger haben die Anlegung einer Überschwemmung als eine eben so nützliche als leichte Sache empfohlen, um als Annäherungshindeeniß zu dienen, die Flügel eines Lagers, einen Posten u. d. gl. zu decken. Es scheint nach ihnen, als bedürfe es füe diesen Zweck blos einiger, quer über ein Thal oder eine Niederung gezogener Dämme, um eine Anstauung von 5 bis 6 Fuß zu bilden; allein wenn das Thal einen nur einigermaßen bedeutenden Fall hat, (1 bis 4 Zoll auf die Ruthe) so können die Entfeenungen der Dämme von einandee nicht größer, als 300, 150 oder 75 Schritt seyn, welches eine übermäßige, vor dem Feinde nicht zu beendigende Arbeit seyn würde, auf 1000 Schritt 15 Dämme zu erbauen! Man muß sich daher mit den Überschwemmungen auf flache Niederungen beschränken, deren Gewässee häufig einen etwas höheren Rand haben und mit geringeree Geschwindigkeit fließen, wo daher ein, höchstens zwei Dämme hinreichen, eine ziemliche Strecke unter Wassee zu setzen. Weil im Felde von eigentlichen Nivellieen nicht die Rede seyn kann, läßt sich nach dem Geundsatze, „daß die Größe und der Fall eines Flusses, mit seiner Entfernung vom Meere und mit der Beschaffenheit seines Grundes in genauem Verhältniß stehet," eine ungefähre Bestimmung des Gefälles annehmen:

Ist dee Grund Kieseisteine,	auf 100 Fuß	1½ — 3 Fuß.
‚ ‚ ‚ Kies	‚ 100 ‚	½ — 1 ‚
Ist der Grund grober Sand und kleine Steine,	‚ 100 ‚	½ Fuß.
Ist der Grund feiner, ausgewaschener Sand,	‚ 100 ‚	¼ ‚
Ist der Grund feiner Sand mit Moorerde,	‚ 100 ‚	⅛ ‚
Ist dee Grund Moorerde und Schlamm,	‚ 100 ‚	1/16 ‚

Es dedarf jedoch wol kaum der Bemerkung, daß bei diesen Bestimmungen viel und große Anomalien statt finden, auf die man nothwendig Rücksicht nehmen muß.

Erfodert nun das Gefälle des Flusses z. B. eine 12 Fuß hohe Aufstauung an dem Damme, muß man diese 15 Fuß hoch machen, damit er überall 3 Fuß über das Wassee empor stehet, und weder so leicht von dem feindlichen Kanonenfeuer abgekämmt, noch auch von dem zufällig anwachsenden Wasser überstiegen werden kann. Die Breite dee Kappe des Dammes ist allezeit seiner Höhe gleich; die Anlage aber richtet sich nach der Beschaffenheit des Erdbodens, so daß bei 12 Fuß Höhe die Böschung in guter Eede voen 12′, hinten 18′
in lockerem Boden ‚ 24′, ‚ 18′
in feinem Sande ‚ 36′, ‚ 18′ ist.

Die ganze untee Anlage ist demnach 42, oder 54 oder 56 Fuß. In diesee Breite wird dee Grund des Dammes von Bäumen und Gestrüppe geeeinigt und die voehandenen Löcher und weichen Stellen mit grobem Kies (Grand) ausgefüllt, um alsdann die Anschüttung des Dammes selbst beginnen zu können. Nun beträgt der Queeschnitt des letztern 324′ Q., sein Inhalt 194400 Würfelfuß,
oder 396′ ‚ ‚ ‚ 237600 ‚
oder 468′ ‚ ‚ ‚ 280800 ‚
vorausgesetzt, daß die ganze Länge des Dammes 600 Fuß ist. Diese Erde wird mit 100 Wagen in 2 Ablösungen an gefahren, so daß im Sommer die ersten 100 von 2 Uhe bis 7 Uhr früh, die zweiten bis Mittags, die ersten wieder bis 5 Uhr Nachmittags und die letzten bis 10 Uhr fahren, und folglich 200 Wagen 10000 Fuhren, zu 10 Würfelfuß bringen. Dee Damm wied demnach im ersten Falle in 2 Tagen, im zweiten in 3 und im dritten in 4 Tagen recht gut beendigt seyn können, wenn man 300 Aufladee und 100 Mann zu Verbreitung und Vergleichung der abgeladenen Erde in Anschlag bringt. Wenn man mit dem Damme zu deiden Seiten bis an den Fluß kommt, wird ihm eine doppelte Breite und Höhe gegeben, daß ein hoher Erdhügel entsteht, um diesen auf einmal in den Fluß werfen und denselben dadurch verschließen zu können. Es ist vortheilhaft, groden Kies mit Erde vermischt in das Wasser zu werfen, weil jener nicht so leicht von dem Strome fortgeführt wird und die Erde zusammendrücken hilft. Zu diesem Zweck ist es auch vortheilhaft, die Wagen mit der Erde auf dem schon angeschütteten Damme hin und hee fahren zu lassen, weil die Pferde die Erde noch festee treten, als es durch Handrammen zu bewirken möglich ist. Strauch oder Faschinen zu dem Damme anzuwenden, hat den Nachtheil, keine vollkommene Dichtigkeit hervorzudringen, und dahee zu dem Durchdringen des Wassers und endlichen Unterwaschen des Dammes Gelegenheit zu geben.

Um nach hervorgebrachter Überschwemmung das überflüssige Wasser ablaufen zu lassen, wird auf dem etwa 5 Fuß hohen Damme diesseits des angestaueten Flusses und ziemlich nahe an dem Niederungsrande, ein doppelt so langes Stück als das Flußbette breit ist, durch 4 Pfähle bezeichnet und dicht mit gut angepflöckten Faschinen belegt, nachdem etwa 1 Fuß hoch Thon odee fette Erde aufgebeacht woeden. Auf diese erste Lage Faschinen, deren Spitzen abwärts im Strome, die stärkern Enden aber gegen denselben gerichtet und von Fuß zu Fuß mit 6 Zoll dicken Würsten quer herüber benagelt sind, kommt eine zweite ähnliche, die jedoch die voeige schräg durchkreuzt, nachdem die vorheegehende in der Höhe der Würste mit Erde bedeckt woeden u. s. f., bis man die gehörige Höhe des Überfalles erreicht hat, wo

Digitized by Google

kein Thon mehr aufgebracht, sondern eine sehr fest angepflöckte Lage Würste gelegt, und zuletzt ein 6 Fuß breiter Rand von Strauch und Würsten an den Überfall gemacht wird. Auf der Thalseite muß der Fuß des Dammes da, wo das überfließende Wasser herabstürzt, durch ein gut angepflöcktes Fluthbett von Strauch und Würsten geschützt werden, damit hier das Wasser keinen Kolk ausspülen und den Fuß des Dammes untergraben kann. Das Wasser hingegen ohne einen, hier beschriebenen Überfall um beide Enden des Dammes herum, abfließen zu lassen, ist unzulässig, und würde ohne Zweifel den baldigen Umsturz des Dammes herbeiführen.

Sollte nach Verhältniß der Größe des verdämmten Flusses, der Breite der Niederung und ihres Gefälles nach einiger Zeit von mindestens 8 Tagen die Überschwemmung keine genugsame Höhe bekommen, so läßt sich leicht beurtheilen, ob man seinen Entzweck nicht durch Verstärkung und Erhöhung des Dammes erreichen könne. Es ist besser, zu dieser Arbeit zu schreiten, als die Anlage eines neuen Dammes zu unternehmen, dessen gehörige Bedeckung mehr Mühe und Arbeit verursacht, als die Vergrößerung des schon vorhandenen Dammes. Gleichzeitig oberhalb des letztern in den Erdboden gemachte Einschnitte und Gräben von 4 Fuß Tiefe erhöhen die Unzugänglichkeit der Überschwemmung, weil sie das Durchwaten verhindern. Sie sollen daher nie zu machen unterlassen werden.

Wenn sich in engen Gebirgsthälern oberhalb der Überschwemmung Karpfen- oder Mühlteiche befinden, können sie zu schnellerer Bewirkung der erfoderlichen Wasserhöhe nach und nach abgelassen werden. Man erlangt dadurch zugleich eine größere Sicherheit des Dammes, dessen Sprengung durch plötzliches Ablassen jener Teiche, nachdem die Überschwemmung ihre größte Höhe erreicht hat, leicht vom Feinde verursacht werden könnte. Andere, rein militärische Vorkehrungen zum Schutz des Dammes gegen feindliche Unternehmungen, gehören nicht hieher und sind im Artikel Überschwemmung zu suchen.

Während aber die Fluß- und Seedämme die hinter ihnen liegenden Ländereien schützen, sind sie selbst den wüthenden Anfällen des furchtbaren Elementes ausgesetzt, denen oft des Menschen Werk nicht Widerstand genug zu leisten vermag, sondern im fruchtlosen Kampfe erliegt. War auch der Deich anfangs richtig und gut angelegt, trocknet er doch im Laufe der Zeit ein, und wird an sich schwächer und niedriger, folglich dem so gefährlichen Übersteigen des Wassers oder dem Überschlagen der Wellen ausgesetzt. Das zu Erhaltung der Deiche so nützliche Vorland wird nach und nach schmäler, oder verschwindet ganz, so daß nunmehr der unmittelbare Angriff der hohen Fluthen auf die Deichfläche selbst erfolgt. Bei Flußdeichen, die häufig kein Vorland haben, fehlt es gewöhnlich an einer hinreichenden Beachtung der Beschaffenheit derselben, besonders wenn einige Zeit kein sehr hohes Wasser gewesen ist, wodurch die Bewohner der Niederungen, und leider! auch die Behörden, die ihnen drohende Gefahr aus dem Auge verlieren, bis sie durch das hereinbrechende Unglück zu spät daran gemahnt werden. Selbst bei hinreichender Höhe und Stärke werden die Dämme durch einen starken Eisgang oft so sehr beschädigt, daß sie bei entstehenden Eisschützungen den Druck des bis an die Kappe steigenden Wassers nicht auszuhalten vermögen, abgesehen von den zufälligen, durch die Anwohner und ihr Vieh verursachten Beschädigungen der Deichflächen und durch das Überfahren mit Wagen entstandenen Vertiefungen an den Stellen, wo Fähren über den Fluß gehen. Die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Einschnitte in dem Kamme des Deiches gar nicht, oder wenigstens nicht mit gehörigem Fleiß zugemacht werden, und dann unfehlbar einen Durchbruch herbeiführen. Ähnlichen Nachtheil bringen die Löcher der Mäuse und Maulwürfe, zu dicht am Fuße des Deiches hin gehende Fahrwege, näher als 3 Ruthen an denselben laufende Gräben, und durch frühere Überschwemmungen entstandene Wassertümpel (Kolke), auf der Stromseite befindliche Zäune und Stakete, auf dem Damme stehende Bäume und Sträucher, weil sie, vom Sturme gerüttelt, mit ihren Wurzeln die Erde locker machen und durch das faulende, abgefallene Laub den Rasen ersticken; endlich die wuchernden Unkräuter, Ampfer, Beifuß, Bilsenkraut, Chamomillen, Distel, Fünffingerkraut, Haubechel, Hundeblume, Kreutzkraut, Platerbse, Ranunkel, Scharte, taube Gerste, Wegerich ꝛc. Die Bäume müssen deshalb im Herbst, die Kräuter aber zu Anfang des Sommers ausgerottet werden, ehe sie reifen Samen haben. Nur auf den Dämmen stehender Gewässer, der Fischweiher, Mühlteiche u. dergl. sind Bäume unschädlich; auch können auf den äußern Bermen und auf dem Vorlande der Flußdämme Weiden- und Ellernsträucher nützlich seyn, um den Eisstoß von der äußern Abdachung abzuweisen und die Beschädigung derselben durch die Eisschollen zu verhindern.

Entstehen dennoch bei ungewöhnlich hohen Fluthen nach einem langwierigen harten Winter Beschädigungen an den Dämmen, müssen sie, wenn es irgend Zeit und Umstände erlauben, sogleich wieder hergestellt werden. Es ist deshalb vortheilhaft, ja nothwendig, innerhalb des Dammes einen freien Weg zu lassen, und die Höfe und Dörfer nicht zu nahe an die Böschung bauen zu lassen, damit man überall mit Wagen hinkommen und die erfoderliche Erde zu Verstärkung des Dammes anfahren kann. Die geringsten Beschädigungen sind einzelne Stellen an der innern Abdachung, wo das Wasser von außen herein durchgepreßt wird und klar herabfließt. Man muß hier entgegendämmen, so daß die aufgebrachte Erde den beweglichen und durch das eingedrungene Wasser flüssig gewordenen Sand aufhält, und die kleinen Öffnungen sich nicht zu einem förmlichen Loche erweitern. Wäre dieses hingegen schon geschehen, wird ein kegelförmiger hölzerner Zapfen, dreimal so dick als die Weite des Loches, eingetrieben, ein Bret über denselben gelegt, und mit darauf geschütteter Erde und Steinen beschwert, damit der Zapfen nicht durch den Druck des Wassers herausgetrieben werden kann. Sollte dieses Mittel nicht ausreichen, muß man auf der äußern Abdachung ein hinreichend großes Stück Segel- oder Wachstuch, an 2 starke

Digitized by Google

Stangen oder Hebebäume befestigt, bis vor die Öffnung hinabbringen, und hält dasselbe durch darauf geworfenen Mist und Steine fest, um Zeit zu gewinnen, daß man an der innern Seite des Deiches den Ausfluß des Wassers durch Mist und Plackerde völlig wasserdicht verstopfen kann.

Richtet sich in einer concaven Krümmung des Flusses der Eisstoß mit seiner ganzen Heftigkeit gegen die Außenfläche des Dammes, müssen 3 bis 4 Zoll starke Bohlen, durch unterhalb angenagelte Querriegel verbunden, oder zusammen verbundene Faschinen auf diese Stelle gelegt werden, um den Stoß der Eisschollen aufzunehmen und unschädlich zu machen.

Wenn sich innerhalb des Deiches und unweit seines Fußes ein großer Kolk oder Sumpfloch befindet, entsteht nicht selten dadurch ein Abschieben der innern Böschung in die Brake hinein, indem sie sich von dem Körper des Dammes lostrennt. Um letzteres zu verhindern, werden einige Reihen Spundpfähle vor die innere Bank geschlagen und ihnen, durch mit Halmen verbundene, stärkere Langpfähle eine größere Festigkeit gegeben, damit man unter dem Schutze derselben die innere Böschung wieder aufführen und feststampfen kann.

Steiget das Wasser an dem Damme so hoch, daß es anfängt, oben überzuspülen, ist auch die größte Gefahr eines Durchbruches vorhanden, der eine gewöhnliche Folge jeder Kamm- oder Kappenstürzung ist. Dieses zu verhindern, müssen auf die mit der Sturmglocke oder durch Kanonenschüsse gegebenen Zeichen alle Kräfte aufgeboten werden, den Damm an den etwa niedrigeren Stellen so viel zu erhöhen, als nöthig ist; es werden zu dem Ende auf den beiden Abdachungen doppelte Pfahlreihen eingeschlagen, starke Bohlen zwischen sie eingetrieben, deren untere Kante etwas zugeschärft ist, damit sie in den Erdboden dringen und der Raum zwischen ihnen mit Mist und Erde ausgestampft werden kann, daß kein Wasser mehr hindurch kommt. Ist jedoch die zu erhöhende Deichstrecke zu lang und erfolgt das Anwachsen des Wassers zu schnell, wird auch der Dammbruch wol kaum zu vermeiden seyn und es bleibt den Anwohnern der Niederungen nichts übrig, als sich mit ihrer Habe zu retten, so schnell sie können. Es wird daher in den dergleichen Unfällen ausgesetzten Orten gewöhnlich schon im Voraus darauf Bedacht genommen; es finden sich in ruhiger Zeit gemachte Anstalten, das Vieh in das obere Stockwerk der festeren Wohngebäude zu bringen, und sich, nachdem unten das Feuer schnell ausgelöscht worden, mit ihren Familien selbst dahin zurückzuziehen. Weil es dabei häufig an einem größern Fahrzeuge fehlt, das zur Rettung der in Lebensgefahr gekommenen Familien dienen könnte, sollte in allen Dörfern, die bei dem Aufgehen des Eises auf einem nahen großen Strome der Wassernoth ausgesetzt sind, ein solches auf Gemeindekosten erbaut und gegen Eintreten der gefährlichen Periode in guten, wasserdichten Stand gesetzt werden. In Obersachsen an der Elbe bestand in dieser Hinsicht eine nützliche Einrichtung, daß von der böhmischen Grenze an längs des Flusses in einer Entfernung von 2—3 Stunden Kanonen aufgestellt waren, deren Schüsse den Aufbruch des Eises und die nahende Gefahr verkündeten, damit die Bewohner der untern Gegenden Zeit hatten, Vorkehrungen zu ihrer Sicherheit zu treffen.

Weil die in den eingedeichten Flüssen sich öfters vor den Brücken oder in andern Stromengen bildenden Eisschütze (s. den Art.) den Abfluß des Wassers hemmen und das Übersteigen der Dämme verursachen, würde es vortheilhaft sein, die Entstehung derselben zu hindern. Allein die bis jetzt deshalb gemachten Versuche mit Kanonen und Mörsern haben sich durchgehends fruchtlos erwiesen. Schwimmende Sprengkisten mit 200—300 Pfund Pulver geladen, die man, mit einem guten Zünder versehen, von einem vor Anker liegenden Fahrzeuge mit dem Strome unter den Eisschutz treiben läßt, damit sie durch ihre Explosion das übereinander aufgeschobene Eis locker machen und die Wirkung des Stromes unterstützen, scheinen das einzige Mittel zu seyn, von dem sich einiger Erfolg erwarten läßt, wenn es besonders nicht zu spät angewendet wird.

Die in den Dämmen befindlichen Siehlen, Schleusen und Überfälle erfodern eine besondere Aufsicht, weil sie leicht zu einem Durchbruche Gelegenheit geben können. Sobald man daher bei sehr hohem Wasser neben oder unter ihnen hindurchfließendes Wasser bemerkt, muß der Schleusenkanal eiligst durch eingeworfene Erde und Faschinen verdämmt und dadurch der Wasserstoß von ihnen abgeleitet werden.

An den Seedeichen ist die Gefahr bei heftigen Sturmfluthen, weil sie gewöhnlich unerwarteter kommt, größer und dringender. Ein guter Rasendeich von gehöriger Höhe, mit einem hinreichenden Vorlande von 100 und mehr Ruthen gewährt die meiste, wenn auch nicht unbedingte Sicherheit gegen die Gewalt der anlaufenden Wellen, wenn die Wasserhöhe 13 bis 15 Fuß über die gewöhnliche Fluth steigt. Sobald jedoch das Vorland verloren geht und der Damm selbst von der täglichen Fluth bespült wird, kann der Fuß desselben, so weit das Seewasser hinauf reicht, nicht grün bleiben, sondern muß gegen die Angriffe des Wassers eine künstliche Bedeckung von Stroh, Holz, Strauchwerk (Busch) oder Steinen bekommen. Weil jedoch diese Bedeckungen, die Steine ausgenommen, bei sehr bedeutendem Kostenaufwande, nur geringe Dauer gewähren, ist es fast allezeit vortheilhafter, eine Einlage zu machen, d. h. einen neuen Damm landeinwärts hinter den alten zu legen, damit er völlig und gut bewachsen ist, wenn durch eine zufällige Sturmfluth ein Deichbruch des alten herbeigeführt wird. Übrigens muß man hier beständig gegen hohe Sturmfluthen und durch sie entstandene Beschädigungen der Deichesfläche gerüstet seyn, muß in besonderen Vorrathshäusern gespitzte Pfähle von verschiedener Länge, geschnittene Bohlen, Breter, Faschinen oder Strauch und Stroh nebst dem erfoderlichen Handwerksgeräthe vorräthig haben, und es muß sogleich an Zufüllung der entstandenen Löcher und Herstellung der andern Beschädigungen gearbeitet werden, indem man jene mit Sandsäcken ausfüllt und mit einer Decke von Stroh oder Faschinen bedeckt. Jene besteht aus mehren Lagen über einander gespreitetes Stroh, über die mit 2½ Fuß

Digitized by Google

Zwischenraum Breter gelegt, welche durch dichte neben ihnen eingetriebenen Pfähle gehalten werden, die an ihrem Kopfe Löcher mit quer hindurch geschobenen hölzernen Nägeln haben. Auf ähnliche Weise wird bei einer Buschdecke der Strauch kreuzweis über einander gelegt, und durch darauf gedeckte, gut angepfählte Faschinen befestigt. Eine solche Bedeckung wird auf solchen Stellen, wo die Wellen über den Deich schlagen, auf beiden Böschungen desselben angebracht, um das Hinwegreißen der Erde und einen völligen Dammbruch zu verhindern. Ist dieser aber wirklich erfolgt, jedoch nicht sehr breit, so geschieht die Herstellung desselben gerade durch die Brake; außerdem, bei hinreichendem Vorlande, vor dem Damme, oder im entgegengesetzten Falle hinter demselben. Die Abhilfe geringerer Schäden findet auf die vorbeschriebene Art, wie bei den Flußdämmen, statt. Sie muß im Sommer möglichst bald geschehen, weil man nie sicher vor neuen Sturmfluthen ist, die leicht den Schaden außerordentlich vergrößern könnten. Nachdem in dieser Absicht das auf der Böschung entstandene Loch von allem Treibzeuge, Sand, Muscheln ꝛc. gereinigt worden, läßt man die steilen Abhänge desselben schräg und rauh abstechen, dann wird gute Plackerde, bei trocknem Wetter mit Wasser bespritzt, hinein gestampft und das auf diese Weise angefüllte Loch mit frischem Rasen belegt. Wird jedoch der Deich im Winter beschädigt, muß die Herstellung bis zum Frühjahr ausgesetzt bleiben und einstweilen die Ränder der entstandenen Löcher abgestochen und mit Stroh oder Busch bedeckt werden.

Es ist schon vorher erwähnt worden, daß bei den Seedeichen die Erhaltung derselben von der hinreichenden Breite eines festen und grünen Seestrandes abhänge, der dem Deiche als Vorland dient. Dieses Vorland darf nie unter 100 — 160 Fuß betragen, wenn es die Sicherheit des Deiches vermehren soll, daß die hohen Wellen sich darauf verlaufen und den Fuß des Deiches nicht unmittelbar angreifen. Es ist sogar gerathen, den Abbruch des Strandes nicht über 400 Fuß oder 80 Ruthen dem Deiche sich nähern zu lassen, sobald es möglich ist, ihn mit mäßigen Kosten zu verhindern, und in dem Ertrag des Heues und der Viehweide einigen Ersatz zu finden. Rückt hingegen der Abbruch des Strandes weiter vor und bis auf 180 Fuß von dem Deiche, darf man keinen Aufwand scheuen, sich dieses Vorland zu erhalten, von dessen Existenz die des Deiches und folglich auch das Bestehen aller innerhalb des letztern vorhandenen Landescultur, aller Gebäude, Mühlen ꝛc. abhängt. Ist der Deich ohne Vorland dem unmittelbaren Andrange der Fluth und dem Stoße der Wellen ausgesetzt, kann er nur durch die kostspieligsten Vorkehrungen und selbst durch diese nicht für die Dauer erhalten werden, wie vielfache Erfahrungen in Holland und überhaupt an der Nordsee lehren. In Westfriesland, wo am Züricher Ort eine vorspringende Deichsecke unweit Harlingen noch um 1630 ein breites Vorland den Deich schützte, ging dieses nach und nach durch die Seestürme verloren, und man hielt es für nothwendig, den Fuß des Deiches durch drei Reihen vorgeschlagener Pfähle zu schützen, deren erste und dritte 12 — 14 Fuß, die mittlere aber 24 — 28 Fuß lang ist, und 10 Fuß über den Deichesfuß empor stehet. Sie stehen 1 — 2 Fuß hinter einander, und ihre Zwischenräume sind mit Strauch, Ziegelgeuß und obenauf mit Feldsteinen gefüllt. Im Jahr 1730 hatte sich der Wurm in dieses Pfahlwerk gesetzt, und man entschloß sich deshalb 1734, die beiden, etwas über 300 Ruthen betragenden, Schenkel der Ecke hinten durch einen 200 Ruthen langen Schlafdeich zu schließen, der 69225 holl. Gulden (37936 Rthlr.) kostete. Denn weil das Pfahlwerk dem alten Deiche zu nahe stand, spritzte das Wasser von den an jenes anschlagenden hohen Wellen darüber hin auf den Deich, den es an beiden Seiten zugleich abspülte, daß bei einer sehr heftigen Sturmfluth nur 3 — 4 Fuß von dem Damme desselben stehen blieben. Wäre jedoch das Pfahlwerk überall wenigstens 16 Ruthen von dem Fuße des Deiches entfernt geblieben, hätten die überschlagenden Wellen den letzteren nicht berühren und beschädigen können.

Nun entsteht die Frage, wenn und unter welchen Umständen das an großen Flüssen oder an dem Meere liegende Land durch Dämme gegen gewöhnliche oder zufällige Überschwemmungen geschützt werden soll? Um so mehr, als bei dem so verheerenden Austreten der Weichsel im J. 1829 sich eine Stimme erhoben hat, die alles Eindeichen dieses Flusses für unnütz, und wegen der nothwendigen Unterhaltungskosten der Dämme den Statskassen nachtheilig erklärte. Bei Gegenden, wie die Danziger Niederung an der Weichsel und Nogat, der Warthabruch ꝛc., die nur mit schweren Kosten dem Strome abgedrungen, jetzt einen fruchtbaren, reichen Landesstrich bilden, würde es offenbar schwere Versündigung gegen den Stat seyn, sie wieder den alljährlichen Verheerungen der Eisgänge und einer baldigen Versandung Preis zu geben. Wohl aber ist die strengste und genaueste Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit der Dämme und auf ihre Vertheidigungsfähigkeit gegen die zerstörenden Wirkungen des Wassers und des Eises eine unerläßliche Bedingung, welche die Behörden nie unterlassen sollten. Solche Ländereien hingegen, die wegen der beständig wiederkehrenden Überschwemmungen blos als Viehweide benutzt werden können, sind in Hinsicht ihres Ertrages, nachdem sie in Acker verwandelt worden, mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, ob nach Abzug der Bedeichungskosten eine hinreichende Vermehrung der Einkünfte zu erwarten sei, um den Dammbau zu unternehmen. Betrifft die Umdeichung ein Stück Marschland am Meeresstrande, so ist vorher zu untersuchen, ob Anschwemmung oder Abbruch vorhanden ist. Im letztern Falle muß der Damm entweder weit genug von dem Strande entfernt seyn, damit er von jenem nicht erreicht werden kann, oder man muß das Ufer selbst ohne sehr kostbare Mittel gegen fernern Abbruch zu schützen im Stande seyn; ein Fall, der jedoch nur sehr selten vorkommt. Beträgt nun das einzudeichende Land z. B. 850 Morgen, das jährlich im Durchschnitt für darauf grasendes Vieh 1355½ Rthlr. Nutzung gibt, wovon jedoch das durch die Überschwemmungen verloren gehende abzuziehen, und mit jährlich 55½ Rthlr. zu ver-

Digitized by Google

anschlagen, daher der reine Gewinn nur auf 1300 Rthlr. zu setzen ist, welche à 4 pro Cent. 32500 Rthlr. für den Werth des unbedeichten Landes geben. Nun sind für den Damm, die Abwässerungsgräben, Wege ꝛc. 30 Morgen, für das nöthige Vorland und Deichsgruben aber 60 Morgen zu berechnen, es bleiben daher wirkliches Ackerland 770 Morgen, die zu 250 Rthlr. als Nominalwerth 192500 Rthlr. geben. Davon sind abzuziehen

69300	Rthlr.	für 1540 Ruthen Damm, à 45 Rthlr.
2000	"	für ein Siehl oder Abzugsschleuse,
1333⅓	"	zu Anlegung der Abzuggräben und Fahrwege,
12833⅓	"	zu Ausfüllung von Sumpflöchern, Ziehung der Scheidegruben, und Einrichtung der Äcker,
6000	"	ad Extraordinaria (Commissionskosten, Vermessung und Vertheilung der Äcker).

Zusammen 91466⅔ Rthlr. Diese von obigen abgezogen, geben 101033⅓ Rthlr. Wird endlich die Summe gegen den Werth der unbedeichten Marsch, 32500 Rthlr., gehalten, bleibt ein reiner Gewinn von 68533 Rthlr. Capital, ohne noch den Nutzen in Anschlag zu bringen, welcher für den Stat aus dem wirklichen Anbau, der Anlage neuer Wohnplätze ꝛc. erwächst; wodurch folglich die Eindeichung eines Landstrichs hinlänglich modifirt wird.

Nächst einer zweckmäßigen Anlage und guten Ausführung der Uferdämme, ist eine stete Aufsicht zu bald möglichster Herstellung der vorfallenden Beschädigungen nöthig, denn ihr ganzer und einziger Werth beruht auf ihrer guten Beschaffenheit und der Möglichkeit, die eingedeichten Ländereien und Wohnplätze gegen hohe Wasserfluthen zu sichern. Bei dieser Aufsicht sind vorzüglich folgende Gegenstände zu untersuchen: 1) ob die Dämme weit genug über die bekannten höchsten Fluthen empor stehen, um nicht überstiegen zu werden; und ob sie die gehörige Kappenbreite für diese Höhe haben; 2) ob ein zweckmäßiges Vorland vorhanden sei, und ob im entgegengesetzten Falle der Damm mit dem Strome parallel liegt, oder bei Krümmungen dem Wasser- und Eisstoß ausgesetzt ist; 3) ob überhaupt das eingedeichte Land höher oder niedriger liegt, als das Vorland. Im letztern Falle kann leicht Grundwasser hinter dem Damme herausquellen, daß sein Fuß bei hohen Fluthen erweicht wird und sich senkt. 4) In dieser Hinsicht ist die Lage und Größe der hinter dem Damme vorhandenen Kolke zu untersuchen, um sie vielleicht auszufüllen, oder mit einer Deichschlosse zu umgeben, damit das darinnen befindliche Wasser nicht übersteigen und herausfließen kann. 5) Ob der Damm eine hinreichende Abdachung nach außen und innen hat, und ob er — unmittelbar am Strome liegend — durch eine gute Bedeckung genugsam gegen Abbruch geschützt sei, der außerdem unfehlbar sein baldiges Verderben herbei führt. 6) Wenn andere Flüsse durch den Damm in den Hauptstrom ausmünden, müssen diese an ihrem Einflusse ebenfalls durch Dämme eingeschlossen seyn, damit sie nicht durch das Zurückstauen Überschwemmungen verursachen. 7) Die etwa vorhandenen Siehle oder Abflußschleusen müssen dauerhaft gebaut und gut mit dem Damme verbunden seyn, damit sie bei dem Anschwellen des Flusses nicht Schaden leiden und einen Deichbruch veranlassen. 8) Daß die Dämme weder durch schädliche Thiere: Biber, Fischottern, Maulwürfe und Wassermäuse, noch auch durch die nächsten Anwohner durch Abweiden der Böschungen, Fahren über dieselben u. s. w. beschädigt werden. 9) Ob die nächsten und zum Beistand der Dämme bei hohen Fluthen bestimmten Anwohner mit den erfoderlichen Geräthschaften und vorräthigen Materialien versehen sind, um sich ohne Verzug nach den nothleidenden Punkten zu begeben und daselbst Hilfe leisten zu können. 10) Ob endlich die bei dem Damme angestellten Aufseher ihre Pflicht gehörig erfüllen, damit das von Zeit zu Zeit angeordnete immer vor dem wiederkehrenden möglichen Bedürfniß neuer Vorkehrungen ausgeführt wird. Man kann hierüber nächst den schon angeführten Werken Tetens Reisen in die Marschländer an der Nordsee. 1788; Courtin, Darstellung der unter Napoleon ausgeführten Wasserbauwerke; Schemerl, Schiffbarmachung der Flüsse; Eytelwein u. a. nachlesen. —

In anderem Sinne heißt Damm 2) das Straßenpflaster, worauf die Wagen fahren, zum Unterschied von dem Bürgersteig auf einer oder beiden Seiten, für die Fußgänger bestimmt, und bisweilen durch die offenen Rinnsteine von jenem abgesondert. 3) Bei Chausseen, die als Grund des Fahrweges aufgeschüttete Erde, welche nachher mit Steinen und Kies beschüttet dadurch eine undurchdringliche Decke bekommen muß, damit sie nicht vom Regen aufgeweicht werden kann (s. Chaussee und Kunststrasse.). 4) In den Salzwerken die von Thon oder Lehm gemachte Vorlage in den Sinkwerken, damit das hinein geleitete Wasser nicht eher abfließt, bis es völlig mit Salz gesättigt durch die Ausflußröhre abgelassen wird. 5) In den Erzgruben eine doppelte Wand von dicht auf einander getriebenen horizontalen Stempeln, mit dazwischen gestampfter fetter Erde oder Thon, um die wilden Wasser von den Arbeitern abzuhalten. 6) Die vordere Wand des Tiegels in dem Schmelzofen, welche das geschmolzene Metall zurückhält, bis es durch das Auge, vermittelst Hineinstoßen des aus Lehm verfertigten Zapfens abgelassen werden kann, wenn es völlig im Fluß ist. 7) Bei der Orgel, die Hölzer, welche den Pfeifenstock tragen. (*v. Hoyer.*)

Dammar s. Dammarputi.

Dammara Rumph. s. Agathis Salisb. und Xylopia L.

Dammaras s. Hottentotten.

DAMMARHARZ, resina Dammara (indisch Harmys Motao · Cochin), Katzenaugenharz, wird in Sincapore gefunden, und kam 1827 über Calcutta nach London. Dieses von dem Dammarputi, welches von Dammara alba Rumph. gesammelt wird, verschiedene Harz kommt von Chloroxylum Dupada Buch. oder Dammara nigr. Rumph. meist in etwas gedrehten Stücken

Digitized by Google

von ½ bis 2 Drachmen Schwere vor, und ist farbloser und durchsichtiger, als Copal und Mastix. Es wiegt specifisch 1,060, ist im Bruche glänzend, glasig, und gibt ein überaus weißes Pulver, läßt sich im Munde zermalmen, aber nicht erweichen, hat weder Geruch noch Geschmack, schmilzt leicht, und zeigt, auch stark erhitzt, kaum einen merklichen Geruch. Mit starkem Weingeiste befeuchtet, wird seine Oberfläche klebrig. Im absoluten Alkohol ist die Hälfte, im kalten Weingeiste von 80° R. der fünfte, im erhitzten der vierte Theil davon löslich, wovon sich aber nach dem Erkalten wieder ein Theil ausscheidet. Das übrige Harz bleibt in diesen Fällen als ein im Äther und Terpentinöl auflösliches weißes Pulver zurück. Im Terpentinöl und in fetten Ölen löst sich das Dammarharz vollkommen auf, im Äther nur bis auf einen sehr unbedeutenden Theil, der sich wie Weichharz verhält. Die Auflösungen in Weingeist röthen das Lackmuspapier; von einer eigenthümlichen Säure findet sich nichts. Im siedenden concentrirten Essig schmilzt das Harz, ohne sich zu verändern. Mit dreimal so viel rauchender Salpetersäure mäßig erhitzt, ist es spröde, im Terpentinöl nicht, im Weingeist theilweise, im Äther vollkommen löslich. Durch Vitriolöl wird es aufgelöst, ohne daß die jetzt orleanfarbige Verbindung sich erhitzt, und ist dann in Weingeist auflöslicher, als im Terpentinöl. Beim Vermischen mit destillirtem Wasser scheidet sich das Harz von selbst aus der Auflösung in Weingeist durch Ammonium in weißen Flocken wieder aus. Mit Jöd zusammengerieben, fulminirt es, auch erwärmt, nicht. Flüssiges Ätzammonium läßt es unverändert. Aus dem in Terpentin gelösten und mit Kalilauge gekochten Harze bildet sich, nach verflüchtigtem Öl, eine Harzseife, die im Wasser und Weingeist ganz löslich ist, und aus welcher das Harz durch Metallsalze in Verbindung mit Metalloxyden ausgeschieden wird. Äther in Terpentinöl trennen diese Gemische, indem sie das Harz wieder daraus auflösen. Bei der trockenen Destillation geben 60 Gran Dammarharz 8 Gran wässerige Essigsäure, 45 ätherisches Öl (mit Brandsäure?), 8 Gran einer sublimirten, in Äther, Terpentinöl und Weingeist, aber nicht in Kalilauge löslichen gelblichen Harzmasse. — Dieses Harz gehört zur dritten Gattung derer, welche Unverdorben durch trockene Destillation darstellte. — Im Retortenrückstande bleiben 7 Gran Kohle. J. Brandes fand in 1000 Theilen des Dammarharzes 831 lösliches Harz, 68 Unterharz (Dammarin) und 1 Schleim, mit Spuren von schwefelsaurem Kalk und Essigsäure.

In technischer Hinsicht taugt das Harz (2 in 2½ Terpentinöl durch Schütteln aufgelöst), zu einem vorzüglichen Firniß auf Gemälde; Zeichnungen, Steindruck, Stahldruck ꝛc. Er wird vom Weingeist beim Reinigen nicht leicht angegriffen, aber, noch so trocken und hart, mit Lein- und Terpentinöl wieder erweicht und abgetupft. Dem Nachgelben ist er weit weniger unterworfen, als der Mastixfirniß. — Noch eignet sich dieses Harz sehr gut zum Retonchirfirniß, da es, erwärmt, in jedem Verhältniß von Mohn- und Leinöl, ohne Zusatz von Terpentinöl, klar aufgelöst wird. — Will man Weingeistlack damit anfertigen, so muß dieser stark genug seyn; das Harz wird damit gekocht, die Flüssigkeit abgekühlt, wodurch das Unterharz sich ausscheidet, und hierauf hell abgegossen. Außer Terpentinöl ꝛc. sind auch Fettöle gute Auflösungsmittel des Dammarharzes. — Außerdem gebraucht man es, mit Calapusöl eingeteigt, in Indien, als Schiffspech, und in Siam und Boutam zu Fackeln. — Das unter dem Namen Dammar in Ostindien bekannte Harz von Shorea robusta dient ebenfalls zu Schiffspech; (s. Rud. Brandes im Archiv des nordteutschen Apothekervereins. XXX. 1. und in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chemie und Physik. 1829. 6. S. 242 ꝛc.; F. Lucanus Ebendas. 6. S. 60 ꝛc.; vergl. Dessen Comment. de vernice picturis inducenda. Jenae 1829. 8.; und Erdmann's Journ. für techn. und ökonom. Chemie ꝛc. 1829. V. 4. S. 453 ꝛc. — Bilz in Trommsdorff's neuen Journ. XX. 1. S. 37. (*Th. Schreger.*)

DAMMARIE, Flecken im Bezirk Bar le Duc, des franz. Departement Maas, am Saulx, mit 80 Häusern und 390 Einwohnern, hat einen Hohofen. (*H.*)

DAMMARIN nennt Rud. Brandes den Unterharzantheil des Dammarharzes, s. d. Art. (*Th. Schreger.*)

DAMMARPUTI (Harzstein), Dammara alba Rumph., ein anfangs weiches und klebriges, aber an der Luft fast, wie Copal, erhärtendes Harz, von schmutzig gelber Farbe. Es ist nicht ganz durchsichtig, zerreiblich, läßt sich mit den Zähnen zu Pulver zermalmen, hat weder Geruch, noch Geschmack, und behält, mit rectificirtem Weingeist angefeuchtet, eine trockene Oberfläche. Das mit rectificirtem Weingeist behandelte Dammarputi-Pulver hinterläßt vielen pulverigen Rückstand, dessen unterharziger Mischungstheil sich in Äther auflöst, und einen weichen, aber nicht zähen Rückstand läßt; (vergl. Journ. de chim. med. etc. 1826. p. 469).

Damar oder Dammar nennt man auch einen Kunst-Theer, der aus gepulvertem Kalk, Bambusrinde und dem Harze der Pimelea bereitet wird, und zum Kalfatern der Schiffe dient. (*Th. Schreger.*)

DAMMARTIN, Kantonstadt im Bezirk Meaux des franz. Departement Seine und Marne, mit 340 Häusern und 1918 Einwohnern. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche eine schöne Aussicht auf eine weite Ebene gewährt. (*Leonhardi.*)

DAMMBAU begreift alle die theoretischen und technischen Regeln und Vorschriften, welche bei der Anlage und Ausführung, insbesondere der Flußdämme, zu befolgen sind. Auf mathematischen Grundsätzen beruhend, macht er einen wesentlichen Theil der Wasserbaukunst aus. (*v. Hoyer.*)

DAMMBEREITER, ein angestellter Aufseher, welcher über die richtige Befolgung der über die Schonung der Dämme gegebenen Verordnungen wachen und die dagegen handelnden zur Bestrafung anzeigen muß. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRET, ein bewegliches Schutzbret in den Kunstgräben der Bergwerke, um den Zufluß des Wassers beliebig vermehren oder verringern zu können. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRUCH, das Zerreißen des Dammes durch die Gewalt der Fluthen; auch der Ort, wo diese Zer-

Digitized by Google

reißung erfolgt. Der dagegen zu treffenden Vorkehrungen ist oben (s. Artikel Damm) erwähnt worden. (*v. Hoyer.*)

DAMME, großherzoglich-oldenburgsches Amt in dem Kreise Vechta, welches bis 1816 von Hanover und Oldenburg gemeinschaftlich besessen wurde. Es liegt an dem fischreichen Dammersee und besteht aus 2 Kirchspielen: 1) Damme, mit 1243 Häusern und 7566 Einw., darin das große Dorf gleichen Namens mit 1 katholischen Kirche, 161 Häusern und 967 Einw., welche 3 Krams-, Vieh- und Pferdemärkte halten; und 2) Neuenkirchen mit 343 Häusern und 2271 Einw., darin das gleichnamige Dorf mit 91 Häusern, 540 Einw. und 2 Krams-, Vieh- und Pferdemärkten. (Weimar. Handb. V. Bd. S. 559.) — In der Gegend von Damme finden sich römische Denkmale; der Ort selbst soll seinen Namen von dem Damme haben, den die Angrivarier gegen die Cherusker angelegt, und wobei Germanicus den Arminius geschlagen hat. (*H.*)

Damme (51° 14′ Br. 24° 23′ L.), Stadt in dem Bezirk Brügge der belgischen Provinz Westflandern, an dem von der Lieve gebildeten gleichnamigen Kanale, welcher sich in das Bassin von Brügge mündet, mit 787 Einwohnern; war sonst eine Festung. (*Leonhardi.*)

DAMMERDE, die äußere, zur Vegetation geschickte Lage unseres Erdkörpers, deren Eigenschaften sich nach Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung ändern, je nachdem die Menge der einen oder der andern vorherrschend ist, sie heißt auch Thau- oder Gartenerde. — 2) Die in Bergwerken auf erzhaltigem Gestein liegende Erde, welche vorher hinweggeschafft werden muß, um zu jenem zu gelangen; die obere Erde in Steinbrüchen; der Abraum. — 3) Die zu Anschüttung eines Dammes taugliche und bestimmte Erde. — 4) Bei dem Stück- und Glockengießer diejenige Erde, womit die Formen zu einem festen Stande umdämmt und festgestellt werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMERSFELD. Einer der höchsten Punkte des Rhöngebirges, wo nicht der höchste. Die Dammersfelder Kuppe ist 2840,7 pariser Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres gelegen. Zu Zeiten der Fürstbischöfe zu Fulda, war dieses wegen seines üppigen Graswuchses berühmte Dammersfeld in Verbindung mit seinem ebenfalls grasreichen und hohen Nachbar, dem Abtsrode, eine sehr einträgliche Domaine, und es bestand daselbst eine bedeutende Schweizerei, welche dem Hofe und fuldaschen Lande von vielem Nutzen war. Es finden sich noch dort die Schweizereigebäude; gegenwärtig wird nur das auf seinem großen kahlen Rücken wachsende Gras als gutes Bergfutter benutzt. (*Schneider.*)

DAMMGRUBE, eine ausgemauerte Grube vor dem Schmelzofen der Stück- und Glockengießereien, tief genug, um die aufrecht stehenden Formen der Geschützröhre aufzunehmen, und so weit, daß sie so viel Formen faßt, als Geschütze auf einmal gegossen werden können. (*v. Hoyer.*)

Damm-Hagen s. Hagen. (Sect. II. Th. I. S. 162.)

DAMMHOLZ, ein Klöpfel von hartem Holz, um den weichen Formleimen an der Geschützform festzuschlagen; auch eine Art von Handramme, die Erde um die Formen festzustampfen. (*v. Hoyer.*)

DAMM-KAVEL, — LOOS oder — PFAND, derjenige Antheil eines Dammes, welcher den durch ihn geschützten Anwohnern zur Unterhaltung anheim fällt. Diese Antheile sind numerirt und durch eingeschlagene Dammpfähle bezeichnet, damit ein genaues Register, die Deichrolle, über sie geführt werden kann. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÄUFER oder LOOPER, ein 56 Fuß langes, 12 Fuß breites, 4 Fuß tiefes Fahrzeug, welches auf den holländischen Kanälen längs der Dämme geht. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÜCKE heißt die in einen Damm zu dem Ausfluß des Wassers gemachte Öffnung, welche mit Steinen oder Holz eingefaßt, und, als eine einfache Schleuse, durch ein Schutzbret verschlossen, den Namen eines Siehles führt. — Auch die als Folge eines Dammbruches vorhandene Öffnung. (*v. Hoyer.*)

DAMM-MEISTER, der über den Bau, zur Leitung desselben, gesetzte Oberaufseher, der auch die Aufsicht über den Zustand und die Unterhaltung desselben führt. Die in Hinsicht der letztern in dem Lande gegebenen Gesetze und Vorschriften heißen die Dammordnung, welche zugleich die Bestimmung enthält, wie die Anwohner (Dammpflichtige) in Hinsicht der dazu erfoderlichen Kosten heranzuziehen sind. (*v. Hoyer.*)

DAMMPFÄHLE oder DEICHSTÖCKE bezeichnen die Antheile, welche bei einem Damme jedem Anwohner zu dem Bau und der Unterhaltung anheim fallen. — Pfähle, so beim Dammbau, besonders bei den an den Dämmen vorkommenden Beschädigungen gebraucht werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLANKEN sind 3 bis 4 Zoll dick, 8 bis 10 Zoll breit und 4 Fuß lang, und werden in den Gängen eingeschoben, um das Abrollen des Gesteins zu verhindern. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLATTE oder SCHLACKENBLECH, eine Platte von Gußeisen, welche im hohen Ofen auf dem Wallsteine liegt, um auf derselben die Schlacken abzuziehen. (*v. Hoyer.*)

DAMMSCHE SEE, der, in Pommern, wird fast überall zu $\frac{1}{2}$ QM. angegeben, ist etwa 2 Meilen lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit. Er erstreckt sich von der Stadt Damm bis zum Ausfluß der Ihna, wo sich auch der große Oderstrom mit ihm vereinigt, um gemeinschaftlich die Dammansche zu bilden. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMMSETZER, ein Arbeiter beim Straßenbau, welcher das Pflastersetzen mit Steinen verrichtet und dazu angelernt ist. (*v. Hoyer.*)

Dammstock s. Dammpfahl.

Dammwärter s. Dammmeister.

DAMMWASSER wird dasjenige Wasser genannt, was bei undichten Dämmen durch die Erde seigt, und hinter dem Damme an der Böschung derselben herabfließt. (*v. Hoyer.*)

DAMM- oder LUMPENZIEHER, ein von $\frac{1}{2}$ Zoll starkem Eisen spiralförmig gegen einander doppelt zu-

Digitized by Google

sammen gewundenes Werkzeug, das, an eine Stange befestigt, bei dem Geschütz zu dem Herausziehen der Pulverpatrone, oder der nach dem Schusse im Rohre zurückgebliebenen Zeuglappen dient. (*v. Hoyer.*)

DAMNA, Stadt in Serika, in den westlichen Theilen des Flusses Ochardus (Seidengasluß), in einiger Entfernung gegen Norden von demselben; die Bewohner der Umgegend hießen Damnä. (Ptol.) (*H.*)

DAMNII, eine ansehnliche Völkerschaft in Britannia barbara (Schottland), auf der Westseite des Landes von West-Galloway bis an und über den Firth of Clyde hinaus. (*H.*)

DAMNO, des Belos Tochter, Gemahlin Agenors, Mutter des Phönix, der Isäa und Melia. (Schol. Apollon. 3, 1185.) (*H.*)

DAMNONII, britische Völkerschaft in dem jetzigen Devonshire und Cornwallis. (*H.*)

DAMNONIUM, ein anderer Name für das Vorgebirge Ocrinum (s. Sect. III. Thl. I. S. 293), welchen es von der anwohnenden Völkerschaft hat. (*H.*)

DAMO, nach Lysis (Diog. Laert. 8, 42) und Jamblichos (c. 28), eine Tochter des Pythagoras. (S. d. Art.) (*H.*)

DAMOCHARIS, einer der Dichter der griechischen Anthologie, von welchem vier wenig ansprechende Epigramme [1]) erhalten sind, und dessen Tod noch in einem Gedichtchen [2]) des Paulos (Silentiarios zu Justinians Zeit) gefeiert wird. Hier heißt die Insel Kos [3]) sein Vaterland; daher auch der Dorismus in der Namensform. Einiges Interesse gewinnt er für uns dadurch, daß er der Freund und Schüler des Anthologiensamlers Agathias genannt wird [4]). So bestimmt sich sein Zeitalter, um den Ausgang des fünften und den Anfang des sechsten Jahrhunderts. Übrigens verband er, wie damals üblich, poetische Studien mit grammatischen, daher er geradezu Grammatiker [5]) heißt, und bei Paulos [6]) γραμματικῆς ἱερὴ βάσις, etwas hyperbolisch, wie sich denken läßt. — Ein Damocharis wird in einem anonymen Epigramme [7]) erwähnt als Richter in Smyrna, der die von einem Erdbeben heimgesuchte Stadt durch seine angestrengten Bemühungen wieder in die Höhe gebracht habe. (Vergl. Jacobs im Catalogus poetarum epigrammaticorum (Anthol. Gr. XIII. p. 881.) (*Fr. Ritschl.*)

DAMOKLES, der Schmeichler des ältern Dionysios in Sicilien, welchen dieser an seine Stelle treten ließ, um ihn von der Glückseligkeit, deren er genieße, zu überzeugen, und der sich in dieser Stelle höchst glücklich fühlte, bis er das über seinem Haupte an einem Pferdehaar aufgehangene Schwert bemerkte. (Cic. Tusc. Qu. 5, 21.) (*H.*)

DAMOKRITOS oder DEMOKRITOS, aus Sikyon, Bildgießer, aus der attischen Schule des Kritias, und Schüler Pisons, blühte um Ol. 102. Pausanias nennt ihn als Verfertiger der zu Olympia aufgestellten Statue des Hippon von Elea, der im Faustkampfe der Knaben siegte (5, 3), Plinius (H. N. 34, 19, 28) nennt ihn unter denen, welche Statuen von Philosophen verfertigt haben. (*H.*)

DAMON, ein berühmter Sophist und Musiker in Athen (wahrscheinlich auch in Athen geboren), blühete ungefähr 440 bis 400 vor Chr. Geburt. Er war Schüler des Agathokles und Lehrer des Perikles. Auch Sokrates soll noch in seinem Alter von ihm die Musik erlernt haben. Es ist anzunehmen, daß man hier Musik im ausgedehnten Sinne der Griechen zu verstehen, und vor Allem die Regeln der Rhythmik in Bezug auf Dichtkunst in diesen Unterricht zu ziehen habe; denn Damon wird nicht blos ausdrücklich von den Alten als ausgezeichneter Rhythmiker gerühmt, sondern es werden ihm auch überhaupt gelehrte Kenntnisse zugesprochen. Wurde er doch sogar durch einen Volksbeschluß aus Athen verwiesen, weil man glaubte, er habe den Perikles bei seinem Unterrichte in der Musik hauptsächlich in der Kunst des Herrschens unterwiesen. — Cornel. Nepos gedenkt des Damon, als eines sehr berühmten Mannes, im zweiten Kapitel des Epaminons das, wo es heißt: Nam et citharizare et cantare ad chordarum sonum doctus est (Epam.) a Dionysio, qui non minore in musicis gloria, quam *Damon* aut Lamprus, quorum pervulgata sunt nomina. — Er war also ein Citherspieler, da er mit einem solchen zusammengestellt und der Name des den Epaminondas unterrichtenden Flötenbläsers (Olympiodorus) erst später angeführt wird. — Im 4ten Buche „von der Republik" erwähnt Plato eines Damon, und läßt ihn mit des Philosophen großer Zustimmung folgenden Satz aufstellen: „Nirgend sind die Weisen der Musik verändert worden, ohne Umänderung der meisten bürgerlichen Einrichtungen." (Man sehe die Zweibrücker Ausg. VI. Bd. S. 336.) Es kann hier kaum von einem andern Damon, als von diesem damals so allgemein berühmten, die Rede seyn. Nicht weniger preisend gedenkt unsers berühmten Citharisten Aristides Quintilianus, der seine 3 Bücher de Musica (herausgegeben von Meibom, 1652 zu Amsterdam) kurz nach Christi Geburt schrieb. Nach ihm soll Damon ein Meister in der Kunst gewesen seyn, mit wohlgewählten Tönen angemessene Empfindungen auszudrücken. — Prinz gibt ihn in seiner „historischen Beschreibung der edeln Sing- und Klingkunst. Dresden 1690" im 2ten Kap. §. 39. S. 19., als den Erfinder der hypolydischen Tonart an (oder, setzt er hinzu, erfand sie Polymnest); und im 7ten Kap. §. 42. S. 79. wird er nach Plutarch für den Erfinder der lydischen Tonart ausgegeben, die der mixolydischen entgegengesetzt ist. — Forkel hat des Damon in seiner Geschichte der Tonkunst nicht gedacht. (*G. W. Fink.*)

DAMON, ein pythagoreischer Philosoph, berühmt durch seine Freundschaft zu Phintias, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Pythias [1]). Die Haupt-

1) Anal. Brunck. III, 69. 70. 2) Anal. Brunck. III, 102. 3) S. auch Jac. Anth. Gr. XI. p. 192. 4) In Überschriften der Pfälzer Handschrift zu dem ersten Epigramm des Damocharis (ibid. p. 118) und dem angeführten des Paulus Silentarius (LXXXI.). 5) Ebendaselbst. 6) V. 3. 7) Anal. Brunck. III, 226.

1) Pythias, sagt Lange a. a. O., ist schwerlich je ein männ-

Digitized by Google

quelle der Erzählung davon, wie sie Aristoxenos aus dem Munde des jüngeren Dionysios selbst [2]), als dieser, von der Herrschaft vertrieben, zu Korinth Schule hielt, gehört zu haben versichert, findet sich bei Jamblichos im Leben des Pythagoras (§. 253. vergl. Porphyr. vit. Pyth. §. 59.). Daselbst heißt es: es galt eine Bürgschaft auf Leben und Tod. Einige Vertraute des Dionysios pflegten der Pythagoreer oft zu erwähnen und ihrer als Prahler und Aufschneider zu spotten, indem sie äußerten, daß es mit ihrem erhabenen Ernste und mit ihrer erheuchelten Treue und Kaltblütigkeit bald ein Ende haben würde, wenn sie in eine bedeutende Gefahr geriethen. Andere widersprachen, und es entstand darüber ein heftiger Streit. Nun wurde gegen Phintias eine Intrigue angesponnen, ein Ankläger gegen ihn aufgestellt, der ihn beschuldigte, einen gefährlichen Anschlag mit einigen andern gegen Dionysios gefaßt zu haben; dies wurde von jenen als Zeugen bestätigt, und die Anklage bis zu einer großen Wahrscheinlichkeit eingeleitet. Phintias gerieth über diese Rede in große Bestürzung; als Dionysios aber ausdrücklich erklärte, daß alles bereits genau untersucht, und er ein Kind des Todes sei, so erwiederte er, daß, wenn es so über ihn beschlossen sei, er nur um den übrigen Theil des Tages bitte, um seine und Damons Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Denn diese Männer wohnten beisammen in völliger Gemeinschaft aller Dinge; Phintias aber, als der ältere, hatte den größten Theil der Hauswirthschaft zur Besorgung übernommen. Er bat daher zu diesem Behuf um Loslassung und stellte Damon zum Bürgen. Dionysios erzählte nun, daß er sich verwundernd gefragt habe, ob es einen Menschen gebe, der in einer Sache, die das Leben kostet, Bürgschaft zu leisten wage. Auf die Bejahung wurde Damon herbeigeführt, der, als er das Geschehene gehört, sogleich einwilligte, Bürge zu werden und da zu bleiben, bis Phintias zurückkehrte. Dionysios sei nun dadurch in großes Erstaunen versetzt worden; die aber von Anfang an die Versuchung angestiftet, hätten über Damon gespöttelt, als sei er verloren und wie eine Hirschkuh (wie in Aulis bei Iphigenia) untergeschoben. Als sich aber die Sonne schon zum Untergange neigte, kam Phintias, um sich der Todesstrafe zu unterziehen. Darüber waren alle von großem Staunen ergriffen, Dionysios selbst aber, die Männer umarmend und küssend, bat sie, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen; allein trotz seines angelegentlichen Bittens willigten sie auf keine Art in dies Verlangen ein. (Vergl. Cic. Tusc. Qu. 5, 22. Hier ohne Anführung der Namen, wie bei Lactant. inst. div. 5, 17.) Diese Erzählung ist nachmals in Nebenumständen verschiedentlich abgeändert (Cic. de offic. 3, 10. Valer. Max. 4, 7. Diodor. Exc. p. 554. ed. Wessel.) und zu poetischem Zweck ausgeschmückt worden. Bekanntlich liegt sie auch der Ballade Schiller's: die Bürgschaft, zum Grunde. Der teutsche Dichter folgte hiebei dem Hygin (fab. 257), wo die beiden Freunde Möros und Selinuntius genannt werden (s. Lange, Literarische Parallelen im N. T. Merkur. 1808. März. S. 183 fgg.). Dagegen berichtet Hygin (fab. 254), daß Damon seine Mutter, Pythias aber — oder wie Andere auch hier lesen Phintias — seinen Vater aus Feuersgefahr errettet habe. Andere erzählen dies von zwei Brüdern aus Catana, deren Namen aber ebenfalls sehr verschieden angegeben werden (s. Salmas. a. a. O.). (*H.*)

DAMON, William, Musiker und Componist an der Londoner Hofkapelle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welcher die Psalmen für die englandische Kirche zuerst vierstimmig setzte, die von einem seiner Freunde zum Druck befördert wurden. Sie kamen zu London 1579 heraus. Seine neuen Weisen wurden aber von der Kirche nicht benutzt; man sang die alten Psalm-Melodieen. Er setzte daher später auch diese vierstimmig nach damaliger Art. Der Tenor hatte die Melodie zu führen, wie es vorzüglich in den Psalm-Melodieen der reformirten Kirche Sitte war. Noch später erschien eine neue Ausgabe, wo die Melodieen dem Sopran zugetheilt wurden. Seine übrigen kirchlichen Compositionen scheinen nicht von Belang zu seyn. Es ist uns keine zu Gesicht gekommen. Er ist gegen 1590 gestorben. (*G. W. Fink.*)

DAMOPHILA, eine musikkundige Dichterin auf der Insel Lesbos, wo sie einer Akademie vorstand, in welcher junge Griechinnen in den beiden, damals noch enger verbundenen Künsten, in Musik und Dichtkunst, unterrichtet wurden. Sie scheint in der Art der Sappho gedichtet zu haben, deren Freundin und Genossin sie war. Daher wird auch die Erfindung der pamphilischen oder mixolydischen Tonart, bald der Damophila, bald der Sappho zugeschrieben. Philostratos berichtet im Leben des Apollonios von Tyana, sie habe die Hymnen verfaßt, die noch zu seiner Zeit zum Preise der Artemis gesungen wurden. Damophila war die Ehefrau des Pamphilus, und blühete in der 43. Olympiade, also ungefähr 600 vor Chr. Geburt. (S. Olear. de Poet. graecis.) (*G. W. Fink.*)

DAMOPHON, der einzige der Erwähnung würdige Messenische Bildhauer, der eine Zeitlang nach Phidias gelebt haben muß, da von ihm berichtet wird, er sei von den Eleern beauftragt worden, die Statue des Zeus zu Olympia, an welcher die Fugen des Elfenbeins auseinander gegangen waren, zu restauriren. (Paus. 4, 31.) Pausanias führt viele seiner Bildwerke an, und unter ihnen mehre Gottheiten der mystischen Religion, zu welcher er hingeneigt zu haben scheint. Zu Ägium war, unter andern, von ihm eine Eileithyia, an welcher nur Gesicht, Hände und Füße von pentelischem Marmor waren, das

---

lischer Name gewesen; der Redner, der bisweilen so geschrieben wird, heißt wie der Geograph Pytheas. Salmasius zu Solin Kap. 5. hat bereits bemerkt, daß statt Pythias stehen müsse Pinthias. Nam Siculum nomen *φιντίας* et foemininum *φιντίς*. A verbo *φίλασθαι*, *φιλτός* amabilis. Unde et *φίλτρον* amatorium. Inde nomen proprium *φιλτίας*, quod Siculi dicebant *φιντίας*: ut *φίντατος* pro *φίλτατος* etc. (Plin. exercit. 78.). Vergl. Munker zu Hygin. 2) Nach Cicero Tusc. 5, 20. 22. wäre diese Begebenheit unter dem ältern Dionysios vorgefallen; ein Irrthum, der nach Aristoxenos zu berichtigen ist. S. Mahne in Schäfer's Thesaur. nov. crit. I, 35.

übrige, weil es mit einem Gewand bedeckt wurde, von Holz. (Paus. 7, 23.) Unter mehren Statuen von ihm zu Megalopolis war eine Persephone ebenso gearbeitet. Zwei kleine Mädchen mit Blumenkörben auf den Köpfen wurden von einigen für Damophons Töchter, von andern für Athene und Artemis gehalten. (Paus. 8, 31.) (*H.*)

DAMOT (Damote, Damute), Provinz in Habesch an der Ostseite des Nils, Gojam gegenüber, nördlich von den Gebirgen Amid-Amid, östlich vom Fluß Temri begrenzt. Diese Provinz, welche die Gallas in neueren Zeiten erobert haben, hat einen trefflichen Boden, großen Reichthum an Heerden; außerdem findet man Gold. Die meisten Einwohner sind Christen, aber mit Heiden gemischt (Bruce Reisen von Volkmann. III, 255). (*L. F. Kämtz.*)

Damophilos s. Demophilos.

DAMOXENOS. Einer der Dichter der neuen Komödie, von dem nicht eben viel zu sagen ist. Athener heißt er bei Suidas und Eudokia (p. 131); sonst beruht unsere Kenntniß von ihm nur auf wenigen Stellen des Athenäos, aus welchem Suidas schöpfte. Die wichtigste (III, p. 102. 103.) gibt ein bedeutendes Fragment des Dichters von einigen sechzig Versen, und dieses wiederum eine Zeitbestimmung des Komikers. Ein gelehrter Koch wird darin eingeführt, der sich als Schüler des Demokritos und Epikuros (Ol. 109, 4. — 127, 3.) bekennt. Vor Ol. 114, 2., in welches Jahr die Ankunft des jungen Epikuros in Athen fällt, darf natürlich das Stück, welchem jenes Fragment angehört, in keinem Falle gesetzt werden; doch dürfte die dramatische Laufbahn des Dichters auch nicht allzuweit hinauszurücken seyn. Denn in einem andern Bruchstücke (bei Athen. XI, 469 a.) wird ein Adäos erwähnt; dieser aber ist, wie sowol der Zusatz *ὁ Κυψέλου* zu beweisen scheint, als die anderweitig beglaubigte Verspottung desselben durch die Komiker Herakleides und Antiphanes (Zenob. Prov. VI, 34.), kein anderer, als der im Olynthischen Kriege Ol. 108, 1. vorkommende Anführer der Miethstruppen des Makedonerkönigs Philippos [1]). (S. Athen. XII, 532. d. e. Schweighäuser Bd. VI, S. 431 f. S. 82. Clinton Fast. Hellen. S. 147 f. Krüg.). Von der dichterischen Thätigkeit des Damoxenos geben nur zwei von Athenäos erhaltene Komödientitel Zeugniß (s. die angeführten Stellen), welche schon an sich auf die spätere Komödie hinweisen. Einen *ἑαυτὸν πενθῶν* dichtete, wie Damoxenos, auch Menandros, ähnlich dem *ἑαυτὸν τιμωρούμενος* desselbigen, dem *ἑαυτοῦ ἐρῶν* des Antiphanes u. dergl. Unter dem Namen des andern Stückes, *σύντροφοι*, schrieben Alexis und Poseidippos Komödien, und analog gebildete Benennungen bietet die Geschichte des Dramas jener Zeiten in Menge. Übrigens läßt sich aus den (ziemlich verderbten) Resten, die beim Athenäos zu lesen sind, nicht gerade etwas Charakteristisches entnehmen, wie denn überhaupt die Gleichförmigkeit einer typisch gewordenen Sprach- und Verstechnik als allgemeines Eigenthum der spätern Komödie sich zu erkennen gibt. — Wenn übrigens in der Epitome des Athenäos (I, 15. b.) Verse des Demoxenos angeführt werden, so ist dies eben nichts als dialektischer Formenwechsel [2]). (*Fr. Ritschl.*)

DAMPF (engl. Steam, franz. vapeur). I. Theoretische Untersuchungen über die Natur der Dämpfe. §. 1. Die Verwandlung tropfbarer Körper in elastische Dämpfe ist ein so alltäglich wiederkehrendes Phänomen, daß es den ersten Menschen schon auffallen mußte. Sobald daher die Philosophen anfingen, die Erscheinungen der Natur zu erklären, mußte nothwendig dieser Vorgang einer der ersten seyn, für welchen eine Hypothese aufgestellt wurde. Auch dreht sich die ganze Physik der Alten um dieses und einige verwandte Phänomene. Setzt man ein offenes Gefäß mit Wasser ins Freie, so vermindert sich das Wasser zusehends, ein Theil von ihm verschwindet, und zwar desto schneller, je höher seine Temperatur ist. Wo ist dieses Wasser geblieben? Die Antwort auf diese Frage ergab sich aus einem andern Vorgange. Wir sehen, daß zu manchen Zeiten Wasser in bedeutender Menge aus der Luft herabstürzt, Wasser, welches vorher in dieser Gestalt nicht vorhanden war. Es müssen bei beiden Vorgängen Umwandlungen Statt finden; man nahm an, das Wasser werde durch Wärme in Luft, diese aber wieder durch andere Processe in Wasser umgebildet. So hatte man hier zwei von den vier Elementen der Alten, welche bei diesem Vorgange in einander übergingen.

§. 2. Diese Ansicht, mehr oder weniger abgeändert, machte einen wichtigen Abschnitt in der Physik der Alten aus, und auch nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde sie beibehalten. Auch gegenwärtig noch herrscht in der Physik eine ähnliche Hypothese, nur verstehen wir gegenwärtig unter den Elementen der Alten die Aggregatformen der Körper. So lange keine chemischen Untersuchungen über die verschiedenen Gase, so lange keine Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe angestellt waren, mußte diese geistreich erdachte Hypothese den meisten bekannten Erscheinungen entsprechen. Nachdem aber Ziegler seine Versuche über Dämpfe, Lavoisier, Priestley, Scheele und andere die über Gase angestellt hatten, zeigte sich die Unhaltbarkeit des ganzen Systems. Jedoch hatten schon früher einige Naturforscher gezeigt, daß keine solche Umbildung des Wassers in Luft Statt finde. Namentlich leugnete Wolf diese Behauptung. Er brachte an die Öffnung einer Dampfkugel (s. §. 75.) ein gläsernes cylindrisches Gefäß, ließ den Dampf in dieses strömen, und da letzterer zu Wasser condensirt wurde, schloß er sehr richtig, er könne nicht in Luft verwandelt seyn [1]).

§. 3. Diese und die folgenden Untersuchungen zwangen die Physiker, die sämtlichen expansibeln Körper in

1) Aus dem eben dort erwähnten Sculpturkünstler Alkon läßt sich um so weniger etwas schließen, als er in Gilligs Catal. Artific. p. 466 gewiß mit Recht als der ein Paar Male vorkommend mythische Künstlername erklärt worden ist.

2) Ebenso Damon und Demon, Damokles und Demokles ꝛc. vergl. Demochares, Damocharis. — Ein von dem Komiker verschiedener Damoxenos kommt in Versen des Anthippos vor bei Athen. IX, 408. e., ein namhafter Kunstkoch, der ein tragisches Ende nahm.

1) Wolf nützliche Versuche. Th. I, Kap. 7.

Digitized by Google

zwei Hauptklassen zu theilen, in die der Dämpfe und die der Gase. Werden expansible Flüssigkeiten in einem Gefäße abgesperrt und dann einem starken Drucke oder einer bedeutend niedrigeren Temperatur ausgesetzt, so behalten einige stets die expansible Gestalt, ihr Volumen wird verkleinert, aber dergestalt, daß sich dieses bei gleichbleibender Wärme umgekehrt verhält, wie der einwirkende Druck. Man nennt Flüssigkeiten dieser Art Gase, permanent elastische Körper. Zu ihnen gehören z. B. trockene atmosphärische Luft, Oxygen, Hydrogen ꝛc. Dagegen gibt es andere, welche unter den gedachten Umständen nicht mehr die expansible Gestalt behalten, sich vielmehr in tropfbare Körper verwandeln; man bezeichnet diese Körper mit dem Namen Dämpfe, und zu ihnen gehören alle die Flüssigkeiten, welche durch Einwirkung der Wärme aus tropfbaren Körpern, wie Wasser, Weingeist, Äther ꝛc. entwickelt werden.

Diese Eintheilung der expansibeln Flüssigkeiten, welche lange Zeit die herrschende war und es auch noch gegenwärtig ist, scheint jedoch nur bis zu einer gewissen Größe des Druckes oder der Kälte richtig zu seyn. Untersuchungen, welche Faraday anstellte, haben gezeigt, daß viele Körper, welche bis dahin für Gase gehalten wurden, unter hinreichend großen Drucken und bei hinreichender Erniedrigung der Temperatur in tropfbare Körper verwandelt werden könnten. Zu Körpern dieser Art gehören die Kohlensäure, schwefelsaures Gas, Cyangas, Chlorgas, Ammoniakgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w. Da jedoch zur Hervorbringung dieser Wirkungen bedeutende Kräfte erfodert werden, und die gedachten Erscheinungen sich erst zeigen, wenn die Temperaturen oder Drucke bedeutend von denen abweichen, bei denen wir unsere Versuche anstellen; so wollen wir doch die obige Eintheilung bei der Betrachtung dieser Körper beibehalten, da die Übersicht der Erscheinungen dadurch im hohen Grade erleichtert wird.

§. 4. Wird ein Gefäß mit Wasserdampf gefüllt, so ist der Dampf vollkommen durchsichtig, so lange als das Gefäß eine hinreichend hohe Temperatur hat. Lassen wir durch eine Öffnung kalte Luft hineinströmen, so wird der Dampf undurchsichtig, noch ehe die Wände des Gefäßes mit Tropfen beschlagen sind, kleine Körper, dieselben, aus denen der Nebel besteht, verhindern den Durchgang der Lichtstrahlen. Optische Untersuchungen, von denen unter Dunst die Rede seyn soll, scheinen zu beweisen, daß wir es hier mit hohlen Kügelchen zu thun haben, welche Dampfbläschen heißen. Man nennt den Dampf in diesem Falle, wo er nicht ganz durchsichtig ist, Dunst, während Dampf im engern Sinne den vollkommen durchsichtigen Dampf bezeichnet. Andere Schriftsteller, wie E. G. Fischer, kehren die Bezeichnung um [2]). Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, wollen wir in der Folge die Bezeichnungen elastischer Dampf (oder schlechthin Dampf) und niedergeschlagener Dampf anwenden.

§. 5. Die hohe Expansivkraft der Dämpfe, die wirkende Ursache der Dampfmaschinen, mußte längst bekannt seyn, ehe sie angewendet wurde, viele Unglücksfälle in den Fabriken und in der Haushaltung mußten sie längst erwiesen haben. Wird aus einem Stücke einer Thermometerröhre eine dünne Kugel von etwa einem Zolle Durchmesser geblasen, diese mit Wasser gefüllt, das übrig gebliebene Stück der Röhre dann zugeschmolzen und die Kugel in der Flamme einer Weingeistlampe erhitzt, so verwandelt sich das Wasser in elastischen Dampf, welcher mit großer Kraft von innen nach außen wirkt, und die Kugel endlich mit starkem Knalle zersprengt. Tischler, welche Firniß bereiten, alte Weiber, welche sich das Bette wärmen wollten, und dazu die verschlossenen mit Spiritus oder Wasser gefüllten Gefäße in den warmen Ofen setzten, haben nicht selten die Erfahrung gemacht, daß die Wärmflaschen und Gefäße, wol auch der ganze Ofen zersprengt wurden. Diese große Expansivkraft der Dämpfe kannte schon Heron von Alexandrien, Samuel Moreland, Baco von Verulam [3]), Amontons, Papinus u. s. w., keiner aber von diesen stellte genaue Untersuchungen darüber an. Erst in der Folge ist dieses mehrfach geschehen; es zeigte sich dabei, daß die Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten eine ungleiche Expansivkraft hatten. Wir sehen uns daher genöthigt, die Dämpfe der verschiedenen Flüssigkeiten einzeln zu untersuchen [4]).

A. Wasserdampf.

§. 6. Den ersten genauen Versuch über die Elasticität der Dämpfe stellte Cavendish im Jahre 1760 an; er fand nämlich, daß Wasser im leeren Raume der Luftpumpe Dampf bilde, dessen Elasticität bei 72° F. einer Quecksilbersäule von ¼ Zoll das Gleichgewicht hielte [5]). Einige Jahre später machte Ziegler in seinem Specimen physico-chemicum de digestore Papini (4. Basileae 1769) eine Reihe von Versuchen bekannt [6]), die aber wegen Unvollkommenheit des Apparates wenig genau sind. Indessen hatte Watt bei seinen Untersuchungen über die Dampfmaschinen im Winter 1764 — 1765 eine Reihe unvollkommener Messungen gemacht, welche er in den Jahren 1773 und 1774 mit vollkommenern Apparaten wiederholte [7]).

Watt's Versuche wurden nicht bekannt gemacht; der Franzose Bétancourt stellte daher eigene an, welche er im Jahre 1790 bekannt machte [8]). In der Folge wurden diese Untersuchungen von mehren Physikern wiederholt, so von Robison [9]), Schmidt [10]), Biker und Rouppe [11]) und Volta [12]). Die Arbeit des letztern ist nie erschienen, er scheint aber mehre sehr interessante

2) Theorie und Kritik der Verdunstungslehre. 8. Berlin 1810. S. 7.

3) Muſſchenbroek zu Experimenta Acad. del Cimento. II, 61. 4) Eine Übersicht der meisten bekannten Untersuchungen habe ich gegeben in: Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe. 8. Halle 1826. 5) *Robison* Mech. phil. III, 593. II, 23. 6) Lambert Pyrometrie. §. 244. Meine Untersuchungen. S. 3. 7) *Robison* Mechanical philos. II, 30. Meine Untersuchungen. S. 4. 8) *Bétancourt* sur la force expansive de la vapeur de l'eau. Paris 1790. *Prony* Journ. de l'école polytechn. Vol. I. cah. 2. p. 24. Meine Untersuchungen. S. 7. 9) *Robison* Mech. phil. II, 23. 10) Gren neues Journal. IV, 251. 11) Gilbert's Annalen X, 257. 12) Opere di Volta. III, 381.

Digitized by Google

Resultate gefunden zu haben, wie aus einem 1794 an Vassali-Eandi gerichteten Briefe hervorgeht.

Ein neuer Abschnitt in dieser Lehre beginnt mit John Dalton [13]; während die älteren Physiker ihre Versuche vorzugsweise in höheren Temperaturen angestellt hatten, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf das Verhalten in Wärmegraden unter dem Siedepunkte des Wassers, und hier machte er sehr genaue Messungen. Aber es war nicht sowol die Genauigkeit der letztern, als vielmehr die scharfsinnigen Folgerungen, die er daraus über das Verhalten der expansibeln Körper herleitete, welche die Aufmerksamkeit der Physiker auf diese Arbeit lenkten. Die Resultate von Dalton, anfangs bezweifelt, wurden in der Folge durch Gay-Lussac zum Theile bestätigt, und fanden immer mehr Beifall. Um dieselbe Zeit, wo Dalton seine Versuche anstellte, hatten auch Southern und Creighton ähnliche gemacht [14], die aber nicht so genau waren, als die Daltonschen.

Inzwischen wurde es wünschenswerth, daß Dalton's Messungen nochmals wiederholt würden, da sich allerdings einige Einwendungen gegen den Apparat machen ließen. Ure entschloß sich zu dieser Arbeit und machte seine Resultate im J. 1817 bekannt [15]. Arzberger in Wien [16], Christian [17], Taylor [18], Clément [19] und andere wiederholten diese Versuche, indem sie theils ausführlichere Reihen von Versuchen, theils einzelne Messungen bei bestimmten Temperaturen anstellten.

Auf diese Art lernte man die Expansivkraft des Wasserdampfes unter dem Siedepunkte des Wassers und in etwas höheren Temperaturen kennen. Der Physiker sowol als der Mechaniker reichten hiemit lange aus, da jener häufig nur die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen, dieser nur in Wärmegraden, die wenig über dem Siedepunkte lagen, zu kennen nöthig hatte. Indessen bald wurden Maschinen mit hohem Drucke construirt, der Dampf hatte hier sehr hohe Temperaturen, und Explosionen kamen häufig vor. Regirungen und Privatleute wurden hierauf immer aufmerksamer; aber sollten die Versuche bei höheren Temperaturen genauer seyn, als die bis dahin angestellten, und auch einen größern Theil der Thermometerscale umfassen, so wurden die erfoderlichen Apparate sehr theuer und überstiegen die Kräfte der Privatpersonen. Endlich gab die französische Regirung zu dieser Untersuchung die nöthigen Kosten her, Fortin construirte für die Akademie einen trefflichen Apparat, und Arago und Dulong wurden mit Anstellung der Versuche beauftragt.

§. 7. Stimmt auch im Allgemeinen das Verfahren, dessen man sich bei Bestimmung der Expansivkraft der Wasserdämpfe bedient, in höheren und niederen Temperaturen überein, so lassen sich doch die Apparate auf mancherlei Art abändern, je nachdem man die Versuche blos unter oder über dem Siedepunkte des Wassers machen will. Es sei ABC (Fig. 1.) ein gut ausgekochtes Heberbarometer, dessen Angaben genau mit denen eines andern guten Barometers verglichen sind. Der offene Schenkel dieses Barometers habe eine Länge, welche der des verschlossenen gleich seyn möge. Hat man sich durch die angestellten Messungen von der Güte der Scale überzeugt, so bringe man in den luftleeren Raum AD einige Tropfen Wasser, sogleich wird die Höhe FD der Quecksilbersäule weit geringer seyn, als in dem gewöhnlichen Barometer, der Unterschied beider wird desto größer, je höher die Temperatur ist. In dem luftleeren Raume entwickeln sich so viel Dämpfe als seiner Temperatur entsprechen. Diese dehnen sich vermöge ihrer Expansion so sehr als möglich aus und wirken daher dem Luftdrucke entgegen. Gesetzt beide Barometer hängen in einem Raume, dessen Temperatur etwa 20° C. betragen möge, zeigte das gut ausgekochte Barometer einen Luftdruck von 336‴ an, so würde dasjenige, in dessen luftleerem Raume sich Wasser befindet, nur etwa auf 328‴,5 stehen, es würde also die Expansivkraft des gebildeten Wasserdampfes einen eben solchen Druck ausüben, als eine Quecksilbersäule von 336‴ — 328‴,5 = 7‴,5. Ist bei einer Temperatur von 20° C. der Barometerstand allgemein b, so beträgt die Höhe des dampfenthaltenden Barometers stets b — 7‴,5. Bezeichnen wir allgemein bei der Temperatur t den Barometerstand mit b, den Stand in dem Dampfbarometer mit b', so ist die Größe b — b' eine constante, und wir sehen sie daher als Maß der Expansivkraft der Dämpfe an.

§. 8. Will man nun Versuche bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre anstellen, so genügt es, beide Instrumente in ein Zimmer zu hängen, in welchem sich die Wärme nur langsam ändert, und ihren Stand nebst der entsprechenden Temperatur sorgfältig aufzuzeichnen. Ich habe auf diese Art eine Reihe von Versuchen bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre angestellt. Soll aber die Expansivkraft für höhere Temperaturen bestimmt werden, so muß man künstliche Wärme anwenden. Dalton nahm ein langes cylindrisches Glasgefäß, in das er das ganze Barometer stellen konnte, und goß nach und nach warmes Wasser hinein. So wie die Temperatur stieg, entwickelte sich in dem Raume AD Dampf von höherer Expansivkraft, das Quecksilber sank bei D, stieg bei E, bis endlich bei der Temperatur des siedenden Wassers D und E in einerlei Niveau lagen. Wurde neben dem jedesmaligen Thermometerstande die Länge der getragenen Quecksilbersäule gemessen und diese von dem Barometerstande subtrahirt, so erhielt man durch die jeder Temperatur entsprechende Expansivkraft des Dampfes.

Das Verfahren von Dalton ist einfach, gibt aber zu manchen kleinen Fehlern Veranlassung. Es hält nämlich schwer, daß die ganze Wassermasse in der Höhe und Tiefe einerlei Temperatur habe, daher ist es schwer, die Wärme in dem Raume AD genau anzugeben. Das Wasser muß sorgfältig umgerührt werden und hiedurch selbst wird keine völlig gleiche Temperatur hergestellt.

13) Gilbert's Annalen. XV, 1. Meine Untersuchungen. S. 22. 14) *Robison* Mech. phil. II, 160. 15) Phil. Trans. 1818. p. 338. 16) Jahrb. d. polyt. Inst. in Wien I, 144. 17) Mecaniqne industr. II, 227 bei Muncke in Gehler's phys. Wörterbuch N. A. II, 337. 18) Phil. Mag. IX, 452. bei *Tredgold* on steam engine. 4. London 1827. p. 72. 19) Bei *Tredgold* p. 73.

Digitized by Google

Biot [20]) räth an, man ſollte in das Gefäß mehre Thermometer in verſchiedenen Höhen befeſtigen und annehmen, daß die beobachtete Expanſivkraft ihrem arithmetiſchen Mittel entſpreche; jedoch wird auch dadurch der Fehler nicht entfernt, wie folgender einfache Verſuch zeigt. Biegt man den obern Theil der Glasröhre AD, ſo daß er faſt horizontal liegt, und erhitzt dann das darin befindliche Waſſer durch eine Lampe, ſo wird die Größe DF immer kleiner. Jetzt halte man an den Theil der Röhre, welcher mit Dampf angefüllt iſt, ein Stück Eis, kaum dringt die Kälte durch das Glas in das Innere, ſo ſteigt das Queckſilber mit großer Schnelligkeit in die Höhe und die Expanſivkraft wird weit kleiner als diejenige, welche dem arithmetiſchen Mittel beider Temperaturen entſpricht.

Durch Abänderung der Erwärmungsmethode hat Ure dieſen Übelſtand vermieden. Ein Gefäß GIG′ von einigen Zoll Durchmeſſer und Höhe wird über den verſchloſſenen Schenkel der Barometerröhre geſchoben und bei I ſo befeſtigt, daß nie Waſſer durch die Verbindung durchdringen kann. Bei D wird dann ein Ring von Platinadraht auf die Röhre geſchoben. Bis zu ihm muß ſtets das Queckſilber in dem verſchloſſenen Schenkel ſteigen, ſo daß nur der wenige Zoll lange Raum AD mit Dämpfen gefüllt iſt. Um die Erwärmung dieſes Raumes vorzunehmen, wird das Gefäß GIG′ mit Waſſer gefüllt und dieſes entweder durch untergeſetzte Lampen oder durch Zugießen von heißerem Waſſer erwärmt; ein Thermometer H iſt dazu beſtimmt, den Wärmegrad des Dampfes anzugeben. Geſetzt nun, der Apparat ſei anfänglich ſo eingerichtet geweſen, daß die Grenzen der Queckſilberſäule bei D und E gelegen hätten, ſo wird dieſes bei einer andern Temperatur nicht mehr ſtatt finden. Wird das Waſſer erwärmt, ſo erhält der Dampf eine größere Expanſivkraft, und die Oberfläche der Queckſilberſäule in dem verſchloſſenen Schenkel rückt nach K. Um dieſe bis zum Index D zurückzuführen, wird in den offenen Schenkel C ſo lange Queckſilber geſchüttet, bis dieſes in dem offenen Schenkel bei L, in dem verſchloſſenen wieder bei D ſteht, die Länge DM von dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande ſubtrahirt gibt dann die Expanſivkraft an. So wie die Temperatur ſteigt, wird in den offenen Schenkel C ſo lange Queckſilber gegoſſen, bis es in dem verſchloſſenen wieder bei D ſteht.

Wird gleich durch dieſe Einrichtung der gerügte Fehler vermieden, ſo liegt in ihm doch eine andere Klaſſe von Fehlern; es iſt der angegebene Apparat ſo eingerichtet, daß er nur dann angewendet werden kann, wenn die Temperatur des Dampfes ſtationär iſt oder ſteigt. Die Kugel des Thermometers wird theils wegen der geringeren Dicke des Glaſes, theils wegen der beſſern Wärmeleitung des Queckſilbers den Temperaturveränderungen leichter folgen, als das in der dickern Barometerröhre enthaltene Waſſer und der aus ihm entwickelte Dampf. Wird daher die Erwärmung nicht ſehr langſam vorgenommen, ſo wird die gefundene Expanſivkraft einer Temperatur entſprechen, welche kleiner iſt, als diejenige, welche das Thermometer angibt. Eine einfache Abänderung des Apparates dürfte auch dieſen Fehler entfernen. Statt nämlich eine einzige Glasröhre zu nehmen und dieſe bei B zu biegen, kann man die Röhren AB und BC in ein ſtählernes Gefäß kitten, an welchem ein Hahn angebracht iſt, durch welchen man nach Belieben Queckſilber auslaufen läßt. Wird nun die Temperatur des Dampfes erhöht, ſo hält man ſich ſtrenge an das Verfahren von Ure; hat man die Verſuche bis zu der höchſten beabſichtigten Temperatur fortgeſetzt, ſo läßt man das Waſſer erkalten, die Expanſivkraft des Dampfes wird geringer und das Queckſilber ſteigt über D nach dem Punkte N. Jetzt wird der Hahn geöffnet und ſo lange Queckſilber abgelaſſen, bis dieſes wieder bei D ſteht. Auf dieſe Art iſt man im Stande, Verſuche ſowol bei ſteigender als bei abnehmender Temperatur anzuſtellen, und wenn dann das Thermometer der Temperatur und Expanſivkraft des Dampfes vorauseilte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß durch das arithmetiſche Mittel der Meſſungen die entgegengeſetzten Fehler compenſirt werden.

§. 9. Die Apparate zur Beſtimmung der Expanſivkraft der Dämpfe in Temperaturen unter dem Siedepunkte des Waſſers ſind noch auf mancherlei Art conſtruirt worden. Wegen der Berühmtheit des Experimentators möge hier noch der Apparat von Watt erwähnt werden [21]). An eine Barometerröhre BC (Fig. 2.) von 36 Zoll Länge wurde eine Kugel A von etwa 1½ Zoll Durchmeſſer geblaſen, bei B etwas Papier um die Kugel gewickelt und die Röhre durch den coniſchen Anſatz eines zinnernen Gefäßes FF′ geſteckt. Hierauf wurde die Kugel nach Umkehrung des Apparates mit reinem Queckſilber, die Röhre mit friſch ausgekochtem deſtillirten Waſſer gefüllt. Der Apparat wurde nun in die in Fig. 2. abgebildete Lage gebracht, indem die Röhre bei C mit dem Finger verſchloſſen und in das Queckſilbergefäß G geſetzt wurde. Das Waſſer ſtieg nach oben, und wurde durch mehrfaches Umkehren der Röhre von aller Luft befreit. Endlich wurde das Gefäß FF′ mit Waſſer gefüllt, dieſes durch eine untergeſetzte Lampe E erwärmt und ſeine Temperatur durch das Thermometer H gemeſſen. Die Dämpfe trieben das Queckſilber herab bis D und die Größe CD von dem Barometerſtande ſubtrahirt, gab die Expanſivkraft an.

Watt ſelbſt war mit den Reſultaten ſeiner Verſuche nicht ſehr zufrieden [22]) und er foderte daher Southern zu dieſer Unterſuchung auf. Andere Phyſiker haben dagegen ſeinen Meſſungen einen größern Werth beigelegt, als ſie zu verdienen ſcheinen [23]). In dem Apparate ſelbſt liegt nämlich eine conſtante Fehlerquelle, und daher ſind auch die von Watt gefundenen Größen kleiner als die von andern Experimentatoren angegebenen. Indem nämlich nur die Kugel A erwärmt wird, iſt das Röhrenſtück BD der Temperatur der äußern Atmoſphäre ausgeſetzt, hat eine geringere Wärme, und ſo

20) Traité de physique I, 268.

21) *Robison* Mech. phil. II, 80. 22) With the whole of the observations, I was, after all, by no means satisfied, ſo lauten Watt's eigene Worte. *Robison* Mechan. phil. II, 84. 23) Muncke in Gehlers phyſ. Wörterb. II, 317.

Digitized by Google

findet eine continuirliche Destillation des Wassers aus A nach D statt, die Expansivkraft ist kleiner als diejenige, welche der Temperatur der Kugel A entspricht.

§. 10. Bei den bisher entwickelten Methoden wurde die Expansivkraft durch den Druck der Atmosphäre bestimmt, indem man die beiden Barometer verglich und den Theil des Atmosphärendruckes bestimmte, welchem die Expansivkraft des Dampfes das Gleichgewicht hielt. Man kann jedoch auch bei Temperaturen unter dem Siedepunkte direct die Quecksilbersäulen messen, welche von dem Dampfe getragen werden. Man verfertige ein Heberbarometer, erweitere aber den offenen Schenkel zu einer Kugel, welche man schon so bläst, daß sich ihr oberes Ende in der Folge leicht zuschmelzen läßt. Nachdem der Apparat so vorgerichtet ist, wird das Barometer wie gewöhnlich sorgfältig ausgekocht. Ist dieses geschehen, so wird die Kugel zum Theil mit Wasser gefüllt, dieses bis zum Sieden erhitzt und durch die entwickelten Dämpfe die Luft hinausgetrieben. Hält man die Kugel für luftleer, so wird sie schnell zugeschmolzen. So wie die Temperatur der Kugel und mithin die Elasticität der in ihr enthaltenen Dämpfe kleiner wird, sinkt das Quecksilber in der Röhre und steigt in die Kugel. Man muß deshalb die Kugel gleich anfänglich so groß machen und nur so weit mit Wasser füllen, daß sie auch bei den niedrigsten Temperaturen, bei denen Versuche gemacht werden sollen, nicht ganz von Quecksilber gefüllt wird. Soll nun mit diesem Apparate die Expansivkraft der Dämpfe bestimmt werden, so wird die Kugel in ein Gefäß mit Wasser gestellt, dieses erwärmt und seine Wärme durch ein Thermometer gemessen. Die Höhe des Quecksilbers in der Röhre über der im Gefäße gibt dann die Quecksilbersäule an, mit welcher die Elasticität des Dampfes im Gleichgewichte steht.

Einer ähnlichen Vorrichtung bediente sich G. G. Schmidt bei seinen Versuchen [24]) und in etwas abgeänderter Gestalt auch Muncke [25]). Neuerdings ist dieselbe von Prechtl [26]) empfohlen und von August [27]) benutzt worden, um die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre zu bestimmen.

Man kann sich bei diesen Untersuchungen auch einer guten Luftpumpe bedienen. Stellt man unter den Recipienten neben die Barometerprobe ein Gefäß mit Wasser, und erwärmt den Apparat, so entwickeln sich Dämpfe; wird dann schnell ausgepumpt, so sind wir bei einer Temperatur von 20 bis 30 oder mehr Graden im Stande, die Luft so weit zu verdünnen, daß die Elasticität des nicht mit den Dämpfen fortgegangenen und zurückgebliebenen Theiles kaum Beachtung verdient. Setzt man nun den Recipienten verschiedenen Temperaturen aus, so kann der Stand der Barometerprobe als die Größe angesehen werden, welche dem Drucke des Dampfes das Gleichgewicht hält. Dalton und Muncke haben auf diese Art mehre Versuche angestellt.

§. 11. Wenn wir auf diese Art die Expansivkraft des Dampfes bestimmen, so finden wir, daß sie immer größer wird, je höher die Temperatur steigt; selbst bei den niedrigsten Temperaturen, bei denen wir Versuche anstellen können, ist sie nicht verschwunden, und es ist diese Thatsache eine von denen, durch welche Dalton die Wissenschaft bereichert hat, indem ältere Physiker annahmen, daß sie bei der Temperatur des Gefrierpunktes verschwinde, wie dieses die von Watt, Betancourt, Schmidt und Robison mitgetheilten Tafeln beweisen. Bei der Temperatur des siedenden Wassers beträgt die Elasticität 28 Zoll, und da der Druck einer Quecksilbersäule von 28 pariser Zollen mit dem Namen Atmosphärendruck bezeichnet wird, so sagt man, der Dampf des siedenden Wassers habe eine Elasticität von einem Atmosphärendrucke.

§. 12. Bei Betrachtung der Elasticität des Wasserdampfes müssen wir zwei Fälle wohl unterscheiden. Es ist bei den bisherigen Untersuchungen vorausgesetzt worden, daß in dem luftleeren Raume, in welchem sich die Dämpfe entwickelten, noch stets tropfbares Wasser enthalten sei; nehmen wir ein eben solches Gefäß und bringen in dieses nur wenig Wasser, so kommt bei der Erwärmung endlich ein Punkt, wo alles Wasser die Dampfgestalt angenommen hat, bis zu dieser Temperatur war die Expansivkraft eben so groß als in einem Gefäße, in welchem überschüssiges Wasser vorhanden war; über diesen Punkt hinaus wächst sie zwar ebenfalls mit der Erwärmung, aber viel langsamer, der Raum enthält wegen des Wassermangels nicht so viel Dämpfe, als er bei dieser Temperatur enthalten könnte, er ist **nicht mit Dämpfen gesättigt**, während ein Raum **mit Dämpfen gesättigt** heißt, wenn er so viel Dämpfe enthält, als er aufnehmen kann.

Ist alles in einem Gefäße enthaltene Wasser in Dampf verwandelt, so dehnt sich der gebildete Dampf durch die Wärme nach den Erfahrungen von Gay-Lussac [28]) ebenso aus, wie jedes trockne Gas, und dieses gilt nicht nur vom Wasserdampfe, sondern von jedem andern Dampfe. Ist also E die Elasticität bei 0°, E' die bei der Temperatur von t° nach dem hunderttheiligen Thermometer, so wird

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\,t).$$

Dieses einfache Gesetz setzt uns in den Stand, die Temperatur zu bestimmen, bei welcher ein Raum von einer gegebenen Dampfmenge eben mit Dämpfen gesättigt ist, eine Aufgabe, welche uns in der Folge von Wichtigkeit seyn wird, und welche wir genauer durch Rechnung als durch unmittelbare Beobachtung lösen können. Wir dürfen nämlich das Gefäß nur fortdauernd erwärmen und die Expansivkraft des Dampfes beobachten; sind wir auf diese Art über die Temperatur hinausgekommen, bei welcher die Dampfmenge den Raum eben sättigte, so wächst die Expansivkraft sehr langsam. Man erhitze den Apparat bis zu einer Temperatur t'', welche 10 oder mehre Grade über derjenigen liegt, von welcher die langsame Zunahme der Elasticität anfing; die entsprechende Elasti-

24) Gren Journal IV, 279. 25) Muncke Naturwissenschaftliche Abhandl. 26) Zeitschrift für Mathematik und Physik I, 383. 27) Poggendorff's Annalen.

28) *Biot* Traité de physique.

Digitized by Google

citât sei E″. Bei einer andern Temperatur t′ wo der Raum ebenfalls nicht mit diesen Dämpfen gesättigt ist, sei die Elasticität t′. Ist nun E die Elasticität derselben Dampfmenge, welche bei der Temperatur von 0° einen Raum nicht sättigt, so ist

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\,t')$$
$$E'' = E\,(1 + 0{,}00375\,t'')$$
$$\text{daraus } E' = E''\,\frac{1 + 0{,}00375\,t'}{1 + 0{,}00375\,t''}.$$

Um daher die Temperatur zu finden, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist, messe man die zu t′ gehörigen Werthe von E′, setze sodann in den obigen Ausdruck für E′ einen kleinern Werth von t′ und vergleiche die beobachteten Werthe mit den berechneten. Kommt endlich ein Punkt, von welchem an die berechneten Expansivkräfte größer werden als die beobachteten, so kann man annehmen, daß die Temperatur, bei welcher diese Abweichung anfängt, diejenige ist, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist.

§. 13. Die bisher mitgetheilten Methoden bezogen sich nur auf die Bestimmung der Expansivkräfte, welche kleiner waren, als ein Atmosphärendruck. Dies Verfahren von Dalton und Ure läßt sich auch auf größere Drucke anwenden; man setzt nämlich auf die Röhre BC (Fig. 1.) neue Röhren, erwärmt den Dampfraum AD aber nicht mehr durch warmes Wasser, sondern durch warmes Öl, weil dieses bis zu höheren Temperaturen erhitzt werden kann, und gießt jedesmal bei steigender Temperatur in den offenen Schenkel so lange Quecksilber, bis dieses im verschlossenen wieder bei D steht. Die Länge der Quecksilbersäule über dem Niveau von D zu dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande addirt, gibt dann die Größe der Expansivkraft an. Da jedoch in diesem Falle der größte Theil der unter D liegenden Röhre völlig unnöthig ist, so ändert Ure den Apparat für größere Drucke dergestalt ab, daß er die Röhre schon bei K biegt; dadurch wird der Apparat um vielleicht 2 Fuß kürzer und compendiöser.

Ist dieses Verfahren gleich das zweckmäßigste und natürlichste, so treten seiner Anwendung für Drucke von mehren Atmosphären doch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Gehen wir nämlich bis zu einem Drucke von 10 und mehren Atmosphären, so ist der Apparat der Gefahr ausgesetzt, zerbrochen zu werden. Die aus Stücken zusammengesetzte Glasröhre von 30 oder mehr Fuß Länge biegt sich, und wird sie eingeklemmt, so kann sie durch die von der Temperatur abhängigen Änderungen der Dimensionen leicht zerbrochen oder zerrissen werden [29]). Ein Apparat aber, bei welchem alle diese Fehler vermieden sind, wird im hohen Grade zusammengesetzt und theuer. Man hat deshalb bei höheren Temperaturen zwei andere Methoden benutzt, es ist der Druck auf eine Fläche von bestimmter Größe entweder durch Gewichte oder durch Compression von Luft bestimmt worden.

§. 14. Gesetzt in einem verschlossenen Gefäße entwickele sich Dampf von großer Spannung, so wird dieser einen Druck gegen die innern Wände ausüben; ist die Elasticität bekannt, so läßt sich die Größe desselben durch das Gewicht einer Quecksilbersäule bestimmen, deren Länge die Expansivkraft, deren Basis die gedrückte Fläche ist. Bringt man nun an einer Stelle des Apparates ein Ventil an, so wird es vom Dampf fortgeschleudert; um dieses zu verhindern, müssen wir das Ventil mit einem Gewichte beschweren. Ist das Gewicht bekannt, bei welchem das Ventil eben liegen bleibt, so läßt sich aus der Größe des Ventils die Länge einer Quecksilbersäule herleiten, welche genau denselben Druck ausüben würde.

Mehre ältere Experimentatoren, wie Biker, Bétancourt und andere haben dieses Verfahren angewendet. Die genauesten Versuche mit diesem Apparate rühren indessen von Arzberger her [30]). Eine knieförmig gebogene eiserne Röhre ABC (Fig. 3.) wurde so auf drei Füße gestellt (diese sind in der Zeichnung fortgelassen), daß der kürzere Schenkel lothrecht stand, das andere schräggliegende Ende aber bis nahe zu gleicher Höhe mit diesem aufstieg. In den kürzeren Schenkel C war ein stählerner Ansatz DE mit einem eingeschliffenen Kugelventile H geschroben, welches beim Aufspringen durch den Stift H am Abgleiten aus seiner Öffnung gehindert wurde. Über der Kugel befand sich ein Träger G, der an seinem obern Ende ausgeschlitzt das Zapfenlager für den Drehpunkt einer Wage bildete. Der eine Arm des Balkens wurde bei I von einem gut befestigten Haken getragen, bei L dagegen hing die Schale, auf welche Gewichte gelegt wurden, welche das Ventil gegen die Öffnung hinabdrückten. An dem Ende bei A war ein Thermometer M luftdicht in die Röhre geschoben. Eine kleine Röhre B diente dazu, vermittelst eines hier nicht abgebildeten kleinen Druckwerkes Wasser in die Röhre zu pumpen. War der Apparat anfänglich mit Wasser gefüllt, so wurde dieses stark erhitzt, der Hahn bei A geöffnet und dadurch die vorhandene Luft vermittelst des stark erhitzten Dampfes ausgetrieben. Der Hahn wurde geschlossen und das Ventil vermöge der Wage so lange belastet, bis es genau schloß und keinen Dampf entweichen ließ. Aus dem Querschnitte der Öffnung des Ventiles und seiner Belastung wurde der Druck der Dämpfe hergeleitet, diesem der gleichzeitig beobachtete Barometerstand zugefügt und auf diese Weise die ganze Expansivkraft durch die Länge einer Quecksilbersäule gefunden.

Die Versuche wurden mit Sorgfalt angestellt und verdienen deshalb Zutrauen. Indessen sind hiebei manche Fehler möglich, es hält schwer alle Reibung des Ventiles zu vermeiden und genau die eben erfoderliche Belastung zu bestimmen [31]). Das Thermometer wird hier von dem Dampfe selbst zwar erwärmt und es scheint, man werde dadurch genau die Temperatur erhalten; wir müssen jedoch erwägen, daß die Dämpfe von hoher Elasticität die Kugel comprimiren, die Angaben des Thermometers also vergrößern; es hält endlich schwer in der

29) Dulong u. Arago in Schweigger's Jahrb. XLIX.

30) Jahrbücher des polyt. Instituts zu Wien I, 143; in Gehler's Wörterb. II, 335.

31) Dulong und Arago in Schweigger's Jahrb. LIX, 189.

Digitized by Google

ganzen Länge der Röhre genau dieselbe Wärme zu erhalten, wodurch neue Fehler entstehen können.

§. 15. Man kann auch die Elasticität des Dampfes dadurch bestimmen, daß man eine gegebene Menge von trockner Luft durch den Dampf comprimiren läßt. Schon Mayer hatte einige wenige Versuche auf diese Art angestellt, in neueren Zeiten haben es Dulong und Arago angewendet [32]), und diese Versuche durften wol zu den genauesten gehören, welche bisher angestellt worden sind. Nachdem sie sich durch directe Messungen von der Richtigkeit des Mariotteschen Gesetzes bis zu Drucken von 27 Atmosphären überzeugt hatten, so ließen sie dieselbe Menge trockener Luft, mit welcher sie diese Versuche gemacht hatten, durch Dampf zusammendrücken und leiteten daraus die Länge der Quecksilbersäule her. Da indessen der Apparat sehr zusammengesetzt ist, so verweise ich wegen seiner Einrichtung auf die erwähnte Abhandlung, wo die einzelnen Theile auf mehren Tafeln abgebildet sind.

§. 16. Es würde mich hier zu weit führen, sollte ich die von verschiedenen Experimentatoren erhaltenen Größen einzeln mittheilen. Ich gebe daher zwischen den Temperaturen von — 15° und + 21° R die von mir erhaltenen Größen, von 25° bis 80° das Mittel derjenigen Messungen, welche ich in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe (S. 41.) mitgetheilt habe; von 99° R an sind die von Dulong und Arago gefundenen Größen angegeben. Bei diesen, sowie meinen eigenen Versuchen, ist die Länge der Quecksilbersäule auf 0° reducirt. Ob dieses auch von 25° bis 80° geschehen sei, läßt sich nicht bestimmen, da die Beobachter nichts darüber sagen. In der folgenden Tafel gibt die erste Spalte die Temperatur nach dem Reaumurschen Thermometer, die zweite die Expansivkraft in pariser Linien, die dritte in Millimetern, die vierte endlich die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers, wobei ich einfach angenommen habe, daß 80° R und 100° C identische Temperaturen seyen.

Temperatur R	Expansivkraft. pariser Linien	Millimeter	Temperatur C
— 15°	0,48	1,08	— 18,75
— 14	0,54	1,22	— 17,50
— 13	0,62	1,40	— 16,25
— 12	0,69	1,56	— 15,00
— 11	0,75	1,69	— 13,75
— 10	0,81	1,83	— 12,50
— 9	0,87	1,96	— 11,25
— 8	0,98	2,21	— 10,00
— 7	1,10	2,49	— 8,75
— 6	1,19	2,69	— 7,50
— 5	1,28	2,89	— 6,25
— 4	1,42	3,16	— 5,00
— 3	1,54	3,48	— 3,75
— 2	1,69	3,82	— 2,50
— 1	1,86	4,20	— 1,25
0	2,04	4,59	0
+ 1	2,25	5,08	+ 1,25
2	2,45	5,53	2,50
3	2,71	6,11	3,75
4	2,93	6,61	5,00
5	3,19	7,20	6,25
6	3,47	7,83	7,50
7	3,77	8,51	8,75
8	4,07	9,18	10,00
9	4,43	9,99	11,25
10	4,70	10,60	12,50
11	5,07	11,44	13,75
12	5,50	12,41	15,00
13	5,96	13,45	16,25
14	6,41	14,46	17,50
15	6,90	15,57	18,75
16	7,49	16,90	20,00
17	8,05	18,16	21,25
18	8,71	19,65	22,50
19	9,28	20,93	23,75
20	10,00	22,56	25,00
21	10,86	24,50	26,25
25	14,32	32,30	31,25
30	20,35	45,91	37,50
35	28,60	64,50	43,75
40	39,23	88,50	50,00
45	54,07	121,98	56,25
50	72,80	164,51	62,50
55	96,59	217,91	68,75
60	126,34	285,03	75,00
65	163,88	369,72	81,25
70	211,20	476,47	87,50
75	268,33	605,35	93,75
80	336,00	758,02	100,00
98,96	722,20	1629,16	123,70
106,16	964,92	2176,70	132,70
106,64	967,10	2181,60	133,30
110,80	1125,35	2538,60	138,50
119,76	1540,85	3475,90	149,70
121,51	1634,35	3686,80	151,89
122,94	1720,43	3881,00	153,67
130,72	2189,13	4938,30	163,40
132,40	2245,47	5065,40	165,50
135,58	2489,46	5773,70	169,46
137,69	2726,71	6151,00	172,11
144,56	3124,76	7500,10	180,70
146,96	3561,97	8035,20	183,70
149,56	3856,45	8699,50	186,95
150,80	3918,74	8840,00	188,50
154,96	4432,47	9998,90	193,70
158,82	4884,68	11019,00	198,52
161,50	5258,38	11862,00	201,87
163,42	5421,20	12290,30	204,28

32) In Schweigger's Jahrb. I. I.

Temperatur R.	Expansivkraft pariser Linien.	Expansivkraft Millimeter	Temperatur C
164,90	5757,17	12987,20	206,13
165,44	5789,89	13061,00	206,80
165,92	5819,41	13127,60	207,40
166,94	6066,20	13684,30	208,68
167,29	6103,74	13769,00	209,11
168,40	6234,25	14063,40	210,50
172,14	6870,87	15499,50	215,18
173,90	7160,47	16152,80	217,38
174,72	7261,90	16381,60	218,40
176,48	7616,98	17182,60	220,60
179,32	7963,29	18189,40	224,15

§. 17. Diese Tafel zeigt hinreichend, daß die Expansivkraft des Dampfes sehr schnell mit der Wärme wächst; ehe wir es indessen versuchen, daraus ein allgemeines Gesetz für die Abhängigkeit der Elasticität von der Temperatur abzuleiten, müssen wir mehre die Wirkung der Wärme betreffende Umstände näher betrachten.

Bisher wurde stets vorausgesetzt, daß die Dämpfe sich im luftleeren Raume bilden; möge dieser groß oder klein seyn, stets ist die Elasticität dieselbe, so lange noch Wasser vorhanden ist, aus welchem sich Dämpfe entwickeln können. Die Erfahrung zeigt ferner, daß sich im luftleeren Raume die der Temperatur entsprechende Dampfmenge in einem Momente entwickelt. Diese Thatsache steht im directen Widerspruche mit einer Hypothese, welche ältere Physiker über die Natur der Verdunstung gebildet hatten. Sie sahen nämlich die Gegenwart der Luft als wesentlich für diesen Proceß an; das Wasser wurde nach ihrer Meinung von der Luft ebenso aufgelöst, als von einem Salze, es folgte daraus, daß im luftleeren Raume gar keine Dämpfe existiren könnten. Als daher Wallerius gefunden hatte, daß sich auch im luftleeren Raume Dämpfe bilden könnten, so war er nicht wenig darüber erstaunt und folgerte aus seinen Versuchen, daß bei der Verdunstung eine abstoßende Kraft wirksam seyn müsse. „Es ist sehr wahrscheinlich, so lauten seine Worte, wenn flüssige oder andere Körper von der Wärme, von der Gährung oder einer andern Ursache in Bewegung gebracht werden [33]), daß ihre kleinen Theilchen, die vorhin vermittelst der anziehenden Kraft zusammenhingen, nun außer der Wirksamkeit ihres gegenseitigen Anziehens gebracht werden, und daß sie solchergestalt die zurücktreibende Kraft als Dünste ausbreitet und herumtreibt" [34]). Durch die Versuche von Sauſſure wurde die Unhaltbarkeit des Auflösungssystemes noch mehr erwiesen. Er folgerte aus seinen Erfahrungen, „daß die luftförmigen Flüssigkeiten (Wasserstoffgas und Kohlensäure), ihrer sehr großen Unähnlichkeit ungeachtet, man mag ihre Materie oder das Verhältniß ihrer Dichtigkeit ansehen, im luftleeren Raume und in freier Luft, ganz rein und mit gemeiner Luft vermischt, sich ebenso verhalten, wie die atmosphärische Luft, und daß ihre Beimischung mit dieser ihre hygrometrischen Bestimmungen keineswegs verändert" [35]). Zu demselben Resultate gelangten auch Clément und Désormes [36]).

§. 18. Obgleich diese Ansichten mehrfach bestritten wurden, so wurde ihre Richtigkeit doch in der Folge durch Dalton bewiesen, ja dieser stellte einen Satz auf, welcher der Behauptung der ältern Physiker völlig widersprach. Die Luft ist bei der Verdunstung nicht nur nicht erfoderlich, ihre Gegenwart ist dabei vielmehr schädlich; die Expansivkraft des Dampfes ist nur von der Temperatur abhängig, und sobald diese dieselbe ist, erhalten wir stets dieselbe Größe, möge der mit Dämpfen gesättigte Raum luftleer seyn oder nicht. Schon eine einfache Betrachtung zeigt, daß die Verdunstung im lufterfüllten Raume weit langsamer vor sich gehe, als im luftleeren; wäre nämlich dieser Satz nicht wahr; so müßte die Atmosphäre der Erde stets mit Dämpfen gesättigt seyn, was die Erfahrung nicht zeigt (s. Hygrometer).

Dalton's Untersuchungen hatten das eigene Geschick, daß ein Theil der Physiker sich ebenso lebhaft für sie erklärte, als andere dagegen auftraten. Indessen ist durch die Arbeiten von Gay-Lussac die Richtigkeit des eben mitgetheilten Satzes hinreichend erwiesen. Der einfache Apparat, welchen Gay-Lussac dazu verwendete [37]), besteht aus einer cylindrischen Glasröhre AB (Fig. 4.), welche durch eine Scale in Theile von gleicher innerer Capacität getheilt und an beiden Enden mit zwei Hähnen R und R' versehen ist. Ein wenig über dem untern Hahne wird seitwärts eine gekrümmte Glasröhre TT' angebracht, deren Durchmesser kleiner ist als der des Cylinders AB, und welche bei T mit letzterem in Verbindung steht. Der Apparat wird nun durch Erwärmung oder geglühten Chlorkalk gut ausgetrocknet, dann der Hahn R' geöffnet und der ganze Cylinder mit reinem Queckſilber gefüllt. Dadurch steigt auch das Queckſilber in der kleinen Röhre TT' ebenso hoch. Sodann wird über R' ein Ballon festgeschroben, welcher mit dem trockenen Gase gefüllt ist, mit dem der Versuch gemacht werden soll. Öffnet man nun den Hahn R' des Cylinders und den Hahn r des Ballons, so ist eine Verbindung zwischen Ballon und Cylinder hergestellt. War aber das im Cylinder befindliche Gas nur unter dem Drucke der Atmosphäre eingeführt worden, so würde das Queckſilber im Cylinder AB nicht sinken, weil es nicht das Queckſilber in der Röhre TT' heben kann. Um dieses Eintreten möglich zu machen, befindet sich unter dem Hahne R eine kleine gekrümmte Glasröhre, durch welche nach Öffnung des Hahnes Queckſilber abgelassen werden kann. Glaubt man, daß eine hinreichende Gasmenge in den Cylinder AB getreten sei, so wird der Hahn R geschlossen. Dieses Gas ist indessen verdünnt,

33) Wallerius stellt hier noch die damals nicht unterschiedenen Dämpfe und Gase zusammen. 34) Abhandlungen der schwed. Akad. für 1746, IX, 276.

35) Sauſſure Hygrometrie §. 170. 36) Gilbert's Annalen XIII, 143. 37) *Biot* Traité I, 301.

Digitized by Google

seine Elasticität geringer, als die der atmosphärischen Luft, und wenn demnach das Quecksilber im Cylinder bei H steht, reicht es in der Röhre T T' nur bis h. Man kann den Versuch allerdings bei diesem Grade der Verdünnung anstellen, es ist jedoch einfacher, das Gas auf den Druck der Atmosphäre zu reduciren. Deshalb wird in die Röhre T T' so lange Quecksilber gegossen, bis H und h in einerlei Niveau liegen. Der Druck, welchem das Gas jetzt unterworfen ist, wird durch den gleichzeitig beobachteten Barometerstand gemessen, das Volumen des Gases an der angebrachten Theilung abgelesen.

Um nun die Einwirkung der Dämpfe kennen zu lernen, wird der Ballon entfernt und über dem Hahne R' ein zweiter Hahn R'' befestigt, an dem sich ein kleines Gefäß V befindet, das zur Aufnahme des zu verdampfenden Fluidums bestimmt ist. Der Hahn R'' ist nicht wie gewöhnlich in seiner Mitte durchbohrt, es befindet sich auf seiner Oberfläche nur eine halbkugelförmige Vertiefung O, die einen Tropfen des Fluidums aufnehmen kann. Ist nun der Hahn R'' so gedreht, daß O sich unter dem Gefäße V befindet, so wird die Vertiefung mit einem Tropfen des Fluidums gefüllt; dreht man ihn hierauf eine halbe Peripherie herum, so fällt der Tropfen durch den Hahn R' in das Gefäß A B. Auf diese Art fortfahrend kann man eine beliebige Menge des Fluidums in das Innere des Cylinders bringen.

§. 19. So wie das Fluidum in den Cylinder getreten ist, verwandelt es sich in Dämpfe, das Quecksilber sinkt bei H und steigt bei h, aber erst nach längerer Zeit wird der Raum mit Dämpfen gesättigt und das Quecksilber stationär, ein Beweis, daß das Gas der Verdunstung einen Widerstand entgegensetzt. Man kann aus dem Höhenunterschiede des Quecksilbers in beiden Schenkeln den Druck herleiten, welchen das Gas ausübt, bequemer aber ist es, die Quecksilberflächen H und h in einerlei Niveau zu bringen. Man öffnet deshalb den Hahn R und läßt so lange Quecksilber ausströmen, bis dieses erreicht ist. Ist der Hahn R geschlossen, so wird das Volumen, welches Gas und Dampf im Innern von A B einnehmen, genau gemessen. Das Volumen betrage N' Theile; die Elasticität der eingeschlossenen Mischung ist gleich dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande p, den wir ebenso annehmen wollen, als im Anfange des Versuches; aber damals nahm das Gas allein nur N Theile ein. Die Elasticität des letzteren ist also kleiner geworden, indem sie nach dem Gesetze von Mariotte in $p.\frac{N}{N'}$ übergegangen ist. Ist also E die Elasticität des Dampfes bei der Temperatur des Versuches, so ist offenbar

$$E + p.\frac{N}{N'} = p \text{ also}$$

$$E = p - p.\frac{N}{N'} = p.\frac{N' - N}{N'}$$

Welches Gas wir hiebei auch anwenden mögen, wie auch die Temperatur beschaffen seyn möge, stets ist der Werth von E ebenso beschaffen als im luftleeren Raume. Selbst wenn wir Dämpfe eines andern Fluidums in den Cylinder bringen, zeigt sich stets dasselbe, wofern nur die Dämpfe und Flüssigkeiten keine chemische Verwandtschaft zu einander haben.

§. 20. Aus diesen Versuchen folgt also auf das bestimmteste, daß die Annahme einer chemischen Verwandtschaft zwischen Dämpfen und Gasen verschiedener Art mit diesem Phänomen ganz unvereinbar sei. Zwar könnte man sich denken, daß alle Gasarten eine gleiche Verwandtschaft zum Wasser hätten, obschon auch diese Voraussetzung als etwas, das gegen alle Analogie mit andern Gesetzen chemischer Verwandtschaften ist, nicht zulässig seyn möchte. Aber sogar noch weiter zu gehen und anzunehmen, Wasser verbinde sich mit jeder Gasart in derselben Menge, worin sich der Dampf desselben im luftleeren Raume befindet, oder, mit andern Worten, die Elasticität beider verbunden bleibe völlig dieselbe, wie sie vor der Verbindung war; das hieß in der That, aus Liebe zu einer Hypothese zu weit gehen [38]).

Wir müssen demnach annehmen, daß die Dämpfe durch die Poren des Gases genau auf dieselbe Art hindurchdringen als durch den leeren Raum, daß der Abstand der Dampfatome genau derselbe ist, was für ein Gas sich hier auch befinden möge. Das Gas selbst setzt nur der Bewegung des Dampfes einen Widerstand entgegen, welcher desto größer wird, je mehr es comprimirt worden ist. Dieses Gesetz von der Durchdringung der Gase und Dämpfe ist ein ganz allgemeines, für alle expansible Körper giltiges, und wird mit dem Namen des Daltonschen Gesetzes bezeichnet.

§. 21. Obgleich es längst bekannt war, daß die Wärme zur Bildung der Dämpfe wesentlich erforderlich sei, so blieb man doch in Ungewißheit über die eigentliche Rolle, welche die Wärme hiebei spielte. Erst durch die trefflichen Untersuchungen, welche der Schotte Joseph Black in Gesellschaft seiner Freunde anstellte, wurde dieser Gegenstand in ein helleres Licht gesetzt.

Schon Musschenbroek hatte behauptet, daß der in jedem Momente gebildete Dampf des siedenden Wassers alle ihm von der Wärmequelle mitgetheilte Wärme mit sich fortnehme [39]). Die Untersuchungen, welche späterhin Saussure und de Luc über die Dämpfe anstellten, führten zu ähnlichen Ansichten, aber mit andern Gegenständen beschäftigt, verfolgten sie diese Betrachtung nicht weiter. Jedoch schon ehe die gedachten beiden Genfer Physiker ihre Arbeiten bekannt machten, hatte Black den Gegenstand dieser erforscht. Im Jahre 1763 oder 1764, hatte Jacob Watt, der sich damals als mathematischer Instrumentenmacher in Glasgow niedergelassen hatte, ein Modell einer Dampfmaschine zu repariren, welches dem physikalischen Cabinette der Universität Glasgow gehörte. Black und Watt stellten mehre Versuche an und bemerkten hiebei manche Erscheinungen, welche entweder nicht beachtet waren oder sich doch nicht nach dem herrschenden Systeme erklären ließen [40]). Beide

38) Gilbert's Ann. XV, 24. 39) *Musschenbroek* Introd. II, 586. 40) *Robison* Mech. phil. II, 108. Robison sagt, Watt sei ein Schüler von Black, letzterer aber

verfolgten den Gegenstand weiter, Black bildete die Theorie der latenten Wärme aus und Watt, welcher ohne Kenntniß von Blacks Untersuchungen dieselbe Thatsache beobachtet hatte, verbesserte die Dampfmaschinen.

Wird ein offenes Gefäß mit Wasser aufs Feuer gesetzt, so steigt seine Wärme, es kommt zum Sieden, mögen wir aber das Feuer noch so stark machen, das Thermometer steigt nicht über 80° R. Auf diesen Umstand, daß die Temperatur des siedenden Wassers constant sei, machte bereits Hook aufmerksam. Da das Feuer noch stets ebenso wie vorher wirkt, so muß noch immer Wärme ins Wasser dringen und sich mit diesem combiniren; da ferner das tropfbare Wasser keine höhere Temperatur erhält, so muß sich die Wärme mit dem Theile des Wassers verbinden, welcher in Dampfgestalt entweicht; da endlich auch dieser nur eine Wärme von 80° hat, so müssen wir annehmen, die Wärme werde mit dem Dampfe auf eine solche Art verbunden, daß sie nicht nach außen wirke.

Kann gleich das Wasser in einem offenen Gefäße nicht weiter als bis 80° R. erwärmt werden, so sind wir doch im Stande, seine Temperatur in einem verschlossenen, hinreichend starken, Gefäße weit höher zu erheben; wir wollen annehmen, das Wasser habe in einem solchen Gefäße, aus welchem der Dampf nicht entweichen kann, eine Temperatur von 160°. Jetzt werde das Gefäß geöffnet, der Dampf strömt mit großer Lebhaftigkeit aus der Öffnung, aber in wenigen Momenten sinkt die Temperatur des zurückgebliebenen Wassers auf 80°, es sind also 80° Wärme plötzlich verschwunden. Eine genauere Messung zeigt, daß etwa ⅕ der ganzen Wassermasse verschwunden sei, dieses Fünftel Dampf, welcher nur eine Wärme von 80° besitzt, hat dem zurückgebliebenen Wasser ebenfalls seine 80° Wärme genommen, er besitzt also in Allem eine Wärmemenge von 5. 80° = 400°, von denen jedoch nur 80° aufs Thermometer wirken.

§. 22. Da die Wärme hier nicht verschwunden ist, aber auch nicht auf das Thermometer einwirkt, so müssen wir annehmen, daß sie mit den Theilchen des Wassers verbunden sei, und daß sie gebraucht werde, den Dampf als Dampf zu constituiren, aber eben dadurch verhindert werde, frei nach außen zu wirken, so daß der Dampf gewissermaßen eine chemische Verbindung der verschwundenen Wärme und des Wassers ist. Deshalb nannte Black die zur Dampfbildung verwendete und nicht nach außen wirkende Wärme latente, oder gebundene Wärme[41]). Wenn dieses der Fall ist, so muß diese Wärme wieder frei werden, wenn der Dampf niedergeschlagen wird. Ein einfacher Versuch beweist die Richtigkeit dieser Folgerung. Mischt man ein Pfund Wasser von 80° und fünf Pfund Wasser von 0° mit einander, so beträgt die Temperatur der Mischung nahe 13°; wird aber in einer Retorte ein Pfund Wasser in Dampf von 80° verwandelt und dieser Dampf in ein Gefäß geleitet, in welchem sich 5 Pfund Wasser von 0° befinden, so wird der Dampf niedergeschlagen, die gebundene Wärme frei und dieses Wasser wird bis 80° erhitzt.

§. 23. Schon Black und seine Freunde stellten Versuche an, um die Menge von Wärme zu bestimmen, welche auf diese Art beim Übergange des Wassers in Dampfgestalt gebunden wird, namentlich war es Watt, welcher noch im Jahre 1765 eine Reihe von Messungen vornahm, die aber nach seinem eigenen Geständnisse sehr unvollkommen waren[42]). Es sei AB (Fig. 5.) eine zum Theile mit Wasser gefüllte tubulirte Retorte, in deren Tubulus ein gut gearbeitetes Thermometer luftdicht gesteckt wird. In dem Halse der Retorte steckt eine gebogene Glasröhre, welche in die eine Öffnung einer Entbindungsflasche HK geht und sehr nahe bis zum Boden von dieser reicht, während in der zweiten Öffnung eben dieser Flasche ein Thermometer steckt. Die Flasche HK wird zum Theile mit einer genau bestimmten Menge Wasser gefüllt, deren Temperatur sorgfältig gemessen wird; ist die Wassermenge in AB gemessen, so wird die Retorte schnell erhitzt, der entwickelte Dampf strömt in das Gefäß HK, schlägt sich hier nieder und erhöht die Temperatur des Wassers; am Schlusse des Versuches wird dann die Menge von übergegangenem Dampfe gemessen[43]). Dieser Apparat läßt sich auf mancherlei Art abändern. So nahm Ure eine kleine Retorte mit kurzem Halse, destillirte aus dieser eine geringe Quantität der zu untersuchenden Flüßigkeit vermittelst einer argandschen Lampe in eine Kugel von dünnem Glase, welche mit Wasser umgeben war und leitete dann die latente Wärme aus der dem Wasser mitgetheilten Hitze her[44]). Will man die Messungen zur Verringerung des Einflusses der Beobachtungsfehler in einem etwas größeren Maßstabe anstellen, dann scheint der von Despretz etwas abgeänderte Apparat Rumford's empfehlenswerth zu seyn. Dieser Apparat besteht aus einem Gefäße AB (Fig 6.), welches über einem Ofen steht und das Wasser enthält, das zum Sieden gebracht werden soll; ein Thermometer gibt die Temperatur des Wassers an. In diesem Gefäße steckt das Fortleitungsrohr EF, und dieses steht in Verbindung mit der aus dünnem Kupferbleche verfertigten Schlange CD, die sich in einem kupfernen Gefäße von bekanntem Gewichte befindet, in welchem eine bekannte Menge von Wasser verhanden ist, dessen Temperatur am besten durch ein Thermometer mit langem cylindrischem Gefäße gemessen wird. Die Schlange endigt sich außerhalb des Gefäßes bei O, damit die im Wasser vorhandene Luft ausgetrieben werden könne. Um die Erwärmung dieses Kühlwassers durch die Wärme zu verhindern, welche von dem Gefäße AB oder dem Ofen ausstrahlt, ist zwischen beiden ein hölzerner Schirm mv angebracht.

§. 24. Bei Anstellung dieser Versuche haben viele Physiker einen Umstand übersehen, welcher auf das Endresultat einen großen Einfluß hat. Nehmen wir an, das Kühlwasser habe anfänglich die Temperatur des Zimmers,

leugnet diese Thatsache, indem er sagt, er sei zu sehr mit Arbeiten beschäftigt gewesen, als daß er hätte Vorlesungen hören können. Vorrede zu *Robison* Mechan. phil. II, VI u. p. 116.

41) *Black* Lectures on chemistry I, 157.

42) *Watt* zu *Robison* Mech. phil II, 10.

43) *Despretz* Traité élémentaire de physique Paris 1825. p 96. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 289.

44) Phil. Trans. 1818. p. 386.

Digitized by Google

in welchem der Versuch angestellt wird, und werde nun erwärmt, so strahlt in jedem Momente aus dem Gefäße eine Menge von Wärme aus, welche von dem Strahlungsvermögen des Gefäßes und von dem Unterschiede zwischen der Temperatur von diesem und der Umgebung abhängt. Dieser Wärmeverlust ist meistens nicht beachtet worden, es ist aber einleuchtend, daß die latente Wärme auf diese Art zu klein erhalten wird. Ist man nun gleich im Stande, diesen Wärmeverlust durch Rechnung zu bestimmen, so ist es doch vortheilhafter, statt der mathematischen Correction eine physische anzuwenden, wie dies Rumford, Ure und andere gethan haben. Man nimt nämlich das Kühlwasser von einer Temperatur, welche mehre Grade geringer ist als die des Zimmers, und schließt den Versuch dann, wenn die Temperatur des erwärmten Wassers um dieselbe Größe höher als die des Zimmers ist. Sind die Temperaturdifferenzen nicht sehr bedeutend, dann dürfen wir annehmen, daß die Erwärmung gleichförmig erfolgte, und daß das Gefäß wegen der Gleichheit des Strahlungs- und Absorptionsvermögens im Anfange des Versuches ebenso viel Wärme von dem Zimmer erhielt, als es nachher an dieses abgab.

§. 25. Da bei diesem Versuche zugleich das Gefäß erwärmt wird, in welchem sich das Kühlwasser befindet, so müssen wir bei Herleitung der latenten Wärme auch hierauf Rücksicht nehmen. Am zweckmäßigsten ist es hier, das Gewicht des Gefäßes zu bestimmen, und aus seiner Wärmecapacität das Gewicht der Wassermenge herzuleiten, deren Temperatur durch eine gleiche Wärmemenge um dieselbe Größe erhöht wird.

Das Kühlwasser wird auf die beiden folgenden Arten erwärmt: 1) durch die vorher gebundene Wärme, welche in dem Momente frei wird, wo der Dampf in Wasser verwandelt wird, 2) durch die Wärme, welche das aus dem Dampfe condensirte tropfbare Wasser verliert, wenn es bis zur Temperatur des Kühlwassers erkaltet. Um den erstern Punkt zu bestimmen, muß die Temperatur des Dampfes T bekannt seyn; wird nicht mit einem Dampfe von hohem Drucke gearbeitet, so können wir $T = 80°$ R. $= 100°$ C. $= 212°$ F. setzen. Das Wasser hatte also die Temperatur T, als von ihm das Kühlwasser von t bis t_1 erwärmt wurde, und es erkaltete also bis zur Temperatur t. Nun sei m das totale Gewicht des condensirten Dampfes, c_1 die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit dieses Dampfes frei werden läßt, wenn er bis zu T erkaltet wird, so ist offenbar mc_1 die Wärmemenge, welche durch die niedergeschlagene Dampfmenge gebunden wurde. Es sei ferner c die Wärmemenge, welche frei wird, wenn eine Gewichtseinheit des Wassers um 1° erkaltet. Die Masse m, welche von T bis $\frac{1}{2}(t+t_1)$ erkaltet, verliert daher $mc\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}$. Die totale Wärmemenge, welche der Dampf dem Kühlgefäße mittheilt, ist demnach

$$mc_1 + mc\left\{T-\tfrac{1}{2}(t+t_1)\right\}$$

Ist M die Wassermenge, welche im Kühlgefäße enthalten ist (mit Einschluß des Gefäßes), und steigt seine Temperatur von t bis t_1, so ist $Mc(t_1-t)$ die Wärmemenge, welche dieses Wasser erhält. Da Wärmeverlust des Dampfes und Gewinn des Wassers gleich sind, so ist

$$Mc(t_1-t) = mc_1 + mc\left\{T-\tfrac{1}{2}(t+t_1)\right\}$$

und hienach wird

$$c_1 = c\,\frac{M(t_1-t) - m\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}}{m}.$$

Auf diese Art entwickelt Biot[45]) den Ausdruck, um die latente Wärme aus den angestellten Messungen herzuleiten. Er geht davon aus, daß die Dampfmenge von T bis $\frac{1}{2}(t+t_1)$, also bis zu dem arithmetischen Mittel der Temperaturen des Kühlwassers am Anfange und Ende des Versuches erkaltet. Wir müssen jedoch hiebei erwägen, daß das condensirte Wasser anfänglich eine Wärme hat, welche wenig größer ist als t, und daß der später ankommende Dampf einen Theil seiner Wärme hergeben muß, dieses früher condensirte Wasser wieder zu erwärmen, es ist also die Größe M veränderlich. Da jedoch die Wärme, welche erfoderlich ist, um die Wassermenge M in den Grenzen des Versuches zu erwärmen, constant ist, so können wir zur Vermeidung weitläufiger Rechnungen annehmen, der Dampf werde nur bis zur Temperatur t_1 condensirt, dann erhalten wir die gewöhnlichen Formeln

$$Mc(t_1-t) = mc + mc(T-t_1) \text{ und}$$

$$c_1 = c\,\frac{M(t-t_1) - m(T-t_1)}{m}.$$

§. 26. Bei einem Versuche, welchen Despretz anstellte, war $M = 15956{,}3$ Grammen, das Kupfer des Kühlgefäßes 3107,3 Grammen, welches nach seiner Wärmecapacität (0,095) auf Wasser reducirt 294,88 Grammen gibt, also im Ganzen $M = 16251{,}18$ Grammen, $m = 204{,}8$ Grammen, $T = 100°$ C., $t = 22°$ C. und $t_1 = 29°{,}58$, also $c_1 = 627°{,}3$. c. Gewöhnlich sieht man die Größe c als Einheit an, und dann wird $c_1 = 627°{,}3$, d. h. die Wärmemenge, welche in einer Gewichtseinheit von Dampf gebunden wurde, ist im Stande eine Wassermenge von demselben Gewichte um 627°,3 C. zu erwärmen, oder eine 6,273 fache Wassermenge von 0° bis 100° C. zu erhitzen. Rechnen wir hiezu noch die freie Wärme des siedenden Wasserdampfes von 100°, so ist die eine Gewichtseinheit Dampf enthält, 627°,3.

Versuche dieser Art sind noch von mehren andern Physikern angestellt worden. Rumford, Despretz, Lavoisier und Laplace, Parrot, Ure, Gay-Lussac, Elément und Desormes und andere haben Messungen angestellt, deren Resultate von Muncke[46]) und Tredgold[47]) mitgetheilt worden. Als Mittel können wir für die latente Wärme des Dampfes vom siedenden Wasser 535° annehmen[48]).

45) Traité de physique IV, 711. 46) Gehler's Wörterb. II, 289. 47) On steam engine. p. 49. 48) Mein Lehrb. d. Meteor. I, 303.

Digitized by Google

§. 27. Die Frage, ob die totale Menge von Wärme, welche der Dampf hat, bei allen Temperaturen dieselbe sei, ist zwar häufig aufgeworfen, aber bisher noch keineswegs genügend beantwortet worden, indem uns hier sowol die Erfahrungen als theoretische Betrachtungen gänzlich im Stiche lassen. Die ersten Versuche zur Entscheidung dieses Gegenstandes stellten Southern und Creighton an. Sie ließen aus einem Cylinder von bekanntem Inhalte eine bestimmte Menge Dampf von ungleicher Temperatur durch ein kupfernes Rohr in eine zinnerne mit Wasser gefüllte Wanne treten, und bestimmten die latente Wärme des Dampfes aus der Temperaturerhöhung des Wassers. Die Elasticität des Dampfes betrug in drei Versuchen respective 40, 80 und 120 engländische Zoll, und daraus ergab sich für die latente Wärme des Dampfes (bei Berücksichtigung des Wärmeverlustes durch Strahlung) 523,4, 523,4 und 528° C, während sie für den Dampf des siedenden Wassers 630,2 C gefunden hatten [49]). Indem diese Größen so wenig von einander abweichen, daß wir die Differenzen als Folgen von Beobachtungsfehlern ansehen können, so scheint hieraus zu folgen, daß die totale Wärmemenge des Dampfes in allen Temperaturen gleich sei. Auch Despretz glaubt aus den Versuchen von Clément und Désormes und aus seinen eigenen mit Wasser, Alcohol, Äther und Terpentinspiritus angestellten Messungen folgern zu müssen, daß die in jeder Art von Dampf enthaltene Menge von Wärme constant sei; er fügt indessen hinzu, daß er die Versuche zwar mit größter Sorgfalt angestellt habe, aber dennoch die ungemein großen Schwierigkeiten, welche der Erhaltung völlig genauer Resultate entgegenstehen, nicht alle überwunden zu haben hoffen dürfe [50]).

Die Ansichten der Physiker sind gegenwärtig über diesen Gegenstand getheilt. Einige, wie Tredgold [51]), Fourier [52]) halten die latente Wärmemenge für constant, während andere wie Schmidt [53]) sich dagegen erklären. Mir scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen die erstere Ansicht die wahrscheinlichere, und ich halte es daher für weniger nöthig, diesen Gegenstand hier ausführlich zu erörtern, da dieses bereits von Muncke geschehen ist [54]).

§. 28. Es bliebe in Beziehung auf das Wärmevermögen noch die specifische Wärme des Wasserdampfes zu [illegible] die Methoden zur Bestimmung dieser Größe bei allen expansiblen Körpern übereinstimmen, [illegible] auf die Artikel Gas und Wärme (specifische). Es genüge daher die Angabe, daß die specifische Wärme des Wasserdampfes 0,837 ist, wenn die einer gleichen Gewichtsmenge von Wasser als Einheit angesehen wird.

§. 29. Aus den bisher betrachteten Thatsachen ergeben sich mehre Erscheinungen, welche [illegible] leben häufig beobachtet werden. Erhitzen wir Wasser in einem Gefäße durch ein wie gewöhnlich von unten einwirkendes Feuer, so hat der Boden eine weit höhere Temperatur, es bildet sich hier Dampf, welcher die Gestalt einer Blase annimt, in die Höhe steigt, dadurch das Wasser in Bewegung setzt, aber in dem kältern Wasser wieder condensirt wird; indem auf diese Art die Blase verschwindet, entstehen Oscillationen im Wasser und dadurch das eigenthümliche Geräusch, welches man vor dem Sieden bemerkt. Werden die obern Schichten durch diesen Vorgang stärker erwärmt, dann findet keine Condensation mehr statt, der Dampf tritt durch das lebhaft bewegte Wasser nach außen und, zum Theile wieder in der kältern Luft condensirt, zeigt er sich hier als Nebel (Dunst). Kann der Dampf auf diese Art frei entweichen, so hat das Fluidum eine constante Temperatur erlangt, welche allgemein durch den zur Zeit der Beobachtung herrschenden Barometerstand bestimmt wird. Die Temperatur nämlich, welche ein siedendes Fluidum hat, ist identisch mit derjenigen, bei welcher die Expansivkraft des Dampfes gleich dem eben statt findenden Luftdrucke ist, indem jetzt die Expansivkraft im Stande ist, dem Luftdrucke das Gleichgewicht zu halten. Erst dann, wenn alles Wasser verdunstet ist, beginnt die Temperatur des Gefäßes zu steigen. Da die latente Wärme des Dampfes 530° beträgt, so folgt hieraus, daß die Zeit, welche erfoderlich ist, um eine gegebene Menge von siedendem Wasser ganz in Dampf zu verwandeln, nahe 5,4mal so groß ist, als die Zeit, welche erfoderlich ist, um dieselbe Wassermenge von 0° bis 100° zu erhitzen. Wir können dafür die Zahl 6 nehmen, weil die Gefäße in höheren Temperaturen die Wärme lebhafter ausstrahlen.

Aus dieser Wärme, welche bei der Dampfbildung gebunden wird, ergibt sich ferner die bekannte Erscheinung, daß wir Wasser selbst über lebhaftem Feuer in zinnernen Gefäßen kochen können, ohne daß letztere geschmolzen werden. Die latente Wärme, welche der Dampf erfodert und welche er den Körpern entreißt, aus denen er aufsteigt, verhindert, daß das Gefäß bis zum Schmelzpunkte des Zinnes erhitzt wird. — Diese Thatsache, daß die Temperatur siedender Flüssigkeiten constant ist, scheint zuerst von Hooke beobachtet zu seyn.

§. 30. Da die Temperatur, bei welcher ein Fluidum siedet, von dem Luftdrucke abhängig ist, so sehen wir hieraus, daß die Siedhitze des Wassers nicht immer gleich sei. Selbst an demselben Orte ist diese Größe wegen Veränderlichkeit des Barometerstandes nicht zu allen Zeiten gleich; steigen wir auf hohe Berge, so wird die Temperatur des siedenden Wasser mit der Entfernung vom Boden kleiner. Am Ufer des Meeres siedet das Wasser bei 100° C, auf dem Montblanc bei 86½°, auf dem Pic von Teneriffa bei 88°,7, in Quito bei 90°,1, in Mexico bei 92°,3, in dem Hospiz auf dem St. Bernhard bei 92¼°, und man kann Rindfleisch darin nicht weich kochen.

Wenn man Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe bei einem sehr geringen Drucke erhitzt, so zeigt sich dieses Wallen schon bei sehr niedrigen Temperaturen [55]). Franklin hat einen einfachen Apparat ange-

49) *Robison* Mech. phil. II, 159 fg. 50) Munde in Gehler's Wörterb. II, 294. 51) *Tredgold* on steam engine p. 51. 52) Karsten's Archiv XVIII, 127. 53) Gilbert's Ann. LXXXV, 343. 54) Gehler's Wörterb. II, 295 fg.

55) Nach dem Verfasser des Artikels Steam engine in Rees Cyclopädia soll Coulomb diesen Versuch zuerst angestellt haben.

Digitized by Google

geben, wodurch man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugen kann. Eine Glasröhre CD (Fig. 7.), deren innerer Durchmesser etwa eine Linie beträgt, wird zweimal rechtwinklig gebogen, und an die Enden Kugeln A und B geblasen. Während die eine Kugel noch offen ist, wird die Röhre und die Kugel mit Wasser, Weingeist oder Äther gefüllt, das Fluidum bis zum Sieden erhitzt und, wenn dieses einige Zeit gedauert hat, die noch offene Kugel schnell zugeschmolzen. Wenn auf diese Art die Luft entfernt und der Apparat erkaltet ist, so erleidet das Fluidum bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre nur einen sehr geringen Druck. Bringt man nun durch Neigen des Apparates alles Wasser in die Kugel B, nimt diese in die Hand, und hält die Röhre CD horizontal, so wird durch Erwärmung von B in dieser Kugel eine größere Dampfmenge entwickelt, diese treibt das Wasser nach A, und späterhin dringen durch die Röhre DC und das in A enthaltene Wasser Dampfblasen, welche hier ein lebhaftes Wallen erzeugen. Je luftleerer der Apparat und je niedriger die Temperatur ist, bei welcher das angewendete Fluidum siedet, desto besser gelingt der Versuch. Ist die Kugel aus dünnem Glase verfertigt und wartet man so lange, bis alles Fluidum aus B fortgetrieben ist, so verspürt man in diesem Momente in der Hand eine auffallende Kälte, indem der gebildete Dampf latente Wärme erfodert und diese allen zunächst liegenden Körpern, also auch der Hand, entreißt. Dieser Versuch läßt sich noch auf eine andere leichte Art anstellen. Man füllt eine ovale Glasflasche zu ⅔ mit Wasser und pfropft sie mit einem guten Kork fest zu, in welchen vorher eine Glasröhre eingepaßt worden, deren aus der Flasche hervorragender Theil zu einer feinen Spitze ausgezogen ist. Man bringt das Wasser zum Sieden, schmelzt, nach einviertelstündigem Kochen und ohne dasselbe zu unterbrechen, die feine Spitze der Röhre zu und nimt die Flasche augenblicklich vom Feuer. Beim Sieden ist alle Luft durch die Wasserdämpfe ausgetrieben worden; diese letzteren aber verdichten sich wieder beim Abkühlen der Flasche und lassen einen luftleeren Raum über dem Wasser zurück. Wenn man daher die Flasche oberhalb der Flüssigkeit mit einem kalten Körper schnell abkühlt und damit eine noch größere Menge von Wasserdämpfen verdichtet, so wird der Druck im obern Theile noch kleiner, und das Wasser fängt lebhaft an zu kochen. Senkt man die ganze Flasche bis beinahe an den Hals in kaltes Wasser, so geräth die ganze Wassermasse in der Flasche in ein heftiges Kochen, weil die Wasserdämpfe im obern Theile der Flasche durch das sie umgebende kalte Wasser schnell condensirt werden, und dieses Kochen dauert so lange fort, bis ein vollkommenes Temperaturgleichgewicht hergestellt ist [56]).

§. 31. Ganz anders dagegen ist der Erfolg, wenn wir die Fluida in einem verschlossenen Gefäße erhitzen; dann entwickelt sich aus ihnen zwar Dampf von großer Spannung, aber dieser drückt mit Lebhaftigkeit auf die obere Fläche des Wassers, dieses wird bedeutend erhitzt und folgt der gewöhnlichen Ausdehnung durch Wärme, aber es ist keine Spur von Wallen zu bemerken. Schon ältere Versuche mit dem Papinschen Digestor hatten dieses gezeigt, die auffallendsten Erfahrungen dieser Art hat indessen Cagniard de la Tour gemacht [57]). Der Apparat, dessen er sich bediente, besteht aus einer krummgebogenen, aus zwei Schenkeln von ungleicher Weite zusammengesetzten und verschlossenen Glasröhre ABDE (Fig. 8.). In dem weitern Schenkel befindet sich zwischen EF die zu untersuchende Flüssigkeit, in FDB Quecksilber, welches dazu dient, das Fluidum EF von der in AB enthaltenen Luft zu trennen; dieses Stück der Röhre ist in Theile von gleicher Capacität getheilt, um aus der Verminderung des Luftvolumens nach dem Mariottischen Gesetze die Größe der drückenden Kraft herzuleiten. Der Apparat wurde nun in Leinöl gesetzt, dessen steigende Temperatur durch ein Thermometer gemessen wurde. Vermittelst dieses Apparates fand er, daß Schwefeläther bei einer Ausdehnung von weniger als dem doppelten seines ursprünglichen Volumens, mit einem Drucke von 37 bis 38 Atmosphären und durch eine Temperatur von 200° C; Alkohol bei einer Ausdehnung von etwas weniger als dem dreifachen seines ursprünglichen Volumens mit einem Drucke von 119 Atmosphären und durch eine Temperatur von 259° C; Wasser endlich, welches das Glas auflöste und daher nicht genau untersucht werden konnte, bei einer Ausdehnung von mehr als dem vierfachen seines Volumens und in der Hitze des schmelzenden Zinkes expandirt wurde.

Zu den Erscheinungen, welche sich aus dem Einflusse des Luftdruckes auf den Siedepunkt ergeben, gehört auch die Thatsache, daß Flüssigkeiten in einer Kugel mit einer engen Röhre bis weit über den Siedepunkt erhitzt werden können. Diese Erfahrung hat Muncke besonders beim Schwefeläther bestätigt gefunden, bei welchen es ihm gelungen ist, ihn auf diese Weise bis 40°, ja bis nahe 50° C zu erhitzen (gewöhnlicher Siedepunkt 36°), worauf dann kein Sieden erfolgte, sondern die ganze Masse in einem anhaltenden Strahle aus dem Apparate geschleudert wurde. Ist eine solche Kugel nur halb gefüllt, so tritt das Sieden bei der gewöhnlichen Temperatur ein. Die Ursache dieses nach Muncke noch nicht vollständig erklärten Phänomens scheint ihm darin zu liegen, daß die Dämpfe in diesem Falle die Masse der Flüssigkeit mit Überwindung ihrer Adhäsion und des Luftdruckes trennen müßten [58]). Der Versuch läßt sich leicht

Robison scheint zu vermuthen, daß er von Cullen herrühre (Mech. phil. II, 56.), es ist aber gewiß, daß schon ein Jahrhundert früher von Boyle erkannt wurde, daß Wasser bei geringem Drucke leicht siede. Er darte Wasser einige Zeit kochen lassen, so daß alle in seinen Poren enthaltene Luft entfernt war; hierauf brachte er einen Theil des noch nicht kalt gewordenen Wassers in einer gläsernen Flasche unter den Recipienten der Luftpumpe, nach einigen Kolbenzügen fing das Wasser so lebhaft zu kochen an, daß es aus der Flasche heraus lief. Einige Jahre später erwähnt Huygens (Phil. Trans. No. 122. p. 544.) schon bestimmter eines Versuches, wo Wasser und Weingeist in luftleeren Gefäßen bei sehr geringer Wärme kochten. Diesen Versuch scheint Papin um das Jahr 1673 angestellt zu haben. Er kochte das Wasser an einer Lichtflamme eine Viertelstunde lang, ohne daß das Glas mehr als lauwarm wurde. J. C. Fischer Geschichte der Physik II, 180.

56) Berzelius Chemie I, 46. 57) Ann. de chimie XXI, 178. 58) Muncke Handbuch der Natur. I, 492.

Digitized by Google

in Thermometerröhren anstellen, an deren Ende eine gewöhnliche Kugel geschmolzen ist. Ich glaube aber aus einer Wiederholung des Versuches folgern zu dürfen, daß das Phänomen desto auffallender wird, je lebhafter die Einwirkung der Wärmequelle ist, und dieses führt uns von selbst zu der wahren Ursache dieses Vorganges. Wirkt nämlich die Wärmequelle sehr stark ein, so wird in kurzer Zeit eine große Menge von Dämpfen entwickelt, und das Wasser würde keine höhere Temperatur haben, als die des Siedepunktes, wofern jene im Augenblicke ihrer Entstehung entweichen könnten. Indem sich aber die Dämpfe durch die enge Röhre bewegen müssen, können sie nicht so schnell entweichen als sie entstehen, der Druck muß daher in der Kugel in jedem Momente größer werden und die Temperatur der siedenden Flüssigkeit steigen. Daß dieser Widerstand und diese nicht hinreichend schnelle Bewegung des Dampfes durch die Röhre Ursache von der Zunahme des Druckes ist, wird noch durch einen andern Umstand bestätigt, welchen ich mehrmals bei Verfertigung von Thermometern wahrgenommen habe. Hatte ich an eine enge Röhre eine etwas größere Kugel geblasen und erhitzte dann Behufs der Füllung mit Quecksilber die Kugel schnell in einer starken Weingeistflamme, so konnte die (wahrscheinlich etwas feuchte) Luft nicht hinreichend schnell durch die Röhre entweichen und die Kugel wurde zersprengt, als wenn ein elastisches Fluidum sie nach außen zerrissen hätte.

§. 31 b. Ist nun gleich die Größe des Luftdruckes eine der wichtigsten Bedingungen, auf welche es bei Bestimmung der Temperatur ankommt, bei der ein Fluidum in freier Luft siedet, so gibt es doch noch mehre andere Umstände, welche darauf Einfluß haben. Namentlich gehört hieher eine von Gay-Lussac gemachte Bemerkung [59]), wonach flüssige Körper leichter in Dämpfe verwandelt werden, wenn sie mit eckigen, rauhen und unebenen Oberflächen in Berührung stehen, als wenn sie von völlig glatten und ebenen Flächen berührt werden. Er fand, daß Wasser in Metallgefäßen bei 1° niedrigerer Temperatur siedet als in Glasgefäßen. Erhitzt man Wasser in einem Glasgefäße bis zu der Temperatur, wo es eben zu sieden anfangen will, und wirft dann Eisenfeilspäne, gepulvertes Glas oder irgend einen Körper in Pulvergestalt hinein, so geräth es augenblicklich in heftiges Kochen, so daß es oft überläuft, ungeachtet seine Temperatur durch das zugesetzte kalte Pulver nothwendig erniedrigt wird. Diese Erscheinung hängt mit der Thatsache zusammen, daß der Boden des Gefäßes wärmer ist, als die Oberfläche; eckige Körper theilen den mit ihnen in Berührung stehenden Körpern wegen größerer Zahl von Berührungspunkten eine größere Wärme mit als runde oder ebene, und indem daher die Masse am Boden verhältnißmäßig mehr erwärmt wird, als bei glatter Oberfläche, so können die Dämpfe mit Lebhaftigkeit in die Höhe steigen, selbst wenn die Wärme der Oberfläche noch nicht den Siedepunkt erreicht hat. Da nun selbst polirte Metallgefäße keine so zusammenhängende Oberfläche haben als die geschmolzenen Glasgefäße, so scheint hierin der Grund der Verschiedenheit im Siedepunkte zu liegen [60]).

§. 32. Verwandelt sich nun gleich das Wasser bei jeder Temperatur in elastischen Dampf, so ist die Verdunstung doch nicht unter allen Umständen gleich. Schon die gemeine Erfahrung hatte ältere Physiker belehrt, daß Wasser desto schneller verdunste, je größer seine Wärme sei, aber das Gesetz, welches die Abhängigkeit dieser Erscheinung von der Temperatur angab, blieb ihnen unbekannt. So nahm z. B. Hutton in seiner Theorie des Regens nur an, daß die Menge des verdunsteten Wassers schneller wachse als die Temperatur, und auch dieses Gesetz stellte er nur als eine noch nicht durch Versuche erwiesene Hypothese auf. Erst Dalton wies diese Abhängigkeit nach. Nehmen wir an, die Atmosphäre sei völlig trocken, so verhalten sich bei einerlei Luftdruck und derselben übrigen Beschaffenheit des Wetters, die Wassermengen, welche aus demselben Gefäße in gleichen Zeiten verdunsten, wie die Expansivkräfte des Dampfes bei den Temperaturen, welche das Wasser hat. Gesetzt wir ließen aus demselben Gefäße eine Stunde hindurch Wasser von 20° R. und dann eine Stunde Wasser von 80° R. verdunsten, so dürfen wir nur in der §. 16. mitgetheilten Tafel die zu beiden Temperaturen gehörigen Expansivkräfte aufsuchen; diese sind 10‴ und 336‴ und so wie diese Größen verhalten sich auch die durch Verdunstung verloren gegangenen Wassermengen. Wäre aber die Luft schon feucht, dann müssen wir von den Expansivkräften den Druck subtrahiren, welchen der in der Atmosphäre befindliche Dampf ausübt. Wäre zum Beispiel der Druck des in der Atmosphäre befindlichen Dampfes 5‴ [61]), so subtrahiren wir diese Größe von den oben gegebenen Expansivkräften, die Reste 5‴ und 331‴ geben dann das Verhältniß für die Größe der Verdunstung an.

§. 33. Dieses Gesetz Dalton's ist nur dann richtig, wenn die Umstände genau dieselben sind. Unter den verschiedenen äußeren Ursachen, welche auf die Größe der Verdunstung einen großen Einfluß ausüben, spielt die Größe des Luftdruckes eine sehr wichtige Rolle, je kleiner dieser ist, desto schneller erfolgt die Verdunstung. Bei der Destillation muß man daher stets dafür sorgen, daß aus der Blase und der Vorlage die Luft möglichst entfernt werde, was man durch einen Hahn erreichen kann, welcher anfänglich geöffnet wird, bis der Dampf des siedenden Fluidums alle Luft entfernt hat. Ist dieses geschehen, so wird der Hahn geschlossen, der Dampf bewegt sich nun weit schneller durch den Hals der Blase, und mit derselben Menge von Feuermaterial läßt sich weit mehr destilliren, als ohne Entfernung der Luft. Dieser Widerstand der Luft kann in verschlossenen Gefäßen so groß werden, daß zuletzt gar keine Destillation statt findet [62]). Auch die Größe, welche die Oberfläche des Wassers im Gefäße hat, ist von Einfluß auf die Schnelligkeit der Verdunstung. Kann der Dampf nur durch eine enge Öffnung entweichen, so ist weit mehr Zeit erfoderlich, um

59) Ann de chimie VII, 307.

60) Vergl. Muncke und Gmelin in Gilbert's Ann. LVII, 211. 61) Wie dieser Druck gefunden wird, s. Hygrometer. 62) Biot Traité I, 527. Robison Mech. phil. II, 38.

Digitized by Google

alles Wasser in Dampf zu verwandeln, als dann, wenn das Gefäß offen ist. Ebenso hat selbst in einem prismatischen Gefäße die Tiefe des Wasserspiegels unter der Öffnung auf die Schnelligkeit der Verdunstung Einfluß. Aus den Versuchen von Dalton folgt, daß bei gewöhnlichem Luftdrucke in einer Stunde von siedendem Wasser eine Schicht verdunstet, die eine Höhe von 1,3 Zoll hat, jedoch ist es kaum möglich, hierüber etwas Allgemeines anzugeben, da die Lebhaftigkeit des Feuers und die Leichtigkeit, mit welcher der Dampf entweichen kann, hierbei eine sehr bedeutende Rolle spielen.

§. 34. Ein anderer Umstand, welcher auf die Schnelligkeit der Verdunstung einen großen Einfluß hat, ist die Bewegung der Luft, doch scheint derselbe nach einigen Erfahrungen von Howitz in niederen Temperaturen viel bedeutender zu seyn, als dann, wenn das Wasser dem Sieden nahe ist [63]). Wenn sich nämlich die Dämpfe entwickeln, so finden sie einen Widerstand an der Luft, wenn aber durch den Wind diese feuchte Luftschicht entfernt und eine trocknere herzugeführt wird, so kann aufs Neue Dampf entweichen.

Dieser Einfluß von Bewegung der Luft auf die Schnelligkeit der Verdunstung, welchen schon die ersten Beobachter wahrnehmen mußten, und welchen viele Erfahrungen im gemeinen Leben zeigen, gab wahrscheinlich dem Systeme, wornach das Wasser bei der Verdunstung aufgelöst wurde (§. 17.) seinen Ursprung. Selbst ausgezeichnete Naturforscher, unter denen ich nur Robison nennen will, konnten sich in der Folge nicht von der Unrichtigkeit des Auflösungssystemes in dem Falle überzeugen, wo Wasser in niederen Temperaturen verdunstete. „Ich muß noch stets annehmen, daß diese Art Verdunstung durch die auflösende Kraft der Luft entsteht. Wird feuchte Luft plötzlich verdünnt, so wird stets Wasser niedergeschlagen. Dieses sieht man sehr auffallend bei den Versuchen mit einer schnell wirkenden Luftpumpe. Es entsteht ein Nebel, welcher sehr schnell zum Boden des Recipienten fällt. Aber nach der neueren Hypothese sollte gerade das Gegentheil erfolgen, weil das Streben des Wassers, den elastischen Zustand anzunehmen, durch Verminderung des äußeren Druckes vergrößert wird; und ich bin in der That der Meinung, daß im jetzigen Falle eine größere Menge reiner elastischer Dampf wird. Aber der gebildete Nebel zeigt ganz bestimmt, daß hier vorher eine Auflösung statt gefunden hatte. Eine Auflösung erfolgt durch Kräfte, welche auf dem Wege der Anziehung wirken; oder, um mich bestimmter auszudrücken, so findet bei den Auflösungen eine Annäherung des auflösenden und des aufgelösten Körpers statt; nun zeigt die Erfahrung, daß dieses gegenseitige Streben wächst, wenn die Entfernung kleiner wird. Hieraus muß nothwendig folgen, daß Luft von doppelter Dichtigkeit mehr als zweimal so viel Wasser auflösen kann. Wenn wir daher gesättigte Luft plötzlich verdünnen, so muß sie (selbst wenn wir ihre Wärme nicht vermindern) etwas Wasser fahren lassen. Wie groß diese Menge sei, wissen wir nicht; aber sie kann größer seyn als diejenige, welche durch Verminderung des Druckes elastisch wird [64])." So schlagend dieser Einwurf, welchen ich für einen der gründlichsten gegen die Ansichten Dalton's halte, auch auf den ersten Anblick scheint, so gibt Robison's eigene Erzählung von dem Versuche uns einen Grund für die Entstehung dieses Niederschlages. Robison sagt, die Luft müsse schnell verdünnt werden, nun aber wissen wir durch spätere Versuche vieler Physiker, daß bei plötzlicher Verdünnung der Luft die Temperatur des Recipienten sehr schnell deprimirt wird. Indem also die Temperatur plötzlich niedriger wird, so kann im Recipienten nicht mehr so viel Dampf im elastischen Zustande bleiben, als vorher, und es erfolgt also Condensation, welche bei langsamer Verdünnung nicht vorhanden ist.

§. 35. Der Dampf, welcher auf irgend eine Art entwickelt wird, entreißt dem Fluidum die zu seiner Existenz erforderliche latente Wärme, und ebenso als siedendes Wasser nicht über 80° erwärmt werden kann, wird das verdunstende Fluidum bedeutend durch diesen Prozeß erkaltet. Ist Luftdruck, Temperatur und entsprechende Spannkraft des Dampfes, latente und specifische Wärme von diesem und der Luft bekannt, so läßt sich die durch Verdunstung bewirkte Erniedrigung der Temperatur berechnen, und Hutton, so wie in neuern Zeiten August, haben diesen Vorgang dazu empfohlen, den Dampfgehalt der Atmosphäre aus der Verdungstungskälte zu berechnen (s. Hygrometer, Psychrometer). Die Kälte, welche hierbei entsteht, wurde wahrscheinlich zuerst von Mairan [65]) näher beachtet, und er stellte mehre Versuche darüber an. In der Folge machten Cullen [66]) und Franklin [67]) die Physiker darauf aufmerksam. Umwickelt man die Kugel eines Thermometers mit etwas Leinewand, taucht dieses in Wasser und hängt es in trockene Luft, so steht es mehre Grade niedriger, als ein Thermometer mit gewöhnlicher Kugel. Noch auffallender ist dieses, wenn wir die Leinwand mit Weingeist oder gar Äther anfeuchten und das Thermometer in den Wind hängen, weil beide Fluida bei einerlei Temperatur weit schneller verdunsten als Wasser. Gießt man sich in die flache Hand einige Tropfen Schwefeläther, so verdunsten diese in kurzer Zeit und man empfindet eine auffallende Kälte an der Stelle, wo sich der Schwefeläther befand. Ja Franklin schließt aus den von ihm angestellten Versuchen, daß es möglich wäre, einen Menschen in den warmen Sommertagen bis auf den Tod zu erkälten, wenn man ihn auf einem Wege anhalten ließe, wo ein scharfer Wind bläst und ihn oft mit Äther besprengte. Um im Sommer kühle Getränke zu haben, ist es zweckmäßig, die Flaschen, in denen sich jene befinden, mit nasser Leinwand zu umwickeln und an einen zugigen Ort zu hängen. Ja der Grund, weshalb die Getränke in den Alcarazas (s. diesen Art.) so kühl sind, liegt hierin.

§. 36. Dasjenige was so eben über den Einfluß des Dampfgehaltes der Atmosphäre und des Windes auf

63) Schweigger Jahrb. N. R. XI, 293.

64) *Robison* Mech. phil. II, 37. 65) Diss. sur la glace. II. cap. 8. 66) Edinb. Essays T. II. 67) Franklins Werke, übersetzt von Wenzel. 8. Dresden 1780. II, 196.

Digitized by Google

Schnelligkeit der Verdunſtung und dadurch bewirkte Größe der Erkaltung geſagt wurde, gibt uns auch einen einfachen Grund für eine Erſcheinung, die wir an unſerm eigenen Körper wahrnehmen, und welche die Ärzte durch electriſche, magnetiſche, phyſiologiſche Kräfte oder andere Träumereien erklärt haben. Iſt die Luft im Sommer feucht und ruhig, dann ſchwitzen wir ſtark, die Kleider werden durchnäßt, und wir empfinden eine drückende Hitze, welche Schwüle heißt. Bei trockenem, windigem Wetter dagegen iſt es kühl, obgleich das Thermometer im letzteren Falle vielleicht mehre Grade höher ſteht als im erſtern. Bei feuchtem, windſtillem Wetter nämlich kann das aus den Poren der Haut abgeſonderte Waſſer entweder gar nicht oder nur ſehr langſam verdunſten, während dieſes bei trockenem, windigem Wetter ſchnell geſchieht. Werden wir im letztern Falle durch die Verdunſtungskälte abgekühlt und erfriſcht, ſo geſchieht dieſes im erſteren nicht. Dabei aber kommt es wenigee auf die abſolute Temperatur der Luft, als vielmehr auf die Beſchaffenheit des Körpers an. Die heißen afrikaniſchen Winde (Samum, Chamſin), welche eine unerträgliche Hitze mit ſich führen, wenn der Körper trocken iſt, erfriſchen nach den Erfahrungen von Oudney den Körper des Reiſenden, wenn er ſchwitzt [68]).

§. 37. Werden überhaupt alle Umſtände combinirt, welche die Schnelligkeit der Verdunſtung vergrößern, dann können wir eine ſehr große Kälte erzeugen. Hängen wir unter den Recipienten der Luftpumpe ein Schälchen mit Waſſer und ſtellen daneben ein Gefäß mit concentrirter Schwefelſäure oder geglühtem Chlorkalk, ſetzen dann die Pumpe in Thätigkeit, ſo wird das Waſſer ſchnell verdunſten und den Recipienten mit Dämpfen ſättigen; kaum aber haben ſich letztere gebildet, ſo werden ſie von der Schwefelſäure durch die große Verwandtſchaft dieſer zum Waſſer abſorbirt, und ſo folgen Bildung und Abſorption des Dampfes mit großer Schnelligkeit, wodurch das Waſſer in kurzer Zeit in Eis verwandelt wird. Ja man iſt bei einer ſchnell wirkenden Luftpumpe im Stande, das Waſſer in einem Zimmer von gewöhnlicher Temperatur bis zum Gefrierpunkte des Queckſilbers zu erkalten, wie dieſes namentlich Leslie gethan hat [69]). Noch wirkſamer bei dieſem Verſuche iſt Schwefeläther. Umwickelt man die Kugel eines Queckſilberthermometers mit Baumwolle, befeuchtet dieſe mit Schwefeläther und bringt die Vorrichtung unter den Recipienten einer ſchnell wirkenden Luftpumpe, ſo verdunſtet der Äther mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß das Queckſilber erſtarrt. Marcet führt an, daß bei Anwendung eines noch flüchtigeren Fluidums, des Schwefelalkohols, das Queckſilber in Zeit von 3 bis 4 Minuten zum Gefrieren und ein Weingeiſtthermometer bis — 60° C erkaltet werden könne. Durch Verdunſtung der flüſſigen ſchwefligen Säure, welche in freier Luft bei — 10° C ſiedet, hat Buſſy noch niedrigere Temperaturen hervorgebracht. Queckſilber gefriert in einigen Augenblicken, wenn die Kugel eines Thermometers mit Baumwolle umgeben und mit dieſem Fluido befeuchtet wird. In freier Luft fällt ein Weingeiſtthermometer bis zu — 57° und unter der Luftpumpe bis zu — 68°. Dabei wird Spiritus von 0,85 Dichtigkeit feſt [70]).

Wollaſton hat einen ſinnreichen Apparat conſtruirt, welchen er Kryophoe nennt, und welcher dieſen Vorgang auf eine überraſchende Weiſe zeigt [71]). Eine Glasröhre von wenigſtens einer Linie innerm Durchmeſſer wird in der Geſtalt von Fig. 7. verfertigt und ebenſo die beiden Kugeln angeblaſen. Eine von dieſen wird mit Waſſer gefüllt und der Apparat durch Sieden des Waſſers möglichſt luftleer gemacht. Iſt das Waſſer in die Kugel A getrieben, und wird B in eine Kälte erzeugende Miſchung, z. B. aus gleichen Theilen Schnee und Salmiak, gehalten, ſo werden die in B befindlichen Dämpfe ſchnell condenſirt, aber eben ſo ſchnell ſtrömen neue Dämpfe aus A nach, welche daſſelbe Schickſal haben, und bei dieſem fortdauernden Verdunſtungsprozeſſe wird in A eine ſolche Kälte erzeugt, daß alles Waſſer in kurzer Zeit in Eis übergeht (vergl. Hygrometer von Daniell).

§. 38. Iſt nun gleich die Schnelligkeit der Verdunſtung nach §. 32. eine Function der Temperatur, ſo gibt es doch ein bisher noch nicht erklärtes Phänomen, welches eine auffallende Ausnahme macht. Man nehme einen Löffel von Eiſen oder noch beſſer von Platina, erhitze dieſen bis zum Rothglühen und bringe einen Tropfen Waſſer hinein. Dieſer rollt als Tropfen lebhaft in dem Löffel hin und her, und ſcheint nur langſam an Größe abzunehmen; erſt dann, wenn das Gefäß hinreichend erkaltet iſt, verwandelt er ſich plötzlich mit ziſchendem Laute in Dampf, aber oft ſind mehre Minuten erforderlich, ehe ein Tropfen von der Größe einer Erbſe verſchwindet. Es ſcheint, als ob Eller der erſte geweſen ſei, welcher dieſe Thatſache beobachtete [72]), in der Folge trieb Leidenfroſt die Unterſuchung weiter [73]), und daher heißt der Verſuch, mit deſſen Erklärung ſich auch Lambert viel beſchäftigte, der Leidenfroſtiſche. Da durch Berührung von Waſſerdämpfen und glühendem Eiſen Hydrogen entwickelt wird, ſo glaubte man chemiſche Prozeſſe bei dieſem Vorgange annehmen zu müſſen, aber das Gelingen des Verſuches in Platinagefäßen macht eine jede Vorſtellung dieſer Art wenig wahrſcheinlich. Klaproth [74]) und Döbereiner *) trieben dieſe Verſuche weiter. Namentlich konnte letzterer durch allmäliges Eintröpfeln von Waſſer in einen über der Weingeiſtlampe in beſtändigem Glühen erhaltenen Tiegel eine Waſſerkugel von der Größe einer Wallnuß in dieſen Zuſtand verſetzen. Sie rottete langſam, und ein in ſie geſtecktes Thermometer zeigte 79 bis 81° R. Um die Urſache der Erſcheinung aufzufinden, ſchwärzte Rumford einen Silberlöffel inwendig über einer Flamme und brachte in ihn einen Tropfen, welcher ſich bei gewöhnlicher Temperatur zu einer Kugel abrundete, da er den

68) *Denham* Narrative p. LXI. 69) *Biot* Traité de physique I, 332.

70) *Berzelius* Chemie I, 67. 71) Phil. Trans. 1818. 72) Mém. de Berlin. 1746. p 211. 73) De aquae communis qualitatibus. 8. Duisburgae 1756. 74) Allgem. Journ. der Chemie VII, 646. *) Gilberts Ann. LXXII, 211.

Digitized by Google

Ruß nicht benetzen konnte. In diesem Zustande hielt er den Löffel über eine Flamme, suchte aber vergeblich den Tropfen dadurch zu erhitzen; der Stiel wurde bis ans Ende brennend heiß, ohne daß sich das Wasser merklich erwärmte. Ebenso konnte Pouillet einen großen Platintiegel, den er rothglühend gemacht hatte, bis zur Hälfte füllen, und das Wasser eine Viertelstunde lang darin erhalten, ohne daß es eine merkliche Abnahme gezeigt hätte; es ging indessen aus seinen Versuchen hervor, daß das Wasser durch gewisse darin gelöste Körper, vor allen durch Kali und Kalisalze, die Eigenschaft, ohne Verdampfung mit rothglühenden Körpern in Berührung zu bleiben, gänzlich verlor; ebenso verdampfte Wasser, das durch Tinte oder Kohlenstaub geschwärzt war, sehr schnell. Pouillet vermuthet, daß die ganze Erscheinung von der Leichtigkeit abhängt, mit welcher die von sehr heißen Körpern ausstrahlende, leuchtende Wärme durch das Wasser hindurchgeht, ohne dieses zu erwärmen [75]), eine Hypothese, die durch andere Thatsachen, die uns die strahlende Wärme zeigt, einige Wahrscheinlichkeit erhält.

Später hat Muncke den Gegenstand untersucht und seine Versuche sehr detaillirt mitgetheilt [76]). Er glaubt, daß Döbereiner's Hypothese, als ob der Tropfen einen meßbaren Abstand von dem glühenden Metalle hätte, unrichtig sei; die rotirende Bewegung, welche der Tropfen in den meisten Fällen hat, und welche einige Naturforscher als eine der Ursachen des Phänomens angesehen haben, hält Muncke nicht für wesentlich nothwendig. Häufig findet gar keine Rotation statt, in andern Fällen ist es ein Leichtes, die Kugel durch ein hineingehaltenes Stäbchen von beliebiger Substanz zum Stillstehen zu bringen. Diese Rotation entsteht unstreitig davon, daß die Kugel nicht in ihrer ganzen Masse einerlei Temperatur hat, daß die Ungleichheiten auf der Oberfläche des Metalles verschiedene Mengen von Wärme ausstrahlen. Muncke schließt hieran mit Recht eine von Perkins an seinen Dampfmaschinen gemachte Erfahrung. Dieser hörte einst einen durch den Generator seiner Dampfmaschine mit sehr hohem Drucke verursachten heftigen Knall, welcher sowol ihn selbst, als auch andere Umstehende auf die Vermuthung brachte, daß derselbe geborsten seyn müsse. Um so räthselhafter aber war es ihnen, daß die Maschine dennoch ununterbrochen arbeitete. Als sie das Feuer allmälig verminderten und somit der Generator mehr abkühlte, strömte der Dampf mit entsetzlichem, selbst in der Nachbarschaft Aufsehen erregendem Getöse ins Feuer, und nach Eröffnung des Heizraumes fand sich am Generator unten in der ganzen Breite ein weit offen stehender Riß. Um zu wissen, warum der Dampf erst nach einiger Abkühlung aus dem Risse geströmt sei, wurde der Heizraum wiederhergestellt, der Generator zur Glühhitze gebracht, dann Wasser hineingepumpt, und die Maschine fing aufs Neue an zu arbeiten, als ob der Generator unversehrt sei, bis nach abermaliger Abkühlung die frühere Erscheinung wieder erfolgte.

Einige Freunde von Perkins meinten, der Riß ziehe sich durch den starken Einfluß der Hitze zusammen, und um auch hierüber Gewißheit zu erhalten, ließ er unten in einen gesunden Generator ein Loch bohren, in dieses ein eisernes Rohr mit einer ½ Zoll weiten Öffnung schrauben, dessen anderes Ende mit einem Hahn verschlossen war, erhitzte den Apparat wie gewöhnlich, bis die Maschine gehörig arbeitete, öffnete dann den Hahn des Rohres, aus welchem aber weder Wasser noch Dampf entwich. Perkins setzt diese Erscheinung mit dem Leidenfrost'schen Versuche in Verbindung, und meint, das Wasser komme gar nicht mit der Oberfläche des stark erhitzten Metalles in Berührung, sondern stehe bei dieser Temperatur um $\frac{1}{12}$ Zoll davon ab.

Muncke zieht aus allen seinen Versuchen folgende Resultate:

1) Auch ohne einen mechanischen Druck, außer dem durch das bloße Gewicht gegebenen, erhebt sich das auf heißes Metall gegossene Wasser, wenn die Temperatur des ersteren mindestens 110° C. nach Schätzung übersteigt, bis zur hellen Rothglühhitze bei Tage, zu keinem, auch nicht dem kleinsten meßbaren Abstande von der Oberfläche des Metalles.

2) Sobald die Hitze des Metalles den erfoderlichen Grad erreicht hat, wird hiedurch die Adhäsion seiner Oberfläche mit dem Wasser aufgehoben, wie sich als Thatsache deutlich aus der Form der darauf ruhenden Wassertropfen zeigt, und diese Adhäsion findet um so viel weniger statt, je ebener und blänker jene Oberfläche ist.

3) In dieser Aufhebung der Adhäsion liegt der Grund des Leidenfrost'schen Versuches. Das Wasser ist nämlich zwar kein absoluter Nichtleiter der Wärme, wie Rumford behauptet hat, aber doch ein sehr schlechter. Ist dasselbe daher in der Gestalt runder Tropfen außer eigentlicher Adhäsionsberührung mit dem Metalle, so geht nur die aus dem letztern ausstrahlende Wärme an dasselbe über, deren Menge um so viel geringer seyn muß, je blänker die Metallfläche bleibt und die Oberfläche des Wassertropfens an sich ist. Befindet sich dann gleich weder eine Luft- noch eine Dampfschicht von meßbarer Dicke zwischen dem Tropfen und der Metallfläche, so steigt doch die den Tropfen umgebende heißere Luft stets in die Höhe, wird durch neu hinzuströmende ersetzt, und entzieht dieß durch eine Menge der ausgestrahlten Wärme, welche dann auf den Tropfen nicht weiter wirken kann. In dem letztern können indeß diejenigen Strömungen nicht entstehen, welche im heißen Wasser statt finden, in welchem die durch die erhitzte Metallfläche erwärmten Theile in die Höhe steigen und den gebildeten Dampf an die berührende Luftschicht abgeben; denn da nach den Gesetzen der Anziehung alle Theilchen des Tropfens im Gleichgewichte sind, so würde letzteres durch das Aufsteigen der untern Partikeln aufgehoben werden, und dieses ist schwer, weil es eine Veränderung des Ortes aller Theilchen zur Herstellung des Gleichgewichtes voraussetzt.

4) Hieraus folgt von selbst, daß bei rauher Oberfläche, als bei Steinen, Thon, Metalloxyden ꝛc. das Phänomen gar nicht beobachtet werden kann, bei Porzellan nur schwierig, daß aber Metallstückchen, Thonscher-

75) Poggendorff's Annalen XI, 447. 76) Poggendorff's Annalen XIII, 235.

ben, Kiesscherben ꝛc. in den Dampferzeuger geworfen, die Verdampfung des Wassers ausnehmend befördern. Es bleibt also nur noch übrig zu zeigen, worin diese Aufhebung der Adhäsion ihren Grund habe. Muncke untersucht diesen Gegenstand sehr ausführlich; da ich ihm jedoch nicht ganz beistimmen kann, eine ausführliche Untersuchung aber hier zu weit führen würde, so verweise ich auf den Artikel „Flüssigkeit", wo ohnehin der Einfluß der Temperatur auf die Cohäsion der Fluida behandelt werden muß.

6) Die Bemerkung von Perkins bleibt zunächst noch räthselhaft, da Muncke durch Löcher in glühendem Eisen Tropfen fallen sah. Da jedoch das eingeschraubte Rohr vom Generator aus erst durch das Feuer des Heizraumes, dann durch die umgebende Mauer desselben ging und nach außen hervorstand, so scheint sich diese Thatsache an die von Clement beobachtete Erfahrung zu schließen, wonach ein Ventil durch den aus einer Öffnung entweichenden Dampf nicht zurückgestoßen, sondern angezogen wird [77]).

§. 89. Es bleibt uns noch übrig, die Dichtigkeit des Wasserdampfes zu bestimmen. Die erste auf Messungen beruhende Angabe ist die von Musschenbroek [78]) und andern angeführte, wonach die Dichtigkeit des heißen Wasserdampfes 14000 Mal kleiner ist als die des Wassers. Dieses Resultat wurde von vielen Physikern als richtig angesehen, beruht aber auf einem wenig genauen Versuche von Beighton und einer noch ungenaueren Rechnung von Desaguliers. Bei einer Temperatur, die nicht näher bekannt ist, aber wahrscheinlich nur wenige Grade über dem Siedepunkte lag, ließ Beighton in den Cylinder einer Dampfmaschine Dampf strömen, und beobachtete die Menge von Wasser, welche nöthig war, ihn zu füllen. Der Cylinder gebrauchte bei jedem Hube 113 Gallonen Dampf, machte 16 Hübe in der Minute, gebrauchte also in dieser Zeit 1808 Ale-Gallonen = 14464 Pinten Dampf. Unter diesen Umständen wurden zur Speisung der Maschine 5 Pinten Wasser verbraucht, die Dichtigkeiten von Dampf und Wasser verhalten sich also wie 5 : 14464 = 1 : 2893. Statt dieses letztern Verhältnisses gibt Desaguliers das so oft wiederholte 1 : 14000 [79]). Die Angaben folgender Physiker, wie Marat, Smeaton, Rumford, Black, Watt, de Luc u. a. beruhen entweder auf bloßen Schätzungen oder auf ungenauen Versuchen. Erst Saussure stellte genauere Messungen an [80]). In einem Glasballon von 4½ Kubikfuß Inhalt wurde die Luft durch Salze ausgetrocknet, dann ein Hygrometer und ein mit Wasser befeuchtetes, genau abgewogenes Stück Leinwand hineingebracht. So wie das Wasser so weit verdunstet war, daß das Hygrometer dem Punkte der Sättigung nahe stand, wurde die Leinwand herausgenommen, und ihr Gewichtsverlust, also die Menge des verdunsteten Wassers, gemessen. Aus der Temperatur im Ballon und der zugehörigen Elasticität des Dampfes wurde das Gewicht von einem Kubikfuße Dampf hergeleitet.

G. G. Schmidt stellte bald darauf eine Reihe Messungen auf eine etwas abweichende Art an [81]), die Resultate weichen jedoch sehr von den spätern Bestimmungen ab. Eine Reihe von Versuchen, welche Clément und Désormes anstellten [82]), gehört zu den bessern. Eine abgewogene Menge von geglühtem Chlorkalk wurde in eine Glasröhre gethan, und durch diese Gase geleitet, die eben durch eine mit Wasser gefüllte Flasche gegangen, also mit Dämpfen gesättigt waren. Das Volumen der Gase war aus dem Versuche bekannt, und dann wurde die Gewichtszunahme des Chlorkalkes durch den absorbirten Dampf gemessen. Die Atmosphäre, die Gase und das Wasser hatten dieselbe Temperatur, welche immer 12 bis 13° C. betrug, und befanden sich unter einem Drucke von 762 bis 765 Millimetern. Sie fanden, daß unter diesen Umständen der Chlorkalk von einem Kubikfuße Luft 6,004 Gran absorbirte. Auf eine ähnliche Art stellte Anderson Versuche an [83]). Er fand für das Gewicht eines engländischen Kubikfußes Wasserdampf folgende Größen:

bei 49° F.	4,085	engl.	Gran
— 59 —	5,679	—	—
— 77 —	9,828	—	—
— 83 —	11,660	—	—

§. 40. Zu den genauesten Versuchen über diesen Gegenstand gehören die von Gay-Lussac [84]). Er bläst an der Lampe kleine Kügelchen von sehr dünnem Glase, an denen sich ein feiner Schnabel befindet. Das Gewicht eines solchen Kügelchens wird bestimmt, sodann wird es mit Wasser gefüllt, dieses durch Sieden luftleer gemacht und nun der Schnabel verschlossen. Eine folgende Abwägung gibt das Gewicht des im Kügelchen enthaltenen Wassers, woraus sich dann sein Volumen herleiten läßt, da das Gewicht einer Raumeinheit Wasser bekannt ist. Um diese ganze Wassermenge in Dampf zu verwandeln, wendet Gay-Lussac eine enge und hohe Glasglocke V V (Fig. 9) an, welche in Theile von gleicher Capacität getheilt ist, und deren Inhalt etwa 1½ Liter beträgt. Diese Glocke füllt er ganz mit Quecksilber, stürzt sie umgekehrt in ein mit demselben Metalle gefülltes Gefäß *vv* und bringt nun die kleine mit Wasser gefüllte Glasblase B hinein. Um dieses Wasser in Dampf zu verwandeln, umgibt Gay-Lussac die Glocke mit einem noch längeren Glasgefäße M M, welches mit seinem untern Ende in das Quecksilber taucht. Diesen Cylinder füllt er so lange mit Wasser, bis die Glocke davon bedeckt ist, setzt dann den ganzen Apparat auf einen Ofen F F, in welchem Feuer angezündet wird. Wenn auf diese Art Wasser und Quecksilber hinreichend erwärmt sind, erhalten die in dem Kügelchen B entwickelten Dämpfe eine solche Expansivkraft, daß letzteres zersprengt wird, der Raum über

77) Poggendorff's Annalen XI, 265. 78) Introductio, §. 1471. Meine Untersuchungen. S. 81., wo das Nähere über viele der folgenden Angaben mitgetheilt ist. 79) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. *Robison* Mech. phil. II, 67. 80) Saussure Hygrometrie. S. 118.

81) Gren Journal II, 421. 82) Gilbert's Annalen XIII, 141. 83) *Daniell* Meteor. Essays. p. 160. 84) *Biot* Traité I, 291.

Digitized by Google

dem Queckſilber wird mit Dämpfen gefüllt. Das Niveau des Queckſilbers wird jetzt genau beſtimmt, was vermittelſt des ſeitwärts angebrachten und an CC befeſtigten Maßſtabes T geſchieht, welcher unten in eine feine Spitze ausläuft, die mit der Oberfläche des Queckſilbers in der Wanne vv in Berührung gebracht wird, während eine verſchiebbare Diopter H dazu dient, die Oberfläche des Queckſilbers in der Glocke genau zu fixiren. Wird die Länge dieſer Queckſilberſäule von dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande ſubtrahirt, ſo gibt der Reſt die Expanſivkraft des Dampfes. Um hieraus das Gewicht des letztern herzuleiten, muß die Temperatur bekannt ſeyn, bei welcher die vorhandene Dampfmenge den Raum eben ſättigt. Man erwärmt deshalb den Apparat, und mißt die den verſchiedenen Temperaturen entſprechenden Expanſivkräfte ſo lange, bis man endlich findet, der Raum ſei nicht mehr geſättigt. Die Temperatur, bei welcher eben alles Waſſer den Raum ſättigte, wird dann durch das in §. 12. angegebene Verfahren beſtimmt.

Auf dieſelbe Art ſtellte Tob. Mayer [85]) einen Verſuch an, und ähnlich iſt auch das Verfahren, deſſen ſich Muncke [86]) bediente. Aus einem auf der Luftpumpe befeſtigten Recipienten von ſehr regelmäßiger Geſtalt und genau gemeſſenem Inhalte wurde die Luft ſo gut als möglich entfernt, nachdem ſchon vorher ein Thermometer, eine Barometerprobe und ein zugeſchmolzenes Glasröhrchen mit einer genau abgewogenen Waſſermenge hineingebracht waren. War die vorher getrocknete Luft möglichſt verdünnt und der Druck des Rückſtandes gemeſſen, ſo wurde das Glasröhrchen zerbrochen, die Spannung des gebildeten Dampfes bei verſchiedenen Temperaturen gemeſſen, daraus der Wärmegrad hergeleitet, bei welchem der Ballon eben mit den vorhandenen Dämpfen geſättigt war und dann das Gewicht eines Kubikfußes oder die Dichtigkeit des Dampfes berechnet.

§. 41. Auf eine etwas abweichende Art beſtimmte Despretz [87]) die Dichtigkeit der Dämpfe dadurch, daß er einen Ballon erſt leer, dann mit Dampf erfüllt wog und aus der Differenz der Gewichte das des Dampfes herleitete. Sein höchſt einfacher Apparat beſteht aus einem Barometer AA (Fig. 10), deſſen Weite etwa die dreifache von der eines gewöhnlichen iſt, an welchem aber der obere Theil vermittelſt einer metallenen Faſſung und eines Hahnes α geſchloſſen wird; ein zweites Barometer C ſteht mit dieſem gemeinſchaftlich in demſelben Queckſilbergefäße vv. In das erſte Barometer wird das zu verdunſtende Waſſer gebracht, dann die möglichſt luftleere Kugel B aufgeſchraubt; dieſe füllt ſich nach Öffnung der Hähne mit Dampf, dann wird ſie aufs neue gewogen. Die Differenz beider Barometer gibt die Expanſivkraft des Dampfes, und ein daneben angebrachtes Thermometer ſeine Temperatur an. — Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß hiebei auf den Rückſtand der Luft im Gefäße Rückſicht genommen und die Expanſivkraft des Dampfes deshalb vor und nach Öffnung der Hähne gemeſſen werden muß.

§. 42. Bei dieſen Meſſungen, welche die Phyſiker angeſtellt haben, hatte der Dampf im Zuſtande der Sättigung ſehr ungleiche Temperaturen und Expanſivkräfte, und es müſſen daher dieſelben auf einerlei Normaltemperatur reducirt werden. Als ſolche hat man die Temperatur von 100° C. und den Druck von 760 Millimetern oder 80° R. und 336 pariſer Linien angenommen. Bei dieſen Reductionen geht man von dem Satze aus, daß der Dampf, ſo lange er Dampfgeſtalt behält, ganz denſelben Geſetzen für Änderung des Druckes und der Temperatur folge als trockene Gaſe. Iſt alſo t die Temperatur, E_t die entſprechende Elaſticität und P_t das Gewicht einer Raumeinheit des Dampfes; bezeichnen T, E und P dieſelben Größen für die Normaltemperatur, ſo wird $P = P_t \cdot \frac{E}{E_t} \cdot \frac{1+at}{1+aT}$ wo a die Ausdehnung der Luft für einen Grad des gebrauchten Thermometers bezeichnet. So fand Sauſſure in einem ſeiner Verſuche das Gewicht eines Kubikfußes Dampf bei der Temperatur von 15°,16 R. und einem Drucke von 6‴,863 = 11,069 Gran. Reduciren wir dieſe Größen auf die Temperatur des ſiedenden Waſſers, ſo wird

$$P = 11{,}069 \cdot \frac{336}{6{,}863} \cdot \frac{1+0{,}0046875.15{,}16}{1+0{,}0046875.\ 80} = 427{,}511\,\text{Gr.}$$

Leiten wir hieraus die Dichtigkeit des Dampfes her, indem wir die des Waſſers beim Punkte ſeiner größten Dichtigkeit als Einheit anſehen, ſo erhalten wie, da ein Kubikfuß Waſſer unter dieſen Umſtänden 645341,184 Gran wiegt, die Dichtigkeit 0,000662458.

Auf dieſe Art laſſen ſich die vorhandenen Meſſungen berechnen. Ich habe dieſe Arbeit im Detail in meinen Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe mitgetheilt. Die folgende Tafel enthält das Endreſultat derſelben; die in der zweiten Spalte ſtehenden Verſuche geben die Temperatur an, bei denen das Gewicht beſtimmt wurde.

Beobachter	Temperatur	Dichtigkeit d. Waſſerdampfes gegen Waſſer
Schmidt	80° R	0,000705072
Derſ.	17,5	0,000882102
Sauſſure . . .	15,16	0,000662457
Derſ.	4,75	0,000692108
Derſ.	6,18	0,000644430
Davy	30,22	0,000751103
Clément u. Désormes	10	0,000514645
Anderſon . . .	7,56	0,000620406
Derſ.	12	0,000617908
Derſ.	20	0,000603067
Derſ.	22,67	0,000593976
Muncke	30	0,000616035
Derſ.	34	0,000635342
Derſ.	35	0,000582246
Gay-Luſſac . . .	80	0,000589489
Mayer	15	0,000748522

85) Comment. Gotting. I, 39 86) Phyſikaliſche Abhandlungen. 8. Gießen 1815. 87) Ann. de chimie. XXI, 143.

Digitized by Google

Nehmen wir das Mittel der bessern Versuche von Muncke, Anderson, Saussure und Gay-Lussac, so ist die Dichtigkeit nahe 0,0006.

§. 43. Es hält sehr schwer, den Punkt zu bestimmen, bei welchem der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist, und hierin müssen wir die Ursache der großen Differenzen in obiger Tafel suchen. Deshalb scheint mir die stöchiometrische Bestimmung dieser Größe vorzuziehen, um so mehr, da dieses einfache Verfahren bei andern zusammengesetzten Gasen zu sehr genauen Resultaten geführt hat. Ist nämlich D das specifische Gewicht des einen, d das des zweiten Gases, und verbinden sich m Theile des ersten mit n Theilen des zweiten dergestalt chemisch mit einander, daß die m + n Raumtheile auf p Theile eines Gases reducirt werden, dessen Dichtigkeit x ist, so ist offenbar, da die Gewichte unverändert bleiben,

$$px = mD + nd, \text{ also}$$

$$x = \frac{mD + nd}{p}$$ [88].

Zwei Raumtheile Hydrogen und ein Theil Oxygen geben zwei Theile Wasserdampf. Setzen wir die Dichtigkeit der trockenen atmosphärischen Luft als Einheit an, so ist die des Oxygens 1,10394, die des Hydrogens 0,06885, also die des Wasserdampfes 0,62082 (nahe $\frac{5}{8}$). Bei der Temperatur der größten Dichtigkeit des Wassers ist die Dichtigkeit der Luft bei 0° und einem Drucke von 76 Millimetern 0,00128308 von der des Wassers, die Dichtigkeit des siedend heißen Dampfes wird also 0,0005799 und ein Kubikfuß wiegt 574,24 Gran. Setzen wir die Größe eines Kubikfußes als Einheit an, so ist die von einem Kubikzolle nahe 0,000579, wollen wir also die Dichtigkeit des Dampfes einfach ausdrücken, so können wir sagen, ein Kubikzoll Wasser gibt einen Kubikfuß siedend heißen Wasserdampf.

§. 44. Um die Anomalien zu entfernen, welche durch Einfluß der Beobachtungsfehler in den Tafeln über die Expansivkraft der Dämpfe noch vorhanden sind, und dieses Element auch für solche Temperaturen zu bestimmen, wo keine directen Messungen gemacht wurden, hat sich eine große Zahl von Physikern und Mathematikern bemüht, ein allgemeines Gesetz für die Abhängigkeit der Expansivkraft von der Temperatur aufzustellen. Prony war einer der ersten, welcher diesen Gegenstand bearbeitete, aber sein sehr complicirter Ausdruck weicht sehr von der Erfahrung ab [89]. In der Folge gab Schmidt einen einfachen Ausdruck, welcher allerdings mit seinen Versuchen übereinstimmte. Ist nämlich t die Temperatur in Graden des Reaumur'schen Thermometers und e die entsprechende Expansivkraft, so ist

$$e = 1{,}4113 + 0{,}005t$$

aber dieser Ausdruck ist schon deshalb unrichtig, weil hienach die Expansivkraft beim Gefrierpunkte verschwindet. Schon früher hatte Volta ein höchst einfaches Gesetz gefunden, das jedoch wenig bekannt wurde. Es wächst darnach die Elasticität des Dampfes in einer geometrischen Reihe, wenn die Temperatur in einer arithmetischen wächst; diese geometrische Reihe ist so beschaffen, daß, wenn die Temperatur von 16 zu 16 Graden (Reaum.) wächst, die Zunahme des Dampfdruckes 1, 2, 4.... ist. Da nun der Druck des Dampfes bei 64° R 13 Zoll und bei 80° R 28 Zoll beträgt, so wächst er für 16 Grade um 15''; er wächst von hier bis 96° um 2. 15'', wird also 58 Zoll [90].

Zehn Jahre später stellte Dalton eine völlig ähnliche Behauptung auf, es sollte nämlich auch nach ihm die Expansivkraft eine geometrische Reihe bilden, wenn die Temperatur in arithmetischer Reihe wächst. Soldner leitete aus den Messungen von Dalton die Gleichung [91]

$$\log. e = \log. E - \frac{(280-r)\,(80-r)}{10280}$$

her, wo e die gesuchte, E die der Siedehitze zugehörige Elasticität (30,13 Zoll), beide in engländischen Zollen, r die Temperatur in Graden des Reaumur'schen Thermometers bezeichnet. Indessen genügt diese Formel nicht viel weiter, als die Versuche Dalton's reichen, denn die Expansivkraft erreicht bei 180° ein Maximum, und wird von nun an wieder kleiner.

§. 45. Legen wir die Expansivkraft des siedenden Dampfes der Untersuchung zum Grunde, so wäre nach Dalton $\log. E_n = \log. E + an$, wo n den Unterschied zwischen der Temperatur, für welche die Expansivkraft gesucht wird, und dem Siedepunkte, E_n die zugehörige Expansivkraft, E die des siedenden Wasserdampfes, und a einen durch die Versuche näher zu bestimmenden constanten Coefficienten bezeichnet. Sieht man aber die oben für die Expansivkraft gegebene Tafel näher an, so scheinen die Spannungen zwar im Allgemeinen Glieder einer geometrischen Reihe zu bilden, aber der Exponent von dieser wird regelmäßig kleiner, so wie die Temperatur wächst. Deshalb schlägt Biot [92] vor, man solle statt des einfachen Dalton'schen Ausdruckes eine zusammengesetzte Function von der Gestalt

$$\log. E_n = \log. E + an + bn^2 + cn^3 + dn^4 + \ldots$$

anwenden, und die Coefficienten a, b, c... durch Versuche bestimmen. Er bleibt bei dem Gliede, welches die dritte Potenz von n enthält, stehen.

Bei einer Arbeit, wo es mir sehr darauf ankam, die Expansivkraft des Dampfes in niedern Temperaturen mit großer Genauigkeit zu kennen, entwickelte ich die constanten Coefficienten nach der Methode der kleinsten Quadrate, und erhielt folgenden Ausdruck

$$\log. E_n = 2{,}5263393 - 0{,}0190761258.n - 0{,}00010296015.n^2 - 0{,}00000004731.n^4$$

wo die Temperatur n vom Siedepunkte aus gerechnet und für die höheren Wärmegrade als negativ, für die unter 80° liegenden als positiv angesehen, die Expansivkraft aber in Pariser Linien ausgedrückt wird. Jedoch genügte mir diese Gleichung nicht, da sich zum Theil sehr bedeu-

88) *Biot* Traité de physique. I, 382. 89) Meine Untersuchungen. S. 42.

90) Opere di Volta. III, 582. Dasselbe Gesetz hatte auch Watt etwa im Jahre 1764 aus seinen damals nicht bekannt gemachten Versuchen hergeleitet. *Watt* zu *Robison* Mech. phil. II, 11[c]. 91) Gilbert's Annalen XVII, 44. 92) Traité de physique. I, 272.

Digitized by Google

tende Abweichungen zwischen den beobachteten und berechneten Werthen zeigten; deshalb entwickelte ich noch den Werth des Coefficienten d, und erhielt dadurch folgenden Ausdruck:

$$\log. E_n = 2{,}5263393 - 0{,}01950230219.n - 0{,}00007404868.n^2 - 0{,}00000066252.n^3 + 0{,}00000000399.n^4$$

Für niedere Temperaturen gibt dieser Ausdruck Werthe, welche sehr nahe mit der Erfahrung übereinstimmen, aber über 100° hinaus werden die berechneten Werthe viel größer als die beobachteten. Dieser Umstand war mir zwar schon damals bekannt, als ich jene Abhandlung schrieb, da ich jedoch meine Aufmerksamkeit nur auf niedere Temperaturen gerichtet hatte, so benutzte ich nicht einmal die über 80° angestellten Messungen zur Bestimmung der Constanten. Ich habe es auch in der Folge, nachdem Muncke [93]) auf die großen Abweichungen der Formel aufmerksam gemacht hatte, nicht der Mühe für werth gehalten, die Constanten dieses weitläufigen Ausdruckes für höhere Temperaturen zu berechnen.

§. 46. Eine Untersuchung, welche Mayer auf eine etwas verschiedene Art anstellte [94]), hat den Beifall von sehr vielen teutschen Physikern gefunden. Die Elasticität der Dämpfe steht darnach im zusammengesetzten Verhältnisse ihrer Wärme und Dichtigkeit; wird also die Elasticität mit E, e, die Dichtigkeit mit D, d und die Wärme mit V, v bezeichnet, so verhält sich

$$E:e = VD:vd$$

Wenn nun U und u die Volumina eines trockenen Gases bei den Temperaturen V und v bezeichnen, so verhält sich

$$V:v = U:u$$

Die obige Proportion geht daher über in

$$E:e = DU:du.$$

Wird das Volumen der trockenen Luft bei der Temperatur des thauenden Eises gleich 1 gesetzt, so ist es bei der Temperatur t nach dem Reaumurschen Thermometer gleich $1 + \frac{1}{213} \cdot t$; setzen wir mithin $U = 1 + \frac{T}{213}$, $u = 1 + \frac{t}{213}$, bezeichnen ferner den Bruch $\frac{1}{213}$ mit A, so erhalten wir

$$E:e = D(1 + AT) : d(1 + At)$$

Das schwierigste bei Entwickelung dieser Formel ist die Bestimmung der Größen D und d. Wir wissen, daß d mit t wächst; aber die Dichtigkeit wächst schneller als die Temperatur, die Dampfentwickelung erfolgt desto leichter, je größer die Wärme wird. Mayer glaubt die Function von t, welche den Werth von D angibt, müsse so beschaffen seyn, daß sie mit der Temperatur zwar wachse, aber für große Werthe von t sich immer mehr einer constanten Größe nähere, ebenso für $t = 0$ noch einen reellen Werth behalte. Er setzt deshalb

$$d = \alpha : e^{\frac{\gamma}{(1 + At)^m}}$$

wo α, γ und m constante, durch die Versuche näher zu bestimmende Coefficienten sind und e die Basis der hyperbolischen Logarithmen ist. Da nun die Expansivkraft sich verhält wie $d(1 + At)$, so können wir einfach

$$E = \mu d(1 + At) = \mu\alpha(1 + At) \cdot e^{\frac{-\gamma}{(1 + At)^m}}$$

setzen, wo μ eine Constante ist. Mayer glaubt annehmen zu dürfen, es sei hier $m = 1$, und darnach wird

$$E = \mu\alpha(1 + At) \cdot e^{\frac{-\gamma}{1 + At}}$$

oder nehmen wir hier statt der Zahlen die Logarithmen, und setzen für A seinen Werth $\frac{1}{213}$, so wird

$$\log. E = \log. \frac{\mu\alpha}{213} + \log.(213 + t) - \frac{213\,\gamma \log. e}{213 + t}$$

Da hier $\log. \frac{\mu\alpha}{213}$ und $213\,\gamma \log. e$ constante Größen sind, so können wir sie mit B und C bezeichnen, dadurch wird

$$\log. E = B + \log.(213 + t) - \frac{C}{213 + t}$$

Indem Mayer zur Bestimmung von B und C die Expansivkräfte anwendet, welche Schmidt bei den Temperaturen von 60° und 100° R gefunden hatte, gelangt er zu dem Ausdrucke

$$\log. E = 4{,}2860 + \log.(213 + t) - \frac{1551{,}09}{213 + t}$$

wo die Expansivkraft in pariser Zollen ausgedrückt wird. Dieser Ausdruck weicht indessen zum Theil sehr von der Erfahrung ab. Arzberger gibt für hohe Temperaturen den Ausdruck [95]) (paris. Zolle)

$$\log. E = 2{,}83165 + \log.(213 + t) - \frac{817{,}3}{140 + t}$$

Für pariser Linien entwickelte ich bei Anwendung der unter 80° angestellten Messungen die Gleichung [96])

$$\log. E = 5{,}6264001 + \log.(213{,}33 + t) - \frac{1690{,}594}{213{,}33 + t}$$

Nachdem ich meine eigenen Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe in niederen Temperaturen gemacht hatte, berechnete ich die Constanten der Mayer'schen Formel nochmals, und erhielt [97])

$$\log. E = 5{,}642997 + \log.(213{,}33 + t) - \frac{1695{,}05}{213{,}33 + t}$$

Dieser Ausdruck empfiehlt sich dadurch, daß sich die Expansivkraft darnach sehr leicht berechnen läßt, auch stimmt er in niederen Temperaturen, für welche ich ihn zunächst entwickelt habe, sehr gut mit der Erfahrung, weicht aber in höheren sehr davon ab. Es ließen sich zwar die Constanten auch dadurch bestimmen, daß man die Messungen in höheren Temperaturen benutzte, dann aber würde wieder die Abweichung der beobachteten und berechneten Werthe bei niederen Temperaturen größer werden.

Es geht hieraus hinreichend hervor, daß die Formel Mayer's weit entfernt davon ist, ein Naturgesetz zu seyn, sie ist vielmehr, wie alle übrigen früher mitgetheilten, eine bloße Interpolationsformel. Ist auch die erste Behauptung, daß die Elasticität eine Function von Dich

93) Gehler's Wörterb. II, 347. 94) Comment. Soc. Gotting. 1, 1—40. 95) Gehler's Wörterb. II, 345. 96) Untersuchungen S. 66. 97) Lehrbuch der Meteorol. 1, 292.

Digitized by Google

tigkeit und Temperatur sei, völlig richtig, so scheint doch die Function nicht naturgemäß angenommen zu seyn. Namentlich gilt dieses von dem Werthe des Exponenten m, von dem es noch unentschieden ist, ob dieser gleich 1 oder gleich 2 ist, da die Abweichungen zwischen beobachteten und berechneten Werthen hier ungefähr gleich groß sind [98]).

§. 47. In neueren Zeiten hat August eine Formel angegeben [99]), bei welcher er sich ebenfalls auf die von Volta und Dalton aufgestellte Behauptung stützt, daß die Expansivkräfte sehr nahe die Glieder einer geometrischen Reihe bilden, wenn die Temperaturen in arithmetischer wachsen. Da die Quotienten der geometrischen Reihe abnahmen, wenn die Temperatur größer wird, so glaubt er eine Function von der Gestalt

$$E = a\,m^{\frac{t}{1+\beta t}}$$

annehmen zu können. Nun bezeichne b den Barometerstand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers genommen ist, ferner sei n die Anzahl der Grade vom Gefrier- bis zum Siedepunkte. Die außerhalb dieses Fundamentalabstandes liegenden Grade setzen wir der wahren Wärmezunahme proportional. In diesem Sinne ist die Zahl $-\omega^\circ$ zu verstehen, welche die Abwesenheit aller Wärme ausdrücken würde, wenn das Queckſilberthermometer 1) so tief sinken und 2) den regelmäßigen Gang, den es zwischen -25° C und 100° C hat, beibehalten könnte. Sobald also t in $-\omega$ übergeht, verwandelt sich E in o, und wir erhalten aus der obigen Formel

$$a\,m^{\frac{-\omega}{1-\beta\omega}} = o, \text{ also } m^{\frac{1}{\frac{\omega}{1-\beta\omega}}} = o$$

folglich $m^{\frac{\omega}{1-\beta\omega}} = \infty$

Da nun die Expansivkraft mit der Temperatur wächst, also m stets größer ist als 1, so folgt aus dem letzten Ausdrucke

$$\frac{\omega}{1-\beta} = \infty, \text{ also } 1-\beta\omega = o \text{ oder } \beta = \frac{1}{\omega}$$

Substituiren wir diesen Werth in die allgemeine Formel, so wird

$$E = a\,m^{\frac{t}{1+\frac{t}{\omega}}} = a\,m^{\frac{\omega t}{t+\omega}}$$

Ist nun b der Barometerstand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers bestimmt wurde, und n die Zahl der Grade, welche vom Gefrier- bis zum Siedepunkte gerechnet werden, so wird $E = b$, wenn $t = n$ wird. Dadurch wird

$$b = a\,m^{\frac{\omega n}{\omega+n}}, \text{ also } m = \left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{\omega+n}{\omega n}}$$

Wird dieser Werth von m in den obigen Ausdruck gesetzt, so wird

$$E = a\left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{(\omega+n)t}{n(\omega+t)}}$$

eine Formel, in welcher nur a durch directe Versuche über die Expansivkraft zu bestimmen ist. Wird diese Constante durch Versuche näher bestimmt, so wird für Millimeter und hunderttheiliges Thermometer

$$\log. E = \frac{23{,}945371.t}{800+3t} - 2{,}2960383$$

$$t = \frac{800}{3} \cdot \frac{2{,}2960383 + \log. E}{5{,}6857520 - \log. E}$$

Diese Formel stimmt zwar in niederen Temperaturen recht gut mit der Erfahrung, aber in höheren weicht sie von den Messungen von Dulong und Arago ab [1]).

§. 48. Fast alle bisher mitgetheilten Formeln beruhen auf derselben Idee und unterscheiden sich nur durch die Werthe der Constanten. Th. Young scheint der erste gewesen zu seyn, welcher die Elasticität des Dampfes als eine Potenz der um eine constante Größe vermehrten Temperatur ansah. Er fand, daß der Exponent 7 am besten den bei Erscheinung seines Werkes bekannten Messungen entsprach [2]). Der Exponent dieser Potenz ist von andern Physikern mehrfach bestimmt worden. Da mir Young's Werk nicht zu Gebote steht, so will ich die von Tredgold [3]) gegebene Entwickelung mittheilen. Es sei E die Expansivkraft des Dampfes, t die entsprechende Temperatur und a die Temperatur, unter welcher die Expansivkraft verschwindet. Wir wollen E als Abscisse und $t + a$ als Ordinate einer Curve ansehen, deren Gleichung $AE = (t+a)^n$ ist, so wird

$$A = \frac{(t+a)^n}{E}$$

die Abscisse gehe in E_1, die Ordinate in $t_1 + a$ über, so wird $\frac{(t+a)^n}{E} = \frac{(t_1+a)^n}{E_1}$ oder

$$\frac{\log. E_1 - \log. E}{\log.(t_1+a) - \log.(t+a)} = n.$$

Ebenso erhalten wir für zwei andere Werthe von t und E

$$\frac{\log. E_2 - \log. E_3}{\log.(t_2+a) - \log.(t_3+a)} = n$$

und setzen wir beide Werthe von n einander gleich, so wird

$$\frac{\log. E_1 - \log. E_2}{\log. E_1 - \log. E} = \frac{\log.(t_1+a) - \log.(t_2+a)}{\log.(t_1+a) - \log.(t+a)}$$

Aus vier Versuchen von Southern findet Tredgold $a = 100$, daraus $n = 6$, $A = 177$. Wenn also die Expansivkraft in englandischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitschen Thermometers bestimmt wird, so ist

$$E = \left(\frac{t+100}{177}\right)^6$$

$$\log. E = 6\left\{\log.(t+100) - 2{,}247968\right\}$$

$$t = 177 \,.\, E^{\frac{1}{6}} - 100$$

98) Mehres hierüber in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe. S. 71. 99) Poggendorff's Annalen XIII, 122.

1) Schweigger Jahrb. N. R. LIX, 204. 2) Natural philos. II, 400. 3) On steam engine p. 57.

Digitized by Google

Für diesen Exponenten n nahm Creighton ebenfalls den Werth 6 [4]), Southern 5,13 [5]), Corios 1is 5,355 [6]). Am genauesten ist die von Dulong und Arago aus ihren Versuchen hergeleitete Formel [7])

$$E = (1 + 0{,}7153.\,t)^5$$

$$t = \frac{\sqrt[5]{E} - 1}{0{,}7153}$$

wo t die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers und e die Elasticität in Atmosphären von 0,76 Meter angibt. Dieser Ausdruck stimmt in höheren Temperaturen so genau mit den Beobachtungen überein, daß die Differenzen völlig übersehen werden können. Dagegen weicht die Formel in Temperaturen unter dem Siedepunkte bedeutend von der Erfahrung ab.

§. 49. Da es dem Physiker vorzüglich daran gelegen ist, die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre zu kennen, so will ich hier eine Tafel mittheilen, welche derselbe zwischen den Temperaturen von — 34° und + 34° des hunderttheiligen Thermometers von halbem zu halbem Grade nach der von mir umgebildeten Formel Mayers enthält, wobei die Expansivkräfte in Pariser Linien ausgedrückt sind.

t	0	−0°,5	t	0°	+0°,5
	‴	‴		‴	‴
— 34	0,13	0,13	0	2,03	2,10
— 33	0,15	0,14	1	2,18	2,26
— 32	0,16	0,15	2	2,33	2,41
— 31	0,18	0,17	3	2,50	2,59
— 30	0,19	0,18	4	2,68	2,77
— 29	0,21	0,20	5	2,86	2,96
— 28	0,23	0,22	6	3,06	3,16
— 27	0,25	0,24	7	3,27	3,38
— 26	0,27	0,26	8	3,50	3,61
— 25	0,30	0,29	9	3,74	3,86
— 24	0,32	0,31	10	3,99	4,12
— 23	0,35	0,34	11	4,25	4,39
— 22	0,38	0,37	12	4,54	4,68
— 21	0,41	0,40	13	4,84	4,99
— 20	0,45	0,43	14	5,15	5,32
— 19	0,49	0,47	15	5,49	5,67
— 18	0,53	0,51	16	5,84	6,03
— 17	0,57	0,55	17	6,22	6,41
— 16	0,62	0,60	18	6,62	6,82
— 15	0,67	0,64	19	7,04	7,25
— 14	0,72	0,70	20	7,48	7,71
— 13	0,78	0,75	21	7,94	8,19
— 12	0,84	0,81	22	8,44	8,68
— 11	0,91	0,88	23	8,96	9,23
— 10	0,98	0,95	24	9,50	9,79
— 9	1,06	1,02	25	10,08	10,38
— 8	1,14	1,10	26	10,69	11,00
— 7	1,23	1,18	27	11,33	11,66
— 6	1,32	1,28	28	12,00	12,35
— 5	1,42	1,37	29	12,71	13,08
— 4	1,53	1,47	30	13,46	13,84
— 3	1,64	1,59	31	14,24	14,65
— 2	1,76	1,70	32	15,07	15,50
— 1	1,89	1,83	33	15,93	16,38
— 0	2,03	1,96	34	16,84	17,32

4) Phil. Mag. LIII. 266. 5) *Robison* Mech. phil. II, 172. 6) Du calcul de l'effet des machines. 1829. p. 58. 7) Schweigger's Jahrb. N. R. LIX. 206.

§. 50. Für höhere Temperaturen enthält folgende von Dulong und Arago mitgetheilte Tafel die Expansivkraft des Dampfes.

Elasticität d. Dampfes in Atmosphärendrucken.	Länge der Quecksilbersäule bei 0°, welche dem Dampfe das Gleichgewicht hält in Metern.	Entsprechende Temperaturen nach dem hunderttheiligen Quecksilberthermometer.	Druck auf einen Quadrat-Centimeter in Kilogrammen.
1	0,76	100°	1,033
1½	1,14	112,2	1,549
2	1,52	121,4	2,066
2½	1,90	128,8	2,582
3	2,28	135,1	3,099
3½	2,66	140,6	3,615
4	3,04	145,4	4,132
4½	3,42	149,06	4,648
5	3,80	153,08	5,165
5½	4,18	156,8	5,681
6	4,56	160,2	6,198
6½	4,94	163,48	6,714
7	5,32	166,5	7,231
7½	5,70	169,37	7,747
8	6,08	172,1	8,264
9	6,84	177,1	9,297
10	7,60	181,6	10,330
11	8,36	186,03	11,363
12	9,12	190,0	12,396
13	9,88	193,7	13,429
14	10,64	197,19	14,462
15	11,40	200,48	15,495
16	12,16	203,60	16,528
17	12,92	206,57	17,561
18	13,68	209,4	18,594
19	14,44	212,1	19,627
20	15,20	214,7	20,660
21	15,96	217,2	21,693
22	16,72	219,7	22,726
23	17,48	221,9	23,759
24	18,24	224,2	24,792
25	19,00	226,3	25,825
30	22,80	236,2	30,990
35	26,60	244,85	36,155
40	30,40	252,55	41,320
45	34,20	259,52	46,485
50	38,00	265,89	51,650

B. Alkoholdampf.

§. 51. Obgleich schon Ziegler mehre Versuche über die Expansivkraft des Alkoholdampfes gemacht hatte, so untersuchte doch erst Bétancourt diesen Gegen-

Digitized by Google

stand genauer; in der Folge stellten Robison und Watt Messungen an, bei welchen jedoch nicht einmal die Stärke des Alkohols angegeben ist. Sehr genaue Messungen wurden späterhin von Schmidt bekannt gemacht; die umfassendsten scheinen die von Ure zu seyn. Ich habe die Resultate dieser Messungen in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe S. 112 flg. mitgetheilt. Hier genüge es, die aus Ure's Versuchen hergeleitete Tafel in Graden des Fahrenheitischen Thermometers und in engländischen Zollen zu geben.

Temperatur.	Expansivkraft	
	beobachtet	berechnet
32	0,40	0,383
40	0,56	0,546
50	0,86	0,826
60	1,23	1,215
70	1,76	1,750
80	2,45	2,465
90	3,40	3,41
100	4,50	4,64
110	6,00	6,22
120	8,10	8,22
130	10,60	10,73
140	13,90	13,85
150	18,00	17,70
160	22,60	22,40
170	28,30	28,10
173	30,00	30,00
180	34,73	34,92
190	43,20	43,11
200	53,00	53,83
210	65,00	64,30
220	78,50	77,81
230	94,10	93,60
240	111,24	112,00
250	132,30	133,20
260	155,20	157,70

Die Resultate, zu denen andere Experimentatoren gekommen sind, weichen mehr oder weniger von den eben mitgetheilten ab, was zum Theil davon herrührt, daß kein absoluter Alkohol angewendet wurde, deshalb kann man nicht einmal zur Entfernung des Einflusses der Beobachtungsfehler aus den Messungen verschiedener Experimentatoren das Mittel nehmen.

Die in der obigen Tafel mitgetheilten Größen lassen sich durch folgende Formel von Tredgold sehr nahe darstellen [8])

$$E = \left(\frac{t + 100}{154{,}8}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t + 100) - 2{,}189976\right\}$$

die berechneten Größen der obigen Tafel sind daraus hergeleitet. Werden die Temperaturen von dem Siedepunkte des Alkohols (173°) aus gerechnet, so lassen sich die Expansivkräfte auch nach folgender von mir entwickelten Formel berechnen [9])

$$\log. E = 1{,}4771213 - 0{,}0089563048\, n - 0{,}0000411614\, n^2 + 0{,}0000002064\, n^3 - 0{,}00000000094\, n^4$$

Aus den Versuchen von Schmidt leitet Muncke folgende Formel her, in welcher die Temperatur in Graden des Reaumurschen Thermometers, die Expansivkraft in Pariser Zollen gegeben ist [10])

$$\log. E = 5{,}0290695 + \log. (213 + t) - \frac{1666{,}7}{213 + t}$$

§. 52. Über die latente Wärme des Alkoholdampfes sind weniger umfassende Untersuchungen angestellt worden, als über die des Wasserdampfes; auch zeigen die Messungen verschiedener Experimentatoren sehr bedeutende Differenzen, wovon der Grund außer den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern darin liegt, daß die Beobachter nicht absoluten Alkohol anwendeten. Nun ist die latente Wärme des Alkoholdampfes nicht halb so groß als die des Wasserdampfes, wenn daher neben dem Alkohol zugleich etwas Wasser condensirt wurde, so mußte die latente Wärme des Alkoholdampfes zu groß gefunden werden. Der Einfluß dieses Umstandes scheint daraus hervorzugehen, daß die latente Wärme desto größer wird, je unreiner der Alkohol war. Gay-Lussac, welcher wahrscheinlich so reinen Alkohol anwendete, als er erhalten konnte, fand 235°,4 [11]), Ure, welcher Alkohol von der Dichtigkeit von 0,825 nahm, fand nach seiner neuesten Bestimmung 254° [12]), dagegen geben die Versuche von Rumford mit einem Alkohol von etwa 0,84 Dichtigkeit nach der Berechnung von Tredgold nahe 273° [13]). Da diese Größen regelmäßig wachsen, so wie der Wassergehalt des Alkohols zunimt, so glaube ich der von Gay-Lussac gefundenen Größe den Vorzug geben und die latente Wärme des Alkoholdampfes zu 235° annehmen zu müssen. Aber wol wäre es möglich, daß künftige Untersuchungen zeigen, daß auch diese Größe noch die Wahrheit übersteige, wie aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß Gay-Lussac die Dichtigkeit des Alkohols zu 0,815 bestimmt [14]), während diese nach Tralles nur 0,792 ist.

§. 53. Über die Dichtigkeit der Alkoholdämpfe besitzen wir nur wenige Messungen. G. G. Schmidt gab früherhin an, daß die Dichtigkeit des Dampfes nach seinen Versuchen 0,0001123 von der des Wassers bei 17° R. und 0,00162 bei 63°,5, dem Siedepunkte des Alkohols sei [15]). Diese Größe weicht wenig von der von Gay-Lussac ab, wonach die Dichtigkeit des siedenden Alkoholdampfes 0,0015948 gegen Wasser beim Punkte seiner größten Dichtigkeit, oder 1,6133 gegen Luft beträgt [16])

8) *Tredgold* on steam engine p. 75.

9) Untersuchungen S. 125. 10) Physical. Abhandl. S. 346. 11) Ann. de chimie LXXX, 218. 12) Ure Chemisches Wörterbuch S. 962. Seine frühere Angabe von 245°,6 gibt er wegen eines Rechnungsfehlers für unrichtig an. 13) *Tredgold* on steam engine p. 53. 14) *Biot* Traité de physique I, 534. 15) Handbuch der Naturlehre I, 248. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 391. 16) *Biot* Traité I, 383.

Digitized by Google

und dieser Bestimmung hat auch Schmidt späterhin den Vorzug gegeben [17]). Fast dieselbe Größe als Gay-Lussac fand auch Muncke durch seine Versuche [18]), und nahe damit übereinstimmend ist die Messung von Th. v. Saussure, welcher für 17° R. die Dichtigkeit des Alkoholdampfes gegen Wasser 0,000097413 fand [19]).

Auch die stöchiometrische Bestimmung dieser Größe führt zu demselben Resultate. Es geben nämlich 1 Raumtheil ölbildendes Gas und 1 Theil Wasserdampf einen Theil Alkoholdampf. Nun beträgt die Dichtigkeit des ölbildenden Gases nach den Versuchen von Th. v. Saussure [20]) 0,9852 von der der trocknen atmosphärischen Luft, die des Wasserdampfes 0,62082 (§. 43.), also die der Mischung 1,606, von der durch Gay-Lussac gegebenen Bestimmung um eine zu übersehende Größe abweichend.

C. Schwefeläther dampf.

§. 54. Zwar hatte schon Ziegler Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe dieses Fluidums angestellt, aber diese können ebenso wenig Anspruch auf Beachtung machen, als seine Messungen beim Wasser- und Alkoholdampf. In der Folge haben mehre Physiker einzelne Messungen bei verschiedenen Wärmegraden angestellt, von denen die folgenden von Muncke gesammelten [21]) die wichtigsten sind:

Temperatur Reaumur.	Expansivkraft Pariser Zolle.	Beobachter.
10,00	12,500	van Marum [22])
12,00	11,562	Gay-Lussac [23])
14,50	13,110	Biot [24])
17,00	14,000	Dalton [25])
18,00	16,750	Saussure [26])
9,12	3,154	Despretz
9,65	4,891	Despretz [27])

Man sieht schon aus diesen wenigen Angaben, wie bedeutende Differenzen hiebei statt finden; so fand van Marum bei 10° eine größere Expansivkraft als Gay-Lussac bei 12° und eine mehr als doppelt so große als Despretz fast bei derselben Temperatur. Der Grund dieser Differenzen liegt darin, daß die Beobachter nicht alle chemisch reinen Schwefeläther anwendeten. So kam der Äther von Dalton bei 28°,4 R. (96° F.), der von Muncke etwa bei 30°,5 [28]), der von Schmidt bei seinen ältern Versuchen noch nicht bei 31°, in seinen neuern Versuchen bei 31° [29]) zum Sieden. Ure gebrauchte bei seinen Versuchen unter dem Siedepunkte einen Äther, welcher bei 32° (104° F.) siedete, bei denen über dem Siedepunkte lag dieser bei 32½° (105° F.). Unter diesen Umständen würden die Versuche Dalton's am meisten geeignet seyn, das Gesetz für die Expansivkraft des Ätherdampfes herzuleiten, träte dabei nicht der Übelstand ein, daß sie in zu geringer Zahl vorhanden sind. Ich will hier zuerst die Versuche von Muncke und die neueren von Schmidt in Graden des Reaumurschen Thermometers und in Pariser Zollen mittheilen.

Temperatur.	Expansivkraft, beobachtet: Schmidt	Expansivkraft, beobachtet: Muncke	Expansivkraft, berechnet
— 20° R.	1,95		1,376
— 15	2,50		1,992
— 10	3,33		2,836
— 5	4,37		3,970
0	5,80		5,473
+ 5	7,65	8,70	7,439
10	10,03	11,50	9,978
15	12,40	14,60	13,210
20	16,30		17,310
25	21,04	22,20	22,420
30	26,37	26,90	28,750
31	28,00	31,80	30,180
35		38,40	36,510
40		46,20	45,950
45		57,48	57,340
50		70,65	70,910
55		84,45	85,200
60		104,50	106,300

Die berechneten Größen sind aus der von Muncke gegebenen Formel

$$\log. E = 3,7818278 + \log. (213 + t) - \frac{1144,2}{213 + t}$$

hergeleitet worden.

§. 55. Mit demselben Apparate, mit welchem Ure seine Versuche über den Wasserdampf angestellt hatte, untersuchte er auch die Expansivkraft des Schwefeläthers dampfes. Tredgold leitet aus denselben folgende Gleichung her

$$E = \left(\frac{t + 210}{178,7}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t + 210) - 2,252124\right\}$$

wo die Expansivkraft in engländischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitischen Thermometers gegeben ist. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur.	Expansivkraft, beobachtet	Expansivkraft, berechnet
34° F.	6,20	6,48
44	8,10	8,25
54	10,30	10,40
64	13,00	13,00
74	16,10	16,10
84	20,00	19,83
94	24,70	24,20
104	30,00	30,00
105	30,00	30,00
110	32,54	33,00

17) Handbuch der Naturlehre. Gießen 1826. S. 420. 18) Phys. Abhandl. S. 242. 19) Journ. de phys. LXIV, 516. 20) Berzelius Chemie I, 284. 21) Gehler's Wörterb. II, 361. 22) Gilbert's Annalen I, 153. 23) Das. XXIX, 115. 24) Das. XXV, 431. 25) Das. XV, 23. 26) Das. XXIX, 125. 27) Annales de Chimie XXI, 149. 28) Gehler's Wörterbuch II, 366. 29) Schmidt Handb. d. Naturl. S. 423.

Digitized by Google

Temperatur.	Expansivkraft	
	beobachtet	berechnet
115	35,90	36,20
120	39,47	39,70
125	43,24	43,40
130	47,14	47,40
135	51,90	51,80
140	56,90	56,40
150	67,60	66,90
160	80,30	78,80
170	92,80	92,50
180	108,30	108,10
190	124,80	125,80
200	142,80	146,00
210	166,00	168,50

Auch noch in höheren Temperaturen scheint dieses Gesetz nahe mit der Erfahrung zu stimmen, wie dieses aus einer Vergleichung der berechneten Werthe mit denen hervorgeht, welche Cagniard de la Tour durch Versuche gefunden [30]) hatte, obgleich diese Versuche allerdings nicht sehr genau sind.

§. 56. Die latente Wärme des Schwefeläthers dampfes ist von Rumford beiläufig bestimmt worden, indem er sie zu $\frac{1}{3}$ von der des Alkohols angab [31]), was nach seinen Versuchen über Alkohol etwa 138° seyn würde. Für einen Äther, welcher freilich sehr unrein war, indem er erst bei 44°,4 C (112° F) zum Sieden kam, gibt Ure nahe 174° (312°,9 F) [32]), was bis auf eine verschwindende Größe mit der Bestimmung von Despretz (174°) übereinstimmt [33]). Es scheint jedoch, als ob diese Größe noch die wahre übersteige, da etwas Alkohol, mit welchem der Äther wenigstens bei Ure's Versuchen verunreinigt war, die latente Wärme wol zu groß finden ließ.

§. 57. Die Dichtigkeit des Schwefeläther dampfes ist nach den Messungen von Gay-Lussac 2,586, die der trocknen atmosphärischen Luft als Einheit angesehen [34]); was nach der Berechnung von Muncke 0,002914 von der Dichtigkeit des Wassers beträgt [35]). Muncke hält diese Größe für zu groß, er nimt die Dichtigkeit gegen Wasser 0,002168 und gegen atmosphärische Luft 1,631 [36]). Die Angabe von Gay-Lussac erhält indessen dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß wir fast zu derselben Größe gelangen, wenn wir die Dichtigkeit des Ätherdampfes aus seiner chemischen Zusammensetzung herleiten. Es geben nämlich 2 Raumtheile ölbildendes Gas und 1 Raumtheil Wasserdampf einen Raumtheil Ätherdampf. Wir haben daher

2 ölbildendes Gas	=	1,9704	(§. 53.)
1 Wasserdampf	=	0,6208	(§. 43.)
1 Ätherdampf	=	2,5912	

die Beobachtung gibt = 2,5860

Unterschied = 0,0052

also eine vollkommene Übereinstimmung zwischen den beobachteten und berechneten Werthen.

D. Schwefelkohlenstoffdampf.

§. 58. Über die Elasticität der Dämpfe dieses höchst flüchtigen Körpers besitzen wir wenige Messungen. Die von Despretz gefundenen Größen [37]) zeigen zu bedeutende Differenzen, als daß man sie naturgemäß ansehen könnte. Nach Berzelius siedet dieser Körper bei 42° C und seine Expansivkraft ist bei 12° C gleich 7,6 Zoll [38]). Für höhere Temperaturen hat Cagniard de la Tour Versuche angestellt, aus denen Tredgold für Grade des Fahrenheitischen Thermometers und engländische Zolle die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t + 280) - 2{,}344878 \right\}$$

herleitet [39]), jedoch scheinen mir die Versuche selbst nicht hinreichend genau.

§. 59. Die latente Wärme dieses Dampfes ist unbekannt. Seine Dichtigkeit bestimmt Gay-Lussac zu 2,6447 von der Dichtigkeit der Luft [40]).

E. Petroleumdampf.

§. 60. Schon Ziegler stellte hierüber Versuche an, welche in der Folge von Ure wiederholt wurden, jedoch begnügte er sich damit, Messungen über dem Siedepunkte dieses Fluidums anzustellen. Daraus leitete Tredgold die Formel

$$\log E = 6 \left\{ \log (t + 100) - 2{,}372906 \right\}$$

her [41]). Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Größen:

Temper.	Expansivkraft	
	beob.	berech.
316° F	30,00	30,00
320	31,70	31,80
325	34,00	34,10
330	36,40	36,60
335	38,90	
340	41,60	42,00
345	44,10	
350	46,86	48,10
355	50,20	
360	53,30	54,80
365	56,90	
370	60,70	62,40
372	61,90	
375	64,00	66,50

§. 61. Die latente Wärme des Steinöldampfes bestimmt Ure nach seiner neuesten Berechnung zu 120° C (183,8 F) [42]). — Die Dichtigkeit des Dampfes ist unbekannt.

30) *Tredgold* on steam engine p. 77. 31) *Tredgold* p. 54. 32) Chemisches Wörterb. S. 962. 33) Gehler's Wörterb. II, 292. 34) *Biot* Traité de physique I, 383. 35) Gehler's Wörterb. II, 394. 36) Das. IV, 1508.

37) Annales de chimie XXI, 147. 38) Berzelius Chemie I, 302. 39) *Tredgold* on steam engine p. 81. 40) *Biot* Traité I, 383. 41) *Tredgold* on steam engine. p. 83. 42) Ure chemisches Wörterb. S. 962.

Digitized by Google

F. Terpentinöldampf.

§. 62. Ure's Versuche über den Dampf des Terpentinöles geben nach Tredgold[43]) die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t + 100) - 2{,}360194 \right\}$$

wobei die Expansivkraft in engländischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitischen Thermometers ausgedrückt ist. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur	Expansivkraft beob.	berech.
304°	30,00	30,00
307, 6	32,60	31,60
310	33,50	32,70
315	35,20	35,30
320	37,06	38,00
322	37,80	39,00
326	40,20	41,10
330	42,10	43,60
336	45,00	
340	47,30	50,10
343	49,40	52,50
347	51,70	
350	53,80	57,30
354	56,60	
357	58,70	
360	60,80	65,40
362	62,40	

§. 63. Die latente Wärme des Dampfes beträgt nach Ure 102° C (183°,8 F)[44]), nach Despretz 166°,2 C; seine Dichtigkeit nach Gay-Lussac 5,013 der Dichtigkeit der Luft[45]).

G. Schlußbemerkungen zu den physikalischen Untersuchungen über die Dämpfe.

§. 64. Die bisher mitgetheilten Thatsachen haben zur Genüge gezeigt, wie mangelhaft die bisherigen Untersuchungen über die Dämpfe noch sind. Haben wir auch durch die Bemühungen von vielen Naturforschern eine Menge trefflicher Kenntnisse über die Eigenschaften der Dämpfe erlangt, so beziehen sich diese doch nur vorzugsweise auf den Wasserdampf. Bei den Dämpfen von andern Flüssigkeiten sind letztere entweder nicht im reinen Zustande angewendet worden, und auch selbst in diesem Falle sind die Versuche noch so mangelhaft, die Messungen nicht hinreichend oft wiederholt, der Einfluß der Beobachtungsfehler noch zu groß, als daß es erlaubt wäre, daraus allgemein giltige Gesetze herzuleiten. Nichts desto weniger haben sich verschiedene Physiker bemüht, aus den mitgetheilten Thatsachen Gesetze herzuleiten, welche auch auf Dämpfe von solchen Körpern anwendbar seyn sollten, welche bisher noch nicht untersucht sind.

§. 65. Für die Expansivkraft der Dämpfe stellte zuerst Volta ein allgemeines Gesetz auf, und theilt er uns gleich nicht die Versuche mit, aus denen er es herleitete, so dürfen wir wol annehmen, daß seine Messungen nahe damit übereinstimmten. Nachdem er nämlich das bereits oben (§. 44.) erwähnte Gesetz aufgestellt hat, daß die Expansivkraft des Wasserdampfes in geometrischer Reihe wachse, wenn die Temperatur in arithmetischer steigt, so daß sie bei 64° gleich 15″, bei 80° gleich 15″ + 15″ = 28″, bei 96° gleich 15″ + 2. 15″ = 58″ u. s. w. sei, fügt er hinzu: diese Progression der Verdoppelung für jede 16° findet ebenso als beim Wasserdampfe auch bei den Dämpfen von andern Flüssigkeiten, z. B. beim Weingeist, Äther ꝛc. statt; der ganze Unterschied liegt nur in dem Wärmegrade, welcher erfodert ist, um Dampf von einer Dichtigkeit und Elasticität zu erzeugen, daß er einem gegebenen Drucke, z. B. dem von 28″ das Gleichgewicht hält. Da nun diese Temperatur beim Wasser 80°, beim Weingeist 64°, beim Äther 81° ist, so wird die Elasticität bei allen um dieselbe Größe von 15″ vermindert, wenn wir Temperaturen nehmen, welche 16° kleiner sind als der Siedepunkt, also ist die Elasticität des Wasserdampfes bei 64° gleich der des Alkoholdampfes bei 48° oder der des Ätherdampfes bei 15°[46]).

In der Folge stellte Dalton dieselbe Behauptung auf. Rechnen wir nämlich die Wärmegrade von dem Siedepunkte der Flüssigkeiten aus, so sind für gleiche Abstände der Temperaturen von diesen Punkten auch die Expansivkräfte gleich, dergestalt, daß wir aus der Expansivkraft des Wasserdampfes auch die von andern Dämpfen herleiten können, wenn nur die Siedepunkte bekannt sind[47]).

Dieses Gesetz erregte viel Aufsehen und seine Richtigkeit wurde mehrfach geprüft. Biot und Amédé Berthollet fanden es durch ihre Versuche bestätigt[48]). Parrot, so lebhaft er sich auch gegen die Versuche von Dalton erklärt, nennt diesen Satz schön, er glaubt ihn gern, weil er ohne die äußerste Genauigkeit in den Versuchen erwiesen werden kann[49]). E. G. Fischer hielt zur Bestätigung des Gesetzes noch eine Wiederholung der Versuche für nöthig, ohne sich bestimmt über seine Wahrheit auszusprechen[50]). Tob. Mayer war der erste, welcher sich bestimmt gegen dieses Gesetz erklärte[51]), jedoch lassen die von ihm deshalb angestellten Versuche vieles zu wünschen übrig. Vorzüglich auf diese Arbeit Mayer's gestützt leugnete Muncke die Richtigkeit von Dalton's Gesetz[52]).

§. 66. Der Gegenstand wurde erst durch Ure auf experimentellem Wege untersucht. Indem er mit

43) On steam engine p 88. 44) Chemisches Wörterb. S. 962. 45) *Biot* Traité I, 883.

46) *Volta* Opere III, 381. Ich habe dieses Gesetz Volta's bei keinem Schriftsteller erwähnt gefunden, wahrscheinlich weil die angekündigte Abhandlung nach den Bemerkungen des Herausgebers seiner Werke nie erschienen ist. Zur Zeit, wo ich meine Untersuchungen herausgab, war es mir ebenfalls unbekannt. 47) Gilbert's Annalen XV, 13. 48) *Biot* Traité de physique I, 882. 49) Gilbert's Annalen XVII, 93. 50) Fischer Darstellung der Lehre von der Verdunstung. S. 84. 51) Comment. Gotting I, in seine Comment. de lege vis elast vap. §. 24. 52) Phys. Abh. p. 261.

Digitized by Google

dem oben erwähnten Apparate (§. 8.) die Expansivkraft der Dämpfe von Wasser, Alkohol, Äther, Steins und Terpentinöl beobachtete, fand er sehr bedeutende Abweichungen von diesem Gesetze[53]) und eben dieses Resultat erhielt auch Despretz[54]). Alle Versuche scheinen aufs bestimmteste darauf zu deuten, daß Dalton's Gesetz nicht wahr sei, es sei denn, daß wir annehmen wollen, daß die Beobachtungsfehler so groß seyen, daß die Anomalieen übersehen werden können[55]).

§. 67. Ebenso hat man sich bemüht, ein allgemeines Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe aufzustellen. Nachdem Gay-Lussac in seinen ersten Versuchen gefunden hatte, daß die Dichtigkeit des Ätherdampfes größer als die des Alkoholdampfes, diese größer als die des Wasserdampfes sei, glaubte er anfänglich, daß die Dichtigkeit der Dämpfe desto größer wäre, je niedriger die Temperaturen wären, bei denen die Flüssigkeiten siedeten, aber seine Versuche mit Schwefelkohlenstoff überzeugten ihn bald von der Unrichtigkeit dieses Gesetzes[56]); dasselbe Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe stellte auch Th. v. Saussure auf. Die Unrichtigkeit dieser Hypothese wird besonders durch die Dichtigkeit des Terpentinöldampfes bewiesen. Obgleich dieses Fluidum zum Sieden eine Temperatur erfodert, welche viel größer ist, als die zum Sieden des Wassers nöthige, so ist doch die Dichtigkeit seines Dampfes fast zehnmal größer als die des Wasserdampfes.

Es gibt dagegen ein anderes Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe, welches unter dem Artikel Gas ausführlicher behandelt werden wird. Ist nämlich der Dampf aus Gasen zusammengesetzt, und besteht derselbe aus m Raumtheilen von A, n Raumtheilen von B, p Raumtheilen von C ꝛc., sind ferner a, b, c.... die bekannten Dichtigkeiten dieser Gase, findet endlich bei der chemischen Verbindung eine solche Verminderung des Volumens statt, daß die m + n + p.... Raumtheile sich in M Theile zusammenziehen, so ist die Dichtigkeit des Dampfes gleich

$$\frac{ma + nb + pc + \ldots}{M}$$

Ich habe bei den Dämpfen, deren chemische Zusammensetzung genau ausgemittelt war, die nach dieser Formel berechneten Dichtigkeiten mitgetheilt, sie stimmten ganz mit den beobachteten überein.

§. 68. Ebenso hat man sich bemüht, allgemeine Gesetze für die latente Wärme der Dämpfe aufzustellen. Despretz glaubte, daß man die latente Wärme der Dichtigkeit umgekehrt proportional annehmen könne, was seine Versuche bei Wasser und Terpentinspiritus auch nahe bestätigen, während die Dämpfe von Alkohol und noch mehr die von Äther bedeutend abweichen. Ebenso stellte Ure nach seinen ältern Berechnungen ein Gesetz auf, welches auf den ersten Anblick naturgemäß zu seyn scheint. Nachdem er nämlich für Dämpfe von Wasser, Alkohol und Äther die latente Wärme respective zu 967,442 und 302,4 Grad F angegeben hat, sucht er die Dichtigkeit der Dämpfe dieser drei Flüssigkeiten auf, indem er die von ihm gebrauchten zu 1, 2,60 und 3,55 annimt, wobei die des Wasserdampfes als Einheit angesehen wird. Nun glaubt er, die Dichtigkeit des Dampfes, multiplicirt mit der latenten Wärme und dazu die Temperatur des Siedepunktes addirt, gebe eine constante Größe. Es ist nämlich

Wasserdampf: 970. 1 + 212 = 1182
Alkoholdampf: 440. 2,80 + 175 = 1187
Ätherdampf: 302. 3,55 + 112 = 1184

Stimmen diese Größen auch nahe überein, so ist dieses wol mehr einem bloßen Zufalle zuzuschreiben, denn Ure's eigener Versuch über die latente Wärme des Terpentinöles weicht sehr von dem Gesetze ab. Die Dichtigkeit des Dampfes ist 8,02 (Wasserdampf = 1), der Siedepunkt liegt bei 304°, wir finden also

Terpentinöldampf: 178. 8,02 + 304° = 1732

eine Größe, die zu sehr von den obigen abweicht, als daß wir die Differenz bloßen Beobachtungsfehlern zuschreiben könnten.

§. 69. Das Gesetz, dessen Unrichtigkeit so eben nachgewiesen wurde, erhält schon dadurch einen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß bei ihm Größen (wie der Siedepunkt) erfoderlich sind, die sich auf die Lage der festen Punkte auf einer willkürlich angenommenen Thermometerskale beziehen. Sehe ich mich nun auch genöthigt, die Richtigkeit desselben zu bezweifeln, so glaube ich doch, daß im Allgemeinen die latente Wärme desto kleiner wird, je dichter der Dampf ist, daß sie aber nicht blos eine Function der Dichtigkeit sei. Da die latente Wärme bei der Verdunstung dazu verbraucht zu werden scheint, um die Theilchen in einen größern Abstand zu bringen, so vertrit die Wärme hier die Stelle einer abstoßenden Kraft und verliert dadurch die Eigenschaft, auf das Thermometer zu wirken. Eben dasselbe müssen wir nothwendig bei den Gasen annehmen, daher bemerken wir sogleich Entstehung von Wärme oder Kälte, wenn Gase comprimirt oder ausgedehnt werden. Ob diese Menge von Wärme, welche verschiedene Gase erfodern, damit die Theilchen stets denselben Abstand behalten, constant oder ungleich sei, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht, mir scheint aber wahrscheinlich, daß jedes Gas eine ihm eigene Größe von Wärme erfodere. Wäre es möglich, die Luftart plötzlich zu condensiren und in ein tropfbares Fluidum zu verwandeln, so würde die latente Wärme ebenfalls frei werden, diese gebundene Wärme würde für Hydrogen eine andere seyn, als für Oxygen oder Kohlensäure ꝛc. Die meisten Dämpfe selbst sind bereits zusammengesetzte Körper. So besteht ein Raumtheil Alkoholdampf aus einem Theile von ölbildendem Gase und einem Theile Wasserdampf, aber das eine Volumen ölbildendes Gas besteht bereits aus einem Theile Kohlenstoff und 2 Theilen Wasserstoffgas, der eine Theil Wasserdampf besteht aus einem Theile Hydrogen und ½ Oxygen, es sind also im Alkoholdampfe 2 Kohl + 3 Hydrogen + ½ Oxygen, d. h. 4½ Raumtheile in ei-

53) Phil. Trans. 1818. p 861. 54) Ann. de chimie XVI, 105. 55) Meine Untersuchungen. S. 142 flg.
56) Biot Traité I, 297.

nen einzigen zusammengezogen. Aber indem ölbildendes Gas oder Wasserdampf einzeln gebildet wurden und dabei eine Contraction des Volumens statt fand, gab schon jedes dieser Gase einen Theil seiner latenten Wärme her, eben dieses war der Fall, als sich beide zu Alkoholdampf vereinigten. Je mehr Gase sich also verbunden haben, desto größer ist die Menge von Wärme, welche bei Bildung der Elemente frei geworden war, desto kleiner ist die latente Wärme des Dampfes. Da hiedurch zugleich die Dichtigkeit des Dampfes größer geworden ist, so sehen wir hieraus, daß allerdings jene sich nahe umgekehrt verhält wie diese; es folgt aber zugleich aus dem Gesagten, daß wir bei Bestimmung eines allgemeinen Gesetzes auf die chemische Beschaffenheit der Körper Rücksicht nehmen müssen.

Ich will hier diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern verweise auf den Artikel Wärme, zumal da es noch sehr an Erfahrungen über diesen Gegenstand fehlt.

II. Anwendungen der Dämpfe in der Physik und Chemie.

§. 70. Die bisher betrachteten Eigenschaften der Dämpfe finden eine vielfache Anwendung in den Gewerben. Alle lassen sich auf zwei Klassen reduciren. Man bedient sich nämlich entweder der latenten Wärme, theils um Körper zu erwärmen, theils um eine zu große Erhitzung anderer Körper zu verhindern, oder man benutzt die Expansivkraft des Dampfes zur Erzeugung von Bewegungen, wie in den Dampfmaschinen und Dampfkanonen. Häufig wird noch eine dritte Benutzung des Dampfes, nämlich als auflösendes Mittel, erwähnt; im Grunde aber zeigen sich hier nur die mit der Bindung von Wärme zusammenhängenden Erscheinungen; es wird nämlich das Fluidum, welches einen Körper auflösen soll, mit diesem in ein festverschlossenes Gefäß von hinreichender Stärke gebracht, und da hier die Dämpfe nicht entweichen, also keine latente Wärme mit sich nehmen, so ist man im Stande, das Fluidum stärker zu erhitzen und die Auflösung zu beschleunigen. Ich übergehe hier diese Klasse von Anwendungen und verweise auf den Artikel „Digestor."

A. Anwendungen des Dampfes, welche blos von seiner latenten Wärme abhängen.

§. 71. Da das Wasser in offenen Gefäßen nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt werden kann, so bedient man sich häufig dieser Thatsache in der Chemie, um Körper, besonders organische, zu trocknen, ohne daß man befürchten muß, daß diese Körper anbrennen. Die Vorrichtung, welche hiezu dient und welche ältere Chemiker mit dem Namen des Marienbades bezeichneten, ist im hohen Grade einfach. Das Gefäß, in welchem sich die verdampfende Flüssigkeit befindet, wird in einen Kessel mit Wasser gesetzt und letzteres durch ein unten angebrachtes Feuer erhitzt; da das Wasser nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt wird, so kann auch die Wärme der Lösung nicht höher steigen, und das in ihr enthaltene Wasser entweicht. Die Temperatur, welcher die zu erwärmende Masse auf diese Art ausgesetzt wird, ist sehr nahe constant, der Siedepunkt und mithin die Wärme, welche der Körper erhält, hängen vorzugsweise nur vom Barometerstande ab. Nur dann, wenn die im Kessel befindliche Wassermenge klein, das darunter wirkende Feuer sehr lebhaft und so gerichtet ist, daß es zugleich die vom Wasser entblößten Seiten des Kessels trifft, kann die Wärme höher steigen. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird nicht nur durch die von mehren Technikern gemachte Erfahrung, daß fast wasserleere Kessel bei Dampfmaschinen zum Rothglühen kommen können, sondern auch durch eine Erfahrung von Egen bewiesen. Der Siedepunkt von Thermometern lag in Gefäßen, in denen nur wenig Wasser vorhanden war, etwas höher als in solchen, wo das Wasser den Boden des Gefäßes noch einige Linien hoch bedeckte [57]).

§. 72. Weit häufiger wird die latente Wärme des Dampfes zur Erwärmung benutzt, wie dieses besonders Rumfort in dem Armenhause zu München angewendet und dringend empfohlen hat. Wenn Wasser in einem Kessel zum Sieden erhitzt ist, so entwickeln sich dabei viel Dämpfe, welche ungenutzt entweichen, zumal bei dem gewöhnlichen Verfahren in den Küchen, wo die Gefäße, in denen gekocht wird, durch untergelegtes Feuer so stark erhitzt werden, daß das Wasser sich in beständigem Wallen befindet. An dem Wasserdampfe ist nun freilich nichts verloren, desto mehr aber an der latenten Wärme, die derselbe mit sich fortführt. Wird das Gefäß mit einem passenden, aber nicht ganz luftdicht schließenden Deckel versehen, so entweicht viel weniger Dampf, und man erspart dadurch bedeutend an Feuermaterial. Aber auch die latente Wärme der geringen Dampfmenge, die dennoch entweicht, läßt sich nach Rumfort noch gut zur Erwärmung von Wasser anwenden. Man setzt zu dem Behufe auf den Kessel einen gutschließenden Deckel, in welchen man eine Röhre steckt, die in ein zweites mit Wasser gefülltes Gefäß führt. Ist das Wasser des Kessels bis zum Sieden erhitzt, so gehen die Dämpfe durch die Röhre, condensiren sich in dem Wasser des zweiten Gefäßes und erhitzen dieses durch ihre frei gewordene latente Wärme. War nun z. B. im Kessel ein Pfund Wasser in Dampf verwandelt und befinden sich in dem vordern Kessel etwa 5 Pfund Wasser, so werden diese durch eine Wärme, die sonst ungenutzt zum Schornsteine hinausgegangen wäre, fast bis zum Sieden erhitzt, ja sie würden genau die Temperatur von 80° R erreichen, wenn durch Strahlung nicht ein Theil dieser Wärme verloren ginge. So kochte Lichtenberg in einer halben Stunde Kartoffeln in einem hölzernen Eimer bis zum Zerplatzen, indem er Wasserdämpfe in das im Eimer enthaltene Wasser leitete [58]). Es ist begreiflich, daß man die Dämpfe, die im ersten Gefäße gebildet werden, auf dieselbe Art benutzen kann, als die Dämpfe des Kessels, um Wasser in einem zweiten Gefäße zu erhitzen.

§. 73. Das hier beschriebene Verfahren ist im Grunde weiter nichts als das gewöhnliche Destillationsverfahren, nur daß hier das erwärmte Kühlwasser mei-

57) Poggendorff's Annal. XI, 520. 58) Lichtenberg Schriften V, 328.

Digitized by Google

stens ungenutzt fortgeht. Aber auch die Wärme dieses Kühlwassers haben Cellier-Blumenthal und Derosne mit großem Vortheile beim Abziehen des Spiritus von Weinen benutzt, und es ließe sich jedenfalls mit Vortheil bei der Rectification des Weingeistes aus Branntwein anwenden [59]). Eine große Blase wird mit dem zu rectificirenden Spiritus gefüllt; der Hals von ihr reicht bis zum Boden einer zweiten Blase, die ebenfalls mit Spiritus gefüllt ist; der Hals der zweiten Blase geht in eine dritte ꝛc. Wenn die Dämpfe der ersten Blase zur zweiten gelangen, so wird die in dieser enthaltene Flüssigkeit erwärmt, es entwickeln sich auch in ihr neue Dämpfe, welche in der dritten condensirt werden, und so findet in allen eine Verdampfung statt. Dabei wird die Temperatur der auf einander folgenden Blasen immer kleiner und die Menge der condensirten Alkoholdämpfe verhältnißmäßig desto größer, der Spiritus also desto stärker, je weiter wir uns von der ersten Wärmequelle entfernen [60]).

§. 74. In den erwähnten Fällen wurde nur diejenige Wärme benutzt, welche zufällig bei verschiedenen Operationen verloren gehen würde. Aber man benutzt auch direct die Wärme der Dämpfe in vielen Fabriken, z. B. beim Trocknen der Papiere und Zeuge, des Pulvers, beim Abdampfen von Flüssigkeiten, wie in den Zuckerraffinerieen, zum Heizen mit Dampf, was besonders in solchen Fabriken geschieht, wo Dampfmaschinen im Gange sind, zum Erwärmen von Bädern ꝛc.

Die Vorrichtungen sind ziemlich in allen Fällen dieselben [61]). Ein hinreichend großer Kessel wird mit einem gutschließenden Deckel versehen und in diesen Röhren befestigt, welche nach den Gegenden geleitet werden, die man erwärmen will, also z. B. durch die Zimmer, in denen die Körper getrocknet werden, oder durch die Gefäße, in denen die Körper verdunsten sollen. Alsdann wird unter dem Kessel Feuer gemacht, die Dämpfe condensiren sich und geben ihre latente Wärme her. Meistens sind diese Röhren etwas geneigt und so eingerichtet, daß sie das condensirte noch etwas warme Wasser zum Kessel zurück führen. Dabei ist vortheilhaft, den Dampfkessel so zu stellen, daß die Röhre, welche sich zuerst aus ihm entfernt, aufsteige, damit das Wasser, welches gleich anfänglich niedergeschlagen wird, in ihn zurück fließe.

Die Menge von Dampf, welche erfoderlich ist, um eine gegebene Wassermenge auf diese Art zu erhitzen, läßt sich leicht allgemein bestimmen. Es sei T die latente Wärme des Dampfes, W das Gewicht von Wasser, welches durch den Dampf erhitzt werden soll, t seine anfängliche Temperatur, t_1 die Temperatur, bis zu welcher es erwärmt werden soll, S das erfoderliche Gewicht von Dampf und h die Temperatur des Dampfes, so ist

$$t_1 = \frac{(T + h)\ S + W t}{S + W}$$

Aber $T + h = 630°$ C; leiten wir hieraus S her, so wird

$$S = \frac{t_1 - t}{T + h - t_1}\ W = \frac{t_1 - t}{630 - t_1}\ W$$

Um also die erfoderliche Dampfmenge zu bestimmen, multiplicirt man das Gewicht der zu erwärmenden Wassermenge mit der Zahl von Graden des hunderttheiligen Thermometers, um welche die Wärme des Wassers erhöht werden soll, und dividirt das Product durch die Differenz zwischen der totalen Wärme des Dampfes und der Temperatur, bis zu welcher das Wasser erhitzt werden soll. Will man also z. B. 10 Kubikfuß Wasser von 10° bis 40° durch siedend heißen Wasserdampf erwärmen, so wird

$$S = \frac{30.\ 100}{630 - 40} = \frac{300}{59} = 5$$

Wir gebrauchen also 5 Kubikfuß siedend heißen Dampf oder 5 Kubikzoll Wasser in Dampf verwandelt.

B. Anwendungen des Dampfes als bewegende Kraft.

§. 75. Die Idee, das Wasser als bewegende Kraft anzuwenden, ist sehr alt, und namentlich bot die Äolipile oder Dampfkugel (Windkugel) die erste Veranlassung dazu dar. Eine Kugel von einigen Zollen Durchmesser wird mit einer Röhre von größerem oder geringerem Durchmesser versehen, alsdann mit Wasser, Weingeist oder einem andern leicht verdunstenden Fluidum gefüllt. Wird diese Kugel hinreichend erhitzt, so verwandelt sich das Fluidum sehr schnell in Dämpfe und strömt mit Gewalt hinaus, halten wir ein Licht in die Nähe, so zeigt die Flamme von diesem die lebhafte Strömung des Dampfes an. Aus diesem Grunde hat auch der Apparat seinen Namen Äolipile erhalten, weil die Alten glaubten, daß sich dadurch die Entstehung der Winde erklären ließe [62]). Hat man durch hinreichende Erhitzung die Luft und einen Theil des Wassers aus der Kugel getrieben, hält dann die letztere entweder blos mit der Spitze oder auch ganz in kaltes Wasser, so entsteht in der Kugel ein luftleerer Raum und das Wasser bewegt sich mit Lebhaftigkeit durch den Druck der Luft in ihr Inneres.

§. 76. Schon die alten Ägypter sollen sich der Äolipile bedient haben, um einzelne Bewegungen hervorzubringen [63]), bestimmt aber ist es, daß zuerst Hero von Alexandrien mehre Vorschläge zur Benutzung des Dampfes gethan hat [64]). Die Vorrichtung bei allen seinen Apparaten war der beim Segnerischen Wasserrade sehr ähnlich. Wenn nämlich der Dampf mit Lebhaftigkeit aus der Dampfkugel strömt, so entsteht auf die der Öff-

59) Nachricht von diesem Verfahren gibt Zoega in einem Briefe an Örsted in Tidsskrift for Naturvidenskaberne No. 8. Kiöbenhavn. 1823. p. 161, wo auch der Apparat abgebildet ist. 60) s. Destillation. Eine für den Techniker und Pharmazeuten sehr lesenswerthe Schrift ist H. Zeise Beiträge zur Anwendung der Wasserdämpfe und der verdichteten Luft in den pharmazeutischen Laboratorien. 8 Altona 1826. 61) *Thomson* im Edinb. Journ. of Sc. VI, 335.

62) Vitruv. Architl, 6. 63) Abhandlungen der königlichen technischen Deputation für Gewerbe. Fol. Berlin 1826. S. 4. 64) *Heronis Alex.* Spiritualium liber. Amstelod. 1680. 4. p. 88. Annales de l'Industrie nat. VIII. 285. Munke in Gehler's Wörterb. N. A. II, 418.

Digitized by Google

nung entgegengesetzte Seite eine größere Reaction, und die Kugel bewegt sich nach einer Richtung, welche derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher der Dampf ausströmt. Befestigte man also an der Kugel an zwei einander entgegengesetzten Seiten Röhren, und würden die Enden nach Richtungen gebogen, welche auf dem durch die Länge der Röhren gehenden Durchmesser senkrecht ständen, so würde die Kugel sich um ihren Mittelpunkt drehen. Der Italiäner Franz Scappi empfahl diese Vorrichtung im Jahre 1570 zum Drehen der Bratspieße[65]), und in der Folge schlug Musschenbroek einen ähnlichen Apparat vor[66]). Eine ähnliche Vorrichtung construirte späterhin Kempelen[67]). Watt suchte auch diese Vorrichtungen in Anwendung zu bringen, allein die Menge des verbrauchten Feuermaterials war so groß und die Wirkung so klein, daß er diese Idee bald aufgab[68]).

§. 77. Ist nun gleich diese Klasse von Maschinen von geringem Nutzen, sobald es sich um ihre praktische Anwendung handelt, so sind sie nichts desto weniger sehr sinnreich, um die Reaction des Dampfes im kleinen zu zeigen. Priestley hat eine Vorrichtung angegeben, um dadurch das Ausströmen der Electricität aus dem sogenannten Spitzenrade zu erläutern[69]); weit bequemer scheint mir der von Muncke construirte Apparat[70]). Eine Kugel Q (Tab. II. fig. 4) von dünnem Messingbleche und hart gelöthet, trägt oben das flache, an den Enden in feine, rechtwinklich nach entgegengesetzten Seiten umgebogene und in feine Spitzen β, β auslaufende Rohr bb. In der Mitte ist dieses flache Rohr durchbohrt, mit einem etwas dickeren Stücke Messing versehen, in welches nach der Einfüllung von etwas Weingeist in die Kugel, das Stück dd vermittelst eines umgewundenen Hanffadens geschoben und somit die Kugel dampfdicht verschlossen wird. Die Kugel wird nun zwischen den entgegengesetzten Spitzen e und k balancirt und die unten befindliche Weingeistlampe angezündet. So wie dieses geschehen ist, beginnt eine schnelle Rotationsbewegung der Kugel, stets abwärts von den Spitzen; wird die Weingeistlampe ausgelöscht, und die Kugel still gehalten, so condensiren sich die Dämpfe sehr schnell, es strömt atmosphärische Luft in die Kugel und die Bewegung erfolgt nun in entgegengesetzter Richtung gegen die Öffnungen.

§. 78. Man hat die Äolipile noch auf eine andere Art benutzt, um Bewegung hervorzubringen. Der Italiäner G. Branca nämlich ließ den aus ihr hervorströmenden Dampf gegen die Schaufeln eines Rades stoßen, und setzte dieses dadurch in Bewegung[71]), aber auch hier ist der Nutzeffect für die Anwendung sehr unbedeutend.

In diese ältere Geschichte der Dampfmaschinen gehören auch noch zwei Nachrichten, über welche das nähere Detail fehlt. Bei Kaiser Karl V. nämlich meldete sich 1543 der Spanier Blasco de Garay, welcher sich erbot, Schiffe durch mechanische Kräfte in Bewegung zu setzen; es wurde am 17. Junius 1543 zu Barcellona ein Versuch angestellt, welcher auch nach Wunsch ausfiel, die Maschine wurde nicht gezeigt, aber dabei bemerkte man, daß viel Dampf in die Höhe stieg[72]). Sodann sagt Mathesius in einer 1562 erschienenen Bergpredigt, man solle auch für den Mann beten, welcher durch Luft und Feuer Wasser erhöhe[73]). Indessen wurden alle diese Vorschläge wenig beachtet. Erst mit dem Marquis von Worcester beginnt die eigentliche Geschichte der Dampfmaschinen.

§. 79. In einer 1663 erschienenen Schrift[74]) beschrieb letzterer unter Nr. 68. die Einrichtung einer Maschine, welche dazu bestimmt war, Wasser durch Dampf zu heben; er war im Stande, einen stetigen Wasserstrom bis zu 40 Fuß zu heben, und zwar konnte er mit einer Tonne Wasser durch Verwandlung in Dampf 40 Tonnen kaltes Wasser heben. Ein Mann wurde dazu gebraucht, zwei Hähne zu drehen und das Feuer zu unterhalten[75]). Jedoch war die Beschreibung selbst sehr dunkel, und es scheint mehr Absicht des Verfassers, den Robison für einen Projectmacher hält, gewesen zu seyn, Aufsehen zu erregen, als nützlich zu werden[76]). Aus einem Manuscripte, das sich in der Harleyschen Samlung im brittischen Museum befindet, geht hervor, daß Samuel Morland im Jahre 1683 dem Könige Ludwig XIV. mehre Methoden vorschlug, Wasser durch Dampf zu heben, nach Tredgold's Vermuthung nur dem Vorschlage des Marquis von Worcester folgend[77]).

Um dieselbe Zeit stellte Papin ähnliche Untersuchungen an. Er lernte die Kraft der Dämpfe durch den nach ihm benannten Digestor kennen, den er bereits seit 1681 zur Auflösung der Knochen benutzte; in der Folge hatte er die Idee, eine große Luftpumpe zu construiren, in dieser einen leeren Raum zu erzeugen und den Luftdruck als bewegende Kraft zu benutzen[78]); da er hiebei viele Schwierigkeiten zu finden glaubte, so schlug er vor, den leeren Raum durch Schießpulver zu erzeugen, oder das durch den Kolben zu heben[79]). Einige Jahre später

65) Opere di Bartolomeo Scappi Venetia 1570 bei Muncke in Gehlers Wörterb. II, 419. 66) *Musschenbroek* Introd. §. 1469. 67) Mém. de l'Ac. de Prusse 1750 und 1751. 68) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. 69) Priestley Geschichte der Electr. S. 279. 70) Gehler's Wörterb. II, 421. 71) Le Machine diverse del Signor Giovanni Branca Rom. 1629 fol. pl. XXV bei *Muncke*.

72) *Navarete* Relations des quatre voyages entrepris par Christophe Colomb. 8. Paris 1828. I, 285. 73) Bergpostille oder Sarepta. Nürnberg 1562. 74) A Century of the Names and Scantlings of the Marquis of Worcester's Inventions. 1663. Einen Abdruck der Abhandlung hat Gregory im zweiten Bande seiner Mechanik gegeben. 75) Reichnungen nach der Idee des Erfinders im Mechanics Magazine, Vol. III. p. 36. und *Tredgold* on steam engine. p 3. *Brewster* Edinb. Journ. of Sc. II, 3[illegible]. 76) *Robison* Mech. phil II, 46. Was mich betrifft, so stimme ich diesem Urtheile vollkommen bei. Ich läugne nicht, daß dieses „Hundert Erfindungen" mich öfter an das „Verzeichniß einer Samlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir. H. S. künftige Woche verauctionirt werden sollen" in Lichtenberg's Schriften. Bd. V, S. 354 erinnert hat. 77) *Tredgold* on steam engine. p. 4. 78) Acta erudit. 1685. p. 410. 79) Acta erudit. 1688. p. 544. 80) Recueil des diverses pièces touchant quelques nouvelles machines. Cassel 1695. Phil. Trans. 1697. p. 88. Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam. Cassel 1707.

Digitized by Google

glaubte er den leeren Raum durch etwas verdampftes und in der Folge condensirtes Wasser zu erhalten [80]), stellte aber erst 1698 auf Veranlassung des Landgrafen Karl von Hessen Versuche an, Maschinen im Großen zu treiben [81]). Es scheint, als ob Papin die Idee zur Einrichtung dieser Maschinen von Niemanden entlehnt habe, da das Princip ganz neu war und von den Vorschlägen früherer Mechaniker, so wie den Apparaten Savary's sehr abwich. Daß er durch den letztern auf mehre Umstände aufmerksam wurde, sagt er selbst.

§. 80. Die erste Dampfmaschine wurde um das Jahr 1698 von dem engl. Capitän Thomas Savary [82]) ausgeführt, welcher am 25. Julius 1698 ein Patent darauf erhielt. Dieses Patent erhielt er nach Robison erst, nachdem er mehre Maschinen wirklich ausgeführt hatte [83]); er beschreibt diese Vorrichtung in einer Schrift: „The Miners Friend", welche um diese Zeit erschien [84]). Im Jahre 1699 machte Savary mehre glückliche Versuche vor dem Könige Wilhelm und vor der königl. Societät, welche zur allgemeinen Zufriedenheit ausfielen [85]). Es ist gewiß, daß Savary die erste Maschine wirklich ausführte, dagegen behauptet Desaguliers [86]), er habe nur die Erfindung des Marquis von Worcester copirt, ja er beschuldigt ihn des Plagiates, indem er behauptet, er habe alle Abdrücke von der Schrift des letzteren gekauft und verbrannt. Robison [87]) nennt diese Beschuldigung voreilig (foolish) und fügt hinzu, Niemand könne aus der vom Marquis von Worcester gegebenen Beschreibung klug werden, wenn er nicht genau die Gesetze des Dampfes kenne. Zu diesen aber wurde Savary durch einen Zufall geführt. Er hatte nämlich eine Weinflasche, worin sich noch eine geringe Menge Wein befand, erhitzt und dann die Öffnung ins Wasser gehalten, worauf dieses mit Lebhaftigkeit hineinströmte [88]).

§. 81. Savary benutzte bei seiner Maschine zugleich die große Expansivkraft des stark erhitzten Wasserdampfes und die Entstehung eines leeren Raumes durch Condensation der Dämpfe. Letzteren Umstand hatte der Marquis von Worcester gar nicht erwähnt. Die wichtigsten Bestandtheile der Maschine sind folgende [89]): (Tab. I. Fig. 11.). Aus einem hinreichend starken Kessel B, welcher auf einem Heerde befestigt ist, und welcher der Dampfkessel heißt, geht eine Röhre C in ein weiteres Gefäß S, welches der Recipient heißt. Diese Röhre C hat einen Hahn, durch dessen Stellung der Eintritt von Dampf aus dem Kessel in den Recipienten möglich gemacht oder verhindert werden kann. Aus dem untern Theile dieses Recipienten läuft eine horizontale Röhre aus, die senkrecht auf einer verticalen ab steht, an welcher die nach oben und unten fortlaufenden Röhren A und D befestigt sind. Über und unter der horizontalen Röhre befinden sich in der verticalen zwei Ventile bei a und b, so eingerichtet, daß das Fluidum durch sie zwar nach oben, aber nicht zurück nach unten fließen kann. Durch die Röhre A fließt das Wasser in ein oberes Bassin, und füllt zum Theil ein Gefäß E, an dessen unterm Theile sich eine Röhre befindet, die durch einen Hahn geöffnet oder geschlossen werden kann. Das durch diesen Hahn fließende Wasser trifft die Röhre C und den Recipienten S.

Das Spiel dieser von Savary zum Heben des Wassers bestimmten Maschine ist sehr einfach. Die Röhre D wird, wie bei jeder andern Pumpe, in das Bassin gesetzt, hierauf unter dem Kessel Feuer angemacht und der Hahn bei C geöffnet. So wie das Wasser in Dämpfe verwandelt wird, treiben diese die Luft vor sich her, das Ventil bei a wird geöffnet, und Luft und Dämpfe entweichen durch die Röhre A. Jetzt wird der Hahn C gedreht, so daß keine Verbindung zwischen Kessel und Recipienten entsteht, Röhre und Recipient aber durch kaltes Wasser aus dem Gefäße E bespritzt. Schnell wird der Dampf in S condensirt, es entsteht ein dampf- und luftleerer Raum, der Druck der Luft treibt das Wasser mit Gewalt in die Röhre D, hebt das Ventil b, und so wird der Recipient S gefüllt, wofern dieser nicht höher als 32 Fuß über der Oberfläche des Wassers im Bassin steht. Ist der Recipient hinreichend erkaltet, und ist das Gleichgewicht zwischen dem Drucke der Atmosphäre und dem Gewichte des Wassers in der Röhre D hergestellt, so fällt das Ventil b zu, der Hahn C wird geöffnet und die Dämpfe treiben durch ihre Elasticität das Wasser aus dem Recipienten durch die Röhre A. Ist dieses geschehen, so wird die Verbindung zwischen Kessel und Recipienten aufgehoben, und der Luftdruck füllt letzteren wieder mit Wasser.

Die erfoderliche Drehung des Hahnes ließ Savary durch einen Menschen vornehmen. Da bei dieser Vorrichtung der Dampf so lange unthätig ist, als der Recipient erkaltet wird, so verband er mit jedem Kessel zwei Recipienten durch besondere Röhren. Während der eine von diesem erkaltet wurde und der Luftdruck in ihn Wasser trieb, wurde das Wasser durch den Dampf aus dem zweiten getrieben, und so wurde kein Feuerwerk unnütz verschwendet. Um das Zerspringen des Kessels zu hindern, brachte er über dem Kessel bei V ein Sicherheitsventil an, er durchbohrte hier den Deckel des Kessels, schliff den Rand gut ab, und legte darauf einen Stempel mit abgeschliffenem Boden, welcher durch ein an einem

---

81) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 8., wo auch eine Beschreibung und Abbildung der Maschine mitgetheilt ist. 82) Einige, wie Robison, schreiben ihn Savary, andere, wie Tredgold und der Bearbeiter des Artikels Steam engine, in der neuen Ausgabe von *Rees* Cyclopaedia schreiben Savery. 83) *Robison* Mech. phil. II, 48. 84) Nach Robison im Jahre 1696, Tredgold sagt, es müsse nach *Switzer's* System of Hydrostatics II, 326 1699 stehen, aber nach Robison erschien 1699 eine zweite Schrift von ihm. 85) Phil. Trans. 1699. XXI, 228. Phil. Trans. abridg. IV, 198. Acta erud. 1700. p. 29. 86) *Desaguliers* Exper. Phil. II, 466. 87) Mech. phil. II, 48., womit auch der Bearbeiter des Artikels Steam engine in *Rees* Cyclop. übereinstimmt. Letzterer macht noch darauf aufmerksam, daß Savary mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ehe er sein Patent erhielt. Keiner seiner Gegner aber gedachte des von Desaguliers erwähnten Umstandes. 88) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 425. Nach *Switzer* Hydrostatics (II, 324) machte er diesen Versuch mit einer Tabakspfeife. 89) *Tredgold* on Steam engine p. 6. *Robison* Mech. phil. II, 50. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 5. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 426. *Rees* Cyclop. Art. Steam engine.

Digitized by Google

Hebel befindliches Gewicht niedergedrückt wurde. Hatte der Dampf im Kessel eine zu große Elasticität, so wurde der Stempel gehoben und der Dampf entwich durch die Öffnung. Der Kessel wurde durch eine mit einem Hahn versehene Röhre g mit Wasser gefüllt.

§. 82. Durch diese Maschine hatte Savary sich ein großes Verdienst erworben, und er construirte viele derselben. Er brachte aber bald darauf einige Veränderungen an ihr an. Statt nämlich den Recipienten durch von außen aufgespritztes Wasser zu erkalten, führte er die aus dem Gefäße E kommende Röhre in den Recipienten, und spritzte das Wasser in sein Inneres, wodurch der Apparat schneller arbeiten konnte. So genügte der Apparat zwar, Wasser bis zu mäßigen Höhen zu heben und dieses zur Bewegung von Maschinen zu benutzen, aber um das Wasser aus tiefen Brunnen zu schöpfen, war der Apparat wenig brauchbar. Durch den Druck der Atmosphäre konnte das Wasser nur bis zu einer Höhe von 30 Fuß gehoben werden, das übrige mußte der sehr bedeutende Druck des Dampfes thun, welcher leicht die Gefäße sprengte. Jedoch auch unter diesen Umständen gebraucht die Maschine so viel Feuerwerk, daß sie weit kostspieliger wird, als andere in der Folge näher zu beschreibende Maschinen. Sollte z. B. das Wasser bis zu einer Höhe von 100 Fuß gehoben werden, so kann die Maschine es etwa 25 Fuß aufsaugen, sie muß es dagegen 75 Fuß in die Höhe drücken. Es muß also der Dampf im Innern eine solche Elasticität haben, daß er, mit Einschluß des Atmosphärendruckes, einer Wassersäule von 105 Fuß also 3½ Atmosphären das Gleichgewicht hält. Wäre nun auch das Gefäß hinreichend stark, so müßte der Dampf, welcher einem Drucke von etwa 3½ Atmosphären das Gleichgewicht hält, eine Temperatur von 140°,6 C haben. Ist das Wasser nun durch Saugen in die Höhe gekommen, so strömt nach Öffnung des Hahnes der Dampf in den Recipienten und kommt mit kaltem Wasser in Berührung, welches vielleicht eine Temperatur von 10° hat. Es findet daher in dem Raume über dem Wasser eine unglaublich schnelle Condensation des Dampfes statt, welche so lange fortdauert, bis die Oberfläche des Wassers bis zu derselben Temperatur erwärmt ist. Glücklicherweise ist das Wasser ein so schlechter Wärmeleiter, daß nur seine obersten Schichten bei diesem Vorgange erhitzt werden. Erst jetzt, wo diese Temperatur im Innern des Recipienten erzeugt ist, wirkt der Dampf durch seine Elasticität und drückt die Wassersäule in die Höhe. Aber selbst während dieser mechanischen Wirkung des Dampfes dauert die Condensation noch fort, denn so wie Wasser aus dem Recipienten entfernt wird, findet eine Condensation an den Theilen des Recipienten statt, welche vorher mit dem kalten Wasser in Berührung standen, ja es erfolgt dieser Niederschlag noch viel schneller, als der frühere auf der Oberfläche des Wassers, weil der metallene Recipient als guter Wärmeleiter die Hitze weit schneller durch seine Masse strömen läßt. Durch diesen Vorgang wird dann aufs neue die Wirksamkeit der Maschine verzögert. Savary scheint diesen Vorgang schon genau gekannt zu haben, denn er sagt, man könne auf der Oberfläche des Recipienten die Stelle, bis zu welcher das Wasser steht, ebenso leicht sehen, als ob er durchsichtig wäre. So weit nämlich als jener mit Dampf gefüllt ist, wäre er an der äußern Oberfläche trocken und so heiß, daß man ihn kaum mit der Hand berühren könne; so weit aber das Wasser steht, ist er auswendig kalt, und Wassertropfen, welche dahin gefallen sind, bleiben daselbst hängen, verschwinden aber sogleich, wenn der Dampf im Innern bis zu den Stellen gelangt, wo sie sich befinden [90]). Ist aber die Höhe nicht sehr groß, dann ist die Maschine nach Robison's Urtheil eine der wirksamsten, da Reibung fast nicht vorhanden ist, der Apparat also sehr dauerhaft ist [91]).

Verschiedene Physiker bemühten sich, der Maschine Savary's bequemere und vortheilhaftere Einrichtungen zu geben, so Desaguliers [92]), welcher nur einen Recipienten nahm, um Dampf von größerer Elasticität zu erzeugen. Nach seiner Angabe bauete er 7 solcher Maschinen, die erste für Peter den Großen, wo der Kessel ungefähr 43 Kubikfuß, der Recipient 7½ Kubikfuß enthielt. Letzterer wurde in einer Minute viermal gefüllt und geleert. Das Wasser wurde durch diese Maschine etwa 39 Fuß hoch gehoben.

Weidler [93]), Sturm, Leupold [94]), Gensenne [95]) schlugen Verbesserungen vor. Namentlich empfahl der Portugise de Moura [96]) eine Vorrichtung, wodurch die Hähne von selbst geöffnet würden, welche aber wenig Beachtung fand, da man die Savary'schen Maschinen damals (etwa 1750) wenig mehr benutzte. Im Jahre 1766 erhielt Blackey ein Patent auf Verbesserung der Savary'schen Maschine [97]). Später trat Kier mit einer neuen Einrichtung auf, wobei er von dem gehobenen Wasser ein Rad treiben ließ [98]). Unter mehren, die sich bemüht haben, diese Maschine vollkommener herzustellen, mögen noch François in Lausanne [99]), Nancarrow in Amerika [1]), der dadurch ein oberschlächtiges Rad in Bewegung setzte, Henderson und Chabannes [2]), James Boaz [3]) (1805), Richard Witty in Hull [4]), Johann Pontifex [5]) (1819) und Manoury d'Ectot [6]) erwähnt werden.

---

90) *Rees* Cyclop., Steam engine. 91) *Robison* Mech. phil. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 7. 92) Cours de Phys. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10. 93) Tract. de mach. Hydraul. p. 84. 94) Theatr. Mach. II. Tab. 30. 95) Mém. de l'Acad. 1744. 96) *Smeaton* in Phil. Trans. XLVII, 437. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10. 97) *Blackey* sur les pompes à feu. Amst. 1774. 4. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 11. *Ferguson* Lectures I, 312. 98) Abh. der königl. techn. Deput. S. 12. 99) Mém. de la Soc. des sciences phys. de Lausanne I, 51. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 13. 1) Trans. of the American Phil. Soc. IV, 348. Repert. of Arts XIV, 329. Phil. Magaz. IX, 300. Borgnis compos. des machines p. 91. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 14. 2) Description des machines et procédés specifiés dans les brevets d'invention III, 69. 3) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 15. 4) Repertory of Arts Sec. series XXVIII, 100. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 16. Bibl univ. VI, 227. 5) Annales des mines V, 381. Ann. de l'industrie II, 257. 6) Ann. de Chimie XVIII, 139. Ann. de l'industrie IV, 225.

Digitized by Google

Diese letztere wurde von Prony, Girard und Gay-Lussac untersucht und damit zugleich andere Maschinen verglichen, welche nicht einmal zu den besten zu gehören schienen. Aus dieser Untersuchung ergab sich, daß der Effect der Savary'schen Maschine nur ⅓ von dem einer Watt'schen und ⅓ von dem einer Woolf'schen war, so daß diese Klasse nicht zu empfehlen ist.

§. 83. Eine zweite Klasse von Dampfmaschinen wird mit dem Namen Rotationsmaschinen bezeichnet. Bei ihnen liegt der oben (§. 77.) erwähnte Versuch zum Grunde. Amontons legte im Jahre 1699 der Pariser Akademie die Beschreibung seiner Maschine vor [7]). Die sehr complicirte Vorrichtung besteht in einer Zahl von Zellen, die in der Peripherie eines Rades angebracht sind, und welche durch sehr verwickelte krumme Kanäle mit einander in Verbindung stehen. Ein Theil dieser Peripherie wird der Hitze eines Ofens ausgesetzt, während ein anderer sich in einer Cisterne von kaltem Wasser befindet. Die Kanäle waren so eingerichtet, daß der Dampf das Wasser aus den Zellen auf einer Seite nach denen auf der andern trieb, dadurch wurde letztere schwerer, und es entstand so eine Umdrehung des Rades, welche sich weiter benutzen ließ.

Leupold, welcher die Ausführung dieses Rades für schwierig hielt, gab eine andere Vorrichtung an, die er jedoch im Großen nicht für ausführbar hielt, weil sie zu viel Brennmaterial erfodere. Auch Watt versuchte es, eine solche Maschine zu construiren, und schloß sie in sein Patent vom 5ten Januar 1769 ein [8]). Er wollte einen Dampfbehälter construiren, welcher die Form von hohlen Ringen hätte, oder von kreisförmigen Kanälen mit gehörigen Ein- und Ausmündungen für den Dampf. Dieser Dampfbehälter sollte auf einer horizontalen Welle befestigt seyn und sich mit ihr umdrehen. Eine Anzahl im Innern angebrachter Ventile sollte einen schweren Körper nur in einer Richtung in den Kanälen umlaufen lassen und dieser einen Theil des Kanales ganz ausfüllen. Der Körper befindet sich vermöge seines Gewichtes in der untersten Stelle des Ringes; trit nun der Dampf zwischen ihn und ein Ventil ein, so wird der Körper in die Höhe getrieben, dadurch das Gewicht auf dieser Seite des Ringes vermehrt und so Umdrehung bewirkt. Watt selbst fand aber bald viele Schwierigkeiten, gute Maschinen dieser Art zu construiren, und gab daher die Idee wieder auf [9]).

§. 84. Im Jahre 1788 erhielt Kempelen ein kaiserliches Patent auf eine Rotationsmaschine, welche aber nichts weiter war, als die Dampfkugel mit horizontalen Röhren [10]). Die Maschine, auf welche Cartwright im Jahre 1797 ein Patent erhielt [11]), scheint nie ausgeführt zu seyn. Auch die Maschine von Cooke [12]) wirkt schlecht, da die Reibung sehr groß ist. Sadler erhielt im Jahre 1791 ein Patent auf eine rotirende Maschine [13]), die aber ebenso wenig Glück machte. Auch Hornblower schlug ähnliche Einrichtungen vor [14]). Obgleich die große Wirkung der gewöhnlichen Maschinen und die Schwierigkeit, gute Rotationsmaschinen zu construiren, längst erwiesen war, so wurden nichts desto weniger noch in der Folge Abänderungen dieser Maschinen vorgeschlagen. So von Murdock [15]) im Jahre 1799, Flint im Jahre 1805 [16]), Menault im Jahre 1805 [17]), Richard Wilcox im Jahre 1806 *), Thomas Mead im Jahre 1808, Samuel Clegg im Jahre 1809, William Chapmann im Jahre 1810, Trevithik im Jahre 1815, Joseph Turner im Jahre 1816, William Congreve im Jahre 1818 u. s. w. Die meisten dieser Maschinen sind in den Abhandlungen der königl. techn. Deputation für Gewerbe abgebildet und beschrieben.

§. 85. Weit vorzüglicher als die bisher beschriebenen Maschinen sind diejenigen, in denen sich ein Kolben befindet, welcher durch den Dampf in Bewegung gesetzt wird. Bei den älteren von diesen Maschinen war der Dampf nur ein Mittel, einen leeren Raum zu erzeugen, so daß hiedurch der Vorschlag von Papin (§. 79.) ausgeführt wurde. Die Zinnminen in Cornwallis foderten gute Maschinen zum Austrocknen, und Savary's Vorrichtungen hatten viel Aufsehen gemacht. Der Schmidt Thomas Newcomen und der Glaser John Cawley, beide zu Dortmouth in Devonshire, faßten die Möglichkeit, durch Dampf Bewegung zu erzeugen, lebhaft auf. Ersterer hatte viele Bildung und stand mit dem Doctor Hooke in Verbindung. Unter den Papieren des letzteren, die sich im Besitze der königl. Societät zu London befinden, sind einige Bemerkungen zum Gebrauch seines Landsmannes Newcomen in Betreff von Papin's Vorschlag wegen Anwendung der Luftpumpe, und er hielt es nur für nöthig, das Vacuum schnell zu erzeugen. Es ist wahrscheinlich, daß Newcomen durch diesen Briefwechsel auf die Idee kam, das Vacuum durch condensirten Wasserdampf zu erzeugen. So entstand Newcomens Maschine; Savary machte auf ihre Entdeckung Anspruch; aber Switzer, welcher beide persönlich kannte, gibt Newcomen bestimmt als Erfinder an. Letzterer, welcher als Quäker Streit zu vermeiden suchte, theilte mit Savary Ehre und Vortheil der Erfindung, und durch letzteren erhielten sie 1705 ein Patent [18]). Die Ausführung zeigte indessen mehr Schwierigkeiten, als man anfänglich erwartet hatte, und erst im Jahre 1711 stellte Newcomen eine Maschine auf, um bei Bergwerken das Grubenwasser auszuschöpfen. Im Jahre

7) Mém. de Paris. 1699. p. 112. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 431. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 138. *Leupold* Theatr. mach. §. 397. 8) *Robison* Mech. phil. II, 119. 9) Daſ. S. 133. 10) Abh. der königl. techn. Deput. S. 139. 11) Repertory of Arts. X, 7.

12) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 140. 13) Dieſ. S. 140. 14) Repertory of Arts IX, 269. 15) ibid. XIII, 11. 16) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 143. 17) ibid. p. 148. Brevets d'invention III, 222. *) Daſ. S. 145. 18) *Robison* Mech. phil. II, 57. Die Idee zu diesen Maschinen, welche mit Recht Newcomensche heißen, soll durch Zufall aufgefunden seyn. *Desaguliers* exp. phil. II, 533.

Digitized by Google

1712 einigte er sich mit dem Besitzer einer Kohlengrube zu Griff in Warwickshire, und errichtete dort eine Maschine; die nächste erbauete er 1718 in einer Kohlengrube in der Grafschaft Durham, wobei Beighton einige Verbesserungen anbrachte. Erst jetzt wurden die Vortheile der Maschine bekannter, und sie fand mehr Eingang [19]).

§. 86. Ich habe auf Taf. II. Fig. 1. die Abbildung der wichtigsten Theile einer solchen Maschine gegeben [20]). A ist ein großer Kessel, welcher mit Wasser gefüllt wird und in einem eigens erbauten Ofen steht. In geringer Entfernung über diesem Kessel befindet sich ein Cylinder CBBC von Metall, welcher vollkommen ausgebohrt seyn sollte, was aber nach den Untersuchungen von Watt nie der Fall war [21]). Der Kessel steht mit diesem Cylinder durch eine Dampfröhre NQ in Verbindung. Die untere Öffnung dieser Röhre wird durch die Platte N verschlossen, welche gut abgeschliffen ist und genau auf die Öffnung der Röhre paßt. Diese Platte, welche der Regulator oder Dampfhahn heißt, dreht sich horizontal um eine Axe ba, welche in dem obern Theile des Kessels befestigt und gut abgeschliffen ist. Eine Kurbel bT dient dazu, die Platte N um ihre Axe zu drehen.

In dem Cylinder befindet sich ein Kolben P, welcher mit Leder und Hanf umwickelt wird, damit ein genauer Schluß entstehe, und über welchem sich etwas Wasser zur Erlangung des letztern befindet. Die Kolbenstange PD hängt an einer Kette, welche an dem obern, kreisförmig gearbeiteten Ende DF eines Hebels hing, der sich um den Punkt O drehen konnte. An dem andern Ende dieses Hebels HK, welcher Balancier heißt, befand sich ein ähnlicher Bogen EG, an dessen Ende sich eine Kette EX befand, welche die Kolbenstange der Pumpe trug, die das Wasser heben sollte. Die Last auf dieser Seite des Balanciers ist bedeutend größer als das Gewicht des Kolbens P auf der andern Seite.

Etwas über dem Cylinder befindet sich ein Gefäß W, welches das Einspritzgefäß heißt; von ihm läuft die Einspritzröhre (Injectionsröhre) ZSR aus, welche durch den Boden des Cylinders in letzteren geht und sich bei R in einem feinen Loche oder Siebe endigt. In dieser Röhre befindet sich ein Hahn S, welcher sich durch eine Kurbel V drehen läßt und der Einspritzhahn heißt.

Auf der entgegengesetzten Seite des Cylinders befindet sich ein wenig über seinem Boden eine Röhre, die nach oben gebogen ist und dann durch ein Ventil f geschlossen wird, welches das Blase- oder Blubberventil heißt; etwas über ihm steht in der Röhre noch Wasser, welches einen bessern Schluß des Ventils bewirken soll.

Von dem Boden des Cylinders läuft eine Röhre degh aus, deren unteres Ende nach oben gebogen und mit einem Ventil h geschlossen ist. Dieser Theil befindet sich in einem Gefäße Y, welches der warme Wasserkasten heißt, die Röhre selbst heißt die Ausflußröhre. Der Kessel hat außerdem ein nicht abgebildetes Sicherheitsventil, das meistens mit einem bis zwei Pfunden auf den Quadratzoll belastet wird.

§. 87. Das Spiel dieser Maschine, welche auch atmosphärische Maschine heißt, ist sehr einfach. Wir wollen annehmen, das Wasser im Kessel sei in vollem Sieden, die Maschine stehe so, wie sie abgebildet ist, und der Dampf- und Einspritzhahn seien geschlossen. Öffnet man nun den Dampfhahn, so strömt mit Gewalt Dampf in den Cylinder, dehnt die Luft aus, welche durch das Blubberventil entweicht, und wird zum Theil von dem kalten Kolben und dem Cylinder condensirt. Das condensirte Wasser bewegt sich durch die Ausflußröhre und hebt das Ventil h. Nach einiger Zeit, wenn Cylinder und Kolben hinreichend erhitzt sind, strömt auch Dampf durch das Blasenventil. Geschieht dieses mit Schnelligkeit, so öffnet sich auch das Sicherheitsventil. Jetzt wird der Dampfhahn geschlossen und der Einspritzhahn geöffnet; sogleich spritzt das kalte Wasser in den Cylinder, condensirt den Dampf, erkaltet Cylinder und Kolben, und so wird die Elasticität des Dampfes sehr vermindert. Der Druck der Atmosphäre treibt den Kolben abwärts, die Pumpenstampe L wird also vermittelst des Balanciers gehoben. So bewegt sich der Kolben mit beschleunigter Geschwindigkeit gegen den Boden des Cylinders, bis endlich die Elasticität der durch Sieden aus dem Wasser frei gewordenen und im Cylinder enthaltenen Luft mit der Last bei E im Gleichgewichte steht. Ist in diesem Falle der Kolben zur Ruhe gekommen, so schließt der Aufseher den Einspritzhahn und öffnet den Dampfhahn. Mit Schnelligkeit strömt der Dampf in den Cylinder, öffnet das Blasenventil und treibt die Luft hinaus, und treibt nicht nur das Wasser durch die Röhre degh, sondern hebt auch den Kolben, worauf sich der eben beschriebene Vorgang wiederholt.

Eine sehr einfache Betrachtung zeigt die große Wirksamkeit dieser Maschine. Wir wollen annehmen, der Luftdruck betrage 28″, so wirkt dieser auf einen Quadratfuß mit einem Gewichte von etwas mehr als 2300 Pfund. Würde nun durch Einspritzen des Wassers ein vollkommen luftleerer Raum erzeugt, und hätte der Kolben eine Oberfläche von 3 Quadratfuß, so würde er mit einer Kraft von 6900 Pfund hinabgedrückt, und so groß könnten Last und Reibung seyn. Indessen wird hier kein völliges Vacuum erzeugt. Robison überzeugte sich durch Versuche, daß die Temperatur des Wassers über dem Kolben nie kleiner war als 46° R, und nach den Messungen von Watt schwankte die Wärme des Ausflußwassers zwischen 49° R und 63° R [22]). Nehmen wir also das Mittel, so wurde das Innere des Cylinders nur etwa bis 55° erkaltet; dieser Raum war mit Dampf gefüllt, dessen Elasticität

19) Abh. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 19.
20) *Robison* Mech. phil. II, 53. *Tredgold* on Steam engine. p. 9. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 19 und andere.
21) *Robison* Mech. phil. II, 53.
22) *Robison* Mech. phil. II, 96.

Digitized by Google

etwa 8 bis 10 Zoll betrug, nahe das Drittel des wirkenden Atmosphärendruckes; dieser innere Druck wirkt dem äußern entgegen, und demnach beträgt der Druck auf jeden Quadratfuß nur etwa $\frac{1}{3}$. 2300 nahe 1500 Pfund.

§. 88. An dieser Maschine wurden bald einzelne Abänderungen angebracht. Ein großer Theil ihrer Wirkung hing von der Aufmerksamkeit des Arbeiters ab. Drehte dieser die Hähne zu früh oder zu spät, so wirkte sie nicht so gut als sie sollte. Ein Knabe, Humphry Potter, welcher bei einer solchen Maschine zum Reguliren der Hähne angestellt war, fand diese Aufsicht zu langweilig und verband mit dem Balancier eine Vorrichtung, welche die Hähne drehte [23]). Eine gut gearbeitete Maschine dieser Art verfertigte Henry Beighton im Jahre 1718 zu New-Castle on Tyne; er gab zugleich eine Tafel, nach welcher sich die Wirkung der Dampfmaschinen berechnen ließ [24]). Zeichnete er sich auch nicht durch neue Ansichten aus, so scheint seine gesunde Anwendung der Theorie für die Praxis viel nützlicher gewesen zu seyn, als die fruchtlosen Speculationen seiner Vorgänger [25]).

Die Maschine von Newcomen war zur Zeit ihrer Erfindung von der größten Wichtigkeit. Viele Bergwerke in England litten so sehr an Überschwemmungen, daß man sich genöthigt sah, sie eingehen zu lassen. Durch die Dampfmaschinen wurde es nicht nur möglich, diese Gruben zu bearbeiten, es wurden auch viele neue Werke eröffnet. Da die Kohlen meistens wohlfeil waren, so achtete man auf die große Menge von Wärme, welche bei dieser Maschine verloren geht, um so weniger, da man dadurch das Wasser weit wohlfeiler förderte, als durch die früheren Roßmühlen. Die Dimenstonen der Maschine wurden nach und nach vergrößert. Lange begnügte man sich mit solchen, deren Cylinder einen Durchmesser von höchstens 36″ hatte, die Bedürfnisse mancher Gruben nöthigten jedoch bald ihnen einen Durchmesser von 50 bis 72 Zoll zu geben. Es erfolgten nun mehre Vorschläge, diese Maschinen zu vervollkommnen. So erhielt James Brindley im Jahre 1759 ein Patent für Abänderungen, fand aber so viel Schwierigkeiten, daß er sie nicht ausführen konnte [26]). Ebenso bekam Jonathan Hull im J. 1736 ein Patent, um mittelst einer Dampfmaschine Ruderräder auf einem Schiffe und dadurch das Schiff selbst zu bewegen [27]); aber seine sinnreich ausgedachten Vorschläge kamen nie zur Ausführung. Im J. 1757 gab Keane Fitzgerald mehre Vorrichtungen an, um die Dampfmaschinen, die man bis dahin nur zu der Bewegung von Pumpen gebraucht hatte, auch zu andern Arbeiten zu benutzen; er schlug zugleich ein Schwungrad vor, um eine gleichförmige Bewegung zu erhalten [28]). Aber erst 1768 wurde auf der Hartley-Grube in Northumberland eine Maschine gebaut, welche außer dem Wasserschöpfen auch zum Fördern der Kohlen diente [29]).

Um diese Zeit trat John Smeaton mit seinen Arbeiten auf [30]). So wie sich alle seine Untersuchungen durch Eleganz auszeichnen, so auch diese. Nach den besten vorhandenen Maschinen bestimmte er die Verhältnisse ihrer Theile im J. 1765, aber erst 1774 konnte er seine Vorschläge ausführen lassen, und dadurch reducirte er das Feuermaterial auf $\frac{1}{4}$ des früher gebrauchten.

§. 89. Wirkten nun gleich die nach Newcomens Princip construirten Maschinen weit besser als die Savaryschen, so waren sie doch mit vielen Nachtheilen verbunden. Wenn das Einspritzwasser in den Cylinder trat, so mußte sein ganzes Inneres erkaltet und dieses nachher erst wieder durch Condensation des Dampfes erwärmt werden, in beiden Fällen aber wurde viel Feuerwerk unnütz verschwendet. Hatte besonders Smeaton diesem letzteren Übelstande abgeholfen, so wurde doch nie die Luft ganz aus dem Cylinder entfernt und die ganze entwickelte Dampfmenge nicht auf das vortheilhafteste benutzt. Mit James Watt beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Dampfmaschinen. Er war Mechanikus für mathematische Instrumente in Glasgow und wurde im Jahre 1759 durch John Robison, welcher daselbst studirte, auf die Dampfmaschinen aufmerksam. Letzterer schlug vor, diese Maschinen zur Bewegung von Wagen zu benutzen. Im Jahre 1761 oder 1762 stellte Watt mehre Versuche über Elasticität des Dampfes in einem Papinschen Digestor an und construirte eine kleine Maschine. Im Winter 1763—1764 mußte er das Modell einer Newcomenschen Maschine repariren, welche der Universität Glasgow gehörte. Die Maschine wirkte sehr schlecht und erfoderte viel Feuerwerk, zumal da durch Einspritzen des Wassers in den Cylinder eine ungeheure Menge von Wärme verloren ging. Versuche, welche er über die Dichtigkeit des Dampfes anstellte, zeigten ihm, wie viel Dampf der Cylinder bei jedem Hube fasse, und hier lernte er erst die Verschwendung bei diesen Maschinen kennen. Die latente Wärme, welche Watt kennen gelernt hatte, ohne etwas von Black's Arbeiten zu wissen, gab ihm über viele Punkte Aufschlüsse. Er sah daher ein, daß zur Ersparung von Feuerwerk nicht sowol die Construction der Öfen, als vielmehr eine ökonomische Benutzung des Dampfes von größter Wichtigkeit sei. Durch Versuche überzeugte er sich, daß der Dampf, welcher beim abwechselnden Erwärmen und Erkalten des Cylinders verloren ging, etwa 3 bis 4 Mal so viel betrug, als die Dampfmenge, welche zur Bewegung der Maschine nöthig war. Aber erst im Anfange

23) Mumke in Gehler's Wörterb. II, 439. *Rees* Cyclop., Art. Steam engine. 24) Table of the dimensions and power of the Steam engine 1717. 25) *Tredgold* on Steam engine. p. 18. Beschreibung in der Abh. der kön. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 21. *Robison* Mech. phil. II, 70. 26) Abh. der königl. techn. Deputat. 27) A Description and draught of a new invented machine for corrying vessels or ships out of or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737. *Tredgold* on Steam engine p. 14.

28) Phil. Trans. L, 53 und 157. 29) Abh. in der königl. techn. Deputat. S. 28. 30) Reports of the late John Smeaton made on various occasions in the course of his employment as civil engineer. Lond. 1812. I, 223. II, 338.

Digitized by Google

des Jahres 1765 kam er auf die Idee, den Dampf nicht im Cylinder selbst, sondern in einem besondern, mit jenem verbundenen Gefäße zu condensiren. Bald darauf kam er auf die Anwendung der Luftpumpe, um alle Luft und das condensirte Wasser aus dem Cylinder und dem Condensationsgefäße zu entfernen; auch ließ er den Dampf wieder auf den Kolben von oben drücken. So kam er im Jahre 1768 um ein Patent für seine Verbesserung der Dampfmaschine ein, welches er am 5. Januar 1769 erhielt [31]). Es war das ganze Unternehmen eine sinnreiche Speculation, zu deren Ausführung aber ein bedeutendes Kapital erfoderlich war. Er verband sich anfänglich mit dem Doctor Roebuck, beide wollten eine große Maschinenbau-Anstalt anlegen, aber sie fanden bei Ausführung ihres Planes mehr Schwierigkeiten, als sie anfänglich geglaubt hatten. Erst nachdem der Eisengießer John Wilkinson die Vorrichtungen zum Bohren und Poliren der Cylinder verbessert hatte, gelang es ihnen, bessere Maschinen zu liefern. Roebuck zog sich von der Gesellschaft zurück, und Watt verband sich nun im Jahre 1774 mit Mathew Boulton, welcher zu Soho eine große Maschinenbau-Anstalt besaß, und erst jetzt fand Watt einen angemessenen Wirkungskreis, in welchem er bis zum Jahre 1800 blieb, wo er sich von dem Geschäfte zurückzog [32]). Aber noch waren nur wenige Maschinen gebaut, die Zeit des Patentes bald verlaufen; da wurde diese durch Parlamentsbeschluß vom 29. November 1774 noch auf 25 Jahr verlängert.

§. 90. Watt hat bei seinen Maschinen in der Folge so viele Veränderungen vorgenommen, daß es hier zu ausführlich werden würde, sollte ich alle einzelnen Einrichtungen mittheilen. Ich will daher eine Beschreibung der Wattschen Maschinen im Allgemeinen nach Robison und Watt geben [33]). Es ist A (Taf. II. Fig. 2.) der Kessel, der Cylinder ist mit einer starken Metallplatte gh geschlossen, in deren Mitte sich eine Büchse kl befindet, die inwendig mit Hanf ausgefüttert ist, welcher fest an die gut abgedrehte Kolbenstange PD schließt, so daß letztere sich auf und ab bewegen kann, ohne daß Luft in den Cylinder treten kann. Von dem obern Theile des gewölbten Kessels läuft eine Röhre BCIOQ aus, welche, nachdem der horizontale Theil den Cylinder erreicht hat, sich in zwei Arme theilt; der eine, ZM, trit in den obern Theil des Cylinders, der zweite ON trit bei N am Boden in den Cylinder. Bei I befindet sich ein Ventil, welches von unten nach oben geöffnet wird, ein ähnliches, sich nach derselben Richtung öffnendes befindet sich bei L. Die Röhre LO geht vertical nach unten, und ihr unterer Theil L befindet sich in einer Cisterne cdef, welche kaltes, stets zu erneuerndes Wasser enthält. Diese Röhre läuft von Q aus nahe horizontal in der Cisterne fort und endigt sich bei R mit einer Pumpe T. Der Kolben S dieser Pumpe hat Klappenventile, die sich von unten nach oben öffnen, und seine Stange SS, die bei T durch eine mit Hanf gefüllte Büchse geht, hängt vermittelst einer Kette an einem Bogen am Lastarme des Balanciers. Am Boden dieser Pumpe befindet sich bei R ein Ventil, welches sich bei jedem Drucke öffnet, welcher nach QR gerichtet ist, sich aber für einen entgegengesetzten Druck schließt. Diese Pumpe gibt ihren Inhalt an eine zweite Pumpe XY vermittelst der Röhre tX. Diese zweite Pumpe hat ein Ventil bei X und ein gewöhnliches Klappenventil in dem Kolben bei Z. Die Kolbenstange ZZ hängt ebenfalls vermittelst einer Kette an dem Balancier. Die beiden Ventile I und L werden durch Hebel geöffnet und geschlossen, die mit dem Balancier in Verbindung stehen. Eine gekrümmte Röhre abo trit in die vertical stehende Röhre ein wenig über Q. In ihr befindet sich bei o eine kleine Öffnung zum Ausspritzen von Wasser; an dem andern Ende a, welches sich unter der Oberfläche des Wassers in der Cisterne befindet, ist ein Ventil v angebracht, welches mit einer am Balancier befestigten Stange bu in Verbindung steht, durch welche das Ventil gehoben oder gesenkt wird. Die übrigen Ventile R, X, S und Z öffnen oder schließen sich je nach den Drucken, welche auf sie wirken.

§. 91. So wie die Maschine hier abgebildet ist, befindet sie sich in Ruhe, indem die Last überwiegend ist, der Kolben P seine höchste, S und Z ihre niedrigste Stelle einnehmen. Wir wollen annehmen, auf irgend eine Art werde unter dem Kolben P ein Vacuum erzeugt, und das Ventil I sei geschlossen, so schließen sich auch sogleich die Ventile R und v. Es werde I geöffnet. Der Dampf im Kessel, welcher die Elasticität der äußern Luft hat, bewegt sich mit Schnelligkeit in den Raum über den Kolben und übt auf ihn den Druck der Atmosphäre aus, der Kolben wird deprimirt und das andere Ende des Balanciers gehoben. Hat endlich der Kolben die tiefste Stelle erreicht, so schließt die Maschine das Ventil I und öffnet L. Es wird dadurch eine Verbindung zwischen dem obern und untern Theile des Cylinders hergestellt; der Dampf strömt durch die Röhre MLON und der Kolben erleidet jetzt von beiden Seiten gleiche Drucke, die Last hebt ihn also aufs neue in die Höhe, was um so leichter möglich ist, da der Dampf, der sich in einen größeren Raum ausdehnte, auf die obere Seite des Kolbens einen Druck ausübt, welcher kleiner ist, als der der Atmosphäre. Hat der Kolben den obersten Theil des Cylinders erreicht, so wird das Ventil geschlossen, dagegen I und v geöffnet. In dem ganzen Raume unter dem Kol-

31) Die Specification bei *Robison* Mech. phil. II, 119. Repertory of Arts I, 217. Abhandl. d. königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 30. Die Erzählung der Geschichte nach Watt bei *Robison* l. l. 32) Nach Watts Erzählung ist in dem Artikel Boulton (Thl. XII. S. 180) die Angabe des Jahres ihrer Verbindung zu berichtigen. Beide errichteten die Maschinen auf Kosten der Käufer; dann wählten letztere die beste atmosphärische Maschine in ihrer Nachbarschaft, bei welcher mit derselben Art von Kohlen gefeuert wurde, verglichen die Menge verbrauchter Kohlen bei einerlei Arbeit und bezahlten an Boulton und Watt eine bestimmte Zahl von Jahren ⅓ des ersparten Feuermaterials. Obgleich sich Watt 1800 von dem Geschäfte trennte, so dauerte die Freundschaft beider bis zu Boulton's Tode fort. „Als ein dieser Freundschaft gebührendes Denkmal muß ich erklären, daß seiner freundschaftlichen Aufmunterung, seiner Theilnahme an wissenschaftlichen Untersuchungen, seiner bereitwilligen Anwendung derselben auf die Künste und seiner genauen Kenntniß des Gewerb- und Fabrikwesens, so wie seinen großartigen Ansichten und Unternehmungsgeiste ein großer Theil des Erfolges meiner Anstrengungen zugeschrieben werden muß." Watt bei *Robison* Mechan. phil. II. 144. 33) *Robison* Mech. phil. II, 109.

Digitized by Google

ben befindet sich nun ein Dampf von sehr verminderter Elasticität, welcher einen geringern Druck als die Atmosphäre ausübt, und daher wird das Ventil R geschlossen. Wird nun v geöffnet, so wird durch die Öffnung o Wasser aus der Cisterne in die ohnehin kalte Röhre OQR gespritzt; der Dampf wird hier condensirt, und mit Schnelligkeit strömt neuer Dampf aus dem untern Theile des Cylinders in den leeren Raum, um in demselben Momente condensirt zu werden. Inzwischen drückt der Dampf, der aus dem Kessel angekommen ist, auf die obere Seite des Kolbens, er sinkt daher aufs neue und es beginnt der zweite Hub.

Inzwischen fließt das durch Condensation des Dampfes erwärmte Wasser nach dem untern Theile der Röhre OQR; da ferner jedes Wasser eine größere oder geringere Menge Luft enthält, welche beim Sieden frei wird, so ist diese Röhre auch zum Theil mit Luft gefüllt. Um diese nebst dem Wasser zu entfernen, sind die Pumpen ST und XY angebracht. Hat der Kolben S den obersten Theil der Pumpe erreicht, so entsteht in dem Stiefel von dieser ein leerer Raum, Luft und Wasser öffnen also das Ventil R und strömen durch dieses. Bewegt sich der Kolben wieder nach unten, so öffnen beide die Ventile des Kolbens, fließen hierauf in die Pumpe XY und werden beim folgenden Hube in diesem gehoben. Die Luft entweicht bei XY nach außen, von dem Wasser geht so viel als nöthig ist durch eine Röhre Yg in den Kessel. Im Allgemeinen ist es gleichgiltig, ob die Kolben S und Z von dem Kraft- oder dem Lastarme des Balanciers gehoben werden, nach mehrfachen Erfahrungen scheint es vortheilhafter, sie mit ersterem zu verbinden. In der Zeichnung findet das Gegentheil statt, um diese deutlicher zu machen.

§. 92. Der Vortheil, welchen diese Maschinen gewähren, ist sehr einleuchtend. Bei den atmosphärischen Maschinen von Newcomen wird ein sehr bedeutender Theil der Kraft dazu verwendet, um beim Aufsteigen des Kolbens den Druck der Atmosphäre zu überwältigen; dieser Theil der Kraft kann selbst bei guten Maschinen ⅓ der ganzen Kraft betragen. Der größte Vorzug der Maschine Watt's besteht aber darin, daß der Dampf nicht in dem Cylinder selbst condensirt wird, der heiße Cylinder ist daher stets trocken und es wird kaum etwas mehr Dampf verbraucht, als erfoderlich ist, den Cylinder zu füllen, so daß nur eine geringe Verschwendung desselben statt findet. Ehe Watt indessen dahin kam, dieses zu erreichen, hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Um den Einfluß einer äußern Erkaltung zu verhindern, umgab er den Cylinder mit einem zweiten, welcher heißen Dampf enthielt und auch diesen schloß er in einen hölzernen Mantel. Um ferner an den Verbindungsstellen ein Ausströmen des Dampfes zu hindern, wurden Kolben, Cylinder und Kolbenstangen auf das sorgfältigste abgedreht und polirt. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß eine Wattsche Maschine von dieser Construction nicht ⅓ der Feuerung erfodert, welche zu einer atmosphärischen erfoderlich ist; ja selbst wenn der Kolben nicht sorgfältig schließt, ist der Schaden nicht so groß als bei einer atmosphärischen; strömt bei letzterer während des Sinkens des Kolbens etwas atmosphärische Luft unter letzteren, so kann die ganze Bewegung aufgehalten werden; wenn dagegen bei einer Wattschen auch etwas Dampf durchdringt, so wird dieser so schnell condensirt, daß er kaum einen bedeutenden Gegendruck ausüben kann. Watt selbst richtete seine Maschinen so ein, daß er das Ventil bei l noch schließen konnte, ehe der Kolben die tiefste Stelle des Cylinders erreicht hatte; dann wirkte der Dampf, der sich in einen größern Raum ausdehnte, mit geringerer Kraft auf den Kolben, eine Einrichtung, welche dann von Nutzen ist, wenn die Last kleiner ist, als im Mittel. Deßhalb heißt diese Klasse von Maschinen auch Expansionsmaschinen oder einfach wirkende Maschinen.

§. 93. Ich habe auf Tab. III. die Ansicht einer Maschine gegeben, welche, von Boulton und Watt erbaut, dazu dient, eine Pumpe in Bewegung zu setzen. Sie wirkt mit einer Kraft von 50 Pferden und wird bei den Chelsea-Water-Works in London gebraucht. A ist der mit Einheizöffnung und Aschfall versehene, ganz eingemauerte Kessel, dessen Profil und Wasserstand die punktirten Linien andeuten. B das Dampfrohr, welches nach dem Cylinder führt, und in welchem bei a der Handgriff der Dampfklappe bemerkt ist. C ist der mit einem Mantel umgebene Cylinder. Durch starke Bolzen ist er mit den Grundschwellen und dem Mauerwerke verbunden. Die Kolbenstange b steht durch das Parallelogramm mit dem Balancier D in Verbindung. Dieser besteht aus zwei mit einander verbundenen, 12 Zoll von einander entfernten, eisernen Platten. In der Mitte geht eine Achse durch, mit zwei starken Zapfen, die sich in den auf dem Balken über einer starken Zwischenwand befestigten Zapfenlagern drehen. Die Schienen cd, de und ef bilden mit den Balancieren auf jeder Seite ein verschiebbares Parallelogramm, indem sie an ihren Enden durch Bolzen mit c, d, e, f mit einander verbunden sind. Die Bolzen gehen zugleich auch durch das Parallelogramm auf der andern Seite, welches hier von dem gezeichneten bedeckt wird. An dem Bolzen bei e sind mit einem Ende noch zwei andere Stangen eg angebracht, deren anderes Ende mit dem Zapfen in den Lagern bei g an der Balkenlage einen festen Drehungspunkt hat. Indem sich nun der Balancier D bewegt, verschiebt sich durch die Stangen eg das Parallelogramm immer so, daß der Bolzen d fast ganz genau immer in derselben Verticallinie auf- und niedergeht. An diesem, beide Parallelogramme verbindenden, hinreichend starken Bolzen ist die Kolbenstange b befestigt. In der Mitte der Stange ef befindet sich ein anderer Bolzen bei h, der nach dem zweiten Parallelogramm hinüber geht, und an dem die Stange i mit dem Steuerungsbaume E und die Kolbenstange der Luftpumpe hängt, die sich dadurch ebenfalls immer in derselben Verticallinie bewegen. Durch die gezeichneten Hebel setzt der Steuerungsbaum auch die Ventile in Bewegung. Am andern Ende des Balanciers befindet sich ein ähnliches Parallelogramm, an welchem die Kolbenstange der großen Wasserpumpe F hängt. Über ihr befindet sich das große Gegengewicht k, welches nebst dem Gewichte der Kolbenstange

Digitized by Google

dazu dient, den Dampfkolben nach jedem Niedergange wieder in die Höhe zu ziehen. Die große Wasserpumpe wird als Saug- und Druckpumpe gebraucht und treibt das Wasser in den Windkessel G, aus welchem es durch Röhren weiter geleitet wird.

Quer über dem Balancier sind nicht weit von den Enden zwei vorstehende Stücke Holz l befestigt, welche bei jedem Auf- und Niedergange hindern, daß der Kolben auf den Boden oder an den Deckel des Cylinders anstoßen kann, indem sie an den Balken stoßen, welche zur Milderung des Stoßes an diesen Stellen mit Kork belegt sind. Als einst die Hauptpumpenstange brach und der Balancier so stark gegen die Balken schlug, daß einer davon zerbrach, der Kolben mit Gewalt gegen den Boden schlug und die Kolbenstange sich krumm bog, so brachte man zur Vermeidung ähnlicher Unglücksfälle eine Röhre m neben der Röhre mit den Ventilen an, die oben mit dem Dampfrohr, unten aber mit dem Raume unter dem Kolben in Verbindung stand. In ihr befand sich ein Ventil, das die Communication verschloß. Ging nun der Balancier zu tief und traf auf den Balken mit dem Stücke l auf, so traf dieses zugleich auf den kleinen Hebel n, an dessen anderm Ende das erwähnte Ventil mit einem Drahte hing, so daß es gehoben wurde und nun der Dampf unter den Kolben strömte, der Niedergang des letzteren mithin gehindert wurde. Außerdem ist ein kleiner Federhebel unter dem Hebel des obern Dampfventils angebracht. Dieser Federhebel wird durch einen Hebel niedergedrückt, welcher sich aushebt, sobald das Querholz den Hebel bei n trifft, so daß der Federhebel den Hebel des Ventils in die Höhe treibt, das Ventil verschließt, nun kein Dampf mehr über den Kolben treten kann und die Maschine still stehen muß.

Um die Geschwindigkeit der Maschine zu reguliren, geht aus dem Windkessel G eine kleine Röhre nach einem hier nicht gezeichneten kleinen Cylinder, welcher oben durch einen Kolben geschlossen wird. Geht die Maschine zu schnell, so daß mehr Wasser gehoben wird, als die Leitungsröhren weiterführen können, so wird der Kolben durch den Druck des Wassers gehoben. Dieser steht durch Stangen mit der Dampfklappe a in einer solchen Verbindung, daß durch das Steigen des Kolbens die Dampfklappe mehr geschlossen wird und weniger Dampf in den Cylinder gelangen kann, also die Maschine langsamer geht.

Um den Kessel stets mit Wasser zu versehen, wird durch die kleine Pumpe o, deren Kolbenstange ebenfalls an dem Balancier angehängt ist, in der Röhre p aus dem warmen Wasserkasten q fortgesetzt Wasser in die Höhe gehoben. Die Röhre p hat einen Hahn, um die Menge des Wassers zu bestimmen. Das gehobene Wasser wird zum Theil nach dem Kessel geleitet, der Überfluß aber fließt durch die Röhre r, die ebenfalls mit einem Hahne versehen ist, ab. Die Röhre ss führt das Speisewasser für den Kessel nach einem Behälter t, über der Speiseröhre, die beinahe bis auf den Boden des Kessels hinuntergeht. In dem Behälter t ist diese Speiseröhre mit einem Ventile verschlossen. Dieses Ventil hängt an einem Hebel u, von dessen anderem Ende ein Draht durch eine Stopfbüchse auf der Decke des Kessels geht und im Innern einen Stein v trägt, der im Wasser hängt und durch punktirte Linien angedeutet ist. Er ist mit dem durch Gewichte beschwerten Ventile ins Gleichgewicht gebracht. Fällt das Wasser im Kessel, so tritt der Stein zum Theil aus ihm heraus, wird schwerer und erhält dadurch das Übergewicht über das Ventil, dieses wird gehoben und es fließt Wasser in den Kessel, bis endlich der Stein wieder ganz im Wasser befindlich ist, worauf das Ventil wieder geschlossen wird. Ein angebrachtes Sicherheitsventil ist hier nicht gezeichnet.

Um den jedesmaligen Druck des Dampfes zu bestimmen, brachte Watt einen Dampfdruckmesser an; dieser bestand aus einer heberförmigen Röhre, die mit einem Ende mit dem Dampfrohr in Verbindung gesetzt wurde, so daß die Biegung sich unten befand. In diese am andern Ende offene Röhre wurde Quecksilber gegossen, so daß der Unterschied des Quecksilberstandes in beiden Röhren den Unterschied zwischen dem Drucke der Atmosphäre und dem des Dampfes angab. Dieser Druckmesser befindet sich bei w.

Um den Condensator stets recht kühl zu erhalten, wird in den kalten Wasserkasten durch die Pumpe x, deren Kolbenstange ebenfalls am Balancier hängt, stets frisches Wasser eingepumpt und das erwärmte fließt oben ab.

§. 94. Die Expansionsmaschinen fanden sehr vielen Beifall und Watt construirte mehre derselben. In der Folge wurden mehre Vorschläge gethan, die Expansion des Dampfes vortheilhafter zu benutzen. Namentlich trat 1779 der Doctor Falk mit der Idee auf, die Maschine gleich wirksam beim Auf- und Niedergange zu machen, wodurch er bei demselben Brennmaterial und in derselben Zeit den doppelten Erfolg haben wollte. Dies sollte durch zwei Cylinder geschehen, in welche der Dampf durch einen Regulator trat, und die nach dem Newcomenschen Principe arbeiteten [34]). Am 13. Juli 1781 erhielt Jonathan Hornblower ein Patent auf ein Verfahren, die Expansion des Dampfes zu benutzen. Der Dampf sollte nämlich aus dem ersten Cylinder vor der Condensation in einen zweiten größeren treten, hier durch kalte Flächen condensirt und das entstandene Wasser durch eine 32 Fuß hinunter gehende Röhre abgeleitet werden [35]). Eine ähnliche Combination schlug auch Sadler im Jahre 1798 vor [36]) und bald darauf James und John Robertson (Patent vom 13. August 1800) [37]). Nachdem die Patente von Watt und Hornblower abgelaufen waren, ließ sich Arthur Woolf seine Verbesserungen der Expansionsmaschinen patentiren *). Um die Ansprüche auf ein Patent zu begründen, behauptete er, ein neues Gesetz für die Expansion der Dämpfe gefunden zu haben. Wenn nämlich Dampf

34) *Falk* description of en improved steam engine. 8. London 1779. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe S. 40. 35) Repertory of Arts. IV, 361. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 128. 36) Abhandl. d. königl. techn. Dep. S. 129. 37) Daf. S. 130. *) Phil. Mag. XIX, 138. XXIII, 123. Bibl. brit. XXVIII, 271. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 131. *Tredgold* on steam engine p. 42.

Digitized by Google

von einer Spannung erzeugt wird, welche mehrmals größer ist als der Druck der Atmosphäre, und dieser sich dann in einen Raum ausdehnt, welcher ebenso viel Mal größer ist, als sein Volumen, so drückt er noch stets mit einer Kraft, welche dem Atmosphärendrucke gleich war. Nach diesem nicht ganz richtigen Gesetze bestimmte er das Verhältniß zwischen der Capacität beider Cylinder. Woolf baute mehre Maschinen, welche gut gingen und wenig Brennmaterial erfoderten, aber eine ausführliche Vergleichung dieser mit andern Klassen von Maschinen ist noch nicht angestellt. Diese Maschinen sind aber wegen der beißen Cylinder weit kostbarer als die früheren. Um die Einrichtung zu zeigen, seien (Tab. II. Fig. 6.) die beiden Cylinder A und B durch zwei Röhren so mit einander verbunden, daß der obere Theil des einen mit dem untern des andern communicirt. Trit alsdann der Dampf durch das Rohr z über den Kolben C, indem die Hähne a, b und c geöffnet, d, e und f aber verschlossen sind, so drückt derselbe den Kolben C und, indem er aus A entweicht, zugleich D herab, unter welchem der gebrauchte Dampf durch das Ventil c in den Condensator entweicht und niedergeschlagen wird. Sind beide Kolben herabgegangen, so schließen sich a, b und c, dagegen öffnen sich d, e und f und beide Kolben werden gehoben.

Bald nach dem Woolfschen Patente nahm William Deverell ein Patent auf eine ähnliche Art Dampfmaschinen, welches ihm am 2. August 1805 ertheilt wurde. Zwei Cylinder sollen neben einander und jeder mit einem weiten Behälter in Verbindung stehen. Der Dampf, welcher in dem kleinern Cylinder gewirkt hat, geht in einen großen Behälter über und aus diesem, wo er sich expandirt, in den größeren Cylinder. Der Behälter soll etwa zwanzig Mal größer seyn, als der kleinere Cylinder. Die Größe des großen Cylinders hängt von der Stärke des Dampfes ab. Aus jenem geht der Dampf in den Condensator. Durch den großen Zwischenbehälter wird große Gleichförmigkeit der Bewegung erlangt [38]).

§. 95. Bei den Expansionsmaschinen, wie sie Watt anfänglich construirt hatte, trat der große Übelstand ein, daß der Dampf nur dazu benutzt wurde, den Kolben hinab zu bewegen, während er beim Aufsteigen des letzteren völlig unwirksam blieb. Watt fand bald eine Abänderung des Ventils, welche es möglich machte, den Dampf bei beiden Bewegungen zu benutzen. Er nannte diese Maschinen doppelt wirkende, im Gegensatz der oben beschriebenen einfach wirkenden. Schon im J. 1774 legte er dem Unterhause eine Zeichnung zu einer schon früher erfundenen *) doppelt wirkenden Maschine vor, allein er scheint erst im J. 1781 oder 1782 eine solche in Soho ausgeführt zu haben. Die erste öffentliche Ausstellung einer solchen Maschine fand erst bei der 1791 abgebrannten Albion-Mühle statt; eine andere sehr gute Maschine dieser Art, welche er vorzugsweise für kreisförmige Bewegungen bestimmt hatte, errichtete er 1787 oder 1788 bei der Wheal Maid Mine in Cornwallis, welche lange Zeit die wirksamste von allen bis dahin construirten war [39]).

§. 96. Ich habe auf Taf. IV die Abbildung einer doppelt wirkenden Maschine gegeben, wie sie von Fenton, Murray u. Comp. zu Leeds zur Bewegung von Maschinen construirt wurde [40]). Die Maschine wird von der Mauer AAAA getragen. Der Dampfcylinder B wird an der untern Mauer durch Bolzen befestigt und befindet sich in einem Mantel von Eisenblech; der Zwischenraum zwischen ihm und dem Cylinder wird stets mit heißen Dämpfen gefüllt, um die Temperatur des Apparates so hoch als möglich zu erhalten. Der Dampf kommt aus dem Kessel durch die Dampfröhre CC, geht in die mit den Ventilen versehene Dampfbüchse DD, und von hier durch die Ausflußröhre EE in den Condensator, welcher mit der Luftpumpe G in der kalten Wassercisterne H steht, welche letztere durch die Röhre I gespeist wird. Die kalte Wasserpumpe I wird durch die am Balancier befestigte Stange O in Bewegung gesetzt. Für die Luftpumpe dient die Kolbenstange N, und von hier geht das Wasser in den heißen Wasserkasten, von welchem die Pumpe K, welche durch die am Balancier bei Q befestigte Kolbenstange P bewegt wird, das Wasser hebt und zum Theil in den Kessel zurückführt.

Der Balancier wird von einer eisernen Säule R getragen und ist mit der Stange des Dampfkolbens L durch das Parallelogramm MM verbunden; das andere Ende des Balanciers trägt die Stange S und erzeugt eine kreisförmige Bewegung, indem ihr unteres Ende mit der Kurbel T in Verbindung steht. Ein gezahntes Rad U auf der Axe der Kurbel, welches in ein hier nicht gezeichnetes Getriebe auf der Axe V greift, theilt diesem und dem Schwungrade W seine Bewegung mit. Durch die Räder XYZ, welche von der Kurbel in Bewegung gesetzt werden, wird die Axe, welche die excentrischen Rollen trägt, durch welche die Ventile regulirt werden, in Bewegung gesetzt, und die Stangen a, b, welche die Ventile tragen, werden zu rechter Zeit gehoben und gesenkt. Das Einspritzen des kalten Wassers in den Condensator wird durch einen Hahn regulirt, welcher durch den Handgriff c an der Spindel d bewegt wird. Der Schwungkolben g wird durch Schnüre in Bewegung gesetzt und öffnet oder schließt das Dampfventil in der Dampfröhre C vermittelst eines Hebels hh.

Da es von größter Wichtigkeit ist, das Dampfventil so einzurichten, daß es gerade die erfoderliche Menge von Dampf in den Cylinder strömen lasse, so habe ich auf Taf. V. fig. 1. die Vorrichtung von Fenton u. Murray nebst den Schwungkolben einzeln abgebildet [41]). Der Dampf bewegt sich durch die Röhre C, in welcher sich bei a das Dampfventil befindet, das dazu bestimmt ist, das Zuströmen des Dampfes zu reguliren. Dieses Ventil wird durch den Hebel bc in Bewegung gesetzt. Eine Schnur ohne Ende geht von der Kurbel nach der Rolle

38) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 136. *) Watt selbst hat die Zeit der Erfindung vergessen. *Robison* Mech. phil. III, 156.

39) Nach Watt's Erzählung bei *Robison* l. l. 40) Nach Tredgold on steam engine p. 303. Plate XIV. 41) *Tredgold* on steam engine p. 317.

Digitized by Google

d, welche an der Axe befestigt ist. Die gebogenen Hebel ee tragen die Kugeln jj, welche im Stande der Ruhe durch die Stäbe kk von einander gehalten werden. Die Hebel ee drehen sich bei ii und f in Charnieren. Von letzteren ist f befestigt, dagegen ii mit der Büchse h verschiebbar. Steht die Maschine ruhig, so sinken die Kugeln, dadurch rücken ii und die Büchse h in die Höhe, sie heben den Hebel lcb und öffnen dadurch das Ventil a. Ist die Maschine in zu schneller Bewegung, so entfernen sich die Kugeln von einander, die Büchse h und also der Hebel b rücken hinab, und das Ventil wird zum Theil geschlossen.

In Taf. V. fig. 2. ist die Einrichtung des Schiebventiles am Dampfcylinder. Der Dampf trit bei S in die Röhre FD. Die Stange OD trägt an den Seiten die schraffirten Schieber, welche genau in die Öffnungen bei F und D passen und bald die eine bald die andere Öffnung schließen. In der Zeichnung strömt der Dampf oben auf den Cylinder, und der Raum unter diesem steht mit dem Condensator B und der Pumpe A in Verbindung. Wird die Stange nach unten geschoben, so schließt sich im ersten Momente F, und der untere Schieber D steht neben der Öffnung, gleich darauf beim weitern Niedergange steht der Schieber bei D unter der Öffnung, der Dampf strömt unter den Kolben, dagegen aus dem Raume über diesem in den Condensator.

§. 97. Es würde mich hier zu weit führen, sollte ich alle einzelnen Abänderungen der bisher betrachteten Dampfmaschinen beschreiben, ich verweise auf die mehrfach erwähnten Schriften und namentlich auf die Abhandlungen der kön. technischen Deputation für Gewerbe, in denen die meisten dieser Vorschläge durch Abbildungen erläutert sind. Ich wende mich zu der letzten Klasse von Maschinen, nämlich zu den Hochdruckmaschinen (high pressure engines), in denen man mit einem Dampfe arbeitet, dessen Spannung den Druck der Atmosphäre mehrfach übertrifft. Die erste Maschine dieser Art hat Leupold im Jahre 1720 gegeben[42]), und es ist zu verwundern, daß der Vorschlag dieses scharfsinnigen Mechanikers fast ein ganzes Jahrhundert unbeachtet geblieben ist. Diese Maschine ist höchst einfach. Über einem Kessel B (Taf. II. fig. 3.) befestigte er zwei Cylinder C, C, in denen sich die gutschließenden Kolben p, p befanden. Zwischen dem Kessel und den Cylindern befindet sich ein doppelt durchbohrter Hahn (four way cock) S, dessen Gestalt aus der Zeichnung zu ersehen ist. Der Hahn ist so beschaffen, daß er den Dampf abwechselnd in die Cylinder oder nach außen strömen läßt. Der Kolben wird gehoben durch den Druck des Dampfes von unten und er sinkt, wenn der Dampf unten entweicht. Diese Maschine kam jedoch nicht zur Ausführung, hauptsächlich wol deshalb weil man fürchtete, es möchte atmosphärische Luft in den Raum unter dem Kolben strömen und dieser dadurch am Sinken verhindert werden.

In der Folge schloß auch Watt in sein Patent von 1769 Maschinen ein, bei welchen der Dampf in die freie Luft entweichen sollte, aber er führte keine solche Maschine aus, weil er allenthalben hinreichend Wasser zur Condensation fand, Maschinen dieser Art aber nur für den Fall vorgeschlagen hatte, wo solches fehlte.

Im Jahre 1802 ließen sich Richard Trevithik und Vivian ein Patent auf Hochdruckmaschinen geben, wobei sie hauptsächlich beabsichtigten, den ganzen Apparat in einen kleinen Raum zu bringen[43]). Die von ihnen construirte Maschine (Taf. V. fig. 3.) besteht aus einem runden Kessel A, welcher mit einem Mantel B umgeben ist. Unter dem Kessel befindet sich innerhalb des Mantels die Feuerung C, aus welcher die Hitze und der Rauch um den Kessel circulirt und in den an einer schicklichen Stelle befindlichen Schornstein D geleitet wird. In dem von starkem Gußeisen verfertigten Kessel befindet sich der Cylinder E, der mit seinem Boden und einer an der Seite hinuntergehenden Röhre a im Ganzen gegossen ist. Zur Leitung des Dampfes in den Cylinder dient ein doppelt durchbohrter Hahn b, welcher in fig. 4. mit dem Cylinder von oben dargestellt ist. Von der Seite c trit der Dampf aus dem Kessel durch den Hahn bei d und durch die damit verbundene Röhre a in den Cylinder unter den Kolben und treibt ihn in die Höhe. Der Raum über dem Kolben steht durch die Öffnung bei e, den Hahn und die Röhre f mit der freien Luft in Verbindung. Macht nun der Hahn eine Viertelsumdrehung, so treten d und f, c und e in Verbindung, so daß nun der Dampf aus dem Kessel über den Kolben und der Dampf unter dem Kolben in die freie Luft gehen kann. In der Öffnung an der Seite c ist ein hier nicht angegebener Schieber angebracht, wodurch man die Menge des in den Cylinder tretenden Dampfes reguliren und dadurch die Wirkung vergrößern oder vermindern kann. Da hier kein Condensator und keine Luftpumpe erfoderlich sind, so gewinnt man dadurch an Kraft. Die Kolbenstange geht mit zwei Frictionsrädern zwischen zwei Paar Leitschienen, so daß sie nicht nach der Seite ausweichen kann, und ist durch eine Leitstange g mit der Kurbel h des Schwungrades verbunden. An der Welle desselben ist eine Scheibe i angebracht, welche nach zwei excentrischen krummen Linien ausgeschnitten ist. Bei der Umdrehung drückt diese Scheibe mit ihrem Raum auf das kleine Rad k mit einem dreiarmigen Hebel, der sich um den festen Punkt l am Gestelle dreht. Am entgegengesetzten Ende des Hebels hängt ein Gewicht m, welches das Rad k stets gegen die Scheibe drückt, so daß es nach der Krümmung auf- und niedergehen muß. Der dritte Arm des Hebels ist bei n mit einem Arm o an der auf dem Hahn befestigten verticalen Axe durch eine Stange verbunden, so daß dadurch der Hahn die nöthige Bewegung erhält.

§. 98. Um den sehr bedeutenden Verlust an Kraft, welcher aus dem Ausströmen von vielem heißen Dampfe in die Atmosphäre entsteht, zu vermeiden, brachte Trevithik an der Maschine mehre Verbesserungen an, auf welche er sich am 6. Junius 1815 ein Patent geben

42) Theatr. mach. II. Tab. 50.

43) Repertory of Arts, New Series IV, 241. Abh. der königl. techn. Deput. S. 95.

Digitized by Google

ließ[44]); die später häufiger werdende Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen und Wagen, bei denen es darauf ankam, recht compendiöse Maschinen zu haben, führten zu mehren Vorschlägen. Aber das Zerspringen mehrer Kessel brachte diese Maschinen in großen Miskredit. Dagegen bestreitet Doolittle die Gefahr der Hochdruckmaschinen, wenn sie nur mit den gehörigen Sicherheitsventilen versehen wären, und sie wurden in Amerika von vielen Fabrikbesitzern den Wattschen Maschinen vorgezogen, da sie weniger Wasser erforderten[45]). In Amerika wurden besonders von Valcourt und Olivier Evans viele Maschinen dieser Art gebaut, namentlich hatte letzterer bei seinen Maschinen die Vorrichtung angebracht, daß das condensirte Wasser wieder in den Kessel geführt wurde und diesen speiste[46]). Auch Reichenbach bemühte sich viel, diese Klasse von Maschinen zu verbessern. In Frankreich baute Bressson Maschinen dieser Art.

§. 99. Wenige Vorschläge bei Dampfmaschinen haben so viel Aufsehen gemacht und so viel Discussionen herbei geführt als die von Perkins. Er nahm am 10. December 1822 ein Patent: 1) auf das Erhitzen des Wassers oder einer andern Flüssigkeit zur Dampferzeugung in einem beständig vollerhaltenen Gefäße, welches er den Generator nennt, unter einem Druck der größer ist, als die Expansivkraft des Dampfes, der daraus entstehen soll; 2) auf das Austreiben des erhitzten Wassers aus dem Generator in eine Röhre, in welcher es sich in Dampf verwandelt und nun in den Cylinder der Dampfmaschine geht, ohne sich vorher in einem Dampfbehälter gesammelt zu haben; 3) auf das Eintreiben von Wasser oder sonstiger Flüssigkeit in den Generator, so daß ein ebenso großer Theil von dem erhitzten Wasser durch das verschlossene Ventil in die Dampfröhre getrieben wird; 4) auf die allgemeine Anwendung des so erhitzten Wassers und daraus entstandenen Dampfes, sei es nun daß er blos durch die Dampfröhre geht oder vorher sich noch in einem Behälter sammelt, ehe er in die Maschine geht.

Da Perkins die Maschine und ihre Einrichtung einige Zeit geheim hielt, so wurden verschiedene Einwendungen dagegen gemacht, namentlich von Wood[47]), G. G. Schmidt[48]), Prechtl[49]) und Uhte[50]), von denen letzterer bemerkt, er habe schon 1818 denselben Weg verfolgt als Perkins, seine Versuche aber hätten ihn nicht überzeugt, daß hier Ersparung von Brennstoff statt fände.

Da bisher die Maschine von Perkins noch nicht im großen ausgeführt zu seyn scheint, so gebe ich hier in der Kürze die Einrichtung der wichtigsten Theile nach Muncke[51]). Statt des Dampfkessels hat diese Maschine (Taf. VI. fig. 1.) den Dampferzeuger (Generator) ABCD von Glockenspeise, dessen Wände etwa 3″ dick sind und welcher etwa 8 Gallonen (26 preuß. Quart) Wasser faßt. Dieser steht lothrecht, ganz von Feuer umgeben in dem Ofen EEEE, welcher möglichst gegen die Ableitung der Wärme und ihren Verlust nach außen gesichert ist, und dessen Rauch aus dem angedeuteten Schornsteine bei G entweicht. Das Feuer wird angeblasen und möglichst brennend erhalten von dem Blasebalge H, welcher die Maschine treibt, und aus welchem die Röhre IK zum Feuer führt. Im Deckel des Dampferzeugers befinden sich 4 Röhren, deren eine 8 als Sicherheitsventil dient. Sie ist nämlich in der Gegend des sie umgebenden Kastens ab so dünn, daß sie hier nur den vierten Theil des Druckes auszuhalten vermag, wofür die übrigen Theile der Maschine berechnet und gearbeitet sind; ist die Maschine zu stark beladen, so zerreißt die Röhre hier ohne Schaden der Umstehenden wie ein Stück Papier; zugleich führt diese Röhre zu dem eigenen Mechanismus bei vv, welcher darin besteht, daß der gehobene Zeiger f am Zifferblatte die Zahl der Atmosphären anzeigt, welcher die Spannung des Dampfes gleich kommt. Die zweite Röhre m555 ist bestimmt, das überflüssige Wasser, wenn der Generator überfüllt seyn sollte, oder die zu heißen Dämpfe abzuleiten, ohne sie zu verlieren, und dient ebenfalls als Sicherheitsventil. An der Stange w befindet sich nämlich ein stählernes Ventil, welches durch einen Druck von 37 Atmosphären niedergedrückt, aber durch eine größere Kraft von innen gehoben wird, so daß Wasser und Dämpfe in den Behälter STVX entweichen können. In eben diesen Behälter gehen die gebrauchten und bedeutend abgekühlten Dämpfe zurück und behalten nur eine Spannung von 5 Atmosphären. Steigt ihre Spannung höher, so heben sie das Ventil der Röhre 7777 und entweichen in das Reservoir Z, aus welchem Wasser in den Behälter getrieben werden kann. Ein Hauptbestandtheil der Maschine ist die Compressionspumpe L, welche durch den Hebel M bewegt wird, das Wasser aus den Behälter STVX durch die Röhre 6666 einzieht und mit einer Kraft von 36 Atmosphären durch die Röhre 4444 in den Generator drückt, so daß der Abgang hiedurch stets wieder ersetzt wird. Das stark comprimirte, durch die Hitze in Dampf von 35 Atmosphären verwandelte Wasser öffnet dann das Ventil w und dringt durch das Rohr n222 nach dem horizontal liegenden Cylinder, in welchem es abwechselnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens wirkt.

Bis jetzt ist mir keine Nachricht bekannt, daß diese Maschinen mehr im Großen ausgeführt sind. Nach dem Zeugnisse von James Lamon, Pearson Woodward, Thomas Browne, Henry Hornblower und W. Herne übertreffen indessen diese Maschinen nach den Versuchen von Perkins alle frühern, und namentlich bemerkt Hornblower, welcher sich seit 22 Jahren mit dem Bau von

44) Repert. of Arts N. Ser. XXVIII, 140. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 97. 45) Bulletin de la soc. d'encour. Année 17. p. 37. Abhandl. der königl. techn. Dep. S. 103. 46) *Gill's* Technic. Repos. No. XXII, 249.
47) London Journal of arts VI, 130. 48) Gilbert's Annalen LXXV, 344. 49) Das. LXXVI, 217.
50) Dingler's polyt. Journ. XV, 448. 51) Gehler's Wörterb. II, 457. Eine etwas abweichende, unter den Augen von Perkins verfertigte Abbildung im Edinb. Journ of. Sc. I, 146.

Digitized by Google

Dampfmaschinen beschäftigt hat, es würde ⅓ an Kohlen erspart [52]).

§. 100. Nachdem wir die Dampfmaschinen im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir die Einrichtung einiger der wichtigsten Theile näher untersuchen. Da bei diesen Maschinen sehr viel Feuerwerk verbraucht wird, so ist eine zweckmäßige Einrichtung des Heizapparates ein wesentliches Erforderniß. Das Brennmaterial muß so leicht und vollständig als möglich verbrennen, die erzeugte Wärme dem Dampfkessel vollständig mitgetheilt werden, und so wenig heiße Luft als möglich aus dem Schornsteine entweichen. Watt, welcher zuerst diesen Theil der Maschine verbesserte, wendete ein ähnliches Princip an, als den Argandschen Lampen zum Grunde liegt. Der Rost, auf welchem sich die Kohlen befanden, wurde gegen den Horizont unter einem Winkel von etwa 22° geneigt, der Schornstein erhöht, um dadurch den Luftzug zu befördern, das Feuer auf den untern Theil des Kessels geleitet, die durch das Feuer erhitzte Luft um den Kessel und nun erst ins Freie durch den Schornstein geführt. Der ganze Heizapparat wurde von schlechten Wärmeleitern umgeben. In der Folge wurden mehre Verbesserungen von Robertson und Woolf hinzugefügt. Um den erforderlichen Bedarf von Kohlen unter den Kessel zu bringen, brachte Brunton eine Vorrichtung an der Maschine an, wodurch diese sich selbst aus einem Kohlenbehälter die nöthige Menge holte, letzteren aber schloß, wenn das Feuer hinreichend stark war [53]). Um den Luftzug zu reguliren, schlug Mathew Murray im J. 1799 einen Schieber vor, welcher von der Maschine selbst gehoben oder gesenkt wurde, wenn die entwickelte Menge von Dämpfen zu klein oder zu groß war.

§. 101. Die Dampfkessel bei den älteren Maschinen, wo man meistens mit einem großen Drucke arbeitete, hatten gewöhnlich eine sphärische Gestalt, weil diese dem äußern Drucke den größten Widerstand entgegensetzte. Smeaton bestimmte danach die Größe, welche die Kessel haben mußten, wenn sie in gegebener Zeit die erforderliche Dampfmenge liefern sollten. Es wurde späterhin der untere Theil der Kessel concav gearbeitet, die Seiten fast vertical, der obere Theil halbkugelförmig. Watt nahm für den untern Theil des Kessels die Gestalt eines Parallelepipedons, der obere Theil bestand aus einem halben Cylinder (Taf. II. fig. 2). Seine Absicht hiebei war, blos so wenig Brennmaterial als möglich zu benutzen, und zwar gab er diese Gestalt, damit die erhitzte Luft lange Zeit am Kessel fortstreiche und erst dann entweiche, wenn sie diesem einen großen Theil ihrer Wärme gegeben hat [54]). Für Hochdruckmaschinen hält Tredgold cylindrische Kessel, welche an beiden Enden mit Kugelsegmenten endigen, für die zweckmäßigsten, und er glaubt, daß diese selbst für Maschinen mit niedrigem Drucke die besten seyn würden. In der Folge schlug Rumford ein System cylindrischer Röhren vor und theilte dem französischen Nationalinstitute im Oktober 1806 ein Modell der Vorrichtung mit. Der Kessel hat hienach die Gestalt einer Trommel, besteht aus einem verticalen Cylinder von Kupfer von zwölf Zoll Durchmesser und ebenso viel Höhe, welcher oben und unten durch kreisförmige Platten geschlossen wird. In dem Mittelpunkte der obern Platte befindet sich eine cylindrische Röhre, welche oben durch eine Kupferplatte geschlossen wird. Der kreisförmige Boden des Cylinders wird von 7 Löchern durchbohrt, von denen jedes drei Zoll Durchmesser hat, und in diese werden kupferne Röhren von 3 Zoll Durchmesser und 9 Zoll Länge befestigt und unten fest geschlossen. Stellt man nun die Verbindung zwischen dem Kessel und dem Speisegefäße her, so füllt das Wasser die Röhren und hat vermöge der Einrichtung in dem Cylinder eine Höhe von 6 Zoll. Die sieben Röhren stehen in dem Feuer, sind von diesem auf allen Seiten umgeben, und das Wasser kommt mit wenig Feuer in lebhaftes Sieden. Will man diesen Apparat bei großen Maschinen gebrauchen, so ist es vortheilhaft, mehre Kessel statt eines einzigen anzuwenden. Aber schon 1793 hatte sich Barlow in Frankreich auf eine ähnliche Vorrichtung ein Patent geben lassen, indem er entweder mit Wasser gefüllte Röhren in das Feuer legte oder eine Menge Feuer enthaltender Röhren durch den Kessel führte [55]). In der Folge hat besonders Arthur Woolf diese röhrenförmigen Kessel verfertigt. Mehre im Feuer liegende Röhren wurden durch verticale Röhren mit einem über ihnen befindlichen Dampfrecipienten verbunden, und aus diesem der Dampf zum Cylinder geführt [56]). Jedoch glaubt Tredgold, daß diese und ähnliche compliciрte Vorrichtungen nur höchstens den Vortheil haben, daß sie einen kleineren Raum einnehmen [57]).

§. 102. Die Kessel in der Gestalt, wie sie von Watt und spätern Mechanikern verfertigt wurden, bestehen meistens aus Eisen oder bei Seeschiffen aus Kupfer, weil dieses vom Seewasser weniger oxydirt wird. Watt versuchte auch hölzerne Kessel, überzeugte sich aber bald, daß sie für große Maschinen nicht brauchbar wären [58]). Späterhin haben Droz zu Genf und O'Reilly diesen Vorschlag erneuert [59]), aber er dürfte wol im Allgemeinen wenig Beifall finden. Schon vor Watt schlug Brindley im J. 1759 Kessel von Stein und Holz vor, in welchen die Feuerung mit ihren Zügen von Eisen im Innern angebracht war [60]), aber auch diese sind nicht weiter in Gebrauch gekommen.

Die eisernen Kessel werden meistens aus Eisenplatten verfertigt und häufig an den Seiten etwas eingebogen. Zum Kitte zwischen den Fugen nimt man meistens 16 Theile Eisenfeile, 2 Theile Salmiak und 1 Theil

52) Edinb Journ. of Sc. VII, 359. 53) *Tredgold* on steam engine p 141 und Tab. III. 54) Ann. phil. VII, 175. bei *Tredgold* on steam engine p. 132.

55) *Brevets* d'inventions II, 252. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 169. 56) Phil. Mag XVII, 40. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 172. 57) *Tredgold* on steam engine p. 137. 58) *Robison* Mech. phil. II. 59) Annales des arts IX, 93. X, 203. 60) Nicholsons Journ. VIII, 169.

Digitized by Google

Schwefel, welche fein gepulvert, trocken gemengt und aufbewahrt vor dem Auftragen befeuchtet werden, dann aber bald verhärten. Dieser Kitt ist indessen blos bei solchen Fugen anwendbar, welche nicht wieder geöffnet werden sollen. Für die übrigen Fugen bedient man sich locker gesponnenen Hanfgarns, welches man in eine der Fuge angemessene Flechte zusammenwickelt und mit einem Gemenge von Leinölfirnis, Bleiweiß und Mennige überzieht[61]). In jedem Kessel befindet sich ein Stück, welches sich leicht fortnehmen läßt (trou d'homme, man hole) und dazu dient, den Kessel zu reinigen. Wenn indessen dieses geschieht und der Arbeiter hineinsteigt, so muß die Luft vorher erneuert werden, weil sich im Innern häufig tödtliche Gase vorfinden.

Da das Wasser, mit welchem die Maschine gespeist wird, meistens Salze enthält, so setzt sich im Kessel sehr viel Pfannenstein an, namentlich kohlensaurer Kalk, den die meisten Quellwasser enthalten. Dieser Pfannenstein erschwert die Einwirkung der Wärme auf das Wasser, und man muß weit mehr Brennmaterial anwenden. Um dieses Ansetzen zu verhindern, pflegen die Maschinenwärter in Schottland ½ Scheffel Gerstenkeime, welche beim Malzen abfallen, in den Kessel zu schütten. In der Folge hat man mit vielem Vortheile Kartoffeln in den Kessel geschüttet, der Kessel wurde wahrscheinlich durch Einwirkung des Schleimes, welcher die festen Theile schwebend erhielt, frei von Salz gehalten.

§. 103. Die Kessel müssen eine solche Größe haben, daß die Maschine stets hinreichend mit Dampf versehen wird. Wenn der Dampf aus dem Kessel in den Cylinder strömt, so nimt er einen größern Raum ein, als vorher, es verwandelt sich ein Theil Wasser in Dampf, und da letzterer zu seiner Bildung latente Wärme fodert, so werden Temperatur und Elasticität des Dampfes kleiner. Man muß deshalb den Kessel so einrichten, daß diese Änderung nicht sehr bedeutend ist, zugleich aber hängt das Verhältniß zwischen Capacität von Kessel und Cylinder von der Art ab, wie der Dampf wirkt. Gewöhnlich nimt man an, daß der Kessel den fünf oder sechsfachen Inhalt der Dampfmenge habe, welche bei jedem Hube erfoderlich ist[62]); Young gibt das zehnfache Volumen [63]), Muncke sagt, der Inhalt des Kessels müsse im Mittel 30 bis 36 Mal so groß seyn, als der des Cylinders [64]). Tredgold stellt die Untersuchung allgemein auf folgende Art an. Wir wollen annehmen, die Wirkung des Feuers bleibe stets dieselbe, und während der Zeit 1 werde ein Dampfvolumen entwickelt, welches wir ebenfalls mit 1 bezeichnen wollen, dieses ganze Volumen werde aber in einer kleinern Zeit t verbraucht; es sei ferner c die Capacität des ganzen Dampfraumes im Kessel und p die Elasticität in dem Momente, wo der Dampf anfängt, in den Cylinder zu strömen. Dann ist $c + t - 1$ die Dampfmenge in dem Raume c am Ende der Zeit des Einströmens, und da sich die Elasticität umgekehrt verhält wie der Raum, so wird sie

$$\frac{p\,(c+t-1)}{c}$$

und die Änderung ist also

$$p - \frac{p\,(c+t-1)}{c} = p\,\frac{1-t}{c}$$

Wenn der Dampf in einer einfachen Maschine so lange einströmt, bis der Kolben den Boden erreicht, so ist die Zeit $t = \frac{1}{2}$, also die Änderung $\frac{p}{2c}$. Setzen wir c gleich dem achtfachen der erfoderlichen Dampfmenge, so ist der Verlust $\frac{1}{16}$.

Anders wird dieses Verhältniß bei Expansionsmaschinen, doch kommt es hier auf die Stelle an, welche der Kolben einnimt, wenn das Einströmen des Dampfes aufhört. Setzen wir z. B. das Ventil werde geschlossen, wenn der halbe Hub vollendet ist, dann wird $t = \frac{1}{4}$, mithin der Verlust p. $\frac{3}{40}$. Setzen wir hier wieder $c = 8$, so ist der Verlust nahe $\frac{1}{13}$ p.

In einer doppelt wirkenden Maschine ist t nahe $= 1$, wenn der Dampf mit voller Kraft wirkt, und es genügt, wenn der Kessel etwa die dreifache Capacität des Cylinders hat; wirkt aber der Dampf während eines Theiles des Hubes durch Expansion, dann dürfen wir diesen Theil nur für t in die obige Formel setzen. Würde der Dampf also beim halben Hube abgeschnitten, so wäre $t = \frac{1}{2}$, mithin der Verlust

$$p\,\frac{1-\frac{1}{2}}{c} = \frac{p}{2c}$$

Je größer der Kessel ist, desto mehr Berührungspunkte bietet er dem Feuer dar, und desto leichter läßt sich die erfoderliche Menge von Dampf entwickeln. Nach Versuchen von Prechtl liefert eine Fläche von 5 Quadratfuß in einer Secunde einen Kubikfuß Dampf als Maximum, und um daher in der Ausübung sicher zu gehen, soll man 20 Quadratfuß annehmen. Auf eine Pferdekraft rechnet man ferner in der Secunde ½ Kubikfuß Dampf, und danach muß man die Zahl der Pferdekräfte mit 10 multipliciren, um die Größe der dem Feuer dargebotenen Fläche in Quadratfußen zu finden [65]). Watt gibt an, daß, wenn ein Kubikfuß Wasser in der Stunde in Dampf verwandelt werden sollte, so seien dazu 8 Quadratfuß Fläche nöthig [66]). Nach den Untersuchungen von Tredgold, die ich wegen der Unsicherheit des ganzen Gegenstandes hier nicht im Detail mittheilen will, sind bei einem Drucke von einer Atmosphäre 4,1, bei 8 Atmosphären 5,65 Quadratfuß erfoderlich, wenn ein Kubikfuß Wasser in der Stunde in Dampf verwandelt werden soll [67]).

§. 104. Der Kessel der Maschine muß hinreichend fest seyn. Bei den gewöhnlichen Maschinen mit niedrigem Drucke haben die Blechtafeln am Deckel meistens eine Dicke von 2 bis 4, am Boden von 5 bis 7 Linien [68]), und diese Größe hat sich als hinreichend dauerhaft erwiesen. Da indessen zuweilen die Expansivkraft des Dam-

61) Muncke in Gehler's Wörterbuch II, 463.
62) *Millington* Epitome of nat. phil. p. 251. 63) *Young* Nat. Phil. II, 259. 64) Gehler's Wörterb. II, 464.

65) Gilbert LXXVI, 219. 66) *Robison* Mech. phil. II, 147. 67) *Tredgold* on Steam engine. p. 128.
68) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 463.

Digitized by Google

pfes größer werden kann, als erfoderlich ist, so bringt man das Sicherheitsventil an, das meistens aus einem abgestumpften Kegel besteht, der von einem bestimmten Gewichte gegen eine Öffnung im Kessel gedrückt und von dem Dampfe fortgeschleudert wird, wenn dieser eine zu große Spannung hat. Langsdorf glaubt, daß dieses nicht allgemein gegen die Explosion schütze, indem das fortgeschleuderte Ventil bald wieder zufalle, der Dampf dadurch eine größere Elasticität erhalte und stoßweise auf den Kessel wirke [69]). Watt brachte noch ein zweites Sicherheitsventil an, welches sich nach innen öffnete. Erkaltete nämlich der Kessel, so nahm die Elasticität des im Innern enthaltenen Dampfes so sehr ab, daß der Luftdruck den Kessel zusammendrücken konnte, wofern die atmosphärische Luft nicht hineinströmte.

Es sind kaum Beispiele von Explosionen bei Watt'schen Maschinen bekannt, desto häufiger haben sie sich bei Hochdruckmaschinen gezeigt. Obgleich hier die Dicke der Wände 1,3 bis 1,7 Zoll betrug, so sprangen doch die Kessel öfter, meistens aber zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß die Maschine zu stark überladen, der Kessel schadhaft, und die Öffnung, aus welcher der Dampf entweichen sollte, zu klein war. Man hat daher mehrmals vorgeschlagen, in dem Kessel eine Öffnung mit einem leicht schmelzbaren Metallgemische zu verschließen (s. Legirungen); erhielt dann der Dampf eine höhere Spannkraft, so wurde sie geöffnet und der Dampf entwich.

Vor dem Gebrauche wird jeder Kessel geprüft. Man belastet bei Maschinen mit niedrigem Drucke das Ventil mit dem doppelten oder dreifachen Gewichte, welches es beim gewöhnlichen Gange der Maschine tragen soll, für höhere Drucke ist dieses aber unzureichend. Die Commission, welche von der französischen Regirung niedergesetzt war, um die Gefahren der Explosionen zu vermindern, gibt für Maschinen, bei denen der Druck mit 2 bis 3 Atmosphären wirkt, eine vorhergehende Probe mit dem vier bis fünffachen Drucke an; von da an aber soll das Gewicht, mit welchem das Sicherheitsventil belastet wird, wachsen wie das Quadrat der Atmosphären. Bei einer Maschine also, welche mit 5 Atmosphären arbeitet, ist das Gewicht bei der Probe 25 Mal größer als beim gewöhnlichen Gange der Maschine [70]). Immer jedoch bleibt die Frage, ob manche der von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen Mittel helfen. Man hat dabei nämlich meistens angenommen, daß Dampf von hoher Elasticität den Kessel nach außen zerreiße, jedoch dürfte in der Hälfte von Fällen, wo sich Explosionen zeigten, die Entzündung von Knallgas Ursache seyn. Befindet sich in dem Kessel wenig Wasser, so kommen bei lebhafter Feuerung die Wände nicht selten ins Glühen, mit Schnelligkeit entwickelt sich Hydrogen, und dann bedarf es nur einer geringen Veranlassung, um den Strom desselben zur Flamme zu führen. Aus diesem Grunde ist vor allem dafür zu sorgen, daß der Kessel stets gehörig mit Wasser versehen sei.

69) Langsdorf System der Maschinenkunde, Register unter Sicherheitsventil. 70) Ann. de l'industrie. XVI, 62.

Zu dem Kessel gehört auch der Speisungsapparat, dessen wichtigste Theile bereits oben bei mehren Maschinen angegeben sind. Andere Abänderungen bei Tredgold [71]).

§. 105. Aus dem Kessel strömt der Dampf durch die Dampfröhre in den Cylinder. Indem der Dampf durch sie hindurchgeht, wird er abgekühlt, und zwar nach den Versuchen von Christian desto mehr, je enger und je länger die Röhre ist [72]). Da ferner der Dampf desto langsamer in den Cylinder strömt, je enger die Röhre ist, so sehen wir auch hieraus, daß es zweckmäßig ist, der Dampfröhre einen größern Durchmesser zu geben.

Gewöhnlich ist der Durchmesser der Dampfröhre $\frac{1}{5}$ von dem des Cylinders, wie dieses namentlich Boulton und Watt gethan haben.

Um das Zuströmen des Dampfes zu reguliren, befindet sich in dieser Röhre das Dampfventil, welches durch den von Watt angegebenen Moderator oder Regulator (conical pendulum, governor) [73]) geöffnet und geschlossen wird, dessen Abbildung sich in Fig. 1. Taf. V. befindet, und dessen Einrichtung bereits oben angegeben worden ist. Nach der Meinung von Tredgold muß dieses Ventil stets ganz geöffnet werden, wenn die Maschine mit ihrer gewöhnlichen Kraft arbeitet [74]).

§. 106. Aus der Dampfröhre trit der Dampf in den Cylinder. Dieser besteht meistens aus Eisen, ist im Innern so regelmäßig als möglich abgedreht und gut polirt. Schon Brindley schlug 1759 Cylinder von Holz vor, und in der Folge versuchte es Watt, dieses auszuführen, gab diese Idee aber bald wieder auf; später ist der Vorschlag vom Grafen Buquoy wiederholt worden. Wenn sich das Holz auch dadurch empfiehlt, daß es die Wärme schlecht leitet, der Dampf also weniger leicht erkaltet, so ist es doch nicht hinreichend fest. Um die Erkaltung zu vermeiden, umgab Watt den Cylinder mit dem Mantel, welcher stets mit heißem Dampf angefüllt ist. Auf dem Cylinder ist oben und unten ein starkes Deckelstück festgeschraubt, das untere dient zugleich dazu, den Cylinder auf dem Boden durch Bolzen zu befestigen. Dieser Mantel, auf dessen Einrichtung Watt schon bei seinen ersten Versuchen kam, ist von großer Wichtigkeit. Anfänglich füllte er den Zwischenraum zwischen Mantel und Cylinder mit leichter Holzasche, und fand, daß dadurch schon die Hälfte von Holz erspart würde. Weit zweckmäßiger aber ist die Ausfüllung des Raumes durch heiße Dämpfe. Die Temperatur von diesen ist bei den meisten Maschinen etwas kleiner als die des wirkenden Dampfes, jedenfalls aber ist es zweckmäßiger, die Temperatur in dem von schlechten Wärmeleitern umgebenen Mantel auf demselben Punkte zu erhalten, als im Cylinder.

Das Verhältniß zwischen Durchmesser und Höhe des Cylinders muß so beschaffen seyn, daß die der Erkaltung dargebotene Oberfläche ein Minimum ist. Nun besteht diese Oberfläche aus einer Seite des Cylinders, einer

71) *Tredgold* on Steam engine. p. 142. 72) Dupin Geometrie und Mechanik der Künste und Handwerke. III, 315. 73) *Robison* Mech. phil. II, 154. 74) *Tredgold* on Steam engine. p. 272.

Digitized by Google

Seite des Kolbens und der krummen Oberfläche, letztere aber wird nur allmälig mit dem Dampfe in Contact gebracht, und ihre Einwirkung auf Erkaltung beträgt daher nur die Hälfte von der der beiden übrigen Theile. Ist x der Durchmesser, l die Länge und C der Inhalt des Cylinders, ferner π die Ludolphische Zahl = 3,14, so ist

$$C = \frac{\pi l x^2}{4}$$

also

$$l = \frac{4C}{\pi x^2}$$

die Summe des Inhaltes beider Grundflächen ist $\frac{\pi x^2}{2}$

der Inhalt der halben concaven Oberfläche

$$\frac{\pi l x}{2} = \frac{2C}{x}$$

mithin die ganze erkaltende Oberfläche

$$\frac{\pi x^2}{2} + \frac{2C}{x}$$

Soll diese ein Minimum werden, so ist

$$\pi x dx - 2C \frac{dx}{x^2} = 0$$

mithin

$$x^3 = \frac{2C}{\pi} = \frac{\pi l x^2}{2\pi} = \frac{l x^2}{2}$$

$$2x = l$$

d. h. die Höhe des Hubes muß doppelt so groß seyn, als der Durchmesser des Cylinders [75]). Die Mechaniker sind über dieses Verhältniß nicht ganz einig. Bei Watt und Boulton schwankt es zwischen 1½ und 3 zu 1, gewöhnlich nahmen sie 2,7 zu 1. Maundsley nimt nahe 2 zu 1, Fenton, Murray und Wood etwa 6½ zu 1 [76]).

§. 107. In dem Cylinder bewegt sich der Kolben oder Embolus (piston). Die Verfertigung desselben ist manchen Schwierigkeiten unterworfen, da die Reibung möglichst klein und das Schließen möglichst vollständig seyn soll. Gewöhnlich bedient man sich hölzerner oder metallener, mit Hanf oder Leder umzogener Kolben, indem zwei Scheiben, zwischen denen sich einer dieser Körper befindet, möglichst gut durch Schrauben gegen einander gepreßt werden. Da indessen vegetabilische oder animalische Substanzen leicht in der Hitze zerstört werden, so schlug Cartwright seinen 1797 patentirten Metallkolben vor [77]). Er nahm nämlich sechs oder mehre Stücke eines Ringes, welcher genau in den Cylinder paßte, und legte diese um den Kolben, Federn drückten sie gegen den Cylinder. Indessen haben diese Kolben wenig Eingang gefunden. In der Folge verbesserte Barton denselben [78]). Am besten schienen die von Jessop empfohlenen Kolben zu seyn, auf welche er sich 1823 ein Patent geben ließ. Es wurde eine Spiralfeder von Metallblech um den ganzen Kolben gewunden, so daß dieser gut schloß [79]).

Die Reibung des Kolbens hängt offenbar von dem Schlusse ab, und es lassen sich daher darüber keine allgemeinen Regeln geben [80]). Für die beste Schmiere hielt Watt Ochsen- oder Hammeltalg bei gebrauchten Cylindern oder Kolben, neue rieb er gewöhnlich mit Reißblei aus [81]).

§. 108. Durch die in einer luftdicht schließenden Büchse gehende Kolbenstange steht der Kolben mit dem Balanciere in Verbindung. Da es erfoderlich war, daß sowol die Kolbenstange als die Pumpenstange bei den ältern Maschinen stets in derselben Richtung auf und abgingen, so wendete schon Newcomen die Kreisbogen an, über welche Ketten geschlagen wurden, welche stets verticale Tangenten dieser Bogen waren. Da Last auf der einen und Kraft auf der andern Seite diese Ketten stets spannten, so war die Vorrichtung für atmosphärische und einfache Maschinen genügend, sie reichte aber nicht mehr aus, als doppelt wirkende Maschinen construirt wurden, weil es hier geschehen konnte, daß die Kette schlaff hing, ebenso wenig war sie brauchbar, um Maschinen zu bewegen. Im Jahre 1784 erfand Watt die Bewegung durch das Parallelogramm. Eine vollständige Abbildung desselben ist in Taf. III. Fig. 1. gegeben. Um die Einrichtung desselben zu verstehen, sei ab (Taf. VI. Fig. 2.) die eine Hälfte des Balanciers, der sich um b dreht; auf beiden Seiten sind in den Punkten a und c vier gleich lange Hängeeisen angebracht, von denen die beiden im Punkte a an einer Axe d die Kolbenstange de tragen, die andern beiden in c aber von der im Punkte f sich drehenden Stangen fg festgehalten werden. Die Hängeeisen sind unten außerdem durch zwei Stangen dg, eine auf jeder Seite, verbunden, so daß die verbundenen Theile in allen Verbindungspunkten sich drehen können und ein verschiebbares Parallelogramm entsteht. Der Punkt d liegt um die halbe Höhe des Bogens, den der Balancier beschreibt, von dem Punkte a entfernt. Wenn der Balancier steigt, so steigt auch der Punkt c, und dieses Steigen kann so lange Statt finden, bis der letztere in die Lage c^1 gelangt, wo die Stange dg und das Hängeeisen cg in einer geraden Linie liegen, wie $fg^1 c^1$. Der Punkt d des Parallelogramms hat dann den Weg dd^1 durchlaufen. Der Balancier muß sich nun wieder senken, aber die Stange dg kann noch steigen, und zwar so lange, bis cg dieselbe Richtung in $c^2 g^2$ erhält, die der Balancier hat, wenn die Querverbindungen des Parallelogrammes diese Lage nicht hinderten. Der Punkt d geht dann von d^1 nach d^2. Bei einem weitern Sinken des Balanciers würde sich nun das Parallelogramm nach oben wenden und mit ihm die Stange fg sinken, so daß nun der Punkt d von d^2 die krumme Linie zwischen d^2 und d^3 beschreibt, wo der Balancier seine niedrigste Lage in der Richtung bc^3 erreicht hat, indem nun die Stange fg und das Hängeeisen cg in einer geraden Linie $fg^3 c^3$ liegen. Senkt sich die Stange fg noch tiefer nach fg^4, so wendet sich dann das Parallelogramm wieder nach unten, indem der Balancier wieder steigen muß; der Punkt d geht von d^3 nach d^4 und von da zurück in seine erste Lage. Wenn daher der Balancier mit seinen Endpunkten nur ei-

75) *Tredgold* on Steam engine. p. 169. 76) *Tredgold* l. l. 77) Repertory of Arts XIV, 381. *Nicholson* Journ II, 364. *Tredgold* on Steam engine. p. 227. 78) *Tredgold* p. 228. 79) Dingler's polytechn. Journ. 1823. Sept.

80) Vergl. *Tredgold* p. 230, wo einiges über diesen Gegenstand mitgetheilt ist. 81) *Robison* Mech. phil. II, 157.

Digitized by Google

nen Bogen a' bis a^2 beschreibt, so bewegt sich der Punkt d fast in einer geraden Linie. Der Punkt f liegt dabei viel näher an b, und kann leicht an der Maschine selbst angebracht werden. Damit aber der Punkt d wenigstens im höchsten und niedrigsten Stande und in der Mitte genau in der verticalen Richtung liegt, muß die Länge von fg bei dem gegebenen Parallelogramme genau bestimmt werden. Man ziehe daher (Taf. VI. Fig. 3.) in der Richtung der Axe der Kolbenstange eine gerade Linie ab, und es seien darin a, b, c der höchste, mittlere und niedrigste Punkt. Durch die Mitte c ziehe man senkrecht eine Linie cd und bestimme den Punkt d, indem man mit der halben Länge des Balanciers aus a oder b einen Bogen beschreibt, der cd durchschneidet, so daß man ad und bd ziehen kann. Auf beide trage man die Länge des Parallelogrammes ae und bf, und ziehe ef, ebenso trage man ae von c aus auf cd, wodurch man den Punkt g erhält. Für diese drei Punkte suche man sich den Mittelpunkt h. Auf a trägt man dann, um die Lage des Balanciers zu erhalten, die Höhe des Parallelogrammes ai so auf, daß der Punkt i so weit neben der verlängerten Lage des Cylinders liegt, als die halbe Höhe des Bogens beträgt, den der Balancier beschreiben muß. Dasselbe geschieht von b aus nach k. In der Mitte zwischen i und k ziehe man die Linie lm parallel mit cd, in welcher man den Mittelpunkt m findet, indem man aus i mit der Länge des Balanciers einen Bogen beschreibt, welcher lm durchschneidet. Dann ist no der Bogen, den der Punkt n des Parallelogrammes während der Bewegung beschreibt. Ist die halbe Länge des Balanciers $im = km = ad = bd = l$, die Länge des Parallelogrammes $ae = bf = in = ko = a$, die Höhe des Hubes $ab = h$ und $gh = x$, so ist $ed = ad - ae = l - a$ und

$$ef = \frac{ab \cdot ed}{ad} = \frac{h(l-a)}{l}, \quad eq = \frac{h(l-a)}{2l}.$$

Ferner ist $ac = \frac{1}{2} ab = \frac{1}{2} h$; $ap = ac - cd$, wenn pe parallel mit cd gezogen wird, also

$$ap = ac - eq = \tfrac{1}{2} h - \frac{h(l-a)}{2l} = \frac{ah}{2l}, \text{ folglich}$$

$$pe = \sqrt{(ae^2 - ap^2)} = \sqrt{\left\{a^2 - \left(\frac{ah}{2l}\right)^2\right\}} = \frac{a}{2l}\sqrt{(4l^2 - h^2)}.$$

Nun ist $cg = ae$, $cq = pe$, mithin

$$qg = ae - pe = a - \frac{a}{2l}\sqrt{(4l^2 - h^2)}.$$

Da nun eq die mittlere Proportionale zwischen qg und dem andern Stück des Durchmessers $2x$ ist, so verhält sich

$$qg : eq = eq : 2x - qg, \text{ also}$$

$$x = \frac{eq^2 + qg^2}{2qg} = \frac{h^2(l-2a)}{4a\left(2l - \sqrt{4l^2 - h^2}\right)} + a$$

Gesetzt die halbe Länge des Balanciers sei $l = 5'$ die Höhe des Hubes $h = 3'$, die Länge des Parallelogrammes $a = 2'$, so ist $x = 2{,}81'$.

Gewöhnlich macht man den halben Balancier noch einmal so lang als den Hub, dann ist $l = 2h$ und

$$x = \frac{h(h-a)}{4a(4-\sqrt{5})} + a = 1{,}9682\,\frac{h(h-a)}{a} + a$$ [82]).

82) Abhandlung der königl. technischen Deputation für Gewerbe. S. 367 — 369. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 239

§. 109. Bei den ersten Maschinen war der Balancier von Holz verfertigt, seit 1799 nahm Watt eiserne Balanciers [83]), und die auf Tab. III. abgebildete Maschine war eine der ersten, die auf diese Art ausgeführt wurden. Meistens haben sie eine rautenförmige oder auch durchbrochene rautenförmige Gestalt, weil diese bei kleinerem Gewichte eine größere Festigkeit gewähren [84]).

Bei vielen seiner Maschinen brachte Watt einen Hubzähler (counter) an; ein Uhrwerk nämlich wurde von dem Balancier in Bewegung gesetzt, und aus dem Stande des Zeigers die Zahl der Hübe hergeleitet. Aus dem Inhalte des bei jedem Hube mit Dampf gefüllten Raumes und der Zahl der Hübe wurde dann die Wirksamkeit der Maschine hergeleitet. Watt hatte diese Vorrichtung ursprünglich angebracht, damit danach die Menge des ersparten Feuerwerkes zufolge seines Contractes berechnet werden könnte, auch jetzt bedient man sich derselben noch bei vielen Maschinen in Cornwallis [85]).

§. 110. Von großer Wichtigkeit ist bei den Maschinen mit niedrigem Drucke der Condensator nebst der damit verbundenen Luftpumpe. Zwar hatte es Watt anfänglich versucht, ohne Einspritzwasser zu arbeiten und von außen zu condensiren, aber die Maschinen gingen so langsam, daß er sich bald von der geringen Brauchbarkeit dieses Verfahrens überzeugte. Die Menge des erforderlichen Einspritzwassers hängt von der Temperatur und Dichtigkeit des Dampfes, der Wärme des Einspritzwassers und dem Thermometerstande ab, bis zu welchem der Dampf erkaltet werden soll, und läßt sich auf folgende Art bestimmen. Ist w das Gewicht des Dampfes im Cylinder, 630° die Menge von Wärme, welche er theils im latenten, theils im freien Zustande besitzt, W das Gewicht des eingespritzten Wassers, T seine Temperatur, t die Temperatur dieses Wassers und des condensirten Dampfes nach der Condensation, so ist

$$t = \frac{630 \cdot w + TW}{w + W}$$

Wäre z. B. $w = 1$, $W = 10$, $T = 15°$ (etwas größer als die Temperatur des Quellwassers in unsern Gegenden), so wäre t nahe $= 71°$, der zurückbleibende Dampf hätte noch eine Elasticität von $110'''$, nahe $\frac{1}{7}$ Atmosphäre, die Maschine würde schlecht wirken. Wäre $w = 1$, $W = 20$ und $T = 15°$, so wäre $t = 46°$, Elasticität des zurückbleibenden Dampfes $= 33''' = \frac{1}{10}$ Atmosphäre. Setzten wir $W = 40$, so würde $t = 31°$, Elasticität des zurückbleibenden Dampfes $= 14''' = \frac{1}{21}$ Atmosphäre.

Wenn wir annehmen, der Dampf habe die Temperatur des siedenden Wassers, so läßt sich die Rechnung erleichtern, wenn wir statt der Gewichte die Volumina nehmen. Ebenso viel Kubikfuße Dampf wir haben, eben so viel Kubikzolle Wasser von 630° C befinden sich in der Maschine. Ist daher n der Inhalt des Cylinders in Kus

S. 367 — 369. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 239 83) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 36. Bei *Robison* Mech. phil. II, 143. gibt Watt das Jahr der Anwendung eiserner Balanciers nicht näher an. 84) s. Cohäsion. 85) *Tredgold* on steam engine p. 280.

bikfußen, also n die Zahl der Kubikzolle Wasser in demselben, N das Volumen des eingespritzten Wassers in Kubikzollen, T und t wie oben, so ist

$$t = \frac{630\,n + TN}{n + N}$$

und hieraus

$$N = \frac{630 - t}{t - T} \cdot n$$

Gesetzt es wäre $t = 38°$, $T = 10°$, so wäre

$$N = \frac{630 - 38}{38 - 10} \cdot n = 21{,}14\,n$$

Jeder Kubikfuß Dampf erfodert also 21,14 Kubikzoll Wasser zur Condensation. Watt, welcher dasselbe Beispiel betrachtet, gibt 21,5 Kubikzoll Wasser[86]) und dieses hat er auch bei seinen Maschinen angewendet.

Das vortheilhafteste Verhältniß der Menge des Einspritzwassers ist noch nicht bestimmt. Wenn auch auf der einen Seite die Maschine desto wirksamer ist, je weiter die Erkaltung getrieben wird, und je mehr Wasser eingespritzt wird, so trit hier doch eine gewisse Grenze ein. Das Wasser nämlich absorbirt eine gewisse Menge Luft, welche nach Entfernung des Druckes und bei Erhöhung der Temperatur entweicht, je größer also die Menge des Wassers ist, desto mehr Luft kommt in den Condensator. Wird einerseits hiedurch die Anwendung einer größeren Wassermenge nicht räthlich, so kommt dazu, daß die Luftpumpe eine desto größere Kraft erfodert, je mehr Wasser und Luft sie zu heben hat, wodurch die Wirksamkeit der Maschine geschwächt wird. Nach Watt's Untersuchungen war das obige Verhältniß das beste, und in diesem Falle betrug die Capacität der Luftpumpe $\frac{1}{10}$ von der des Cylinders[87]).

§. 110 a. Um die Wirkung der Maschine zu bestimmen, ist eine genaue Kenntniß von der Elasticität des Dampfes vor und nach der Condensation erfoderlich. Das mit Gewichten beschwerte Sicherheitsventil wird häufig dazu benutzt, um die Elasticität des in den Cylinder strömenden Dampfes zu bestimmen; da jedoch dieses sehr ungenau ist, so bediente sich Watt einer Barometerprobe, die aus einem umgekehrten, an beiden Enden offenen Heber bestand, von welchem der eine Schenkel in die Dampfröhre gesetzt wurde, während der andere frei mit der Atmosphäre in Verbindung stand. In die Röhre wurde etwas Quecksilber gegossen, welches einen Theil derselben anfüllte; auf das Quecksilber im einen Schenkel wirkte der Druck der Atmosphäre, auf das im andern die Expansivkraft des Dampfes, der Unterschied im Niveau beider Schenkel zu dem gleichzeitig statt findenden Barometerstande addirt gibt die Elasticität des in den Cylinder tretenden Dampfes. Bestand die Röhre aus Glas, so konnte man den Stand des Quecksilbers unmittelbar ablesen, war sie aus Eisen verfertigt, so befand sich auf dem Quecksilber in dem nach außen gehenden Schenkel ein Schwimmer, welcher auf einer Scale die Differenz beider Drucke anzeigte.

Um den Grad der Verdünnung nach der Condensation zu bestimmen, wendete Watt ebenfalls ein Barometer an, welches aber von sehr vielen Maschinenbesitzern ganz unbeachtet gelassen wird. Jedoch bemerkt Watt sehr richtig, daß es für jeden Maschinenbesitzer von Wichtigkeit sei, sowol diese als andere Theile in gutem Zustande zu erhalten[88]). Dieses Barometer besteht aus einer an beiden Enden offenen Glasröhre, deren oberer Theil durch ein kupfernes Rohr mit dem Condensator in Verbindung gesetzt ist, während der untere in einer mit Quecksilber gefüllten Schale steht. So wie durch Einspritzen des Wassers die Elasticität vermindert wird, steigt das Quecksilber durch den Druck der äußern Luft in die Höhe. Wird dieser Stand von der Angabe eines gleichzeitig beobachteten Barometers subtrahirt, so erhält man die Elasticität des nicht condensirten Dampfes. Da jedoch Glasröhren häufig von nachlässigen Arbeitern zerbrochen wurden, so machte Watt letzteres Instrument von Eisen. Röhren wurden heberförmig gebogen, dem einen Schenkel aber die doppelte Länge des andern gegeben, darauf der längere Schenkel mit dem Condensator verbunden, in die Röhre eine bestimmte Menge von Quecksilber gegossen und auf dieses im offenen Schenkel ein Schwimmer mit einem hervorragenden Zeiger gesetzt, welcher auf einer Scale den Stand des Quecksilbers angab[89]).

§. 111. Die Hähne und Ventile bei den Dampfmaschinen müssen genau schließen und sich mit Leichtigkeit bewegen. Eins der einfachsten Ventile ist das gemeine Klappenventil, aus einer Lederscheibe, welche etwas größer ist als die Öffnung, welche dadurch verschlossen werden soll; das Leder wird zwischen zwei Metallplatten gepreßt, von denen die eine etwas kleiner ist und genau in die zu verschließende Öffnung paßt. Man bedient sich dieser Klasse von Ventilen meistens nur zur Herstellung der Verbindung zwischen dem Condensator und der Luftpumpe und für den Kolben der Luftpumpe. Gut abgeschliffene Metallplatten, welche auf den Rand einer ebenfalls vollkommen abgeschliffenen Öffnung passen, eignen sich besonders zu Sicherheitsventilen. Das konische Dampfventil wurde in den früheren Maschinen von Watt angewendet. Der Durchmesser der Büchse, in welchem das Ventil steckt, muß sich zu dem größeren Durchmesser des Ventiles wie 3 : 2 verhalten. Am besten werden diese Ventile aus Kanonenmetall verfertigt; es ist vortheilhaft, wenn die Seiten des Kegels einen Winkel von 45° einschließen, ist der Winkel kleiner so steckt das Ventil leicht fest; wird er größer, so erfodert es zu viel Raum. Zu dieser Klasse von Ventilen gehören auch die Kugelventile, bei denen eine Halbkugel auf dem Rande einer gut abgeschliffenen Öffnung liegt. In den Dampfröhren wendet man häufig Schiebventile (sliding valves) an. Schon Watt wollte sie anwenden, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß sie gehörig schlossen, und erst in der Folge, wo bessere Methoden zur Bearbeitung der Metalle angegeben waren, wurde ihre Ausführung mög-

86) *Robison* Mech. phil. II, 146. 87) Mehres über die Luftpumpe bei *Tredgold* on steam engine p. 174.

88) *Watt* bei *Robison* Mech. Phil. II, 156. 89) Daselbst S. 155 und *Rees* Cyclop. Art. Steam engine.

Digitized by Google

lich. Bramah, Murray, Murdock[90]) und andere haben sie ausgeführt. Wenn in einer Röhre der Dampf abgeschnitten werden soll, so stellt man eine zweite Röhre so auf, daß sie auf ersterer senkrecht steht; in dieser gut ausgedrehten Röhre wird ein vollkommen abgedrehter Kolben auf- und ab bewegt, und je nachdem er vor oder neben der Öffnung steht, kann er das Eintreten des Dampfes verhindern oder gestatten.

Eine zweite Klasse von Ventilen dreht sich um eine Axe, zu diesen gehören die Hähne und namentlich die doppelt durchbohrten (four way cocks), wie sie zuerst Leupold vorschlug (Taf. II. fig. 8.). Um das partielle Abschleifen zu verhindern, dreht Bramah den Hahn nicht hin und her, sondern bewegt ihn stets nach einer Richtung fort um seine Axe. Um diese Klasse von Hähnen auch auf Expansion zu benutzen, hat Freund noch einen zweiten Hahn (Sparhahn) angebracht, welcher den Zutritt des Dampfes abschneidet, wenn der Kolben die erfoderliche Lage erreicht hat.

§. 112. Alle Hähne und Ventile werden von der Maschine selbst in Bewegung gesetzt, indem von dem Balancier aus Stäbe herabhängen, die mit Hervorragungen versehen sind, die zu rechter Zeit in Hebel greifen, welche mit den Ventilen in Verbindung stehen. Eine der einfachsten Methoden dieses zu thun ist in Taf. VII. fig. 8 abgebildet. Ein Gewicht w, welches hinreichend ist, die Reibung zu überwinden und das Ventil zu öffnen, wirkt durch einen kurzen Arm a auf die Axe, welche gedreht werden muß, wenn sich das Ventil öffnen soll. Wenn das Ventil geschlossen ist, so wird das Gewicht von der Feder b getragen; so wie aber die Feder b durch den von d in Bewegung gesetzten Hebel c entfernt wird, so öffnet sich das Ventil, wie man aus der Verbindung der Hebel sehen kann. Erreicht in der Folge der Vorsprung bei f den Hebel c, so werden alle Theile wieder in ihre frühere Lage gebracht und das Ventil geschlossen[91]).

§. 113. Da die Dampfmaschine eine hin- und hergehende Bewegung und nicht zu allen Zeiten einerlei Geschwindigkeit hat, so brachte zuerst, wie es scheint, Washborough im Jahre 1778 und später Watt ein Schwungrad an. Über die Einrichtung desselben im Allgemeinen wird unter dem betreffenden Artikel die Rede seyn; um sein Gewicht für Dampfmaschinen in Centnern zu bestimmen, wird nach Murray und Wood die Zahl der Pferde, deren Kraft durch die Maschine ersetzt werden soll, mit 2000 multiplicirt und durch das Quadrat der Geschwindigkeit seiner Peripherie dividirt[92]).

§. 114. Die Anwendung der Dampfmaschinen ist besonders in neueren Zeiten sehr weit verbreitet; allenthalben, wo man bedeutende Kräfte verlangt und über keine andern Kräfte disponiren kann, werden sie benutzt. Die sämtlichen Anwendungen lassen sich unter folgende Klassen bringen: 1) zum Heben des Wassers; 2) zur Bewegung von Maschinen; 3) zur Bewegung von Booten; 4) zur Bewegung von Wagen. Was die erste Anwendung, nämlich zur Hebung des Wassers durch Pumpen betrifft, so ist dieses die erste, für welche die Maschine bestimmt war; auch ist die Bewegung der Kolbenstangen durch den Balancier so einfach, daß ich die Beschreibung für unnöthig halte.

§. 115. Die Idee, Maschinen durch Dampf in Bewegung zu setzen, ist seit Savarys Zeit öfter aufgefaßt worden. In der Folge gedachte Robison dieser Benutzung bei seinen Gesprächen mit Watt, aber erst am 25. Okt. 1781 ließ letzterer sich ein Patent auf Vorrichtungen geben, um mit der Maschine auch Drehungsbewegungen hervorzubringen[93]). Jedoch hatten schon Hull (1736) und Fitzgerald (1759) Vorrichtungen zur Erzeugung von kreisförmigen Bewegungen vorgeschlagen, und Steward hatte sich 1769, Washborough 1778 und Steed 1781 darauf ein Patent geben lassen[94]). In demselben Jahre schlug der Abbe Carnal, Canonicus in Alais, eine ähnliche Einrichtung vor; sein Bruder, Major in österreichischen Diensten, führte den Vorschlag unter Begünstigung der Oberbergbehörden in Wien aus[95]). Alle hatten die Bewegung durch einen Krummzapfen angegeben, namentlich zeichnet sich die Vorrichtung von Washborough, deren man sich gegenwärtig bei den meisten Maschinen bedient, durch Einfachheit aus. Es ist A (Taf. V. fig. 4.) das Ende des Balanciers, B die damit verbundene Stange, das untere Ende der letzteren ist bei C an den Krummzapfen O gehängt und auf diese Weise fähig, sich um den Mittelpunkt E zu drehen. Das andere Ende des Krummzapfens hängt mit dem Schwungrade DDDD zusammen, so daß sich jener und dieses gemeinschaftlich um den Mittelpunkt E drehen. Die Lage der Verbindungsstange B betreffend, so muß sich der Krummzapfen mit dem Maschinenbalken zu gleicher Zeit in horizontaler Richtung befinden und mit diesem eine gerade Linie bilden, wenn der Balancier den höchsten oder niedrigsten Punkt erreicht hat[96]).

Obgleich diese Vorrichtung bereits patentirt war, erhielt Watt dennoch 1781 sein Patent auf eine Einrichtung, welche weniger vollkommen war, und welche er das Sonnen- und Planetenrad nannte[97]). Er be-

90) Murdock wurde nach Boalton's Tode einer der Compagnons der Gesellschaft von Watt jun. und Boalton. *Watt* bei *Robison* Mech. phil. II, 158. 91) *Tredgold* on steam engine p. 233. 92) Munde in Gehler's Wörterb. II, 473. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 265.

93) *Robison* Mech. phil. II, 150. 94) *Tredgold* on steam engine p. 26. 95) Journal encyclopédique 1781 und *Rees* Cyclop., Art. Steam engine. 96) Nicholson pract. Mechaniker S. 157. 97) Watt hatte schon bei seinen ersten Entwürfen daran gedacht, eine kreisförmige Bewegung zu erzeugen, und schon in seinem Patente von 1769 war davon die Rede. Er wollte anfänglich eine Rotationsmaschine dazu construiren; als diese schlechte Wirkung zeigte und seine doppelt wirkenden Maschinen gut gingen, wollte er den Krummzapfen anwenden, führte aber keine Maschine aus, weil er mit der Construction von solchen beschäftigt war, die zur Förderung des Wassers dienten. Als Washborough 1778 eine seiner Maschinen in Birmingham aufgerichtet hatte, diese aber sehr unregelmäßig ging, so machte Watt ein Modell nach seinem Plane, welches vollkommen genügte. Da Watt indessen kein Patent genommen hatte, so erzählte einer von seinen Arbeitern es den Leuten Washborough's, und dieser nahm ein Patent auf Anwendung der Kurbel. Dieses gestand der Arbeiter in der Folge selbst. Watt sah sich daher zu einer andern Vorrichtung genöthigt und con-

Digitized by Google

festigte nämlich auf der Axe des Schwungrades ein gezahntes Rad, in welches ein kleineres mit der Stange B verbundenes Rad eingriff, und setzte dadurch jenes in Bewegung.

Nachdem einmal Methoden angegeben waren, eine drehende Bewegung hervorzubringen, war es leicht, die Dampfmaschinen in den verschiedenen Gewerben zu benutzen. Die nähere Beschreibung dieser Vorrichtungen gehört indessen nicht hieher.

§. 116. Die Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen ist sehr alt. Die älteste Nachricht von einem solchen Dampfboote ist folgende. Blasco de Garay schlug Karl V. im Jahr 1543 eine Maschine vor, um Schiffe ohne Ruder und Segel in Bewegung zu setzen. Manche Widersprüche verhinderten die Anstellung eines Versuches bis zum 17. Jun. 1543. Der Erfinder, welcher denselben zu Barcellona machte, zeigte Niemandem seine Maschine; man bemerkte indessen, daß sie aus einem Kessel mit heißem Wasser und zwei dadurch in Bewegung gesetzten Rädern bestand, letztere befanden sich am Hintertheile auf jeder Seite des Schiffes. Der Versuch wurde auf einem mit Getraide beladenen Schiffe von 200 Tonnen gemacht. Obgleich alle Zeugen dem Kaiser die Versicherung gaben, daß der Versuch gelungen sei, so ließ der Kaiser doch keine weiteren Proben machen und gab dem Erfinder als Zeichen kaiserlicher Gnade, außer einem huldreichen Schreiben, ein Geschenk von 200000 Maravedis und die Kosten, der Erfinder selbst aber nahm seine Maschine wieder in Verwahrung[98]). Als Savary im J. 1698 mit der Construction seiner Dampfmaschine beschäftigt war, zeigte er das Modell eines Schiffes, welches durch Schaufelräder bewegt werden sollte, diese aber wollte er wieder durch andere in Bewegung setzen, auf welche das durch seine Dampfmaschine geförderte Wasser fallen sollte[99]).

Im Jahre 1736 ließ sich Jonathan Hull ein Patent zur Bewegung von Schiffen geben. Eine atmosphärische Maschine von Newcomen sollte durch Seile ohne Ende auf Räder wirken, diese ein Schaufelrad drehen und die Schiffe von dem Boote, auf welchem diese Maschine stand, ins Schlepptau genommen werden [1]). Er bemühte sich die engländische Admiralität für seine Vorschläge zu interessiren, wurde aber abgewiesen. Unter den Einwürfen, auf welche die abschlägige Antwort der Admiralität gegründet war, las man folgenden: „Wird die Kraft der Meereswellen nicht jeden Maschinentheil in Stücke zerbrechen, den man so stellt, daß er sich im Wasser bewegen muß?" Worauf Hull antwortet: „Es ist unmöglich anzunehmen, daß man diese Maschine auf der See brauchen würde, während eines Sturmes und wenn die Wellen hoch gehen." Was Jon. Hull, der Erfinder der Dampfschiffe selbst, nicht glaubte, daß man es als möglich ansehen könnte, davon hat 80 Jahre später die Erfahrung die Möglichkeit und den Nutzen bewiesen [2]). Ebenso wenig als Hull's Vorschläge ausgeführt wurden, geschah dieses mit denen des Herzogs von Bridgewater und Gautier [3]).

Erst nachdem durch Watt die Dampfmaschinen vervollkommnet waren, konnte man diesen Vorschlag ausführen. Perrier, welcher in England gewesen war und in der Folge Wattsche Maschinen in Frankreich baute [4]), führte 1775 das erste Dampfschiff aus. Aber die Maschine war klein, wirkte noch nicht mit der Kraft eines Pferdes, und da sie das Schiff nicht stromaufwärts führen konnte, so wurde die Idee aufgegeben [5]). Im Jahre 1781 war v. Jouffroy glücklicher; er ließ zu Lyon ein Dampfschiff von großer Ausdehnung für die Saone bauen, Zufälle hielten die weitere Verfolgung der Idee auf, und die Revolution trieb den Erfinder aus Frankreich [6]). Bei seiner Rückkehr im J. 1796 erfuhr er, daß ein gewisser Desblanc aus Trevoux ein Patent auf solche Siffe erhalten habe, focht dieses an, ohne wegen der unruhigen Zeiten Gehör zu finden [7]). Im Jahre 1803 bauten Livingston und Fulton auf der Schwaneninsel bei Paris ein Schiff, aber auch dieser Versuch fiel nicht nach Wunsch aus [8]).

§. 117. Glücklicher als in Europa fielen die Versuche in Amerika aus. Schon 1775 äußerte Franklin in einem Briefe an Leroi den Gedanken, Schiffe vermittelst einer Dampfmaschine zu bewegen [9]). Jonathan Fitch nahm 1783 ein Patent, aber auch sein Schiff entsprach den Erwartungen nicht; sein Landsmann James Rumsay aus Virginien ging nach London, baute ein Dampfschiff auf der Themse, das wenig taugte. Im Jahre 1788 machte Patrick Miller aus Dalwinston in Schottland den ersten glücklichen Versuch, welcher die kühnsten Hoffnungen der Unternehmer

---

struirte das Sonnen- und Planetenrad. Nach Watt's Erzählung bei *Robison* Mech. phil. II, 134. 98) *Navarete* Relacion des quatre Voyages de Christ. Colomb I, 28. In den Schriften, welche die Geschichte der Dampfschifffahrt behandeln, werden öfter die älteren Vorschläge erwähnt, Schiffe durch Räder in Bewegung zu setzen und von diesen die Versuche datirt. Will man einmal zur Dampfschifffahrt, welche natürlich nur mit Erfindung der Dampfmaschine beginnen kann, jene mechanischen Mittel rechnen, warum nicht lieber mit dem Wilden anfangen, der sich zuerst auf einen Baumstamm setzte und dabei einen Stock als Ruder brauchte? 99) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 488. *Rees* Cyclopädia unter Steam engine.

1) *Hull* description and draughs of a new invented machine for carrying vessels or ships out or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737. Die Schrift ist selten. Abbildungen der Verrichtung bei *Tredgold* on steam engine p. 15. und im Edinburgh phil. Journ. IX, 274.

2) Dupin Geometrie und Mechanik III, 366. 3) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 488. Gautier's Vorschläge stehen in den Mém. de la Soc. de Nancy III. 4) Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 76. 5) Dupin Geometrie und Mechanik III, 367. Ann. de l'industrie 1822. Dec. 297. 6) Dupin Geometrie und Mechanik III, 367. 7) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 489. Dupin sagt (Geometrie III, 367) Desblanc habe 15 oder 18 Jahre nach Jouffroys Versuchen ein Patent erhalten, dieses würde also 1796 oder 1799 gewesen seyn; nach den Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe S. 208 erhielt Desblanc dieses Patent erst 1802. Welches die richtige Angabe sei, kann ich nicht entscheiden. 8) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 209. 9) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 489.

Digitized by Google

übertraf, aber das Schiff wurde nicht weiter benutzt [11]). Desto mehr interessirte sich der Amerikaner Livingston für die Sache. Im Jahre 1798 erhielt er von dem State von New-York ein Privilegium auf 20 Jahre, wenn er binnen Jahresfrist ein Schiff von 20 Tonnen baute, welches in einer Stunde 4 engländische Meilen zurücklegte. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht [12]); ebenso wenig gaben Versuche, welche er mit den Mechanikern Kinsley, Roosevelt und John Stevens anstellte, ein befriedigendes Resultat. Nachdem er als Gesandter der vereinigten Staten nach Paris gekommen war, verband er sich hier mit Fulton, aber da die französische Regirung die von letzterem gemachten Anerbietungen abschlug, so kehrte dieser 1806 in sein Vaterland zurück. Boulton und Watt lieferten ihm eine Dampfmaschine von 20 Pferden Kraft. Damit baute er 1807 zu New-York ein vollständiges Schiff, den Clermont, von 160 Tonnen (zu 20 Centner) Ladung; und der Weg von 120 Seemeilen von New-York bis Albany wurde in 32 Stunden gegen den Strom zurückgelegt [13]).

Dieser glückliche Versuch, die Gewalt, mit welcher das Schiff gegen Wind und Wellen kämpfte, erregte viel Aufsehen, und in kurzer Zeit wurde in Amerika eine große Menge derselben ausgeführt. Eins der größten ist die Dampffregatte Fulton. Sie ist ein Doppelschiff mit dem Wasserrade in der Mitte, 152 Fuß lang, 57 Fuß breit, 20 Fuß tief, mit 32 achtzehnpfündigen Kanonen, einer Maschine von 120 Pferdekräften, bombenfest und in den Wänden 5 Fuß stark. Sie wurde im Jahre 1815 vollendet, hatte 2 Masten, 2 Bogspriete und 4 Steuer, um, ohne zu wenden, vorwärts und rückwärts fahren zu können [14]).

§. 118. Erst lange nach Patrick Miller's glücklichem Versuche in Schottland, wurde die Idee der Dampfschifffahrt in England wieder im Großen ausgeführt. Im Jahre 1801 wurden zwar von Symington auf dem Clyde und Bunter und Dickinson auf der Themse Versuche angestellt, jedoch erst im J. 1812 machten Bell und Thomson einen genügenden Versuch auf dem Clyde, und nun vermehrte sich die Zahl der Dampfschiffe schnell, indem man sie auch geschickt zur Fahrt auf der See machte.

Auch in Frankreich waren schon 1815 Versuche mit den neueren Dampfschiffen gemacht worden; aber der Weg, den man einschlug, war schlecht, die Maschinen, welche man gebrauchte, waren unvollkommen, die örtlichen Schwierigkeiten sehr groß. Dupin, welcher im Jahre 1816 nach England reiste, fand hier diese Schifffahrt blühend und ausgebreitet. Er benachrichtigte das Ministerium des Seewesens und der Colonieen von diesem Zustande, und dieses fühlte sich bewogen, nach den vereinigten Staten einen geschickten und verständigen Ingenieur zu senden, der an Ort und Stelle vollständige und ins Einzelne gehende Kenntniß von den in dieser Art gemachten Arbeiten nehmen sollte. Marestier erhielt den Auftrag zu dieser Sendung. Der Fregattenkapitän von Montgery erhielt Befehl, sich nach Amerika zu begeben und die Schiffe in Hinsicht auf ihren Dienst im See- und Kriegswesen zu untersuchen [15]).

In der Folge hat man in Teutschland, der Schweiz und Rußland, sowie auf dem hohen Meere, die Dampfschiffe mit Vortheil angewendet [16]).

§. 119. Die Versuche von Fulton gelangen besonders deshalb, weil er stärkere Maschinen benutzte als seine Vorgänger, welche dieselben Vorschläge schon früher gethan hatten, und weil er mehr durch Localverhältnisse, namentlich durch ein tieferes Fahrwasser, begünstigt war. Fulton aber ist weit davon entfernt, seine theoretischen Untersuchungen so weit getrieben zu haben, als es hätte geschehen müssen, um das System der Schifffahrt durch Dampf bis zur Vollkommenheit zu bringen. Er hat nicht streng die Lage, die Größe und die Gestalt bestimmt, die sich am besten für alle Theile eignen, aus denen das Holzwerk und der Mechanismus eines Dampfschiffes zusammengesetzt ist [17]). Marestier und Tredgold [18]) haben sich ausführlicher mit diesem Gegenstande beschäftigt. Indem ich die analytischen Entwickelungen übergehe, will ich hier einige von den Resultaten Marestier's nach den Mittheilungen von Dupin geben.

§. 120. Marestier hat mit Sorgfalt die besten unter den amerikanischen Dampfschiffen untersucht und daraus Gesetze über die Verhältnisse zwischen der Kraft der Dampfmaschinen, der Größe der Räder und ihrer Schaufeln und den vornehmsten Ausdehnungen des Schiffes hergeleitet. Er fand nun folgende Thatsachen: a) der Kubus der Geschwindigkeit des Schiffes ist kleiner, als die Kraft der Maschine dividirt durch den Widerstand des Schiffes. Der Kubus der mittleren Geschwindigkeit der Schaufeln übersteigt diese nämliche Größe, welche die Grenze des Kubus der einen, wie der andern Geschwindigkeit ist. Sollte diese Grenze erreicht werden, so müßten die Schaufeln unendlich seyn.

b) Die Geschwindigkeit des Schiffes steht in genauem Verhältnisse der Kubikwurzel von der Stärke der Maschine und im umgekehrten Verhältnisse der Kubikwurzel des Widerstandes des Schiffes und der Größe $1 + \frac{b}{a}$, wo b^2 den Widerstand des Schiffes, a^2 den der Schaufeln angibt.

11) *Tredgold* on Steam engine. p. 31. 12) Ann. de l'industrie. VIII, 225. 13) London Journal of arts IV, 133. *Buchanan* treatise on propelling vessels by steam. London 1816. Abh. der königl. techn. Deput. S. 209. Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369. 14) Abh. der kön. techn. Deput. S. 210.

15) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369. *Marestier* Mémoire sur les bateaux à vapeur des états-unis d'Amerique. Paris 1824. Ich konnte dieses Werk nicht zur Benutzung erhalten. 16) Zwischen Indien und England besteht jetzt eine Dampfschiffverbindung. Das erste Schiff mit 2 Maschinen von Maudslay, jede von 60 Pferdekraft, segelte am 2ten August 1825 ab. Edinb. Journ. of Sc. III, 377. In der Folge sind in Hindostan mehre Dampfschiffe benutzt. Das. VI, 335. 17) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 376. 18) *Tredgold* on Steam engine. p. 298 fg.

Digitized by Google

c) Da das Verhältniß der Größe $\sqrt[3]{1+\frac{b}{a}}$, die für ein Schiff bestimmt ist, zu der ähnlichen Größe $\sqrt[3]{1+\frac{b_1}{a_1}}$ die für ein zweites Schiff gefunden wird, wenig von 1 abweicht, so verhält sich die Geschwindigkeit nahe wie die Kubikwurzel aus der Stärke der Maschine dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Widerstande des Schiffes.

d) Die Geschwindigkeit des Schiffes ist ungefähr gleich einem constanten Coefficienten multiplicirt mit der Kubikwurzel des Produktes von der Höhe der Queckſilbersäule, welche der Dampf tragen kann, von dem Quadrate des Durchmessers des Kolbens, von dem Hube des Kolbens und von der Zahl der Hübe in der Minute, dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Produkte von der Breite des Schiffes und seines Wasserzuges.

Bei 18 von Marestier untersuchten Schiffen schwankt der Werth dieses constanten Coefficienten zwischen 20,29 und 27,65, der mittlere Werth ist 23,41, wofür er 22 annimt.

§. 121. Als Endresultat über die Brauchbarkeit der Dampfschiffe theilt Marestier noch folgende Sätze mit: die Geschwindigkeit eines Schiffes, das eine beliebige Strömung hinauffährt, muß anderthalb Mal die Geschwindigkeit dieser Strömung seyn, wenn der Verbrauch von Brennmaterial am kleinsten seyn soll [19]).

§. 121a. In Amerika ist die Dampfschifffahrt von größter Bedeutung, und nur England kann ihm an die Seite gestellt werden [20]), aber dort ist auch das Bedürfniß am größten. Kurz nachdem Louisiana den vereinigten Staten den ganzen Lauf eines der größten Ströme der Erde abgetreten hatte, als die Indianer diese Länderstrecken verließen, da erschien mit Erfolg diese Schifffahrt in Gegenden, wo undurchdringliche Wälder und sumpfige Ufer ein Ziehen durch Pferde unmöglich machten. In dem kurzen Zeitraume von 15 Jahren haben sich dadurch viele Städte am Ufer gebildet, wo man kaum die Wohnungen eines kleinen Fleckens zählte; Dörfer und einzelne Wohnungen entstanden auf vielen Punkten, wohin die Schiffe das Leben und die Thätigkeit des Handels gebracht haben. Wenn man jetzt von der Mündung des Missisippi abfährt, kann ein einziges Schiff diesen Fluß hinauffahren bis zum Fluß des gelben Steines, indem es 2700 Seemeilen zurücklegt, einen Weg, welcher größer ist, als die Summe aller Kanäle in England. In mehren Staten der Union finden sich Steinkohlen in Überfluß. In gewissen Orten fahren die Schiffe, welche Reisende und Erzeugnisse des Kunstfleißes führen, in der Nähe von Bergwerken vorbei, die ihnen dieses Brennmaterial liefern müssen; mangelt dieses Brennmaterial, so sind die Ufer der Flüsse mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, deren Holz nur den Preis des Fällens kostet. Ohne Zweifel kann Europa, besonders in seinem gesitteten Theile, nicht dieselben Leichtigkeiten und Vortheile darbieten. Die Schifffahrt durch Dampf wird in der alten Welt keine so schnellen und glücklichen Veränderungen hervorbringen, als in der neuen, weil die europäischen Nationen schon eine Menge von Fortschaffungsmitteln besitzen, die in Amerika fehlen [21]).

§. 122. Ich wende mich zu der Betrachtung der Dampfwagen. Unsere Fuhrwerke durch mechanische Mittel in Bewegung zu setzen, ist schon eine alte Idee. Im Jahre 1755 schlug Gautier vor, diese Bewegung durch Dampfmaschinen vornehmen zu lassen [22]). Als im Jahre 1759 Robison in Glasgow studirte, so äußerte er gegen Watt, daß es vortheilhaft seyn würde, Wagen durch Dampf zu bewegen [23]), aber der Vorschlag kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1773 bauete Cugnot in Paris mehre Dampfwagen, die aber nicht vollkommen gelangen [24]). Im Jahre 1786 machte der Amerikaner Olivier Evans ausführliche Vorschläge bekannt, und im Jahre 1795 trat Robison nochmals mit diesem Gegenstande auf [25]). Erst 1802 verfolgten Trevithik und Vivian dieses Project ernstlicher, und sie kamen dadurch auf ihre Hochdruckmaschinen. Die Maschine befindet sich an dem Hinterwagen und die Schwungradswelle ist mit Zahnrädern versehen, die in ähnliche Räder an der Hinteraxe eingreifen. Diese dreht sich um und mit ihr die daran befestigten beiden Wagenräder. Die Vorderräder dienen nur zum Lenken. Er bauete im Jahre 1804 in South-Wales einen Dampfwagen, mit welchem Versuche auf eisernen Geleisen gemacht wurden. Er hatte einen 8 Zoll weiten Cylinder, in welchem der Kolben 4 Fuß 6 Zoll Hub hatte. Er zog mehre Wagen mit 10 Tonnen Eisen beladen 9 engländische Meilen weit und legte in einer Stunde 5 Meilen zurück. Der Kessel war von Gußeisen, 6 Fuß lang, 4 Fuß 6 Zoll im Durchmesser, und der Cylinder stand senkrecht darin. Die Kolbenstange theilte durch zwei Lenkstangen den Kurbeln an einer Stelle ohne Schwungrad und diese durch einige Zahnräder den Vorderrädern die Bewegung des Wagens mit. Das Beharrungsmoment des Wagens ersetzte das Schwungrad. Man fand jedoch bei allen Versuchen, daß bei einer großen Last, welche ein solcher Dampfwagen auf kleinen Wagen hinter sich herziehen sollte, die Räder auf dem Geleise gleiteten und die Schienen der gewöhnlichen Geleise unter der großen Last des Dampfwagens öfters brachen, so daß es bei den bloßen Versuchen blieb [26]). Dasselbe geschah an mehren andern Orten.

§. 123. Erst im Jahre 1811 brachte Blenkinsop die Dampfwagen in größere Aufnahme, indem er auf seinen eisernen Geleisen bei Leeds glückliche Versuche machte. Er ließ eine Seite der Geleise aufnehmen und dafür andere, mit großen Zähnen versehene anbringen. In diese Zähne greift ein am Wagen befindliches und von der Maschine in Bewegung gesetztes Rad, wodurch der Wagen

19) Dupin Geometrie. III, 379 — 381. 20) Verzeichnisse der Dampfschiffe in den Vereinigten Staten und England in Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 230.

21) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 372. 22) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 499. 23) *Robison* Mech. phil. II, 80. 24) Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 97. 25) *Muncke* l. l. nach *Stuart* a descriptive history of the Steam engine. London 1824. p. 97. 26) Abh. der königl. techn. Deput. S. 96.

Digitized by Google

auf dem Wege fortgeschoben wird, ohne daß man ein Gleiten auf geneigtem Boden fürchten darf. Ein solcher Dampfwagen ist in Taf. VII. Fig. 1. halb im Längendurchschnitt und halb in der Seitenansicht und in Fig. 2. im Querdurchschnitt vorgestellt. Zwei Cylinder a sind in einen Kessel von Gußeisen b eingesetzt, der auswendig mit einer hölzernen Bekleidung umgeben ist. Der verticale Querschnitt des Kessels ist elliptisch. Der untere Theil desselben enthält im Wasser eine Röhre c, in welcher die Feuerung mit einem Roste und der Aschenfall angebracht sind. An dem einen Ende bei d ist die Einheizröhre, an dem andern ist an die Röhre der Schornstein e angesetzt, der etwa 9 Fuß hoch ist. Auf dem Kessel befinden sich bei f zwei Sicherheitsventile, welche durch Federn von der nöthigen Stärke geschlossen und durch Schrauben mehr oder weniger gespannt werden können. Der Kessel hat vier angegossene Füße g, mit denen er auf dem starken Gestelle des Wagens befestigt ist. Die beiden Maschinen sind einfach wirkend. Der Dampf geht zuerst durch einen einfach durchbohrten Regulirungshahn h, durch welchen die Menge des einzulassenden Dampfes bestimmt wird, und dann durch den zweimal durchbohrten Dampfhahn bei i in den Cylinder, wo er den Kolben niederdrückt. Wird der Hahn bei i dann gedreht, so wird der Dampf durch seine zweite Öffnung in die Röhre geführt, durch welche er in die freie Luft entweicht. An jeder Kolbenstange ist ein Querstück l befestigt, welches sich über zwei festen Stangen m auf- und niederschiebt. Dieses Querstück hat an jeder Seite eine Lenkstange n, welche mittelst der Kurbeln o die an den Wellen derselben befindlichen Räder p umdrehen. Die Pfannen der beiden Wellen sind an dem Gestell des Wagens befestigt. Die beiden Räder p greifen in ein Rad q an einer in der Mitte des Wagens sich drehenden Welle, an deren Enden sich zwei Räder mit großen Zähnen befinden, die in die Zähne des Geleises eingreifen. Die beiden Hähne bei i werden durch ein Gestänge r in Bewegung gesetzt, das aus vier Schienen besteht, von denen die beiden an den Enden des Kessels auf festen Zapfen beweglich sind und die untere mit einer viereckigen Öffnung über die Welle des einen Rades p greift, so daß ein Daumen an der Welle dieses verschiebbare Parallelogramm bei jedem Wechsel des Hahnes hin- und herbewegt. Unter der Einheizthüre bei s befindet sich ein Kasten mit Kohlen, der durch punktirte Linien angedeutet ist; am vordern Ende ein Behälter t mit Wasser, in welchem sich eine kleine Druckpumpe befindet. Diese wird durch einen Arm an dem Gestänge bewegt und versieht den Kessel mit dem nöthigen Wasser. Diese Dampfwagen wurden bald darauf bei mehren Kohlengruben mit Erfolg angewendet. Jeder kostet etwa 800 Pfund Sterling und braucht in 12 Stunden etwa 800 Pfund Kohlen, er thut so viel als 16 Pferde, und wiegt mit allem Zubehör etwa 6 Tonnen. Wenn er wenig beladen ist, so macht er 10 engländische Meilen in der Stunde. Sind aber 27 Kohlenwagen, jeder mit 8½ Tonnen oder 7000 Pfund beladen, angehängt, so macht er in der Stunde 3½ engländische Meilen. Sind die Wagen an Ort und Stelle angekommen und abgeladen, so müßte die Maschine umgedreht werden; weil sie aber dazu zu schwer ist, so kehrt man die Bewegung dadurch um, daß man den Kolben halb in die Höhe steigen, dann wieder niedergehen läßt, wodurch die Bewegung der Kurbeln nach entgegengesetzter Richtung erfolgt, wobei dann die leeren Wagen fortgeschoben werden [27]).

§. 124. Man hat vorzugsweise die Dampfwagen, deren Construction in der Folge mehrfach abgeändert ist, zur Fortschaffung belasteter Wagen auf den Eisenbahnen benutzt, indessen sind mehrmals Vorschläge gethan worden, um sie auch zum Transporte von Passagieren einzurichten. Solche Dampfkutschen haben namentlich Griffith [28]), Burstall und Hill [29]) vorgeschlagen und ausgeführt. Es scheint jedoch, als ob diese Wagen auf der gewöhnlichen Landstraße weniger brauchbar wären. Mehre Mechaniker haben dieses zwar versucht; so hat Gurney einen Dampfwagen hergestellt, der auf der Londoner Chaussee und selbst auf dem mit Kies bestreuten Platze der Casernen für die Garde-Cürassiere mit der Geschwindigkeit eines Pferdes im kurzen Trabe, seine Probe auf eine halbe bis ganze Stunde sehr wohl bestanden hat [30]). Jedoch scheint es mir wenig wahrscheinlich, daß man überhaupt je dahin gelangen werde, Wagen auf den gewöhnlichen Landstraßen mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit durch mechanische Mittel in Bewegung zu setzen, als dieses durch die Kraft von Thieren geschehen ist. Kleine im Wege liegende Steine von einem Zolle Höhe können unter gewöhnlichen Umständen die Last um $\frac{1}{10}$ vergrößern (s. Eisenbahnen und Fuhrwerke); die Thiere, welche mit einer sehr ungleichen Kraft ziehen, wie dieses Versuche mit dem Dynamometer gezeigt haben, strengen sich in Fällen dieser Art um diese Größe mehr an und benutzen den folgenden Moment, wo der Weg besser wird, zur Ruhe, so daß dadurch im Allgemeinen eine gleichförmige Geschwindigkeit erreicht wird. Wenn aber eine gleichförmig wirkende Maschine genöthigt wird, in einem Falle dieser Art eine größere Kraft anzuwenden, so wird sie entweder stille stehen oder sich auf dem besseren Wege viel schneller bewegen, so daß im Allgemeinen eine sehr ungleichförmige Bewegung entsteht. Wollte man auch einen Theil dieses Übelstandes durch ein Schwungrad vermeiden, so müßte dieses eine sehr bedeutende Größe haben, und dadurch ginge der Vortheil der Kleinheit zum Theil verloren, der Zweck aber würde hier doch nicht vollständig erreicht werden, da hier die regelmäßige Änderung in der Stärke des Widerstandes, wie bei den in Bewegung gesetzten Maschinen, fehlt.

§. 125. Nachdem ich die Einrichtung der wichtigsten Theile der Dampfmaschine angegeben habe, wende ich mich zur Betrachtung der Wirkung bei den verschiedenen Maschinen. Ich übergehe hier zunächst die von Savary und Newcomen, theils weil sie wenig genau gearbeitet waren, theils weil hiebei sehr viel Wärme verschwendet wurde, deren Größe sich aber wegen Unsicher-

27) Bulletin de la Soc. d'encorragemens XIV, 80. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 88. Munke in Gehler's Wörterb. II, 500. Dupin Geometrie und Mechanik III, 363. 28) *Gill* technical repertory I, 399. 29) Edinb. phil. Journ. XIII, 349. 30) Dingler Journal XXIX, 1.

Digitized by Google

heit der Elemente nicht genau bestimmen läßt. Es verdienen daher nur diejenigen Maschinen eine nähere Beachtung, welche genauer construirt wenig Dampf entweichen ließen. Ich will daher nur diese, hauptsächlich nach Fourier [31]) behandeln, jedoch die numerischen Größen zum Theile nach den späteren Versuchen von Arago und Dulong abändern.

§. 126. Indem der Dampf durch die Öffnungen und Röhren hindurchströmt, braucht er einige Zeit, ehe er die Räume, in welche er sich bewegen soll, ausfüllt. Wir wollen daher hier zunächst die Geschwindigkeit betrachten, mit welcher sich der Dampf aus dem Kessel bewegt.

Es erfolge das Ausströmen des Dampfes in einen luftleeren Raum. Ist hier F die Elasticität des Dampfes bei der Temperatur T, so können wir diese Elasticität durch eine Quecksilbersäule von der Höhe H ausdrücken. Es sei D die Dichtigkeit des Dampfes, die des Quecksilbers als Einheit angenommen; nun ist das specifische Gewicht von letzterem M = 13,598, wenn also das Gewicht eines Kubikmeters Dampf bei der Temperatur T mit P bezeichnet wird, so ist $D = \frac{P}{M}$. Ist nun h die Höhe einer Säule von Wasserdampf, deren Gewicht ebenso groß ist, als das der Quecksilbersäule, so ist $h = \frac{H}{D} = \frac{H.M}{P}$, und wir können daher annehmen, daß der Dampf durch eine Säule von der Höhe $\frac{MH}{P}$ gedrückt werde. In diesem Falle ist die Geschwindigkeit, mit welcher der Dampf in den leeren Raum strömt, ebenso wie bei Gasen

$$V = \sqrt{2g.\frac{MH}{P}}$$

wo g die Größe für die Beschleunigung durch die Schwere angibt. Findet dagegen das Ausströmen in einen Raum statt, in welchem sich schon ein elastisches Fluidum von einer Elasticität befindet, welche durch eine Quecksilbersäule h ausgedrückt wird, so ist die Größe der Quecksilbersäule, welche die Bewegung bewirkt, gleich H — h, und wir erhalten in diesem Falle als Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g.\frac{M(H-h)}{P}}$$

§. 127. Um die Geschwindigkeit des Dampfes näher zu bestimmen, hat Christian einige Versuche angestellt. Ein Kessel, in welchem sich eine quadratische Öffnung befand, von welcher jede Seite gleich 3 Millimetern war, wurde einem heftigen Feuer ausgesetzt. Die Temperatur wurde nach und nach auf 105°, 110°, 115°, 120°, 125°, 130° und 135° erhoben. Bei einem Barometerstande von 0m,762 strömte ein Kilogramm Dampf bei den gegebenen Temperaturen respective in 13, 8½, 6½, 5½, 4½, 3¾ und 3 Minuten aus. Hieraus läßt sich die Geschwindigkeit des Dampfes herleiten, diese ist nämlich $\frac{1}{APt}$, wo A den Inhalt der Öffnung, P das Gewicht eines Kubikmeters Dampf und t die zum Ausfließen erforderliche Zeit in Secunden angibt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Geschwindigkeiten:

Temperatur.	Geschwindigkeit	
	Theorie	Erfahrung
105°	237 Meter	208 Meter
110	323 "	273 "
115	380 "	324 "
120	423 "	334 "
125	449 "	347 "
130	478 "	363 "
105	519 "	397 "

Hier ist die beobachtete Geschwindigkeit kleiner als die berechnete, weil der Dampf durch eine Öffnung in einer dünnen Wand strömt und also eine Contraction des Strahles statt findet. Bezeichnen wir die beobachtete Geschwindigkeit mit V_1, die berechnete mit V, so ergeben die obigen Größen folgende Relationen zwischen den beobachteten und berechneten Geschwindigkeiten. Es ist

bei 105° : $V_1 = 0{,}877\ V$
110 : $V_1 = 0{,}846\ V$
115 : $V_1 = 0{,}851\ V$
120 : $V_1 = 0{,}789\ V$
125 : $V_1 = 0{,}773\ V$
130 : $V_1 = 0{,}760\ V$
135 : $V_1 = 0{,}765\ V$

Hiernach würde der Coefficient wegen der Zusammenziehung des Strahles nahe 0,8 seyn. Fourier, dessen Größen etwas von den oben gegebenen abweichen, macht schon auf den Umstand aufmerksam, daß der Werth dieses Coefficienten desto kleiner werde, je höher die Temperatur steigt, und er scheint geneigt anzunehmen, daß die Zusammenziehung des Strahles desto bedeutender werde, je größer die Elasticität des eingeschlossenen Dampfes ist [32]).

Dieses Resultat weicht von demjenigen ab, welches uns die Versuche über das Ausfließen von Wasser und Luft durch Öffnungen gezeigt haben, indem bei diesen die Druckhöhe keinen Einfluß auf die Contraction des Strahles hat, und scheint wenigstens für den Fall unrichtig, wo Dämpfe in einen mit Dämpfen derselben Art erfüllten Raum strömen. Die Versuche bei Wasser und atmosphärischer Luft haben übereinstimmend einen Coefficienten gegeben, dessen Werth im Mittel etwa 0,625 ist, wie ihn auch Tredgold für die Bewegung des Dampfes nimt [33]). Macht nun schon dieser Umstand es wenig wahrscheinlich, daß das von Fourier gefundene Resultat richtig sei, so zeigt eine einfache Betrachtung, daß der gegebene Ausdruck in dem Falle unrichtig sei, wo Dampf aus einem Gefäße in die freie Luft strömt. Wir wollen annehmen, der Versuch werde bei einem Barometerstande h = 0m,76 angestellt und die Temperatur sei 100°, so ist H = 0m,76 und wir erhalten also als Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g\,\frac{0}{P}} = 0$$

es könnte also in diesem Falle durch eine enge Öffnung

31) Karstens Archiv XVIII, 122 — 154.

32) Karstens Archiv XVIII, 130. 33) *Tredgold* on steam engine p. 93.

Digitized by Google

gar kein Dampf nach außen entweichen, was gegen alle Erfahrung spricht. Ja würde das Wasser nicht bis 100° erhitzt, so wäre $H < h$ und die Geschwindigkeit sogar unmöglich, ebenfalls der Erfahrung völlig widersprechend, da das Wasser auch bei niederen Temperaturen aus Gefäßen mit engen Öffnungen verdunstet. Es scheint demnach die obige Formel blos in dem Falle richtig zu seyn, wo der Dampf in einen blos mit Dampf erfüllten Raum strömt, trit er dagegen in atmosphärische Luft, so muß der Werth von h anderweitig bestimmt werden. So viel scheint bis jetzt wahrscheinlich, daß h eine zusammengesetzte Function aus Barometerstand (wegen des Widerstandes bei Bewegung der Luft durch die Poren), Dampfgehalt der Atmosphäre und Elasticität des ausströmenden Dampfes ist. Da indessen bei der Dampfmaschine der Dampf entweder in einen luftleeren oder in einen mit Dampf erfüllten Raum strömt, so können wir hier die Formel von Fourier unbedingt annehmen und beim Austritte aus einer engen Öffnung setzen

$$V = 0{,}625\sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Für cylindrische Röhren gibt Tredgold [34])

$$V = 0{,}813\sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Ist die Röhre gebogen, so geht bei jeder Biegung ein Theil von Geschwindigkeit verloren, welcher noch nicht bestimmt ist; Tredgold nimt für eine rechtwinklige Biegung den Verlust zu $\frac{1}{10}$ an [35]).

§. 128. Ich will jetzt nach Fourier die mechanische Kraft des Dampfes in denjenigen Maschinen untersuchen, in denen der Dampf ohne Expansion wirkt. Es befinde sich in einem Cylinder ein gut schließender Kolben, welchen wir uns über einem leeren Raume schwebend vorstellen wollen. Wir können das Gewicht des Kolbens ausdrücken durch das Gewicht einer Queckſilbersäule, deren Höhe h, deren Basis die Grundfläche von ihm ist. Strömt also aus einem Kessel Dampf unter diesen Kolben, so kommt er mit einer Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Ist nun A die Oberfläche des Kolbens, V seine Geschwindigkeit, so ist sein Gewicht AMh und die Größe seiner Wirkung in einer Secunde AMhV. Aus dem vorher gegebenen Ausdrucke für die Geschwindigkeit des einströmenden Dampfes in einer Secunde wird

$$h = H - \frac{V^2 P}{2gM}$$

und hiernach wird die Größe der Wirkung des Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - \frac{AV^3P}{2g} \qquad (a)$$

Um diese Wirkung hervorzubringen, wird eine Quantität Wasserdampf von dem Gewichte AVP verbraucht, setzen wir dieses gleich einem Kilogramme, so ist der mechanische Effect von diesem

$$\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g} \qquad (b)$$

Diese Größe wächst desto mehr, je kleiner V wird, und sie erreicht ihr Maximum für $V = 0$. Versuche, welche Christian angestellt hat, haben bewiesen, daß der mechanische Effect des Dampfes zwischen den Temperaturen von 110° und 140° desto größer wurde, je kleiner die Geschwindigkeit des Kolbens war.

Da P einerseits in demselben Verhältnisse als H wächst, aber wegen der Ausdehnung durch die Wärme wieder kleiner wird, wenn letztere zunimt, so nimt P langsamer zu als H, und der mechanische Effect $\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g}$ wird mit der Temperatur größer. Weil ferner ein Kilogramm Dampf in allen Temperaturen dieselbe Wärmemenge zu seiner Bildung erfodert, so zeigt die obige Formel, daß es vortheilhafter ist, Dampf von hohem Drucke bei der Maschine zu benutzen.

§. 129. Bei den Dampfmaschinen trit der Dampf durch engere Röhren aus dem Kessel in den Cylinder, daher ist V nicht mehr die Geschwindigkeit des Kolbens, sondern des durch die Öffnung strömenden Dampfes, und A bezeichnet den Querschnitt der Röhre und nicht des Kolbens. Nennen wir daher Geschwindigkeit des Dampfes und Querschnitt des Kolbens V und A, bezeichnen aber v und a dieselben Größen bei der Röhre, so verwandeln sich die Ausdrücke (a) und (b) in

$$aMHv - \frac{av^3P}{2g} \text{ und}$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{v^2}{2g}$$

die unter dem Kolben befindliche Dampfmenge ist ebenso groß, als die durch die Röhre strömende, also verhalten sich die Geschwindigkeiten umgekehrt wie die Öffnungen. Es ist $AV = av$ und $v = \frac{AV}{a}$, dadurch gehen die Ausdrücke (a) und (b) über in

$$AMHV - \frac{A^3V^3P}{2ga^2} \qquad (c)$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2} \qquad (d)$$

Beide Ausdrücke zeigen, daß der mechanische Effect desto kleiner wird, je kleiner a, also der Querschnitt der Röhre ist, und daher ist es vortheilhafter, dieser Röhre einen größern Durchmesser zu geben. Das Maximum des Effectes findet offenbar statt, wenn $a = A$ wird. Dieser Einfluß der Weite zeigt uns zugleich, weshalb Schiebventile besser sind als Klappenventile oder Hähne, weil bei ihnen die Einflußöffnung größer seyn kann.

§. 130. Die Geschwindigkeit des Kolbens ist in der Regel 1 Meter in der Secunde; wenn aber die Kolbenfläche etwa 100 Mal so groß ist als der Querschnitt der Röhre, was sich nicht sehr von der Wahrheit entfernen möchte, so verwandelt sich der Ausdruck (d) in

$$\frac{MH}{P} - \frac{10000}{2g}$$

Dieses von Fourier gegebene Verhältniß für die Weite des Cylinders und der Zuleitungsröhre weicht sehr von dem ab, was Boulton und Watt ausführten und was auch Tredgold für zweckmäßig hält [36]), danach

34) *Tredgold* on steam engine. p 93. 35) l. l. p. 94.

36) *Tredgold* on steam engine p. 188.

Digitized by Google

nämlich ist der Querschnitt des Cylinders nur 25 Mal größer als der der Röhre, und der obige Ausdruck wurde also $\frac{MH}{P} - \frac{625}{2g}$

Bisher haben wir angenommen, über dem Kolben befinde sich ein völlig leerer Raum; gewöhnlich hat der Dampf hier eine Temperatur von 40°, welchem eine Elasticität von etwa $0^m,053$ zugehört. Bringt man diesen Gegendruck in Rechnung, so verwandelt sich der Ausdruck (d) für den mechanischen Effect eines Kilogramms Dampf in $\frac{MH}{P} - \frac{0,053\,M}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2}$

Hier wird die Größe $\frac{0,053\,M}{P}$ mit der Temperatur kleiner, und daher vergrößert sich der mechanische Effect. Es ergibt sich daraus, daß die unvollkommene Verdichtung des Dampfes ebenfalls Veranlassung wird, Brennmaterial zu ersparen, wenn man Hochdruckmaschinen mit Maschinen vergleicht, welche mit Dämpfen von schwacher Pressung arbeiten.

Mit Berücksichtigung des Druckes, welchen der nicht verdichtete Dampf über dem Kolben ausübt, wird der in einer Zeitsecunde hervorgebrachte mechanische Effect (c)

$$AMHV - 0,053\,AMV - \frac{A^2V^2P}{2ga^2}$$

Ist $V = 1^m$, $A = 100 \cdot a$, so verwandelt sich dieser Ausdruck in

$$AMH - 0,053\,AM - \frac{10000\,AP}{2g}$$

Ist D der Durchmesser des Cylinders, so ist $A = \frac{1}{4}\pi D^2$ und man erhält

$$\tfrac{1}{4}\pi D^2\left(MH - 0,053\,M - \frac{10000\,P}{2g}\right)$$

Setzt man hier für M, H und P ihre Werthe, so erhält man für die Temperatur des siedenden Wassers $7319\,D^2$, wo das Gewicht in Kilogrammen, der Durchmesser D in Metern ausgedrückt wird. In der Ausübung nimt man in der Regel $4666 \cdot D^2$. Der große Unterschied rührt davon her, daß bei letzterem Ausdrucke nur der wirkliche mechanische Effect genommen wird, welcher noch übrig bleibt, nachdem Friction, Bewegung der Luftpumpe u. s. w. subtrahirt sind.

Die folgende Tafel gibt eine Übersicht von der mechanischen Kraft eines Kilogramms Dampf bei Maschinen, welche ohne Expansion wirken.

Temperatur.	Elasticität in Atmosphären.	Mechanische Kraft $V = 1$, $A = 100\,a$: Theoretisches Maximum.	Völlig leerer Raum über dem Kolben.	Druck von $0^m,053$ über dem Kolben.
		Kilogramme Mal Meter.		
100	1	17,54	17,03	15,81
122	2	18,57	18,06	17,41
135	3	19,20	18,69	18,24
145,2	4	19,68	19,17	18,83
154	5	20,10	19,59	19,31
161,5	6	20,48	19,97	19,73
168	7	20,78	20,27	20,06
178	8	21,02	20,51	20,33

§. 131. Wir wenden uns zu den Maschinen, in denen der Dampf mit Expansion wirkt. Robison versuchte es zuerst, eine Theorie von Watts Expansionsmaschine zu geben. Es sei ABCD (Taf. VI. Fig. 4.) ein Durchschnitt des Cylinders der Dampfmaschine, EF die Oberfläche des Kolbens. Während sich der Kolben von AB bis EF bewegt, ströme ungehindert Dampf hinein, dieser werde aber abgeschnitten, wenn jener nach EF gekommen ist. Der Dampf dehnt sich aus und drückt den Kolben noch immer nieder. Es bezeichne EF den Druck des hineinströmenden Dampfes in seiner ganzen Größe. Der Dampf dehne sich aus nach dem Mariotteschen Gesetze, und seine Elasticität verhalte sich wie seine Dichtigkeit, so können wir den Druck in einer andern Lage des Kolbens, wie KL oder DC, ausdrücken durch die Ordinaten Kl und Dc einer gleichseitigen Hyperbel, deren Asymptoten AE und AB sind. Es wird also der ganze Druck während der Bewegung des Kolbens von EF nach DC ausgedrückt durch die Fläche EFcDE, und der Druck während der ganzen Bewegung durch die Fläche ABFcDA. Nun ist die Fläche $EFcDE = ABFC \cdot \text{log. nat.} \frac{AD}{AE}$

und $ABFcDA = ABFE\left\{1 + \text{log. nat.} \frac{AD}{AE}\right\}$

Watt stellte mehre Versuche an, um die Größe der Wirkung durch Expansion kennen zu lernen. Wurde der Zufluß des Dampfes abgeschnitten, wenn $\frac{1}{4}$ des Hubes vollendet war, so betrug die Dampfmenge nur $\frac{1}{4}$ von derjenigen bei nicht expandirenden Maschinen, dagegen betrug die mechanische Wirkung der letztern nur $\frac{1}{3}$ von der ersten, so daß als $\frac{1}{4}$ des Dampfes bei expandirenden Maschinen nahe $\frac{1}{3}$ der Arbeit bei nicht expandirenden thut. Der Vortheil dieser Methode wächst in demselben Verhältnisse, in welchem der Dampf früher abgeschnitten wird, aber die Zunahme der Kraft ist nicht mehr sehr bedeutend, wenn sich der Dampf schon in sein vierfaches Volumen ausgedehnt hat. Aus dem obigen Ausdrucke ergibt sich folgende Tafel:

Wird der Dampf abgesperrt	so wird seine Wirkung multiplicirt mit
bei $\frac{1}{4}$	1,7
$\frac{1}{5}$	2,1
$\frac{1}{6}$	2,4
$\frac{1}{7}$	2,6
$\frac{1}{8}$	2,8
$\frac{1}{9}$	3,0
$\frac{1}{10}$	3,2

In den Schriften über Dampfmaschinen wird gewöhnlich diese von Robison gegebene Untersuchung mitgetheilt [37]). Jedoch ist hiebei ein Umstand ganz übersehen worden. Wenn nämlich auch der Dampf bei seiner Ausdehnung ganz dem Mariotteschen Gesetze folgt, so trit doch hier, wo die Expansion ziemlich schnell erfolgt, ein Umstand ein, welcher die Wirkung schwächt. Indem der Dampf ein größeres Volumen einnimt, wird nothwendig Wärme gebunden, die Temperatur des Dampfes sinkt also ein wenig und seine Elasticität wird geringer.

37) *Robison* Mech. phil. II, 128.

Digitized by Google

Indem hiedurch der Cylinder ebenfalls abgekühlt wird, so muß beim folgenden Hube der mit voller Pressung hineinströmende Dampf den Cylinder erwärmen, und indem dabei eine schwache Condensation statt findet, kann er anfänglich nicht mit der Stärke wirken, als der Fall seyn würde, wenn keine Expansion statt fände.

§. 132. Auf eine andere Art hat Fourier dieses Problem untersucht. Wir nehmen ein Dampfvolumen A, welches sich in einem Cylinder befindet, dessen Basis der Einfachheit wegen ein Quadratmeter seyn möge. Dieses Volumen befinde sich unter dem Drucke H, zu welchem die Temperatur T gehört. Wenn sich der Dampf während der Zeit t ungehindert ausdehnt, so erhält er das Volumen A_1, die Elasticität H_1 und die Temperatur T_1. Wird das Gewicht des Kolbens in diesem Zeitpunkte durch eine Quecksilbersäule von der Höhe h ausgedrückt, so ist seine Geschwindigkeit in Secunden

$$V = \sqrt{2g\frac{M(H_1 - h)}{P_1}}$$

wo P_1 das Gewicht eines Kubikmeters Dampf von der Temperatur T_1 bezeichnet. In der Zeit dt durchläuft der Kolben den Weg V dt; ist das in dieser Zeit gehobene Gewicht Mh, so ist der mechanische Effect gleich MHV dt; da aber $h = H_1 - \frac{V^2 P_1}{2g M}$, so verwandelt sich der mechanische Effect in

$$M H_1 V dt - \frac{V^2 P_1 dt}{2g}$$

Nun ist ferner

$$A_1 = A\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

dieses Volumen wächst in der Zeit dt um

$$Ad.\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

daher wird

$$V dt = Ad\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

Wird dieser Werth von V dt in dem obigen Ausdrucke für den mechanischen Effect substituirt, so wird dieser

$$AMH_1 d.\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\,T_1}{1+0{,}00375\,T} - \frac{AV^2 P_1}{2g} d\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\,T_1}{1+0{,}00375\,T} \quad (e)$$

Wird diese Größe zwischen den Grenzen T und T_1 integrirt, so ergibt sich daraus die Wirkung eines Dampfvolumens, welches von T zu T_1 übergeht. Bezeichnet darin A das Gewicht eines Kilogrammes Dampf, so ist $A = \frac{1}{P}$ zu setzen. Dieser Ausdruck zeigt uns, daß der mechanische Effect desto mehr wächst, je kleiner V wird, er erreicht sein Maximum für V = o. In diesem Falle wird das Maximum des Effectes eines Kilogrammes Dampf, welches sich von T bis T_1 ausdehnt

$$\int\frac{MH_1}{P} d\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T} \quad (f.)$$

§. 133. Um den Werth dieses Integrales zu bestimmen, müßte die Relation zwischen T und H genau bekannt seyn. Um jedoch annähernde Bestimmungen zu erhalten, nimt Fourier an, daß die Elasticität des Dampfes sehr nahe in geometrischer Reihe wächst, wenn die Temperatur eine arithmetische bildet, er ändert aber den Exponenten dieser Reihe für verschiedene Theile der Thermometerscale. Dieser ist nämlich 1,032 zwischen 100° und 135°; 1,026 zwischen 135° und 173; 1,037 zwischen 100° und 92°; 1,042 zwischen 92° und 82°; 1,044 zwischen 82° und 66°; 1,051 zwischen 66° und 38°; 1,059 zwischen 38° und 12°.

Bezeichnen wir diesen Exponenten allgemein mit p und bestimmen ihn für den jedesmaligen Theil der Scale nach der eben gegebenen Regel, so ist $H_1 = \frac{H}{p^{T-T_1}}$ und dadurch verwandelt sich der Ausdruck (f) in

$$\int_P p^{\frac{MH}{T-T_1}} . d\,\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}\cdot p^{T-T_1}$$

Zwischen den Grenzen T und T_1 erhalten wir folgenden Ausdruck dieses Integrales mit natürlichen Logarithmen

$$P^{\frac{MH}{(1 + 0{,}00375\ T)}}\left\{0{,}00375\log.\ p.\left(\frac{T^2 - T_1^2}{2}\right)\right.$$
$$\left. + (\log.\ p. - 0{,}00375)\ (T - T_1)\right\}$$

Hieraus ergibt sich folgende Tafel, welche die mechanische Kraft nachweist, die durch Expansion eines Kilogrammes Dampf bis zur Temperatur von 12° hervorgebracht wird.

Temperaturen.	Elasticität in Atmosphären.	Mechanische Kraft. Kilogramme Mal Meter
173	8	95,33
168	7	92,88
161,5	6	89,74
154	5	86,19
145,2	4	82,11
136	3	77,50
122	2	70,37
100	1	58,93
92	0,75	54,27
82	0,5	47,78
66	0,25	37,16
38	0,125	17,25
12	0,0141	0

Dieser mechanische Effect ist weit bedeutender als derjenige, welchen wir in §. 130 für das Maximum fanden, jedoch wird das eben gegebene theoretische Maximum in der Ausübung nie erreicht.

§. 134. Fourier betrachtet nun speciell die Maschine von Woolf und Edwards (§. 94.), bei welcher der Dampf aus einem Cylinder in einen zweiten strömt und sich in diesem expandirt. Wir wollen annehmen, beide Kolben befinden sich auf dem tiefsten Punkte ihres Standes. In dem kleinen Cylinder befinde sich Dampf, dessen Elasticität noch dieselbe Größe hat, als er in voller Spannung beim Ausströmen aus

Digitized by Google

dem Kessel besitzt; wir wollen ferner annehmen, daß sich über dem Kolben im großen Cylinder ein völlig luftleerer Raum befinde. Es sei H die Elasticität des Dampfes bei voller Spannung, A und A_1 der Querschnitt des großen und kleinen Cylinders, V die constante Geschwindigkeit des Kolbens in einer Secunde, welche wir gleich der Höhe des Cylinders setzen wollen. In der Zeit t durchläuft der Kolben den Weg Vt, und der mit Dampf erfüllte Raum zwischen beiden Cylindern ist $AV - AVt + A_1 Vt = AV + V(A_1 - A)t$.

Beide Cylinder sind in der Regel von einem gemeinschaftlichen Mantel umgeben, in welchem sich Dampf befindet, der die zu H gehörige Temperatur besitzt, daher behält der im Innern befindliche Dampf stets dieselbe Temperatur; es wird sich daher nach der Zeit t die Elasticität des zwischen beiden Kolben befindlichen Dampfes nur im Verhältnisse der Räume ändern und also seyn

$$H. \frac{AV}{AV + (A_1 - A)Vt} = H. \frac{A}{A + (A_1 - A)t}.$$

Wird das Gewicht des kleinen Kolbens durch eine Quecksilbersäule von der Höhe h ausgedrückt, so ist der Druck über diesem Kolben gleich dem Gewichte einer Quecksilbersäule von der Höhe

$$H. \frac{A}{A + (A_1 - A)t} + h$$

Kommt dem Drucke unter dem kleinen Kolben eine Quecksilbersäule von der Höhe H zu, so ist seine Geschwindigkeit nach der Zeit t

$$V = \sqrt{2g \frac{M}{P}\left(H - H \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h\right)}$$

Soll diese Geschwindigkeit constant seyn, so muß sich h ändern, es muß nämlich nach der Zeit t den Werth haben

$$H - H \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{PV^2}{2gM}$$

und folglich wird das Gewicht des kleinen Kolbens

$$AMH - AMH \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{APV^2}{2g}$$

Der in der Zeit dt durchlaufene Weg ist Vdt, und der in dieser Zeit hervorgebrachte mechanische Effect

$$AMHVdt - AMH \frac{AVdt}{A + (A_1 - A)t} - \frac{APV^2 dt}{2g}$$

Wird dieser Ausdruck von t = o bis t = 1 integrirt, so ist die Größe der Wirkung des kleinen Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - AMHV \frac{A}{A_1 - A} \log. \frac{A_1}{A} - \frac{APV^2}{2g}$$

Unter dem großen Kolben ist der veränderliche Druck nach der Zeit t gleich $H \frac{A}{A + (A_1 - A)t}$

Ist h_1 die Höhe einer Quecksilbersäule, welche dem Gewichte des Kolbens gleich ist, so wird der große Kolben durch einen Druck gehoben, welcher gleich

$$H. \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h_1$$

ist. Die Dichtigkeit des Dampfes, welcher sich unter dem großen Kolben befindet, ist $\frac{P}{M} \cdot \frac{A^2}{A + (A_1 - A)t}$

und daraus erhalten wir für die Geschwindigkeit V $\frac{A_1}{A}$ mit welcher der Dampf aus dem kleinen Cylinder in den großen trit, die Gleichung

$$V \frac{A_1}{A} = \frac{\sqrt{2gM}}{P. \frac{A}{A + (A_1 - A)t}} \left(H \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h_1\right)$$

und hieraus folgt

$$h_1 = H. \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^2 PV^2}{2gMA(A + (A_1 - A)t)}$$

Das Gewicht des Kolbens ist

$$A_1 MH \frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^2 PV^2}{2gA(A + (A_1 - A)t)}$$

und der mechanische Effect in der Zeit dt wird

$$A_1 MH \frac{Adt}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^2 PV^2 dt}{2gA(A + (A_1 - A)t)}$$

Wird dieser Ausdruck von t = o bis t = 1 integrirt, so wird die Größe der Wirkung des großen Kolbens in der Secunde

$$A_1 MHV \frac{A}{A_1 - A} \log. nat. \frac{A_1}{A} - \frac{A_1^2 PV^2}{2gA(A_1 - A)} \log. nat. \frac{A_1}{A}$$

§. 135. Addiren wir die Wirkungen bei beiden Kolben zusammen, so erhalten wir als Wirkung beider in der Secunde

$$AMHV\left(1 + \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) - \frac{APV^2}{2g}\left(1 + \frac{A_1^2}{A^2(A_1 - A)} \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) \quad (g)$$

In dieser Zeit wird eine Dampfmenge von dem Gewichte AVP verbraucht; setzen wir diese Größe gleich einem Kilogramme, so ist der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect

$$\frac{MH}{P}\left(1 + \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) - \frac{V^2}{2g}\left(1 + \frac{A_1^2}{A^2(A_1 - A)} \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) \quad (h)$$

Je kleiner V ist, desto größer wird auch der mechanische Effect, es trit das Maximum ein für V = o, dann wird derselbe $\frac{MH}{P}\left(1 + \log. nat. \frac{A_1}{A}\right)$

Wird der Dampf nicht unmittelbar aus dem Kessel in den kleinen Cylinder geleitet, sondern strömt er dahin durch engere Röhren, so findet etwas ähnliches statt, als bei den Maschinen, wo der Dampf ohne Expansion wirkt. Sind a und a_1 die Durchschnittsflächen der Röhren, so verwandelt sich der mechanische Effect (g) in einer Secunde in

$$AMHV\left(1 + \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) - \frac{APV^2}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2} + \frac{A_1^2}{a_1^2(A_1 - A)} \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) \quad (i)$$

und der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect (h) wird

$$\frac{MH}{P}\left(1 + \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) - \frac{V^2}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2} + \frac{A_1^2}{a_1^2(A_1 - A)} \log. nat. \frac{A_1}{A}\right) \quad (k)$$

Digitized by Google

Der mechanische Effect wird desto kleiner, je geringer a und a_1 sind, das Maximum findet statt für $A = a = a_1$. Wir wollen hier annehmen, es sei $a = a_1 = \frac{1}{100} A$ und $A_1 = 4 A$, außerdem die Geschwindigkeit des Kolbens in der Secunde 1 m.

Die Ausdrücke (i) und (k) bedürfen noch einer Correction, weil sich über dem Kolben kein luftleerer Raum befindet. Wir wollen annehmen, auch hier befinde sich Dampf von 0m,053 Elasticität, dann ist die Correction für (i) $0{,}053\ A_1\ M\ V$ und für (k) $\frac{0{,}053\ A_1\ M}{A\ P}$

Gehen wir von den angegebenen Dimensionen aus und nehmen die nöthigen Rechnungen vor, so erhalten wir als mechanischen Effect für Dampf von siedendem Wasser nahe $9800\ D^3$, wo D den Durchmesser des kleinen Cylinders bezeichnet. Für Dampf ohne Expansion fanden wir (§. 130) $7319\ D$, also kleiner als im vorliegenden Falle.

Die folgende Tafel enthält die Größe des mechanischen Effectes von einem Kilogramme Dampf in der Maschine von Edwards und Woolf, unter Voraussetzung, daß der Querschnitt des großen Cylinders 4 Mal so groß sei als des kleinen.

Temperatur.	Druck in Atmosphären.	Mechanische Kraft. Theoretisches Maximum.	$V = 1,\ a_1 = a,\ A = 100\ a.$ Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
			Kilogramme Mal Meter.	
100°	1	41,82	26,25	21,36
122	2	44,30	28,73	26,14
135	3	45,80	30,23	28,45
145,2	4	46,94	31,37	30,00
154	5	47,94	32,37	31,25
161,5	6	48,84	33,27	32,32
168	7	49,55	33,98	33,15
173	8	50,12	34,55	33,82.

§. 136. Vergleichen wir diese Größen mit den in §. 130 gegebenen für denselben Atmosphärendruck, so sehen wir, daß die vorliegende Maschine weit kräftiger wirkt. Jedoch wird in der Ausübung das eben gegebene Maximum nicht erreicht; wir dürfen nämlich nicht blos diejenige Wärme berücksichtigen, welche zur Darstellung von einem Kilogramme Dampf in irgend einer Temperatur erfoderlich ist, sondern auch noch diejenige, welche dem Mantel zugeführt werden muß, um den Dampf im großen Cylinder auf einerlei Temperatur zu erhalten. Nehmen wir an, der Dampf dehne sich aus, so sinkt mit seiner Elasticität zugleich seine Temperatur; gesetzt z. B. Dampf von 100° dehne sich in das vierfache seines Volumens aus, so sinkt seine Temperatur bis zu 61°, wie die Gleichung

$$A' = A\ \frac{H}{H_1} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\ T}{1 + 0{,}00375\ T_1}$$

zeigt. Diese Dampfmenge, falls sie die Temperatur von 100° behalten soll, absorbirt daher von dem Mantel 100° — 61° = 39° Wärme. Ist nun c die Wärmemenge, durch welche ein Kilogramm Wasser von 0° in Dampf verwandelt wird, so ist (latente Wärme des Dampfes 650°, Wärmecapacität 0,847) die Menge von Wärme, durch welche ein Kilogramm Dampf um 39° erwärmt wird, $\frac{39 \cdot 0{,}847}{650} \cdot c = 0{,}05082 \cdot c$, und danach wird der Effect für Dampf von 100° um 0,05082, nahe $\frac{1}{20}$, vermindert. Ähnliche Resultate lassen sich für die übrigen Atmosphärendrucke herleiten und danach erhalten wir folgende Tafel.

Temperatur.	Druck in Atmosphären.	Mechanische Kraft. Theoretisches Maximum.	$V = 1,\ a_1 = a,\ A = 100\ a$ Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
			Kilogramme Mal Meter.	
100°	1	39,80	24,98	20,33
122	2	41,94	27,20	24,75
135	3	43,14	28,47	26,80
145,2	4	44,12	29,49	28,20
154	5	44,97	30,36	29,31
161,5	6	45,69	31,12	30,24
168	7	46,22	31,70	30,92
173	8	46,71	32,20	31,52.

§. 137. Fourier's sämtliche Arbeiten tragen zu sehr das Gepräge der Gründlichkeit, und namentlich hat auch die vorliegende Untersuchung besonders bei französischen Mechanikern und Physikern einen zu großen Beifall erhalten, als daß ich sie hier hätte mit Stillschweigen übergehen dürfen. Ich glaube jedoch, daß sie nicht ganz naturgemäß sei, und namentlich läßt die Theorie der Expansionsmaschinen viele Einwürfe zu. Die Relation zwischen Volumen und Temperatur des expandirten Dampfes ist zu wenig begründet, als daß man sie als richtig ansehen dürfte. So viel geht jedoch schon aus dieser hypothetischen Rechnung hervor, daß die Maschine mit zwei Cylindern nicht viel bedeutender wirkt, als eine Maschine mit einem einzigen, wie die Vergleichung der letzten Spalten in den Tafeln in §. 136 und §. 130 zeigt, aber dieses Übergewicht der Maschine von Woolf und Edwards wird in der Ausübung noch vermindert. Übersehen wir auch, daß stets eine der Verbindungsröhren beider Cylinder mit Dampf gefüllt seyn muß, daß also hieraus einiger Verlust entsteht, so muß der Mantel viel größer seyn, als bei einer Maschine mit einem Cylinder, und es geht also mehr Wärme durch Strahlung nach außen verloren. Sodann aber ist die Reibung bei zwei Kolben weit bedeutender, und dadurch geht ein großer Theil des Überschusses an Kraft verloren. Rechnen wir dazu, daß die Maschine zusammengesetzter und leichter Beschädigungen ausgesetzt ist, als eine einfache, so wird der Gewinn ganz verschwinden. Tredgold, welcher die Untersuchung auf eine abweichende Art angestellt hat, folgert sogar, es finde bei dieser Maschine ein Verlust an Kraft statt, nur die Bewegung werde gleichförmiger [38]).

38) *Tredgold* on steam engine p. 189 — 191. Die Mi-

Digitized by Google

§. 138. Es hält sehr schwer, aus der Elasticität des Dampfes und dem Drucke auf den Kolben die Wirksamkeit der Maschine mit hinreichender Schärfe herzuleiten. Die Dampfmaschine ist ein so zusammengesetzter Apparat, Reibung der Kolben, hinreichend enges Anschließen der Theile, Entweichen des Dampfes, Leichtigkeit, mit der sich die Ventile öffnen, alles dieses sind Umstände, welche auf die gehobene Last großen Einfluß haben. Daher läßt sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes über den gegenseitigen Werth der verschiedenen Constructionsarten sagen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Verfertigung von Watt's erster Maschine besonders deshalb so viel Zeit erfoderte, weil er keine Cylinder bekommen konnte, die hinreichend gut ausgebohrt waren. Sowie sich nach jener Zeit die übrigen Gewerbe vervollkommneten, wurden die Dampfmaschinen weniger kostspielig und besser. Alle Arbeiten, welche in unsern Werkstätten ausgeführt werden, sind nur Annäherungen an die mathematische Form, welche die Theorie fodert; je geschickter ein Arbeiter ist, je sorgfältiger er alle Umstände berücksichtigt, desto mehr wird eine von ihm verfertigte Maschine leisten; und daher kann es wol geschehen, daß eine Maschine, welche von einem aufmerksamen Arbeiter nach einem schlechtern Principe erbaut ist, mehr leistet, als eine von einem nachlässigen Künstler nach gutem Principe erbaute. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß spätere Fabrikanten Maschinen selbst nach Watt's Princip geliefert haben, welche mehr wirkten, als die von diesem selbst verfertigten. Aber bei dieser Vergleichung der Maschinen dürfen wir ja nicht vergessen, daß auch auf ihre Behandlung sehr viel ankommt. Man hat die Dampfmaschine häufig dasjenige Werk des menschlichen Kunstfleißes genannt, welches sich einem organischen Geschöpfe am meisten nähere; aber so wie organische Geschöpfe zu ihrem Gedeihen eine gute Behandlung erfodern, so auch die Dampfmaschine. Der Verfasser des Artikels Steam-engine in Rees Cyclopaedia, erzählt hievon ein auffallendes Beispiel. Im Jahre 1811 vereinigten sich mehre Besitzer von Gruben in Cornwallis dahin, den Nutzeffect ihrer größtentheils von Boulton und Watt gebauten Maschinen regelmäßig zu messen, der mittlere Effect von 8 Maschinen war 13½ Million Kubikfuß Wasser, welche von einem Buschel Kohlen einen Fuß hoch in die Höhe gehoben wurden. Die Aufseher, jetzt fürchtend, daß ihre Nachlässigkeiten an den Tag kommen würden, besorgten jetzt die Maschine besser, und im Jahre 1815 war die mittlere Wassermenge, welche durch ein Buschel Kohlen gehoben wurde, 21½ Million, also ½ größer. Dadurch war die Leistung dieser Maschinen wieder auf denselben Werth gehoben, welchen sie in den Jahren 1793 und 1798 gehabt hatten, denn nach den Mittheilungen von Davies Gilbert fand man in diesen Jahren respective 19½ und 17¾ Millionen Kubikfuß [39]). Wie sehr es bei dieser Wirkung auf kleine Umstände ankomme, davon hat Grose bei vielen Maschinen in Cornwallis vor kurzem einen auffallenden Beweis geliefert. Er verstärkte die Wirkung sehr bedeutend durch einen einfachen Kunstgriff, dadurch, daß er die Zuleitungsröhren, Cylinder und andere Theile mit einer 10 Zoll dicken Lage von Sägespänen umgab, und eine eben so hohe Schicht Asche auf den Kessel legte. Durch dieses Mittel wurde die Erkaltung verhindert, und die Maschine, welche vorher 50 Millionen Wasser gehoben hatte, hob nun 65 Millionen. Es wurde jetzt auf diese erste Lage von schlechten Wärmeleitern eine zweite ebenso dicke gelegt, und die Wirksamkeit der Maschine stieg auf 87 Millionen. Andere Maschinen, bei denen dasselbe einfache Mittel angewendet wurde, zeigten einen ähnlichen Erfolg [40]), ja nach den Berichten, welche Henwood vierteljährlich in dem Edinb. Journ. of Science bekannt macht, hebt ein Buschel Kohlen gegenwärtig im Durchschnitte etwa 40 Millionen Kubikfuß bei Maschinen, welche größtentheils von Watt herrühren.

§. 139. Savary bestimmte seine Maschinen, wie früher erwähnt wurde, zum Heben der Grubenwasser; die Roßmühlen, welche man früher hatte, sollten dadurch verdrängt werden, und er führte daher eine Größe für die Berechnung des Effectes der Dampfmaschinen ein, welche man beibehalten hat, indem man ihre Wirkung durch die Zahl von Pferden ausdrückt, welche denselben Effect hervorbringen. Um die Größe dieser Wirkung anzugeben, haben sich verschiedene Mechaniker bemüht, die Größe einer Pferdekraft zu bestimmen. Bei den Dampfmaschinen hat man die Bestimmung von Boulton und Watt angenommen; danach nämlich ist ein Pferd im Stande, täglich 8 Stunden zu arbeiten, und in der Minute 33000 englische Pfund einen Fuß hoch zu heben. Will man also die Wirkung einer Maschine in Pferdekräften angeben, so drückt man die von ihr geförderte Wassermasse in Pfunden aus, multiplicirt das Gewicht mit der Höhe, bis zu welcher das Wasser gefördert wurde, berechnet hieraus die in einer Minute gehobene Wassermenge, und dividirt diese durch 33000.

Watt führte vermöge des mit den Käufern geschlossenen Contractes noch eine zweite Rechnung ein. Die Käufer nämlich verglichen die Menge von Wasser, welche durch ein Buschel Steinkohlen (von 88 Pfund Gewicht) gehoben wurde, und stellten, da Watt ¼ des ersparten Brennmaterials erhielt, genaue Vergleichungen mit Maschinen von Newcomen an. Diese Rechnung hat man beibehalten, weil es für die Besitzer von großer Wichtigkeit ist, möglichst viel Feuerwerk zu ersparen. Jedoch auch diese Vergleichung kann zu manchen unrichtigen Resultaten führen; kleine Differenzen im Ofen, im Schornsteine, theilweise Entblößung der Kessel können bewirken, daß die Hitze bei einer Maschine weit kräftiger wirkt, als bei einer andern, wovon die Differenzen dann häufig in der Maschine selbst gesucht werden. Versuche, welche Watt und andere angestellt haben, zeigen, daß 1 Pfund Steinkohle von Newcastle etwa 5,9 bis 8,9 Pfund Wasser von 0° in Dampf ver-

nenbesitzer in Cornwallis haben bei Woolf's Maschinen keinen Vortheil gefunden. Edinb. Journ. of Sc. X, 56.

39) Phil. Trans. 1831. p. 126. Watt selbst gibt für die dortigen Maschinen 24 bis 32 Millionen. *Robison* Mech. phil. II, 145.

40) *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 37.

Digitized by Google

wandeln konnte, das Mittel ist etwa 7,2 Pfund Dampf, die durch 1 Pfund Kohlen erzeugt werden [41]). Um Maschinen, die mit verschiedenem Feuerwerk unterhalten werden, mit einander zu vergleichen, theile ich hier folgende Tafel mit, welche die heitzende Kraft verschiedener Körper zeigt, die obige Größe für Steinkohlen als Einheit angesehen.

	Heizkraft
Steinkohle im Mittel	1
Holzkohle	0,98
Sehr dürres Holz	0,51
Holz das 0,2 Wasser enthält . . .	0,41
Guter Torf	0,28
Schlechter Torf	0,16

§. 140. Watt verglich seine Maschinen sehr genau mit denen von Newcomen. Nach einem Actenstücke, welches auf der Grube Poldice im Jahre 1778 aufgenommen wurde, konnte man mit einem Buschel Kohlen bei den atmosphärischen Maschinen 7'037800 Pfund Wasser einen Fuß hoch heben, und diese Größe wurde in der Folge den meisten Bestimmungen zum Grunde gelegt [42]). Im Jahre 1793 betrug diese Größe 19½, im Jahre 1798 17¾ Millionen, doch schwankte letztere Größe zwischen 10 und 27½ Millionen bei verschiedenen Maschinen [43]). Die Messungen in Cornwallis, die mir aus spätern Zeiten bekannt sind, enthält folgende Tafel [44]).

1811 Ein Buschel Kohlen hob . .	15	Millionen
1812	17¾	—
1813	19¾	—
1814	20¾	—
1823 [45])	26$\frac{7}{10}$	—
1824	28	—
1825	29	—
1826	28¾	—
1827	32	—
1828	34¾	—
1829	41	—
1830 [46])	43	—

Die meisten dieser Maschinen sind von Watt, und die obige Tafel zeigt uns hinreichend, daß durch große Aufmerksamkeit in den letzten Jahren die Wirkung fast auf das Dreifache von der erhoben ist, welche im Jahre 1811 beobachtet wurde.

Vergleichen wir mit dieser Mittelzahl, wo gute und schlechte Maschinen genommen sind, die Wirkung einzelner Maschinen von Woolf, so zeigt sich allerdings, daß letztere kräftiger wirken. Nach den mehrmals erwähnten Berichten hoben zwei dieser Maschinen im Jahre 1815 etwa 50 Millionen, eine Maschine in der Grube Huel Abraham hob im Mai 1815 eine Last von nahe 57 Millionen, die größte bis dahin erlangte Kraft bei Dampfmaschinen [47]). Im Mittel von 4 Monaten hob diese Maschine im Jahre 1823 nur 46 Millionen. Bei einer andern Maschine auf derselben Grube betrug dieser Effect im Jahre 1826 nur 25 Millionen; eine andere Maschine bei der Grube Huel Wentworth hob im Jahre 1824 28,6, im Jahre 1825 27,6 Millionen; die Maschine bei der Grube Huel Alfred hob im Jahre 1825 39,9, im Jahre 1826 40,4 Millionen [48]). Wir sehen hieraus, daß die Maschinen von Woolf eben solche Differenzen zeigen, als die von Watt. Aber selbst jene größte, bis dahin bekannte Leistung von 57 Millionen wird gegenwärtig von mehren gut gehaltenen Maschinen übertroffen, welche von Watt construirt, nach den Tabellen von Henwood mehr als 60, selbst mehr als 75 Millionen heben. Ich glaube, daß diese Erfahrungen nebst den oben gegebenen Bemerkungen hinreichend zeigen, wie wenig man den Ankündigungen von Woolf und den Empfehlungen seines Freundes Tilloch fast in jedem Bande des Philosophical Magazine trauen dürfe.

§. 141. Sah ich mich genöthigt, den Woolf'schen Maschinen, trotz der ziemlich allgemein angenommenen entgegengesetzten Ansicht, keinen Vorzug vor den Watt'schen einzuräumen; so kann ich auch nicht in das Lob einstimmen, welches so häufig den Maschinen mit hohem Drucke ertheilt worden ist. Vergleichende Versuche sind nur in geringer Zahl angestellt worden. Eine Maschine von Trevithik hob im Jahre 1804 mit einem Buschel Kohlen 17½ Million Pfund Wasser [49]), und eine Maschine auf der Grube Huel Damsel von demselben wirkt, nach den Registern von Henwood, nicht stärker als andere Maschinen von Watt. Auch haben die Hochdruckmaschinen in Cornwallis keinen großen Beifall gefunden.

Dagegen hat namentlich die von der französischen Regirung niedergesetzte Commission, deren Mitglieder Laplace, Prony, Girard, Ampère und Karl Dupin waren, behauptet, daß die Hochdruckmaschinen weit vortheilhafter wären, als die mit niederem Drucke, indem durch jene sehr bedeutend viel Feuerwerk erspart werden sollte [50]), jedoch stützen sie sich hiebei nur auf die obigen Versuche von Woolf [51]), welche nach dem Gesagten wenig beweisen.

Wollen wir den Werth der verschiedenen Maschinen näher vergleichen, so müssen wir drei Punkte vor Augen haben, nämlich den Raum, den sie einnehmen, die Menge von Wasser, die zu ihrer Erhaltung erfodert wird, und die Menge von Brennmaterial. Die Hochdruckmaschinen erfodern wenig Wasser und nehmen einen kleinern Raum ein, als Watt'sche Maschinen. In Städten, wo der Raum eng ist, auf Schiffen und auf Dampfwagen verdienen daher diese Maschinen den Vorzug, und daher werden auch in den meisten Fabri-

41) *Tredgold* on steam engine p. 119. 42) Phil. Trans. 1831. p. 123. 43) Das. S. 126. Eine Maschine, welche nur 6 Millionen gab, war jedenfalls fehlerhaft. 44) Nicholson prakt. Mechaniker. S. 200. 45) Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 49. 46) Nur die ersten sechs Monate.

47) *Rees* Cyclop Art. Steam engine. 48) Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 45. 49) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 98 u. 109. 50) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 342. 51) Nachdem Henwood erzählt hat,

Digitized by Google

ken, besonders in größeren Städten, Hochdruckmaschinen benutzt [52]).

§. 142. Ein anderes ist es mit der Ersparung an Feuermaterial. Nach der oben mitgetheilten Untersuchung von Fourier verhält sich der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect bei dem Drucke von einer Atmosphäre zu dem bei 8 Atmosphären wie 16,81 : 20,33 = 1 : 1,28 (§. 130. Tabelle, Spalte 5.), es würde danach also mehr als ¼ an Wirkung gewonnen werden. Ich glaube jedoch, daß sich auch gegen diesen Theil der Untersuchung von Fourier gegründete Einwendungen machen lassen. Fourier nimt nämlich an, Dampf von hoher Spannung erfodere zu seiner Bildung nicht mehr Wärme als Dampf von niederem Drucke, und er folgert daraus schon, daß es vortheilhafter sei, Dampf von hoher Spannung zu benutzen (§. 128). Ist diese Behauptung in theoretischer Hinsicht auch vollkommen richtig, so wird das Resultat in der Praxis schon dadurch geändert, daß die erhitzteren Gefäße eine größere Menge von Wärme ausstrahlen, und also schon deshalb mehr Feuer erfodern. Aber es liegt der Berechnung von Fourier noch eine zweite Hypothese zum Grunde, welche nur bei wenigen Maschinen ihre Anwendung findet. Fourier nimt nämlich an, der Kolben bewege sich in einem leeren Raume, oder es sei doch der Dampf bis zu 40° condensirt, und danach findet er für den mechanischen Effect eines Kilogrammes Dampf

$$\frac{MH}{P} - \frac{0{,}053\,M}{P} - \frac{A^2 V^2}{2ga^2}$$

Aber in der Regel findet bei den Hochdruckmaschinen keine Condensation Statt, der Dampf entweicht nach außen, und es wirkt dem Kolben ein Druck von wenigstens einer Atmosphäre entgegen. Dadurch geht der eben gegebene Ausdruck über in

$$\frac{MH}{P} - \frac{0{,}76\,M}{P} - \frac{A^2 V^2}{2ga^2}$$

Berechnen wir danach den mechanischen Effect bei einem Drucke von 8 Atmosphären, so wird er 17,93, also 1,13, wenn der bei einer Atmosphäre als Einheit angesehen wird. Ich glaube, daß auch noch diese Größe die Wahrheit ein wenig übersteigt, da der Dampf, der aus der Öffnung entweicht, wahrscheinlich anfänglich noch einen Druck ausübt, welcher den von einer Atmosphäre übersteigt; würde derselbe zu 1½ Atmosphären angenommen, so wäre der mechanische Effect 16,64 wenig größer als bei einer Watt'schen Maschine mit niedrigem Drucke.

Ist nun dieses theoretische Resultat aus den Untersuchungen eines der scharfsinnigsten Vertheidiger der Hochdruckmaschinen letzteren wenig günstig, so wird dieser geringe Vortheil, den die Theorie nachweist, in der Ausübung noch sehr vermindert. Da der Kolben nicht so fest am Cylinder liegt, als es die mathematische Theorie erfodert, so entweicht der Dampf in desto größerer Menge, je höher seine Spannung ist; da sich ferner die Kolben bei diesen Maschinen meistens schneller bewegen, als bei denen mit niedrigem Drucke, so ist die Abnutzung weit leichter möglich, was auch die französische Commission zugibt [53]); letztere fügt freilich hinzu, daß neuere Vervollkommnungen, die man bei der Erbauung der Dampfmaschinen anbrachte, diesen wichtigen Nachtheil sehr vermindert haben. Aber läßt sich diese sorgfältigere Arbeit nicht auch bei den Maschinen anbringen, die nach Watt's Princip erbaut sind?

Als Resultat der bisher geführten Untersuchung glaube ich folgenden Satz aufstellen zu können: Werden Maschinen mit niedrigem Drucke sorgfältig construirt, gehörig abgewartet und im brauchbaren Zustande gehalten, so erzeugen sie bei derselben Menge von Feuer dieselbe Wirkung als Maschinen mit hohem Drucke.

§. 143. Auf eine etwas abweichende Art ist das Problem über die Wirksamkeit der verschiedenen Maschinen in den Abhandlungen der königl. technischen Deputation für Gewerbe S. 361 u. fg. gelöst worden. Ich will hier die wichtigsten Resultate dieser Untersuchung mittheilen, enthalte mich aber einer jeden Beurtheilung derselben und einer Vergleichung mit der Arbeit Fourier's, da es noch zu sehr an genügenden Erfahrungen fehlt, um hierüber hinreichend sicher urtheilen zu können.

Bei den Maschinen ohne Kolben, so wie sie Savary zuerst angegeben hat, drückt der Dampf unmittelbar auf die Oberfläche des zu hebenden Wassers. Enthält diese Fläche F Zolle, so ist EF der Druck auf diese, wo E den Druck des Dampfes bezeichnet. Soll das Wasser auf die Höhe H gehoben werden, so ist das Gewicht der zu hebenden Wassersäule in preuß. Pfunden $H.\frac{F}{144}.66$, oder wenn wir noch die Wassersäule von 32 Fuß als Druck der Atmosphäre hinzurechnen, so ist der Druck der ganzen zu hebenden Wassersäule also $EF = \frac{11}{12}(H + 32)\,F$, oder $E = \frac{11}{12}(H + 32)$. Sollte also das Wasser z. B. auf 100 Fuß gehoben werden, so müßte E, also der Druck auf einen Zoll, gleich 60,5 Pfund seyn. Dabei aber findet noch keine Bewegung statt. Es müssen vorher die Hindernisse der Bewegung überwunden werden, die durch die Adhäsion des Wassers in den Röhren und beim Durchgange des Wassers durch die verschiedenen Öffnungen entstehen; ebenso muß eine Kraft vorhanden seyn, um dem Wasser die nöthige Bewegung mitzutheilen. Alle diese Widerstände wollen wir durch Wassersäulen ausdrücken. Es sei also H' die Höhe der Wassersäule, welche der Adhäsion des Wassers in den Röhren und dem Widerstande beim Durchgange durch die Röhren gleich ist,

daß vorzüglich Tilloch durch seine Anpreisungen den Maschinen von Woolf Credit verschafft habe, fährt er fort: To this and Mr. Woolf's alleged experiments are due the very absurd notions of the great economy from the use of highly elastic steam, which for so many years obscured that quarter of the scientific horizon. Edinb. Journ. of Sc. X, 36.

52) *Dupin* l. l.

53) Dupin Geometrie, III, 343.

Digitized by Google

H'' die Höhe einer Wassersäule, welche die nöthige Bewegung hervorbringt. Die Höhe H' hängt von dem Querschnitte des Recipienten F, seiner Länge l, dem Querschnitte der Röhren f, ihrer Länge L, der Öffnung des Ventiles f' und von der Geschwindigkeit des bewegten Wassers ab. Bei einer Wassermenge in einer Secunde M ist $\frac{144\,M}{F}$ die mittlere Geschwindigkeit w in dem Recipienten. In den Röhren muß dann die Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f} = \frac{144\,M}{F}\cdot\frac{F}{f} = \frac{144\,M}{f}$ und in der Öffnung des Ventiles $\frac{w\,F}{f'} = \frac{144\,M}{f'}$ seyn. Für den freien Ausfluß hat man bei einer Geschwindigkeit c in der Öffnung die Höhe $= 0{,}006\,c^2$. Diese Höhe ist nach der Gestalt der Öffnung verschieden, aber immer größer als $0{,}016\,c^2$; wir wollen sie gleich $\frac{c^2}{a^2}$ setzen, wo a eine durch Erfahrungen näher zu bestimmende Constante ist. Der Unterschied beträgt also $\frac{c^2}{a^2} - 0{,}016\,c^2$. Ist der Einmündung die gehörige Gestalt gegeben, so ist $a = 7{,}646$ oder $\frac{c^2}{a^2} = 0{,}017\,c^2$. In dem vorliegenden Falle ist daher die Höhe des Widerstandes

$$= 0{,}017\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} - 0{,}016\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} = 0{,}001\,w^2\,\frac{F^2}{f^2}$$

oder $0{,}001\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2$. Dazu kommt der Widerstand beim Durchgange durch den Hahn, und hier ist wegen der scharfen Kanten die Widerstandshöhe $a = 4{,}89$, also $\frac{1}{a^2} = 0{,}0417$ und die Höhe $= 0{,}0417\,w^2\,\frac{F^2}{f'^2}$. Weil aber das Wasser hinter dem Hahn mit der Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f}$ in der Röhre weiter geht, so gehört zur Überwindung des Widerstandes in der Öffnung die Höhe

$$0{,}0417\,w^2\,\frac{F^2}{f'^2} - 0{,}016\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} = 0{,}0417\left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2 - 0{,}016\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2.$$

Blieben die Röhren nicht gleich weit, so müßte bei dem Eintritte des Wassers in jede folgende Röhre eine ähnliche Widerstandshöhe berechnet werden. Zu den beiden berechneten Widerständen kommt noch die Adhäsion des Wassers; die Wassersäule, welche diesem Widerstande das Gleichgewicht hält, ist in dem Recipienten $w^2\,\frac{1}{2006\,D}$ und in der Steigröhre $w^2\,\frac{F^2}{f^2}\cdot\frac{L}{2006\,d}$, also in beiden

$$\frac{w^2}{2006}\left(\frac{1}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right) = \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{1}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right)$$

Folglich ist die Wassersäule, welche allen Widerständen das Gleichgewicht hält

$$H' = 0{,}001\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + 0{,}0417\left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2 - 0{,}016\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{1}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)$$

$$= (144\,M)^2\left\{\frac{0{,}0417}{f'^2} - \frac{0{,}015}{f^2} + \frac{1}{2006}\left(\frac{1}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)\right\}$$

Soll nun das Wasser in dem Recipienten sich mit der mittleren Geschwindigkeit w bewegen, so gehört dazu eine Kraft P, welche gleich ist dem Producte der Masse mit dem Wege wt der zu bewegenden Masse, dividirt durch $15\frac{5}{8}\,t^2$, wo t die Zeit der Bewegung ist. Diese Kraft ist gleich dem Gewichte der Wassersäule von der Höhe H'', also $66\,H''\,\frac{F}{144}$. Die in Bewegung zu setzende Wassermasse im Recipienten ist $65\,l\,\frac{F}{144}$, die Masse in der Röhre ist $66\,L\,\frac{f}{144}$, in letzterer ist die Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f}$, und wir erhalten daher

$$66\,H''\,\frac{F}{144} = \frac{w\,t\cdot 66\,l\,F}{144\cdot 15\frac{5}{8}\,t^2} + \frac{w\,F\,t\cdot 66\,L\,F}{144\,f\cdot 15\frac{5}{8}\,t^2}, \text{ also}$$

$$H'' = \frac{w}{15\frac{5}{8}\,t}\,(l + L)$$

oder da $w = \frac{144\,M}{F}$

$$H'' = \frac{144\,M}{15\frac{5}{8}\,t\,F}\,(l + L)$$

Nun ist die Zeit $t = \frac{l}{w} = \frac{l\,F}{144\,M}$, folglich

$$H'' = \frac{144^2\,M^2}{15\frac{5}{8}\,l\,F^2}\,(l + L)$$

Es ist demnach der ganze Widerstand gleich der Höhe einer Wassersäule von der Länge $H + 32 + H' + H''$ und mithin

$$E\,F = \frac{66\,F}{144}\,(H + 32 + H' + H'')$$

$$E = \tfrac{11}{24}\,(H + 32 + H' + H'')$$

Wäre z. B. $H = 100'$, $M = 1$ Kubikfuß, $D = 1'$, also $F = 113{,}09$ Quadratzoll, $d = \frac{1}{2}'$ also $f = 28{,}27$ Quadratzoll, $f' = 28{,}27$, $l = 5'$, $L = 105'$, so ist

$$H' = 2{,}26'$$

$$H'' = 2{,}2828'$$

also $E = 62{,}58$ Pfund

und die Zeit einer Ausleerung des Recipienten $t = 3{,}92$ Secunden.

Wären zwei Recipienten vorhanden, von denen der eine das Wasser in die Höhe treibt, während der andere sich anfüllt, so würde die Zeit des Anfüllens im Recipienten ebenfalls 3,92 Secunden dauern. Erwägen müssen wir jedoch hiebei, daß nie ein vollkommen leerer Raum entsteht, weil theils die Dämpfe, theils die aus dem Wasser entweichende Luft einen Druck ausüben. Nehmen wir daher an, die Höhe der drückenden Luftsäule betrage nicht 32, sondern 28' und ist h die Höhe des untern Theiles des Recipienten über der Oberfläche des Wassers im Brunnen, so ist die bewegende Kraft im Anfange gleich dem Gewichte einer Wassersäule von der Höhe $28 - h$, am Ende von der Höhe $28 - (h + l)$, also im Durchschnitte von der Höhe $28 - h - \frac{1}{2}\,l$. Dazu kommen nun noch die Bewegungshindernisse. Berechnen wir diese auf dieselbe Art als oben und setzen die Länge

Digitized by Google

der Röhre gleich 28′, so finden wir für die obigen Dimensionen $h = 24{,}92'$, also in der Zeit $2t = 7{,}85$ Secunden werden 3,92 Kubikfuß Wasser auf die Höhe von 124,92 Fuß gehoben, oder bei zwei Recipienten werden 7,85 Kubikfuß ebenso hoch gehoben. Wir erhalten daher in 7,85 Secunden ein Moment von $7{,}85 \cdot 124{,}92 \cdot 66 = 64721$ oder für die Minute von 494683,2, was nahe 16 Pferdekräfte beträgt.

Die dazu erforderliche Dampfmenge ist $l \frac{F}{144}$ in der Zeit $2t$, also in 7,85 Secunden 7,85 Kubikfuß. Dieser Dampf ist jedoch nur derjenige, welcher als wirklich treibende Kraft wirkt, eine bei weitem größere Menge wird aber erfodert, um dem Wasser eine so hohe Temperatur zu geben, daß die Condensation des später ankommenden Dampfes verhindert wird.

§. 144. Bei der Newcomenschen Maschine ist der Druck der Luft die bewegende Kraft, und der Dampf dient nur zur Erzeugung eines leeren Raumes. Ist daher e der Druck der Luft gegen einen Quadratzoll in Pfunden; F die Kolbenfläche in Zollen, so ist eF der ganze Druck der Luft auf die Kolbenfläche als bewegende Kraft. Dieser Kraft wirken die unter dem Kolben befindlichen Dämpfe und Luft von dem Drucke e′ und die am andern Ende des Balanciers befindliche Last Q entgegen. Die bewegende Kraft ist daher nur noch $eF - e'F - Q$. Die zu bewegende Last ist $M + Q$, wo M die auf das Ende des Balanciers reducirte Masse desselben ist. Dadurch erhält man den Weg in der ersten Secunde

$$G = 15\tfrac{1}{6} \frac{(e - e')F - Q}{M + Q}$$

und die Länge des Kolbenhubes in Fußen

$$l = 15\tfrac{1}{6} \frac{(e - e')F - Q}{M + Q} \cdot t^2$$

wo t die Zeit eines Hubes bedeutet. Hieraus folgen

$$F = \frac{l(M + Q) + 15\frac{1}{6} t^2 Q}{15\frac{1}{6} t^2 (e - e')}$$

$$Q = \frac{15\frac{1}{6} t^2 (e - e')F - lM}{15\frac{1}{6} t^2 + l}$$

Hätte man z. B. eine Maschine von 60″ Durchmesser, so wäre $F = 2827{,}43$ Quadratzoll; ist $l = 10'$, $t = 3''$, $e = 15$ Pfund, $e' = 2$ Pfund, das Gewicht des Balanciers aufs Ende reducirt $M = 2400$ Pfund, so würde $Q = 34156{,}98$ Pfund. Dieser Widerstand besteht aus der von der Maschine wirklich zu hebenden Last, der Reibung des Kolbens und der Kraft, welche zur Bewegung der Massen erfodert wird. Die Bewegung fängt dabei von o an und erreicht eine Geschwindigkeit von 31,25. Gt. Damit würde der Kolben auf den Boden des Cylinders aufstoßen und diesen zersprengen; um dieses zu vermeiden, läßt man die Dämpfe in den Cylinder treten, ehe der Kolben den niedrigsten Punkt erreicht hat, wodurch aber ein Theil der Kraft verloren geht. Um den Aufgang des Kolbens zu bewirken, müssen theils die Dämpfe einen etwas stärkern Druck e″ ausüben, als die Atmosphäre, theils bringt man außer den am andern Ende des Balanciers hängenden Lasten q noch ein Gegengewicht q′ an. Die bewegende Kraft ist dann $(e'' - e)F + q + q'$, die zu bewegende Masse ist das Gewicht des Kolbens mit seiner Reibung p, die Masse des Balanciers M mit den damit verbundenen Theilen. Es ist also

$$G = 15\tfrac{1}{6} \frac{(e'' - e)F + q + q'}{M + p}$$

Soll der Aufgang in derselben Zeit erfolgen, als der Niedergang, so muß

$$15{,}625 \frac{(e'' - e)F + q + q'}{M + p} = 15{,}625 \frac{(e - e')F - Q}{M + Q}$$

seyn, wodurch sich q′ bestimmen läßt. Auch hier müssen die Dämpfe früher condensirt werden, als der Kolben die höchste Stelle erreicht, wenn die Maschine keinen Schaden leiden soll.

Die mittlere Geschwindigkeit des Kolbens c ist bei einer solchen Maschine etwa $\frac{l}{t}$ und daher das Moment der Last Qc. So erhält man in unserm Beispiele $c = \frac{10}{3} = 3\frac{1}{3}'$, das Moment der Last $Qc = 113856{,}6$; daher das Moment für eine Minute, wo beim Aufgange des Kolbens in der Hälfte der Zeit die Kraft nicht wirksam ist 3′ 415 698. Da aber durch die übrigen Widerstände und die verminderte Geschwindigkeit beinahe die Hälfte verloren geht, so kann man als wirksames Moment nur etwa $\frac{7}{7}$ des vorigen, also 1′ 992 490 rechnen. Um dieses Moment schnell zu berechnen, nimt man den Druck von 7 Pfund auf jeden Quadratzoll und multiplicirt damit die mittlere Geschwindigkeit, die auf die Bewegung der Last verwendet wird. Man erhält also für die Secunde $7F\frac{l}{t}$, oder für die Minute bei Beachtung des Umstandes, daß nur die Hälfte der Zeit zum Heben der Last verwendet wird, $7 \cdot 30 \cdot F\frac{l}{t}$. Ist statt der Zeit t die Zahl der Niedergänge des Kolbens in einer Minute n gegeben, so wird das Moment der Kraft $7nlF$.

Die Dampfconsumtion einer solchen Maschine bei jedem Aufgange des Kolbens sollte eigentlich $\frac{Fl}{144}$ Kubikfuß, also in der Minute $\frac{1}{144} Fnl$ betragen. Bei den älteren Einrichtungen, wo das Condensationswasser unmittelbar in den Cylinder strömte und der Kolben selten hinreichend dicht schloß, war sie nach den Beobachtungen von Watt noch einmal so groß.

§. 145. Auf eine ähnliche Art als hier die Atmosphäre wirkt der Druck des Dampfes bei den atmosphärischen Maschinen auf den Kolben, und die Berechnung ist ganz dieselbe. Hat der Dampf eine Elasticität von 28″, so nimt man als Druck des Dampfes auf einen Quadratzoll gewöhnlich $7\frac{1}{2}$ Pfund. Da die Theile meistens sorgfältiger gearbeitet sind, so nehme man für jeden Hub $\frac{1}{4}\frac{F}{144} l$, also für n Hube in der Minute $\frac{5}{576} Fnl$ Kubikfuß Dampf.

§. 146. Da die Cylindermaschinen eine hin- und hergehende Bewegung haben, welche bei jedem Hube mit o anfängt, und dann am Ende des Hubes ein Moment erlangen, welches nur den Druck auf die Zapfen vermehrt und von der Maschine wieder zerstört werden muß, so hat man sich bemüht, diesen Übelstand bei den Expansionsmaschinen zu vermeiden. Man hat bei Maschi-

Digitized by Google

nen mit einem Cylinder im Anfange den Druck auf den Kolben eF, den vom Condensator her entgegen wirkenden Druck $e'F$. Sind nun q sämtliche Widerstände und M sämtliche Massen auf das Ende des Balanciers reducirt, so ist die beschleunigende Kraft gleich $\frac{F(e-e')-q}{M}$ und daher die in der Zeit t' erlangte Geschwindigkeit

$$c = 2g\,\frac{F(e-e')-q}{M}\,.\,t'$$

Mit dieser erlangten Geschwindigkeit würde das Ganze sich weiter bewegen, so daß kein fernerer Dampfdruck nöthig wäre. Schließt man daher am Ende der Zeit t' das Dampfventil, so muß die Bewegung fortdauern, bis sie vermöge der Widerstände verschwindet. Ist nun A der Inhalt der Zuleitungsröhren vom Ventile bis über den Kolben und der Kolbenhub h etwa in 12 Theile getheilt, und hört der Druck etwa beim $r$ten Theile des Hubes auf, so ist der Druck des Dampfes auf den Kolben bis zu dem gedachten Punkte $F(e-e')$. Dann muß sich der Dampf bei jedem folgenden Theile in einen größern Raum ausdehnen. Bis zum $r$ten Theile ist der Raum $A + \frac{r}{12}hF$; beim folgenden Theile wird er $A + \frac{r+1}{12}hF$ und so weiter, bis er zuletzt $A + hF$ wird. Nehmen wir an, daß der Druck des Dampfes sich umgekehrt verhält wie das Volumen, so wird derselbe am Ende des $r+1$sten Theiles

$$\frac{A+\frac{r}{12}hF}{A+\frac{r+1}{12}hF}\,.\,Fe - Fe' = \left\{\frac{12A+rhF}{12A+(r+1)hF}\,e - e'\right\}F$$

und am Ende des Hubes ist derselbe

$$\left\{\frac{12A+rhF}{12A+12hF}\,e - e'\right\}F$$

woraus sich der mittlere Druck auf den Kolben berechnen läßt. Die dazu verwendete Dampfmenge ist $A + \frac{r}{12}hf$. Hätte man z. B. einen Kolben von 25 Zoll Durchmesser, so ist $F = 490{,}873$ Quadratzoll. Es sei ferner $A = 1200$ Zoll, $h = 4' = 48''$, $e = 15$ Pfund, e' gleich 2 Pfund, und das Ventil schließe sich beim 9ten Theile des Hubes, so ist der gleichförmige Druck während der 9 ersten Theile 7853,968 Pfund. Am Ende des 10ten Theiles wird derselbe 7014,575; am Ende des 11ten Theiles 6337,160 und am Ende des Hubes 5527,230 Pfund und wir erhalten daher als mittleren Druck

$$\frac{7853{,}968\,.\,9 + 7014{,}575 + 6337{,}160 + 5527{,}230}{12}$$
$$= 7463{,}723 \text{ Pfund.}$$

Die dazu erfoderliche Dampfmenge ist $A + \frac{r}{12}hF = 18871{,}425$ Kubikzoll. Hätte man das Ventil erst am Ende des Hubes geschlossen, so hätte man durchgängig 7853,968 Pfund als Kraft gehabt, hätte aber 24761,904 Kubikzoll Dampf gebraucht. Man hat daher verhältnißmäßig

$$\frac{7463{,}723\,.\,24761{,}904}{7853{,}968} - 18871{,}428 = 4660{,}063 \text{ Kub. Zoll}$$

Dampf erspart und daher die verhältnißmäßige Menge von Feuermaterial erspart.

Wenn man den bei jeder Maschine vorhandenen Raum A für o ansehen könnte, so hätte man den Druck, wenn der Kolben $r+1$ Theile durchlaufen,

$$\left(\frac{rhF}{(r+1)\,hF}\,e - e'\right)F = \left(\frac{r}{r+1}\,e - e'\right)F$$

und zu Ende des letzten Theiles $\left(\frac{r}{12}\,e - e'\right)F$, also erhielte man für den mittleren Druck des Dampfes

$$F\left\{\frac{1}{12}\,er\left(1 + \frac{1}{r+1} + \frac{1}{r+2} + \ldots + \frac{1}{12}\right) - e'\right\}$$

Der mittlere Druck des Dampfes ist

$F(0{,}95568\ e-e')$ für $r = 9$
$F(0{,}923568\ e-e')$ für $r = 8$
$F(0{,}8266\ e-e')$ für $r = 6$
$F(0{,}56847\ e-e')$ für $r = 3$

die dazu gehörigen Dampfmengen sind $\frac{3}{4}hF$, $\frac{2}{3}hF$, $\frac{1}{2}hF$, $\frac{1}{3}hF$ und $\frac{1}{4}hF$. Der Vortheil hängt also theils von dem Schließen des Dampfventiles, theils von den Größen e und e' ab.

§. 147. Bei den Maschinen von Woolf sind zwei Cylinder mit einander verbunden, deren Querschnitte F und F' sind. Der Kolbenhub darin ist h und h', der Druck des Dampfes auf den Kolben im ersten Cylinder Fe. Theilt man jeden Kolbenhub in n gleiche Theile, so wird der Dampfraum hF im ersten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile sich in

$$\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'$$

verwandelt haben, daher der Dampf unter demselben noch mit einer Kraft

$$\frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'}\,eF$$

entgegendrücken, so daß der wirksame Druck im ersten Cylinder

$$Fe\left\{1 - \frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'}\right\}$$

ist. Der wirksame Druck im zweiten Cylinder ist dann

$$\left\{\frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'}\,e - e'\right\}F'$$

Bei den von Woolf construirten Maschinen ist gewöhnlich $e = 60$ Pfund, $h'F' = 4hF$ und $e' = 1\frac{1}{2}$ Pfund. Dann hat man für den Druck im ersten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile

$$60F\left(1 - \frac{n}{n+3r}\right)$$

und für den Druck im zweiten Cylinder

$$\left(\frac{n}{n+3r}\,.\,60 - 1\tfrac{1}{2}\right)F'$$

Ist $F' = 3F$, also $h' = \frac{4}{3}h$, so erhält man als Summe beider Drucke

$$\left(55\tfrac{1}{2} + 120\,\frac{n}{n+3r}\right)F$$

Ist wie bei den Maschinen von Edwards $F' = 4F$ und $h = h'$, so ist die Summe beider Drucke

Digitized by Google

$$\left(54 + 180\,\frac{n}{n+5r}\right) F$$

Denkt man sich nun die Höhe in 12 Theile getheilt, so erhält man nach der Reihe bei einem anfänglichen Drucke von 234 F

für r =	1,	den Druck	198,00 F
r =	2	‚ ‚	174,00 F
r =	3	‚ ‚	156,86 F
r =	4	‚ ‚	144,00 F
r =	5	‚ ‚	134,00 F
r =	6	‚ ‚	128,00 F
r =	7	‚ ‚	119,45 F
r =	8	‚ ‚	114,00 F
r =	9	‚ ‚	109,38 F
r =	10	‚ ‚	105,43 F
r =	11	‚ ‚	102,00 F
r =	12	‚ ‚	99,00 F

Im Durchschnitte erhielte man daher 132 F oder auf jeden Quadratzoll 132 Pfund, während der Druck ohne den zweiten Cylinder nur $60 - 1\frac{1}{2} = 58\frac{1}{2}$ Pfund gewesen seyn würde. Dazu sind an Dampf erfoderlich hF Kubikzolle von 60 Pfund Spannung, etwa 4hF von dem Druck der Atmosphäre.

Da dieser Druck neben der von der Maschine in Bewegung zu setzenden Last auch noch die in der Maschine liegenden Hindernisse zu überwältigen hat, so kann er nicht ganz zur reinen Berechnung dienen. Rechnen wir ebenso wie bei den gewöhnlichen Maschinen den Verlust im Durchschnitte auf 9 Pfund, so behalten wir in unserm Beispiele 123 Pfund.

§. 148. Es würde dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht angemessen seyn, die eben vorgetragenen Sätze ausführlich zu prüfen, zumal da ich meine Ansichten über die Maschine von Woolf oben entwickelt habe. Ich will daher nur noch mit wenigen Worten des Einflusses gedenken, welchen die Dampfmaschine auf die Gewerbe gehabt hat. So viel auch für und wider die Maschinen im Allgemeinen gesprochen worden ist, so beweist wenigstens die Dampfmaschine, daß sie auf das Wohlseyn ganzer Provinzen und Länder den segnendsten Einfluß gehabt hat. Der Bergbau von Cornwallis würde seit einem Jahrhunderte zu Grunde gegangen, eben dieses früher oder später in andern, ganz auf den Bergbau angewiesenen, Ländern erfolgt seyn, wäre die Dampfmaschine nicht erfunden worden. Der Zustand des Gewerb- und Fabrikwesens in manchen Ländern, namentlich in England, würde nicht zu solcher Blüthe gelangt seyn, wäre Watt nicht mit seiner Verbesserung dieser Maschinen aufgetreten. Indem er dieselben construirte, foderte er, daß alle Theile mit mathematischer Präcision ausgeführt würden; er selbst gab durch eben diese Vorrichtungen seinen Zeitgenossen Mittel in die Hände, mit deren Hilfe sie auch in andern Gewerben sicherer und genauer arbeiten konnten. Auf eine ähnliche Art hat sich ein lebhafter Aufschwung aller Gewerbe in Frankreich und Teutschland gezeigt.

Wer die Geschichte der Gewerbe in den letzten Jahrhunderten aufmerksamer verfolgt, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Dampfmaschine auch in den äußeren Verhältnissen eine große Revolution bewirkt habe. Die Erfindung Watt's untergrub vorzüglich die Fundamente des mehrhundertjährigen Zunft- und Innungswesens, in welchem nichtdenkende Menschen hergebrachte Handgriffe maschinenmäßig ausführten, und früher oder später würde die Dampfmaschine das Zunftwesen in vielen Staten gestürzt haben, wäre dieses nicht durch andere Verhältnisse geschehen. Die Geschichte Europa's weist uns nur noch zwei Erfindungen auf, welche auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Völker einen ähnlichen Einfluß gehabt haben, die Erfindung des Schießpulvers und die der Buchdruckerkunst; aber so wie durch die Erfindung von Berthold Schwartz viele raufluſtige Ritter, durch Faust's Erfindung viele Abschreiber brodlos wurden, so sind auch durch Watt's Arbeiten viele Menschen-Maschinen brodlos geworden. Fragen wir aber genauer nach, untersuchen wir die Verhältnisse, unter denen viele derselben brodlos geworden sind, so überzeugen wir uns sehr bald, daß keiner derselben mit den Fortschritten der Gewerbe mitging. Wir leben überhaupt noch in den Zeiten, wo viele Verhältnisse durch die Verbreitung der Dampfmaschine zerstört sind, erst unsere Nachkommen werden die Vortheile derselben in vollem Maße genießen.

§. 149. In neuern Zeiten hat Perkins die Expansivkraft des Dampfes dazu benutzt, Kugeln fortzuschießen. Da jedoch eine nähere Betrachtung dieses Gegenstandes ausführliche Untersuchungen über die Kraft des Schießpulvers nöthig machen würde, so verweise ich auf den Artikel Geschütz. (*L. F. Kämtz.*)

DAMPF, Dämpfigkeit, Dumpfen, Dumpf, Bauchblafs, Bauchschlächtigkeit, Engbrüstigkeit, Hartschlägigkeit, Herzschlächtigkeit, Haarschlächtigkeit, Athemkeuchen, Schlägebäuchen, Asthma, (Thierheilkunde) sind lauter Benennungen derjenigen chronischen Brustkrankheit bei den Thieren, namentlich bei Pferden, welche in einem sichtbar erschwerten Athemholen, ohne Fieber und mit guter Freßlust besteht.

Ein solches Pferd athmet schon im Stande der Ruhe, besonders in dumpfigen, warmen Ställen mit einer sehr sichtlichen wellenförmigen, gleichsam in drei Absätze getheilten Bewegung der Flanken; dahingegen diese bei einem ganz gesunden, ruhig stehenden Pferde fast gar nicht zu bemerken ist. Der Bauch ist meistens etwas aufgeschürzt, und nach dem Verlaufe der falschen Rippen bildet sich eine Rinne gegen die Flanken hin. Nach dem Genusse des Futters, besonders des Heues, welches ein solches Thier gewöhnlich sehr gern frißt, wird das Athemholen noch beschwerlicher, der Bauch wird mehr aufgetrieben, und man hört nicht selten ein Ächzen und Stöhnen. Das Thier legt sich sehr selten oder gar nicht, und wenn es liegt, so nimt es mehr eine sitzende als liegende Stellung an. Sowol bei der Ruhe als Bewegung, besonders aber des Morgens in dumpfigen Ställen, husten viele bauchbläßige Pferde trocken, dumpfig und kurz, lassen aber auch wol, besonders während und gleich nach dem Trinken, große Klumpen eines zähen Schleims aus der Nase fallen.

Am beschwerlichsten zeigt sich das Athemholen eines

Digitized by Google

solchen Thieres bei der Bewegung, besonders bei der schnelleren, und beim Reiten oder Fahren gegen eine Anhöhe. Es sperrt dann die Nasenlöcher weit auf; die Rippen und Bauchmuskeln bewegen sich heftig, der obere Theil der Flanken bläht sich hoch auf und fällt gleichsam plötzlich wie mit einem Schlage zurück; der After wird durch das Einathmen zurück und beim Ausathmen wieder vorwärts geschoben, es gehen oft viele Blähungen ab, und das Thier bleibt im Zuge stehen und kann nicht mehr von der Stelle kommen. Überhaupt scheint ihm das Einathmen beschwerlicher, als das Ausathmen zu seyn.

Bei allen diesem kann ein solches Thier oft noch lange leben und mehre Jahre mäßige Dienste thun; es hat meistens einen recht guten Appetit, ist munter, bleibt bei Fleische und glatt in den Haaren, und ist fast immer bis nahe vor dem Tode ohne Fieber.

Nach dem Tode findet man in den Cadavern meistens sehr große aufgedunsene, weiche, auf ihrer Oberfläche mit einer Menge Luftblasen bedeckte Lungen, welche nicht zusammenfallen, wenn die Brust durchstochen wird, und bläst man Luft in einem der kleinsten Luftröhrenzweige derselben, so dehnen sich gleich die ganzen Lungen bis zum Platzen auf. Übrigens behalten sie, frisch aus solchen Cadavern genommen, die Eindrücke der Finger teigartig eine sehr lange Zeit.

So war der Verlauf und Ausgang dieser Krankheit bei denjenigen Pferden, welche ich bis jetzt untersuchte, und es scheint mir, als wenn die Meinung der engländischen Thierärzte Colemann, Blaine und White über die Ursache dieses Übels, daß nämlich dasselbe in einem Bruche oder Zerreißung einiger oder mehrer Luftzellen in den Lungen bestehe, wol unter allen die wahrscheinlichste ist [1]). Indessen wollen verschiedene veterinärische Schriftsteller die Athmenswerkzeuge solcher Pferde nach dem Tode von anderer Beschaffenheit gefunden haben. Kersting fand bald kleine und welke, bald ganz und gar verhärtete, bald sehr ausgedehnte Lungen; so fand er bei einem bauchbläßigen Pferde eine Lunge, die 26 Pfund am Gewichte betrug. Übrigens gibt Kersting die Zeichen des bauchbläßigen Pferdes so an, wie sie auch von mir bemerkt worden [2]), so auch Bourgelat und La Fosse. Bei herzschlächtigen Pferden fand man bisweilen das Herz widernatürlich groß [3]), auch das Zwergfell zerrissen [4]). Pilger behauptet, dieses Übel habe seinen Grund entweder in schlaffen und großen Lungen, und wenn die Luftröhrenäste mit vielem zähen Schleime angefüllt wären. Oftmals finde man aber auch die Lungen wieder sehr verschrumpft und voll harter Knoten. Zuweilen wären sie an die Rippen festgewachsen, nicht selten wären sie voll Eitersäcke oder die Bronchien exulcerirt, und alle Tuberkeln der Lunge mit Eiter angefüllt. Das Herz sei zuweilen bei gesunden Lungen mit dem Herzbeutel verwachsen, oder dieser letztere enthielte eine Menge Wasser. Manchmal wären auch die Pulsadern, welche aus dem Herzen kommen, in Knochen verwandelt. Man finde bei solchen Thieren oft Brustwassersucht, Speck- und Breigeschwülste, Verhärtungen der Bronchialdrüsen u. s. w. [5]) Ähnliche Ursachen gibt Thielemann an [6]), auch Waldinger [7]), so wie auch Veith [8]) und Ammon [9]); doch behauptet der letztere, daß dieser Krankheit auch oft allgemeine Asthenie ohne örtliche Fehler zum Grunde liege. Ferner Tscheulin und Ryß [10]). Gibson sah ehemals diese Krankheit als eine Erweiterung der Eingeweide der Brust an, und ein gewisser Dr. Lower in England meinte, das Übel rühre von einem Bruche des Zwergfellsnerven her. — Professor Gohier hatte bei einem dämpfigen Pferde die Brusthöhle zwischen der 8. und 9. Normalrippe durch einen Einschnitt geöffnet, und mittels des eingebrachten Fingers wahrgenommen, daß sich beim Ausathmen das Zwergfell rückwärts und beim Einathmen vorwärts bewegte; er nahm die Untersuchung sogleich noch an zwei andern dämpfigen Pferden vor, wo sich diese Beobachtung bestätigte. Der Berichterstatter (Prof. Grognier) wirft nun die Frage auf: ob man diesen Beobachtungen zufolge den Dampf nicht für eine Krankheit des Zwergfells halten müsse? [11]) —

So verschieden also die Meinungen über die Ursache dieser Krankheit sind, ebenso verschieden sind sie über die Heil- oder Unheilbarkeit derselben. So viel ist gewiß, daß der unter den oben angegebenen Symptomen sich zeigende Bauchblaß durch kleine Aderlasse gelindert, und durch die Weide für einige Zeit etwas weniger sichtbar gemacht werden kann, (welcher Mittel sich denn auch betrügerische Roßkämme sehr häufig bedienen); übrigens aber gänzlich unheilbar ist, und sich weder von Rohlwes Pillen [12]), noch andern Raritäten und Arkanen, noch von der lächerlichen Durchbohrung des Mastdarms, dem sogenannten Rossignol der Franzosen (s. den Art.), etwas anhaben läßt.

Der Bauchblaß gehört übrigens unter die Haupt- oder Gewährmängel, welche einen Viehkauf rückgängig machen, und wofür der Verkäufer eine gewisse Zeit Bürgschaft leisten muß (s. Hauptmängel). Es wäre daher zu wünschen, daß wir einmal über das dunkle Chaos der chronischen Brustübel bei den Thieren Aufklärung bekämen, und zwar durch sichere Beobachtungen an lebenden und Sectionen der an dieser Krankheit gestorbenen Thiere.

1) S. Grundlinien der Thierarzneikunde von Blaine; aus dem Engl. von Domeyer. 2. Bd. 1805. S. 359. und Handbuch der Pferdearzneikunde von J. White, aus dem Engl. von Müller. 1813. S. 102—108. 2) S. Kerstings Anweisung zur Kenntniß und Heilung der inneren Pferdekrankheiten. 1799. S. 215—218. 3) S. Handbuch der patholog. Anatomie von Otto. 1814. S. 90. 4) S. Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte ꝛc. von Rudolphi. 2. Bd. S. 67.

5) S. Systemat. Handb. d. theor.-prakt. Veterinärkunde von Pilger. 2. Bd. 3. Abth. S. 883—885. 6) S. Anleit. Pferde gesund zu erhalten, von Thielemann. 1818. S. 72. 7) S. Waldingers Wahrnehm. an Pferden. 1810. S. 149 und 175. 8) S. Handbuch der Veterinärkunde von Veith. 2. Bd. S. 435 bis 437. 9) S. Zeitung für die Pferdezucht ꝛc. von v. Tennecker. 1. Bd. 4. Heft. S. 296. 10) S. Gerichtliche Thierarzneikunde von Ryß. 1808. S. 78. und Gerichtliche Thierarzneikunde von Tscheulin. 1816. S. 106—107. 11) S. Materialien zu einer pathologischen Anatomie der Hausthiere von Schwab. 1. Liefr. 1815. In der Vorrede. 12) S. Allgemein. Viehartzneibuch von Rohlwes.

Digitized by Google

Denn so wie die Sachen jetzt stehen, wo Thierärzte fieberhafte und fieberlose Brustkrankheiten, wo sie Lungensucht und Brustwassersucht, Blähsucht, Schwindel und Herzklopfen, Krämpfe, Verhärtungen, Gewächse, Vereiterungen u. dergl. an Lungen, Leber, Milz, Herz, Nieren, Gebärmutter, Netz, Gekröße u. s. w. und fünfzigerlei andere Krankheiten, welche sehr oft plötzlich in wenigen Tagen nach Brustentzündungen entstehen und meistens mit einem schleichenden Fieber verlaufen, unter die Kategorie des Bauchblaßes stellen, und wir also beinahe statt aller Hauptmängel nur einen einzigen, den Bauchblaß, und in diesem einzigen aber ein ganzes Heer von Übeln, haben, muß nothwendig sehr oft die unschuldigste Partei im Wege Rechtens beim Viehhandel gefährdet und die redhibitorischen Klagen unmäßig begünstigt werden.

Noch hat man unter der Menge der chronischen Brustkrankheiten, welche zum Bauchblaße gezählt werden, ein Übel aufgeführt, das unter dem Namen Cornage bei den Franzosen und pfeifender Dampf bei den Teutschen bekannt ist, und seinen Sitz im Kehlkopfe oder der Luftröhre hat. (*Greve.*)

DAMPIER, William, einer der ausgezeichnetsten Reisenden, wurde um das Jahr 1652 zu East-Coker in Sommersetshire geboren. Frühzeitig verlor er seine Eltern, und kam noch sehr jung zu einem Schiffer aus Weymouth in die Lehre. Mit diesem machte er eine Reise nach Frankreich, und später, in seinem achtzehnten Jahre, nach Neu-Fundland. Auf dieser Reise hatte er so viel von Kälte zu leiden, daß er nach seiner Rückkehr den Entschluß faßte, nie wieder nach jenen rauhen Gegenden zu gehen. In London, wo er sich einige Zeit aufhielt, wurde ihm der Vorschlag zu einer langen Reise nach Ostindien gemacht. Er ging mit dem Capitän Earning nach der Insel Java, hielt sich dort zwei Monate auf und kehrte nach etwas mehr als einem Jahre nach England zurück. Durch diese Reise vervollständigte er seine nautischen Kenntnisse, hielt jedoch während derselben kein Tagebuch. Der bald darauf ausgebrochene Krieg zwischen England und Holland verhinderte ihn einen Sommer hindurch in See zu gehen, während dessen hielt er sich bei seinem Bruder in Sommersetshire auf. Das Leben auf dem Lande war ihm aber bald zuwider; er nahm deshalb im Jahre 1673 auf dem von Sir Edward Sprag commandirten Schiffe Dienste. Er nahm an zwei Seetreffen Theil, wurde aber krank und mit den Verwundeten nach Harwich geschickt. Nach Beendigung des Krieges und Herstellung seiner Gesundheit trieb ihn seine Sehnsucht wieder nach dem Meere. Der Colonel Helliar in seinem Geburtsorte foderte ihn auf, die Aufsicht über eine ihm zugehörige Pflanzung in Jamaica zu führen. Im Anfange des Jahres 1674 reiste er, als gemeiner Matrose dienend, mit dem Capitän Kent ab. Das Landleben behagte ihm jedoch nur kurze Zeit; er trat daher bei einem gewissen Fisbook in Dienste, welcher einen ziemlich ausgebreiteten Küstenhandel auf Jamaica trieb, und dadurch erwarb er sich eine sehr genaue Kenntniß jener Gegenden. Im Anfange des August 1675 ging er mit dem Capitän Wren nach der Campechebai, und verfolgte mit diesem die ganze Küste vom Cap Catoche bis zum Cap Condecedo. Nachdem das Schiff die gehörige Ladung von Farbehölzern eingenommen hatte, kehrte er nach Jamaica zurück. Bald darauf ging er mit dem Capitän Johnson als Passagier nach der Campechebai, um hier als gemeiner Arbeiter Farbehölzer zu fällen; er hielt sich hier mehre Jahre auf, beobachtete mit großer Sorgfalt alles, was sich auf die Beschaffenheit und Lage jener Gegend bezieht, und wurde so in den Stand gesetzt, die sehr detaillirte und interessante Beschreibung derselben zu liefern, welche wir im dritten Bande seiner Reise finden. Er ging sodann über Jamaica nach England zurück, wo er im August 1678 ankam.

Im Anfange des Jahres 1679 reiste er als Passagier mit dem Capitän Knapmann nach Jamaica, um von hier zu seiner frühern Beschäftigung nach der Campechebai zurückzukehren. In der Negrilbai, an der Westseite von Jamaica, verband er sich mit einer Schaar Abenteurer, um die spanischen Niederlassungen zu plündern. Nachdem sie vor Portobello glücklich gewesen waren, entschlossen sie sich, nach den Küsten der Südsee zu gehen. Etwa 300 bis 400 Mann stark stiegen sie am 5. April 1680 ans Land, und waren am 23. April vor Panama. Nachdem Sawkins, der Chef, bei dem erfolglosen Angriffe auf Puebla Nova gefallen war, gingen sie am 6. Juni nach Süden, und erreichten die Insel Juan Fernandez. Nach Norden zurückgekehrt, wurden sie vor Arica zurückgeschlagen, und erreichten in der Mitte Aprils 1681 die Insel Plata in der Nähe des Äquators. Streitigkeiten über die Wahl eines Anführers veranlaßten hier eine Trennung der Gesellschaft. Mit etwa 40 Mann suchte Dampier an der Westküste Amerikas zu landen; jedoch gelang ihm dieses erst nach vielen Hindernissen und Gefahren. Drei und zwanzig Tage hindurch ging er mit seiner Gesellschaft durch die Wälder auf der Landenge von Panama. Kaum am mexicanischen Meerbusen angelangt, verband er sich aufs neue mit einer Schaar Abenteurer, welche unter dem Capitän Tristian auf einem französischen Schiffe dienten. Auf der Insel Springer vereinigten sie sich mit andern und bildeten so eine Flotte von 8 Schiffen. In diesen Meeren hielt er sich ein ganzes Jahr auf, dann ging er mit der Gesellschaft nach Virginien, wo diese ihre Beute verkaufte und er 13 Monate blieb.

Am 23. August 1683 verließ er unter dem Capitän Cook Virginien, segelte nach den Inseln des grünen Vorgebirges, der Küste von Guinea, um die Südspitze Amerika's nach der Insel Juan Fernandez. In Gesellschaft eines zweiten Schiffes, welches sie unterweges getroffen hatten, verließen sie diese Insel am 8. April 1684, fuhren an der Küste Amerikas fort, machten mehre Prisen, gingen dann nach den Gallopagos-Inseln und, nach einigem Aufenthalte, nach der Küste von Mexico, welche sie beim weißen Vorgebirge erreichten, wo der Capitän Cook starb. Das Commando des Schiffes ging nun an Edward Davis über, und die Expedition segelte nach Ria Lexa. Die beiden Schiffe trennten sich, trafen aber bald den Capitän Swan, mit welchem sich Davis wieder verband. Ein Versuch, Guajaquil zu plündern, war fruchtlos, aber an der Mündung des Flusses nahmen sie einige

Digitized by Google

Schiffe, welche eine Ladung von etwa 1000 Sclaven hatten. Nie hatten sie, wie Dampier meint, eine bessere Gelegenheit, sich zu bereichern, als hier. Er schlug vor, diese Sclaven zu benutzen, um die Goldminen bei Santa Maria auf dem Isthmus von Darien zu bearbeiten, aus denen die Spanier einige Monate früher vom Capitän Harris verjagt worden waren; dadurch würden sie seiner Meinung nach Herrn der ganzen Küste bis Quito geworden seyn. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, und so verfolgten sie ihr früheres Leben weiter.

Am 23. December 1684 gingen sie von der Insel Plata nach der Bai von Panama. Aus aufgefangenen Briefen erfuhren sie auf der Insel Tomaco, daß nächstens die Silberflotte vorbeigehen würde. Ihre Flotte bestand jetzt aus 6 Kriegs- und 4 Transportschiffen; jedoch durch falsche Signale, welche der Admiral der spanischen Flotte während der Nacht anordnete, entging ihnen diese Beute.

Nachdem sie mehre Städte an der Küste erobert hatten, trennten sich die beiden Hauptschiffe; Davis wollte nach den Küsten von Peru zurückkehren, Dampier ging mit Swan nach Westen. Sie verfolgten die Küste von Mexico, landeten und plünderten häufig, und kamen bis zur Breite der Südspitze von Californien. Nach einem hartnäckigen, für sie unglücklichen Gefechte mit den Spaniern entschlossen sie sich, diese Gegenden zu verlassen und nach Ostindien zu gehen. Nur die Aussicht auf reichen Gewinn in Manilla war vermögend, den größten Theil der Mannschaft zur Theilnahme an einer Reise zu bewegen, welche ihnen um so gefährlicher schien, da die Vorräthe an Lebensmitteln sehr schwach waren.

Am 31. März 1686 verließen sie das Cap Corrientes, die Mannschaft wurde unterwegens mehrmals unzufrieden, und nur mit Mühe gelang es dem Capitän, Ruhe zu erhalten; da die Lebensmittel immer geringer wurden, hatte ein Theil der Mannschaft den Plan gemacht, im Falle alle Vorräthe erschöpft seyn sollten, zuerst den Capitän und dann der Reihe nach alle übrigen zu schlachten, welche zu der Reise gerathen hatten. Drei Tage zuvor, ehe aller Proviant verzehrt war, erreichten sie Guam am 20. Mai. Von dem spanischen Gouverneur gut aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt; entschlossen sie sich, nach Mindanao zu gehen, wo sie am 22. Juni ankamen. Hier waren sie während der nassen Jahreszeit mit Ausbesserung des Schiffes beschäftigt. Bald aber entstanden Unruhen, und da der durch seine Härte verhaßte Capitän zu keinem Entschlusse in Betreff der ferneren Reise kommen konnte, ließen sie ihn mit etwa 36 Mann zurück und segelten am 14. Januar 1687 ab, und gelangten am 23. Februar nach Manilla. Durch widrige Winde hin und her getrieben gingen sie nach China; von hier abgetrieben entdeckten sie die Baschi-Inseln, welche Dampier ausführlich beschreibt. Von hier gingen sie nach Mindanao, wo Dampier die Mannschaft vergeblich zu bewegen suchte, den Capitän Swan wieder zurückzurufen. Sie fuhren von hier durch die Molucken und erreichten Neuholland. Dampier gab hier den Rath, nach irgend einem englänischen Comptoir zu gehen; man drohte aber, ihn ans Land zu setzen und zurückzulassen. Er faßte daher den Entschluß, die Gesellschaft bei der ersten passenden Gelegenheit zu verlassen. Sie fuhren an der Küste Sumatras entlang und gelangten am 5. Mai nach den Nicobaren, wo Dampier mit Erlaubniß des Capitäns zurückblieb; zwei andere aus der Gesellschaft schlossen sich ihm an; vier in der Nähe von Sumatra gefangene Malaien und ein Portugise wurden ebenfalls ans Land gesetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte fuhren sie am 15. Mai 1688 auf einem offenen Kahne nach Acheen auf Sumatra, was sie nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten erreichten. Im Juli 1688 ging er mit dem Capitän Welden nach Tonquin, und kehrte im April 1689 nach Acheen zurück, wo er bis zum September n. J. blieb. Hierauf machte er eine Reise nach Malacca, die bis zu Neujahr 1690 dauerte, dann ging er nach Madras, und später nach Bencoulen, wo er während einer Zeit von 5 Monaten Kanonier war. Am 25. Januar 1691 verließ er diesen Ort, und fuhr über das Cap nach England, wo er am 16. September 1691 ankam.

Dampier hatte während der ganzen Reise ein sehr genaues Tagebuch gehalten, welches er bald nach seiner Rückkehr herausgab und dem Präsidenten der königlichen Societät C. Montaigu zueignete. Dadurch wurde er dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität bekannt. Er scheint jetzt in königliche Dienste getreten zu seyn. Wenigstens gab man ihm das Schiff Roebuck mit zwölf Kanonen, um damit Entdeckungen an den Küsten Neuhollands zu machen. Er verließ am 26. Jan. 1699 die Dünen, berührte Brasilien, segelte dann nach Osten, bemerkte Eendrachts-Land an der Westküste Neuhollands, entdeckte die Cerhunds-Bai, und verfolgte einen großen Theil der Westküste. Die Einwohner fand er ebenso wild, als späterhin der Capitän Baudin, und es war ihm unmöglich, einen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Da er weder Wasser noch Lebensmittel an dieser Küste fand, so ging er nach Timor, wo seine Ankunft die Holländer in große Unruhe setzte. Hierauf ging er in dem benachbarten Archipel bis zur Westküste von Neuguinea, welches er am 1. Januar 1700 entdeckte. Nachdem er das Cap Nabo dublirt hatte, verfolgte er die Nordküste bis zur Insel Shouten, ging dann nach Osten, entdeckte mehre Inseln und gelangte endlich zu einem Cap, welchem er den Namen St. Georg's Vorgebirge gab, und welches die Südostspitze von Neuirland bildet. Noch stets glaubte Dampier die Küste von Neuguinea zu verfolgen, bis er durch die von ihm benannte Straße hindurch ging und sich überzeugte, daß das östlich liegende Land, welches er Neubritannien nannte, davon getrennt wäre. Er fuhr nun an der nördlichen Küste von Neuguinea fort, gelangte zum Cap Nabo, von hier nach Ceram. Nachdem er in Batavia sein Schiff ausgebessert hatte, kehrte er nach Europa zurück, litt aber im atlantischen Meere in der Nähe der Insel Ascension am 21. Februar 1701 Schiffbruch. Nur mit Mühe errichte die Mannschaft die Insel. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte wurde er von einem vorbeisegelnden Ostindienfahrer aufgenommen und nach England gebracht.

Hiemit schließt Dampier's eigene Erzählung von seinem Leben. Es geht jedoch aus der Vorrede zum

Digitized by Google

dritten Bande seiner Reise hervor, daß er sich 1703 zu einer neuen Reise rüstete. Sodann wird in Woodes Roger's Reise um die Welt erwähnt, daß D. um das Jahr 1705 das Commando über ein Schiff in der Südsee hatte. In den Jahren 1708 bis 1711 begleitete er Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt als bloßer Pilot. Während dieser Reise wurde Guajaquil genommen, wobei D. die Artillerie kommandirte. Weiter wissen wir nichts von ihm und es ist unbekannt, wann und wo er gestorben ist.

Der Bericht seiner Reisen, worin er sein Leben erzählt, erschien unter dem Titel: *W. Dampier New Voyage round the world.* London 1697—1703. 8. 3 Bände mit Kupfern und Charten; die beste Ausgabe erschien London 1729. 8. 4 Bände mit Kupfern. Zwei (schlechte) französische Übersetzungen erschienen Amsterdam 1711 und Rouen 1715; zwei teutsche in Frankfurt 1765 und Leipzig 1708.

Dampier bietet uns ein auffallendes Beispiel eines talentvollen und wissenschaftlich gebildeten Menschen von vielem Scharfsinne und Beobachtungsgeiste dar, welcher, von seiner Neigung zu einem herumschweifenden Leben getrieben, im Stande war, sich Jahre lang unter Vagabonden und Seeräubern aufzuhalten, was um so auffallender ist, da er auf seiner Reise um die Welt nicht einmal eine Hauptrolle spielte, also nicht von dem Ehrgeize getrieben werden konnte. Eine Characterfestigkeit, verbunden mit einer gewissen Familiarität, machten ihn wenig geschickt zum Chef einer Expedition, wie er dieses besonders auf seiner Reise nach Neu-Holland bewies. Was jedoch seine Beobachtungsgabe betrifft, so können wenige Reisende mit ihm verglichen werden. Sein scharfer Überblick, sein richtiges Combinationsvermögen zeigen sich besonders da, wo er allgemeine Übersichten gibt, und die seinem Werke angehängte Abhandlung über die Winde gehört, zu dem trefflichsten, was über Meteorologie je erschienen ist. Erwägen wir, daß D. diese Abhandlung zu einer Zeit schrieb, wo durch die Arbeiten von Halley und Hadley die Entstehung der Passatwinde noch nicht nachgewiesen war, und daß er die Erscheinungen so erzählt, als ob er sie alle aus dieser Theorie abgeleitet hätte, dann müssen wir seine durch alle folgenden Beobachtungen bestätigten Nachrichten desto mehr bewundern. (*L. F. Kämtz.*)

Nach Dampier sind benannt: 1) zwei Inselgruppen im Australocean (D's-Archipel und D's-Gruppe); 2) ein Corallenriff in der großen Straße, welche zwischen Timor und Dewittsland heruntergeht; — 3) die Meerenge (Dampiers Straße), welche Neuguinea beim Cap King William von Neubritannien trennt; — 4) die Meerenge, welche die Inſ. Waigiu (auf holländ. Charten Waggamme, zwischen 148° 16′ bis 149° 4′ L. und 0° bis 0° 30′ s. Br.) am indischen Archipel, im S. von der von Malaien und Papuas bewohnten fruchtbaren Inſ. Batanta scheidet; in derselben liegt das unbewohnte Gammenseiland; — 5) eine Pflanzengattung (s. den folg. Art.). (*H.*)

DAMPIERA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Lobelieen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse, nannte Robert Brown (Prodr. p. 587.), nach Wilhelm Dampier, welcher in der Beschreibung seiner Reise unter mehren andern neuen Pflanzen auch die Dampiera incana R. Br. (natürlich unter anderem Namen) erwähnte. Der Charakter dieser Gattung ist: Ein kleiner, fünfzähniger Kelch; eine auf der einen Seite der Länge nach aufgeschlitzte Corolle, deren Fetzen am inneren Rande mit Anhängseln versehen sind; fest zusammenhängende Antheren; die Narbe mit einem nackten Schleierchen; die Steinfrucht einsamig. Die zwölf bekannten Arten, zur Hälfte Staudengewächse, zur Hälfte perennirende Kräuter, sind alle in Neuholland einheimisch. Nur eine derselben (D. stricta R. B.) hatte schon früher (Linn. transact. II. 349.) Smith unter dem Namen Goodenia stricta beschrieben; die übrigen machte Robert Brown in seinem Prodromus der Flora Neuhollands zuerst bekannt. (*A. Sprengel.*)

DAMPIERRE, 1) einer von den 25 Nebenflüssen der Seine (s. d.) — 2) Marktflecken im Bezirk Arcis sur Aube des franz. Depart. Aube, an der Puit, mit 149 Häusern und 720 Einwohnern, welche Baumwollenspinnerei treiben. — 3) Dorf im Bezirk Dole des Dep. Jura, am Doubs, mit 33 Häus. — 4) Marktflecken im Bez. Gray des Dep. Ober-Saone, am Salon, mit 1344 Einw., 119 Häus., einem Hohofen, Eisenhammer und Gußwerk. (*H.*)

Dampierre, Guide, s. Flandern.

DAMPIERRE, Heinrich Duval Graf von, einer der vorzüglichsten Feldherrn Östreichs in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges, ein unmittelbarer Vorgänger Tilly's und Wallensteins. Geboren im Bisthum Metz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, diente er zuerst im Kriege Kaiser Rudolfs II. gegen die Türken, half unter dem Oberbefehl des General Basta die Unruhen in Siebenbürgen dämpfen und commandirte mit Ludwig Ragoczy in der Festung Lippa. Im Jahre 1604 besiegte er in Siebenbürgen den Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor) in einem Gefechte, mußte aber bald darauf mit dem Grafen Belgiojoso dem Stephan Bocskai weichen, welcher sich zum Herrn des Landes machte. Im J. 1605 befand er sich in der Festung Gran, als sie der Großvezier Mehemet belagerte und erhielt, nachdem der Graf Gottfried von Öttingen getödtet worden war, das Commando in derselben. Er vertheidigte sich mit großer Entschlossenheit, bis die Besatzung sich auflehnte, ihm Hände und Füße band und sich den Türken ergab. Kaiser Matthias ernannte ihn zum Kriegsrath, Kämmerer und Obersten, und er leistete dem östreichischen Hause im Kriege gegen die Venetianer ausgezeichnete Dienste. Bald nach dem Anfange der böhmischen Unruhen schickte ihn der Kaiser mit einem in Eil zusammengebrachten Truppencorps gegen dieses Land, in welches er am 14. August 1618 verheerend eindrang, Bistritz wegnahm und Budweis, das vom Grafen Thurn belagert war, entsetzte, in der Folge aber wegen Mangel an Lebensmitteln zurückgehen mußte. Mit dem noch berühmtern Feldherrn Buquoy, der, aus den Niederlanden herbeige-

Digitized by Google

rufen, den Oberbefehl erhielt und von einer andern Seite in Böhmen eindrang, lebte er in gespannten Verhältnissen. Im folgenden Jahre 1619 am 10. Juni besiegte er, zugleich mit Buquoy und Wallenstein, den Grafen Ernst von Mansfeld bei Tein und befreite dadurch das vom Grafen Thurn bedrohte Wien, nachdem er schon vorher, durch Absendung eines Kürassierregiments, den Kaiser Ferdinand aus der drückendsten Verlegenheit gerettet hatte. Er rückte darauf mit 8000 Mann nach Mähren, welches sich den Böhmen angeschlossen hatte, eroberte das feste Schloß Jossawitz, griff aber Niclasburg vergebens an und vermochte in einem Gefechte bei Wisirich, der ungleich schwächern Macht der Mähren nicht zu widerstehen. Er erhielt in diesem Jahre den Ritterorden di santa Milizia. Im J. 1620 wurde er mit 10000 Mann nach Ungern geschickt, um die Fortschritte Gabriel Bethlens in diesem Lande zu hemmen. Nachdem er in einigen Unternehmungen glücklich gewesen war, versuchte er am 8. Oktober die Stadt Presburg, worin er Einverständnisse unterhielt, in Abwesenheit Bethlens durch einen Handstreich wegzunehmen. Obgleich der Anfang dieser Unternehmung Unglück weissagte, indem einige seiner Schiffe mit der Besatzung in der Donau untergingen, so blieb er doch gegen den Rath seiner Officiere, in seinem Vorhaben unerschütterlich und entschloß sich sogar, den anfänglich auf die Nacht berechneten Angriff bei Tageslicht auszuführen. Indem er aber, am 9. Oktober, an der Spitze der Seinen gegen das Schloßthor vordrang, wurde er von der Besatzung erkannt und durch einen Schuß getödtet. Während die Seinigen bestürzt zurückwichen, bemächtigten sich die Ungern des Leichnams, hieben ihm den Kopf ab und zeigten ihn von der Mauer. Auf die Verwendung des französischen Bothschafters zu Wien, lieferte Bethlen den Leichnam bereitwillig aus, und der Kaiser mit seinem Hofe wohnte selbst der ehrenvollen Bestattung bei. — Man findet in den zu Lhevenhöllers Annalen gehörenden Contrefaits das Bildniß Dampierres, welches einen stattlichen Krieger zeigt, nebst einigen biographischen Nachrichten über ihn. Von den Umständen seines Todes berichtet einer seiner Officiere als Augenzeuge, in Wassenbergs teutschem Florus S. 41—46. der Ausgabe von 1647. (Rese.)

DAMPIERRE, August Heinrich Marie Picot de, General der französischen Republik, geboren in der Champagne 1755, diente in seiner Jugend als Unterlieutenant in der französischen Garde. Von Kindheit an beseelte ihn der lebhafteste Drang nach Waffenthaten, den er in den damaligen friedlichen Zeiten Frankreichs nicht befriedigen konnte. Vergebens hatte er preußische Dienste zu erhalten gesucht, vergebens an dem Freiheitskampfe der Nordamerikaner Theil zu nehmen gewünscht, die Erlaubniß dazu wurde ihm verweigert, und als er heimlich nach Spanien gegangen war, um die Gefahren der Belagerung von Gibraltar zu theilen, ließ ihn der französische Hof, auf den Betrieb seiner Familie, zu Barcelona festnehmen und zu seinem Regimente zurückbringen. Im J. 1788 befriedigte er seinen Hang zu kühnen Unternehmungen, indem er mit dem Herzoge von Orleans in einem der ersten Luftballons emporstieg; sein Geschmack erhielt dadurch eine neue Richtung, und er verließ bald nachher Paris ohne Erlaubniß, um zu Lyon eine zweite Luftreise zu machen, die unter dem Beifallgeschrei einer unermeßlichen Volksmenge vor sich ging. Bei seiner Rückkehr, noch von dem erhaltenen Beifalle berauscht, wurde er verhaftet, und empfand dies so übel, daß er seine Entlassung verlangte. Sie wurde ihm verweigert; er ging aber dennoch auf einige Zeit nach England. Nach seiner Rückkunft zog er durch seine auffallenden Eigenthümlichkeiten, wozu ein langer Zopf nach preußischer Art gehörte, die Blicke Ludwigs XVI. auf sich, der ihn bei einer Revue gegen den Marschall Broglio tadelte. Die Minister erfuhren dies und legten von jetzt an seiner Beförderung Hindernisse in den Weg; er trat nach und nach in das Regiment von Chartres und die Jäger der Normandie ein und zog sich zuletzt ganz vom Dienste zurück. Beim Ausbruch der Revolution lebte er ruhig auf seinen Gütern von einem bedeutenden Vermögen. Seine Anhänglichkeit an die republikanischen Grundsätze offenbarte er zuerst dadurch, daß er in den öffentlichen Blättern gegen die Einzeichnung seines Namens in die Liste des monarchischen Clubbs protestirte; die Präsidentschaft des Departements der Aube, wozu er im Jahre 1790 ernannt war, setzten diese öffentliche Erklärung nöthig zu machen. Im Jahre 1791 wurde er zum Adjutanten des Marschalls Rochambeau, und bald darauf zum Obersten des fünften Dragonerregiments ernannt. Im eröffnenden Krieg von 1792 an der Spitze dieses Corps, und auch unter den ersten ungünstigen Ereignissen desselben mehrmals Beweise seiner Unerschrockenheit. In der Folge wurde er mit 4000 Mann zu Fuß nach der Champagne Dumouriez zu Hilfe geschickt und, nach dem Treffen von Valmy, zum Commandanten einer Division ernannt. Der Muth, womit er die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes angriff, trug das Meiste zum Erfolg dieses Tages bei. Während Dumouriez im folgenden Winter in Holland eindrang und Miranda Maestricht belagerte, sollte er diese Belagerung dadurch hindern, daß er den linken Flügel aufstellte. Truppen eines treuen Ergebenheit Fehler, diese Truppen, etwa 15000 Mann, zu weit auseinander zu verlieren, und Dumouriez wurde daher am 18. December am 1. März 1793 von der österreichischen Übermacht gesprengt und er selbst zum eiligen Rückzug auf Leuch gezwungen. Nachdem sich Dumouriez mit ihm vereinigt hatte, lieferten die Franzosen bei Tirlemont mehre Gefechte, in denen Dampierre durch glückliche Erfolge den gesunkenen Muth der Seinigen einigermaßen wieder belebte. In der unglücklichen Schlacht von Neerwinden, am 18. März 1793, befehligte er den Mittelpunkt des Heeres und wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Durch diese Niederlage wurde das zwischen ihm und Dumouriez schon lange herrschende Mißverständniß auf den höchsten Grad gebracht, und dieser, weit entfernt, ihn zum Theilnehmer seiner geheimen Anschläge zu machen, schickte ihn in den Rücken der Armee nach Quesnoy, wo Dampierre erst spät den Abfall des Oberfeldherrn erfuhr. Seine republikanischen Gesinnungen erwarben ihm den Oberbefehl über die Armee, den ihm die Bevollmächtigten des Na-

Digitized by Google

klonalconvents übertrugen, und den er unter den schwierigsten Umständen übernahm. Die bis auf 30,000 Mann geschwächten und entmuthigten Franzosen standen einem weit zahlreichern, auf seine Siege stolzen Feinde gegenüber. Dennoch foderten die Bevollmächtigten des Convents mit blinder Halsstarrigkeit von ihm die Ergreifung der Offensive. Dampierre mußte, ungeachtet aller Gegenvorstellungen, gehorchen, und der Verlust zweier Angriffsschlachten war die Folge. In der letzten dieser Schlachten, am 8. Mai 1793, fand Dampierre das Ziel seiner Laufbahn; eine Kanonenkugel riß ihm im Gehölz von Vicoigne den Schenkel weg, als er mit der größten Unerschrockenheit seine Truppen gegen den Feind führte. Er wurde amputirt und starb wenige Stunden nachher in den Armen seines Sohnes, der später im Jahre 1802 als Generaladjudant bei der Expedition nach St. Domingo umkam. Ohne diesen ehrenvollen Tod hätte er vielleicht unter dem Beil der Guillotine geendet, denn er war der damals im Convent herrschenden Partei bereits verdächtig geworden. Seine Überreste erhielten indeß die Ehre des Pantheons. Er war schwerfällig gebaut und von finsterem Ansehn, dabei aber sehr lebhaft, und soll zuweilen an Geistesabwesenheit gelitten haben. (Größtentheils nach der Biographie nouvelle des Contemporains. Tome V.) (*Rese.*)

DAMPIERS-ARCHIPEL, eine Inselgruppe an der Westküste von Dewittsland, wozu die Insel du Rosmarin, die drei Montebello-Inseln (l'Hermite, Tremouille und Löwendaal) und die beiden Inseln Roxilly gehören. Die äußerst niedrige, sandige und unfruchtbare Küste des Australlandes bezeichnet eine leichte Wellenlinie, auf welcher die Caps Dupuys (20°47′ südl. Br., 133°18′ östl. L.), Malouet (20°45′ südl. Br., 133°5′ östl. L.) und Polvre aufgestellt sind; Dampier vermuthete hier eine Durchfahrt nach Neuguinea. Die Inseln waren wasserlos; die Romarinsinsel (134°10′ östl. L., 20°28′ südl. Br.) benannte er nach einer dem Rosmarin gleichenden, aber geruchlosen Staude; Spuren von Einwohnern fand er auf derselben nicht, doch stieg aus den benachbarten Inseln Rauch auf. (Vgl. Hassel Erdbeschr. von Australien. Weimar 1825. S. 236.) (*Leonhardi.*)

DAMPIERS-GRUPPE. Dieser im NO. von Neuguinea, zwischen 160 bis 165° L. und 3 bis 5° südl. Br. gelegne Archipel wurde 1616 von Schouten entdeckt und 1699 von Dampier von neuem besucht. Er besteht aus 15 Inseln, welche, von Corallenriffen umschlossen, herrliche Kokoshaine und Waldungen enthalten; mehre tragen ansehnliche Berge, von denen nach Dampier zwei, nach Schouten vier Feuer und Rauch auswerfen. Die wichtigeren dieser Eilande sind nach Dampier: die Insel Rook, die lange Insel (164°14′ L., 5°55′ südl. B.), die Kroneninsel (164°10′ L. 5°5′ südl. Br.) und Sir Robert Rich's Insel (163° L. 5°43′ südl. Br). Westwärts von dieser unter 162°45′30″ L., 4°52′ südl. Br. und unter 161°45′ L., 3°55′ südl. Br. liegen zwei Inseln mit thätigen Vulkanen, und ein dritter erhob sich unter 165°30′ L., 5°17′ südl. Br. im Osten von der Kroneninsel. (Vergl. Hassel Erdbeschr. von Australien. Weimar 1825. S. 349.) (*Leonhardi.*)

DAMVILLE, Flecken im Bezirk Evreux des franz. Departements Eure, am Iton, mit 216 Häusern und 920 Einw., welche Weißgärberei betreiben, viel Obst bauen und Cyder bereiten. (*H.*)

DAMVILLERS, Damvilliers (49°22′ Br., 23°8′ L.), Cantonstadt im Bezirk Montmedy des franz. Departement Maas, liegt in einer sumpfigen Gegend und zählt 153 Häuser mit 917 Einw., welche Gärberei treiben. Die Stadt gehörte früher zum Herzogthum Luxemburg, wurde 1528 von Karl V. befestigt, von den Franzosen unter Heinrich II. und Ludwig XIII. erobert und im pyrenäischen Frieden 1659 an Ludwig XIV. abgetreten, der ihre Festungswerke 1673 schleifen ließ. (*Leonhardi.*)

DAN (דָּן), des Patriarchen Jakob fünfter Sohn, der erste von der Bilha, Rahels Magd (1. Mos. 30, 6), und der nach ihm benannte Stamm, welcher unter den zwölf Stämmen Israels einer der kleinsten gewesen zu seyn scheint. Er erhielt bei der Eroberung des gelobten Landes zu seinem Antheile eine Anzahl von Städten an der Küste des mittelländischen Meeres, dem Stamme Benjamin gegen Abend. Sie waren bei der ersten vorläufigen Theilung Juda zugefallen (Jos. 15, 12) und wurden darauf für Dan ausgesondert. Das Verzeichniß derselben steht Jos. 19, 41 — 46. Es sind ihrer siebzehn [1]). Indessen scheinen die Daniten nie in den vollen Besitz des ihnen angewiesenen Landstrichs gekommen zu seyn oder ihn doch nicht behauptet zu haben; denn eine jener Städte, Ekron, wird sonst nur als den Philistern gehörig erwähnt, z. B. 1 Sam. 5, 10. 2 Kön. 1, 2. Auch wird Richt. 1, 34. 35 ausdrücklich gemeldet, daß die Amoriter die Daniten ins Gebirge drängten und nicht zuließen, daß sie in die Ebene herabkämen. Doch hatten sie nachher die meisten der angewiesenen Städte inne, und sie scheinen sich allmälig auch in philistäische und phönicische Städte verbreitet und an der Schifffahrt und dem Handel der Phönicier Theil genommen zu haben. S. Richt. 5, 17., vergl. 2 Chron. 2, 14 und besonders Ezech. 27, 19. Aus diesem Stamme war der Richter Simson (Richt. 13, 2. 25). — Vermuthlich war es die Schwierigkeit, sich in dem angewiesenen Gebiete zu behaupten und hinlänglich auszubreiten, was die Daniten zur Zeit der Richter veranlaßte, eine Colonie nach den nördlichsten Theilen Palästina's auszuführen, wie dies im Buch

1) Daß ihnen die wichtige Hafenstadt Joppe mit zugefallen, wie Eusebius und Hieronymus im Onomasticon, sowie Gesenius im hebr. Wörterbuche voraussetzen, wird Jos. a. a. O. nicht gesagt, wenn gleich zu vermuthen ist, daß sich später Daniten dort niederließen, um der Schifffahrt und des Handels willen. Doch scheinen die Phönicier über diesen wichtigen Handelspunkt noch lange die Oberhand behauptet zu haben. Vergl. übrigens 2 Chron. 2, 16. Erst die Makkabäischen Fürsten nahmen diesen Hafen den Syrern ab (1 Makk. 10, 74. 76. 14, 5. 34). — Auch Josephus (Aechäol. 5, 1, 22) gibt dem Gebiete des Stammes eine zu weite Ausdehnung nach Norden hin, wenn er behauptet, daß es von Asdod bis nach Dora gereicht; doch mag in dem letztern Namen eine Corruption der Abschreiber liegen.

Digitized by Google

der Richter Kap. 18 erzählt wird [2]). Nachdem sie die Gegend auskundschaftet hatten, brachen sie zu 600 Mann mit Weib und Kind aus Zorea und Eſtaol auf nach Lais oder Leſem, wie es Joſ. 19, 47 heißt, nahmen dieſe Stadt, die keinen Überfall vermuthete, mit Gewalt der Waffen ein und nannten ſie Dan. (S. den folgenden Art.) Nach dem Exil ſcheint dieſer Stamm ſpurlos verſchwunden zu ſeyn, woraus ſich erklären läßt, daß er in den Geſchlechtsregiſtern 1 Chron. 4—7 gänzlich übergangen wird. Daſſelbe geſchieht in der Apokalypſe 7, 4—8. Was endlich die Juden des Mittelalters, wie Eldad und Benjamin von Tudela, über die Wohnſitze der von Salmanaſſer exilirten Daniten und über ihre Colonie im Mohrenlande berichten, ſind Fabeln, auf Veranlaſſung von Bibelſtellen erdichtet, wie 2 Kön. 17, 6. Zephanja 3, 10. [3]).
(*E. Rödiger.*)

DAN, eine Stadt in den nördlichſten Theilen von Paläſtina [1]), ſo benannt von einer daſelbſt ſich niederlaſſenden Colonie des Stammes Dan (ſ. den vorhergehenden Art.). Sie hieß vormals Lais (לַיִשׁ), nach dem Buch der Richter 18, 7. 29, oder auch Leſem (לֶשֶׁם) nach Joſ. 19, 47, und ſtand, wie es ſcheint, unter der Herrſchaft von Sidon, doch ohne engeren Verkehr mit demſelben. S. Richter 18, 7. 28. Die Daniten unterdrückten die Bewohner und bauten die Stadt aus. Sie lag unweit der ſyriſchen Grenze an einem kleinen gleichnamigen Fluſſe, der mit zwei andern vereinigt den Jordan bildet [2]), nach Euſebius vier römiſche Meilen weſtlich von Paneas auf dem Wege nach Tyrus. Zu Hieronymus Zeit ſtand an der Stelle der alten Stadt noch ein Flecken dieſes Namens. Klödens Combination, welche auch Roſenmüller billigt [3]), daß das jetzige Hasbeya an der Stelle des alten Dan liege, hat ſchon deshalb wenig Wahrſcheinlichkeit, weil der Fluß, der jetzt nach den Namen Dan führt, ein anderer iſt als der, an welchem Hasbeya liegt, und weil dann die Entfernung von Paneas in Rückſicht auf des Euſebius Angabe zu groß ſeyn würde [4]). — Ein Anachronismus iſt es, wenn die Stadt ſchon 1 Moſ. 14, 14 und 5 Moſ. 34, 1 unter dem Namen Dan erwähnt wird. Dan war ſeit der früheſten Zeit ein Sitz des Götzendienſtes. Schon jene daniſche Colonie raubte auf ihrem Zuge dahin einem gewiſſen Micha ein Götzenbild, ſtellte es in den neuen Wohnſitze auf und richtete bei demſelben ein Prieſterthum und ein Orakel ein (Richt. 18. vergl. daſ. Kap. 17). Später war Dan nebſt Bethel Sitz des Stierdienſtes, welchen Jerobeam nach der Theilung des Reichs anordnete (1 Kön. 12, 28 ff.). Darauf zielt z. B. Amos 8, 14. Auch die ſpätern Juden halten dies noch feſt und tragen dieſe Beziehung öfter in die frühere Geſchichte hinein [5]). (*E. Rödiger.*)

DAN, ein für flache Boote ſchiffbarer Quellenfluß des Roanoke (ſ. dieſ. Art.), welcher auf der nördlichen Grenze des nordamerikaniſchen Freiſtates Nordcarolina entſpringt. (*H.*)

DAN, mit dem Beinamen Mykillatt, d. h. der Stolze, war ein Sohn des Beherrſchers von Schonen und Halland Dag oder Daug, folgte dieſem in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chriſtus in der Regirung über Schonen, heirathete Olufa, des Regenten von Ygothland oder Seeland, Fyen ꝛc. Tochter, und erhielt durch dieſe Heirath ſelbſt die Regirung über die Inſeln Seeland, Fyen, Laaland, Falſter und Möen. Nach den Dänen, die Schonen bewohnten, und nach ſeinem eigenen Namen Dan wurden von jetzt an alle dieſe Inſeln, nach ihrer Vereinigung mit Schonen und Halland, mit dem gemeinſchaftlichen Namen Danmark (Dänemark) genannt. Er ſelbſt hieß nun nicht mehr Drot (Ding-, oder Landesherr), ſondern König, nahm ſeinen beſtändigen Wohnſitz zu Leire auf Seeland, wo er auch im Jahre 300 in hohem Alter geſtorben iſt, und kann inſofern mit Recht als erſter König des gegenwärtigen Königreichs Dänemark betrachtet werden. Erſt unter König Friedrich III wurden die Provinzen Schonen, Halland ꝛc. in dem Roeskilder Frieden vom 26. Febr. 1668 an Schweden abgetreten und hörten auf, zu Dänemark gezählt zu werden. Auch Angeln und Jütland unterwarfen ſich ſeiner Regirung, nachdem er den Einwohnern gegen die Sachſen (Holſteiner), die ſie überfallen hatten, Hilfe geleiſtet und ſie durch ſeine große Tapferkeit von ihren Feinden befreit hatte. — Mit ſeiner Regirung aber wurde den däniſchen Regenten nicht mehr blos in der Provinz, wo ſie ihren Hauptſitz hatten, ſondern in jeder einzelnen ihrer Provinzen beſonders gehuldigt. Die Huldigung geſchah unter freiem Himmel, ſo daß der König auf einem hohen

---

2) Wahrſcheinlich fällt dieſes Factum in die Zeit nach Joſua, wo die Daniten zwar ſchon einige der ihnen beſtimmten Städte beſetzt hatten, aber doch nur ſehr langſam Fortſchritte in der Eroberung der übrigen machten. Nur ſo läßt es ſich vereinigen, wenn Richt. 18, 1 f. geſagt wird, daß damals die Daniten ihr Gebiet noch nicht inne gehabt, und doch gleich darauf erzählt wird, daß ihre Colonie aus den Städten Zorea und Eſtaol ausging, welche ſie folglich ſchon beſaßen. Mit Unrecht ſetzt daher Roſenmüller (bibl. Alterthumsk. II, 1. S. 304) die Auswanderung in die Zeit, wo ihnen ihr Antheil noch gar nicht angewieſen war. Richtiger drückt er ſich ebend. II, 2. S. 50 aus. 3) Man ſ. z. B. Eiſenmengers entdeckes Judenthum. II. S. 519. 527.

1) Daher die im A. T. ſo häufige Phraſe: ganz Iſrael von Dan bis Beerſeba d. i. vom äußerſten Norden bis zum äußerſten Süden des gelobten Landes. Richt. 20, 1. 1 Sam. 3, 20. u. ö. Und wenn eine feindliche Invaſion von Norden her drohte, ſo kam die Kunde davon zunächſt über Dan ins Land. Jerem. 8, 16. 2) Die genaueſten Details hierüber ſ. bei Geſenius zu Burckhardts Reiſen in Syrien. S. 495. 3) Klödens Landeskunde von Paläſtina. S. 76. Roſenmüllers bibl. Alterthumsk. II, 2. S. 51.

4) Daraus erklärt ſich auch, wie ſpätere Bibelüberſetzer für Dan gerade Paneas ſetzen, z. B. Saadia und der Samaritaner 1 Moſ. 14, 14 (ſ. meine Anm. dazu) und 2 Kön. 10, 29. Selbſt Hieronymus verfällt in dieſen Fehler im Comm. zu Ezech. 48, ob er gleich im Onomaſticon das Richtige hat. Genauer ſagt das Targ. Hieros. 1 Moſ. a. a. O. דן דקיסרין Dan bei Cäſarea Philippi d. i. eben Paneas. 5) S. z. B. Jonathans Targum 2 Moſ. 17, 8. 4 Moſ. 11, 1. 5 Moſ. 25, 18.

Digitized by Google

Steine und das Volk um ihn her gleichfalls auf Steinen stand, zum Zeichen, daß das wechselseitige Verhältniß unerschütterlich und die angelobte Treue von felsenfester Dauer seyn sollte. Solcher Huldigungsplätze befanden sich in Seeland bei Leire, in Schonen bei Lund, in Jütland bei Viborg, in Schleswig bei Kowirke; noch gegenwärtig sind sie zum Theil an den aufgethürmten Steinen erkennbar. — Übrigens führte Dan den Namen: der Stolze oder Prachtlustige nicht ohne Grund. Er zeichnete sich nämlich durch Verschwendung und Prachtliebe vorzüglich aus und setzte auf die äußere Größe einen so hohen Werth, daß er sich gewöhnlich von einem seiner Unterkönige aufwarten und von zwei Herren, oder Höheren im Volke, sein Reitpferd satteln und beim Auf- und Absteigen bedienen ließ. Eben diese Prachtliebe scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum er den Befehl gab, daß nach seinem Tode sein Leichnam nicht, wie es sonst, nach Odins Vorschrift, der allgemeine Gebrauch erfodert hätte, verbrannt, sondern auf einer eigends hiezu errichteten Anhöhe, sitzend in königlichem Schmucke und mit voller Rüstung begraben werden sollte; wobei zugleich sein Reitpferd, völlig gesattelt, nebst mehren bedeutenden Kostbarkeiten, in demselben Hügel niedergesenkt werden mußten. Dieses geschah unweit Leire in Seeland, wo der dazu bestimmte, 400 Ellen lange Hügel noch gezeigt wird. Da seine Nachfolger in den verschiedenen Provinzen den Gebrauch, die Leichname, statt durchs Feuer verzehren, vielmehr auf besondern Anhöhen begraben zu lassen, großentheils beibehielten; so pflegt man wol in der dänischen Geschichte das sogenannte Hougs-Old (Aetas collium, Hügel-Zeitalter), welches mit Dan anfing, von dem Brunas-Old (Aetas combustionis, Verbrennungs-Zeitalter), welches mit ihm zu Ende ging, zu unterscheiden. — Die drei Löwen, welche sich in dem dänischen Reichswapen befinden, gründen sich auf die unter Dan geschehene Vereinigung der drei Hauptprovinzen Schonen, Seeland und Angeln, unter einen Regenten; auch behielt jeder dieser Theile in dieser Vereinigung noch seine eigenen Sitten und Gebräuche, so wie ihm auch sein eignes Wapen und Gesetzbuch gegeben wurde. (S. Holbergs Reichshistorie, Bd. 1. S. 69. *Suhms* Udtog of Danmarks Historie, p. 6. etc. *Hvitfeldts* Udsigt. p. 12. etc. *Arngrim Jonas* Indledning til Islandsk Historie. p. 16. etc. Wandzl's Lebensbeschreibungen berühmter Dänen, übersetzt von Dan und N. Sohl. Leipz. Gebrüder.)

DAN, Pierre, Superior der Mathurinen zu Fontainebleau, gest. 1649, begab sich im Jahre 1634 in die Berberei, um Christensklaven loszukaufen, deren er auch 42 zurückbrachte. Während seines Aufenthaltes zu Algier sammelte er die Materialien zu seiner Histoire de Barbarie et de ses corsaires (Paris 1637, 4.). De Veies übersetzte sie ins Holländische und fügte einen zweiten Theil hinzu, und darauf erschien das Werk wieder französisch unter dem neuen Titel: Histoire des royaumes et des villes d'Alger, de Tunis, de Salé et de Tripoli, augmentée de plusieurs pièces (Paris 1649 f.). Dies ist das erste Werk dieser Art in Frankreich; der Verfasser ist zuweilen allzu leichtgläubig, theilt aber auch sehr interessante Nachrichten mit. Als ein anderes brauchbares Werk von ihm lobt Lenglet den Trésor des merveilles de la maison royale de Fontainebleau, contenant son antiquité, les singularités qui s'y voyent. Paris 1642 f. Mit Kupf. (Nach Eyriès). (*H.*)

DANA, Township, mit 625 Einw. in der Grafschaft Worcester des nordamerikanischen Freistats Massachusetts. (*H.*)

DANAË, Tochter des Akrisios, Königs in Argos (s. diesen). Von ihr sagte ein Orakel, ihr Sohn werde seinen Großvater tödten. Akrisios sperrte sie deshalb in ein ehernes Gemach unter der Erde, um sie vor aller Berührung mit Männern zu bewahren. Gleichwol wurde sie schwanger, nach der Sage dadurch, daß ihr Zeus als goldener Regen in den Schoos fiel, — der Geliebte durch Bestechung sich den Weg zu ihr bahnte. Danaë gebar den Perseus, und Akrisios, um sich nun doch zu sichern, sperrte Mutter und Kind in einen hölzernen Kasten, und gab diesen den Wellen Preis. Der Kasten trieb an die Insel Seriphos, wo Diktys, des Königs Polydektes Bruder, sie dem Meer entriß und den Perseus erziehen ließ. Nachdem dieser erwachsen war und das Medusenhaupt und Andromeda errungen hatte, eilte er mit dieser und seiner Mutter nach Argos, um sich dem Großvater vorzustellen. Aus Furcht vor Erfüllung des Orakels entwich dieser nach Pelasgiotis, Perseus aber ging ihm nach, und das Orakel ging in Erfüllung, indem Perseus bei den Leichenspielen zu Ehren des Königs von Larissa ihn unversehens mit einem Discus traf [1]). Nach Andern [2]) kam Akrisios nach Seriphos, um sich mit seinen Kindern auszusöhnen, wurd aber dort bei den Leichenspielen des Königs Polydektes auf die angegebene Weise getödtet. (*H.*)

DANAEA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Poropteriden (Poropterides Willd., Danaeaceae Agardh.) und der 24sten Linnéschen Klasse hat Smith (in Mém. de l'Acad. de Turin V. p. 420) so genannt nach Joh. Peter Maria Dana, Allioni's Schüler und Nachfolger in der Professur der Botanik zu Turin und Verfasser einer kleinen Schrift: de generatione plantarum (Aug. Taur. 1764. 8.). Der Gattungscharakter von Danaea besteht in linienförmigen, parallelen Kapselbehältern, welche in doppelter Reihe auf den Venen der untern Laubfläche eingegraben sind und von einem doppelten Schleierchen verhüllt werden, und in zusammengewachsenen Kapseln, welche sich in einem Löchlein öffnen. Die vier bekannten Arten wachsen im heißen Südamerika: 1) D. simplicifolia Rudg. (Icon. pl. gui. t. 36), in Guiana, hat einfaches Laub; 2) D. nodosa Sm. (Tracts p. 260, Asplenium nodosum L. sp. pl., hieher auch D. longifolia Desv. und D. geniculata Radd.) und 3) *D. elliptica* Sm. (Rees Cyclop., Felix major Sloane jamaic. t. 41. f. 1.), beide in Westindien und Brasilien

1) Schol. in Apoll. Rh. 1091 nach Pherekydes, und 1515. Apollod. 2, 2, 1. und 4, 1 — 4. 2) Hygin. fab 63 und 273.

Digitized by Google

einheimisch, haben gefiedertes Laub und einen knotigen, nackten, gemeinschaftlichen Laubstiel; sie unterscheiden sich nur durch die Form der Blättchen, welche bei 2. lanzettförmig, bei 3. oval sind). (S. *Hook.* et *Grevill.* ic. fil. t. 51. 52.). 4) *D. alata* Sm. (l. c.; *Kaulf.* enum. t. 1. f. 3. *Hook.* et *Grev.* l. c. t. 18) mit gefiedertem Laube und knotigem, oberhalb gefiedertem Laubstiele. Auf den caraibischen Inseln. — *Danaa Allion.* s. *Physospermum Cusson.* (*A. Sprengel.*)

DANAER. Nach der Einwanderung des Danaos nahmen die Bewohner von Argolis, welche bis dahin äglaleische Pelasger geheißen hatten [1]), den Namen Danaer an. Mit diesem Namen bezeichnet sie auch Homer (Il. I, 42 und öft.) und nach ihm Lesches (im Olymp. 33), in seiner *Μικρᾷ ποιήσει*, deren Anfang in der vita Homeri c. 16. p. 5. Barnes. folgender war:

Ἦλυθε δεῦρο καὶ Δαρδανίην ἐπάνοδον
Ἰλίου περὶ πολλὰ πάθον Δαναοὶ, θεράποντες Ἄρηος.

Ferner in einem Fragment der Thebais des Antimachos [2]) heißt Abrastos *ἀναξίππου Δαναοῖο*. (Pausan. VIII, 25, 6.) Schon bei Homer zeigt sich aber, daß man diesen Namen von den Argivern auf alle Hellenen ausgedehnt verstand, wie Strabo sagt (VIII, 340): *ποιητικὸν δὲ τὸ ὄνομα συνεπιλαβεῖν τὸ μέρος τοῦ ὅλου γένους τὸν Ἕλληνα*. Daß nun der Name schon im Alterthum wirklich von dem kyprischen Danaos abgeleitet wurde, und nicht als Appellativum von irgend einer Eigenschaft des Landes entlehnt worden ist, zeigt ein Fragment aus dem Archelaos des Euripides (bei Strabo VIII, 370. Eurip. ed. Matth. Tom. IX, p. 84):

Ἕλλην (Danaos) δ' ἐκ Δαναὸς ἐκλήθην τὸν πρὶν,
Ἀργεῖος ἀνακτόρευσε τὸ πρὶν,
Δαναὸς, ἀποκτείνας τὸν τοῦ Αἰγύπτου

sowie, daß anfangs die Argiver vorzugsweise diesen Namen hatten, ausdrücklich von Pausanias (2, 7. Cap. 1.) gesagt wird, wo dieser Name von dem der Achäer, als dem allgemeineren unterschieden wird. Vergl. auch Strabo vol. II. p. 128. Tzetz. Lycophr. Cass. 932. Schol. Eustath. ad Il. 1, 43. II, 681. Hygin. fab. CLXX. und dazu die Ausleger. Serv. ad Virg. Aen. II, 5. Aen. 190. Bei den spätern, sowie griechischen als römischen Dichtern wird das Wort ganz gleichbedeutend mit Grieche und *Ἕλληνες* gebraucht, was weiter keines nähern Beweises bedarf. (*Gust. Kiesling.*)

DANAEUS, Daneau (Lambertus), ein berühmter reformirter Theologe und Kirchengelehrter, geb. von adeligen Eltern zu Beaugenci an der Loire 1530, † zu Castres in Languedoc 1596. Er studirte die Rechte zu Orleans unter Anne du Bourg, und erhielt den Doctorsgrad, trat dann aber bald zur reformirten Religion über, indem er äußere Vortheile seiner Überzeugung opferte. Neun Jahre lebte er nun als reformirter Geistlicher zu Gien. Als dann der edle Anne du Bourg, sein Lehrer und Freund, 1559 wegen der Religion verbrannt wurde, verließ Danäus sein Vaterland um so eher, da um diese Zeit auch seine Gattin, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben war. Er kam 1560 nach Genf, studirte dort Theologie mit solchem Erfolge, daß er 1572 Pfarrer und Professor der Theologie wurde und 1581 das Bürgerrecht erhielt. Er wurde nachher nach Leyden berufen; nach Sennebier (Histoire littéraire de Genève I, 312.) als Professor der Theologie; nach der Biographie universelle hingegen mit Berufung auf das Familienarchiv, trug er daselbst das Staatsrecht vor. Allein er soll bald an den damaligen politischen Parteiungen in Holland Theil genommen und die Pläne Englands unterstützt haben, wodurch er genöthigt wurde, Holland wieder zu verlassen. Er begab sich nun zu Heinrich von Navarra und lebte als reformirter Pfarrer zu Orthes, Lescar und zuletzt zu Castres. — Daneau gehört zu den großen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, wenn man nur den Umfang des Wissens ins Auge faßt; besonders hatte er sich auf das Studium der Kirchenväter und der scholastischen Theologen gelegt und war, da er mit großer Leichtigkeit schrieb, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; aber Geist und Geschmack fehlten ihm. Ein bedeutender Theil seiner Schriften ist gegen die Lutheraner, besonders gegen Chemnitz und Andreä, gerichtet und hat die Vertheidigung des calvinischen Lehrbegriffes zum Zwecke. Man hat eine Sammlung derselben (Lamberti Danaei Opuscula omnia theologica, ab ipso auctore recognita et in tres classes divisa Genevae 1583. fol.), allein sie begreift bei weitem nicht alle seine Schriften. Ein vollständiges Verzeichniß findet man bei Sennebier a. a. O. (*Escher.*)

DANAHOLMEN, ein kleines Eiland an der Südküste der zu schwedischen Provinz Bohuslän gehörigen Inselgruppe, 2 Meilen von Gothenburg. Auf diesem Eilande ließen sich die Provinzen der damals selbständigen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark zusammen, als sie drei Reiche Königs dieser Reiche an einem Tische [illegible] und doch jeder in seinem Reiche gesessen haben sollen, welches Recht [illegible] wurde, ist ungewiß. [illegible] (Fuchs Geographie [illegible] p. 605. Funkh. Geographie [illegible] II. p. 221.) (*Schubert.*)

DANAI [illegible] begriff. Darunter eine Abtheilung [illegible] Ordnung Papilio, die [illegible] durch völlig ungezahnte [illegible] und verhältnißmäßig große Unterflügel auszeichnet. Er theilte sie wieder in Danai candidi, wo die [illegible] weiße oder gelbe Farbe vorwaltet, und wohin Pap. Brassicae, Napi, Hyale, Rhamni u. a. gehören, und in Danai [illegible] mit bunten Flügeln, wohin er Pap. Midamus, Plexippus u. a. brachte. (S. Papilio.) (*Germar.*)

DANAIDES. 1) Dieser Name ist gleichbedeutend mit dem der Danaer, Odyss. XXIV, 933. *Ἀ γὰρ Ἀτρέος υἱὸν ἀμύμονα Ἀγαμέμνονα, Αἴγισθόν τε δεῦρον.*

2) Werden damit bezeichnet die funfzig Töchter des Danaos. (S. dessen.) Sie folgten ihrem Vater bei seiner Flucht aus Ägypten, wo der verhaßten Heirath mit den Söhnen des Ägyptos zu entgehen. Der Grund hiezu bestand weniger in dem Abscheu vor einer Vermählung mit nahen Verwandten, als in der Furcht vor der Herrsch-

1) Vergl. die von Hessler: der Athenadienst zu Lindus. Zerbst 1829. S. 52. Anmerk. 195 angeführten Schriftsteller.
2) Leutsch Thebaidis cyclicae fragm. p. 64.

sucht der Männer [1]). Sie bestiegen mit Danaus den Funfzigruderer, mit dem ihre eigene Anzahl in enger Verbindung steht. Die Sage läßt sie auf Rhodus den Dienst der Athena Lindia einführen, worüber die oben angeführte Schrift von Hefter von S. 78 an ausführlicher handelt [2]). Nach Diodor starben 5 Danaiden während des Aufenthalts auf Rhodus. Strabo erzählt außerdem, daß es die Meinung einiger Alterthumsforscher war, Lindus, Jalysus und Kamirus wären nach drei Danaiden benannt worden [3]). Nach der Ankunft in Argos sandte Danaus seine Töchter aus, um Quellen aufzusuchen (Apollod. l. c.). Hiebei geschah es, daß eine von ihnen, Amymone, dem Poseidon lag und diesem den Nauplius, den Gründer der Stadt Nauplia, gebar. Dieser zeigte ihr dafür die Quellen im Lernäischen Gefilde [4]). Außer der nach der Amymone benannten Quelle und dem dieser gleichnamigen Flüßchen, welches aus ihr hervorging, wurden noch zwei Quellen nach Danaiden benannt, Niobe und Pharmakie (Plin. hist. nat. IV, 5.) So wurde ihnen, wie ihrem Vater Danaus, die Bewässerung des dürftigen Argos zugeschrieben. Mit diesem Verdienst um das Land verbanden sie noch ein anderes, die Einführung ägyptischer Cultur durch die Thesmophorien [5]). Als die Söhne des Aegyptus nach Argos kamen, wurden sie ihnen vom Danaus zwar zugetheilt, aber mit dem Gebote, die Bräutigame in der Hochzeitnacht zu ermorden. Diesem Befehle des Vaters folgten alle, nur Hypermnestra nicht, die den Lynceus rettete. Die Namen der Danaiden, so wie der Söhne des Ägyptus, finden sich zusammengestellt bei Hygin. Fabel. CLXX. zusammengestellt, in welchem Verzeichnisse jedoch große Verderbtheit der Namen unverkennbar ist. Hypermnestra wurde zur Strafe ins Gefängniß geworfen und vom Danaus vor ein Gericht gestellt, durch Vermittelung der Aphrodite aber freigesprochen [6]). Sie wurde später noch mit dem Lynceus vermählt und die Mutter des spätern Herrschergeschlechtes von Argos; die übrigen fanden sich keine Freier, so daß sich Danaus genöthigt sah, seine Töchter durch einen Wettlauf an die Sieger zu verheirathen [7]). In der Unterwelt [illegible] sie verdammt, Wasser in durchlöcherte Gefäße zu füllen. (Hygin. CLXVIII.) Diese Strafe jedoch, die den Danaiden so große Berühmtheit verschafft hat, ist gerade am allerleichtesten von der ganzen Sage als späterer Zusatz zu trennen. Weder Homer noch Hesiod und Pindar, die doch theils der Danaiden, theils der infernalischen Strafen gedenken, erwähnen sie. Wir finden zuerst eine Spur von ihnen in der Zeit des Plato [8]), wo Symbolisirung der Mythen schon im vollen Gange war. Creuzer hat auf den Zusammenhang dieser Strafe mit altem Mysterienglauben hingewiesen (Symbol. III, 480 f.), was wir dahin gestellt seyn lassen. Daß sie einer solchen Deutung unterlegen habe, ist von ihm außer Zweifel gesetzt. Nach Plato finden wir von einer Menge von Schriftstellern auf diesen Glauben hingewiesen, der bald zu sprüchwörtlichen Redensarten Veranlassung gab [9]).

Außer der von Creuzer versuchten Deutung s. noch Völcker Mythologie der Japetiden S. 192. Ferner, über das Namenverzeichniß der Danaiden bei Apollodor, Heyne Observat. p. 106 seq., womit zu vergleichen ist Hefter S. 67. Über künstlerische Darstellungen s. Creuzer Symbolik III, 475 f. und Bildererklärungen zu dessen Symbol. S. 56 u. 44. (*Gust. Kiefsling.*)

DANAIS. Diese von Commerson (in Lam. enc.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat zum Charakter: meist diöcische Blüthen, einen fünfzähnigen Kelch, eine trichterförmige Corolle, in der Corollenröhre eingefügte Staubfäden, gespaltene Narbe und eine kugelige, zweifächerige, an der Spitze aufspringende Saamenkapsel, deren Scheidewände sich zu Placenten verdicken. Die beiden bekannten Arten wachsen als Sträucher mit achselständigen Afterdolden auf den Mascarenischen Inseln: 1) D. fragrans Pers. syn. (Paederia Lam. enc., ill. t. 166. f. 2.) hat kletternde Zweige, ablange, an beiden Enden verschmälerte, glatte Blätter und lang aus der Corolle hervorstehende Griffel. 2) D. rotundifolia Poir. (Lam. enc. suppl.) hat rundlich-eiförmige, netzförmig geaderte Blätter. (*A. Sprengel.*)

DANAIS. Die Sage vom Danaos und seinen 50 Töchtern ist auch schon sehr früh Gegenstand dichterischer Behandlung geworden, theils als Epos, theils als Drama. Über eine epische Danais sind die bestimmten Zeugnisse des Clemens Alex. Strom. II. p. 224. und des Harpokration s. v. *Αἰσχύλος* vorhanden. Bei beiden heißt der Verfasser [illegible] und bei Clemens stehen die oben schon bemerkten Verse:

Kai τοῦτο φησὶν ἐν τοῖς ἐπεσι Δαναὸς Δίγυπτος,
Ἥρωσιν Ἐρεχθέως ποταμοῦ Νείλοιο ἀνακτος.

Nach Harpokration stand in dem Gedicht, daß Erichthonios ein Sohn des Hephästos und der Gäa war. Ein ferneres Zeugniß wurde von Heyne aufgefunden (Biblioth. für alte Literatur und K[illegible] IV, S. 56 f.), welcher

1) Vergl. über die [illegible] die zu Hesiod. Quaest. Aeschyl. Specim. II. p. [illegible] Stellen [illegible] Statt. 2) Zu vergl. [illegible] Diod. V, 58. Marmor. Par. Epoch. 9. Euseb. Chronic. [illegible] p. 185. Apollod. II, 1, 4. Herodot. II, 182. Strab. p. 967. Alm. 3) Strab. p. 966. Almel. 4) Vergl. [illegible] S. 65. und die von demselben S. 67 Anm. 276 angeführ[illegible] Apollod. II, 1, 5. Orph. Argon. 263. Strab. VIII. p. 368. Casaub. Paus. II, 38, 2, wozu noch Hygin. [illegible] CLXIV. 5) Herodot. II, 171. Plutarch. de Iaid. et Osir. p. 367. c. Wesseling. de Thesmophoriis. Vratisl. 1820. 6) Vergl. Hermann de Aeschyli Danaidibus (opuscul. II. p. [illegible] 7) Vergl. die von Hefter S. 64 Anm. 252 [illegible] Dion. Chr. IX, 193 sqq. und dazu Schol. Aristoph. pepl. beim Schol. Palatin. in Creuz. Meletem. crit. part. I. p. [illegible] Apollod. II, 1, 5. Pausan. III, 12, 2. Hygin. Etymol. M. s. v. *σπάδιον.*

8) Plat. Gorg. p. 159. ed. [illegible] I. Aeschin. Axioch. p. 166. ed. Fischer. [illegible] 9) Vergl. Brunck. ad Tibull. I, [illegible] III, 11. Senec. Hercul. Furens. 757. Ovid. Metamorph. IV, 463. V, 44[illegible] Trist. III, 1, 62. 177. 356. [illegible] XIV. Ibis 177. Lucian. Tim. 18. Herm. 51. Dia[illegible]ar. XIII. Dialog. Mort. XI, 4. De Dipsad. 6. Alexipha[illegible] 5. 7. [illegible] II, 6. Suid. s. v. *ἀπήρατα* und *ἐκ τετραμένων πίθων.* Thom. Mag. p. 842. Bern. Clemens Rom. Epist. ad Corinth. I. 6. (Patr. Apostol. Cotel. Vol. I. p. 151.) wozu zu vergl. Nemes. Cyneget. 21. und die Dissertation von *Feuerlein*, de Danaid. et Dirce. Lips. 1749. Nonnus Dionys. an mehren Stellen.

Digitized by Google

jedoch jene obigen gar nicht kannte. Es enthält nämlich eine Tafel des Museums Borghia außer andern Anführungen alter epischer Gedichte auch die einer Danais, mit der bestimmten Angabe, daß sie aus 5500 Versen bestanden habe. Die Natur solcher Tafeln, die nur zum Schulgebrauch entworfen wurden und ein ziemlich junges Alter haben, bestimmte Wüllner de cyclo epico. Monast. 1825. p. 40, 41 et 47 diesem Gedichte die Aufnahme in den Cyclos zu verweigern, obgleich schon vor Heeren Heyne in Excurs. I. ad Virg. Aen. II. p. 354 und Salmasius Exercitat. Plin. p. 595 dasselbe nebst der Phoronis unter den cyclischen Gedichten aufgezählt hatten, welche letztere Wüllner ebenfalls vom Cyclos ausschließt. Mit Recht scheint uns Leutsch: Thebaidis cyclicae reliquiae. Goett. 1830. p. 17 ihm widersprochen zu haben. Es führen ohnehin die Logographen, wie namentlich Pherekydes, auf eine solche Annahme hin.

Unter dem Namen Danais hat Welcker in der Trilogie Prometheus S. 390 ff. eine Trilogie des Äschylos zusammengefaßt, welche aus drei Stücken: die Ägyptier, Schutzflehenden und den Danaiden bestanden haben soll, und deren Grundlage das epische Gedicht Danais war. Das Sujet des ersten Stückes war der Streit der königlichen Brüder, welche Meinung schon Conz hatte, so wie überhaupt der dramatische Zusammenhang jener drei Stücke schon von Schlegel, Vorles. über dramat. Kunst I. S. 58, Blümner und Genelli vermuthet worden ist [1]). In diesem Stücke bestimmte Athene den Ausgang, was zwar von der Sage angeführt wird, aber nicht in die Form der Sage zu passen scheint, die Äschylos zu einem Drama umschuf. In den Supplices ist auch nicht die geringste Spur davon zu entdecken, weder in den Worten des Danaos, noch, wo man es am ersten erwartete, in dem an die Athene selbst von den Danaiden gerichteten Gebete, v. 141—150. ed. Schütz. Die große Ungewißheit, die über dem Inhalte des Stückes schwebt, und die auch Welcker nicht gehoben hat, so wie die Selbständigkeit und Abgeschlossenheit, mit der die Supplices beginnen, bestimmten Hermann in s. Abhandlung de Aeschyli Danaidibus. 1820 (Opusc. II, 319 segq.) sich gegen die trilogische Verknüpfung der drei Dramen zu erklären, eine Ansicht, die durch Welckers Vermuthungen noch keineswegs wankend gemacht worden ist. Über die Schutzflehenden selbst kann keine Meinungsverschiedenheit obwalten, wol aber über das dritte Stück, die Danaiden. Vor diesem läßt nämlich Welcker noch vergehen den angebrohten Angriff der Ägyptiaden, den Herrschaftswechsel in Argos, die Abtretung des Thrones, die nach innerer Nothwendigkeit erfolgt seyn soll, und den Friedens- und Heirathsantrag der Vettern, was denn alles im Stück erzählt werden mußte. Hier sowie in dem, was über den muthmaßlichen Inhalt des Stückes gesagt wird, befriedigen die Combinationen Welckers nicht, die oft unklar und spitzfindig sind [2]).

Eine Kritik der Welckerschen Ansicht und Vergleichung mit Hermanns ist hier nicht am Ort. Vollkommen einverstanden sind wir jedoch mit dem, was über die Tendenz des Ganzen gesagt ist: die Trilogie der Danaiden ist nicht auf eine sittliche Idee gegründet. Das Unrecht des Ägyptos rächt sich an seinen Söhnen, über die Handlung der Hypermnestra entscheidet ein förmliches Gericht; aber schon darum, weil beides zusammen vorkommt, kann keins von beiden zum Mittelpunkte des Ganzen bestimmt seyn. Göttlicher Wille lenkt dies Ganze [3]). Die Absicht des göttlichen Waltens ist diesmal auf das Politische gerichtet, auf die Entstehung des Danaervolkes; in ihr liegt die poetische Einheit und der Zielpunkt. Bedeutend ist daher, daß der Chor der Schutzflehenden im Schlußlied, indem er den Preis des pelasgischen Argos ausspricht, sich von der Verehrung des Nils lossagt und den griechischen Göttern zuwendet. Auch der Tragiker Phrynichos hatte den Mythos des Danaos in zwei Stücken behandelt: Αἰγύπτιοι und Δαναΐδες (Hesych. s. v.); ferner hatte der Tragiker Timesitheos zwei Dramen, Δαναΐδες und Δαναός, verfaßt (Suidas s. v.) und aus den Δαναΐδες des Melanippides hat Athenäos (XIV, 651 f.) ein Fragment erhalten, dessen kritische Berichtigung, welche Dindorf versprochen hat, sehr zu wünschen ist. Bekannt ist, daß Aristophanes gleichfalls eine Komödie unter demselben Titel geschrieben hat, deren Fragmente von Dindorf gesammelt sind; ein Gleiches vom Komiker Diphilos erwähnt Ercolan S. 112. (*Gust. Kiefsling.*)

DANAKIL (Plurales von Dankali) ist der Name eines Reiches, welches ehemals östlich von Habesch auf dem heißen Küstenstriche Samhara lag und mit den Habessiniern häufig in Krieg verwickelt war. Ist jetzt gleich dieses Reich verschwunden, so ist doch der Name geblieben, indem sämtliche Hirtenstämme, deren Zahl wol an 50 betragen mag, noch diesen gemeinsamen Namen führen. Alle diese Stämme vermögen zusammen vielleicht 10000 Krieger zu stellen. Sie leben ganz unabhängig, nur nach Willkür für ihre Kanzele umherziehend, bereit, in jeder Fehde, wo es auf das gemeinsame Wohl ankommt. Obgleich dem Namen nach Muhammedaner leben sie doch ohne Priester und Moscheen.

Der bedeutendste dieser Stämme ist der der Dumhoeta, welches vielleicht 1000 Krieger zu stellen im Stande ist; er ist im Besitze des Ufers zwischen Béloul und Aréna. Dann folgen die Stämme Taemela und Hadarem, beide auf den Salzseen wohnend, von denen jeder etwa 200 Krieger stellen kann. Nördlich von ihnen wohnen die Belessua, von Taemela abhängig. Ganz

1) Derselbe Name stand auch nach Welcker für die ganze Trilogie. Dies ist jedoch durch nichts zu beweisen. Mit den Αἰγύπτιοι könnten doch nur die den Chor bildenden Ägyptier des ersten Stückes der Trilogie bezeichnet seyn. Wie würde aber dieser Name für das Ganze passen? Bezeichnete er dagegen die Söhne des Ägyptos, so wäre nicht klar, warum nach ihnen gerade das erste Stück benannt worden sei.

2) S. z. B. die Vermuthung, daß πρεσμενεῖς ein übliches Wort an dem Munde zufriedener Schmiegerelterin war, und im Munde des Danaos zu einer doppelt derben Ironie wurde. Man vergl. nur Aesch. Suppl. v. 138, wo es Beiwort des Zeus ist; und v. 813. 3) Dies beziehen wir jedoch nicht auf Athene, als Vermittlerin der Flucht, und Aphrodite, als Retterin der Danaiden, sondern auf Hera's Haß gegen die Io (Aesch. Suppl. 159—164.), als die Quelle des Unheils, welches den Danaos in Ägypten traf, und Aphrodite.

Digitized by Google

im Süden bei Ayth wohnen die Stämme Adoule und Modeto, größtentheils Seefahrer. Die übrigen kleinen Stämme sind die der Adalhu, Aisamarhu, Kebmto, Weéma, Mushiek, Assa mominto und Russume.

Zu diesen gehören nach Ritter die schwarzen Stämme der Bajeh des Ebn Haukal, an der Grenze von Nubien und Habesch, und die Agaazi in den Habab-Bergen, den nördlichen Ausläufern der Tigréterrasse.

Alle diese Stämme reden eine und dieselbe Sprache und stimmen sehr in ihren Sitten überein. Ihre Hütten sind rund, mit Matten von Palmblättern bedeckt; gewöhnlich ist jede in zwei oder drei kleinere Räume getheilt. Das Geräth ist eine schlechte Lagerstätte, einiges Küchengeschirr und ein großer Krug zum Wasser. Ihre Grabstätten besetzen sie mit pyramidalen aufgemauerten Denkmalen, die bis zu 10 Quadratfuß Basis haben und an ägyptische Construction erinnern.

Die Kleidung des Volkes besteht aus einem Stücke Baumwollenzeug, das sie umwerfen. Ihre Haare kräuseln sie, bestreichen sie mit Fett und streuen braunen Staub hinein. Ungeachtet die Frauen schwere Arbeiten machen müssen, ist ihre Gesichtsbildung doch hübsch; ihre Haare sind geflochten, ihr Putz besteht aus Armbändern von Silber und Elfenbein. Sie müssen das Getreide mahlen, Brod backen, Wasser holen u. s. w., während die Männer die Heerden oder den Acker besorgen, oder auch ihre Zeit mit Tabakrauchen und Schnupfen hinbringen. Im Allgemeinen sind sie sehr arm und selten nur essen sie Fleisch. (Nach Ritters Erdkunde I, 439.)

(L. F. Kämtz.)

Danalon in Afrika, s. Rio grande.

DANAOS. In der Reihe der Einwanderungen, durch welche der ältesten Bevölkerung Griechenlands fremde, nicht nationale Elemente beigemischt worden seyn sollen, nimt die des Danaos mit seinen 50 Töchtern eine der bedeutendsten Stellen ein. Denn außerdem, daß an sie Vieles, in historischer Zeit sich vorfindendes, angeknüpft wird, und daß in ihr offenbar ein wichtiger Theil der Urgeschichte von Argos enthalten ist, nimt auch das Land, aus welchem der Wanderer nach Hellas kam, und der eigenthümliche Charakter des von dramatischen und epischen Dichtern behandelten Mythus die Aufmerksamkeit des Mythologen, wie des Geschichtsforschers auf gleiche Weise in Anspruch.

Die Mythographen Apollodor (II, 1, 5) und Hygin (Fab. CLXVIII.) haben uns die Sage vom Danaos am ausführlichsten erhalten. An sie wollen wir daher auch im Ganzen unsere Erzählung anschließen. Einzelnes wird zur Vervollständigung derselben dargeboten von Tzetzes Chil. VII, hist. 136 und von einer Menge griechischer und römischer Schriftsteller in zerstreuten Notizen und Andeutungen. Danaos heißt Sohn des Belus und der Anchinoe, welche Tzetzes Achiroe nennt, (welche Form des Namens bestätigt wird durch Schol. Lycophr. 583. 1161). Er ist Bruder des Ägyptos und Brudersohn des phönizischen Agenor. Nachdem Belus nach Assyrien gegangen war, herrschte Danaos in Libyen, Ägyptos in Arabien [1]). Ägyptos erobert das Land der Melampoden und nennt es nach sich Ägypten. Herodot (II, 91) erfuhr in Ägypten, daß man dort den Danaos wie den Lynceus, einen der Söhne des Ägyptos, für Chemmitern halte. Die fast einstimmige Meinung war im Alterthume, daß er aus Ägypten kam. Heyne (Observatr. ad Apollod. p. 105) versuchte die bestimmte Angabe Herodots mit der des Apollodor, welcher dem Danaos Libyen als Reich zuweist, so zu vereinigen, daß er vermuthet, Ägypten sei unter Ägyptos und Danaos getheilt gewesen, so daß Arabien das ägyptische Land am rechten Ufer des Nils, Libyen das auf dem linken bedeute. Allein abgesehen davon, daß diese Annahme ganz unerweisbar ist, dient sie auch nicht einmal dazu, den Herodot mit Apollodor zu vereinigen, da Chemmis, der Sitz des Danaos, nicht in Libyen nach Heyne, sondern in Arabien liegen würde. Uns erscheint jeder Versuch die Verschiedenheit in jenen Angaben zu vermitteln überflüssig; im Allgemeinen deutet doch Alles auf Ägypten hin. Mit der Angabe des Apollodor hängt zusammen, daß Diodor XVII, 50 erzählt, Danaos habe den Tempel des Ammon in Libyen gegründet; aber auch hier heißt er ein Ägyptier. Danaos erzeugt, entweder mit einer Gattin, Europa [2]), einer Tochter des Nilus, oder mit mehren, 50 Töchter, und Ägyptos mit der Eurrhoe, ebenfalls einer Tochter des Nilus, 50 Söhne. (Ob Danaos auch Söhne gehabt habe, ist eine ganz müssige Frage, die Clavier thut in der Histoire des prem. temps de la Grèce. I. p. 33. Edit. sec. Er vermuthet, daß sie in der Schlacht am Nil umgekommen sind. Man kann sich dabei nicht enthalten, sich zu wundern, wie dem scharfsinnigen Manne die so nahe liegende Frage nach den Töchtern des Ägyptos entgehen konnte.) Ägyptos trachtete dem Danaos und seinen Töchtern nach dem Leben, um der Herrschaft willen, und fodert die Danaïs den für seine Söhne zur Ehe. Nach dem Schol. Eurip. Orest. 871, wurde Danaos durch ein Orakel gewarnt, durch welches ihm der Tod von der Hand eines seiner Schwiegersöhne geweissagt war. Er muß sich durch die Flucht retten. Athene steht ihm bei und rathet ihm, einen 50-Ruderer zu bauen, oder baut ihm selbst den ersten 50-Ruderer, auf welchem er Libyen oder Ägypten verließ [3]). Auf der Flucht gelangt er nach Rhodos, wo er oder seine Töchter den Dienst der Athena Lindia einführen [4]). Von Rhodos gelangt er nach Argos. Hieher führten ihn alte verwandtschaftliche Verhältnisse [5]). In Argos herrscht der Inachide Gelanor (Paus. II, 16) [6]).

---

1) Ganz abweichend ist die Angabe des Schol. Eurip. Hecub. 874, nach welcher beide Brüder in Argos wohnen, und Ägyptos von Danaos vertrieben wird. 2) Nach Pherekydes (S. 105. bei Sturz) heiratheten Ägyptos und Danaos zwei Töchter des Phönix. 3) Hygin CCLXXVII. Marm. Par. Epoch. IX. Muncker. ad Hyg. CLXVIII. 4) M. W. Hefftter: die Gottesdienste auf Rhodus im Alterthume. 2. Hft. Herbst 1829. S. 43—88 hat von dieser Thatsache aus den ganzen Mythus einer sehr besonnenen und gründlichen Kritik unterworfen. Wir werden uns oft auf ihn beziehen. 5) Cf. Schol. ad Lycophr. v. 632. Eust. ad Hom. Il. I, v. 42 u. a. m. 6) Ganz abweichend ist die Ansicht Claviers (Hist. des prem. temps de la

Dieser übergibt dem Danaos die Herrschaft (Apollod.). Nach Pausan. II, 19, 3. entstand Streit zwischen Danaos und Gelanor. Jeder suchte vor der Volksversammlung sein Recht zu beweisen. Die Entscheidung wurde auf den folgenden Tag verschoben. Als der Tag kam, fiel ein Wolf in die vor der Mauer weidende Rinderheerde ein und kämpfte mit dem Stiere, welcher die Heerde führte. Da fällt den Argivern ein, mit diesem den Gelanor, den Danaos mit dem Wolfe zu vergleichen, weil dieses Thier nicht mit dem Menschen zusammen lebt, wie auch Danaos nicht mit ihnen zusammen gelebt hatte bis auf jene Zeit. Als daher der Wolf den Stier niedergemacht hatte, erhielt Danaos die Herrschaft. Danaos gründete hierauf zu Ehren des Apollo, den er für den Urheber des Sieges hielt [7]), den Tempel des Apollon Lykios, in welchem ein Thron des Danaos aufgerichtet stand. In einem andern Zusammenhange erzählt Plutarch Pyrrh. cap. XXXII. diese Sage. Nach ihm zeigte sich dem Danaos bei seinem Einzuge in das argivische Land in der Gegend Poramia im thyreatischen Gebiete ein Wolf, der einen Stier bekämpfte. Danaos deutete den Vorfall, wie die Argiver bei Pausanias, und nach dem Siege des Wolfes flehte er zum lykeischen Apollo und überwand unter seinem Schutze den Gelanor. Pausan. II, 38, 4. gibt den Ort an, wo Danaos gelandet seyn sollte, Ἀποβαθμοί, in der Nähe von Thyrea. Argos soll nun Danaos entweder selbst erbaut, was eine ägyptische Sage bei Diod. V, 28. ist, oder mit einer Burg versehen haben (Strab. VIII, 6, 9.). Die letztere mögen die Pelasger von Argos Larissa genannt haben, einem gewöhnlichen Namen pelasgischer Städte.

Hyginus (Fab. CLXVIII.) erzählt weiter: Sobald Ägyptos die Flucht des Danaos erfahren hatte, schickte er seine Söhne zur Verfolgung seines Bruders ab, mit dem Befehle, ihn entweder zu tödten oder nicht wieder zurückzukehren. Nachdem diese in Argos angekommen sind, fangen sie an, ihren Vatersbruder zu belagern, und dieser, als er sieht, daß er ihnen nicht widerstehen kann, verspricht ihnen seine Töchter zur Ehe, damit sie vom Kampfe ablassen. Sie erhalten sie einzeln vom Danaos zugelooſt (Apoll. l. c.).

Einer jeden hatte aber Danaos einen Dolch gegeben, um die aufdringlichen Freier in der Brautnacht zu ermorden. Dies thaten alle bis auf die Hypermnestra, welche ihren Gemahl Lynceus am Leben ließ, da er ihrer Jungfräulichkeit geschont hatte. Beiden wurde ein Heiligthum geweiht, Hypermnestra aber vom Danaos eingesperrt. Die übrigen vergruben die Häupter der Erschlagenen in dem lernäischen Gefilde und begruben ihre Leichname vor der Stadt [8]). Auf Befehl des Zeus entsühnten sie Athene und Hermes (Apollod. l. c.). Späterhin verheirathete Danaos noch die Hypermnestra mit dem Lynceus, der auch seinem Schwiegervater in der Regirung folgte und so der Stammvater des Herakles wurde; die übrigen Töchter wurden bei feierlichen, hiezu angestellten Spielen den Siegern als Preis zuertheilt [9]); in der Unterwelt aber wurden sie verdammt, in ein durchlöchertes Faß Wasser zu füllen. So die am meisten gangbare Erzählung. Einzelne Thatsachen werden jedoch

---

Grèce. Tom. I. p. 28 sqq.). Er vermuthet, daß Danaos schon unter der Regierung des Sthenelus, des Vorgängers des Gelanor, nach Argos gekommen sei, weil man sonst nicht begreifen könne, wie er mit dem Gelanor habe um die Herrschaft streiten können, was doch nothwendig nach dem Tode des Sthenelus geschehen seyn müsse, wo beide, Danaos und Gelanor, als Prätendenten der Krone von Argos auftreten. Eines solchen Zweifels halber wird Niemand die bestimmte Aussage des Pausanias in der oben angeführten Stelle verwerfen. Es ist aber sonderbar, daß selbst diese Vermuthung nicht ganz ohne Autorität aus dem Alterthume ist. Der Vorgänger des Danaos heißt bei Eusseb. Chron. lib. I. p. 131. Sthenelus (vergl. noch lib. II. p. 285), eine Stelle, die Clavier unbekannt gewesen seyn muß, da er sie nicht anführt. Wer aber die Königsverzeichnisse bei Eusebius etwas genauer kennt, wird oft bemerkt haben, daß er kurze Regirungen, oder solche, die zwei Namen an der Stirn tragen, wie z. B. Vormundschaften, Usurpationen und Ähnliches, nur unter einem Namen anführet. Die unterbrochene Regirung des Gelanor rechnet er sogleich zu der des Danaos hinzu. Über den Namen des Gelanor hat Welcker in dem Werke über die Äschyl. Trilogie S. 393 eine ganz unhaltbare Vermuthung gewagt. Da nämlich Schol. Hom. Il. I, 42, der von Apollodor und Pausanias Gelanor genannte Vorgänger des Danaos Ἐλάνωρ heißt, glaubte er bei Äschyl. Suppl. v. 247, wo sich der König von Argos den Danaiden als den Sohn des Pelasgers Palächthon zu erkennen gibt, der von Canter vorgeschlagenen Änderung Πελασγός für Πελασγοῦ folgen zu müssen, weil eine innere Identität der Namen Gelanor und Pelasgus vorhanden sei, Beides bedeute nämlich „den Erlauchten" und weil der alte Eigenname sich in der Sage nicht mit Bestimmtheit darbot, sei diese Vertauschung entstanden. Abgesehen davon, daß Πελασγός „viß falsch ist, wie Haupt Quaest. Aeschyl. Spec. II. p. 87 bewiesen zu haben scheint, bleibt der Beweis Welckers immer sehr schwach. Wenn auch Gelanor nach den von Welcker S. 299 vorgebrachten Analogien der Glänzende heißen kann, so ist keine Sprachkraft vorhanden, für, daß nun Pelasgos auch dasselbe heißt; man müßte somit alle andern, zum Theil sehr begründeten Etymologien des Wortes Pelasgos verwerfen, oder hier allen Volksbegriff bei Seite lassen. Die bestimmte Bedeutung, die ein jeder sogleich mit dem Worte Pelasgus verband, machte es unmöglich, in demselben ein appellativum zu erblicken. Und wenn nun schon das Epos, wie Welcker selbst meint, den Namen Gelanor hatte, wie ist es möglich, über die historischen Grenzen desselben hinaus zu dem wirklichen Namen jenes Königs zu dringen? Die Sage von Danaos, die nach Welcker eine sehr junge ist, müßte dann ihren Ursprung in der vorepischen Zeit erhalten haben, wodurch sich Widersprüche ergeben in Welckers eigner Ansicht. Schon S. 401 scheint er selbst die Schroffheit seiner Meinung abgelegt zu haben. Was könnte Welcker entgegnen, wenn man den Namen Sthenelus, offenbar nach Welcker auch Standesname, wie Kreon, identificirte mit dem Palächthon bei Äschylus und behauptete, Palächthon hieße Volksmächtiger. Zu ganz andern Resultaten hätte die Vergleichung der Variante bei Apollod. p. 120. Heyn. Ἐλάνωρ mit dem Πελασγός des Äschylus führen können, wenn eben das letztere nicht willkürliche Änderung Canters wäre.

7) Vergl. Winckelm. Werke III, 287 und Amalthea Bd. I. S. 216, auf welche Siebelis zu Paus. II, 19 verweist.

8) Vergl. die oben angeführte Schrift von Hefftter. S. 82. Anm. 248, wo die Irrthümer von Creuzer (Symbol. II, S. 288) und Böttcher (Mythol. des Japet. Geschl. S. 162) gut widerlegt werden. 9) S. Hefftter S. 64. Not. 252. Winckelmann, Geschichte der Kunst (Wien, 1776). S. 213 flgd. beschreibt ein Gefäß der Hamiltonschen Samlung, welches außer einer Abbildung der Liebe des Jason und der Medea, in ausgezeichneter Malerei noch eine Vorstellung des Wettlaufs der Freier der Danaiden enthält, wenigstens nach seiner Deutung. Die Form der Wagen weise auf ein hohes Alterthum hin. Bei Pindar. Pyth. IX, 193 sq. ist jedoch nur von einem eigentlichen Wettlauf die Rede.

Digitized by Google

auch anders erzählt. Schol. Eurip. Orest. 854. sq. (Matth. Vol. IV.) zeigt, daß schon unter den ältern Historikern eine Differenz darüber war, ob Ägyptos selbst mit nach Argos gekommen sei oder nicht. Hekatäos sagte ausdrücklich, er sei nicht gekommen, während ein andres Scholion an derselben Stelle uns ganz ausführlich von seinem Hinkommen unterrichtet. Ägyptos kam nämlich selbst nach Argos, um sich wegen des Mordes seiner Söhne zu rächen. Als Danaos dies erfuhr, rüstet er die Argiver. Aber Lynceus überredet ihn, die Sache nicht durch die Waffen, sondern durch ein Übereinkommen abzumachen. Man wählt die Vornehmsten der Argiver und Ägypter zu Schiedsrichtern. Zum Orte des Gerichts wählte man den Platz, wo auch Inachos das Volk der Argiver versammelt hatte: τὸ ἀρχαιότατον, ὅπου φασὶ καταρχὰς τὸν Δαναὸν διδόντα δίκας τῷ Αἰγύπτῳ ἀθροίσαι τὸν λαὸν εἰς κοινάς ἔδρας, was Hefftet S. 60 falsch aufgefaßt hat, indem er sagt, Ägyptos habe das Volk der Argiver zusammengerufen, um über seinen Bruder zu richten. Der Scholiast zu Eurip. Hec. 869. 70., welcher den Ägyptos von seinem Bruder Danaos aus Argos nach Ägypten vertrieben werden läßt, läßt ihn auch von da nach einiger Zeit wieder nach Argos zurückkehren. Danaos fürchtet ihn und gibt ihm seine Töchter zur Ehe für seine Söhne. Das Übrige ganz wie bei Apollodor, Hyginus, Eustathius; Lynceus aber wirft sich zum Rächer auf für seine Brüder, tötet die Danaiden und den Danaos, bemächtigt sich darauf der Herrschaft von Argos und vermählt sich mit der Hypermnestra. Hiemit stimmt ein Fragment des Nicholochos (bei Liebel S. 236) aus Malel. Chron. IV. p. 82. edit. Oxon. überein.

Das, was von den Meisten für den Kern der Sage von Danaos und seinen 50 Töchtern gehalten wird, ist sein Verdienst um die Bewässerung des argivischen Landes[10]). Bekannt ist der Wassermangel der Stadt Argos, der ihr das Beiwort πολύδιψος zuzog, und auf welchen Seneca anspielt im Thyest. Act. I. v. 119. Inhospitale veterem nobiles Argi silim. Danaos soll nach seiner Landung die Töchter ausgeschickt haben, um Quellen aufzusuchen. Eine derselben Amymone, nach einer andern Erzählung Hygins (fab. CLXIX. ab init.) auf der Jagd begriffen, ergab sich dem Poseidon, der ihr gegen einen Satyr Hilfe geleistet hatte. Zum Danke zeigte sie dies ser die lernäische Quelle. Außer dieser verdankte man den Danaiden noch die Auffindung von 3 bis 4 andern Quellen. Es wurde daher dem Danaos oder seinen Töchtern auch die Erfindung des Brunnengrabens zugeschrieben (Plin. hist. nat. VII, 56. Strabo T. III. p. 223. ed. Tz.) und Hesiodos bei Eust. Hom. II. IV. 171, sagte: Ἄργος, ἄνακτα [illegible] Δαναὸς ποίησεν ἐρύσσαι, welchen Vers Strabo etwas anders gibt, indem bei ihm (l. c. p. 224.) Δαναὸς ἄστυ [illegible] ἐρύσσατο steht.

Ganz isolirt steht die Nachricht des Scholiasten zu der Grammatik des Dionysios (Bekk. Anecd. II. p. 783), nach welcher alte Historiker, wie Anaximander, Dionysios und Hekatäos dem Danaos die Verpflanzung der Buchstabenschrift aus Ägypten nach Argos zuschrieben (Vergl. Hefftet S. 49. sq. und S. 64). An jenen Wettlauf zur Verheirathung seiner Töchter knüpfte die Sage die Fortdauer der Kampfspiele, die nachmals dem Zeus Stheneios zu Ehren gefeiert wurden. Zum Andenken des Beistandes, welchen die Athene dem Danaos auf der Flucht geleistet hatte, wurde von Danaos auf dem Gipfel des Berges Pontinus ein Tempel der saitischen Athene gestiftet. Ihm selbst war ein Denkmal errichtet bei der Bildsäule der Helden, welche Theben erobert hatten. Sein Schild hing im Tempel der Hera, und sein Grabmal, Πάλινθος genannt, war auf dem Markte von Argos (Hefftet S. 61).

Nachdem nun dieser Mythus lange Zeit unangetastet geblieben und sein wesentlicher Inhalt alteingebürgertes Eigenthum der ältern griechischen Geschichte geworden war, war es unsrer Zeit aufbehalten, wie die ganze ältere griechische Geschichte, so ganz besonders den Theil derselben, der einen uralten Zusammenhang Griechenlands mit dem Orient anzudeuten scheint, einer neuen Forschung zu unterwerfen. Die Franzosen fingen an, in den Denkschriften der pariser Akademie die Menge von historischen Mythen in eine gewisse Folge und Zusammenhang zu bringen, ohne jedoch bei sich den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen, als ob irgend die Möglichkeit einer Täuschung vorhanden wäre. Sehr bald leitete ein Fragment Diodors, aus dem Anfange der jüdischen Geschichte, welche im 40. Buche der Bibliothek abgehandelt war, die Aufmerksamkeit jener Forscher auf sich. Diodor erzählt nämlich nach Hekatäos (dem Abderiten, wie nach Creuzer: Antiqu. histor. fragm. p. 35. sqq. fest steht), daß Danaos und Kadmos Führer jener nomadischen Völker, Hykšos genannt[12]), bei ihrer Flucht aus Ägypten waren, und ihre Haufen nach Hellas führten, während Moses die Seinigen nach Judäa führte[13]). Diese Nachricht wurde begierig aufgegriffen und mit so manchem andern in die engste Verbindung gesetzt. Hekatäos, den man gläubig für den Logographen hielt, wurde für eine unbestreitbare Autorität gehalten, und das Abschließen Ägyptens vom Auslande und von der Schiffahrt insbesondere schien frühes Auswandern einheimischer Ägypter zu widerlegen (vergl. Raoul-Ro-

10) Hefftet S. 65 flgd. Creuzer an verschiedenen Stellen. Hüllmann, Anfänge der griech. Geschichte. S. 85 flgd.

11) Die hierauf sich beziehenden Stellen der Alten sind alle von Hefftet l. c. nachgewiesen, welcher auch auf die Kunstdarstellungen aufmerksam macht.

12) Vergl. Wesseling Anmerkung zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte. Bd. I. S. 296 flgd. Creuzer: Commentatt. Herodot. Vol. I.

13) Bei Joseph. c. Apion. I, 15 und Euseb. Chron. lib. I. p. 113 wird aus Manethon berichtet, Danaos sei ein Bruder des Sethosis gewesen und habe eigentlich Armais oder Armes geheißen. Zugleich aber erzählt Eusebius, daß Moses unter dem König Chencheres die Israeliten aus Ägypten geführt habe, während Lysimachus den Moses unter Amenis II., Julius Africanus unter Amenis I., welcher auch Thetmosis heißt, aus Ägypten ziehen läßt, welche beide in den Königereihen um eine geraume Zeit früher, als Armes (Danaos) aufgeführt werden. Der Nachfolger des Danaos heißt bei ihnen Ammeses und Rammesses, den man auf den Ägyptos gedeutet hat. Sethosis aber regiert 110 Jahre nach seinem vermeintlichen Bruder Armes — Danaos.

chette histoire crit. de l' établiss. des colon. Gr. Vol. I. p. 60—66). Da man nun jene Einwanderungen gleichwol nicht gern ableugnen wollte, so wurden sie mit der der Hykſos identificirt, was die Meinung Fréret's iſt (bei Clavier hist. des prem. tems de la Grèce. I p. 18), oder man hielt jene Auswanderer für einen Theil der Ägyptier, die durch die Hykſos aus Ägypten vertrieben wurden (St. Croix de l'état et du sort des anciennes colonies. p. 69). Mit dieſen Anſichten ſtimmen auch im Ganzen die von Raoul-Rochette und Clavier, die ſie in ihren bekannten Werken ausführlicher entwickelt haben. Der erſtere nämlich macht Inachos, Ogyges und Lelex zu phöniziſchen Hirtenanführern, die während des Kampfes mit den in Oberägypten herrſchenden ägyptiſchen Königen ausgezogen ſind, theils nach Libyen, was er aus den Spuren ägyptiſcher Sitten, Cultus ꝛc. ſchließt (obgleich gerade diejenigen, die derlei auf die libyſche Küſte brachten, Phönizier waren und vor Ägyptern flohen), theils an die Küſten Kleinaſiens, theils nach Griechenland. So war auch Danaos ein chef des pasteurs phéniciens, eine Annahme, die nicht einmal das poſitive Zeugniß des Euſebius für ſich hat, da bei dieſem ohngefähr 300 Jahre vor Armes die Hirtendynaſtien aufhören und die 18. Dynaſtie aus Diospoliten beſtehend, zu welcher Armes gehört, beginnt. Nach Rochette iſt Danaos Fürſt von Tanis, einer Stadt im Delta. Das Chemmis des Herodot muß deshalb auch im Delta liegen. Ägyptos, der ihn vertreibt, iſt natürlich nicht ſein Bruder ſondern Seſoſtris, deſſen Auftreten in der Geſchichte Ägyptens durch die Vertreibung der Hykſos bezeichnet iſt. Eines Irrthums zeiht er daher alle, die Armes und Seſoſtris zu Brüdern machen, z. B. Euſebius, Joſephus, Syncellus und Neuere wie Marſham und Pezronius (Vergl. jedoch Larcher Chronolog. d' Hérodote chap. X. §. 4. p. 318). Die Willkürlichkeit dieſer Annahme iſt zu deutlich. Hier iſt weder ein Feſthalten an der einfachen Ausſage des Hekatäus, noch an Manethon, noch an Apollodor, ſondern ein loſes Verknüpfen von Hypotheſen und Thatſachen, wodurch weder dem Mythologen noch dem Hiſtoriker Genüge geleiſtet wird. Clavier glaubte beſonders Heil von den Phöniziern für die ältere griechiſche Geſchichte erlangen zu können. Die erſte und älteſte Verbindung phöniziſcher Urgeſchichte mit griechiſcher zeigt ſich im Inachos (Inak phöniz. = ἀγαξ.), der als Sohn des Okeanos offenbar dem ſeefahrenden Volke der Phönizier angehört. Die mannigfaltigen genealogiſchen Verbindungen zwiſchen der Nachkommenſchaft des phöniziſchen Belos und griechiſchen Geſchlechtern deutet er auf Spuren alten Zuſammenhangs, der nur zurücktrat, als die kleinaſiatiſchen Jouler den Handel zwiſchen Aſien und Europa an ſich nahmen. Solche Phönizier ſind dann auch Danaos und Ägyptos, die auf dem Wege der Eroberung in Ägypten ſeßhaft geworden waren und von hier nach Griechenland übergingen. Dieſer Zuſammenhang Phöniziens und Griechenlands iſt nichts als ein Poſtulat Clavier's, dem es an allem Beweiſe gebricht. Die Griechen und Ägyptier, die doch hiebei zu allererſt gehört werden müſſen, wußten ja von alle dem nichts. Wie kamen ferner die Ägyptier von Chemmis dazu, einen Nachkommen jener Eroberfamilie, den Perſeus, als Heros zu verehren, wie Herodot erzählt? Wie konnte ſich alle Spur des alten Zuſammenhangs mit Phönizien ſo faſt ganz verwiſchen und ſich auf Ägypten übertragen? War Danaos ein Phönizier, woher die Sage, daß Äthena das Schiff, auf welchem er floh, gebaut habe? Die Sage, die wir doch bis zu einem ziemlich hohen Alter hinauf verfolgen können, mußte offenbar dieſen phöniziſchen Urſprung gar nicht mehr kennen und die Flucht zu Schiffe bei einem Ägypter ſo außerordentlich finden, daß ſie nur unter Mitwirkung einer Gottheit bewerkſtelligt werden konnte. Vor einer vorurtheilsfreien Forſchung müſſen auch dieſe unhiſtoriſchen Hypotheſen Clavier's in ihrer Blöße ſich darſtellen. Es heißt dies, wie Otfr. Müller ſagt (Proleg. zur Mythologie, S. 79), anſtatt von der Geſchichte Belehrung zu heiſchen, damit anfangen, die Geſchichte belehren zu wollen. Auf ähnliche Weiſe hat neuerdings Plaß: Geſchichte des alten Griechenlands, Bd. I. Leipz. 1831, die Urgeſchichte behandelt. Auch er leitet viel von den Phöniziern her, die Factoreien an der ſüdlichen und öſtlichen Küſte Griechenlands angelegt haben ſollen. Eine ſolche iſt Argos, von Inachos gegründet (S. 102 flg.), deren Verband mit dem Mutterlande durch den flüchtigen Danaos und ſeine Feſtſetzung in Argos zerriſſen ward. Durch Danaos begann ein beſondrer Stat, deſſen Bevölkerung aus Völken fremder Abkunft und den achäiſchen Urbewohnern zuſammenſchmolz, und die Sage von der Ermordung der Männer der Danaiden wird von ihm eben dahin gedeutet. Jene Ägyptiaden waren die früher in Argos anſäßigen Glieder phöniziſcher Herkunft, welche ermordet wurden und deren Beſitzthum dem Gefolge des Danaos anheimfiel (eine ganz nichtige Vermuthung, welche alles Individuelle der Danaosſage verwiſcht). Auf ein gründlicheres Durchforſchen des mythiſchen Theils der griechiſchen Geſchichte hat in neuerer Zeit K. O. Müller ſehr fruchtbar eingewirkt. Durch die ſcharfe Sonderung der einzelnen griechiſchen Stämme, ſowie durch das mit Conſequenz durchgeführte Lokaliſiren und Individualiſiren der Mythen iſt es ihm gelungen, Klarheit und Licht in die Dunkelheit der griechiſchen Mythengeſchichte zu bringen. Aber auch er, trotz ſeiner vorurtheilsfreien Methode des Forſchens, die er ſelbſt in den Proſegomenen zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie dargelegt hat, hat ſich nicht ganz los machen können von gewiſſen gleich im Anfange gefaßten Anſichten. Dahin gehört namentlich das ſtrenge Abweiſen alles ausländiſchen, orientaliſchen Einfluſſes auf Hellas. In ſeiner Schrift: Orchomenos und die Minyer, gelang es ihm zwar, den Mythus von dem ſaitiſchen Kekrops aus Athens Urgeſchichte zu verweiſen[14]); die mit Kadmos und Danaos angeſtellten Verſuche aber ſind unſeres Erachtens nicht gleich glücklich geweſen.

14) Jedoch nicht ſo, daß er dadurch alle Spur des alten Zuſammenhangs zwiſchen Attika und Ägypten vernichtet hätte, worüber vergl. Plaß, Bd. I. S. 293—300.

Digitized by Google

Seine Ansicht vom Danaos hat Müller theils in dem oben erwähnten Werke, theils in den Prolegomenen S. 185 flgd. zu begründen versucht. Danaos Zeit ist es, in welcher die Argiver Pelasgioten zu seyn aufhörten (Aeschyl. Eurip. Strabo). Der Name Danaer bezeichnet einen achäischen, somit hellenischen Stamm. Es ist mithin die Person des Danaos nichts, als der Stamm als Individuum gedacht, der doch unmöglich ägyptisch seyn kann. Die Entstehung desselben wird so nachgewiesen: Ursprünglich habe man τὸ Δαναὸν Ἄργος gesagt, in demselben Sinne, wie τὸ Δῆλιον; woraus sehr bald ein Δαναός und eine Δαναΐη wurde. Δαναός, das Feld in dem trocknen Zustande, habe nun aus sich die Quellen des Landes erzeugt, die Danaiden, die nichts als die Quellnymphen des Landes sind. Als hierauf die Δαναοί, die Bewohner des Δαναὸν Ἄργος, durch die epische Poesie mit Ruhm gekrönt wurden, wurde Δαναός ein Collectiv achäischer Helden. Als Achäer kommt er in feindseligen Conflict mit Ägyptiern, indem in Ägypten einfallende und raubende Griechen ihre Kämpfe in die Mythenzeit zurückschoben. Vielleicht waren es zuerst seefahrende Rhodier, die ja jenen ältern einfachen Danaosmythus mit dem Athenacult zugleich aus ihrer Metropole Argos erhalten hatten. So ist z. B. der Mythus in der epischen Danais gefaßt, wo die Danaiden als streitbare Heroinen am Nil kämpfend vorgestellt wurden, wobei nämlich keineswegs schon deutlich ist, ob Danaos und Ägyptos als Brüder gefaßt wurden. Erst nach der Hellenisirung Ägyptens, d. i. nach Psammetich, kam die gangbare Gestalt der Sage auf. Gleichwol müssen die Griechen noch ganz unbekannt mit der ägyptischen Mythologie gewesen seyn, und Ägypten und Asien nur in schwachen, in einander fließenden Umrissen gekannt haben, da sie den Belos, welchen Gott sie für eine Person nahmen, an die Spitze der Genealogie stellen[15]). Damit nun aber Danaos nicht Barbar würde, mußte er an die Genealogie des Epaphos angeknüpft werden, wobei die Libya die Vermittlerin wird. Bei dieser Mythenverknüpfung [illegible] die argivische und [illegible] Priesterschaft th und Kanobus, der Ort, wo sich die Sa[illegible] vom Epaphos zuerst anpflanzte, war der Vermittelungspunkt da. Daß aber die ältesten Ansiedler von [illegible]ypten waren, zeigen die kyklopischen Bauüberreste in Argolis, welche einen dem ägyptischen Stile [illegible] heterogenen Charakter haben, da doch sonst entweder in Ägypten Spuren kyklopischer Bauart, oder in Argos Spuren ägyptischer Bauart sich finden müßten. Alles dieses würde aber innerer Festigkeit ermangeln, wenn man nicht bei Herodot noch die Sage in ihrer alten Gestalt erkennen könnte (Orchom. S. 112). Nach dieser nämlich (lib. VII, 94) ist Danaos in Bezug gebracht mit der Einwanderung eines achäischen Stammes in den Peloponnes, da die Jonier, ehe Danaos und Xuthos in den Peloponnes kamen, nach Aussage der Hellenen ägialensische Pelasger hießen, wozu noch kömmt, daß Archander und Architeles, Söhne des Achäos, Schwiegersöhne des Danaos werden (Herodot. II, 98. Pausan.). Prüfen wir zuerst das, was Müller als alte einheimisch-hellenische Sage von der spätern getrennt wissen will, so muß zuerst auffallen, daß man den achäischen Stamm des Danaos erst noch durch die Söhne des Achäos, den Archander und Architeles, hellenisirte. Wenn Herodot die Quelle dieser einfachern Ansicht ist, so ist ferner zu verwundern, daß dieser seiner anderwärts ausgesprochenen, oder doch wenigstens von ihm nicht zurückgewiesenen Meinung in jener Stelle (VII, 94) gewissermaßen ungetreu geworden ist. Heffter l. c. S. 51 flgd. hat diesen Theil des Müllerschen Beweises auch angefochten und Pausan. VII, 1, 3 gegen ihn richtig angewandt, wo der Name Danaer ausdrücklich von dem andern allgemeinen Namen der Achäer, den die Argiver auch führten, geschieden wird. Herodot bringt VII, 94 den Danaos in keine andere Verbindung mit der achäischen Einwanderung des Xuthos, als in die der Zeit. Er sagt nur, daß die Jonier in der Zeit vor der Ankunft des Danaos und Xuthos im Peloponnes ägialeische Pelasger hießen, nachher aber von Xuthos Söhne den Namen Jonier annahmen. Er nennt den Danaos deshalb mit, weil auch durch seine Einwanderung eine Änderung in den Namen der Bewohner des Peloponnesos vorging. Daß aber Herodot unmittelbar habe andeuten wollen, die Bewohner von Argolis seien vor Danaos ägialensische Pelasger genannt worden, was Heffter S. 53 in die Worte Herodots hineinlegt, können wir nicht zugeben. Daß die Sache wahr ist, sieht man allerdings aus den Ἀναιδεῖς des Äschylos; daß aber Herodot offenbar die ohngefähre Gleichzeitigkeit im Sinne hatte, scheint uns auch gewiß.

Zu dem Reste des einfachen Mythus gehört aber noch nach Müller die einheimische Entstehungsweise des Namens Danaos, wie er sie annimt; diese etymologische Deduction aber hat uns ebenso unbefriedigt gelassen, als wenn man die Spartaner κοῖλοι nennen wollte. Wo ist ein Analogon zu einer solchen Sonderung des Epitheton vom Landesnamen, welches zugleich zum Stammnamen wird? Ferner, was Heffter mit Recht angegriffen hat p. 44 sq., in welcher sprachgemäßen Entwickelung konnte aus Δαναὸς = ἰσχνός, Δαναή, und doch zugleich auch [illegible] werden? Wir wissen recht wohl, wie überzeugend Müller in den Prolegomenen dargethan hat, wie die freie Mythenbildung ein und dasselbe in verschiedenen Formen und Ansätzen auf mannigfaltige Weise zum Vorschein gebracht, was dann von Systematikern, obgleich ursprünglich coordinirt, einander subordinirt wurde. Allein jene doppelte mythische Einkleidung einer Thatsache sehen wir schon in Δαναὸς und Δαναΐδες, wenn sie einmal auch hier statt finden soll. Der Ruhm des Bewässerns von Argos theilt sich zwischen beiden, während Δαναΐη diesem ursprünglichen Sinne des Mythus fremd geworden ist und einem ganz andern Sagenkreise sich angeschlossen hat.

Wird man nun durch alles dieses schon bedenklich;

15) Es muß diese also vor der Hellenisirung Ägyptens in den Mythus gekommen seyn, denn dann war ja wol derlei nicht gut mehr möglich.

Digitized by Google

so muß sich der Zweifel zur Entschiedenheit steigern, wenn man in's Auge faßt, wie jener Mythus alle Klassen griechischer Schriftsteller durchdrungen hat, Dichter, Historiker, Philosophen und Mythographen [16]), wie ferner derselbe im argivischen, wie im ägyptischen Volke Wurzel gefaßt hatte, und ein so abgerundetes Ganze darstellt, in dem das Factische mit dem Ideellen, um uns der eigenen Ausdrücke Müllers (Prolog. S. 70) zu bedienen, auf das Engste verflochten ist. Ein solcher Mythus kann unmöglich auf einer Basis so künstlicher Voraussetzungen erwachsen seyn. Die Griechen, die nach Ägypten kamen, meist Inselbewohner und Kleinasiaten, konnten es doch nicht dahin bringen, daß man in Argos selbst ihre Form der Sage vom Danaos gläubig aufnahm und sie in derselben gewissermaßen zum Nationalmythus sanctionirte. Unklar bleibt es ferner, welche Veranlassung jene Milesier und Jonier hatten, einen Repräsentanten des achäischen Stammes, den argivischen Heros Danaos, mit einem Ägyptos in Verbindung zu bringen, wenn sie nicht eben eine solche Mythe schon vorfanden. Hefftter nun (in der angeführten Schrift) sucht besonders deshalb die historische Existenz des Danaos zu retten, um die Gründung des Athenadienstes auf Lindus an die Flucht des Danaos, der Parischen Chronik und andern Autoritäten gemäß, anschließen zu können. Er stützt S. 59 flgd. seine Behauptung, es habe wirklich einen Danaos gegeben, auf 3 Argumente: erstens weil ohne den mindesten Zweifel an seine historische Existenz ein Danaos als König von Argos erwähnt wird bei einer Menge von Schriftstellern, zweitens wegen des bei Homer schon gewöhnlichen Namens der Danaer, der von ihm abgeleitet wird, und drittens auf die tiefe und innige Verflechtung des Mythus mit Localitäten in Argos. Danaos kam auch aus Ägypten, worauf ebenfalls diese Zeugnisse, die sich einmal nicht abweisen lassen, hindeuten. Ob er aber den Athenadienst zu Lindus eingeführt habe oder nicht, darüber wagen wir nicht bestimmt zu urtheilen. Nach so vielen Analogien, wie von Müller in den Prolegomenen aufgestellt sind, hat die seit angedeutete Ansicht, jener Tritus stamme aus der Mette[illegible] Argos, viel Wahrscheinliches.

Indem wir nun im Ganzen die Argumentationen Hefftters billigen [illegible] Mythus sein hohes Alter bewahrt wissen wollen, uns entschließen, [illegible] lieferung hinab für [illegible] gehört. Die wie Hefftter. Die Zu[illegible] zwischen der an die [illegible] und griechis knüpfte, war übe[illegible] alten Zusamsache, an die sich denn [illegible] asiatischen daß er von jenem Factum alle[illegible] an sich Alles seine Beziehung verliert, wenn [illegible] und der Schöpfung wegn[illegible]

16) E[illegible] wie z. B. Pl[illegible] im Menexenus [illegible] Bipont. die Colonisirung von Argolis durch Danaos anerkennt, in einer Stelle, die Müller mit Stück zur Unterstützung seiner Ansicht von Kekrops angewandt hat, aber bei Danaos gänzlich vergessen zu haben scheint.

ters eigene Argumentation einzugehen, so hängt die Beweiskraft, die nach ihm in dem allgemein angenommenen Namen der Danaer liegt, blos von der Sicherstellung der Sage im Allgemeinen ab. Man könnte immer noch mit Müller und Creuzer entgegnen, daß gerade hierin ein Beweis für das Gegentheil liege. Der sich vorfindende Name der Danaer mußte nämlich erklärt werden und zwar, da man den etymologischen Schlüssel zu seiner Deutung bei Seite liegen ließ, machte man eine factische und stellte den Heros Danaos hin, der nun nicht in die hellenisch-pelasgischen Genealogien paßte, und daher aus Ägypten hergeholt wurde, in einer Zeit (kurz nach Homer), wo das Streben, alles Hellenische zu ägyptisiren, vorwaltete. Im Widerspruch ist ferner Hefftter mit sich, wenn er S. 63 behauptet: „Müller hat ohnstreitig Recht, wenn er zugleich die frühern Annahmen eines Irrthums des Herodot, oder eines doppelten Danaos, bei Seite schiebend, den Namen Danaos für den Volksstamm der Danaer überhaupt nimt und die Stelle bei Herodot also erklärt: „Achäer unter Anführung des Archander und Architeles verschwisterten sich mit dem Stamme der Danaer in Argolis" und gleichwol S. 59 mit der größten Bestimmtheit annimt, es habe wirklich einen Danaos gegeben und er sei kein Eingeborner, er sei ein Ankömmling aus Ägypten gewesen. Wir sehen dabei nicht ein, wie Hefftter nicht auch Personen, wie dem Hellen, Deukalion, Jon, Achäos die Wirklichkeit absprechen will. Er muß dann alle die Namen, die an der Spitze von Völkergenealogien stehen, für wirkliche Personen halten, mit wenigen Ausnahmen, wo die mythische Personificirung ganz handgreiflich ist.

Wir sind nun der festen Überzeugung, daß man sich auf diesem Boden der alten griechischen Geschichte nur [illegible] Allgemeinheit der Ansicht sicher bewegen [illegible] Butt mann in seiner Abhandlung über die [illegible] Griechenland und Asien (Mythologus, [illegible] Die Sage von einer über[illegible] riechischen Stämme, Argos aus Ägypten m[illegible] lokalisirten uralt seyn, sie mußte [illegible] m gelungen weli[illegible] r griechischer Gestalt von Pe[illegible] er, trotz [illegible] Aschens, die er [illegible] wissenschaftlichen Mythologie be[illegible] hat sich nicht ganz los machen können von gewissen gleich im Anfange gefaßten Ansichten. Dahin gehört namentlich das strenge Abweisen alles ausländischen, orientalischen Einflusses auf Hellas. In seiner Schrift: Orchomenos und die Minyer, gelang es ihm zwar, den Mythus von dem saitischen Kekrops aus Athens Urgeschichte zu verweisen [14]); die [illegible] Kadmos und Danaos angestellten Versuche aber [illegible] es Erachtens nicht gleich glücklich gewesen.

[illegible] den bald bei dem weitern Vordringen [illegible] einheimisch und nationalgriechisch, wie diese selbst.

Für die historische Gewißheit einer Einwanderung

aus Ägypten haben sich übrigens auch Thiersch, Epochen der bildenden Kunst, 2. Aufl. S. 24 figd. (mit einigen besondern Modificationen) und Hug: über den Mythus, S. 312 figd. erklärt. J. H. Voß hält in der Antisymbolik, Bd. 2. S. 415 figd. die Heroen Kadmos, Danaos und Kekrops für Geschöpfe des Priestertrugs; und Kanngießer: Grundriß der Alterthumswissenschaft, S. 240 figd. leitet den Danaos aus Thessalien her, was er mit 6 Beweisen unterstützt, deren Widerlegung wir für überflüssig halten. Welcker in der Trilogie, S. 390 figd. folgt im Ganzen der Ansicht Müller's. Haupt: Aeschyli Supplices. Lips. MDCCCXXIX. pag. 69—79 unterscheidet einen ägyptischen und argivischen Danaos, von denen der letztere ein Erdgeborner seyn soll, wegen der etymologischen Verwandtschaft des Namens *Danaós* mit dem dorischen *dā*, Erde; aber abgesehen von der Schwierigkeit, die eine solche Annahme in historischer Rücksicht hat, so widerstreben schon die Gesetze der Accentuation und Quantität. (*Gust. Kiessling.*)

Danaster s. Dniester.

DANAUS (Euploea *Fabr.*, Danais *Godart*). Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagfalter, den größten Theil der Danai festivi *Linn.* umfassend, von Latreille aufgestellt. Ihre Kennzeichen sind dünne, der ganzen Länge nach von einander getrennte Taster, die kaum über den Kopf herausragen, etwas verkürzte, aber sonst mit den übrigen gleich gestaltete Vorderbeine, ein an der Spitze gekrümmter, dicker Fühlerknopf und ungezahnte Flügel, die untern den Hinterleib nicht vollständig umfassend. Die Tarsenklauen sind bei ihnen ungezahnt und ihre Puppen hängen gestürzt, nur mit dem Schwanzende angeheftet. Bei den meisten führt auch, wenigstens das eine Geschlecht, auf dem Mittelfelde der Hinterflügel eine kleine knorpelartige Klappe.

Godart *) führt 55 [illegible] in Südamerika vorkommende [illegible] die des [illegible] Linn. Fab. [illegible] 17 fig. C. D. — Herbst [illegible] henverknüpfung [illegible] die nordern mit stahl- [illegible] Priester[illegible] [illegible] über Flecken, die hintern [illegible] Sa[illegible] [illegible] ienrande. [illegible] 18 fig. B. [illegible] teil[illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] Bauüberrest. [illegible] tischen Stile [illegible] sonst entweder in Ägypten [illegible] oder in Argos Spuren ägyptischer Bauart sich finden müßten. Alles dieses würde aber innerer Festigkeit ermangeln, wenn man nicht bei Herodot noch die Sage in ihrer alten Gestalt erkennen könnte (Orchom. S. 112). Nach dieser nämlich (lib. VII, 94) ist Danaos in Bezug gebracht mit der Einwanderung eines achäischen Stammes in den Peloponnes, da die Jonier, ehe Danaos und Äthos in den Peloponnes kamen, na[illegible] [illegible] [illegible] [

DANCKWERTH, Caspar, Doctor der Medicin und Bürgermeister zu Husum, geb. zu Oldenswort in Eiderstädt; gest. d. 25. Jan. 1672. Seine neue Landesbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein (1652. gr. Fol.) ist eins der vorzüglichsten Werke der Art in ihrer Zeit und auch noch in mancher Hinsicht zu schätzen. Sie macht den Text zu 40 ihr beigelegten theils General-, theils Specialkarten des Landes aus, die Johann Meier auf landesfürstlichen Befehl verfertigte. Das Buch zog seinem Verfasser vielen Verdruß zu, theils durch die Kritiken anderer, z. B. Joh. Dan. Majors, theils durch die Unzufriedenheit des Königs und besonders der Herzöge Sonderburgischer Linie, die eine förmliche Apologie dagegen (Lüb. 1654. 4.) erscheinen ließen, theils weil es den Schweden, als sie 1658 die beschriebenen Provinzen eingenommen hatten, zum Wegweiser angeblich gedient haben sollte. Register dazu von Chr. Fr. Walther. Glückstadt 1753. Als Auszüge daraus sind zu betrachten *Mart. Zeiller's* Nova regnorum Dan. et Norw. Ducatuum Slesv. et Holsat. descriptio. Amst. 1655. 12. holl. 1656. teutsch Ulm 1658 und *Rutg. Hermannidis* descriptio etc. Amst. 1669. 12. Danckwerths Chronikon der Geschichte Schleswigs und Holsteins ist nur handschriftlich vorhanden. — Vergl. *Jo. Molleri* Cimbr. litt. t. 1. p. 124. Schlesw. Holstein. Anz. 1770. St. 19. 20. Joh. Friedr. Mandts Beiträge. 1. S. 543. (*Dürfer.*)

DANCOURT, Florent, Carton, von adeligen Eltern 1661 zu Fontainebleau geboren. Er studirte in Paris in einem Jesuitercollegio, und seine Lehrer hätten den talentvollen Jüngling gern für ihren Orden gewonnen; er zog aber die juristische Laufbahn vor und ward Advokat. Als er sich aber in die Tochter eines Schauspielers verliebt, sie entführt und geheirathet hatte, trat er selbst in die Comédiens du roi, 1685. In eben diesem Jahre schrieb er sein erstes Stück: Le notaire obligeant, ou les fonds perdus. Der Beifall, womit es aufgenommen wurde, ermunterte ihn so, daß er nun in den folgenden 30 Jahren an 60 Komödien schrieb, worunter die besten sind: Le chevalier à la mode, les bourgeoises à la mode, les vendanges de Suresnes, [illegible] rieux de Compiègne, le mariage retrouvé, [illegible] nes, und besonders le galant jardinier. [illegible] lent bestand darin, jeden Stoff, welch[illegible] ihm darboten, geistreich zu [illegible] Wesen über ihn sehr und räumte ihm [illegible] in der Posse ein. C. ist der [illegible] ganze Stücke in bäuri[illegible] anderer französischer Dichter. [illegible] Müller Lesser geschildert als er [illegible] war er geachtet, und sein Talent, [illegible] sprechen, hatte ihn selbst bei Ludwig XIV. beliebt gemacht. Nachdem er 28 Jahre lang Schauspieler gewesen, zog er sich auf ein Gut zurück, welches er in der Provinz Berry besaß, und schrieb hier noch eine poetische Übersetzung der Psalmen und eine Tragödie, welche aber verloren gegangen ist. Er starb 1726. Seine Werke erschienen zuerst 1710 in 5 Bdn. 12.; dann 1711, 7 B. 12.; 1729, 9 B. 12.; 1742, 8 B. 12.; die beste Ausgabe aber ist die von 1760, 12 B. 12. Eine Auswahl seiner Werke erschien 1783, 4 B. 12. und bei Didot in Paris 1810. 5 V. 18. (Nach *Fabien Pillet.*)

Ein anderer Dancourt, auch Schauspieler und Dichter, hat sich lange in den Provinzen umhergetrieben. Schon alt kam er endlich nach Paris, wo er 1801 im Hospitale starb. Man hat von ihm: *L. H. Dancourt*, arlequin de Berlin à J. J. Rousseau citoyen de Genève, Amsterdam 1759. 8., eine geistreiche Widerlegung der Ausfälle Rousseau's gegen das Theater. Von seinen dramatischen Werken haben sich nur erhalten: Les deux amis, eine Komödie in Prosa und le mariage par capitulation, eine Komödie in 1 Act, mit Arien. (Nach Benchot in der Biogr. univ.). (*Blanc.*)

DANDAKA, ein Distrikt auf der Nordostküste Vorderindiens, mit dem berühmten Walde, in welchem Rama eine Zeit lang sich aufhielt, wie im dritten Buche des Ramajana erzählt wird. (*Rödiger.*)

DANDAR, eine Landschaft in Nepal, nördlich von Pattan gelegen. (*Rödiger.*)

DANDINI, eine alte adelige Familie zu Cesena, von der auch Grafen abstammen. Wir bemerken 1) Geronimo, Cardinal, zu Cesena 1509 geboren. Er studirte die Rechte zu Bologna, kam dann an den römischen Hof, und wurde Bischof zu Cassano, dann zu Imola. Paul III. sandte ihn als Nuntius nach Frankreich, und Julius III., der ihn ebenfalls zu manchen Verrichtungen gebrauchte, ertheilte ihm 1551 die Cardinalswürde. Er starb den 4. Decbr. 1569 [1]). — 2) Girolamo, Jesuit, zu Cesena 1554 geboren, lehrte zu Paris die Philosophie, und zu Padua die Theologie. Viele wichtige Geschäfte wurden ihm übertragen, [illegible] war er Provincial seines Ordens in Polen und im [illegible]schen. Clemens XI. sandte ihn 1596 als [illegible]nius zu den Maroniten auf dem Berge Libanon, [illegible] Glauben und die religiösen Gebräuche derselben Erkundigungen einzuziehen, und eine Be[illegible]nigen von Griechenland und römisch[illegible]liche zu [illegible] S. 177) fest gehalten wi[illegible] gelang. Er b[illegible]erischen Einwanderung nach [illegible]lem[illegible] Re[illegible] [illegible]legen[illegible] [illegible] [illegible] im gelehrten starb. Von seiner Reise a[illegible] und schon in ihrer [illegible]his [illegible] er, trotz [illegible] erschens, die er [illegible] zu seiner wissenschaftlichen Mythologie ve[illegible], hat sich nicht ganz los machen können von gewissen gleich im Anfange gefaßten Ansichten. Dahin gehört namentlich das strenge Abweisen alles ausländischen, orientalischen Einflusses auf Hellas. [illegible] zu seiner Schrift: Orchomenos und die Minyer, Engl. [illegible] Schriftsteller, [illegible] von dem saitischen von Reisen nach dem Orient. 2. Th. 208. Dandini schrieb auch: Ethica sacra, sive de virtutibus et vitiis lib. I. posthumi. Cesen. 1651. Antw. 1676 fol. [2]). —

1) Thuani hist. lib. VIII. Ughelli Ital. sacr. Aubery hist. des Card. 2) Bayle Dict. Meusel bibl. hist. Vol. II. P. I. 22. Beckmanns Lit. d. Reisebeschr. 2. Bd. 328. Simons Vorr. zu der angef. Übersetzung.

Digitized by Google

5) **Ercole Francesco**, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Cesena, war am 4. Nov. 1695 zu Ankona geboren. Zu Rom studirte er, unter der Leitung seines Onkels [3]) die alten Sprachen und Theologie, und darauf unter dem berühmten Gravina die Rechte. Zu Cesena, wohin er sich in seinem 35. Jahre begab, stiftete er in seinem Hause die Akademie der Filomati, deren Gesetze er durch den Druck bekannt machte: Leges academiae philomatorum. Cesen. 1731. 8. Die hohe Schule zu Padua übertrug ihm den Lehrstuhl der Pandekten und des Codex, und er behauptete ihn ehrenvoll, bis er den 7. März 1747 starb. Von seinem einsichtsvollen Bemühen, aus der Jurisprudenz die herrschende barbarische Form zu verdrängen, zeugt sein Dialogus de forensi scribendi ratione culta atque perspicua. Pad. 1734. 4. Sonst schrieb er: Caesaris Brixii urbis Caesenae descriptio adnotatt. illustr. et locupletata, im 9. Bande von Burmanns Tesoro d'Italia. Otium Aricinum, sive de urbanis officiis dialogi V. Rom. 1728. 4. De ea distribuendis justitiae parte, quae in praemiis largiendis versatur. Pad. 1734. 4. De servitutibus praediorum interpretationes per epistolas ad loca quaedam libri VII. et VIII. pandectarum illustranda pertinentes. Venet. 1744. 4. (*Baur.*)

DANDOLO, ein altes berühmtes Geschlecht des venedigschen Adels, das der Republik mehre Staatsmänner, Gelehrte, ausgezeichnete Krieger und unter Diesen gegeben hat, die durch Eroberungen Venedigs Handel ausbreiteten, die seine Macht und seinen politischen Einfluß auf die Verhältnisse Italiens und des Morgenlandes erweiterten, zugleich aber auch jene Aristokratie vorbereiteten und gründeten, welche die Gesammtheit des Stats in das Besitzthum einiger mächtigen Familien verwandelte [1]). Der [illegible] in der Reihe der Dogen der 41ste, war [illegible] (Enrico Arrigo) Dandolo. [illegible] einigten und mischten sich die Talente und Eigenschaften des Kaufmanns, des Staats- Südamerika vor[illegible] nicht unbekannteften folgende sind: [illegible] Papil. mulciber Cram[illegible] der Kluge, Klug[illegible] [illegible] Sa[illegible] [illegible] [illegible] [

chen, sowie das Örtliche der großen Weltstadt des Handels genauer kennen. Man erzählt, der Kaiser habe ihm ein glühendes Metall, um ihn zu schrecken, vorhalten lassen und ihn dadurch des Augenlichts beraubt; allein nach einem gleichzeitigen Schriftsteller (Villehardouin) soll Dandolo sein Gesicht in Folge einer Verwundung verloren haben [4]).

Um so bemerkbarer machte sich seit diesem Unfalle die geistige Kraft des blinden Greises, der die Vergangenheit wie die Gegenwart richtig erkannte und um so schärfer in die Zukunft sah. Er ging jetzt als Gesandter nach Sicilien, und es gelang dem damaligen Dogen Ziani, ungeachtet aller Hindernisse, die der Kaiser Manuel ihm in den Weg legte, mit dem Könige Wilhelm ein Bündniß auf 20 Jahre zu schließen, wodurch Venedig die Handelsfreiheit in Sicilien erhielt. Nach Manuels Tode (1180) eröffnete dessen Nachfolger Andronicus den Venedigern die Seehäfen seines Reichs und entließ die gefangen gehaltenen Unterthanen der Republik; allein die geforderte und versprochene Schadloshaltung (15000 Mark Gold) wurde nicht geleistet. Ebenso wenig that dies Isaac Angelus (reg. seit 1185), ob er gleich den Freiheitsbrief bestätigte, den ehemals Alexius den Venedigern bewilligt hatte.

Als nun der Doge Orio Malipiero im J. 1192 sich von den Geschäften zurückzog, ward H. Dandolo zu seinem Nachfolger gewählt [5]). Dandolo's dreizehnjähriger Ducat macht Epoche in Venedigs Geschichte. Seine Verwaltung brachte zwar keine wesentliche Veränderung in dem innern Organismus der Republik hervor; aber desto größer war in jeder Beziehung die Erweiterung der auswärtigen Verhältnisse, und desto folgenreicher die neue Richtung, welche dadurch der Unternehmungsgeist, der Muth, die Thätigkeit und der Reichthum der Venediger erhielten. Dies alles aber wirkte später auch auf die Umgestaltung des Innern zurück. Dandolo stellte nämlich nicht allein das Ansehen der Republik wieder her, sondern gab auch dem Welthandel seiner Vaterstadt neue und größere Unterlagen. Verona, das venedigsche Schiffe auf der Etsch anzuhalten gewagt hatte, mußte den Schaden ersetzen. Hierauf unterwarf Dandolo einige Plätze an der Küste von Dalmatien und nahm den Zaratinern viele Seeschiffe; dann schützte er Padua gegen Verona und erwarb dadurch Venedig ein gewisses Übergewicht über die Städte des festen Landes, welche sich unter einander befehdeten. Als die Pisaner nach Ablauf des Waffenstillstandes den Krieg mit Venedig erneuerten und in Istrien Pola eroberten, griff Dandolo ihre Flotte im Hafen an, verbrannte einige Schiffe, zwang Pola, sich zu ergeben, ließ die Mauern dieser Stadt an der Seeseite zerstören und schlug die Flotte der Pisaner bei Modone (1195). Endlich vermittelte Papst Cölestin III. eine Art von Waffenruhe; allein er vermochte nicht, zwei durch Handelseifersucht getrennte Republiken mit einander zu versöhnen. Beide strebten nach dem Alleinbesitze des Handels in der Levante. Um diese Zeit hatte Alexius III. seinen Bruder Isaac Angelus abgesetzt und sich des Thrones von Constantinopel bemächtigt (1195). Dandolo verlangte sofort von ihm die Bestätigung, und als dies nicht erfolgte, die Erweiterung der venedigschen Handelsfreiheiten, sowie die Entrichtung der von seinen Vorfahren der Republik zugesicherten noch rückständigen Entschädigungsgelder (200 Minen). Alexius sah sich genöthigt, die Abgaben zu erhöhen, und belegte daher die venedigschen Schiffe mit schwerern Zöllen als andere; auch gab er den Pisanern den Vorzug, welche ihrerseits Venedig in den Busen des adriatischen Meeres einzuschließen versuchten und deshalb auf der Höhe von Brundisi kreuzten, um die Schiffe der Venediger zu kapern. Allein Dandolo rüstete eine mächtige Flotte aus, welche die Pisaner verjagte und Brindisi nöthigte, das Bündniß mit Pisa aufzuheben und sich dagegen mit Venedig zu verbünden. Bald darauf schloß er (im J. 1201) einen Handelsvertrag mit dem König Leo von Armenien, wodurch den Venedigern der Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien geöffnet und die Verbindung mit Trapezunt gesichert wurde.

Gleichzeitig bot sich dem alle Verhältnisse klug berechnenden Dandolo eine Gelegenheit dar, die alten Handelswege der Republik im Orient wieder zu eröffnen, und jeden Nebenbuhler von dort zu entfernen. Die Fürsten und Barone des Abendlandes rüsteten sich seit 1200 zu einem Kreuzzuge, den man gewöhnlich als den vierten bezeichnet. Statt des gefahrvollen und langen Landweges wollten sie zur See nach Palästina ziehen, und wandten sich an den Dogen der Republik Venedig, um die dazu nöthigen Transportschiffe zu erhalten. Der Doge empfing ihre Abgeordneten, sechs Barone, mit großer Auszeichnung, und veranlaßte sie (im Febr. 1201), dem Rathe der Signorie, der Quarantie und der Volksversammlung (concio oder Arengo) ihr Gesuch vorzutragen. Hier führte der Marschall von Champagne, Villehardouin, das Wort, und bat unter vielen Thränen die Väter der Republik um Unterstützung des frommen und tapfern Unternehmens. Die gerührte Versammlung bewilligte alles, was die Barone verlangten, für die damals ungeheure Summe von 85,000 Mark Silber [6]). Dandolo rückte in die Vertragsurkunde (April 1201) noch das Versprechen ein, funfzig wohl ausgerüstete und mit Venedigern bemannte Galeeren zu dem Heereszuge nach Ägypten und Palästina zu stellen; diese sollten zur See, die Franken zu Lande kämpfen; als Entschädigung sollte die Republik die Hälfte der gemachten Eroberungen erhalten. Der Papst bestätigte den Vertrag und über-

4) Vergl. Gibbon a. a. O. F. v. Raumers Gesch. der Hohenstaufen III, 202. Wilkens Gesch. der Kreuzzüge V, 142. (Villehardouin sagt: „le duc de Venise, qui viels home ère, et gote ne veit, mais mult ère sages et preuz et viguerus.“ Nach A. Dandolo's Chronik war der Doge nicht ganz blind, sondern dell'un visu. 5) Über die damalige Stellung des Dogen zum Staate, zu den Familien des Adels, aus welchen 6 Räthe dem Dogen beigeordnet waren, zu den Corporationen und den Localbehörden des Landes s. Leo's Gesch. v. Italien III, 5 fgg.

6) Für jeden Ritter 4 Mark, und für jeden Fußgänger 2 M. S. ohne die Lebensmittel, deren Ankauf Venedig auf 9 Monate besorgte. Die Venediger stellten Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger.

Digitized by Google

nahm die Garantie, setzte jedoch hinzu, daß die Kreuzfahrer ihre Waffen nicht wider die Christen, außer im Nothfalle gebrauchen sollten. Diese bedingte Bestätigung nahmen die venedigschen Gesandten nicht an. Schon war alles im Sommer 1202 von Seiten Venedigs zur Abfahrt bereit, und die ausbedungene Summe sollte entrichtet werden. Da fehlte es den Kreuzfahrern an Geld, um den Rest, 34000 Mark, zu bezahlen; auch blieb die flandrische Flotte aus und viele Kreuzfahrer zerstreueten sich, andere machten in Venedig Schulden auf Schulden. Dies hatte der kluge Dandolo vorausgesehen, er schlug daher den Fürsten ein anderes, für die Republik vortheilhafteres Übereinkommen vor. Sie sollten gemeinschaftlich mit Venedig Zara, die Hauptstadt Dalmatiens, erobern, welche sich seit 1180 der Herrschaft der Republik entzogen hatte, dafür aber von der noch zu zahlenden Summe entbunden seyn, die zu machende Beute könnte sie für den bereits gemachten Aufwand entschädigen. Anfangs weigerten sich die Barone, hierauf einzugehen, weil Zara sich dem Schutze des Königs von Ungern, Bela IV., unterworfen habe, der Papst aber nicht erlauben werde, einen christlichen Fürsten mit Krieg zu überziehen [7]). Aber Dandolo's kräftige Beredsamkeit drang durch. Die geistliche Macht, bewies der Doge, welcher weiter sah, als sein Zeitalter, habe kein Recht, sich in weltliche Gebietshändel zu mischen. Dem päpstlichen Legaten, Peter von Capua, welcher widersprach, erklärte Dandolo, wenn er mit den andern Kreuzfahrern absegeln wolle, so könne er es thun, wo nicht, so habe man seiner nicht nöthig. Endlich willigten der hohe Rath und auch die Kreuzfahrer in den Vorschlag. Nun suchte Dandolo, der die Unentschlossenheit der Ritter kannte, dem Ganzen Einheit und Halt zu geben, indem er selbst sich an die Spitze stellte. In dieser Absicht bestieg er am Feste der Geburt der h. Jungfrau (6. Sept. 1202) in der Markuskirche die Kanzel und sprach zu der Versammlung: „Ihr Herren, ich bin, wie ihr sehet, alt und hätte der Ruhe nöthig; aber unter der herrlichsten, im Bunde mit den tapfersten Rittern der Welt auszuführenden Unternehmung möchte ich, wenn ihr es vergönnet, Theil nehmen auf Leben und Tod." Als die Venediger und Pilger den erblindeten Heldengreis so muthigen Vertrauens sprechen hörten, beachten alle in Thränen aus und riefen, er möge im Namen Gottes ihr Führer seyn. — Dandolo stieg nun von der Kanzel herab, kniete am Altar und empfing das Kreuz. Viele Venediger folgten seinem Beispiele.

Also ward Zara's Eroberung beschlossen. In des Dogen Abwesenheit sollte, mit Bewilligung des Volkes, sein Sohn Rayniero an der Spitze der Regirung stehen.

Am 8. Oct. 1202 segelte die Flotte [9]) von Venedig ab. Zuerst ward bei Triest, das von Venedig abgefallen war und Freibeuterei getrieben hatte, eine Landung unternommen, worauf diese Stadt und Muggia sich unterwarfen. Dandolo legte den Triestinern einen jährlichen Tribut von 60 Urnen Wein auf. Hierauf drang die Flotte in den Hafen von Zara (Jadera) ein (10. Nov.), und trotz des päpstlichen Bannfluchs ward die Stadt nach einigen Sturmangriffen am 5. Tage genommen und geplündert. Die Venediger eigneten sich die Beute zu, um sich wegen der rückständigen Schuld bezahlt zu machen, und die Zarreten schickten Abgeordnete nach Venedig, um dort die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu vernehmen. Die Franzosen wollten jetzt aus Gehorsam gegen den Papst sofort nach Ägypten segeln; allein Dandolo stellte ihnen vor, wie eben jetzt das Meer unsicher und die Schifffahrt gefährlich sey; dadurch bewog er den größten Theil der Kreuzfahrer, bis Ostern in Zara zu bleiben, wo er ihnen die Landseite der Stadt einräumte, während die Venediger die Meerseite inne hatten. Balduin, Graf von Flandern, der vielleicht allein das Geheimniß von Dandolo's Zögerung kannte, unterstützte dessen Pläne, und bald entwickelte sich das Ganze. Markgraf Bonifaz von Montferrat und mehre französische Herren kamen in Zara an, hierauf Gesandte vom teutschen König Philipp von Hohenstaufen und seiner Gemahlin Irene, einer Schwester des jungen Alexius, welche diesen aus Constantinopel entflohenen Prinzen dem Schutze der Kreuzfahrer empfahl.

Alexius, der Sohn des von seinem eigenen Bruder Alexius III. im Jahr 1195 abgesetzten und geblendeten griechischen Kaisers Isaak Angelus, war im Abendlande von Rom, wo er bei Innocenz III. keine Unterstützung fand, nach Verona und von hier nach Teutschland an den Hof seines Schwagers, des Königs Philipp, gezogen. Schon von Verona aus hatte er die Kreuzfahrer um Beistand zur Wiedereinsetzung seines Vaters bitten lassen, und die Barone hatten deshalb Gesandte nach Teutschland geschickt.

Dies war der Zeitpunkt, um Venedigs Flagge an den Ufern des Bosporos aufzupflanzen. Des Widerspruchs einiger Barone und Prälaten ungeachtet, gelang es dem Dogen, die Fürsten des Heeres von dem Zuge nach Ägypten abzulenken und für die Sache des Alexius zu gewinnen. Der Ankunft des Prinzen zu Zara (April 1203) machte auf die Kreuzfahrer mehr Eindruck, als die Drohungen des Papstes [11]). Dandolo legte jetzt dem Alexius einen Schutzvertrag mit harten Bedingungen vor, welche der Prinz annahm. Die Venediger sollten nämlich hinsichtlich ihrer alten Eroberungen befrie-

7) Innocenz III. hatte zwar den Kreuzfahrern jede Feindseligkeit gegen christliche Länder bei Strafe des Bannes verboten; es gab aber auch unter den Kreuzfahrern viele, welche die Auflösung des Heeres und die Vereitelung der Kreuzfahrt wünschten. 8) „Je sais vieil, vous le voyez, faible et débile, estropié en moult endroits de mon corps" (Ville-Hardouin.) 9) Nach Rannus zählte sie 480 reichgeschmückte und wohlbemannte Schiffe; nach Andrea Dandolo aber ohne 300 Segel. Vergl. v. Raumer a. a. O. und als Quelle: A. Dandolo's Chronik. (Vergl. den Artikel Andr. Dandolo.) Admiral der ganzen Flotte war Vitalis Dandolo. 10) Michaud (Hist. des Croisades 4. Ed. T. III. p. 143) führt eine Stelle aus dem Continuat. Guil. Tyr. an, nach welcher der Sultan von Ägypten durch Gold und Zusicherung großer Handelsfreiheiten in Alexandrien den Dogen bewogen haben soll, den Zug nach Ägypten aufzugeben. Aber die damalige Hungersnoth in Ägypten konnte auch davon abschrecken. 11) Innocenz hatte, auf die Bitte der Kreuzfahrer, den Bann schon vor dem Vertrage mit Alexius aufgehoben, gegen die Venediger aber eine neue Bannbulle erlassen (im März 1203).

digt, die Flotte un[illegible] der großen Weltstadt des Hans des Zuges entsc[illegible] Man erzählt, der Kaiser habe ihm gung ihrer Schuld [illegible] die Kreuzfahrer, vorhalten (200,000 Mark Silber) ausgezahlt werden; um e[illegible] den Papst zu bewegen, ward auch das ganz unerfüllbare Versprechen hinzugefügt, die griechische Kirche solle sich dem römischen Primat unterordnen.

Nunmehr schifften sich (April 1203) die Kreuzfahrer nebst Alexius auf der venedigschen Flotte ein. Auf ihrer Fahrt längs der Küste Albaniens unterwarfen sich dem Prinzen Alexius oder vielmehr dem Dogen, Durazzo und Corfu, hierauf Negroponte, Andros u. s. w. Vor Abydos sammelte Dandolo, der allein dem Bunde, welcher mehrmals sich aufzulösen drohte, Halt, Muth und Bestand zu geben wußte, die Flotte, welche am 24. Juni in den Hafen von Chalcedon, Constantinopel gegenüber, einlief. Das Heer lagerte sich bei Scutari. Alexius III. wollte unterhandeln, allein die Kreuzfahrer verlangten unbedingte Unterwerfung, der Thronräuber solle die Krone dem rechtmäßigen Herrscher zurückgeben. Auf dessen Weigerung landete das Heer (20,000 Mann) bei Galata (5. Juli), und die Stadt Constantins wurde belagert. Hier nun leitete der blinde Dandolo mit guter Ortskenntniß und wahrem Heldensinne die Arbeiten und Angriffe der Belagerer, welche zuerst die Burg von Galata eroberten. Er selbst, in voller Rüstung, auf der Spitze seines Schiffs, die Fahne des h. Marcus in der Hand, sprengte mit der Galeere, der Adler genannt, die Sperrkette des Hafens und bemächtigte sich des innern Hafens. Nach einem blutigen, obwol verzeihlichen Sturme (17. Juli), in welchem Dandolo einen Theil der Stadt (25 Thürme) an der Seeseite eroberte und das Landheer unterstützte, entfloh bei Nacht der Usurpator. Nun bestieg wieder sein Bruder Isaak den Thron (18. Juli).

Isaak bestätigte den harten von seinem Sohne eingegangenen Vertrag. Hierauf hielt der junge Alexius, geführt von dem Dogen und dem Grafen Balduin von Flandern, seinen Einzug. Die Kreuzfahrer erhielten Pera zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Alexius wurde (1. Aug.) gekrönt und fing an, die versprochenen Gelder an die Venediger zu bezahlen; allein die Griechen murrten über den Druck der Auflagen, und Alexius bewog den Dogen und die Fürsten durch einen neuen Ver[illegible], zu seinem Schutz noch bis zum Frühjahre [illegible]en, das mit er bis dahin die schuldigen [illegible]en aufbringen und sein Hilfsheer zum Kreuzzuge ausrüsten könne. Aber bald brachen in der Stadt Unruhen aus. Franzosen, Venediger, Pisaner und Griechen lagen unter einander in fortwährendem Streit. Plünderung, Mord und ein mehrtägiger Brand machten die Lateiner verhaßt. Dazu kam der Abscheu des griechischen Klerus vor jeder Vereinigung mit der römischen Kirche. Alexius sah ein, daß er die gegen die Kreuzfahrer übernommenen Verbindlichkeiten unmöglich erfüllen könne, ohne die Griechen ganz gegen sich aufzubringen, er zögerte daher und gab endlich auf die ungestüme Foderung der Abgeordneten der christlichen Fürsten in Galata eine ablehnende Antwort, worauf ein förmlicher Bruch erfolgte. Drei Franzosen und drei Venediger kündigten den beiden Kaisern, Vater und Seeseite zerstören und schlug die Flotte der Pisaner bei Modone (1195). Endlich vermittelte Papst Cölestin III. eine Art von Waffenruhe; allein er vermochte nicht, zwei durch Handelseifersucht getrennte Republiken mit einander zu versöhnen. Beide strebten nach dem Alleinbesitze [illegible], [illegible] in der Levante. Um diese Zeit hatte [illegible] empörte sich [illegible] den Isaak Angelus abgesetzt und genannt Murzuphlus, bemächtigt den Thron. Isaak [illegible] und der junge Alexius (als Kaiser der IV. d. N.) war[illegible] im Gefängnisse (8. Febr.) erdrosselt. Auf die Kunde hievon versammelte Dandolo die Führer des lateinischen Heeres und schlug ihnen vor, sich des griechischen Reiches zu bemächtigen. Die Kühnheit seines Planes und die Zuversicht seiner Rede überraschte und begeisterte die Helden des Kreuzes. Nun schloß Dandolo mit ihnen einen Vertrag über die zu machenden Eroberungen. Das gesamte Heer ward in zwei Parteien geschieden, in die Venediger und die Franzosen oder die Pilger. Die Beute der Stadt sollte zuerst die Schuld der Pilger an die Venediger tilgen, der Ueberschuß aber beiden zu gleichen Theilen gehören; die Venediger sollten in die früher von ihnen ausgeübten Ehren-, Besitz- und Handelsrechte wieder eingesetzt werden; sie sollten durch das ganze Reich frei handeln und nur nach ihren eigenen Gesetzen gerichtet werden dürfen. Sechs Venediger und sechs von den andern Fürsten des Kreuzzuges sollten nach Eroberung Constantinopels einen Kaiser und einen Patriarchen durch Stimmenmehrheit wählen, so daß, wenn die Wahl des Kaisers auf einen Lateiner fiele, der Patriarch von den Geistlichen aus der Mitte der Venediger gewählt werden müsse, nachdem zuvor die Geistlichkeit die Kirche der göttlichen Weisheit für den katholischen Gottesdienst geweihet und geordnet habe. Der Kaiser sollte den vierten Theil des Reichs als Reichslehn erhalten. Die andern drei Viertheile sollten wieder zu gleichen Theilen unter die Venediger und die andern Fürsten des Kreuzzuges vertheilt werden, jeder Erwerber aber das Recht haben, seine Länder nach Gefallen Andern zu erblichen Lehen zu geben.

Hierauf schritt man zur Belagerung [illegible]). Zwei Stürme wurden unternommen, am 9. und am 12. Apr. 1204. Dandolo selbst, der erste beim Angriff auf einer venedigschen Galeere, gab Allen das Beispiel. Der venedigsche Edle Pietro Alberti und der französische Ritter Andreas von Urboise waren die ersten, welche den feindlichen Thurm erstiegen. Bald waren [illegible] andere Thürme in der Pilger Gewalt und drei Thore wurden gesprengt. Murzuphlus floh und die Kreuzfahrer zogen ohne Widerstand in Constantinopel ein (13. Apr. 1204). Zerstörungswuth, allgemeine Plünderung und eine unermeßliche Beute folgten dem Triumphe. Bei

12) Nach Ville-Hardouin fällt dieses Ereigniß, das einige Schriftsteller mit einem ähnlichen Versuche des Kaisers Alexius V. Murzuphlus verwechseln, noch in die Regierung Alexius IV. Vergl. Wilken V. S. 259 fg. [illegible] 13) Ihre Unterhandlungen des Venedigers Heinrich Dandolo hatten sich zerschlagen. In einem Kampfe verlor Murzuphlus die Fahne der h. Jungfrau, der Schutzpatronin von Byzanz, was den Pilgern ein höheres Vertrauen gab und die Griechen muthlos machte. S. Michaud III. 235.

nahm die Garantie, setzte jedoch hinzu, daß die Kreuzfahrer ihre Waffen nicht wider die Christen, außer im Nothfalle gebrauchen sollten. Diese bedingte Bestätigung nahmen die venedigschen Gesandten nicht an. Schon war alles im Sommer 1202 von Seiten Venedigs zur Abfahrt bereit, und die ausbedungenen [illegible] Pilgerheeres entrichtet werden. Da fehlte [illegible] Berathung über die Wahl eines Kaisers. Zwölf Wahlherrn: sechs Venediger [15]), vier Bischöfe und zwei italiänische Herrn ernannten am 9. Mai Balduin, Grafen von Flandern und Hennegau, den Freund des Dogen, zum Kaiser des neuen lateinischen Kaiserreiches (s. d. Art.). Mehre Stimmen hatten zwar den Dogen von Venedig, Heinrich Dandolo, zum Kaiser zu wählen vorgeschlagen, allein Pantaleon Barbo widersprach, weil dies Eifersucht erregen und die Trennung des Heeres zur Folge haben könnte; auch Dandolo lehnte, vielleicht aus republikanischer Mäßigung, weil Venedig seinen Dogen als Kaiser mit Argwohn betrachtet haben würde, die Krone ab; indeß ward er wenigstens der Pflicht entbunden, dem neuen, am 16. Mai gekrönten Kaiser den Lehnseid der Treue zu leisten. Auch ertheilte ihm Balduin die Würde eines Despoten von Romanien, die nächste nach der kaiserlichen [16]). In der Anordnung der kirchlichen Verfassung traf Dandolo solche Maßregeln, daß er dadurch den Einfluß der Republik auf die Angelegenheiten des neuen Kaiserstates fest zu begründen hoffen durfte. Schon am 8. Mai 1205 hatten 13 zu Stiftsherren an der Kirche der göttlichen Weisheit zu Constantinopel ernannte venedigsche Geistliche in der Kirche des h. Marcus zu Venedig dem Sohne und Stellvertreter des Dogen und acht Räthen einen Eid geleistet, daß sie nur venedigsche Geistliche zu den höheren Kirchenstellen in Constantinopel erwählen würden. Die Wahl eines Patriarchen fiel jetzt, dem Vertrage gemäß, auf einen edeln und gelehrten Venediger, Thomas Morosini, welcher ebenfalls sich verbindlich machte, die den Stiftsherren aufgelegte Verbindlichkeit aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß kein anderer als ein Venediger zum Patriarchen erwählt würde. Außerdem versprach der Patriarch, in ganz Romanien nur Venediger zu Erzbischöfen zu ernennen. Der Papst Innocenz III. durchschaute Dandolo's Politik und erklärte in der Folge (21. Juni 1206) diese Zusagen für nichtig.

Dandolo und die Pilger sandten jetzt Gesandte an den Papst, um die Bestätigung des Geschehenen und die Lossprechung vom Banne zu erlangen. Innocenz bewilligte alles und erlaubte dem Dogen, so lange in Constantinopel zu bleiben, als das Heer der Pilger wegen der Befestigung des neuen Kaiserthums die Fahrt nach dem gelobten Lande aufzuschieben gedächte; jedoch ermahnte

war und Freibeuterei getrieben hatte, der Welt mit großem Lärm vernommen, worauf diese Stadt und Welt nicht sich selbst warfen. Dandolo [illegible] Theilung der Kirchen [illegible] [17]).

Das fünfzigste war die Theilung des eroberten Reichs im Oktbr. 1204 und die Vollziehung derselben. Auch hier war Dandolo die Seele des ganzen Geschäfts. Die Republik erhielt einige Inseln des Archipels und die des ionischen Meeres, mehre Häfen und Landstriche an den Küsten des Hellesponts, Phrygiens, Morea's und Epirus, auch ein ganzes Quartier der Stadt Constantinopel; endlich erkaufte Dandolo [18]) mit 1000 Mark Silber und nach Überlassung einiger im westlichen Macedonien an Venedig abgetretenen Landstriche, von dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat die demselben, außer dem Königreiche Thessalonich, als Loos zugefallene Insel Candia.

Da unter den Baronen, sowie zwischen diesen und dem neuen Kaiser Balduin vielfache Streitigkeiten sich erhoben, so gelang es nur dem Ansehen und der Klugheit des Dogen, den Frieden wieder herzustellen. Dandolo leitete jetzt die Einrichtung der venedigschen Ländererwerbungen. Er fügte jetzt dem früheren Dogentitel: Dei gratia Venetiarum, Dalmatiae atque Croatiae Dux die Worte hinzu: totius quartae partis et dimidiae imperii Romani dominator [19]).

Das Reich war zerstückelt, und in den Provinzen entstanden eine Menge Lehnsfürstenthümer, aber Ordnung und Gesetz kehrten in die schönen Länder nicht zurück. Die Raubsucht und der Stolz der Lateiner entflammten den Haß der Griechen; überall brach Aufruhr aus, und die Bulgaren wurden als Befreier herbeigerufen. In dieser Gefahr konnte nur Venedigs Beistand den Thron des lateinischen Kaisers stützen. Dandolo selbst hatte durch die Errichtung eines venedigschen Rathes und die Ernennung des Marino Zeno zum Podesta in Constantinopel, nach Art und Weise des Mutterstates, für einen gewissen Rechtsgang in der Verwaltung der venedigschen Besitzungen gesorgt. Jetzt beschäftigte den unermüdeten Greis die Gefahr der Bulgaren, welche sich Adrianopels bemächtigt hatten. Balduin belagerte diese Stadt (seit dem 29. März 1205), als der Doge selbst mit einigen tausend Venedigern dem kaiserlichen Heere zu Hilfe eilte; als [illegible] von den Fahnen des Kaisers gewichen. Er wurde am [illegible] bei Adrianopel von den Bulgaren gänzlich geschlagen und fiel in ihre Gewalt. Jetzt rieth Dandolo dem Marschall Ville-Hardouin, sich mit den Trümmern des Heeres über Rodosto nach Constantinopel zu ziehen. Darauf sandten er, die Barone und Balduins Bruder, der Reichsverweser Heinrich, Gesandte nach Rom, Italien, Frankreich und Flandern, um Hilfsvölker herbeizurufen. Mitten in dieser Bedrängniß des jungen Reichs starb der große Heinrich Dandolo, 97 Jahre

14) S. Wilken a. a. O. V. 282 fg. 320 fg. und ebendaselbst in dem Anhange die Urkunde der Ländertheilung, aus dem k. k. Haus- u. Staatsarchive zu Wien. 15) Diese waren Vitalis Dandolo, der [illegible] flotte, Otto Quirini, Ferruccio Contarini, Nicolaus Navajoso, Pantaleon Barbo und Johannes Michael, oder nach andern Nachrichten Joh. Basilius. Vergl. Wilken a. a. O. 322. 16) Dandolo erhielt die mit dieser Würde verbundene Auszeichnung, Purpurstiefeln zu tragen.

17) Dandolo und die Fürsten hatten nämlich beschlossen, daß der Geistlichkeit nur ein anständiger Unterhalt gegeben werden sollte. Vergl. Wilken a. a. O. S. 340 ff. 18) Die Urkunde ist vom 12. August 1204. 19) Diesen Titel führten 16 Dogen von Venedig während 110 Jahren, und erst der Doge Delphinus legte ihn wieder ab. S. Wilken a. a. O. 368.

Digitized by Google

alt, am 1. Junius 1205 zu Constantinopel. Die Venediger hielten ihm eine prachtvolle Leichenfeier in der Kirche der heil. Sophia [20]). An Dandolo's Stelle ward jetzt von den Venedigern in Constantinopel Marino Zeno als Podesta ernannt und von der Republik bestätigt [21]) In Venedig wurde Pietro Ziani, einer von Dandolo's Staatsräthen, am 6. Aug. 1205, des großen Mannes Nachfolger.

So glänzend auch der Ausgang der von Heinrich Dandolo geleiteten Unternehmungen war, und so vollständig der Sieg eines Handelsmonopols, dessen System Venedigs Seemacht und Reichthum über seine Nebenbuhler erhob, so waren dennoch die Eroberungen schwer zu behaupten. Allein Dandolo hatte der Staatskunst seines Vaterlandes eine bleibende und sichere Richtung gegeben, dem Muthe seiner Bürger aber das Feld der kriegerischen Ehre und der Herrschaft eröffnet. In vielfache Kriege verwickelt, behauptete Venedig wenigstens die für seinen Handel und seine Seemacht wichtigsten Häfen und Provinzen. Es gründete daselbst Militärcolonien und Lehnsherrschaften [22]). Für die höhere, geistige Bildung in Venedig scheint Constantinopels Eroberung keine besondere Folgen gehabt zu haben [23]). Die Kreuzfahrer zerstörten in dieser kunstreichen Stadt mehr Werke, als sie von dort in das Abendland entführten. Die größte Wichtigkeit hatten für sie Reliquien; auch Dandolo schickte mehre davon nach Venedig, unter andern ein in Gold gefaßtes Stück vom wahren Kreuze [24]). Indeß wandte sich seine Aufmerksamkeit zugleich auf die Werke der bildenden Kunst. So bestimmte er außer mehren Marmorwerken das edle Kunstwerk des Alterthums, das schöne Viergespann von Bronze auf dem Hippodrom, welches einst den Triumphwagen eines Imperators, dann die Triumphbogen verschiedener Städte geschmückt hatte und später in Constantinopel aufgestellt worden war, für seine Vaterstadt. Nach seinem Tode ließ der Nachfolger, Pietro Ziani, diese antiken Pferde in Venedig über dem Haupteingange der Kirche des heil. Marcus aufstellen; wohin sie, nach der zweiten Einnahme von Paris im J. 1815 zurückgekehrt sind, um noch jetzt an Dandolo's Ruhm und an die glänzendsten Triumphe von Venedigs Seemacht zu erinnern.

Dandolo's Familie war jetzt eine der angesehensten in der Republik und erlangte einen aristokratischen Einfluß, bis das Haus der Tiepolo's den Dandolo's entgegentrat. — Rapuccio Dandolo, Heinrichs Sohn und Stellvertreter, blieb im Kriege mit den Insurgenten auf der Insel Candia. Marco Dandolo eroberte Gallipoli; Marin Dandolo die Insel Andros. Ein Marin Dandolo verfaßte nebst zwei andern Venedigern, auf des Doge Rapuccio Zeno Anordnung, ein eigenes venedigisches Seegesetzbuch (1252 fg.). — Gilbert Dandolo schlug die genuesische Flotte im Jahre 1263 bei Settepozzi, unweit Malvasia; durch Jacopo Dandolo erlitt die genuesische Flotte an der sicilianischen Küste, zwischen Mazara und Trapani, im J. 1264 eine gänzliche Niederlage; derselbe wandte durch Muth und Einsicht im Kriege mit Bologna das Glück auf Venedigs Seite. — Ein Andrea Dandolo befehligte eine venedigsche Flotte in dem Kriege mit Genua 1294 fgg. Er verlor die Schlacht bei Curzola 1298, wurde gefangen und zerschmetterte sich den Kopf an der Schiffswand.

Insbesondere sind von Dandolo's Nachkommen folgende drei zu nennen, welche die Dogenwürde bekleidet haben.

Dandolo (Giovanni), Graf von Cherso, Doge der Republik Venedig (in der Reihe der Dogen der 58.) von 1280 bis 1289, war der Nachfolger des D. Jacob Contarini. Nicht ohne Ruhm und Glück führte er mehre Kriege, wodurch jedoch der Schatz der Republik erschöpft wurde. Er nöthigte die Ancönitaner zu einem Frieden, in Folge dessen sie Venedigs Rechtsansprüche befriedigten. Die mit Pisa und mit Genua bestehenden Waffenstillstandsverträge wurden mehrmals erneuert; dadurch ward es der Republik möglich, ihre Macht in Istrien wiederherzustellen. Hier hatten sich die Städte Pirano und Isola der Herrschaft Venedigs unterworfen, während Triest, das seine eigenen Handelsinteressen, unabhängig von Venedig, freier befördern zu können hoffte, sich derselben entzog und die Handelsschiffe der Venediger wegnahm. Dandolo unternahm also einen Zug nach Istrien, theils um jene Städte zu beschützen, theils um Triest zur Unterwerfung zu nöthigen. Darüber gerieth die Republik 1284 fg. in Krieg mit dem Schutzherrn der Triestiner, dem Patriarchen von Aquileja, Raimondo della Torre und seinen Verbündeten, den Grafen von Görz und Meran. Diese eilten zum Entsatz herbei, als der venedigsche Feldherr Marin Morosini Triest zu Wasser und zu Lande eingeschlossen hatte. Zwar mußte das Entsatzheer unverrichteter Sache abziehen; aber auch die Venediger hoben, als jene ein neues Heer heranführten, die Belagerung auf. Nun griffen die Triestiner Venedigs Gebiet an; zu gleicher Zeit ward den syrische Handel in Syrien durch die Eroberungen der Sarazenen gestört; dies nöthigte Venedig, eine Flotte zum Kriege gegen die Sarazenen auszurüsten, die, mit der päpstlichen vereinigt, unter einem venedischen Admiral in See ging. Vorher schloß Dandolo mit Triest, mit dem Patriarchen von Aquileja und den istrischen Städten einen Frieden (im März 1289), der ganz zum Vortheil der Republik war. Die Triestiner unterwarfen sich, zahlten alle Rückstände, leisteten Ersatz, lieferten ihre Kriegsmaschinen aus und schleiften die Festungswerke ihres Hafens. Der Patriarch versprach ebenfalls in seinem und seiner Verbündeten Namen für die Zurückgabe alles den Venedigern genommenen oder vorenthaltenen Eigenthums Sorge zu tragen und die

20) Sein Grabmal in der Sophienkirche wurde zerstört, als die Türken Constantinopel eroberten (1453), den Panzer, den Helm, die Sporen und das sehr verrostete Schwert des Doges, welche sich in dem Grabmale fanden, brachte der venedigsche Maler Gentile Bellino, welcher sich einige Zeit lang bei dem Sultan Mahomed II. aufgehalten hatte, nach Venedig und übergab diese Überbleibsel den Nachkommen des Heinrich Dandolo. (Wilken a. a. O. S. 385.) 21) Vergl. Leo a. a. O. S. 16. 22) Vergl. Leo a. a. O. S. 17 ff. 23) Seit dem 10. Jahrh. schon waren byzantinische Künstler in Venedig beim Kirchenbau und Kirchenschmuck beschäftigt. 24) Vergl. Michaud a. a. O. III, 273, und als Hauptquelle den Nicetas. Über die Zerstörung der Kunstwerke zu Constantinopel s. die Beil. in Wilkens Gesch. V. am Ende.

rückständigen Zahlungen zu leisten; übrigens wurde der frühere über die Verhältnisse der Republik zum Patriarchat geschlossene Vertrag, insbesondere die Freiheit und Sicherheit des venedigschen Handels auf allen Straßen, im Gebiete des Patriarchen bestätigt [25]). Im Herbste desselben Jahres starb der Doge Johann Dandolo. Bekanntlich ließ er im Jahre 1280 nach dem Typus einer schon im 12. Jahrh. von Roger II. von Apulien geprägten Goldmünze, in Venedig die ersten Dukaten oder Zechinen prägen. Sein Nachfolger war Pietro Gradenigo.

Francesco Dandolo war Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 52.) seit dem 8. Januar 1328 bis an seinen Tod, den 1. Nov. 1339, und der Nachfolger des Doge Giov. Soranzo. Vor seiner Erwählung hatte ihm die Republik eine Gesandtschaft an den Papst Clemens V. übertragen, um die Zurücknahme des von dem heil. Vater gegen die Republik gerichteten Bannspruchs zu bewirken. Er warf sich mit einer eisernen Kette um den Hals zu den Füßen des Papstes, und erklärte, daß er nicht eher aufstehen werde, als bis er die Absolution der Republik erlangt habe. Nach Andreas Dandolo's Chronik soll sogar Francesco längere Zeit einem Hunde gleich unter dem Tische des heil. Vaters haben liegen müssen, bevor dieser an die aufrichtige Bußfertigkeit der Republikaner geglaubt habe. Solchen Demüthigungen unterwarf sich das stolze Venedig, wenn es galt, politische und Handelszwecke zu erreichen. Clemens V. ließ sich erbitten, und Venedig war mit der Kirche ausgesöhnt; aber Francesco behielt seitdem den Beinamen il cane, der Hund. Während seines Ducats erweiterte die Republik, deren Gebiet nach der Landseite hin bisher auf die Lagunen beschränkt gewesen war, dasselbe auf dem festen Lande von Italien; sie sicherte sich dadurch neue Handelswege, insbesondere nach Deutschland, ward aber auch in die Territorialhändel der Halbinsel hineingezogen. In der veronesischen Mark hatte nämlich das Haus della Scala seine Macht sehr ausgebreitet und dadurch die Eifersucht aller Nachbarstaaten erregt. Mastino della Scala und sein Bruder Alberto sperrten damals den Po, u. den für sie drückenden Salzhandel Venedigs in Oberitalien zu beschränken; auch störten sie den Landhandel Venedigs durch Zölle. Als die Republik durch Unterhandlungen nichts ausrichtete, griff sie im J. 1334 zu den Waffen und schloß einen Bund (10. März 1337) mit Mailand, Florenz, Ferrara, Mantua, Tyrol und Kärnthen zur Verminderung der Macht des Hauses della Scala [26]). Durch Treulosigkeit und Verrath bezwungen, trotz die Brüder im Frieden (December 1338) [illegible] Treviso nebst [illegible] und Castelbaldo an Venedig ab, verbürgten [illegible] der Republik, die ihnen das Bürgerrecht [illegible] zu seyn. Venedig überließ hierauf [illegible] an das Haus Carrara, welches Padua behielt und unter Venedigs Schutz sich begab. Diese Eroberungen entschädigten die Republik für die Verluste zur See in dem mit Genua noch fortwährenden Kriege. Gleichzeitig mußte der Doge die Besitzungen und den Handel der Republik in der Levante gegen die Osmanen schützen. Vergebens suchte er im J. 1333 ein Bündniß gegen diesen Feind der Christenheit zu Stande zu bringen. Die Anstrengungen, welche die Republik zu der Vertheidigung ihrer Interessen im Orient machte, und eine deshalb ausgeschriebene Türkensteuer erregten viel Unzufriedenheit, in Candia sogar einen Aufruhr; allein die im Frieden mit dem Hause della Scala erlangten Handelsvortheile eröffneten neue Hilfsquellen und für die Thätigkeit der klugen Venediger ein weiteres Feld. Francesco Dandolo's Nachfolger war Bartolomeo Gradenigo, der nur wenige Jahre regirte. Auf ihn folgte Venedigs berühmter Chronograph:

Andrea Dandolo, auch als Statsmann, Krieger und Gelehrter ein ausgezeichneter Name in Venedigs Jahrbüchern. Er war geb. 1309, und Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 54.) vom Jan. 1342 bis 1354. Der Ruf von seiner Klugheit, Gelehrsamkeit, auch in theologischen und juristischen Wissenschaften, von seiner Erfahrung in Statsgeschäften und von seiner Rechtschaffenheit war so groß, daß er in seinem 33. Lebensjahre zum Haupte der Republik gewählt wurde, während man bisher nur bejahrte und im Statsdienste ergraute Männer auf diesen hohen Posten erhoben hatte. Andrea's erstes Geschäft war, einen Bund mit dem Papste, dem Könige von Cypern, dem griechischen Kaiser und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken zu schließen; es war das erste christliche Bündniß gegen die Osmanen. Der Anführer der Bundesflotte, ein Venediger, Pietro Zeno, eroberte Smyrna, ward aber bei einem Überfalle von den Türken niedergehauen. Nun folgten mehre Unglücksfälle aufeinander. Die Zaratiner empörten sich im J. 1345 zum siebenten Male und unterwarfen sich dem Könige Ludwig von Ungern. Die Venediger wurden von den Küsten des schwarzen Meeres verjagt, und als der Doge durch neue Verträge mit dem Khan der Tataren die Handelsverbindungen Venedigs dort wiederhergestellt hatte, so brachten die ersten Seeleute, die von den Küsten des schwarzen Meeres zurückkehrten, jene Pest mit, die vom Januar 1347 bis zum Sept. 1348 in Venedig wüthete, dem dritten Theile der Einwohner das Leben raubte und nachmals fast ganz Europa verheerte. So verdient sich nun auch A. Dandolo um die Ausbreitung des Handels seiner Vaterstadt machte, so erschütterte doch der Krieg mit Genua die Macht der Republik. Zwar wurde Zara schon im Nov. 1346 von neuem unterworfen; auch Capo d'Istria, das, während Venedig von der Pest verheert wurde, abgefallen war, mußte noch im J. 1348 die Gnade des Dogen suchen; allein jetzt brach über gegenseitige Handelsbeschwerden im schwarzen Meere ein neuer Krieg mit Genua aus. Diese Republik hatte sich 1346 der Insel Chios bemächtigt und suchte auch von Pera und Caffa aus, das sie besaßen, die Venediger von dem Handel im schwarzen Meere auszuschließen und die Ansiedelung derselben in Trapezunt zu stören. Als der Doge nun im J. 1350 eine zahlreiche Flotte ins schwarze Meer schickte,

25) Vergl. Leo „Geschichte von Italien.“ III. S. 44 fg.
26) S. Leo a. a. O. 74 fg. Der Zweck des Bundes war so ausgedrückt: „ad desolationem et ruinam dominorum Alberti et Mastini fratrum de la Scala.“

Digitized by Google

welche die genuesische an der Küste bei Negroponte schlug, und viele Schiffe der Genueser in der Nähe von Constantinopel verbrannte, und hierauf sowol mit dem König Peter von Aragonien als auch mit Johann Kantakuzenus, dem Kaiser des Orients, sich verband, so schien Genua seiner alten Nebenbuhlerin weichen zu müssen. Allein der genuesische Admiral Paganino Doria, schlug die venedig-catalonische Flotte im griechischen Meere (1351); eine zweite mörderische Seeschlacht im Bosporus selbst und unter den Mauern von Pera im J. 1352 blieb unentschieden. Dagegen erlitten die Genueser unter dem Admiral Antonio de Grimaldi im folgenden Jahre durch den venedigschen Admiral Niccolo Pisani an der Küste von Sardinien bei Loiéra eine solche Niederlage, daß sie, zumal durch innere Parteiung geschwächt, sich unter den Schutz und die Regierung von Mailand zu begeben für gut fanden. Nun schloß zwar A. Dandolo ein mächtiges Bündniß mit den lombardischen Fürsten gegen Genua und Mailand; allein die Genueser rüsteten eine neue Flotte aus, mit welcher Paganino Doria in das adriatische Meer eindrang, Istrien und die Stadt Parenzo verheerte (1154) und mit Ungern Verbindungen anknüpfte. So geschah es, daß Ludwig der Große, König von Ungern, bald nachher ein Bündniß mit Genua schloß und Venedig von der Landseite anzugreifen drohte. Allen diesen Stürmen und Bedrängnissen setzte der Doge Andrea Dandolo so viel kluge Festigkeit entgegen, daß er wenigstens die Würde der Republik behauptete. Allein seine Gesundheit unterlag, und er starb am 7. Sept. 1354. Sein Nachfolger war Marino Falieri.

Als Gelehrter und Schriftsteller behauptet Andrea Dandolo in [illegible] und Literatur seiner Vaterstadt einen vorzüglichen Platz. Vertraut mit den Alterthümern des Landes faßte er den Entschluß, die Geschichte Venedigs vollständig und möglichst treu darzustellen. Seine lateinische Chronik, welche bis zum J. 1342, seinem Antritte des Ducats, reicht, ist in den ältern Zeiten nicht von Irrthümern frei, die er ohne Kritik aus frühern Geschichtsbüchern aufgenommen hat, auch fehlt es der Zeitrechnung an genügender Sicherheit; aber die kalte Parteilosigkeit des Mannes, dessen ganzes Leben seinen heißen Patriotismus verbürgt, setzt in Erstaunen. Die Ruhe und nüchterne Unbefangenheit seiner Darstellung sind fast beispiellos in ihrer Art, das Streben nach treuer Genauigkeit ist musterhaft, und die Mittheilung vieler Beweisurkunden, deren manche nur durch ihn für die Nachwelt gerettet worden sind, sichert ihm den Dank aller, welche diplomatische Genauigkeit zu schätzen wissen. Nur die Sprache dieser gehaltvollen und von allen Zeitgenossen in verdienter Ehre gehaltenen Chronik ist rauh und hart [27]). Noch bemerken wir, daß A. Dandolo ein Freund des Petrarca war; sein Briefwechsel mit ihm hat sich erhalten.

Ein Gesetzbuch, verfaßte nebst zwei andern, Jantino Dandolo [illegible] Anordnung, ein eigenes Rechtsgelehrtes Gesetzbuch (1252 fg.). — Gilbert Dandolo [illegible] die genuesische Flotte im Jahre 1263 bei Settepozzi und [illegible] Malpasta; durch Jacopo Dandolo ergen IV. erneuerte [illegible] Flotte an der sicilianischen Küste, zwischen Stubles, zum [illegible] zum Statthalter von Bologna, wo [illegible] J. 1449 starb. Seine Schriften über Jurisprudenz und Theologie haben wenig Bedeutung. (*Hasse.*)

DANDOLO, Graf Vincenz (gest. in Varese den 12. Decbr. 1819) wurde am 26. Oktbr. 1759 zu Venedig geboren. Nachdem er in Padua Chemie und Pharmacie studirt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und legte daselbst ein chemisch-pharmaceutisches Laboratorium und Lehrinstitut an. Bald machte er sich hier durch seine Präparation des Queckſilbersublimates und Analyse der rothen China von St. Fé bekannt, sowie durch seine an Dr. Fellée Asti gerichteten Briefe, die er herausgab. Ihnen folgte seine Übersetzung von Lavoisier's [illegible] unter dem Titel: Trattato elementare di Chimica, dann eine Übersetzung von Guyton-Morveau's Schrift: della affinità, mit Erläuterungen und solchen Zusätzen von ihm, daß auch in Italien eine nothwendige Reform in der Stahlischen Lehre fühlbar wurde. Hierauf übersetzte er Fourcroy's chemische Philosophie in's Italiänische, die in neun Jahren sechs Auflagen erlebte. Nachher schrieb er die bekannten Noten zu C. S. Polis's Physik, und während der Belagerung von Venedig eine Abhandlung: Dei pozzi del fido e delle Cisterne di Venezia.

Bei seiner [illegible] in Varese beschäftigte er sich mit der Landwirthschaft, übersetzte zunächst Berthollet's: la statica chimica, und arbeitete mehre practische Abhandlungen aus, als: Sul governo delle pecore spagnole ed [illegible]; Sopra alcune malattie delle pecore, [illegible] coltivazione de' pomi di terra, und endlich de' letzt [illegible], das Wohl seines Vaterlandes bedacht, [illegible] er: „dianni che reca allostato, e alle famiglie la divisione dei fondi in una stessa Communita, ed i ripari che si potrebbero porvi.“ In demselben Sinne und Geiste ist seine Abhandlung verfaßt: De mali economici, politici e morali che derivano alla nazione dell' esenzia comunali, sowie auch eine andere: Sulla [illegible] di crear nuova industrie nel regno [illegible].

Als unter Napoleon [illegible] mit dem Königreich Italien vereinigt wurde, [illegible] das Amt eines Proveditore generale dieser Provinz, und kam, als solcher nach Paris berufen, als Senator zurück. Durch ihn wurden die Straßen und Wege in seinem Vaterlande, die Geräthe des Landmanns und die Weingärten verbessert. Damals erfand er auch einen Saft aus Trauben, als Stellvertreter des Colonialzuckers.

Im J. 1813 schrieb er: „Della introduzione dei

27) So beurtheilt Wachler in seiner „Gesch. der historischen Forschung und Kunst“ S. 58 A. Dandolo's Chronicon B. 4 — 10 bei Muratori XII. Die ersten 3 Bücher sind verloren; das 4. beginnt mit dem Evangelisten Marcus. Der Verf. entwarf aus seiner Chronik noch ein Breviarium, daher ist die Chronik ausführlich bis zum Jahre 1280; kürzer gefaßt bis zum J. 1342. Die Fortsetzung der Dandolo'schen Chronik von dem Großkanzler Raffaino de' Caresini (st. 1390) reicht von 1342 bis 1388; sie kommt an Gehalt und Unparteilichkeit der Dandolo'schen Chronik nicht gleich.

Digitized by Google

merini nel regno d'Italia, e del miglioramento delle pecore indigene"; vier Jahre besonders die „Sui pomi di terra." — des venedigischen Handels auf allen [illegible] im Gebiete des Patriarchen bestätigt [25]). Im Jahr [illegible] fall desselben Jahres starb der Doge Johann Dandolo. St. kanntlich ließ er im Jahre 1280 nach [illegible] gewisse schon im 12. Jahrh. von Roger [illegible] ihm hinterlas[illegible] [illegible] Titel: „Sulle cause dell' avilimento [illegible] stre granaglie, e sulle industrie agrarie riparatrici dei danni che ne derivano." Es verdient im Druck zu erscheinen und wird gewiß in Italien mit besonderer Dankbarkeit aufgenommen werden (vergl. A. von Schönberg i. d. allgem. Medic. Ann. des neunzehnten Jahrhunderts ꝛc. 1828. Supplem. Bd's. 10. Quartalhft. S. 1412 ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DANDRIDGE, Hauptort der Grafschaft Jefferson in dem östlichen Theile des nordamerikan. Freistates Tennessee, am French Broad, hat 1 Postamt. (*H.*)

DANDUTI, Volk. Die Danduti, οἱ Δανδοῦτοι, sind eine germanische Völkerschaft, deren Namen wir blos bei Claudius Ptolemäus finden. Er setzt sie auf die Ostseite seines aunobäischen oder abnobäischen Gebirges, dem er eine weit nördlichere Lage und Ausdehnung gibt, als der bekannte Mons Abnoba bei Tacitus und Plinius [2]) hat, auf welchem die Donau entspringt. Der Aunoba des Ptolemäus endet erst ungefähr in der Gegend der Emsquellen und durchschneidet das nördliche Germanien, parallel mit dem Rheinstrome ziehend, in der Ausdehnung von drei ptolemäischen Breitengraden, vom 49° bis zum 51° nördlicher Breite [3]), also ungefähr von 40 geographischen Meilen. Wir sehen aus diesen Angaben, daß der alexandriner Geograph alle Gebirge von dem Spessart bis zum [illegible] Walde: das Vogelsgebirge, einen Theil des Westerwaldes, das Rothhaargebirge und die Egge, unter dem Namen Aunoba begreift, und demnach müssen wir die Völkersitze der Nachbarschaft auf seiner Tafel anstellen. Hier finden wir denn, von Norden nach Süden vorschreitend, zuerst das Volk der Kasuaren, [illegible] Tencterer und dann die Danduten; unter den letzteren die Tuchanten und Marsinger. Östlich neben die Danduten kommen auf der Tafel des Ptolemäus die Chatten zu stehen, und auf die Westseite des Gebirgs Aunoba, nach dem Rheine zu, die Tungrer, welche die Tencterer der andern Geographen seyn mögen. Wenn wir nun den Danduten eine Stelle auf einer neuen Charte Teutschlands anweisen sollen, so finden wir nach den Bestimmungen des Ptolemäus für sie keinen andern Platz [illegible] Ufern des Rothhaargebirges und den [illegible] den Quellen der Eder bis zum Vogelsgebirge, die Grafschaft Witgenstein und einen Theil von Oberhessen [4]). Wahrscheinlich gehörten sie mit ihren nördlichen Nachbarn, den Nertereanen, die am Ursprunge der Orke und Lenne, im westlichen Theile des Fürstenthums Waldeck, bei Winterberg wohnten, wo der alte Ortsname Nerdern für ihre ehemalige Anwesenheit spricht, als Unterabtheilung zu dem großen Volke der Chatten, und ihre Namen sind wahrscheinlich bloße Gaubenennungen; denn daß sich in dem bezeichneten Districte wider den Willen der benachbarten Chatten zur Zeit des Ptolemäus fremde Völkerschwärme angesiedelt haben sollten, ist nicht glaublich. Reichard [5]) vermuthet die alten Sitze der Danduten in der Nähe des Fleckens Daden, im Süden des Siegflusses, und bei dem Dorfe Dudinghof bei Engers, indem er sich von einer geringen Namensähnlichkeit leiten läßt, und setzt sie offenbar zu weit westwärts, da doch das Gebirge und dessen östliche Abdachung ausdrücklich von Ptolemäus als Westgrenze des Volks angegeben ist.

(*Aug. Wilhelm.*)

Danegeld s. England.

DANEK, ein altes arabisches Gewicht, das 8⅓ Habba oder Gerstenkörner wog, und wonach man in den ersten Zeiten des Islam das Gewicht der Münzen bestimmte. Die persische Drachme (Diehem Bagli) wog 8 Danek, die griechische (Tabari) 4, die Sjawareki oder Magrebi (afrikanische) 4½ oder 5 Danek. Makrisi *traité des monnoies Musulmanes, par de Sacy* Paris 1797. p. 8. Vergl. desselben *traité des [illegible] mesures légales des Musulman[illegible]* [illegible] lise Omar ben al Chattab bestimmte das Gewicht des [illegible] des im Durchschnitt auf 6 Danek, und nach diesem Verhältniß wurden die ersten Münzen unter Abdelmelik geprägt. Makrisi S. 22. 23. *poids p.* 62. Vergl. *Tychsen de rei numar. ap. Arab. origine* in *Comm. Soc. Reg. Gotc.* Vol. XV. p. 11 figd. Das Wort Danek دانق, im Pers. [illegible] ist vielleicht ursprünglich persisch, und kommt bei Hesych., Suidas, Pollux als Name einer kleinen ausländischen Münze vor, die ungefähr einen Obolus galt. Auf arabischen Münzen findet es sich nicht, wol aber auf mogolisch-tatarischen. Vergl. *Frähn de orig. vocabuli Rossici Denga, Casani* (1815. 4.) *p.* 34 *sq.* Das russische Wort, das Geld überhaupt bedeutet, scheint davon herzukommen. (*Tychsen.*)

DANES, Danesius, Pierre, ein durch wissenschaftliche Verdienste ausgezeichneter französischer Bischof, aus einem alten adeligen Geschlechte abstammend und 1497 zu Paris geboren. Im Collegium von Navarra erwarb er sich, unter Joh. Lascaris und Wilh. Budäus,

1) Ptolemaei Geogr. lib. II, cap. 11. pag. 59. ed. Bertii. Ἐκλιν δὲ ἀνατολῶν μὲν τῶν Αὐνοβαίων ὀρῶν, οἱκοῦσιν ὑπὲρ τοὺς Σουήβους, Κασουάριοι, εἶτα Νερτέρεανοι, εἶτα Δανδοῦτοι· ὑφ' οὓς Τούγγροι καὶ Μαρσίγγοι. 2) Plin. Hist. Nat. IV. 24. Tacit. Germ. 1. 3) Ptol. Geogr. l. c. p. 67. Καὶ τὰ καλούμενα Αὔνοβα (Ἄρνοβα), ὧν τὰ ἄκρα ἐπέχει μοῖρας — — λα. —: μθ. — καὶ — — λα. —: νβ. —

4) Mannert, Geogr. der Griechen und Römer, Thl. III. Germanien, S. 189. Gensler, Gesch. des fränkischen Gaues Grabfeld, Thl. I. S. 148. Kruse setzt die Danduti auf seiner Charte der Germania Magna zwischen die fränkische Saale und den Main. 5) Germanien unter den Römern. Nürnberg, 1824. Wilhelm, Germanien und seine Bewohner. Weimar, 1823. S. 186.

Digitized by Google

eine gründliche Kenntniß der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache, daher ihm Franz I. im J. 1530 das Lehramt der griechischen Literatur an dem neugestifteten königl. Collegium übertrug. Eine Reise durch Italien, die er 1534 unternahm, bereicherte ihn mit vielen antiquarischen Kenntnissen, und er setzte sich als Gelehrter in so hohe Achtung, daß ihn Franz I. im J. 1545 mit Claude d'Arfé und Jean Desligneris als seinen Abgeordneten auf die Kirchenversammlung nach Trident sandte. Eine Rede, die er daselbst hielt, und die auf königl. Befehl gedruckt wurde, machte viel Aufsehen, und mit Würde und Freimuth behauptete er die ihm übertragene Stelle. Als sich einst ein französischer Bischof stark über die in Rom herrschenden Mißbräuche und die verdorbenen Sitten der italiänischen Geistlichen äußerte, und ein Bischof dieses Landes spottend sagte: *Gallus cantat!* erwiederte Danes treffend: *Utinam ad galli cantum Petrus respiceret!* Nach dem Regirungsantritte Heinrichs II. im J. 1547 wurde Danes zum Instructor des Dauphins, nachmaligen Königs Franz II., berufen, dessen Beichtvater er wurde, und der ihm 1557 das Bisthum Lavaur übertrug, nachdem er vorher Prediger zu St. Josse in Paris gewesen war. Er starb daselbst den 23. April 1577, und wurde zu St. Germain des Prés beerdigt. Unter den Gelehrten seiner Zeit zeichnete er sich durch eine umfassende Kenntniß der alten Literatur und als Beförderer derselben, sowie der wissenschaftlichen Cultur überhaupt, rühmlich aus. Er schrieb viel, ließ aber wenig drucken, unterstützte dagegen eifrig gelehrte Unternehmungen und ermunterte fähige Köpfe durch Rath und Lehre. Er edirte: *Justini historiae epitomen in Trogi Pompeii historias; Lucii Flori de rebus romanis epitomen, et Sexti Rufi viri consularis libellum. Par.* 1519 *fol.*, ließ unter dem Namen Petrus Bellocitius aus 2 alten Handschriften Emendationen zu des Plinius Naturgeschichte (Par. 1532) drucken, hatte Antheil an der Textverbesserung von *Alexandri Aphrodisiensis quaestion. natural. de anima etc. Venet.* 1536 *fol.* (herausgegeben von Vict. Trincavellus), und unterstützte den Georg de Selve bei seiner Übersetzung des Plutarch. Einer seiner Nachkommen, Pierre Hilaire Danes, Doctor der Sorbonne und Rath beim Parlament zu Paris (gest. 1732) sammelte und edirte seinen literarischen Nachlaß unter dem Titel: *Recueil des opuscules de P. Danes qui n'ont point été imprimés, ou qui l'ayant été sont devenus rares. Par.* 1731. 4.; dabei das Leben und Bildniß des Verfassers. — Ob er der Verfasser des berühmten Werkes *De ritibus ecclesiae catholicae lib. III Romae* 1591. 8. sei, welches der Präsident Durantí unter seinem eigenen Namen herausgab, oder ob er nur die Materialien zu demselben hinterlassen habe, gehört unter die unaufgelösten literarischen Probleme. Sinnreich und treffend ist das aus Petrus Danesius gebildete Anagramm: *De superis natus.* So wohlwollend und tolerant Danes sonst war, so verleitete ihn doch seine Vorliebe zur aristotelischen Philosophie, daß er 1543 als Richter gegen den berühmten Peter Ramus sprach und zur Verdammung der Philosophie desselben nicht wenig beitrug *). (*Baur.*)

DANESE, Giovanni, war Kanonikus an der Kirche St. Marco in Venedig im 16. Jahrhundert. Als Hausgeistlicher begleitete er Benedetto Sanudo, den die Republik 1502 mit einer außerordentlichen Sendung nach Ägypten beauftragte, und hat eine ausführliche Beschreibung dieser Reise im venedigschen Dialect hinterlassen. Morelli blieb sie unbekannt, wenigstens erwähnt er weder derselben, noch ihres Verfassers in seiner *Dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi Veneziani poco noti.* Venezia 1803. Dafür gebührt dem Pater Dom. Mar. Pellegrini das Verdienst, sie aus den Handschriften der ihm anvertrauten Zenlana (in Venedig) an das Licht gezogen zu haben. Sie enthält eine Menge einzelner Notizen, die zu interessanten Vergleichungen mit den Angaben späterer Reisenden Anlaß geben können. Am umständlichsten beschreibt der Verfasser das am Fuße des hohen Psiloriti (Ida) auf der Insel Candia befindliche Labyrinth, dessen auch andere Schriftsteller als Pierre Belon [1]), Tournefort [2]) u. m. A. gedenken. Für einen bloßen unterirdischen Steinbruch, wie neuerlich Sieber es that [3]) hält Danese die Höhle nicht, er scheint vielmehr das Ganze als durch Kunst absichtlich angelegte Irrgänge, ja selbst vielleicht als das schon im Alterthum berühmte kretische Labyrinth zu betrachten, wie man sich davon aus seiner in des Grafen da Rio *Giornale dell' Italiana Letteratura.* Padova. Tomo IX. p. 99 — 133 abgedruckten *Relazione inedita di un viaggio al Cairo* überzeugen kann.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANET, Danetius, Pierre, Prediger zu Paris, wo er um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren war. Er hat Antheil an der Ausgabe der römischen Autoren *ad usum Delphini*, und gab den Phädrus mit einem Commentar heraus, Paris 1675; 1726. 4. Verdienstlicher und für ihre Zeit brauchbarer waren die von ihm mit Fleiß und Einsicht bearbeiteten, aber jetzt antiquirten Wörterbücher [1]): *Dictionarium lat. et gallicum ad usum Delphini. Par.* 1685 — 1691; 1700 — 1707. *Lugd.* 1721 oder 1737. *Vol. II.* 4; der erste (französisch-lateinische) Theil fand mehr Beifall als der zweite [2]).

*) Teissier eloges des hommes sav. T. I, 503. Sammarthani elog. lib. I, 24. Launoy hist. gymn. Navarr. 780. Colomesii gallia oriental. 266. König bibl. vet. et nov. 235. Magiri eponymol. 260. Mém. de Niceron T. XIX, 143. Sarti Onomast. T. VI, 576.

1) Les observations de plusieurs singularités et choses mémorables trouvées en Grèce etc. Paris 1553 in 4°.
2) Relation d'un voyage du Levant fait par ordre du Roy, etc. Tome I. Let. 11. und Histoire de l'academie royale des sciences année 1702. 3) Reise nach der Insel Kreta. Leipzig 1823.

1) Voltaire sagt von ihm, Siècle de Louis XIV. éd. Beaumar. T. XX. p. 87. Un de ses hommes qui ont été plus utiles qu'ils n'ont eu de réputation. Ses dictionnaires de la lang. lat. et des antiquités furent au nombre de ces livres mémorables faits pour l'éducation du dauphin, et qui s'ils ne firent pas de ce prince un savant homme, contribuèrent beaucoup à éclairer la France. 2) Dazu gehören

Digitized by Google

Radices sive dictionarium linguae latinae, in quo singulae voces suis radicibus subjiciuntur. Par. 1677. 8.; sehr selten und in Frankreich gesucht. *Dictionarium antiquitatum romanarum et graecar. in usum Delphini.* Par. 1698; Amst. 1701. 4. Engl. Lond. 1700. 4. [3]). Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er Abt von St. Nicolas zu Verdun, bekleidete aber diese Stelle nicht lange, denn er erstickte in einem Sumpfe, in welchem sein Wagen umwarf, als er 1709 von Lyon zurückkam [4]). — Ein anderer Abbé Danet, Sprachmeister zu Paris, schrieb: *Vie de Semiramis. Londr.* (Par.) 1748. 12. und *les aventures de Londres.* Amst. (Par.) 1751. Vol. II. 12. [5]). (*Baur.*)

DANEWERK, Danewirk, Dannewerk, Dinewerth, Limes Nordmannicus, Danorum Vallum, Danorum Opus. — Das Dänenwerk ist der Name jenes berühmten Grenzwalles, welcher auf dem nördlichen Ufer des Eyderflusses von der Küste der Ostsee bis zu der Küste der Nordsee ein wenig südlich von Schleswig und Husum, wo die jütländische Halbinsel die geringste Breite hat, gezogen worden und das Land der Dänen oder Nordmannen von dem alten Vaterlande der unter fränkische Bothmäßigkeit gerathenen Ostsachsen absonderte, in welchem Gebiete, in dem eigentlichen Fuße der alten cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbe und Eyder [1]), Karl der Große mit ihm verbündete Obodritenwenden angesiedelt hatte, um die kaum erst besiegten und zum Christenthum bekehrten Sachsen von der gefährlichen Grenznachbarschaft der heidnischen Dänen zu scheiden. Über die Erbauung dieses Grenzwalles geben die Annales Laurissenses et Einhardi und nach ihnen Regino und der Annalista Saxo bei dem Jahre 808 die ausführlichste Nachricht [2]). Godofried, der König der Dänen oder Nordmannen, war gegen die mit den Franken verbündeten Obodriten ins Feld gerückt, hatte nach der hartnäckigsten Gegenwehr zwei Drittheile dieses Volks den Dänen zinsbar gemacht und stand schon mit seinem Heere an dem Ufer der Elbe, um noch einmal die Ostsachsen zum Kampfe gegen die Franken aufzuregen. Aber dieser Plan mißlang; denn die Sachsen waren noch zu sehr erschöpft durch den zweiunddreißigjährigen Krieg gegen Karl den Großen, und der mächtige Frankenkönig sendete auch sogleich auf die erste Nachricht von dem dänischen Einfalle seinen Sohn Karl mit einer großen, aus Franken und Sachsen bestehenden Heeresmacht, um den tollkühnen Dänenkönig in sein nordisches Vaterland zurückzuwerfen. Die Siege gegen die Obodriten, besonders die Erstürmung einiger slavischen Castelle hatten dem König Godofried schwere Opfer gekostet. Als daher Karl mit seinem Heere über die Elbe ging und die mit den Dänen verbündeten Linonen und Smeldinger Wenden, ihre Landschaft verwüstend, angriff, so sahen sich diese Bundesvölker genöthigt, die Waffen niederzulegen, und auch die Wilzen, alte Feinde der Obodriten und ebenfalls Bundesgenossen der Dänen, entsagten dem Kampfe und zogen, mit Beute beladen, in ihre Heimath. So stand jetzt Godofried mit seinen Dänen dem übermächtigen Feinde allein gegenüber, und das Schwierige seiner Lage erkennend, hielt er es ebenfalls für das Gerathenste, den Kampf aufzugeben und in sein Vaterland zurückzugehen. Bevor er sich jedoch einschiffte, zerstörte er die blühende, auf der Küste des baltischen Meeres gelegene Hafenstadt Reric, die dem Dänenreiche, welches die Ostsee beherrschte, durch die Entrichtung eines bedeutenden Zolles großen Vortheil gebracht hatte, und führte die Kaufleute mit sich hinweg. So kehrte er mit seiner Flotte in den Hafen, der Sliesthorp hieß, zurück und setzte seine Truppen daselbst an das Land. Die Alterthumsforscher sind darin einverstanden, daß die Handelsstadt Reric oder Rorich in der Nähe von Wismar gelegen habe und daß der Hafen Sliesthorp das heutige Schleswig sei [3]).

Durch den Rückzug zur See von Wismar nach Schleswig entging der Dänenkönig der Gefahr, mit dem Heere der Franken zusammenzutreffen, und um auch einen plötzlichen Überfall seines Reichs von der Landseite her unmöglich zu machen, verweilte er eine Zeit lang zu Schleswig und faßte den Entschluß, die Grenzmark seines Landes gegen Sachsen hin mit einem Walle und Graben zu befestigen, und zwar in der Weise, daß er von dem östlichen Busen des Meeres, welchen jene Völker Ostarsalt [4]) nennen, bis zu der Nordsee (ad occidentalem Oceanum), auf dem ganzen nördlichen Ufer der Eyder zusammenhängende Schutzwehren ausdehnte, in denen er nur ein einziges Thor ließ, durch welches Wagen und Reiter hinaus und hereingelassen werden konnten. Dieses Thor, durch welches die alleinige Verbindung mit den Grenznachbarn statt finden sollte, ward Wieglesdor oder Heggedor genannt [5]). Nachdem Godofried die Ausführung jener umfassenden Werke unter die Führer seines Heeres vertheilt hatte, zog er sich von Schleswig in die nördlichen Gegenden seines Reiches zurück.

Dies ist die urkundliche Geschichte der ersten Entstehung des großen Dänenwalles oder Danewerkes, von

---

Jac. Facciolati animadverss. critt. in primam litteram lexici Danetii. Patav. 1731. 8. und Ejusd animadverss. crit. in magnum Danetii dictionarium lat. gall. Acc. mantissa. Ib. 1759. 8. Beide seltene Schriften enthalten treffliche Bemerkungen. Zuerst gedruckt in den Novelle letterarie di Venezia. 1720—37, wo sie von Abduco bis Ineisto gehen. 3) Das in Eberts bibliogr. Lex. unter Danets Namen aufgeführte Nouveau grand dict. franç. lat. et polonais. Varsov. 1743. Vol. II. fol. ist eigentl. nicht von ihm. 4) Baillet jugemens T. II, 501. Saxii Onomast. T. V, 319. 5) Biogr. univ. T. X.

1) Ptolem. Geogr. II, 11. *Ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες.* Hier war das eigentliche Stammland der Sachsen zur Zeit des Ptolemäus, der das Volk unter den alten Schriftstellern zuerst nennt. 2) Pertz Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 195 et 564. Eccardi Corpus Hist. Med. Aevi. Tom. I. p. 170.

3) Der Annal. Saxo ad ann. 803 nennt den Hafen sogar Slieswic. Reric soll auf der Stelle des kleinen Dorfes Rorich bei Wismar gelegen haben. Vergl. Pertz Monum. Germ. Hist. T. I. p. 195. Not. 60. 4) Regino schreibt Hostarsalt, der sächs. Annalist Ostarsalz; es ist der alte Name der Ostsee. Occidentalis Oceanus wird die Nordsee hier in Beziehung auf Dänemark genannt. 5) Annal. Sax. ad ann. 975.

Digitized by Google

dem noch bis auf den heutigen Tag zwischen Hollingstädt an der Treen und dem Selker Nör südlich von Schleswig, besonders bei den Orten Groß- und Kleindanewerk weitläufige, aber ziemlich verfallene Überreste vorhanden sind. Er soll ursprünglich über drei Meilen in der Länge und 14 bis 15 Fuß in der Höhe gemessen haben, wobei indessen die Tiefe des Grabens nicht mit in Anrechnung gebracht ist. Die Bewachung des Walles war einem besondern Grenzwächter anvertraut; wenigstens erwähnen die Annales Einhardi bei dem Jahre 817, zur Zeit der Regirung von Godofrieds Söhnen, des dänischen Heerführers der Landtruppen Gluomi [6]), der ausdrücklich custos Nordmannici limitis genannt wird.

Der Dänenkönig Gorm der Alte benutzte den Grenzwall in seinem Kriege gegen Heinrich den Ersten, er konnte jedoch dadurch den König der Teutschen nicht von der im Jahre 931 unmittelbar an demselben unternommenen Errichtung der sächsischen Mark Schleswig abhalten [7]). Gorms Sohn, Harald Blauzahn, erneuerte indessen unter Leitung seiner Mutter Thyra das Danewerk und machte die Verschanzungen weit fester; aber Otto der Große erstürmte sie im Jahr 952, drang in Dänemark bis an den Limfiord (Ottinsand) vor und zwang den König selbst mit seiner Familie zur Taufe [8]). Und doch scheint Harald Blauzahn nach Otto's I. Tode das Danewerk wieder hergestellt zu haben, so daß Otto II. im Jahre 975 sich zu einem mörderischen Sturm gegen jene Befestigungen gezwungen sah, der unter der Leitung des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrichs von Stade vollkommen gelang und die Zerstörung des Danewerks zur Folge hatte [9]). Der letzte Wiederhersteller jener alten befestigten Linie auf dem nördlichen Ufer der Eyder war König Waldemar I. mit dem Beinamen der Große, der so Vieles zum Besten seines dänischen Vaterlandes gethan hat; er erneuerte im J. 1168 die Überreste des alten Grenzwalles und ließ sie durch eine steinerne Mauer verstärken [10]). Endlich in dem Laufe der Jahre ist der Wall durch gänzliche Vernachlässigung in den Zustand gerathen, in dem wir ihn jetzt erblicken, so daß nicht viel mehr von ihm als der Name übrig geblieben ist.

Man hat das alte Danewerk mit den römischen Schutzwehren in Britanien und mit den in dem südwestlichen Teutschland unter dem Namen der Teufelsmauer und der Pfahlhecke oder des Pfahlgrabens befindlichen Befestigungen in Parallele gestellt, und nicht mit Unrecht; denn es ist ein ganz ähnliches Werk gewesen [11]).

(*Aug. Wilhelm.*)

DANFALVA, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, Tschiker Stuhl, obern Zukel, Obertschiker Bezirk. — In der Nähe dieses Dorfes findet man Steinkohlen, auch unterhält hier eine Privatgewerkschaft einen Eisenhammer, der mit zusammengelesenen Eisensteinen verlegt wird, die man auf Bergen und Feldern findet.

(*v. Benigni.*)

DANGÉ, an der Vienne, Marktfl. und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Chatellerault des franz. Departements Vienne, mit 187 Häus. und 678 Einwohnern. (*H.*)

Dange, Fluß, s. Memel.

DANGEAU, Marktflecken an der Ozane im Bezirk Châteaudun des franz. Dep. Eure und Loire, mit 265 Häusern. (*H.*)

DANGEAU, Philippe de Courcillon, Marquis de, Urenkel des trefflichen Duplessis-Mornay, ward 1638 geboren und trat schon in der Jugend zur katholischen Kirche über. Zuerst diente er in Flandern unter Turenne, 1657 und 58, und dann aus eigner Wahl in Spanien, gegen Portugal. Nach Frankreich zurückgekehrt machte er Glück bei Hofe, besonders, da er aus Spanien kam und der spanischen Sprüche kundig war, bei den beiden Königinnen Anna Maria und Maria Theresia. Auch als glücklicher Spieler und durch die Leichtigkeit, womit er sogar während des Spiels artige Verse zu machen wußte, schmeichelte er sich bei dem Könige ein. Er war zum Hofmanne geboren, und so stieg er leicht von einer Stufe der Ehren zur andern. Erst ward er Obrist eines Gardes regiments, welches der König bis dahin selbst befehligt hatte, dann Adjutant des Königs, um dessen Person er beständig seyn mußte; doch wurde er auch zu verschiedenen diplomatischen Sendungen, vorzüglich nach Teutschland gebraucht. In der Folge ward er Gouverneur von Touraine, erster Gesellschafter (menin) des ersten Dauphins, des Großvaters Ludwigs XV.; Ehrenritter der beiden Dauphinen, der von Bayern und der von Savoyen; Ritter mehrer Orden und Großmeister des Ordens Unserer lieben Frau von Carmel und des H. Lazarus von Jerusalem. Wie es damals Sitte war, so ward er auch 1668 Mitglied der Académie françoise und sogar 1704 Ehrenmitglied der Académie des sciences. Boileau, dessen Beschützer er war, dedicirte ihm seine fünfte Satyre, sur la noblesse. Er starb 1720. Bei seinem Tode hinterließ er ein Manuscript, welches aus 500 Heften bestehend jetzt in der königlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und wovon sich auch theilweise Abschriften in der Bibliothek des Zeughauses und sogar in Wien befinden. Es war betitelt: *Mémoires, ou Journal de la cour de Louis XIV. depuis* 1684—1720. Voltaire, der es übrigens nicht verschmäht hat, einen Auszug daraus, unter dem Titel: *Journal de la cour de L. XIV. depuis* 1684—1715, *avec des notes intéressantes* (von ihm nämlich). Londres 1770. in 8., drucken zu lassen, behauptete: nicht der H. v. Dangeau, sondern ein alter einfältiger Kammerdiener, welcher ohne Sinn und Verstand alles aufgeschrieben, was er in den Vorzimmern gehört, sei der wahre Verfasser dieser Mémoires. Seitdem dieses Werk: *Mémoires du marquis de Dangeau*, u. s. w. *accompagnés de notes et d'explications et d'un discours préliminaire p. Mad. de Genlis.* Strasbourg 1817. in 4 B. 8., im Druck erschienen ist, möchte

6) Pertz Monum Germ Histor. Tom. I. p. 204.
7) Adamus Bremens. in Hist. Eccles I. cp. 57. Annal. Sax. ad ann. 931. 8) Annal Sax. ad ann. 952. 9) Annal. Sax. ad ann. 975. 10) Erich Pontoppidan's dänischer Atlas, Th. I. S. 139. Kopenhagen 1766. 11) Doederlein Antiquit. in Nordgavia Rom. etc. Nürnberg 1731. S. 16.

Digitized by Google

man dem Voltaire, wenn auch nicht buchstäblich, doch dem Geiste nach, Recht geben. (*Blanc.*)

DANGEAU, Louis de Courcillon, Abbé de, ein Bruder des vorigen, 1643 geboren, trat in den geistlichen Stand, erhielt sehr bedeutende Pfründen, ward zu manchen diplomatischen Sendungen, besonders in Polen gebraucht und erhielt die Stelle eines Lecteur du roi. Er starb 1723. Als Mitglied der Académie françoise hat er viele grammatische Arbeiten über die französische Sprache geliefert, wovon die besten in den *Opuscules sur la langue françoise par divers Académiciens*, von d'Olivet herausgegeben, 1754 in 12. abgedruckt sind. Man hat sonst noch von ihm mehre unbedeutende historische, geographische und heraldische Schriften. (Nach Beuchot in Biogr. univ.) (*Blanc.*)

DANGER, ein zu dem Archipel der Fidschi- oder Witis-Inseln gehöriges Eiland in Australien unter 118° 34′ S. Br. und 199° 19′ L. Es ist von gefährlichen Corallenriffen, unter denen sich das Ecueil de Providence weit nach Osten ausdehnt, fast bedeckt und im N. W. und W. desselben sieht man auf den Charten mehre unbenannte Inseln. — Denselben Namen führen mehre Vorgebirge in Australien: 1) Cap Danger, auf der N. O. Küste von Neusüdwales unter 28° 38′ s. Br. und 171° 32′ ö. L., von Cook so benannt, wegen der gefährlichen Riffe, welche dasselbe umgeben; 2) auf der Küste des Grantlandes und 3) auf der Ostküste der zu der Salomonskette gehörigen Insel Shortland. (*Leonhardi.*)

DANGILLON, im franz. Dep. Cher s. 1) les Aix d'Angillon, (Thl. II. S. 276). 2) la Chapelle d'Angillon, Capella Domini Gilonis (Thl. XVI. S. 144. (*H.*)

DANGSTETTEN, Dorf, mit 600 kathol. Einw. im großh. badenschen Bezirksamte Waldshut, ¼ t. M. ostsüdlich von der Amtsstadt, unweit vom Rheinstrome an der Poststraße von Schaffhausen nach Zurzach, gehört zur alten Landgrafschaft Klettgau. (*L. A. Leger.*)

Danhauer s. Donnauer.

DANI, Volk. Die Dani zählt Jornandes in seiner gothischen Geschichte unter den 28 Völkerschaften auf, von denen er seine vermeintliche große Insel Scanzia bewohnt seyn läßt. Sie sollen mit den drei Völkern Vinoviloth, Suethidi und Cogeni, die sich vor den übrigen Bewohnern Scanziens an Körpergröße, ausgezeichnet und mildere Sitten gehabt hätten, gleichen Stammes gewesen seyn und die Heruler, die ebenfalls wegen ihrer hochragenden Gestalt einen besondern Namen hatten, aus ihren Stammsitzen vertrieben haben [1]). Wenn wir nach der Klangähnlichkeit der Namen die alte Provinz Hergeådalen und die Umgegend des Flusses Herge Ån in Schweden, in dem Läne Jämtland, den Herulern als ehemaligen Sitz anweisen müssen, so haben wir zugleich den District gefunden, den die Dani nach Verdrängung der Heruler in Scanzien einnahmen. Früher waren sie vielleicht bei Dannora im Län Upsala, im Norden des Mälarsee's, wo die Kirchspiele Danmark und Danderyd noch jetzt ihren Namen führen, heimisch gewesen. Alles dies ist indessen bloße Vermuthung, und die Begebenheiten, auf welche Jornandes hindeutet, fallen gänzlich aus dem Bereiche unserer Geschichtskenntniß hinaus; wie sollten wir also bei so dunkeln Gegenständen geographische Gewißheit erwarten können. Daß diese scandinavischen Dani sich sehr frühzeitig über die Inseln des Sundes und der Belte, die Ptolemäus auf seiner Tafel von Groß-Germanien mit dem Namen der drei kleineren skandischen Inseln (*Νῆσοι τρεῖς μικραὶ Σκανδίαι*) bezeichnet, und über die cimbrische Halbinsel (Promontorium Cimbrorum, Cartris, Chersonesus Cimbrica, Jütland) verbreitet haben, wo wir sie bald als mächtiges, der Seefahrt kundiges Volk in der Geschichte des Mittelalters wiederfinden, müssen wir aus einer Stelle des Procopius schließen, welche uns die Wanderung eines Theiles des Herulervolkes nach jener unglücklichen Schlacht am Flusse Theis in Ungern berichtet. Da eine Abtheilung der Heruler nicht, wie ihre Landsleute, auf dem südlichen Ufer der Donau Schutz fand, so sah sie sich gezwungen, in das innere Land zurückzuweichen. Diese Heruler zogen sich immer weiter nach Norden, durch den langen Strich slavischer Völker, und gelangten so zu den Warnern und endlich zu den Dänen, bis sie zuletzt an das Gestade des Meeres kamen, wo sie sich einschifften, um in Schweden, welches Procopius Thule nennt, ihrem alten Vaterlande, sich wieder heimisch niederzulassen [2]). Diese geschichtliche Urkunde zeigt uns die Dani schon auf der Südseite des baltischen Meeres, wo sie sich auf den nach ihnen benannten dänischen Inseln und der jütländischen Halbinsel mit den Überresten der von Claudius Ptolemäus als daselbst heimisch angegebenen sieben Völkerschaften, der Sigulonen, Sabalingier, Kobanden, Chasen, Phundusier und Kimbrer, im Norden der Saxonen, zu einem mächtigen Volke vereiniget haben mögen. Auch der ungenannte Geograph von Ravenna [3]) kennt sie schon in diesen Gegenden als Nachbarn der Sachsen, und beruft sich auf den gothischen Philosophen Marcomiras, der die Dani als ein sehr kühnes und unternehmendes Volk, welches am Flusse Dina wohnte, geschildert hatte. Leibnitz vermuthete, daß der Fluß Dina oder Dena zur Benennung der Dänen Anlaß gegeben

1) *Jornandes* de Reb. Get pag. 648, cap 12. In Aurel. Cassiodori Oper. Tom. II. Parisiis 1600. Finni mitissimi, Scanziae cultoribus omnibus mitiores: nec non et pares eorum Vinoviloth, Suethidi, Cogeni, in hac gente reliquis corpore eminentiores, quamvis et *Dani* ex ipsorum stirpe progressi, Erulos propriis sedibus expulerunt, qui inter omnes Scanziae nationes nomen sibi ob nimiam proceritatem affectant praecipuum.

2) *Procop.* de Bell. Goth. II, 11. pag. 430. Lugduni 1594. Heruli qui regii sanguinis sunt duces secuti, Slavinorum gentem praetereundo, cum in loca deserta jam evasissent, ad Harmos (Guarnos) populos se contulere: post hos ad Dacas (Danos) pertranseuntes, ad Oceanum mare cum pervenissent, navibus ad insulam Thulen delati, in ea denique constitere. Die fehlerhaft geschriebenen Harmi sind die Varini der älteren Geographen, die Pharodeni des Ptolemäus, die Bewohner der teutschen Ostseeküste zwischen den Flüssen Warne und Trave.

3) Geograph Anonym. Ravennas Lib IV. c. 17. Confinalis praenominatae Daniae est patria, quae nominatur Saxonia. Quae antiquitus et ipsa ex Dania pertinere dicebatur. Quae patria, ut ait Marcomiras Gothorum philosophus doctissimus, quidem profert homines et audaces, sed non sic veloces, ut sunt Dani, qui juxte Dina fluvium.

Digitized by Google

habe, und stellte die Hypothese auf, daß Dina der alte Name des Flusses Eyder gewesen sei. Das letztere mag vielleicht wahr seyn; das erstere ist es gewiß nicht. Ich möchte eher glauben, daß, wenn der Eyderfluß jemals Dina oder Dena genannt worden ist, derselbe den Namen erst von dem Volke der Dänen, aber nicht diese von dem Flusse erhalten haben, da es, wie wir aus jener Stelle des Jornandes gesehen haben, erwiesen ist, daß das Volk den Namen Dani bereits in seinen alten Stammsitzen in Scanzien führte. Die Besitznahme der jütländischen Halbinsel durch die Dani mag im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung statt gefunden haben, und ihre skandinavische Abkunft verleugneten sie auch in den neuen Wohnsitzen nicht; dies zeigt ihre fortwährende Verbindung mit den Bewohnern Schwedens und Norwegens und ihre feste Anhänglichkeit an das skandinavische Heidenthum. Sie waren dem Othinsdienst treu ergeben, und während in Schweden die Glaubenslehre Freyrs und in Norwegen die des Thor Hauptreligion war, scheint von den Dänen in Dänemark und auf den dänischen Inseln vorzüglich Balder, der jüngste der drei Söhne Othins, in denen zugleich drei Modificationen des nordischen Glaubens verborgen liegen, verehrt worden zu seyn [4]). Das größte Heiligthum der Dänen, als sie Schweden verlassen hatten, befand sich auf der Insel Seeland zu Lethra (Hleidra, Hleidargardun, Lethraborg, Ledru, Lederun), jetzt Leire. Diese uralte Götterstadt war nicht nur der Opferplatz der Dänen, sondern auch die Nekropolis ihrer Könige, von deren Grabhügeln noch jetzt Spuren und Denkmale daselbst vorhanden sind. Hier wurde alle neun Jahre nach dem heiligen Dreikönigstage das große Sühnopfer von dem Volke dargebracht. Man opferte 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte, und glaubte dadurch den unterirdischen Göttern zu dienen und die begangenen Sünden abzubüßen. Erst König Heinrich I. vermochte die Dänen im Jahre 926 zur Einstellung dieses uralten blutigen Opferfestes [5]). Die Insel Seeland spielt überhaupt in der ältesten nordischen Sage eine Hauptrolle. Über ihre Entstehung gibt es folgende Mythe: Während Othin sich auf der Insel Fühnen bei der Gründung der Stadt Odins-Ey verweilte, hatte er seine Genossin Gefion nach Schweden geschickt. In Jotunheim gebar Gefion von einem Joten vier Söhne, die sie in Ochsen verwandelte und an einen Pflug spannte. Sie zogen so gewaltig, daß Gefion ein großes Stück Landes herausriß und mit sich hinwegnahm und es Fühnen gegenüber ins Meer setzte. Dieses ausgerissene Stück bildete die Insel Seeland, und an dem Orte, wo es in Jotunheim ausgerissen war, entstand der Mälarsee. Gefion siedelte sich hierauf zu Lethra auf Seeland an, heirathete den Sohn Othins Skiolldr, und von ihr stammen die Könige der Dänen [6]). Man hat dieser Mythe eine naturgeschichtliche Erklärung gegeben und dieselbe auf ein Erdbeben gedeutet, durch welches Seeland von Schonen getrennt worden. Allein ich möchte sie lieber als eine sinnbildliche Darstellung der Einwanderung der Dani aus Schweden nehmen, und die Gegend des Mälarsee's wäre dann die Urheimath des Volks in Skandinavien, bevor es die Insel Seeland, die benachbarten Inseln und die jütländische Halbinsel in Besitz nahm. Wir hätten dann in der Sage eine Hindeutung auf den frühesten historischen Bericht des Jornandes, welche Berücksichtigung verdient. Der Dichter Venantius Fortunatus [7]) nennt die Dani ungefähr im Jahre 580 neben den Schweden und Sachsen, und ebenso Eginhard in dem Leben Karls des Großen, der hinzufügt, daß sie von den Franken auch blos Nortmanni [8]) genannt würden. Sie waren in ihren neuen Wohnsitzen gefürchtete Seeräuber.

(*Aug. Wilhelm.*)

4) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. Th. 1. S. 235. 5) *Dithmari* Chron. lib. I. p. 12. 13. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 926.

6) *Ynglinga* Saga Cap 5. 7) *Venant. Fortunat.* in Carm. ad Chilpericum regem, ed. Broweri p. 216.

Quem Getæ, Vasco tremunt, Danus,
Suitho, Saxo, Britannus.
De Lupo Duce, pag. 166.
Saxonis et Dani gens olim victa probat.

8) *Einhardi* vita Caroli M cap 12. p. 449. ed. Pertz. Dani siquidem ac Sueones, quos Nortmannos vocamus, et septentrionale litus et omnes in eo insulas tenent.

Ende des zweiundzwanzigsten Theiles.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

Digitized by Google

fe

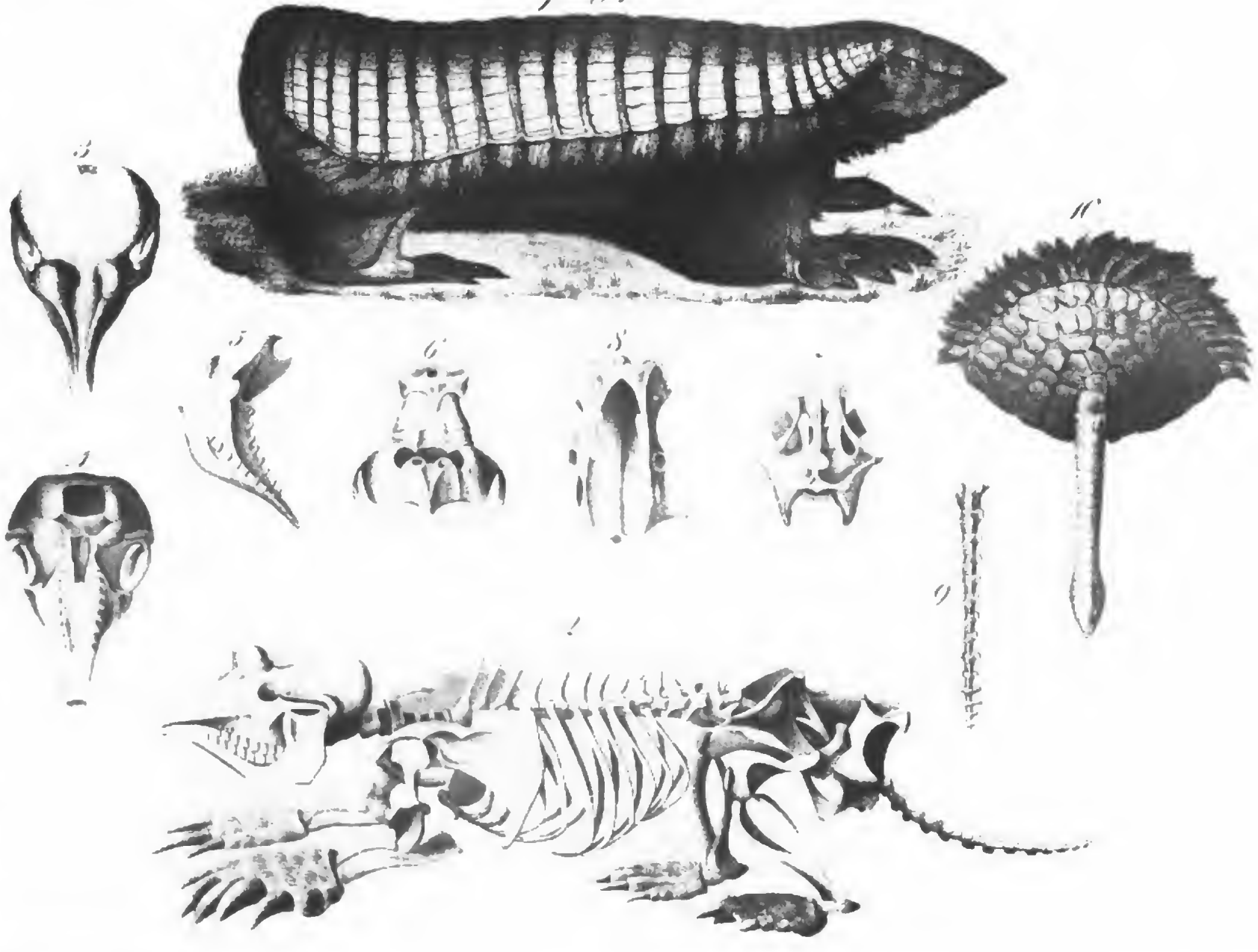
Zuschendorf.
Kaspar, auf Zschäckwitz.

Hesse,
auf Zuschendorf und Lindigt
† 1518.

Digitized by Google

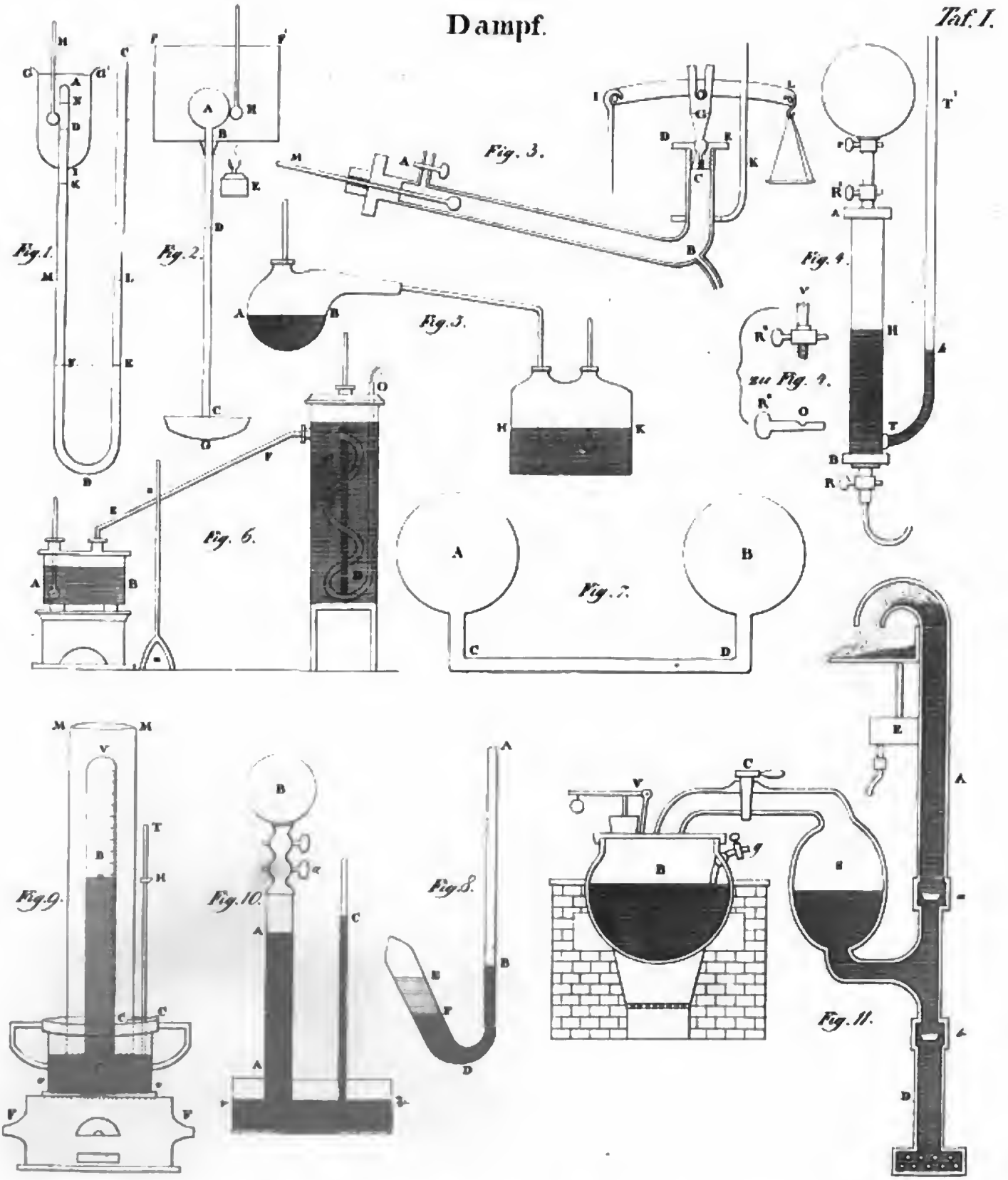
Digitized by Google

Chlamyphorus.



Dampf.

Taf. I.



Zur: Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1.

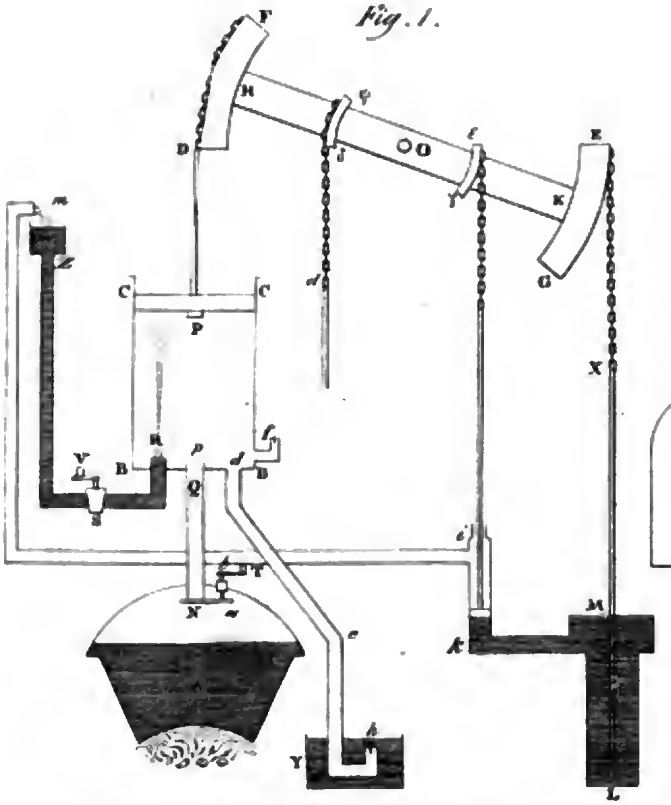


Fig. 2.

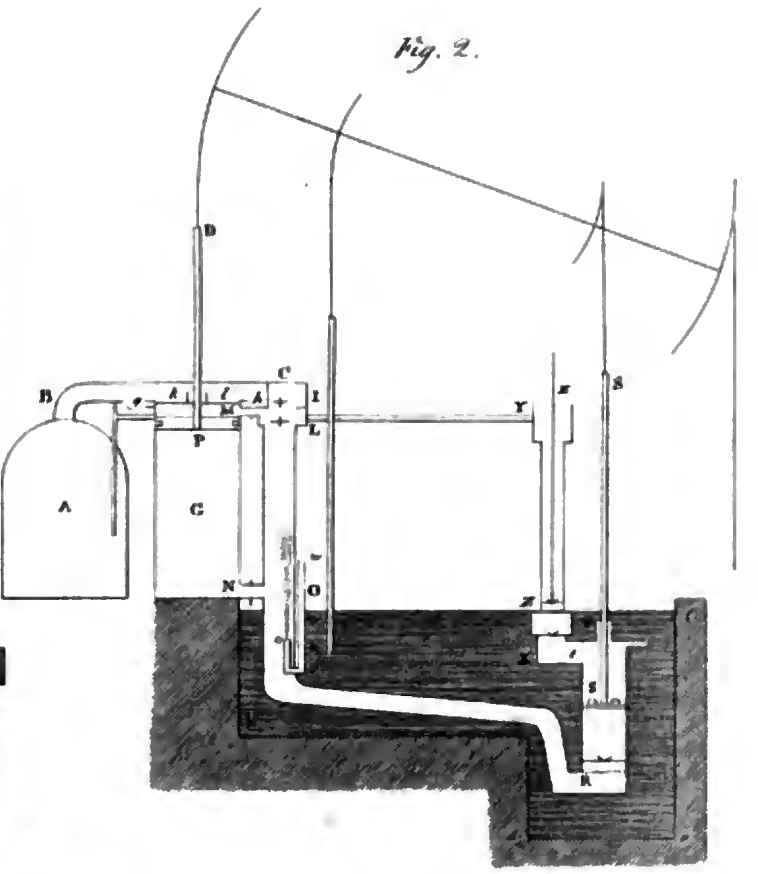


Fig. 3.

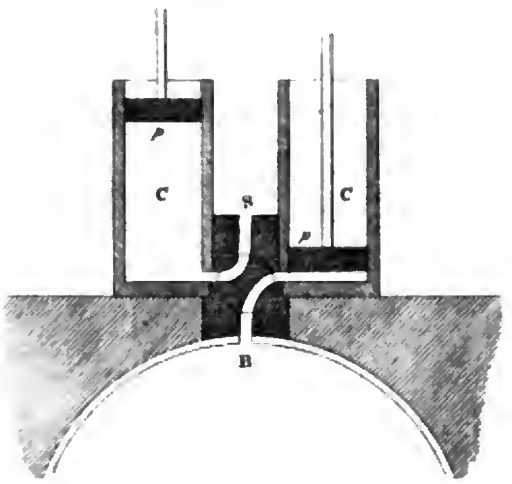


Fig. 4.

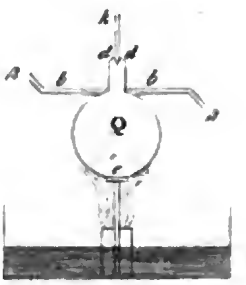
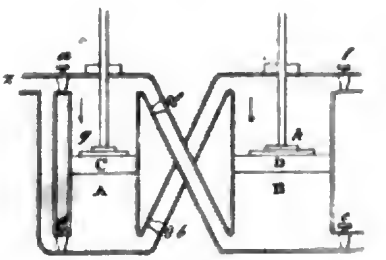


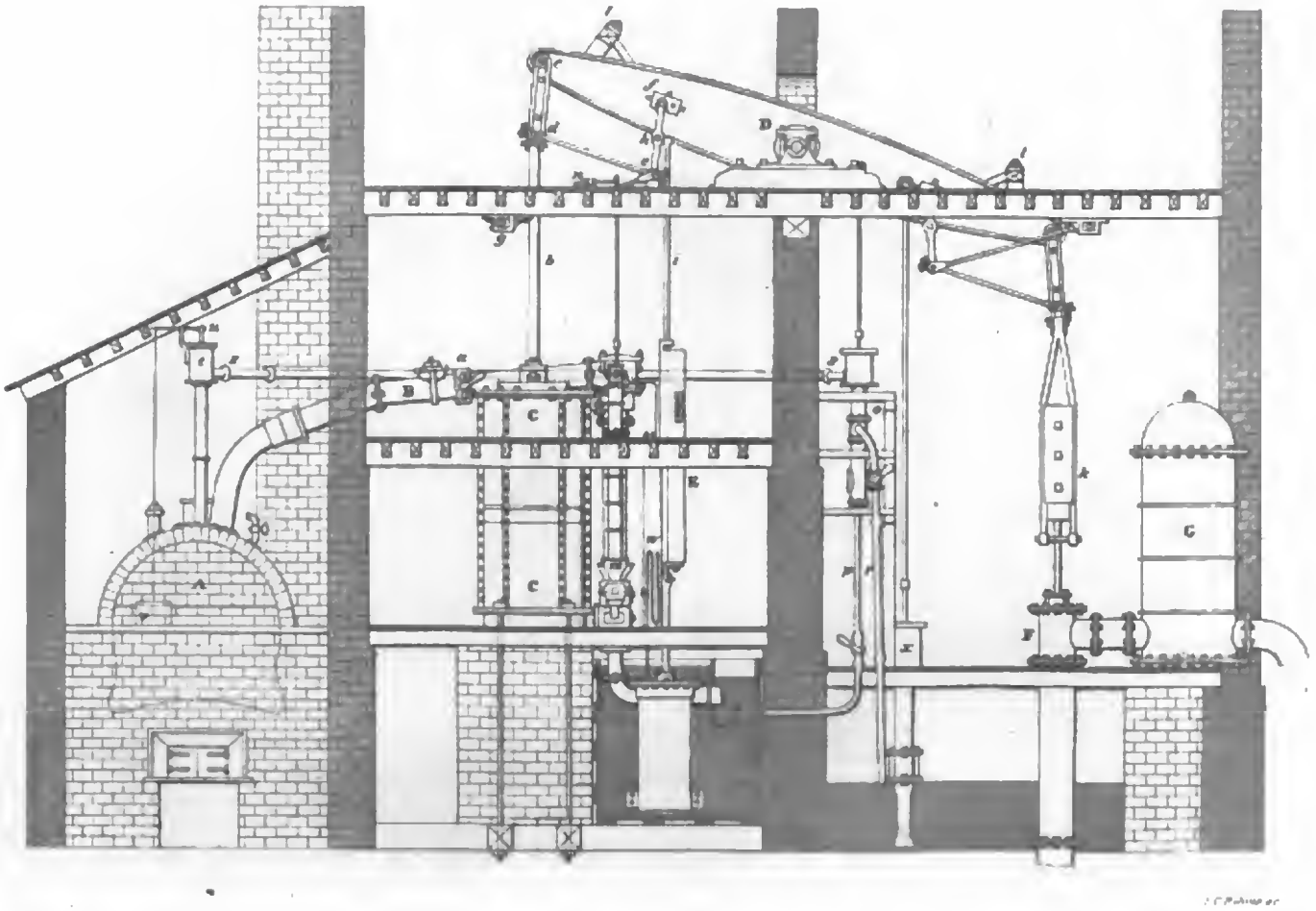
Fig. 5.



Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

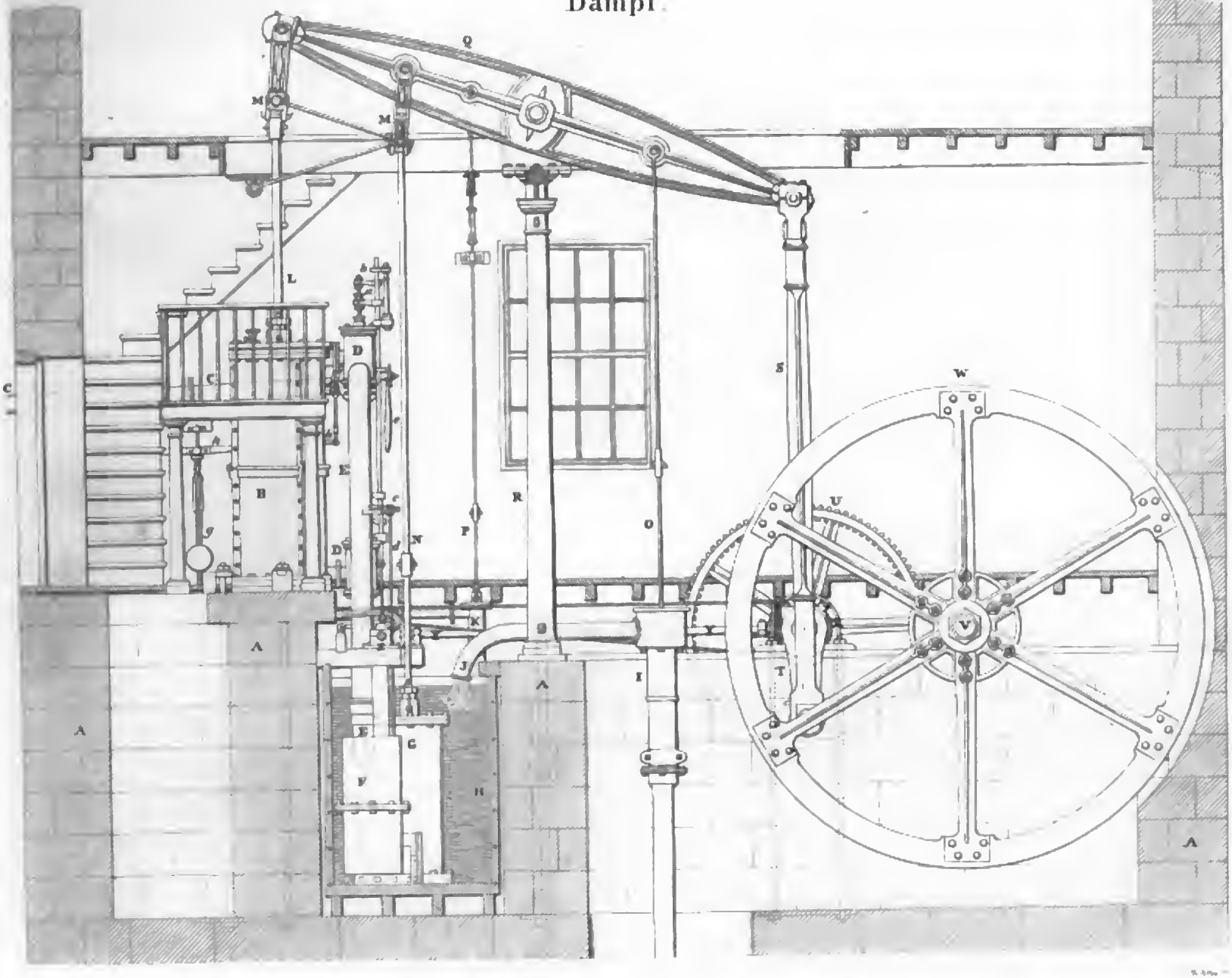


Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dampf.



Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Digitized by Google

Digitized by Google

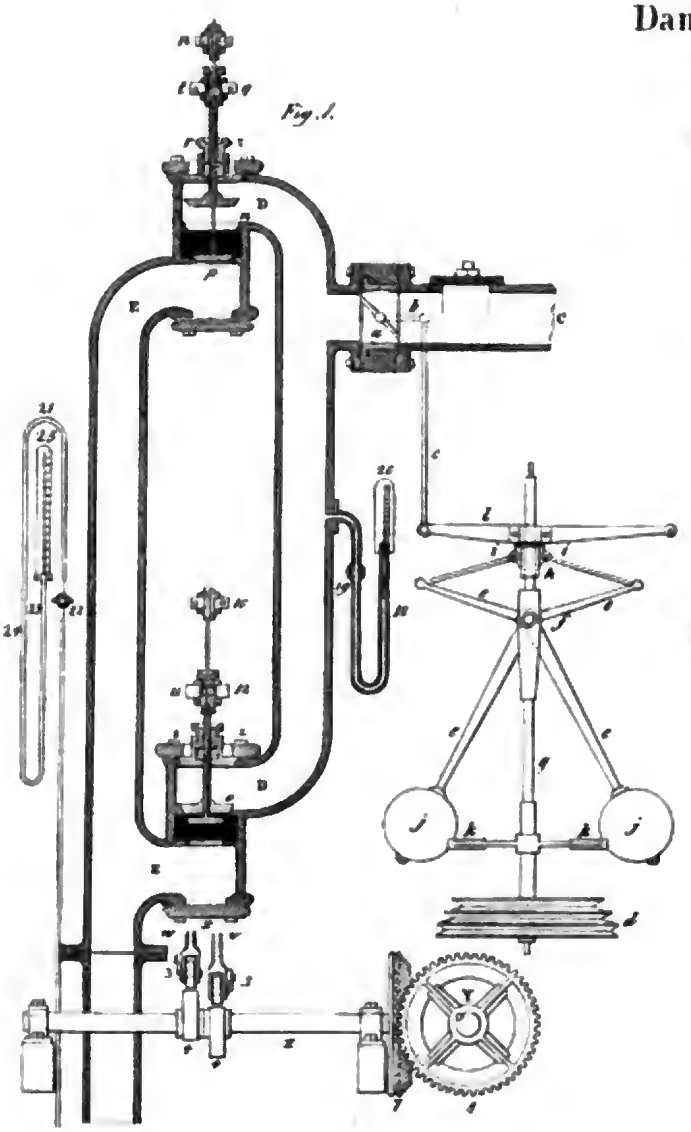


Fig. 1.

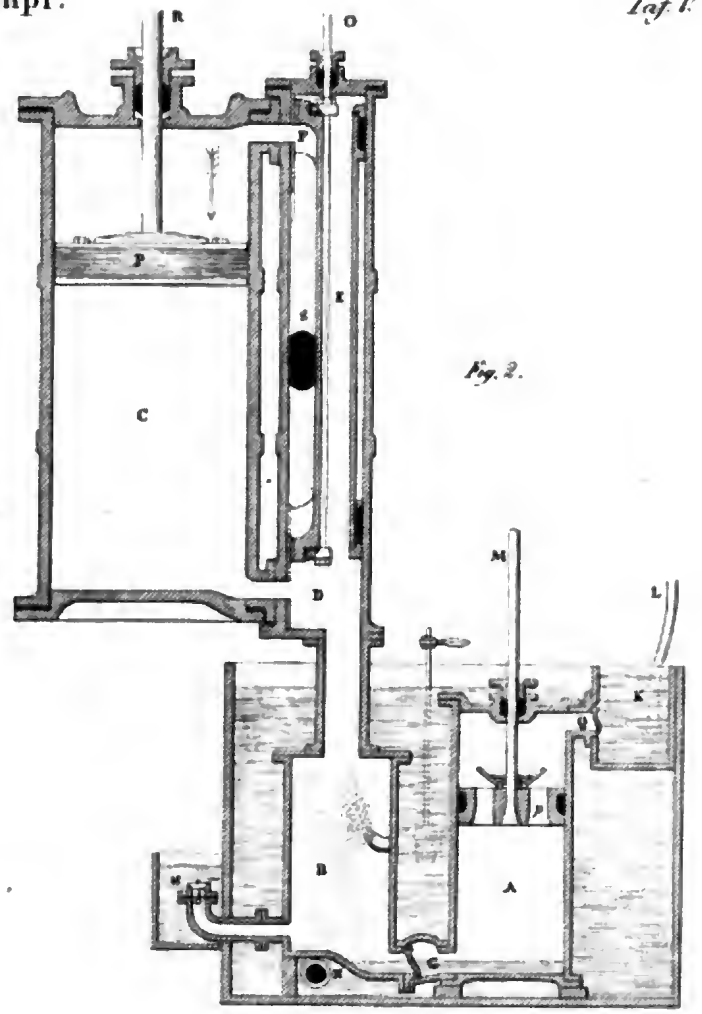


Fig. 2.

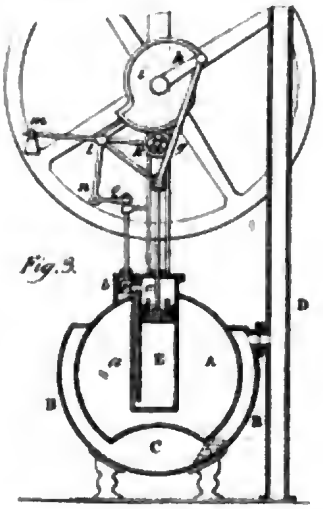


Fig. 3.

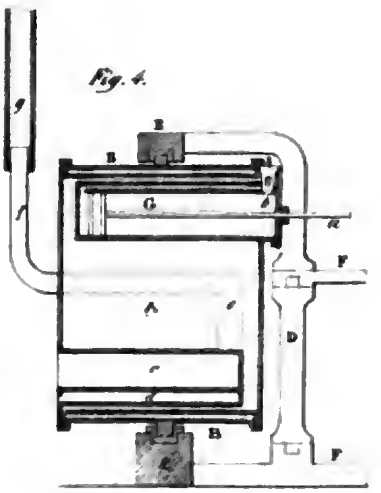


Fig. 4.

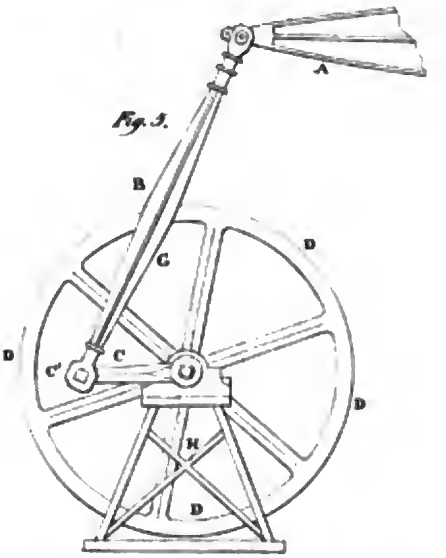


Fig. 5.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1.

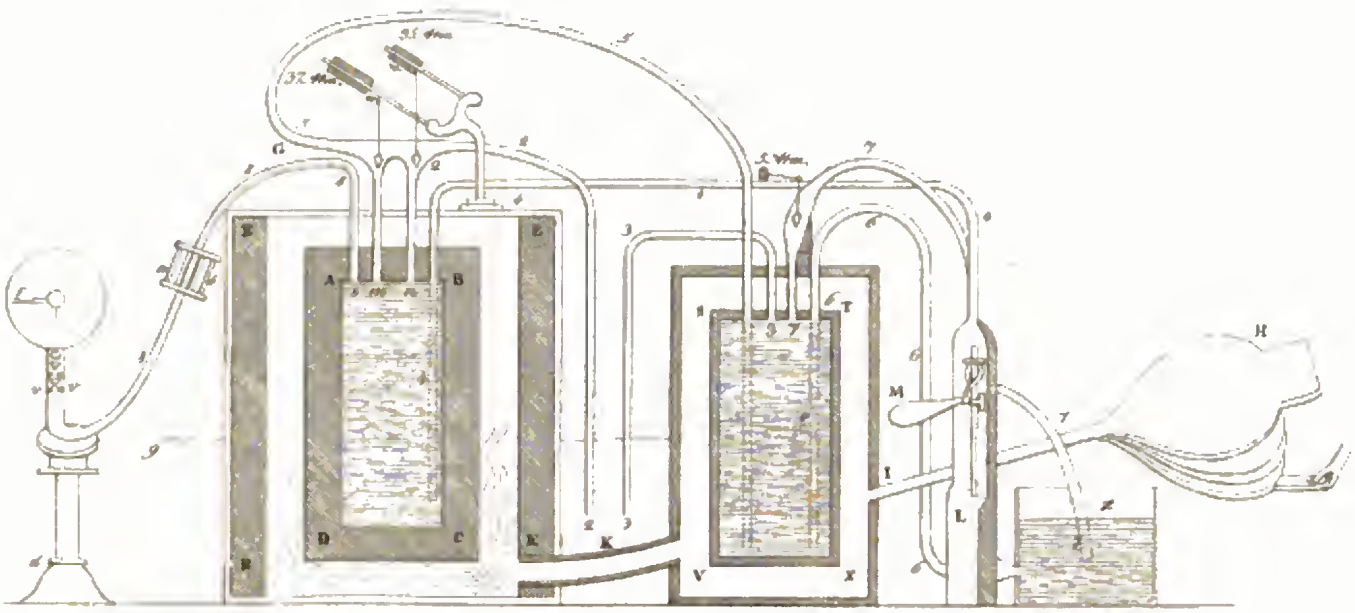


Fig. 2.

Fig. 3.

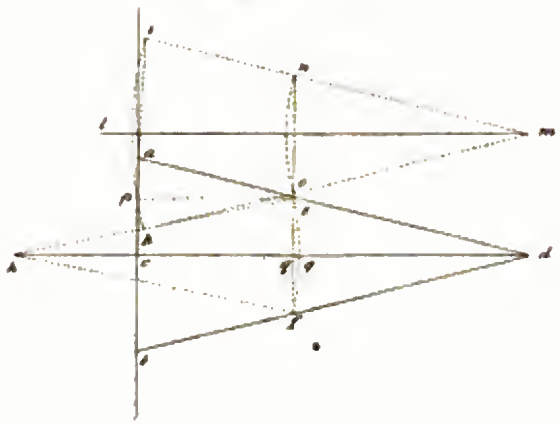
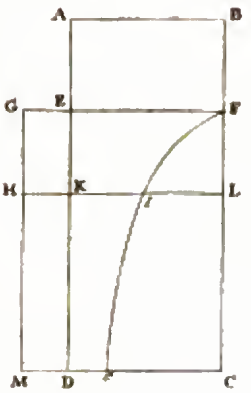
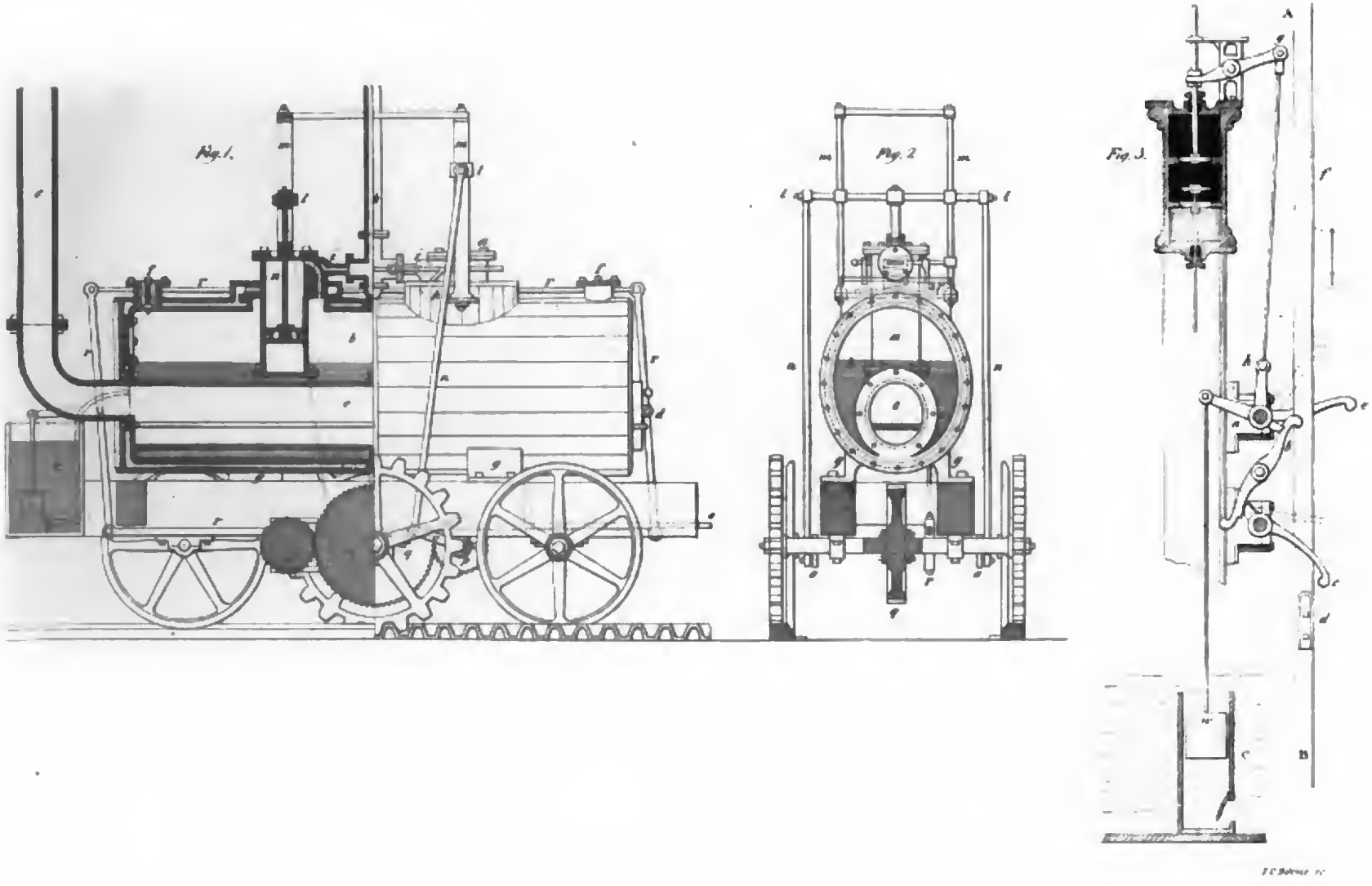


Fig. 4.



Digitized by Google

Digitized by Google

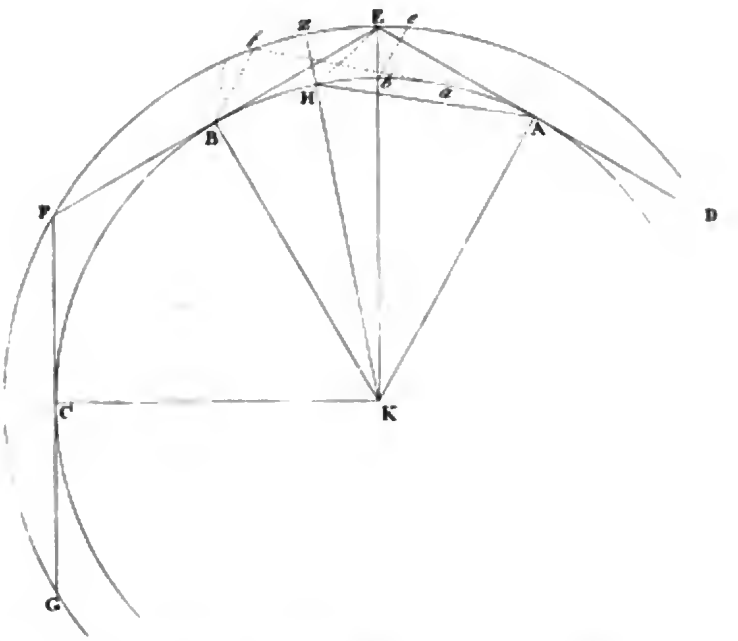


Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Digitized by Google

Digitized by Google

Dämmerung.



Damm.

Fig. 1.

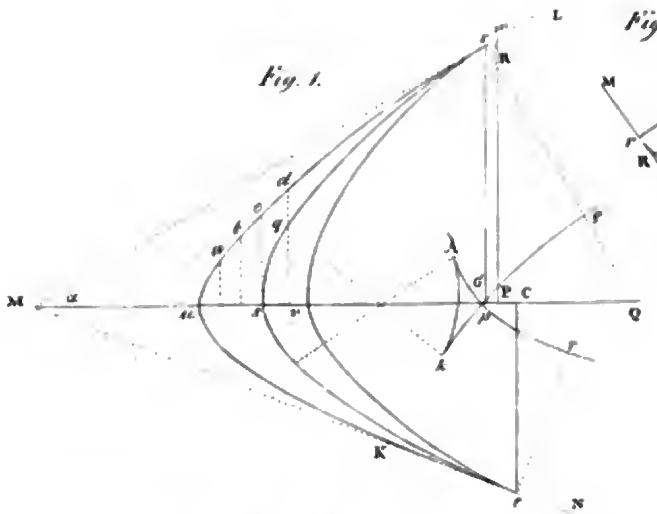


Fig. 2.

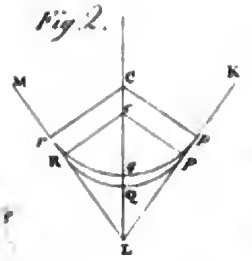


Fig. 3.

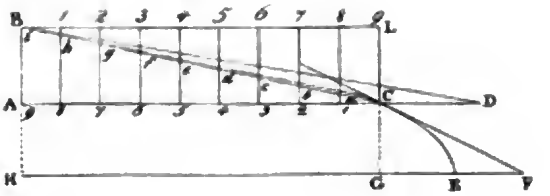


Fig. 2.m

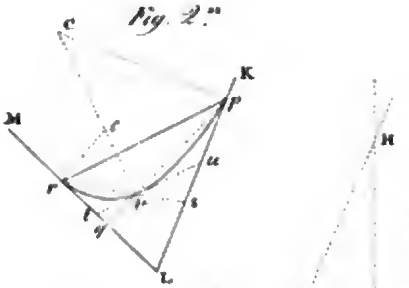


Fig. 4.

Fig. 4.m

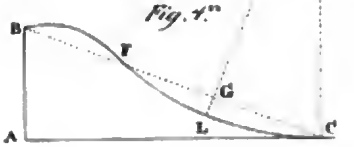
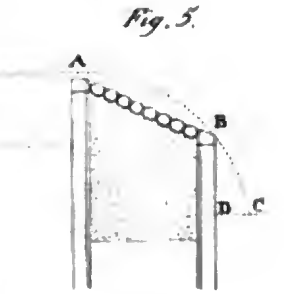


Fig. 5.



Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

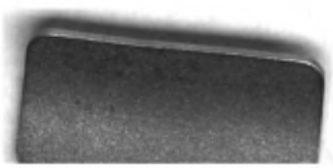
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google